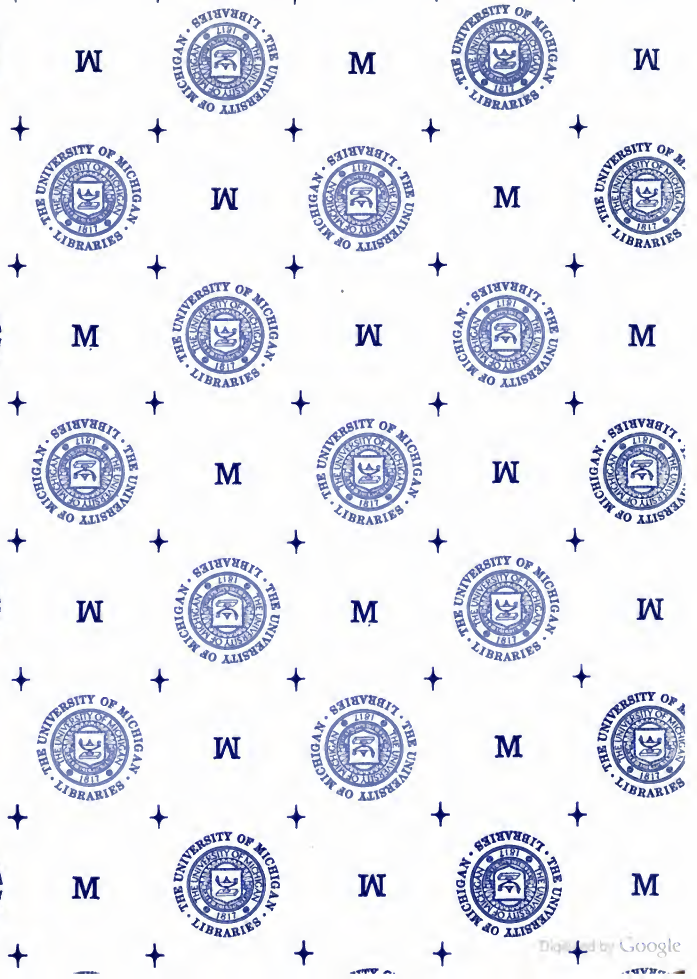

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
M


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
1817
M

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ENCYKLOPÄDIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. VII.

Bri. — Cal.

U. S. PATENT OFFICE.

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Dreizehnter Theil

mit Kupfern und Charten.

BRIÄNSK — BUKURESD.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1824.


DUPLICATE
EXCHANGED

B R I Ä N S K.

BRIÄNSK (53° 20′ nördl. Br.), eine alte, zu einer neuen Kreisstadt erhobene Stadt in dem russischen Gouvernement Orel, an einem hohen Berge, an der Desna und Obolowa, mit einem Erdwalle umgeben, hat 585 Wohnhäuser (darunter aber kaum 6 steinerne), 16 Kirchen (9 von Stein, 7 kleine Kapellen von Holz), 1 Mönchskloster mit 12 Mönchen, 1 Priester-Seminarium, 1 Arsenal und über 4000 Einw., unter denen viele, zum Theil reiche Kaufleute sind. Außer den gewöhnlichen Stadtgewerben wird hier ein beträchtlicher Produktenhandel, besonders auf der Desna und dem Dnepr, vorzüglich mit Hanf, nach Riga und St. Petersburg getrieben. Bei dem nahen Kloster Swinskoi wird jährlich ein 4wöchentlicher Jahrmarkt gehalten, den viele entfernte Kaufleute besuchen. Wegen der großen Wälder in der Nähe ward Peter I. und die Kaiserin Anna veranlaßt, Galeeren und andere Fahrzeuge hier bauen zu lassen. In dem Türkenkriege 1737 wurden an 1000 Kanonenbote mit 4 Stükken hier erbauet; auch noch in spätern Kriegen mit der Pforte und selbst jetzt fällt man Holz in Menge, daher es nach gerade abzunehmen anfängt. In dem Stadtdistrikte sind 4 Eisenhütten, einige Glashütten und Tuchfabriken *). (*J. Ch. Petri.*)

BRIANÇON, die Hauptstadt eines Bezirks, im franz. Dep. Oberalpen; der Bezirk enthält 30,°° Quadratm. mit 28,370 Einw., in 5 Kantonen und 27 Gemeinden. Die Stadt liegt zwischen hohen Alpen an der Durance, die den Guisanne empfängt und worüber eine kühne, aus einem 120 Fuß weiten und 168 Fuß hohen Bogen, bestehende Brücke führt, ist von 7 auf Anhöhen angelegten Forts umgeben, die durch unterirdische Gänge mit einander verbunden sind, und selbst so stark befestigt, daß sie einer der vornehmsten Waffenplätze Frankreichs und den Eingang nach Italien vertheidigt, das Innere der Stadt aber unregelmäßig zusammen gebaut, schlecht gepflastert, und enthält 2 Kirchen, 1 Zeughaus, 470 Häus. und 2976 Einw., die sich außer andern bürgerlichen Gewerben mit der Anfertigung von kleinen Eisenwaren, Hanfhecheln und Baumwollengarnspinnerei beschäftigen, und am 8. Sept. einen dreitägigen Jahrmarkt halten. Die Thäler um die Stadt, besonders das von Monestier, bieten äußerst romantische und malerische Ansichten dar. Die Kreide, die von Briançon den Namen hat und die von hier aus verführt wird, ist kein Produkt des Departements, sondern der Bruch liegt bei der piemontesischen Festung Fenestrelles im Gebirge Rousse; es ist eine Art Talk, und dient zur Schminke. Aber das Manna von Briançon, welches für eins der 7 alten Wunder der Dauphiné galt, wird von den Blättern des Lärchenbaums, der die untern Abhänge der Alpen bekränzt, eingesammelt. Briançon ist übrigens ein alter Ort; bei Strabo kömt er unter dem Namen Brigantium vor, doch findet man nichts von Alterthümern. 1495 wurde in ihren Mauern der Mathematiker Oronce Finé geboren. (*Hassel.*)

BRIANTIKE, nach Herod. VII, 109 die Gegend um den Fluß Lissos in Thrakien, früher Galaeke genant. Sie wurde zum Lande der Kikonen gerechnet. (*Ricklefs.*)

BRIANVILLE (Claude Oronce Finé de), aus Briançon, war Abt von St. Benedikt zu Quincy in Poitou, und starb 1675. Zu den bessern Büchern in ihrer Art, ohne sich jedoch besonders auszuzeichnen, rechnete man ehemals seinen oft gedruckten Abrégé methodique de l'hist. de France. Par. 1664. 12.; 1726. 8., und seine Hist. sacrée en tableaux, avec leur explication. Ib. 1670 — 75. Vol. III. 12., beide mit schönen Kupfern. Seine französische Übersetzung von Bongars lateinischen Briefen wurde mehrmals gedruckt, am besten: Lettres de Bongars, en lat. et en franç. à la Haye 1695. Vol. II. 12. *). (*Baur.*)

BRIAR, Fluß in dem nordamerikanischen State Georgia, welcher 11 Meilen nordwestl. von Savannah sich in die Savannah mündet. An seinem Ufer besiegten 1779 die Briten die Nordamerikaner. (*Hassel.*)

BRIARE, Stadt am rechten Ufer der Loire in dem Bez. Gien des franz. Dep. Loiret; sie besteht nur aus einer einzigen Straße und zählt 260 Häus. und 1819 Einw., die meistens Schiffer sind und mit Wein handeln, indem dieser Ort einen Stapelplatz für die Weine der Umgegend ausmacht. Von diesem Ort hat der Kanal von Briare den Namen, der hier anfängt und in die Loing, einen Nebenfluß der Seine, führt, wodurch die Verbindung der Seine mit der Loire bewirkt wird. (*Hassel.*)

Briareus, s. Hekatoncheires.

BRIBIR, ein ansehnliches Dorf im fiumaner Kreise des triester Gouvernements, im Königreich Illyrien, nahe

---

*) Vgl. Pallas Reisen, und Maksinowitz Wörterb. des russ. Reichs.

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. (von Pillet).

am Meere unweit Novi, hat 1 Schloß, 512 Häuser, mit 3093 Einw. und gehört zur Kameral-Herrschaft Vinodol. Die Einwohner dieses herrlichen Thales treiben vorzüglich Wein- und Olivenbau. (*Haan.*)

Brica, Briga, f. Brigade.

BRICE, eigentlich Brie, lat. Brixius (Germain), ein gelehrter Humanist des 16. Jahrh., aus Auxerre in Bourgogne. Er studirte die griechische Sprache unter dem berühmten Marcus Musurus zu Padua, trat bei der Rückkehr nach Frankreich in den geistlichen Stand, wurde königl. Almosenier, dann Kanonikus an der Domkirche zu Paris, und starb 1538 auf einer Reise unfern Chartres. Die wissenschaftliche Kultur hatte an ihm einen treuen Pfleger, sein Haus war allen Gelehrten geöffnet, und zur Verpflanzung des guten Geschmacks aus Italien nach Frankreich trug er nicht wenig bei. Außer Briefen, einzelen lateinischen Gedichten (zum Theil wieder abgedruckt in Jovii Elogiis, Gruteri Deliciis poetar. gallic. etc.) und e. A. hat man von ihm: Germ. Brixii carmina. Par. 1519. 4. Chrysostomi liber contra gentiles, Babylae Antiocheni episcopi et martyris vitam continens. Ib. 1528. 4. Sexdecim homiliae Chrysostomi, Basil. 1533. 4. Chrysostomi in epistolam ad Romanos homiliae octo priores. Paris. 1546. Dialogus de episcopatu et sacerdotio, sive de dignitate et onere episcopi libri VI. Par. 1626. 8., ebenfalls eine Übersetzung aus Chrysostomus, die, wie die vorigen, mehrmals gedruckt wurde *). — Ein jüngerer Germain Brice, geb. zu Paris 1652, gest. d. 18. Nov. 1727, ist Verfasser einer oft gedruckten Description de Paris. 1685. Vol. II. 12.; beste Ausgabe vom Abbé Peeau, 1752. Vol. IV. 12. **). (*Baur.*)

BRICHERASIO (Brigherasio, lat. Briquerascum), ein Städtchen von ungefähr 2800 Einw., in der piemontesischen Provinz Pinerolo, zwischen den Flüssen Chiomogra und Pellice, hat bedeutende Papiermühlen und Gerbereien. In der Umgegend wird ein guter Wein gebaut und zwei jährliche Jahrmärkte beleben den kleinen Verkehr des Orts. Ehemals hatte Bricherasio ein sehr haltbares Kastell, welches gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zwei Mal belagert wurde. Lesdiguières, König Heinrich IV. Feldherr in Savoyen und Piemont, machte sich 1592 zum Herrn desselben und befestigte es mit neuen Werken; der Herzog von Savoyen, Victor Emanuel, eroberte es aber wieder mit Sturm, nach einer langen und mühevollen Belagerung, den 24. Oktober 1594. Auch in der Kriegsgeschichte der J. 1629, 1630 und 1631 spielt dieses Kastell eine Rolle. (*W. Müller.*)

Bricke, f. Petromyzon.

BRICOL-SCHUSS, eine Art, die Kanonen gegen die Courtine der Festung zu richten, um durch das schräge Abprallen der Kugel die zurück gezogene Flanke des Bollwerks zu treffen, weil nach mechanischen Gesetzen „der Abprallungswinkel des stoßenden Körpers dem Einfallswinkel gleich ist." Er ward zuerst in der Belagerung von Chonvelines 1644, durch den ältern Puysegur, den Vater des bekannten Marschalls, erfunden und angewendet. Mit den retirirten Flanken der älteren italiänischen Befestigungsmanier ist auch diese Art des Schusses aus dem Brauch gekommen; zuvörderst wol wegen der Schwierigkeit, den angemessenen Winkel aufzufinden, unter welchem die Kanone gegen die Futtermauer der Courtine abgeschossen werden muß, wenn sie ihres Zieles nicht verfehlen soll; dann aber auch, weil der spätere Umriß der Festungen alle ihre Linien blos stellet und es keines Bricol-Schusses bedarf, um sie direkt oder schräge zu treffen. (*v. Hoyer.*)

*) *Papillion* Bibl. des auteurs de Bourgogne. Adelung's Zusätze z. Jöcher. Biogr. univ. T. V. **) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

BRIDELIA, nannte Willdenow dem berühmten Moosfenner, Sam. El. v. Bridel in Gotha, zu Ehren eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Trikokken und der 23sten Linnéschen Klasse. Die Blüthen sind sich alle gleich, daher besser die Gattung zur 16ten Klasse gezählt wird. Es sind nämlich in einem fünftheiligen Kelch und einer fünfblättrigen Corolle fünf verwachsene Staubfäden, zwei zweitheilige Pistille und eine zweisamige Beere. Roxburgh rechnete diese Gattung zur Clutia, welche sich aber wesentlich durch die Frucht, eine einsamige Kapsel mit drei Klappen, unterscheidet. 1) Br. *montana* W., ein Baum mit elliptischen glatten Blättern. (Clutia montana Roxb.). 2) Br. *scandens* W., ein kletternder Strauch, mit eiförmig-ablangen unten filzigen Blättern. (Clutia scandens Roxb.). 3) Br. *spinosa* W., ein aufrechter dorniger Strauch, mit eiförmigen glatten Blättern. (Clutia spinosa Roxb.). Alle drei Arten wachsen in Ostindien. (*Sprengel.*)

BRIDGEEND, Marktfl. in der brit. Grafschaft Glamorgan des Fürstenth. Wales, am Ogmore, worüber eine steinerne Brücke führt, ist gut gebaut und besteht aus 3 Theilen, Oldcastle, Newcastle und Bridgeend, wovon jeder ein Schloß besitzt. Auf dem gutgebauten Rathhause werden die Deputirten der Grafsch. zum Parl. erwählt. Die Einw. nähren sich von der Wollenweberei und dem Lachs- und Forellenfange in Flüssen und halten 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BRIDGENESS, kleiner Seehafen in der britischen Grafsch. Linlithgow des Königr. Scotland auf der Südseite des Frith of Forth; er hat eine beträchtliche Steinkohlenausfuhr aus den nahen Minen. Die Einw. unterhalten Vitriol- und Salzsiedereien. (*Hassel.*)

BRIDGENORTH, Borough in der brit. Grafsch. Shrop des Kön. England, an der Severn; er wird in High- und Lowtown abgetheilt, die durch eine steinerne Brücke von 6 Bogen verbunden werden, hat 1 Schloß, worauf Karl I. während des Bürgerkriegs residirte und das 1646 von den Parliamentstruppen gestürmt wurde, breite und gut gepflasterte Straßen, 2 Kirchen, 979 Häus. und 4179 Einw., die etwas Teppichweberei (gegen vormals im Verfalle), 1 Eisengießerei, 1 Leim- und 1 Pfeifenfabr., Gerbereien und Nagelschmieden unterhalten, Schiffe bauen, einen starken Malzhandel treiben, 1 Wochen- u. 6 Jahrmärkte halten. Der Ort hat einen ordentlich eingerichteten Magistrat und sendet 2 Deputirte zum Parliamente. (*Hassel.*)

BRIDGEPORT, Marktflecken an der Mündung des Poquanok in der Grafschaft Stratford und Grafsch. Fairfield des Stats Connecticut; er besitzt 1 Akademie und 1 Postamt. (*Hassel.*)

BRIDGETOWN, 1) Hauptstadt der brit. Insel Barbadoes in Westindien (13° 10′ Br. und 327° 13′ 15″ L.), auf der Südwestküste der Insel in dem Kirchspiele S. Michael und an der Bai von Carlisle, die wol 500 Schiffe fassen kann, hat breite Straßen, gutgebaute Häuser, 1200 an der Zahl, 1 Citadelle S. Anna, u. 14,528 Einw., die sich vom Plantagenbau, von Gewerben und Handel nähren; man findet hier große Niederlagen von europäischen und amerikanischen Gütern, und es wird ein einträglicher Handel getrieben. Die Luft ist heiß und ungesund, doch scheint sie nicht nachtheilig auf die Gesundheit der Einw. einzuwirken. Der Gouverneur und die Autoritäten der Insel haben in ihr den Sitz; auch ist 1 *Kollegium* errichtet. Die Garnison besteht aus 1200 Mann. Die Stadt hat häufig durch Feuer, noch mehr aber durch Orkane gelitten: in dem von 1780 verloren 4000 Menschen das Leben, und der an den Gebäuden, Magazinen und Plantagen angerichtete Schaden wurde auf 13,205,045 Guld. angeschlagen. — 2) Stadt und Hafen auf der brit. Insel Antigua in Westindien.— 3) Ortschaft in der Grafsch. Cumberland des nordamerikanischen Stats Maine, mit 882 Einwohnern. — 4) Ortschaft in der Grafsch. Kennebeck des Stats Maine, mit 214 Einwohnern. — 5) Dorf mit 1 Postamte in der Grafschaft Sussex des nordamerikanischen Stats Delaware. — 6) Marktfl. und Hauptort der Grafschaft Cumberland des nordamerikanischen Stats Neujersey, am schiffbaren Cohanzy, der bis hieher, 4 Meilen von seiner Mündung, Schiffe von 100 Tonnen trägt, hat 1 Rathhaus, 1 Gefängniß, 2 Kirchen, 1 Akademie, 1 Bank, 150 Häuser und mit der Ortschaft Fairfield 2279 Einw., die Schiffahrt und Handel treiben; zu seinem Hafen gehören 14,493 Tonnen. — 7) Dorf in der Grafsch. Kent des nordamer. Stats Maryland, mit 1 Postamt. — 8) Dorf am Tuckahoe in der Grafsch. Queen Anns des nordamerik. Stats Maryland. (*Hassel.*)

BRIDGEWATER, 1) Marktfl. in der Grafsch. Somerset des Königr. England, am Barret, worüber eine steinerne Brücke führt, die den Ort mit der Vorstadt Eastover verbindet, hat breite und gut gepflasterte Straßen, ist aber übrigens schlecht gebauet, und enthält 1 großes Stadthaus, 1 Kirche, 5 Bethäuser der Dissenters, 1 Freischule, 910 Häus. und 4911 Einw., wovon ⅓ bei dem Handel und Gewerben beschäftigt sind; es ist hier 1 Messinghütte und 1 Eisenhütte, es werden gegen 20 Schiffe für den Küstenhandel unterhalten, die Steinkohlen aus Wales holen, hier aufstapeln und dann auf der Achse weiter schaffen, auch werden von hier viele Güter von Birmingham, Manchester und Liverpool nach Devon und Cornwall spedirt. Wöchentlich werden 2, jährlich 4 Märkte gehalten. Bridgewater ist ein Borough, der 2 Dep. zum Parl. sendet; seine Charte datirt sich von 1200, noch mehre Freiheiten hat sie von Heinrich VIII. erhalten. Sie besitzt einen ordentlich eingerichteten Magistrat. Von ihrem Schlosse und vormaligen Festungswerken sind blos Überreste vorhanden. Auf dem erstern wurde der Herzog von Monmouth 1685 zum Könige proklamirt. — 2) Ortschaft am Quataquechy in der Grafschaft Windsor des nordamerik. Stats Vermont, mit 1124 Einw. — 3) Ortschaft am Town River, in der Grafsch. Plymouth des nordamerik. Stats Massachusetts, hat 1 Akademie, 1 Postamt und 5157 Einw. und unterhält mehre Eisenschmieden, die jährlich 8900 Entr. zu Nageln und Fußeisen verarbeiten, 2 Schneidemühlen, Wollenzeug-, Leinen- und Schleierweberei. — 4) Ortschaft am Peniwagasset in der Grafsch. Grafton des nordamericanischen Stats Neuhampshire, mit 1104 Einw. — 5) Ortschaft in der Grafschaft Oneida des Stats Neuyork, hat 1 Postamt und 1170 Einw. — 6) Ortschaft in der Grafsch. Somerset des nordamerik. Stats Neujersey, sie liegt am Raritan, hat 2905 Einw., hält Wochenmärkte und treibt Eisenbau in den First Mountains. — 7) Ortschaft in der Grafschaft Luzerna des nordamerikanischen Stats Pennsylvania, hat 1 Postamt und 1418 Einwohner. (*Hassel.*)

BRIDGEWATERSCHER KANAL, ein Kanal in der brit. Grafsch. Lancaster des Königr. England, und einer der ersten, die in diesem Reiche zur Ausführung gebracht sind. Der erst kürzlich verstorbene Herzog von Bridgewater (Jenny Egerton) besaß 1½ Meilen von Manchester reiche Steinkohlenminen, die ihm aber wegen des beschwerlichen Landtransports wenigen Vortheil gewährten; er faßte daher die Idee, von diesen Minen einen Kanal nach Manchester zu ziehen, wozu er nicht allein die Erlaubniß vom Gouvernement erhielt, sondern auch das Glück hatte, einen Mann zu finden, der seine Idee troß aller Hindernisse, die im Wege standen, realisirte. Dies war Brindley, seinem Handwerke nach ein Mühlenbauer, aber eines der erfinderischsten mechanischen Genies, die England hervorgebracht hat. Er fing 1758 den Kanal an, führte ihn bis an den schiffbaren Fluß Irwal, und über diesen mittels eines 39 Fuß hohen Aquädukts bis an Worsley Mill, wo der Kanal fast ¼ Meile weit unter einem Berge hindurch bis an die Minen selbst geht. Dies bewundernswürdige Werk kam in 13 Jahren zu Stande; kaum war der Kanal fertig, so führte ihn der Herzog 5½ Meilen weiter bis Liverpool, so daß gegenwärtig die Kohlen von Worsleymill sowol nach Manchester als nach Liverpool zu Wasser gebracht werden können. Die Ausführung dieser beiden Bridgewaterschen Kanäle weckte den Nacheifer, und sie wurde die Mutter der großen Wasserverbindung, die jetzt sich über alle Provinzen Englands und Scotlands erstreckt. (*Hassel.*)

Bridlington, s. Burlington.

BRIDPORT, 1) Borough in der brit. Grafschaft Dorset des Königr. England, zwischen 2 Armen des Küstenflusses Brit, welcher sich ½ Meilen davon in den Englischen Kanal mündet, besteht aus 3 geräumigen Hauptstraßen, hat 1 Kirche mit einem 72 Fuß hohen Thurme, 4 Bethäuser der Dissenters, 3 Armenhäuser, 1 Armenschule, 510 Häus. und 1814. 3666 Einw., die vorzüglich in Hanf arbeiten und Taue, Seile, Fischernetze, Segeltuch, Zwirn, meistens für die Fischerei in Neufoundland fertigen, auch Schiffe und Smaken bauen und 2 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Der Hafen ist in der Mündung des Brit und fast ganz versandet, so daß er nur noch 40 Schiffe von 200 bis 300 Tonnen fassen kann; man ist wenig glücklich in den Versuchen zu seiner Wiederherstellung gewesen, und überdem liegt er vor ei-

ner äußerst gefährlichen Bai, die Torbay in W. und Portland im O. hat und wo von jeher viele Schiffbrüche sich ereignet haben. Bridport sendet 2 Dep. zum Parl. und kannte einst bessere Zeiten. — 2) Ortschaft am South River, in der Grafsch. Addison des nordamerik. Stats Connecticut, mit 1520 Einw. (*Hassel.*)

BRIE, 1) kleine Landschaft in der vormaligen französischen Prov. Isle de France, die etwa 10 □Meilen groß und in Brie françoise, welches zu Isle de France, und Brie champenoise, welches zu Champagne gerechnet wurde, abgetheilt war. Sie hatte im Mittelalter ihre eignen Grafen, nach deren Aussterben sie an die Besitzer der Champagne kam und 1328 mit dieser der Krone zufiel. Jetzt ist sie ein Bestandtheil des Dep. Seine-Marne. — 2) Dorf in dem Bezirk Barbezieux des franz. Dep. Charente, mit 300 Häusern, das aus seinen Weinen guten Brantwein bereitet. — 3) Br. mit dem Beinamen Comte Robert, eine Stadt an dem Yeres unter 48° 41′ 26″ Br. und 20° 16′ 24″ L. in dem Bez. Melun des franz. Dep. Seine Marne, mit 385 Häus. und 2571 Einw., die Kornhandel treiben. (*Hassel.*)

Brie (**Brice, Brixius**), s. **Brice.**

BRIEF, im Allgemeinen. **Briefsteller. Briefstyl.** Das teutsche Wort Brief, welches sich nach Adelungs Bemerkung bei Kero noch nicht, häufig aber bei Otfried findet, ist eigentlich lateinischen Ursprungs, denn es stamt von Breve ab, und es finden sich davon aus alter Zeit folgende Schreibarten: Brev, Breu, Brieu, Prieu, Briev, Brieuv, Brieuw, Bref, Breif, Brif, Briaf, Brief. Die ursprüngliche Bedeutung mußte seyn: brevis scriptura, eine kurze Schrift. Damit verbindet sich nun aber bald, aus leicht begreiflichen Gründen, der Begriff einer nicht zu bloßem Privatgebrauch, sondern zu dem Zwecke einer Kundmachung, aufgesetzten Schrift. Diesem zufolge erhielt das Wort Brief nach Materie und Form eigenthümliche Bedeutung; nach der Materie: Urkunde jeder Art; nach der Form: Diplom (der Etymologie gemäß), welches nachmals auch für Urkunde gebraucht wurde. Beide Bedeutungen sind noch nicht gänzlich untergegangen, denn die erste ist noch üblich in Lehrbrief, Frachtbrief, Wechselbrief u. a., die zweite noch in einem Brief Nadeln, Brief Karten u. a., und beide Bedeutungen vereinigen sich eigentlich in der jetzt vorzugweise gebräuchlichen der schriftlichen Kundmachung, die einem Abwesenden zusammen gefaltet und versiegelt zugesendet wird. Wegen der Zusendung bediente man sich statt Brief auch des Wortes Sendschreiben, — von welchem Schreiben hier wol nur eine Abkürzung ist, — allein beide sind nicht gleichbedeutend geblieben. Der von Eberhard (Synonym. VI. 68) angegebenen Bestimmung des Unterschiedes kann ich jedoch nicht völlig beitreten; mir scheint der Unterschied hauptsächlich darin zu liegen, daß der Brief, ein gewisses Verhältniß von Gleichheit voraussetzend, einen mehr oder minder vertraulichen, das Schreiben aber, ein Verhältniß der Etikette voraussetzend, einen nicht vertraulichen Ton anstimt, welcher Unterwürfigkeit von der einen und Oberherrlichkeit von der andern Seite zum Grunde haben kann; das Sendschreiben bezieht sich blos auf Statsangelegenheiten, und ist ein Schreiben von einem State an den andern, in dem Tone, der ihren beiderseitigen Verhältnissen angemessen ist. Friedrich der Große wechselte mit dem Marquis d'Argens Briefe; als dieser ein Anhaltungsschreiben einreichte, erhielt er in einem königlichen Schreiben Bescheid darauf; und der König würde ihm ein Sendschreiben haben zustellen lassen, wenn er als Gesandter nach Frankreich hätte gehen sollen. Monarchen können mit einander Briefe wechseln und sich Schreiben zusenden; der Untergeordnete spricht zu dem Höheren, und umgekehrt, nicht von seinem Briefe, sondern von seinem Schreiben; der Geschäftsstyl des States kent blos Schreiben, kaufmännische Geschäfte werden in Briefen abgemacht. Diese Unterschiede sind kein bloßer Eigensinn unserer Sprache; man denke nur an die französischen Worte: lettre, épitre, dépeche, missive, und man wird ihn auch hier wieder erkennen. Die Verhältnisse sind gleich denen, die man im Gespräch unterscheidet: sich mit jemand unterhalten, — eine Unterredung haben, — Audienz geben oder erhalten.

Wenn vom Briefstyl die Rede ist, muß daher genau bestimt werden, in welchem Umfange das Wort Brief genommen ist. Im weiteren Sinne genommen, müßte alles mit umfaßt werden, was den Stats-Geschäftsstyl betrifft, im engsten auf den vertraulichen, mehr oder minder freundschaftlichen, Brief eingeschränkt seyn; stillschweigend hat man jedoch, seitdem jener Unterschied gemacht worden ist, auch die etikettenmäßigen Schreiben in den Umfang der Theorie gezogen, und begreift sie gewöhnlich unter dem Namen der Wohlstandsbriefe, zu denen man Danksagungs-, Anwünschungs-, Glückwünschungs- und Kondolenzschreiben rechnet. Erwägt man diesen Inhalt, so entdeckt man den Grund, aus welchem man Schreiben dieser Art zugleich mit den eigentlichen Briefen berücksichtigte. Es finden nämlich hier lauter Umstände Statt, wo das menschliche Verhältniß vor dem blos bürgerlichen vorwaltet, die Etikette zwar nicht aufgehoben ist, aber doch vor der Herzlichkeit so weit zurück tritt, daß sie in kein steifes Ceremoniell ausarten kann.

Eine Theorie der Briefschreibung soll nicht schreiben selbst lehren, und muß daher Grammatik, und wie sich von selbst versteht, so viel Logik und selbst Rhetorik, als zu einer schriftlichen Darstellung nöthig ist, voraussetzen; sie soll nur die Grundsätze aufstellen, nach denen ein Brief geschrieben werden soll, um seinen Zweck zu erreichen. Dieser Zweck ist im Allgemeinen eine Kundmachung, zu welcher es in gewöhnlichen Fällen und unter Bekannten und Freunden, denen nur an Sache und Person gelegen ist, keiner Kunst bedarf; der Eine schreibt und der Andere liest, so gut er vermag, und wenn alles so richtig und deutlich ist, daß der Andre nicht irren kann, so hat man nichts weiter zu fodern. Gewisse Briefe aber erfodern Kunst. Wie aber alle Kunst von zweierlei Art ist, eine mechanische und eine freie, so auch diese, und man kann daher diese Briefe in zwei Klassen abtheilen, in Briefe der mechanischen und der freien Kunst. Die Theorie zu jenen ist vollständig enthalten in einem Formular, welches gleichmäßig in allen Fällen zu beobachten ist, wie bei allen Geschäftsbriefen

des gemeinen Lebens; für diese aber ist kein Formular vorhanden, und kann es nicht seyn, denn es würde dem Begriffe der freien Kunst widersprechen. Die freie Kunst kann sich aber auch hier erheben bis zur schönen, und dann wird der Brief ein poetischer, da er sonst nur ein prosaischer ist, jedoch von jener mittleren Gattung der Prosa, die man als schöne Prosa vorzugsweise der Beredsamkeit zuschreibt. Nur von dem Brief in diesem Sinne wird hier gehandelt; wegen des poetischen Briefes verweisen wir auf Epistel, welchen Namen man dem poetischen Briefe, zwar willkürlich, aber doch ein Mal gegeben hat.

Fast alle, welche mit einer Theorie der Briefschreibung sich beschäftigt haben, sind einstimmig darin, daß der Brief die Stelle eines Gesprächs vertrete; nur weil man häufig blos an das Gespräch des gemeinen Lebens dachte, sah man sich zu einer Menge von Einschränkungen genöthigt, die am Ende darauf führten, daß der Brief abhängig von den Gesetzen des guten Umgangstones seyn müsse. Hätte man ihn nicht als eine Art von Naturprodukt, sondern als ein Werk der Kunst betrachtet, so würde man sogleich gefunden haben, er trete an die Stelle des Dialogs, dessen nahe Verwandtschaft mit dem Briefe auch Göthe in der Behauptung, daß ein Drama in lauter Briefen möglich sey, anerkannte. Der Unterschied zwischen beiden liegt in der That blos in der äußeren Form. Der Dialog hat Rede und Gegenrede, der Brief blos Rede, die aber doch an die zweite Person des Dialogs gerichtet ist. Deren Abwesenheit macht den Dialog einseitig, aber doch nicht zum Monolog, denn die bestimmte Richtung auf den Abwesenden, den man sich allezeit vergegenwärtigt, bleibt. Dreierlei wird hiedurch für den Brief nöthig: Eingang, welcher die Veranlassung angibt, selbsterfundene Übergänge, weil hier die Einwirkung des Mitunterredners wegfällt, und ein schicklicher Schluß.

Der Styl des Briefes ist bedingt durch seinen Inhalt und durch das gegenseitige Verhältniß, worin der Schreiber und der Empfänger stehen.

Der Inhalt ist, dem Zwecke des Briefes gemäß, allezeit eine Kundmachung. Diese kann blos betreffen Begebenheiten, Gefühle und Gesinnungen, Gedanken und Begehrungen, jedes für sich oder Mehreres gemeinschaftlich, und hienach gibt es fünf Klassen, unter welche alle Arten von Briefen gebracht werden können: 1) Kundmachung von Begebenheiten, historische Briefe, Berichte, Mittheilungen, 2) von Gefühlen und Gesinnungen: Liebesbriefe und freundschaftliche Ergießungen, Glückwünschungs-, Danksagungs- u. Beileidsbezeugungsbriefe; 3) von Gedanken: Belehrende Briefe überhaupt, wissenschaftliche, moralische, gelehrte; 4) von Begehrungen; Bitt- und Bewerbungsschreiben, Empfehlungsschreiben, Erinnerungs-, Entschuldigungsschreiben, Einladungsbriefe; 5) Briefe gemischten Inhalts. Jede Art dieser Briefe ist im Wesentlichen an das Gesetz der Darstellung gebunden, welches für die Gattung giltig ist, zu welcher sie dem Inhalte nach gehört, also an das Gesetz der Erzählung, des Drama, der Unterweisung und der Rede, und wie bei diesen überall, so muß auch hier der Ausdruck der Beschaffenheit des Inhalts angemessen seyn. Diese Angemessenheit gibt jeder Darstellung ihren ästhetischen Charakter, welcher nie verletzt werden darf, wenn nicht die natürlicherweise hervorzubringende Wirkung zerstört werden soll. Es leuchtet von selbst ein, daß ein allgemeiner Charakter nicht Statt finden kann, denn nach Scherz und Ernst können die verschiedensten Grundtöne herrschend werden von dem launigen und geistreich witzigen bis zu dem erhabenen, von dem ruhigsten bis zum pathetischen, von dem naiven bis zum feierlichen.

Wie es nun aber in dem Dialog einen Unterschied macht, von wem, an wen, und zu welchem besondern Zwecke etwas gerichtet wird, eben so in dem Briefe. Es treten Modifikationen ein 1) durch die beständige Richtung an ein Individuum, und 2) durch das Verhältniß, worin der Schreibende zu dem Empfänger steht. Fällt das Erste weg, so hört der Brief auf ein Brief zu seyn, er wird eine reine Erzählung, ein Monolog, eine Abhandlung, eine Rede, kurz alles Andere eher als ein Brief. Selbst an berühmten Beispielen könnte gezeigt werden, daß man geglaubt haben müsse, die äußere Form des Einganges und Schlusses mache den Brief: allein so wenig zwei Personen, die sich nach einander Vorlesungen oder Reden halten, einen Dialog bilden, — wofür sich ebenfalls berühmte Beispiele anführen ließen, — eben so wenig macht das, was Dialog und Brief im Äußeren unterscheidet, den Brief, sondern vielmehr gerade das, worin Dialog und Brief sich wieder begegnen, die durchgängige Beziehung alles Dargestellten auf zwei, wenn auch auf entgegengesetzte Weise, theilnehmende Personen. Das Individuelle, welches der Brief dadurch erhält, ist gerade das Anziehendste an demselben, denn es eröffnet uns den Blick in das Innere zweier Selen, oft dann am meisten, wenn dieses künstlich verborgen werden sollte, und gibt dem Briefe wie dem Dialoge ein dramatisches Interesse, welches den wirklich an bestimmte Personen geschriebenen Briefen nie fehlt, und auch den zu wissenschaftlichen Zwecken erdichteten nicht fehlen sollte. Wenn der Schreibende sich die Person vorstellt, an die er schreibt, und ihrer Denkart, Gesinnung und Empfindungsweise, vielleicht auch ihrer Fassungskraft und gewissen Eigenthümlichkeiten, sich anschmiegt, so wird jenes Interesse nicht fehlen. Gesteigert wird es noch durch die Beobachtung des Verhältnisses, worin der Schreibende zu dem Empfänger steht, denn dieses bestimt den in der Darstellung herrschenden Ton, nach welchem es vertrauliche, freundschaftliche, zärtliche, scherzende und ernste Briefe gibt. Man sieht leicht, daß hiedurch eine Modifikation des ästhetischen Charakters entsteht, so wie durch jene Wechselbeziehung eine Modifikation der Darstellung selbst. Den rechten Ton zu treffen, ist in manchen Fällen gewiß nicht leicht. Von selbst findet er sich unter Freunden und Bekannten, den Umständen gemäß, wiewol es auch hier mancherlei Abstufungen gibt; die größte Schwierigkeit aber macht das Verhältniß zwischen Niederen und Höheren in den sogenannten Wohlstandsbriefen, und in allen denen, worin überhaupt der Charakter des Ernsten und der Ausdruck der Achtung nach mannigfaltiger Steigerung vorwalten muß. Spezielle Vorschriften für einzele

Fälle zu geben würde wenig frommen; höchstens würde man das Etikettenmäßige in gewissen Ausdrücken und Wendungen, aber nicht das, was die Hauptsache ausmacht, bemerken können. Wie die Darstellung selbst und der wahre Styl logische und ästhetische Eigenschaften, einen richtigen im Denken geübten Verstand, eine regsame Einbildungskraft und feines Gefühl bei Sprachmächtigkeit voraussetzt, und deren Mangel durch keine Anweisung zum Styl ersetzt werden kann, so setzt dieses Treffen des Tons eine in guter und feiner Gesellschaft erworbene Bildung voraus, den Weltton. Wenn man diesen in Urbanität und Höflichkeit setzt, denen dann Rusticität und Unhöflichkeit oder Gemeinheit entgegenstehen, so ist dies einseitig; denn da sich diese Eigenschaften ursprünglich auf Stand und Rang beziehen, so lassen sich weder hinauf noch hinab die Gränzen bestimmen, oder es tritt ein steifes Ceremoniell ein, wie in China. Nur Eine Bildung gibt es, die dem Ersten wie dem Letzten ziemt, die humane, die zwar vor Verstößen gegen herkömmliche Etikette nicht immer ganz sicher seyn mag, aber dieselben reichlich vergütet dadurch, daß sie stets den richtigen Ton angeben wird, nicht blos für die Verhältnisse, sondern auch für die Umstände. Für die Verhältnisse, denn sie stimt den Ton gegenseitig auf Achtung, und verhindert so die Kriecherei auf der einen, vornehm-stolze Kälte auf der andern Seite, selbst wenn sie dort in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit, und hier als Majestät spräche, ein Fall, der jedoch, den angegebenen Unterschieden zufolge, nicht eintreten kann. Der König, wenn er Briefe schreibt, begibt sich seiner Majestät, und der, welcher wirklich Briefe mit ihm wechselt, behält blos die zarte Rücksicht, daß sein Korrespondent sich nur freiwillig gegen ihn der Majestät begeben hat. Der größte Theil der Schreiben an Regenten und von ihnen fallen in den Kreis der Geschäfte: nur die unmittelbaren Kabinetsschreiben könnten hievon eine Ausnahme machen. Aber auch für die Umstände wird bei humaner Bildung der richtige Ton gefunden werden. Nicht alle Briefe sind ja von der Art, daß ihr Inhalt dem Empfänger angenehm seyn kann, und es gibt sogar Fälle, wo selbst bittere Wahrheiten zu sagen Pflicht ist. Hier, wo die Höflichkeit seltsam angebracht und die Urbanität in Verlegenheit seyn würde, wird die humane Bildung allein die richtige Mitte treffen zwischen strengem Ernst und jener milden Schonung, die zugleich wieder erhebt, während jener niederschlägt; in allen Fällen aber wird sie mit so vieler Rücksicht, Behutsamkeit und Zartheit verfahren, als nur irgend möglich ist, ohne die Pflicht zu verletzen, die dem am humansten Gebildeten stets auch am heiligsten seyn wird. Selbstachtung geht mit der Achtung des Andern Hand in Hand, und so wird nie das Bittschreiben des human Gebildeten in einen Bettelbrief ausarten, noch die versagende Antwort hart seyn. In dieser gegenseitigen, echt menschlichen, Rücksicht liegt aber der allein wahrhaft gute Ton. Wer daher, der Sprache mächtig, mit den erfoderlichen logischen und ästhetischen Anlagen humane Bildung vereinigt, der wird unfehlbar den besten Brief schreiben, ohne je daran zu denken, daß dies eine Kunst sey.

Ob aber überhaupt das Briefschreiben als Kunst betrieben werden solle, und ob der Brief als ein Werk der Beredsamkeit betrachtet werden dürfe, ist vielleicht manchem zweifelhaft, zumal wenn er sich erinnert, daß manche Briefe des Seneka gerade durch die Beredsamkeit als Briefe verloren haben, und daß das Streben nach Kunst, nach Tropen, Antithesen, zierlichen und witzigen Wendungen in den ehemaligen Briefmustern eines Balzac, Voiture u. A. gerade die Hauptursache gewesen ist, warum man sie den Briefen einer Sevigné, Babet, Ninon, in denen eine anmuthige Natürlichkeit vorwaltet, hintangesetzt, und endlich wol gar behauptet hat, die Frauen hätten ein größeres Talent zum Briefschreiben, als die Männer. Hier aber sind Misverständnisse von allen Seiten. Ist denn eine rhetorisirende Manier echte Beredsamkeit, und geht diese wol je auf Stelzen? Hebt die Beredsamkeit die Natürlichkeit auf? Gerade wegen der von allem falschen Prunk entfernten natürlichen Beredsamkeit jener Frauen sind ihre Briefe so anziehend; man würde aber doch Unrecht haben, die Briefe dieser und ihnen ähnlicher Frauen als alleinige Muster zu empfehlen, und den weiblichen Briefstyl als Ideal des Briefstyls überhaupt aufzustellen. Es gibt eine weibliche Beredsamkeit, aber auch eine männliche, und der Charakter des Geschlechts muß sich auch hier behaupten. Wie jedoch nicht in allen Individuen der Geschlechtscharakter aufs strengste ausgeprägt ist, sondern mancherlei Nuancen darin Statt finden, so auch in dieser Beredsamkeit. Während die der Frau von Stael fast männlich ist, wird die von Gellert fast weiblich. In seinen Briefen wird dies besonders sichtbar, und man würde ihm eine angenommene weibliche Manier vorwerfen können, wenn nicht seine ganze Natur zu dem Weiblichen hinneigte. Seine Natur aber soll hier niemand verleugnen, die Individualität soll hier nicht verwischt werden; woraus denn von selbst folgt, daß hier am wenigsten an Nachahmung, an einen Putz mit fremden Federn, an ein Suchen nach rhetorischem Prunk gedacht werden dürfe. Was einem nicht natürlich ist, das soll er nicht geben. Buffon sagte, der Styl eines Menschen sey der Mensch selber; nirgend ist er es mehr und soll er es mehr seyn, als in dem Briefstyl.

Die Natürlichkeit des Briefes schließt nicht die Kunst aus, sondern blos die Künstelei; und wenn jemand vortreffliche Briefe schreibt ohne an Kunst zu denken, so ist's damit nicht anders als mit dem Dichten bei dem, der ein natürliches Talent dazu durch Übung zu Geschicklichkeit ausgebildet hat; er wird z. B. aus dem Stegreif etwas verfertigen, ohne an Kunst zu denken, aber er wird nicht ohne Kunst verfahren. Immer wird er sich fragen müssen: Was willst Du sagen? Wem? Welchen Eindruck willst Du hervorbringen? Wie wirst Du dies am sichersten? Durch welche Anordnung? Welchen Ton? Mit welcher besondern Rücksicht auf Deine Zuhörer? Indem er dies alles überlegt, was thut er da anders, als seinen Stoff unter die Regel der Kunst bringen? Am auffallendsten zeigt sich, daß dies auch bei den Briefen geschehen müsse, an jenen Romanen, bei deren Darstellung der Dichter die Briefform gewählt hat, und deren wir seit Richardsons Clarissa, Sophiens Reisen von Hermes, Rousseau's neuer Heloise und Göthe's Werther

gar viele erhalten haben. Wer könnte leugnen, daß diese Briefe Werke freier Kunst in der Sprache der Beredsamkeit sind? Nur der Unterschied zwischen diesen gedichteten und den wirklichen Briefen findet Statt, daß bei jenen der Dichter sich allezeit erst in die Individualität des Schreibenden hinein versetzen mußte, während der Briefschreiber in der Wirklichkeit nur von seiner eignen Individualität auszugehen braucht. Dies wird ihm allerdings in vielen Fällen die Kunst, wenigstens zum Theil, ersparen, denn wer in lebhafterer Rührung oder wol gar in Begeisterung, zu freundschaftlichem Erguß, zum Ausdruck seiner Theilnahme, oder gar zu einem Liebesbriefe, der Kunst bedürfte, dem würde schwerlich zu helfen seyn, und wenn er auch alle Briefsteller für Liebende, welche seit der Neu-aufgerichteten Liebeskammer erschienen sind, zu Hilfe nehmen wollte, weil ihm gerade das fehlen müßte, was als unerläßliche Bedingung vorausgesetzt werden muß. Wo dies nicht fehlt, da wird von selbst das volle Herz hervorbringen, was der freien Kunst gemäß ist, der Brief wird, auch ohne Absicht, die Sprache der Beredsamkeit reden und ein Werk der freien Kunst seyn. Ist ja doch auch hier, nur ohne bewußte Absichtlichkeit geschehen, was der Dichter mit Bewußtseyn und Absicht thut. In vielen andern Fällen wird jedoch der wirkliche Briefschreiber genau verfahren müssen, wie der Dichter eines Romans in Briefform, denn er muß sich nicht nur in die Situation eines Andern hinein denken, den Verhältnissen und Umständen anpassen, sondern auch bisweilen wol mit Verleugnung seiner Individualität verfahren, oder für diese wenigstens eine besondre Stellung und Haltung wählen.

Wie mit aller freien Kunst, so ging's auch mit der Briefkunst; man hatte lange Zeit Briefe geschrieben, ehe man eine Theorie der Briefschreibung aufstellte, und diese zur Grundlage einer Kunstübung (ἐπιδειξις) machte. Die ersten Briefe, die wir kennen, sind leider zwei Uriasbriefe, deren einen David, den andern Prötos schrieb (Il. 6, 168.); die älteste Briefsamlung enthält Briefe von 26 griechischen Philosophen, Rednern und Rhetorikern, Männern und Frauen, welche zuerst Aldus Manutius (Vened. 1499. 2 Bde.) herausgab *), die älteste Theorie der Briefschriebung kennen wir unter dem Namen des Demetrius, den man irrig für den Phalereer gehalten hat, in dem Werke περι ἑρμηνειας Absch. 223 fgg. Wir finden hier, daß ein gewisser Artemon den richtigen Gesichtspunkt bereits angegeben hat; denn dieser hatte erklärt, der Styl des Dialogs und des Briefes müsse derselbe seyn, denn der Brief sey der Eine Theil des Dialogs. Die Ersten, welche ihre Briefe sammelten und gleichsam als Musterbriefe herausgaben, waren Cicero, Seneka und der jüngere Plinius, von denen die beiden ersten nicht ohne Theorie waren. Cicero sagt zwar nur wenige Worte darüber, allein sie verrathen sein tieferes Nachdenken über diesen Gegenstand (Epp. ad Div. II. 4. ed. Schütz. Bd. 2. S. 346.); Seneka stellt die gangbar gewordene Meinung auf, daß der Brief an die Stelle des wirklichen Gesprächs trete, und zieht daraus Folgerungen über den Briefstyl (Ep. 75.). Gleich thätig für Theorie u. Kunstübung waren die Sophisten vom zweiten Jahrhundert an, denen wol manche jener Briefe, die unter den Namen historischer Personen, auch in der Samlung des Manutius, auf uns gekommen sind, zugehören mögen. Als Briefschreiber sind hier zu nennen; Klaudius Älianus, Philostratus, Libanius, Basilius Magnus, Gregor von Nazianz, Äneas Gazäus, Synesius, Prokopius Gazäus, Dionysius, Theophylaktus Simokatta u. A. Die ersten Versuche, der Briefform zur Romanendichtung sich zu bedienen, wurden in diesen Zeiten gemacht, in Briefen, welche Situationen aus verschiedenen Ständen schildern; daher ländliche, Fischer-, Parasiten-, Hetärenbriefe u. a. Suidas nent eine Menge Verfasser solcher Briefe, und von Liebesbriefen kennen wir noch die des Alkiphron und Aristenätos. Der Gehalt dieser Briefe ist sehr ungleich, und bei mehren stimt die gekünstelte Form und die rhetorisirende Manier wenig mit dem Natürlichkeits-Princip der Theorie überein, wie z. B. bei Philostratus, der in seinem ersten Briefe ungefähr die nämlichen Grundsätze aufstellte, wie Seneka, aber sie so wenig befolgt als dieser. Die τυποι ἐπιστολικοι, Formulare für alle Gattungen von Briefen, mußten nachtheilig wirken. Für die Theorie wirkten besonders Libanius, Themistius, Gregor von Nazianz (Br. 109), Theophilus von Athen (de typis epistolicis Lond. 1625. 8.). Das dafür Geleistete findet man beisammen in folgendem Werke: De studio, stylo et artificio epistolico, Fab. Quintiliani, Erasmi Roterodami, Ann. Senecae, Plinii, Demetrii Phalerei, Gregorii Nazianzeni et Libanii sapientissimorum virorum placita. Hamb. 1614. 8.

Nach Wiederherstellung der Wissenschaften in den Abendländern blieb auch dieses Feld nicht unangebaut; es wird jedoch hinreichen, von denen, die sich mit Epistolegraphie beschäftigten, folgende zu nennen: Ludw. v. Vives, J. Lipsius, Erasmus, Conr. Celtes, Mulin, Horst, Valent. Erythräus, nebst Morhof, außer dessen Werke de ratione conscribendarum epistolarum (Lübeck 1694), auch dessen Polyhistor nachzusehen ist (T. 1. L. 1. c. 23.). Bei diesen war nur auf die lateinische Sprache Rücksicht genommen; die Muttersprache ward zuerst von den Italiänern berücksichtigt, in Teutschland geschah es gegen das Ende des 17. Jahrh. Da that sich auf die Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darin allerhand höfliche verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherlei Erfindungen so wol zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularen, als vieler seltner Liebesfälle und mehrer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch C. F(rancisci) 1679. Tob. Schröter eröffnete sein Sonderbares Briefschränklein, Lpz. 1690, und Talanders (Bohse) gründliche Anleitung zu teutschen Briefen, nach den Hauptregeln der teutschen Sprache erschien zu Jena 1700. Talander, Neukirch, Menantes (Hunold) und Junker

*) Über die griechischen Epistolographen, s. Fabric. Bibl. gr. II. 10.

waren diejenigen, welche bis fast zur Mitte des vorigen Jahrhunderts für den Briefstyl den Ton angaben, allein es dürfte schwer zu sagen seyn, was abgeschmackter war, ob ihre ungelenk pedantische Galanterie oder Lünigs ceremoniöse Steifheit, die sich sowol in seinen Curiösen Hof- und Statsschreiben als in seinen Wohlstylisirten neuen Briefen überall breit macht. Ein wunderlicheres Gemisch von Kanzleisprache und geschmackloser Galanterie, eine possirlichere Plumpheit, die gern zierlich seyn möchte, als die Briefmuster jener Zeit darstellen, läßt sich kaum denken. Daß ein feinerer Sinn besser leite als solche Führer, bewies auch damals ein Frauenzimmer als Freundin, Geliebte, Braut und Gattin, die Professorin Gottsched, deren Briefe ohne allen Zweifel denen ihres Herrn Gemals weit vorzuziehen sind, welchem man jedoch wenigstens das nachrühmen muß, daß er teutsch schrieb. Das erste Bessere, was über Briefkunst bei uns erschien, waren Stockhausens Grundsätze wohl eingerichteter Briefe, eine Reform aber bewirkte zuerst Gellert durch die der Samlung seiner Briefe vorgesetzte praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, die auch das Beste, was die Franzosen über diesen Gegenstand hatten, übertrifft, nämlich die Anweisungen von Richelet in Les plus belles lettres des meilleurs Auteurs françois (2 Bde. 1708. und öfter) und in dem Traité général du Style (Amst. 1750). Den besseren Mustern, welche unter den Franzosen, außer den schon genannten Pascal, Bellegarde, Fontenelle, d'Argens, Montesquieu, Voltaire, Crebillon, die Frau v. Grafsigny, und unter den Engländern Locke, Bolingbroke, Chesterfield, Shaftesbury, Swift, Richardson u. A. aufgestellt hatten, eiferte man immer mehr nach, und man könnte sagen, Gellert sey den Frauen, Rabener den Männern vorangegangen. Am meisten wirkten nachher die Romane in Briefen ein. Außer dem, was auch jetzt in jeder Rhetorik (am besten bei Ernesti, Hugh Blair und Maaß) und in den allgemeinen Werken über den Styl (Adelung, Moriz, Pölitz) über die Briefkunst vorkomt, erschien eine große Menge von besondern Anweisungen dazu, welche man aufgeführt findet in Pölitz Allg. Teutscher Sprachkunde S. 507—511. Wer diese Anweisungen gelesen hat, der wird indeß kein Bedenken tragen, dem Urtheil beizustimmen, welches Pölitz in seinem Werke: die Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt (Lpz. 1820) S. 325 gefällt hat. „Noch, sagt er, fehlt eine Theorie des Briefstyls, obgleich die Teutschen nicht arm an gedruckten gutgeschriebenen Briefen sind. Die vorhandenen sogenannten Briefsteller können höchstens das Erlernen des Zufälligen und Technischen bei Briefschreiben befördern und erleichtern; der wahre Charakter des Briefstyls muß aber aus dem innern Geiste hervorgehen, und dafür reicht kein Briefsteller aus."

Briefsteller bedeutet ursprünglich den, welcher Briefe für Andere abfaßt (s. Adelung: Stellen), dann ein Buch, welches die Briefkunst lehrt. Dieses Buch kann allerdings auch eine Theorie der Briefkunst und eine Anleitung dazu enthalten, unterscheidet sich aber von diesen wesentlich dadurch, daß es ein Formularbuch ist, und zugleich Anweisung zu den Formalitäten gibt, welche bei der äußeren Einrichtung eines Briefes und in Ansehung der Courtoisie zu beobachten sind, d. i. bei den Titulaturen und etikettenmäßigen Ausdrücken der Achtungsbezeugung. Der erste teutsche Briefsteller hat auf der Rückseite des ersten Blattes die Aufschrift: Hi[…] hebt an der formalari darinn begriffen sind allerhand brie[…] auch rhetorik mit frage und antwurt zegeben tyttel alle[…] stände, sendbrief, synonima und colores das alles zu de[…] Briefmachen dienen ist. Auf dem letzten Blatte heißt es Hie endet sich der formalari — — getruckt und vollende[…] in der stat Augspurg von Anthonio sorg am Dornsta[…] nach sant Michels tag do man zahlt nach der geburt chri[…]sti MCCCC und In dem LXXXIIII (1484) Jare. (S[…] Beiträge zur Crit. Historie der teutschen Sprache rc. S[…] 5. S. 38.) Im J. 1565 erschien zu Köln: Ein gülde[…] Epistelbüchlein, dergleichen nit gesehen worden, verfa[…] durch Henricum Fabri vonn Höningen, Teutsche[…] Schulmeistern zu Haußberg. In der Vorrede klagt d[…] Verfasser schon über die täglich sich mehrende Menge so[…]cher Schriften, deren einige er als unnützig verwir[…] andre aber als ganz könstlich u. wolgestalt rühm[…] Im J. 1590 erschien zu Frankfurt a. M. ein Neu vol[…]kommen Canzlei und Titelbuch, Rhetorisch[…] ietziger Canzleiischer Zierlichkeit. Mit Tala[…]der beginnt auch hier die neuere Periode, der einen al[…]zeit fertigen und einen neuerläuterten Briefsteller hera[…]gab. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ha[…] Junkers wohlinformirter Briefsteller (Leipzig 1746.[…] trotz seiner Geschmacklosigkeit, Ansehen. Seit Gellert g[…] es auch hierin besser; allein man wird uns nicht zum[…]then, die große Menge nach Provinzen und Städten […]nannter, und für einzele Stände und Verhältnisse bestim[…]ter, Briefsteller hier aufzuführen, die sich am Werthe zi[…]lich gleich sind. Von denen, die unter den Namen i[…] Verfasser erschienen sind, erinnern wir an die von H[…]natz, Moriz, (N. A. von Heinsius), Kerndörf[…] und an die hieher gehörigen Schriften von Rum[…] Allg. Briefsteller für Teutsche; der teutsche Secretär; […] Geschäftsstyl in Amts- und Privatvorträgen; Neu[…] Preuß. Titulatur- und Adreßbuch.

Wenn jemand Gelegenheit hätte, eine Samlung […]cher Werke zu veranstalten, und sich die Mühe gäbe […] nach Ländern und Zeiten zu vergleichen, so könnte e[…]wiß seyn, nicht nur ein Werk, woran es noch fehlt, […]dern auch einen nicht unerheblichen und interessanten […]trag zur Geschichte der Sitten zu liefern. Wie unter[…]den sind hierin der Orient und Occident, wie einfach […] man in Griechenland und Rom, wie schwerfällig un[…]remoniös wurde man in Europa späterhin, und kau[…]gendwo schlimmer als in Teutschland, wo die Cour[…] einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen ko[…] Pütter trat hier zuerst auf mit seiner Empfehlung […] vernünftigen neuen Mode teutscher Aufschriften auf […]schen Briefen, und es muß der Zeit nicht an Emp[…]lichkeit dafür gefehlt haben, da für seine Empfehlun[…] J. 1796 die dritte Auflage nöthig war.

Auch die Geschichte des Materials und der ä[…] Form der Briefe ist noch nicht aufgehellt. Die

schrieben ihre Briefe zuerst auf Täfelchen mit Wachs überzogen; solcher Täfelchen wurden zwei oder drei (Diptycha, Triptycha) zusammengelegt, und mit Ringelchen oder einem Gelenke befestigt, und hießen von diesem Zusammenlegen auch Diplomata, tabellae duplices. Im Stats- und Kanzleistyl der Römer unterschied man indeß nach dem Inhalt diplomata, libellos et epistolas (*Suet.* Aug. 50.). Eben so war es mit codicillus, der zuerst jene Wachstafeln, dann einen Brief auf Wachstafeln bedeutete, wo ihm dann litterae und epistola entgegen gesetzt werden; in welchem Sinne, darüber ist man so wenig einig, als über den Unterschied, den Cicero wieder unter litterae und epistola macht (ep. 146. 8. Schütz II. 217.). Einige denken auch hier an den Inhalt, Andre an das Schreibmaterial, welches sich allerdings frühzeitig schon veränderte. An die Stelle jener Tafeln traten zubereitete Thierhäute, Pergament, ägyptischer Papyrus (charta), und Bast- oder Baumrindenpapier (liber). Man beschrieb nun paginas, Blätter, nur auf einer Seite, nach der Länge des Papiers (in folio); nach der Breite schrieben Konsuln und Feldherren nur an den Senat. Dies schließe ich aus der Neuerung, welche Cäsar einführte, und übersetze die sehr verschieden erklärte Stelle bei Sueton (Caes. 56.) so: „Auch sind Briefe von ihm an den Senat vorhanden, bei denen er sich zuerst der Blätter von dem Format vertraulicher Briefe bedient zu haben scheint, da sie früherhin die Konsuln und Feldherren nicht anders als im Querformat übersendeten." Ob ich Recht habe, will ich nicht entscheiden; ich weiß nur, daß die sonst gegebenen Erklärungen mich nicht befriedigen. Zum Absenden wurden die Briefe zusammengerollt, das Ende zuerst, und ein Brief als Rolle hieß daher auch volumen; ein Stab in der Mitte hielt die Rolle fest, die mit Faden umwunden und mit Siegelwachs verschlossen wurde. Man verfuhr also, wie noch jetzt bei Versendung von Kupferstichen. Die Adresse war gleich mit der einfachen innern Aufschrift. Nach den Zeiten Konstantins kamen die Wachstafeln mehr und mehr außer Gebrauch. In dem Mittelalter verliert sich die Geschichte des Briefwesens in die Geschichte der Diplomatik, und die Hauptveränderungen entstanden durch Erfindung des Baumwollen- und Linnenpapiers, durch das Aufblühen des abendländischen Handels, die Einrichtung der Posten und Einführung des Siegellacks und der Oblaten **). Wie viel bedarf es aber noch, bis dieser Gegenstand gehörig wird behandelt werden können, damit man bis auf die Zeit der Erscheinung der ersten Briefsteller klar sehe! (*Gruber.*)

Briefstellerkunst der Morgenländer. Die Morgenländer, das ist, die Araber, Perser und Türken haben die Abendländer vorzüglich in zwei Zweigen der Redekunst durch die darauf gewandte sorgfältige Mühe und Ausbildung übertroffen, nämlich in der Kunst zu erzählen und in der Kunst Briefe zu schreiben; jedoch mit dem Unterschiede, daß sie in dem ersten Fache allen Völkern für Muster gelten können, wie man erzählen, und in dem zweiten wie man nicht Briefe schreiben soll. So natürlich und ungezwungen im Ganzen ihre Erzählungsweise, eben so gekünstelt und unnatürlich ist ihre Briefstellerei, welche nichts als ein konventionelles Gewebe von leeren Phrasen und Komplimenten, von Anredungs- und Begrüßungsformeln, von gleichschallenden und durch gleichen Wortlaut zusammenklingenden Perioden ist.

Die zahlreichen Briefsamlungen der Araber, Perser und Türken heißen insgemein Inscha, und Ilmot-inscha wird gewöhnlich als Briefstellerkunst übersetzt, sie ist aber eigentlich die Lehre von schriftlichen Aufsätzen im Allgemeinen, es seyen nun Briefe oder Urkunden. Sie zerfällt daher in die 4 folgenden besondern Zweige:

1) Ilmot-inscha, d. i. die Schriftstellerkunst im Allgemeinen, handelt von dem Zwecke und dem Gegenstande, den Mitteln und der Sitte des Schreibenden, der Auswahl der Redensarten, und der dieselben schmükkenden Kentnisse. Sie könnte daher auch mit Recht die Lehre vom Style genennet werden.

2) Ilm. mebadiol-inscha, d. i. die Vorbereitungswissenschaft der Schriftstellerkunst oder Lehre von dem Style, beschäftigt sich mit den zur Vollendung des Styles nothwendigen grammatikalischen juridischen und historischen Kentnissen.

3) Ilmot-terissül, d. h. die Briefstellerkunst im engsten Sinne, umfaßt die verschiedenen Gattungen von Briefen und Schreiben.

4) Ilmosch-schurut wes-sidschilat, d. i. die Lehre von den Verträgen und Urkunden. Diese beiden Letzten werden im encyclopädischen Systeme als Zweige der Geschichte aufgeführt, während die beiden Ersten Zweige der Redekünste sind.

Wir ordnen die zahlreichen Werke dieser Wissenschaften in zwei Klassen, in die theoretischen und praktischen, deren jede wieder in 3 Unterabtheilungen zerfällt, nämlich die theoretischen, 1) Anleitungen für den Briefsteller im Allgemeinen, 2) Lehrbücher vom Briefstyle im Allgemeinen, 3) Lehrbücher vom Briefstyle insbesondere. Die praktischen Werke oder Briefsamlungen sind nach den Sprachen in arabische, persische und türkische untergetheilt.

I. Anleitungen für die Personen des Briefstellers oder Sekretärs. Edebol-kiatib, d. i. die Sitte des Schreibers oder Sekretärs, von Ebi Mohammed Abdollah Ben Moslem, berühmt unter dem Namen Ibn Kotaiba, dem Grammatiker, gest. im J. d. H. 270 (883). Dieses Werk, das sich in mehren europäischen Büchersamlungen und auch in der des Verfassers befindet, ist von allen arabischen Werken das erste, vorzüglichste und geschätzteste und daher von sehr vielen Kommentatoren erläutert worden. Der vorzüglichste Kommentar ist der von Abu Mohammed Abdollah Ben Mohammed, berühmt unter dem Namen Ibn Seid Al-Katloinioffi. Er betitelte sein Werk El-iktisab fi scherhi edebil kütab, die Rede aus dem Stegreife in der Erläuterung der Sitte der Schreiber in 3 Theilen. Dann der Kommentar von Ebi Manssur Mewhub Ben Ahmed Al-dschewaliki, gest. im J. d. H. 465 (1072), von Suleiman Mohammed Al-

**) S. Nic. Kindlinger nähere Nachrichten vom ältesten Gebrauch der Siegeloblaten und des Siegellacks im 16. und 17. Jahrh.

schrawi, von Ebu Ali Hassan Ben Mohammed Al-betlomirssi, g. im J. d. H. 576 (1180), von Ahmed David Al-dschosami, g. im J. d. H. 598 (1201), von Isshak Ben Ibrahim Al-farabi, gest. im J. d. H. 350 (961); von Ebil Kassem Abdorrahman Ben-Ishak Essûdschadschi, gest. im J. d. H. 339 (950); von Mobarek Ben Fahir, dem Grammatiker, g. im J. d. H. 500 (1106) und von Ahmed Ben Mohammed Al Chasredschi, gest. im J. d. H. 349 (960). Unter dem Titel Edebol Kiatib bestehen auch Werke dem obigen nachgeahmt vom Imam Ebi-bekr Mohammed Ben Al-Kassem Ben Alenbari, gest. im J. d. H. 328 (939); Ebi Dschaafer Ahmed Ben Mohammed En-nahaß, g. im J. d. H. 338 (949); Ebi Abdollah Mohammed Ben Jahja Es-suli, gest. im J. d. H. 335 (946); Ibn Doreid Mohammed Ben Hassan, der Lexikograph, gest. im J. d. H. 321 (932), und Salaheddin Chalil Ben Ibek Es-safedi, gest. im J. d. H. 794 (1391). Das Seitenstück zum vorigen ist das nicht minder berühmte: **Al-messel es-sair fi edabil kiatib wesch-schair**, d. i. das gang und gäbe Gleichniß in den Sitten des Schreibers und Dichters. Von Siajeddin Naßrollah Ben Mohammed Ben Medschid Al-kerim Ibnol Essir Al-Dschesari; dieses Werk umfaßt alle rhetorischen und grammatikalischen Wissenschaften, deren die Briefstellerkunst bedarf, in 2 Büchern und einer Einleitung. Es wurde wie das vorige von Verschiedenen kommentirt, als von: Ebu mansur Mewhib Ben Ebi Taher Al-harrani. Ein anderer Kommentar führt den Titel: **Eraus es-sahir fi mahassinil-messel es-sair**, d. i. der blühende Garten zum Lobe des gang und gäben Gleichnisses. Ferner verfaßte Abul-Kassem Mahmud Ben Al-Hassem Er-rukn Es-sachaisi hierüber das Werk **Nessrol-messel es-sair we tail-feleked-dair**; d. i. Ausstreuung des gang und gäben Gleichnisses, und Abschnitt des kreisenden Himmels, welches Werk wider ein früheres Afeddins Ben Ebil-dschedirs gerichtet ist, nämlich **Al-felek edair alel-messel es-sair**, d. i. der kreisende Himmel des gang und gäben Gleichnisses, worüber auch Abdol-assis Ben Issa das Buch **Katijed-dair anil-feleked-dair**, d. i. Kreis Abschnitt des kreisenden Himmels schrieb, endlich verfaßte noch Salaheddin Chalil Ben Ibek Essafedi, das Werk betitelt **Nussretos-sair alel-messeles-sair**, Hilfe des gang und gäben Gleichnisses. Das Hauptwerk befindet sich in mehren europäischen Bibliotheken und Samlungen, auf der bodlejanischen, der des Eskurials, in den Samlungen von Rich und Rousseau. **Desturol-Kiatib fi tajinil-meratib**, d. i. Richtschnur des Schreibers in der Bestimmung der Stufen, eine persische Anleitung von Mohammed Ben Hinduschach, der es meistentheils aus der Briefstellerkunst des Gesetzgebers der persischen Dichtkunst **Seid Watwats**, auszog. Die Einleitung handelt von der Kunst des Schreibers überhaupt, die ersten Abtheilungen von den Briefen **Mukatebat**, die zweite von den Befehlen des Diwans **Ahkamed-diwani**, auf der Bibliothek zu Leyden Nr. 1497. **Es-saghrol bassim fi sanaatil kiatib wel kiatim**, d. i. der lachende Mund in der Kunst des Schreibers und Sekretärs, von Mohammed Ben Al-Hassan Ben Ali Esch-schafii. Der Vf. vollendete es im J. d. H. 846 (1442) und lieferte dann einen Auszug daraus. **Ghanijetol-kiatib we baghijetol-talib fi suduril-ressail**, d. h. was Genüge leistet dem Schreibenden und Begehrenden im Anfange der Sendschreiben vom Dichter Ajas Ben Mussa Al-jahssebi, g. im J. d. H. 544 (1149). **Ghanijetol-murssil wesch-schair fi ilmil bejan we minijetol-mutewessil el-mahir fi nasmil-dscheman**, d. i. was genügt dem Briefschreibenden und Dichter von der Rhetorik, und der Zufluchtsort für den nach der Anreihung der Perlenknoten Strebenden, von Reschideddin Omar Ben Ismail Ben Messud Al-fariki, **Kitabol-kuttab**, d. i. das Buch der Schreiber, von Abdollah Ben Dschaafer, berühmt unter dem Namen **Dürüstüje**. **Kensal-kuttab**, d. i. der Schatz der Schreiber, vom Imam Saalebi. **Umdetol-kuttab**, d. i. die Stütze der Schreiber von Ebil Kassem Jussuf Ben Abdollah Es-sudschadschi. **Mosstalahol-kuttab wed-dewawin**, d. i. Phraseologie für Schreiber und Diwansbeamte. **Rausatol-kuttab we hadikatol-elbab**, d. h. der Garten der Schreiber, und der Ziergarten der Verständigen persisch von Ebibekr Ben Al-motatajib aus Konia. Da alle Anleitungen für Sekretäre und Schreiber eine Nachahmung des Edebolkatib sind, so verdient dasselbe eine nähere Inhaltsanzeige. Die ersten Hauptstücke handeln blos von rhetorischen Feinheiten, und gewöhnlichen Sprach-Irrthümern, als: von den überflüssigen und gewöhnlichen Verdoppelungen der Rede; von den Anwünschungen und Verwünschungen, von den Namen der Personen, die von Pflanzen, Vögeln, Thieren, Insekten und andern Eigenschaften hergenommen sind; von den Benennungen der Himmel, der Sterne, Jahreszeiten u. Winde, von den männlichen u. weiblichen Geschlechtsnamen der Thiere; von dem was einfach gesagt und vielfach gedacht, und von dem was vielfach gesagt und einfach gedacht wird; von den Pferden, ihrer Natur und Fehlern; von dem Menschen und seinen Gliedern; von Speisen und Getränken; vom Hausgeräthe, Kleidern, Waffen, Vögeln, Insekten, von den Synonymen u. Homonymen der arabischen Sprache. Hierauf folgt das Buch der Buchstabirkunst **Kitabol-hedscha**, das aber eigentlich die Lehre der Wortbeugung ist, rein grammatischen Inhalts, so wie das darauf folgende Buch **Ebnijetol efaal**, die Lehre von den Abwandlungen und Ableitungen der Zeitwörter. Man sieht aus diesem Inhalte, daß die Araber von der Idee ausgehen, Sprachrichtigkeit sey der Grund der Briefstellerkunst und des Styles überhaupt.

II. Lehrbücher vom Briefstyle im Allgemeinen. **Subhol-ascha fi ketabetil inscha**, d. i. der anbrechende Morgen in der Kunst schriftlicher Aufsätze, von Ebil Abbas Ahmed Ben Ali En-nakschbendi, gest. im J. d. H. 820 (1417), in 10 Bänden, 1r von den Eigenschaften des Sekretärs und der Schreibmaterialien, 2r von den dem Sekretär nothwendigen Vorkenntnissen, 3r von dem Anfang und den Endformeln der Briefe, 4ter von der Courtoisie derselben, 5ter von den Stufen der

Würden und Ehren, 6r von Testamenten und Urkunden, 7r von Diplomen und Belehnungen, 8r von den Formeln der Eidschwüre, 9r von den Verträgen zwischen Christen und Moslimen, 10r von den verschiedenen Gattungen der Briefe. S. auf der bodlejanischen Bibliothek Nr. 365. 366. 367. Kahwetol-inscha, d. i. der Kaffeh der Kunst schriftlicher Aufsätze von Takijeddin Ebibekr Ben Hudschet von Hama, auf der pariser Bibliothek Nr. 1613. Fasil min inschail fasil, d. i. das Vortrefflichste in der Kunst vortrefflicher Aufsätze, von Dschemaleddin Mohammed Ben Mohammed Ben Nebata. El-ifham wel issawet fi massalihil-ketawet, d. i. die Verständigung und Wirksamkeit in den Schreibgeschäften vom Imam Burhaneddin Ibrahim Ibn Omar Al-Dschaberi, gest. im J. d. H. 532 (1331). Teschfikot-taarif bil-mosstalah esch-scherif, d. i. die deutliche Auseinandersetzung in dem edelsten gewähltesten Ausdrucke von Ahmed Ben Mohammed, dem Sekretäre des egyptischen Kalifen Mohammed Ben Kalaun, der es im Jahre d. H. 748 (1347) vollendete (s. auf der Bibliothek des Eskurials Nr. 547 und auf der bodlejanischen Nr. 427). Edurrer wel ghurrer, d. i. die auserlesensten Perlen von Ebil Hassein Al-ahwasi, (auf der Bibliothek zu Leyden Nr. 504). Kalaitol dscheman fi mukatebat ehlis-seman, d. i. Halsband aus Perlenknoten von den Briefen der Zeitgenossen (auf der bodlejanischen Bibliothek Nr. 409). Maanijol-mochteriat fi sanaatil inscha, d. i. erfundene Bedeutungen in der Kunst schriftlicher Aufsätze, von Mowafikeddin Al-modaini, geboren im J. d. H. 590 (1193). Missbahol-maani, d. i. die Laterne der Bedeutung, vom Scheich Imam Ben Abdallah Mohammed Ben Ali Ben Hodairat, in 2 Theilen, 1) von der Schreibkunst überhaupt, 2) von den Briefen, vollendet zu Cairo im J. d. H. 779 (1377). Mesilol hassr fi mekatib ehlil-assr, d. i. der beschränkte Verbannungsort von den Briefen der Zeitgenossen (auf der Bibliothek des Eskurials Nr. 563). Nehdschol-tarib fi ilmet-tewrik, d. i. gerader Weg in der Wissenschaft der Blätterbeschreibung vom Richter Amadeddin Ebi Mohammed Abdorrahman Ibn Salem Ben Naßrohlah von Damaskus.

Persische Werke dieser Art.

Humajunname, d. i. das kaiserliche Buch von Mohammed Ben Ali Ben Dschemali, berühmt unter dem Namen Schehab Al-munschi, verfaßt für Ghajasseddin, den Lehrer des Wesiers Pir Ahmed. Seadet name, d. i. das Buch des Glücks von Abdollah Ben Ali, berühmt unter dem Namen Felek Ala, von Tebris, gest. im J. d. H. 700 (1300). Machsenol-inscha, d. i. das Magazin schriftlicher Aufsätze von Moineddin Hassein Ben Ali, dem Prediger. Verfaßt für den Sultan Hassein und den Wesier Mir Alischir in 3 Abtheilungen. Riasol-inscha, d. i. die Gärten schriftlicher Aufsätze von Mahmud Ben Scheich Mohammed Al-Gilani, berühmt unter dem Namen Chodscha-dschihn, d. i. des Herrn der Welt. Menasirol-inscha, d. i. die Ansichten schriftlicher Aufsätze, vom vorhergehenden Verfasser (in der Samlung des Vf's), welches bei den Persern unter den Anleitungen zur Briefstellerkunst denselben Rang behauptet als das Edebolkiatib unter den arabischen. Nefaisol-kelam fi araisil-aklam, d. i. Kostbarkeiten der Rede auf den Bräuten der Federn, von Nasijeddin Ahmed Ben Mahmud aus Samerkand. Ebkarol-efkiar-fir-ressail wel-eschaar, d. i. die Jungfrauen der Gedanken in den Sendschreiben und Gedichten in 4 Theilen vom berühmten Gesetzgeber der persischen Poesie Raschideddin Mohammed Ben Mohammed Ben Abdoldschelil Al-watwat, d. i. die Schwalbe, g. im J. d. H. 573 (1177) Kensol-lataif, d. i. der Schatz der Annehmlichkeiten von Abdol-mumin Al-hausi.

Türkische Werke derselben Gattung.

Enisal-kulub, d. i. der Freund der Herzen von Mustafa Ben Aali, dem Defterta, gest. im J. d. H. 1008 (1599). Munschaol inscha, d. i. der Anfangsort schriftlicher Aufsätze von Mohammed Ben Mohammed Eschschachi, berühmt unter dem Namen Okdschisade, gest. im J. d. H. 1039 (1629).

III. Die Lehre von der Briefstellerkunst insbesondre. Die Briefstellerkunst im engsten Sinne heißt auf arabisch Ilmot-teressül, d. i. die Wissenschaft der gegenseitigen Beschickung. Von der Wurzel ressele, d. i. er ist als Bote gegangen, woher nebst dem Worte ressul, d. i. ein Bote oder Gesandter, die Wörter rissalet, d. i. Sendschreiben oder Abhandlung (in Plural ressail) und murasselet, d. i. Amtsschreiben oder Briefwechsel abgeleitet werden. In dem ersten Sinne wird es gewöhnlich von den gerichtlichen Vorrufungsschreiben gebraucht (al-murasalat), während die Briefe al-mukatebat heißen; im zweiten Sinne ist der auf vielen Siegeln gestochene Spruch üblich al murasselet nussfol-muwasselet, *Correspondance est doumie jouissance*. Anleitung zur Briefschreibekunst sind: hussnot tewessül ila sanaatit-teressül, d. i. schöne Anleitung zur Briefstellerkunst von Schehabeddin Abus-sena Mahmud, Sekretär des Divan zu Damaskus. Et-tewessül ilat-teressül, d. i. Anleitung zum Briefschreiben persisch von Mohammed Al-mojed von Bagdad, (auf der leydener Bibliothek Nr. 1510). Minhadschot-tewessül fi mewahidschil-teressül, d. i. der wahre Weg der Anleitung zu fröhlichen Briefen, von Abdor-rahman Ben Mohammed Al-bostami, gest. im J. d. H. 843 (1439) (auf der Bibl. des Eskurials Nr. 520). Busaatol-tewessül-ila sanaatil-teressül, d. i. das Kapital zur Anleitung zur Briefstellerkunst von Seineddin Seridscha Ben Mohammed, aus Malta, gest. im J. d. H. 788 (1386). Hedaijet fit teressül, d. i. die wahre Leitung zum Briefschreiben, persisch von Hossein Ben Talha, aus Rei, in 16 Hauptstücken. Hussnos-sehl fi sanaatil teressül, d. i. schöne Erleichterung in der Briefstellerkunst, ist vermuthlich derselbe mit der obigen schönen Anleitung von Schehabeddin Abus-sena, da es denselben Verfasser hat. Kitabol-teressül el-mussema bi dschewahiril-Kuttab we Kensol-tolab, d. i. das Buch des Briefstellers genant Perlen der Schreiber und Schatz

der Begehrenden, von Ebil-wefa Al-hatemi, (auf der leydener Bibliothek Nr. 1494). Kitabot-teressül, d. i. das Buch des Briefstellers von Behaeddin Mohammed, aus Bagdad (auf der leydener Bibliothek Nr. 1498). Hadaikol-wessail ila torfor ressail, d. i. die Gärten der Anleitungen zu den Erstlingen der Sendschreiben von Ebil Hassan Ali Ben Seid Albihaki. Kafiol ressail, d. i. das genügende der Sendschreiben, von Ismail Ben Ibad, dem Wesiere. Nedschmnair ressail, d. i. Samlung von Sendschreiben von Bedreddin Hassan Abu Mohammed Ben Omar Ben Habib (auf der Bibliothek des Eskurials Nr. 548). Resailol-bedii, d. i. figurirte Sendschreiben von Abul Fassl Ahmed Ben Al-Hossein Al-mofani, gest. im J. d. H. 356 (966) (auf der Bibliothek des Eskurials Nr. 533). Resail Ebibekr Al-chowasmi, d. i. Sendschreiben Ebibekrs aus Chowaresm (auf der leydener Bibliothek Nr. 1514). Ressail Ebil-ola Achmed Ben Abdollah Et-tenusi, d. i. Sendschreiben Ebil Olas ꝛc. auf der leydener Bibliothek Nr. 1515). Ressail Ebi Ishak Ibrahim Ben Hulel Al Harani, d. i. Sendschreiben Ebi Ishaks u. s. w. aus Haran (in 3 Bänden auf der leydener Bibliothek Nr. 1513). Resail Ibnol Ibat Al Wesir, d. i. Sendschreiben Ibnol Ibats des Wesiers und mehrer anderer. Tohfetot-tahssil fi sikr dewatil merassil, Geschenke des Erwerbs in der Erwähnung der Tinte der Sendschreiben von Ebi Seraa Ahmed Ben Abdorrahim aus Irak, gest. im J. d. H. 816 (1413). Fartol-ghuram ila Ibn Assakir fisch Scham, d. i. das Übermaß der Sehnsucht nach Ibn Assakir zu Damaskus, eine Samlung von Briefen von seinem Freunde Ebi Saad Abdol-kerim Ben Mohammed Essomaani, gest. im J. d. H. 562 (1166). Einige dieser briefstellerischen Anweisungen beschäftigen sich blos mit einzelen Theilen der Briefe als: mit den Titeln Elkab, mit den Anreden Chitab, mit den Anwünschungen Tahijat oder Senajat, und mit den Phrasen Fokrat, als: Almurudsch Es-sekijet fi tewschijetit-dnrudschil-chitabijet, d. i. auserlesene Wiesen in der Ausschmückung der verschiedenen Grade der Anreden, vom Scheich Abdollah Ben Mohammed Ben Abdollah Al-raki, berühmt unter dem Namen Ibn Hatlab, gest. im J. d. H. 859 (1454) (auf der Bibliothek des Eskurials Nr. 554). Suret-elkab, d. i. Formeln der Titel, nämlich der Minister und Großen des osmanischen Reichs (auf der leydener Bibliothek Nr. 1508). Elkab, d. i. Titel von Radschi Mohammed Ben Hadschi. Ruus muk a tewat we murasselat, d. i. Eingänge von Briefen und Geschäftsschreiben von Mohammed Al-bekri. Mehre solche Elkab befinden sich auch auf der pariser Bibliothek und in der Samlung des Vfs. (*v. Hammer.*)

Brief, Beibrief (diplomatisch). Wie Brief überhaupt oft statt Urkunde, charta, documentum gebraucht wird, was schon die gewöhnliche Redensart: Briefe und Siegel über etwas geben, anzeigt, so wird auch durch Beibriefe eine besondere Art von Urkunden bezeichnet, die — wie schon aus dem Vorwort: bei zu entnehmen, auf eine vorhergegangene Handlung und ein darüber ausgefertigtes Instrument, Beziehung haben. War nämlich zwischen zwei oder mehren Contrahenten irgend eine Verbindlichkeit eingegangen und diese schriftlich verfasset und vollzogen worden, hatten z. B. Herren und Ritter einen Vertheidigungs- oder Angriffsbund geschlossen, und sich darüber unter einander auf bestimmte Bedingungen verschrieben, es wollten aber nun auch andere noch einer solchen Übereinkunft, jenem Bündniß beitreten; so mußten sie ebenfalls, mit Beziehung auf den Hauptbrief, urkundliche Verschreibungen darüber ausstellen, welche doch meistens nur kurz gefaßt waren. Dergleichen Beitrittsurkunden wurden dann Beibriefe genant. So in dem Wetterauer Grafenverein zwischen Katzenellenbogen, Nassau, Solms u. a. von 1466. Donn. n. Mar. conc. „Wer es auch Sache, das jemand begert in disse unsse Eynunge zu komen, den wir uffnemen wollten, der sal eynen Bybrieff geben, globen und sweren disse unsse Eynunge in allen Stucken — unverbrüchlich zu halten." In einer andern zwischen Nassau, Solms, Hanau, Eppstein ꝛc. 1474. Dienst. n. Leonh. wird dieses so ausgedrückt: „Undt were es sache, daz ettliche gemeyner Slosse" (ganerbschaftliche Familien) „begerten inne dysse Beriddunge zukommen, Solden die oder dieselben zu iglicher Zyt derober Gekorne werden, Machte haben, die zu yne" (zu) „nemen, doche of soliche Verschrybunge wir uns under einander verdragen hain, die danne by dyssem unserm Bryffe sin sal." In anderen Fällen ward auch wol bestimt, daß die künftig Beitretenden statt eines Beibriefs, den Hauptbrief selbst unterschreiben und besiegeln mußten. Ein Grafenverein von 1511 Freit. n. Matth. verlangt dagegen beides: „Ob mehrer unser Vettern, Sweger, Frunde— willens weren, ine disse Verstentuns by uns zu komen — So sollten — die sich mit irer aigne Handt an dissen Brieff — underschreiben — und daruber Ire Bybrieffe unnder Irem Ingesiegell übergeben." — Außerdem ward auch von solchen Beibriefen Gebrauch gemacht, wenn der Haupturkunde von den handelnden Personen selbst noch ein späterer Zusatz beigefügt werden sollte. Und damit die Beibriefe nicht verlegt werden möchten, auch immer mit der Haupturkunde desto eher zur Hand seyn könnten, war es, besonders in älteren Zeiten, sehr gewöhnlich, beide an einander zu befestigen. Dieses geschahe in der Art, daß der Pergamentstreifen, oder die Schnur, an welche das Siegel des Beibriefs gehängt werden sollte, vor der Besiegelung erst durch den Rand der Haupturkunde gesteckt ward, und der Beibrief nun an diese zu hängen kam. Dergleichen Beibriefe führten davon den specielleren Namen

Transfixe, Durchgesteckte Briefe. Gyso Herr zu Molsberg hatte an Hiltwin von Elkershausen über eine gewisse Summe Gelds eine Schuldverschreibung ausgestellt, welcher er auf einem besondern in beschriebener Art durchgesteckten Pergamentblättchen 1334 Dienst. v. Pfingsten beifügt: „Wir Gyß der Herre zu Molßberg — geloben — mit dem ersten Gelde — diß Schuldt — abzuschlan und han dissen Zettell gepresselt" (von pressula, dem Pergamentstreifen, womit das Transfix befestigt war) „durch die Briefe." So wird in dem Bundesbrief der Grafen Heinrich, Otto und Johann zu Nassau mit anderen benachbarten Grafen und Herren

1338, 28. Apr. gesagt: „Ez ist auch unsir gude Wille unde Gehenkenisse, wilch Fürste, Grebe odir Here unsir Mage unde unsir Frunde in dysem Virbuntsenisse sin wil, und dise vorgeschribene Sache in guden Truwen globit" (angelobt) „unde sinen Brib mid syne Ingesigel durch unsir allir Brib sticked, dem sullen wir mit Truwen und mit Eiden virbunden sin." Nach *Erath* in Cod. dipl. Quedlinb. p. 1004 machten die Geistlichen in Processen, auch bei Bestätigung fremder Indulgenzen, von solchen Transfixen häufig Gebrauch. Auch sind von ihm im Codex selbst S. 536 und 543 einige Beispiele beigebracht. — In diplomatischen Lehrbüchern wird man von Transfixen, so wie von Beibriefen überhaupt, nicht leicht etwas finden. Auch scheint es zweifelhaft, daß Beibrief — wie Haltaus bemerkt — zuweilen von einer vidimirten Abschrift gebraucht worden. Wenigstens mag solches nur der Fall seyn, wenn die beglaubigte Abschrift einer anderen Urkunde, einem Original, als Beilage, zugefügt oder in dasselbe eingerückt ward. (*v. Arnoldi.*)

Brief, geschworner; nannte man in der Schweiz, namentlich zu Zürich und Luzern, vor der Statsumwälzung die Constitutionen, durch welche das gegenseitige politische Verhältniß der höchsten Gewalt der Regirungsbehörden und der Bürger bald mit mehr, bald mit weniger Genauigkeit bestimt wurde. Der nach Einführung der Zunftverfassung zu Zürich 1336 errichtete geschworne Brief erhielt 1373, 1393, 1489, 1654 und 1713 Veränderungen. Der Luzernische wurde 1550 zum lezten Mal erneuert. In beiden Städten wurden sie jährlich zwei Mal von der Gemeinheit beschworen. (*Meyer v. Knonau.*)

BRIEFADEL (auch Bullenadel, nobilitas codicillaris), ist im Gegensatze des Geburts- oder Geschlechtsadels derjenige Adel, welcher durch Verleihung des Adels an eine bisher noch nicht adelige Person begründet wird [1]). Der Wunsch, ein möglichst hohes Alter mancher Familien nachzuweisen, veranlaßte die Versuche, schon Beispiele solcher Adelsverleihungen aus den frühesten Zeiten vorzubringen. Wenn man auch nicht läugnen kann, daß schon früh die Ansicht entstand, es gehöre zu den Ausflüssen königl. Gewalt, die Verleihung von Würden und Ehrenstellen, so konnten doch unter den fränkischen Königen keine eigentlichen Adelsbriefe vorkommen, weil damals überhaupt noch kein Adel in dem späteren Sinne als ein geschlossener mit erblichen Vorrechten versehener Stand vorkam [2]); wol konnte aber der König durch gewisse Verleihungen den Grund zu dem Verhältnisse legen, aus welchem der Adel der Familien später sich entwickelte und insofern könnte man Verleihungen der immunitas (emunitas) an eine Villa schon hieher rechnen [3]), weil dadurch die Besitzer solcher Güter Rechte erhielten, die später die wichtigsten Vorrechte des Adels veranlaßten [4]). Auch Verleihungen der Grafenwürde an Personen, welche Ämter und Stellen erblich zu machen versuchten, und jetzt ihr Territorium mit Grafenrecht zu besitzen wünschten, kommen bereits früh vor [5]); so wie sich denn bald Beispiele von Verleihungen der Grafenwürde ohne Verleihung einer Grafschaft finden [6]). Viel weniger mag die Verleihung des niederen Adels in eine frühe Zeit gesetzt werden, und wenn man erwägt, daß der niedere Adel nur allmälig sich aus dem Ritterstande hervorgebildet hat, so kann auf keinen Fall eine frühere Adelsverleihung vorkommen, als bis nicht der Grundsatz sich gebildet hatte, daß zur Erwerbung der Ritterwürde die Abstammung von einem ritterbürtigen Geschlechte gehöre. Da sich nun nachweisen läßt, daß erst Friedrich I. dies Erfoderniß festsetzte [7]), so kann auch vor den Zeiten Friedrichs keine Verleihung des niederen Adels vorkommen, weil hiezu früher keine Veranlassung war. Die ersten Verleihungen sind daher Verleihungen der Ritterwürde unter Umständen, unter welchen dem Candidaten die gesetzlichen Requisite zu dieser Würde fehlten [8]). Eine große Zahl anderer Urkunden, die man als Beispiele von Adelsverleihungen geltend machen will, gehören nicht hieher, sondern bezogen sich auf die Sitte des Mittelalters, nach welcher Personen, die aus dem Dienstmannsnexus traten, sich zur Sicherheit um jedem Widerspruche vorzubeugen, feierlich und oft in schwülstigen Worten die Rechte der Vollfreien bestätigen ließen, als wenn sie nie Ministerialen gewesen wären [9]), und selbst die zwei Haupturkunden [10]), welche man als Beispiele von Adelsverleihungen anführt [11]), sind nur aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Früher als in Teutschland kommen wahre Adelsverleihungen in Frankreich [12]) vor, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß der Wunsch der Könige sich durch solche Neuadelige treu ergebene Personen zu gewinnen, und das Streben, das Ansehen der alten stolzen Barone durch Vermehrung der Adeligen und die Art ihrer Creirung zu beugen, oder zu vermindern, viele Adelsverleihungen veranlaßt habe [13]). In Teutschland kommen unbestreitbare Adelsbriefe seit Karl IV. vor [14]) und von dieser Zeit an vermehren sie sich auf eine für die Würde des Adels höchst nachtheilige Weise. Der Wunsch neuer Adeligen, auch die Vorrechte des alten Adels sich bald zu erwerben, veranlaßte selbst die Sitte, daß dem

1) *Leipziger* de origine nobil. diplomat. Viteb. 1738. *Klüber*, de nobilitate codicill. Erlang. 1788. 2) Mittermaier Grunds. des gemeinen teutsch. Privatrechts § 48. 3) Montag Geschichte der statsbürgerlichen Freiheit, 1r Thl. S. 153. 4) Z. B. Urk. v. Karl dem Großen in *Baluz.* adp. ad Capitul. Tom. II. p. 1400. Urk. von K. Arnulf von 898 in Nachrichten von Juvavia. Urkundenb. S. 118.

5) Urk. v. 1032 in *Meibom* scriptor. rer. germ. t. I. p. 560. Urk. v. 1279 in *Freher* script. rer. G. I. p. 393. 6) *Klüber* de nobil. codicillari p. 34. 7) *Klüber* de nobilit codic. p. 39. 8) S. ein Beispiel in *Petrus de Vineis* epist. lib. VI. epist. 17. auch exzerpirt in *Ludewig* disp. de dignitate uxoris p. 24. 9) Wohlbrück Nachr. v. d. Geschlechte von Alvensleben 1. Thl. S. 369. 10) Urk. v. 1273 v. K. Rudolph für Adelheid v. Münzenberg in *Lünig* Spicil. ecclesiast. p. III. §. 5. p. 548 und Urk. v. 1278 für Elisabeth v. Maltiz in Joachim Saml. verm. Anmerkungen 1. Thl. S. 134. 11) Z. B. Riccius v. landsässigen Adel S. 293. 12) *De la Curne de St. Palaye* de l'ancienne chevalerie Tom. II. p. 142. 294 (in d. Übers. von Klüber) u. Hallam gesch. Darst. des Zustands von Europa. 1. Thl. S. 173. 13) Auch in England, Dänemark und Schweden kommen erst seit dem 14. Jahrhundert Adelsbriefe vor; s. *Klüber* de nobilit. codic. p. 50. 14) Beisp. in *Lünig* Cod. dipl. Ital. Tom. I. p. 2470. *Struv* corp. jur. publ. c. XII. §. 16. p. 440. *Glafey* anecdot. p. 24. viel Interessantes findet sich in einem auch von Klüber benutzten Werke: *Rud. Coronini* Comitis de Cronberg opera miscellan. Venet. 1769.

Candidaten im Adelsbriefe 4 oder 8 Ahnen (daher gemalte Ahnen genant) verliehen wurden [15]), ungeachtet nach den Gesetzen über Ahnenprobe solche gemalte Ahnen nichts halfen, und selbst mit demjenigen, welcher zuerst den Adelsbrief erhielt, die Ahnenzahl nicht begonnen werden konnte. Übrigens konnte dem Briefadeligen nicht der Genuß aller Vorrechte abgestritten werden, welche dem Adel überhaupt zustehen [16]); nur jene Rechte, zu welchen nach Statuten der alte Adel gehört, konnte der Briefadelige nicht in Anspruch nehmen, obwol er ein Geschlecht begründete, in welchem die später Abstammenden als Altadelige galten, wenn nur die nöthige Ahnenzahl hinzukam. Das Recht der Adelsverleihung stand bei der bestehenden Reichsverfassung nur dem Kaiser zu [17]), und denjenigen, welche vom Kaiser das Recht Adelige zu creiren erworben hatten, wie dies bei einigen Reichsständen [18]) und den Pfalzgrafen [19]) der Fall war [20]). Auch die Reichsverweser hatten das Recht, in den Adelstand zu erheben [21]). Für jede Adelsstufe bestand eine bestimte Taxe, welche von dem Candidaten bezahlt werden mußte [22]). Die Auflösung des deutschen Reichs, die Ausbildung neuer Statenverhältnisse, insbesondere das Entstehen souveräner Regenten und die veränderte Ansicht von Adel [23]), bewirkte auch eine andere Ansicht über Briefadel, eine Bezeichnung, die auf die neueren Adelsverleihungen in so ferne noch angewendet werden kann, als auch jetzt noch der Adel durch Verleihung des Regenten an Nichtadelige erworben werden kann. Das Recht der Verleihung hat jetzt jeder Souverän; auch von einem ausländischen Regenten kann zwar der Unterthan eines Landes den Adel erwerben, allein nach dem Grundsatze des neueren Statsrechts, daß Niemand ohne Erlaubniß seines einheimischen Herrscher einen Orden oder eine Auszeichnung annehmen dürfe [24]), muß auch der vom ausländischen Herrscher Geadelte erst noch die Bestätigung durch den Landesregenten nachsuchen. Daß Niemand den Adel blos durch Erlegung einer Geldsumme sich kaufen könne, folgt aus der würdigern Ansicht, welche der Adel in neuerer Zeit gewann, und neue Adelsedikte fordern auch, wenn jemand um Adelsverleihung nachsucht, daß der Bittsteller seine oder seiner Familien Verdienste um den Stat und zugleich ein zum standesmäßigen Auskommen hinlängliches Vermögen vorlege [25]). (*Mittermaier.*)

Briefsammlungen der Gelehrten. Wenn weiland der ehrliche Pastor **Gerber** in Lockwitz bei Dresden die Erfindung, Briefe zu schreiben, als eine unerkannte Wohlthat Gottes schilderte (s. seine unerkannten

15) Beispiel in *Senkenberg* select. jur. et hist. Tom. IV. p. 540. 3. 16) **Riccius** v. landsässigen Adel S. 70. *Klüber* de nobilit. cod. p. 70. 17) *Heumann* exercit. jur. vol. I. p. 102. **Runde** Beitr. 1. Bd. Nr. 19. 18) Z. B. der Erzherz. von Östreich hatte es, **Schröter** östr. Statsr., IV. Thl. S. 146. 19) Beispiele von Creirung solcher Pfalzgrafen in dem erwähnten Werke von Comes Cronberg oper. miscell. I. p. 81, 20) S. auch **Riccius** v. Adel S. 303. 21) *Wernher* de juribus vicariorum S. R. I. in Aurea bulla non expressis. Vit. 1711. 22) Für einfachen Adelstand w[illegible]en 386 Fl., für Ritterstand 724 Fl., für Freiherrnstand 3015 Fl., für Grafenstand 5952 Fl. bezahlt. 23) **Mittermaier** Grundsätze des gem. d. Privatsrechts §. 58. 24) Badische Grundverfassung §. 21. lit. c. **Klüber** öffentliches Recht, §. 411. 412. 25) Baierisches Adelsedikt v. 26. Mai 1818. §. 1.

Wohlthaten Gottes. Th. 1. Dresd. 1726, 8. Kap.
S. 322 ff.), so galt der stille Vorwurf, der darin
liegen scheint, gewiß nicht den Literatoren, welche v
her die Wohlthat des Vorhandenseyns gelehrter Br
sammlungen nur zu dankbar erkannt und benutzt hab
Und sie thaten daran zum Theil gar nicht unrecht. D
wirklich sind jene Samlungen für den Literator d
was die mémoires secrètes für den politischen Hist
ker sind: ein Spiegel der Ansichten und Stimmun
jedes Zeitalters und der Einzelnen in demselben, ein V
räther der engern literarischen Verbindungen, der geheim
Triebfedern und des innern, oft durch Zufälligkeiten l
beigeführten Zusammenhangs merkwürdiger Ereigni
endlich eine reiche Quelle zunächst für die Literargeschi
der Zeiten, in welchen noch keine Zeitschrift die flüchtig
und momentanen, aber oft sehr wesentlich auf das Ge
einwirkenden Erscheinungen des Tags für den spätер
benden Beobachter aufbewahrte. Aber hier, wie dort,
der Spiegel nicht immer hell, der Verräther nicht im
wahr, die Quelle nicht immer lauter, und diese Seite
Briefsamlungen ist so oft übersehen worden, daß
weniger der Gebrauch derselben, als vielmehr die V
sicht bei ihrem Gebrauche ist, welche der Empfehlung
darf. Sie sind nur Quellen zweiten Ranges, und m
sen fast bei jedem einzelnen Factum, welches man
ihnen nimt, einer besondern Prüfung unterworfen r
den. Zuvörderst darf es nicht vergessen werden,
Briefe Kinder des Augenblickes sind, welche mithin h
fig nur die momentane Stimmung oder Laune auss
chen, und an Factis wie an Urtheilen Manches ent
ten, was nähere Erkundigung oder reifere Ueberleg
in einem ganz andern Lichte zeigte. Schon Baudius
stand ganz unbefangen (Epp. p. 17): Lex est
epistolae, ut aliquando debeat hallucinari, und
dürfte es eines besondern Beweises, so würden ihn a
schon die sonst sehr interessanten Briefe von Gui P
zur Gnüge liefern. Die speciellere Untersuchung der Gl
würdigkeit einzeler Briefsamlungen beginnt mit der F
ge, ob wir auch wirklich die Briefe in der Gestalt ha
in welcher sie ursprünglich geschrieben wurden. Von
Stylexercitien eines Manutius, Erycius Puteanus u. Be
ist hier die Rede nicht; diese Männer schrieben, um zu schrei
wie manche Menschen nur deshalb sprechen, weil sie
selbst gern sprechen hören. Aber selbst solche Briefe,
wirklich mit dem Bedürfniß der Mittheilung geschri
wurden, haben bei der Herausgabe theils von ihren
nen Urhebern, theils von den Herausgebern oft Ve
derungen und Verstümmelungen erlitten, welche i
einen großen Theil ihres Werthes rauben. Wer
vertraulichen Briefe selbst herausgab, dem ist allema
mistrauen, weil darin von vorn herein etwas Unna
liches liegt. Welcher Unterschied zwischen dem Ach
gebietenden Lipsius in seinen selbstedirten Centuriis,
zwischen dem bedauernswerthen, in sich selbst zerfall
Manne, wie er in der Burmann'schen Sylloge in Briefen
derselben Periode erscheint! Welche liebenswerthe W
und sanfte Herzlichkeit in den Gellertschen Original
sen, und welche matte Rhetorication in denen, welche
Herausgeber seiner Werke uns als die seinigen darg
ten haben! Sind wir aber auch der vollkommenen

gritát der vor uns liegenden Briefe versichert, wie viel kommt denn nicht immer noch darauf an, von wem, an wen, wo und wann sie geschrieben worden. Man muß genau den Standpunkt festhalten, auf welchem der Briefschreiber stand. Sein Urtheil und seine Darstellung kann individuell oder lokal oder temporell sehr wahr und doch keiner allgemeinen Giltigkeit fähig seyn. Eben so sehr können aber auch beide, absichtlich oder unabsichtlich, aus Befangenheit oder aus berechnender Klugheit, unwahr, im letztern Falle selbst wider die eigne Ueberzeugung seyn. So führt Salmasius in den meisten Briefen bittere Klagen über Neider und Feinde, deren Ungrund Burmann in der Vorrede zu den Gudiusischen Briefen überzeugend darthut. So pflichtet Sarrevius dem Salmasius oft aus Gefälligkeit und aus Rücksicht auf seine Leidenschaftlichkeit in Dingen bei, über welche er sich in gleichzeitigen Briefen an andre Freunde ganz anders äußert. So waren die teutschen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts mit lobpreisenden Superlativen freigebig, die oft kaum im Positiv gelten können. Und wer mag die Veranlassungen alle aufzählen, die den Menschen im Leben bald mit bald ohne sein Wissen und Willen bestimmen, sich anders zu geben, als er ist und fühlt. Und doch ist, was so nahe liegt, so unbegreiflich oft eben von den Literarhistorikern übersehen worden. Man durchblättere die Biographien früherer Gelehrten — wie oft ist da auf ein freundliches, vielleicht durch eine erhaltne Gefälligkeit abgenöthigtes Wort eines Briefstellers, auf welches man im täglichen Leben nicht das mindeste Gewicht legen würde, das ganze Verdienst des vorgeführten Helden begründet worden! Oder man schlage Popeblount's auf einer guten Idee beruhende aber schlecht ausgeführte censura celebrium auctorum nach — wie dampft uns da von allen Seiten der Weihrauch entgegen, den der Verfasser aus Briefsamlungen ohne Auswahl und Kritik in seinen Speicher zusammengetragen hat. Es ist nicht nur interessant, sondern selbst nützlich, die Stimmen der Mitwelt über ausgezeichnete Menschen oder merkwürdige Ereignisse zu vernehmen, weil wir aus ihnen über den größern oder geringern Grad ihrer Wirksamkeit und über die Ursachen derselben Aufschluß erhalten, und wir werden nie ein lebendiges Gemälde der literarischen Thätigkeit eines Einzelnen oder eines ganzen Zeitalters liefern können, wenn wir nicht bei der Mitwelt die Farben dazu leihen. Aber durch ihr Glas dürfen wir nicht sehen, und wir dürfen nicht glauben, daß ihr Standpunkt, weil er der nächste, eben deshalb auch der richtigste sey. Die Lectüre von Briefen gelehrter Männer darf, wenn sie nicht zur bloßen Unterhaltung, sondern für ernstere Zwecke unternommen wird, nicht ohne gründliche und zusammenhängende literarische Vorkenntnisse begonnen werden, und man muß dabei, wenn sie zu klaren Übersichten führen soll, eine chronologische Ordnung beobachten. Es reicht hin, wenn man sich anfangs nur auf die Briefsammlungen solcher Männer beschränkt, die auf ihr Zeitalter vorzüglich gewirkt haben. Die der weniger einflußreichen können alsdann, je nachdem man für ein einzelnes Zeitalter ein besonderes Interesse erlangt hat, mehr oder weniger vollständig vor die Hand genommen werden. Und wie viele kann man nicht ohne allen Verlust ganz ungelesen lassen! Nur als Beispiel folge hier ein Verzeichniß einiger Samlungen, welche bei einem zusammenhängenden literarischen Studium nicht vernachlässigt werden dürfen. Wir schränken uns dabei, der Menge wegen, nur auf die neuere Zeit ein. An der Spitze stehen billig die beiden reichhaltigen, mit eben so großer Treue als verständiger Auswahl gemachten größern Samlungen von Peter Burmann (Gudii et aliorum epistolae. Ultraj. 1697, 4. und Sylloge epistolarum. Leidae, 1727, 4. 5 Voll.), welche zur Geschichte des literarischen Lebens im 16ten und 17ten Jahrhunderte die schätzbarsten Documente bieten. Neben ihnen ist die von Goldast herausgegebene centuria epistolarum philologicarum (Lips. 1674, 8.) nicht zu vernachlässigen. Der Eintritt der neuen Zeit spiegelt sich in Petrarca's Briefen zuerst klar ab. Stürmischen und fast leidenschaftlichen Eifer für das klassische Studium sprechen Francesco Filelfo's, Ant. Beccatelli's und Poggio's Briefe, mildere Theilnahme die von Leon. Bruni, Coluccio Salutato, Franc. Barbaro, Ambr. Traversario, Aug. Politiano, J. Ant. Campanus und Marsilio Ficino aus. Die des Enea Silvio sind mehr für andere, besonders politische, Beziehungen des Lebens interessant. In des Cardinal Bembo Briefen erscheint alte und neue Zeit, nicht blos bei literarischen Gegenständen, in einem so ausgeglichenen und so friedlichen Einklange, wie er seitdem nicht wieder gesehen worden ist. Mit Tritheim's Briefen kündigt sich die in Teutschland erwachte Thätigkeit an, für die bald erfolgenden literarischen Kämpfe sind die epistolae obscurorum virorum, die epistolae clarorum virorum ad J. Reuchlinum (am vollständigsten Hagenoae, 1519, 4.), und Erasmus Briefe reiche, doch sehr vorsichtig mit einander zu vergleichende Quellen, und Luthers, Melanchthons, Zwingli's, Oecolampadius und Calvinus Briefe zeigen uns, doch einseitig, das innere Getriebe der ernsten Geistesrevolution, welche jener Impuls in Teutschland bald hervorbrachte. Das ruhigere Verfolgen des frühern Pfades blickt in Teutschland aus Wilibald Pirkheimer's, Eobanus Hessus und Joach. Camerarius, in Frankreich aus W. Budé's, der Hotomänner, Lambin's und Turnebus, in Italien aus Caleagninus, Muretus und Majoragius Briefen hervor. Die schöne Periode zu Ende des Jahrhunderts, in welcher, zunächst in Holland, die Liebe zum klassischen Alterthum als Wissenschaft auftrat, hat ihre besten, noch nicht im Zusammenhang benutzten Quellen in den Briefen von Scaliger (die interessantesten dieses Gelehrten enthält nicht die besondere Samlung, sondern die Burmann'sche Sylloge), Lipsius, Casaubonus, Salmasius, Johann Wouwer und der beiden Heinsius. Von weniger allgemeinem, aber desto mehr individuellem psychologischen Interesse sind die Briefe des gelehrten und geistreichen Libertins Baudius; die von Cunäus lassen tiefere Blicke in das holländische Universitätsleben thun und geben zugleich manchen Aufschluß über die damaligen störenden Einflüsse theologischer Streitigkeiten. An mannichfachen, zunächst literarischen Mittheilungen sind die des vielseitigen Gerhard Johann Vossius reich;

aber als Gelehrter, als Statsmann, als Bürger und als Mensch zugleich strahlt Grotius in den seinigen in einer Glorie, welche bei seiner Wahrheit des Charakters über allen Verdacht erborgten Schimmers erhaben ist. Von echt französischem Conversationstalent zeugen die Briefe von Gui Petin, durch ihre Mannigfaltigkeit eben so anziehend, als wegen der häufigen Unrichtigkeiten mit großer Vorsicht zu brauchen. Die wenigen von Peiresc in verschiednen Sammlungen (namentlich in der folgenden) gedruckten Briefe erregen den Wunsch einer vollständigern besondern Herausgabe derselben. Von sehr mannigfaltigem Interesse ist die Camden'sche (Guil. Camdeni et illustrium viror. ad eum epp. Lond. 1691, 4.) und Magliabechi'sche Correspondenz (Claror. Venetor. Belgarum et Germanor. ad Magliabechium epp. Flor. 1745, 8. 5 Bde). Ein anziehendes Bild der teutschen literarischen Thätigkeit zu Anfange des 17ten Jahrhunderts geben die Epistolae clarorum virorum ad Goldastum (Francof. 1688, 4. leider sehr nachlässig und incorrect gedruckt), und insbesondre für die Studien über das Mittelalter sind Christian Daum's und Thomas Reinesius Briefe von Werth. Weniger belehrend sind dagegen die von Hermann Conring. Durch die Einführung und Verbreitung der Journale verlor der gelehrte Briefwechsel an objectivem Interesse, was er an subjectivem gewann, aber er wird eben von dieser Periode an durch die Controle, welche jene Institute bieten, leichter zum Gebrauch. Aus Italien sind besonders durch ihr literarisches Interesse die Briefe von Apostolo Zeno merkwürdig. Das französische literarische und gesellige Leben schildern eben so lebendig als anziehend die Briefe von Jean Batiste und Jean Jacques Rousseau, Voltaire, Diderot, Alembert, der Marquise du Deffand und die Correspondenz des Baron Grimm. In Teutschland zeichnen sich in dieser Periode die von Schelhorn herausgegebne Uffenbachsche Correspondenz und die Briefsamlungen von La Croze, Leibnitz, Lessing, Winkelmann und die von Körte aus dem Gleimschen Nachlasse herausgegebene, so wie in England die von Bentley, Richardson und Johnson aus. Aus Holland empfehlen sich die Briefe von Bayle durch ihr literarisches und die von Ruhnken zunächst durch ihr philologisches Interesse. Man wird bei diesem flüchtigen Überblick der Briefliteratur, so wenig er eine auch nur theilweise Vollständigkeit beabsichtigt, eben so sehr manche ausgezeichnete Namen vermissen, als man bei der Lecture einzeler Briefsamlungen finden wird, daß noch vieles Wichtige gar nicht zum Vorschein gekommen sey. Und wirklich bergen auch öffentliche und Privatbibliotheken des In- u. Auslands noch reiche Schätze dieser Art in ihrem Dunkel. Da schwerlich irgend eine öffentliche Bibliothek ohne größere oder geringere Samlungen ungedruckter Briefe ist, so können hier nur beispielsweise einige angeführt werden. Gegen dritthalbhundert Briefe von Celtes liegen in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, über hundert von Erasmus, von denen Burscher nur einen Theil herausgegeben, in der Universitätsbibliothek zu Leipzig, ungedruckte Briefe von Luther und Melanchthon in den Bibliotheken zu Dresden und Wolfenbüttel. In Dresden finden sich auch eigenhändige Briefe v Beza, Jac. Lectius, dem Kardinal Mo talto (nachmals Sixtus V.), der Bianca C pello, 79 eigenhändige Briefe von Hugo Gr tius an Andr. Appelboom und 288 abschriftlic desselben an die Königin Christina, Axel Oxenstiern a. Eine reiche Samlung ungedruckter Briefe von u an Casaubonus verwahrt das britische Museum, Val. Andreä's ganze Correspondenz ist in Wolfenbü tel, Gottscheds Correspondenz in der Universitätsbibli thek zu Leipzig, und ungedruckte Briefe von Winkel mann besitzen der Fürst von Anhalt-Dessau und d Hofbuchhändler Walther zu Dresden. Welcher reic Vorrath in der hamburger Stadtbibliothek befindlich se lehrt *J. Cp. Wolfii* conspectus supellectilis epistolicae (Hamb. 1736. 8.) *). Und welche schätzbare Do cumente zur innersten Literargeschichte mögen nicht in de Vaticana, in der königl. Bibliothek zu Paris und in de für diese Zwecke noch gar nicht benutzten britischen Bi bliotheken verborgen liegen? Wie viel fehlt uns noch z den Briefen des Petrarca und Scaliger? von Salmasius Cujas und Peiresc Briefen ist nur ein kleiner Theil ge druckt; noch weniger von denen, des fast mit allen Ge lehrten seiner Zeit correspondirenden Magliabechi, und wi weit lichter würde eine sehr merkwürdige Periode vor uns stehen, wenn wir den Briefwechsel der ersten teutschen Humanisten vor uns hätten! Aber es ist keine leichte Aufgabe, ungedruckte Briefe herauszugeben. Schon das Geschäft des Ausmittelns, ob sie noch ungedruckt sind, ist

*) Morhof (Zapf's Nachtrag zu Johann v. Dalberg, S. 34.) hat mehre Orte angegeben, wo Samlungen ungedruckter Briefe merkwürdiger Gelehrten zu finden sind. Verzeichnisse dieser Art können nur durch fortgesetzte Beiträge einen gewissen Grad der Vollständigkeit erhalten; hier deswegen noch einen Nachtrag. In der Bibliothek der aufgehobenen Universität Helmstädt befanden sich 14 Bände Briefe des Herzogs August von Braunschweig an Joh. Valentin Andreä, wie auch Briefe von Luther, Melanchthon und Bugenhagen (*Struv.* Introd. in notit. rei liter. c. 4. §. 34. p. 383.). In der Bibliotheca Anonymiana (dem 1738 erschienenen Verzeichnisse der Büchersamlung des nürnbergischen Antistes Solger), sind die in derselben befindlichen Samlungen eigenhändiger Briefe merkwürdiger Gelehrten, vornehmlich aus dem 16. Jahrhundert, angegeben. Unter den den Commercii epistolaris Uffenbachiani Selectis beigefügten Abhandlungen handelt eine de epistolis virorum cel. ad Wilh. *Schikardum*. Der 1802 verstorbene Superintendent Schelhorn in Memmingen besaß eine beträchtliche Samlung eigenhändiger Briefe der berühmtesten Männer aus dem 16. 17. und 18. Jahrhundert (Schelhorn's Anleitung für Bibliothekare, Bd. 1. S. 150. 311.). Der verstorbene Generalsuperintendent Crusius zu Harburg besaß Briefe der gelehrtesten Italiäner, Franzosen, Engländer, Dänen und Teutschen an J. E. Grabe (*Crusii* Diss. epist. de scriptis etc. quae in lucem publicam edenda parat. Lips. 1728.). Eine große Menge nirgends gedruckter Originalbriefe von Isaak Casaubonus und wie es scheint, von vielen seiner gelehrten Zeitgenossen an ihn, befand sich in der 1818 für das britische Museum erkauften Bibliothek des verstorbenen D. Burney. Ungedruckte Briefe von Hugo Grotius besaß die 1706 zu Hamburg versteigerte Bibliothek des dänischen Statsraths Gudo, deren Handschriften meist in die Weimarische gekommen sind. *Morhof* Polyh. T. I. l. 1. c. 24. n. 23. c. 25. n. 15. Jöcher's Gel. Lexikon, Art. Gudius. Jöcher a. a. O. Art. Grotius. *Struv.* l. c. c. 8. §. 23. p. 802. Schelhorn a. a. O. S. 123. Ebendas. S. 124. Hallische Allg. Litztg. 1806. Nr. 198. (*Höck.*)

bei der großen Menge der vorhandenen Samlungen und da so viele in heterogenen Werken (z. B. in den unschuldigen Nachrichten) zerstreut sind, nicht leicht. Wie viel Mühe macht es nicht allein, einen Brief von Luther oder Melanchthon als ungedruckt zu verificiren. Wäre Arenhold's bibliotheca universalis epistolarum, von welcher nur ein Conspectus erschien (Hannov. 1746, 4.), zur Wirklichkeit gekommen, so möchte vielleicht die Aufgabe leichter seyn. Dann aber sollte man nie die vielen vorhandnen unnützen Samlungen dieser Art ohne Noth durch die Edirung von Briefen vermehren, welche nicht eine wirkliche Lücke ausfüllen und auf irgend eine Periode ein helleres Licht werfen. Zu einer Beurtheilung dieser Art aber gehören nicht nur sehr gründliche und umfassende literarische Kentnisse, sondern zugleich auch eine nicht geringe Belesenheit in andern Briefsamlungen. Das Verstümmeln von Briefen können wir nicht billigen. Was man nicht ganz zu geben wagen darf, das gebe man lieber gar nicht. Es liegt allemal eine Indiscretion darin, blos Bruchstücke zu geben, aus denen die entschuldigenden oder gebietenden Umstände oder lokalen und temporellen Einflüsse nicht mildernd oder aussöhnend hervorleuchten. Wir übergehen, was Pflicht und Ehre über Briefe lebender Personen in jedem Gewissenhaften so laut fodern, daß der, welcher deshalb erst die Encyclopädie nachzuschlagen nöthig hätte, schwerlich sich an diesen unsern Artikel kehren würde. (*Ebert.*)

Briefsamlungen (Orientalische. Inscha) Wir ordnen dieselben nach Verschiedenheit der Sprache in arabische, persische und türkische. 1) Arabische. **Mima itena bi dschumaat min inschaihi we inschai maasirihi**, d. i. was sich fügt zur Samlung von seinen und seiner Zeitgenossen schriftl. Aufsätzen von Salaheddin Essafedi, der im 8. Jahrh. d. Hed. blühte (auf der bodlejanischen Bibliothek Nr. 388.). **Kitabol inscha fi enwail mukatebat wel muraselat**, d. i. das Buch des schriftlichen Aufsatzes in verschiedenen Gattungen von Vertrauten- und Geschäftsbriefen von Mohammed Abul Hassan Al-bekri, der im J. d. H. 923 (1517) zu Kairo blühte (auf der Bibliothek des Eskurials Nr. 529). **Sumretun-nasirin we nushetun-nadirin**, d. i. das Vergnügen der Schauenden, und Seltenen von Kenaribeg, eine Samlung von Briefen mit ihren Antworten (auf der leydener Bibliothek No. 1515). **Edebjat Ibn Ahmed Al-farabi**, d. i. philologische Sachen, eine Briefsamlung Ibn Ahmed Al-farabi's (auf der leydener Bibliothek Nr. 1519, bei Hottinger S. 278 heißt der Verf. Alfesasi).

2) Persische. **Inschaat farsi**, d. i. persische Aufsätze in 5 Bänden, worunter sich vorzüglich die des berühmten Vesiers und Dichters Mir Alischir und des Geschichtschreibers Nadirschah's Mohammed Mehdichan auszeichnen (in der Samlung des Hrn. Rousseau Nr. 246 — 250). **Schifai schahi**, d. i. die königliche Heilung, eine Samlung von Briefmustern zusammengetragen durch den berühmten Übersetzer des **Humajun-name**, Hussein Ben Ali Al-waiz Al-kiaschifi, (in der Frässer'schen Samlung). **Inschai Safi**, d. i. die Aufsätze des Weisen, eine Samlung von Briefen für alle Klassen der Menschen (in eben derselben Samlung), — **Inschai herkern**, eine ähnliche Samlung von Geschäftsaufsätzen mit dem persischen Texte und der engländischen Übersetzung herausgegeben von Francis Balfour zu Calcuta 1789. **Munschi**, d. i. der Sekretär, eine persische Anthologie, worin sich auch Briefmuster befinden, herausgegeben von Gladwin. — Die Briefe **Tibbu saib's**, in der Übersetzung herausgegeben vom General Kirkpatrik. — **Mundschiati dschami**, d. i. die schriftl. Aufsätze Dschami's, im Drukke herausgegeben zu Calcutta im J. d. H. 1811. — Nebst den Briefmustern des Dichters Dschami u. Mir Alischir's sind in Persien noch die des Dichters Saib und Ibn-jemin's, die der Dichter Mir Chosrus Aghehi und Schabfur's sehr geschätzt (s. Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Seite 135. 234. 319. 367 und 412.), unter den spätern Briefsamlungen zeichnen sich das **Inscha Abul Fasl's**, des großen Großvesiers, des großen Großmoguls Mohammed Akbar in 3 Bänden vor allen andern aus. Die Briefsamlungen Wahid's und Chowaresmi's finden sich auf den vorzüglichsten Bibliotheken Konstantinopels, und in der **Tibbu Saibs** noch die folgenden: **Tahmasbname**, d. i. das Buch Tahmasb's, die Samlung der öffentlichen Schreiben Schah Tahmasb's I. an den Großmogul und an den osmanischen Sultan. — **Rikaati aalem giri**, d. i. die Welt erobernden Schreiben, enthält den öffentlichen Briefwechsel zwischen dem Großmogul Orengsib und seinem Vater Schah Dschihan. Einige dieser sehr geschätzten Briefe wurden vor beiläufig 30 Jahren in Bengalen von Cales herausgegeben, und zwei derselben befinden sich in Scott's Geschichte von Dekan. **Destchatt aalem giri**, d. i. die Welt erobernden Handschreiben, desselben indischen Kaisers Handschreiben und Verhaltungsbefehle an seine Sekretäre. **Inschai Kassim tibi**, d. i. die Korrespondenz zwischen Sultan Kutbschahs von Gollonda und Sultan Aadilschah von Bidschapur, um das Jahr 1514 gesammelt von Kassim tibi. — **Inschai Mir Mohammed**, d. i. die schriftlichen Aufsätze Mir Mohammed's, eine Samlung der amtlichen Korrespondenz der Beamten Kutbschah's von Gollonda, veranstaltet vom Sekretär Mir Mohammed. — **Inschai Dschan Mohammed**, eine Samlung von Geschäftsaufsätzen unter der Regirung Aadilschah's, gesammelt vom Sekretär Dschan Mohammed, und eine andere von Briefen; an denselben Sultan, veranstaltet vom Sekretär Suhuri, unter dem Titel: **Inschai Suhuri**. **Gulschen adschaib**, d. i. das Rosenbett der Wunder. Eine Samlung von Geschäftsbriefen unter der Regirung Orengsib's vom Sekretär Ramsing. — **Tohfetol Selatin**, d. i. das Geschenk der Sultane. Eine Samlung von Geschäftsaufsätzen aller Art in 3 Theilen. — **Munaseretol-inscha**, d. i. die Betrachtung der Briefstellerkunst von Dschilani. **Bedaiol-inscha**, d. i. die Figuren der Briefstellerkunst von Jussuf. **Bedaiol funun**, d. i. die Figuren der Wissenschaften. **Edabol-murselin**, d. i. die Sitten der Briefschreibenden von Abdol-dschelal.

3) Türkische Briefsamlungen. Die Türken haben verhältnißmäßig die Briefstellerkunst weit mehr

ausgebildet, als die Araber und Perser, und zählen daher eine weit größere Menge von Briefsamlungen als diese, welche insgemein den Titel Inscha oder Munschiat (im Plural) führen. Nicht nur Dichter und Schönschreiber, sondern auch Statsmänner vom ersten Range zeichneten sich als kunstgewandte Briefsteller aus. Schon Mahmud pascha, der gelehrte und unglückliche Großvesier Mohammed II. wechselte mit dem gelehrten Vesiere Mir Alischir Briefe, die wie die seinigen als Muster gelten. In seine Stufen traten unter Baijasid II. Ahmed Kemalpaschasade und unter Suleiman dem Großen die Gebrüder Dschelalsade. Aus den Dichtern seiner Zeit waren Messihi, Sekaiji, Lami und Latifi zierliche Briefsteller. Der Flor der türkischen Briefstellerkunst fällt aber ein ganzes Jahrhundert später in die Hälfte des 17ten der christlichen Zeitrechnung, wo die Gelehrten Muftis, Jahja und Essad das Talent schöner Briefschreiberkunst, in den ihnen untergeordneten Dichtern und Gesetzgelehrten durch Beförderung zu Amt und Ehren begünstigten; da blühte eine Schar von Briefstellern, unter denen Hadschi Chalfa dem Kerim-Tschelebi den ersten Platz anweist, während andere denselben dem Nerkissi zuerkennen. Weniger gesucht und gekünstelt als der Letzte schrieben die Statssekretäre Tadschsade und Oktdschisade, in deren Fußtapfen die gelehrten Statskanzler und Vesiere Rami und Raghibascha traten. Besonders gelten die Vorträge des Letzten in der türkischen Statskanzlei als Muster guter Schreibart, wiewol denselben vielleicht die Aufsätze Nobi Efendi's an Einfachheit und Ungezwungenheit vorzuziehen sind. Der jüngste große Briefsteller der Osmanen war Aasim Ismael Efendi der Mufti, gest. im J. d. H. 1173 (1759). Die Eintheilung der Briefe ist gewöhnlich in Glückwünschungsschreiben **Tehnietname**, Beileidschreiben **Tasietname**, Bittschreiben **Ridschaname**, Dankschreiben **Schukrname**, Fürbittschreiben **Schifatname**, Sehnsuchtsschreiben **Ischtiiakname** und Freundschaftsschreiben **Mohabbetname**. Alle diese Arten von Briefen finden sich auch in unsern Briefstellern. Nur die Siegesschreiben **Tethname**, bedürfen einer besondern Erklärung. Diese sind nämlich poetische Beschreibungen von gewonnenen Schlachten und eroberten Festungen an die Statthalter des Reichs oder an auswärtige Mächte versendet. Die Vorträge an den Kaiser heißen **Telchiss**. Die Diplome **Berat**, die Befehle des Sultans **Ferman** und die der Statthalter **Bujurldi**, Bittschriften **Arsuhal** (auf persisch **Rikaat**), Anzeigen **Jilam**. Die Handschreiben des Kaisers sind unter ihrem Namen **Chatti scherif**, d. i. die edlen Zeilen auch in Europa bekant. Offene kaiserliche Schreiben oder Kreditive heißen **Namei humajun**. Die vorzüglichsten Briefsamlungen sind: **Gülscheni Inscha**, d. i. das Rosenbeet der Briefsamlungen vom Scheich Mahmud Ben Edhem, verfaßt unter der Regirung Sultan Baijasids II. in einer Einleitung und 3 Abtheilungen, auf der pariser Bibliothek Nr. 620. — **Gül Sadberg**, d. i. die hundertblätterige Rose vom Dichter Messihi. — **Siwerol-mekatib**, d. i. die Formen der Briefe vom Dichter Sekaji. — **Enissol-kulub fil inscha**, d. i. der Vertraute der Herzen der Brief-

stellerkunst von Mustafa Ben Ahmed, berühmt un
dem Namen Aali der Defterdar, gest. im J. d.
1008 (1599). Eine Briefsamlung desselben Verfa
führt den Titel: **Menschaol inscha**, d. i. der Ort
Wachsthums der Briefsamlungen, unter welchem Ti
auch 30 Jahre später Mohammed Ben Moha
med Esch-schahi, berühmt unter dem Namen O
dschisade, gest. im J. d. H. 1039 (1629), seine Sa
lung von Briefen heraus gab. — **Muschkilat insch**
d. i. die Schwierigkeiten der Briefstellerkunst von meh
ungenannten Verfassern, welche ihre Werke auch öf
Inschai dschedid, d. i. die neue Briefsamlung betite
Solche **Inscha** finden sich in allen Samlungen orient
scher Handschriften, die vorzüglichsten türkischen Br
samlungen aber, welche den allgemeinen Namen **Mu
schaat** führen, sind die von Ghanisade oder Ghar
lisade, gest. im J. d. H. 980 (1572), von Dscha
Ben Tadschibeg, gest. im J. d. H. 940 (1533) u
von seinem Bruder Saad; von Ahmed Ben Sul
man Ben Kemalbascha, gest. im J. d. H. 940 (153
vom Mola Mohammed aus Aidin, vorzugsw
Munschi, d. i. der Briefsteller genant, gest. im J. d.
1000 (1591); von Emrollah Hanali oder Kan
Sade Kerami, gest. im J. d. H. 1000 (1591).
Mufti Mohammed Ben Mustafa Bostan Sad
gest. im J. d. H. 1007 (1597); vom Scheich Musta
Jabani aus Rusdschuck, gest. im J. d. H. 1007 (159
vom Mola Mohammed Ben Abtolghani Nadi
gest. im J. d. H. 1032 (1622); von Oweis B
Mohammed, berühmt unter dem Namen Weisi, g
im J. d. H. 1035 (1625); vom Mola Mustafa B
Pir Mohammed Asmisade Haleti, gest. im J.
H. 1040 (1630); von Scheichi (verschieden von d
großen Dichter dieses Namens), gest. im J. d. H. 1
(1633), von Atallah Ben Jahja Ben Pir
Newissade Attaji, gest. im J. d. H. 1044 (163
dessen Vater Jahja Ben Pir Ali Nassuh Ne
die persische Briefstellerkunst Chodscha Dschihan's
Türkische übersetzte; von Pirisade Mohammed Ef
di dem Mufti, gest. im J. d. H. 1085 (1674);
Aassim Ismail Efendi dem Mufti, gest. im J. d.
1173 (1759); endlich von Nabi Efendi und von
obbenannten Großvesieren Rami und Raghibbasc
Merkwürdig für die Geschichte sind die sogenannten **Mu
schaat humajun**, d. i. kaiserliche schriftliche Aufsä
welche eine Samlung von wirklichen Geschäftsschrei
der osmanischen Sultane an orientalische und occiden
lische Herrscher und an ihre Vesiere enthalten. Dergleic
finden sich auf der leydener Bibliothek Nr. 1503 u. 15
auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien Nr. 61, 62,
und 68, in der Samlung der kaiserlich-orientalischen A
demie zu Wien und ihres Direktors des Herrn Pr
Höck, in der des Herrn Grafen Rzewusky, und
Vfs. Eine der wichtigsten Samlungen dieser Art ist
Nr. 78 und 79 auf der pariser Bibliothek, wovon
Inhaltsverzeichniß in den **Notices et extraits des m
nuscrits de la bibliotheque nationale Tom. V.** p
668. gegeben ist. Endlich finden sich dergleichen Sch
ben politischen Inhalts bei Friedensunterhandlunge
Friedensschlüssen und andern wichtigen Gelegenheiten

lassen, in den Annalen des osmanischen Reiches abgedruckt. Die Vorträge an den Kaiser Telchiß hat Niemand als nachahmungswerthe Muster zierlicher und künstlicher ausgearbeitet, als der Großvesier Raghib bascha, der außerdem noch ein berühmtes Inscha und eine hieher gehörige Geschichte der Unterhandlungen mit Nadirschah unter dem Titel: Tahkiku tewfik, d. i. Bestätigung und Leitung hinterließ. Die nähere Inhaltsanzeige der meisten, s. in der Geschichte osmanischer Literatur bei Eichhorn unter dem Titel Epistolographie.

4) Gerichtliche Aufsätze und Geschäftsschreiben. Die gerichtlichen Aufsätze, welche insgemein unter den Namen von Sidschillat (in auf- oder absteigender Linie verwandt mit Sigillum) oder Sukuk, d.i. Urkunden überhaupt, werden zweifach eingetheilt, 1) in die gerichtlichen Schreiben al-murasselat, und in die Verträge al-uhud. Samlungen solcher Geschäftsschreiben sind auf der leydner Bibliothek Nr. 1504 und 1506, dann Murassalat wel mekatib, d. i. Sendschreiben und Briefe gesammelt von Ben Feridun Ahmed, dem Statssekretär für die Monogrammen, gest. im J. d. H. 991 (1583). Inschai Abdollah Schakir Mohassebei Dschisije, d. i. die Briefsamlung des Abdollah Schakir, Präsidenten des Bureau der Kopfsteuer, enthält die Formeln von Bittschriften, Schuldscheinen, Verschreibungen, Vorladungsschreiben, Rechnungsurkunden u. s. w. — Unter dem Titel: Esch-schurut wessidschillat, d. i. Bedingnisse und Urkunden machte schon Ebi Dschafer Ahmed Ben Mohammed Et-tahawi, gest. im J. d. H. 321 (932), die erste Samlung solcher Urkunden in 40 Theilen. Dann Ebi Seid Ahmed Esch-scheruti, eine dreifache, nämlich: eine große, kleine und mittlere. Weiters Ebi Naßr ed-dejussi; der Richter Ebi Naßr Ahmed Ben Mohammed von Samerkand; der Richter Dschelalleddin der Hanefite in 24 Abschnitten. — Der Imam Al-holwani unter dem Titel: Es-sokt, d. i. der Feuerfunke. Burhaneddin Omar Ben Marda, gest. im J. d. H. 249 (863); Sahireddin Hassan Ben Ali Almorghaninani, Ebibekr Ahmed Ben Ali, bekant unter dem Namen Al-chasaff; Hilal Ben Jahja Er-rami von Baßra, gest. im J. d. H. 239 (853); Ebubekr Mohammed Ben Abdollah Essairefi behandelt diesen Gegenstand weitläufig in seinem Werke: Edebol Kasa wesch-schurud wel-mewassik, d. i. die Sitte des Richteramts der Verträge und Urkunden. Kitabol wessikat, d. i. das Buch gerichtlicher Formeln auf der leydner Bibliothek Nr. 1493, 1504 und 1506. Busaatol-kasi lihtiadschihi ileihi fil mostakbil wel masi fis-sukuk, d. i. das Kapital des Richters, dessen er bedarf, so in der Vergangenheit sowol als Zukunft zur Ausfertigung gerichtlicher Urkunden, von Pir Mohammed Ben Mussa, bekant unter dem Namen Gölkedissi, d. i. die Teichkatze und vom berühmten Mufti Ebis-suud, gest. im J. d. H. 982 (1574). — Kalaidot-des dschilat wel-ukud wetassarrufol kasi wesch-schuhud, d. h. die Halsbänder der Urkunden und Verträge und die Besitzergreifung des Richters und der Zeugen vom Richter Ebi Omran Mussa Ben Issa, der es im J. d. H. 791 (1388) verfertigte. — Dschamiot-Fahssil fi ahkiamil merassil, d. i. der Sammler des Erwerbs, in den Gesetzen der Sendschreiben, vom Scheich Salaheddin Ebi Said chalil, gest. im J. d. H. 761 (1359). Rausol enif fis-sukuk wes-sidschillat, d. i. der blühende Garten der Urkunden und gerichtlichen Instrumente. — Schusurol-ukud fi tarichil-uhud, d. i. die Theilchen der Knoten in der Geschichte der Verträge, v. Ebil Faradsch Abdor-rahman Ben Ali Ben Aldscheseri, gest. im J. d. H. 854 (1450). — Rausatol-kusat we tarikun-nedschat, d. i. der Garten der Richter und der Weg der Rettung von Fahreddin El-silefi, eine Urkundensamlung Nedschot tarik fi ilmit-tewrik, d. i. der gerade Weg in der Wissenschaft der Blätterbeschreibung, vom Richter Amadeddin Ebi Mohammed Abdor-rahman Ibn Salem Ben Naßrola von Damaskus. — Muhimmatol kusat fis sukuk, d. i. die wichtigsten Geschäfte der Richter in den Urkunden von Hamsa aus Karahissar, besteht aus einer Einleitung und 10 Hauptstücken. (*v. Hammer.*)

Briefwechsel (in Bezug auf das Postwesen). Das Band der Posten ist dergestalt geflochten, daß, im Allgemeinen, von jedem Punkte aus, wo sich eine Postanstalt, auch nur die kleinste, befindet, nach jedem andern Punkte des Posten-Bereichs correspondirt werden kann: der Anschluß und die Auslieferung an die betreffenden Landesposten erfolgt überall auf eine, durch gegenseitige Verträge zwischen den Oberpostbehörden der resp. Staten bestimmte Weise, wobei der Portoantheil, die Verbindlichkeit zur Entschädigung der Korrespondenten, für den Fall einer Vernachlässigung von Seiten der Postbeamten u. s. w. genau regulirt sind. Nur findet dabei noch die Einschränkung Statt, daß, einerseits, zum Theil aus Unbekantschaft mit dem genauen Betrage der so sehr verschiedenen Posttaxen, nicht überall der volle Portobetrag bis zum Bestimmungsorte vom Absender erlegt, sondern nur bis zur Gränze oder irgend einem andern bestimmten Punkte frankirt werden kann; anderseits aber die Korrespondenz nach gewissen Ländern nothwendig bis zu einem gewissen Punkte frankirt seyn muß, indem sie die jenseitigen Postanstalten sonst nicht aufnehmen (gezwungene Frankaturen). Ins Detail kann hier darüber nicht gegangen werden; der Frankozwang ist in den verschiedenen Ländern verschieden, und ändert sich auch mit der Zeit, nach Maßgabe eines eintretenden engeren Vernehmens zwischen den verschiedenen Postbehörden. Eigentlich sollte, Behufs der Vollständigkeit, der öffentlich auszuhängenden Posttaxe jedes Ortes ein Verzeichniß der allda Statt findenden gezwungenen Francaturen angehängt seyn.

Bei der Einlieferung seiner Briefe zur Post hat der Korrespondent, nächst dieser Rücksichtnahme, eine sorgfältige Angabe dessen, was sie etwa an Beilagen enthalten, ob gedruckte Sachen, oder Manuscripte u. s. w., und ferner eine Bestimmung, ob er die Beförderung mit der reitenden oder fahrenden Post verlangt, zu machen, indem sich nach diesen beiden Umständen ziemlich allgemein der Portosatz richtet. In Hinsicht auf Gelder, Documente,

Packereien u. s. w. sind, namentlich wenn sie ins Ausland gehen, außer der darüber von den Postanstalten zu erfodernden Empfangsbescheinigung, noch andere Maßnahmen erfoderlich, die theils von den Bedingungen, unter denen nur Garantie geleistet wird, theils von den Mauthsystemen der verschiedenen Staten abhangen; daher man wohl thut, einer solchen Verpackung und Versendung eine genaue diesfallsige Erkundigung bei der Postanstalt seines Ortes vorangehen zu lassen. — Nichtbeschwerte Briefe werden von den Postanstalten der meisten Länder nur summarisch, in Begleitung gewisser Zettel (Korrespondenzzettel), auf welchen sie nur der Anzahl nach vermerkt sind, expedirt; an einigen Orten, z. B. im Östreichischen, werden indeß auf Verlangen und gegen gewisse Gebühren, Empfangsscheine (Recipisse), auch über einzele dergleichen Briefe ertheilt. Solche „recommandirte" Schreiben trägt der Postbeamte alsdann zum Schlusse des Korrespondenzzettels namentlich ein, und sie werden dem Empfänger gegen eine, hiernächst an das colligirende Postamt zurückgehende Bescheinigung ausgehändigt. Im Preußischen werden auch die unbeschwerten Briefe sämtlich namentlich, in Verzeichnisse (Charten) eingetragen (inchartirt); jene wohlthätige Einrichtung der Recipisse hat daher, bei der ohnedies schon bewirkten Sicherheit, hier nur noch in dem einzelen Falle der Zufertigung gerichtlicher Citationen durch die Post Statt, welche den Empfängern gegen Vollziehung des documenti insinuationis zugehändigt werden. Hegt der Korrespondent gegründete Zweifel wegen richtiger Bestellung irgend eines, den Posten zur Bestellung anvertraueten Gegenstandes, so bleibt ihm das Mittel eines Laufzettels. Das colligirende Postamt weist nämlich, auf einem eigenen Zettel, die richtige Absendung des fraglichen Gegenstandes nach, welcher Zettel hienächst den Cours verfolgt, und, vom Empfänger bescheiniget, zurückkommen muß. Diese Maßregel leidet besonders im Preußischen, wegen des oben erwähnten, namentlichen Eintragens aller Gegenstände, gar keine Schwierigkeiten; und man findet darüber, so wie über das preußische Postwesen überhaupt sehr gründliche Belehrung in Mathias Darstellung des preußischen Postwesens, Berl. 1817, 3 Bände; wohin wir ohnedies verweisen müssen, um diesem Artikel hier keine ungebührliche Ausdehnung zu geben.

Man hat in der letzten Zeit viel von Verletzung des Postgeheimnisses, durch Brieföffnung und geschickte Wiederverschließung auf den Postanstalten, und den Mitteln gesprochen, sich dagegen sicher zu stellen. Ein ausreichendes Mittel gibt es dagegen freilich so wenig, als gegen die Nachahmung der engländischen Banknoten; was Menschenhände gemacht haben, können Menschenhände auch nachahmen. Allein die Furcht ist übertrieben. Aus eigenem Antriebe gibt sich ein Postbeamte, den die unzählbare Menge der durch seine Hände laufenden Briefe so gleichgiltig dagegen machen, daß er froh ist, wenn er sie nur richtig expedirt hat, zu einer an sich ehrlosen, und überdies durch das Gesetz schweren (im Preußischen, mit Festungsstrafe) verpönten Handlung, kaum her; geht die Maßregel aber von der Regirung aus (wol verstanden, wir untersuchen hier nicht, ob irgend ein Verhältniß der Umstände eine moralische Berechtigung dazu begründen könne; eine Untersuchung, die hier weit führen würde), so läßt sich doch vernünftiger W[…] erwarten, daß dies nur in den dringendsten, und […] sehr seltenen Fällen geschehen werde. Dann gibt es […] nur ein Mittel, von dem mit Wahrscheinlichkeit […] folg zu erwarten steht: in der äußern Gestaltu[ng] seiner Briefe alle diejenigen gewöhnlic[hen] Vorsichtigkeitsmaßregeln zu unterlassen, […] die Besorgniß einer Eröffnung durch unb[e]fugte Hand verrathen. Ein, etwa gleich der K[or]respondenz der Kaufleute unter sich, mit Mundlack sch[ein]bar nachlässig verschlossenes Couvert wird die Aufm[erk]samkeit des, von seiner Regirung zur Aufsicht auf ei[ne] in der Regel fast unübersehbare Zahl von Schreiben […]stellten Beamten, gewiß weniger auf sich ziehen, als […] solches, das auf diejenige künstliche Art verwahrt ist, […] der das weimarische Oppositionsblatt eine so lehrreiche A[n]weisung ertheilt hat *). — (*Nürnberge[r]*

BRIEG, Fürstenthum Schlesiens. Mancherlei V[er]änderungen erfuhr dieser Theil der Provinz, ehe diese […] dem preußischen Zepter unterworfen wurde. Bis z[um] Ableben Herzog Heinrich V. 1296 stand das ganze F[ür]stenthum unter den über Mittelschlesien gebietenden F[ür]sten. Als nun Heinrichs drei unmündig hinterlaßne S[öh]ne nach erlangter Regirungsfähigkeit die väterlichen B[e]sitzthümer theilten, und dem Bruder, welchem das kle[in]ste zufiel, Geldsummen nachzahlten, so wählte der älte[ste] Boleslav III. Brieg und erhob es 1330 zum beso[n]dern Fürstenthum. Er hatte sich während der Vormun[d]schaft am böhmischen Hofe aufgehalten und des Köni[gs] Wenzel IV. Tochter geheirathet. Stolz auf diese Ve[r]bindung befehdete er den Herzog Konrad von Öls u[nd] entriß ihm Kamslau, Pitschen und Kreuzburg; geri[eth] aber wegen unmäßiger Verschwendung bald in tiefe Sch[ul]den und suchte Unterstützung bei seinem Schwager, J[o]hann, König von Böhmen, der sie ihm blos zusag[te,] wenn er sein Lehnsträger würde. Boleslav ward es 133[…] änderte aber seine schwelgerische Lebensart nicht und ka[m] darüber in so dürftige Umstände, daß er nicht allein al[le] seine Städte, sondern sogar seinen Prinzen Ludwig ve[r]pfändete und Grottkau dem Bischof Prezislaus verkauft[e.] Um nun wieder selbständig zu werden, trat er das Fü[r]stenthum Liegnitz seinem Sohne Ludwig ab und behie[lt] nur die Städte Ohlau und Brieg, Städte, die vom He[i]rathsgute seiner Gemalin erkauft waren. Hier lebte […] eingezogen aus Noth, bis er sich 1353 durch den Genu[ß] von 13 jungen Hühnern eine Indigestion zuzog, welch[e] ihn nach wenigen Tagen ins Grab stürzte. Sein Leich[]nam wurde im Kloster Leubus beigesetzt. Sein Soh[n] Ludwig I. übergab nun Liegnitz dem Bruder Wenzel un[d] behielt Brieg, wo er bis zum Tode 1398 so löblich re[]girte, daß man ihm den Beinamen des Gerechten gab[.] Nach ihm kam sein Sohn Heinrich mit der Schramme zur Regirung, starb aber schon 1400. Ihm folgte Lud[…]

*) Einen Beweis dafür liefert der Umstand, daß unter de[r] Schreckens-Regirung Frankreichs, Briefe teutscher Korrespondenten an Zeitungsexpeditionen unter wahren oder erdichteten Handelsfirmas, blos mit Mundlack verschlossen, immer unversehrt ankamen. (*H.*)

wig II., der seinem Halbbruder Heinrich IX. Lüben, Hainau, Ohlau und Kimptsch abtrat, dann nach Jerusalem zum heil. Grabe wallfahrtete und unterwegs in die Gefangenschaft der Sarazenen gerieth. Mit großen Kosten bewirkten die Landstände dessen Auslösung. Nach mancherlei Unglücksfällen besonders im Hussitenkriege, wo er Brieg, Kreuzburg und Pitschen versetzen mußte, um Lebensunterhalt zu bekommen, starb er 1436 zu Liegnitz. Wegen seiner zweiten Gemalin Elisabeth, Tochter Friedrichs, des ersten Kurfürsten von Brandenburg, die ihm aber, wie die erste, keine Kinder gebar, lebte er mit diesem Hause in enger Freundschaft. Darum erbte des Verstorbnen Neffe Ludwig III. Brieg nebst Zubehör. Seine Söhne Johann von Lüben und Heinrich X. von Goldberg widersetzten sich mit Waffengewalt, als der König Ladislav von Böhmen Liegnitz als verfallnes Lehn einziehen wollte, richteten aber nichts aus. — Friedrich I., Heinrichs X. Sohn, trat 1454 die Regirung an und machte sehr nützliche Verbesserungen. Als König Mathias Korvin ihm 1469 Liegnitz zurückgegeben, erneuerte er das dasige Schloß, erbaute die Burg auf dem Grätzberge, befestigte Kimptsch und lösete die von Ludwig II. versetzten Städte wieder ein. Sein Tod erfolgte leider schon 1488 im 42. Lebensjahre, indessen vollendete seine Witwe Ludomilla die Erziehung der beiden unmündigen Prinzen Friedrich II. und Georg mit kluger Einsicht bis sie 1503 starb. — Georg I. beherrschte fortan Brieg, führte einen prachtvollen Hofstat, starb aber kinderlos 1521. Sein Bruder Friedrich II. H. von Liegnitz, der 1505 auch Palästina besucht hatte und sich zu Luthers Lehrsystem bekannte, wurde durch Ankauf etlicher Weichbilder und Wiedereinlösung verpfändeter reich und brachte 1537 die Erbverbrüderung mit Kurbrandenburg zu Stande, welche Schlesiens Besitznahme 1740 veranlaßte. Er st. 1547. — Georg II., sein ältester Sohn erbte Brieg, machte nützliche Verbesserungsanstalten daselbst, besonders in Absicht der Landwirthschaft und Polizei und unternahm mehre Bauten, worunter das brieger Gymnasium gehört. Im Türkenkriege 1566 war er Anführer der schlesischen Hilfsvölker. Er starb 1586. Joachim Friedrich und Johann Georg, seine Söhne, regirten 6 Jahre lang gemeinschaftlich und wohnten zu Ohlau, weil Brieg ihrer Mutter Witthum war. Nachdem aber Joh. Georg 1592 gestorben war, erhielt Joachim Friedrich auch Liegnitz und verfuhr im Betreff der Regirungsart, wie sein Vater. Von ihm wurde 1588 Brieg gegen die Oderseite ganz neu befestigt, 1591 Porchwitz gekauft und 1599 Silberberg nebst Reichenstein. Er starb 51 Jahre alt 1602, und hinterließ zwei Söhne, die sich in des Vaters Nachlaß theilten. Georg Rudolph erhielt Liegnitz und Johann Christian Brieg. Wohlau wurde zu Liegnitz geschlagen. Der Kaiser erhob zwar den Johann Christian zum Oberlandeshauptmann von Schlesien, allein die Unruhen in Böhmen, welche 1618 den 30jährigen Krieg veranlaßten, bewegen den Herzog diesen Posten niederzulegen. Hierauf ernannte er seinen Sohn 1635 zum Statthalter vom briegschen Fürstenthume und begab sich nach Osterrode in Preußen, wo er 1659 sein Leben beschloß. Unter seinen 3 Söhnen erhielt Georg III. Brieg, Ludwig Liegnitz u. Christian Wohlau. Ludwig starb 1663 und das Jahr darauf auch Georg; worauf dann Christian sämtliche Fürstenthümer vereinigte, aber nur bis 1672 die Regirung führte. Seine Witwe, die Herzogin Luise, übernahm die Vormundschaft des jungen einzigen Prinzen Georg Wilhelm, der aber nur kurze Zeit regirte; die Blattern rafften ihn weg im 15. Lebensjahre 1675. Mit ihm erlosch der Stamm der Piasten, und der Kaiser zog das Fürstenthum Brieg ein, welches, so wie die übrigen der Provinz, Oels ausgenommen, Erbfürstenthum wurde.

Seit Preußens Besitznehmung ist dasselbe in 5 Kreise eingetheilt, die zusammen 10 Städte, 2 Marktflecken, 355 Dörfer und 21 Kolonien enthalten. Der erste, oder brieger Kreis umfaßt auf 11 □M. 2 Städte, 2 Marktflecken, 68 Dörfer und Kolonien, 32,500 Einw., darunter 28,000 evang. und 4000 kathol. Christen samt 454 Juden. Da die Oder den Kreis fast in der Mitte durchschneidet, so findet die Eintheilungsbenennung teutsche und polnische Seite Statt. — Die Arealfläche ist eben, ohne Berge, daher auch weder Steine noch Metalle vorhanden sind. Thongruben gibt es nur zwei. In Ansehung der Ackerfruchtbarkeit zeichnet sich die teutsche vor der polnischen Seite aus, wo mehr Hirse und Heidekorn wächst, als Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln. Der Flachsbau ist zum Bedarf hinlänglich. Hopfen wird wenig angepflanzt und jährlich gewint man etwa 5000 Fuder Heu. Dagegen halten die Bewohner viel auf Obst- und Weinbau, der auch ihren Fleis belohnt. Die Waldung ist auf der polnischen Seite am stärksten und besteht meist aus Nadelholz; auf der teutschen Seite aber ist sie sehr gelichtet; blos der Hochwald macht Ausnahme. — Außer der Oder liefern die großen Teiche bei Pogarell und Böhmischdorf, nebst etlichen kleinern allerlei Gattungen von Fischen. Wild ist ebenfalls nicht selten. Waldbienen findet man auf der polnischen Seite und Hausbienen im Kreise 1600 Stöcke. — Pferde und Rinder sind auf der teutschen Seite vom großen, auf der polnischen hingegen vom Mittelschlage. Die Wolle der Schafe war vormals grobhärig; jetzt begint man dieselbe durch spanische Stähre zu verfeinern.

Die Einwohner auf der teutschen Seite sind gesittet, eine Folge der verbesserten Schulerziehung; minder gebildet sind die auf der polnischen Seite und große Freunde vom Brantwein. Auch ihre Wohnungen von Lehm oder Schrotholz aufgeführt, sind schlechter als die auf teutscher Seite, worunter man viel massive antrifft. Letztere haben viel Betriebsamkeit und leben meist in guten Vermögensumständen. Im Winter wird Garn gesponnen und daraus eine besondere 2 Ellen breite Leinwand gewebt, die jeder Verfertiger im Sommer selbst bleicht; sie wird aber nie ganz weiß, wozu wol auch das harte Wasser beitragen mag.

Zu den Denkwürdigkeiten des Kreises gehören: die Trümmer eines alten Schlosses im Ritschner Walde und hier auch heidnische Begräbnißplätze; zu Michelau findet man den noch unverweseten Leichnam eines vor 280 Jahren verstorbenen Frauenzimmers im kupfernen Sarge, der 1779 zum erstenmal geöffnet wurde.

Brieg, schlesische Kreisstadt 6 M. SO. von Breslau, an der Oder. Daß die Umgegend dieser Stadt von heidnischen Slaven bewohnt gewesen, beweisen die vielen

Aschentöpfe, welche auf den Neudorfer Sandbergen unlängst ausgegraben wurden. Bis 1250 war Brieg nur ein Dorf ohne Kirche, mit einem fürstl. Jagdschloß. Herzog Heinrich V. baute 1287 die erste Kirche und gab dem Orte Stadtrecht. Bolko I. von Schweidnitz legte die Festungswerke an, welche 1807 von den Franzosen geschleift wurden. Es befinden sich hier 3 katholische und 2 evangelische Kirchen, 1 Gymnasium, 6 Hospitäler, ein Zucht- und Irrenhaus. Im Zeughause wird unter andern das Schwert aufbewahrt, womit am 22. Juni 1497 Herzog Nikolaus von Oppeln geköpft worden; und in der evangelischen Hauptkirche steht das von Echtler nach Langhansens Zeichnung ausgeführte Denkmal des Grafen von Gesler, der bei Hohenfriedberg 1745 allein 67 östreichische Fahnen und Standarten erbeutete. — Die Stadt hat 5 Thore, 14 Hauptstraßen, 4 Marktplätze, 558 Häuser und 8960 Einwohner, welche sich von der Brauerei, etwas Weinbau, Manufakturen und Handel nähren. (*Chr. Fr. Em. Fischer.*)

BRIEL, die Hauptstadt eines Bezirks von 3 Kantonen und 27,157 Einw. in der niederländischen Provinz Südholland. Sie liegt auf der Nordseite des Werders, Voorne in der Maasmündung, ist mit unhaltbaren Festungswerken umgeben, aus welchen 2 Thore auf das Land führen, hat 4 Kirchen, 940 Häus. und 3223 Einwohner, die meistens Fischer oder Lootsen sind, hat auch einen kleinen Hafen, der jedoch nur von einheimischen Fahrzeugen benutzt wird. Diese Stadt war die erste, welche die Meergeusen unter Lumag 1572 in ihre Mauern aufnahm und dadurch den Grund zur künftigen Freiheit der vereinigten Niederlande legte, auch hat sie mehren braven Künstlern, die ihren Namen führen, so wie dem berühmten Admiral Tromp, das Leben gegeben. (*Hassel.*)

BRIEL (R. Jehuda), Oberrabbine zu Mantua, gest. daselbst 1722. Das Kina (Trauergedicht), welches R. Simson Cohen Moden auf seinen Tod zu Venedig herausgab, die Lobeserhebungen seines Schülers R. Salomo Basila in der Vorrede zu der Schrift אמונת חכמים, einige seiner in verschiedene Schriften aufgenommenen Rechtsfragen*) beweisen, daß er außer Mantua bei seinen Glaubensgenossen in Italien im großen Ansehen stand. Auch ist von ihm eine Anweisung zum Erlernen des Hebräischen gedruckt, welche ihn als einen braven Grammatiker charakterisirt. Aus einem Schreiben des Ang. Contarini an Unger konnte Wolf nichts weiter berichten, als daß B. mehre Schriften hinterlassen, in welchen er die Wahrheit der jüdischen Religion begründet habe. De Rossi macht uns mit diesen Schriften, welche er im Mscpt. besitzt, genauer bekant**). (*Hartmann.*)

BRIEGLEB (Johann Christian), Konsistorialr[...] und Director des akademischen Gymnasiums zu Cobu[...] geb. den 2. Dec. 1741 zu Görlitz, wo sein Vater, [...] hann Valentin, Subrector war, der 1782 als Konrec[...] des Gymnasiums zu Eisenach starb, nachdem er **Breviarium doctrinae christ.** Isenaci 1768. 8. **Dicta cla[...] sica vet. Test.** Ib. 1770. 8. **Syntaxis gerundioru[...] supinorum et participiorum**, durch biblische Exem[...] erläutert. Ebend. 1770. 8. u. e. A. herausgegeben hatte[...] Der Sohn studirte seit 1759 in Jena, wurde 1763 [...] zieher der Kinder des Generals von Hardenberg auf d[...] sen gleichnamigem Gute, ferner zu Hannover und Gö[...] tingen, wo er zugleich Vorlesungen besuchte, und ka[...] von da, an Feders Stelle, 1768 als Professor an d[...] akademische Gymnasium in Coburg. Die Direction d[...] ser Anstalt erhielt er 1796, wurde 1800 zugleich Kon[...] storialrath, und starb den 23. Junius 1805, wenige T[...] ge vor dem 200jährigen Jubiläum des erwähnten Gym[...] nasiums, dessen Schicksale er in vielen Programmen u[...] in seiner Geschichte des **Gymnasii Casimiriani acade[...] mici** zu Coburg (1. Th.) Cob. 1793. 8. beschrieben ha[...] In vielen andern Schulschriften zeigt er gute philolog[...] sche Kentnisse: **De lectione Terentii, philosoph[...] non indigna, Programmata IX.** Cob. 1769 — 78. [...] **De brevitate Sallustiana.** Ib. 1774. 4. **De ingeni[...] philosophico Sallustii.** Ib. 1779. 4. (er besorgte auc[...] eine Ausgabe dieses Schriftstellers **cum adnotatt. se[...] lectioribus.** Cob. 1773. 8.) **De Cicerone cum Epicur[...] disputante.** Ib. 1778. 4. **De frugalitate veterum, i[...] primis Romanorum.** Ib. 1779. 4. u. a. m. Nich[...] ohne Beifall blieben einige seiner, jetzt durch bessere ver[...] drängte, philosophische Lehrbücher, besonders die Grund[...] sätze der Logik. Altenb. 1774; 4te verb. Aufl. 1791. 8[...] und die philosophischen Grundsätze von der menschliche[...] Sele, von Gott u. unsern Pflichten. Eb. 1778; 3te Af[...] 1800. 8. Er ist Vater von drei Söhnen (Friedrich Ludwig; Johann August und Karl August Friedrich), die al[...] Schriftsteller bekant sind **). (*Baur.*)

Brien, s. Irland und O'Briens.

BRIENNE, Stadt im Bez. Bar sur Aube, des franz. Dep. Aube. Sie liegt an der großen Straße von Chaumon[...] nach Paris, und besteht eigentlich aus 2 Theilen, die beide eine Lieue von einander entfernt sind, Brienne le Chateau mit 1 schönem Schlosse, 1 Bibliothek, Naturalienkabinette, Park, und Brienne la ville, die eigentliche Stadt, die 285 Häus. und mit dem Schlosse 3191 Einwohner zählt, die 1 Stahlfabrik, Strumpfwirkerei und Baumwollspinnerei unterhalten und guten Wein bauen. Die Militärschule, wo Napoleon seine erste militärische Bildung empfing, ist jetzt eingegangen. Im Kriege von 1814 fielen in der Nähe verschiedene Gefechte und auch die Schlacht bei Rothiere vor, und sowol Napoleon als General

---

*) Nach Wolf (Bibl. h. T. III. p. 306) existirt von diesem Jehuda Beriel (wie er ihn irrig nent) ein Brief, in welchem er die Bücher des R. Nehemija Chaija zum Feuer verurtheilt. Ein anderer Brief desselben, über die richtige Modulation des priesterlichen Segens an R. Nehemija Ben Baruch gerichtet, steht in dessen מציץ ומליץ (Vened. 476. Chr. 1716. 4.) S. 22.

**) S. de Rossi's Schriften: Della vana Aspettazione degli ebrei, Parm. 1773. 4. p. 44. 57. 101. Esame delle Riflessioni teologico-critiche, Parm. 1775. 4. S. 64. Bibliotheca judaica antichristiana, Parm. 1800. p. 21 sq. Mss. Codices hebraici etc. ad Cod. hebr. 1202. ital. ed Cod. 12. 13. *Dizionario storico etc.* Vol. I. p. 75.

*) Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Band.

**) Bock's Saml. von Bildn. gel. Männer, 2. Bd., wo er sein Leben selbst beschreibt. *J. A. Briegleb* Pr. cui inest laudatio patris. Cob. 1806. 4. und eine von demselben herausgegebene Selbstbiographie. Ebend. 1808. 4.

Blücher waren auf dem Schlosse der Gefangenschaft ausgesetzt. (*Hassel.*)

BRIENNE-LE-CHATEL (le Chateau), gab ehemals den Namen einer Grafschaft, welche zu den sieben Pairien von Champagne gehörte, und nach einander von den Häusern Brienne, Enghien, Luxenburg, Beon und Loménie besessen, auch 1587 von Heinrich III. zu Gunsten Karls von Luxenburg zu einem Herzogthum, jedoch ohne Folgen, erhoben wurde. — Es war das Stammhaus eines der edelsten und berühmtesten Geschlechter der Christenheit, und so fruchtbar an verwegenen Abenteuerern, kühnen Condottieris und zu Allem fertigen Winterkönigen, daß ihm selbst in Frankreich, in der Wiege der Ritterschaft, in der Heimath der irrenden Ritter, nur die einzigen Montforts verglichen werden dürfen. Engelbert I. erscheint in einer Urkunde der Abtei Monstier-Ramey, aus Hugo Capets drittem Regirungsjahre. Walther I. erheirathete die Grafschaft Bar-sur-Seine; von seinen Söhnen setzte Erhard I. die Hauptlinie fort. Milo erhielt die Grafschaft Bar-sur-Seine; sein Stamm erlosch mit Milo III., der samt seinem Sohne Walther vor Damiette den Tod fand (1219). Engelbert, Walthers I. dritter Sohn, wurde der Ahnherr des Hauses Conflans, von welchem unten die Rede seyn wird. Walther II., Erhards I. Sohn, stiftete die Abtei Basse-Fontaine. Sein zweiter Sohn, Andreas, welcher mit Rameru abgefunden war, erheirathete Venisy, und fiel in der Belagerung von Acre, an der Spitze des französischen Heeres (1191). Dieses Andreas Enkel, Erhard von Brienne-Rameru, machte wegen seiner Gemalin starken Anspruch auf die Grafschaft Champagne, wurde jedoch, durch Urtheil der Pairs von Frankreich, abgewiesen. Er ist der Stifter der Abtei zu Rameru. Sein dritter Sohn, Erhard, fiel in Asien, im Kampfe mit den Sarazenen, sein Enkel Heinrich, der Ludwig IX. auf seinem Kreuzzuge gefolgt war, starb in Ägypten, 1250. Mit Heinrichs Sohne, Erhard, erlosch die Linie von Rameru, nach 1278.

Erhard II., Walthers II. älterer Sohn, ist nur als Vater Walthers III. und Johanns, des nachmaligen Kaisers und Königs, merkwürdig. Beide Brüder zogen, im engen Vereine, nach Asien, wo sie bald zu den tapfersten Rittern des Abendlandes gezählt wurden, daß mehre sicilianische Große, denen alles erträglicher erschien, als der Hohenstaufen Herrschaft, Walthern III., nach Kaiser Heinrichs VI. Ableben, auf ihren Thron beriefen. Walther ließ sich nicht nöthigen; an der Spitze einer nicht unbedeutenden, in Frankreich gesammelten Macht, begleitet von seinen Vettern, dem ritterlichen Eustach von Conflans, dem eisernen Walther von Mömpelgard, nachmaligem Regenten von Cypern, und vielen andern tapfern Degen der Champagne, die sämtlich zur Wiedereroberung des heiligen Landes das Kreuz genommen hatten, und im Vorbeigehen, dem Landsmann dienen, Ehre und Beute gewinnen wollten, überstieg er die Alpen. Papst Innozens III., der beide Sicilien dem Kirchenstate zu erwerben wünschte, erkannte in Walther ein taugliches Werkzeug für seine Absichten. Er vermälte ihn (1201) mit Marien, Tancreds des Bastards, weiland König in Sicilien, hinterlaßener Tochter, einer Schwester des unglücklichen Kindes, welches, auf Heinrichs VI. Befehl geblendet und entmannet, seine Tage in Hohenems vertrauern mußte, belehnte ihn auch mit Tancreds Erbtheile, mit dem Fürstenthum Tarent und der Grafschaft Lecce. — Gestärkt durch den neuen Anspruch, brach Walther in das Königreich ein, und zum ersten Male wurde das seitdem in Unter-Italien oft erneuerte Schauspiel gesehen. In einem Augenblicke war ganz Apulien in seiner Gewalt, Städte und Barone wetteiferten, wer am schnellsten den neuen Herrn erkenne, während die teutschen Besatzungen, die Heinrich VI. hinterlassen, sich in den Festungen einschlossen. Die Kreuzfahrer, denen hier nichts zu thun übrig war, verließen das Heer, um in Asien Feinde zu suchen, die ihrer würdig wären. Kaum war Walther mit seiner Hausmacht und den 60 Rittern, die ihm König Philipp August geliehen, allein, als ein wüthender Aufruhr sich durch das ganze Königreich verbreitete. Alle vereinigten sich zum Verderben der Franzosen, und plötzlich sah sich Walther in Capua von ungeheuerer Übermacht belagert. Als es so weit gekommen, daß der Tod seinen Leuten als das kleinste Übel erscheinen mußte, fiel er unerwartet, mit 200 Helmen, in der Feinde Lager; die 3000 Ritter der Sicilianer wichen dem ungestümen Angriff, wurden auf das Fußvolk geworfen, mit diesem vermischt überwältigt, und nach allen Winden hin versprengt. Zum zweiten Male war Walther des Königreichs Meister; aber er schien es nur zu seyn. Geschlagen waren die Barone, nicht vernichtet, und viele wichtige Städte noch von kaiserlichen Truppen besetzt, über welche Graf Diepold von Acerra den Oberbefehl führte. Dieser vor Allem mußte Walther sich zu entledigen suchen, und, der großen Meister in Asien gelehriger Schüler, zeigte er sich im Belagerungskriege eben so erfahren, als in offener Ritterschlacht furchtbar. Jeder Tag wurde durch die Einnahme einer Feste bezeichnet, nachdem auch Brindisi, als Waffenplatz und Hafen gleich wichtig, gefallen war, schien der Krieg mit der Bezwingung von Kampanien ein Ende nehmen zu müssen. Unter den wenigen Punkten, welche die Teutschen noch behaupteten, war Sarno fast der wichtigste; darum hatte Graf Diepold in Person die Vertheidigung übernommen. Bald stand Walther im Angesicht der Feste, trunken von seinem Glücke, ungeduldig, die theuer errungene Krone auf seinem Haupte zu befestigen, sprengte er unbegleitet dem Hauptthore zu, mit ungeziemenden Worten Übergabe fodernd. Die Teutschen ergrimmten, mehre überstiegen die Mauern, den neuen Goliath zu züchtigen, und Walther von Brienne fiel im Zweikampfe, oder wurde gefangen nach der Festung gebracht und auf Diepolds Befehl getödtet.

Walther IV., des vorigen nachgeborner Sohn, verlebte seine Jugend in Apulien, auf der Mutter Gütern, neben welchen er auch Brienne besaß. In reifern Jahren pilgerte er nach dem heiligen Grabe; Walther der Große heißt er, wegen der Thaten, die er als Kaiser Friedrichs II. Statthalter vollbracht (von 1229 an), in den Jahrbüchern von Jerusalem. König Hugo I. von Cypern verlieh ihm, zugleich mit der Hand seiner Tochter Maria, die Grafschaft Jaffa. In dem zweitägigen Treffen bei Gaza (1244), führte Walther den linken Flügel

des christlichen Heeres. Als der Charesmier Gefangener wurde er, Angesichts von Jaffa, mit den Armen an einen Baum aufgehängt, in der Meinung die Qual des Gebieters würde die Thore der Festung öffnen. Ungerührt von dem eigenen Leiden, von der Seinen Schmerz, ermahnte er diese zur tapfersten Gegenwehr. Nach 7jähriger Gefangenschaft empfing er in Ägypten die Märterkrone (1251); seine Gebeine ließ sich Ludwig der Heilige ausliefern und in Acre beisetzen.

Hugo, Walthers IV. zweiter Sohn, begleitete Karl von Anjou auf dem Zuge nach Neapel; zur Belohnung erhielt er die von Friedrich II. eingezogene Grafschaft Lecce zurück, mit S. Donato, Tripazzo und Tibenrano (1269). Mit Isabellen von la Roche erheirathete er das Herzogthum Athen, Theben, Corinth, Argos, Caritene. Sein Sohn, Walther V. bediente sich der Catalonier, um den wankenden Thron von Athen zu unterstützen; sie halfen ihm den Herzog von Durazzo und Patras, und den Despoten von Akarnanien bekriegen, nahmen ihnen mehr denn 30 Burgen in Achaja und zwangen sie zum Frieden. Jetzt werden die Catalonier Walthern gefährlicher, als die offenen Feinde; er wollte sich ihrer mit Gewalt entledigen, und verlor Schlacht und Leben an den Ufern des Cephissus, 1312. Seine Witwe, Johanna von Chatillon, verzehrte sich in unnützen und kostspieligen Versuchen zu Wiedereroberung der griechischen Staten, und hinterließ dem einzigen Sohne nur die tief verschuldeten Güter in Apulien und Champagne.

Dieser, Walther VI., wurde an dem Hofe zu Neapel erzogen; bereits 1326 vertraute ihm der König Florenz, das Bollwerk und die Schatzkammer der Welfen. Er wußte dem unruhigen Volke seine Herrschaft angenehm zu machen, und hatte nicht wenigen Antheil an dem Mißlingen von Ludwigs des Baiern Römerzuge, 1327. Auch ihn ergriff die unglückliche Sucht, der Großmutter Besitzungen jenseit des Meeres wieder zu gewinnen. Im August 1331 ging er zu Brindisi, mit einer auserlesenen und zahlreichen Mannschaft zu Schiffe. Ohne Widerstand landete er bei Arta, denn sorgfältig vermieden die Catalonier jedes Zusammentreffen, in Ruhe hinter den Engpässen Akarnaniens, die Wirkungen eines verpesteten Klimas erwartend. Sie durften nicht lange warten. Krankheiten und Mangel vernichteten das französisch-neapolitanische Heer, und, nachdem er auch den einzigen Sohn verloren, mußte Walther sich glücklich schätzen, mit wenigen Begleitern dem Trauergestade zu entrinnen. In den J. 1339 und 1340 diente er in Frankreich dem neuen König, Philipp von Valois, bis ein unerwartetes Ereigniß, ihn nach Italien zurückrief. Die oft mishandelten Pisaner hatten in einem großen Treffen unter den Mauern von Lucca (2. October 1341.) ihre Rache an den Florentinern genommen, und im Gefolge des Siegs war Lucca selbst an sie übergegangen (6. Juli 1342). Die Welfen in Toskana, denen ihre Anführer verächtlich geworden, schienen verloren ohne auswärtige Hilfe. König Robert von Neapel, der einzige, der es vermochte, war zum Helfen willig, allein ihn drängten aufrührerische Große und feindliche Sicilianer. In der Verlegenheit erinnerte der König sich Walthers von Brienne, der vor 16 Jahren den Florentinern vorgestanden, und sogleich wurde dem neapolitanischen Lehnmann die Weisung, sich nach Florenz zu begeben, um der Regirung in ihren Nöthen beizustehen. Nicht ungern gehorchte der Herzog von Athen. Als Pilgrim vermumt, entging er den Nachstellungen der gibellinischen Fürsten. Kaum angekommen, verließ er schon wieder die Stadt, um als Freiwilliger im Lager zu dienen. Während Heerführer und Heer bei jeder Gelegenheit Schande ernteten, war Walther in mehren kleinen Gefechten glücklich, daß, als Malatesta's Scharen endlich in den Mauern von Florenz Schutz suchten, das Volk in seinem Grimme die Obrigkeit nöthigte, Walthern erst zum Capitano di justitia, und, nach Malatesta's Abzuge (1. August 1342), zugleich zum Feldhauptmann zu ernennen, womit die höchste Gewalt in Krieg und Frieden in seiner Person vereinigt war. — Diese schnelle Erhebung verdankte Walther dem Unwillen des mishandelten Volkes, wie der Eifersucht zweier mächtiger Parteien, Adel und reichen Demagogen (Popolani grassi), welche um die Regirung buhlten. Eine richtige Politik würde der gedrückten Menge einige Erleichterung vergönt, die beiden Factionen, so viel möglich, ins Gleichgewicht gesetzt haben, und wirklich schienen des Capitano erste Schritte von dieser Ansicht geleitet. Trotz der erwiesenen Unfähigkeit der Häupter der Popolani grassi für Krieg und Frieden, hatte der Umstand, daß sie seit Jahren dem Regiment vorstanden, ihrer Partei ein gefährliches Übergewicht verliehen. Walther benutzte die Schmach, welche auf ihr ruhete, um sie zu entwaffnen. Den Johann v. Medicis, der Lucca übergeben, den Altoviti, der durch Ungerechtigkeit die Aretiner zur Empörung gezwungen hatte, ließ er hinrichten, den Ricci und Ruccelai, beide grober Veruntreuung an dem Statsschatze überwiesen, zu Geldstrafen verurtheilen, welche ihre Häuser in Armuth versetzten. Als durch diese Erschütterung der Credit auch der reichsten Geldwechsler bedroht war, trat Walther tröstend unter die Zagenden, und versprach Hilfe und Vorschuß aus den Statskassen, wenn sie, fortan nur ihm dienend, seine Absichten fördern wollten. Den Adel, welchem ein ungerechtes Gesetz der vorigen Machthaber kaum die unveräußerlichen Menschenrechte gelassen hatte, gewann er durch das Versprechen von dessen Zurücknahme, die untern Stände durch freundliche Herablassung. — Kaum hatten einige Getreue davon gesprochen, daß es vielleicht rathsam wäre, Walthern die Herrschaft der Stadt zu übergeben, als einige Edelleute hierauf förmlich vor dem Collegium der Prioren antrugen. Der Gonfaloniere widersprach mit männlichem Ernste; seiner Warnung ungeachtet, wurde jedoch beliebt, die Frage dem versammelten Volke zur Entscheidung vorzulegen. Als die Gemeinde und auch der Herzog, umgeben von 120 Reisigen und dem gesammten Adel der Stadt (nur die einzigen Tosa waren ausgeblieben), auf Marien Geburt (8. September 1342) vor dem Palast erschienen, fragte der Prior Rustichelli mit lauter Stimme, ob das Volk des Capitaneo Gewalt um ein Jahr verlängern wolle. Statt der Antwort erhob sich ein wildes Geschrei, Walther solle sein Lebelang Florenz regiren. Die Eifrigsten erhoben ihn auf ihren Schultern, der Menge den neuen Herrscher zu zeigen, der Palast wurde erstürmt, die alte Obrigkeit ausgetrieben, das Adelsgesetz den Adeligen zur Vernich-

rung überliefert, das Banner der Republik im Kothe geschleift, aller Orten des Herzogs von Athen Wapen aufgepflanzt. Die ersten Tage verstrichen in dumpfem Erstaunen, für Walther nicht unbenutzt. Aus allen Landschaften und Heeren Italiens strömten Franzosen und Burgunder seinen Fahnen zu; er bildete aus ihnen eine ihm ganz ergebene Schar von 800 Lanzen, welche zu befehligen er seine Verwandte und Freunde aus Frankreich herbeirief. Als Florenz zur Besinnung, die Rüstung zu Stande gekommen war, meinten die Städter, er werde sie gegen Pisa führen. Nicht so Walther, der wohl begriff, daß der geringste Unfall im Felde seiner Herrschaft ein Ende, ihm für immer die Thore von Florenz verschließen würde, der, von kleinem Geize beherrscht, es gerathener fand, Schätze zu sammeln, die ihn dereinst selbst für den Verlust der Herrschaft trösten könnten, als sie an rühmliche, doch zweifelhafte Unternehmungen zu wagen. Er unterhandelte mit den Pisanern, und ließ ihnen im Frieden (14. October 1342) Lucca auf 15 Jahre, während welcher Walther den Podesta ernennen, nach deren Ablauf die Stadt in Freiheit gesetzt werden sollte. Auch mußte Pisa sich zu einer jährlichen Abgabe von 8000 Goldgulden verpflichten. — Diese Bedingungen, wenn gleich nicht unvortheilhaft, waren es nicht genug, um den beleidigten Stolz der eitlen Republikaner zu versöhnen. Walthers Ansehen sank in eben dem Maße, wie die Anstalten, die er theils zu seiner Sicherheit traf, theils bethört von dem Schwindel, der Gebieter so häufig im Auslande ergreift, ihn gehässig machten. Er vernichtete die Zunftordnungen, ließ, den Palast in eine Citadelle zu verwandeln, viele anstoßende Häuser niederreißen, andere zu Casernen einrichten, ohne daß den Eigenthümern irgend eine Entschädigung wurde. Die Zölle waren den Statsgläubigern verpfändet; Walther zog sie ohne Weiteres an sich. Die Grundsteuer erhöhete er von 30,000 auf 80,000 Goldgulden; von den reichen Bürgern erzwang er starke Anlehne, die Zahl der bestehenden Zölle erhöhete er durch neue weit drückendere. So wurde es ihm möglich, in weniger als 11 Monaten mehr als 400,000 Goldgulden zu erpressen, wovon er die Hälfte und darüber nach Frankreich oder Apulien schickte. Überzeugt, daß solches Beginnen ihm keine Liebe gewinnen konnte, suchte Walther seine Herrschaft durch Verbindungen mit den Nachbaren zu befestigen. Ein enger Verein mit den Pisanern, mit den Fürsten von Bologna, Este und Verona im J. 1343 abgeschlossen, sicherte ihm Beistand gegen alle innere und äußere Feinde, und ermuthigte ihn zugleich, die wenigen Schranken niederzureißen, welche bisher seinen Leidenschaften gesetzt waren. Die edelsten Frauen mußten seinen Lüsten fröhnen; die Männer, welche es wagten, ihre Schmach zu beklagen, der alten Freiheiten zu gedenken, oder nur das Unglück hatten, verdächtig zu werden, wurden unter grausamen Martern hingerichtet.

Der Uneinigkeit der drei Stände verdankte Walther die höchste Gewalt; der Thorheit des Mannes, der alle drei ohne Unterschied drückte und peinigte, war es beschieden, sie zu vereinigen. Ganz Florenz litt durch seine Tyrannei und durch die Folgen eines Getreidemangels, den man seinen Monopolien zuschrieb, ganz Florenz erhob sich zu seinem Untergange. Drei Verschwörungen wurden nach einander entdeckt, als das Haupt der dritten, der hochgeehrte Adimari, sein Unternehmen mit dem Tode büßen sollte, da erfuhr Walther, wie furchtbar das Volk ist, wenn es einig das Rechte will. Die wichtigen Posten der Stadt waren sämtlich von des Herzogs Leuten besetzt, die Bürger entwaffnet, und des Angriffs oder der Vertheidigung scheinbar gleich unfähig. Plötzlich geben einige Unbekannte das Signal der Empörung; auf ihren Ruf öffnen sich die Thore der Paläste, die Bewaffneten, die in ihren Hallen in der kurzen Sommernacht ohne Geräusch sich versammelt, strömen nach den Musterplätzen, die Straßen werden geschlossen, die Fahnen der Republik aufgepflanzt, überall erschallt das Geschrei: es lebe das Volk, es lebe die Freiheit! Des Herzogs Reisige, auf allen Punkten überrascht, suchen ihren Rückzug zu bewerkstelligen, den wenigsten nur gelingt es, den Platz vor dem Palast zu erreichen, wo ihre Hauptmacht aufgestellt ist. Immer dichter folgt ihnen die stets wachsende Menge; alle Häuser werden den Verfechtern der Freiheit geöffnet, alle Fenster mit Schützen besetzt, alle Dächer bestiegen, um den Feind mit Steinwürfen zu ängstigen. Bis zum Abend behauptet die Reiterei ihren Stand, jetzt, nachdem sie mehrmals und immer fruchtlos versucht, einzuhauen, weil die eisernen Thore, mit welchen die Straßen geschlossen, ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzen, jetzt muß sie dem Pfeilhagel weichen und, mit Zurücklassung der Pferde, im Palaste Schutz suchen. Sogleich wird der Platz von dem Volke eingenommen, das sich unterdessen bis auf 1000 Reiter und 10,000 vollständig bewaffnete Fußgänger, die andern ungerechnet, verstärkt hat. — Der Herzog, außer Stand, mit den 400 Getreuen, welche ihm bleiben, solcher Übermacht zu widerstehen, ohne Lebensmittel in den engen Palast eingeschlossen, meint die Wüthenden zu entwaffnen. Adimari, den er vorher eigenhändig zum Ritter geschlagen, wird als Friedensbote an sie abgeschickt; auf der andern Seite sucht der Bischof, einer der Vordersten im Kampfe mit dem Tyrannen, das Leben zu retten, welches dem Volke nicht mehr verderblich. Unterhandlungen werden angeknüpft, und nach achttägiger Belagerung unterzeichnet Walther den Vertrag, worin er, gegen sichern Abzug mit allen den Seinen, nur daß er den einzigen Wilhelm von Assise, das vornehmste Werkzeug der Unterdrückung, dem Grimme der Sieger opfern muß, allem Rechte und Anspruche an Florenz entsagt. Am 3. August 1343 wurde der Palast den Vermittlern übergeben, in der Nacht vom 6ten verließ Walther die Stadt, unter dem Geleite der vornehmsten Einwohner, welche seiner Sicherheit Bürgen geworden waren. Über Venedig ging er zur See nach Apulien, nachdem er vorher durch unerwartet schnelle Einschiffung die Soldaten, die seinem Glücke gefolgt waren, um den verdienten Sold betrogen hatte, und bald darauf nach Frankreich zurück. Hier diente er neuerdings mit hoher Auszeichnung, wurde von König Johann am 6. März 1356 zum Connetable ernannt, und fiel an der Spitze des Heeres, am 19. September d. J., an dem großen Tage von Poitiers, der letzte des Namens, nicht aber des Stammes von Brienne. — Seine Schwester, Isabelle, brachte Brienne, Rosnay, Piney, Rameru, Lecce, Castro, Conversano,

und den Titel von Athen an ihren Gemahl, Walther IV. von Enghien, und, durch eine sonderbare Laune des Schicksals, mußte ihr Enkel im fünften Grade, Ludwig II. von Luxenburg-Ligny, in Pisa fast die nämliche Rolle übernehmen, die sein Großoheim, anderthalb Jahrhunderte früher, in Florenz gespielt hatte.

Johann von Brienne, Walthers III. Bruder, war kaum aus Palästina heimgekehrt, als Fulkos von Neuilly glühende Beredsamkeit ihn neuerdings zur Annahme des Kreuzes begeisterte. Das furchtbare Heer, dem er sich angeschlossen, ließ sich durch der Venetianer Künste nach Thrazien führen, statt nach Syrien, und nach der Einnahme von Konstantinopel (1204) bereitete Johann sich eben, den ihm zugewiesenen Antheil aus der Beute des griechischen Kaiserthums in Besitz zu nehmen, als ihn, dessen Ruf sich von einem Meere zum andern verbreitete, die Barone des heiligen Landes einluden, den durch König Almerichs Tod (1205) erledigten Thron von Jerusalem zu besteigen. Eine Königskrone auszuschlagen, war in dem Hause Brienne nicht herkömmlich. Nachdem er von Philipp August ein Geschenk von 40,000 Livr., andere 40,000 Livr. lehenweise, gegen Verpfändung der Grafschaft Brienne, die er doch nur für seinen Neffen Walther IV. verwaltete, von Papst Innozenz III. empfangen, mit diesem Gelde 300 Ritter geworben hatte, ging Johann zu Schiffe. Er landete in dem Hafen Cayphas (13. September 1210), wurde am folgenden Tage mit Maria von Montferrat, des Markgrafen Konrad Tochter, die man als die Erbin von Jerusalem betrachtete, getrauet, und den Sonntag nach Michaelis zu Tyrus gekrönt. Seine Regirung, eine der thatenreichsten, wird zugleich als eine der glänzendsten erscheinen, wenn man mit dem, was er geleistet, den Widerstand vergleicht, den er zu bekämpfen hatte, den schmalen Küstenstrich, der seine Herrschaft anerkannte, die unbändigen, in Üppigkeit und Laster versunkenen Vasallen, die seiner Fahne folgten, die Lauheit der Abendländer, mit den ausgedehnten, reichen Gebieten der Sultane von Damaskus und Cairo, mit den zahllosen, wohlgeordneten, kriegskundigen Scharen, die ihrem Winke gehorchten, mit der gewissen Siegeshoffnung, die seit Saladins Zeiten die Brust jedes Muselmans füllte. In den ersten Jahren kämpfte Johann allein für seine Erhaltung; seine Absichten erweiterten sich, als eine lange ersehnte Flotte ihm die Streitkräfte von Holland, Flandern und England zuführte. Was späterhin Sanudo gerathen, Buonaparte versucht hat, wollte auch er bewerkstelligen, sich der Nilmündungen versichern, um von ihnen aus der ganzen Levante zu gebieten. Damiette wurde erobert nach einer achtzehnmonatlichen Belagerung (5. November 1219), während welcher Johann ohne Unterlaß, nicht nur mit dem verzweifelten Feinde, sondern auch mit dem Unverstande und der Herrschsucht des päpstlichen Legaten, des Bischofs Pelagius von Albano zu kämpfen hatte. Kaum war die Stadt den Christen übergeben, als Pelagius von ihr, Namens seines Herrn, Besitz ergriff. Johann, nachdem er der allgemeinen Sache jederzeit seine Persönlichkeit geopfert, verlor alle Fassung, als die Frucht seiner Anstrengungen ihm entrissen werden sollte, und fand, in der Feindschaft des Fürsten von Antiochia, einen Vorwand, um das Heer zu verlassen, zur großen Freude [...] Legaten, der sich anschickte, die Entfernung des gefür[...] teten Nebenbuhlers zu seinen Zwecken zu benutzen. D[...] das beleidigte Heer versagte ihm die Folge, und der st[...] Priester sah sich genöthigt, in demüthiger Unterwürfig[...] dem Könige, den er eben mit dem Bann belegt, [...] Oberbefehl nochmals anzutragen. Johann ließ sich [...] bitten, was zunächst die Folge hatte, daß der Sult[...] gegen dreißigjährigen Stillstand, Jerusalem und and[...] heilige Örter anbieten ließ. Gern hätten der Kö[...] und die Großen unterhandelt, der Legat wollte Kam[...] und indem er geschickt die Ungeduld des gemeinen M[...]nes wegen der langen Unthätigkeit benutzte, zwang [...] sie, in einer Jahreszeit, welche in Ägypten militäri[...] Operationen immer verderblich macht, den Feind auf[...]suchen. Das christliche Heer hatte kaum den halben W[...] zwischen Damiette und Cairo zurückgelegt, als ihm [...] Verbindung mit der See, und zugleich die Möglichk[...] Lebensmittel zu erhalten, abgeschnitten war. Zum Ül[...]flusse ließ der Sultan einige Dämme durchstechen, [...] bald wateten die Kreuzfahrer bis an die Knie im Was[...] Sie zu vernichten wäre ihm Kleinigkeit gewesen; Gr[...]muth oder Politik bestimmten ihn, das aufgelösete, h[...] verhungerte Christenheer, gegen Abtretung von Dami[...] und Entrichtung eines Sterling von jedem Kopfe, n[...] Palästina zu entlassen.

So wurde in wenig Stunden vernichtet, was [...]hann in 11 Jahren erbauet, und ihm fehlte der Mu[...] noch einmal das mühsame Tagewerk zu beginnen. [...] der eigenen Sache verzweifelnd, verließ er das hei[...] Land, in der Hoffnung, in dem fernen Westen Hilfe [...] finden; die mehrsten der europäischen Höfe wurden [...] ihm besucht. Der König von Frankreich schenkte [...] 100,000 Livr., der von Castilien gab ihm, der inde[...] Witwer geworden, seine Schwester zur Ehe, K[...] Friedrich II. ließ sich, hauptsächlich durch Hermanns [...] Salza Zureden, bewegen, mit der Hand der schönen [...]lantha, Johanns einziger Tochter erster Ehe, zugleich [...] Aussicht, dereinst über Jerusalem zu herrschen, anzu[...]men. Eine sicilianische Flotte wurde nach Syrien a[...]ordnet, die Prinzessin nach Europa überzusetzen, [...] Friedrich mit ihr zu Rom in der Peterskirche, von P[...] Honorius III. getrauet (1225). Johann hatte sich [...] dem mächtigen Schwiegersohne wirksamen Beistand [...]sprochen, dieser säumte nicht, ihm den Wahn zu be[...]men. Der Kaiser nahm Titel und Wapen von Jer[...]lem an, und zwang seinen Schwiegervater, beiden [...] entsagen, auch ihm die Plätze, die er an der Küste [...] Syrien inne hatte, zu überliefern, obgleich in der Yo[...]tha Ehepakten genau das Gegentheil verabredet war. [...] wurde der zum Manne gereifte Friedrich das Werkze[...] an Johann zu vergelten, was Johann's Bruder, W[...]ther III., vor 24 Jahren an Friedrich, dem unmünd[...] Knaben, gesündigt hatte.

Den gerechten Grimm in sich verschließend, l[...] Johann einige Jahre in Rom, der Gnade des päp[...]chen Hofes, bis die Fehde Gregor's IX. mit dem [...]ser ihn aus der stillen Eingezogenheit hervorrief. [...] päpstliches Heer, seinem Befehle untergeben, durch [...] mächtigen Grafen von Celano und andere Misvergn[...]

verstärkt, überschwemmte Campanien und Abruzzo, und in der Einnahme von mehr denn 60 Festen mochte Johann der Rache Süßigkeit empfunden haben, als des Kaisers rechtzeitige Heimkehr aus dem Orient, der Neapolitaner Wankelmuth, erst seinen Siegen ein Ziel steckte, dann eine unerwartete Botschaft aus Osten, noch vor der Aussöhnung der streitenden Mächte, seinem Ehrgeiz eine ungleich glänzendere Laufbahn verhieß. Balduin II., ein Kind von 11 Jahren, hatte den Thron von Konstantinopel bestiegen (1229); unter den Großen war Keiner, der sich, dem seine Genossen die Fähigkeit zugetraut hätten, einem Reiche, wie das lateinische Kaiserthum, während der Minderjährigkeit vorzustehen. Mächtige Fürsten des Auslandes, auch der König der Bulgaren, bewarben sich um die Vormundschaft; die Gründe, welche in Teutschland für Rudolph von Habsburg entschieden, mögen auf die Barone von Konstantinopel gewirkt haben, und nach langer Berathung wurde Johann von Brienne, der entthronte König von Jerusalem, zum Regenten gewählt (1229). Eine feierliche Gesandtschaft mußte ihn hievon in Kentniß setzen und des Papstes Bestätigung erbitten. Nicht nur ertheilte Gregor IX. sie mit Vergnügen, er übernahm auch das schwierige Geschäft, das Verhältniß des künftigen Regenten zu dem jungen Kaiser zu bestimmen. Vermöge des unter seiner Leitung abgeschlossenen Vertrags sollte Balduin sich mit Johanns Tochter, der Prinzessin Maria vermälen, sobald das beiderseitige Alter solches zulassen möchte, Johann als Kaiser gekrönt werden und lebenslänglich und ausschließlich im Besitze der höchsten Gewalt bleiben, mit seinem Tode aber das Reich an Balduin, oder dessen Erben zurückfallen. Johann mußte sich anheischig machen, für den standesmäßigen Unterhalt seines Mündels, bis zu dessen zwanzigsten Jahre zu sorgen, und ihn alsdann mit dem Königreiche Nicäa, welches vorher den Griechen zu entreißen war, zu belehnen, dagegen blieb ihm unbenommen, seinen Erben, nach eigner Wahl, entweder der Lateiner Besitzungen in Kleinasien, oder den Landesstrich zwischen Strymon und Hebrus, dessen sich die Epiroten bemeistert hatten, jedoch mit der Lehensverbindlichkeit gegen Balduin und dessen Nachfolger zu hinterlassen.

Unmittelbar nach Abschluß des Geschäftes eilte Johann nach Frankreich, wo damals noch der große, seitdem nach Teutschland verlegte Menschenmarkt gehalten wurde; es verging indeß ein volles Jahr, ehe er mit seinen Rüstungen zu Stande kam und erst im September 1231 konnte er sich mit seinem kleinen Heere zu Venedig einschiffen, nachdem er vorher im Senat das alte Freundschaftsbündniß erneuert. Johann, mit Jubel in Konstantinopel empfangen und zur Stelle in der Sophienkirche von dem Patriarchen Simon gekrönt, mochte auf den Anblick eines in seinem Innersten zerrütteten States vorbereitet seyn, die Wirklichkeit, den Zustand der Ohnmacht, der Verwirrung, der Auflösung, in dem sich Kriegsmacht und Finanzen, Kirche und Gesetzgebung befanden, kann er sich unmöglich gedacht haben. Zwei Jahre, während welcher er die Bulgaren durch die Epiroten, und den Kaiser Vatacees in Nicäa durch den Rebellen Gabalas zu beschäftigen wußte, konnte er anwenden, um das Nothwendigste herzustellen, zwei kummervolle Jahre, in welchen nicht selten die Hauptstadt sogar von streifenden Horden bedrohet wurde, und der größte Theil der aus Frankreich gekommenen Hilfsvölker sich verlief, oder bei Johann Asan, dem Könige der Bulgaren, Dienste nahm. Im J. 1233 endlich glaubte Johann es wagen zu dürfen, sich außerhalb seiner Mauern zu zeigen: er setzte nach Asien über, und bezwang die Burg bei Cyzicum und mit der Festung Piga den Eingang in des Vatacees Staten. Dieser, zu schwach, dem Angriffe zu widerstehen, rief seine alten Freunde, die Bulgaren, zu Hilfe. Augenblicklich überschwemmten ihre leichten Truppen die Ebene von Thracien, und nur durch den eiligsten Rückzug konnte der lateinische Kaiser die Hauptstadt vor der Schmach bewahren, der Raub einiger Freibeuter geworden zu seyn. Auf dem Fuße folgte ihm die Heeresmacht von Nicäa, u. Vatacees und Johann Asan, nachdem sie ihre Vereinigung unter den Mauern von Konstantinopel bewerkstelligt, wie vor beinahe 700 Jahren Perser und Awaren, bereiteten sich, an der Spitze von 100,000 Kriegern zu einer regelmäßigen Belagerung (1234). Sie konnte nicht langwierig, viel weniger der Ausgang zweifelhaft seyn, denn die Besazzung, 160 Ritter, einige reitende Schützen, und ein der Zahl nach sehr unbedeutendes Fußvolk, mochte höchstens in ruhigen Zeiten hinreichen, die unermeßliche Bevölkerung von Konstantinopel, der auf Erden nichts gehässiger, als die lateinischen Herren, im Zaum zu halten. Dieses erwägend, seinem Glücke und der Verzweiflung der Seinen vertrauend, besetzt Johann von Brienne mit dem Fußvolk die Thürme, welche die Vertheidigungslinie der Stadt beschützen, er selbst rückt mit seiner Reiterschar in das freie Feld, den Feind zum Kampfe aufzusuchen. In stürmischer Hast werfen Bulgaren und Griechen sich auf das geringe Häuflein, welches mit männlicher Ruhe die unordentlichen Geschwader empfängt. Verschiedene Angriffe werden abgeschlagen, und indem die Fliehenden auf die nachrückenden Linien anprellen, ergreift unheilbare Verwirrung das unübersehbare Heer, das gleich einem verworrenen Knäuel die Ebene bedeckt. Jetzt ersieht das Fußvolk auf den Thürmen seinen Vortheil, ein kräftiger Ausfall vollendet der Feinde Niederlage und Johann Asan und Vatacees suchen ihr Heil in schimpflicher Flucht.

Im folgenden J. 1235 erneuern die verbündeten Fürsten den Angriff; des Vatacees Admiral, nachdem er Gallipoli den Venetianern entrissen, erzwingt die Durchfahrt des Bosporus und wird durch 28 bulgarische Galeeren, die ersten und letzten, die je gesehen worden, verstärkt, und während diese Flotte von der Seeseite die Kaiserstadt ängstigt, nähert sich ihr von der Landseite, doch mit Vorsicht, die der Unfall des vorigen Jahres gelehrt, ein zahlreiches Heer. Ruhig läßt der Kaiser sich einschließen, denn, thätiger Hilfsleistung versichert, findet er es nicht gerathen, sich und sein Reich nochmals dem Eigensinne des Zufalls zu übergeben, oder von einem neuen Wunder seine Rettung zu erwarten; zehnmonatlicher tapferer Widerstand aber gibt den Venetianern, Genuesern und Pisanern Zeit, zum Entsatze herbeizueilen. Die Vernichtung der griechisch-bulgarischen Flotte bestimt zugleich den Rückzug des belagernden Landheeres, und schon beschäftigt sich Johann mit den Anstalten zu einer Unternehmung, die seinen Feinden alles das Ungemach vergelten

4 *

soll, welches sie über der Lateiner Reich gebracht, schon ist sein Mündel Balduin nach Frankreich abgegangen, um Geld und Menschen zu werben, als des Helden Tod am Benedictustage 1237 (nicht am 8. November 1236), die ganze abendländische Welt, und selbst seine griechischen Unterthanen, die er immer kräftig beschirmt, in tiefe Trauer versetzt. — Johann, welcher in seiner Person und im höchsten Grade alle, in dem Hause Brienne erblichen Tugenden und Laster vereinigte, Tapferkeit, Entschlossenheit, Scharfsinn, Geschmeidigkeit, Religiosität, Härte, Geiz, Unbestand, Geduld, Verstellungskunst und kriegerische Freimüthigkeit, erreichte unter beständigen körperlichen und geistigen Anstrengungen das seltene Alter von 80 Jahren; seine glänzendsten Thaten in Konstantinopel fallen mithin in eine Zeit, in welcher gewöhnliche Menschen sogar den Reiz an den Genüssen des Lebens, geschweige denn an den Gefahren und Genüssen des Ehrgeizes verloren haben. Das lateinische Kaiserthum wurde mit ihm zu Grabe getragen, und mit Recht darf von ihm gerühmt werden, daß er der letzte christliche Fürst, der letzte Lateiner gewesen, welcher, ohne zu erröthen, den Titel von Jerusalem und Konstantinopel führen mochte.

Johann's zweite Gemalin, Berengaria von Castilien, hatte ihm 4 Kinder geboren. Marie, die einzige Tochter, wurde vertragsmäßig an den Kaiser Balduin verheirathet; Johann, der zweite Sohn, starb als Obristmundschenk von Frankreich, Ludwig, der jüngste, wurde der Ahnherr der Vicomtes von Beaumont (s. unten). Alphons, der älteste der Brüder, Großkämmerer von Frankreich, erheirathete mit Marien von Lusignan, die wichtige Grafschaft Eu, und starb 1270 zu Tunis, an einem Tage mit Ludwig dem Heiligen. Sein Enkel, Johann II., fiel im Kampfe gegen die Flamänder vor Kortryck (1302); er hat die Grafschaft Guines, Ardres und Bourbourg durch Heirath und langwierige Rechtshändel seinem Hause erworben. Johann's II. Sohn, Ralph I. (Rudolph), Graf von Eu und Guines, Connetable von Frankreich, begleitete den König Johann von Böhmen auf dem Ritterzuge nach der Lombardei, focht mit Glück gegen die Engländer in Aquitanien, denen er Bourg und Blaye entriß und starb 1344 an den Folgen einer im Turnier empfangenen Wunde. Mit seiner Gemalin, Johanna von Mello, einer sehr reichen Erbin, hatte er drei Kinder erzeugt. Ralph II., ein berühmter Krieger und Connetable von Frankreich, gleichwie der Vater, wurde in Caen, nach verzweifelter Gegenwehr, zum Gefangenen gemacht und nach England geführt. Bei seiner Rückkehr aus dreijähriger Haft wurde er des Verraths angeklagt, nach flüchtiger Untersuchung zum Tode verurtheilt und am 19. November 1350 zu Paris enthauptet. Da seine Ehe mit Katharina von Savoyen, des Azzo Visconti Witwe, kinderlos gewesen, beerbte ihn Johanna, die Schwester, die allein noch am Leben war. Johanna selbst, vermält 1. mit Walther VI. von Brienne, dem Tyrannen von Florenz, 2. mit Ludwig von Evreux, Grafen von Etampes und Gien, starb unbeerbt den 6. Juli 1389.

Die schon gedachte Linie zu Beaumont wurde von Ludwig, Kaiser Johann's jüngstem Sohne, begründet, welcher, nachdem er sich an Alphons X., des weisen Königs von Castilien Hofe gebildet, mit Agnes, der Erbin ihres alten Hauses, die Vicomté Beaumont, la Fresnaye, St. Susanne, la Fleche, le Lude, sämtlich in Maine und Anjou gelegen, erheirathete. Seine Nachkommen, die auch Chateaugontier, Pouancé und la Guerche erwarben, lebten meist zu Hause in stiller Ruhe. Ludwig II., der letzte Mann, blieb im Treffen von Cocherel, 23. Mai 1364.

Das Haus Conflans, welches von Engelbert von Brienne, Walthers I. drittem Sohne, begründet worden, blühete in spätern Zeiten in nicht weniger denn 11 Linien, deren einige noch bestehen mögen*), obgleich die herrlichen Güter auf beiden Ufern der Marne, worunter auch das so berühmt gewordene Louvois, meist verschleudert sind. Diesem Hause entsprossen war der tapfere Landeshauptmann von Chalons, Eustach von Conflans, der 1431 einen Haufen von 8000 Engländern und Burgundern, welche die Stadt zu plündern vermeinten, zurückwies und beinahe vernichtete. Ihn verehrt die Champagne bis auf diesen Tag als ihren Heros, während das Andenken der gewaltigen Thaten seiner Stammvettern sich kaum in den Chroniken erhält. So wahr ist es, daß es der Schauplatz ist, welcher die Handlung vor der Vergessenheit bewahrt, nicht ihr Werth†). (*v. Stramberg.*)

BRIENZ ist ein großes Pfarrdorf im bernischen Oberlande in der Schweiz, Oberamts Interlachen, von 2643 Selen. Die Kirche soll sich vom Jahre 1215 herschreiben. Die hier verfertigten Käse sind berühmt, und die Schweizerreisenden lassen sich gern von der Gesangfertigkeit der hiesigen Mädchen Proben geben. — Der Brienzersee ist 3 St. lang und ¼ St. breit, 1790 Fuß über dem Meer, mit steilen Bergen umschlossen, hat einen ernsten aber angenehmen Charakter; er nimt die den Felsen der Grimsel enteilende Aar auf, und aus ihm fließt sie nach kurzem Lauf von einer Stunde dem Thunersee zu. Der Brienzersee nimt auch die Lutschine und den Gießbach auf, welcher einen herrlichen Wasserfall bildet. (*Wirz.*)

BRIES (ungr. Brezno-Bánya, slaw. Brezno), eine königliche Freistadt an der Gran im Sohler Comitate in Niederungern diesseit der Donau, unter 48° 49′ 3″ n. Br., mit 3495 slawischen Einwohnern*), worunter sich 2154 zur evang. Religion A. C. und 1341 zur kathol. Kirche bekennen. Für die letzten ist hier ein Piaristencollegium. Ihr Hauptnahrungszweig ist die Viehzucht und der Holzhandel, obschon auch der Ackerbau nicht vernachlässigt wird. Das große Terrain, das sich in 3 nahe gelegene Gespanschaften ausdehnt, schafft den Einwohnern eine reiche Quelle der Industrie und des Er-

*) Die biographischen Werke der Franzosen über Zeitgenossen erwähnen keinen Conflans. (*H.*)

†) Die unter dem Namen Brienne bekannte Ministerfamilie des neuern Frankreich, s. unter Loménie.

*) In der Josephinischen Conscription zählte man nur 2949 Einwohner. In der Conscription von 1805 fand man 6302 unadelige Einw. Die obige Angabe aus dem Neusohler bischöfl. Schematismus wäre, wegen der großen Differenz, unrichtig, wenn nicht etwa die Angabe der Civil-Conscription von 1805 (die auch in Schwartners Statistik steht (II. B. S. 519), ein Schreibfehler durch Versetzung der Ziffern anstatt 3602 ist, was mir wahrscheinlicher dünkt. (*Rumy.*)

werbfleißes. Vorzüglich wird hier der bekannte ungrische Brieser- oder Brinzenkäse, irrig Prinzenkäse, sonst auch Liptauer Käse genant, verfertigt, der im In- und Auslande in gutem Rufe steht**). Das meiste geht nach Wien und Pesth ab. Übrigens verdienen der vor Zeiten in dem städtischen Umfange in Betrieb gestandene und zum Theil auch jetzt noch fortblühende Bergbau, so wie die vielen an den Häusern dieser Stadt angebrachten Wetterableiter einer besondern Erwähnung***). (*Zipser.*)

BRIESEN, Brydeck, Städtchen im Kulmer Kreise des Reg. Bez. von Marienwerder in Westpreußen, mit 1 Schloß, 1 kathol. Mutterkirche, 102 Häusern und 886 Einw.*). (*H.*)

BRIESKOWSCHER SEE im preuß. Reg. Bez. Frankfurt, Kr. Lebus; er wird von der Oder bewässert, und befördert die Schiffahrt im Friedrich-Wilhelms-Kanal. (*Stein.*)

BRIÉTES, ein Maler aus Sicyon, der Vater und erste Lehrer des berühmten Blumenmalers Pausias. Er mag also ungefähr um die CVII Olympiade geblühet haben. (*J. Horner.*)

BRIEUX, St., Hauptstadt des franz. Dep. Nordküste und eines Bezirks, welcher auf 36°° □Meilen 144,567 Einw. in 11 Kantonen und 97 Gemeinden zählt. Sie liegt unter 48° 31′ 2″ Br. und 14° 55′ 50″ L., etwa 1 Lieue vom Meere, zwischen den Flüssen Trieu und Arguenon, ist gut gebauet und enthält 4 öffentliche Plätze, 30 Straßen, 1 Kathedrale, 9 andere Kirchen, 1 Hospital, 1050 Häus. und 6251 Einw., die Fabriken in Leinwand, Sergen, Multum, 1 Papiermühle und 1 Twistspinnerei unterhalten und Fischerei und Handel treiben. Ihr Hafen ist bei dem Dorfe Ligue und ist tief genug, um Fahrzeuge von 400 bis 500 Tonnen fassen zu können; sie sendet Schiffe auf den Stockfisch- und Heringsfang, und führet Korn, Flachs, Garn, Leinwand, Wolle, Rindvieh, Honig und Wachs aus. Es hat hier 1 Bischof und 1 Handelsgericht den Sitz. (*Hassel.*)

BRIEY, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Mosel-Dep., welcher auf 21°° □M. 56,112 Einw. in 5 Kantonen und 165 Gemeinden enthält. Sie liegt am Waget, in einem von Hügeln umkränzten Thale, hat 1 Schloß, 2 Kirchen, 1 Hospital, 380 Häus. und 1802 Einw., die Tuchfabriken und Färbereien unterhalten und mit Korn und Landesprodukten handeln. (*Hassel.*)

Briezen, s. Treuenbriezen und Wriezen.

BRIGA, Flecken am Roja in der piemontischen Grafschaft Nizza, hat 1 Schloß, Kollegiatkirche, Pfarrkirche und 3000 Einw. (*Röder.*)

BRIGABANNIS, ein Ort in Rhätien, wie Mannert (Bd. III. S. 704) nach den Angaben des Itin. und der Tab. Peut. annimt, Brühling (Breuling), an der Vereinigung des Breg und der Briege. (*Ricklefs.*)

) Über die Verfertigung desselben s. Rumy's gemeinnütz. ökon. techn. Belehr. f. Haushalt. 2r Bd. S. 106. 8. *) Die nach fünf Porten berechnete Contribution beträgt 31,914 Fl. 16⅔ Kr. Bries wurde unter Ferdinand III. zur königl. Freistadt erhoben. Sie steht unter dem Personal. Die Magistratswahl hat jedes Jahr am 2. Jan. Statt. (*Rumy.*)

*) Nach Kenz-Mützel's Wb., das noch eine Menge andere Orte dieses Namens aufführt.

BRIGACH, kleiner Fluß im Badischen auf dem Schwarzwalde, als die stärkste Quelle der Donau bekant und wie aus der unter Brege angeführten Urkunde zu vermuthen ist, ebenfalls goldführend. — Die Brigach entspringt hinter S. Georgen unweit Tryberg auf einem Bergrücken, die Sommerau genant, fließt an St. Georgen vorbei nach Willingen und geht von da nach Donauöschingen, wo sie sich mit der Brege und mit der Schloßquelle vereinigt. S. Donauöschingen. (*Leger.*)

BRIGADE*). Die größere Verbreitung des Schießgewehrs hatte schon gegen das Ende des 15. Jahrh. die bis dahin übliche viereckige Schlachtordnung verdrängt und die oft mehre tausend Mann starken Schlachthaufen des Fußvolks (Bataillon) wurden nur noch mit einer Tiefe von 10 Gliedern formirt, als Schwedens großer König, Gustav Adolf, bei der Bildung seines Heeres die Gliederzahl auf 6 herabsetzte und anstatt der in allen Heeren gewöhnlichen Bataillonsmassen[1]) eine neue zweckmäßigere Stellungsart unter dem Namen der Brigaden einführte[2]). Anfangs waren diese Brigaden blos für den Augenblick des Gefechts bestimt und Gustav Adolf soll sich derselben zuerst in dem Treffen bei Demmin (1630) gegen den Herzog von Savelli bedient haben; im Lager bei Schwedt (1631) aber stieß er zwei bis drei seiner sehr geschwächten Nationalregimenter zusammen, um daraus stehende Brigaden zu formiren, welche gleichfarbig bekleidet[3]) und, rücksichtlich ihrer Stärke, nur durch die Mehr-

*) Das aus der franz. in die teutsche Sprache übergegangene Wort Brigade, komt unstreitig von dem lat. briga, brica des Mittelalters her, welches nach du Fresne auch gleichbedeutend ist mit pugna, und insofern entspricht das schon in den Act. SS. Mai T. I. p. 396 vorkommende Brigata (i. e turma) dem teutsch. Schlachthaufen ebenso, als das aus dem gleichzeitigen lat. Worte batalea, batalla, battalia (i. e. pugna, proelium) hervorgegangene franz. Bataillon. Wenigstens scheint diese Ableitung des Worts Brigade angemessener, als die Adelung's von Brigans, Brigantes, Brigantae, Brigantini, Brigancii, Brabanciones, Brabanceni, Braibanceni, Brebiciones, Brebantini, unter welchen Namen die Schriftsteller des Mittelalters einer Truppengattung erwähnen, welche ohne bestimmten Sold, als Fußvolk häufig in den franz. Heeren diente, wegen ihrer Räubereien aber so berüchtigt war, daß sogar Franz I. im J. 1543 die Aufgreifung und Hinrichtung dieser herumschweifenden Banden befahl. *Du Fresne's* Glossar. s. v. Briga, Brigata, Brigancii, Brigantae, Brabanciones. Hoyer's Gesch. d. Kriegsk. 1. Bd. S. 93.

1) So standen 1631 in der Schlacht bei Leipzig 8000 Kaiserliche in 4 Bataillone geordnet im ersten und 10,000 M. in 6 Bat. im zweiten Treffen. Kleiner waren die Bataillone der Franzosen, die selten über 5 — 600 Mann stiegen, daher starke Regimenter 2 Bat. formirten, während zu einer andern Zeit 2 Regimenter ein Bat. formirten. Hoyer's Gesch. d. Kriegsk. 1. Bd. S. 466. 2) Der in schwed. Solde dienende engl. Obrist Lord Rea beschreibt drei verschiedene Stellungsarten Gustav Adolfs unter dem Namen der Brigade. Die erste oder die doppelte Brigade bestand aus 864 Piquenieren und 1152 Musquetieren oder 2 vollzähligen Regimentern, indeß findet sich über ihre Anwendung bei dem schwed. Heere in Teutschland keine bestimmte Nachricht; desto häufiger und mit glücklichem Erfolg bediente man sich der einfachen Brigaden, welche in 12 Kompagnien 1728 Mann (in der Schlacht bei Leipzig, 1500 M.) enthielten, und der sog. Viertels-Brigaden von 1 Abtheilung Pikenire an der Spitze und 4 Abtheilungen Musketiere in zwei Linien hinter derselben. — Die teutschen Truppen des schwed. Heers formirten nur zum Treffen selbst Brigaden und behielten außerdem ihre bisherige Verfassung. Hoyer ebd. S. 438. 467. 3) Die schwed. Brigaden wur-

zahl der Offiziere von den Regimentern selbst unterschieden waren. Die Franzosen, höchst wahrscheinlich die ersten, welche die Truppenzahl einer Armee nach Bataillonen und Escadronen berechneten, scheinen indeß die Abtheilungen der einzelen Truppengattungen in Brigaden und dieses Wort selbst als Bezeichnung einer größern Heeresabtheilung zuerst eingeführt zu haben; denn schon 1663 werden bei ihnen Brigaden von 4 bis 6 Bat. Fußvolk und 5 bis 10 Escadronen Reiterei und seit 1667 besondere Commandeure derselben unter dem Namen Brigadier [4]) — Brigendarius im Latein des Mittelalters — erwähnt, auch die Bestimmung erlassen, daß außer dem Range und Dienstalter der Befehlshaber noch besonders diejenige Brigade jedesmal den rechten Flügel einnehmen sollte, deren Commandeur an dem Tage den Dienst hatte. Seitdem finden wir in fast allen europäischen Heeren Brigaden, deren Zusammensetzung und Stärke jedoch von jeher so ungleich war, daß sogar aus verschiedenen Waffengattungen zusammengesetzte große Truppenmassen zuweilen mit diesem Namen bezeichnet wurden [5]). In der Regel unterscheidet man Infanteriebrigaden, deren Stärke selten 7 Bat. übersteigt, Kavalleriebrigaden von 8 bis 12 Schwadronen, Artilleriebrigaden [6]) und Pionnier-(Sappeur-) Brigaden. — In einigen Heeren bezeichnet Brigade auch eine Unterabtheilung der Kompagnien verschiedener Truppengattungen, so wie größere Abtheilungen der für den Militär- oder Civil-Polizeidienst organisirten Gensdarmerie. Über die Brigadeaufstellung und die ehemaligen Halbbrigaden der französischen Armee s. d. Artikel **Heeresabtheilungen** und **Schlachtordnung.** (*Leonhardi.*)

BRIGAECUM, Stadt in Hispania Tarraconensis, die von der siebenten römischen Legion, welche hier lag, nachmals Legio genant wurde; daher jetzt Leon, in Asturien. (*H.*)

Brigancii, Brigans, Brigantae, s. Brigade.

den nach der Farbe der Oberkleider (Regenröcke) unterschieden, daher die in der Geschichte des 30jährigen Kriegs so oft vorkommenden Benennungen der blauen, weißen, grünen, rothen und schwarzen Br. Hoyer ebd. S. 438. 4) Die Brigadier-Charge wurde von Ludwig XIV. zuerst 1667 bei der Kavallerie und 1668 auch bei der Infanterie eingeführt und in der Ordonnanz v. 10. März 1673 bestimt, daß, wenn Brigadiers beider Truppengattungen zusammen kommen, im Felde oder in einem offenen Orte der Brigadier der Kavallerie, in einem geschlossenen Orte aber der Brigadier der Infanterie den Oberbefehl führen solle, übrigens hatten die Brigadiers den Rang zwischen dem Obristen u. Maréchal de camp. — Verschieden von dem Brigadier selbst, war der Brigade-Major (Major de Brigade) oder der, das Detail des Dienstes besorgende älteste Major jeder Brigade; dagegen in den teutschen Armeen nur für jede Truppengattung ein, auch zwei Offiziere ausgewählt und als Brigade-Majors angestellt wurden, denen die Besorgung des Details des Dienstes dieser Truppengattungen so wie die Aufsicht über gewisse Theile der Marsch- und Lagerpolizei oblag. 5) So im J. 1808 die preuß. Brigaden von 7 Bat. Infanterie, 3 Regimenter Kavallerie und 2 Batterien. Über diese s. d. Art. Division. 6) Artillerie- oder Geschützbrigaden (zuweilen auch Batterien genant) bestehen bei der preuß. Armee aus 12 Fuß- und 3 reit. Batterien, nebst 1 Handwerker-Compagnie, bei der handverschen aus 8, bei den Franzosen und Sachsen aus 6 Geschützen nebst dem dazu gehörigen Fuhrwesen. Vgl. d. Art. Artillerie und Batterie.

BRIGANT (Jacques le), aus Pontrieux in Br tagne, der Sohn eines Kaufmanns, geb. den 18. Ju 1720. Beim Parlement von Bretagne versah er da Amt eines Advokaten, gerieth während der Revolutio ins Gefängniß und in Dürftigkeit und starb zu Tregui den 3. Februar 1804. Er war ein gelehrter Kenner vi ler alter und neuer Sprachen, der sich vornehmlich m der Etymologie der Worte und der Verwandtschaft d Sprachen beschäftigte. Aber befangen von der seltsame Meinung, daß alle Sprachen von der celtischen abstam men, verfiel er auf die willkürlichsten Hypothesen. Sei Etymologien sind größtentheils gezwungen, und sein Sy stem ist in der von ihm angenommenen Ausdehnung oh festen Grund. Man sehe seine **Observations fonda mentales sur les langues anciennes et moderne Par. 1787. 4.**, die eigentlich nur der Prospectus eine großen Werkes sind, das er unter dem Titel: **La lan gue primitive conservée** herausgeben wollte, das ab nicht erschien. Indessen findet der Sprach- und Alte thumsforscher in seinen Schriften *) doch auch manc brauchbare, gelehrte und scharfsinnige Bemerkung. B beschäftigte sich auch mit der Mineralogie und entdeck in Bretagne mehre Marmorbrüche, die noch unbenut waren **). (*Baur*

BRIGANTES, das nördlichste Volk in Britannie im heutigen Cumberland und Northumberland, unter Ve pasian von dem römischen Feldherrn Petilius Cereal vielleicht mehr bekriegt als besiegt. (Tac. Agr. 17.) Na Ptolemäus war ein Volk dieses Namens auch in Irlan in dem jetzigen Waterford, wahrscheinlich von jenem das sehr mächtig war, eine Kolonie. Das Land der Br tischen Briganten, welches die Städte Epiakum, Vinn vium, Katurraktonium, Kalatum, Isurium, Rigodunun Olikana, Eborakum und Kamulodunum umfaßte, macht als Agrikola es unterworfen hatte, den größten Theil d vierten römischen Provinz in Britannien, **Maxima Cae sariensis**, aus. Den Ursprung der Briganten leitet ma von den Bryges in Thrazien ab, die mit den Phrygie im Zusammenhange stehen. Die engländischen Wört Brigg und Brigantine wollen Einige von den Br ganten ableiten. (*H*

BRIGANTIA, nach *Amm. Marc.* XV, 4., de Itin. Ant. und der Tab. Peut., nach Strab. IV, 6, und Ptol. II, 12. Brigantium 30, 46., ein Haup ort in Rhätien, von dem der benachbarte See den N men hatte, dem Itin. Ant. und der Tab. Peut. zufol 24 Mill. von Vemania und 29 Mill. von Campodunun das heutige Bregenz. Ihrer wird als zerstört gedach Vit. Sti. Magni c. 6. (*Ricklefs*

BRIGANTII, ein vindelicisches Volk an der Os seite des Bodensees, deren Hauptstadt Briganti

*) Dissertation adressée aux academies sçav. de l'Europ sur une nation de Celtes nommés Brigantes ou Brigans (Par 1762. 12. Elémens de la langue des Celtes Gomérites o Bretons. Strasb. 1779; Brest 1799. 8. (Oberlin hatte Antheil a dieser kleinen Grammatik). Détachements de la langue primit ve. Par. 1787. 8 Réflexions sur les études. Ib. 1788. No tions gén. ou encyclopediques. Avranches 1791. 8. u. a. n Vieles hinterließ er handschriftlich. **) Ersch's gel. Frank Biogr. univ. T. V. (von de Noual-Lahoussaye).

mar. *Strabo.* IV, 6, 8., bei *Ptol.* II, 12. Brigantes. (*Ricklefs.*)

BRIGANTINE, Brigg, ist ein Schiff, das außer dem Bugspriet noch 2 senkrecht stehende Masten, den großen und Fockmast hat. Die Segel sind Ramsegel, außer dem großen Gieck- oder Baumsegel. Dieses ist unter dem Namen des Brigsegels bekant; die obere Seite ist an einer Gaffel, die untere Seite an einem großen Baume, dem sogenannten Gieckbaume befestigt. Die zum Kriege bestimmten Brigantinen, mit 10 bis 20 Kanonen, sind sehr scharf gebaut und werden vorzüglich zum Kreuzen gebraucht. (Vergl. den vorherg. Artikel Brigantes.) (*Braubach.*)

BRIGG (auch Brieg, Brig und Brügg), schöner Flecken an dem Rhone im schweiz. Kanton Wallis, 2184 Fuß über dem Meer, mit 596 kathol. Einw. Hier begint auf der Schweizerseite die Simplonstraße; das Thal umher ist von den wildesten Bergen umschlossen, hat aber südliche Milde und südliche Früchte verschiedener Art, seltene Pflanzen und Mineralien. (*Wirz.*)

BRIGGS (Henry), ein berühmter englischer Mathematiker, dessen Arbeiten alle auf Rechnung beruhende Wissenschaften einen sehr bedeutenden Theil der Fortschritte verdanken, welche sie seit zwei Jahrhunderten gemacht haben. Er wurde im J. 1556 zu Warleywood nahe bei Halifax in Yorkshire geboren. Im J. 1579 kam er in das St. Johns-Collegium zu Cambridge, und wurde dort, nachdem er die üblichen akademischen Grade erhalten hatte, im J. 1588 zum Fellow erwählt. Sein Hauptstudium waren die mathematischen Wissenschaften, in welchen er sich bald so auszeichnete, daß er 1592 zum Examinator in diesen Wissenschaften ernant und beauftragt wurde, Vorlesungen über sie zu halten; bald darauf wurde ihm auch die vom D. Linacer gestiftete Lehrstelle der Physik übertragen. — Als das Gresham-Collegium zu London errichtet wurde, erhielt er an demselben im J. 1596 zuerst die Professur der Geometrie. — Um diese Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit der Bestimmung der geographischen Breiten mit Hilfe der Magnetnadel. Im J. 1609 machte Briggs die Bekantschaft des gelehrten James Usher, der später Erzbischof von Armagh wurde. Man sieht aus der 1686 herausgekommenen Correspondenz Ushers, daß Briggs sich um das J. 1610 mit den Sonnen- und Mondfinsternissen beschäftigte, daß er aber, als ihm im J. 1615 die ein Jahr früher von Neper gemachte Erfindung der Logarithmen bekant wurde, von nun an alle ihm von andern Berufsgeschäften übrig bleibende Zeit hierauf verwendete, weil ihm sogleich einleuchtete, wie unermeßlichen Nutzen diese Erfindung bringen würde. Er trug die Theorie derselben in seinen Vorlesungen am Gresham-Collegio vor, erkannte aber bald, daß es für die Rechnung mit Logarithmen bequemer seyn würde, wenn man dieselben nicht in der ihnen von Neper gegebenen Form anwende, sondern das Verhältniß 10 : 1 zum Grundverhältniß des Systems mache. Er schrieb deshalb an Neper, um ihm diese Veränderung vorzuschlagen und reiste zweimal nach Schottland, um sich mit ihm darüber zu besprechen. Neper war mit der Abänderung vollkommen zufrieden, und durch seinen Rath unterstützt, gab Briggs bald nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise im J. 1617 das erste Tausend seiner Logarithmen heraus. Im J. 1619 wurde er zu der von Sir Henry Savile damals eben gestifteten Lehrstelle der Geometrie in Oxford berufen, weshalb er seine Stelle am Gresham-Collegio den 25. Juli 1620 niederlegte und in Oxford das Merton-Collegium bezog, wo er alle seine Zeit zwischen den Pflichten seines Lehramts und andern nützlichen Arbeiten, vornehmlich der Berechnung der Logarithmen theilte. Er erfand die Regel, wonach man die Coefficienten der Potenzen eines Binomii unabhängig von einander berechnet, ohne daß er jedoch diese Regel in eine analytische Formel eingekleidet und auf gebrochene Exponenten ausgedehnt hätte. Auch schreibt Hutton ihm die Erfindung der Differenzenrechnung und der Interpolation mittelst Differenzreihen zu. Mit den Logarithmen beschäftigte sich Briggs so eifrig, daß er in weniger als 7 Jahren 30,000 Logarithmen bis auf 14 Decimalstellen berechnete; eine ungeheure Arbeit, wenn man bedenkt, wie wenig ausgebildet damals noch die Methoden dieser Berechnung waren. — Er starb den 26. Jan. 1630 und wurde im Chore der Capelle des Merton-Collegiums beigesetzt. — Briggs Charakter, wie seinem durchdringenden Verstande geben mehre Schriftsteller das ruhmvollste Zeugniß. D. Smith nent ihn einen Mann von der größten Rechtlichkeit, Jedermann zugänglich, frei von Anmaßung, Neid, Habsucht und mürrischem Wesen. Thom. Gataker, der Brigg's Zuhörer in Cambridge gewesen war, sagt, B. sey schon damals allgemein geschätzt worden und habe sich über die in seinem Zeitalter noch herrschenden astrologischen Vorurtheile erhoben. Ähnliche Urtheile fällen Oughtred und Isaak Barrow über ihn. Letzterer, ein späterer Nachfolger unsers Briggs am Gresham-Collegio [1]), hielt beim Antritt dieser Stelle eine Rede zu B's Lobe, die auch im Druck erschienen ist.

Briggs Werke sind vorzüglich folgende: 1) **A table to find the height of the pole, the magnetical declination being given,** befindet sich in *Thom. Blundevile's* **theoriques of the seven planets (London 1602. 4.)** 2) **Tables for the improvement of navigation,** sind eingerückt in die zweite Ausgabe von *Edw. Wright's* **Certain errors in navigation detected and corrected (London 1610. 4.).** 3) **A description of an instrumental table to find the part proportional devised by Mr. Edw. Wright,** ist der von Wright gemachten englischen Übersetzung von Nepers Tafeln der Logarithmen, welche Briggs nach Wrights Tode mit einer Vorrede (London 1616 und 1618. in 12.) herausgab, angehängt. 4) **Logarithmorum chilias prima. London 1617. 8.** 5) **Lucubrationes et Annotationes in opera posthuma J. Neperi. Edinb. 1619. 4.** 6) **Euclidis Elementorum libri VI. priores etc. London 1620. fol.,** wurde ohne Briggs Namen gedruckt. 7) **A treatise of the North-west passage to the South Sea etc.,** wurde wieder abgedruckt in *Purchas's* **Pilgrims. vol. 3. p. 852.** 8) **Arithmetica logarithmica. Lond.**

1) Barrow bekleidete dies Amt von der Mitte des Jahres 1662 bis gegen die Mitte 1664, welches in dessen Biographie (s. Art. Barrow) nachzutragen ist.

1624. fol., enthält die Logarithmen der Zahlen von 1 bis 20,000 und von 90,000 bis 100,000. In der Einleitung wird der Gebrauch und die Berechnung der Logarithmen gelehrt, und hiebei sind die oben erwähnten Erfindungen in Ansehung der Binomialcoefficienten u. s. w. vorgetragen. Zugleich verwahrt Briggs sein Recht auf die Erfindung der Logarithmen für das Grundverhältniß 10 : 1, welches ihm gewissermaßen von Neper's Sohne streitig gemacht worden war, indem dieser in dem Anhange zur **Constructio mirifici canonis** seines Vaters, diese neue Einrichtung der Logarithmen beschreibt, ohne dabei des Antheils zu erwähnen, den Briggs daran hat [2]). 9) **Trigonometria Britannica etc. Goudae 1633. fol.**, besteht aus zwei Theilen; der erste, welcher die Construction der Tafeln lehrt, ist von Briggs; der zweite, welcher ihren Gebrauch in der ebenen und sphärischen Trigonometrie lehrt, ist von seinem Freunde, Henry Gellibrand, Prof. der Astronomie am Gresham-Collegio. In den Tafeln der Sinus und Tangenten gebraucht Briggs statt der gewöhnlichen Sexagesimaleintheilung die Eintheilung des Grades in 100 gleiche Theile. 10) **Two letters to archbishop Usher.** 11) **Mathematica ab antiquis minus cognita**, ist ein gedrängter Bericht über die merkwürdigsten Erfindungen der neuern Mathematiker. — Einige andere ungedruckte Schriften von Briggs sind nach Hutton's Angabe (Mathematical and philosophical dictionary, Vol. I. p. 229.) folgende: 1) **Commentaries on the geometry of Peter Ramus.** 2) **Duae epistolae ad celeberrimum virum Chr. Sever. Longomontanum.** Einer dieser Briefe enthielt einige Bemerkungen über eine, die Quadratur des Kreises betreffende Schrift des Longomontanus und der andere eine Vertheidigung der logistischen Geometrie. 3) **Animadversiones geometricae. 4.** 4) **De eodem argumento. 4.** Beide letzten Manuscripte befanden sich in der jetzt zerstreuten treflichen mathematischen Bibliothek von William Jones, dem Zeitgenossen und Freunde Newtons und Vater des berühmten Orientalisten Sir William Jones. Es enthalten diese beiden Manuscripte eine Menge geometrischer Sätze über die Eigenschaften mancher Figuren mit verschiedenen Rechnungen, die sich auf den Kreis und die Winkeltheilung beziehen [3]). 5) **A treatise of common Arithmetic. fol.** 6) **A letter to Mr. Clarke of Gravesand**, datirt vom 25. Jan. 1606, enthält die Beschreibung eines Instruments, das er **Bedwell's ruler** nent. Auch letztere beide Manuscripte waren in Jones Bibliothek. (*Gartz.*)

BRIGGS (Wilh.), geb. 1642 zu Norwich, ward Arzt beim Thomasspital zu Southwark und königl. Leibarzt, gest. 1704. Er machte sich besonders durch seine **Ophthalmographia** berühmt, die 1685 herauskam, und in *Manget.* bibl. anat. 2. p. 362 s. abgedruckt ist. Hier
wird die Newton'sche Theorie des Lichts und der Farl
zuerst zur Erklärung des Sehens benutzt, die vergleich
de Anatomie auf diese Theorie angewandt, aber auch
rig die Kapsel der Krystall-Linse vom Austrocknen
letztern hergeleitet. (*Spreng*

BRIGHELLA ist der Name einer stehenden M
kenrolle in der italienischen Volkskomödie (Comme
dell' arte), und aus dieser geht er in die Pa
mimenspiele und Marionettentheater der Italiäner ü
Über den geschichtlichen Ursprung des Brighella ist m
nicht einig. Sismondi theilt aus Malvezzi's Chr
Folgendes mit: Als im J. 1200 der Adel von Bre
die Bürger zwingen wollte, wider ihren Willen gegen
Bergamasken zu fechten, widersetzten sich diese und
kam in den Straßen von Brescia zu einem bluti
Kampfe, in welchem die Adeligen aus der Stadt ver
ben wurden. Sie flüchteten nach Cremona, wo sie e
Bund gegen die Bürger von Brescia schlossen; diese
einigten sich aber zu einem ähnlichen Bunde, den sie 2
gella oder Brighella nannten. Dieser Bund wurd
der Rolle des Brighella, als eines herzhaften anma
den und verschlagenen Plebejers aus Brescia personif
Nach anderer Meinung ist aber Brighella ein Ferr
fer, und in der venetianischen Komödie tritt er,
sein Gefährte Arlechino, als Bergamaske
Beide sind Bediente und die eigentlichen Zanni oder
senreißer der Komödie und stehen in Diensten bei
beiden alten Masken, den Mantelrollen, dem Kaufn
Pantalon und dem bolognesischen Dottore. Brigh
der auch wol Finocchio, Ficheto und Scapin
nant wird, trägt eine Art Livree im Geschmack des
telalters, die gewöhnlich mit grünen Bändern besetz
Er ist der listige Diener, der alles ersinnt und verai
tet, sich aber zur Ausführung desselben gern des p
pen oder doch verstellt dummen Arlechino bedient. E
bräunliche Maske erinnert an die Gesichtsfarbe der
der Sonne versengten Bergbewohner und sein D
bezeichnet ihn als Bergamasken *). (*W. Mü*

Brigherasio, s. Bricherasio.

BRIGHTON, 1) Marktfl. in der brit. Shire
ser des Kön. England. Er liegt in der Böschung
Bai des Kanals, die von Beachy Head und Wor
Point eingeschlossen ist, besteht aus mehren Str
hat 1 Kirche, 1 königl. Capelle, die in der Mitt
Orts steht, 1 andere Capelle, 6 Bethäuser der Disse
1 kathol. Capelle, eine Synagoge, verschiedene Frei
1 Industrieschule, 1 Theater, 2 Gesellschaftssäle, 1
ßes Badehaus für beide Geschlechter, 1 Hospital,
nen für 452 Mann, 1 geschmackvollen Palast des Kö
der seit 1784 auf der Nordwestspitze der schönen P
nade Steyne aufgeführt und mit weitläufigen G
den, Stallung, Hundeställen u. s. w. umgeben ist,
fentlichen Platz, den Place Royal, wo die Bildsäul
Königs steht, 1324 Häus. und 12,012 Einw., die
rend der Badezeit auf das Doppelte anwachsen.
Seebäder haben den Ort blühend und wohlhaben
macht, besonders seitdem Brighton der gewöhnliche

2) Daß Neper wirklich schon ehe ihn B. darauf brachte, an eine bequemere Einrichtung der Logarithmen gedacht habe, scheint nicht zu leugnen; vgl. *Delambre* hist de l'astronomie moderne T. I. p. 532. Ss. 3) Für die Geschichte der Mathematik wäre es sehr zu wünschen, daß der Inhalt dieser Mscrpte. genauer bekant würde. Vielleicht ist darin mancher wichtige Satz, dessen Erfindung jetzt spätern Mathematikern beigelegt wird, schon enthalten.

*) Vgl. die Artikel: **Masken, Pantomime, Harlekin**
gamo etc. S. *Goldoni* **Mémoires etc. T. II. p. 191. ff.**

meraufenthalt des Monarchen geworden ist, aber außer den Seebädern hat er auch noch eine Heilquelle. Die Einwohner nähren sich sonst von Fischerei, Handel und Schiffahrt; der Hafen kann gegen 200 kleine Fahrzeuge fassen und wird durch Batterien vertheidigt. Es findet von hier eine gewöhnliche Überfahrt auf Paketboten nach Dieppe, das 23¼ M. entfernt ist, Statt. Der Ort ist alt und hieß bis auf die neuesten Zeiten Brighthelmstone. Hier versuchte König Karl I. nach der Schlacht von Worcester nach Frankreich zu entfliehen, wurde aber zurückgeführt. — 2) Ortschaft in der Grafsch. Middlesex des nordamer. Stats Massachusetts mit 608 Einw. und 1 Postamte; es wird hier vieles Vieh für den Markt von Boston gezogen und es besteht 1 Viehschau. — 3) Ortschaft in der Grafsch. Ontario des nordamer. Stats Newyork auf der Ostseite der Tenesseemündung mit 2 Dörfern, 1 Postamte und 4020 Einw. (*Hassel.*)

BRIGITTE und Brigittenorden. — Brigitte, eigentlich Birgitte, eine schwedische Heilige, Stifterin des Brigitten- oder Welterlöserordens, von königlichem Geschlechte abstammend, Tochter des königl. Rathes und Laghmans (Sprechers) Birger Peterson, und um 1302 geboren. Schon im siebenten Jahre hatte sie Visionen, unterredete sich mit Maria und Christus, und nur aus Gehorsam gegen ihre frommen Ältern heirathete sie im 16. Jahre den Reichsrath und Laghman Ulf Gudmarson, von dem sie 4 Söhne und 4 Töchter, unter denen die heilige Katharina von Schweden die jüngste war, gebar. In Gesellschaft aller ihrer Kinder und ihres schwärmerisch-religiösen Gemals machte sie eine Wallfahrt nach San Jago di Compostella in Galizien. Nach der Rückkehr ins Vaterland trat der Gatte in den Cistercienserorden, und starb 1344 in dem Kloster Alvastra, noch während des Noviziats. Brigitte ging von der Zeit an in ihrer frommen Schwärmerei und in ihren Bußübungen und Kasteiungen immer weiter, so daß sie z. B. jeden Freitag, um sich den Kreuzestod des Heilandes zu versinnlichen, brennendes Wachs auf bloße Theile ihres Leibes langsam herunter träufeln ließ. Diese und andere noch mehr in die Augen fallende körperliche Peinigungen, ihr Fasten, Beten, Aufenthalt in Spitälern, Veräußerung ihres Vermögens zu Gunsten der Kirchen und Klöster waren eben so viele Ansprüche, sie für eine Heilige zu halten, als ihre Visionen und Weissagungen aus unmittelbarer höherer Eingebung. Als ihr der König Magnus Erichson 1348 zu Wadstena in Ostgothland einen Hof schenkte, so verwandelte sie denselben in ein Kloster, und ward die Stifterin eines von Urban V. 1370 bestätigten Ordens, den sie der Verehrung der Jungfrau Maria weihte, der aber der Orden des Welterlösers (S. Salvatoris) genant wurde, weil sie ihre Regel von ihm selbst empfangen haben wollte, oder der Brigittenorden nach der Regel des h. Augustinus [1]). Es war eigentlich ein Nonnenorden, mit dem aber eine Gesellschaft von Mönchen, als Gehilfen in den geistlichen Übungen in Verbindung gesetzt wurde, unter der Oberaufsicht einer Äbtissin. Jedes Kloster sollte 60 Nonnen und 13 Priester zählen, nach der Zahl des apostolischen Collegiums, den Apostel Paulus dazu gerechnet. Ferner gehörten zu der heil. Communität 4 Diakonen, die 4 Hauptlehrer der Kirche (Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Gregor den Großen) vorstellend und 8 Laienbrüder (Fratres conversi), wodurch, außer den Aposteln, die Zahl der 72 Jünger Christi voll wurde. Die Mannspersonen sollten den Gottesdienst besorgen und ihren Platz in der Kirche unten, die Nonnen aber oben in der Höhe haben. Diese wurden besonders zur Verehrung der heil. Jungfrau Maria verpflichtet; sie sollten auch nie vor dem 18. Jahr ihres Alters und die Mannspersonen nicht vor dem 25. in den Orden aufgenommen werden. Die ganze Einrichtung beruhte, nach dem Vorgeben der Stifterin, bis ins kleinste Detail auf unmittelbaren von Christo erhaltenen Befehlen. In den nordischen Reichen blühte der Orden bis auf die Zeiten der Reformation, welche seine Aufhebung zur Folge hatte; länger erhielt er sich in Teutschland, Italien, Portugal und Flandern, jedoch mit manchen Abweichungen von der ursprünglichen Regel. Schon 1487 ließ Innocenz VIII. durch den Bischof von Eichstädt eine allgemeine Versamlung des Ordens im Kloster Gnadenberg in der Oberpfalz veranstalten, auf welcher die ursprüngliche Regel allerlei Veränderungen und Zusätze erlitt, und z. B. die Zahl der zur Anlegung eines Klosters nöthigen Nonnen auf 20 herabgesetzt wurde [2]). In andern Ländern fand man es gerathen, die Mönche gänzlich von den Nonnen zu trennen, und den spanischen Brigittinnen hat die eigentliche Stifterin derselben, Marina Escobar (gest. 1633), eine besondere, sehr gemilderte Regel gegeben, die sie aber ebenfalls unmittelbar von Christo empfangen haben wollte. Die schwedische Brigitte selbst soll das Ordenskleid nie getragen haben, denn, um ihr Licht überall leuchten zu lassen, wandte sie sich schon 1349 nach Rom, und stiftete daselbst ein Hospiz für Wallfahrer und studirende Schweden, das Leo X. wieder herstellte. Noch in ihrem 69. Jahre unternahm sie, auf ausdrücklichen Befehl Christi, eine Wallfahrt nach Jerusalem, begleitet von zweien ihrer Söhne, ihrer Tochter Katharina und ihrem Beichtvater, der nie von ihrer Seite kam, und dem sie, unter vielen seltsamen und aberwitzigen Einfällen auch manchen dreisten Gedanken über den verwahrlosten Zustand der Kirche offenbarte. Sie kam glücklich nach Rom zurück, starb aber nicht lange nachher daselbst den 23. Jul. 1373. Ihre Tochter Katharina und zwei Schweden brachten ihre Gebeine in die Kirche zu Wadstena, wo sie noch aufbewahrt werden. Sie wurde 1391 von Bonifacius IX. und noch feierlicher von der Kirchenversamlung zu Costnitz 1415 kanonisirt [3]). Eine große Celebrität erlangten

1) Ordinis S. Brigittae fundatio, praemissa ejus revelatt. S. Salvatoris, data divinitus ab ore Jesu Christi devotae sponsae suae, S. Brigittae, de regno Sueciae, bei ihren nachher zu erwähnenden Revelatt. Colon. 1628. fol. p. 525. sq. Vorläufige kurzgefaßte Nachricht von einigen Klöstern der heil. schwedischen Brigitte außerhalb Schweden, besonders in Teutschland, mit Urkunden und Kupferstichen herausgeg. von C. F. W. Freiherrn v. Nettelbla (eigentlich von seinem Vater verfaßt). Frkft. und Ulm 1764. 4. Helyot Gesch. der Orden 4. Th. 29. 2) Capitulum Montis Gratiae, celebratum sub Innocent. VIII. a 1487, bei Nettelbla a. a. O. Seite 162 ff. 3) Bulla Canonizationis S. Brigittae de regno Sueciae, gloriosae sponsae Christi, vor den Revelatt. S. Brigittae. Colon. 1628. fol. Con-

die Revelationes S. Brigittae in 8 Büchern[3]), die zuerst in Rom 1488. 4.; ebend. 1628. Fol., Nürnb. bei Koberger 1500, auch 1517, beide in Fol., ferner in München 1680. Fol. und sonst sehr oft gedruckt, und in die meisten Sprachen übersetzt wurden, teutsch, Nürnberg 1502. Fol. Niedersächs. Lübeck 1496. 4. Französisch, Lyon 1536. 16. Paris 1624. 4. Aufgeschrieben wurden diese himmlischen Offenbarungen von Brigittens Beichtvater Matthias, Doctor der Theologie und Kanonikus in Linköping, der sie zuerst zum beschaulichen Leben anführte; Peter, Prior des Cistercienserklosters von Alvastra, übersetzte sie größtentheils aus dem Schwedischen ins Lateinische; Alfons, Bischof von Guyenne, theilte sie in 8 Bücher ein, und der genannte Matthias begleitete sie mit einer Vorrede. Als wahre göttliche Offenbarungen anerkannt und empfohlen wurden sie von den Päpsten Gregor XI. und Urban IV. und von den Kirchenversamlungen zu Costnitz und Basel, wo der berühmte spanische Dominikaner und Canonist, Johann von Torquemada, ihre (ebenfalls im Druck vorhandene) Defension übernahm. „Das Ganze," sagt Schröckh[5]), „ist, bis auf eine Anzahl bekannter moralischer Betrachtungen und Vorschriften, ein phantastisches und verworrenes Geschwätze einer sehr gutmeinenden Frauensperson voll Aberglaubens, die sich wahrscheinlich durch ihre eingebildeten Gesichter selbst hinterging, oder auch durch Beichtväter und Gewissensräthe getäuscht wurde; wenn anders nicht von diesen ein großer Theil ihrer Offenbarungen herrührt. Manchen Großen sagte sie kühne und bittere Wahrheiten." Unter dem Namen Brigittens sind auch noch einige andere ascetische Schriften (Orationes s. precationes XV. de passione Domini; B. Virginis officium etc.) vorhanden und öfters gedruckt worden. Das schönste Mscpt von Brigittens Offenbarungen wird in der Bibliothek des Grafen von Brahe, in dem Schlosse Skokloster unfern Upsala verwahrt[6]). — Auch in Irland lebte im 7. Jahrhundert eine heilige Brigitte, die viele Klöster in verschiedenen irländischen Provinzen stiftete, unter denen das 7 oder 8 Meilen von Dublin gelegene Kloster zu Kildar das vornehmste war, berühmt durch die Wunder, welche die Stifterin daselbst verrichtete[7]). (*Baur.*)

---

firmat. Canoniz. S. Brig. per Martinum Papam V. ib. Raynald ad a. 1485. n. 61. p. 365. Vgl. *Herm. v. der Hardt* Concil. Constant. T. IV. P. II. 39. und *Lenfant* histoire du Concile de Constance T. I. 102, wo man auch das Portrait der Heiligen findet. 4) *Mart. Chladenii* Diss. theol. qua revelationes Brigittae Suecicae excutit. Viteb. 1715. 4. Baumgarten's Nachr. von einer Hall. Bibl. 7. Bd. 86. Sehr treffend hat diese Offenbarungen der berühmte Kanzler Gerson, der zu Costnitz Brigittens Canonisation bestritt, karakterisirt in seinem Tractatus de probatione spirituum, in Opp. T. I. P. I. 37, und bei Hardt l. c. T. III. P. III. 28. 5) Christl. Kirchengesch. 33 Th. 205. 6) Acta Sanctor. Octobr. T. IV. d. XXVII., vgl. Döderleins theol. Bibl. 2. Bd. 129. *Jo. Vastovii* vitis Aquilonia, seu vitae Sanctorum Sueogoth. Colon. 1623. fol. ed. auct. E. Benzel. Upsal. 1708. 4. *Huitfeld* chron. Dan. T. II. III. *Rosencrantz* in epist. ad Bartholin. de S. Brigitte. Baronius in Martyrolog. *Schefferi* Suecia literat. p. 9. und *Molleri* Hypomn. ad h. l. Dalins Gesch. des Reichs Schweden, 2. Th. 349 ff. Schröckh a. a. O. 189 — 212. 7) Hist. des ord. rel. T. II. ch. 21. Broughtons hist. Lex. all. Rel. 1. Thl. 460.

BRIGNAIS, Marktfl. am Garon in dem Bez. Ly
des franz. Dep. Rhone, hat 118 Häuser 1050 Einw
verschiedene Landhäuser und guten Weinbau. (*Hass*
BRIGNOLIA nannte Bertoloni (journ. de bot
p. 76.) einem italiänischen Botaniker, Joh. Brigno
zu Ehren eine wohl bekannte Pflanze, nämlich Sium
culum L., welche mit Ligusticum balearicum L.
nerlei ist. Man hielt nämlich die cylindrischen gestreif
Früchte für abweichend vom Gattungscharakter des Siu
Allein bei S. Falcaria, latifolium und andern beka
ten Arten sind die Samen mehr oder weniger lang
streckt und prismatisch. Eigentlich cylindrisch sind sie a
bei Sium graecum nicht, sondern gerippt und also e
prismatisch. Daher kann Brignolia pastinacaefo
Bertol., die auch Sebastiani (fasc. rom. pl. 2. t.
unter diesem Namen abgebildet, nicht als eigene G
tung bestehen, sondern sie fällt mit Sium zusa
men. (*Sprenge*

BRIGNOLLES, Hauptstadt eines Bezirks,
36¹⁶ □Meilen und 66,184 Einw. in 8 Kantonen u
26 Gemeinden enthält, im franz. Dep. Var. Sie li
am Calanes und am Abhange eines Hügels in ein
romantischen Thale, hat mehre Kirchen, 1050 Häus. u
9060 Einw. und ist der Sitz eines Handelsgerichts. Ma
cherlei Gewerbe beleben die Stadt: man findet 42 G
bereien, 7 Seifensiedereien, 2 Seidenspinnereien, Tu
und Leinewebereien mit 3 Walkmühlen, 1 Papiermühl
Leimsiederei, Töpfereien, Wachsbleichen und eine beträc
liche Brennerei, auch ist der Handel lebhaft. Eine
Pflaumen, die äußerst geschätzt und stark ausgeführt wi
hat von dieser Stadt den Namen; sie kommen, nachd
man sie von den Steinen befreit und an der Sonne g
trocknet hat, in den Handel. Brignolles war sonst
Hauptort einer Vogtei; in ihren Mauern ist der Ma
Parrocel geboren. (*Hasse*

BRIGUET (Sebastian), Domherr zu Sitten
Wallis, geb. zu Anfang des 18. Jahrh., gest. um d
J. 1780. Er beschäftigte sich mit der Kirchengeschic
seines Vaterlandes. In seinem seltenen und nicht all
mein bekannten Concilium Epaunense, assertione cl
ra et veridica loco suo ac proprio fixum in Epa
nensi Parochia Vallensium, seu Epaunae Agaune
sium, vulgo Epenassex, 1741. Seduni 8. will
Verfasser beweisen, das Concilium von Epaona 517
zu Epauna, das er für Epenassex in der Pfarre S
Mauriz in Wallis hält, gehalten worden, nicht zu P
miers, Albon, Yenne oder Nion, wie Andere vermut
ten, und unterscheidet dasselbe von der Kirchenversamlun
welche ungefähr in der nämlichen Zeit zu Agaunum o
St. Maurice in Wallis gehalten wurde. Bergfälle, w
che den Ort, und nachher auch die Ueberbleibsel der Kir
zu Epauna zerstört hatten, erschwerten die Untersuchun
und der Verfasser nimt von daher den Anlaß, auch v
den Bergstürzen zu sprechen, welche zu seiner Zeit
Wallis sich zutrugen. Man findet die Frage noch bes
in M. Rivaz's Untersuchungen über die Thebaische L
gion behandelt. — Die Vallesia christiana seu dio
cesis Sedunensis historia sacra, Vallensium episc
porum serie observata, addito in fine eorunde
syllabo; Seduni, 1744. 8., enthält die Kirchengeschic

des Wallis unter 82 Bischöfen von 387 bis 1743; doch ohne Genauigkeit und kritische Prüfung. Es ist ihm nicht unwahrscheinlich, der Apostel Petrus selbst habe das Christenthum in Wallis bekant gemacht. (*Meyer v. Knonau.*)

BRIHUEGA, Villa in der span. Prov. Toledo, Partido de Alcala, am Fluß Tajo, nordöstlich von Guadalaxara, mit Mauern, einem alten Schloß und 2300 Einwohnern, die Leinweberei und Tuchweberei unterhalten. Hier wurde 1710 der englische General Stanhope mit der ganzen Arrieregarde der Armee Karls III. durch den Herzog von Vendome kriegsgefangen. (*Stein.*)

BRIL, Maler, zwei Brüder aus Antwerpen. **Matthäus**, geb. 1550, verließ früh sein Vaterland, und begab sich nach Rom, wo er in den Galerien und dem vatikanischen Palaste schöne Landschaften auf Kalk malte, er starb in der Blüthe seiner Jahre. — **Paul**, geb. 1556, lernte bei Daniel Wartelmanns; aber der Ruf seines Bruders zog auch ihn nach Rom, wo er unter jenes Aufsicht sich ausbildete, und nachher den Bruder sogar übertraf. Mehre von Matthäus angefangene Werke vollendete Paul mit der größten Geschicklichkeit. Sein Ruhm vermehrte sich in der Folge noch mehr, als er in den Sommersälen des Papstes sechs große Gemälde ausführte, in welchen er die berühmtesten Klöster des Kirchenstats darstellte. Ein erstaunungswürdiges Werk von ihm ist eine große Landschaft von 68 Fuß, welche er in einem andern Sale des Papstes malte; die Handlung darin stellt den heil. Klemens dar, wie er ins Meer geworfen wird. In seinen spätern Jahren führte er auf Kupfer kleine, mit vielem Fleiße ausgeführte Gemälde aus, welche von den Liebhabern sehr gesucht wurden, und die man in den vorzüglichsten Samlungen findet. Seine Hauptwerke auf Kalk sind größtentheils topographische Ansichten, und seinen Staffeleigemälden, ungeachtet der fleißigen Ausführung derselben, vorzuziehen. Man sieht in seinen Compositionen den schönsten Reichthum der Natur, die Lagen der Bäume sind vortrefflich, die Entfernungen gut berechnet, die Führung des Pinsels ist leicht, nur ist der Ton des Ganzen zu grün gehalten. Auch besaß er das Verdienst, seine Landschaften mit schönen Figuren zu schmükken. Er starb zu Rom 1626. (*Weise.*)

Brillanten und **Brillantiren**, s. Edelsteine, Steinschneiderei und Steinschleiferei. — **Brillant-Fäden und Taffet**, s. Seidenmanuf.

Brillantfeuer, s. Feuerwerke.

BRILLEN, 1) mathematische Berechnung derselben *). Das Sehen eines Gegenstandes geschieht dadurch, daß von jedem Punkte desselben nach allen Seiten hin Lichtstrahlen ausfahren, daß das Auge einen Theil davon auffaßt, welcher einen Strahlenkegel bildet, dessen Spitze am erscheinenden Punkte des Gegenstandes, und dessen Grundfläche in der Pupille des Auges sich befindet, daß ferner durch die besondre Einrichtung des Auges, seine verschiednen Feuchtigkeiten, vornämlich durch die Krystallinse, die Strahlen in diesem Lichtkegel zu einem Punkte auf der Netzhaut zusammengelenkt werden. In den vom Auge benutzten Strahlenkegel ist eine verschiedne Divergenz der Strahlen, je nachdem diese Kegel länger oder kürzer sind, d. h. je nachdem sie von mehr oder weniger entfernten Gegenständen herkommen. Ist der Gegenstand höchst beträchtlich entfernt, wie z. B. die Sonne, so ist die Divergenz so gering, daß man sie für Parallelismus annehmen kann, ja es tritt dieser Fall schon bei einer viel geringern, als die Sonnenentfernung ein.

Je größer die Divergenz in einem solchen Strahlenkegel ist, desto weiter, wenn der Fuß desselben auf ein Linsenglas fällt, liegt der Ort hin, wo sich die Strahlen auf der andern Seite des Glases wieder in einen Punkt vereinigen. Will man einen festbestimmten Ort haben, auf welchen immer die Vereinigung treffen soll, so verschieden auch die Divergenz sey, so muß man das Linsenglas in andre Stellen rücken, oder ein anderes anwenden, kurz: mit demselben allerlei angemessene Veränderungen vornehmen. Da nun im Auge die Vereinigung immer auf der Netzhaut Statt finden soll, so müssen bei Veränderungen in der Entfernung des Gegenstandes und folglich in der Divergenz, welche in den Strahlenkegeln Statt findet, auch im Auge angemessene Veränderungen vorgehen, über welche man übrigens, worin sie genau bestehen, noch nicht einig ist.

Das Auge kann in einen abnormen Zustand kommen, wo es diejenige Veränderung nicht vornehmen kann, welche bei beträchtlicher Entfernung des Gegenstandes, und also bei geringer Divergenz in den Strahlenkegeln nöthig ist; es kann dann nur in der Nähe, also bei bedeutender Divergenz der Strahlen deutlich sehen, und man nent es in diesem Falle kurzsichtig. Ein anderes Auge sieht vielleicht in der Nähe schlecht und in der Entfernung gut, man nent es weitsichtig. Es kann diejenige Veränderung nicht in sich vornehmen, welche zu beträchtlicher Divergenz der Strahlen gehört.

Man hilft solchen Augen durch Brillen. Für den Weitsichtigen sind linsenförmig geschliffene Brillengläser nöthig, denn sie haben die Eigenschaft, daß sie die Strahlen zusammenlenken, also die Divergenz vermindern, welches das weitsichtige Auge verlangt, da für dasselbe leicht die Divergenz zu stark wird. Für den Kurzsichtigen, der starke Divergenz fodert, bedarf es der hohlgeschliffenen Brillengläser, denn sie lenken die Strahlen auseinander, und vergrößern daher die Divergenz.

Im gemeinen Leben wählt man die Brillen durch Versuche, vermittelst derselben zu lesen. Da kann der Weitsichtige leicht eine Brille wählen, welche die Divergenz beträchtlicher mindert, als es eigentlich nöthig ist. Dies ist zwar seinem Auge angenehm, und er kann um so leichter und deutlicher sehen, aber er verwöhnt sein Auge dadurch immer noch mehr. Der Kurzsichtige kann auf ähnliche Weise zum Schaden seines Auges eine Brille wählen, die eine viel größere Divergenz gibt, als er nöthig hat.

Die Wahl der Brillen muß daher einer Berechnung nach sichern Prinzipien unterworfen werden. Haarscharf wird diese Berechnung nicht ausgeführt werden können, aber man vermeidet doch durch sie die beträchtlichen Fehler,

*) Bei dem was wir hier vortragen, müssen wir das, was die Artikel **Auge**, **Linsengläser**, **Sehen** enthalten, voraussetzen, und also die Vergleichung dieser Artikel hier im Allgemeinen empfehlen, ohne daß wir sie weiterhin im Einzelen anführen.

welche aus der gemeinen Wahl durch bloße Versuche fast unvermeidlich entspringen. Auch kann der Arzt, wenn ihm die Betrachtung besondrer Umstände Hoffnung zur Verbesserung des Auges gibt, diese durch seine Berechnung befördern. Hofft er z. B. ein weitsichtiges Auge solle noch weniger weitsichtig werden, so berechne er für dasselbe eine Brille, als wenn er ein um ein geringes weniger weitsichtiges Auge vor sich hätte. Dadurch zwingt er das Auge gleichsam, sich an die geringere Weitsichtigkeit zu gewöhnen; und wird es bemerklich, daß dieses geglückt ist, so kann er es durch eine andre nach eben dem Grundsatze berechnete Brille noch weiter führen u. s. f. Ein ähnliches Verfahren läßt sich auch bei dem Kurzsichtigen anwenden.

Um die Berechnung anzulegen, fragen wir zuerst: was muß ein gesundes Auge leisten? — Es muß den Gegenstand, welchen es betrachtet, so wahrnehmen, daß alle kleinen Theile seiner Fläche, die nicht wegen eines zu geringen Sehwinkels ununterscheidbar sind, klar und scharf begränzt, ohne neblichte Umgebung und in völliger Ruhe daliegen. Wir wollen diese kleinen Theile der Fläche Punkte nennen, ob es gleich an sich kleine Flächen sind. Dieses hat aber selbst für das gesundeste Auge seine Gränze. Liegt ein Gegenstand in der Nähe von einem Zolle vor dem Auge, so kann ihn kein gesundes Auge deutlich sehen, die Divergenz in den von den Punkten des Gegenstandes aus dieser Nähe ins Auge fallenden Strahlenkegeln ist zu groß, als daß sie das Auge zu einem Punkte auf der Netzhaut verarbeiten könnte. So wie der Gegenstand sich nach und nach vom Auge entfernt, nimt die Verworrenheit in seiner Erscheinung ab, und man will durch vielfältige Versuche bemerkt haben, daß er in einer Entfernung zu 8 Zoll vom gesunden Auge in vollkommenster Klarheit erscheint. Wird der Gegenstand nach und nach weiter entfernt, so wird die Divergenz in den Strahlenkegeln immer geringer. Dies ist dem gesunden Auge nicht zuwider. Es wird Klarheit im Sehen behalten und wenn auch die Divergenz sich in Parallelismus verwandelte, also, wenn auch der Gegenstand in unendliche Entfernung träte. Aber es tritt hier eine andre Gränze des Sehens ein. Je weiter sich der Gegenstand entfernt, desto mehr treten mehre Punkte in einen einzigen zusammen, weil sie zusammen nun einen eben so kleinen Sehwinkel geben, als in der Nähe einer allein, und daher wird dann ein solcher combinirter Punkt zwar noch deutlich gesehen, aber nur als ein Punkt, in welchem kein Theil besonders unterschieden wird. Man sieht ein Gebirge auf dem Monde zwar noch ganz deutlich als einen Punkt, aber doch nur als einen Punkt. Demnach ist 8 Zoll die Entfernung des besten Sehens. Tritt der Gegenstand näher, so wird das Sehen beeinträchtigt durch Verwirrung, entfernt er sich, so geschieht diese Beeinträchtigung durch Verkleinerung; obgleich dies alles bei geringer Abweichung von der Entfernung zu 8 Zoll, welche wir die *Normalentfernung* nennen wollen, noch nicht sehr merklich wird.

Weicht ein Auge hievon ab, sieht es also in einer andern, als der Normalentfernung am deutlichsten, so muß dies daher kommen, daß ihm die Divergenz in den Strahlenkegeln, welche bei der Normalentfernung Statt findet, nicht zusagt, es verlangt eine größere oder geri gere. Um diese verlangte Divergenz zum Behuf der B rechnung in Zahlen zu bestimmen, könnte man sie n Graden des Bogens angeben; allein wir können sie k zer bezeichnen. Arc. tg. p. bedeutet in der Trigonomet den Bogen, welcher zur Tangente p. gehört. So ka man auch sich der Bezeichnung Div. p. bedienen, u versteht darunter diejenige Divergenz, welche in Stra lenkegeln Statt findet, die von einem Gegenstande a der Entfernung p zum Auge gelangen. Kann daher J mand nur in der Entfernung zu 6 Zoll deutlich sehen, können wir sagen, sein Auge verlange Div. 6. Es wi leicht einleuchten, daß Div. 16. eine geringere Diverge ist, als Div. 9; worauf wir jedoch hier aufmerksam m chen zu müssen glauben.

Nun sieht man auch leicht, wie man die für e Auge nöthige Divergenz messen könne. Man halte näm lich dem Auge eine Schrift vor, und messe die Entfe nung, in welcher sie ihm am klärsten ist. Hiebei dürft aber folgende Regeln zu beobachten seyn.

1) Man halte die Schrift zuerst in die Normalen fernung, und von da aus entferne man sie bei dem Wei sichtigen und nähere sie bei dem Kurzsichtigen langsa bis sie ganz klar wird, um auf diese Weise die möglic geringe Abweichung vom Normalzustande zu treffen. Da wiederhole man einige Male den Versuch, wobei ma auch einige Male die Schrift sogleich in die vorhin g fundne Entfernung stellen kann; denn es könnte seyn, da bei der langsamen Entfernung vom Normalpunkte da Auge nach und nach angespant wurde, und daß sich d her bei der ersten Messung der wahre Grad seiner Schw che nicht zeigte.

2) Man mache die Versuche unter gewöhnliche Umständen; bei gewöhnlichem Licht, in gewöhnlichem Zu stande des Körpers und Gemüths. Soll freilich d Brille stets bei Lampenscheine gebraucht werden, so mü sen auch bei Lampenscheine die Versuche angestellt werde Mancher hat nur ein schwaches Gesicht bei Lampensche ne, nicht am Tage. Dies komt nicht allein daher, da bei Tageslicht die Gegenstände genauer dargestellt we den, sondern scheint auch daher zu rühren, daß bei Lam penscheine die Pupille größer ist, folglich die Grun fläche des Lichtkegels einen größern Durchmesser ha also auch in dem Lichtkegel eine größere Divergenz Sta findet.

3) Es kann seyn, daß die Sehkraft beider Auge ungleich ist, dann muß bei jedem Auge die Divergenz b sonders gemessen, und jedem auch ein besonderes Gla berechnet werden; es sey denn, daß der Unterschied nic groß wäre, und man daher von beiden das Mittel ne men könnte, um sie zur Gleichheit zu gewöhnen.

4) Sollte der sonderbare Umstand eintreten, da jemand gerade in der Normalentfernung am deutlichste zu sehen glaubte, bei dem es doch auch aus andern E fahrungen einleuchtete, daß er weit- oder kurzsichtig wäre so wäre daraus auf Unbeträchtlichkeit seines Augenfehler zu schließen, und vielleicht der Gebrauch der Brillen ga abzurathen, um das Auge gleichsam zur Verbesserung z nöthigen, oder man setze die verlangte Divergenz etwa

weniges von Div. 8. verschieden an; z. B. bei dem Weitsichtigen Div. 9. bei dem Kurzsichtigen Div. 7.

Hienächst ist nun diejenige Brennweite zu berechnen, die eine Brille haben muß, wenn sie bei einem Gegenstande in der Normalentfernung diejenige Divergenz geben soll, deren das kranke Auge bedarf. Wir sagen bei der Normalentfernung des Gegenstandes, denn das kranke Auge soll ja dem gesunden darin gleich werden, daß es in eben der Entfernung deutlich sieht, wie dieses. Man setzt dabei voraus, es werde dann sein Gesicht bei andern Entfernungen in ähnlicher Art abnehmen, als bei dem gesunden, wenn sich ihm der Gegenstand aus der Normalentfernung wegrückt. Inwiefern dies zutreffe, darüber wird weiterhin noch einiges angeführt werden. Um die Berechnung so auszudrücken, daß sie auch dann leicht angewendet werden kann, wenn vielleicht fortgesetzte Versuche die Normalentfernung anders als auf 8 Zoll bestimmen sollten, so wollen wir sie hier nicht 8 sondern im allgemeinen N nennen. Sollte man die Absicht haben, eine Brille zu suchen, die in einer bestimmten andern Entfernung, als die Normalentfernung ist, die höchste Klarheit gäbe, so müßte man in der Rechnung diese andre Entfernung statt N setzen.

Man weiß nun aus der Dioptrik, daß, wenn man eines Linsenglases Brennweite f bezeichnet, die Entfernung des Gegenstandes vor demselben g, und die Entfernung des Bildes auf der entgegengesetzten Seite des Glases b, alsdann $b = \frac{g f}{g - f}$ ist. Bei gewissen Verhältnissen der Größen g und f gegen einander (wenn $f > g$) wird b negativ, d. h. die Strahlen erhalten durch das Glas eine Lage, als kämen sie von Punkten aus der Entfernung b vor dem Glase her. Da hätte dann das Auge, welches sich dicht hinter einem solchen Glase befände Div. b. Man braucht also bei einem Glase nur g und f so zu bestimmen, daß b negativ und der Zahl in der vom Auge verlangten Divergenz gleich wird, so hat man die verlangte Divergenz durch dasselbe. Nun ist aber bei Brillen g oder die Entfernung des Gegenstandes schon bestimt, es soll nämlich N seyn. Es ist daher nur noch f, d. i. die erfoderliche Brennweite der Brillen zu suchen. Wenn daher das Auge Div. m. verlangt, so setze man, es selle $\frac{N f}{N - f} = -m$ seyn. Da findet man $Nf = -mN + mf$ und $mN = (m - N) f$ und $f = \frac{m N}{m - N}$, welches die erfoderliche Brennweite der zu wählenden Brille ist. Man wird hier f so lange positiv finden, als $m > N$ ist d. h. so lange die Entfernung, in welcher das Auge deutlich sieht, größer ist, als die Normalentfernung, wie es beim Weitsichtigen Statt findet. Der Kurzsichtige sieht in einer Entfernung deutlich, die geringer als die Normalentfernung N ist, da ist m in der ihm zusagenden Div. m kleiner als N. In diesem Falle wird $f = -\frac{m N}{N - m}$. Hier muß also eine Brille gewählt werden, deren Brennweite negativ ist, d. h. eine Hohlbrille mit der negativen Brennweite $\frac{m N}{N - m}$. Da führt uns also auch diese Berechnung darauf, was wir schon oben bemerkten, daß für den Kurzsichtigen eine Brille mit Hohlgläsern zu wählen ist, und zeigt zugleich die Formel, nach welcher die erfoderliche negative Brennweite solcher Hohlbrillen gefunden wird.

Es fragt sich, wie weit kann das mit solcher Brille bewaffnete Auge sehen? — Die Brennweite der Brille für den Weitsichtigen sey q (berechnet nach $\frac{m N}{m - N}$) und es stehe vor ihm ein Gegenstand in der Entfernung h, so ist die Entfernung des Bildes p, welche zu seinem Brillenglase gehört $= \frac{h q}{h - q}$. Dies ist negativ $= -\frac{h q}{q - h}$ wenn $h < q$, d. i. so lange der Gegenstand dem Glase näher steht, als sein Brennpunkt. Da ist es dann als kommen die Strahlen aus der Entfernung $\frac{h q}{q - h}$ vor dem Glase her; sie haben also für das Auge Div. $\frac{h q}{q - h}$. Rückt der Gegenstand über den Brennpunkt hinaus, wird also $h > q$, so wird $\frac{h q}{h - q}$ positiv, dann neigen sich die Strahlen durch das Glas zusammen, um in der Entfernung $\frac{h q}{h - q}$ hinter dem Glase in einem Punkt zusammen zu treffen; dann kommen also die Strahlen convergent ins Auge, und das deutliche Sehen wird sehr bald aufhören. Es werden demnach nur diejenigen Gegenstände deutlich gesehen, welche nicht weiter entfernt liegen, als der Brennpunkt der Brillen. Über diesen hinaus muß das Auge ohne Brillen sehen. Es kann dies in den meisten Fällen dem Weitsichtigen nicht schwer werden. Indeß kann auch ein weitsichtiges Auge eine Brille mit so kurzer Brennweite fodern, daß es in der nächsten Entfernung über dieselbe hinaus unbewaffnet noch nicht deutlich sieht. Dann muß es für diese Entfernung, wenn es in derselben sehen soll, noch eine andre für sie berechnete Brille haben, wobei man diese Entfernung statt N in Rechnung bringt. — Innerhalb der Brennweite aber nimt die Divergenz bis zum Parallelismus ab, wenn der Gegenstand von N nach dem Brennpunkte zurückt, welches für den Weitsichtigen immer willkommener wird. Tritt der Gegenstand näher, als N, so werden zwar die Strahlen immer divergenter, an keiner Stelle aber sind sie so divergent, als wenn der Gegenstand eben daselbst ohne Brillen angesehen würde. Der Weitsichtige wird also auch in beträchtlicher Nähe immer noch Vortheil haben. Wir wollen uns der nähern Berechnung zur Raumersparniß enthalten. Behält man die so eben gebrauchten Bezeichnungen auch für Hohlgläser bei, so ist die zu denselben gehörende Entfernung des Bildes $= -\frac{h q}{h + q}$; und da diese negativ ist, so hat der mit den Brillen bewaffnete Div. $\frac{h q}{h + q}$, welches immer Divergenz bleibt, weil $-\frac{h q}{h + q}$ immer negativ bleibt, so groß auch h seyn mag. Allerdings nimt bei weiterer Entfernung des Gegenstandes die Divergenz ab, aber sehr gering auch bei beträchtlicher, welches in die Augen fällt,

wenn man den Ausdruck der Divergenz $\frac{hq}{h+q}$ in $\frac{q}{1+\frac{q}{h}}$ verwandelt. Man setzte hier, h werde unendlich groß, so verwandelt sich der Ausdruck in q, also kann nie, auch bei der weitesten Entfernung des Gegenstandes, eine geringere Divergenz entstehen, als die wäre, wenn der Gegenstand um die Brennweite der Brille von den bloßen Augen abstände. Man setze z. B. die negative Brennweite der Brille sey 24 Zoll, welches für den paßt, der nur auf 6 Zoll weit sehen kann, und der Gegenstand stehe 100 Schritt, d. i. 2400 Zoll vom Auge, so ist die Divergenz $\frac{2400 \,.\, 24}{2400+24} = \frac{57600}{2424}$ = etwas über 23 Zoll. Der mit dieser Brille bewaffnete wird also auf 100 Schritt weit wenigstens noch eben so gut sehen können, als in die Entfernung von 23 Zoll. Rückt ihm der Gegenstand näher als N, so nimt die Divergenz zu, und es wird diese Zunahme noch in einem ziemlichen Grade geschehen können, ehe sie seinem Auge Verwirrung verursacht. — Dies mit dem, was vorher vom Weitsichtigen gesagt wurde, verglichen, so kann der Kurzsichtige für einen viel größern Umfang der Entfernung seine Brille gebrauchen, als jener. Dafür bedarf sie jener aber auch nur für eine unbeträchtliche Strecke. — Da, wie vorhin gezeigt, beim Hohlglase die Divergenz nie geringer werden kann, als die, welche der Gegenstand gäbe, wenn er um die Brennweite dieses Hohlglases vom bloßen Auge abstände, so kann der Kurzsichtige, der noch d Zoll weit deutlich sehen kann, sich Lorgnetten von d Zoll negativer Brennweite nehmen, und wird damit auch in die allerweiteste Entfernung klar sehen können. Diese Gläser aber zum Lesen gebraucht, würden das Auge sehr bald verderben, weil sie für die Entfernung des Buches beim Lesen, die nur etwas größer als N ist, eine zu starke Divergenz geben würden. Vielleicht würde er durch dieselben aber auch gar nicht lesen können.

Es ist bei dieser Berechnung nothwendig, daß wir die Brennweite der Brille, die uns zur Auswahl vorliegen, zu finden wissen. Sie aus den Halbmessern ihrer Flächen zu berechnen, ist hier nicht ausführbar, weil wir diese Halbmesser gewöhnlich nicht kennen. Es muß also der Zweck dadurch erreicht werden, daß wir die erhaben geschliffenen Brillen gegen die Sonne halten und eine dunkle Fläche auf der andern Seite der Gläser in diejenige Entfernung bringen, bei welcher der helle Kreis, welchen die durch die Gläser gehenden Sonnenstrahlen auf der dunkeln Fläche bilden, am kleinsten ist. Diese Entfernung ist dann die Brennweite. Auf diese Weise findet man aber nicht die negative Brennweite der hohlgeschliffnen Brillengläser. Diese zu finden und auch bei den Linsengläsern sicherer zu gehen, bedient man sich folgender Methode. Man bedeckt die Brillengläser mit einem Kartenblatte, in welchem sich in einiger Entfernung von einander zwei feine Löcher befinden, die, wenn das Glas gegen die Sonne gehalten wird, auf der vorgehaltnen dunkeln Fläche zwei helle Punkte bilden. Nun bringt man die Fläche bei erhabnen Brillen in diejenige Entfernung, wo die beiden hellen Punkte in einen zusammenfallen, so ist diese Entfernung der Fläche die Brennweite.

Bei Hohlbrillen bringt man die dunkle Fläche in
Entfernung, wo die beiden hellen Punkte gerade noch
Mal so weit aus einander stehen, als die beiden Lö
im Kartenblatte, so ist diese Entfernung der Fläche
negative Brennweite der Hohlgläser. Der Bew
welcher hier zu viel Raum einnehmen würde, muß
der Theorie der Linsengläser entnommen werden.
wird die auf diese Weise gefundene Brennweite bei Lin
etwas von der nach erster Methode gefundenen abw
chen; allein, macht man die Löcher gerade ¼ der Br
des Glases von einander entfernt, so gewint man
durch eine Art mittlerer Brennweite. Der Artikel Li
sengläser muß dies näher aufklären.

Diese beiden Methoden werden aber in der Ausfü
rung schwieriger, sobald die Brennweiten beträchtlich si
Wir schlagen daher in diesem Falle folgende Meth
vor. Man lege dicht an das zu prüfende Brillenglas
anderes mit einer bekannten Brennweite, so wird die
den Brennpunkt des erhabenen Brillenglases näher br
gen, und auch beim Hohlglase einen nicht sehr entfern
Brennpunkt bilden, da man denn die Entfernung die
künstlichen Brennpunkts nach voriger Methode messen u
aus der künstlichen Brennweite der combinirten Glä
die des Brillenglases berechnen kann. Dies geschieht
folgende Weise. Man setze die bekannte Brennweite d
zu Hilfe genommenen Glases sey B. Hält man di
vor dasselbe ein erhabenes Brillenglas und beides geg
die Sonne, so fallen die Sonnenstrahlen auf das di
anliegende Hilfsglas convergent, so, daß sie sich in
noch unbekannten Brennweite x des Brillenglases hin
dem Hilfsglase vereinigen und da ein Sonnenbild h
vorbringen würden, wenn sie nämlich das Hilfsglas oh
weitere Berechnung durch sich gehen ließe. Nun bricht
aber das Hilfsglas von neuem so, als ob eine neg
tive Entfernung des Gegenstandes $= -x$ für dassel
Statt fände; (freilich um die Dicke des Glases wenig
als x, aber dies ist als unbedeutend zu übersehen).
wird also durch das Hilfsglas ein abermaliges Sonn
bild zu Stande kommen in der Entfernung $\frac{-xB}{-x-}$
$= \frac{xB}{x+B}$, welches allezeit positiv ist. Diese Entfernu
da sie die Brennweite der combinirten Gläser und ni
gar zu entfernt ist, kann man nach vorhin gegebner M
thode messen. Sie finde sich bei der Messung $= G$,
hat man $G = \frac{xB}{x+B}$. Hier ist G und B bekant und
d. i. die Brennweite des Brillenglases soll gesucht werd
und es findet sich $Gx + GB = xB$, also $GB = xB - G$
$= (B - G)x$, also $x = \frac{GB}{B-G}$. — Hält man di
vor das Hilfsglas ein hohles Brillenglas, so empfän
ersteres die Sonnenstrahlen divergent, gerade, als käm
sie aus einer Entfernung vor dem Glase her, welche d
Brennweite x des Hohlglases gleich ist. Da hat al
das Hilfsglas eine Gegenstandsweite $= + x$. Es brin
nun das Sonnenbild zu Stande in der Entfernung $\frac{xB}{x-}$
und findet sich diese Entfernung durch Messung $= G$,

hat man $G = \frac{xB}{x-B}$, woraus man leicht die Brennweite der Hohlbrille $x = \frac{GB}{G-B}$ findet.

Die Größen $\frac{GB}{B-G}$ und $\frac{GB}{G-B}$ ändern sich mit kleinen Veränderungen in G sehr bedeutend, es muß also G sehr genau gemessen werden. Doch wird die Gefahr eines falschen Resultates um so geringer, je größer man B nehmen kann, ohne daß die Brennweite G der combinirten Gläser zu groß und daher zu messen schwierig wird. Vielleicht ist für die Untersuchung convexer Brillen durchgängig ein Hilfsglas mit 20 Zoll Brennweite das passendste. Für concave Brillen aber Hilfsgläser mit 10 bis 16 Zoll Brennweite.

Bisher ist von Augen die Rede gewesen, die zum deutlichen Sehen mehr oder weniger Divergenz in den Strahlenkegeln verlangen. Es könnte aber auch Augen geben, die sogar Convergenz verlangten, die in sich eine so geringe Kraft hätten, die Lichtstrahlen zur Vereinigung auf der Netzhaut zusammen zu lenken, daß dieses nie geschehen würde, wenn sie nicht schon zusammengelenkte Strahlen empfingen. Dies ist offenbar bei denen der Fall, welche durch Staaroperationen die Krystallinse verloren haben, und es könnten sich auch wol noch außer diesen Fällen Beispiele davon finden. Diesen müßten also die Strahlen in der Richtung ins Auge kommen, daß sie sich auch ohne irgend noch einmal gebrochen zu werden, in einer gewissen Entfernung hinter der Hornhaut vereinigen würden, in einer desto größern, je geringer die Convergenz wäre. Man kann daher die Convergenz auch nach dieser Entfernung messen und ähnlich wie vorhin die Bezeichnung Conv. p anwenden, wo p alle Mal die Entfernung bedeutet, in der sich die Strahlen hinter der Hornhaut vereinigen würden. Nun gibt jedes Linsenglas Conv. p, bei welchem das Bild eines vor ihm liegenden Gegenstandes in der Entfernung p hinter dem Glase liegt. Dies hängt natürlich mit von der Entfernung des Gegenstandes ab. Da aber das Auge gerade in der Normalentfernung N deutlich sehen, und also bei dieser Entfernung Conv. p haben muß, so ist für dasselbe ein solches Glas zu wählen, welches bei der Entfernung N des Gegenstandes das Bild in der Entfernung p hinter dem Glase zu Stande bringt, und es komt darauf an, dessen Brennweite q zu finden. Nun ist bei Linsengläsern $p = \frac{Nq}{N-q}$, daraus findet man $pN - pq = Nq$; ferner $pN = (N+p)\,q$ also $q = \frac{pN}{N+p}$; wo p und N bekant sind, und also die nöthige Brennweite q der Brillen gefunden werden kann.

Es ist hiebei vorausgesetzt, daß man die dem Auge zusagende Convergenz bereits kenne, daß Conv. p bekant sey. Wie aber wird man diese finden? Es ist einleuchtend, daß dieses nicht auf eben die Art geschehen kann, wie man die nöthige Divergenz findet. Es kann aber auf folgende Weise geschehen. Man habe eine Brille zur Hand mit einer bekannten sehr kurzen Brennweite K. Sie kann etwa 2 Zoll seyn. Diese lasse man den Patienten aufsetzen. Dann halte man eine Schrift nahe vor die Brille und entferne sie nach und nach so weit, bis sie ihm vollkommen klar ist. Dann messe man die Entfernung der Schrift von der Brille, sie sey n. Nun berechne man die Entfernung des Bildes p, welches die Probebrille bei der Entfernung des Gegenstandes = n zu Stande bringt. Man findet $p = \frac{nK}{n-K}$. Da hat also das Auge bei diesem Versuche Conv. $\frac{nK}{n-K}$ gehabt, und dies ist die ihm zusagende Convergenz. Setzt man nun in den vorigen Ausdruck $q = \frac{pN}{N+p}$ statt p das jetzt gefundene $\frac{nK}{n-K}$ so bekomt man $q = \frac{nKN}{nN - NK + nK} = \frac{nKN}{n(N+K) - NK}$, woraus die nöthige Brennweite der anzuwendenden Brille gefunden wird.

Werden durch solche Brillen Gegenstände betrachtet, die mehr oder weniger als in der Normalentfernung vom Auge abstehen, so ändert sich die Convergenz, und es komt nun darauf an, ob auch das Auge noch einige Veränderungsfähigkeit hat. Ist diese gering, so muß man, wenn es auf eine andre Entfernung, z. B. auf 50 Schritt noch deutlich sehen soll, dazu andre Brillen wählen, bei deren Berechnung man statt N diese andre Entfernung (hier 1200 Zoll) setzt.

Man wird sich durch diese Untersuchungen überzeugen, welche beträchtliche Fehler entstehen können, wenn man nicht die Brillen nach gehöriger Berechnung, sondern nach gemeinen Versuchen im Sehen durch dieselben wählt. Die einzige Warnung, welche man dabei zu geben pflegt, ist, man solle sich vor Brillen hüten, welche vergrößern. Diese Warnung ist eigentlich nur für Weitsichtige, welche erhabene Brillengläser wählen müssen. Wir müssen diese Regel etwas näher beleuchten. Nach dem, was in dem Artikel Vergrösserung vorgetragen werden wird, entsteht die Vergrößerung bei Linsengläsern zuerst durch den Abstand des Auges vom Glase. Sie ist um so merklicher, je weiter dieser Abstand ist. Da dieser Abstand nicht ganz vermieden werden kann, so gibt es keine erhabene Brille, die nicht vergrößerte. — Die Vergrößerung hängt ferner ab von der Nähe des Gegenstandes, in welcher er durch die Gläser deutlich erscheint. Setzen die Gläser das Auge in den Stand, einen Gegenstand in der Entfernung von 2 Zoll klar zu sehen, so erscheint er im Durchmesser 4mal größer, als wenn er mit bloßen Augen in der Entfernung von 8 Zoll deutlich gesehen wird. Sieht nun ein Weitsichtiger Buchstaben mit bloßen Augen auf 16 Zoll klar, und durch das Glas auf 8 Zoll, so müssen sie ihm durch die Brille größer erscheinen, als da er sie mit bloßen Augen deutlich erkannte, wenn auch wegen Täuschung der Einbildungskraft nicht gerade noch einmal so groß. Wieder ein Umstand, weswegen es keine für das weitsichtige Auge passende Brille ohne Vergrößerung geben kann. Es setzt die auf diese Weise entstehende Vergrößerung allerdings

voraus, daß die Größe bei der Entfernung zu 8 Zoll mit der zu 16 Zoll, wegen gleicher Deutlichkeit in der Vorstellung verglichen werde, und sie scheint wegzufallen, wenn der Weitsichtige die Größe bei der Entfernung auf 8 Zoll durch die Brille auch mit der Größe bei gleicher Entfernung ohne Brille vergleicht, weil er vielleicht auch ohne Brille in dieser Entfernung noch einige Deutlichkeit hat. Allein dann ist zu bedenken, daß endlich die Vergrößerung auch von der Klarheit des Gegenstandes abhängt. Ein Gegenstand scheint uns in derselben Entfernung kleiner oder größer, je nachdem wir das eine Mal weniger, das andre Mal mehr kleine Theile an ihm deutlich sehen. Erkent ein noch nicht sehr Weitsichtiger eine Schrift in 8 Zoll Entfernung noch einiger Maßen deutlich, dann durch die Brille deutlicher, so muß sie ihm im zweiten Falle nothwendig größer erscheinen, als im erstern. Also auch aus diesem Grunde wird jede Brille, durch die er auf 8 Zoll deutlich sieht, ihm die Gegenstände vergrößern.

Allein, wenn dem Weitsichtigen noch die Größe der Gegenstände, z. B. der Buchstaben vorschwebt, wie sie ihm bei noch völlig gesunden Augen erschien, so werden sie ihm bei geschwächten Augen auch ohne Brillen nicht so klein erscheinen, als es eigentlich den Umständen nach der Fall seyn sollte, und er wird die Vergrößerung durch die Brillen weniger merken. Es wird ihm größtentheils nur scheinen, als sey mehr Klarheit in sie gekommen. Da dies aber doch nicht immer und nie vollkommen sich so verhält, so würde man die Regel richtiger ausdrücken: unter allen Brillen, welche Deutlichkeit geben, wähle man die, welche am wenigsten vergrößern, selbst mit einigem Verlust an Deutlichkeit; und: jede auffallende Vergrößerung sey Veranlassung zu suchen, ob man nicht eine Brille mit geringerer Vergrößerung ohne großen Verlust an Deutlichkeit finden könne. Der Grund dieser Regel liegt darin, daß die Vergrößerung wegen Abstand des Auges vom Glase zunimt, wenn die Brennweite kürzer wird, für das weitsichtige Auge aber die möglichst größte Brennweite gewählt werden muß; denn je kürzer sie ist, desto mehr nähert sich die Divergenz der Strahlen dem das Auge über die Nothdurft unterstützenden Parallelismus, wie dies leicht aus oben angeführten Formeln ersehen werden kann. Überdies vermehrt sich, nach dem was oben als dritter Grund der Vergrößerung angeführt ist, diese, wenn die Deutlichkeit zunimt, und diese nimt für den Weitsichtigen zu, wenn sich die Divergenz dem Parallelismus nähert, weswegen abermals eine Warnung darin liegt, daß die Brille dem Auge schädlich seyn möchte. — Auch das Schmerzen der Augen bei Brillen, durch welche man sonst deutlich sehen kann, wird als ein Zeichen angesehen, daß die Brille nicht passe. Den Grund dieses Schmerzes genau zu untersuchen, ist hier der Ort nicht. Er könnte aber unter andern auch darin liegen, daß die Brille nicht ganz, sondern nur beinahe die nöthige Divergenz (oder Convergenz) gewähre. In solchem Falle veranlaßt sie fortwährend das Auge, den geringen Mangel durch sich selbst zu ersetzen, welches schmerzhaft werden muß, wenn das Auge nicht mehr die dazu nöthige Modification in sich mit Leichtigkeit vollführen kann. Es ist dieser Schmerz vielleicht eine Anzeige, daß man davon abstehen müsse, das Auge noch zum bessern zu gewöhnen.

Wir setzen hier die Bemerkung hinzu, daß es beim Weitsichtigen wol vortheilhaft seyn möchte, diejenige Entfernung auszumitteln, in welcher er nach seiner sonstigen Gewohnheit, da er noch besser sah, bei Arbeiten die Gegenstände vor seinen Augen hatte, oder in welcher er s[ie] nach äußerlichen Umständen haben muß, und diese Entfernung, wenn sie, wie gewöhnlich, größer als N ist, sta[tt] N in die Berechnung zu setzen. Man wird dadurch ei[ne] Brille finden, die ihm hinreicht, und die doch keine [so] geringe, vielleicht das Auge verwöhnende, Divergenz gib[t], als wenn man die Normalentfernung 8 in Berechnun[g] bringt. Beim Kurzsichtigen wird man jene Entfernun[g], wenn sie etwa 15 Zoll und darüber ist, zum Grunde [zu] legen, vielleicht sogar genöthigt seyn, um ein deutlich[es] Sehen zu verschaffen. (*Märtens*

Diätet. Gebrauch der Brillen. Zu den jetzt unt[er] Jünglingen nur zu häufigen und augenverderblichen M[o]dethorheiten gehört das Brillentragen bei reiner, voll[er] Sehkraft. Nur von Natur, oder durch Misbrauch rc. d[ie] Augen wirklich Blöd- und Kurzsichtige, d. h. solche, we[l]che auf drei Schritte weit die Gesichtszüge eines Men[]schen nicht mehr unterscheiden, die eine mäßig gro[ße] Schrift keine große Spanne weit lesen können, und de[]ren Augäpfel nach vorn stark gewölbt sind, bedürfen e[i]ner guten, für sie passenden Brille. Auch ist deren Ge[]brauch erst dann dringend angezeigt, wenn in der bish[er] gewöhnlichen Sehweite kleine Gegenstände in einand[er] fließen, und man solche, um sie deutlich zu sehen, vo[n] den Augen entfernen muß, wenn das Gesicht am Mo[r]gen nach dem Erwachen schwach ist, und erst nach einige[n] Stunden seine Stärke wieder erhält, wenn man bei seinen A[r]beiten mehr Licht als bisher braucht, wenn die Augen leicht e[r]müden und schmerzen, und, um sie einigermaßen ausruhen z[u] lassen, auf andre Gegenstände gerichtet werden müssen z[c]. Bei Wahl und Gebrauch ist folgendes zu beobachten.

Die Masse der Brillen- und Augengläser überhau[pt] muß: 1) vollkommen rein seyn, d. i. gegen das Lic[ht] gehalten, keine Körnchen, Grübchen, Ritze, Wirbel od[er] Streifen zeigen; 2) muß das Glas ganz weiß und farb[]los erscheinen; 3) jedes Glas muß, wenn man es zw[i]schen zwei Fingern faßt, und diese über beide Fläch[en] desselben prüfend herumführt, durchaus gleich dick un[d] gewölbt sich anfühlen; 4) vor die Augen genommen, da[rf] keine Brille die Gegenstände vergrößern, sondern muß [sie] nur in reinen, scharfen Umrissen darstellen; 5) muß ma[n] mit ihr in demselben Abstande gut lesen können, in we[l]chem man vorher bei noch vollkommener Sehkraft e[s] konnte; 6) beide Brillengläser dürfen nicht gleich sta[rk] seyn, weil beim Menschen ein Auge, und zwar mehren[]theils das rechte schärfer und besser sieht, und mehre A[n]strengung vertragen kann, als das linke. Deshalb mu[ß] die Brille Bügel haben, durch welche jedem Auge sei[n] ihm bestimmtes Glas stets angewiesen bleibt, damit si[e] die Gläser nicht verwechseln lassen. Überdies sind Bri[l]len ohne Bügel, die blos auf die Nase gesetzt werden, sehr unbequem zu tragen, bleiben nicht auf einer Stell[e] und lassen gern Spuren von sich zurück rc. 7) W[er] sich eine Brille unter mehren aussuchen will, darf n[]

mehre sogleich hintereinander proben, weil seine Augen ermüden, und er dann um so eher eine falsche wählt. Man muß vielmehr mehre ausnehmen, und nur eine täglich etwa einstündig oder länger bei seiner Arbeit und zum Durchsehen gebrauchen. 8) Will man sich von einem Opticus eine Brille verschreiben, so muß man den Focus eines jeden Auges genau messen. Man hält nämlich bei vollem Tageslichte eine Druck- oder Handschrift vor seine Augen in so weiter Ferne, als man die Schrift noch am leichtesten und deutlichsten, oder kaum bei der größten Anstrengung mit bloßen Augen mehr lesen kann. Dann läßt man mit einem gewächsten Faden oder Papierstreifen den Abstand des Auges vom Buche, zugleich aber auch die Größe der Buchstaben, wie sie sind, und wie sie erscheinen, von einem Andern genau messen. Bei verschiedenen Sehvermögen beider Augen muß man das Maß von jedem besonders nehmen lassen, und unterdessen das andere mit seiner Hohlhand, doch ohne allen Druck, bedecken. Weitsichtige nehmen eine Schrift von mittlerem Drucke, halten sie so weit vom Auge ab, als sie am bequemsten lesen können, und lassen den Abstand von einem Andern messen. Die am sichersten zweimalige Messung geschieht nicht sogleich nach Tische, oder unmittelbar nach dem Genuß geistiger Getränke, sondern immer nur dann, wann die Augen auf keine Art beunruhigt oder ermüdet sind. 9) Das Maß sende man nun mit folgenden Bemerkungen an den Opticus ein: a) von welchem Auge jedes genommen worden? b) ob man in weiter Entfernung oder in der Nähe besser, oder ob man in beiden Fällen schlecht sehe? ob man etwa früher besser sahe, als jetzt? c) ob man bei eintretender Dämmerung und Abends bei Lichte lesen und größere Gegenstände deutlich unterscheiden könne oder nicht? d) wie die etwa schon gebrauchten Gläser gewirkt? ob sie vergrößert oder verkleinert, und ob sie dies nur anfänglich gethan haben, oder auch noch thun? In dergleichen Fällen lege man ein solches Glas bei. e) Bezeichne man, außer der Fassung, auch die Bestimmung der Augengläser, ob man sie in der Nähe zum Lesen, Schreiben und zu feinen Handarbeiten, oder in mittler Entfernung, etwa zum Notenlesen für Klavier, Violine, Flöte 2c., oder zum Billard-, Kartenspiel 2c., oder endlich in weiterer Entfernung, z. B. fürs Theater, zur Jagd 2c. gebrauchen will. Denn ein Glas, für den Gebrauch in die Ferne bestimt, wirkt für die Nähe zu stark, es würde die Sehkraft zu sehr angreifen und schwächen. f) Es muß in dem Bericht zugleich erwähnt werden, ob das eine, oder das andre Auge durch den Gebrauch schlechter oder unpassender Gläser und Vergrößerungsbrillen, durch vieles Arbeiten, zumal bei Lichte oder in der Dämmerung und in dunkeln Gemächern, durch zu raschen Übergang aus dem Hellen ins Dunkle, und umgekehrt, z. B. bei Arbeiten am Feuer, bei Beschäftigungen mit glänzenden Dingen 2c., durch Stoß, Druck, Entzündung u. a. Augenkrankheiten, durch Hämorrhoiden, Leibesverstopfung, Schnupfen, Kopfschmerzen, Blutandrang nach oben, Erkältung der Augen und der Füße u. s. w., oder endlich durch starke Gemüthsbewegungen, vielen Kummer, anhaltendes Weinen, durch Ärger und durch hohe Nervenempfindlichkeit des Körpers überhaupt gelitten haben, oder noch jetzt periodisch oder anhaltend leiden? g) Sollten die Augen durch obige Gläser, oder auch durch zu lange Entbehrung nöthiger Hilfe schon so sehr verdorben seyn, daß man ohne Glas nicht mehr lesen könnte, so sende man das zuletzt gebrauchte, wenn es noch einige Dienste geleistet hat, ganz oder auch in Stücken ein. h) Bei abweichender Sehkraft beider Augen merke man an, ob man sich etwa eines Glases oder Perspectivs nur für ein Auge bedient, oder ob man an Entzündung des einen gelitten? dauerte diese länger, und war sie etwa heftiger in dem einen, als in dem andern? betrachtete man Gegenstände nur mit einem Auge, während das andre geschlossen blieb, oder ward das eine Auge durch die Kopfbedeckung 2c. eine Zeitlang gehindert, mit dem andern gleich thätig zu seyn? wurde es etwa von starkem Lichte oder von dem an bestimmten Arbeitsplätzen im Studir- oder Schreibzimmer durch ein Fenster einfallenden Tageslichte oder durch glänzende Gegenstände und helle Farben mehr geblendet, als das andere? i) Da junge Personen, wenn sie bei schnellem Wachsthum ihre Augen anstrengen, gewöhnlich für immer blödsichtig werden, sobald sie sich keiner guten und passenden Augengläser bedienen, so muß auch schon deshalb das Alter des Hilfsbedürftigen im Berichte mit genant werden, weil zugleich die Naturkräfte zur Besserung des Sehorgans einer Unterstützung bedürfen möchten. 10) Sollten die Augengläser bei bedeutender Zunahme des Sehvermögens nicht mehr passen, so muß man sich andere einsetzen lassen. Dies wird um so nöthiger, wenn die Gegenstände bei genauer Vergleichung durch die Gläser in dem Abstande, für welchen diese bestimt sind, größer oder kleiner, als den bloßen Augen sich darstellen, wenn die Schrift nur im Anfange scharf und deutlich, aber bei angegriffenen Augen stumpf oder in einander fließend erscheint, wenn man ein Misbehagen, ein Drücken in den Augen spürt, und sie deshalb zum fernern Sehen etwas muß ausruhen lassen, wenn man beim Abnehmen der eine Zeit lang gebrauchten Brille nicht sogleich deutlich und leicht sehen kann, und endlich, wenn beim Arbeiten durch die bisherige Brille früher Schlaf, und bei deren anhaltendem Fortgebrauch zuweilen Kopf- und Augenweh, Röthe, Hitze und Entzündungen in den Augen sich einstellen, oder diese Übel, wenn sie schon da sind, immer mehr zunehmen. 11) Personen, welche noch keine Brille gebraucht haben, und auch ohne diese beim Lesen, Schreiben 2c., die eben genannten Erscheinungen an ihren Augen wahrnehmen, müssen diese sogleich von einem sachkundigen Augenarzte genau untersuchen, und eine gute Brille sich bestimmen lassen, wenn diese ihnen noch hilfreich werden soll. 12) Es ist ein sehr schädliches Vorurtheil zu glauben: als dürften nur bejahrte Personen ihre schwachen Augen durch Gläser waffnen. Vielmehr muß dies in jeglichem Lebensalter, so bald, aber auch nur so lange geschehen, als es erfoderlich ist. 13) Man bediene sich zum alltäglichen Sehen keiner scharfen und keiner sogenannten Lese- und Vergrößerungsgläser, keiner einfachen Lorgnetten, und nur selten derFerngläser für ein Auge allein, keiner grünen oder rothen Brille 2c., wenn nicht Augenentzündung, ein hoher Grad von Nervenreiz und stark blendendes Licht es nöthig machen. 14) Der Gebrauch der Brille bei Beschäftigungen, wo man bald

näher, bald ferner sieht, z. B. beim Kartenspiel ꝛc. ist eben so nachtheilig, als das beständige Tragen derselben. So darf man sie beim Aufstehen von einer Arbeit, nicht vor den Augen behalten, um etwas in weiterer Ferne zu suchen, sondern muß sie in die Höhe schieben. Lächerlich zugleich ist's, sie bei Tische, und bei Sitzungen auf dem Abtritte, man müßte denn dabei die Augen durch Lesen noch mehr anstrengen wollen, ja selbst im Schlafe nicht abzulegen. 15) Wer zu seinen Arbeiten einer Lupe bedarf, mag diese, damit sie unverrückt vor dem Auge bleibe, mit einem Bügel, oder auf andere Art am Kopfe befestigen, und bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge durch dieselbe schauen. 16) Wer noch nicht kurzsichtig ist, kann es leicht werden, wenn er aus übler Angewöhnung die Gegenstände den Augen zu nahe bringt, und bei seinen Arbeiten zu krumm sitzt. 17) Auch das schon kurzsichtige Auge wird sich bei zweckmäßiger Schonung desselben mit der Zeit verbessern. Muß der Myops ja manchmal von einer Lorgnette Gebrauch machen, so entferne er sie doch ja so oft, wie möglich, und nehme nur im Nothfalle dazu seine Zuflucht, um sich nach und nach an's Sehen mit unbewaffneten Augen zu gewöhnen. Dabei verbessern das Billard-, das Ring- und Federballspiel ꝛc. durch Übung des Gesichts nicht wenig die Myopie. 18) Daß sich das verlorne Sehvermögen von selbst, und eben so stark, wie zuvor, wieder einstellen könne bei gehöriger Augendiät ꝛc., lehren Beispiele, als Ausnahme von der Regel, wo man seine Brille ganz weglegen und zeitlebens entbehren konnte. 19) Gegen Schnee, Staub und Rauch kann man sich einer, nach Vogel's Vorschlage, von doppeltem weder geblümtem, noch gewässertem grünen Flor gefertigten Augenbinde bedienen. Der Flor wird von einer Carcasse eingefaßt, welche quer über die Stirn eine gerade Linie bildet, dann an beiden äußern Seiten neben den Augen bis auf 1 Zoll unterwärts derselben schräg herabläuft, in der Mitte für die Nase eine längliche Oeffnung läßt, und sich auf der Wurzel derselben von beiden Seiten scharf wieder zusammen zieht. Auf jeder Seite des Stirntheils werden, um die Binde nicht zu verrücken, und am Hinterkopfe befestigen zu können, neben einander zwei kurze Bänder angeheftet. Die Carcasse hat den Nutzen, daß die Binde besser anliegt, die Luft damit nicht spielen noch irgendwo an den Seiten ein Lichtstrahl eindringen kann. Nach Abnahme dieser Augenbinde darf man jedoch nicht sogleich ins Helle, oder auf eine hohe Farbe, vielweniger auf einen kleinen Gegenstand fest sehen wollen. 20) Beim Reisen im Winter über weite Schneeflächen bedecke man die Augen mit einem leichten schwarzen Flor, oder trage eine Brille, in deren Einfassung statt der Gläser schwarzer Krepp gespannt ist. Im Sommer führe man auf weiten Sandebenen, in staubiger Atmosphäre, und bei Wind eine Brille von gewöhnlichem reinem Fensterglase, mit Taffet so überzogen, daß kein Sand die Augen treffe. Florkappen und Schleier im Sommer blenden diese und lassen den feinsten Staub einfallen*); (vergl. Gesichtsschwäche, Kurz- und Weitsichtigkeit). (*Th. Schreger.*)

BRILLENMACHER, **Brillenschleifer** werden diejenigen Glasschleifer genant, welche sich blos mit der Verfertigung der Brillen beschäftigen. Nürnberg hat nicht blos viele solcher Brillenmacher, sondern auch eigne Brillenfabriken, worin mehrere hundert Arbeiter die Brillen in ungeheurer Anzahl verfertigen. In diesen Brillenfabriken werden aber auch die Gläser häufig (und zwar wol die allermeisten) in Formen eben so gegossen, wie man andere massive Glasware gießt (s. Glasfabriken). Solche Brillen können dann freilich zu unerhört wohlfeilen Preisen verkauft werden, unmöglich aber ist es, daß sie eben so gehörig ausfallen können, als die geschliffenen Gläser. Wem es um gute Brillen zu thun ist, der wird mit solchen gegossenen angeführt. — Was zu gehörigen Brillengläsern gehört, wird, nebst der Beschreibung des Brillenschleifens selbst, in dem Artikel Glasschleiferei abgehandelt werden. (*Poppe.*)

Brillendrossel, **Turdus perspicillatus.** Brillenente, **Anas perspicillata.** Brilleneule, **Strix perspicillata.** Brillente, **Anas Clangula, A. perspicillata, A. fusca**, s. unter den Hauptwörtern.

Brillennatter u. Brillenschlange, s. Naja.

BRILON, eine der ältesten Städte des Herzogthums Westphalen, mit 413 Häus. und 2602 katholischen, 6 evangelischen und 92 israelitischen Einw., (51° Br. und 26° L.). Im J. 776 erbaute Karl der Große, der wegen der, nur 2 M. davon entlegenen, Feste Ehresburg, sich häufig in dieser Gegend aufhielt, der Sage nach, die alte und große Pfarrkirche, welche früher mit so vielen Benefizien dotirt war, daß sie sowol durch die Pracht ihres Gottesdienstes, als durch die Ansehnlichkeit ihrer Gebäude, für einen kleinen Dom gelten konnte. Ihr Thurm ist der stärkste und höchste des Landes. Im J. 1184 wurde die Stadt befestigt. In der Blüte des hanseatischen Bundes, war sie ein wichtiger Platz des Zwischenhandels und zeichnete sich, vor vielen anderen Städten des Herzogthums, sowol dadurch, als durch die Entwickelung eines rein bürgerlichen Gemeinwesens aus, auf welches der benachbarte Adel keinen Einfluß gewann, obgleich viele Mitglieder desselben das Bürgerrecht darin erhielten und es sich zur Ehre rechneten, Kämmerer der Stadt zu seyn, während sie ihre eigenen Güter durch Rentmeister verwalten ließen. — Ob die nicht weit davon gelegene Kapelle: Altenbrilon, mit einem alten, eingegangenen Kirchhofe und einem eigenen, in der Stadt wohnenden Kapellan, etwa der ältere Stammsitz des Ortes war, ist unbekannt. Gewiß aber ist wol, daß die, kaum ½ St. von der Stadt gelegene, einsame Kirche zu Kefflicke, gleichfalls mit einem eigenen Kirchhofe und einem in der Stadt wohnenden Kapellan, älter ist, als jene; denn diese wird schon im Anfange des 8ten Jahrh.

*) S. Jos. Beer, Pflege gesunder und geschwächter Augen. Wien und Leipzig 1800. 8. — Thom. Sömmering über einige wichtige Pflichten gegen die Augen. 5te Aufl. Frkf. a. M. 1819. 8. — C. H. Weller, Diätetik für gesunde und schwache Augen ꝛc. mit Kpfrn. Berl. 1821. 8. — M. Hager, über die Erhaltung der Augen, und den zweckmäßigen Gebr. der Brillen und Augengläser. Wien 1822. 8. — Mein kosmetisches Taschenbuch für Damen ꝛc. S. 116. — Mein Handbuch der Pastoralmedizin. Halle 1823. 8. S. 255 ꝛc. — Müllers Diätetik gesunder und geschwächter Augen ꝛc. Leipz. 1823. 8.

in Urkunden genannt. — In der Stadt befindet sich ein Hospital zum heil. Geist, welches später mit dem, im J. 1313 von Gottfried von Vernekenbrook gestifteten, sehr gut dotirten, Armenhause vereinigt worden; ferner ein im J. 1652 eingerichtetes Minoritenkloster, mit einer neuen geschmackvollen Kirche und einem Gymnasium, welches Letztere, nachdem es 1803 mit dem Kloster aufgehoben war, i. J. 1820, theils durch eine Stiftung des Vikars Bröckeler, theils durch die Milde des Königs eine neue, festere Begründung und sämtliche Klostergebäude zurückerhalten hat. — Die Stadt ist jetzt Sitz eines landräthlichen Kreises, des größten im ganzen Regirungsbezirk Arnsberg, gleichwie das von ihr benannte Amt von jeher das größte des Landes, die Stadt die erste Hauptstadt und unter den Landständen die oberste im Corpore civico war. In ihrer Nähe befinden sich reiche Erzgruben, besonders von Galmei, Blei und Eisen; der Briloner Eisenberg hat an Güte und Mächtigkeit nicht viele seines Gleichen. Der dadurch veranlaßte vielfältige Hütten- und Hammerbetrieb ernährt viele Menschen, obgleich die Hauptnahrungsquellen der Stadt, in ihrem vortrefflichen, nur etwas hoch liegenden, Ackerboden und in ihren großen Waldungen, unter denen sich das Schellhorn auszeichnet, gefunden werden. — Das Amt Beilon enthält, nachdem es durch die neueste Organisation mehre Kirchspiele verloren, außer der Stadt, noch 28 meist große Dorfschaften, 10 Rittersitze und 2 Patrimonialgerichte, welche in 9 Pfarreien und 24 Schultheißenbezirke getheilt sind. Hierin befinden sich: 1444 Häuser, welche zu 514,820 Rthlr. in der Brandkasse versichert sind, 2313 Familien mit 11,408 Selen, ferner 1182 Pferde, 466 Ochsen, 3792 Kühe und Rinder, 990 Schweine, 1110 Ziegen, 321 Esel, 18,966 Schafe und Hammel. Das reine Grundsteuerkapital beträgt 59,640 Rthlr. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BRIMFIELD, eine Ortschaft in der Grafsch. Hampden des nordamer. Stats Massachusetts, mit 1325 Einw. und 1 Postamte. (*Hassel.*)

BRIMO, (*Βριμώ*) ein alter Name der Hekate[1]) entweder von *βρίμη* Schrecken, Drohung, die furchtbare, von dem furchtbaren Geheul der sie begleitenden Hunde, oder von *βρέμειν*, die Zähneknirschende, weil sie so einst den Hermes empfing[2]) oder von *βρύειν*, *βρίθειν* beschweren, drücken, weil sie als Eilythyia Schmerzen bringt[3]). Dies Letzte ist am wahrscheinlichsten. Eben daher wollen auch einige unter der Brimo die Demeter verstehen, weil die große Göttermutter mit der Artemis Eilythyia zusammenschmolz[4]). (*Ricklefs.*)

BRINCKMANN, (**Philipp Hieronymus**), geb. zu Speyer 1709, gest. zu Mannheim 1761, wo er als Hofmaler und Galerieinspector mit dem Titel eines Kammerraths angestellt war, war ein geschätzter Maler in Bildnissen und Geschichte, vorzüglich aber in Landschaften. In den ersten Arten ahmte er Rembrand nach, in der Landschaft folgte er dem ältern Brand. Er war mannigfaltig in seinen Compositionen, und sein Baumschlag ist charakteristisch*). Elliot, Woolet, Boydell haben nach ihm gestochen; auch radirte er selbst mehre Blätter in einem malerischen Styl. (*Weise.*)

BRINDISI, eine Seestadt auf der östlichen Küste des apulischen Sporns, an einer Bucht des adriatischen Meeres, zwischen zwei Vorgebirgen und den kleinen Flüssen Masina und Patrico gelegen. Sie nimt die Stelle des alten Brundisium †) ein, dessen berühmter Hafen, erst durch die Römer und später durch die Venetianer zerstört, gegenwärtig so versandet ist, daß nur kleine Fahrzeuge darin anlegen können. Die Befestigungen des Orts, aus einem Kastell an der Mündung des Patrieo und einigen Wällen und Bastionen bestehend, sind nicht haltbar, und die finstre, schlecht gebauete Stadt erinnert nur durch ihren Namen und durch die Alterthümer, welche in ihrem Boden gefunden werden, an den Glanz des alten reichen Handelsplatzes. Sie zählt jetzt nicht mehr als 6100 Einw., ist der Sitz eines Erzbischofs und hat zwei Kirchen und zwei Klöster. Vor dem Hafen liegt eine kleine Insel, St. Andrea, mit einem Kastell, das den Eingang desselben beschützt. (*W. Müller.*)

BRINDLEY (**John**), ein zu London in der Mitte des vor. Jahrh. lebender Buchdrucker, welcher den Bücherfreunden wegen einer Reihe sauberer Taschenausgaben mehrer römischen Klassiker werth ist. Diese Samlung, welche aus 24 Bänden in 18. besteht, wurde im J. 1744 mit solchem Eifer begonnen, daß gleich im ersten Jahre Cäsar, Cornelius Nepos, Horatius, Juvenalis und Persius, Sallustius, Terentius und Virgilius erschienen, welchen im J. 1745 der Ovidius in 5, und im J. 1746 der Curtius in 2 Bänden folgten. Aber nun fing das Unternehmen an, einen langsamern Schritt zu gehen. Erst 1749 erschienen wieder 2 Bände, Catullus und Lucretius, und in den beiden folgenden Jahren blos Phädrus und Lucanus, welchen nach 9jährigem Stillstande 1760 der Tacitus in 4 Bänden folgte, der die Reihe beschloß. Der saubere und correcte Druck nimt sich, zumal in den exemplaires reglés, sehr gut aus, und das ganze Aeußere hat etwas ungemein Gefälliges, ohne durch ein zu kleines Format unbequem zu seyn. Aber die Texte sind ganz gewöhnlich und entbehren aller weitern Ausstattung, und daher mochte es kommen, daß diese Samlung sich nicht über die seit 1713 von Mait-

---

1) *Apoll. Rh.* III, 859 ff. u. 1210. 2) Schol. in Lycophr. 1176.; Etym. M. h. v. 3) *Il.* XI, 269 ff. 4) Vgl. *Creuzers* Symbolik Th. II. S. 119 ff. Sainte-Croix I. 182 fgg. S. übrigens Hekate.

*) Hagedorn Betracht. der Malerei. Th. 1. S. 387. Lettre à un Amateur de la Peinture.

†) *Brundisium*, seltener Brundusium, gr. *Βρεντέσιον* und *Βρεντήσιον* war eine berühmte und sehr alte Seestadt der Salentiner, die nach Plinius 3, 16 nur einen, nach Strabo mehre, durch einen Eingang geschlossene Häfen hatte, woraus man gewöhnlich nach Griechenland, am häufigsten nach Dyrrachium überzusetzen pflegte. Röm. Colonie. Nach Strabo 6,297 erhielt diese Stadt ihren Namen von der Ähnlichkeit ihrer Häfen mit einem Hirschkopf; *Βρεντήσιον* sey von den Messapiern ein Hirschkopf mit Geweih genant worden. Demselben (6,296) zufolge ward sie von Theseus und Cretern aus Gnossus, nach *Justin.* 12, 2, 7. von Ätoliern, unter Anführung des Diomedes, gegründet. Nach Stephan. war Brentos, Sohn des Herkules, ihr Gründer. Vgl. *Vellej. Pat.* 1, 14. 8. *Sil. Ital.* 8, 576. Horaz Sat. 1, 5, 104. Cicero Br. a. d. Att. 4, 1. (*Sickler.*)

taire in Tonson's und Watts Verlag besorgten, und mit Varienten und guten Registern versehenen Taschenausgaben derselben Klassiker (bei denen nur der Tacitus fehlt) erheben konnte, zumal da zu gleicher Zeit Coustelier in Paris eine vielen Beifall findende und noch jetzt gesuchte ähnliche Samlung anfing, welche der Brindley'schen an Sauberkeit nicht nachstand und an innerem Gehalt sie vielleicht noch übertraf. Jetzt werden von den Sammlern nur noch vollständige Samlungen der Brindley'schen Ausgaben gesucht, obgleich nicht eben zu hohen Preisen. Einzele Ausgaben sind nicht begehrt, da sich die Samlung nur sehr schwer completiren läßt. (*Ebert.*)

Brindley, ist auch der Name des Erbauers des Bridgewaterschen Kanals, vgl. eben diesen Art. (*H.*)

BRINDSCHOCK, eine Landschaft der Insel Java in dem Antheile des Kaisers und Sultans, vom Kadiri bewässert, und voller Gebirge (worunter der Vulkan Kellut sich erhebt) und worin noch einige rohe Stämme hausen, die ihre ursprünglichen Sitten und die Religion ihrer Vorfahren bewahren. Der gleichn. Hauptort liegt an einem Nebenflusse des Kadiri und zählt gegen 5000 Einw. (*Hassel.*)

BRINJARRIES, in Indien, sind Leute, welche die Bedürfnisse für die Armee herbeischaffen. Sie gehören zu keiner Kaste, leben unter Zelten und durchziehen in Horden das Land mit ihren Herden von Hornvieh. In Kriegszeiten werden sie wol zum Dienst der Heere gepreßt, aber mit Bezahlung entlassen. Sonst leben sie ungestört, nach eignen Gesetzen, bringen Korn und Lebensmittel in die Seestädte und tauschen andere Waren, besonders Salz, ein, um sie ins innere Land zu führen. (*Wedekind.*)

BRINON, 1) mit dem Beinamen les Allemans, Dorf in dem Bez. Clamecy des franz. Dep. Nievre an der Beuvron mit 285 Einw. 2) mit dem Beinamen l'Archeveque, Marktfl. am Armançon in dem Bez. Joigny des franz. Dep. Yonne, hat 415 Häus. und 2352 Einw., unterhält Gerbereien und Niederlagen von Korn und Leinewand, und versendet Floßholz und Kohlen nach Paris. 3) Dorf im Bez. Sancerre des franz. Dep. Cher an der großen Saudre mit 249 Häus. und 1005 Einw. (*Hassel.*)

Brinsen-Kaese, s. Bries.

BRION, auch Cross-Island, ein Eiland zur Gruppe der nordamerik. Magdalenen und zum britt. Gouv. Neufundland gehörig, liegt im N. von Magdalena und ist unbewohnt. (*Hassel.*)

Briones, s. Brenni.

BRIONISCHE INSELN, eine Gruppe von 3 Eilanden an der österreichisch-illyrischen Küste, in der Nähe des kleinen Hafens von Fassana, nördlich von Pola. Sie heißen Brioni, Coseda und St. Girolamo, gehören zum Distrikt Rovigno im Istriaer Kreise und sind nur von Fischern bewohnt; aber merkwürdig der Marmorbrüche wegen, aus welchen die Venetianer zur Erbauung ihrer Paläste den festen aschgrauen Marmor holen. (*Haan.*)

BRIONNAIS, eine kleine Landschaft in der vorm. Prov. Bourgogne, die von einer zerstörten Stadt Brionne den Namen hat, und jetzt in dem franz. Depart. Saone Loire eingeschlossen ist. Sie hatte vormals eigne Herr und wurde nach deren Aussterben mit Bourgogne v bunden. (*Hass*

BRIONNE, eine Stadt im Bez. Bernay, franz. Dep. Eure, (49° 35′ Br. und 18° 26′ L.) der Rille, hat 266 Häus. und mit dem Kirchspiel 2 Einw. und treibt Viehzucht, Gerbereien und Baumw weberei. (*Hass.*

BRIOUDE, Hauptstadt eines Bezirks, welcher 31⁴⁴ □Meilen, 76,374 Einw. in 8 Kantonen und 1 Gemeinden enthält und zum franz. Dep. Oberloire hört. Sie liegt unter 45° 14′ Br. und 21° L. linken Ufer des Allier, ist schlecht gebauet und fins hat einen großen öffentlichen Platz, 7 Kirchen, 1 spital, 903 Häus. und 5486 Einw., die Tuch und Le wand fabriziren, und erstres zum Färben und zur weit Appretirung nach Lodeve senden. Ein adliges Kollegiats an der Kirche St. Julien war vor der Revolution die 2 sitzerin der Stadt. Ihre Umgegend bringt vieles G treide, Hanf und Wein hervor. — Unweit davon li der Marktfl. la vieille Brioude, ebenfalls am lin Ufer des Allier, worüber eine kühne aus einem Bog aufgeführte und 170 Fuß lange massive, wahrschein aus dem 14. Jahrh. herstammende Brücke führt; 998 Einw. (*Hasse*

BRIOUX, Marktfl. im Bez. Melle des franz. D beider Sèvres an der Boutonne, hat 148 Häus. u 742 Einw., und unterhält 1 Maulthiergestüte. (*Hasse*

BRIQUEBEC, Marktfl. im Bez. Valognes franz. Dep. Manche, liegt vor einem Walde, wo sich Kupfer- und Eisenminen finden, hat 647 Häus gegen 5000 Einw. und besitzt eine Heilquelle. (*Hasse*

BRISA, BRISAE; BRISAEOS. Brisäos od Briseus war ein Beiname des Dionysos, welchen Step Byz. *Βρίσα* von seinem Tempel auf dem Vorgebir Brisa auf Lesbos, richtiger andre von *βλίττειν* Hon schneiden, zeideln ableiten[1]). Er bezeichnet d Gott als Bienenvater und Erfinder der Biene zucht. Eine Nymphe Brisa — Bris aber heißt s und Briz Honig *Bochart* Can. p. 492 — eine Hon jungfrau erzog den Dionysos, und lehrte ihn, Hon aus Scheiben pressen[2]). Nymphen, Brisä (*Βρίσαι*) g nant, unterwiesen den Aristäos auf Keos in der Bi nenzucht. Andere möchten unter den Brisäischen Ny phen Weinnymphen verstehen, weil in der alt-ital schen Sprache Brisa die ausgepreßte Traube hieß[3] Auch von *βρύειν*, *βρίθειν* leitete man den Namen d Nymphen ab (Etym. M. l. l.), und verstand also Geb rinnen üppiger Fruchtbarkeit darunter. (*Rickless*

Brisach, Brisachgau, Brisgau, s. Breisgau.

BRISAU, (Brüsau, Brzezowa) ein mährisch Städtchen im westlichen Theile des Ollmüzer Kreises, a der Zwittawa, zur erzbischöflichen Herrschaft Zwittau g hörig, auf der Hauptstraße von Brünn nach Zwitta mit 120 Häus. und 750 Einw., mit Tuchgewerben un

---

1) *Rhunken* ad Tim. p. 63 ff.; Etym. M. *Βρίσαι*. 2) *Corn* in Pers. Sat. 1, 76. 3) *Colum.* XII, 39 vgl. *Koeler* in He racl. Pont. 9.

Fabrik in der Nähe, vielen Mühlen und Forellenfischerei. (*André.*)

BRISE, ist ein leichter, sanfter Wind, der oft bei stillem Wetter aufsteigt und schon von ferne dadurch bemerkt wird, daß die glatte Oberfläche der See sich zu kräuseln anfängt. (*Braubach.*)

BRISEIS, (*Βρισηίς*), Hippodameia, des Brises, Beherrschers von Lyrnessos, Tochter [1]), Gemalin des Mines, von Achilleus bei der Zerstörung von Lyrnessos zur Gefangenen gemacht [2]). Agamemnon entriß sie ihm, als er die Chryseis zurückgeben mußte, worüber sich jener vom Kriege zurückzog. (*Ricklefs.*)

Briseus, s. Brisäos.

BRISIGAVI, ältere und jüngere kommen in der Not. Imp. c. 40. vor; wahrscheinlich die Bewohner des Breisgau vom alemannischen Stamme. (*Ricklefs.*)

BRISSAC, eine Stadt in dem Bez. Saumur, des franz. Dep. Maine Loire, an der Aubance, hat 1 Schloß, wovon die Herzoge von Brissac, Pairs von Frankreich, den Titel führen, 169 Häus. und 654 Einw.*) (*Hassel.*)

BRISSEAU, (Peter), Arzt zu Tournay und Douay, geb. 1631, gest. 1717, ist besonders bekannt wegen seiner **Nouvelles observations sur la cataracte. Tournay. 1706. 12.**, worin Lasnier's und Maitre-Jan's Lehre vom Sitze des grauen Staars in der Krystalllinse gründlich bewiesen wurde, da man vorher vom Fell im Auge die Krankheit abgeleitet. Dadurch ward auch die eigentliche Verrichtung der Krystalllinse näher bestimt. (*Sprengel.*)

BRISSON, (Barnabé), ein berühmter franz. Rechtsgelehrter und Statsmann, Abkömling einer angesehenen Familie, geb. 1531 zu Fontenay le Comte in Poitou, wo sein Vater Lieutenant des königl. Gerichts war. Nach Vollendung seiner juristischen Studien, widmete er sich zu Paris der gerichtlichen Praxis, wurde daselbst 1575 Generaladvokat beim Parlement und 1583 Präsident à mortier. Heinrich III., der ihn kurz zuvor zum Staatsrath ernant hatte, und der zu sagen pflegte, kein Fürst könnte sich rühmen, einen so gelehrten Mann zu besitzen, als Brisson wäre, brauchte ihn bei vielen wichtigen Unterhandlungen, und übertrug ihm eine Gesandtschaft an den engl. Hof. Nach seiner Rückkunft brachte er auf königl. Befehl den sogenannten **Code Henri** in kurzer Zeit in Ordnung, und besorgte dessen öffentliche Bekantmachung [1]). Als sich 1588 Paris wider Heinrich III. empört, und dieser die Stadt verlassen hatte, blieb Brisson, um an Harlay's Stelle erster Präsident zu werden, unter der Herrschaft der Seize daselbst zurück, und wollte sich mit geheimen Protestationen helfen. Da er aber nicht in allen Stücken nach dem Willen der Guisen und der Spanier handelte, so warfen sie ihn, als er eben ins Parlement gehen wollte, ins Chatelet, und hängten ihn am 15. November 1591, ohne vorhergegangene gerichtliche Untersuchung, an einem Balken des Gefängnisses auf, so sehr er auch bat, ihm noch eine kurze Frist zu gönnen, um ein der Vollendung nahes wissenschaftliches Werk (**de formulis**) zu Ende zu bringen. — Ueber Brissons Charakter und sein politisches Benehmen sind die Stimmen der Zeitgenossen getheilt, auch möchte er wol in dieser Hinsicht von einem ehrgeizigen Streben, eine wichtige Rolle zu spielen, von Habsucht, und dem Bemühen, in einer unruhigen und vielbewegten Zeit es mit keiner Partei zu verderben, um von jeder Vortheil zu ziehen, nicht frei zu sprechen seyn. Der Präsident Harlay nannte ihn deswegen statt Barnabas einen Barrabas, und mehre Schriftsteller jener Zeit, wie Scaliger und de Thou, äußern sich ebenfalls ungünstig über seine öffentlichen Handlungen. Doch fand er auch seine Vertheidiger. Alle Stimmen vereinigen sich aber darin, daß er durch Talente und Gelehrsamkeit sich ehrenvoll auszeichnete. Als humanistischer Rechtsgelehrter hat er für seine Zeit viel geleistet, und Werken seinen Namen gegeben, die über mehre Gebräuche des alten Roms und über die Rechtssprache ein neues treffliches Licht verbreiteten, und noch jetzt beim Studium des römischen Rechts kaum entbehrt werden können. Das Wichtigste, was er schrieb, ist sein großes juristisches Wörterbuch [2]), das aber erst in der neuesten Ausgabe von Heineccius recht brauchbar geworden ist, da es vorher einer bloßen Samlung von Exzerpten gleich sah, und seine Samlung römischer Formeln [3]), die man für einen Nachlaß seines 30 Jahre früher verunglückten Collegen, Ranconnet, hielt. Viel Treffliches enthalten auch seine übrigen Schriften [4]); Anmerkungen zum Livius, aus Brissons Werken gezogen, in der Ausgabe des Livius von Fr. Modius 1588 Fol. abgedruckt; gerichtliche Reden in dem **Recueil des plaidoyers notables. 1634. 8.** und einige lat. Gedichte in den **Deliciis poetarum lat. Galliae** [5]). — Von seinem Bruder Pierre Brisson, Senechal (Landrichter) zu Fontenay le Comte, wo er geboren war, gestorben 1590, hat man eine mit Einsicht und Unparteilichkeit geschriebene **Histoire et vrai discours des guerres civiles en pays de Poitou, Aulnis, Xaintonge et Angoumois, depuis l'an 1574 jusqu' en 1576. Par. 1578. 8.** und eine

---

1) *Il.* I, 392. *Il.* II, 689. 2) *Il.* II, 690 u. XIX, 91.

*) Vgl. Cossé de Brissac.

1) Code du roy Henri III, rédigé par écrit, par B. Brisson. Par. 1587. fol. — avec les annotations de Louis Charondas le Caron. Ib. 1603. fol. — nouv. ed. avec les édits des rois Henri IV. et Louis XIII. ib. 1615. fol. — augmenté par Gabr. Mich. de la Roche-Maillet. Ib. 1622. fol. 2) Opus de verborum, quae ad jus civile pertinent, significatione libri XIX. Frf. 1557. fol. sehr oft, am besten: Dictionarium juridicum, in quo de verborum signif. opus in melior. ordinem redactum cum accession. J. G. Heineccii, ed. J. Ch. Heineccio. Halae 1743. fol., womit zu verbinden sind: *J. Wunderlich* additamenta ad Briss. op. Hamb. 1778. fol. u. A. W. Cramer Supplem. Kilon. 1813. 4. 3) De formulis et solemnibus populi rom. verbis libri VIII. Par. 1583. fol. Frf. 1592. 4.; ex recens. Fr. C. Conradi; accedunt praef. nova et vita Briss. Halae et Lips. 1731. fol. ed. recentiss. priorib. auctior cura J. A. Bachii. Lips. 1754. fol. 4) Selectarum ex jure civ. antiquitatum lib. IV. Antw. 1585.; Lips. 1741. 8. mit Trekells Anmerkungen verm. de veteri ritu nuptiarum et jure connubiorum libr. II. Par. 1564. 8. ib. 1605. 4. auch in Graevii thesaur. antiq. rom. T. VIII. p. 1007—1106. Ad legem Juliam de adulteriis lib. singul. Hanov. 1599. 8. öfter. De solutionibus et liberationibus libri III. Lugd. 1558. 4. De regio Persarum principatu lib. III. Par. 1580. 8. cum notis F. Sylburgii et J. A. Lederlini. Argent. 1710. 8. u. e. a. sämmtl. enthalten in den Opp. minor. Brissonii. Par. 1606. 4. recens. A. v. d. Trekell. Lugd. Bat. 1747. fol. 5) Discours sur la mort de Briss., publié par sa veuve. Par. 1591. 8.

franz. Uebersetzung von Osorio's Buche de regis institutione et disciplina, gedruckt Paris 1583. Fol. [*]). *(Baur u. Spangenberg.)*

BRISSON (Mathurin Jacques), ein verdienter franz. Naturforscher und Physiker, geb. den 30. April 1723 zu Fontenay le Peuple in Poitou. Er war ein Schüler Reaumür's, den er bei seinen Untersuchungen unterstützte und über dessen Kabinet er die Aufsicht führte. Nach Nollet's Tode erhielt er in Paris den Lehrstuhl der Physik am Collegium von Navarra, und wurde von der Regirung beauftragt, viele öffentliche Gebäude mit Blitzableitern zu versehen. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und nach Auflösung derselben erhielt er eine Stelle im Nationalinstitut, auch wurde er 1795 Professor der Physik an den Centralschulen und am Lyceum Bonaparte. Er starb am 23. Junius 1806 zu Broissi unfern Versailles. Um die Wissenschaften, welche er lehrte, machte er sich auch durch Schriften verdient, die aber zum Theil durch neuere Forschungen und Entdeckungen ihre Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit verloren haben[1]). Am bekanntesten wurde er durch seine große Ornithologie[2]), das vollständigste und umfassendste Werk in diesem Fache, ehe Buffons Histoire des oiseaux erschien. Er beschreibt darin 1500 Arten, und die Kupfer, von Martinet gezeichnet und gestochen, enthalten auf mehr als 200 Platten, 500 Vögel, von denen 350 niemals abgebildet, und unter diesen 320, die nie zuvor beschrieben waren. In den Beschreibungen folgte Brisson Linné, ohne jedoch dessen Classifikation durchaus anzunehmen. Als klassisch in seiner Art schätzen die franz. Physiker und Mineralogen Brissons Werk über das specifische Gewicht der Körper[3]), weil es eine sehr große Anzahl mit vieler Genauigke angestellter Erfahrungen enthält, und viele Nachrichte gibt, die für Naturgeschichte und Kunst, und deren A wendung zum menschlichen Gebrauch, z. B. verarbeite Metalle, wichtig sind. Ein Lehrbuch der Physik, da er für die Centralschulen schrieb, wurde mehrmals n gedruckt, auch ins Italiänische, Spanische und Russisc übersetzt; ferner gab er ein paar Schriften über das ne franz. Maß und Gewicht heraus, und lieferte eini Abhandlungen zu den Memoiren der Pariser Akad mie [*]). *(Baur*

BRISSOT (Peter), ein in der Geschichte der A neikunde sehr bekannter Name, an den sich die Erinn rung des berüchtigten Streits knüpft, welcher zu Anfa des 16. Jahrh. über den Ort des Aderlasses in der Ple resie geführt wurde. Es war nämlich bis dahin in d Schulen die Methode der Araber und Arabisten geleh worden, daß man in der Brustentzündung so weit vo leidenden Ort als möglich, also jederzeit die innere S phene, schlagen und aus der Vene nur tropfenweise d Blut lassen müsse. Es war die Furcht der Araber v blutigen Operationen, es war Misverständniß einig Stellen der Alten, es war endlich die Besorgniß dur den Aderlaß in der Nähe des leidenden Orts den R zu vermehren, was die Aerzte bewog, dieser Methode huldigen. Als nun im 15. Jahrh. das Studium d hippokratischen Schriften neu belebt wurde, bemerkte m den Widerspruch, worin jene Methode mit den Vo schriften des koischen Arztes stand: denn dieser hat den Aderlaß gleich Anfangs in der Brustentzündung reichlich vorzunehmen verordnet, daß er auch die erfolger den Ohnmachten für nützlich in gewissen Fällen hiel Da man nun, einmal dem Vorurtheil des Ansehns e geben, dem Hippokrates, als Stifter der Arzneikund mehr Glauben beimessen zu müssen glaubte, als de Avicenna oder Rhazes. Dagegen sträubte sich nicht alle die Anhänglichkeit an dem Herkommen, sondern vorzü lich die Ueberzeugung, daß doch metastatische Entzündu gen mit Blutlassen an entfernten Orten behandelt werd müßten. So entstand ein Streit, dessen Literatur 63 star Bände, worunter die Hälfte Folianten, ausmacht. E öffnet ward er durch Pet. Brissot, einen jungen Paris Arzt, im J. 1514. Es herrschte damals ein epidemisch Seitenstechen in Paris, worin Brissot zuerst mit glü lichem Erfolg, der Schule zuwider, auf hippokratisc Weise die Ader schlug. Im folgenden Jahr disputi Brissot über den Vorzug der griechischen Methode v der arabischen, und genoß zwar des Vergnügens, da ein angesehener Faculteist, Helin, der seinen Sohn der Epidemie verloren, nachdem diesem auf arabische A zur Ader gelassen war, auf seine Seite trat. Aber d Zahl und die Erbitterung der Gegner war doch so mäc tig, daß Brissot Frankreich verlassen mußte und sich na

---

Eloge fun. par Claude de Morenne. Ib. 1591. 8. Vitae clariss. ictor. ex recens. F. J. *Leickheri*. Lips. 1686. 8. p. 299—313. *Molleri* Diss. de Briss. Altd. 1696. 4. *Magiri* Eponymol. voc. Hanckius de script. rer. rom. p. 161. *Fabricii* hist. bibl. P. III. 313. 524. P. IV. 151. *Chaufepié* Dict. Mém. de Niceron T. IX. 297. teutsch Bd. 10, 174. *Clement* bibl. cur. T. V. 239. *Scaliger* in Scaligeranis primis et secundis, voc. Brissonius. *Fr. K. Conradi* in der Ausgabe der Schrift de formulis. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. V. Hugo's Lehrb. der civil. Literargesch. 152. 6) Bibl. hist. du Poitou par Dreux du Radier. T. II. 512. Biogr. univ.

1) Dahin gehört, außer seinen naturhistorischen und physikalischen Lehrbüchern, sein großes Dictionnaire raisonné de physique. 1781. Vol. II. 4. umgearb. Par. an 8. (1800) Vol. VI. 8. u. Vol. II. 4. mit color. Kupfern; zu Madrit ins Spanische übersetzt. Brisson selbst übersetzte ins Französische: Systeme du regne animal, et ordre des oursins de mer, trad. de Th. Klein. Par. 1754. Vol. III. 8. und Histoire de l'électricité trad. de l'Angl. de Mr. Priestley avec des notes. Vol. III. 1771. 12. (gemeinschaftl. mit Nollet). 2) Zuerst erschien: Le regne animal divisé en neuf classes. Par. 1756. 4. ins Lat. übersetzt von Allamand, Leiden 1762. 8. enthält nur die vierfüßigen Thiere und die Seefische. Die Fortsetzung hat den Titel: Ornithologia s. synopsis methodica, sistens avium divisiones in ordines, sectiones, genera, species et varietates etc. Par. 1760. Vol. VI. 4. (auch mit franz. Text, in 2 Columnen, neben dem lateinischen). Das Werk enthält Kupfer: 1r Th. 37. 2r Th. 46. 3r Th. 37. 4r Th. 46. 5r Th. 42. 6r Th. 47. u. Suppl. 6. Der lateinische Text besonders, ohne die Kupfer, mit Zusätzen von Allemand, erschien zu Leiden 1763 in 2 Octavbänden. Vergl. die Comment. Lips. Vol. XI. 590. Tübing. gel. Zeit. 1761. St. 42. u. 44., und aus dieser Erlang. gel. Beitr. 1761. S. 760. Götting. gel. Anz. 1763. S. 49 u. 687. 3) Pésanteur spécifique des corps. 1787. 4. teutsch, mit Anmerkunge besonders die Literatur betreffend, verm. von J. G. L. Blumbe Mit Zusätzen von Kästner. Leipz. 1795. 8. Im Leipz. Mag für reine und angew. Mathemat. 1788 hat Kästner einiges a Brissons Werke ausgezogen, und Vergleichungen und Bere nungen darüber angestellt. 4) Ersch's gel. Frankr. Biog univ. T. V. (von du Petit-Thonars).

Spanien und dann nach Portugal wandte. Man erzählt, auch dahin habe ihn die Wuth der Gegner verfolgt, und selbst Kaiser Karl V. sey aufgefodert worden, mit dem Schwert drein zu schlagen, und gleich der Lutherischen Ketzerei, auch diese zu vertilgen. Da sey zum guten Glück für die hippokratische Methode ein Herzog von Savoyen, der sich am kaiserl. Hof aufhielt, gestorben, nachdem ihm auf arabische Weise zur Ader gelassen worden, und dieser Vorfall habe den Kaiser bestimt, die Sache auf sich beruhen zu lassen. (*Moreau* de missione sanguinis in pleures. p. 102. Paris 1630). Unterdessen fand Brissot auch in Portugal einen Widersacher an dem portugisischen Leibarzt, Dionys, gegen den er seine *Apologetica disceptatio*. Basil. 1529. 8. schrieb. Er sucht darin die Furcht vor der reizenden Wirkung des Aderlassens zu heben, und zeigt, daß die Revulsion, worauf es doch bei der Kur der Entzündung ankomme, am besten durch reichlichen Aderlaß in der Nähe des leidenden Ortes vorgenommen werde. (*Sprengel.*)

BRISSOT (Jean Pierre), mit dem Zunamen von Warville, den er in erwachsenen Jahren aus Eitelkeit, um sich ein Ansehen zu geben, von dem Dorfe Ouarville unfern Chartres annahm, wo er den 14. Jan. 1754 geboren wurde. Er war das 13 Kind seines Vaters, eines Pastetenbäckers, der ihn sorgfältig erziehen ließ und zum Studium der Rechte bestimmte. Nachdem er 5 Jahre bei einem Prokurator gearbeitet hatte, verließ er denselben, nach seiner Versicherung, aus Abscheu vor gerichtlichen Chikanen, und widmete sich dem Studium der Sprachen und Philosophie. Seitdem er zu denken anfing, hatten ihn religiöse und politische Despotie empört, und um einzele Misbräuche der monarchischen Tyrannei zu bekämpfen, wurde er Schriftsteller, noch ehe seine Kentnisse die nöthige Reife erlangt hatten. Er ließ eine Théorie des loix criminelles. 1780. Vol. II. 8. drucken, und auf diese folgte eine von der Akademie zu Chalons an der Marne gekrönte Preisschrift über die Mittel, die Strenge der Criminalgesetze zu mildern, ohne der öffentlichen Sicherheit zu schaden, unter dem Titel: Le sang innocent vengé, ou discours sur la réparation dûe aux accusés innocents. Berl. et Par. 1782. 8., deren Bekantmachung die Regirung nicht gern sah. In derselben Absicht gab er eine Bibliothéque philosophique du legislateur, du politique du jurisconsulte. Berl. et Par. Vol. X. 1782—86. 8. heraus, eigentlich eine Samlung kleiner Schriften, gröstentheils von Engländern und Amerikanern verfaßt. Daneben war er, um ein glänzendes Glück zu machen, mehre Jahre Mäkler, Wechselagent, Chiffermacher und Finanzspekulant, und schrieb das bekannte Buch De la verité ou méditations sur les moyens de parvenir à la vérité dans toutes les connoissances humaines. Neufchatel et Par. 1782. 8. wodurch er sich allen Freunden geheimer Kentnisse sehr empfahl. Da man ihn der Regirung als einen gefährlichen Neuerer angab, so floh er, aus Furcht vor der Polizei, nach London, und schrieb daselbst ein Tableau de la situation actuelle des Anglais dans les Indes orientales, et Tableau de l'Inde en général. 1784. 8. und ein Journal du Lycée de Londres, ou tableau de l'état présent des sciences et des arts en Angleterre, welches mit dem Januar 1784 seinen Anfang nahm, aber nicht lange fortgesetzt wurde. Er kehrte in demselben Jahre nach Paris zurück, mußte bald darauf in die Bastille wandern, erhielt aber nach 2 Monaten wieder seine Freiheit, jedoch unter dem abgenöthigten Versprechen, nicht mehr nach England zurück zu kehren. Allein die Verfolgung fachte seinen Hang, die Freiheit zu predigen, nur noch mehr an. Er schrieb nach seiner Befreiung zwei Briefe an den Kaiser Joseph II. über das Recht der Auswanderung und über das Empörungsrecht der Völker (zur Entschuldigung des Rebellen Horjah), unter dem Titel: Un Défenseur du peuple à l'empereur Joseph II. sur son règlement concernant l'émigration, ses diverses réformes etc. 1785. 12., ferner Lettres philosophiques et politiques sur l'histoire d'Angleterre. Londr. et Par. 1786; 1789. Vol. II. 8., ein Examen critique des voyages dans l'Amérique septentrionale par le Marq. de Chastellux. 1786. 8., zur Vertheidigung der von dem Marquis verunglimpften Neger und Quäker, und das mit ungetheiltem Beifalle aufgenommene Werk: De la France et des Etats-Unis, ou de l'importance de la revolution de l'Amérique pour le bonheur de la France. Londr. (Paris) 1787. 8., in's Engl. übers. 1788. 8., an dessen Bearbeitung auch Clavière Antheil hatte. Dieser verschaffte ihm die Stelle eines Generalsecretärs in der Kanzlei des Herzogs von Orleans, die Brissot um so lieber annahm, da er vermuthete, daß eine schon damals drohende Revolution von dem Orleansschen Pallaste ausgehen könnte. Um den Ausbruch derselben zu beschleunigen, schrieb er gegen den damaligen Minister, den Erzbischof von Sens, verschiedene politische Brochüren, die ihm eine Lettre de cachet zuzogen, der er durch die Flucht nach Holland und England zuvorkam. Um frei leben und sterben zu können, begab er sich von da nach Nordamerika, wo er bei Washington eine günstige Aufnahme fand. Die Frucht dieser Auswanderung ist seine vielgelesene und in mehre Sprachen übersetzte Reise: Nouveau voyage dans les Etats-Unis de l'Amérique septentrionale (fait en 1788). 1791. Vol. III. 8.*). Diese Reise enthält, bei vielen politisch-declamatorischen Auswüchsen und Invectiven gegen die ehemal. franz. Regirung und einseitige Schilderungen, manche schätzbare Nachrichten, vorzüglich in merkantilischer Hinsicht. Auf die erste Nachricht von der in seinem Vaterlande ausgebrochenen Revolution, eilte Brissot 1789 dahin zurück, um seine Kräfte der gemeinen Sache zu widmen, und eine Rolle zu spielen. Außer mehren Flugschriften schrieb er 2 Jahre lang ein Journal (Le Patriote français), durch das er alle Neuerungen unter das Publikum brachte, und ihnen Beifall zu verschaffen bemüht war. Bald stand er an der Spitze

*) Engl. 1792, Holländ. 1792, Dänisch in dem Archiv für Reisebeschr. 1797, Teutsch 3 mal: im 7 Bde. von J. R. Forster Magazin von Reisebeschr., übersetzt von F. L. Brunn, auch einzeln, Berl. 1792. 8. nur ein Auszug; von A. C. Kayser. Baireuth 1792. 3. Th. 8.; (von K. J. Friedrich) mit der kurzen Lebensgesch. des Verf. und mit einigen Zus. und Erläut. von T. F. Ehrmann. Dürkheim a. d. Hard. 1792. 8.

einer Partei, die man die Brissotiner nannte, und war einer der Hauptanstifter des Aufstands auf dem Marsfelde, wo man die Absetzung Ludwigs XVI. und eine republikanische Verfassung verlangte. Der Jakobinerklubb hatte das größte Vertrauen zu ihm, da er sich für einen Gegner der Feuillants oder derjenigen politischen Klubbs erklärte, die, den Grundsätzen der gemäßigten Monarchie getreu, Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten wollten. Die Stadt Paris wählte ihn zum Deputirten der zweiten legislativen Nationalversamlung; er kam in den diplomatischen Ausschuß, und war eines der Häupter der Gironde, einer Partei, welche durch gründliche Kentnisse und einnehmende Beredsamkeit anfangs ein bedeutendes Uebergewicht über die Jakobiner hatte. An der Kriegserklärung gegen Östreich (den 20. April 1792) hatte er den größten Antheil, und als Mitglied des Convents blieb er an der Spitze des diplomatischen Ausschusses, in dessen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei dem Prozesse gegen Ludwig XVI. versuchte er den Urtheilsspruch in die Gewalt des Volkes zu bringen, votirte hierauf für den Tod des Monarchen mit Aufschub der Vollziehung, bis die Konstitution von den Primitivversamlungen genehmigt seyn würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub sich unmerklich seine Partei. Er wurde geheimer Absichten gegen das Interesse der Nation beschuldigt, und am 28. Mai 1793 denuncirte ihn Robespierre als einen Verräther, der an der Coalition der fremden Mächte gegen Frankreich Antheil habe, eine aristokratische Verfassung mit zwei Parlementen einleiten wolle, und gefährliche Complotte zum Verderben seines Vaterlandes stifte, ohne diese grundlosen Anschuldigungen auch nur scheinbar zu beweisen. Als das Revolutionstribunal seine Verhaftung beschloß, suchte er unter dem Namen eines Kaufmanns von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, wurde aber zu Moulins verhaftet, und am 31. October 1793 zu Paris guillotinirt. — Brissot war kein böser Mensch, und die gegen ihn erhobenen Anklagen konnten nicht bewiesen werden; aber als ein Feuerkopf und enthusiastischer Republikaner handelte er oft unbesonnen, und stiftete manches Unheil. So trug er z. B. als einer der thätigsten Mitglieder des Klubbs der Freunde der Schwarzen viel zum Aufstand der Neger und dadurch zum Ruin von St. Domingo bei. Sein Ruf war schlimmer als sein Charakter, und in seiner Lebensweise und in seinen Sitten herrschte eine lobenswerthe Einfachheit. Als ein übertriebener Verehrer der Amerikaner, hatte er die Sitten der Quäker angenommen, und sah es nicht ungern, wenn man ihn für einen hielt. Außer den angeführten Schriften gab er während der Revolution mehr als 40 Flugschriften heraus, zu Gunsten der Neger, der Volksgesellschaften, der Republik, der Preßfreiheit, gegen den Papst, den König, die Emigrirten rc. Unter allen seinen Schriften ist aber keine, der man einen bleibenden Werth beilegen könnte, und die meisten sind jetzt schon vergessen *). *(Baur.)*

BRISTOL, 1) eine Grafschaft in dem britt. [...] England, die aber keine besondre Provinz ausmacht, [...]dern, ob sie gleich in Gloucester liegt, zu der Gra[...] Somerset gezogen ist; sie enthält blos die City Br[...] mit ihrer Markung. — 2) eine City und der Haup[...] der vorgedachten Grafschaft in Somersetshire. Sie [...]tet sich unter 51° 29′ Br. und 15° 5′ südl. L. am n[...] Ufer des untern Avon, wo dieser Fluß den Frome [...]nimt, aus, und liegt etwas über 1 Meile von der M[...]dung des erstern Flusses in die Saverne; über dense[...] führt eine schöne seit 1768 restaurirte Brücke von 3 [...]ten Bogen, mit einer 7 Fuß hohen steinernen Ba[...]strade umgeben, die durch Lampen zur Nacht erleu[...] wird und an jedem Ende ein Zollhaus hat; die F[...] steigt 40 Fuß in dem Fluß und trägt Fahrzeuge [...] 1000 Tonnen an die Kaien von Bristol. Die Stad[...] mit Mauern umgeben, außer welchen mehre Vorst[...] sich ausbreiten, die besser bebauet sind, als die St[...] selbst, da man in dieser noch viele hölzerne oder [...] Fachwerk aufgeführte Häuser sieht: der Straßen, K[...] und Tweeten sind gegen 600, die einen Flächenra[...] von 1500 Acres einnehmen, und zwar gut gepfla[...] und zur Nachtzeit schön erleuchtet, aber meistens kru[...] und winklig sind. Bristol hat keinen einzigen öffentlic[...] Platz von Bedeutung, keinen Square, keine Promen[...] Unter ihren vielen Kirchen sind 19 anglikanische, dar[...]ter die alte gothische Kathedrale mit ihrem 130 F[...] hohen Thurme und den schönen Monumenten von [...]per und Elisasterne, und die Marktkirche, 5 Kape[...] und 22 Bethäuser der Dissenters: man findet 32 m[...] Stiftungen, worunter das öffentliche Krankenhaus, [...] Petersspital, die Elisabeth- und Colstonwaisenhäu[...] das Asyl der Blinden, mehre öffentliche Geb[...]de, als das Rathhaus, das Kaufhaus, die pr[...]tige Börse von griechischer Architektur in der Kornstra[...] die Commercial Rooms, nach dem Plane von Llo[...] Kaffeehause zu London 1809 in eben dieser Straße a[...]geführt, das Zollhaus, das Gefängniß, das Gesellscha[...]haus in der Prinzessinstraße, das geschmackvolle Sch[...]spielhaus und andere sich auszeichnen, 6696 Privathä[...] und über 85,000 Einw. (1811 76,433, wovon 43,[...] männlichen und 32,843 weibl. Geschlechts), doch [...] darunter nicht begriffen, was außerhalb der Ringmau[...] wohnt und mit diesen dürfte die Volksmenge leicht [...] 100,000 hinansteigen. Bristol ist der Sitz eines [...]schofs, der unter dem Erzbischofe von Canterbury st[...] 236 Kirchspiele unter sich hat und mit 3383 Guld. [...] Anschlage steht, aber gegen 18,000 Guld. bezieht: es [...]sitzt mehre wolthätige Gesellschaften, als die Frie[...] und Samaritan Soc., die Marine Soc., zur Erziehu[...] armer Matrosenknaben, die Soc. zur Vertheilung [...] Hemden und Leinewand an gebärende Weiber, es [...] 1 Gramatikalschule, mehre Freischulen, 1 öffentli[...] Bibliothek von 7000 Bänden, und 1 pneumatisches [...]stitut für Physiologie und Arzneikunde. Von Manufaktu[...]

*) Sein Leben bei seinen Reisen, und aus diesen in der n. allg. teutsch. Bibl. 9. Bd. 165 ff. Meißners Lebensgemälde. 1. Bd. 310 ff. Bauers Gallerie, 1. Th. 81—86. Reichardt moderne Biogr. 1r Th. 182. Ersch's gel. Frankr. Nouv. D[...] hist. Biogr. univ. T. V. (von Beaulieu und Villenave). [...] Vie privée et politique de Brissot. Paris, an II. 8. ist e[...] unzuverlässige Schmähschrift.

und Fabriken bestehen 18 Zuckerraffinerien, die bedeutende Geschäfte machen, Messingfabriken, 14 Glashütten, irden Geschirr-, Steingut- u. Tabaksfabriken, Farbefabr., chemische Fabriken für Vitriolöl, Scheidewasser, Salzsäure, Schwefel und Salpeter, große Seifesiedereien, 1 Saffian- und Korduanfabrik, 1 Baumwollspinnerei und Lackfabrik; man verfertigt zinnerne Geschirre, verschiedne wollne Zeuge, gedrehte Seide, Spitzen, Hüte, Segeltuch, geölte Fußteppiche, schönes Kalbleder und unterhält eine starke Brauerei und Brennerei. Der Handel ist von weitem Umfange: Bristol führt nach Westindien Ziegel, Kalk, Faßreifen, Steinkohlen, Negerkleidung, Ackergeräthe, Mühlen, technische Werkzeuge, Porter, Bier, Cider, Käse, Schinken und Speck; nach Nordamerika Glas, Bouteillen, Blei, Schrot, Bleiweiß, Mennig, Malerfarben, Zinnblech, Nagel- und Eisenwaren, Zinn, Kupfer und Messing, Pfeifen, irdene Waren, wollene Zeuge und Birminghamer Waren; nach Spanien und dem Mittelmeere Bouteillen, irden Zeug, Eisengußwaren, Zinnblech, wollne Zeuge und Zucker; nach den Hansestädten und dem baltischen Meere westindische Produkte und Salz; nach Ireland Kolonialprodukte; nach Neufoundland Manufakte, und zieht aus diesen Ländern deren Erzeugnisse zurück. Aber der Binnenhandel hat sich seit der Vervollkomnung der Kanäle beträchtlich vermindert. Es unterhält 300 eigene Schiffe, 7 Privatbanken und mehre Assekuranzgesellschaften, auch 2 Wochen- und einige Jahrmärkte. Der Hafen ist, nachdem der neue Kanal (the new cut) zu Stande gekommen ist, vortreflich und die größten Schiffe können gegenwärtig vor den Kaien der Stadt Anker werfen und werden jederzeit flott erhalten, da sie vordem, wenn die Fluth, die sie heraufgeführt hatte, abgelaufen war, auf einem bösen Schlickgrunde liegen blieben. Dieser Kanal ist 1809 vollendet und hat 6 Mill. Gulden gekostet. 1818 gingen auf dem Avon nach Bristol 289 Seeschiffe mit 53,000 Tonnen. — Bristol hat ihren eignen Magistrat, an dessen Spitze ein Mayor steht, ist in 12 Quartiere eingetheilt und sendet 2 Dep. zum Parl.; ihre Privilegien datiren sich aus dem Jahre 1372. Übrigens ist es ein alter Ort, den die alten Briten Caer Brito, die Sachsen Brightstowe nannten; es soll schon 4 Jahrhunderte vor unsrer Aera vorhanden gewesen seyn; Gildas führt es um 430, Nemnius um 620 als einen der befestigten Plätze Britaniens an. Am Ende des 11. Jahrh. wurden hier Sklavenmärkte gehalten, im Anfange des 12. Jahrh. der Ort erweitert und neu befestigt, und unter König Heinrich II. galt er für eine der reichsten und blühendsten Städte des Königreichs. In der Umgegend sind merkwürdig die Felsen von St. Vincent, eine majestätische, an beiden Seiten des Avon hinziehende Felsenreihe, die durch eine gewaltsame Revolution auseinander gerissen zu seyn scheint; sie liefert vortreflichen Kalk, der einen Ausfuhrartikel von Bristol ausmacht, und jene feinen Kristalle, die unter dem Namen der Bristoler Diamanten bekant sind. Unter dieser Felsenreihe liegt der Gesundbrunnen Hot Wells von 72 bis 76° Fahrenheit, dessen Heilkräfte im Rufe stehen und der nicht allein an der Quelle, wo schöne Anstalten dazu vorhanden sind, getrunken, sondern auch unter dem Namen des Bristoler Wassers weit und breit verführt wird *). — 3) Ein Kanal oder vielmehr Meereseinschnitt, der aus dem Ozeane zwischen den Küsten von Südwales und Devon in das Königreich England eintritt und in seiner Böschung die weite busenähnliche Mündung der Severne hat; die Fluth steigt darin 10 bis 14, bei hohem Wasser 17 bis 24 Fuß hoch. — 4) Ein Borough und der Hauptort der Grafschaft Bucks des nordamerikanischen Stats Pennsylvania. Er liegt am Delaware, wo der Millrick ihm zufällt, hat 1 Rathhaus, einen besondern Magistrat, 100 Häus. und 628, mit der Ortschaft 1636 Einw., und steht wegen seines Stahlbrunnens im Rufe, der im Sommer viele Gäste hinzieht, ohne daß der Ort dadurch sonderlich empor kömt. Auch im nahen Dorfe Bath sprudeln einige warme Quellen und eisenhaltige Brunnen hervor. — 5) Eine Grafschaft im nordamer. State Rhodeisland, aus einer kleinen Halbinsel bestehend, die sich aus Massachusetts in die Narragansetbai erstreckt; sie besitzt gute Weiden, aber schlechtes Ackerland, und hatte 1820 in 3 Ortschaften 5637 Einw. Die Hauptstadt Bristol liegt auf der Ostseite der Bristolbai, hat 2 Kirchen, 1 Akademie, 4 Banken und 2693 Einw., die einen Hafen von 4 bis 6 Faden Tiefe besitzen und starke Rheederei treiben; 1815 gehörten zu demselben 6944 Tonnen. — 6) Eine Bai an der Küste des nordamerikanischen Stats Rhodeisland, die indessen nur einen Theil der Narragansetbai ausmacht und in der Böschung die Stadt Bristol hat. — 7) Eine Ortschaft in der Grafschaft Harford des nordamerikanischen Stats Connecticut; sie liegt am Poquaboc, hat 1 Postamt und 1428 Einw., und in den nahen Bergen Anzeigen auf Kupfer. — 8) Eine Ortschaft in der Grafschaft Lincoln des nordamerikanischen Stats Maine; sie liegt am Ozeane, hat 2 Kirchen der Kongregationalisten, 2753 Einw. und einen Landungshafen. — 9) Eine Grafschaft im nordamer. State Massachusetts, im N. an Norfolk, im O. an Plymouth, im SO. an die Buzzardsbai und auf den andern Seiten an Rhodeisland gränzend. Ihr Areal beträgt 27 □Meilen; die Volksmenge 1820. 39,198 Individuen in 16 Gemeinden. Die Oberfläche ist gewellet, im N. mit dichten Wäldern besetzt; die Hauptflüsse der Patuket und Taunton; das Hauptgewerbe der Einw. ist Ackerbau, Viehzucht, Holzbenutzung und Eisenbau mit 3 bis 4 Eisenschmelzen, einigen Hammern- und 4 Schmidewerke; überhaupt hat die Provinz 153 umgehende Werke, worunter auch 1 Papiermühle. Der Hauptort ist Taunton. — 10) Eine Ortschaft in der Grafschaft Ontario, des nordamerikanischen Stats Neuyork, mit 1 Postamte und 1540 Einw. — 11) Eine Ortschaft in der Grafschaft Trumbull des nordamerikanischen Stats Ohio, mit 202 Einwohnern und 1 Postamte. — 12) Eine Ortschaft in der Grafschaft Philadelphia des nordamer. Stats Pennsylvania; sie liegt am Frankfort und hat 965 Einw. —

*) Nach Nott's Schrift on the Hotwell Waters near Bristol, Lond. 1795. 8. ist das Bristoler Mineralwasser ein kalisch-salinisches Wasser, das vorzüglich freies und kohlensaures Natron, kohlensaure Erde, vollkommene Neutralsalze rc. enthält, und zum Trinken stark ausgeführt wird; in den warmen Bädern badet man. (*Th. Schreger.*)

13) Eine Ortschaft in der Grafschaft Addison des nordamerikanischen Stats Vermont am Newhavenfrick mit 1179 Einw. — 14) Eine weite Bai an der Westküste von Nordamerika, unter 58° 20′ Br. und 220° L., zu dem russischen Amerika gehörig und von Kap Newenham im N., von der Halbinsel Alaschka in S. gebildet. Sie ist von Cook entdeckt. (*Hassel.*)

BRITANNIA, die größte im Alterthume auf der alten Erde vorhandene Insel, die früher unter dem Namen Albion bekant war, welcher Name ihr von ihren hohen Seeküsten oder von den hohen Gebirgen im N. beigelegt seyn soll (Albion ist synonym mit Albain, das im Caëlschen Hochland — Alp, Alpenland — bedeutet). Den Namen Britannia erhielt die Insel wahrscheinlich von den ersten Seefahrern, die ihre Küsten besuchten; dies sollen die Phönizier gewesen seyn, die schon in frühen Zeiten ihren Zinnreichthum kannten, und Zinn daselbst holten. Auch den Namen Britannia hält man für phönizisch, seine Bedeutung soll Zinnland seyn; indeß kümmerten sich diese Seefahrer um das Innere des Landes nicht, sie kannten nur jenen Theil der Küste, wo sie anlegten, und ob sie eine Insel oder ein Festland betraten, darüber fehlte ihnen alle Kentniß. Auch Julius Cäsar war davon nicht unterrichtet, als er seine Flotte über den Kanal führte, und erst unter dem Cäsar Claudius erhielt man die Gewißheit, nachdem Julius Agrikola die Insel umschifft hatte, und man nun einen richtigen Begriff von ihrem Umfange bekam. — Die Urbewohner dieser großen Insel waren die Caëlen oder Gaëlen, ein keltischer Stamm, der sich von Gallia aus vielleicht zu einer Zeit, wo eine gewaltsame Revolution noch nicht beide Länder von einander gerissen, wo der Kanal noch nicht existirte, über Albion verbreitet hatte. Nach ihnen kamen die Belgen, ein kymmrisches Volk, auf die Insel, und vertrieb die Urbewohner, die Caëlen, die sich theils in die Hochlande von Scotland, theils auf das benachbarte Ireland flüchteten. Als Julius Cäsar seine Adler zwei Mal an Albions Küste trug, fand er in dem südlichen Theile keine Caëlen mehr, sondern die Belgen, ein an Kultur und Sprache völlig von jenen verschiedenes Volk, das nun unter dem Namen der Briten den Römern bekannter wurde; sie nannten nämlich das Land nach dem Namen, den es in ihren Geographien führte, Britannia, in der Folge Britannia major, um es von den benachbarten Inseln zu unterscheiden. Aber die Eroberungen, die sie hier machten, waren noch nicht dauernd, und erst Aulus Plautius, ein Feldherr des Cäsar Claudius unterwarf sich in einem Zeitraume von 27 Jahren die südlichen Stämme, und dehnte seine Eroberungen bis an die Gränzen von Nordbritannien aus, wo die kriegerischen Pikten und Scoten, die Nachkommen der Caëlen hauseten, und wo die Rauheit des Landes die Eroberer zu größern Erweiterungen ihres Gebiets eben nicht lüstern machte. Agricola, ein späterer römischer Feldherr, sicherte das Römergebiet durch eine Gränzlinie, die er durch den südlichen Theil von Britannia barbara oder die jetzigen Lowlands zog, aber Hadrian glaubte diese nicht behaupten zu können und rückte seinen Erdwall nach dem Solway Frith und die Mündung des Tyne herunter; dieser Erdwall betrug 80 Milliaria in der Länge, er war 15 Fuß hoch und Stellenweise 9 F. breit, und schied nun Britannia romana von der Britannia barbara, wie Schina durch seine Mauer von Mandshuren und Mongolen sich geschieden hat. Lollius Urbicus, ein Präfekt Antonins, schob zwar seine Provinz nochmals bis an Agricolas Erdwall herauf, aber Sever schränkte sie wieder ein und zog eine neue Mauer, dicht an Hadrians Erdwall, die den Namen vallum Severi erhielt und zwischen dem Meerbusen Glotha und Bodotria sich hin erstreckt; es war ein wahres Römerwerk und ist noch in seinen Trümmern ehrwürdig (s. vallum romanum, or the history and antiquities of the roman Wall, commonly called the Picts Wall, by John Warburton. Lond. 1754. 4.). Drei Legionen sicherten Britanniens Unterwürfigkeit den Römern; unter ihrem Schutze verpflanzte sich römische Kultur, römischer Ackerbau auf Britanniens Boden, die Sitten der Eingebornen wurden milder, es wurzelte das Christenthum und ein großer Theil der Briten bekannte sich zur neuen Lehre. Britannia wurde von einem Vicarius verwaltet, der dem Praefectus praetorio in Gallia unterworfen war; es war in 5 Provinzen getheilt: Britannia prima, die östliche Küste, Britannia secunda, die westliche Küste, Flavia Cäsariensis, das südliche Binnenland, Maxima Cäsariensis, das nördliche Binnenland, und Valentia, der nördliche Saum vom jetzigen England und ein Theil des scotischen Lowland. So lange Rom sein Präponderanz behauptete, genoß Britannia einer langen Ruhe; der Norden wurde gegen die Anfälle der wilden Pikten und Scoten durch Severs Mauer, die Küste durch römische Militärmacht und Flotten gegen die nordischen und irischen Seeräuber gedeckt, und nur erst, als die germanischen Horden auf Rom eindrangen, sahe es sich außer Stande, den Militäraufwand Britannias weiter zu bestreiten; es hatte seine Legionen zu seiner Selbstvertheidigung nöthig, und zog endlich 426 die letzte aus der Insel, deren Bewohner sich nun ohne den Schutz der römischen Adler allein überlassen blieben. Aber die lange Ruhe, die sie unter Roms Herrschaft genossen, hatte diese so verweichlicht, daß sie sich der Anfälle der nordischen Seeräuber und der Pikten und Scoten nicht weiter erwehren konnten; eine fremde Hilfe war ihnen Noth, und Einer ihrer Heerführer Vortiger rief von Teutschlands Küste die Sachsen zu Hilfe, die auch ihre Feinde verjagten, aber sich, verstärkt durch mehre Stämme, die ihnen aus ihrem Vaterlande folgten, zu den Herren der Insel erhoben; die Briten, die sich nicht unterwerfen wollten, sahen sich genöthigt, aus den schönen Gegenden ihres Vaterlandes in die Gebirge Cumbrias, in das heutige Wales und Cornwall, zu fliehen, wo sie sich auch eine geraume Zeit muthig vertheidigten. Der Überrest amalgamirte sich mit den Siegern; selbst der Name Britannia verschwand aus der Geschichte, ging in den von England über und stand erst in den neuern Zeiten, nachdem England und Scotland in Eins verschmolzen wurden, in dem neuen Großbritannien wieder auf *). (*Hassel.*)

*) Nach *Macphersons* introduction to the history of Great Britain and Ireland. Lond. 1771. 4. *Rob. Henry* history of Great Britain. Lond. 1771. Vol. I. 4. und *Charl. Coote* history of England. Lond. 1791. Vol. I. 8.

BRITEN, ein kymmrischer Volksstamm, den wir schon in den ersten Zeiten der Geschichte auf der nach ihnen benannten Insel finden, wo sie die Urbewohner des Landes, die Caëlen, verjagt und sich des schönsten Theils des Landes bemeistert hatten. Wann dies geschehen, wann die Kymmren oder Belgen von den gegenüber liegenden Küsten sich auf Albion verbreitet haben, darüber schweigt die Geschichte. Als die Römer zuerst den Boden der Insel betraten, fanden sie die Ankömmlinge noch fortwährend im Kampfe mit den im N. wohnenden Caëlen; unter dem Schutze der neuen Eroberer erhielten sie Sicherheit, Ruhe und eine ihnen ganz fremde Civilisation, selbst das Christenthum wurzelte, obgleich nicht allgemein, und nur wenige Stämme scheinen sich unter den Römern zu demselben gewendet zu haben. Zu Ende des dritten Jahrhunderts verpflanzte sich ein Stamm von ihnen auf das Britannia gegenüber liegende Armorica und breitete sich durch mehre Nachzügler verstärkt, dermaßen aus, daß sie das Übergewicht über die keltischen Urbewohner erhielten, und einen neuen Volksstamm stifteten, der unter dem Namen Breyzards in der Bretagne noch jetzt vorhanden ist. Wie die Sachsen nach Britannia gekommen, und sich nach 449 der südlichen Insel bemeistert, die nervigen Söhne der Briten, die sich ihrer Herrschaft nicht unterwerfen wollen, aber in die Gebirge von Wales und Cornwales geworfen haben, darüber siehe den Art. Britannia. Jetzt sind von den Briten blos noch die Bewohner von Wales und der vormaligen Bretagne übrig, beide nur ein Volk, in Sitten, Gebräuchen und Sprache verwandt, und dadurch hier von den Engländern, dort von den Franzosen verschieden, in beiden Ländern gegen 1,600,000 Köpfe stark, obgleich die Einw. von Monmouth, Cornwall und Cumberland sich längst mit den übrigen Volkspartien vermischt haben. Ein kurzer, aber stämmiger Menschenschlag mit runder, voller und blühender Gesichtsbildung und kirschbraunen Wangen, der Mann träge, schwerfällig und phlegmatisch, das Weib lebhaft, gesprächig und thätig. Seine Gastfreiheit, Offenheit, Gutmüthigkeit und Geselligkeit unterscheiden den Walleser eben sowol von dem Engländer, von welchem ihn seine Gebirge trennen, als die drei ersten Eigenschaften, verbunden mit einer großen Ehrlichkeit, den Breyzard von dem Franzosen, und diesen Ruf und den Beinamen Franc Breton hat dieser von jeher mitten unter Franzosen zu bewahren gewußt. Seine Arbeitsscheue hält ihn in Armuth, seine Absonderung in Unwissenheit und Aberglauben befangen. Durch Sanftmuth richtet man so wol bei dem Waleser als bei dem Breyzard mehr aus, als durch Härte. Tracht, Sitten, Gebräuche und Spiele sind noch völlig national, seine Sprache die alte Kymmrische; man hat darin in Wales etwa 200 gedruckte Werke. Sie tragen meistens braune kurze Jacken, nähren sich von Gersten- und Haferbrote, selten von Fleische, trinken aber sehr viel Milch und essen häufig Fische. Ihre Wohnungen oder Hütten sind äußerst unreinlich, häufig ohne Glasfenster und Ofen; Scheuren fast unbekant, überhaupt wird der Ackerbau nicht mit Vorliebe behandelt. Bei ihren Festen hat sich so wol bei den Briten in Wales als in Bretagne manche alte Sitte erhalten (nach Warner und Choiseul de Souffren). (*Hassel.*)

BRITISCHES REICH. 1) Entstehung. Das britische Reich führt seinen Namen von der alten Britannia, ein Name, der zwar im Mittelalter, nachdem die Sachsen sich zu Herrn der südlichen Insel erhoben hatten, ausgestorben war, aber bei der Vereinigung Scotlands mit England 1707 in Großbritannien wieder auflebte, und 1800, als die ewige Union Irelands mit Großbitannien eintrat, in den des vereinigten britischen Reichs verwandelt wurde. Die Mutter des britischen Reichs ist das Königreich England, dessen Herrscher nach und nach seine übrigen Bestandtheile mit ihrem ursprünglichen Reiche vereinigten; schon 1282 wurde der Fonds mit Wales vermehrt, seit 1066 die Erwerbungen in Frankreich gemacht, die doch sämtlich bis auf die normannischen Inseln wieder verloren gingen, 1588 die Kolonien in Amerika, 1624 in Westindien, 1639 in Ostindien, 1661 in Afrika, 1788 in Australien gegründet, 1707 Scotland, 1800 Ireland, 1713 Gibraltar, 1814 Helgoland und Malta damit verbunden, in letztrem Jahre auch der Schutz über die ionischen Inseln erworben, doch hat das Reich seine große Übermacht in allen Erdtheilen erst seit dem Frieden von Versailles 1763 erlangt, und seit diesem Zeitpunkte sehen wir es nach und nach zu der unermeßlichen Größe, worin es sich jetzt bewegt, empor blühen, sehen seinen furchtbaren Dreizack über alle Meere herrschend. Wie und durch welche Mittel es sich zu dieser furchtbaren Macht herauf gearbeitet, wird seine Geschichte, die Geschichte Englands weiter ausführen.

2) Bestandtheile. Das britische Reich besteht A) aus dem Hauptlande, den 3 Reichen England, Scotland und Ireland mit den umliegenden kleinen Eilanden; zusammen 5545 □M. B) Aus den europäischen Nebenländern: Helgoland, Gibraltar und Malta — 8,^{55} □Meilen. C) Dem britischen Nordamerika, oder den Gouvernements Quebek, York, Neubraunschweig, Neuscotland, Prinz Edward, Kap Breton, Neufoundland, Bermudas und der Nordwestküste — 119,075 □Meilen. D) Dem britischen Westindien, oder dem Gouv. Jamaica, Leewardinseln, Dominica, St. Lucia, Barbadoes, St. Vincent, Tabago, Trinidad, Bahamas und Balize auf Honduras — 695,^{20} □M. E) Dem britischen Südamerika oder Guyana und die Kolonie Hopparo 414,^{80} □Meil. F) Dem britischen Afrika oder die Kap Kolonie, die Kolonien auf der Westküste von Afrika und die Inseln Mauritius mit Zubehör — 5688,^{05} Quadratmeilen. G) Die Insel Seilan — 978^{80} □Meil. und H) das britische Australien, oder Neusüdwales und Vandiemensland 4516 □M. Hiezu kommen noch I) die Länder der ostindischen Gesellschaft in Asia und Afrika mit 45,557,^{60}, und K) der Schutzstat Jonien mit 47,^{12} □Meilen, so daß der ganze Umfang des britischen Reichs gegenwärtig 182,525,^{82} □Meilen beträgt, nach Rußland und Schina das größte Reich des Erdbodens. Die der Krone unmittelbar unterworfenen Staten mögen davon 33,471,^{05}, die Schutzstaten, wozu wir Jonien, die Länder der ostindischen Gesellschaft, das westliche Binnenland, die Indianer auf der Nordwestküste, am Hudsonsbusen und in Labrador rechnen, 149,054,^{74} □M. einnehmen.

3) Volksmenge 1823: 136,540,000 Einw., nach Schina das volkreichste Reich der Erde, und jede □Meile

mit 748 Induvidum besetzt. Von dieser Volksmenge kommen:

A) auf die 3 Königreiche	21,285,700
B) auf die europ. Nebenländer	119,300
C) auf das brit. Nordamerika	1,043,000
D) auf das brit. Westindien	800,700
E) auf das brit. Südamerika	128,000
F) auf das brit. Afrika	249,200
G) auf Zeilan	830,000
H) auf das brit. Australien	42,000
I) auf die Länder der ostind. Gesellschaft	111,825,000
K) auf den Schutzstat Jonien	227,000
Total	136,540,000

davon leben in den unmittelbaren Staten 24,213,000, unter dem Schutze der Krone 112,327,000 Individuen.

4) Statsverfassung. Eine erbliche beschränkte Monarchie; neben der Kraft des Monarchen besteht die einigermaßen republikanische Freiheit der Statsbürger, und die Kette der Statsbürger wird durch ein glückliches Ineinandergreifen der verschiednen Glieder gegenseitig festgehalten. Die Konstitution gibt dem Könige hinlängliche Macht, um der Statsverwaltung Einheit, den Beschlüssen Schnellkraft und Wirksamkeit zu geben; sie gibt ihm die Macht, sehr vieles Gute zu wirken, verhindert ihn aber wenigstens auf geradem Wege etwas durchzusetzen, was die Rechte der Statsbürger angreift. Die Nation theilt mit ihm die gesetzgebende Gewalt, sie behält die Mittel in Händen, um der Krone Ansehen zu geben, sie hat die Kasse sich vorbehalten; hinreichende Barrieren, um jede Anmaßung des Despotismus und gefährliche Maßregeln von sich entfernt zu halten. Die Grundgesetze, auf welchen sich die Macht des Königs und die Rechte der Nation stützen, sind a) die Great charter oder Magna charta libertatum, 1215 vom Könige Johann ohne Land ausgestellt, von dessen Sohne König Heinrich III. mit einigen Abänderungen 1225 bestätigt und vom König Edward I. 1297 feierlich sanktionirt; sie gewährt jedem Briten volle Sicherheit der Person und des Eigenthums. b) Die petition of rights von 1628 und die declaration of rights von 1689, welche die deutliche schriftliche Feststellung der alten unbestrittenen Volksrechte, wodurch die britische Nationalfreiheit in ihrem ganzen Umfange begründet wird, enthält. c) Die Habeas Corpusacte von 1679, kraft welcher jeder Bewohner des britischen Reichs die Ursache seiner Verhaftung erfahren, binnen 24 Stunden verhört und mit Ausnahme des Hochverraths und eines Statsverbrechens gegen Stellung eines Bürgen losgegeben werden muß. Sie ist noch in voller Kraft, wird aber in Zeiten, wo dem Vaterlande Gefahr droht, durch einen Parlamentsbeschluß zuweilen suspendirt. d) Die Testakte von 1673, welche die Katholiken vom Parlemente und von öffentlichen Bedienungen ausschließt; sie ist gegenwärtig zwar noch in Kraft, indeß drohen ihr binnen kurzem Veränderungen; e) die Act of settlement von 1701, wodurch die Thronfolge im Hause Braunschweig festgesetzt und zugleich alle Pensionäre der Krone vom Unterhause ausgeschlossen werden; f) die Unionsacte von Scotland von 1707, und g) die Unionsacte von Irland von 1808, welche beide Reiche mit England zu einer Nationalrepräsentation vereinigt. — Das erste Glied in der Kette de britischen Statsverfassung ist der König. Die kaiserlich Krone des britischen Reichs, wie die Gesetze sie benen nen, ist mit großen und wichtigen Vorrechten ausgestat tet. Der König vereinigt die Würde der obersten Ma gistratsperson mit der heiligen Würde des Hohenprie sters; er wird als die Quelle der Gerechtigkeit angesehen Seine Person ist so heilig, daß es Kapitalverbrechen is nur den Mord eines Königs zu denken, da in ander Fällen das Gesetz nur die That bestraft. Die Gerechtsa me des Königs sind zwar nie bestimt ausgesprochen, un ter den anerkannten Prärogativen sind indeß die ausgezeich netsten: er erklärt Krieg und Frieden, er schließt Bünd nisse und Handelsverträge, er läßt Truppen ausheben Waffen schmieden und Matrosen pressen (eine gezwungn Werbung von Landtruppen ist seit Wilhelm und Mari außer Gebrauch, doch würde der König im Falle de Noth mit Einstimmung des Parlaments einen Aufstand i Masse anordnen können), ihm gehören alle Magazine Munitionen, Festungen, Hafen und Kriegsschiffe, er ha das Münzrecht und kann Gehalt, Gewicht und Schro bestimmen; er beruft das Parlament zusammen, vertag es und hebt es auf; ohne seine Sanction gilt kein Par lamentsschluß, er hat das Recht des Veto, doch wird ei König, um nicht den Unwillen der Nation rege zu ma chen, nie Gebrauch davon machen, und kein König aus den Hause Braunschweig hat dies gewagt; er kann nicht nu die Zahl der Pairs, sondern auch der Deputirten des Un terhauses vermehren, indem er im letztern Falle einer Stad das Recht verleihet, einen Vertreter zu senden, doch schein das letztre Recht verjährt zu seyn; er hat das Recht de Begnadigung und der Milderung der Strafen; er ernen die Offiziere des Heeres, der Marine, alle Magistratsper sonen, Statsbeamten und Bischöfe; er ist Verwalter de öffentlichen Schatzes. Aber neue Gesetze machen, neu Auflagen ausschreiben kann er ohne Einwilligung der Par laments nicht. Er genießt aus Großbritannien eine Ci villiste von 9 Mill., aus Irland von 3,700,000 Guld. außerdem bezieht er an Admiralitätsgebühren 4,930,000 an andern Gefällen 6 Mill., zusammen 23,630,000 ode nach Colquhoun 21,713,950 Guld., und den Kron- un übrigen Prinzen der königl. Familie weiset das Parlamen besondre Einkünfte an. Die Religion des Königs ist di Anglikanische, deren gebornes Oberhaupt er ist; er dar sich mit keiner Katholikin vermälen. Die Thronfolge i in dem Hause Braunschweig in männlicher und weibli cher Linie erblich; die Krone fällt von dem Vater auf de ältesten Sohn und dessen Erben, in Ermangelung eine Sohnes auf die älteste Tochter und deren Erben, in Er mangelung einer Tochter auf den Bruder und dessen Er ben, in Ermangelung eines Bruders auf die Schweste und deren Erben, und so weiter auf die übrigen männli chen und weiblichen Verwandten. Das weibliche Ge schlecht der älteren Linie schließt mithin das männliche de jüngern aus, aber in der Linie des Herrschers überspring der jüngere Sohn die ältere Tochter, und das männlich Geschlecht hat den Vorzug. Sollte das jetzt regirend Haus in allen Zweigen erlöschen, so ist doch schon fü die Nachfolge gesorgt*). Ein König des britischen Reich

*) Der König des britischen Reichs trägt die Krone von Ha-

stirbt nicht; unmittelbar an seine Stelle rückt der nächste Erbe, noch ehe er ausgerufen, gekrönt oder von Parlament anerkant ist. Er wird mit dem vollendeten 18. Jahre mündig; während einer Minorennität führt die Königin Mutter mit einem Vormundschaftsrathe die Regent- und Vormundschaft. Fehlt sie, so ernent der König, oder ist dies nicht geschehen, das Parlament den Regenten und der nächste Agnat übernimt die Vormundschaft; es steht dem majorennen Könige frei, die während seiner Minderjährigkeit gegebenen Gesetze zu bestätigen oder zu verwerfen. Bei einer physischen Unfähigkeit des Königs übernimt der präsumtive Thronfolger die Regentschaft, die Gemalin die Fürsorge für den König. Nach dem Regirungsantritte wird der König zu London, Edinburgh und Dublin durch Herolde proklamirt, und demnächst von dem Erzbischofe von Canterbury in der Westminsterabtei gekrönt; bei letzterem Akte schwört er die Konstitution zu erhalten, den Parlamentsgesetzen zu folgen, die Religion zu schützen und die Rechte und Privilegien der Kirche zu bewahren. Die königl. Residenz ist der Palast S. James zu London, aber der jetzige König hat seinen Palast Carlton House nicht verlassen; die vornehmsten Lustschlösser sind Windsor, Kensington, Kew und Brighton. Die regirende Königin hat die Majestät und theilt mit ihrem Gemale Titel und Wapen des Reichs, die ihr auch als Witwe bleiben; sie hat außer dem, was ihr ihr Gemal aussetzt, noch einige bestimmte Einkünfte und Vorrechte, sie erhält ein Witthum. Der älteste Sohn und präsumtive Thronfolger ist geborner Herzog von Cornwall und Graf von Chester in England, Herzog von Rothsay und Baron von Renfrew in Scotland, und Graf von Carrick im Ireland mit den Rechten und Einkünften dieser Würden, ein königl. Patent erhebt ihn erst zum Prinzen von Wales. Die jüngern Prinzen sind geborne Peers, erhalten aber ihre Titel von dem Könige, ohne dessen Einwilligung sie sich vor dem 25. Jahre nicht vermälen dürfen. Den verheiratheten Prinzessinnen setzt das Parlament eine Mitgift, den unverheiratheten ein Jahrgeld aus. Der Titel des Königs ist: König des vereinigten Reichs Großbritannien und Ireland, auch König von Hanover, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg. Das Wapen besteht aus einem Haupt- und einem Herzschilde. Jenes hat 4 Felder, in 1 und 4 sieht man in rother Umgebung die 3 goldnen Leoparden von England, in 2, welches auf goldnem Grunde eine doppelte Einfassung mit untergelegten Lilien hat, den aufgerichteten rothen Löwen von Scotland, in 3 die goldne Davidsharfe von Ireland, mit silbernen Saiten bespant und in Blau schwimmend. Das Herzschild deckt eine Konigskrone; es zeigt rechts die beiden goldnen Löwen von Braunschweig, links den blauen Löwen von Lüneburg, unten das springende weiße sächs. Roß in Blau. Den Schild bedeckt die königl. Krone von England mit dem darüber stehenden goldnen gekrönten Löwen; ihn umgibt das blaue Hosenband mit der Devise: Hony soit qui mal y pense, und unter dem Schilde liegen 2 Zweige, welche die englische Rose, die scotische Distel und den irischen Klee in sich vereinigen und mit einem, mit der ordentlichen Devise der Krone: Dieu et mon droit beschriebnen Bande umschlungen werden. Als Schildhalter stehen zur Rechten ein goldner gekrönter Löwe, zur Linken ein silbernes Einhorn mit einer Krone um den Hals und eine daran hängende goldene Kette. — Der Hofstat ist glänzend: hohe Kronbeamte sind: 1) der Lord High Stewart von England; 2) der Großkanzler, 3) der Großschatzmeister, 4) der Präsident des Statsraths, 5 der Großsiegelbewahrer, 6 der Großkämmerer (Lord Willoughby), 7) der Großkonstabel, 8) der Großmarschall (Herzog von Norfolk), 9) der Großadmiral. Auch Scotland hat 2 hohe Kronbeamte: 1) Lord Konstabel (Errol) und 2) königl. Fahnenträger (Lauderdale). An der Spitze des eigentlichen Hofstats steht der Oberkammerherr. — Ritterorden hat das Reich 4: 1) das blaue Hosenband, 1334 gestiftet, 25 Ritter; 2) den Distelorden für Scotland, 1540 gestiftet, 12 Ritter; 3) den Patrikorden für Ireland, 1783 gestiftet, 15 Ritter; 4) den Bathorden, ein Verdienstorden, 1399 gestiftet und 1725 erneuert; er ist in 3 Klassen Großkreuze, Kommandeure und Ritter eingetheilt. Von allen vier Orden ist der König Großmeister. — Die britische Nation besteht nur aus 2 Klassen: Adel, wozu blos die Peers des Reichs gehören und Gemeine (commoners), wozu alles, was nicht Adel ist, auch der niedere Klerus gehört; letztre unterscheiden sich wieder in Gentry, eine Art niederer Adel, und bloße Bürgerliche, ohne wesentliche Vorrechte. Jeder geborne Brite ist ein freier Mann und hat gleiche Rechte und Verbindlichkeiten; selbst der Sklave, der wider seinen Willen in Fesseln gehalten wird, wird frei, wenn er den britischen Boden betritt. Der Adel besitzt nur Sitz und Stimmenrecht im Oberhause, und einige Vorzüge in Gerichtsbarkeit, Range und Titulatur, aber er vererbt diese Rechte blos auf seine Nachfolger und die nachgebornen Söhne oder Töchter treten in die Klasse der Gemeinen zurück, doch gesteht ihnen uralte Gewohnheit das Recht zu, in die Klasse der Gentry zu treten. Die Landleute sind entweder Freeholder oder freie Eigenthümer ihrer Güter, oder Kopholder, Besitzer von Gütern mit grundherrlichen Lasten, oder Pächter, oder Taglöhner; erstre beide Klassen bilden die Yeomanry, die bei den Wahlen der Deputirten zum Unterhause stimt. Ein Ausländer kann die Rechte eines Briten nur durch Denization oder Nationalisirung erwerben. — Die britische Nation wird durch ein Parlament vertreten, welches als Gegengewicht gegen die königl. Gewalt von der höchsten Wichtigkeit ist; es besteht aus 3 Theilen, dem Könige, dem Oberhause und dem Unterhause. Jeder dieser Theile hat eine Stimme, und zu jedem Gesetze ist eine Beistimmung aller 3 Theile unumgänglich nothwendig. Dieses Parlament, die Ägide der britischen Freiheit, deren Grundsäulen sich auf die Reichsfundamentalgesetze stützen, beschützt, wenn man den König davon absondert, die Form der Regirung, schirmt die Sicherheit und Vorrechte der Statsbürger, beräth die Gesetze, ordnet Auflagen an, und bewilligt dem Könige die zu den Statsbedürfnissen, die sie vorher prüft,

---

nover. Er hat keine Erben; auch nicht seine beiden älteren Brüder die Herzoge von York und Clarence. Sollten diese 3 Brüder ohne Nachkommen versterben, so würde die Krone des britischen Reichs auf die einzige Tochter des vierten Bruders, Herzogs von Kent, die Prinzessin Alexandrine, die von Hanover aber auf den Herzog von Cumberland und dessen Prinzen kommen, mithin der Fall eintreten, daß beide Kronen wieder getrent würden.

benöthigten Summen. Ihm liegt die Befugniß ob, in Fällen, wo die Freiheit der Nation gefährdet wird, einzugreifen und den Urheber zur Rechenschaft zu ziehen; das Unterhaus stellt dabei den Kläger, das Oberhaus den Richter vor. Das Parlament wird von dem Könige im Westminsterpalast zu London zusammenberufen, und von demselben mittelst einer feierlichen Rede vom Throne im Oberhause, wozu für diesen Akt das Unterhaus eintritt, eröffnet, prorogirt, auf unbestimmte Zeit entlassen oder aufgelöset. Aus eigner Macht kann ein Haus sich vertagen oder seine Zusammenkünfte auf einige Tage aussetzen; der König ist gehalten, es längstens alle 7 Jahre aufzulösen und es nie über 3 Jahre zu prorogiren. Durch den Tod des Königs geht es indeß von selbst auseinander. Nach Eröffnung des Parlaments verhandeln beide Häuser ihre Angelegenheiten besonders. Jedes Parlamentsglied kann in beiden Häusern einen Entwurf, Motion zu einem Gesetze, vorschlagen. Eine Bill oder ein schriftlich abgefaßter Vorschlag zu einem Gesetze wird zwei Mal an verschiednen Tagen vorgelesen, wenn sie nicht gleich bei dem ersten Antrage verworfen oder zurückgenommen ist, dann in einem Ausschusse des versammelten Hauses untersucht, zum dritten Male verlesen, und nachdem sie vom Sprecher des Oberhauses — **soit baillé aux communes** — oder gewöhnlicher vom Sprecher des Unterhauses, weil die meisten Propositionen im Unterhause vorgetragen werden — **soit baillé aux seigneurs**, unterzeichnet auf Pergament geschrieben, dem andern Hause mitgetheilt. Ist sie nun auch durch dieses gegangen und durch Stimmenmehrheit genehmigt, so erhält sie zuletzt die Einwilligung des Königs, welches entweder in Person oder gewöhnlicher durch Kommissarien mit den Worten: **le Roy veut** oder **soit fait, comme il est desiré**, geschieht, wird zur Parlamentsakte oder zum Gesetze. Verweigert der König seine Einwilligung, so ist sie vernichtet. Es kömt nichts darauf an, ob eine Bill zum ersten Male im Oberhause oder im Unterhause vorgeschlagen wird; blos die Money- oder Geldbills gehören allein vor das Unterhaus. Zur Vereinigung beider Häuser in streitigen Fällen werden eigne engere Ausschüsse oder **select committee** veranstaltet. Eine Bittschrift an den König oder an das Parlament heißt eine Adresse. Jedes Parlamentsglied hat mit Ausnahme der Katholiken, die jedoch ihren Sitz behaupten, eine Stimme, die es nach seiner Überzeugung geben kann; wer im Unterhause nicht zugegen ist, darf jedoch keinen Gebrauch davon machen. Die Mitglieder des Unterhauses legen nach der Wahl ihres Sprechers den Eid **of allegiance** (Eid der Treue), **of supremacy** (den Kircheneid) und den Testeid ab; jedes Glied des Oberhauses legt seinen Eid bei seinem ersten Eintritte oder Einführung ab. Alle englischen und irischen Mitglieder müssen der Anglikanischen, alle Scotischen der Presbyterischen Kirche zugethan seyn, folglich sind Katholiken und Dissenters davon ausgeschlossen. Kein Mitglied beider Häuser kann während der Parlamentssitzung weder für seine Person, noch in Betreff seiner Bedienten, Grundstücke oder Güter, ohne vorherige Anzeige bei dem Hause mit Arrest belegt werden. Das Parlament hat seine jezzige Form erst nach und nach angenommen; zwar bestand schon seit Ertheilung der Great Charter eine Art von Reichskonvent, allein in diesem nahmen blos Bischöf[e] und Besitzer wirklicher Baronien Platz. Das erste Mal wo Städtedeputirte zu diesem Konvent gerufen wurden geschah 1265, doch vorerst ohne Nachfolge. Nach 128[?] erfolgten diese Berufungen häufiger, und 1297 erhielt di[e] Charte den Zusatz, daß ohne ihre Zustimmung kein[e] Steuern erhoben werden sollten, aber doch war i[n] allen diesen Konventen keine Spur von dem An[-]sehn zu finden, das sie nachher erhielten. Dem König stand es frei, ob und wen er dazu einrufen will, noch war das Parlament beweglich (ambulant) und an ein[e] zweite Kammer nicht gedacht. Diese entstand erst um das Jahr 1343, als der kleine Landadel sich mit den Städten vereinigte und, da wahrscheinlich der Raum fü[r] die Menge der Deputirten in einem Hause zu klein war das Unterhaus bildete, wogegen die Bischöfe zu den Baronen traten, und das Oberhaus schufen; von beiden Häusern wurden aber die Rechtsdoktoren ausgeschlossen. Die gänzliche Ausbildung des Parlaments erfolgte während der Bürgerkriege; zwar wurd[e] seine Wirksamkeit unter Oliver Cromwel vielfach erschüttert, aber nach der Restauration Karls II. nahm es seinen vorigen Einfluß wieder ein, den es in seiner jetzigen Form seitdem unerschütterlich behauptet hat. Das Parlament zerfällt in 2 Häuser: 1) das Oberhaus oder das Haus der Lords, worin der hohe Adel des Reichs kraf[t] seines Geburtsrechts den Sitz nimt. Zu demselben gehören die majorennen Mitglieder der königl. Familie, di[e] sämtlichen Reichsbarone von England, die 21 Jahre al[t] sind und deren Familien die Peerschaft erblich besitzen, ei[n] Ausschuß des scotischen und irischen hohen Adels, welche[r] sich bei jedem Parlament erneuert, die Erz- und Bischöf[e] von England und Wales (mit Ausnahme des Bischofs von Ely), 4 Erz- oder Bischöfe von Ireland, und einig[e] hohe Kronbeamte. Sie führen sämtlich den Titel **Lord** und **Peers** des Reichs, ihre Anzahl aber ist nicht bestimmt indem der König das Recht hat, neue zu ernennen. 182[?] nahmen im Oberhause 384 Mitglieder Platz, nämlich [?] Prinzen vom Geblüte, 292 englische Peers, 26 englisch[e] Erz- und Bischöfe, 16 scotische 28 irische Peers, 4 irische Erzbischöfe und einige Kronbeamte. Der Großkanzler macht den Sprecher des Oberhauses, hat aber so wenig eine Stimme als die 12 Oberrichter, die ebenfalls darin Platz nehmen. Das Oberhaus ist Richter seine[r] und des Unterhauses Mitglieder. Die Lords können ihr[e] Stimme durch Mandatar oder **by proxi** abgeben. Si[e] stimmen mit **content** und **no content**, sitzen auf Wollsäcken und bilden ein großes Kollegium, die weltliche[n] Lords im Scharlachmantel, die Bischöfe in einem weißen Überzuge über dem schwarzen Kleide. In ihrem Saal steht der königl. Thron, von welchem der König das Parlament eröffnet, prorogirt und beschließt; die Mitglieder des Unterhauses, die dabei gegenwärtig seyn müssen scheidet eine Barriere vom Oberhause. 2) Das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen, welches die Deputirten des britischen Bürgerstandes füllen. Diese Deputirten werden theils von den Grundbesitzern in den Shiren oder Counties, theils von gewissen Cities oder Boroughs wovon manche aber nur noch in wenigen Häusern bestehen, wogegen große Städte von 40,000 bis 60,00[0]

Einw. nicht vertreten werden, theils von den Fünfhafen, theils von den Universitäten gewählt. Ihre ganze Zahl beläuft sich auf 658, nämlich auf 80 Knights und 40 englischen Shiren, auf 50 Citizens von 25 englischen Cities, auf 339 Burgesses aus 172 englischen Boroughs, auf 4 Burgesses von den beiden englischen Universitäten, auf 16 Barone von den 8 Fünfhafen, auf 12 Knights aus den 12 Waleser Shiren, auf 12 Burgesses aus 12 Boroughs in Wales, 30 Knights aus 30 scotischen Shiren, auf 15 Burgesses aus 65 scotischen Cities und Boroughs und auf 100 Deputirte aus Ireland. Diejenigen, die sie wählen, heißen Yeomen Freeholder; wählen können nur diejenigen, die 40 Shillinge Renten nachweisen können, aber die Zahl aller, die zu Erwählung von Mitgliedern ihre Stimmen abgeben können, beläuft sich in England nur auf 112,875, in Wales auf 6512 und in Scotland nur auf 2697. Daher die vielen Bestechungen, Unordnungen und Kämpfe, die bei jeder neuen Wahl vorfallen; ganze Boroughs verkaufen ihre Stimmen dem Meistbietenden, und Boroughjobbers treiben einen ordentlichen Handel damit. Um gewählt werden zu können, muß man als Knight ein Vermögen von 5000, als Citizen oder Burgesse eine jährliche Landrente von 3000 Guld. nachweisen, muß 21 Jahr alt und geborner Brite, auch weder Richter noch Sherif, noch Geistlicher seyn. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten zwar mit Ausnahme der Briten und Scoten keinen besondern Gehalt, keine Diäten, keine Wegegebühren, doch sind die Vortheile, die sie durch ihren Eintritt in das Unterhaus erlangen, bedeutend und anlockend genug. Im Unterhause führt der Sprecher, der aus dem Schoose der Mitglieder gleich bei Eröffnung des Parlaments gewählt wird, das Wort; Ausschüssen wird es sodann überlassen, mit den Privilegien des Hauses, mit den streitigen Wahlen, mit den Volksbeschwerden, mit dem Handel und der Religion, vorzüglich aber mit der Dankaddresse an den König sich zu beschäftigen. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Deputirtenwahlen vorgenommen, doch sind die abgegangenen wieder wählbar. Die Deputirten erhalten keine Vorschriften von ihren Wahlherrn, und wenn sie dergleichen erhalten, brauchen sie sich nicht daran zu binden, sondern es ist ihnen überlassen, lediglich ihrer eignen Einsicht zu folgen. Das Unterhaus beschäftigt sich ausschließlich mit den Subsidien, dann mit der Untersuchung streitiger Wahlen, mit der Ausstoßung seiner eignen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beschwerden im Oberhause; es hat das Recht, Statsverbrecher zur Strafe anzuzeigen, und einen jeden, er sey so vornehm als er wolle, bei dem Oberhause in Anklagestand zu setzen. Ihr Versamlungsort ist eine vormalige in einen Saal umgeschaffene Kapelle in Westminster mit einer Galerie umgeben, die höchstens 180 Menschen fassen kann, aber stets mit Zuschauern angefüllt ist. Dem Haupteingange gegenüber in der Mitte des Saals sitzt der Sprecher auf einem erhabnen Stuhle, vor ihm eine lange Tafel mit Parlamentsakten belegt. An dieser sitzen 2 Schreiber. Die Mitglieder erscheinen in gewöhnlicher Kleidung; bei dem Sprechen stehen sie auf; gestimt wird mit Ay und No, Ja und Nein. Gewöhnlich sitzen die Häupter der Parteien auf entgegengesetzten Seiten zusammen; ihre Parteigänger aber vermischt unter einander.

5) Statsverwaltung. Der König ist der Vollzieher der Gesetze, die Quelle der öffentlichen Gewalt; seine Statsdiener sind der Nation verantwortlich, nicht der König, der nach der britischen Statstheorie unfähig ist, Böses zu thun. a) Höchste Centralbehörden. Dahin gehören aa) der königl. Statsrath, die höchste berathende Behörde des Reichs, worin alle äußere und innere Angelegenheiten, alle Proklamationen, Krieg- und Friedensverhandlungen, Parlamentszusammenberufungen und Auflösungen, überhaupt alle allgemeine Reichsangelegenheiten verabredet und beschlossen werden. In demselben legen die Statsbeamten den Eid der Treue ab; an denselben wenden sich die Bürger mit ihren Gesuchen und Bittschriften. Er ist fortdauernd und hat niemanden, als das Parlament über sich; sein Präsident ist einer der hohen Kronbeamten. Geborne Mitglieder sind die Prinzen vom Geblüte, die beiden Erzbischöfe von England, die hohen Kronbeamten, die Statssekretäre und der Sprecher des Unterhauses; die Zahl der übrigen Mitglieder ist aber nicht bestimt und der König kann dazu ernennen, wen er will; selten wird der, der einmal auf seiner Liste steht, davon gestrichen. 1822 hatte er 168 Mitglieder. bb) Das geheime Kabinet, wozu der König außer den Ministern auch noch andre vertraute Personen zieht. cc) Das Ministerium, welches die einzelen Zweige der Statsverwaltung leitet. Der Minister sind 4: der erste Lord der Schatzkammer, als Finanzminister, unter welchem der Unterschatzmeister oder Kanzler des Exchequer, das Schatzmeisteramt, das Schatzkammer-, Zoll-, Accise-, Stempel- und Generalpostamt als Unterbehörden stehen; der Statssekretär der innern Angelegenheiten, dessen Departement sich in das inländische und irische theilt; der Statssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, und der Statssekretär des Kriegs und der ostindischen Angelegenheiten; unter den Statssekretären der innern und auswärtigen Angelegenheiten stehen das Statsarchiv und Siegelamt. dd) Der Rath für Handlung und Kolonien, ee) der Rath für die innern Angelegenheiten, ff) das geheime Siegelkabinet. b) Innere Verwaltung. Das Reich ist in Shiren und Counties eingetheilt: jede derselben hat einen Lordlieutenant als Gouverneur an der Spitze, einen High Sherif, dem ein Untersherif zur Seite steht, zur Vollziehung der Gesetze; die Coroners wählen die Shires, die Magistrate die Cities und Boroughs. In Ireland repräsentirt den König ein Vizekönig, dem ein Stats- und Untersekretär zugegeben sind und dem ein Geheimerath zur Seite steht; in Gibraltar und Malta sind Gouverneure, auf Jonien ein Lord-Obercommissär. c) Justizverwaltung. Überall im Reiche gilt britisches Recht, und zwar sowol Common Law und Statute Law, als die Peculiar- und By Laws, die Forst- und Kriegsgesetze und zur Aushilfe das römische Recht; überall ist das strenge Recht und die wörtliche Auslegung, der Buchstabe der Gesetze, in den Gerichten adoptirt. Zwar ist das englische Recht ungemein verwickelt, die größte Zierde der Justiz unerbittliche Gleichheit vor dem Gesetze gegen Hohe und Niedere ohne Ansehn der Person. Der Brite hat seine Jury oder Geschwornengericht. Die hohen und nie-

dern Gerichte sind in jedem Reiche, woraus das Britische zusammengesetzt ist, verschieden. d) Polizeiverwaltung. Sie wird durch die Friedensrichter gehandhabt, welchen die Constabel und Coroners zur Hilfe gehn; ihr Vorgesetzter ist der High Sherif jeder Shire. Um Stats- u. Eigenthumspolizei, um die Gesundheitspflege, um Statsphilanthropie, um Gewerbe und Sittenpolizei bekümmert sich in der Theorie der Stat nicht. e) Kirchenstat. In England und Ireland ist die anglikanische, in Scotland die presbyterische Kirche herrschend; alle übrigen Religionsparteien werden geduldet, doch haftet ein härtrer Druck auf den Katholiken, als auf den übrigen kirchlichen Sekten, obgleich ein volles Drittel der Bevölkerung der 3 Inseln aus diesen Glaubensgenossen besteht; allein in Ireland leben deren 5,350,000. Der König ist das Haupt der anglikanischen Kirche, welcher die Prälaten derselben ernent, die Versamlungen der Geistlichkeit zusammenberuft und auch die ersten Früchte und Zehnten von den Einkünften der Geistlichkeit zieht. Die Geistlichkeit zerfällt in die hohe, wozu die Erz- und Bischöfe, Dechanten, Präbendaten und Archidiakonen, und in die niedere, wozu die Rectoren, Diakonen, Vikarien, Kuraten und Privatkapellane gerechnet werden.

6) Finanzen. Die Statseinkünfte beliefen sich 1822 auf 544,146,500, 1821 auf 549,326,250, 1820 auf 539,399,521 und 1819 auf 479,399,521 Guld. Sie fließen vorzüglich aus den Zöllen, die 1819. 95,828,800 Guld. betrugen, aus der Accise zu 229,828,750, aus dem Stempel zu 62,144,190, aus den Posten zu 14,160,000, aus den feststehenden Taxen zu 61,784,320, aus der Landtaxe zu 11,997,746 und aus allerlei kleinen Gefällen zu 3,490,550 Guld. Kein Mensch auf der Erde trägt so hohe Statslasten, dabei so ungemeine Kommunal- und Armenlasten, als der Brite, doch ist er vermögend, diese und noch mehr beizusteuern, so lange er sein Übergewicht auf dem Meere, seinen gegenwärtigen Handel behauptet. Die Statsausgaben betrugen 1822. 494,491,300, 1821. 499,683,460 und 1820. 697,100,000 Guld. 1822 erfoderte das Budget

zu Zinsen der fundirten Schuld und deren Verwaltung	281,247,860
zu Zahlungen an die Kommissarien der Halbsolde	28,000,000
für die Civilliste und Lasten der konsolidirten Fonds	20,500,000
für Zinsen der Statskammerscheine	12,000,000
für das Heer	73,600,000
für die Artillerie	13,820,000
für die Marine	54,420,000
für die übrige Statsverwaltung	6,000,000
Gulden	487,607,860

Die Statsschuld belief sich 1823 am 5. Juni auf 8,061,742,940 Guld., wovon fundirt 7,365,301,410, unfundirt 696,441,530 Guld. Abbezahlt waren bis zum 30. Juni von der fundirten Schuld 23,993,320, an Schatzkammerscheinen 10,200,000 Gulden. Die Zinsenlast beider machte die jährliche Summe von 308,408,960 Gulden aus. 1822 wurde die Statsschuld auf 8,369,058,010, 1813 auf 7,063,942,000, 1803 auf 6,014,110,800, 1793 auf 2,384,848,700, 1763 auf 1,466,828,440, 1748 au 782,933,120, 1727 auf 520,922,530, 1714 auf 541,453,630 1702 auf 163,497,020 und 1689 auf 6,662,630 Gulde berechnet. Unter dem Schuldstocke von 1823 u. 1820 sin jedoch die irische Schuld und die auswärtigen Schulden wofür die Briten die Bürgschaft übernommen haben, in begriffen. Zur Tilgung dieser unermeßlichen Schuld, di nur zu 8000 Mill. angenommen, in Noten von einen Pfunde etwa 239 □Meilen bedecken, und in Guineas eine an die andere geschoben, 11,805 teutsche Meilen wei reichen würde, ist ein Tilgungsfond vorhanden, durch de 1817 schon 2,922,584,300 Guld. getilgt sind, und der je des Jahr mit Abbezahlung eines Theils fortfahren wird man hat berechnet, daß derselbe, wenn keine Eingriffe ge schehen, 1830 bereits 3560, 1840. 6805, 1850. 12,09 Mill. Guld. getilgt haben kann, es wird jedoch vorausgesetzt daß die Nation dabei im Stande seyn wird, die laufende und künftigen Taxen zu bezahlen.

7) Landmacht: nach dem Friedensfuße von 1822 68,812 Mann, unter 142 Reg. vertheilt, wovon Fußgard 3, Reitergarde 10, Füsilier 104, Dragoner 30, Husare 4 und Artillerie 1 Reg. Diese werden in Kriegszeite über das Dreifache verstärkt, und dabei andre Reg. errichtet; 1808 unterhielt das Reich 229,596 Mann, und di Miliz und Yeomanry belief sich auf 152,391 Köpfe. Vo den 142 Reg. standen 1823 in England 31, in Scotlan 14, in Ireland 36, auf Jersey 1, in Gibraltar 4, au Malta 3, auf den ionischen Inseln 6, auf S. Mauritiu 2, in Neusüdwales 1, auf Seilan 4, in Ostindien 26, i Canada und Neuscotland 3 und in Westindien 11, dabe haben die Kolonien ihre organisirten Milizen, die sie im Nothfalle vertheidigen.

8) Seemacht. Die größte, die je bestand. 182 hatte das Reich 609 Kriegsschiffe, worunter 121 mit 323 Kanonen völlig ausgerüstet, 85 zu 3030 Kanonen in Ba und Ausrüstung begriffen, 76 mit 2815 Kanonen für dienst unfähig erklärt und 327 mit 15,048 Kanonen abgetakel waren. Darunter befanden sich 161 Linienschiffe, 3 Schiffe von 50 bis 44 Kanonen, 155 Fregatten, 18 Briggs und 76 geringere Fahrzeuge. Bei einem Seekrieg erscheint indeß diese Flotte in einer weit imponirenderer Gestalt; 1813 zählte sie 250 Linienschiffe, 26 Schiffe vo 50 bis 44 Kanonen, 263 Fregatten, 144 Sloops u. Jachten, 11 Bombenschiffe, 210 Briggs, 43 Kutter, 9 Schooner, Lugger und kleinere Fahrzeuge, zusamme 1044 Segel mit 26,900 Kanonen und 145,000 Matrosen **). (*Hassel.*

Britisches Amerika. Unter dieser Benennung versteht man gewöhnlich die 7 nordamerikanischen Gouvernemente: Quebek oder Untercanada mit den Ländern an de Hudsonsbai, dem westlichen Binnenlande und der Nord-

---

**) Größtentheils nach dem weimar. Handb. B. 6 und nac Schmalz Statsverfassung von Großbritannien, wobei die neuer Werke über das Reich, *Dupin* force militaire et navale de l grande Bretagne und die neuern statist. Angaben in den englische Blättern benutzt sind. Was die Erdkunde selbst, was die wissenschaftliche Kultur u. s. w. betrifft, so gehört die Ausführung dieser Artikel unter die Artikel England, englische Literatur, Scotland und Ireland, und konnte nur das, was das brit. Reich als solches betrifft, in unsern Bereich gezogen werden.

westküste, so weit sie britisch ist, York, Neubraunschweig, Neuscotland, Kap Breton, Prince Edward und Neufoundland mit Anticosti und Labrador (s. diese Art.), die sämtlich gewissermaßen unter dem Generalgouverneur von Quebek stehen. (*Hassel.*)

Britisches Reich in Asien, oder die im gemeinen Leben so gen. Besitzungen der ostindischen Gesellschaft in diesem Erdtheile und in Afrika (s. ostindische Gesellschaft).

BRITANNICUS, Sohn des Imperator Claudius und dessen dritter Gemalin Valeria Messalina; zuerst Germanicus genant[1]), bekam er den zweiten Namen zum Andenken an Claudius britannischen Kriegszug. Nach Meßalinens Tödtung wurde Claudius, des Weiberjochs gewöhnt[2]), Gegenstand ehrsüchtiger Bewerbungen; seine Nichte Agrippina, Tochter des großen Germanicus und der ältern Agrippina, Witwe des Domitius Ahenobarbus, unterstützt von dem mächtigen Freigelassenen Pallas, wandelte verwandtschaftliche Traulichkeit um in Liebesköder, und wurde Kaiserin. Nun galt es, ihrem und Domitius Sohne den Weg zum Throne zu bahnen; er wurde zunächst mit Britannicus Schwester Octavia verlobt[3]); dann wurde dem Claudius vorgestellt, der junge Britannicus bedürfe einer Stütze, er selbst für die Regierungslast einer Hilfe, und darum Domitius, obgleich nur zwei Jahre älter, als Britannicus, adoptirt[4]). Britannicus, in aufblühender Jugendkraft, über seine Jahre körperlich ausgestattet[5]), und keineswegs stumpfen Sinnes erkannte das Gewebe, und die zudringliche Annäherung seiner Stiefmutter, die seine Dienerschaft verringerte, um mehr selbst um ihn zu seyn[6]). Der adoptirte Nero erhielt darauf vor der Zeit das Mannskleid und proconsularische Gewalt; in seinem Namen bekam die Leibwache Geld, das Volk Speisung und Spiele im Circus. Bei diesen erschien Nero im Prachtgewande, Britannicus neben ihm im Knabenrocke. Mit dem Fortschreiten zum Ziele stieg Besorgniß und Frevel. Britannicus nannte beim Gruße den Stiefbruder hinfort mit dem alten Namen Ahenobarbus; nun sollte sein Sinn gebeugt werden; jeder Wackere wurde aus seiner Nähe entfernt, mancher getödtet, und ihm von der Agrippina gewähltes verrätherisches Gesinde zugesellt; alle ihm zugethanen Hauptleute und Obersten der Leibwache fortgeschafft, und diese, bisher unter zwei Befehlshabern, nun dem Burrus allein untergeben[7]). Dennoch ward der wildstrebenden Agrippina Claudius Leben zu lange; zu der ungeduldigen Herrschsucht kam Besorgniß über unzweideutige Aeußerungen des Claudius, daß er seine Vermählung und Nero's Adoption bereue, und seine inbrünstige Liebkosung des Britannicus, dem er die Thronfolge sichern zu wollen schien[8]). Ihm wurde Gift bereitet; der Leichnam eine Weile noch als Kranker fortgepflegt, der Palast geschlossen, Britannicus in seinem Zimmer gehalten, bis nach chaldäischer Weissagung Agrippina die Zeit für günstig hielt: da trat Nero mit Burrus aus dem Palaste hervor auf die wachthabende Cohorte zu; manche fragten, wo Britannicus sey, doch folgten alle auf Burrus Befehl ins Hauptlager; hier wurden Geschenke verheißen, und Nero als Imperator begrüßt[9]). Nero zerfiel bald mit seiner Mutter; in ungebändigtem Zornmuth drohte sie, ihn durch Britannicus zu stürzen[10]). Mehr noch vielleicht als dies regte des letztern Sinnesart Nero's Angst auf. An den Saturnalien bei hochwogender Festlust ward Nero im Spiele König und ertheilte Befehle, er ließ den Britannicus ein Lied singen, da sang dieser mit schöner Stimme eine Klage, die auf den Thronraub deutete; bei Nacht und Wein offenbarten sich der Gäste Beifall und Mitleid. Nero, hiedurch auch als eiteler Sänger schwer gekränkt[11]), ließ Gift bereiten; einmal widerstand Britannicus Natur; Nero schlug mit eigener Hand die Giftmischerin Locusta und ließ vor seinen Augen ein auf der Stelle tödtendes Gift kochen[12]). Dies wurde dem Britannicus bei der Tafel als kaltes Wasser zu einem heißen Trunke geschüttet: im Augenblicke verlor er Athem und Leben; Entsetzen ergriff die Gäste, voraus Agrippina und Octavia, aber Nero erklärte, es sey Epilepsie, und nach kurzem Schweigen wurde die Festlust fortgesetzt. Noch in derselben Nacht wurde Britannicus, das bläuliche Gesicht mit Gips bestrichen[13]), bestattet; die Angesehenen des Hofes wurden reich beschenkt; der Locusta Güter und Schüler gegeben[14]). Britannicus starb 14 Jahre alt[15]), i. J. 809 nach Erb. Roms, 56 nach Chr. (*Wachsmuth.*)

BRITANNICUS (Johannes Angelus), ein gelehrter Humanist des 15. Jahrh., geb. in dem Schlosse Palazzolo im Gebiet von Brescia. Den Namen Britannicus legte er sich bei, weil seine Vorfahren aus Großbritannien abstammten. Als Lehrer der alten, besonders römischen Literatur zu Brescia stand er in Ansehen und starb daselbst 1510. Außer Briefen und andern kleinen Aufsätzen hat man von ihm geschätzte Commentare über mehre römische Schriftsteller: den Persius (Vened. 1491. Fol. Par. 1507. 4.), Terenz, Plautus, Horaz, Lucan, Ovid, Statius und Juvenal; der letztere wurde 1613 zu Paris in 4. neu gedruckt*). (*Baur.*)

Brithyn Salz, s. Glauberit.

BRITO, BRITTO (Bernardo de), ein berühmter portugisischer Geschichtschreiber, geboren zu Almeida den 20. August 1569, trat noch jung in dem Kloster Alcobaça in den Cistercienserorden. Er bildete sich, besonders in Italien, nach den besten Mustern der Alten und Neuern, deren Sprachen er mit Eifer studirte, und widmete seine Talente einer umfassenden Untersuchung und Bearbeitung der Geschichte seines Vaterlandes, mit Benutzung aller vorhandenen Denkmäler und Urkunden. Auf einem Kapitel seines Ordens wurde er 1597 zum

1) *Sueton.* Claud. 27. 2) *Tacit.* A. XII, 1. 3) *Tac.* A. XII, 9. 4) XII, 25. 5) *Dio Cass.* LXI, 1. 6) *Tac.* A. XII, 26. 7) XII, 41. 8) *Sueton.* 43. *Dio* LX, 34.

9) *Tac.* A. XII, 66—69. 10) XIII, 14. 11) *Suet.* Nero 13. 12) *Suet.* 33. 13) *Dio.* LXI, 7. 14) *Suet.* 33. *Tac.* A. XIII, 14—18. 15) *Ib.* 13.

*) *Leonard Cossando* della libreria Bresciana 155. *Ghilini* theatr. d'huom. illustr. P. I. 78. *Bayle* Dict. *Fabricii* bibl. lat. T. I. 454. Ej. hist. Bibl. P. III 520. *Papadopoli* hist. gymnas. Patavini T. II. 185. *Saxii* Onomast. Vol. II. 488. Am ausführlichsten handelt von seinen Ausgaben der Kardinal Quirini in dem Specimen variae literaturae, quae in urbe Brixia ejusque ditione paulo post typographiae incunabula florebat. Brix. Vol. II. 1739. 4.

Historiographen desselben ernant[1]), und nach Fr. Andrada's Tode übertrug ihm (1616) Philipp III. das Amt eines Historiographen von Portugal; er starb aber schon den 27. Februar 1617 zu Almeida. Seinem unermüdeten Fleiße dankt man das Haupt- und Grundwerk über die Geschichte des portugisischen Stats, von dem er aber nur die beiden ersten Bände zu Stande brachte[2]). Er begint seine Geschichte, nach mönchischer Sitte, mit der Erschaffung der Welt, und erzählt anschaulich und in einer schönen fliessenden Sprache (obgleich die Perioden lang und zuweilen verschränkt sind) vieles Neue und vorher Unbekannte über den ältesten Zustand des Landes und seiner Bewohner, weiß selbst manche mikrologische Untersuchung durch die Darstellung anziehend zu machen, und die Anordnung hat überhaupt musterhafte Klarheit und sogar an vielen Stellen Objectivität. Vermißt wird eine vollständige Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten, und eine streng historische Kritik, denn von Spuren auffallender Leichtgläubigkeit ist das Werk nicht frei[3]). Brito schrieb auch ein, von späteren Schriftstellern oft nachgeahmtes, Compendium der portugisischen Geschichte[4]), und hinterließ handschriftlich ein Werk de republica antigua de Lusitania; Historia de nossa Senhora de Nazareth; de privile-
giis ordinis sui; commentaria in prophetas mi[…]
res u. e. a.[5]). — Von Francisco de Brito Frei[…]
einem portugisischen General, der 1692 starb, hat […]
eine schätzbare Geschichte des Krieges in Brasilien, u[…]
dem Titel: Nova Lusitania. Historia da gue[…]
Brasilica 1624—38. Lisb. 1675. fol. (*Ba*[…]

BRITO (Guilielmus), franz. Guillaume le B[…]
ton, aus Bretagne oder Armorica, daher er sich […]
Guil. Armoricus nent. Er war um 1165 in […]
Diöcese von Leon in Bretagne geboren, studiete zu […]
tes, und kam als Kaplan an den Hof König Ph[…]
Augusts von Frankreich. Er hatte vielen Einfluß […]
diesen König, der ihn mehrmals nach Rom schickte, […]
ihm die Erziehung seines natürlichen Sohnes Pierre […]
lot anvertraute. Sein Tod erfolgte nach 1226. E[…]
der Verfasser zweier Geschichten von den Thaten des […]
nigs Philipp August, die einen entschiedenen W[…]
haben. Die erste ist ein Außzug aus der Geschichte […]
Mönchs Rigord oder Rigot, von eben diesem Kö[…]
fortgesetzt von 1208, wo Rigord endete, bis zum […]
1219: Historia de vita et gestis Philippi Aug[…]
post Rigordum, in du Chesne Hist. Franc. Scr[…]
T. V. 69—93. und im 17 Bde. der von Bouquet […]
gefangenen und von Brial fortgesetzten Recueil des […]
toriens des Gaules. Par. 1818. fol. Umfasse[…]
gehaltvoller und instructiver ist seine Philippis, ei[…]
roisches Gedicht in 12 Büchern und mehr als 1[…]
Hexametern, in welchem er dem Ovid glücklich […]
eifert. Er beschreibt darin, oft als Augenzeuge, […]
merkwürdigen Begebenheiten, welche die Regirung […]
Königs Philipp August außzeichnen, und verbindet […]
anziehende Schilderungen von Gegenden, Sitten […]
Personen. Als Muster schwebte ihm die bewu[…]
Alexandreis von Philipp Gualtherus (Walther) vo[…]
gen, aber bei einem entschiedenen poetischen Talent […]
man überall auf Spuren eines verdorbenen Zeitgeschm[…]
Abgedruckt ist die Philippis in des Pithöus Hist. F[…]
Scriptt. vet. XI. Frf. 1596. fol. p. 226 sq. […]
du Chesne a. a. O. T. V. p. 94—256; am best[…]
17. Bd. der angeführten Bouquetschen Samlung […]
sorgt von Brial. Bemerkenswerth ist die Außga[…]
Philippis mit einem reichhaltigen gelehrten Comm[…]
von 760 Seiten, die Kasp. Barth unter dem Tit[…]
außgab: Speculum boni, pii, cordati et fort[…]
principis, qualis describitur et revera fuit […]
corum rex Philippus Augustus a Deo […]
Cygneae (Zwickau) 1657. 4.*) (*I*[…]

BRITOLAGAE, ein, wie es scheint, zu de[…]
starnern gehöriges Volk im östlichen Dacien, Pto[…]

---

1) Er fing wirklich an, die Geschichte seines Ordens zu beschreiben, und man hat davon: Primeira parte da chronica de Cister, onde se contaõ as couzas principaes desto ordem, e muitas antiguidades do reyno de Portugal. Lisboa 1602.; ib. 1720. fol.

2) Sie führen den Titel: Monarchia Lusitana composta por Frey Bern. de Brito. P. I. que contem as historias de Portugal desde a Criaçaõ do mundo té o nacimento de nosso Senhor Jesu Christo. Impressa no mosteiro de Alcobaça. 1597. fol. Segunda parte da Monarchia Lusitana, em que se continuaõ as historias de Port. desde o nacimento de nosso salvador J. Chr. até ser dado em dote ao Conde *D. Henrique*. Lisboa. 1609. fol., geht bis aufs Jahr 1095. Zum ersten Bande gehört, und ist demselben öfters angehängt: Una geografia antigua da Lusitania. Alcobaça. 1597. fol. Eine zweite Außgabe der beiden ersten Bände erschien zu Lissabon 1690. Fortgesetzt wurde das Werk von *Antonio Brandao* (s. den Artikel Brandao). P. III. (bis 1185). Lisb. 1632. P. IV. (bis 1279) ibid. 1650. P. V. (bis 1302); ferner von *Francisco Brandao*, P. VI. (bis 1325), Lisb. 1672; von *Raphael de Jesus*. P. VII. (bis 1356.); ibid. 1683.; und von Manoel dos Santos P. VIII. ib. 1729. fol. Dieser 8te Band umfaßt den Zeitraum von 1367 bis 1385; er schließt sich folglich nicht unmittelbar an den 7ten an, weil Manoel dos Santos bei seiner (bisher noch ungedruckten) Bearbeitung der Geschichte von Alfons IV. auch die Geschichte König Peters I. (1357 bis 1367) noch mitgenommen hatte. Jedem Bande, vom dritten an, sind verschiedene Escrituras oder Dokumente beigefügt. Vollständige Exemplare des ganzen Werks sind höchst selten. Ueber den sehr ungleichen Werth des Ganzen s. *Antonii* Bibl. hisp. nov. T. I. p. 173 sq. u. p. 82 sq. Schmaußens Einleitung zum Begriff des States von Portugal. 618 ff. *Barbosae Marchado* Bibl. Lusitan. T. I. 524. u. 223. T. II. 122. T. III. 632. u. 366. *Freytag* analect. lit. p. 155. *Clement* bibl. cur. T. V. 253. *Meusel* bibl. hist. T. V. P. II. 130.

3) Brito's Fehler wurden zwar mit großer Gelehrsamkeit, aber zugleich mit Bitterkeit und parteiischer Strenge gerügt von Diego de Payva de Andrada in seinem Exame de Antiguidades. P. I. Lisb. 1616. 4. Einen Vertheidiger fand Brito an Bernardino da Sylva in seiner Defensaõ da Monarchia Lusitana. T. I. Coimbra 1620. T. II. Lisb. 1627. 4.

4) Elogios dos reys de Portugal, com os mais verdadeiros retratos. Lisb. 1603. 4.; mit addicionados pelo P. D. *Joze Barbosa*. Ib. 1726. 4. mit 25 Kupf., sehr interessante Abbildungen der portugisischen Könige darstellend.

5) Außer den schon angeführten Werken s. auch B[…]
wecks Gesch. d. schön. Wissensch. 3r Bd. 272. Wachle[…]
schichte d. hist. Forsch. 1 Bds. 2 Abth. 503, und die Biog[…]
T. V. (von Villenave).

*) *Vossius* de hist. lat. 705. *Fabricii* bibl. lat. me[…]
771. *De Ste Palaye* Mém. sur la vie et les ouvr. de G[…]
Breton, in den Mém. de l'acad. des Inscr. T. XII. 2[…]
d'Amst. *Niceron* Mém. T. XXVIII. p. 97. teutsch, […]
S. 134. *Chaufepié* Dict. T. II. p. 111. *Freytag* appa[…]
T. IV. 358. Hamberger's zuv. Nachr. 4 Bd. 358. […]
bibl. hist. Vol. VII. P. II. 57. Biogr. univ. T. XIX. […]
(von Walkenaer).

10. zieht es zu Niedermösien, und weist ihm den Wohnsitz oberhalb der Peueiner an. (*Ricklefs.*)

BRITOMARTIS, eine kretische Nymphe, Tochter des Zeus und der Karme [1]), eine treffliche, von der Artemis geliebte Jägerin, die von Minos 9 Monate in Liebe verfolgt, als sie daran war, von ihm erreicht zu werden, sich von einem Berge ins Meer stürzte, aber in einem Fischernetze aufgefangen und gerettet wurde, woher die Kydonier sie selbst Diktynna, und den Berg, von dem sie sich stürzte, den diktäischen Berg nannten [2]). Dioderos [3]), der den Mythos historisch nimt, will den Namen Diktynna lieber von Erfindung der Jagdnetze ableiten, und Strabo [4]) tadelt an Kallimachos die Einmischung des Dikte als geographisch unrichtig. Beide handeln unrecht, indem sie die Erzählung rein historisch nehmen, da doch die bedeutenden Namen in diesen Mythen auf symbolische Andeutung hinweisen. Daher bedarf es auch der Rechtfertigung von Spanhem [5]) gar nicht. Knüpfen wir erst die übrigen Mythen an diese an, und sehen uns dann nach ihrem Sinne um! Die kretische Diktynna, oder Britomartis ward zu Ägina als Aphäa d. i. die Entschwundene oder Unsichtbare verehrt, und hatte auf dem Berge des panhellenischen Zeus einen Tempel [6]). Sie kam nach Antonios Liberalis [7]) aus Phönikien nach Argos, von da nach Kephallenia, wo sie von den Bewohnern als Jägerin unter dem Namen Laphrya d. i. Beutemacherin verehrt ward, und von Kephallenia nach Kreta. Herodot [8]) läßt sie von Samos dahin kommen, wo sie, um Minos Verfolgungen zu entgehen, sich ins Meer stürzte, vom Fischer Andromedes im Netz aufgefangen ward, und mit ihm nach Ägina entfloh, wo sie, als auch dieser ihr Gewalt anthun wollte, in dem Hain der Artemis verschwand, und als Aphäa verehrt ward. Sie wurde von den Alten bald mit der Artemis selbst verschmolzen [9]), bald ausdrücklich von ihr unterschieden [10]). Das erste scheint jedoch die ältere, auf Kreta herrschende, Vorstellung gewesen zu seyn. Ihren Namen leitet das Etym. M. ohne Grund von den brisäischen Nymphen (*Βρισαις*) und *ὁμαρτεῖν* begleiten ab, weil sie deren Begleiterin gewesen ist. Eher könnte man an *βρίτος* Jahr [11]) und *ὁμαρτεῖν* denken; also Begleiterin des Jahrs. Am meisten Grund hat die Ableitung von dem kretischen *βρίτος* gut oder *βρίτυς* süß und *μάρτις* Jungfrau [12]); also süße holde Jungfrau für sich, womit zugleich bei der Bedeutung der Zeitwörter *βρίθω*, *βρίζω* der Begriff der Fülle physischer Güter, üppiger Vegetation und Fruchtbarkeit, und des Freudenergusses über den Vollgenuß der Gaben der Natur verbunden ward. Angenommen nun, daß bei den Kretern die Artemis und Britomartis für einerlei galten; so scheint nach der Bedeutsamkeit der Namen zu schließen Britomartis monificirter, und in der Hinsicht von jener doch etwas verschieden, den Mond zu bezeichnen, in so fern er befruchtend auf die Erde niederthaut, und Wachsthum und Gedeihen spendet. Um den jungfräulichen Mond buhlt der Sonnenheld Minos 9 Monate — so lange dauert dort die Vegetation — dann sinkt sie in die feuchte Tiefe hinab, wo sie der Mann des winterlichen Dunkels in sein Netz auffängt. In diesem Sinn heißt sie auf Ägina Aphäa, die Entschwundene. Der Mann der dunklen Tiefe rettet zwar ihr Leben, kann sie aber nicht in seinem Netze behalten. Sie kehrt im Frühling als Lichtbringerin und Strahlenspenderin — der Name Dictynna von *δίκειν* abgeleitet — zurück [13]). Eben daher, weil sie als Mond gedacht ward, gab man ihr auch das Geschäft der Geburtshilfe, und gab ihr in Bildwerken kleine Kinder zum Beiwerk [14]). — Vergl. den Art. Dictynna. (*Ricklefs.*)

1) *Paus.* II, 30; *Diod.* V, 76. 2) *Callim.* H. in Dian. 189—293. vergl. *Virg.* Cir. 286 ff. u. *Paus.* II, 30. 3) V, 76. 4) X, 4, 12. 5) *in Callim.* H. in Dian. 199. 6) *Paus.* II, 30. 7) c. 40. 8) III, 59. 9) *Eurip.* Hippol. 146 u. 1130, Schol. in h. l. u. Schol. in Aristoph. Ran. 1302. 10) *Paus.* III, 14. 11) *Hesych.* h. v. 12) *Hesych.* *Βριτυ*; *Sol.* c. 2.; *Salmas.* *ad Sol.* l. c.; *Steph. Byz.* l. c.

BRITZ, Dorf im preuß. Regirungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow-Storkow, 1 St. von Berlin, an einem See, mit 60 Feuerst., 324 Einw., dem herrschaftlichen Hause des Baron v. Eckardstein und merkwürdigen landwirthschaftlichen Einrichtungen. (*Stein.*)

Brivates Portus, s. Brest.

BRIVES LA GAILLARDE, die Hauptstadt eines Bezirks, welcher auf 28⁸⁰ □Meilen 93,858 Einw. in 10 Kantonen und 101 Gemeinden enthält, und zum Dep. Corrèze gehört. Sie liegt unter 45° 15 Br. und 19° 10 L. am linken Ufer der Corrèze, die hier einen Werder bildet und worüber 2 Brücken führen, in einer angenehmen Gegend, ist gut gebauet, die Häuser sämtlich von Stein und mit Schiefer gedeckt, die in der Nähe gebrochen werden, und enthält 7 Kirchen, 935 Häuser und 5762 Einw. Die Gewerbe bestehen in Musselin-, Gaze-, Siamoisen- und Etaminweberei, in 2 Wachsbleichen, in Kupfer- und Kesselschmieden: man handelt mit Weinen, die auf der Feldmark gebauet werden, mit Kastanien, Nußöl und den Manufakten der Stadt, und hält am 13. Juni einen 3tägigen stark besuchten Viehmarkt. In ihren Mauern sind mehre Gelehrte, wie Bertrand de Cosnac, Jean de Selve und Ant. und Leon. Christophe d'Estang, auch der berüchtigte Kardinal Dubois geboren. (*Hassel.*)

BRIVIESCA, Villa in der span. Provinz Burgos, Partido de Burera, dem Hause Velasco gehörig, am Fuß des Gebirges Oca, am kleinen Fluß Oca, der in den Ebro fällt, mit Mauern, 4 Thoren, 3 Kirchen, 1 Kloster und 2500 Einw., die vielen Wein und gutes Obst bauen. (*Stein.*)

BRJUTSCH, früher Kirchdorf, jetzt Kreisstadt im Gouvernement Woronesh, an der Sosna (Nebenfl. des Don) unter 50° 40′ Br. und 56° L. (*v. Wichmann.*)

BRIXELLUM, in der Gallia Cispadana in Oberitalien, am Einfluß der Nicia in den Padus (Po). Nach Sueton. im Otho C. 9. u. Tacit. G. 11, 39. erwartete dieser röm. Kaiser hier den Ausgang des für ihn so unglücklichen Treffen. Der Ort war eine röm. Kolonie. (*Sickler.*) Jetzt heißt er Brescello oder auch Bersello, und gehört zu Modena. (*Röder.*)

13) Vergl. Richters Phantasien d. Alterthums. Th. 3. S. 359 ff. 14) *Spanhem.* in Callim. H. in Dian. 204 ff.

BRIXEN (Brixina, Bressanone), Stadt im Pusterthaler Kreise der östreichischen Grafschaft Tyrol, (46° 40′ Br. und 29° 27, L.) 12 Meilen von Innsbruck, 6 Meilen von Botzen, am Zusammenfluß der Rienz und der Eisack. Die Stadt ist von Bergen umgeben, hat enge, schlecht gepflasterte Gassen, 450 zum Theil gut gebaute Häuser und 3600 Einw. Die Gegend ist freundlich und das Klima mild. Das Gehänge der Gebirge ist bis über deren Mitte hinan mit Reben besetzt und zwischen ihnen und unter ihnen erblickt man kleinere und größere Häuser und Lustsitze. Der rothe Wein gedeiht hier vorzüglich. Sie ist der Sitz eines Bischofs, dessen weltliches Gebiet sonst 8500 Menschen unter bischöflicher Gerichtsbarkeit enthielt, im J. 1803 aber der unmittelbaren Landeshoheit unterworfen wurde. Die Residenz des Bischofs ist ein mittelmäßiges einem Kloster ähnliches Gebäude mit einer Domkirche. Übrigens hat die Stadt 1 Pfarrkirche, 1 Franziscanerhospitium, 1 Kapuzinerkloster, 1 Gymnasium, 1 Hauptschule, 1 Marianisches Instituthaus der engl. Fräulein, welche hier eine Mädchenschule unterhalten; ist der Sitz eines landesfürstlichen Gerichts und eines Post- u. Zollamtes. (*Haan.*)

BRIXENTHAL, Brichsenthal, eine nun zu Tyrol, vorher zu Salzburg gehörige Landschaft von etwa 8 □Meilen Umfang, mit trefflicher Viehzucht. Das Hauptthal ward einst von den Burgen Ytter (Iter) und Engelberg beschützt, woraus das Pfleg- und Landgericht Hopfgarten, mit dem gleichnamigen Marktflecken erwuchs. Außerdem sind Hof, Brixen, mit einer herrlichen Pfarrkirche, Kirchberg, Westendorf rc. bedeutende Ortschaften. Im Mittelalter machte diese Landschaft einen Theil des Gaues inter valles, auch wol des Laukenthales, (beide sind Untergauen des baier. großen Sundergau's) aus. Der Dynast Radult und seine Gemalin Adalena, vielleicht aus dem Geschlechte der Hausier gaben im J. 902 tauschweise ihr Eigenthum im Brichsenthal, in valle Prihsnatalla in pago Sundargowe mit Nuttersdorf und Rattfelden am Inn an das Hochstift Regensburg, von dem es wieder Salzburg erwarb. (*v. Koch-Sternfeld.*)

BRIXHAM, kleiner Seehafen und Marktfl. in der brit. Grafsch. Devon des Kön. England. Er liegt auf der Westseite der Torbay, hat 4341 Einw., und unterhält gegen 100 Schiffe zum Küstenhandel, treibt auch eine starke Fischerei. Hier liegen in Kriegszeiten gewöhnlich die Flotten vor Anker, und hier war es auch, wo Wilhelm von Oranien 1688 an das Land trat. In seinem Umfange springt die Quelle Longwell hervor, die Ebbe und Fluth hat. (*Hassel.*)

Brixia, s. Brescia.

BRIZA, der Name einer Grasgattung, welche sich durch herzförmige vielblüthige Ährchen, die in Rispen stehen, und durch herzförmige etwas aufgeblasene Corollentheile ohne Grannen auszeichnet. Folgendes sind die bekannten Arten; 1. Br. *maxima*, mit nickender Rispe, großen herzförmigen 15blüthigen Ährchen, nervösen Blüthen, scharfen Blättern und verlängertem zugespitzten Blatthäutchen. Im südl. Europa. 2. Br. *elatior* Sibth., mit aufrechter Rispe, 12blüthigen Ährchen, höckerigen Blüthen, und abgestutztem Blatthäutchen. Auf dem Athos. 3. Br. *geniculata* Thunb., mit offen stehender Rispe, 12blüthigen Ährchen, geknietem Halm und pfriemenförmigen Blättern. Am Kap. 4. Br. *media*, mit aufrechter offenstehender Rispe, herzförmigen 7blüthigen Ährchen, der Kelch kürzer als die Blüthen, und stumpfem Blatthäutchen. Auf allen Wiesen durch ganz Europa. 5. Br. *virens*, mit sparrigen Ästen der Rispe, eiförmigen 7blüthigen Ährchen, dem Kelch so lang als die Blüthen und zugespitztem Blatthäutchen. Im südlichen Europa. 6. Br. *humilis* M. B., mit zusammengezogener ablanger Rispe, eiförmigen 7blüthigen Ährchen, dem Kelch so lang als die nächsten Blüthen und einem ablangen Blatthäutchen. In Taurien und Griechenland. (*Br.* spicata Sibth.) 7. Br. *minor*, mit aufrechter Rispe, ganz kleinen dreikantigen siebenblüthigen Ährchen, dem Kelch länger als die Blüthen und verlängertem eingeschnittenen Blatthäutchen. In England und dem südl. Europa. (*Sprengel.*)

BRIZANA (*Βρίζανα*, bei Ptolemäus *Βριζόανα*), ein kleiner Küstenfluß auf dem Ufer von Persis, an dessen Mündung sich Brandungen befanden. Vincent hält ihn für den Fluß Delem, nördlich dem Vorgebirge Bang. (*Arrian* Ind. 39 not.) (*Kanngiesser.*)

BRIZARD (Gabriel), Advokat beim Parlement zu Paris [1]), als Geschichtforscher rühmlich bekant, starb den 23. Januar 1793. Was er schrieb, zeugt von einem gründlichen Quellenstudium und regem Forschungsgeiste, besonders seine in ihrer Art musterhafte, auf Kosten des Kardinals Chr. de Beaumont gedruckte und an alle große Bibliotheken verschenkte, Histoire généalogique de la maison de Beaumont en Dauphiné; avec les pièces justificatives pour servir de preuve à l'histoire. Par. 1779. Vol. II. fol., und seine gelehrt-reichhaltige, auch von Seiten der Vollständigkeit und Darstellung gelungene Geschichte der Bartholomäusnacht, in der er, nicht ganz unbefangen, die verübten Gräuel vornehmlich den Fremden (der Königin Katharina von Medicis und ihren italiänischen Rathgebern, den lothringischen Guisen, dem Papst und dem Könige von Spanien) aufzubürden sucht: Du massacre de St. Barthélemi, et de l'influence des étrangers en France durant la ligue. Diss. hist. avec les preuves et développemens. Par. 1789. Vol. II. 8. teutsch Leipz. 1791. 8.[2]). Als schätzbare Beweise seiner Kentnisse und seiner Darstellungsgabe sind ferner zu erwähnen, seine Eloge de Charles V, roi de Fr. 1768. 8. Eloge hist. de l'abbé de Mably. Par. 1787. 8. (eine Preisschrift, wieder abgedruckt bei Mably's Werken). Notice sur J. C. Richard de St. Non. 1792. 8. De l'amour de Henri IV. pour les lettres. Par. 1785. u. 86. 18. Disc. hist. sur le caractère et la politique de Louis XI. 1791. 9. Sein Fragment de Xenophon nouvellement trouvé dans les ruines de Palmyre 1783 (übersetzt von Meyer) ist eine sinnreiche Dichtung, die sich auf die franz. Revolution bezieht. Außerdem hat man von ihm Aufsätze im Mercure de Fr., Gedichte rc. Mit Mercier und de l'Aulnaye besorgte er eine nach Materien geordnete und mit Anmerkungen versehene geschätzte

1) Abbé, wie man ihn und er sich selbst zuweilen genant, war er nie. 2) Vergl. die Beurtheilung in der allgem. Lit. Zeit. 1791. 1. 409—416.

Ausgabe der Oeuvr. compl. de J. J. Rousseau. Paris, Poinçot 1788. sq. Vol. XXXIX. 8.[3]) (*Baur.*)

BRIZIO, Bricci, Brizzi (Francesco), geb. zu Bologna 1575, lernte das Schuhmacherhandwerk, und trieb dieses bis in sein zwanzigstes Jahr. Von Jugend an aber bezeigte er viel Neigung zum Zeichnen, und da ihn sein Stiefvater sehr liebte, so brachte er ihn in den Unterricht des Bartholomäi Passarotti, welcher ihn das Zeichnen mit der Feder lehrte. Späterhin begab er sich in die Schule der Carracci, und unter der Leitung des Ludovico studirte er Perspective und Architektur, mit so glücklichem Erfolge, daß er im Stande war, öffentlichen Unterricht über diese Kunst zu ertheilen. In Oel- und Freskomalerei verfertigte er viele treffliche Werke, und drei seiner lieblichsten findet man im Kloster von St. Michele in Bosco. Jedoch machte dieser Künstler sich berühmter durch das Kupferstechen. Ludovico lehrte ihn seine schöne Manier zu zeichnen, und Agostino nahm ihn zu seinem Gehilfen in Kupferstechen, und theilte mit ihm den Gewinn der Arbeit. Ein Beweis, daß Brizio, an mehr als einer Platte des Agostino Carracci Antheil hatte, und die Platten, die den Namen Brizio führen, das Werk zweier Meister sind. So sehr sich aber die Manier dieser beiden Meister gleicht, so erreichte doch Br. weder im Ausdruck noch in der strengen Zeichnung den Agostino Carracci. Er starb zu Bologna 1623 (*Bartsch* Peintre Graveur T. 15. p. 253 der auch 30 Blätter dieses Meisters beschreibt). (*Weise.*)

BRIZO (Βριζώ), eine Göttin, der man Enthüllung der Zukunft in Träumen zuschrieb, und der auf Delos die Weiber in kleinen Nachen allerhand Eßwaaren, nur keine Fische, darbrachten, wobei sie allerlei Gutes, besonders Erhaltung der Schiffe, die wegen des Handels oder Gottesdienstes zu ihnen kamen, von ihr erflehten. Ihren Namen leitete man von βρίζειν, dem Schlafen gesättigter Säuglinge ab*). Man ehrte also, wie es scheint keine bloße Wahrsagerin in ihr; sondern auch eine Gebieterin über Wind und Wetter, eine nährende Mutter und eine Geberin guter Gaben. (*Ricklefs.*)

BROACH, 1) Distrikt in der Provinz Guzurate von Hindostan. Er gehört den Briten und zu deren Präsidentschaft Bombai, ist von Tapty, Cherrotee, Baroda, Naundode, Surate und dem Meere umgeben, wird von der Nerbudda bewässert, und zählte 1812 157,983 Einw. Die Abgaben betrugen 1813 1,608,172 Rupien. 2) Die Hauptstadt des vorgedachten Distrikts, (21° 46′ Br. und 90° 48, L.) an der Nerbudda; eine der stärksten Festungen Hindostans, die mit Mauern und Thürmen umgeben ist, 1 starke Citadelle besitzt und einen weiten Umfang, aber schmale und krumme Straßen hat. Man findet hier mehre Moskeen, Pagoden und Grabmäler und 1812 14,835 steinerne Häuser mit 32,716 Einw., worunter 25 Nats oder Gesellschaften von Banjanen, die 5261 Individuen von beiden Geschlechtern einschließen. Das hiesige Thierspital ist wie das zu Surate eingerichtet. Die Manufakturen bestehen in Musselinen und farbigen Zitzen, es sind viele Bleichen vorhanden und es wird ein lebhafter Handel mit Baumwolle, Weizen und andern Produkten der fruchtbaren Gegend getrieben, die Nerbudda, die einen Überfluß an Fischen hat, trägt schwer beladene Schiffe bis an ihre Kaien. — Broach gehörte vormals zum Reiche des Großmogul, und kam nach Aurengzebs Tode an die Maharatten: 1772 eroberten es die Briten, gaben es jedoch an die Maharatten zurück; 1803 fiel es abermals in ihre Hände, und Dowlet Row Sindia sah sich genöthigt, in dem im Decbr. des letzten Jahrs geschlossenen Frieden den Ort und Distrikt völlig abzutreten, doch behielt der Peischwa die im Distrikte belegenen Pergunnahs Ahmood, Jumbosier und Dubboi als alte Lehen seiner Familie, so wie die Stadt Olpar, die erst nach der Auflösung des Reichs des Peischwa an den Distrikt zurückfielen (nach Hamilton descr. of Hindoostan und dem East Ind. Gaz.) (*Hassel.*)

BROAD, 1) Gebirge im nordamer. Freistate, das einen Zweig der Appalachen ausmacht und sich im W. der blauen Berge hinzieht; 2) Quellenfluß der Congaree: er entspringt in der Grafsch. Rutherford des nordamer. Stats Nordcarolina, und geht nach Südcarolina über, wo er sich bei Columbia mit der Saluda vereinigt und dann den Namen Congaree annimt; 3) Nebenfluß des Connecticut in Vermont, der von den grünen Bergen herabfließt; 4) Nebenfluß oder vielmehr einer der Arme des Nanticoke im nordamer. State Delaware; 5) Nebenfluß des Potomak im nordamer. State Maryland; 6) Nebenfluß der Savannah, der auch den Namen Sawagee führt, im nordamer. State Georgia. (*Hassel.*)

Mit Broad (breit, weit) zusammengesetzt sind auch folgende Namen von Gebirgen, Flüssen und Ortschaften: Broadhaven, eine bekannte Bai an der N. W. Küste der brit. Grafsch. Mago des Kön. Ireland; sie liegt unter 54° 17′ Br. und 7° 52′ L. — Broadkill, ein Hundred in der Grafsch. Sussex des nordamer. Stats Delaware mit 10,107 Einw., dem Hauptorte Georgetown und dem Postdorfe Broadkill. — Broadlaw, ein Gebirge in Scotland auf der Nordseite der Lead Hills in der brit. Grafsch. Peebles, es erhebt sich 2800 Fuß hoch. — Broad Runn, ein Nebenfluß des Occoquam in der Grafsch. Prince William des nordamer. Stats Virginia. — Broadwater, ein Marktflecken in der brit. Shire Sussex des Kön. England, der mit dem Kirchspiele 2692 Einw. zählt und 2 Jahrmärkte hält. (*Hassel.*)

BROCARDI (Pellegrino), wird mit Recht zu den gelehrten venezianischen Reisenden der frühern Zeit gerechnet, da er zur Bereicherung seiner Kenntnisse Ägypten, Cypern und das heilige Land besuchte, allenthalben die weniger bekannten Gegenstände abbildend und beschreibend. Seine umständliche Beschreibung von Cairo, wo er 1557 sich aufhielt, hat der verstorbene Abt Morelli in seiner Dissertazione intorno alcuni Viaggiatori eruditi Veneziani poco noti. Venezia 1803 in 4. S. 33 abdrucken lassen. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

Brocat, Brocatel, s. Brok.

BROCCARDO (Antonio), ein italiänischer lyrischer Dichter aus Venedig, war der Sohn des auch als

3) Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. V. (von Villenave). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth 586.
*) Spanhem. ad Callim. H. in Del. 316.: *Athen.* VIII, 3.

Schriftsteller bekannten Arztes Marino Broccardo[1]) und lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Sein Vater hatte ihn zum Studium der Rechte bestimt, aber nachdem er bei Trifone Gabriele einen Kursus der Literatur gemacht hatte, sagte er sich ganz von der Rechtswissenschaft los und widmete sich der Dichtkunst und Kritik. Bembo hatte um diese Zeit die Nachahmung des Petrarca in der italiänischen Poesie herrschend gemacht und stand an der Spitze der sogenannten Petrarchisten. Broccardo ging anfangs einen ganz entgegengesetzten Weg und suchte das Heil der italiänischen Dichtkunst in der strengsten Nachbildung der antiken Muster; und nachdem er diesen Grundsatz bis zu den Versuchen der Einführung der Hexameter in die italiänische Sprache, verfolgt hatte, näherte er sich zwar im Allgemeinen den Petrarchisten, blieb aber dennoch ein Gegner des Bembo, dessen sklavische Nachahmung des Petrarca er offen und frei tadelte und verdammte. Durch diese Kritik des hochgeehrten Bembo reizte er die große Anzahl der Schützlinge, Anhänger und Freunde desselben gegen sich auf, und diese fielen nun mit solcher Erbitterung und mit so gehässigen Beschuldigungen über ihn her, daß er, wie es heißt, aus Zorn und Gram über diese traurigen Händel seinen Geist aufgab, gegen 1531. Namentlich hatte Aretino an diesem literarischen Morde den entschiedensten Antheil durch einige satyrische Sonette, mit denen er den Broccardo kurz vor seinem Tode geisselte, und um dieses Verbrechen einigermaßen abzubüßen, schrieb derselbe nach dem Tode seines Schlachtopfers vier Sonette zu dessen Lobe. Unter den vielen persönlichen Verleumdungen, die man gegen Broccardo in Umlauf brachte, ist auch die Beschuldigung, daß er ein Jude sey, was in jenen Zeiten gefährlich und schimpflich war. Die Gedichte Broccardo's sind nicht gesammelt und vereinigt gedruckt worden. Man findet sie zerstreut in den Samlungen des Nicolo Delfino[2]) und Lodovico Dolce. Einige seiner Briefe stehen in gleichzeitigen Briefsamlungen z. B. in der des Paul Manucius[3]). (*W. Müller.*)

Broccoli, s. **Brassica**.

Brochiren, s. **Broschiren**.

BROCHMAND (**Jesper** [**oder Kaspar**] **Rassmussen**), ist zu Kiöge in Seeland den 5. August 1585 geboren und zu Kopenhagen den 19. April 1652 gestorben. In der damals sehr berühmten Schule Herlofsholm, wo er seine erste Bildung erhalten hatte, bekleidete er, nachdem er die Jahre 1603 bis 1608 auf den Universitäten zu Leiden und Franecker zugebracht hatte, die Stelle eines Rektors. Von 1614 an war er Lehrer des Prinzen, nachmaligen Königs, Christians V.; und nachdem er noch einige Jahre als Professor der Theologie auf der Universität zu Kopenhagen Vorlesungen gehalten hatte, wurde er im J. 1639 zum Bischof des Stiftes Seeland ernannt, als welcher er sich durch Gelehrsamkeit, Amtseifer und eine vorzügliche Frömmigkeit auszeichnete. Die letzte bewog ihn, da er ohnehin so viel Vermögen besaß, um als ein guter Haushalter davon leben zu können, zu dem feierlichen Gelübde, die sämtlichen Einkünfte seines Bischofamtes nicht für sich, sondern zu einem wohlthätigen Gebrauch zu verwenden. Der Tod hatte ihn nach und nach aller seiner eigenen Kinder beraubt; er nahm daher viele fremde junge Leute zu sich, sie zu erziehen und zu unterrichten. Auf diese Art verdankt ihm das Vaterland unter andern tüchtigen Statsdienern, die er gebildet hatte, auch den so berühmt gewordenen Kanzler Peter Griffenfeld. Über 12000 rthl. vermachte er zu gemeinnützigen Stiftungen. Außer andern Schriften, bearbeitete er auch eine Hauspostille, die noch lange nach seinem Tode in jedermanns Händen war und bei manchen noch jetzt als ein Beförderungsmittel der Privaterbauung dient. Der Zeit, worin er lebte, und der Wärme seines Amtseifers, der ihn beseelte, ist es wol zuzuschreiben, daß er an mehren Religionsstreitigkeiten einen seinem Andenken nicht rühmlichen Theil nahm und sich bei solchen Gelegenheiten nicht als den tolerantesten Theologen auszeichnete. — Ein anderer Caspar Brochmand, der viele Jahre vor diesem lebte und von Holberg in seiner Reichsgeschichte irrig für diesen Jesper Rasmussen genommen wird, war als Sekretär bei den Königen Christian II. und Friedrich I. angestellt, und hat nach vieler Wahrscheinlichkeit an den meisten Verordnungen des Ersten thätigen Antheil gehabt*). (*v. Gehren.*)

Brocken in der Jägerkunstsprache, s. **Frass u. Kirrung**.

BROCKEN, der, (Blocksberg in der gemeinen Sprache), der höchste Gipfel des Harzgebirges, in der Grafschaft Wernigerode. Seine Bezeichnung ist unbekannten Ursprungs. Seine Breite ist nach Zach, 51° 48′ 29″, die O. L. aber 28° 16′ 20″. Über seine Höhe weichen die Bestimmungen ab. Rosenthal's barometrische Messungen und Berechnungen (welche Lasius angenommen hat) geben 3489 Pariser Fuß über die Ostsee, und die neusten Villefosse'schen 3486. Was auch gegen die letztere erinnert ist; so stimmen beide doch so nahe zusammen, daß wir deren Ergebniß einstweilen als das wahrscheinlich richtigste annehmen können. Denn so nahe auch mit beiden ebenfalls die (einzige) trigonometrische Messung Silberschlags zu 3495 Par. Fuß zusammenstimmen würde; so leidet diese doch sonst, gleich der Schröder'schen Berechnung auf 6000 rhein. Fuß, an nachgewiesenen Verirrungen, und muß also erst wieder bestätigt werden.

Der Brocken ist Urgebirge von Granit; sein Scheitel kahl; seine Flora zwar minder reich als die süddeutscher Gebirge und ohne eigentliche Alpenpflanzen, bietet doch eine bedeutende Anzahl seltener Laubmoose und Flechten dar; die zahlreichen Bäche, welche er seinem bruchichen Schooß entschüttet, fallen zur Elbe oder Weser ab, andere Merkwürdigkeiten gehören in eine umständlichere Beschreibung†).

1) Er schrieb ein Werk de Lue Venerea welches in *Aloys. Luisini* Aphrodisiac. abgedruckt ist. 2) Venez. 1538. Venez. 1553 u. 1558. 3) S. Mazzuchelli und Ginguene, fortgesetzt von Salfi. Band IX. p. 265. 66.

*) S. Feddersens Nachrichten von d. Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Halle 1785. Saml. 5. S. 346, und *Jonas Haas* Samling af Portraitter etc. Kiöbenh. 1761. 4. vergl. m. *Holbergs* Hist. af Danmark 2. D.)

†) Hier jedoch einige derselben aus einem andern Beitrage: Der eigentliche Brocken mit Abrechnung des kleinen Brocken, der Heinrichshöhe, des Königsbergs mit den Hirschhörnern ist auf

Nachrichten aus der Geschichte fehlen uns über ihn gänzlich (der Meliboeus des Ptolemäus ist er nicht, und mons bructerus ist von einem der Stämme der Bructerer schlecht abgeleitet) nur im 15. Jahrh. erscheint er in den Urkunden, die über die ältern Schicksale des Harzes so spärlich reden.

Seine freie Höhe, die einen Umkreis von etwas mehr als hundert Meilen und die Wohnstätten von fünf Millionen Menschen zu den Füßen erblicken läßt, mag schon lange neugierige oder wissenschaftliche Reisende, öfter noch spähende Geldsucher, angelockt haben, ehe Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel auf den Gedanken kam, seine königl. Gattin heraufzuführen (1591) und dazu Wege vorgerichtet wurden; der älteste Besuch von dem wir Kunde haben*). Seit der Zeit ist er weit häufiger besucht worden, besonders in neuern Jahren. Nach den im Wernigeröder Intelligenzblatt bekant gemachten Verzeichnissen der Brockenbesucher, stieg ihre Zahl in den J. 1809 bis 1816 einschließlich im Durchschnitt auf mehr als Tausend jährlich. Zu ihrer Aufnahme steht auf der höchsten Kuppe das im J. 1800 von dem regirenden Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode erbaute Wirthshaus.

Noch eine andere Berühmtheit des Brockens, die leicht sehr alt seyn mag, darf wol nicht übergangen werden. Auf ihn (wie überall, wo ein solcher Glauben herrschte, auf die höchsten Bergspitzen der Gegend) ist eine jährliche Versamlung der Hexen, (Unholden) in der Nacht des ersten Mai's verlegt, und endlich die allgemeine aller Wesen dieser Art aus ganz Teutschland. Wer auch sonst den Brocken und seine Lage nicht kannte, der wußte von dem Spuk, und den abenteuerlichen Fahrten zum Blocksberg. Hier ist ein Denkmal alten (doch vielfach mit römischen gemischten) Volksglaubens von Gesellschaften (guter oder) böser Weiber; (später durch die Anwendung christlicher Geisterlehre ganz umgestaltet) aber auch ein Denkmal der Feier eines alten Jahranfanges, der vielleicht schon ursprünglich damit verbunden war, oder bald verbunden wurde. Was aus der Geschichte über den Ursprung der auf den Brocken angesetzten Hexenversamlungen, seit Karls d. G. Unterwerfung Sachsens und der Zwangsbekehrung zum Christenthum hat gefunden werden sollen, ist ohne allen Grund in ihr, und gehört zu den Spielereien, dem Erbtheil der Halbwisser. *(Delius.)*

seiner Oberfläche überall mit losen Steinen und Granitsande überzogen, zwischen welchen sich Strecken von tiefen Torfmooren, worin der schwammige Torf 6 bis 11 Fuß tief steht, hinziehen; je näher man der Spitze kömmt, desto beschwerlicher und sumpfiger wird der Boden, und um von dem großen auf den kleinen Brocken zu gelangen, hat man Dielen legen müssen, um nicht unter der elastischen Moosdecke zu versinken. Außer der erhabenen Aussicht, sind sehenswerthe Gegenstände: der Hexenaltar, eine 6 Fuß hohe gerundete Granitmasse, die Teufelskanzel, auch aus Granit und 10 Fuß sich erhebend, das Wolkenhäuschen, von dem man die reizendste Aussicht genießt und wo die Reisenden gewöhnlich den Auf- und Niedergang der Sonne beobachten, der Hexenbrunnen, welcher dem Kellbache den Ursprung gibt und nie versiegt, und das Schneeloch, eine 15 Fuß breite, 300 Fuß lange Kluft, fast das ganze Jahr mit Schnee angefüllt, den die Brockenspitze selbst doch schon im Mai verliert. Auf denselben führen 2 Fahrstraßen, beide von Wernigerode, jede 3 Meilen lang, die beste über Ilsenburg und das Ilsethal, die beschwerlichere über Schierke. Zum Brocken gehören das Brockenfeld, ein weiter Torfmoor zwischen seiner Spitze und Oderbruck, und der Brockenkrug, ein Forst- und Wirthshaus im hannöv. Grubenhagen 2466' über dem Spiegel der Ostsee, und nach der Friderikenhöhe der höchste bewohnte Punkt des ganzen Harzes; bei demselben entspringen Oker und Radau. *(Hassel.)*

*) Die erste, aber handschriftliche Reisebeschreibung ist ein lateinisches Gedicht, von einigen Quedlinburger Schülern (wahrscheinlich 1634) aufgesetzt; die älteste gedruckte in dem Anhang zu Prätorius (erbärmlicher) Blocksberges Verrichtung (1668). In den neuesten Zeiten sind wir mit Reisenachrichten aller Art überschüttet, aber ausgezeichnet ist keine. Schweder begann eine eigene (aber nicht zweckmäßige) Beschreibung des Brockens (1785); sie ist nicht vollendet. Das zweckmäßigste findet sich in Gottschalk's Harztaschenbuch.

BROCKENSTRAW, 1) Fluß, der in dem nordamer. State Pennsylvania dem Alleghany zugeht; 2) Ortschaft am gleichn. Flusse in der Grafsch. Warren des Stats Pennsylvania mit 379 Einw. und einem Postamte. *(Hassel.)*

BROCKES (Barthold Heinrich), wurde zu Hamburg am 22. Sept. 1680 als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren. Seine Vorfahren stammten aus Lübeck, wo sein Geschlecht durch einige Jahrhunderte geblüht und einer aus demselben als Lübeckischer Bürgermeister die Kriegsflotte dieser Hansestadt gegen die Schweden befehligt hatte. Der junge Brockes genoß anfangs Privatunterricht, besuchte darauf das Johanneum und zuletzt das Gymnasium seiner Vaterstadt. Da sein Vater bereits 1694 starb und seine sanfte Mutter ihn in seinen Neigungen wenig beschränkte, so hätte er bei seiner lebhaften Gemüthsart leicht auf Abwege gerathen können. Indeß war bei ihm frühzeitig eine entschiedene Liebe zu den Künsten und besonders zu der Zeichnenkunst erwacht, deren fleißige Ausübung ihn nicht allein von weniger unschuldigen Zerstreuungen abhielt, sondern auch seinen Geist mit mannigfachen Vorstellungen bereicherte, und zu seinen nachherigen poetischen Bestrebungen vorbereitete, ob wol er damals die Poesie noch nicht geübt zu haben scheint. Die gymnastischen Künste des Reitens, Fechtens u. s. f. trieb er mit großem Eifer und gerieth durch wilde Pferde mehrmals in Lebensgefahr. Eine Reise nach Wien, im J. 1698, in Gesellschaft eines gewissen Granard, der ihn in der lateinischen Sprache unterrichtet hatte, mislang; er trennte sich unterwegs von seinem Führer, und kehrte nach erschöpfter Barschaft von Prag nach Hamburg zurück. Ostern 1700 bezog er die Universität Halle, wo er besonders unter Stryk und Ludovici, Thomasius und Ludewig die Rechte mit Eifer studirte. Nach einer kurzen, nur 2jährigen akademischen Laufbahn begab er sich nach Wetzlar, wo er sich unter der Leitung des Syndikus Seip ein halbes Jahr lang in der Reichskammergerichtlichen Praxis übte. Dann trat er eine längere Reise durch mehre Länder Europas an, von welcher Götten im ersten Theil seines gelehrten Europa nähere Nachrichten gibt. Der damalige weit verbreitete Krieg um die spanische Erbfolge nöthigte ihn mehrmals, seinen Reiseplan zu ändern, und setzte ihn großen Gefahren und Verlegenheiten aus, da er verschiedentlich den Schauplatz des Krieges berührte. Zwischen Savona und Turin kam er zur Nachtzeit auf ungangbaren Gebirgswegen und unter großen Gefahren glücklich durch das fran-

zösische Heer, welches alle Reisende plünderte und wol noch härter behandelte. Er besuchte auf dieser Reise Nürnberg, Venedig, Rom, Florenz, Livorno, Genua, Turin, Genf, wo er den Winter von 1703 bis 1704 hindurch blieb, Lyon, Paris, wo er und die wenigen anwesenden Teutschen nach der Niederlage von Höchstädt (1704) mit finstern Blicken angesehen wurden, Brüssel und Amsterdam, und machte genauere Bekantschaft mit mehren ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, wie Sandrart zu Nürnberg, Crousaz zu Lausanne und Mieris zu Leyden. Die Bewunderung, welche er den ihrem Charakter nach hinlänglich bekannten Werken des letztern zollte, blieb wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf seine nachherige poetische Art und Kunst. Seine Absicht war damals, noch England zu bereisen und alsdann eine Anstellung an einem Hofe zu suchen. Allein der frühe Tod seiner einzigen Schwester hemmte diesen Plan und er kehrte, nachdem er noch zu Leyden disputirt [1]) und den Grad eines Licentiaten der Rechte angenommen hatte, den dringenden Wünschen seiner Mutter gemäß, gegen Ende des J. 1704, in seine Vaterstadt zurück, wo er nun seinen beständigen Wohnsitz nahm. Die Rechtswissenschaft als Anwalt praktisch zu üben, fühlte er keinen Beruf, und lebte daher längere Zeit ein genußreiches, den Künsten gewidmetes Privatleben. Anfangs beschäftigten ihn vornehmlich noch die Malerei und Musik, nach und nach aber ging er zur Poesie über. Seine ersten Versuche waren Übersetzungen aus dem Französischen des Boileau und der Deshoulieres, und Gelegenheitsgedichte. Zufällig kam ihm Marino's Gedichte: la strage degl' innocenti in die Hände — ein Bekannter, der nachherige berühmte Syndikus Surland hatte es in einer Versteigerung als Zugabe erhalten — er entschloß sich, es zu übersetzen und führte diesen Entschluß größtentheils auf einem an der Elbe gelegenen Landgute aus. Seine Arbeit wurde 1715 von dem bekannten Dichter Johann Ulrich König unter dem Titel: „Verdeutschter Bethlehemitischer Kindermord des Ritters Marino," herausgegeben und erwarb ihm großen Beifall [2]). Früher noch als diese Übersetzung, im J. 1712, hatte B. ein Passions-Oratorium, „der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus," drucken lassen, welches eine außerordentlich günstige Aufnahme fand. Die berühmtesten Componisten wetteiferten, es in Musik zu sezzen, es wurde in den ansehnlichsten Städten Teutschlands aufgeführt und bis zum Jahr 1727 mehr als 30 Mal einzeln gedruckt, auch sämtlichen Ausgaben des Bethlehemitischen Kindermordes angehängt. Indessen ging B. auf dem betretenen Pfade des musikalischen Dichters und Übersetzers vorerst nicht weiter [3]). Sein Hauptbestreben richtete sich vielmehr jetzt auf die poetische Naturmalerei, die seinen Namen unter seinen Zeitgenossen am meisten berühmt gemacht hat. Sein zunehmendes Ansehn im Auslande bahnte ihm auch in seiner Vaterstadt den Weg zu Ämtern und Würden. Er wurde 1720, ihm selbst unvermuthet, zum Mitgliede des Senats gewählt und zu mehren wichtigen Sendungen gebraucht. 1721 wurde er mit dem Bürgermeister Sillem nach Wien geschickt, um der Stadt wegen der Zerstörung der katholischen Kapelle im Hause des kaiserlichen Gesandten Verzeihung auszuwirken; dies gelang ihm und Kaiser Karl VI., nahm ein Gedicht von seiner Hand gnädig auf. 1724 reiste er, ebenfalls unter ungünstigen Umständen, zwei Mal nach Glückstadt zum Könige von Dänemark; am Schlusse desselben Jahrs wurde er nach Berlin und 1726 nach Hanover gesendet, und an beiden Höfen ungemein ausgezeichnet. Als Mitglied des Senats verwaltete er in und außer Hamburg wichtige Ämter, z. B. 1728 und 29 die städtische Prätur. Die einträgliche Amtmannsstelle zu Ritzebüttel, welche von den ältesten Mitgliedern des Hamburger Senats abwechselnd 6 Jahre lang versehen wird, bekleidete er von Ostern 1735 bis dahin 1741. Hier in der unmittelbaren Nähe des Meeres fand er neuen Stoff zu poetischen Beschreibungen und verfertigte einen Band derselben, der unter dem Titel: Landleben zu Ritzebüttel den 7. Theil seines irdischen Vergnügens in Gott ausmacht und besonders mehre Versuche von Wassergemälden und Meerscenen enthält. Hier verlor er 1736 seine achtungswerthe und gebildete Gattin, die ihm in 22jähriger Ehe 12 Kinder geboren hatte, wovon die Meisten ihn überlebten und mehre zu ansehnlichen Ämtern gelangten. Nach seiner Zurückkunft von Ritzebüttel, wo er unter andern einen nach ihm benannten Lustwald angelegt hatte, erhielt er neue Ehrenstellen, wurde u. a. 1741 Befehlshaber des Bürgermilitärs, 1743 Protoscholarch und 1746 von dem Fürsten Günther von Schwarzburg zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernant. Mehre andere Fürsten und Fürstinnen erwiesen ihm Gnadenbezeugungen oder richteten Briefe und Gedichte an ihn. In allen seinen Ämtern erwarb er sich Liebe und Verehrung. Wenige Dichter sind wie er vom Glück begünstigt worden, wenige haben sich die Achtung ihrer Zeitgenossen in einem solchen Grade zu erwerben und zu erhalten gewußt. Er starb nach kurzer Krankheit an einem Brustübel den 16. Jan. 1747. Er war ein Mann von festem Körperbau, großer Leibesstärke, einnehmender Gesichtsbildung und achtungswerthem Charakter, gottesfürchtig, bescheiden, leutselig, wahrheitsliebend, bedachtsam, ruhig, heiter und voll Liebe zu seiner Vaterstadt. — Als Dichter ist er von seinen Zeitgenossen sehr überschätzt worden; doch steht er in gewisser Hinsicht einzig da, durch seine außerordentliche und fast bewundernswerthe Liebe zu der Natur, die ihm in allen ihren Theilen und Erscheinungen bis zu den kleinsten Einzelnheiten immer gleich anziehend und erfreulich war. Auf die Beschreibung von Naturerscheinungen und natürlichen Dingen beschränkt sich sein gesammtes poetisches Vermögen; er schildert in besondern Gedichten die Jahreszeiten in ihren mannigfachen Erscheinungen, alle Arten von Witterung, Morgen- und Abend-, Land- u. Wasserscenen, Ernte- u. Jagdverichtungen, einzele Gegenden und Plätze, die Elemente, die Sinne und geistigen Fähigkeiten des Menschen, einzele Gewächse, Blumen und Thierarten, von den Löwen, Tigern und Bären

1) Seine Dissertation de Cambio ist zu Leiden 1704 gedruckt. 2) Vier nachfolgende Auflagen erschienen 1725, 1727, 1734 und 1740; die drei letzten wurden von dem damals angesehenen Kunstrichter Weichmann besorgt. 3) Erst später übersetzte er noch Pope's Versuch vom Menschen (Hamburg 1740) und Thomson's Jahreszeiten (Eb. 1745), beide in matten Versen, auch lieferte er noch einige kürzere musikalische Gedichte.

bis zu Mardern, Fischottern, Iltissen und wilden Katzen herab (letztere jedoch meistens nur als Commentare zu den trefflichen Ridingerschen Zeichnungen). Mit solchen Einzelnheiten wechseln allgemeine und umfassendere Betrachtungen, wiewol ihm ein tiefer philosophischer Blick in das Ganze der Natur abging. Überall aber erkent sein frommes Gemüth die Größe und Weisheit des Schöpfers und regelmäßig in jedem Gedicht fodert er zum Preise desselben auf. Wie er alles für gut erkent, so ist ihm auch Alles zur poetischen Darstellung geeignet; nicht das Schöne oder einer schönen Darstellung fähige, sondern das Wahre und wirklich Vorhandene ist ihm Gegenstand des Gedichts. Daß Manches in der Natur Vorhandene nach angenommenen Begriffen kleinlich, niedrig und selbst lächerlich erscheinen könne, ahnet er kaum und singt daher ganz unbefangen in seinen neuen Frühlingsgedanken:

Es zollt uns das Thierreich lebendige Früchte:
Es wirft das Schwein, es kalbt die Kuh u. s. f.

und hundert ähnliche Dinge. Eben so wenig hat er einen Begriff davon, daß man nicht alles Sichtbare mit Worten malen, nicht jede Landschaft durch die bloße Rede zur geistigen Anschauung bringen könne, und daß die poetische Beschreibung, wie alle Poesie überhaupt, ein gewisses Maß des zu Gebenden nicht überschreiten dürfe. Er versucht mit gleicher Zuversicht das Schwierigste wie das Leichte und reimt so lange fort, als Stoff vorhanden ist. So wie ihm die ästhetischen Gesetze der Dichtungsart, in welcher er sich fast ausschließlich versuchte, fremd blieben, so vermißt man auch in seinen Erzeugnissen den belebenden Hauch echter Poesie. Er war weder durch natürliche Anlage noch durch harmonische Ausbildung ein vorzüglicher Dichter. Bei offenbarem Mangel an verfeinertem Geschmack und richtigem Takt in der Wahl und Anordnung des Stoffes, fehlt auch der Diction Anmuth und Würde, nicht selten auch Bildung, Lebendigkeit und Natürlichkeit. Seine Sprache ist oft unnatürlich gezwängt und verbildet, sein Versbau hart und unharmonisch. Im Ganzen reimt er jedoch ziemlich leicht, fließend und verständlich und bei dem unendlichen Reichthum seiner poetischen Beschreibungen, worin ihm kein Dichter irgend einer Nation gleich komt, bieten seine Werke manches gelungene Bild, manche glücklich nüancirte Malerei, manchen treffenden und sprechenden Ausdruck dar, der das Studium derselben lohnt. Am Meisten sichert jedoch sein reiner und frommer Sinn, seine innige Liebe zur Natur, ihm die Achtung der Nachwelt. Seine Zeitgenossen aber fanden an ihm Alles vortrefflich und lobenswerth, sie bewunderten an seinen Werken sogar solche Eigenschaften, die wir am Meisten in ihnen vermissen und priesen dieselben Gedichte als erhaben, feurig und kräftig, die wir, gewiß ohne Ungerechtigkeit, für matt, gedehnt und prosaisch erkennen. Selbst die bessern Köpfe jener Zeit, wie Hagedorn, Drollinger u. a. stimmten in dieses Urtheil ein. Man würde es kaum glaublich finden, daß Brockes in einem solchen Grade die Bewunderung seiner Zeitgenossen erlangt habe, wenn nicht die gedruckten Beweise davon in Weichmann's Poesie der Niedersachsen, deren erster Band ihm unter großen Lobeserhebungen gewidmet ist, in Götten's gelehrtem Europa und vielen andern Schriften vorlägen. Seine beschreibenden Gedichte wurden unter dem Titel: Irdisches Vergnügen in Gott, in 9 starken Octavbänden gesammelt, deren erster zu Hamburg 1721, der letzte 1748 nach des Vfs. Tode erschien. Sie wurden nach der Reihe von verschiedenen Gelehrten, als Weichmann, Hamann, Richey, Zink, zum Theil auch von den eigenen Söhnen des Verfassers herausgegeben und die ersten mehrmals, die letztern wenigstens ein Mal von Neuem gedruckt. Der große Umfang dieser Bände würde die Leser ermüden, selbst wenn die Gedichte gerundeter, in sich vollendeter und freier von Wiederholungen wären, als sie in der That sind. Man scheint dies mit unter schon früh gefühlt zu haben, denn mit Genehmigung des Verfassers veranstalteten Wilkens u. Hagedorn einen Auszug aus den ersten 5 Bänden, der zu Hamburg 1738 erschien und 1763 neu aufgelegt wurde. Übrigens lieferte Brockes auch zahlreiche Beiträge zu Weichmanns Poesie der Niedersachsen, besonders zu den frühern Bänden, ingleichen zu dem Patrioten, einer vielgelesenen Wochenschrift, die zu Hamburg seit 1724 erschien [4]). (*Rese.*)

BROCKHAGEN, Pfarrdorf im Kreise Halle des preuß. Reg. Bez. Minden an einem Bache, mit 398 H., 2187 Einw., Hopfenbau und lebhafter Garnspinnerei und Brantweinbrennerei. (*Hassel.*)

BROCKMANN (Johann Franz Hieronymus), teutscher Schauspieler, ward geb. zu Grätz in Steyermark d. 30. Sept. 1745. Sein Vater Franz Mathias Brockmann, ein Zinngießer, zu Paderborn geboren, war auf seinen Wanderungen nach Grätz gekommen, und es gefiel ihm dort so wohl *), daß er lange Zeit hier sein Handwerk trieb. Im J. 1741 machte er unter Maria Theresia einen Feldzug mit, und kehrte 1742 nach Grätz zurück, wo er sich 1743 verheirathete. — Der junge Brockmann zeigte schon in seiner frühen Jugend einen lebendigen Geist. Damals lagen auf dem grätzer Schloßberge spanische Kriegsgefangene, Brockmanns Mutter besorgte ihnen die Wäsche und so schloß sich auch der kleine an sie und wurde von ihnen zu Botengängen in die Stadt gebraucht. Er schloß sich immer näher an die Männer der Fremde, hörte ihnen gern zu, wenn sie ihre Lieder sangen und brachte es auf diese Art dahin, daß er nach einem 3jährigen Umgange mit ihnen fertig spanisch sprach. Sein Vater, ein eifriger Patriot, untersagte ihm den Umgang mit diesen Leuten, was ihm, seinen eigenen Äußerungen nach, sehr wehe that. — Der Vater merkte bald, daß der Knabe keine Lust zum Zinngießer-

---

4) S. Memoria *Barth. Henr. Brockesii*, scrips. Paullus *Schaffshausen* Hamb. 1750. 8. wieder abgedr. in Murfinna's Biographia selecta p. 287—306. Götten's jetzt lebendes gelehrtes Europa Th. 1. S. 8—42. Th. 2. S. 742. (Küttner's) Charakter teutscher Dichter und Prosaisten S. 198 fg. Meister's Charakteristik teutscher Dichter. Th. 1. S. 276—287. Thieß Hamb. Gel. Lexicon Th. 1. S. 67—69. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten Th. 1. S. 215—221. nebst Nachträgen im 5ten und 6ten Bande. Franz Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart Th. 2. S. 348—353. Beide zuletzt genannten Werke enthalten einzele unrichtige, hier berichtigte, Angaben.

*) Die Franzosen nannten diese Stadt in ihrer doppelzüngigen Sprache mit Recht: la ville de Graces sur le bord de l'amour (la ville de Gratz sur le bord de la Mur).

handwerke habe und übergab ihn der Schule. So erreichte er das 12. Jahr; da gab ihn sein Vater zu einem Bader in die Lehre. Allein der Knabe konnte sich zu dem Rasiren nicht verstehen und benahm sich in seiner Lehrzeit sehr übel. Nun gab denn der Vater der Neigung seines Sohnes, die Welt zu sehen, nach und überließ ihn einem Offizier eines Bataillons Likaner, welches damals durch Steyermark nach Hause zog. Der Knabe zog gern mit den Soldaten. Der Offizier hatte versprochen für ihn zu sorgen, erfüllte aber sein Versprechen schlecht und behandelte ihn wie einen Leibeigenen. Br. hielt dies nicht lange aus und entfloh in die Gebirge des Landes. Dort fanden ihn Mönche eines Klosters und nahmen ihn bei sich auf. Der Offizier erspähte seinen Aufenthalt und foderte ihn zurück, die Mönche aber, von seinen Bitten bestürmt und in der Hoffnung ihn für ihren Orden zu gewinnen, verweigerten die Auslieferung. Allein bald that sich dem jungen Br. die Zumuthung der Mönche kund und er entfloh wieder aus dem Kloster und streifte im Lande umher. Im J. 1760 endlich gerieth er zu einer Truppe Seiltänzer und Gaukler, bei welcher er aufgenommen ward. Die Gesellschaft gab zwischen ihren Gaukeleien auch kleine Schauspiele und in einem solchen trat Br. am 25. Okt. 1760 zu Laybach zum ersten Mal auf. Er mußte bei dieser Bande die niedrigsten Dienste thun, die Zettel schreiben, die Vorstellungen austrommeln, die Lichter putzen u. s. w. Dies war der Anfang eines dramatischen Künstlers, der nebst Schröder, Eckhof und Iffland einst als Stern erster Größe am dramatischen Horizont schimmern sollte. — Mit dieser Bande zog er zehn Monate herum; endlich wurde ihm dies Leben zuwider und es gelang ihm als Schreiber bei der Ökonomieverwaltung des Klosters Arnoldstein in Kärnthen angestellt zu werden. Im März 1762 begab er sich zu seinen Ältern nach Gräz zurück. Diese empfingen ihn zwar freundlich und gütig, verwiesen ihm aber, da sie ihn nicht unterstützen und sich selbst nur kümmerlich ernähren konnten, abermals auf die Baderstube. Die Neigung zum Theaterleben war indeß schon bei dem Sohn erwacht, eben trieb in Radkersburg die Bodenburgische Gesellschaft ihr theatralisches Unwesen und es gelang endlich dem jungen Br. seine Ältern zu bewegen, sich bei derselben aufnehmen lassen zu dürfen. Er zog mit der Truppe nach Marburg, Klagenfurt (1762), Laybach, Triest, Warasdin (1763), Esseck u. Temesvar (1764) und nach Hermannstadt (1765). Der Direktrice älteste Tochter Therese flößte ihm Liebe ein und er vermälte sich mit ihr im März 1765. Damals war es, als der Gouverneur von Hermannstadt Graf Bruckenthal, an der Tafel des Fürsten von Kaunitz, in Gegenwart des Direktors der wiener Bühne Grafen Durazzo, viel Gutes von unserm Brockmann und seiner jungen Frau erzählte, und dies hatte die Wirkung, daß man das junge Ehepaar nach Wien einlud. Sie kamen um Ostern 1766 daselbst an. Madam Brockmann debütirte als Colombine mit großem Beifall. Brockmann spielte die Nebenrolle eines Unteroffiziers, der Jemanden arretirt, und wurde fast gar nicht bemerkt. Weil er auch in der Folge immer zu den unbedeutendsten Rollen verwendet wurde, so nahm er im Mai 1767 mit seiner Frau seinen Abschied. — Madame Kurz (die getrennte Gattin des Bernardon) hielt damals eine wandernde Truppe, welche sie in den Reichsländern herum führte. Bei dieser engagirten sich Brockmann und seine Frau. Er debütirte als Crispin, sie als Colombine. Sie zogen nach Würzburg und Frankfurt (1768), nach Mainz, Köln und Düsseldorf (1769), da erhielt Madame Brockmann einen Ruf nach Wien, sie ging dahin ab und Br. blieb bei der Gesellschaft, mit welcher er 1770 Ulm, Insbruck und Salzburg besuchte. Damals war Br. 25 Jahr alt, ein schöner Mann, aber auch sehr eitel. Er erzählte selbst, daß er sich mit gestoßenem Spiegelglas gepudert habe, weil dieser Puder sehr glänzend schimmerte, er verlor aber dadurch alle Haare und mußte sich einer Perücke bedienen. Sein Talent bildete sich immer mehr aus, und fand dazu bald die beste Gelegenheit; er erhielt nämlich im J. 1771 einen Ruf zur Schröderschen Bühne nach Hamburg. Am 5. April 1771 betrat er zuerst diese Bühne, als Nelson in der Freundschaft auf der Probe. Er gefiel nicht sehr, allein dies beugte seinen Muth nicht, er studirte und wurde unter des großen Schröders Leitung bald ein Liebling des Publikums. Seine Fortschritte waren rasch und entschieden. Er versäumte auch die übrige Ausbildung seines Geistes nicht, studirte die engländische Sprache mit Fleis, und suchte sich durch den Umgang mit den höhern Ständen jene feine Politur zu verschaffen, welche ihn noch in seinem späten Alter zu einem der liebenswürdigsten Gesellschafter machte. Seine vorzüglichsten Rollen in jener Periode waren Essex und Beaumarchais, die des Hamlets (1776) sein Glanzpunkt (in dieser Rolle ist er im Kupferstich erschienen). Brockmanns Hamlet war das Gespräch Teutschlands, alle Zeitschriften und Almanache erschöpften sich in Lobeserhebungen, sein Ruhm war begründet. Damals bereiste Müller, Vater, auf Kaiser Josephs Kosten ganz Teutschland, um die vorzüglichsten Künstler für die wiener Bühne zu gewinnen. Brockmann wurde mit 2000 Gulden Gehalt engagirt. Er reiste nach Wien über Berlin. Ungeheuer war der Enthusiasmus, welchen er dort erregte. Mendelssohn, welcher sonst nie in das Schauspiel kam, wurde durch den Ruhm dieses Schauspielers bewogen ihn als Hamlet zu sehen, Schink schrieb eine eigene Analyse seines Spiels. Der geschickte Münzpräger Abramson verfertigte eine Schaumünze auf ihn **). — In Wien traf er am 6. April dieses Jahres ein. Der gute Sohn nahm seinen Vater zu sich, und sein Benehmen gegen diesen bis an sein Lebensende zeigte auch sein edles Gemüth. — In Wien entfaltete er nun den ganzen Schatz seines reichen Talents und seines Studiums. Zwar gefiel er Anfangs hier nicht so, wie man es nach seinem ausgebreiteten Ruf hätte vermuthen sollen, aber bald wußte er zu siegen und sein Sieg war vollständig. Der Beifall wuchs mit jeder Rolle und der Kaiser ertheilte ihm persönliche Auszeichnungen. Im J. 1785 besuchte er seine Vaterstadt Gräz wieder. Als in

**) Die eine Seite zeigt das Bildniß des Künstlers mit der Umschrift Brockmann actor utriusque scenae potens. Auf dem Revers stehen die Worte: Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit. Im Abschnitte steht: Berolini die 1. Januarii 1778.

ten J. 1785—1787 in den Gemächern, welche aus der kaiserl. Burg in die Hofloge führen, die Bildnisse der berühmtesten Schauspieler der Hofbühne aufgestellt wurden, war auch Brockmanns Bild (in der Rolle Montalbans in Lanassa) darunter. Im J. 1789 wurde er alleiniger vom Kaiser aufgestellter Direktor der Hofbühne und auf Reisen gesandt, um neue Mitglieder zu engagiren. Er reiste über München, Mannheim, Strasburg und wieder zurück nach Wien. Im J. 1791 endete sein Direktorat, es wurde einem Kavalier anvertraut. Im J. 1798 machte er wieder eine Reise nach Grätz und 1803 besuchte er abermals Berlin. Er war damals schon in das Väterfach übergegangen und spielte auch diese, so wol Heldenväter als bürgerliche und komische, mit der größten Virtuosität und dem tiefsten Studium. Er starb am 12. April 1812 an Darmentzündung. — Dies sind die Lebensumstände eines Schauspielers, der als Einer der Ersten auf der teutschen Bühne gelten kann. Seine Vielseitigkeit war sein größtes Verdienst und indem er heute als *Regulus* oder als *Odoardo Gallotti* oder als Greis in *Ifflands Mündel* Thränen aus allen Augen lockte, erheiterte er morgen zum wohlthätigen Lächeln in der Rolle des *alten Klingsberg* in den beiden Klingsbergen von Kotzebue. Sein Organ war vorzüglich sonor, und ließ so viele Tonbiegungen und Abstufungen zu, daß er vielleicht eben dadurch verleitet wurde, hierin etwas zu grell und singend zu werden. Rollen, welche durch Schmuck der Rede sich auszeichneten, gab er darum auch am vorzüglichsten — daher sein *Regulus* vortrefflich genant werden kann. Hatte er eine *Erzählung*, eine Beschreibung, wenn noch so klein, vorzutragen, so war er des Beifalles gewiß. — In Gesellschaften war er sehr geschätzt und wußte auch hier so schön zu erzählen, daß man den unbedeutendsten Jugendgeschichtchen emsig zuhorchte und sie noch gern hörte, wenn er sie auch schon oft erzählt hatte. Er schriftstellerte auch. Wir verdanken ihm *die Witwe von Ketskemet* (1791), den *Juden* nach Cumberland (1795), das *Schloß Limburg* nach Marsollier und das *Familiensouper* (1802). In jeder Hinsicht verdiente er die Achtung, Liebe und Auszeichnung, welche ihm Publicum, Freunde und Kunstgenossen angedeihen ließen. (*Castelli.*)

BROCKMANNEN, zwar ein kleines, an sich unbedeutendes, indessen wegen seiner reinen demokratischen Verfassung, merkwürdiges Volk. Sie bewohnten das heutige, in der Provinz Ostfriesland belegene Brockmerland, welches jetzt zwar nur 8 Kirchspiele befaßt, früher aber einen größern Umfang hatte. Das Brockmerland war zwar eine für sich bestehende, unabhängige Landschaft, aber in den Freiheitsverein, den die Friesen von der Weser bis zu der Südersee zu der Erhaltung der innern und äußern Ruhe ungefähr in dem 11. Jahrhundert unter sich errichtet hatten, und der erst in dem 14. Jahrh. wieder aufgelöset ward, mit eingeschlossen. Es hatte daher, so wie jede friesische Landschaft, allgemeine friesische Gesetze und seine besondern Willküren. Unter allen Küren der einzelen friesischen Landschaften mögen die, bisher nur noch in der Handschrift liegenden Willküren der Brockmannen oder Brockmänner, so wol wegen ihres reichhaltigen Inhalts, denn sie enthalten 220 Artikel, als auch der echten altfriesischen Sprache, worin sie aufgestellt sind, die schätzbarsten seyn. Sie sind aus eigner Machtvollkommenheit von dem Volke, welches sowol die gesetzgebende, als vollziehende Macht hatte, ertheilt. Daher heben sich viele Artikel an: thet wellath Brocmen, das wollen die Brockmannen, und der erste Artikel: Thit is thiu forme Kere, ther Brocmen Keren hebbath, das ist die erste Kür, die die Brockmannen beliebet haben. Nach diesen Küren waren sie ein durchaus freies Volk, welches noch keinen Häuptling zum Schutzherrn angenommen hatte, keinen Adel kannte, außer Kirchen und Klöstern kein steinernes, der Freiheit nachtheiliges Gebäude duldete *), den Geistlichen ihren Einfluß auf Statsgeschäfte und weltliche Angelegenheiten hemmte **), weder dem Kaiser oder dem Reiche, noch irgend einem Grafen oder Bischofe eine Abgabe entrichtete, und nunmehr die Brüchen und Strafgelder, die vorhin den von dem Kaiser angestellten Grafen und den Schulzen, als Unterbeamten anheim fielen, zu ihren Gemeinheitskassen zog. Das Brockmerland war zu der Zeit eine Tetrarchie und in 4 Quartiere abgetheilt. Jedes Quartier hatte seine eignen Richter, die von den Kommunen in dem Quartiere gewählt wurden. Ein solches Richteramt haftete auf dem Grundbesitz und währte nur ein Jahr, da dann immer wieder neue Richter (Redieua) eintraten. Diese mußten bei dem Antritt ihres Amtes den, in den Küren vorgeschriebenen, Diensteid auf die Reliquien des heiligen Jakobs leisten und in dem allgemeinen Volksgericht (Liudawarf) ein Pfand niederlegen, welches sie erst nach abgelaufenem Dienstjahre zurück erhielten, wenn sie alsdann keines pflichtwidrigen Verfahrens überführt werden konnten. Amtsentsetzung, eine schwere Brüche und das Verbrennen ihrer Häuser waren die Strafen der ungerechten Richter. Zwar war ihnen das ganze Justizpolizei- und Verwaltungswesen anvertraut; indessen blieb die Entscheidung wichtiger Angelegenheiten den Volksversamlungen und zwar nach vorwaltenden Umständen auf einem Quartier-Warfe oder dem allgemeinen Volkswarfe vorbehalten. Eine besondere Obliegenheit der Richter war, für die innere und äußere Sicherheit zu wachen, da sie denn bei jeder ausgebrochenen Unruhe sofort die Feuerzeichen (beenum) anzünden und dadurch das Volk aufbieten mußten. Daher mußte Jeder, zufolge allgemeinen friesischen Rechtes, sich nach Maßgabe seines Vermögens mit einem Roß, oder Schlachtschwert oder Spieß, oder mit einem Köcher und Pfeilen immer zu einem solchen Aufgebot bereit halten. Damit nun aber die Richter, die

---

*) *Brocmen* Kiesath thet to enre Kere thet ther nene burga and mure and nane hech Steenhus mote wese bi achta mercum — und weiter *Steensleck* hwile efter el the londe buta munikum and Godeshusen bi alsa denre geie. D. i. die Brockmannen beliebten das zu einer Kür, daß keine Mauern und kein hohes Steinhaus seyn soll, bei 8 Mark Straffe. — Steinbau bleibe nach in dem ganzen Lande außer an Mönchen Gottes Häusern bei derselben Straffe. Art. 159.

**) Thi *Prestere* ne mot nenne wraldeskera lene plegia ware sines eynis ombechtes ther to is hi wied, d. i. der Priester muß keine weltliche Dienste pflegen, sondern seines eignen Amtes warten, wozu er geweiht ist. Art. 177.

ihnen verliehene Macht nicht missbrauchen möchten, so waren ihnen Talemen, wörtlich Sprachmänner, Volkssprecher zur Seite gesetzt. Auch diese wurden von dem Volke, jedoch halbjährlich erwählt. Diese mußten auf das Betragen der Richter genau Acht geben und sie bei jedem Vergehen zur Verantwortung ziehen. Auch diese Talemänner standen unter der Censur des Volkes, und mußten ein etwaniges Vergehen gerade so, wie die Richter büßen.— Bis zu der Mitte des 14. Jahrh. erhielten sich die Brockmannen unerschüttert bei dieser ihrer demokratischen Verfassung, da sie demnächst, nach dem Beispiel andrer friesischen Landschaften, unter gewissen Bedingungen einen Häuptling ernannten, ihm eine feste Burg bauten und ihm die Obergerichtsbarkeit übertrugen. (*T. D. Wiarda.*)

BROCKVILLE, Stadt im Distr. Johnstown des brit. Gouv. York oder Obercanada. Sie liegt höchst angenehm an der Mündung der Tonianta in den Lorenz, hat 1 geschmackvolles Rathhaus, 1 schöne presbyterische Kirche, 64 Häus. und ist im Wachsthume begriffen. Die Einw. nähren sich von Schmiede-, Schuster-, Sattler-, Schneidergewerben und der Gerberei, und besitzen 2 Mahl-, 4 Säge- u. 1 Walkmühle. In der Nähe sind Eisengruben und eine geringhaltige Salzquelle. (*Hassel.*)

BROD, ist bekantlich eines unserer gesündesten und angenehmsten Nahrungsmittel, dessen wir am wenigsten überdrüssig werden. Seiner als ungesäuerten, d. i. ohne Gährung bereiteten Brodes (panis azymus), der sogenannten Osterfladen oder Matzen bei den heutigen Juden, eines schwerern, dichtern und fadschmeckenden Gebäckes, das sich schwieriger erweichen läßt, und dann einen zähen Leim bildet, wodurch es unverdaulicher wird, gedenken schon die ältesten heiligen Urkunden; und auch den alten Griechen und Römern [1]) war es nicht unbekant. Aber nur stufenweise ist man dahin gekommen, den mehligen, d. i. den einzigen nahrhaften Bestandtheil in den Getreidesamen, nicht nur auszuscheiden, sondern auch zu Brod umzubilden.

Das Getreide wurde zuerst, wie andere Naturprodukte, roh und ohne alle Zubereitung, höchstens aufgequollen, genossen. Dann begnügte man sich sehr lange nur mit Mehlsuppen, Breien oder dichten, klebrichten, wenig schmackhaften und schwer verdaulichen Kuchen, wozu die Samen erst zwischen Steinen von Menschenhänden, dann durch Stampfen, Mörser, Handmühlen zerrieben wurden, bevor man ein solches Backwerk, wie unser jetziges Brod ist, bereiten lernte. Man mußte erst größere Maschinen erfinden und vervollkommnen, um die Samenkörner vortheilhaft zu mahlen, und das reine Mehl derselben leicht und fast ohne alle Mühe abzusondern. Die neue Mühlenkunst hat endlich das Mehl durch Drahtgewebe (4000 Öffnungen auf den Quadratzoll) bis zu einem zarten Staube verfeinert dargestellt. Versuche, oder vielmehr ein glückliches Ungefähr mußte die Entdeckung gewähren, daß das mit einer gewissen Menge Wasser vermengte Mehl einer Gährung fähig sey, welche fast alle seine Klebrigkeit zerstört, seinen Geschmack erhöht, und es geschickt macht, ein lockeres, wohlschmeckendes und leicht verdauliches Brod darzustellen. Diese wichtige Arbeit, von der die Güte des Brods vorzüglich mit abhängt, beruht durchaus auf Grundsätzen der Chemie.

Die Morgenländer waren die Ersten, welche ihr Brod in Öfen buken; in Europa wurde dieser Gebrauch erst 583 Jahre nach der Erbauung Roms eingeführt. Wol mögen ältere Chemisten, die auf mehr, als auf das Goldmachen dachten, die Kunst des Brodbackens zuerst vollkommener gemacht haben durch die glückliche Idee, daß man den Mehlteig erst säuert, oder gähren läßt, ehe man ihn bäckt.

Die Erfindung des Bieres lieferte eine neue zur Verbesserung des Brods sehr taugliche Materie, die Hefe.

Die Güte unsers Brodes, welches auf die Leibesconstitution der Menschen keinen geringern Einfluß hat, als das Klima, wird hauptsächlich durch die Arten und guten Eigenschaften des Getreides oder anderer Brodstoffe und des daraus gewonnenen Mehles, so wie durch die Bereitungsart des Brodes selbst bestimt.

Beim Einkaufe des Getreides dazu muß man solches, wo möglich an Ort und Stelle, und ganze Vorräthe davon besichtigen, oder doch auf dem Markte aus den Säcken tief genug mehre Hände voll Körner hintereinander selbst aufgreifen, und genau untersuchen, ehe man den Handel abschließt, statt sich auf einzele vorgezeigte oder zugeschickte Proben unbedingt zu verlassen.

Alles Getreidemehl besteht insbesondre aus Schleimzucker, Stärkemehl und Kleber, die sich durch eine bekannte sehr einfache Behandlung von einander trennen lassen. Das Mischungsverhältniß seiner Bestandtheile ändert sich aber sehr ab nach dem Boden, worauf die Pflanzen wachsen, und nach der verschiedenen Art, wie die Mischungstheile des Mehls getrent werden.

Die angenehmste und vollkommenste Brodart liefert der Weizen. Er muß aber aus lauter ganz reifen, vollkommenen, hornigen, schöngelben, glatten, glänzenden, trocknen mehlreichen Samen bestehen, und sein volles Gewicht haben, d. i. ein gestrichner dresdner Scheffel von der besten Sorte muß 186, und die Mittelsorte 170 Pfund wiegen. Winterweizen ist mehlreicher als Sommerweizen. Polnischer Weizen (Gomer oder Gümmer) hat ein außerordentlich dickes Korn, das auch um die Hälfte länger ist, als beim gemeinen, und steht, nebst dem Engländischen, zumal veredelten, welcher ovale, schwere und feste mehlreiche Samen trägt, in gutem Rufe. Sie geben 110 Pfd. Mehl, wenn der gemeine nur 100, höchstens 106 Pfd. ausgibt. So auch das sogenannte Wunderkorn, dessen Körner kurz, fast rund, schwer, dünnhülsig, und voll vom schönsten Mehle sind. Der Dinkel (Spelt, Spelz, Vesen, Kern) hat längere Samen, als der gemeine Weizen. Sie sind scharf gerippt, von Farbe röthlich, fest mit ihrer Hülse verwachsen, und liefern ein feines weißes Mehl. In Hinsicht der Nahrungsstoffproportion verhält sich der geringste Weizen zu dem besten, wie 955 zu 1000 (Davy); für schlecht gilt jeder unreine, dickschalige Weizen, der viel Unkrautgesäme, viele taube, wurmstichige, magere, scharfsaftige,

1) Den ersten Römern diente vor der Anwendung des Brods die alica, eine Art von Weizengrütze, in Suppen- oder Breiform.

schimmlige, faulkernige, rostige, rußige und brandige, d. h. solche von Schmarozerpilzen desorganisirte Samen bei sich führt, die jung aufgeschwollen, älter eingeschrumpft sind, und deren dann dünne, sprenkliche oder schwärzliche Schalen nichts, als ein feines, trocknes, schwarzbraunes, eigen übelriechendes Rußpulver enthalten, das die Hände, schon beim Durchgreifen eines solchen Weizens, schwärzt.

Die Güte des **Mehls** überhaupt schätzt man nach der Art, wie sich solches beim Kneten anläßt. Das beste, durch und durch blendend weiße, trockne, sich zwischen den Fingern zart anfühlende, und in den Händen geriebenen sanft knirschende Weizenmehl (Mund- oder Kraftmehl) läßt sich zu Klumpen drücken, hat, frisch, keinen Geruch und schmeckt wie frischer Lederleim, löst sich in 8 Theilen lauen Wassers milchweiß auf, und läßt auf der Oberfläche seiner Auflösung nichts hülsiges oder sonst fremdartiges schwimmen. Ist es ganz rein, so kann ein Theil davon mit süßem Fettöl zwischen zwei Fingern eine *Zeitlang* gerieben werden, ohne daß es anhängt; verfälschtes wird sogleich kleistrig, und hängt stark an, ändert aber seine Farbe dabei wenig, wenn reines vom Öle sich dunkel färbt. Auch wird das beste Weizenmehl beim Einteigen mit Wasser zu einer zähen, dehnbaren, elastischen Masse, welche sich willkürlich ausdehnen, ausbreiten, und in jede Richtung, ohne zu zerreißen oder zu brechen, ausziehen läßt.

Nach **Proust** besteht es aus 12,5 Kleber nebst 1 gelb. Harzes, 12 Gummi- und Zuckerextrakt, und 74 Stärkmehl, nach **Vogel** aber das beste Winterweizenmehl aus 48 Stärkemehl und 24 Kleber, das Dinkelmehl aus 74—78 Stärkemehl und 22 Kleber. Der Weizenkleber enthält, nach **Taddei**, zwei eigene Bestandtheile, die er Gliadine und Zymome nent. Der erste soll dem Kleber seine Elasticität geben, und der letzte die Ursache der Gährung seyn, welche bei der Mischung des Klebers mit andern vegetabilischen Stoffen Statt hat. Nach **Vauquelin's** neuester Analyse mehrer Mehlsorten spielt die Menge Wassers, welche 50 Theile desselben einsaugen, um einen gleich consistenten Teig zu bilden, zwischen 18,60, und 27,50. Die Menge des in dem Mehle enthaltenen Wassers war zwischen 6 und 12 Procent, und diese Fähigkeit, das Wasser aus der Luft anzuziehen, scheint von dem Kleber abzuhängen. Die Menge trocknen Stärkmehls schwankte zwischen 0,5650 und 0,7550 Bruchtheilen, die des Klebers im nassen Zustande zwischen 18 und 35 Proc., im trocknen zwischen 7 u. 14 Proc. Da der trockne Kleber fast ⅔ seines Gewichts verliert, so scheint es, daß von den 45—50 Theilen Wassers, welche der Zentner Mehl verschluckt, fast die Hälfte von dessen Kleber absorbirt wird. Übrigens fand **Vauquelin** im Mehle weder Gummi noch Eiweißstoff, wol aber phosphorsf. Kalk; von diesen allen früher das Gegentheil **Henry**.

Gemeines Weizenmehl ist nicht so weiß, sondern mehr geldlich von Farbe. Schlecht, fällt es gelbgrau und zu spröd aus, oder riecht und schmeckt angelaufen, schon sauer, dumpfig, modrig. Zu altes verliert an seinem frischen Fruchtgeschmack, setzt sich gern in Fasern, Zoddeln oder Klumpen zusammen. **Brandweizenmehl** sieht missfarbig aus, riecht übel, und gibt ein ungesundes schwarzviolettes Brod. Ist Weizenmehl mit gröbern, unreinern Mehlsorten vermengt, so macht seine Auflösung in 8 Theilen warmen destill. Wassers einen schmuzigen Bodensatz, oder es schwimt mancherlei Unrath darauf. Ist es mit Alabaster- oder Gypsmehl verfälscht, so läßt es sich rauher und härter anfühlen, nicht zusammenballen, sondern fällt sogleich auseinander. Mit Kalk vermengt hält es mehr zusammen, braust aber, mit einer Säure angerührt, auf. Das mit Sand, oder zufällig mit Mühlensteinstaub verunreinigte Mehl knirscht zwischen den Zähnen, und der Sand fällt bei der Auflösung desselben in vielem warmen Wasser zu Boden. Guajakpulver färbt das damit zusammengeknetete gute Weizenmehl schön blau, während davon geringeres nur schwach, sehr verdorbenes aber oder verfälschtes gar nicht blau wird.

Der aus gutem, wohldurchwärmtem Weizenmehl mit genug lauwarmen Wasser bei etwa 25° R., und mit verhältnißmäßig genug Ferment, frischen Bierhefen ꝛc., gebildete Teig geht, vermöge seines Schleimzuckers, Anfangs in weinige Gährung über, wobei der Zucker sich durch den Kleber, dessen Wirkung noch durch den fermentartigen Kleber des Sauerteigs, oder durch Hefe befördert wird, in Weingeist und Kohlensäure verwandelt. Die Kohlensäure, weil sie nicht sofort aus dem zähen Teige entweichen kann, lockert diesen auf, daher die poröse Beschaffenheit des guten Brods, die jedoch zum Theil auch daher entsteht, daß beim Kneten und Zusammenschlagen des Teigs atmosphär. Luft gefangen wird, die dann durch die Erwärmung beim Gähren, noch mehr beim Backen sich ausdehnt; zugleich mischen der Kleber, das Stärkmehl und der Schleimzucker bei der Brodgährung sich mit einander, so, daß sie nach deren Vollendung, nicht mehr, wie im ungegohrnen Mehlteige, von einander sich trennen lassen. Durch die Backofenhitze wird sodann der Teig nicht allein ausgetrocknet, sondern auch die geistige Gährung unterdrückt, damit sie nicht in die saure übergehe. Denn gährt der Brodteig länger, so wird er zu Sauerteig, der besonders Essig- und Milchsäure enthält. Das gebackene Brod führt Stärkegummi bei sich, und etwa so viel Zucker, wie das Mehl; dieser dürfte wol während des Backens aus dem Stärkmehl neu erzeugt worden seyn.

Gutes Weizen- oder Weißbrod, wie in England, zu Paris, hier und da in Teutschland ꝛc., davon 100 Pfd. wenigstens 80 wirklichen Nahrungsstoff enthalten [2]), muß hoch genug ausfallen, schönweiß und lockerkrumig, gleichäugig, schwammig, elastisch, gelb-, glatt-, scharf- aber doch mürbrindig und wohlschmeckend seyn, und sein gesetzmäßiges Gewicht haben. Schlecht nent

---

2) Aus den früher von **Geoffroy** (in **Crell's** n. Arch. d. Ch. II. S. 204. ꝛc.), und später von A. **Vogel** (i. d. Denkschr. der königl. Akad. der Wissensch. zu München für 1816. 17. S. 113 ꝛc.) angegebenen Bestandtheilen des Weizenbrods ohne Salz: in 100 Theilen 3,60 Zucker, 18 geröst. Satzmehl, 53,50 ungeröstetem mit etwas Kleber, und 20,50 kohlensaur. und salzsaur. Kalk nebst Bittererde, läßt sich nicht viel entnehmen, vorzüglich deshalb, weil man die Stufenfolge der organischen Körper noch nicht kent, noch nicht weiß, wie sich Stärke zu gebrannter Stärke, diese zu Schleim, Kleber u. s. w. verhält[illegible]

man alle dergleichen graukrümige, bleich-, schwarz- oder losrindige, zu dichte schwere, feuchte, kleistrige, mit noch rohen Mehlklümpchen vermengte, oder alle zu trockne, spröde, sandige, dumpfige oder widrigbitter, nach dem mancherlei schlechten sogenannten Zeug der Bäcker (Gährungsmittel) fad, oder scharf schmeckende Brodware. — Dinkelbrod trocknet eher aus, als Weizenbrod. In Südfrankreichs Cevennen bäckt man ein gutes Hefenbrod aus geschrotenem Weizen, das aber etwas schwer verdaulich ist.

Diätetisch benutzt man das feine leicht verdaulichere Weizenbrod vorzugsweise zu Suppen für Kranke und Reconvalescenten, in Schnitten leicht geröstet, um damit das Trinkwasser schmackhafter und stärkender zu machen, altbacken mit Wasser gekocht, und mit Zucker versüßt, zu wohlschmeckenden und gesunden Kinderbreien &c. Sein anderweitiger Küchen- u. Hausgebrauch zu mancherlei Speisen und Backwerk &c. ist bekant genug. Übrigens ist der Genuß alles noch zu warmen Brodes gesundheits- ja lebensgefährlich. — Bei Ruhren und Durchfällen läßt man einen Absud von Weizenbrod, Mimosengummi und Zucker trinken. Brodwasser mit Essig und Zucker gibt ein zweckmäßiges Getränk in der Schleimschwindsucht. — Auch bildet das Brod eine schickliche Basis zu Breiumschlägen aller Art. — Pharmaceutisch dient es zu einem Excipiens für Pillenmassen, die aber, des baldigen Erhärtens wegen, jedes Mal frisch zu bereiten sind. —

Zu einem *guten Roggenbrod* muß der Roggen, er mag nun auf luftigen, trocknen, reinlichen Schuttböden oder nach alter Art, und, wie jetzt noch in Ungarn &c., in trocknen Silos, d. h. Erdgruben [3]) noch besser gegen den Kornwurm &c. aufbewahrt seyn, möglichst rein ausfallen, sein gehöriges Gewicht, z. B. der dresdner Schfl. ganz trocknen Brodkorns gewöhnlich 165 — 170 Pfund, kleine, reife, ganze, volle, frischfarbige, trockne, mithin beim Zerbeißen schnell abbrechende, dünnschalige, mehr längliche, mehlreiche Samen haben, welches letztere sich auf dem Bruche zeigt. Der dresdner Schfl. muß nach Abzug des Müllerlohns (der sogenannten Metze), und des Verstaubten 130 Pfd. ganz trocknes Mehl geben. Zwar sind die halbdurchsichtigen, beim Abbeißen wie Glas springenden, im Bruche glatten Körner des sogenannten schliffigen Roggens auch sehr dünnhülsig und mehlreich, doch geben sie ein sprödes, nicht ganz weißes Mehl. Endlich muß auch ein reiner Roggen beim Aufmessen einen frischriechenden Staub geben, der stark in die Nase fährt. Der leichtere, kleinkörnigere und glattere *Sommerroggen* führt zwar gewöhnlich mehr fremde Sämereien bei sich, hat aber auch, zumal im Berglande gebaut, dünnschaligere und mehlreichere Körner, als der Winterroggen. In gutem Sandboden gewachsenes Korn ist in der Regel reiner und besser. — *Marktkorn* ist dem Zins- und Magazinkorn seiner Güte wegen mehrentheils vorzuziehen.

Geringer ist 1) jeder *unreine*, zu staubige, oder mit vielen tauben Körnern, die sich leicht aus der flachen Hand wegblasen lassen, mit ausgekeimten leichten, mehlarmen, oder mit vielen vom Kornwurm angegangenen, oder von der Made ausgefressenen Samen vermengte Roggen, dessen Staub dumpfig und widrig riecht; 2) dessen grobe, rauhe, gelbrothe oder sonst misfarbige Körner dickschalig sind, und wol auch schwarze Spitzen haben. Sie geben mehr Kleie, aber weniger und noch dazu ein gelblich graues Mehl. Verdächtig zugleich ist 3) aller sogleich frisch und allein verbrauchte noch unreife Roggen, dessen dünne, zum Theil noch weiche, zum Theil eingeschrumpfte, nothreife, dürftige Samen in ihren Hülsen wie fest geleimt sind; 4) welcher zuviel Unkraut- und Aftergetreidesämereien enthält, als: *Raden* (Rahl, schwarzer Ackerkümmel, Nickel &c.), nierenförmige, runzliche, schwarze Samen, *Klaffer* (Klapper, Hahnekamm &c. Rhinanthus crista galli), plattrunde grünlichgelbe Samen, zu viele kleine röthliche Samenkörner von der *Hirtentasche* (Täschelkraut &c.), viele längliche, auf der einen Seite erhabene, auf der andern ausgefurchte und mit dicht verwachsenen Spelzen bedeckte braune Samen der *Roggentrespe* (Täwerich &c.), viele ovale, höckrige schwarze Gesäme vom *Wachtel-*, *Kuh-*, *Schwarz-* oder *Mohrenweizen*, viele ovale, auf beiden Seiten zusammengedrückte, süßlich, eben nicht widrig schmeckende braunschwarze Giftsamen vom *Sommerlolch* (Tollkorn, Täumel, Töberich, Schwindelhaber od. Sommertrespe &c.), welche kleiner, als alle Getreidesamen, ausfallen; die im Roggen seltenern Brandkörner, welche im Anfange des Brandes blos an ihren rauhen, oder haarigen, schwärzlichen Spitzen und ihrem schmierigen Inhalte, in der Folge aber an ihrem inwendigen schwarzen Staube leicht zu erkennen sind, endlich das *Mutterkorn* (Kornzapfen, After-, Hunger-, Tollkorn, Hahnensporn &c.), ungewöhnlich große pfriemenförmige, außen mehrentheils schwarze oder schwarzblaue, im Bruche bläuliche, schwammige oder auch weiße, harte, trockne Körner, worunter jene großen innen und außen dunkelfarbigen, widrig riechenden und scharf schmeckenden, zumal in Menge, geradezu schädlich sind, die innen schön weißen kleinen aber ein wohlschmeckendes, weißes, unschädliches Mehl geben. Überhaupt ist frisches Mutterkorn giftiger als altes, aber nicht in allen Gegenden und zu allen Zeiten gleich giftig. Indeß sollte man der Vorsicht wegen doch ein solches, und jedes andere unreine Brodkorn sorgfältig fegen, und den daran hängenden Staub in reinem Wasser abwaschen. Ein gleich ungesundes Brod gibt alles feucht eingebrachte, oder an feuchten, offenen oder dumpfigen Orten aufgeschüttete, zu dick übereinander liegende, nicht genug umgestochene und ausgelüftete Korn, das sich stark erhitzt hat, und ekelhaft sauer, scharf, dumpfig oder schimmlich riecht. Dies gilt auch von allem *neuem*, noch nicht ganz ausgelegenen Roggen, dessen Körner, ehe man sie durchbeißen kann, weich werden oder zerplatzen. Sie geben viele Kleie, gröberes Mehl, und ein kleisteriges Brod. Das oft schon im Schober warm gewordene und angegangene Getreide bringe man in einen weiten Zuber, fülle diesen mit siedendem Wasser an, rühre jenes gelegentlich um und nehme die oben schwimmenden leichten Körner weg. Das kalt gewordene Wasser lasse man ablaufen, reinige das Getreide mit frischem, breite hierauf dasselbe auf einer Darrflur dünn aus und trockne es

3) S. deren Beschr. und Abbild. i. *Dingler's* polytech. Journ. IX. 3. S. 329. Tab. V. Fig. 32.

durch öfteres Rühren und Wenden vollkommen ab. Somit wird es zum Brodbacken tauglicher. Vom alten, verlegenen, zu trocknen, zumal an- und ausgefressenen, oder sonst verdorbenen Magazinkorn fällt das wenigere Mehl schlecht, und das Brod klebrig und ganz unschmackhaft aus. Höchst schädlich ist endlich aller zur Vertilgung des Ungeziefers auf dem Schuttboden mit giftigen Flüssigkeiten, z. B. einer Kupfervitriolauflösung &c. angefeuchtete Roggen, in welchem man entweder noch die Grünspantheilchen sehen kann, oder dessen Kupfergehalt sich, wenn man einen Theil solcher Körner in warmen Wasser eingeweicht hat, an einer hineingesteckten kupferroth anlaufenden blanken Messerklinge &c., leicht entdecken läßt.

Ein gutes Roggenmehl vom ersten Gange muß, gehörig von seiner Kleie gesondert, schön weiß, (Sommerroggenmehl ist weißer, als das vom Winterroggen), trocken, von natürlicher Consistenz und lockerm Zusammenhange, sandstaubfrei, von reinem, frischen Fruchtgeruch und Geschmack, weder zu alt und verlegen, noch auch zu neu seyn, damit es gut quelle, und die gehörige Masse wohl aufgegangenen Brodteigs gebe. Aus dem Mehl von 100 Pfd. guten trocknen Roggens muß man 150 Pfd. gehörig ausgebackenen Brodes bekommen, oder 60 Pfde Roggenmehl liefern gewöhnlich 80 Pfde Brod. Übrigens soll sich gutes Kornmehl, gehörig aufbewahrt und fleißig gerührt, lange gut halten. Um es aber auf 8—10 Jahre in Mehlmagazinen wohl aufzubewahren, muß es aus gutem, trocknem Roggen gemahlen seyn, nach dem Mahlen noch ein Jahr an einem luftigen Orte liegen, und in der ersten Hälfte des Jahres wöchentlich 2 Mal, in der zweiten 1 Mal umgeschaufelt werden. Nach 12 Monaten kann es, vorläufig gesiebt, in Fässer durch Männer, mit reinen ledernen Strümpfen angethan, und nebenbei durch Stampfen so dicht zusammengetreten und geschlagen werden, daß es beim Öffnen der Fässer eine fast steinharte Masse bildet. — Nach Einhof sollen 8 Unzen gutes Roggenmehl 6 Quent. 4 Gr. Kleber, 2 Qu. 6 Gr. sogen. Pflanzeneiweißstoff, 9 Loth 3 Qu. 5 Gr. Stärkmehl, 7 Quent. 6 Gr. Schleim, 2 Quent. 6 Gr. Zucker und 4 Quentchen 5 Gran hülsiger Masse bestehen.

Schlecht oder verdorben ist jenes vom ersten Gange, das 1) zu grau aussieht; 2) feuchtes, das sich in Klumpen zusammen setzt, oder 3) solches, das zu wenig zusammen hängt, und deshalb, in einen Sack gepreßt, aus einem darein geschnittenen Ritz leicht heraus läuft; 4) welches dumpfig, modrig, oder nach den neuen kiefernen Magazingebinden harzig riecht, und unangenehm bitterlich schmeckt; 5) das milbige oder wurmige, klumprige, flockige, fadige von eigenem Ekelgeruch und Geschmack; 5) das grobe kleiige Mehl von unreifem oder zu neuem Roggen, welches, wie alles übrige von seiner Kleie nicht hinlänglich geschiedene Mehl beim Säuren sitzen bleibt, und einen zähen, klitschigen Teig gibt, der sich wie weicher Thon oder Lehm anfühlt, und im Ofen nicht gahr wird. Auch erhält man aus Mehl von nicht ganz gereiftem, feuchtem stark erhitzt gewesenen Roggen bis 20 Pfd. weniger Brod, je nachdem das Mehl geringer ausfällt. 6) Ungesund und der Verderbniß leicht unterworfen, ist das Mehl von zu stark in den Mühlen angefeuchtetem oder genetztem Getreide; schlecht 7) alles zu alte, zumal in feuchten Magazinen, in Fässern, die jeder Witterung ausgesetzt waren, aufbewahrte, verdorbene; verdächtig bleibt endlich 8) alles dunkelfarbige, bitter, scharf und sonst anschmeckende Kornmehl.

Guter Sauerteig muß frisch, gehörig sauer seyn, und einen reinen, kräftigen Geruch haben. Aber bald ist der von den Bäckern entweder zu alt, und mehr oder weniger schon verdorben, deshalb übelriechend, und übermäßig sauer oder scharf von Geschmack, bald ist er durch die bleizinnernen, kupfernen oder messingenen Geschirre, worin er lange stand, mit Blei- oder Kupfertheilen vergiftet. In beiden Fällen löse man ihn mit 20 Theilen siedenden destill. Wassers auf, seihe die Flüssigkeit durch Druckpapier, und gieße auf den Rückstand im Seihezeuge nach und nach so viel heißes Wasser nach, bis alles hell durchläuft. Dies prüfe man mit Hahnemanns Probeliquor auf Blei, welches dann in dunkelbraunen Wolken oder Flocken erscheint, oder mit einer Auflösung von Ammonium, welche das Kupfer blau färbt.

Neuerlich hat der Engländer Haggot durch Versuche erweisen wollen, daß alles Mehl, mit Kleienwasser geknetet, mehr Brod gebe, als wenn es mit bloßem Wasser eingeteigt wird, weil ersteres ¼ Pfd. mehr wiegt, als dieses, und weniger in der Hitze verdampft. Dabei verliert die Kleie durchs Kochen nichts von ihrer anderweitigen Bestimmung. Man läßt nämlich 5 Pfd. Kleie mit 14 Maß Wasser kochen, die Flüssigkeit abseihen, und damit 56 Pfd. Mehl nebst der gewöhnlichen Menge Sauerteig und Kochsalz zusammen kneten. Das Gewicht von dieser Teigmasse beträgt jetzt 93 Pfd. 26 Loth, mithin etwa 8 Pfd. 26 Lth. mehr, als ebensoviel Mehl auf die gewöhnliche Art mit bloßem Wasser eingeteigt. Im Backen verliert jener Teig nur 10 Pfd. 10 Lth., dieser dagegen 15 Pfd. 22 Lth. So erhält man also einen reinen Zuwachs von ⅙ Brod, das vortrefflich schmecken soll. — Ein anderer Vorschlag von Rosenthal[4]) bezweckt die Beimischung von mehr Kleber zum Brode, um dieses leichter verdaulich, und für die Gesundheit zuträglicher zu machen. Man soll nämlich den Brodteig mit Wasser auswaschen, und mit ebensoviel Mehl, als man zum Waschteige genommen hat, fleißig kneten, um einen Überschuß von Kleber zu erhalten. — Nach Edm. Davy sollen 20 bis 30 Gran kohlensaurer Talkerde mit 1 Pfd. neuen, minder guten, und 40 Gran mit 1 Pfd. ganz schlechten Mehles so innig vermengt, daß die Verbindung beider vor dem Einteigen vollständig sey, das Mehl in Hinsicht auf das daraus zu bereitende Brod wesentlich verbessern? Brodlaibe mit solchem Zusatz sollen sich im Ofen sehr gut heben, nach dem Backen leicht und schwammig ausfallen, wohlschmeckend seyn, und sich lange gut halten, ob aber eine gesunde Nahrung geben, ist eine andere Frage!

Das Roggenbrod ist im Ganzen weniger nahrhaft, und für Kranke und Genesende schwerer verdaulich, als gutes Weizenbrod; die Proportion des Nahrungsstoffs von jenem zu diesem verhält sich = 792 : 1000. Doch gewährt 1 Pfd. davon die Nahrung von 3 Pfd. Kartoffeln.

4) S. dessen Kunst, Gesundheitsbrod aus Getreidemehl zu backen, Gotha, 1808. 8.

Es hat, frisch, einen erquickenden, und nach Verhältniß seiner jedesmaligen Säurung eine Art von stechendem Geruch, und einen gelind zusammenziehenden, kräftigen Wohlgeschmack. — Vorzüglich weiß und für Manche gesünder, aber leichter austrocknend ist: das reine Roggenbrod vom ersten Gange, d. i. von der feinsten Sorte Mehl, das aber nur durch Bierhefe zum Aufgehen gebracht werden kann. Gutes Bürger- oder Hausbrod ist meist besser ausgebacken, also consistenter, kräftiger, nahrhafter, als manches Bäckerbrod, auf dessen gesetzmäßiges Gewicht noch überdies zu sehen ist, damit es weder zu leicht, noch auch zu schwer, d. i. unausgebacken sey. Hier und da verbäckt man in die Brodrinde Coriander, Kümmel-, Fenchel- u. a. Gewürzsämereien, auch wol Mohnsamen. — Das gewöhnliche Soldatenbrod (Commißbrod) fällt schwärzlicher aus, ist aber, gut ausgebacken, verdaulich und nahrhaft genug. Schwarzbrod mit der Kleie, wie der grobe, strenge westphälische Bon pour Nickel aus geschrotenem Roggen ist zwar haltbarer, und für gesunde, starke Magen bei schwerer beweglicher Arbeit nicht unverdaulicher, als ein feineres, doch im Geschmack auffallend, oft unleidlich; es geht der vielen Kleie wegen nicht so gut auf, bäckt und trocknet schwieriger aus, und ist auch verhältnißmäßig weniger nährend.

Schlecht und im Ganzen ungesund ist jedes nicht genug gegohrene oder übergegohrene und unausgebackene, leicht schimmelnde, ekelhaft modrig riechende, zu süßlich, oder, schon in volle saure Gährung übergegangene, widrig, herb, scharf, bitter oder sonst fremdartig, übelschmeckende Brod mit ganz losgelöster oder verbrannter, schliffiger Rinde; alles zu altbackene, ganz ausgedorrte, oder schon schimmliche; schlecht das aus feuchtem oder milbigem Mehle verfertigte ganz kleberarme Roggenbrod.

Von beigemengtem Brandkorn fällt es bläulich, schwer, zähe und schlecht vom Geschmack, vom Klaffer schwarzblau oder schwarz, feucht, schwer, klebrig, schliffig, ekelsüßlich und schwer verdaulich aus. Die Auflösung eines solchen Klafferbrodes in siedendem Wasser bildet sogleich einen Bodensatz, die Flüssigkeit wird blau, und zeigt eine in der Mitte schwimmende blaue Fetthaut. Auch von untergemengtem Radenmehl wird das Brod bläulich, aber bitter und scharf von Geschmack, vom Täschelkrautsamenmehl blauschwärzlich, schwer, fadsüßlich, nicht leicht verdaulich, vom Wachtelweizenmehl schwärzlich oder bläulich und bitter, von Hasenpfötchensamenmehl blutroth, aber unschädlich, von der Trespe schwarz, streng, schwer und unverdaulich, vom Sommerloch schwarzblau, und, zumal noch warm genossen, für die Gesundheit geradezu ein Gift, wie jenes von zuviel, vorzüglich großem, dunkeln Mutterkorn und dessen Staube, das violet-fleckig von Farbe, widrig beißend von Geschmack, und ekelhaft von Geruch sich zeigt. Indeß sollen sich die schädlichen Wirkungen dieser Giftgesäme durch Zusatz von gleichviel Maismehl vermindern, ja tilgen lassen.

Das aus mehren Mehlsorten, z. B. Gerste-, Hafer-, Linsen- u. a. Mehl gebackene, für gesunde Arbeiter wohl verdauliche und stark sättigende Gemangbrot fällt dichter, gröber, strenger, frisch zu feucht und klosig, grau u. schwarzpunktirt in seiner Krume aus, riecht stark erbsenähnlich, und schmeckt fad-bitterlich.

Fast eben so dicht, aber zäher, und altbacken sehr spröd, trocken, von Geruch wie frisches zerdrücktes Gras, und unschmackhaft ist das oft absichtlich mit Bohnenmehl verfälschte weißgelbliche Bäckerbrod.

Übrigens ist durch Versuche bekant, daß das feinste Mehl mit ⅛ seines Gewichts Bohnenmehl vermengt, ein nur wenig aufgegangenes, aber doch unschädliches Brod liefert, dagegen das aus Getreidemehl und ⅛ Wikkenmehl von dem ersten Durchsieben erhaltene, ebenfalls nur wenig aufgegangene sehr übel riecht und schmeckt, und kaum genießbar ist; daß aber in keinem dieser Fälle der Kleberstoff des Getreidemehls zerstört, sondern nur zertheilt ist.

Noch hat man das Bäckerbrod sogar mit Kreide oder gebranntem Kalke, weißgebrannter Knochen- oder Holzasche, Pfeifenerde, ja mit Gyps und Alaun verfälscht gefunden. Letzteres fällt zwar weißer und consistenter aus, macht aber hartnäckige Leibesverstopfung, die man — christlich genug! — durch willkürlich zugesetztes Jalapenpulver, ein starkes Laxirmittel, zu verhüten suchte. Lassen sich diese schändlichen Betrügereien nicht durch die Sinne ganz erforschen, so darf man nur, wenn die Zusätze beim Backen unzersetzt geblieben sind, dergleichen verdächtige Brodkrume zerbröckeln, und 1 Theil davon mit 20 Thln. destill. Wassers zusammenreiben, aufsieden und dann in der Ruhe erkalten lassen, das Flüssige vom Bodensatze abgießen, und diesen trocknen. Einen Theil davon übergieße man nun mit Sauerkleesäure, und es wird der Kalk daraus als kleesaurer Kalk niederfallen (die Schwefelsäure trügt hier, weil, wenn genug Wasser da ist, der sich bildende Gyps, d. i. schwefelsaur. Kalk ganz oder großentheils darin aufgelöst bleibt). Fällt nichts, so ist Knochenasche im Brode, welche sich in Salpetersalzsäure ganz auflöst. Die Holzasche schwimmt, als ein schmuziggrauer Schaum auf der abgegossenen Flüssigkeit. Zur Entdeckung des Alauns und Jalapenpulvers seihe man die Brodkrumenlösung durch ungeleimtes Papier, hebe das durchgelaufene klare Wasser auf, den Rückstand auf dem Filter aber übergieße man mit dem stärksten Weingeist, und lasse Alles, wohl zugedeckt, einige Stunden in heißer Asche stehen. Enthält es Jalape, so färbt sich das Ganze dunkelroth. Um den Alaun auszumitteln, dampfe man die filtrirte Flüssigkeit bis auf etwa ⅛ ab, und tröpfle nach und nach eine Auflösung von salzsaurem Baryt hinzu. Ein sich jetzt bildender häufiger weißer Niederschlag, der durch zugesetzte reine Salpetersäure nicht verschwindet, verräth das Daseyn von Alaun. Denn Brod, ohne Alaun, auf gleiche Weise behandelt, macht nur einen sehr schwachen Niederschlag, welcher von ein wenig schwefelsaurer Bittererde herrührt, dergleichen sich in jedem gewöhnlichen Kochsalze, das zum Brode komt, vorfindet. Brod, mit Salz ohne solche Bittererde bereitet, gibt mit Wasser einen Aufguß, der durch salzs. Barytauflösung nicht getrübt wird. — Bei der Prüfung des mit basisch-salpetersaurem Wismuthoxyde vergiftet gefundenen Brodes (und Mehles) ist es nicht genug, den Bodensatz aus der Brodlösung mit Salpetersäure aufzulösen, und die Flüssigkeit mit vielem Wasser zu verdünnen,

wobei sich ein schönweißer Niederschlag bildet, weil dies auch mit den Spiesglanzsalzen der Fall ist. Die Hauptprobe besteht dann noch in der Behandlung der Flüssigkeit mit Hydrothionsäure, woraus das Wismuth schwarzbraun, der Spiesglanz aber orangefarben und etwas rothbraun niederfällt.

Zufällig vom Heizen des Backofens durch altes, mit Grünspan- oder Bleiweißfarbe angestrichenes Blanken- oder Spalierholz vergiftetes Brod fällt schwerer, und von Bleiweiß überdies weißer und süßlicher aus. Eines von beiden lasse man mit dreimal so viel Wasser und destill. Essig in einem Porzelangefäße sieden, seihe die Flüssigkeit rein durch, gieße auf den Rückstand im Seihezeuge so lange destill. Wasser nach, bis dieses hell durchläuft, und tröpfle zu der Flüssigkeit Hahnemanns Bleiprobe, wodurch das Blei schwärzlichbraun ausgeschieden wird. — Von den anhängenden Grünspantheilen schmeckt das Brod süßlich-herbmetallisch, und diese lassen sich nach obengenannter Vorbehandlung eines solchen Brodes durch zugesetzte Ammoniumlauge mit einer blauen Farbe darstellen [5]).

Der Gebrauch des Roggenbrods für Tisch und Küche, zum Mastfutter unsers Hausgeflügels rc, ist bekant genug. Stark gesäuertes können solche, die zu Magensäurebildung hinneigen, wie kleine Kinder, oder die, wie Hypochondristen u. A., an Sodbrennen und Magenschwäche überhaupt leiden, weniger gut vertragen, als das Weizenbrod. Pferde lassen es sich, theils trocken, theils mit Wasser oder Bier angefeuchtet wohl schmecken. Gebäht oder geröstet gibt es mit Wasser ein gutes Getränke nach zu vielem Weingenuß; mit siedendem Wasser aber übergossen, und mit Zucker versüßt, einen nährenden Thee. Geriebene Brodrinde nimt man bekantlich zu Brodtorten. Aus stark gesäuertem Brode, wenn es frisch gebacken und oft mit starkem Essig benetzt wird, läßt sich ein gutes saures Gährungsmittel zur Essigfabrikation bilden.

Becker's (s. Dessen Noth- und Hilfsbüchlein, S. 116 rc.) sogenanntes Malzbrod wird zur Bereitung des Brodbieres, eines Haustrunks aus Malzschrot, so viel Roggenmehl, als zur Bildung eines Teiges nöthig ist, und Kleie mit kaltem Wasser geknetet, und ohne vorher zu gehen, sogleich manches lichter, als das andere im Backofen gebacken, sodann noch warm zerbrockt und in Wasser geworfen, wo es durch einige Stunden Stehen in zugedeckten Gefäßen zu Würze wird, die man abzapft, mit Oberhefen stellt, und zu Bier gähren läßt.

Gerstenbrod aus Mehl von ungekeimter Gerste ist schwer, gröber und strenger, trocknet auch weit leichter aus als Roggenbrod. Indeß schmeckt es kräftig, nicht ganz unangenehm, sättigt stark, und ist für Handarbeiter verdaulich genug. Mehl von gekeimter Gerste liefert zwar weniger, aber ein verdaulicheres Brod, weil es reicher an brodgährungsfähigen Theilen ist, und weniger Hordein enthält, d. i. ein von Proust aus dem Gerstenmehl vor der Samenkeimung erhaltenes eigenes gelbes, körniges, sägespänartiges Pulver, das beim Keimen des Gerstensamens größtentheils in Stärkemehl sich zu verwandeln scheint. Überdies verhält sich Gerste in Ansehung der Nahrungsstoffproportion gegen den besten Weizen, wie 940:1000 (Davy).

Alles Haferbrod, womit man sich in Schottland und hier und da auch in unsern Gebirgsgegenden begnügt, fällt schwärzlich, strenge, grobkrumig, spröd und trocken aus, ohne doch bitter zu schmecken, wenn es aus frischem, reinem, gesundem Weiß- oder Kartoffelhafermehle gut gebacken ist. Unsere Gebirgsbewohner vertragen es, wenn ihm gleich Kleber abgeht, wohl, bleiben dabei gesund, und werden stark und rüstig. — Die Nahrungsstoffproportion des Hafers verhält sich übrigens, nach Davy, gegen die des besten Weizen, wie 743:1000.

Das gröbste Kleienbrod von Roggen, Gerste und Hafer wird für Hunde rc. gebacken.

Bohnenmehlbrod, dergleichen man im Schwarzwalde bäckt, fällt zwar weiß genug, aber streng, trocken, bröcklich und fad von Geschmack aus, sättigt und nährt aber bei aller seiner Schwerverdaulichkeit die kräftigen Schwarzwälder trefflich. Die Nahrungsstoffproportion der Bohnen, Erbsen und Linsen verhält sich, nach Davy, gegen jene des besten Weizens = 570:1000.

Das Kartoffelbrod ist von leberartiger Consistenz, hält sich länger frisch, als reines Roggenbrod, schmeckt, sättigt und nährt gut, zumal wenn es aus einem Gemenge von abgeriebenen ganz mehligen Knollen, die zuvor am besten durch Wasserdämpfe gekocht und rein geschält sind, oder von schon abgekochtem Kartoffelbrei ($\frac{1}{3}$) und von $\frac{2}{3}$ Korn- oder Weizenmehl gebacken wird. Die geriebenen Kartoffeln oder den Brei davon mengt man mit den Händen so lange unter einander, bis sich nichts von den ersteren mehr unterscheiden läßt, setzt dann der Mehlmasse $\frac{1}{4}$ mehr Sauerteig, als gewöhnlich zu, ohne alles Wasser, knetet nun den Teig stark durch, und verfährt übrigens damit, wie beim gewöhnlichen Brodbakken. Auch wird der Ofen auf dieselbe Art geheizt, nur daß das Kartoffelbrod eine Viertelstunde länger im Ofen bleiben muß. Übrigens verhält sich die Nahrungsstoffproportion der Kartoffeln gegen jene des besten Weizens = 200 :1000.

Das Reisbrod, mit Hefe bereitet, geht nicht sehr auf; auch mit Kohlensäure fällt es minder gut aus, besser, wenn man, nach A. Vogel, von kohlens. Natrum und Salzsäure so viel nimt, daß sie einander neutralisiren und so viel Kochsalz bilden können, als zu einem gewissen Gewichtstheil Brod gehört. Man muß jedes für sich abwägen, das Natron aufgelöst in den Teig mit kneten, dann die Salzsäure, mit Wasser verdünnt, schnell unterkneten, und den Teig sogleich in den Ofen schieben. So wird er gut aufgehen, und ein wohlschmeckendes Brod geben (vgl. Reis).

Das ägyptische Hirsebrod, bei den Nubiern und Arabern, unter dem Namen Dhourra, das vorzüglichste Nahrungsmittel in grober Dickkuchenform, ist frisch, von säuerlichem Geschmack und leicht verdaulich, aber, über einen Tag alt, übelschmeckend. Dasselbe gilt auch von dem aus dem Mehle einer Aliea oder Weizengriesart? in Timbuktoo gebackenen Brode (vgl. Hirse).

Im Maisbrode (Polenta der Italiäner, Bischna

5) Vgl. Fr. Accum von der Verfälschung d. Nahrungsmittel rc., a. d. E. von L. Cerutti, mit Einleitung von Kühn, Lpz. 1822. 8.

der Timbuktooner), das trocken, weiß, und zumal vom weißen oder gelben Samen, schmackhaft, aber mehr grob und schwer, als kräftig ausfällt, scheint die Stelle des Klebers, eine eigene dem Hordein in der Gerste ähnliche Substanz zu vertreten, die Gorham Zeine nent, womit aber Bizio nur Nahrungsstoff bezeichnet, der nach ihm aus 43,385 Gliadin, 36,593 Zymom und 20,000 fetten Öle bestehen soll. Gliadin und Zymom betrachtet er als die Grundstoffe des Klebers in den Getreidearten. In 100 Theilen Mais fand er 80,920 Stärkmehl, 5,758 Zein, 1,092 Extractivstoff, 0,945 Zymom, 2,283 gummiartigen Stoff, 0,895 Zuckerstoff, 0,323 fettes Öl, 7,710 Hordein, 0,074 Salze, Essigs. und Verlust (s. Giorn. di Fisica. Dec. II. T. V. S. 127; vgl. Schweigger's Journ. d. Ch. ꝛc. 1821. II. 4. S. 488. ꝛc.; — Virey i. Trommsdorf Journ. d. Pharm. 1822. VI. 2. S. 186. 187, Virey a. a. O. S. 173. ꝛc.).

Das Moos- oder Flechtenbrod ist wohlschmekkend und gesund, denn das Mehl dazu enthält alle wesentliche Bestandtheile des Brodkorns, bis auf den Kleber, dagegen aber weit mehr Stärkmehl, als das eigentliche Getreidemehl. Hiärne machte zuerst darauf aufmerksam, und nach Orräus und Lewschin lehrte es neuerlich am vollständigsten Bayerhammer (in seiner prakt. Anleit. zum Gebrauch der isländ. Flechte, als Ergänzungsmittels des Brodkorns ꝛc., mit Vorr. von Lampadius. Freib. 1818. 8.) so bereiten: es werden die wohl gereinigten und zerschnittenen Flechten, die auch außer Island auf dürren Gebirgen Teutschlands ꝛc. wild wachsen, durch Kalkwasser, noch besser durch Holzaschen- oder schwache Seifensiederlauge entbittert, wieder getrecknet und gemahlen. Hierauf macht man einen Sauerteig aus 1¼ Pfd. Roggenmehl, und ½ Pfd. lauwarmen Wasser, sezt ihm, sobald er reif ist, 3 Pfd. Moosmehl, 28 Lth. Weizenmehl, mit 3 Pfd. feingeriebener ausgedrückter roher Kartoffeln zu, und knetet diesen Teig mit etwa 5 Pfd. der gallertartigen Auflösung des Mooses und mit noch etwa 20 Loth Weizenmehl zusammen. Hieraus formt man Laibe, die im Teige 18, ausgebacken aber 14 Pfd. wiegen. — Brandenburg [6]) fand, daß 60 Pfd. Roggenmehl und 12 Pfd. entbittertes Moospulver 118 Pfd. sehr gutes Brod gaben. Diesem zufolge, da 60 Pfd. Mehl gewöhnlich 80 Pfd. Brod liefern, wirkten 12 Pfd. Isl. Moos eine Brodvermehrung von 30 Pfd. Nach Bayerhammer beträgt sogar die Brodvermehrung durch diese Flechte beinahe das Fünffache ihres Gewichts in Mehlform. Das Flechtenmehl gibt über 3¼ mal mehr Brod, als Kornmehl. So kann also diese Flechte durch die Verbindung mit Getreidemehl nicht nur selbst zu dem Werthe des Brodes erhoben werden, sondern auch mit noch größern Vortheilen die Kartoffeln zu diesem Werthe steigern, indem sie durch ihren überwiegenden Stärkmehlgehalt in jener Verbindung einen Theil des Getreidemehls ersetzt (vgl. Lichen Islandicus .c.).

Cassava- oder Maniocbrod, ein, gleich unserm Weizenbrode, wohlschmeckendes und kräftig nährendes, aber gröberes und für Europäer minder verdauliches Backwerk in Kuchenform, das die Brasilianer ꝛc. aus dem milden Satzmehle der scharfen Giftwurzel Mandicoa, von der in Südamerika heimischen, aber auch weiter verpflanzten Iatropha ianipha und manihot L. bereiten. — Auch ist unter dem amerikanischen Namen Tapioka in Frankreich ein Präparat aus demselben Satzmehl im Handel, und wird seit etwa 9 — 10 Jahren über Spanien durch amerikanische Schiffe häufig eingeführt. Um es zu reinigen, rührt man es in Wasser an, seiht die trübe Flüssigkeit durch ein feines Haarsieb, läßt den Satz davon am Feuer leicht aufwallen, und körnt es, indem man die Mischung herumschüttelt, auf dieselbe Weise, wie man Reis oder Sago von Kartoffel- u. a. Pflanzenmehl erhält. Es wird auch häufig aus Kartoffeln nachgekünstelt, und ist ein kräftiges Nahrungsmittel. Man benuzt es zu Suppen und zu allerlei Speisen als Zusatz, statt des weißen Sago, auch zum Kakaoteig, was zwar unschädlich ist, doch den Geschmack und Geruch der Kakao nicht ersetzt.

Noch macht man in Indien Brod aus der Frucht des Brodbaums, aus den Bataten, Bananen, aus dem Tuckahon, einem Cryptogam aus dem Geschlechte Sclerotium, das J. Torrey Scler. giganteum genant wissen will, mit oder ohne Zusatz von Getreidemehl.

Übrigens hat man vorgeschlagen, Brod zu backen: aus Äpfeln, Aronswurzeln, a. d. Wurzeln des Asphodelus luteus, aus Baumrinden, Buchweizen oder Heidekorn, Buchecken, türkischem Bund, aus den Wurzeln des Butomus umbellatus, aus Eicheln, Erbsen, Linsen, aus Fischen, aus Heidelbeeren, aus Kastanien oder Maronen, Kürbissen, aus Ochsenhäuten, aus mehren Orchisarten, aus Queckenwurzeln, Roßkastanien, aus Rüben und Kohlrüben, aus Sagomehl, aus Schweinbrod (Cyclamen), aus Steinbrech (Asplenium Trichomanes), aus Stangenkartoffeln (Helianthus tuberosus), aus Stroh, Sumpfmoos (Sphagnum palustre), aus Wasserschwertlilie, Weißdorn (Crataegus aria und torminalis), Weißwurz (Convallaria polygonatum), Zaunrübe (Bryonia) u. m. a.; (vgl. Böhmer's techn. Geschichte der Pflanzen I. S. 282 — 84). — Bryant's Verzeichn. der zur Nahrung dienlichen Pflanzen ꝛc. Leipz. 1785. 8. I. II. — Leonhardi in Richter's chem. ökonom. Taschenbuch, 1808. S. 138. ꝛc. — Kastner's teutscher Gewerbsfreund II. S. 185. ꝛc. III. S. 30. ꝛc. — Al. Nic. Scherer's allg. nord. Annal. d. Chemie ꝛc. VIII. 2. S. 139. ꝛc. —

Zu den Brodnothsurrogaten (allenfalls für holzreiche Gegenden und gesunde Magen) gehört endlich auch das Holzbrod (s. J. H. F. v. Autenrieths gründl. Anleit. zur Brodbereitung aus Holz, Stuttg. 1817. 8.). Man soll nämlich das Holz der gemeinen Buche und weißen Birke durch Ausspülen oder Auskochen mit Wasser zuvor seines Holzsaftes berauben, wiederholt der Ofenhitze aussetzen, dann klein sägen oder spalten, zu Spreu stampfen, abermals auswässern, stark trocknen und wieder mahlen, wieder backen und noch ein

6) In den allg. nord. Ann. der Chemie ꝛc., herausgeg. von A. Nic. Scherer. VIII. 2. S. 125 ꝛc.

Mal mahlen. Dies Holzmehl wird nun mit Wasser, welches mit Malvenkraut, Althäewurzel, oder Leinsamen schleimig gemacht ist, in kleine Teigformen geknetet, und im Backofen bis zum Ausdörren und außen Bräunlichgelbwerden gebacken. Diese Brödchen stößt man grob, und bringt sie wieder auf die Mühle. Von diesem gerösteten Holzmehle werden 15 Pfd. mit 3 Pfd. Getreidesauerteig und 2 Pfd. Getreidemehl so gemischt, daß beide letztere mit einer verhältnißmäßigen Menge Holzmehls und dem nöthigen Zusatze süßer, nicht abgerahmter Milch zu einem Vorteig zusammengeknetet werden; dieser bleibt an einem mäßigwarmen Orte einige Stunden ruhig stehen, worauf das übrige Holzmehl mit 8 Maß Milch nach und nach angeknetet, und aller Teig gut durchgearbeitet wird. Die daraus gebildeten flachen Dünnkuchen läßt man nun etwas länger, als gewöhnlichen Brodteig, an einem mäßig warmen Orte in Brodgährung gehen, und dann gut ausbacken. Die angegebene Menge Holzmehl soll 58 Pfd. Holzbrod liefern. Eine derbe Drescherkost! — (*Th. Schreger.*)

Brodgährung, ist keine eigentliche Gährung, sondern beginnt, mit einer Weingährung, bei welcher der Zuckerstoff des Mehls sich durch den Kleber, dessen Wirkung noch durch den fermentartigen Kleber des Sauerteiges, oder durch Hefen befördert wird, in Weingeist und kohlens. Gas umwandelt. Der Brodteig aber wird, länger fortgährend, durch eine Art saurer Gährung zu Sauerteig, der besonders Essig- und Milchsäure bei sich führt, (vergl. den Art. **Gährung**). (*Th. Schreger.*)

Brodhefe erhält man, nach Henry d. Ält., wenn man Weizenmehl mit Wasser anhaltend zum dünnen, klebrigen Brei kocht, diesen hierauf, nach dem Erkalten, mit so vielem kohlensauern Gase schwängert, als derselbe aufnehmen kann, und also zugerichtet 4 Tage hindurch bei mäßiger Wärme in schlecht verwahrten Flaschen stehen läßt. Wenn man auf gleiche Art süße Bierwürze mit Kohlensäure sättigt, so bekommt man eine treffliche Bierhefe, (s. **Bierhefe**). (*Th. Schreger.*)

Brodkäfer, s. **Anobium**.

BROD, Böhmisch-Brod (Czesky Brod, Broda Boemica), böhmische Herrschaft und königl. Unter-Kammer-Amts-Stadt im Kaurzimer Kreise mit Dechantei, auf der Hauptstraße von Iglau nach Prag und Poststation zwischen Planian und Birchowitz 4 Meilen östlich von Prag, mit 190 Häus. (innerhalb der Ringmauer nur 78) zusammt den 3 Vorstädten und 1350 Einw., deren Hauptgewerbe der Ackerbau ist. — Hier verloren 1434 den 29. u. 30. Mai die Taboriten unter Anführung Prokops des Kahlen, eine Hauptschlacht, wobei er selbst umkam, und mit welcher sich die Hussiten-Unruhen endigten. (*André.*)

BROD, Deutsch-Brod (Niemeczky Brod, Teuto Broda), böhmische Herrschaft und königl. Stadt, im Czaslauer Kreise, am rechten Ufer der Sazawa, auf der Hauptstraße zwischen Iglau und Prag und Poststation zwischen Stecken und Steinsdorf, 16 M. von Prag, mit 400 Häus. und 2700 Einw. von teutschen Bergleuten gegründet. Schön ist die Dechantkirche. Hier ist eine Zolllegstadt, Salzamt und militärische Verpflegsstation. Pferdedecken werden verfertigt. In der Nähe schlug Cziska Kaiser Sigismund 1422 den 1. Jänner. (*André.*)

BROD, Ungrisch-Brod (Uhersky Brod), eine große mährische fürstl. Kaunitzische Majorats-Herrschaft im Hradischer Kreise, im O. zwischen Ungarn und der Herrschaft Swietlan, in S. der fürstl. Lichtensteinischen Herrschaft Ostra, in S. u. W., dem Gebiet der Stadt Hradisch und dem Lehngut Bilowitz in W., den Lehngütern Prakschitz und Biskupitz*) und den Herrschaften Malenowitz und Zlin in N. Aus diesen Gränzen erhellt schon ihre Größe. Sie umfaßt 1 Markt (Banow), 26 Dörfer, 15 Schulen, 14 Meierhöfe, 2210 Häus., zählt 11,000 Selen. Niedriges Gebirge, Mittelboden und Klima. Getreide, Wein- und Obstbau. Mit Getreide wird Haupthandel ins höhere Gränzgebirge getrieben. Sie besitzt 5000 veredelte Schafe; 3000 Stück Rindvieh, darunter 1355 Ochsen; 1059 Pferde. Die Armuth treibt viele der slowakischen Einwohner in den Sommermonaten nach Ungarn und Oestreich zu den Erntenarbeiten. Im Winter handeln sie mit ungrischem Kümmel und Beuteltuch nach Böhmen. Eine Commerzialstraße führt von Napagedl hier durch nach Trentschin in Ungarn. (*André.*)

BROD, Ungrisch-Brod (Uhersky Brod), mährische Municipalstadt im Hradischer Kreise, unter dem Schutze des Fürsten Kaunitz, am Fuße des ungrischen Gränzgebirgs, 9 M. östlich von Brünn, 2 von Hradisch, an der Olsawa, mit einem Dominikanerkloster und 3 Kirchen; die Stadtmauer bildet festungsartig ein ungleichseitiges Viereck mit 4 Eckthürmen, und diente im 17. Jahrh. zur glücklichen mehrmaligen Abwehr gegen Siebenbürger und Tataren, fiel aber auch zweimal in die Hände der Schweden und (1742) der Preußen, wobei sie durch Plünderungen großen Verlust erlitt. Sie zählt gegen 380 Häuser und 2220 Einw., die sich hauptsächlich vom Feldbau nähren. Der wöchentliche Getreidemarkt wird stark von den Gebirgern besucht. In der Nähe eine noch wenig bekannte Flötztrappformation**). (*André.*)

BROD, Marktfl. und Festung in der slavonischen Militärgränze im Bezirke des Broder-Regiments (45° 10′ 50″ N. Br.) Über diesen Flecken wird ein bedeutender Handel aus und nach Bosnien getrieben. Hier befindet sich auch eine Kontumaz, und ein Salzamt. Die Einwohner an der Zahl ungefähr 3000 S. größtentheils Katholiken nähren sich theils von Handel und Gewerben, theils von Feldbau. Das Broder Gränzregiment hat von dieser Festung seinen Namen, obgleich der Stab nicht hier, sondern in dem Marktflecken Vinkovize liegt. (*Benigni.*)

BROD, Marktfl. und Hauptort einer gleichnamigen Herrschaft im Fiumaner Kreise des Königreichs Illyrien. Die Herrschaft selbst nimt einen Flächenraum von mehr als 10 □Meilen ein, wovon die bedeutenden Waldungen einen großen Theil ausmachen. Sie enthält 99 größere und kleinere Ortschaften mit 8933 Einw., hat Eisenerzgruben, 1 Eisenhammer, an 13 Orten Kalkbrennereien, auch nicht unbedeutende Wollen- und Linnenwe-

*) Diese beiden erzbischöflichen Ollmüzer Lehngüter mit 800 Selen sind ganz von der Herrschaft umschlossen und derselben einverleibt.

**) Hesperus B. XXVII. Beil. 27.

bereien, Gerbereien und besonders viele Holzarbeiter, welche Schindeln und Böttcherholz liefern. — Der Marktflecken Brod liegt an der Kulpa, wo diese die Gränze von Krain macht, hat 1 herrschaftliches Schloß, 1 katholische Kirche und 1185 Einw. in 143 Häus.; auch ist hier zur Straßenverbindung zwischen Krain und Kroatien eine Überfahrt über die Kulpa. (*Haan.*)

de Broda, s. Huss.

BRODEAU. Die Familie dieses Namens stammt aus Tours, und der erste, welcher aus ihr geadelt wurde, war Victor Br., der seinen Vater zu der Belagerung von Acre unter Philipp August begleitete. Mehre seiner Abkömmlinge haben sich einen Namen in der literarischen Welt erworben. 1) Victor Br., Geheimschreiber und Kammerdiener von Franz I. und seiner Schwester der Königin von Navarra, gest. 1540, Verf. verschiedener Gedichte, die man unter denen seiner Zeitgenossen findet. Seine **Louanges de Jesus Christ** (Lyon 1540) sind mehrmals gedruckt. — 2) Jean Br., Sohn eines Kammerdieners von Ludwig XII, gest. als Kanonikus zu Tours 1503, galt für einen der besten Literatoren seiner Zeit. Von ihm hat man 10 Bücher **Mélanges**, schätzbare philologische Bemerkungen und Verbesserungen vieler Stellen alter Schriftsteller (die ersten 6 Bücher Basel 1555, vollständig in Gruters **Lampas s. fax artium** Frkf. 1604), Kommentare zur griechischen Anthologie, welche Scaliger den andern vorzog, (in **Epigr. graec. libr. VII.** Bas. 1549. Frkft. 1600. F.), **Notae in Martialem.** Leid. 1619. 8.; **Annotationes in Euripidis tragoedias.** Bas. 1558. Par. 1561. — 3) Julien Br., ausgezeichneter Advokat, gest. 1653 zu Paris. Alle seine Werke werden sehr geschätzt. Seine **Notes sur les arrêts de Louet**, von denen Boileau spricht:

> Et commentant Louet, allongé par Brodeau,
> D'une robe à longs plis balayer le barreau,

sind öfters aufgelegt worden (letzte Ausg. 1712. 2 Bde. F.). Außerdem erschienen von ihm **Commentaires sur la coutume de Paris** 1658. 1669. 2 Bde. F. u. **Vie de Charles Dumoulin.** Par. 1654. 4. und vor der Ausg. von D's Werken. Par. 1681. — 4) Sein Sohn Pierre Julien Brodeau de Moncharville, der in der Marine diente, dann Generalinspecteur des Festungsbaues war, gestorben 1711, gab heraus **Nouveau système de l'Univers** 1702, **Jeux d'esprit et de mémoire**, und **Moralité curieuse sur les six premiers jours de la création.** Tours 1703. — 5) Dessen Sohn Julien Simon Brodeau d'Oiseville, erst Parlamentsrath zu Paris, dann Lieutenant-général von Tours, zuletzt Rath im **conseil souverain** von Roussillon, übersetzte Pallavicino's himmlische Ehescheidung, Amst. 1695. 12. (*Baur u. H.*)

BRODECZ (Brodcze), böhmische Herrschaft und Markt im Bunzlauer Kreise, an der Iser, 1 St. von der Post Benateck. (*André.*)

BRODERA, auch Brodrah und Baroda, Hauptstadt des Stats des Guicowar und des gleichn. Distrikts auf der Halbinsel Guzerate. Sie liegt unter 22° 13′ N. Br. und 90° 57′ L. am Dhadur, wo die Wiswamitra sich mit diesem Flusse vereinigt, hat eine schöne Brücke über letztern Fluß, ist mit Mauern, Thürmen und doppelten Wällen umgeben, und wird von 2 großen Straßen durchschnitten, die sich auf dem großen Markte durchkreuzen, und die Stadt in 4 gleiche Viertel theilen. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnen sich der Palast, wo der Guicowar residirt, verschiedene Pagoden und Hospitäler, worunter es auch Thierspitäler gibt, aus. Die Zahl der Einw. schlägt Hamilton auf 100,000 an. Die Fabriken bestehen vorzüglich in Baumwollen-Zeugen, Schleiern, Musselinen, Seidenstoffen für die arabischen und persischen Märkte, auch wird ein bedeutender Binnenverkehr getrieben. Hier hat der britische bei dem Hofe des Guicowar beglaubigte Resident seinen Sitz. — Baroda ist eine alte Stadt, die zu Aurenzebs Zeiten schon eine der bedeutendsten der Halbinsel Guzurate war: Piladschi Guicowar, der Großvater, des jetzigen Maharatten Raja Anand Rau Guicowar nahm hier 1730 den Sitz, als er sein gegenwärtiges Reich errichtet und als Lehn von Sahu Raja empfangen hatte. (nach Hamilton.) (*Hassel.*)

Broderie, s. Spitzen.

Broderich, Steph., s. Ludwig II. von Ungarn und Schlacht von Mohacz.

BRODHAGEN (Peter Heinrich Christoph), Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg, wo er am 25. October 1753 von sehr armen Ältern geboren wurde, die ihn nur nothdürftig unterrichten lassen konnten. Mit dem Vorsatze, ein Seemann zu werden, studirte er unter drückenden Verhältnissen mathematische und nautische Wissenschaften, und fand an Büsch, der ihn 1777 durch eine Berechnung und Abzeichnung der Mondfinsterniß kennen lernte, einen väterlichen Wohlthäter. Dieser verschaffte ihm nicht nur eine Stelle im Gymnasium, sondern sorgte auch dafür, daß er 3 Jahre lang, bis 1782, in Göttingen studiren konnte, und als er von da zurück kam, übertrug er ihm den Unterricht in der Technologie, Chemie, Naturgeschichte und Warenkunde an der Handlungsakademie. Im J. 1790 ward Brodhagen Mitglied der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, hielt Vorlesungen für Seeleute, und als diese aufgegeben wurden, für auserwählte Zuhörer des Sonntags, nach eigens gedruckten Blättern. Büsch nahm ihn 1797 zu seinem Adjuncten im Lehramt der Mathematik am Gymnasium an, und als dieser 1800 starb, wurde er sein Nachfolger, und lehrte zugleich die Mathematik am Johanneum. Mehre Jahre vor seinem Tode wurde seine gemeinnützige Thätigkeit durch körperliche Leiden und eine Gemüthskrankheit gelähmt, die in völligen Wahnsinn ausartete, welches am 25. Mai 1805 zu Itzehoe seinen Tod zur Folge hatte. Bei einer einseitigen wissenschaftlichen Ausbildung (die alten Sprachen, Philosophie und Geschichte blieben ihm fremd) besaß er tiefe und gründliche Kentnisse in allem, was auf Mathematik, Technologie, Handlung und Münzwesen Beziehung hatte, nützte damit Vielen durch mündlichen Unterricht, und auch dem größeren Publikum durch folgende, mit Beifall aufgenommene, durch Gründlichkeit und Faßlichkeit sich empfehlende Schriften: Versuch einer Dynamik, zum Gebrauche derjenigen, die keine höhere Mathematik verstehen. Hamb. 1787 8. mit Kupf. Handbuch der theoret. und prakt. Arithmetik, zum Gebrauche derjenigen, die sich der Hand-

lung widmen wollen. Ebend. 1790. 8. Abhandlung von den verschiedenen bisher bekannten Methoden zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite, besonders in Rücksicht des Seemanns. Ebend. 1791. 4. (auch als erstes Stück der Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaften in Hamburg). Gemeinnützige Encyklopädie für Handwerker, Künstler und Fabrikanten, oder erste Kentnisse der Mathematik, Physik, Chemie und Technologie. Hamb. 1792—94. Zweite ganz umgearbeitete Aufl. Ebendas. 1799—1803. 3 Thle. 8. (die Technologie auch unter besond. Titel). Technologisches Bilderbuch. Ebend. 2 Hefte 1797. 4. und durch umgearbeitete Auflagen von Bohns wohlerfahrnem Kaufmann (gemeinschaftl. mit C. D. Ebeling), von Büschs Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerl. Lebens; viele Aufsätze in den hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten und in Büsch's und Ebelings Handlungsbibliothek. Mehre Jahre verfertigte er auch die Kalender von Hamburg, Altona, Lübeck, Bremen, Stade und Hildesheim*). (*Baur.*)

BRODIAEA, Sm., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Coronarien und der dritten Linné'schen Klasse, die sich durch eine doppelte Corolle auszeichnet. Die äußere ist sechstheilig, die innere besteht aus drei Blättchen, welche mit den Staubfäden verwachsen sind. Die Kapsel ist dreiklappig. 1. Br. *grandiflora* Sm., mit doldenartigen Blüthen und ungetheilten innern Blättchen. Auf den Salomons-Inseln. (Hookesia coronaria Salisb. parad. t. 98). 2. Br. *congesta* Sm., mit knopfförmiger Dolde und gespaltenen innern Blättchen. Eben daher. (Smith in Linn. transact. 10. t. 1.). 3. Br. *ixioides* Sims., mit drei Blüthen aus einer Scheide und pfriemenförmigen innern Blättchen. Aus Chili. (*Sprengel.*)

BRODY, eine der vorzüglichsten Städte Ostgaliziens im Zloczower Kreise (der vormals nach ihr Broderkreis hieß) und die größte Handelsstadt dieses Königreiches, mit beinahe gleichen Rechten, wie Triest u. Fiume. Sie liegt dicht an der russischen Grenze (dem ehemaligen Volhynien) und hat ungefähr 24,000 Einw., wovon 16,000 Juden sind. Diese treiben den hier blühenden Handel mit Rußland, und mit dem Reste der nordöstlichen türkischen Provinzen, in Pferden und Hornvieh, rohen und gegerbten Häuten, Talg, Wachs, Honig, Pelzwerk und Salz, größtentheils gegen bares Geld und einige wenige Produkte der östreichischen Fabriken. Es ist hier ein Hauptzollamt, und eine Hauptschule. Im J. 1783 u. 1801 brannte diese reiche, größtentheils aus hölzernen Häusern bestehende Stadt beinahe gänzlich ab. (*Schultes.*) — Sie hat 1 festes Schloß, 3 griech. und 1 kathol. Kirche, 1 Kloster der barmherzigen Schwestern mit einer Mädchenschule und 1 Hauptschule, 1 Synagoge und hohe jüdische Schule. (*H.*)

BRODER, (Christian Gottlob) zu Harthau bei Bischofswerda 1744 geboren, war zuerst Diakonus in Dessau, kam dann als Pastor nach Beuchte und Wedbingen im Hildesheimischen, wurde zuletzt daselbst Superintendent, und starb den 14. Februar 1819. Um die Verbesserung des lateinischen Elementarunterrichts hat er sich anerkannte, und nicht geringe Verdienste erworben, durch seine praktische Grammatik der lateinischen Sprache. Leipz. 1787; 16te Ausg. aufs neue durchgesehen, verb. und verm. von L. Ramshorn, 1822. gr. 8., die kleine lat. Grammatik mit leichten Lectionen für Anfänger. Ebend. 1795; 19te Ausg. aufs neue durchges. und verb. von L. Ramshorn, 1822. gr. 8. samt dem dazu gehörigen Wörterbuch, wovon 1822 die 16te Aufl. erschien, ohne mehre Nachdrücke, und sein elementarisches Lesebuch der lat. Sprache. Hanov. 1806, 4te Aufl. 1819. 8. Diese Schriften wurden durch ganz Teutschland in vielen Schulen eingeführt, und verdienten die Aufmerksamkeit und den Beifall der Schullehrer besonders wegen der hinzugefügten lehrreichen und mit Einsicht gewählten Beispiele, um dem Verstande nützliche Sachkentnisse und dem Herzen gute Lehren beizubringen. Daß der Verfasser über die Erfodernisse einer guten Sprachlehre nachgedacht habe, zeigt die Vorrede zu seiner größern Grammatik, und daß er seine Theorie auch glücklich auszuführen verstanden habe, beweist das ganze Buch; den Mangel an philosophischer Genauigkeit hat er mit den meisten früheren Sprachlehrern gemein. Als ein verunglückter Versuch ist zu betrachten: Die entdeckte Rangordnung der lateinischen Wörter, durch eine Regel bestimmt, und aus den Schriften des Cicero für die ganze Syntax völlig klar gemacht, mit erläuternden Anmerkungen. Hildesh. 1816. 8.; denn seine kurze und gründliche Beantwortung zweier Recensionen in der Jen. und Hall. allgem. Lit. Ztg. über das Buch: die entdeckte Rangordnung rc. Ebend. 1817. 8. widerlegt die ihm gemachten Einwendungen keineswegs befriedigend. Mehr Werth hat sein Neueingerichtetes Elementarwerk in Fragen und Gegenfragen. 1 Bd. Hanov. 1802. 8., das, mit Einsicht benutzt, ein zweckmäßiges Mittel darbietet, die Aufmerksamkeit der Kinder zu wecken, und ihren Verstand zu üben*). (*Baur.*)

BROEK, mit dem Beinamen im Waterlande, ein Dorf in dem Distrikt Hoorn der niederländ. Prov. Nordholland. Es enthält 158 Häus. und 780 Einw., worunter viele reiche Privatleute. Broek ist in ganz Holland wegen seiner großen Reinlichkeit, die jedoch zum Theil in das Übertriebene und Lächerliche fällt, bekannt; die Häuser sind nicht groß, alle zierlich gebauet und ohne Geschmack angestrichen, vor jedem Hause liegt ein Gärtchen. Die Hauptthür wird blos bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet, und nur durch eine Nebenthür ist der Eingang geöffnet, doch müssen die Schuhe zurückgelassen werden. Die Hauptzimmer und die Küche stehen mit allen Geräthschaften höchst geputzt und gesäubert da, während die Familie in einen Winkel zusammenkriecht, in einem Kamine die Speisen kocht. Das Pflaster der schmalen Dorfwege ist mit rothen und blau glasirten Ziegeln ausgelegt, und wird wie das Äußere der Häuser zu bestimten Zeiten gereinigt und gesäubert: man sieht im ganzen Dorfe keinen Koth — keinen Misthaufen. Die Einw. nähren sich übrigens vom Korn- und Viehhandel**) (*Hassel.*)

*) *Gurlitt* Narratio de vita Brodhagenii. Hamb. 1806. 4. und den Auszug daraus in der Hall. Lit. Ztg. 1806. No. 195. Meusels gel. Teutschl.

*) Meusels gel. Teutschl. mit allen Supplementen.

**) Außer andern Reisebeschr. sind hier die von Niemeyer und Archibald (v. Röder) zu vergleichen. (*H.*)

BROECK (Crispin van den), geb. zu Antwerpen ums J. 1530 lernte bei Franz Floris, und zeichnete sich unter den Geschichtsmalern seiner Zeit aus; vorzüglich malte er gern nackte Figuren. Auch als Kupferstecher, und Holzschneider in Helldunkel ist er bekannt, und hat in dieser Art lobenswerthe Werke geliefert. Da er in seinen Stichen den Namen oft verändert, so sind mehre irre geleitet, und haben aus den verschiedenen Veränderungen des Namens, eben so viele Personen gemacht, denn er nennt sich Crispin oder Crispyn, auch Crispiaen, Crispiniaen. Er starb in Holland und hinterließ eine Tochter, welche sich auch im Kupferstechen auszeichnete.*) Broecks Zeichen ist [monograms]. (*Weise.*)

BROEKHUIZEN, van (Johann), lat. Janus Bronkhusius, aus einer ansehnlichen Familie, die in den Religions-Verfolgungen unter der spanischen Herrschaft gelitten hatte, war den 20. Nov. 1649 zu Amsterdam geboren, wo sein Vater in der Kanzlei der Admiralität angestellt war. Von Kindheit an zeigte er große Neigung zu den Wissenschaften mit ausgezeichneten Talenten verbunden. Sein Gedächtniß war vorzüglich stark, so daß es ihm hinreichend war, eine Aufgabe von einem seiner Mitschüler aufsagen zu hören, um sie eben so gut in das Gedächtniß zu fassen, als ob er sie auswendig gelernt hätte. Nach dem Tode seines Vaters, den er früh verlor, genoß er einige Jahre den Unterricht des gelehrten Hadrianus Junius, wurde aber von einem Oheim zu einem Apotheker in die Lehre gegeben, wo er, ohne Neigung für seine aufgedrungene Bestimmung, nicht aufhörte, seine müßigen Stunden den Wissenschaften, vorzüglich der Poesie zu widmen. Nach Verlauf einiger Jahre vertauschte er die Apothekerkunst mit den Waffen; machte als Lieutenant im J. 1672 den Feldzug gegen die Franzosen mit, und ging 2 Jahre später mit seinem Regiment auf der Flotte des Admiral Ruyter nach Amerika. Auch diese Zeit war für die Wissenschaften nicht verloren. Auf dem Schiffe und während der Kriegsunternehmungen schrieb er lateinische Verse, in denen er den heldenmüthigen Tod seiner Kriegsgefährten besang. Eine poetische Übersetzung des 44ten Psalms schrieb er, während sein Schiff vor St. Domingo lag. Der Friede von Nimwegen (1678) führte ihn mit seinem Regimente in die Garnison von Utrecht, wo der Umgang mit dem Professor der Beredsamkeit Johann Georg Grävius seinen Fortschritten in der Kentniß des klassischen Alterthums förderlich war. Bei einem blutigen Zweikampf, dem er als Secundant beiwohnte, wurde er lebensgefährlich verwundet, und von der auf dieses Vergehen gesetzten Todesstrafe nur durch die Verwendung von Grävius bei dem Großpensionär Nicolaus Heinsius, der ihm Begnadigung von dem Statthalter verschaffte, gerettet. Da ihm nach dieser Zeit durch einen Platz bei der Garnison von Amsterdam eine ruhigere Stellung gegeben wurde, widmete er sich mit größerm Eifer als je dem Studium der lateinischen Dichter, vornehmlich des Tibull und Properz, wie auch einiger neuern Latinisten, die seine Muster in der Verskunst waren; gab sie mit reichen Anmerkungen heraus, und gesellte ihnen seine eignen Poesien in lateinischer und holländischer Sprache bei. Durch den Ryswycker Frieden (1697), dem die Entlassung der meisten Truppen folgte, ward seine Muße noch vermehrt, die er dann auf seinem Landhause Amstelveen vor den Thoren von Amsterdam in dem Umgang mit den Alten und einigen wenigen erwählten Freunden genoß. Zu diesen gehörte vornehmlich Peter Francius, ebenfalls ein ausgezeichneter lateinischer Dichter, an dessen Streitigkeiten mit Perizonius und Jensius Brouckhuys thätigen Antheil nahm. Er starb, nachdem er jene gelehrte Muße zehn Jahre genossen, ohne sein Landhaus wieder verlassen zu haben, im J. 1707 den 15. Dec. in einem Alter von 58 Jahren. Sein Andenken ist durch einen Panegyrikus des ältern Burmann, der sich unter seinen Reden findet, und ein, sechzig Jahre nach seinem Tode ihm errichtetes Denkmal verherrlicht worden. Sein Ruhm gründet sich eben so sehr auf sein poetisches Talent, als auf seine gelehrten Verdienste. Seine holländischen Gedichte (herausgegeben von Hoogstraaten. Amsterd. 1712. 8.*) erfreuten sich des Beifalls der Zeitgenossen; seine zahlreichen lateinischen aber, in denen eine reiche Ader mit Anmuth und Zierlichkeit strömt, werden auch noch jetzt mit Vergnügen gelesen. (Jani Bronkhusii Carmina. Trajecti ad Rhen. 1684. 12. und bereichert, in einem würdigen Äußern, ebenfalls von Hoogstraaten. 1711. 4. in 16 Büchern; wiederholt 1726.). Am meisten scheint ihm die Elegie gelungen zu seyn, in welcher Gattung er neben Lotichius zu stehen verdient. Als Philologen zeichnet ihn seine ausgebreitete Kentniß der lateinischen Sprache (des Griechischen war er nicht sehr kundig), emsige Benutzung kritischer Hilfsmittel und große Belesenheit in alten und neuen Dichtern aus. In seiner Kritik wird er mehr durch das Gefühl des Zierlichen, als durch scharfes und durchgreifendes Urtheil geleitet; und die Gelehrsamkeit, die er in seinen Anmerkungen ausschüttet, zeigt oft mehr Reichthum als Wahl. In seiner Ausgabe des Propertius (Amstelodami 1702. 4.) und des Tibullus, welche erst nach seinem Tode an das Licht trat (Amstelod. 1708. 4.) ist das auf dem Titel gegebene Versprechen einer sorgfältigen Reinigung aus Handschriften (ad fidem veterum membranarum sedulo castigati) nur auf das Einzelne zu beziehen, indem er sich bei keinem dieser Dichter eine Entfernung von Joseph Scaligers kühnen und willkührlichen Versetzungen gestattet hat. Keine dieser Ausgaben führt seinen Namen, so wie dieser auch seinen andern Werken erst nach seinem Tode beigesetzt worden ist. Sehr schätzbar ist seine Ausgabe der Werke von Sannazar, durch ihre Vollständigkeit und den Reichthum der ihnen beigefügten literarischen Anmerkungen; ihnen sind die Gedichte der Brüder Amalthei (Amstelod. 1689. 12.) beigefügt; und des Aonius Palearius (Pagliarici) mit Vermehrungen (Ebend. 1696. 8.), welche letztere Ausgabe Jöcher und andre mit Unrecht auf Grävius Rechnung schreiben. (*F. Jacobs.*)

*) S. *Descamps* T. I. p. 142., und Hubers Handb. Th. 5. S. 102. fg.

*) Dieser Ausgabe ist ein Leben des Verfassers beigegeben. Früher waren sie unter dem Titel Gedighten van *J. van Broekhuizen* en *J. Pluimer*. Amsteld. 1677 erschienen.

BRÖMSÅ, oder **Brömsebro-Strömmen**, ein Fluß, welcher die schwedischen Landschaften Blekingen und Småland scheidet, und einst das dänische vom schwedischen Gebiet trennte. Unweit seines Ausflusses ins Meer führt eine zweite Brücke über den Fluß, den hier eine Insel in zwei Arme theilt; über diese Brücke geht der Weg von Carlscrona in Blekingen nach Calmar und Småland, am jenseitigen Ufer, da wo eine zweite Brücke über den Fluß führt, liegt die erste småländische Station Bröms. Auf der Brücke wurde 1541 zwischen König Gustav I. und König Christian III. Friede geschlossen; 1572 zu König Johanns III. Zeit über das Wapen der drei Kronen verhandelt, und 1645 unter Königin Christina der für Schweden sehr vortheilhafte Friede von Brömsebro eingegangen. (*v. Schubert.*)

BRÖMSEBROOISCHER FRIEDE, abgeschlossen den 13. August 1645, endigte den, 1643 begonnenen Krieg zwischen Schweden und Dänemark, in welchem letztes Reich an erstes Jemteland, Herjedalen nebst den Inseln Gothland und Ösel auf ewig, Halland aber pfandweise auf 21 Jahre abtrat. Von den zwei Pommern angehenden Artikeln desselben hob der XVI. Art. den beschwerlichen, dänischen Zoll beim Ruden auf; und der XXXIV. Art. sagte zu: daß alle pommersche Städte und Wismar in dem zu Odensee am 25. Juli 1560 errichteten Vertrage (wegen Zollfreiheit im Sunde, die aber im Frieden 1720 aufgehoben ward) mit eingeschlossen seyn sollten. (Dähnerts Landesurkunden. II. Band. S. 489.) (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

BROEZINGEN, bedeutendes Pfarrdorf im großherzogl. badischen Oberamte Pforzheim, ¼ Meile von der Stadt Pforzheim, mit mehr als 156 Häus. und 1092 Einw., wegen der in seiner Gemarkung ums J. 1752 entdeckten vorzüglichen Trippelgrube, noch mehr aber wegen der dort vorbeiführenden alten Römerstraße und aufgefundenen röm. Steinschriften bemerkenswerth*). (*Leger.*)

Brogitarus, s. Dejotarus.

BROGLIE, Broglio, Broglia, ein aus Piemont abstammendes adeliges, seit dem 12. Jahrh. bekanntes Geschlecht, das sich im 14. Jahrh. in Quercy niederließ, in der Folge in Frankreich naturalisirt wurde, und besonders im 17. und 18. Jahrh. in Kriegsdiensten und in der Diplomatie sich auszeichnete. Wir bemerken folgende:

Broglie (Charles), Graf von Santena, Marquis von Dormans, franz. General-Lieutenant, der jüngste Sohn von Amadé Broglie, Grafen von Cortandon. Er stand seit 1645 in franz. Kriegsdiensten, wurde 1656 in Frankreich naturalisirt, und 1671 zum Marquis von Dormans erklärt, welche Herrschaft er 1660 von Armand von Bourbon, Prinzen von Conty, gekauft hatte. Die Feldzüge in Italien, Catalonien, Elsaß und Flandern gaben ihm Gelegenheit, sich als einen guten Soldaten bekannt zu machen, auch war er Gouverneur zu Bedfort im Elsaß, zu la Bassee in Flandern, und zu Avesnes in Hennegau, und starb den 17. Mai 1702 als ältester franz. General-Lieutenant**). Sein ältester Bruder

*) Wieland's Beiträge. Carlsruhe 1811. S. 213. u. 221.

**) *Anselme* hist. genealog. T. VII. 691. Forts. des allg. hist. Lex. Leipz. 1740. fol. S. 235.

Broglie (François Marie), Graf von Revel in Piemont, Marquis von Senanches, franz. General-Lieutenant, war zuerst Page, Kammerjunker und endlich Hauptmann in piemontesischen Diensten; durch den Kardinal Mazarini, der seine Talente kennen lernte, ließ er sich bewegen, unter sehr vortheilhaften Bedingungen sich zur franz. Armee zu begeben. In Catalonien, Flandern und bei den innerlichen Unruhen während der ersten Regirungsjahre Ludwigs XIV. fand er oft Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Einsichten zu erproben. Unter andern war er der erste, welcher bei dem Sturm auf Charenton die Leitern bestieg. Auch brachte er die Stadt Angers und die Landschaft Anjou wieder unter königl. Gewalt, wofür er 1652 den Ritterorden des heil. Geistes erhielt. In den Laufgräben von Valenza im Mailändischen bekam er einen tödtlichen Schuß, und starb den 2. Juli 1656 im 56ten Jahre*). Sein ältester Sohn war

Broglie (Victor Maurice, Graf v.), Marquis von Bregolles und Senonches, Marschall von Frankreich. Er bekam 1654 ein Regiment Infanterie und hatte einen rühmlichen Antheil an den Kriegen Ludwigs XIV., besonders in den Niederlanden. Zu Ende des J. 1674 kämpfte er in Teutschland unter Turenne, und wurde in dem Treffen bei Mühlhausen verwundet. Von 1688 bis 1703 war er Kommandant von Languedoc, 1724 erhielt er den Marschallsstab und starb den 4. August 1727 in seinem Schlosse zu Buhy im 88ten Jahre**). Sein dritter Sohn

Broglie (François Marie, Herzog v.), Marschall von Frankreich, geboren zu Paris den 11. Januar 1671, kam früh zur Armee, und diente in Teutschland, Italien und Flandern. Der spanische Successionskrieg, dessen wichtigsten Unternehmungen er beiwohnte, bot ihm viele Gelegenheit dar, sich rühmlich auszuzeichnen, und sich die Achtung der Marschälle Bouflers, Villeroi, Villars, Berwick, Montesquiou und Bezons, unter denen er commandirte, zu erwerben. Auch in den Jahren des Friedens, da er (seit 1719) Generaldirector der Kavallerie und der Dragoner und Gouverneur von Mont-Dauphin war, machte er sich dem Hofe so vortheilhaft bekant, daß ihm derselbe 1724 den Gesandtschaftsposten am englischen Hofe übertrug. Er begleitete im folgenden Jahre den König Georg I. von Großbritannien nach Hanover, und brachte daselbst am 3. Sept. 1725 einen Vertrag zwischen Frankreich, England und Preußen zu Stande, welcher den feindseligen Entwürfen des östreichischen und spanischen Hofes zur Schutzmauer dienen sollte. Erst 1731 wurde er, nachdem ihn der König zum Ritter der königl. Orden ernant hatte, zurückberufen, und als 1733 der polnische Successionskrieg seinen Anfang nahm, ging er als General-Lieutenant nach Italien, wo Villars den Oberbefehl hatte. Bei allen Operationen bewies er so viel Tapferkeit und Einsicht, daß er im Junius 1734 zum Marschall erhoben wurde, und mit dem Marschall Coigny die Armee kommandirte. In dem Treffen bei Parma (den 27. Jun. 1734), als

*) *Anselme* l. c. 693. und das angef. hist. Lex.

**) *Anselme* l. c. 685. und das angef. hist. Lex. Biogr. univ. T. VI.

die französische Armee von der kaiserlichen unter dem Grafen von Merey in ihren Verschanzungen angegriffen wurde, gab er ein Beispiel seltener Unerschrockenheit, und in dem Treffen bei Guastalla (den 19. September 1734) machte er 1200 Gefangene. Im J. 1739 erhielt er das wichtige Gouvernement der Stadt Strasburg und des ganzen Elsaßes, aber der östreichische Successionskrieg rief ihn 1741 von neuem ins Feld. Während Belle-Isle*), der die französische Armee in Böhmen kommandirte, als Bevollmächtigter der Kaiserwahl in Frankfurt beiwohnte, führte Broglie daselbst, bis zu dessen Rückkunft, das Oberkommando. In Verbindung mit dem Letztern hatte er auch an allen fernern Operationen, besonders an der muthvollen Vertheidigung von Prag, und an dem glänzenden Rückzuge aus Böhmen, rühmlichen Antheil. Er bekam darauf das Kommando in Baiern, zog sich aber, um seine geschwächte Armee nicht aufzuopfern, gegen den Willen des Hofes, zurück, und führte die Truppen durch Schwaben über den Rhein, im Jul. 1743. Dieser subordinationswidrige, aber patriotische Rückzug, zog ihm die Ungnade des Hofes zu. Er mußte sich nach Broglie in der Normandie zurückziehen, wo er den 22. Mai 1745 starb. Sein Diensteifer, seine Lebhaftigkeit und Freimüthigkeit verleiteten ihn wol zuweilen zu unbedachtsamen Reden und Schritten, aber seine angeborne Güte milderte bald wieder die Bitterkeit seiner Vorwürfe. Kurz zuvor, ehe er in Ungnade gefallen war, hatte ihm der König die herzogliche Würde ertheilt, indem er seine Baronie Ferrières in der Normandie zu einem Herzogthum erhob, unter dem Namen Broglie**). Sein ältester Sohn

Broglie (Victor François, Herzog v.), Marschall von Frankreich, teutscher Reichsfürst ic., war den 19. October 1718 geboren und anfangs Graf. Er diente zuerst unter seinem Vater in Italien, und erhielt, als er dessen Sieg bei Guastalla (den 19. Sept. 1734) dem Könige meldete, das Regiment Luxembourg. Auch im östreichischen Successionskriege diente er unter seinem Vater, erstieg Prag an der Spitze von drei piemontesischen Detachements, vereint mit Chevert, und bemächtigte sich des neuen Thores, durch welches die Franzosen eindrangen. Er wurde 1742 Generaladjutant der böhmischen Armee, und als er dem Könige die Nachricht von der Einnahme von Eger brachte, Brigadier. Als Generalmajor der Armee von Baiern ging er 1743 nach Frankreich zurück, und diente darauf am Rhein. Der Tod seines Vaters verschaffte ihm 1745 die herzogliche Würde, worauf er bis 1748 in den Niederlanden kämpfte, immer tapfer, wenn auch nicht immer glücklich. Seinen eigentlichen Feldherrnruhm begründete er im siebenjährigen Kriege, und unter den französischen Generalen, die damals in Teutschland kommandirten, war er einer der vorzüglichsten, aber die damalige franz. Maitressen-Regierung legte der Ausführung verständig angelegter Plane viele Hindernisse in den Weg. Er focht 1757 unter dem Marschall d'Estrées bei Hastembeck, bemächtigte sich Minden's und Rethem's, vereinigte sich in Sachsen mit Soubise, kehrte aber nach der Niederlage bei Roßbach zur Armee in Hanover zurück. Er nahm am 15. Jan. 1758 Bremen ein, ging dann nach Kassel, um in Hessen zu kommandiren, und zog sich in so guter Ordnung nach Köln zurück, daß die Feinde es nicht wagten, ihn zu verfolgen. Mit dem Anfange des J. 1759 ward er Ritter der königl. Orden und kommandirte in Frankfurt. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig nahm mit 30,000 Mann seinen Marsch dahin, und that am 13. April auf Broglie's Lager, der sich bei dem Dorfe Bergen unweit Frankfurt sehr vortheilhaft postirt hatte, einen heftigen Angriff, der aber völlig mislang; Broglie behauptete seinen Posten, und Ferdinand mußte sich, mit einem Verlust von 2000 Mann, über Fulda und Kassel in die vorigen Quartiere zurückziehen*). Dies war Broglie's berühmteste Waffenthat in diesem Kriege, welche der Kaiser mit der Würde eines teutschen Reichsfürsten belohnte. Unter dem Marschall Contades zwang er darauf die Feinde, Kassel und Minden zu räumen, nahm die letztere Stadt ein, wo der General Zastrow, 2 Fahnen, die Artillerie und Magazine aller Art in seine Hände fielen, und öffnete sich dadurch den Eintritt in Hanover. Die Niederlage, welche die Franzosen am 1. Aug. 1759 bei Minden erlitten, veranlaßte Uneinigkeit zwischen Contades und Broglie, indem jeder die Schuld auf den andern schob, doch scheint der Letztere zu dem großen erlittenen Verlust dadurch am meisten beigetragen zu haben, daß er, bei dem unvermutheten Anblick des überlegenen Feindes nicht entschlossen genug war, und seinen Posten verließ. Demungeachtet wurde Contades zurückgerufen, und Broglie erhielt im December 1759 das Hauptkommando zugleich mit dem Marschallsstab. Er eröffnete im Junius 1760 den Feldzug mit 130,000 Mann, von denen 100,000 in Westphalen, die übrigen aber am Rhein agiren sollten. Allein die Ausführung seiner gut angelegten Entwürfe wurde durch den Unwillen einiger Befehlshaber, die mit seiner rangwidrigen Beförderung unzufrieden waren, vielfach gehemmt, und im Anfange des J. 1762 gelang es seinen Feinden, ihn zu stürzen und von der Armee zu entfernen. Er verlor sein Gouvernement im Elsaß und wurde auf seine Güter verwiesen. Von sechs Heerführern, die nach einander die französische Armee in den ersten fünf Feldzügen des 7jährigen Krieges kommandirten; war nur Broglie, wenn er unabhängig agirte, einigermaßen glücklich, und eine Menge von Unfällen, welche die Franzosen nach seiner Entfernung trafen, rächten das ihm zugefügte Unrecht. Er beschäftigte sich in der Zurückgezogenheit mit der Erziehung seiner Kinder, wurde 1764 an den Hof zurückberufen, und erhielt das General-Gouvernement von Metz. Das Ungewitter, welches sein Vaterland von ferne bedrohte, sah er lange vorher, aber seine Rathschläge, es zu zertheilen, fanden kein Gehör. Als es wirklich zum Ausbruche kam, erhielt er den Befehl, sich an die Spitze der Armee zu stellen, welche der König im Julius 1789 zwischen Versailles und Paris zusammen ziehen wollte, um

*) Man sehe den Artikel Belle-Isle im 8. Theile dieser Encyclopädie, besonders 443 f.

**) (Ranfts) geneal. hist. Nachrichten 83 Th. S. 1008—1029. Biogr. univ. T. VI.

*) Tempelhofs Gesch. des 7jährigen Kriegs. 3 Th. 24 ff. Charakteristik der wichtigsten Begebenheiten des 7jährigen Kriegs. 2 Th. 33 ff.

während der Generalständeversamlung die Ruhe aufrecht zu erhalten. Da er dem Könige meldete, daß man sich auf die Treue der Truppen nicht verlassen könnte, ward er zum Kriegsminister ernant, allein er bekleidete diesen Posten nur wenige Tage, entfernte sich nach Luxembourg und ging von da nach Trier. Er kommandirte 1792 die Armee der Brüder Ludwigs XVI., ohne etwas auszurichten, errichtete 1794 ein Korps in Diensten Englands, das zu Ende 1796 entlassen wurde, und ging 1797 in russische Dienste mit demselben Charakter, den er in Frankreich gehabt hatte, doch außer Activität. Die Consular-Regirung lud ihn ein, nach Frankreich zurückzukehren, allein er starb 1804 in Münster im 86ten Lebensjahre. Uneigennützigkeit, Kentnisse, Thätigkeit und Tapferkeit gaben ihm gerechten Anspruch auf militärische Befehlshaberstellen; aber zu der Stelle eines ersten Befehlshabers gehörte ein durchdringenderer Geist und größere Umsicht, als ihm eigen war. Ein Bericht von seinen Feldzügen in Teutschland, aus seinen Papieren gezogen, findet man in den Mémoires historiques sur la guerre (de sept ans) par Mr. de Bourcet. Paris 1792. Vol. III. 8.*). Sein Bruder

Broglie (**Charles François, Graf v.**), Director des geheimen Ministeriums unter Ludwig XV., war den 20. August 1719 geboren. Er wählte die diplomatische Laufbahn, und kam 1752 als franz. Gesandter zu dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen August III. Als ein Mann von Kopf und Talenten, und zu geheimen Intriguen eben so geneigt als geschickt, wußte er sich vielen Einfluß auf die Entschließungen der Republik Polen zu verschaffen, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten nach seinem Willen zu lenken, und sich besonders unter dem Adel viele Anhänger zu verschaffen. Aber am französischen Hofe hatte er Gegner, die nach wenigen Jahren seine Zurückberufung bewirkten, ungeachtet er schon damals mit Ludwig XV. in unmittelbarem Briefwechsel stand. Als bald nachher der 7jährige Krieg ausbrach, ging er nach Teutschland, diente zuerst bei dem Reservecorps, das sein Bruder kommandirte, wurde 1760 General-Lieutenant, und machte sich im folgenden Jahre durch die schöne Vertheidigung von Kassel bemerklich. Nach der Wiederherstellung des Friedens übertrug ihm Ludwig XV. die Direction des sogenannten geheimen Ministeriums, das ihn in unmittelbare Verbindung mit dem Monarchen brachte. Broglie benahm sich zwar bei diesem schwierigen Geschäft mit vieler Klugheit, aber da das geheime Ministerium dem öffentlichen nicht selten entgegenwirkte, und mancherlei oft lächerliche Widersprüche daraus entstanden, so sah sich der König genöthigt ihn zu entfernen, jedoch nur zum Schein, denn auch in der Verbannung setzte er den geheimen Briefwechsel mit dem Könige fort. Zu Choiseuls Sturze trug er viel bei. Unter der Regirung Ludwigs XVI. verlor er allen Einfluß. Im J. 1781 erfolgte sein Tod**).

Broglie (**Claude Victor und Maurice Jean Madeleine, Prinzen v.**), Brüder, Söhne des obigen Marschalls Victor François. Der erstere wurde 1789 Deputirter des Adels von Colmar und Schlettstadt bei der Generalständeversamlung, und versah Adjutantendienste bei seinem Vater, als dieser berufen wurde, bei Paris Truppen zusammen zu ziehen. Als er bemerkte, welchen Gang die Revolution nahm, schlug er sich auf die Seite des Volks, ward Secretär und Präsident der Nationalversamlung. Im Julius 1792 ging er als Marechal de Camp zur Rheinarmee, allein er ward dieses Postens beraubt, als er die Beschlüsse vom 10. August, wegen einstweiliger Absetzung des Königs, nicht annehmen wollte. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Bourbonne les Bains kam er nach Paris, wurde daselbst dem Revolutionstribunal übergeben, und am 27. Junius 1794, in seinem 37. Jahre, guillotinirt. Man hat von ihm ein, der gesetzgebenden Versamlung erstattetes, Mémoire sur la défense des frontières de la Sarre et du Rhin. — Maurice Jean Madeleine, geb. den 5. Sept. 1766, wurde Geistlicher, verließ Frankreich beim Ausbruche der Revolution, und erhielt vom Könige von Preußen eine reiche Pfründe zu Posen. Napoleon ernannte ihn, nach seiner Rückkehr, zum kaiserl. Almosenier, und 1807 zum Bischof von Gent. Er zog sich 1810 die Ungnade des Kaisers zu, wurde verhaftet und später auf die Insel Marguerite an der Küste der Provence verwiesen. Der Sturz Napoleons gab ihm seine Freiheit wieder; er lebte dann zu Paris, wo er am 20. Julius 1821 starb. — Ein dritter Bruder, Prinz von Revel, der mit dem Vater auswanderte, starb in Teutschland in seinem 30. Jahre*). (*Baur.*)

BROGNI, **Brognier**, **de Broniac** (**Johann**), Kardinal und Bischof von Ostia, hieß eigentlich Johann Allarmet, und bekam den Namen Brogni von dem Dorfe dieses Namens unfern Anneci in Savoyen, wo er 1342 von armen Ältern geboren war. Reisende Geistliche, die sich, als er das Vieh hütete, mit ihm in ein Gespräch einließen, entdeckten bei ihm so treffliche geistige Anlagen und einen so frühreifen Verstand, daß sie ihm Gelegenheit verschafften, in dem nahen Genf den Wissenschaften obzuliegen. Die Fortschritte, die er hier und zu Avignon machte, waren so schnell und ausgezeichnet, daß man ihm bald die Doctorwürde ertheilte, und der Erzbischof von Vienne ihn zu seinem General-Vikar ernannte, Papst Clemens VII. aber, welcher zu Avignon residirte, ihm die Erziehung seines Neffen übertrug, und seine Verdienste 1385 durch Ertheilung der Kardinalswürde, des Bisthums Viviers und einige Zeit darauf des Erzbisthums von Arles belohnte. Benedict XIII., der Nachfolger Clemens VII., ernannte ihn zum Bischof von Ostia und zum Vicekanzler der römischen Kirche. So viel Verbindlichkeit Brogni diesem Papste hatte, so lag er ihm doch ernstlich an, durch Niederlegung der päpstlichen Würde dem ärgerlichen Schisma ein Ende zu machen, welches seit längerer Zeit die Kirche zerrüttete. Da seine Vorstellungen nichts wirkten, so begab er sich mit 10 andern Kardinälen nach Italien, um die Zusammenberufung des allgemeinen Conciliums nach Pisa zu be-

*) Biogr. univ. T. VI. Reichards moderne Biographie. 1 Th. 185.

**) Biogr. univ. T. VI.

*) Reichards moderne Biogr. 1 Th. 186. Biogr. univ. Leidenfrost's histor. biogr. Handwörterb. 1. Bd.

schleunigen. Alexander V., in Italien als Papst anerkant, bestätigte ihn in dem Bisthum Ostia, und ernannte ihn 1409 zum Kanzler der Kirche. Seine redliche Gesinnung und seine Uneigennützigkeit waren so anerkant, daß man ihm die Verwaltung sehr vieler Bisthümer übertrug, deren Einkünfte er zu gemeinnützigen Stiftungen oder zu dringenden Bedürfnissen der Kirche verwendete. Um den fortdauernden Spaltungen in der Kirche und Hussens Neuerungen ein Ziel zu setzen, begab er sich im August 1414 nach Costnitz, wo er auf der berühmten Kirchenversamlung, während der Vakanz des heil. Stuhles, in der 16ten bis zur 41sten Sitzung (1415—1417) das Präsidium führte, und tägliche Conferenzen mit dem Kaiser Sigismund, den Fürsten und Prälaten hatte, um den glücklichen Ausgang der Verhandlungen zu beschleunigen. Er sprach die Absetzungs-Sentenz gegen die Päpste Johann XXIII. und Gregor XII. aus, und da Benedict XIII. nicht zu bewegen war, freiwillig abzudanken, so erklärte er ihn, im Namen der Versamlung, für einen Schismatiker und Ketzer. In dem Conclave, welches darauf gehalten wurde, hatte er den Vorsitz, und, frei von ehrgeizigen Bestrebungen, lenkte er die Stimmen von sich auf den Kardinal Colonna, dem er, unter dem Namen Martin V, am 14. November 1417, die dreifache Krone aufsetzte. Nicht unbemerkt mag es bleiben, daß er zu Costnitz unter die Wenigen gehörte, die Hussen, den er in seinem Gefängnisse besuchte, mehr durch Güte als durch Strenge zum Widerrufe zu bewegen suchten. Als die Versamlung 1418 auseinander ging, begleitete er Martin V. nach Genf und Rom, und starb daselbst den 15. Febr. 1426. Sein Leichnam wurde, nach seinem Wunsche, zu Genf, in der Kapelle der Makkabäer, die er gestiftet hatte, beigesetzt. Er hatte in eben dieser Stadt auch eine Universität stiften wollen, aber da das Volk diesem Plane entgegen war, so gründete er zu Avignon das Collegium St. Nicolas für 24 Studirende und machte ihm ein schätzbares Vermächtniß mit seiner zahlreichen Bibliothek, in der viele Bücher von seiner eigenen Hand geschrieben waren. Zu Anneci und an mehren andern Orten baute er Hospitäler und Armenhäuser, legte Manufakturen zur Bekleidung der Dürftigen an, erleichterte Unvermögenden das Heirathen durch eine Ausstattung und speisete regelmäßig jeden Tag 30 Arme. Seiner eigenen niedrigen Abkunft schämte er sich so wenig, daß er vielmehr das Andenken an dieselbe durch Maler und Bildhauer zu erhalten trachtete*). (*Baur.*)

BROGNIART, Brongniart (Auguste Louis), Apotheker König Ludwigs XVI., als Chemiker und Naturforscher rühmlich bekant. Durch öffentliche Vorlesungen, die er zu Paris über Physik und Chemie hielt, zeichnete er sich in Hinsicht der Klarheit und Anwendbarkeit seiner Demonstrationen so vortheilhaft aus, daß er als Professor am Collegium der Pharmacie angestellt wurde. In der Revolutionsperiode war er Militär-Apotheker, Professor der Zoologie am republikanischen Museum, zuletzt Professor der Pharmacie an der pharmaceutischen Schule u. Administrator des Museums der Naturgeschichte. Er starb den 24. Februar 1804. Er schrieb: Tableau analytique des combinaisons et des decompositions de différentes substances, ou procedés de chymie 1778. 8., teutsch in Pfingsters Bibl. ausl. Chemie, Bd. 2—4; bearbeitete mit Tigny die Naturgeschichte der Insekten zu der Ausgabe von Büffons Werken von R. R. Castel, hatte Antheil an dem Dictionnaire des sciences naturelles, an dem Journal des Mines, und gab mit Hassenfratz 1792 das Journal des sciences, arts et métiers, und seit 1797 das Bulletin des sciences de la soc. philomath. heraus. Teutsch, mit Anmerkungen von G. Frick, erschien von ihm eine Abhandlung über die Farben, die man aus Metallkalken erhält, und die sich durch Schmelzen auf glasartige Körper befestigen lassen. Leipz. 1809. 4. aus dem Magazin der Erfindungen besonders abgedruckt *). (*Baur.*) — Ein Verwandter desselben, Alex. Theod. Br., geb. zu Paris 1739, gest. 1813, zeichnete sich als Baumeister durch die Aufführung vieler Hotels in Paris, und unter andern durch den Bau der pariser Börse aus; er ist der Vater des 1770 geb. Naturforschers Alex. Brogniart. (*H.*)

Brogniartin, s. Glauberit.

BROGNOLI (Antonio), geb. zu Brescia den 21. Dec. 1723, gest. daselbst den 13. Febr. 1807. Aus einer der ersten Patrizier-Familien gelangte er zu den höchsten Ämtern und Würden in seiner Vaterstadt. Er bekleidete sie mit Auszeichnung und verlieh ihnen einen noch würdigern Schmuck durch die Ausübung aller häuslichen und öffentlichen Tugenden. Namentlich stand er an der Spitze aller wissenschaftlichen Institute. Noch sehr jung huldigte er den Musen, denen er bis an sein Ende treu blieb. Sein Gedicht Il Prejudizio. Brescia 1766. in ottave rime genoß und verdiente die Ehre ins Engländische übersetzt zu werden. Seine ungedruckt gebliebene Übersetzung der Voltaireschen Olympia wird, so wie die mehrsten seiner Dichtungen, für Muster in ihrer Art gehalten. Seiner Vaterlandsliebe verdankt man das treffliche Werk über den glänzendsten Abschnitt der Geschichte von Brescia, betitelt: Memorie aneddote spettanti all' assedio di Brescia dell' anno 1438, ed alle cose relative al medesimo. Brescia 1780. 8. und die Elogi de' Bresciani per dottrina eccellenti del Secolo XVIII. Brescia 1785. 8., ausgezeichnet durch Sprache und die Beweise der verschiedenartigsten Kentnisse †).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BROHME, geschlossenes adeliges Gericht in der hanöv. Prov. Lüneburg, liegt an der Aller und Ohre, enthält 46,656 kalenb. Morgen und ein Stück des Drömlings, und zählt in 1 Marktflecken, 8 Dörfern und 168

*) *Ughelli* Italia sacra T. I. Mémoires pour l'histoire ecclesiast. des diocèses de Savoie, par Besson. Nancy (Anneci) 1759. 4. Hist. de Jean d'Alonzier Allarmet de Brogni, cardinal de Viviers (par l'abbé Giraud Soulavie). Par. 1774. 12. wurde nur für Freunde in wenigen Exemplaren gedruckt. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Pillet).

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. Ersch's gel. Frankr.

†) Vgl. *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia. Tom. VI. p. 2133.; *Moschini* Della Letteratura Veneziana del Secolo XVIII. Venez. 1806. I. p. 80.; *Gio. Batt. Corniani* Elogio di Antonio Brognoli Bresciano. Brescia MDCCCVII. 8. und *Girolamo Monti* All' ombra di Antonio Brognoli. Brescia 1808.

Häus. 1092 Einw., die Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht und Holzverkauf ernähren. Besitzer ist der Graf v. Schulenburg-Wolfsburg, welcher es 1742 von der Familie von Bartensleben an sich gebracht; früherhin besaßen es die von der Knesenbeck und in den ältesten Zeiten die von Karo. Hauptort ist der Marktflecken Brohme an der Ohre, 2¼ Meilen von Vorsfelde, jetzt nur mit 57 Häus., 403 Einw. und 1 gräfl. Schlosse, der aber sonst blühender gewesen seyn muß, da ihn eine Urkunde von 1203 eine Stadt nent. (*Hassel.*)

BROICH, Schloß und Herrschaft im Kr. Essen, Reg. Bez. von Düsseldorf, Prov. Jülich, Cleve und Berg, mit 685 Einw. Gleichen Namen führen andere Ortschaften in demselben Reg. Bez., so wie in den Reg. Bez. von Köln und Aachen. (*H.*)

BROKAT, wird ein seidenes Zeug genant, in dessen Grunde sich Gold- und Silberfäden befinden, und welches auch wol eingewebte Blumen mit Gold- und Silberfäden enthält. — Brokatel, heißt ein grobes *halbseidenes* oder ganz seidenes Zeug mit erhabenen broschirten Blumen. Es ist oft zu Tapeten angewandt worden. — Brokatpapier, wird ein gefärbtes Papier mit aufgedruckten Goldfiguren genant, das ehedem zu Verzierungen von Kinderbüchern, Pappenware rc. gebraucht wurde, jetzt aber fast gar nicht mehr vorkomt. (*Poppe.*)

BROKENBAI, eine Bai auf der Ostküste des Australlandes in der brit. Prov. Neusüdwales. Sie breitet sich unter 33° 34′ südl. Br. u. 169° 1′ L. aus, hat einen weiten Umfang und zerfällt in mehre Abtheilungen, die einen guten Ankerplatz für die größten Schiffe gewähren. Der Eingang ist ¾ Meilen breit und 8 bis 10 Faden tief. In diese Bai mündet sich der Hawkesbury. (*Hassel.*)

BROKEN ISLAND, 1) Eiland in einer Bai auf der Nordküste der Australinsel Neuguinea unter 2° 55′ s. Br. u. 152° 46′ L. 2) Eiland im Golf von Bengalen, nahe an der birmanischen Küste und zu diesem Reiche gehörig, unter 16° 30′ nördl. Br. u. 112° 2′ L. 3) Gruppe von kleinen Eilanden in der Bai von Bengalen, der birmanischen Küste von Aracan gegenüber unter 19° 58′ n. Br. u. 110° 30′ L. (*Hassel.*)

BROMAGUS oder Bromagum, eine Zwischenstation (Mansio) an der großen römischen Heerstraße, die aus Italien nach Germanien führte. In einigen Ausgaben des Itinerarii Antonini wird dieser Name Bramagum [1]), auf der theodosischen Karte aber Viromagus geschrieben. Nach beiden zählt man VIIII. M. P. bis Viviscus, und VI. M. P. bis Minidunum, wodurch die zwar noch immer nicht völlig bestimmte Lage des Orts nicht füglich anderswo als in der nächsten Umgegend des jetzigen schweizerischen Dorfes Promazens an der Broye im Kanton Freiburg gesucht werden darf. Für diese nach dem Vorgang bewährter Kenner [2]), von Franz Ludwig von Haller [3]) entwickelte Ansicht sprechen, außer der auffallenden Ähnlichkeit zwischen den Wörtern Bromagus und Promazens, daß sogar in alten Urkunden Bromagens heißt [4]), die bei dem Dorfe gefundenen römischen Alterthümer, die Spuren der vorbeiführenden altrömischen Heerstraße, die man deutlich von Vevey aus über Attalens, Bossonens, Palaisieux, Oron und Promazens bis Moudon verfolgen kann, endlich die Entfernung des vorletzten Orts von den beiden oben erwähnten Hauptstationen. Jedenfalls dünkt es uns schwieriger darzuthun, daß Bromagus am Lac de Bré [5]), bei Rue selbst [6]), bei Barroman [7]), oder bei Romont [8]), oder endlich gar bei Baugi [9]) gelegen habe. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Brombeere, s. Rubus.

BROMBERG (poln. Bydgoszez), Immediat- u. Hauptstadt des davon benannten Regirungsbezirks in der Prov. Posen, — von 1807 bis 15 Hauptort eines Dep. im Herzogthum Warschau (35° 40′ 41″ L. 53° 7′ 27″ Br.), liegt an der schiffbaren Brahe, und hat mit Einschluß 3 Vorstädte, an 560 Häus., mit 6000 Einw., die größtentheils Protestanten sind und sehr verschiedenartige Gewerbe, wie auch Schiffahrt und Handel treiben, der durch den bromberger Kanal (s. nachher) befördert wird. Außer der Regirung ist auch hier ein Oberlandesgericht und ein Gymnasium, 1 evangel. und 2 kathol. Kirchen mit 3 Klöstern; außerdem hat die Stadt ein großes königl. Getreidemagazin, ein Gestüte und eine Kaserne, 3 Hospitäler und 1 Arbeitshaus. — Der Regirungsbezirk von Br., von den Reg. Bez. Frankfurt, Marienwerder u. Posen, so wie von Polen begränzt, enthält in 9 Kreisen (Bromberg, Inowrazlaw, Wongrowiec, Gnesen, Czarnikow, Wirsitz, Schubin, Mogilno und Chodziesen), auf 210 □M. an 222,000 Einw. (*H.*)

Bromberger Kanal, auf Befehl Friedrichs II. durch den geheimen Finanzrath von Brenkenhof, zwischen den J. 1772 bis 1775 mit einem Kostenaufwande von 684,111 Thlr. angelegt, und durch die Verbindung der schiffbaren Brahe mit der Netze die Weichsel, Oder, Spree, Havel und Elbe vereinigend, fließt von Nakel bis Bromberg, ungefähr 4 M. lang; seine Normalbreite ist 5 Ruthen, die Tiefe 3½ Fuß. Die jährlichen Unterhaltungskosten wurden auf 5536 Thaler angegeben, und bei Erneuerung der ursprünglich hölzernen zehn Schleusen, 1792 wurden mit einem Kostenaufwande von 487,114 Thlr. vier Schleusen aus Holz und sechs aus Klinkern

1) Joh. Bapt. Plantin, schreibt ihn Bromagus. Siehe dessen Helvetia antiqua et nova. Tiguri MDCCXXXVII. p. 207. 2) *Aeg. Tschudy* Gallia Comata p. 167. *d'Anville* Notice de l'ancienne Gaule. Paris 1760. p. 180. Dictionnaire de la Suisse. Genève MDCCXXXVIII. I. p. 267. Bochat a. m. O.

3) Historisch-topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft. 2te Auflage. Bern 1817. II. S. 236. 4) *Bridel* Le Conservateur Suisse, Lausanne 1817. VIII. p. 39. 5) *Hadr. Valesii* Notitia Galliarum. Parisiis 1675. p. 102. *Phil. Cluverii* Germania antiqua. LB. 1616. Libr. II. cap. 4. Plantin a. a. O. Haller a. a. O. S. 79 und 307. *Sinner* Voyage historique et littéraire dans la Suisse occidentale. MDCCLXXXVII. II. p. 263. 6) *Jos. Simler* Vallesiae descriptio Lib. I. *Franc. Guillimann* De rebus Helvetiorum Lib. I. p. 40. Gottl. Eman. v. Haller Bibliothek der Schweizergeschichte, Bern 1786. IV. S. 215. Plantin a. a. O. 7) Stumpf Chronik VIII. 22. nach Leonard Meister's Histor. Lexikon von der Schweiz. Ulm, 1796. I. S. 168. 8) Bridel a. a. O. 9) Histoire du Pays-de-Vaud. Lausanne 1809. p. 58. Gazette de France du 25. Octobre 1809.

erbaut [1]). Der Boden, durch den er geht, ist niedrig und sumpfig, gegen die Brahe zu abschüssig, und hat gegen die Netze zu wenig Gefälle. Dieser letzte Fluß ist unweit der Turmühle aufgestaut, und ein Kanal aus ihm geleitet, durch welchen der bromberger Kanal ungefähr in seiner Mitte bespeiset wird. Er trägt Fahrzeuge von 5—600 Zentnern. (*v. Baczco.*)

BROME (Richard), ein engländischer Schauspieldichter, unter der Regirung König Karls I., ein Zeitgenosse von Decker, Ford, Shirley, und ein treuer Anhänger und Nachahmer Ben Jonson's, dessen Bedienter er gewesen war. Seine Komödien, 15 an der Zahl, waren bei seinen Zeitgenossen beliebt, und die meisten derselben sind in dem Covent-Garden-Theater oft mit großem Beifall aufgeführt worden. Auch fehlt es ihnen nicht an treffenden Charakterzeichnungen aus dem Leben, originellen Fabeln und glücklichen Zügen von Witz und Laune. Alexander Brome sammelte diese Stücke und gab sie in 2 Oktavbänden heraus; jedoch hat er nur 10 in seine Ausgabe aufgenommen. Five new Plays by Richard Brome. London 1653. 8. Five other new Plays. Ebend. 1659. 8. Früher sind sie einzeln in den Jahren ihrer Aufführung gedruckt worden. Für das gelungenste Stück von Brome gilt The jovial Crew or the merry Beggars. 1652. 4. und in der Samlung. Einige seiner dramatischen Arbeiten sind verloren gegangen. Auch an den Lancashire Witches des Thomas Heywood soll er Antheil haben. Er starb 1652.*). (*W. Müller.*)

Brome (Alexander), ein englischer Dichter, geb. 1620, gest. 1666. Er war unter der Regirung König Karls I. Advokat in dem Gerichtshofe des Lord Mayor und bewährte sich in den Zeiten der bürgerlichen Spaltungen und Kriege, welche sein Leben umfaßt, als einen treuen und eifrigen Anhänger der königl. Partei, deren beliebter Sänger er war. Auch werden ihm viele damals erschienene Epigramme und Spottlieder gegen das Rump-Parliament zugeschrieben, und von seinen bacchischen Gesängen gelten einige als klassisch. Diese seine kleineren Gedichte erschienen gesammelt 1661 unter dem Titel: Songs and Poems. Brome hat auch Theil an der Übersezzung des Horaz mit Fanshaw, Holiday, Cowley u. Andern. Sie erschien 1666 und ist wiederholt aufgelegt worden. Außerdem gab er die dramatischen Werke des Richard Brome (s. d. vor. Artikel) und ein eigenes Lustspiel, The cunning Lovers, heraus, welches 1651 aufgeführt und in demselben Jahre in 4. gedruckt worden ist †). (*W. Müller.*)

1) Andere Nachrichten geben überhaupt nur 9, noch andre 11 Schleusen an.

*) S. *Langbaine's* Lives of Engl. Poets. *Baker's* Biogr. Dramat. *Dodsley's* Collect. of Old Plays. vol. X. p. 322.

†) S. *Langbaine's* Lives of Engl. Poets. *Grangers* Biogr. hist. *Baker's* Biogr. Dram. *Campbell's* Specimens etc. T. IV. p. 63. — Noch ein engl. Schriftsteller hat den Namen Brome: James Brome, der Verfasser einer Reisebeschreibung: Travels over England, Scotland and Wales. London 1694. 8. (unter dem Namen Roger) und 1707. 8. unter des Verfassers wahrem Namen.

BROMELIEEN. So heißt eine natürliche Pflanzenfamilie, welche zur 6ten Linné'schen Klasse gehört, an die Coronarien gränzt, aber durch eine doppelte dreiblätterige obere Blumenhülle sich auszeichnet. Die Frucht ist eine dreifächerige Beere oder Kapsel. Es gehören zu dieser Familie folgende Gattungen: Bromelia *L.*, Guzmannia, Poursetia und Clachmea *R.* et *P.*. Pitcarnia *Herit.*, Tillandsia *L.*, Cartonema *R. Br.* und Cleanthospora * (Bonapartea *R.* et *P.*) (*Sprengel.*)

BROMELIA, nannte Linné nach dem im J. 1705 zu Gothenburg verstorbenen Arzte Ol. Bromel (Verfasser einer Chloris Goth. und and. Schriften) eine Pflanzen-Gattung aus der ebenerwähnten natürlichen Familie der Bromelieen und der 6ten Linné'schen Klasse, die sich durch dreitheiligen Kelch und Corolle auszeichnet, deren Staubfäden auf der Corolle stehen, und die unter dem Kelch eine dreifächerige vielsamige Beere trägt. Folgendes sind die bekannten Arten:

I. Mit dornig gesägten oder gezähnten Blättern.

1) Die Blüthen in Ähren.

1) Br. Ananas, mit dornig gezähnten zugespitzten blaugrünen Blättern, die Ähre in einen Schopf ausgehend. Dies ist die bekannte Ananas (s. diesen Artikel). 2) Br. *semiserrata* W., vielleicht nur Abart, und blos dadurch unterschieden, daß die Blätter nur an der Spitze dornige Zähne haben und nicht blaugrün sind. 3) Br. *lingulata*, mit gesägten, dornigen, stumpfen, aufrecht stehenden Blättern, zusammengesetzter Ähre und wechselsweise stehenden Ährchen. In Westindien. 4) Br. *bracteata* Sw., mit gesägten dornigen Blättchen, doppelt zusammengesetzten Ähren, gefärbten Bracteen und Kelchen, deren Spitzen hakenförmig gekrümmt sind. Jamaica. 5) Br. *fastuosa* Lindl., der vorigen ähnlich, aber durch sehr schmale Bracteen und gerade aufrecht stehende Kelche unterschieden. Mexico. 6) Br. *melanantha* Ker., mit aufrechtstehenden blaugrünen stumpflichen, gewimpert dornigen Blättern, einem wolligen einfachen Schaft, ungetheilter Ähre, trocknen glattrandigen Bracteen und kugeligen fleischigen wolligen Kelchen. Auf der Insel Trinidad. 7) Br. *nudicaulis*, mit grünen zugespitzten, gesägten, dornigen Blättern, einem Schaft, der mit gefärbten Bracteen gedeckt ist, einfacher Ähre und stumpflichen Kelchen. Aus Brasilien. (*Br.* pyramidalis *Curt.*). 8) Br. *lutea* Meyer., mit zungenförmig gewimperten dornigen Blättern, einem wolligen Schaft, der mit Bracteen gedeckt ist, einer zusammengesetzten nickenden Ähre und gestachelten Bracteen und Kelchen. In Surinam. 9) Br. *Mertensii* Meyer., mit zungenförmigen in Dornen auslaufenden und am Rande mit Dornen besetzten Blättern, einem zottigen Schaft, mit Bracteen bedeckt, einer zusammengesetzten Ähre und stumpfen Bracteen und Kelchen, die einen krautartigen Stachel haben. In Surinam. 10) Br. *incarnata* R. et P., mit zungenförmigen gestachelten gesägten Blättern, einer zusammengesetzen Ähre, stumpfen Bracteen und zugespitzten Kelchen. Peru. 11) Br. *sphacelata* R. et P., mit schwertförmigen, sehr stark zugespitzten gewimperten gestachelten Blättern, abgestutzten

Ähren in den Blattachseln, lanzetförmigen Bracteen, die in der Mitte einen gleichsam verbrannten Fleck haben und zugespitzten Kelchen. In Chili.

2) Die Blüthen ungestielt und gehäuft.

12) Br. *Karatas*, mit gezähnten dornigen aufrecht stehenden Blättern, und gedrängt angehäuften Blumen, die unmittelbar aus der Wurzel kommen. In Westindien. 13) Br. *humilis* Jacqu., mit sehr langen gezähnten dornigen flach an einander stehenden Blättern, die aus den Achseln Sprossen treiben, gedrängt gehäuften Blumen fast unmittelbar aus der Wurzel, mit gefärbten Bracteen und stumpfen Kelchen. In Westindien. 14) Br. *bicolor* R. et P. mit gewimperten dornigen lang zugespitzten Blättern, die mit Filz bedeckt sind, angehäuften ungestielten Blüthen, spathelförmigen Bracteen und pulverigen Kelchen. In Chili.

3) Mit gestielten Blüthen in Trauben oder Rispen.

15) Br. *pallida* Ker., mit entfernt stehenden dornigen Wimpern an den zugespitzten Blättern, fast traubenförmigen zerstreuten Blüthenstielen und zugespitzten Kelchen. In Südamerika. 16) Br. *Pinguin*, mit gezähnten dornigen Blättern und einer schlaffen Blumentraube an der Spitze des Stamms. In Westindien. 17) Br. *chrysantha* Jacqu., mit gewimperten dornigen Blättern, zusammengesetzter Blüthentraube, die kürzer als die Blätter ist, und lanzetförmigen gezähnten Bracteen. In Südamerika. 18) Br. *paniculigera* Sw., mit gesägten dornigen Blättern, einem Schaft, der mit lanzetförmigen Bracteen bekleidet ist, und zusammengesetzter mit Filz bedeckter Blüthentraube. In Westindien. 19) Br. *sylvestris* W., mit gewimperten dornigen Blättern, einer zusammengesetzten Blüthentraube, und großen langen Bracteen, unter denen die einzelen Blüthentrauben versteckt sind. In Brasilien. 20) Br. *Acanga*, mit zurück gekrümmten gewimperten dornigen Blättern und einer zerstreuten Rispe. In Brasilien.

II. Mit glattrandigen Blättern.

21) Br. *lucida* W., mit ganz glattrandigen leuchtenden Blättern und einem Blätterschopf an der Spitze der Ähre. In Südamerika. (*Sprengel.*)

BROMIOS, ein Beiname des Dionysos, den man von dem Gekrach des Donners, worunter er geboren ward, ableitet *). Andere dachten an den Lärm, und das Getöse, womit ihn die Mänaden begleiten, nach dem Fragment Pindars: *βρόμος ἔχει ἄσπετον ὕλην·* Suidas leitet den Beinamen gar von *βόρα* Nahrung ab, woraus *βόριμος* und durch Versetzung *βρόμιος* geworden, also Förderer des Wachsthums der Früchte. *Βρόμος* hätte ihn auf das Knistern der Fackeln bei den nächtlichen Orgien führen können. (*Ricklefs.*)

Bromiskos, s. Bormiskos.

BROMLEY, 1) Marktfl. in der Grafschaft Kent des Königr. England, am Ravensburn, hat 3000 Einwohner, die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten, und ist bekant wegen seines Kollegiums, das Bischof Warner von Rochester unter der Regirung Karls II. für 40 arme Priestersöhne gestiftet hat. — Eine Gruppe von Eilanden auf der Westseite des Eingangs zum Busen von Carpentaria des Australlandes unter 11° 52′ s. Br. u. 154° 7′ L. belegen. (*Hassel.*)

BROMNITZK oder Bronnitzü, eine neue Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Moskau, an der Moskwa 55° 20′ Br. und 55° 40′ L., 7¼ M. von Moskau, nicht weit von dem weißen oder Beloe-See. Sie hat 266 hölzerne Häuser, 2 Kirchen, 1 Kreisschule, Brantwein- und Salzmagazine, 1 Stuterei, welche der Krone gehört, 1 Gerberei, 2 Leinwandfärbereien und über 1700 Einwohner, welche Handwerke und Produktenhandel treiben. Nicht weit davon ist eine ansehnliche Tuchmanufaktur, mit 615 Arbeitern beiderlei Geschlechts und 60 Stühlen. Sie liefert jährlich gegen 240,000 Ellen Soldatentuch für die Armee und Flotte. Ihr Boden in der Umgegend ist fruchtbar. Im Kreise sind eine Menge Seen, darunter der Beloe (weiße See), Jgumnowo, der Osda u. Perowo die größten sind, und 24 Töpfereien, auch 2 Salmiak- und Vitriolwerke. Die Bewohner desselben treiben meistens Ackerbau und Viehzucht, auch einen starken Holzhandel nach Moskau *). — Ein anderer Ort gleiches Namens, ein Kirchdorf und eine Poststation vom obigen, liegt an der großen Straße von Petersburg nach Moskau, 5 M. von Nowgorod. Unter des Zaars Michael Feodorowitsch Regirung zwar hier 1614 das Hauptlager des russischen 5800 Mann starken Corps, unter dem Befehl des Generals und Fürsten Dmitri Timofnewitsch Trubezkoi, zwischen welchem und den Schweden ein Treffen vorfiel. (*J. Ch. Petri.*)

BROMSGROVE, Marktfl. in der brit. Grafschaft Worcester des Königr. England, am Salwarp, hat 1 Kirche, mehre Armenhäuser, 1 Freischule, 1178 Häuser und 3000 Einw., die Leinweberei unterhalten und Nägel, Nadeln und kleine Eisenware verfertigen, auch 1 Wochen- u. 2 Jahrmärkte halten. Er hat die Rechte eines Boroughs u. sendet 2 Dep. zum Parliament. (*Hassel.*)

BROMUS, eine Grasgattung unter dem Namen Trespe in Teutschland bekant, zeichnet sich durch folgende Merkmale aus. Vielblüthige Ährchen stehen in einer Rispe. Die äußere Corollenspelze ist an der Spitze zart gespalten und hat unter der Spitze eine Granne. Folgende Arten sind mir bekant:

I. Jährige, und zwar: a) mit schlaffer, offen stehender Rispe. 1) Br. *secalinus*, die gemeine Ackertrespe, mit etwas nickender Rispe, ablangen zusammen gedrückten 8blüthigen unbehaarten Ährchen, offen stehenden Blüthchen, gebogenen kurzen Grannen, und schwach behaarten Blättern. Unter dem Getreide in ganz Europa und dem mittlern Asien. 2) Br. *squarrosus*, mit nickender Rispe, ablangen etwas zusammen gedrückten zehnblüthigen unbehaarten oder behaarten Ährchen, langen sparrigen Gran-

*) Etym. M. *Βρόμος* und *Βρόμιος*; *Diod.* IV, 5.

*) Istoritscheskoje i topograf. Opissanie Gorodow Moskowskoi Gubernii, d. i. histor. und topograph. Beschr. der Städte im moskauschen Gouvernement, Moskau 1787. und *Mackinowitz* Slovar geograf. Rossiiskago Gossudarstwo, d. h. geograph. Wörterbuch des russ. Reichs, Moskau, 1801. 6. B.

nen und etwas zottigen Blättern und Blattscheiden. In Europa und Asien. (*Br.* **velutinus** *Schrad.*, **villosus** *Gmel.* und **iaponicus** *Thunb.* sind Abarten). 3) **Br.** *multiflorus* Host., mit aufrechter, späterhin etwas nikkender Rispe, lanzetförmigen achtblüthigen zusammengedrückten Ährchen, auf einander geschuppten Blüthchen, offen stehenden Grannen, und rauhhaarigen Blättern und Blattscheiden. Im südlichen Teutschland. (*B.* **patulus** *Mert.*) 4) Br. *volgensis* *, mit nickender schlaffer einfacher Rispe, ablangen zehnblüthigen schwach behaarten Ährchen, geraden Grannen, die länger als die Spelzen sind, und behaarten Blättern und Blattscheiden. Im südlichen Rußland. 5) Br. *segetum* Humb., mit schlaffer nickender Rispe, deren Äste scharf sind, ablangen sechsblüthigen fast glatten Ährchen, abstehenden Blüthen, gerade stehenden Grannen, die so lang sind als die Spelzen und auf der Oberfläche behaarten Blättern. In Quito. 6) Br. *arvensis*, mit an der Spitze nickender Rispe, lanzetförmigen zusammengedrückten zehnblüthigen glatten Ährchen, dicht geschuppten Blüthchen, gerade stehenden Grannen von der Länge der Spelzen, und behaarten Blättern und Blattscheiden. In Europa, Asien und Amerika. (*Br.* **multiflorus** *Weig.* u. **versicolor** *Poll.*). 7) **Br.** *pitensis* Humb., mit schlaffer Rispe, deren Äste sehr lang und scharf sind, lanzetförmigen zusammengedrückten fünfblüthigen schwach behaarten Ährchen, sehr kurzen Grannen und glatten Blättern. In Südamerika. 8) Br. *sterilis*, mit nickender einfacher Rispe, deren Äste sehr lang sind, linien-, lanzetförmigen an der Spitze erweiterten späterhin zusammengedrückten siebenblüthigen scharfen Ährchen, deren Grannen gerade stehen und länger als die Spelzen sind, und schwach behaarten Blättern. In ganz Europa. 9) Br. *tectorum*, mit nickender zusammengesetzter Rispe, deren Zweige scharf sind, hängenden sechsblüthigen behaarten Ährchen, Grannen, die so lang sind als die Spelze, und behaarten Blättern. In ganz Europa. 10) Br. *lividus* Humb., mit wenigblüthiger Rispe, lanzetförmigen dreiblüthigen zusammengedrückten scharfen Ährchen, sehr kurzen Grannen, pfriemenförmigen glatten Blättern und Blattscheiden. In Südamerika. 11) Br. *lanatus* Humb., mit einfacher wenigblüthiger Rispe, deren Äste quirlförmig und zottig sind, lanzetförmigen fünfblüthigen wolligen Ährchen, sehr kurzen Grannen und auf der Oberfläche behaarten Blättern. In Quito. 12) Br. *procerus* Humb., mit nikkender Rispe, ablangen zusammengedrückten siebenblüthigen scharfen Ährchen, sehr kurzen Grannen, auf der Oberfläche behaarten Blättern und gestreiften Blattscheiden. In Quito. 13) Br. *pilosus* Willd. Herb., mit schlaffer Rispe, deren Äste zu zweien sparrig abstehen, einzelen sechsblüthigen Ährchen, offen stehenden gegrannten Kelchen, hinfälligen scharfen Blüthen und schmalen behaarten Blättern. Auf den Mascarenhas. 14) Br. *Caldasii* Humb., mit nickender einfacher Rispe, ablangen vierblüthigen scharfen sehr kurzen gegrannten Ährchen, gestreiften Blättern und Blattscheiden und einem lang vorstehenden zerrissenen Blatthäutchen. In Quito.— b) Mit aufrechter zusammengezogener Rispe. 15) Br. *rigens*, mit einfacher Rispe, lanzetförmigen zusammengedrückten an der Spitze erweiterten vierblüthigen kurz gestielten behaarten Ährchen, gerade stehenden Grannen von der Länge des Ährchens und fast glatten Blättern und Blattscheiden. In Portugal. (*Br.* **varius** *Brot.*). 16) Br. *rigidus* Roth., mit straffer einfacher Rispe, an der Spitze verdickten Stielchen, lanzetförmigen zusammengedrückten fünfblüthigen Ährchen, offen stehenden Blüthchen, rauhen und gerade stehenden Grannen, die so lang als die Spelzen sind, und rauhhaarigen Blättern und Blattscheiden. In Italien und Griechenland. (*Br.* **rubens** *Host.* **nitidus** *Clark.*). 17) Br. *rubens*, mit büschelartiger fast eiförmiger Rispe, nicht an der Spitze verdickten Stielchen, lanzetförmigen sechsblüthigen röthlichen zottigen Ährchen, offen stehenden Grannen von der Länge der Spelzen und weichhaarigen Blättern. Im südlichen Europa. *Br.* **ligusticus** *Allion. Micheli Sav.*). 18) Br. *madritensis*, mit aufrechter gezipfelter zusammengezogener Rispe, etwas an der Spitze verdickten Stielchen, lanzetförmigen fünfblüthigen an der Spitze erweiterten scharfen Ährchen, zwei Antheren in den Blüthchen, geraden Grannen, die länger sind als die Spelze, und fast glatten Blättern. In England, dem südl. Europa und dem nördl. Afrika. (*Br.* **diandrus** *Sm.* **gynandrus** *Roth.*, **iubatus** *Tenor.*, **maximus** *Desf.*, **hordeiformis** *Lam.*). 19) Br. *confertus* MB., mit aufrechter ablanger Rispe, lanzetförmigen zehnblüthigen sehr kurz gestielten etwas rauhhaarigen Ährchen, offen stehenden Grannen und behaarten Blättern. Auf dem Kaukasus. 20) Br. *Alopecuros* Vahl., mit ablanger zusammengezogener Rispe, büschelartig stehenden lanzetförmigen sehr kurz gestielten zwölfblüthigen fast glatten Ährchen, sparrigen Grannen, etwas rauhhaarigen Blättern und weich zottiger Blattscheide. In Sicilien, Spanien und dem nördl. Afrika. (*Br.* **contortus** *Desf.*) 21) Br. *lanceolatus* Roth., mit traubenartiger lanzetförmiger etwas zusammengezogener Rispe, lanzetförmigen achtblüthigen glatten oder etwas behaarten Ährchen, sparrigen Grannen und schwach behaarten Blättern. Im südl. Europa. (*Br.* **divaricatus** *Lois.*, **lanuginosus** *Poir.*, **turgidus** *Lam.*). 22) Br. *macrostachys* Desf., mit traubenartiger Rispe, rundlichen, sehr langen fast zwanzigblüthigen glatten Ährchen, offen stehenden Grannen, glatten Blättern und etwas rauhhaarigen Blattscheiden. In Italien und dem nördl. Afrika.

II. Zweijährige. 23) Br. *commutatus* Schrad., mit nickender schlaffer Rispe, lanzetförmigen zusammengedrückten zehnblüthigen unbehaarten Ährchen, dicht geschuppten Blüthchen, geraden Grannen, die länger sind als die Spelzen und weich zottigen Blättern. In Europa. (*Br.* **multiflorus** *Roth.*, **racemosus** *Willd.*). 24) Br. *racemosus*, mit aufrechter Rispe, ablang eiförmigen zusammengedrückten achtblüthigen unbehaarten Ährchen, dicht geschuppten Blüthchen, deren äußere Spelze an der Spitze nicht eingeschnitten ist, geraden Grannen, die so lang sind als die Spelze und fast glatten Blättern. In Europa. (*Br.* **pratensis** *Ehrh.* **simplex** *Gaud.*). 25) Br. *mollis*, mit aufrechter Rispe, ablangen zusammengedrückten achtblüthigen schwach behaarten Ährchen, der äußern Spelze an der Spitze eingeschnitten, geraden Grannen von der Länge der Spelzen und sehr weichhaarigen Blättern. Durch ganz Europa. 26) Br. *verticillatus* Cav., mit offen stehender Rispe, deren Äste in horizontalen Quirlen stehen und sehr lang sind,

ablangen zwölfblüthigen glatten Ährchen, kürzern Grannen als die Spelzen, und unbehaarten Blättern. In Spanien. Br. *scoparius*, mit büschelartiger Rispe, sehr kurz gestielten glatten Ährchen und offen stehenden Grannen. In Spanien und Griechenland. 28) Br. *pectinatus* Thunb., mit offen stehender Rispe, eiförmigen glatten Ährchen, Grannen die so lang sind als die Spelze, und zottigen Blättern. Am Kap.

III. Perennirende. 29) Br. *inermis*, mit aufrechter Rispe, linienförmigen rundlichen sechsblüthigen glatten Ährchen, dicht geschuppten Blüthchen, die entweder sehr kurz gegrannt oder fast ungegrannt sind, glatten Blättern und kriechender Wurzel. Durch ganz Europa. 30) Br. *pratensis* *, mit offen stehender etwas nickender Rispe, linienförmigen achtblüthigen glatten Ährchen, dicht geschuppten fast ungegrannten Blüthchen, scharfen Blättern und faseriger Wurzel. (Festuca elatior *L.*, pratensis *Huds.*). 31) Br. *elatior* *, mit offen stehender sehr ästiger Rispe, eilanzetförmigen fast büschelartig stehenden fünfblüthigen sehr kurz gegrannten Ährchen, etwas steifen glatten Blättern und kriechender Wurzel. Durch ganz Europa. (Festuca elatior *L.* arundinacea *Schreb.*, *Br.* litoreus *Retz.*). 32) Br. *erectus* Huds., mit aufrechter Rispe, linien-lanzetförmigen zusammengedrückten achtblüthigen scharfen Ährchen, geraden Grannen, die so lang sind als die Spelzen, schwach behaarten oder gewimperten, schmalern oder breitern Blättern. Durch ganz Europa. (*Br.* agrestis *All.*, perennis *Vill.*, arvensis *Lam.*, angustifolius *MB.*, laxus *Horn.*, longiflorus *Willd.*, Festuca montana *Sav.*, sind theils Synonyme, theils Abarten). 33) Br. *asper*, mit nickender Rispe, linien-lanzetförmigen zusammengedrückten achtblüthigen schwach behaarten Ährchen, offen stehenden Blüthchen, geraden Grannen, die kürzer sind als die Spelzen und rauhhaarigen Blättern und Blattscheiden. Durch ganz Europa. (*Br.* nemorosus *Vill.*, hirsutus *Curt.*, hirsutissimus *Cyrill.*, dumetorum *Lam.*, montanus *Poll.*). 34) Br. *giganteus*, mit offen stehender an der Spitze nickender Rispe, lanzetförmigen fünfblüthigen zusammengedrückten unbehaarten Ährchen, gebogenen Grannen, die länger als die Spelzen sind und breiten scharfen Blättern. In Büschen und Wäldern durch ganz Europa. 35) Br. *ciliatus*, mit schlaffer hängender Rispe, lanzetförmigen achtblüthigen zottigen Ährchen, geraden Grannen, die länger als die Spelzen sind und behaarten Blättern u. Blattscheiden. In Nordamerika. (*Br.* canadensis *Mx.*). 36) Br. *purgans*, mit schlaffer hängender Rispe, lanzetförmigen achtblüthigen behaarten Ährchen, geraden Grannen, die kürzer als die Spelzen sind, breiten glatten Blättern und rückwärts behaarten Blattscheidrn. In Nordamerika. 37) Br. *pubescens* Mühlb., mit etwas nickender Rispe, lanzetförmigen achtblüthigen behaarten Ährchen, gebogenen Grannen, die so lang als die Spelzen sind, lanzetförmigen auf der Oberfläche behaarten Blättern und fast glatten Blattscheiden. In Nordamerika. 38) Br. *catharticus* Vahl., mit aufrecht und offen stehender Rispe, breit lanzetförmigen achtblüthigen gestreiften scharfen Ährchen, Grannen, die kürzer als die Spelze sind, sehr langen Blättern und fleischiger knolliger Wurzel. In Chili. 39) Br. *altissimus* Pursh., mit nickender Rispe, ablangen sechsblüthigen behaarten Ährchen, Grannen, die kürzer als die Spelzen sind, sehr hohem Halm und glatten Blättern und Blattscheiden. Am Missuri. 40) Br. *arenarius* Labill., mit nickender Rispe, ablangen fünfblüthigen behaarten Ährchen, Grannen, die länger als die Spelzen sind und zottigen Blättern u. Blattscheiden. In Neuholland. (*Br.* australis *R. Br.*). 41) Br. *glaucus* Lapeyr., mit schlaffer nickender Rispe, lanzetförmigen achtblüthigen behaarten Ährchen, etwas abstehenden Blüthen, sehr kurzen geraden Grannen, oberwärts klebrigem Halm, und blaugrünen zusammengewickelten Blättern. Auf den Pyrenäen. 42) Br. *pallens* Cav., mit aufrechter etwas zusammengezogener Rispe, fünfblüthigen Ährchen, sehr langen Grannen, und glatten Blättern. Auf Manila. 43) Br. *albidus* MB., mit traubenartiger zusammengezogener Rispe, schmalen rundlichen unbehaarten Ährchen, sehr kurzen Grannen, und flachen kahlen Blättern. Auf dem Kaukasus. 44) Br. *variegatus* MB., mit traubenartiger zusammengezogener Rispe, lanzetförmigen nervösen zusammengedrückten fast glatten Ährchen, geraden Grannen, die kürzer als die Spelzen sind, behaarten Blättern und glatten Blattscheiden. Auf dem Kaukasus. 45) Br. *tomentosus* Trin., mit aufrechter Rispe, lanzetförmigen glatten Ährchen, Grannen, die kürzer als die Spelzen sind, straffen weich filzigen Blättern und Blattscheiden. Im nördlichen Persien. (*Sprengel.*)

BROMWICK, gemeiniglich Westbromwick, ein Kirchspiel in der brit. Grafsch. Stafford des Königr. England, mit 7485 Einw., die sich fast gänzlich von Manufakturen u. Handel nähren. (*Hassel.*)

Bronchien, Bronchialdrüsen, s. Luftwege.

BRONCHORST, auch von Branchorst (Johann), bekant unter dem Namen Neomagus oder Noviomagus, wie er sich auf den Titeln einiger seiner Schriften nannte, weil er, wenn nicht zu Nimwegen, doch in der Nähe zu Bronchorst 1494 geboren war. Nachdem er den philosophischen Cursus vollendet, und zu Köln ein philosophisches Lehramt bekleidet hatte, kam er als Professor der Mathematik nach Rostock, und erhielt zugleich die Inspektion über die öffentliche Stadtschule. Ums Jahr 1546 ging er als Rektor der Schule nach Deventer, begab sich aber kurz vor seinem Tode, der Religionsverfolgungen wegen, wiederum nach Köln, und starb daselbst 1570. Er war ein einsichtsvoller Kenner der alten Sprachen, Philosophie und Mathematik, und beförderte zum Drucke: De astrolabii compositione. Colon. 1533. 12. De numeris libri II.. quorum prior logisticen et veterum numerandi consuetudinem, posterior theoremata numerorum complectitur. Par. 1539; 1544. 12. Scholia in dialecticam Georgii Trapezuntii, adjecto Gilberti Porretani libello de principiis, interprete Hermolao Barbaro, et suis ad eum scholiis. Colon. 1536; Par. 1537; Lugd. 1537. 8. Bedae presbyteri opuscula. Colon. 1537. fol., mit Anmerk. vom Herausgeber, die Physik, Chronologie und den Kalender betreffend. Ptolemaei libri octo de geographia, e graeco denuo traducti. Colon. 1540. 12., eine gute, mit Zuziehung griechischer Manuscripte, verfertigte Übersetzung, mit einem Register der Städte und Landschaften,

die in dem Buche vorkommen. Etymologia grammaticae latinae, öfters gedruckt, u. e. a. *). — Sein Sohn, Eberhard Bronchorst, geboren zu Deventer 1554, studirte zu Köln die Rechte, besuchte die Hochschulen zu Marburg, Erfurt u. Wittenberg, und erhielt 1579 zu Basel die juristische Doktorwürde. Er folgte 1581 einem Rufe als Professor der Rechte nach Erfurt, und wurde nach 2 Jahren Bürgermeister zu Deventer. Von den Spaniern vertrieben, begab er sich nach Leiden, wo ihm 1587 ein juristisches Lehramt übertragen wurde, welches er bis an seinen Tod, den 27 Mai 1627, mit vielem Ruhme bekleidete. Wegen seiner außerordentlichen Gedächtnißkraft nannte man ihn Pater legum. Seine, jetzt vergessenen, praktischen Schriften wurden oft gedruckt, besonders seine Controversiarum juris centuriae, und sein Commentarius in titulum Digestorum de diversis regulis juris antiqui. Man hat von ihm auch eine lateinische Übersetzung der Proverbia Graecorum, die Scaliger in einem Werke, Stromateos genant, sammelte **). (*Baur.*)

BRONCHUS. Eine von mir [1]) aufgestellte Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites) mit gebrochenen Fühlern. Sie unterscheidet sich durch einen kurzen, dicken, parallelepipedischen Rüssel, mit verdickter Spitze, der unten durch eine Querfurche vom Kopfe getrent wird; kurze, an der Spitze des Rüssels eingesetzte Fühler, mit siebengliedriger Schnur; langen walzigen Körper ohne Schildchen und Flügel und lange Beine mit abgestutzten Schienen. Es sind nur wenige, meistens im südlichen Afrika einheimische Arten bekant, die sich durch dunkle oder schwarze Farbe, und einen mit Dornen oder Beulen besetzten Körper auszeichnen. Es gehören dahin: *Bronchus calvus*, Curculio calvus Herbst; *Bronchus capensis*, Curculio capensis Linn.; *Bronchus crispatus*, Curculio crispatus Fabr. u. einige andere. (*Germar.*)

Brongniart, s. Brogniart.

BRONGOS, nach *Herod.* IV, 49, ein Fluß in Thrakien, der den Angros aufnimt, und sich in den Ister ergießt, die Morawa oder Moldawa, bei *Strab.* VII, 5, 12, Margos und Bargos, bei *Plin.* III, 27, der ihn aus Dardanien kommen läßt, Margis und bei *Ptol.* III, 11 Moschios, vielleicht Monsios. — Peucer hielt ihn für die jetzige Save oder Sau. (*Ricklefs.*)

BRONKHORST, Marktfl. im Distr. Zütphen, der niederl. Prov. Geldern an der Yssel, hat 280 Einw. u. gehört als eine Herrlichkeit der Familie Raasveld. Von derselben führen die Grafen von Bronkhorst, die die vormalige unmittelbare Grafschaft Gronsfeld besaßen, den Namen. (*Hassel.*)

BRONKHORST 1) Peter van, geb. zu Delft 1588, gest. 1661, ein geschickter Perspektivmaler, der seine Werke mit schönen Figuren staffirte; Descamps *) rühmt vorzüglich zwei seiner Gemälde als Meisterstücke: das Urtheil Salomons, im Rathhause zu Delft, und Christus, der die Verkäufer aus dem Tempel treibt. Seine Werke sind fleißig ausgeführt, die Architektur richtig verstanden, und die Figuren gut gestellt. (*Weise.*) — 2) Johann van, geb. zu Utrecht 1603, war ein Schüler Joh. Verburgs in der Glasmalerei, worin er es zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit brachte. Vorzüglich rühmt man seine Glasmalerei an der neuen Kirche zu Amsterdam. Durch seine Freundschaft mit Poelemburg ward er angereizt, sich auch in der Ölmalerei zu versuchen, und war auch hierin nicht unglücklich. — 3) Der Pastetenbäcker Joh. Bronkhorst, geb. zu Leiden 1648 und gest. zu Hoorn 1726, beschäftigte sich mit der Malerei zu seinem Vergnügen. Er malte hauptsächlich Vögel mit Wasserfarben nach der Natur, und man rühmt die Feinheit seines Pinsels, die Treue seiner Nachahmung und die Harmonie seiner Farben. (*H.*)

BRONTE, Stadt in Sicilien, zur Intendanz von Catania gehörig, mit dem Titel eines Herzogthums, welches dem berühmten Nelson verliehen war. Es liegt am Giarreta und zählt gegen 10,000 gewerbfleißige Einwohner, welche namentlich regenfeste Tücher und Leinewand verfertigen und viele Mandeln und Pistazien bauen. (*W. Müller.*)

BRONTES. Unter diesem Namen stellt Denys-Montfort Arten der Gattung Murex L. et Lam., deren Schale ein rundliches oder abgeplattetes Gewinde, rundliche Mündung, glatte, nach außen schneidende Spindellippe, schneidende äußere Lippe und einen sehr langen röhrenförmigen Kanal hat, als besondere Gattung auf, wozu z. B. Murex Haustellum von ihm gerechnet wird. S. Murex. (*Nitzsch.*)

Brontes, s. Kyklopen u. Uleiota.

Bronteus, s. Tantalos.

BRONTIA, Bronte ein fabelhafter Stein des Alterthums, der mit Gewitter zu Erde fallen soll, worunter wahrscheinlich unsere Meteorsteine verstanden sind; zu bedauern ist es, daß Plinius (37, 10.) diesen Stein nicht näher charakterisirt. (*Keferstein.*)

BRONZE, aes campanum s. caldarium, bronzo, eine dunkelgoldfarbige, glänzende, spröde, zerbrechliche, harte, sehr dichte, und klingende Metallverbindung aus Kupfer u. Zinn. Je nach den verschiedenen Mischungsverhältnissen dieser beiden Metalle mit und ohne Zinkzusatz rc., und je nach ihrer technischen Bestimmung heißt sie bald Glockenspeise (Glockengut, Glockenmetall), (s. dies. Artikel), bald Kanonen- oder Stückgut. Das Aes der alten Römer (s. Aes), bestand blos aus Kupfer mit 4 — 5 Proc. Zinn. — Aus Herkulanum grub man alte übersilberte Gefäße von Bronze aus, welche 12½ Zinn auf 100 Kupfer enthält. — Zu unserer heutigen Bronze setzt man 16 Theile Kupferblech mit 1 Zinn

*) *Scaliger* in Scaligeranis secundis. voc. *Fabricii* Bibl. med. lat. T. IV. 318. *Freytag* analect. literar. 636. Ejusd. Adparat. literar. T. III. 210. *Paquot* Mém. T. I. 83 — 118. Etwas von gel. Rostockischen Sachen, Jahrg. 1739. S. 471—474. Krey's Andenken an Rost. Gel. 5. St. 20. **) *Cunaei* Oratt. cum not. Christ. Cellarii. Lips. 1693. 8. p. 262. *Wittenii* Memor. Ictor. Dec. II. p. 126. Sinceri Leben großer Juristen 1. Th. 138. Mém. de Niceron T. XLIII. 332. *Sweertii* Athenae Belg. 233; *Revii* Daventria. 668. *Paquot* Mém. T. I. 86. *Freheri* Theatr. P. II. Sect. IV. 1045. Motschmanns gel. Erfurt 5te Saml. 714.

1) Ins. spec. nov. p. 332.

*) T. 1. p. 173.

schichtweise in den Ofen, und schmelzt beides bei starkem Feuer zusammen. Nach Ravrio's neuesten Versuchen besteht die Bronze, welche sich am besten vergolden läßt, aus 82 Theilen Kupfer, 18 Zink, 3 Zinn u. 1½ Blei; oder aus 82 Kupfer, 18 Zink, 1 Zinn u. 3 Blei.

Diese Composition wählt man vorzugsweise zu Statuen und andern Kunstgebilden, die in freier Luft stehen sollen, weil das Zinn weit weniger orydabel ist, mithin nicht so leicht rostet als das Kupfer, daß dann in dieser Verbindung sich ebenfalls weniger orydirt, und länger jeder Witterung widersteht. Zugleich erleichtert aber die größere Schmelzbarkeit einer solchen Bronzenmasse die glückliche Verfertigung größerer oder kleinerer Gußwerke daraus.

Von dem goldfarbigen Aes caldarium der Alten, einer Bronzeart, sind neuerlich wieder Fabrikate unter dem Namen caldarisches Erz bekant geworden; auch hat man aus einer der antiken Bronze gleichen Masse Medaillen geprägt, die denen von Athen und Syrakus vollkommen ähnlich sind (s. Schweigger's a. Journ. d. Ch. 2c. XXV. S. 91. 2c. (*Th. Schreger.*)

Bronzirbronze, bronze à bronzer, ein glänzendes metallisches Pulver aus fein zerriebener Bronze, welches man auf alle Arten von Stoffen anbringt, um sie zu bronziren, oder ihnen eine unechte Vergoldung oder Versilberung zu geben (s. Bronziren). — Um das Kupfer zu bronziren, und ihm einen Luft oder Regen abhaltenden Glanz zu geben, überziehen die Chinesen das mit Asche und Weinessig glänzend gewaschene, und an der Sonne abgetrocknete Metall mit einem Teige von 5 Theilen Salmiak, gleichviel Alaun, 2 Theilen Grünspan, Zinnober und Knochen oder Hörnern mit genug Wasser eingeteigt. (*Th. Schreger.*)

Bronziren heißt: 1) zerkleinerte Bronze mit einem Firniß auf irgend einen Körper auftragen, oder diesen mit Musivgold, d. i. einer Composition aus den kleingeriebenen Abfällen des geschlagenen Metallgoldes, oder auch aus Wismuth, Salmiak, Zink, gelbem Schwefel u. Quecksilber, oder aus einem durch flüssiges Schwefelkali in einer salpetersauren Zinnauflösung gemachten, getrockneten und in einer Retorte mit der Hälfte Schwefel und dem 4. Theile Salmiak versetzten Niederschlage, oder mit irgend einer andern Bronzirbronze überziehen, um ihn gegen mancherlei äußere schädliche Einflüsse zu verwahren, z. B. Metall- oder Gipsbüsten, Gemälderahmen 2c.; 2) kann Schießgewehr u. a. Eisen- oder Stahlgeräthe, damit es nicht roste, bronzirt (geglänzt, gebräunt oder brünirt), d. i. braun gebeizt werden, wenn man es, polirt und mit trocknem, feinem Kalke 2c. rein abgerieben, entweder über warmen Salzgeist hält, oder mit einem Gemisch aus Spießglanzöl und Baumöl dünn und gleichförmig überpinselt, und so lange trocknen läßt, bis es mit einer braunen Rostfarbe überall gleich bedeckt ist, dann in der Wärme mit Öl bestreicht, und mit einem wollenen Wischtuch so lange reibt, bis keine Rostfarbe mehr abschmuzt; oder man bestreicht das Eisen mit durch ½ Wasser verdünntem Scheidewasser, und läßt es über Feuer, oder, wenn es Schießgewehr ist, durch eine in den Lauf gesteckte glühende Stange lichtbraun anlaufen, oder man läßt das Gewehr in Pechöl 8 — 14 Tage lang liegen, bis es sich mit einer Bronzehaut überzieht. Das sogenannte englische Bronzirsalz für denselben Zweck, das man jetzt auch zu Paris und München im Großen bereitet, ist salzsaures krystallisirtes Spießglanz (krystallisirte Spießglanzbutter); 3) dient zur Bronzemalerei auf Porzellan, Wedgewood 2c., ein Bronzepulver aus einem gut getrockneten Niederschlage des in Königswasser aufgelösten Kupfergoldes 2c. [1]). Endlich wird 4) die lufttrockne Thonware gleichsam bronzirt, wenn man den Rauch von grünem Holze, von Pech, Ölhefen 2c., die deshalb in das Feuer geworfen werden, daran streichen läßt, so lange sie darin steht. (*Th. Schreger.*)

BROOKE, Grafschaft im nordamer. State Virginia, durch den Ohio vom State Ohio geschieden, 1820 mit 6631 Einw., worunter 332 Sklaven; ein wellenförmig ebenes und malerisches Land, das guten Boden und eine hinreichende Bewässerung besitzt und einen starken Obstbau (besonders Pfirschen) unterhält. Der Hauptort ist Wellsburg. (*Hassel.*)

BROOKE (Henry), *) ein um die Mitte des vorig. Jahrh. berühmt gewordner engl. Dichter, wurde 1706 in der irländischen Grafschaft Cavan geb., wo sein Vater eine geistliche Stelle bekleidete. Er studirte die Rechte zu Dublin und verließ diese Universität schon in seinem 17. Jahre, um sich im Tempel zu London zur juristischen Praxis vorzubereiten. Pope und Swift, denen er empfohlen war, zeichneten ihn während seines ersten Aufenthalts in der Hauptstadt aus und ermunterten ihn zur Herausgabe seines Jugendgedichts: Universal Beauty, welches ein Vorbild des Botanic Garden von Darwin gewesen zu seyn scheint. Er ließ sich bald darauf in Dublin als Advokat nieder, mag aber wol in diesem Fache weder besondern Eifer gezeigt, noch viel Beschäftigung gefunden haben; und eine sehr frühe Heirath mit einer schönen Verwandten belastete den aufstrebenden Geist des jungen Mannes mit häuslichen Sorgen, die ihn zu dem Entschlusse bewogen, sein Glück in England als Schriftsteller zu versuchen. Die Partei, welche dort gegen den Minister Walpole wirksam war, nahm den freisinnigen und eifrigen Patrioten Brooke mit offenen Armen auf und soll ihn zur Abfassung seines Trauerspiels Gustavus Vasa vermocht haben, in welchem, nach der allgemeinen Sage, der tyrannische Minister Trollio ein Porträt Walpole's seyn sollte. Das Stück war schon zur Aufführung im Drury-Lane-Theater bestimt und vorbereitet, als der Lord-Kammerherr die Darstellung desselben untersagte. Nun ließ Brooke seine Arbeit drucken und sie hatte einen reißenden Absatz. (Gustavus Vasa. tragedy. Lond. 1738. 8.) Er lebte hierauf eine Zeit lang ziemlich behaglich von dem Erwerb, welchen die Herausgabe seiner Tragödie ihm verschafft hatte, zu Twickenham in der Nähe von Pope, bis seine Gesundheit und vielleicht auch die Bitten seiner Frau, die nicht ohne Grund wegen der Einmischung ihres

1) Mehre Compositionen zum Bräunen der Flintenläufe, s. i. Polytechn. Journ. v. J. G. Dingler IX. 3. S. 347. 2c.

*) Dieser Henry Brooke muß wol unterschieden werden von dem gleichnamigen Herausgeber des Demosthenes und Aeschines (Orationes de Legatione) Oxford. 1721. 8.

heftigen Gatten in die politischen Händel Englands besorgt war, ihn zur Rückkehr nach Irland vermochten. Hier schrieb er während der Rebellion seiner Landsleute die Farmer's Letters, eine Nachahmung der bekannten Drapier's Letters von Swift, und trat auch wieder als Advokat auf den Schauplatz, namentlich zur Vertheidigung der unterdrückten Katholiken. Seine bald nach der Stillung des irländischen Aufstandes in Dublin aufgeführte Oper, Jack the Giant-Queller, hatte ein ähnliches Schicksal, wie sein Gustavus Vasa; sie wurde unmittelbar nach der ersten Darstellung von der Regirung verboten, aber um desto lebhafter von dem lesenden Publikum aufgenommen. Von seinen folgenden Dramen ist nur das Trauerspiel The Earl of Essex **) in London auf die Bühne gebracht worden, im J. 1761, und zwar nicht ohne Beifall. Er hat 15 dramatische Stücke, theils Opern, theils Trauerspiele und Lustspiele, geschrieben, welche sich in der Samlung seiner Werke finden. Alle zeichnen sich durch die Energie und das Feuer der freien und patriotischen Gesinnung aus, welche ihrem Dichter eigen war; aber abgesehn von diesem moralischen und politischen Charakter, sind sie meist alle geschickt angelegt, und ihre Handlung entwickelt sich leicht und natürlich. Ihre Sprache ist kräftig und lebhaft, aber nicht überall besonders korrekt und wohlklingend. Noch ist eine Novelle von ihm sehr beliebt und fast populär geworden, unter dem Titel: The fool of Quality. Seine letzten Lebensjahre scheinen sehr unglücklich gewesen zu seyn. Er hatte eine zahlreiche Familie und Verwandtschaft zu ernähren, und zerrüttete sein Vermögen durch eine übermäßige Freigebigkeit. Das Amt eines Barrack-Master, welches er bis zu seinem Tode bekleidete, war nicht einträglich genug, um den Bedürfnissen seines Hauses und seines Herzens zu genügen, und sein Erwerb als Schriftsteller hatte sich allmälig sehr geschmälert. Dazu kam der Verlust seiner Gattin nach einer 50jährigen Ehe und der Tod mehrer Kinder. Diese Leiden und Unglücksfälle griffen seine Geisteskräfte empfindlicher an, als seinen Körper; und einige seiner letzten schriftstellerischen Arbeiten tragen manche Spuren von Schwäche und Zerrüttung des Verstandes an sich. Er starb im J. 1783. Eine Samlung seiner Werke erschien zu London 1778 in vier Oktavbänden ***). (*W. Müller.*)

BROOKFIELD, 1) eine Ortschaft in der Grafsch. Strafford des Stats Neuhampshire, mit 657 Einw. — 2) Ortschaft in der Grafschaft Orange des nordamerik. Stats Vermont, mit 1384 Einw. — 3) Ortschaft in der Grafsch. Worcester des nordam. Stats Massachusetts, am Quinebaugh, zählt 2 Kirchen, 1 Zeitungsdruckerei, 1 Postamt, 3170 Einw. und unterhält Tuchweberei (jährlich 5000 Yards), Tuchfärberei, 1 Walkmühle u. 2 Eisenhammer. — 4) Ortschaft in der Grafschaft Madison des nordamerik. Stats Neuyork, mit 4042 Einw. u. 1 Postamte. — 5) Ortschaft in der Grafschaft Fairfield des nordamerik. Stats Connecticut am Stratford, mit 1037 Einw., 1 Postamt u. 1 Eisenhammer. — 6) Ortsch. in der Grafsch. Tramball des nordam. Stats Ohio, mit 345 Einw. u. 1 Postamt. (*Hassel.*)

BROOKHAVEN, Ortschaft in der Grafschaft Suffolk des nordamerik. Stats Neuyork, die 1820 schon aus 9 verschiedenen Dörfern bestand, und 1 Postamt u. 4176 Einw. zählte. (*Hassel.*)

BROOKLYN, 1) Ortschaft in der Grafsch. Hillsborough des Nordamer. Stats Neuhampshire, mit 538 Einw. — 2) Ortschaft in der Grafschaft Windham des nordamer. Stats Vermont, mit 491 Einw. — 3) Ortschaft in der Grafsch. Norfolk des nordam. Stats Massachusetts, unweit der Mündung des Muddy; hat 784 Einw. und zeichnet sich durch einen geschmackvollen Landsitz aus. — Ortschaft und Hauptsitz der Grafsch. Windham des nordam. Stats Connecticut; sie liegt am Quinebaugh, hat die Grafschaftsgebäude, 1 Postamt u. 1200 Einw. — 5) Ortschaft in der Grafsch. Kings des nordamer. Stats Neuyork; ein blühender Ort am Ostflusse, der Hauptstadt gegenüber und 4402 Einw. zählend, die an den Gewerben und Handel Neuyorks einen lebhaften Antheil nehmen. Im NO. des Orts breitet sich die Walloutbai aus, wo die Union eine Docke u. ein Schiffswerft unterhält. Hier fiel 1776 ein Gefecht zum Nachtheil der Amerikaner vor. (*Hassel.*)

BROOKO (auf Molliens Charte Brouko), Landschaft im innern Afrika, zwischen dem Senegal u. Kokoro belegen und im W. an Bambuk, im S. an Gadou, im O. an Gangaran grenzend; wird von Foulahs bewohnt, ist aber in neuern Zeiten so wenig von Mollien als einem andern Reisenden besucht. (*Hassel.*)

BROOKVILLE, Hauptort der Grafschaft Franklin im nordamer. State Indiana. Sie liegt am schiffbaren Whitewater, hat die Grafschaftsgebäude, 1 Kirche, 1 Markthaus, 1 Postamt, über 100 Häus. und unterhält 1 Zeitungsdruckerei, 2 Säge-, 2 Walk-, 1 Mahlmühle und andre Werkstätten, auch einen lebhaften Handel, indem er den Stapelplatz für die östlichen Grafschaften des Stats macht. (*Hassel.*)

BROOME, 1) Grafschaft des nordam. Stats Neuyork, von der Susquehannah durchströmt, die in ihrem Umfange sich durch den Chenango u. Owego verliert. Sie hatte 1820 bereits 14,343 Einw. in 6 Ortschaften; 1815 wurde der Werth des Grundeigenthums auf 5,517,528 Gulden abgeschätzt, und 1810 fand man 409 Stühle in Leinwand u. Wolle, die 106,210 Yards produzirten, 6 Gerbereien, 9 Brennereien, 1 Hutfabrik u. 1 Walkmühle. Der Hauptort heißt Chenango. — 2) Ortsch. in der Graf. Scoharie des nordam. Stats Neuyork, mit 1942 Einw. u. 1 Postamte. (*Hassel.*)

Broos, s. Szasvaros.

BRORA, 1) Binnensee in der brit. Grafsch. Sutherland des Kön. Scotland, ¾ M. lang, ¼ breit und in der Mitte ein Eiland tragend, reich an Lachsen u. Forellen, wird von dem gleichn. Flusse, der bei dem Dorfe Brora sich in das Meer mündet, durchflossen. — 2) Dorf in der nämlichen Grafschaft, wo sich die Brora in das Meer ergießt. Bei demselben findet sich 1 Steinkohlenmine u. Kalksteinbrüche. (*Hassel.*)

BROSAMER (Hans), geb. zu Fulda um 1506, ein Künstler, von dessen Leben keine Nachrichten vorhanden

) Dieses Trauerspiel darf nicht mit dem in Teutschland bekannten Essex von Banks verwechselt werden. *) S. *Baker's* Biogr. Brit. *Campbell's* Specimens of the Brit. Poets. Vol. VI p. 4:8 ff.

sind. Daß er in der Zeichnung nicht ungeschickt war, sieht man aus seinem Hauptblatt, Christus am Kreuz mit einem Engelchor umgeben, und unten Maria und Johannes, mit der Unterschrift: Joh. Brosamer Fulda degens faciebat 1542. In Fol. Sonst lieferte er nur kleine Stiche in Aldegrever's Manier, und wird daher zu den kleinen Meistern gezählt. Unter seinen Holzschnitten steht sein Pferdestall bei Sammlern in großem Ansehen. Huber*) setzt sein Todesjahr um 1560. Das Monogramm dieses Meisters HB [1540] wird oft mit denen von H. Baldung, H. Burgkmair und H. Boksberger rc. verwechselt, aber Styl und Jahrzahl sind hier die richtigsten Führer. Bartsch (Bd. 8. S. 436) beschreibt 24 Kupferstiche, und 15 Holzschnitte desselben. (*Weise.*)

BROSCHIREN heißt, in seidene und wollene Zeuge, (auch in Bänder) Blumen von natürlichen oder lebendigen Farben einweben. Dies geschieht stets nach einer Patrone, d. h. nach einem Musterpapier, worauf die Blumen gezeichnet und die Fäden bemerkt sind, die der Weber stets nehmen muß, damit beim Hindurchschlängeln der Einschlagsfäden die Blumentheile richtig zum Vorschein kommen. Eine Menge kleiner Schützen oder Weberschiffchen sind da, worauf das Einschlaggarn sich befindet. Jeder Schütze hat Garn von einer besondern Farbe. Der Weber muß wissen, welchen Schützen er zu jeder Zeit durchzuwerfen hat. Zu jeder Schattirung von irgend einer Farbe müssen die richtigen Kettenfäden gehoben werden. Daher hat jede Schattirung eine eigne Litze und jede Litze hebt alle die Fäden in einer Reihe Blumen empor, die einerlei Schattirung hervorbringen sollen; s. Weben, Weberstühle u. Seidenmanufacturen. — Das Broschiren der Bücher, s. unter Buchbinder. (*Poppe.*)

BROSCIUS (Johannes[1]), eines Ackerbürgers Sohn aus dem an der Pilitza gelegenen Städtchen Kurzelow, dessen Geschichte einen nicht unwichtigen Beitrag zur Literatur der Mathematik, und insonderheit des Kalenderwesens in Polen so wie der Universität Krakau und der Jesuiten ausmacht. Die meisten Umstände seiner Lebensgeschichte erzählt er selbst in seiner Schrift de Cometa Astrophili. 1619. C. 2. Sein Geburtsjahr war, nach seiner Grabschrift bei Simon Starowolski (Monumenta Sarmatarum p. 185.) 1581. Sein eigentlicher Familienname war Brozek; (noch jetzt befindet sich bei Kurzelow ein Feld Brozkowe pole). Sein Vater unterrichtete ihn zuerst zu Hause selbst, sogar in der Meßkunst aus dem polnischen (nunmehro verschollenen) Buche des Stanislaus Grzepski (Grzebsius, Grzebski) und schickte ihn dann in eine Schule. Im J. 1603 kam er auf die Universität zu Krakau, wo er an seinem Landsmanne Stan. Jacobejus, an Albert Borowski und Valentinus Fontani (aus einer italiänischen in Krakau ansässigen Familie) Lehrer und Freunde fand. Im J. 1610 ward er Magister[2]), und bald darauf öffentlicher Lehrer der Astronomie und Mathematik; später 1615 erhielt er die höhere Stelle eines Astrologen[3]). Vor dem Antritte des Amtes eines Astrologen hatte Joh. Br. 1614 eine Reise nach Thorn, Ermeland und andern Orten Preußens gemacht, um die christliche Eintheilung der Sternbilder und andere Nachrichten von Nicolaus Copernicus zu sammeln[4]). — Copernicus hat 49 Sternbilder statt der alten 48, vermuthlich um sie durch die Zahl sieben mal sieben theilen zu können. — Joh. Br. sendete damals dem Papste die schön illuminirten Sternbilder in großen Format zu, die er 1614 bereits nach Teutschland und 1620 nach Rom an Abr. Bzovius geschickt hatte. Ob (Joh.) Bayer etwas davon erfahren, das weiß Gott allein, meint Joh. Br. Daß übrigens die christlichen Sternbilder die heidnischen nicht verdrängt haben, ist bekannt. Wichtiger als dieser Fund, sind unstreitig zwei Briefe des Copernicus an Georg Donner, (oder Donder nach dem Braunsberger Exemplar) Löbau den 8. Dec. 1542, und an Joachimus Rheticus den 26. Juli 1543, die er aber von Joh. Rybkowicz Prof. in Krakau in Lidemann Gise's gedruckten Briefen erhielt. Der Bischof von Ermeland Simon Rudnicki verschaffte dem Joh. Br. den Zutritt zu allen Bibliotheken Ermelands, die aber zum Theil schon geplündert waren. Eine Frucht dieser Reise scheint des Joh. Br. Werkchen zu seyn: Epistolae ad naturam ordinatarum figurarum plenius intelligendarum pertinentes. Cracoviae in offic. And. Petricovii S. K. M. Typogr. A. D. 1615. 8. (sign. A — D. dennoch nur 2¼ Bogen und ein Blättchen)[5]), worin außer jenen Briefen auch Copernicus Grabschrift, die ihm erst 1581 von dem Bischof Martin Cromer gesetzt wurde, vor-

*) S. dessen Handbuch. Th. I. S. 187.

1) Zu unterscheiden von einem gleichnamigen evangel. Prediger des 16. Jahrh., Uebersetzer einer der Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, einer polnischen Prinzessiu, dedicirten, angeblich von einem M. Joh. Freder us verfaßten Apologie des weiblichen Geschlechts, ins Lateinische (Frankf. 1544), von dem der obige als gottlosen Lutheraner nicht abstammen will.

2) S. Soltykowicz Geschichte der Universität zu Krakau S. 441. 3) Es war bei der Krakauer Universität die Sitte, daß die Mathematik von zwei Professoren gelehrt wurde; der eine im größern Jagellonischen Collegio hieß vorzugsweise der Astrolog, der andere im kleinern hatte nur den Titel eines Astronomen, und war jenem untergeordnet; das Amt des Astrologen war es: jährlich einen Kalender nebst den damals üblichen ökonomischen und politischen Weissagungen zu verfassen und ihn unter die Väter des größern Collegiums zu vertheilen. — Doch wurden in Krakau auch von andern Professoren für Polen und Schlesien Kalender gemacht und man trieb damit ein ordentliches Handwerk bis auf die neusten Zeiten, um so mehr da bis 1780 kein Mathematiker Professor der Astrologie werden konnte, der nicht einen Kalender gemacht hatte. J. Broscius wachte indeß über sein Recht sehr streng und man findet in den J. 1618 u. 19 in den bischöflichen Acten mehre Prozesse, die er mit den Buchdruckern geführt, welche ohne seine Erlaubniß Kaleuder von seinen Kollegen gedruckt hatten; sie wurden ohne Gnade confiscirt. 4) Dies erzählt er ebenfalls selbst 1630 in einer Vorrede, zu einem bei Franz Cezary (Cäsarius) gedruckten, dem Papste Urban VIII. gewidmeten Gedichte Septem Sidera 4to 2¼ Bogen, z. B. Sidus I. Christum a Prophetis promissum proponit in acht alcäischen Strophen. II. Christum a patribus desideratum proponit u. s. w. 5) Obgleich dieses Werkchen auf dem Titel die Jahrzahl 1615 hat, so muß es doch erst 1616 erschienen seyn, denn sign. C. findet sich: Dissertatio utrum rebus publicis plus Astronomi quam Geometrae prosint 4. Blatt, wo es am Ende heißt Paulus Hercius (Herka) Corzeloviensis decidebat 1616. — Auch sind in diesem Werkchen des Zamoscier Mathematikers Adrian Romanus Briefe vom J. 1610 und einige andere die Mathematik betreffende Aufsätze, die im Titel nicht angegeben sind.

kommt. Die Reise nach Preußen hatte für Joh. Br. unstreitig auch den Nutzen, daß er mit mehren teutschen Gelehrten bekant wurde und toleranter denken lernte, als es seine Zeitgenossen zu thun pflegten [6]).

Joh. Br. trieb die mathematischen Wissenschaften nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch. Daher arbeitete er bei den Vermessungen der Gruben zu Bochnia und Wieliczka, und er versichert mehr als 400 mal sich dort heruntergelassen zu haben. Eben so war er für den Bischof von Krakau Martin Szyszkowski bei der Begränzung der Herrschaft Slawkow im Siewierer Fürstenthum und anderwärts thätig. Auch arbeitete er an der Gränzberichtigung von Seybusch (Zywiec) wie die handschr. Chronik des Orts erwähnt. Im J. 1619 widmete er sich der Medizin. Die Gembickische Familie hatte sich seiner als jungen Mannes angenommen, und namentlich hatte ihn der Erzbischof von Gnesen Lorenz Gembicki (1616—1620), dem Kurzelow gehörte, unterstützt, auch ihn einmal von einer Todesgefahr gerettet, (wie J. Br. in der Zuschrift seiner Arithmetik 1620 erzählt) und die beständige und spätere Freundschaft mit Andreas Gembicki, Bischof von Luck, und Thomas Gembicki von Posen, der 1626 Baccalaureus in Krakau wurde, scheint hiemit im Zusammenhang zu stehen. Nun fand sich ein neuer Wohlthäter, der Bischof von Krakau Martin Szyszkowski. Dieser schickte den Br. nach Italien, um sich dort in der Arzneiwissenschaft noch mehr zu vervollkommnen [7]). — Er ging nach Padua, wo er den 10. Juni 1620 anlangte und am 11. August 1623 als Doctor medicinae promovirte. Am 15. Juni 1624 verließ er Padua und kam am 13. Juli nach Krakau zurück, wo er dann wirklich die Arzneikunde praktisch trieb, wie mehre von ihm auf leere Blätter seiner Bücher geschriebene Gutachten und Krankheitsgeschichten beweisen. Wohl konnte er demnach bei dem kränklichen Martin Szyszkowski, Bischof von Krakau, Leibarzt seyn; andere Umstände sprechen aber dagegen [8]).

Außer der Mathematik und Arzneikunde gehörte auch die Philologie unter seine Lieblingswissenschaften; denn über sein Zeitalter erhaben, wollte er immer aus der Quelle schöpfen. Er verlangte in der Mathematik eine strenge Sonderung der wirklichen Lehrsätze von den bloßen Hypothesen, und wollte nichts ohne Demonstration gelten lassen. Die aristotelische Philosophie war ihm nur in der Grundsprache lieb, und er klagte, daß man sie blos auf Logik, Physik und Metaphysik einschränkte, blos in Cursen erlernte und niemals den Grundtext zu Rathe zöge. Dies einzige warf er auch den Protestanten vor, auf die er sich weder in seinen mathematischen noch polemischen Schriften gegen die Jesuiten Ausfälle erlaubte. Im Gegentheil sprach er frei, offen von seiner Achtung gegen Kepler und seiner Freundschaft für Peter Krüger in Danzig, mit dem er in Briefwechsel stand. Dies gereicht ihm gewiß zu keiner geringen Ehre zu einer Zeit, wo in Polen, obgleich es keine Inquisition gab, und der Buchhandel und die Gewissensfreiheit gesetzlich constituirt war, doch die Bischöfe von Krakau und die Jesuiten Bücher verbrennen ließen und verboten [9]). Br. mußte sich also bei seinen toleranten Gesinnungen sehr in Acht nehmen, und er that dies auch dadurch, daß er immer — schon seit 1610 — (Geodesia. Vorr. S. 3) vom Nutzen der Kirche sehr devot sprach. Wenn er aber eigentlich in den geistlichen Stand getreten, ist ungewiß. 1630 unterschrieb er sich in der Schrift Septem Sidera unter der Vorrede an Urban VIII. Joannes Broscius D. Medicinae, Baccalaureus S. Theologiae et ejusdem facultatis ordinarius Professor. Schwerlich dürfte er aber erst jetzt wirklich die Weihen genommen haben; denn obgleich die Krakauer Universität damals 1619—25 noch nicht ganz vermöncht war, obgleich die Fontanis und andere Mediziner noch gar keine Gelübde abgelegt hatten, so arbeitete doch schon der Bischof Martin Szyszkowski daran, alle Weltliche auszuschließen, wie das wirklich zuletzt der Fall wurde, so daß schon 1623 die Universität zu Krakau so gut ein Orden war, wie jeder andere Mönchsorden [10]). Vermuthlich war also Joh. Br. schon ein Geistlicher, als er sein erstes akademisches Amt erhielt. Im J. 1626 nach dem Tode des Joh. Innocenz Petricius ward er als tüchtiger Philolog, und insonderheit guter Lateiner, Orator Tylicianus, d. h. Professor der Beredsamkeit auf der vom Peter Tylicki (1600—1616 Bischof von Krakau) gestifteten Lehrkanzel.

Trotz seiner Behutsamkeit gerieth Broscius in den heftigsten Streit mit den Jesuiten. Obgleich Siegmund III. nach dem Tode des Andreas Bobola (1616) weniger der Spielball des Ordens war, als sonst, so ward er doch noch immer von demselben geleitet. Er baute ihnen noch immer fort die prächtige St. Peterskirche in Krakau, und 1581 hatten sie die St. Barbarakirche von der Universität erhalten ohne Erlaubniß Schulen zu eröffnen. Nun fanden sich aber Fundationen für St. Mathias und Peter. Jetzt eröffneten die Jesuiten 1625 kühn ihre Schulen bei St. Peter, und als es zwischen den Jesuitenschülern und den akademischen Studenten zu blutigen Händeln kam, und ein Student erschlagen wurde, kam die Universität in einen schwierigen Prozeß, weil der Hof, der Bischof Martin Szyszkowski, und die vornehmsten Damen es mit den Jesuiten hielten. Nicolaus Lancicius der Rector des Jesuitercollegium zu St. Peter suchte 1624 durch einen an Hieronymus Przytecki geschrie-

6) Daß er nicht erst 1618 nach Preußen gereiset sey, wie dies Herr Soltykowicz in seiner sonst treflichen Geschichte der Universität zu Krakau (1810 S. 450) behauptet, erhellt aus dem oben gesagten ganz gewiß. Eine Stelle am Ende des 9. Kapitels de Cometa Astrophili hat den Hrn. S. dazu verleitet, wo J. Broscius sagt: daß er auf seiner Rückreise aus Preußen (1618) den Mars eben so wie Libertus Fromondus 1618 im Nebellichte wie einen Cometen gesehen habe. 7) Arithmetica p. 251. Septem sidera ad *Urb. VIII.* Vorrede et alibi. 8) Jenes versichert Penzel, in der Vorr. zu J. Broscius Schrift (de vetustate literarum in Polonia); wirklich hielt sich Br. 1625 im Juli am Hofe des Bischofs auf und war mit ihm in Spytkowice, wie man dies aus einem Briefe desselben und mehren des Bischofs in Casimir Radyminski handschriftlicher Geschichte der Streitigkeiten der Universität zu Krakau mit den Jesuiten (Academia Controversa S. 300) ersehen kann. — Indeß ist dies doch nicht wahrscheinlich, denn in einem Briefe von 1644 wo Br. alle seine Verdienste aufzählt und auch von den dem Bischof als Mathematiker geleisteten Diensten spricht, schweigt er völlig darüber, daß er ihm als Arzt genutzt hätte.

9) Broscius selbst hatte durch den bekannten Dominikaner Abr. Bzovius die Erlaubniß verbotene Bücher zu lesen, wie man auf vielen nachher zur Krakauer Univers.-Bibliothek gekommenen bemerkt. 10) *Tarcza obrony Professorów* 1623. 4. p. 2.

benen Brief auch den Adel gegen die Universität aufzuwiegeln, als wenn es gefährlich wäre bürgerlichen Leuten die Erziehung der Adeligen anzuvertrauen, und damit noch nicht zufrieden, ward von den Jesuiten versucht, durch eine Union sich völlig der Universität zu bemeistern. Diese Union fand aber an Br. den kräftigsten Gegner, der sie an der empfindlichsten Seite angriff. Es erschien gegen die geschmeidigen Väter der Gesellschaft, die sich zu Herren der Censur gemacht hatten, ein sehr launiges polnisch geschriebenes Büchlein in Quarto ohne Titel, wie ein Fragment von S. 41—50 paginirt, dann aber ohne Seitenzahl, sign. F — N. Gratis Plebanski betitelt, d. i. das ohne Entgelt von einem Pfarrer, das Privilegium und der Consens, drei Gespräche, die alle Künste der Jesuiten in einer gemäßigten aber bündigen Sprache zur Schau legen[11]). Alegambe legt in der Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu p. 144 diese Schrift geradezu unserm J. Br. bei (cf. Placcius theatr. Anonym. 507 u. a.); auch ist sie ohne Zweifel von ihm. Sie erschien aber keineswegs 1620, wie Herr Bentkowski meint (Hist. Lit. Polskiey. T. II. 320.21.), sondern 1625, denn 1618—21 stand Br. noch sehr gut bei den Jesuiten. Bis dahin wurde er in ihren Schriften gerühmt, z. B. von Gr. Cnapius, in seinem Thesaurus Polono-graeco-lat. erster Ausg. (1621); (daß er in seinen Kalendern die unglücklichen Tage ausgelassen und den Kometen 1618 trefflich beschrieben hatte); in der zweiten (1643) sind diese Stellen umgeändert[12]). Daß aber Br's Gratis Plebanski wirklich 1625 herausgekommen, zeigt auch die Gegenschrift von F. Szembeck (Posen 1627), die einen Brief von Br. vom 3. Oct. 1625 enthält, der offenbar den Druck dieses Werkchens betrifft; so wie ein Schreiben von Abr. Bzovius aus Rom, vom 10. Jan. 1626, worin dieser Br. meldet, daß er auf dessen am 1. September erlassenen Brief an den Cardinal de Torres gegen die Jesuiten, noch keine Antwort erlangen könne, aber die dialogismos erudita manu scriptos gelesen habe. Auch stimmt damit Albert Wegierski in seiner handschriftl. Chronik der Krakauer evangelisch-reformirten Gemeinde überein, in dem er, so wie Szembek (S. 426. 27 in der Chronik 1651 S. 250) erzählt, daß der reformirte Buchdrucker Andr. Petricovius 1625, weil er mit einer Menge Exemplarien dieser Schriften, die er übrigens von mehren Akademikern geschrieben glaubte, auf dem Wege von Wielkanoc nach Krakau ertappt, durch die Anstiftung der bei Hofe alles vermögenden Jesuiten den Staupbesen bekommen. (Einem anderen katholischen Krakauer Drucker hat man nach Wegierski's Zeugniß die Druckerei vernagelt und den Druck eine Zeitlang hindurch untersagt). Die Mishandlung des Buchdruckers Petricovius[13]) meldet auch Magister Sasinius an Johann (Innocenz) Petricius von Rom im Januar 1626 mit der Bemerkung: nach meinem Urtheile ist das alles umsonst, denn was einmal im Drucke heraus ist, das wird er auf diese Art nicht unterdrücken können (AA. XIII. 20). Diesen Brief nahm Br. mit dem von Bzovius in seine Briefsammlung auf. Im J. 1627 ward Br. mit dem Rector Christoph Naymann von der Universität an den Hof nach Warschau gesendet, um von dort aus den Eingriffen der Jesuiten in die Rechte der Universität Einhalt zu thun; allein das war nicht möglich, so lange Siegmund III. lebte. Erst nach seinem Tode mußten die Väter der Gesellschaft ihre Schulen zu Krakau schließen, 1634 als Georg Ossolinski unter Wladislaus IV. eine Bulle von Urban VIII. in Rom selbst gegen sie aus-

11) Ein ehrlicher Pfarrer belehrt nämlich im ersten Gespräche einen schlichten Landedelmann (Ziemianin), daß die Jesuiten in Polen gar nicht unentgeltlich lehren, wenn sie auch kein Schulgeld (sechs Ggr. für das Quartal) nehmen, keine Cretales (Kreidegeld) und keine Eyer zu den Ferien sich liefern ließen. Sonst hätte man einen Gulden, einen Thaler oder Ducaten für einen Schüler bedungener Weise dem Baccalaureus gegeben, jetzt erhielten die Jesuiten weit mehr durch Stiftungen und Almosen, und zwar auf bekanntem Wege ihrer Kunstgriffe: unverdientes Lob, Redeübungen, Komödien, Ablaß- und Bilderkram, Schmeichelei, Vorspiegelung eines Heiligenscheins und der Ehre des Märtyrerthums durch Bilderchen, eine unmäßige Nahrung der Eitelkeit, wären ihre allgemein beliebten Kniffe. Auch eröffneten sie nirgends Schulen, wenn sie nicht hinreichend dotirt wären. Sonst hätte man zu Krakau Grammatik, Rhetorik und Dialektik gelernt und sich dann einer Wissenschaft gewidmet, zu der man Neigung gefunden, denn invita Minerva vermag man nichts; jetzt nehme die Grammatik bei den Jesuiten allein die ganze Zeit weg unter verschiedenen Namen: Grammatica minor, major, Syntaxis, Humanitas etc. Man berücke damit nur Eltern und Schüler. Den Schülern gebe man die Ehrentitel Imperator Graecorum oder Romanorum oder Praetor, und dafür würde reichlich gezahlt. Mit dem philosophischen Curse sey es den Vätern kein Ernst. Alvars Grammatik sey unendlich schwer und weitschweifig. Niemand bekomt ein Beneficium, als blos durch die Patres der Societät. Aus Carl Scriban's Schriften erhelle, daß der König von Spanien allein das Ideal des Ordens sey.— Im zweiten Gespräche werden die Privilegien der Universität zu Krakau deutlich auseinandergesetzt und der Stolz der Jesuiten in Polen gerügt, welche sich rühmen, daß sie in Polen und Lithauen 1700 Adelige im Orden besitzen, die Akademie aber nur aus Plebejern bestünde. Letztres sey falsch, denn sonst hätten Bischöfe und die vornehmsten Herrn hier studirt, bis die Jesuiten alles an sich gerissen. — Im dritten Gespräche zeigt der Pfarrer dem Landedelmann: daß ein 1581 u. 1583 von Jakob Gorski, Rector der Universität zu Krakau ertheilter Consens für die Jesuitenschulen erschlichen, vom Notar Szydlowski einseitig aufgesetzt, Privatgespräche mehrer Professoren bei dem Nuncius Bolognetti für eine gemeinschaftliche Einwilligung aller ausgegeben worden u. s. w. Der Pfarrer zeigt auch: daß die Akademiker keine Schismatiker wären, die Union wäre das Grab der Universität. Der Orden der Jesuiten wäre gut, wenn er sein viertes Gelübde blos unter Heiden und Unkatholischen ausüben wollte und dergl. Schließlich wird auch gewiesen, wie selbst Johann Kochanowski's Epigrammata verfälscht worden, des Jesuiten Herbert Namen mit Herolbius vertauscht. So lange die angeblich consentirenden Akademiker gelebt haben, so lange hätten die Jesuiten sich still verhalten; nun träten sie nach ihrem Tode erst mit ihren falschen Ansprüchen auf. In Moskau und in der Tatarei mögen sie Schulen anlegen; aus Polen wäre dahin der Weg zu Lande offen u. s. w.

12) Br. bemerkt dies in einem Briefe an Stan. Pudlowski, Pfarrer zu St. Nicolai in Krakau und sagt, daß er gelegentlich mit aller Bescheidenheit sich darüber beklagen werde. Man sieht daraus, daß Br. gegen seinen literarischen Ruhm nicht gleichgiltig war, aber eben dieser Ruhm und vielleicht auch ein glücklicher Erwerb von seiner mathematischen und medizinischen Praxis zog ihm vielen Neid selbst auf der Universität zu. Man brauchte ihn, wenn etwas zu thun war, man beförderte ihn aber nicht, wenn er weiter gelangen konnte. Er klagte selbst darüber in gedachtem Briefe und es wird dies nicht weniger 1625 der Fall gewesen seyn, als 1644. 13) Der gemishandelte Buchdrucker Petricovius hatte hernach seine Officin in dem Städtchen Baranow an der Weichsel im Sandomirischen 1630 und stand folglich unter dem Schutze des Raphael Leszczynski, Woywoden von Belz, und muß wie Szembeck bemerkt, nicht mit den Krakauer Petricovicen verwechselt werden, woraus die Nachrichten bei Dan. Hoffmann de Typographiis in Polonia 1740 etc. u. a. m. zu berichtigen sind.

wirkte, die ihnen das Lehren in Krakau verbot. Doch da die Jesuiten ihre prächtigen Kirchen, zwei Collegien und eine Residenz in Krakau behielten, auch reicher wurden, als die immer mehr verarmende Universität, so suchten sie dieselbe auf eine andere Art herunter zu bringen, und dies gelang ihnen recht sehr. Von 1630 bis 36 scheint Br. unausgesetzt Theologie gelehrt zu haben, welches mehr einbrachte, als die Astronomie [14]). Indeß erhielt Br. 1636 von dem Woywoden von Krakau Johann Graf von Tenczyn die sehr reiche Pfarrei zu Miedzyrzecz in Podlachien; doch hat er wahrscheinlich Krakau deswegen nicht ganz verlassen. Ihm ist es auch gewiß zuzuschreiben, daß der letzte Sprößling des Hauses, der edle Graf Johann von Tenczyn diese reiche Propstei zu Miedzyrzecz der Universität zu Krakau 1637 einverleibte, um dafür neue Lehrstellen für das Griechische und Lateinische zu stiften, und eine besondere für die Auslegung des Grundtextes des Aristoteles. Indeß ward diese Stiftung durch des Grafen Tod 1638 bald vereitelt. Eine seiner Töchter und Erbinnen Sophia von Tenczyn, die Gemalin des bigotten Krongroßschatzmeisters Joh. Danielowicz, der nur den Karmelitern und Jesuiten in Lublin wohlwollte, vernichtete diese Schenkung, vermuthlich auf Anregung der Jesuiten, die Br. auch dort keine Ruhe ließen. Doch hatte er nach einem Brief an seinen Freund und Collegen Pudlowski (Meserits d. 31. Juli 1641) Gelegenheit, ihnen zu dienen. Als nämlich die Pest in Lublin wüthete, flüchteten sich neun Jesuiten aus Lublin nach Ostrowki in der Meseritzer Parochie, und die Karmeliternonnen mit zwei Barfüßern wurden in das Schloß zu Meserits aufgenommen. Br. nahm die Jesuiten gastfreundlich auf, und sie versprachen ihm sogar, ihn mit der Grundherrschaft der Parochie auszusöhnen. Doch glaubte Br. ihren Worten nicht. Seine Verhältnisse in Krakau, wo ihn seine Collegen beneideten, und in Miedzyrzecz, wo ihn der Einfluß der Jesuiten und der Karmeliter nebst dem bigotten Danielowicz verfolgte, brachte ihn um so mehr zu dem Entschlusse dem Rufe seines alten Freundes And. Gembicki, nunmehrigen wirklichen Bischofs, zu Luck auf die Synode zu folgen 1639. Ehe er dahin abging, legte er bei der Universität zu Krakau 3000 fl. baar zur Vermehrung der Besoldung für die Lehrer der Mathematik und Anschaffung der Fonds zum Ankauf mathematischer Bücher nebst dem Vermächtnisse seiner zahlreichen Büchersamlung, und zwar als prima tabella votiva, wie er selbst sagte [15]), nieder. Auf der Synode zu Luck hielt Br. eine Rede, die der Bischof 1641 zu Krakau drucken ließ, so wie auch die Acten der Synode in lateinischer Sprache, die Apologie des Gregorianischen Kalenders, eine bessere Auseinandersetzung der Schrift des Exabts zu Dubienka Cassianus Sakowicz in polnischer Sprache, und eine zweite Apologie ebenfalls in polnischer Sprache, Warschau 1641. Bald darauf zwischen 1642 — 44 erhielt Br. noch die einträgliche Pfarrei zu Staszow im Sandomirischen, wo er sich oft aufzuhalten pflegte, ohne wie es scheint doch jemals von Krakau ganz zu scheiden. Über seine hier niedergelegten Bücher und Sachen wachte sein Freund Stanislaus Pudlowski. Bei Gelegenheit des Thorner Colloquii charitativi meinte Br. daß dies ohne Consens des Papstes wol nicht anginge. Er hat auch vermuthlich auf Befehl des Andreas Gembicki etwas darüber in polnischer Sprache aufgesetzt. Merkwürdig ist es, daß der helldenkende Br. muthmaßet, daß aus dem ganzen Gespräche nichts ersprießliches werden dürfte. Doch drückt er sich 10. Mai 1644 schon ziemlich hart über die Häretiker aus und wünscht ihre allgemeine Bekehrung. Ob das Studium der Theologie oder Alter, oder der beständige Kampf mit den Jesuiten ihn orthodoxer und eifriger gemacht habe, ist schwer zu entscheiden. Gewiß ist es indeß, daß die Aussicht auf ein Canonicat in dem Domstifte in Krakau auf das Zureden des Andr. Gembicki, Bischofs von Luck, ihn bewogen, den 2. März 1648 um die Doctorwürde in der Theologie zu erhalten, öffentlich in Krakau zu disputiren. Hier zeigte er sich noch strenger gegen die Häretiker als bisher. Schon die auf der Synode zu Luck gehaltene Rede warut zuerst vor den Arianern, die aus der Krakauer Dioces (1638 aus Rakow) vertrieben, in Kisielin in Wolhinien eine Schule eröffnet; gibt den Reformirten und (dem Häresiarchen) Luther Seitenhiebe, jedoch ohne Schimpfreden, und ermahnt die Griechen zur Einigkeit, und empfiehlt Belehrung als nöthig, (gegen die Popen ist er unsanft). Derber als in dieser Rede spricht er in seinen Apologien des neuen Kalenders, am stärksten aber in seiner Disputation über die Frage: utrum e Graecis Schismatici ac eorum asseclae ab ecclesiastica Hierarchia, quae a Christo Domino instituta est, ut castrorum acies ordinata, per ambitionem et pertinaciam sejuncti, absque reditu ad Sanctam Ecclesiae unionem sint in spe certa aeternae salutis, quam sibi pertinaciter pollicentur, obtinendae, an non? (Krakau 1648 1 Bogen, mit einem schlechten Kupfer). Die Antwort auf diese Frage ist: quod non, nisi redeant ad unitatem Ecclesiae. Neun Corollarien gegen die schismatischen Griechen dieser so bloß hingestellten Conclusion stechen gegen die ehemalige Humanität des Verfassers sehr ab [16]). Wie bedeutend Br. von seiner ehemaligen Unparteilichkeit gewichen, mag nur das zweite Corollarium seiner Quaestio beweisen: S. 3.

14) Übrigens waren die Besoldungen der Professoren so schlecht, daß Stanislaus Sokolowski Hofprediger des Königs Stephan, schon längst sich gewundert, wie sich Leute fänden, die für 10 Mark jährlich docirten, denn so viel betrug die zu vertheilende Grossa am Tage Margarethä, die Margaritales genannt. Jeder mußte also trachten ein geistliches Beneficium zu erlangen, und diejenigen, welche die Universität zu vergeben hatte, kamen nur an Emeritirte. 15) Casimir Radyminski hat 1660 in seine handschriftlichen Annalen das Testament des Joh. Br. aufgenommen und aus diesem hat dies Herr Soltykowicz 1810. S. 458. weiter mitgetheilt.

16) Eigentliche Disputationen oder Abhandlungen erschienen nicht mehr in Krakau, denn die Jesuiten machten sogleich Lärm dagegen, und andere Themata als polemische durfte man auch nicht wählen, wenn man Canoniens am Domstifte werden wollte. Peter Gembicki, der Bruder des Andreas Bischof von Krakau, war zwar kein so ganz gehorsamer Knecht der Väter der Gesellschaft Jesu, als einige seiner Vorfahren und Nachfolger, indeß war er bei ihnen erzogen worden, schon alt und schwach. Selbst die Könige von Polen wagten es kaum mit dem Orden öffentlich zu brechen. Wladislaus IV. begünstigte die Piaristen, um die Jesuiten entbehrlich zu machen, doch konnten die Piaristen vor 1750 nicht aufkommen.

Quicquid fere nunc errorum est inter Sectarios, maxima parte id est ex putribus et pestiferis Graecorum atque Schismaticorum opinionibus emersit. Da gerade damals die Kosackenunruhen ausgebrochen, der arme Bischof von Luck nach Krakau geflüchtet war, so mag dies auch auf Br. Stimmung gewirkt haben. Im J. 1652 wurde Br., der unterdessen ein Canonicat am Domstifte erhalten hatte, an die Stelle des an der Pest verstorbenen Grygorewicz zum Rector der Universität erwählt, er starb aber den 21. Nov. 1652 im 71. Jahre seines Alters [17]). Zu Folge der ihm in der St. Annenkirche zu Krakau gesetzten Inschrift hat er alles, was er erworben, der Universität und zur Canonisation des heil. Johannes Cantius vermacht. — Er war des Griechischen und Lateinischen vollkommen kundig, und unstreitig einer der besten Mathematiker seiner Zeit. Kästner, mit dem unser. Br. die Ähnlichkeit hatte, eigne und fremde Einfälle in seine Bücher einzuzeichnen, hat ihm in seiner Geschichte der Mathematik (Th. III. 200—204) volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ob ihm gleich nicht alle seine Schriften bekant waren. Was Lauterbach in seiner polnischen Chronik S. 543 (a. 1727) rc. von Br. Weissagungen sagt: läßt Kästner dahin gestellt seyn, auch ob er der Astrologie ergeben gewesen oder sie verworfen. — Wenn man bedenkt, was der obengedachte Jesuit Greg. Cnapius 1618—21 von ihm in seiner ersten Ausgabe des Thesaurus Polono-Graeco-Latinus, und was Br. selbst c. XII. de Cometa Astrophili äußert, so sollte man glauben, daß er auch hierin über seine Zeitgenossen sich erhoben habe, allein man findet, vermuthlich von 1620, einen Anschlagszettel, worin Br. die alte indische Sitte der Vorherverkündigungen der Gymnosophisten, die Gabriel Johannitius 1603 hat einführen wollen, widerherzustellen verspricht, welcher Gebrauch bis zum Michael von Wislitza (1573 †) beständig gedauert haben soll. Auch befindet sich noch in der Universitätsbibliothek zu Krakau ein Octavbändchen von Br. mit Horoscopen von Vornehmen und Kranken; (die in so fern einigen Dank verdienen, daß sie die Geburtsjahre vieler Personen anzeigen). Seine Schriften sind:

I. Gedruckte. 1) Gaeodesia distantiarum sine instrumento et Polybii locus obscurior geometrice explicatus a M. Broscio Curzeloviensi. Cracoviae, in off. Andr. Petricovii 1610. 4. 2 Bogen. Der von Gemma Frisius hingeworfene und unbewiesene Lehrsatz, die Distanz eines Thurms ohne Instrument durch Einschlagung der Zeichen oder Pfähle im Felde zu messen, wird hier nach dem Euclides bewiesen, durch das Verhältniß der gleichseitigen Dreiecke, Polyb. IX. die Größe von Megalopolis und Lacedämon erklärt. 2) Epistolae ad naturam ordinatarum figurarum pertinentes etc. Ib. 1615. 8. (s. oben). 3) Dissert. de Cometa Astrophili scripta etc. ib. 1619. 8. 4½ Bogen. M. Zedzianowski (Andr.) hatte durch eine einfältige Schrift über die Erscheinung des Cometen den 29. Nov. 1618 den Br. veranlaßt, dieses vernünftige Werkchen herauszugeben, worin er allen Unsinn der Wahrsagungen verwirft. Zedzianowski's Schrift ist polnisch, Krakau bei Martin Horteryn 1618. 4. s. Soltykowicz l. c. 468. 3) Quaestio de dierum inaequalitate — publice ad disputandum proposita A. 1619. (7. September) ib. 4to 1½ Bogen. 4) Arithmetica integrorum. — ib. (1620) 8. 256 S. eine sehr lehrreiche Schrift. Auf Kosten der Fundation des Bartholomäus Nowodorski eines Malteserritters gedruckt [18]). 5) De numeris perfectis disceptatio, qua ostenditur a decem millibus ad centies centena millia nullum esse perfectum numerum ab unitate usque ad centies centena millia quatuor tantum perfectos numerari. Crac. b. Wosinski a. D. 1637. 4to 1½ Bogen und ebenso Amstelodami b. Bleuw 1638. Diese zweite Ausgabe hatte Adelung vor sich. Forts. des Jöcher. Lex. I. 2293. Allein es sind hier nicht zwei, sondern nur eine Abhandlung. — 6) Apologia pro Aristotele et Euclida contra Petrum Ramum et alios. Additae sunt duae duntaxat disceptationes de numeris perfectis autore etc. Danzig b. Foerster 1652. 4to 174 S. mit einigen Gedichten von 2 Professoren. Eine zweite Ausgabe Amsterdam 1699 ebenfalls 174 S. führt Kästner l. c. 199—200 an [19]). 7) Sermo in Synodo Lucevriensi habitus Crac. in off. Andreae Petricovii 1641 auf Befehl des B. Andr. Gembicki (s. oben) 2 Bog. 8) Septem Sidera (ad Urbanum VIII.), bei Franz Cezary 1630. 4. 3 Bogen (s. oben). 9) Nutheticon ad Thomam Gembicium Posnaviensem primam lauream in Acad. Crac. sumentem. (1626. VIII idib. Octobr.) 1 Bog in Jambis senariis. 10) Carmen in honorem perillustris D. Adriani Spigelii Bruxellensis Divi Marci Equitis primarii in celeberrimo Patavino Studio Anatomiae et Chirurgiae Prof. Patavii, Typis Martinianis. 1 Bogen. 4. (1623 wie Joh. Broscius selbst handschriftlich bemerkt). 11) In polnischer Sprache sind die oben erwähnten zwei Apologien des neuen Kalenders Krakau 1641 und Warschau 1641. Erstere beweiset den Irrthum des Julianischen Kalenders und zeigt, wie wenig das Glaubenssache sey, die zweite belehrt, wie der Judenkalender keinesweges richtiger sey, als der neue Gregorianische Kalender. 12) Peripateticus Cracoviensis a Jo. Broscio Curzeloviensi productus cum Superiorum consensu Cracoviae in off. typ. Franc. Caesarii. 8. (1647). Gegen den Kapuziner Valerianus Magnus, für den Aristoteles 2½ Bogen. 13) Um das J. 1780 als Penzel Vorsteher der Druckerei der Universität zu Krakau wurde und unter Joseph Putanowicz die Bibliothek in Ordnung bringen wollte, gab er dem damaligen Visitator der Univer-

17) Simon Starowolski in Monumentis Sarmatarum. l. c.

18) Barth. Nowodorski hatte ein Kapital von 2000 fl. noch bei Lebzeiten gegeben, daß für die Interessen alle 5 Jahre ein gutes Buch gedruckt werden sollte. Allein außer diesem ersten Buche aus dieser Fundation, und noch zwei andern des Joh. Jun. Petricius, Palaestra oratoria 1624. Comitia Sapientum 1628 ist weiter kein Buch für dies Geld herausgekommen, sondern man druckte meistentheils einfältige Panegyriken im Jesuitergeschmack, welche der Orator *Tylicianus* ex officio zusammen schrieb. 19) Zu bemerken ist nur hiebei, daß das in der Vorrede 1599 erwähnte Jahr nicht mit Kästnern auf J. Br., sondern auf die Papiere des Johann Muscänius oder Muscenius aus Kurzelow ebenfalls gebürtig, seinen Vorgänger im Amte eines Astrologen (gest. 1602) geht.

sität, d. i. ihrem Reformator Kołontay zu Ehren ohne Jahrzahl in Krakau: Jo. Broscii de vetustate literarum in Polonia, mit einer kurzen Nachricht über Br. (3 Bog. 8.) heraus. Br. hatte diesem Aufsatz gar keinen Namen gegeben, er berichtigt darin einen Fehler des Matthias von Miechow, der statt des Bogoryn Skotnicki den Jacob Swinka als Beförderer der Stiftung, der Universität zu Krakau 1343—68 gesetzt, und bringt mancherlei Anekdoten bei, welche die alte Literatur allerdings betreffen.

II. Handschriften. 1) Mehre Briefe, meistens Copien und kleine Aufsätze in 4to AA. III. 20. Manches hat ihm sein Freund Raczkowski abgeschrieben. 2) In vielen Büchern hat Joh. Brosciūs nicht unwichtige Aufsätze, flüchtige Gedanken und Verse aufgesetzt. 1644 klagt er selbst darüber an Stan. Pudlowski, an welchen ich 4 lange Briefe unter dem Schutte des Jagellonischen Saals, ich glaube eines M. Ambrozewicz Papieren von 1767 gefunden, die ich der von mir angelegten neuen Briefsamlung der Bibliothek einverleibt. 3) Practica Italica, s. logistica sexagenaria 9 Bog. fol., wobei noch einige andere Notata mathematica 2 Bogen vorkommen. 4) Des Albert von Brudzewo Tafeln, nebst einer Nachricht von diesem Lehrer des Nicol. Copernicus. Fol. 5) In einer Samlung seines Freundes Stanislaus Pudlowski befindet sich ein drittehalb Bogen langer Aufsatz über den Cometen (vermuthlich vom 29. Nov. 1618) woraus vielleicht sein Aufsatz de Cometa Astrophili entstanden an Lorenz Gembicki, Erzbischof von Gnesen. Am Ende dieses Aufsatzes meint Br., daß jener Comet die immer zunehmenden Kosackenaufstände bedeuten könne. 6) Eine Handschrift in 8. 5½ Bogen, welche mit einem Dialoge über die Demonstration anfängt, und allerlei mathematische Probleme enthält. 7) An diapason salvo harmoniae concentu per aequalia septem intervalla dividi possit vel non? (sic). 2 Bogen. Die Antwort ist verneinend. Dieses Manuscript hat die Bibliothek 1817 wieder erhalten. Was Br. noch mehr hat schreiben wollen, zählt Herr Soltykowicz in der Geschichte der Universität zu Krakau auf. S. 480: eine Arithmetik der Brüche, eine Geometrie, eine Beschreibung von Polen (Arithmetik 252). Von allen diesen Arbeiten ist nichts in der Universitäts-Bibliothek vorhanden, manches mag Br. gar nicht ausgeführt haben, manches mag, wie so viel anderes, weggekommen seyn. So scheint er auch einen Katalog der Handschriften der Universitäts-Bibliothek gemacht zu haben, und davon ist auch leider keine Spur mehr übrig. — Die von ihm in der Universitäts-Bibliothek befindlichen Bücher dürften wenigstens 2000 Bände seyn. Der größte Theil ist mathematischen Inhalts. Sie sind nach sorgfältiger Auswahl mit vieler Sachkentniß zusammengebracht. (*Bandtke d. ält.*)

BROSCUS, Kopfkäfer. Unter diesem Namen bildet Panzer (Index entomol. in ejus Faunam Insect. German. p. 62) aus dem Carabus cephalotes Auct. eine besondere Gattung, die bereits Bonelli (Observ. ent. I. Tab. syn.) unter dem Namen Cephalotes aufgestellt hatte. Sie gehört unter die Familie der Laufkäfer (Carabici) mit ausgerandeten Vorderschienen und zeichnet sich durch einen langen schmalen Körper, herzförmiges auf einen Stiel des Hinterleibes aufgesetztes Halsschild, vollständige Flügel und fadenförmige Taster aus. (*Germar.*)

BROSELEY, Marktfl. in der brit. Grafschaft Shrop des Kön. England, an der Saverne, zählt 1051 Häus. mit 4850 Einw., die 1 Wochenmarkt halten. Hier sind weitläufige Eisenhütten und 1 Tabackspfeifenfabrik, in der Nähe Steinkohlen- u. Eisengruben. 1711 erschien eine Quelle, über der brennbare Dünste schwebten und die sich mit Erdtheer füllte, verschwand aber 1755 bei dem Einsturze einer Kohlenmine. (*Hassel.*)

BROSIMUM Sw., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Urticeen und der ersten Linné'schen Klasse. Char. diöcische kugelige Kätzchen, mit schildförmigen Schuppen, zwischen denen die einzelen Staubfäden mit scheibenförmigen in der Quere aufspringenden Antheren stehen, gespaltenem Pistill und einsamigen Beeren. 1. Br. *Alicastrum* Sw., mit hartschaligen und 2. Br. *spurium* Sw., mit weichen Früchten. Wachsen beide auf Jamaika. (*Sprengel.*)

BROSIS, ein Name, welchen Jacob Hübner*) einer aus der ehemaligen Gattung Phalaena tinea Linnei gesonderten Schmetterlings-Gattung beigelegt hat. — Hübner führt als Beispiel die Phalaena Tinea Granella Linn. für diese Gattung an. Da aber eben diese Phal. Tinea Granella und deren Gattungsverwandte, Tin. Pellionella, flavifrontella, Tapezella etc. gerade die Stammfamilie der Linnéischen Familie Phal. Tinea ausmachen, und daher bei einer jetzt nothwendig gewordenen Zertheilung in mehre Familien oder Gattungen, diese vor allen andern den Namen Tinea beizubehalten berechtigt ist, und da endlich Latreille**) diese Familie schon früher mit Beibehaltung des Namens Tinea zu einer eignen Gattung erhoben hat, so muß der willkürliche Name Brosis, als durchaus unstatthaft wegfallen. — Hübner hat am angeführten Orte gleich hinter Brosis noch eine Gattung mit Namen Ses aufgestellt, in welche er die Phal. Tin. Pellionella Lin. setzt; da letztre aber alle Gattungs-Charaktere mit der Phal. Tin. Granella gemein hat und von dieser, folglich auch von der Gattung Tinea Latreille nicht getrennt werden darf, so fällt auch, beiläufig gesagt, Hübner's Gattung Ses weg. Mehr über diese Gattung, s. bei Tinea. (*Zincken genannt Sommer.*)

BROSSÄA, nannte Plumier und nach ihm Linné zum Andenken an Guy de la Brosse, Stifter des bot. Gartens zu Paris (siehe nachher), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ericeen und der fünften Linné'schen Klasse; eine westindische Pflanze (Icon. ed. Burm. Fasc. 3. p. 57. t. 64. fig. 2) welche nach Pl. Niemand gesehn. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Epigaea cordifolia *Sw.* (Gaultheria Sphaenicola *Rich.*) dieselbe Pflanze ist, nur daß diese braune steife Haare an den Zweigen hat, welche Plumier nicht angibt.

---

*) In seinem mehrgedachten, auf einem Quartblatte abgedruckten: Tentamen determinationis, digestionis atque denominationis singularum stirpium Lepidopterorum etc. **) Genera crustaceorum et insectorum, Tom. IV, p. 223.

Dennoch bin ich der Meinung, daß man Plumier's Pflanze als Synonym zur Swartzischen ziehen muß, da ich die letztere selbst von de la Soufriere aus Guadeloupe vor mir habe. (*Sprengel.*)

BROSSARD (Sebastien de), Musikdirektor der Hauptkirche zu Strasburg, dann zu Meaux u. Kanonikus, gest. 1730, war ein um die Theorie und Geschichte der Musik sehr verdienter Mann. Sein Dictionnaire de Musique (1. A. 1703 Fol. — Die sechste Amsterd. 8. ohne Jahrzahl) erhielt sich in Ansehn, bis es durch das Rousseau'sche verdrängt wurde. Für die Musik hatte er eine bedeutende Bibliothek zusammengebracht und von derselben einen räsonirenden Katalog verfertigt, der noch in der Handschrift vorhanden ist. (*H.*)

BROSSE (Jacques de), französischer Architekt aus dem 16. Jahrh., von welchem jedoch Geburts- u. Todesjahr nicht bekant sind, was bei der Beträchtlichkeit der von ihm aufgeführten Werke zu verwundern ist. Er führte für Maria von Medicis den Palast Luxenburg auf, und gleichzeitig das Portal von St. Gervais; für die schöne Gabriele den Palast Monceaux bei Meaux. Sein letztes Werk war die Wasserleitung von Arcueil, vollendet im J. 1624, die man mit den Werken der Römer vergleichen kann. Ungeachtet mancher Fehler, die man diesem Künstler nicht mit Unrecht vorwirft, gebührt ihm doch unter Frankreichs Künstlern eine ausgezeichnete Stelle. Als Schriftsteller hat er sich bekant gemacht durch sein Werk: Règle générale d'architecture des cinq manières de colonnes. Par. 1619. f. (*H.*)

BROSSE (Gui de la), geb. zu Rouen —, gest. 1641, Arzt Ludwigs XIII. ist ein um die Botanik hochverdienter Mann, denn er ist der eigentliche Stifter des Jardin des Plantes zu Paris. Er überließ zu demselben dem Könige das (damals freilich noch kleinere) Grundstück, und wußte dem Kardinal Richelieu die zur Anstellung von Professoren und sonst zum Bestand des Instituts nöthigen Kosten durch unermüdliches Anhalten abzudringen. Die Stiftungsakte ist vom Jahr 1626; La Brosse wurde zum ersten Intendanten ernant, und sein ganzes Leben lang war er aufs eifrigste bemüht, den Garten mit Pflanzen aus allen Weltgegenden zu bereichern *). Er gab nachher nicht blos eine Beschreibung des Gartens nebst einem Verzeichniß der darin befindlichen Pflanzen (und darunter waren höchst seltene) heraus, sondern auch einen Recueil des plantes du jardin du Roi gr. Fol., wozu Abr. Bosse Zeichnungen lieferte, von denen beinahe 400 schon gestochen waren, aber nur 50 gerettet worden sind. Von Br's übrigen Werken verdient noch bemerkt zu werden De la nature, vertu et utilité des plantes 1628. 8. 1640. f. m. K., worin sich mancherlei Beobachtungen über Pflanzen-Physiologie finden, welche die nachfolgende Zeit bewährt hat. — Vgl. Brossaea. (*H.*)

BROSSES (Charles de), erster Präsident des Parlements von Bourgogne, geb. zu Dijon 1709, gest. auf einer Reise nach Paris 1777, machte sich als Statsmann um sein Vaterland, durch seine Schriften um die gelehrte Welt vielfach verdient. Seine Neigung zu der römischen Geschichte bewog ihn zu einer Reise nach Italien, die er im J. 1739 mit seinem Freunde Curne de Ste Palaye machte. Eine Frucht dieser Reise waren seine Lettres sur l'état actuel de la ville souterraine d'Herculanum Dijon 1750. 8., die erste Schrift über diesen Gegenstand. Zu seinem zweiten Werke: Histoire des navigations aux terres australes (1756. 2 Bde. 4., mit Charten von Rob. de Vaugondy, übers. von J. C. Adelung 1767. 8.), veranlaßte ihn sein Jugendfreund Buffon. In diesem Werke, noch immer einem der besten über diesen Gegenstand, wird von den neuen Entdeckungen im Süd-Ozean zuerst als von einem fünften Erdtheile gesprochen, und die Eintheilungen in Australien u. Polynesien, welche Pinkerton annahm, wurden seitdem gewöhnlich. Untersuchungen, auf die er durch dieses Werk geleitet wurde, veranlaßten zwei andere interessante Schriften von ihm: Sur le culte des dieux fétiches 1760. (übers. von Pistorius, Stralf. 1785.), durch welches zuerst die Wörter Fetisch u. Fetischismus in Umlauf kamen, und Traité de la formation mécanique des langues 1765. 2 Bde. 12. (n. A. 1801 übers. von Hißmann 1777), worin er den Ursprung der Sprache aus dem natürlichen Vermögen, die Artikulazion der Organe zu verändern, zu erklären versuchte. Nun kehrte er zurück zu der Neigung seiner Jugend, der römischen Geschichte. Sallustius zog ihn vorzüglich an, den er herausgeben, übersetzen und erklären wollte. Zu diesem Behuf sammelte er alle Bruchstücke aus dessen Geschichte der römischen Republik, und brachte deren gegen 700 zusammen, die er auf eine künstliche Weise zu einem neuen Ganzen zusammensetzte in seiner Histoire du 7e siècle de la république romaine. Dij. 1777. 3 Bde. 4. (übers. von Schlüter 1799. 8.), ein Werk, welches noch größeres Aufsehen erregt haben würde, wenn der Tiefe und Schärfe der Untersuchung auch der Styl entsprochen hätte. Indeß scheint kaum Ein neuer Historiker im alten Rom so einheimisch als er. Die Handschrift zu seiner Ausgabe des Sallustius glaubte man verloren; sie ist jedoch aufgefunden, aber nicht gedruckt worden. Nur die Varianten, Fragmente und die Tafel der Autoren, aus denen sie genommen sind, hat man dem 3. Bde. seiner Geschichte beigefügt; sie fehlen jedoch bei vielen Exemplaren. Das Leben des Sallustius von de Br. findet sich vor der französischen Übersetzung dieses Historikers von Dureau-de-Lamalle. Außerdem enthalten die Mém. de l'Ac. des Inscr. (z. B. Bd. 35. sur l'Oracle de Dodone), die Mém. de l'Ac. de Dijon, die franz. Encyklopädie interessante Aufsätze von ihm über allgemeine Sprachlehre, Etymologie, Theorie der Musik u. a. Hinterlassen hatte er Essai sur l'histoire des temps incertains et fabuleux, welches aber nebst andern in der Revolution sich verloren hat. Aus der Zeit seiner Reise durch Italien erschienen 1801, Lettres historiques et critiques. 3 Bde. 8. (S. die Eloges von du Puy in

---

*) La Brosse hat hierüber herausgegeben: Dessin du jardin Royal pour la culture des Plantes médicinales, avec l'édit du roi touchant l'établissement de ce jardin en 1626. Par. 1628 und Avis pour le jardin Royal de Plantes que le roi Louis XIII. veut établir. Par. 1631. 4., nachher unter dem Titel: Avis défensif du jardin royal des Pl. med. 1636. 4.

Hist. de l'Ac. royale d. sc. Bd. 42. S. 170. u. von Maret im Necrologe v. J. 1778). (*H.*)

BROSSETTE (Claude), Herr von Varennes-Raypetour, Parlements-Advokat zu Paris, und dann zu Lyon, wo er 1671 geb. wurde und 1743 starb, Administrator des Hôtel-dieu, General-Advokat des Hospitals de la Charité, und zuletzt Schöppe, hielt eine Assemblée von Gelehrten, die sich im J. 1700 zu einer Akademie gestaltete, deren beständiger Sekretär Br. wurde. Wegen seiner Liebe zur Literatur vertraute man ihm auch die Direktion der Bibliothek an, womit der Adv. Aubert seiner Vaterstadt ein Geschenk gemacht hatte. Man hat von ihm mehre historische und juridische Werke, am meisten aber ist er bekant als Herausgeber und Erklärer der Werke von Boileau und Regnier (s. diese). Sein Kommentar über Moliere ist verloren gegangen, mehre Artikel von ihm über diesen Komiker finden sich aber in den Récréations litteraires de Cizeron-Rival 1765. 12. — Als Besonderheit mag von ihm angeführt werden, daß er nach dem Tode seiner Gattin die Zirbeldrüse, die man für den Sitz der Sele hielt, aus deren Hirn nehmen ließ, und seitdem beständig in einem Ringe trug. (*Baur* u. *H.*)

BROTEAS, 1) des Hephästos und der Pallas Sohn, der sich, wegen seiner Häßlichkeit von allen verhöhnt, ins Feuer stürzte [1]). 2) Einer der Söhne des Tantalos, dem die Statue der Göttermutter auf dem Felsen Koddinos in Magnesia zugeschrieben ward [2]) (*Ricklefs.*)

BROTERA, nannte zuerst Cavanilles (annales des scienc. nat. 1. t. 1.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Malvaceen und der 16. Linné'schen Klasse. Nähere Untersuchungen haben aber gelehrt, daß diese Gattung mit Pentapetes Schreb. zusammen fällt. Der Name ist dem gelehrten Portugisen, Felix Avellar Brotero, Prof. zu Coimbra und Vf. der flora lusitanica vol. 1. 2. Ulyssip. 1804. 8. zu Ehren gebildet. Willdenow nannte in der Folge den Carthamus corymbosus *L.* so, der aber mit Carth. creticus und lanatus zur Gattung Onobroma *Gärtn.* gehört. Ich nannte endlich (Schraders Journ. 1800. B. 2. T. 5.) eine Gattung Brotera, welche Willdenow später Nauenbargia benant hat. Sie steht in der 5. Ordnung der 15. Linné'schen Klasse, hat blattartige gemeinschaftliche Hüllen, mit Borsten besetzte Fruchtboden, auf denselben unausgebildete weibliche und Zwitterblüthen durch einander, jedes von zwei Spreublättern eingeschlossen, welche den Samen ohne Krone hinterlassen. Die einzige bekannte Art: Br. *Contrayerva* (Nauenbargia trinervata *W.*) wächst in Südamerika. (*Sprengel.*)

Broterode, s. Brotterode.

BROTHERS, die Brüder, heißen verschiedne Eilande: 1) eins von den kleinen Shetlands bei Scotland, unter 60° 48′ Br. u. 16° 1′ L. zwischen Yell und der Nordküste von Mainland belegen und nur von 2 Familien bewohnt; — 2) eine Gruppe mehrer Eilande im rothen Meere und in der Straße Bab el Mandeb zwischen Arabistan und Afrika unter 7° 36′ Br. u. 115° 55′ L. — 3) Zwei Eilande im Meere von Java, 3½ M. von der Borneoinsel Laut unter 40° 27′ südl. Br. u. 133° 52′ L. — 4) Zwei Eilande nahe an der Küste von Sumatra, unter 5° 8′ südl. Br. u. 123° 42′ L. — 5) Eine Gruppe von kleinen Eilanden auf der Nordküste von Java unter 6° 36′ südl. Br. u. 124° 46′ L. — 6) Ein kleines Eiland an der Küste von Mejiko in der Bai von Honduras unter 16° 42′ Br. u. 288° 6′ L. — 7) Ein Eiland bei Long-Island, zu der Grafsch. Queen des nordamer. Stats Neuyork gehörig. — 8) Drei Eilande bei Middletons Island, zu dem Archipel der Fidschi im Australozeane gehörig. — 9) Sieben Eilande in dem indianischen Ozeane unter 3° 24′ südl. Br. — 10) Drei Eilande in der Dunkansstraße zwischen Groß- u. Kleinandaman belegen (s. Three Brothers). (*Hassel.*)

BROTHERTON, ein fast ausgestorbener Indianerstamm in dem nordamer. State Neuyork, der zu dem Volke der Mohagans gehört; er bewohnt ein Dorf Brotherton in der Nähe des Oneidasee in der Grafschaft Oswego, das etwa 70 Wigwams zählt, ist zum Christenthum übergetreten und völlig ansässig geworden. (*Hassel.*)

BROTIER, 1) Gabriel, geb. zu Tannay in Nivernois 1723, gest. zu Paris 1789, Jesuit, der nach Aufhebung des Ordens ganz den Wissenschaften und der Freundschaft lebte, und im J. 1781 Mitglied der Akademie der Inschriften wurde, hat sich als Philolog u. Alterthumsforscher ein rühmliches Andenken gestiftet. Er las alle Jahre ein Mal im Urtext die Schriften des Salomo u. Hippokrates, denn, sagte er, er kenne nichts Besseres, um die Krankheiten der Sele und des Körpers zu heilen. Wir haben von ihm Ausgaben mehrer Klassiker: C. Plinii Sec. hist. natur. 1779. 6 Bde. 12. mit Anm. Phaedri Fabulae Par. 1783. 12. mit Anm.; am meisten aber begründete er seinen Ruhm durch seine Ausgabe des Tacitus: C. Corn. Taciti opera recognovit, emendavit, supplevit, explevit etc. Par. 1771. 4 Bde. 4. u. 1776. 7 Bde. 12. Da man vieles, was in der ersten Ausgabe steht, in der zweiten nicht findet und umgekehrt, so muß man beide Ausgaben kaufen, wenn man nicht die engländische von 1786 erhalten kann, worin beide zu einer verschmolzen sind. Was Freinsheim für den Curtius, de Brosses für Sallustius, das leistete Br. für Tacitus *). Seiner Ausgabe von Rapin's Poëme des jardins (Par. 1780. 4.) fügte er eine Geschichte der Gärten bei. Mit Vauvilliers gemeinschaftlich besorgte er die schöne Ausgabe des Plutarch von Amyot (Par. 1783 fgg. 22 Bde. 8.), die aber erst — 2) von seinem Neffen, André Charles Brotier, beendigt wurde, der von seinem Oheim auch noch eine neue Ausgabe der Oeuvres morales de Rochefoucauld (1789. 8.) und eine Übersetzung von Epiktets Handbuch, nebst einer Abh. über Epiktets Leben und Moral zum Druck besorgte (Par. 1794.). Dieser Neffe, geb. zu Tannay 1751, ein Geistlicher, und Prof. an der pariser Militärschule, der die neue Ausg. des Théâtre des Grecs (Par. 1785. 13 Bde. 8.)

1) *Ovid.* Ib. 517. 2) *Paus.* III, 22.

*) Supplementa librorum 7 — 10. annal. Taciti Prag 1775. Über seine Ausgabe s. Walchs philolog. Bibl. Bd. 2. St. 1. 35—57. Ernesti Praefatio in Oberlins Ausg. d. Tacitus S. LV. fg. LXVIII. und Ferlet in seinen observations sur les histoires de Tacite. Par. 1801.

besorgte und die Übersetzung des Aristophanes hiezu lieferte, wurde im J. 1797 als Agent der Bourbons verrathen, d. 14. März verhaftet, von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, dann aber (am 4. Sept.) mit deportirt. Er kam nach Synnamari, wo er am 13. Sept. 1798 starb. (*Baur* u. *H.*)

B. rotondo, B. rotundum, s. B.

BROTTERODE (Broterode), Marktfl. u. Sitz eines kurhess. Amts, das in 6 Ortschaften 692 Häus. u. 3655 Einw. zählt, im Kreise Schmalkalden der Prov. Fulda. Er liegt am südl. Fuße des Inselbergs am Laudenbache, 2 M. von Schmalkalden, in einer wilden Gegend, die wenig mehr als Hafer und Kartoffeln producirt, hat 1 luth. reform. Simultankirche, 1 Hospital, 327 hölzerne Häus. u. an 1900 Einw., die sich fast ganz von ihrer Industrie nähren. Kein hessischer Ort kömt darin Brotterode gleich. Das Hauptgewerbe besteht in Fabrikation des Knellers, eines gemeinen Rauchtabaks, wozu die Blätter aus der Gegend von Eschwege und Wanfried genommen werden; 3 Spinnereien sind damit beschäftigt, und verlegen das Eichsfeld und einen Theil Thüringens. Außerdem werden Schnallen und Ringe zum Pferdegeschirr, Schusterpinnen, Taschenmesser und andre kurze Waren, Holz- und Drechslerwaren, maserne Pfeifenköpfe verfertigt, 1 Schleifkote, 1 Zainhammer u. 1 Ölmühle betrieben und 3 Jahrmärkte unterhalten. Mit seinen Waren hausirt der Brotteröder durch alle Länder Teutschlands, wo der Eingang ihm nicht untersagt ist, man sieht sie selbst wol in Rußland und Italien. Doch gibt es im Orte selbst 4 große Handlungen, die mit brotteröder u. schmalkalder Waren Geschäfte machen. Vormals wurde hier ein lebhafter Eisenbau getrieben und Brotterode hatte die Gerechtsame eines Bergfleckens, aber dieser ist längst eingeschlafen. In der Umgegend findet sich Gneiß, Quarz, Hornblende, Granit mit Amethystdrusen, Braunstein *). (*Galetti* u. *Hassel.*)

BROU, Stadt in dem Bez. Chateaudun des franz. Dep. Eure Loir, an der Ozane, hat 419 Häus., und 1982 Einwohner, die Etamine und Serges weben, Leder bereiten und 1 Eisengießerei u. Eisenhammer unterhalten. (*Hassel.*)

BROUAGE, Stadt am gleichn. Meeresstrome in dem Bez. Marennes des franz. Dep. Niedercharente; sie hat 142 Häus., 793 Einw. und einen kleinen Hafen. In der Nähe liegen Salzlagunen, woraus eine Menge Baisalz abgeschlemmt wird. (*Hassel.*)

BROUERIUS VAN NYEDEK, oder de Nieder (**Matthäus**), von einer adeligen Familie aus Schweden stammend, geb. (wahrscheinlich zu Amsterdam) 1667 u. gest. 1735, beschäftigte sich neben der Rechtswissenschaft angelegentlich mit der Alterthumskunde. Seine Abh. **de populorum veterum ac recentiorum adorationibus** Amst. 1713. 12. (dann in Bd. 2. von Polens Thesaurus) erschöpft beinahe ihren Gegenstand. Von ihm ist auch die Fortsetzung von Halme's **Théatre des Provinces-Unies** in der Ausg. von 1725. 2 Bde. f., und mit Lelong gab er das Kabinet der niederländischen Alterthümer heraus. (*H.*)

*) Vgl. v. Hoff's und Jacob's Thür. Wald, II. 576. Zus. S. XXXV.

BROUGH, Marktfl. in der Grafsch. Westmoreland des Königr. England, an einem dem Eden zuströmenden Bache, hat 758 Einw., die sich meistens von der Viehzucht nähren und 1 Wochen- u. 3 Jahrmärkte halten. In der Nähe sieht man Überreste eines alten Römerkastells. (*Hassel.*)

BROUGHTON, 1) Marktfl. in der brit. Grafschaft Hamts, des Königr. England, mit 608 Einw. — 2) Eine Gruppe von mehren geringen Eilanden an der Nordwestküste Amerika's zwischen 250° 30′ bis 251° 14′ L. u. 50° 33′ bis 51′ nördl. Br., zu dem brit. Neugeorgia gehörig. Sie ist von dem Kommandeur des Schiffs Chatham, Broughton, der Vancouver begleitete, 1790 entdeckt und nach ihm benant. — 3) Ein Eiland bei Urup, zu der Gruppe der japanischen Kurilen gehörig; klein und unbewohnt. (*Hassel.*)

BROUGHTON (Hugh), ein durch Gelehrsamkeit eben so sehr als durch Hartnäckigkeit in seinen Meinungen ausgezeichneter Theolog Englands, geb. 1549 zu Oldbury in Shropshire und nach manchen Reisen und nachdem er lange Prediger zu Middelburg gewesen war, in England, wohin er 1611 zurückkam, 1612 gestorben. Nachdem er zu Cambridge seine Studien gemacht hatte, wendete er sich nach London, wo er durch seine mystischen Predigten Anhänger gewann. In kirchlichen Vorträgen erläuterte er auch seine 1588 herausg. Schrift: **Concert of Scriptures** (von neuem gedr. 1590), worin er behauptete, daß Adam's und Eva's Sprache bis zur babylonischen Gefangenschaft fortgedauert habe und die Sprache der heil. Schrift sey. In einer spätern Schrift erklärte er die Höllenfahrt Christi, in einer andern (1591) bewies er, daß Melchisedeck und Sem identisch sind. In einem an die Genfer gerichteten Schreiben in griechischer Sprache (1601) bestritt er Beza. — Ein anderer britischer Theolog dieses Namens, Rich. **Broughton**, ein Katholik zu Great Stuckley in Huntingtonsh. geboren und zu Reims gebildet, ging 1593 nach England als Missionär zurück und wurde Generalvicar des Bischofs von Chalcedon und apostolischer Vicar in England; er starb 1634. Außer einigen apologetischen Schriften für seine Glaubensgenossen hat man von ihm in englischer Sprache eine Kirchengeschichte Großbritanniens von Christi Geb. bis zur Bekehrung der Sachsen (Lyon 1633 u. London 1651. Fol.) und ein Werk über die engl. Klöster (Lond. 1655. 8.). (*H.*)

BROUGHTON (Thomas), ein durch seine gelehrten und poetischen Schriften bekant gewordener engl. Geistlicher, wurde 1704 zu London geboren, wo sein Vater Pfarrer zu St. Andrew von Holborn war. Er studirte zu Cambridge von 1722 an und wurde daselbst 1727 zum Priester ordinirt. Hierauf bekleidete er mehre geistliche Stellen und erhielt bedeutende Pfründen. Zuletzt wurde ihm die Pfründe von Bedminster und Redcliff zu Theil, und er lebte von nun an zu Bristol, wo er den 21. Dec. 1774 starb.

Seine Schriften sind: **Bibliotheca historico-sacra, an historical Dictionary of all religions. London** 1742 und 1756. II. f. Teutsch: Dresden 1756. II 8.

Sermons on select Subjects, London 1778. 8. (von seinem Sohne herausgegeben). Hercules, a Musical Drama. London 1745. 8. *) Ein vollständiges Verzeichniß seiner größtentheils theologischen Schriften enthält die Biographia Britannica. Außerdem liefert Broughton mehre Biographien zu der Biographia Britannica und war Theilnehmer an der engländischen Ausgabe von Bayle's Wörterbuch. Er übersetzte Voltaire's Temple du Gout, einige Reden des Demosthenes, besorgte eine verbesserte Ausgabe von Jervis engländischem Don Quixote und eine Samlung von Dryden's noch ungedruckten Originalgedichten und Übersezzungen: Original Poems and Translations by John Dryden (als Nachtrag zu der Ausgabe von Dryden's vermischten Werken. London 1760. IV. 8.**). (*W. Müller.*)

BROUGHTONIA R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20sten Linné'schen Klasse, benant nach Arthur Broughton, dem Vf. des Enchiridion botanicum. London 1782, der in Jamaica die Aufsicht über den botanischen Garten des Hinton East Esq. führte und ein Verzeichniß der darin gezogenen Pflanzen (Hortus Eastensis. Kingston. 1792. 4.) herausgab. Die Gattungs-Charaktere der Broughtonia machen aber einen so unbedeutenden Unterschied vom Epidendrum, daß man sie beide sehr wohl vereinigen kann. *Br.* sanguinea *R. Br.* ist mit allem Recht von Swartz zuerst als Epidendrum, später als Dendrobium aufgeführt worden, wohin sie weniger gehört. (*Sprengel.*)

Brouko, s. Brooko.

BROUNCKER, Brounker (William), Lord Viscount von Castle-Lyons in Irland, geb. um das J. 1620, zeigte frühzeitig große Anlagen für die mathematischen Wissenschaften, in denen er sich späterhin sehr auszeichnete. — In den J. 1657 u. 58. correspondirte er mit dem berühmten Dr. John Wallis über mathematische Gegenstände. — Er war einer von den Vornehmen, welche die im April 1660 bekant gemachte Deklaration zu Gunsten Karls II. unterzeichneten. Dies erwarb ihm die Gnade des zurückkehrenden Königs, und er wurde nach der Restauration zum Kanzler und Großsiegelbewahrer der Königin und zu mehren andern Ehrenämtern ernant. Er war eines der ersten Mitglieder der königl. Societät zu London, und wurde im J. 1662 der erste Präsident derselben, welches er 15 Jahre hindurch blieb. Er starb d. 5. April 1684 zu Westminster. — In den philosophical Transactions der londner Societät sind mehre Schriften von Brouncker enthalten, worunter die wichtigsten sind: 1) Versuche über den Rückstoß der Geschütze, 2) Reihen zur Quadratur der Hyperbel, die ersten, durch welche der Inhalt eines hyperbolischen Raums gefunden wurde. — Außerdem hat man von Brouncker: 3) verschiedene Briefe wissenschaftlichen Inhalts, welche theils in Usher's Briefsamlung, theils in Wallis Commercium epistolicum (Oxford 1658) gedruckt erschienen sind. In einem der in letzterer Samlung enthaltenen Briefe Brounkers befindet sich die erste Anwendung der Kettenbrüche, indem B. das Quadrat des Durchmessers eines Kreises durch die als Einheit angenommene Kreisfläche mittelst eines merkwürdigen Bruches der Art ausdrückt (vgl. den Artikel Kettenbruch). 4) Eine engl. Übersetzung von Descartes Musicae compendium erschien im Jahr 1653 ohne den Namen des Übersetzers. (*Gartz.*)

Broune, s. Browne.

Brousson, Cl., s. Cevennen u. Reformation.

BROUSSONNET (Pierre Marie Auguste), ein verdienstvoller Naturforscher, geb. den 28. Februar 1761 zu Montpellier, wo sein Vater die Arzneikunde lehrte. Der Sohn wählte dasselbe Studium, erhielt schon im 18. Jahre in seiner Vaterstadt die Doktorwürde, und seine in mehren Samlungen wieder abgedruckte, Inauguralschrift (Variae positiones circa respirationem), bewies, daß er diese frühe Auszeichnung verdiente. In Paris, wohin er sich begab, beschäftigte er sich vornehmlich mit botanischen und zoologischen Forschungen, und er war der erste, welcher die linné'sche Nomenclatur in der Zoologie in Frankreich einführte. Von Paris machte er eine Reise nach London, und hier erschien von ihm: Ichthyologiae decas prima. Lond. 1782, Viennae 1785. 4. m. Kpf., ein Werk, das zum Bedauern der Naturforscher nicht fortgesetzt wurde. Die königl. Societät in London nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und als er, nach einem 3jährigen Aufenthalt in England, wieder nach Paris kam, wählte ihn Daubenton zu seinem Gehilfen am Collége de France und der Veterinärschule, und die Akademie der Wissenschaften nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, nachdem er ihre Schriften mit mehren interessanten Abhandlungen bereichert hatte: Sur le loup de mer; sur le silure trembleur; sur les vaisseaux spermatiques des poissons; sur la respiration des poissons; sur les dents u. a. m. Sehr verdient machte er sich als Sekretär der Gesellschaft des Ackerbaues, die großentheils seinem belebenden Einflusse ihre mannigfaltig ausgedehnte Wirksamkeit und die Reihenfolge ihrer Druckschriften verdankt. Unter andern machte er das Année rurale ou calendrier à l'usage des cultivateurs. Par. 1787 u. 88. Vol. II. 12. bekant, war Mitarbeiter an dem Feuille du cultivateur, 1788 ff. Vol. VIII. 4., übersetzte J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen u. Schiffsfahrten im Norden ins Französische, Paris 1789, 2 Th. 8., schrieb Lobreden auf Turgot, Buffon u. a. m. Durch seine thätige Verwendung kamen aus Spanien die ersten Merino's und aus der Levante die ersten angorischen Ziegen nach Frankreich. Diesen nützlichen Beschäftigungen entzogen ihn die Stürme der Revolution, und auch er erfuhr eine Reihe widriger Begegnisse, wie so viele verdiente Gelehrte. Wegen seiner Popularität wurde er ein Mitglied der gesetzgebenden Versamlung, sollte als Girondist verhaftet werden, suchte sich in seiner Vaterstadt zu verbergen, und als er sich nirgend sicher sah, durchwanderte er Spanien und Portugal, und kam von da nach Afrika, als Arzt des Gesandten der vereinigten Staten bei dem Kaiser von Marokko. Nachdem sein Name auf der Emigrantenliste ausgestrichen war, kehrte er nach Frankreich zurück, wurde Consul zu Mogador und auf den

*) Seine Liebe für die Musik hatte Br. in vertraute Bekantschaft mit Händel gebracht, und er lieferte den Text zu mehren Kompositionen desselben. (*H.*)

**) S. Biogr. Brit. *Baker* Biogr. Dramat.

canarischen Inseln, und wollte sich in derselben Eigenschaft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung einschiffen, als er den Ruf zum Lehramte der Botanik nach Montpellier erhielt. Napoleon berief ihn 1805 in die gesetzgebende Versamlung, aber ein unglücklicher Fall führte am 27. Julius 1807 seinen Tod herbei. Broussonnet war auch Mitglied der königl. Societät zu Göttingen, und des Nationalinstituts, dessen Schriften er mit schätzbaren Abhandlungen bereicherte *); auch hinterließ er mehre wichtige Manuscripte. (*Baur.*)

BROUSSONETIA nannte Ventenat dem eben angeführten Br. zu Ehren eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Amentaceen und der 22. Linné'schen Klasse, die man früher mit Morus verbunden, die sich aber theils durch Diöcie, theils dadurch unterscheidet, daß die weiblichen Kätzchen aus den keulenförmigen Fruchtböden zusammengesetzt sind, daß das Pistill einfach und der Same vom Kelche bedeckt ist. Die bekannte Art ist: Br. *papyrifera* Vent. (Morus papyrifera *L.*) der berühmte Papier-Maulbeerbaum der Japaner, den Kämpfer (amoen. exot. p. 471. Gesch. von Japan, 2. S. 385 f.) am besten beschrieben hat. Es ist aber der Bast, den die Japaner aus den dreijährigen Trieben durch mehrmaliges Kochen in Lauge in einen Brei verwandeln, dann mit Reisbrühe und der Wurzel von Hibiscus Manihot kochen und nun diesen schleimigen Brei in Formen von Binsen zu Papier machen. Der Baum hat wegen vielfacher Gestalt der rauhhaarigen bald herzförmigen, bald dreilappigen oder handförmigen Blätter ein artiges Ansehn, wächst auch bei uns im Freien üppig, aber stirbt in kalten Wintern jederzeit bis auf die Wurzeln ab. Neuerdings ist durch Humboldts Untersuchung eine zweite Art dazu gekommen, die man sonst zu Morus zog, Br. *tinctoria* Humb., welche sich durch glatte Blätter u. Dornen an den Ästen unterscheidet, und in Südamerika zum Gelbfärben benutzt wird. (*Sprengel.*)

BROUWERSHAVEN, Stadt auf der Insel Schouwen, zum Distr. Zierickzee der niederl. Prov. Zeeland gehörig, (51° 43′ 42″ Br. u. 21° 34′ 55″ L.) auf der Nordseite der Insel am Wasser Grevelingen, hat nur 192 Häus. und 755 Einw., die meistens Fischer oder Seeleute sind; man unterhält mehre Austerbrunnen und handelt damit nach den benachbarten großen Städten. Hier ist der berühmteste der holländischen Dichter Jak. Catts † 1660 geboren. In der Nähe stand die Stadt Bommene, die 1682 bei einer Überschwemmung weggerissen ist, und 1426 fiel hier ein hartnäckiges Gefecht zwischen Philipp, Herzoge von Burgund, und Humphrey, Herzoge von Gloucester, welcher der Gräfin von Holland zur Hilfe gezogen war, vor. (*Hassel.*)

BROWALL, Browallius (Johann), schwedischer Naturforscher, geb. d. 30. Aug. 1707 zu Westrås, wo sein, als Propst zu Bro in Westmannland gestorbener Vater, Andreas, damals Lehrer am Gymnasium war. Er studirte zu Upsala die theologischen Wissenschaften, wurde Kapellan zu Stockholm, 1737 Professor der Naturgeschichte zu Abo in Finland, zuletzt daselbst Bischof und Prokanzler der Hochschule, und starb den 25. Julius 1755. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm bereicherte er nicht nur die Schriften derselben mit mehren naturhistorischen Abhandlungen, sondern gab auch in schwedischer und lat. Sprache einzele Schriften heraus, die manche nützliche Beobachtungen lieferten, und naturhistorische Kenntnisse verbreiten halfen, als: Diss. de scientia naturali ejusque methodo. Ups. 1737. 4. De necessitate hist. nat. bei Linné's 1737 erschienener Critica botanica. Disp. de agricultura Tavastensium. Aboae 1741. 4. Examen epicriseos in Systema plant. sexuale Linn. autore Siegesbeckio. (eine Vertheidigung des Linné'schen Systems) Ib. 1739. 4. wieder gedruckt mit Linnés Orat. de necessitate peregrinationum u. *Gessneri* Diss. de vegetabilibus. Lugd. Bat. 1743. 8. *). Bemerkenswerth ist auch seine ursprünglich Schwedisch geschriebene, unter dem Titel ins Teutsche übersetzte Schrift: Hist. u. phys. Untersuchungen von der vorgegebenen Verminderung des Wassers und der Vergrößerung der Erde. Stockh. 1756. 8.; Disputationen gegen 40 in Abo gehalten, auch vieles handschriftlich, eine Flora von Dalecarlien, Finland ꝛc. **). (*Baur.*)

Linné verewigte sein Gedächtniß durch die Benennung einer Pflanze

BROWALLIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Personaten und der 14. Linné'schen Klasse, die bei einem 5zähnigen Kelch, eine röhrige Corolle mit 5lappigem Saum und ungleiche Antheren hat. Die zweifächerige Kapsel hat eine Scheidewand, die in der Mitte verdickt den Mutterkuchen darstellt. Br. *elata* L. (*Br.* elongata *Humb.*) mit eiförmig ablangen Blättern, die wie die Blüthenstiele und Kelche behaart sind, die Blumen sind blau und weiß. In Südamerika. 2) Br. *demissa* L, mit eiförmig ablangen stumpfen an der Basis verdünnten Blättern, die, wie die Blüthenstiele, schwach behaart sind, glatten Kelchen und blauen Blumen. In Südamerika. 3) Br. *viscosa* Humb., mit rundlichen, stumpfen schwach behaarten Blättern, klebrig haarigen Blüthenstielen u. Kelchen und violetten Blumen. In Neu-Granada. (*Sprengel.*)

BROWER, Brouwer (Christoph). Dieser gelehrte Jesuit war geb. zu Arnheim 1559 und starb zu Trier den 2. Juni 1617. Er war ein Mann von Talenten, und mannigfaltigen Kenntnissen. Als Jesuit war er in allen Graden seines Ordens eingeweiht. Das vorzüglichste Werk, das er im historischen Fache der Nachwelt hinterlassen hat, sind seine trierschen Annalen (Antiquitates Annalium Trevirensium), woran er 30 Jahre arbeitete. Der trierische Erzbischof Jakob von Elz hatte ihm den Auftrag gegeben, ein solches Werk als Gegengift der kyriandrischen Annalen zu schreiben, und die Erzbischöfe Johann v. Schönenburg und Lothar v. Metternich erneuerten diesen Auftrag. Aber der Verfasser er-

*) Recueil des éloges hist. par Cuvier. T. I. 311—342. Biogr. univ. T. VI. Morgenblatt 1808 Nr. 37.

*) Aus Dankbarkeit für diese Vertheidigung seines Systems gegen Siegesbeck, gab Linne einem Pflanzengeschlecht den Namen Browallia. **) Aminnelsetal öfver Biskopen Browallius, hollat af C.-Carleson. Stockh. 1756. Vgl. Gött. gel. Anz. 1757. S. 646. *Gezelii* biogr. Lex. Första Delen. Upsal. 1778. p. 148. Neueste Gesch. der Gelehrs. in Schweden, 1. Bd. 320. Adelungs Zus. z. Jöcher. Biogr. univ. T. VI.

lebte den Druck seines Werks nicht. Die Handschrift desselben erfuhr sonderbare Schicksale. Nachdem das Werk die Erlaubniß des Drucks durch die Censur des Ordens erhalten hatte, ließ der Erzbischof Lothar dasselbe sich einhändigen, bei welchem es zwei ganzer Jahre blieb. Nach dieser Zeit wurde erst der Druck erlaubt. Bald darauf wurde aber wieder Einhalt gethan, und kurfürstl. Räthen die Handschrift übergeben, welche, mehr dem Interesse ihres Herrn als dem der Wahrheit ergeben, sich erlaubten, nach Belieben zu streichen, und vielleicht auch zuzusetzen. Es blieb dabei bis zum Tode Lothars. Der Nachfolger desselben, Philipp Christoph v. Sötern, welcher nochmals die Handschrift durchlas, erlaubte endlich wieder den Druck derselben, welchen sofort Bernard Gualterus zu Köln besorgte. Als man aber bis zum 19. Buch gekommen war, gab dieser Fürst unvermuthet dem Drukker Befehl, aufzuhören, und das Werk wurde unterdrückt *). Diese Ungnade der Erzbischöfe kam vorzüglich daher, weil Brower die Fehler mancher Erzbischöfe, und das Sittenverderbniß der Geistlichen mit grellen Farben beschrieben hatte; und auch weil er manches Besitzthum der Erzbischöfe als nicht zu fest gegründet bezeichnete, wodurch die benachbarten Fürsten leicht hätten Lust bekommen können, dergleichen Besitzungen anzutasten; auch warf man ihm vor, er habe die Rechte eines gewissen Klosters (wahrscheinlich der Benediktiner-Abtei St. Maximin bei Trier, welche wegen behaupteter Exemtion schon lange im Streit mit dem Erzbisthum war), zu sehr ins Licht gestellt. Alles dieses wollte dem Hofe nicht gefallen.

Das Werk Brower's blieb daher lange gänzlich unterdrückt, bis es endlich, von verschiedenen Händen verdorben, von einem dem Hofe ergebenen Manne abgeschrieben, und mit drei Büchern von Mosenius vermehrt, zu Lüttich 1670 in zwei Bänden in Fol. erschien.

Der historische Styl Brower's ist nicht tadelsfrei; aber man bedenke auch, daß sein Buch verstümmelt auf uns gekommen ist, in der Art, wie es den kurfürstl. Censoren gefallen hatte. Das Beste an diesem Werke wird immer die Einleitung (Proparasceve) bleiben, schätzbar jedem, dem archäologische Untersuchungen nicht gleichgiltig sind. Sie enthält auch mehre Kupferstiche.

Mehre Jahre vor seinem Tode wohnte er im Jesuiten-Collegium zu Fuld, wo er seine Fuldensium Antiquitatum lib. IIII. schrieb. Diese Geschichte erschien zu Antwerpen, in der Plantinianischen Offizin, 1612 in 4., und gehört unter die seltenen Bücher.

An dem nämlichen Orte hatte er auch seine Ausgabe der Gedichte des Venantius Honorius Clementianus Fortunatus mit historischen und geographischen Noten ausgearbeitet, welche zu Mainz durch Balthasar Lippius, 1603. in 4. im Druck erschien, vermehrt mit *Rabani Mauri* poemat. c. notis. Ebend. 1617. 4. Außerdem hat man noch von ihm: Sidera illustrium et sanct. virorum, qui Germaniam olim rebus gestis ornarunt, e manusc. in lucem eruta ib. 1616. 4.

Die Anlage, und großentheils auch die Ausarbeitung des noch in der Handschrift vorhandenen historischen Werkes, betitelt: Metropolis Ecclesiae Trevericae, welches Mosenius vollendete, ist auch von dem unermüdeten Brower. Dieses Werk enthält die Geschichte der verschiedenen Stiftskirchen und Klöster des Landes, und wird zum Theil in der Originalhandschrift, auf der trierischen Bibliothek aufbewahrt **). (*Wyttenbach.*)

BROWN, 1) Grafschaft im nordamerik. State Ohio, von Highland, Adams u. Clermont umgeben und durch den Ohio von Kentucky geschieden. Sie hatte 1820 in 11 Ortschaften 13,356 Einw. und zum Hauptorte Ripley. — 2) Grafschaft in dem nordamerik. State Michigan am See Michigan, welche vormals zum Nordwestgebiete gehörte, aber in neuern Zeiten zu Michigan gelegt ist. Sie liegt auf dem westlichen Ufer des Mississippi um und an der grünen Bai, wird von Outagamy oder nördlichen Fox durchströmt, und hatte 1820 erst 952 Einw., die sich aber schnell mehren. Der Hauptort Brown, vormals Fort Howard, liegt unter 45° Br. u. 289° 36′ L. an der Mündung des Outagamy in die grüne Bai, und besteht aus 1 starken massiven Fort, das gewöhnlich 600 Mann Besatzung hat, und einem Vororte, von 80 franz. canadischen Familien bewohnt, die Landwirthschaft und einen einträglichen Pelzhandel treiben. Vor dem Orte liegen in der Bai das Eiland Long, vor derselben die waldigen Eilande Grand Traverse. — 3) Ortschaft in der Grafschaft Stark des nordamerikanischen Stats Ohio mit 330 Einw. (*Hassel.*)

BROWN (Robert), Stifter einer nach ihm genannten religiösen Sekte, der Brownisten, aus einem alten und angesehenen Geschlechte abstammend, wurde um 1550 zu Northampton geboren. Er studirte die theologischen Wissenschaften zu Cambridge, und äußerte, bei vorzüglichen Talenten, frühe schon einen Hang zum Außerordentlichen und eine stürmische Gemüthsart. Beides verleitete ihn zu lauten und heftigen Invectiven gegen kirchliche Hierarchie, die Administration der Sakramente und die eingeführte Liturgie. Zu Norwich, wo die Holländer eine, größtentheils aus Anabaptisten bestehende, zahlreiche Gemeinde hatten, trat er 1581 öffentlich als Prediger auf, und da seine Lehren mit den anabaptistischen in vielen Stücken übereinstimmten, so bekam er viele Anhänger, besonders da er, der im Grunde einen ziemlich unregelmäßigen Wandel führte, doch den Schein der Heiligkeit zu bewahren wußte. Selbst unter seinen Landsleuten fanden

*) Die erste Auflage hat daher auch nur 18 Bücher, da Browers Werk doch eigentlich aus 22 Büchern bestand, welche sein Fortsetzer, der Jesuit Mosen, mit drei neuen vermehrte. Jene erste Ausgabe, welche 9 Jahre nach dem Tode des Verfassers erschien, und eine der größten literarischen Seltenheiten ist, führt den Titel: Antiquitates Annalium Trevirensium, et Episcoporum Trevirensis Ecclesiae Suffraganeorum, ut Metensium, Tullensium, et Verdunensium, libris 18 comprehensae à R. P. Christophoro Browero S. J. Treviris et Coloniae apud Bernardum Gualterum 1626. in Fol. — Die Trierische Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar.

**) *Reifenberg* Hist. S. J. ad Rhen. infer. T. I. *Hontheim* Hist. Trevir. Diplom. T. III. und Wyttenbach's Versuch einer Gesch. von Trier 3tes Bändch. (*W.*) Außerdem Freher u. a. ungerechnet, B. univ. T. VI. (v. Tabaraud) und Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1. B. 2. Abth. S. 921. (*H.*)

sich, nachdem er einen Dorfschulmeister, Namens **Richard Harrison**, zu seinem Gehilfen angenommen hatte, mehre, die sich von ihm bereden ließen, daß, wer seine Sele retten wollte, sich von der herrschenden Kirche trennen müßte, denn diese sey gänzlich verunreinigt, sowol durch die Laster ihrer Lehrer, als durch die eingeführten fast heidnischen Zeremonien, in denen kaum noch eine Spur von den Anordnungen Christi zu entdecken sey. Er tadelte nicht nur die bischöfliche Kirche, sondern auch die presbyterianischen Gemeinden, nicht sowol in Hinsicht auf die wesentlichen Lehren der Religion, sondern vielmehr in Beziehung auf die äußere Gestalt und Einrichtung der Kirche, die ihm von der echten und einzig zulässigen Anordnung der Apostel gänzlich abzuweichen schien. Jede Religionsgemeinde sollte, nach seiner Behauptung, die Rechte eines für sich bestehenden Gesellschaftskörpers haben, und von allen andern, wenn auch sonst in Lehren und Anordnungen mit ihr übereinkommenden Gemeinden unabhängig, sich selbst regiren und richten. Er verwarf daher die Autorität der Synoden, vermied den Begriff einer (durch Verfassung zusammengehaltenen) Kirche, und behauptete, so viel Menschen, als ein kleiner Ort fassen könnte, machten eine Gemeinde aus, und was die Glieder dieser Gemeinde, von denen alle einerlei Rechte und Gewalt haben, in ihren Versamlungen nach Mehrheit der Stimmen über göttliche Dinge beschließen, das habe Giltigkeit. Nur wenn die Glieder einer Gemeinde unordentlich wandelten, oder die Grundwahrheiten der Religion verließen, sollten andere Gemeinden das Recht haben, den Verirrten guten Rath und heilsame Ermahnungen zu geben. Würden sie diese nicht annehmen, so sollten sie nicht mehr für eine Gemeinde Christi erkant werden. Die Ehe erklärte Brown für einen bloßen bürgerlichen Vertrag, den die weltliche Obrigkeit bestätigen müsse; er verwarf daher die öffentlichen Trauungen in den Kirchen, eben so die Administration der Sakramente nach der eingeführten Form, und die meisten übrigen kirchlichen Einrichtungen, z. B. das Kniebeugen, alle Gebetsformeln. Selbst das Vater Unser wollte er nicht als ein Gebet gebraucht wissen, sondern er erklärte es für ein Muster, nach welchem man sein Gebet einrichten sollte. Wissenschaftliche Vorbereitungen zur Führung des Lehramtes hielt er für überflüssig, und das Lesen heidnischer Schriftsteller in den Schulen für verwerflich. In Hinsicht auf die Verwaltung des öffentlichen Lehramtes selbst traf er folgende Veranstaltung. Jede nach seiner Idee organisirte Gemeinde wählt aus den Brüdern gewisse Männer, welche öffentlich lehren und die übrigen gottesdienstlichen Handlungen verrichten, und die Gemeinde befiehlt auch diesen frei erwählten Lehrern, wenn es das Wohl der Kirche zu erfodern scheint, wieder in den Privatstand zurück zu treten. Denn diese Lehrer sind, weder heiliger noch geehrter als die übrigen Brüder, außer daß sie die Gewalt haben, öffentlichen Gottesdienst zu halten. Das Lehramt ist ihnen überdies nicht ausschließend eigen, denn alle Brüder können, wenn sie wollen, öffentlich weissagen, oder ihre Brüder lehren und ermahnen. Wenn daher derjenige, dem es von der Gemeinde aufgetragen ist, zu predigen, aufgehört hat, so hat ein jeder Bruder die Freiheit, wenn er etwas Nützliches zu sagen weiß, es öffentlich vorzutragen. Überhaupt war die Gewalt der Lehrer sehr beschränkt, und wer nicht zu der ihm anvertrauten Gemeinde gehörte, dem durfte er weder Taufe noch Abendmahl reichen.

Brown war als Sektirer heftig, unbescheiden und intolerant. Unter andern brachte er seinen Anhängern die Meinung bei, man müsse mit denjenigen Kirchen, die nach andern Gesetzen eingerichtet wären, alle Bande des Friedens, der Gemeinschaft und der Liebe zerreißen. Besonders warnte er vor der englischen, als vor einer falschen, mit päpstlichem Kothe besudelten, und von aller göttlichen Kraft entblößten Kirche. Er wurde deswegen von dem Bischof von Norwich zur Verantwortung gezogen und von geistlichen Commissarien über seine Neuerungen vernommen. Hier beharrte er nicht nur bei seinen Lehrmeinungen, sondern betrug sich auch so unanständig, daß er ins Gefängniß gesetzt wurde. Der Lordschatzmeister Cecil, sein Verwandter, bewirkte seine Befreiung und berief ihn zu sich nach London, in Hoffnung, ihn auf andere Gesinnungen zu bringen. Aber Brown entwich nach Middelburg in Seeland, und stiftete daselbst eine Gemeinde, deren Grundsätze er in einer besondern Schrift *) entwickelte. Da er sich mit einigen seiner Anhänger entzweite, so ging er wieder nach England zurück, wurde 1585 von dem Erzbischof von Canterbury zur Rechenschaft gezogen, und darauf, weil er sich hier mit mehr Bescheidenheit äußerte, zu seinem Vater zurückgesandt. Doch bald kehrte der alte heftige Bekehrungseifer zurück, und da er einer Citation des Bischofs von Peterborough keinen Gehorsam leistete, so that ihn dieser in den Bann. Das schmerzte ihn so sehr, daß er sich 1590 unterwarf, worauf er in Northamptonshire eine Pfarre bekam, von der er aber nur den Zehnten bezog, indem er die Geschäfte durch einen Vikar versehen ließ. Uneingedenk seiner früher bewiesenen Strenge, nicht allein in den Lehrsätzen, sondern auch in der Moral, führte er ein eitles, üppiges und unordentliches Leben. Der Abfall des Oberhauptes zerstreute seine Anhänger keinesweges, vielmehr belief sich 1592 die Zahl der Brownisten auf 20,000. Sie wählten einen Rechtsgelehrten, Heinrich Barrowe, zu ihrem Oberhaupte, von dem sie auch **Barrowisten** genant wurden. In England heftig verfolgt, zerstreut, eingekerkert, und manchmal sogar mit dem Tode bestraft, flohen die meisten nach Holland, und ließen sich in Middelburg, Amsterdam und Leyden nieder. Es traten unter ihnen Männer auf, die mehr Mäßigung bewiesen, und indem die Sekte der Brownisten allmälig erlosch, ging aus ihr die noch fortdauernde berühmte Gemeinde der Independenten hervor. Brown selbst verleugnete auch im Alter seine ungestüme Gemüthsart nicht, und starb 1630 im Gefängnisse, sich rühmend, daß er in seinem Leben zwei und dreißig Mal verhaftet worden sey **). *(Baur.)*

---

*) A treatise of reformation without tarrying for any, and of the wickedness of those preachers which will not reform themselves and their charge etc. Middleburg 1582. In eben diesem Jahre ließ er drucken: A book which sheweth the life and manners of all true Christians etc. und noch ein paar andre Schriften. **) *Neal* history of the Puritans T. I. c. VI. p. 324. *Hornbeck* summa controversiarum, lib. X. 378. *Fuller* hist. eccles. britann. lib. X. 168. *Voetius* polit. eccles. P. I. lib. II. tract. I.

BROWN (Thomas), gewöhnlich Tom Brown genant. Dieser geistreiche und launige Schriftsteller war der Sohn eines Pachters zu Shiffnal in Shropshire, wo er um die Mitte des 17. Jahrh. geboren wurde. Er fand auf der Newport-Schule Gelegenheit, außer den beiden alten Sprachen, auch die französische, italiänische und spanische zu lernen, und bildete sich in der Folge zu einem guten Linguisten aus. Seine akademischen Studien machte er ziemlich unordentlich zu Oxford und verließ die Universität vor der gesetzlichen Zeit, weil er nicht im Stande war, sich in ihre Disciplin zu fügen. Er begab sich hierauf, wie ein Glücksritter, nach London, vertrauend auf seinen Geist und seine Kentnisse, die er aber dort so wenig geltend zu machen vermochte, daß er eine Schulmeisterstelle in Kingston an der Themse annehmen mußte, um sich gegen Mangel zu schützen. Nicht lange hielt er in dieser Lage aus und wanderte wieder nach der Hauptstadt, wo er anfing, mit seinem Witz und seiner Laune ein Gewerbe zu treiben, von der Freigebigkeit der Großen, die einen lustigen Tischgenossen gern hatten, zu zehren, für Brod zu schreiben und überhaupt ein regelloses, wechselvolles aber nach seiner Art geniales Leben zu führen. Er war weder in der Wahl seines freundschaftlichen Umgangs, noch in dem Genuß der Liebe besonders zart oder vornehm, und, wie in seinen meisten Schriften, so hielt er sich auch in seinem Leben gern in der niedrigern Sphäre der Lust und Laune. Die Berichte seiner Zeitgenossen, so wie seine eigenen Briefe geben ein höchst interessantes aber auch warnendes Bild von den Ausschweifungen seiner originellen Natur. Seine Schriften sind sehr ungleich, wie sein Leben es war; und er schrieb selten, wenn nicht die Noth ihn dazu zwang. Sein Charakter ist von Feinden und Freunden theils zu schwarz, theils zu weiß dargestellt worden, was um so leichter möglich war, da er sich nicht gleich blieb. Sein Witz war nicht immer gutmüthig und arglos, und man sagt von ihm; daß er Alles lieber aufgegeben habe, als einen guten Einfall. Doktor Drake hat eine Apologie Brown's geschrieben, welche in dessen Werken abgedruckt ist. Er starb 1704 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Ein kurzes aber sehr treffliches Urtheil über ihn hat Campbell *) in folgenden nicht gut übersetzbaren Worten gefällt: **He seems to have rather wasted than wanted talent.** Seine Werke, bestehend in Dialogen, Deklamationen, Satyren, Briefen der Todten an die Lebenden, **Essays**, Übersetzungen, Belustigungen (**Amusements**), drei Komödien u. A. m. sind früher einzeln gedruckt erschienen und nach seinem Tode zu einer Samlung von 4 Duodezb. 1707 vereinigt worden **). (*Wilh. Müller.*)

e. VI. p. 413. Arnolds Ketzerhist. lib. XVII. c. IX. §. 29. Britann. Biographie, 4. Bd. 317. Baumgartens Gesch. d. Religionspart. 870—802. Walchs Einleit. in die Religionsstreit. außer d. luther. Kirche 3. Th. 805. Schröckh's christl. Kirchengesch. seit der Ref. 5. Bd. 42. Nach der Biogr. univ. T. VI. p. 52. erschien in Holland eine interessante, aber seltene Schrift über die Brownisten, unter dem Titel: Belydenisse des geloofs etc. Amst. 1670. 8.

*) Specimens of the Engl. Poets. Vol. IV. p. 385. **) S. *Cibber's* Lives of the Poets. Vol. III. p. 204 ff. *Baker's* Biogr. Dramat.

BROWN (John), ein engl. Dichter und Kanzelredner, eben so sehr durch seine Schriften, als durch sein unglückliches Lebensende berühmt, wurde 1715 zu Rothbury in Northumberland geboren, wo sein Vater stellvertretender Geistlicher war. Er studirte zu Cambridge Theologie und Philosophie und empfing daselbst 1735 die Würde eines Baccalaureus und einige Jahre später die eines Magisters der freien Künste. Nachdem er seine Studien vollendet hatte und ordinirt worden war, erhielt er eine kleine geistliche Stelle an der Kathedralkirche von Carlisle, und lebte dort in ruhmloser Verborgenheit, bis er in dem Jahre der Rebellion (1745) Gelegenheit fand, seinen persönlichen Muth und seine Treue gegen die Regirung als Freiwilliger während der Belagerung des Kastells von Carlisle zu zeigen. Auch empfahl er sich durch einige Predigten gegen den Aufruhr und wurde nun zu mehren höheren Stellen und einträglichen Pfründen befördert. Jedoch scheint es, daß der Ehrgeiz und die reizbare Natur Brown's es fast unmöglich machten, ihn in eine glückliche Lage zu versetzen, und seine Freunde und Gönner, namentlich der bekannte Doktor Warburton, klagen oft über die Unverträglichkeit, Laune, Eitelkeit und Undankbarkeit ihres Schützlings, der gewöhnlich durch eigensinniges Betragen das zerstörte, was sie mit vieler Mühe zu seinem Besten angeordnet hatten. So wechselte er schnell und ohne giltige Gründe Anstellungen u. Pfründen in Morland, Great-Horkesley u. Newcastle an der Tyne, und erhielt endlich auf Empfehlung eines in Petersburg lebenden Freundes einen Ruf von der Kaiserin Katharina, um die Plane derselben für die Reformation der Schulen und des Erziehungswesens ihres Reiches in Ausführung zu bringen. Er nahm diesen Ruf an, aber seine geschwächte Gesundheit hinderte ihn, die große Reise zu machen. Diese fehlgeschlagene Hoffnung, verbunden mit mancherlei Unannehmlichkeiten und Kränkungen in seinem Vaterlande, an denen es dem hypochondrischen Manne nie fehlte, führte sein unglückliches Ende herbei. In einem Anfalle von Wahnsinn durchschnitt er sich mit einem Rasirmesser die Gurgel und starb gleich darauf, d. 23. Sept. 1766. Er war ein gelehrter und scharfsinniger Theolog, ein trefflicher Kanzelredner und hat sich in vielen Gattungen der Poesie nicht ohne Glück versucht. Seine Verse sind meist elegant und korrekt, und er zeigt vorzüglich im Lehrgedicht Kraft und Schärfe der Gedanken. Sein berühmtestes Werk ist der patriotische Sittenspiegel: **Estimate of the Manners and Principles of the Times. London 1757. 58. II. 8.**, welcher in einem Jahre sieben Auflagen erlebte; und von welchem Voltaire sagt, er habe die engl. Nation aus der Lethargie erweckt und sie zur Siegerin Frankreichs gemacht. Von seinen Gedichten nennen wir: **The Honour. London 1750. Essay on Satire** (in Pope's Werken und in Dodsley's Samlung *)) **The Cure of Saul, a sacred Ode** (in Pearch's **Collection of Poems**), zwei Trauerspiele, **Barbarossa (London 1755)** und **Athelstan** (ebendas. 1756.), von denen das erste auch auf die Bühne kam, und mehre kleinere in verschiedenen Sam-

*) Es ist auf Veranlassung von Pope's Tod geschrieben und an Warburton gerichtet.

lungen abgedruckte Stücke. Seine Predigten erschienen zuerst gesammelt London 1765, unter dem Titel: **Sermons on various subjects.** Außerdem hat Brown mehre kritische Schriften **) über Gegenstände der Politik, Poesie u. Musik herausgegeben. Die von ihm vorbereitete Ausgabe seiner sämtlichen Werke ist nach seinem Tode nicht zu Stande gekommen. Eben so blieb sein handschriftlich hinterlassenes Werk: Principles of Christian Legislation, ungedruckt ***). (*Wilh. Müller.*)

BROWN (John), einer der berühmtesten medizinischen Schriftsteller neuerer Zeiten und Stifter einer Schule, welche weniger Anhänger in Großbritannien als in Teutschland gefunden, war 1735 geboren, und starb 1788. Sein Vater war ein armer Taglöhner zu Buncle, einem Dorf in der Grafsch. Berwick, und seine Mutter nährte sich von einem kleinen Milchhandel. Schon in der Dorfschule zeichnete er sich als Kind durch ungewöhnliche Fähigkeiten und große Lernbegierde aus. Und als seine Mutter nach dem Tode ihres ersten Mannes wieder einen Leinweber heirathete, und dieser den jungen Brown sein Handwerk lehren wollte, zeigte sich des letztern höherer Beruf durch bestimmte Abneigung gegen das Gewerbe des Stiefvaters und durch unersättliche Lust zu lesen. Dieser Neigung des Sohns hätten die Ältern wol nicht nachgegeben, wenn sie, als eifrige Seceders (ein Zweig der Presbyterianer), nicht gehofft hätten, daß ihr Sohn einst durch theologische Gelehrsamkeit eine wichtige Stütze jener Sekte werden könnte. Daher schickten sie ihn auf die gelehrte Schule nach Dunse (wo einst der berühmte Duns Scotus gebildet worden). Hier machte Brown in den klassischen Studien bedeutende Fortschritte, und äußerte bei jeder Gelegenheit den lebhaftesten Eifer für seine Sekte und den entschiedensten Haß gegen die bischöfliche Kirche. Doch, als er sich einst durch seine Mitschüler verleiten lassen, die bischöfliche Pfarrkirche in Dunse zu besuchen, ward er darüber von der Versamlung der Seceders zur Rechenschaft gezogen. Diese unduldsame Strenge erbitterte ihn dergestalt gegen die Gemeine, in der er geboren und erzogen war, daß er sich entschloß, von ihr auszuscheiden, uud öffentlich zur bischöflichen Kirche überzugehn. Bald erhielt er eine Hauslehrerstelle bei Dunse, verließ sie aber noch in demselben Jahr (1755) um auf der Universität Edinburgh Theologie zu studiren. Schon hatte er sich zur Ordination gemeldet und einen öffentlichen Vortrag zu dem Ende gehalten, als er, man weiß nicht weswegen, diese Laufbahn wieder verließ, und als Unterlehrer bei der lateinischen Schule nach Dunse zurück ging. Aber nun entwickelte sich sein unglücklicher Hang zu Ausschweifungen, besonders zur Unmäßigkeit im Trinken, wodurch er sein Leben endlich verkürzte. In Dunse lebte er nur ein Jahr (1758 bis 1759) und ging dann nach Edingburgh, wo er sich, wiewol vergeblich, um eine Professur bewarb. Zufällig bat ihn ein Bekannter, seine Dissertation ins Lateinische zu übersetzen. Dies gelang so ungemein gut, daß er darin seine Bestimmung zum gelehrten Arzt zu bemerken glaubte. Er richtete nun lateinische Bittschriften an die Professoren der Medizin, um ihre Vorlesungen besuchen zu dürfen. Dies ward ihm auch zugestanden, und so besuchte er mehre Jahre (von 1760 — 1763) die medizinischen Vorlesungen. In den Ferien erwarb er sein Auskommen dadurch, daß er Unterricht im Latein gab, oder Dissertationen übersetzte. Späterhin fing er auch an, für junge Aerzte ihre Inaugural-Schriften selbst zu verfassen. Eine solche Dissertation ward ihm mit 10, die Übersetzung derselben aber mit 5 Guineen bezahlt. Bei regelmäßiger Lebensart hätte er seinen Vorsatz ausführen und sich den Weg zu einer akademischen Lehrstelle bahnen können. Allein durch Ausschweifungen aller Art, besonders durch Trunkenheit, zerstörte er seine Gesundheit, brachte sich um seinen guten Ruf und machte sich unfähig. Dem ungeachtet setzte der berühmte Cullen noch so viel Vertrauen auf ihn, daß er ihm den Unterricht seiner Söhne auftrug. Bald faßte Brown den Entschluß, selbst eine Kostschule anzulegen, heirathete zu dem Ende im Jahr 1765, miethete ein Haus, und nahm Kostgänger an. Allein seine unordentliche Lebensart untergrub seinen Credit und vertrieb seine Schüler. Nach 3 bis 4 Jahren machte er Bankerott, bewarb sich um eine medizinische Lehrstelle, erhielt aber, wie leicht zu begreifen, abschlägliche Antwort. Die Ursache des Mislingens suchte er allein in der Abneigung des berühmten Cullen gegen ihn, der doch einer seiner größten Wohlthäter gewesen. Seitdem ging Brown darauf aus, Cullens Ansehn unter den Studirenden zu schwächen, dessen System zu stürzen und dafür ein neues Lehrgebäude der Medizin aufzuführen, welches, dem Geiste der Zeit angemessen, Einfachheit in der Theorie mit kräftiger Wirksamkeit in der Praxis verbinden sollte. Dies System trug er fortan in Privat-Vorlesungen vor, welche aber nur von wüsten jungen Leuten besucht wurden. Denn Brown, durch Ausschweifungen und Gicht geschwächt, wähnte die Anfälle der letztern durch geistige Getränke abhalten zu können; daher pflegte er vor der Stunde 50 Tropfen Laudanum in Brantwein zu nehmen, und dies auch während der Vorlesung zu wiederholen, wodurch er sich denn in solche Stimmung versetzte, daß er gewöhnlich im völligen Wahnsinn das Katheder verließ. Dies hinderte indeß nicht, daß er in lichten Zwischenzeiten sein System ausarbeitete, welches unter dem Titel: Elementa medicinae 1780 herauskam. Auch ernannte ihn die medizinische Gesellschaft in Edinburgh, welche freilich größtentheils aus Studirenden bestand, zweimal zum Präsidenten. Aber die höchste Würde konnte er in Edinburgh nicht erlangen, weil die Facultät sehr widrig gegen ihn gestimt war. Er wandte sich deswegen nach St. Andrews, wo er auch ohne Schwierigkeit zugelassen wurde. Nach Edinburgh zurückgekehrt, setzte er Anfangs seine Geschäfte fort, aber da seine Lebensart immer dieselbe blieb; so wurden seine Umstände bald so zerrüttet, daß er 1786 Edinburgh verlassen mußte und sich nach London begab, wo eine große Anzahl junger Leute Medizin studiren und keine Fakultät die Oberaufsicht führt. Hier glaubte er, frei Vorlesungen halten zu können, hatte auch schon „Betrachtungen über das alte System der Medizin" heraus-

) Man schätzt darunter besonders die Essays on the Characteristics of the Earl of Shaftesbury. London 1751 und öfter wiederholt. *) S. Biogr. Britann. *Baker's* Biogr. Dramat. *Campbell's* Specimens of the english Poets. Vol. VI. p. 73 — 74.

gegeben, als ein Ruf nach Berlin durch den preußischen Gesandten an ihn gelangte, den er auch wahrscheinlich angenommen, wenn nicht der Tod ihn plötzlich ereilt hätte. Eines Abends nämlich kam er, wie gewöhnlich, berauscht nach Hause, nahm eine starke Gabe Opium, und starb kurz darauf am Schlagfluß. Ob die Berliner Schule durch ihn wirklich gewonnen, ob die Arzneikunde in den preußischen Staten ihm eine bessere Richtung verdankt haben würde, ist gar sehr zu bezweifeln, wenn man den Mann und sein System kent.

Mit Brown's Leben hängt nämlich sein System so genau zusammen, als dies bei wenigen der Fall ist. Zuvörderst sollte Niemand wagen, eigene Meinungen als neu aufzustellen, oder überhaupt über das Ganze seiner Wissenschaft zu urtheilen, wenn er nicht weiß, was vor ihm gedacht, gesagt und gethan worden. Besonders nothwendig ist dem Arzte Gelehrsamkeit, weil die Grundlage alles Wissens auf Überlieferung beruht, weil ein Mensch sich die Kentnisse und Erfahrungen von Tausenden aneignen kann, und weil die Krankheiten in so verschiedenen Gestalten erscheinen, daß nur das sorgfältige und mit Beurtheilung verbundene Studium der Vorgänger Licht gewähren kann. Aber J. Brown hatte so wenig gelesen als Paracelsus: er kannte kein anderes System der Medizin als das, welches seine Lehrer in Edinburgh vorgetragen, und, wenn er dies unter dem Namen des alten Systems bekämpfte, so übersah er absichtlich die Punkte, worin er übereinstimmte und die Ideen Cullens, welche den Reformator selbst zur Aufstellung seiner Lehrsätze veranlaßt hatten. Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß die Theorie von den belebten festen Theilen, durch Baglivi u. Fr. Hofmann in die britischen Schulen eingeführt, von Gregory, Macbride, Musgrave, Magenise, besonders aber von Cullen mehr ausgebildet und zum leitenden Princip gemacht worden war. Ja den Begriff der Reizbarkeit als Lebens-Princip hatte Franz Glisson schon 1672 auf das scharfsinnigste entwickelt und Haller ihn nur mehr auf die Muskeln beschränkt. Selbst die Dichotomie der Krankheiten, oder die Vorstellung, daß sie entweder aus Schwäche oder übermäßiger Anstrengung entstehn, liegt in Cullens System gegründet. Obgleich dem letztern der innere Zusammenhang fehlt, so wird doch der Grundsatz aufgestellt, daß die meisten Fieber-Ursachen schwächend wirken, daß Atonie im Umfang des Körpers den Krampf veranlasse, in welchem der Fieberfrost gegründet sey, daß unter den beiden Hauptklassen der Fieber, Synocha u. Typhus, der letztere viel häufiger sey als die erste. Eben so ist Cullens Theorie der Gicht berühmt geworden, weil sie statt des Gichtstoffs, den man vorher als verborgene Qualität annahm, Schwäche der Verdauungswerkzeuge setzt, wodurch die Congestionen zu den Gelenken, als thätige Gegenwirkungen, erregt werden. Diesen Vorstellungen gemäß, behandelte Cullen auch die meisten Krankheiten mit stärkenden Mitteln, und machte vorzüglich von China und Wein reichlichen Gebrauch.

Beim Brown'schen System geht alles von dem Grundsatz aus, daß die Quelle des Lebens in der Erregbarkeit zu suchen sey. Was aber Erregbarkeit sey, und wie sie von den äußern Dingen verändert werde, gesteht Brown nicht zu wissen. Doch sagt er (S. 48.): ihr Sitz sey im Nervenmark und in der Muskular-Substanz, welche beide man unter dem Namen: Nerven-System zusammenfassen könne. Wie wenig Correctheit J. Brown seinem Ausdruck zu geben wußte, weil es ihm an geläuterten Begriffen fehlte, geht hieraus hervor. Die Erregbarkeit ist, nach Brown, im ganzen Körper gleichmäßig vertheilt, und der Unterschied der Wirkungen einzeler Theile, rührt blos von der Organisation her. So wirkt die Erregbarkeit im Auge freilich Sehen, weil das Auge dazu gebaut ist, aber sie selbst bleibt im Auge und Ohr, im Magen und den Lungen doch dieselbe. Ferner: von der Erregbarkeit ist jedem lebenden Wesen ein gewisses Maß zugetheilt, welches bei der Geburt am stärksten, nach und nach abnimt, bis es beim Tode zu Nichts wird. Das Leben selbst, oder die Aeußerung der Erregbarkeit, entsteht nur durch Zusammenwirken der äußern Dinge auf die Erregbarkeit. Gesundheit findet nur Statt, wenn die Masse der äußern Reize mit dem Grade der Erregbarkeit übereinstimt. In sthenischen Krankheiten entsteht die Anlage bei geringerm Grade der Erregbarkeit und vermehrter Masse der Reize; da bei verstärktem Grade der Erregbarkeit und Abnahme der Reize Anlage zu asthenischen Krankheiten sich erzeugt. Die letztere geht in direkte Asthenie über; so wie die sthenische Anlage durch die Sthenie in die indirekte Asthenie übergeht. Auf beiderlei Art aber kann der Tod erfolgen.

Dieser Lehre kann man zwar Scharfsinn und Zusammenhang nicht absprechen; aber, da sie der Erfahrung widerspricht, so fällt sie in sich zusammen. Der Erfahrung aber widerspricht, daß die Erregbarkeit blos dem Grade nach verschieden seyn soll. Es sind zuvörderst nicht die beiden Momente der Lebenskraft: Empfänglichkeit u. Wirkungsvermögen unterschieden; dann sind die verschiedenen Arten der Erregung, welche mit dem Bau der Theile unauflöslich verbunden sind, übersehn. Es ist der Erfahrung entgegen, daß im ganzen Körper derselbe Grad der Erregung vorhanden seyn soll, da auch in den einfachsten und alltäglichen Fiebern mit verstärkter Erregung der Gefäße und Nerven die Verdauungs-Werkzeuge an mangelhafter Erregung leiden. Die Erfahrung widerspricht der Behandlung der Krankheiten nach Brown's Grundsätzen. Weit gefehlt, daß die meisten Krankheiten aus Asthenie entstehn sollten und mit stärkenden Reizmitteln zu behandeln seyen, muß man mehrentheils erst die Hindernisse der freien Wirksamkeit wegräumen und die zu starke Erregung vermindern, ehe die Natur die Heilung einleiten kann. Daß Brown die Thätigkeit der Natur in Krankheiten gänzlich übersah, ist ein Beweis, daß er eben so wenig selbst beobachtet, als die besten Schriftsteller in alter und neuer Zeit gelesen.

Es war ferner ganz erfahrungswidrig, daß Brown die Wirkung der Kälte immer schwächend durch Entziehung der Reize und die Wirkung der Wärme immer reizend und erregend angab, ohne eben die beiden Momente der Erregbarkeit zu unterscheiden und ohne die physische Wirkung der Kälte und Wärme in Anschlag zu bringen. Alle Krankheiten, die aus Erkältung entstehn, sind also der direkten Asthenie zuzuschreiben und müssen mit allmäliger Vermehrung der Summe der Reize behandelt werden. Eben so unverständig als dies, ist die gänzliche Vernach-

lässigung der schwächenden Wirkung der Wärme, welche sie auf die Energie beweiset, indem sie die Empfänglichkeit steigert.

Dann ist für sich schon der Begriff der sthenischen Krankheiten, daß sie in gleichmäßiger Vermehrung der Reize und dadurch bewirkten allgemeinen Erregung bestehen, grundfalsch, da bei völlig gleichmäßiger Erregung niemals ein kranker Zustand entstehen kann. Denn dieser hat jederzeit seinen Grund in ungleichmäßiger Erregung oder in unregelmäßiger Vertheilung der Imponderabilien, welche die Nerven leiten.

Ferner ist der Unterschied der allgemeinen von den örtlichen Krankheiten um deswillen falsch, da der Begriff der letztern sich blos auf Fehler der Organisation, des Zusammenhangs und der Mischung bezieht, welche im lebenden Körper ohne Fehler der Lebenskraft nicht gedacht werden können. Wer würde z. B. ein Geschwür heilen, ohne auf Fehler der Erregung zu achten?

Dann ist ein Beweis der mangelhaften praktischen Einsicht die einseitige Aufmerksamkeit auf die äußern schädlichen Einflüsse, um darauf die Diagnostik des dynamischen Charakters der Krankheiten zu gründen. Nicht die Natur der Symptome entscheidet nach Brown über den sthenischen oder asthenischen Charakter; denn in beiden entgegengesetzten Fällen können die Symptome gleich seyn. Sondern das ist das Wichtigste, welchen schädlichen Einflüssen sich Jemand ausgesetzt hat. Die Art der letztern zu wirken erklärt die Theorie; nun mag also die Gestalt der Krankheit seyn, welche sie will. Man behandelt sie auf gleiche Weise, wenn die Theorie lehrt, daß die Kälte oder die Hitze, die Überladung des Magens oder die Entbehrung so oder anders auf die Erregbarkeit wirken. In der That hat sich die menschliche Natur von jeher viel verkehrte Methoden gefallen lassen, und es ist nur ein Glück, daß die Kräfte der Natur mächtig genug sind, um alle Verkehrtheiten der Kunst zu überwinden.

Auch das ist eine der Widersinnigkeiten der Brown'schen Lehre, daß die Arzneien nur gradweise, nicht durch die Art und Weise, wie sie die einzelen Organe erregen, wirken sollen. Kampher, Arnica, Eisen u. China reizen wie Opium, Schwefel u. Spießglanz: aber jedes dieser Mittel in einem andern Grade. Wer lehrt uns nun diesen Grad kennen? die Erfahrung nicht, obgleich diese wohl weiß, daß spanische Fliegen stärker reizen als Arnica, diese stärker als Kampher. Also ist es der Willkür der Theorie überlassen, den Grad der Reizung eines jeden Mittels zu bestimmen. Ist es denn nicht angemessener, durch Erfahrung die Art der Einwirkung einzeler Mittel auf einzele Organe zu erforschen, und zu lernen, welche Organe besonders von dem Quecksilber, welche von dem Spießglanz angegriffen werden? Aber zu dieser Überzeugung kam man erst später.

In Teutschland nahm man zuerst Kentniß von dem Brown'schen System, nachdem Christoph Girtanner es mit lächerlicher Anmaßung 1790 in Roziers Journal als das seinige angepriesen, und Melch. Adam Weikard Moscati's Ausgabe der Brown'schen Elemente 1795 schlecht genug übersetzt hatte. In demselben Jahre gab Jos. Frank die Untersuchungen von Rob. Jones heraus, worin die Brown'sche Theorie als der Triumph der inductiven Philosophie des Baco von Verulam vertheidigt wurde. Der vorzüglichste Apostel der neuen Lehre in Teutschland war Röschlaub, dessen unläugbarer Scharfsinn manche Blößen dieses Systems zu verbergen wußte, und doch nicht hindern konnte, daß die bessern Grundsätze der Natur-Philosophie dasselbe in Vergessenheit brachten. (*Sprengel.*)

BROWNE (Georg), ein englischer Bischof, der unter König Heinrich VIII. die Reformation in Irland einführte. Er war zuerst Mönch in einem Augustinerkloster in London, und darauf, weil er sich durch seine Kentnisse vortheilhaft auszeichnete, Provincial des Ordens in England. Luthers Lehre, die sich damals im Königreiche zu verbreiten anfing, fand leicht Eingang in seinem für das Bessere empfänglichen Gemüthe, und er unterließ nicht, in seinen öffentlichen Vorträgen das Volk zu ermahnen, sich einzig und allein an Christus zu halten, und dem herrschenden Aberglauben entgegen zu arbeiten. Als Heinrich VIII., der sich, nach Abschaffung der päpstlichen Herrschaft, zum Oberhaupt der englischen Kirche erklärt hatte, von Browne's Bemühungen und seiner hellern Erkentniß Nachricht erhielt, erhob er ihn 1534 zum Erzbischof von Dublin, mit dem Befehle, in seinem Sprengel der Anhänglichkeit an den Papst entgegen zu wirken, und dagegen die Anerkennung der königl. Macht über die Kirche (Supremat) unter den Irländern zu befördern. Browne, frei von stürmendem Bekehrungseifer, vollzog diesen Befehl mit Einsicht und Klugheit, und er erreichte seinen Zweck, jedoch nicht ohne persönliche Gefahr, und ohne vieles Widerstreben von Seiten des irländischen Parlaments. In einem Zeitraume von 5 Jahren verschwanden, auf seine Veranstaltung, alle abergläubische Bilder und Reliquien aus den beiden Kathedralkirchen zu Dublin und aus allen Kirchen seines Sprengels, und dagegen wurden die zehen Gebote, das Vater Unser und das apostolische Glaubensbekentniß in goldenen Rahmen an den Altären aufgestellt. Der König vertrieb bald darauf die Mönche aus Irland, zerstörte ihre Klöster, und Browne wurde zur Belohnung seiner Verdienste unter Eduard VI. 1551 zum Primas von Irland ernant, statt des Erzbischofs Dondal von Armagh, der sich der Verbreitung der Reformation widersetzte. Aber unter der bigotten Königin Maria, welche die Bekenner der neuen Lehre, wie in England so auch in Irland, mit Feuer und Schwert verfolgte, verlor Browne 1554 seine Würden. Er starb 1556. Der Erzbischof Usher schildert ihn in seinen Denkwürdigkeiten der Kirchengeschichte von Irland „als einen Mann von leutseligem Wesen, in allen seinen Thun und Lassen sehr aufrichtig und rechtschaffen, wohlthätig gegen die Armen, voll mitleidiger Sorgfalt für den Selenzustand des Volks." Gedruckt hat man von ihm einige Briefe über die irländischen Angelegenheiten, und eine Predigt gegen den Bilderdienst und die latein. Gebetsformeln *). (*Baur.*)

---

*) Hist. of Reformat. in Ireland, in the Phenix T. I. 120. und lat. in *Gerdes* miscell. Groning. T. VII. 1. The life of G. Br. Lond. 1681. 4., wieder abgedruckt in der Samlung, welche den Titel hat: The Harleyan Miscellany. T. V. 568. In einer daselbst abgedruckten Predigt, die Browne 1551 zu Dublin hielt,

BROWNE (Thomas), dieser durch seine Religio Medici berühmt gewordene Arzt und Alterthumsforscher, wurde zu London im J. 1605 geboren. Nach vollendeten Studien auf der Schule zu Winchester und der Universität zu Oxford und nachdem er England bereiset hatte, trat er 1629 eine Reise auf das feste Land an, besonders um die vorzüglichsten Universitäten zu besuchen, kehrte aber, nachdem er zu Leyden Doktor geworden, 1634 in sein Vaterland zurück und ließ sich zu Norwich nieder. Karl II. verlieh ihm, bei einer Durchreise 1671, die Ritterwürde, nachdem er bereits 1665 zum Ehrenmitgliede des med. Collegiums zu London aufgenommen war. Glücklich in seiner Familie beschloß er sein Leben ruhig am 19. Okt. 1682 mit Hinterlassung dreier Töchter und eines Sohnes Eduard *). Sein erstes und berühmtestes, oft aufgelegtes und in mehre Sprachen übersetztes Werk: **Religio Medici** (in engl. Sprache zuerst 1642. 8.) enthält nicht, wie man nach dem Titel glauben möchte, religiöse Vorschriften für den Arzt, sondern sein individuelles Glaubensbekenntniß. Dies beginnt freilich damit, daß er sich zur anglicanischen Kirche bekent; weiterhin aber beschränkt er so viele Dogmen derselben und setzt so manche andere hinzu, daß er Vielen als ein verkappter Ungläubiger erscheint. Übrigens glaubte er an Mittelgeister zwischen Engeln und Menschen, wie auch an Zauberei, so daß er nach dem Zeugnisse von Hutchinson in seinem Versuche über Zauberei, ein Gutachten gegen zwei dieses Verbrechens zu Norwich angeklagte Personen gab, welches wahrscheinlich deren Hinrichtung begründete (die letzte, die in England Statt fand) ein Umstand, der um so mehr auffällt, da er in dem erwähnten Buche keineswegs intolerant erscheint. Bekantlich fand sein Buch mehre Gegner in England und Teutschland, die ihn zum Theil geradehin für einen Atheisten erklärten, dagegen blieb ohne Gegner seine ebenfalls oft aufgelegte und übersetzte Schrift: **Pseudodoxia epidemica, or Enquiries in the vulgar errors** (zuerst London 1646. Fol.) in welche er die gewöhnlichen, jetzt größtentheils verschwundenen Irrthümer mit Mäßigung widerlegt. Sein **Hydriotaphia** (1658. 8.) handelt von Urnen und Leichendenkmälern der Alten, wie auch von dem später durch Fourcroy genauer beobachteten Fettwachse in den Leichen; beigefügt ist **Garden of Cyrus**, worin er zu beweisen sucht, daß die Natur, in ihren Produkten die Zahl 5 öfter als jede andere braucht. Die einzige eigentlich mediz. Schrift desselben ist ein kurzer Bericht über das Studium der Medizin, die mehr von Gelehrsamkeit als Urtheilskraft zeugt.— Sämtliche Werke desselben erschienen noch bei seinem Leben 1666 (teutsch, Frkf. u. Leipz. 1680. 4.) und nach seinem Tode mit den handschriftlich nachgelassenen über Alterthümer und eine Lebensbeschreibung von dem Erzbischof Tenisson (Lond. 1686 Fol.). Auch Johnson besorgte eine Ausgabe derselben mit folgendem Urtheile: „Sein Styl ist lebhaft, aber hart; er ist gelehrt, aber pedantisch; er macht Eindruck, aber ohne zu gefallen; er ist tief, aber dunkel; die von ihm gebrauchten Bilder sind bizarr, seine Combinationen gezwungen; er borgt Ausdrücke aus allen Wissenschaften, und wird dadurch seltsam **)." (*H.*)

BROWNE (Alexander), ein englischer Wundarzt, reiste gegen das Ende des 17. Jahrh. nach Ostindien, sammelte daselbst viele unbekannte Pflanzen und sandte sie an den berühmten englischen Botaniker L. Plukenet (gest. 1706), der sie in seinen Werken bekant machte. Linné ehrte Browne's Verdienste um die Botanik dadurch, daß er einem Pflanzengeschlechte vom Vorgebirge der guten Hoffnung den Namen Brunia beilegte †). Ein Zeitgenosse von ihm war der, in London lebende Maler und Kupferstecher Alexander Browne; von diesem hat man eine **Ars pictoria, or an academy treating of drawing, painting, limning and etching. To which are added thirty copper plates etc. London** 1660. 8.; 1669 u. 1675. kl. Fol. ††). (*Baur.*)

BROWNE (Simon), Prediger der Dissenter in London, geb. 1680 zu Shepton-Mallet in Sommersetshire. Zu Bridgewater ward er von einem Prediger in der Philosophie und Theologie unterrichtet, und kaum 20 Jahre alt, predigte er mit solchem Beifall, daß er bald darauf an die nonconformistische Kirche zu Portsmouth, und von da zu der Gemeinde in Old-Jewry, der ansehnlichsten in London, berufen wurde. Allgemein geachtet verwaltete er sein Amt mit großer Treue, bis ihn 1723 der plötzliche Tod seiner Gattin und seines einzigen Sohnes in eine psychologisch-merkwürdige Art von Wahnsinn stürzte. Er legte sein Amt nieder, und begab sich in die Einsamkeit an seinen Geburtsort, indem er seinen Freunden eröffnete: „er sey bei Gott in Ungnade gefallen, der seine vernünftige Sele stufenweise vernichtet und ihm nur das thierische Leben übrig gelassen hätte. Es wäre daher profan, wenn er selbst beten, und unanständig, wenn er bei dem Gebete Anderer zugegen seyn wollte. Hätte er gleich die menschliche Gestalt und das Sprachvermögen beibehalten, und schien seine Rede auch vernünftig zu seyn; so habe er doch davon eben so wenig einen Begriff, als der Papagey. Er sey daher ein, der moralischen Freiheit beraubtes Wesen, das weder einer Belohnung noch einer Bestrafung fähig wäre." Keine Vorstellung vermochte ihm diese fixe Idee zu benehmen, aber während er sich nur noch für ein Thier hielt, schrieb er, ohne Bücher und literarische Hilfsmittel, Werke des Geschmacks, der Gelehrsamkeit und des tiefen Denkens, die Erstaunen erregten; und wer mit ihm umging, behauptete, daß in diesem traurigen Zustand seine Einbildungskraft an Lebhaftigkeit, und seine Urtheilskraft an

---

schildert er den Charakter und die Denkungsart der Jesuiten mit sprechenden Zügen, und entwickelt ihr Verhalten, ihre Anschläge und ihr endliches Schicksal fast im prophetischen Geiste. Diese merkwürdige Stelle findet sich auch in Mosheims Kirchengesch. (nach Schlegels Übers.) im 3. Bde. 677., vgl. ebendas. S. 165 u. 662.

*) Dieser Sohn (geb. 1642. gest. 1708) ist vorzüglich durch die zweimal aufgelegte Beschreibung seiner Reisen in Holland, Teutschland, Ungarn, Böhmen rc., mit vorzüglicher Rücksicht auf Naturgeschichte, insonderheit Mineralogie (1673. 1685. 4., französ. 1674. 4.) bekant. Er war Leibarzt Karls II. und Präsident des königl. med. Collegiums; ein eben so gelehrter als feiner Mann.

**) Vgl. Jöcher und Biogr. univ. T. VI.

†) Biogr. univ. T. VI. und unter Brunia. ††) *Granger* biograph. history T. IV. 126. Blankenburgs Zusätze zu Sulzer's Theorie 2. Bd. 334.

Stärke und Richtigkeit gewonnen habe. Man fand unter seinen Manuscripten viele Stücke aus griechischen und römischen Dichtern, in englische Verse übersetzt, scharfsinnige kritische Anmerkungen über schwere Stellen in den Briefen Pauli, eine englische Grammatik, poetische Fabeln u. a. m. Zuletzt schrieb er zwei, von W. Harris zum Druck beförderte, Schriften zur Vertheidigung der Wunden Christi gegen Woolston, und eine Defence of the religion of nature and the christian revelation gegen Tindal, die sich beide eben so sehr durch Bündigkeit in den Beweisen als durch echten Duldungsgeist auszeichnen, und zu den besten gehören, die gegen jene Freidenker im Druck erschienen. Dieser letztern Schrift hatte Browne eine, erst später (im Adventurer No. 88.) gedruckte, Zuschrift an die Königin Karoline vorgesetzt, in welcher er erklärt, daß, wenn an seinem Buche etwas Außerordentliches sey, es darin bestehe, daß es von einem Wesen herrühre, welches das erste in seiner Art sey, und noch gar keinen Namen habe; zugleich erklärt er es für das denkwürdigste und außerordentlichste Ereigniß unter der Regirung Georgs II., daß eine Schrift, die ein solches Ding (thing) verfertigt habe, der erhabenen Königin Karoline übergeben worden sey. Nichts schmerzte ihn mehr, als wenn er gewahr wurde, daß man den Versicherungen von seiner Thierheit keinen Glauben schenken wollte, weil er es für ein Mistrauen gegen seine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe hielt. Er beharrte bei seiner wahnsinnigen Einbildung, bis er 1732 starb. In gesundem Zustande hatte er einige Predigten und eine Samlung von geistlichen Liedern drucken lassen. Seine Kentnisse waren sehr ausgebreitet, und von den mannigfaltigsten Gegenständen, sie mochten auf Wissenschaft, Kunst oder das bürgerliche Leben Beziehung haben, sprach er mit Einsicht und richtiger Beurtheilung. Den Ausdruck hatte er sehr in seiner Gewalt, und jedem Verdienste ließ er Gerechtigkeit widerfahren. Er war fromm ohne Enthusiasmus, eifrig ohne Gleisnerei und gelehrt ohne Pedanterie *). (*Baur.*)

BROWNE (Maximilian Ulysses, Reichsgraf von), oft auch Broune genant, stamt aus einem alten römisch katholischen Adelsgeschlecht in Irland, und war zu Basel am 23. Okt. 1705 geboren. Sein Vater, Ulysses, hatte bei der Katastrophe Königs Jakobs II. im J. 1690 zugleich mit einem ältern Bruder, Georg, sein Vaterland verlassen und kaiserliche Kriegsdienste angenommen, in denen er 1731 zu Frankfurt am Main als Obrister von der Reiterei sein Leben beschloß. Maximilian Ulysses, sein einziger Sohn, wurde mit aller Sorgfalt für den Stand des Kriegers erzogen und erhielt sehr jung eine Offiziersstelle unter dem Infanterie-Regiment seines Oheims, welcher 1729 als kaiserlicher General-Feldzeugmeister starb. Er war bereits bis zum Range eines Oberstlieutenants gestiegen, als der polnische Successionskrieg im J. 1733 die lange Friedensruhe unterbrach, und er mit seinem Regiment nach Italien gegen die Franzosen und Sardinier ins Feld rückte. Hier wurde er im März 1734 Oberster, und wohnte dem blutigen Feldzuge dieses Jahres unter dem Grafen Mercy, und nachher unter dem Grafen Königseck bei, befand sich namentlich in den Treffen bei Parma (29. Juni), Quistello (14. Sept.) und Guastalla (19. Sept.), zeichnete sich in den beiden letztern vorzüglich aus und ward bei Guastalla verwundet. Schon im März des folgenden Jahres stieg er bis zum General-Feldwachtmeister und nahm an dem unglücklichen Feldzuge Theil, in welchem der Feldmarschall Königseck nach Tirol zurückweichen mußte, dessen Gränzen Browne eine Zeitlang mit aller Sorgfalt decken half. Nach geschlossenem Frieden wurde er im Februar 1736 kaiserlicher wirklicher Kämmerer (Kammerherr). In den J. 1737 bis 39 wohnte er den drei Feldzügen gegen die Türken unter dem Oberbefehl der Feldmarschälle Seckendorf und Wallis bei, und befand sich unter andern bei den unglücklichen Ereignissen von Banjaluka (4. Aug. 1737) und Grotzka (22. Juli 1739). Während des erstern befehligte er in den Laufgräben vor dem belagerten Banjaluka und warf, indem der Prinz von Hildburghausen von dem zum Entsatz herbeieilenden türkischen Heer geschlagen wurde, einen doppelten Ausfall der türkischen Besatzung tapfer zurück. Sein Ruf wuchs unter diesen unglücklichen Feldzügen, und eine Auszeichnung folgte schnell der andern. Er erhielt im Oktober 1737 ein Regiment zu Fuß (vorher Franz Wallis), wurde im Febr. 1739 Hofkriegsrath und im folgenden März Feldmarschall-Lieutenant. Nach dem Belgrader Frieden erhielt er das Kommando in Schlesien. Bei dem Einbruch Friedrichs II. in dieses Land am Schlusse des J. 1740, versammelte er seine Truppen bei Neustadt, setzte Neiße in Vertheidigungsstand, und suchte sich gegen die Preußen unter dem Feldmarschall Schwerin zu halten, wurde aber durch deren Übermacht Ende Januars nach Mähren zurückgetrieben. Hier erwartete er die Ankunft des Feldmarschalls, Grafen Neuperg, drang mit demselben am Ende des Märzes in Schlesien ein und befehligte in der Schlacht bei Mollwitz am 10. April mit dem General v. Berlichingen den rechten kaiserl. Flügel, welcher dem linken preußischen lange überlegen blieb, und sich erst spät vor den Angriffen des preußischen Fußvolks unter Schwerin zurückzog. Er wurde in dieser Schlacht leicht verwundet. Unter dem Oberbefehl des Erzherzogs v. Toskana, nachherigen Kaisers Franz I. und des Prinzen Karl v. Lothringen, seines Bruders, nahm er an den fernern Ereignissen dieses Krieges Theil und befehligte in der Schlacht bei Czaslau am 17. Mai des folg. Jahrs 1742. als ältester Feldmarschall-Lieutenant der Infanterie. Nach dem Breslauer Frieden zwischen Östreich und Preußen stand er eine Zeitlang mit der östreichischen Hauptarmee den Franzosen in Böhmen gegenüber, im Oktober aber zog er mit einem Theil der Armee dem Grafen Khevenhüller in Baiern zu Hilfe. Im Frühling 1743 kommandirte er meistentheils die Avantgarde der Armee in Baiern, bewirkte unter andern die Einnahme von Deckendorf Ende Mai's und den glücklichen Übergang über die Donau bei Wischelburg am 6. Juni, und hatte überhaupt an der

*) Niedersächsische Nachr. von gel. Sachen v. J. 1734. S. 161 ff. Supplem. zu dem genealog. Archivar vom J. 1733 (von Ranft) S. 489. Nachrichten v. dem Char. u. d. Amtsführ. rechtsch. Pred. 2. Bd. 180. Stäudlin's und Tschirners Archiv für Kirchengesch. 2. Bd. 3. St. Biogr. univ. T. VI. (von Suard).

Vertreibung der Franzosen aus Baiern großen Antheil. Khevenhüller, selbst ein großer Feldherr, erkannte Browne's ausgezeichnetes Kriegstalent, wählte ihn zu den wichtigsten und schwierigsten Unternehmungen, und empfahl ihn seiner Monarchie noch auf dem Todtenbette. Ende Juni wurde er nach Hanau geschickt, um dem König Georg II. von England, im Namen seiner Königin Maria Theresia, zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Er kam am 9. Juli zu Hanau an, blieb bis zu Ende dieses Feldzugs bei dem Könige, und nahm an den kriegerischen Berathschlagungen, so wie an den zahlreichen Belustigungen im Hauptquartier Theil. Nach der Abreise des Königs von der Armee begab er sich nach Wien als wirklicher kaiserl. geheimer Rath, wozu er bereits im Mai ernant worden war. Für das J. 1744 wurde er bestimt, unter dem Fürsten von Lobkowitz in Italien zu dienen und ging bereits am 27. Januar von Wien dahin ab. Nach der frühen Eröffnung des Feldzugs am 7. März verfolgte er mit einem starken Heerhaufen die weichende spanische Armee bis an die Gränzen von Neapel. Späterhin standen beide Armeen sich lange in festen Stellungen bei Veletri gegenüber und der Feldzug verlief unthätig. Die wichtigste Unternehmung desselben wurde wiederum durch den thatenlustigen Browne ausgeführt, indem er am 11. August plötzlich und unvermuthet in das feindliche Lager und in die Stadt Veletri selbst eindrang, sieben feindliche Regimenter aufrieb und eine große Beute machte. Nur der Umstand, daß er nicht an allen Punkten des Angriffs zugegen seyn konnte, rettete die Feinde von einer gänzlichen Niederlage. 1745 ging er wieder nach Baiern, um unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls, Grafen Batthiani, den linken Flügel der Armee zu kommandiren. Er half die Stadt Vilshofen erstürmen, und wurde hier, unter dem menschenfreundlichen Geschäft, die Kroaten von Niedermetzelung der Besatzung abzuhalten, in den rechten Schenkel geschossen. Während seiner Heilung zu Passau, endigte sich der Krieg in Baiern durch den Frieden zu Füssen. Er erhielt darauf am 27. Juni 1745 den Rang des General-Feldzeugmeisters und wurde zur Armee des Grafen von Traun an den Rhein geschickt. Dieser Feldzug, während dessen der Kaiser Franz I. zu Frankfurt am Main erwählt wurde, verging ohne bedeutende Ereignisse. Browne führte nach Endigung desselben noch eine Zeitlang den Oberbefehl über die in den Winterquartieren vertheilten Truppen, und erhielt dann am 12. Januar 1746 den Auftrag, von Neuem nach Italien zu gehen. Der östreichische Hof schickte unter seinem Befehl ein Heer von mehr als 30,000 Mann dahin, welches nach dem Frieden mit Preussen in Teutschland entbehrlich, in Italien aber sehr nöthig war, weil sich der dort kommandirende Fürst von Lichtenstein in einer mißlichen Lage befand. Browne eröffnete den Feldzug von Mantua aus am 24. März, eroberte Guastalla nach kurzer Belagerung und bewirkte seine Vereinigung mit dem Fürsten, der den Oberbefehl des gesamten Heers übernahm. Unter ihm kommandirte Browne in der blutigen Schlacht bei Piacenza am 15. Juni 1746 den linken Flügel der Östreicher, und trug sehr viel zu dem Siege über die vereinigte spanische und französische Armee bei, indem er den rechten feindlichen Flügel unter dem Befehl des franz. Marschalls von Maillebois nach einem zweistündigen Gefecht gänzlich in die Flucht schlug. Nach dem Abgange des Fürsten von Lichtenstein übernahm der Marquis von Botta mit Zuziehung Browne's den Oberbefehl über die Armee, mit welcher sich später auch der König von Sardinien vereinigte. Browne belagerte Piacenza vergebens und wurde darauf gegen das franz. Corps des Grafen von Mirepoix abgeschickt, der sich vor ihm in ein festes Lager bei Chignolo zurückzog, und dort ohne Erfolg von ihm angegriffen wurde. Nachdem Botta am 10. Aug. bei Rottofreddo gesiegt hatte, führte Browne die Avantgarde des ins Genuesische vordringenden östreichischen Heers, und eroberte am 1. Sept. glücklich die berüchtigten Engpässe der Bocchetta mit einem Verlust von ungefähr 200 Mann, worauf Genua sich den Östreichern unterwerfen muste. Zur Belohnung seiner Dienste erhielt er 40,000 Gulden von der den Genuesern auferlegten Zahlung. Gegen Ende des Jahrs wurde ihm von seinem Hofe eine Unternehmung gegen die Provence als Oberbefehlshaber aufgetragen. Mit Hilfe englischer Kriegsschiffe erzwang er am 30. November den schwierigen Übergang über den Varo, lagerte sich darauf bei Cannes, eroberte die Inseln St. Honorat und St. Margaretha, und beschoß Antibes. Der Verlust von Genua indeß, welches durch einen Volksaufstand den Östreichern entrissen wurde, die ungünstige Jahrszeit und der Mangel an Lebensmitteln bewogen ihn, am 3. Februar 1747 über den Varo zurückzugehn und er bewirkte diesen Uebergang ohne Verlust eines Mannes. Bis Ende Februars blieb er mit einem Theil seiner Truppen am Varo stehen, dann ließ er sie nach der Lombardei aufbrechen, wohin er schon früher die Reiterei geschickt hatte und begab sich zum Könige von Sardinien nach Turin. Er erhielt darauf den Oberbefehl der gegen Genua bestimten Armee, die er aber, mit Ausnahme eines unter dem General Nadasti zurückbleibenden Corps nach Piemont führte, da die Umstände jetzt keinen erneuerten Angriff auf Genua gestatteten. Ein Einfall in die Dauphiné, den er in Verbindung mit dem König von Sardinien beabsichtigte, wurde durch den zufälligen Verlust des größten östreichischen Magazins, den gefallnen Schnee und noch mehre widrige Umstände vereitelt. Bei einem Versuch, mit 3000 Mann über den Col de l'Argentiere in das Thal von Barcelonette einzudringen, den Browne am 20. Sept. machte, wurde er durch den Marquis von Villemur mit Übermacht und Verlust zurückgetrieben und beinahe selbst gefangen. Er bezog darauf im October die Winterquartiere in der Lombardei. Im folgenden J. 1748 rüstete er sich mit allem Ernst zur Eroberung von Genua, rückte am 4. Juni von Codogno aus auf das Gebiet der Republik, und vertrieb durch seine Avantgarde unter dem General Maquire die Franzosen aus ihren Stellungen. Mitten unter diesen Operationen erhielt er von dem franz. Oberbefehlshaber, Herzog von Richelieu, Nachricht von dem Beitritt der Kaiserin zu den Aachner Friedens-Präliminarien, worauf er sich nach Parma begab, und die Armee in die Gegend umher verlegte. Nach erfolgtem Definitiv-Frieden schloß er zu Nizza eine Übereinkunft wegen Übergabe der abzutretenden Länder und Plätze, und Auswechslung der Ge-

fangenen. Er besuchte darauf Turin, Mailand, Mantua, kam am 7. April 1749 zu Wien an, wurde von dem kaiserl. Ehepaar mit Auszeichnung empfangen und im Mai mit dem sehr einträglichen Gouvernement von Siebenbürgen begnadigt. Diesen wichtigen Posten bekleidete er nur 2 Jahre, indem er im März 1751 das General-Commando in Böhmen erhielt, welches er aber erst im Februar des folgenden Jahres antrat. Fast jedes Jahr brachte ihm neue Ehre. Die Stände des Fürstenthums Siebenbürgen, welche sich ungern von ihm trennten, ertheilten ihm bei seinem Abschiede das Indigenat; der König von Polen, dessen Lustlager er im Sommer 1753 besuchte, schmückte ihn mit dem weißen Adlerorden, und am 29. Juni des folgenden Jahrs erhielt er die General-Feldmarschallswürde. Einige Mal zog er die Truppen in Böhmen in einem Lager zusammen, dem der Kaiser selbst seine Gegenwart schenkte. Im August 1756 versammelte er bei Kollin eine stärkere Macht, denn je [1]), und diesmal nicht ohne ernsthafte Folgen. Friedrich II. brach, seinen Feinden zuvorkommend, in Sachsen nnd bald darauf auch in Böhmen ein. (Sept. 1756) Der kaiserl. Armee fehlte es zur wirklichen Eröffnung des Feldzugs an Geschütz, Pferden und vielen andern Bedürfnissen; denn man hatte zu Wien, ungeachtet aller Vorstellungen Browne's [2]), den Angriff des Königs in diesem Jahr für unmöglich gehalten. Mit gewohntem Eifer betrieb Browne die nöthigen Vorkehrungen, und so bald es die Umstände erlaubten, ging er dem Könige entgegen, und lieferte ihm am 1. October die Schlacht bei Lowositz. Die Preußen behaupteten das Feld mit bedeutendem Verlust, die Östreicher zogen sich in Ordnung zurück und ihr Anführer erntete persönlich das größte Lob ein. Der ungünstige Ausgang der Schlacht hielt ihn nicht ab, auf die Befreiung der bei Pirna eingeschlossenen sächs. Armee zu denken; er kam in dieser Absicht am 11. Oct. mit einem Corps von 8000 Mann unvermerkt in die Nähe des Königsteins, mußte aber nach dreitägigem Harren ohne Erfolg zurückkehren, weil die Sachsen durch eine Verkettung widriger Umstände abgehalten wurden, zur rechten Zeit anzugreifen, und späterhin jede Aussicht auf glücklichen Erfolg verschwand. Er zeigte bei dieser Unternehmung, die wegen der Schwäche des dazu angewandten Corps einem untergeordneten General gebührt hätte, die größte persönliche Aufopferung, brachte mehre Tage im Sturm und Regen, gleich dem Geringsten seines Heers unter freiem Himmel zu, und wurde, als er erschöpft auf der kalten Erde in Schlummer sank, von liebend sich herzudrängenden Kriegern mit ihren Kleidern bedeckt. Nachdem die Preußen hierauf Böhmen geräumt hatten, nahm er für den Winter sein Hauptquartier zu Prag. Die Kaiserin bezeugte ihm ihre Zufriedenheit durch Übersendung ihres mit Brillanten besetzten, an Werth auf 40,000 Gulden geschätzten Bildnisses. Anfangs Februar 1757 wurde er von ihr nach Wien berufen, um den Berathschlagungen des Hofkriegsraths über den Plan des bevorstehenden Feldzugs beizuwohnen. So ehrenvoll sein Empfang bei dem Herrscherpaar und dem gesamten Hofe war, so vermochte er doch im Rathe selbst auch diesmal seine Ansichten nicht durchzusetzen, obgleich die Einsichtsvollern des Heeres sie theilten. Er wollte, daß die östreichische Hauptmacht den König in Sachsen angreifen sollte, welches den Muth der Truppen und der Bundesgenossen beleben mußte, und wobei selbst eine verlorne Schlacht dem Kaiserstat minder gefährlich war, als wenn man den König vorher in Böhmen hatte eindringen lassen. Man entschied sich aber für ein strenges Vertheidigungssystem, und da der im Rathe gegenwärtige Prinz Karl von Lothringen, der in zwei frühern Kriegen gegen Friedrich II. unglücklich gewesen war, ihn zum drittenmal bekämpfen wollte, so sah sich Browne vom Range des Oberbefehlshabers in die zweite Stelle zurückgedrängt. Das goldene Vließ, welches er am 6. März unter großen Feierlichkeiten, nebst einem mit Diamanten reich besetzten Ordenskleide empfing, schien ihn dafür zu entschädigen; aber der Nachtheil, der aus dem getheilten Commando für das Heer entsprang, welches nur dem frühern Anführer vertraute, wurde durch eine solche Ehrenbezeugung nicht gehoben. Bei Browne's Abreise am 16 März beschenkte die Kaiserin seinen Kammerdiener reichlich, damit er für den Herrn bestens Sorge trage; ein Beweis, wie hoch die Dienste des Feldherrn geschätzt wurden. Nach seiner Rückkehr in Böhmen besichtigte er die Grenzen, und zog seine Hauptmacht im Lager bei Budin zusammen. Die Nachtheile des gewählten Systems zeigten sich bald. Mehre einzele Corps waren an den Grenzen vertheilt, aber weit entfernt, sie vertheidigen zu können, mußte sich bei dem Einmarsch der Preussen Alles auf Prag zurückziehen. Erst während dieses Rückzugs, Ende Aprils kam der Herzog Karl zur Armee, übernahm das Oberkommando, und bezog ein festes Lager bei Prag, ganz gegen den Rath Browne's [3]), der vielmehr der Meinung war, daß man Prag mit hinlänglicher Besatzung versehen und die Armee von dort wegziehen müsse, um die herannahenden Verstärkungen aufnehmen zu können, und freie Hand zu weitern Operationen zu behalten. Als Friedrich II. am 6. Mai die sorglosen und unvorbereiteten Östreicher in ihrer festen Stellung angriff, war Browne unter den Feldherrn zuerst auf seinem Posten, wendete durch rasch getroffene Anordnungen die von den Preußen versuchte Überflügelung ab, und schlug ihren ersten Angriff unter Schwerin mit großer Tapferkeit zurück. Im Begriff, seinen Vortheil zu verfolgen, wurde er am linken Schenkel schwer verwundet und mit ihm wich das Glück von den Östreichern. In Prag zugleich mit dem Prinzen Karl und dem größten Theil des besiegten Heers [4]) eingeschlossen, dem Kummer über die

1) Sie bestand aus 19 Regimentern zu Fuß, 4 Regimentern Husaren, 16 Regimentern anderer Cavallerie und mehren irregulären Truppen. 2) Seit dem Juni 1756 hatte er den Hofkriegsrath, dessen Mitglied er war, ohne Erfolg gewarnt, wie die Geständnisse eines östr. Veterans Th. II. S. 214 u. 218 versichern.

3) So versichert wenigstens Kuniaczo in seinen Geständnissen Th. II. S. 287 fgg. und bestreitet eine entgegengesetzte, im historischen Portefeuille geäusserte Meinung. 4) Unter den Eingeschlossenen befand sich auch sein ältester Sohn Philipp Georg, der als Oberster unter ihm in der Schlacht gekämpft hatte, und am 2. Juni einen gelungenen Ausfall auf die Belagerer machte, wobei er 3 Kanonen eroberte. Es war der erste Versuch dieser Art, welcher den Östreichern gelang, und der kranke Vater umarmte den tapfern Sohn unter Freudenthränen.

misliche Lage der Dinge und den Trauerscenen einer harten Belagerung ausgesetzt, erfuhr er auf seinem Schmerzenlager die schwere Hand des Misgeschicks, doch erfreute ihn noch zuletzt die Nachricht von dem Siege der Seinigen bei Kollin und die Rettung Prags. Er starb wenige Tage darauf am 26. Juni 1757 im fürstlich Mansfeldischen Palast zu Prag, und wurde in der Kapuzinerkirche zu St. Joseph in der Neustadt unter angemessenen Feierlichkeiten beerdigt. Der östreichische Stat verlor in ihm den ausgezeichnetesten Feldherrn, welchen er seit dem Tode des Prinzen Eugen besessen hatte, der im hohen Grade die Liebe und Achtung des Heers genoß, und dessen früher Tod gewiß nicht ohne nachtheilige Folgen für den eben begonnenen Krieg blieb. Nach dem Urtheil Kuniaczo's vereinigte er die methodische Kriegskunst Khevenhüller's mit der Klugheit und Vorsicht Traun's und der kühnen Entschlossenheit Eugen's[5]). Auch Friedrich II. schätzte ihn hoch, am östreichischen Hofe aber hemmten Neider und heimliche Feinde oft seine Entwürfe und hinderten ihn, dem State nach dem ganzen Umfange seiner Fähigkeiten zu nützen. Er besaß als Privatmann liebenswürdige Eigenschaften, war ein guter Familienvater, ein guter Gesellschafter, ein gewandter Hofmann, und im Fach der Diplomatik eben so wenig fremd, als im Kriegsfach. In der Gunst seiner Monarchin stand er sehr hoch, und genoß daher auch am Hofe großes Ansehn. Den Tod erwartete er mit Standhaftigkeit und Resignation. — Er hatte sich sehr jung, am 15. August 1726 mit der Reichsgräfin Maria Philippine von Martinitz vermält, deren Vater kaiserlicher geheimer Rath, Oberhofmarschall und Vicekönig von Neapel war, und die bei Jugend und Schönheit auch großen Reichthum besaß. Sie überlebte ihn und war in seinen letzten Stunden bei ihm. Er hinterließ von mehren Kindern 2 Söhne, welche beide in östreichischem Kriegsdienste zu höhern Graden gelangten[6]). *(Rese.)*

BROWNE (Patrik), Arzt und Botaniker, geboren zu Crosboyne in Irland 1720, studirte die Arzneiwissenschaft zu Paris, wo er sich 5 Jahre aufhielt, und zu Leyden, wo er die Doctorwürde annahm. Auch in London hielt er sich längere Zeit auf, reiste 6mal nach Westindien, war am längsten praktischer Arzt auf Jamaika, kam 1782 zurück, begab sich nach Bellinok, in der Grafschaft Mayo in Irland, und wollte eben seine Flora von Irland drucken lassen, als er 1790 zu Rusbrook starb. Seinem vieljährigen Aufenthalte auf Jamaika dankt man ein sehr reichhaltiges naturhistorisches Werk über diese Insel*), worin er viele Pflanzen zuerst beschreibt, und die Kennzeichen mehrer Gattungen berichtigt. Man hat von ihm auch 2 Kataloge von den Vögeln und Fischen Irlands. Linné, mit dem er zeitlebens im Briefwechsel stand, und dessen System er in England zu verbreiten bemüht war, legte einem Geschlechte von Hülsenfrüchten den Namen Brownea bei†). *(Baur.)*

BROWNE (Isaac Hawkins), wurde 1705 zu Burton an der Trent geboren, wo sein Vater Pfarrherr war. Dieser nahm von seiner Frau, einer Tochter des Isaac Hawkins, durch die er Besitzer der Güter dieser Familie wurde, den Namen seines Schwiegervaters an und vererbte denselben auf seinen Sohn. Der junge Browne bildete sich auf der Westminsterschule und bezog alsdann die Universität Cambridge, wo er die Rechte studirte, und sich daneben besonders den philosophischen und mathematischen Wissenschaften widmete. Sein bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, seine Studien nicht auf Broderwerb anlegen zu müssen, und er zog sich lange vor seinem Tode schon von allen Geschäften zurück. Er war Magister der freien Künste, Mitglied der königl. Gesellschaft zu London, und saß zweimal im Parliament als Deputirter für Wenlocke in Shropshire. Er starb zu London 1760. Seine engländischen und lateinischen Gedichte, welche sich theils in Dodsley's Samlung finden, theils einzeln gedruckt worden sind, hat sein Sohn gesammelt und London 1768. 8. herausgegeben. Die bedeutendsten derselben sind: Poem on Design and Beauty. — The Pipe of Tobacco, eine geistreiche Nachahmung des charakteristischen Styls von sechs Dichtern: Colley Cibber, Amb. Philips, James Thomson, Young, Pope und Swift. — De animi immortalitate. London 1754. 8. Übersetzt von mehren engländischen Dichtern, am besten von Soame Jenyns, in dessen Miscellanies und in der Samlung von Browne's Werken*). *(W. Müller.)*

BROWNE (Georg, Reichsgraf v.), zuletzt General-Gouverneur von Lief- und Esthland, ausgezeichnet als Statsmann und Feldherr. Er stammte aus einer alten berühmten Familie, die mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie nach England übeging, und sich in der Folge in Irland niederließ, wo sie noch jetzt blüht. Hier wurde Georg den 15. Juni 1698 geboren, studirte zu Limerik, verließ aber darauf sein Vaterland, weil er als Katholik keine öffentliche Bedienung erhalten konnte, und trat in seinem 27. Jahre in kurpfälzische, 1730 aber als Kapitain-Lieutenant in russische Militärdienste. In diesen stieg er schnell, besonders nachdem er eine Verschwörung der Garde gegen die Kaiserin Anna mit dem Degen in der Faust beendigt hatte. Im Kampfe gegen die Feinde Rußlands zeichnete er sich so rühmlich aus, daß

---

5) S. die Geständnisse eines östr. Veterans. Th. II. S. 196.

6) Eine Lebensbeschreibung von ihm ist 1757 in 8. erschienen. Vgl. eine andere Biographie in den neuen histor. geneal. Nachrichten Th. 95. S. 1030—1052 und Th. 96. S. 1098—1123. Geständnisse eines östreichischen Veterans (v. Kuniaczo) Th. II. an vielen Orten, und andere Schriften über die Ereignisse und Kriege der damaligen Zeit.

*) The civil and natural history of Jamaica in three parts; containing: 1) an accurate description of that island, its situation and soil; 2) a history of the natural productions; 3) an account of the nature of climates. Lond. 1756. fol. mit 49 vortrefflichen Kupfern von Ehret, und wegen dieser mehr geschätzt, als die zweite Aufl. Lond. 1789. fol., in der zwar ein index Linnean. und eine Karte beigefügt ist, die Kupfer aber nur aufgestochen und weniger schön sind. Einen teutschen Auszug, in Rücksicht auf die bürgerliche Geschichte von Jamaika, findet man im Hamburg. Magaz. Bd. 21. S. 563—615. Von Browne's neuer Klassifikation des Mineralreichs in diesen Werken handelt J. G. Wallerius in seiner Hist. liter. mineralogica p. 88. vergl. die Recens. in den Comment. Lips. Vol. VI. 263. Nouv. bibl. angl. T. II. P. II. 267. Journal britann. T. XX. p. 1. u. 1756. Jul. p. 356. Götting. gel. Anz. 1758. S. 453.

†) Biogr. univ. T. VI. Adelungs Zus. zum Jöcher.

*) S. Biogr. Brit. *Campbell's* Specimens etc. B. V. p. 350.

er schnell von einer Ehrenstufe zur andern stieg. Er focht zuerst in Polen, dann am Rhein gegen die Franzosen, und darauf unter Münnich gegen die Türken, wurde bei Asow gefährlich verwundet, und eilte, kaum genesen, vor Oczakow, wo er 1739 als Oberster 30,000 Mann unter seinen Befehlen hatte. In eben diesem Jahre gerieth er, in dem unglücklichen Treffen bei Krotzka, als er sich mit dem Degen in der Faust unter die Feinde stürzte, in türkische Gefangenschaft, wurde nach Adrianopel gebracht, und dreimal als Sklave verkauft. Auf Requisition des russischen Hofes verschaffte ihm der französische Gesandte in Konstantinopel, Villeneuve, seine Freiheit wieder. Bei diesem einige Zeit in Sklavenkleidern verweilend, entdeckte er verschiedene Plane des Divans für den nächsten Feldzug, eilte mit diesem wichtigen Geheimnisse zu Fuß aus Konstantinopel, und kam glücklich nach St. Petersburg. Die Kaiserin Anna ernannte ihn für diesen großen Dienst zum Generalmajor, und gab ihn dem General Lasey zur ersten Expedition nach Finland mit, die aber ohne Erfolg blieb. Als aber 1742 der Krieg mit Schweden wirklich zum Ausbruche kam, erhielt er den Auftrag, zwischen Narwa und St. Petersburg eine Observationslinie zu ziehen, um die Schweden von den Küsten Esthlands und der Hauptstadt entfernt zu halten. Dieses schwierigen Auftrags entledigte er sich mit solcher Umsicht, daß man die von ihm getroffenen Dispositionen, durch die er alle Anschläge der Feinde vereitelte, als ein Meisterstück der Taktik betrachtete. Wie sein Onkel Maximilian Ulysses von Brown, der mit ihm von Einer Familie abstammte, sammelte auch er die letzten militär. Lorbeeren im siebenjährigen Kriege. Er wurde als General-Lieutenant mit einem abgesonderten Korps den Oestreichern zu Hilfe geschickt, und wohnte den Schlachten bei Lowositz, Prag, Kollin, Jägersdorf, Breslau und Zorndorf bei. Bei Kollin (den 18. Juni 1757) machte er eine so glückliche, den Alliirten so nützliche Diversion, daß sie sich für verpflichtet hielten, ihm ihre Dankbarkeit öffentlich zu bezeugen. Die Kaiserin Maria Theresia sandte ihm eine prächtige mit Brillanten besetzte Dose mit ihrem Portrait; König August III. von Polen den weißen Adlerorden, die russische Kaiserin den Alexander-Newsky-Orden, und Frankreich übernahm die Erziehung eines seiner Söhne. In der Schlacht bei Zorndorf (den 25. August 1758), wo er dem schon geworfenen russischen rechten Flügel zu Hilfe kam und dadurch die Schlacht wieder herstellte, befreite er sich mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart aus der Gefangenschaft, in die er bereits gerathen war, bekam aber fünf so gefährliche Kopfwunden, daß er unter den Todten zurückblieb. Die Kosacken fanden zwar ihren todtgeglaubten General, allein er mußte sich nach St. Petersburg zurückbringen lassen, und konnte nicht wieder im Felde erscheinen. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth ernannte ihn Peter III. zum Feldmarschall, und übertrug ihm den Oberbefehl in dem Dänemark angekündigten Kriege. Brown, der diesen Krieg für eben so ungerecht als unpolitisch hielt, hatte den Muth, dem Kaiser seine Gesinnung zu eröffnen. Dieser gerieth darüber in den heftigsten Unwillen, zerriß das ihm eben überreichte Feldherrn-Diplom, und befahl ihm, sogleich seinen Dienst und sein Reich zu verlassen. Doch schon nach 3 Tagen, während Brown seine Abreise vorbereitete, besann sich der Kaiser eines bessern, bezeugte ihm seine Achtung auf die ehrenvollste Weise, bestätigte ihn in allen seinen Würden, und ernannte ihn überdies zum General-Gouverneur von Lief- und Esthland, ein Posten, in welchem ihn bald darauf die Kaiserin Katharina II. bestätigte. Brown erfüllte die Pflichten dieses bürgerlichen Berufs 30 Jahre lang mit eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit. Ein vielumfassender praktischer Verstand, tiefe Kentniß des Menschen, unermüdete Thätigkeit, wobei ihn ein eiserner Körperbau unterstützte, strenge Gerechtigkeitsliebe ohne Ansehen der Person, dabei ein wohlwollendes Herz, zeichneten ihn aus. Er beschloß langsam und wo möglich mit Zuziehung sachkundiger Freunde; von einem mit reifer Ueberlegung gefaßten Beschlusse konnte ihn aber keine Schwierigkeit abbringen. Freimüthig gegen Jedermann, war er es auch gegen die Kaiserin, der er die Misbräuche der Regirung keineswegs verhehlte; er wußte aber seine Vorschläge zur Unterdrückung derselben so fein damit zu verbinden, daß sie fast ohne Ausnahme genehmigt wurden. Seine Sorgfalt erstreckte sich über alle Zweige der Administration, und nie verlor er bei dem Bestreben, die Statseinkünfte zu vermehren, das Interesse der Unterthanen aus den Augen. Den Anfang machte er mit der Ausmessung von ganz Liefland, die er auch glücklich zu Stande brachte, dann berichtigte er die streitigen Gränzen zwischen Liefland und Curland, mit möglichster Schonung der dadurch Beeinträchtigten, und ließ, um den wechselseitigen Verkehr zu erleichtern, mit vieler Einsicht Heerstraßen anlegen, ohne den Eigenthümer und Landmann im mindesten zu beschweren. Auf seinen Vorschlag hob die Kaiserin in seinem Gouvernement die, von den Schweden eingeführte, nachtheilige Feudalverfassung auf, und er sorgte dafür, daß die neuen Unterthanen weder gedrückt noch in ihren Rechten beeinträchtigt wurden. Das kleinste Städtchen erhielt seine Polizeiordnung, und er reinigte das Land von Bettlern und Vagabonden, indem er sie theils in Fabriken und Arbeitshäuser, theils in Spitäler versetzen ließ. Auf seine Veranstaltung wurden Freischulen für arme Kinder errichtet, Kornmagazine, Hospitäler und Lazarethe angelegt, Kanzleien zur Aufbewahrung wichtiger Acten gebaut, verderbliche Wasserfälle an der Düna abgegraben, und viele andere gemeinnützige Einrichtungen getroffen. Überall sah er mit eignen Augen, und seine Wachsamkeit erstreckte sich bis auf das kleinste Detail. Erst da er die Schwächen des Alters fühlte bat er um seine Entlassung, allein die Kaiserin antwortete ihm: „Herr Graf, nichts kann uns trennen, als der Tod." Diesem sah er mit Fassung entgegen, und er starb den 18. Sept. 1792 in seinem 95 Jahre. Einige Jahre nach dem Antritte seines Postens als Statthalter hatte ihn Kaiser Joseph II. zum Reichsgrafen erhoben, zur Entschädigung dafür, daß ihm der Londner Hof, unter dem Vorwande der Religion, den zugefallenen Titel eines Lord Camus verweigerte. Er war zweimal verheirathet, und hinterließ 2 Söhne: der ältere Georg von Brown, starb den 14. Oct. 1794 als k. k. Generalfeldzeugmeister, geheimer und Hofkriegsrath; der jüngere fand vermuthlich als Oberster in den polnischen Unruhen seinen Tod*). (*Baur.*)

*) Histoire de la vie de G. de *Browne* etc. Riga 1794. 8.

BROWNEA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Polygaleen und der 16ten Linné'schen Klasse, welche Linné dem obgedachten Patrick Browne zu Ehren nannte. Die Gattung hat einen einblättrigen gespaltenen Kelch, eine doppelte Corolle, deren äußere trichterförmige mit fünflappigem Saum, die innere fünfblättrige mit der äußern und mit den zehn Staubfäden verwachsen ist. Die Frucht ist zweifächerig und zweisamig und die Samen mit schwammigen Fasern umgeben. 1. Br. *coccinea* L., mit gefiederten dreipaarigen eirunden glatten Blättern und traubenartigen Blüthen. In Neu-Granada. 2. Br. *grandiceps* Jacqu., mit gefiederten vierpaarigen bohnarten Blättern, und knopfförmigen Blüthenähren. In Neu-Granada. 3. Br. *Rosa de Monte* Berg., mit gefiederten lanzetförmigen Blättern und starken mit Bracteen versehenen Blumenköpfen. In Neu-Granada. 4. Br. *pauciflora* W., mit einfachen ablangen ungestielten wechselsweise stehenden Blättern und wenigblüthigen Ähren. In Gujana. (Paloue guianensis *Aubl.*) (*Sprengel.*)

BROWNIE, diesen Astral-, Schutz- und Familiargeist läßt die Sage auf den schottischen Inseln und Felsklippen, namentlich den hebridischen Inseln Levis, Skye, Harris rc., den orkadischen und schettländischen Inseln, Pomona, Shetland oder Mainland rc., bisweilen auch an den nord-westlichen Küsten von Schottland selbst, so wie auf den Faroer Inseln erscheinen. Er hat die Gestalt eines langen hagern Mannes, mit einem ungeheuern schneeweißen Bart, und erscheint den Einwohnern dieser öden schauerlichen Inseln, Klippen und Gruppen, um sie vor Unglück zu warnen, ihnen zukünftige Dinge, ankommende Schiffe, Sterbefälle in der Familie und dergl. voraus zu sagen u. s. f. Er verleiht diesen Inselbewohnern auch die ihnen eigenthümliche Kunst — des anderen Gesichts*). Es ist kaum glaublich, welche Dinge man in der Periode des Aberglaubens von diesem Geist Brownie erzählte, glaubte, druckte, und als wirkliche Thatsachen in ernstem Ton behauptete. Da er in einer Menge Erzählungen, Volkssagen und Druckschriften vorkomt, so stehe hier zur näheren Bekantschaft mit ihm wenigstens eine Anekdote um jener historischen Vergangenheit willen, deren Geist und Glaube sich darin spiegelt. „Herr Norman Maklead spielte einstmalen nebst einigen andern im Brett ein Spiel, so man auf Irländisch Falmermere nennt: da begab sichs, daß wegen rechter Setzung des Steines im Brett Schwierigkeit vorfiel: solches verursachte den Spieler, sich in etwas lange zu bedenken, ehe er seinen Stein fortzog, gestalten an dessen Veränderung der Gewinst oder Verlust des ganzen Spieles hinge. Endlich gibt ihm der hinter ihm stehende Schenke den Einschlag, wo er seinen Stein hinstellen sollte, dem er folgte und das Spiel gewann. Weil man nun dieses für was Ungewöhnliches hielt, und Herr Norman ihm einen ins Ohr zischeln hörte, fragte er, wer ihm diesen klugen Rath eingegeben? Da antwortet er, daß es der Schenke gewesen: allein dieses schien noch viel seltsamer, dieweil er nicht im Brett spielen konnte. Hierauf so fragte ihn Herr Norman selbst, wie lang es wäre, seitdem er habe spielen gelernt? Da gestand der Kerl, daß er all sein Lebtag niemals gespielet, sondern er habe in dem Augenblick den Geist Brownie, als welcher Geist gemeiniglich und sehr häufig in diesem Lande*) gesehen wird, seinen Arm über des Spielers Kopf hinweg strecken, und den Ort mit seinem Finger anrühren sehen, wo der Stein müßte hingestellt werden, woraus zu ersehen, daß besagter Geist auch im Brett mit den nöthigen Einsichten fast wohl begabt. Dieses wurde mir, dem Autori, von Herrn Norman und Andern, die zu der Zeit gegenwärtig gewesen, selbst erzählt". So bekant waren also die Leute zu der Zeit, denn jetzt wird der Geist schwerlich mehr erscheinen! mit Herrn Brownie und er mit ihnen, daß er sich sogar, ohne daß dies sonderlich auffiel, in Spielpartieen, wie in hundert andere häusliche Kleinigkeiten mischte**). (*Georg Conr. Horst.*)

Brownisten, s. Rob. Brown.

BROWNSTOWN, 1) Hauptort der Grafsch. Jackson des nordamer. Stats Indiana am Driftwoodarme des White, mit den Grafschaftsgebäuden und 1 Postamte. 2) Ortschaft in der Grafsch. Washington des nordamer. Stats Tennessee. (*Hassel.*)

BROWNSVILLE, 1) Borough in der Grafsch. Fayette des nordamer. Stats Pennsylvania; ein aufblühender Ort, an der Mündung des Redstone in die Monongohela mit 3 Kirchen, 1 Akademie, 1 Bank, über 400 Häus. und mit dem benachbarten Bridgeport, über 3000 Einw., die 1 Stahlfabrik, Glashütten, die schwarzes und Tafelglas verfertigen, Töpfereien, 1 Zeitungsdruckerei, Jahr- und Wochenmärkte unterhalten. Sein Handel mit Fabrikaten, Obst, Cider, Brantwein, Korn und Gußwaren ist äußerst lebhaft: er macht nach Pitts-

---

Trutsch, Ebendas. 1795. 8. Vgl. Hall. Litztg. 1795. No. 17. Verfasser dieser gutgeschriebenen Lebensskizze ist Browns Schwiegersohn, ein Graf von Medem, k. preuß. Hauptmann beim Generalstabe. Baur's Lebensgemälde aus dem 18. Jahrh. 1 Bd., neue Aufl. 199—216. Ebend. Gallerie hist. Gem. 2 Bd. 461—466.

*) Was dies für eine magische Kunstfertigkeit, oder für ein anderes Gesicht (second sight) ist, siehe unter Campbell (Dunkan), denn dieser abenteuerliche Wundermann, Phantast, oder Betrüger, der in dem letzten Jahrzehnt des 17. und im ersten des 18. Jahrh. halb London den Kopf verrückte, und zwar nicht blos dem Pöbel dieser Weltherrscherstadt, sondern Generalen, Lords, Gelehrten, Damen vom höchsten Range rc. — dieser Wundermann besaß diese mirakulöse, oder besser diese fabulöse Gabe in vorzüglichem Grade.

*) Nämlich auf der kleinen Insel Skye, denn da trug sich diese denkwürdige Begebenheit 1698 zu. **) Schriften, in denen von Brownie die Rede ist: M. Martyn A Description of the Western Isles of Scotland, call'd by the ancient Geographers Hebrides etc. London, 1711. 8. an mehren Orten. (Das Buch ist dem Prinzen George von Dänemark dedicirt). Sacheverel's Beschreibung der Insel Man rc. (In diesem Buch ist ausführlich, und mit Anführung mehrer Anekdoten von Brownie die Rede). Der übernatürliche Philosoph, oder die Geheimnisse der Magie rc. (Eigentlich eine Lebensgeschichte, oder vielmehr Lobpreisung des berüchtigten Dunkan Campbell. Teutsche Übers. Berlin, 1742. S. 247 f. (Die eben angeführte Geschichte ist aus diesem Buch und steht S. 261). M. Scot's Schrift, welche wir unter Astralgeist näher beschrieben haben. Ferner: Beaumont von den Genien und Familiargeistern rc. Olaus Magnus von den mitternächtlichen Völkern rc. Baxter von der Gewißheit der Geisterwelt u. s. w. Vergl. Stolle kurze Nachricht von seltenen Büchern. Th. III. S 272.

burgh unstreitig den vornehmsten Handelsplatz von Westpennsylvania und mehr als 100 Fahrzeuge, jedes von 100 Tonnen, werden allein im Ohiohandel vermarkt, ein guter Theil davon hier aufgezimmert. Die Umgegend ist mit umgebenden Werken aller Art angefüllt. Nach Bridgeport führt eine 260 Fuß lange Brücke. — 2) Hauptort der Grafsch. Jackson im nordamer. Stat Illinois, am Muddy, hat 1 Postamt. — 3) Ortschaft in der Grafschaft Jefferson des nordamer. Stats Neuyork am Blackriver, der hier noch große Boote trägt, hat 1 Postamt. (*Hassel.*)

Broyhan, s. Bier (Bd. X. S. 132).

BROYLE, Kap, Hafen und Niederlassung auf der Ostseite der brit. Insel Neufundland, 3 Meilen im N.O. von Aquafort und 6 Meilen im S. W. von S. Johns. Starker Kabliaufang. (*Hassel.*)

BROZAN, böhmischer Markt im Leutmeritzer Kreise, zur Herrschaft Raudnitz gehörig, mit Bergschloß, 1¼ St. von der Post Budin, an einem Arme der Eger, welche hier die St. Clemens-Insel bildet. (*André.*)

BROZAS, Villa in der span. Prov. Estremadura, Partido de Alcantara, am Fluß Brozas, mit 2500 Einw., die den besten Wein in der Provinz bauen. (*Stein.*)

BROZZO, piemontesische, zur Prov. Ivrea gehörige Stadt in dem Thale gleiches Namens, welches wegen seiner reichen Eisengruben berühmt ist und viele Hochofen enthält. (*W. Müller.*)

BRUAND (Pierre François), Arzt zu Besançon, wo er 1716 geboren war und 1786 starb, zugleich Mitglied der medizinischen Fakultäten zu Paris und Montpellier, deren Societätsschriften er mit wichtigen Beobachtungen bereicherte. Friedrich II. von Preußen wollte ihn, der als Praktiker ehrenvoll bekant war, unter vortheilhaften Bedingungen in seine Staten ziehen, aber er lehnte den Antrag ab, und fuhr fort, dem Vaterlande und insonderheit den Armen zu dienen. Sein Hauptwerk sind die 1763 von der Akademie zu Besançon gekrönten Mémoires sur les maladies contagieuses et épidémiques des bêtes à cornes. Besançon 1766. Vol. II. 12. vermehrt unter dem Titel: Traité des maladies épizootiques et contagieuses des bestiaux et des animaux les plus utiles à l'homme. Ib. 1782. Vol. II. 12.*) (*Baur.*)

Braccioli, s. Bracioli.

Bruce, Könige von Schottland, s. Schottland u. einzele Könige wie David u. a.

BRUCE (James), wurde den 14. Dec. 1730 zu Kinnaird in der schottischen Grafschaft Stirling geboren. Er stammte aus einer alten edlen Familie ab, welche von weiblicher Seite mit dem Königshause der Bruce zusammenhing, und deren Ehre James nicht ohne Stolz geltend zu machen pflegte. Das Studium der Rechte, welchem sich Bruce hatte widmen müssen, sagte ihm sehr wenig zu, und sein lebhafter und unruhiger Geist suchte sich durch die Freuden der Jagd und durch frei gewählte Beschäftigungen mit den schönen Künsten für die Trockenheit seiner Berufswissenschaft so viel als möglich zu entschädigen. Er schwankte auf diese Weise lange hin und her in der Wahl seines künftigen Standes, bis er in seinem 23. Jahre, mit der Hoffnung, als Schreiber in Indien angestellt zu werden, nach London reiste und dort die Tochter eines reichen Kaufmanns kennen lernte, deren Hand sein Schicksal bestimmte. Er sah sich nun mit einem Male in die Laufbahn des Handels versetzt, und sein Vermögen wuchs durch gute Spekulationen sehr bedeutend, als der Tod seiner Frau sein häusliches Glück vernichtete. Sie starb in Paris auf der Reise nach dem südlichen Frankreich, wo sie ihre Gesundheit wieder herzustellen gehofft hatte. Bruce suchte Trost in wissenschaftlichen Studien, und als diese nicht ausreichen wollten, seinen Schmerz zu lindern, so entschloß er sich zu einer größern Reise, um sich zu zerstreuen und auf diese Weise seines Kummers Herr zu werden. Er durchstreifte im J. 1757 Frankreich, Spanien und Portugal, und hatte die Absicht, in Madrid die arabischen Handschriften des Eskurials zu studiren und dadurch seine schwache Kentniß des Arabischen zu befestigen. Die spanische Regierung verweigerte ihm jedoch die Erlaubniß dazu. Nach seiner Rückkehr nach England und dem während seiner Abwesenheit erfolgten Tode seines Vaters übernahm er die ihm zugefallnen Güter und legte sich nun mit ganzem Eifer auf das Studium der arabischen und andrer orientalischen Sprachen, namentlich auch des Äthiopischen. Im J. 1761 machte ihm der eben zum Ministerium gelangte Lord Halifax den Vorschlag zu einer Reise in Afrika, namentlich zur Untersuchung der schon von Shaw bereisten Küsten der Berberei, ein Plan, welcher sich nachmals bis zu einer Expedition in das Innere des Landes zur Entdeckung der Nilquellen ausdehnte. Bruce ergriff diese Idee mit Enthusiasmus und erhielt alsbald die gerade erledigte Stelle eines Konsuls in Algier, um unter diesem öffentlichen Charakter sichrer und erfolgreicher reisen zu können. Er verließ England im J. 1762, und nachdem er sich einige Zeit in Italien aufgehalten hatte, schiffte er sich nach Algier ein und stand seinem dortigen Posten unter mancherlei Gefahren und Händeln bis zum Antritte seiner großen Reise vor. In Algier benutzte er jede Gelegenheit, sich in der Kentniß der orientalischen Sprachen, und namentlich des Arabischen zu vervollkommnen, und mit nicht minderm Eifer legte er sich auf das Äthiopische. Daneben suchte er sich auch einige medizinische Kentnisse und Fertigkeiten zu erwerben, lernte das Aderlassen, das Anlegen von Bandagen, das Verbinden und machte sich mit den unter den Wendezirkeln herrschenden Krankheiten bekannt. So ausgerüstet trat er 1767 seine Reise an. Er besuchte zuerst Tunis, Tripolis und andre Küstenstädte der Berberei, dann die Inseln Kreta und Rhodus, und setzte von da nach der Küste von Karamanien über. Nach kurzem Aufenthalt an den syrischen Küsten drang er über Aleppo nach den Ruinen von Palmyra und Balbek vor, welche er durch den ihn begleitenden italiänischen Künstler aufnehmen ließ. Diese Zeichnungen befinden sich gegenwärtig in der königl. Bibliothek zu Kew, aber die Beschreibung der syrischen Reise ist nicht erschienen*). Den 15. Jun. 1768 segelte

*) Biogr. univ. T. VI. (von Weiß).

*) Eine kurze Übersicht des Weges gibt die Einleitung zu den Travels to discover the sources of Nile.

Bruce von Sidon ab und erreichte über Cypern die ägyptische Küste. Er schiffte auf dem Nil nach Kairo und von da nach einem kurzen Aufenthalt und einem Besuche der Pyramiden weiter bis nach Syene. Alsdann mußte er sich einer Karavane anschließen, die ihn nach Kosseir am rothen Meere brachte, von wo aus er nach mancherlei Querwegen zu Wasser und zu Lande und unter unzähligen Gefahren über Tor, Radua, Jidda, Konfodah, Loheja, Masuah, Dixan, Adowa, Axum und längs dem Flusse Takkazeh, endlich bis nach Gondaar, der Hauptstadt Abyssiniens, vordrang. Hier erntete Bruce die Früchte seiner ärztlichen Studien. Denn die Blattern hatten sich erst seit kurzem in Abyssinien verbreitet, und durch die, in Europa allgemein giltige Behandlung dieser in ihren neuen Wirkungen fürchterlich erscheinenden Krankheit erwarb sich Bruce die Gunst des Hofes von Gondaar und die Verehrung des ganzen Volkes. Von Gondaar aus reiste der unerschrockne und unermüdliche Schotte nach den Quellen des Nils, dem Ziele seiner Wallfahrt, und fand dieselben in einer sumpfigen Gegend auf mehren kleinen Raseninseln, deren größte mit der Hauptquelle sich in der Gestalt eines Altars, drei Schuh hoch und gegen zwölf Fuß breit, erhob, und von allen Seiten mit einem seichten Graben umzogen war. Bruce blieb gegen 4 Jahre in Abyssinien, bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Befehlshabers der Koccob-Reiterei und eines Statthalters von Ras el Feel, und hatte überhaupt die seltsamsten und romanhaftesten Abenteuer in diesem Lande zu bestehen. Nicht minder merkwürdig und gefährlich war seine Rückreise nach Ägypten durch Nubien. In Sennaar, der Hauptstadt Nubiens, verweilte er einige Zeit, bis verrätherische Nachstellungen am dortigen Hofe ihn zu einer schnellen Abreise zwangen. Er drang durch die nubische Wüste, trotz der Sandwirbel, des Wehens des Samum und der Verfolgungen der Araber, und erreichte Syene gegen Ende des Jahres 1772. In Alexandrien schiffte er sich ein und landete nach einer Reise von drei Wochen in Marseille. Bei seiner Rückkehr nach England fand Bruce sein Vermögen in den Händen seiner Verwandten, die sich, den Gerüchten von seinem Tode trauend, voreilig in dasselbe getheilt hatten. Dieser war aber so weit entfernt, sich von ihnen beerben lassen zu wollen, daß er sich zum zweiten Male verheirathete, und in dieser neuen Ehe einen Sohn zeugte. Sein häusliches Glück sollte jedoch auch jetzt nicht dauernd seyn. Er verlor seine Gattin schon im J. 1784 wieder und zog sich nunmehr gänzlich von der großen Welt zurück. Das väterliche Landgut in Kinnaird wurde sein Aufenthalt, wo er, umgeben von der reichen Ausbeute seiner Reisen, die er zu einem Museum vereinigt hatte, in der Ausarbeitung seiner Handschriften Trost und Aufheiterung seines Alters fand. Seine berühmte Reisebeschreibung erschien 1790. 5 Bde. 4. mit vielen Kupfern zu Edinburg unter dem Titel: **Travels to discover the sources of Nile in the years 1768—72***). Er starb auf seinem Landsitze an dem Sturze von einer Treppe, gegen Ende Aprils 1794.

*) Eine zweite Ausgabe Corrected and enlarged with the life of the Author. London 1805. VII. 8. mit einem Atlas in

Bruce vereinigte mit einem starken Körper einen k nen, unternehmungslustigen Geist. Gewandt in a gymnastischen Übungen, unermüdlich, an Entbehrun gewöhnt, dazu ruhmbegierig, stolz und eitel wurde durch keine Gefahr erschreckt, durch keine Arbeit erschla wenn Ehre dadurch zu gewinnen war. Aber auch ne aufbrausende Leidenschaft, sein leicht gereizter S und sein stets wacher Argwohn verleiteten ihn zu m chen tollkühnen Schritten, doch sein wunderbares Gl ward nicht müde, ihn aus allen Gefahren und Nöt zu erretten, in die er sich oft ohne allen Grund u Nutzen stürzte. Er hatte eine große Masse der versch denartigsten Kentnisse gesammelt, aber seine Bildu hatte einen unregelmäßigen Gang genommen, und fehlte ihm, bei allem Scharfblick, im Einzelen doch Ruhe und Gediegenheit des Geistes, welche die F schungen des echten Gelehrten nach einem Ziele hin le und zusammenführt. Seine Hypothesen sind oft eben kühn und wagehalsig, wie seine Abenteuer, und d Prunken mit halber Gelehrsamkeit macht Manches in s ner Erzählung mehr als verdächtig, so wie denn auch d Stolz auf seine Ehre und Tapferkeit Einfluß auf die Da stellung seiner romanhaften Begebenheiten gehabt hab mag. Zu seinen ungegründeten und mit besonderm Ei vertheidigten Hypothesen gehören die Behauptung, da Äthiopien der Ursitz aller Aufklärung sey, seine Theo über den Ursprung der Künste, Wissenschaften und d Handels, seine Erzählung von der Erbauung von Axum Meroe und Theben, so wie Manches in der ältesten G schichte Abyssiniens. Auch fehlt es nicht an Widerspr chen in seinen Ansichten, eine natürliche Folge des u sichern und neusüchtigen Charakters seines Geistes. Un geachtet dieser einzelen Mängel und Fehler gehört ab Bruce zu den bedeutendsten Reisenden der neuen Zei und wir verdanken seinen unermüdlichen und Alles wa genden Forschungen eine reiche Ausbeute von Erfahrunge und Bemerkungen im Felde der Völkerkunde, der Natur geschichte, Geographie, Topographie, Geschichte u. s. w des innern Afrikas und namentlich Abyssiniens. Wa seine Entdeckung der Nilquellen betrifft, so ist es jetz ausgemacht, daß die von ihm erreichten Quellen de abyssinischen Nils, oder des Astapus der Alten, nicht al die Hauptquellen des Flusses zu betrachten sind. Dies noch von keinem Europäer erblickten Hauptquellen de Bahr el Abiad liegen am Fuße der Alpen von Kumr oder des sogenannten Mondgebirges, und Browne in sei ner Reise nach Dar Four hat sich ihnen am meisten ge nähert. Die von Bruce besuchten Quellen des Bahr e Azreck hat aber schon der portugisische Missionär, Pater Paez, aufgefunden und beschrieben (im **Oedipus Aegyptiacus**). In den Zusätzen der neuen Ausgabe von Bruce's Reisen geschieht zwar auch des Bahr el Abiad, als des Hauptarms des Nils, Erwähnung, aber e

4. Die dritte Edinburgh 1813. VII. 8. mit Atlas in 4. Französisch von J. H. Castera. Par. 1790—91. V. 4. und Ebend. gleichzeitig. X. 8. mit Atlas in 4. Teutsch von J. J. Volkmann mit Vorrede und Anmerkungen von J. F. Blumenbach. Lpz. 1790—91. V. 8. Mit Abkürzungen übersetzt von F. W. Cuhn, mit naturgeschichtlichen Anmerkungen von J. F. Gmelin. Rinteln u. Leipz. 1791. II. 8.

setzt über diesen, noch weit entfernt von seiner Quelle*). (*W. Müller.*)

BRUCE (Michael), wurde 1746 in dem Kirchsprengel Kinneswood in der schottischen Landschaft Kinroß-Shire geboren. Sein Vater war ein Weber, dem es aber, seiner geringen Einnahme ungeachtet, doch gelang, seinem Sohne eine gute Erziehung auf der Grammar-School in Kinroß geben zu lassen, und ihn in der Folge zur Universität nach Edinburg zu schicken. Michael hatte von Kindheit auf einen zarten und schwachen Körper, einen großen Hang zum Studiren und entschiednen Beruf zur Poesie, den er durch das Lesen der bekanntesten engländischen Dichter schon in dem Hause seines Vaters nährte. Auch versuchte er sich bereits in dieser Zeit mit Versen, die er guten Nachbarn und Freunden seines Vaters zeigte, und bei ihnen, namentlich einem Pächter am See Lochleven, Lob und Aufmunterung fand. In seinem 16. Jahre bezog Bruce die Universität von Edinburg, und widmete sich daselbst dem theologischen Studium, wahrscheinlich um sich zu einem Prediger der Sekte der Dissenters zu bilden, welcher seine Familie angehörte. In der letzten Zeit seines kurzen und größtentheils kümmerlichen Lebens stand er einer kleinen Schule in Gairney-Bridge in der Nähe seines Geburtsorts vor, und kurz vor seinem Ende lehrte er in Forest-Hill bei Allan in Clackmannanshire. Hier ergriff die Schwindsucht seinen von Kummer und überspannter Arbeit zerrütteten Körper und zwang ihn, in das Haus seines Vaters zurückzukehren. Er starb in den Armen der Seinigen nach wenigen Monaten langsamen Hinschwindens, in seinem 21. Jahre, nachdem er im Gefühle seiner nahen Auflösung gegen Anfang des Frühlings 1767 seinen Schwanengesang, Elegy on Spring, gedichtet hatte.

Bruce zeichnet sich als elegischer Dichter durch die Innigkeit, Wärme und Wahrheit seiner Empfindungen aus und der schwermüthige Geist, welcher in seinen Versen waltet, wirkt um so rührender auf den Leser, weil er nicht allein ein Geist der Poesie, sondern auch des Lebens des unglücklichen Dichters ist. Sein größtes Gedicht Lochleven zeigt ein schönes Talent für die beschreibende Gattung und läßt den Verlust schätzen, welchen die engländische Literatur durch den frühen Tod Bruces erlitten hat. Eine Samlung seiner Gedichte ist 1770 zu Edinburg in 12. erschienen: Poems of Michael Bruce**). (*W. Müller.*)

BRUCEA, nannte Heritier nach dem berühmten Reisenden eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und der 4. Linné'schen Klasse, welche diöcische Blüthen, einen 3—4 theiligen Kelch, 3—4 blättrige Corolle, ein gelapptes drüsiges Nektarium mit 3 bis 4 Staubfäden und vier einsamige Steinfrüchte trägt. 1) Br. *Evodia*, mit einfachen lanzetförmigen langen Blättern und Blüthenrispen in den Blattachseln. Auf den freundschaftlichen Inseln. (Evodia hortensis Forst. Fagara Evodia L. suppl.). 2) Br. *ferruginea**) Herit., mit gefiederten roth behaarten glattrandigen Blättern und unterbrochnen Blüthenähren in den Blattachseln. In Abyssinien. 3) Br. *sumatrana* Roxb., mit gefiederten stumpfgesägten unten zottigen Blättern und Blüthentrauben in den Blattachseln. In Sumatra und China. (Gonus amarissimus Lour.). 4) Br. *trichotoma*, mit gefiederten glattrandigen und glatten Blättern und dreitheiligen Blüthentrauben am Ende der Triebe. In Cochinchina. (Tetradium trichotomum Lour.). (*Sprengel.*)

BRUCH, der, in der Jägersprache, 1) (kurz ausgesprochen), — ein Ausdruck, durch welchen jeder, zu irgend einem Jagdzweck abgebrochene und zu verwendende belaubte Zweig — bezeichnet wird. Er wird als Zeichen einer glücklich vollendeten Jagd auf Hochwild am Hute (von Frauenzimmern, die keine Hüte tragen, an der linken Brust) befestigt. — Bei Bestätigungs-Jagden werden an manchen Orten nur die Fährten der jagdbaren, an andern die Fährten aller Füße, welche bestätigt worden sind, verbrochen. Auf alle Fährten, welche dem Herkommen gemäß nicht verbrochen worden, wird in der Regel ein aufrecht stehender Bruch gesteckt, zum Zeichen, daß sie nicht übergangen worden. 2) Bruch (lang ausgesprochen), wird auch von Forstmännern und Jägern als gleichbedeutend mit Sumpfgegend, Moor gebraucht, vorzüglich dann, wenn eine solche Gegend mit Erlen (Alnus) oder mit andern in nassem Boden fortkommenden Holzarten bestockt ist. Vgl. Moor. (*a. d. Winckell.*)

BRUCH, (Mineralogie). Man bezeichnet mit diesem Ausdruck die Kennzeichen, die ein Fossil darbietet, wenn es zerschlagen wird, und durchs Frische springt. Die Fossilien erscheinen beim Zerschlagen häufig zusammengesetzt aus einander ähnlichen Theilen, die symmetrisch geordnet sind, und springen leicht nach den Flächen, welche diese Theile begränzen, aber die hieher gehörigen Erscheinungen werden theils als Absonderung, theils als Textur betrachtet, und unter diesen Artikeln abgehandelt. Springt aber ein Fossil beim Zerschlagen so, daß die dadurch entwickelte Fläche sowol die Textur- als Absonderungsflächen schneidet, und auch nicht nach einer vielleicht zufälligen Zerklüftung spaltet, so erhält man die Bruchfläche. Werner unterschied den gespaltenen Bruch — wo die Bruchfläche aus mehren parallelen Flächen bestand — und den dichten Bruch, wo sie ein ungetheiltes Ganze bildete, aber der gespaltene Bruch gehört der Textur an.

Man unterscheidet bei dem Bruch, seine Farbe, seinen Glanz und seine Gestalt. Die Farbe eines Fossils ist im Ganzen nicht häufig von derjenigen verschieden, die es auf seinen äußern Begränzungsflächen zeigt, in so fern nicht eine durch Oxydation bewirkte Veränderung der ursprünglichen Farbe auf der Oberfläche Statt findet,

*) S. als Hauptquelle Bruce's angeführte Reisebeschreibung mit der Einleitung, aus welcher hier einige falsche Angaben des Artikels in der Biogr. univers. von *La Renaudière* und *Du Petit-Thouars* berichtigt sind. *Alex. Murray*: Account of the life and writings of J. Bruce. Edinb. 1808. 4. Die vielen Widersprüche in den Ansichten und Nachrichten über die Nilquellen und deren Entdeckung finden sich am vollständigsten zusammengestellt in Ritter's Erdkunde. Bd. I. S. 200 ff. vergl. mit S. 255 ff.

**) *Campbell's* Specimens etc. Vol. VI. p. 80 ff.

*) Nach *Miller* antidysenterica, vgl. unten *Brucin*.

wie dies bei mehren metallischen Fossilien z. B. bunt Kupfererz, Eisenspath ꝛc. der Fall ist. Auch der Glanz bietet nicht sehr häufig sowol seiner Art als seiner Stärke nach auffallende Verschiedenheiten von dem äußern Glanze dar. Die Gestalt des Bruchs wird durch die kleinen Unebenheiten gebildet, welche die Bruchfläche zeigt, und die Verschiedenheit dieser Unebenheiten beruht auf der Cohärenz und Sprödigkeit der Fossilien. Man unterscheidet folgende Arten des Bruchs: 1) hakiger Bruch, wenn sich beim Zerschlagen kleine scharfe Spitzen ausziehen. Nur bei sehr cohärenten und geschmeidigen Fossilien, z. B. gediegen Silber, gediegen Kupfer; 2) unebener Bruch, wo auf der Bruchfläche unbestimt-kantige Erhöhungen mit ähnlichen Vertiefungen wechseln. Je nachdem diese Unebenheiten größer oder kleiner sind, unterscheidet man uneben von grobem, kleinem und feinem Korne; 3) ebener Bruch, bei mit bloßem Auge kaum erkennbaren Unebenheiten; 4) muschliger Bruch, wenn runde Erhöhungen oder Vertiefungen die Bruchfläche ausmachen. Nur bei Fossilien von beträchtlicher Sprödigkeit; z. B. Quarz, Obsidian. Man unterscheidet groß- und kleinmuschlig; tief- und flachmuschlig; vollkommen und unvollkommen muschlig; 5) splittriger Bruch, wenn dünne, keilförmige Blättchen die Bruchfläche überziehen, z. B. bei Hornstein, Serpentin; 6) erdiger Bruch, wenn die Bruchfläche aus sehr kleinen, aber sehr dicht gedrängten Unebenheiten besteht; z. B. Kreide, Mergel. Nur bei sehr geringer Cohärenz.

Zerschlägt man ein Fossil so, daß alle äußere natürliche Begränzungsflächen weggeschlagen werden, so erhält man dessen Bruchstücke. Sind die durch das Zerschlagen dargestellten Flächen Texturflächen, so erhält man regelmäßige Bruchstücke, welche durch glatte, ebene Flächen begränzt werden, und deren Gestalt sich nach der Zahl und Richtung der vorhandenen Durchgänge richtet; (S. Durchgang) sind es aber wirkliche Bruchflächen, so entstehen unbestimt-eckige Bruchstücke, die nach Verschiedenheit des Bruchs mehr oder weniger scharf- oder stumpfkantig ausfallen. (*Germar.*)

Bruch, Knochenbruch, s. Knochen.

BRUCH (Hernia), s. am Ende des Bandes.

BRUCH, gebrochene Zahl, ist ein Ausdruck für eine Zahlengröße in Theilen der Einheit. Eine ganze Zahl drückt einen Inbegriff von Einheiten selbst, eine gebrochene einen Inbegriff von Theilen der Einheit aus. Man kann sich nämlich die Einheit in irgend eine Anzahl gleicher Theile getheilt vorstellen, und sich dadurch gleichsam Einheiten einer kleinen Art bilden. Theilt man sie z. B. in drei, oder vier, oder fünf gleiche Theile, so erhält man Drittel, oder Viertel, oder Fünftel. In solchen lassen sich dann Größen, die kleiner als die Einheit sind, ausdrücken; und dazu sind die Brüche zuerst nothwendig. Die Anzahl der gleichen Theile aber, in welche die Einheit getheilt wird, kann unendlich verschieden seyn; und hienach werden die Theile selbst wieder größer oder kleiner. Je größer nämlich die Anzahl der Theile ist, in welche die Einheit zertheilt wird, desto kleiner sind die Theile; und in je weniger Theile sie zertheilt wird, desto größer werden die Theile. Die Art oder Größe der Theile bestimt sich also durch di[e] Menge derselben, die auf die Einheit gehen.

Soll nun eine Zahlengröße in Theilen der Einhe[it] ausgedrückt werden, so muß man sowol die Größe di[e]ser Theile, als ihre Menge bestimmen. Daher beste[ht] ein Bruch aus zwei Stücken: aus dem Nenner un[d] aus dem Zähler. Der erstere bestimt die Größe d[er] Theile dadurch, daß er angibt, wie viele derselben a[uf] die Einheit gehen; der letztere zeigt die vorhandene Meng[e] derselben an. Z. B. $\frac{7}{9}$ (sieben Neuntel) sind sieben sol[]cher Theile, dergleichen neune auf die Einheit gehen. [9] ist hier der Nenner, und 7 der Zähler; und dieses Be[i]spiel zeigt zugleich, wie Brüche geschrieben werden.

Wenn alle Theile, in welche die Einheit zerthei[lt] wird, wieder zusammengenommen werden, so erhä[lt] man die Einheit selbst oder ein Ganzes. Daher ist ei[n] Bruch, dessen Zähler und Nenner gleich sind, = [1] z. B. $\frac{4}{4}$.

Nach mehr solcher Theile, als auf eine Einheit ge[]hen, zusammengenommen, machen mehr als 1 oder meh[r] als ein Ganzes aus. Dies wird durch einen Bruc[h] ausgedrückt, dessen Zähler größer als der Nenner is[t] Z. B. $\frac{5}{4}$.

Man kann also durch Brüche sowol solche Größen die kleiner als die Einheit, als auch solche, die ihr gleic[h] oder die größer als sie sind, ausdrücken. Im erste[n] Fall nennt man den Bruch einen eigentlichen ode[r] echten; im letztern einen uneigentlichen oder un[]echten Bruch.

Durch Hilfe der uneigentlichen Brüche lassen sic[h] alle ganzen Zahlen in der Form eines Bruchs ausdrücken[.] Denn nimmt man den Zähler noch einmal so groß al[s] den Nenner, so ist der Bruch = 2; z. B. $\frac{16}{8}$; ist de[r] Zähler dreimal so groß als der Nenner, so ist der Bruc[h] = 3; z. B. $\frac{24}{8}$; u. s. w. Man kann daher jede ganz[e] Zahl in einen Bruch verwandeln, wenn man den Zähle[r] desselben so vielmal größer als den Nenner macht, s[o] viele Einheiten die ganze Zahl enthält. Hiebei kann de[r] Nenner willkürlich angenommen werden; denn ma[n] braucht ihn nur mit der ganzen Zahl, welche der Bruc[h] ausdrücken soll, zu multipliziren, so gibt das Produk[t] den Zähler. Z. B. 9 durch einen Bruch von dem Nen[]ner 8 ausgedrückt, ist $= \frac{9 . 8}{8} = \frac{72}{8}$.

Jede ganze Zahl läßt sich daher nicht blos durch ei[]nen, sondern durch unzählige Brüche ausdrücken.

Überhaupt kann die Größe eines jeden Bruch[s] durch unzählige andere Brüche von gleichem Werth aus[]gedrückt werden, denn man kann anstatt einer Art vo[n] Theilen der Einheit eine andere, größere oder kleinere wählen, und muß nur so vielmal mehr oder wenige[r] derselben nehmen, so vielmal man sie verkleinert oder ver[]größert hat. Z. B. statt Viertel kann man Achtel, ode[r] Zwölftel, oder Zwanzigstel nehmen; wofern man nu[r] eine zwei- oder drei- oder fünfmal so große Anzahl da[]von nimmt, als von Vierteln, so hat man, der Größ[e] nach, eben so viel So sind $\frac{3}{4} = \frac{6}{8} = \frac{9}{12} = \frac{15}{20}$.

Ein Bruch kann daher auf unzählige Weise in sei[]nen Zahlen geändert werden, ohne daß die durch ihn be[]

zeichnete Größe zu- oder abnimmt; und diese Änderung geschieht, wenn man seinen Zähler und Nenner durch einerlei Zahl multiplizirt oder dividirt. Das letztre heißt noch besonders einen Bruch heben.

Um die ganze Zahl, welche in einem uneigentlichen Bruch enthalten ist, zu finden, muß man mit dem Nenner in den Zähler dividieen. Denn da ein Bruch = 1 ist, dessen Zähler und Nenner gleich sind, so sind in einem Bruche so viele Einheiten enthalten, als man aus dem Zähler eine Zahl, die dem Nenner gleich ist, herausnehmen kann; und dieses findet sich durch die gedachte Division. Es ist z. B. $\frac{30}{5} = 30:5 = 6$; $\frac{27}{4} = 27:4 = 6\frac{3}{4}$.

Man sieht überhaupt, daß ein jeder Bruch als ein Quotient betrachtet werden kann, indem der Zähler den Dividendus und der Nenner den Divisor vorstellt. Denn da der Nenner anzeigt, in wie viel gleiche Theile die Einheit getheilt gedacht werden soll, so ist er eben der Divisor und die Einheit der Dividendus. Jeder einfache Beuch (d. i. ein solcher, dessen Zähler 1 ist) stellt diesen Fall dar. So ist z. B. $\frac{1}{4} = 1:4$. Und bei einem andern Bruch läßt sich der Zähler in seine Einheit zerlegen. Es ist z. B. $\frac{3}{4} = \frac{1}{4} + \frac{1}{4} + \frac{1}{4} = (1 + 1 + 1):4 = 3:4$.

Umgekehrt kann ein jeder Quotient durch die Form eines Bruchs dargestellt werden. Wenn daher bei der Division ein Rest bleibt, so entsteht ein Bruch, dessen Zähler eben dieser Rest, und dessen Nenner der Divisor ist. Z. B. $23:6$ ist $= \frac{23}{6} = 3\frac{5}{6}$.

Man kann die Theile der Einheit eines Bruchs von neuem in gleiche Theile getheilt sich vorstellen, und in solchen Theilen der Theile eine Größe ausdrücken. Theilt man z. B. ein Viertel wiederum in zwei gleiche Theile, so ist ein solcher Theil ein halbes Viertel $\frac{(\frac{1}{2})}{4}$, ein Ausdruck, der auch im gemeinen Leben gebräuchlich ist.

Auf ähnliche Weise läßt sich ein Ausdruck, wie $\frac{3\frac{1}{2}}{8}$ verstehen, d. i. $\frac{3}{8} + \frac{\frac{1}{2}}{8}$, wo der letzte Bruch so viel sagen will als $\frac{1}{2}$ eines Achtels.

Besteht aber der Nenner eines Bruchs hinwiederum aus einem Bruch, so wird dadurch angedeutet, daß der Bruch in solchen Größen ausgedrückt sey, von welchen die Einheit nur einen solchen Theil ausmacht, als der Nenner anzeigt. Z. B. $\frac{4}{\frac{2}{3}}$ d. i. 4 solcher Größen, von welchen die Einheit $\frac{2}{3}$ ausmacht. Eine Größe aber, von welcher die Einheit $\frac{2}{3}$ ausmacht, ist $= \frac{3}{2}$; folglich sind 4 solcher Größen $= 4 . \frac{3}{2} = \frac{12}{2} = 6$; und also ist der Bruch $\frac{4}{\frac{2}{3}} = 6$.

Der Nenner eines Bruchs kann auch aus einer vermischten Zahl bestehen. Z. B. $\frac{7}{9\frac{1}{3}}$ d. i. die Einheit in zehn Theile getheilt, von welchen neune gleich groß, und der zehnte $\frac{1}{3}$ so groß als jeder der übrigen ist, und solcher Theile 7 genommen.

Alle solche Brüche, deren Zähler oder Nenner wiederum ein Bruch oder eine vermischte Zahl ist, heißen unreine Brüche. Sie lassen sich insgesamt auf reine zurückbringen, wenn man ihren Zähler durch den Nenner dividirt, und dabei nach den Regeln der Division der Brüche verfährt. Z. B. $\frac{\frac{1}{4}}{4}$ ist $= \frac{1}{16}$; $\frac{3\frac{1}{2}}{8} = \frac{7}{16}$; $\frac{7}{9\frac{1}{3}} = \frac{21}{28}$.

Wenn die Einheit, in deren Theilen ein Bruch ausgedrückt ist, noch eine besondere Benennung erhält, z. B. Thaler, oder Pfunde, oder Fuß; so hängt der Werth des Bruches zum Theil von dieser Benennung ab. Es können daher zwei benannte Brüche einerlei Zähler und Nenner haben, und doch von ganz verschiedenem Werthe seyn. Z. B. $\frac{3}{4}$ Pfund und $\frac{3}{4}$ Thaler.

Um den Werth eines benannten Bruchs zu finden, d. i. seine Größe in Ganzen einer kleinern Art auszudrücken, (z. B. den Bruch eines Centners in Pfunden, Lothen, Quentchen), muß man eben so verfahren, wie bei der Division einer benannten Zahl durch eine unbenannte, welche größer als jene ist, (s. Art. Division) nämlich: man muß den Werth des Ganzen mit dem Zähler multipliziren, und das Produkt durch den Nenner dividiren. Z. B. $\frac{3}{4}$ Pfd. sind $= (3 . 32 \text{ Loth}):4 = 96$ L. $: 4 = 24$ Loth.

Man kann indessen auch den Werth des Ganzen erst durch den Nenner dividiren, und den Quotienten mit dem Zähler multipliziren. (*Kries.*)

BRUCHRECHNUNG ist Addition, Subtraction, Multiplication und Division mit Brüchen. Wir wollen kürzlich die Art und Weise derselben darlegen, wobei wir uns aber auf den Artikel Bruch beziehen, und das dort bereits Gesagte als bekannt voraussetzen.

Addition. Haben die zu addirenden Brüche einerlei Nenner, so addirt man nur die Zähler und gibt der Summe den gemeinschaftlichen Nenner. Soll z. B. $\frac{3}{4}$ und $\frac{2}{4}$ und $\frac{8}{4}$ addirt werden, so ist dies offenbar $3 + 2 + 8 = 13$ Viertel, also $\frac{13}{4}$. Sind die Nenner ungleich, so müssen die Brüche erst auf gleiche Nenner gebracht werden, indem man jedes Bruches Zähler und Nenner mit gleicher Zahl, welche man Verwandlungszahl nennen kann, multiplizirt. Es muß aber, wenn aller Brüche Nenner verschieden sind, bei jedem Bruche eine andre Verwandlungszahl angewendet werden, um gleiche Nenner zu erhalten. Z. B. man solle addiren: $\frac{2}{3} + \frac{3}{5} + \frac{2}{7}$; so nimt man zu $\frac{2}{3}$ die Verwandlungszahl 35 und findet $\frac{2 . 35}{3 . 35} = \frac{70}{105}$; bei $\frac{3}{5}$ die Verwandlungszahl 21 und findet $\frac{63}{105}$; bei $\frac{2}{7}$ die Verwandlungszahl 15 und findet $\frac{30}{105}$, so daß man nun $\frac{70}{105} + \frac{63}{105} + \frac{30}{105}$ hat, welches nach obiger Regel addirt wird. Die hier gewählte Verwandlungszahl ist für jeden Bruch ein Produkt aus den Nenneen der übrigen. Man erreicht aber seinen Zweck auch, wenn man eine Zahl findet, in welche man mit jedem Nenner dividiren kann, und dann zur Verwandlungszahl jedes Bruches den Quotienten nimt, welchen man durch Division seines Nenners in jene Zahl erhält. Z. B. es sey $\frac{1}{4} + \frac{1}{3} + \frac{1}{8} + \frac{7}{12}$ zu addiren, so kann man in 24 mit jeden der 4 Nenner

dividiren. Dann erhält man für $\frac{1}{4}$ die Verwandlungszahl 6 und verwandelt damit $\frac{1}{4}$ in $\frac{6}{24}$; für $\frac{1}{6}$ erhält man die Verwandlungszahl 4 und erhält $\frac{4}{24}$ statt $\frac{1}{6}$ und so verwandeln sich $\frac{5}{8}$ durch 3 in $\frac{15}{24}$, und $\frac{7}{12}$ durch 2 in $\frac{14}{24}$, wo alle Brüche nun einerlei Nenner haben. Eine solche Zahl, in welche man mit mehren andern ohne Rest dividiren kann, nennt man ihr gemeinschaftliches Maß, und wie dieses zu finden sey, muß der Artikel Mass lehren. — Sind unter den zu addirenden Größen auch ganze Zahlen, so denkt man sich diese auch als Brüche, indem man ihnen zum Nenner die Einheit gibt, z. B. 4 verwandelt in $\frac{4}{1}$ oder 6 in $\frac{6}{1}$ u. s. w. die man dann mit den vorhandenen Brüchen nach obiger Regel auf einerlei Nenner bringt. So wäre $6 + \frac{1}{4} + \frac{1}{5} = \frac{6}{1} + \frac{1}{4} + \frac{1}{5}$ und nach der Verwandlung $\frac{120}{20} + \frac{5}{20} + \frac{4}{20} = \frac{129}{20}$.

Subtraction. Hat man Brüche mit gleichen Nennern, so subtrahirt man blos Zähler von Zähler, und gibt dem Reste den vorigen Nenner. Es bleiben offenbar, $\frac{3}{4}$ von $\frac{9}{4}$ abgezogen, $\frac{6}{4}$ übrig, welches man leicht einsieht wenn man spricht: 3 Viertel von 9 Viertel. — Haben die Brüche verschiedne Nenner, so müssen sie nach den bei der Addition angezeigten Regeln auf gleiche Nenner gebracht werden, wobei die ganzen Zahlen allemal als Brüche mit dem Nenner 1 behandelt werden.

Multiplication. Es ist einleuchtend, daß 8 mal 3 Viertel 24 Viertel seyn müssen. Also der Bruch $\frac{3}{4}$ mit 8 multiplizirt gibt $\frac{24}{4}$; und so wird jeder Bruch mit einer ganzen Zahl multiplizirt, indem man den Zähler mit derselben multiplizirt. Soll man $\frac{2}{9}$ mit 3 multipliziren, so hat man $\frac{6}{9}$. Da man aber ohne den Werth des Bruches zu ändern seinen Zähler und Nenner mit einerlei Zahl dividiren kann, wie der Artikel Bruch lehrt, so kann man durch solche Division mit 3 obige $\frac{6}{9}$ in $\frac{2}{3}$ verwandeln. Da hätte man also gleich anfangs den Zähler 2 unverändert lassen, und mit 3 in den Nenner 9 dividiren können. Also wird ein Bruch auch mit einer ganzen Zahl multiplizirt, wenn ich mit derselben in seinen Nenner dividire. Daher ist $\frac{3}{4}$ mit 4 multiplizirt $\frac{3}{1}$. Eben so $\frac{5}{6}$ mit 6 multiplizirt $\frac{5}{1} = 5$. Wenn ich also einen Bruch mit einer Zahl zu multipliziren habe, die seinem Nenner gleich ist, so streiche ich blos diesen Nenner weg, und nehme den Zähler als ganze Zahl, $\frac{4}{9}$ mit 9 multiplizirt gibt 4. — Es ist nun einerlei ob ich 6 mit $\frac{3}{4}$, oder $\frac{3}{4}$ mit 6 multiplizire, ich kann von mehren Faktoren beliebig den einen oder den andern als Multiplikator denken, s. den Art. Multiplication. Also wird auch eine ganze Zahl mit einem Bruche multiplizirt, indem ich die ganze Zahl mit dem Zähler des Bruches multiplizire und dem Produkte den Nenner des Bruches gebe. Daher 6 mit $\frac{3}{4}$ multiplizirt $\frac{18}{4}$ ist.

Soll man einen Bruch mit einem Bruche multipliziren, so denke man sich den Multiplicandus als ein Ganzes besondrer Art, z. B. $\frac{5}{7}$ denke man sich 5 Siebentel, wie man sich 5 Viertel-Schock oder Mandel denkt. Diese 5 Siebentel nun mit $\frac{3}{4}$ multiplizirt, gibt nach obiger Regel $\frac{15}{4}$ Siebentel. Man kann dies $\frac{\frac{15}{4}}{7}$ schreiben, da der Zähler $\frac{15}{4}$, der Nenner 7 ist. Jetzt multiplizire man den Nenner und Zähler mit 4, wodurch der Werth nicht geändert wird. $\frac{15}{4}$ mit 4 multiplizirt gibt 15 und 4 mal 7 ist 28, also hat man nun den Bruch $\frac{15}{28}$. Da wi aus dem Zähler von $\frac{\frac{15}{4}}{7}$ was man auch erhalten hät wenn man den Zähler des Dividendus nur mit dem Zä ler des Divisors multiplizirt hätte; und aus dem Nenn was man auch erhalten hätte, wenn man den Nenr des Dividendus sogleich mit dem Nenner des Divisc multiplizirt hätte. Man hätte also gleich ohne Umw bei der Multiplikation des Bruchs $\frac{5}{7}$ mit $\frac{3}{4}$, Zähler n Zähler und Nenner mit Nenner multipliziren können, u dieses ist das kürzeste Verfahren, und die eigentliche R gel bei der Multiplikation der Brüche mit Brüchen. V der Allgemeinheit der Regel überzeugt man sich, we man mehre Beispiele nach der zuerst angegebnen We durchrechnet, wobei es sehr bald einleuchtet, daß d Gang immer derselbe seyn muß.

Division. Soll man einen Bruch mit einer ga zen Zahl dividiren, so denke man sich den Bruch a Ganzes gewisser Art, z. B. $\frac{6}{8}$ als 6 Achtel. Diese n 3 dividirt, gibt offenbar 2 Achtel oder $\frac{2}{8}$, also wird d Division vollzogen, wenn ich den Zähler des Bruchs n dem Divisor dividire. Es kann aber auch ein ander Verfahren angewendet werden.

Dividiren heißt eigentlich eine Zahl finden, mit we cher der Divisor multiplizirt den Dividendus gibt. I der Divisor 6, der Dividendus 24, so finde ich als Qu tient 4; denn 4 mal 6 ist 24. Soll ich daher ein Bruch $\frac{3}{4}$ mit einer ganzen Zahl 5 dividiren, so brauc ich nur den Nenner des Bruchs mit 5 zu multiplizire Ich finde dadurch $\frac{3}{4 . 5} = \frac{3}{20}$, und dies ist der richti Quotient; denn $\frac{3}{20}$ oder $\frac{3}{4 . 5}$ mit 5 (nach einer d obigen Regeln durch Division des Nenners mit 5) mu tiplizirt gibt wieder $\frac{3}{4}$. —

Soll man einen Bruch mit einem Bruche dividire zum Beispiel $\frac{6}{8}$ mit $\frac{2}{3}$, so kehre man den Divisor $\frac{2}{3}$ u und verwandle ihn in $\frac{3}{2}$ und multiplizire damit $\frac{6}{8}$. Di gibt $\frac{18}{16}$, und letzteres ist der richtige Quotient; den wenn man $\frac{18}{16}$ oder $\frac{6}{8} . \frac{3}{2}$ mit dem Divisor $\frac{2}{3}$ multiplizir so erhält man $\frac{6}{8} . \frac{3}{2} . \frac{2}{3}$. Nun ist offenbar $\frac{3}{2} . \frac{2}{3} = \frac{6}{6} =$: also $\frac{6}{8} . \frac{3}{2} . \frac{2}{3} = \frac{6}{8} . 1 = \frac{6}{8}$ welches seyn mußte, wen die Division richtig seyn sollte. Je mehre Male man di mit andern Brüchen durchrechnet, desto mehr wird ma inne, daß die Sache allgemein ist. Es ist also Rege soll Bruch mit Bruch dividirt werden, so multiplizi man den Zähler des Dividendus mit dem Nenner de Divisors, und den Nenner des erstern mit dem Zähl des letztern. — Soll eine ganze Zahl mit einem Bruc dividirt werden, so denke man sich die ganze Zahl al Bruch, z. B. 5 als $\frac{5}{1}$, wo man dann die vorige Reg anwendet. Wäre 5 mit $\frac{3}{4}$ zu dividiren, also $\frac{5}{1}$ mit $\frac{3}{4}$ so bekäme man nach obiger Regel $\frac{20}{3}$. Da erhellet, da die Division der ganzen Zahl auch vollzogen werden könn wenn man sie mit des Divisors Nenner multiplizirt un dem Produkte den Zähler des Divisors zum Nenner gib — Bei der Division der Brüche mit Brüchen kann ma auch des Dividendus Zähler mit des Divisors Zähler un des erstern Nenner mit des letztern Nenner dividiren denn den Zähler des Dividendus mit dem Nenner de

Divisors multipliziren (wie es nach obiger Regel seyn soll), heißt den ganzen Bruch damit multipliziren, und dies kann nach oben gegebner Multiplikationsregel auch durch Division mit derselben Zahl in den Nenner geschehen; und — den Nenner des Bruchs mit dem Zähler des Divisors multiplizirén, heißt den ganzen Bruch mit dieser Zahl dividiren und dies kann auch durch Division des Zählers mit derselben Zahl geschehen.

Man kann auch auf ähnliche Art nach dem Bisherigen leicht einsehen, daß man um einen Bruch mit dem andern zu multiplizīren, nur den Zähler des Multiplikandus mit dem Nenner des Multiplikators, und den Nenner des erstern mit des letztern Zähler zu dividiren hat.

Noch mehre andre oft vortheilhafte Verfahrungsarten hier anzuführen, würde zu viel Raum einnehmen. Auch haben wir statt andrer Arten der Beweise in diesem Artikel der Kürze wegen den Beweis in Beispielen gewählt. Die ganze Geometrie beweiset ja in Beispielen mit Hinweisung auf das Allgemeine in denselben, und der Verstand bemerkt das Allgemeine leicht, wenn er mehre Beispiele in Betrachtung zieht. Mit Buchstaben läßt sich die Sache allerdings allgemeiner darstellen. Diejenigen aber, welche sich aus diesem Artikel unterrichten wollen, sind vielleicht noch nicht alle der Rechnung mit Buchstaben kundig. (*Märtens.*)

Bruch am Geschütz und Laffeten, s. **Geschütz** u. **Laffete.**

Bruch, Morast, Sumpf, s. **Moor.**

BRUCH, der große, ein großes Weiderevier zwischen dem wolfenbüttelschen und schöningenschen Distr. des Herz. Braunschweig und dem preuß. Reg. Bez. Magdeburg. Es nimt seinen Anfang im W. bei Horenburg und Börsum, macht die Gränze zwischen Braunschweig und Magdeburg und erstreckt sich sodann längs der Bode bis zum Bernburgschen hin. Vormals war es nur ein ungeheurer nutzloser Morast, der stellenweise wol ¼ Meile breit war; man hat denselben jedoch seit 1540 mit mehren kleinen Kanälen durchschnitten und in der Mitte einen größern Kanal, den Schiffsgraben, gezogen, wodurch sein Wasser in die Oder und Bode abgeleitet wird. Dadurch ist eine völlige Eindeichung und Trockenlegung bewirkt, und die schönsten Wiesen und Triften sind gewonnen. Über denselben führen 3 Päsſe oder Steinwege, der Hessen-, Kievitz- und Neuedamm. (*Hassel.*)

BRUCHBERG, ein hoher Bergrücken des Harzes in der hanöv. Prov. Grubenhagen, er zieht sich vom Brockenkruge bis ¼ St. von Osterode und Harzberg hin. Unter seinen über dem Granite hervorspringenden Sandsteinklippen ist die 2932′ hohe Harskühnenburg die merkwürdigste. (*Hassel.*)

BRUCHELAE, eine Familie der Käfer mit viergliedrigen Tarsen. Ihre Kennzeichen sind: der Kopf in einen platten Rüssel verlängert, auf dem die fadenförmigen, oft an der Spitze verdickten, oder mit einer deutlich gegliederten Kolbe versehenen Fühler sitzen; fadenförmige Taster, deutlich erkennbar, und das vorletzte Glied der Tarsen zweilappig. Sie umfaßt die Gattungen **Rhinosimus** *Latr.*, **Anthribus** *Fabr.* und **Bruchus** *Linn.* (*Germar.*)

BRUCHHAUSEN, ein Amt in der hanöv. Prov. Hoya, breitet sich an der Eyther aus, enthält nach der Vermessung 72,531 kalenb. Morgen, meistens Geest, aber doch sehr tauglich zum Flachsbau, wird von einträglichen Viehweiden unterbrochen, und zählt in 4 Marktfl., 29 Dörfern und Weilern 921 Häus. und 7097 Einw., die sich von der Landwirthschaft, von der Garnspinnerei und vom Schwein- u. Hornviehhandel nähren. — Bruchhausen ist eine alte Zubehörung der Grafschaft Bruchhausen, deren Dynasten zwischen Weser und Hunte sehr bedeutende Güter besaßen, die theils von Braunschweig, theils von Hessencassel als Lehn relevirten; sie standen mit den benachbarten Grafen von Hoya in Erbverbrüderung, und als ihr Mannsstamm 1526 erlosch, fiel der größere Theil an die Hoya'schen Grafen; Freudenberg, Ucht und Auburg zog Hessen jedoch als anheimgefallene Lehen ein. Hanover erbte 1543 Bruchhausen und Hoya, deren beide Wapen es auch in das seinige aufnahm, und die hessencasselschen Parzelen wurden 1815 abgetreten, so daß sich gegenwärtig Hanover in dem Besitz der ganzen Grafschaft befindet. Der Amtssitz ist auf dem Schlosse des Marktfl. Altbruchhausen, der in 110 Häus. 745 lutherische Einw. enthält, die sich von Brauerei, Brantweinbrennerei, Garnspinnen und Viehhandel nähren. (*Hassel.*)

Burchhausen, diesen Namen führen mehre Orte im Herzogthum Westphalen, darunter ein Dorf im Amte Brilon mit 54 Häus., 625 Einw., und dem Stammsitze der Familie von Brockhusen, merkwürdig theils durch die Industrie seiner Einwohner, welche meist alle Nagelschmiede sind, theils durch die, auf und an einem nahen Berge gelegenen, weit umher bekannten, Bruchhauser Steine. Es sind deren viere, von denen sich der oberste, in einer Höhe von 2321′ preuß. Fuß über dem Meere, auf dem Gipfel des Issenberges, erhebt und nach Norden hin eine unabsehbare Fläche, mit den bedeutendsten Städten Westphalens, als Paderborn, Soest, Münster, Osnabrück u. s. w. beherrscht. Der zweite Stein, nahe bei dem vorigen, ist merkwürdig durch ein darin befindliches, von der Natur geformtes verdecktes Becken, welches von den in solcher Höhe sehr zahlreichen Nebeln immer mit frischer Feuchtigkeit geschwängert, auch in den heißesten Sommermonaten nicht ohne Wasser zu seyn pflegt. Der dritte, unter dem ersten und neben dem kleinsten vierten, am Berge gelegene Stein, zeichnet sich durch eine zweiseitige, auf 300 Fuß geschätzte senkrechte Wand aus, deren hervorspringende schroffe Ecke fast mehr Schwindel erregt, wenn man sie nahe bei, mit dem Auge unten vom Fuße bis oben an den Gipfel verfolgt, als wenn man von diesem in die grausige Tiefe hinabsieht. Die Zeit hat an diesen Riesen der Vorwelt, die ihrer ganzen Structur nach, nicht sowol zum Flötz-, als zum Urgebirge zu gehören scheinen, ihren zerstörenden Zahn nicht vergebens versucht. Entweder durch frühere gewaltsame Erdrevolutionen oder durch allmälige Verwitterung, sind eine Menge einzeler Felsblöcke von jenen Colossen abgerissen worden, welche um den ganzen Fuß des Berges, auf dem sogenannten Bruch, über eine halbe Stunde weit zerstreut durcheinander liegen. (*J. S. Seibertz.*)

Bruchion, **Bruchium**, s. **Alexandria.** Bd. III. S. 48.

BRUCHSAL, Stadt im Großherzogthum Baden, an der Salzbach, im sogen. Bruhrain, einem Landstriche des alten Kraichgaues (vergl. Bruhrain), 3 Meilen von Carlsruhe, 6 Meil. von Mannheim und 4½ Meil. von Heidelberg. Früher die Residenzstadt der Fürstbischöfe von Speyer, jetzt der Sitz eines badischen Oberamtes, wozu nebst der Stadt die Flecken Heidelsheim, Mingolsheim, in dessen Nähe das landesherrliche Schloß Kißlau, und Odenheim, nebst 14 Dörfern (u. a. Obergrombach mit einem alten Schlosse), in Allem 26,819 Bewohner gehören. Die Stadt selbst besteht aus der Altstadt, aus der neu im 18. Jahrh. angelegten Stadt oder der sogen. Residenz, und aus 2 Vorstädten, welche zusammen 803 Häuser, und 5550 Einw. umfassen. Unter diesen sind 400 Professionisten: denn Handwerke sind nebst Weinbau und Wirthschaft an der Landstraße die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die 4 Pfarrkirchen, von welchen besonders die zu St. Peter ihres hohen Styles wegen sehenswürdig ist, mit den Begräbnissen der 4 letzten Bischöfe von Speyer; 3 Nebenkirchen; das schöne Schloß im ital. Style aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. mit herrlicher Aussicht auf die fruchtbare Rheinebene, jetzt der gewöhnliche Sommeraufenthalt der verwitweten Frau Markgräfin von Baden, — wobei die große und prächtige Schloßkapelle, und ein höchst angenehmer Schloßgarten. Die Wasserburg, ein weiter Behälter für die Springbrunnen des Schlosses und Gartens, und für Wasserleitungen, dem Schlosse gegenüber auf einer beträchtlichen Anhöhe mit einem Lusthause überbaut. Das Gewölbe umfaßt 1800 Fuder Quellwasser. Das alte Schloß aus dem Ende des 12., aus dem 14. doch meistens 16. Jahrh., jetzt größtentheils zu Gefängnissen und Getreideböden benutzt; das Vikariat; die große Caserne, und andere. — Von öffentlichen Anstalten, deren Gebäude ebenfalls bedeutend sind, müssen genant werden: die latein. Schule, das Hospital der barmherzigen Brüder, für 70 und mehre Kranken gestiftet, mit einer Kapelle, einem anatomischen Theater und einem Hörsaale zu chirurgischen Vorlesungen für angehende Wundärzte; das Bürgerhospital mit einer Kapelle; das Militärhospital, das Zucht- und Correctionshaus. — In dem Seminarium war ehemals die Hofbibliothek aufgestellt, welche vom Fürstbischof, Kardinal von Schönborn gestiftet, und von seinem Nachfolger vermehrt wurde. Sie enthielt vortreffliche Werke für die teutsche Geschichte, die jetzt zum Theile mit der Hofbibliothek zu Carlsruhe, vereinigt, zum Theile an das Oberhofgericht in Mannheim, und an die Universität Heidelberg abgegeben sind.

Außerhalb der Stadt vor dem Grombacher Thore gegen den Rhein hin, befindet sich die Saline mit drei Gradirhäusern, im J. 1748 angelegt, und eine Stunde davon zu Ubstatt die Quelle. Sie liefert des Jahres nur 7000 C. Salz.

Der erste Ursprung der Stadt ist aus keiner historischen Quelle bekannt. Ihr Name: Bruchsole und Bruchsale kömt schon vor der Mitte des 10. Jahrh. urkundlich vor, und scheint aus Bruch, Sumpf (vergl. Bruhrain) und aus Sal, Sole, von seiner Lage an der Salzbach, der Salzaha des Mittelalters, oder von Sal, Königsgut, gebildet: denn sie war damals königl. Villa, und K. Otto I. der Große hat mehre ner öffentlichen Briefe zu Bruchsole datirt. Zu Bru sal in seinem einzig geliebten Franzien empfing K. He rich II. i. J. 1002 seinen Nebenbuhler Herzog Herrm von Schwaben, der hier zum Zeichen seiner Untern fung mit nackten Füßen vor dem Throne des Königs schien[1]). Aber in demselben Jahre noch und an demselben Orte übergab der König diese Villa sei Vetter, Herzog Otto von Franzien, um ihn für den ten Palast der Herzoge zu Worms zu entschädigen, chen derselbe eben nach dem Wunsche des Königs für heil. Burkard damal. Bischof zu Worms abtrat[2]). N Erlöschung des alten wormsischen Hauses der Herzoge Franzien, kam Bruchsal durch Erbschaft an das jüng speyrische Haus dieser Herzoge, dessen Stammhaupt mals in K. Konrad II. auf dem Throne der Teutsc saß. Doch schon Konrads Sohn K. Heinrich III. schenkte es nebst dem großen Königsforste Luzhart, jetzt noch, zum Theile bestehend, der Hartwald hei i. J. 1056 an die Bischöfe von Speyer[3]), bei welc es auch achthalb Jahrh. verblieb, bis es jüngst d den Reichsfriedenschluß v. J. 1802 nebst den Überbl seln des Bisthums Speyer am rechten Rheinufer Entschädigung an Baden abgetreten wurde. Mit dies State ist es nun als ein Fürstenthum consolidirt, we dessen der Großherzog ein silbernes quadrirtes Kreuz blauem Felde im großen Statswapen führt. (*Lege*

Bruchschlange, s. Anguis fragilis.

BRUCHSTÜCKE, Mokataat, werden in den K liat oder sämtlichen Werken orientalischer Dichter doppelt gereimten Verse genant, welche die Zahl vierzeiligen (Rubajat) übersteigen, und nicht nach Regeln des Gasels geordnet sind; daher Bruchst von Hafis, Saadi, Enweri, Dschami, Mi Taher, Feisi und andern großen Dichtern. Der zige Ibn Jemin Ferjumendi schrieb nichts als Bru stücke und zwar 300 an der Zahl, welche um ihres fen philosophischen und moralischen Sinnes willen ganzen Oriente weit berühmt sind, und gleichsam Gegenstück bilden zu den Rubajat oder vierzeilig Strophen freigeisterischen Inhalts von Omar Chia Proben der Bruchstücke Ibn Jemin's gab der Engländ Kene (im 5. Bde. der Fundgruben des Orients), und Verfasser dieses Art. in seiner Geschichte der schönen Re künste Persiens (Wien 1818), S. 235. (*v. Hamme*

BRUCHUS. Samenkäfer. Eine bereits v Linné aufgestellte Käfergattung aus der Familie der Bi chelen. Sie unterscheidet sich durch einen dreieckigen Ko

---

1) *Adelboldus* in vita Henrici Imp. apud Leibnitium in S. Rer. Brunsvicens. I, 434. Annalista Saxo ad An. MII., Eccard. in corp. Histor. med. Aevi I, 387. 2) *Heinri Rex* in Diplom. dat. V. Non. Octobr. An. MII. Ind. I. Henric. Reg. I. Act. Bruochsole; apud *Scheidium* in ori Guelf. IV, 297 et apud *Schannat* in Hist. Episcopat. Worm Cod. Probb. N. XLI. *Anonymus Kirsgartens. Monachus* ap Ludovicum in Reliqq. MSS. II, 53. seqq. 3) *Heinric* Rom. Imp. Aug. in Dipl. dat. II. Non. Mai An. MLVI, dict. VIII. etc. Act. Goslarie etc. In Act. Acad. Palat. To IV. p. 136. Nro. IV.

sägeförmige oder gekämmte Fühler, halbmondförmige Augen, abgekürzte, den Hinterleib oben nicht vollständig bedeckende Deckschilde und verdickte Hinterschenkel. Die Arten leben als Larven in den Samenkörnern der Hülsenfrüchte, Kokosnüsse u. s. w. und verursachen hier oft beträchtliche Zerstörungen. Europa hat nur wenige und kleine Arten aufzuweisen, desto mehr die südlichen Gegenden. Einige der wichtigsten Arten sind: 1) *Bruchus curvipes* Latr. (*Humb.* Voyag. Zoologie. Livr. IV. n. 16. tab. 16. f. 5. 6.). Br. ruficornis Germ. (Magaz. d. Ent. III. 1. tab. 1.) die eirunden Hinterschenkel unten gesägt, mit einem großen Zahne, schwarz, grau behaart, Fühler und Vorderbeine roth, die Deckschilde punktirt gestreift. Über Zoll lang. In den Nüssen der westindischen Bactris minor, wo er oft im Larvenzustande lebend nach Europa komt. 2) *Bruchus Bactris* Linn. Fabr., die eirunden großen Hinterschenkel unten gesägt, mit einem größern Zahne, durch seine niederliegende Härchen durchaus grau schimmernd, die Deckschilde fein gestricht, die Hinterschienen stark gekrümt. Etwas kleiner als der vorige, und ebenfalls in Kokosnüssen. 3) *Bruchus Theobromae* Linn. Fabr., die Hinterschenkel einmal gezahnt, grau schimmernd, Vorderbeine und Fühlerwurzel roth, die Deckschilde mit schwarzen Fleckenbinden, das Schildchen weiß. Im Cacao. 3 Linien lang. 4) *Bruchus Pisi* (Erbsenkäfer) Linn. Fabr. Panz., die Hinterschenkel mit einem Zahne bewaffnet, schwarz, braunbehaart, Fühlerwurzel und Tarsen roth, Deckschilde weiß gewölkt und gefleckt, der After oben weiß, mit zwei großen braunen Flecken. Im südlichen Europa und Nordamerika, wo er auf den Erbsenfeldern oft großen Schaden anrichtet. Nur drei Linien lang. Diejenige Art, die in unsern Gegenden die Erbsen wurmstichig macht, ist noch nicht vollständig ausgemittelt. (*Germar.*)

Bruchvögel, s. Rusticolae.

Bruchweide, s. Salix.

BRUCIN, (Brucia, Brucium), ein von Pelletier u. Caventou 1819 (s. Schweigger's n. a. Journ. d. Ch. ꝛc. XXVIII. 1. S. 32. ꝛc.) aus der Rinde der Brucea antidysenterica (ferruginea), als ein neues Pflanzenkaloid, von der Gallussäure, womit es gesättigt ist, und von den übrigen Rindenbestandtheilen, nämlich einem fettigen Körper, vielem Gummi, einem in Wasser und Alkohol löslichen Farbstoff, Spuren von Zukkerstoff und von Holzstoff, durch Digestion erst in Schwefeläther, dann in Alkohol isolirt dargestellter eigenthümlicher Stoff. Pfaff rechnet ihn zu seinen sogenannten Picrotoxinen, oder bittergiftigen Kallen. Um denselben ganz pigmentfrei zu erhalten, muß man ihn vor der Behandlung mit kaltem Alkohol erst an Kleesäure binden, die vom Kalke oder der Bittererde aufgenommen wird, und das Brucin zurück läßt, welches durch noch zweimaliges Auflösen in heißem mit etwas Wasser verdünnten Alkohol, um dessen auflösende Kraft zu schwächen, und durch langsames Abdunsten ganz entfärbt werden kann. Es erscheint dann in regelmäßigen, verschobenen, manchmal mehre Linien langen, 4seitigen luftbeständigen Säulen, krystallisirt aber aus einer gesättigten wäßrigen Auflösung desselben beim Erkalten in weißen, perlmutterglänzenden, der Boraxsäure sehr ähnlichen blättrigen Massen, aus weingeistigen Auflösungen dagegen mehr zitzen- oder champignonförmig. Es schmeckt sehr scharf und bleibend bitter. Trotz seiner vielen Ähnlichkeiten mit dem Strychnin, hat es im Allgemeinen eine geringere Sättigungsfähigkeit und Verwandtschaft mit den Säuren, als das Morphin u. Strychnin, es ist viel auflöslicher, als diese, doch auch im geringen Grade, denn es löst sich erst in 500 Gewichtsth. kochenden, und 850 kalten Wasser auf, so wie in Alkohol, fast in allen Verhältnissen, weit weniger in Aetherölen, gar nicht in Schwefeläther u. im Fettöle. Es bleibt an der Luft unverändert, schmilzt in einer Hitze etwas über dem Südpunkt des Wassers, zersetzt sich aber nicht, sondern erstarrt beim Erkalten zu einer wachsähnlichen Masse. In höherer Temperatur zersetzt es sich unter Bildung von vielem brenzlichen Öl ꝛc., ohne Spuren von Ammonium. Selbst mit dem zweiten Kupferoxyd behandelt, gibt es zwar vieles kohlens. Gas u. Wasser, aber kaum wahrnehmbare Spuren von Stickstoff, besteht also nur aus Kohlen-, Wasser- u. Sauerstoff.

Die Brucinsalze, welche sich etwas über der Südhitze bilden, sind theils neutrale, theils saure; beide krystallisiren leicht, besonders die letztern, und zwar zum Theil in bestimmten, regelmäßigen Formen; die meisten sind in Wasser auflöslich. — 1) Schwefelsaures Brucin: a) neutrales in langen, dünnen, 4seitigen Säulen mit pyramidaler Endspitze, die in Wasser sehr, in Alkohol nur wenig auflöslich sind, sehr bitter schmecken, und von allen Salzbasen, selbst vom Morphin u. Strychnin, durch Entreißung ihrer Säure, aber von keiner Säure, außer höchstens der Salpetersäure, zersetzt werden, die jedoch das Brucin verändert. Das Salz selbst besteht aus 8,84 Schwefelsäure u. 91,16 Brucin, mithin hat letzteres, gegen Strychnin, noch mehr gegen Morphin ein geringeres Sättigungsvermögen. b) Das saure schwefels. Brucin enthält auf derselben Menge Basis genau noch einmal soviel Säure, als das neutrale. — 2) Salzsaures Brucin, ein neutrales Salz in 4seitigen Säulen, die etwas schief abgestumpft, und minder dünn sind, als die Nadeln des salzs. Strychnins. Es ist luftbeständig, in Wasser sehr auflöslich, und läßt in der Wärme, bei welcher der Pflanzenkörper sich zersetzt, die Salzsäure, als weißen Dunst, entweichen, welche auch von der Schwefelsäure ausgetrieben wird. Es enthält 94,047 Basis u. 5,953 Säure. 3) Das phosphorsaure Brucin krystallisirt nur mit Überschuß der Säure, dann aber in den größten rechtwinkligen, scharfrandigen, 4seitigen Tafeln, und ist, als saures phosphorsaures Brucin, sehr auflöslich in Wasser, in noch größerer Menge im kalten Alkohol, und verwittert oberflächlich etwas an trockner Luft. 4) Salpetersaures Brucin, ein Salz, mit Säureüberschuß, in kleinen 4seitigen, scharfendigen Säulen, das, erhitzt, erst roth, dann schwarz wird, und sich darauf entzündet. Setzt man dem Salze noch mehr Salpetersäure zu, so färbt es sich sogleich hochroth. Ebenso röthen sich das schwefel-salzsaure und alle andere Brucinsalze bei Zusatz von concentrirter Salpetersäure. Das rothe salpeters. Brucin wird erhitzt, oder mit mehr Säure versetzt, gelb, und das Gelb der Brucinauflösung vom ersten salzsauren

Zinn augenblicklich sehr schön und stark violet gefärbt, und fällt zum Theil nieder. 5) Das essigsaure Brucin ist sehr auflöslich, und läßt sich nicht krystallisirt darstellen; 6) das saure kleesaure Brucin schießt in langen Nadeln an. —

Übrigens verhält sich das Brucin zu den meisten unmittelbaren Bestandtheilen der Pflanzen und Thiere ebenso, wie das Strychnin (s. diesen Artikel), desgleichen zu dem Jodin, und wahrscheinlich auch zum Chlorin; mit ersterm bildet es iodinsaures, u. hydroiodinsaures Brucin. — Auf den Schwefel wirkt es dagegen nicht; schwefels. Kupfer und Eisen zersetzt es zum Theil, und bildet mit ihnen Tripelsalze.

Gleich dem Strychnin rc., aber nur zum 12. Theil so giftig wirkt es, beim Menschen, bei den Säugthieren im Allgemeinen, bei Vögeln, Fischen u. Reptilien auf die Schleimhäute, auf Wunden, auf die Brust- u. Bauchhaut rc. applicirt, aber wenig oder gar nicht mit dem Nervensystem oder der unverletzten Epidermis in Berührung gebracht. Eben so virulent, wie das Brucin, wirken die daraus mit Säuren gebildeten Salze. Nach dem Tode der damit vergifteten Thiere behalten die unwillkürlichen Muskeln noch ihre Irritabilität, in den willkürlichen zeigt sich keine Spur mehr davon, (s. F. A. Schirlitz Diss. inaug. de brucio. Halae. 1821. 8.). (*Th. Schreger.*)

BRUCIOLI oder Bruccioli (Antonio), wurde zu Florenz gegen das Ende des 15. Jahrh. geb. Die Geschichte seiner ersten Lebensjahre ist unbekant, jedoch scheint er sich sehr frühe dem Studium der Theologie, Philosophie und der alten Literatur gewidmet zu haben, und wir finden ihn schon als Jüngling in der gelehrten Gesellschaft zu Florenz, welche sich dort in den schönen Gärten des Bernardo Ruccelai zu versammeln pflegte. Im J. 1522 ließ sich Br. in die Verschwörung ein, welche einige florentinische Bürger gegen den Kardinal Giulio de' Medici gebildet hatten, der damals als Statthalter des Papstes Leo X. über die Republik herrschte und späterhin unter dem Namen Klemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Die Verschwörung wurde entdeckt, und Br. rettete sich durch ein Versteck, aus dem er sich nach Frankreich flüchtete, um dort ein Asyl zu suchen. Nachdem die Medizeer durch die Revolution des J. 1527 aus Florenz vertrieben worden, eilte Br. in sein Vaterland zurück. Während seines Aufenthalts in Frankreich hatte der unruhige und neuerungssüchtige Mann die neuen Lehren der Reformatoren eingesogen, und fing nun in Italien an, laut gegen die Misbräuche der Geistlichkeit und der Möncherei zu eifern. Er wurde verhaftet, und hätte wahrscheinlich als Ketzer den Tod auf dem Scheiterhaufen gefunden, wenn nicht die Fürsprache mächtiger Freunde das Urtheil gemildert hätte. Er wurde auf zwei Jahre aus seinem Vaterlande verbant und zog sich mit seinen beiden Brüdern, welche Buchdrucker waren, nach Venedig zurück. In den Pressen dieser seiner Brüder wurde der größte Theil von Brucioli's Werken gedruckt. Das wichtigste unter ihnen ist die italiänische Bibelübersetzung: La Biblia tradotta in lingua Toscana. Venez. 1532. fol. — Br. hatte sie dem König Franz I. von Frankreich dedizirt, erhielt aber von diesem Monarchen weder eine Belohnung, noch eine Antwort; und überhaupt hatte diese Übersetzung wenig Glück im Publikum. Man fand, daß sie schlecht geschrieben sey und voller Ketzereien stecke. Dieser letzte Vorwurf konnte mit viel besserm Fug und Recht der neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung, welche von einem weitläufigen Kommentar begleitet war, gemacht werden. Sie erschien in 7 Theilen oder 3 Bdn. in Folio ebenfalls zu Venedig 1544 — 1548. Br. behauptete zwar, seine Übersetzung nach dem Originaltext gearbeitet zu haben, aber Richard Simon hat dargethan, daß Br. sehr wenig hebräisch verstanden und sich bei seiner Übersetzung der lateinischen Version des Pater Santes Pagnini bedient habe *). Die übrigen Schriften des Br., deren Zahl so groß ist, daß Aretino behaupten konnte, die Zahl der von ihm herausgegebenen Bände übersteige die Zahl seiner Lebensjahre, bestehen größtentheils in italiänischen Übersetzungen griechischer und lateinischer Klassiker, z. B. mehrer Werke des Aristoteles u. Cicero. Er hat auch die von Christoforo Laudini zu Venedig 1543 herausgegebene Übersetzung der Naturgeschichte des Plinius revidirt, und Ausgaben des Petrarca (Venez. 1548. 8.) und des Boccaccio (Ven. 1538. 4.) geliefert. Noch verdienen Erwähnung seine Dialoghi della morale Filosofia. Venez. 1528. 8. und die Dialoghi faceti. Ven. 1535. 4. Sein Todesjahr ist nicht bekant, jedoch weiß man, daß er noch 1554 bei der Wahl des Dogen Francesco Veniero eine Rede hielt, welche in demselben Jahre auch gedruckt erschien **). (*Wilh. Müller.*)

BRUCK, Marktfl. an der Regnitz, im Bezirk des Landgerichts Erlangen vom Rezatkreis des Königreichs Baiern, mit 115 Häus. u. 299 Familien. Es ist einer der ältesten Orte in der Umgegend, indem Kaiser Karl der Große Wenden hieher führte, und schon im J. 823 eine Pfarrei hieselbst errichtet wurde. (*Fenkohl.*)

Gleichnamig sind 2 andere Marktfl. in Baiern und zwar im Isarkreis, mit 900, im Regenkreis mit 800 Einw. (*H.*)

Bruck (sonst Kloster-Bruck, Lauka, Luca), eine mährische Kameralherrschaft und Dorf an der Taya, mit Schloß und prächtiger aufgehobenen Prämonstratenser Abtei, zur kaiserl. Tabaksfabrik benutzt, ½ St. von Znaym. Hier wurden vor 1811 gegen 40,000 (jetzt 24,000) Ctr. Rauch- und 4000 (jetzt 2600) Ctr. Schnupftabak verarbeitet. (*André.*)

Bruck, an der Leytha, in Niederöstreich, Viertel U. W. W., an der ungarischen Gränze, mit 2500 Einw. in 300 H., einem Schlosse mit Garten und einer Fabrik für englische Spinnmaschinen. (*H.*)

Bruck, an der Mur, wo dieser Fluß die Mürz aufnimt, Hauptstadt des davon benannten Kr. Bruck in Steyermark, der in 2 Städten, 11 Marktfl. u. 153 Dörfern 68,000 Einw. enthält, — mit einer alten Burg und 2 Vorstädten, 1440 Einw., 2 Eisenhämmern. (*H.*)

*) Hist. crit. du vieux Test. II. p. 22. Hist. crit. des versions du Nouv. Test. c. 40. Pagnini's Übersetzung war im J. 1527. Lugd. 4. erschienen. **) Nach Ginguené in der Biogr. univers. Vgl. denselben in der Hist. Lit. d'Ital. T. VII. p. 60. 421. u. 574. Tom. IX. 134. u. *Tiraboschi* Storia della Lett. Ital. T. VII. P. I. p. 320.

BRUCKBERG, ein Filialkirchdorf im Bezirk des Landgerichts Ansbach vom Rezatkreis des Königreichs Baiern, mit 37 Feuerstellen und 115 Familien. Im Mittelalter war Bruckberg der Stammsitz eines adeligen Geschlechts, welches in den Urkunden, unter den Ministerialen des Reichs aufgeführt, aber schon im 14. Jahrh. ausgestorben ist. Nach verschiedenen Veränderungen der Besitzer kam das Rittergut Bruckberg 1715 durch Kauf an den Markgrafen von Ansbach, Friedrich Wilhelm. Das alte Schloß wurde bald darauf (1727) eingerissen, und dagegen ein neues schönes Schloß aufgeführt, welches aber nie ganz ausgebaut wurde. Verschiedene Jahre diente es dem Erbprinzen Karl Wilhelm Friedrich zum Aufenthalt, und blieb dann eine geraume Zeit unbewohnt, bis im J. 1767 die schon früher zu Ansbach errichtete herrschaftliche Porzelanfabrik dahin verlegt wurde, welche den Ort belebt machte. Seit 1807 ist Schloß u. Fabrik das Eigenthum von Privatpersonen *). (*Fenkohl.*)

BRUCKER (Jakob), der rühmlich bekannte Geschichtschreiber der Philosophie, ward geboren zu Augsburg d. 22. Jan. 1696, und starb das. d. 26. Nov. 1770. Sein Vater, ein wackerer Bürger, hatte ihn zum Kaufmann bestimt; allein da er schon frühzeitig durch Talent und Fleis sich auszeichnete, so nahmen ihn die Vorsteher des Evangel. Kollegiums zum Alumnus desselben auf, und dies erhielt ihn den Wissenschaften. Im J. 1715 begab er sich nach Jena. Dort lehrte damals Franz Budde (Buddeus), der als der Urheber jener eklektischen Philosophie betrachtet werden kann, welche nach Wolfs Tode in Teutschland das Übergewicht erhielt. Das Studium der Geschichte der Philosophie, welches er zuerst beförderte, hatte ihm die Überzeugung gegeben, daß nie Ein Mann die Wahrheit allein besessen habe, und er empfahl daher, diese überall zu suchen, wo sie sich auch zeigen möge, und sich Freiheit und Unbefangenheit des Geistes zu erhalten. Dies alles blieb nicht ohne bedeutende Einwirkung auf Brucker, der, diesen Grundsatz treu befolgend, mit dem angestrengtesten Eifer studirte. Einige kleine Abhandlungen, die er im zweiten Jahre seines akademischen Lebens schrieb, und welche in die Miscell. Lips. aufgenommen wurden, liefern den Beweis davon. Im J. 1718 ward er Magister, und hielt Vorlesungen bis zum Jahre 1720, wo er in sein Vaterland zurückkehrte. Mit Ruhm bestand er seine Prüfung, mit Beifall predigte er, allein seine Vorzüge schienen seiner Anstellung eher hinderlich als förderlich. Seine Muße verwendete er zur Ausarbeitung seiner Historia philos. doctrinae de ideis (Augsb. 1723. 8.), welche mit allgemeinem Beifall angenommen wurde. Im J. 1724 ward er nach Kaufbeuern als Rektor der Schule und Adjunkt des Ministeriums berufen. Seine Amtsgeschäfte hielten ihn von gelehrten Arbeiten nicht ab. Außer verschiedenen Abhandlungen in Schelhorns Amoenitat. Liter. (Bd. 5 — 13) erschien von ihm ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unter dem Titel: *Otium Vindelicum* s. Meletematum histor. philos. Triga (Augsburg 1729). Sein Ansehn in der gelehrten Welt war schon damals so bedeutend, daß die königl. preuß. Gesell. d. Wissensch. ihn im J. 1731 zu ihrem Mitglied ernannte; er selbst rüstete sich im Stillen immer mehr zu dem bedeutendsten seiner Werke, zu welchem Behuf er auch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel unterhielt. Seit dem J. 1731 — 1736 erschienen (7 Bde. 12) zu Ulm Kurze Fragen aus der philosophischen Historie, und 1736 auch ein Auszug aus denselben. Beide Werke sind noch, hauptsächlich der Anmerkungen wegen, nicht unbrauchbar. (1751. N. A. des Auszs.: Erste Anfangsgründe d. philos. Gesch.). Diese Werke waren aber nur Vorläufer seines größeren, zu welchem ihm mehr Muße ward, indem man ihn 1735 zum Diakonus und Hospitalprediger ernannte. Da begab er sich an seine *Historia critica Philosophiae* a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta (Lpz. 1742 — 44. 5 Bde. 4.), wodurch er seinen Ruhm bei Mit- und Nachwelt fest begründete. Seine Vaterstadt, jetzt stolz auf den berühmten Landsmann, berief ihn als Pastor zum H. Kreuz, er trat diese Stelle im J. 1744 an und ward endlich Senior das. im J. 1757. Auch in dieser neuen Lage arbeitete er fort an der Vollendung dieses Werkes, wovon zwar die neue Auflage v. J. 1766 unverändert, aber mit einem Anhange in einem Bande vermehrt erschien (Appendix 1767.). Ein Auszug aus diesem großen Werk erschien von Brucker selbst: Institutiones historiae philosophicae (Lpz. 1747. 8. 1756. u. dann vom Prof. Born 1790. gr. 8. — ein engländischer Auszug von Enfield. Lond. 1791. 2 Bde. 4.). Um wie Vieles wir auch in diesem Felde der Literatur vorwärts gekommen seyn mögen, so wollen wir doch nie vergessen, daß Brucker es vornehmlich war, der dazu half, und es würde so ungerecht als undankbar seyn, wenn man ihm nicht ein großes Verdienst zugestehen wollte. Man hat die Idee der Philosophie richtiger aufgefaßt, diese mehr zum leitenden Princip ihrer Geschichte gemacht, hat aufgehört, diese Geschichte blos nach äußerlichen Perioden einzutheilen, Vieles durch spätere Kritik berichtigt, den Geist manches Systems schärfer aufgefaßt und reiner, zum Theil auch mehr aus den ersten Quellen, dargestellt: Brucker aber war der Erste, der eine vollständige Geschichte der Philosophie lieferte, mit treuem teutschen Fleiße dazu sammelte, das Gesammelte öfters sehr richtig beurtheilte, zwar zuweilen in Gefahr gerieth der Masse zu unterliegen, aber doch manche einflußreiche Sichtung vornahm, denn er unterschied zwischen Leben und Lehre der Philosophen, lieferte sehr brauchbare Biographien derselben, erklärte aber die Lehre für das Wichtigere, machte auf die Ursachen ihres Ursprungs aufmerksam, und bereitete dadurch eine pragmatische Geschichte der Philosophie vor, an die man ohne sein Werk so bald noch nicht hätte denken können. Der Eifer des Mannes verdient Bewunderung, wenn man bedenkt, in welcher Lage er sein Werk ausführte.

Außerdem hat Brucker noch manche interessante literarische Unternehmungen veranstaltet. Wir gedenken nur seines Bildersaals berühmter Schriftsteller (m.

*) Pistorius hat eine Rede in Laudem Bruckbergae geschrieben, welche in seinen Amoenitatibus historico-politicis Tom. I. p. 496 abgedruckt ist, und vorzüglich eine schöne Beschreibung der dortigen Gegend enthält. S. historische und statistische Beschreibung des Rezatkreises. 1. Heft. Nürnberg bei Schmidtner 1809.

K. von Haid. Augsb. 1741—55 Fol., 10 Dekaden), seines Ehrentempels der teutschen Gelehrsamkeit (m. K. Augsb. 1747 — 49. 4. 5 Dekaden), und seines Antheils an dem sogenannten englischen Bibelwerke, wozu er das N. T. bearbeitete (Lpz. 1766 — 70. 6 Bde. 4.). Acht und zwanzig sonst einzeln und zerstreut erschienene Abhandlungen über interessante Gegenstände sammelte er in Einen Band: Miscellanea historiae philosophicae literariae criticae olim sparsim edita nunc uno fasce collecta. Augsb. 1748. 8. (S. das jetztlebende gel. Europa Th. 3. S. 179 — 190. *Veithii* Bibl. Aug. Alph. Th. 8. S. 2—50. Eberts bibliogr. Lex.). (*Gruber.*)

BRUCTERI, auch Bucteri (durch Schreibfehler), Burcturi, Bristeri, Busakteri und Boructuari, ein zum Stamm der Istävonen gerechnetes Volk in Germanien, das zwischen dem Rhein, der Ems u. Lippe wohnte [1]), nordwestlich an die Friesen, westlich an die Marser, und nach deren Rückzuge vom Rhein theils an die Friesen, theils an die Bataver [3]), südlich an die Tenchterer [4]), oder vielmehr an deren Verbündete, die Usipier, von welchen sie wenigstens eine Zeitlang die Lippe trennte [5]), früher auf dieser Seite wahrscheinlich an die Menapier und Sigambrer, östlich an die Chamaver [6]) und Angrivarier, südöstlich nach dem Rückzuge der Marser vom Rhein an diese gränzte; also Theile von Zütphen, Overyssel und Bentheim, den größten Theil von Münster u. Cleve, Osnabrück und den größeren westlichen Theil von Ravensberg inne hatten. Ihren Namen hatten sie von den Brüchen (Brook) oder Moorgegenden, die sie bewohnten. Sie theilten sich in die großen und kleinen Brukterer, die durch die Ems, wie es scheint, geschieden wurden, so, daß an der Ostseite der Hauptstamm der großen, an der Westseite und an der Lippe die kleinen Brukterer wohnten [7]). Sie hatten Fürsten (Heerführer), welche die Römer Könige nennen [8]), deren Macht aber, wie bei allen germanischen Völkern, gewiß sehr beschränkt war. Am meisten Einfluß hatten begeisterte Weiber, wie die Velleda, die von ihrem Thurm aus weit und breit herrschte [9]). Die Brukterer waren ein reiches und kriegerisches Volk [10]), das in den Kriegen mit den Römern im innigsten Verein mit den Cheruskern stand. Sie lieferten dem Drusus bei seinem Eindringen ein Seetreffen auf der Ems [11]), konnten aber jetzt der römischen Macht nicht widerstehn. An der Niederlage des Varus hatten sie großen Antheil, und der Adler der 21sten Legion war in ihre Hände gefallen [12]), den ihnen in der Folge Stertinius wieder abnahm, da sie bei der Verwüstung des marsischen Gebiets durch die Römer einen fruchtlosen Angriff auf diese gethan [13]) und nun das Schicksal hatten, ihr eigenes Land verwüstet zu sehen. Sich der Amsivarier anzunehmen, konnten die Drohungen der Römer sie abschrecken [14]). Sie nahmen 20 n. Ch. Theil an dem Aufstande des Civilis [15]). Unter Nerva wurden sie von den Angrivariern und Chamavern angegriffen, und nach einer blutigen Niederlage, wie Tacitus zu seiner Freude berichtet [16]), theils aufgerieben, theils aus ihren Sitzen verdrängt. Aber so arg, wie nach Rom berichtet ward, mag es doch mit dieser Niederlage nicht gewesen seyn, wenn ihnen gleich Spurinna einen vertriebenen Fürsten wieder aufdringen konnte [17]), da Ptolemäos sie noch in ihren alten Wohnsitzen kent, und sie noch späterhin mehr als einmal gegen die Römer Krieg führen [18]), und sich unter den Völkern im fränkischen Bunde auszeichnen [19]). Die Saxen (Chauken) rieben endlich ihre Macht auf, und verdrängten sie nach dem Rhein hin. Sie zerstreuten sich unter andere Völker und ihr Name verlor sich endlich [20]). Zum letztenmal wird ihrer 750 unter dem Namen der Borthari gedacht [21]). (*Ricklefs.*)

BRUDER, als diplomatische Benennung (très cher et très aimé bon frère, Vôtre bon frère, in Kanzleischreiben, mon frère in Handschreiben) zwischen christlichen Königen gehört zu den königl. Ehren, da die gekrönten Häupter sich nur unter einander in ihren Schreiben so nennen, und Niemanden anders an sie so zu schreiben gestatten. Der Ursprung dieses Fraternisirens liegt im Mittelalter, in der Vereinigung christlicher und germanischer Vorstellungen zu dem Bilde einer Weltgemeine unter einem allgemeinen Vater [1]) (der Gottheit); die Glieder der Weltgemeine sind die Volksgemeinen mit gedoppeltem Vorstande für Selensorge u. Leibesschutz (Papst und Kaiser), die Glieder der Volksgemeine sind die Landes- oder Gaugemeinen, wieder mit gedoppeltem Vorstande (Bischof u. Graf). Alle Genossen gleichen Standes fraternisirten im Mittelalter: die Geistlichen, die Ritter, die Handwerker, oder machten nach germanischer Vorstellung ein Haus zusammen, in dem Sinn gleicher Berechtigung und gleicher Verpflichtung für ein gemeinschaftliches Interesse zu Rath und That. Es wirkte darauf wol die christliche Lehre von Brüderlichkeit und Liebe, das religiöse Gefühl für die Gemeinschaft der Gläubigen und für den Gottesdienst durch gute Werke ein. Doch ist selbst der Form nach die allgemeine Brüderlichkeit, oder auch nur, wie der Dichter sagt, ein treues Volk von Brüdern noch nicht zu Stande gekommen, dagegen sind die Formen der besondern Brüderlichkeit der Standesgenossenschaften wirklich vorhanden. Das erste Statsschreiben eines germanischen Königs an den andern, welches aufbewahrt worden, hat bereits die Form der Brüderlichkeit, wenn auch noch nicht ganz bestimt ausgedrückt. Der ostgothische König Theodorich nent den König Klodwig Ew. Excellenz in seinem Schreiben, fängt es aber gleich damit an: Von Gott besteht unter den Königen Verwandtenrecht, damit das Göttliche auf Erden gedeihe, und ihr

1) *Tac.* Ann. I, 60. 2) *Ptol.* II, 11. 3) *Tac.* Ann. I, 60. 4) *Tac.* Germ. 33. *Ptol.* II, 11. 5) *Strab.* VII, 1, 3. 6) *Tac.* Germ. 34. 7) *Ptol.* III, 11; *Strab.* VII, 1, 3. 8) *Plin.* Ep. II, 7. 9) *Tac.* Hist. IV, 61 und 65; V, 22 u. 24; Germ. 8. 10) *Tac.* Germ. 34. 11) *Strab.* VII, 1, 3. 12) *Tac.* Ann. I, 60. 13) l. c. 61. 14) *Tac.* Ann. XIII, 56.

15) *Tac.* Hist. VI, 21 u. 77; V, 18. 16) *Tac.* Germ. 33. 17) *Plin.* Ep. II, 7. 18) *Eumen.* Paneg. Constant. 12 ff.; *Greg. Turon.* II, 9. 19) *Nazar.* Paneg. Constant. 17 ff. 20) *Marcellin.* vit. Sinbert. 22; *Beda* V, 12; *Greg. Turon.* II, 9. 21) *Othlon.* I, 37.

1) S. Bischof Waltram von Naumburg. (*Freher* script. I. 268.) Ditmar Chronik nach Ursinus Übersetzung 249.

Geist der Versöhnung den Völkern die ersehnte Ruhe gebe [2]). Hierauf begründet er, daß die Könige unter einem von Gott gebotenen Verwandtenrecht stehen, weil sie unter keinem andern Recht stehen, und sonst keinen Augenblick vor einander sicher sind. Er bietet für den Streit des fränkischen und des westgothischen Königs seine Vermittelung und die Austräge an, wie sie unter Verwandten üblich sind. Er nent sich in dieser Hinsicht, und als der Ältere ihren Vater (pater amans) und die beiden streitenden Könige, zwei Brüder. In diesem Schreiben haben wir zugleich die Urkunde über die Brüderschaft der Könige, die Lehrbegründung und die Anwendung davon. Vielleicht ist das Schreiben so ausführlich, weil Theodorich seinem lateinischen Kanzler das germanische Verfahren erst hat erklären müssen. War die Idee der Brüderschaft unter den Königen einmal da, so konnte sie sich aus den Kanzleien desto weniger verlieren, weil sie sich an die Benennung der Bischöfe in der päpstlichen Kanzlei, Brüder in Christo, anschloß, und die Kanzler gewöhnlich Geistliche waren. Gregor VII. machte aus diesen beiden Brüderschaften in dem Schreiben an den Bischof Hermann von Metz [3]) den abscheulichsten Gegensatz. „Muß nicht, heißt es, jene Würde von Weltleuten erfunden, die von Gott nichts wissen, der Würde unterworfen seyn, welche die Vorsehung des allmächtigen Gottes erfunden, und in seiner Barmherzigkeit der Welt verliehen hat? Sein Sohn — der oberste Priester, aller Priester Haupt — hat das weltliche Reich verachtet und freiwillig das Priesterthum des Kreuzes übernommen. Wer kent den Anfang der Könige und Fürsten nicht? die von Gott nichts wissen, und von dem Fürsten der Welt, dem Teufel, getrieben, — durch alle Verbrechen über ihres Gleichen, nämlich über die Menschen, zu herrschen gesucht haben. Wer mag zweifeln, daß die christlichen Priester für die Väter und Führer der Könige, der Fürsten und aller Gläubigen zu halten sind? — Schickt es sich nicht weit eher gute Christen als schlechte Fürsten für Könige zu erkennen. Jene zur Ehre Gottes suchen sich selbst tüchtig zu regiren, diese sehen nicht auf die göttliche sondern ihre eigene Sache und unterdrücken, sich selbst feind, die anderen tyrannisch. Jene sind die Könige des Heilands, diese die Sippschaft des Teufels." Hier haben wir das Zerrbild zu dem obenstehenden Bilde von der Weltgemeine, und wollen nun den Übergang des einen zum andern in den Urkunden verfolgen. Erst nennen die Kaiser den Heiland ihren Herren, so Karl der Große, die sächs. Kaiser; bei dem Heilande stehen seine Priester beiläufig; dann verwandelt sich der heiligste Papst in den heiligsten Vater, und der Herr Papst nach dem Kaiserschwur bei der Krönung Heinrich III. in s e i n e n (des Kaisers) Herrn namentlich bei Otto III. Er hatte sich schon früher die Erlaubniß genommen, die Könige seine geliebten Söhne (der französische ist der erstgeborene) zu nennen, und das war ehrenvoll, im Vergleich der Kindschaft, welcher sie Gregor VII. verdächtig machen wollte. Daß die geliebtesten Söhne unter sich Brüder waren, konnte nicht zweifelhaft seyn; ob indeß die Kaiser die übrigen Könige Brüder genant haben, so lange sich der Begriff von der römischen Reichsmajestät hielt, möchte schwerer zu entscheiden seyn, da sich eigentlich die Kanzleiformen erst im 15. Jahrh. geregelt haben [4]), und da man früher nicht blos mit mündlichen, sondern auch mit thätlichen Unterwürfigkeitsbezeugungen freigebig war, wenn sie vortheilhaft schienen. So gibt zwar Heinrich IV. dem König von Frankreich in dem Klagschreiben seinem Sohn den Brudertitel nicht, aber weit mehr als das. Er nent ihn nicht blos Durchlauchtigster (clarissime) Fürst, und den treuesten seiner Freunde, sondern „fällt ihm auch zu Füßen, wenn es vergönnt wäre, der Reichsmajestät unbeschadet."

Als statt der Geistlichen die Rechtsgelehrten Kanzler wurden, führte der statsrechtliche Begriff von Landeshoheit oder Majestät in Verbindung mit den bestehenden Rangverhältnissen zwischen den Staten zu der Annahme einer allgemeinen Verwandtschaft zwischen den Fürsten; so waren die geistlichen Kurfürsten die Neffen, die weltlichen Kurfürsten die Oheime des Kaisers; so sind in Frankreich nicht blos die Prinzen, sondern auch die Marschälle, die Kardinäle, und die spanischen Grands die Vettern (cousins) des Königs. Der Brudertitel ist den Königen vorbehalten und er ward auch in der teutschen Reichskanzlei den Kurfürsten gegeben, wenn sie zugleich Könige waren. Er beschränkt sich aber nur auf das christliche Europa, da der türkische Kaiser nicht auf ihn, sondern nur auf gleichen Rang mit dem teutschen Kaiser in Gemäßheit des passarowitzer und des belgrader Friedens Anspruch macht. Er beschränkt sich ferner nur auf die regirenden Könige, insofern einem resignirten Könige nicht die königl. Ehren vorbehalten sind. Es wird sowol in den Kanzleischreiben, nach dem ganzen Königstitel, als ohne denselben in Handschreiben gebraucht. In dem Umgange ist er weniger üblich, wie er denn überhaupt in der französischen Umgangssprache selten vorkomt, und er steht entweder wirklichen Verwandtschaftsnamen, oder Ausdrücken nach, welche theils die Rangverhältnisse schattiren, theils die vertraulichste Freundschaft bezeichnen [5]).

Wenn man die religiösen und politischen Vorstellungen, welche zu der Idee von der allgemeinen Verwandtschaft unter den europäischen Fürsten geführt haben, mit den Beweggründen zur Stiftung des heil. Bundes vergleicht, so läßt sich der heil. Bund als eine Erneuerung und Bekräftigung dieser Verwandtschaft betrachten. Die praktische Abfolge davon würde der Beistand und die Hilfsleistung seyn, wozu die Familien- u. Bundesglieder gegen einander berechtigt und verpflichtet sind. Die Fälle und Verhältnisse solcher Hilfsleistung sind aber in sich und mit den schwierigsten Statsfragen so verwickelt, und

---

2) Um das Jahr 500. *Cassiodor* 3. 4. A deo inter reges affinitatis jura, divina coalescere voluerunt, ut per eorum placabilem animum proveniat quies optata populorum. Hoc enim sacrum est, quod nulla permittitur commotione violari. Nam quibus obsidibus habeatur fides, si non credatur affectibus.
3) *Goldast* apol. Henrici IV.

4) E i c h h o r n ' s teutsche Rechtsgeschichte 3. 336. F r i e d r. R i e d e r e r ' s Spiegel der wahren Rhetoric. Freiburg 1493. 5) Vgl. *Jac. Aug. Franckenstein* diss. de titulo fraternitatis. Leipz. 1715. *Mich. Conr. Curtii* progr. de mutuo fraternitatis nomine a regibus et principibus Europaeis usurpato. Marburg 1771, desgleichen in seinen historischen und polit. Abhandl. das. 1783.

sowol theoretisch als praktisch noch so wenig bestimt, daß die Resultate sich bis jetzt nicht angeben lassen. (*v. Bosse.*)

BRUDERHOLZ. Nach dem Ausbruche des so genannten Schwabenkrieges 1499, hatten ungefähr 1000 Berner, Luzerner und Solothurner unter Anführung Daniels Babenberg einen Streifzug ins Sundgau gemacht. Die Teutschen, welche von Einigen zu 400 Mann Reiterei und 4000 zu Fuß, von Andern 7—8000 M. stark angegeben werden, schnitten ihnen den Rückweg auf der Höhe von St. Margarethen im Bruderholz und an der Birsbrücke ab; auch thaten sie einen Einfall in den Kanton Solothurn. Die Schweizer eilten wieder herbei, und als sie sahen, daß nur mitten durch die Feinde ein Weg zu finden sey, schlossen sie ein Viereck, deckten mit wenigen Schützen, die sie an sich zogen, den Rücken gegen die Reisigen und drangen ins Bruderholz ein. Hier wurden sie von den Teutschen mit Heftigkeit angegriffen, warfen aber dieselben zurück und trieben sie in die Flucht. Der Verlust der letztern wird von Einigen zu 80, von Andern zu 150, und noch von Andern sogar zu 600 angegeben. Unter diesen befanden sich ein Graf von Thierstein und mehre Edelleute. Auch ihr Anführer Friedrich Cappeler wurde schwer verwundet. Die Schweizer, welche nur Einen Mann verloren, erbeuteten eine Fahne, auf welcher eine Geißel angebracht war mit der Inschrift: „Treib's, so geht's!" (*Meyer v. Knonau.*)

BRUDZEWO, Stadt in der polnischen Woiwodschaft Kalisch, mit 500 Einw.— Von diesem oder einem gleichnamigen Ort sind zwei berühmte Professoren zu Krakau im 15. Jahrh. benant, nämlich 1) Albertus de Brudzewo [1]). Dieser merkwürdige Mann [2]), war Lehrer des Nicolaus Copernicus. Was Starowolski von ihm (in der Hecatontas Script. Polon. sagt, ist unrichtig und unzuverlässig. Nach handschriftlicher gleichzeitiger Nachricht muß er 1442 geboren seyn. 1468 wird schon bemerkt, daß er die Universität Krakau nicht verlassen; 1470 ward er Baccalaureus Philos., 1474 Magister, 1476 Senior bursae Hungarorum im 31. J. seines Alters. 1483 ward er in das größere Kollegium berufen und las dann die Moral (ex moribus). 1490 Sonnt. Oculi d. 14. März ward er Baccalaureus Theologiae und fing seit dem Montag nach Judica seinen Cursus an. Auf Fürsprache des Kardinal Friedrichs bekam er Urlaub und begleitete den Großherzog von Lithauen, nachmaligen König von Polen, Alexander nach Lithauen 1494, wo er aber im April 1495 starb [3]), wie das Joh. Broscius DD. III. 40. bemerkt hat.

Ohne mich an die oberflächlichen Angaben seiner Schriften bei Starowolski (l. c.), Radyminski handschriftliche Annalen und die daher von Hrn. S. der Art geschöpften Anzeigen zu halten, führe ich aus eigner Ansicht Folgendes an. Gedruckt ist: Mailand b. Scinzenzeler: Commentaria utilissima in theoricis Planetarum (s. *Panzer* Ann. typogr. II. 77. 463.) 4. oder richtiger gr. 8. Sign. a—g. Am Ende heißt dies Werk: Commentariolum super theorias novas Garii Purbatii (Georgii Purbachii). (Es befindet sich ein Exemplar zu Wilna, und eines in Krakau bei der Universität). Ungedruckt sind: 1) Tabulae astronomicae fol. 48. Blatt Msc. DD. III. 40., bloße Tabellen ohne astrologische Bemerkungen, seit 1428 u. 29. 2) Tractatus et canones ad reducendum motum pro meridiano Cracoviensi M. Alberti de Brudzewo 4. BB. XXV. 10., wahrscheinlich ist diese Aufschrift erst vom Stanislaus Pudlowski, Pfarrer zu St. Nicolaus † 1645. gemacht. Die Handschrift selbst ist auch aus dem 16. Jahrh., u. der fast mit Alb. von Br. DD. III. 40. gleichzeitigen gar nicht ähnlich. — Am Ende des darin enthaltenen *Guidonis Bonat.* tractatus de quaestionibus furti steht die Jahrzahl 1546. Außerdem befindet sich hier das Dilucidarium Ptolemaei, Jacobi Ferdinandi Bariensis liber de nativitatibus etc. Sonach blieben für Alb. v. Br. nur 73 Quartseiten, ebenfalls ohne astrologischen Unsinn. Ob aber demungeachtet Sniadecki's Vermuthung im Leben des Nic. Copernicus richtig sey, daß A. v. Brudzewo über den Aberglauben der Astrologie erhaben gewesen, lasse ich dahin gestellt seyn. Im Codex des Petrus Lombardus, l. IV. sententiarum, wo seine Lebensumstände stehen, ist eine falsche Weissagung der Pest 1482 zu Krakau angegeben. — Daß Alb. v. Br. manches theologische geschrieben habe, läßt sich nicht bezweifeln, aber nicht nachweisen. Außer Nic. Copernicus sollen Joannes Aventinus u. Joannes Verduagus seine Schüler gewesen seyn. 2) Paulus Wladimiri (sc. filius) v. Brudzewo aus dem Hause Dolenga, also vielleicht mit Albert gar nicht verwandt, komt als Decretorum Doctor u. Rector der Universität zu Krakau vor [4]). Er war auch auf dem Concilium zu Costnitz u. Basel 1431. Zu Klodawa in Großpolen, wo er Propst war, verwandelte er die Propstei in ein Stift der Augustiner Chorherren (Dlug. l. c.) Dlugosz rühmt seine Dienste für die Krone Polen, die er sowol zu Rom, als auch auf jenen Concilien und in Preußen geleistet. Es ist bekant, daß er vieles geschrieben, sagt er, dessen wir uns jetzt bedienen. Er starb als Canonicus zu Krakau 1435. (*Bandtke d. ä.*)

BRÜCK, Stadt im preuß. Reg. Bez. Potsdam, zauchbelzischem Kreise, an der Plane, 2 M. nördlich von Belzig, mit einem Schloß, 182 Häus., 1057 Einw., Tuch- und Leinweberei, Flachs- u. Hopfenbau, 3 Jahr- u. 2 Viehmärkten. Bei der Stadt sind gemeinschaftliche Wiesen von beträchtlichem Umfang an beiden Seiten der Plane, dem Fröderödorfer u. Baitzerbach, die aber großentheils versumpft sind, und durch das Behüten im Frühjahr bis Walpurgis noch mehr verschlimmert werden. Ein Theil des Wassers ist aber neuerlich in die Plane geleitet, und dadurch sind mehre Sumpfstellen abgetrocknet und zum bessern Futterbau in festes Land verwandelt worden. (*Stein.*)

Brück (Christian), s. Grumbach u. Joh. Friedrich H. v. Gotha.

BRÜCKE, ist eine durch Kunst fortgesetzte Straße über Klüfte und Abgründe, vorzüglich aber über Flüsse

1) Adelung in s. Forts. des Jöcher. Lex. Th. 1. S. 451. unter A. citirt, unter B. vergessen. 2) Derselbe, den Trithelm Albertus a Prussa oder Prussa nent. 3) Hienach ist Soltikow's Gesch. d. U. Krakau S. 237 zu berichtigen.

4) Beim Dlugosz L. XII. 1435. p. 686. Soltykowicz Gesch. der Univers. zu Krakau S. 121.

und Gräben. Die verschiedenen Hauptmaterialien zum Brückenbaue bedingen drei verschiedene Constructionsweisen der Brücken, wodurch drei Hauptarten von Brücken vorzüglich wichtig und interessant werden, nämlich die steinernen, die hölzernen und die eisernen Brücken. Die steinernen Brücken zeichnen sich hauptsächlich durch die Brückenbogen aus, deren verschiedene Gestalt auf die Einrichtung und Ausführung der Brücken einen verschiedenen Einfluß äußert, und dem ganzen Gebäude ein eben so verschiedenes Ansehen verschafft, demnach wir auch eben so viele besondere Arten von steinernen Brücken unterscheiden, und zwar: 1) Brücken mit vollen Bogen, deren Bogen nämlich nach einem Halbkreise gestaltet sind. Beispiele hat man fast an allen römischen Brücken, an den meisten Brücken der mittleren Zeit, und an vielen der neuern. 2) Brücken mit flachen Bogen, wo jeder Brückenbogen nach einem Kreisbogenstücke, das kleiner als der Halbkreis ist, gebildet wird. Wie die alte römische Brücke zu Vicenza, die römische Brücke Pilantio über den Teverone, manche Brücke der mittleren Zeit, und viele der neuern, die wir weiter unten als historische Denkmäler genauer betrachten, und die wichtigsten in geometrischer Zeichnung zur Anschauung bringen. 3) Brücken mit gedrückten Bogen, bei welchen jeder der Brückenbogen entweder die Gestalt einer halben Ellipse hat, die auf ihrem großen Durchmesser als der Weite des Bogens aufsteht, oder nach einer der halben Ellipse ähnlich scheinenden Form auf dem großen Durchmesser aufstehend gebildet ist, welche Form man aus mehren Kreisbogenstücken zusammengesetzt, und gemeinhin gekröpften Bogen oder Korbbogen nent. Beispiele sieht man in der Dreieinigkeitsbrücke zu Florenz aus dem 16. Jahrh., und in einer großen Menge Brücken der Neuern, besonders der Franzosen. (s. unten bei den historischen Denkmälern). 4) Brücken mit Hochbogen, deren Bogen entweder nach einer Ellipse auf ihrer kleinen Axe, oder nach einem auf seinem kleinen Durchmesser als Weite aufstehenden Korbbogen gebildet sind. Als Anschauliches Beispiel führen wir die Brücke von Sisteron über die Durance aus dem Anfange des 16. Jahrh. an. (s. unten). 5) Brücken mit Spitzbogen, deren Formbildung entweder aus zwei Kreisbogenstücken von gleichen Halbmessern erfolgt, die oben im Scheitel unter einem spitzen Winkel zusammentreffen, oder aus mehren Kreisbogenstücken im Scheitel in einem spitzen Winkel zusammenfallend besteht. Erstere können ausgebogen oder eingebogen seyn, und letztere, die man auch Wellenbogen nent, sind abwechselnd aus- u. eingebogen. Nur die ausgebogenen Spitzbogen und die Wellenbogen sind uns bis jetzt in Brückengebäuden bekant. Von jenen hat man Beispiele in der Brücke und Wasserleitung von Spoleto aus dem Anfange des 6. Jahrh., und in der bedeckten Brücke über den Ticino zu Pavia aus dem Anfange des 15. Jahrh., von letzteren in der Brücke von Barbaruck zu Ispahan in Persien. 6) Brücken mit verschiedenen Bogen, bei welchen mehre der sogenannten Bogenarten in einem und demselben Brückengebäude vorkommen; hievon mögen die Brücke von Marambum in China und die Brücke bei Naumburg über die Saale in Sachsen aus dem 12. Jahrh. als anschauliche Beispiele dienen. 7) Brücken ohne Bogen, wo nämlich die Überlage aus steinernen Balken besteht. Eine solche ist die Brücke von Loyang in China. Hufeisenbogen und andere oben nicht genannte Bogenformen haben wir bis jetzt als Brückenbogen noch nicht gesehen.

Die hölzernen Brücken zeichnen sich hauptsächlich durch Anordnung des Holzverbandes aus, wodurch die Unterstützung der Brückenstraße über kleineren oder größeren Öffnungsweiten bewirkt wird. In dieser Hinsicht unterscheidet man folgende Arten hölzerner Brücken: 1) Gemeine Pfeilerbrücken, wo die Brückenstraße größtentheils von steinernen Pfeilern getragen wird, und höchstens nur das einfache Sprengewerk mit Spannriegel und Sprengstreben nachhilft. So war einst ganz ohne Sprengewerk die berühmte Brücke von Babylon, und in unsern Tagen mit dem einfachen Sprengewerk die Brücke auf der Straße über den Simplon, welche letztere wir weiter unten bei den charakteristischen hölzernen Brückendenkmälern zur Anschauung vorlegen. 2) Gemeine Pfahl- oder Jochbrücken, bei welchen die Brückenbalken größtentheils durch Jochwände, die aus Pfählen gebildet sind, eben so wie bei den Pfeilerbrücken, unterstützt werden. So war ohne alles Sprengewerk die Brücke, die einst Cäsar über den Rhein erbaute, und im IV. Buche seiner Commentare beschreibt; (s. unten); so sind viele Brücken in Teutschland und in Frankreich [1]). So waren mit dem einfachen Sprengewerke die meisten hölzernen Brücken älterer und neuerer Zeit, von denen wir eine der schönsten gemeinen Jochbrücken mit dem einfachen Sprengewerke, nämlich die Brücke, die einst Palladio bei Bassano über die Brenta erbaute, hier als anschauliches Beispiel mittheilen (s. unten). 3) Gesprengte Brücken, bei welchen die Brückenstraße durch bloßes Sprengewerk unterstützt wird. Hiezu zählt man auch alle Pfeiler- und Jochbrücken, welche die weitere Unterstützung der Brückenstraße zwischen den Pfeilern und Jochwänden durch zusammengesetztere Sprengewerke bewirken; wobei man wegen der wissenschaftlich systematischen Übersicht wol acht haben muß, die centralen Bänder und alle sogenannten Zangen, welche blos das Sprengewerk zusammenhalten und die Brückenstraße immer von unten unterstützen, von den eigentlichen Hängesäulen zu unterscheiden, welche die Brückenstraße stets von oben herab tragen. Beispiele solcher Brücken bieten uns manche kleine Brücken an [2]). Als ausgezeichnete Beispiele dieser Art nennen wir die Brücke de la Mulatiere zu Lyon (s. unten); — die von Bohlen construirte gesprengte Brücke über den Kanal von Brüssel [3]). Die Brücke Notre Dame von Cahors über den Lot [4]), und die von dem Generaladjutanten Lomet im J. 1782 vorgeschlagene zwischen Jochwänden gesprengte Brücke (ebenfalls bei Krafft a. a. O. Pl. 15, 16 und 17 in vorzüglich schönen und deutlichen Grund- u. Aufrissen zur Anschauung gebracht). 4) Gehängte Brücken, wenn

1) Vgl. *Krafft's* Plans, coupes et élévations de diverses productions de l'art de la charpente, à Paris, 1805 in Fol. III. Partie, Planche 3, Fig. 1 et 2, Pl. 4 Fig. 1, Pl. 9. 2) Vgl. Krafft in dem angeführten Werke III. Partie Pl. 1, Fig. 1, 2 und 3, und Fig. 6 u. 7. 3) Bei Krafft im angef. Werke III. Partie Pl. 7, Nr. 1. 4) Bei Krafft Pl. 19, Nr. 2.

die Brückenbalken blos von oben durch Hängewerke getragen werden, wie die Brücke des Palladio über den Cismone, die wir ebenfalls weiter unten in der Beschreibung der merkwürdigsten Brücken als ausgezeichnetes Beispiel darstellen. Hiezu rechnet man auch solche Brücken, welche die Brückenbalken zwischen Pfeilern durch bloßes Hängewerk unterstützen, wie die Brücke zu Rhenen in Westphalen über die Ems, deren Construction in dem Aufrisse eines Theiles derselben bei Leupold [5]) abgebildet ist. 5) Gesprengte und gehängte Brücken, wenn die Brückenstraße durch Sprengewerk und Hängewerk zugleich mit Beihilfe von Jochwänden oder steinernen Pfeilern oder auch ganz ohne Brückenjoche, und ohne Pfeiler getragen wird. Dergleichen waren und sind jetzt noch die meisten hölzernen Brücken, für die man bedeutende Spannungsweiten erhalten wollte. Sie sind zugleich die festesten und dauerhaftesten, die uns die Erfahrung bisher für dieses Material kennen lehrte. Die alte Rheinbrücke von Schaffhausen, mit allen merkwürdigen Schweizerbrücken, die meisten und berühmtesten hölzernen Brücken Teutschlands, und die durch ihre große Spannungsweiten weltberühmten sogenannten Chrossischen Hängebrücken in Galizien sind ausgezeichnete Beispiele. Endlich 6) Bogenbrücken, wenn die Unterstützung der Brückenstraße von unten durch Bogen aus Holz construirt bewirkt wird, und wirklich hölzerne Brückenbogen über den Spannungsweiten veranlaßt. Diese werden nun nach der verschiedenen Constructionsweise ihrer Bogen noch in folgende besondere Arten von Bogenbrücken unterschieden: a) Hängebogenbrücken, deren Bogen aus krumm gehauenen oder doch nur wenig gekrümmten und verzahnten Hölzern construirt, hauptsächlich durch Centralbänder oder durch andere Zangen, die oft über die Brückenstraße hinaufreichend zu wirklichen Hängesäulen werden, ihre Festigkeit erhalten. Hieher gehört die auf der Trajanssäule abgebildete Donaubrücke, die Bogenbrücke, sog. Treppenbrücke des Palladio, die Brükke von Chazey über den Ain, die von Tournus über die Saone, und viele andre merkwürdige Brücken in Frankreich, welche wir unten bei den merkwürdigsten hölzernen Brücken aufzählen und näher betrachten. b) Balkenbogenbrücken, deren Bogen aus gewaltsam gekrümmten und zwischen Widerlagen und Jochwänden fest eingespannten Balken bestehen, wie ehemals die in Baiern in großer Anzahl erbauten Wiebekingischen Bogenbrücken, deren Construction wir unten bei den merkwürdigsten Brückendenkmälern etwas bestimmter beschreiben. c) Bohlenbogenbrücken, deren Bogen aus geschnittenen Bohlen nach Art der Radkränze construirt sind, wie die Buntelbrücke zu Minden über die Weser, s. unten a. a. O. Endlich

Die eisernen Brücken, welche wir bis jetzt blos rücksichtlich der ausgezeichneten Eisenform in zwei Arten unterscheiden, nämlich: 1) Brücken aus eisernen Stäben oder Platten, wovon wir die größten und berühmtesten weiter unten in der historischen Abtheilung dieses Artikels aufzählen, und 2) Brücken aus eisernen Röhren, wie die Reichenbachischen und Wiebelin-

5) Im Schauplatze der Brücken, Tab. XII, Fig. 1.

gischen, deren wir ebenfalls weiter unten etwas best... ter gedenken.

Die Grundsätze, nach welchen alle Brücke... die Ausführung anzuordnen, oder ausgeführt rücksi... ihrer Vollkommenheit zu beurtheilen sind, beruhen a... vier Hauptbedingungen aller architektonischen Werke... Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Schönheit und Ö... mie, und sind unter diesen vier Rücksichten kurz ... mengefaßt folgende:

1) die Brücke soll eine solche Lage haben, ... für den Zusammenfluß mehrer Straßen am günstigst... um den Verbindungsweg der Bewohner der gegens... Landestheile zu verkürzen, und ihre zusammenw... Thätigkeit zu erleichtern, ohne die Anzahl der ... verschwenderisch zu vermehren.

2) Soll sie, wenn es mit der ersten Bedingu... möglichst vereinigen läßt, an einem Orte angeleg... wo der Boden sehr fest ist, nicht weicht, und v... Fluthen des Wassers nicht unterspült werden kann...

3) Soll die Länge der Brücke, oder ihre Ax... möglich in derselben Richtung mit der Straße, die... hinführt, fortlaufen, oder doch wenigstens einen h... lichen stumpfen Winkel mit ihr machen, daß die... dung des Fuhrwerks bequem und sicher geschehen... Vgl. weiter unten Nr. 8. i.

4) Soll die Axe der Brücke über die Richtu... Stroms, wo möglich winkelrecht gehen, damit die... ke so kurz als möglich werde, und die Seiten de... ler oder Joche parallel mit jener Richtung zu steh... men, und nur ihre schmalen Stirnen dem Stro... gegen bieten. Wo diese Bedingung sich mit dem... nicht vereinigen läßt, findet die Erbauung einer... Brücke Statt, d. i. einer solchen, wo die Pfeiler ... übrigen Brückengebäude unter stumpfen und spitze... keln verbunden sind. Vgl. weiter unten Nr. ... Ende.

5) Soll die Brückenstraße durch keinen Abh... der auf sie zuführenden Straße verbunden werde... dern bündig mit ihr, d. i. in derselben wagerecht... fortlaufen, damit die höchste Bequemlichkeit fü... werk und Fußgänger erreicht werde. Wo aber a... dingungen diese Anordnung verbieten, soll doch d... ihres Abhangs nur 1/10 der horizontalen Grund... Neigung, im äußersten Falle aber nie mehr als ... ben betragen, damit doch wenigstens die größte... entfernt sey, welche beladene Wagen beim Abfal... der Brücke veranlassen.

6) Die Länge einer Brücke muß so groß se... die größte Breite des Flusses beim höchsten Wa... ist. Sie muß daher in Gegenden, wo der Str... Ufer zu Zeiten übersteigt, und sich weit in das ... ein verbreitet, eben so weit über das Bett des... hinwegreichen.

7) Ihre Höhe aber muß ein solches Ma... daß sie einerseits mit der Höhe der Straße nac... übereinstimme, andern theils aber auch die B... nungen im Verhältnisse zur Breite des Ausflusses... lich hoch werden können, um bei angeschwelltem... allem Gewässer einen freien Durchfluß zu verschaf... Nr. 15.

8) Die Breite einer Brücke hat sich einestheils nach der Menge der Menschen und des Fuhrwerks, denen sie zu dienen bestimt ist, und nach der Größe des Fuhrwerks zu richten, anderntheils nach den Materialien, aus welchen die Brücke erbaut wird, und nach der Art der Construction selbst. Die hieher gehörigen Bestimmungen sind nach Langsdorfs Brückenbau folgende. a) Allgemein soll eine jede Brücke, die in einer von Frachtwagen sehr befahrenen Straße liegt, eine solche Breite haben, daß nicht nur allein zwei Wagen, welche sich auf der Brücke begegnen, einander bequem ausweichen können, sondern auch noch Fußgänger zu beiden Seiten hinlänglichen Raum finden. Eine hiezu zweckmäßige Breite ist für die Fahrstraße 20′ Rh. und für einen jeden der beiderseitigen Fußwege 1′ 10″ Rh. b) Bei Brücken die unmittelbar in eine volkreiche Stadt führen, oder verschiedene Theile einer Stadt mit einander verbinden, muß noch neben den häufigen Lastwagen auf eine Menge Fußgänger, die sich immer auf der Brücke einfinden, auf Roll- und Schubkarren, auf Reiter, auf Menschen mit Lasten ic. gerechnet werden. Hiezu wird für die Fahrstraße eine Breite von wenigsten 30′ und für einen jeden der beiden Fußwege, wenigstens 4′ Breite erfodert. c) Brücken in großen Hauptstädten und königlichen Sitzen, die zugleich als Prachtdenkmäler die Größe und den Reichthum des Volkes der Gegenwart und der Nachwelt verkünden sollen, können noch größere Breiten, z. B. 40′ für den Fahrweg, und 6 und 8 Fuß für die Fußwege erhalten. d) Eine Brücke, die nicht über 100′ lang, keinen starken Eisgängen ausgesetzt, und auch nicht sehr befahren ist, bedarf nie einer größern Breite als 16 Fuß, weil in diesem Falle einer von zwei Wagen, die von verschiedenen Gegenden zur Brücke kommen, ohne großen Aufenthalt den Übergang des andern abwarten kann. e) Steinerne Brücken, die so wenig befahren werden, daß in einem Tage nur selten zwölf bis funfzehn Wagen darüber gehen, haben mit 12′ zwischen den Brustlehnen eine hinlängliche Breite. f) Hölzerne Brücken sollen aber, um die Festigkeit ihrer Construction zu bewirken, nie unter 16′ breit seyn, und wenn sie von Brückenjochen, welche Eisgängen zu widerstehen haben, unterstützt sind, so soll ihre Breite nie unter 20′ betragen, damit man den Jochwänden die hinlängliche Standhaftigkeit verschaffen kann. g) Hölzerne gesprengte und gehängte Brücken, deren Brückenöffnungen solche Weiten haben, daß eine jede über 120′ Fuß Rh. beträgt, müssen zwischen den Fußwegen breiter als 20′ seyn. Für jeden Fuß, um welchen ihre Öffnungsweiten größer als 120′ sind, soll man der Fahrstraße $\frac{1}{10}$′ in der Breite zusetzen — oder allgemeiner: wenn n die Anzahl der Füße bedeutet, um welche die Weite einer Brückenöffnung größer als 120 ist, so soll man immer für 120 + n die Fahrstraße 20 + $\frac{n}{10}$ breit machen, damit man das schädliche Schwanken der Brücke durch eine zweckmäßige Construction verhindern könne. Erhält die Brücke Öffnungen von verschiedener Weite, so soll die weiteste Öffnung zum Maße dienen. h) Hölzerne Bogenbrücken, die so construirt sind, daß unter der Mitte der Brückenstraße zwei Bogenrippen neben einander liegen, mache man nie unter 26′ breit, damit man bei vorkommenden Reparaturen die eine Hälfte der Brücke ganz hinwegnehmen, und das Brückengeländer auf die eine der mittleren Rippen versetzen kann. Die stehengebliebene Hälfte der Brücke, wird dann eine hinlängliche Breite haben, daß alles Fuhrwerk auf derselben hinüber kommen kann, und noch Raum für die Fußgänger übrig bleibt. — Nach wiederhergestellter ersten Hälfte wird die Reparatur mit der andern Hälfte vorgenommen. i) Brücken, mit welchen die Straße die zu ihnen führt, keinen hinlänglich stumpfen Winkel macht, wie einer bequemen und sichern Wendung des Fuhrwerks gemäß wäre, müssen gegen das Ende hin, wo dieses der Fall ist, gehörig erweitert werden.

9) Bei äusserst stark besuchten Brücken können in gewissen Entfernungen angelegte Balkone den Fußgängern große Sicherheit gegen gefährliches Andringen des Fuhrwerks gewähren, und mit Ruhebänken versehen, höchst nützlich und angenehm werden.

10) Die Fuhrstraße soll mit einem festen Pflaster überzogen nach einer sanften Bogenlinie, die in der Mitte $\frac{1}{72}$ ihrer Weite zur Höhe hat, gegen die auf beiden Seiten hinlaufenden Gerinnen abgedacht seyn, damit das Wasser von ihr ablaufe und in die Tiefe hinabgeführt werde.

11) Die Fußwege sollen durch die Gerinne von der Fuhrstraße geschieden seyn. Sie sollen etwas höher als die Fuhrstraße liegen, und durch einen festen ebenen Überzug das Gehen erleichtern. Sie können bei ansteigenden Brücken mit der Fuhrstraße gleichmäßig steigen und fallen. Besser aber ist es, sie auch hier in einer wagerechten Ebene fortzuführen, und hin und wieder an zweckmäßigen Stellen durch eine oder mehre Stufen plötzlich steigen oder fallen zu lassen.

12) Auf beiden Seiten werde die Brücke mit einer Brustlehne verschlossen, hoch genug, alle Gefahr des Hinabstürzens zu entfernen, bequem genug, das Hinüberblicken der Wanderer zu begünstigen. Die Brustlehne muß stets in gleicher Höhe über der Ebene der Fußwege, parallel mit letzteren fortlaufen.

13) Keine Gebäude dürfen die Brückenstraße beherrschen. Frei von allen Seiten begünstige sie den Zutritt der Luft, und erlaube dem Wanderer die freudige Ansicht des Gewässers, und der rings umher liegenden Gegend. In heißen Himmelsstrichen können Bedeckungen der Wege vor den brennenden Sonnenstrahlen schützen, woraus dann bedeckte Brücken entstehen.

14) Die zwecklose Belastung der Brücke mit nicht dahin gehörigen Gebäuden, oder Aufbürdung anderer unnöthigen Lasten muß in allen Fällen, und besonders bei schlechtem Baugrunde vermieden werden. Ja man muß im Gegentheile besonders in solchen kritischen Fällen, den Oberbau der Brücken auf alle mögliche Weise, welche nur die Dauerhaftigkeit der Verbindung erlaubt, zu erleichtern suchen. Daher man auch in solchen Fällen über den Pfeilern oder Widerlagen zwischen den Seiten der Bogen steinerner Brücken hohle gewölbte Räume anlegt, oder die sogenannten Brückenaugen (vgl. den folg. Satz Nr. 15.) auch zugleich in dieser Absicht anbringt.

15) Das Brückengebäude darf keine schädliche Anschwellung des Wassers veranlassen. Es muß also durch seine Öffnung alles Wasser wo möglich fast eben so schnell

abfließen können, welches vor Erbauung der Brücke bei den höchsten Fluthen abfloß. — Und dieses ist diejenige Aufgabe, deren Lösung bei dem Bau einer Brücke am schwierigsten ist: indem sich der Baumeister von der Menge des Wassers bei dem höchsten Wasserstande, von der Zeit, in welcher diese Menge abfließt, überzeugen muß; indem er sich von der durch den Bau seiner Brücke allenfalls erfolgenden Verengung des Stromes, und dem dadurch veranlaßten Maße der Anschwellung des Wassers vor der Brücke im Voraus möglichst genaue Resultate verschaffen und hiernach die Weite, Höhe und Anzahl der Brückenöffnungen bestimmen muß. Je weiter also die Brückenöffnungen sind, desto näher rückt man der richtigen Lösung dieser Aufgabe; in dieser Absicht werden auch in manchen Fällen die Obertheile der Brückenpfeiler steinerner Brücken zum leichtern Abzug des Hochgewässers mit Öffnungen durchbrochen, welche man Brückenaugen zu nennen pflegt. Je geringer die Anzahl der auf dem Boden gegründeten Stützen der Brücke, und je geringer das Maß der Breite solcher Stützen ist, desto eher wird der obige Zweck erreicht. Je niederer ferner diese Öffnungen im Vergleiche zum höchsten Wasserstande sind, desto mehr wird die Übereinstimmung dieses Zweckes mit der bequemen nach Nr. 5. bestimmten Anlage der Brückenstraße, desto mehr die höchst nothwendige Ökonomie, Ersparung an Material und an Kräften bewirkt, vorausgesetzt, daß keine hohen Ufer und keine hohe Lage der Landstraße, eine größere Höhe der Brücke fodern. Doch hat man wegen der leichten, sichern und gefahrlosen Abführung des Hochgewässers die Regel aufgestellt, den Brückenbogen immer so hoch zu machen, daß in der Höhe des höchsten Wasserstandes die Sehne des Bogens noch ungefähr ⅔ von der größten Bogenweite beträgt.

16) Eine Brücke muß hinlänglich fest und dauerhaft nicht nur allein dem Gewichte und dem Drucke ihrer eigenen Masse, sondern auch den Lasten und gewaltigen Erschütterungen, welche die über sie hinziehenden Menschen und Fuhrwerke verursachen, den kräftigsten Widerstand leisten. Daher müssen bei steinernen Brücken die Schlußsteine im Scheitel der Brückengewölbe jenen Gewalten, den Spannungsweiten der Brückengewölbe, und der Festigkeit der Steinart entsprechende Höhen erhalten, daher müssen bei steinernen Balkenbrücken die Balkendicken sowol gedachten Lasten und Erschütterungen, als auch der Festigkeit der Steinart, und den Weiten, über welchen die Balken freiliegen, entsprechende, dem Widerstande günstige Dimensionen haben; daher müssen bei hölzernen Balkenbrücken die Balkendicken unter eben diesen Rücksichten bestimt werden, und bei hölzernen Bogenbrücken eben solche Bestimmungen Statt finden u. s. w. (Gegenstände, die in den Art. **Gebälke** und **Gewölbe** weiter auszuführen sind.)

17) Der Unterbau der Brücke, welchen man auch ihre Unterlage nent, muß von großer Festigkeit seyn. Er soll nicht nur allen Druck, alle Erschütterungen und schiebende Gewalten, die von der Art des Oberbaues und von dem Gebrauche der Brücke herrühren, ohne Umsturz oder Ausweichung seiner Massen, ohne Bruch oder Zerdrückung seines Materials aushalten, sondern auch der Gewalt des anströmenden Wassers sowol, als der außerordentlichen Gewalt der Eisgänge widerstehen können. — Der Unterbau besteht: a) aus Widerlagen, die bei steinernen, hölzernen und eisernen Bogenbrücken an beiden Enden einer Brücke nothwendig sind. b) Aus Brückenpfeilern, welche bei allen Arten von Brücken, die mehre Öffnungen haben, zwischen den beiden Enden der Brücke vorkommen, an deren Stelle aber bei hölzernen Brücken zweckmäßiger die Brückenjoche treten. Von allen diesen siehe die folgenden Sätze 18, 19, 20.

18) Die Widerlagen der Bogenbrücken finden da Statt, wo das Ufer keine feste Felsenwand ist, in welchen man die Bogen anfangen, und ihnen sichere Unterstützung und ruhiges Widerlager verschaffen könnte. Sie müssen so dick seyn, daß sie durch ihr Gewicht mit Hilfe der Länge ihrer Grundflächen dem Schube der Gewölbebogen widerstehen, der bei Brücken von gebogenen hölzernen Balken bedeutender als bei steinernen Gewölbebogen, bei eisernen Bogenbrücken aber noch gewaltiger ist. Ihre dem Flusse zugekehrte Mauerfläche soll nie in den Strom vorspringen, sondern bündig mit dem Ufer fortlaufen, damit der Strom die Widerlagen nicht angreife, sondern ohne einigen Widerstand gerade an ihrer äußern Wandfläche hingleite. Meistens muß man zur Erreichung dieses Zweckes zu beiden Seiten der Brücke noch Flügelmauern mit dem Widerlager verbinden, welche dem Ufer und dem Widerlager als Schutzmauern gegen die Angriffe des Stroms und der Eisgänge dienen. Die Länge dieser Flügelmauern soll stromabwärts und stromaufwärts im Verhältnisse zur Beschaffenheit der Ufer und zur minderen oder bedeutenderen Gewalt des Stromes und seiner Eisgänge 20, 30 bis 40 ja 100 Fuß und drüber betragen. Die beste Stellung dieser Flügelmauern ist: ihre äußere Wandfläche parallel und in gleicher Ebene mit der äußern Wandfläche des Widerlagers. Doch kann man sie auch, wenn es die Umstände fodern, unter einem stumpfen Winkel mit diesen verbinden. Nach Langsdorff sollen sie und das Widerlager eine Böschung von ½ bis ¼ Zoll auf 1 Fuß ihrer Höhe zum Mauerrechte erhalten.

19) Brückenpfeiler sind massiv von Mauerwerk aufgeführte Stützen, bei den steinernen Brücken unumgänglich nöthig. Ihre Dicke oder Breite ist ihre Abmessung, welche winkelrecht auf die Stromrichtung trifft. Diese soll nach Nr. 15 so geringe als möglich, doch unter Berücksichtigung folgender, für ihre Standhaftigkeit wichtiger Hauptsätze gemacht werden. Werden nämlich bei Erbauung der Brücke a) die Bogen einzeln nach einander aufgeführt, so haben während der Aufführung die Pfeiler einen einseitigen Druck, einen Schub auszuhalten. Ihre Dicke muß also in diesem Falle größer seyn und zwar um so größer je größer die Bogenweite und je gedrückter die Form des Bogens ist. Ungefähr ⅓ bis ¼ der Spannungsweite ist aber schon hinlänglich diesem Seitendrucke zu widerstehen. Genauere Angaben s. in Art. **Gewölbe**. Werden aber b) die Brückenbogen alle zugleich aufgeführt, so hebt sich der Seitendruck aller Gewölbe gegenseitig immer so weit auf, daß der im äußersten Falle übrigbleibende Schub für die Ausführung nicht mehr in Betracht kömt. In diesem Falle können die Brückenpfeiler am schmälsten seyn, und man braucht

nur dafür zu sorgen, daß erstens der auf jeden Pfeiler senkrecht erfolgende Druck auf eine hinlänglich weite Fläche vertheilt werde, damit die Steine des Pfeilers von der Last nicht zerdrückt werden, und damit der Pfeiler nicht in den Boden einsinke (vgl. unten Nro. 21), ferner daß zweitens die Pfeiler im Stande seyen, der Gewalt des Stromes selbst, und den Stößen von ihm herbeigeführter harter Körper, besonders den gewaltigen Stößen des Eises gehörigen Widerstand zu leisten. — Ungefähr $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{12}$ der Bogenweite ist in diesem Falle für die Pfeilerbreiten schon hinreichend. Doch wird die erste Anordnung, besonders für Brücken von vielen Bogen für die vorzüglichste gehalten, einestheils weil dadurch die großen Schwierigkeiten und Kosten, die bei gleichzeitiger Aufführung der Bogen eintreten, vermieden werden, anderntheils deswegen, weil auch nach Vollendung der Brücke der durch irgend einen Zufall veranlaßte Einsturz des Pfeilers nichts weiter als den Einsturz der gerade auf ihm ruhenden Bogen nach sich zöge, indem die beiden nachbarlichen Pfeiler nun als Widerlager dem Seitendrucke der folgenden Gewölbe widerstehen könnten; dahingegen bei der zweiten Anordnung der Einsturz eines Bogens den Einsturz aller übrigen, und somit die Zerstörung der ganzen Brücke zur Folge haben würde. Gegen die Eisstöße wird allgemein durch weite Brückenöffnungen schon gesorgt; dann soll man in Flüssen, wo gewaltige Eisgänge vorkommen, noch überdies die Werkstücke der Pfeiler durch eiserne Stäbe, Bolzen und Klammern u. dgl. noch fester mit einander verbinden; endlich wird ihrer Gewalt auch durch die Pfeilerhäupter oder Schubpfeiler begegnet, von welchen jene welche an der Stromseite der Pfeiler sich befinden, Vorhäupter heißen, und der Richtung des Stromes gerade entgegenstehen, die aber auf der entgegengesetzten Seite mit den Stirnen der Pfeiler verbunden sind, Hinterhäupter genant werden, und besonders dazu dienen, daß die hinteren Pfeilerecken ihre rechtwinkelige Gestalt verlieren, und so gegen das Anstoßen mehr gesichert werden. Die kreisförmig nach Fig. A. abgerundete Gestalt der Schutzhäupter wird in allen Fällen für die zweckmäßigste gehalten, weil die im Grundrisse Fig. B. nach einem Spitzbogen auslaufende Form den Fehler hat, daß ihre scharfe, dem Strome zugekehrte Kante nicht nur durch Eismassen, sondern auch schon durch andere, den Strom zufällig herabkommende harte Körper, als Balken, Bäume und dgl. leicht beschädigt und abgestoßen wird. Die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, welches der Grundriß Fig C. für Vorhäupter versinnlicht, vereinigt mit diesem Fehler noch einen andern, daß nämlich diese Gestalt ein zu starkes Zusammendrängen der Wassermasse zwischen den Pfeilern bewirkt, und dazu gesellt sich noch der dritte, daß die Pfeilerecken durch diese Form nicht gänzlich ausgeglichen werden. Die Schutzpfeiler sollen endlich wenigstens 1 Fuß hoch über den höchsten Wasserstand hervorreichen, und darüber mit irgend einer steinernen Bedachung versehen seyn. Die Pfeiler selbst aber sollen mit ihren Schutzhäuptern so gestellt werden, daß ihre Breite immer winkelrecht auf die Richtung des Stromes, ihre Länge hingegen parallel mit dieser Richtung erfolge. Vgl. oben Nro. 4.

20) Die Jochwände, Brückenjoche, und geradehin auch Joche genant, bestehen aus einer Reihe parallel mit der Stromrichtung aneinander eingerammter, eingetriebener Pfähle. Die Breite solcher Joche ist nicht bedeutend. Ihre Länge soll aber in Flüssen, wo starke Eisgänge vorkommen auch selbst für schmälere hölzerne Brücken von 20 rhein. Fuß (vgl. oben Nro. 8.) nicht unter 21′ seyn; damit wenigstens neue Pfähle 2½′ weit von Mitte zu Mitte von einander die Länge einer Jochwand bilden. Diese Pfähle sollen so tief in den Boden eingetrieben werden, daß diese Tiefe wenigstens 6′ mehr als die große Wassertiefe beim Eisgange betrage. Und wenn sie sich nicht zu einer solchen Tiefe eintreiben lassen, so soll man doppelte Jochwände anlegen, welche aus zwei solcher Pfahlreihen bestehen, die mit Ringelhölzern und eisernen Bändern bei ihren Enden mit einander verbunden werden. Vor jeder Jochwand soll auf der Stromseite in einer Entfernung von 3 bis 4′ ein Vorpfahl in der Höhe der Jochpfähle eingetrieben werden, welcher mit den beiderseits zunächst stehenden zwei Pfählen der doppelten Jochwand ebenfalls durch Riegelholz verbunden, die Verbindung von dem niedrigsten Wasserspiegel bis zu oberst mit Dielen verkleidet, und vorn auf dem Vorpfahle mit starkem Eisenbleche beschlagen werden soll, damit sich auf diese Weise ein Vorhaupt bilde, welches dem Strome zwei senkrechte Flächen entgegenstellt, an deren gemeinschaftlichen und scharfen Kante sich die Eismassen spalten. Die ganze doppelte Jochwand soll dann ebenfalls von außen bedielt, und das Innere mit Steinen ausgefüllt werden. Auch werden bei einfachen Jochwänden an dem äußersten Pfahle auf der Stromseite starke eiserne Stäbe und Schienen also unter einander, und mit dem Pfahle verbunden, daß die Verbindung eine Federkraft bewirke, vermittelst welcher die gewaltigsten Stöße der anströmenden Eismassen von den Jochwänden abgewiesen werden. Sonst wird gegen die Gewalt des Stromes und besonders der Eisstöße auch durch Eisbäume und durch einfache und doppelte Vorjoche gesorgt. Erstere sind sehr lange und gewaltige Bäume, oder Pfähle, welche an der Stromseite vor jedem Brückenjoche sehr schief von dem Strome abwärts gelegt, und mit ihrem oberen Ende auf dem Kronholze der Jochwand befestigt werden, damit sich die Gewalt beim Hinaufgleiten auf der schiefen Kante breche[6]). Die einfachen Vorjoche sind ebenfalls solche schief gelegte Bäume, von denen jeder entweder verbunden mit dem Brückenjoche selbst, oder besser in einiger Entfernung vor jeder Jochwand auf fest eingetriebenen Pfählen ruht, und durch Sprengstreben, Gegenstreben, die zwischen den Pfählen angebracht sind, eine noch größere Widerstandskraft erhält[7]). Doppelte Vorjoche sind aber: vor jeder Vorwand zwei spitz gegen den Strom zulaufende Reihen von Pfählen, die sich in der Spitze selbst durch einen, beiden Reihen gemeinschaft-

---

6) Anschauungen findet man in mehren Werken über den Brückenbau z. B. sehr deutlich in Leupold's Schauplatz der Brücken, Leipzig 1774. Fol. Tab. IV. Fig. XVI. 7) Deutliche Anschauungen hievon kann man sich ebenfalls bei Leupold am angef. Orte Tab. V. Fig. III., Tab. VI. Fig. V. und Tab. IV. Fig. XVII. und XVIII. verschaffen.

lichen Vorpfahl endigen. Die Pfähle beider Reihen müssen durch Querhölzer fest mit einander verbunden über den höchsten Wasserstand hinauf reichen. So bieten sie dem Strome wie die Vorhäupter steinerner Brücken einen Vorbau mit etwas abgerundeter Kante an, wodurch die Gewalt der Eisstöße von dem Brückenjoche abgehalten und gebrochen wird [8]). Noch ist im Allgemeinen zu bemerken, daß die beiderseitigen äußersten Pfähle einer Jochwand gewöhnlich gleich Streben schief gegen die Brücke gestellt werden, um das schädliche Schwanken derselben durchaus zu verhindern, welches aber ganz zu misbilligen ist, weil durch erfolgende heftige Eisstöße, jeder dieser Pfähle von unten angegriffen mit einer großen Kraft nach oben wirkt, und die Standhaftigkeit der Brücke im höchsten Grade gefährdet. — Übrigens werden Jochwände für hölzerne Brücken den steinernen Pfeilern besonders deswegen vorgezogen, weil letztere bei hölzernen Brücken von keinem so schweren Oberbaue wie bei steinernen Brücken belastet, auch diese widerstehende Kraft gegen die Eisstöße nicht haben, überdies auch noch eine größere Fläche den Stößen der Eismassen anbieten.

21) Die Grundlage, das Fundament der Brücke soll wohl befestigt und verbreitet seyn, und dieses um so mehr, je schlechter der Boden ist, auf welchem das Brückengebäude aufgeführt werden soll, daher das Fundament der Pfeiler oft stufenartig nach unten zunehmend sich erweitert, oft noch mit Vorwürfen von Steinen und Faschinen, oder mit Eintreibung von Füllpfählen befestigt wird, um es entweder gegen das Einsinken in den Boden, oder gegen Ausspülung des Bodens unter dem Fundamente zu sichern; daher ferner bei den verschiedenen Arten sehr schlechten Bodens ein nach der ganzen Breite des Flusses unter der Brücke ununterbrochen fortlaufender Rost, oder gemeinschaftlich durchgehendes Mauerwerk, als künstlicher Boden erbaut wird rc. Auch durch mögliche Erleichterung des Oberbaues muß man bei schlechtem Baugrunde für die Standhaftigkeit des Fundaments sorgen. Vgl. oben Nro. 14.

22) Was nun die architektonische Form einer Brücke anlangt; so wird diese durch das Material, durch die Constructionsweise und durch die Umstände bedingt, und die Schönheit ihrer Form ist das Resultat einer richtigen Anwendung der bisher entwickelten Grundsätze. Kühnheit und Leichtigkeit soll der Hauptcharakter in der Form einer Brücke seyn, der sich nach Umständen und nach der besonderen Bestimmung des Gebäudes entweder mit Einfachheit oder mit Zierlichkeit paart — entweder einen aufheiternden und fröhlichen, oder einen stolzen und ernsten Zug als besondere Modifikation des Hauptcharakters annehmen kann. — Zu den hauptsächlichsten architektonischen Theilen einer Brücke gehören, die Gurtgesimse, Kranzgesimse und Bogensäume, aber auch Füllungen, Verdachungen, Bilderblinden und Säulen aller Art finden bei den Brücken ihre Anwendung. — Standbilder sind die gewöhnlichste Verzierung. Außerdem nehmen aber auch die Brücken in ihrem Oberbaue aller Arten architektonischer Verzierungen an.

23) Endlich sollen alle Abmessungen einer Brü
sie mögen auf ihre Einrichtung oder auf ihre Festig
Bezug haben, nicht unnöthiger Weise zu groß gen
men, so wie auch alle Verbindungs- und Befestigun
theile, wodurch das Ausweichen oder Verschieben
Gebäudes verhindert wird, nicht im Überflusse angebr
werden: denn dadurch würden nur Material und Ko
verschwendet, und das Gebäude selbst ein schwerfäll
Ansehen erhalten, und mithin auch dem Charakter se
Schönheit geschadet werden, welche letztere in aller A
tektur nur mit den Bedingungen der Zweckmäßig
Dauerhaftigkeit und der vernünftigen Ökonomie best
kann. — Diese Ökonomie fodert noch weiter, daß
die Unterhaltung des Gebäudes nicht unnöthiger W
erschwert werde: darum auch verlangt wird, alle e
len Theile des Brückengebäudes da, wo es möglich
ohne Gefahr seiner Festigkeit ausführbar ist, also
einander zu verbinden, daß in der Folge schadhaft
wordene Theile ohne große Schwierigkeit, und ohn
Standhaftigkeit des Ganzen zu schaden, herausgen
men, und durch andere taugliche ersetzt werden kön
— Dieses sind nun die allgemeinen Grundsätze,
welchen der Brückenbau beruht, und die Bedingu
deren Erfüllung die heutige wissenschaftliche Kultur
die Vollkommenheit einer Brücke fordert. Das Ein
der Construction, die Zusammensetzung selbst der ver
denen Arten von Brücken, die beim Brückenbau vo
menden Hindernisse, so wie die Mittel zur Beseiti
derselben hier auseinander zu setzen, verbieten die
zen und der Zweck dieses Werkes [9]). Dagegen mag
das Historische des Brückenbaus in einem be
benden Verzeichnisse der merkwürdigsten und größter
nernen, hölzernen und eisernen Brücken nach den Vi

8) Solche Vorjoche findet man deutlich abgebildet bei Leupold a. a. O. Tab. V. fig. 5. bei F.; Tab. VI. Fig. I et II. Z.

9) Die neuesten und vorzüglichsten Werke über den B
bau sind: a) Traité de la construction des ponts par *M.*
they Inspecteur-général des ponts et chaussées etc. publ
M. Navier Ingenieur ordinaire des ponts et chaussées
Tom. I. 1809. Tom. II. 1813. Ein wohlgeordnetes und
ches Buch. b) Wiebeking, königl. baier. geheim. R
Brückenbaukunde, oder theoretisch-praktische Wasserbaukun
Band. Neue Aufl. München 1814. 4. 10te Abth. Ein
eine Menge Erfahrungen für den praktischen Baumeister höc
liches Werk. c) Gemeinfaßliche und durchaus auf Erfahrung g
dete Anleitung zum Straßen- und Brückenbau, nebst eine
hange über die Gauthey'sche Brückenbaukunde von Karl
stian v. Langsdorf, großherzogl. bad. geheim. Hofrat
ordentlichem Professor der Mathematik zu Heidelberg rc.
heim und Heidelberg, 1817—19. 2 Theile. 8. durch Ge
heit und Sachreichthum, durch wissenschaftliche Gründlichk
Ordnung, verbunden mit gemein verständlicher Darstellung
zeichnet. — d) Eine lange Reihe älterer Werke über den B
bau findet man unter andern auch in Stieglitz Ency
der Baukunst. 1 Thl. p. 375—377 aufgeführt. Das neue
vollständigste ist: e) praktische Darstellung der Brückenb
nach ihrem ganzen Umfange. Nach den bewährtesten Te
und Mathematikern und den besten vorhandenen Muster
Art vorzüglich für Ingenieure des Straßen- und Brück
verfaßt von G. L. A. Röder, großherzogl. hess. Maj
Theile mit Kupfern. Darmstadt, 1821 in 8. Ein Buch,
praktischen Tendenz, die es verspricht, in einem hohen Gr
nüge leistet, dabei die Angabe der aufklärenden theoretische
de nicht vernachläßigt, und durch musterhafte Ordnung u
lichkeit sich jedem empfiehlt, der sich für die Ausübung selbs
richten will.

und nach den Zeiten geordnet folgen, mit geometrischen Abbildungen derer, welche wegen ihrer Schönheit und Vollkommenheit, oder ihres großen Rühmens wegen die allgemeine Aufmerksamkeit erregen [10]).

Felsen und Bäume über schmäleren Vertiefungen liegend, gaben ohne Zweifel den Menschen die Idee der Brücke. Lange mochte man mit Kähnen über die Flüsse gesetzt haben, bis der Bau der Brücken zu einiger Ausbildung gekommen war. Steinerne und hölzerne Balken neben einander über die Flüsse von einem Ufer zum andern gelegt, und in Entfernungen, welche die Sicherheit zu fodern schien, besonders aber unter den Verbindungsstellen ihrer Verlängerung unterstützt, war gewiß die erste Bauart der Brücken: denn auf solche Weise war die älteste uns bekannte Brücke aufgeführt, von welcher uns Diodor, Herodot und Philostrat Nachrichten hinterlassen haben. Diese war: die Brücke über den Euphrat in Babylon, welche die beiden Hälften dieser großen Stadt in ihrer Mitte mit einander vereinigte. — Nach Diodor (II. 7 u. 8.) war sie von Semiramis, nach Herodot (I. 184. 85 u. 86.) von Nitocris, welche fünf Menschenalter später als jene lebte, erbaut; wahrscheinlich von der letzteren vervollkommnet und vollendet. Zuvor mußte man mit Fahrzeugen über den Strom setzen, um aus einem Theile der Stadt in den andern zu gelangen. Ihre Länge betrug 5 Stadien, oder 3000 griechische Fuß = 2830 Pariser oder 2928 rhein. Fuß. Der Euphrat selbst aber war nach Strabo (XVI. p. 738 oder cap. 1. §. 5.) hier nur ein Stadium breit. Ihre Pfeiler standen 12′ im Lichten von einander ab. Sie waren von sehr großen behauenen Steinen erbaut, und mit großer Kunst durch vorhergegangene Ableitung des Stromes, auf ungemein tiefen Fundamenten gegründet. Um den Steinen einen desto festeren Zusammenhang unter sich zu verschaffen, hatte man sie durch eiserne Klammern gegenseitig mit einander verbunden und die Verbindungsstellen mit Bley ausgegossen. Die Form der Pfeiler war also beschaffen, daß sie gegen den Strom hin allmälig in einem Winkel ausliefen, und so demselben eine scharfe Kante entgegensetzten. Auf der andern Seite aber waren sie rund, damit die Wassermasse einerseits leicht und allmälig getheilt werde, andrerseits sanft an der Abrundung hin zu ihrer Wiedervereinigung abfließe. Die Brückenstraße selbst war 30′ breit, und bestand aus Balken von Cedern- und Cypressenholz, welche mit sehr großen Klötzen von Palmenholz überlegt waren. Sie konnte abgehoben werden, welches jedesmal zur Nachtzeit geschah, um den Übergang der Diebe aus einem Theil der Stadt in den andern zu erschweren. — Ohne Zweifel waren alle Brücken jener Zeiten der Brücke in Babylon mit wenigen Abänderungen ähnlich, und unterschieden sich hauptsächlich nur dadurch, daß bei andern Völkern, wo die große Steinkonstruction herrschte, steinerne Balken als Überlage an die Stelle der hölzernen traten, so wie solches die Brücke von Loyang in China heut zu Tage noch anschaulich macht.

10) Hiebei haben wir nebst mehren Quellenschriften und unserer eigenen Erfahrung und Anschauung hauptsächlich *Gauthey's description historique des principaux ponts*, in dessen oben angezeigtem *Traité* etc.; wie auch Wiebekings Brückenbeschreibung in seinem oben angeführten Werke benutzt.

Mit den Römern erst beginnen die eigentlichen historischen Urkunden, die Denkmäler des Brückenbaus. Sie zeigen uns, wie groß und wichtig den alten Völkern die Brücken waren; schon im Anfange ihres States vertrauten sie die Sorge für die Unterhaltung der Brücken ihrer heiligsten Person, dem obersten Priester an, der auch davon seinen Titel: Pontifex Maximus, d. i. oberster Brückenbauer erhielt, eine Würde, durch die sich in allen Zeiten die größten Männer des States, in der Folge selbst die Kaiser geehrt fühlten. Den Fortgang des Brückenbaues und das Einzelne, das in diesem wichtigen Gegenstande das allgemeine Interesse in Anspruch nimt, werden wir daher durch die Denkmäler selbst entwickeln, die wir nach den Völkern und nach den Zeiten geordnet, in folgenden Absätzen aufführen. Bei Angabe der Abmessungen haben wir uns durchaus des alten Pariser Fußes bedient.

Steinerne Brücken.

Die Brücken der Römer in Italien, Hispanien und in andern Ländern zeichnen sich durch ihre ungemeine Festigkeit, und durch ihre stolze und kräftige Architektur aus, in welcher sie allen Brücken der folgenden Zeiten als große Muster vorangehen. Alle ihre Theile und Verzierungen aus der Natur der Sache genommen, stimmen mit diesem Charakter überein. Der volle Bogen und der flache Bogen, der sich nicht weit von dem Halbkreise entfernt, sind herrschend. Die Spannungsweiten der Bogen sind, einige wenige ausgenommen, gering. Die Pfeiler meistens gewaltig, haben den fünften, oder den vierten, ja oft noch mehr als den dritten Theil der Bogenweite zur Breite. Sie sind meistens mit scharfkantigen Vorhäuptern nach der Form des gleichschenkligen Dreiecks versehen, und der Obertheil der Pfeiler zwischen den Schenkeln der Bogen ist oft mit Brückenaugen zur leichtern Abführung des Hochgewässers durchbrochen. Hervortretende Stirnbogen und Bogensäume stimmen mit diesem Charakter der Festigkeit überein, und die Brückenstraße steigt fast immer steil von beiden Ufern heran. Durch ihre ungemeine Festigkeit, die sich so in allen Theilen der Römerbrücken ausspricht, haben sie also gewissermaßen die Ströme besiegt, und die vielen Statuen und Triumphbogen, womit sie ihre Brücken belasteten, bleiben daher auch schon deswegen für diese stets eine sinnvolle und passende Verzierung. Wir haben in dem folgenden Verzeichnisse auch einige Brücken mit sehr flachen Bogen, die aus guten Gründen für Werke der Römer gehalten werden, natürlicher Weise aufnehmen müssen. Ohne Zweifel sind sie aus spätern Zeiten des Reiches, wo sich der Hauptcharakter der römischen Kunst allmälig verlor; auch einige Brücken nach dem Untergange des Reiches unter der Herrschaft der Gothen erbaut, welche sich zum Theil durch sehr schmale Pfeiler und durch Spitzbogen auszeichnen.

Die Brücke von Salamanca über den Tormes in Hispanien. Ein uraltes ungemein festes Werk, dessen Anfang keine historische Nachricht bezeichnet; äußerst einfach, ohne alles architektonische Glied, von Trajanus im Anfang seiner Regirung im J. Chr. 98 erneuert, jetzt sehr verdorben und zerfallen. Ihre Länge betrug gegen 2532′, ihre Breite 64′. Sie hatte 26 Bogen in vollem

Halbkreise, 27′ weit, aus 104′ hohen Pfeilern entspringend, welche 24½′ breit sind, und keine Schutzhäupter haben[11]).

Die Brücke und Wasserleitung zu Civita Castellana s. im Art. Wasserleitung.

Pons Senatorius, auch Palatinus später von den Italiänern Ponte di S. Maria Egittiaca genant, heut zu Tage Ponte Rotto. Die erste steinerne Brücke, welche in Rom erbaut wurde, und zwar von M. Fulvius Flaccus i. J. 127 v. Chr. gegründet, und einige Jahre hernach von den Censoren P. Scipio und L. Mummius überwölbt. Kaiser Augustus ließ sie erneuern, wodurch sie ohne Zweifel jenes schöne Gebäude wurde, welches ihre Trümmer heute noch verkünden. Im Mittelalter von der Tiber öfters eingerissen und wiederhergestellt, ließ sie zuletzt Papst Gregor XIII. i. J. 1598 wieder aufbauen. Allein schon i. J. 1598 wurde der neue Bau durch eine Anschwellung der Tiber zerstört, und das Werk in den heutigen Ponte Rotto verwandelt. Drei zum Theile sehr gut erhaltene Bogen sind jetzt noch davon übrig, aus welchen man den Styl und die alte Pracht noch erkennen kann. Ihre ganze Länge mochte fast 500 Par. Fuß betragen haben. Ihre Breite betrug 40′. Sie hatte fünf Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittlere und größte 73′ weit war. Ihre Bogen sind mit vorzüglich schönen Archivolten, Bogensäumen, eingefaßt, deren einige Glieder vorzüglich schön verziert sind. Füllungen mit Seepferden von trefflicher Sculptur begränzen die Bogensäume. Sie hatte keine eigentlichen Schutzhäupter; allein ein jeder ihrer Pfeiler sprang in Gestalt eines Bilderstuhls vor, über welchem sich zwei Pilaster in Corinthischer Ordnung mit ihrem Gebälke zu beiden Seiten einer Nische erhoben. Die Mitte eines jeden Bilderstuhls verzierte ein Löwenkopf, mit einem metallenen Ringe in dem Maule. Die geometrische Ansicht eines ihrer Bogen in Fig. 2. wird die ehemalige Schönheit dieses großen Werkes fühlen lassen[12]).

Pons Milvius auch Pons Aemilius über die Tiber bei Rom auf der Flaminischen Straße. Von M. Aemilius Scaurus als er Censor war, erbaut, und vom Imperator Augustus erneuert. In der folgenden Zeit öfters wiederhergestellt, und wieder zerstört, waren nur noch ihre Brückenpfeiler übrig, als sie Papst Nicolaus V. um das J. 1450 wieder erneuern, und mit Gothischen Spitzbogen wölben ließ. S. weiter unten die Brücke Molle.

Der Pons Sublicius, auch die heilige Brücke und Pons Herculis, in der Folge Pons Aemilius, Pons Lepidi, und öfters Pons Lapideus und Marmoreus genant, war anfänglich von Holz, und die älteste Brücke zu Rom, von Ancus Marcius um das J. 638 v. Chr. gegründet. In der Folge aber wurde sie baufällig und daher von Aemilius Lepidus um das Jahr 32 v. Chr. ganz von Marmor aufgeführt. Nicht hundert Jahre hernach von den Flut[...]
der Tiber beschädigt, muste sie Tiberius erneuern, [...]
als sie unter dem Imperator Otho abermals durch [...]
Anschwellung der Tiber verdorben wurde, ließ sie An[...]
ninus Pius wieder herstellen. Endlich stürzte sie i. [...]
Chr. 791 abermals ein, und wurde nie wieder erneu[...]
Von ihr sind nur noch die Reste ihrer Pfeiler aus gro[...]
Marmorsteinen in der Tiber unterhalb des Ponte R[...]
zu sehen.

Pons Janiculensis über die Tiber, b[...]
Berge Janiculus, eine der ältesten in Rom erbau[...]
Brücken. Nach ihrer ersten Zerstörung von M. Aure[...]
Antoninus Pius von Marmor erbaut, daher auch P[...]
Aurelius, und in den bürgerlichen Kriegen zerst[...]
eine Zeit lang Pons Ruptus genant; endlich [...]
Papste Sixtus IV. i. J. 1478 ganz neu im römis[...]
Style wieder aufgebaut. Siehe weiter unten unter [...]
ital. Brücken: die Brücke Sixtus[13]).

Pons Lucanus über den Teverone auf [...]
Via Tiburtina, nächst dem Grabmale des M. P[...]
tius Silvanus, wird für eine der ältesten röm. Brü[...]
gehalten. Sie wurde von Tiberius Plautius erne[...]
Sie besteht aus vier Bogen, wovon drei in vollem H[...]
kreise, der vierte, wahrscheinlich in spätern Zeiten wi[...]
hergestellt, ein Spitzbogen ist[14]).

Pons Fabricius, auch Pons Tarpej[...]
heute Ponte di Quatro Lagi genant, die Br[...]
welche die Tiberinsel in Rom mit der Stadt am li[...]
Ufer verbindet. L. Fabricius, Curator der römi[...]
Straßen, ließ sie unter den Consuln Silanus und [...]
räna d. i. 62 J. v. Chr. erbauen, unter den Co[...]
Collius und Lepidus i. J. 21 v. Chr. wurden ihre [...]
damente, ihre Pfeiler und Widerlagen verstärkt. [...]
Innocenz XI. ließ sie zuletzt i. J. 1680 erneuern, [...]
auf beiden Seiten mit steinernen Brustlehnen vers[...]
Ihren jetzigen Namen hat sie von dem vierköpfigen [...]
terbilde, welches links beim Eingange der Brücke in [...]
mor gehauen zu sehen ist. Sie ist ungefähr 233 [...]
Fuß lang und 20′ breit, und hat 2 flache Bogen, [...]
aber dem vollen Bogen ganz nahe kommen, jeder [...]
78′ Spannungsweite von Tuf- und hartem Sand[...]
construirt, die mit eisernen Klammern mit Bley verg[...]
wie überhaupt alle Steine der Brücke mit einander [...]
bunden sind. Zum schnellen Abflusse des Hochgew[...]
ist ihre Mitte zwischen den Bogenschenkeln mit einem [...]
weiten in vollem Bogen überwölbten Durchgange al[...]
nem Brückenauge und eben so jede ihrer Widerlager [...]
einem ähnlichen 12′ weiten durchbrochen. Der Br[...]
pfeiler ist äußerst breit in einer Böschung aufgeführ[...]
scharfkantigem Vorhaupte und bogenförmig abgerun[...]
Hinterhaupte versehen. Die Brückenstraße über der [...]
wagerecht, fällt an beiden Enden jähe gegen die Ufe[...]
ab, und das Fundament der Brücke ist in verk[...]
Bogen ausgeführt[15]).

---

11) Wir haben der uralten Construction wegen einige ihrer Bogen im Aufrisse Fig. 1. mitgetheilt. 12) Perspectivische Abbildungen der Reste dieser Brücke findet man bei Wiebeking in der Wasserbaukunst Tab. 124 unten, bei Piranesi in den Antiquità di Roma und bei Anderen.

13) Die alte Form des Pons Janiculensis hab[...]
in der hier beigefügten Fig. 3 durch einen geometrischen [...]
versinnlicht. 14) Perspektivische Abbildungen dieser Br[...]
in Wiebeking am ang. Orte Tab. 124, bei Piranesi u[...]
Anderen. 15) Ihre Construction findet man sehr [...]
nach Piranesi vorgestellt bei Wiebeking in der theor. prakt. [...]

Die Brücke bei Narni über die Nera auf dem Wege von Loretto nach Rom, welche 2 jähe Berge mit einander verbindet. Ein großes und schönes Werk von Kaiser Augustus gestiftet, das in seinen Trümmern noch die Bewunderung der Reisenden erregt. Die Länge von einem Berge zu dem andern beträgt 576 Par. Fuß. Sie hatte 4 Bogen in vollem Halbkreise, von welchen der erste und kleinste fast 68′, der zweite 122′, der dritte gegen 102′, der vierte und größte fast 129′ weit sind. Ihre Bogen waren mit schönen Bogensäumen, sogenannten Archivolten, versehen, und der Anfang der Bogen mit Gurtgesimsen begränzt. Ihre Pfeiler aber hatten keine Schutzhäupter. Sie ist ganz von Quadersteinen ohne Mörtel construirt. Ihre Steine sind mit Eisen verbunden, welche in Blei vergossen sind. Von ihr sieht man noch bedeutende Trümmer und den kleinsten ihrer Bogen vollkommen erhalten[16]).

Die Brücke von Saintes oder Xaintes über die Charente in Frankreich, besteht aus 2 Theilen, von welchen einer noch aus den Zeiten der Römer unter Tiberius, der andre aber ein Werk Franz Blondels, im J. 1666 erbaut ist. Der erste Theil 150′ lang hat 3 Bogen in vollem Halbkreise von 27′ 8½″ bis 24′ 7½″ Weite mit Bogensäumen verziert, und 1 kleinen Bogen von 11′ 5″, nächst welchem ein gewaltiger Pfeiler, und über ihm ein Triumphbogen mit 2 Thoren, dem Germanicus geweiht, den neueren Theil der Brücke begränzt. Die Pfeiler dieses antiken Gebäudes laufen in dreieckige Schutzköpfe aus, und ihr oberer Theil ist zur leichteren Abführung des Hochgewässers jeder mit 1 Bogen durchbrochen, der in Form eines Thores in vollem Halbkreise aus seinen Widerlagen entspringt. Der neuere Theil besteht aus 6 Bogen von 35′ 9″ bis 19′ Weite, deren 3 gothische Spitzbogen, die 3 andern volle Halbkreise sind[17]).

Die Brücke von Rimini über den Fluß gleiches Namens, wegen ihrer angenehmen Form und edlen Verzierung sowol, als wegen ihres ungemein festen und genauen Verbandes gleich merkwürdig. Von Palladio als die schönste aller Brücken der Erde gerühmt, und in seinen Erfindungen fleißig nachgeahmt. Sie wurde von Kaiser Augustus angefangen, von Tiberius i. J. Chr. 21 vollendet, und ist ganz aus marmornen Werkstücken erbaut. Ihre Länge beträgt 200′. Sie ruht auf 5 Bogen in vollem Halbkreise, wovon jeder der mittleren 27′, jeder der beiden äußeren 22′ weit ist. Ihre Pfeiler haben 12½′, oder fast die Hälfte der Bogenweite zur Breite, und sind mit Vorhäuptern nach der Form des gleichschenklich rechtwinklichen Dreiecks versehen. Über jedem erhebt sich zwischen den Schenkeln der Bogen ein corinthisches Säulenpaar mit einem Gebälke, unter welchem sich eine Nische befindet. In den Nischen waren ohne Zweifel einst Standbilder aufgestellt. Das Gurtgesims wird von trefflich gearbeiteten Tragsteinen unterstützt. Über den 3 mittleren Bogen zieht die Brückenstraße in wagerechter Richtung fort, über jedem der äußern aber hat sie eine steile Abfahrt nach dem Ufer[18]).

Die Brücke über die Marachia bei Rimini ganz im Style der schönen Brücke des Augustus daselbst, von derselben Größe, Form, Abmessungen und Anzahl ihrer Bogen. Sie wird ebenfalls für ein Werk der Römer aus diesem Zeitalter gehalten[19]).

Die Brücke und Wasserleitung über den Gardon, gemeinhin Pont du Gard genant, eines der größten noch übrigen Werke der Römer aus den Zeiten des Augustus. S. Wasserleitung.

Die Brücke von Civita Castellana über die Cremera, ein schönes Gebäude, welches ebenfalls für ein Werk der Römer gehalten wird. Ihre Länge beträgt 448′, ihre Breite 31′. Sie besteht aus 3 Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittlere 70′ die beiden andern jeder 47′ weit sind. Ihre Pfeiler sind mit Schutzhäuptern nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks versehen, und jeder ist oben zwischen den Bogenschenkeln mit einem länglich runden Brückenauge nach der Höhe durchbrochen. Das Gurtgesims der Brücke wird von Tragsteinen unterstützt. Die Brückenstraße zieht ihrer Länge nach in wagerechter Richtung fort und ist wie bei allen römischen Brücken, wo wir nichts besonders erinnern, von einer steinernen vollen Brustlehne begränzt. Das Ganze ist von Ziegeln, Marmor und andern verschiedenen Steinarten gebaut. Das Fundament der Brücke ist in verkehrten Bogen ausgeführt[20]).

Trajans Brücke über die Donau, welche er durch seinen großen Architekten Apollodorus von Damascus i. J. 102—104 erbauen ließ, um das neueroberte Dacien gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen, war nach dem Berichte des Dio Cassius eines der bewunderungswürdigsten Werke der Alten. Allein wegen einer Abbildung dieser Brücke auf der Trajanssäule in Rom (vgl. unten: hölzerne Brücken) wird Dio's Nachricht bezweifelt, obgleich er, Präses von Pannonien, ohne Zweifel in diesen Gegenden bekant war. Nach ihm aber war diese Brücke von Stein, und hatte 20 Pfeiler, die aus Quadersteinen erbaut, 150′ hoch, 60′ breit, und mit 170′ weiten Gewölben überspant waren. Sie hätte also nach dieser Angabe 22 Bogen, und eine Länge von 4940′ gehabt, welches ungefähr mit 4500 Pariser Fuß übereinstimt. Hadrian ließ die Gewölbe dieses Gebäudes, Einige glauben aus Furcht vor den Barbaren, vielleicht auch aus Eifersucht über seinen Vorfahrer, einstürzen. Noch in neueren Zeiten sah man Trümmer von Brückenpfeilern mit dem Anfange von Bogen bei der verwüsteten Stadt Warsel unweit Severino in Ungarn aus den Fluthen der Donau hervorragen, und fand unter den Ruinen der Brücke merkwürdige Steinschriften, von welchen eine den großen Imperator als Stifter dieses Werks einen wahren Pontifex nent:

baukunst. Tab. 125. Fig. I, II, III, IV, und ihre architektonische Form haben wir in beiliegendem Aufrisse Fig. 4. versinnlicht. 16) Eine perspectivische Ansicht dieser Überreste hat Montfaucon in seiner Antiquité expliquée Tom. IV. II. Part. Pl. CXIV nach Agostino Martinelli mitgetheilt. Wir fügen zur deutlichen Erkentniß ihrer architektonischen Form einen restaurirten Aufriß ihrer Bögen in Fig. 5 bei. 17) Eine geometrische Ansicht des antiken Theiles von der Seite und von vorn, findet man bei Gauthey Tom. I. Pl. VIII. Fig. 147 u. 148.

18) Wir haben die architektonische Form dieser schönen Brücke in einem Aufrisse Fig. 6 dargestellt. 19) Einen schönen Aufriß derselben findet man bei Gauthey Tom. I. Pl. I. Fig. 10. 20) Ein schöner Aufriß bei Gauthey Tom. I. Pl. I. Fig. 18.

Providentia
Aug.
Vere Pontificis
Virtus Romana
Quid Non Domet
Sub Jugum Ecce
Rapitur et Da
nvivs

Die Brücke von Alcantara über den Tajo in Estremadura. Ein großes und kühnes Werk, von C. Julius Lacer auf eigne Kosten ganz von Granit erbaut, und um d. J. Christi 103 dem Imperator Trajanus geweiht. Ihre Länge beträgt 578′, ihre Breite 27′. Sie steigt 150′ hoch über dem Wasser auf 6 vollen Bogen empor, wovon jeder der beiden mittleren 96′ und 94′, jeder der beiden folgenden 70′, und jeder der beiden äußersten 41′ weit ist. Die Höhe der Gewölbsteine, d. i. die Dicke der Gewölbe beträgt 5′. Die Pfeiler der 2 größten Bogen haben ¼ der Bogenweite zur Breite, und die 3 mittleren sind mit Vorhäuptern nach der Form des gleichschenklich rechtwinklichen Dreiecks versehen. Die Brücke ist ihrer ganzen Länge nach in wagerechter Richtung angelegt, und mitten über ihr erhebt sich ein 40′ hoher dem Imperator geweihter Triumphbogen [21]).

Die Brücke von Terni über die Nera, im Herzogth. Spoleto. Einst eines der größten Werke der Römer, aus den Zeiten des Imperator Trajanus, jetzt aber nur noch in seinen Trümmern vorhanden. Ihre ganze Länge betrug 2432′, ihre Breite 30′. Sie bestand aus 17 Bogen in vollem Halbkreise, jeder 123′ weit. Die Bogen entsprangen aus Pfeilern, welche keine Schutzhäupter hatten, 26′ breit und bis zum Anfange der Bogen über 100′ hoch waren. Sie war von sehr großen Steinblöcken aufgeführt. Die Brückenstraße war ganz wagerecht und hatte keine steinerne Brustlehne, sondern hie und da nur einzele Hauptsteine, zwischen welchen, wie es scheint, statt des Geländers Ketten angebracht waren [22]).

Pons Aelius, jetzt die Engelsbrücke über die Tiber zu Rom, eine der festesten und schönsten Brücken des Alterthums. Sie hat ihren alten Namen von ihrem Erbauer dem Imperator Aelius Hadrianus, welcher durch sie sein colossales Monument, die Moles Hadriani, dessen Reste heut zu Tage die Engelsburg heißen, mit der Stadt verband. Der Baumeister der Brücke hieß Messius Rusticus. Ihre ganze Länge beläuft sich auf 400′, ihre Breite auf 34′. Sie besteht aus 3 Hauptbogen, jeder von 56′ Spannungsweite, und auf jeder Seite zum Abzuge des Hochgewässers 2 Nebenbogen, welche 24′ und 17′ weit sind. Die Gewölbsteine sind durch metallene und steinerne Dollen, durch Bleiguß und Cement unter einander befestigt. Die Stirnen der Bogen sind mit Bogensäumen, sog. Archivolten, eingefaßt, die Pfeiler mit dreieckigen, an der Spitze abgerundeten Vorhäuptern, und halbkreisförmigen Hinterhäuptern ve
Auf 4 ihrer Pfeiler erhoben sich meistens zu jeder
der Brücke 4 hohe Säulen, welche eben so viel
Ganzen also 8 colossale Statuen von Bronce t
Die Säulen wurden während der Kriege Italie
stört, und die schöne Brustlehne in die Tiber ge
Papst Nicolaus V. ließ sie i. J. 1450 wieder auf
die fehlenden marmornen Fußgestelle wieder he
und zwischen den Fußgestellen ein durchbrochenes
der anbringen. Auf den 10 Fußgestellen von
Marmor ließ endlich Clemens IX. i. J. 1668
viele colossale Bildsäulen von demselben Marmo
den Zeichnungen des Ritters Bernini aufstellen [23])

Pons Mammäus, jetzt gemeinhin Pont
molo genant, über den Teveram, 4 ital. M
Rom, vom Imperator Antoninus Pius um da
Chr. 147 erbaut, und im J. 229 von Mammäa, de
ter des Imp. Alexander Severus, wieder erneuert.
alte Werk ist 204′ lang und 27′ breit. Es beste
3 Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittl
große 60′, ein jeder der beiden andern 50′ zur
hat. Der mittlere Bogen ist mit einer Füllung
in welcher der Adler Jupiters, mit dem Donne
den Klauen, und mit einem Lorbeerkranze umfaßt
det ist. Die Brücke ist zwischen den Bogenschenk
kreisrunden Brückenaugen durchbrochen, und ihre
sind mit Vorhäuptern nach der Form des gleich
chen Dreiecks versehen. Das Gurtgesims ist mit
Tragsteinen verziert, und die Brückenstraße fällt
Mitte an gegen beide Ufer hin ab [24]).

Brücke bei Boisseron über die Venu
Languedoc. Ein Werk der Römer 200′ lang
12′ breit mit 5 Bogen in vollem Halbkreise, wo
mittlere und größte 30′ weit ist. Zwischen den
schenkeln sind länglich viereckige Brückenaugen a
und die Pfeiler mit scharfkantigen nach dem glei
lichen Dreieck gebildeten Vorhäuptern versehen.
Brückenstraße hat von der Mitte gegen beide Er
einen sehr sanften Abhang [25]).

Brücke von Sommieres über die Vi
in Languedoc. Eine schöne und große Brü
für ein Werk der Römer gehalten wird. Sie
lang und 23′ breit und besteht aus 8 Bogen i
Halbkreise, wovon einer 27′ die andern 30′ w
Sie ist mit Schutzhäuptern nach der Form de
schenklichen Dreiecks versehen, und zwischen ihren
schenkeln befinden sich Nischen. Die Brückenstra
wagerecht von einem Ufer zum andern fort [26]).

Pons Cestius, auch Esquilinus, heut
Ponte Ferrato und Ponte di S. Bart
genant, verbindet, doch nicht ganz in derselben

21) Eine geometrische Ansicht dieses großen Werks, nebst Grundriß der Pfeiler und Querdurchschnitt der Brücke findet man aus De la Borde Voyage pittoresque in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 135, Fig. 1, 2 und 3. 22) Wir haben ihre architektonische Form in Fig. 7 durch den restaurirten Aufriß einiger ihrer Bogen versinnlicht.

23) Wir haben die alte architektonische Form diese
ten Brücke in dem Aufrisse Fig. 8 zur Anschauung gebra
Construction ist bei Wiebeking in der Wasserbauk
125 Fig. IX. u. X. nach Piranesi deutlich dargestellt,
auch auf Tab. 124 eine perspektivische Anschauung de
Engelsbrücke so wie in vielen andern Werken findet.
Fig. 9 haben wir einen Aufriß der durch ihr Alterthum
digen Brücke mitgetheilt. 25) Eine schöne geometr.
Gauthey Tom. I. Pl. II. Fig. 35. 26) S. den A
selben Fig. 10.

mit der Brücke Fabricius, die Tiberinsel, die jetzt vom heil. Bartolomäus den Namen hat, mit dem anderseitigen rechten Ufer, auf welchem der Berg Janiculus gelegen ist. Die Brücke wurde unter den Imperatoren Valentinianus, Valens und Gratianus, wie die Inscriptionen ausweisen, im J. Chr. 368 erbaut; und Q. Aurelius Symmachus, Präfekt von Rom, führte die Aufsicht über den Bau; nach einigen aber ward diese Brücke von ihnen blos erneuert, indem C. Cestius Gallus, im J. Chr. 35 Consul, ihr erster Gründer gewesen sey. In der Folge fast ganz zerfallen, wurde sie von Benediktus, einem römischen Senator, wie ebenfalls eine Inscription bezeugt, wieder hergestellt. Ihre ganze Länge zwischen den Ufern erstreckt sich auf 165′, ihre Breite auf 30′. Sie hat 1 Bogen in vollem Halbkreise 72′ weit. Zu beiden Seiten des Bogens sind kreisförmig überwölbte Durchgänge zum leichteren Abzuge des Hochwassers angebracht. Sie ist von harten Tuff- und Sandsteinen erbaut, und die Steine sind wie jene des Pons Fabricius durch eiserne Klammern zusammengehalten, die mit Blei vergossen sind. Auch ihre Brückenstraße ist über der Mitte wagerecht, und fällt an beiden Enden gegen das Ufer ab, und ihre Fundamente sind ebenfalls in verkehrten Bogen construirt[27]).

Pons Triumphalis, auch Vaticanus und Aurelianus zu Rom über die Tiber auf der Via triumphalis, wo diese Brücke zwischen dem Pons Aelius und Aurelius in das vatikanische Feld führte. Sie wurde auch Pons Nobilium genant, weil den Bauern dieser Weg verboten gewesen seyn soll. Nach langem Bauen wurde sie endlich auf Befehl der gleichzeitigen Imperatoren Valentinianus, Valens und Gratianus um das J. Chr. 370 vollendet. Sie war ungefähr 354′ lang, und bestand aus 5 Bogen in vollem Halbkreise; jeder ungefähr 54′ weit. Sie war ein prächtiges Werk mit einem Gebäude im corinthischen Style und einem Triumphbogen bedeckt. Nur noch Trümmer von ihren Brückenpfeilern reichen bei dem Spitale di S. Spirito aus der Tiber hervor[28]).

Brücke von Capo Dorso in Sicilien, ein festes und einfaches Gebäude; ohne Zweifel ein Werk der Römer, für das es auch allgemein gehalten wird. Sie besteht aus 1 Bogen in vollem Halbkreise von 90′ Spannungsweite. Die ganze Brücke hat eine Länge von 180′ und ist nicht mehr als 16′ breit. Die starken Widerlagen des Bogens, welche auf der einen Seite fast noch einmal so lang als auf der andern sind, sind noch mit 2 kleinen, im vollen Bogen überwölbten ungefähr 8′ breiten Durchgängen versehen. Die Brückenstraße steigt von beiden Enden bis fast über die Mitte des Bogens steil an[29]).

Die Brücke und Wasserleitung von Spoleto in Italien, welche unweit der Stadt über dem Bergstrome Marachia 2 steile Bergabhänge mit einander verbindet. Ein kühn emporstrebendes Werk, und die höchste aller bekannten Brücken und Wasserleitungen auf der Erde, von Theodorich dem Großen, König der Ostgothen im Anfange des 6. Jahrh. erbaut. 10 Spitzbogen, fast 66′ weit, auf fast 11′ dicken und äußerst schlanken Pfeilern gegründet, steigen zu einer ungeheuern Höhe empor. Der Scheitel der mittleren liegt gegen 320′ hoch über der Marachia. Auf der einen Seite der Brücke erheben sich 30 kleinere Spitzbogen, welche eine Wasserleitung tragen, die das Wasser nach Spoleto bringt. Das ganze Werk ist 855′ lang, 40′ breit und an der höchsten Stelle mitten über der Marachia 400′ hoch. Es ist von sehr hartem Steine erbaut, und besteht noch heut zu Tage in seiner ursprünglichen Form[30]).

Pons Salarius auf der Straße Salaria über den Teverone bei Rom, einst von Tarquinius Priscus um d. J. 600 v. Chr. erbaut; allein im J. 546 nach Chr. von Totilas, dem Könige der Gothen, bis auf den Strom herab gänzlich zerstört. Nachdem der röm. Feldherr Narses i. J. 552 die Gothen besiegt hatte, baute er diese Brücke von neuem und besser als sie je gewesen war um d. J. 569 wieder auf. Ihre Länge beträgt 282′, ihre Breite 27′. Sie hat 3 Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittlere und größte 65′ die beiden andern jeder 51′ weit sind, und 2 kleinere Öffnungen, jede mit einem ganz flachen Bogen 20′ weit überspant. Ihre Gewölbsteine sind äußerst dick und stehen abwechselnd als sogenanntes bäurisches Werk über das übrige Mauerwerk vor. Ihre Pfeiler sind mit dreieckigen scharfkantigen Vorhäuptern versehen. Das Gurtgesims wird von Tragsteinen unterstützt, und die Straße selbst fällt von der Mitte an beiderseits gegen die Ufer hin jähe hinab. Über ihr erhebt sich noch der gewaltige Thurm, dessen Erbauung man Narses zuschreibt. Wir haben die architektonische Form dieser durch ihren alten Styl merkwürdigen Brücke in dem Aufrisse Fig. 12. versinnlicht[31]).

Die Brücke Pilantio bei Rom, auf dem Wege nach Tivoli über den Teverone. Ein schönes Werk der alten Kunst, und eine der ersten Brücken, deren Bogen nach einem flächeren Kreisstücke gebildet sind. Sie ist 160′ zwischen den Widerlagen lang, und hat 3 der gedachten Bogen, jeden 45½′ weit, und 2 Brückenpfeiler, die ¼ der Bogenweite zur Breite, und keine Schutzhäupter haben. Der Obertheil der Pfeiler zwischen den Bogenschenkeln ist mit kreisförmigen Brückenaugen durchbrochen. Die Brücke ist mit gewaltigen Steinen aufgeführt. Das Gurtgesims ist mit Tragsteinen verziert, und die Brückenstraße steigt beiderseits sanft bis zur Mitte der Brücke hinan[32]).

Die alte Brücke zu Vicenza wird ebenfalls mit zu den schönsten Italiens gezählt, und für ein Werk der Römer gehalten. Sie gehört zu den ersten, welche aus flächeren Kreisstücken geformte Bogen haben. Ihre Länge beträgt kaum 114′, ihre Breite 25′. Sie hat 3 flache

27) Ihre Construction findet man nach Piranesi bei Wiebeking a. a. O. Tab. 125. Fig. 7 und 8. deutlich gezeichnet. 28) Eine Wiederherstellung dieser Brücke findet man bei Durand in Recueil des Edifices de tout genre. Pl. 22. 29) Einen schönen geometr. Aufriß findet man bei Gauthey, Tom. I. Pl. I. Fig. 6.

30) Wir haben dieses durch seine Größe und sein Alterthum höchst merkwürdige Werk in Fig. 11 durch eine geometr. Ansicht zur Anschauung gebracht. 31) Eine perspectivische Ansicht derselben mit ihrem Thurme findet man bei Wiebeking Wasserbaukunst. Tab. 124. 32) Wir liefern von diesem schönen Werke einen Aufriß Fig. 13.

Bogen, wovon der mittlere 32′ weit in den Zeiten der Römer, die beiden andern jeder 24′ in neuern Zeiten erbaut sind. Die Bogenhöhe beträgt ungefähr ¼ ihrer Weite. Die Brückenpfeiler sind nur 5½′ breit und an ihren Stirnen wie Säulenschäfte gebildet, über deren Häuptern dem Dorischen ähnlich die Bogen anfangen. Das Gurtgesims der Brücke wird von Tragsteinen unterstützt, und die Brückenstraße über dem mittleren Bogen wagerecht steigt bei ihren beiden Enden stark an[33]).

Die Brücke von Martorel über den Lobregat in Catalonien, durch ihr Alterthum und ihre Spitzbogen merkwürdig, von einem gothischen Könige erbaut, von dem Volke gewöhnlich dem Hannibal zugeschrieben. Sie besteht aus 1 großen Spitzbogen 67½′ weit, und 46′ hoch, der einerseits 1 kleinern Spitzbogen von 24′ Weite, andrerseits 1 Halbkreisbogen von 15′ neben sich hat. Die Brückenstraße steigt äußerst steil hinauf und hinab[34]).

Die Brücken der Chinesen und der Perser zeichnen sich vorzüglich durch ihre Größe und durch ihre majestätische Schönheit aus. Doch scheint dieser Ruhm nur auf ihren alten Brücken zu ruhen. Folgende Nachrichten von den bis jetzt uns bekannten merkwürdigsten Brücken dieser Völker erregen die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr, als daß wir sie übergehen dürften.

Die Brücke von Loyang über einen Meeresbusen in China. Nach den Berichten der Reisenden, die größte Brücke in der Welt. Auf eine ähnliche Weise wie einst Babylons Brücke erbaut, doch ganz von Stein. Ihre Länge soll sich auf 26800 pariser Fuß erstrecken, und 300 Pfeilerweiten umfassen. Diese sind nicht mit Bogen übersprengt, sondern mit gewaltigen steinernen Balken überlegt, welche die 70′ breite Brückenstraße bilden. Die Pfeilerweite, d. i. eine jede Brückenöffnung soll fast 74½′ betragen, die Pfeiler selbst aber seyen 15′ breit, 70′ hoch, und beiderseits mit scharfkantigen Schutzköpfen versehen, welche in Gestalt eines dreiseitigen Prismen an der ganzen Höhe der Pfeiler bis unter die Balken hinauf laufen. Die Balken sollen über 15′ breit und 9′ dick, auf ihre breite Seite gelegt seyn. Andere Berichte geben ihnen nur 43′ altparis. Maßes zur Länge, womit sie die Öffnungsweiten der Brücke bilden und 4½′ für jede ihrer 2 andern Dimensionen, wornach die ganze Brücke zwar fast um die Hälfte der oben angegebenen Länge kürzer, aber immer noch ein erstaunliches Werk, wol sechsmal so lang als die größte Brücke in Europa, nämlich die heil. Geistesbrücke in Lyon ist. Die Brustlehne ist nach einigen ein Gitterwerk, nach andern eine Ballustrade und schließt sich über jedem Brückenpfeiler an ein Fußgestelle an, auf welchem jedesmal ein marmorner Löwe, 21′ lang aus einem Stücke, liegt[35]).

Die Brücke von Focheu über den Min in China. Mit der Brücke von Loyang die größte in der Welt in einem einfachen und großen Style, ganz dem der Römerbrücken ähnlich. Ihre Länge soll über 22000′ und ihre Breite 60′ betragen. Sie hat 100 Bogen in vollem Halbkreise, jeder 120′ weit. Ihre Pfeiler fast so breit wie die Bogenweite (ungefähr 100′) haben keine Schutzhäupter, und ragen 60′ über die Wasserfläche des Mittelwassers hervor. Die ganze Öffnungshöhe der Bogen im Lichten beträgt also 120′ zum Durchlassen der Schiffe mit vollen Segeln, und die ganze Höhe der Brücke 150′. Die Brustlehne ist von weißem Marmor mit chinesischen Schnörkeln verziert, und ruht auf einem einfachen und schönen Kranzgesimse, das von Tragsteinen unterstützt wird. Oben auf der Brustlehne liegen beiderseits über den Pfeilern Löwen von schwarzem Marmor 21′ lang, aus einem Stücke gehauen, und alle 20 Pfeiler erhebt sich über der Brückenstraße ein Triumphbogen. Das ungeheure Werk ist von 24′ bis 28′ langen, und 5′ dicken Steinblöcken aus weißen Steinen aufgeführt[36]).

Die Brücke von Marambum in China, merkwürdig durch die Gestalt ihrer Hochbogen, deren Seiten steil wie die gothischen Bogen, ihre Scheitel aber rund sind. Die Länge dieser Brücke überschreitet das Maß von 2000 Fuß. Sie gehört zu den Brücken mit gemischten Bogen. Die Hochbogen haben 24′ Spannungsweite und 20′ Höhe, und wechseln mit vollen Kreisbogen, die 49′ weit sind[37]).

Die Brücke von Fou-hiang-hien in dem Tche-kiang in China, ist wegen der Ähnlichkeit ihres Styles mit dem Style der Römerbrücken, und besonders wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem alten Pons Janicularis merkwürdig. Ihre Länge beträgt nur ungefähr 150′. Sie besteht aus 3 Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittlere ungefähr 40′, ein jeder der beiden äußeren 27′ weit seyn mag. Die Brückenpfeiler ungefähr 10′ breit, sind mit Vorhäuptern versehen, welche nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks zugekantet sind. Die Widerlagen sind sehr stark, und in den Strom hineingebaut. Auf jeder Seite des mittleren Bogens, zwischen ihm und den Bogenschenkeln seiner Nachbarn ist jedesmal über dem Vorhaupte ein Brückenauge in Gestalt eines halbkreisförmig überwölbten Durchganges, gerade wie bei dem alten Pons Janicularis, den wir in Fig. 3 vorgestellt haben, angebracht. Die ganze Brücke fällt in Gestalt eines flachen Bogens sehr steil nach den beiden Ufern hinab[38]).

Die neueren Brücken in China sind theils von Stein, theils von Ziegeln und theils von Holz gebaut, und was ihre Construction angeht, weder kühn, noch musterhaft, noch von lobenswürdiger Festigkeit[39]).

---

33) Ihre Form ist im Aufrisse Fig. 14 versinnlicht. 34) Geometrische Ansichten dieser Brücke vor ihrer i. J. 1768 vorgenommenen Erneuerung findet man bei Gauthey, Pl. IV. Fig. 63, bei Wiebeking Tab. 132, und bei Andern. 35) Der Aufriß einiger Pfeilerweiten der Brücke und ihr Querdurchschnitt, welche wir in Fig. 15 A u. B beifügen, bringt ihre architektonische Form zur Anschauung.

36) Die Form dieses majestätischen Gebäudes haben wir durch Fig. 16 A u. B im Aufrisse einiger seiner Bogen und in einem Querdurchschnitte anschaulich zu machen gesucht. 37) Von der Form dieser Brücke geben wir in Fig. 17 den Aufriß. 38) Eine kleine Abbildung dieser Brücke findet man bei Wiebeking in dessen Wasserbaukunst Tab. 130 unten. Eine größere perspectivische Ansicht mit der umliegenden Gegend, in den Voyages à Peking, Manille etc. faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par *M. De Guignes.* Planche Nro. 64. 39) Abbildungen einiger solchen Brücken findet man bei De Guignes in dem ang. Werke Pl. Nro. 14, 15 u. 78.

Die Brücke von Barbaruh über den Senderuth in Ispahan, Persiens ehemal. Hauptstadt, ist eine von den 4 Brücken dieser Stadt, deren Pracht, Schönheit und bequeme Einrichtung von den Reisenden so erhoben werden, daß Viele ihren Berichten nicht trauen wollen. Sie soll 2250′ Länge, 156′ Breite, und 120′ Höhe haben. Sie ruht auf 29 ein- und ausgeschmiegten Spitzbogen, sogenannten Wellenbogen, von welchen jeder 50′ weit ist. Die Pfeiler haben die Hälfte der Bogenweite zur Breite, und sind mit Vor- und Hinterhäuptern versehen, die sich in Gestalt eines wagerecht und senkrecht abgeschnittenen Eitheiles an sie anlehnen. Das unter allen Pfeilern gemeinschaftlich fortlaufende Fundament ist bis über das Mittelwasser herausgeführt, und darum unter der Mitte jeder Bogenweite von einem schmalen Kanale zur Erleichterung des Abflusses desselben durchschnitten. Über dieses Grundbett geht mitten unter der Brücke nach der Länge derselben quer durch die Pfeiler ein Gang durch, der ebenfalls in der Form des Wellenbogens überwölbt ist. Die Brückenstraße ist durch eine hohe Mittelmauer, welche nach der ganzen Länge der Brücke hinzieht, in zwei Hälften abgetheilt, wovon die eine dem Volke dient, die andere die beiden Serails verbindet. Die Seitenwege bei der Brustlehne der Brücke, sind von Arcaden in derselben Bogenform wie die Brückenbogen begränzt, und mit unterwölbten Altanen bedeckt, zu welchen man auf 4 Treppen gelangt, deren sich jedesmal eine am Ende eines Bogenganges befindet [40]).

Die Brücke Aliverdichan über den Senderuth in Ispahan, ist von ihrem Erbauer so benant, und von hohem, doch unbestimmtem Alter und großer Schönheit. Ihre ganze Länge beträgt 2230′, nach Chardin aber nur 2136′, ihre Höhe 135′ und ihre Breite 100′, wovon der Mittelstraße 60′, das Übrige den beiden umbauten Fußwegen zukomt. Die Mittelstraße so wie die Fußwege, sind mit Marmor gepflastert, letztere beiderseits von Arcaden in der Wellenbogenform begränzt, und mit zwei über einander liegenden Umgängen bedeckt, zu welchen man auf Treppen in den an jedem Ende der Brücke erbauten 4 runden Thürmen gelangen kann. Diese führen auch unter die Brücke hinab, wo eben so wie bei der Brücke Barbaruh ein Gang nach der Länge der Brücke mitten durch die Brückenpfeiler führt, der aber hier unter den Brückenpfeilern mit einem vollen Bogen überwölbt ist. Die ganze Brücke ist ebenfalls auf 29 Bogen gegründet, die ebenfalls 50 Schuh Spannungsweite, aber eine elliptische Form haben, und folglich gedrückte Bogen sind. Sie entspringen aus viereckigen Pfeilern, die nicht mit Schutzhäuptern versehen, und auch nicht so breit wie die Pfeiler der Brücke Barbaruh sind [41]).

Die Brücken der Italiäner, so wie der andern gebildeten europäischen Völker werden wir in dem Fortgange ihrer Ausbildung am besten durch die bekanntesten und merkwürdigsten Exemplare derselben kennen lernen, und diese darum nach der Zeitfolge beschreiben.

Die Brücke zu Vicenza, der Brücke Rialto zu Venedig ganz ähnlich, doch unbedeckt, scheint letzterer zum Vorbilde gedient zu haben. Sie wird von Vielen für ein Werk der Römer gehalten. Sie ist ein einziger flacher Bogen von 95′ Spannungsweite und 28′ Bogenhöhe. Über dem Scheitel des Bogens ist ein kleiner Theil der Brückenstraße in wagerechter Richtung angelegt. Der übrige bei weitem größere Theil senkt sich von hier an nach jedem Ufer in steilem Abfalle auf Stufen hinunter. Die Brücke ist also nur für Fußgänger dienlich. Ihre Brustlehne ist massiv [42]).

Die bedeckte Brücke zu Florenz über den Arno, auch **die alte Brücke, Ponte Vecchio** und **Brücke der Goldschmiede** genant. Eine der schönsten Brücken Italiens, und die erste, wo für die Gestalt der Brückenbogen der sehr flache Bogen über bedeutende Spannungsweite gebraucht wurde. Ihr Bau wurde im J. 1340 nach den Entwürfen des Taddäus Gaddi begonnen, und von dem Stadtbaumeister Neri Fioravanti ausgeführt. — Ihre ganze Länge beträgt 380′. Sie besteht aus 3 flachen Bogen, wovon der mittlere über 92′ und jeder der beiden Seitenbogen über 90′ weit ist. Die Bogenhöhe ist nur 18′ und die Dicke des Bogens im Schlußsteine 5′. Die Bogen fangen gleich über dem Wasserspiegel des Hochwassers an. Sie, nebst dem Bogen der Fleischbrücke in Nürnberg waren das Vorbild der Brücken, die am Ende des 18. Jahrh. in Frankreich erbaut wurden. Die Pfeiler, die nicht gar den vierten Theil der Bogenweite zur Breite haben, sind mit scharfkantigen Vorhäuptern nach der Grundform des gleichschenklichen Dreiecks versehen. Die Brückenstraße ist ganz wagerecht, und ihre Bedeckung besteht in Arcaden in vollem Halbkreise, welche von Pfeilern unterstützt werden. Sie kostete 60,000 Goldgulden [43]).

Die Brücke des alten Schlosses, Ponte di Castel Vecchio, zu Verona über die Etsch, i. J. 1354 erbaut, durch ihren alterthümlichen Styl und durch die große Spannungsweite des einen ihrer Bogen merkwürdig. Sie ist ohne die Thürme, mit welchen ihre Eingänge befestigt sind, 348 veronische Fuß, d. i. etwas über 372 paris. Fuß lang und 24 paris. Fuß breit. Sie besteht aus 3 flachen Bogen, welche ungefähr ¼ bis ¼ ihrer Weite zur Höhe haben. Der erste hat 151′ 10″ paris. Maßes zur Weite, nimt also mit der Brücke von Caseaux in Frankreich unter den größten steinernen Brückenbogen der Welt den zweiten Rang ein, der andere ist 87′ 8″ und der dritte 74′ 10″ weit. Die 2 Pfeiler haben 38′ 6″ und 19′ 3″ zur Breite. Die Vorhäupter erheben sich als Thürme bis über die Brustlehnen hinauf, und sind gleich der Brustlehne mit Schießscharten versehen.

---

40) Zur Versinnlichung der Form und der Einrichtung dieser schönen Brücke haben wir in Fig. 18 A u. B eine geometrische Ansicht eines Theils der Brücke und einen Querdurchschnitt derselben entworfen.

41) Einen schönen geometrischen Aufriß eines Theils der Brücke, nebst einem Querdurchschnitte derselben findet man bei Gauthey Tom. I, Pl. III, Fig. 50 u. 49. Einen Aufriß der ganzen Brücke, nebst einem Querdurchschnitte in Umrissen, hat Durand in seinen Recueils des édifices de tout genre etc. Pl. 22 aufgenommen, worin aber in einzelen Theilen einige kleine Verschiedenheiten bemerkt werden.

42) Einen schönen kleinen Aufriß findet man bei Gauthey Tom. I. Pl. I. Fig. 23.

43) Der in Fig. 19 mitgetheilte Aufriß versinnlicht die Form dieses merkwürdigen Gebäudes.

Die Brückenstraße fällt von der Mitte des 1 Bogens an gegen ihre Enden beiderseits ab, und das ganze Gebäude ist von gebrannten Ziegeln aufgeführt [44]).

Die bedeckte Brücke von Pavia über den Ticino. Ein prächtiges Werk der sogenannten neugothischen Architektur, und eine der schönsten und musterhaftesten Brücken der Welt, von Galeazzo Visconti, dem ersten Herzoge von Mailand, um d. J. 1400 erbaut. Sie ist 600′ lang, 70′ breit, 108′ hoch, und hat 7 gothische Spitzbogen, wovon ein jeder 66′ weit und 60′ hoch ist. Zwischen den Bogenschenkeln sind große Brückenaugen nach der Form eines krummlinigen gleichschenklichen Dreiecks angebracht, welche mit den Bogen harmonisch angeordnet, dem ganzen Werke ein ungemein leichtes und schönes Ansehen verschaffen, und dem Abflusse der Hochgewässer große Öffnungen darbieten. Die Bedeckung der Brücke besteht aus mehren Stockwerken, zu welchen man auf Treppen gelangt, die an beiden Enden der Brücke angelegt sind. Die Hauptmasse des ganzen Gebäudes ist aus Ziegelsteinen aufgeführt. Die kleinen Säulen, welche auf jeder Seite der Brückenstraße in doppelter Reihe die Gewölbe der bedeckten Gänge für die Fußgänger unterstützen, sind von farbigem Marmor, ihre Häupter aber, und ihre Fußgesimse von weißem Marmor gebildet. Von gleichem Stoffe sind auch die Balustrade und andere architektonische Theile, und über den Gewölben sind Arabesken mit Vergoldungen auf blauem Grunde [45]).

Die Brücke Molle über die Tiber, 1½ M. von Rom, auf den noch übrigen alten Brückenpfeilern des Pons Milvius von Papst Nicolaus V. um d. J. 1450 erbaut. Sie ist gegen 600′ lang, doch äußerst schmal, und besteht aus 4 gothischen Spitzbogen, jeder 72′ weit und 3 kreisförmig überwölbten Nebenbogen. Das eine Ende der Brücke hat eine steile Auffahrt, und an dem andern Ende befindet sich ein Thurm, der noch von Belisarius erbaut seyn soll [46]).

Die Brücke Sixtus in Rom über die Tiber, auf der Stelle des Pons Janiculensis von Papst Sixtus IV. 1475—1478 ganz im römischen Style erbaut. Sie ist gegen 350′ lang, hat 4 Bogen in vollem Halbkreise, wovon die 2 mittleren und größten 66′, die 2 andern jeder 60′ weit sind, ist mit scharfkantigen, nach dem gleichschenkligen Dreiecke gebildeten Vorhäuptern versehen, und über dem mittleren Pfeiler ist oben zwischen den Bogenschenkeln ein kreisrundes Brückenauge angebracht. Die Brückenstraße ist über den 2 mittleren Bogen wagerecht, an beiden Enden hat sie eine steile Abfahrt [47]).

Die bedeckte Brücke von Alexandria über den Tanaro in Italien. Ein großes und schönes Gebäude, lange vor 1487 aufgeführt, wo man 4 seiner durch die Anschwellung des Flusses fortgerissene Bogen wieder herstellte. Die Brückenlänge beträgt 690′, die Breite 23′. Sie hat 10 nach einem Kreisbogenstücke, doch nicht sehr flach geformte Bogen von 64′ bis 30′ Spannungsweite. Die Pfeiler meistens ¼ von den Bogenweiten breit, sind mit dreieckigen Vorhäuptern versehen. Die Bedeckung besteht aus einem Dache, welches auf jeder Seite von 62 kleinen Arcaden getragen wird, die in vollem Halbkreise über Weiten von 7½′ aus Pfeilern entspringen. Das ganze Gebäude ist von Backsteinen, und nur die Bogen und Brückenpfeiler aus Werkstücken erbaut. Der Styl ist in der äußern Ansicht der Brücke der bedeckten Brücke von Florenz ganz ähnlich [48]).

Die krumme Brücke, Ponte Corvo, übe die Melza bei Aquino im Königreich Neapel. Vo Stephano del Piombino nach einem Kreisbogenstück gleich ⅕ der Peripherie im Grundrisse angelegt, und m dem Scheitel gegen den Strom gewendet, um der Brück durch diese Anordnung einen kräftigeren Widerstand gege die Gewalt des Stromes zu verschaffen; weil alle a diesem Orte im 14. u. 15. Jahrh. zum Brückenbaue g machte Versuche durch die Gewalt des Wassers, u durch den schlechten Boden vereitelt wurden. Das We wurde von Stephano's Sohne Augustino unter Beihi des Veronesers Fra Jocondo im J. 1505 vollendet. T Brücke ist ungefähr 600′ lang, 42′ breit, und besteht a 7 Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittlere u größte 88′, die beiden letzten und kleinsten jeder 70′ n sind. Die Pfeiler haben von 12′ bis 10′ verschied ebenfalls symmetrische abnehmende Breiten, und sind Vor- und Hinterhäuptern nach der Form eines gle schenklichen stumpfwinklichen Dreiecks versehen. Das ga Gebäude ist auf einem gemeinschaftlich durchgehenden F damente, als einem Grundbette gegründet, zu dessen ä ren Seiten 12′ bis 15′ lange Steine gebraucht, durch eiserne Klammern mit einander verbunden wur welches die Ursache der ungemeinen Festigkeit dieser Br ist, nicht aber die Bogenform im Grundrisse ihrer Anl die im Gegentheile eine schiefe Stellung der Brücken ler gegen den Strom hin veranlaßte, und so die Ge des Stromes zum Nachtheile der Stabilität der B vermehrte. Übrigens ist diese Brücke in einem einfa edeln und großen antiken Style vollendet, und die Brü straße hat von der Mitte an gegen beide Enden hin starken Abfall [49]).

Die Marmorbrücke zu Florenz über Arno. Eine der schönsten und kühnsten Brücke Welt. Ein Werk des Michel Angelo Buona Ein einziger flacher Bogen, der 130′ weit, folglich d größte in Italien, und einer der größten, nämli 8te größte auf der Erde ist. Die Bogenhöhe beträ und die Dicke des Bogens im Schlußsteine kaum daß das Maß desselben in der Ferne ganz verschw Die Brücke ist 33 bis 34′ breit, und ihrer Läng in vollkommen wagerechter Richtung angelegt. Ihre

44) Die Form der Brücke haben wir im Aufrisse Fig. 20 dargestellt. 45) Die architektonische Form dieser Brücke haben wir in einem Aufrisse Fig. 21 versinnlicht. Weit schöner noch und reicher erscheint dieses Gebäude in dem Aufrisse und Querdurchschnitte, welchen uns Durand in seinem Recueil etc. Pl. 23 davon mittheilt, vielleicht nach der ersten Form des Werkes restaurirt, wovon uns indessen nichts bekant ist. 46) Eine perspectivische Ansicht der Brücke findet man bei Wiebeking in der Wasserbaukunst Tab. 124. 47) Eine perspectivische Ansicht der Brücke s. in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 124.

48) Einen schönen Aufriß derselben findet man bei Ga Tom. I. Pl. VIII. Fig. 132. 49) Wir haben die Fa ses schönen Werkes in einem Aufrisse Fig. 22 A, und den riß des gemeinschaftlichen Fundaments und der darauf au Brückenpfeiler in Fig. 22 B entworfen.

lehne ist in Form einer Balustrade ausgeführt, und das ganze Werk ist von Marmor erbaut[50]).

Die Brücke über den Bacchiglione bei Vicenza. Eine der schönsten Brücken in Italien, der Brücke des Augustus zu Rimini ganz ähnlich. Sie ist ein Werk Palladio's aus der Mitte des 16. Jahrh., doch scheint sie nicht mehr zu bestehen, oder gar nicht ausgeführt worden zu seyn. Ihre Länge beträgt 216′, ihre Breite 52′. Von ihren 3 vollen Bogen hat der mittlere und größte 64½′, ein jeder der beiden äußern 52′ zur Weite[51]).

Die Dreifaltigkeitsbrücke zu Florenz über den Arno, die erste Brücke mit gedrückten Bogen in Italien, nach den Entwürfen des berühmten Bartolomäo Ammanati im J. 1558 u. s. f. erbaut. Ihre Länge beträgt 340 paris. Fuß. Die Anzahl ihrer Bogen ist 3. Sie haben die Form der Ellipse, deren halbe kleine Axe als Bogenhöhe $\frac{1}{7}$ der großen Axe oder der Bogenweite ist. Die Weite des mittleren Bogens ist 100′ eines jeden der beiden andern 84′. Die Brückenpfeiler haben ungefähr $\frac{1}{4}$ des mittleren Bogens zur Breite und sind mit Schutzhäuptern nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks versehen. Das ganze Werk ist von Bruchsteinen, die Stirnbögen von behauenen Steinen aufgeführt[52]).

Die bedeckte Brücke Rialto zu Venedig über den großen Canal, ein weltberühmtes Meisterwerk des Architekten Anton Conte del Ponte, einige glauben unter dem Einflusse Buonarotis um d. J. 1560 angefangen, und erst im J. 1591 durch Dionysius Boldo vollendet. Auffallend durch ihre sonderbare Form, allein der Lage und dem Gebrauche entsprechend. Ein einziger Marmorbogen von flacher Form 90′ weit und 19′ hoch, trägt die Brückenstraße beiderseits von Kaufmannsbuden begränzt, die durch Arcaden auf Pfeiler gegründet, alle von Marmor, gebildet werden. Die Brücke führt auf 3 Marmortreppen hinauf und hinab, was ihre sonderbare Form veranlaßt[53]). Die Kosten dieses Werks betrugen gegen 250,000 Kronen.

Die Brücke Felice über die Tiber zwischen Rom und Otricoli. Ein schönes und festes Werk im römischen Style unter Papst Sixtus V. seit 1589 erbaut. Ihre Länge beträgt 370′. Sie besteht aus 4 vollen Bogen, jeder 46′ weit. Die Bogen sind mit Bogensäumen und hervortretenden Schlußsteinen, die Pfeiler mit dreieckigen Vorhäuptern und halbkreisförmig abgerundeten Hinterhäuptern versehen. Ihre Oberpfeiler sind zwischen den Bogenschenkeln mit kreisförmigen Brückenaugen durchbrochen, welche sich ebenfalls durch Archivolten und hervortretende Schlußsteine auszeichnen. Der untere Theil dieser Brücke ist aus Werkstücken, der obere aus Ziegeln erbaut. Die Brückenstraße zieht sich in vollkommen wagerechter Richtung gegen ihre Enden hin fort[54]).

Brücken der Spanier.

Die Toledobrücke zu Madrid über den Manzanares. Ein schönes Werk in einem einfachen großen Style im 13. Jahrh. erbaut. Ihre Länge beträgt 520′. Sie hat 9 Bogen in vollem Halbkreise 32′ weit, und 8 Pfeiler 20′ breit. Die Pfeiler sind mit Vor- u. Hinterhäuptern versehen, die beiderseits halbkreisförmig in Gestalt halbrunder Thürme von 18′ Durchmesser bis zur Brückenstraße hinaufführen, wo sie mit dieser eine gemeinschaftliche Brustlehne einfaßt. Die Richtung der Brücke ist vollkommen gerade und wagerecht[55]).

Brücke von Valenzia über den Guadalaviar, eine der 5 Brücken dieser angenehmen Stadt, ein schönes und leichtes Gebäude. Ihre Länge beträgt 530′. Sie hat 10 äußerst flache Bogen von 40′ Bogenweite, die Bogenhöhe kaum 4′. Die Brückenpfeiler nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks, zugekantet, sind kaum 9′ breit, und die Brückenstraße zieht ihrer Länge nach in wagerechter Richtung über den Fluß hin[56]).

Die Brücken der Engländer.

Die Londonbrücke, oder die alte Brücke über die Themse zu London. Ein großes und schwerfälliges Gebäude, das den Strom gefährlich aufstaut, zum Schaden der Schiffahrt und der Gesundheit der Anwohner hemt und verschlamt; allein wegen seines alten Styles aus dem 12. Jahrh. als historisches Denkmal des Brückenbaues höchst merkwürdig. Sie wurde im J. 1176 unter der Leitung Peter's, Predigers von St. Marie Colecharch, eines der berühmtesten Baumeister seiner Zeit, angefangen, und nach dessen im J. 1205 erfolgtem Tode von dreien an seine Stelle erwählten Londner Kaufleuten fortgesetzt, und im J. 1209 beendigt. Ihre ganze Länge beträgt 858′ (915′ engl.), ihre Breite ist 42′. Ursprünglich bestand sie aus 20 Bogen, ohne Zweifel alle, wie jetzt noch die meisten, nach der Form des gedrückten Spitzbogens, wovon man aber wegen der geringen Weite dieser Bogen, und der großen Breite ihrer Pfeiler, die oft der Bogenweite selbst gleich komt, die 2 mittleren nebst dem Mittelpfeiler im J. 1756 abtrug und statt ihrer einen einzigen 67′ weiten (72′ engl.) flachen Bogen erbaute[57]).

Die Brücke bei Oxford über die Cherwel, ein festes und starkes Gebäude, das auch in seinem Baustyle diese Eigenschaften verkündet. Ihre ganze Länge beträgt 520′. Sie besteht aus 9 Bogen, wovon jedesmal 2 in vollem Bogen 30′ weit über einem der zwei Arme der Cherwel erbaut sind, beiderseits von einem auf den Ufern gegründeten nur 10′ weiten, begränzt. Der mittlere ist ein 40′ weiter und 25′ hoher Hochbogen der ebenfalls auf dem Ufer gegründet, beiderseits von den übrigen durch einen langen massiven Straßenwall geschieden ist. Die Brückenstraße zieht in wagerechter Richtung bis zu dem letzten schmalen Bogen an jedem Brückenende fort, über welchem sie sich in einem äußerst starken Ab-

50) Wir haben seine Form in dem Aufrisse Fig. 23 dargestellt. 51) Eine schöne geometrische Ansicht findet man bei Gauthey Tom. I. Pl. I. Fig. 11. 52) Ihre architektonische Form ist im Aufrisse Fig. 24 dargestellt. 53) Diese haben wir in Fig. 25 A u. B durch eine geometrische Ansicht und einen Querdurchschnitt versinnlicht. 54) Ein schöner Aufriß dieser Brücke bei Gauthey Tom. I. Pl. I. Fig. 9, unter der irrigen Aufschrift: Pont Borguette.

55) Ihre architektonische Form ist in einem Aufrisse Fig. 26 dargestellt. 56) Ihre architektonische Form haben wir in Fig. 27 abgebildet. 57) Wir haben die Form dieser durch ihre alterthümliche Bauart merkwürdigen Brücke nach den neuesten Untersuchungen und Ausmessungen hier in Fig. 28 durch einen Aufriß derselben dargestellt.

fall nach dem Ufer senkt. Über dem mittleren Bogen und seinen Widerlagen ist sie zu einem schönen von Balustraden umgebenen Altane erweitert, von welchem sie sich beiderseits über den Straßenwall und die folgenden Bogen von einer vollen Brustlehne begränzt fortsetzt. Das ganze Gebäude ist aus Werkstücken aufgeführt [58]).

Die Brücke von Maidenhead über die Themse, zwischen Oxford und Lichfield, ist wegen ihrer Hochbogen merkwürdig. Ihre Länge beträgt ungefähr 475′; ihre Breite 30′. Sie besteht aus 13 Bogen, wovon die 7 mittleren Hochbogen nach halben Ovalen geformt sind, die ihren kleinen Durchmesser zur Weite, und den halben großen Durchmesser zur Höhe haben. Die Spannungsweite des mittleren und größten Bogens beträgt 38′, seine Höhe 24′, wovon die Bogen beiderseits bis zu dem Ende der Brücke an Weite und Höhe abnehmen. Die 3 Nebenbogen an jedem Ende der Brücke sind nach dem vollen Bogen gebildet. Die Pfeiler haben jedesmal ¼ der Spannungsweite zur Breite; die, aus welchen die Hochbogen entspringen, sind mit Vorhäuptern nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks zugekantet, versehen; jene der Seitenbogen beiderseits auf einem höhern Flußbette gegründet, haben keine Schutzhäupter. Die Brückenstraße senkt sich von dem mittleren Bogen an beiderseits in einer steilen Abfahrt nach den Ufern hin. Über den Hochbogen ist sie mit einer Balustrade, über den Seitenbogen mit einer vollen Brustlehne verwahrt. Das ganze Werk ist von Sandsteinen aufgeführt. Es wurde von der Gemeinde Maidenhead gebaut, und kostete 200,000 Gulden [59]).

Die Brücke von Blenheim in der Provinz Oxford, eine seltsame und sonderbar eingerichtete Brücke über einen Kanal in dem Garten des berühmten Schlosses Blenheim, nach den Zeichnungen des Architekten Joh. Waesbruck für den Herzog von Marlborough zum Andenken des von ihm im J. 1704 bei Hochstett und Blindheim über die vereinigten Baiern und Franzosen erfochtenen Sieges erbaut. — Sie hat 1 nicht sehr flachen Bogen von 92′ Weite, und 2 kleinere Bogen im vollen Kreise, zwischen welchen verschiedene Wohnungen, und andre Gemächer angebracht sind. Das ganze Werk hat eine Länge von 405′ und ist in einem schlechten Style verziert und ausgeführt [60]).

Die Westmünsterbrücke über die Themse zu London. Eine der größten Brücken des 18. Jahrh. und jetzt die nächst größte in England; ein Werk des franz. Architekten de la Belie, in einem großen und ernsten Style vom J. 1738 bis 1750 erbaut. Ihre ganze Länge bis über die Ufermauern hinweg beträgt 1146¼′ (1223′ engl.); ihre Länge zwischen den Ufermauern 1070′, und ihre Breite 45′, wovon 28′ dem Fahrwege, 6¼′ einem jeden der Fußwege, und 2′ auf jeder Seite der Dicke der hohen steinernen Balustraden zukommen. Die Brücke besteht aus 13 größeren Bogen in vollem Halbkreise, welche von dem mittleren fast 72′ weiten beiderseits bis zu jedem der äußeren 51′ weiten symmetrisch abnehmen, und an jedem Ende der Brücke aus einem kleinen, welcher nur 21′ weit ist. Gleichergestalt nimt auch die Breite der Brückenpfeiler beiderseits von 16′ bis zu 11′ ab. Die Vorhäupter der Pfeiler sind nach dem gleichschenklichen Dreiecke zugekantet, und über jedem erhebt sich ebenfalls, wie über einem Theile der Vorhäupter der Londonbrücke ein Oberbau bis zur Brückenstraße, wo jedesmal auf demselben ein Häuschen, in der Form eines halben Achteckes gegen die Brückenstraße hin offen und oben mit einem halben Walmgewölbe bedeckt, angebracht, und mit Ruhebänken versehen ist. Über diesen Ruhenischen sind die Lampen zur Erleuchtung der Brücke angebracht, und das Brückengeländer, welches sich an diese Nischen anschließt, besteht aus einer 7′ bis 8′ hohen steinernen Balustrade. Die Brückenstraße hat von der Mitte an gegen beide Enden hin einen sanften Abhang, ihre Enden selbst aber fallen über den letzten kleinen Bogen sehr steil ab. Das ganze Gebäude ist von behauenen, harten Portlandssteinen aufgeführt, und die Gewölbsteine sind so behauen, daß sie nicht scharfkantig aufeinander liegend das Ausspringen der Kanten veranlassen, sondern abgerundet selbst an der inneren Wölbungsfläche dem Auge ein bäurisches Werk darstellen. In den beiderseitigen Widerlagen sind Treppen angebracht, auf welchen man zur Themse hinabsteigen kann. Die Baukosten beliefen sich nach Vollendung des ganzen Gebäudes auf 389500 Pfd. Sterling [61]).

Die Brücke über den Taff, in der Grafsch. Glamorganshire in England. Von dem kühnen Mauermeister Will. Eduard 1756 ganz von Backsteinen erbaut, nachdem ihm der Bau zuvor dreimal eingestürzt war. Sie besteht aus 1 einzigen flachen Bogen 132′ weit und 33′ hoch, welcher also der weiteste steinerne Brückenbogen in England, unter den übrigen bekannten der Erde aber vom 7ten Range ist. Über jedem Schenkel des Bogens sind 3 kreisrunde Brückenaugen angebracht, welche den Zweck hatten, den Druck der Bogenschenkel auf die Widerlage zu vermindern. Ihnen schreibt man das endliche Gelingen dieses Werkes nach vorhergegangenem dreimaligen Einsturze zu [62]).

Die Brücke Essex zu Dublin in Irland, über den Liffy, vom Architekten Simple 1757 erbaut. Ist in Form und Verzierung der Westminsterbrücke zu London fast ganz ähnlich, doch lange nicht so groß als jene. Ihre Länge beträgt 255′. Ihre 5 vollen Bogen haben von 45′ bis 32′ Spannungsweite, und die Breite der Brückenpfeiler ist ¼ der Bogenweite [63]).

Die Brücke von Shrewsbury über die Severn. Ein zierliches und stolzes Gebäude, allein unbequem und mit schlechter Architektur beladen. Ihre ganze Länge beläuft sich auf 420′, ihre Breite ist 27′. Sie

58) Wegen der eigenthümlichen Bauart dieser Brücke haben wir einen Aufriß ihrer Form in Fig. 29 beigefügt. 59) Eine geometrische Anschauung dieser Brücke findet man in Wiebeking's Wasserbaukunst Tab. 132. 60) Der eigenthümlichen und seltsamen Anlage wegen fügen wir in Fig. 30 eine geometrische Ansicht derselben bei.

61) Wir haben die Form dieser berühmten, rücksichtlich der Fortschritte des Brückenbaues in England höchst merkwürdigen Brücke in Fig. 31 durch einen Aufriß derselben versinnlicht. 62) Geometrische Ansichten dieser Brücke finden sich bei Durand im Recueil etc. Pl. 23 bei Gauthey Tom. I. Pl. II. Fig 23, und in der Berliner Sammlung von Aufsätzen die Baukunst betreffend. Jahrg. 1806. II. Bd. p. 70. 63) Ein Aufriß s. bei Gauthey Tom. I. Pl. II. Fig. 29.

besteht aus 7 Bogen in vollem Halbkreise, wovon der mittlere 55′ weit ist, die übrigen beiderseits symmetrisch abnehmend schmäler und niedriger werden, so daß ein jeder der beiden äußersten 37′ zur Weite hat. Die Pfeilerweite beträgt jedesmal ungefähr ¼ der Bogenweite, und die Vorhäupter sind nach einem gleichschenklichen Dreiecke zugekantet. Die Brückenstraße senkt sich von der Mitte an in sehr steilen Abfahrten nach den Ufern hin, und ihre Brustlehne ist als Balustrade ausgeführt. Das ganze Gebäude besteht aus Werkstücken [64]).

Die Blackfriarsbrücke oder Schwarzmönchenbrücke über die Themse in London. Eine der größten und schönsten Brücken in England, in ihrem Style der neuen Strandbrücke ziemlich ähnlich. Ein Werk des Architekten Robert Mylne im J. 1760 angefangen und 1770 vollendet. Ihre Länge bis zum Anfange der beiderseitigen Erweiterung ihrer Straßenenden beträgt 933′ (995′ engl.), ihre ganze Länge bis über die beiden äußersten Geländerpfosten hinweg 966′ und ihre Breite 42′, wovon 26¼′ der Fahrstraße, 6¼ jedem der beiden Seitenwege, das Übrige den beiderseitigen Brustlehnen zukömt. Sie hat 9 flache Bogen, die etwas mehr als ⅓ der Bogenweite zur Höhe über der Sehne haben. Die Bogenweite nimt vom mittleren größten Bogen beiderseits bis zum äußersten kleinsten von 92′ bis 68′ symmetrisch ab. Die Breite der Brückenpfeiler ist zwischen ⅓ und ¼ der Bogenweite. Ihre Vor- und Hinterhäupter laufen in der Basis nach einem Wellenbogen aus, und ihr Obertheil ist halbkreisförmig zugerundet. Über jedem erhebt sich ein Säulenpaar mit seinem Gebälke, das einen Balkon unterstützt. Der Kranz des Gebälkes ist mit Tragsteinen geschmückt, und setzt sich nebst dem Friese durch die ganze Brückenlänge hin als Gurtgesims fort. Die Brückenstraße ist von einer schönen steinernen 4′ hohen Balustrade begränzt. Sie hat von dem mittleren Bogen an über seine beiderseitigen Nachbarn hinweg eine sehr sanfte kaum fühlbare Abfahrt, von hier an aber fällt sie beiderseits über die 3 letzten Bogen hinweg in einem ziemlich starken Abschusse nach den Ufern hin. An den Ufermauern und an den Seiten der in den Fluß vorspringenden Widerlagen hin, führen Treppen von jeder Seite unter den Endbogen der Brücke hinab. Die Erbauung des ganzen Werkes kostete 152840 Pfund Sterling [65]).

Die Brücke bei Perth in Schottland, über den Tay; ein großes und schönes Werk 1760—70 von dem berühmten Architekten Smeaton aufgeführt. Ihre ganze Länge beträgt 850′ (906′ engl.), ihre Breite über 24′. Sie besteht aus 9 Bogen, wovon der mittlere über 72′ weit ist.

Die Brücke von Lancaster ist eine der schönsten Brücken in England, in einem edeln und reichen Style vollendet. Ihre Abmessungen sind uns bis jetzt nicht bekant geworden. Sie besteht aus 5 flachen Bogen die sich doch dem vollen Bogen nähern, und ihre Pfeiler sind mit halbkreisförmig zugerundeten Vorhäuptern versehen. Über jedem erhebt sich ein toskanisches Säulenpaar, das mit seinem Gebälke und Giebel eine, jedesmal zwischen den Bogenschenkeln der Brückenbogen angebrachte Nische krönt. Das Gurtgesims der Brücke setzt sich im Style des toskanischen Säulengebälkes fort, und über jedem Giebel erhebt sich bis zur Brustlehne der Brücke ein Oberbau. Diese Oberbaue sind wahrscheinlich eben so viele Brückenbalkone, zwischen welchen sich die Brustlehne in Form einer Balustrade fortsetzt [66]).

Die Brücke von Hennelay über die Themse. Eine kleinere aber schöne Brücke, einfach und edel verziert. Sie wurde im J. 1784 erbaut, ist 237′ lang, und hat 5 Bogen in vollem Halbkreise, von 40′ bis 30′ Spannungsweite, nach beiden Enden hin abnehmend. Die Bogen sind mit Bogensäumen verziert, welche von sogenannten Sparrenköpfen unterstützt werden. Die Brückenpfeiler haben ¼ der Bogenweite zur Breite, und ihre Schutzhäupter kreisförmig abgerundet, verjüngen sich etwas gegen oben. Die Brückenstraße hat von der Mitte an eine etwas starke Abfahrt nach den Ufern hin [67]).

Die Brücke von Kew über die Themse. Ein schönes Werk des 18. Jahrh., 312′ lang mit 5 Bogen in vollem Halbkreise von 58′ bis 40′ Spannungsweite, die Pfeilerbreite kaum ⅙ der Bogenweite. Die Schutzhäupter halbkreisförmig abgerundet, ragen bis unter das Gurtgesims hinauf. Die Brückenstraße hat von der Mitte an gegen beide Enden hin eine starke Abfahrt, und ist mit einer Balustrade verwahrt [68]).

Die zwei neuesten und merkwürdigsten engländischen Brücken sind:

Die Brücke von Dunkelden über den Tay in Schottland. Eine der schönsten steinernen Brücken Großbritanniens, durch ihre verständige Construction und eigenthümliche architektonische Anordnung merkwürdig. Ein Werk Telford's aus dem ersten Zehntel des gegenwärtigen Jahrh. Ihr Bau wurde im J. 1809 beendigt. Ihre ganze Länge von einem Ende der Brustlehne bis zum andern beträgt 635′ (677′ engl.), ihre Breite 25′ 8″. Sie besteht aus 5 Hauptbogen nach der Form des flachen Bogens, der ⅓ seiner Spannungsweite zur Bogenhöhe über der Sehne hat, und aus 2 in vollem Bogen überwölbten Nebenbogen. Der mittlere Hauptbogen ist über 84′ weit (90′ engl.), ein jeder seiner beiden Nachbarn fast 79′, ein jeder der folgenden über 69′. Von den Nebenbogen hat jeder 20′ zur Weite. Der größte Bogen ist im Schlußsteine kaum 3′ stark. Um die Bogenschenkel von dem Drucke der Baumasse zu befreien, ist der Raum zwischen ihnen größtentheils hohl gelassen. Statt der vollen Ausmauerung sind zwei nach der Länge der Brücke parallellaufende Stützmauern zwischen den Bogenschenkeln bis zur Höhe der Schlußsteine aufgeführt, und über ihnen ist eine Bedeckung von Steinplatten angebracht. Vor- und Hinterhäupter sind nach der Grundform des gleichschenklich-rechtwinklichen Dreiecks zuge-

64) Die Form dieser Brücke ist in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 132 in einem deutlichen Aufrisse zu sehen. 65) Eine richtige doch etwas undeutliche geometrische Ansicht dieser schönen Brücke nebst dem Grundrisse eines ihrer Enden hat Wiebeking Tab. 129 links unten mitgetheilt.

66) Ein geometrischer Aufriß des schönen Gebäudes ist in Wiebeking's Wasserbaukunst Tab. 132 zu sehen. 67) Ein deutlicher kleiner Aufriß dieser Brücke ist in Gauthey's Traité, Tom. I. Pl. II. Fig. 32 zu finden. 68) Die Form der Brücke zeigt unser Aufriß Fig. 32.

kantet, und über jedem erhebt sich bis zur Höhe der Brustlehne ein halbrunder Oberbau in Gestalt eines schlanken Thürmchens, auf dessen Verdachung der eiserne Lampenträger befestigt ist. Kreuzförmige Vertiefungen im Mauerwerke zeichnen die Thürmchen und Widerlagen aus. Die Brückenstraße über dem mittleren Bogen in wagerechter Richtung angelegt, fällt von da nach den beiderseitigen Ufern hin stark ab, und ist mit voller Brustlehne versehen[69]).

Die Strandbrücke oder Waterloobrücke über die Themse in London. Die neueste, größte, schönste und musterhafteste Brücke Englands, und eine der schönsten und größten Brücken Europa's, 1814 bis 1817 von Rennie entworfen und ausgeführt. Ihre Länge bis über die beiderseitigen mit Architektur decorirten Uferpfeiler hinweg, oder von einem Ende der Brustlehne bis zum andern, beträgt gerade 1200′ (1280′ engl.), ihre Breite 43′, wovon dem Fuhrwege $26\frac{1}{4}$′, einem jeden der Fußwege $6\frac{1}{7}$′, und der Dicke der beiderseitigen Brustlehne jedesmal 1′ $10\frac{1}{2}$″ zukommen. Die Brücke besteht aus neun nach der Korbbogenform gedrückten Bogen, jeder $112\frac{1}{2}$′ weit (120′ engl.) und $\frac{1}{4}$ der Bogenweite hoch. Die Dicke der Bogen im Schlußsteine ist $\frac{1}{16}$ der Spannungsweite. Alle Bogen sind zur Verminderung des Druckes auf die Pfeiler durch umgekehrte Wölbungen gegenseitig mit einander verbunden. Die Stirnbogen sind von grobkörnigem an Feldspath reichem Granite aus Wales erbaut, das übrige Gewölbe besteht aus gelblichem, feinkörnigem schottischem Sandsteine von mittlerer Tragkraft. Die Steine der Stirnbogen berühren sich nicht scharfkantig, sondern sind beiderseits auf einen Zoll abgekantet. Zur Ersparung des Mauermaterials und zur Verminderung des Druckes auf die Bogenschenkel sind die Räume zwischen ihnen auf ähnliche Weise wie bei der Brücke von Dunkelden hohl gelassen, und die volle Ausmauerung hier jedesmal durch sechs nach der Länge der Brücke parallellaufende Stützmauern ersetzt, welche in Gestalt von Pfeilern bis zur Höhe der Schlußsteine von Backsteinen aufgeführt, und oben mit 8″ dicken Platten überlegt sind. Die Brückenpfeiler sind $\frac{1}{6}$ der Bogenweite breit. Ihr Inneres ist von dem ebenbeschriebenen schottischen Sandsteine, ihr Äußeres aber von grobkörnigem Granite aus Wales. Ihre Vor- und Hinterhäupter sind nach der Form des gothischen Spitzbogens zugekantet. Über jedem erhebt sich ein Säulenpaar mit seinem Gebälke, dessen Hauptgesims mit Kragsteinen verziert, sich nebst dem Friese nach der ganzen Länge der Brücke fortsetzt und das Gurtgesims derselben bildet. Der Styl des Werkes ist dem der Blackfriarsbrücke ähnlich, doch reiner und edler und die ganze Brücke ihrer Länge nach in wagerechter Richtung angelegt. Das Regenwasser wird auf eine musterhafte Weise von der Brückenstraße durch cylinderförmige in dem Innern der Pfeiler gemauerte Röhren in den Fluß hinabgeleitet. Beiderseits von den Widerlagen führen durch die Ufermauern Treppen zu dem Strome hinab, deren Ausgang auf der Stromseite mit Säulenlauben begränzt ist. Der Bauüberschlag dieses großen Werkes beläuft sich auf 800,000 Pfd. Sterling, welche von einer zu diesem Ende zusammengetretenen Gesellschaft gegen künftige Beziehung des Brückengeldes vorgeschossen wurden[70]).

Brücken der Teutschen.

Die Brücke von Kösen bei Naumburg über die Saale. Eine der ältesten noch bestehenden Brücken in Teutschland, ein Werk aus dem 11. Jahrh. Ihre Länge beträgt 288′. Sie besteht aus 8 Bogen, wovon die 5 mittleren nach dem gothischen Spitzbogen, die 3 anderen nach dem Halbkreise geformt sind. Die Bogenweite ist mehrentheils 24′ und $25\frac{1}{2}$′. Die Brückenpfeiler haben fast die Hälfte der Bogenweite zur Breite, und sind mit runden Vorköpfen versehen. Die Brückenstraße hat von der Mitte an eine steile Abfahrt nach beiden Enden[71]).

Die Brücke von Regensburg über die Donau. Eine der 3 größten Brücken in Teutschland, und unter ihnen als die stärkste berühmt. Sie wurde von Heinrich dem Stolzen, Herzoge in Baiern, und von den Bürgern zu Regensburg im J. 1135 angefangen, und der Bau im J. 1146 beendigt. Ihre ganze Länge beträgt nach den neuesten Messungen 1072′ ihre Breite 24′. Die Brückenstraße hat von der Gegend der Mitte an gegen ihre beiden Enden hin, eine steile Abfahrt, und zieht überdies noch von derselben Gegend an in zwei Armen oder Richtungen, die einen Winkel mit der Spitze gegen den Strom bilden, nach den Ufern hin. Sie ist auf 15 Bogen gegründet, wovon die 3 mittleren volle, und die übrigen flache Bogen, doch nicht sehr weit von dem Halbkreise entfernt sind; die 2 Endbogen aber zum Theil vermauert, ihre ursprüngliche Größe verloren haben. Die Bogen sind von 57′ bis $35\frac{1}{2}$′ Spannungsweite abnehmend, unregelmäßig nach der Länge der Brücke vertheilt. Die Pfeiler haben von 20′ bis 24′ verschiedene Breiten, und ihre Vor- und Hinterhäupter sind nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks zugekantet. Die Fundamente der Pfeiler sind mit weitläufigen Vorbauen versehen, wie man sie an keiner andern Brücke der Erde sieht. Das ganze Gebäude ist aus roh behauenen Bruchsteinen mit großer Festigkeit gemauert, nur die Stirnen der Bogen, die sichtbaren Wölbungsflächen, und das Äußere der Pfeiler nebst den Schutzhäuptern sind von Werkstükken erbaut, die Schutzhäupter selbst aber mit rohen Bruchsteinen bedeckt. Die Brustlehne ist aus aufgestellten Steinplatten gebildet, welche mit eisernen Klammern, in Blei gegossen, mit einander verbunden sind. Über dem fünften Brückenpfeiler führt seitwärts an der Brücke eine

69) Wir haben die Form dieser durch den eigenthümlichen Charakter ihres Styls merkwürdigen Brücke in Fig. 33 A u. B durch einen Aufriß und durch Querdurchschnitte nach den neuesten Aufnahmen des Baudirektors Wiebeking versinnlicht.

70) Wir haben die architectoniche Form dieser schönen und musterhaften Brücke in Fig. 34 A durch eine geometrische Ansicht derselben nach der neuesten Aufnahme des Baudirektors Wiebeking zur äußeren Anschauung gebracht, und zur weiteren Versinnlichung unserer Beschreibung einen Querdurchschnitt gerade vor den Widerlagen genommen in Fig. 34 B beigefügt. 71) In dem Aufrisse Fig. 35 haben wir die Form dieser alten Brücke vorgestellt.

hölzerne Brücke als schiefe Ebene angebracht, auf die darunter liegende kleine Insel hinab [72]).

Die Mainbrücke zu Würzburg. Ein altes und festes Gebäude, in einem einfachen und großen Style, der Toledobrücke zu Madrid sehr ähnlich. Sie ist im 13. und 14. Jahrh. erbaut, in der Folge aber sehr verschönert. Ihre Länge beträgt 465′ und erstreckt sich über 10 volle Bogen, jeder 31′ weit. Die Pfeiler beiderseits in halbkreisförmigen Schutzhäuptern vorspringend, haben die Hälfte der Bogenweite zur Breite. Die Vorsprünge steigen in Gestalt halber Cylinder bis zur Brückenstraße hinauf, wo sie mit ihr durch eine gemeinschaftliche volle Brustlehne umfaßt werden. Über 12 Vorsprüngen ist jedes Mal das Standbild eines Heiligen in außerordentlicher Größe aufgestellt, welche doch den Fußgängern noch hinlänglichen Raum zur Benutzung der Baltone übrig lassen. Dieses geschah im Anfange des 18. Jahrh. und trägt sehr viel zur Verschönerung der Mainbrücke bei. Die Brückenstraße hat von ihrer Mitte an eine ungemein sanfte Abfahrt nach ihren Enden, und das ganze Werk ist nebst den Statuen aus einheimischen Sandsteinen verfertigt [73]).

Die prager Brücke über die Moldau. Nach der heil. Geistesbrücke und der Brücke de la Guillotière in Lyon die größte in Europa, von Karl IV. erbaut, welcher im J. 1358 den ersten Stein dazu legte, allein erst im 18. Jahrh. unter Karl VI. gänzlich vollendet. Ihre Länge beträgt 1645′. Sie ist also 879′ kleiner als die heil. Geistesbrücke und 287′ größer als die Elbbrücke in Dresden, viel schöner als die erstere, doch bei weitem nicht so schön wie die letztere. Ihre Breite ist 34′. Sie besteht aus 18 Bogen in vollem Halbkreise, wovon die meisten gegen 70′ Weite haben. Die Bogen sind aus Werkstücken erbaut, und mit Bogensäumen eingefaßt. Das übrige Mauerwerk ist von Bruchsteinen ganz außerordentlich fest, und kaum zerstörbar. Aus den ziemlich breiten Brückenpfeilern entspringen Bilderstühle, auf welchen 1709 und 1710 acht und zwanzig Standbilder, von den besten Meistern verfertigt, aufgestellt wurden, und der Brücke eine ungemeine Schönheit geben. Unter diesen zeichnet sich besonders die Statue des heil. Johannes von Nepomuk aus, welche ganz von Metall 20 Centner schwer ist. Sie soll sich an der nämlichen Stelle befinden, wo König Wenzel diesen Priester über die Brücke hinab in den Fluß stürzen ließ. Die Vorköpfe der Brückenpfeiler sind nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks zugekantet, und die Brückenstraße hat von der Gegend der Mitte an gegen beide Enden eine sanfte Abfahrt [74]).

73) Einen richtigen Aufriß, nebst Grundriß und Querdurchschnitte dieses großen Werkes, kann man in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 132, und eine schöne perspectivische Ansicht desselben, mit umliegender Gegend aus dem 17. Jahrh. in *Merian's* Topographia Bavariae nachsehen. 73) Schöne perspektivische Ansichten aus dem 17. Jahrh. findet man in *Merian's* Topographia Franconiae, und zwei Abbildungen derselben von zwei verschiedenen Seiten aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhund. bei Oberthür im Taschenbuche für die Geschichte, Topographie und Statistik vom Jahre 1796. 74) Geometrische Ansichten dieses großen Werkes, findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. III. Fig. 40 und bei Wiebeking in der Wasserbaukunst Tab. 13.

Die Fleischbrücke in Nürnberg über die Pegnitz, merkwürdig wegen ihres kühnen flachen Bogens, als eines der ersten dieser Art, zugleich auch des einzigen in Teutschland, und wegen der unwandelbaren, selten mit solchen Werken verbundenen Festigkeit. Sie wurde von dem berühmten Peter Karl von Nürnberg (von Helling bei Nürnberg), demselben, der auch zu Heidelberg auf dem Schlosse die Decke des Saales im sogenannten dicken Thurme frei ohne Mittelsäule über eine Weite von 100 nürnberger Fuß, oder 93¼ paris. Fuß, erbaute, entworfen, im J. 1597 angefangen, und im J. 1600 vollendet. Dieser berühmte Bogen ist 97¼ nürnb. Stadtschuh, d. i. über 91 par. Fuß weit, und mehr nicht als 13 Nürnbg., d. i. etwas weniges über 12 paris. Fuß hoch. Seine Dicke im Schlußsteine beträgt nur 4′ Nürnb., d. i. 3′ 8″ Paris. und seine Tiefe, nämlich die Breite der Brücke 50′ Nürnb. oder 46′ 9″ Paris. Der Bogen fängt zunächst an der Wasserfläche des Hochwassers an. Die Steinfugen sind nach dem Mittelpunkte des Bogens gerichtet, das Material selbst aber rother Sandstein, der nur geringe Festigkeit hat. Dahingegen sind die Widerlagen ungemein stark und haben an jedem Brückenende über 38′ paris. zur Länge; die Grundlage besteht aus 377 unter den Widerlagen senkrecht und 104 hinter den Widerlagen schräg eingerammter Pfähle; ja zwischen diesen Hauptpfählen wurden noch 1085 kleinere Füllpfähle eingetrieben. Zur ganzen Brücke hat man 4628 große Werkstücke gebraucht, und obgleich der Taglohn eines Zimmermanns und eines Steinhauers nur 15 Xr. betrug, so kostete das Werk dennoch 82,127 Fl., wovon dem Baumeister Karl 13,000 Fl., für die geführte Aufsicht bezahlt wurden. Diese Brücke hat nebst den Bogen der bedeckten Brücke zu Florenz über den Arno, den Brükken, die gegen das Ende des 18. Jahrh. in Frankreich erbaut wurden, zum Vorbilde gedient. — Doch stellt ihre Brückenstraße keine wagerecht fortlaufende ungebrochene Linie dar, sondern fällt von der Mitte nach beiden Straßen hin ab. Wir haben die architektonische Form dieser merkwürdigen Brücke und ihre Construction in einem Aufrisse Fig. 36 versinnlicht [75]).

Die Sternbrücke zu Weimar über den Ilmfluß, wegen der Brückenaugen merkwürdig, die hier zum erstenmale an den Brücken der Neueren vorkommen. Der fürstliche Baumeister Wilhelm Richter, welcher diese Brücke im J. 1653 an einem gefährlichen Orte aufführte, brachte sie zwischen den Bogenschenkeln an, um die Standhaftigkeit des Gebäudes zu sichern. Die Länge der Brücke beträgt ungefähr 190′. Sie besteht aus drei flachen Bogen, die doch fast Halbkreise sind, 47′ 9″ zur Weite und 22′ 6″ zur Höhe haben. Die Pfeiler sind mit Vorhäuptern versehen, und die Brückenaugen über ihnen haben eine ovale Form, deren Höhe von 10′ nach der Höhe der Brücke und die Breite von 7′ 10″ nach der Länge der Brücke angeordnet ist [76]).

75) Eine schöne perspektivische Ansicht derselben findet man von Merian in Topographia Franconiae. 76) Eine Abbildung

Die ABCBrücke, oder Karlsbrücke zu Nürnberg über die Pegnitz, gehört unter die schönen und merkwürdigen Brücken Teutschlands. Sie wurde von K. Karl VI. erbaut, der um d. J. 1720 den ersten Stein dazu legte, und im J. 1728 vollendet. Ihre Länge von dem einen Ende der Brustlehne bis zum andern beträgt ungefähr 100′. Ihre Breite 17′. Sie besteht aus zwei gedrückten Bogen, nach der Korbbogenform, die ersten und einzigen dieser Art in Teutschland, jeder 43′ weit, die Bogenhöhe etwas mehr als $\frac{1}{4}$ der Spannungsweite. Der Brückenpfeiler hat etwas mehr als $\frac{1}{4}$ der Bogenweite zur Breite. Er ist mit dreieckigem Vorhaupte und halbkreisförmig abgerundetem Hinterhaupte versehen, über welchen sich jedesmal ein halbrunder Oberbau mit einer Nische, und darüber zu jeder Seite der Brückenstraße ein Obelisk erhebt. Die Brückenstraße ist ihrer Länge nach ganz wagerecht, ohne alle Auffahrt angelegt. Das Material der Brücke ist rother Sandstein [77]).

Die Brücke von Zwettau bei Torgau über die alte Elbe, ein großes und festes Gebäude. Im J. 1730 von August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen erbaut. Ihre Länge beträgt 690′. Sie hat 12 Bogen in vollem Halbkreise, wovon die beiden mittleren und weitesten ein jeder 46′, die beiden äußersten und kleinsten, ein jeder 33′ weit sind. Die Pfeiler springen nach der ganzen Höhe der Brücke vor, sind aber nur abwechselnd mit dreieckigen Vorköpfen versehen. Die Brückenstraße hat von der Mitte über dem mittleren Pfeiler an gegen beide Enden eine äußerst steile und unsichere Abfahrt [78]).

Die Elbbrücke zu Dresden. Eine der schönsten und größten Brücken in Europa; — aus dem alten im 12. Jahrhundert durch den berühmten teutschen Baumeister Matthäus Fotius erbauten großen Brückenwerke zur jetzigen schönen Elbbrücke in den Jahren 1727 bis 1732 von dem sächsischen Architekten Matthäus Pöpelmann umgestaltet. Ihre Länge beläuft sich auf 1358′ und wird also nur von drei bis vier andern Brücken Europas, nämlich von der heil. Geistesbrücke in Lyon um 1166′, von der Brücke de la Guillotière daselbst um 397′, von der prager Brücke um 287′ und von der Brücke über die Loire zu Tours um 22′ übertroffen. Da hingegen übertrifft sie alle diese an Schönheit. Die Brücke von Tours allein kann ihr wegen ihrer eleganten Ausführung, aber nicht rücksichtlich der Festigkeit an die Seite gestellt werden. Die ganze Breite der Brücke beträgt 35′. Die Brückenstraße, einer der herrlichsten Spaziergänge in der Welt, steigt von beiden Ufern nur etwas, fast unfühlbar bogenförmig an, und ist zwischen den Geländern 32′ breit, wovon 23′ 4″ dem Fahrwege, und 4′ 4″ einem jeden der erhöhten Fußwege zukommen. Sie ruht auf 18 Bogen in vollem Halbkreise, die von 58′, 51$\frac{1}{2}$′, 50′ u. s. w. bis 37′ Spannungsweite abnehmend, unregelmäßig durch die Brückenlänge hin vertheilt sind, doch so, daß wenigstens die größeren zum Theil um die Mitte der kleinsten beiden Enden der Brücke zu liegen kamen. Die gewaltigen Brückenpfeiler sind manchmal so breit, wie die Bogen selbst, und ihre abgerundeten Vor- und Hinterhäupter reichen bis zur Brückenstraße hinauf, wo sie höchst angenehme, mit Ruhebänken versehene Balkone bilden, das Gurtgesims der Brücke wird von großen Tragsteinen unterstützt, und das Brückengeländer ist ein leichtes schönes Gitterwerk aus eisernen Stäben, das um die Balkone her mit Bilderstühlen abwechselt, auf welchen sich Urnen erheben. Auf einem dieser Balkone ist ein schönes Denkmal der Frömmigkeit, ein Heiland am Kreuze aus Bronce, reich vergoldet über einem Calvarienberge aufgestellt. Das Metall wiegt 33 Centner, und das ganze Monument hat eine Höhe von 40′. — Schon im J. 1119 wurde der Bau dieser Brücke angefangen, nachher aber unterbrochen. Doch im J. 1173 durch den Baumeister Fotius fortgesetzt, und im J. 1222 beendigt. Wegen der zu großen Breite ihrer Pfeiler und der geringen Öffnungsweite der Bogen, mußte die Brücke öfters vom Hochgewässer leiden, besonders in den Jahren 1342 und 1571, wo jedesmal mehre ihrer Pfeiler von den aufgestauten Fluthen unterspült, zusammenstürzten, wo sie dann auch immer wieder hergestellt, und dauerhafter als vorher erbaut wurden; ja im J. 1573 stieg der angeschwollene Strom bis über die Brückenstraße hinweg. Ursprünglich war ihre Länge noch bedeutender, und umfaßte 24 Pfeiler und 23 Bogen. Allein als man im 16. u. 17. Jahrh. mit Vergrößerung der Festungswerke bis an die Elbe rückte, wurden fünf ihrer Bogen bei ihrem Ende gegen die Neustadt verschüttet, worauf Kurfürst August, der Polen König, sie durch Pöpelmann erneuern ließ. Pöpelmanns Werke an dieser Brücke sind aber folgende: die Vor- und Hinterhäupter, die mit einer Bedachung versehen nur etwas weniges über den Anfang der Bogen reichten, führte er bis zur Brückenstraße hinauf, erweiterte die Brücke durch Anbringung des großen Kranzgesimses, das er durch Tragsteine unterstützte; er legte die Balkone und das schöne Brückengeländer an, und erhob das hohe Denkmal des Kreuzes. Das ganze Werk ist aus hartem Sandstein ganz von Werkstücken erbaut [79]). Im Kriege 1813 wurden zwei ihrer Bogen vom französischen General Regnier gesprengt, nachher aber wieder hergestellt.

Die Brücke von Heidelberg über den Nekkar. Eine der schönsten Brücken in Teutschland, ein großes Gebäude in einem einfachen und edeln Style, von dem kurpfälzischen Bauinspektor Matthäus Mayer 1787 und 1788 aufgeführt. Ihre Länge zwischen den beiderseitigen Ufermauern beträgt 604′, ihre Breite 24′, wovon dem Fuhrwege 17′, einem jeden der Fußwege 2′, und der Dicke der Brustlehne auf jeder Seite 1$\frac{1}{2}$′ zukommen. Gegen beide Enden hin verengt sich die Brücke bis zu 17′, so daß der ganzen Breite der Straße einschließlich der Fußwege im Lichten nur 15$\frac{1}{2}$′ zukommen. Sie

dieser Brücke s. in der berliner Samlung von Aufsätzen die Baukunst betr., Jahrg. 1806 2r Bd. S. 72. 77) Die Form der Brücke ist richtig in einer schönen geometrischen Ansicht in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 131 gezeichnet. 78) Einen schönen Aufriß dieser Brücke findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. III. Fig. 42, auch b. Wiebeking Tab. 132.

79) Die Form dieser berühmten Brücke ist durch einen Aufriß in Fig. 37 versinnlicht.

besteht aus 9 flachen Bogen, die doch dem vollen Bogen ziemlich nahe kommen. Der mittlere hat eine Weite von 68′, ein jeder seiner zwei Nachbarn 67′, die darauf folgenden gegen das eine Ende der Brücke, sind 65′, 35′, 24′ 9″ und die gegen das andre Ende desselben 67′, 60′ und 38′ weit. Die Dicke der Bogen im Schlußsteine ist von 3′ bis zu 2′ verschieden. Die Pfeilerbreiten nehmen von 16′ 9″ einerseits bis zu 8′ andrerseits bis zu 9½′ ab. Die Vorhäupter der zwei mittleren Pfeiler und des letzten nächst jedem Brückenende sind nach einem gothischen Spitzbogen zugekantet, die übrigen vier nach dem gleichschenklichen Dreiecke geformt. Die Hinterhäupter aber sind alle nach einem sehr flachen Bogenstücke abgerundet. Über den drei mittleren Bogen ist die Brücke ihrer Länge nach in wagerechter Richtung angelegt, und hier beiderseits mit einer vollen steinernen Brustlehne und über jeder Pfeilerstirne mit einem auf Tragsteinen hervorragenden und von Balustraden umgebenen Balkone versehen. Über den drei äußeren Bogen an jedem Brückenende senkt sie sich in einer ziemlich steilen Abfahrt nach den Ufern hin, und ist hier, wo sie sich zugleich auch verengt, mit einem leichten eisernen Geländer verwahrt. Der Pfeiler an jedem Ende des wagrechten Theiles der Brücke ist auf der Hinterseite stromabwärts weit herausgebaut, und über einem jeden dieser Vorbaue ist ein großer Balkon mit Balustraden umgeben angelegt, auf welchem sich Denkmäler der Sculptur des 18. Jahrh. erheben. Auf dem einen gegen die Stadt hin ist auf dem mit halberhabener Arbeit verzierten Bilderstuhle, der auf einem mit Inscriptionen versehenen Unterbaue ruht, die Statue des Kurfürsten Karl Theodors von der Pfalz aufgestellt, unter ihm liegen die Sinnbilder von vier Hauptströmen der ehemaligen Pfalzbaierischen Lande. Auf dem andern erhebt sich auf gleiche Weise das Standbild einer Minerva, unter welcher vier liegende jugendliche Menschengestalten mit ihren Attributen die 4 Hauptzweige der Landesthätigkeit oder die vier Fakultäten bildlich darstellen. Das ganze Gebäude ist aus Werkstücken von röthlichem Sandsteine sehr fest und schön construirt [80]).

Die Brücke von Hohenlimburg über die Lenne, in der königl. preuß. Grafschaft Mark, im J. 1796 nach der Angabe des Oberweginspektors Steinmeister, von dem Maurermeister Kleinhanz in einem Zeitraume von fünf Monaten erbaut. Sie ist ganz von schwarzgrauem Marmor und würde zu den prächtigen Bauwerken Teutschlands gehören, wenn ihre Außenseiten glatt abgerieben worden wären, die bis jetzt blos bepikt sind — und die Nachlässigkeit beim Verstreichen der Fugen das Äußere der Brücke nicht entstellt hätte. Ihre Länge beträgt 447 köln., d. i. 380 paris. Fuß, ihre Breite nur 15′ paris., über dem mittleren Bogen aber 18′. Die 7 Bogen derselben sind im vollen Halbkreise gesprengt, und die Bogenweite nimt vom mittleren gegen die beiden Enden der Brücke hin, von 38′ bis 25′ ab. Die Dicke der Bogen im Schlußsteine ist nach derselben Ordnung von 3′ bis 2′ verschieden. Hiezu kömt noch ein kleinerer flacher Bogen für den Mühlgraben, welcher 15′ 3″ Weite hat. Die Pfeiler haben eine Breite von 10′ und die Uferpfeiler 12′ 8″ und 17′. Die Vor- und Hinterhäupter sind der Pfeilerbreite von 10′ gleich, und scharfkantig nach einem Spitzbogen gebildet, dessen Halbmesser gleich ihrer Breite ist. Die zwei Paare, welche den mittleren Bogen an seinen beiden Stirnseiten begränzen, reichen in ihrer spizbogenförmig zugekanteten Gestalt, bis zur Brückenstraße hinauf, wo sie Balkone bilden, die mit Ruhebänken versehen sind. Die Brustlehne der Balkone ist von Stein, das übrige Brückengeländer von eisernen Stäben. Die Brückenstraße hat beiderseits nach den Ufern hin einen starken Fall, dessen Höhe zwischen $\frac{1}{16}$ und $\frac{1}{18}$ ihrer Länge beträgt [81]).

Die Brücken der Franzosen zeichnen sich durch ihre Größe, durch ihre Kühnheit, durch ihre musterhafte Einrichtung und durch ihre Schönheit vor den Brücken aller übrigen Völker aus. Keine Nation hat es in der zweckmäßigen Anlage und in der richtigen Ausführung dieser Gebäude so weit, keine hat eine so große Menge steinerner Brücken zu Stande gebracht, als diese. Stets hat Frankreichs Regirung das lebhafteste Interesse für den Brücken- und Kanalbau als Mittel zur Beförderung gemeinsamer Thätigkeit genommen. Man hat es anfänglich sogar als eine Sache der Religion angesehen, und zur Beförderung des Brückenbaues eine eigene geistliche Verbindung, den Orden der Brückenbrüder, veranstaltet [82]). Ihnen folgte die ganze Nation: Regirung, Magistrate, Privatleute wirkten mit Gemeingeist für diesen Zweck. Schon im Anfange des auflebenden französischen Brückenbaues zeigt sich der große Sinn dieser Nation für solche Werke. Ihre ersten Brücken waren groß, ihnen folgten die kühnen mit weiten einzelen Bogen, die aber wegen ihrer damaligen großen Höhen, und der damit verbundenen beschränkten Anwendbarkeit abermals den Brücken mit mehren kleinen Bogen weichen mußten. Doch waren natürlicher Weise die ersten Werke sehr unvollkommen, in ihrer Einrichtung und in ihrer Construction. Sie schritten aber schnell zu immer größerer Vollkommenheit — bis die Regierung im J. 1720 unter Ludwig XV. eine eigene Abtheilung von Baumeistern zur Leitung des Brücken- und Straßenbaues, corps d'Ingénieurs des ponts et chaussées errichtete. Diesem wurde mit guten Besoldungen ein großer Wirkungskreis angewiesen und ununterbrochen Gelegenheit verschafft, große Werke zum Wohl und zur Ehre der Nation auszuführen; wodurch denn der Brückenbau in Frankreich zur höchsten Vollkommenheit stieg. Die Denkmäler dieser Baukunst sollen hier nach der Zeitfolge aufgeführt werden.

Die Brücke über die Durance, unterhalb der ehemaligen Karthause von Bonpas. Die erste große Brücke, welche in Frankreich nach dem Untergange des röm. Reiches erbaut wurde, und zwar von dem Orden der Brückenbrüder. Allein weil ihre Brückenöffnungen zu geringe, den Strom gewaltig anschwellten, so wurde sie in kurzer Zeit

80) Bis jetzt ist noch keine gute und zweckmäßige architektonische Abbildung dieses schönen Werkes erschienen; der Verf. hat daher eine solche nach seinen Messungen Fig. 38 beigefügt.

81) Grundriß, Aufriß und Querdurchschnitt der Brücke, findet man in der Samlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betr. Berl. 1797. 1. Bd. S. 171.

82) S. unter d. Art. Brückenbrüder.

von dem Hochwasser zerstört. Noch sieht man Überreste ihrer Grundpfeiler aus den Wellen der Durance hervorragen.

Die Brücke von Avignon über den Rhone, die zweite Brücke, welche in Frankreich nach dem Untergange des römischen Reichs erbaut wurde, und einst die größte Brücke in Europa. Ihr Meister war der heil. Benezet von Avila mit den Brückenbrüdern. Sie wurde im J. 1177 angefangen, und erst im J. 1188 ganz beendigt. Allein die vernachlässigte Ausbesserung eines schadhaft gewordenen Bogens hatte im J. 1602 den Einsturz mehrer zur Folge, und der Eisgang des J. 1670 riß noch einige andere mit ihren Pfeilern zusammen. Nur vier Bogen gegen die Stadt zu stehen jetzt noch am Anfange der Brücke. Sie war zwischen ihren Brustlehnen nur 12′ 4″ breit, und die Brustlehne selbst hatte kaum 1′ zur Dicke. Aber die Länge der Brücke betrug 2770′ und breitete sich in 21 Bogen aus, die in drei verschiedenen Richtungen erbaut waren. Zwei gingen gerade über zwei verschiedene Arme des Flusses, auf eine dazwischen liegende Insel, die dritte lief über die Insel in einer krummen Linie hinweg, um die beiden ersteren richtig mit einander zu verbinden. Die Bogen, nicht ganz in vollem Halbkreise, waren 100′ bis 104′ weit und von behauenen mehr als 2 Fuß dicken Steinen gebildet. Ihrer Tiefe nach waren sie aus vier verschiedenen Bogen, oder Bogenrippen nach römischer Bauart zusammengesetzt, zu deren Verbindung mit einander man sich auch des Eisens bediente. Die Pfeiler hatten ¼ bis ⅓ der Bogenweite zur Breite, waren mit scharfkantigen, nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks erbauten Vorhäuptern versehen, und bis zum Hochgewässer ebenfalls mit behauenen Steinen erbaut. Das übrige bestand aus kleineren Bruchsteinen. In dem oberen Theile der Pfeiler, so wie auch über den Gewölbseiten sind hohle überwölbte Räume zur Beförderung der Standhaftigkeit der Brücke angebracht. Die Brückenstraße hatte an ihren beiden Enden eine äußerst steile Auffahrt [83]).

Die Brücke de la Guillotière über den Rhone in Lyon, nach der heil. Geistesbrücke die größte in Europa, ließ Papst Innocenz IV. um das J. 1245 von der Einnahme aus den Ablässen erbauen. Sie ist 1755′ lang und hat 18. Bogen, welche fast alle im vollen Halbkreise von äußerst verschiedener Weite von 98′ bis 24′ höchst-unregelmäßig abwechseln. Die Brückenpfeiler von verschiedener, meist sehr großer Breite, sind mit dreieckigen Vorhäuptern versehen. Die Brückenstraße hat ihrer ganzen Länge nach eine wagerechte Richtung, und nur bei ihren beiden Enden eine steile Abfahrt. Unter den historischen Inschriften an der Brücke, aus welchen wir die Zeit ihrer Erbauung abgeleitet haben, dürfen wir hier jene nicht übergehen, die mit dem Worte Pontifex spielt; sie heißt: **Pontifex animarum fecit pontem aquarum** [84]).

Die heil. Geistesbrücke über den Rhone in Lyon. Die größte Brücke in Europa, durch die Sorge der Brückenbrüder im J. 1285 angefangen und im J. 1305 vollendet. Ihre Länge beträgt 2524′, ihre Breite aber nur 16½′, wovon der Straße selbst wegen der Dicke der Brustlehnen 14′ zukommen. Sie läuft nach drei verschiedenen Richtungslinien fort, und umfaßt 19 große nicht sehr flache Bogen, die von 76′ bis 107′ Weite unregelmäßig abwechseln, und 6 kleinere Bogen, welche erst später unter dem schief aufsteigenden Anfange der Brücke erbaut wurden. Die Wölbungen der Bogen sind nach ihrer Tiefe aus vier einzelen Bogenrippen zusammengesetzt, die von Werkstücken und sehr hart gebrannten Ziegeln construirt sind. Das übrige Gebäude ist von Bruchsteinen äußerst fest gemauert. Die Brückenpfeiler haben mehr als ¼ der Bogenweite zur Breite, und sind auf einem allerseits weit vorstehenden Unterbaue, der zugleich in dreieckige Schutzhäupter ausläuft, gegründet. Der Obertheil der Pfeiler ist mit kreisförmig überwölbten Gängen zum leichtern Abflusse des Hochgewässers durchbrochen. Das Brückengeld von dieser Brücke belief sich noch im J. 1790 auf 28,000 Fr., wurde aber seitdem aufgehoben [85]).

Die Brücke von Ceret über den Tech, auf der Straße von Perpignan nach Praß-de-Mouillon; merkwürdig durch ihre Construktion und durch ihren weiten Bogen, der unter den größten steinernen Brückenbogen auf der Erde den 6ten Rang einnimt, ist im J. 1336 erbaut. Der Bogen ist in vollem Halbkreise über eine Weite von 138½′ aus schmalen Werkstücken gewölbt. Das übrige Gebäude ist von Backsteinen mit großer Festigkeit erbaut, und das Mauerwerk über den Bogenschenkeln sowol als unter der beiderseits fortgesetzten Brückenstraße ist einerseits mit zwei ungefähr 24′ weiten Bogen, andrerseits mit 3 von derselben Größe, und noch zwischen den Schenkeln derselben mit 2 ungefähr 6′ weiten halbkreisförmig überwölbten Brückenaugen durchbrochen, um die Stabilität des Gebäudes zu vermehren. Die Länge der ganzen Brücke beläuft sich auf 400′, ihre Breite aber nur auf 12′. Die Brückenstraße hat von der Mitte gegen ihre beiden Enden hin eine äußerst steile Abfahrt [86]).

Brücke von Castellane über den Verdon. In d. J. 1404 von der Einnahme aus den päpstlichen Ablässen erbaut. Ein flacher Bogen von 86′ Bogenweite und 28′ Bogenhöhe [87]).

Brücke von Romans über die Isère aus dem 15. Jahrh. Ist 440′ lang und nur 18′ breit. Sie besteht aus 4 flachen Bogen, die sich doch dem Kreisbogen ziemlich nähern von 81′ bis 65′ Spannungsweite. Die Pfeiler haben ¼ der Bogenweite zur Breite, und sind

---

83) Einen geometrischen Aufriß der noch bestehenden 4 Bogen findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. II. Fig. 190, und auch Wiebeking hat sie in seiner Wasserbaukunst Tab. 129 nach Gauthey in einem schlechteren und undeutlichen Stiche gegeben, wie viele folgende, bei welchen wir Gauthey allein ohne Erwähnung der Wiebekingischen Abbildungen anführen. 84) Geometrische Anschauungen dieser Brücke findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V, Fig. 72, bei Wiebeking Tab. 129. 85) Geometrische Aufrisse dieser Brücke findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V. Fig. 71 und in Wiebeking's Wasserbaukunst Tab. 129. 86) Wir haben von der Form dieses merkwürdigen alten Werks in Fig. 39 eine geometrische Ansicht gegeben. 87) Ein Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 149 und bei Andern.

mit dreieckigen Schutzhäuptern versehen. Das ganze Werk ist größtentheils aus Bruchsteinen erbaut [88]).

Die Brücke von Villeneuve d'Agen über den Loth. Ein schönes Werk aus dem 15. Jahrh., 270′ lang mit einem Bogen in vollem Halbkreise von 108′ Spannungsweite und drei andern von 30′, 28′ u. 6′. Der große Bogen hat bedeutend gelitten, und ist auf eine meisterhafte Weise mit eisernen Bändern befestigt worden [89]).

Die Brücke von Vieille-Brioude über den Allier, mit einem einzigen Bogen, aber den weitesten steinernen Brückenbogen auf der Erde. Sie wurde im J. 1554 auf Kosten der Frau von Vieille-Brioude durch die Unternehmer Grenier und Estone erbaut. Der bewunderungswürdige Bogen, der jetzt noch der Zeit trotzend, feststeht, ist seiner Form nach ein sogenannter flacher Bogen, doch dem vollen Bogen ziemlich nahe. Seine Weite beträgt fast 167′ und seine Höhe 64¼′. Die Dicke seiner Wölbung besteht aus 2 übereinander-stehenden Reihen von Gewölbsteinen, die kaum mit einander in Verband gebracht sind. Die erste Reihe ist aus einer vulkanischen Steinart, die zweite aus einem sehr harten Sandsteine construirt. Die Gewölbsteine sind 7″ 5‴ bis 9″ 3‴ dick, und höchstens 2′ lang behauen. Die Brücke selbst ist nur 15′ breit, allein sehr fest auf zwei über den niedrigsten Wasserstand hervorragenden Felsen gegründet, und hat gewaltige Widerlagen, welche dem ganzen Brückengebäude eine Länge von ungefähr 324′ geben. Die Brückenstraße steigt von ihren beiden Enden an bis über die Mitte des Bogens sehr steil an [90]).

Brücke von Sisteron über die Durance, im J. 1500 erbaut, ist wegen der Form ihres Bogens sehr merkwürdig. Sie hat einen einzigen Hochbogen, und zwar einen Korbbogen, der den kleinen Durchmesser = 80′ zur Weite, den großen Halbmesser = 54′ zur Höhe hat [91]).

Brücke Notre Dame in Paris über die Seine, ein einfaches schönes und starkes Gebäude, von dem berühmten Veroneser Fra Jocondo auf der Stelle der ersten steinernen Brücke, die in Paris im J. 1412 erbaut, und 1499 zerstört wurde, im J. 1507 aufgeführt. Ihre Länge beträgt über 380′. Ihre Breite 73′. Sie hat 6 Bögen in vollem Halbkreise meistens 53′ weit. Die Pfeiler sind 12′ breit und mit dreieckigen Vorhäuptern versehen. Die Brückenstraße hat von der Mitte gegen beide Enden hin einen sanften Abfall [92]).

Brücke bei Tournon über den Doux, im J. 1545 erbaut, der v ergrößte gemauerte Bogen in der Welt. Ein einziger flacher Bogen nach einem Kreisbogenstücke von 147′ Spannungsweite und 61′ Bogenhöhe gebildet. Das Brückengewölbe ist von weichen Sandsteinen erbaut und die Stirnseiten desselben aus behauenen Werkstücken. Das übrige Brückengebäude besteht aus rohen Bruchsteinen. Die Brückenstraße ist nur 15′ breit und das ganze hat seiner Form nach mit der Brücke von Vieille-Brioude große Ähnlichkeit [93]).

Brücke de la Crau d'Arles, s. im Art. Wasserleitung.

Brücke von Toulouse über die Garonne. Die erste Brücke mit gedrückten Bogen, nach den Zeichnungen des Architekten Souffron, im J. 1543 angefangen, doch erst 1632 vollendet. Sie ist 790′, lang und 60′ breit. Sie besteht aus 7 Bogen nach der sog. Korbbogengestalt, von 106′ bis 42′ Spannungsweite sehr unregelmäßig angeordnet. Ihre Pfeiler sind mit dreieckig scharfkantigen Vorhäuptern versehen, und der obere Theil derselben zwischen den Bogenschenkeln hat kreisförmige Brückenaugen. Die Brückenstraße steigt beiderseits ziemlich stark an. Das ganze Gebäude ist von Backsteinen, die Bogensäume, die Säume der Brückenaugen, und die Vor-, und Hinterhäupter ausgenommen, welche von behauenen Steinen sind. Der Styl der Brücke ist überladen und schwerfällig [94]).

Brücke von Chatelleraut über die Vienne in Frankreich. Eine der ersten Brücken mit gedrückten Bogen im J. 1560 angefangen und 1609 beendigt. Sie ist 448′ lang und hat neun Bogen von 30′ Weite. Die Bogen sind nach der sog. Korbform gebildet, ausgenommen der mittlere, welcher ein voller Kreisbogen ist. Der vordere Theil der Bogen entspringt aus einem Theile der in Vorhäupter schief auslaufenden Enden der Pfeiler und bildet daher eine schiefe Wölbung, ein sogenanntes Ochsenhorn oder Kuhhorn. Die Breite der Brücke beträgt 66′, und beiderseits außerhalb der Brustlehne, befinden sich ebenfalls Fußwege 4′ breit von Steinplatten gebildet, welche über jedem Pfeiler von hohen schmalen unbehaupteten Pilastern und dazwischen von Tragsteinen unterstützt werden. Die Brückenstraße hat von der Mitte der Brücke an, beiderseits gegen die Enden hin eine äußerst sanfte, fast unfühlbare Abfahrt [95]).

Die Neue Brücke: Pont Neuf, über die Seine in Paris, welche eine der besuchtesten dieser Hauptstadt ist, und mit zu den schönsten Brücken Europa's gezählt wird. Ein Werk des berühmten Architekten Jean Androuet du Cerceau im J. 1578 angefangen und von G. Marchand im J. 1604 vollendet. Sie ist gegen 876′ lang, und 68′ breit, wovon der Brückenstraße für das Fuhrwerk 30′, einem jeden der beiden Fußwege 17′ und der Dicke der Brustlehne 2′ zukommen. Die ganze Brücke besteht aus zwei Theilen, welche an der äußersten Spitze der Insel de la Cité in einer schönen Brückenterrasse zusammentreffen. Der erste Theil am linken Ufer der Seine hat 7 Bogen in vollem Halbkreise von 60′ bis 43′ Spannungsweite, der andere Theil am rechten Ufer hat 5 volle Bogen 44′ bis 29′ weit, deren Stirnflächen ausgeschnitten sind, und sogenannte Kuh- oder Ochsenhörner darstellen. Die dreieckigen Vor- und Hinterhäup-

88) Einen Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. IV. Fig. 61. 89) Einen schönen Aufriß der Brücke bei *Gauthey* Tom. I. Pl. IV. Fig. 61. 90) Eine schöne geometrische Ansicht der Brücke, findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. IV. Fig. 56 und bei Andern. 91) Ihrer merkwürdigen Bogenform wegen haben wir sie in Fig. 40 in einem Aufrisse beigefügt. 92) Ihre architektonische Form haben wir in einem Aufrisse Fig. 41. dargestellt.

93) Ein geometrischer Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 143. 94) Ihre Form ist bei *Gauthey* Pl. V. Fig. 89 und bei Wiebeking Tab. 129 abgebildet. 95) Ein schöner Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 153.

ter reichen in ihrer prismatischen Gestalt fast bis zum Gurtgesimse hinauf, und tragen thurmartig runde Balkone, welche mit Buden überbaut sind. Das Gurtgesims wird von Tragsteinen unterstützt [96]).

Brücke von Claix über den Drac bei Grenoble, im J. 1611 erbaut. Ebenfalls ein einziger kühner Bogen, der mit zu den größten steinernen Brückenbogen der Welt gehört, und unter ihnen den 5ten Rang hat. Er ist nach dem sogenannten flachen Bogen geformt von 140′ Spannungsweite und 55′ Bogenhöhe. Die Brückenbreite beträgt nur 19′. Die Brückenstraße hat von der Mitte des Bogens an gegen beide Enden hin eine Abfahrt von jedesmal verschiedener Neigung [97]).

Brücke St. Michel in Paris über einen Arm der Seine. Eine schöne Brücke aus d. J. 1618, 188′ lang und 105′ breit, mit 4 Bogen in vollem Halbkreise, wovon die beiden mittleren jeder 42′, die beiden äußersten jeder 30′ weit sind. Über den 3seitig auslaufenden Vorhäuptern befinden sich Nischen mit einem Säulenpaar geziert, das auf einem Unterbaue aufstehend, einen Giebel trägt. Der Unterbau über dem mittleren Vorhaupte ist als Bilderstuhl für eine Statue bestimt. Sparrenköpfe unterstützen das Gurtgesims. Im Ganzen eine Nachahmung der Brücke des Augustus zu Rimini [98]).

Brücke Marie in Paris von Christoph St. Marie 1613 bis 1635 erbaut, eine Nachahmung der schönen Brücke des Augustus zu Rimini, doch ohne die Sparrenköpfe im Gurtgesimse. Sie ist 335′ lang und 72′ breit. Ihre 7 Bogen in vollem Halbkreise haben 55′ bis 42′ Spannungsweite. Die Brückenstraße hat von der Mitte an nach beiden Enden eine starke Abfahrt [99]).

Die Wechselbrücke, Pont au Change, in Paris über die Seine, v. J. 1639 bis 1647 erbaut, der Brücke Notre Dame in Hauptform und Verzierung ganz ähnlich. Sie ist gegen 400′ lang, und 98′ breit, und besteht aus 7 Bogen in vollem Halbkreise von 48′ bis 33′ Spannungsweite, wovon aber der kleinste und letzte fast ganz ausgefüllt ist. Sie ist auf der Stelle des alten Pont au Change gebaut, bei welchem man aus einem nachbarlichen Thurme am 24. August 1577 ein Glockenzeichen zur blutigen Bartholomäusnacht gab, und welche 19 Jahre darauf (am 27. Dec. 1596) einstürzte, 500 Menschen und unter ihnen viele, die sich in jener Schreckensnacht durch schändliche Plünderung bereichert hatten, unter ihren Trümmern begrub [1]).

Brücke de la Tournelle in Paris, wie die vorher erwähnte Brücke Marie von Christoph St. Marie erbaut, und im J. 1656 vollendet. In Hauptform und Verzierung der Brücke Marie ganz gleich. Ihre ganze Länge beläuft sich auf 440′ und ihre Breite auf 49′. Sie hat 6 Bogen in vollem Halbkreise 52′ bis 46′ weit [2]).

Die Brücke von Saintes oder Xaintes, über die Charente in Frankreich. Zum Theil ein Werk Franz Blondels aus d. J. 1666 [3]).

Die Brücke von Mastricht, über die Maas, ein festes Werk des Dominicaners F. Roman, aus d. J. 1685, ist 490′ lang. Sie hat 8 steinerne Bogen in vollem Halbkreise mit Bogensäumen verziert, 37′ bis 34′ weit, und an dem einen Ende eine Brückenöffnung mit hölzernem Sprengwerk über eine Weite von 60′. Die Vorhäupter hatten im Grundrisse die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks, und ihre scharfen Kanten wurden vom Eisgange zerstört, daher sie jetzt abgerundet wurden. Die Hinterhäupter sind in ihrer Grundform nach einem halben Achtecke gebildet. Die Brückenstraße läuft ihrer Länge nach wagerecht fort [4]).

Die Brücke der Tuilerien oder Pont Royal in Paris, ein einfaches großes und edles Werk im alten Style, nach den Zeichnungen des Jul. Hardouin Mansard im J. 1684 angefangen und von Gabriel ausgeführt. Die Gründung des ersten Pfeilers auf der Seite der Tuilerien, die mit großen Schwierigkeiten begleitet war, wurde von dem dazu berufenen Dominikaner Roman von Mastricht vollzogen. Die Länge der Brücke beträgt über 400′, ihre Breite 52′. Sie begreift 5 gedrückte Bogen in der Korbbogenform, von welchen der mittlere über 72′, jeder der zwei nachbarlichen über 68′, jeder der beiden äußersten 64½′ zur Weite haben, die erste Brücke in Paris, die eine so regelmäßige Anordnung ihrer Bogen zeigt. Die Pfeiler sind mit dreieckigen Vorhäuptern versehen, und die Brückenstraße fällt von der Mitte an gegen beide Enden sanft ab. Das Werk hat 720,000 Livr. gekostet, welches nach der Berechnung Wiebekings im jetzigen Arbeitslohne 2½ Millionen betragen würde [5]).

Brücke von Büc bei Versailles, s. im Art. Wasserleitung.

Brücke von Blois über die Loire, erste große Brücke, welche in Frankreich nach Errichtung der Ingenieur-Abtheilung für den Brücken- und Straßenbau aufgeführt wurde, und welche zugleich eine große Sorgfalt und Regelmäßigkeit in ihrer ganzen Anlage und Anordnung wahrnehmen läßt. Ihr Styl ist einfach und groß. Ihre Erfindung ist das Werk des königl. Architekten Jacques Gabriel d. j., nach dessen Zeichnungen der Bau im J. 1720 von dem Generalinspektor des Brücken- und Straßenbaues Pitron begonnen wurde. Ihre Länge beträgt 892′; sie hat 11 gedrückte Bogen, sog. Korbbogen, wovon die Weite des mittleren und größten 81′ ist, die übrigen beiderseits von 72′ bis 51′ regelmäßig abnehmen. Ein jeder der zwei mittleren Pfeiler hat 16′ zur Breite, ein jeder der zwei nächsten 26′ und ein jeder der übrigen 15′. Die Vorhäupter sind im Grundrisse nach einem gleichseitigen Dreiecke, und die Hinterhäupter nach einem halben Sechsecke gebildet. Die Abfahrt,

96) Ein Aufriß und ein Querdurchschnitt dieser berühmten Brücke ist Fig. 42 beigefügt. 97) Eine geometrische Ansicht der Brücke bei *Gauthey* Tom. I. Pl. IV. Fig. 58. 98) Einen schönen Aufriß findet man bei *Gauthey* I. Pl. IV. Fig. 108. 99) In Fig. 43 haben wir von der Form dieser Brücke einen Aufriß gegeben. 1) Eine schöne geometrische Ansicht der Brücke findet man bei Gauthey a. a. O. Pl. VI. Fig. 103. 2) Ein schöner Aufriß bei *Gauthey* T. I. Pl. VI. Fig. 107.

3) S. oben römische Brücken, unter Kaiser August und Tiberius. 4) Einen schönen Aufriß findet man bei *Gauthey* T. I. Pl. VII. Fig. 116. 5) Wir haben den Styl dieser alten Brücke durch eine geometrische Abbildung derselben in Fig. 44 zur Anschauung gebracht.

welche die Brückenstraße gegen beide Enden hin hat, ist zu steil [6]).

Brücke von Tetes über die Durance, welche die Straße von Briançon nach Tetes verbindet. Eine schöne und kühne Brücke, im J. 1732 vom Ingenieur Henriana erbaut. Ein einziger flacher Bogen, doch fast in vollem Halbkreise 117′ weit. Die Brückenstraße ist 180′ lang, in ihrer Mitte 15′ breit, erweitert sich aber gegen ihre beiden Enden hin, und fängt auch über der Mitte des Bogens an gegen ihre beiden Enden zu fallen [7]).

Brücke von Compiegne über die Oise, ein schönes Werk im alten Style nach den Entwürfen des de la Hite, vom Brücken- und Straßenbaumeister Hupeau, im J. 1733 ausgeführt. 300′ lang aus drei gedrückten Bogen nach der sogenannten Korbbogenform, deren mittlerer 72′, ein jeder der beiden andern 66′ zur Weite, die Bogenhöhe aber ⅓ der Weite zum Maße hat. Die Vorhäupter sind hier zum erstenmale nicht geradlinig im Grundrisse gebildet, sondern aus 2 Bogenstücken von gleichen Halbmessern, in der Form eines Spitzbogens zusammengesetzt. Gleiche Gestalt hat man auch den Hinterhäuptern gegeben. Die Brücke hat von der Mitte an gegen beide Ufer eine Abfahrt [8]).

Brücke von Charmes über die Mosel in Lothringen, eine der größten Brücken in Europa, im J. 1740 erbaut, 1272′ lang, mit 10 Bogen in vollem Halbkreise 58′ weit, und zwei kleineren von 32′ Weite, welche letztere durch gewaltige 112′ breite Pfeiler von den übrigen gleichsam abgesondert sind. Die andern Brückenpfeiler haben kaum ⅕ der Bogenweite zur Breite. Das ganze Gebäude besteht aus Bruchsteinen und nur die Vor- und Hinterhäupter der Brücke sind von Werkstücken. Die Brückenstraße zieht sich ganz wagerecht ihrer Länge nach fort [9]).

Brücke von Port de Piles über die Creuse, von M. Bayeux 1747 erbaut, 350′ lang, mit 3 Bogen nach der Korbbogengestalt, der mittlere 97′, ein jeder der beiden andern über 92′ Spannungsweite. Die Bogenhöhe ⅓ der Spannungsweite. Die Vorhäupter dreieckig. Die Brückenstraße hat von der Mitte gegen beide Enden hin einen äußerst sanften kaum fühlbaren Abfall [10]).

Brücke von Toul über die Mosel, von Gourdin 1754 erbaut. Eine bequem angelegte und feste Brücke, von einfachem doch gemeinen Style, ohne besondere Eleganz, noch imponirende Größe und Schönheit, wie alle, bei denen wir nichts Besonderes vorerinnern. Ihre Länge beträgt 435′. Sie hat 7 Bogen nach der Korbbogenform, wovon der mittlere 51′ weit ist, die übrigen beiderseits regelmäßig bis zu 45′ abnehmen. Sie ist ganz von Quadersteinen aufgeführt. Die Vorhäupter haben im Grundrisse die Gestalt eines gleichschenklichen Dreiecks, wie bei allen Brücken, wo wir keine andre Gestalt bemerken. Die Brückenstraße hat von der Mitte an beiderseits eine sanfte Abfahrt [11]).

Die Papstbrücke über den Erieux, v. Pitot im J. 1756 ganz von behauenen Steinen erbaut, 500′, lang, mit 7 Bogen nicht ganz in vollem Halbkreise, jeder fast 46′ weit. Die Brückenstraße ihrer Länge nach ganz wagerecht fortziehend [12]).

Die Brücke von Orleans über die Loire. Eine der großen, schönen und kühnen Brücken Europa's, im alten einfachen Style, nach den Planen des Brücken- und Straßenbaumeisters Hupeau durch Soyer und Perronet ausgeführt. Der Bau wurde 1751 angefangen und 1760 beendigt. Ihre ganze Länge beträgt 1075′, ihre Breite 46′. Sie hat neun gedrückte Bogen nach der Korbbogenform, deren Weite von dem mittleren beiderseits symmetrisch von 100′ bis 92′ abnimt. Die Dicke des Gewölbes im Schlußsteine ist im mittleren Bogen kaum 6½′, und nimt für die folgenden Bogen ebenfalls beiderseits ab; so daß sie bei jedem der beiden äußersten Bogen nur 5½′ beträgt. Die Stärke der Pfeiler ist von 18′, bis 17′ in gleicher Abnahme verschieden. Zwei ihrer Pfeiler wurden oben innerhalb des Mauerwerkes zwischen den Bogenschenkeln, jeder mit drei umwölbten hohlen Räumen zur Verminderung des Druckes auf dieselben, und zur Vergrößerung der Stabilität der Pfeiler versehen. Die Gestalt der Vorhäupter ist im Grundrisse nach der Form eines Spitzbogens gebildet. Die Hinterhäupter sind halbkreisförmig abgerundet. Die Brückenstraße zieht sich von der Mitte an in einer äußerst sanften Abfahrt gegen beide Enden hin, wo sie sich in einem kurzen steileren Abfalle endigt. Der Bauüberschlag des Baumeisters Hupeau belief sich auf 2,084,000 Livr., welche aber nach gänzlicher Beendigung des Baues bis zu 2,671,000 Livr. anstiegen [13]).

Die Brücke von Tours über die Loire. Nach der heil. Geistesbrücke und der Brücke de la Guillotiere in Lyon die größte Brücke in Frankreich, doch viel schöner und musterhafter als jene, und zugleich eine der größten Brücken in Europa. Sie wurde vom Baumeister Bayeux in den Jahren 1755 bis 1762 erbaut. Ihre Länge beträgt 1380′, ihre Breite 43½′. Sie besteht aus 14 gedrückten Bogen nach der Korbbogenform, ein jeder 75′ weit. Die Brückenpfeiler sind 15′ breit, und mit dreieckigen Vorhäuptern versehen. Die Brückenstraße läuft ganz wagerecht nach ihrer Länge hin fort. Diese Brücke ist schon einige Mal wegen Mangel an hinlänglich fester Gründung durch das Hochwasser sehr beschädigt, aber immer meisterhaft wieder hergestellt worden [14]).

6) Ein schöner Aufriß bei *Gauthey* Tome I, Pl. V, Fig. 73. 7) Einen schönen Aufriß findet man bei *Gauthey* Tom. I, Pl. IV, Fig. 62, bei Wiebeking Tab. 132, und bei Andern. 8) Ihre Form s. b. *Gauthey* Tom. I, Pl. V, Fig. 93. 9) Ein schöner Aufriß des großen Gebäudes findet sich bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 113. 10) Geometrische Ansicht, s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 130, bei Wiebeking Tab. 130.

11) Einen schönen kleinen Aufriß sieht man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 129. 12) Eine geometrische Ansicht, s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 115. 13) Die architektonische Form dieser kühnen und musterhaften Brücke haben wir in Fig. 45 durch einen geometrischen Aufriß derselben zur Anschauung gebracht. Die schönsten und vollständigsten Abbildungen ihrer Construction und dabei gebrauchten Maschinen findet man in Perronet's bekannten Werke: Description des projets et de la construction des ponts de Neuilly, de Mantes etc. Pl. XXXVII bis XLIV. 14) Eine deutliche geometrische Ansicht dieser Brücke liefert *Gauthey* T. I. Pl. V. F. 74.

Brücke von Saumur über die Loire. Ein großes Werk und eine der schönsten Brücken in Europa, nach den Planen des Hrn. von Voglie von Cessart vervollkommnet ausgeführt. Der Bau begann im Jahr 1756 und wurde 1764 beendigt. Ihre ganze Länge bis über die Vorplätze auf den Widerlagen hinweg beläuft sich auf 980′; ihre Breite ist 42′, und die Anzahl ihrer Bogen zwölf. Die Gestalt des Bogens ist nach der sogenannten Korbbogenform gedrückt, und aus 11 Mittelpunkten gezeichnet. Die Spannungsweite beträgt über 60′, die Bogenhöhe $\frac{1}{4}$ der Weite, und die Dicke des Bogens im Schlußsteine $4\frac{1}{2}$′. Die Pfeiler haben ebenfalls durchgehends gleiche Breite von 12′, und ihre Vor- und Hinterhäupter sind nach der Form eines Spitzbogens zugekantet. Die Brückenstraße läuft ihrer ganzen Länge nach in wagerechter Richtung fort. Die Erbauung dieses schönen Werkes kostete 1,700,000 Livr. [15]).

Die Brücke von Moulins über die Allier. Eine schöne und musterhafte Brücke, im einfachen alten Style, und eine der größten in Frankreich, das Werk des Hrn. von Regemortes im J. 1756 angefangen, und 1764 beendigt. Ihre ganze Länge beträgt 1060′, ihre Breite 40′. Sie besteht aus 13 gedrückten Bogen nach der Korbbogenform, jeder 60′ weit, und $\frac{1}{4}$ der Spannungsweite hoch. Die Pfeiler sind 12′, also gerade $\frac{1}{5}$ der Bogenweite breit, und ihre Vorhäupter so wie ihre Hinterhäupter nach dem gleichschenklichen Dreiecke zugekantet. Die Brückenstraße läuft ihrer Länge nach in wagerechter Richtung fort [16]).

Brücke von Mantes über die Seine. Ein schönes Werk im einfachen alten Style, nach den Planen des Baumeisters Hupeau von Perronet ausgeführt. Der Bau begann 1757 und wurde 1765 beendigt. Ihre ganze Länge beträgt 430′, ihre Breite $33\frac{1}{2}$′. Sie besteht aus drei großen gedrückten Bogen nach der Korbbogenform, wovon der mittlere 120′, ein jeder der beiden äußeren 108′ zur Weite hat. Die Höhe des mittleren Bogens ist fast 35′, und die der beiden andern 33′ 5″. Die Bogenform ist aus 11 Mittelpunkten gebildet. Die Brückenpfeiler haben 24′ zur Breite, und ihre Vorhäupter sind nach der Form des Spitzbogens zugekantet, ihre Hinterhäupter aber halbkreisförmig zugerundet. Die Brückenstraße hat von der Mitte an beiderseits gegen die Enden hin eine äußerst sanfte ganz unfühlbare Abfahrt. Das Werk wurde durch Übernehmer zu Stande gebracht, welche vom State 612,000 Livr. erhielten [17]).

Brücke von Dole über den Doubs, von Gueret 1760 bis 1764 erbaut, ist 467′ lang und hat 7 gedrückte Bogen nach der Korbbogenform von 50′ bis 49′ Weite beiderseits abnehmend. Die Breite der Brückenpfeiler ist von 11′ bis 10′ verschieden. Das ganze Werk ist von Bruchsteinen, nur die Außenseiten sind mit behauenen Steinen bekleidet. Die Brückenstraße ist ihrer ganzen Länge nach in wagerechter Richtung angelegt [18]).

Brücke von Carbonne über die Garonne. Im J. 1770 von Saget erbaut, 432′ lang und 24′ breit, aus 3 gleichen Bogen nach der Korbbogenform von $95\frac{1}{4}$′ Weite und $\frac{1}{4}$ der Weite hoch. Die Gewölbsteine der Stirnflächen, die Vor- und Hinterhäupter, die Gurt- und Deckgesimse sind von behauenen Steinen; das übrige Gebäude ist von Backsteinen aufgeführt. Die Brückenstraße läuft ihrer ganzen Länge nach wagerecht fort [19]).

Brücke von Albias über den Aveiron. Ein einfaches schönes Werk im alten Style von Boesnier im J. 1770 erbaut. 312′ lang und 36′ breit, mit 3 gedrückten Bogen nach der Korbbogenform, wovon der mittlere 77′, jeder der beiden äußeren 72′ zur Weite hat. Die Brückenstraße hat von der Mitte an gegen beide Ufer hin einen Abfall. Ihre Form ist jener der Brücke von Compiegne ganz ähnlich [20]).

Brücke des Fontaines über den Fluß des Nonnettes zu Chantilly. Ein sehr kleines aber wegen seiner musterhaften Anlage, wegen seiner Leichtigkeit und Schönheit erwähnungswürdige Werk Perronet's aus dem J. 1770. Das ganze Brückengebäude mit Einschluß seiner Widerlagen ist nur 66′ lang, und die Breite der Brücke beträgt 24′. Sie besteht aus 3 nach der Korbbogenform gedrückten Bogen, wovon der mittlere 16′, ein jeder der 2 äußeren 15′ weit ist. Die Bogenhöhe ist $\frac{1}{4}$ der Spannungsweite. Die Pfeiler sind 4′ breit, und haben keine Schutzhäupter, die Dicke der Widerlagen ist 6′. Die Brücke ist schief über den Strom angelegt, ihre Straße aber der ganzen Länge nach wagerecht. Die Brustlehne ist ein einfaches eisernes Geländer auf jeder Seite aus 7 Geländerstäben zusammengesetzt, die auf eine schöne und verständige Weise mit eisernen Bogen verstrebt sind. Sie werden von großen Consolen unterstützt, wovon jedesmal der über einem Bogen zutreffende einen gebildeten Bogenschlußstein darstellt. Das Werk kostete 14,586 Livrs. [21]).

Brücke von Brives über die Loire, v. Grangent im J. 1772 erbaut. 440′ lang, und 26′ breit. Fünf gedrückte Bogen nach der Korbbogenform von 55′ bis 51′ Spannungsweite von dem mittleren an beiderseits abnehmend, und zuletzt 2 kleinere Bogen in vollem Halbkreise 9′ weit. Die Brückenstraße hat von der Mitte

15) Die architektonische Form dieser musterhaften Brücke haben wir in Fig. 46 durch einen geometrischen Aufriß zur Anschauung gebracht. Eine größere geometr. Ansicht mit Grundriß und bildlicher Darstellung ihrer Construction findet man in Wiebeking's Wasserbaukunst Tab. 127. 16) Eine schöne geometr. Ansicht findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V. F. 75, eine nach einem größeren Maßstabe entworfene mit Grundriß bei Wiebeking Tab. 127, vollständige Darstellungen ihrer Construction in dem von Regemortes selbst im J. 1771 bekant gemachten Werke: Description du nouveau pont de pierre construit sur la rivière d'Allier à Moulins. 17) Einen schönen kleinen Aufriß der Brücke findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VI. Fig. 109. Größere und vorzüglich schöne Darstellungen ihrer Form, ihrer Construction und dabei gebrauchter Maschinen enthalten die schönen Kupferstiche zu *Perronet* Description de la construction des ponts de Neuilly, de Mantes etc. Pl. XX. bis XXVII. 18) Eine schöne geometrische Anschauung bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 128. 19) Ein schöner Aufriß s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 133. 20) Eine schöne geometr. Ansicht s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V. Fig. 91. 21) Vorzüglich schöne und deutlich gestochene Zeichnungen dieser Brücke findet man bei Perronet in dessen Description des ponts etc. Pl. XXXIV.

an gegen beide Enden der Brücke eine äußerst sanfte Abfahrt [22]).

Brücke von Pesmes über den Ougnon. Ein kleines aber kühnes und schönes Gebäude von Bertrand 1772 aufgeführt. Ihre Länge beträgt nur 156′. Sie hat drei sehr flache Bogen, deren Spannungsweite 42′ und die Bogenhöhe nur 3′, oder $\frac{1}{14}$ der Weite ausmacht. Sie ist die erste Brücke in Frankreich, wo man den flachen Bogen an der Wasserfläche des Hochgewässers entspringen ließ. Die Dicke des Bogens im Schlußsteine ist ebenfalls nur 3′, und die Breite der Brückenpfeiler 6′. Ihre Bogen haben sich aber wegen der geringen Stärke des Schlußsteines bei einer so unbedeutenden Bogenhöhe, wie fast alle ähnliche Brücken in Frankreich, bedeutend gesetzt und Risse bekommen [23]).

Die Brücke von Neuilly über die Seine bei Paris, eine der musterhaftesten, schönsten, kühnsten und berühmtesten großen Brücken in der Welt. In einem einfachschönen, großen und edeln Style von Perronet entworfen, und unter seiner Oberaufsicht von Chezy ausgeführt. Der Bau wurde im J. 1768 begonnen und im J. 1774 vollendet. Sie ist von einem Ende der Brustlehne bis zum anderen 816′ lang. Ihre Breite beträgt 45′, wovon 30′ dem Fahrwege, 6′ einem jeden der Fußwege, und $1\frac{1}{2}$′ der Dicke der Brustlehne zukommen. Sie besteht aus 5 großen gedrückten Bogen nach der Form, die man Korbbogen oder gekröpfte Bogen zu nennen pflegt. Ein jeder derselben ist 120′ weit, hat $\frac{1}{4}$ seiner Spannungsweite zur Höhe, und ist aus 11 Mittelpunkten gebildet. Jede Stirnfläche eines Bogens endigt sich in einem flachen Bogen, dessen Verbindung mit dem Korbbogen des Brückengewölbes sich beiderseits an die Seiten der Brückenpfeiler anlehnt, und dem Auge jedesmal eine schiefe Wölbung, sog. Ochsenhorn oder Kuhhorn, darstellt. Die Dicke der Bogen im Schlußsteine ist 5′, und jeder Bogen ist an der Stirnfläche aus 113 Gewölbsteinen zusammengesetzt, wovon 91 den flachen Boden bilden. Es wurden in Allem 5650 Gewölbsteine gebraucht, von denen ein jeder ungefähr 5′ hoch, 18″ dick und 4′ breit war. Die Brückenpfeiler haben nicht mehr als 13′ zur Breite, und ihre Vor- und Hinterhäupter sind nach der Form eines halben Ovales abgerundet. Die Brückenstraße setzt sich in wagerechter Richtung ohne alle Ab- und Auffahrt über den Strom hinweg fort. An jedem Ende der Brücke sind 66′ dicke und 100′ breite Widerlagen erbaut, weil über ihnen jedesmal eine weite Terrasse als Eingang zur Brückenstraße angelegt und unter jeder Terrasse ein 14′ weites in vollem Bogen überwölbtes Thor zur Durchfahrt auf dem Leinpfade angebracht ist. Die Ufer oberhalb und unterhalb der Brücke sind jedesmal auf eine Länge von 311′ mit prächtigen Futtermauern bekleidet. Die Steine zu diesem herrlichen Gebäude wurden aus den Brüchen von Saillancourt genommen. Sie sind ungemein hart, und meistens 30 bis 40 Cubikfuß groß; ja an der Brustlehne findet man mehre, die 22′ bis 34′ lang sind. Die Brücke allein kostete dem Stat die Summe von 2,305,000 Livr. ohne die Terrassen und Uferwege, deren Bau den Übernehmern um 1,172,000 Livr. überlassen wurden [24]).

Die Brücke über die Drome auf der Straße von Lyon nach Marseille von Bouchet im J. 1774 erbaut. Ein schön von Werkstücken aufgeführtes Gebäude. Zwischen den Ufermauern 300′ lang, mit 3 großen nach der Korbbogenform gedrückten Bogen, wovon der mittlere 90′, ein jeder der beiden äußern 80′ zur Weite hat. Die Bogenhöhe beträgt $\frac{1}{4}$ der Spannungsweite. Die Schutzhäupter sind kreisförmig zugerundet, mit einem Friese, einem Kranzgesimse, und einer kuppelartigen Bedeckung versehen. Die Brückenstraße zieht sich ganz wagerecht zwischen beiden Ufern hin [25]).

Brücke von Horburg über die Ill. Im J. 1775 von Clinchamp erbaut, 363′ lang, mit 5 gedrückten Bogen nach der Korbbogenform von dem mittleren beiderseits bis zum äußersten von 64′ bis 52′ abnehmend. Die Bogenhöhe beträgt $\frac{2}{3}$ der Weite. Die Vorhäupter sind dreieckig, die Brückenstraße ohne alle Abfahrt nach den Ufern hin [26]).

Brücke von Neuville über die Aine. Im J. 1755 von Aubry erbaut. 240′ lang, mit 2 gedruckten Bogen nach der Korbbogenform jeder 84′ weit. Sie ist mit Füllungen verziert, und sauber construirt, doch von schwerfälligem Ansehen. Übrigens läuft sie ihrer Länge nach vollkommen wagerecht fort [27]).

Brücke von Lavaur über den Agout in Languedoc. Ein großes Gebäude in einem schwerfälligen Style mit vielem Aufwande, von Saget im J. 1775 aufgeführt; mit der Brücke von Gignack der drittgrößte steinerne Brückenbogen in der Welt. Ein Bogen nach der Korbbogenform, doch dem Halbkreise ziemlich nahe, über eine Weite von 150′ gesprengt, hat 10′ zur Dicke im Schlußsteine, und ist beiderseits von gewaltigen Widerlagen und Futtermauern mit thurmartigen Ausbeugungen begränzt, über welche sich die Brückenstraße wagerecht fortsetzt. Der Bogen ist mit einem Saume versehen, und über ihm zwischen den Thürmen wird das Gurtgesims von hohen Tragsteinen unterstützt. Die ganze Höhe der Brücke ist 114′ und ihre Länge 387′ [28]).

Brücke von Navilly über den Doubs. Eine verständig angelegte und zierliche Brücke von Gauthey im J. 1780 erbaut. Sie ist 450′ lang, und auf 5 gedrückten Bogen nach der Korbbogenform gegründet. Die Bogenweite ist 72′ und die Bogenhöhe $\frac{1}{4}$ der Weite im Lichten. Die Pfeiler haben im Grundrisse eine elliptische Gestalt und sind 15′ in ihrer Mitte breit. Ihre elliptische Krümmung läuft zugleich mit der Krümmung der

22) Ein schöner Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 126. 23) Ihre Form findet man in einem Aufrisse bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 123.

24) Einen geometrischen Aufriß dieser meisterhaften Brücke haben wir in Fig. 47 mitgetheilt. Die vollständigste und schönste bildliche Darstellung ihrer ganzen Construktion, nebst den Maschinen, die zum Baue gebraucht wurden, hat Perronet selbst mit seinem Werke: Description des ponts de Neuilly, de Mantes etc. in 19 großen Blättern in Folio herausgegeben. 25) Einen schönen Aufriß ihrer Form, s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V. Fig. 76. 26) Einen schönen Aufriß, s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 117. 27) Ein schöner Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 150. 28) Einen schönen Aufriß derselben findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. IV. Fig. 59.

Bogenköpfe in die Vor- und Hinterhäupter aus, über welchen sich eines Theils Pyramiden, andern Theils Inscriptionssäulen bis unter das Gurtgesims der Brücke erheben. Zwischen Pfeilern, Gurtgesims und Bogenseiten sind dreieckige Füllungen mit Verzierungen im antiken Style angebracht [29]).

Brücke von Chalons über die Saone. Eine alte Brücke von Gauthey erweitert und verziert. Die Erweiterung geschah einerseits durch schiefe Bogen, welche sich jedesmal an einen Theil der Dreiecksseite des Vorhauptes anlehnen, und sogenannte Ochsenhörner oder Kuhhörner bilden, andererseits bei den rechtwinklichen Hinterhäuptern durch Anbringung von Bogensäumen, wodurch die Brücke eine Breite von 30′ erhalten hat, die sich zuvor nur auf 18′ belief. Die Länge der Brücke ist 354′; sie hat 5 Bogen in vollem Halbkreise, deren Weite von dem mittleren beiderseits gegen die äußern hin von 60′ bis 40′ abnimt. An dem einen Brückenende ist noch ein kleines Bogenthor zum Durchzuge des Leinpfades angebracht. Über die hervorspringenden Theile der Schutzhäupter hat man viereckige Obelisken erhoben, die bis zur Hälfte ihrer Dicke nach der Diagonale ihres Querschnitts in den Brückenseiten versteckt erst über der Brustlehne in ihrer vierkantigen Gestalt 17′ hoch hervorragen, und als Laternenträger für die Brückenbeleuchtung dienen. Die Brückenstraße hat an beiden Enden eine ziemlich steile Auffahrt [30]).

Brücke von Pont-Sainte-Maxence über die Oise. Keine der größeren, aber eine der schönsten und kühnsten Brücken in Europa. Ein Werk Perronets vom J. 1774 bis 1784 aufgeführt. Die ganze Länge der Brücke bis an das Ende der Fußwege beträgt 252′, ihre Breite 39′. Sie besteht aus drei sehr flachen Bogen, von 72′ Spannungsweite, nur 6′ Bogenhöhe und 4′ 6″ Bogenstärke im Scheitel. Die Widerlagen sind an jedem Ende der Brücke, 18′ stark. Die Gewölbe entspringen nicht wie gewöhnlich aus vollen Brückenpfeilern, sondern beiderseits vermittelst Stichkappen, welche durch die nachbarlichen Seiten zweier Brückengewölbe durchgehen, aus 4 kurzstämmigen, nach der Breite der Brücke aus dem Wasser hervorragenden Säulen, deren Zwischenweiten mit 4′ dicken Strebemauern versehen sind. Der Säulendurchmesser ist 9′. Die Brückenstraße ist ihrer Länge nach vollkommen wagerecht angelegt, und der Anfang und das Ende der Brücke kündigt sich jedesmal durch zwei beiderseits vor der Brückenstraße aufgestellte Obelisken an. Die Baukosten betrugen 1,626,000 Livr. [31]).

Brücke von Vizille über die Romanche, auf der Straße von Grenoble nach Briançon von Bouchet um 1785 erbaut. Ein schönes und kühnes Werk, 177′ lang, aus einem gedrückten Bogen nach der Korbbogenform von 129′ Spannungsweite und 36′ Bogenhöhe. Die Dicke des Bogens im Schlußsteine ist 6′ und die Dicke der Widerlagen 30′. Die Brückenstraße ist ihrer Länge nach vollkommen wagerecht angelegt †).

Brücke von Homps über die Aude von Ducros im J. 1785 aufgeführt. — Ein zwar kleines doch schönes und kühnes Gebäude, 276′ lang, mit 3 flachen Bogen, deren jeder 66′ weit, und ¼ des Kreises ist. Die Bogen sind bei ihren beiden Stirnen mit Ochsenhörnern versehen, nämlich mit schiefen Wölbungen, die auf der Verdachung der Vor- und Hinterhäupter aufstehen. Die Brückenstraße ist ihrer Länge nach ganz wagerecht [32]).

Brücke von Rumilly über den Cheran, ein großer steinerner Brückenbogen von Gavella im J. 1785 erbaut. Er ist im vollen Bogen von 120′ Spannungsweite, die Breite der Brücke beträgt nur 22′ [33]).

Brücke von Chateau Thierry über die Marne. Eine musterhaft angelegte, fest und schön construirte Brücke, in einem einfachen, die Standhaftigkeit verkündenden Style vollendet. Ein Werk Perronet's aus d. J. 1765 bis 1786. Sie ist 252′ lang und 32′ breit, und besteht aus 3 gedrückten Bogen nach der Korbbogenform, wovon der mittlere 54′, ein jeder der beiden Endbogen 48′ weit ist. Die Bogenhöhe beträgt ¼ der Bogenweite, die Bogenstärke im Schlußsteine beim mittleren Bogen 3′ 9″, bei einem jeden der beiden andern 3½′. Die Breite der Brückenpfeiler, deren Vor- und Hinterhäupter nach einem gothischen Spitzbogen auslaufen, beträgt 13′ 5″, und die Dicke der Widerlagen an jedem Ende der Brücke 14′, welche noch beiderseits durch schiefe Flügelmauern mit einer Mauer um die Ecke herum verbunden, verstärkt sind. Über diesen sind erweiterte Vorplätze bei den Enden der Brücke angelegt. Die Brückenstraße neigt sich von der Mitte an beiderseits in einer sanften Abfahrt, bis über die erweiterten Enden der Brücke hinweg. Die Erbauung dieser Brücke kostete 547,000 Livr. [34]).

Brücke von Chavannes zu Chalons über die Saone. Eine schöne Brücke von Gauthey im J. 1787 aufgeführt. Sie ist 405′ lang, 30′ breit, und hat 7 gedrückte Bogen nach der Korbbogenform, deren jeder 40′ Weite und ⅓ seiner Weite zur Höhe hat. Die Breite der Brückenpfeiler, die mit scharfkantigen Vor- und Hinterhäuptern versehen sind, beträgt 14′ und die Oberpfeiler sind mit länglich runden Öffnungen zum leichteren Abzug des stark ansteigenden Hochgewässers versehen. Die Brückenstraße ist ohne Auffahrten ganz wagerecht angelegt [35]).

Die Brücke von Brunois über den Hyeres. Eine kleine, aber eine der musterhaftesten und schönsten Brücken der Welt. In einem einfachen und leichten Style mit edler Verzierung nach den Planen Perro-

---

29) Eine schöne geom. Ansicht der Brücke, s. bei *Gauthey* T. I. Pl. V. F. 80. 30) Eine geometr. Ansicht bei *Gauthey* Tom. I. Pl V. Fig. 87. 31) Die Form dieser schönen Brücke haben wir in Fig. 48 A durch einen Aufriß versinnlicht, und einen Grundpfeiler mit seiner Säulenstellung in B im Grundrisse beigefügt. Größere, vorzüglich deutlich und schön gestochene Darstellungen ihrer Form und ihrer Construction findet man in *Perronet* Description des ponts de Neuilly etc. Pl. XXIX und XXX. †) Eine schöne geometrische Anschauung bei *Gauthey* Tom. I. Pl. IV. Fig. 60. 32) Ein schöner Aufriß bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 145. 33) Eine Anschauung bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VIII. Fig. 144. 34) Schöne und deutliche Darstellungen ihrer Form und ihrer Construction hat Perronet in seiner Description des Ponts de Neuilly etc. Pl. XXXI. mitgetheilt. 35) Die Form der Brücke, s. in einem schönen Aufrisse bei *Gauthey* Tom. I, Pl. V. Fig. 88.

nets 1784 bis 1787 ganz von behauenen Steinen durch Fourcherot trefflich ausgeführt. Ihre ganze Länge beträgt nicht über 74½′, ihre Breite 28½′, wovon 17′ 8″ der Fuhrstraße, 4′ 1″ einem jeden Fußwege und 1′ 4″ der Dicke der Brustlehne zukommen. Sie besteht aus 3 sehr flachen Bogen, deren ein jeder 18′ weit und ⅙ des Umkreises groß ist, oder zwischen ⅓ und ¼ der Weite zur Höhe hat. Die Dicke des Bogens im Schlußsteine beträgt 2′, und die Dicke der Widerlagen an jedem Ende der Brücke 10′. Die Pfeiler sind 3′ 6″ breit. Ihre Vor- und Hinterhäupter sind nach einem Bogen, der ¾ des Kreises beträgt, abgerundet, und ihrer Höhe nach wie Säulenstämme verjüngt. Sie sind gemeinschaftlich mit den Pfeilern mit einem durchgehenden Kranzgesimse, versehen, und ragen mit ihnen 7′ hoch über den Grundpfeilern aus der Wasserfläche hervor. Die Brückenstraße ist ihrer ganzen Länge nach in vollkommen wagerechter Richtung angelegt, und die Seiten der Brustlehnen sind mit Irrgängen und Füllungen geschmackvoll und edel verziert. Die Kosten der Erbauung beliefen sich auf 64,800 Livr. [36]).

Die Brücke von Rosoi über den Hyeres, auf der Straße von Paris nach Sezanne. Eine kleine, allein vorzüglich musterhaft angelegte Brücke, in einem einfachen edeln Style, der besonders die Standhaftigkeit ausspricht, von Perronet 1786 bis 1787 mit großer Sorgfalt und meisterhaft ausgeführt. Ihre ganze Länge beträgt nur 77½′ ihre Breite 33′. Sie hat zwei sehr flache Bogen, die 24′ weit, und ⅙ des Kreises groß sind, also etwas mehr als ¼ der Weite zur Bogenhöhe haben. Die Bogenstärke ist 2′ 6″ im Schlußsteine. Der Brückenpfeiler ist 6′ breit, und läuft beiderseits in halbkreisförmig abgerundete Schutzhäupter aus. Die Stärke der Widerlage an jedem Ende der Brücke ist 12′, und die Brückenstraße ist ihrer ganzen Länge nach vollkommen wagerecht angelegt. Das ganze Werk ist von sehr harten Sandsteinen erbaut, und kostete 39,379 Livr. [37]).

Die Brücke von Frouard über die Mosel. Ein einfaches schönes Werk von Lecreulx 1788 aufgeführt. Sie ist 570′ lang, und besteht aus 7 gedrückten Bogen in der sogenannten Korbbogenform, die 60′ weit sind, und zwischen ⅓ und ¼ ihrer Weite zur Höhe haben. Die Pfeilerbreite ist 12′. Vor- und Hinterhäupter sind nach einem Halbkreise abgerundet, und oben mit einer flachen Kuppel bedeckt. Die Brückenstraße läuft ohne alle Auffahrt wagerecht zwischen beiden Ufern hin [38]).

Brücke von Gignac über den Herault in Languedoc. Ein großes und schönes Gebäude, nebst der Brücke von Lavaur mit dem drittgrößten steinernen Brückenbogen in der Welt, von Garipuy 1777 bis 1793 aufgeführt. Ungefähr 558′ lang und 80′ hoch, mit 3 großen Bogen, wovon der mittlere ein gekröpfter 150′ Spannungsweite und ⅓ seiner Weite zur Höhe hat, und beiderseits mit einem Bogensaume verziert ist. Ein jeder der beiden andern ist in vollem Halbkreise über eine Weite von 77′ bis 78′ gesprengt, und läuft an jeder Stirne mit schiefer Wölbung, sog. Ochsenhörnern aus. Jeder Brückenpfeiler hat 24′ zur Breite, und die Brückenstraße verbindet die beiderseitigen Ufer in einer vollkommen wagerechten Richtung [39]).

Brücke von Mirepoix über den Lers in Languedoc. Eine große Brücke von Garipuy im J. 1776 angefangen, und 1790 beendigt. Ihre Länge erstreckt sich über 600′, ihre Breite auf 24′. Sie besteht aus 7 sehr flachen Bogen, deren jeder 60′ weit, und ⅙ des Umkreises groß ist. Der Grundriß der Vor- und Hinterhäupter ist nach einem ziemlich gedrückten Spitzbogen gebildet [40]).

Die Concordienbrücke oder Ludwigsbrücke in Paris über die Seine. Ein großes und prächtiges Werk, in einem kühnen und reichen Style nach den Planen Perronet's, und unter dessen oberster Leitung von Demoustier 1787—91 erbaut. Ihre ganze Länge bis an die beiden Enden der Fußwege beläuft sich auf 575′, ihre Breite ist 48′, wovon jedem Fußsteige 7½′ zukommen. Sie ist aus 5 äußerst flachen Bogen zusammengesetzt, wovon der mittlere 88′, ein jeder seiner Nachbarn 80′, ein jeder der beiden äußeren 72′ weit ist. Die Bogenhöhen betragen in der nämlichen Ordnung 10′, 9′ und 6′ und die Dicken der Bogen im Schlußsteine 3½′, 3′ 3″ u. 3′. Die Pfeiler sind 9′ breit, und die Widerlagen an jedem Ende der Brücke 48′ dick. Vor- und Hinterhäupter werden durch kurzstämmige Säulen mit dorischen Häuptern gebildet, deren Stämme ebenfalls 9′ zum Durchmesser haben, und um ¼ ihres Durchmessers mit dem Körper der Brückenpfeiler vereinigt sind. Sie ragen jedes Mal bis über die Schlußsteine der Brückengewölbe hinauf, wo sie die Verkröpfungen, d. i. die hervorragenden Theile eines architektonischen Gebälkes mit Tragsteinen, nämlich eines sog. toskanischen Säulengebälkes, unterstützen, welches nach der ganzen Länge der Brücke hin fortläuft. Auf dem Gebälke ist über jeder Säule ein aus mehren Grundplatten zusammengesetzter Unterbau erhoben, welcher für eiserne Obelisken bestimt war. Die Brustlehne der Brücke ist zwischen diesem Unterbaue in der Form einer Balustrade ausgeführt. Die Brückenstraße über dem mittleren Bogen ihrer Länge nach wagerecht, senkt sich von hier aus mit einer sanften Abfahrt nach beiden Ufern hin. Der Leinpfad geht unter der Brücke auf einem höchstbequemen und festen gemauerten Straßendamme durch. Das ganze Werk ist mit ungemein großer Genauigkeit ausgeführt. An dem Mauerwerke der Widerlagen sind die Lagerfugen nur 4 Linien, die Vertikalfugen nur 2 Linien weit. Die Kosten der Brücke waren im Bauanschlage auf 2,200,000 Livr. berechnet; nach der Beendigung des Baues beliefen sie sich auf 3,017,931 [41]).

36) Von der Form dieses schönen Gebäudes theilen wir eine geometrische Ansicht und einen Querdurchschnitt in Fig. 49 A u. B mit. Größere, vorzüglich schön und deutlich gestochene Darstellungen gibt Perronet in seiner *Description des Ponts de Neuilly etc* Pl. XXXII. 37) Vorzüglich deutliche und schön gestochene Darstellungen ihrer architektonischen Form hat Perronet selbst in seiner angeführten *Description* Pl. XXXIII. mitgetheilt. 38) Einen schönen Aufriß, s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V. Fig. 92.

39) Wir haben ihre Form in dem Aufrisse Fig. 50 dargestellt. 40) Einen schönen Aufriß findet man bei *Gauthey* Tom. I. Pl. VII. Fig. 114. 41) Die Form dieses prächtigen Werkes ist in einem Aufrisse Fig. 51 zur Anschauung gebracht. Einen größern Aufriß, nebst Grundriß und Queransicht desselben hat Perronet in der *Description des ponts de Neuilly*, de Mantes

Brücke von Roanne über die Loire. Ein großes und schönes Gebäude von den Architekten Vareigne und Vimar 1789 angefangen, und 1809 vollendet. Sie hat eine Länge von 672′, eine Breite von 33′ und 7 gedrückte Bogen nach der sog. Korbbogenform, ein jeder 72′ Spannungsweite und ¼ der Weite zur Bogenhöhe. Ihre Vor- und Hinterhäupter sind halbkreisförmig abgerundet, und wie Säulenstämme gegen oben etwas verjüngt, wo sie mit einem leichten Deckelgesimse, dem Dorischen Säulenhaupte ähnlich, versehen sind. Das Gurtgesims der Brücke besteht aus Tragsteinen, welche eine Hängplatte unterstützen. Die Brückenstraße läuft ihrer ganzen Länge nach vollkommen wagerecht fort [42]).

Brücke von Bellecourt oder von Tilsit über die Saonne. Ein schönes und edles Gebäude, um dieselbe Zeit wie die Brücke von Roanne begonnen, und im J. 1810 beendigt. Ihre Länge beträgt 422′. Die Anzahl ihrer Bogen ist 5; sie sind nach der Korbbogenform gedrückt, jeder 64′ weit, und nicht ¼ der Bogenweite hoch. Ihre Pfeiler springen vor und ragen bis zur Brustlehne hinauf, wo sie mit Inscriptionstafeln verziert sind. Ihre Vor- und Hinterhäupter sind schön geformt, halbkreisförmig zugerundet, verjüngen sie sich ihrer Höhe nach, und ihr Deckelgesims wird von Tragsteinen unterstützt. Die Brückenstraße läuft ohne Auf- oder Abfahrt ganz wagerecht fort [43]).

Brücke von Nemours über den Loing. Eine kleinere aber äußerst feste und mit großem Fleiße erbaute Brücke, von leichtem und kühnem Ansehen nach Perronets Planen von Boistard im J. 1805 beendigt. Sie ist nur 170′ lang, und besteht aus 3 äußerst flachen Bogen, die 50′ Spannungsweite und kaum 3′ Bogenhöhe haben. Der Bogen ist im Schlußsteine nur 3′ stark, und jeder Gewölbstein ist aus einem einzigen Stücke. Die Pfeilerbreite ist 7′ und die Widerlagen sind fast 16′ stark. Vor- und Hinterhäupter sind in der Gestalt aus den Pfeilern hervorstehender Säulenschäfte angebracht, und steigen 13′ über ihrem Unterbaue aus der Wasserfläche bis zum Anfange der Bogen empor. Die Brückenstraße ist ganz wagerecht. Die Form des Ganzen ist dem Style der Brücke zu Pont-Sainte-Marence ähnlich †).

Brücke von Herault auf der Straße von Montaban nach Nizza aus d. J. 1809. Ein einziger flacher Bogen von 98½′ Spannungsweite und 14′ Bogenhöhe [44]).

Die Brücke von Jena zu Paris über die Seine. Eine der schönsten und kühnsten Brücken auf der Erde, im flachen Bogenstyle von Lamandé 1809 bis 1813 erbaut. Ihre Länge zwischen den Widerlagen beträgt 477′, ihre Breite 43′ 8″. Sie besteht aus 5 sehr flachen Bogen, deren Spannungsweite 86′ 2″, die Bogenhöhe 10′ 2″; und die Dicke des Bogens im Schlußsteine 4′ 5″ beträgt. Sie entspringen über dem Kranzgesimse gegen oben verjüngter Pfeiler, die beiderseits in halbkreisförmig abgerundete und in Gestalt von Säulen sich erhebende Schutzhäupter auslaufen. Diese eben so wie die Pfeiler unten 10′ 8″ und oben 9′ 3″ breit, steigen 18½′ über ihrem Unterbaue aus dem Wasser bis zum Anfange der Bogen empor. Das Gurtgesims der Brücke ist aus einem Rinnleisten (Karnieß mit seinem Leistchen) und einer hängenden Platte, die von Zähnen (Tragsteinen) unterstützt wird, gebildet, und die Brückenstraße, ihrer Länge nach in wagerechter Richtung angelegt, ist durch eine ganz einfache volle steinerne Brustlehne verwahrt [45]).

Hölzerne Brücken.

Der Bau der hölzernen Brücken fing in Europa mit den Pfahlbrücken höchst einfacher Art an, dergleichen die von Cäsar über den Rhein zum schnellen Übergange seines Heeres erbaute, eine war. Noch heut zu Tage findet man in einigen Gegenden Teutschlands solche Brücken von Gemeinden erbaut, welche ein anschauliches Bild von der Beschreibung geben, die Cäsar von seiner Brücke über den Rhein macht [46]). Unter allen Völkern haben aber die Teutschen den Bau der hölzernen Brücken am meisten vorwärts gebracht. Über den Fortgang selbst und den jetzigen Zustand dieses Baues werden am sichersten einige der bekanntesten und merkwürdigsten Brücken älterer und neuerer Zeit belehren.

Pons Sublicius, Pons Herculis und die heilige Brücke genant. Siehe oben unter den steinernen Brücken der Römer.

Cäsars Brücke über den Rhein, welche er im J. 55 vor Chr. schnell durch seine Soldaten erbauen ließ, um mit Heeresmacht in Germanien einzudringen, war eine ganz einfache Joch- oder Pfahlbrücke [47]).

Trajans Brücke über die Donau, ist in einem Basrelief der Trajanssäule in Rom als eine hölzerne Bogenbrücke auf steinerne Pfeiler gegründet vorgestellt. Vergl. oben unter den steinernen Brücken. Die Bogen waren flach, und jede Bogenrippe, welche die Brückenstraße unterstützte, war aus 3 nach der Form des Bogens in einiger Entfernung über einander laufenden Reihen von Holzstücken gebildet, die in ihren Verbindungsstellen durch centrale Hängebänder noch fester unter sich verbunden zugleich der Brückenstraße weitere Unterstützung gewährten. Sie enthielt schon das Vorbild zur Construction der über anderthalb Jahrtausende nach ihr in Frankreich erbauten Bogenbrücken [48]).

etc. Pl. XLVII. in vorzüglich deutlichen und sauber gestochenen Zeichnungen mitgetheilt. Auch findet man in Wiebeking's Wasserbaukunst Tab. 124 einen Aufriß, nebst Darstellung der Construktion im Grundrisse, so wie auch Aufrisse fast aller bisher beschriebenen Werke in den folgenden Tafeln, doch in undeutlichen und schlecht gestochenen Blättern. 42) Die Form dieser neuen einfach schönen Brücken ist Fig. 52 durch einen Aufriß dargestellt. 43) Wir haben ihre Form in einem Aufrisse Fig. 53 mitgetheilt. †) Einen schönen kleinen Aufriß, s. bei *Gauthey* Tom. I. Pl. V. Fig. 84. 44) Ein geometrischer Aufriß bei *Gauthey* Tom. II. Pl. VIII. Fig. 146.

45) Die Form dieses schönen Werkes ist in Fig. 54 durch einen Aufriß versinnlicht. Einen größern geometrischen Aufriß nebst Darstellung ihrer Construction findet man bei Wiebeking a. a. O. Tab. 130. Fig. I. bis IV. 46) S. Wiebekings Wasserbaukunst III. Bd. S. 62. 47) Er beschreibt sie in dem IV. Buche seiner Commentare, wornach Palladio, Rondelet und Andere ihre Construktion durch beiliegenden Seitenaufriß Fig. 1 A, und Querdurchschnitt Fig. 1 B erklären. Auch bei Leupold im Schauplatze der Brücken. Leipz. 1774 in Fol. Tab. V. finden sich Vorstellungen davon. 48) Man findet sie nach der Bildnerei auf der Trajanssäule abgebildet bei Montfaucon in der

Die bedeckte Brücke bei Bassano über die Brenta, ein Werk Palladios aus der Mitte des 16. Jahrh., war eine gemeine Jochbrücke 193′ lang und fast 28′ breit. Sie hatte 5 Öffnungen, jede beinahe $38\frac{1}{2}$′ weit. Ihre Joche waren beiderseits mit Eisbrechern, die mit Bohlen bekleidet waren, geschützt. Ihr Dach wurde auf jeder Seite von 26 hölzernen Säulen getragen[49]).

Die Brücke über den Cismone zwischen Bassano und Trient, ebenfalls von Palladio erbaut, ist eine blos gehängte Brücke, mit reinem Hängewerk ohne Sprengwerk, über eine einzige Öffnungsweite von 100′[50]).

Palladio's vorgeschlagene, aber nicht ausgeführte, Hängebrücke, mit schief nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gerichteten Hängesäulen über einer Öffnungsweite von $81\frac{1}{2}$′, scheint eine weitere Ausbildung der Idee zu seyn, die schon in der Brücke auf der Trajanssäule vorkomt. Sie ist in jüngern Zeiten häufig über Kanäle und Gräben in Gärten angebracht worden, und unter dem Namen der Treppenbrücke bekant; weil das Hinauf- und Hinabsteigen auf derselben durch eine treppenartig angelegte Bedielung der Brückenbahn erleichtert wurde[51]).

Die Brücke von Saint-Clement über die Durance in Frankreich, welche nun nicht mehr besteht, war eine Anwendung der Erfindung Palladio's. Sie verband die schief nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte tendirenden Hängesäulen mit einem einfachen Sprengewerke, welches so wie es bei den gemeinen Jochbrücken vorkömt, die horizontalen Brückenbalken über einer Öffnungsweite von 108′ unterstützte[52]).

Die Brücke von Sault über den Rhone, war eine gesprengte und gehängte Brücke, über eine Öffnung von 104′, der ebenfalls Palladios Idee, und die Brücke von Saint-Clement zum Grunde lag. Sie stürzte aber wegen ihres schwachen Baues, dem besonders die Kreuzbänder zwischen den centralen Hängesäulen fehlten, nach 13 Jahren wieder ein[53]).

Die Brücke de la Salpetriere in Paris über die Seine, vorgeschlagen von Perronet um d. J. 1773, ist ein doppeltes Sprengewerk mit 4 verdoppelten Streben und verdoppeltem Spannriegel mit einander durch Zahnschnitte und mit 4 centralen Hängesäulen verbunden, über 7 Öffnungsweiten, jede von 96′, welche dreifache Jochwände scheiden[54]).

Die Brücke de la Mulatiere in Lyon über die Saone erbaut, ist eine Anwendung des Vorschlags Perronet's für die Brücke de la Salpetriere. Sie ist eine Jochbrücke mit doppelt verstrebtem Sprengewerke, 4 doppelten Streben ohne Spannriegel über Öffnungsweiten von 54′ bis 46′. Die Centralhängesäulen sind hier als Centralbänder oder Centralzangen angewandt. Die 11 Öffnungsweiten werden von doppelten Jochwänden geschieden, und die Länge der Brücke ist 629′. Die Strebhölzer des Sprengewerks an ihren Verbindungsstellen dem Eindringen der Feuchtigkeit ausgesetzt, sind bei ihren Enden angefault, und haben sich dadurch verkürzt, und eine Senkung der Sprengewerke veranlaßt, welche um so bedeutender ist, je flächer die Streben über den größern Öffnungsweiten liegen[55]).

Die Brücke von Kingston bei London über die Themse, ist 1750 nach der in Frankreich damals herrschenden Construction centraler Hängesäulen erbaut. Das Sprengewerk über jeder Oeffnungsweite besteht aus 6 einfachen Streben mit Spannriegel durch 6 centrale Hängesäulen oder Bänder unterstützt, welche mit Kreuzbändern in ihrer Richtung gesichert sind. Die Anzahl der Oeffnungsweiten ist 7, von der mittleren gegen jede Seite hin von 16′ bis 30′ abnehmend, und durch 5 fache Jochwände geschieden. Die beiden Enden der Brücke sind von Stein, jedes mit 2 Bogen von 23′ bis 13′ Spannungsweite, und 2 Pfeilern von 9′ Breite. Die ganze Länge der Brücke beträgt 422′[56]).

Die Rheinbrücke von Schaffhausen, einst durch ihre ungemein feste Construction eine der berühmtesten hölzernen Brücken in der Welt, von dem Zimmermeister Joh. Ulrich Grubenmann 1757 erbaut, und in dem Feldzuge d. J. 1799 abgebrant. Sie war eine bedeckte, gewöhnlich gehängte Brücke mit Sprengewerk und hatte 2 Oeffnungen von 181′ und 160′ im Lichten, welche durch einen alten steinernen Pfeiler geschieden waren. Die ganze Länge der Brücke über dem Pfeiler zwischen den Widerlagen betrug 353′ 7″, und ihre Breite 15′ 6″. Die Brücke war berechnet sich ohne den Mittelpfeiler frei über ihrer ganzen Weite zu tragen; allein aus Vorsicht ließ man den alten Pfeiler stehen, und Grubenmann selbst brachte nach einigen Jahren, aus Besorgniß, der Pfeiler könnte einst von der Gewalt des Stromes unterspült werden, zwischen den Hängesäulen jeder Brückenwand drei Reihen nach der Form eines flachen Bogens hart über einander laufender Strebehölzer an, welche die Brücke ganz in den Stand setzen sollten, sich frei ohne Mittelpfeiler zu tragen. Doch wird diese Anordnung wegen der geringen Stärke dieser Hölzer und ihrer äußerst flachen Lage von Sachkennern nicht für hinlänglich gehalten[57]).

Die Brücke von Zürch über die Limmat, ist ebenfalls eine bedeckte Brücke nach Art der Schaffhäuser Rheinbrücke, doch mit symmetrisch angeordneter Lage der Verbandstücke über eine Weite von 120′ erbaut. Ihre ganze Länge beträgt 142′[58]).

Antiquité expliquée Tom. IV. II. Partie, Planche CXV. bei Piranesi in der Abbildung der Basreliefs der Trajanssäule, bei Rondelet in l'art de batir Tom. IV. Der in Fig. 2 nach den angeführten Quellen gemachte Aufriß eines Theiles der Brücke macht ihre ganze Construction deutlich. 49) Ihre Form und Construction ist in Fig. 3 A im Aufrisse, und in Fig. 3 B im Querdurchschnitte zur Anschauung gebracht. 50) Ihre Construction ist im Aufrisse Fig. 4 versinnlicht. 51) Ihre Construction ist im Aufrisse Fig. 5 zu sehen. 52) Ihre Construction ist in dem Aufrisse Fig. 6 A, und dem dazu gehörigen Querdurchschnitte Fig. 6 B zu sehen. 53) Ihre Construction findet man bei Gauthey Tom. II. Pl. II. Fig. 5 in einem schönen Aufrisse dargestellt. 54) Ihre Construction hat Perronet selbst in seiner Description des ponts de Neuilly, de Mantes etc. Pl. XLVIII. in sehr schönen Aufrissen, Grundrissen und Durchschnitten dargestellt.

55) Die Construction ist in dem Aufrisse eines Bogens Fig. 7 versinnlicht. 56) Wir haben ihre Construction in Fig. 8 durch den Aufriß eines ihrer Enden versinnlicht. 57) Die Construction dieser Brücke ist in dem Aufrisse Fig. 9 zur Anschauung gebracht; die später von Grubenmann angeordneten Strebehölzer sind durch punktirte Linien unterschieden. 58) Ihre Con-

Die Brücke über den Kandel im Canton Bern in der Schweiz von dem Lucerner Zimmermeister Joseph Ritter im J. 1764 erbaut, ist ebenfalls eine bedeckte Brücke mit Hänge- und Sprengewerk über eine Oeffnungsweite von 156′. Allein wegen der hohen Ufer und der dadurch möglich gewordenen steilen Stellung der Streben viel leichter und einfacher als die Rheinbrücke von Schaffhausen. Die ganze Länge der Brücke beläuft sich auf 165′[59]).

Die bedeckte Brücke bei Wettingen über die Limmat in der Schweiz, von dem Zimmermeister Joh. Ulrich Grubenmann und seinem Bruder Joh. Grubenmann 1778 nach dem Systeme der Schaffhäuser Brücke, doch mit noch größerer Festigkeit und mit Hilfe gewaltiger verzahnter Streben und Balken über eine einzige Oeffnungsweite von 366′ erbaut, ebenfalls im Feldzuge d. J. 1799 zerstört[60]).

Die Brücke von Mellingen über die Reuß in der Schweiz, von dem Lucerner Zimmermeister Joseph Ritter, dem Erbauer der Kandelbrücke, um d. J. 1780 ausgeführt. Eine bedeckte Bogenbrücke oder vielmehr eine gehängte und gesprengte Brücke über einer Oeffnungsweite von 148′. Der äußerst flache Brückenbogen wird von 2 Balkenbogen oder Bogenrippen, je eine auf der Seite der Brücke unter dem Tramen, dem Hauptbalken der Brückenstraße, gebildet. Eine solche Bogenrippe aus einer einzigen Reihe 5 an ihren Enden mit einander verbundener Balken gebildet, hat nur geringe Kraft das Werk zu unterstützen. Dieses verrichten 2 gewaltige Balkenbogen, deren je einer auf jeder Seite der Brücke zwischen den doppelten Hängesäulen verbunden mit diesen durchgeht, und beiderseits auf den massiven Widerlagen ruht. Jeder hat $\frac{1}{6}$ der Kreisperipherie zur Krümmung und besteht aus 6 über einander laufenden Reihen gekrümmter, 11″ starker Holzstücken[61]).

Die Neckarbrücke von Plochingen unweit Esslingen im Königreich Würtemberg, ein schönes und großes Werk von dem Bau- und Zimmermeister Etzel um d. J. 1786 erbaut. Sie ist eine gehängte und bedeckte Brücke nach Art der alten Rheinbrücke von Schaffhausen, doch mit symmetrischer Anordnung des Holzverbandes nach Art der Zürcher Brücke, und mit Anbringung von Tragebogen wie die Mellinger Brücke construirt. Sie hat 2 Oeffnungen, jede 176′ weit, über welchen jedesmal 10 Hängesäulen die Brückenstraße tragen. Jeder Tragebogen, mit welchem die Hängesäulen oben verbunden sind, ist aus 4 verzahnten Balkenreihen zusammengesetzt. Das Brückengebäude ist in der Mitte schmäler als gegen die beiden Enden hin, um das ganze Werk gegen das Ausweichen zu sichern.

Die Innbrücke bei Markl in Baiern. Eine musterhafte Jochbrücke mit großen Jochweiten und wenigen Straßenträgern, die aber selbst den Eisgängen widerstanden hat. Sie ist 430′ lang, 14½′ breit, und hat 9 Jochweiten von 44′ bis 52′ Oeffnung, und sieben 12″ bis 13″ dicke Straßenträger von Fichtenholz. Jede Jochwand hat 8 bis 9 vertikalstehende, und 3 bis 5 schräg stehende Pfähle, die mit einem 7 Centn. schweren Rammklotze 9′ bis 12′ in den Kiesgrund eingerammt sind.

Die Innbrücke von Schärdingen in Baiern, eine musterhaft erbaute Pfeilerbrücke, die von den schwersten Frachtwagen mit Sicherheit befahren wird. Ihre Länge beträgt 766′. Sie hat 12 Oeffnungsweiten von 44′ bis 82′, welche durch eilf 9′ bis 16′ breite Pfeiler geschieden werden, mit 7 Straßenträgern von Fichtenholz in der Mitte 13″ dick. Über den 2 größten Öffnungen von 74′ und 82′ ist bei jedem Pfeiler ein 10½′ weit vorreichendes Sprengewerk angebracht.

Die Brücke von Chazey über die Ain, im südlichen Frankreich, ist eine Bogenbrücke um das J. 1790 erbaut. Sie besteht aus 4 flachen Bogen, jeder 60′ weit, und zwischen $\frac{1}{7}$ und $\frac{1}{8}$ der Spannungsweite hoch, oder $\frac{1}{6}$ der Kreisperipherie lang, auf steinernen Widerlagen und 8′ 2″ breiten Pfeilern gestützt, welche mit Schutzhäuptern nach der Form des gleichschenklichen Dreiecks versehen sind. Jede Bogenrippe deren mehre nach der Breite der Brücke angeordnet, die Brückenstraße tragen, ist aus zwei nach der Dicke der Bogen hart über einander laufenden Reihen von behauenen Holzstücken zusammengesetzt, welche nach der Form des Bogens bei ihren Enden durch Zahnschnitte mit einander verbunden sind. Eilf solcher Holzstücke befinden sich in jeder Reihe, und werden in ihren Verbindungsstellen von 10 nach dem Centrum des Bogens gerichteten Hängebändern und eben so vielen verschraubten Bolzen noch fester zusammengehalten und verbunden. Bei dem Anfange der Bogen entspringen jedesmal 2 Strebehölzer unter verschiedenen Neigungswinkeln aus den Seiten der Pfeiler, die Bogenrippen, die Hängebänder und die Brückenstraße noch sicherer mit einander zu verbinden und zu unterstützen. Die ganze Brücke ist 258′ lang, und mit einem leichten eisernen Geländer zwischen den bis über die Brückenstraße in Form von Bilderstühlen hinauf reichenden Pfeilern versehen. Die Construction der Brücke haben wir in Fig. 13 durch einen Seitenaufriß ihrer Hälfte deutlich gemacht.

Eine Brücke im Würtembergischen über den Neckar, deren Aufriß wir in Fig. 14 beifügen, ist eine Anwendung der Brücke von Mellingen für eine unbedeckte Brücke und eine geringe Spannungsweite von 60′. Der untere eigentliche Brückenbogen der Mellinger Brücke ist hinweggelassen und ein jeder der Balkenbogen, welcher die Hängesäulen trägt, hat zwischen $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{7}$ seiner Spannungsweite zur Höhe, und ist aus 3 mit einander verzahnten und verbolzten Reihen 1½ Fuß starker gekrümmter Balkenstücke zusammengesetzt.

Die Rheinbrücke bei Feldkirch in Rhätien, ist eine bedeckte Brücke nach dem Vorbilde der Brücke von Mellingen, doch über eine geringere Weite von 60′ und mit Hinweglassung des eigentlichen Brückenbogens, nämlich des untern einfachen Balkenbogens, welcher dort die Brückenstraße von unten unterstützen soll, erbaut. Dahingegen sind die Brückentramen verzahnt, und außer

struction ist in Fig. 10 durch einen Aufriß versinnlicht. 59) Ihre Construction s. im Aufrisse Fig. 11. 60) Richtige und deutliche Zeichnungen dieses großen einst weltberühmten Werkes findet man in dem Werke: Plans, coupes et elevations des trois ponts de bois les plus remarquables de la Suisse, welches Chr. v. Mecheln zu Basel im J. 1803 heraus gab. Auch einen schönen Aufriß desselben s. bei Gauthey Tom. II. Pl. III. Fig. 5. 61) Die Construction der Brücke ist im Aufrisse Fig. 12 zu sehen.

dem höheren Balkenbogen, welcher bis unter die Dachtramen reicht, ist noch ein flächerer unter demselben angebracht. Der erstere hat etwas mehr als $\frac{1}{7}$, der andere etwas weniger als $\frac{1}{8}$ der Spannungsweite zur Höhe im Lichten. Jeder ist aus zwei mit einander verzahnten und verbolzten Reihen gekrümmter Holzstücke gebildet[62]).

Die Weißgerberbrücke in Wien, im J. 1809 abgebrant, gehörte ebenfalls zu den merkwürdigsten gesprengten Brücken, und war in der Art der Brücke de la Salpetriere gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erbaut. Sie hatte 2 Oeffnungen, jede 122′ weit. Ihre Erbauung kostete 4 Jahre Zeit und über 400,000 Gulden.

Die Brücke Saint-Claire über den Rhone zu Lyon von Mormand am Ende des 18. Jahrh. erbaut, wird für eine der mit der größten Einsicht gebauten Jochbrücken in Frankreich gehalten. Ihre Länge beträgt ungefähr 634′. Sie hat 17 Oeffnungen wovon die mittlere 72′ 4″ weit ist, die übrigen beiderseits von 40′ bis 31′ abnehmen[63]).

Die Buntebrücke bei Minden über die Weser in Teutschland. Eine durch ihre Construction höchst merkwürdige Bogenbrücke, oder eigentlich eine Hängewerksbrücke mit Bogen, die aus Bohlen gebildet sind, so wie solche ein Philibert de l'Orme zur Bedeckung der Häuser gebrauchte. Sie wurde vom Strombaudirektor Funck 1799 und 1800 erbaut. Ihre Länge beträgt 295′ 7″, ihre Breite 23′. Sie besteht aus sechs 43½′ breiten Brückenöffnungen, welche durch 5 Pfeiler geschieden sind. Über jeder Oeffnungsweite befinden sich 2 flache Bogen, deren Sehne 43½′ die Bogenhöhe über der Sehne 4½′ beträgt. Jeder Bogen trägt die 7 Unterzüge des Brückengebälkes vermittelst 7 von ihm herabhängender Hängeeisen, so daß die Bogen gleich hohen Geländern sich beiderseits über die Brückenstraße erheben. Doch könnten solche Bogen auch als Unterlagen, das Brückengebälke von unten tragend, gebraucht werden, und auf diese Art eigentliche Bogenbrücken darstellen[64]); die Bogen sind aus 7′ 8″ bis 8′ 8″ langen, 17½″ breiten und 7½″ dicken eichenen Bohlen nach Art der Radkränze zusammengesetzt, und jedesmal sind 2 Reihen so verbundener Bohlen übereinander mit 10 eisernen Schraubenbolzen befestigt, und bilden einen 14½″ dicken Bogen. Die Unterzüge sind ebenfalls von Eichenholz, die Brückenbalken aber von Tannenholz, und die doppelte Bedielung abermals von fast 6 zölligen und 3 zölligen eichenen Bohlen, über welchen kein Pflaster gelegt ist[65]).

Die Brücke von Tournüs über die Saone, eine der größten und schönsten hölzernen Bogenbrücken in Frankreich, nach dem Vorbilde der Brücke von Chazey 1801 erbaut, ist 500′ lang und besteht aus 5 flachen Bogen, deren jeder 84′ weit und zwischen $\frac{1}{9}$ und $\frac{1}{10}$ der Spannungsweite zur Höhe oder $\frac{1}{6}$ der Kreisperipherie zur Länge hat. Die Bogen werden jeder von sechs nach der Breite der Brücke angeordneten Bogenrippen gebildet, welche sich auf steinerne, ungefähr 5½′ im Schafte breite Pfeiler stützen. Jede Bogenrippe besteht aus 3 Reihen nach der Form des Bogens bei ihren Enden verbundener, 9″ dicker und 10″ breiter Bogenbalken, welche von 12 nach dem Bogencentrum gerichteten Hängebändern unterstützt und allemal in der Mitte zwischen 2 Bändern von einem Schraubenbolzen, der durch die drei Bogenbalken durchgeht noch fester zusammengezwängt werden. Strebehölzer, deren jedesmal 3 bei dem Anfange der Bogenrippen aus den Seiten der Pfeiler unter verschiedenen Richtungen ausgehen, geben nebst noch andern nach der Breite der Brücke angeordneten Verbindungsstücken dem Werke noch weitere Unterstützung und Sicherheit gegen das Ausweichen nach den Seiten. Die Pfeiler sind in Gestalt von Bilderstühlen erbaut, und ihre Vor- und Hinterhäupter scharfkantig nach der Grundform des gleichschenklichen Dreiecks ebenfalls wie Bilderstühle in schönen Verhältnissen und mit einfachen Gliedern vollendet. Die Brückenstraße ist beiderseits zwischen den massiven Sokelaufsätzen der Bilderstühle mit einem schönen eisernen Geländer versehen, dessen oberster Rand fast 39′ hoch über der gewöhnlichen Wasserfläche liegt[66]).

Die Brücke de la Cité zu Paris über die Seine, ebenfalls eine Bogenbrücke nach dem Vorbilde der Brücke zu Chazey und zu Tournüs, 1802 bis 1807 aufgeführt von den Ingenieurs Demoustier und Duvivier. Sie hat 2 sehr flache Bogen, jeden 90′ weit und nur 6′ hoch, auf Widerlagen und steinerne 8′ 9″ breite Pfeiler gestützt, welche in ihrer rechtwinklichen Gestalt beiderseits über die Breite der Brücke vorspringen, sich gegen oben etwas verjüngen, und mit Aufsätzen nach der Form abgestutzter Pyramiden versehen, bis zur Ebene der Brückenstraße hinaufreichen. Die Breite der Brücke ist 30′, und ihre ganze Länge 205′. Jede Bogenrippe besteht aus einer vierfachen Reihe etwas krumm gehauener Holzstücke, welche mit verschraubten Bolzen sorgfältig über einander befestigt sind. Strebehölzer und Hängebänder setzen sich bis zum Brustriegel des hölzernen Geländers fort. Jeder Brückenbogen wird aus zwei solchen Bogenrippen und einem zwischen ihnen angebrachten flachen, nach allen 4 Seiten gewölbten Kappengewölbe gebildet, das aus starken, dicht aneinander gelegten Balken construirt ist. Das Ganze soll nach der Breite der Brücke durch eiserne Zuganker gegen das Ausweichen gesichert werden. Die Brücke konnte aber das ihr zugemuthete Steinpflaster nicht tragen, welches hinweggenommen werden mußte. Sie hatte sich im J. 1812 schon so gesenkt, daß sie von keinem Lastwagen mehr befahren werden konnte[67]).

62) Geometrische Ansichten ihrer Construction findet man bei Gauthey Tom. II. Pl. 2. Fig. 16. bei Kraft III. Partie, Pl. 24, wo auch in diesem in den vorhergehenden und folgenden Blättern noch mehre Hängewerks-, Sprengewerks- und Bogenbrücken aus dieser und aus der neuesten Zeit durch vorzüglich schöne geometrische Darstellungen ihrer Construction bekannt gemacht sind. 63) Einen Aufriß ihrer Hälfte findet man bei Gauthey Tom. II. Pl. II. Fig. 2. 64) S. Langsdorf in seiner Brückenbaukunde S. 451 u. ff. 65) Der Erfinder dieser Anwendung hat eine eigene Abhandlung: „über den Gebrauch der Bohlenbogen bei Brücken" bekant gemacht, und Langsdorf in seiner Brückenbaukunde S. 444 u. ff. diese Anwendung näher untersucht und ihre großen Vortheile entwickelt.

66) Fig. 15 macht die Construction und Form der Brücke in einem Seitenaufriß ihrer Hälfte anschaulich. 67) Schöne und deutliche, in Aufriß, Grundriß und Querdurchschnite eines ihrer Bogen bestehende Zeichnungen ihrer Construction hat Kraft in seinem Werke: Diverses productions de l'art de la charpente III. Partie, Pl. 22 mitgetheilt.

Die Brücke von Choisy bei Paris über die Seine. Ebenfalls so wie viele andere Brücken in Frankreich eine Nachahmung der Brücken von Chazey und Tournus aus den J. 1809 bis 1811. Die Bogenrippen sind dreifach. Jeder Bogen besteht aus 5 nach der Breite der Brücke angeordneten Rippen. Die Bogenweite ist 61½', die Bogenhöhe 8¼'. Die Anzahl der Bogen ist 5. Die steinernen Pfeiler sind im Schafte 9¼' breit, und reichen in ihrer rechtwinklichen Gestalt beiderseits über die Breite der Brücke hervor. Die Brücke ist 44½' breit, und ihre ganze Länge beträgt 385'[68]).

Brücke auf der Straße über den Simplon, die wir als Beispiel einer gemeinen Pfeilerbrücke hier†) zur Anschauung bringen, besteht aus 2 Brückenöffnungen, jede 40' weit, durch einen 21½' breiten und fast 100' hohen Pfeiler geschieden. Über den Oeffnungsweiten ist das einfache Sprengewerk mit dem Spannriegel und 2 Sprengstreben angebracht.

Die Brücke bei Szuczan über den Waag-Fluß im Thurotzer Comitate in Ungarn, wol die kühnste, festeste, und bewundrungswürdigste Brücke in der Welt, das größte und letzte Werk des berühmten Straßenbaudirectors Joh. Groß, 1807 bis 1808 erbaut. Eine bedeckte Brücke mit Hänge- und Sprengewerk über einer Oeffnungsweite von 330' Rh. oder 318' 10'' alten paris. Maßes. Ihre Construction ist von symmetrischer Anordnung, und hat Ähnlichkeit mit der berühmten Brücke zu Wettingen in der Schweiz, — allein eine steilere und sichere Stellung aller Strebehölzer, und das Eigenthümliche aller Großischen sogenannten Hängebrücken: die centrale Richtung der Hängesäulen und den sparsamen Gebrauch des Eisens: denn letzteres ist nur für die Schraubenbolzen der verzahnten Brücken- und Dachramen gebraucht, und erstere, auf jeder Seite 23, sind wie Gewölbsteine nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gerichtet, welches dem Werke eine ganz außerordentliche Festigkeit verschafft. Die Erbauung dieser großen und kühnen Brücke kostete nach rheinischem Gelde nicht mehr als 36,000 Gulden[69]). — Von den vielen Brücken, welche dieser große Baumeister in Galizien aufführte, erregen noch 3 wegen ihrer Kühnheit und Festigkeit, wegen ihrer großen Oeffnungen und wegen der Wohlfeilheit des Baues, was die oben bezeichnete Constructionsweise möglich machte, die allgemeine Aufmerksamkeit; sie sind: die Brücke in Przemisl über den Saanfluß, welche er in d. J. 1777 bis 79 erbaute. Sie ist über eine Spannungsweite von 497' im Lichten zwischen den Widerlagen ausgeführt, doch durch 3 steinerne Pfeiler unterstützt in 4 Oeffnungen abgetheilt. Ihr Bau kostete nach rheinischem Gelde 48,690 Gulden; die Brücke bei Tarnow über den Bialafluß im J. 1782 erbaut mit einer einzigen Oeffnung 177½' weit. Sie kostete nicht mehr als 10,080 Guld. rheinl.; die Brücke im Arvenser Comitate, im J. 1802 aufgeführt, mit einer einzigen Oeffnung von 236'. Ihre Erbauung kostete nur 15,600 Guld. rheinl.

Die Karolinenbrücke zu Landsberg in Baiern über den Lech, von Wiebeking 1806—1807 erbaut. Eine gehängte Brücke mit einigem Sprengewerk von einfacher fester Construction über 3 Oeffnungsweiten jede 113' 8'', welche durch einfache Jochwände geschieden sind. Die ganze Breite der Brücke ist 21½', und ihre Länge 361'. Die Holzverbindung ist mit Dielen verblendet, wodurch sie das Ansehen einer Bogenbrücke erhält[70]).

Die Innbrücke bei Neuöttingen in Baiern. Die erste Bogenbrücke von Wiebeking erbaut im J. 1807. Das Eigenthümliche ihrer Construction ist die von Fuchs entworfene, und schon 1791 in seinem praktischen Handbuche für Hydrotechniker bekant gemachte Methode, durch gewaltsam gekrümmte Balken bedeutende Wölbungen zu bewirken, und zur Erbauung von Bogenbrücken anzuwenden, welches Verfahren jetzt der unternehmende königl. baier. Oberbaudirector von Wiebeking verbessert, erweitert und mit großem Scharfsinne in seinen allgemein bewunderten kühnen Bogenbrücken ausgeführt hat. Die ganze Brücke hatte zwischen den Widerlagen eine Länge von 497' und ihre Breite betrug 21½'. Sie bestand aus 5 Bogen, jeder 96' weit, und zwischen $\frac{1}{12}$ und $\frac{1}{11}$ der Bogenweite hoch, welche zwischen den Widerlagen auf einfache Jochwände gegründet waren. Jeder Bogen war von 2 Bogenrippen gebildet, wovon eine an der Vorderseite, eine an der Hinterseite der Brücke die Schlußbalken mit den Straßenträgern unterstützte. Jede Bogenrippe war aus 2 Reihen großer gewaltsam gebogener Balken zusammengesetzt, welche bei ihren Enden vermittelst Anschäftung, übereinander durch einige Zahnschnitte und Schlußkeile, hauptsächlich aber durch lange Schrauben, welche durch sie und durch die Schlußbalken bis in die Geländerpfosten hinaufreichten, verbunden waren, und eine Bogendicke von 2' 8'' bildeten. So waren diese Bogenrippen zwischen Widerlagen und Jochwänden gewaltsam gebogen eingespant, damit sie niemals aus ihrer Krümmung zurückträten, und ruhten in ersteren in tiefen, in denselben angebrachten Kammern auf Stützschwellen vermittelst Versatzung, an den letztern ebenfalls mittelst Versatzung ihrer Enden an Stützsäulen, sogenannten Kerbstöcken, welche mit großer Vorsicht an die Jochwände befestigte Hölzer sind. Nach der Breite der Brücke wurden sie durch Kreuzverbindungen, sogenannte Windröthen, und durch verschiedene Arten von Ankerbalken, Schlußhölzer, Querhölzer, Zwingen ꝛc. gegen das Ausweichen geschützt. Das ganze Äußere solcher Brücken wurde gegen Schlagregen, Schneegestöber und Sonnenstrahlen verschalt, und durch die Art der Verschalung die Steinconstruction nachgeahmt[71]). — Die merkwürdigsten

68) Ein schöner Aufriß und Querdurchschnitt dieser Brücke s. bei Gauthey Tom. II. Pl. III. Fig. 13. †) In dem Aufrisse Fig. 16. 69) Ihre Form ist in dem Aufrisse Fig. 17 versinnlicht. Ausführliche geometrische Entwürfe ihrer Construction findet man in Galiziens Straßen- und Brückenbau von Jos. Jeckel, Wien und Triest 1809 und hieraus in Langsdorfs Brückenbau Tab. XIV.

70) Zeichnungen ihrer Construction, und eine perspektivische Ansicht der Brücke findet man in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 106, und in Wiebekings Beiträgen Tab. 102. 71) In Fig. 18 haben wir einen Aufriß von der Hälfte dieser Brücke einerseits mit ihrer Verschalung vollendet dargestellt. Ausführlichere Darstellung ihrer Construction in geometr. und perspektivischen Zeichnungen findet man in Wiebekings Beiträgen, Tab. 107 und 108, und in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 109 und 117.

nach dieser kühnen Constructionsweise ausgeführten Brücken, welche nun aber größtentheils wegen der erfolgten großen Senkung ihrer Bogen, die schlechte Gründung veranlaßte, abgebrochen werden mußten, sind: die Isarbrücke von Freysingen, aus d. J. 1807 bis 1809 mit 2 Bogen, jeder 142½' weit, aus 3 Bogenrippen, jede aus 3 Reihen gekrümmter Balken gebildet[72]). — Die Lechbrücke bei Augsburg, aus d. J. 1807 und 8, 23½' breit, mit 3 Bogen jeder 105' 8'' weit und 9½' hoch aus 3 Rippen, jede im Anfange aus 5, im Scheitel aus 3 Reihen gekrümmter Balken[73]). — Die Brücke bei Irsingen über den Wertachfluß, aus d. J. 1808, 23' breit. Ein Bogen 116' weit und 6' 8'' hoch, aus 3 Rippen. — Die Brücke bei Ellringen über den Wertachfluß, aus d. J. 1808 u. 1809, 23' breit. Ein Bogen 129' weit und 7' hoch, aus 3 Rippen und 2 Diagonalrippen[74]). — Die Brücke bei Schärding über den Rottfluß, aus d. J. 1808 bis 1809, 23' breit. Ein Bogen 179' weit, 16' 7'' hoch, aus 3 Rippen[75]). — Die Brücke von Bamberg über die Regnitz, aus d. J. 1809, 28½' breit. Ein Bogen 192' 7'' weit aus 3 Bogenrippen, wovon die Seitenrippen aus 2 Curvenlagen nebeneinander und die mittlere Rippe aus 3 Curvenlagen nebeneinander besteht[76]). — Die Brücke bei Altemark über den Alzfluß, aus d. J. 1809, 25' breit. Ein Bogen 132' 6'' weit, 12½' hoch[77]). — Die Brücke bei Vilshofen über die Vils, aus d. J. 1809, 28' breit. Ein Bogen 185' weit 12' hoch[78]). — Die Brücke von Neuburg über die Donau, aus d. J. 1810. Ein Bogen 145' weit und 12½' hoch. Sie kostete 14311 fl. 13 kr.[79]). — Die Brücke bei Mühldorf über den Inn, aus d. J. 1812 bis 13, so wie die von Bogenhausen bei München, aus d. J. 1812, hatten jede 3 Bogen zu 111' Spannungsweite[80]). — Die Innbrücke bei Rosenheim, aus d. J. 1810 u. 11, 25' breit, mit 3 Bogen jeder 111' weit und 11' hoch[81]).

Eiserne Brücken

können wegen ihrer großen Dauerhaftigkeit, und wegen der ungemein weiten Bogenöffnungen, die sie zulassen, in Gegenden, wo das Eisen und der zur Bearbeitung desselben erfoderliche Brennstoff im Überflusse vorhanden ist, für das gemeine Wesen höchst vortheilhaft werden. Die Franzosen Desaguilliers und Garrin beschäftigten sich schon im Anfange des 18. Jahrh. mit Vorschlägen zur Erbauung eiserner Brücken, welchen im J. 1755 Monpetit und Goiffon folgten; allein keiner ihrer Entwürfe kam zur wirklichen Ausführung. Den Engländern war es vorbehalten, diese Ideen zuerst zur Wirklichkeit zu bringen.

Die Brücke bei Coalbrookdale über die Severn in England, ist die erste Brücke dieser Art. Sie wurde von 2 berühmten Schmiedemeistern, John Wilkinson und Abr. Darley angegeben, 1773 u. ff. zu Coalbrookdale im offenen Sande gegossen, und 1779 aufgerichtet. Sie besteht aus einem einzigen flachen Bogen, welcher 100' 6'' engl., d. i. 94¼ alt paris. Maßes, dessen wir uns hier in dieser Brückengeschichte, wie oben im Eingange schon gesagt wurde, stets bedienen, weit, und 38' hoch, also dem vollen Bogen ziemlich nahe, und auf gewaltige Widerlagen gestützt ist. Das ganze Brückengebäude hat mit den steinernen Vorbauen, welche durch die Widerlagen veranlaßt wurden, eine Länge von 206'. Der Bogen ist aus 5 Bogenrippen gebildet[82]). Auf jeder dieser Rippen ruht ein nach der Länge der Brücke gelegter hölzerner Balken, als Straßenträger, und über diesen 5 Straßenträgern ist die Bedeckung aus 2½'' dicken eisernen Platten bestehend aufgelegt, welche mit einer Mischung von Lehm und Eisenschlacken überlegt die Brückenstraße bilden. Schrauben und schwalbenschwanzförmiger Verband fügen die Haupttheile zusammen; Riegel, Zwischenträger, Ringe und Stützbänder, alles von Eisen, stellen die festere Verbindung derselben unter sich her; eiserne Diagonalstreben u. Querbänder, so wie die Plattenüberlage der Brücke helfen das Werk gegen das Ausweichen nach der Seite sichern. Die Brückenstraße, welche ein Geländer von gegossenen eisernen Stäben begränzt, ist 22½' breit, und hat von der Mitte an beiderseits bis an das Ende der Brücke einen sehr starken Fall. Das Eisen dieser Brücke wiegt 378 Tonnen und 10 Centner, oder 764,570 berlin. Pfund[83]).

Die Brücke von Buildwas über die Severn, unweit Coalbrookdale aus d. J. 1795 ist die zweite große eiserne Brücke, welche in England erbaut wurde. Sie ist von kühnerer Bauart als die erste. Ihr Bogen hat 122' Spannungsweite und nur 25' Bogenhöhe. Ihr Baumeister hieß Telford, und ihre Construction ist der Holzconstruction an der ehemaligen Rheinbrücke zu Schaffhausen analog. Das Eisen dieser Brücke wiegt 137¼ Tonnen, und die Baukosten des ganzen Werkes, den Bau der gewaltigen steinernen Widerlagen mit eingeschlossen, betrug 6000 Pfd. Sterling[84]).

72) Ansichten s. in Wiebekings Beiträgen Tab. 103, 104, 105, in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 107, 108, 109. 73) Ansichten s. in Wiebekings Beiträgen Tab. 109, 110, 111, 112, in dessen Wasserbaukunst Tab. 110, 111, 112. 74) S. Wiebekings Beiträge und Wasserbaukunst Tab. 113. Fig. I — V. u. XXI. u. Tab. 114. Fig. I — IX. 75) S. Wiebekings Beiträge Tab. 101. dessen Wasserbaukunst Tab. 105. 76) Ihre Construction haben wir in einem Seitenaufrisse Fig. 19 entworfen. Weitläufige Darstellungen ihrer Construction und ihres Aussehens findet man in Wiebekings Beiträgen und Wasserbaukunst Tab. 120. 77) S. Wiebekings Beitr. und Wasserbaukunst Tab. 119. 78) S. Wiebekings Beiträge und Wasserbaukunst Tab. 115. 79) S. Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 123. 80) S. Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 124. 81) S. Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 122.

82) Wie der Aufriß Fig. 1, in welchem wir die Form der Brücke zur Anschauung bringen, eine zeigt. 83) Weitläufige und deutliche Darstellungen der Construction dieser Brücke liefern 2 Blätter in gr. Fol. von J. Record schön gestochen, und bei James Phillips 1782 erschienen. Auch findet man deutliche Zeichnungen ihrer Construction in der Samlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten die Baukunst betreffend, Berlin 1797, I. Bd. Taf. VI.; in *Gauthey* Traité de la construction des ponts, Tom. II. à Paris. 1813. Pl. V. Fig. 1, 2, 3; in Wiebekings Beiträgen zur Wasser-, Brücken- und Straßenbaukunde, München 1812, Fig. XV. und Fig. 36 u. 37, in Wiebekings Wasserbaukunst III. Bd. Taf. 126. Fig. XV., und Fig. 36 u. 37, und in Andern. 84) Eine geometrische Ansicht nebst einem Querdurchschnitte derselben s. in Wiebekings Wasserbaukunst Tab. 138. Fig. 11 u. 12.

Die Brücke bei Wearmouth über den Fluß Wear, unweit Sunderland in der Grafschaft Northumberland, ist die dritte große eiserne Brücke und zugleich die kühnste von allen. Sie wurde 1793 bis 96 nach der Erfindung und den Angaben Bourton's durch den Baumeister Wilson entworfen, von Walker und Rotterham gegossen, und von Wilson aufgeführt. Sie besteht ebenfalls aus 1 einzigen Bogen, welcher eine ungemein große Spannungsweite von 221′ 4″ (236′ engl.) und nur 31′ Bogenhöhe hat. Der Bogen ist aus 6 Bogenrippen zusammengesetzt, und jede Bogenrippe besteht aus einzelen Gewölbstücken, die vermittelst Schienen und Schrauben mit einander verbunden sind. Über den 6 Bogenrippen und den darauf angebrachten eisernen Tragringen liegen 6 hölzerne Straßenträger, welche die quer über ihnen liegenden hölzernen Straßenbohlen unterstützen. Über diesen liegen nach der Länge der Brücke noch verdoppelte hölzerne Balken, beiderseits unter jedem Fußwege, um letztere zu unterstützen. Die Brückenstraße fällt von der Mitte in einem starken Abhange nach dem beiderseitigen Ufer hin. Der ungeheure Bogen enthält 210 Tonnen gegossenes und 40 Tonnen geschmiedetes Eisen. Das ganze Werk wurde auf Kosten der Freimaurerlogen aufgeführt, und der Beitrag des Stifters und Erfinders, Großmeisters Roland Bourton, betrug allein 19,000 engl. Pfund [85]).

Die Brücke bei Stains über die Themse, in Middlesex ist die vierte große und merkwürdige eiserne Brücke. Sie wurde von dem Baumeister Wilson nach dem Systeme der Wearmouther Brücke, doch schöner noch und kühner und mit leichterem Ansehen aufgeführt; sie bestand aber nur 16 Jahre. Ihre Widerlagen konnten den gewaltigen Druck des äußerst flachen Bogens nicht aushalten; sie wichen und die Brücke mußte abgetragen werden. Ihr einziger Bogen war 168′ weit und nur 15′ hoch [86]).

Die Louvrebrücke, auch Pont des arts genant, über die Seine in Paris, ist die erste eiserne Brücke in Frankreich. Ein leichtes, großes und kühnes Werk, 1803 vom Oberbauinspektor Cessart entworfen, und von Dillon mit einigen Abänderungen ausgeführt. Ihre Länge beträgt 540′, und ihre Brückenstraße ist ganz wagerecht. Sie besteht aus 9 flachen Bogen, jeder 57′ weit und 10′ hoch, welche oben aus den Deckgesimsen von 6′ daselbst breiten und 20′ hohen steinernen Pfeilern entspringen. Zwischen den Seiten dieser Hauptbogen sind noch andere kleinere flache Bogen zur weiteren Unterstützung der Brückenstraße angebracht. Jeder Bogen besteht aus 5 Bogenrippen, deren jede, nach der ebenbeschriebenen einfachen Construction geordnet, aus einfach mit einander verbundenen gegossenen Stäben gebildet ist [87]).

Die Brücke, eine Zeitlang von Austerlitz genant, jetzt Pont du jardin royal, über die Seine in Paris, dem jardin des plantes gegenüber. Eine der größten und prächtigsten eisernen Brücken der Welt, nach dem Systeme der Wearmouther Brücke mit tiefer Kentniß dieser Bauart und mit großem Scharfsinne construirt. Ein Werk des Architekten Lamandé, im J. 1805 angefangen und 1807 vollendet. Die Brückenstraße, ihrer ganzen Länge nach in vollkommen wagerechter Richtung angelegt, ist bis über die starken Widerlagen hinweg, nämlich von einem Ende des Brückengeländers bis zum andern 620′ lang. Ihre Breite beträgt 29′, wovon der Fahrstraße 22′ 4″, und jedem der beiderseitigen Fußwege 6′ 9″ zukommen. Das ganze Werk besteht aus 5 flachen Bogen, jeder 100′ weit und 10′ über seiner Sehne hoch, aus 5 Bogenrippen gebildet, die oben aus dem Deckgesimse 9′ breiter und 21′ über dem niedrigsten Wasserstande hoher steinerner Pfeiler entspringen. Die Bogenrippen sind aus Gewölbstücken wie jene der Wearmouther Brücke zusammengesetzt, und haben ein äußerst massives von Eisenstäben volles Ansehen. Die Tragsteine des Gurtgesims sind mit Löwenfratzen verziert [88]).

Die Brücke von Boston über den Fluß Witham in Lincolnshire. Ein kühnes Werk von leichtem Ansehen, nach dem Systeme der Wearmouths- und der Stainsbrücke, doch vorzüglicher noch in ihrer Construction von Rennie um das J. 1811 erbaut. Ein sehr flacher Bogen 80′ weit (85′ engl.), und nicht ganz 5′ 2″ über der Sehne hoch. Der Bogen besteht nach der Breite der Brücke aus 8 Bogenrippen, deren Construction jener der Brücken bei Bristol, die wir gleich hier nachfolgend beschreiben, ähnlich ist. Die Querverbindungsstücke des Bogens sind hier nicht aus geschmiedetem Eisen, wie bei der Wearmouthsbrücke, sondern, was vorzüglicher ist, aus gegossenem Eisen gemacht, und statt der Tragringe der Wearmouths- und der Stainsbrücke erheben sich hier auf den Bogenschenkeln über jeder Rippe circa 50 verticale, ungefähr 4″ breite und 3″ dicke Stangen, die Unterstützung der Brückenstraße zu bewirken, welche ihrer Länge nach in vollkommen wagerechter Richtung angelegt ist.

Die 2 Brücken bei Bristol über den Durchschnitt des Avon, sind kühne Werke nach dem Systeme der Wearmouths- und Stainsbrücke, der Brücke von Boston ähnlich und gleichzeitig mit ihr von Jessop

---

85) Deutliche geometrische Abbildungen ihrer Construction findet man bei Gauthey a. a. O. Pl. V. Fig. 4, 5 u. 6; in Wiebekings obenerwähnten Beiträgen Fig. XIX. u. Fig. 43, 44, 45, 46, und in Wiebekings Wasserbaukunst. Taf. 126. Fig. XIX. u. s. w. wie oben. 86) Von dieser schönen Brücke gibt Fig. 2 einen Aufriß. Größere und weitläufigere geometrische Darstellungen ihrer Construction findet man bei Gauthey a. a. O. Pl. VI. Fig. 1, 2, 3; in Wiebekings Beiträgen a. a. O. Fig. XVIII. u. 38, 39, 40, 41, 42, und in Wiebekings Wasserbaukunst. Taf. 26. Fig. XVIII. u. s. w. wie oben.

87) Wir haben die Construction in Fig. 3 durch den Aufriß einiger Bogen dieses großen Werks dargestellt. Größere Darstellungen findet man bei Gauthey a. a. O. Pl. VI. Fig. 4 u. 5; in Wiebekings erwähnten Beiträgen und in dessen Wasserbaukunst a. a. O. Fig. XVII. und 31 bis 35. 88) Wir haben die Form dieser prächtigen Brücke durch einen geometrischen Aufriß ihres einen Endes in der hier beigefügten Fig. 4 zu versinnlichen gesucht. Einen großen und schönen Aufriß der ganzen Brücke nebst einigem Einzelnen ihrer Construction findet man bei Gauthey am angeführten Orte Pl. VI. Fig. 9, 10 u. 11. Auch hat man geometrische Zeichnungen, die das Einzelne ihrer Construction darstellen, in Wiebekings Beiträgen und Wasserbaukunst a. a. O. Fig. XIV. und Fig. 20 bis 28.

angegeben und erbaut. Eine jede stellt einen flachen Bogen von 93′ 10″ (100′ engl.) Spannungsweite, und $\frac{1}{8}$ der Weite Bogenhöhe dar. Die Breite der Brücke ist 28′, und wird von 6 Bogenrippen gebildet, dergleichen eine in dem hier Fig. 5 beigefügten Aufrisse der Brücke sichtbar ist. Die Rippen sind — jede 2′ 2″ in der Richtung des Halbmessers hoch, und nicht gar 2″ dick, haben jede 80 leere Räume, welche durch eiserne nach dem Mittelpunkte des Bogens gerichtete Stangen, die mit der Rippe eine Gußmasse ausmachen, geschieden sind. Sie stemmen sich auf jeder Seite gegen eine 30′ lange, 2′ 2″ breite und 3½″ dicke eiserne Platte, die auf dem Widerlager in der Richtung des Halbmessers ruht, und zur Ersparung des Eisens mit 5 leeren Räumen jeder 4′ 8″ lang und 1½′ breit versehen ist. Auf den Bogenschenkeln erheben sich über jeder Rippe 12 sehr starke eiserne Verticalstangen, vermittelst welcher die Rippen die Brückenstraße unterstützen, die von der Mitte an nach den beiderseitigen Ufern eine sanfte Abfahrt bildet [89]).

Brücke von Bonar über einen Meeresarm, zur Vereinigung der Grafschaften Southerland und Roß in England. Eine schöne, kühne und feste Brücke, nach dem Systeme der Brücken von Wearmouth und Stains, doch mit mehren der Festigkeit und Schönheit vorzüglich entsprechenden Abänderungen von Telford im J. 1812 erbaut. Ein einziger Bogen von 140′ 8″ (150′ engl.) Spannungsweite, und 18′ 9″ Bogenhöhe. Die ganze Länge der Brücke bis über die in das Wasser vorspringenden gewaltigen Widerlagen hinweg beträgt 234′, und ihre Breite 14′ 10″. Der Bogen ist nach der Breite der Brücke aus 4 Bogenrippen zusammengesetzt, deren jede 2½′ nach der Richtung des Halbmessers hoch ist. Die leeren Räume der Bogenrippen werden durch eiserne Radial- und Diagonalstangen gebildet, und auch über den Bogenschenkeln sind statt der Tragringe oder der Verticalstangen, wie sie bei der seitherigen Construction vorkamen, Diagonalstreben, die sich in ihrer Mitte kreuzen und jedesmal aus einem Stücke gegossen sind, zur Unterstützung der Brückenstraße angebracht. Übrigens stützen sich die Rippen, wie bei den Brücken von Bristol auf eiserne Platten, die nach der Richtung des Halbmessers auf den nach gleicher Richtung abgedachten Widerlagen aufliegen, und die ganze Construction ist natürlicherweise, wie bei allen vorhergehenden Brücken, wo wir es auch nicht besonders erinnerten, durch eine feste Verbindung nach der Breite der Brücke gegen alles Ausweichen gesichert. Die Brückenstraße hat von der Mitte an nach beiden Enden hin eine sanfte Abfahrt, und ist wie alle seither beschriebene eiserne Brücken mit einem schönen Geländer von Verticalstäben verwahrt [90]).

Die Southwarkbrücke über die Themse in London ist endlich die neueste, größte und kühnste der jetzt bestehenden eisernen Brücken der Welt. Ein Werk des Architekten Rennie, 1814 bis 17 ausgeführt. Sie ist nach dem Systeme der Brücke von Bonar construirt. Ihre Länge zwischen den Widerlagen beträgt 664¼′ (708′ engl.), ihre ganze Länge bis über die Widerlagen und den jedesmal jenseit derselben angelegten steinernen Endbogen hinweg 800′ (852′ engl.), und ihre Breite 41¼′. Sie besteht aus 3 flachen eisernen Bogen, wovon der mittlere die ungeheure Weite von 225′ 1″ (240′ engl.) und nur 22½′ zur Bogenhöhe über der Sehne hat. Ein jeder der beiden äußern aber ist 197′ 1″ (210′ engl.) weit, und 19′ 8″ hoch. Jeder Bogen ist aus 8 Bogenrippen gebildet, welche nach der Breite der Brücke durch 14 gegossene Verbindungsstücke mit einander gegen das Ausweichen verbunden sind, und bei ihren Enden theils auf schön construirten, 43′ starken Widerlagen, theils auf zwei 22½′ breiten Pfeilern ruhen. Die Pfeiler ebenfalls von schöner Bauart springen auf jeder Seite der Brücke um 6′ über die Breite derselben vor, und reichen bis zur Brückenstraße hinauf, wo sie mit schönen Balconen endigen. Sie haben Vor- und Hinterhäupter nach der gothischen Spitzbogenform zugekantet. Die Construction der Bogenrippen unterscheidet sich von den seither nach diesem Systeme construirten hauptsächlich dadurch, daß ihre einzelen Gewölbstücke nicht wie Gitterwerk durchbrochen, sondern vollgegossene 3″ dicke Eisenplatten sind, die von noch dickeren Rändern gleich wie von Rahmen umgeben werden. Eine jede Rippe ist aus 13 solcher Gewölbeplatten zusammengesetzt, und bei dem größten Bogen im Scheitel 6½′ (7′ engl.), im Anfange jedesmal 9′ 4½″ nach der Richtung des Halbmessers hoch, bei einem jeden der kleineren Bogen aber im Scheitel 5′, im Anfange 8′ 5″. Auf den Schenkeln der Bogenrippen erheben sich wie bei der Brücke von Bonar Diagonalstreben, die hier von vorzüglicher Stärke sind, vermittelst welcher die Bogenschenkel die Brückenstraße tragen, und hier über den obenerwähnten Verbindungsstücken ist das ganze Werk noch durch gegossene Windruthen, deren sich über jeder Bogenweite 8 in diagonal entgegengesetzter Richtung kreuzen, gegen alle Schwingungen gesichert. Von der Mitte gegen jedes Ende hin hat die Brückenstraße eine bogenförmige Abfahrt, die jedesmal ungefähr $\frac{1}{36}$ von ihrer horizontalen Länge zur Höhe hat. Sie ist von einem netzförmigen eisernen Geländer begränzt, die Balkone aber und die über die Widerlagen fortgesetzte Brückenstraße sind von einer vollen steinernen Brustlehne umgeben [91]).

Von einigen andern weniger bedeutenden Brücken sind noch folgende bemerkenswerth:

Die Brücke über die Crou bei Saint Denis unweit Paris, welche der Oberbaudirektor Bruyere 1808 aus geschmiedetem Eisen aufführte. Sie hat 1 einzigen flachen Bogen 37′ weit, und nur 3′ hoch, aus 3 Bogenrippen gebildet, welche nach dem Systeme der Sprengewerksbrücken mit centralen Hängesäulen con-

89) Wir haben von diesem Werke, wegen seiner für die Fortschritte des Baues eiserner Brücken charakteristischen Construction in Fig. 5 einen Aufriß geliefert. 90) Wir haben die Form dieses schönen und für die Geschichte des Baues eiserner Brücken ebenfalls ausgezeichneten Denkmals in Fig. 6 durch einen Aufriß versinnlicht.

91) Diese Beschreibung des höchstmerkwürdigen großen und kühnen Werkes erhält hier in Fig. 7 A und B durch eine geometrische Ansicht und einen Grundriß desselben nach den von Wiebeking mitgetheilten Entwürfen des Architekten Rennie ihre Erläuterung.

struirt die Brückenstraße tragen. Der Verband selbst der einzelen Theile ist nach einer von Bruyere erfundenen scharfsinnigen Methode ausgeführt [92]).

Die Brücke von Laasen über das Striegauer Wasser in Niederschlesien, die einzige in Teutschland, die von einiger Bedeutung ist. Sie ist auf Kosten des Grafen Burghauß auf dem Eisenhüttenwerke Malapane durch Baildon in d. J. 1794 gegossen, und im Frühlinge des J. 1795 von demselben aufgerichtet. Sie hat einen einzigen flachen Bogen 40′ weit und 9′ im Lichten hoch. Ihre Breite beträgt 18′, ihre ganze Länge 52′ und die Länge des ganzen Brückengebäudes bis über die beiderseitigen starken Widerlagen hin 77′. Der Bogen besteht nach der Breite der Brücke aus 5 Bogenrippen, deren jede aus 3 über einander laufenden Bogenstücken von verschiedenen Halbmessern gebildet ist. Das untere Bogenstück bildet die eigentliche Form des Brückenbogens. Den Bogenrippen helfen Tragringe die Brückenstraße unterstützen. Sämtliche Bogenrippen stehen vermittelst angegossener Zapfen in eisernen Platten an den Widerlagen fest, und werden oben im Scheitel von einem, nach der ganzen Breite der Brücke durchgehenden, gegossenen eisernen Schlußbalken zusammengefaßt, welcher 24 Zentner wiegt. Auch die eisernen Platten, womit die ganze Brücke oben belegt ist, halten vermittelst angegossener Verbindungstheile die Bogenrippen gegen das Ausweichen fest, so wie sie auch in gleicher Absicht nach der Tiefe des Bogens mit eisernen Zugankern verbunden sind. Die Steifigkeit jeder Bogenrippe ist noch überdies durch gegossene Centralbänder vermehrt, welche an jedem Bogentheile einer Rippe angeschraubt sind. Die Brückenstraße steigt von beiden Enden her sanft an. Sie ist mit einem Überzuge von grobem Sande und kleinen Kieseln, welcher auf die Deckplatten aufgebracht ist, versehen, und die Seitenwege für die Fußgänger werden von Sandsteinplatten gebildet. Das gesamte Eisenwerk wiegt 800 Zentner, und die Kosten des ganzen Gebäudes beliefen sich auf 3100 Thlr. [93]).

Diese sind nun die größten und merkwürdigsten der bestehenden eisernen Brücken. Sie sind größtentheils aus gegossenen eisernen Stäben oder Platten, einiges aus geschmiedetem, überhaupt aber aus vollem Eisen zusammengesetzt, und ihre Aufführung ist mit großem Kostenaufwande verbunden. — Eine wohlfeilere Bauart eiserner Brücken, welche als die neueste Erfindung erst seit einem Jahrzehend bekant, bis jetzt aber noch nicht in wirkliche Ausübung gekommen ist, dürfen wir hier nicht unberührt lassen. Nach dieser soll die Construction der Bogenrippen sowol, als die übrigen Verbindungstheile der Bogen durch zusammengeschraubte eiserne Röhren bewirkt werden: weil eiserne Röhren eine größere Tragkraft als eiserne Stäbe oder Platten bei gleicher Masse des Eisens besitzen, und noch überdies eine größere Leichtigkeit des aus ihnen zusammengesetzten Baukörpers bewirken; wodurch also mit dem geringsten körperlichen Inhalte der Baumassen dauerhafte und schöne Gebäude möglich werden. Diese Grundsätze leiteten die Erfindung, welche man dem berühmten bairischen Mechanikus Ritter von Reichenbach verdankt. Denn als dieser im J. 1792 die Cylinder- u. Kanonengießerei zu Bergham in England bereiste, und dort ein großes gegen 100′ hohes Hebezeug in Gestalt eines Dreifußes erblickte, dessen Füße in Ermangelung so hoher Bäume aus hohlen eisernen Cylindern bis zu jener Höhe aufeinandergeschraubt gebildet waren; so kam er plötzlich auf den Gedanken, mit solchen Balken Brücken zu erbauen. Am Ende des J. 1809 hatte er seine Erfindung ausgebildet, und in der Schrift: „Theorie der Brückenbogen" vollständig auseinandergesetzt, welche wegen Verzögerung des Kupferstechers erst im Anfange Augusts 1811 zu München in 4. erschien. In diesem gründlichen Werke ist zugleich die Construction solcher Brücken über 300′ große Spannungsweiten durch schöne und deutliche Kupferstiche versinnlicht. Endlich im J. 1812 trat auch der damalige königl. bair. Generaldirektor des Brücken- und Straßenbaues Ritter von Wiebeking als Erfinder solcher Brücken öffentlich auf. Seine hierüber verfertigte Schrift ist unter dem Titel: „Beiträge zur Brückenbaukunde, den Bau und die Construction der eisernen Brücken betreffend, mit einer illuminieten Kupfertafel, München 1812" in 4. erschienen [94]).

Bis hieher war die Rede von den stehenden Brücken, als dem wichtigsten Gegenstande des Brückenbaues; wir müssen aber auch noch Einiges über die beweglichen Brücken beifügen. Von der Noth für solche Örter erfunden, wo Umstände oder besondere Zwecke den Bau stehender Brücken nicht zulassen; wo man sich aus irgend einem Grunde (dergleichen Schiffahrt oder Krieg sind), die Möglichkeit vorbehalten will, die Verbindung der Straße in jedem beliebigen Augenblicke zu unterbrechen; oder wo Tiefe und Gewalt des Stromes der Erbauung stehender Brücken Gränzen setzen.

Zu den beweglichen Brücken werden folgende Arten gezählt: Aufziehbrücken oder Zugbrücken, wenn sich entweder die ganze Brückenbahn oder auch nur ein Theil derselben aufziehen läßt, zum Durchlassen der Schiffe, und zur Abhaltung feindl. Überfälle. Der bewegliche Brückenboden heißt Flügel oder Klappe. Die Brücke selbst heißt eine einfache Zugbrücke, wenn sie nur aus einer Klappe besteht, und eine doppelte, wenn zwei Klappen zur Erhaltung einer größeren Durchfahrtsweite gefodert werden. Die Klappe dreht sich beim Aufziehen oder Niederlassen um eine wagerechte Axe, welche sich bei ihrem einen Ende befindet; und die Bewegung erfolgt auf horizontalen Zapfen, Rollen u. dgl., welche an der Stelle der Axe angebracht sind. Das Aufziehen geschieht gewöhnlich an Ketten, welche die Klappe an dem andern Ende beiderseits fassen, und entweder blos über Rollen laufen, die

92) Einen Aufriß und Durchschnitt der Brücke nebst geometrischer Zeichnung der Art des Verbandes findet man bei Gauthey in dem oftererwähnten Traité de la construction des ponts. Tom. II. Pl. VI. Fig. 6, 7 u. 8.

93) In Fig. 5 haben wir die Form der Brücke durch einen Aufriß derselben versinnlicht. Eine etwas größere ins Einzelne gehende schöne Darstellung ihrer Construction findet sich in d. Samlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten die Baukunst betreffend; Berlin, 1797. I. Bd. S. 166.

94) Weitere gründliche Untersuchungen, Würdigung und Berichtigung dieser Constructionsart findet man in Geh. Hofraths von Langsdorf Brückenbaukunde S. 465 bis 499. mit Tab. XVIII.

sich in bedeutender Höhe senkrecht über der Umdrehungsaxe der Brücke befinden, oder aber in Wippbäumen befestigt sind, die ihre Umdrehungsaxe ebenfalls senkrecht über der Umdrehungsaxe der Klappe haben[95]). Auch wird das Aufziehen an zwei Hebelarmen bewirkt, die senkrecht auf die Länge und Breite des Flügels an beiden Enden der Umdrehungsaxe angebracht, vermittelst Ketten, die an ihren oberen Enden befestigt sind, in horizontale Lage gebracht, den Flügel senkrecht erheben. Eine solche Brücke hat unter andern auch der Ingenieur-Kapitän Heré vor einem Thore der Festung Neubreisach mit musterhafter Einrichtung gebaut[96]). Wenn die Umdrehungsaxe der Brücke nicht am Ende der Klappe, sondern gegen die Mitte derselben angebracht ist, so daß das Aufziehen durch ihr eigenes Übergewicht jenseit der Umdrehungsaxe erfolgt; so pflegt man eine solche Aufziehbrücke auch eine Spring- oder Wippbrücke zu nennen, welche also einen größeren Flügel hat, als zur Bedeckung der Öffnungsweite nöthig ist. Unter dem hinteren Theile einer solchen Wippklappe muß eine Kammer im Mauerwerke angebracht seyn, in welche sich dieser Theil, der das Aufziehen durch sein Übergewicht bewirkt, herabbewegen, und bei Erhebung der Klappe an den Axenpfeiler anlegen kann. Dergleichen Brücken liegen über den meisten holl. Kanälen. Sie sind so leicht zu bewegen, daß ein Kind dieselben erheben kann[97]). Übrigens wird das Aufziehen aller Zugbrücken theils durch Rollen, theils durch Haspeln, theils durch Räderwerk erleichtert[98]). Hier ist auch der Ort, wo wir jener Einrichtung zu gedenken haben, vermittelst welcher bei stehenden Brücken, die keine hinlängliche Bogenhöhe zum freien Durchgange der Schiffsmasten erhalten konnten, dieser auch ohne Anlegung von Zugbrücken verschafft wird. Diese Einrichtung besteht in einer Unterbrechung der Brückenstraße, oder Öffnung des Scheitels vom Brückenbogen, welche nur etwas weniges weiter ist, als der Durchmesser des größten Schiffmastes. Die Öffnung wird mit zwei gegen einander schlagenden Klappen bedeckt, welche nach der Breite der Brücke in horizontalen Zapfen beweglich, und bei ihren beiderseitigen Enden dergestalt abgerundet sind, daß sie der Mast des ankommenden Schiffes ohne Hilfe eines Menschen aufhebt. Nach dem Durchgange des Schiffes fallen sie von selbst wieder zusammen. Diese Einrichtung ist in Holland üblich[99]). Die Construction einer solchen Öffnung in dem Scheitel eines steinernen Bogens muß mit großer Vorsicht nach einem besonderen Steinschnitte mit hinzukommender Verbindung durch eiserne Zuganker erfolgen[1]).

Da alle Zug- und Wippbrücken den von dem Leinpfade aus erfolgenden Zug der Schiffe, zwar nicht in dem Grade wie die stehenden Brücken, allein doch immer etwas aufhalten; indem die Zugseile entweder an einem Oberbaue oder an dem aufrechtstehenden Boden der aufgezogenen Brücke ein Hinderniß finden; so hat man darauf gedacht, solche Brücken zu erbauen, welche diese Unbequemlichkeit nicht veranlassen: diese sind die Rollbrücken und die Drehbrücken. Die Rollbrücken oder Schiebbrücken öffnen die Durchfahrt nicht durch Erhebung ihres Brückenbodens, wie die Zug- und Wippbrücken, sondern indem sich dieser in der Richtung der Brückenstraße rückwärts bewegt. Die Bewegung erfolgt ebenfalls wie bei Zug- und Wippbrücken auf einer horizontalen Axe. Sie wird durch Rollen und Räder erleichtert, welche in der Axenrichtung angebracht sind, und gemeiniglich durch Seil- oder Tauzüge um Rollen bewirkt. Der Brückenboden braucht bei den Rollbrücken eben so wie bei den gemeinen Zugbrücken nicht größer zu seyn, als die Weite, die er zu überdecken hat, wenn die Vorrichtung getroffen ist, daß er während der Bewegung durch ein unter ihm angebrachtes der Bewegung folgendes Stützband gegen das Überschnappen geschützt wird. Sonst muß er, wie bei den Wippbrücken, ungefähr noch einmal so groß als jene Weite seyn, damit er ein Gegengewicht auf der Widerlage habe. Die musterhaftesten Rollbrücken von beiden Arten sind folgende: von der ersten Art: die vom Ingenieur-Kapitän Meyniel für die Festungsgräben vorgeschlagene[2]). Die von Pattu erfundene[3]); von der zweiten Art: die von Lamblardie für Havre vorgeschlagene[4]). Von einer andern

95) Die erste und einfachste Art, so wie sie über den ehemaligen Festungsgräben von Leipzig gebraucht wurde, findet man in einem deutlichen Grund und Aufrisse vorgestellt in Leupold's Schauplatz der Brücken, Leipzig 1774 in Fol. Tab. XXXIII. Von der andern Art sieht man ein Beispiel von einer doppelten Aufziehbrücke über den Kanal von Brüssel, in Grundriß, Aufrissen von der Seite und von vorne, und in Abbildung einzeler Constructionstheile sehr deutlich dargestellt bei Krafft in diverses productions de l'art de la charpente III. Partie Pl. 45. 96) S. die schönen und deutlichen Risse des Architekt Krafft in dem eben angeführten Werke III. Partie Pl. 47. 97) Eine der musterhaftesten und schönsten Wippbrücken ist die, welche der Brücken- und Straßenbaudirector Camblardie an der Vereinigungsschleuse des Bassin von Ingouville zu Havre erbaute. Von ihrer Construction kann man sich durch die deutlichen Grund- und Aufrisse belehren, welche Krafft in dem oft angef. Werke III. Partie Pl. 49. mitgetheilt hat. Diese, so wie mehre andere musterhafte Wippbrücken findet man auch in geometrischen Aufrissen dargestellt bei Gauthey in Traité de la construction des ponts Tom. II. à Paris, 1813. Pl. VII. Fig. 3. 4 et 8 und in Wiebeking's Wasserbaukunst Tab. 100, Fig. 11 bis 18. 98) Beispiele liefern die bereits angeführten Brücken, welche wir noch durch folgende Hinweisungen auf vorzüglich deutliche Zeichnungen vervollständigen. Siehe: Aufziehbrücke nach berliner Art, bei Leupold im Schauplatze der Brücken Tab. XXXIV. Fig. II. Die doppelte Aufziehbrücke Perronet's in den Rissen zu einer über die Newa in Petersburg vorgeschlagenen steinernen Brücke, in dessen Description des projets et de la construction des ponts de Neuilly, de Mantes etc. à Paris. 1788. Pl. XXXV. Grundriß, Quer- und Längedurchschnitt der schönen Zugbrücke, welche einst von Perronet über den Kanal von Brüssel erbaut war, bei *Krafft* III. Partie, Pl. 45.

99) Sie ist in Leupold's angef. Schauplatze durch einen Grundriß und Durchschnitt solcher Klappen Tab. XXXVI. Fig. IV. verdeutlicht. 1) Ein Beispiel solcher Construction von einer holländischen Kanalbrücke genommen, s. in Wiebeking's Wasserbaukunst, Tab. 130, Fig. 20, und bei Leupold, welcher diese Construction als von Holz ausgeführt angibt, Tab. XXXIV. Fig. III., wo jedes Mal rechts der Steinschnitt der inneren-, und links der Steinschnitt der äußeren Fläche gezeigt ist. 2) Diese findet man in schönen und deutlichen Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten, und in geometrischer Zeichnung einzeler Constructionstheile bei Krafft in dem öfters angef. Werke, III. Partie, Pl. 42. vorgestellt. 3) Durch einen Aufriß bei Gauthey in Traité de la construction des ponts Tom. II. Pl. VII. Fig. 7. versinnlicht. 4) Ihre Construction und ihre wesentlichen Theile sind in schönen und deutlichen geometrischen Zeichnungen bei Krafft a. a. O. Pl. 43. abgebildet.

Art sogenannter Rollbrücken, deren man sich statt der Schleusen bedient, s. im Art. Schleuse.

Drehbrücken bewegen sich in einer horizontalen Ebene um eine senkrechte Axe. Die Bewegung erfolgt entweder auf einem Zapfen, oder auf einem Drehkranze, der in einem dazu passenden Drehkreise läuft. Kugeln, kleine Räder, Rollen helfen die Bewegung erleichtern, und die Gewalt der Reibung vermindern. Der Brückenboden der Drehbrücke muß immer viel länger seyn als die Weite, welche die Brücke zu überdecken hat; damit das während der Bewegung nöthige Gegengewicht jenseit der Axe einfach und sicher bewirkt werde. Die feste Construction und hinlängliche Unterstützung des Flügels ist bei den Drehbrücken eine wichtige und schwer auszuführende Bedingung. Man legt sie an den Ufern auf festen Ufermauern an, wo ihre Umdrehungsaxe wenigstens um die Hälfte der Brückenbreite von dem äußersten Rande der Ufermauer entfernt liegt, damit die geöffnete Drehbrücke sich ganz in das Ufer einlege, und kein Theil derselben über die Wasserebene vorspringe. In den Ufermauern befindet sich ein Einschnitt, eine Kammer, worin sich der Hintertheil des Brückenbodens ohne Reibung bewegen, und der Flügel nach geöffneter Durchfahrt richtig einlegen kann. Von allen bis hieher angeführten Arten beweglicher Brücken sind die Drehbrücken diejenigen, die am häufigsten über großen Schleusen und Kanälen gebraucht werden. Eine der ersten Drehbrücken ist jene, welche über der großen Schleuse zu Cherbourg erbaut war [5]). Sie war eine doppelte Drehbrücke, d. i. an jedem Ufer des Kanals war eine solche erbaut, und die Brückenstraße wurde durch die Flügel beider Drehbrücken gebildet [6]). Nach demselben Systeme, doch weit fester, ist die jetzt zu Cherbourg über den Kanal erbaute angelegt [7]). Die übrigen merkwürdigsten Drehbrücken sind folgende: die doppelte Drehbrücke über dem alten königl. Bassin in Havre vom Oberbaudirektor von Cessart im J. 1777 erbaut [8]); und die doppelte Drehbrücke über die Schleuse de la Barre in Havre statt der vom Brücken- und Straßenbaudirektor Lamblardie vorgeschlagenen vom Oberingenieur Lapeyre erbaut [9]); so wie die doppelte Drehbrücke über die Durchfahrt der Schleuse zu Dünkirchen [10]). Besonders merkwürdig ist die von Lamblardie für Havre über eine Weite von 43' vorgeschlagene einfache Drehbrücke, welche sich durch ihre neue und scharfsinnige Constructionsweise und durch vorzüglich feste Unterstützung des Brückenbodens, die ohne Gegengewicht desselben durch sinnreich angebrachte Pfähle bewirkt wird, auszeichnet [11]).

Zu den beweglichen Brücken rechnet man auch noch folgende Arten: betrügliche Fallbrücken, welche man durch eine geringe Bewegung schnell niederfallen lassen kann, um eine darauf befindliche feindliche Mannschaft in die Tiefe hinabzustürzen [12]). Schwimmende Brücken, welche aus Balken, aus Bäumen oder aus hohlen Cylindern und dgl., die fest mit einander verbunden, und wie Flöße unmittelbar auf das Wasser gelegt werden, und aus der darüber angebrachten Brückenstraße bestehen. Solche Brücken, dergleichen in Rußland und Schweden gebräuchlich sind, werden entweder mit Ankern im Flusse, oder an den Ufern befestigt. Sie erheben sich und sinken mit dem Steigen und Fallen des Wassers, weswegen eine damit übereinstimmende Einrichtung an den Enden der Brücke getroffen seyn muß [13]). Hieher gehören auch die Schiffbrücken, von welchen im Art. Schiff die Rede seyn wird. Die sogenannten fliegenden Brücken sind keine Brücken, sondern eine Art Fähren (s. Fähre). Endlich gibt es noch einige Arten von Brücken, die wir theils wegen der Schnelligkeit, womit sie aufgeschlagen oder abgetragen werden können, theils wegen ihrer schwankenden Lage, und ihres großen Mangels an Stabilität, und auch ihres eingeschränkten Gebrauches wegen, von den stehenden Brücken ausschließen, und ihrer hier unter den beweglichen Brücken zuletzt gedenken. Sie sind: die Binsenbrücken, deren man sich hie und da in Holland bediente. Sie werden aus einzelen Hürden zusammengesetzt, die aus Weidenruthen geflochten und mit Bündeln von Seebinsen belegt sind, welche vermittelst quer über ihnen angebrachter Latten auf jeder Hürde befestigt werden. Diese Hürden sind auf allen Seiten mit eingeflochteten Ringen versehen. Die Ringe, welche sich bei den langen Seiten der Binsenbüschel befinden, dienen so viele Hürden an einander zu fesseln, als die Länge der Brücke erfodert. Durch die auf den beiden andern Seiten aber werden lange Stricke oder Taue gezogen, vermittelst welcher diese Hürdenbrücke an den beiderseitigen Ufern befestigt und getragen wird [14]). Von Strick- oder Taubrücken aus zwei oder mehren starken Tauen, welche über den Fluß gespannt, auf beiden Ufern an tief in den Boden eingetriebenen Pfählen befestigt, und quer über mit darauf fest gehefteten Brettern belegt werden, von Brücken aus starken leder-

---

5) Sie ist von Belidor in seiner Architecture hydraulique II. Partie, Libr. IV. Cahp. X. beschrieben. 6) Ihre Construction ist auch bei Gauthey a. a. O. II. Partie, Pl. VII. Fig. 9 und 10. in einem Aufrisse und Grundrisse ihrer Hälfte anschaulich gemacht. 7) Sie ist in schönen Grund- und Aufrissen bei *Krafft* III. Partie, Pl. 38. zu sehen. 8) Sie ist in dessen Description des travaux hydrauliques Tom. I. p. 250. weitläufig beschrieben. Auch findet sich ihre Construction in einem vorzüglich schönen und deutlichen Grund- und Aufrisse ihrer Hälfte und in Durchschnitten bei Krafft a. a. O. Pl. 39. dargestellt. 9) Beide sind in vorzüglich schönen und deutlichen Grund- und Aufrissen ihrer Hälfte und in geometrischen Zeichnungen einzeler Constructionstheile bei Krafft a. a. O. Pl. 40 und 41. vorgestellt. 10) Zeichnungen bei Krafft Pl. 37.

11) Genaue Darstellung ihrer Construction findet man in Grundrissen, Aufrissen und Durchschnitten bei Krafft a. a. O. Pl. 48. Viele andere der berühmtesten und merkwürdigsten einfachen Drehbrücken findet man in dem oftgedachten Werke Krafft's III. Partie, Pl. 30 bis 33, und Pl. 35. 12) Die Construction einer solchen Brücke hat Leupold in seinem Brückenschauplatze Seite 148—149. beschrieben und in Tab. LV. Fig. I. II. III und IV. anschaulich gemacht. 13) Umständliche Beschreibungen solcher Brücken findet man in Bartsch's ökonomischen Handgriffen, Berlin 1770. 8. S. 51—60, in Krünitz's ökonomischer Encyclopädie VII. Thl. S. 53—55, in Stieglitz's Encyclopädie der Baukunst I. Thl. S. 368—370. 14) Umständliche Beschreibungen findet man bei Leupold a. a. O. S. 130—132, und bei Stieglitz in der Encyclopäd. d. Baukunst, I. Thl. S. 372—374. Bei ersterem ist auch die Form solcher Hürden mit ihrer Belegung und die Art ihrer Verbindung auf Tab. L. in Fig. II. bis V. abgebildet.

nen Häuten, die mit einander verbunden sind, dgl. eine im Arsenale zu Venedig verwahrt wird, und von andern dergleichen Arten von Brücken, die hier keine Erwähnung verdienen, können Liebhaber solcher Seltenheiten mancherlei bei Leupold lesen [15]). (*Leger.*)

BRÜCKENBRÜDER (frères pontifes, frères du pont, fratres pontis, pontificales auch factores pontium), ist der Name einer Verbrüderung, deren wohlthätige Wirksamkeit sich in einzelen Denkmälern noch erhalten hat. Die früheste Art über die reißenden Ströme zu setzen, war in dem alten Gallien mit Flößen, selbst mit Schläuchen, wie Inschriften und aufgefundene Überreste erweisen. Den Reisenden zu helfen und den Warenvertrieb zu befördern, bildeten sich an der Seine, an der Sambre, Loire, am Saône, am Rhone und an der Durance eigene Gilden von Lenuncularien, Lintrarien und Utricularien [1]), die aber oft so entarteten, daß sie die Reisenden plünderten und manchen, nach dem Ausdruck eines Schriftstellers, statt an das andere Ufer, gleich in die andre Welt beförderten. Fromme Selen faßten daher den Entschluß, an sehr besuchten Stellen der Flußgestade Herbergen zu errichten und Flößen zu halten, endlich Brükken zu bauen. Diese frommen Verbrüderten nannten sich Pontifices (Pontifes), an die ursprüngliche Bedeutung des alten Namens erinnernd. Doch das Verdienst dieser durchaus christlichen Verbindung (denn weder die Verordnungen der spätern römischen Kaiser, noch die vorhandnen römischen Inschriften erwähnen einer eigentlichen Brükkenbauerzunft) [2]), würde, wie so manches andre vergessen seyn, wäre es nicht durch einen Hirten Benezet erhalten worden, den die römische Kirche unter die Heiligen zählt [3]). Zwar ist noch bis heute durch die gründlichsten Forschungen nicht erwiesen, in wiefern Benezet zu dieser Brüderschaft gehörte, ob er ihr Stifter gewesen, oder nur in ihr Profeß gethan habe. Aber die wunderbaren Thaten, die man ihm zuschreibt, sind wenigstens ein Anlaß geworden, der Verbindung überhaupt zu gedenken, die leider noch viel zu wenig gekant ist. Benezet, nach der gewöhnlichen Erklärung der kleine Benedict, ein armer Hirt, der zu Hauvilar im Vivarais geboren war, trat, nach der Erzählung, im J. 1177 in die Kathedralkirche von Avignon, wo eben der Bischof das Volk über die Schrecken einer Sonnenfinsterniß tröstete. Er erklärt sich vom Himmel gesandt, um eine Brücke über den Rhone zu bauen. Der Bischof behandelt ihn wie einen Unsinnigen und schickt ihn der Stadtobrigkeit zu, die ihm spottend vorschlägt, mit einem Steine am Ufer anzufangen, den 30 Menschen schwerlich bewegt hätten. Benezet rollte den Stein hin, und mag man über das Wunder denken, wie man will, so ist doch ausgemacht, daß im J. 1185 schon auf der Brücke zu Avignon ein Zoll erhoben ward. Zweifel gegen die Genauigkeit der Angaben mag man freilich darum schon sich nicht versagen, weil die Berechnungen erwiesen haben, daß in das J. 1177 keine Sonnenfinsterniß fällt, sondern erst auf den 13. Sept. 1178. Fast ausgemacht scheint, daß Benezet im J. 1184 starb, aber im J. 1187 findet sich eine Urkunde, daß Johannes Benedictus, Brückenprior, für sich und seine Brüder eine Kirche und einen Kirchhof nebst einem Kaplan erhielt. Entgegengesetzte Behauptungen, die alle auf geschichtlichen Andeutungen beruhen, lassen sich am besten dadurch vereinigen, daß man zu Benezet's Zeiten und selbst früher sich fromme Verbindungen zu Gunsten der Pilger (Romieux) und der Reisenden überhaupt gebildet denkt, in deren Sinn Benezet einging, indem er der Gesellschaft, an die er sich anschloß, Brückenbau zum näheren Zweck gab. Der Bau der Brücke zu Avignon, die 1188 vollendet ward, scheint zur innern Anordnung der Gesellschaft beigetragen zu haben, die P. Clemens III. im J. 1189 bestätigte. Die Dunkelheit, welche über die Anfänge dieser Gesellschaft verbreitet ist, deckt auch ihr Ende. Ihr Aufhören in Avignon und ihr Übergang in eine Laienbrüderschaft läßt sich in Avignon nicht nachweisen; an andern Orten von Frankreich, wo sie vorkommen, z. B. in Bon-pas an der Durance im J. 1270; zu Lourmarin auf dem Wege zwischen Aix und Apt; zu Malemort an der Durance, an einer Stelle, die wegen der häufigen Raubanfälle unter dem Namen Podium sanguinolentum in den Urkunden erwähnt wird, haben sie sich in unbestimmter Zeit wieder verloren. Nach der Sage haben sie auch zu Mirabeau einen Wachposten gehalten, um den Reisenden beim Übersetzen über die Durance Hilfe zu bringen. Eine merkwürdige oft besprochne Inschrift, die man in einer Kapelle nach dem Platze findet, wo die Fähre abgeht, scheint den Sagen vom heil. Benezet Bestätigung zu geben. Sie erwähnt einer Sonnenfinsterniß vom J. 1239 an den 3. Nonen des Juni, und die Sage versichert, daß die Brückenbrüder, die dort ein Hospiz gehabt hätten, den Bau einer Brücke versuchen wollten. Diese Inschrift war es, der man zunächst die Beachtung aller Nachrichten über die Brückenbrüder zu verdanken hat [4]), die besonders durch B. Gregoire [5]) am besten vereinigt worden sind, obgleich auch er einen schon von Millin [6]) gerügten Irrthum begeht, daß er den Brückenbrüdern den Bau der Brücke du Saint-Esprit zu Montpellier zuschreibt, wo ihnen doch erst in der Folge, als die Brücke lange stand, ein Hospiz eingeräumt wurde. Gleiches Bedürfniß führte in jener Zeit gleiche Verbindungen zur Abhilfe in mehren Ländern herbei. Italien, Spanien, Schweden, Dänemark

15) In dem oft angeführtem Schauplatze S. 120 bis 130, sie sind zum Theile auf den dazu gehörigen Tafeln XLVI. u. XLVII. abgebildet *).

*) Über die Kettenbrücken, die eben jetzt so viel besprochen werden, wird sich, nach nähern, noch zu erwartenden Nachrichten unter K. genauer sprechen lassen. (*H.*)

1) *Gottfr. Schwarz* Schediasma philologicum de collegio utriculariorum, Norimb. 1714. 4. 2) Das genaueste Verzeichniß der verschiednen Künstler- u. Handwerker-Kollegien, die man im röm. Reiche unter dem Namen fabri begriff, s. m. in Krause's drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft, IV. S. 145 ff. Neue Ausg. 3) Die Kirche feiert sein Andenken am 14. April. M. s. die Acta Sanctorum T. II, p. 258.

4) Vorzüglich durch Hrn. Baron von Zach. M. l. seinen Brief in der Zeitschrift für Astronomie, Stutg. 1816. II. B. S. 502. 5) Recherches historiques sur les congregations hospitalières des frères pontifes. Paris 1818. 8. 5) Voyage dans les depp. du Midi de la France T. II. p. 124. T. IV. 1. partie, p. 202. Millin verdankte man vor Gregoire die genauesten Nachrichten über diese Verbrüderung.

sah Brücken erstehen, denen religiöse Meinung den Ursprung gab, ohne daß man doch in diesen Ländern bestimmte Verbrüderungen unter gleichem Namen anführen könnte. Brücken zu bauen, Straßen zugängig zu machen, galt einmal nach den Begriffen der altchristlichen Kirche für ein verdienstliches Werk [7]), und oft verwandelte die Kirche selbst auferlegte canonische Bußen in solche Anordnungen, bei denen der Vortheil für die Armen mehr beachtet wurde, als der Gewinn für die Reichen, Wallfahrten nach Rom, nach Jerusalem, nach St. Jakob von Compostella waren im Geschmack jener Jahrhunderte. Chroniken versichern, daß mehr als 10,000 Pilger vom 10. bis zum 13. Jahrh., in manchem Jahre nach St. Jago gezogen seyn. Ihnen die Reise zu erleichtern, zu sichern, war selbst schon eine religiöse Handlung. In Spanien lag diese Pflicht den Tempelrittern ob, nach denen jene altrömische Straße, welche von Nieder-Navarra durch Roncevaux führt, die Tempelherrnstraße benant ward. In den Hospitaliterorden der Johanniter von Jerusalem löste sich daher an vielen Orten die Brückenbrüderschaft auf, deren Güter meist, wo man Spuren von ihnen antraf, diesen zugegeben wurden. Interessant ist es, daß gleichzeitig mit Benezet in Avignon, zwischen den J. 1178 — 1191 im hohen Norden auch ein Benedikt, als Brükkenbauer und Bischof zu Skara auftritt, dessen Andenken die schwedischen Chroniken ehren [8]). In Teutschland scheint man die Spuren ähnlicher Erscheinungen, die sich sicher auffinden lassen, wenigstens in analogen Verbindungen, bis jetzt noch zu wenig beachtet zu haben. Die letzte Erwähnung, die Gregoire von den Brückenbrüdern antraf, fand sich in einem Edikte Ludwig XIV. vom J. 1672, wodurch ihre Güter dem Lazarus-Orden zugetheilt wurden. Durch einen Irrthum schreibt Du Cange (in dem glossar. med. et inf. latin. p. 692.) das Ordenskleid der h. Geist-Brüderschaft zu Montpellier (ein weißes Kleid mit zwei rothen Brückenbogen und einem Kreuze auf der Brust) den Brückenbrüdern zu, da die Denkmäler der Hospitaliter von St. Jacques-du-Haut-Pas zu Paris, einer Tochterverbindung der Hospitaliter von St. Jaques-du-Haut-Pas (de Alto passu) an der Gränze des Gebiets von Lucca, heut zu Tage in der Diöces von Sanminiato, die man allen Grund hat für Verbrüderungen ganz gleicher Art zu halten, im Gegentheil zeigen, daß die Brückenbrüder einen Spitzhammer auf der Brust trugen [9]). (*Hase.*)

BRÜCKEN, Stadt der Familie von Werthern im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kreis Sangerhausen, an der Helme, 2 Stunden südwestlich von Sangerhausen, mit 120 Häusern, 721 Einwohnern, die Ackerbau treiben. (*Stein.*)

BRÜCKENAU, 1) königl. baierisches Landgericht im Untermainkreise, von 23 Ortschaften, mit 1268 Feuerstellen und über 9000 Selen. Die Einwohner bekennen sich theils zur katholischen, theils zur protestantischen Religion. Die Protestanten haben eine Pfarr- und eine Filialkirche mit einer Schule, die Katholiken aber 4 Pfarr-, 17 Tochterkirchen und 14 Schulen. Der Boden ist sandig und größtentheils basaltisch. Die Gegend hat viele und hohe Berge, welche noch zu den Fortsätzen des Rhöngebirges und der Verbindung mit dem Vogelsgebirge gerechnet werden können. Die vornehmsten dieser Berge sind: die Bilster, der Dreistelz, der Heibacher Berg, der Mibermich, Schildeck, Sinn und Volkersberg, der Auersberg, die Dahlherdaer Kuppe, das Dammersfeld, der Dörrberg, Haubenkopf, Marien-Ehrenberg und der Wertberg. Die Viehzucht ist in dieser Gegend sehr gut und wurde ehemals auf Schweizerart getrieben.

Brückenau, 2) Stadt im Königreich Baiern 3 M. südöstlich von Fulda, an der Chaussee von Fulda nach Hammelburg in dem nämlichen Thale gelegen, wie der ½ Stunde unter derselben sich befindende berühmte Kurort gleiches Namens, von hohen Bergen umgeben, mit einem Postamte, Sitz des Landgerichts und Landphysikats, Pfarrkirche, Apotheke und zwei Papiermühlen, hat 250 Hausnumern und 1600 Selen.

Br. 3) Badeort ½ St. von dem Städtchen Brükkenau, 3 Meilen von Fulda, 8 Meilen von Würzburg und 11 M. von Frankfurt; in einem romantischen Thale am Sinnflusse, an angenehmen futterreichen Wiesen, durch welche sich benannter Fluß schlängelt. Die Gebäude stehen in regelmäßiger Gleiche zwischen Gärten, Alleen, Bereeaus. Auf beiden Seiten des Thals ziehen sich mittelmäßig hohe Bergreihen hin, die mit Waldungen von alten Eichen und Buchen besetzt sind. Es springen hier 3 Mineralwasser, das Brückenauer, Wernarzer und Sinnberger genant. Über diese Quellen ist schon viel geschrieben worden *).

Nach der neuesten chemischen Analyse, welche der Hr. Prof. Pickel und Hr. Apotheker Maier zu Würzburg im Sommer des J. 1817, nach genauer offizieller Untersuchung dieser Quellen entworfen haben, ist ihr Verhältniß folgendes:

A) Brückenauer oder Stahlwasser.

Enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen:

1)	Schwefelsaures Natron	1,1215 Gran.
2)	— — Bittererde	0,0821 —
3)	Salzsaures Natron	0,0219 —
4)	Kohlensaure Kalkerde	0,8081 —
5)	— Bittererde	0,05 —

7) Man s. *Theodoreti* Epist. 79. und *Morini* Comm. hist. de Discipl. in administratione sacramenti Poenitentiae. Paris. 1651. p. 768 ss. 8) M. s. *Olai Celsii* acta litteraria Sueciae, T. II. p. 272 ss. 9) M. s. *Dubreil* antiquités de Paris (Paris 1639. 4. p. 435 ss.).

*) Nebst den Schriften des verstorbenen Etatsraths Welkard hat man von dem um dieses Bad sehr verdienten Schriftsteller, Hrn. Hofrath Zwierlein folgende: Abhandlungen über die Gesundbrunnen bei Brückenau im Fürstenthum Fulda 1785. Dessen allgemeine Brunnenschrift für Brunnengäste und Ärzte. Nebst kurzer Beschreibung der berühmtesten Bäder und Gesundbrunnen Teutschlands mit 1 Kupfer, Weißenfels u. Leipzig 1793. Zweite vermehrte Auflage. Mit des Verf. Portrait 1815. Vom Nutzen und Gebrauche des Brückenauer, Wernarzer und Sinnberger Wassers im Brückenauer Bade, Frankfurt 1797. Vorzüge der Kuren in Bädern bei langwierigen Krankheiten, Gotha 1811. Neueste Nachricht vom Bade Brückenau und seinen Heilquellen, im Großherzogthum Frankfurt. Fulda 1811. 2te Auflage mit 1 Kpfr. 1817.

6) Eisenoxyd	0,18	Gran.
7) Kieselerde	0,012	—
8) Kohlensaures Gas	36¾	paris. Kubikzoll.

B) Sinnberger Wasser.

Enthält in eben so viel Wasser:

a) An kohlensaurem Gas	26¾	par. Kubikzoll.
b) An salzsaurem Natron	0,02292	Gran.
c) An schwefels. —	0,04661	—
d) An kohlensaurer Kalkerde	0,361	—
e) — — — Bittererde	0,0825	—
f) An Eisenoxyd	0,081	—
g) An Kieselerde	0,161	—

C) Wernarzer Wasser.

In eben so viel Wasser:

1) Kohlensaures Gas	32	par. Kubikzoll.
2) Salzsaures Natron	0,03115	Gran.
3) Schwefels. —	0,06524	—
4) Kohlensaure Kalkerde	0,3328	—
5) Kohlensaure Bittererde	0,10	—
6) Eisenoxyd	0,01	—
7) Kieselerde	0,188	—

Sämtliche Wasser sind, jedes nach seinen Bestandtheilen, von vorzüglicher Güte, zum Trinken sowol, als Baden, heilsam in vielen und schlimmen Krankheiten.

Hier noch einige besondere Bemerkungen über jedes Wasser einzeln:

1) Brückenauer Wasser; der Nutzen dieses, wie sich der Hr. Brunnenarzt Zwierlein (allgemeine Brunnenschrift S. 142) ausdrückt, nervenfreundlichen Wassers, hebt die hartnäckigsten Krankheiten, deren Ursache Schwäche, zu große Reizbarkeit und Erschlaffung ist. Es stärkt den Magen, die Eingeweide und den ganzen Körper, macht ungewöhnlichen Appetit. Es ist von vorzüglicher Wirkung in der Hypochondrie und Hysterie, überhaupt in krampfhaften Krankheiten aller Art, in Nervenschwäche, Impotenz, Unfruchtbarkeit, in Mutterblutflüssen und frühzeitigen Geburten. Es ist sehr heilsam in der Gicht, Rheumatismen, Gliederlähmungen, in der Bleichsucht, englischen Krankheit, Mangel an der monatlichen Reinigung, Samenflüssen, weißen Fluß, Pollutionen, in Zehrungen und Wassersuchten rc.

2) Das Wernarzer Wasser dient vorzüglich gegen Verderbniß, Schleim und Zähigkeit der Säfte, es hebt Stockungen der Eingeweide des Unterleibs, heilt Ausschläge und ist gelinde stärkend ohne so stark zu reizen wie das Brückenauer Wasser. Vorzüglich wirkt es auf den Urin, die Brust, und ist den Lungenkranken sehr zuträglich.

3) Das Sinnberger Wasser ist von guter Wirkung in Säuren, Verschleimungen, bei inneren Geschwüren, besonders der Blase, gegen Sand, Gries und Stein, es wirkt ungemein gut auf die Urinwerkzeuge und bei Verschleimung der Brust, bei Lungenknoten, gegen die Mercurialkrankheit und venerische Reste.

So vereinigen sich die Heilquellen zu Brückenau zur Heilung der mehresten und schlimmsten menschlichen Gebrechen und dieses Bad ist eines der vorzüglichsten Teutschlands.

Im J. 1821 hat man im Sinnflusse eine neue Quelle entdeckt und gefaßt, deren Bestandtheile, da mit derselben noch keine chemische Untersuchung vorgenommen worden ist, noch nicht anzugeben sind. Nach der vorläufigen Begutachtung enthält zwar das Wasser weniger fixe Bestandtheile an salz- und schwefelsauren, neutral- und kohlensauren erdigen Verbindungen, als das Kissinger-Wasser, übertrifft es aber an Menge des Brunnengeistes; es schmeckt deshalb sehr angenehm säuerlich und man kann es als einen der vorzüglichsten Säuerlinge Teutschlands betrachten.

Im Jahre 1822 wurde der Grund zu einem neuen Badhause gelegt, wodurch sich die zeitherige Badeeinrichtung von Brückenau ganz änderte und durch Errichtung der verschiedensten Arten von Douchen sehr verbessert wird. (*Schneider.*)

Brückmann (Franz Ernst), Brückmann (Urban Friedr. Benedict), u. Brückner, s. am Ende des Bds.

Brüder in rechtlicher Hinsicht, s. Geschwister.

Brüder in geogr. Hins., s. Brothers.

Brüderschaften, geistliche, s. unter ihren verschiedenen Namen.

BRÜDER-UNITÄT, evangelische, augsburgischer Confession; erneuerte Brüderkirche; Brüdergemeine; Herrnhuter. Mit diesen Namen wird eine kirchliche Gesellschaft evangelischer Christen bezeichnet, die, von ihrer Entstehung an bis auf den heutigen Tag, durch gute und böse Gerüchte gegangen ist. Sie selbst bediente sich sämtlicher Namen, wiefern dadurch gewisse äußere und innere Verhältnisse bezeichnet werden; Freunde und Gegner aber haben bald den einen, bald den andern für ihre bestimmte Ansicht bequemer gefunden, und damit zu mancherlei Ausdeutungen Anlaß gegeben. Um so nothwendiger scheint es, sämtliche Namen an die Spitze dieses Artikels zu stellen, und die Versicherung hinzuzufügen, daß der Verf. desselben seinen geschichtlichen Bericht ohne Vorliebe, aber auch ohne Abgunst, zu erstatten bemüht gewesen sey [1]).

1) Quellen und Hilfsmittel: David Cranz, alte und neue Brüder-Historie, Barby 1772. 8. — (J. K. Hegner) Fortsetzung von David Cranzens Brüder-Historie, Barby 1791—1804 und Gnadau 1816. 3 Bde. 8. — (Ludw. v. Zinzendorf) Büdingische Samlung einiger in die Kirchen-Historie einschlagender, sonderlich neuerer Schriften, Büdingen 1742 — 45. in 18 Stckn. oder 3 Bdn. 8. — (Desselben). Die gegenwärtige Gestalt des Kreuzreichs Jesu in seiner Unschuld, Lpz. (1745) 4. — Ludw. v. Zinzendorf, *Περὶ ἑαυτοῦ*, d. i. Naturelle Reflexiones über allerhand Materien (1746) 4. — Aug. Gottl. Spangenberg, Leben des Herrn Nicolaus Ludwig, Grafen von Zinzendorf (Barby) 1772—75. 8 Bde. 8. — Jeremias Risler, Leben Aug. Gottlieb Spangenbergs, Barby 1794. 8. — (Joh. Loretz) Ratio Disciplinae unitatis fratrum, oder: Grund der Verfassung der evangelischen Brüder-Unität, Barby 1789. 8. — Statuten der evangelischen Brüder-Unität, Gnadau 1819. 8. — Kurzgefaßte Darlegung des dermaligen innern und äußern Zustandes der Missionen der evangelischen Brüder-Gemeine, Gnadau 1820. 8. — Die Gedenktage der erneuerten Brüderkirche, Gnadau 1821. 8. — Kurzgefaßte historische Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Brüder-Unität; fünfte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage (die erste, von Spangenberg bearbeitet, findet sich abgedruckt in Ch. W. F. Walch's neuster Religionsgeschichte Bd. 3.) Gnadau, 1823. 8. (Graf Heinr. Cas. Gottlieb von Lynar) Nachricht von dem Ursprunge und Fortgange, und hauptsächlich

Erster Zeitraum.

Bis zur öffentlichen Anerkennung der Unität in den protestantischen Ländern 1754.

Erster Abschnitt;

bis zur Entstehung der Pilgergemeine 1738.

Durch den westphälischen Frieden war dem teutschen Reiche die lange entbehrte Ruhe wieder gegeben, und seinen Ständen die Anerkennung der Landeshoheit gesichert. Diesem Grundgesetze gemäß entwickelten sich, neben den bürgerlichen, auch die kirchlichen Verhältnisse, unter landesherrlicher Aufsicht und Leitung. Die Mehrzahl der augsburgischen Confessions-Verwandten mochte wol damit zufrieden seyn; wer jedoch den Zweck der kirchlichen Gemeinschaft genauer erwog, mußte solche Obhut ungenügend, und den dadurch herbeigeführten Zustand bedenklich finden. Man war freilich im Besitze einer möglichst gereinigten Glaubenslehre, und hatte zugleich die Beruhigung, daß fortan nicht lediglich die Geistlichkeit als Kirche gelte; aber, was nützte doch, fragten viele, ein Glaube, der das Gedächtniß anfüllte und das Herz leer ließ, und was wollte denn eine Kirche, die nicht Schule der Frömmigkeit und Gottseligkeit zu werden suchte! — Dergleichen Bedenklichkeiten blieben nicht ohne Folgen. Wie früherhin, wurden Manche für das Heil ihrer Sele besorgt, und verbanden sich mit Gleichgesinnten, um in der Stille die Bedürfnisse ihres Herzens auf mancherlei Weise zu befriedigen; Andere nahmen den Zustand sämtlicher Glaubensgenossen zu Herzen, und bemühten sich, durch Erklärungen, Vorschläge und eigenes Beispiel eine fortschreitende Verbesserung der kirchlichen Gemeinschaft zu veranlassen. Unter den Letztern hat niemand einen segensreichern Erfolg herbeigeführt, als Philipp Jacob Spener zuvörderst auf die Wirksamkeit des evangelischen Lehramtes, sodann auf das kirchliche Leben evangelischer Christen. In seinem Geiste bildete sich eine theologische Schule (die sogenannte pietistische), deren eifriges Bestreben dahin ging, das biblische Christenthum vielmehr zur Sache des Herzens als einer unfruchtbaren Speculation zu machen, und für Kirchen und Schulen Diener zu erziehen, die sich, wenn auch weniger durch Gelehrsamkeit, doch durch frommen Sinn und brennenden Eifer für ihr Amt auszeichneten. Der Sitz dieser neuen Schule war die Universität zu Halle, und die praktische Bildungsanstalt ihrer Lehrjünger das von A. H. Franken gestiftete Waisenhaus. Von dem kirchlichen Leben aber hatte Spener folgende Ansicht: „Endlich bin ich auf die Gedanken gefallen, in diesem jetzigen verderbten Zustande der Kirchen, wo wir kaum der Ordnung nach zu gehen vermögen, könne von uns nicht sowol derselben gerathen werden in denen Pflichten, welche wir gegen die Boshaftigen verrichten, dieselben zu bekehren; als vielmehr in denjenigen, mit welchen wir das Gute bei denen, so bereits aus Gottes Gnade einen Trieb dazu haben, nach allem Vermögen suchen zu befördern; und also, nachdem wir das äußerliche, so verderbte Corpus nicht ändern können, sondern müssen es lassen und die Sache Gott befehlen, in demselben und aus demselben allgemach einige gute Selen zu sammeln, die zu einer Ecclesiola in Ecclesia Personen geben mögen. — Geschieht solches eine Zeit lang, und sammelt ein Prediger also, ohne einige gefährliche Trennung, gleichsam eine Ecclesiolam in Ecclesia, oder dero ungeordnetem Haufen und oftmals aus so vielen Bösen zugleich bestehenden äußerlichen Kirchen: so wird er finden, wie nicht nur solche Personen bald werden zu rechten wahren Kernchristen werden, die folgends als ein Sauerteig sind, so mit gottseligem Leben, Exempel, und, nach Gelegenheit, brüderlichen Vermahnungen andre mögen neben sich erbauen, und dermaßen dem Prediger selbst, ohne Eingriff in sein Amt, sein Werk leichter machen. Es werden allgemach andere immer dadurch angereizt werden, welche nicht von äußerster Bosheit sind, daß sie anfangen, eine Liebe zur wahren Gottseligkeit zu gewinnen, deren Licht sie erkennen an andern, so rühmlich leuchten; sondern wo solche, bei denen ein guter Anfang ist, unter sich liebreiche Freundschaft halten, daß man sie, recht in einem Geiste unter einander verbunden zu seyn, erkennet, und daher folglich ihr Exempel so viel kräftiger durchdringet. — Daher stehe in dem herzlichen Vertrauen zu dem lieben Gott, wo wir anfangen werden, jeglicher seines Orts auf dieses Mittel bedacht seyn, daß wir in unsren Kirchen etwas von Besserung zu Wege bringen, und, vermittelst göttlichen Segens, einen geringen Anfang bald wachsen sehen werden. Lasset uns nur nicht die Hände niedersinken lassen: so wird der Herr mit den Guten seyn. Lasset uns aber auch zuvörderst, mit unaufhörlichem Gebet und Seufzen, Gott seine eigene Sache, Namens-Heiligung, Reichs-Erweiterung und Willens-Vollbringung demüthig empfehlen: so wird Er zeigen, Er werde seine Ehre nicht allerdings stecken lassen" [2]).

Viele befreundeten sich mit dieser Ansicht, und suchten, zum Theil ohne Beruf, die Wünsche des frommen Mannes zu erfüllen; aus innerem Berufe und mit einem denkwürdigen Erfolge wirkte in seinem Geiste: Nicolaus Ludw. Graf u. Hr. v. Zinzendorf und Pottendorf (vgl. d. Art.). — Aus der frühern Lebensgeschichte dieses Mannes muß hier bemerkt werden, daß er (geb. zu Dresden d. 26. Mai 1700) schon als zartes Kind in Spener's Ansichten einging; wozu der tägliche Umgang mit frommen weiblichen Verwandten als Vorberei-

von der gegenwärtigen Verfassung der Brüder-Unität der sogenannten Herrnhuter, aufgesetzt 1778; in Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie Th. XIII. S. 81 — 192. — Christ. Gottlieb Frohberger, Briefe über Herrnhut und die evangel. Brüdergemeine, Bautzen 1797. 8. — Reise durch Kursachsen in die Oberlausitz nach den evangel. Brüdergemeinen, Lpz. 1805. 8. — Heinr. Friedr. von Bruiningk, Ideen im Geiste des wahren Herrnhutianism, Lpz. 1811. 8. — Christ. Ferd. Schulze, von der Entstehung und Einrichtung der evangel. Brüdergemeine, Gotha 1822 8. — J. Rud. Schlegel, Kirchengesch. des 18. Jahrh., Heilbronn 1784 — 88. 2 Bde. 8. — Joh. Matthias Schröckh, christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. VIII. S. 311 — 350. — Karl Friedr. Stäudlin, kirchliche Geographie und Statistik, Tübing. 1804. 2 Bde. 8. — Joh. Sever. Vater, Fortsetzung von Henke's allgemeiner Gesch. der christl. Kirche, Bd. VIII., Abth. 1. S. 69 — 83.

2) Spener's theolog. Bedenken Th. III. S. 160. und 132 f.

tung diente, und die Erziehung unter Frankens Augen, in den Anstalten desselben zu Halle, eine nähere Veranlassung gab. Die nachfolgende wissenschaftliche Ausbildung that dem Drange seines Herzens keinen Abbruch, läuterte aber die Bestrebungen desselben. Dazu war auch eine Reise durch Holland, Frankreich und die Schweiz förderlich; denn es befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß die eigentliche Kirche Christi nur aus Leuten bestehe, die wahrhaftig an denselben glauben, und dadurch Kinder Gottes sind; daß aber diese Kirche in der ganzen Welt zerstreut, und unter allerlei äußerlichen Verfassungen vorhanden seyn könne. Seiner eigenen Kindschaft durch innige Liebe zu Jesu sich bewußt, war er wiederum durch eben diese Liebe mit einer brennenden Dienstbegierde für die Sache dieses angebeteten Freundes seiner Sele erfüllt. Wo er daher mit Leuten zusammen traf, die um ihr Heil bekümmert schienen: da ging er auf das liebreichste in ihre Vorstellungen ein, gab ihnen Rechenschaft von seines Glaubens Grund, und erbaute sich mit ihnen durch gemeinschaftlichen Andachtsgenuß. Einen bestimmten Lebensplan hatte er nicht entworfen; vielmehr fügte er sich in den Willen der Seinigen, und übernahm im J. 1721 die Stelle eines Hof- und Justizraths bei der Landesregirung zu Dresden. Doch war es ihm, wenigstens eine Zeitlang, Lieblingswunsch, auf seinen Gütern in der Oberlausitz ähnliches zu veranlassen und zu stiften, als Franke durch seine Anstalten zu Halle [3]). Ohne sein Voraussehen, ja wider seinen Willen, wurde inzwischen der ihm angemessene Wirkungskreis eröffnet, und damit der Plan seines Lebens entwickelt. Dies geschah unter folgenden Umständen.

In den Ländern des römisch-katholischen Kirchensystems diente der westphälische Friede eben nicht zur Beruhigung der getrennten Gemüther. Je weniger die römische Curie diesen Frieden zu hindern, oder umzustoßen vermochte; desto angelegentlicher suchte sie den dadurch erlittenen Verlust auf diese oder jene Art zu ersetzen, und je mehr die Protestanten, demselben Frieden gemäß, neben den Katholiken eine ungestörte Religionsübung verlangten; desto schneller fanden sie Veranlassung zu Klagen und Beschwerden über die Anmaßungen ihrer Gegner. So mußten mancherlei Unordnungen entstehen, die, bei dem genauen Zusammenhange zwischen Stat und Kirche, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die inneren Verhältnisse des erstern waren, und daher Gelegenheit gaben, gegen dergleichen Ruhestörer auf dem Wege Rechtens zu verfahren. Den eifrigen Protestanten blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als heimliches Zusammenhalten mit Gleichgesinnten, und gelegentliche Auswanderung in die Länder der Glaubensgenossen. Das Gebiet des teutschen Kaiserhauses enthielt eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Protestanten, in Östreich, Böhmen und Mähren. Man pflegt dieselben mit dem Namen Evangelischgesinnte zu bezeichnen; jedoch ist dies nicht so zu verstehen, als ob sie durch einen bestimmten und vollständigen Lehrbegriff des evangl. Christenthums verbunden gewesen wären. Sie stimmten wol überein in der Abneigung gegen die unterscheidenden Lehren der röm. Kirche, und in der Vorliebe zu dem eigenen Gebrauche der heil. Schrift; sie kamen aber dabei, ohne ihre Schuld, auf verschiedene Abwege, und suchten auf diesen die gemeinschaftlichen Bedürfnisse ihres Herzens zu befriedigen, so gut sie konnten. Dies darf nicht Wunder nehmen. In jenen Ländern war schon gegen die Mitte des 17. Jahrh. alle Übung des kirchlich-evangelischen Glaubens gewaltsam unterdrückt worden; desto eifriger belehrten sich die Anhänger desselben, größtentheils Leute aus den niedrigsten Ständen, aus der heil. Schrift und mancherlei evangel. Erbauungsbüchern, beobachteten in der Stille die von ihren Vorfahren überlieferten Andachtsübungen und Einrichtungen, und fanden in geheimen Verbrüderungen Ersatz für den Druck, den sie von der herrschenden Kirche erdulden mußten. In diesen Beziehungen gelten sie mit Recht als Separatisten. Aber an Vielen unter ihnen bewahrte sich auch das Heilsame solcher Bestrebungen; sie wurden vertrauter mit dem Zustande und den Bedürfnissen ihres Herzens, zeigten eine immer regere Begierde nach Wachsthum in der Erkentniß ihres Heils, und bemühten sich, derselben gemäß ihren Lebenswandel einzurichten. Man pflegt die auf diese Art beginnende Besserung mit dem Ausdrucke Erweckung zu bezeichnen; weshalb denn die Mehrzahl jener Separatisten zugleich als Erweckte zu betrachten sind [4]).

Einer von diesen Erweckten, Christian David, der Zimmermann, aus dem mährischen Dorfe Senftleben gebürtig, hatte sich im J. 1717 nach Görlitz begeben. Von da aus besuchte er zu wiederholten Malen seine Landsleute, und überbrachte ihnen im J. 1722 die fröhliche Botschaft, daß der Graf v. Zinzendorf, der nicht nur selbst ein Kind Gottes sey, sondern auch andere Selen zu Christo zu bringen suche, über ihre Umstände genaue Erkundigung von ihm eingezogen, und im Falle ihrer Auswanderung, sich bereitwillig erklärt habe, für ihr Unterkommen Sorge zu tragen, auch sie einstweilen auf seinem neuerkauften Gute Bertholdsdorf in der Oberlausitz aufzunehmen. Diesem Rufe folgten die 2 Brüder Augustin und Jacob Neisser, ihres Handwerks Messerschmiede; sie verließen ihre wohl eingerichtete Wirthschaft, und machten sich, nebst ihren Angehörigen, zusammen 10 Personen, unter Christian Davids Anführung, auf die Wanderschaft. Bei ihrer Ankunft zu Bertholdsdorf fanden sie in Abwesenheit des Grafen, durch Vermittelung seines Haushofmeisters, Johann Georg Heitz, und des Mag. Christian Gottfried Marche, Privaterziehers zu Groß-Hennersdorf, nicht nur liebreiche Aufnahme, sondern auch Gelegenheit zu einer bleibenden Niederlassung für sich und ihnen Gleichgesinnte. Es wurde dazu ein vom Dorfe entlegener, mit wildem Gesträuche bewachsener Platz am Abhange des Hutbergs angewiesen. Hier fällten die 3 mährischen Leute am 17. Juni 1722 den ersten Baum zu dem ersten Hause des neu entstehenden Orts. Heitz und Marche veranlaßten für denselben den Namen Herrnhut [5]).

3) Spangenb. Th. 1 u. 2. Naturelle Reflex. S. 157.

4) Schröckh VII, 473 — 511. 5) Heitz schrieb an den Grafen unter d. 8. Jul.: „Gott hat den Hrn. Marche recht zu diesem Werke aufgemuntert. Er segne es auch nach seiner Güte,

Es war Thatsache, daß der Graf das Gut Berthold̈sdorf in der Absicht erkauft hatte, um, als Kirchenpatron, an der Selsorge seiner Unterthanen thätigen Antheil zu nehmen, und zugleich durch Anstalten und Verbindungen in der Nähe und Ferne für die Sache des inniggeliebten Heilandes zu wirken. Er fand dabei theilnehmende Gönner und Freunde in guter Anzahl. Unter diesen müssen hier folgende drei hervorgehoben werden: M. Melchior Schäffer, Prediger zu Görlitz, fromm ohne pharisäische Manier, ergriffen vom Anstaltengeiste, und erwecklich wirkend auf seine eigene Gemeine durch einfache Lehrmethode; M. Joh. Andr. Rothe, Pfarrer zu Bertholdsdorf, gründlich in der Erkentniß des Heils, freimüthig in seinen Mittheilungen, und voll Eifer für die Pflichten seines Pfarramts; Baron Friedrich von Wattewille, des Grafen Jugendfreund, gleich ihm voll Dienstbegierde für die Sache des Heilandes, mit dem Weltleben bekant, umgänglich für Personen jedes Standes, und anstellig zu gemeinnütziger Thätigkeit. Solcher Männer bedurfte Zinzendorfs feuriges Temperament, und sie bedurften seiner Selengröße, um, für einen Hauptzweck vereint, mit gesegnetem Erfolge zu wirken [6]).

Denn gleich Anfangs ergaben sich verdrießliche Händel für den Kirchenpatron und seine verbündeten Freunde. Christian David sorgte, ohne alle Rücksprache, für neue Ankömmlinge aus Mähren; so daß bereits im Frühjahre 1723 achtzehn Personen zu den ersten Ansiedlern hinzukamen. Daneben veranlaßte er bei seinen Besuchen in Mähren, durch seinen Zeugeneifer, große Erweckungen unter seinen Landsleuten, namentlich zu Zauchtenthal und Kunewalde. Daselbst lebten noch Abkömmlinge von der Brüderkirche (vgl. d. Art. böhmische Brüder), die hin und wieder durch geheime Versamlungen und Hausandachten, durch das Lesen evangelischer Bücher und das Singen geistlicher Lieder in der alten Gemeinschaft sich zu erhalten suchten. Jetzt kamen sie an verschiedenen Orten zu Hunderten zusammen, sangen und beteten, sprachen von den Erfahrungen ihres Herzens, und priesen den Selen die Liebe Gottes in Christo Jesu an. Vergebens suchte die Obrigkeit Einhalt zu thun; je strenger ihre Maßregeln wurden, desto lebhafter zeigten sich die Erweckten. Viele derselben waren bereit, um ihres Glaubens willen selbst Bande und Gefängniß zu erdulden; andre wurden schlüssig, das Vaterland zu verlassen. Zu den Letztern gehörten drei, David Nitschmann, Melchior Zeisberger und Johann Töltschig, lauter Söhne wohlbemittelter Ältern aus Zauchtenthal. Ihre Absicht war, an die Mitglieder der Brüderkirche in Polen oder Holland sich anzuschließen; doch wollten sie zuvor ihre Landsleute in Sachsen, und besonders Christian David besuchen. So kamen sie den 12. Mai 1724 nach Herrnhut, und ließen sich den Aufenthalt daselbst gefallen. Dem Grafen aber konnte dieser schnelle Zuwachs der neuen Ansiedelung nicht gelegen seyn; denn die wiederholten Auswanderungen erregten Aufsehen, und zogen den Zurückgebliebenen harte Bedrückungen zu. Er ließ deshalb von nun an die Ankömmlinge über den Grund ihrer Auswanderung genau prüfen, untersagte das Herbeiziehen derselben, und reiste selbst nach Mähren, um sich für die Verfolgten zu verwenden [7]).

Noch schwieriger wurden die inneren Verhältnisse der Gemeine zu Bertholdsdorf. Bei dem frommen Eifer des Pfarrers und bei der liebevollen Theilnahme der Gutsherrschaft gab es hier der Erweckten eine beträchtliche Menge, und damit vielfache Gelegenheit, durch geistliche Übungen nützlich zu werden. Diese bestanden hauptsächlich im gemeinschaftlichen Singen und Beten, in Wechselgesprächen über geistliche Erfahrungen u. dgl. Daneben waren die verbündeten Freunde auf gemeinnützige Unternehmungen bedacht; namentlich auf eine Nachahmung der gesegneten Anstalten in Halle, zur Erziehung der Kinder nach dem Sinne Christi und zur Ausbreitung seines göttlichen Reichs. Wiewol nun der Graf dieses Vorhaben aus Rücksichten gegen die hallischen Anstalten bedenklich fand: so gab er doch den Wünschen der Freunde nach, und suchte die Ausführung nach Möglichkeit zu befördern. Ihm selbst lag am meisten an der Führung seiner erweckten Unterthanen, zumal der mährischen Leute; denn diesen fehlte es, bei einem regen Eifer für dasjenige, was sie als Wahrheit erkant hatten, an einer richtigen Einsicht in das Wesen derselben. Einige von ihnen hatten aus Büchern den lutherischen, andere den calvinischen Lehrbegriff liebgewonnen; dagegen behielten die Abkömmlinge von der Brüderkirche hauptsächlich die Ordnung und Zucht derselben im Gemüthe. Zu ihnen gesellten sich Erweckte von andern Orten, aus mancherlei Gesinnung und mit sehr verschiedenen Glaubensansichten, und suchten sie für sich zu gewinnen. So entstanden denn Zänkereien über Lehre und Verfassung, und in Folge davon Rotten und Trennungen. Der Pfarrer Rothe eiferte dagegen durch Widerlegungen von der Kanzel, und bewirkte damit nur so viel, daß die meisten sich von seiner Kirche und der Abendmahlfeier absonderten, und die mährischen Brüder im Begriff standen, ihren Stab weiter zu setzen. Die neue Ansiedelung war ihrem Untergang nahe [8]).

Unter diesen Umständen litt Zinzendorf am meisten. Bei der redlichsten Absicht, in Spener's Geiste zu wirken, und bei der entschiedensten Abneigung gegen allen Separatismus, mußte er sich gestehen, daß seine bisherigen Bemühungen wenig gefruchtet, und ihn obendrein

---

und verschaffe, daß Ew. Exellenz an dem Berg, welcher der Hutberg heißt, eine Stadt bauen, die nicht nur unter des Herrn Hut stehe, sondern auch alle Einwohner auf des Herrn Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Stillschweigen bei ihnen sey;" und unter dem 12. Aug.: „Gestern ist das neue Haus auf des Herrn Hut so glücklich aufgerichtet worden, daß niemand einen Finger dabei verletzt hat; Jehovah lasse allezeit seine Augen darüber offen seyn!" Ähnlich ist Christian Davids Deutung in seinem historischen Aufsatze von Herrnhut:" Wir gaben diesem Orte nach dem dabei gelegenen Hutberge den Namen Herrnhut, theils deswegen, weil wir uns immer dabei erinnern sollten, daß der Herr über uns Hüter und Wächter ist, theils um uns täglich zu erinnern, daß wir auch auf der Hut und Wache seyn sollen:" Gedenktage S. 1—33. Auf der Stelle des Hauses, womit der Anfang von Herrnhut gemacht wurde, steht jetzt ein zu dem Chorhause der ledigen Brüder gehöriges Gebäude. Frohberger S. 238. 6) Naturelle Reflex. Beilage S. 1—32. Gedenktage S. 34—44.

7) Cranz S. 117—136. 8) Cranz S. 137—139.

vor der Welt verdächtig gemacht hatten. Desto angelegentlicher war sein Wunsch, die Einigkeit unter den neuen Ansiedlern wieder herzustellen, und ihre Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche zu erhalten. Zu dem Ende beurlaubte er sich mit Anfange des J. 1727 von seinem Amte in Dresden, zog zuerst nach Bertholdsdorf, dann, seit dem 18. Juni 1727, nach Herrnhut, und übernahm hier, mit Beistimmung des Pfarrers Rothe, die Selsorge. Er gewann die Herzen der Getrennten, indem er sie im Geheimen und öffentlich mit heißen Thränen ermahnte, ihnen die Natur der Gottseligkeit in Christo Jesu und der rechten Gestalt der Kirche Christi gründlich auseinandersetzte, und dabei mit umsichtiger Geduld ihre Wünsche und Bitten anhörte und beherzigte. Man kam überein, allen Streitigkeiten zu entsagen, und den Einrichtungen der lutherischen Kirche sich zu unterwerfen, wiefern dabei der Gebrauch einer altchristlichen Gemeinordnung verstattet würde. Auf diesen Grund wurden von dem Grafen, mit Zuziehung des Pfarrers Rothe, des Gerichtsdirectors Marche und der angesehensten Einwohner von Herrnhut, gewisse Statuten entworfen, am 12. Mai 1727 öffentlich verlesen, und durch Handschlag an Eides Statt feierlich angenommen [9]).

Aus diesen Statuten muß hier folgende Grundansicht hervorgehoben werden: „Herrnhut soll eigentlich kein neuer Ort, sondern nur eine für Brüder und um der Brüder willen errichtete Anstalt seyn. Es soll in beständiger Liebe mit allen Kindern Gottes in allen Religionen stehen, keine beurtheilen, Zank oder etwas Ungebührliches gegen anders Gesinnte vornehmen, wol aber sich selbst und die evangelische Lauterkeit, Einfalt und Gnade unter sich zu bewahren suchen. Ein jeglicher, der da nicht bekennet, daß ihn die bloße Erbarmung Gottes in Christo ergriffen, und er derselbigen nicht einen Augenblick entbehren könne; daß auch die größte Vollkommenheit des Lebens, wo sie zu erhalten wäre, ohne Jesu auf sein Blut und Verdienst gegründete Fürbitte, bei Gott gar schlecht angesehen sey, in Christo aber angenehm werde; und neben dem nicht täglich beweist, daß es ihm ganzer Ernst sey, die Sünde, die Christus gebüßet, wegnehmen zu lassen, und täglich heiliger, dem ersten Bilde Gottes ähnlicher, von aller Anklebung der Kreatur, Eitelkeit und Eigenwillen täglich reiner zu werden, zu wandeln, wie Jesus gewandelt hat, und seine Schmach zu tragen: der ist kein rechtschaffener Bruder. Wer aber dieses beides hat, daß er den Glauben an Jesum in reinem Gewissen bewahrt, der soll es, wenn er schon sectirisch, fanatisch, oder sonst mangelhaft in Meinungen ist, auf keine Weise dahin bringen, daß man ihn unter uns gering schätzt, oder da er sich von uns trennt, ihn sogleich verlasse; sondern man soll ihm nachgehen mit Liebe, Geduld und Sanftmuth, vertragen und verschonen. Wer hingegen von obigen beiden Stücken zwar nicht abgeht, aber doch nicht beharrlich darin wandelt, soll für einen lahmen, oder strauchelnden Bruder geachtet, und mit sanftmüthigem Geiste zurecht gewiesen werden". Dieser Grundansicht gemäß sollten die Statuten und die damit verbundene Gemeinordnung lediglich als Mittel dienen, das neu erwachte Leben unter den vereinten Brüdern zu erhalten und zu befestigen; weßhalb man sie denn auch nicht als unabänderlich aufstellte, sondern gleich Anfangs die Absicht hatte, sich derselben nach der christlichen Freiheit zu bedienen, und in den einzelen Bestimmungen von Zeit zu Zeit diejenigen Veränderungen anzubringen, welche die Umstände erfoderten [10]).

Im ersten Eifer wurde vielerlei angeordnet und festgesetzt. Noch an demselben 12. Mai wählten die Brüder aus ihrem Mittel zwölf Männer zu Ältesten, welche über die treue Beobachtung der Statuten und Gemeinordnung wachen sollten, und ernannten den Grafen zum Vorsteher ihrer Gemeinsache, und Fried. v. Wattewille zu seinem Gehilfen. Der Graf übernahm damit das Geschäft eines Vormundes der Gemeine, und war zunächst darauf bedacht, daß alle Ämter in derselben, die man zur Berathung der geistlichen und leiblichen Wohlfahrt einzurichten für gut fand, wohl besetzt und verwaltet würden. Man ernannte fähige Brüder zu Gehilfen in der Lehre, andere zu Aufsehern über den Lebenswandel, noch andere zu Ermahnern der Schwachen und Fehlenden. Eben so wurde für Kranken- und Almosenpflege gesorgt; ja man nahm selbst die Handthierungen in besondere Aufsicht, und war bedacht, einen jeden, so viel möglich, mit Arbeit zu versehen, auch zu beobachten, daß gute Arbeit um billigen Preis geliefert werde. Bei dieser ganzen Einrichtung wollte man nichts anders, als eine zeitgemäße Nachahmung der ersten apostolischen Gemeinen; womit die mährischen Brüder um so mehr sich beruhigten, weil sie sahen, daß dieselbe im Wesentlichen der Kirchendisciplin ihrer Vorfahren ähnlich war. Der Graf sorgte für den inneren Zusammenhang, und hielt zu dem Ende fleißig Conferenzen mit den angestellten Brüdern und Schwestern, besonders mit den Ältesten; bei zweifelhaften Fällen wurde durch das Loos entschieden. Aber sein Hauptaugenmerk richtete er auf die gründliche Erbauung und Selenpflege. An Gelegenheiten dazu fehlte es nicht; außer dem öffentlichen Gottesdienste in der Kirche zu Bertholdsdorf, wurden gemeinschaftliche Sing- und Betstunden, Wiederholungen der Predigt, andächtige Unterredungen und dgl. gehalten. Dazu kamen nun die sogenannten Banden, oder kleine Gesellschaften. Darunter verstand man zwei, drei und mehr auf Jesu Namen versammelte Selen, die sich besonders herzlich und kindlich über ihren ganzen Herzenszustand mit einander besprachen, einander ermahnten, aufmunterten, trösteten und mit einander beteten. In solche kleine Gesellschaften theilte der Graf, mit Zuziehung der andern Arbeiter und Arbeiterinnen (so hießen fortan die Beamteten) alle Brüder und Schwestern nach ihrem Selenzustande ein, um das Band der Liebe dadurch fester zu knüpfen und das innere Wachsthum zu befördern. Da sie öfters verwechselt wurden: so fanden Alle Gelegenheit, mit der Gabe und Gnade, die ihnen Gott verliehen, einander zu nützen [11]).

Solche Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Es

9) Büding. Saml. II, 643. I, 629. Nat. Reflex. S. 158 164. 168.

10) Gedenktage S. 107 — 116.

11) Gedenktage S. 90 — 97.

wuchs die brüderliche Zuversicht und Liebe, und der gegenseitige Austausch geistlicher Erfahrungen wurde so herzlich, daß von da an kein Tag verging, an dem nicht, zumal in den Gebetsversammlungen und Singstunden, besondere Gnadenkräfte wären verspürt worden. In dieser Selenstimmung wurden die Brüder von dem Pfarrer Rothe aufgefordert, mit ihm das heilige Abendmahl zu feiern. Sie nahmen den Aufruf um so bereitwilliger an, je mehr sie, bei der bisherigen Trennung, nach solchem Genusse sich gesehnt hatten. Tages zuvor veranstaltete der Graf eine vorbereitende Prüfung der Gemüther durch ganz Herrnhut, und ließ darauf die Statuten von allen Brüdern und Schwestern unterschreiben. Am 13. August wurde mit einer kurzen Rede vom Abendmahle in Herrnhut angefangen, und dann unter herzlichen Gesprächen der Weg nach Bertholdsdorf zurückgelegt. In der Kirche folgte auf den Anfangsgesang die feierliche Einsegnung zweier Confirmanden aus Herrnhut durch den Pfarrer Rothe, unter allgemeiner Bewegung. Alsbald fiel die Gemeine vor Gott nieder, und fing zugleich an, zu weinen und zu singen. Dann beteten etliche Brüder mit Geisteskraft, und sprachen kindlich ihr dringendes Anliegen aus, daß der Herr sowol ihre Haushaltung, als die dadurch anderwärts erweckten Selen, der rechten Heilsordnung seiner Gnade wolle theilhaftig seyn lassen. Nun legte der Graf im Namen der ganzen Gemeine die Beichte ab; worauf der Beichtvater des Pfarrers Rothe die Absolution sprach, und die Versammelten das Mahl des Herrn hielten. Das ist das große Abendmahl, wodurch das Band der Liebe und Einigkeit unter den Bewohnern Herrnhuts befestigt wurde. Es waren gegen 300 Brüder und Schwestern, welche von da an als eine evangelische Brüdergemeine gelten wollten. Wie fern nun Herrnhut als Mutterort der erneuerten Brüderkirche zu betrachten ist, gilt der 13. August 1727 zugleich als Stiftungstag, für die letztere, und wird von ihr alljährig mit einem feierlichen Abendmahle begangen. Als unmittelbare Folge jenes denkwürdigen Tages bemerkte man noch in demselben Monate unter den Kindern in Herrnhut eine große Erweckung, die sie durch Beten und Singen an den Tag legten, zur Freude der ganzen Gemeine. Auch verbanden sich einige Brüder und Schwestern zu Fürbitte bei Gott in allen Stunden des Tages und der Nacht, die sie unter sich theilten. Wöchentlich wurde ihnen alles das angezeigt, was sie zu einem besondern Gegenstande ihres Gebets zu machen hätten. Der Anfang dieses Stundengebets wurde am 27. August desselben Jahres gemacht[12]).

Demungeachtet war Herrnhut noch keineswegs ein Gemeinort der Brüderkirche; vielmehr sollte es, nach des Grafen Ansicht, eine Anstalt für Erweckte darstellen, die, mit Beibehaltung der apostolischen Zucht und Ordnung, in der lutherschen Kirche leben wollten. Nach dieser Ansicht erklärten sich auch die in Herrnhut wohnhaften Abkömmlinge der mährischen und böhmischen Brüder in dem unter dem 12. August 1729 ausgestellten, und am 28. desselb. Monats von der Gutsherrschaft und dem Pfarrer vollzogenen Notariats-Instrumente, wie folgt: „Wir achten den Mangel der Zucht bei den erweckten Selen für einen Hauptmangel, und gedenken davon nicht abzuweichen, was Gott hierin unsern Vorvätern heilsames verliehen. — Wir erkennen uns anjetzo verbunden, den äußerlichen Gottesdienst des bertholdsdorfischen Kirchspiels, dazu wir uns bisher allenthalben gehalten, nicht zu verlassen, weil daselbst eine Versamlung der Kinder Gottes, eine reine und ungefälschte Lehre in allen Hauptstücken, und der Prediger Herr Johann Andr. Rothe, wegen seiner gesegneten Arbeit im Wort, vorlängst zweifacher Ehren werth worden ist; finden also nicht nöthig, so lange uns unsere Freiheit im Herrn nicht gekränkt wird, zumalen wir der evangel. Lehre Kraft und Wirkung augenscheinlich sehen, damit vollkommen einstimmig, in den subtilen Differentien aber entweder ganz gleichgiltig oder unwissend sind, eine besondere öffentliche Einrichtung zu machen, oder gleich unsern Vorfahren und denen Brüdern in Polen uns in die Connexion der evangelisch-reformirten **ratione** der Reichsverfassung und Toleranz zu begeben. — Wir wollen den Namen der Brüder und Schwestern nicht wegwerfen, weil er einfältig und schriftmäßig, den Zusatz aber von böhmisch und mährisch nicht als einen sectirischen Trennungsnamen angesehen wissen, denn Christus ist nicht getrent. Was die Glaubenslehre und deren Zusammenhang belangt: so erachten wir die augsburgische Confession für ein schönes und christliches Werk, und, was unsre Gelehrte betrifft, werden sie nicht leicht in einiger Materie der Theologie ungegründet erscheinen; dem größten Theil nach aber begnügen wir uns mit einem kurzen und guten Beweis des Glaubens in der Kraft, nach mehrem Inhalt und Maßgabe des an unsre Väter unterm 3. Nov. 1575 von der theologischen Facultät zu Wittenberg gestellten Bedenkens[13]).

Die Zinzendorfischen Anstalten erregten allgemeine Aufmerksamkeit und bei Vielen die lebhafteste Theilnahme. Denn der Eifer für das Herzenschristenthum war noch keineswegs erkaltet; vielmehr hatte er durch die weit verbreitete Partei pietistischer Lehrer und durch das Gemüthliche ihrer Erbauungsmethoden neue Nahrung erhalten. Es gab unter allen Ständen, von dem Fürsten bis auf den Bauer, unter den Soldaten wie unter den Bürgern, der Erweckten eine beträchtliche Menge. Wie verschieden nun auch die geistige Bildung derselben seyn mochte, darin waren sie doch einmüthig, daß ihnen das Leben in religiösen Gefühlen über alles galt. Eben darin lag auch der Grund, daß sie auf alles achteten, was von Gleichgesinnten in der Nähe und Ferne zu solchem Anbau des Reiches Gottes beigetragen wurde. Der Graf aber stand bereits unter Hohen und Niedrigen in weit ausgedehnter Bekantschaft, theils durch Umgang und Besuchsreisen, theils durch Schriften und Briefwechsel. Viele hatten ihn wegen seiner ganzen Persönlichkeit lieb gewonnen, und waren bereit in Verbindung mit ihm zu wirken; andere erkannten in dem Ausgange der Brüder aus Mähren und deren Anbau von Herrnhut besondre Zeichen der Zeit, und wünschten genauere Auskunft. In Kurzem war der auswärtige Ruf so vortheilhaft, daß die Brüder in Herrnhut von den Einladungen angesehener

12) Gedenktage S. 143—154.

13) Büding. Saml. I, 3—23.

Personen Veranlassung nehmen konnten, durch Botschaften an verschiedene Orte in Teutschland, nach der Schweiz, Frankreich, Holland, England, Dänemark, Schweden und Liefland die gewünschte Nachricht von ihren Einrichtungen selbst zu überbringen, und dadurch ihre Gemeinschaft mit Kindern und Dienern Gottes zu erweitern [14]).

In der Nähe erfuhr man ein Mehreres: „Um diese Zeit kamen in der Gemeine zu Herrnhut verschiedene Gaben und Geisteskräfte zum Vorschein, und sonderlich geschahen manche Wunderkuren. Die Brüder und Schwestern glaubten den Worten des Heilandes, die Er von der Erhörung des Gebets gesagt, in kindlicher Einfalt; und wenn ihnen eine Sache besonders anlag, so redeten sie darüber mit Ihm, und trauten Ihm alles Gutes zu; und ihnen geschah nach ihrem Glauben. Darüber freute sich nun unser Graf herzlich, und lobte den Heiland in der Stille, der sich mit dem, was arm und gering ist, so gern einläßt [15]). Zugleich erregten jedoch die kirchlichen Einrichtungen der Brüder bedenkliches Aufsehen; viele unter den Günstigen zweifelten, ob auch bei denselben ein Zusammenhang mit der gesamten Kirche augsburgischer Confession Statt finden könne. Selbst der Graf schwankte wegen ihrer Beibehaltung; gab aber dem beharrlichen Sinne der mährischen Brüder nach, wiefern der Heiland durch das Loos für sie entscheide. Von den deshalb aufgesetzten beiden Loosen — 1 Cor. IX, 21 u. 2 Thessal. II, 15. — wurde das letztere gezogen, und damit die Beibehaltung für die ganze Gemeine bestätigt. Das geschah am 7. Jan. 1731.

Nun zeigten aber dieselben mährischen Brüder einen gleich beharrlichen Eifer für das Heil ihrer Mitmenschen, wobei sie weder Noth noch Tod scheueten, um dasselbe zu befördern. In Folge davon dauerten die Auswanderungen aus Böhmen und Mähren fort, und veranlaßten Beschwerden von Seiten des kaiserl. Hofes, mit Hindeutung auf den Grafen und seine Gemeine zu Herrnhut. Deshalb erschien den 19. Jan. 1732 eine landesherrliche Commission zur Untersuchung an Ort und Stelle. Wiewol sie nun weder die errichteten Anstalten gesetzwidrig, noch die Gesinnung der mährischen Leute verwerflich finden konnte: so sah sich doch die Landesregirung zu dem Befehle genöthigt, daß die Herrschaften in der Oberlausitz keine Leute mehr aus kaiserl. Landen aufnehmen, und daß sie ihren Unterthanen verbieten sollten, nach Böhmen zu gehen, um Leute auszuführen; an den Grafen aber erging im November desselb. Jahres ein königl. Spezial-Rescript, daß er seine Güter und Grundstücke verkaufen möchte. Beide Umstände führten zu einer eigenthümlichen Entwickelung der herrnhutischen Sache [16]).

Was den Grafen anbetrifft, so hatte er bereits seit 10 Jahren durch die That bewiesen, wie wenig ihm weltliche Angelegenheiten am Herzen lagen; es war ihm daher eben recht die Amtsverhältnisse in Dresden aufgeben, und die Güter in der Oberlausitz seiner Gemalin käuflich überlassen zu dürfen. Dafür übernahm er von Neuem das Vorsteheramt in der Gemeine zu Herrnhut, und damit die Direction des Ganzen. Zu derselben Zeit erhielt er einen treuen Rathgeber und Gehilfen an M. August Gottl. Spangenberg (geb. 1704 zu Klettenberg im Hohensteinischen), einem Manne von gründlicher Gelehrsamkeit und ruhiger Beurtheilung. Während seines Aufenthalts auf der Universität zu Jena hatte ihn die Nachricht von den herrnhutischen Brüdern angezogen, und die persönliche Bekantschaft des Grafen mit Vorliebe für ihre Angelegenheit erfüllt. Eben diese Anhänglichkeit war es auch wol, die ihn zu Halle, wohin er im J. 1732 als Adjunctus der theologischen Fakultät und Aufseher der Schulen im Waisenhause berufen wurde, in den Verdacht eines schädlichen Separatismus brachte, und seine schnelle Entfernung veranlaßte. Er begab sich im J. 1733 nach Herrnhut, wurde daselbst mit Freuden aufgenommen, und von dem Grafen, mit Vorwissen der ganzen Gemeine, zu seinem Gehilfen ernant. Unter seiner Berathung führte nun der Graf ein lang gehegtes Vorhaben aus, indem er sich von der theologischen Fakultät zu Tübingen den 19. Dec. 1734 in den geistlichen Stand aufnehmen ließ. Ohne Zweifel war er dabei seines inneren Berufs zur öffentlichen Predigt des Evangelii sich bewußt [17]); aber unverkennbar wurde er zugleich durch äußere Umstände vermocht, diesen Schritt eben jetzt, und auf eine bestimmte Weise zu thun. Er stand, wenn auch wider seine Neigung, an der Spitze einer weit zerstreuten Partei, deren Mehrzahl, unzufrieden mit der Beschaffenheit des kirchlichen Lehramtes, von ihm lebhafte Freunde und Berather verlangte. Eine Pflanzschule für christliche Lehrer schien daher dringendes Bedürfniß; zumal da das von ihm im J. 1728 zu Jena veranlaßte Collegium pastorale practicum geringen Fortgang hatte und mancherlei gehässige Ausdeutungen veranlaßte [18]). Nun hoffte er die Anlegung einer solchen Schule im Herzogthume Würtemberg am bequemsten dadurch zu bewirken, daß er das verfallene Kloster St. Georgen für jenen Zweck auf seine Kosten wieder herzustellen sich erbot; damit glaubte er zu dem Titel eines Prälaten der würtembergischen Kirche zu gelangen, und in dieser Beziehung auch die Annahme des geistlichen Standes vor der Welt rechtfertigen zu können. Doch dieses Vorhaben fand keinen Eingang [19]).

Inzwischen wurde dasselbe Ziel, und der Hauptsache nach ein höheres, durch den Eifer der mährischen Brüder erreicht. Zu derselben Zeit, wo diese, der landesherrlichen Weisung gemäß, auf jeden Zuwachs aus Böhmen und Mähren Verzicht leisten mußten, erfolgten Vorschläge zur freundlichen Aufnahme in anderen Ländern, und Anträge zur Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden. Beides bestimmte die Brüder zur Anlegung von Colonien und Missionen. Zu den letzteren gab des Grafen und einiger Brüder Anwesenheit in Kopenhagen im J. 1731 die erste Veranlassung. Hier sahen sie zwei getaufte Grönländer und vernahmen Manches von dem Unternehmen des Hans Egede (vgl. den Art.); zugleich erfuhren sie Vieles von dem elenden Zustande der Neger auf St. Thomas in Westindien, und von dem Verlangen

14) Cranz S. 157—159. 15) Spangenberg Th. III. S. 665. 16) Cranz S. 194—200. Nat. Refler. S. 132. Büding. Saml. III, 12.

17) Büding. Saml. I, 458—465. 18) Büding. Saml. I, 431. 493. Nat. Refler. S. 120. 19) Nat. Refler. S. 133.

dieser armen Sclaven, den Weg zur Seligkeit kennen zu lernen. Dadurch erhielt der rege Bekehrungseifer eine bestimmte Richtung. Bereits im J. 1732 langten die mährischen Brüder Leonh. Dober und David Nitschmann in St. Thomas an, und im nächstfolgenden Jahre gingen Christian David, Matthäus Stach und Christian Stach nach Grönland, um an der dortigen Heidenbekehrung Theil zu nehmen. Mit ausdauernder Geduld überwanden diese Männer unsägliche Beschwerden, und bestärkten durch ihre Nachrichten die Brüder; so daß drei derselben im J. 1734 eine, wiewol vergebliche Versuchsreise nach Lappland machten, und von da bis zu den Samojeden gelangten. Ja die Brüder zeigten sich, zum Nutzen der Heidenbotschaften bereit, auch in die anderweitigen Absichten ihrer Gönner und Freunde einzugehen. So geschah es im J. 1734, wo, auf Antrag des Oberkammerherrn von Pleß in Kopenhagen, vier Ehepaare und zehn Brüder als Colonisten auf der Insel St. Croix sich niederließen, um die daselbst verlassenen Plantagen wieder aufzurichten; und im J. 1735, wo ein zum Anbau angebotenes Stück Landes in dem nordamerikanischen Georgien, die Anlegung einer Colonie von Brüdern in der Stadt Savannah veranlaßte[20]).

Solche segensreiche Verbreitung befestigte in den mährischen Brüdern das Verlangen, nun auch die Kirchenrechte ihrer Väter vollständig zu erneuern. Diese waren (vergl. den Art. **böhmische Brüder**) im Besitze einer Succession der Bischöfe von den apostolischen Zeiten her, und hatten darauf ihre Befugniß zur giltigen Vollziehung kirchlicher Handlungen gegründet. Eben diese Succession war von der Brüderunität in Polen ununterbrochen erhalten, und von weltlichen Regenten so wenig in Anspruch genommen worden, daß der königl. preuß. Oberhofprediger Jablonsky, mit Genehmigung seines Regenten, das Amt eines ältesten Bischofs der böhmisch-mährischen Brüder in Großpolen verwaltete. Wenn nun die gegenwärtigen Brüder zu Herrnhut durch das Notariatsinstrument von 1729 zur Beibehaltung ihrer eigenthümlichen Verfassung in der lutherschen Kirche berechtigt wurden; so ließ sich nicht absehen, wie man ihnen die Erneuerung ihrer bischöflichen Ordination verweigern könnte, deren sie jetzt zur giltigen Vollziehung der Taufen und anderer Kirchenhandlungen bei ihren Missionen und Colonien nothwendig bedurften. Vielmehr stand zu besorgen, daß die Verweigerung ein Anschließen der Brüder an die reformirte Kirche zur Folge haben, und damit den Übertritt zu der letzteren, vielleicht auch sectirische Zerstreuung, bei allen denen veranlassen möchte, welche bisher durch die herrnhutischen Anstalten in inniger Verbindung lebten. Diese Rücksichten bestimmten den Grafen[21]), zumal da sein Vorhaben, durch ein theologisches Seminarium für den Kirchendienst zu sorgen, eben damals, wie oben gezeigt ist, rückgängig geworden war. Er unterhandelte mit Jablonsky, und dieser ordinirte, mit Vorwissen und Einstimmung seines Kollegen, des Senior Sitkov zu Lissa, und im Beiseyn einiger Zeugen böhmischer Nation, am 13. März 1735 zu Berlin den im Namen der mährischen Brüder von dem Grafen präsentirten David Nitschmann zu einem Bischof oder Senior der mährischen Brüdergemeinen, „mit ertheilter Vollmacht, die ihm obliegenden **Visitationes** zu verrichten, **Pastores** und Kirchendiener zu ordiniren, und allen den Verrichtungen, welche einem **Seniori** und **Antistiti** der Kirche gebühren, sich zu unterziehen“[22]).

Für die Gemeine zu Herrnhut ging daraus keine Veränderung hervor; sie gehörte wie bisher, zu der Parochie von Bertholdsdorf, und bediente sich des dortigen Pfarrers, nach Maßgabe der landesherrlichen Kirchenordnung[23]). Aber unläugbar erhielten von nun an die mährischen Brüder eine andere Stellung in den Binzendorfischen Anstalten, und durch diese in der gesamten protestantischen Kirche. Vermittelst der bischöflichen Ordination gelangten sie zur kirchlichen Selbständigkeit, und konnten, wo es die weltliche Regirung gestattete, in rein mährische Brüdergemeinen zusammentreten. So geschah es im J. 1736, daß mährische Brüder, mit Bewilligung der dänischen Regirung, bei Oldeslohe im holsteinischen eine Colonie Pilgerruh mit kirchlichen Privilegien, aber auch unter der ausdrücklichen Bedingung gründen durften, daß sie sich von der Gemeine zu Herrnhut und von der Aufsicht des Grafen feierlich lossagten. Das war denn freilich ganz gegen des letztern Ansicht; weßhalb er auch dafür sorgte, daß diejenigen holsteinischen Colonisten, welche mit ihm in Verbindung bleiben wollten, nach Holland auswanderten, und bei der Stadt Yßelstein eine neue Colonie Herrendyk, ohne dergleichen Privilegien, und zunächst nur zur Förderung der Heidenmissionen im J. 1737 errichteten[24]). Die Aufsicht über diese Missionen bestimmte ihn auch hauptsächlich, von der Brüderkirche die geistliche Ordination anzunehmen. Mit Genehmigung des Königs von Preußen erhielt er dieselbe durch Jablonsky, der ihn, unter Nitschmanns Beistande und Sitkov's schriftlicher Zustimmung, den 20. Mai 1737 zum Bischof der mährischen Brüder weihete. Von unlautern Nebenabsichten kann man ihn mit gutem Gewissen völlig frei sprechen[25]).

Bald darauf kam es in der Oberlausitz, wegen der fortdauernden Auswanderungen aus Böhmen und Mähren, von Neuem zu commissarischen Untersuchungen, und gegen den Grafen erfolgte unter dem 19. März 1738 das landesherrliche Verbot, jemals nach Sachsen zurück zu kehren. Zwar durfte ihm deshalb für sein geliebtes Herrnhut nicht bange seyn; denn die landesherrliche Entscheidung vom 7. August 1737 war dahin ausgefallen, „daß die Gemeine zu Herrnhut, so lange sie bei der Lehre der ungeänderten augsburgischen Confession beharre, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Zucht gelassen werden solle“[26]). Aber eine peinliche Verlegenheit mußte für ihn aus dem Umstande entstehen, daß er durch seine bisherigen Unternehmungen in eine Schuldenlast gerathen war, welche den Verkauf seiner verpfändeten Güter nach sich ziehen

20) Cranz S. 236—246. 248—252. 21) Büding. Saml. I, 629—642. Natur. Refl. S. 133. Spangenb. IV. 893 ff.

22) Büding. Saml. I, 696—699. 23) Büding. Saml. I, 101. 24) Nat. Refler. S. 154 f. 234 f. Büding. Saml. I, 552 ff. Cranz S. 247 f. 330. 25) Büding. Saml. I, 287 ff. Nat. Refl. S. 172 f. 268. 26) Büding. Saml. III, 1033. Nat. Refl. S. 292 f.

konnte. Doch eben jetzt gab ein Holländer, Matthes Beuning dem Grafen, dem er wenig oder nicht bekannt war, aus freiem Antriebe ein Darlehn, wodurch sämtliche Gläubiger auf der Stelle befriedigt wurden [27]). Dieser Vorfall hat nichts Unglaubliches, wenn man sich an ähnliche Ereignisse bei den halleschen Anstalten erinnert; zuverlässig ist, daß derselbe viel dazu beitrug, den Grafen in seinem Vertrauen auf die Fürsorge des Heilandes für seine Unternehmungen zu bestärken.

Zweiter Abschnitt.

Bis zur öffentlichen Anerkennung der Unität 1754.

Von nun an führte der Graf ein unstätes Leben, in der festen Überzeugung, es sey des Herrn Wille, daß er als ein Pilger der Erde in seinem Dienste geschäftig seyn solle. Wo er sich aufhielt, da sammelten sich die Brüder und Schwestern, die im Dienste des Herrn gebraucht wurden, und waren bei ihm zu Hause. Wer von diesen Pilgern noch etwas Eigenes hatte, der schaffte sich selbst seine Kleidung und andere geringere Bedürfnisse an; wer aber nichts hatte, dem wurde geholfen, so gut man konnte. Was aber die Herzenssache betrifft, richtete er alles ein, wie in einer ordentlichen Gemeine; so daß man sich täglich mit Beten und Singen und mit dem Worte Gottes erbaute, und, was Christus für seine Gläubigen verordnet hat, in Anwendung brachte. Besonders aber wurden in dieser Pilger- oder Hausgemeine alle Gegenstände erwogen, die das Reich Christi betreffen. Die Correspondenz war stark, der Besuche von andern Orten waren viele, und die Arbeit unter Christen und Heiden wurde immer weitläufiger [28]).

Bei den Arbeiten unter den Heiden bewies vor allen Bruder Spangenberg unermüdeten Eifer und umsichtige Besonnenheit. Seine Bekanntschaft mit einem Gelehrten in Holland, Isaak Lelong, hatte diesen veranlaßt, verschiedene Nachrichten von Herrnhut und den mährischen Brüdern durch den Druck bekant zu machen, welche Bewunderung und Aufmerksamkeit erregten. Das gab Gelegenheit, den Wünschen der ostindischen und surinamischen Compagnien gemäß, in Guinea, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Ceylon und Suriname Missionsversuche zu machen; wobei die Brüder örtliche Schwierigkeiten genug, aber nur sehr geringe Unterstützung von Seiten der holländischen Directoren fanden. So war es auch Spangenberg, der durch seinen Umgang mit den Bischöfen der englischen Kirche die willige Aufnahme der Brüder in den englischen Colonien vorbereitete, die ersten Ansiedler nach Georgien führte, und Bekehrungsversuche in Pensylvanien unternahm. Um dieselbe Zeit vollzog er die ihm aufgetragene Visitation der Missionen in den dänisch-westindischen Inseln, und legte dabei den Grund zu der Negergemeine auf St. Thomas [29]).

Nicht minder dienstbeflissen war die Pilgergemeine in den verschiedenen Ländern der Christenheit. Wohin der Graf mit seinen Hausversamlungen gelangte, da ging seine Arbeit nicht nur darauf, Menschen aus dem Sündenschlafe zu erwecken, sondern er suchte auch die Erweckten unter einander zu herzlicher Liebe und genauer Fürsorge zu verbinden. Wenn daher dergleichen Leute bei seiner Abreise um eine kleine Einrichtung zu ihrer weiteren Erbauung baten: so diente er ihnen mit gutem Rathe, und veranlaßte auf diese Weise an mehren Orten in Teutschland, Holland und England Societäten, gewöhnlich unter der Direction gleichgesinnter Prediger. Anderwärtshin, namentlich nach Liefland, wurden von Adeligen und Geistlichen Brüder zum Kinderunterrichte und zur Aushilfe beim Predigen verlangt und gern bewilligt. Ja die Brüder waren zu einer Niederlassung in der Walachei geneigt, da der Hospodar derselben dazu Hoffnung machte; und nahmen zugleich diese Gelegenheit wahr, den Patriarchen von Konstantinopel durch eine Deputation von der Verfassung und den Absichten der Brüderkirche in Kentniß zu setzen [30]). Ob aber der Graf im Ernst darauf bedacht gewesen, seine Anstalten auch mit der römisch-katholischen Kirche in Verbindung zu setzen, bleibt ungewiß; wol möglich, daß er diese Idee im ersten Jugendeifer eine Zeitlang lieb gewann [31]).

Gleich zu Anfange seines Exils hatte er sich in die Wetterau begeben und mit seiner Haus- und Pilgergemeine zuerst auf der Ronneburg, dann auf dem Schlosse Marienborn sich eingerichtet. Der segensreiche Wirkungskreis daselbst, und besonders das Zusammenströmen von Erweckten aus der Pfalz, der Schweiz, aus Holland u. England, gab Veranlassung zum Anbau eines Gemeinorts auf dem bei Büdingen erkauften Stück Landes. Ein großer Theil des dazu nöthigen Geldes mußte erborgt werden; und der Graf half, wo er konnte, mit seinem Credit. Im J. 1740 am 6. Jul. war der Ort eingerichtet und bekam den Namen Herrnhaag. Nach des Grafen Absicht sollten daselbst Erweckte aus der reformirten Kirche in brüderlicher Verfassung beisammen wohnen, und sich eben so an diese Kirche anschließen, als die Gemeine zu Herrnhut an die luthersche; so daß sie beiderseits mit den Erweckten ihrer Confession in Gemeinschaft blieben, und diesen auf Verlangen Brüder zu ihrem Dienst überlassen könnten, während die mährischen Brüder hauptsächlich zu Missionen unter den Heiden gebraucht würden [32]). Damit war der Grund zu einer evangel. Brüderunität gelegt. Der Graf blieb für dieselbe unermüdet thätig, und stand fortdauernd an der Spitze, ohne ihr Haupt seyn zu wollen. Daß er dabei eine zunehmende Menge von Mitarbeitern erhielt, lag in der Natur der Sache; so wie es diese auch mit sich brachte, den Zusammenhang unter denselben und ihre Vereinigung für die Idee des Ganzen durch Conferenzen und Synoden zu vermitteln.

Doch eben diese Idee des Ganzen war noch keinesweges mit Klarheit aufgefaßt. Wie wenig der Graf sein mährisches Episkopat dazu für nothwendig erachtete, bewies er dadurch, daß er dasselbe im J. 1741 niederlegte [33]); und wie er, bei dem Bestehen der äußeren Kirchen, für die innere Gemeinschaft der Gläubigen zu

27) Nat. Refl. S. 237 f. 28) Spangenb. Th. IV. S. 969 f. 29) Risler S. 104—140.

30) Cranz S. 286. 397 ff. Nat. Refl. S. 186 f. 31) Spangenb. III, 513 ff. Nat. Refl. Beilage S. 114 ff. 32) Spangenb. IV, 1107. 1144. Nat. Refl. S. 339. 33) Büding. Saml. III, 1039. Nat. Refl. S. 261 f. 267 f.

wirken gesonnen war, zeigte er durch das, was er bei seinem Aufenthalte in Pensylvanien in den J. 1741 und 1742 zu Stande brachte. Hier wohnten Colonisten aus verschiedenen Ländern Europa's von allerlei kirchlichen Confessionen, Parteien und Secten, durcheinander; unter ihnen auch mährische Brüder in einer unbedeutenden Ansiedelung. Er wendete sich zunächst an die teutschen Lutheraner, übernahm bei ihnen unentgeltlich das Amt eines Pfarrers in Philadelphia, versorgte einige andere Gemeinen im Lande mit ordentlichen Lehrern, und ließ die zerstreut wohnenden Familien durch einige dazu bestellte Landprediger besuchen. Bei allen Anordnungen befolgte er, mit Beibehaltung der lutherschen Kirchenordnung, Spener's Ansichten vom kirchlichen Leben, und gab dem Ganzen dadurch Zusammenhang, daß er mit einigen Predigern ein Consistorium zur Oberaufsicht errichtete. Demnächst veranlaßte er durch ein Rundschreiben an alle Religionsparteien teutscher Nation eine allgemeine Versamlung ihrer Deputirten. Als erwählter Sprecher bewirkte er in 7 Synoden, daß Mehre derselben in seine Glaubensansicht eingingen, und mit ihren Gemeinen, ungeachtet ihrer besonderen Verfassungen und Nebenmeinungen, zu brüderlicher Gemeinschaft unter dem Namen der Gemeine Gottes im Geist sich verbanden. In diese wurde denn auch die inzwischen zu Bethlehem eingerichtete mährische Brüdergemeine aufgenommen; und sollte, nach dem Beispiele der Pilgergemeine in Europa, allen kirchlichen Parteien mit dem Evangelio zu dienen suchen. So wirkte der unermüdet thätige Mann bei seinem 1jährigen Aufenthalte in Amerika, und unternahm außerdem mehre beschwerliche Reisen zum Besten der Heiden-Missionen [34]).

Inzwischen waren seine Mitarbeiter in Europa auf eine Weise und mit einem Erfolge thätig gewesen, wodurch seine beschleunigte Rückkehr dringendes Bedürfniß wurde. Denn wie sehr ihm auch daran lag, daß der brüderliche Verein nichts anders seyn und bleiben sollte, als eine Societät, die sich vor dem Herrn verbunden habe, Leib und Sele und alle Kräfte in seinem Dienste dran zu wagen: so glaubte doch ein großer Theil seiner Mitarbeiter, daß es eben jetzt an der Zeit sey, sichtbare Gemeinen Jesu Christi zu bilden, und dabei die kirchliche Selbstständigkeit der mährischen Brüder zu benutzen. Nun gab es so manche unter den Erweckten in der lutherschen und reformirten Kirche, denen es hauptsächlich darum zu thun war, alles auf herrnhutische Weise unter sich einzurichten. Je mehr diese dabei Schwierigkeiten von Seiten ihrer kirchlichen Behörden fanden, desto geneigter waren sie, ihre Zuflucht zu der Brüderkirche zu nehmen, und diese zu vergrößern. Viele wendeten sich in die Wetterau. Hier war die mährische Brüderkirche von der Landesherrschaft vertragsmäßig mit den nöthigen Freiheiten begabt, Marienborn der Sitz ihrer Bischöfe, und die Schloßkirche daselbst den Brüdern zum öffentlichen Gottesdienste eingeräumt worden; außer der immer zahlreicher werdenden Gemeine zu Herrnhaag, befand sich eine kleinere auf der Ronneburg. Die Brüder zu Pilgerruh erkannten das Bedenkliche ihrer isolirten Stellung, erhielten im J. 1740 die nachgesuchte Wiederaufnahme in den Brüderverein, verließen ihre Kolonie, und wurden in andern Gemeinen untergebracht [35]). Für andere Erweckte sorgte die Brüderkirche dadurch, daß sie bei verschiedenen Landesherren um die Anerkennung ihrer Verfassung nachsuchte, und damit mährische Brüder-Gemeinen veranlaßte. Eine darauf bezügliche Vergünstigung erhielt sie in England und Holland; vor allen aber in den Ländern des preußischen Stats, namentlich in Schlesien. Diese Provinz war voll von Nachkommen der alten böhmischen Brüder, die von Zeit zu Zeit von Brüdern aus Herrnhut in der Stille besucht wurden. Mit der preußischen Besitznahme erfolgte eine allgemeine Gewissensfreiheit und die Erlaubniß, evangelische Bethäuser aufzurichten. Dem gemäß suchten die Brüder um ein Gleiches nach, und erhielten unter dem 25. Dec. 1742 kirchliche Freiheit in allen königl. Ländern, so daß sie keinem Consistorio, sondern, unter des Königs Schutz und Oberherrlichkeit, allein ihren Bischöfen untergeordnet seyn sollten. Sie errichteten Bethäuser bei Bunzlau, Reichenbach und Neusalz; neben denselben baueten sich einige Brüder aus der Gegend, nebst fremden Kolonisten aus auswärtigen Gemeinen und Ländern an, und wurden als mährische Brüder-Gemeinen eingerichtet. Auf diese Weise entstanden die Gemeinorte Gnadenberg (1743), Gnadenfrey (1743) und Neusalz (1744). Um dieselbe Zeit wurden auch die böhmischen Brüder in den sächsischen Ländern veranlaßt, den Gemeinort Niesky bei Görlitz zu bauen (1742); so wie die Erweckten in Thüringen, eine mährisch-kirchliche Gemeine zu Neu-Dietendorf bei Gotha zu versuchen (1743) [36]).

Das alles geschah, zum Theil ohne Vorwissen und zum Theil gegen den Willen des Grafen. Er selbst sagt: „Da ich zurückkam, hing, so zu reden, der mährische Kirchen-Himmel voll Geigen. Ich kann nicht läugnen, daß ich zu der Zeit mehr Neigung verspürte, meinem Volke Buße zu predigen, als Theil an ihrer Herrlichkeit zu nehmen. Ich habe es auch treulich gethan" [37]). Und mit Recht; wiefern es von den Brüdern darauf angelegt zu seyn schien, ihr Kirchenthum neben den protestantischen Verfassungen, vielleicht auch gegen dieselben geltend zu machen. Die Brüder aber fanden dazu hinreichende Veranlassung, sowol in dem abgünstigen Benehmen protestantischer Theologen bei dem Verlangen nach Gemeinschaft von Seiten der Erweckten, als in dem gern bewilligten Schutze mancher Landesbehörden für den Anbau mährischer Brüder-Gemeinorte; wie dies namentlich aus den Verhandlungen mit den preußischen Behörden hervorging [38]).

Wie sollte nun unter diesen Umständen die Idee einer evangelischen Brüder-Unität ohne Sectirerei festgehalten werden? Der Graf hoffte dies dadurch zu bewirken, daß er die Vereinigung der Brüder nicht in Gleichförmigkeit der Begriffe und Ausdrücke, sondern in Übereinstimmung derjenigen Gesinnung setzte, welche die heil.

34) Nat. Refl. S. 194—215. Cranz S. 344—364. Büding. Saml. III, 188—252.

35) Büding. Saml. III, 983. 36) Cranz S. 365—392. 37) Nat. Refl. S. 302. 38) Nat. Refl. S. 313—316. Cranz S. 385 f.

Schrift von allen Nachfolgern Christi fodert. Indem nun diese christl. Gesinnung eben so wol dem lutherschen und calvinschen Lehrbegriffe zusagt, als den einfachen Bibelworten, bei welchen die mährischen Brüder zu bleiben wünschten: so konnten auch, seiner Meinung nach, jene drei Lehrarten oder Tropen (Τρόποι Παιδείας) unter den Gläubigen beibehalten werden, und diese demungeachtet, in Absicht auf den Genuß der Heilswahrheiten und die Sittlichkeit des Lebens innig mit einander verbunden seyn. Dabei blieben sie denn auch stets in genauem Zusammenhange mit den protestantischen Kirchen, konnten sich der in denselben eingeführten Ordnungen bedienen, und ganz unbedenklich in dieselben zurückkehren, wenn sie die Brüder-Verfassung aufgeben wollten. Nach dieser Ansicht wurde im J. 1744 auf der Synode zu Marienborn festgesetzt, daß die Brüder-Unität (Unitas Fratrum) fortan aus dem lutherschen, reformirten und mährischen Tropus bestehen, zu dem letzten aber auch diejenigen Mitglieder gehören sollten, die aus anderen Parteien, als den gedachten protestantischen Kirchen, zu den Brüdern kommen würden; die Kinder sollten jederzeit dem Tropus ihrer Eltern folgen. Demnächst wurden zur Aufrechthaltung des friedlichen Nebeneinanderseyns, Administratoren der Tropen ernant, auch für jeden einzelen ein angesehener Theolog aus den betreffenden protestantischen Kirchen zum Praeses honorarius erbeten; dabei aber allen Tropen der Unität gleiches Ansehn und gleiche Rechte auf den Synoden zugesichert. Der Graf nannte sich von dieser Zeit an, als erster Theolog der gesammten Unität: Ordinarius Fratrum [39]).

Anders erschien dies Vorhaben den Theologen und Geistlichen der protestantischen Kirche, und je bedenklicher ihnen die zunehmende öffentliche Duldung der Brüder-Unität wurde; desto mehr hielten sie es für Pflicht, über den Lehrbegriff und die Einrichtungen derselben sich nachdrücklich zu erklären, und befangenen Gemüthern das Verständniß zu eröffnen. Reichlichen Stoff gab ihnen der Graf in seinem ganzen Benehmen, seinen Reden und Schriften. Daß aber dabei manches demselben Eigenthümliche als den Brüdern Gemeinschaftliches dargestellt und bestritten wurde, muß der Leidenschaftlichkeit der Gegner beigemessen werden; weshalb sie denn auch Wahres, Übertriebenes und Falsches unter einander mischten. Die bedeutendsten Gegner waren: die Professoren Joh. Gottlob Carpzov zu Leipzig [40]), Siegm. Jakob Baumgarten zu Halle [41]), der Prediger Joh. Phil. Fresenius zu Frankfurt am Main [42]) und besonders die beiden würtembergischen Theologen: Joh. Albr. Bengel, zuletzt Abt zu Alpirsbach [43]) und Christian Eberh. Weismann, Prof. zu Tübingen [44]).

Diese Männer gingen von der Ansicht aus, daß das Wesen einer Kirche auf dem genau bestimmten Lehrbegriffe derselben beruhe, und konnten dem gemäß nicht billigen, daß in eine Gemeinschaft Leute von verschiedenen kirchlichen Lehrbegriffen aufgenommen würden, wenn sie nur, wie man sagte, in den Grundwahrheiten des Christenthums mit einander übereinstimmten. Die angenommenen Tropen schienen das Schwankende und Ungewisse in der Lehre zu bestätigen. Um so auffallender sey es, daß der Graf gleichwol seine Gemeine für die einzige echt christliche gehalten wissen wolle, die auch unter der unmittelbaren Leitung des Heilandes stehe, weil sie allein die Lehre von seiner Erlösung in ihrer ganzen Kraft hergestellt habe. Dabei gefalle sich derselbe in möglichster Versinnlichung dieser Lehre, und beschäftigte damit die Einbildungskraft des großen Haufen auf eine, der geistigen Natur des Christenthums und seines Stifters ganz unwürdige Weise. Namentlich müsse in dieser Hinsicht die tändelnde, oft allen Wohlstand und alle Ehrbarkeit verletzende Sprache in vielen seiner Lieder, insonderheit in denen über die ehelichen Verhältnisse, laut getadelt werden. Übrigens getrauete Baumgarten sich doch nicht, zu versichern, daß des Grafen Schriften eine allgemeine, festgesetzte Lehre und Übung seiner Gemeine enthielten, und rieth zur Behutsamkeit in der Aufsuchung ihrer Irrlehren; Weismann aber vermuthete einen schlau berechneten, aber hin und wieder misglückten Plan des Grafen und seiner Verbündeten gegen die bestehende Verfassung der lutherschen Kirche.

Was nun den letzten Vorwurf anbetrifft: so konnte der ganze Hergang der Sache jeden Unbefangenen überzeugen, sowol von den redlichen Absichten des Grafen, als von dessen Einverständnisse mit den schriftmäßigen Lehrartikeln der lutherschen Kirche [45]). Er betrachtete aber die darin enthaltenen Wahrheiten nicht als Gegenstände des wissenschaftlichen Forschens, sondern der gläubigen Aneignung, und ließ sich dabei von einer Idee leiten, die folgerichtig entwickelt zu einem eigenthümlichen Glaubenssystem führen mußte. Wenn nun die Brüder das kirchliche Leben diesem Systeme gemäß einzurichten versuchten, so wurden sie eben damit denen anstößig und verdächtig, die von andern Grundansichten ausgingen. — Des Grafen und der ihm gleichgesinnten Brüder Glaubenssystem gründet sich nämlich auf die Liebe Gottes des Heilandes, wonach Er Fleisch und Blut angenommen und den Kreuzestod erduldet hat, um Adams Schuld und Strafe zu büßen und wegzuschaffen; zugleich aber, um die Herzen zu gewinnen, und die Fremdigkeit zwischen

39) Cranz S. 409. Spangenb. V, 1569—1573. Lorez S. 157—167. Nat. Refl. Beil. S. 56. 60. 40) Religionsuntersuchung der böhmischen und mährischen Brüder, vom Anbeginn bis auf gegenwärtige Zeiten. Lpz. 1742. 8. 41) Theologische Bedenken, erste Samlung, Halle 1742 (1744) 8. S. 123—178; (dagegen erschien von Zinzendorf: Siegfried's bescheidene Beleuchtung des von Hrn. Dr. Baumgarten gefällten Urtheils über die evangelisch-mährische Kirche augsburgischer Confess. Altona 1742 (1744) 4.) und fünfte Samlung, Halle, 1747. 8. S. 441 ff. 42) Antwort, welche er denenjenigen zu ertheilen pflegt, die ihn fragen: ob sie zu der herrnhutischen Gemeine übergeben sollen, Görlitz 1746. 8. — Bewährte Nachrichten von herrnhutischen Sachen, Frkf. 1746 ff. 4. Saml. 8.

43) Abriß der sogenannten Brüdergemeine, in welchem die Lehre und die ganze Sache geprüft, das Gute und Böse dabei unterschieden wird 2c., Stuttgart 1751. 2. Th. 8. Vgl. Büding. Saml. III, 734 ff. 44) Introductio in memorabilia ecclesiastica historiae sacrae Nov. Test. Halle 1745. 2 Bde. 4.; im 2. Bde. S. 1104—1135 (beantwortet in den Nat. Refl. S. 152—280.) — Bedenken in den Actis hist. eccles. Th. XII. S. 970 ff. 45) Mit dieser Beziehung wurde von ihm die Schrift herausgegeben: Die gegenwärtige Gestalt des Kreuzreichs Jesu in seiner Unschuld, Lpz. 1745. 4.

ihm und der menschlichen Creatur ganz wegzunehmen. Der Kreuzestod läßt uns demnach nicht blos die Größe unsres Sündenelendes erkennen, sondern auch die Bereitwilligkeit des Heilandes, uns zu rechtfertigen und zu beseligen. Von uns wird nur gläubiges Annehmen gefodert. — Die erste Bekantschaft mit dem Heilande wird ohne alle Rücksicht auf unser Verdienst und Würdigkeit gemacht: ein Verlangen des Herzens, eine Unzufriedenheit mit sich selbst, Beschämtheit in seiner Sele, daß man sein Geschöpf ist, und Ihm nicht zur Freude lebt, das ist alles, was von unserer Seite dazu gehört. Wer aber sich einmal in seinem Elende verloren gefühlt hat, und von Ihm errettet und selig gemacht worden ist, der verliert sich hernach auch bei diesem glückseligen Wechsel in Liebe und Zärtlichkeit, in Bewunderung und Dankbarkeit über diesem Glücke. Das gibt eine unerschöpfliche Materie zur Liebe, zum Dank, zur gänzlichen Hingabe des Herzens an seinen Erretter, Freund und Wohlthäter, und man begehrt hievon so wenig verrückt zu werden, daß man vielmehr immer tiefer in seine Bekantschaft und Freundschaft zu kommen sucht. Alsdann kann man ohne Ihn nicht mehr leben; in der Gegenwart des Heilandes gehen und stehen, schlafen und wachen, ruhen und arbeiten, essen und trinken wir, in seiner Gegenwart reden wir mit einander, in seiner Gegenwart beten und singen wir; denn er ist bei uns alle Tage. — Bei alle dem sind wir arme Sünder, gedemüthigte Menschen in Ansehung unsrer selbst. Unser Vermögen ist lediglich die Kraft Christi, unsre Seligkeit ist aus ihm her, von seiner Vergebung, von seiner Gerechtigkeit, die er aus seinem Verdienste u. Wunden über uns ausschüttet. Er ist's, der uns mit Tugend und Heiligkeit anthut, wir gehören zu seinen armen und elenden, aber doch seinen liebenden und geliebten Selen. In der Vergebung der Sünden liegt zugleich die Kraft, besser zu werden, und das Evangelium von dem, der alle Sünden vergibt, ist die Kraft Gottes, die alle Gebrechen heilet. Wer den Punkt einmal getroffen hat, wird nicht mehr davon abgehen, sondern gern Sünder bleiben, und lediglich von Gnade abhangen wollen in Ewigkeit. — So arm und schlecht nun eine vom Heiland begnadigte Sele sich immer kent und fühlt: so weiß sie doch, sie steht in inniger Verbindung mit Ihm und hat einen freien Zutritt zu ihm. Da trägt man selbst sein Elend nirgends lieber und hurtiger hin, als zu Ihm; freilich mit einer Gebogenheit, hinter die sich kein Leichtsinn und Frechheit verstecken kann. Denn wenn man auch mit seinen Fehlern, mit seinen Vergehungen, mit den Dingen, die man an sich selbst nicht leiden kann, so hurtig zum Heiland komt, als sie sich äußern, und man mit Ihm und seinem Geiste in einer gebeugten Vertraulichkeit steht, so kann man doch niemals vergessen, daß Er der Schöpfer, daß Er Gott ist, und da ist leicht zu denken, daß es dabei nicht leichtsinnig zugeht; man weint, wo man zu weinen hat, und freuet sich nicht anders, als mit großer Bescheidenheit über die Gnade. Und so entsteht aus der Vertraulichkeit mit dem Heilande nicht nur kein Leichtsinn, sondern die größte Heiligkeit, aber mit lauter Seligkeit, mit lauter Ruhe verbunden. Denn der Heiland will, daß wir genießen sollen, was Er uns so sauer erworben hat. Seine schweren Leidensstunden, seine große Marter und und bitterer Tod machen uns das Seligseyn zur Pflicht, daß wir so gut schuldig sind, Ihm unsre Dankbarkeit durch Seligseyn, als durch Gutesthun zu bezeugen. Es ist Verkleinerung und Entehrung seines Verdienstes, wenn wir nicht, zur Verherrlichung seines bittern Leidens, das Seligseyn, den Frieden und die Freude, so Er uns dadurch erworben hat, recht ganz genießen. Wenn man sich dabei auch schämt über sich selbst, und über die Gelegenheit, die man dazu gegeben, daß man verschuldet, was Er erduldet, und betrübt sich darüber, wie wenig man dafür dankbar und zur Freude seines Herrn gewesen: so läuft es, sowol als die Freude, auf ein seliges Hinfallen und Anbeten hinaus, vor dem Herrn, der uns erlöset hat. — Eine selige Sele muß völlig seyn in der Liebe zum Heilande; diese Liebe muß über alle Elternliebe, über alle Kinderliebe, über alle Bräutigamsliebe, ja über alles in der Welt gehen; denn Er hat sein Leben für uns gelassen. Dazu gehört das ganze Herz. Der Heiland will den ganzen Menschen haben; es soll nichts getheiltes seyn; alle Selen- und Leibeskräfte sollen dazu angewendet werden. — Dem wahrhaft begnadigten Herzen sind aber auch alle Menschen lieb, die gottlosen und die frommen. Alle ihre Sünden, auch ihre Vergehungen gegen uns, müssen uns in der Liebe nicht stören; sie sind nur ein Anlaß zu unsrer Beugung und Beschämung, weil wir wol wissen, daß wir in eben die Sünden hätten gerathen können, wenn sich der Heiland nicht zu uns gemacht, und sich uns bekant gemacht hätte. Mit einem solchen menschenliebenden Herzen sollen sonderlich die Zeugen Jesu durch die Welt gehen, und selig seyn im Liebhaben und Gutesthun gegen alle Menschen. Daraus wird keine eigene Gerechtigkeit, kein Eigenlob, sondern die schöne, liebliche, selige Sache, die der Heiland testamentsweise (Joh. XVII.) seinen Jüngern hinterlassen hat, als ein Kennzeichen. — Insonderheit müssen wir diese Liebe gegen die Selen haben, die wahrhaftig des Heilandes sind; sonst sind wir keine wahren Brüder, keine begnadigten Sünder, keine Glieder am Leibe Christi. Es kann seyn, daß wir manche Glieder des Leibes Jesu Christi in unserm Leben nicht sehen noch nennen hören. Aber so bald die geringste Kundschaft von einander vorkomt, so bald wir ihnen nahe kommen, oder sie uns, so bald ihnen etwas sehr Gutes oder sehr Böses begegnet, so müssen wir uns entweder mit freuen, oder mit leiden; und so müssen sie wieder gegen uns stehen. Die Gemeinschaft der Kinder Gottes ist eine Folge der Gemeinschaft mit Jesu Christo, so daß diese nothwendig vorhergehen und zum Grunde liegen muß. — Wenn wir aber einander freundlich, herzlich, mitleidig begegnen, so muß es allemal mit der Sorgfalt geschehen, daß wir niemanden verziehen und verzärteln. Die Geschwister müssen wissen, daß sie sich entsetzlich zu schämen haben, wenn bei ihnen eine Handlung, ein Wort, am meisten aber ein überlegter Gedanke vorgekommen ist, der zum Satan verwiesen zu werden verdient (Matth. XVI, 23). Über dergleichen Dinge einen solchen Titel kriegen, ist ganz gut. Es währt aber nicht lange, das Herz weiß doch, wie es gemeint ist. Wenn man es gegenseitig so weit hat, und sich einander im Herzen des Heilandes so gefühlt hat, das heißt lieb haben und die Liebe genießen.

— Der Glaube an den Tod Jesu, der uns das Leben leicht und selig macht, der macht uns auch unsre Sterblichkeit lieb und vortheilhaft; denn wir wissen gewiß, der Todesengel kann uns nichts thun, sondern wir entschlafen in Jesu Armen, und so ist das Hinscheiden etwas liebliches und leichtes. Unsre Heimath ist beim Herrn, darauf gehen wir zu von einem Tag, Monat und Jahr zum andern; die gewisse, beständige Hoffnung, zu unserm Herrn heim zu kommen, macht hier schon das Leben selig, und ist ein Stück unserer Freude und Wonne[46]).

Nach diesem Glaubenssysteme konnte den Brüdern gar nichts daran liegen, eine Kirche im theologischen oder juridischen Sinne darzustellen; der von ihnen erkannte Beruf war vielmehr, eine lebendige Gemeine Jesu zu seyn, die nur ihm leben, nach seinem Willen handeln, und von ihm sich leiten lassen will. Auch zeigten diejenigen Brüder, die von dieser Idee ergriffen waren, den redlichsten Eifer, ihr Herzensbündniß derselben gemäß einzurichten. Denn als Leonhard Dober am 16. Sept. 1741, in der zu London gehaltenen Synodalconferenz, das Amt eines Unitäts-Ältesten niedergelegt hatte, weil es, bei dem erweiterten Wirkungskreise der Brüder, ihm zur Unmöglichkeit geworden war, dasselbe fernerhin mit der gewohnten Treue zu führen; da baten die Synodalen den Heiland selbst um die Übernahme dieses Amtes. Die ganze Versamlung fühlte sich durchdrungen von einem unwiderstehlichen Gefühl der Erhörung ihres Gebets, und ließ am 13. Nov. desselben Jahres in den damaligen Gemeinen dem Heiland, als Ältesten seines Brüdervolks, huldigen. „Die Rede war nicht davon, ob der Heiland der Hirte und Bischof unsrer Selen überhaupt sey, sondern unser Sinn und Herzensanliegen war: daß Er einen Specialbund mit seinem geringen Brüdervolke machen, uns als ein besonderes Eigenthum annehmen, sich um alle unsere Umstände, so klein sie auch wären, bekümmern, über uns ganz besonders wachen, sich mit einem jeden Gliede der Gemeine persönlich einlassen, und alles dasjenige in der Vollkommenheit thun möchte, was unser bisheriger Ältester unter uns in Schwachheit gethan hatte. Wir aber wollten auf unserer Seite Ihn, als unsern Ältesten, lieben und ehren, durch seine Gnade herzvertraulich mit Ihm umgehen, uns nach seinem Sinn und Wink kindlich richten, keinen Menschen in Herzenssachen zu unserm Haupte wählen, sondern Ihm von ganzem Herzen treulich anhangen, wenn auch alles in diesen verderbten Zeiten von Ihm abfällig würde." Was nun bei den vielerlei Geschäften des Brüderbundes durch Menschen zu thun war, das wurde in 12 Ämter getheilt, und die Direction derselben der dazu verordneten Conferenz, die sich damals zu Marienborn befand, unter dem Vorsitze der Bischöfe, übergeben[47]).

Wie sollte aber das Brüdervolk jener speciellen Leitung fortdauernd versichert werden; wie sollten namentlich die Beamten desselben bei zweifelhaften Fällen die eigentliche Willensmeinung ihres unsichtbaren Ältesten in Erfahrung bringen? Wollte man antworten: durch den kindlichen Glauben an unmittelbare Eingebung, so war das freilich der Grundansicht von der Liebe des Heilandes ganz angemessen; aber es erfoderte doch wiederum etwas Gegebenes, woran jeder Glaube sich halten, und diese Ansicht in dem Gemüthe befestigt werden konnte. Doch eben darüber waren die Brüder bereits einverstanden; sie hatten den Heiland lieb gewonnen durch die heilige Schrift, und die Liebe zum Heilande führte sie wieder zur heiligen Schrift zurück, um jederzeit seinen Willen zu vernehmen: „Der Heiland ist das Objekt der heil. Schrift; die Bibel ist das durchgehends, vom ersten bis zum letzten Blatte, von Ihm, unserm Liebhaber, handelnde Buch; ohne Ihn weiß man nicht, was es heißen soll, aber sobald man gleichsam aus dem Heilande heraus die Bibel ansieht, so hängt alles zusammen. — Ein Hauptkennzeichen einer auf Jesum gegründeten Gesellschaft ist eine solche herzliche, innige, zärtliche Neigung zur heil. Schrift, daß man sich keine größere Delikatesse weiß, als diese einfältigen, aber herzdurchdringenden Wahrheiten. Es kann nichts in dem menschlichen Gange, insofern es eine Connexion mit dem Heilande und seinem Reiche hat, vorkommen, das nicht in der Bibel stände; und ich halte es für eines der stärksten Argumente für die Bibel, daß in dem einigen nicht großen Buche alles, was einem Christenmenschen in seinen inneren und äußern Umständen begegnen kann, enthalten ist, entweder unter einem Exempel, oder unter einer Regel, auch sogar die Verführung des Satans, der Welt und des Fleisches, und wie man sich da in Acht zu nehmen und zu verhalten hat. Kurz das Buch ist für uns, die daran glauben und darnach leben, orakelmäßig eingerichtet. Es können einem wol bei Lesung der heil. Schrift chronologische, historische oder physikalische Skrupel aufsteigen; aber mehrentheils nur bei einem Gelehrten. Wem, außer diesen Umständen, Zweifel von selbsten kommen, mit dessen Herzen ists nicht richtig. Ein Liebhaber Jesu kehrt sich an keine Skrupel; wer das Objekt der Bibel lieb hat, dem ist alles, wo er dasselbe darin findet, wichtig. Aus allem Obigen folgt auch: wenn eine menschliche Creatur etwas nicht recht verstände, so würde es hier der Schöpfer nicht übel nehmen, sobald Er versichert ist von ihrer Willigkeit zu glauben, was Er als Wahrheit hat bezeugen und aufschreiben lassen. Das heißt bei uns, allem, was im Buche steht, von Herzen glauben" [48]).

Dem gemäß hatte der Graf im J. 1729 die Einrichtung getroffen, daß Stellen aus der Bibel, oder aus Liedern, nach der Zahl der Tage eines Jahres auserlesen und zusammen in ein Kästchen gethan wurden. Aus dieser Samlung wurde durch einen der Gemeinältesten ein

46) Man findet dieses Glaubenssystem in allen Lehrschriften des Grafen seit dem J. 1734, wo er über das Versöhnopfer Jesu und die darauf gegründete Methode, selig und heilig zu werden, zur lebendigen Überzeugung gelangte. In dem Obigen sind seine eigenen Worte geflissentlich beibehalten worden. Wer ausführlichere Erklärungen zu haben wünsche, der lese: des Grafen Zinzendorf Gedanken über verschiedene evangelische Wahrheiten aus dessen Schriften zusammengezogen (von Jer. Risler). Barby 1800. 230. S. 8.

47) Gedenktage S. 210 ff. Spangenb. V. 1350 ff. Cranz S. 339 f. 48) Zinzendorf's Gedanken. Seite 3 — 11.

Spruch für den folgenden Tag gezogen, und in der Gemeine von Haus zu Hause bekant gemacht. Diesen Spruch nannte man die Loosung des Tages. „Der Graf setzte voraus, daß unser Herr Jesus Christus, der auf ein jedes Schäflein seiner Heerde und dessen Wege siehet, auf ein durch seine Gnade verbundenes Häuflein Selen, die im Glauben an Ihn hangen, ein besonderes Auge habe. Dabei hatte er das kindliche Vertrauen zu Ihm, daß Er der Gemeine auf ihr Bitten, nach seiner Weisheit und Güte; die für ein jedes Jahr, ja für einen jeden Tag, nach den Umständen nöthige und nützliche Warnung, Lehre, Bestrafung, Ermunterung und tröstliche Anweisung geben würde. Daher sah er eine jede Tagesloosung nicht anders an, als ein von dem Herrn selbst der Gemeine gegebenes Wort, und bat die Brüder und Schwestern oft, darauf treulich acht zu haben [49]). Von 1731 an wurden diese täglichen Loosungen auf ein ganzes Jahr voraus zusammengedruckt [50]).

Nächst der heil. Schrift gebrauchte der Graf in zweifelhaften Fällen das Loos; weil er dem Heilande zugesagt hatte, nicht den eigenen, sondern seinen Willen zu thun, und in der festen Überzeugung, daß sein Herr ihn dadurch werde wissen lassen, was derselbe gern von ihm gethan, oder nicht gethan haben wolle. Da nun in der alten Brüderkirche bereits der Gebrauch des Looses, namentlich bei Besetzung der Ämter bestand, so schien die Beibehaltung desselben für die Unität und deren Beamte insofern unbedenklich, als man dabei des Grafen Ansichten zum Grunde legte. Das geschah denn auch in Beziehung auf die Verheirathungen. Denn die Ehe betrachtete der Graf nicht anders, als ein Bild von Christo und seiner Gemeine (Ephes. V, 22 ff.), und wollte sie danach angefangen und geführt wissen. Er überzeugte sich aber gar bald, daß man es, in Absicht auf die erweckten Selen mit dreierlei Leuten zu thun habe: mit Unwissenden, denen es an der rechten Einsicht von einer heiligen Ehe fehle; mit Evangelischen, die diese Einsicht hätten, und aus Liebe zu Jesu in der Ehe allein nach seinem Sinne leben wollten; und mit Gesetzlichen, die sich zwar der fleischlichen Lüste enthielten, aber nur aus gesetzlicher Furcht. Deshalb hielt er fortdauernde Berathung und Aufsicht von Seiten der Gemeinhelfer für dringend nothwendig [51]). Eben daher war es seinem Sinne ganz gemäß, als Anna Nitschmann (nachmals seine zweite Gemalin) am 4. Mai 1730 mit achtzehn ledigen Schwestern, unter Vorwissen und Genehmigung der Gemeinältesten, einen Bund machte, dem Bräutigam ihrer Selen sich ohne Vorbehalt zu ergeben, der Leitung des heil. Geistes sich ganz zu überlassen, und was die Veränderungen ihres Standes betreffe, niemals einem Antrage Gehör zu geben, welcher auf eine, dem Sinne der Welt und des Fleisches, nicht aber den Sitten und der Ordnung einer Gemeine Christi gemäße Art an sie gelangte. Wenn aber nöthig gefunden würde, einen Bruder mit einer Gehilfin zu berathen, und, nach angestellter Überlegung vor dem Herrn, ein Antrag an eine oder die andere von ihnen käme: so wollten sie alsdann denselben in Überlegung nehmen, und sich darüber nach ihrer Überzeugung entschließen [52]). Dadurch wurde es zur Regel, daß Heirathsvorschläge unter der speciellsten Berathung der nächsten Vorgesetzten standen, demnächst von den Ältesten der Gemeine, nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände, durch das Loos geprüft wurden, und nur, wenn dieses günstig ausfiel, als bestimmte Anträge an die zu Verlobenden und deren Eltern gelangen konnten; wodurch denn die eigene Wahl und das Aufsuchen einer Gattin wegfiel [53]).

Solches Vertrauen der Brüder zu ihrem Herrn und Heilande führte von selbst zu einer vertraulichen Herzenssprache, und legte sich durch dieselbe an den Tag. Am zärtlichsten benahm sich wiederum der Graf dabei. „Ich habe," sagte er in einer Rede, „mit einer Ältestin über diesen Punkt gesprochen. Wir haben beide müssen weinen, wie nahe einem der Heiland seyn kann; wie simpel und einfältig es sich mit Ihm umgehen läßt; wie man so einen ganzen Tag mit Ihm umgehen kann; wie man keinen Gedanken, keine Nothdurft, kein Anliegen hat, das man nicht viel simpler und natureller bei ihm niederlegen kann, als bei seinem allervertrautesten Herzen, da man doch manchmal ein Menagement brauchen muß; aber beim Heiland ist das gar nicht nöthig" [54]). In dieser Conversationssprache, die aus lauter Wohlmeinung bisweilen zum Gemeinen sank, drückte er sich über alles aus, über Glaubensartikel und Sittenlehre, über Geheimnisse und Offenbarung; ohne Scheu, was man davon sagen werde. Sein Vorbild und die anscheinende Leichtigkeit, dasselbe nachzuahmen, verleitete manchen Bruder zu einer Popularität, die lauten Tadel erregen, aber auch sehr bald einen vorsichtigern Gebrauch der Herzenssprache in der Gemeine veranlassen mußte [55]).

Mitten unter diesen theologischen Kämpfen befestigt die Brüder-Unität ihr äußeres Bestehen, und gelangt zur kirchlichen Selbständigkeit. In den sächsischen Lande geschah dies, nachdem des Grafen Exil durch ein ehrer volles königliches Decret vom 11. Okt. 1747 aufgehober und eine von ihm gewünschte Untersuchung der Lehre ur Verfassung seiner Brüder veranstaltet war. Unter de 20. Sept. 1749 erfolgte ein königl. Versicherungs-D cret, daß die zu der unveränderten augsburgischen Co fession sich bekennenden evangelisch-mährischen Brüderg meinen in ganz Sachsen, wie in der Oberlausitz und i

49) Spangenb. III. 545. 50) Eine Samlung der Loosungs- und Textbüchlein der Brüdergemeine von 1731 bis 1761 erschien zu Barby 1762 in 4 Bden in 8. 51) Spangenb. III. 672.

52) Seit dieser Zeit ist der 4. Mai jährlich der eigene E festtag der ledigen Schwestern, an welchem sie sich des Bu dankbar erinnern, und ihn erneuern. Spangenberg III. f. 53) Lorez S. 296—302. Lynar S. 165 ff. Spangenb. IV. 1142. 55) Cranz S. 502—515. apologetische Schriften der Brüder-Unität erschienen: A. Spangenberg's Declaration über die zeither gegen uns gegangenen Beschuldigungen, sonderlich die Person unseres L ngrii betreffend, Lpz. und Görlitz 1751. 4. — Darlegung r ger Antworten auf mehr als 300 Beschuldigungen gegen den dinarium Fratrum, nebst 24 wichtigen Beilagen, 1751. 4. — G. Spangenberg's apologetische Schlußschrift, worin tausend Beschuldigungen gegen die Brüdergemeinen und ihren herigen Ordinarium nach der Wahrheit beantwortet w 1752. 4.

Grafschaft Barby, aufgenommen werden sollten. Herrnhut und Niesky gewannen dadurch an Einwohnern und äußerem Wohlstande; zu Barby bildete sich eine Brüdergemeine (1751), und zu Klein-Welke bei Bautzen eine Kolonie aus den erweckten Wenden (1751)[56]. Kurz zuvor hatte sich auch die Gemeine zu Ebersdorf im Vogtlande, in der bisher schon manche aus Herrnhut entlehnte Einrichtungen bestanden, an die Brüderunität angeschlossen. — In England drang der Graf, um seine Brüder gegen bürgerliche Beeinträchtigungen zu schützen und ihre Missionen sicher zu stellen, auf eine Untersuchung der Brüderkirche vor dem Parlament. In deren Folge wurde dieselbe, durch die vom Könige am 6. Juni 1749 bestätigte Akte, als eine alte protestantische, bischöfliche Kirche erkant, und unter dem Namen Unitas Fratrum aufgenommen; dabei erhielten diejenigen ihrer Mitglieder, die wegen des Eides und Waffentragens sich ein Gewissen machen, Befreiung davon[57]). So wurde die Brüdergemeine im britischen Reiche und dessen amerikanischen Kolonien immer bekannter; es entstanden viele Societäten und Gemeinen in Städten und auf dem Lande, zu denen sich die Erweckten aus der umliegenden Gegend hielten; an andern Orten predigten die Brüder von Zeit zu Zeit das Evangelium unter großem Zulaufe und mit verschiedenem Erfolge. — In Holland fehlte es nicht an heftigen Gegnern aus der reformirten Kirche; doch fand sich auch Gelegenheit genug, in der Stille zu wirken. Heerendyk schien zur Anlage eines Gemeinorts unbequem; deshalb machte man Gebrauch von dem Anerbieten eines Freundes zu Amsterdam, der im J. 1745 die Baronie Zeyst im Stifte Utrecht mit der Absicht erkauft hatte, daß eine Brüdergemeine sich anbauen möchte. Die Staten von Utrecht vergönnten dazu alle billige Freiheit, so daß in kurzer Zeit ein blühender Gemeinort entstand (1748). — Dagegen wollte es mit der kirchlichen Selbständigkeit im russischen Reiche nicht gelingen. Ein Versuch, den mehre luthersche Prediger in Liefland und Esthland, und namentlich der Oberprediger Mikwitz zu Reval, im J. 1741 machten, um besondere Gemeinen mit Nachahmung der mährischen Kirchenverfassung einzurichten, führte zu bedenklichen Unruhen und obrigkeitlicher Ahndung. Vergebens war das Rechtfertigungsgesuch der Brüder in Teutschland; ihre Deputirten, und selbst der Graf, fanden kein Gehör. Jedoch kam es auch nicht zu einer gänzlichen Verbannung derselben; vielmehr durften sie fortdauernd der Erweckten in Ansehung der Lehre sich annehmen, und erhielten auf diese Weise einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis[58]). — Alle diese Verhandlungen leitete der Graf als bevollmächtigter Diener der evangelisch-mährischen Kirche, wozu ihn die Arbeiter derselben am 21. Nov. 1743 ausdrücklich berufen hatten. Kraft dieses Berufs sollte, ohne sein Vorwissen, im Namen der Brüderkirche nichts hinauswärts negotiirt und hineinwärts am Gemeingange verändert werden[59]); dagegen die Brüder mit Zuversicht darauf rechnen konnten, daß er ihre Synoden und Conferenzen jederzeit beachten, und für die Beschlüsse derselben unermüdet thätig bleiben werde, selbst wenn sie mit seinen Ansichten nicht ganz übereinstimmten[60]).

Bei Anlegung von Brüdergemeinen und Missionsplätzen war es nun feststehender Plan, daß sie in bürgerlicher Hinsicht den landesherrlichen Behörden unterworfen, und dem gemäß aller den übrigen Unterthanen zukommenden Rechte und Freiheiten theilhaftig seyn, in kirchlicher Hinsicht aber ihre eigene Verfassung in allem behalten sollten, was zur Ausübung sowol des öffentlichen als Privatgottesdienstes und sonst zur Brüderdisciplin gehört; wonach ihre Kirchen- und Schulsachen unter der Leitung ihrer Bischöfe stehen, und die von diesen ordinirten Lehrer und Prediger von der Gemeine selbst berufen, und nach Befinden versetzt werden konnten. Die Gemeinen bekamen nach der Örtlichkeit verschiedene Namen: Ortsgemeinen, wenn sie einen für sich bestehenden und in eigene Gränzen eingeschlossenen Ort (Gemeinort), oder doch von andern Einwohnern abgesonderte Plätze und Gassen einnehmen; Stadt- u. Landgemeinen, wenn die Mitglieder in einer Stadt, in einem Flekken oder Dorf, oder einem ganzen Bezirk zerstreuet wohnen, jedoch einen Verein der Brüderkirche bilden und eigene Versamlungshäuser haben; Missionsgemeinen, wenn bekehrte Heiden zu einem kirchlichen Vereine unter Berathung brüderlicher Missionarien verbunden sind[61]). — Daneben war und blieb es Hauptaugenmerk, mit allen Kindern Gottes, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer kirchlichen Verfassung, in Einigkeit zu stehen, und das Band der brüderlichen Liebe und Eintracht fest zu halten. Fast in allen protestantischen Ländern von Europa bildeten sich unter den Erweckten hie und da größere und kleinere Gesellschaften (Societäten), welche, ohne Absonderung von ihren Kirchen und deren öffentlichem Gottesdienste, mit der Brüder-Unität in Verbindung stehen, und zum Theil fortwährend Mitglieder derselben unter sich wohnen haben, zum Theil von denselben auf ihr Verlangen öfters besucht werden. Ihre Zusammenkünfte zu gemeinschaftlicher Erbauung finden an mehren Orten in besonders dazu privilegirten Häusern Statt. Den Inbegriff dieser Gesellschaften nent man die Diaspora (οἱ ἐν τῇ διασπορᾷ,) die Brüder in der Zerstreuung[62]). Dahin kann auch die Prediger-Conferenz gerechnet werden, zu welcher einige lutherische Prediger in der Nähe von Herrnhut am 5. Juni 1754 den Grund legten. Sie verbanden sich, in Geistesgemeinschaft, mit der Brüdergemeine das Wort von der Versöhnung getrost zu verkündigen, und über die Förderung des Werkes Gottes an ihren Orten sich zu berathen und wechselseitig zu ermuntern. Dazu wird seitdem alljährlich in Herrnhut eine Conferenz gehalten, an die sich allmälig eine bedeutende Anzahl entfernter Prediger der

56) Cranz S. 458—476. 57) Cranz S. 477—484. — Acta Fratrum in Anglia. London 1749 Fol. 58) Cranz S. 397—403. 538—541. 59) So lauten die Worte des Grafen in Spangenb. Schlußschrift S. 514.

60) Einen Extract aus den Conferenz-Protokollen vom Jahr 1726—1749 findet man in den Nat. Reflex. Beilagen S. 33—62. 61) Lynar S. 123—125. 62) Lynar S. 171 f. Cranz S. 619—623.

lutherischen und reformirten Kirche durch Sendschreiben angeschlossen hat [63]).

Allerdings gehörte umsichtige Benutzung der Umstände dazu, wenn diese Art von Wirksamkeit zu Stande kommen, und dabei kirchliche Selbständigkeit behauptet werden sollte. Die Umstände aber ergaben sich aus der Beschaffenheit des protestantischen Kirchenrechts. Wie schwankend auch dasselbe in seiner Anwendung seyn mochte, so war doch bei Statsmännern und Rechtslehrern allmälig der Grundsatz geltend geworden, daß alle Rechte der Fürsten in Kirchensachen aus ihrer Landeshoheit hergeleitet werden müßten. In Folge davon schien jeder Fürst berechtigt, bei allen Einrichtungen, die Christus nicht geboten hat, zeitgemäße Änderungen zum Wohl seines Landes vornehmen, und bei kirchlichen Streitigkeiten lediglich danach verfahren zu können, daß die öffentliche Ruhe durch dieselben nicht gestört werde. Bei dieser Ansicht durften die Brüder auf landesherrlichen Schutz rechnen, sobald ihre Bemühungen für thätiges Christenthum zum Wohl der Unterthanen einleuchteten. Bedenklicher schien dagegen ihre kirchliche Selbständigkeit, wiefern sie eine Abhängigkeit von auswärtigen Oberen und manche Exemtionen zur Folge hatte. Hier ließ sich auf dem Wege Rechtens nichts erstreiten. Davon machten die Brüder zu Herrnhaag eine denkwürdige Erfahrung. Es wurde ihnen unter dem 9. Januar 1750 von Seiten der Landesregierung zugemuthet, dem Grafen von Zinzendorf, ihren Ältesten, Führern und Leitern schlechterdings abzusagen. Vergebens beriefen sie sich auf Contrakte und den Rechtsbestand des westphälischen Friedens; sie erhielten den Befehl, binnen 3 Jahren das Land zu räumen. Das geschah auch wirklich bis zum J. 1753. Die meisten Brüder zogen in andere Gemeinen; die übrigen folgten einer Einladung nach Neuwied, und gründeten daselbst seit 1754 eine Ortsgemeine [64]). Weit zuträglicher war es demnach, lediglich der landesherrlichen Milde zu vertrauen, und diese durch den Gewerbfleiß und das duldwillige Benehmen der Brüder zu Einladungen an dieselben geneigt zu machen. Der Erfolg bewährte dies Verfahren; die kirchliche Selbständigkeit wurde in vielen Ländern gern bewilligt, da sie keine politischen Besorgnisse veranlaßte, und obendrein die landesherrlichen Kassen mit Kostenaufwand verschonte.

Das zuletzt Gesagte führt uns auf die ökonomischen Umstände der Brüder. Es ist bereits weiter oben angedeutet worden, daß der Graf mit williger Aufopferung seines Vermögens für die Sache des Heilandes zu wirken suchte. Sein Entschluß war: gläubig auf die Segenshand des Herrn zu sehen, mit seinem Einkommen, und was vermögende Brüder und Freunde aus eigener Bewegung und freiwillig beitragen würden, aufs räthlichste hauszuhalten, und so oft solches nicht zureichte, das Erfoderliche auf seine Güter aufzunehmen. Unkundige Gegner sprachen von einer Heilandskasse, wozu die Brüder und Schwestern ihr Habe und Gut beisteuern müßten; so daß unsägliche Summen zusammen kämen, welche der Graf nach seinem Belieben verwende [65]). Der Augenschein konnte das Gegentheil lehren. Niemand wurde mit Collekten behelligt; jeder Bruder hatte und gebrauchte das Seinige nach Gutdünken; nur der Graf befand sich häufig in der größten Verlegenheit. Aber bei dem stets sich vergrößernden Wirkungskreise erkannten die Brüder eine verbesserte Anordnung des Ganzen als dringendes Bedürfniß. So wurde im J. 1741 ein Collegium von treuen und verständigen Männern unter dem Namen des General-Diakonats errichtet, und mit der Aufsicht über die Bedürfnisse der Brüderkirche in allen Theilen beauftragt. Diese Männer nahmen ihre Zuflucht zu einem Credit-System, und fanden auch dabei eine Zeit lang keine Schwierigkeit, weil einige zur Brüdergemeine gehörige Kaufleute aus guter Meinung die Sache mit ihrem Credit zu unterstützen suchten. Dagegen nahm die freiwillige Beihilfe der Brüder und Freunde immer mehr ab, so daß fast alle Ausgaben ins Ganze dem Diakonat zugerechnet, und von demselben übertragen werden mußten. Zu derselben Zeit mehrten sich die Bedürfnisse in dem Inneren der Gemeinen, Kolonien, Missionen und Anstalten, und nach Außen nöthigte der allgemeine Widerwille gegen die Brüdersache zu kostspieligen Reisen und Verhandlungen. Und eben jetzt erfolgte in Teutschland die erzwungene Auswanderung aus dem Herrnhaag, die das Creditwesen erschütterte, und in England der Banquerott eines jüdischen Wechslers, der dasselbe seiner Auflösung nahe brachte. Die Gegner frohlockten, und erwarteten den Umsturz der ganzen Brüdersache; manche Freunde, die kein Durchkommen sahen, zogen sich zurück; der Graf, gleich bereit zur Bürgschaftsleistung und zur gefänglichen Haft, behielt seinen Glaubensmuth. Die Noth ging wirklich vorüber. Bei allem Schmerz über falsche Freunde erfuhren die Verschuldeten viele erfreuliche Beweise der Bruderliebe zur rechten Zeit, und konnten ihre dringendsten Gläubiger sicher stellen. Daraus schöpften die Brüder neue Hoffnung für das Bestehen ihrer Sache, und lobten und priesen den Herrn unter vielen Thränen an einem dazu bestimmten Dankfeste den 23. Februar 1754 in allen Brüdergemeinen [66]).

Zweiter Zeitraum.

Bis auf die gegenwärtige Zeit 1823.

Erster Abschnitt;

bis auf die Herausgabe der Idea fidei fratrum 1779.

So bestand nun die evangelische Brüder-Unität augsburgischer Confession als eine Gesellschaft, die nach ihren verschiedenen Tropen oder Abtheilungen mit der ganzen protestantischen Kirche in genauer Verbindung und Gemeinschaft bleiben wollte. Ihr Ziel war nicht die Aufstellung eines neuen Lehrgebäudes, sondern die Förderung des thätigen Christenthums [67]). Die Brüderkirche war der Unität um so schätzbarer,

63) Frobberger Anhang S. 111—123. Ein Auszug aus den Protocollen dieser Conferenz ist unter dem Titel erschienen: Praktische Bemerkungen, die Führung des evangelischen Predigtamts betreffend. Gnadau 1814. 8. 64) Cranz S. 485—502.

65) Spangenb. V. 1586. 66) Cranz S. 557—570. 67) Lorez S. 168 f.

je mehr sie durch dieselbe zu den nöthigen Kirchen- und Verfassungsrechten gelangte; jedoch wurde die erstere immer nur als ein Theil der letztern betrachtet [68]), und die ihr eigenthümliche Disciplin lediglich aus inneren Gründen und mit zeitgemäßen, formellen Abänderungen beibehalten. Man ging dabei von der Ansicht aus, daß die Brüder durch ihre Gesinnung und Sittlichkeit zu einer genau geschlossenen Gesellschaft verbunden seyn, welcher beizutreten, und in welcher zu bleiben, niemanden erlaubt werden könne, der damit nicht übereinkomme. Deshalb untersuchte man fortan, ob auch jemand dadurch, daß er gar keinen eigenen Willen mehr haben, sondern sich ganz dem Herrn und seiner Gemeine ergeben wolle, einen besondern Beruf zu derselben an den Tag lege [69]), und versicherte sich durch das Loos der Anweisung des Heilandes, ob seine Aufnahme zuläßig sey oder nicht. Und selbst im bejahenden Falle gelangte ein solcher nur stufenweise, unter der speziellsten Berathung und Aufsicht und fortdauernder Befragung des Heilandes, bis zur Theilnahme an dem Abendmahlsgenusse und damit zu den Gemein-Gnaden, d. i. zu der vollkommensten brüderlichen Gemeinschaft. Ändert ein Bruder seine Denkungsart, und gibt dies durch Vergehungen in Worten und Werken zu erkennen, so wird er von selbst unfähig zur fernern Gemeinschaft, und fällt zu seiner Besserung in die Gemeinzucht. Diese besteht in hausväterlichen Bitten, Ermahnungen, Ahndungen und endlicher Absonderung nach verschiedenen Stufen: zuerst vom Abendmahlsgenusse, dann von der geistlichen Gemeinschaft mit den Brüdern, auch wol vom Gottesdienste, zuletzt von der ganzen Gemeinverfassung. Erfolgt gründliche Besserung: so kann er auf erhaltene Erlaubniß, sich wieder zu der Gemeine begeben; doch sowol diese Erlaubniß, als jene Absonderung muß zuvor durch das Loos bestätigt werden. So wenig diese Kirchenzucht auf Menschen angewendet werden konnte, denen Jesu und seiner Apostel Lehre nicht die alleinige Verhaltungsregel und Vorschrift des Lebens ist; so unentbehrlich und wohlthätig schien dieselbe einer Gesellschaft, die den Sinn hatte, dem Heiland aus Liebe und Dankbarkeit treulich nachzufolgen, und ihren Glauben an ihn und seine Versöhnung durch ihren Wandel und ihre Werke zu bewähren [70]).

Nach dieser Grundansicht blieb es feststehende Einrichtung, die Mitglieder der Brüdergemeinen nach den Geschlechtern und Ständen genau abzutheilen, um dadurch die speziellste Selenpflege möglich zu machen und die Gemeinverfassung aufrecht zu erhalten. Die Abtheilungen heißen Chöre, nämlich: der Witwer, der Witwen, der Eheleute, der ledigen Brüder, der ledigen Schwestern, und der Kinder nach ihrem Alter und Geschlechte. Das Zusammenwohnen der Mitglieder einer solchen Abtheilung ist keinesweges nöthwendig; weil aber viele ledige Leute in die Brüdergemeinen kamen, für deren Unterkommen gesorgt werden mußte: so wurden Chorhäuser für die ledigen Brüder, die ledigen Schwestern, dann auch für die Witwer und Witwen angelegt, und in denselben mancherlei Künste und Handwerke, zum Theil auch kleine Fabriken eingerichtet, um den Einwohnern Mittel zum nothdürftigen Unterhalte zu verschaffen. Für diese Hauseinwohner gibt es denn besondere Hausordnungen, die auf das Zusammenleben berechnet sind; außerdem hat jedes Chor seine Versamlungen und Ordnungen für alle Mitglieder desselben, sie mögen einzeln, oder beisammen wohnen. Jedem Chor (mit Ausschluß der Knaben und Mädchen, denen ledige Brüder und ledige Schwestern vorstehen) sind Personen aus seinem Mittel als Älteste (Arbeiter, Vorsteher) vorgesetzt: ein Chorhelfer (Pfleger), und ein Chordiener. Jener hat die Selenpflege, dieser den ökonomischen Wohlstand seines Chors zu besorgen; beiden sind wieder Gehilfen zugeordnet, um sie sowol in ihren Obliegenheiten zu unterstützen, als sich selbst zu künftigen Arbeitern der Gemeine vorzubereiten. Um die Mitglieder des Chors mit einander vertraut zu machen, theilt der Helfer dasselbe in Gesellschaften (Klassen), die wiederum wöchentlich erbauliche Zusammenkünfte halten. Er selbst hält eine solche Gesellschaft, verändert die Mitglieder der übrigen, so oft er es für gut findet, und steht durch die Berichte seiner Gehilfen in genauer Verbindung mit allen. Überhaupt hat er den genauesten Umgang mit allen Gliedern seines Chors, besucht sie öfters, und wird auch von ihnen besucht. Letzteres geschieht regelmäßig in der Woche vor der monatlichen Abendmahlfeier und heißt das Sprechen: hier kann von jedem allein der ganze Zustand seines Herzens dem Helfer vertraut werden, und er ist zur äußersten Verschwiegenheit in Ansehung dessen, was ihm gebeichtet worden, verpflichtet. Diese Einrichtung findet bei allen Chören für jedes Mitglied gleichmäßig Statt, so daß z. B. die Bischöfe und Prediger und die Mitglieder der Direction von dem Sprechen bei ihrem Chorhelfer keinesweges ausgenommen sind. Jedes Chor hat sein besonderes jährliches Chorfest für den Tag, an welchem die Einrichtung desselben zuerst getroffen wurde; die Knaben den 12. Januar, die Mädchen den 5. März, die ledigen Brüder den 29. August, die ledigen Schwestern den 4. Mai, das Ehechor den 7. Sept., die Witwer und Witwen den 31. August. Auch hält der Prediger insgemein jährlich einmal einen Vortrag an einzele Chöre über eine besonders passende Loosung, und dieser Tag wird der Lehrtag genant. — Der Graf erkannte die ganze Choreinrichtung als die wesentliche Grundlage der brüderlichen Vereinigung, und beschäftigte sich zu Anfange dieses Zeitraums angelegentlich damit, dieselbe für alle Gemeinen in den rechten Gang zu bringen. Er besuchte zu dem Ende die einzelen Gemeinen, hielt Conferenzen mit den Chorarbeitern, sprach die Geschwister und verfertigte zweckmäßige Chor-Liturgien und Homilien. Über den Inhalt der letzten wurde insonderheit festgesetzt, daß er stets in Beziehung auf die Bedürfnisse der einzelen Chöre stehen müsse, wonach man denn den Knaben und Mädchen Offenherzigkeit gegen ihre Vorgesetzten, den ledigen Brüdern Keuschheit und Bereitwilligkeit für den Dienst des Heilandes, und den Eheleuten die evangelischen Grundsätze von der Ehe hauptsächlich einschärfte [71]).

68) Spangenb. VII. 2052. 69) Spangenb. VII. 1967. VIII. 2230 f. 70) Lorez S. 173—178. Lynar S. 155—158. 185 f.

71) Cranz S. 623 f. Lynar S. 158—168.

Alle Chöre stehen in der genauesten Verbindung mit einander durch ihren gemeinsamen Bund, wonach jedes an seinem Theile und nach seinem Berufe und Stande alles, was Leib und Sele vermögen, zur Ehre Jesu und zur Ausbreitung seines Reichs thun, und seine Lehre mit Wort und Wandel preisen soll. Da sie aber zusammengenommen eine für sich bestehende Gemeine bilden und, unter landesherrlichem Schutze, mehr oder weniger geschlossene Wohnorte einnehmen; so sind Gemeinordnungen nothwendig zu bestmöglichster Erreichung des Zwecks ihres Beisammenwohnens, und zu Vorbeugung alles dessen, was demselben hinderlich seyn könnte. Diese Gemeinordnungen sind ein allgemeines, freiwilliges Einverständniß sämtlicher Gemeinglieder, welche selbst für ihre Aufrechthaltung und richtige Anwendung durch Conferenzen und Ämter Sorge tragen. Angelegenheiten, welche die Zustimmung der ganzen Gemeine erfodern, z. B. Einführung neuer Gemeinordnungen, Errichtung neuer Gebäude, Anlegung von Erwerbs-Zweigen für Rechnung der Gemeine ꝛc. gehören vor den Gemeinrath, in welchem ein von der Gemeine gewählter Ausschuß mit den Arbeitern und Dienern derselben zur Berathung und nöthigen Entschließung zusammen komt. Jedes Mitglied ist stimmfähig; sind aber die Meinungen getheilt, so wird auf die meisten Stimmen und zugleich auf die Erheblichkeit der Gründe gesehen. Wider den Willen des größten Theils des Gemeinraths kann nichts geschehen, noch zur Vollziehung gelangen.— Die Besorgung des äußerlichen Wohlstandes der Gemeine liegt dem Gemeindiener (Vorsteher) ob; doch ist ihm ein Ausschuß des Gemeinraths, unter dem Namen Aufseher-Collegium, als ein beständiger Beirath zugeordnet, und hat der Gemeindiener mit diesem Collegium in allen Theilen seines Amts, vornämlich in treuer Verwaltung der Gemeineinnahme und Ausgabe zu Werke zu gehen, auch alljährlich, oder so oft es der Gemeinrath verlangt, von dieser Vermögens-Verwaltung Rechnung abzulegen. Das Aufseher-Collegium stellt in äußerlichen Dingen gleichsam die Väter der Gemeinglieder vor, geht ihnen in ihren Angelegenheiten mit Rath und That an die Hand, sucht ihr Bestes nach Möglichkeit zu befördern, und soll zwischen Bruder und Bruder brüderlich richten.— Was den innerlichen Wohlstand der Gemeinglieder betrifft, so wird dieser durch treue Befolgung der Chorordnungen befördert. Darüber wacht die aus den Helfern der verschiedenen Chöre bestehende Chorhelfer-Conferenz, und nimt die besondere Selenpflege der Gemeinglieder in Überlegung. — Die Direction des gesammten innerlichen und äußerlichen Zustandes der Gemeine ist der Ältesten-Conferenz anvertraut; sie hat allein das Recht, bei den ihr zustehenden Entscheidungen sich des Looses, als einer Anweisung des Heilandes, zu bedienen. Mitglieder derselben sind, nebst dem Prediger der Gemeine, sämtliche Chorarbeiter und Chorarbeiterinnen unter dem Vorsitz des Gemeinhelfers, der die Oberaufsicht über die ganze Gemeine zu führen hat. Er soll dahin sehen, daß keine Conferenz der andern Eingriff thue, und insonderheit die Ältesten-Conferenz nichts annehmen, beschließen, oder verfügen möge, was zu vorgängiger Überlegung, auch wol zur Entscheidung in andere Conferenzen gehört; ingleichen, daß die Ämter in der Gemeine in ihrer Ordnung neben einander gehen, und keines dem andern in den Weg trete. Zu dem Ende ist noch eine Helfer-Conferenz angeordnet, die aus den Mitgliedern der Ältesten-Conferenz, des Aufseher-Collegiums und dazu geeigneten Mitgliedern der Gemeine besteht; sie hat den täglichen Gang der Gemeine mit allen Vorfallenheiten in Überlegung zu nehmen, und die Gegenstände theils für den Gemeinrath, theils für das Aufseher-Collegium und theils für die Ältesten-Conferenz vorzubereiten [72]).

Durch diese vielfache Verzweigung der genauesten gegenseitigen Aufsicht und Beobachtung wollte man bewirken, daß jeder des Berufs sich bewußt bliebe, Mitglied einer lebendigen Gemeine des Heilandes zu seyn, und dem gemäß gegen alles einschleichende Böse immer wachsamer und in allen Stücken getreuer und zuverlässiger würde. Darauf war denn auch die ganze Einrichtung dessen berechnet, was man den öffentlichen Gottesdienst zu nennen pflegt. Man ging dabei von der Grundansicht aus, daß das ganze Leben eines echten Christen ein beständiger Gottesdienst seyn müsse; gleichwol seyen die Gelegenheiten fleißig zu benutzen, wo man sich gemeinschaftlich, nach der Verheißung des Herrn, Matth. XVIII, 20., in seiner Nähe fühle. So bestehen denn Versamlungen zum Andachtsgenuß und zur Erbauung, sowol für die einzelen Chöre, als für die ganze Gemeine; jene werden von den Helfern in den Chorhäusern, diese von dem Prediger in dem Gemeinhause (Bethause) gehalten. In demselben befindet sich ein geräumiger Saal, ohne alle Bilder und Zierathen, mit langen hölzernen Bänken versehen; auf der einen Seite sitzen die Brüder, auf der andern die Schwestern; jedes Chor hat seine angewiesenen Bänke. Vor der Gemeine, ein paar Stufen höher, sitzt der Lehrer, der die Versamlung hält, auf einem Stuhle, vor einem Tische; neben ihm zu beiden Seiten die Ältesten, Vorsteher und Vorsteherinnen. — Die Gegenstände der Versamlung sind: Vorträge (Homilien) über biblische Texte, ungekünstelte Verkündigungen des Evangeliums; Vorlesungen (Lectionen) theils aus der heiligen Schrift nebst kurzer Erklärungen, theils mitgetheilter Vorträge und erbauliche Nachrichten aus den Gemeinen [73]); Liederpredigten (Singstunden), Zusammenstellungen bekannter Liederverse über ein Hauptstück des Glaubens, die, unter Anstimmung des Lehrers, von der Gemeine aus dem Herze gesungen werden; Liturgien, vorgeschriebene Lob- und Dankgesänge, Bitten und Gebete (Litaneien) abwechseln von Lehrer und Gemeinen gesungen und gebetet [74]

---

72) Lynar S. 124. 178—185. Lorez S. 240—30 Kurzgefaßte Ordnungen der evangelischen Brüdergemeinorte, Be by 1802. 8. — Mehre der obengenannten Ämter können Ei Person übertragen werden, welches, zumal in minder zahlreich Gemeinen, nicht selten der Fall ist. Kurzgefaßte historische Na richt S. 57. 73) Die Bekanntschaft mit den merkwürdig Vorkommenheiten in der Brüder-Unität wird bei ihren Mitg dern unterhalten durch wöchentliche Nachrichten, welche alle M nate von der Unitäts-Direction ausgefertigt und in die Brüde meinen versandt werden, und durch Nachrichten aus der Brü gemeine, welche Berichte von den Missionen und den einzelen meinen, Lebensläufe entschlafener Geschwister, und Reden oder milien enthalten. Kurzgef. hist. Nachr. S. 44 f. 74) Die

Alle diese Versamlungen sind bestimt zum Genusse der biblischen Heilswahrheiten, zur Förderung der Früchte des Glaubens und zur Befestigung in der brüderlichen Gemeinschaft. Sie sind auf alle Tage in der Woche in zweckmäßiger Abwechselung vertheilt, und dauern einzeln eine halbe, höchstens 3 Viertelstunden. Der sanfte Gesang, begleitet von ungekünsteltem Orgelspiel, so wie die geräuschlose Stille und sittsame Ordnung gehören zu den äußerlichen Erfodernissen und Zeichen der gemeinschaftlichen Andacht. Eine frühzeitige Gewöhnung dazu scheint keinesweges verwerflich; man sucht sie durch sogenannte Kinderstunden zu bewirken, worin die obigen Gegenstände auf eine dem Kindesalter angemessene Weise behandelt werden. Alle Tage in der Woche ist eine solche den Kindern gewidmete Versamlung, bei der sich aber auch die großen Knaben und Mädchen, und selbst erwachsene Personen, sofern ihre Geschäfte es erlauben, mit einfinden. — Die in der christlichen Kirche eingeführten Festtage werden, den landesherrlichen Verordnungen gemäß, begangen, mit steter Bezugnahme auf das Geschichtliche derselben und mit angemessener liturgischer Feierlichkeit; zumal diejenigen, welche an des Heilandes Verdienst erinnern, als: sein Todes- und Auferstehungstag. An dem letztern, früh bei Sonnenaufgang, begibt sich die Gemeine in einem feierlichen Zuge unter musikalischer Begleitung auf ihren Begräbnißplatz, um daselbst die Osterlitanei zu beten, wobei der seit der vorigen Osterfeier aus ihrer Mitte im Herrn Entschlafenen namentlich gedacht wird. Außerdem sind, zur Erinnerung an wichtige Ereignisse aus der Brüdergeschichte, folgende Gedenktage angeordnet, und besondere Versamlungen dazu bestimt; den 19. Januar (1733) Anfang der Mission in Grönland; d. 1. März (1456) Anfang der alten Brüderkirche; den 12. Mai (1724) Grundlegung des ersten Anstalts- und Versamlungshauses zu Herrnhut; den 17. Juni (1722) Anfang des Anbaues von Herrnhut; d. 6. Juli (1415) Märtyrer-Tod des Johann Huß; den 13. Aug. (1727) Erneuerung der Brüderkirche; den 21. Aug. (1732) erste Mission unter die Heiden (nach St. Thomas); den 13. Nov. (1741) Erfahrung des Ältestenamts Jesu bei der Brüder-Unität. Die meisten dieser Ereignisse werden in einer Versamlung des Abends der Gemeine ins Andenken gebracht, so wie man auch des Anfangs der Reformation Luthers am 31. Okt. und der Übergabe der augsburgischen Confession am 25. Juni auf gleiche Weise eingedenk ist. Einige von diesen Gedenktagen aber, wie z. B. der 13. August und der 13. Nov., werden als Festtage begangen; an diesen Tagen geschehen auch die feierlichen Aufnahmen neuer Mitglieder in die Brüdergemeine. Noch wird eine besondere Versamlung am letzten Tage des Jahres, des Abends um 11 Uhr, gehalten, zur Vorlesung eines Berichts über die wichtigsten Vorfälle bei der Gemeine im verflossenen Jahre; worauf beim Eintritt des Jahreswechsels Dank und Bitte zu Gott erfolgt, und die neuen Loosungs-Bücher vertheilt werden. Endlich begeht jede Gemeine den Tag, an welchem der Anfang zum Anbau derselben gemacht worden, als Gemeinfest. — Bei den kirchlichen Handlungen bedient man sich der von Christo und seinen Aposteln gestatteten Freiheit in Beziehung auf die äußerliche Einrichtung, bleibt, nach dem Vorgange der alten Brüderkirche, bei der Einfalt der ersten Christen, und hält das Wesentliche heilig. Die Taufen der Kinder werden in einer Versamlung der Gemeine oder der Kinder verrichtet, nach einer kurzen vorangehenden Rede; die Confirmationen der Knaben und Mädchen in einer öffentlichen Gemeinversamlung, gewöhnlich einmal des Jahres, am Palmsonntage. Von den Confirmanden, welche vorher durch den Prediger einen ausführlichen Unterricht in den Lehren des Christenthums bekommen haben, wird dabei, nach vorhergegangener öffentlicher Prüfung ein feierliches Bekentniß ihres Glaubens vor der versammelten Gemeine abgelegt. Das heilige Abendmahl wird alle vier Wochen gewöhnlich des Sonnabends, und zwar am Abend gehalten. In der Woche vor demselben wird in einer besondern Rede allen Abendmahlsgenossen die Prüfung ihrer selbst als die wahre und eigentliche Zubereitung zu diesem Sacrament dringend ans Herz gelegt; daran schließt sich das Sprechen der Einzelen bei den Chorhelfern, welches die Stelle der Beichte vertritt. Das heil. Abendmahl wird alsdann folgendergestalt gehalten: der Prediger und die dienenden Diakonen erscheinen dabei in weißen Talaren. Nach dem Gesange einiger Verse und einem Absolutions-Gebet auf den Knien erfolgt die Consecration des Brodes, welches darauf von den Diakonen den Communicanten der Reihe nach ausgetheilt, und von diesen so lange in der Hand behalten wird, bis die Austheilung an alle geschehen ist. Während der Zeit wird mit dem Gesange passender Verse fortgefahren. Sobald die Austheilung vollendet ist, steht die Gemeine auf, der Prediger spricht die Worte: „Esset, das ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für uns in den Tod gegeben"; und darauf genießt die ganze Versamlung gemeinschaftlich kniend das gesegnete Brod. Nachdem abermals einige Verse gesungen worden, folgt die Consecration des Kelchs, welcher durch die Diakonen den Communicanten gereicht, und von denselben ebenfalls der Reihe nach stehend genossen wird. Endlich wird die Handlung mit Versen beschlossen, welche die erneuerte Verbindung der Herzen mit Christus und unter einander ausdrücken; wobei ein Nachbar dem andern den Friedenskuß ertheilt [75]). — Die Sterbenden werden von ihren Ältesten unter Gebet oder Gesang mit Handauflegung zu ihrem Heimgange eingesegnet, gemeiniglich auf Verlangen der Kranken. Die Begräbnisse pflegen Nachmittags oder Abends gehalten zu werden. Die Gemeine versammelt sich auf dem Saale, wo ein kurzer Vortrag gehalten

dem J. 1727 bestehende sogenannte Beter-Gesellschaft, deren Mitglieder zum Gebet für alle Anliegen der Gemeine, so wie für den Fortgang des Werkes des Herrn auf Erden besonders verbunden sind, komt ein paar Mal des Monats zu gemeinschaftlicher Ausrichtung ihres Auftrags, oder zur Ermunterung in treuer Abwartung desselben zusammen, bei welcher Gelegenheit zuweilen die Materien angezeigt werden, welche eben jetzt vornämlich dem Herrn im Gebete vorzutragen sind. Dieser Auftrag wechselt unter den Brüdern und Schwestern. Kurzgef. hist Nachr S. 44.

75) Der Friedenskuß ist auch bei den Liebesmahlen und einigen Liturgien gebräuchlich, und nach dem Vorbilde der apostolischen Gemeinen beibehalten worden. Röm. XVI. 16. 1 Cor. XVI. 20. 2 Cor. XIII. 12. 1 Thess. V. 26. 1 Petr. V. 14.

und der Lebenslauf des Entschlafenen vorgelesen wird. Bei dem Leichenzuge geht das Musikchor voran, welches während desselben auf Posaunen Lieder-Melodien bläst. Die Leiche in einem Sarge von heller Farbe mit einem weißen, durch Bänder verzierten Tuch bedeckt, wird von Brüdern in ihrer gewöhnlichen Kleidung getragen. Hinter der Leiche gehen die nächsten Angehörigen ohne Trauerkleider, und dann folgt die begleitende Gemeine, nach den Geschlechtern abgetheilt. Auf dem Begräbnißplatze wird ein Kreis geschlossen. Unter Begleitung der Posaunen werden einige Verse gesungen, während welcher der Sarg eingesenkt wird. Der Prediger betet dann mit der Gemeine die Begräbnißliturgie, und schließt mit dem Kirchensegen. — Zu Unterhaltung der brüderlichen Liebe sind die Liebesmahle, oder Agapen (ἀγάπαι 1 Cor. XI. 16—34. Judä 12.) der ersten Christen von Neuem eingeführt, und werden allezeit vor dem Abendmahle, aber auch zu andern festlichen und wichtigen Zeiten so gehalten, daß man sich, bei mäßigem Genusse von Speise und Getränke, durch geistliche Gesänge und Gespräche zu erbauen sucht. — So glaubte man auch, nach den Worten Joh. XIII. 14. 15., daß in einer lebendigen Gemeine Christi das Fußwaschen nicht unterlassen werden könne, und übt dasselbe jährlich an der Mittwoche vor dem grünen Donnerstage; dabei werden Verse von der Reinigung der Sünden durch das Blut Christi gesungen [76]).

Bei dieser ganzen Einrichtung gebührt das größte Verdienst dem Grafen. Er verfertigte Homilien, Liturgien und Lieder in großer Anzahl, hielt in allen Brüdergemeinen, die er besuchte, Versamlungen bald mit der gesammten Gemeine, bald mit den einzelen Chören, und war unermüdet thätig, durch Beispiel, Belehrung und Rücksprache mit seinen Gehilfen alles in den rechten Gang zu bringen. Ein Hauptaugenmerk wurde dabei die Zuziehung tüchtiger Arbeiter, weil man auf den freiwilligen Zuwachs von Universitäten nicht mehr, wie früherhin, rechnen konnte und wollte. Dazu kam, daß für die Kinder der Unitäts-Arbeiter, besonders der Missionarien, gesorgt werden mußte. Beide Rücksichten veranlaßten folgende Unitäts-Anstalten: Kinderanstalten zur Erziehung der ebenerwähnten Kinder bis in das 14te Jahr; ein Pädagogium für diejenigen Knaben, welche dem Studiren gewidmet werden; und ein Seminarium (collegium academicum) zur Ausbildung studirender Jünglinge. Dies letzte wurde im J. 1754 zu Barby eingerichtet, so daß die Jugend in den nöthigsten Stücken der Theologie, Jurisprudenz und Medizin unterwiesen, wie auch in Sprachen und in den mathematischen und andern nützlichen Wissenschaften weiter fortgeführt werden, den Eltern und Vormündern aber überlassen bleiben sollte, ob sie die Ihrigen nachher noch auf Universitäten und auf Reisen in fremde Länder, jedoch unter umsichtiger Leitung, schicken wollten [77]).

Die Oberaufsicht und Direction des Ökonomischen dieser und aller übrigen Unitäts-Anstalten wurde im J. 1757 einem Collegium von verständigen und bewährten Brüdern anvertraut. Eben damals erfolgten die Drangsale des 7jährigen Kriegs, und führten neue Verlegenheiten herbei. Aus der Ferne vernahm man die Zerstörung einzeler Niederlassungen und die Zerstreuung gesammelter Gemeinen in Amerika; und in der Nähe verloren mehre Brüdergemeinen, namentlich die zu Neusalz und Rixdorf, das Ihrige durch Plünderung, Brand und Erpressung. Dennoch blieben die Brüder getrost, und fühlten sich durch die dabei erfahrne Leitung des Heilandes zu Dank und Preis bewogen [78]). In dieser Lage der Unität starb der unermüdet thätige Graf Zinzendorf d. 9. Mai 1760 zu Herrnhut.

So dringend nun auch das Bedürfniß einer allgemeinen Synode gefühlt wurde, so machten es doch die Zeitumstände unmöglich, dieselbe eben jetzt zu halten. Die nächsten Gehilfen des Grafen traten deshalb zu Herrnhut in eine Directorial-Conferenz zusammen, und besorgten einstweilen die allgemeinen Angelegenheiten. Von wesentlichem Einflusse zeigten sich dabei: Bischof Johannes von Wattewille, des Grafen Schwiegersohn († 7 Okt. 1788), Bischof Spangenberg, der, nach vieljähriger segensreicher Thätigkeit in Amerika [79]), im J 1762 nach Europa zurückkehrte, Heinrich der 28. Gra Reuß († 10. Mai 1797) und Wolf Kaspar Abrahar von Gersdorf, früherhin geheimer Kriegsrath in Dres den († 2. Januar 1784), des Grafen vieljährige ve traute Freunde [80]). — Für den Druck, den der Krie unumgänglich herbeiführte, fanden die Brüder darin reic lichen Ersatz, daß sie mit ihren Einrichtungen und A stalten vielen einflußreichen Männern bekannter wurde und durch umsichtiges, zuvorkommendes Benehmen ma che Vergünstigung erfuhren. In Folge davon vermehrt sich, mitten unter den Kriegsunruhen, ihre Gemeine ja manche kamen durch die Betriebsamkeit bei ihren Har werken und Fabriken in größere Aufnahme und Wo stand [81]). Bald nach dem Kriege erhielt die Unität u ter dem 18. Juli 1763 eine erneuerte Concession für preußischen Länder, unter dem 14. März 1764 eine ä liche zum weiteren Anbau von Neu-Dietendorf im (thaischen, und im J. 1765 veranlaßte die Erneuerung Pacht von Barby die Anlage des Gemeinorts Gna (17. Juni 1767). Am erfreulichsten aber war eine U vom $\frac{11}{22}$ Februar 1764, wodurch die Brüder in kai Schutz genommen wurden, und damit zu vollkomm Gewissens- und Kirchenfreiheit im ganzen russischen R gelangten. Sie erwählten das Gebiet von Astrakan Anlegung einer Kolonie, in der Hoffnung einer gese ten Wirksamkeit unter den anwohnenden Ungläub und gründeten, nach der am 18. Januar 1765 erh nen Special-Concession, den Gemeinort Sarepta a

76) Lynar S. 134—154. Frohberger S. 339—376. Kurzgefaßte hist. Nachr. S. 33—49. 77) Auch dieses Collegium untersuchte der Graf im J. 1755 auf das genaueste, hörte alle Vorlesungen an, und unterhielt sich namentlich mit den damals gegenwärtigen Medicis über die medizinische Wissenschaft und ihren rechten Gebrauch in einer Gemeine Jesu, um alles nac Sinne des Heilandes auch in diesem Theil einzurichten. C S. 613—616. Spangenb. VII. 2018. 78) Cra 719—728. 79) Risler S. 212—242. 273—363. Hegner 3r Abschn. S. 57 f. 81) Namentlich gilt dies Herrnhut. Frohberger S. 192—205.

Wolga. Von dem dänischen Hofe erfolgte unter dem 10. Dec. 1771 die Concession zur Anlegung des Gemeinorts Christiansfeld im Schleswigschen, und zugleich die Zusage des königlichen Schutzes für alle unter dänischer Hoheit befindlichen Missions-Niederlassungen. In England und Irland, wie auch in Amerika, mußten neue Gemeinen und Societäten eingerichtet werden, und von verschiedenen Seiten erfolgten Einladungen zur Anlegung neuer Missionsplätze [82]).

Unter diesen Umständen wurde die Synode zu Marienborn im J. 1764 vom 1. Juli bis 29. August gehalten, eine der wichtigsten Versamlungen seit Erneuerung der Brüderkirche. Das nächste Bedürfniß war die genauere Bestimmung der Unitätsverfassung. Sie beruhet auf folgendem Grundvertrage: „Eine Gemeine Jesu Christi ist eine Versamlung, die aus lebendigen Gliedern seines Leibes besteht, wovon Er selbst das Haupt ist, die der heilige Geist zusammen gesammelt, darin Er selbst regirt, Diener ordnet und einsetzet, und wo alles darauf angestellt wird, daß ein jedes Glied möge zubereitet werden, mit Freuden einmal vor seinem Angesichte zu erscheinen. Das schließt nicht aus, daß sie eine Schule und ein Lazareth seiner Kranken ist, da man mit manchen Leuten Geduld haben, und sie mit Erbarmen selig machen muß. Gott hat sich in unsern Zeiten ein Volk bereitet, dem Geiste zu widerstehen, der in die Welt ausgegangen ist, die Lehre von Jesu Versöhnung zur Fabel zu machen, und dasselbe ist dazu berufen, seinen Tod zu verkündigen, bis daß Er komt. Daraus komt auch der Beruf einer Gemeine Jesu, das Evangelium nicht nur an die Christenheit, sondern an alle Menschen mit dem Zweck zu treiben, sie zum Heiland zu bringen. Wenn der heilige Geist außer unsern Gemeinen durch das Evangelium Selen berufet und zusammen verbindet, um sie zur Freude des Heilandes zuzubereiten; so freuen wir uns darüber, und halten sie für ein Gemeinlein Jesu. Zwischen solchen Häuflein und unsern Gemeinen muß in Ansehung der Herzens-Sache, des unverrückten Genusses der Seligkeit in Jesu Wunden und alles dessen, was zum Leben und göttlichen Wandel gehöret, kein Unterschied seyn. Was aber die äußere Verfassung und Einrichtung anbelanget, die der Heiland zum besondern Wohnen seines Volks in den Gemeinorten geschenkt hat, so bleibt es dabei, daß wir den mit uns verbundenen Gesellschaften in den Religionen keinen Anlaß geben, dieselben nachzumachen; sondern sie ermahnen, in ihrer kirchlichen Verfassung zu bleiben, und treue Religions-Leute zu seyn" [83]).

Diesem Grundvertrage gemäß machen sämtliche Brüdergemeinen die Brüder-Unität aus, und stehen, als Theile eines Ganzen, unter sich in genauer Verbindung. Um diese in Kraft zu erhalten und zu erneuern, treten von Zeit zu Zeit die Bevollmächtigten aller Gemeinen nebst den Kirchendienern und andern dazu berufenen Dienern in Synoden zusammen, stellen alsdann die ganze Brüder-Unität vor, und handeln in ihrem Namen; mithin ruhet in diesen allgemeinen Synoden auch nothwendig und eigentlich die Aufsicht und Berathung der Brüder-Unität ins Ganze, so wie die Leitung ihrer allgemeinen Angelegenheiten. Der Präses der Synode und dessen Beirath werden von den Mitgliedern derselben ernant. Alle haben gleiches Stimmenrecht und die Freiheit, bei allen vorkommenden Überlegungen ihre Meinung mündlich und schriftlich zu erkennen zu geben. Es entscheiden aber in Sachen von Wichtigkeit, oder wo noch einiger gegründeter Zweifel übrig bleibt, nicht immer die mehresten, ja auch nicht alle Stimmen, sondern, wenn die Sache, über welche berathschlagt wird, von der Beschaffenheit ist, daß man, bei der sorgfältigsten Überlegung, die Folgen und den Ausgang derselben nicht mit Gewißheit voraus zu bestimmen im Stande ist, so wird dieselbe durchs Loos entschieden. Die Gegenstände der Synodal-Überlegungen beziehen sich alle auf die Förderung des innern und äußern Wohlstandes der Brüder-Unität, nach dem Grundvertrage derselben. Dem gemäß ordnet dieselbe auch, wie und durch wen die Angelegenheiten der gesammten Unität bis zur nächsten Synode besorgt und verwaltet werden sollen, und besetzt solchergestalt, unter Bestätigung des Looses, sämtliche Unitätsämter. Alle Beschlüsse der Synode werden schriftlich in einen Verlaß zusammengefaßt, welcher vor deren Beendigung der ganzen Versamlung nochmals vorgelegt, und nach erfolgter Genehmigung den Gemeinen zur Nachachtung mitgetheilt wird. Auch geschieht gewöhnlich vor dem Schlusse derselben die Weihung einiger Bischöfe und Senioren der Brüderkirche, welche von der Synode dazu ernant worden sind; so wie die Ordination von Presbytern und Diakonen, je nachdem der Kirchendienst solches erfodert. — Von einer Synode bis zur nächstfolgenden wird die Leitung der Unität dem von den Synodalen erwählten und durchs Loos bestätigten Collegium übertragen, welches seit 1769 den Namen der Ältesten-Conferenz der Unität führt. Wenn zwischen den Synoden ein oder mehre Glieder dieser Conferenz abgehen, so werden von derselben zur Wiederbesetzung der erledigten Stellen die Stimmen sämtlicher Ältesten-Conferenzen der Gemeinen eingeholt, und diejenigen Brüder, welche die meisten Stimmen haben und durchs Loos bestätigt werden, treten in dieselben ein. Die Unitäts-Ältesten-Conferenz handelt im Namen und in Vollmacht der Synode, und ist ihr über alle ihre Handlungen verantwortlich; dagegen sind derselben alle andern Collegien und Diener der Unität untergeordnet. Sie führt die Aufsicht über sämtliche Brüdergemeinen, und hat dahin zu sehen, daß die allgemeinen Grundsätze und Ordnungen der Unität treulich befolgt, so wie auch, daß die Gemeinen, Missionen und Anstalten mit den erfoderlichen Dienern besetzt werden. Dabei gilt der Grundsatz, daß alle Diener die Ausübung ihres Amts nicht länger behalten, als solche mit der dazu erfoderlichen Geisteskraft und Gnade, auch mit dem Genusse eines durchgängigen Vertrauens der von ihnen bedienten Gemeinen geschehen kann. — Die Unitäts-Ältesten-Conferenz aus etwa 10 bis 15 Mitgliedern in mehren Abtheilungen (Departements), welche auf die Verschiedenheit ihrer besonderen Obliegenheiten Bezug haben, und danach durch die jedesmalige Synode

82) Cranz S. 729 — 769. Hegner 1r Abschn. S. 43 — 49. 83) Cranz S. 778 — 781. Dieser Grundvertrag ist auf allen folgenden Synoden erneuert, und zuletzt in den Statuten S. 4 — 9 ausführlich dargestellt worden.

festgesetzt werden [84]). Die zu verhandelnden Gegenstände werden in den Departements verbreitet, die letzten Überlegungen aber in der versammelten Conferenz angestellt, von welcher alle Beschlüsse gemeinschaftlich gefaßt, und zur Ausführung gebracht werden. Der Aufenthaltsort ist willkürlich und wird, wie für die Synoden, nach den Umständen bestimt [85]). — Sie steht in genauer Verbindung mit allen Ältesten und Vorgesetzten der Brüdergemeinen, und sucht sich eine gründliche Kentniß von den Umständen und dem Gange der letzteren zu erwerben, theils durch fleißigen Schriftwechsel mit den Vorgesetzten derselben, theils durch Besuche (Visitationen), welche von Zeit zu Zeit aus ihrer Mitte in dieser Absicht veranstaltet werden. Zur Erleichterung dient dabei die Einrichtung, daß jedes Land, oder jede Provinz, wo Gemeinen befindlich sind, einen erfahrnen Bruder zum Aufseher (Provinzial-Helfer) hat, der auf den ganzen Zustand der Gemeinen seiner Provinz achtet, dieselben fleißig besucht, und mit der Unitäts-Conferenz, von der er lediglich abhängt, einen ununterbrochenen Briefwechsel führt. Dadurch werden denn auch zuweilen Provinzial-Synoden (Synodal-Conferenzen) für einzele Provinzen von Seiten der Unitäts-Conferenz veranlaßt. — Eine jede Gemein-Direction ist angewiesen, in allen bedenklichen und außerordentlichen Fällen von der Unitäts-Direction Rath und Unterricht einzuholen, und nichts von Wichtigkeit ohne vorherige Mittheilung an dieselbe zu unternehmen; dagegen kann letztere in Sachen, welche besondere Angelegenheiten und Verhältnisse der einzelen Gemeinen betreffen, nichts verordnen, worüber sie nicht vorher die Beistimmung der Gemein-Direction eingeholt hat. Für beide Directionen aber steht als Regel fest, daß Grundsätze und Ordnungen regiren sollen; diese sind allen Gliedern der Brüder-Unität bekant, und erhalten ihre Kraft und Verbindlichkeit lediglich von dem allgemeinen Einverständnisse sämtlicher Gemeinen. Mit dem Zusammentritt derselben in eine allgemeine Synode hört die Befugniß der bisherigen Unitäts-Direction auf, und sie gibt ihren von der vorherigen Synode erhaltenen Auftrag in die Hände der versammelten Synode zurück; jedoch können ihre Mitglieder von Neuem zur Direction gewählt und durchs Loos bestätigt werden. Vor dem Schlusse der Synode wird in der Regel das Jahr oder die Zeit bestimmt, wenn eine künftige wieder gehalten werden soll [86]).

Durch die von der alten Brüderkirche erhaltene Ordination ist die Unität mit den Rechten einer bischöflichen Kirche begabt, und ermächtigt worden, ihre Kirchendiener — Bischöfe, Presbyter (Prediger, Ordinarii), Diakonen — selbst zu ordiniren. Daraus ergibt sich die Stellung des kirchlichen Ministeriums in derselben. Di
bischöflichen Rechte werden blos als äußerliche Kirchen
rechte zur gesetzmäßigen Beglaubigung kirchlicher Hand
lungen angesehen, und die Ordination der Kirchendiene
als eine denselben von der Brüderkirche ertheilte Befug
niß; weder Stand noch Kleidung trent dieselben von de
andern Gliedern der Gemeine. Sie stehen zunächst ur
ter der Direction der Gemeine, welcher sie diene
und dann unter der Oberaufsicht der Ältesten-Confere
der Unität, welcher sie in ihrer ganzen Amtsführung u
tergeordnet und verantwortlich sind. Die Bischöfe hab
keine besondern Kirchensprengel zu verwalten, sondern b
kleiden, wie jeder andere Diener der Unität, dasjeni
Amt, wozu sie einen besondern Beruf und Auftrag v
der Synode, oder der Unitäts-Direction erhalten. S
vollziehen, im Auftrage dieser Behörden, die Ordinati
der verschiedenen Kirchendiener, werden zu Visitation
gebraucht, und können allemal den Synoden beiwohn
auch ohne Mitglieder der Direction zu seyn. Die Pr
byter bekleiden das Predigtamt in einer Brüdergemei
Die Diakonen sind ihnen dabei als Gehilfen zugeord
dienen aber auch nach Beschaffenheit der Umstände
nach ihren persönlichen Eigenschaften, zur Besorgung
nomischer und bürgerlicher Angelegenheiten der Geme
Nach der Weise der alten Brüderkirche sind auch Di
nissen beibehalten; sie dienen als Gehilfinnen bei ihrem
schlechte, sowol in der Selenpflege, als auch in äuß
chen Angelegenheiten, erhalten aber keine kirchliche
nation, mithin auch keine darauf gegründete Befug
Ihre Einsegnung geschieht in Beiseyn ihres Chors d
Handauflegung, wobei einige Verse gesungen we
Feierlicher sind die Ordinationen der Kirchendiener i
fentlicher Versamlung, wobei die Ordinirenden in
weißen Talar, wie bei der Feier des Abendmahls, g
det sind. Noch ist ebenfalls aus der alten Brüder
die Ordnung der Akoluthie herübergenommen, w
man jedoch keinen Begriff von einem besondern Ki
grade verbindet, sondern nur die Anwartschaft zum
chendienste bezeichnet. Personen von deren Tüchtigkei
Willigkeit zum Dienst des Herrn man überzeugt ist,
den durch Handschlag zu Akoluthen angenommen,
erhalten zunächst eine Gehilfenschaft bei einem Dien
Gemeine [87]).

Über das Bestehen dieser Verfassung konnt

84) Die Synode von 1769 verordnete drei Abtheilungen, 1) Das Helfer-Departement über den innern Gang der Gemeinen in Lehre und Leben, Besetzung der Ämter, Einrichtung des Gottesdienstes, über die in Druck zu gebenden Schriften u. dgl. 2) Das Aufseher-Departement über das Äußere der Gemeinen, Vertretung bei der Obrigkeit (worauf sich die Ernennung eines Advocatus Fratrum für England bezieht), Handel und Gewerbe, Bauwesen u. dgl.; 3) das Diener-Departement über die Geldangelegenheiten und den Credit der Gemeinen. Daneben bestanden als besondere Collegien: die Missions-Diakonie zu Besorgung der Heiden-Missionen, und die Anstalten-Diakonie für das Unitäts-Erziehungswesen. Diese letztere wurde im J. 1789 mit dem ersten Departement vereinigt, und die erstere, als vierte Abtheilung, oder Missions-Departement zur Unitätsältesten-Conferenz hinzugefügt. Durch die Synode vom J. 1818 ist das zweite und dritte Departement vereinigt, so daß gegenwärtig die Conferenz drei Abtheilungen begreift: das Helfer- und Erziehungsdepartement, das Aufseher- und Vorsteherdepartement und das Missionsdepartement. Cranz S. 867. Hegner 3r Abschn. S. 335. 338. Kurzgef. histor. Nachr. S. 29. 85) Bisher hatte die Conferenz ihren Sitz zu Herrnhut, Barby, Gnadenfrei und Bertholdsdorf. Die Synoden wurden im J. 1764 und 1769 zu Marienborn, im J. 1775 zu Barby, im J. 1782 zu Bertholdsdorf, im J. 1789. 1801 und 1818 zu Herrnhut gehalten. Cranz und Hegner a. a. O.

86) Lorez S. 185—201. Lynar S. 125 — 131.
berger S. 387—397. 87) Lorez S. 217 — 230.
S. 176 — 178. Frohberger S. 376 — 381.

Brüder sich beruhigen. Aber sehr bedenklich mußte ihnen das Finanzwesen der Unität erscheinen. Wer die überaus großen Summen bedenkt, welche die Erbauung so vieler Gemeinorte und Anstalten, die Unterhaltung so vieler Missionen und unzähliger in Ämtern stehenden Brüder bedenkt, und dazu den erlittenen Verlust bei den Emigrationen von Pilgerruh und Herrnhaag in Anschlag bringt, der wird die Nachricht nicht unglaublich finden, daß im J. 1769 die Interessen der Unitäts-Schuldenlast 120,000 Rthlr. betrugen [88]). Früherhin hatte der Graf das ganze Kreditwesen in eigener Person vertreten; nach seinem Tode übernahm die gesammte Unität diese Vertretung, und erklärte auf der Synode 1764 sich dazu willig und schuldig. Das Nächste war nun eine verbesserte Behandlung dieser Angelegenheit durch möglichste Sparsamkeit und zweckmäßigere Benutzung der zu Gebote stehenden Fonds. Dabei bewies Joh. Friedr. Köber, der vieljährige Syndicus der Unität und seit 1769 Mitglied ihrer Ältesten-Conferenz († 8. August 1786), eine musterhafte umsichtige Thätigkeit, und leistete sehr ersprießliche Dienste. Er war es, dem die Brüder des Grafen ehrenvolle Wiederaufnahme in Sachsen und deren Folgen verdankten, so wie die Concessionen für Neu-Dietendorf und Ebersdorf, die Trennung der Gemeinen zu Niesky und Herrnhut von ihrer Parochial-Verbindung, und die Erlangung der nöthigen Freiheiten zur Beförderung des Nahrungsstandes in der Oberlausitz. Er war es denn auch, der fast 15 Jahre lang die schwierige Besorgung aller Bedürfnisse der Unität im Ganzen allein übernommen hatte, und nun seit 1764 die zweckmäßige Vertheilung derselben in verschiedene Departements einrichten half, auch diesen fortdauernd mit Rath und That diente [89]). Dabei mußte denn, wie billig, auf eine feststehende Absonderung des Finanzwesens der gesammten Unität und der einzelen Gemeinen Bedacht genommen werden. Jede einzele Gemeine ist sonach gehalten, für die Besoldung ihrer Arbeiter und Diener, für die Verpflegung ihrer Armen und Kranken, für die Erhaltung ihrer Schul- und Kinderanstalten, für den Anbau und die Polizei ihres Gemeinorts zu sorgen. Dazu hat jede Gemeine, und in derselben jedes Chor, eine besondere Kasse, in welche die Beisteuern aller einzelen Mitglieder fließen, und unter Aufsicht der Gemein-Direction verausgabt werden. Zu den Ausgaben der Unität aber gehört die Bestreitung alles dessen, was dieselbe im Ganzen angeht, als die Kosten bei Synoden, Besoldung der Unitätsältesten, Unterhaltung der Missionen und Bildungsanstalten der Unität, Verpflegung der Kinder der Missionäre und solcher Personen, die im Dienste der Unität alt und unvermögend geworden sind, und die Abtragung der auf der Unität haftenden Schulden. Auch für diese Ausgaben werden sämtliche Mitglieder der Unität zu Beiträgen veranlaßt, und dazu von Zeit zu Zeit Collecten veranstaltet. Zur Verminderung dieser großen Last trägt es denn allerdings ein Bedeutendes aus, zuvörderst, daß sämtliche Arbeiter nur auf sehr mäßige Besoldungen rechnen dürfen, und diejenigen unter ihnen, welche eigenes Vermögen besitzen, in der Regel ganz umsonst dienen; sodann, daß Mitglieder und Freunde der Unität, blos aus Liebe für den Herrn und seine Sache, fortdauernd zu freiwilligen Beiträgen sich geneigt finden lassen; und endlich, daß manche Fabriken, Handlungen und Werkstätte, auf Kosten dieser oder jener Gemeine angelegt, durch Ordnung und Sparsamkeit zu Fonds für die betreffende Gemeine und durch diese für die Unität werden. Dahin gehört vor allen die Dürningersche Handlung zu Herrnhut, angelegt von dem aus Straßburg gebürtigen Kaufmann Abraham Dürninger († 13. Febr. 1773.), welche für Herrnhut einen blühenden Nahrungsstand und gewinnreichen Verkehr herbeiführte [90]).

Wieviel nun auch die Brüder für ihr inneres und äußeres Bestehen einzurichten und zu besorgen hatten, vergaßen sie doch nicht, daß der Herr die Heiden zum Erbe und der Welt Ende zum Eigenthum haben soll. In der Überzeugung, daß der Befehl Jesu an seine Jünger (Matth. XXVIII. 19. 20.) auch seinen künftigen Nachfolgern bis ans Ende der Tage gegeben sey, und in der zuversichtlichen Hoffnung, wenn auch sie diesem Befehl Folge leisteten, werde ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich seyn: ließen sie sich weder durch die Betrachtung ihrer Unzulänglichkeit, noch durch Liebe zur Bequemlichkeit, oder durch Furcht vor mancherlei Leiden und Gefahren irre machen; sie gingen im Namen des Herrn, vertrauten seiner Kraft, und sahen ihre mühevolle Arbeit hin und wieder mit einem schönen Erfolge begleitet. Mehre Missions-Posten und Gemeinen unter den Indianern in Nordamerika wurden wiederholt durch Kriege zerstört und im Frieden wiederhergestellt; unter den Freinegern in Suriname, unter den Aramacken, und unter den Bewohnern der nikobarischen Inseln mußte das ganze Unternehmen späterhin aufgegeben werden; unter den Gebern und Kalmücken misriethen selbst die ersten Versuche; desto erfreulicher blüheten die Missionen unter den Grönländern (seit 1770), unter den Eskimos auf Labrador (wo im J. 1771 der Anfang zu einer Niederlassung gemacht wurde), unter den Negersklaven im dänischen Westindien, auf Antigua, St. Kitts und in Paramaribo, und späterhin vornehmlich unter den Hottentotten in Südafrika [91]). — Die Brüder sehen bei Besetzung der Missions-Posten nicht sowol auf Gelehrsamkeit, als auf die Gabe, seine Einsichten und Erfahrungen von den Heilswahrheiten des Evangeliums auf eine klare und liebreiche Art darzulegen. Mit diesen Eigen-

88) Schlegel II. 948. 89) Hegner 3ter Abschn. S. 242 — 245.

90) Hegner 1r Abschn. S. 24 — 27. Lynar S. 131 — 133. Frohberger S. 261 — 271. und im Anhange S. 108 — 111. 91) Dav. Cranz, Historie von Grönland und dortiger Brüder-Mission. Barby 1770. 73. 2 Bde. 8. — C. G. A. Oldendorp, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den dänisch-westindischen Inseln St. Thomas, Crux und Jan; herausgegeben von J. J. Bossart. Daselbst 1777. 8. — Ge. Heinr. Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika, das. 1789. 8. — Joh. Heckewälder, Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pensylvanien und die benachbarten Staten bewohnten; aus dem Englischen von Fr. Hesse. Götting. 1821. 8. — C. J. Latrobe's Tagebuch einer Reise nach Südafrika; nach dem Engl. v. Fr. Hesse, Halle 1820. 8.

schaften ausgerüstet haben schon viele Missionare, welche zu allerlei Handarbeiten erzogen worden waren, treffliche Dienste in ihrem Berufe geleistet; zumal bei Anlegung neuer Posten, wo körperliche Kräfte und Fertigkeiten zur Erleichterung des Unterhalts nöthig sind. Die Methode bei der Verkündigung des Evangeliums, wie auch bei der Leitung und Pflege der Selen unter den Heiden, ist folgende: nach dem Vorgange des Apostels Paulus predigen sie Jesum Christum, den gekreuzigten, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung; sie verkündigen das Wort von der Versöhnung, die durch Jesum Christum geschehen ist, leiten alle übrigen Wahrheiten, Gebote, Verheißungen und Drohungen der heiligen Schrift von dieser Lehre her, und führen auch alles auf sie wieder zurück. Dabei ist es ihnen nicht um einen großen Haufen von bloßen Namenchristen zu thun, sondern nur um solche, die sich in Wahrheit bekehren wollen. Heiden, welche bei Anhörung der Predigt des Evangeliums in eine heilsame Verlegenheit über den Zustand ihrer Sele versetzt worden sind, und sich deshalb der Berathung des Missionärs anvertrauen, machen die Klasse der neuen Leute aus. Zeigen sie ein ernstliches Verlangen in der Gnade und Erkentniß Jesu weiter zu kommen, auch der Vergebung ihrer Sünden durch die heilige Taufe versichert und der christlichen Kirche einverleibt zu werden, so kommen sie in die Klasse der Tauf-Candidaten, denen dann insonderheit über den Zweck, den Segen und die Verbindlichkeit dieser heiligen Handlung näherer Unterricht ertheilt wird, worauf sie in öffentlicher Versamlung die heilige Taufe empfangen. Weiterhin rücken sie in die Klasse der Abendmahls-Candidaten. Während dieser Periode wird ihnen erlaubt, einige Male die Begehung dieses heiligen Sacraments mit anzusehen, und nachdem sie den nöthigen Unterricht in dieser Beziehung erhalten haben, und in ihrem Taufbunde confirmirt worden sind, werden sie Mitgenossen am Tische des Herrn. Außer den allgemeinen Versamlungen werden diesen einzelen Klassen, und so auch den verschiedenen Abtheilungen nach dem Alter, Geschlecht und häuslichem Stande, noch besondere gehalten; wie denn auch das Sprechen mit dem Missionar, insonderheit vor dem jedesmaligen Genusse des heil. Abendmahls Statt findet. Wenn eine aus den Heiden gesammelte Gemeine zu einiger Größe heranwächst: so werden aus derselben Personen beiderlei Geschlechts, welche in dem Wege des Heils erfahren sind, ihre Erfahrungen andern mittheilen können, und dabei einen treuen und demüthigen Sinn zeigen, zu National-Gehilfen angenommen, und mit zum Besuche der Kranken, zum Wachen über gute Ordnung und zur Ertheilung gelegentlicher Erinnerungen, unter steter Aufsicht und Berathung der Missionare, gebraucht. Einem oder dem andern Gehilfen wird mit unter aufgetragen, einen kurzen Vortrag zu halten; aber zur eigentlichen Predigt des Evangeliums bedient man sich ihrer nicht. Außer ihnen gibt es noch eine Klasse von Dienern, besonders zu äußeren Verrichtungen auf dem Versamlungssaale, unter dem Namen von Saal-Dienern. Diese Gehilfen und Diener erhalten für ihre Bemühungen keinen Lohn; auch wird ihnen der Auftrag wieder abgenommen, wenn ihre Umstände dabei Hindernisse in den Weg legen. — Bei allen diesen Einrichtungen komt es hauptsächlich darauf an, daß der Geist Gottes selbst die Gemeine unterweise, regire und leite, und daß die Einzelen selbst über sich wachen. Viele von ihnen sind in gänzlicher Unwissenheit und Sorglosigkeit in Absicht auf ihr inneres Wohl, auch in allerlei sündlichen Gewohnheiten aufgewachsen, sehen zum östern verderbliche Beispiele, sind mit unzähligen Versuchungen umgeben, und lassen sich, wie Kinder, leicht von denselben hinreißen. Sie werden daher mit vieler Geduld bedient; jedoch ohne schwache Nachgiebigkeit. Ein dem Evangelium nicht gemäßer Wandel, auch wol eine einzele Vergehung, zieht, nach Beschaffenheit derselben, die Ausschließung aus der Klasse, zu welcher der Abgewichene gehört, oder auch aus der Zahl der Gemeinglieder nach sich; nur aufrichtige Besserung begründet die Wiederaufnahme. Der Erziehung der Jugend suchen sich die Missionäre möglichst anzunehmen. Daher werden außer den besondern Versamlungen für Kinder, auch Schulen für sie eingerichtet, so weit die Umstände solches erlauben [92]). — Eine vieljährige Erfahrung hat das Heilsame dieser Einrichtung bestätigt. Für die Aufrechthaltung derselben sorgt die Unitäts-Direction durch unausgesetzte Correspondenz und durch Visitationen, wozu sie von Zeit zu Zeit Einzele ihrer Mitglieder beaufteagt. Unter diesen werden als vorzüglich thätig genant: Spangenberg, Johannes von Wattewille, Gregor, Lorez, Layritz, Reichel, Liebisch, Verbeek u. a.

Wer nun die eben angedeutete Lehrart der Brüder mit Zinzendorfs Gedanken und Ansichten zusammenhält, der wird zugeben, daß diese letzteren in dem kirchlichen Leben der Brüder allmälig eine läuternde Fortbildung erhalten hatten. Dieses Verdienst gebührt wiederum insonderheit dem erfahrenen Spangenberg, wie seine Hauptschrif beweist: Idea Fidei Fratrum, oder kurzer Begriff de christlichen Lehre in den evangelischen Brüdergemeinen Barby 1779. 8. Zur Herausgabe dieser Schrift fand sic die Unitäts-Direction theils dadurch veranlaßt, daß ihr Gönner und Freunde dieselbe als ein heilsames Mitt gegen den einreißenden Unglauben der Zeit wünschter theils dadurch, daß auf diese Weise die verkehrten Me nungen, welche man den Brüdern beizumessen pflegte, a deutlichsten widerlegt werden konnten. Spangenberg wu de mit der Ausarbeitung beauftragt, und seine Schr demnächst in der Ältesten-Conferenz der Unität mit gr ßem Bedachte revidirt; weshalb sie denn auch als ei Unitätschrift zu betrachten ist. Damit sollte jedoch k neues Glaubensbekentniß aufgestellt, sondern nur die E sicht der Brüder in die Grundwahrheiten der christlic Lehre, und zugleich ihre fortdauernde Übereinstimmu mit der augsburgischen Confession jedermann vor Au gelegt werden [93]). Das Ganze ist eine genaue vollständige Darstellung der evangelischen Glaubens- Sittenlehre, mit möglichster Beibehaltung der durch luthersche Übersetzung eingeführten Bibelsprache. N

---

92) Spangenberg, von der Arbeit der evangelischen der unter den Heiden, Barby, 1782. 8. — Kurzgefaßte legung S. 4—17. 93) Vgl. den Vorbericht zur Idea. L ner 2r Abschn. S. 217. 385.

man die Abschnitte vom Fußwaschen, vom Loose, vom Friedenskusse u. dgl. aus, so findet man nichts darin, was nicht auch von evangelischen Theologen gelehrt worden wäre. Daher wurde es denn auch von Vielen unter denselben sehr günstig aufgenommen, und diente, sowol in der Urschrift als in Übersetzungen, sehr bald als eine anerkannte erbauliche Lehrschrift in und außer den Brüdergemeinen. — Um die nämliche Zeit erschien ein Gesangbuch zum Gebrauche der evangelischen Brüdergemeinen; Barby, 1778. 8. Das Bedürfniß desselben war seit längerer Zeit immer fühlbarer geworden, und bezog sich auf gründliche Sichtung der großen Menge vorhandener Lieder, Verbesserung unverständlicher oder einer Misdeutung fähiger Ausdrücke, und zweckmäßige Anordnung. Man hat diese Arbeit, so wie das dazu gehörige Choralbuch, vornehmlich dem Bruder Christian Gregor [94]) zu verdanken [95]).

Zweiter Abschnitt;
bis auf die gegenwärtige Zeit 1824.

So war nun das kirchliche Daseyn der Brüder-Unität durch landesherrliche Milde gesichert. Über ihre Stellung in der christlichen Kirche konnte sie sich öffentlich auf folgende Art erklären: „Wenn man die Brüdergemeinen als Anstalten unsers Herrn Jesu Christi in seiner Kirche gegen den stromweise hereinbrechenden Verfall in Lehre und Leben ansieht, so wird man sich nicht irren. Wer sie für ein Krankenhaus hält, in welches unser Herr Jesus Christus, als der einige Arzt der Selen, viele von jenen Elenden und Kranken, die in seiner Cur sind, zusammengebracht hat, um sich ihrer selbst anzunehmen, und sie auch durch seine Diener pflegen und warten zu lassen, der hat auch Grund, so von ihnen zu denken. Bei dem Guten, das man in den Brüdergemeinen findet — wohin insonderheit dieses gehört, daß man sich einer jeden Sele besonders anzunehmen, dem Bösen von vorne her durch gute Ordnung vorzubeugen, in der Gnade und Erkentniß unsers Herrn Jesu Christi immer zu wachsen und zuzunehmen, dabei sein Elend und Verderben täglich mehr einzusehen und sich dagegen in Christo zu verwahren, den alten Menschen mit seinen Werken auszuziehen, und den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, anzuziehen und in guten Werken fleißig zu seyn sucht, — haben sie immer zu bedenken, daß solches pure Gnade sey. Sie haben dabei nie zu vergessen, wie viel ihnen noch fehlt, und wie viel von ihnen erwartet wird nach der Gnade, die Gott an ihnen bewiesen hat, und noch täglich erweiset. Was vor ihren Zeiten von vielen Männern Gottes, die auf den Theil der Kirchenreformation Bedacht nahmen, welchen Lutherus noch vor sich hatte, ihn aber nicht zu Stande brachte, zum Besten der Kirche geredet, geschrieben und geschehen ist, das haben die Brüdergemeinen mit vielem Danke zu erkennen. Und auch die Gnade, daß sie noch eine hellere Einsicht in das Evangelium bekommen haben, als man bei den ehemaligen mährischen Brüdern findet, ist eine Frucht der Reformation. Sie haben über dem Evangelio von Jesu Christo dem gekreuzigten, in dessen Opfer allein zu finden Gnade und Freiheit von allen Sünden für alle Welt, mit Dranwagung ihres Leibes und Lebens, Guts und Bluts, treulich zu halten. Sie sollen von der guten Hoffnung und Disciplin, die sie durch Gottes Gnade unter sich haben, sich durch nichts abbringen lassen, und dabei ohne Ansehn der Person gerade durchgehen. Mit allen Kindern Gottes, die nicht zu ihrer Verfassung gehören, sollen sie, so viel an ihnen ist, in Liebe und Friede und in Herzens- und Geistesgemeinschaft zu stehen, sich eifrig bemühen. Ihr Beruf ist nicht, die Religionsverfassungen zu stören, noch viel weniger jemanden an der seinen irre zu machen, sondern alle Selen nicht nur mit Worten, sondern auch mit ihrem Wandel zu Christo zu weisen. Sie sollen in der Zeit, wenn sie von außen in Ruhe sind, mit Gebet und Flehen und treuer Wahrnehmung seiner Gnade, dahin sehen, daß auch bei ihnen zutreffe, was in der Apostelgesch IX. 31 stehet: So hatte nun die Gemeine Friede und bauete sich, und wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllet mit Trost des heil. Geistes. Sie sollen des Landes, wo sie der Herr gepflanzt hat, Bestes suchen und für dasselbe beten, und sich als treue, nützliche und gehorsame Unterthanen ihrer lieben Obrigkeit beweisen. Und weil sie der Herr gewürdigt und dazu gesetzt hat, daß sie hingehen auch zu den Heiden und Frucht bringen, und ihre Frucht bleibe; so soll ihnen dieser Beruf wichtig seyn. Sie sollen Tag und Nacht darauf denken, daß unser Herr Jesus Christus und sein heiliger und guter Geist freie Hand unter ihnen haben möge, und seine Gnadenhaushaltung unter ihnen ungehindert fortgehe, zur Ehre ihres Vaters im Himmel. In Absicht auf die Gemeinen, die von den Aposteln Christi bedient worden, haben die Brüdergemeinen zu bedenken, daß denselben ein gar großer Vorzug gebühret. Denn sie hatten nicht allein viel Gaben des Geistes, die uns in unsern Zeiten entzogen sind; sondern wurden auch gewürdiget, die Erstlinge des neuen Bundes zu seyn, und das Eis zu brechen; und das ist eine Sache, die viel Erfahrung bringt, weil der

94) Christian Gregor, geboren den 1. Januar 1723 zu Dirsdorf unweit Peilau in Schlesien, kam 1742 zur Gemeine in Herrnhut, und diente den Brüdern bis 1764 hauptsächlich als Gemein-Organist und Musiklehrer. Die daneben bewiesene Anstelligkeit beim Rechnungswesen der Unität veranlaßte, daß er 1764 zu einem Mitgliede der Unitäts-Direction gewählt wurde. Als solches diente er in verschiedenen Aufträgen, wurde 1789 Bischof der Brüderkirche, und starb als Präses der Unitätsältesten-Conferenz den 6. Nov. 1801. Der von ihm selbst aufgesetzte Lebenslauf befindet sich in den Beiträgen zur Erbauung, aus der Brüdergemeine, 2r Jahrg. 1. Heft. Gnadau 1818. 8. S. 427 — 478.

95) Das treffendste Urtheil darüber hat Herder gefällt: „Auch in dieser Samlung ist vieles, was, außer der Brüdergemeine, schwerlich gesungen werden möchte. Wer mag indessen auch den hingeworfensten Liedern des Grafen eine Biegsamkeit der Sprache, einen Reichthum an kühnen Wendungen und Herzensausdrücken absprechen, der oft überrascht, oft betäubt. Und in den erlesenern Gesängen, zumal wenn sie die Gemeine und ihre entfernten Brüder betreffen, hier welche stille Ruhe! dort welche zarte Innigkeit und Demuth! Wenn Töne die unmittelbare Herzenssprache zu seyn scheinen, wo Viele und Alle sich in Einer Harmonie schwingen und bewegen, so ist mit Recht der Gesang die Loosung einer Gemeine, die eine Samlung von Selen seyn soll; auch hat gewiß dies Mittel der Einigung viel, wo nicht das Meiste zu der Seligkeit beigetragen, die die Gemeine Frieden des Himmels nannte." Herder's Werke zur Philosophie und Geschichte; Th. X. S. 68 f.

Glaube und die Geduld dabei oft auf die Probe kommen. Überdem hatten sie mehre und schwerere Leiden, erfuhren also auch mehr Tröstungen, und wie herrlich werden sie leuchten in dem Reiche ihres Vaters! Den mündlichen Unterricht, den sie genossen, hatten sie von Männern, die aus dem Munde Jesu genommen hatten, was sie ihnen wieder gaben; und denen der Heiland, weil er sie als die ersten in seiner Kirche hinstellte, auch ein vorzügliches Maß seines Geistes mitgetheilt hatte." [96]).

Zu dieser Stellung in der christlichen Kirche gelangte die Unität, ohne sich aufdringen zu wollen, „durch den stromweise hereinbrechenden Verfall in Lehre und Leben." Der Grund davon lag keinesweges in den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung; vielmehr erhielt dadurch die christliche Theologie manche ihr selbst sehr vortheilhafte Läuterung, und die christliche Kirche eine recht heilsame Belehrung über das Mangelhafte ihrer Anstalten. Aber zu beklagen war, daß unbefugte Schriftsteller davon Veranlassung nahmen, ihre Ansichten von der Entbehrlichkeit nicht nur der kirchlichen Anstalten, sondern auch des Christenthums geltend zu machen, und auf die mit dem Vorhandenen unzufriedene und nach dem Neuen begierige Menge der Halbaufgeklärten im Volke verderblichen Einfluß erhielten. Englische, hauptsächlich aber französische Modephilosophen gaben den Ton an, und teutsche Volksschriftsteller stimmten in solche Ausländerei willig ein. Was man aber auch anstatt des Glaubens anzubieten und anzupreisen versuchte — natürliche Religion, Gleichgiltigkeit gegen alles Übersinnliche, Atheismus — der Glaube behauptete dennoch sein Anrecht an das menschliche Gemüth, und wie Viele auch, als Ungläubige, dem biblischen Christenthume entsagten; nicht Wenige blieben ihm dennoch zu ihrer Beruhigung treu, oder kehrten früher und später zu demselben zurück [97]). So kam es denn, daß die Brüdergemeine zu gleicher Zeit von Andern vornehm übersehen, von Andern als eine heilsame Anstalt zur Ausbreitung der Erkentniß Christi geschätzt wurde; und daß sie mit dazu diente, den Sinn für thätiges Christenthum in der christlichen Kirche zu erhalten, während viele Mitglieder derselben es darauf anlegten, ihn zu vernichten.

Die Brüder konnten gar wol in dieser Stellung eine ihnen zu Theil gewordene Aufgabe erblicken; und alles, was sie an ihrem eigenen kirchlichen Beisammenseyn zu bessern suchten, bürgt dafür, daß es ihnen redlicher Ernst war, diese Aufgabe nach ihren Kräften genügend zu lösen. Dahin gehört zuvörderst ihre Sorge für die Beförderung einer christlichen Erziehung der Kinder. Es blieb feststehender Grundsatz, daß die Jugend von ihrem zartesten Alter an, nicht nur vor allem schlechten Beispielen und nachtheiligen Eindrücken und vor aller Verführung zum Bösen so viel möglich bewahrt werde, sondern daß die Liebe Gottes in Christo Jesu in die zarten Herzen der Kinder gepflanzt, das Gute ihnen liebenswürdig gemacht, und sie als ein Eigenthum des Herrn, der sie erschaffen und erlöset hat, ihm ganz zur Ehre und Freude und der menschlichen Gesellschaft nützlich und brauchbar werden. Nach diesem Grundsatze wurde sowol die häusliche Erziehung, als der öffentliche Schulunterricht in seinen verschiedenen Abstufungen, eingerichtet. Besonders thätig zeigte sich dabei Paul Eugenius Layritz († d. 1. August 1788) theils dadurch, daß er die Methode der Kindererziehung im Allgemeinen vorzeichnete [98]), theils durch vieljährige Leitung der Unität-Erziehungsanstalten. — In jeder Brüdergemeine sind Schulen eingerichtet, in welchen die Kinder, nach den Geschlechtern gesondert, bis ins 13. und 14. Jahr ihres Alters Unterricht erhalten. Dieser Unterricht besteht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Sprachlehre, Erdbeschreibung, Geschichte, in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, und bei den Mädchen statt des Letzteren in allerhand weiblichen Arbeiten. Über diese Schulen führt der jedesmalige Prediger des Orts die Aufsicht, welcher zugleich die gesammte Jugend bis in die Jahre des erwachsenern Alters klassenweise, nach dem Unterschiede des Geschlechts, des Alters und der Verstandeskräfte in der christlichen Lehre [99]) unterrichtet. Daneben gibt es Unitäts-Erziehungsanstalten zur Erziehung der Kinder sämtlicher Missionäre, so wie auch anderer Diener der Unität, welche um ihres Berufs willen ihre Kinder nicht wol selbst erziehen können. Diejenigen Knaben, welche zum Studiren bestimt sind, gelangen aus jenen Schulen und diesen Anstalten in das Pädagogium der Unität, bleiben in demselben bis in das 19. Jahr, und werden in alten und neuen Sprachen, in mathematischen und historischen Wissenschaften gründlich unterrichtet, und für die akademischen Studien vorbereitet. Aus diesem Pädagogium werden die Studirenden, welche sich der Theologie widmen, in das theologische Seminarium der Unität versetzt, in demselben mit allen theologischen Hauptwissenschaften sorgfältig bekant gemacht, und außerdem in mancherlei mathematischen, physikalischen und philosophischen Wissenschaften unterwiesen. Für diejenigen, welche sich der Rechtsgelehrsamkeit und der Arzneikunde widmen, fand man seit 1770 den Besuch anderer hohen Schulen am gerathensten. In England und Nordamerika haben die Brüder besondere gelehrte Erziehungsanstalten, in welchen eine Anzahl von Jünglingen für den Dienst der Brüdergemeinen in besagten Ländern zubereitet werden. — Die Methode der Erziehung und des Unterrichts fand auch außerhalb der Brüdergemeine Beifall und Vertrauen; so daß viele Altern, ohne selbst Mitglieder der Unität zu seyn, doch ihre Kinder den Brüdern zur Erziehung übergeben wollten. Dies gab Veranlassung zu Pensionsschulen für Söhne und Töchter solcher Altern in mehren Brüdergemeinen und auch an einigen Orten außer denselben; so wie zur Einrichtung eines Pädagogiums zu Uhyst in der Oberlausitz im J. 1784 [1]).

Am angelegentlichsten aber war zum Andern die Sor-

96) Idea fidei S. 542—546. 97) Schröckh Th. VI. S. 273—319. Th. IX. S. 504—521.

98) Betrachtungen über eine verständige und christliche Erziehung der Kinder, Barby, 1776. 8. 99) Der Hauptinhalt der Lehre Jesu Christi zum Gebrauch bei dem Unterrichte der Jugend in den evangelischen Brüdergemeinen (v. Samuel Lieberkühn), Barby 1774. Neue verbesserte Ausgabe, Gnadau, 1822. 8. 1) Lynar S. 186—190. Hegner 2. Abschn. S. 287 f. 4. Abschn. S. 275—278. Loretz S. 309—322. Kurzgef. hist. Nachr. S. 52—56.

ge der Brüder für die Aufrechthaltung ihres Grundvertrags. Auf allen Synoden wurde derselbe erneuert, aber auch zugegeben, daß sich in den Brüdergemeinen nicht Wenige fänden, die denselben aus den Augen verloren hätten; ja im J. 1801 stellte sich der gesammten Synode die Besorgniß sehr lebhaft dar, daß, wenn nicht zeitig vorgebeugt werde, man nicht mehr im Stande seyn dürfte, über den unumgänglich erfoderlichen Grundsätzen und Ordnungen zu halten. Diese Besorgniß mußte freilich schon von der Zeit an entstehen, wo es die Brüder unternahmen, sichtbare Gemeinen Jesu Christi zu bilden, und mit der Vermehrung derselben zunehmen. Wodurch wollten sie doch versichert seyn, da der Herr selbst auf das Gegentheil hindeutete (Matth. XIII. 24—43), daß nur solche die brüderliche Gemeinschaft suchen und in derselben bleiben würden, welche entweder Gnade und Vergebung der Sünden in Jesu Christi Blute gefunden hatten, oder doch von ganzem Herzen danach verlangten! Gleichwol konnte nur für solche die ganze Verfassung und Einrichtung wünschenswerth und heilsam seyn, während Andersgesinnten dieselbe lästig und die Gemeinschaft mit ihnen den Gläubigen nachtheilig werden mußte. Tieferschauende Brüder gewöhnten sich, ihren Verein als eine Anstalt für die unsichtbare Kirche Christi zu betrachten, und hielten dabei fest an dem Glauben, daß doch bei weitem die mehresten Gemeinglieder den großen Zweck ihrer Verbindung noch vor Augen haben, über die bemerkten Schäden von Herzen Leid tragen und daher auch gern die Hand dazu bieten würden, um jenen Zweck auf alle Weise zu befördern, und was ihn hindert abzustellen. Und darauf durfte die gläubige Zuversicht sich gründen, der Heiland selbst werde die dabei bewiesene Treue nicht ohne Erfolg lassen [2]). Dies war die Lage der Unität, als der ehrwürdige Spangenberg aus ihrer Mitte abgerufen wurde. Er starb den 18. Sept. 1792 im 89. Lebensjahre [3]).

Mit ihrer Stellung zur äußeren Welt konnten die Brüder, im Ganzen genommen, wol zufrieden seyn; sie fanden überall freundliche Aufnahme, wurden als ruhige und für den Anbau und Wohlstand des Landes nützliche Einwohner geschätzt, und gern mit den Freiheiten und Vergünstigungen versehen, deren sie zur Aufrechthaltung ihrer Verfassung bedurften. Jedoch ließen sie sich dadurch nicht bestimmen, die Zahl ihrer Gemeinorte bedeutend zu vermehren. Nur folgende sind in diesem Zeitabschnitte neu angelegt; Gnadenfeld in Schlesien (1780) Fairfield in England (1784) und Königsfeld im Großherzogthume Baden (1807). Desto mehr waren sie auf Einrichtung von Brüder-Societäten mit privilegirten Versamlungshäusern bedacht, und erhielten auch dazu die nöthigen Concessionen [4]). Ihr Missionswesen fand immer beifälligere Beurtheilung, je mehr die Folgen desselben, physische und moralische Entwilderung roher Naturmenschen, einleuchteten. Wer auch die Bekehrungsmethode der Brüder für einen Umweg zu diesem Ziele hielt, freute sich doch über die Erreichung desselben; die Brüder aber achteten auf vieljährige Erfahrung, blieben ihrer Methode treu, und übten sie fortdauernd mit großem Eifer und Segen. — Auch das äußere Betragen derselben wurde mit Theilnahme beobachtet: die heitere Zufriedenheit und gesetzte Freundlichkeit in ihrem Wesen, die Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung, und das Bestreben, durch betriebsamen Fleis und Geschicklichkeit als brauchbar und achtenswerth zu erscheinen [5]). Gleichwol hörte man die verschiedensten Urtheile über sie fällen. Manche nannten sie gutmüthige Schwärmer; Andere vermutheten merkantilische Zwecke, welche unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und einer heuchlerischen Demuth betrieben würden; noch Andere behaupteten, ihr ganzes Wesen habe eine blos religiöse Tendenz, beruhe aber auf sehr mißlichen Grundsätzen, und werde am Ende in einen protestantischen Katholizismus ausarten. Dagegen wurde mit Recht erinnert: In der Unität regiren diejenigen Grundsätze und Ordnungen, welche durch das allgemeine Einverständniß sämtlicher Gemeinen ihre Kraft und Verbindlichkeit erhalten haben. Daran sind, wie alle Mitglieder, so auch alle Vorgesetzte derselben gebunden; und wie sehr auch manche der letztern bei ihren Aufträgen aus menschlicher Schwachheit fehlen mögen: so ist es doch, bei dem Bestehen dieser Verfassung, geradehin unmöglich, daß die Unitätsältesten als geheime Obere, oder die Chorhelfer als klösterliche Novizenmeister wirken könnten. Zum Eintritt in diese Verfassung gehört allerdings ein besonderer Beruf, eine eigene Weihe. Wer ein Mitglied derselben wird, um recht ungestört von außen das Heil seiner Sele zu besorgen, indem er sich hinter die Schranken der Gemeinzucht vor dem Andrange eines verführerischen Beispiels rettet, und seiner eigenen Unzuverlässigkeit in der Treue und dem Gehorsam gegen Pflicht und Gewissen eine Stütze unterstellt: für den ist die Brüdergemeine kein übler Schutz; doch hat er nur eine niedere Ansicht von dem Wesen derselben, wie ehrenwerth sie auch seyn mag. Die höhere Ansicht ist, allem irdischen Interesse zu entsagen, sich unbedingt dem Reiche Jesu zu verschreiben, einzig dafür zu sorgen, was dem Herrn angehört. Aber für diese Ansicht ist in der äußeren Form für die Glieder der Brüdergemeinen durchaus kein Halt und kein Heil. Das, was sie eigentlich zur Gemeine Jesu macht, erscheint nicht äußerlich; das ist allein der stille Bund der einzelen Herzen mit dem Heilande [6]).

Was die angeblichen merkantilischen Zwecke anbetrifft, so konnte die oft bedrängte Lage der Unität darüber Auskunft geben. Zwar wiesen die Vorsteher dersel-

2) Hegner 4r Abschn. S. 722—724. Lorez in der Vorrede zur Ratio disciplinae. 3) Risler S. 513—516. Den von Spangenberg selbst aufgesetzten Lebenslauf findet man vollständig aus einer zuverlässigen Abschrift abgedruckt in Henke's Archiv für die neueste Kirchengesch. Bd. II. Stck. 3. S. 429—487. 4) Hegner 3r und 4r Abschn.

5) Eine besondere Kleidertracht halten sie nicht für nothwendig, wenn nur Eitelkeit dabei entfernt wird. Zu dem Ende scheint man für die Schwestern das weiße Häubchen beizubehalten. Die Farbe des Bandes an demselben unterscheidet die einzelen Chöre: dunkelroth das Mädchenchor, hellroth die ledigen Schwestern, blau die verheiratheten Schwestern, und weiß die Witwen. 6) Reise durch Kursachsen S. 245—251. Fr. Mosengeil, Resaliens Briefe an Serena. Meining. 1817. 12. S. 129—136. Lynar S. 192. Frohberger Arch. S. 46—82. Bruiningk S. 21 f. 97—129. 174—204.

ben im J. 1801 nach, daß die früherhin übernommene Schuldenlast wirklich getilgt sey [7]); aber neue Verlegenheiten waren in Folge des französischen Revolutionskrieges entstanden. Einzele Gemeinen kamen dadurch dem Untergange nahe, alle aber litten mehr oder weniger durch das Stocken der Gewerbe und Handelsverbindungen, und mit den überseeischen Gemeinen und Missionen konnte man, während der Zeit des Continentalsystems, nur mit Mühe die nothwendige Verbindung erhalten. Am empfindlichsten wurde die Sorge für das Missionswesen, da die Erhaltung desselben lediglich auf die milden Beiträge der Mitglieder und Freunde der Unität gegründet ist. Zwar bildeten sich Brüder-Societäten in England, Holland und Nordamerika zur Unterstützung der Missionen in Labrador, unter den Indianern in Nordamerika, unter den Hottentotten und in Suriname; und bei dem neu erwachten Missionseifer in England nahmen auch viele Freunde der Unität Veranlassung, zu dem Bestehen der Brüder-Missionen beizutragen; aber das alles reicht nicht hin, um die Kosten, welche jetzt zu einer jährlichen Ausgabe von 50,000 Rthlr. gestiegen sind, zu decken, wodurch denn die Direction genöthigt worden ist, den Wunsch öffentlich auszusprechen, daß sie durch mehre Zuflüsse von Hilfsmitteln möchte in Stand gesetzt werden, das fernerhin zu leisten, wozu ihre bisherigen Fonds nicht mehr völlig zulangen wollen [8]).

Noch bedenklicher scheint in unsern Tagen das kirchliche Bestehen der Unität. Unter den protestantischen Glaubensgenossen zeigt sich gegenwärtig großer Eifer für eine verbesserte Gestaltung der evangelischen Kirche, zugleich aber eben so großer Zwiespalt über die dazu dienlichen Mittel. Als solche werden Feststellung des Lehrbegriffs, strenges Kirchenregiment mit eingreifender Kirchenzucht, erbaulicher Cultus u. dgl. von Andern dringend empfohlen, von Andern standhaft verworfen; und der Streit darüber muß allgemeine Theilnahme erregen, wiefern dergleichen kirchliche Anordnungen nicht ohne Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse bleiben können. Wenn denn die Unität alle jene Mittel als heilsam anerkent, und durch Anwendung derselben ihr kirchliches Leben fortdauernd zu erhalten sucht; so kann es nicht fehlen, daß sie von den Streitenden auf das genaueste beachtet werde, und so noch gegenwärtig durch Lob und Tadel gehen müsse. Und dabei ließe sich nun die Ansicht fassen, daß ihr kirchliches Bestehen gleich große Gefahr laufe, der Sieg möge sich entscheiden, für welche Partei er wolle; indem weder die Beibehaltung einer besondern Anstalt für strenge Kirchlichkeit, wenn eben diese zum Gemeingut aller protestantischen Glaubensgenossen erhoben ist, zu erwarten stehe, noch auch die gänzliche Auflösung derselben, sobald jedermann für die Unkirchlichkeit gewonnen ist, verhindert werden könne. Doch dergleichen Besorgnisse von außen her sind zu oft entstanden und vorübergegangen, als daß der Rückblick auf ähnliche Erfahrungen nicht beruhigen sollte. Zudem ist die Brüdergemeine überzeugt: „daß sie die Absicht Gottes mit ihr nicht erreichen würde, wenn sie nur eine kirchliche Gesellschaft, die blos durch Übereinstimmung in der Lehre und den Kirchengebräuchen verbunden wäre, ausmachen wollte; sondern daß ihr hoher Beruf dahin geht, einen Theil der auf der Erde zerstreuten lebendigen Gemeine Jesu darzustellen, d. i., eine Gesellschaft von wahren Kindern Gottes, eine Familie Gottes, die Jesum zu ihrem Haupte hat, deren Glieder sich als Brüder und Schwestern lieben und in der genauesten Verbindung mit einander stehen" [9]). Und so ist es denn Einigkeit im Glauben und in der Liebe, worauf die Unität ihr Bestehen gründet; im Glauben: „daß sie ein Haus Gottes sey, welches unser Herr Jesus Christus selbst gebauet hat, in welchem er auch selbst regirt;" und in der Liebe, „wonach alles darauf abzielet, daß ein jedes Mitglied möge zubereitet werden, Seinem Willen hier in der Zeit zu dienen, und endlich mit Freuden abzuscheiden, um bei Ihm zu seyn allezeit" [10]). Doch zu derselben Zeit, wo diese Erklärung öffentlich ausgestellt wird, verbreiten sich Nachrichten, die an dem wirklich Vorhandenseyn solcher Einigkeit im Glauben und in der Liebe Zweifel erregen [11]). Wie vieles Unerweisliche oder aus Unmuth Übertriebene in denselben enthalten seyn und deshalb unbeachtet bleiben mag; so darf doch dasjenige, was über die Aufhebung des Looses bei Verheirathungen mitgetheilt ist, in so weit nicht mit Stillschweigen übergangen werden, als es durch die öffentliche Erklärung von Seiten der Unität Bestätigung erhalten hat. Diese Erklärung lautet, wie folgt: „In Ansehung der Ehen ist man in den Brüdergemeinen dahin übereingekommen, daß ein jeder Bruder, welcher in den Fall komt, auf eine Heirath anzutragen, dazu vor allen Dingen die Genehmigung der Ältesten einhole, und daß er ohne ihre Berathung keine Schritte in dieser Angelegenheit thue. Finden diese kein Bedenken, einem solchen Bruder zur Erreichung seines Wunsches behilflich zu seyn; so bleibt es ihm freigestellt, selbst eine Schwester zu seiner Verheirathung in Vorschlag zu bringen, oder sich von den Ältesten einen Heirathsvorschlag thun zu lassen: Ist die Zustimmung der Ältesten zu seinem Vorschlage erfolgt, oder hat er die seinige zu dem ihm gemachten Vorschlage gegeben; so läßt man durch die Chorpflegerin den Antrag an die vorgeschlagene Schwester ergehen, nach vorher eingeholter Zustimmung ihrer Ältern. Willigt nun dieselbe in die ihr angetragene Heirath, so wird zur Verlobung geschritten. Nach derselben werden die Verlobten, der Landesverfassung gemäß, aufgeboten, und sodann geschieht die Trauung in einer öffentlichen Versamlung. Den Neuverheiratheten wird die erfoderliche Belehrung und Anweisung zur Führung einer christlichen Ehe nach den Grundsätzen der heil. Schrift ertheilt" [12]). So ist denn gegenwärtig die eigene Wahl und das Aufsuchen einer Gattin gestattet, und die brüderliche Berathung kann dabei, ohne Befragung des Herrn durchs Loos, erfolgen. An sich hat das freilich keinen Einfluß auf den stillen

7) Hegner 4r Abschn. S. 725 f. 8) Kurzgef. Darleg. S. 18—24.

9) Statuten §. 5. 10) Statuten §. 1. 11) Joh. Hansen, kann die herrnhutische Gemeine eine evangelisch-christliche genant werden? Lpz. 1821. 8. Unparteiische Beurtheilung und Berichtigung der Hansenschen Schrift. Lpz. 1822. 8. — Karl Limmer, meine Verfolgung in Rußland. Lpz. 1823. 8. 12) Kurzgef. hist. Nachr. S. 52.

Bund der einzelen Herzen mit dem Heilande; aber wie fern die gesammte Gemeine auf diesen Bund der einzelen Herzen gegründet ist, und durch denselben zusammengehalten werden soll, bleibt doch immer jene Unitätserklärung bedenklich.

Der gegenwärtige Bestand der Unität (im J. 1823) erhellet aus folgender Übersicht:

A. Brüdergemeinen.

I. In Europa. 1) In Teutschland. Herrnhut (1009 Einwohner), Niesky (554 Einwohner), Sitz des Pädagogiums der Unität, Klein-Welke (361 Einwohner); sämtlich in der Oberlausitz. Gnadau (202 Einw.), in der Grafschaft Barby, Sitz der Unitäts-Buchhandlung. — Gnadenberg (289 Einw. und 69 auswärts wohnende Mitglieder der Gemeine), Gnadenfrey (467 Einw. und 511 auswärts wohnende Mitglieder), Neusalz (269 Einw.), Gnadenfeld (263 Einw. und 95 auswärts wohnende Mitgl.), Sitz des theologischen Seminariums der Unität; sämtlich in Schlesien. — In Berlin (156 Mitglieder) und dem eine Stunde davon gelegenen Dorfe Rixdorf (118 Mitglieder). In Potsdam und in Königsberg in Preußen sind Brüder-Societäten mit privilegirten Versamlungshäusern. — In Neuwied am Rhein (378 Mitglieder). — Neudietendorf (310 Einw.), im Großherzogthume Gotha. — Ebersdorf (234 Einw.), im Vogtlande. — Königsfeld (162 Einw.), im Großherzogthume Baden. — In Norden (29 Mitglieder), im Fürstenthume Ostfriesland. — 2) In Dänemark. Christiansfeld (582 Einw.), im Herzogthume Schleswig. — In Kopenhagen und Altona sind Brüder-Societäten mit privilegirten Versamlungshäusern. — 3) In Schweden. Privilegirte Versamlungshäuser für die Brüder-Societäten in Stockholm, Gothenburg, Karlskrona und Uddewalla. — 4) In den Niederlanden. Zeist (277 Einwohner), bei Utrecht.

5) Im britischen Reiche. a) In England. In London (196 Mitglieder). Fulneck (285 Einwohner); dazu wird gerechnet die Landgemeine in dem benachbarten Pudsey (286 Mitglieder), auch stehen damit in Verbindung, die nicht weit entfernten Landgemeinen in Baildon, Wyke, Mirfield und Gomersal, deren jede ihren eignen Prediger hat (zusammen 764 Mitglieder). Fairfield bei Manchester (281 Einw. und 58 auf dem Lande wohnende Mitglieder); unter der Berathung der dasigen Gemein-Direction steht die benachbarte Landgemeine in Duckenfield (119 Mitglieder). Ockbrook (149 Einw.). — Stadt- und Landgemeinen: in Bedford (146 Mitglieder), wozu die benachbarten Landgemeinen in Woodford nebst Eydon und Culworth und in Risely (zusammen 213 Mitglieder) gehören; in Bristol (239 Mitglieder), wozu die benachbarte Landgemeine in Kingswood (50 Mitglieder) gehört; in Bath (114 Mitglieder); in Malmesbury und Tytherton (174 Mitglieder); in Haverfordwest in Süd-Wales (60 Mitglieder); in Plymouthdock (91 Mitglieder); in Leominster (54 Mitglieder). Auch hat die Unität in verschiedenen Gegenden Kapellen, in denen von ihren Lehrern gepredigt wird. b) In Schottland. In Ayr eine Brüdergemeine (94 Mitglieder), welche unter Berathung der Gemein-Direction in Graceshill steht. — c) In Irland. In Dublin (220 Mitglieder). Gracehill in der Grafschaft Antrim (301 Einw. und 359 auswärts wohnende Mitglieder). Gracefield, eine Landgemeine (161 Mitglieder). In der Grafschaft Armagh befindet sich eine kleine Landgemeine in Ballinderry.

6) Im russischen Reiche. Sarepta in der Statthalterschaft Saratow (449 Einw.). In St. Petersburg und Moskau sind privilegirte Versamlungshäuser. Unter den Letten und Esthen zählten die Brüder im Jahre 1818 über 31,000 Personen, die in 144 Societäten vertheilt, unter ihrer Berathung und Leitung standen. Die Brüder halten sich meistens in kleinen Niederlassungen auf, von denen Neu-Welke unweit Waidau die wichtigste ist.

II. In den vereinigten Staten von Nordamerika. 1) In Pensylvanien. Bethlehem (542 Einw.); unweit davon die Landgemeine Emmaus (128 Einw.). Nazareth (317 Einw.); nahe dabei die Landgemeine Schöneck (225 Einw.). Litiz (376 Einw. und 113 in der Umgegend wohnende Mitglieder); in ihrem Bezirk liegt die Landgemeine Betel (85 Einw.). Außerdem Brüdergemeinen in Philadelphia (345 Mitglieder), in Lancaster (374 Mitglieder), in Yorktown (178 Mitglieder). 2) Im State Ohio. Die Landgemeinen Gnadenhütten, Saron und Bersaba; zusammen 331 Mitglieder. 3) In Neu-York. Die Stadtgemeine in Neu-York (226 Mitglieder); die Landgemeine im Staten-Island (200 Mitglieder). 4) In Rhode-Island. Die Stadtgemeine in Newport (59 Mitglieder. 5) In Maryland. Die Landgemeine von Graceham (309 Mitglieder). 6) In Nordcarolina. Salem (434 Einw.). Nicht weit davon liegen folgende Landgemeinen: Bethabara (105 Einw.), Bethanien (295 Einw.), Friedberg (365 Einw.), Friedland (260 Einw.) und Hope (166 Einw.).

B. Missionen.

I. In Grönland. Neuherrnhut am Balsrevier (353 Mitglieder); Lichtenfels an der Fischerfiorde (332 Mitglieder); Lichtenau, südlich von der dänischen Kolonie Julianenhab (658 Mitglieder). Gegenwärtig wird auf einen vierten Missionsplatz an der Südspitze von Grönland angetragen.

II. In Labrador. Nain (121 Mitglieder); Okak (231 Mitglieder); Hoffenthal (148 Mitglieder).

III. Unter den nordamerikanischen Indianern. Neu-Fairfield in Ober-Canada (137 Mitglieder aus den Delaware-Indianern); Anfang zu einer Mission unter den Cherokees zu Springplace und zu Ochgelogy.

IV. In den westindischen Inseln unter den daselbst befindlichen Negersklaven. 1) Auf den drei dänischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Neu-Herrnhut und Niesky auf St. Thomas; Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld auf St. Croix; Bethanien und Emmaus auf St. Jan. Die Zahl der christl. Neger, welche von diesen 7 Orten aus mit dem Evangelium bedient werden, beläuft sich auf 9296.

2) Auf den englischen Inseln. Auf der Insel Antigua die Missionsplätze: Gracehill, Graecbai, Newfield, Cedarhall und Mountjoy; zu sämtlichen gehören gegenwärtig 11,804 Neger. Auf der Insel St. Kitts: in der Stadt Basseterre und der Missionsplatz Bethesda: zusammen 2473 Neger. Auf der Insel Barbadoes der Missionsplatz Saron mit 249 Negern. Auf der Insel Jamaica die Missionsplätze zu Carmel, New-Eden und Irvin, mit 821 Negern.

V. In Südamerika. In Paramaribo, eine Negergemeine von 1171 Mitgliedern. Auch werden von dort aus die gläubig gewordenen Neger, 105 an der Zahl, auf verschiedenen Pflanzungen von Zeit zu Zeit besucht.

VI. In Südafrika. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die Hottentotten-Gemeinen: Gnadenthal in der Bavianskloof mit 1158 Mitgliedern; Grünekloof im Kap-Distrikt, mit 317 Mitgliedern; Enon am Witterivier, mit 149 Mitgliedern.

VII. Im russischen Reiche. Anfang einer Mission von Sarepta aus, um die Kalmücken zu bekehren [13]). (*Ludwig Schaaff.*)

BRÜEL, Stadt im Großherz. Mecklenburg-Schwerin, mecklenburger Kreise; 3 M. südl. von Wismar und 4 M. nordöstl. von Schwerin, hat 139 Häus. mit 1010 Einw., 1 Kirche und 1 Armenhaus. Unter den Gewerbe treibenden Einwohnern sind viele Weber. (*Haan.*)

BRÜGGE, Hauptstadt der niederländ. Prov. Westflandern und eines Bezirks von 25,[20] □Meilen, worauf in 7 Kantonen und 76 Gemeinden, 156,079 Einw. leben. Sie liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene, etwa 1½ Meilen von dem Meere, hat keinen Fluß, wol aber viele Kanäle, die aus der ganzen Provinz hier, als im Mittelpunkte sich conzentriren, und wovon 2 Kanäle, der von Sluys nach N., der von Ostende nach W. die Stadt mit dem Meere in Verbindung setzen; letztrer trägt Fahrzeuge von 200 bis 300 Tonnen. Sie ist mit unhaltbaren Mauern umgeben, aus welchen 7 Thore führen, 250 Straßen, 6 öffentliche Plätze, worunter aber keiner imponirt, die Überreste einer Kathedrale, dem heil. Donat geweiht, wovon nichts mehr als die Wände stehen; 6 Pfarrkirchen, worunter die Nôtre Dame durch ihren hohen Thurm, der selbst Schiffern zum Wegweiser dient, durch die Gräber Karls des Kühnen und seiner Erbin Marie, die S. Sauveur, S. Wallburgis und des Dunes sich durch bessern Geschmack auszeichnen, 32 andre vormalige Klosterkirchen und Kapellen, mehre milde Stiftungen, Hospitäler-, Waisen- u. Beguinenhäuser, 1 großes Zuchthaus, verschiedne öffentliche Gebäude, worunter das Rathhaus von gothischer Bauart, der schöne Justizpalast in neuem Geschmacke, der bischöfliche Palast sich auszeichnen, und gegen 6000 Häuser, die 1815. 34,245 Einw. enthielten. Brügge ist der Sitz der Provinzial- und Bezirksautoritäten, sie hat 1 Handelstribunal, 1 Maler-, Bildhauer- und Bauakademie, die eine kleine Bildergallerie und darin noch 2 Stücke von Joh. v. Eick besitzt, 1 Ackerbaugesellschaft, 1 Bibliothek von 6000 Bänden, mehre geringe Schulen und 1 botanischen Garten. Obgleich Industrie und Handel lange das nicht mehr sind, was sie zu den Zeiten der Hanse waren, wo Brügge neben London und Novogrod für die dritte Handelsstadt Europens galt, so sind beide doch noch nicht ausgestorben; der Spitzenerwerb ist so bedeutend, daß er 5000 bis 6000 Klöpplerinnen in Nahrung setzt, es werden points de Paris, points de Valenciennes und points d'Alençon, auch etwas Spitzenzwirn verfertigt, doch zu den feinsten der Cortryker Zwirn genommen. Der Brügger Barchent behauptet seinen alten Ruf; außerdem werden Siamoisen, gedruckte Kattune, Vlamink (ein grobes Halbzeug aus Wolle und Baumwolle), Brugsche Fabrik (ein grobes wollnes Zeug von verschiednen Farben) und etwas Kamelott und wollne Strümpfe gemacht, auch Twist und Wollengarn gesponnen; man unterhält 2 Amidomfabriken, 8 grüne Seifensiedereien, einige Zuckersiedereien, worunter die von Ferdabbel Fils die älteste und berühmteste, Schnupf- und Tabaksfabr., die doch blos einheimisches Gut verarbeiten, 8 Brantweinbrennereien, 12 bis 15 Ölmühlen, 1 Fajencefabrik, 1 Glockengießerei, berühmte Blaufärbereien und Schiffswerfte. — Brügge ist Flanderns älteste Handelsstadt: als Balduin von Flandern den byzantinischen Thron bestieg, setzte er sein Brügge mit allen Handelsstädten des mittelländischen Meers in Berührung; seine Wollenzeug- u. Tuchwaren, die damals 50,000 Menschen ernährten, wurden in der ganzen Levante, in den südlichen und nördli- Häfen gesucht. Brügge erreichte zu Anfang des 14. Jahrh. seinen höchsten Flor, und verlor ihn erst gegen Ende desselben, nachdem Brügger Auswanderer ihre vaterländische Manufaktur auch in andern Ländern verbreitet hatten und der Welthandel eine andere Richtung nahm. Doch nahm sie noch immer einigen Antheil daran und macht auch in den neuesten Zeiten noch gute Geschäfte in inländischen Produkten, besonders Korn, Flachs, Hanf, Hülsenfrüchten, Kleesamen, Rübsaat und Öl, vorzüglich aber in Leinwand, die der Landmann hier zu Markte bringt, und die von mittlerer und ordinärer Qualität theils roh, theils gebleicht ist, und in Toiles carreaux und Zingas, die bisher nach Spanien und dem mittägigen Frankreich gingen. Ihr Hafen oder Bassin liegt an dem Ostender Kanale und ist so geräumig, daß er über 100 Schiffe fassen kann; aus diesem kommunizirt sie mit Ostende, das ihren eigentlichen Seehafen ausmacht. Weniger wird der Sluyserkanal gebraucht, welcher in die Westerschelde ausläuft; durch den Genterkanal steht sie mit dieser Stadt und mit Antwerpen in directer Verbindung. Mehre Magazine umgeben das Bassin. Ihre Börse soll die älteste in Europa seyn; die Versamlung der Kaufleute geschah nämlich vor Jahrhunderten in einem Hause, das einer Familie van der Beurs zuständig war. Sie besitzt gegen 100 Balander oder große Boote, die zu der Kanalfahrt eingerichtet sind und über 100 Tonnen tragen. Sie hält am 4. Mai und 1. Okt. messenähnliche Märkte, die 15 Tage stehen, außerdem 2 Vieh- und Pferdemärkte. — Brügge ist keine sehr alte Stadt, ihr

13) Kurzgef. hist. Nachr. S. 1 — 17. Nachrichten aus der Brüdergemeine für das Jahr 1823. 1s Heft. Danach waren 1822 auf 33 Missionsplätzen zusammen 171 Personen, theils als Missionäre, theils als Gehilfen angestellt.

Ursprung reicht wol nicht über das Mittelalter hinaus, indeß spielte sie schon früh in der Flandrischen Geschichte eine bedeutende Rolle und erhob sich zu deren ersten Handelsstadt, 1430 stiftete Philipp der Gute, Herzog von Burgund, hier das goldne Vließ, und 1559 Paul IV. ein Bisthum, das aber unter der franz. Herrschaft eingezogen wurde. Mehre Gelehrte nennen sie ihre Vaterstadt, wie der Astronom Rudolf von Brügge, der Belletrist Peter Pontan, und der Mathematiker Hubert Hautschils; Johann van Eick war der Erfinder der Oelmalerei, Ludwig Bercker der Diamantenschleiferei. (*Hassel.*)

Brügge. **Bisthum.** Zu den neuen Bisthümern, welche Philipp II. in den Niederlanden 1559 errichtete, gehört auch **Brügge**. Seine Diöces war früher dem Bisthume Tournai angehörig, mit Ausnahme eines kleinen nördlichen Theils, der Utrecht zustand; Metropolit wurde Mecheln. Die Errichtungsbulle Pius IV. ist vom 11. März 1560*). Es werden dem Sprengel, außer dem Bischofssitz, 138 Orte zugewiesen, wovon aber später überhaupt nur noch 128 Pfarrkirchen übrig waren; so wie derselbe anfänglich, außer dem Archipresbyterat von Brügge, in sieben Dekanate, wahrscheinlich so begränzt gelassen, wie sie unter Tournai waren, Oudenberch, Thorout, Ghistel, Kosselaere, Ardenborch, Damme und Sluys vertheilt war. Allein letzteres ging an die Generalstaten der vereinigten Niederlande verloren, daher später nur 6 Dekanate vorhanden waren. — Nach den in der erwähnten Bulle genannten Orten begriff dieses Bisthum den nordöstl. Theil Flanderns und wurde begränzt von der Nordsee, der Wester-Schelde wo Utrecht, wie im Westen, wo das Bisthum Ypern sich anschloß, von der Yper. Die südliche Gränze, wo Gent Nachbar, läßt sich, ohne für den gegenwärtigen Zweck zu umständlich zu werden, nicht in eine Übersicht fassen. Eine gute Darstellung nach den Dekanaten findet sich auf der Karte: **Centrones A. Grudii in Morinis Les evesches de Gand et de Brugges, par N. Sanson à Paris 1679** und übrigens eine kurze Nachricht in der **Gallia christiana T. V. p. 241.** Der Bischof war Erbkanzler von Flandern. Die Revolution zerstörte dies Alles und Pius VII. hob das Bisthum durch die Bulle vom 3. Decbr. 1801 förmlich auf, und legte den Sprengel zu dem neuerrichteten Bisthum Gent**). (*Delius.*)

BRÜGGEMANN (Otto), geboren zu Hamburg am 29. Febr. 1600, erlernte die Kaufmannschaft, trieb in der Folge einen Tuchhandel, machte dabei sehr bedeutende Reisen und erwarb sich mancherlei Kentnisse. Als er aber zuletzt in seinem Handlungsgeschäft unglücklich war, wendete er sich nach Gottorp und erlangte daselbst das Vertrauen des damaligen Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp in solchem Grade, daß er zum Mitgliede einer wichtigen Gesandtschaft in den Orient ernant wurde. Der von Brüggemann angeregte oder doch zur Reife gebrachte Plan des Herzogs ging dahin, in seinem Lande (zu Friedrichsstadt) einen Stapel für die persischen und ostindischen Waren zu errichten, welche bisher durch das türkische Asien über das mittelländische Meer verführt worden waren, künftig aber den Weg über das caspische Meer, durch das russische Gebiet nehmen sollten. Die Gesandtschaft, welche mit den Höfen von Rußland und Persien zu unterhandeln beauftragt war, bestand aus zwei Abgeordneten, Martin Crusius und Brüggemann und einem Gefolge von beinahe hundert Personen, worunter sich der berühmte teutsche Dichter Paul Flemming in der Eigenschaft eines Gesandtschaftsarztes, und die beiden bekannten Reisebeschreiber, Adam Olearius und von Mandelslo, ersterer als Gesandtschaftsrath und Secretär, letzterer als Gesandtschaftscavalier befanden. Die Gesellschaft reiste am 22. Oct. 1633 aus Holstein ab, und gelangte erst Anfangs August 1635 über Moskau nach Ispahan, welches sie nach einem mehr als 3jährigen Aufenthalt am 21. December 1638 wieder verließ und darauf am 1. August 1639 nach Gottorp zurückkam. Hier erwartete den Gesandten Brüggemann ein unglückliches Loos, nicht sowol durch den erfolglosen Ausgang der Gesandtschaft an sich — denn sein Mitgesandter Crusius blieb ohne Vorwurf und Strafe — als durch das sonstige verkehrte Betragen desselben auf der Reise veranlaßt. Abgerechnet daß er zu Moskau eigenmächtig für den Herzog Verpflichtungen übernahm, die dieser nachher verweigern mußte, wie eine jährliche Zahlung von 600,000 Thlr., hatte er sich besonders während seines Aufenthalts in Persien, und selbst am Hofe und unter den Augen des persischen Königs, in vielen Fällen so insolent, unüberlegt und gewaltsam benommen, daß durch sein Betragen das Interesse seines Herrn in hohem Grade verletzt und die ganze Gesellschaft mehrmals der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt wurde. So bemächtigte er sich z. B. gleich bei seiner Landung am persischen Ufer des caspischen Meers des Schiffbauholzes, welches der König mit großen Kosten dorthin hatte schaffen lassen, und verbrauchte es, trotz des Widerspruches der Perser, zu Lavetten für seine Kanonen. Einen von ihm verfolgten Hofjunker seiner Begleitung, der sich auf eine Freistätte im Hofe des königl. Palastes geflüchtet hatte, versuchte er sogar unter den Augen des Königs mit Gewalt diesem geheiligten Zufluchtsort zu entreißen. Der König (Schah Sefi), der die Gesandtschaft übrigens mit allem Wohlwollen behandelte und es an Ehrenbezeigungen und Geschenken nicht fehlen ließ, wurde durch diese und ähnliche Insolenzen dergestalt aufgebracht, daß er kaum von blutigen Maßregeln gegen die Teutschen zurückgehalten werden konnte. Brüggemann, der seine Strafbarkeit selbst fühlte, würde vermuthlich den Untergang seiner Begleiter gern gesehen haben, um vor ihren Anklagen gesichert zu seyn. Nach seiner Rückkehr trat nicht allein der ihn begleitende persische Gesandte mit einer Rüge seines unanständigen Betragens am Hofe von Ispahan auf, sondern der Legationsrath Olearius stellte auch eine förmliche Klage wider ihn an. Der Herzog ließ ihn daher am 1. December 1639 verhaften und ihm vor dem Criminalgericht zu Schleswig den Prozeß machen. Nach genauer Untersuchung wurde er zum Strange verurtheilt, weil er, wie es in der Sentenz hieß, viele tausend Thaler fürstl. Gelder veruntreuet, falsche Rechnung geführt, seines Prinzipalen Befehl öfters überschritten, dessen an hohe Ver-

*) *Mineus* Op. T. 2. p. 903. Gallia Christ. T. V. u. X. S. 362 der Beilagen. **) *Recueil* des bulles de Pape Pie VII. Paris 1802. S. 42. 44. 62.

sonen abgefertigte Briefe erbrochen und verfälscht, hingegen andere an denselben gestellte wichtige Schreiben hinterhalten und eröffnet, über dieses sich mit Ehebruch*), vorsetzlichem Todtschlage und ärgerlichem Leben besudelt u. s. w. Der Herzog milderte seine Strafe in die des Schwertes, mit welchem er am 5. Mai 1640 zu Gottorp hingerichtet wurde. Vor seinem Tode erkannte er reuevoll die Strafbarkeit seines Betragens und ging dem letzten Augenblick mit ungemeiner Fassung und Standhaftigkeit entgegen**). (*Rese.*)

BRÜGGEMANN (Ludw. Wilh.), königl. preuß. Consistorialrath und Hofprediger bei der Schloßkirche in Stettin, geboren den 1. März 1743 zu Jakobshagen in Hinterpommern, wo sein Vater Präpositus war. Auf der Hochschule zu Frankfurt an der Oder, vornehmlich durch Töllner, zum geistlichen Stande vorbereitet, wurde er schon in seinem 22. Jahre Prediger zu Gielsdorf und darauf Feldprediger in Berlin. Das zuerst genannte Amt in Stettin bekleidete er seit 1772, und als er 1815 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte, verlieh ihm der König den rothen Adlerorden dritter Klasse. Er starb an seinem Geburtstage, den 1. März 1817, nicht nur wegen gewissenhafter Verwaltung seiner Ämter, sondern auch wegen seiner literarischen Verdienste hochgeachtet. In der letzten Beziehung wurde er am bekanntesten durch seine Beschreibung der Stadt Stettin. Stett. 1778. gr. 4.[1]) Seine ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der königl. preuß. Herzogthümer Vor- und Hinterpommern. Ebend. 1779—84. 2 Thle. in 3 Bdn. gr. 4. und seine Beiträge zu der ausführlichen Beschreibung der königl. preuß. Herzogthümer Vor- und Hinterpommern. Ebend. 1800—5. 2 Bde. gr. 4., in ihrer Art klassische Werke, wie sie wenige teutsche Staten aufzuweisen haben, durch die er sich um die Topographie, Statistik und ältere Geschichte seines Vaterlandes höchst verdient machte[2]). Eine in ihrer Art ebenfalls verdienstliche, die Resultate 20jähriger Forschungen enthaltende, Arbeit ist sein View of the english editions, translations and illustrations of the ancient greek and latin authors, with remarks. Stettin 1797. gr. 8. worin er mit seltener Genauigkeit alles verzeichnet, was Großbritannien und Irland seit Erfindung der Buchdruckerkunst für die griechische und römische Literatur geleistet haben. Nach chronologischer Ordnung beginnt er mit den sibyllinischen Büchern, und endet mit dem vom Patriarchen Cyrillus Lucaris im ersten Drittheil des 17. Jahrhunderts gefertigten, und 1629 zu London auch lateinisch abgedruckten Glaubensbekenntnisse die griechische Literatur. Die römische beginnt mit den Fragmenten des Livius Andronikus, und endet mit dem, was im 9. Jahrh. von oder über König Alfred geschrieben worden ist. Nicht befriedigt durch das, was er geleistet hatte, dem auch engl. Kritiker ihren Beifall nicht versagen konnten, unternahm er eine literarische Reise durch einen großen Theil von Teutschland, und sammelte in öffentlichen und Privatbibliotheken die Materialien zu dem reichhaltigen Supplement to the view of the engl. edit. etc. Stettin, 1801. 8.[3]). Außer den bisher genannten Schriften gab er einen Anhang neuer Lieder, zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienste in der königl. Schloßkirche zu Stettin. Stettin, 1776. 8. heraus, und war in frühern Jahren Mitarbeiter an der allgem. Literatur-Zeitung[4]). (*Baur.*)

BRÜGGEN, 1) Städtchen an der Schwalm, mit einem Schlosse, erbaut vom Grafen Vincenz v. Mörs, im Kreise Kampen, Reg.-Bez. Düsseldorf, mit 520 Einw. (*Heyse.*) 2) Ein Pfarrdorf am rechten Ufer der Leine, worüber eine Brücke führt, in dem Amte Gronau der hannöv. Provinz Hildesheim, hat 1 schönes Landgut der Familie von Steinbergen, 88 Häus. und 810 Einw., und gegenüber auf dem linken Ufer des Flusses an der hannöverischen Heerstraße 1 Posterpedition und Gasthof. (*Hassel.*)

BRÜHL, kleine Stadt im preußischen Reg.-Bez. Köln, mit einem vom Kurfürsten Klemens August von Köln 1725 neu erbauten Lustschloß Augustusburg, gegenwärtig zu einem kathol. Schullehrer-Seminar für die Reg.-Bezirke Aachen, Düsseldorf, Koblenz und Köln eingerichtet. Brühl enthält 278 Häuser und 1546 Einwohner. (*Heyse.*)

BRÜHL (Heinrich Reichsgraf v.). Dieser als Günstling des Glücks ausgezeichnete königl. poln. und kurfürstl. sächs. Premier- und dirigirende Kabinetsminister wurde auf seinem väterlichen Stammhause Gangloff-Sömmern bei Weissensee in Thüringen am 13. August 1700 geboren. Sein Vater, S. weißenfelsischer geheimer Rath, war nicht vermögend genug, seinen 5 Kindern eine angemessene Erziehung zu geben. Dieser Sohn trat daher als Page in die Dienste der Herzogin Elisabeth von Weißenfels, die sich zu Leipzig aufhielt. Durch ihre Fürsorge erhielt er seine Ausbildung in den gewöhnlichen gymnastischen Künsten und Sprachen, und von Natur durch ein angenehmes Äußere und einschmeichelndes Benehmen ausgestattet, wußte er sich deren Gunst in hohem Grade zu erwerben. Bald gewann er auch die Gnade des Königs August II. Unter dessen Pagen aufgenommen, wurde er bald Leibpage, und begleitete den König auf allen Reisen. Auch ging er bald vom Kammerjunker zum Kammerherrn über, und erhielt seit 1731 mehre Statsämter und zwar, wiewol er darauf nicht vorbereitet seyn konnte, im Steuerfache. Jetzt starb der König (am 1. Febr. 1733) zu Warschau. Mit der Verwahrung der Krone und der Reichskleinodien Polens beauftragt, eilte er mit diesen Schätzen nach Dresden zu dem künftigen Nachfolger, und sicherte

*) Er hatte besonders mit den feilen Töchtern der armenischen Christen Unzucht getrieben und dadurch die dortigen Mönche und die ganze Nation aufgebracht. **) S. Olearii Reisebeschreibung (Schleswig 1663 fol.) an vielen Stellen. Theatrum europ. Bd. 4 S. 167. Biographien hingerichteter Personen, 2r Theil (Nürnberg 1791) S. 217—40, wo auch die übrigen Quellen angegeben sind.

1) Sie war eigentlich nur der Vorläufer der ausführl. Beschreibung, und ist in dieser (Th. 1. S. 12—169) wieder abgedruckt. 2) S. die ausführlichen Anzeigen in der allgem. teutschen Bibl. Bd. 42. S. 346—59. Bd. 60. S. 506—10.

3) Vergl. von dem ganzen Werke, die neue allg. teutsche Bibl. Bd. 36. S. 376—80. Bd. 75. S. 513—16. 4) Beckers Nationalzeitung 1817 April 307. Zeitung für die elegante Welt 1817. Nro. 68. Hall. Lit. Ztg. 1817. Nro. 79.

diesem die Thronfolge Polens zu, so bestritten sie auch war. Dadurch und durch die Gewinnung der Freundschaft des Grafen Sulkowski, des Lieblings August III. mit welchem er sich in das Ministerium theilte, erwarb er sich die Gnade des neuen Regenten in dem Grade, daß er diesen allmälig vollkommen beherrschte. Auch sicherte er sich seine Lage durch die Verehelichung mit der würdigen Gräfin von Kollowrat, deren Mutter Oberhofmeisterin der Königin war. Durch dieses Verhältniß und den daraus entstandenen Einfluß auf die Königin, bewirkte er die Entlassung des Grafen Sulkowski, der seinen Planen entgegenstand. Jetzt (1738) wurde er Premierminister. Sorgsam wurde vom Könige Jeder entfernt, der dem Minister schädlich werden konnte, und so durfte er mit den Einkünften wirthschaften, wie es ihm beliebte. Ungeheure Summen verwendete er auf des Königs, noch mehr auf seinen eigenen Hofstat, zu welchem 200 Bediente und eine Garde gehörten; Tafel und Garderobe waren glänzend; auch legte er eine bedeutende Bibliothek an, die nachher mit der kurfürstl. vereinigt wurde. Durch diese Verschwendung kam es dahin, daß beim Ausbruche des 7jährigen Krieges, als Friedrich II. 1756 in Sachsen einfiel, das Land nur 17,000 Mann aufzustellen hatte, die sich aus Mangel in dem Lager von Pirna ergaben, und daß der König und sein Minister nach Warschau flüchten mußten, wo sie bis zum Hubertsburger Frieden blieben. Indessen hatte Brühl auch für sein Glück in Polen gesorgt. Durch den Übertritt von der evangelischen zur katholischen Religion, und durch einen Stammbaum, in welchem er seine Abkunft von einem Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, darthat, hatte er seinem Plane vorgearbeitet, in Polen Güter zu erwerben, und Kronämter zu erhalten. So kaufte er zu den bereits in Sachsen erworbenen Gütern mehre Herrschaften in Polen, wozu noch nach dem Tode der Königin, — deren frühere Gnade er schlecht genug damit vergalt, daß er ihr, um sich zu halten, das Vertrauen ihres Gemals raubte, — die Starostei Zips als Geschenk des Königs kam. Auch bekleidete er mehre Kronämter in Polen und wußte deren seinen Söhnen zuzuwenden. Aber kaum wieder durch den Frieden von Hubertsburg zur Ruhe gelangt, und nach Dresden zurückgekehrt, starb der König am 5. Oct. 1763, Brühl aber, schon längst kränklich, am 28. dess. Monats. Nun wurden zwar, auf Befehl des damaligen Administrators, Prinzen Xaver, Brühl's Güter in Beschlag genommen, und eine Untersuchung seiner Verwaltung eingeleitet; da indessen Br. klug genug gewesen war, alle seine Anordnungen durch die Unterschrift des Königs autorisiren zu lassen, endigte sich diese Untersuchung damit, daß die Söhne alle Güter des Vaters erbten [1]). Von diesen 4 Söhnen [2]) läßt sich fast nur Gutes sagen. Von einer liebe- und einsichtsvollen Mutter streng erzogen, zeichneten sich alle durch Bildung, Kentnisse und Menschenfreundlichkeit aus. *(H.)*

Der älteste von ihnen war:

Friedrich Aloys, am 31. Juli 1739 zu Dresden geboren. Nicht zufrieden mit den Fortschritten, welche der von vielen geschmeichelte Sohn des Ministers auf der Universität zu Leipzig machte, schickte die Mutter ihn nach Leyden, wo er den Grund zu seinen nachherigen bedeutenden Kentnissen legte. Im 19. Jahre wurde er auf Betrieb seines Vaters polnischer Kron-General-Feldzeugmeister. Er durchreiste den größten Theil Europa's, nicht ohne bedeutenden Aufwand, und wohnte einigen Feldzügen des 7jährigen Kriegs als Freiwilliger in der kaiserl. Armee bei. Nach dem Tode Königs August III. verlor er seine ansehnlichen Kriegsbedienungen in Polen und Sachsen, söhnte sich jedoch mit dem König Stanislaus wieder aus, und erhielt zu der Kronfeldzeugmeisterstelle, die er allein behalten hatte, noch die Würde eines Starosten und Gouverneurs von Warschau und Kaminiec. In den letzten acht Jahren lebte er, von Geschäften zurückgezogen, zu Pförten, dem brühlischen Majorat in der Niederlausitz, seinem Lieblingsaufenthalt, und befand sich hier so wohl, daß er aller Anträge ungeachtet, nicht nach Warschau zurückkehren und an der neuen Konstitution thätigen Antheil nehmen mochte. Er starb an einem Schlagflusse den 30. Januar 1793 zu Berlin, wo er seinen Bruder Karl, den preuß. General-Lieutenant und Oberhofmeister, besuchte. Er konnte in vieler Hinsicht für das Ideal eines gebildeten und liebenswürdigen Welt- und Geschäftsmannes gelten. Sein Äußeres war in hohem Grade männlich schön, seine Gesichtsbildung so angenehm, sein Auge so freundlich, seine Miene so heiter und entgegenkommend, daß Jedermann im Voraus für ihn eingenommen wurde. Er besaß eine bewundernswürdige Leibesstärke, spielte alle gymnastischen und gesellschaftlichen Spiele und kannte das Gebiet der mechanischen Künste in seltenem Umfange. Er verstand mehre Sprachen, war Dichter, Zeichner, Maler und Musiker, letzteres zumal in nicht gemeinem Grade. Seine mathematischen Kentnisse waren sehr ausgebreitet, besonders in der Artillerie und der dazu gehörenden Luftfeuerwerkerei. Er hatte unerkant fast ein Jahr lang in der Stückgießerei zu Augsburg gearbeitet und hier viele Vortheile und Handgriffe dieses Gewerbes kennen gelernt, die er nachher in der Stückgießerei zu Warschau benutzte. Überhaupt that er zur Verbesserung der polnischen Artillerie, deren Chef er war, ungemein viel. Er lebte sehr mäßig, trank gewöhnlich nur Wasser, und hatte eine sonderbare Gewalt über den Schlaf, den er sowol mehre Nächte ohne Schaden entbehren, als auch anticipiren konnte. Seine Thätigkeit war bewundernswürdig. Er liebte die Geselligkeit, war stets mit Menschen umgeben und gefiel sich, obwol mit allen Talenten für das höhere Weltleben begabt, doch auch in den niedern Kreisen der Gesellschaft. Sein menschenfreundlicher Charakter erwarb ihm allgemeine Liebe und Achtung. Das Äußere des katholischen Gottesdienstes beobachtete er genau, bei übrigens höchst toleranter Gesinnung. Eigen war ihm ein gewisser Leichtsinn, ein Hang zur Veränderlichkeit und Nichtachtung des Geldes. Er war immer voll von Planen, und sprang schnell von einem zum andern über. In jedem Fache, dem er sich mit ungetheilter Kraft gewidmet hätte, würde

1) Vgl. Leben und Charakter des Gr. v. Brühl. (O. Dr.) 1760—61. 2 Thle. und Hirsching's hist. lit. Handb. 1 Bd. 3 Abth. 2) Denen eine 1736 geborne, 1750 mit einem poln. Grafen vermählte Schwester voranging.

er Großes geleistet haben. — In der literarischen Welt hat er sich durch mehre Schriften bekant gemacht. Die Samlung seiner Dramen (theatralische Belustigungen von A. F. Gr. von B. 5 Thle. Dresden 1785—90. 8. mit des Verfassers Bildniß) enthält theils Originale, theils Nachahmungen franz. Vorbilder von Sedaine, d'Arnaud u. a. Er schrieb sie ursprünglich zum Behuf seines Privattheaters zu Pförten, auf dem er selbst manche Rollen mit großer Kunst und Wahrheit darstellte. Sie sind auch auf größern Theatern zum Theil mit Beifall gegeben worden, tragen indeß die Spuren der Eilfertigkeit und mangelnden Feile an sich. Der Gang dieser Dramen ist größtentheils rasch, der Dialog lebhaft, aber die Charaktere oft nur skizzirt und was in Handlung hätte gesetzt werden sollen, wird häufig nur erzählt. Der Verfasser, der die vornehme Welt so gut kannte, wählte gleichwol seinen Stoff immer aus den niedern Regionen der Gesellschaft. Unter B's übrigen anonymen Schriften verdient besonders die nicht in den Buchhandel gekommene Abhandlung über die Duelle, Pförten 1786. 8. genant zu werden. Er übersetzte auch Meißner's Alcibiades ins Französische, obwol ohne Glück, und hinterließ im Manuscript verschiedene tactische Schriften [3]). (*Rese.*)

Der zweite Sohn war Karl (Adolf), 1742 geboren, zuerst als kursächs. General-Lieutenant und Chef der Carabinier-Garde, nachher aber als königl. preuß. General-Lieutenant und Oberhofmeister des Kronprinzen angestellt, durch wissenschaftliche Bildung und insonderheit Sprachkentnisse ausgezeichnet. Er starb 1802.

Der dritte Sohn (Albrecht) Heinrich, geb. 1743, Malthesеr-Ritter und kursächs. Kammerherr und Oberster, war nachher Gesandter am baierischen Hofe und, eben zum Gesandten in London ernant, als er 1792 starb. Man rühmt an ihm besonders astronomische Kentnisse [4]).

Der vierte Sohn war Hans Moritz (auf Seifersdorf), geboren zu Dresden 1746, ehemaliger Oberster in franz. Diensten und als solcher Bearbeiter verschiedener militärischer Schriften [5]), nachher kursächs. Kammerherr, und seit 1789 königl. preuß. Gen.-Chausseebau-Intendant in der Mark Brandenburg und Pommern, auch seit 1796 Oberst von der Suite zu Potsdam, gest. 1811. — Seine Gemalin Joh. Margaretha Christiane, geb. von Schleierweber und Friedenau, (geb. zu Maubeuge 1756, gest. zu Berlin 1816) eine geistreiche Frau, die mit den bedeutendsten Personen ihrer Zeit in Briefwechsel stand, machte sich außer einigen ästhetischen Aufsätzen in Zeitschriften sehr vortheilhaft bekant als Gegnerin des durch Witz und Scharfsinn ausgezeichneten Fürsten von Ligne in Hinsicht des Katholicismus in der anonym erschienenen: Philosophie des Katholicismus von dem Fürsten v. L. mit einer Antwort der Gräfin M. v. B. und einer Vorrede des Herrn Dr. Marheinecke a. d. Franz. übers. (Berl. 1816. gr. 8.) [6]).

Wohl zu unterscheiden ist von diesem vierten Sohne des ehemaligen sächs. Premier-Ministers der, gleiche Vornamen führende Neffe jenes Ministers, Hans Moritz Graf von Brühl auf Martins-Kirchen, kursächs. wirkl. geh. Rath und außerordentlicher Gesandter zu London, ein Sohn des 1760 verstorbenen königl. poln. und kursächs. wirkl. geh. Rathes und Landes-Hauptmanns F. W. Grafen v. Brühl, auf Martins-Kirchen, Bedra und Wartenburg. Er wurde zu Wiederau [7]) am 20. Dec. 1736 geboren, und studirte 1750—54 zu Leipzig, wo er mit Gellert in sehr freundlichen Verhältnissen stand [8]). Früh gebildet ging er bereits im 19. Jahre 1755 nach Paris, wo er wichtigen Antheil an den gesandtschaftlichen Arbeiten seines Hofes nahm, (vorzüglich auch durch Unterstützung seiner Landsleute bei dem damal. Kriege) und wurde dann 1759 nach Warschau berufen, wo er, durch seinen Oheim, zum Kammerherrn und Landeshauptmann in Thüringen ernant wurde. Im Jahre 1764 ging er als außerordentlicher Gesandter nach London, wo er, nachdem er noch 1778 zum wirklichen geh. Rathe ernant worden, und eine Reise nach seinem Vaterlande gemacht hatte, im J. 1809 (am 9. Jun.) starb, nachdem er sich zweimal mit Töchtern hoher Familien vermält hatte [9]). Durch seine Recherches sur divers objets de l'Economie politique (Dresd. 1781) und seine Aufsätze in der Canzler-Meißnerschen Quartalschrift über das englische Finanzwesen bewies er seine Einsichten in die Statsökonomie; noch mehr Verdienste erwarb er sich aber um die Astronomie, die er leidenschaftlich liebte, nicht nur durch eigne Arbeiten, sondern auch durch unermüdliche Beförderung dieses Studiums durch Andere. „Welchem Astronomen, Geographen und Seefahrer, — sagt über ihn Herr von Zach — sind die glücklichen Bemühungen, die rastlosen Verwendungen, die unzähligen Aufmunterungen unbekant, wodurch der Graf die Chronometrie emporgehoben, gegen Parteigeist verfochten, und nicht ohne die schwierigsten und verdrießlichsten Hindernisse bekämpft und besiegt hat. Es ist mit wenig Worten viel und alles gesagt, und volle Wahrheit: „Ohne einen Grafen von Brühl wäre der bedrückte Th. Mudge untergelegen, ohne einen Grafen von B. wäre nie ein Jos. Emery geworden!" — „Welche Einsichten der Graf — fährt dieser Kenner fort — in der höhern Uhrmacherkunst, welchen Antheil er an ihrer Vervollkommnung gehabt, kann man aus dem in Mudges Descr. of the Time-Keeper befindlichen wichtigen Briefwechsel des Grafen mit diesem großen Künstler, so wie aus mehren einzelen Abhandlungen über

3) S. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. 2. S. 24—66. Otto's Lexicon der oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler. Bd. 1. Abth. 1. S. 151—53. Jörden's Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 228—234. Bd. 5. S. 787—88 und Meusel's Lexicon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 1. S. 625—27.
4) Vielleicht findet aber hier in Nachrichten, die insonderheit von seinen Verhältnissen zu Gellert und von seinen Untersuchungen über die Meereslänge sprechen, eine Verwechselung mit dem nachher aufzuführenden Hans Mart. Grafen v. Brühl auf Martinskirchen statt.
5) S. Meusels gel. Teutschl. 5. Afl. 1. Bd. u. Nachtr.

6) Aus dieser Ehe stammt als einziger Sohn der verehrte General-Intendant der königlichen Schauspiele zu Berlin, Karl Friedr. Mor. Paul, R.Gr. v. Brühl, geb. 1772.
7) Nicht zu Dresden, wie frühere Nachrichten angeben.
8) Außer Gellert's Ode bei seinem 14. Geburtstage, zeuget für dies Verhältniß die in Gellert's Schriften aufgenommene Correspondenz mit ihm 1754—61.
9) Aus der ersten Ehe stammt ein bei der Leibgarde angestellter Sohn, und eine mit einem Herrn Scott verehlichte Tochter.

das freie Stoßwerk in Zeitmessern ersehen. Mehre sorgfältig geführte Tagbücher über den Gang dieser außerordentlichen Kunstwerke, welche der Graf selbst mit großer Genauigkeit auf beiden Sternwarten zu London und zu Harefield beobachtete, hat er der gelehrten Welt vor Augen gelegt. Dieselben Zeithalter hat er auch zu einer Menge geogr. Ortsbestimmungen, sowol auf einer Reise von London nach Dresden, als auch im Innern von England und längs der südlichen Seeküste von London bis Landsend angewandt." — Auch rühmt Herr von Zach im Allgemeinen (ohne genauere Angabe) noch mehre andere sinnreiche Erfindungen, Anordnungen und Verbesserungen des Grafen an verschiedenen astron. Werkzeugen, so wie die unzähligen mit bewundernswürdiger Genauigkeit angestellten, in den philos. Transact., in den Commentaren der St. Petersburger Akad., in Bode's astron. Jahrb. u. a. mitgetheilten Beobachtungen und andere Aufsätze [10]). (*Ersch.*)

Brueis, s. **Brueys**.

Bruen (Ant.), s. **Brun**.

BRÜNEL ob der Röhrnau (Dobra Woda) böhmischer Markt, im budweiser Kr., zur Herrschaft Gratzen gehörig, mit einem Heilbad, 4½ St. von der Post Kaplitz. (*André.*)

BRÜNINGS. Außer zwei Theologen dieses Namens, 1) Christian Brünings, geb. zu Bremen am 16. Januar 1702, gestorben zu Heidelberg als Dr. und Professor der Theologie, Verfasser eines compendium antiquitatum graec. (Frankfurt am Main 1734. 8. N. A. 1745—59), eines erst nach seinem Tode erschienenen compend. antiquit. hebr. (1765) und anderer Schriften; — und 2) Gottfried Christian Br. geb. zu Kreutznach 1727, und gestorben 1793, von dem man Predigten (1770) und Grundsätze der Homiletik (1776) hat*) — ist vorzüglich 3) der holländ. Wasserbaumeister Christian Brünings nennenswerth. Er wurde 1736 zu Neckerau in der Pfalz geboren. Frühzeitig mit den Vorbereitungs-Studien zum Wasserbau beschäftigt, kam er nach Holland, wo er 1769 zum Generalfluß-Inspector und späterhin zum Generaldirector aller See- und Fluß-Deiche ernant wurde. Er hatte Theil an allen wichtigen Commissionen des für Holland höchst wichtigen Wasserbaues, er leitete insonderheit die bessere Bedeichung und Abwässerung des Harlemer Meeres, so wie die bessere Bedeichung und Austiefung der sog. Oberwasser, über die er 1778 ein wichtiges Werk herausgab, die Umleitung des Waalstroms und des Kanals Pannerden etc. — Außer dem genannten Werke lieferte er mehre Abhandlungen in die Schriften der Harlemer Akademie und (1772) eine kleine Schrift über die Vortheile, dem See von Bewerwyck einen Ausfluß ins Meer zu verschaffen. Er starb im J. 1805**). (*H.*)

10) Vergl. die bis 1799 durch genaue Angabe der Lebensumstände ausgezeichnete Biographie des Grafen mit dessen Bildniß im August 1799 der geogr. Ephem. v. Zach S. 184—86. Meusel's gel. T. 5. A. 1. Bd. u. Nachtr.

*) Meusel's Lex. der v. 1750—1800 verst. Schriftst. B. 1.

**) Sein Zögling und Amts-Nachfolger Conrad lieferte auf ihn 1807 eine Denkschrift, welche den von der Regirung ausgesetzten Preis erhielt.

Bruniren, s. **Glätten**.

BRÜNN (Brno, Bruno), königl. und Hauptstadt von Mähren, Kreisstadt des brünner Kreises, in dessen Mitte an der Schwarza und Zwittawa, die sich hier vereinigen, und am Fuß des weit nach Böhmen in Norden und Westen sich verbreitenden Gebirges, und insbesondere am östlichen Fuß des 816 Schuh hohen Spiel-, und 600′ hohen Petersbergs (jetzt Franzenbergs)[1]), auf welchem letztern die bischöfliche und Domherren-Residenzen liegen, und an dessen Abhang sich die neuen Anlagen hinabziehen, ausgezeichnet durch einen Obelisk zum Andenken der leipziger Völkerschlacht im J. 1813[2]). Der Spielberg hat seit der franz. Invasion 1809, wo die Franzosen vor ihrem Abzuge einen Theil seiner Befestigungen zerstörten, aufgehört eine Festung zu seyn, ist aber eins der Hauptstatsgefängnisse der Monarchie. Sie selbst ist mit Wall und Graben umgeben[3]), liegt 19 Postmeilen von Wien, 9 von Ollmütz und Znaym, in einer angenehmen Gegend, mit 23 Vorstadtgassen, 1 Markt (Altbrünn), 1736 Häus. (davon in der eigentlichen Stadt 567), und 25,500 Einw., ohne Fremde[4]), Militär und Klostergeistlichkeit. Die eigentliche Stadt hat nur 1250 Klafter im Umfang, aber die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit aus. Vier Thore, (darunter das Judenthor das Hauptausgangsthor nach Wien, Prag und Ollmütz) 4 Hauptstraßen; (1 nach Wien mit Seitenstraße nach Znaym, 1 nach Ollmütz mit Seitenstraße über Austerlitz nach Ungarn; 2 nach Böhmen, eine nordwestlich über Iglau, die andere nördlich über Zwittau). Unter den 3 Plätzen ist der größte der Krautmarkt. Unter den Kirchen nimt die bischöfliche auf dem Petersberge die höchste Stelle ein. Die Jacobs-Pfarrkirche bewahrt das Denkmal des General Souches, des Vertheidigers Brünns gegen die Schweden (1644). Die Thomaskirche ist im schönen Gouvernementsgebäude (ehemaligen Augustinerkloster, das seit 1783 nach Altbrünn verlegt ward), zugleich der Sitz der meisten Landesstellen. Mehre andere schöne Kirchen, besonders die herrliche gothische zu St. Jakob. — Die Stadt ist der Sitz des Landesguberniums von Schlesien und Mähren und der gewöhnlichen östreich. Centralstellen und Oberbehörden der Provinz (Gubernium, Polizeidirection, Fiscalamt, Statsgüteradministration, Statsbuchhaltung, Kameralzahlamt, Münz- und Punziramt, Berggericht, Landes-

1) Auf diesen Anhöhen soll nach uralter Sage dem Perun ein Tempel errichtet gewesen, und daher der Name Brünn abgeleitet seyn, den andere von Quellen herleiten. 2) Hesperus 1818 Beil. 23. 24. 3) Sie ward immer als eine Feste betrachtet, 1428 von den Taboriten, 1645 von den Schweden belagert, (Archiv für Geographie Nro. 1—20 u. 52. 1816) und hielt 1742 die Preußen auf. Ja schon 1091 belagerte Wratislaw II. seinen Bruder den Markgrafen Conrad und sein Sohn Brzetislaw ließ den Feldherrn Zderad hier ermorden, ein Ereigniß, dessen Andenken eine wenig in die Augen fallende gothische Säule, die Zderads Säule (zugleich das älteste Denkmal Mährens), vor der Stadt, an der Stelle der Zwittawa, wo der Mord geschehen, noch bewahrt. (Morawia 1815. Nr. 17 etc. Man hat von diesem Denkmal mehre Abbildungen.) 4) Die eigentliche Stadt, ohne Markt und Vorstädte, die nicht unter dem Magistrat stehen, zählte 1821. 16,990 Einwohner ohne, und 18,818 mit Fremden, d. h. nicht zum eigentlichen Conscriptionsbezirk von Brünn gehörigen. (Hesperus 1814. Nr. 15. liefert den Stand von 1813.)

baudirection, Straßenbaudirection, Bücherrevisionsamt, Zollgefälleadministration und Hauptzollamt, Tabak- und Stempelgefälleadministration, Lottogefälleadministration, Oberdirection der allgemeinen Versorgungsanstalten für Findlinge, Wöchnerinnen, Kranke ꝛc. Oberpostamt, Postwagenexpedition, Tranksteueradministration, ständischer Ausschuß mit Zubehör, Generalcommando mit dem Judicio delegat. militare mixtum, Montursökonomie-Commission, Appellations- und Kriminalobergericht, Landrecht, Wechsel- und Mercantilgericht, bischöflichen Consistorium, Sitz des Bischofs, des Domstifts, Domänengesellschaft zu Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, mit einem Landesmuseum, in welchem ein bei Brünn gefundener sehr großer Elephantenzahn besonders sehenswerth ist; die Studien- und Wohlthätigkeitsanstalten (Lehnbank, Männer- und Frauenverein zur Versorgung der Armen, bischöfliches Seminar und theologische Lehranstalt, adliges und bürgerliches Damenstift, Gymnasium, Zucht- und Arbeitshaus, allgemeines Kranken-, Siechen-, Irren-, Findel-, Waisen- und Gebärhaus [5]), Krankenspitale der barmherzigen Brüder und Elisabethinerinnen); Sitz des Kreisamts, mit einem Mineriten-, Kapuziner-, Augustiner- und Ursulinerinnenkloster, einer Malthesercommende. Hier und in der Umgegend ist der Hauptsitz der feinern Tuch- und Kasimir-Fabrikation der östreich. Monarchie. In den Vorstädten bestehen 16 (sonst 20) Fabriken, die aber jetzt sehr herabgekommen sind, und dermalen (Mai 1823) nur auf 170 Stühlen Tuch, und auf 60 Kasimir arbeiten, etwa 8000 Stück Tuch, oder 190,000 Wiener Ellen à 5—9—13 Gulden Conv.; dann 2400 Stück Kasimir und ähnliche Zeuge oder 70,000 Ellen à 2—4 fl. Conv. aus 4000 Centnern Wolle im Jahr verarbeiten. Außerdem liefern noch 60 Tuchmacher auf 100 Stühlen 5000 Stück Tuch oder 120,000 Ellen à 3½—8 fl. Conv. aus 2400 Centnern Wolle. 40 Zeugmacher und 360 Kasimirweber (die aber auch Kanefas und andere Artikel fertigen) weben auf 360 Stühlen, 14—15,000 Stücke Kasimir und andere Wollzeuge oder 440,000 Ellen à 1½—3 fl. Conv. aus 3500 Centnern Wolle. Die Fabriken arbeiten fast alle mit eignen Maschinen, (darunter auch eine Dampfmaschine) und außerdem bestehen 15—20 Maschinenwollenspinnereien; — die Production ist noch immer größer, als die Consumtion. Der Hauptabsatz geht an die Tuchhändler nach Wien und nach Ungarn. Eine besondere Fabrik fertigt rothe türkische Mützen. Nach den Tuchgewerben ist die Lederbereitung das wichtigste Gewerbe. Auch eine Wollenbandfabrik besteht; und eine Obstessigfabrik. Lebhaft ist der Handel. Durch die Lage zwischen Prag, Breslau, Pest und Wien, und durch 4 Hauptmärkte von 14tägiger Dauer, stark besucht von den Fabrikanten Böhmens, Mährens, Schlesiens und Östreichs; die Hauptkäufer sind Juden, vorzüglich aus Gallizien, für Baumwollenwaren und Leinewand [6]). Die Stadt treibt überdies starken Verkehr mit Colonial- und Spezereiwaren [7]), polnischen Produkten, Leder, Eisen, Wolle, Potasche, 2—3 Millionen mögen jährlich umgesetzt werden. Einen Augarten, ¼ Stunde von der Stadt widmete hier, wie in Wien, Joseph II. dem Publikum. Auf dem Glacis der Stadt selbst sind Spaziergänge und Baumpflanzungen angelegt [*]). — Der Pflug, womit dieser große Kaiser 2 Meilen von Brünn an der Landstraße unweit Rausnitz ackerte, ist im schönen Saale der Landstände aufbewahrt, welche die Ackerstelle selbst durch ein Denkmal verewigten. — Eine Badeanstalt findet man im nahen Schreiwalde [8]).

Brünn (Alt-), wird zwar gewöhnlich als die größte Vorstadt Brünns betrachtet, bildet aber als Hauptort einer Kameralherrschaft gleiches Namens einen Körper für sich, der (wie es mit mehren Vorstädten Brünns der Fall ist) nicht unter dem Magistrate, sondern unterm Kreisamt steht; enthaltend Altbrünn selbst als Markt und noch 11 Dörfer, die zusammen 897 Häuser und 7000 Einw. (1821) zählten [9]).

Brünner Bisthum und Diöcese, seit 1777 gestiftet, begreift das westliche Mähren, nämlich den Brünner, Iglauer und Znaymer Kreis, mit 36 Dechanaten, 225 alten, und 25 neuen Pfarreien, einigen Administraturen, 62 alten, und 81 neu errichteten Lokalkaplaneien, und zählt überhaupt 684 Geistliche [10]). Das bischöfliche Consistorium zählt eine große Anzahl Räthe und noch eine größere Zahl Titulatur-Consistorialräthe, welche zugleich Schuldistrikts-Aufseher sind.

Brünner Kreis, einer der 6 Kreise Mährens, in der Mitte des Landes, durch welches er sich der Länge nach, von der böhmischen Nordgränze bis zu Niederöstreich in Süden, und Ungarn in Ost Südost, zieht; von letzterem Königreiche durch die March getrent; von Oestreich nur zum Theil durch die Thaya, die sich an der südlichsten Spitze nicht nur des Kreises, sondern des ganzen Markgrafthums Mähren mit der March vereinigt; in Osten an den hradischer, in Nordosten an den oll-

5) Eine vortreffliche Stiftung Joseph II., seit 1786 besonders wohlthätig dadurch, daß hier jede Frauensperson, ohne sich zu erkennen geben zu dürfen, alle Anstalten zur Erleichterung ihrer Niederkunft und zur Wartung und Pflege des Kindes findet, und das in billigen Preisen nach mehren Abstufungen. Auch werden Arme unentgeltlich aufgenommen, wofür sie bei den Findlingen Ammendienste verrichten. Jene werden gegen Erlegung von 100 fl. angenommen, und treten nach einem Jahre ins Waisenhaus. Seit 1786 wurden über 4000 Findlinge hier versorgt; nahe an 30,000 Kranke erhielten hier ihre Gesundheit wieder. Auch von 500 Irren genasen 100.

6) Hesperus 1810. S. 203. 1819. Beil. 18. 1820. Beil. XXV. N. 19. 7) Hesperus 1819. Nr. 11. — *) Vom Hauptmann Scheibenhof hat man 2 sehr gute Grundrisse von Brünn. Der eine von 1815 gibt die Stadt mit allen ihren Umgebungen und den nächsten Dörfern, der zweite von 1817 gibt die bloße innere Stadt mit ihren Bastionen und dem Franzensberg. 8) Entstanden aus dem aufgehobenen Cisterzienser-Nonnenstift Königekloster. 9) Wenn Altbrünn mitgezählt wird, kommt die bei Brünn angegebene Zahl der Häuser und Einwohner heraus; denn außerdem hätte die eigentliche Stadt nur 953 Häuser. Indessen mußten noch Häuser und Einwohner der zur Herrschaft Altbrünn gehörigen 11 Dörfer abgeschlagen werden, was in den Conscriptionslisten, welche in militärischer Rücksicht gemacht werden, nicht geschieht. 10) Darunter 129 Klostergeistliche, nämlich 22 Piaristen zu Nikolsburg, 19 Augustiner in Altbrünn, 17 Prämonstratenser zu Neureusch, 15 Benediktiner in Raygern, 12 Kapuziner und 11 Mineriten zu Brünn, 9 des Predigerordens zu Znaym, 7 Franziskaner zu Datschiz, 5 Piaristen zu Auspiz, 5 Mineriten zu Iglau, 4 Kapuziner zu Znaym, 3 zu Trebitsch, 19 barmherzige Brüder zu Brünn.

mützer Kreis, in Westen mit dem iglauer und in Südwest mit dem znaymer Kreise gränzend [11]).

1) Größe, Bevölkerung, Wohnplätze und Areal. Im J. 1820 zählte er 322,168 Einw. (darunter 169,848 weibliche) und 8—10,000 Juden in 7 Städten [12]), auf 86 großen Herrschaften und kleinern Gütern, in 56 Märkten und 649 Dörfern. Gesammte Häuserzahl 50,721. Unter der Volkszahl sind 428 Geistliche, 304 adelige Familien, 1518 Familien vom höhern, 3196 vom gewöhnlichen Bürger- und Gewerbsstande, 16,549 Bauern-Familien. — Das Areal beträgt 88 geogr. □M., folglich die sehr ansehnliche Bevölkerung von 3661 à □Meile freilich mit Inbegriff der Hauptstadt Brünn.

2) Klima und Gebirge. Die Hauptstadt Brünn in der Mitte, theilt den Kreis in zwei Hälften von sehr verschiedener Beschaffenheit. Die nördliche, viel höher liegend, rauher, kälter, gebirgiger, waldiger, mit Korn und Haferboden; die südliche sich nach dem Donauthal abdachend, milder, wärmer, sich in Hügelland und Ebnen ausbreitend, mit viel fruchtbarem Boden für Mais, Weizen, Gerste, viel Wein- und Obstbau neben nicht wenigem Sand- und etwas Sumpfboden, durch das Zusammenkommen der Flüsse in Süden herbeigeführt, Urgebirge (hauptsächlich Gneis- und Glimmerschiefer mit untergeordneten Lagern von Urkalk, Hornblende, Chlorit-Schiefer, Serpentin) nehmen den Westen der nördlichen Hälfte, den Osten aber Übergangsgebirge (hauptsächlich Syenit, Porphyre, Grauwacke, Kalk) ein. Von beiden einzelne Fortsetzungen in der südlichen Hälfte, deren Hauptcharakter aber doch durch Flöz- und aufgeschwemmtes Gebirge bestimt wird; wiewol auch letztere in der nördl. Hälfte aufgelagert vorkommen, zum Theil mit Braunkohle und Thoneisenstein. Außerdem durchzieht noch den ganzen Brünner Kreis von Norden an bis nach Südwesten in der Mitte ein schmales Flöz ältester Sandstein mit ergiebigen Steinkohlenflözen bei Rossiz und Oslawan. In Süden an der östreichischen Gränze ein kleiner, isolirter, ausgezeichneter Kalkgebirgszug bei Nikolsburg, dessen höchster Punct gegen 1000′ hoch sich erhebt. — Sehr merkwürdig sind in der Übergangsregion zwischen Boskowiz in Norden, Tischnowiz in Westen, Brünn in Süden und Wischau [13]) in Osten die vielen und weitläufigen Höhlen, Erdfälle, trichterförmigen Vertiefungen und Schlünde im Übergangskalk, wahrscheinlich durch Auswaschungen des unterliegenden Grauwacken-Sandsteins entstanden. Da sich in diese tiefsten Punkte und großen Erdbehälter alle Wasser unterirdisch sammeln und nur in noch tieferen Thälern als starke Bäche wieder hervorbrechen; so sind die obern Gegenden überaus wasserarm. — Einzig vielleicht in seiner Art ist der Schlund Mazocha genant, keine Höhle (wie Hassel im Handbuch der Erdbeschreibung I. 2. S. 383 sagt,) sondern ein ungeheurer, oben völlig offner, aber unzugänglicher Abgrund, der fast von allen Seiten mit steil abgeschnittenen, beinahe 1000′ hohen Kalkfelsen umgeben, über 300 Schuh lang und gegen 200 Schuh breit ist. Nur an einer Stelle senkt sich die bewaldete Oberfläche, etwa um ¼ der angegebenen Höhe hinab, von wo aus sich einigemal Personen an 700 Schuh langen Seilen hinabließen. Unten ist der Boden uneben von Steingeröll und Sand, zum Theil begrünt, mit einzelen Bäumen. Fließendes Wasser verliert sich in die Höhleneingänge der Seitenwände [14]).

3) Gewässer. An der nordwestlichen Gränze entspringen die Flüßchen Schwarzawa, an der nördlichen die Zwittawa. Sie vereinigen sich in ihrer südlichen Richtung, gleich südlich hinter Brünn. Die erstere behauptet ihren Namen, geht gerade nach Süden fort, nimt in der Gegend von Muschau die nordwestlich von der böhmischen Gränze herkommende stärkere Iglawa, (die sich schon früher vor Eibenschüz mit der Oslawa vereinigt hatte) und gleich darauf, die von Südwesten herkommende starke Taya auf, tritt ihren Namen an die letztere ab, welche sich an der südlichsten Spitze des Kreises in die March ergießt. — Außerdem gibt es nur noch Teiche, wenige in der Nordhälfte, hier noch die bedeutendsten bei Rossig; mehre und größere im südlichen Theile beim Zusammenströmen der dortigen Gewässer, darunter der größte bei Mönitz, 3 M. südlich von Brünn, von fast 4000 Wiener Metzen Flächen-Inhalt.

4) Boden-Benutzung und Vertheilung.

	Im Besitz der Unterthanen,		der Obrigkeiten	
			Nied. östr. Joch	
1) Ordentl. ackerbare Felder	250,000	—	40,000	—
2) Wiesen	24,000	—	9000	—
3) Weideland	33,000	—	15,000	—
4) Teiche	300	—	10,500	—
5) Weinland	30,000	—	900	—
6) Wald	14,000	—	145,000	—
7) Gärten	6500	—	1000	—
	237,800	—	281,400	—

Mit einem Blick springt in die Augen, daß ¼ des Ackerlands im Besitz der Unterthanen sind, aber mit dem äußerst ungünstigen Verhältniß, daß Garten und Wiesenland sich dazu nur verhält wie 1 : 8, welches Verhältniß bei den Obrigkeiten, die ohnedem im Besitz des besten Bodens sind, wie 1 : 4 steht. Dagegen ist fast aller Weinbau in den Händen der Unterthanen, wie umgekehrt Teiche, Fischerei und Wald wieder fast allein Eigenthum der Obrigkeiten sind. — Der Ertrag zum Behuf der Steuerregulirung 1788 ward auf 800,000 Metzen Getreide, 70,000 Fuhren Heu angenommen. — Den Geldwerth des Gesamtertrags schätzte man damals zu sehr niedrigen Preisen:

11) Karten. Außer den bekannten Müller- u. Homannschen Kreiskarten und dem zu Weimar im Industrie-Comptoir herausgekommenen topographisch-militärischen Atlas von Mähren verdient eine sehr gute, besonders Gebirgs-Situations-Karte von der südöstlichen Gegend Brünns bis Nicolsberg und zur March, Erwähnung. 12) Auspiz, Boskowiz, Brünn, Kostel, Nikolsburg, Tischnoviz, Wischau, bei dem unbestimmten Begriffe Stadt rechnen einige 13 Städte; die hier angeführten haben organisirte Magistrate. 13) Von hier zieht sich indessen das Übergangsgebirge noch weit nach Osten fort.

14) Schwoy, Topographie von Mähren II. S. 212. Wien 1793. Ausführliche Nachrichten über Beschaffenheit dieses Gebirgs und seine Naturmerkwürdigkeiten findet man im patriotischen Tageblatt 1804. Nro. 66 u. 67, in meinem Nationalkalender 1811 und im mährischen Wanderer 1809.

	der Obrigkeiten,	der Unterthanen
1) Von Äckern	476,000 fl.	2,000,000 fl.
2) Von Teichen	14,000 —	1000 —
3) Von Wiesen u. Gärten	65,000 —	190,000 —
4) Von den Weiden	22,000 —	50,000 —
5) Von den Weinbergen	12,000 —	388,000 —
6) Von den Wäldern (ohne Schlaglohn)	189,000 —	17,000 —
	778,000 fl.	2,646,000 fl.
	3,324,000 fl.	

Der steuerbare Boden beträgt rund 580,000 Joch oder 58 □M., davon 22 obrigkeitliches Gebiet.

5) Waldungen. Die Hauptwälder in bedeutenderen Massen ziehen sich gleich von Brünn aus nordöstlich bis zur Gränze des ollmützer Kreises; dann westlich bei Brünn von der Schwarzawa über Rossig hinab bis zur Iglawa. Zwar ist der ganze Norden waldig, aber mehr in einzelen, zerstreuteren, gelichteten Partien. Im südlichen Theile zieht sich noch eine bedeutende Waldmasse von Westen nach Osten zwischen Austerliz in Nordwest und Gaya in Südost. Außerdem Auwälder längs den Flüssen.

6) Production. 1) Mineralreich. Eisenerze, Bau darauf und Hüttenwerke auf der fürstl. Lichtensteinschen Herrschaft Posorziz zu Adamsthal, auf der Salm'schen Herrschaft Blansko (ausgezeichnet) und den Herrschaften Eichhorn und Neustadt. Steinkohlen zu Rossiz und Oslawan in der Nähe von Brünn, gegen 100,000 Centner jährlich; die begleitenden Alaunerze werden auf Alaun zu Oslawan benutzt. Gestellsteine, Farbenthone, Töpferthone zum Handel auf der Herrschaft Raiz und Blansko. Gesundheitsbäder zu Czeitsch, Voitelsbrunn. — 2) Pflanzenreich. Außer dem schon erwähnten bedeutenden Getreide- und Obstbau, in Süden; Flachsbau in Norden. Wein. Die Hauptproduction Mährens fällt auf diesen Kreis, und zwar für die Bezirke:

	1810	1811	1812
Nicolsburg	164,000 —	148,000 —	229,000
Auspitz	110,000 —	120,000 —	162,000
Brünn	30,000 —	43,000 —	70,000
	304,000 —	311,000 —	461,000

Niederöstreichische Eimer.

Der beste wächst bei Archlebau, Klentniz, Pausram, Pausche, Poppiz und Polau. Viel Weinhandel treiben die südlichen Ortschaften besonders nach der östreichischen Gränze zu. Meist sind ihre Weinberge mit Kellern versehen. Süßholzbau bei Poppiz. — 3) Viehstand: über 25,000 Pferde, 5000 Ochsen, 45,000 Kühe und gegen 100,000 Schafe. 6000 Bienenstöcke gaben (nach den amtlichen Tabellen) 1812 über 150 Wiener Eimer Honig und 86 Centner Wachs.

7) Einwohner. Slaven sind die Hauptbewohner, Teutsche vornehmlich in den Gränzorten des Nordens und Südens und in der Hauptstadt; Juden hauptsächlich in Nikolsburg, Boskowiz; Kroaten als Ansiedler aus Kroatien seit 1584 in den Dörfern Fröllersdorf, Guttenfeld und Neu-Prerau auf der Herrschaft Dirnholz in Süden, isolirt von Teutschen rings umher. — Der Landbau ist ihr Hauptgeschäft. Außer der Land- und Waldwirthschaft etwas Bergbau, wie bei der Mineralproduction schon angedeutet. — Von den Kunstgewerben sind die Wollarbeiten die wichtigsten, und zwar für feinere Tücher und Zeuge (s. Brünn). Ledergewerbe, sind sehr bedeutend in Brünn und außerdem noch Fabriken zu Sokolniz und Bitischka-Ossowa. Große Verkohlungsanstalt in geschlossenen Räumen mit Holzsäure-Fabrikaten in Blansko ist einzig in ihrer Art. Der Eisen- und Alaunbereitung ist schon bei den Mineralien erwähnt. — Fruchtessig-Fabriken zu Brünn und Hayan. Brauhäuser sind 58, Brantweinbrennereien 223 mit 261 Kesseln. — Eisgrubs-Garten-Anlagen und Merkwürdigkeiten an der östreichischen Gränze sind eine der größten Sehenswürdigkeiten nicht nur des Kreises und Markgrafthums, sondern der ganzen Monarchie. Näheres davon unter dem Artikel: Eisgrub.

Die Geistlichkeit zählt 17 Dechanteien, 114 Pfarreien, 79 Lokalkaplaneien und 338 Geistliche. Ein Benediktinerstift in Raigern, 2 Piaristencollegien in Auspitz und Nikolsburg.

8) Besitzstand und Abgaben. Nach einer tabellarischen Übersicht der Herrschaften[15]), ihrer Besitzer und Abgaben vom J. 1812 hat der Fürst Lichtenstein die meisten Besitzungen im Kreise; die kaiserl. Familienherrschaft Göding, und die Herrschaft Seelowitz dem Erzherzog Karl gehörig, sind die größten Domänen des Kreises.

Von diesen Herrschaften betrug I. die obrigkeitliche Contribution oder Grundsteuer 186,547 fl. 27 kr., die unterthänige 298,913 fl. 17 kr. Zusammen 485,460 fl. 44 k.

Dazu komt die Contribution der Freisassen 3299 fl. 4 kr. Der Geistlichkeit 5752 fl. 57 kr. Von den Kaminen der Städte 716 fl. 55 kr. Von denen in Brünn 1125 fl. 29 kr. Zusammen 496,355 fl. 9 kr.

II. Der Militär-Beitrag betrug von den Obrigkeiten 44,074 fl. 58 kr. 1 pf. Von den Unterthanen 70,625 fl. 3 kr. 1 pf. Von den Freisassen 779 fl. 28 kr. 3 pf. Von der Geistlichkeit 1122 fl. 46 kr. 1 pf. Von den k. Städten 169 fl. 23 kr. 1 pf. Von Kaminen in Brünn 265 fl. 55 kr. 1 pf. Zusammen 117,037 fl. 35 kr. III. Militär-Quartiers-Beitrag 5357 fl. 58 kr. Kasernenbeitrag 720 fl. 38 kr. Zusammen 6078 fl. 36 kr. IV. Jüdische Steuer. 1) Verzehrungssteuer 32,700 fl. 2) Familientaxen 9442 fl. 3) Landesmassabeitrag 251 fl. Zusammen 42,393 fl. V. Straßen-Conservationsbeitrag. 1) Von Obrigkeiten 701 fl. 53 kr. 2) Von Gemeinden 351 fl. 6 kr. 1 pf. Zusammen 1052 fl. 59 kr. 1 pf. VI. Biertranksteuer 72,000 fl. VII. Personalsteuer 124,300 fl. VIII. Klassensteuer mit 50 pCt. Zuschlag 30,000 fl. Totale aller direkten Abgaben 889,217 fl. 19 kr. 1 pf.

15) Die 51 theils noch bestehenden ansehnlichen Schlösser, oder aber Ruinen alter Burgen dieses Kreises findet man aufgezählt, Hesperus 1819. Beil. 12.

Die Unterthanen besitzen an Contributions-Fonds-Kapitalien 1,095,759 fl. und 170,000 Wiener Metzen in Körnern, davon über die Hälfte Hafer. Das Kirchenvermögen besteht aus eigenen Kapitalien 414,000 fl. und an Stiftungs-Kapitalien 280,000 fl., an Realitäten im Werth 51,000 fl. Zusammen 745,000 fl. 12 Spitäler sind im Kreise mit einem Vermögen von 93,000 fl., darunter das ansehnlichste, Millonitz mit 41,500 fl. (*André.*)

BRÜNNICHIA, nannte Banks dem Oberberghauptmann Morten Thrane Brünnich in Norwegen zu Ehren eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Polygoneen und der zehnten Linné'schen Klasse, deren fünftheiliger lederartiger winkliger Kelch zehn Staubfäden und 3 Pistille und dann ein Nüßchen auf erweitertem Blüthenstiel enthält. Die einzige bekannte Art, *Br. cirrhosa Gärtn.* wächst auf den bahamischen Inseln. (*Sprengel.*)

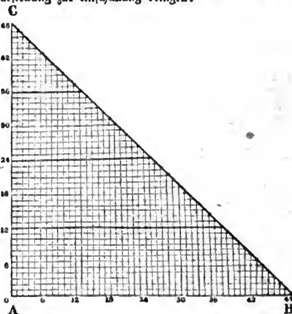
BRÜSSEL, die Hauptstadt der Provinz Südbrabant und eines Bezirks, welcher in 10 Kantonen und 129 Gemeinden 205,559 Einw. zählt, die zweite Hauptstadt des Königreichs der Niederlande, die zweite Residenz des Königs, der Sitz der Oberrechnenkammer, eines hohen Gerichtshofs, eines Departements der Jagd und Fischerei, der Generalpolizei für die mittäglichen Provinzen, der medizinischen Polizei dieser Provinzen, des 4ten General-Commandos, einer Domänenadministration, einer der beiden Statslotterien und der Provinzial- und Bezirksautoritäten. Brüssel liegt unter 50° 59′ 50″ Br. und 22° 2′ L., in einer fruchtbaren höchstangebauten Gegend, mit ihrer südöstlichen Seite auf eine Anhöhe gelehnt, und wird von der Senne durchflossen; der Kanal von Villebrock entwickelt sich in einem Bassin mitten in der Stadt, das von der Senne gespeiset wird, zieht nach N. und tritt Boom gegenüber in die Rupel, die in die Schelde geht und Antwerpen mit Brüssel in direkte Verbindung setzt. Sie ist mit Wällen, 29 ganzen und halben Bastionen, die jedoch keine Vertheidigung gewähren und jetzt zu öffentlichen Spaziergängen eingerichtet sind, und mit Graben umgeben, hat außerhalb derselben das Fort Monterey, 8 Thore, 8 öffentliche Plätze, worunter der grande Place in der Mitte der Stadt, der Place royal, der Place St. Michel, der grand Sablon und der vieux Marché die ansehnlichsten sind, mehre weite und gutgebaute Straßen, wie die Haute Rue, die Rue de Louvain, die Rue de Laken und eine Menge Palastähnlicher Häuser und öffentlicher Gebäude, ist aber nichts weniger als regelmäßig, hat kleine Twecten und Sackgassen eine Menge, selbst die größern Straßen sind zum Theil krumm und kurz. Unter den 42 Kirchen und Kapellen zeichnen sich aus: die St. Gudula mit 16 Kapellen und herrlicher Malerei, die Kapuzinerkirche und die Kapelle Notre Dame, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würden; unter den öffentlichen Gebäuden das Rathhaus mit einem 364 Fuß hohem Thurme, auf welchem eine gigantische 17 Fuß hohe Statue des heil. Michael in Kupfer steht, (es ist im gothischen Style, 1380 angefangen und 1442 vollendet); der Statenpalast; das Opernhaus in italiänischem Style und 1700 vollendet, das Zeughaus und die Münze am Place de la Monnaie; unter den Plätzen der grande Place, ein regelmäßiges Parallelogramm, mit geschmackvollen Gebäuden umgeben; der Place St. Michel, ein Oblong, das ebenfalls sehr schöne, durchaus nach Einem Muster gebauete und mit dorischen Säulengängen geschmückte Häuser zieren, und Place royale, der auf der Stelle des 1731 abgebrannten Palastes der alten Herzoge von Burgund und der spanisch-östreichischen Generalgouverneurs sich erhoben und mit prächtigen durch Triumphbogen mit einander verbundenen Häusern besetzt ist, aber die Statue des Prinzen Karl von Lothringen, die ihn vormals zierte, ist verschwunden; unter den Privathäusern sieht man die Paläste der Herzoge von Aremberg, der Prinzen von Ligne u. a.; unter den Mildthätigkeits-Anstalten 1 Findlingshaus, 1 Waisenhaus, 2 große Beguinenhäuser, 1 Gasthaus, wo fremde Arme 3 Tage unentgeltlich beherbergt und beköstigt werden, und 1 Zuchthaus. Aber die größte Zierde der Stadt ist der große Park im O. des Königsplatzes, der zugleich zum botanischen Garten und zum Vauxhall dient, von schönen Alleen durchschnitten und von geschmackvollen Gebäuden umgeben: wenige Städte in Europa können wol etwas dem Ähnliches aufweisen. Die Zahl der Gebäude belief sich, ohne die öffentlichen und kirchlichen einzurechnen, 1815 auf 8977, die Zahl der Einw. auf 75,086, jetzt wol auf 80,000, doch hat letztre gegen das Ende des 18. Jahrh., wo man über 100,000 zählte, abgenommen: indeß war sie 1802 noch tiefer gesunken und ihr Stand nur 66,297. Zu Brüssel versammeln sich jetzt abwechselnd mit Haag die Generalstaten, in welcher Zeit der König, der jetzt keinen Palast in der Stadt hat, im nahen Lustschlosse Laken residirt. Sein Magistrat ist aus 1 Schultheiß, 1 Bürgermeister, 9 Räthen, 7 Schreibern, 2 Schatzmeistern, 1 Pensionär und 3 Einnehmern zusammengesetzt. Die Stadt besitzt 1 Akademie der Wissenschaften, die seit 1816 restaurirt ist, 1 Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste, 1 Akademie der Malerei, Bildhauerei und Baukunst, 1 königl. Kollegium, verschiedene Elementarschulen, 2 Schulen der Maler- und Zeichnenkunst, 1 öffentliche Bibliothek von 80,000 Bänden und 2000 Handschriften, die meistens aus den Büchersamlungen der aufgehobnen Klöster entstanden ist, 1 Museum und 1 botanischen Garten. Die Manufakturen und Fabriken sind zahlreich: man verfertigt besonders die berühmten Spitzen, wobei mehre 1000 geringe Familien in und um Brüssel beschäftigt sind, man theilt das Fabrikat in Dentelles de Bruxelles und Dentelles Fond d'Angleterre, jene von 1 bis ¼, diese $\frac{1}{16}$ Zoll Breite, man macht beide die Elle von 20 Pfennig bis 13 Gulden; den Spitzenzwirn hat man von solcher Feinheit, daß der allerfeinste bis auf 90 Louis bezahlt wird (s. Nemnichs Tagebuch B. 11. S. 33). Nach dem Spitzengewebe nehmen die Wollenzeuchfabriken, die Decken, Coatings, Kalmucks, Boys, Kirseys und Frisarden liefern, und unter 900 bis 1000 kleine Fabrikanten vertheilt sind, den zweiten Rang ein, aber so wenig Kamelotte und Kalmucks als gewirkte Tapeten werden weiter verfertigt. Von Baumwollenwaren werden Kattune in 15 bis 20 größern und kleinern Fabriken gedruckt, auch Dimities, Piqués, Musseline, Siamoisen und Velverets gewebt; die Kattundruckereien beschäftigten 1815 5125, die 16 Baumwollspinnereien 5130 und die übrigen Baumwollemanufakturen 2106 Arbeiter, allein seitdem stehen

die meisten dieser Fabriken still und die Arbeiter sind, wie überall auf dem Festlande, nahrungslos. Die brüsseler Hüte sind schön und leicht; das feine Papier, die Spielkarten behaupten einen ausgebreiteten Ruf, noch mehr die hiesigen Kutschen, die überall gesucht werden und wovon Pierre Simons, dessen Fabrik über 200 Arbeiter beschäftigt, Exemplare bis zum Werthe von 4000 Louis liefert. Die Papiertapeten sind nicht so fein und dauerhaft, wie die Pariser. Man macht Seife, Talg- und Wachslichter, Stärke, Scheidewasser, Vitriolöl, Zucker in einigen großen Raffinerien, Taback, Weißblech, Fajance, grünes Glas, Salz, Mineralwasser, Posamentier- und Galanteriewaren, und Capellmanns Glas- und Kristallfabrik gehört zu den besten in dieser Gattung und steht den böhmischen und britischen Fabrikaten nicht nach. Die Brauereien liefern ein starkes Bier, das weit ausgeführt wird. Brüssel handelt blos mit seinen eignen Fabrikaten und den Produkten der Umgegend, die meistens auf dem Kanale von Willebrock nach Antwerpen und von da weiter gehen: Leinwand und Linnengarn wird viel auf die hiesigen Märkte gebracht. Die Stadt hat 1 Börse und hält 2 große Jahr-, und 4 Viehmärkte. Die Umgegend ist mit prächtigen Landhäusern angefüllt: mehre Dörfer, wie Jrelles, St. Gilles, Köckelbergh, Meulebeka, Schärebecke und St. Jooster Roode, die jedes 1000 und mehre Einw. zählen, drängen sich so dicht an die Festungsgraben, daß sie Vorstädte zu seyn scheinen; das prächtige königl. Schloß Laken liegt nur etwas über ½ Meile im N. und prächtige schnurgerade oder doch wenig gebogne Kunststraßen führen nach Gent, Löwen, Mecheln, Mons u. s. w. — Brüssel hat seine Entstehung dem heil. Gerald, Bischof von Cambrai, zu danken, der zu Ende des 7. Jahrh. eine geringe Kapelle auf einem Werder, den die Senne macht, errichtete: um dieselbe bildete sich nach und nach eine Ortschaft, die 900 schon ein Kastell hatte und einen Markt hielt; 1044 wurde sie mit Mauern und Thürmen umgeben, und nahm sich dergestalt auf, daß die Herzoge von Brabant dahin ihre Residenz verlegten. Ihre Festungswerke, die sie indeß nur schlecht vertheidigen, haben ihr viel gekostet, 1695 wurde sie 46 Stunden lang von den Franzosen bombardirt und verlor dabei 4000 Häuser; 1708 wurde ein Angriff des Kurfürsten von Baiern abgeschlagen, 1746 die Stadt jedoch von den Franzosen genommen, wobei sie abermals hart litt, 1718 und 1788 brach hier der Aufstand gegen die Östreicher zuerst aus. In ihren Mauern sind der große Arzt Johann Baptist von Helmold, gest. 1644, und die beiden Maler Champagne und van der Meulen geboren. (*Hassel.*)

BRÜSSOW, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, Kreis Prenzlow, an einem See, mit 115 Häus., 845 Einw., die vorzüglich vom Ackerbau sich nähren. (*Stein.*)

Brüste, s. Brust.

BRÜSTUNG, BRUSTLEHNE, ist der Theil an Fensteröffnungen, an Altanen, Balkonen, Terrassen und dergl., welcher am Rande derselben angebracht, zur Sicherheit vor dem Hinabstürzen und zum bequemen Hinabschauen bestimt ist. Er wird am zweckmäßigsten von Stein oder von Metall verfertigt; von ersterem entweder aus Mauerwerk, (Brustmauer) oder aus behauenen Steinen in Gestalt von Balustraden, (Säulenwerk) oder in Gestalt von Geländern (durchbrochener Stein- oder Bildhauerarbeit), von Metall gewöhnlich aus eisernen Stäben gebildet. Häufig wird aber auch Holz zum Materiale der Brustlehne und zwar im Freien genommen, welches doch nicht die geeignete Sicherheit gewährt, wenn es nicht eine besondere, der abwechselnden Witterung widerstehende Holzart ist; bei hölzernen Brustlehnen wird der oberste horizontale Balken, welcher in Pfosten verzapft ist, Brustriegel genant. — Die Form der Brustlehne ist mannigfaltig, voll oder durchbrochen, einfach oder verziert; und dieses hängt von dem Baustyle ab, der durch das Studium der Alterthümer und durch den Geist der Zeit geleitet wird. Allein ihre Einrichtung, durch welche der Zweck des bequemen und sicheren Hinüberschauens erreicht werden soll, beruht auf einem festen Gesetze, das wir, um uns kurz zu fassen, in folgender geometrischen Darstellung zur Anschauung bringen:



Ist nämlich bei der geringsten Dicke der Brustlehne ihre sicherste und bequemste Höhe AC = 48 rheinländ. Zoll, wobei unter fast senkrechter Stellung des Körpers die Arme, auf der Brustlehne aufliegend, die Brust selbst zu unterstützen bereit sind; so muß bei der geringsten Höhe derselben die größte Dicke AB ebenfalls 48 rheinl. Zoll seyn, wodurch bei fast horizontaler Lage des Körpers derselbe Zweck, dieselbe Bequemlichkeit erreicht wird. Zwischen diesen beiden Extremen nun liegen die verschiedenen zweckmäßigen Verhältnisse der Dicke der Brustlehne zu ihrer Höhe, die sich in der Figur selbst ohne weitere Erklärung durch bloße Anschauung erkennen, oder auch durch eine leichte auf diese geometrische Anschauung gegründete Rechnung bestimmen lassen. Die Natur des menschlichen Körperbaues ist das Fundamentalprincip dieses mathematischen Gesetzes. (*Leger.*)

BRÜTEN und **BRUT**. Brüten wird im engeren Sinne von den Vögeln gesagt, wenn sie über den Eiern

sitzen und durch die mit ihrem Körper hervorgebrachte Wärme die in den Eiern befindliche Frucht zur Entwickelung bringen, so daß sie die Schale des Eies zerbricht und als ein lebendiges Thier aus derselben hervorgeht. Im ausgedehntern Sinne wird es auch von jeder Wärme gesagt, durch welche die Eier der Insecten, Fische und Amphibien, wie auch die Samenkörner der Pflanzen zu organischen Wesen entwickelt werden.

Dieses Brüten hat bei den Vögeln seinen Grund in einem ihnen von der Natur eingepflanzten Triebe. Die Weibchen geben diesen Trieb durch ihre Stimme zu erkennen, z. B. die Hühner durchs Glucken; es stellt sich an ihrem Bauch eine Wärme und nach und nach eine Hitze ein, die sie nöthigt, sich Nester zu bauen, Eier zu legen und diesen ihre, um diese Zeit erhöhete, Lebenskraft mitzutheilen. Man kann diesen Trieb zu brüten bei einigen Vögeln durch Kunst erwecken und erhöhen, z. B. durch sehr nahrhaftes und erhitzendes Futter, als Malz, Hanfsamen, in Würfel geschnittene und auf dem Ofen gedörrte Kartoffeln, in Bier geweichtes Brod. Man hat sogar Kapaunen dadurch zum Brüten genöthigt, daß man ihnen die Federn am Bauche auszupfte und diesen mit Brennesseln peitschte, wodurch sie in eben den fieberhaften Zustand versetzt wurden, welchen die Natur bei den Weibchen von selbst hervor bringt. Ist der Trieb aber einmal rege geworden, so läßt er sich schwer unterdrücken; selbst Hunger und öfteres Baden des Bauches in kaltem Wasser sind oft nicht wirksam genug.

Wenn die Vögel nicht mit Gewalt am Brüten verhindert werden, so befriedigen sie ihren Trieb dazu mit einem Eifer, der Bewunderung verdient. Sie vergessen ihr Futter zu suchen und bleiben Tag und Nacht über den Eiern sitzen, so daß, wenn man sie nicht mit Gewalt davon jagt, oder ihnen das Futter zuträgt, sie das Leben darüber verlieren. Sie scheinen sogar gleichgiltig gegen die ihnen dabei drohenden Gefahren, denn sie lassen sich im Neste ergreifen, oder vertheidigen es mit Muth, und weichen zwar wol der Übermacht, aber entfernen sich nicht weit. Sind sie durch ihre natürlichen Bedürfnisse genöthigt das Nest zu verlassen, so bedecken sie die Eier sorgfältig mit Federn, Laub, Moos, Gras oder Stroh.

Eine merkwürdige Verschiedenheit zeigt sich unter den Vögeln in Ansehung des Brütens darin, daß bei einigen Arten die Weibchen dieses Geschäft ganz allein besorgen, z. B. Gänse, Enten, Pfauen, bei andern hingegen nehmen auch die Männchen, wenigstens einige Stunden des Tages oder so lange als die Weibchen ihr Futter suchen, daran Theil; bei noch andern tragen die Männchen den Weibchen das Futter ins Nest und entfernen sich nicht weit von ihnen, sondern benachrichtigen sie von den ihnen drohenden Gefahren, vertheidigen sie gegen feindliche Angriffe und verkürzen ihnen die Zeit durch ihren Gesang, z. B. die Nachtigallen, Finken, Grasmücken. — Einige Vögel brüten nur ihre eigenen Eier aus und verlassen dieselben, wenn sie im Brüten gestöret, oder ihre Eier betastet worden sind, andere hingegen beweisen diesen Eigensinn nicht, sondern lassen sich täuschen und brüten auch fremde Eier aus. Daher pflegt man z. B. Gänse- und Enteneier von Hühnern ausbrüten zu lassen. Das Truthuhn nimt Gänse-, Enten-, Pfauen- und Hühnereier an. Der Kukuk ist der einzige uns bekannte Vogel, der nicht brütet. Er legt seine Eier in das Nest einer Grasmücke, von welcher sie mit eben dem Eifer ausgebrütet werden, mit welchem sie ihre eigenen ausbrütet. Barrow erzählt, daß mehre Weibchen des Straußes ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest legten, und diese hernach abwechselnd ausbrüteten.

Einige Vögel brüten nur einmal, andere 2 und mehremale im Jahre. Die Tauben fangen schon im Februar zu brüten an, und machen erst im Herbst damit einen Stillestand. Unter den Gänsen brüten einige zweimal, unter den Hühnern sind aber diese Beispiele so häufig nicht. — Die Brutzeit ist von verschiedener Dauer. Bei Vögeln, deren Junge schon ziemlich vollkommen entwickelt aus dem Ei hervorkommen, dauert die Brutzeit länger als bei denen, deren Junge weniger entwickelt aus dem Eie schlüpfen.

Ein Pfau	brütet	30	bis	31	Tage.
Eine Gans	—	29	—		—
Eine Truthenne	—	27	—		—
Das Perlhuhn	—	25	—		—
Eine Henne	—	21	—		—
Eine Taube	—	15	—	17	—

Zum Ausbrüten der Eier ist die gewöhnliche Blutwärme des menschlichen Körpers, welche nach dem Reaumurschen Thermometer 30—32 Grad hält, erfoderlich. So brütete einst ein Frauenzimmer, welches, der Heilung eines Armbruches wegen, den Arm beständig in einerlei Lage halten mußte, ein Hühnerei in der Hand aus. Ist die Hitze geringer, so geht das Brüten langsamer, ist sie hingegen höher, so geht es schneller von Statten. Sie nimt indeß gewöhnlich gegen das Ende der Brutzeit zu, weshalb auch die brütenden Mütter, um sich ein wenig abzukühlen, und der atmosphärischen Luft den Zutritt zu den Eiern zu erleichtern — denn diese ist zum Ausbrüten der Jungen ebenfalls nothwendig — öfter das Nest auf kurze Zeit verlassen. Der atmosphärischen Luft wegen pflegen die brütenden Weibchen, so oft sie der Nahrung halber vom Neste gehen und zu demselben zurückkehren, die Eier mit dem Schnabel zu wenden, dergestalt, daß die am Rande des Nestes liegenden Eier in die Mitte, die mittelsten hingegen nach außen zu liegen kommen. Es lassen sich daher auch Eier ohne ein lebendiges Thier mittelst künstlich hervorgebrachter Wärme ausbrüten, wenn nur immer auf die 2 angegebenen Bedingungen gesehen wird. In Ägypten geschiehet solches in besonders dazu erbauten Oefen. Diese haben mehre Abtheilungen, in welche die Eier — oft 30—40,000 an der Zahl — auf Stroh gelegt, die Oefen selbst aber mit brennendem Kameelsmiste erwärmt werden. Es gibt daselbst gewisse Familien, die sich besonders mit diesem Geschäft befassen. Diese zerstreuen sich in den Frühlingsmonaten in ganz Ägypten, und heitzen die Oefen blos nach dem Gefühl aufs genaueste bis zu dem gehörigen Grade. Auch in China werden die Eier, jedoch nach andern Vorrichtungen, durch künstliche Wärme ausgebrütet. Reaumur versuchte es ebenfalls mit glücklichem Erfolge, und zwar auf verschiedene Art, so wol in Oefen als in heißem Miste. Er bediente sich dazu eines Fasses, das er inwendig mit einem Überzuge von Gyps versehen

ließ. Dieses stellte er in einen Stall und belegte es außen herum bis über die Mitte mit Pferdemist, inwendig aber hing er einige Körbe, die er mit Wolle, Federn und dergl. weichen und wärmenden Stoffen, gleich einem Neste zugerichtet und mit einer Anzahl Eier angefüllet hatte. Auf die Oeffnung des Fasses legte er einen Deckel, in welchem mehre Löcher angebracht und mit Korkstöpseln versehen waren, durch deren Oeffnen und Verschließen die Hitze in dem Fasse, nach Maßgabe eines in dasselbe gehängten Thermometers, immer zwischen 31 und 32 Grad erhalten werden konnte. Es gelang ihm auf diese Art die Eier fast alle auszubrüten, und er erwarb sich eine solche Fertigkeit in diesem Geschäfte, daß er sich anheischig machte 30 — 40,000 Eier auszubrüten. Für den Landwirth ist diese Erfindung nicht ohne Werth. Wer kein Thermometer besitzt, kann sich auf folgende Art helfen. Man füllt ein Arzneiglas auf ¼ mit Fett und Butter, beides zu gleichen Theilen, an, und stellt es in das Faß zu den Eiern. Die in dem Glase befindliche Masse muß immer in demjenigen Grade von Flüssigkeit erhalten werden, die sie hat, wenn man das Glas eine Viertelstunde unter den bloßen Achseln trägt; wird sie flüssiger, so muß man die Hitze durch das Oeffnen einiger Löcher im Deckel mäßigen, wird sie aber hart, so muß man die Wärme erhöhen.

Man hat noch mehre Methoden des künstlichen Ausbrütens, sowol in Oefen als geheitzten Zimmern, erfunden. Professor Sulzer in Berlin bediente sich dazu der Dämpfe des kochenden Wassers. Andere Naturforscher ließen sich, um die stufenweise Entwickelung des Hühnchens im Ei von Tage zu Tage beobachten zu können, 2 blecherne Kessel so in einander befestigen, daß der zwischen beiden befindliche Raum mit Wasser angefüllt, und dieses von einer darunter gesetzten Lampe immer in dem Grade erhitzt werden konnte, daß davon in dem innern Kessel, in welchen sie die Eier auf ein von Moos, Wolle und Federn geformtes Nest legten, und diese oben mit Pelzwerk bedeckten, eine Wärme von 31 — 32° R. erhalten wurde. Auf diese Weise haben sie zu jeder Jahreszeit Eier ausgebrütet.

Die Sonne bewirkt das Nämliche. Die Eier der Krokodile, Schildkröten, Schlangen, und anderer Thiere, welche von ihnen in Sand vergraben werden, der Laich der Fische und Frösche und die Eier der Insekten werden blos durch die Sonnenwärme entwickelt. Daher komt es, daß sich in heißen Sommertagen das Ungeziefer so unglaublich vermehrt. Unter den Insekten sind die Bienen und Spinnen, so viel man weiß, die einzigen, welche ihre Eier durch die Wärme ihres Körpers ausbrüten. Diese tragen die gelegten Eier in einem Beutel unter ihrem Leibe bis zum Ausschlüpfen ihrer Nachkommenschaft mit sich herum; jene aber setzen sich in dicken Klumpen über die Eier, Maden und bedeckelten Zellen, und bringen dadurch den Grad der Wärme hervor, der zur Entwickelung der Jungen erfoderlich ist. Vormals glaubte man, daß hauptsächlich die Drohnen dieses Geschäft besorgten, daher man sie auch ausschließlich Brutbienen nannte.

Brut nennet man 1) bei den Bienen die Eier, Maden und bedeckelten Nymphen, womit die Zellen der Wachskuchen belegt sind. 2) Die junge zahlreiche Nachkommenschaft der Vögel, Fische*), Amphibien und Insekten. 3) Die jungen Keime und aus Wurzeln und Samen entstandenen jungen Pflanzen, besonders wenn sie in großer Menge vorhanden sind, z. B. bei Zwiebelgewächsen die jungen an der Hauptknolle befindlichen Zwiebeln. Man pflegt daher von Wurzel- und Samenbrut zu reden. (*D. Putsche.*)

Brüten und Brut, in der Jägersprache, s. **Gehege und Geheckmachen.** Der abstammende Ausdruck Bruthaus bezeichnet das, in einem Fasanengarten dazu er- und eingerichtete Gebäude, um darin Fasaneneier durch Welsche-Hennen ausbrüten zu lassen, s. **Fasanen-Gehege.** (*a. d. Winckell.*)

Brütendes Täubchen, eine Schnecke, s. **Voluta mercatoria Lin.**

Brüx, s. **Guenin.**

BRUEYS (auch **Brueis**; nicht **Bruix**), **d'Aiguilliers** (**Franc. Paul** Graf v.), geb. 1760 zu Uzes im Dep. Gard, nach vieljährigen Diensten zur See vor und seit der Revolution unter dem Directorium zum Contreadmiral ernant, befehligte die Escadre, welche Buonaparten im J. 1798 nach Ägypten führte, und fand hier in der Schlacht von Abukir am 1. August seinen Tod, s. **Abukir.** (*H.*)

BRUGES, Marktfl. im Bez. Pau des franz. Dep. Niederpyrenäen am Landiston, mit 1650 Einw., worunter 40 Kadisweber, eine Manufaktur, die hier schon seit dem 16. Jahrh. blüht. (*Hassel.*)

BRUGG, einer der eilf Bezirke des schweizerischen Kantons Aargau. Er zerfällt in die Kreise Bötzen, Brugg, Rain, Veltheim und Windisch, und erstreckt sich auf beiden Ufern der Aar. Auf dem rechten ist der Boden leicht und sehr ergiebig, während auf dem linken das schwere, weniger fruchtbare Land insonderheit in dem Kreise Rain und auf dem zur Kette des Jura gehörenden rauhen Bötzberg (s. Th. XI. S. 293.) die mühsamste Bearbeitung erfodert. Der Feldbau wird mit einsichtsvollem Eifer betrieben und die vorhandenen Märgel und Gypsgruben dazu benutzt. Weinreben sind an geeigneten der Sonne ausgesetzten Abhängen auf dem Bruggerberge, bei Oberflachs, Thalheim, Schinznach, Veltheim u. s. w. gepflanzt; nur die Viehzucht steht, aus Mangel an Wiesen, hinter den übrigen Zweigen der Landwirthschaft zurück. Eisenbohnenerz findet man bei Villmachern und Scherz, Schwefelkies bei Mühligen, die mannigfaltigsten Versteinerungen in dem Kirchspiel Mandach. Der Bezirk enthält 1501 Jucharten 225 Ruthen Statswaldungen; 3376 Wohn- und Nebengebäude; 19 Getreidemühlen; 4 Kalk- und Ziegelbrennereien. Der Schatzungswerth der bei der Kantonal-Brandkasse im J. 1819 versicherten Gebäude betrug 3,097,600 Franken. Die in demselben Jahre vorhandenen 14,244 Einwohner

*) Fischbrut, Strich heißen junge Fische in dem Jahre, in welchem sie aus dem Laiche ausgebrütet werden sind und bei der Teichfischerei bis zur Versetzung in einen Streckteich, welche, äußerst seltene Fälle ausgenommen, im nächsten Frühjahre bei Ausfischung der Winterhaltung erfolgt. Es gibt nach den verschiedenen Fischarten, Hecht-, Karpfen-, Schleien- rc. Brut. Die Brut ist gewöhnlich sehr zart und von schwacher Lebensdauer, worauf bei ihrer Behandlung stets die gebührende Rücksicht zu nehmen ist; vgl. d. Art. **Anfrischen.** (*Fr. Teichmann.*)

sind sämtlich reformirt, in 32 Ortschaften vertheilt, welche 13 Kirchen- oder Pfarrgemeinden ausmachen. Die Geistlichkeit der Bezirke Brugg und Lenzburg bilden zwar zwei verschiedene Klassen, aber zusammen eines der beiden Dekanate, in welche die reformirten Pfarrer des Kantons Aargau eingetheilt werden. Historisch bedeutend sind Altenburg (s. Th. III. S. 237), das Birrfeld (s. Birr Th. X. S. 252.) Königsfelden, Windisch (Vindonissa!), die Schlösser Habsburg, Kastelen, Schenkenberg und Wildenstein. Schinznach hat berühmte Schwefelbäder. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUGG (**Bruck**, **Prugk**, **Pons Arulae**, **Bruga**, **Bruggum**), der Hauptort des ebenerwähnten Bezirkes und der Sitz der Bezirks-, Kreis- und Ortsbehörden. Er liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Aar, die sich zwischen Kalkfelsen schäumend durchdrängt. Die beiden Ufer des Flusses sind hier durch eine nur 65 Fuß lange steinerne Brücke verbunden, die aus einem einzigen Bogen bestehet. Bei dieser uralten Brücke befindet sich der sogenannte schwarze Thurm, aus lauter Quadersteinen aufgeführt, die wahrscheinlich aus dem eine halbe Stunde entfernten **Vindonissa** herrühren. Auf einem der Mauersteine sieht man einen mit vieler Sorgfalt gearbeiteten Kopf, den einige für das Bild des Nero halten, während andere ihn für den Kopf des Titus oder gar eines Hunnen ausgeben. Die hübsche Stadt zählt 248 Wohn- und Nebengebäude, nebst 770 Einwohnern, die einen Theil ihrer Nahrung aus dem lebhaften Transitohandel ziehen, den die sich hier begegnenden großen Landstraßen von Basel nach Zürich und von Schaffhausen und Zurzach in die westliche Schweiz dem Ort verschaffen. Den Kleinhandel beleben vier Jahrmärkte, den Verkehr überhaupt ein der Statsverwaltung in Aarau untergebenes Postbüreau. Ehemals waren die Klempner die wichtigsten Handwerker, denn die von ihnen verfertigten kupfernen verzinnten Kaffeekannen wurden bis in die entferntesten Länder verschickt. Die Schulanstalten mit sechs Lehrern und zwei Lehrerinnen besetzt, sind gut. Nach dem Beispiel anderer schweizerischen Städte benutzt die männliche Schuljugend ihre Erholungsstunden, um, gleichförmig gekleidet, unter gehöriger Anleitung, sich in den Waffen zu üben. In dieser Beziehung nent man sie das Kadettencorps. Eigenthümlich ist ein jährlich wiederkehrendes öffentliches Jugendfest, das „der Ruthenzug" heißt; nicht minder dürfte es der seit der im J. 1528 eingeführten Reformation sichtbare Hang der Bürgersöhne zu dem geistlichen Stande seyn, weswegen Brugg den Beinamen des „Prophetenstädtli" erhalten hat. In neueren Zeiten tragen vielleicht zur Fortpflanzung dieser Neigung die Zusammenkünfte der Gesellschaft der Geistlichen das ihrige bei, die abwechselnd hier und in Lenzburg Statt finden. Brugg ist der Geburtsort der Chronikenschreiber Theuring Frickhard († 1519), Egloff Etterlin († 1452), Petermann Etterlin, des handverschen Leibarztes J. G. Zimmermann († 1795), der bekannten Statsmänner Stapfer und Renger und des Handelsherrn Heinrich Meyer, der bei seinem im J. 1821 erfolgten Tode, zum Besten der Armen, dem Bade zu Schinznach 6000 Schweizerfranken letztwillig vermacht hat. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Brughius, **Bruxius**, s. **Gedächtnisskunst** (Mnemonik).

BRUGMANS (**Sebald Justin**), einer der berühmtesten und verdientesten Ärzte und Naturforscher Hollands in neuern Zeiten, wurde zu Franecker 1763 geboren, studirte zu Leyden, wurde dort, erst 18 Jahre alt, Doktor der Philosophie, nach Vertheidigung einer der Aufmerksamkeit werth befundenen Diss. **de lithologia Groningana**, gewann ein Jahr später einen Preis der Akademie von Dijon durch eine Abhandlung über die Frage: die giftigen Pflanzen auf den Wiesen anzugeben mit den Mitteln, sie durch nützliche zu ersetzen; dann im folgenden Jahre einen andern Preis der Akademie zu Bordeaux durch die Beantwortung der Frage über die Bestimmung der Kenzeichen der Zeitpunkte, wenn die Bäume und insonderheit die Eichen zu wachsen aufhören und abzusterben anfangen, und wiederum ein Jahr nachher einen Preis bei der berliner Akademie über das Unkraut (diese 3 Preisschriften sind in franz. Sprache abgefaßt). Nach erlangter Doktorwürde in der Medizin zu Gröningen durch eine Diss. **de puogenia** 1785 erhielt er zu Franeker die Professur der Philosophie und Physik. Im J. 1786 erhielt er die Professur der Botanik, zu welcher späterhin die Professuren der Naturgeschichte und Chemie kamen. Doch beschäftigte er sich nebenher fortdauernd mit der Medizin und legte ein Kabinet für vergleichende Anatomie an, welches er jedoch, nachdem er den Reichthum des Pariser kennen gelernt hatte, aus Verdruß aufgab. Seit der Revolution im J. 1795 fielen ihm noch andere Arbeiten zu; er organisirte den ärztlichen Dienst bei der Armee und die Militärlazarethe so zweckmäßig, daß seine Einrichtungen bei den nachherigen Statsveränderungen unangetastet blieben, und er immer Anerkennung seiner Verdienste fand. Der König Ludwig bestätigte ihn nicht nur in seinen Ämtern, sondern ernannte ihn auch zu seinem Leibarzte und zum Statsrathe; von Napoleon wurde er zum Mitgliede der Ehrenlegion und zum Rektor der Universität Leyden befördert, für die er die Bezahlung ihrer Schulden und eine Vermehrung der Fonds auswirkte; auch die naturhistorische Samlung in Ordnung brachte. Der jetzt regirende König ernannte ihn zum General-Inspector der Medizinalanstalten für die Land- und Seemacht. In dieser Eigenschaft war er vorzüglich nach der Schlacht von Waterloo wirksam; ohne Unterschied der Uniformen sorgte er für alle Verwundete, und bewahrte die Gegend vor pestartigen Krankheiten dadurch, daß er, aller Einreden ungeachtet, über 30,000 Leichen verbrennen ließ; auch soll in den, seiner Leitung untergebenen Lazarethen nie das Hospitalfieber ausgebrochen seyn. — Außer den obigen Dissertationen und Preisschriften hat man von ihm eine Lobschrift auf Boerhaave, Abhandlungen **de natura soli frisici exploranda** und **de accuratiore plantarum indigenarum notitia maxime commendanda**, eine Abhandlung über das Schwimmen der Fische in den Memoiren des holländischen Instituts, eine von der harlemer Akademie gekrönte Abh. über das Miasma der Hospitalfieber und eine Ausgabe von Linné's System in fol.; auch hatte er seit 1805 vorzüglichen Antheil an der bekannten **Pharmacopoea batava**, die er mit den Professoren Brohr und Driesen und mit den Ärzten Deiman und

ten Hanf bearbeitete. — Er starb allgemein betrauert am 22. Juli 1819. *). (*H.*)

BRUGMANSIA, nannte Persoon nach dem oben angeführten Prof. Brugmans in Leyden eine Pflanzen-Gattung, die mit Datura zu nahe verwandt ist, als daß man sie davon trennen könnte, daher seine **Brugmansia candida** und **bicolor** billig als **Datura arborea** und **sanguinea R. et P.** bleiben. (*Sprengel.*)

BRUGNONE (Giovanni), gest. 1818 als Vorsteher der Thierarzneischule, Prof. der Wundarzneikunde an der Universität und ordentliches Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Turin. Seine Landsleute betrachten ihn als den Wiederhersteller der Thierheilkunde in Italien, wie es Bourgelat (s. oben) in Frankreich war. Er hat sich allerdings in dieser Rücksicht große Verdienste um die sardinischen Staten erworben, da er mit einer seltenen Gelehrsamkeit langjährige Erfahrungen verband. Der weitaussehende Vorsatz, die Vieharzneiwissenschaft nach allen ihren Zweigen in einer Reihefolge von Werken abzuhandeln, ist von ihm nur theilweise ausgeführt werden. Dahin gehören, außer einer beträchtlichen Anzahl einzeler Aufsätze in den Turiner akademischen Abhandlungen, vorzüglich folgende Schriften: 1) **La Mascalcia o sia la medecina veterinaria ridotta ai suoi veri principj. Torino 1774. 8.** — 2) **Trattato delle Razze de' Cavalli. Torino 1781. 8.**) ins Teutsche übersetzt von Gottfried Fechner unter dem Titel: Brugnone's Werk von der Zucht der Pferde, Esel und Maulthiere und von den gewöhnlichen Gestüttkrankheiten, Prag 1790. 8. und ins Französische übertragen in dem **Traité sur les haras de France, extrait de l'ouvrage de J. Brugnone, traduit et rédigé à l'usage des haras de France par C. Barentin de Montchal. Paris 1807. 8.** — 3) **Ippometria ossia della conformazione esterna del cavallo, del asino etc. Torino 1802. 8.** — 4) **Osservazione intorno a vari errori sparsi ne' libri, opuscoletti e segnalamento nella Bometria. Torino 1804. 8.** Man verdankt ihm und Penchienati die Herausgabe der **Opere anatomiche e cirurgiche di Ambr. Bertrandi pubblicate ed accresciute di note e di supplimenti. Torino 1786 — 1790. 8** Bände in 8. — Vgl. sein **Elogio** vom Professor Carena in **Memorie della R. Accademia delle Scienze di Torino 1820. Tomo XXIV. p. 451.** (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUGUIERE dit Dulac, eine Stadt am Thauré im Bez. Castres des franz. Dep. Tarn; sie zählt 334 Häus. und einschließlich des Kirchspiels 3759 Einw., die Wollenzeug- und Leinweberei unterhalten, vorzüglich aber **draps à poil** und **Cordelats** verfertigen und damit weit und breit hausiren. (*Hassel.*)

BRUGUIÈRES (Jean Guillaume), Naturforscher, geboren zu Montpellier 1750, Sohn eines Wundarztes. Er studirte die Arzneiwissenschaft, folgte aber bald seiner Neigung zur Naturforschung, begab sich nach Paris, und begleitete 1773 den Kapitän Kerguelen, als Naturforscher, auf einer Entdeckungsreise nach der Südsee. Nach der Rückkunft, im September 1774, machte er Einiges von seinen Entdeckungen im **Journal de physique** bekant, und beschrieb daselbst unter andern (**Tom. XLIV.**) das auf Madagaskar entdeckte Schlangengeschlecht Langaha, welches Lacèpede in seine Geschichte der Schlangen aufnahm. In seiner Vaterstadt beschäftigte ihn die Untersuchung eines in der Nähe entdeckten Steinkohlenbergwerks, und die beim Nachgraben gefundenen Versteinerungen und Fossilien leiteten ihn auf scharfsinnige Bemerkungen über die Revolutionen der Erde. Er ging 1781 wieder nach Paris, und bearbeitete daselbst, auf d'Aubentons Veranlassung, für die **Encyclopédie méthodique**, die Naturgeschichte der Würmer (**Histoire naturelle des vers. 1789 — 1792. 4.** mit Kpf.), kam aber nur bis zum Buchstaben C; indessen ist seine Arbeit, bei manchen Mängeln, z. B. der Weitschweifigkeit, hinreichend, ihm einen dauerhaften Ruhm als Naturforscher zu sichern, indem er mehre Arten zum ersten Mal beschreibt, und auch in Ansehung der Methode Vorzüge vor seinen Vorgängern hat. Zu den **Actes de la société d'hist. naturelle de Paris** lieferte er einige Beiträge, und gemeinschaftlich mit Haüy, Lamarck, Olivier, Fourcroy und Pelletier gab er 1792 ein **Journal d'hist. naturelle Vol. II. 8.** heraus. In eben diesem Jahre unternahm er mit Olivier, auf Veranlassung des Ministers Roland, eine Reise nach dem ottomanischen Reiche, nach Ägypten und Persien. Die Punkte, auf welche die Reisenden ihr vornehmstes Augenmerk richten sollten, betrafen den Handel, die Naturgeschichte, die allgemeine Naturlehre, die Erdbeschreibung, Heilkunde, die politischen Verhältnisse Frankreichs zu der Türkei, und den schon damals für die Zukunft entworfenen Plan einer Expedition nach dem Morgenlande. Bruguières unterlag aber den Beschwerden dieser Reise, und starb auf der Rückreise zu Ankona, den 21. Okt. 1798 an einem bösartigen Fieber *). Einer von Bruguières auf Madagaskar entdeckten Pflanze, einem Baum von mittlerer Größe, gab l'Heritier den Namen **Bruguiera**. Er war auch Mitglied des National-Instituts, und mehrer andern gelehrten Gesellschaften **). (*Baur.*)

BRUGUIERA; nannte Lamarck nach dem (eben aufgeführten) franz. Akademiker Bruguière eine Pflanzen-Gattung, die man sonst zur **Rhizophora** gezogen, die er aber durch den vieltheiligen Kelch, durch zehn bis zwölf Corollenblätter, die zwanzig Staubfäden tragen, und durch einen umgekehrten mit den drei Stigmen gekrönten und mit langer keimender Wurzel versehenen Samen unterscheidet. Die bekannteste Art ist **Br.** *gymnor-*

---

*) Vgl. Biogr. d. Contemp. T. III.

*) Ausführlich beschrieb Olivier diese Reise in folgendem reichhaltigen Werke: **Voyage dans l'empire ottoman, l'Egypte et la Perse fait par ordre du gouvernement pendent les 6 premières années de la republique. Paris, an. IX (1801 — 1807). Vol. III. 4.** und Atlas in gr. 4.; auch **Vol. VI. 8.** mit Atlas in 4. Teutsch von E. L. Methus. Müller, Leipz. 1806 — 1808, 3 Bde. 8. m. Kpf. und in der weimarschen Bibl. der Reisen, Bd. 6, 21 u. 36. Engl. London 1802 ff. in 4. u. 8. **) **Eloge par Cuvier in dem Rapport des travaux de la soc. philom. an VII.**; wieder abgedr. in **Recueil des éloges hist. par Cuvier. Strasb. 1819. 8. T. II. 425 — 442. Mag encyclop. An. V. N. 9.** Hall. Lit. Ztg. 1801. Intelligenzbl. No. 39. **Biogr. univ. T. VI.** (von Cuvier).

rhiza Lam. (Rhizophora *L.*), das Mangium celsum Rumphs, welche in Ostindien häufig wächst und durch wurstähnliche Wurzeln, welche oben auf der Erde liegen, sich auszeichnet. Eine andere Art, Br. *sexangula* (Rhizophora *Lour.*) hat sechseckige Früchte und wächst in Cochinchina. (*Sprengel.*)

BRUHIER d'Alancourt (Joh. Jac.), aus Beauvais, war Arzt in Angers und starb 1756. Er hat sich außer Übersetzungen von Schriften Fr. Hoffmann's u. a. m. vorzüglich durch Untersuchung der Zeichen des Todes und durch Warnung vor frühzeitiger Beerdigung bekant gemacht. Seine Dissertation sur l'incertitude des signes de la mort, erschien 1742 zuerst; sie ist oft wieder aufgelegt und in mehre Sprachen, ins Teutsche 1754 von Janke übersetzt werden. Sie war eigentlich gegen Winslow's Behauptung gerichtet, daß es untrügliche Zeichen des Todes gebe (Thesis: an mortis incerta signa? Paris. 1740.). Allein Bruhier zog sich den Vorwurf zu, die Sache übertrieben und eine ungegründete Furcht vor dem Lebendig-Begraben verbreitet zu haben. (*Sprengel.*)

BRUHRAIN, ein hochliegender hügeliger Landesstrich im Großherzogthum Baden, der, einst der östliche Theil des nördl. Kraichgaues, von Bruchsal bis gegen Wißloch, oder genauer bestimt, vom Michelsberge bei Untergrombach bis zum Letzenberge beim Dorfe Malsch sich erstreckt, im Osten von der Höhe des Gebirges, im Westen von der tiefliegenden Rheinebene begränzt — von höchst angenehmer und gesunder Lage, reich an mannigfaltigen Früchten und an Wein, welcher unter dem Namen Bruhrainer oder Bruhräner bekant ist *). (*Leger.*)

BRUIX (Eustache de), Admiral von Frankreich, Großoffizier, Inspektor der Küsten des Oceans und Chef der 13. Cohorte der Ehrenlegion. Er stammte aus einer adeligen Familie in Gascogne her, die sich in französischen und spanischen Kriegsdiensten rühmlich bekant machte, und war 1759 zu St. Domingo geboren. Schwächlich, aber von einer zärtlichen Creolin erzogen, wurde zwar in jenem Klima alles angewendet, sein Physisches auszubilden, aber das Geistige vernachlässigt. Erst spät, als er nach Frankreich kam, wurde er in eine Pension gethan, wo er aber die Bemühungen seiner Lehrer vereitelte, und erst da ihn sein Hang zum Seewesen nach Brest führte, erwachte der Trieb zur Belehrung in ihm. Kaum war er 1778 in das Corps der Marine getreten, so widmete er sich seinem Berufe mit einem auszeichnenden Eifer und mit der angestrengtesten Lernbegierde. Während des amerikanischen Krieges gab er in dem Treffen, das der Graf von Grasse den 12. April 1781 lieferte, solche Beweise von Muth und Einsicht, daß ihm bald darauf der Oberbefehl einer Fregatte anvertraut wurde. In den Friedensjahren führte er das Kommando einiger Statsschiffe auf der Station von St. Domingo, war Mitglied der Seeakademie und nahm Theil an Puysegurs Vorarbeiten bei Entwerfung der vortrefflichen Karten von den Küsten und Umgebungen von St. Domingo. Die Revolution beschleunigte seine Beförderung, aber nachdem er 1792 die Fregatte Semillante und bald darauf das Schiff l'Indomptable kommandirt hatte, wurde er 1793 nach einem Decrete des Convents, das alle Adelige ihrer Stellen entsetzte, verabschiedet. Ohne Vermögen begab er sich in die Einsamkeit, und fand in seiner Thätigkeit und in seinen Kentnissen das einzige Mittel sich und die Seinigen gegen Dürftigkeit zu schützen. Als jenes Edikt 1794 wieder aufgehoben wurde, trat er von neuem in den Seedienst, und war bis 1796 Major-General bei der Eskadre des Admirals Villaret, dann kam er als Director des Seehafens nach Brest, und nahm Theil an der durch bekannte Umstände vereitelten Expedition gegen Irland, zu der er die Instruktion entworfen hatte. Mit Einsicht und Eifer verwaltete er darauf ein Jahr lang das Ministerium der Marine, lief nachher, trotz der blockirenden Engländer, aus Brest mit einer Flotte aus, um Truppen von den Küsten Italiens nach Ägypten zu bringen, erhielt aber, da eben damals Unfälle in Italien diesen Entwurf vereitelten, noch auf dem Wege dahin Befehl, statt Truppen aus Italien wegzubringen, von Toulon aus die von Moreau nach der Schlacht bei Trebia gesammelten Reste der Armee im Genuesischen zu verproviantiren. Nach glücklicher Vollziehung dieses schwierigen Befehls vereinigte er sich mit der ihn zu Cadix und Carthagena erwartenden spanischen Eskadre, und zog sich darauf nach Brest eben so glücklich zurück, als er von dort ausgelaufen war. Während seines Aufenthaltes zu Paris ereignete sich die Revolution vom 18 Brumaire (9. Nov. 1799), durch welche Bonaparte sich zum Konsul

*) Die Benennung komt zum ersten Male in einer Urkunde K. Karls IV. v. J. 1366 vor (in deductione spirensi contra Palatinos de Juribus in Grevenhausen etc. inter document. Nro. III.), durch welche der Kaiser die Rechte und Besitzungen des Hochstiftes Speyer und unter diesen auch die im Bruchreyn bestätigt. Sie ist zusammengezogen aus Bruch und Rain. Das Bruch in gedehnter Aussprache heißt den Bewohnern dieser Gegend tiefliegendes, sumpfiges Wiesenland, und der Rain, ebenfalls gedehnt, eine jede Erhöhung an Bächen und Flüssen. — Bruchrain also eine hochliegende Gegend von tiefliegenden Sumpfwiesen begränzt. Im 16. Jahrh. wurde diese Benennung misverstanden und von David Chyträus (in oratione de Creichgaea) durch das lateinische Prorhenus, d. i. Vorderrhein, erklärt; weil ehemals diese Gegend ein Rheinarm, oder der Rhein selbst durchströmt habe; von andern aber aus Bruchrhein, weil der Rhein sich an dieser Gegend als an seinen Ufern gebrochen habe. Allein diese Erklärungen stimmen weder mit der Aussprache, noch mit der Rechtschreibung, noch mit der Geschichte des Wortes überein; denn Bruch und Rhein werden in dieser Bedeutung stets rasch und schnell gesprochen. — Wol mag der Rhein in Zeiten, die unserer Geschichte vorangehen, das tieferliegende dem Bruchrain angränzende Land durchströmt, ja, wie es scheint, das ganze Rheinthal mit seinem Gewässer erfüllt haben; allein uns blieb hievon kein Denkmal in dem Worte, sondern nur in der sumpfigen Natur des Bodens übrig, die der ganzen tiefer am Rheine zwischen Neckar und Murg liegenden Ebene eigen ist. Auf die sumpfige Natur dieser Ebene deutet schon ein Augenzeuge (*Ammian. Marcellin.* Libr. XXVII. cap. X.) aus dem 4. christlichen Jahrh. Von ihr zeugen Urkunden aus dem 12. Jahrh., in welchen Bruchhausen ein Dorf in dieser Ebene bei Ettlingen, domus lapidea in palude, d. i. das steinerne Haus im Sumpfe, heißt; ein anderes Bruchhausen in derselben Ebene hier unfern des Bruchraines selbst, zwischen Heidelberg und Wißloch; und die vielen Landgräben, welche diese ganze tiefliegende Gegend durchschneiden, und zu ihrer Austrocknung einstens gemacht waren.

erhob. Bruix gehörte zu den vertrauten Theilnehmern dieses folgenreichen Ereignisses, wurde darauf Befehlshaber einer in Rochefort ausgerüsteten Eskadre, und nach einiger Zeit Statsrath. Durch ununterbrochene Anstrengungen geschwächt, hätte er einer langen Ruhe bedurft, um sich wieder zu erholen; allein ein weit ausgedehnter Plan gegen England wurde entworfen, und Bruix ward zum Admiral der kaiserlichen Flotille ernant; seine Kraft hatte sich jedoch verzehrt, und als er nach Paris gekommen war, um der Kaiserkrönung beizuwohnen, fiel er in eine Schwäche, die am 18. März 1805 seinem Leben ein Ende machte. Mit dem angestrengtesten von Einsicht und Klugheit unterstützten Diensteifer verband er eine Gutmüthigkeit und ein Wohlwollen, das ihm die Liebe Aller erwarb, die ihn kannten. Aus zu großer Uneigennützigkeit hatte er vernachlässigt, sich Vermögen zu sammeln, und er hinterließ Vater, Gatten und Kinder beinahe in Dürftigkeit. Gedruckt hat man von ihm ein **Mémoire sur l'approvisionnement de la flotte avec des produits du sol françois**, auch hatte er Antheil an den Artikeln über das Seewesen in der **Encyclopédie méthodique**, und handschriftlich hinterließ er eine **Tactique navale** *). (*Baur.*)

BRUKNER (Isaak), geb. zu Basel, den 22. Jul. 1686, war ein geschickter Mechaniker, und verband mit dieser Kunstfertigkeit noch andere mathematische, insbesondere auch geographische Kentnisse. Er hielt sich lange zu Paris auf und erhielt das Prädicat eines königl. Geographen. 1723 begab er sich mit seiner Familie nach Petersburg, wo er als Mechanicus bei der Akademie angestellt wurde, und 16 Jahre lang in dieser Eigenschaft blieb. Nachher besuchte er England, Holland und noch ein Mal Paris. Von dem Prinzen von Oranien wurde er für einen silbernen und vergoldeten Globus, welchen er für denselben verfertigt hatte, ansehnlich beschenkt; und zu Paris verfertigte er eine Maschine zur Bestimmung der Längen, für welche er einen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhielt. 1752 kehrte er nach Basel zurück, wo er seine Kunstarbeiten fortsetzte. Eine Erdkugel von Erz und vergoldet von seiner Arbeit kam auf die Universitätsbibliothek. Er erhielt eine Anstellung als öffentlicher Lehrer, trug Geographie und praktische Geometrie vor, und starb den 6. April 1762. Im J. 1722 erschien von ihm zu Basel in 16.: Bericht über den nützlichen Gebrauch und alles das, was anzumerken auf dem globo terrestri, dessen Diameter ¼ Schuh hält, und welcher von ihm ausgefertigt worden; — 1735 zu Petersburg die Beschreibung einer allgemeinen Sonnenuhr; — Berlin 1749. **Nouvel Atlas de marine, composé d'une carte générale, et des 12 cartes particulières, cet.** — 1752. **Tables de longitude des principaux lieux, cet.** — Bâle 1755. **Carte du globe terrestre, examinée et approuvée par Dan. Bernoulli;** auch noch einige andere Charten und Erklärungen derselben. (*Meyer von Knonau.*)

*) Vgl. *Mazères* Notice hist. sur E. Bruix. 1805. 8., ein Auszug daraus in den französischen Miscellen 10. Bd. S. 164 — 167. Der Biograph. 4. Bd. 473. Biogr. univ. T. VI. (von de Renal-Laboussane). Biogr. des Contemp. T. III. Reichard's moderne Biographie 1. Bd. 187.

BRUKNER (Daniel), ein fleißiger Erforscher der Alterthümer und der Geschichte seines Vaterlandes, der manches dunklere Verhältniß derselben beleuchtete oder spätern Bearbeitern ihre Forschungen erleichterte, war geb. zu Basel 1705, studirte die Rechte, erhielt 1744 die Stelle eines Ingrossisten bei der Statskanzlei, 1755 diejenige eines Registrators, wurde 1765 Rathssubstitut, und starb den 28. Dec. 1781. Der von ihm herausgegebene und vornehmlich von ihm bearbeitete „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, 23 Stücke, 8. Basel 1748 — 1763" enthält viele, aus Archiven und ältern Documenten geschöpfte Nachrichten, sehr brauchbare Materialien und Beleuchtungen von selbständigem Werthe; z. B. Berichtigungen Wursteisens. Die Alterthümer zu Augst werden im 23. Stücke gründlich beschrieben, und in 26 Kupfertafeln dargestellt. Weniger zuverlässig sind einzele naturhistorische Aufsätze und Nachrichten in dieser Samlung. Br. entwarf zu diesem Werke über einzele Theile des Kantons Charten, welche er stechen ließ; und eine Charte des ganzen Kantons, die von Bühel gezeichnet und von Mechel gestochen 1766 heraus kam, gehört zu den bessern ältern Schweizercharten. Seine Samlung von einheimischen Versteinerungen und Alterthümern, welche in der Gegend, insbesondere in den Ruinen der Augusta Rauracorum hervor gefunden wurden, kaufte der Stat an sich, und vereinigte sie 1778 mit der öffentlichen Bibliothek. Wursteisens Chronik gab er mit Zusätzen, die aber nicht ohne Fehler sind, in 2 Bänden, Basel 1765 und 1772. Fol. heraus, denen 1779 ein dritter Band von seiner eigenen Arbeit nachfolgte. Die handschriftliche Fortsetzung und die dazu gehörende Samlung enthalten wichtige Materialien zur Geschichte Basels. Er besaß auch eine seltene Samlung baselscher Siegel, welche er zu seinen Beleuchtungen der ältern Geschichte zu benutzen wußte. Eben dieser Hilfsquellen bediente er sich, um darzuthun, daß das Wapen der Stadt, der sogeheißene Baslerstab, ursprünglich ein Ruder oder eine Fischerstange gewesen sey. (*Meyer von Knonau.*)

BRULOS (Borelos, Berelos, Burlos). Das Vorgebirge Brulos hält D'Anville für die nördlichste Spitze Ägyptens, Niebuhr hörte aber von Schiffern, daß es noch 1 bis 1¼ teutsche Meilen nördlicher liege als die beiden größten Ausflüsse des Nils. Die ganze Küste ist ungemein flach und niedrig; nur bei diesem Kap ragen einige Sandhügel und Palmwälder hervor. Zu Wanslebens Zeit war hier eine Zollstätte. — Der See Brulos, an der äußersten Spitze des Delta, zwischen den beiden Hauptarmen des Nils, ist von beträchtlichem Umfange; er hat nach Sicard's Angabe zwischen 17 bis 18 fr. Meilen in der Länge und 4 bis 5 M. in der Breite. Er nimt zur Zeit der Überschwemmung des Nils verschiedene aus dem Nil gezogene Kanäle auf. Nach Sicard ist er sehr fischreich und der Pacht, welchen die Fischer an den Pascha bezahlen, nicht unbeträchtlich. An dem östlichen Ende desselben mochte, wie Pococke bemerkt, der sebennitische Nilarm in die See gehen. Eben derselbe führt als Ursache der Größe dieses Sees an,

daß er mehre Sümpfe und Seen, deren die Alten gegen Osten gedenken, in sich vereiniget habe. Der butische See, der nach Strabo von der Stadt Buto seinen Namen hat, ist vermuthlich dieser See Brulos, oder wenigstens mit ihm zusammengeflossen. Sicard's Charte setzt eine Stadt Brulos auf eine Insel vor diesem See; an demselben fand Pococke auf 2 geschriebenen Charten einen Ort Namens Boltin hingezeichnet; etwa Paralus, oder Hermopolis oder gar Buto der Alten? (*Hartmann.*)

Bramaputra, Burrempnter, s. Bramaputra.

BRUMATH, Marktfl. im Bez. Strasburg des franz. Dep. Niederrhein, liegt an der Zorn, hat 1 luth. Kirche und 2671 Einw., die starken Hopfenbau treiben. Man glaubt hier das alte **Bracomagus** oder **Brucomagus** der theodosischen Charte zu finden; häufig sind in der Umgebung des Orts römische Münzen, Urnen, Ringe u. a. ausgegraben, welches wenigstens beweiset, daß einst die Römer hier konzentrirter waren. Er gehörte sonst dem Landgrafen von Hessendarmstadt; das vormalige Schloß liegt in Trümmern. (*Hassel.*)

BRUMBY, königl. Pfarrdorf im preuß. Reg. Bez. Magdeburg, Kr. Calbe, ½ M. westlich von Calbe, mit 91 Häus. 616 Einw., einem Rittergut, in dessen Garten man die Trümmern einer ehemaligen Tempelherrenburg sieht und mit Steinbrüchen. (*Stein.*)

Brummeisen, s. Maultrommel.

BRUMMER hießen seit der Schlacht bei Leuthen die schweren 12pfündigen Kanonen bei der preußischen Artillerie, weil Friedrich der Große öfterer fragte, ob eine Flügelbatterie von diesem Geschütz noch brummte? Sie waren 18 Kaliber lang und 2092 Pfd. schwer; seit dem Hubertsburger Frieden aber 22 Kaliber lang und 3100 Pfd. schwer. Sie sind bei der allgemeinen Erleichterung des Feldgeschützes aus dem Gebrauch gekommen. (*v. Hoyer.*)

BRUMMER (Friedrich), geb. im Februar 1642 zu Leipzig, wo sein Vater Kaufmann war, ein Schüler und Freund des berühmten Thomas Reinesius, welcher seine Studien leitete, und ihn vorzüglich auf Geschichte, Alterthümer und Kritik hinwies. Brummer studirte seit 1660 zu Jena und Leipzig die Rechte, und machte 1666 eine gelehrte Reise durch die Niederlande nach Frankreich. Am längsten verweilte er in Paris, wo er ein berühmtes Werk über die **Lex Cincia** ausarbeitete und dem Minister Colbert dedicirte. Von da wollte er Italien bereisen; er ertrank aber auf dieser Reise am 3. Dec. 1668 in dem Flusse l'Alberine bei Lyon. Außer einigen kleinen Schriften, welche Ge. Beyer zu Leipzig 1712 unter dem Titel: **Brummeriana** in Octav herausgab, und unter denen sich vorzüglich seine **Exercitatio de Scabinis antiquis, medii aevi et recentioribus** auszeichnet, war sein Hauptwerk der obgedachte **Commentarius ad Legem Cinciam.** Paris 1668. 4. und öfters nachgedruckt *). (*Spangenberg.*)

BRUMOW, eine zwischen dem Grafen Illieshazy und Baron Friedenthal getheilte Herrschaft und Städtchen in Mähren, im Hradischer Kreise, nahe an der ungrischen Gränze, 5 M. von Hradisch, 2 M. von der Waag, mit 2 Städtchen, 29 Dörfern, 2354 Häus. und 13,500 Einw., mit einem Schlosse und einer Glashütte. Der Ort selbst hat 200 Häus. und 1200 Einw. — Die Herrschaft ist von einem besondern Stamme mährischer Slowaken, den Zalesaken, bewohnt; sie treiben starke Vieh- besonders gemeine Landschafzucht, begünstigt durch die Weiden der Gränzalpen, auf welchen sie, nach schweizer Art, den ganzen Sommer zubringen. Was dort Sennhütten sind, heißen hier Sallaschen †), statt Rindvieh dort, hier vornämlich Schafe, deren Molken, wie zu Gais, medizinisch gebraucht und deren Käse (Brinsenkäse) einen Erwerbszweig ausmacht. Außerdem Handel mit Schmalz und Butter nach Wien, mit gedörrtem Obst nach Böhmen und Schlesien. — Das vermeintliche Goldbergwerk von 1817 beruht auf Täuschungen; dagegen findet sich eine Art hyacinthrother Bernstein. (*André.*)

BRUMOY, lat. **Brumoeus** (Pierre), ein gelehrter Jesuit, geb. zu Rouen 1688, trat 1704 in den Orden, lehrte in verschiedenen Provinzial-Collegien Humaniora, und kam dann nach Paris, wo ihm die Erziehung des Prinzen von Talmont übertragen wurde, und wo er von 1725 bis 1731 die Mathematik lehrte. Die Herausgabe der **Histoire de Tamerlan. Par. 1739. Vol. II. 12.**, deren Verfasser sein Ordensbruder, Margat, war, gab Veranlassung, daß er Paris einige Zeit verlassen mußte. Nach seiner Rückkehr übertrugen ihm seine Obern die Fortsetzung der **Histoire de l'église gallicane par plusieurs Jesuites.** Par. 1739—1749. Vol. XVIII. 4., ein Werk, das zwar den Foderungen der historischen Kritik kein Genüge leistet, aber im Einzelen viel Gutes enthält. Brumoy bearbeitete den Schluß des eilften Bandes, und nachdem er den zwölften vollendet hatte, starb er den 16. April 1742, geschätzt nicht allein wegen seiner Kenntnisse, sondern auch wegen seines sanften Charakters und wegen seiner liebenswürdigen Sitten. Das Werk, durch welches er ehrenvoll in der Literatur fortlebt, ist sein Theater der Griechen *), in Auszügen und Überset-

---

*) S. Jugler Beitr. zur jurist. Biographie Bd. V. Nr. X. S. 103 fgg.

†) Diese Sallasche Schafzucht zieht sich auf dem ganzen Gränzgebirge zwischen Mähren und Ungarn fort.

*) Le théâtre des Grecs, contenant des traductions et analyses des tragédies grecques, des discours et des remarques sur le théâtre grec. Par. 1730. Vol. III. 4; 1749. Vol. VI. 12.; 1763. Vol. VI. 12. mit brauchbaren Bemerkungen von dem Jesuiten Fleuriau. Nouv. edition, enrichie de très belles gravures, et augmentée de la traduction entière des pièces grecques, dont il n'existe que des extraits dans toutes les edit. preced. etc. par M. M. de Rochefort et du Theil. Paris, Lussac. 1785—1789. Vol. XIII. 8. und auf Velinpap. in 4. Diese neue Ausgabe enthält, neben Brumoys Auszügen, die auch mit aufgenommen wurden, eine vollständige Übersetzung von allen Überbleibseln des griechischen Theaters, sowol des tragischen als komischen. Die Besorgung des Ganzen, und insbesondere die des Aristophanes hatte A. und Brotier, die des Aeschylus de la Porte du Theil, die des Sophocles G. Rochefort, und die des Euripides Prévost. S. die Rec. in der allg. Lit. Ztg. 1789 No. 165 u. 166; 1791 Nr. 318. Eine neuere Ausgabe, von Raoul-Rochette besorgt (Par. 1817 Vol. IV. 12.), enthält blos den Text von Brumoy, nebst den nöthigsten Anmerkungen. Eine seconde édit. compl., rev. corrig. et augm. de la traduction d'un choix de fragmens des poetes grecs, tragiques et comiques, par Raoul-

zungen, die von Geschmack und Kenntnissen zeugen, in Ansehung der Präcision und Simplicität des Styls den Originalen zwar weit nachstehen, und auch in Ansehung der Treue manches zu wünschen übrig lassen, bis auf unsere Tage aber viel dazu beigetragen haben, die Anhänglichkeit an das griechische Drama, und die eifrige Nachahmung desselben unter der französischen Nation zu unterhalten und zu vermehren. Seine eigenen poetischen Erzeugnisse **) beweisen, nach Voltaires Versicherung ***), „daß es leichter ist die Alten zu übersetzen und zu loben, als durch eigene Werke sich den großen Mustern unter den Neuern an die Seite zu stellen." Brumoy war auch Mitarbeiter an den Mémoires de Trevoux, besorgte eine neue Ausgabe von des Pater Mourgues Traité de la poësie franç. Par. 1724. 12., vollendete mit dem Pater Rouillé die Revolutions d'Espagne. Ib. 1734. Vol. III. 4. des Pater Orleans; revidirte die Histoire de Rienzi. Ib. 1733. 12. des Paters Cerceau, und schrieb noch einiges andere, das hier übergangen werden kann †). (*Baur.*)

Brun (Rudolf), erster Bürgermeister von Zürich, s. Zürich.

BRUN (Heinrich), von den ostfriesischen Geschichtschreibern auch Henricus Bruno und Brunius genannt, — war zur Zeit der Reformation der erste Prediger, der in Ostfriesland Luthers Grundsätze öffentlich vortrug, und da bald mehre ostfriesische Geistliche seinem Beispiel folgten, und die evangelische Lehre in ganz Ostfriesland ausbreiteten [1]), der erste Reformator des Landes. Kaum waren anderthalb Jahre nach der entscheidenden Thesen-Anschlagung durch Luther verflossen, als Brun im Frühlinge des J. 1519 in der Kirche zu Aurich mit der öffentlichen Predigt der evangelisch-lutherschen Lehre den Anfang machte [2]), und ohne Zweifel mit Genehmigung oder gar auf Veranlassung des damaligen sehr einsichtsvollen ostfriesischen Grafen Edzard I, der den Grundsätzen Luthers besonders hold war. Sie waren ihm schon 1518 durch Luthers Sermon von der Buße, den dieser der Herzogin Margarethe von Braunschweig, Edzards Tante, zugeeignet hatte, und durch andere teutsche Schriften des großen Reformators bekant und einleuchtend geworden; und er beschloß daher, die Reformation auch in seinem Lande einzuführen, jedoch nicht mit Gewalt, sondern dadurch, daß er erlaubte, Luthers Schriften darin öffentlich zu verkaufen, und es den Geistlichen freistellte, die evangelische Lehre von den Kanzeln vorzutragen, wozu er vielleicht auch hin und wieder einige Winke gab [3]). Unter diesen Umständen that Brun zu Aurich die ersten Schritte zur Reformation Ostfrieslands. Er war, wie einige ostfriesische Geschichtschreiber dafür halten [4]), vorher ein katholischer Priester, und zwar, wie man auch wissen will, zu Aurich. Dagegen erzählt der ostfriesische Annalist von Wicht [5]), daß Luther selbst ihn von Wittenberg nach Ostfriesland gesandt habe, so daß er denn vorher kein katholischer Priester in Aurich gewesen wäre. Auch meldet der ostfriesische Chronograph Beninga, ein Zeitgenosse der Reformation und persönlich mit Brun bekant, von dessen vorherigen Verhältnissen gar nichts, sondern berichtet nur in seiner einfachen Kürze: „daß der ostfriesische Graf Edzard I. die evangelische Lehre durch einen Prediger, Heinrich Brun zu Aurich, 1519 habe verkündigen lassen [6]).— Vielleicht war Brun ein geborner Ostfriese, der damals, gleich andern Ostfriesen [7]), in Wittenberg studirte. Brun predigte zu Aurich mit solchem Erfolg, daß nicht nur die dortige Gemeinde die evangelischen Grundsätze annahm, sondern auch bald andere Geistliche des Landes Luthers Lehre ihren Gemeinden vortrugen. Sein erster Nachfolger war noch in dem nämlichen J. 1519 der bis dahin katholische Kapellan des Häuptlings Ulrich Attena [8]) zu Oldersum, Heinrich Arnold von Zütphen [9]), worauf dann im Verfolg der Zeit mehre katholische Geistliche in Ostfriesland ein Gleiches thaten. Auf diese Weise wurde Brun der allererste ostfriesische Reformator, und zwar nach Luthers Grundsätzen, und die Gemeinde zu Aurich die protestantische Ur- oder Mutterkirche des ganzen Landes [10]). Brun bewies übrigens in der Verkündigung der evangelischen Lehre solche Thätigkeit und solchen Enthusiasmus, daß der hohe und muthvolle Geist Luthers ganz auf ihm zu ruhen schien [11]). Er erbot sich nicht nur, die Behauptungen, die er vortrug, aus der heiligen Schrift zu beweisen, sondern setzte sogar gegen die Entkräftung und Widerlegung seiner Beweise sein Leben selbst zum Pfande, und erklärte laut und öffentlich, „daß er zur Bestätigung seines Glaubens mit Freude sein Blut vergießen wolle" [12]). Er erhielt 1521 an Albert Latomus oder Harthower, aus der Stadt Norden in Ostfriesland gebürtig, einen Amtsgenossen, der noch lange nach ihm der Gemeinde zu Aurich vorstand und bis 1582 lebte [13]). Wie lange Brun selbst in Aurich als Prediger gelebt habe, und in welchem Jahr er gestorben sey, ist nicht mit Gewißheit bekant. Nach Emmius Erzählung [14]) lebte er noch 1524 in völliger evangelischer Amtsthätigkeit. Man glaubt indeß, daß er etwa 1526 oder 1527 durch einen

---

Rochette, erschien zu Paris 1820. 8. und war auf 15 Bände Text und 3 Lieferungen Kupfer berechnet **) Recueil de diverses pièces en prose et en vers. Par. 1741. Vol. IV. 8. Das Beste in dieser Sammlung sind 2 lateinische Gedichte; geringen Werth haben die Trögödien Isaac, Jonathas, und le couronnement de David, und die Comödien la boite de Pandore u. Plutus. ***) Oeuvres de Voltaire. Gotha. Vol. XX. p. 71. †) Eloge hist. in den Mém. de Trévoux. Juillet 1742. p. 1198—1208. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Reck).

1) *Fremout* Tractat nopende de Reformatie van de Kerke, Emden 1658. 2. Deel. p. 301. 2) Funk's Gedächtniß der Prediger in Aurich, 1717. S. 3. 3) *Beninga*, p. 600 — *Emmii* Rer. fris. historia. Lugd. 1616. Lib. 50. p. 785.— Funk's ostfr. Chronik, 2 Thl. Aurich 1784. S. 10. 11. 4) *Emmius*, l. c.— Funk, l. c. S. 13. — *Meiners* Oostfries. Kerkelyke Geschiedenisse, 2. Deel, Groning. 1739. p. 421. 5) *Ern. Frid. à Wicht* Annales Frisiale, ad ann. 1602. Mspt. p. m. 225. 6) *Beninga*, p. 601. 7) *Hamelmanni* Opera genealogico-historica, Lemg. 1711, p. 792. 8) S. d. Artikel Ulrich Attena. 9) *Beninga*, p. 601. 10) Funk sagt in der Vorrede zu seinem Auricher Prediger-Gedächtniß, „daß die Auricher die Erstlinge der Barmherzigkeit Gottes in Ostfriesland geworden." 11) Wiarda's ostfries. Geschichte, 2. Band, S. 312. 12) *Beninga*, l. c. — à *Wicht*, l. c. 13) Reershem. 14) *Emmii* Rer. fris. hist. Lib. 53, p. 824

freilich noch zu frühen Tod seine rühmliche Laufbahn beschlossen habe [15]). Er war nicht nur ein frommer, sondern auch ein vorzüglich gelehrter Mann, oder, wie von Wicht sagt [16]): Henricus Bruno — vir pietate et eruditione excellens et insignis Theologus [17]).

(*J. Ch. H. Gittermann.*)

BRUN, Bruen (Antoine), ein talentvoller Diplomatiker, aus einer alten Familie in der Franche-Comté abstammend, 1600 zu Dole geboren. Er studirte auf der Hochschule seiner Vaterstadt, und erlangte als Advokat und General-Prokurator beim Parlement von Dole einen solchen Ruf, daß man ihn den Demosthenes von Dole nannte. Der König von Spanien, Philipp IV., von seinen Talenten unterrichtet, sandte ihn mit diplomatischen Aufträgen nach Worms und Regensburg, und ernannte ihn 1643 zu seinem bevollmächtigten Minister auf dem Congreß zu Münster. Das Resultat seiner, mit eben so viel Einsicht als Klugheit geleiteten Unterhandlungen war der Friede zwischen Spanien und Holland. Brun kam darauf als spanischer Gesandter nach Holland, wurde baronisirt und als Statsrath in den hohen Rath von Flandern zu Madrid aufgenommen. In Holland war das Vertrauen, welches man auf seine Einsichten und seine redlichen Gesinnungen setzte, so groß, daß er bei allen Verhandlungen zu Rath gezogen wurde, und daß seine Vorschläge oft die Entschlüsse der Republik bestimmten. Er starb im Haag den 11. Januar 1654, von einigen (wol nicht unparteiischen) franz. Schriftstellern wegen seines politischen Benehmens und seines Charakters getadelt, von den meisten und glaubwürdigsten aber in beiden Beziehungen mit auszeichnender Achtung genant und aufs vortheilhafteste geschildert. Die politischen Ereignisse seiner Zeit gaben ihm Veranlassung zur Herausgabe einiger satyrischen und publicistischen Schriften, die viel Aufsehen machten, und seine Talente beurkunden. Wir nennen: Bibliotheca gallo-suecica. Erasmus Irenicus collegit: Vtopiae (Paris) apud Vdonem Neminem, vico Vbique, hoc anno (1642). 4.; bald darauf vermehrt ebenfalls 4.; auch in Meyern Act. pacis Westphal.; eine bittere Satyre gegen Frankreich, die auf Befehl des Parlements zu Paris unterdrückt wurde *). Amico-critica monitio ad Galliae Legatos, Monasterium Westphalorum pacis tractandae titulo missos auct. A. Sprengero. Frf. 1644. 4. Matthieu de Morgues, Sieur de St. Germain, der als Bruns Gegner auftrat, veranlaßte den letztern zu folgenden 2 Gegenschriften: Spongia Franco-Gallicae liturae, a W. R. Gember-Lakhio, apud Triboces consule. Insbruk. 1646. 4. Oratio libera W. E. a Papenhauzen, liberi baronis (vermuthl. 1646.) 4. Öfters gedruckt wurde Bruns Pierre de touche des véritables intérêts des provinces-unies du Pays-Bas, 1650. in 8. u. in 4., und seine Relatio de tractatu generalis pacis Monasteriensis ließ Moser in seinen Miscellan. juridico-hist. aus der Handschrift abdrucken. Eine Auswahl von des Justus Lipsius Briefen, ins Franz. übersetzt, edirte Brun 1619 zu Lyon in 8., und einige Gedichte von ihm findet man in den Délices de la poésie franç. 1620. 8. **).

(*Baur.*)

Brun (le), s. Lebrun.

BRUNACCI (Vincenzo), geb. zu Pisa am 3ten März 1768, gest. zu Pavia den 16. Juni 1818. Seine Lehrer waren der Pater Canovai und Pietro Paoli, seine Vorbilder Euler und la Grange. Erst 24 Jahre alt, trat er mit einem Werke über die Analysis auf. Vier Jahre später 1796 erhielt er die Professur der Schiffahrtskunde an der Schule für das Seewesen zu Livorno und 1800 die der höhern Mathematik auf der Universität zu Pavia. Er erwarb sich große Verdienste um die Verbreitung mathematischer Studien unter seinen Landsleuten, sowol durch seine ausgezeichnete Lehrgabe, als durch die Schriften, in welchen er die Anfangsgründe mehrer Zweige der Größenlehre mit Scharfsinn und Klarheit entwikkelt [1]). Besondere Verdienste erwarb er sich um einige Theile der Wissenschaft, indem er mit Glück einige der schwierigsten Aufgaben lösete, theils in dem zu Pavia erscheinenden Giornale di Fisica, dessen Mitherausgeber er damals war, theils in den Schriften der zahlreichen in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften, denen er angehörte, theils auch in eigenen selbständigen Abhandlungen, wie z. B. sull' attrazione capillare; sull' urto de' fluidi; sui ballerini di corda molle; sopra gli equilibrj; sulla percossa dell' acqua sull' acqua u. a. m. Ihm gebührt das Auffinden mehrer neuer Lehrsätze als unter andern die allgemeine Integration der Linear-Gleichungen zweiter Ordnung mit endlichen Differenzen und veränderlichen Coefficienten. Auch beschäftigte er sich mit der Derivations-Rechnung. Dabei ertheilte er Unterricht in der Feldmeßkunst und im Wasserbau, nahm einen thätigen Antheil an dem 1805 wieder begonnenen und erst 1819 vollendeten Bau des Kanals von Pavia [2]) und bekleidete außerdem angesehene Statsämter. Als Aufseher über den öffentlichen Unterricht, so wie über die Gewässer und Straßen in dem vormaligen Königreiche Italien erwarb er sich die Orden der eisernen Krone und der Ehrenlegion. Die Universität Pavia verdankt ihm ihr hydrometrisches Cabinet. Seine vorzüglichsten selbständigen Werke sind: 1) Opuscolo analitico, Livorno 1792 in 4.; 2) Trattato di Navigazione, Livorno 1796. in 4. Hat bereits 3 Auflagen erlebt. 3) Calcolo integrale delle equazioni lineari, Firenze 1798. 4) Analisi derivata, Pavia 1802. 5) Corso di mate-

---

15) Funk's Gedächtniß der Prediger rc. S. 7. 11. 16) l. c. 17) Einen umständlichen Aufsatz über ihn habe ich geliefert im Neuen vaterländischen Archiv des Königreichs Hannover, von Spangenberg, Lüneburg 1822. 2. Bd., S. 24.

*) S. *Le Long* et *Fontette* Biblioth. hist. de la France. Vol. II. 865.

**) Die gelehrte Republik durch Saavedra, teutsch von J. C. Korpen, Lpz. 1748. 8. Vorr. S. 23 fg. 110., wo mehre Schriftsteller über Brun angeführt werden. Meyern Acta Pacis Westphal. *Bougeant* hist. du traité de Westphalie. Adelungs Zusätze zum Jöcher. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. VI. (von Weiß).

1) Magistrini, Bordoni, Mossotti und andere waren seine Schüler. (*H.*)

2) *Gius. Bruchetti* Istoria dei progetti e delle opere per a navigazione interna del Milanese. Milano 1821 in 4. Cap. III. §. 2.

matica sublime, Firenze 1804—1808. 4 Bde. in 4. 6) Trattato dell' Ariete idraulico, Milano 1810. 2. Aufl. 1813. 7) Compendio di Calcolo sublime 1811. 2. Bde. 8) Elementi di Algebra e Geometria ricavati dai migliori scrittori di matematica — ad uso delle Universitade e dei Licei. Quarta ediz. Milano MDCCCXX in 8. mit KK. [3]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUNCK (Richard-François-Philippe), ein Gelehrter von ausgezeichnetem Verdienste, welcher an der Belebung und Beförderung des humanistischen Studiums, vorzüglich der griechischen Poesie, einen höchst rühmlichen Antheil hat, wurde zu Straßburg d. 30. Dec. 1729 geboren. Seine ersten Studien machte er bei den Jesuiten zu Paris mit ausgezeichnetem Erfolge, ward aber nach seinem Austritt aus der Schule durch äußere Verhältnisse von den Wissenschaften abgezogen, bis er ihnen durch den Krieg, oder, wenn man lieber will, durch einen von dem Kriege herbeigeführten Zufall zurückgegeben ward. Denn als er sich im J. 1757 bei dem Kriegs-Commissariate der französischen Heere in Teutschland befand, führten ihn die Winterquartiere nach Gießen, wo er Bekantschaften mit Gelehrten machte, durch die seine frühere Liebe zu den Wissenschaften von neuem belebt wurde. Indem er hier durch das tiefere Studium der lateinischen Klassiker zu der Überzeugung gelangte, daß ihm auch die Kentniß des Griechischen hiezu unentbehrlich sey, kehrte er nicht sobald nach Straßburg zurück (1760), als er sich diesem Studium widmete, und die Vorlesungen der Hellenisten der Universität mit unausgesetztem Eifer und schnellem Erfolge besuchte. Ungeduldig die erlangten Kentnisse anzuwenden, und vorzüglich seine Neigung zur Kritik zu befriedigen, die ihn in dieser frühern Zeit mit leidenschaftlicher Heftigkeit beherrschte, richtete er seine Gedanken zuerst auf die Herausgabe der griechischen Anthologie, ein Unternehmen, das von mehr als Einem versprochen, aber bisher immer nur in einzelen Bruchstücken, meist ohne Beruf und mit geringer Vorbereitung, mehr zur Erweckung als zur Befriedigung des allgemeinen Verlangens, gefördert worden. Auch Brunck, obgleich mit einigen schätzenswerthen Hilfsmitteln versehn, war doch keineswegs genügend ausgerüstet, und den Verzug, welcher mit Herbeischaffung des Erfoderlichen verbunden gewesen wäre, verstattete seine Ungeduld nicht, und doch wäre auch bei ihm das Unternehmen beinah vereitelt worden. Mehrmals unterbrochen durch Geschäftsreisen nach Wien und Paris, ward es im J. 1772 durch einen Brand seines Hauses bedroht; aber dann desto schneller gefördert, als er im folgenden Jahre bei einem kurzen Aufenthalt in Göttingen den damals dort studirenden Joh. Gottlob Schneider, ihm schon durch sein Periculum criticum in Anthol. Constantini Cephalae bekant, zur Theilnahme an seiner Arbeit gewann [1]). Endlich erschien

3) Vgl. *Piola* in Biblioteca italiana, Milano 1818. Tomo X. p. 425 und *G. A. Majocchi* Ritratto e notizie storiche del professore Vincenzo Brunacci, Milano 1822.

1) Schneider hielt sich drei Jahre in Straßburg auf, wo er Brunck's Hausgenosse war, und von ihm in mehren seiner gelehrten Arbeiten, beim Oppian, z. B. Verschuß erhielt. Man

diese Anthologie mit einigen ihr fremden, aber höchst schätzbaren Zugaben, am Ende des J. 1776 unter dem Titel: Analecta veterum poëtarum, in 3 Octavbänden [2]), ausgezeichnet durch äußere Schönheit, und inneres, wenn schon ungleichartiges Verdienst [3]), und gewann sogleich einen so großen und ausgezeichneten Beifall, daß Brunck's Name von jener Zeit an den Namen der ersten Hellenisten seiner Zeit beigesetzt wurde. Seinen Eifer zu befeuern hätte es dieses Erfolgs nicht bedurft. Kurz nach jenem Werke stellte er den Anakreon, dem er auch in den Analecten einen Platz eingeräumt hatte, in einer besondern Ausgabe an das Licht (1778), und einige Jahre darauf (1786) mit Benutzung der von Spaletti bekant gemachten Varianten der Vatic. Handschrift, zweimal zu gleicher Zeit mit derselben Vorrede, aber abweichendem Texte und Anmerkungen [4]). Binnen dieser Zeit hatte er sich zu den dramatischen Dichtern der Griechen gewendet. Der Zustand, in welchem er sie damals fand, die guten kritischen Hilfsmittel, die ihm zu Gebote standen, und diejenigen, die er in sich selbst fand, reizten ihn zur Bearbeitung an, und da Schweighäuser bei seinen Vorlesungen Mangel an brauchbaren Abdrücken hatte, richtete er einige Samlungen von Trauerspielen zu diesem Zweck ein, deren Herausgabe er seinem gelehrten Freunde übertrug [5]). Mehre solcher Samlungen folgten zu gleichem Gebrauch in den nächsten Jahren, alle ausgezeichnet durch ein gefälliges Äußere, correcten Druck und eine geistreiche Behandlung des kritischen Theils, und durch diese höchst schätzenswerthen Eigenschaften haben sie zur Belebung echter Kritik, und zur Beförderung der Kentniß des griechischen Alterthums, mehr beigetragen, als diejenigen glauben können, die im stolzen Genusse der reichen Fülle unsrer Tage keine Ahnung von der Dürftigkeit jener Zeit haben, oder von dem Standpunkt herab, auf die das günstige Geschick sie gestellt hat, leicht die Verdienste der Vorgänger unter ihrem wahren Werthe schätzen mögen. Brunck's Verdienst muß ungeschmälert bleiben, auch nach der Erschütterung seines Ansehns; eines Ansehns, das er in ganz

sehe, wie Schneider in der Vorr. zu diesem Dichter S. XIV. über sein Verhältniß zu Brunck spricht. 2) Eine Anzahl von Exemplaren ist in Quartformat abgezogen. 3) Die Verdienste und Mängel dieser Ausg. sind ausführlich beurtheilt in der Bibliotheca critica Tom. I. und in meinen Prolegomenis ad Anth. Gr. Tom. VI. p. CLXV. ss. 4) Man muß 4 Brunckische Ausgaben des Anakreon unterscheiden; die erste in den Analekten. 1776. Die zweite in 18. 1778. Die dritte von 1786 den 1. April in 32., welche auf dem Titel: Editio secunda emendatior heißt, und die vierte, welche in 16. an demselben Tage und in demselben Jahre auf verschiedenem Papier erschien. Diese letzte heißt in den Exemplaren auf papier d'Annonay, editio tertia emendatior; in den Ex. auf papier fin aber editio nova locupletior. S. Schäfer's Vorrede zu dem bei Tauchnitz erschienenen Anakreon, verglichen mit Schoell Répertoire. *Anacréon.* Die Verschiedenheiten der beiden letzten Ausgaben sind sorgfältig gesammelt von Larcher in den Mémoires de l'Acad. des Inscr. Vol. XLVIII. p. 237. 5) Sophoclis Electra et Euripidis Andromache. Argentorati. 1779. 8. Sophoclis Oedipus Tyrannus et Euripidis Orestes. Ibid. 1779. 8. Aeschyli Tragoediae Prometheus, Persae et Septem ad Thebas, Sophoclis Antigone, Euripidis Medea. Ibid. 1779. 8. Euripidis Tragoediae quatuor, Hecuba, Phoenissae, Hippolytus et Bacchae. Ibid. 1780. 8.

Europa genoß, und das lediglich auf die Überlegenheit seines Talentes gegründet war. Allerdings hat man nun längst erkant, daß die grammatischen Grundsätze, nach denen er den Text der dramatischen Dichter zu verbessern pflegte, zum Theil unrichtig, zum Theil in dieser Ausdehnung nicht anwendbar waren; daß seine metrischen Gesetze nicht ausreichten; daß er Vieles, was keinen Tadel verdient, als verderbt behandelte, und das Verderbte mit tadelnswerther Kühnheit und Willkür umänderte; alles dieses und anderes mehr ist jetzt erkant; aber diese Mängel, die kaum irgend ein Kritiker ganz vermieden hat, können weder das Verdienst des lebendigsten und uneigennützigsten Eifers beeinträchtigen, noch den Ruhm vernichten, auf den Brunck's Kentniß der Sprache, sein scharfer Blick, und die Sicherheit seines gebildeten Geschmacks den gerechtesten Anspruch macht. — Während nun nach den erwähnten Proben eine vollständige Ausgabe des Sophokles vorbereitet, neue und ansehnliche Typen gegossen, und stattliches Papier herbeigeschafft wurde, wendete sich Brunck's Thätigkeit auf den Apollonius Rhodius, einen vernachlässigten Dichter, der durch die kostbare Orforder Ausgabe (von Joh. Shaw 1777. 4.) nichts gewonnen hatte, und da Br. eine vorzügliche Neigung zu diesem Dichter hegte, und mit vorzüglichen Hilfsmitteln ausgerüstet war, so trat 1780 seine Ausgabe an das Licht, die an äußerer Zierlichkeit keiner nachstand, an kritischer Vollendung alle bisherigen weit übertraf [6]). Wenige Jahre darauf (1783) trat er mit dem Aristophanes hervor, von welchem ebenfalls eine vollständige, gereinigte und des großen Dichters würdige Ausgabe seit langer Zeit vermißt wurde. Die Liebe, welche er diesem Dichter gewidmet hatte, bezeugt die Vorrede und die Ausführung selbst, bei welcher auch die Kürze der Zeit, in welcher sie beendigt wurde, in Erwägung gezogen werden mag. Nachdem er den Text in der Burmannischen Ausgabe nach seiner Einsicht verbessert hatte, fand er es, wegen zahlreicher neuer Verbesserungen, nöthig, ihn ganz abzuschreiben, und er wiederholte diese Arbeit zum zweiten Mal, oft während der Gespräche anwesender Freunde oder der Spiele seines Knaben [7]). Die lateinische Übersetzung, welche früher als der Text erschien, übertrifft durch Ton und Richtigkeit jede der frühern; wie denn überhaupt Brunck's treffendes Urtheil und das aus einer gewissen Congenialität hervorgehende tiefere Verständniß des behandelten Autors sich vielleicht in keinem andern seiner Werke in einem höhern Grade kund gegeben hat. Nach Vollendung dieser Ausgabe begann der Druck des Sophokles, welchen Br. nie aus den Augen verloren hatte; aber ehe dieser vollendet wurde, traten (1784) die Gnomischen Dichter aus Licht, welche größtentheils den zweiten Band der Wintertonischen Poetae minores wiederholen, und vorzüglich durch die Bearbeitung des seit langer Zeit vernachlässigten Theognis schätzbar sind. Unmittelbar darauf, gleichsam um jedes Jahr mit einem neuen Verdienste zu bezeichnen, gab er 1785 die Werke Virgils heraus, größtentheils nach Heyne's Urtheil berichtigt, doch so, daß er nicht nur die Orthographie auf festere Grundsätze zurückführte, sondern auch alle Verse, die von seinen Vorgängern als unecht bezeichnet werden, oder die er selbst dafür hielt, aus dem Texte verbannte [8]). Im nächsten Jahre erschien der längst erwartete Sophokles zuerst mit möglichster Schönheit ausgestattet, in 2 Quartbänden, Text, neue Übersetzung, alte und neue Scholien, Samlung der Fragmente, reichhaltige Indices und Anmerkungen enthaltend; in vier Bänden desselben Inhaltes, aber in Octav; und später in drei Bdn. mit mannigfaltigen Veränderungen [9]). Eine vorzügliche Zierde dieser neuen Bearbeitung des großen Tragikers, bei welcher er den seit Turnebus vernachlässigten Aldinischen Text zum Grunde legte, waren, außer dem was Handschriften darboten, die meist höchst glücklichen und zuverlässigen Verbesserungen von Thomas Tyrwhitt, die er, nebst andern von Hubert von Eldick, in handschriftlicher Mittheilung erhielt, so wie die Samlung der Fragmente, welche hier zum erstermal erschienen, und zum Theil aus Ruhnkens reichhaltigen Excerpten geflossen waren. Der verdiente Beifall folgte auch diesem Werke; die Ausgaben und Bearbeitungen der Sophokleischen Tragödien vermehrten sich, und allen wurde der Brunckische Text zum Grunde gelegt; auch eine königliche Pension wurde dem verdienstvollen Herausgeber zu Theil [10]). Aber nur allzubald nachher wurde die glückliche Muße, deren er sich bisher erfreut, und die er auf die uneigennützigste Weise für die Wissenschaften benutzt hatte, gestört. Die Revolution brach aus, und der lebhafte Antheil, den er an ihr nahm, hinderte nicht, daß er als einer der Gemäßigten in verdrießliche Verhältnisse gerieth, die ihn zuletzt nach Besançon in Gefangenschaft brachten. Als er nach Robespierre's Tode seine Freiheit wieder erhielt, waren seine Einkünfte beträchtlich geschmälert, so daß er sich im J. 1791 veranlaßt sah, einen Theil seiner kostbaren Bibliothek zu verkaufen, dem 10 Jahre später auch der noch erhaltne Rest nachfolgte. Von dieser Zeit an entsagte er der Beschäftigung mit der griechischen Literatur; ja, um schmerzhaften Erinnerungen zu entgehen, vermied er darüber zu sprechen, und entschuldigte sich, wenn er über Gegenstände derselben befragt wurde. Mit den lateinischen Dichtern blieb er indeß noch im Verkehr, und wie er vor seinen Unfällen (im J. 1788) die Ko-

6) In dieser Bearbeitung führte Br. zuerst den Bannspruch gegen das vor den Mitlautern stehende paragogische V aus; welche Lehre damals, wie fast alle Brunckische canones, mit Beifall aufgenommen und selbst von umsichtigen Kritikern befolgt wurde. Wie man jetzt über diesen Gegenstand denkt, ist zur Genüge bekannt. 7) Alle Brunckische Ausgaben sind aus seinen eignen Abschriften, keine aus einem gedruckten Exemplare abgedruckt. Das Abschreiben der griechischen Dichter war eines der vorzüglichsten Mittel, wodurch er sich die Sprache einübte, und wie er den Aristophanes zweimal, so hatte er den Apollonius wenigstens fünfmal abgeschrieben. Mehre dieser Kopien werden in der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrt.

8) Diese Ausgabe ward in einem noch schönern Aeußern wiederholt 1780. 4. — 9) Die dritte der hier erwähnten Ausgaben erschien 1789. Brunck ließ sie auf seine eignen Kosten machen und nur 250 Abdrücke davon nehmen. In ihr sind die Scholien von Triclinius und einige andere neuere weggelassen, aber hin und wieder neue Anmerkungen beigefügt. 10) Brunck hatte zwei Exemplare auf Pergament abdrucken lassen, und eines davon dem Könige überreicht. Er erhielt einen Gehalt von 2000 Franken.

mödien des Plautus für die zweibrücker Unternehmung überarbeitet hatte [11]), gab er jetzt (1797) den Terenz heraus, und hatte eben eine neue Bearbeitung des Plautus vollendet, als ihn der Tod den 12. Jun. 1803 der Welt entriß. Der Universitätsbuchdrucker Heitz, Brunck's vieljähriger Freund, aus dessen Offizin seine meisten Werke hervorgegangen, hat den Tod des verdienstvollen Mannes durch folgende Inschrift gefeiert: Memoriam Senis venerabilis Richardi Franc. Phil. Brunckii, ingenii acumine, morum comitate, vitae integritate, meritorum splendore conspicui, muneribus publicis, civilibus, militaribus, litterariis praeclare defuncti, recolunt semperque pie fovebunt Musae Grajae, Latinae, Musarumque cultores, commendant nepotibus usque futuris opera numero praestantia, nitore insignia, perenni animis suorum amicorumque desiderio infixam nulla dies unquam delebit. Conspexit vir immortalis lucem hujus vitae Argentorati a. Chr. MDCCXXX. [12]), lucem vitae aeternae Argentorati a. reip. Gall. XI. aetatis LXXIII. (*F. Jacobs.*)

Brundisium, s. Brindisi.

Brundrut, s. Bruntrut.

BRUNE (Guill. Marie Anne), französischer Marschall, geboren zu Brives, Depart. Correze, den 13. März 1763, und ermordet zu Avignon im August 1815, studirte anfangs die Rechte zu Paris und hatte 1788 anonym eine Voyage pittor. et sentimental dans quelq. provinces de France herausgegeben, als die Revolution ihn, wie manchen andern, zu den Waffen rief. Er war unter den ersten, die sich zur Nationalgarde einschreiben ließen. Martialisch gestaltet, von hohem Wuchs und mit starker Kraft ausgerüstet, fand er seine Stelle unter den Grenadieren, trat aber später, nachdem er vergebens sein Glück mit einer kleinen Druckerei versucht hatte, in das zweite Bataillon der Seine u. Oise, bei welchem er bald (1791) Adjutant Major wurde. Im folgenden Jahre nahm er als Adjoint der General-Adjutanten Theil an den Operationen von Dumouriez u. Kellermann. Im J. 1792 zum General-Adjutant mit Obersten-Rang befördert, wurde er zuerst in Belgien gebraucht, insonderheit nach der Zerstreuung der Truppen, die Nordarmee zu sammeln, und als damaliger Chef und Befehlshaber der Avantgarden, die Insurgenten von Calvados unter Wimpfen zurückzutreiben. Dies gelang ihm in wenigen Tagen, und er konnte jetzt Kriegsminister werden, wenn ihm nicht der Ruhm mehr gegolten hätte, als die Macht. Zum Brigade-General ernant, befand er sich in der Schlacht von Hondschoten, bald darauf aber zu Bordeaux, um dort die gestörte Ruhe wieder herzustellen. Nach Ausführung mancher andern Aufträge wurde er Befehlshaber einer der unter Bonaparte stehenden Divisionen zu Paris. Späterhin befand er sich mit Fréron in den mittägl. Departements zur Unterdrückung der dortigen Reactionen und zur Verhütung weitern Blutvergießens, vorzüglich zu Nizza, Marseille und Avignon, wo 20 Jahre später das seinige vergossen wurde. Nachher wiederum bei der Armee des Innern angestellt, insonderheit im Lager von Grenelle, zeichnete er sich in dem Gefechte am 10. Sept. 1796 aus. Noch in demselben Jahre als Brigadechef zu Massena's Division gesendet, warf er in der Schlacht von Rivoli am 14. Jun. 1797 an der Spitze des 75. Regiments die Östreicher nach St. Michel bei Verona zurück (von sieben Kugeln, die seine Kleider getroffen, hatte keine ihn verwundet). Überhaupt trug er, durch seine Anordnungen, viel zu dem Siege bei. Daher behielt ihn auch Bonaparte, trotz aller Anfoderungen Massena's, mehre Tage im Hauptquartier, um mit ihm die weitern Operationen zu besprechen. An diesen nahm er in Massena's Division zu Feltre, Belluno, in den Schluchten von Kärnthen, auf den Gipfeln der norischen Alpen den bedeutendsten Antheil. Als nach der Ratification des Tractats von Leoben Massena nach Paris ging, wurde Brune sein Stellvertreter als Befehlshaber. Am 17. Aug. 1797 zum Divisionsgeneral ernant, übernahm er, nachdem Augereau nach Paris zurückgekehrt war, das Kommando der zweiten Division in Italien, und hatte sein Hauptquartier zu Brescia und Verona, wo er die Leidenschaften der Parteien zu beschwichtigen suchte. Nach dem Frieden von Campo formio wurde er vom Directorium zum Gesandten in Neapel bestimt, schlug aber diesen Posten aus, und wurde nun zum Oberbefehlshaber der gegen die Schweizer bestimmten Truppen ernant. Das Schicksal dieses Feldzugs zu Anfange des J. 1798 wurde bald durch die Wegnahme der Städte Freiburg und Solothurn und durch die Schlacht von Neuenban entschieden. Nach diesem Feldzuge, der eine neue Organisation Helvetiens zur Folge hatte, an Berthier's Stelle zum Commandeur der italiänischen Armee ernant, vereinigte er damit noch den Befehl über Massena's Armee und die Truppen auf den ionischen Inseln. Dies war damals ein sehr schwieriger Posten; die römischen Truppen waren im Aufstande, in Wien waren die Franzosen beschimpft, Ligurien und Piemont waren Unruhen, Morden und Hinrichtungen preisgegeben und gegen einander zum Kriege bereit, die Graubündtner waren Östreich zugethan; in Toscana sammelten sich National-Garden, im Neapolitanischen wurden fortdauernd regelmäßige Truppen geworben. — Allen diesen Umständen schien die französische Armee nicht gewachsen. Dennoch schlug Brune die Insurgenten zu Perugia, Citta di Castello und Ferentino; schützte Parma vor einer Insurrection, vertheidigte standhaft die Gränzen, erstickte Aufstände, vollzog schleunig die Einschiffungen nach Ägypten, nahm die verschiednen von piemontesischen Streifcorps genommenen Plätze in Beschlag, und ließ sich zum Unterpfand der Sicherheit die Citadelle von Turin ausliefern. Jedoch entrissen einige neue Unfälle Frankreich die Früchte dieses Triumphs. Europa nahm eine drohende Stellung an, bei Abukir wurde die französ. Flotte (unter Brueys) vernichtet; Östreich und Rußland verbündeten sich, in Italien brachen Aufstände

11) Diese zweite Zweibrücker Ausgabe ist der ersten (von 1779) in typographischer und kritischer Rücksicht sehr vorzuziehen. Der Terenz (Basileae. sumptibus Jacobi Decker. 1797. 2 Bände in 4.) empfiehlt sich durch correcten Text und zierliches Aeußere; doch ist diese Ausgabe nicht sehr in Umlauf gekommen. Die neue Bearbeitung des Plautus war bei Br. Tode schon zum Drucke eingerichtet. Daß sie erschienen wäre, wie man Hoffnung gegeben, ist uns nicht bekant. Die nachgelassenen Papiere Br. sind der königl. Bibliothek zu Paris einverleibt worden. 12) Vielmehr den letzten Tag des J. 1729.

aus, insonderheit ein heftiger zu Mailand. Genöthigt diese Stadt zu verlassen, ging Brune (1799) nach Holland, wo ihm die batavische Regirung den Oberbefehl gegen die Briten und Russen anvertraute. Bekantlich hatte sein Feldzug gegen diese vereinigten Truppen den Abzug derselben, vermöge einer Kapitulation mit dem Herzog von York (v. 18. Okt.) zur Folge. Bonaparte belohnte ihn dafür mit einer vollständigen Rüstung, einem Kommando-Degen und dem Gouvernement von Holland. Nach dieser Expedition stiftete Brune Friede in der Vendée. Von seinem Freunde Bernadotte zur westlichen Armee zurückberufen, befehligte er, drei Monate hindurch, die Reserve; dann ging er wiederum (im August 1800) als Oberbefehlshaber zur ital. Armee, die, bisher wenig wirksam, jetzt auf einmal die drei verschanzten Lager und alle Stellungen des Feindes am Mincio eroberte, sich beider Ufer des Flusses bemächtigte (am 8. Jan. 1801), über die Etsch ging, und dann, mit Macdonald's Armee, Vicenza und Montebello nahm, über die Brenta setzte, und alle auf diesem Wege befindlichen Plätze wegnahm. Jetzt theilte er seine Armee, um sich zugleich Ober- und Unteritalien zu unterwerfen, und bereitete so den Frieden von Lüneville vor. Ehe er aber die Armee verließ, die Murat und Moncey übergeben wurde, bewirkte er die Freilassung der von der östreichischen Regirung wegen politischer Meinungen verhafteten Cisalpiner. Nach Paris zurückgekehrt, trat er als Präsident der Kriegs-Section in den Statsrath ein, dessen Mitglied er schon früher geworden. Zum Andenken an seine Thaten bestimmte ihm die Unterrichts-Jury zu Turin eine marmorne von Comolli gefertigte Büste, Verona ließ eine Medaille auf ihn prägen, Brescia sendete ihm einen Ehren-Säbel; seine Vaterstadt nannte nach ihm einen mit Bäumen besetzten Quai an der Correze. Als Gesandter in Konstantinopel fand er so viele Schwierigkeiten, Intriguen anderer Höfe und so manche Vorurtheile zu besiegen, daß nicht alles ihm glücken konnte; so die Bewilligung des Kaisertitels für Napoleon. Doch ersetzte sein persönliches Ansehen fast das politische, dessen ihn die Umstände beraubten. Er gründete die ersten Verhältnisse Frankreichs mit Persien, machte in Konstantinopel die französischen Fabrikate bekant, und sammelte interessante geographische und politische Nachrichten. Im J. 1805 kehrte er nach Frankreich zurück, nachdem er bereits am 19. Nov. 1804 zum Marschall und Großkreuz der Ehrenlegion ernant worden, und wurde als Befehlshaber der Armee der Küsten des Oceans und der Flotille nach Boulogne gesendet. Auf diesem Posten leitete er den Bau einiger Forts, die Versuche mit den congrevischen Raketen und andere militärische Operationen. Bald jedoch durch Gouvion St. Cyr ersetzt, ging er 1807 nach Hamburg als Gouverneur der Hansestädte, und erhielt darauf den Befehl über die Reserve der großen Armee in Pommern. Hier hatte er zu Schlatkow bei Anklam mit dem Könige von Schweden die berühmte Unterredung, worin der König ihn zur Anerkennung Ludwig XVIII. durch philosophische und historische Gründe zu bekehren suchte, die Brune nicht zu völliger Zufriedenheit seines Kaisers beantwortet zu haben scheint, und die ihm dessen Ungnade zuzog. Mochte er immerhin Stralsund und die Insel Rügen nebst den benachbarten Inseln in seine Gewalt bekommen haben; so wurde doch die mit dem schwedischen General Toll abgeschlossene Kapitulation wegen Rügen zu einer Anklage benutzt. Daß die Titel des Kaisers nur in der Unterschrift, nicht im Texte, dagegen aber die französische und schwedische Armee häufig erwähnt wurden, nannte Berthier in einem Schreiben an Brune einen seit Pharamund nicht vorgekommenen Skandal. Jetzt zog sich Brune zurück, und hatte 1807 den Vorsitz im Wahlcollegium der Schelde; die Ungnade des Kaisers dauerte fort; erst nach dessen Rückkehr aus Elba wurde Brune bei dem Observationscorps am Var angestellt. Auf diesem Posten vertheidigte er lange Toulon gegen die Truppen des Königs, von dem er im J. 1814 eine gütige Aufnahme, aber keine Anstellung erhalten hatte, und zögerte mit der Einsendung seiner Unterwerfung an den König. Diese und andere Umstände hatten den Pöbel jener Gegenden wider ihn aufgeregt; auf seiner Reise nach Paris zu Avignon von dem Pöbel erkant, konnte er, nach vergeblichen Bemühungen des Präfekten ihn zu schützen, der Ermordung nur dadurch zuvorkommen, daß er, als die Thür gesprengt wurde, sein Leben durch einen Pistolenschuß endigte *). (*H.*)

BRUNECKEN, Stadt im Pusterthaler Kreise der östreichischen Grafschaft Tirol am Rienzfluß, mit 1500 Einw.. Sie gehörte sonst zu dem weltlichen Gebiete der Bischöfe von Brixen und erhielt auch von diesen im J. 1288 ihre städtischen Privilegien; hat 1 Schloß, in welchem sich das Kreisamt befindet, 1 Decanatspfarre, 1 Kapuziner-Manns- und Ursuliner-Nonnenkloster, in welchem eine Mädchenschule unterhalten wird; ist der Sitz eines landesfürstlichen Gerichts, eines Zoll- und Postamtes. (*Haan.*)

Brunehild, s. Otto d. Gr. u. Siegbert.

BRUNELLESCO [1]) (Filippo), wurde 1377 zu Florenz geboren. Sein Vater war Notarius und seine Mutter aus dem Hause der Spini. Filippo erhielt eine gute Erziehung, welche darauf gerichtet war, einen Notarius oder einen Arzt, wie sein Urgroßvater gewesen war, aus ihm zu machen. Aber er zeigte sehr wenig Hang und Anlage zur Geschäftsführung und zu medizinischen Studien, und sein angeborenes Talent für die bildende Kunst offenbarte sich schon in den Spielen seiner Kindheit durch Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die ihn fast ausschließlich beschäftigten und vergnügten. Dadurch bewogen, von ihrem Plane abzustehen, gaben die Seinigen ihn zu einem Goldschmied in die Lehre, dessen Kunst jedoch Filippo's großen Geist nicht lange ausfüllen konnte. Er richtete seine Studien auf die Skulptur, und legte sich mit besonderm Eifer auf die damals sehr vernachlässigte Perspective, ein Feld, in welchem sein reicher und kühner Geist Raum für eigene Erfindung durch Ordnen und Vervollständigen der verworrenen Wissenschaft fand. Auch trieb er Geometrie und andre mathematische Studien [2]), und nährte seine Einbildungskraft durch das

*) Vgl. Biogr. des Contemp. T. III.

1) Auch Brunelleschi und Bruneleschi; und als vollständiger Name: Filippo di Ser Brunellesco Lapi. 2) Als sein Lehrer in der Mathematik und Geometrie wird Paolo del Pozzo Toscanelli namhaft gemacht.

Lesen der Bibel und des Dante, und nachdem er auf diese Weise beinahe das ganze Gebiet der mechanischen und der plastischen Künste durchmessen hatte, gab er sich endlich ganz der Architektur hin, welche er verherrlichen und durch welche er verherrlicht werden sollte. Alles, was er bisher gelernt und geübt hatte, fand nun in dieser Kunst sein Ziel und seine Vereinigung, und die Fülle selbst von fremdartig gegen einander erscheinenden Kenntnissen, welche er sich erworben hatte, bildete in ihm den umfassendsten Geist nach allen Richtungen aus, ohne seine Thätigkeit von einer Richtung abzuwenden und zu zerstreuen.

Seine ersten der Erwähnung werthen Arbeiten gehören der Skulptur an. Ein inniges Verhältniß der Freundschaft hatte ihn mit dem damals noch ziemlich jungen, aber schon in seiner Kunst ausgezeichneten Bildhauer Donatello verbunden, dessen Rath und Unterstützung seine frühesten Versuche im Modelliren, Schnitzen und Meißeln leiteten. Auf dessen Antrieb führte er für die Kirche S. Spirito eine Maria Magdalena in Holz aus, welche 1471 in dieser Kirche ein Raub der Flammen wurde. Zwischen Donatello und Br., dem Meister und dem Schüler, waltete das schönste Verhältniß der offensten gegenseitigen Beurtheilung ob. So wird erzählt, Donatello habe seinem Freunde einstmals ein eben vollendetes Kruzifix aus Holz vorgezeigt und ihn um seine Meinung darüber gebeten. Das ist, sagte Br., keine Gestalt eines Gottes, sondern eines Bauers, welche du da an das Kreuz geschlagen hast. Donatello erstaunte doch ein wenig über diese harte Kritik und entgegnete sogleich: wenn es so leicht wäre, zu machen, wie zu beurtheilen, so würde mein Christus dir wol göttlich scheinen. Geh und versuch selbst einen zu verfertigen. Br. nahm die Heftigkeit seines Freundes nicht übel, ging nach Hause und hielt sich mehre Monate hintereinander in seine Werkstatt eingeschlossen. Eines Tages geht Donatello vorüber, und sein Schüler ruft ihn herein. Da steht ein Christus vor ihm, von gleicher Größe mit dem seinigen, aber in edlerem Style, und vollendeter ausgeführt. Der Meister erkannte sich für überwunden, umarmte seinen Freund und erhob dessen Kunst mit den feurigsten Lobsprüchen durch ganz Florenz. Beide konkurrirten in der Folge mit Modellen zu den berühmten bronzenen Thüren des florentinischen Baptisteriums S. Giovanni, deren Ausführung bekanntlich dem Lorenzo Ghiberti, dessen Modell den Preis davon getragen hatte, anvertrauet wurde. Donatello und Br. erkannten schon vor dem Ausspruche der Richter den Vorzug des Modells dieses Nebenbuhlers an und übten selbst einen Einfluß auf die Entscheidung des Magistrats für Lorenzo Ghiberti's Arbeit; ja, Br's Bescheidenheit ging so weit, daß er sich weigerte, Theil an der Ausführung dieses großen Unternehmens zu haben, als die Richter ihn für würdig erklärt hatten, mit Ghiberti verbunden daran zu arbeiten.

Auch zog die Architektur ihn damals schon allmälig von den Skulpturarbeiten ab. Er hatte seine architektonischen Studien in Florenz durch Zeichnungen und Messungen der besten und ältesten Gebäude dieser Stadt begonnen, und das Baptisterium S. Giovanni, welches aus einem antiken Tempel entstanden seyn soll, wird als ein vorzüglicher Gegenstand derselben bezeichnet. Alsdann verband er sich mit seinem Freunde Donatello zu einer Reise nach Rom, deren Kosten er durch den Ertrag des Verkaufs seines kleinen väterlichen Grundeigenthums bestreiten mußte. Mit unermüdlichem Eifer zeichnete und maß Br. die architektonischen Alterthümer der alten Siebenhügelstadt und bildete sich an ihnen zu einem Wiederhersteller der guten Architektur in Italien herauf[3]). Man erzählt, daß er sich dergestalt in seine Studien vertiefte, daß er oft Essen und Trinken darüber vergaß; und wenn ihm Geld zum Lebensunterhalt fehlte, mußte er sich dazu bequemen, sein tägliches Brod durch Fassen von Juwelen und andern Goldarbeiten zu verdienen. Die Idee, welche schon während seines Aufenthalts in Rom seinen großen Geist füllte und bewegte, war die Wölbung einer Kuppel auf dem Dome seiner Vaterstadt, S. Maria del Fiore. Seit dem Tode des Arnolfo di Lapo hatte kein Baumeister gewagt, an die Ausführung dieses Riesenwerks zu denken, und auch Br. trug sich lange schweigend und brütend mit dem Plane desselben herum, ehe er ihn sich und der Welt darzustellen unternahm. Selbst seinem Donatello sagte er nichts davon; aber unablässig stand der große Gedanke dieser Kuppel vor ihm und begeisterte und lenkte alle seine Studien. Die antiken Wölbungen in den Thermen, Gräbern und Tempeln wurden aufgenommen und durchforscht, vornehmlich die Kuppel des Pantheons, und was den Tag über ihn ermüdet hatte, das raubte dem Müden auch die Ruhe der Nacht.

Es war um das J. 1418, als die Florentiner die berühmtesten Baumeister Italiens und des Auslandes einluden, zu dem Unternehmen des großen Kuppelbaues ihres Domes mit Zeichnungen und Modellen zu konkurriren. Br. hatte schon früher seinen Plan vollendet und dargestellt und war auch einige Jahre vor dieser öffentlichen Einladung nach Florenz gekommen, in der Absicht, den Deputirten seine Ideen mitzutheilen. Er fand aber, daß diese Leute so ganz unfähig waren, seinen Plan zu fassen, daß er ihnen seine Zeichnungen und Modelle gar nicht vorlegte und nach Rom zurückreiste, um sich rufen zu lassen. Dies geschah auch wirklich bald, aber Br. erklärte, daß er zwar versprechen könne, die große Kuppel ohne Hilfe von Eisenklammern aufzuwölben, jedoch seine Pläne nicht eher vorzeigen wolle, bis die Deputirten erst die Vorschläge andrer Baumeister geprüft hätten, um sie mit den seinigen vergleichen zu können. Daher jene große Konkurrenz seit dem Jahre 1418, zu welcher auch Br. wieder nach Florenz kam. Aber man setzte ihn hier anfänglich so sehr gegen seine zum Theil berühmteren zum Theil älteren Mitbewerber zurück, daß der Künstler, an das alte Sprüchwort erinnert, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, Florenz zum zweiten Male unverrichteter Sache verließ und nach Rom zurück kehrte. Etwa nach einem Jahre, welches er einer neuen Prüfung und Vervollständigung seines Planes gewidmet hatte, begab er sich wieder nach Florenz, wo die Baumeister

3) Der Titel eines Ristoratore della buona Architettura in Italia kann freilich dem Br. nur in so fern zukommen, als man die altteutsche Architektur, das Gotico der Italiäner, als eine fremde Kunst in Italien betrachtet.

mittlerweile Luftschlösser, statt einer Kuppel, gebauet und zerstört hatten, und im J. 1420 wurde eine große Versamlung aller Künstler in Beiseyn der Deputirten und der kunstverständigsten florentinischen Bürger gehalten, in welcher auch Br. nicht fehlte. Hier kamen die seltsamsten Vorschläge und Ideen an den Tag: der Eine wollte, um die Wölbung recht leicht zu machen, sie von Bimstein[4]) aufführen; ein Andrer wollte provisorische Mauern aufbauen, um darauf die Last des Kuppeldachs ruhen zu lassen, bis es fertig wäre; noch ein Andrer projektirte einen großen Pilaster in der Mitte und einen zeltartigen Bau darüber; und endlich machte Einer gar den Vorschlag, einen großen Berg von Schutt und Erde mit Geld untermengt in der Kirche unter der Kuppel aufhäufen zu lassen, worauf diese bis zu ihrer Vollendung ruhen sollte. Alsdann müsse man den Schutthaufen mit dem Gelde dem Volke Preis geben, welches auf diese Weise die Kirche gewiß ausräumen und reinigen würde[5]). Br. blieb dabei, er wolle die Kuppel wölben ohne Untersatz von Mauern, Pilastern oder Schutthaufen, ja selbst ohne sich eines Zimmerwerks dabei zu bedienen. Sein einfacher Plan wollte aber der Versamlung nicht einleuchten und man verlachte ihn, wie einen unerfahrenen und unbesonnenen Schwärmer. Diesmal ließ er sich indessen durch den Unverstand und die Aufgeblasenheit seiner Richter und Mitbewerber nicht entmuthigen; im Vertrauen auf die Sicherheit seines Plans erklärte er öffentlich, man werde den Bau nicht anders, als nach seinem Modelle, ausführen, weigerte sich aber fortwährend, dieses vorzuzeigen, bis man ihm die Unternehmung übertragen hätte. Doch gab er zu verstehen, daß er zwei Kuppeln aufwölben wolle, eine über der andren, und eine Treppe zwischen beiden anbringen, welche durch Ohrenöffnungen Luft und Licht empfangen solle. Wenn es dem Br. nicht gelang, auf diese Weise seinen Plan begreiflich zu machen, so übte er doch wenigstens durch seine satyrische Kritik der Projekte seiner Nebenbuhler einen Einfluß auf die Deputirten, welche die Entscheidung der Sache vertagten, und ihr Endurtheil in der nächsten großen Versamlung zu geben versprachen. Auch in dieser blieb Br. nicht aus, und als man ihm wieder mit der Foderung zusetzte, er solle seine Zeichnungen und Modelle vorlegen, so zog er ein Ei aus seiner Tasche, zeigte es der Versamlung und sagte: Hier ist die Form der Kuppel; es kömt nur darauf an, sie zum Stehen zu bringen. Wer vermag das ohne fremde Stützen? Jeder versuchte es, das Geheimniß aufzufinden, aber Alle vergebens. Da stieß Brunelleschi mit der Spitze seines Eis auf einen Marmortisch, und das Ei stand. Das hätten wir auch machen können, riefen seine Nebenbuhler. So? sagte Br., und eben so würdet ihr sagen, nachdem ihr mein Modell gesehn hättet[6]). Dieser kecke Einfall wirkte, und gab den Deputirten Muth, auch etwas zu wagen, und so wurde denn Br. die Ausführung der Kuppel übertragen, jedoch vor der Hand nur bis zu einer Höhe von 12 Ellen, und auch zu dieser Arbeit wurde ihm ein in der Architektur gänzlich unwissender Künstler, der berühmte Bildhauer Lorenzo Ghiberti, als Mitunternehmer zur Seite gestellt. Ghiberti erkannte aber seine Unfähigkeit zu diesem großen Werke nicht, und gedachte auch nicht daran, wie edel Br. früherhin in einem ähnlichen Verhältniß gegen ihn gehandelt hatte. Dieser gerieth fast in Verzweiflung über solche Händel und konnte kaum von seinen Freunden abgehalten werden, seine Zeichnungen und Modelle zu vernichten und sein Vaterland auf immer zu verlassen. Endlich nahm er zu einer List seine Zuflucht, um sich den lästigen Nebenmann vom Halse zu schaffen. Nachdem die Arbeit angefangen hatte, stellte er sich plötzlich krank und wies die Arbeiter an Ghiberti, um sich bei diesem die nöthigen Verhaltungsbefehle zu holen, und der arme Bildhauer gerieth dadurch in die größte Verlegenheit und sah sich bald gezwungen, von dem Platze zu weichen, den er so schlecht auszufüllen verstand. Nun hatte Br. freies Feld und benutzte dasselbe so gut er konnte. Seine Ungeduld kannte keine Gränzen, und da er bemerkt hatte, daß durch das Kommen und Gehen der vielen Arbeiter ein bedeutender Zeitverlust veranlaßt wurde, so ließ er auf dem Kirchendache kleine Hütten aufbauen, in welchen die Leute ihr Essen und Trinken einnehmen mußten, so daß sie den ganzen Tag über nicht von dem Arbeitsplatze wegzugehen nöthig hatten. Dennoch erlebte er die Vollendung seines großen Werkes nicht. Die Laterne, welche die Kuppel krönt, ist erst nach seinem Tode, jedoch seinem Modelle gemäß, aufgesetzt worden, und noch auf seinem Sterbebette schärfte er seinen Nachfolgern ein, sie möchten die Krone der Kuppel mit gehörigen Marmorlasten beschweren; denn, da die Wölbung sich in spitzwinklichen Abschnitten erhebt, so fürchtete er, sie könnte sich öffnen, wenn man sie nicht durch starken Druck von oben zusammenhielte. Die Kuppel von St. Maria del Fiore gehört zu den kühnsten und schönsten Bauwerken alter und neuer Zeit. Nur die Kuppel der Peterskirche übertrifft sie an Höhe, aber nicht an Leichtigkeit und edlem Style, und selbst Michel Angelo pflegte in Bezug auf dieselbe zu sagen: Dem Br. nachzuahmen, sey schwer, ihn zu übertreffen unmöglich. Die Maße der Kuppel sind folgende: ganze Höhe von der Erde bis zur Spitze des Kreuzes 202 Ellen, von der Erde bis zur Laterne 154, die Laterne 36, der Knopf 4[7]), das Kreuz. Das Verhältniß der Höhe der Laterne zu ihrem äußern Durchmesser ist 63 zu 27. Der Portikus, welcher sie umgeben sollte, ist nicht ausgebauet worden. Baccio d'Agnolo hatte ihn angefangen, aber mußte die Arbeit einstellen, weil Michel Angelo davon gesagt hatte: der Portikus sähe wie ein Vogelbauer aus. Was die Kuppel von Br. vor allen frühern z. B. denen der Sophienkirche in Konstantinopel, der Markuskirche in Venedig und des Doms von Pisa auszeichnet, ist, daß sie doppelt ist und in achteckiger Konstruktion ohne bemerkbare Widerlagen nur auf Mauern ruht, während jene sich auf Bogen von vier Pfeilern stützen[8]).

4) Pomice. Vasari spricht sogar von Spugne. 5) Ein ähnliches Kunstmährchen wird bekantlich von der Kuppel des Pantheons erzählt. 6) Bekantlich wird eine ähnliche Anekdote vom Kolumbus erzählt. Dem Br. wird sie mit völliger Gewißheit zugeschrieben.

7) Er wiegt 5368 Pfund und wurde nebst dem Kreuze 1472 den 28. Mai durch Andrea Verrocchio aufgesetzt. 8) Genaue Beschreibung mit Zeichnungen liefern von ihr: C. Fontana in seinem Tempio Vaticano. Roma 1694. fol. und G. B. Nelli in seinen Discorsi di architettura. Firenze 1753. 4. Die

Außer diesem Hauptwerke, der Arbeit seines ganzen Lebens, verdankt Italien dem Br. noch manche andre meisterhafte Baue. Der Herzog von Mailand, Filippo Maria, berief ihn zu sich, um ihn den Plan zu einer Festung entwerfen zu lassen, und der Architekt arbeitete während seines zweimaligen Aufenthalts in Mailand Manches für den genannten Herzog und nahm auch Theil an dem großen Unternehmen des Dombaues. Als Festungsbaumeister hat er ferner mehre Werke in und um Pisa entworfen und ihren Bau zum Theil geleitet, namentlich das Kastell von Vico Pisano, und die alte und neue Citadelle von Pisa. Auch lieferte er das Modell zu der Festung des Hafens von Pesaro.

Seine Vaterstadt und ihre Umgebung haben zahlreiche Werke des großen Meisters aufzuweisen. In Fiesole ließ er auf Befehl des Cosmo de Medici die Abtei der Canonici Regolari erbauen, ein bequemes, heiteres und zierliches Gebäude in der angenehmsten Lage auf einem Berge. Von ihm rührt auch ein Theil des Baues der Kirche St. Lorenzo in Florenz her, welcher von seinen Nachfolgern auf eine traurige Weise verdorben worden ist. Der eben erwähnte Cosimo gab ihm einst den Auftrag, ihm eine Zeichnung zu einem Palaste zu entwerfen, welchen er auf dem großen Platze St. Lorenzo gegenüber aufgerichtet wissen wollte. Br. ging mit ganzer Liebe an diese Arbeit und verfertigte ein so großes überaus prächtiges Modell, daß der kluge Cosimo nicht wagte, es ausführen zu lassen, aus Furcht, allgemeinen Neid durch einen solchen königl. Bau zu erregen. Da zertrümmerte der heftige Br. sein schönes Modell. Ein ähnliches Schicksal hatte sein Plan der Kirche degli Angeli, welche aus Mangel an Gelde unvollendet bleiben mußte und bis auf den heutigen Tag nur bis zum Hauptgesims aufgemauert und dachlos dasteht. Br. Zeichnung derselben ist jedoch gerettet worden und wird im Kloster der Kamaldolenser aufbewahrt. Ferner gehört ihm der Plan der Kirche und des Klosters St. Spirito, welcher ein Muster von einfacher Würde und heiterer Feierlichkeit ist. Leider ist aber auch dieser Plan nicht ohne nachtheilige Veränderungen ausgeführt worden[9]). In der Kirche St. Croce hat er die schöne kleine Kapelle de Pazzi gebauet, ein Werk, welches durchaus in antikem Geschmacke ausgeführt ist.

Aber nicht allein in der Kirchenbaukunst ist Br. groß. Sein Werk ist die Hauptfaçade des Palastes Pitti in Florenz, ein ewiges Muster von großartiger Strenge in Verein mit heiterer Anmuth. Br. hat das Gebäude bis zu den Fenstern des zweiten Stocks aufgeführt.

Sein Ruf war durch ganz Italien verbreitet, und Alles bemühete sich, Zeichnungen oder Modelle von ihm zu erhalten. Der Marchese von Mantua bediente sich seiner zur Ausführung großer Wasserbaue am Po, und ehrte ihn so hoch, daß er oft zu sagen pflegte: Florenz verdiene eben so sehr, einen solchen Bürger zu haben, wie er, einer solchen Stadt anzugehören. Papst Eugenius IV. erbat sich einst einen Architekten von Cosimo de Medici, um denselben zur Ausführung einiger Bauplane in Rom zu gebrauchen. Cosimo schickte ihm den Br. mit einem Schreiben, in welchem es hieß: Dieser Mann habe einen Geist, welcher im Stande sey, die ganze Welt umzukehren. Der Papst erstaunte über den kleinen unansehnlichen Architekten und fragte ihn, ob er es sey, von dem Cosimo sage, er sey im Stande, die Welt umzukehren? Gebe mir Eure Heiligkeit, versetzte Br., einen Punkt, worauf ich einen Hebel stellen kann, und ich will's versuchen. Man weiß nicht, was er in Rom gearbeitet habe; jedoch kehrte er hoch geehrt und würdig beschenkt in seine Vaterstadt zurück. Auch Florenz blieb endlich nicht blind für die Verdienste seines großen Bürgers und beschäftigte und belohnte nicht allein seinen Kunstgeist durch würdige Arbeiten, sondern ernannte ihn 1423 auch zum Mitgliede des Raths der Signori, welchem Amte er mit Treue und Geschicklichkeit vorstand. Er starb im April des Jahres 1444 und wurde in der Kirche begraben, welche er durch seine Kuppel verherrlicht hatte, obgleich seine Familie zu einem andern Sprengel gehörte[10]).

Br. wird in Italien allgemein als der Wiederhersteller der guten Architektur durch die Annäherung derselben an den antiken Kunststyl betrachtet. Die Gegner des sogenannten gothischen Geschmacks rühmen auch von ihm, daß er diesen durch die Einführung der alten Säulenordnungen verdrängt habe, und, wenn es sich nicht leugnen läßt, daß die altteutsche Baukunst dem italiänischen Landes- und Volkscharakter, und in Bezug auf Kirchenstyl auch dem italiänischen Kultus fremd erscheinen muß, so ist das nationale Ehrgefühl in diesem Ausspruche nicht zu tadeln. Eben so gewiß ist es, daß er durch seine großen Meisterwerke der architektonischen Kunst in Italien einen bedeutenden Schwung gegeben und selbst das Mechanische derselben weit gefördert hat. Unter seinen Schülern haben Luca Fancelli von Florenz, Buggiano, der sich auch als Bildhauer bekant gemacht hat, Domenico del Lago Lugano, Geremia da Cremona, Antonio und Nicolo Fiorentino einen Namen erworben, und in seine Fußstapfen sind Alberti und Bramante getreten.

Br. Riesengeist wohnte in einem kleinen unansehnlichen, ja häßlichen Körper. Er war von heftiger, leicht reizbarer Gemüthsart, aber offen und frei und ohne Rückhalt von Groll und Neid. Die Kunst war seine Abgöttin; in ihr lebte und starb er. Sein Umgang war überaus angenehm und er liebte die geselligen Freuden. Unerschöpflich in Scherz, Laune und Witz, munter und fröhlich, war er in dem Kreise jeder Gesellschaft, was er in der Mitte seiner Gehilfen und Arbeiter zu seyn pflegte, der belebende Geist des Ganzen. Er kannte zwar seinen innern Werth und war nicht unempfindlich, ihn von An-

Zeichnungen und Pläne des Doms, welche 1755 zu Florenz erschienen sind, gehören nicht diesem Nelli an, sondern dem B. C. Nelli. 9) S. *Dagincourt*, **Architect. planche XLIX.** und die dazu gehörige Beschreibung.

10) Sein Monument, von der Hand des **Buggiano**, eines seiner Schüler, hat folgende Inschrift von *Carlo Marzuppini Aretino*: Quantum Philippus Architectus arte Daedalea valuerit cum hujus celeberrimi Templi mira Testudo, tum plures machinae divino ingenio ab eo adinventae documento esse possunt. Quapropter ob eximias sui animi dotes singularesque virtutes XV. Kal. Majas anno 1444 ejus b. m. corpus in hac humo supposita grata patria sepelliri jussit. Neben ihm ruhet **Giotto**, der Vater der florentinischen Malerkunst.

dern verkant zu sehen, aber Neid und Misgunst gegen fremde Verdienste, selbst seiner Nebenbuhler, lagen ihm eben so fern, als eitler Stolz. Besonders erfinderisch und fein war er in dem Ersinnen und Ausführen lustiger Schwänke, und einer derselben ist uns in der Geschichte des dicken Tischlers aufbewahrt worden [11]). Auch sein Talent, Verse zu machen, wird gerühmt, jedoch ist kein sicheres poetisches Werk von ihm auf uns gekommen. Denn das Gedicht El libro del birria e del gieta [12]) soll nach Einigen von einem sonst unbekannten Dichter des 15. Jahrh., Ghigo oder Sephigo Brunelleschi, herrühren, nach Andern dem Giovanni Acquettini oder gar dem Boccaccio angehören [13]). (*W. Müller.*)

BRUNELLIA, R. et P., eine Pflanzengattung, nach Joh. Brunelli genant, der über die Kultur des Mansoes in Brasilien geschrieben (Comment. bonon. Tom. 5. P. 2. p. 334 s.). Sie gehört vermuthlich zu der natürlichen Familie der Terebinthaceen und zur eilften Linné'schen Klasse. Char. Vier- bis fünftheiliger Kelch, keine Corolle. Ringförmiges Nektarium trägt die Staubfäden. Vier bis fünf einfächerige Kapseln, die sich nach innen öffnen. 1. Br. *comocladifolia* Humb., mit gefiederten vielpaarigen dorniggesägten unten filzigen Blättern. In Peru. 2. Br. *tomentosa* Humb., mit gedritten gesägten unten filzigen Blättern. In Peru. (Br. *inermis* R. et P.). 3. Br. *ovalifolia* Humb., mit gedritten gesägten unten schwach behaarten Blättern und gestielten Blumenknöpfen in den Blattachseln. Bei Loxa. 4. Br. *acutangula* Humb., mit gedritten unten staubig behaarten Blättern und scharf dreikantigen Zweigen. In Neu-Granada. 5. Br. *aculeata* R. et P., mit gefiederten glattrandigen Blättern und scharf borstigen Früchten. In Peru. (*Sprengel.*)

Brunenburg, s. Gronau.

BRUNET, (Claude), Arzt und Philosoph, der am Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrh. zu Paris lebte, (das Jahr seiner Geburt und seines Todes sind unbekant), und bei weitem nicht so bekant ist, als er zu seyn verdient, wozu denn auch mit beiträgt, daß seine Schriften sehr selten geworden sind. Außer mehren physiologischen und medizinischen Werken, erschien von ihm auch im J. 1703 oder 1704 bei der Witwe Horthemels ein Projet d'une nouvelle métaphysique, ohne Zweifel die merkwürdigste seiner Schriften, von welcher aber Villers nirgend ein Exemplar auftreiben konnte. Man kent sie daher nur noch aus den Tageblättern jener Zeit, aus denen man aber ersieht, daß Brunet der Vorläufer von Berkeley (der 10 Jahre darauf erst mit seiner idealistischen Ansicht hervortrat) und von Fichte gewesen ist. Ich betrachte, sagt er, die Sele oder das Ich (le moi) als ein Licht von Denk- und Fühlkraft (lumière d'intelligence et de sentiment), welches sich selbst innigst (? intimement) erleuchtet, und welches, da es mittelst des Bewußtseyns alles kent, was es ist, was es wirkt und was in ihm vorgeht, sich alle Dinge zur Vorstellung und Empfindung bringt (se rend toutes choses intelligibles et sensibles) in den Ideen und Modificationen, die es sich gibt durch alle diese geraden und reflektirten Akte (actes directs et réfléchis), die aus ihm gegen sich selbst gerichtet sind, zufolge der verschiedenen Eindrücke, die in seinem eigenen Wesen von selbst entstehen (se font), denn dieses Wesen ist ganz wahrnehmend und ganz wahrgenommen, indem es sich selbst ins Unendliche wahrnimt (essence-toute apercevante et toute aperçue, s'apercevant elle-même à l'infini). Auf sich allein, als auf ein Individuelles, beschränkt sie alle ihre Ansichten. Pièces fugitives d'histoire et de litterature p. Flachat-St.-Sauveur. Par. 1704. p. 347—360. (*H.*)

BRUNET (François Florentin), geboren um die Mitte des vorigen Jahrh. zu Vitel in Lothringen, gest. zu Paris als General-Vikar der Lazaristen 1806, verdient bemerkt zu werden wegen seiner Parallele des religions. Par. 1792. 3 Theile in 5 Bden. Der Verfasser hat 4 Hauptklassen angenommen: Heidenthum, Mohammedismus, Judenthum u. Christenthum; und diese Klassen haben wieder 8 Unterabtheilungen. Bei jeder Religion gibt er die Darstellung selbst, die Geschichte derselben und Erläuterungen, in denen man viel des Besten beisammen findet, was die gelehrtesten Forscher ausgemittelt haben. Viele haben dieses Werk sehr benutzt, ohne auch nur so gerecht zu seyn, Brunet dabei anzuführen. (*H.*)

BRUNETTA (Fort de la Brunette), ein von Karl Emanuel III. erbautes, vormals berühmtes und wichtiges Gränzkastell von Piemont, welches den Paß von Susa deckte und von dieser Seite für den Schlüssel des Landes galt. Es beherrschte von seiner Höhe zwei Thäler und stand mit dem Fort St. Maria, welches sich über Susa erhebt, durch einen in Felsen gehauenen Gang in Verbindung. Seine acht Bastionen, so wie die übrigen Außenwerke, waren in den Felsen selbst eingearbeitet, die Verbindungsgänge liefen unter der Erde weg und waren breit genug für Wagen und Kanonen, und eine kleine mit Lebensmitteln wohl versehene Besatzung sollte es gegen ein ganzes Kriegsheer vertheidigen können. Seit 1796 ist Brunetta einer Friedensbedingung mit Frankreich zufolge geschleift, jedoch hat man sich in der neuesten Zeit mit Planen zur Wiederherstellung seiner Festungswerke beschäftigt. (*W. Müller.*)

11) S. über diesen Schwank Vasari in der Vita di Brunell. Sozmann im Anhange zu seiner Übersetzung der Novelle, in der Urania von 1824 und C. F. von Rumohr. Heft 2. der Samlung für Kunst und Historie. Hamb. 1823. S. 91 ff. Abgedruckt ist die Novelle in mehren Samlungen, zuerst in der Giuntina des Decamerone vom Jahre 1516. 4., dann auch einzeln seit 1566 bis auf die neueren kritischen Ausgaben von Gamba und Manni, am vollständigsten und korrektesten aber von dem Kanonikus Moreni nach einer Handschrift des 15. Jahrh. Fir. 1820. 12) In Ebert's bibl. Lexikon findet sich eine Titelangabe dieses Gedichts, welche Ph. Brunelleschi und Dm. da Prato zu Verfassern macht: *Brunelleschi, Ph., e Dm. da Prato.* El libro del birria e del gieta o. O. u. J. (um 1475). 4. M. Sign. u. auslauf. Zeil. 24 auf d. voll. Seite. Ob die Angabe der Verfass. ein Zusatz Ebert's oder seines Gewährsmannes ist? Acquettini ist aus Prato, aber sein Vorname ist Giovanni. S. Mazzuch. Art. Brunell. und Crescimbeni Volg. Poes. Parte III. 13) *Vasari.* Vita di Brun. *Moreni* vita — Flor. 1812. 8. *Milizia* Memorie degli Architetti. Parte I. p. 156. ff. *Mazzuch.* Scritt. d'ital. *Dagincourt* l. c. *A. L. Castellan* Lettres sur l'Italie. Tome III. Lettre LI. und derselbe in der Biogr. univ. Art. Brun.

BRUNFELS (Otto), der älteste Vater der Botanik, wie Linné sagt, d. h. der erste, der nach Wiederherstellung der Wissenschaften die Natur nicht aus Büchern, sondern in Feldern, auf Bergen und in Wäldern erforschte und die vaterländischen Pflanzen untersuchte; daher mit ihm billig alle neuere Geschichte der Botanik und alle Synonymie anfängt. Er war in Mainz 1464 geboren, war erst Schullehrer in Straßburg und dann Arzt in Bern, und starb 1534. Sein Werk: **Herbarum vivae eicones**, in drei Theilen. Straßburg 1532 u. 1536 fol. öffnete eine ganz neue Bahn, indem er die von ihm gefundenen Pflanzen in Holz schneiden ließ und unter die Abbildungen die teutschen Namen setzte. Doch huldigte er dem Geiste der Zeit, indem er die Zeugnisse der Alten und die Kräfte und Wirkungen der Pflanzen hinzu fügte. So handelte er 132 den Alten unbekannte einheimische Pflanzen ab, und ward dadurch der Vorgänger von Fuchs, Tragus und Cordus, die die Botanik gründen halfen. Nach ihm benant ist: **Brunfelsia**, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Personaten und der 14. Linné'schen Klasse. Char. fünfzähniger Kelch. Corolle mit langer Röhre und gleichförmig fünflappigem Saum. Beerenartige zweiklappige Kapsel mit kugeligem Kuchen. 1. Br. *americana*, mit langen Blüthenstielen, gerader Röhre und flachem Saume der Blume. In Westindien. 2. Br. *undulata* Sw., mit sehr kurzen Blüthenstielen, krummer Röhre und wellenförmigem Saum. In Jamaika. (*Sprengel.*)

BRUNFTEN, bezeichnet in der Jagd-Kunstsprache das Erwachen und Befriedigen des Begattungstriebes, bei allen zu der Gattung Hirsch (**Cervus**) und Saue (Schwein, **Sus**) gehörigen Wildarten*). Abstammende Kunstausdrücke von dem eben erwähnten, sind folgende: a) Brunfthege (Waldverbot) — der Zeitraum vom 1. September, bis zur Mitte des October während dessen, um das Edelwild (Rothwild) im Brunften nicht zu stören, außer dem schützenden Forst- und Jagd-Personale und dessen Vorgesetzten, andern Menschen und dem Vieh der Zutritt in die Wälder, allerwärts wo Forstpolizei noch geübt wird, gesetzlich versagt ist. b) Brunftplatz — die Stätte, auf welcher, in wohl unterhaltenen Revieren, starke Edelhirsche alljährlich 10 bis 12 Thiere zusammentreiben und um sich versammelt erhalten, um während c) der Brunftzeit — d. i. während des oben bemerkten Zeitraumes, mit den Thieren der Liebe zu pflegen. Übrigens deutet eben dieser zuletzt erklärte Ausdruck für alle Eingangs erwähnte Wildarten diejenige Jahreszeit an, zu welcher sie sich begatten. d) Brunftruthe — das männliche Glied bei allen oben genannten Wildarten. — Außerdem gehören hieher die Ausdrücke Abbrunften und sich Abbrunften; der erste bezeichnet das Aufhören der Brunft, der zweite durch die Brunft an Wildpret und Feist verlieren. (*a. d. Winckell.*)

*) v. Flemming behält in seinem teutschen Jäger obigen Kunstausdruck auch für den Biber und für den Dachs bei. Hinsichtlich des Bibers, ist der Verf. des obstehenden Art., in seinem Handbuche für Jäger, jenem, in der Jägerwelt viel geltenden, Gewährsmanne um deswillen gefolgt, weil die sonstige den fraglichen Gegenstand bezeichnende Jagdterminologie ihm noch weniger passend erschien.

BRUNI (Leonardo), von seiner Vaterstadt auch Leonardo Aretino genant, gehört zu der Zahl derjenigen, welchen Italien und die gebildete Welt die Wiederherstellung des Studiums der griechischen Literatur im 15. Jahrh. verdankt. Er wurde 1369[1]) zu Arezzo geboren, und war ein Knabe von 14 bis 15 Jahren, als die Franzosen unter Enguerrand de Coucy, verbunden mit vertriebenen Aretinern, in seine Vaterstadt eindrangen und sie mit Mord und Zerstörung erfüllten. Damals wurde sein Vater, als Anhänger der besiegten Partei, gefangen genommen und in ein festes Schloß eingesperrt, und dasselbe Schicksal traf auch den jungen Leonardo. In der traurigen Einsamkeit seines Gefängnisses erwachte auf eine wunderbare Weise der schlummernde Geist in ihm, und ein Portrait des Petrarca, welches in seiner Kammer hing und in dessen Anschauen er sich vertiefte, machte das glühendste Verlangen in seiner Sele rege, dereinst durch Kunst und Wissenschaft unsterblich zu werden. Sobald er daher seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Florenz, um dort seine in Arezzo ohne große Auszeichnung begonnenen Studien mit besserem Eifer fortzusetzen. Er hörte die berühmtesten Lehrer der Philosophie und der alten Literatur in dieser damaligen Hauptstadt der Kunst und Wissenschaft, und mit Rücksicht auf einen künftigen Nährstand befleißigte er sich auch des Studiums der Rechte. Mit besonderer Vorliebe arbeitete er unter Johann von Ravenna, der ihm die Pforten des Tempels der klassischen Gelehrsamkeit öffnete, und als der Grieche Emanuel Chrysoloras als Lehrer der Sprache des Homer und Plato in Florenz auftrat, da entsagte Leonardo, jedoch nicht ohne Kampf in seinem Innern[2]), dem Rechtsstudium und legte sich mit solcher Anstrengung und Ausdauer auf das Griechische, daß er es in den zwei Jahren, welche Chrysoloras vor seiner Berufung nach Mailand in Florenz zubrachte, nicht allein fertig verstehen, sondern auch schreiben und sprechen lernte. Aber so groß war auch sein Eifer für dieses Studium, daß ihm, wie er selbst erzählt[3]), in seinen Träumen das, was er am Tage eingeübt hatte, wie zur Wiederholung vorschwebte. Im J. 1405 verschaffte die Empfehlung seines Freundes, des berühmten Poggio, ihm einen Ruf nach Rom, als eines päpstlichen Secretärs, unter Innocenz VII. Diese Stelle, welche in den damaligen unruhigen Zeiten, unter den heftigen geistlichen Streitigkeiten und Spaltungen, sehr mühselig und mit beständigen Reisen, ja selbst mit Gefahren verbunden war, bekleidete Bruni mit Treue und Geschicklichkeit bis zum Jahre 1414, eine kleine Unterbrechung von einigen Monaten abgerechnet, welche er als Statssekretär in Florenz zubrachte. Er diente vier Päpsten, außer dem genannten Innocenz, Gregor XII., Alexander V. und Johann XXIII., obgleich er dem geistlichen Stande entsagt und sich im Jahre 1412 sogar verheirathet hatte. Den letztgenannten Papst begleitete Bruni nach Kostnitz und nachdem dieser in der dortigen Kirchenversamlung abgesetzt worden war, flüchtete sein Sekretär in der größten Be-

1) Die gewöhnliche, aber nicht ganz richtige Angabe ist 1370. 2) S. *Leon. Aret.* Epist. I, p. 14. ap. Hodium de Liter. Graec. instaur. p. 28. 3) *L. Aret.* Epist. l. c.

drängniß nach Italien zurück, meistentheils zu Fuß und tagelang seinen Hunger mit den Früchten des Feldes stillend. Bruni wählte jetzt Florenz zu seinem Aufenthalt und kehrte mit ungetheiltem Eifer zu den Studien des Alterthums zurück, welche durch seinen römischen Posten unterbrochen worden waren. Der neugewählte Papst Martin V. gab sich zwar viele Mühe, einen so gelehrten und klugen Geschäftsmann wieder zu gewinnen, aber Bruni hatte, wie wir aus vielen Äußerungen seiner Briefe sehen, den Pflichten seines Sekretariats schon unter den vorigen Päpsten nicht selten gegen seine Überzeugung und sein Gefühl fröhnen müssen, und wollte den Kampf zwischen menschlichem und amtlichem Charakter nicht noch länger bestehen. Dennoch galt er viel bei dem Papste, und als dieser wegen eines Spottgedichts, welches in Florenz auf ihn gesungen wurde[4]), so erbost worden war, daß er die Florentiner exkommuniziren wollte, besänftigte ihn Leonardo durch eine schöne Rede, welche er uns in der Geschichte seiner Zeit aufbewahrt hat[5]). Die Hauptarbeit, welcher Bruni sich seit seiner Rückkehr nach Florenz widmete, war die florentinische Geschichte in lateinischer Sprache[6]), ein Werk, welches von der Republik dankbar aufgenommen und seinem Verfasser mit dem Bürgerrecht belohnt wurde. Seit dieser Zeit ließ sich Bruni mit den Seinigen für immer in Florenz nieder und nannte sich deßhalb häufig einen Florentiner. Er trat in der Folge in Verbindung mit dem mächtigen Hause der Mediceer und wurde allmählig mehr, als er es wünschte, in das öffentliche Leben hineingezogen, so daß er 1427 die lange von sich abgewiesene Stelle eines Statssekretärs der Republik endlich annehmen mußte. Diesem Posten stand er bis zu seinem Tode vor, welcher den 9. März 1444 sehr schnell erfolgte. Glänzend und ehrenvoll war sein Leichenbegängniß und seine Beisetzung in der Kirche St. Croce. Die Signoria der Republik ließ ihm durch Giannozzo Manetti eine Gedächtnißrede halten und am Schlusse derselben sein Haupt mit einem Lorbeerkranze krönen, auf seine Brust aber legte man seine florentinische Geschichte. Auch durch ein marmornes Monument, dessen Ausführung dem Bernardino Rossellino aufgetragen wurde, ehrte die Republik das Andenken Leonardo's[7]), und seine Grabschrift[8]) zeugt von dem Ruhme desselben bei seinen Zeitgenossen:

Postquam Leonardus e vita migravit,
Historia luget, eloquentia muta est,
Ferturque Musas tum Graecas, tum
Latinas lacrimas tenere non potuisse.

Arezzo, Leonardo's Vaterstadt, wollte den Florentinern, welche nur durch Adoption diesen berühmten Bürger den ihrigen nennen durften, in der öffentlichen Trauer nicht nachstehen und hielt ihm glänzende Leichenfeierlichkeiten.

Leonardo Bruni verdiente die Liebe und Verehrung seiner Zeitgenossen nicht allein durch die Tiefe und den Umfang seiner Gelehrsamkeit und durch den unermüdlichen Fleiß seiner Übung derselben, sondern auch durch die Würde und Güte seines Charakters. Sein Umgang wird als liebenswürdig geschildert, und die vielen Ehrenbezeigungen, deren er sich nicht allein von seinen Mitbürgern, sondern auch von Fremden zu erfreuen hatte, machten ihn nicht stolz und eitel. Nur etwas Geiz wird ihm von Einigen zur Last gelegt; aber gar leicht läßt sich diese Leidenschaft bei oberflächlicher Charakterkentniß da wahrnehmen, wo das tiefer blickende Auge nur sparsame Ordnung sieht. Er war ein treuer Freund, und viele der edelsten und berühmtesten seiner Zeitgenossen ehren sich und ihn durch diesen Titel, namentlich Poggio, mit dem er gegen 40 Jahre in ununterbrochener Freundschaft lebte, und dessen Schriften voll sind von seinem Preise, in welchen Äneas Sylvius[9]), Lorenz Valla[10]), Philelphus[11]) und Andre einstimmen. Wenn Leonardo beleidigt wurde, so war er zum Verzeihen eben so geneigt, als er gern um Verzeihung bat, wenn er sich von seiner Lebendigkeit zu einer beleidigenden Heftigkeit hatte hinreißen lassen, und es gehörte sehr viel dazu, ihn dahin zu bringen, mit einem Freunde zu brechen[12]).

Seine Verdienste um die Ausbreitung und Förderung des Studiums der griechischen Literatur bestehen vorzüglich in seinen lateinischen wörtlichen Übersetzungen ihrer Klassiker; denn als öffentlicher Lehrer ist er niemals aufgetreten. Was seine lateinische Beredsamkeit betrifft, so erkent man in seinen Reden und in seinen historischen Schriften zwar das Studium alter Muster und eigenen kräftigen Geist; jedoch haben diejenigen die Eleganz des Styls nicht gehörig in Betracht gezogen, welche Bruni in dieser Hinsicht mit Cicero vergleichen[13]). Sein Briefwechsel ist weniger reichhaltig und bedeutend, als der des Philelphus und Andrer seiner gelehrten Zeitgenossen, und ein großer Theil desselben war gewiß von ihm selbst nicht zur öffentlichen Bekantmachung bestimt. Coluccio Salutati, sein ehemaliger Lehrer, Niccolo Niccoli, Poggio und Cosimo de Medici sind die berühmtesten unter seinen Hauptkorrespondenten. Seine Leistungen als italiänischer Schriftsteller sind nicht hoch anzuschlagen, obgleich er seine Muttersprache auch zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht hatte. Er behauptete nämlich, daß die italiänische Sprache eben so alt sey, als die lateinische, und beide wären zu gleicher Zeit zu Rom in Gebrauch gewesen, jene als Sprache der Unterhaltung und des Verkehrs im Volke, diese aber als Sprache des Stats, der Gelehrten und überhaupt der Schrift[14]).

4) Sein Refrain war: Papa Martino non vale un quatrino. *Tiraboschi* Storia della Lett. ital. T. VI. P. II. p. 35. 5) De Tempor. suis com. p. 38. 6) Titel und Ausgaben s. weiter unten. 7) Es steht noch unversehrt in der Kirche St. Croce, welche die Gräber der berühmtesten Florentiner umschließt. 8) Sie rührt von seinem Landsmanne Carlo Aretino (Marsuppini) her.

9) Epist. I. I. 10) Apud *Philelph.* Invect. I. 11) Conviv. Lib. I. und in mehren Stellen seiner Briefe. 12) Beispiele von diesen Zügen seines Charakters geben seine Verhältnisse mit Niccolo Niccoli, dessen skandalöses Abenteuer Bruni in einem Briefe an Poggio erzählt. Epist. V. 4. und eine Anekdote, welche Naldo Naldi in seiner Biographie des Giannozzo Manetti erzählt. S. *Murat.* Rer. Ital. Script. vol. XX. 13) Z. B. *Aeneas Sylvius.* Ep. cit. Dagegen sprechen *Flor. Sabinus* advers. Calumniat. Ling. Lat. *Erasmus* in Ciceronian. 14) Epist. VI. 10. Bekantlich vertheidigten auch Bembo, Quadrio u. A. diese Meinung.

Vollständige Verzeichnisse von den zahlreichen gedruckten und ungedruckten Schriften Bruni's haben Mehus in seiner unten anzuführenden Ausgabe der Briefe desselben und Mazzuchelli geliefert. Das Verzeichniß des letztern enthält 26 gedruckte und gegen 50 ungedruckte Artikel. Hier können wir nur die vorzüglichsten Werke nennen.

Zu den gedruckten [15]) Übersetzungen Bruni's gehören die der Politica, Ethica und Oeconomica des Aristoteles, mehre Biographien Plutarchs, der Apologie des Sokrates, der beiden Streitreden des Demosthenes und Äschines de Corona u. a. m. Ungedruckt sind geblieben: die Odyssee, und mehre Schriften Plutarchs, Platos und Aristoteles. Zu den Übersetzungen können auch gerechnet werden, obgleich Bruni vergessen hat diese Schriften als solche zu bezeichnen: De Bello Punico Libri II. s. l. 1490. fol. Brescia 1498. fol. Paris 1512. 4 etc. Nach Polybius. De Bello Italico adversus Gothos gesto Libri IV. Fulginii 1470. fol. Venezia 1471. fol. In den Ausgaben des Procop, Bas. 1531 fol. und Paris 1534. 8. Dieses Werk hat dem Bruni nach seinem Tode den Ruf plagiarischer Infamie zugezogen. Es ist fast ganz aus dem Procop übersetzt, von welchem, damals noch ganz unbekannten Schriftsteller Bruni ein Manuscript besessen und dieses für das einzige gehalten haben soll. Christoph Persona war der erste Entdecker dieses literarischen Diebstahls [16]). Auch die Commentar. Rer. Graecar. Lugd. 1539. Lips. 1546 bestehen in einem dürftigen Auszuge aus dem Xenophon [17]). Die beiden geschichtlichen Hauptwerke Bruni's sind: Historiarum Florentinarum Libri XII. Sie erschienen früher in einer italiänischen Übersetzung, als im lateinischen Original: Historia del popolo Fiorentino composta da M. Ln. Aretino in latino, e tradotta in lingua tosca da Donato Acciajoli. Venez. 1476. fol. Man findet auch die Florent. Geschichte des Poggio daran gedruckt und für beide den gemeinschaftlichen Titel: Historia universale di M. Ln. Aretino etc. insieme con l'historia fiorentina di Poggio nuovamente ristampata l'anno M. D. LX. Aber nur das Titelblatt ist neu gedruckt. Das lateinische Original unter obigem Titel zuerst Argent. 1610 in fol. vereinigt mit dem Commentarius rerum suo tempore in Italia gestarum [18]). Dieses zweite geschichtliche Hauptwerk Bruni's erschien zuerst Venez. 1475. 4.; wiederholt Ebend. 1485. 4. Flor. 1488. 4. und im XIX. Bande der Scriptor. Rer. Ital. [19]). — Vite di Dante e del Petrarca. Perug. 1671. 12. Flor. 1672. 12. und bei mehren Ausgaben dieser Dichter. Als erste Versuche der Neueren in der Komödie verdienen auch erwähnt zu werden: Calphurnia et Gurgulia, Comedia. Zu Ende: Finit feliciter leonardus Aretinus in monasterio, Sortenn. Anno dni Mo qdringentesimo septuag. octavo. fol. 14 Bll. Sehr selten. Comedia Poliscene. Zu Ende: Com. P. Leonardi Aretini Poetae comici Explicit foeliciter, Impressum Lypsi per Melchiar Lotter. Anno dni M.CCCCCXIII. 4. Die Samlungen von Bruni's Briefen sind folgende: Epistolarum familiar. L. VIII. (Brescia) 1472. fol. Die beste Ausgabe ist: Ep. L. VIII. ad fid. codd. mss. suppleti et castigati et plus q. 36. Epist. locupl. Rec. Lr. Mehus. Flor. 1741. 8. II. T. [20]). (*W. Müller.*)

BRUNIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Diosmeen und der 5. Linné'schen Klasse, der gewöhnlichen Meinung zufolge nach dem berühmten Reisenden, Cornelis de Bruyn, dessen Reisen im Oriente die Naturgeschichte zum Theil erweitert haben, doch nach Linnés eignem Zeugnisse (Crit. bot. p. 77. Ed. LB. 1737) nach dem obgedachten Schiffswundarzte Alex. Brown genant. Der Charakter der Brunia besteht in runden Blüthenknöpfen, dem Fruchtboden mit Borsten oder Spreublättchen besetzt und einem gemeinschaftlichen vielblättrigen Kelch. Jede Blüthe hat noch einen besondern fünftheiligen Kelch, eine fünfblättrige Corolle, deren Blätter an der Basis die fünf Staubfäden tragen. Das Pistill ist gespalten: die Frucht eine zweifächerige Nuß, mit mehren Samen in jedem Fach. Alle Arten wachsen am Kap. 1. Br. *nodiflora*, mit aufwärts gekrümmten glatten fast dreikantigen Blättern und seitlichen Blumenknöpfen. (*Br.* laevis *Thunb.*). 2. Br. *lanuginosa*, mit offenstehenden fadenförmigen, an der Spitze schwarzen behaarten Blättern und Blumenknöpfen am Ende der Triebe. 3. Br. *superba* W., mit abstehenden aufwärts gekrümmten, an der Spitze braunen und stachelartigen, mit langen weichen Haaren besetzten Blättern. 4. Br. *alopecuroides* Thunb., mit dreikantigen platten aufrecht stehenden Blättern und den Blumenknöpfen am Ende der Triebe. (*Br.* tenuifolia *W.*). 5. Br. *fragarioides* W., mit dreikantigen zugespitzten am Rand und auf der Mittelrippe dicht höckerigen Blättern und den Blumenknöpfen am Ende der Triebe. 6. Br. *paleacea* Thunb., mit dreikantigen kurzen dicht angedrückten an der Spitze braunen Blättern, und längern Spreublättern des Fruchtbodens als die Blüthen. 7. Br. *deusta* Thunb., mit elliptischen convexen, stumpfen dicht angedrückten, an der Spitze braunen, etwas behaarten Blättern und kugeligen Blüthenknöpfen am Ende der Triebe. 8. Br. *abrotanoides*, mit linienlanzetförmigen zurück geschlagenen an der Basis gewimperten Blättern und Blüthenknöpfen, die in Doldentrauben stehn. 9. Br. *rubra* W., mit linienförmigen gerinnten platten horizontal stehenden Blättern und doldenartig stehenden sprossenden Blüthenknöpfen. (*Br.* verticillata et microphylla *Thunb.*). 10. Br.

15) Oefters einzeln, einige auch mit griechischen Ausgaben der Schriftsteller vereinigt. 16) S. *P. Jovius* in Elog. Leon. Aret. Elog. Vir. Doct. p. 19. *Voss* de Histor. Lat. p. 558. 17) Auch im 6. Bande des *Thes. Ant. Graecar.* 18) Auch De Temporibus suis betitelt. 19) C. F. Neumann gab zu Frankf. a. M. 1822 nach einer Handschrift in der kön. Bibliothek zu München heraus: *Λεονάρδου Ἀρετίνου περὶ τῆς τῶν Φλορεντίνων πολιτείας.* Über diese Handschrift s. den Katalog von Hard I. 246 u. *Morelli* bibl. reg. div. Marc. I. 274. (*H.*)

20) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Mehus vor seiner Ausgabe der Epist. *Tiraboschi* Stor. della letter. Ital. Tom. VI. P. II. p. 33 ff. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. III. p. 294 ff. Derselbe in der Biogr. univ. Artikel Bruni. Heeren's Geschichte des Studiums der griech. und röm. Liter. B. II. S. 229. Auf die einzelen Notizen über Bruni's Leben in seinen und seiner Zeitgenossen Schriften ist in einigen Anmerkungen aufmerksam gemacht werden. Die Artikel von Bayle u. Chaufepié sind oberflächlich und haben mehre falsche Angaben.

macrocephala W., mit linien-lanzetförmigen aufrecht stehenden weich behaarten Blättern und großen Blüthenknöpfen, die einzeln am Ende der Triebe stehen. (*Br. ciliata L.?*). Andere Arten sind mir nicht genauer bekant. (*Sprengel.*)

BRUNKENSEN, Pfarrdorf im Kreisg. Brene des braunschw. Leinedistrikts. Es liegt an der Glane, nur ¼ M. von Alfeld, und enthält 1 Landgut der Familie Görz von Wrisberg, 52 Häus. und 420 Einw.; die eine starke Löwentleineweberei, 1 Papiermühle (Prod. 125 Ballen), 1 Kalthütte und 1 Ziegelofen unterhalten. ¼ M. davon liegt eine in einen jähen Felsen eingehauene Höhle, die Lippoldshöhle, wahrscheinlicher doch der Aufenthalt eines Räubers, als eines Eremiten. Brunkensen gehörte in der Vorzeit zur Dynastie Homberg und kam 1282 mit Coppengrave durch Kauf an die Wrisberg. (*Hassel.*)

Brunn v. Hammerstein, s. Brunner.

BRUNNADERN. Dieses Dorf im Kreise Lichtensteig und Bezirke Obertoggenburg des schweizerischen Kantons St. Gallen liegt, wie schon der Name darauf deutet, in einer quellenreichen Gegend, wovon mehre den nicht unbeträchtlichen Brunnenbach bilden. Seit dem J. 1763 ist es der Sitz einer eigenen reformirten Gemeinde, die 118 Häus. und über 800 Pfarrgenossen zählt. Neben der evangel. Kirche steht eine Kapelle, in welcher der kathol. Pfarrer von Oberhelfenwyl zum Zeichen des Eigenthumsrechts, welches die ehemalige Mutterkirche daran so wie an dem Todtenacker besitzt, einige Male im Jahre Messe lieset. Früher war hier eine bedeutende Salpetersiederei; jetzt bestehen noch eine Bleiche und mehre vom Wasser getriebene Spinnmaschinen, die nebst den Baumwollen- und Musselinmanufakturen den Einwohnern Unterhalt gewähren, wovon nur ein Theil sich mit der Viehzucht befaßt. (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

Brunnadern, im Kanton Bern, s. Elfenau.

BRUNNBÄCK, eine Fähre und Postgastgeberhof (Gastgivaregård) über den Dalelf, der hier Brunnbäcks-Elf heißt, in Dalekarlien, ¼ M. von Awestad, berühmt durch die Schlacht unter Gustav I. 1521, wo 5000 Dalekarlier unter Pehr Svensson aus Wibberboda im Pastorat Hedemora, den Truppen des Unionskönigs Christiern, welche, unter Anführung des katholischen Bischofs Baldenack 6000 Mann stark waren, eine solche Niederlage beibrachten, daß nur wenige entkamen. (*v. Schubert.*)

BRUNNEMANN (Joh.), geb. am 7. April 1608, zu Cöln an der Spree, wo sein Vater als Prediger stand; studirte seit 1627 Theologie und Philosophie zu Wittenberg, und wurde 1628 zum Magister promovirt. Er betrat als Privatdocent die akademische Laufbahn: verließ jedoch, durch Krieg und Pest bedroht, im J. 1630 diese Universität, und begab sich in seine Vaterstadt zurück. Im J. 1632 begleitete er drei Studirende vom Adel, als Hofmeister nach Frankfurt an der Oder, wo er gleichfalls als Privatdocent wieder auftrat, und 1636 Professor der Logik wurde, auch mehremale predigte. Von jetzt an aber widmete er sich der Rechtswissenschaft; wurde 1638 Doctor der Rechte, 1640 Professor der Institutionen, und 1653, nach dem Tode seines Schwiegervaters Matth. Coldebach, Ordinarius der Juristenfacultät. Im J. 1664 erhielt er den Titel eines kurf. brandenburgischen Raths; und starb plötzlich am 14. Dec. 1672. Von seinen Kindern überlebte ihn sein jüngster Sohn, der Advokat bei dem stargardschen Hofgericht war, und 2 Töchter, die eine an Samuel Stryk, die andere an Joachim Hoppe, beide bekannte Rechtslehrer, verheirathet. — Ein Genie war Brunnemann nicht; wol aber ein äußerst fleißiger, und für die damalige Zeit kentnißreicher Mann; als Theolog sehr orthodox, — ad superstitionem et ineptias usque pius, wie Leyser Med. ad Pand. Spec. 166 sich ausdrückt; dabei aber fromm und mildthätig, so daß er $\frac{1}{10}$ seines Vermögens den Armen gab. Als Jurist mangelte es ihm gar sehr an geschichtlichen Kentnissen; für die Theorie des Rechts hat er wenig gethan, wol aber für die Praxis, weshalb er noch stets als Gewährsmann citirt wird. Vorzüglich trat er als Gegner der Carpzov'schen Meinungen auf; sein Neffe Jacob Br., sonst ein unberühmter Name, hat ihn nach seinem Tode gegen die Angriffe der Carpzovianer vertheidigt. — Seine Hauptwerke, sind: 1) ein oft aufgelegter Tractatus de inquisitionis processu, zuerst Stettin 1648. 8.; zuletzt von v. Toll herausgegeben 1747; und durch ein preuß. Edikt vom Jahre 1706 zur Norm für Criminalinstruenten vorgeschrieben; 2) ein Tractatus de processu fori; zuerst Lips. 1659, zum eilftenmale v. Toll 1747 herausgegeben; 3) sein Commentarius in Codicem Justinianeum, und zwar nach den einzelnen Stellen; zuerst Lips. 1663. fol. dann sehr oft; am besten zu Leipzig 1699, durch Stryk besorgt; zuletzt Genf 1771; 4) sein Commentarius in quinquaginta libros Pandectarum; zuerst 1670. F. und dann öfters; ein Werk, welches dem Commentar über den Codex sehr nachsteht. — Außerdem hat er Decisiones, Dissertationes, Consilia, Praelectiones u. s. w. geschrieben, und noch nach seinem Tode erschien ein Tractatus postumus de jure ecclesiastico *). (*Spangenberg.*)

Brunnen, s. Wasser u. Wasserleitung, auch Bäder; in Hinsicht der Minen, s. Schacht.

BRUNNENFEIER, ein Fest bei den Römern sowol als den alten Teutschen. Die Ersten feierten es in der Mitte des Octobers. Es hieß Fontinalia sc. sacra. Man bekränzte die Brunnen und warf Kränze hinein [1]). Das lebendige Quellwasser galt als Urelement für heilig und man suchte es vor aller Verunreinigung an seinen Ursprungsorten zu schützen. Diese Verehrung hat Zusammenhang mit der Parsenreligion, und floß freiwillig aus dem Danke des Naturmenschen, besonders des Hirten, für das Erquickende dieser Gottesgabe. Bei den alten Teutschen fand ebenfalls Quellenverehrung Statt [2]). Von den Hessen sagt Willibald, im Leben des heil. Bonifacius: die Hessen opferten Hölzern (lignis, eben wie die Celten, nach Lukan, im Haine von Massilia stipites, Pfähle, als Götterbilder verehrten) und Quellen, einige heimlich, andere öffentlich. Und Dubrav l. I. hist. Boh. sagt: in Böhmen wäre man zum alten Aberglauben zurückgekehrt, und habe Hausgötter und Lemuren (vermuthlich hier Luft-

---

*) Jugler, Beitr. zur jurist. Biographie. Bd. IV. Nro. XXV. S. 330 fgg. B. VI. S. 375.

1) *Varro* V. 3. 2) S. hallische Anz. 1736. N. 1. und *Heckenb.* Germ. med. S. 273.

geister und dgl. Genien guter oder böser Natur) wieder verehrt und Opfer bei Quellen und Hainen geschlachtet. Von den Sachsen sagt Adam von Bremen: sie weihten den Quellen Verehrung [3]). Noch jetzt werden an Gesundbrunnen und andern Quellen vom gemeinen Mann Feste mit Kuchen und dgl. gehalten, wie in der Gegend von Weilburg in dem Dorfe Löhnberg, wobei der Geistliche jedesmal eine Predigt hält. Es geschieht am zweiten Pfingsttage, sehr bedeutungsvoll. Quellen oder heilige Brunnen dienten auch als Gränz- oder Markbezeichnungen s. Reynitzsch über Druhten rc. S. 191. Die Allgemeinheit der Quellenverehrung weist auf gemeinsamen Ursprung hin. Die alten Bewohner Italiens, ebenfalls Celten, hatten sie daher mit den Teutschen gemein, so wie der ganze hetrurische Cultus mit dem der alten Teutschen die größte Aehnlichkeit hat. (*Braun.*)

BRUNNEN, ein Dorf im Kanton und Bezirke Schwyz, in der Pfarre Ingenbohl, am Ausflusse der Muotta in den Vierwaldstättersee. Üppige Wiesen und zahlreiche Obstbäume zieren die Umgebungen dieses im Kriegesjahre 1799 hart geprüften Orts, der einer der Stapelplätze des Handels zwischen der östlichen Schweiz und Italien ist, zu welchem Ende eine eigene Warenniederlage (in der Landessprache eine Sust) hier auf öffentliche Kosten angelegt ward. Zu Brunnen erneuerten †) die drei Waldstätte Ury, Schwyz und Unterwalden am 9. December 1315 ihren Bund auf ewige Zeiten und wurden seitdem Eidgenossen genant; ein Name, den man bekantlich jetzt der Gesamtheit der schweizerischen Bundesstaten beilegt. Die drei ersten Kantone haben außerdem mehre Zusammenkünfte hier gehalten, um ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen. Das letzte Mal geschah es im J. 1814. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

BRUNNER, oder v. BRUNN (Joh. Konrad), zu seiner Zeit einer der berühmtesten Ärzte Teutschlands, war geb. zu Dießenhofen im schweiz. Kant. Thurgau den 16. Januar 1653. Sein Vater war Stadt-Schultheiß, sein Lehrer vom 10. bis 16. Jahr der durch seine clavis linguae latinae durch einen großen Theil von Ober-Teutschland und der Schweiz bekant gewordene, damalige Pfarrer Denzler zu Basadingen. 1669 ging er auf die Universität Straßburg, wo er im Hause des Professors Sebizius wohnte, und sich mit ausgezeichnetem Fleiße auf das Studium der Zergliederung, der Pflanzenkunde und Chemie legte. In seiner akademischen Streitschrift (Sept. 1672) über eine zweiköpfige Mißgeburt, erwies er sich schon als denkenden Beobachter und geschickten Anatomen. Er äußerte darin: die Mutter habe sich nicht versehen; auch sey sie sich keines Schreckens bewußt. Das Verdienst der geistigen Entwickelung des Verf. ist um so größer, wenn man die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten bedenkt, in welchen die damalige Schule sich herum trieb. In den aufgestellten Thesen wird z. B. gesagt: „das Herz ist die Quelle des Lebens; wo nur Ein Herz und zwei Köpfe sind, da ist nur Ein Leben, und also auch nur Eine Sele; wo zwei Herzen sind, da sind zwei Leben, und demnach zwei Selen u. s. w." Er begab sich hierauf nach Paris, benutzte jeden Anlaß, um sich Kentnisse zu erwerben, besuchte die Hospitäler, beobachtete sorgfältig die Krankheitsfälle, wohnte chirurgischen Operationen bei, übte sich in der Zergliederung. Durch seine besondere Geschicklichkeit in derselben, vornehmlich aber durch seine Beobachtungen der großen Magendrüse bei lebendigen Hunden und seine geschickten Versuche mit Ausspritzung der Gefäße, erwarb er sich die Bekantschaft und Achtung des berühmten Anatomikers Duverney, der ihn auch in der Folge zu wiederholten Malen nach Paris zurück zu ziehen versuchte. Tag und Nacht, sagt Brunner selbst, arbeiteten wir auf dem Zergliederungssaale, u. s. f. Auch ein sehr reicher Engländer, Baronet Boles, welcher dieses Studium leidenschaftlich liebte, suchte durch die vortheilhaftesten Anträge ihn für sich zu gewinnen. Brunner ging hierauf nach Oxford, lernte zu London Oldenburg, Willis und Lower, zu Amsterdam Swammerdam und Ruysch kennen, hörte zu Leyden die damaligen berühmten öffentlichen Lehrer seines Faches, und nahm auf der Rückreise zu Straßburg 1675 den Doctorgrad an. Zu Hause lebte er ganz den Kranken und der Wissenschaft. Durch öffentliche belehrende Zergliederungen, für welche er nur etwa bei einem hingerichteten Übelthäter einen wohlgenährten Körper fand, weil die Hospitäler nur seltene und abgezehrte Leichname darboten, und durch merkwürdige Versuche, welche er mit Thieren und einzelnen Theilen derselben anstellte, vermehrte sich sein Ansehen und sein ärztlicher Wirkungskreis. Der Bischof zu Constanz, der Abt zu St. Blasien bedienten sich seiner Hilfe, und bald wandte man sich aus der Ferne an ihn. — Sein Anverwandter und lange schon sein Rathgeber, der berühmte Wepfer zu Schaffhausen, gab ihm 1678 seine jüngste Tochter, mit welcher er 49 Jahre lang in einer glücklichen Ehe lebte, aus welcher 10 Kinder geboren wurden, und machte 1685 auch den Kurfürsten von der Pfalz auf Brunnern aufmerksam. Von dieser Zeit an genoß dieser bis an seinen Tod immer des größten Vertrauens der Fürsten dieses Hauses, obgleich er Protestant, der pfälzische Hof hingegen eifrig dem kathol. Glauben ergeben war. Ein großer Theil der ersten teutschen Fürstenhäuser, die drei geistlichen Kurfürsten, König Friedrich I. von Preußen, Georg I. von Großbritannien, die königl. Familie von Dänemark, Schweden, die Prinzessin von Oranien suchten seine Hilfe. Man bat sich seine Person und seinen Rath vom pfälzischen Hofe als eine Freundschaft und Gunstbezeugung aus, und kam ihm oft auf halben Weg entgegen. 1708 rief ihn Kaiser Joseph I. nach Wien, um seine Mutter, die Kaiserin Eleonore zu besorgen; für ihre Tochter, die Königin von Portugal, mußte er einen Leibarzt auswählen und ihr später eine Hebamme nachsenden. Schon 1705 hatte er zu Braunschweig die künftige Gattin des Kaisers gleichsam beobachten und eine physisch-psychologische Schilderung von ihr eingeben müssen. 1685 hatte ihn die kaiserl. Akademie der Naturforscher unter dem Namen Herophilus zum Mitgliede aufgenommen. 1686 übernahm er den Lehrstuhl der Zergliederungskunde und Physiologie zu Heidelberg. Er belebte das in tiefem Verfall sich befindende Lehrfach. Seinen Schülern empfahl er ver-

3) *Vossius* de orig. et progr. Idolol. I. 82.
†) Joh. v. Müller's Geschichten schweizer. Eidgenossenschaft. II. S. 44.

nünftiges Nachdenken, Beobachtung und Erfahrung, warnte sie vor blinder Anhänglichkeit an irgend einen Meister, und obgleich die französischen Gewaltthätigkeiten ihn schon nach 2 Jahren bewogen, Heidelberg wieder zu verlassen, gingen doch geschickte Ärzte aus seiner Schule hervor. Ausgezeichneten Anstellungen beim kaiserl. Feldlazarethe entsprach er nur vorübergehend. Spätere Einladungen nach Leiden und Marburg lehnte er ab; aber an mehren Orten bestellte man auf seinen Rath akademische Lehrer. 1711 schenkte ihm Kurf. Joh. Wilhelm das Gut Hammerstein im Bergischen, und machte ihn als Reichsvicar unter dem Namen Brunn von Hammerstein zum Freiherrn. Über den königlichen und fürstlichen Kranken vergaß er nie des Studiums, war immer auch den Geringsten zugänglich und versäumte keine wichtige Beobachtung, die er meistens niederschrieb. Er war ein schöner kräftiger Mann, von mäßiger Lebensweise; aber er litt, vornämlich in den spätern Jahren, von Podagra uud Nierenschmerzen, die er von Vater und Mutter angeerbt hatte, und fand in seinem Alter gegen diese Übel nur in dem beinahe ausschließlichen Genuß der Milch und der Milchspeisen, an welche er sich nicht ohne Mühe gewöhnen konnte, wesentliche Linderung. Er starb den 2. Okt. 1727 zu Mannheim. — Schon durch seine Versuche über die große Magendrüse, welche er zu Paris begonnen, zu Hause fortgesetzt und unter dem Titel: **Experimenta nova circa pancreas, cum diatribe de lympha et pancreatis usu. Amstelod. 1683.** bekant machte, hatte er die Aufmerksamkeit der Ärzte erregt. Er widerlegte darin das System der sogenannten chemischen Ärzte oder Sylvianer, der Schüler des Sylvius del Boë, Degraaf, u. s. f., welche lehrten, die Verdauung bestehe in einer Gährung; der Drüsensaft überhaupt und die Feuchtigkeit der großen Magendrüse insbesondere seyen von säuerlicher Art und bewirke dieselbe; eine Theorie, welche bei ihrer ganzen Heilmethode zum Grunde lag und die bedenklichsten Folgen hatte. Brunner bewies durch unwiderlegliche Versuche an lebendigen Thieren, die Verdauung sey wesentlich eine Auflösung, und die Feuchtigkeiten, welche die Magendrüsen absondern, seyen speichelartig und nicht säuerlich. Diese Abhandlung erschien nachher wieder zu Leiden 1709, 1722. 8. In seiner akademischen Schrift: **dissertatio anatomica de glandula pituitaria, Heidelb. 1788.** drang er auf das Studium der Natur, eigene Untersuchung, fleißige Zergliederung, u. s. f. und bewies aufs neue seine großen anatomischen Kentnisse. Das obige System führte er in folgender Schrift noch weiter aus: **glandulae duodeni seu pancreas secundarium, una cum paralipomenis aliis de rasa tunica villosa intestini inventis cum dicta disput. de glandula pituitaria. Francof. et Heidelb. 1715. 4.** Wenn gleich die neuern Untersuchungen eine Verschiedenheit zwischen dem Gewebe der eigentlichen Drüsen und diesen Absonderungswerkzeugen der innern Bedeckungen dargethan haben, so liefern diese doch eine beinahe so reichliche Feuchtigkeit, als das pancreas selbst. — In seinen übrigen Schriften, welche Leu Lexicon, insbesondere Brunners lesenswerthe Biographie durch Doktor J. M. Hipli in Rahns Archiv, Zürich 1787. S. 523 u. s. f. anzeigen, und wovon viele in den **Miscellaneis nat. curiosorum** abgedruckt sind, zeigt er sich beinahe immer als sorgfältiger Beobachter. — Die Selbstbiographie, welche er 1726 in latein. Sprache verfaßte, und seine nachgelassene Correspondenz liefern seinen Lebensbeschreibern gründliche Hilfsmittel und dem Beobachter manche Belehrung. (*Meyer von Knonau.*)

Bruno der Große, Erzbischof von Köln, s. Otto I.

BRUNO, aus dem freiherrl. Geschlechte von Querfurt, in der Mitte des 10. Jahrh. geboren, war schon vor seiner Geburt durch ein Gelübde seiner Ältern dem geistlichen Stande bestimt. Er wurde durch Giddo, einen berühmten Philosophen seiner Zeit, erzogen, erhielt ein Kanonikat zu Magdeburg, erbaute eine Kirche zu Querfurt und stellte dabei vier Geistliche an, zeichnete sich durch Wohlthätigkeit gegen Witwen und Waisen aus, trat in den Benediktinerorden, wurde von Kaiser Otto III. an seinen Hof berufen, und von diesem zu Rom im J. 995 als Rathgeber Gregor V. zurückgelassen, blieb diesem Papste, da er abgesetzt wurde, getreu, und hiedurch stieg nach dessen Wiedereinsetzung sein Ansehen. Ob ihm gleich nun jeder Weg zu einem geistlichen Amte offen stand, sehnte er sich doch nach einem Bekehrungsgeschäfte, wurde noch bei Lebzeiten Adelberts zu dessen Gehilfen bestimt; aber bei der Nachricht von Adelberts Tode verweilte er noch zwei Jahre in Rom, und trat erst im J. 999, von zwei Mönchen, Johannes und Benedikt, begleitet, die Reise nach Preußen an. Er begab sich zuvor an den Hof Otto III., der sich damals in Thüringen befand, begleitete diesen Kaiser auf dessen Zuge nach Polen, ging von da nach Preußen, fand, durch Adelberts Beispiel belehrt, aber mit mehr Einsicht und weniger störrig als dieser, günstige Aufnahme, durchzog ganz Preußen, ließ seinen Gehilfen dort zurück und ging um's J. 1004 nach Rom; von da aus wurden zwei neue Missionäre nach Preußen gesandt, Bruno selbst aber blieb als Kapellan am Hofe Kaiser Heinrich II. Das ganze Bekehrungsgeschäft in Preußen nahm eine höchst ungünstige Richtung. Bruno zog mit kaiserl. Empfehlung nach Polen, wo ihn Boleslaus zwar unterstützte, aber er fand in Preußen keine günstige Aufnahme mehr; überall vertrieben wurde er endlich am 9. März 1008 an der littauischen oder russischen Gränze mit 18 seiner Gehilfen erschlagen und ihre Körper blieben unbegraben liegen, bis Boleslaus sie von den heidnischen Preußen erkaufte. Er wurde nachher unter die Zahl der Heiligen versetzt *). (*L. v. Baczko.*)

Bruno, Stifter des Karthäuser-Ordens im 11ten Jahrh., s. Karthäuser.

BRUNO, ein teutscher Geschichtschreiber, Mönch in einem ungenannten sächsischen Kloster, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. Er schrieb eine **Historiam belli Saxonici**, die von 1073 bis 1082 geht, und vorzüglich wegen der vielen mitgetheilten Actenstücke und Urkunden wichtig ist; abgedruckt in *Freheri* Scriptt. rer. germ. T. I. 99—153. ed. Struv. 174—232. Eine Handschrift von Bruno's Geschichte wird in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig verwahrt, deren Lesearten Struv a. a. O. mittheilt. In der Magdeburgischen Chronik (in Meiboms

*) *Dithmar. Merseb.* L. IV. Spangenbergs Querfurt. Chronik. Bruno Apostolus etc. Halle 1714.

Scriptt. rer. germ.) ist Bruno's Erzählung, mit Weglassung der Urkunden, völlig abgeschrieben. Von Kaiser Heinrich IV. sagte er sehr viel Böses; ob er aber gleich den Sachsen ergeben war, so scheint er doch sehr wahr und aufrichtig zu schreiben, weil er ihre Fehler so wenig verschweigt, als manche Gebrechen des römischen Hofes †). (*Baur.*)

BRUNO, der Heilige, Kardinal und Bischof zu Segni (**Signensis**), ein gelehrter Exeget im Anfange des 12. Jahrh. Er stammte aus dem Geschlechte der Herren von Soleria, einem Schlosse im Distrikte von Asti in Piemont, wo er an der Kathedralkirche ein Kanonikat erhielt. Da er 1077 in Rom vor Gregor VII. gegen den so berüchtigt gewordenen Berengar **de sacramento altaris** disputirte, so ertheilte ihm der Papst die Kardinalswürde und das Bisthum Segni in Campanien. Er verließ dieses Bisthum 1104 um als Mönch in dem Kloster zu Monte Cassino zu leben, dessen Abt er 1107 wurde, nachdem er vorher als päpstlicher Legat in Frankreich eine Synode gehalten hatte. Auf Bitten der Einwohner von Segni mußte er das Bisthum daselbst zum zweiten Mal übernehmen. Er starb dort am 18. Jul. 1123. Kanonisirt wurde er von Papst Lucius III. im J. 1183. Seine Schriften, die sich durch einen klaren und bündigen Styl empfehlen, wurden zweimal gesammelt, zuerst von Marchesi, Dechant zu Monte Cassino, Venedig 1652. 2 Bde Fol.; besser: **S. Brunonis Astensis opera aucta et annotatt. illustr. (a Brunone Bruni). Rom.** 1789—91. **Vol. II. fol.** Sie bestehen aus Homilien, dogmatischen Abhandlungen, Briefen, **Comment. in lib. I. sententiarum**, vornehmlich aber aus Erklärungen alt- und neutestamentlicher Bücher, die zwar ganz im Geschmack der herrschenden Methode des Zeitalters verfaßt sind, ihm aber doch einen Platz unter den bessern Auslegern des Zeitalters anweisen [1]). Er ist reich an sehr seltsamen Allegorien [2]), betrachtet das ganze A. Test. als eine zusammenhangende Kette christologischer Hinweisungen, und nur selten, besonders in den Anmerkungen über die Psalmen, hat er einige gute und in diesen Zeiten nicht gewöhnliche Erklärungen. In seiner Erläuterung der Evangelien, bei welcher er die Vulgata zum Grunde legt, findet man eine Überfülle von Mystik, von der er überhaupt ein großer Freund war [3]). (*Baur.*)

BRUNO (Giordano), (**Jordanus Brunus**), geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Nola im Neapolitanischen (daher **Nolanus**), stößt durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur, seine Schicksale, seine Werke und die so entgegengesetzten Urtheile, die über ihn und seine Werke gefällt wurden, ein gleich starkes Interesse ein. Man weiß leider nichts über die Bildung, die er in seiner früheren Jugend empfing, und seine Geschichte begint mit seinem Eintritt in den Orden der Dominikaner. Voll brennender Wißbegier gab er sich in seinem Kloster dem Studium der Mathematik und Philosophie ganz hin, und gerieth hiedurch auf Zweifel an mancher Glaubenslehre seiner Kirche. Nicht geeignet zu verheimlichen, was ihm als Wahrheit erschien, verschloß er seine Zweifel nicht bei sich, blieb auch bei dem Zweifeln nicht stehen, sondern bestritt die Lehre von der Transsubstantiation und die Jungfrauschaft der Maria. Was zu erwarten war, erfolgte: Verläumdung und Haß verbitterten seine Lage, Fluch und, wie es scheint, auch körperliche Züchtigung trafen ihn. So peinlichem Leben entzog er sich durch die Flucht und kam um das J. 1580 nach Genf, wo er jedoch zur reformirten Kirche nicht übertrat. Da er auch in ihr nicht alles billigen konnte, und Genf sich damals eben auch nicht durch Duldung auszeichnete; so fand er gerathen sich wieder hinweg zu begeben, ging nach Lyon, von da nach Toulouse, und im J. 1582 nach Paris, wo er, ohne Professor zu seyn, als Lehrer der Philosophie auftrat und seine schriftstellerische Laufbahn begann. Er eröffnete sie mit einer Komödie: **Candelajo** (der Lichtzieher), die vielleicht nur darum so hart beurtheilt worden ist, weil man keine Rücksicht darauf nahm, daß sie im Geschmack der alten italiänischen Komödie geschrieben ist [1]). Seine Vorlesungen fanden vielen Beifall, und veranlaßten ohne Zweifel auch seine ersten philosophischen Schriften [2]), welche nichts anders sind als Bearbeitungen der Erfindungs- und Gedächtnißkunst des Raimund Lullus, welche Bruno empor zu bringen um so eifriger trachtete, je mehr er dem Aristoteles abgeneigt war. Diesen Philosophen anzugreifen versäumte er keine Gelegenheit. Da aber dieser, dessen Philosophie mit der Kirchenlehre nun

†) *Vossius* de hist. lat. 364. *Magiri* Eponymol. voc. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 795. Hambergers zuv. Nachr. 3. Th. 784. Adelungs Directorium 67.

1) Der erste Band der neuen Auflage enthält S. 1—221. die Erklärung des Pentateuchs, S. 221—299, des Hiob, S. 299—600 der Psalmen, und S. 605—633 des Hohenliedes. Im zweiten Bande findet man S. 1—295 die Erklärung der 4 Evangelisten und S. 296—372 der Apokalypse. 2) In den Worten: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, er schuf sie ein Männlein und Fräulein, findet er z. B. genau die moralische Aehnlichkeit der Menschen mit Gott; allein auch in dem Männlein die Geistlichen, welche einen männlichen und tapfern Geist besäßen, und in dem Weiblein diejenigen, welche sich einer weiblichen Weichlichkeit überließen. Unter den Fischen, worüber die Prälaten (als der Architypus der ersten Menschen) herrschen sollten, verstand er die Christen, unter den Vögeln die Philosophen, unter den Thieren die Unwissenden und Widerspenstigen, welche sich keiner Zucht unterwerfen wollen. Die Frösche, diese Plage Aegyptens, müssen die Ketzer seyn, und zwar wegen ihrer Geschwätzigkeit; die Flöhe die sinnlichen Begierden, und die Heuschrecken — der Teufel. S. Cramers Fortsetzung von Bossuets Einleit. 5. Thls. 2r Bd. Register, und Flügge's Geschichte d. theologischen Wissensch. 3. Th. 226 f.

3) *Pet. Diaconus* de viris illustr. Cassinens. cap. 33. *Scipio* elog. Abbat. Cassin. *Ughelli* Ital. sacr. T. I. *Cave* scriptt. eccles. Vol. II. 158. *P. Leyseri* hist. poeter. med. aevi 381. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 787. Biogr. univ. T. VI. (von Guijot).

1) Il Candelajo, commedia de Bruno Nolano, achademico di nulla achademia, detto il Fastidito. Par. 1582. 12. 146 Bl. In 5 Akten und Prosa. Übers. ins Franz. unter dem Titel Boniface et le Pedant 1633. 8. 2) De umbris idearum, implicantibus artem quaerendi, inveniendi, judicandi, ordinandi et applicandi. Par. 1582. 8. (enthält 2 Stücke, 1. de umbris idearum 2. Ars memoriae). — Cantus Circeus, ad eam memoriae praxim ordinatus, quam ipse judiciariam appellat. Par. 1582. — De compendiosa architecture et complemento artis Lullii. Par. 1582. 16. — Explicatio triginta sigillorum ad omnium scientiarum et artium inventionem, dispositionem et memoriam (wahrscheinlich zu London 1583 oder 84.).

einmal in Einstimmung gebracht worden war, noch viele und bedeutende Anhänger zählte, so zog ihm dies neue Unannehmlichkeiten zu, wegen deren er auch Paris wieder verließ, und im J. 1583 sich nach London begab, wo er bei dem französischen Gesandten Michel de Castelnau Herrn de la Mauvissière die beste Aufnahme und eine Gesellschaft geistreicher und gleichgesinnter Männer fand. In dieser Umgebung entfaltete sich sein Geist mit voller Freiheit, und eine Frucht derselben ist sein merkwürdiges Werk: **Spaccio de la Bestia trionfante, proposto da Giove, effettuato dal Conseglo, revelato da Mercurio, recitato da Sophia, udito da Saulino, registrato dal Nolano, diviso in tre dialogi, subdivisi in tre parti.** Paris (London) 1584. Dieses geistreiche, witzige Werk ist allegorischer Art. Die Schmähungen, welche Manche dagegen ausgestoßen, dürften wol keinen andern Grund haben, als weil sie mit Scioppius meinten, unter dem triumphirenden Thiere sey der Papst zu verstehen; Bruno dachte dabei aber an den Aberglauben überhaupt. Das Ganze ist ein Dialog in Lucianischem Geiste. Jupiter stellt eine Götterversamlung an, um der Vernachlässigung seines Dienstes abzuhelfen. Momus hatte als Ursache derselben angegeben, daß die Gestirne den Namen von Göttern führten, deren Abenteuer sie den Menschen verächtlich gemacht hätten. Er schlägt deshalb vor, statt der alten Namen den Sternbildern die Namen der Tugenden zu geben. Hierüber wird nun gerathschlagt, und dabei versäumt der Dichter keine Gelegenheit alte Welt und neue Welt so an einander zu rücken, daß man seine Absicht, zu Vergleichungen einzuladen, unmöglich verkennen kann. Wo er dies nicht thut, ist seine Allegorie durchsichtig genug, und man wird öfter an das Mährchen von der Tonne erinnert. Manche satyrische Züge und Wendungen sind von ungemeiner Feinheit [3]). Dieses Werk schrieb Bruno während er zugleich in die Tiefen der Philosophie einzudringen bemüht war. Als der Vorläufer seiner philosophischen Schriften ist zu betrachten sein Werk: **La Cena de le Ceneri,** (Tischgespräche an der Aschermittwoche) **descritta in cinque dialogi, per quattro interlocutori, con tre considerazioni circa doi suggesti.** 1584. 8. Hierin findet sich eine Vertheidigung des Kopernikanischen Weltsystems, die Behauptung der Mehrheit der Welten, und manches Ähnliche, was seiner Zeit als Ketzerei erschien. In demselben Jahre gab er zwei der wichtigsten seiner philosophischen Schriften heraus: **De la causa, principio ed uno.** Vened. (Lond.) 1584. 8. Einen Auszug davon lieferte F. H. Jacobi, über die Lehre des Spinoza S. 261 — 306. Sämtl. Werke Bd. 4. und **De l'Infinito, Universo e Mondi** Vened. (Lond.) 1584. 8. Jede dieser Schriften, von deren Inhalt nachher die Rede seyn wird, besteht aus 5 Dialogen [4]).

Im J. 1585 verließ Bruno London, man weiß nicht aus welchem Beweggrunde, und kehrte nach Paris zurück, wo er sich diesmal als den größten Eiferer gegen die aristotelische Philosophie erwies, und den Haß dadurch um so mehr gegen sich aufregte, mit je mehr Schein man den Verdacht hegte und verbreitete, daß seine Angriffe auf diese Philosophie eigentlich auf die Lehren der Kirche gerichtet seyen. Nur durch schleunige Flucht entzog er sich den Ausbrüchen dieses Hasses, und begab sich nach Wittenberg, wo er um die Mitte des J. 1586 mit geschwächter Körperkraft und in dürftigen Umständen ankam und die menschenfreundlichste Aufnahme fand. Ungeachtet er sich nicht zur lutherischen Kirche bekannte, gestattete man ihm doch Privat-Vorlesungen über Mathematik, Physik und Philosophie zu halten, und dies veranlaßte noch einige seiner Schriften über die Lullische Kunst [5]). Sein Aufenthalt hier dauerte jedoch nicht völlig zwei Jahre. Was ihn bewog, ihn zu verändern, weiß man nicht, gewiß aber ist, daß man ihn nicht vertrieb. Am 8. März 1588 hielt er eine öffentliche Abschiedsrede, die für seine Beurtheilung sehr wichtig ist. Sie erschien im Druck: **Oratio valedictoria ad auditores in academia Vitebergensi.** (In Heumanns **Act. philos.** abgedruckt. Th. 2. S. 407.). Von Wittenberg begab sich Bruno nach Prag. Das Zueignungsschreiben vor seinem hier herausgegebenen Werke **de specierum scrutinio et lampade combinatoria Raymundi Lullii** [6]) ist unterzeichnet, Prag den 10. Jun. 1588. Die bösen und gefährlichen Bücher, die er nach Scioppius hier soll herausgegeben haben, könnten wol blos seine **Articuli centum et sexaginta adversus mathematicos et philosophos** (Prag 1588. 8.), seyn. Auch zu Prag aber war seines Bleibens nicht. Inzwischen war er den Herzögen von Braunschweig Julius u. Heinr. Julius bekant worden, ging deshalb nach Braunschweig, fand eine günstige Aufnahme, und wurde mit einem Gehalt versehen, um in Helmstädt Vorlesungen zu halten. Daß er hier zu Ende des Junius 1589 angekommen seyn müsse, ersieht man aus der von ihm am 1. Jul. auf den Tod des einen seiner Gönner, des Herzogs Julius, gehaltenen **Oratio consolatoria habita in acad. Julia** (Helmst. 1589. 4.). Ungeachtet die Gnade des Herzogs gegen ihn sich nicht änderte, hielt er doch auch hier nicht lange aus, sondern ging schon im nächsten Jahre nach Frankfurt am M., wo die letzten seiner Schriften erschienen sind, außer einer neuen Lullianischen [7]), die zur Kentniß seines Systems wichtigen: **De Triplici, Minimo et Mensura, ad trium speculativarum scientiarum et multarum activarum artium princi-**

3) In Engl. übers. von Toland 1713. 8. — Der Auszug des Abbé Louis Valentin de Bougny: **Le ciel reformé** (1750) ist wenig brauchbar. — Besser im **Spectateur**, wo auch besser darüber als anderwärts geurtheilt wird. 4) In London gab er noch heraus: **De gli heroici furori** Par. (Lond.) 1585. und **Cabala del Cavallo Pegaseo in tre dialogi. l'Asino Cillenico,** das. 1585. (Von diesem Werke existirt in Frankreich nur Ein Exemplar. S. Debure's **Bibliogr.**) — Eben so selten muß sein nur aus dem Verzeichn. d. königl. Bibl. zu Paris bekanntes Werk seyn: **Figuratio Aristotelici physici auditus ad ejusdem intelligentiam atque retentionem per XV. imagines explicanda.** Par. 1586. 8. 5) **De lampade combinatoria Lulliana** (Witt.) 1587. 8. dem akademischen Senat gewidmet. — **De progressu et lampade venatoria logicorum.** Das. 1587. Auch in den Werken des Lullus. Strasb. 1598. 1617. 1651. 6) Auch in den genannten Ausg. der Lullischen Werke. 7) **De imaginum, signorum et idearum compositione ad omnia inventionum, dispositionum et memoriae genera libr. 3.** Ffkt. 1591. 8. S. Baumgartens Nachr. v. merkw. Büchern, Bd. 6. S. 24. Fülleborn Beitr. St. 7. S. 57 fgg. mit einem Auszug.

pia, und De Monade, Numero et Figura liber consequens Quinque (man ergänze libros) de minimo, magno et mensura; item de Innumerabilibus, Immenso et Infigurabili, s. de Universo et Mundis (Ffkt. 1591. 8. [8]). Bevor noch diese Schriften hatten gedruckt werden können, wurde ihm der Aufenthalt zu Frankfurt untersagt, man weiß aber eben so wenig aus welchem Grunde, als wo er sich während der Zeit dieses Druckes aufhielt. Unglücklicher Weise kam er auf den Gedanken, nach Italien zurück zu kehren, wo er zu Venedig der Inquisition in die Hände fiel, die ihn im J. 1598 nach Rom ablieferte, wo ihm von neuem der Proceß gemacht wurde. Zwei Jahre lang schmachtete er wieder in den Kerkern der dortigen Inquisition, bis ihm am 9. Febr. 1600 das Verdammungsurtheil zum Scheiterhaufen vorgelesen wurde. Bei Anhörung desselben sagte er zu seinen Richtern: dies Urtheil, ausgesprochen im Namen eines Gottes der Barmherzigkeit, macht euch vielleicht mehr Furcht, als mir. Am 17. Febr. wurde das Urtheil an ihm vollzogen. In den letzten Augenblicken hielt man ihm noch ein Kruzifix vor, er aber wies es von sich.

Von der Philosophie Bruno's wollen wir die Hauptsätze aus denen Schriften, die als die wichtigsten bezeichnet worden, hier mittheilen.

„Vielleicht war nie, sagt *Fülleborn* mit Recht, ein Denker von der Idee der Einheit inniger und stärker ergriffen, als Bruno. Sie war es, die ihn bei dem Versuche leitete, alle Dinge auf Einheit der Zahl und Gestalt, alle Vorstellungen auf Einheit der Bilder zurückzuführen. Sie hat in ihm den vollendetesten *Pantheismus* erzeugt, den sich je ein Philosoph gedacht hat." Daß, sagt Bruno selbst, allem Zusammengesetzten und Theilbaren etwas nicht Zusammengesetztes und Einfaches zum Grunde liege, und jenes auf dieses zurückgeführt werden müsse, ist eine anerkannte allgemeine Wahrheit. Auch ringt der menschliche Verstand unaufhörlich danach, diese Einheit zu ergründen, und läßt nicht ab mit Forschen und Streben, bis er entweder sie selbst in den Dingen, oder wenigstens für seine Vorstellung ein Bild der Ähnlichkeit von ihr gefunden hat. — Wer dies Eine faßt, der faßt alles; wer dies Eine nicht faßt, der faßt nichts. — Was Odem hat, erhebe sich zum Preise des Hohen und Mächtigen, des allein Guten und Wahren; zum Preise des unendlichen Wesens, welches *Ursache*, *Princip* — *Eins* u. *Alles* ist.

Aus folgenden Sätzen wird man beurtheilen können, welchen Gang seine Untersuchung nahm.

„Gott, sagte er, ist unendlich im Unendlichen, allenthalben in Allem, nicht über, nicht außerhalb, sondern allgegenwärtig, so wie das Wesen nicht außer oder über den Dingen, die Natur nicht außer dem Natürlichen, die Güte nicht außer dem Guten ist."

„Das Wesen Gottes ist unendlich. Gott ist das einfachste Wesen, bei dem keine Zusammensetzung, keine Verschiedenheit seyn kann. Seyn, Können, Wirken und Wollen ist folglich bei ihm Eins: sein Wille ist nothwendig, die Nothwendigkeit selbst: er ist sich gleich und immer derselbe; Freiheit und Nothwendigkeit sind bei ihm Eins. — Alles, was ist, muß seyn, weil es ist. Was Gott also macht, kann er nicht anders machen, als er es macht. Er handelt nach Nothwendigkeit: denn die unendliche Kraft, wenn sie weder durch sich selbst noch etwas anders beschränkt wird, handelt nach der Nothwendigkeit ihres Wesens. Was Gott also hervorbringt, muß unendlich seyn, weil er es nach der Nothwendigkeit seines Wesens wirkt."

„Alles ist Eins und unendlich." — Ist das Universum aber unendlich, so ist es auch unbeweglich. Seinen Ort kann es nicht verändern, weil außer ihm kein Ort vorhanden ist. Es wird nicht erzeugt, weil alles Daseyn sein eigenes Daseyn ist. Es kann nicht untergehen, weil nichts ist, worin es übergehen könnte. Es kann weder wachsen noch abnehmen, weil sich das Unendliche, zu dem keine Verhältnisse passen, so wenig vermindern als vermehren läßt. Es ist keinem Wechsel unterworfen, weder von außen, da ihm nichts äußerlich ist, noch von innen, weil es alles, was es seyn kann, zugleich und auf Einmal ist."

„Nicht bis zu dem Begriffe des allerhöchsten Wesens, dessen Erkentniß außer dem Bezirke des menschlichen Verstandes liegt, können wir uns hinaufschwingen; wol aber zu der Einsicht, welchergestalt *die Sele der Welt* alles vermag, alles wirkt, alles in allem ist, und wie die unendliche Menge der einzelen Dinge in ihr und durch sie nur Ein Wesen ausmachen. Diese Einheit zu erkennen, ist der Zweck aller Philosophie und Erforschung der Natur."

„Was die *wirkende Ursache* betrifft, so weiß ich von keinem andern allgemein und *wirklich* thätigen, d. i. *physisch* wirksamen Wesen, als jenem *allgemeinen Verstande*, der ersten und vornehmsten Kraft der Weltsele, welche sich als die *allgemeine Form* des Weltalls zu erkennen gibt. Alles ist von dieser Kraft erfüllt; sie erleuchtet das Universum; weiset die Natur an, wie sie ihre Werke verrichten soll; und verhält sich zu der Hervorbringung der natürlichen Dinge, wie die denkende Kraft des Menschen sich verhält zu der Hervorbringung der Begriffe."

„Der *Zweck* der wirkenden Ursache, oder die *Endursache überhaupt*, ist die Vollkommenheit des Universum, welche darin besteht, daß in den verschiedenen Theilen der Materie alle Formen zum wirklichen Daseyn gelangen, und in diesem Zwecke gefällt und ergötzt sich der Verstand so sehr, daß er nie müde wird, neue Gattungen der Form aus der Materie zu erwecken."

„Das erste Princip nimt dadurch, daß es zahllose Arten und Geschlechter, eine Unendlichkeit von einzelen Dingen hervorbringt, für sich selbst keine Zahl, kein Maß, noch Verhältniß an, sondern bleibt Eins und untheilbar in allen Dingen. Wenn wir also einen einzelen Menschen ansehen, so nehmen wir nicht eine besondre Substanz, sondern die Substanz *im Besondern* wahr. — Alles, was zu den Verschiedenheiten der Geschlechter, Arten und Eigenschaften gehört, was durch Geburt, Auflösung, Wechsel und Wandel zum Daseyn gelangt, ist kein wahr-

8) Über das erste Werk s. *Baumgarten* S. 25—31., üb. beide *Fülleborn* Beitr. St. 7. mit einem Auszug aus der letzteren Schrift S. 67—103.

haftes Wesen, und sein Daseyn kein eigentliches Daseyn, sondern es gehört nur zu den Beschaffenheiten und dem Zustande des Wesens, welches in sich Eins, unendlich, unbeweglich, Subject, Materie, Leben, Sele, überhaupt das allein Wahre und Gute ist."

„Die reinste und beste Ansicht, um sich die Art und Weise des Hervorgehens der einzelen Dinge aus dem unendlichen Wesen vorzustellen, ist die der Pythagoreischen Schule, welche jene besondern Substanzen als aus der Einheit entspringende Zahlen betrachtet. Die Monas ist die Grundlage, die Eins, welches Alles ist; die Dyas das Prinzip des Gegensatzes und der Vielheit; die Trias verbindet die Gegensätze wieder zu einem Ganzen; die Tetras ist das Symbol der äußeren Vollendung, denn sie befaßt in sich die Zehn ($1+2+3+4=10$), welche alle einfachen Zahlen zugleich in sich befaßt, denn $1+9$, $2+8$, $3+7$, $4+6$, und $5+5$ sind alle $=10$.

„Um in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen, muß man nicht müde werden, den entgegengesetzten und widerstreitenden äußersten Enden der Dinge, dem Maximum und Minimum nachzuforschen. Den Punkt der Vereinigung zu finden, ist nicht das Größte, sondern aus demselben auch sein Entgegengesetztes zu entwickeln: dieses ist das eigentliche und tiefste Geheimniß der Kunst (vgl. Schellings Bruno S. 230.).

„Jedes Ding strebt, nach Beschaffenheit seines Wesens, zu dem Ziele seiner Bestimmung. Je vollkommener nun ein Ding seiner Natur nach ist, desto emsiger strebt es zum Guten. Also der Mensch. Denn ob er zwar unter allen Wesen das einzige ist, dem zwei entgegengesetzte Ziele vorgesteckt sind, Vollkommenheit des Geistes und des Körpers: ob er zwar ein Wesen ist, welches auf der Gränze der Zeit und der Ewigkeit steht, zwischen Urbild und Abdruck, zwischen der Verstandes- und der Sinnenwelt, beider Naturen theilhaftig, das Mittelwesen zweier Extreme, hingestellt an den Horizont der Natur; so ist doch unter beiden Naturen sein eigentliches Ziel, seine wahre Bestimmung die geistige, — zu erreichen das höchste Wahre für den Verstand, und das höchste Gute für den Willen. Daß dem also sey, davon zeugt schon die Unersättlichkeit des menschlichen Verstandes und Begehrungsvermögens. Wo wir noch eine Wahrheit, noch ein Gut ahnen, da richten wir unsre Forschung, unser Wünschen hin; angeboren ist dem Menschen der Trieb nach Vollkommenheit. Unerträglich findet er das Manchmal, Irgendwo, Einzeln, Theilweise, Einiges: er will das Immer, Überall, Allgemein, Ganz, Alles. Unbegränzt ist sein Sinn, denn, wohin er auch gehe, überall findet er sich im Mittelpunkte; unbegränzt ist seine Einbildungskraft. Und dieses Streben des Geistes nach Vollendung ist nicht leer und ohne Gegenstand. Es breitet sich vor ihm die große allgemeine Natur aus in ihrer Herrlichkeit, und verheißt ihm Genüge. Diesem allen gemäß ist also der Mensch berufen, sich mit der Erforschung des großen Ganzen, des Alls, zu beschäftigen. Er hebe demnach Augen und Gedanken auf zu dem Himmel, der ihn umgibt, und zu den Welten über ihm. Hier ist ihm ein Gemälde, ein Buch, ein Spiegel aufgestellt, in welchem er den Umriß, das Gesetz, die Gestalt des höchsten Guten in der Anordnung, dem Plane und der Bildung des Ganzen übersehen, lesen, betrachten kann."

Großartig sind Bruno's Ansichten von dem Weltall, welches er aus dem Gesichtspunkte des Kopernikus betrachtet. Die Erde will er nicht als den Mittelpunkt des Ganzen angesehen wissen, denn sie ist nur ein Planet, der sich mit andern Planeten um die Sonne bewegt. Alle Fixsterne sind Sonnen, und um alle bewegen sich Planeten, und keine kann ohne die andere bestehen. Das Weltall ist unendlich, der Mittelpunkt des unermeßlichen Raumes also überall. Die Sphären bewegen sich durch eine eigene Sele; das Ganze ist belebt und belebend. Die Welten sind der Zahl nach unendlich. Die kleinen Flämmchen der Nacht sind Welten. Wie groß muß der Raum seyn, der dies Alles erfüllt! Und er soll eine Gränze haben, hinter welcher nichts mehr ist? Es sind so viel Himmel als Gestirne. Des Himmels Himmel ist der Raum eines Systems, wie das, worin unsre Sonne mit den Planeten ist. Der Himmel aller Himmel ist der große unermeßliche Raum. Der Sitz der Seligen sind die Sterne; der Sitz Gottes ist der ganze unermeßliche Himmel, Gott ist die Erfüllung des leeren Raumes, der Vater des Lichts, der Unaussprechliche.

Man hat darüber gestritten, ob Bruno wegen Atheismus oder Ketzerei verurtheilt worden. Man sieht, daß übelwollende Richter aus seinem Pantheismus leicht einen Atheismus folgern konnten, und daß seine kühnen Ideen in seiner Zeit als Ketzerei erscheinen mußten. Daß man sie ihm leichter verziehen haben würde, wenn sein Witz nicht gegen die Kirche sich gerichtet, und er nicht mit zu großer Freimüthigkeit gegen alle positiven Religionen sich erklärt hätte, ist wol möglich; gewiß aber, daß er durch Widerruf sein Leben dennoch hätte retten können. Er zog es vor, zu sterben, um das, was er für Wahrheit hielt, nicht verleugnen zu müssen. — Da sagt man, er war ein Schwärmer, und behauptet, er sey dies durchaus gewesen, in seiner Lehre und in seinem Leben; unbesonnen, unstät, streitsüchtig, hartnäckig, grob gegen seine Gegner, dünkelhaft, unklar, verworren und — zur Wollust geneigt. An Belegen zu allen diesen Beschuldigungen fehlt es allerdings nicht; allein es ist die Frage, ob sich dieser Charakter nicht in ein milderes Licht stellen lasse. Von dem, was Bruno als Mensch war, wissen wir viel zu wenig, um ein bestimmtes Urtheil über ihn fällen zu können; nur über den Schriftsteller und Philosophen läßt sich einigermaßen mit Sicherheit urtheilen; wir wollen also auch nur auf diesen uns beschränken.

Nicht zu leugnen ist, daß Bruno echt philosophischen Tiefsinn besaß, welcher unterstützt ward von großem Scharfsinn, der sich nicht blos in Beurtheilung philosophischer Systeme und Meinungen beweist, sondern auch überhaupt in Entwickelung der Begriffe und seiner ganzen Beweisführung. Seinem Tiefsinn aber war seine Phantasie, seinem Scharfsinn sein Witz gleich, was ihn zu einem Amalgama von Philosophen und Dichter machte, wie er sich denn auch in der seltsamen Komposition seiner metaphysischen Schriften zeigt, welche, die dialogischen abgerechnet, metrisch abgefaßt, und mit ausführenden Anmerkungen in Prosa begleitet sind. Wenn er dort oft

sich in wahrer Begeisterung erhebt, so geräth er hier oft in Grübelei und Spitzfindigkeit. Nachdem er im Kampfe zwischen Theologie und Philosophie sich endlich für die letztre entschieden hat, hält er fest an ihr. Nach Prüfung aller damals bekannten Systeme gelangt er durch die feinste Spekulation zu dem eignen, welches sich am vertrautesten an das eleatische und pythagorische anschließt, und hält an diesem eben so fest. Er gewint nicht blos Überzeugung von der Wahrheit desselben, sondern ist begeistert dafür, und — handelt wie ein Begeisterter. Aristoteles und dessen scholastische Anhänger sind seine gebornen Gegner, er bekämpft sie mit Heftigkeit, und wird durch den Gegenkampf immer leidenschaftlicher. Schon dadurch konnte er gereizt werden, die Lullische Kunst mit Eifer zu erheben, die ihm jedoch zu wichtigeren Zwecken, als zu bloßem Erwerbsmittel, diente. Der Pantheismus bedarf der Analogien, und hier wurden ihm deren in Menge geboten. Hier war zugleich ein weites Feld für seinen Witz, dessen Spiele er mit grüblerischer Spitzfindigkeit, die ihn zuweilen bis zu Aberwitz trieb, zu philosophischen Zwecken zu benutzen suchte. Dies ist die Quelle von allerdings abenteuerlichen Verirrungen bei ihm, die jedoch auf sein metaphysisches System keinen Einfluß hatten. Überzeugt von der Wahrheit desselben fand er in der Verbreitung überall Widerstand. Wüßten wir, wie seine Gegner ihn behandelt haben, so würden wir genau sagen können, wie es kam, daß er grob gegen diese, stolz auf sich selbst wurde, wobei ihm die Begeisterung für sein System als das nach seiner Überzeugung echt wahre, und seine meist sehr unglückliche Lage wol zur Entschuldigung dienen dürften. Wenigstens in Beziehung auf dieses System kann man ihm nicht vorwerfen, daß er unstät gewesen. Begeistert dafür ward er ein Märtyrer desselben im Leben und im Sterben.

Mit seinem Leben konnte man jedoch nicht auch seine Wirkungen vernichten. Zwar suchte man seine Schriften, als gefährliche Irrlehren enthaltend, zu unterdrücken, und aus Vorurtheil wurden sie eine Zeitlang nicht geachtet, weshalb sie jetzt zu den sehr großen Seltenheiten gehören [9]): allein sie blieben darum doch auf andre Denker nicht ohne Einfluß. Schon Gassendi und Descartes sollen sie benutzt haben; die Frage ist, wie weit sie auf Spinoza eingewirkt; Leibnitz könnte allerdings durch die Schrift **de minimo** auf seine Monadenlehre gekommen seyn. Mehr Anerkennung hat dem kühnen Denker die neuere Zeit verschafft. „Bruno hatte die Schriften der Alten in Saft und Blut verwandelt, war ganz durchdrungen von ihrem Geiste, ohne darum aufzuhören Er selbst zu seyn. Jenes ohne dieses findet sich auch nie. Darum unterscheidet er mit eben so viel Schärfe, als er mit großem kräftigen Sinne zusammenfaßt. Schwerlich kann man einen reineren und schöneren Umriß des Pantheismus im weitesten Verstande geben, als ihn Bruno zog.“ So urtheilte über ihn Jacobi; Schelling aber, indem er Bruno's Namen seinem Gespräche über das göttliche und natürliche Princip der Dinge vorsetzte, ladet selbst ein zu einer Vergleichung seiner mit Bruno's Ansichten. Eine Parallele zwischen Bruno und Schelling gezogen, würde aber gewiß sehr interessant seyn [10]). (*Gruber.*)

BRUNONIA Sm., eine nach R. Brown genannte merkwürdige Pflanzen-Gattung, die zu den Aggregaten gehört, obwol sie fünf verwachsene Antheren hat, und also in der 19. Linné'schen Klasse aufgestellt werden muß. Außer dem gemeinschaftlichen Kelch ist noch ein besonderer fünftheiliger von vier Bracteen umgebener da. Die Corolle ist ungleich fünftheilig. Das Stigma ist von einem zweiklappigen Schleierchen umgeben. Eine obere Schlauchfrucht ist vom Kelch umgeben. Es sind zwei Arten dieser Gattung bekant, welche beide in Neuholland wachsen: **Br.** ***sericea*** **Sm.**, mit angedrückten Seidenhaaren und gefärbten kahlen Kelchen und **Br.** ***australis*** **Sm.**, mit zottigen Haaren und federigen Kelchen. (*Sprengel.*)

BRUNOY, Kirchdorf des französischen Seine- und Oisedepartements, Bezirk von Corbeil an der Yeres und dem Walde von Senart, soll vom König Dagobert den Mönchen von St. Denys geschenkt worden seyn. In spätern Zeiten scheinen die Könige hier einen Palast gehabt zu haben, wenigstens brachte Philipp **VI.** hier einen großen Theil des Frühlings 1346 zu. In neuern Zeiten wurde die Herrschaft von Samuel Bernhard besessen, sodann zu Gunsten des reichen Paris de Montmartel, der auch das benachbarte Grosbois erworben hatte, in ein Marquisat verwandelt. Montmartels Sohn, der Marquis von Brunoy, bewohnte meistens das hiesige prachtvolle Schloß, denn hier fand er die beste Gelegenheit, seiner Leidenschaft für kirchliche Zeremonien, besonders für feierliche Umgänge (Prozessionen) zu fröhnen. Die Pfarrkirche, die, unter andern, das unvollendet gebliebene Monument Montmartels, des Vaters, enthält, wurde von ihm mit der größten, man möchte beinahe sagen, kleinlichsten Pracht, erbauet und verzieret, mit heiligen Gefäßen und Meßgewändern versehen, bei denen man ungewiß bleibt, ob der Stoff oder die Arbeit kostbarer ist. Die Pracht der von dem Marquis angeordneten Prozessionen lockte selbst die verwöhnten Pariser scharenweise herbei. Als sein Vater starb, ließ er, zum Zeichen der Trauer, die Schloßgräben mit Dinte füllen, und die himmelhohen Bäume des Parks mit schwarzem Flor bekleiden. Eine solche Verschwendung mußte selbst eines Paris Schätze erschöpfen, der Marquis wurde, nur zu spät, interdicirt, obgleich der Advokat seine Vertheidigung mit vielem Geschicke geführt, und die Gegner die Beantwortung der Frage, ob sie den Marquis für einen Unsinnigen erklären würden, wenn er sein Geld am

9) Vgl. darüber noch *Clement* Bibl. curieuse Th. 5. S. 290 fgg. *Heumann* **Acta** philos. St. 15. S. 424. und anderwärts. Adelung a. a. O. Eberts Bibliogr. Lex.

10) Außer dem, was Bayle, Chaufepié, la Croze, Niceron, Heumann in den **Act.** philos., Brucker, Heidenreich (im Anhange der Übersetzung von Cromaziano's Geschichte der Revol. in der Philos.) und die in den Noten Angeführten, nebst den neueren bekannten Geschichtschreibern der Philosophie über Bruno geschrieben haben, verdienen noch besondere Rücksicht der Aufsatz in (Adelungs) Geschichte der menschlichen Narrheit Bd. 1. S. 241 — 301, der zwar keineswegs völlig unparteiisch, aber am meisten kritisch ist. Kindervater in Cäsars Denkwürdigkeiten a. d. phil. Welt Bd. 6.; Delaulnaye in der Biogr. univ. Bd. 6.; Rixner in seinen und Sibers Beiträgen Heft 5.

Spieltische, mit Maitressen, Pferden oder Hunden verpraßt, schuldig bleiben mußten. Monsieur, jetzt Ludwig XVIII., erkaufte die Herrschaft; unter ihm erhielten Schloß und Park eine durchaus veränderte Gestalt. Nach der Restauration schenkte der König Brunoy, als ein Herzogthum, dem Feldmarschall Wellington. (*v. Stramberg.*)

BRUNQUELL (**Joh. Salomo**), geb. am 22. Mai 1693 zu Quedlinburg, wo sein Vater Rector am dasigen Gymnasio war, studirte seit 1712 zu Jena und Leipzig, und advocirte nachmals in Quedlinburg. Im J. 1717 ging er als Hofmeister eines Hrn. von Uslar wieder nach Jena; wurde daselbst 1720 Doktor der Rechte und Privatdocent, 1728 außerord. und 1730 ordentlicher Professor der Rechte daselbst; 1733 Hofrath. Im J. 1735 nahm er den Ruf nach Göttingen als Hofrath und Ordinarius der Juristenfakultät an, starb aber daselbst schon am 21. Mai 1735. — Er hat sehr viele Verdienste um die Geschichte und Literatur des Rechts; sein Hauptwerk **Historia juris romano-germanici**, zuerst **Jen.** 1727; und viel vermehrter, **Amsterd.** 1730. 1738. **Francof. et Lips.** 1742, ist noch immer eine nicht ausgenutzte Fundgrube geschichtlicher und literarischer Notizen, namentlich über die wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts. Sehr schätzbar bleibt ferner die Samlung seiner kleinern Schriften, welche unter dem Titel: **Opuscula ad historiam et jurisprudentiam spectantia. Ed.** ***Henr. Joh. Otto Koenig***, zu Halle 1774 in zwei Octavbänden besorgt ist*). (*Spangenberg.*)

BRUNS (**Paul Jacob**), ein sehr geachteter teutscher Bibelkritiker, Orientalist und Literarhistoriker, war am 18. Juli 1743 zu Preez im Holsteinischen geboren, wurde in Lübeck (in Gesellschaft von Biester), dann seit 1761 zu Jena gebildet, wo er 1764 anfing, Vorlesungen über das Bibelstudium zu halten. Eine im Jahr 1767 mit Dr. Kennicott aus Oxford in Paris gemachte persönliche Bekantschaft gab die Veranlassung, daß Bruns einen Theil seines Lebens der großen literärischen Unternehmung widmete, für welche der genannte Engländer damals das gelehrte Europa zu begeistern und in Contribution zu setzen wußte, und welchem, wenn es gleich nicht zu den erwarteten Resultaten führte, doch sein großes Verdienst nicht abzusprechen ist. In den Jahren 1760 — 70 hatte nämlich Kennicott (s. diesen Art.) an 400 Handschriften und alte Ausgaben des A. T. zum Behuf einer großen kritischen Ausgabe desselben vergleichen lassen. Um aber diese Collation recht nutzbar zu machen, sollte Bruns in Kennicotts Auftrag nochmals die Bibliotheken bereisen, die schon verglichenen Manuscripte beschreiben, andre in auserlesenen von K. angegebenen Stellen vergleichen, und für die auswärtigen Codices leisten, was Kennicott für die in England befindlichen gethan hatte. So durchreiste er 3 Jahre lang Frankreich, die Niederlande, Teutschland und Italien, und ließ sich dann bewegen, gegen ein jährliches Honorar auch noch die Anordnung sämtlicher gewonnenen Varianten für die Ausgabe selbst zu übernehmen, welche Arbeit Bruns nun noch 7 andere Jahre bis 1780 beschäftigte. In Rom hatte er nebenbei ein Fragment des Livius aus dem 91. Buche entdeckt, und in Oxford die syrische Chronik des Barhebräus abgeschrieben. Von Seiten der Engländer, namentlich auch des Lordbischofs Lowth, hatte es zur Aufmunterung bei einer so mühvollen Arbeit nicht an Versprechungen gefehlt, von denen aber zuletzt bis auf ein Ehrendiplom als **Doctor legum** nichts gehalten wurde, Bruns kehrte daher nach Teutschland, zunächst nach Göttingen zurück, und erhielt sofort einen Ruf zum Professor der Literaturgeschichte in Helmstädt, den er annahm, und wozu 1787 noch das Bibliothecariat der Universität — ein Amt, zu dem er ganz geschaffen war —, 1796 aber die Professur der morgenländischen Sprachen, nebst dem Hofrathstitel kam. Als im J. 1810 die Anstalt, an der er 29 Jahr gelehrt hatte, das Schicksal der Auflösung traf, gaben ihm seine scheidenden Collegen der theol. Facultät noch durch das Doktordiplom einen Beweis ihrer Hochachtung, und er ward nach Halle versetzt, wo er noch 4 Jahre nicht ohne Beifall las, und dann im 71. Jahre, am 17. Nov. 1814 starb. Als Schriftsteller hat sich Bruns weniger durch eigene Productionen, als durch Hervorziehung und Bekantmachung nicht unwichtiger Schätze der Literatur verdient gemacht. Dahin gehört vorzüglich seine Ausgabe der genannten Chronik von Barhebräus (s. d. Art. **Barhebraeus**), die er gemeinschaftlich mit Kirsch besorgte, und welche ein höchst verdienstliches Werk bleibt, wenn sich auch jetzt gefunden hat, daß sowol die kritische Benutzung der beiden Handschriften, als die lateinische Übersetzung manches zu thun übrig lassen. (Wie viel läßt nicht, sagt ein arabisches Sprüchwort, der Erste dem Letzten übrig?) Um die Kritik des A. T., womit er seine Laufbahn begonnen hatte, machte er sich später durch eine Ausgabe von Kennicott's **dissertatio generalis**, und durch viele Abhandlungen in Eichhorn's Repertorium verdient; außerdem vorzüglich um Geographie und Literaturgeschichte, worin er ausgebreitete Kentnisse besaß. Als Mensch und Beamter zeichneten ihn ungeschmückte Biederkeit und Geradheit, tiefgefühlter, obwol nie zur Schau getragener Patriotismus, rücksichtslose Liebe zu seiner Wissenschaft, Uneigennützigkeit, rastlose Thätigkeit und gewissenhafte Berufstreue (letztere Eigenschaften besonders in seinem Verhältnisse als Bibliothekar), aus. Nichts konnte treffender zu seiner Charakteristik gesagt seyn, als die Worte, über welche Hr. Canzler Niemeyer in der Universitätskirche zu seinem Andenken sprach: siehe da! ein Israelit, in dem kein Falsch ist. Joh. 1, 47. *). (*Gesenius.*)

BRUNSBERG, ein hoher, das Weserthal im Kreise Höxter des preuß. Reg. Bez. Minden beherrschender Berg über Meigadessen. Auf seinem Gipfel erhob sich einst eine alte Feste der Sachsen, die Karl der Große 775 nach einer langen Belagerung einnahm, und seit 1291 in Trümmern liegt. (*Hassel.*)

*) S. Vita *Brunquelli* vor der Ausgabe der **Histor. jur.** 1738 und **1742.** Rotermund gelehrtes Hanover, Th. 1. S. 276 fgg.

*) Seine Schriften sind vollständig bei Meusel I, 471. IX, 157. XIII, 184. XVII, 274. verzeichnet, über seine Biographie s. meinen Auff. Andenken an P. J. Bruns, dessen Leben und Verdienste, in Ammon und Bertholdts krit. Journal der theol. Literatur III, 2, S. 113 ff.

BRUNSBO, der Sitz des Bischofs über Skara-Stift (Westgothland), ¼ M. von der Stadt Skara, wo das Consistorium seinen Sitz hat. Nach Rhyzelii Vermuthung (in der Episcoposcopia Suiogothica. Bd. I. S. 260.), ist es dasselbe Amtsgut, welches einst Mildesbed hieß und um die Mitte des 11. Jahrh., also bald nach der Einführung des Christenthums, von König Emund dem Alten (älterem Sohn von König Olof Schooßkönig, der zuerst sich taufen ließ), zum Bischofssitz geschenkt wurde, und späterhin nach dem Bischof Brynolph den Namen Brunsbo erhielt. Hier besuchte 1535. 8ten Febr. König Gustav I. den Bischof Sven Jacobsson. Der jetzige Bischof, Dr. Thure Weidmann, hat Brunsbo fast ganz neu aufgebauet. Mehre Höfe der Umgegend gehören unter Brunsbo. (*v. Schubert.*)

BRUNSBÜTTEL, Flecken am Ausflusse der Elbe in Süderditmarschen in Holstein, mit einem kleinen Hafen und einer Fähre über die Elbe und nach Hamburg, mit 700 Einwohnern. (*Dörfer.*)

BRUNSHAUSEN, 1) ein luth. Jungfrauenkloster im Kreisgericht Gandersheim des braunschw. Leinedistrikts. Es liegt unter dem Osterberge an der Gande, nur ¼ Meile von der Stadt Gandersheim, ist mit 1 Domina und 3 Jungfrauen besetzt und deshalb merkwürdig, weil es das älteste im Lande ist, indem seine Stiftung bereits in das Jahr 852 fällt und es den Grund zu der nachmaligen Abtei Gandersheim gelegt hat. Es besteht fast nur aus dem Klostergebäude und dem Klosterhaushalte in 8 Häus. und 40 Einw. (*Hassel.*) — 2) Dorf im Lande Kehdingen, Herzogth. Bremen, nahe beim Einflusse der Schwinge in die Elbe, wo alle aus der See kommenden Schiffe, die Hamburgischen und Englischen ausgenommen, einen nöthigenfalls durch die benachbarte Schwinger- oder Brunshauser Schanze zu erzwingenden Zoll entrichten müssen, welcher jährl. über 40,000 Thaler einbringt. (*Schlichthorst.*)

BRUNSKAPPEL, ein sehr altes Kirchdorf im Amte Brilon des Herzogth. Westfalen, mit 26 Häus., 211 Einw. und dem Rittergute Wildenberg; dem Sitze der alten Erbvogtei Brunskappel, welche Anfangs (seit dem 11ten Jahrh.) nebst der Erbvogtei Grafschaft, von der im 16. Jahrh. erloschenen Familie von Grafschaft zu Lehn getragen wurde, gegen 1460 jedoch durch Heirath an die Familie v. Gaugreben überging und endlich an die Familie Seibertz gekommen ist. Zu dem Gute gehören unter anderen 2 Eisenhämmer, deren in der Nähe noch mehre liegen. Auch ist nahe bei dem Dorfe ein Kupferbergwerk, das Himmelreich genant.

(*Joh. Suibert Seibertz.*)

BRUNSTEIN, ein Amt in der hannöv. Prov. Göttingen, mit einem Areal von 24,948 kalenb. Morgen, liegt in einem angenehmen Thale, das von mehren Bergen eingeschlossen und von der Ruhme bewässert ist. Der magere steinige Boden ist dem Ackerbau nicht sonderlich günstig, aber Flachs- und Tabaksbau, Viehzucht, Holzschlagen, Holzfuhren und Flößen ernähren seine 3088 Einw., die in 7 Dörfern, 2 Weilern, 1 Domäne und 388 Häusern wohnen, gut. Die Domäne Brunstein, wo der Amtssitz mit 4 Häus. und 70 Einw. ist, liegt unter dem Brunsberge, auf dessen Gipfel noch Überreste eines von Graf Otto von Nordheim erbaueten Schlosses angetroffen werden. An einem nahen Sandsteinberge finden sich Kalksteinbrüche und eine Mergelgrube. Brunstein gehört zu den alten Patrimonialgütern des braunschweigischen Hauses, das mit der Nordheimschen Erbschaft an dasselbe gekommen ist. (*Hassel.*)

Brunsten, in der Jägersprache, s. **Nässen**.

BRUNSWICK, 1) Hauptort der Grafsch. Glynn des nordamerik. Stats Georgia. Er liegt am Turtle, und hat die Grafschaftsgebäude und 1 Postamt, aber sonst nur wenige Häuser; der Hafen ist geräumig und sicher, sein Eingang hat Tiefe für die größten Schiffe und es ist im Werke, selbigen durch einen Kanal mit der Alatamaha zu verbinden. Zu demselben gehörten 1815. 1049 Tonnen. — 2) Grafschaft des Stats Nordcarolina, die sich zwischen Südcarolina und dem Oceane ausbreitet, von Cope Fear und Black bewässert wird und den großen Greenswamp einschließt. Sie hatte 1820. 5480 Einwohner, worunter 2583 Sklaven, und zum Hauptorte Smithville; das Gerichtshaus stand noch isolirt. Eine gleichnamige Ortschaft lag am Cape Fear. — 3) Ortschaft in der Grafsch. Schuylkill des Stats Pennsylvania zwischen den Broad- und Mahancangogebirgen; sie zählt 1770 Einw. — 4) Ortschaft in der Grafschaft Esser, des Stats Vermont am Connecticut, hat 148 Einw. und 1 Heilquelle. — 5) Ortschaft in der Grafsch. Cumberland des Stats Maine; er liegt am Sagadahok, der bei dem Orte einen Fall macht, woran verschiedene Mühlen errichtet sind, und worüber 1 Brücke führt, hat 2954 Einw., einen kleinen Hafen, woraus Holzhandel getrieben, und das 1794 einverleibte, aber erst 1802 eröffnete Bowdoin College mit einer Bibliothek von 5000 Bänden. — 6) Grafschaft des nordamerikanischen Stats Virginia, von Diwiddie, Sussex, Greenville, Meklenburgh und Lauenburgh umgeben, 1820 mit 16,687 Einw., worunter 9368 Sklaven. Sie wird vom Meherrim, Nottoway und Roanok bewässert und hat starken Maisbau, Reis am Meherrim, Schweine- und Pferdezucht. Das Gerichtshaus steht an Goleon und hat 1 Postamt. — 7) **Brunswik, New**, s. **Newbrunswik** u. **Neubraunschweig**. (*Hassel.*)

BRUNSVIGIA, nannte Heister zuerst die Arten **Amaryllis**, welche sich durch dreiflügelige Kapseln unterscheiden, seinem Landesherrn, dem Herzog von Braunschweig zu Ehren. Joh. Bellenden-Gawler-Ker hat diese Bestimmung erneuert; auch Rob. Brown und Andere haben sie angenommen, und es gehören demnach folgende Arten hieher: 1) **Amaryllis orientalis** *L.* (**Brunsvigia multiflora** *R. Br.*). 2) **Am. marginata** *Jacqu.* 3) **Am. Radula** *Jacqu.* 4) **Am. striata** *Jacqu.* 5) **Am. falcata** *Ait.* 6) **Haemanthus toxicarius** *Thunb.* 7) **Haemanthus ciliaris** *L.* (*Sprengel.*)

BRUNTRUT, ein berner Oberamt, das zu den sogenannten leberbergischen Ämtern dieses schweizerischen Kantons gehört. Es umfaßt außer der vormals bischöflich-baselschen Landvogtei Elsgau (Pays d' Ajoie) einen kleinen Theil des gewesenen bischöflich-baselschen Amts St. Ursanne und gränzt gegen Osten, Westen und Norden an Frankreich. Der Leberberg ist die Benennung,

mit der man in der teutschen Schweiz die nördlichen Züge des Juragebirgs bezeichnet, der auch hier aus dichtem Kalkstein bestehet, wovon man bei der Stadt Bruntrut bedeutende Steinbrüche bearbeitet. Der Jurakalk, voll Versteinerungen, wechselt mit Märgellagern bei St. Ursanne, mit Gyps bei Cornol und Courgenay und fast allenthalben mit Bohnenerz. Schon hieraus läßt sich die allgemeine Beschaffenheit des Landes beurtheilen. Im Ganzen genommen, stellt es ein rauhes Hügelland dar mit einigen Bergrücken. Zu den letzten zählt man z. B. den Repais oder Repet, den Lomont (le haut mont?) u. s. w., zu den minder bedeutenden Höhen den Montterri, der nichts desto weniger zur Zeit der fränkischen Republik dem Departement du Mont-terrible den Namen verliehen hat. Die Berge sind mit Waldungen bekränzt, die bei Bressancourt große Strecken einnehmen. Die Thäler gestatten, trotz des kalten rauhen Klimas, den Betrieb des Ackerbaues, die Vieh- und die Pferdezucht. Getreidereich sind die Markungen von Boncourt, Büre, Chevenez, Coeuve, Courtemaiche; die von Alle, Charmoille, Miécourt haben außerdem noch Wiesewachs. Vorzugsweise unfruchtbar ist der Boden bei Fahy. Getreide, nämlich Spelz und Winterkorn, wird hinreichend gebauet, Sommerkorn und Roggen nicht so häufig. Noch allenthalben sind die Ackergeräthschaften die uralten, ohne daß hierin irgend ein Fortschreiten zum Bessern sichtbar wäre, was vielleicht mit von dem Mangel an Industrie der Einwohner und von ihrer Trägheit herrühren mag, die, vor der Revolution, nur in der sie auszeichnenden Prozeßsucht einige Regsamkeit fand. Für Obstzucht scheint der Sinn noch zu schlummern, während Schlachtvieh, Pferde und Gänsefedern Gegenstände der Ausfuhr sind. Töpfergeschirre, worunter gute Schmelztiegel, werden in Bonfol und Cornol verfertiget. Ein Hochofen und mehre Hammerwerke zu Bellefontaine beschäftigen 326 Personen. Sie liefern Stangeneisen und Eisenbleche, die auch außerhalb Landes gehen. Gerbereien sind in St. Ursanne und andern Fabrikanstalten in dem Hauptort (s. den folg. Art.). Eine schöne Landstraße und Jahr- und Wochenmärkte beleben den Verkehr, wozu die bei der Stadt Bruntrut vorbeifließende Alaine (die Hall) das ihrige beiträgt. Nachdem sie den Crügenet aufgenommen, wirft sie sich in den Doubs, der bei St. Ursanne plötzlich sich gegen Westen wendet, um nicht weit von Ocourt das berner Gebiet zu verlassen. Die Gesamtzahl der Einwohner belief sich im J. 1818 auf 15,779 Selen. Sie sind alle katholisch und in folgende Kirchengemeinden vertheilt, als: Alle (Hall), Beurnevaisin, Boncourt (Bubendorf), Bonfol (Bumpfel), Bressancourt, Buix, Bure, Charmoille (Chalmitz), Chevenez (Kevenach), Coeuve, Cornol, Courcharon (Vogtsburg), Courgenay (Innsdorf), Courtedoux, Courtemaiche, Damphreux, Damvant mit Reclaire, Fahy, Fontenais, Grandfontaine, Miécouet (Mieschdorf), Montignez, Ocourt, Porentruy (Bruntrut), St. Ursanne (St. Ursitz) und Vendelincourt (Wendelsdorf). Die in Klammern stehenden teutschen Ortsbenennungen deuten schon auf die Landessprache, die aus einem sehr veedorbenen Bauernfranzösisch (Patois) bestehet. Im J. 1820 waren 2890 Gebäude, deren Kapitalwerth auf 3,661,100 Franken angeschlagen stand, bei der Kantonal-Brandanstalt versichert *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUNTRUT (Brundrut, Brunnentrut, Pruntrut, franz. Porentruy, lat. Brundusia und Pons Ragnetrudis), liegt 24° 48′ der L. u. 47° 27′ nördl. Breite, an der Alaine (der Hall). Diese wohlgebauete Stadt hat, außer mehren Springbrunnen, einige ansehnliche Gebäude, als das Schloß mit einem alten Thurme Refousse genant, der, mit dem nahen Gemäuer, römischen Ursprungs seyn soll, — l'Hôtel des Halles, unter französischer Herrschaft der Sitz der Präfectur, — das Rathhaus, — das von barmherzigen Schwestern bediente Hospital, wo seit 1818 die Regirung zehn Betten für Kranke aus den katholischen leberbergischen Ämteen unterhält, — das vormalige Jesuitercollegium jetzt le Collége, eine höhere wissenschaftliche Lehranstalt mit 9 Professoren und einem Vorsteher des damit verbundenen Pensionats, die, nebst dem Collége zu Delémont, unter einem gemeinschaftlichen katholischen Studiendirector steht, — den palastartigen Gasthof zum Bären, — die Buchdruckerei und die Pfarrkirche zu St. Stephan, mit einem trefflichen Altarblatte. Die Einwohner, deren Zahl 2000 nicht übersteigt [1]), ernähren sich von städtischen Gewerben, namentlich von einigen bekannten Gerbereien, einer Tuch-, einer Waffenfabrik, mehren Bierbeauereien und dem Kleinhandel, den Wochen- und 4 Jahrmärkte beleben. Brundrut war von 1527 bis 1792 die Residenz des Fürst Bischofs von Basel, seiner Oberbehörden und seiner ansehnlichen Hofhaltung, deren Einfluß auf die Sitten noch bemerkbar seyn soll. Darauf ward es die Hauptstadt der eintägigen rauracischen Republik und späterhin der Präfectursitz des französischen Departements des Schreckenberges (Département du Mont-terrible). Die Stadt, die das Vorrecht genießt, zwei Mitglieder zum großen Rathe des Standes Bern zu wählen [2]), ist jetzt der Sitz des gleichnamigen Oberamts (s. d. vorig. Art.), bestehend aus dem Oberamtmann, dem Amtsstatthalter, dem Amtsschreiber und dem Amtsgericht. Auch wohnt hier ein Curé cantonal (so viel als Dekan in dem reformirten Theil des Kantons) und der bischöfliche General-Provisear und Offizial, der amtlich den Titel „Seine Hochwürden" erhält. Erst seit der Vereinigung des Landes mit dem Kanton Bern befindet sich auch ein reformirter Pfarrer hier. Brundrut ist der Geburtsort des 1621 verstorbenen Geschichtschreibers Pierre Mathieu, dessen in mehrfachen Ausgaben erschienene Histoire d'Henry le Grand (Heinrich IV., König von Feankeeich) geschätzt wird. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

*) Vgl. *C. F. Morel* Abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant Evêché de Basle, Strasbourg 1814. 8. mit einer Karte. — Decription topographique et statistique de l'évêché de Basle. Saint-Gall 1814. 8. und A. J. Buchwalder's treffliche Carte de l'encien Evêché de Basle, levée de 1815 à 1819. Paris.

1) Der Geograph Robert sagt zwar in seinem Voyage dans les XIII. Cantons Suisses Paris MDCCLXXXIX. I. S. 131. „la population de cette ville n'est que de trois mille habitans" indessen ist diese Angabe offenbar zu hoch. 2) Urkundliche Erklärung des großen Raths von Bern vom 21. Herbstmonats 1815. §. 9.

BRUNUS, **Brun**, **Bruno**, eigentlich **Braun** (**Conrad**), ein Rechtsgelehrter, Statsmann und Theolog, im Zeitalter der Reformation wirksam. Er war in dem wirtembergischen Marktflecken Kirchheim am Neckar 1491 geboren, und erwarb sich auf der Hochschule zu Tübingen die Kentniß der römischen und griechischen Literatur, ging von dieser Beschäftigung zum Studium der Theologie, und endlich der Jurisprudenz über, wurde beider Rechte Doktor, und ertheilte dann 15 Jahre lang öffentlichen Unterricht. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit, Erfahrung und Brauchbarkeit zu kirchlichen und politischen Verhandlungen verschaffte ihm, nachdem er sein Vaterland verlassen hatte, viele wichtige Aufträge von verschiedenen Fürsten. Unter andern war er gegen 12 Jahre lang der Herzoge in Baiern Rath, und bekleidete die Stelle eines Kanzlers bei der Regirung zu Landshut; 5 Jahre war er Assessor des Reichskammergerichts zu Speier, wo er sich durch seine Einsichten so empfahl, daß er zum Director desselben erhoben wurde, und als Kaiser Karl V. 1548 zu Augsburg einen Reichstag hielt, trug er ihm, nebst Konrad Visch auf, eine neue Kammergerichtsordnung zu entwerfen, was er auch glücklich zu Stande brachte. Auf den Reichstagen zu Augsburg, Worms, Speier und Regensburg bewies er große Thätigkeit, die Angelegenheiten der kathol. Kirche zu schützen, und der immer mehr sich verbreitenden Reformation einen Damm entgegen zu setzen, wodurch er sich auf der einen Seite in der Gnade der katholischen Fürsten immer mehr befestigte, auf der andern sich aber viele harte Äußerungen und Klagen der Protestanten zuzog, die nicht unterließen, ihn in ihren Schriften als ein bestochenes Werkzeug zur Hemmung religiöser Aufklärung und der bessern Erkentniß darzustellen *). Bei seinen vielen politischen Verhandlungen in einer vielbewegten Zeit war Brunus seit 1546 auch Domherr zu Regensburg und Freysing und seit 1557 zu Augsburg, und der Bischof Otto von Truchseß daselbst erhob ihn zuletzt zu seinem Rath, Kanzler und zum Official des Bisthums. Er starb im Junius 1563 zu München, als er eben von Insbruck, wohin ihn Kaiser Ferdinand I. in Reichsangelegenheiten berufen hatte, nach Augsburg zurück kehren wollte. Sein Leichnam wurde dahin gebracht, und mit vielem Pompe in der Domkirche beigesetzt. — Br. galt zu seiner Zeit für einen der ersten, einsichtsvollsten und erfahrensten Rechtsgelehrten, und seine Stimme und sein Rath hatten bei den katholischen Fürsten und Ständen Teutschlands ein großes, öfters entscheidendes Gewicht. Außer einer umfassenden juristischen Gelehrsamkeit, wie sie aus seinen, von den Katholiken mit Beifall aufgenommenen, Schriften zu erkennen ist, zeigt er auch in denselben eine vertraute Bekantschaft mit dem Lehrbegriffe der von ihm vertheidigten Kirche **). (*Baur.*)

Brunus (Jordan.), s. **Bruno**.

BRUNY, Insel an der Südostseite des Vandiemenslandes in dem Australozeane, unter 43° 21′ s. Br. und 165° 13′ L., und von der Insel Vandiemensland durch die Straße D'Entrecasteaux geschieden. Es hat eine seltsam ausgezackte Form und besteht aus 2 Halbinseln, die durch die schmale, nur einige 100 Schritte breite Landenge S. Aignan verbunden sind: die südliche größte Halbinsel läuft wieder mit 2 kleinen Halbinseln aus; die Spitze der nördlichen Halbinsel ist Cap de la Sortie, auf den beiden Seiten des Isthmus liegen im O. die Adventure-, im W. die Isthmusbai. Das Innere des Eilandes ist hügelig und mit hohen Waldbäumen besetzt; das Meer ungemein fischreich, die Luft im Sommer mit Muskiten angefüllt; man trifft verschiedne Arten von Vögeln, das Känguruh und ein besonderes Thier an, das den Übergang vom Säugthier zum Vögelgeschlechte zu machen scheint. Der Einwohner sind nur wenige, und diese wie auf Vandiemensland gestaltet; sie wohnen in niedern Hütten und sind Ichthyophagen. (*Hassel.*)

Brusa, s. **Brussa**.

BRUSANTINI, auch **Brugiantini**, (**Vincenzo**), stammte aus einem alten edeln ferraresischen Hause ab, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhund. geboren und starb 1570 an einer pestartigen Krankheit. Von den Umständen seines Lebens ist sehr wenig bekant, welches Mazzuchelli aus einer handschriftlichen Geschichte italiänischer Dichter von Alessandro Zilioli zusammengelesen hat. Er soll anfangs in Rom sein Glück versucht haben, und über das Mislingen seiner Plane unwillig, seiner Zunge zu freien Lauf in der geistlichen Hauptstadt gelassen haben, so daß er endlich seine Liberalität im Gefängniß abbüßen mußte. Nach seiner Befreiung durchstreifte er Italien in großer Armuth, fand hier und da Schutz und Unterstützung, verdarb es aber bald bei allen seinen Gönnern durch seine bizarre Laune, seine überspannten Ideen und seine unkluge Voreiligkeit. Gegen Ende seines Le-

---

*) Man sehe z. B. Seckendorf's Hist. Lutheranismi Lib. III. p. 296 und 335. S. 172. nent er ihn virum doctum et industrium, sed ob pessimos mores infamem, idemque dialogi odiosissimi contra protestantes editi auctorem. Den bekannten Johann Cochläus, der 1552 als Canonicus in Breslau starb, ein gelehrter Mann, der aber seine Talente gegen die Reformatoren misbrauchte, und besonders Luthern nicht nur in Schriften angriff, sondern auch sein Leben zu gefährden trachtete, nent Brunus in einem Schreiben an denselben, dimidium animae suae. Cochläus beförderte auch die ersten Schriften seines Freundes Brunus zum Druck, und schrieb Vorreden zu denselben. Unbefriedigend ist, was Veith in der Bibliotheca Augustana, Alph. IV. p. 181 sq. zur Vertheidigung des letztern gegen die ihm gemachten Vorwürfe aufführt.

**) Wir bemerken folgende: Opera tria nunc simul edita de Legationibus libri V, de Caerimoniis libri VI, de Imaginibus liber I. Mogunt. 1548. fol. (s. Würdtwein's Bibl. mogunt. p. 182.). De haereticis in genere libri VI. Accessit S. Optatus Millevitanus de schismate Donatistarum, cura Cochlaei editus. Ib. 1549. fol. wieder abgedruckt in Collect. max. tractat. jur. univ. Venet. 1584. T. XI. P. II. 271. De seditionibus libri VI, cum Cochlaei appendice triplici. Ib. 1550. fol. auch in der angeführten Coll. max. T. XI. P. I. 98. De calumniis libri III.; de universali concilio lib. IX. Ib. 1550. fol. Annotata de personis judicii camerae imperialis. Ingolst. 1557. fol. Liber de ecclesia. Dilling. 1559. fol. Adversus novam historiam ecclesiasticam, quam Matth. Illyricus et ejus collegae Magdeburgici per Centurias nuper ediderunt, ne quis illis malae fidei historicis novis fidat, admonitio catholica. Dilling. 1565. 8., ein nachgelassenes Werk mit einer Commentat. de vita et scriptis Bruni. Vieles handschriftlich. (Vgl. Mém. de Niceron. T. XLII. 324. *Veith* l. c. p. 176 — 193. Kobolts baier. Gel. Lexicon. *Clement* bibl. cur. T. V. 279 — 289. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1113. Biogr. univ. T. VI.).

bens zog er sich in seine Vaterstadt zurück und schrieb hier unter dem Schutz seines Herzogs Ercole II. das demselben gewidmete Gedicht, welches seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat, die **Angelica innamorata**, welche zuerst erschien 1550 zu Venedig in 4. und ebendas. 1553. Das Gedicht ist ein romantisches Rittergedicht in 37 Gesängen, und soll eine Fortsetzung des Orlando furioso bilden. Seine Fabel verleugnet den bizarren Geist des Verfassers nicht, aber sein Styl ist kalt und schwerfällig. Der Gegenstand dieses Epos ist die Rache, welche die Mainzer Rotte an Ruggiero, dem Gemale Bradamantens, übt, welcher endlich ein Opfer ihrer Ränke und Nachstellungen wird; Bradamante und Marfisa aber vernichten, als Rächerinnen des Gemordeten, das ganze mainzer Geschlecht. Eine zweite Rache, die dem Gedichte den Namen gegeben hat, ist die der Zauberin Alcina an der schönen Angelica, welche von jener toll und unersättlich verliebt in alles männliche, ja selbst weibliche Fleisch gemacht worden ist. Zwar wird auch hier poetische Gerechtigkeit geübt und das Schloß, die Insel mit allen Zauberherrlichkeiten der Fee zerstört, sie selbst gefangen und durch großmüthige Verzeihung bezwungen; aber dadurch gewint doch die schöne Heldin das nicht wieder, was sie in den Herzen der Leser, und gewiß auch ihres Medoro, während ihrer liebestollen Bezauberung verloren hat. Noch unbedeutender ist ein anderes Werk Brusantini's: **Le Cento Novelle di Vincenzo Brusantini dette in ottava rima. Venez. 1554. 4.** Eine Auflösung der Poesie der prosaischen Erzählung des Boccaccio in die Prosa einer poetischen Übersetzung*). (*Wilh. Müller.*)

Brusch, Fluß, s. Breusch.

BRUSCH, **Bruschius (Kaspar)**, geb. 1518 zu Schlackenwald in Böhmen, Geschichtschreiber und Dichter. Seine beiden geschichtlichen Hauptwerke sind: **De Germaniae episcopatibus epitome**, Nürnberg 1549. 8. (nur der Anfang eines größeren Werkes, von Mainz und Bamberg handelnd); **Monasteriorum Germaniae praecipuorum chronologia**, Ingolst. 1551. Fol. Sulzb. 1582. 4. (Ressel lieferte eine Fortsetzung davon, Wien 1692. 4.). Die vielen Reisen, die er zum Behuf der Untersuchungen für diese Werke machte, zehrten sein Vermögen auf, und er lebte nur noch von den Geschenken der Äbte, deren Klöster er beschrieb. Die Poesie lohnte ihm noch schlimmer, denn er ward 1559 an der Ecke eines Waldes von Edelleuten ermordet, gegen die er, wie man sagt, Satiren geschrieben hatte. Einige Distichen von ihm erregten noch nach Jahrhunderten viel Aufsehen. Folgende nämlich:

Post mille expletos a partu virginis annos
Et septingentos rursus ab orbe datos,
Octogesimus octavus mirabilis annus
Ingruet: is secum tristia fata trahet.
Si non hoc anno totus malus occidet orbis,
Si non in nihilum terra fretumque ruent:
Cuncta tamen mundi sursum ibunt atque deorsum
Imperia: et luctus undique grandis erit.

Diese Distichen erschienen um die Mitte des vorigen Jahrh. im Mercure de France, dann in Frerons Blättern, angeblich als gefunden in dem Grabe des berühmten Regiomontanus (Müller) zu Lisca in Ungarn. Man kann denken, ob man erstaunte, als man zur Zeit der Revolution wieder an sie erinnerte. Endlich entdeckte sich, daß sie von Brusch waren, und daß man die 1588 in 1788 verwandelt hatte. Sie finden sich in der von Br. herausgegebenen Schrift des Abts Engelbert **de ortu et fine imperii romani**, welcher angehängt sind: **Odoeporicon et alia minutiora poemata**, Basel 1533. Octav. (*H.*)

BRUSCIO (auf Teutsch Brusch, auch Brüs), der Hauptort des am Lago di Poschiavo beginnenden 1½ St. langen, bis zum Ausgang in das Veltlin sich ziehenden engen Brusasca-Thales, das reich an Kastanienwäldern nur einzele Wiesenstücke und sehr weniges Ackerland darbietet, auch fortwährend den Lavinen, Berg- und Steinstürzen ausgesetzt ist. Es liegt im Hochgerichte Poschiavo des Gotteshausbundes im schweizerischen Kanton Graubündten. Das Pfarrdorf Bruscio, in dessen Nähe ein herrlicher Wasserfall bewundert wird, zählt über 600 Einw. Es hat eine reformirte und eine katholische Kirche im Ort selbst, wo das Misanische Haus durch seine ansehnliche Größe sich auszeichnet. Während des sogenannten Veltliner-Mordes wurden zu Bruscio am 13. Juli 1620 nicht weniger als 27 Reformirte umgebracht †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUSCO (Girolamo), Schüler von Mengs und Batoni, gestorben zu Savona seiner Vaterstadt den 30. März 1820 im 78. J. s. A. [1]). Die von den Kennern am meisten geschätzten Gemälde dieses Künstlers sind das Hinscheiden der heil. Jungfrau in dem Chor der Kirche di N. Signora delle Vigne, die heilige Helena am Kreuzberge in einer Seitenkapelle und die Judith im Palast Grimaldi zu Genua. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUSINARSIZIO *), ein katholisches Pfarrdorf im Kreise Ceresio und Bezirke Lugano des schweizerischen Kantons Tessin. Es liegt auf einer weit vorgestreckten Landzunge des Laviserseees (Lago di Lugano), am Fuße eines bewaldeten fruchtbaren Hügels, umgeben mit Weinbergen und dem ganzen Schmucke einer italiänischen Landschaft. Hier ward Roncaioli geboren, einer der berühmtesten Stuckaturarbeiter des 17. Jahrh. **) (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUSON, eines der acht Quartiere des Val de Bagnes im schweizerischen Kanton Wallis. Die Ein-

*) *Mazzuch.* Scritt. d'Ital. *Ginguené* Hist. Litt. d'It. T. IV. p. 540 ff. und in der Biogr. univers.

†) Die Namen dieser unglücklichen Opfer, so wie überhaupt eine genaue Schilderung dieser Gräuel findet man in: Vera narrazione del massacro degli Evangelici fatto da' Papisti i rebelli nella maggior parte della Valtelina nell' anno 1620. addi IX. Juglio e giorni seguenti, stilo vecchio (s. l.) 1621. in 12.

1) Bibl. ital. XXI. p. 445.

*) Ebel in der Anleitung die Schweiz zu bereisen Art. Lugano nennt den Ort Brusino, und Lutz (Handlexikon der Schweiz 1822.) eben so unrichtig Brusin Arsizio. **) Füßli in seiner Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band IV. S. 46. beschreibt unter andern ein von ihm zu Ehren des heiligen Antonius ausgeführtes bewundernswürdiges Werk, das sich zu Padua in der Kirche del Santo befindet.

wohner, 340 an der Zahl, treiben Alpenwirthschaft und Viehzucht. Das gleichnamige Waldwasser hat im J. 1642 das Pfarrdorf Zabloz verwüstet. Die Ortschaft Bruson selbst liegt nahe an dem im 16. Jahrh. so berühmten Silberbergwerk zu Peiloz, das, der völlig erschöpften Gänge wegen, im J. 1723 aufgegeben wurde.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BRUSSA, auf der Stelle des alten Prusa, am Fuße des mysischen Olympos gelegen, die Hauptstadt der Landschaft Chodawendkiar und die alte Residenz der osmanischen Sultane, von denen die ersten sechs hier begraben sind. Die Stadt ist berühmt durch ihre schöne Lage und ihre warmen Quellen, durch ihre Spaziergänge und Wallfahrtsorte. Die vorzüglichsten Moscheen sind, die große (Uludschami), das Werk dreier Sultane, Murad's I., Bajasid's I. und Mohammed's I.; die Moschee Sultan Orchans mit dem Schlosse; die seines Sohnes Murad I. in dem Viertel der alten Bäder, auf der Westseite der Stadt, an welcher er begraben liegt, wie Sultan Bajasid I. an der von ihm außer der Stadt erbaueten alten Moschee und Mohammed I. an der schönen, auch von außen ganz mit vielfältigem Marmor bekleideten, und mit grüner Fajenee gedeckten, welche daher Jeschil Imeret oder die grüne Stiftung heißt, und durch das schöne Schnitzwerk sowol der marmornen Pforte als die zierliche Bauart weit berühmt ist; endlich die Moschee des großen Heiligen Emir Sultan, beim letzten Brande mit dem größten Theile der Stadt zu Anfang dieses Jahrh. zerstört, aber von Sultan Selim III. aus ihren Ruinen wieder hergestellt. Der schönste Spaziergang ist der nach Bunar Baschi, d. i. zu dem Quellenhaupte unmittelbar hinter den Mauern des Schlosses am Fuße des Olympos, wo eine reiche Quelle strömt. Das zweite schöne Wasser ist das von Göktere, d. i. vom Himmelsthale, welches eine halbe Stunde östlich von Bunar Baschi aus einer tiefen Schlucht des Olympos hervorbricht. Endlich drittens der Bach Aktschaklan, auch das Wasser Mir Ali Schir's genant, der an dem östlichem Ende der Stadt in einer herrlichen Gegend Karan filli, d. i. die nelkenreiche genant, entspringt, und vermittelst einer Wasserleitung an der Moschee Sultan Bajasids I. vorbeigeführt wird. Brussa ist eine große Handelsstadt (sie treibt Karawanen- und Seehandel), letztern über den Hafen Medaria, und berühmt sowol durch die rohe Seide, als durch deren Erzeugnisse, vorzüglich durch Seidenzeuge, Düntuch zu Frauenhemden, Sammet zu Polsterkissen und Leinwand zu Badeschürzen. Das Erzeugniß der rohen Seide wird jährlich auf 3000 Ctr. geschätzt. Die Obrigkeiten sind, der Pascha Sandschakbeg von Chodiawenkair, der Richter (Molla), der von hier unmittelbar zur Richterstelle von Adrianopel und von dieser zu der nach Konstantinopel befördert wird, der Mufti und Vorsteher der Emire, die Offiziere der Janitscharen und Sibahis, der Mauthaufseher und der Aufseher der Seide, außerdem die nöthigen Polizeibeamten. Die Bevölkerung wird auf 100,000 Selen geschätzt, worunter ungefähr 3500 Griechen, 1200 Juden und 600 Armenier mit inbegriffen sind. Die Zahl der Häuser der Stadt und der Vorstädte wird auf 18,000 angegeben *).

(*v. Hammer.*)

*) Von den älteren Reisenden beschrieb diese Stadt am umständlichsten Tournefort, von den neueren le Chevalier; besondere Beschreibungen lieferten Brenner und Hammer. (S. Ausflug von Konstantinopel nach Brussa in Kleinasien im J. 1793 von Ignaz von Brenner. Wien und Triest 1808 und Ortbeschreibender Umblick auf einer Reise nach Brussa, dem Olympus, Nicäa und Nikomedien von Joseph v. Hammer. Wien und Pesth 1818.)

Brust, anat. physiologisch, s. menschl. Organismus.

BRUST, weibliche; (diätet.). Die Diätetik erfodert hier nichts als die Natur in ihrer Bildung frei walten zu lassen, und alle zufällige Hindernisse ihrer Wirksamkeit sogleich zu entfernen, oder doch möglichst unschädlich zu machen.

Dem weiblichen Kinde und dem jüngern Mädchen lasse man also die obere Hälfte der Brust im gleich warmen, nicht zu heißen Sommer, und bei milder Witterung auch im Früh- und Spätjahre ganz offen tragen. Bei großer Hitze sey sie leicht, und bei starker Kälte, oder an feuchten, rauhen Tagen in jeder Jahreszeit mit einer dichtern Hülle bedeckt. Alle höchst gefährliche Versuche, aus den Brüstchen der Neugebornen, die darin manchmal vorhandene milchähnliche Lymphe durch Drücken und Kneipen auszupressen, müssen ganz unterbleiben; sie verliert sich von selbst. Man vermeide alles zu feste Einwickeln, alle Laufzäume, Haltungstücher beim Gehenlernen, Laufwägen, Laufkörbe etc., die durch Druck der Brust schaden können, alle leicht einschneidende, Ober- und Unterkleid zusammenziehende, um die Brust herumlaufende Schnuren etc. Man dulde keine Häftel und Nadeln, keine dornige Blumenreiser am Busen, keine drückende Schnürbrüste, Korsette, Leibchen etc., überhaupt keine zu enge Kleidung, welche den jungen Mädchenbusen durch Druck, Quetschung und Verschiebung auf die ganze übrige Lebenszeit verunstalten, und für seine dereinstige Bestimmung verkrüppeln, wo nicht zu den traurigsten Übeln, zum Scirrhus und wahren Brustkrebs etc. den Grund legen kann. Man verschone die kindlichen Brüste mit allem Kitzeln, brünstigen Küssen u. a. unnöthigen Betastungen. Man untersage alles Anpressen, Anstemmen der Brust beim Sitzen etc., und sorge übrigens für deren tägliche Säuberung von allem Schweiß, und Hautschmuz, wodurch zugleich ihr leichtes Wundwerden verhütet wird.

Noch besonderer Sorgfalt bedarf dieses zarte Organ beim Herannahen der Mannbarkeit. Gefallsucht verleitet da schon manches junge Mädchen erst schüchterner, bald aber dreister seine aufkeimenden Reize zur Schau zu tragen. Wehe ihm, wenn es der Natur bei deren Entwickelung durch künstliches Herausschnüren und Emporpressen vorwitzig in ihre Rechte einzugreifen wagt! Statt sich durch diese Misgriffe einen runden, vollen, zarten, elastischen Busen zu erzwingen, ist es Schuld, daß er so häufig klein, flach, schlaff und misfarbig wird. Die bescheidene, anspruchlose Jungfrau erwartet und empfängt in ruhiger Unbefangenheit dies Naturgeschenk, ohne es durch Toilettenkünsteleien zu entweihen und zu verkünsteln. Sie pflege es in seinem Entstehen durch Befolgung einer zweck- und zeitgemäßen Körper- und Selendiät, wahre es gleich sehr vor glühender Sommerhitze,

wie vor erstarrender Winterkälte, vor Feuchtigkeit, Erkältung, Wind und Staub rc. Ueberhaupt zeige sie es so selten, wie möglich im Freien ganz offen, denn leicht schadet ihm jegliches Unwetter. Sie halte sein freies Streben nach außen nur so weit zurück, als Sittlichkeit und Anstand erheischen, ohne es doch immer hinter dicke Tücher, Shawle, Pelzpalatine rc. ganz zu verstecken, beschränke aber solches auch nicht aus falschem Schönheitssinn durch festes Binden, durch steife, knappe, pressende Unter- u. Oberkleider, durch Spenzer, Schnürleibchen, Planchette, Steifhalter, Mieder, Lätze u. a. weibliche Armaturen. Eben so nachtheilig, als Druck, Stoß, Schlag und alle äußere Gewalt, wirken darauf zu häufiges Berühren, alles Selbstjucken, Reiben, Kratzen, alte, scharfe mit ranzigem Fettöle verfälschte Hautsalben und Parfüms, zu scharfe Waschseife, zu rauhe, grobe Handtücher, Hemden rc., Misbrauch zumal der Metallschminken, schwere, vorzüglich bei schwitzender Haut den Busen wundreibende Halsketten, oder härne Halsbänder mit großen, scharfrandigen oder eckigen Medaillons, kleinen Busenuhren rc., welche leicht die Brust beim Schwitzen wund machen, ritzen rc., Glasperlen, die manchmal brechen, und als Scherben in den Busen fallend, diesen verwunden können, Dornen von Blumensträuschen, Spitzen von Busen- u. Stecknadeln, durchbohrenden Planchetts, Fischbeinstäben rc., blasenziehende Mittel, Verbrennungen u. s. w. Die Kleidertaille sollte beim andern Geschlechte nur so hoch seyn, um die Brüste gemächlich and frei in ihrer natürlichen Schwebung zu unterstützen, und von den Armen in ihrem Normalabstande zu erhalten.

Während der *Schwangerschaft* dürfen die weiblichen Brüste noch weniger durch Kleidungsstücke in ihrer Ausdehnung und Füllung beschränkt, weder hoch heraufgepreßt, noch auch feindlichen Einflüssen der Atmosphäre blosgestellt, sondern sie müssen vielmehr im Winter mit einem feinwollenen oder seidenen Tuche bedeckt, nicht aber in unnützes Rauchwerk, Baumwolle, Federkissen rc. eingehüllt werden. Sie und ihre Warzen erfodern jetzt zuweilen noch eine besondere, genaue Untersuchung und Vorbereitung zu ihrem nächsten Berufsgeschäfte, welche aber der Hebamme unter Aufsicht des Hausarztes überlassen bleibt.

Die Brüste einer *gesunden Kindbetterin* bedürfen durchaus keiner künstlichen Behandlung, keiner zu großen Wärme. Sie seyen blos mit einem leichten Tuche gegen kalte Luft geschützt. Mag oder kann die Neuentbundene nicht selbst ihr Kind säugen, so hüte sie sich, durch irgend ein Mittel die Milchabsonderung plötzlich zu unterdrücken. Sie beobachte eine etwas strenge, nicht sehr nahrhafte Diät, halte die Theile kühler, nicht kalt, und überlasse die übrige alleinige Besorgung desselben ihrem Hausarzte. Als *selbststillende Mutter* aber lege sie, durch ihren ersten Schlaf genug erquickt, ihr Kind bald, höchstens acht bis zwölf Stunden nach der Niederkunft an, sehe an der Bewegung seines Kehlkopfs, ob es wirklich Milch schlucke, und, kann es die an sich wohlgeformte Brustwarze nicht recht fassen, so drücke sie es etwas fester an sich, ohne doch seine Nase zu verschließen, oder lasse nach seinem Zungenbändchen sehen, ob dies etwa, zu nahe der Zungenspitze, das Saugen erschwere, oder ganz hindere. Sie reiche ihrem Säugling bald die eine, bald die andere Brust, ohne ihn mit der Warze im Munde einschlafen zu lassen, weil er sonst zu viel Luft mit einschlucken würde. Den anfänglich milcharmen oder noch ganz milchleeren, sowie jeglichen krankhaften Zustand der Brüste und ihrer Warzen entdecke sie zeitig genug dem Arzte, und thue ihnen nicht selbst unnöthige, oft nur zu schädliche Gewalt an. Allenfalls können die durchgesogenen oder aufgesprungenen Brustwarzen zeitig genug mit kaltem Wasser, oder mit Quittenschleim, Rosenhonig, oder mit einer wäßrigen Auflösung von am Lichte geschmolzenem Zucker, fleißig betupft werden. Das Aufspringen, die Entzündung und Schwärung derselben läßt sich durch fleißiges Waschen mit lauem verdünnten Franzbrantwein oder Rum nach jedesmaligem Säugen verhindern. Bei Mangel oder Abnahme des Milchvorraths setze sie, wenn alle Kunstmittel fehlschlagen, ihr Kind lieber ab. Bei zu reichlichem Milchzufluß muß eine schwächliche Frau ihren Arzt zu Rathe ziehen, eine starke, gesunde aber unter diesen Umständen ihre Brüste mehr kühl, als zu warm halten, alles Reiben, Waschen, Befühlen derselben unterlassen, das Kind nicht zu oft anlegen, und sich etwas kasteien. Jedesmal, so oft sich ihre Brüste gefüllt haben, drücke sie solche in allen Punkten gelind zusammen, und lasse die Milch ein anderes, gesundes Kind aussaugen, oder durch Zuggläser ausleeren. Dies geschehe auch bei Anfangs schon zu sehr gespannten, angelaufenen, allzumilchreichen Brüsten (vgl. den Art. Säugen).

Durch Nichtsäugen welken die Brüste der Frauen viel früher und geschwinder zusammen, so auch bei *unfruchtbaren Weibern* und *lediggebliebenen Jungfrauen* mit und ohne Schnürbrust rc., die, bei einmaliger Gewöhnung daran, nicht mit einem Male und für immer weggeworfen werden, sondern wovon sich nur nach und nach der Körper wieder entwöhnen muß, wenn er nicht unter heftigen Schmerzen zusammensinken, und, wie bei jeder vorschnellen Entsagung irgend einer schon zur andern Natur gewordenen Gewohnheit, mehr oder weniger leiden soll.

Frauen im vollkommenen Lebensalter sollten, ohne ihren wohlerhaltenen Busen, alles Witterungswechsels rc. vergessend, stets ganz frei zu tragen, denselben auch nicht hinter dicke und hochaufgethürmte Tücher bis ans Kinn vergraben, noch weniger in einem Schwitzbad von Pelzwerk, Federn- oder Baumwollenkißchen, Flanell, Schafwolle rc. schmachten lassen. Nur früher verzärtelte Matronen mögen bei kalter, rauher Witterung ihre Brust an diesen Busenfreunden erwärmen.

Zu falschen oder Kunstbusen sollten flachbrüstige Damen keine zu schweren, erhitzenden Polster wählen, aber, einmal daran, oder an obige warme Brustbedeckungen gewöhnt, sie auch nicht vorschnell mit zu dünnen, oder hohlen, über Draht gespannten rc. vertauschen.

Gegen Sonnenbräune, Sommersprossen, Leberflecken, Flechten u. a. Hautausschläge der Brüste verwahrt eine zweckmäßige diätetische Hautkultur (s. Haut); tilgen soll sie nur der Arzt, wenn er kann. Bei dem Wundseyn fetter, oder empfindlicher, zarthäutiger Brüste und

Brustwarzen nützt auch außer der Schwangerschaft und dem Selbstsäugen, Reinlichkeit, fleißiges Waschen der Theile mit kaltem Wasser, oder mit frisch bereitetem Kalkwasser ꝛc., Überschläge davon oder von geriebenen gelben Rüben (Möhren, Mohrrüben) ꝛc.; die rothe schmerzhafte Brusthautfalte schütze man gegen alle Reibung durch untergelegtes feines, weiches Linnen, Charpie ꝛc., und vermeide alles Selbstjucken der wunden Stellen. Nach der Heilung sichert man sie gegen neues Wundwerden durch Waschen mit verdünntem, lauen Weingeiste, mit Wein ꝛc., durch Baden, und durch die sorgfältigste Hautpflege, zugleich aber durch Vermeidung alles Kleiderzwanges.

Zu fette Brüste verlangen neben einer angemessenen Körperbewegung im Freien, und einer angenehmen Geistesbeschäftigung die Hilfe des Arztes. Dieselbe fodern auch sobald, wie möglich, alle Brustknoten im frühern und spätern Alter, sie seyen nun von Druck, Stoß ꝛc., oder von selbst entstanden. Verheimlichung derselben aus unzeitiger Scham hat schon manchen Schönen Gesundheit und Leben gekostet*). (*Th. Schreger.*)

BRUSTFLOSSEN (pinnae pectorales), heißt dasjenige Flossenpaar, von dem eine hinter der Kiemenöffnung jeder Seite steht. Durch eine größere Ausbreitung und freiere Beweglichkeit dieser Flossen erlangen einige Fische die Fähigkeit, sich etwas über die Oberfläche des Meeres zu erheben, und sich so eine kleine Strecke fortzubewegen, oder auch auf kleine Felsenklippen zu schleudern. Man nent sie deshalb fliegende Fische. Dergleichen sind: **Blennius halticus**, **Exocoetus evolans** und **volitans etc.**, **Gasterosteus volitans**, **Pegasus volitans**, **Trigla volitans**, **Scorpaena volitans**. — Übrigens s. Flosse und Fisch. (*Lichtenstein.*)

Brustkrankheiten, s. die in der Brusthöhle enthaltenen Theile, wie Herz und Lunge, und die Brustkrankheitsformen, wie Wassersucht u. a.

Brustlehne, s. Brüstung.

Brustriegel, s. Brüstung.

BRUSTSTIMME heißt, in der Singlehre, diejenige Art, den Gesangton hervorzubringen, welche den Sängern in der Regel am natürlichsten, und vorzüglich zur Hervorbringung der minder hohen Töne geeignet ist, in dessen Gegensatze man eine andere Art und Weise die Stimme klingen zu lassen, das Falset, oder die Fistel, auch Falsetstimme, Fistelstimme, Kopfstimme, Gurgelstimme u. s. w. nent.

Der eigentliche physikalische Unterschied beider Stimmgattungen ist, nach allen bisherigen Bemühungen unserer Physiologen und Akustiker, doch bis jetzt noch nicht ins Klare gebracht, indem überhaupt über die Art und Weise, wie in der menschlichen Kehle Töne erzeugt werden, bis jetzt noch dichtes Dunkel schwebt, und zwar so sehr dichtes, daß die Physiologen bis auf diese Stunde in zwei Parteien getheilt sind, deren eine, an ihrer Spitze die Franzosen Dodart und Cuvier, annimt, das menschliche Stimmorgan wirke nach Art eines Blasinstrumentes, die andere aber, mit dem Franzosen Ferrein und unserem Haller, meint, der Larynx sey als ein mit Saiten bezogenes Instrument zu betrachten, und die Bänder desselben tönten wie gespannte Saiten.

Worin die Ursache solcher Unentschiedenheit liege, will ich zwar hier nicht untersuchen, eben so wenig aber auch mich begnügen, die eine oder die andere der bisherigen einander widerstreitenden jedenfalls höchst unbefriedigenden Theorien, oder wol gar beide, hier zu excerpiren um etwa Göthe's Ausspruch zu rechtfertigen: eine Encyclopädie sey nichts anderes als eine Samlung des cursirenden Wahren und Falschen, welche die bestehende Confession ablege, um vor sämtlichen Glaubensgenossen bestehen zu können. — Ich will, statt also zu verfahren, mir lieber bescheidentlich erlauben, die Sache so vorzustellen wie sie sich meiner Überzeugung nach am naturgemäßesten darstellt: obgleich aus dieser Darstellung am Ende freilich ein von den beiden vorerwähnten Systemen wesentlich verschiedenes Resultat hervorgeht.

Zuvörderst wird man bemerken, daß die vorerwähnte Theilung der Parteien, oder mit andern Worten der Streit darüber, ob die Menschenkehle als Blasinstrument, oder als Saiteninstrument wirke, noch auf sehr unvollständigen und einseitig beschränkten Voraussetzungen beruht, indem es bekantlich, außer Blasinstrumenten und Saiten, auch noch andere tongebende Körper gibt: Glocken, Stäbe, Federn, Scheiben, Membranen und dgl. mehr.

§. 1. Betrachten wir also die Art und Weise, nach welcher überall Klänge, und somit Töne, erzeugt werden, in gehöriger Allgemeinheit, so finden wir zwei wesentlich verschiedene Arten. Der eigentlich oder ursprünglich erklingende, schwingende, erzitternde, vibrirende, kurz der eigentlich tongebende Körper, ist nämlich entweder ein elastisch flüssiger (luftförmiger), — oder ein fester. Ersteres finden wir bei Blasinstrumenten, woselbst die, in deren Röhre enthaltene und dadurch begränzte Luftsäule der eigentlich tönende Körper ist; — Letzteres bei anderen Instrumenten; und zwar auf mehrfach verschiedene Art, je nachdem der tongebende Körper gestaltet ist, nämlich entweder ein fadenförmig gespannter, eine Saite, — oder aber ein Stab, wie bei der Stahlharmonika, dem Euphon und Clavicylinder, — der Stimmgabel, — oder riemenförmig, wie z. B. bei der Aeoline, oder wie die tönenden Schlagfedern unserer Spieluhren, — oder eine Membran, wie auf der Pauke, — oder eine Glocke, Scheibe, u. s. w.

§. 2. Sollen wir uns nun vorhersamst darüber entscheiden, ob in der Menschenkehle jene, oder diese Hauptgattung von Klangerzeugung Statt finde, so ist wenigstens dieses sehr leicht einzusehen, daß eine Tonerzeugung der Art wie die bei Blasinstrumenten hier gar nicht vernünftigerweise anzunehmen ist. Wenn wir nämlich wissen, daß bei derjenigen Art von Klangerzeugung, welche bei eigentlichen Blasinstrumenten Statt findet, die Tonhöhe von der Länge der Röhre abhängt, — wenn wir bedenken, daß die Menschenstimme wol bis zum sogenannten großen oder achtfüßigen C, [musical notation], bei manchen Menschen noch tiefer, hinabreicht, und daß zur Erzeugung eines so tiefen Tones bekantlich eine Röhre

*) Vergl. mein kosmetisches Taschenbuch für Damen ꝛc. Nürnb. 1811. S. 138.

von 8 Fuß Länge erfoderlich ist, so sollte man wol alsbald alle Versuchung verlieren, die Menschenkehle als Blasinstrument anzusehen, indem auch der größte Goliath von Baßsänger sich wol keiner 8 Fuß langen Kehle wird rühmen können. (Ja, selbst wenn man das Stimmorgan als gedackt betrachten wollte, was doch gewiß nicht angeht, so wären immer wenigstens 4 Fuß Länge zur Hervorbringung des großen C unerläßlich: eine Länge welche auch der langhalsigste Sänger nicht erreicht).

Da nun aber die, zur Hervorbringung eines tiefen Tones erfoderliche Länge der Röhre bekantlich auf keine andere Weise ersetzt werden kann, so ist es, dächt ich, doch offenbar genug, daß diejenigen Gelehrten, welche den verkehrten Einfall hatten, die Kehle mit einem Blasinstrumente zu vergleichen, entweder die Gesetze der Tonerzeugung der Blasinstrumente, oder den Tonumfang der Menschenstimme nicht kannten.

Die Menschenstimme gehört demnach offenbar in die zweite der im §. 1. ausgehobenen Klassen, in welcher Töne durch die Schwingungen nicht luftförmiger, sondern fest-elastischer Körper erzeugt werden.

§. 3. In dieser Hinsicht erscheint es denn fürs Erste schon nicht grade unnatürlich, daß die Bänder der Stimmritze etwa wie gespannte Saiten schwingen sollten [1]). Wenn bei den Betrachtungen des vorigen Paragraphen die Kürze der Menschenkehle uns hinderte, sie als eigentliches Blasinstrument zu betrachten, so ist bei der im gegenwärtigen §. zur Sprache gebrachten Hypothese die Kürze der Stimmbänder kein durchgreifender Einwand, weil die Tonhöhe einer Saite bekantlich keineswegs von ihrer Länge allein, sondern auch noch von verschiedenen anderen Umständen abhängt, indem bekantlich eine sehr dicke, und vorzüglich sehr los gespannte Saite, auch ohne sehr lang zu seyn, schon recht tief tönen kann, und nicht mit Bestimtheit zu sagen ist, in welchem Grade vielleicht die Stimmbänder, ihrer Structur nach, geeignet sind, bei äußerst loser Spannung, doch noch vernehmlich zu tönen, und so, ihrer sehr geringen Länge ungeachtet, dennoch so tiefe Töne vernehmlich anzugeben.

Es hat also diese Hypothese vor den vorerwähnten wenigstens den Vorzug dieser Möglichkeit für sich: und, obgleich es noch nicht die ist, welcher ich beypflichte, so will ich sie doch, da es zur leichteren Verdeutlichung der von mir wirklich angenommenen dient, vorläufig noch weiter verfolgen.

§. 4. Es ist nämlich merkwürdig, daß schon aus dieser Hypothese — oder eigentlicher zu sagen, aus dieser Vergleichung der Menschenkehle mit einem Saiteninstrumente, sich eine äußerst naturgemäße Erklärung der bisher noch ganz unerklärt gebliebenen eigenthümlichen Verschiedenheit von Brust- und Falsetstimme entwickeln läßt, (und zwar eine so sehr naturgemäße, daß es ordentlich zu verwundern ist, daß bis jetzt noch Niemand darauf verfallen); wenn man nämlich annimt, das Stimmorgan verhalte sich beim Angeben dieser Gattung von Tönen im Wesentlichen wie eine schwingend erklingende Saite, welche nicht ihren Grundton, I, sondern einen Beiton, II, oder III, u. s. w. angibt, oder mit andern Worten, welche nicht die von Chladni sogenannte erste, sondern eine weitere Schwingungsart verrichtet [2]).

Es scheint sich diese Hypothese unter Anderem auch dadurch zu bestätigen, daß die eigenthümliche Verschiedenheit der Klangfarbe, (Timbre, Präge, Gepräge) der Falsettöne sich vom Klange der Bruststimme auf ganz ähnliche Weise unterscheidet, wie die der Beitöne einer Saite sich durch einen eigenen milderen flötenartigeren Charakter, von ihrem Grundtone unterscheidet, — (so daß man, um dieser Klangesähnlichkeit willen, umgekehrt die zarten sogenannten Flageolettöne der Saiten gleichsam ihre Falsettöne nennen möchte, — und die Falsettöne der Menschenkehle Flageoletstimme). Ferner scheint diese Annahme sich auch dadurch zu bestätigen, daß, bei den meisten Stimmen sogar mehre Abstufungen von Falset bemerkbar sind, so daß man bestimt genug unterscheiden kann, wo die Reihe der Beitöne II aufhört, und eine neue Reihe von Beitönen III anfängt, — und mitunter auch sogar noch ein weiteres Register, als IV, zu unterscheiden ist. So sprechen, um dies an einem Beispiele zu zeigen, dem Baßsänger die Töne etwa von G bis c̄, oder, leicht als Brusttöne an. Der Ton d̄, oder, fodert, als Bruststimmeton, schon einige Anstrengung, — noch mehr kosten die Töne ēs, ē oder f̄. Eben diese Töne erzeugt die Baßstimme aber auch viel leichter und zarter mittelst einer, zwar bekannten, aber nicht wohl zu beschreibenden veränderten Haltung der Stimmwerkzeuge, als Falsettöne, also den Ton d̄, nach der Analogie der Saitenschwingungen, etwa als ersten Beiton (II) von d, — eben so ēs als II von es, — ē als II von e, und so fort, wol bis ā als ersten Beiton von a. — Der Umstand, daß solche Töne auf solche Weise weit weniger Anstrengung erfodern, als die gleich hohen — ja sogar als minder hohe Brusttöne, deutet ziemlich unzweideutig darauf hin, daß bei Erzeugung dieser Falsettöne dem Stimmorgane (den Blättern des Larynx) nur eine weit ge-

1) Welche nur durch den Impuls oder die Reibung des durch die Kehleitze ausströmenden Athems in Schwingung versetzt werden, ungefähr auf dieselbe Art, wie auf dem Anemochorde Darmsaiten, statt mit einem Bogen angestrichen zu werden, durch den daran vorüberstreichenden Wind eines Blasebalges zum Vibriren und Tönen angeregt werden, — oder wie man etwa den Saiten einer Guitarre durch Anblasen Töne entlocken kann, — oder wie die Äolsharfe durch die Reibung des eben an den Saiten vorüberstreichenden Windes erklinge.

2) Ich setze hier voraus was im Artik. Beitöne, im 8. Bde. dieser Encyclopädie S. 379 u. f. gesagt worden.

ringere Spannung gegeben wird, als bei solchen Brusttönen, so daß z. B. der Baßsänger seinem Organe nur die zu g erfoderliche Spannung zu geben braucht, um, indem er es auf irgend eine Art zu Schwingungen zweiten Ranges veranlasset, $\overline{g}$ als Beiton II von g zu erzeugen, und eben so $\overline{\overline{a}}$ als II von a.

Noch höhere Töne als etwa $\overline{\overline{a}}$, vermag die Baßstimme in der Regel auf solche Weise nicht hervorzubringen. Wol aber gelingt es Vielen, durch eine wieder anders veränderte Stellung der Stimmwerkzeuge, noch eine ziemliche Anzahl noch höherer Töne wieder verschiedener Klangfarbe herauszuzwingen, welche demnach nicht unwahrscheinlich das Ergebniß der dritten Schwingungsart, (also III) sind; und ich habe Baßstimmen gekant, welche, durch solch stufenweises Einsetzen immer höherer Register, einen Tonumfang von F bis $\overline{\overline{\overline{f}}}$ , (wohl oder übel) zu erzwingen vermogten. Nicht ohne Anschein ließe sich, in Übereinstimmung mit obigen Ansichten, vielleicht behaupten, daß die Weiber-, Knaben- und Kastratenstimme zum bei Weitem größten Theile aus Beitönen bestehe. Denn wenn man beachtet, wie z. B. bei der weiblichen Sopranstimme gewöhnlich die Töne h, $\overline{c}$, $\overline{cis}$, und etwa auch noch $\overline{d}$ und $\overline{dis}$, , meist eine so ganz andere, derbe, oft gleichsam rauhe, männlichere Klangfarbe an sich tragen, als die folgenden höheren, so muß man sich wenigstens sehr versucht fühlen, die ersten allein für Brusttöne, das folgende, so entschieden anders und viel weicher klingende Register aber, obgleich in der Singkunstsprache gemeinüblich Brusttöne genant, doch sehr entschieden schon für Erzeugnisse zweiter Schwingungsart, für Beitöne II, zu erkennen.

§. 5. Ich habe nun bisher die Hypothese der Ähnlichkeit des menschlichen Stimmorganes mit gespannten Saiten verfolgt. — Es steht aber dieser Ähnlichkeit freilich immer noch Mancherlei entgegen; und zwar nicht allein die, doch immer anscheinend unverhältnißmäßige Kürze der Stimmbänder, sondern auch hauptsächlich die Unähnlichkeit ihrer Gestaltung mit der einer frei aufgespannten Saite.

Diese beiden Anstände heben sich aber schon ziemlich, wenn man die besagten Organe nicht grade als schwingende Saiten, sondern als solche Lamellen oder Membranen[3]) betrachtet.

Bei diesen ist nicht nur, zur Hervorbringung tiefer Töne, ein weit kürzerer Körper schon hinreichend, sondern auch die Gestaltung des Stimmorganes ist dieser Art von Klangerzeugung sehr ähnlich. Übrigens findet bei tönenden Körpern dieser Art auf ähnliche Weise wie bei Saiten, (nur zum Theil in andern Progressionen), eine erste, zweite, dritte u. s. w. Schwingungsart, und also ähnliche Erklärart Statt, wie die im vorstehenden §.

Es scheint hienach, als komme man der Wahrheit schon sehr nahe, wenn man annimt, das menschliche Stimmorgan wirke keineswegs als Blasinstrument, eben so wenig aber auch als Saiteninstrument, sondern als tönende Membran, oder Lamelle, ungefähr auf ähnliche Weise wie die Zungen des Äolodicon, oder der Zungenwerke der Orgel[4]).

3) Welche durch den Athem ungefähr auf ähnliche Art, wie die Zungen oder Federn des Äeolodicon, ertönten, oder wie die Zungen der sogenannten Zungen- oder Rohrwerke der Orgeln.

4) Ich sage als Äolodicon, oder als Zungenwerk, und also jedenfalls nicht als Blasinstrument. Daß nämlich weder das Eine, noch das Andere dieser Tonwerkzeuge als eigentliches Blasinstrument zu betrachten ist, leidet keinen Zweifel.

Denn was zuerst das Äolodicon betrifft, so ist es augenscheinlich und unbezweifelt, daß bei diesem allein die Zunge der tönende Körper, der daran vorbeistreichende Wind aber nur das Reizmittel ist, durch dessen Reibung die Zunge auf ähnliche Art in Schwingung versetzt wird, wie die Saiten der Violine durch die Reibung des Bogens.

Aber auch die Rohr- oder Zungenwerke unserer Orgeln sind, wie ich bereits an einem anderen Orte nachgewiesen, (zuerst in der Leipziger allg. musikal. Zeitung v. 1816 S. 35, und in meiner allgemeinen Musiklehre S. 5, ausführlicher in m. Theorie der Tonsetzkunst, 2. Auflage, 1824, 1 Bd. S. 4) ungeachtet ihrer äußeren Ähnlichkeit mit anderen Orgelpfeifen und sonstigen Blasinstrumenten, ihrer Wesenheit nach doch keineswegs wirkliche Blasinstrumente. Auch hier muß ich auf dasjenige zurückverweisen, was über die Einrichtung der Zungenpfeifen im 10. Bande dieser Encyclopädie S. 327 gesagt worden.

Von dieser Gattung von Pfeifen habe ich nun am angef. Orte die Behauptung aufgestellt, daß bei ihnen keineswegs, wie bei eigentlichen Blasinstrumenten, z. B. den Labialpfeifen, der Flöte, der Trompete, dem Horn, dem Flageolet und dgl. die in ihrer Röhre enthaltene Luftsäule als tongebender Körper anzusehen ist; und es ergibt sich dieses sehr offenbar daraus, daß die Höhe des Tones einer solchen Pfeife fast gar nicht von ihrer Länge abhängt, indem man aus sehr kurzen Pfeifen dieser Gattung sehr tiefe Töne hervorbringen kann, und umgekehrt, und z. B. in dem Orgelregister, welches, gleichsam ominös, den Namen vox humana trägt, die Pfeife, welche das achtfüßige C  angibt, auf manchen Orgeln nur 8 Zoll lang ist, nach Schlimbach §. 128, sogar zuweilen noch kürzer. — Schon hienach ist es offenbar, daß in Zungenpfeifen die Tonerzeugung keineswegs rein nach Art der eigentlichen Blasinstrumente geschieht und es braucht nicht einmal noch weiter in Erwägung zu kommen, daß man aus einer und derselben Zungenpfeife, bei gleich bleibender Länge und Gestalt ihrer Röhre und somit auch ihrer Luftsäule, bald tiefere bald auch, nach willkürlichen Abstufungen, viel höhere Töne erklingen lassen kann, indem man nur das in ihr schwingende Zungenblatt, mittelst des zu diesem Behuf angebrachten Drahtes, der sogenannten Stimmkrücke, bald verlängert, bald verkürzt, indeß auch bedeutende Verlängerungen oder Verkürzungen der Pfeifenröhre, bei unverändert bleibender Zunge, keine merkliche Erhöhung oder Erniedrigung des Tones bewirken. Alles Beweis genug, daß nicht, wie bei eigentlichen Blasinstrumenten, die Länge der von der Röhre begränzten Luftsäule, sondern die Zunge den Ton gibt und die Tonhöhe bestimt.

Anders ist es freilich beim Clarinet, welches zwar, wie wir oben selbst erwähnten, durch eine ähnliche Zunge, wie die Rohrwerke, zur Ansprache gebracht wird, bei welchem aber die Länge der Röhre allerdings von so großem und so entscheidenden Einfluß auf die Tonhöhe ist, daß das ganze Tonspiel dieses Instrumentes hauptsächlich auf dem Verlängern und Verkürzen der Röhre mittelst Oeffnung und Schließung der Tonlöcher beruht. Beim Ansprechen der Clarinettöne scheinen nämlich die Erzitterungen des Blattes blos als Reizmittel zu dienen, um die in der Röhre enthaltene Luftsäule zu den ihrer Beschaffenheit eigenthüm-

Der wesentliche Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß beim Aolodicon der Ton sich, so wie ihn die Zunge erzeugt, alsbald unmittelbar der freien Luft und durch diese dem Gehöre mittheilt, — in der Zungenpfeife aber das tönende Zungenblatt innerhalb einer, durch ein Pfeisencorpus begränzten Luftmasse schwingt, welche, wenn auch zu klein und schwach, um die Schwingungen des Blattes zu dominiren, sie doch gewissermaßen und wenigstens in so weit gleichsam controlirt und den Ton, vor seiner Verbreitung, erst noch modificirt, daß bekanntlich die Klangfarbe, die sogenannte Qualität des Klanges, die Klangpräge, das **timbre**, sehr entschieden von der Beschaffenheit, und namentlich von der verschiedenen Gestaltung des Pfeifenkörpers und seiner Mündung u. s. w. abhängt.

Gerade so, wie das Blatt in der Zungenpfeife, ertönen nun die Lamellen oder Membranen der Stimmritze innerhalb der, durch den Mund und sogenannten Rachen gebildeten Höhlung, welche, auch hierin dem Pfeifenkörper der **vox humana** unserer Orgeln nicht unähnlich, in der Mitte ihrer geringen Länge sich erweitert, an der Mündung aber wieder verengt. Und wie sehr die verschiedene Gestaltung, veränderte Haltung und Stellung dieser Höhle den Klang der Stimme zu modificiren und zu variiren vermag, lehrt uns die Erfahrung jeden Augenblick.

§. 7. So hätten wir denn — wenn anders das Zutreffen so vieler Erscheinungen der Wirklichkeit mit der aufgestellten Hypothese, die Annahme derselben rechtfertigt — die Art und Weise, wie das menschliche Stimmorgan wirkt, das Tonspiel der Menschenkehle naturgemäß erforscht, und gefunden, daß es zunächst nach Art einer Zungenpfeife von der kürzeren Gattung wirkt.

Es ist von einer solchen nur in folgenden Stücken wesentlich verschieden.

Fürs Erste ist das Corpus der Zungenpfeife unbeweglich und starr, und seine Höhlung also unveränderlich, indeß die Höhlung, durch welche die Menschenkehle hervortönt, der mannigfaltigsten augenblicklichen Modificationen fähig ist.

Fürs Zweite hat das menschliche Stimmwerkzeug nicht, wie die Zungenpfeife, nur Eine Mündung, sondern es zertheilt sich in zweie, eine nämlich durch den Mund, die zweite durch die Nase.

Fürs dritte schwingen im Kehlkopfe, statt wie in der Zungenpfeife nur Einer Lamelle, der metallnen Zunge, vielmehr zwei Membranen, die elastischen Häute oder Lippen der Stimmritze, (deren Elastizität und Schwingungsfähigkeit übrigens, wie es scheint, durch gehöriges Maß von Anfeuchtung bedingt ist, wie ungefähr eben dies bei den Lippen des Trompeters, oder Hornisten, — oder beim Blatte des Clarinettes, Statt findet).

Viertens, so wie der Ton einer Zungenpfeife, durch Verlängerung und Verkürzung des Zungenblattes mittelst Hin- und Herschieben des Krückendrahtes, sich willkührlich hoch und tief stimmen läßt, so ist auch die Menschenkehle geschickt, bald höhere, bald tiefere Töne zu geben. Jedoch bewirkt sie dies auf eine minder einseitige, mannigfaltigere Weise. Was bei jener durch Verkürzung des Zungenblattes geschieht, wird in der Menschenkehle wol durch vermehrte Spannung der Kehlbänder bewirkt, und solang der Sänger kein anderes als dieses Mittel in Thätigkeit setzt, heißt sein Gesang Bruststimme. Indeß aber in unsern Zungenpfeifen die einer jeden Zunge eigene Fähigkeit zweiter und fernerer Schwingungsarten unbenutzt bleibt, ist der Kehlkopf des Sängers geschickt, auch diese gleichsam potenzirten Schwingungen und die dadurch entstehenden Flageolet-, Aliquot-, Partial- oder Falset-Töne zu erzeugen, und durch solche Verbindung von Registern den großen Umfang von mehr als vier Octaven möglich zu machen, welcher sonst mit Recht unerklärbar heißen dürfte.

§. 8. Noch mehre nähere Bestimmungen will ich hier übergehen, um nicht allzuweitläufig zu werden. — Ausführlicher, und mit Berücksichtigung der höchst verdienstlichen Forschungen des Herrn Dr. **Liscovius** in Leipzig, habe ich diesen Gegenstand besprochen im ersten Hefte der Zeitschrift Cäcilia. Mainz bei Schott, 1824. S. 81 u. fgg.

§. 9. So viel über Brust- und Falsetstimme im Allgemeinen.

Bei einzelen Sängern erstreckt sich die Bruststimme bald weiter, bald weniger weit, oder mit andern Worten, der Eine vermag viele Töne als Brusttöne anzugeben, der Andere wenigere. Manche Bassisten vermögen kaum noch das $\bar{c}$ aus der Brust anzuschlagen, und müssen schon zum $\overline{cis}$ das Falset einsetzen, indeß die Bruststimme anderer wol bis $\bar{f}$ reicht. Noch höher hinauf reicht natürlich in der Regel die Bruststimme der Tenoristen.

Für jede Stimme ist es übrigens ein Vortheil, so viele Töne wie möglich je nach Bedürfniß auf beiderlei Weise angeben zu können; wozu schulgerechte Übung sehr behilflich ist.

Eine andere sehr nöthige und nicht gerade leicht zu erwerbende Fertigkeit besteht auch darin, die Klangfarbe des Falsettes der Farbe der Brusttöne möglichst gleich oder ähnlich zu machen, leicht und unmerklich aus der Brust- in die Falsetstimme übergehen zu können, so, daß dem Zuhörer der Übergang, das Überspringen aus dem

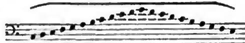
lichen Vibrationen anzuregen, welchemnach denn das Clarinet, und eben so auch das Fagott, die Oboe und andere ähnliche Instrumente, allerdings als eigentliche Blasinstrumente, ganz dieselben Erscheinungen, namentlich die Abhängigkeit der Tonhöhe von der Länge der Röhre, zeigen, welche als unterscheidendes Kennzeichen eigentlicher Blasinstrumente anzusehen ist.

Auch von Zungenpfeifen *von bedeutender Länge*, ist vielleicht Ähnliches zu sagen, indem bei diesen vielleicht, auf ähnliche Weise wie bei den ebenerwähnten Instrumenten, die bedeutende Länge der Luftsäule, vermöge ihrer beträchtlichen Masse, gleichsam das Übergewicht über die schwache Zunge gewinnt, und statt die dem Blatte beliebigen Schwingungen anzunehmen, vielmehr dasselbe nöthigt, sich nach ihr zu eichten und in der ihr angemessenen Geschwindigkeit zu schwingen: daß aber, wenigstens bei *kürzeren* Zungenpfeifen, die Tonhöhe wesentlich nur von der Beschaffenheit des Zungenblattes, und nicht von der Länge der Luftsäule abhängig sey, ist aus dem Vorerwähnten gewiß ganz offenbar.

einen Register ins andere so wenig wie möglich bemerkbar werde: eine Aufgabe, welche zwar bei Sprüngen, z. B.



minder schwer, bei stufenweis folgenden Tonreihen aber



manchen Sängern fast unerreichar ist.

§. 10. Übrigens kann man sich noch merken, daß manche Tonlehrer die Kunstnamen Brust- und Kopfstimme in einem anderen Sinne nehmen, als wir vorstehend, der gemeinüblichen Bedeutung folgend, gethan haben. Sie nennen nämlich jede Stimme, deren Klangfarbe im Ganzen viele Kraft und eine gewisse Fülle besitzt, Bruststimme, — Kopfstimme aber diejenige, welche dünner, spitzer und gleichsam magerer klingt; und für das, was wir Falset-, Kopf- oder Gurgelstimme nennen, gebrauchen sie allein den Ausdruck Falset, in dessen Gegensatze sie das, was wir Bruststimme nennen, mit dem Namen natürliche Stimme bezeichnen. Dieser Sprachgebrauch ist jedoch minder angenommen.

Im Art. Falsett werden wir übrigens auf diese Gegenstände wieder zurückkommen. (*Gottfr. Weber.*)

BRUSTWERK. Auf Orgeln, welche mehre Claviaturen haben, pflegt man allemal einer derselben die mehresten, größten, stärksten und überhaupt vorstechendsten Stimmen- oder Pfeifenregister vorzugsweise zuzutheilen. Diese wird dann Hauptclaviatur, Hauptclavier, Hauptmanual genant, und in deren Gegensatze kann jede andere, minder reich ausgestattete Claviatur, Nebenclavier, Nebenmanual heißen. Die Gesamtheit der dem Hauptclavier angehörigen Pfeifen pflegt man das Hauptwerk zu nennen, und in dessen Gegensatz die übrigen Nebenwerke. — Bei der Bauanlage eines Orgelwerkes, ist es sachgemäß, daß man die Gesamtheit der, einer Claviatur angehörigen Pfeifen, so viel möglich, an einen Platz beisammen anordnet. Dabei erhalten die dem Hauptwerk angehörigen billig die erste und Hauptstelle, die Nebenwerke aber werden dahin verlegt, wo sich eben noch Raum für sie findet, und zwar bald in den obern Theil, gleichsam ins obere Stockwerk des Orgelgebäudes, in welchem Falle sie den Namen Oberwerk erhalten, — oder man findet auch wol Raum, ein Nebenwerk im unteren Theile, ungefähr der Brust des Organisten gegenüber, anzubringen, und dann heißt es Brustwerk; — nicht selten findet man sich sogar genöthigt, ein Nebenwerk ganz außerhalb des Hauptgehäuses zu verlegen, etwa hinter den Rücken des Orgelspielers, wovon es dann den Namen Rückpositiv erhält. — Der Name Brustwerk wird aber zuweilen auch in einem anderen Sinne gebraucht, indem nämlich bei solchen Orgelwerken, welche gleichsam mehre Stockwerke von Pfeifen übereinander haben, die Orgelbauer zuweilen das mittlere Stockwerk das Brustwerk zu nennen pflegen. — Jedenfalls bezieht sich, wie man sieht, der Name Brustwerk auf etwas nur Zufälliges, auf den Ort, wo die zu einer Pfeifenabtheilung gehörigen Pfeifen aufgestellt sind. (*Gottfr. Weber.*)

Brut, s. Brüten.

BRUTO oder **Bruti** (**Giammichele**), wurde um das J. 1516 zu Venedig geboren und gehörte zu einer alten patrizischen Familie dieser Republik. Er studirte in Padua, und zwar, wie es scheint, keine einzelne Fakultätswissenschaft, sondern verbreitete sich nach und nach über alle Disciplinen, welche das Gebiet der sogenannten humanen Bildung einnehmen, und fühlte sich sehr bald von einem besondern Drange zu dem Studium der Geschichte hingezogen, dem er auch bis an seinen Tod treu geblieben ist. Unter seinen ersten Lehrern macht Bruto selbst den Lazzaro Buonamici namhaft [1]), mit welchem ihn auch in der Folge dankbare Freundschaft und literarischer Verkehr verbanden. Schon frühe mußte Bruto sein Vaterland verlassen; und man weiß nicht, was ihm diese Verbannung zuzog, ja er selbst scheint Ursache zu haben, die Veranlassung derselben zu verschweigen [2]). Wie dem auch sey, das Schicksal trieb ihn in die Welt hinaus und gab so den künftigen Geschichtschreiber in die beste Schule. Er durchreiste viele Länder, Italien, Frankreich, Spanien, England und einen Theil Teutschland's und der Schweiz, knüpfte Verbindungen mit fremden Gelehrten an, besuchte Bibliotheken und Archive, studirte und schrieb; daneben versäumte er aber auch nicht, das Leben kennen zu lernen, stellte sich den Mächtigen der Erde vor, hielt sich an Höfen und in Feldlagern auf, und suchte überhaupt sich mit der Welt und die Welt mit sich bekant zu machen. Zwar kehrte er nach einigen Jahren wieder nach Venedig zurück, aber nur auf kurze Zeit, und ließ sich dann nach einigen neuen Reisen in Lyon nieder, wo er seine in lateinischer Sprache geschriebene florentinische Geschichte vollendete. Sie erschien zuerst in dieser Stadt unter dem Titel: Florentinae Historiae libri VIII. priores cum indice locupletissimo 1562. 4. [3]). Dieses Werk gründete den gelehrten Ruhm Bruto's, der sich schon früher durch kleinere Schriften als einen scharfsichtigen und freidenkenden Forscher empfohlen hatte, so daß Paolo Tiepolo, der Gesandte der venezianischen Republik am spanischen Hofe, ihn während seines Aufenthalts in Madrid dringend und wiederholt aufforderte, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, was aber Bruto, wahrscheinlich aus politischen Rücksichten, von sich ablehnte [4]); denn er hoffte, freier und unbefangener die Geschichte eines fremden, als seines vaterländischen Stats schreiben zu können.

Bald nach der Herausgabe der florentinischen Geschichte wandte sich Simon Forgats, welcher damals mit der Abfassung einer Geschichte von Ungarn beschäftigt war, von Siebenbürgen aus an Bruto, und suchte ihn unter annehmlichen Bedingungen in dieses Land zu ziehen, um sich des Raths und der Unterstützung eines so gelehrten Mannes bei seiner Arbeit zu bedienen. Dieser war auch

1) *Brut.* Epist. Ed. 1698. p. 596. 2) *Brut.* Epist. p. 1067. darin heißt es unter andern: Nam quod illa (patria) hoc tempore careo, neque ulla illius culpa hoc, neque dedecore ullo meo accidit, sed fortunae injuria. 3) Nachher Venez. 1764. 4. und im VIII. Bande des Thes. antiq. et hist. Ital. 4) Epist. p. 1061. 1071.

nicht abgeneigt, der Einladung Genüge zu leisten, jedoch zog sich die Unterhandlung in die Länge, und erst im J. 1573 reiste er, dem Rufe des Fürsten Stephan Battori folgend, nach Siebenbürgen ab. Seine Aufnahme am Hofe Battoris war überaus ehrenvoll, und die Arbeit, welche er zu übernehmen hatte, entsprach seinen Studien und Neigungen. Er sollte eine Geschichte von Ungarn und Siebenbürgen schreiben, als Fortsetzer des Bonfinius, und, wie wir aus seinen eigenen Briefen erfahren, war das Werk auf 12 Bücher angelegt, von denen er gegen Ende des Jahres 1579 schon vier vollendet hatte[5]). Auch ging er damit um, das Leben seines Fürsten in einem eigenen Bande zu bearbeiten[6]). Nachdem Stephan Battori 1576 zum Könige von Polen erwählt worden war, folgte ihm sein Historiograph in das neue Reich und begleitete ihn selbst auf seinem Feldzug in Preußen. Endlich ließ er sich in Krakau nieder, durchsuchte die dortigen Archive, verschaffte sich die Bücher wieder, welche er in Siebenbürgen gelassen hatte und widmete sich ganz der großen geschichtlichen Arbeit, welche er übernommen hatte. Nach dem Tode Battori's 1586 zwangen seine Feinde und Neider ihn, Krakau zu verlassen. Er begab sich nach Wien und wurde daselbst von Rudolf II. zum kaiserl. Historiographen ernant. Auch während seines Aufenthalts in Wien arbeitete Bruto an seiner ungarischen Geschichte, ohne sie jedoch zu vollenden oder das Fertige derselben bekant zu machen[7]). Kaiser Maximilian behielt ihn in seinen Diensten, ohne Veränderung seines Titels und Gehalts. Dennoch fühlte sich Bruto in Wien bedrängt: bald klagt er über unregelmäßig bezahlte Besoldung, bald über die Härte seiner Gläubiger, und es ergibt sich aus manchen Briefen seiner letzten Lebensjahre, daß er, troß aller Sparsamkeit und Beschränkung, doch manchmal wirklich Noth leiden mußte[8]). Kurz vor seinem Tode kehrte er nach Siebenbürgen zurück, man weiß nicht, in welcher Absicht, und starb dort gegen 1594.

Bruto gehört zu den größten Geschichtschreibern seiner Zeit. Wie hoch er den Begriff der Geschichte und das Amt eines Geschichtschreibers stellte, ergibt sich aus seiner Abhandlung: **De Historiae Laudibus sive de certa via et ratione qua sunt rerum scriptores legendi. Cracoviae 1583**[9]). Auch in der Berliner Samlung von 1698. Sein Hauptwerk, die unvollendete florentinische Geschichte[10]), zeichnet sich besonders durch die Wahrheitsliebe und den Freiheitssinn aus, welche darin herrschen; und als Feind aller Tyrannen, auch der besten, zeigt sich Bruto in ihr als einen heftigen Gegner der Medizeer und ihrer Partei[11]). Die Erscheinung dieses Werks war daher den Medizeern sehr ungelegen, und sie suchten sich so viel Exemplare desselben als möglich zu verschaffen, um sie zu vernichten. Daher die Seltenheit des ersten Abdrucks dieser Geschichte. Aber troß ihrer Bemühungen verbreitete sie sich in wiederholten Ausgaben, und man wollte sie durch italiänische Übersetzungen auch dem ungelehrten Publikum zugänglich machen.[12]). Außer diesem Werke hat Bruto noch folgende Schriften herausgegeben: **De origine Venetiarum.** Im ersten Buche der **Epistolae Claror. Virorum.. Lugduni 1561. 8.** (Sehr selten). **Praeceptorum conjugalium liber.** Gewöhnlich zusammen mit der schon angeführten Abhandlung **De Historiae Laudibus** und den **Selectar. Epist. Libr. V. Cracov. 1582, 83 u. 89. 8.** Und wiederholt in der Berliner Samlung: **J. M. Bruti opera varia selecta. 1698. 8. — De Ernesti archid. Austriae laudibus. Francof. 1590. 4. — De rebus a Carol. V. Imp. gestis. Antverp. 1555** und **Hanov. 1611. 8. — Vita Callimachi Experientis**[13]). Vor der von Bruto besorgten Ausgabe der **Historia Ladislai Hungar. regis** dieses Schriftstellers. **Cracoviae 1582. 4.—Epistolae. Cracov. 1593. 8. Berol. 1597. 8.** Das Verhältniß dieser Briefsamlung zu den oben angeführten 5 Büchern ausgewählter Briefe ist mir nicht genau bekant. Endlich ist Bruto auch als Herausgeber mehrer fremder Werke zu nennen, welche er fast alle mit lehrreichen Anmerkungen und Vorreden begleitet hat. Dazu gehören die schon genanten **Epistolae claror. viror. quibus vett. auctorum loci complures explicantur, trib. libris a J. M. Bruto comprehensae. Lugd. 1561. 8.** (Sehr selten.) — **Bart. Facii de rebus gestis ab Alphonso I. Neap. rege libri X. Lugduni 1560 u. 1562. 4. — Della Repubblica e magistrati di Venezia, ragionamento di M. Donato Gianotti, Fiorent. Lugd. 1570.** Francesco Contarini's Geschichte seines Feldzugs als Anführer der den Sienesern gegen die Florentiner zu Hilfe geschickten venezianischen Truppen. Bei der **Hist. Flor.**

Man gibt dem Bruto nicht mit Unrecht Schuld, daß er sich als Herausgeber mehr erlaubt habe, als ihm zustehe. Er änderte nämlich hier und da in seinen Schriftstellern so viel, daß diese Freiheit des Schaltens mit fremden Werken selbst nicht mit dem wenig giltigen Grunde entschuldigt werden kann, er habe ihren Styl verbessern wollen[14]). Bruto's eigener Styl empfiehlt sich aber mehr durch eine natürliche Lebendigkeit und Originalität, als durch die strenge Eleganz der Ciceronianer.

Von seinen Ausgaben alter Schriftsteller verdienen Erwähnung Horaz[15]), Cicero's Reden und Cäsar[16]),

5) Epist. p. 74. 75. 6) Epist. p. 80. 7) Es ist nichts davon gedruckt worden, und, wie es heißt, soll das Manuscript des Werks sich in der kaiserl. Bibliothek zu Wien befinden. 8) Epist. p. 520. 302. 9) Vergl. auch Epist. 432. 1064. 10) Nur die acht ersten Bücher sind erschienen, welche bis zum Jahre 1492 gehen und es ist nicht wahrscheinlich, daß Bruto dieses Werk weit fortgesetzt habe, mit dem er selbst nicht ganz zufrieden war. 11) Vorzüglich des Paul Jovius. Bruto's Tadler habe seinen Haß gegen die Medizeer von dem Umgange mit den florentinischen Verbannten herleiten wollen, welche sich zu der Zeit in Lyon aufhielten, als er dort seine Geschichte schrieb. S. *Tiraboschi* Storia della Letter. Ital. T. VII. P. II. p. 930. *Foscarini* Letter. Venez. p. 397. Vergl. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. VIII. p. 298. ff. 12) Es gibt zwei italiänische Übersetzungen von Bruto's florentinischer Geschichte, die eine von Federigo Alberti (Mazzuchelli p. 2251) und eine andere von Leonardo Buini, (Fasti consol. p. 631) beide ungedruckt. 13) Gelehrtenname des *Filippo Buonaccorsi.* 14) *Camusat.* Observ. in Bibl. Ciaccon. col. 883. *Niceron* Mem. T. XXI. p. 320. Apost. Zeno Dissert. *Voss.* T. I. p. 65 u. 193. 15) Seine Ausgabe d. Horaz Venet. Ald. 1561. 8. s. t. Q. H. Fl. Libri Odarum et Epod. cum scholiis *Mich. Bruti.* Seine Anmerkungen in den Ausgaben von 1564. Venet. 8. 1570. Venet. 8. etc. 16) *Ciceronis* Orat. ex rec. *M. Bruti.* Lugd. 1570. Antv.

und seine Anmerkungen zu diesen Schriftstellern finden sich in mehren größeren Commentaren wiederholt [17]). (*W. Müller.*)

BRUTON, ein Marktflecken in der britt. Grafsch. Somerset des Kön. England am Brew, aus 3 Straßen bestehend. Es hat 1 Armenhaus und 1536 Einw., die Strümpfe und wollne Zeuge verfertigen und 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BRUTTIG, in Urkunden Protege, auf Persons Karte von dem niedern Erzstift Trier (Mainz 1689) Protich, Kirchdorf des Reg.-Bez. Coblenz, Kreis Cochem, Bürgermeisterei Treiß, auf dem rechten Moselufer, zwischen Cochem und Beilstein, mit 450 Einw., ist als der Geburtsort des berühmten Leipziger Professors, Peter Schade, genant Petrus Mosellanus, merkwürdig. Er war eines dasigen Weinbauers Sohn, und starb den 19. April 1524, im 31. Jahre seines Alters. (*v. Stramberg.*)

BRUTTII, nach Appian. im Hannib. gr. Βούττιοι; übrigens Βρέττιοι. Bewohner der Landschaft Bruttium, die, nach Liv. 27 in der südlichsten Ecke Italiens lag, und nach Antiochus b. Strabo 6,220 früher Önotria und darauf Italia geheißen hatte. Nach Strabo 6,222 erhielten sie nebst der Landschaft diesen Namen angeblich von den Lukanern, in deren Sprache Βρέττιοι Abtrünnige oder Entlaufene bedeutet haben sollen, und die hiemit die, ihren Hirtendiensten bei ihnen um d. J. 357 vor Chr. entlaufenen Knechte bezeichnet hätten. (Diodor 16, 16). Nach Steph. bekamen sie diesen Namen von Brettus, Sohn des Herkules; nach Justin. 22, 1, 12. von einer Frau Brettia, die jenen Entlaufenen Gelegenheit gab, sich einer Festung zu bemächtigen*). (*Sickler.*)

Bruttium, s. Oenotria.

Brutto, s. Netto.

BRUTUS (Luc. Junius), aus der ältern und patrizischen Gens Junia, die von einem Begleiter des Äneas stammen sollte [1]), und mit Brutus Söhnen erloschen zu seyn scheint. Verschieden von ihr war die jüngere, plebejische Gens Junia. Luc. Brutus heißt der Sohn des Mark. Brutus und der Tarquinia, einer Schwester oder Tante des letzten römischen Königs [2]). Sein Vater und Bruder sollen von diesem getödtet, er selbst dessen Mordlust nur durch erkünstelten Stumpfsinn entgangen seyn [3]). Dieses eitele und blos aus dem Namen Brutus geschöpfte Mährchen, ist zwar mit einer Sage von Brutus Verstellung bei einer Gesandtschaft nach Delphi in Verbindung gesetzt worden, wird aber dadurch widerlegt, daß Brutus tribunus celerum [4]), also hochbeamteter war. Das Königthum in Rom war auf dem Scheitelpuncte der Macht, Willkühr war an die Stelle verfassungsmäßiger Befugniß getreten; König Tarquinius, mit Strenge im Innern waltend, ist nachher Tyrann genant worden: aber sein alter Beiname superbus bezeichnet nur das hohe Selbstgefühl, mit dem er die Regirungshandlungen aus seiner Persönlichkeit, statt aus den bestehenden Statsformen, geltend machte; Unthaten und Verbrechen hat die Sage wol ohne genügenden Grund auf ihm gehäuft. Der Herrschersinn des Königs aber gestaltete sich in den Prinzen zum Frevelmuthe: während Tarquinius Ardea belagerte, schändete sein Sohn Sextus in Collatia die edle Römerin Lucretia, seines Vetters Frau. Sie gab sich den Tod [5]). Darüber brach die sicher schon längst rege Gährung einer Partei in Rom aus, und so kann man Lucretias Schicksal äußere Veranlassung der folgenden Statsumwälzung nennen; aber weder ist die Geschichte der Schändung und des Selbstmordes für eine Fabel, noch die Umtriebe einer politischen Faction für alleinige Ursache der Abschaffung des Königthums zu halten. Brutus trat an die Spitze des Aufstandes; mit ihm Lucretia's Gemal, Tarquinius Collatinus, ihr Vater Spur. Lucretius Tricipitinus, damals Praefectus urbi, und der edle Publ. Valerius (Poplicola) [6]). Dem Könige wurden die Thore verschlossen; der größte Theil des Heeres verließ ihn, aber doch theilte eine zahlreiche und edle röm. Jugend sein Exil [7]), zum Kampfe gegen die Vaterstadt sich rüstend. Dies geschah 244 Jahre nach Erbauung Roms, im 25. Jahre der Regirung Tarquins, 510 Jahre vor Chr. Geb. Brutus errichtete eine neue Regirungsform [8]); zwei jährlich neu zu wählende Consuln traten an die Stelle Eines Königs; zuerst Brutus selbst und mit ihm — nach Polybius Urkunde III, 22 — Horatius, nach den übrigen Quellen — Tarquinius Collatinus. Brutus vermehrte den Senat wieder bis zur legitimen Zahl von 300 Mitgliedern; zu den Patriciern kam dadurch ein jüngeres Adelsgeschlecht; beide, durch die Senatswürde vereint, wurden die oberste leitende Macht des States, die Consuln ihre Organe; das Volk wurde dadurch nicht frei, der Stat nicht einig und nicht glücklich. Tarquinius Anhang in Rom war groß, selbst Brutus Söhne waren für denselben bis zum Hochverrathe gewonnen worden. Brutus besiegelte die neue Ordnung der Dinge mit dem Blute seiner Söhne, mit unverändertem Antlitz ihrer Enthauptung zuschauend. Bald darauf fand er selbst seinen Tod. Tarquinius zog mit Heeresmacht heran; in der Schlacht traf sein Sohn Aruns mit Brutus zusammen; beide blieben im Zweikampfe. (*W. Wachsmuth.*)

BRUTUS (Decimus Junius), Albinus, Enkel des durch seine Siege in Spanien berühmten Brutus Callaicus, Cäsar's Vertrauter und einer seiner Mörder. In einem der letztern Jahren des gallischen Krieges übernahm er, noch Jüngling, in Cäsars Abwesenheit den Oberbefehl über das Heer im Arvernerlande [1]); im Bürgerkriege befehligte er die Belagerungsflotten von Massilia, und siegte in zwei Seetreffen [2]); im J. R. 704 wurde er Magister equitum des Dictator Cäsar; 705 Statt-

---

1584. III. 8. *Caes.* Comment. cum schol. *M. Bruti* Venet. 1561. 8. Argent. 1596. 8. 17) S. *Mazzuch.* Scritt. d'Ital. *Tiraboschi* Storia della Letter. Ital. T. VII. parte II. p. 929 ff. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. VIII. p. 294 ff. *Roquefort* und *Ginguené* in der Biogr. univers. *Fayle* Dict. hist.

*) Vergl. P. Mela 2, 7. Polyb. 9, 7. Grut. Insch. S. 196, N. 1. Ausführlich Alberti Besch. 201 ff.

1) *Dionys. Hal.* IV, 68. 2) Derselbe u. *Liv.* I, 56. 3) *Dion.* u. *Liv.* ib. 4) *Liv.* I, 57.

5) *Dion.* IV, 78 folg. *Liv.* I. 57 folg. *Ovid.* Fast. VI. 685 folg. 6) *Dion.*, *Liv.* u. *Plutarch.* Poplic. c. 1. 7) *Liv.* II, 20. 8) Das Folgende s. bei *Dion.* V, 1 folg. *Liv.* II, 1 folg. *Plut.* Poplic. c. 2 folg.

1) *Caes.* b. G. VII, 9. 2) *Caes.* b. c. I, 36. 56. ff. II, 6.

halter des jenseitigen Galliens[3]). Cäsars Zuneigung zu ihm war ungemein groß; bei der letzten Würdenvertheilung bestimmte er ihm ein Consulat, und das cisalpinische Gallien; im Testamente setzte er ihn auf den Fall von Octavius kinderlosem Ableben zu dessen Nacherben ein[4]). Über seinen Charakter fehlen genügende Angaben; leicht scheint er von den Verschwornen gewonnen worden zu seyn; die Blutschuld des Mordes lastet am schwersten auf ihm; denn als Cäsar zu kommen zögerte, redete er gleisnerisch ihm zu, er möge dem Senate nicht Anstoß geben, und führte ihn so unter der Maske der Freundschaft zur Schlachtbank[5]). Er stellte auch die Fechter, die den Verschwornen Hilfe leisten sollten, und sie nachher auf das Kapitol geleiteten[6]). In der nachfolgenden Verwirrung verließ er Rom und begab sich nach dem cisalpinischen Gallien, der ihm schon von Cäsar bestimmten Provinz. Bald machte Antonius Entwürfe auf seine Vertreibung, und ließ sich Gallien in der Volksversamlung ertheilen; der Senat aber befahl dem Brutus, Gallien nicht zu lassen[7]); darüber brach der Krieg von Mutina aus, im Herbste des J. R. 709. Antonius hatte aus Macedonien einige Legionen an sich gezogen, rückte mit diesen nach Ariminum und entbot dem Brutus, er solle Gallien verlassen und nach Macedonien gehen: dieser aber besetzte mit drei Legionen und Fechtern das feste Mutina, wo ihn Antonius darauf belagerte[8]). Indessen hatte auch der zweideutige Octavius einige Legionen zusammengebracht, und dem Brutus Freundschaft und Bündniß angeboten[9]); und der Senat rüstete unter den Consuln des J. R. 710, Hirtius und Pansa, ein Heer zu Mutina's Entsatze, zu welchem Octavius als Proprätor stieß. Brutus wurde vom Feinde und vom Hunger hart bedrängt; es gelang aber den heranziehenden Feldherren, ihm Kunde von der nahen Hilfe zu schaffen, und er leistete unermüdet Gegenwehr[10]). Antonius wurde durch mehre mörderische Treffen mit Octavius und den Consuln, die aber beide den Sieg mit dem Leben erkauften, so geschwächt, daß er seine Stellung vor Mutina verließ und nach den Alpen zuzog. Brutus ließ nun den Octavius zu einer Unterredung einladen; allein dieser schlug sie aus und äußerte sich feindselig gegen ihn als einen Mörder Cäsars[11]). Der Senat hingegen ehrte ihn hoch; und untergab seinem Befehle das verwaiste consularische Heer mit der gesamten Führung des Krieges gegen Antonius. Cicero setzte volles Vertrauen auf ihn[12]). Jedoch Krankheiten in seinem Heer[13]), die Unzuverlässigkeit desselben, und andere uns zum Theil nicht bekannte oder nicht klare Gründe[14]) hinderten ihn, den Antonius rasch zu verfolgen; bald erhob sich dieser mit frischer und vermehrter Kraft; Lepidus, Asinius Pollio, Plancus hatten die Sache des Senats verlassen und sich mit ihm vereinigt; es war zu spät zu einem offenen Kampfe. Brutus beschloß deshalb mit seinem Heere nach Macedonien zu Marcus Brutus zu ziehen, aber von seinen zehn Legionen blieb ihm nicht Eine treu. Nur gallische Reiter folgten ihm auf der nun begonnenen Flucht; endlich blieben ihm nur zehn Begleiter. In gallischer Tracht versuchte er nach Aquileja zu gelangen; aber er fiel Räubern in die Hände. Zwar führten diese ihn auf sein Begehren zu dem ihm Erkenntlichkeit schuldigen Landesfürsten; allein dieser hielt ihn gefangen und gab dem Antonius Nachricht. Auf dessen Befehl wurde Brutus getödtet[15]). (*W. Wachsmuth.*)

BRUTUS (Marcus Junius), der angesehenste unter Cäsars Mördern. Sein Vater starb 670 nach Erbauung Roms im syllanischen Kriege durch Pompejus; seine Abstammung von Tarquins Gegner, Luc. Brutus, ist nicht zu erweisen; die öffentliche Meinung und die Stimme derer, die ihn daran mahnten, gründete sich nur auf den gemeinschaftlichen Geschlechtsnamen Junius[1]). Seine Mutter Servilia, Halbschwester des Cato von Utica, war in der Zeit vor Brutus Geburt Cäsars Geliebte, und dieser soll daher eine zärtliche Zuneigung gegen ihn geäußert haben. Brutus wurde adoptirt von seiner Mutter Bruder, und hieß daher Cäpio; zur Gemalin wählte er seines Oheims Cato Tochter Porcia[2]); sein Stamm endete mit ihm.

Als Jüngling betrieb er neben den Leibes- und Waffenübungen der römischen Jugend griechische Studien; Antiochus von Askalon wurde sein Lehrer in der platonischen Philosophie; auch als Mann und mitten im Geräusch der Waffen blieb er den Musen getreu[3]). Briefe von ihm sind unter den ciceronischen; als dem gelehrten Freunde ist ihm Ciceros Buch von den berühmten Rednern gewidmet. Seine Gemüthseigenschaften sind von den Alten wol nur einseitig gewürdigt und seine Mängel in Schatten gestellt worden; hervorstechend war sein fester Wille[4]), der anfangs sich mit Strenge und Rauhheit äußerte[5]), ein Streben nach der Tugend, wie griechische Philosophie es lehrte, namentlich Enthaltsamkeit gegen Zorn und Wollust[6]), dabei aber unfreundliche Verschlossenheit; erst später wurde er durch Wissenschaft und politischen Sinn als edel Gebildeter mit Atticus und Cicero befreundet[7]); seine natürliche Gutmüthigkeit wurde späterhin milde, und er das Gegenbild des strengen Cassius[8]); uneigennützig als Beamter war er doch von dem Gebrechen seiner Zeitgenossen, lieblosem Zinswucher, nicht frei[9]); die öffentliche Meinung ehrte ihn hoch, bis Cäsars Tod alle Leidenschaften löste, der Menschen- und Bürgerwerth im Gewühl feiler Legionen unterging, und der das Meiste Bietende am meisten galt. Für den Stat war er zuerst in Cato's Gefolge auf Cypern thätig; Cato

3) *App.* b. c. III, 98. 4) *Dio.* XLIV, 14. *App.* II, 143. 5) *App.* II, 115. 6) Ders. 122. 7) Ders. III, 27. 30. 8) Ders. 47. 9) *Dio.* XLV, 15. 10) *App.* III, 65. *Dio.* XLVI, 36. 11) *App.* III, 73. 12) Im eilften Buche der Ciceronischen epist. ad diversos haben sich mehre unter ihnen gewechselte Briefe erhalten. 13) *App.* III, 81. 14) s. z. B. *Dio.* XLVI, 50.

15) *App.* III, 96—98.

1) *Plut.* Brut. 1 u. 10. *Appian* b. c. II, 112. *Dio. Cass.* XLIV, 12, wo Fabricius §. 65. umsonst sich auf Posidonius Anführung eines dritten Sohnes des Luc. Brutus stützt. 2) *Plut.* 5. 3) *Plut.* 2, 4. 4) Cäsar sagte: Magni refert, hic quid velit; sed quicquid volet, valde volet. *Cic.* Att. XIV, 1. *Plut.* 6. 5) *Cic.* Att. V. 21. VI, 1. 6) *Dio.* XLVII, 49. *Plut.* 29. 7) *Cic. Brut.* 3. ad div. IX, 14. 8) *App.* IV, 123, 24. 9) *Plut.* 6. *Cic.* Att. V, 21. VI, 1. 2. 3. Savigny v. d. Zinswucher des M. Brutus in Schr. d. Berl. Ak. d. W. 1819.

setzte ihn zum Aufseher über die Gelder[10]). Bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus trat er auf die Seite des Letzten, wie die meisten der damaligen Freunde der Republik, dessen Sache für gerechter, oder ihn doch für den Stat minder gefährlich achtend. Er focht mit bei Pharsalus; Cäsar hatte befohlen, seiner zu schonen; von Larissa aus unterwarf er sich, und, selbst mit Liebe und Ehre aufgenommen, söhnte er auch den Cassius, seiner Schwester Mann, mit Cäsar aus[11]). Während Cäsar in Afrika Krieg führte, war Brutus Statthalter des cisalpinischen Galliens, und im J. R. 709 wurde er mit Cassius Prätor, und erhielt vorzugsweise von Cäsar die städtische Prätur[12]).

Cäsar hatte den letzten Kampf, gegen die Pompejaner in Spanien, bestanden; sein Streben nach den äußern Ehren und Rechten des Königthums wurde auffallend sichtbar; dies weckte Misvergnügen bei dem kleinen Überrest altgesinnter Republikaner, aber eine gefährlichere Stimmung war in den Gemüthern derer, die bei der Ruhe im State den Spielraum für ihre Verwegenheit und ihren Frevelmuth vermißten, und Tumult wollten, um ihren Vortheil zu finden. Zu diesen gehörte Cassius, Brutus zu jenen. Cassius Genossen, bereit zu einer That gegen Cäsar, begehrten doch, zum Scheine der Rechtfertigung bei dem Volke, Brutus Theilnahme[13]); er wurde nun durch Inschriften bei seinem Namen an Wegschaffung des Herrschers gemahnt[14]), und als das Gerücht, Cäsar werde von den funfzehn Aufsehern der sibyllinischen Bücher zur Führung des parthischen Krieges zum Könige empfohlen werden[15]), sich verbreitete, von Cassius zum Beitritt der Verschwörung aufgefordert[16]). Der Schmerz über den Untergang republikanischer Freiheit, und der Wunsch, sie durch Cäsars Tod wieder ins Leben zu rufen, überwältigte die Gefühle der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit, und täuschte den schwärmenden patriotischen Sinn über das wahre Wesen des dazu führenden Wegs, und über die Wirkungen der That. Umsonst hörte Brutus aus Favonius und Statilius, ihm befreundeter Philosophen, Munde, schlimmer als ungesetzliche Herrschaft sey Bürgerkrieg, und es zieme dem Weisen nicht, für Schlechte und Unvernünftige in Gefahr zu gehen[17]); er erkannte nicht, daß aus den Formen der römischen Verfassung längst der Geist entwichen, daß statt des Volkes ein buntgemischter Pöbel, statt patriotischer Statsmänner und Krieger eigensüchtige und herrschlustige Volksköderer und Führer gieriger Söldnerscharen Rom füllten, und daß Cäsars vergossenes Blut allein den entarteten Stamm nicht veredeln konnte[18]). Brutus Ansehen vermochte viele wacker gesinnte Patrioten, den Verschwornen beizutreten[19]); tiefes Schweigen deckte das Vorhaben, aber Brutus merkbare Geistesunruhe verrieth seiner Gemalin Porcia, daß etwas Bedeutendes bevorstehe; sie verwundete sich selbst, um ihrer Standhaftigkeit gegen Schmerz gewiß zu werden und als Mitwisserin eines Geheimnisses auch der Folter trotzen zu können, begehrte nun von Brutus Aufklärung, und erhielt sie[20]). Cäsars Abreise zum parthischen Kriege stand nahe bevor; ehe ihn seine Krieger umgaben, beschlossen die Verschwornen, ihn zu tödten; am sichersten für die That, und für die daraus beabsichtigte Wiederherstellung der Republik am meisten geeignet, schien die Senatsversamlung, welche am 15. März in einem Gebäude bei dem Theater des Pompejus Statt finden sollte; Dec. Brutus stellte, als wie zu Spielen, dort Fechter bereit halten[21]). Mancherlei Vorzeichen machten Cäsar an dem Morgen des verhängnißvollen Tages bedenklich; er zögerte, in den Senat zu gehen; Dec. Brutus vermochte ihn zum Aufbruch; indessen und noch bei Cäsars Eintritt in den Senat ängstigten Misverständnisse zweideutiger Reden die Verschwornen[22]). Nun umringten sie ihn; bei dem Angriffe soll er widerstanden haben, bis Brutus auf ihn eindrang; die Mörder verwundeten in dem Gedränge einander selbst; Brutus bekam von Cassius eine Wunde in die Hand[23]). Nur Cäsars Tod war beschlossen gewesen, selbst Antonius und Lepidus, gefährlich wie sie waren, jener als Consul, dieser als Magister equitum, wurden nicht gefährdet; Brutus hatte die Übrigen vermocht sie zu schonen[24]). In dem kurzsichtigen Wahne, nach Cäsars Fall den Freistat wie von selbst in der Mitte des Senats erstehen zu sehen, wollte er die Senatoren als Befreite anreden, aber diese flohen entsetzt vor den blutigen Dolchen auseinander. Die Mörder zogen mit Freiheitsruf durch die Straßen Roms; aber auch hier fanden sie nicht Gehör; Angst hatte Alles befangen; der Erfolg wurde ihnen zweifelhaft, der Gedanke an Lepidus Legion in der Vorstadt, an die Menge cäsarianischer Veteranen, die gerade damals in Rom waren[25]), machte sie kleinmüthig; von Brutus Fechtern geleitet zogen sie auf das Capitol[26]). Am folgenden Tage hielt Brutus eine Rede ans Volk; man hörte ihn geneigt an, aber gesellte sich nicht zu ihm; Antonius erschien wieder, Dolabella, designirter Consul, gesellte sich ihm zu als College; es wurde eine Senatsversamlung auf den folgenden Tag angesetzt. Die Verschwornen blieben mistrauisch auf dem Capitol; stürmisch war die folgende Nacht; Veteranen durchzogen die Straßen, Lepidus rückte mit seiner Legion in die Stadt, und besetzte das Forum; Antonius kam in Besitz von Cäsars Testamente[27]). In der Frühe kam der Senat zusammen; Antonius und Lepidus hielten an sich; Cicero vor Allen drang auf Erklärung einer Amnestie; gegen Mishandlung von Cäsars Leiche und Vernichtung seiner Institute erhoben sich alle von ihm in Würden Eingesetzte[28]). So sollte das Eine mit dem Andern, Straflosigkeit der Mörder Cäsar's und Ehre seines Andenkens bestehen. In

10) *Plut.* 3. 11) Ders. 4—6. 12) Ders. 6. 7. 13) Ders. 12. 14) Ders. 9. 15) *Dio.* XLIV, 15. 16) *Plut.* 10—11. 17) Ders. 12. 18) Seneca de benef. II, 20: Mihi, quum vir magnus fuerit in aliis, in hac re videtur vehementer errasse; — qui aut regis nomen extimuit, quum optimus civitatis status sub rege justo sit; aut ibi speravit libertatem futuram, ubi tam magnum praemium erat et imperandi et serviendi; aut existimavit, civitatem in priorem formam posse revocari, amissis pristinis moribus, futuramque ibi aequalitatem civilis juris et statutas suo loco leges, ubi viderat tot millia hominum pugnantis, non an servirent, sed utri etc. 19) *Plut.* 12.

20) *Plut.* 13. 21) *App.* II, 114. 15. *Dio.* XLIV, 16. *Plut.* 14. 22) Dieselb. in d. folg. Capp. 23) *Plut.* 17. 24) Ders. 18. 25) *Dio.* XLIV, 9. 26) *Plut.* 18. *App.* II, 119. 20. 27) *Dio.* XLIV, 22. *Plut.* Anton. 15. 28) *Dio.* XLIV, 30.

der That wurden Friedensboten nach dem Capitol gesandt, mit ihnen Antonius und Lepidus Kinder als Geißeln; Brutus mit übermäßigem und unzeitigem Vertrauen bewilligte dem Antonius die Bekantmachung des Testamentes und die Bestattung der Leiche Cäsars[29]. Beides wurde von Antonius zum empfindlichsten Nachtheil der Verschwornen ausgeführt. Der Inhalt des Testamentes selbst, namentlich daß Dec. Brutus als Nacherbe des Octavianus eingesetzt worden war, die Rede des Antonius dabei, die Vorzeigung der Leiche Cäsars, der begleitende Klagegesang[30], Alles erregte des Volkes Unwillen gegen dessen Mörder. Es verbrannte die Leiche auf dem Forum, und stürmte mit Feuerbränden gegen die Häuser von jenen. Brutus und Cassius mit vielen Andern verließen nun Rom, und erwarteten in Antium, Lanuvium u. s. w. die weitere Entwickelung der Dinge, von deren Leitung sie abstehen mußten. Der Senat wollte doch den Schein für sie retten, und trug ihnen, als Prätoren, die Sorge für die Getreidezufuhr auf, die sie aber zu übernehmen sich weigerten. Antonius hatte nun freies Spiel; Cäsars Testament wurde das Organ seiner Entwürfe[31], und eine ihm zugestandene Leibwache, die er bis auf 6000 Mann brachte[32], ein Bollwerk für seine Sicherheit, das den Senat erzittern machte. Er ließ sich und dem Dolabella die beiden Provinzen Macedonien und Syrien, auf welche Brutus und Cassius Ansprüche machten, und diesen dagegen Kreta und Bithynien ertheilen[33]; umsonst waren ihre Schreiben, ihr Widerstreben, und die Berufung auf ihr ihm bewiesenes Vertrauen und ihre Foderung rechtlichen Verfahrens[34]. Sie kämpften mit gebrochenem Schwerte gegen ihn.

Indessen war der Knoten noch verwickelter geworden; Cäsars Erbe Octavian war von Apollonia herübergekommen und von den alten Soldaten, bald auch von Cicero und A., freundlich empfangen worden. Er bewies weder dem Antonius, noch den Verschwornen Vertrauen, und es schien, als wolle er mit dem Senat sich als das eigentliche Element des Stats zwischen beiden hervorheben; aber während der Senat ihn in seiner Gewalt zu haben wähnte, bereitete Octavian sich unter dem Deckmantel der Gesetzlichkeit eine sichere Stütze eigener Macht in einer Zahl dem Andenken Cäsars anhängender und überdies durch reiche Geschenke gewonnener Legionen. Indem nun der Senat sich an ihn hielt, um Antonius zu demüthigen, wurde das Volk ganz gegen die Verschwornen eingenommen; bei der Feier der Spiele, die Brutus als Prätor, zwar abwesend, aber mit großer Pracht anstellen ließ, wurde ausgerufen, man solle Brutus und Cassius und ihre Freunde nach Rom rufen; aber ein lautes Geschrei erhob sich dagegen[35]. Dies entschied die Unentschlossenheit jener beiden; sie begaben sich im Herbste des J. 709 zu Schiffe, und segelten, nach einem schmerzlichen Abschiede Porcias von Brutus, nach Griechenland; Athen setzte ihnen Statuen neben denen des Harmodius und Aristogiton[36]; im Piräeus schied Cassius von Brutus, um nach Syrien zu fahren. Bald darauf brach der Krieg von Mutina aus. Im Laufe desselben wurden Brutus und Cassius vom Senat zu Statthaltern von Macedonien und Syrien eingesetzt, und dem Brutus überdies Illyricum zugegeben[37]. Aber im J. 710 schlossen Octavian, Antonius und Lepidus das Triumvirat, und bald darauf begannen die Rüstungen gegen die von ihnen geächteten Verschwornen. Diese waren nicht müßig gewesen. Brutus betrieb zunächst unter wissenschaftlichen Beschäftigungen von Athen aus seine Rüstungen; bald konnte er ins Feld ziehen, gegen Cajus Antonius, der von seinem Bruder Marcus gesandt war, die Truppen an der illyrischen Küste an sich zu ziehen, und bekam nach einigen Gefechten, worin Cicero's Sohn unter ihm mit Auszeichnung focht, Antonius Legion und darauf ihn selbst in seine Gewalt[38]. Er hielt ihn in milder Haft; erst nach der Proscription der Triumvirn und nach mehrmals von ihm wiederholten Versuchen, Meuterei unter Brutus Heere anzustiften, ließ er ihn hinrichten[39]. Brutus Heer wuchs bis auf acht Legionen, die theils zu ihm getreten, theils von ihm geworben waren[40]; auf die Nachricht von Octavius Vereinigung mit Antonius, zog er nach Asien[41], um sich den Rücken ganz zu sichern, und mit Cassius die Führung des Krieges zu entwerfen. Cassius Rüstungen waren gleichfalls sehr erfolgreich gewesen; ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, die er umsichtig und rasch benutzte, hatte zwölf in Syrien und Palästina befindliche Legionen unter seinen Befehl gebracht[42]. In Smyrna trafen die beiden Feldherren zusammen[43]; trennten sich aber bald wieder, die noch feindlichen Landschaften Kleinasiens zu unterwerfen. Brutus zog gen Lycien; seine Belagerung und Einnahme der Stadt Xanthus, deren Einwohner sich in die Flammen stürzten, gleichwie zwei Male in der Geschichte ihrer Väter geschehen war, ist denkwürdig[44]; sonst fand er nur geringen Widerstand. Mannigfache Kämpfe hatte Cassius zu bestehen; zuerst eroberte er Laodicea, wo Dolabella, der hinterlistige Mörder des Trebonius, eines der nach Asien dem Cassius und Brutus vorausgezogenen Verschwornen, seinen Tod fand[45]; dann siegte er zur See über die Rhodier, und nahm selbst ihre Stadt ein[46]. Dadurch erlangte er die Überlegenheit zur See; und bis zum jonischen und adriatischen Meere, wo Murcus und später Domitius Ahenobarbus eine Flotte von 150 Schiffen befehligten[47], war Meer und Küste den Verschwornen. Warum, fragt man, kam nicht ein Bündniß zwischen ihnen und dem Sextus Pompejus, der von Sicilien aus die Meere umher beherrschte, zu Stande? Umsonst kreuzte ihre Flotte unter Murcus an der Ostküste Italiens; die Heere der Triumvirn gelangten J. R. 711 ungefährdet nach der jenseitigen Küste, und Decidius und Norbanus zogen mit acht Legionen vorauf bis zur Stadt Philippi, und besetzten die dortigen Engpässe; bald folgte das übrige Heer[48]. Aber auch Brutus und Cassius waren schon im Anzuge, ein thracischer Fürst Rhescupo-

29) *Plut.* Brut. 19. 20. *App.* II, 142. 30) *App.* II, 144—47. 31) *Dio.* XLIV, 53. 32) *App.* III. 5. 33) *App.* III, 8. Unglaubwürdig ist *Plut.* 19. 34) S. *Cic.* div. II, 3. 35) *App.* III, 24. 36) *Plut.* 23. 24. *Dio.* XLVII, 20.

37) *App.* III, 63. 38) *Plut.* 24—26. *App.* III, 79. 39) *Dio.* XLVII, 24. 40) *App.* l. l. 41) *Plut.* 27. 42) *App.* III, 78. 43) *Plut.* 28. 44) Ders. 31. 32. *App.* IV, 77—80. 45) *Plut.* 26. *App.* IV, 62. 46) *App.* IV. 63—74. *Dio.* XLVII, 33. 47) *App.* IV, 86. 48) Ders. 87.

ris führte sie über das Gebirge bei Philippi und sie gewannen dadurch den Vortheil, sich die Zufuhr frei zu erhalten und den Feinden gegenüber auf zwei Hügeln ein gesundes und festes Lager aufschlagen zu können, während jene in einer sumpfigen Ebene Beschwerde und Mangel litten[49]). Die Zahl der Streiter war um etwas größer bei den Feinden; neunzehn vollzählige Legionen mit 13,000 Leichtbewaffneten und Reitern; hier waren zwar dergleichen 20,000, aber keine der neunzehn Legionen hatte ihre rechte Mannschaft[50]). Der Sinn der beiden Heere war wenig von einander verschieden; an den Stat dachte keines von beiden, nur an den verheißenen Lohn und die Früchte des Sieges; Habgier weckte und nährte die Kampfslust, die aber nachlassen mußte, sobald die Aussicht auf einen fruchtbringenden Ausgang sich trübte, und die durch keine Anhänglichkeit an Tugend und Beispiel des Feldherrn unterhalten wurde. Der Triumvirn Heere waren indessen schon reich gesättigt worden und im Besitze von Gütern, für dessen Fortdauer sie kämpfen mochten; der Verschwornen Mannszucht war strenger, der Lohn minder reichlich gespendet, die Neigung, zu des Feindes Fahne zu schwören, konnte leichter erwachen. Baldige Entscheidung durch eine Schlacht wünschten Antonius und Octavius, von Nässe und Hunger für ihre Heere fürchtend; auch Brutus, um Ruhe für sein gequältes Gemüth im Siege oder Tode zu finden: nur Cassius wollte, die Gunst des Örtlichen benutzend, einer Schlacht ausweichen; doch aber ließ er Brutus Entschluß vorwalten[51]). Da führte ein Scharmützel allgemeinen Kampf herbei[52]); ehe eins der beiden Heere geordnet war, drangen Brutus und der tapfere Messala mit dem rechten Flügel auf das gegenüber gelagerte Heer des Octavianus ein; er warf dessen Legionen, stürmte das Lager und überließ sich wild der Plünderung. Kaum hatte Octavian Zeit, sich durch die Flucht zu retten[53]). Aber eben so unglücklich war Cassius Heer; Antonius schlug es aus dem Felde und Lager[54]); Cassius zog mit den Überbleibseln auf eine Anhöhe; dichter Staub hinderte ihn, das Schlachtfeld und Brutus Flügel zu überschauen, muthlos erwartete er nur Feinde als Sieger. Und doch waren schon Reiter, von Brutus zu Hilfe gesandt, im Anzuge. Cassius schickte einen Hauptmann zum Kundschaften aus; dieser Unglückliche aber mischte sich unter Brutus frohlockende Reiter und ritt in ihrer Mitte zurück. Cassius nun in dem Wahne, die Anziehenden seyen Feinde, und sein Hauptmann von ihnen gefangen genommen, hieß den Pindarus, einen Freigelassenen, mit ihm zur Seite gehen, und Brutus Reiter fanden einige Augenblicke nachher den Leichnam, das Haupt vom Rumpfe getrent[55]). Antonius verfolgte die Geschlagenen nicht weiter; Brutus zog ihnen zum Schutze herbei, und übernahm nun allein die Anführung des Doppelheeres; Antonius stellte bei den feindlichen Legionen die Ordnung her; beide Heere bezogen wieder ein Lager. Die Stellung des feindlichen Heeres war noch nicht günstiger geworden; es litt ungemein durch die Beschaffenheit des Ortes; dazu kam die Nachricht von einem am Tage der Schlacht bei Philippi gewonnenen Siege der Flotte des Brutus[56]), wodurch die Aussicht auf Zufuhr von Lebensmitteln ganz schwand, und die Nothwendigkeit, eine zweite Schlacht zur Befreiung aus diesen Bedrängnissen zu liefern, dringender wurde. Brutus hingegen erkannte die Vortheile seiner Stellung, und die Kunde von dem Siege seiner Flotte und der Wegnahme der feindlichen Transportschiffe mußte ihn bestimmen, sie möglichst lange zu behaupten, auf daß Krankheit und Hunger den Feind besiegte. Aber er war nicht mehr Herr seines Heeres. Die Cassianer meuterisch wie alle geschlagenen Scharen, und unter Brutus milderm Befehl keck ihr Haupt erhebend, hatten weder den Sinn, die Schmach der erlittenen Niederlage durch heldenmüthigen Kampf auszulöschen, noch mochten sie der gefahrlosen Ordnung des Lagers sich fügen[57]). Brutus hatte Treulosigkeit und Verrath zu fürchten; er ließ die Gefangenen tödten, versprach, seinen Charakter entehrend, Thessalonice und Laodicea zur Plünderung Preis zu geben[58]); aber vor seinen Augen ging ein tapferer Streiter zu den Feinden über[59]); er beschloß, den ihm gebotenen Kampf anzunehmen. Die Alten erzählen[60]), schon in Smyrna sey dem Brutus ein schwarzer Geist erschienen, habe sich ihm sein böser Genius genant, und verkündet, bei Philippi werde er wiederkehren; darauf sey er dem Brutus in der Nacht vor der zweiten Schlacht nochmals erschienen; das Heer sey durch mehre böse Vorbedeutungen muthlos geworden. Am zwanzigsten Tage nach der ersten Schlacht stellte Brutus sein Heer; nirgend schallte ihm frohes Jauchzen entgegen, die Reiter zeigten sichtbar bösen Willen[61]). Bald war sein linker Flügel geschlagen; er selbst, zum Rückzuge genöthigt, wurde, mit wenigen Begleitern bei dem ungestümen Verfolgen der Feinde von seinen Legionen getrent; feindliche Reiter folgten ihm hart auf dem Fuße; der edelgesinnte Lucilius überlieferte sich ihnen, als sey er Brutus[62]); so entkam Brutus am Abend nach einem von Felsen umschlossenen Bergthale, und brachte fern von seinen Legionen hier die Nacht zu. Mit Anbruch des Morgens sandte er Boten aus, die ihm übrigen vier Legionen zu sich zu entbieten; sie weigerten sich, weiter für ihn zu fechten[63]). Da mahnte einer seiner Begleiter, man müsse entfliehen. Wohl, sprach Brutus, aber mit den Händen; rief den Griechen Straton zu sich und bat ihn um den Todesstoß. Strato reichte abgewandten Gesichtes ihm sein Schwert hin, und Brutus stieß es sich ins Herz[64]). Er hatte noch nicht das Alter von 40 Jahren erreicht. Die Trümmer des geschlagenen Heeres sanken nieder vor den Siegern; Antonius war gegen sie milde, und ehrte Brutus Leiche[65]).

49) *App.* IV, 104—7. 50) Ders. 108. 61) *Plut.* 39. 52) So erzählt *App.* IV, 109 dessen Beschreibung von der Schlacht die zuverlässigste scheint; Plutarch ist zum Theil unklar, Dio läßt seine eigene Phantasie spielen. 53) *Plut.* 41. *Suet.* Oct. 13. 54) *App.* IV, 112. 55) *Plut.* 43. *App.* IV, 113.

56) *App.* IV, 115. 116. 57) *Plut.* 45. 46. 58) *App.* IV, 118 wird dies mit einigem Zweifel berichtet. 59) *Plut.* 49. 60) Ders. 36. 61) Ders. 49. 62) Ders. 50. *App.* IV, 129. 63) *App.* IV, 131. *Dio.* XLVII, 49. 64) *Plut.* 52. 65) Doch sollte nach *Dio.* XLVII, 49 das Haupt nach Rom gesandt werden; aber es wurde unterwegs bei einem Sturm ins Meer geworfen.

Die Asche wurde an dessen Mutter Servilia gesandt; Porcia hatte vor ihrem Gemal sich durch verschluckte glühende Kohlen den Tod gegeben [66]). (*W. Wachsmuth.*)

BRUTUS (M. Junius), ein römischer Rechtsgelehrter im 7. Jahrh. nach Roms Erbauung, mehr Theoretiker als Praktiker. Er schrieb sieben Bücher de jure civili, von denen aber nur 3 für echt gehalten wurden. Cicero und die juristischen Klassiker beziehen sich oft auf ihn. Sein Sohn M. Brutus zeichnete sich dagegen lediglich als Praktiker aus*). (*Spangenberg.*)

Noch Andere des Namens Brutus, s. unter Junia gens. — Hier mag nur noch die Bemerkung folgen, daß, so wie der Name bei den Franzosen in der Revolutionszeit sehr beliebt wurde, im nordamerikanischen State Newyork, County Cayuga, eine Ortschaft am Erie-See, mit 2000 Einwohnern und einem Postamte den Namen Brutus erhielt. (*H.*)

BRUUN (Johann Nordahl), am 21. März 1745 auf dem Bauernhofe Hoyem in Norwegen geboren und am 26. Jul. 1816 zu Bergen gestorben, als Bischof v. Bergen und als Schriftsteller bekant. Weniger seinem Vater, einem wohlhabenden Landmanne, der mehr für den Landbau, als seine Kinder, sorgte, als seiner Mutter, einer sehr verständigen Frau, verdankte er seine gute Erziehung und eine ungemein frühe Geschicklichkeit und Lust zum Lesen. Er besuchte die Schule zu Drontheim, studirte Theologie zu Kopenhagen, und wurde, nachdem er von 1772 an mehre geringere geistliche Stellen bekleidet hatte, Bischof des Stiftes Bergen in Norwegen. Er war ein sehr beliebter Kanzelredner, machte sich durch wesentliche Verbesserungen der Schulen und der Armenversorgungsanstalten in seinem Stifte verdient, und besiegte, theils durch die Kraft seiner Beredsamkeit, theils durch sein kluges, Vertrauen einflößendes Benehmen, die im J. 1779 in Norwegen noch fast allgemein herrschenden Vorurtheile gegen die Impfung der Menschenpocken so glücklich, daß von der Zeit an die Impfung wenig oder keinen Widerstand mehr fand. Mit ungeschminkter Redlichkeit und Gottesfurcht verband er einen frohen Sinn und viele andere gesellige Tugenden. — Bemerkenswerth ist die Art, wie er Schriftsteller wurde, und nicht alltäglich das Mittel, wodurch es ihm glückte, die Aufmerksamkeit solcher auf sich zu ziehen, die ihm zu einem geistlichen Amte behilflich seyn konnten. Nachdem seine Bemühungen deßfalls lange vergebens gewesen waren, schlug er, wie er sich selbst irgendwo ausdrückt, in seiner Verzweiflung einen Weg ein, den nach einem solchen Ziele bisher noch kein Däne oder Normann zu betreten gewagt hatte: er schrieb nämlich seine Zarine, ein Trauerspiel in 5 Handlungen, das erste originale Trauerspiel, welches auf dem kopenhagener Nationaltheater und zwar mit außerordentlichem Beifalle aufgeführt wurde. Ihm ließ er bald ein zweites Trauerspiel, Einar Tambeskjaelver, folgen; und dieses erwarb ihm um so mehr, da der Stoff aus der vaterländischen Geschichte entlehnt war, die Gunst eines Guldberg, Carstens, Suhm und Luxdorph in dem Grade, daß er durch diese, nach Struensees Fall, alles vermögenden Gönner schon im folgenden Jahre 1772 seinen ersten Predigerberuf erhielt. Hierauf mag sich es gründen, daß auf ihn angewendet wurde, was man einst von einem franz. Abte, der Vormittags Messe las und Abends seine eignen Theaterstücke aufführen sahe, zu sagen pflegte, „il dine de l'autel, il soupe du Theatre." — Außer jenen Stücken schrieb er noch ein Singstück: Endres og Sigrids Bryllup (E's und S's Hochzeit), und ein Schauspiel Republikken paa Oeen (die Rep. auf der Insel). Auch erwarb er sich als Dichter durch eine Menge von Gelegenheitsgedichten, durch seinen Jonathan, ein Gedicht in 10 Gesängen, und durch mehre patriotische Volkslieder einen allgemein geachteten Namen. Für eine Abhandlung über die vernünftige Vaterlandsliebe erkannte ihm die nordische Gesellschaft zu London den ausgesetzten Preis zu, und die vielen Predigten und Gelegenheitsreden, die er nach und nach drucken ließ, bezeichnen ihn als einen der ersten Kanzelredner des Nordens. Von Einem seiner Gedichte ist eine schöne engl. Übersetzung erschienen*). (*v. Gehren.*)

BRUXE, auf französischen Charten Buga, ein bewohntes Eiland vor dem Hafen von Martaban im Golf von Bengalen und zur gleichn. birmanischen Provinz gehörig. (*Hassel.*)

Bruxius, Brughius (Adam), s. Gedächtniss-Kunst (Mnemonik).

BRUYERE (Jean de la), geb. zu Dourdan in der Normandie 1644 (nach Suard 1639, nach Andern 1646), war eine Zeitlang Finanzintendant zu Caen, unterrichtete dann unter Bossuets Direction den Herzog von Burgund in der Geschichte, und lebte nachher bei diesem Prinzen, von dem er eine Pension von tausend Thalern erhielt. Im J. 1693 wurde er Mitglied der franz. Akademie, und starb, vom Schlage getroffen, zu Versailles den 10. Mai 1696. Dies ist Alles, was man von seinen Lebensumständen weiß; leider weiß man aber auch nichts von seiner Bildungsgeschichte und von der Art seines Tons und Umgangs, worüber man wegen der Gegenstände, die er als Schriftsteller bearbeitete, wol gern genauer unterrichtet wäre. Ein einziges Werk hat seinen Ruhm begründet. Ihn zogen die Charakterschilderungen Theophrasts so an, daß er nach einem langen Studium, sie erst übersetzte, und dann sich zu ähnlichen Schilderungen aus seiner Zeit entschloß. So entstanden: Les Caractères de Theophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle. Par. 1687. 12. beträchtlich in den folgenden Ausgaben vermehrt †).

66) Plut. 53, wo auch die andere Angabe der Quellen, Porcia habe erst nach Brutus Tode sich umgebracht, angeführt ist.

*) *Cic.* ad Div. VII. 22. Brut. 47. 62. Orat. II. 32. pro Cluent. 51. de finib. I. 4. *Gell.* N. A. VII. 15. XVII. 7. fr. 2. D. I. 1. de orig. jur. §. 39. *Greg. Majansii* Commentar. T. I. p. 127 sqq.

*) S. *Lahdes* Portraitter med Biographien, 3. Heft, Kiöbenh. 1805. *Molbechs* Maanedskrift. Athene 1816, nebst Privatnachrichten.

†) Es sind besonders zu nennen die von Amsterdam 1720. 3 Bde. 12. von Paris 1740. 2 Bde. 12. mit Anm. von Coste; das. 1750. 2 Bde. kl. 12. 1765. 4. Ausg. von Belin de Ballu Paris 1790. 8. Unter mehren Abdrücken in Teutschland der zu Dresden 1769. 2 Bde. 8. Auszüge sind von Verschiedenen erschienen. Übers.

Das Werk erregte großes Aufsehen, zum Theil wol darum, weil jeder zu den gelieferten Schilderungen die Originale am Hofe kennen wollte und dem Verf. nicht selten satirische Absicht unterschob, zum Theil aber auch wegen seines Gehalts und einer Darstellung, die nicht selten bis zum Epigrammatischen witzig und sinnreich ist. Wie verschieden auch über dieses Werk geurtheilt worden, so ist man doch allgemein darin einverstanden, daß der Verf. eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe und ein entschiedenes Talent zu solchen Schilderungen besessen habe. Eine gewisse Einseitigkeit bei ihm hat wol ihren Grund in dem beschränkten Kreise seiner Beobachtung. So kent er z. B. keine andern Weiber, als aus der großen Welt. Der Katalog der Bibliothek **La Vallière** N. 5236 eignet ihm noch zu die **Caractères satyriques de la cour de Louis XIV.** Handschr. in 4. Das Beste über ihn findet man bei Suard **Mélanges de Litterature** Bd. 2. S. 96 fgg., und bei Delille in der Vorrede zu seinem Gedicht **la Conversation.** Gegen ihn spricht am bittersten Vigneul-Marville (d'Argonne) in den **Mélang. de Litterature**, wogegen von Coste erschien **Défense de La Bruyère**, und eine **Apologie** von Brillon. Die zweite Klasse des Instituts hatte 1810 auf das **Eloge de la Bruyère** einen Preis gesetzt, welchen Victorin Fabre erhielt. (*H.*)

BRUYERES, 1) mit dem Zunamen de Laon, Marktfl. in dem Bezirk Laon des franz. Dep. Aisne, mit 209 Häus. und 1000 Einw. — 2) Stadt in dem Bezirk Epinal des franz. Dep. Wasgau, mit 89 Häus., aber einem Kirchspiele von 1911 Einw., die Leinweberei u. Handel mit Butter, Käse u. Vieh treiben. (*Hassel.*)

BRUYN (Cornelius de), als Maler u. Reisender bekant, geb. im Haag 1652, legte sich Anfangs auf die Wissenschaften, ging aber dann zu Theodor Schuur, der ihn in Zeichnen unterrichtete. Im J. 1674 reiste er nach Teutschland und begab sich dann nach Rom; hier studirte er die Ruinen des Alterthums, und ging dann in gleicher Absicht nach Neapel. Im J. 1677 reiste er von Livorno aus nach Asien, Ägypten, und nach den Inseln des Archipelagus. Auf diesen Reisen zeichnete er sich alles Merkwürdige, Insekten und Pflanzen, die Städte, Gewohnheiten und Sitten der Völker, nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Venedig; hier studirte er unter Carlo Lotti die Malerei, und ging dann 1693 in sein Vaterland zurück, wo er 1698 seine erste Reise durch den Druck bekant machte. Die gute Aufnahme dieses Werks ermuthigte ihn 1701 zu einer zweiten Reise; er ging über Moscau, wo er Peter den Ersten und die drei Prinzen malte, nach Persien, besuchte Indien, die Insel Ceylon u. a. wo er alles für den Naturhistoriker Merkwürdige zeichnete und malte. Bereichert mit diesen Schätzen, kam er 1708 in sein Vaterland zurück, und gab 1711 die Beschreibung seiner zweiten Reise heraus, ging dann in der Folge nach dem Haag, wo er sich ganz mit seiner Kunst beschäftigte. Man findet bei ihm eine richtige Zeichnung, und ein gutes Colorit. Er starb zu Utrecht, man weiß nicht, in welchem Jahre (Descamps T. 3. p. 297.)*). (*Weise.*)

BRUYS (Brusius, Bruzius, Peter von), der Stifter und das Haupt einer christlich religiösen Sekte, der Petrobrusianer, im 12. Jahrh., die sich in der Dauphiné, der Provence, und Languedoc verbreitet hatte. Die Hauptsätze, welche Bruys vortrug, waren: 1) die Taufe ist den Kindern unnütz, so lange sie den Glauben nicht aus Überzeugung annehmen können; 2) es bedarf keiner Kirchen, denn das Gebet ist Gott so angenehm in einer Hütte und auf freiem Platze, als am Fuß der Altäre; 3) das Kreuz muß man nicht verehren, sondern dies Werkzeug der Leiden des Heilandes zertrümmern; 4) das Abendmahl enthält weder das Fleisch noch das Blut des Herrn, ja selbst nicht die Gestalt oder nur den Anschein des Fleisches; 5) Gebete, Opfer und Liebeswerke der Lebenden sind den Verstorbenen unnütz. Mit schwärmerischem Eifer sollte diesen Sätzen Anerkennung verschafft werden, und 25 Jahre lang wurden daher Kirchen geplündert, Kreuze umgestürzt, Altäre zertrümmert, Priester geprügelt, Mönche eingesperrt, Christen neu getauft, bis einst im J. 1147, als Bruys auf dem Platze St. Gilles und Languedoc einen Haufen zertrümmerter Kreuze, Altäre u. Kirchengeräthes verbrannte, die Katholischen wüthend über ihn herfielen und ihn selbst ohne Weiteres verbrannten †). (*H.*)

BRUYS (François), aus Serrières, einem Dorfe in Maconnois, geb. den 7. Februar 1708, Sohn eines Kaufmanns, studirte bei den Oratoriern und in Genf, und begab sich von da 1728 nach dem Haag, wo er zur protestantischen Kirche überging, zu der sich auch seine Vorfahren bekant hatten. Er nährete sich von Schriftstellerei, mußte wegen einer theologischen Streitigkeit Holland verlassen, begab sich nach Teutschland, war 1735 Bibliothekar des Grafen von Neuwied, ging im folgenden Jahre nach Paris, und legte daselbst öffentlich das katholische Glaubensbekentniß ab. Er wollte sich nun als Advokat nähren, erkrankte aber an eben dem Tage, als er zu Dijon den Grad annahm und starb daselbst den 21. Mai 1738. Sein Name erhielt eine vorübergehende Celebrität, durch die von ihm anonym herausgegebene, unkritische und fehlerhafte, aber durch eine muthwillige Schreibart und kecke Urtheile imponirende **Histoire des**

mit Abkürz. und Zusätzen, Lpz. 1789. K. L. Müller Blicke auf die menschl. Natur nach la Br. Lpz. 1799.

*) Über de Bruynes Leben und Reisen findet man Nachrichten bei van Gool T. 1. p. 122. *Paquot* Mémoires pour servir à l'histoire litt. des XVII Provinces des Pays-Bas. Tom. 1. p. 493. Joh. Beckmann's Literatur der ältern Reisebeschr. 2. B. St. 3. S. 409—429. Das holländische Original der ersten Reise erschien zu Delft 1698. f. Die französische Übers. derselben ebend. 1700. f. Paris 1704. N. A. 1726. Von der zweiten Reise erschien das holl. Orig. zu Delft und Amst. 1711. f. N. A. 1714. Franz. Übers. ebend. 1718. 2 Bde. f. Verbessert vom Abbé Banier erschienen beide Reisen zu Rouen 1725. 5 Bde. 4. Diese Ausgabe hat Vorzüge in Ansehung des Textes, die Kupfer sind minder gut; überhaupt findet man diese in den alten holländ. Ausg. am besten. Nicht mit Unrecht rühmte er sich einer größeren Genauigkeit als Chardin und Kämpfer bewiesen haben.

†) S. *Petri* Venerab. liber contra Petrobrusianos in der Biblioth. Cluniacensi p. 1117. *Mabillon* Annal. Benedict. T. VI. p. 346. *Basnage* Hist. des Eglises Reformées Period. IV. p. 140. Geschrieben, wie Einige vorgegeben, hat er nichts, und Bossuet hat dies in der Hist. de variations dargethan.

Papes depuis S. Pierre jusqu'à Benoit XIII. inclusivement. à la Haye 1732—34. Vol. V. 4. Die ebenfalls anonym erschienene Traduction de Tacite, avec des notes polit. et hist., pour servir de continuation à l'ouvrage d'Amelot de la Houssaye sur le même historien. à la Haye 1730—35. Vol. VI. 12. für deren Verfasser er gehalten wird, steht der Arbeit des frühern Übersetzers weit nach. Aus seinem Nachlasse gab der Abbé Joly Mémoires historiques, crit et lit. Par. 1751. Vol. II. 12. heraus †). *(Baur.)*

BRUZELLA, ein Pfarrdorf im Kreise Caneggio und Bezirke Mendrisio des schweizerischen Kantons Tessin. Es liegt in einem der reizendsten Alpenthäler der Schweiz, dem blumenreichen mit Kastanien, Nußbäumen, Reben und Wiesen bedeckten Val Müggia. Der Ort gewährt einen äußerst auffallenden Anblick, denn er erhebt sich von der Breggia, die in den Comersee sich ergießt, stufenweise. Ebel, der in seiner Anleitung die Schweiz zu bereisen, 3. Auflage, ihn irrig Buzello nent, vergleicht die Absätze des Berges, auf welchen die Häuser ruhen, mit den übereinander liegenden Stufen einer großen Treppe. *(Graf Henckel von Donnersmarck.)*

BRY (Theodor de *), geb. zu Lüttich im J. 1528, gest. 1598, widmete sich dem Kupferstechen, und ging, durch die Religionsstreitigkeiten aus seiner Vaterstadt vertrieben, ums J. 1570 nach Frankfurt am Main, wo er eine Buchhandlung errichtete, und mehre Werke mit Hilfe seiner beiden Söhne, die sich auch der Kupferstecherkunst gewidmet hatten, herausgab. Ungeachtet der Trockenheit in seinem Vortrag, sind doch seine Blätter wegen ihrer netten und reinlichen Ausführung von Sammlern sehr gesucht, und er behauptet unter den kleinen Meistern einen bedeutenden Rang. Seine verkleinerten Kopien nach andern Meistern werden zum Theil höher geschätzt als die Originale. Unter seine seltensten Blätter rechnet man; Johannes in der Wüste, geätzt. Tanzende Bauern und Bäuerinnen, eine runde Schale, mit einem doppelten Kopf, rund in 4., eine andere runde Schale, in der Mitte ein Brustbild, rund in 4. **). Sein Monogramm ist T. de B. F. T. B. BR.

Bry (Johann Theodor de), Sohn des Vorigen, geb. zu Lüttich 1561, gest. zu Frankfurt a. M. 1623, wird von Heinecken wenigstens dem Vater noch vorgezogen. Von ihm ist Zeichnung und Stich der Blumen in dem Florilegium novum (Ffft. 1612—18. 3 Bde. Fol. neu b. Merian 1641) und der Anthologia magna 1626 Fol., die jedoch für den Botaniker keinen Werth haben. Von ihm und seinem Bruder gemeinschaftlich gearbeitet sind die Verae icones variarum gentium aere incisae Ffft. 1599, von Theodor allein die Figuren in *Bauhin's* Theatrum anatomicum 1621. Den meisten Ruhm hat er sich jedoch erworben durch seine Collectiones peregrinationum in Indiam orientalem et occidentalem Ffft. 1590—1634. Teutsch ebendas. Diese aus 25 Bden Fol. bestehende Samlung von Reisen nach beiden Indien ist in zwei Folgen getheilt, welche die französischen Bibliographen als Grands Voyages und Petits Voyages unterscheiden, weil die erste Folge von 13 Bden in größerem Format ist, als die zweite. S. Mémoire sur la collection des grands et petits Voyages et sur la collection des Voyages de Melchisedech Thevenot p. A. G. Camus. 1802. 4. und Eberts Bibliogr. Lexicon.

Der jüngere de Bry, Johann Israel, hat sich durch nichts Vorzügliches ausgezeichnet, und da er mehrentheils mit seinem Vater und Bruder in Gesellschaft arbeitete, sind auch weiter nichts als zwei Blätter von ihm bekant worden. Er starb ungefähr ums Jahr 1611. *(Weise.)*

BRYAN, Grafsch. in dem nordamerik. State Georgia, von Bullock, Effingham, Chatham, Tatnel und dem Ozeane umgeben, 1820 mit 3021 Einw., worunter 2238 Sklaven und 24 freie Farbige. Ein ungesundes Marschland, das von Cannouchee und Medway bewässert wird, und reich an Reis und Baumwolle ist. Das Gerichtshaus steht isolirt und hat 1 Postamt. *(Hassel.)*

BRYANT (Jacob), ein durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und den rastlosen Eifer, mit dem er sonderbare Meinungen ersann und vertheidigte, berühmter Mann, war 1715 geboren zu Plymouth in Devonshire, wo sein Vater beim Zollamt angestellt war. Er erhielt seine gelehrte Erziehung zuerst zu Eton, dann zu Cambridge im King's College, wo er 1740 die Würde eines Baccalaureus, vier Jahre später die eines Magister Artium erhielt. Nachdem er die beiden Söhne des als Feldherrn so berühmten Herzogs von Marlborough als Tutor nach Eton begleitet hatte, blieb er immer mit ihnen in einem ehrenvollen Verhältnisse, das ihm bis zum Ende seines Lebens Unabhängigkeit und Muße verschaffte. Den ältern derselben, den verstorbnen Herzog von Marlborough, begleitete er als Privat-Secretär auf das Kontinent, wo der Herzog das königliche Heer anführte, und als dieser zum Generalfeldzeugmeister befördert worden, verschaffte er seinem Secretär eine einträgliche Stelle bei dem Büreau des Stückwesens. Die Unabhängigkeit und Muße, deren er genoß, wendete er auf seine Studien, deren Hauptziel zu allen Zeiten die Religion war, die er durch seine Schriften, so wie durch sein schuldloses Leben und seinen milden Charakter empfahl [1]), und deren historische Vertheidigung die vornehmste Quelle der Paradoxien war, die seinen Namen so berühmt gemacht haben. Er war nie verheirathet. In frühern Jahren war er ein muntrer und lebhafter Mann, nach dem Gebrau-

†) Mém. de Niceron T. XLII. 130. von Joly, mit Zusätzen wieder abgedr. in den Eloges de quelques auteurs Fr. Dijon 1742. 8. p. 85., und bei dem von Joly herausgegebenen Nachlasse Bruys. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud). Henkes Kirchengesch. 5. Th. 337.

*) Er nannte sich bald Thierry od. Theoderich, bald Theodor.

**) Ein mehres s. Hüsgen Nachrichten von Künstl. u. Kunstsachen S. 26., und Huber T. I. S. 208.

1) Bei Gelegenheit seines Todes sagt ein engländisches Blatt von ihm: Jacob Bryant a man whose life had been devoted to the acquirement of learning, and the goal of whose labours was a firm settlement of conviction in religion. He had by study amassed an erudition which was parallel'd by few, and surpassed by none; his piety grew out of his learning, and was only equalled by it. With the mildness of a child, he united the firmness of a Stoic. Gentleman's Magaz. Vol. 74. p. 1080. 1165.

che der Schule von Eton auch in Leibesübungen wohl erfahren [2]). In reifern Jahren führte er eine sitzende Lebensart. Er starb d. 14. Novemb. 1804 in seinem 89. Jahre zu Cippenham bei Windsor auf seinem Landhause, an den Folgen einer Wunde am Schienbeine, die er bei einem Fall in seiner Bibliothek erhalten hatte. Seine reichhaltige Bibliothek vermachte er dem King's College; eine Summe von 1000 L. bestimmte er für bejahrte Collegiaten von Eton, und das Doppelte für die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums. Eine Inschrift in der Pfarrkirche von Farnham Royal preist seine Verdienste als Gelehrter und als Mensch. Am Schlusse derselben heißt es: **libris erat adeo deditus, ut iter vitae secretum iis omnino deditum praemiis honoribusque, quae illi non magis ex patroni nobilissimi gratia, quam suis meritis praesto erant, usque praeposuerit** [3]).

Bryant's bemerkenswerthere Schriften sind theils theologischen, theils antiquarischen Inhalts. Zu jenen gehören: **Vindiciae Flavianae, or a Vindication of the Testimony given by Josephus concerning our Saviour Jesus Christ. 1781. 2 Vol. 12.**, welche ohne seinen Namen erschienen sind. — **A Treatise upon the authenticity of the scripture and the truth of the christian religion 1791**, welches Werk 11 Mal aufgelegt worden ist. — **Observations on a controverted passage in Justin Martyr, and upon the worship of angels. London 1793. 4.** — **The sentiments of Philo Judaeus concerning the** *λόγος* **or Word of God, together with large extracts from his Writings compared with the Scriptures. 1797. 8.**, ein Buch, welches wenigen Beifall gefunden hat. Sein letztes Werk in dieser Gattung war: **Observations upon some passages in scripture which the ennemies to religion have thought most obnoxious and attended with difficulties not to be surmounted. 1803. 4.** — An diese Werke schließen sich zunächst diejenigen: welche die historische Zuverlässigkeit der heil. Schrift zu begründen bestimt sind, meist aber weit über ihr Ziel hinausgehn, und dem Alten, was sie erweisen wollen, viel Neues und Unerwiesenes unterschieben. Hieher gehören: **Observations upon the Plagues inflicted upon the Egyptians, in which is shown the peculiarity of those judgements, and their correspondence with the rites and Idolatry of that people, with a prefatory discourse concerning the grecian colonies from Egypt. 1794. 8.** und früher als eines seiner andern Werke: **Observations and Inquiries relating to various parts of ancient History, containing dissertations on the wind Euroclydon and on the Island Melite, together with an account of Egypt in its most early state and of the Shepherdkings. 1767. 4.** Bryant nimt hier in **Act. Apost. c. 27, 13.** den Wind *εὐροκλύδων* gegen Bentlei in Schutz, und sucht zu erweisen, Melita, wo Paulus gestrandet, sey nicht Malta, sondern die kleine Insel Melitene im adriatischen Meere unfern Ragusa [4]). Dasjenige seiner Werke aber, in welches er die größte Fülle von Gelehrsamkeit und Paradoxie niedergelegt, und das seinem Namen die größte Berühmtheit verschafft hat, ist sein System der Mythologie. Dieses Werk, welches im J. 1772 in einer kleinen Schrift angekündigt wurde, welche die Überlieferung von der Fabel zu säubern, und die verunstaltete Wahrheit in ihrer ursprünglichen Reinigkeit wiederzugeben verspricht, erschien das Jahr darauf in drei großen und starken Bänden unter dem Titel: **New System or Analysis of ancient Mythologie. London 1773 — 1776. 4.** mit dem Motto: *ναφε και μεμνασ' ἀπιστειν· αρθρα ταυτα των φρενων*, eine Warnung, die der gelehrte Mann selbst wenig beherzigt hat, die aber den Lesern seines Buchs nicht genug zu empfehlen ist. Überzeugt, daß es ein großer Irrthum sey, den Ursprung der Völker, Sprachen, Wissenschaften und Künste aus Phönizien oder Ägypten abzuleiten, führt er selbst Alles auf Chusen oder Chutiten zurück, welche zuerst die alte göttliche Wahrheit verlassen, menschliche Weisheit und Künste mit großer Einsicht gefördert, und sich dadurch der Tempel und Altäre bemächtigt hätten. Genossen ihrer Unternehmungen waren die von Ham abstammenden Völker, die den gemeinsamen Stammvater als Ammon verehrten und Ammoneer genant wurden. Die Sprache dieser Ammoneer sucht er nun bei dem Fackelschein der Etymologie auf, und nachdem er sie gefunden zu haben glaubt, steigt er mit ihrer Hilfe wieder zu der Geschichte der Abkömmlinge und Kolonien dieses Volkes herab, wobei es an den außerordentlichsten Entdeckungen nicht fehlen kann. Vor allen Dingen suchte er dabei zu erweisen, daß die Erzählungen der mosaischen Schriften den meisten Glauben verdienen, während die über Moses hinaussteigende Chronologie der Chaldäer und Ägypter nichts als ein Gewebe von Irrthum und Falschheit sey [5]). Das ganze Werk ist ein Beleg zu dem Satze, daß auf dem Gebiete der Geschichte die ausgebreiteteste Gelehrsamkeit mit Geist und Scharfsinn verbunden, ohne nüchternes Urtheil in die Syrten des Irrthums führe, und weit entfernt die Wahrheit zu fördern, sie verdunkle. Ein besonnener Beurtheiler desselben sagt, wie es uns scheint, treffend und der Wahrheit gemäß, es sey in demselben ein solcher Misbrauch mit der Anwendung alter Zeugnisse getrieben, so viel auf kühne Vermuthungen gebaut, Wahres und Falsches so gemischt, daß es den unvorsichtigen und des Alterthums nur mäßig kundigen Leser leicht bestricke, den besonnenen aber und gründlich gelehrten leicht auf die Meinung bringen könne, der Verfasser habe mit seinen dreisten Behauptungen den Leser auf die Probe stellen oder mystificiren wollen [6]). — Die Erwähnung einiger Münzen der Stadt

2) Durch seine Geschicklichkeit im Schwimmen rettete er dem Doktor Barnard, Provost von Eton, das Leben. 3) Die vollständige Inschrift s. im **Gentl. Magaz Vol. 81. an. 1811. Sept. 216.** Vgl. über sein Leben ***William Bowyer* Literary Anecdotes. Vol. III. p. 47.**

4) Einen befriedigenden Auszug aus diesem Werke, vornehmlich aus dem Aegypten betreffenden Theil geben die Götting. Anzeigen, 1768. 1. Band, 60. 61. St. S. 473 ff. 5) Auszüge aus diesem Werke s. in den Göttinger Anzeigen 1774. 10. S. 73. ff. 1775. 56. S. 476 ff. 1777. S. 92 f. 6) Wyttenbach in der **Bibl. Crit. Pars I. p. 53 ss.** wo er doch hinzufügt: **Quamquam quis tanti faciat lusum et fallaciam, ut magno labore tria volumina conscribat, et doctioribus tamen nugari videatur?** Bryant

Apamea in Phrygien, die mit der Inschrift ΝΩΕ, dem schwimmenden Kasten, der Taube, dem Raben und dem Ölzweige eine bestimmte Hindeutung auf die Geschichte der Noachischen Fluth bei Moses zu enthalten schienen [7]), veranlaßte Streitigkeiten (s. Archaeologia, published by the Society of Antiquaries. Vol. IV. p. 315. ff.) und von Seiten Bryant's eine neue und ausführlichere Schrift über denselben Gegenstand (Defence of the medal of Apamea. London 1775. 4.), bei welchem er sich, was die Hauptsache betrifft, der Beistimmung Eckhel's zu erfreuen gehabt hat (s. Doctrina numorum, Vol. III. p. 135. ss. Vgl. Gentleman's Magaz. Vol. 45. p. 225. 637. Vol. 46. p. 307. 461. 499. Vol. 47. p. 357.). — In neue Streitigkeiten verwickelten ihn die Untersuchungen gelehrter Reisenden über die Lage von Troja, indem er gegen le Chevalier's bekannte Schrift (welche aus der Handschrift von Dalzel in Edinburg übersetzt, zuerst in engländischer Sprache erschien: A Description of the Plan of Troy, by Mr. Le Chevalier), Bemerkungen ans Licht stellte (Observations upon a Treatise entitled a Description of the Plan of Troy, London 1795. 4.), welche das ganze System jenes Reisenden, dessen Einzelheiten späterhin auch von Andern bestritten worden sind, umwerfen sollten. Diese Bemerkungen aber waren nur Vorläufer eines größeren Werks, welches einen, schon lange von Bryant gehegten Gedanken [8]) ausführte, daß Troja und der trojanische Krieg nur in den Werken Homers vorhanden gewesen: A Dissertation concerning the war of Troy and the Expedition of the Grecians as described by Homer, shewing that no such Expedition was ever undertaken and that no such city of Phrygia existed. London 1796. 4. [9]). Der hier geführte Erweis, von dem ein teutscher Gelehrter nicht mit Unrecht sagte, daß mit den nämlichen Gründen auch die Nichtexistenz von Jerusalem erwiesen werden könne, wurde in einem Briefe von Gilbert Wakefield mit mehr Lebhaftigkeit als Anstand, von Morritt aber mit größerer Gründlichkeit und Würde angegriffen (Gentlem. Mag. Vol. 70. S. 59.), worüber Bryant mit den Redaktoren des British Critic in Streit gerieth. — Zu dieser Klasse von Br. Werken müssen wir noch den Delectus Gemmarum antiquarum der Samlung des Herzogs von Marlborough zählen, von welchem Werke er den ersten Band bearbeitet hat [10]) (London 1783. fol.); so wie seine Collections on the Zingara or Gipsey Language, in der Archaeologia VII. p. 387. — Zuletzt erwähnen wie noch seiner Theilnahme an dem Streite, welcher über die Echtheit der unter Thomas Rowley's Namen herausgegebnen Gedichte geführt wurde [11]), worüber er, unterstützt von Dokt. Glynn zu Cambridge, 2 Bde. Observations herausgab (1781. 8.), in denen er darzuthun suchte, daß jene Gedichte nicht, wie man behauptete, von Chatterton untergeschoben seyn könnten, indem dieser sie oft nicht einmal verstanden hätte. Eine andre Streitschrift: Address to Priestley upon his doctrine of philosophical necessity. 1780. 8., machte wenig Glück; wie man überhaupt in Bryant's polemischen Schriften zwar Lebhaftigkeit, aber wenig dialektische Kraft findet. — Bei seinem Tode hinterließ er mehre ausgearbeitete Schriften, von denen uns nicht bekant ist, daß sie in das Publikum gebracht worden sind. (*F. Jacobs.*)

BRYAXIS. Kugelann beschreibt *) unter dem Namen Bryaxis Schneideri ein kleines Käferchen, das wahrscheinlich zur Gattung Pselaphus gehört. Leach hat (Zool. Miscell. Vol. III. p. 85.) eine Familie der Gattung Pselaphus, die sich durch ein kegelförmiges Endglied der Kinnladen-Taster auszeichnet, zu einer besondern Gattung erhoben, und ihr den Namen Bryaxis beigelegt. (*Germar.*)

Bryennius, s. Nicephorus.

BRYGES, auch Brygi und Briges, ein thrakisches Volk, das nach *Herod.* IV, 45; VII. 73 u. 185. zwischen den Pieriern, Makedoniern und Chalkidern saß, nach *Con.* ap. *Phot.* cod. 186 c. 1 und *Herod.* VII, 139 ursprünglich seinen Hauptsitz auf und um den Bermios hatte, nach *Strab.* VII, 7, 8. im südlichen Makedonien an den Bergen wohnte, aus welchen der Erigon mit seinen Nebenflüssen komt. (*Ricklefs.*)

BRYONIA, (ein classischer, schon von Nikander, Dioskorides und Galen gebrauchter Name) bezeichnet eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cucurbitaceen und der 21. Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger Kelch und Corolle. Drei Staubfäden, wovon zwei doppelt gewundene Antheren tragen. Drei Pistille. Dreifächerige Beere, deren Samen in besondern Zellen liegen. Mir sind folgende Arten bekant:

a) Mit unzertheilten winkligen Blättern: 1) Br. *rostrata* Rottl., mit herzförmigen runden stumpf gezähnten fast glatten Blättern und winkligen lang geschnäbelten Früchten. In Ostindien. 2) Br. *scabra*, mit herzförmi-

---

war ein sehr ehrlicher und wohlgesinnter Mann, welcher seiner Sache vollkommen gewiß zu seyn glaubte, und sich durch den geringen Eindruck, den seine Ideen machten, nicht abhalten ließ, sie mit Eifer zu verfolgen. S. teutsches Museum 1777. S. 473. Küttner's Beiträge zur Kentniß des Innern von England, 8. Band, S. 107. Eine Vertheidigung seines Systems, vornehmlich gegen die Kritik des holländischen Gelehrten gab er heraus unter dem Titel: A farther illustration on the Analysis of ancient mythology in answer to some foreign observations 1778. 7) S. New System. Vol. II. p. 229. 8) S. dessen Brief in Michaelis literarischem Briefwechsel Th. 2. S. 506. 9) Die paradoxe Behauptung des gelehrten Mannes gab zu folgendem Epigramme Veranlassung:

Adieu to Troy.

Farewell, old Homer's Troy,
The song of men and boy!
How cruel are thy fates, how fickle;
For ten long years by Greeks oppos'd,
Then to cornfields metamorphos'd,
Art now mow'd down by Bryant's sickle.

S. teutscher Mercur 1796. 12. St. 401. Ein befriedigender Auszug aus dem erwähnten Werke ist gegeben in derselben Zeitschrift 1797. 3. St. 247 ff.

10) Den 2. Bd. bearbeitete Dokt. Cole, und Dutens besorgte die französische Übersetzung. 11) Poems supposed to have been written at Bristol by Thomas Rowley and others in the fifteenth Century, the greatest part now first published from the most authentic copies etc. 1777. 8.

*) Verzeichn. d. Käf. Preuß. ausgearb. von J. K. W. Illiger, S. 293.

gen winkligen gezähnten Blättern, deren Oberfläche mit schwieligen Punkten, die untere mit Zottenhaaren besetzt ist und den Blüthen in Dolden. Am Kap und in Ostindien. 3) Br. *verrucosa* Ait., mit herzförmigen, stumpfen winkligen gezähnten Blättern, die oben und auf den Blattvenen unten mit schwieligen Punkten besetzt sind, einblüthigen Stielen und kugeligen glatten Beeren (*Br. punctata Thunb.*). In Ostindien, am Kap und auf den canarischen Inseln. 4) Br. *acutangula* Thunb., mit herzförmigen winkligen ganz glatten Blättern, deren verdünnte Spitze lang vorgezogen ist, und einblüthigen sehr langen Stielen. Am Kap und auf Guadeloupe. 5) Br. *grandis*, mit herzförmigen, winkligen glattrandigen glatten, oben mit schwieligen Punkten besetzten Blättern, die unten an der Basis fünf Drüsen haben, und einblüthigen Stielen. In Ostindien.

b) Mit gelappten Blättern. 6) Br. *umbellata* W., mit spontonförmig-dreilappigen auf beiden Seiten glatten entfernt gezähnten Blättern und doldenartigen Blüthenstielen. In Ostindien. 7) Br. *epigaea* Rottl., mit dreilappigen gezähnten, scharfen Blättern, deren Seitenlappen zweilappig und winklig sind und doldenartigen Blüthen. In Ostindien. 8) Br. *scabrella*, mit dreilappigen gezähnten auf beiden Seiten mit schwieligen Punkten und scharfen Härchen besetzten Blättern, deren Seitenlappen winklig und der mittlere verlängert ist. In Ostindien. 9) Br. *angulata* Thunb., mit drei- und fünflappigen gezähnten auf beiden Seiten scharf haarigen Blättern und Doldentrauben in den Blattachseln. Am Kap. 10) Br. *americana* Lam., mit herzförmigen dreilappigen glattrandigen auf beiden Seiten rauhen mit schwieligen Punkten besetzten Blättern, und dreisamigen Beeren. In Westindien. 11) Br. *alba*, mit herzförmigen fünflappigen gezähnten mit schwieligen Punkten und scharfen Haaren besetzten Blättern, traubenartigen Blüthen und schwarzen Beeren. Durch ganz Europa *). 12) Br. *dioeca*, mit herzförmigen fast handförmig fünflappigen schwielig rauhen Blättern, traubenartigen Blüthen und rothen Beeren. In England und dem südlichen Europa. 13) Br. *cretica*, mit herzförmigen fünflappigen auf beiden Seiten mit schwieligen Punkten dicht besetzten Blättern, deren Lappen glattrandig und an der Spitze verdünnt sind. Auf Candia. 14) Br. *racemosa* Sw., mit dreilappigen gezähnelten etwas scharfen Blättern und traubenartigen Blüthen. In Westindien. 15) Br. *Garcini* W., mit fünflappigen Blättern, deren Lappen umgekehrt eiförmig gezähnelt und auf beiden Seiten mit schwieligen Punkten besetzt sind. Auf Zeilan. (Sicyos Garcini *L.*). 16) Br. *alceaefolia* W., mit tief handförmig getheilten auf beiden Seiten etwas scharfen Blättern, deren Lappen schmal und dreilappig sind, auch einblüthigen Stielen. In Ostindien. 17) Br. *laciniosa*, mit tief handförmig getheilten auf beiden Seiten rauhen Blättern, deren Fetzen gesägt und deren Stiele dicht mit krautartigen Stacheln besetzt sind, auch einblüthigen Stielen und gestreiften Beeren. Auf Zeilan. 18) Br. *africana*, mit tief handförmig getheilten auf beiden Seiten scharfen Blättern, deren Fetzen halbgefiedert sind und doldenartigen Blüthen. Am Kap. (*Sprengel.*)

BRYONIN; so nennen Brandes und Firnhaber einen eigenthümlichen, aus den geistigen Auszügen der Bryonia-Wurzel durch essigsaur. Blei gefällten Stoff, dem höchst wahrscheinlich die Wirkungen dieser Wurzel zukommen. In der dichtern Masse ist er röthlich braun, im dünnen Überzuge röthlich gelb, von etwas süßlichem, syrupartigem Geruch, von anfangs süßlichem, dann etwas stechendem, und darauf außerordentlich bitterm Geschmack. Er verhält sich hygroskopisch an der Luft; in der Hitze bläht er sich stark auf, und verglimt dann unter Entwickelung eines stechenden Geruchs, und Hinterlassung von viel Kohle. Alkohol löst ihn bis auf einen geringen, zum Theil zuckrigen, zum Theil thierisch-vegetabilischen Rückstand auf. Wasser löst das reine Bryonin vollkommen auf, und die Auflösung wird durch Lackmuspapier geröthet. Essigsaures Blei und Gallustinktur bewirken darin vielen weißen flockigen Niederschlag, und Kali einen ähnlichen, welcher sich wie Bittererde verhält. Schwefel-Kupfer, Brechweinstein, salzs. Zinn, salzs. Eisenoxydul, und oxalsaures Ammonium trüben nur wenig die Auflösung (s. Pharmaceutische Monatsblätter III. Jahrg. 5. Bd. 3. Hft. S. 366 rc.). (*Th. Schreger.*)

BRYOPHYLLUM, nannte Salisbury (parad. lond. t. 3.) zuerst eine Pflanze, welche Andrews Verea, Adanson und de Candolle Calanchoë genant hatte, und die sich von Cotyledon blos durch ein verschiedenes Zahlen-Verhältniß, nämlich viertheiligen Kelch, vierspaltige

---

*) Die Wurzel dieser in Teutschland an Hecken und Zäunen wachsenden Bryonia alba, (Zaunrübe, Gichtrübe), ist spindelförmig, fingers- bis armsdick und darüber, oft gabelförmig getheilt und dann wie gegliedert, fleischig, saftig, außen graugelb, innen weiß, etwas ins Grüne fallend, auf dem Querschnitt ringförmig strahlig, von virösem, äußerst widrigem Geruch, und scharfbitterm, etwas adstringirendem Geschmack. Getrocknet fällt sie weiß, oder blaßgelb, schwammig und mehlig aus, riecht und schmeckt jetzt weit schwächer. Sie entwickelt in der Guajaktinktur nicht mehr die grüne Farbe, wie im frischen Zustande. Nach Vauquelin enthält sie eine im Wasser und Alkohol gleich auflösliche bittere Substanz, Stärkmehl, übersauren äpfelsauren Kalk, phosphorsauren Kalk, viel Gummi, Holzfaser, etwas Zucker und thierisch-vegetabilischen Stoff, nach Braconnot auch Klee- und Salpetersäure. Brandes und Firnhaber zogen aus 2000 Theilen dieser Wurzel 38 Bryonin (s. unten) mit etwas Zucker, Phyteumacolla, essigs. und äpfels. Kalksalzen, 42 Harz mit etwas Wachs, 26 Halbharz, 200 Schleimzucker mit Phyteumacolla, saurem, äpfels. Kalk und äpfels. Kali, 290 Gummi, 40 Stärkmehl, 50 Gelatin, 20 verhärtetes Stärkmehl, 10 phosphorsaur. Bitter- und Alaunerde, 20 äpfels. Bittererde, 124 verhärtetes Pflanzeneiweiß, 55 Gummein, 340 durch Kali löslich gemachte extractive der Phyteumacolla verwandte Materie, 315 Faser, 400 Wasser, und 30 Verlust. In einer Gabe von 1 — 2 Drachmen wirkt die Wurzel innerlich zumal, und äußerlich in Wunden gebracht als ein heftig reizendes Gift durch Entzündung rc. Ihre Virulenz liegt in dem Safte, und in den in Wasser auflöslichen Theilen derselben.

Mehr sonst gebrauchte man den ausgepreßten Saft der frischen Wurzel, mit Zucker versetzt, zu ½ — 1 Dr. täglich zwei-dreimal oder 1 — 4 Dr., drei- viermal täglich von einem Aufguß derselben zu 1 Unze auf 2 Pfd. Wasser, Bier oder Wein, als ein drastisches Purgirmittel bei Krankheiten mit großer Trägheit der Abdominaleingeweide, bei Epilepsie, Manie und Wassersucht. Allein wegen ihrer unsichern, oft höchst emetischen, und äußerst heftigen Wirkung auf den Darmkanal rc., ist sie jetzt, troß der neuern Anpreisungen derselben von Harmand de Montgarny, wol ganz außer Gebrauch. (*Th. Schreger.*)

Corolle, acht Staubfäden und vier Pistille unterscheidet. Allein dieser Unterschied ist nicht so standhaft und wichtig, daß wir ihn annehmen könnten. Daher ist es besser, mit Lamarck, Ventenat und R. Brown, die Arten dieser Gattung zu Cotyledon zu rechnen, wo sie vorkommen werden. (*Sprengel.*)

BRYUM, ist eine Moos-Gattung mit doppeltem Peristom, wovon das innere aus einer Haut besteht, die sich in mehrentheils durchbrochene Zähne, mit dazwischen stehenden Wimpern erhebt. Dabei kommen die Fruchtstiele aus den Spitzen der Triebe. Es umfaßt diese Gattung mehre Arten Mnium, so wie die Hedwig'schen Pohlien und Weberen, und unterscheidet sich von Mnium durch die glatte Kapsel, welche bei dem letztern gefurcht ist. Die gewöhnlichen Arten sind: 1) Br. *pyriforum* Sw., mit pfriemenförmigen gebogenen gezähnelten Blättern und birnförmigen überhangenden Kapseln. Erscheint auf Blumentöpfen der Gewächshäuser sehr häufig, wächst auch auf feuchten Sandsteinfelsen. 2) Br. *crudum* Sm., mit lanzetförmigen flachen gesägten Blättern, deren Nerve unter der Spitze aufhört und ablanger nickender Kapsel. An Abhängen und Gräben in bergigen Wäldern. 3) Br. *argenteum* L., mit dicht geschuppten eiförmigen hohlen gesägten in eine Spitze auslaufenden silbergrauen Blättern, deren Nerve unter der Spitze aufhört, und überhängenden birnförmigen Kapseln. An Felsen und Wänden. 4) Br. *roseum* Schreb., mit spathelförmigen, scharf zugespitzten gesägten etwas wellenförmig gebogenen quirlförmig gestellten Blättern, deren Nerve ausläuft. Wächst an Abhängen, trägt aber selten Früchte. 5) Br. *capillare* L., mit ablangen glattrandigen an der Spitze zugerundeten Blättern, deren Nerve in eine haarförmige Granne über die Spitze ausläuft, und ablangen überhängenden Kapseln. An der Nordseite der Felsen. 6) Br. *caespiticium* L., mit eilanzetförmigen zugespitzten glattrandigen Blättern, deren Nerve über die Spitze hinausgeht, und fast eiförmiger überhangender Kapsel. 7) Br. *nutans* Schreb., mit lanzetförmigen lang zugespitzten gesägten Blättern, deren Nerve nur in die Spitze, nicht über dieselbe hinausgeht, und ablang-eiförmigen überhangenden Kapseln. Beide letztere sehr gemein. 8) Br. *punctatum* Schreb., mit umgekehrt eiförmig rundlichen netzförmig geaderten am Rande verdickten glattrandigen Blättern, deren Nerve unter der Spitze aufhört, und eiförmiger überhängender Kapsel, deren Deckel kurz geschnäbelt ist. In feuchten Hölzern. 9) Br. *ligulatum* Schreb., mit bandförmigen wellenartig gebogenen netzförmig geaderten Blättern, deren Rand verdickt und gesägt ist und deren Nerve etwas über die Spitze hinaus geht. In allen schattigen Hölzern. Beide letztere bilden gestreckte unfruchtbare Ranken. 10) Br. *hornum* Schreb., mit lanzetförmigen sehr langen zugespitzten aufrechten Blättern, deren verdickter Rand röthlich und gesägt ist, und deren Nerve bis in die Spitze reicht, mit überhangenden ablangen Kapseln. In feuchten Hölzern. 11) Br. *cuspidatum* Schreb., mit umgekehrt eiförmigen zugespitzten netzförmig geaderten Blättern, deren verdickte Ränder nach der Spitze zu gezähnt sind und deren Nerve über die Spitze hinaus läuft, mit eiförmiger überhängender Kapsel und halbkugeligen stumpfen Deckelchen. In Hölzern sehr gemein. (*Sprengel.*)

BRZESC (spr. Brschesk), Litowsk, befestigte Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Grodno (52° 5′ 4″ d. Br. 41° 17′ 53″ L.), vormals die Hauptstadt einer Woiwodschaft gleiches Namens, am Bug, in einer morastigen Gegend, mit einem festen Bergschlosse und 4000 E., unter denen viel Juden sind, die hier ihre eigene Synagoge und eine stark besuchte hohe Schule haben, welche die Rabbinerwürde zu vergeben das Recht hat. Auch war hier früher der Sitz eines griechischen Bischofs. Bei der Stadt ist ein kaiserl. Palast mit einem schönen Garten (sonst ein Schloß der vormaligen Könige von Polen). Es wird hier ein beträchtlicher Handel getrieben. In Brzesk, Jalowka und Preborow sind wichtige Gränzzölle, wo in manchen Jahren die Ausfuhr über 600,000 Rubel, und die Einfuhr gegen 200,000 Rubel beträgt.— Im J. 1435 wurde hier zwischen Polen und dem teutschen Orden Friede geschlossen und 1794 am 8. Sept. siegte hier Suwarow über den poln. General Sirakowski. (*J. Ch. Petri* u. *v. Wichmann.*)

BRZESKO, 1) Städtchen im Bochnier Kreise, 150 Tois. über d. Meer, und die erste Poststation von Bochnia nach Lemberg, am Uszwika, mit ungefähr 800 Einw. Es sind hier sehr viele Juden, unter welchen sich mehre äußerst geschickte Drechsler befinden. Dieses Städtchen ist im Kleinen für Galizien, was Berchtesgaden für Oberteutschland ist.— 2) Brzesko, auch Nowi (Neu-) Brzesko, Städtchen u. zweite Poststation hinter Krakau auf der Straße nach Lublin und Warschau. Eine halbe M. davon ist das Pfarrdorf Stari-Brzesko oder Alt-Brzesko. (*Schultes.*)

BRZEZAN oder **BRZEZANY**, eine Kreisstadt von 793 Häusern u. 4357 Einw. Sie liegt südöstlich von Lemberg unter 49° 30′ 25″ nördl. Br. u. 42° 21′ 30″ L., hat 1 Schloß, 3 Kirchen für Katholiken, Armenier u. Griechen, 1 kathol. Kloster, an 800 Häuser mit 4400 Einw., 1 Gymn. und 1 Hauptstraße, und ist der Sitz des brzezaner Kreisamtes. Der brzezaner Kreis ist einer der größern und reichern Kreise Galiziens. Die Zahl seiner Einwohner betrug im J. 1803 nach Original-Conscriptionslisten 205,292; im J. 1807 nach Bredetzky 212,934. Die Steuer belief sich auf 67,639 Fl. 30¼ Xr., wovon 37,295 Fl. 54¼ Xr. Dominicale, 30,143 Fl. 36 Xr. Rusticale u. 200 Fl. Lahnuale, nebst 14,268 poln. Metzen Korn und 19,816¼ Hafer. Durch diesen Kreis geht die Straße von Lemberg nach der Bukowina u. nach Tarnopol. Er ist einer der fruchtbarsten und enthält sehr reiche Güterbesitzer, auch einige Spuren von Gewerbfleiß (besonders Bienenzucht) und Handel, der durch Armenier u. Juden betrieben wird. Letztere hatten ehedem für ihre Jugend 6 jüdisch-teutsche Schulen in diesem Kreise. Man fertigt in diesem Kreise viele grobe Leinwand, und die daselbst häufig vorkommenden Feuersteine werden in einer eigenen k. k. Fabrik gehauen *). (*Schultes.*)

*) Vgl. Haquet's interessante Schriften: über die Feuersteine 8. Wien 1792 und Berlin 1807. — Eine Karte von diesem Kreise ist auf dem VIII. Blatte des Maire'schen Atlas.

BRZEZINA. Diesen Namen führen 14 Orte in Böhmen und Mähren, unter welchen sich das zur Herrschaft Radniz gehörige Dorf im pilsner Kreise auszeichnet, 1 St. von Rokitzan. Nicht weit von den alten Burgruinen und dem Meierhofe sind in einem Thiergarten zwei Häuser im neuern Geschmack erbaut, wovon das eine die Bibliothek und naturhistorischen Schätze des Grafen Caspar Sternberg, als Sehenswürdigkeit für viele Reisende barg, bis der Besitzer sie neuerlichst sämtlich dem böhmischen National-Museum in Prag großmüthigst einverleibte. Eine bleibende Merkwürdigkeit sind aber die nahen Steinkohlenbergwerke, wo eine ganze unterirdische Palmen-Flora in kolossalen, verkohlten und versteinerten Exemplaren anzutreffen ist, welche der Graf in einem eignen Werke (Flora der Vorwelt) abbilden ließ und beschrieb *). (*André.*)

BRZEZNOW (Brzizen), Herrschaft, Schloß und Markt, in Böhmen, im bunzlauer Kreise, 1¼ St. von Bunzlau. (*André.*)

BRZOSTECK, Städtchen im Jaslöer Kreise Galiziens, an der Wisloka, mit e. teut. Schule. (*Schultes.*)

BRZOZOW, Städtchen am San im Sanoker Kreise Galiziens, nordöstl. von Dukla u. nordwestl. von Sanok, mit einer Schule. (*Schultes.*)

Bsura, s. Weichsel.

BU. Die Kalmücken haben eine Menge Zeremonien und tangutische Segenssprüche, welche die Heilung dieser, oder jener Krankheiten bewirken sollen. Sie bedienen sich fast keiner anderen Arzneimittel, als solcher Gebete, Besprechungsformeln und Figuren, welche letztere als Amulete von ihnen getragen werden (vgl. Burchanen). Den Akt des Beschwörens nennen sie Tarni, den Segen- oder Bötespruch Bu. Bei jedem Kalmücken, sagt Pallas, sieht man eine aufgerollte und in Leder eingenähete Beschwörungs- (Besprechungs-) Formel, als Amulet an einer Schnur auf der bloßen Brust hängen, welche sie von ihren Priestern bekommen. Ich habe große Stücke Baumwollenzeug gesehen, auf welchen allerhand dergleichen, gemeiniglich nichts bedeutende Figuren gedruckt, und mit Farben bunt gemacht waren. Bei jedem ist eine tangutische Formel, und die Beschreibung, wofür solche dienlich ist, beigedruckt. Dergleichen Fetzen, setzt er hinzu, werden von den Kalmücken Bu genant, und in sehr hohem Werth gehalten. Die Priester haben ausgeschnitzte hölzerne Formen, womit sie solche Figuren oder Bu's abdrucken, um sie zum beliebigen Gebrauch bei Krankheiten &c. zu vertheilen †). (*G. C. Horst.*)

BUA, Babua, Insel im adriatischen Meere, an der Küste von Dalmatien, Östreich gehörig, 10 ital. Meilen lang, wohl bevölkert, und fruchtbar an Getreide, Wein, Öl, Obst. Sie hat einen Seehafen, St. Eufemia genant, und eine Asphaltquelle. (*Röder.*)

BUACHE (Philippe), erster Geograph des Königs von Frankreich, geb. zu Paris den 7. Febr. 1700. Anfangs legte er sich auf die Zeichenkunst, widmete sich dann unter dem verdienten Guill. de l'Isle der Geographie und dem Kartenzeichnen, wurde in seinem 29. Jahre erster königl. Geograph, 1730 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und starb den 27. Januar 1773. Ohne der Geographie so große Dienste zu erweisen, wie sein Vorgänger in der Akademie, de l'Isle, und sein Nachfolger, d'Anville, und obgleich manche seiner Voraussetzungen und Vermuthungen durch neuere Reisende widerlegt worden, hat er doch als fleißiger Kartenzeichner und emsiger Forscher anerkanntes Verdienst. Scharfsinnig, aber nach späteren Beobachtungen nur theilweise bestätigt, ist sein neues System der physischen und natürlichen Geographie, durch das er am meisten bekant wurde. Er wollte nämlich, nach Bergketten und Flußgebieten, der Erdoberfläche Naturgränzen anweisen und dem gemäß neue Eintheilungen machen; eben so ordnete er die Meere nach den, durch Inseln und Klippen angedeuteten, auf dem Meeresgrunde fortlaufenden, Gebirgstrichen, auch fing er an, die Länder nach ihren natürlichen Erzeugnissen und zunächst nach Mineralien zu vergleichen. Die Resultate seiner Forschungen theilte er der k. Akademie mit, in deren Schriften sich mehre Abhandlungen und Karten von ihm befinden; besonders gedruckt wurden seine Considérations géographiques et physiques sur les nouvelles découvertes de la grande mer. Par. 1753 4. *), und unter seinen Karten ist vornehmlich sein aus 20 Blättern kl. Fol. bestehender Atlas physique 1754; 1767; zu bemerken, womit zu verbinden ist: Parallèle des fleuves de toutes les parties du monde in den Mém. de l'acad. de Par. 1753. p. 587., eine Karte, die sein System am klarsten und scharfsinnigsten darlegt. Den Atlas selbst erläuterte er in mehren Abhandlungen, und viele Karten von de l'Isle gab er verändert und verbessert neu heraus.— Von seinen beiden durch ihn gebildeten Neffen ist Jean Nicolas Buache, von dem mehre Abhandlungen in den Mém. de l'Inst. nat. stehen, am bekanntesten **). (*Baur.*)

Nach Ph. Buache ist benant: ein Eiland an der Westküste des Australlandes, Edelsland gegenüber; es besteht aus Kalkfelsen, hat einen sandigen Boden, der im Innern stark bewaldet ist, und nährt am Strande eine Menge Robben. (*Hassel.*)

Buali, s. Loango.

BUARCOS, Villa in der portugisischen Provinz Beira, Correiçao de Coimbra, unweit der Mündung des Mondejo, am Fuß eines kleinen Berges, an der Seeseite bemauert, mit 203 Häus., 1100 Einw., Kirche, Hospital, Rhede, Fischerei, Lootsenwesen. Dicht an der Mündung des Flusses liegt das Fort S. Catarina, und dabei in dem Monte de Buarcos ein Steinkohlenbergwerk, in welchem in 3 Schachten 75 Lachter tief gebaut ist; doch sind die Anstalten schlecht und die Ausbeute unbedeutend. Der Ort ward 1752 durch ein Erdbeben sehr verwüstet. (*Stein.*)

---

*) Hesperus 1817. Nr. 71. 72. Band XXV. 1820. Beil. 1.

†) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs in einem ausführlichen Auszuge. Frankf. u. Leipz. 1776. 1, 293.

*) Vgl. *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. II. 97. sq. und die dort p. 101 sq. angeführten Schriften von S. Engel u. A. **) Mém. de l'acad. de Par. 1772. P. II. Hist. 135. Biogr. univ. T. VI. (von Walkenaer). Nouv. Dict. hist. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 537.

Buashaille, s. Hebriden.

BUAT (Louis Gabriel, Graf von), königl. französischer Rath und Mitglied der kurbaierischen Akademie der Wissenschaften in München, der Sohn eines armen Edelmanns in der Normandie, war den 2. März 1732 zu Nançay in Berry geboren, und nannte sich nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Buat-Nançay. Schon in früher Jugend ward er in den Malteserorden aufgenommen, und fand an dem berühmten Ritter Folard, dem Commentator des Polybius, einen seine wissenschaftliche Ausbildung wohlwollend befördernden väterlichen Freund. Durch das Studium der Geschichte und Politik suchte er sich zu diplomatischen Geschäften vorzubereiten, hielt sich mehre Jahre in München auf, war daselbst bei Errichtung der kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zugegen, und wurde 1760 an derselben Director der historischen Klasse. Nachdem er mehre teutsche Höfe besucht hatte, ging er nach Paris zurück, wurde königl. Rath und darauf französischer Gesandter am kursächsischen Hofe zu Dresden, von wo er sich mit diplomatischen Aufträgen nach Regensburg begab. Unbefriedigt durch die ihm übertragenen Geschäfte und unzufrieden über vermeinte Zurücksetzung, zog er sich 1776 in die Einsamkeit zurück, und starb den 18. September 1787 zu Nançay. Buat hat über Politik und Geschichte viel und vielerlei geschrieben, das von Talent und Kenntnissen, von beharrlichem Fleiß und angestrengtem Forschungsgeiste zeugt, aber in seinen Schriften finden sich doch nur einzele Abschnitte, die befriedigend sind, und einigermaßen als ein namhafter Gewinn für die Literatur betrachtet werden können. In seinen historischen Arbeiten, als den wichtigern, ist der ihnen zum Grunde liegende urkundliche Stoff beachtenswerther, als der davon gemachte Gebrauch. Wahrheitsliebend zeigt er sich überall, aber auch leichtgläubig und nicht frei von vorgefaßten Meinungen, z. B. von einer entschiedenen Vorliebe für das Lehnswesen. Mit hellem Geiste urtheilt er über die Begebenheiten im Allgemeinen, aber im Einzelnen ruhen seine Behauptungen und Urtheile hin und wieder auf schwachen Gründen, auch ließ er zuweilen seiner Einbildungskraft allzuvielen Spielraum. Er arbeitete mit großer Leichtigkeit, aber sein Styl ist ungleich, zuweilen kräftig und blühend, öfter hingegen sehr vernachlässigt, uncorrect und durch Breite ermüdend. Das umfassendste seiner historischen Werke ist die Histoire ancienne des peuples de l'Europe. Paris. 1772. Vol. XII. 12., worin er in dem Chaos der ältesten Geschichte manche Dunkelheit glücklich aufhellt, und einzele Perioden (z. B. die Feldzüge des Attila und Theodorich) anziehend darstellt, aber auch öfters in unfruchtbare Untersuchungen eingeht, und nicht nach einem reiflich erwogenen Plane die Begebenheiten an einander reiht. Früher ließ er drucken: Les origines, ou l'ancien gouvernement de la France, de l'Allemagne, et de l'Italie. Vol. IV. à la Haye 1757; ib. (Paris) 1789. Vol. III. 8. (teutsch von K. F. Tröltsch, Bamberg 1764. 8.) Origines boicae domus. Norimb. Vol. II. 4. (mit einer Vorrede von Pfeffel). Recherches sur l'histoire d'Allemagne. 1772. Vol. II. fol. und mehre Abhandlungen, die in den Schriften der baierischen Akademie der Wissenschaften, im Journal encyclopédique, der Gazette littéraire de l'Europe, den Variétés literaires u. a. O. abgedruckt sind. Ermüdend und planlos geschrieben, aber durch manche freimüthige und scharfsinnige Aeußerungen sich empfehlend und von vielseitigen Kenntnissen zeugend, sind seine Elémens de la politique, ou recherches sur les vrais principes de l'économie sociale. Londres. 1773. Vol. VI. 8. und die Fortsetzung davon unter dem Titel: Les maximes du gouvernement monarchique. Ib. 1778. Vol. IV. 8. Daß für ihn auf der dramatischen Laufbahn keine Lorbeern zu ernten waren, beweist sein Trauerspiel: Charlemagne, ou le triomphe des loix. Trag. en V. actes. Vienne, 1764. 8. *). (*Baur.*)

BUBAINEN (auch Großbubainen zum Unterschiede des Dorfes Kleinbubainen), ein Dorf im Insterburgschen Kreise des Reg. Bez. Gumbinnen in Ostpr., am Pregel, zu den fürstl. dessauischen Gütern gehörig, mit wichtigen Mühlwerken (Mahl- und Schneidemühlen). (*v. Baczko.*)

BUBASTIS, von den Griechen Artemis, von den Römern Diana genant [1]), mit ihrem Zwillingsbruder, Horus-Apollo — von Isis-Demeter — und Osiris abstammend [2]), und von Latona zu Buto auf dem See Chemmis erzogen, hat entweder ihren Namen von der Hauptstadt eines berühmten Nomos in Unterägypten, Bubastos [3]), oder diese vielmehr von der Göttin, welche hier vorzüglich verehrt wurde [4]). Ihr Name ist verschieden, aber nicht befriedigend abzuleiten versucht worden [5]), und scheint ägyptischen Ursprungs, wie die Göttin, in seiner Eigenthümlichkeit zu den Griechen übergegangen zu seyn.

In dem Göttersystem der Ägypter nimt die Göttin nach Herodot [6]) die vorletzte Stelle unter den Göttern der dritten Ordnung ein, welche die fünf Zusatztage (Epagomenen) bezeichnen. Ihr Mythos ist, wie der des Helios durch Hinüberstreifen in den des Osiris und Horus, durch gemeinschaftlichen Wirkungskreis mit Luna und Isis getrübt und schwer zu trennen.

Helios und Luna, Götter der ersten Ordnung, deutlich bezeichnet durch ihre plastische Bildung, wecken, beleben, rufen ins Daseyn mit den übrigen fünf kosmogonischen Göttern die Schöpfung und den Weltbau; die sich an diese Acht anschließenden Vier, zweiter Ordnung,

*) Magasin encyclop. A. IV. T. III. 52. Badens gel. Baiern 1. Bd. 159. Biogr. univ. T. VI. (von Guard). Meusel's gel. Teutschland u. Ersch's gel. Frankr. Wachlers Geschichte d. hist. Forsch. 2. Bd. 2. Abth. 522.

1) *Herodot* II, c. 137. 2) Id. II. c. 157. *Pausan.* Arcad. 8, 37. §. 3. 3) Ezechiel 30, 17. 4) Gesenius Handwörterbuch II. S. 919 sq. *Simon.* Onomast. p. 594. 5) *Jablonskii* Panth. Aegypt. II. S. 56 u. 64. Ejusd. Opuscul. ed. te Water I. S. 53. 461. C. Schwenck etymol. u. mythol. Andeutungen, Elberfeld 1823. p. 228. von *βους* mit eingeschobenem *β.* wie *βου-βαλος* etc. — *Creuzer* Symbol. II. S. 168. 2. Ausg. übersetzt nach *Jablonskii* Panth. Aegypt. l. c. p. 82. „Est nempe P-ho-bast Aegyptiace vultum nudans vel retegens, quod dici potest de luna, quando faciem, in coniunctione cum sole, absconditam aut velatam, i. e. contemplationi hominum subductam, iam rursus retegit, oculisque nostris conspiciendam praebet." Die Entblößerin des Gesichts, Gesichtsverwandlerin, der scheinende und wechselnde Mond. 6) *Herodot.* II. 59. 60. 83.

ordnen und fördern Sittlichkeit und Bürgerlichkeit; und die der dritten Ordnung Fünf an Zahl, vollenden das schöne Werk im ägypt. Geiste [7]).

Durch den der **Bubastis** zugesellten Namen **Ilithyia** [8]) wird sie die erste ägypt. Hebamme, und theilt mit **Luna** nicht sowol den Wirkungskreis, als den Einfluß auf Schwangere und Gebärende, wiewol der Mythos Beider, wie der der Artemis und Selene bei den Griechen, sich oft in einander so dicht verschlingt, daß das tiefste Forschen ihn nicht ganz zu lösen vermag. Mit **Luna** hat sie ein heiliges Thier, die Katze, in die sie sich beim Kampfe mit Typhon — Baby — verwandelt haben [9]), oder deren ägypt. Benennung mit dem Namen der Göttin gleich lauten soll [10]) und Schriftzeichen des Mondes gewesen [11]). Ihrer Mutter und ihr, gleichsam Regentinnen der **Luna**, schrieben die Ägypter die wechselnden Gestalten des Nachtlichtes zu, und ertheilten der erstern den Vollmond bis zu seinem Verschwinden, der letztern den Mond von seiner anhebenden Beleuchtung bis zum Vollmond. Von Beiden ein anschauliches Bild. Jene, auf der höchsten Stufe weiblicher Würde, Mutter = Vollmond — sinkt nach und nach; sie dagegen wird geboren, geht durch das kindliche Alter, wird an Gestalt vollkommener, an Glanz strahlender, wie des Mondes Scheibe sich nach und nach rundet. — So wie der Schein des Mondes in den ersten Nächten nur schwach und klein, in den folgenden größer und heller bis zur vollen Rundgestalt sich erhebt, so entwickelt sich der kaum bemerkbare Keim des Menschenkörpers im Dunkel des Mutterschooses zur vollkommenen Gestalt, und herabscheinend leitet Bubastis ihn freundlich durch den Kreislauf der Monden, und bringt ihn wohlgezeitigt zum Tageslicht und Leben. Sie steht den Gebärenden zur Seite, ist **Ilithyia — Lucina** [12]). Nach Monden rechnen noch heute die Schwangern und der Aberglaube preist das im Vollmonde geborne Kind glücklich, thut gern die wichtigsten Schritte des Lebens in seinem vollen Lichte. — Kind, Jüngling, Mann — Vollmond — Greis, und er sinkt ins Dunkel zurück, ist dann, wie **Luna**, ohne Führer: entweder diese Gedankenreihe, oder, wie Plutarch bestätigt [13]), an der Stelle der Bubastis fand man Nephthys, welche man Teleute, Venus, Victoria nenne, erweiterte den Wirkungskreis der Göttin bis in die Unterwelt. Sie tritt der mit Hecate verbundenen Artemis näher. Nephthys steht an der Gränze des Sichtbaren, unter dem Sichtbaren, unterhalb der Erde ist ihr Reich [14]). So bringt sie, als **Teleute**, Vollenderin, sanft den Tod und bereitet den Übergang in die Unterwelt, als Parze **Venus** [15]) begleitet sie die Schatten über den Fluß der Unterwelt und führt sie ein, als **Victoria** hilft sie den Kampf des Lebens bis ans Ende bestehen.

Wol mögen die Griechen, denen wir diese Nachrichten danken, manche Ansicht von der Artemis auf unsere Göttin übergetragen haben, nur die der Jagdgöttin und ephesischen nicht.

Eine auf der Ober- und Unterwelt so segensreich wirkende Göttin ehren Heiligthümer und Feste. Besondere Sitze ihrer Verehrung waren Bubastos und Elithyia. Dort besaß sie in der Mitte der Stadt zwischen zwei Kanälen des Nils einen ein Stadium langen und breiten Tempel in einem Wäldchen [16]), zu welchem ein drei Stadien langer, 400 Schuh breiter und mit Bäumen an den Seiten besetzter gepflasterter Weg leitete. Tiefer, als die später erhöhete Stadt, liegend, konnte man von allen Seiten in das Innere desselben, und die in seinen Vorhöfen aufgestellten 6 Ellen hohen Statuen schauen [17]). Zu ihrem jährlichen Feste segelten aus allen Gegenden Ägyptens ihre Verehrer und Verehrerinnen zu Tausenden bei rauschender Musik und unter Händeklatschen dem Nil entlang, landeten bei jeder am Ufer gelegenen Stadt, und beide Geschlechter wetteiferten im Schimpfen, Singen, Tanzen und schamlosen Geberden. Am Feste selbst feierten sie wahre bacchische Orgien und vergeudeten mehr Wein, als sonst im ganzen Jahre [18]). In dem heiligen Bezirk begrub man auch alle gestorbene und vorher tief betrauerte Katzen [19]). Dem festfeiernden Süden Ägyptens war **Elithyia** [20]) (jetzt **Elkab**) unweit Latopolis, aber auf dem östlichen Ufer, mit einem der Göttin geweiheten Tempel, was **Bubastos** dem Norden war, Feststadt, Wallfahrtsort. Noch jetzt finden sich dort merkwürdige Begräbnißhöhlen und wichtige Kunstwerke an ihren Wänden, aber umsonst sucht man nach sichern Bildern dieser Göttin.

Die ältesten Monumente wurden durch den französischen Heerzug in Ägypten aufgefunden. Mit Horus finden wir die Göttin als Säugling an der Mutterbrust [21]); als thronende Göttin mit Scepter und Schlüssel-Zeichen der Herrschaft — scheint sie hinter ihrer Mutter zu sitzen [22]), und als **Ilithyia** fand man sie auf einem schönen Relief in dem Tempelruin von **Hermonthis**, wo in Beiseyn mehrer Frauen eine Kreisende entbunden wird, und sie zwei Schlüssel, den bindenden und lösenden, fallen läßt [23]). In der Rolle der griechischen Hekate komt sie wahrscheinlich mit ihrer Mutter beim Todtengerichte vor in der Figur, welche mit schützenden Händen an dem Schicksal des zu Richtenden, den sie als Pförtnerin des Hades eben einließ, und der jetzt vor der Isis sich verantwortend steht, mild Antheil zu nehmen scheint [24]). — Ein neueres Kunst-

7) Hirt Bildung der ägypt. Gottheiten, Berlin 1821. S. 58 ff. 8) *Herodot.* II, 145. 156. *Brunk* Analect. II, 350. Anthol. graec. ed Jacobs III, 60. 9) *Ovid.* Metam. V. 329. *Anton. Liberal.* Transformat. XXVIII. wo Berkel αἰλουρος in αἴλουρος geändert und *Fr. Jac. Bastii* epist. crit. ad Boissonade super Anton. Liberal. Parthen. Aristaenet. Lips. 1809. p. 169. bestätigt hat. *Herodot.* II, 67. Daher die Griechen den Mythos von der bei Herakles Geburt geschäftigen und von der Ilithyia in eine Katze verwandelten Galinthias von γαλῆ Wiesel, auch Katze. *Anton. Liberal.* XXIX. 10) *Steph. Byz.* V. βουβαστις. Aus dem ägyptischen Sprachschatze läßt es sich nicht erweisen. 11) *Plut.* Is. et Osir. c. 53. *Photius* bibl. cod. 242. p. 557—58. 12) Dafür bürgt eine Stadt dieses Namens in Oberägypten, wo die Göttin unter diesem Namen verehrt wurde. Hätten die Griechen sonst wol Stadt und Göttin so genant? *Strab.* XVII, p. 562. 13) Isis et Osir. p. 355.

14) Idem c. 59. p 185. c. 38. p. 154. c. 44. p. 164. 15) *Paus.* I, 19. 16) *Herodot.* II, 129. 17) Id. II, 130. 18) Id. II, 60. 19) Id. II, 67. 20) Auf der neuesten Karte von Reichard Elithyia beim Strab. Ilithyia. 21) Hirt Bildung der ägypt. Gotth. mit 11 Kupfertaf. (aus dem franz. Werke entlehnt) Taf. I. Nr. 4. 22) Derselbe Taf. I. Nr. 2. 23) Derselbe Taf. XI. Nr. 80. 24) *Hirt* l. l. Taf. VII. Nr. 24.

werk von buntem Granit in den Samlungen des Hauses Borghese, wol das vorzüglichste und vollständigste, stellt die Göttin sitzend vor, als Jungfrau mit einem Katzenkopfe, und über dessen Scheitel unmittelbar mit einer völlig runden Mondscheibe, die durch eine senkrecht herabhängende Schlange in zwei gleiche Hälften geschieden wird [25]). (Dr. *Schmincke.*)

BUBASTUS, ist mehr als wahrscheinlich aus dem Koptischen Pi Beseth entstanden; daher die spätern koptischen Einwohner Ägyptens dieser Stadt mit Hinweglassung des Artikels, den Namen Basta gegeben haben (s. Ben-al-Hass). Unter der Benennung Pi Beseth komt sie schon beim Propheten Ezechiel vor (vgl. Rosenmüller Schol. ad Ezech. 30, 17. p. 398 sq.). Nach Diodor schrieb man der Isis die Erbauung dieser Stadt zu. Am ausführlichsten handelt von ihr Herodot, dessen hier und da zerstreute Nachrichten auf folgendes hinauslaufen: Sie hat ihren Namen von der Göttin Bubastis, welche mitten in ihr einen ganz niedrig gelegenen, jedes Anblick offenen, Tempel hatte, welcher also an der allmäligen Erhöhung der Stadt keinen Antheil nahm. Er befand sich zwischen zwei aus dem Nil gehenden 100 Fuß breiten Kanälen. Zu ihm ging man auf einem drei Stadien langen und 400 Schuh breiten, gepflasterten und von beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Wege, wodurch es schien, als läge er mitten in einem Wäldchen. Die Vorhöfe desselben waren 10 Klafter hoch und mit 6 Ellen hohen Bildsäulen geziert. In dieser Stadt feierte man jährlich das Fest der Bubastis, eines der vornehmsten Feste der Ägyptier (s. vorsteh. Art.). Hier war auch der Sammelplatz aller Katzen-Mumien aus Ägypten, so wie zu Hermopolis aller Ibis-Mumien. Oberhalb der Stadt ging der Nilkanal, welcher nach dem arabischen Meerbusen geleitet worden, vorbei — und von ihr hatte, nach Ptolemäus, der bubastische Fluß, ein Kanal im Osten der Stadt, seinen Namen. — Die Ruinen dieser einst so merkwürdigen Stadt sieht man, nach dem Berichte von Malus schon in sehr großer Ferne. Sie liegen 7 Meilen vom Nil, und ¼ Meile vom Kanal an seinem rechten Ufer. Ihr Umfang kann, nach allen Richtungen hin, 12 bis 1400 Metres betragen. Im Innern ist ein sehr großes Becken, in dessen Mitte sich mehre merkwürdige Denkmäler befinden, z. E. ein Stück eines Karniesses von sehr edlem Geschmack, dessen Bildhauerarbeit ziemlich gut erhalten ist. Diese Masse, etwa 8 Fuß breit und 6 hoch, ist von einem braunen sehr harten Granit und enthält eine hieroglyphische Inschrift. Auf andern Granitmassen fand Malus unter den Hieroglyphen gewisse Charaktere, welche ihm bisher noch nicht vorgekommen waren. So war die Seite eines Obelisken ganz mit Sternen besäet und stellt ein Firmament vor. Diese Sterne haben 5 Streifen und 2 Centimetres im Umfange und sind unregelmäßig mit einander verbunden. Mehre der Granitmassen fand er entzwei gehauen. Man benutzte sie, wie man aus den Überresten sich überzeugen konnte, zu Mühlsteinen. Die weitern Überreste gaben die Überzeugung, daß die Stadt auf Backsteinen erbaut war, welche ungefähr 1 Fuß lang, 8 Zoll dick und eben so breit und von derselben Materie sind, wie die, welche noch heut zu Tage in Ägypten verfertigt werden.

Der Stadt gegenüber liegt eine sehr große Insel, die durch den erwähnten Arm gebildet wird, und bei den Alten Miecphoris hieß. Sie bildete, nach Herodot, eine Provinz, welche von Kalashriern bewohnt wurde, einem Stamme, der sich blos den Waffen widmete. Heut zu Tage enthält sie (nach Malus) eine gut angebaute Ebene, eine Menge Palmbäume und sehr reiche Dörfer, z. E. das Dorf Guenyeh, das dem westlichen Arme des Kanals seinen Namen gibt*). (*Hartmann.*)

BUBASTIKON, eine Art von Geschwüren, die in der Gegend von Bubastus im alten Ägypten häufig vorkamen. Mit Unrecht sind diese Geschwüre *βουβαστικα* für die Blattern gehalten worden †). (*Mende.*)

BUBEAN, ein Eiland im Golfe von Persien, 6 Meilen von der Mündung des Frats unter 29° 43′ nördl. Br. und 65° 14′ L., ein Schlupfwinkel arabischer Piraten. (*Hassel.*)

BUBENBERG, eine Familie, die in den drei ersten Jahrhunderten der Geschichte Berns mit großer Auszeichnung erscheint. Cuno oder Conrad soll die vorzügliche Gewogenheit des Erbauers der Stadt, des Herzogs Berchthold V. von Zähringen genossen und aus Auftrag desselben die Erbauung der Stadt 1191 geleitet haben. Vierzehn Male bekleideten Glieder dieser Familie, Einzele davon zum zweiten Male (denn Stettler und Andre sprechen von 11 Schultheißen von Bubenberg) das Schultheißenamt oder die oberste Würde des States. Johannes wurde in der großen Gefahr Berns 1339 die Vertheidigung Laupens gegen die ganze Macht der zum Untergange der Republik vereinigten Herren des benachbarten Landes anvertraut. Seinen Vater, den Schultheiß gleichen Namens, traf 1348 die Beschuldigung, er habe sich bestechen lassen; sey es daß sie gegründet war, oder daß die Gegenwirkung einer Partei, welche seiner und andern vornehmern Familien hatte weichen müssen, in ihm ihr Opfer fand. Er wurde auf 101 Jahre verbant, aber 14 Jahre später in einem Triumphzuge unter Vortragung des Stadtbanners wieder aus seinem Schlosse Bubenberg nach Bern zurück geführt, und sein Sohn erhielt die Schultheißenwürde. Der Schultheiß Heinrich übte zu verschiedenen Malen das schöne Amt eines Vermittlers unter den entzweiten Bundesbrüdern aus, und fällte als Obmann oder oberster Schiedsrichter den 13. Juli 1450 die letzte Entscheidung, durch welche der langwierige Krieg zwischen Zürich und den Eidsgenossen sich endigte. Im burgundischen Kriege vertheidigte Adrian mit eben dem unerschütterlichen Muthe, wie einst sein Ahnherr zu Laupen, und unter eben so großen Gefahren des Vaterlandes, Murten gegen das zahlreiche Heer Karls

25) Sculture del Pallazzo della villa Borghese, detta Pinciana. Parte II. Romae 1796. Stanza VIII. n. 8. *Montfaucon* Diarium Ital. Paris. 1702. p. 227. und Antiquit. expliquée. Tom. II. P. II. Pl. CXXVI. p. 310.

*) S. Ausgewählte Reisen. Mit Anmerk., Kupf. und Charten, 5. Bd. Leipz. u. Gera 1801. S. 133 f.

†) M. s. Aetius von Amida in Tetrabibl. I. Serm. 4. c. 21. *Werlhoff* de variolis et anthracib.

des Kühnen; und mit dem Sohne desselben, dem Rathsherren Adrian, erlosch 1506 dieser angesehene Stamm. (*Meyer von Knonau.*)

BUBENDORF, im Bezirke Liestall des schweizerischen Kantons Basel. Es hat eine sehr alte Pfarrkirche, 138 Häuser, 182 Haushaltungen und 872 meist wohlhabende Einwohner, worunter viele geschickte Seidenbandweber. In der vortrefflich angebauten Feldmark, wo Kornfelder mit unzähligen Obstbäumen, Wiesen und selbst Weinbergen abwechseln, liegt eine Menge einzeler Höfe und Güter zerstreut. Auch findet man in der Nähe des Orts in dem sogenannten Hundswinkel an der Straße von Basel nach Solothurn, das seit 1764 stark besuchte Bubendorfer Bad und etwas weiter nach Zyffen zu, Wildenstein, das einzige nicht zerstörte Bergschloß im Baselergebiete. Der gegenwärtige Besitzer (Altrathsherr Peter Vischer von Basel) erhält es in dem Zustande eines alten Rittersitzes. Um die Täuschung zu vollenden, hat er darin eine Samlung entsprechender Alterthümer angelegt *). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUBENECZ (Hinter- und Vorder-), auch Bubenetsch und Owenecz genant, 2 Dörfer im Böhmen, Rakonitzer Kr., wovon das erste auch den Namen Troja führt, das letztre aber zu den Oberstburggräflichen Gütern gehört, ½ St. von Prag. An demselben liegt die sogenannte Kaisermühle an der Moldau und der Baumgarten, eine der schönsten Anlagen in ihrem Thale, mit dem im gothischen Geschmack erbauten Lustschlosse auf der Höhe, mit herrlicher Aussicht, zum Sommeraufenthalte des Oberstburggrafen von den Ständen bestimt und unterhalten. Der Garten aber steht dem Publikum offen, für dessen Bewirthung außerdem gesorgt ist. In Troja, ehedem ein königliches Lustschloß, hat sich auch eine schöne Gemäldegallerie erhalten †). — 1261 feierte Ottokar II. hier sein Krönungsfest mehre Tage mit großem Aufwand. 1420 nöthigte Kaiser Sigismund den bis hieher vorgedrungenen Ziska zum Rückzug. — Rudolph II. ließ das verfallene Schloß wieder herstellen, wählte es zum Sommeraufenthalte und bevölkerte den anstoßenden Thiergarten mit ausländischen Thieren. — Im vorigen Jahrhunderte kauften die Landstände das ganze Gut Bubenetsch und überließen es dem jedesmaligen Oberstburggrafen zur Nutznießung. — Während der Krönungsfeierlichkeiten des jetzigen Kaisers und Königs von Böhmen, Franz II. 1792 ward für den 12. August ein großes Volksfest gegeben, an welchem die Bewohner Böhmens Theil nahmen und von den Ständen reichlich bewirthet wurden. Die Landleute erschienen aus allen Kreisen in ihrer Nationaltracht in geordneten Haufen, führten Nationaltänze mit eigenthümlicher Vocal- und Instrumentalmusik auf. Eine bestimmte Zahl junger Ehepaare wurden ausgestattet und außerdem fielen durch Verloosung Vielen Geschenke zu. Es war ein seltnes Schauspiel einige hunderttausend Menschen hier in lauter Lust und Freude versammelt zu sehen. (*André.*)

BUBENHOFEN, zerstörtes Bergschloß bei Rosenfeld, im wirtembergischen Oberamte Sulz im Schwarzwaldkreise, ist Stammburg der noch blühenden Familie von Bubenhofen. Man findet noch Überreste einer Kapelle, mit Grabsteinen dieser Familie. (*Röder.*)

Bubert, s. Samendarre.

Bubickon, s. am Ende des Bds.

BUBLITZ, Stadt im kaminschen Kreise des preußischen Regirungsbezirks Cöslin in Pommern (34° 23′ L. 53° 37′ B.), 44¼ M. von Berlin, an der Gozel, mit einem Schloß, 4 Thoren, 1 Kirche, 237 Häus. und 1627 Einw., die sich von Feldbau, Viehzucht und Tuchweben nähren. In der Nähe sind große Fischweiher, aus denen besonders Muränen und Bleie verführt werden. (*Stein.*)

Bubo, s. Strix Bubo.

BUBON, eine Gattung von Doldenpflanzen, deren Charakter in den eiförmigen behaarten fünfrippigen Früchten und fehlenden allgemeinen Hüllblättern besteht. Folgende sind die bekannten Arten: 1) B. *buchtormensis* Fisch., mit ästigem winkligen Stamm, ablangen glänzenden stachelig gezähnten Blättern, und steifen Blüthenstielen, die wieder Zweige treiben. Aus Sibirien. 2) B. *glaucus* *, mit sehr ästigem Stamm, blaugrünen Blättern, deren Fetzen lanzetförmig sind, und schwach behaarten Ästen der Dolde. In Taurien und am Kaukasus (Seseli petraeum *MB.*). 3) B. *rigidus* *, mit dickem blattreichem oberwärts behaartem Stamm, und blaugrünen Blättern, deren Fetzen ablang linienförmig sind, und besondern Hüllblättchen, welche alle in eins verwachsen sind. In Sibirien. (Seseli gummiferum *Pall.*). 4) B. *peucedanifolius* *, mit glattem Stamm, abgestutzten Blattscheiden, dreimal gedritten linienförmigen steifen langen Blättern, und gleichen besondern Hüllblättchen, wie die vorige Art. In Ungern und Podolien. (Seseli peucedanifolium *Bess.*, rigidum *Kit.*). 5) B. *dichotomus* *, mit steifem gabelförmig getheiltem oben behaartem Stamm, und Blattscheiden, die oberwärts Dolden tragen, mit blaugrünen Blättern, die gedreht und büschelförmig gehäuft, mit kugeligen besondern Dolden und in eins verwachsenen besondern Hüllblättchen. In Taurien und am Kaukasus. (Seseli dichotomum *MB.*). 6) B. *eriocephalus* Pall., mit blattlosem ästigem Stamm, dreitheiligen steifen Blattansätzen, einer knopfförmigen stark behaarten Dolde und einblättrigen Hüllen. In Sibirien. 7) B. *cuneifolius* *, mit breiten keilförmigen geschlitzten Blättern, und kurzen verwachsenen Hüllblättchen. Am Kaukasus. (Seseli cuneifolium *MB.*). (*Sprengel.*)

BUBROMA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Büttnereen und der 18. Linné'schen Klasse. Char. Fünfblättriger Kelch, dessen Blätter oft verwachsen sind. Fünfblättrige Corolle, deren Blätter an der Spitze zwei Hörner haben. Die Staubfäden in 5 Bündel verwachsen, deren jeder drei Antheren trägt. Fünf Pistille. Fünffächerige holzige Kapsel, die durchlöchert ist und viele Samen enthält. 1) B. *Guazuma* W., mit herz-eiförmigen ungleich gezähnten Blättern, die unten etwas filzig sind. Westindien. (Guazuma

*) Über die mannigfaltigen Schicksale von Wildenstein und einige Einzelheiten von Bubendorf verdienen Lutz neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, Basel 1805. II. S. 153. nachgelesen zu werden.

†) S. Griesel's neuestes Gemälde von Prag 1823. S. 114. ꝛc.

ulmifolia *Lam.*; tomentosa *Kunth.*). Die Blätter des Baums geben gutes Viehfutter: daher der Name Bubroma. 2) B. *polybotryum* W., mit etwas herzförmigen ablangen unten etwas behaaeten gekerbten Blättern und gabelförmig getheilten Blüthenstielen. Westindien. (B. *Moira* W., gehört wahrscheinlich hieher. (*Sprengel.*)

du Buc, f. Dubuc.

Bucarelli, f. Prinz Wales Insel.

BUCCARI, Bukari, Stadt im fiumaner Kreise des triester Gouvernements im Königreich Illyrien (45° 28′ 46″ N. B. und 32° 12′ 2″ L.) am Quarnero, einem großen Meerbusen des adriatischen Meeres, welcher hier einen geräumigen und vorzüglichen Hafen bildet. Die Stadt liegt an einem Bergabhange, hat 1 Schloß, 1 kathol. Kirche, 1 Hauptschule, 1 Schiffswerft, 1 Freihafen, (von welchem der Hafen des nahen Dorfes Buccarizza einen Theil ausmacht) und in 384 Häus., 1807 Einw., die sich vom Schiffbau, der Schiffahrt, dem Thunfischfang und dem Handel nähren. Der Hafen wird nur von 2 bis 300 Schiffen jährlich besucht; doch hat der Handel seit der Erbauung der vortrefflichen Marien-Louisen-Straße ein wichtiges Beförderungsmittel durch die leichtere Verbindung der Städte Fiume, Buccari und Karlstadt erhalten. Eingeführt werden vorzüglich: Öl, Salz, türkischer Weizen, Colonial- und Seidenwaren u. s. w. Dagegen aber Holz, Wein, Getreide, Fische, Pottasche, Schiffsseile, Thierhäute, Unschlitt, Böttcher-Holz, Kohlen und eine Menge anderer Artikel ausgeführet werden. (*Haan.*)

BUCCHIANICO, eine kleine Stadt des Königreichs Neapel, in der Provinz Abruzzo Citeriore, die den besten Wein der ganzen Gegend liefert. (*W. Müller.*)

BUCCINO, Bucino, auch Bocino, eine Stadt des Königreichs beider Sicilien, zur Provinz Principato Citeriore gehörig, in der Gegend, wo die Botta in den Negro fällt, über den eine wohlerhaltene römische Brücke führt. Hier sucht man den Platz, wo die alte Stadt Bulci, Volci, Vulceia, Vulcejana Civitas, gestanden haben soll. Die Volcentes oder Volscentes, ihre Bewohner, kommen schon im zweiten punischen Kriege als eigene Völkerschaft der Lucaner vor*). (*W. Müller.*)

BUCCINUM, Kinkhorn†). Eine Gattung gehäusiger Seeschnecken, aus der Familie der Kammkiemenschnecken Cuvier's. Linné nahm die Gattung in viel weiterer Bedeutung als es von neuern Conchologen geschieht, indem er fast alle diejenigen Seeschnecken darunter begriff, welche Lamarck jetzt mit dem Namen der purpurifères bezeichnet und als eine Familie seinen Trachelopodes zoophages untergeordnet hat. Nehmen wir die Buccina zuvörderst in dieser weitern Linné'schen Bedeutung, oder als die Familie purpurifera Lamarcks, so haben sie folgende Verhältnisse gemein.

Das Thier hat, wie alle Gasteropoda trachelopoda Lamarcks, eine gewundene Schale, folglich eine gewundene Strecke des Körpers, welche in den Windungen der Schale liegt. Der Kopf hat 2 entfernte kegel- oder pfriemenförmige Fühler, an deren Basis oder Mitte die Augen befindlich sind, und einen ansehnlichen, zurückziehbaren Rüssel, in welchem vorn die Mundöffnung und eine ausstreckbare, vertikal gespaltene und mit einwärts gekehrten spitzen Stacheln besetzte Zunge ist. An der sogenannten Basis der Schalmündung befindet sich ein kurzer auf- oder rückwärts gerichteter Kanal, oder ein bloßer Ausschnitt; beide zur Aufnahme des Sipho, einer halbröhrigen Verlängerung des Mantels, welche in die Kiemenhöhle führt. Das Thier scheint, mit Ausnahme der Terebrae Lam., immer einen Deckel an sich zu tragen, welcher zwar meist kleiner, wol viel kleiner als die Mündung der Schale ist, aber doch, wenn das Thier sich in eine gewisse Tiefe der Schale zurückgezogen hat, die Höhlung derselben verschließt. — Die Ruthe der Männchen ist zum Theil enorm groß, so groß, daß sie sich nicht in den Leib zurückziehen, sondern nur in die Kiemenhöhle einlegen kann.

Die Kinkhörner leben alle im Meere und sind blos Thierfressend, indem sie mit ihrem Rüssel oder vielmehr mit der rauhen Zunge andere Conchylien anbohren und aussaugen. Sie sollen nach Lamarcks vermuthlicher Annahme alle, zumal die Gattung Purpura, in einem innern Behälter eine rothfärbende Feuchtigkeit enthalten, was die Benennung Purpurifera veranlaßt hat.

Lamarck*) theilt diese zahlreiche Schneckenfamilie anjetzt in 11 Genera nämlich: Cassidaria, Cassis, Ricinula, Purpura, Monoceros, Concholepas, Harpa, Dolium, Buccinum, Eburna und Terebra, von denen nur die Gattungen Ricinula und Concholepas und einzele Arten anderer von Linné nicht zu Buccinum gezählt worden sind. Man kann diese Genera mit Schweigger†) als Untergattungen des Buccinum L. nehmen, da die Unterschiede zum Theil nicht sehr erheblich, auch ihre Gränzlinien nicht immer genau zu ziehen sind, jedoch mögen sie hier, insofern wir die Lamarckischen Benennungen der Arten voranstellen, als Gattungen stehen.

1) *Cassidaria* Lamarck. (Morio Montf.) Helmschnecke, Schale eiförmig oder länglich-oval, mit länglicher Mündung und wenig gebogenem Kanal; die Lefze (Außenlippe, rechte Lippe) mit umgebogenem Rande; die Lippe (Spindellippe, innere oder linke Lippe) bedeckt die Spindel und ist meist runzelig oder höckerig. — Diese Schnecken sind vornehmlich durch den nur sanft und wenig aufwärts gebogenen, nicht geknickten Kanal von den echten Sturmhauben unterschieden, denen sie sonst ähnlich sind. Man kent nur wenige Arten z. B. *Cassidaria echinophora* Lam. Die knotige Helmschnecke Buccinum echin. L. — Gualtieri t. 43 f. 13. Mar-

*) *Liv.* XXVII. 15. Über die Stadt f. *Frontin.* de col. p. 109. *Plin.* III. 10. *Gruter.* Inscript. p. 209. n. 2. Vergl. Mannert's Geogr. 9. Th. 2. Abth. S. 140.

†) Nach dem holländischen Kinkhoorn, welches wol Knotenschnecke bedeutet (von Kink der Knoten und Hoorn das Schneckenhaus); doch sind Einige der Meinung, daß die Benennung Kinkhoorn verstümmelt sey aus Klinkhoorn, welches im teutschen Klingschnecke heißen würde; in sofern diese (doch auch andere) Schneckenhäuser, wenn man sie mit der Mündung vor die Ohren hält, ein Klingen oder Sausen hervorbringen.

*) S. dessen Hist. naturelle des animaux sans vertebres tome VII. p. 214 u. f. †) Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Thiere S. 728 u. f.

tini II. t. 41 f. 407. 408. Die Schale bauchig, oval-kugelig, dünn, etwas durchscheinend hellbraun oder weiß oder hellbraun und weiß gemischt, mit parallelen erhabenen Reihen starker Höcker. Im mittel- und adriatischen Meere; 3½ Zoll lang; das Thier wird gegessen. *Cassidaria tyrrhena* (Buccin. tyrrh. L.) Chemnitz t. 153. f. 1461. 1462. Eben da *Cassidaria Oniscus* (Strombus Oniscus L.) Martini II. t. 34. f. 357, 358. In Amerika.

2) Gattung *Cassis*. Sturmhaube. Schale bauchig, die Mündung schmal, longitudinal, mit schnell rückwärts gebogenem kurzen Kanal an der Basis; die Spindel immer quergefaltet, öfters in eine ansehnliche den Bauch der Schale überlegende Lippe ausgebreitet; die Lefze gewöhnlich regelmäßig gezahnt; das Gewinde klein, wenig hervorstehend. — Diese Schnecken erreichen zum Theil eine sehr beträchtliche Größe. Einige zeigen im Gewinde noch die gebliebenen Randwülste von früheren Mündungen, während man bei anderen keine Spur derselben findet; dennoch haben auch diese in früheren Zuständen und lange vor ihrem Erwachsen einen wulstigen Mündungsrand und es scheint daher, daß die ältern Lippenwülste hier beim Fortwachsen der Schale oder der Bildung neuer Windungen zerstört werden. Bleibende Lefzenwülste des Gewindes haben z. B. *Cassis cornuta*, Buccin. cornut. L. Sturmhaube. Gualtieri t. 40 f. D. Martini II. t. 33. f. 348. 349. t. 35. f. 362. Chemnitz XI. t. 184. f. 1790. t. 185. f. 1791. Schale groß, durch Grübchen netzartig gegittert, mit drei, bei jüngern glatten, bei ältern höckerigen Gürteln; hinten an der letzten Windung sehr starke, fast hakenförmige Höcker; die Mündung schön gelb. Im indischen Ocean, an 10 Zoll lang. *Cassis tuberosa*, die knotige Sturmhaube. Buccin. tuberos. L. — Gualtieri t. 41. f. A. A. A. Martini II. t. 38. f. 381. 382. Schale groß, fast pyramidalisch dreikantig, gestreift, braun und rostig gefleckt, der äußere Lefzenwulst mit entfernt stehenden schwarzen Flecken; die Spindel schwarzbraun mit weißen Falten; das Gewinde klein, flach. An alten Exemplaren ist die Spindellippe sehr groß und bildet, indem sie hinten mit der Außenlippe zusammenfließt, eine große ziemlich ebene, sehr glänzende Bauchfläche der Schale (ein Verhältniß, was dem sogenanten Callus oder der callösen Spindel der Nassae z. B. des Buccinum arcularia ganz ähnlich ist). In Südamerika auf 9 Zoll lang. — *Cassis glauca*, die graue Sturmhaube, oder Bezoarschnecke. Buccinum glaucum L. Gualtieri t. 40. f. A. — Martini II. t. 32. f. 342. 343. Schale bauchig, glatt, blaulich, graulich auch bräunlich weiß. Die Mündung wenig schmal, inwendig rothgelb; die Außenlippe vorn mit 3 bis 4 nach unten geneigten spitzen Zähnen; das Gewinde zugespitzt gekrönt. Im indischen Ocean 3 bis 4 Zoll lang; eine sehr gemeine Art. — *Cassis Areola*, die glatte würfliche Sturmhaube, das würfliche Bezoarhorn. Bucc. Areola L. Gualt. t. 39 f. H. Martini II. t. 34. f. 355. 356. Schale bauchig, glatt, weiß, mit gelben viereckigen Flecken. Im indischen Ocean bis über 2 Zoll lang.—Ohne bleibende Lefzenwülste des Gewindes sind z. B. *Cassis rufa*, die feuermündige Sturmhaube. Der glühende Ofen (Bucc. rufum. L. Gmel. — Gualt. t. 40. f. F. Martini II. t. 32. f. 341. t. 33. f. 346. 347.) Schale dick schwer, eirundlich bauchig, mit starken Höckern, brennroth mit dunkeln und helleren Flammen; die Mündung schön feuerroth oder orange mit weißlichen Falten der Spindel und Zähnen der Lefze. An Ostindien und den Molucken, wird fast 6 Zoll lang. *Cassis Testiculus*, die polnische Mütze. (Bucc. Testiculus L. Gmel. Gualt. t. 39. f. C. Martini II. t. 37. f. 375. 376.) Schale eiförmig-ablang, der Länge nach gestreift (d. i. fein gefurcht), röthlich oder bläulich mit rothbraunen Flecken der Wulst, die Lefze mit schwarzen Flecken. Die Mündung schmal, eng mit vielen Zähnen und Falten. Das Gewinde klein spitzig. Diese Art wird nur 2 bis 3 Zoll lang; sie ähnelt Cypräen. *Cassis Vibex*, das geflammte Säumchen. (Bucc. Vibex L. Gmel. — Gualt. t. 39. f. T. L. Martini II. t. 35. f. 364—66.) Schale eiförmig-ablang, glatt, glänzend, gelblich; die Lefze mit breitem braungestreiftem Überschlag und bei der Basis mit einigen spitzen Zähnen; die Mündung selbst ohne Zähne und ohne merkliche Falten; weicht hiedurch, so wie das hervorstehende Gewinde von dem vorigen ab; wird 1 bis 2 Zoll lang. Im Mittelmeer an Ägypten und im indischen Meere.

3) Gattung *Ricinula* Lam. (Sistrum Montfort.) Maulbeerschnecke. Schale eirundlich, meist äußerlich mit spitzen Höckern oder Dornen besetzt. Die längliche und schmale Mündung wird gewöhnlich durch die ungleichen Zähne der Spindel und Lefze verengert. Vorn ein sehr kurzer gerader Kanal der aber auf der Rückseite nur als schwacher, kaum merklicher, Ausschnitt sichtbar ist. Diese kleinen Schnecken wurden sonst zu Murex gerechnet; sie stehen den Purpuris sehr nahe, aber ihre unregelmäßig gezahnte Mündung unterscheidet sie von jenen. Die Farbe der Mündung ist häufig violett. z. B. *Ricinula horrida*, die Maulbeere (Murex neritoideus L. Gmel. Martini III. t. 101. f. 972—73.) Schale dick halb kugelig-eirund, weiß mit dicken schwarzen spitzen Tuberkeln überall besetzt; die rachenförmige Mündung violett, auch weiß. Im indischen Ocean, 1 Zoll und darüber lang.

4) Gattung *Purpura* Lam., Felsenschnecke. Schale eirundlich, meist höckerig oder dornig, auch glatt, mit schiefem Ausschnitt an der Basis; die Spindel mehr oder weniger abgeplattet, glatt, bisweilen fast schneidend, und vorn in eine Ecke auslaufend. — Nach Lamarck ist diese zahlreiche Gattung die letzte seiner Purpurifères, welche noch eine Spur von Kanal hat, der aber wie bei Ricinula nur von der Mündung aus sich darstellt, auf der Rückseite der Schale hingegen gar nicht sichtbar und meines Erachtens bei manchen echten *Buccinis* z. B. Bucc. nudatum, wo nicht davon die Rede ist, weit eher als hier anzunehmen wäre. Indessen sind mehre Arten, insofern man ihnen einen Kanal zuschrieb, zu Murex gestellt worden. Das Thier hat eine kurze, elliptische Bauchscheibe, und trägt die Augen auf einer seitlichen Hervorragung in der Mitte der Länge der Fühler; der hornige Deckel ist halbmondförmig. Lamarck nimt nebst andern Schriftstellern an, daß vorzüglich diese Schnecken

es seyen, welche in einem blasenartigen, in der Nähe des Magens befindlichen Behälter die färbende Feuchtigkeit enthielten, welche die Alten zur Purpurfarbe benutzt hätten, während Cuvier (wol ohne hinlänglichen Grund) läugnet, daß ein innerer Behälter den Purpursaft gäbe, indem solcher vielmehr vom Saume des Mantels mehrer Gasteropoden, zumal aus den Gattungen Murex und Aplysia, ausgeschieden werde. Unstreitig geben verschiedene Säfte verschiedener Schnecken eine rothe oder blaurothe Farbe. Die vom Mantelsaum ausgeschiedene so gefärbte Feuchtigkeit verrieth sich gleich eben durch ihre Farbe, aber der färbende Stoff, welcher in der gedachten innern, mit den Genitalien in Verbindung stehenden Blase einiger Purpurae enthalten ist, wird nach mehren Beobachtern anfänglich gelb, bräunlich oder grün und erst, wenn er auf das Zeug aufgetragen, und der Luft ausgesetzt worden, roth; dürfte aber eben dieses Umstandes wegen, nicht der Stoff gewesen seyn, welchen die Alten zur Purpurfärbung benutzt haben. — Als Arten dieser Gattung führt Lamarck auf z. B. *Purpura persica* Lam., die bandirte Felsenschnecke, Rudolphushorn, Metallhorn. (Bucc. pers. a. Bucc. haurtorium, L. Gmel. Gualtieri t. 51. f. H. L. Martini III. t. 69. f. 760. Chemnitz X. t. 152. f. 1449. 1450). Schale eirundlich fein quergestreift mit meist schwarz- und weiß-gegliederten Querbändern auf schwärzlichem oder olivengrauem Grunde; die Lefze in der Mündung schwarz und gerippt, die Spindel gelb, sehr flach, der Länge nach etwas gehöhlt. Im indischen Ocean 2 bis 3 Zoll lang. *Purpura patula* Lam., der knotige Weitmund. (Bucc. patul. L. Gmel. Martini III. t. 69. f. 758. 759). Schale eirundlich, quergefurcht mit Knoten- oder Höckerreihen besetzt, gewöhnlich schwarzbraun; das Gewinde klein, die Mündung sehr weit, die Spindel sehr flach weißgelb. Im atlantischen und Mittelmeer, wird wie die vorige gegen 3 Zoll lang. Die Schnecke, welche Fabius Columna in seinem Opusculum de purpura (ed. Kiliae 1678. Cap. I. p. 13 —19.) als diejenige Art abbildet und beschreibt, von welcher die Römer ihre Purpurfarbe genommen haben, ist nimmermehr das Buccinum patulum L. wie Einige glauben, sondern ein Murex, dem so veränderlichen Murex Trunculus verwandt, wo nicht dieser selbst. *Purpura Lapillus* (Buccin. Lapillus L. Gmel. Martini III. t. 121. f. 1111. 1112. IV. t. 122. f. 1128. 1129). Schale spitzeirundlich, quergestreift, graugelblich, auch weiß gebändert, die Lefze dick, inwendig gezähnelt, das Gewinde spitz; die Mündungen erhaben. 1 Zoll bis 15 Linien lang. Eine, an den nördlichen und westlichen Küsten von Europa sehr gemeine und ziemlich abändernde Art, welche, wie die ihr sehr ähnliche Purpura imbricata Lam. (Chemnitz IV. t. 122. f. 1124. 1125. t. 123. f. 1136. 1137.) eine schöne Purpurfarbe gibt. Auf diese Erscheinung haben schon Liston u. Linné aufmerksam gemacht, und der norwegische Pastor Ström hat (im 9. Bande der königl. dänischen Gesellsch. d. W.) so wie Chemnitz (im 4. Bande der Beschäftigungen naturf. Freunde zu Berlin) ausführlich darüber gehandelt. Ström hatte gehört, daß einige norwegische Bauermägde die Gewohnheit hätten, ihr weißes Linnen- und Wollzeug durch den Purpursaft dieser Schnecken mit unauslöschlichen Buchstaben zu zeichnen, und wurde dadurch zu nähern Untersuchungen des Thieres und seines färbenden Stoffes veranlaßt. Er fand, angeblich im Uterus, dreierlei Behälter oder Abtheilungen mit verschieden gefärbten Säften; in der einen Abtheilung war ein lichtbrauner, in der zweiten ein gelber sehr klebriger und in der dritten ein dunkelgrüner Saft. Alles Linnen- und Wollzeug, welches mit diesem bräunlichen, gelben oder dunkelgrünen Safte bestrichen oder gezeichnet ward, wurde da, wenn es der Sonne ausgesetzt worden, schön (am schönsten bei Anwendung des dunkelgrünen Saftes) und unauswischbar purpurroth. — Unter den übrigen bekannten Arten dieser Gattung stehen z. B. *Purpura haemastoma* (Bucc. haemastom. L. Martini III. t. 101. f. 964. 965). — *Purpura Mancinella* (Murex Mancin. L. Chemnitz XI. t. 192. f. 1847. 1848). — *Purpura Hystrix* (Murex Hystrix L. Martini III. t. 101. f. 974. 975). — *Purpura Trochlea* (Buccin. Scala L. Gmel. Martini III. t. 118. f. 1089 a. b.)

5) Gattung *Monoceros* Lamarck. (Unicornu Montfort). Einhornschnecke. Schale völlig wie bei Purpura, aber innerlich an der Lefze, bei der Basis steht ein langer spitzer kegelförmiger Zahn, welcher nach unten gerichtet ist und von einer innern erhabenen Leiste entspringt. Blos wegen dieser allerdings auffallenden Eigenheit ist die Gattung von Purpura getrent, mit der sie füglich, der Schale nach zu urtheilen, vereint bleiben konnte; jedoch läßt jenes besondere Abzeichen der Schale auf eine entsprechende Eigenheit des, annoch unbekannten, Thieres schließen. Lamarck führt 5 Arten auf, welche an amerikanischen Küsten vorkommen. Am bekanntesten ist: *Monoceros imbricatus* Lam. (Buccin. Monodon L. Gmel. Martini III. t. 69 f. 76. Chemnitz X. t. 154. f. 1469. 1470). Schale bauchig eirundlich, braunröthlich oder grau, mit vielen erhabenen, feinschuppigen Rippen; die äußere Lefze ist gekerbelt nach den Rippen; das Gewinde klein spitz; die Windungen erhaben. Diese Schnecke wird 1½ bis 2 Zoll lang.

6) Gattung *Concholepas*, Muschelschnecke. Schale oval, bauchig, sehr weit geöffnet, mit schief gegen den linken Rand oder die innere Lippe geneigtem Wirbel, welcher ein kleines Gewinde bildet, die Mündung vorn mit schwachem Ausschnitt und 2 starken Zähnen an der Außenlippe. Das Thier hat einen hornigen Deckel. Nur eine Art: *Concholepas peruviana* Lam. (Patella Lepas L. Gmel. Buccin. Concholepas Bruguière; abgebildet in Dargenville Conch. t. 2. f. D. Favanne Conch. t. 4. f. H. 2. und Chemnitz X. p. 320 Vign.) Dieses Gehäuse ist etwa 3 Zoll lang und 2 Zoll breit, von Farbe äußerlich gelb- oder braunröthlich; der Lefzenrand im Ausschnitt tiefbraun; die innere Fläche weißlich; die äußere Fläche hat starke, vom Wirbel oder dem Gewinde ausgehende Rippen, welche gewöhnlich durch 3 schwache Streifen von einander gesondert sind. Die Mündung ist so weit offen, wie bei den Meerohren. Die Außenlippe hat etwa 10 breite, nicht tiefe Ausrandungen, welche selbst noch mit 3 oder 4 kleinen Zähnen besetzt sind. Von den starken bei der Basis befindlichen

Zähnen ist der zweite öfters noch gespalten. Der linke Rand ist dick, glatt, nach außen umgebogen und bildet eine hervorspringende bogenförmige Leiste. Das sehr kleine Gewinde besteht aus drittehalb Windungen, von welchen aber 1½ in die Schale eingedrückt sind und nur die untere sichtbar ist. Der Deckel ist hornig, dünn, braun von ovaler Figur und kann nur einen kleinen Theil der Mündung verschließen. Die meisten ältern Conchologen zählten seit Dargenville dieses sonderbare Schneckengehäuse zu den Napfschnecken. Bruguière hingegen, welcher eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren, die der Botaniker Dombay aus Peru mitgebracht hatte, untersuchen konnte, und bemerkte, daß das Thier einen Deckel hat, glaubte, es zur Gattung Buccinum stellen zu müssen. Lamarck erhob es sodann unter obigem Namen zu einer eignen Gattung, welche anfänglich von ihm in die Familie der Napfschnecken, von Roissy aber in die Gesellschaft der Meerohren gebracht ward. Neuerlich hat nun Lamarck dieser Schnecke eine Stelle unter den Gattungen der Kinkhörner in weiterem Sinne angewiesen, während Schweigger dieselbe wieder in die Patellenfamilie, nämlich zu den Aspidobranchien oder Schildkiemenschnecken Cuviers ordnet und sie obendrein mit Emarginula als Untergattung verbindet. Gewiß ist die natürliche Stelle dieses Gasteropods wegen der fehlenden Beobachtung des Thieres noch sehr zweifelhaft. Cuvier scheint es ganz übergangen zu haben.

7) Gattung *Harpa* Lam., Harfe, Harfenschnecke. Schale eirundlich, bauchig mit parallelen, glänzenden, schief flachen, an ihrem innern Rande scharfen Längsrippen, welche sämtlich früher Wulstränder der Lefze waren; das Gewinde klein; die Mündung länglich, vorn mit Ausschnitt, ohne Kanal; die Spindel glatt. Die Harfen sind sehr schöne ostindische Seeschnecken, welche gewiß von den Samlern mehr geschätzt seyn würden, wenn sie minder gemein wären; jedoch sind einige selten. Die Schalen kommen in Menge, besonders aus Java zu uns, dennoch hat noch Niemand eine Schilderung des Thieres gegeben. Die mannigfaltigen Verschiedenheiten dieser Schnecken sind von Linné und den mehrsten Conchologen fast alle als Abänderungen einer Art, nämlich des Buccinum Harpa L. angesehen worden. Lamarck hingegen hat nicht weniger als 9 verschiedene Species (darunter eine fossile) aufgeführt. Wenn man aber die vorkommenden Mittelformen, auf welche Lamarck nicht geachtet zu haben scheint, vergleicht, so ist es nicht möglich die lamarckischen Aufstellungen festzuhalten; indessen dürften 2 bereits von Linné, wiewol zweifelhaft, unterschiedene Arten wirklich verschieden seyn, nämlich: *Harpa imperialis* L., die Imperialharfe oder vielgerippte H. (Martini III. t. 119. f. 1093. Chemnitz X. t. 152. f. 1452). Schale mit sehr häufigen, schmalen Rippen, und braunen Querbinden. Um das kleine zugespitzte Gewinde geht eine erhabene etwas rauhe Spiralleiste. Diese seltene und kostbare Art ist durch die große Zahl und Dichtheit der schmalen Längsrippe so wie durch die Spiralleiste des Gewindes besonders ausgezeichnet. Sie soll in Südamerika gefunden werden. *Harpa vera* N., die bauchige oder gemeine Harfe (Buccinum Harpa L. Harpa ventricasa et reliq. Lam. Martini III. t. 119. f. 1090). Schale sehr veränderlich, eirundlich, bauchig, auch mehr ablang mit entfernteren Längsrippen, welche nach hinten zu gewöhnlich in einen Dorn auslaufen; ohne deutliche Spiralleiste des Gewindes. Die Farbe der glänzenden Rippen ist meist schön röthlich mit oder ohne Querlinien, oder Querflecken, die der Interstitien weißlich auch bläulich, mit braunrothen Bogenlinien, (auch einfarbig, grau, bräunlich oder röthlich)), die der Spindel röthlich, meist mit großen schwarzbraunen Flecken. — Eine eben so gemeine als schöne Schnecke, zumal als Harpa ventricasa Lam. Sie variirt ausnehmend in Gestalt der ganzen Schale, Anzahl, Breite der Rippen, Beschaffenheit des Gewindes so wie in Farbe und Zeichnung. Die größten Verschiedenheiten aber gehen durch Mittelformen in einander über. Die schönen hellrothen Flecken, welche der Harpa nobilis und die feinen schwarzen Querlinien der Rippen, die der H. minor von Lamarck zugeschrieben werden, kommen, so wie andere in der Charakteristik der angeblichen Arten hervorgehobene Farbenverhältnisse, bei bedeutender Verschiedenheit der Rippenbildung, der Größe und Figur der Schale vor. Daher ich denn die H. conoidalis, nobilis, articularis, rosea, minor und striata Lamarcks auch die cancellata des Chemnitz vor der Hand nur für Abänderungen der gemeinen bauchigen Harfe halten kann.

8) Gattung *Dolium*. Tonne, Tonnenschnecke. Schale sehr bauchig, meist fast kugelig, meist dünn mit erhabenen parallelen Querreifen (welche auf der Innenseite des Gehäuses gehöhlt sind). Die Mündung länglich vorn mit Ausschnitt, die Lefze gekerbelt oder gezähnt. In der Spindel gewöhnlich ein Nabelloch. Das Thier ist unbekannt. Diese Schneckengattung ist leicht kenntlich. Einige Arten erreichen eine beträchtliche Größe z. B. *Dolium Galea* Lam., die Helmtonne, das große Weinfaß, Ölhorn. (Bucc. Galea L. Gmel. Gualt. t. 22. f. A. Martini III. t. 116. f. 1070). Schale sehr bauchig, fast kugelig, dünn, gelblich oder gelbbräunlich, genabelt. Die erhabenen dichten Querrippen haben hintenwärts kleinere zwischen sich, die Windungen sind in der sehr vertieften oder ausgehöhlten Naht sehr eingekrümmt. Im Mittelmeere, wird wol so groß als ein Menschenkopf, an 8 Zoll lang; die größeste bekannte Art. *Dolium olearium* Lam., die marmorirte Tonne. (Bucc. olear. L. Gmel. Martini III. t. 117. f. 1076. 1077). Schale braungelblich, und weißbunt, mit breiten flachen, dicht stehenden, durch eine Furche getrennten Rippen; sonst voriger ziemlich ähnlich. In den Antillen. Man braucht die Schalen dieser und der vorigen Arten in Südfrankreich um das Öl aus den Tonnen zu schöpfen. — *Dolium maculatum* Lam., die gefleckte Tonnenschnecke, oder Weinfaß. (Buccin. Dolium L. Gmel. Gualt. t. 39. f. E. Martini III. t. 117. f. 1073. t. 118. f. 1082). Schale eirundlich kugelig, sehr zart weiß mit entfernt stehenden abgerundeten, gelb oder rostfarben gefleckten Rippen. Die Interstitien, welche meist viel breiter als die Rippen sind, werden bei größern Exemplaren wenigstens auf der letzten Windung durch eine erhabene den Rippen parallele Linie getheilt. Im indischen Ocean, auch in Afrika, wird an 3 Zoll lang. — *Dolium Perdix* L., Rebhuhntonne.

(Bucc. Perdix L. — Gualtieri t. 51. f. T. Martini III. t. 117. f. 1076—80). Schale eirundlich ablang (doch in Form wie in Farbe sehr variabel), sehr dünn, die Reifen sehr flach, wenig erhaben, breit, gewöhnlich mit braunröthlichen, gelblichen oder braunen dichten viereckigen Flecken, auf weißem oder weißlichem Grunde. Die Interstitien sind sehr schmal und gleichen leicht eingedrückten Furchen. Manche Exemplare sind ganz einfarbig röthlich braun, oder lassen nur unregelmäßig hie und da eine hellere Grundfarbe hindurchschimmern. Das Gewinde hervorstehend kegelförmig. Im indischen und atlantischen Ocean; 4 Zoll und darüber lang.

9) Gattung *Buccinum* Lamarck, eigentliche Kinkhörner. Schale eirundlich oder eirundlich-konisch; die Mündung ablang, ohne Kanal, aber mit Ausschnitt an der Basis; die Spindel nicht abgeplattet, erweitert in die vorletzte Windung übergehend. — Das Thier hat zwei kegel- oder pfriemenförmige Fühler, an deren Basis äußerlich die Augen stehen, einen großen dicken, von hinten einstülpbaren Rüssel mit stachliger Zunge. Der Fuß ist meist kürzer als die Schale, mit kleinem, länglichem oder fast dreieckig-rundlichem Deckel. Die Ruthe der Männchen enorm dick, lang, nicht zurückziehbar. Das Thier ist von verschiedenen Arten beschrieben und abgebildet worden; auch haben Lister und zumal Cuvier die Anatomie einer Art, des Buccin. nudatum gegeben. Obgleich der Umfang der Gattung Buccinum durch die vorgenommenen Absonderungen sehr vermindert worden ist, so ist sie doch auch nach der jetzigen lamarckischen Bestimmung noch reich an Arten. Die meisten eigentlichen Kinkhörner sind klein, einige von mittler oder ziemlicher Größe. Die Männchen sollen durch eine mehr längliche und minder bauchige Schale kentlich werden. — *Buccinum nudatum* Linn. Lam., das gemeine nordische Kinkhorn. (Tritonium nudatum Mull. Zool. danica II. p. 13. t. 50. — Lister exercit. anat. II. p. 68. Cuvier Mollusques, Paris 1817 mém. sur le grand Buccin. Martini IV. t. 126. f. 1206—11). Schale eirundlich-kugelig, bauchig, einfarbig, weißlich, graugelblich oder bräunlich, auch blau; mit sehr dichten, den Windungen parallellaufenden, feinen mehr oder weniger erhabenen Querlinien, und schwächern, eben so dichten feinen Längsfurchen (die jedoch bisweilen ganz schwinden). Außerdem stehen entferntere, gebogene schiefe Längsfalten auf den Windungen, die aber auf der letzten Windung fehlen, oder undeutlich sind. Der natürliche Überzug (drap marin) der Schale, welcher den in Samlungen befindlichen Stücken gewöhnlich mangelt, besteht aus einer sehr rauhen, kurzstachligen dunkelbraunen, brüchig werdenden Kruste, unter welcher noch eine feine gelbliche, die Oberfläche der Schale zunächst überziehende Haut liegt †). Das Thier selbst ist weiß, unten auf der Bauchfläche braun, überall aber mit schwarzen Flecken bestreut. Das Weibchen setzt wol faustgroße Massen fest an einander sitzender häutiger, halbkugeliger oder halblinsenförmiger Zellen ab, deren jede mehre, wol einige Dutzend kleiner Eier enthält. Man findet dieses sehr gemeine Kinkhorn, dessen Schale über 3 Zoll lang wird, an allen europäischen Küsten. Es komt auch in linksgewundenen Individuen vor (S. Chemnitz IX. t. 105. f. 892. 893). — *Buccinum Glans* L. Lam., das liniirte Kinkhorn, die Eichel. (Martini IV. t. 125. f. 1196—98). Schale oval-konisch, dünn, glatt, glänzend weiß mit einigen rostfarbenen Wolkenflecken und überall mit sehr zierlichen, parallelen, dunkelbraunen, entfernten Querlinien. Die ersten Windungen mit gekörnten Längsfalten. Eine sehr schöne, gegen 2 Zoll lange Schnecke, welche im indischen Ocean lebt. — *Buccinum papillosum* L. Lam., geperltes Kinkhorn, Reisbrey. (Alectrion papillosum Montfort. — Martini IV. t. 12. f. 1204. 1205). Schale oval konisch, ziemlich dick, glänzend, weiß, stellenweis bräunlich oder rostig, überall mit sehr regelmäßig reihenweis gestellten Perlengleichen Knoten oder Höckern. Die Spindel läuft vorn in eine abgesonderte Spitze aus, und der Lefzenrand hat einige Zähne, welche Verhältnisse Denys-Montfort bewogen haben, aus dieser Art ein eigenes Genus zu bilden. Eine ebenfalls sehr zierliche ostindische Seeschnecke von 19 Linien Länge.

Bei manchen Arten breitet sich die Spindel in eine anliegende callöse Lippe aus; diese bilden die sonstige, jetzt von Lamarck wieder eingezogene Gattung Narra — z. B. *Buccinum Arcularia* L. Lam., die große Dosenschnecke, das Kofferhorn. Gualtieri t. 44. f. O. R. Martini II. t. 41. f. 411. 412. Schale eirundlich, kurz, dick, weiß oder graulich; die letzte Windung hinten sehr stark gekörnt mit brauner Linie zwischen den Höckern; die Windungen sehr grob gefaltet; die Lefze oder Außenlippe inwendig schwach gestreift. Die callöse Spindellippe bildet, zumal an alten Exemplaren, eine große flache sehr glänzende Ausbreitung. 13 Linien lang; an Ostindien und den Molucken. Diese Schneckenschalen werden von den Malayen an Strohkästchen und Körbchen u. s. w. mit eingeflochten, worauf sich der teutsche Name bezieht. — *Buccinum gibbaculum* L. Gmel., kleine Dosenschnecke. Gualtieri t. 44. f. L. Martini II. t. 41. f. 414. 415. Schale, eirundlich auf der Rückseite buckelig, glatt, braun, auch weiß. Der Lippenwulst bedeckt noch wenigstens die 2 vorletzten Windungen. Diese kleine 8 Linien lange Schnecke findet sich im ostindischen Ocean. Bucc. Thersites Lam. unterscheidet sich durch einen größern Rückenhöcker und starke Längsfalten auf allen Windungen. — Es gibt mehre fossile Arten des Bucc. Lam.

†) An einem leeren Gehäuse dieser Schnecke, welches ich von der Nordseeküste Teutschlands erhielt, überzieht die rauhe stachelige Kruste sogar einen Theil der innern Fläche der Mündung, nämlich die kanalartige Höhle des Ausschnittes, worein sich die Athemröhre des Thieres legt. Dieser sonderbare Umstand machte mich anfänglich über die Natur jener Kruste ganz zweifelhaft und geneigt, solche für einen fremdartigen Überzug zu halten. Indessen ist die Sache vielleicht so zu erklären. Wahrscheinlich wurde das Gehäuse von einem Einsiedlerkrebse während das Thier lebte, occupirt, wie oft geschieht. Die tief in die Schale zurückgezogene Schnecke lebte eine Zeit lang fort, mit ihr die Kruste, und da die Höhlung des Ausschnittes nun weder vom Mantel der Schnecke berührt, noch auch von dem Krebse gerieben wurde, so konnte die Kruste vielleicht in jenen Theil der Mündung hinein wachsen.

10) Gattung *Eburna* Lam., Elfenbeinschnecke. Dieses Genus unterscheidet sich von Buccinum nur durch einen tiefen Nabel, der in einen die Spindel begleitenden Kanal ausläuft. Lamarck findet dieses Merkmal sehr erheblich, es fehlt aber bei einer Art oft individuell. — *Eburna glabrata* Lam., das Achatkinkhorn, der Kanarienvogel. Bucc. glabratum L. Gualtieri t. 43. f. T. Martini IV. t. 122. f. 1117. Schale länglich, glatt, sehr glänzend, blaßgelb, die Nähte der Windungen durchaus völlig überwachsen und unsichtbar. Eine ungemein schöne, 3 Zoll lange Schnecke, welche an Amerika und Ostindien leben soll. Die natürliche Politur der Schale und das Überwachsenseyn aller Nähte setzt voraus, daß die Schale (so wie die der Porzellanschnecken) ganz und gar vom Mantel des Thieres bedeckt und durch denselben von außen mit neuen Schichten belegt wird. — *Eburna spirata*, das Treppenkinkhorn, gefleckte Achatkinkhorn. (Bucc. spiratum L. Gmel. Martini IV. t. 122. f. 1118). Schale eirundlich bauchig, dick, schwer, glatt, mit bräunlich- oder röthlich-gelben unregelmäßigen, einander parallelen Flecken. Das Gewinde durch den winkelförmigen hintern Rand der Windungen stufig. Der Nabel dieser sehr gemeinen Schnecke, welche 2 Zoll 3 Linien lang wird, ist oft zum Theil verdeckt und fehlt zuweilen gänzlich. Sie lebt an den ostindischen Küsten, besonders an Ceylon. — Eburna zeylanica Lam. (Gualtieri t. 51. f. B. Martini IV. t. 122. f. 1119.) und Eburna areolata desselben (Martini l. c. f. 1120. 1121.) an welchen die Windungen gewölbter und wenig oder nicht stufig sind, dürften wegen der vorkommenden Übergangsformen nur Abänderungen der E. spirata seyn.

11) Gattung *Terebra*. Bruguiere, Lam., Pfriemenschnecke, Nadelschnecke. Schale lang, gethürmt, mit sehr spitzem Ende des Gewindes; die Mündung höchstens ¼ so lang als das Ganze; Ausschnitt und Spindel wie bei Buccinum, auch das Thier so, jedoch soll es nach Adanson keinen Deckel haben. — Diese Schnecken sind unter Buccinum Lin. was die Turitellen unter Turbo. — *Terebra maculata* Lam., die große Pfriemenschnecke, das dicke Tigerbein. (Buccinum maculatum L. Gualtieri t. 56. f. L. Martini IV. t. 153. f. 1440). Schale langkonisch, dick, schwer, glatt, weiß mit kleinen schwarzbraunen, bläulich überlaufenen Fleckenreihen, die Windungen abgeflacht. Diese größeste Art der Gattung, welche ich über 6 Zoll gesehen habe, lebt im indischen Ocean und im stillen Meere. — *Terebra subulata*, die gefleckte Pfriemenschnecke, das dünne Tigerbein. (Buccin. subulatum L. Gualtieri t. 56. f. B. Schale konisch-pfriemenförmig, sehr spitz, glatt, weiß, die Windungen etwas erhoben, jede mit 2 Reihen brauner viereckiger Flecke. Im indischen Ocean, 4 Zoll 3 Linien lang. — *Terebra dimidiata*, die ummwundene Pfriemenschnecke oder Nadel. (Bucc. dimidiatum L. Gmel. — Gualtieri t. 57. f. M. Martini IV. t. 154. f. 1444. Schale langkonisch-pfriemenförmig glatt, rothgelb mit entfernten weißen verwischten Längsflecken, welche auf den letzten Windungen gewöhnlich durch 1 oder 2 weiße Querlinien verbunden werden. Die Windungen abgeflacht und mit einer Spiralfurche in der Nähe der Naht, wodurch jede Windung scheinbar verdoppelt wird; lebt an Ostindien und den Molucken, wird 4 Zoll lang. (*Nitzsch.*)

BUCCIO (Renallo), oder eigentlich Boezio di Rainaldo di Poppleto, ein italiänischer Dichter aus der letzten Hälfte des 14. Jahrh., aus Aquila gebürtig, schrieb eine Chronik seiner Vaterstadt in Martellianischen Versen, einem Metrum, welches dem Alexandrinischen der Franzosen ähnlich ist. Dieses Gedicht, welches die Geschichte von Aquila vom J. 1252 bis 1352 umfaßt, hat mehr geschichtliches Interesse, als poetischen Werth, und ist von Muratori in die Antiquit. Ital.*) und in seine große Samlung für die italiänische Geschichte**) aufgenommen worden. Buccio di S. Vittorino, oder Antonio di Buccio setzte diese Chronik bis zum Jahre 1382 in zwei Gedichten fort, deren Titel sind: Delle Cose dell' Aquila, und Della venuta del Re Carlo di Durazzo. Sie befinden sich in den angeführten Samlungen***). (*Wilh. Müller.*)

BUCCO. Tamatia, Großmaul, Bartvogel. Unter dem Namen Bucco, franz. Barbu stellte zuerst Brisson eine Gattung lauter, vorher nie genannter Vögelarten auf, und diese mit den Kukuken in die dritte Abtheilung der Vögel mit Klettersüßen, welche sich von den andern Abtheilungen derselben Ordnung, durch ihren etwas herabgebogenen, oben converen, an den Seiten zusammen gedrückten Schnabel unterscheidet, und unstreitig der Natur sehr gemäß ist. Diese Bucconen unterschied er von den Kukuken dadurch, daß jene an der Schnabelwurzel steife vorwärts gerichtete Borsten haben, welche diesen fehlen. Er bemerkt ferner, daß die mehresten zu dieser Gattung von ihm gezählten Vögel zehn Ruderfedern hätten, nimt aber davon die erste Art ausdrücklich in der Folge aus, als welcher er 12 Ruderfedern zuschreibt, so wie einen an der Spitze etwas hakenförmigen Schnabel. Er nent sie ausschließlich Bucco. Aus dieser Art ganz allein bildete Linné seine Gattung Bucco, und stellte unstreitig nach Brissons Zeichnung, Kennzeichen auf, welche die andern von Brisson hieher gezogenen Arten ausschlossen; nämlich folgende: der Schnabel ist messerförmig, zusammengedrückt, beide Kinnladen gegen die Spitze hin ausgerandet, herabgebogen, mit einer bis hinter die Augen sich erstreckenden Mundesöffnung. Die Nasenlöcher sind mit vorwärtsliegenden Borsten bedeckt, und die Füße Klettersüße. Buffon zerlegte diese Gattung in zwei, oder, wenn man lieber will, in zwei Familien, die amerikanischen, welche er nach einer bereits von Markgrav beschriebenen, von Brisson unter die Drosseln gestellten Art Tamatias nannte, und die der alten Welt, denen er den Namen Barbus ließ. Da er blos das Vaterland zum Grund seiner Abtheilung machte, so konnte diese der Natur nicht entsprechen, doch lernen wir durch ihn einige bis dahin unbekannte Arten, und einen Vogel kennen, den er als Mittelgattung zwischen den Barbus und Tukanen ansieht, und als eigene Gattung unter dem aus beiden zusammengesetzten Namen Barbican aufstellt.

*) Tom. VI. **) Tom. XV. ***) *Murat* l. c. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. III. p. 225.

Latham, Pennant, Gmelin stellten alle Brissonsche und Büffonsche Barbus und Tamatias wieder unter die Gattung Bucco und der letztere veränderte nicht einmal das linné'sche Kennzeichen, welches doch nur auf den geringsten Theil derselben paßt. Sie setzten ferner den Büffonschen Barbiean und einen Vogel unter die Bucconen, den Büffon ehemals unter die Kukuke gezählt, und Latham selbst, durch ein unvollständiges Exemplar irre geführt, einmal unter die Krähen gestellt hatte, so daß er unter drei Namen als Cuculus tranquillus, Corvus australis und Bucco cinereus seine Stelle im Systeme einnahm. Illiger behielt die Gattung Bucco unverändert bei, außer daß er den Barbiean unter dem Namen Pogonias deswegen von ihr trennte, weil er an der Oberkinnlade zwei Zähne hat, da er doch nach eben diesem Grundsatze dann auch den Bucco niger, welcher einen Zahn hat, von ihr hätte trennen müssen, und er selbst die große Verschiedenheit bemerkt, welche in der Bildung des Schnabels der übrigen herrscht. Levaillant (Hist. nat. des Oiseaux de Paradis etc.) behielt zwar die Gattung Bucco so bei, wie sie Latham annahm, zerlegt sie aber nach der Bildung des Schnabels in drei Abtheilungen: 1) Barbus proprement dits, zu denen er auch den Barbiean zählt, 2) Barbus Tamatias, mit gespaltener Spitze des Oberschnabels, 3) Barbacous, welches Wort er aus Barbu und Coucou zusammengesetzt hat, weil die hieher gezählten Vögel, Cuculus tranquillus und Cuculus tenebrosus bis dahin unter den Kukuken standen. Diese letztern bilden nach Vieillot eine eigene Gattung: Monasa, die andern Bucconen dagegen zwei Gattungen, von denen er die mit einfach oder doppelt gezahntem Schnabel, oder gespaltenem Haken Bucco, die mit ganzrandigem Schnabel Capito nent, ein Name, der schon deswegen verwerflich ist, weil ihn bereits eine Fischgattung besitzt. Cuvier endlich (regn. anim.) betrachtet die Barbacous als eine Untergattung der Kukuke, und zerlegt die Bucconen in drei Untergattungen: Barbican (Pogonias) mit zweizahnigem, Barbus proprement dits (Bucco), mit kegelförmigem, und Tamatias (Tamatia) mit an der Spitze hakenförmigem Schnabel.

Leugnen läßt es sich nicht, daß alle Vögel, welche man unter der Gattung der Bucconen vereinigte, nahe verwandt sind. Sie alle gehören zu den Gauchvögeln (Coccyges), und unterscheiden sich unter ihnen durch einen großen, dicken Schnabel, gedrängten Körper, und kurze Flügel; sie alle nisten in hohlen Bäumen, leben einsam oder familienweise, halten sich nur in den wärmern Erdstrichen auf, und haben einen schweren Flug. So sehr ich aber auch gegen die Vermehrung und Trennung der Gattungen bin, so glaube ich doch, daß man die Bucconen in drei zerlegen müsse, weil sie in Bildung und Lebensart nach unserer, bis jetzt geringen Kentniß von ihnen zu auffallend, zu sehr beim ersten Anblick verschieden sind.

1) Monása, Bartling, Vaillant's Barbacous, mit länglich kegelförmigem, zusammengedrücktem, vorzüglich gegen das Ende herabgebogenem, ganzrandigem Schnabel, einem Stachel am Handgelenke, etwas zusammengewachsenen Vorderzehen, und 12 Ruderfedern.

2) Pogonias, Kottorie. Cuvier's Pogonias und Barbus proprement dits mit kegelförmig elliptischem spitzen Schnabel, dessen Kinnladen fast gleich lang sind, die untere etwas aufsteigt, und 10 Ruderfedern.

3) Bucco *Linn.* Tamatia, Vaillant's Tamatias, mit an der Spitze hakenförmigem, gewöhnlich, vielleicht immer gespaltenem Schnabel, dessen beide Kinnladen gekerbt sind, und 12 Ruderfedern. Diese letztern, welche wir hier allein betrachten, haben einen schnellern Flug wie die Kottorien, einen langsamern wie die Bartlinge, einen längern Schnabel wie beide, sind allein in Amerika einheimisch, und ernähren sich, so viel bis jetzt bekant ist, allein von Insekten. Um der Sprache des Linné'schen Systems so viel wie möglich getreu zu bleiben, nenne ich sie lieber Bucco wie Tamatia, und die Kottorien Pogonias, da dieser von Illiger freilich blos den zweizahnigen, aber wie es mir scheint nicht zu trennenden Arten gegeben wurde, und er das franz. Barbu trefflich ausdrückt.

Bucco auratus Dumont., s. Pogonias maculatus. *B. barbiculus* Cuv., s. Pogonias pullarius. *B. calcaratus* Lath., s. Monasa tranquilla. *B. capensis* Linn., s. Bucco collaris. *B. cayennensis* Gmel., s. Pogonias maculatus. *B. cinereus*, s. Monasa tranquilla.

Bucco collaris Lath. *B. capensis* Linn. Tamatia collaris Cuv. halsbandiger Tamatia, Capsches Großmaul, Halsbands-Bartvogel. Vaill. l. c. t. 42. Auf eine unbegreifliche Weise, und da es nicht blos Druckfehler seyn können, wol durch zu große Eilfertigkeit verleitet, gab Linné diesem Tamatia, den er unstreitig nur durch Brisson kannte, statt Surinam und Cayenne, wo er ohnehin nicht häufig zu seyn scheint, das Vorgebirge der guten Hoffnung zum Vaterlande, und statt 12 Ruderfedern 10. Er ist 7¼ Zoll lang, wovon allein der Schnabel bis zum Mundwinkel 17 Linien, der Schwanz 2¼ Zoll wegnimt, über dessen Wurzel die Flügel nicht weit hinausreichen. Ob sein Schnabel, dessen Farbe roth mit schwarzem Rücken ist, an der Spitze gespalten sey, oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist das erstere, obgleich er in den Abbildungen ganz zu seyn scheint. Er hat wie alle Bucconen einen dicken Kopf, der aber durch die großen Federn welche ihn bedecken und fast eine Holle bilden, noch größer zu seyn scheint, wie er ist. Die Farbe des Gefieders ist oben fuchsroth, mit schmalen schwarzen Querstreifen, nur über den Oberrücken läuft ein rothgelbes Band bis zur Brust, über welche ein schwarzes Band fortsetzt. Der Vorderhals ist schmuzig weiß, die übrigen untern Theile sind rostfarben; die Schwungfedern, von denen die erste die kürzeste, die vierte die längste ist, braun. Von den 12 Ruderfedern sind die sechs mittelsten gleich lang; die übrigen nehmen bis zu der äußersten stufenweise ab. Sie sind fuchsroth, mit schmalen schwarzen Querbändern. Die Füße sind grau.

Bucco cyanops Cuv., s. Pogonias cyanogenius. *B. dubius* Gmel. s. P. bidens. *B. elegans* Gmel. s. P. elegans. *B. erythronotus* Cuv. s. P. passerinus. *B. flavifrons* Cuv. s. P. cyanogenius. *B. fuscus* s. P. fus-

cus. *B. Gerini* und *B. grandis*, s. P. varius. *B. indicus*, s. P. rubrifrons. *B. Lathami*, s. P. viridis.

Bucco macrorhynchus Gmel. Großschnabeliger Tamatia oder Bartvogel. Vaill. l. c. t. 39. Dieser Tamatia, welcher dem gescheckten (B. melanoleucus) sehr nahe verwandt ist, hat von allen den längsten, stärksten, hakenförmigsten Schnabel, der vorn gespalten ist. Die Länge des Vogels ist etwas über 7 Zoll. Der rundliche Schwanz ist nicht völlig halb so lang, als der übrige Leib, und wird bis zu einem Drittheil von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel, die Haube, der Oberhals, ein breites Band vorn über die Brust, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind schwarz, nur haben die Ruderfedern und kleinern Schwungfedern weißgesäumte Spitzen; die Stirn, ein schmales Band im Nacken, die Wangen, der Vorderhals und der untere Theil der Brust sind weiß; die Seiten und Schenkel schwarz und weiß gestreift, die Füße schwärzlich. Vaterland: Cayenne.

Bucco maynanensis Lath., s. Pogonias elegans.

Bucco melanoleucos. Gmel. Gescheckter Tamatia oder Bartvogel. Er ist dem großschnäbeligen (B. macrorhynchus) so ähnlich, daß man kaum der Versuchung widerstehn kann, ihn nicht für einen jungen Vogel der Art zu halten, da er beträchtlich kleiner, nämlich nur etwas über 5 Zoll lang ist. Die Farbe ist fast ganz dieselbe, nur fehlt das weiße Band am Nacken; die Stirn ist schwarz mit weißen Sprenkeln, ein weißer Strich läuft über das Auge, und verlängert sich hinter demselben; auch sind einige Federn an der Schulter weiß. Nach den Abbildungen zu urtheilen, scheinen überdem sein vorn gespaltener Schnabel und seine Flügel verhältnißmäßig kürzer, jener kürzer wie der Kopf zu seyn, und diese nur ein Viertheil der Länge des Schwanzes zu bedecken. Übrigens sind Bildung, Farbe und Vaterland nicht verschieden.

Bucco niger Gmel., s. Pogonias niger. *B. nigrothorax* Cuv., s. P. nigrothorax. *B. parvus*, s. P. passerinus. *B. peruvianus* Cuv., s. P. maculatus. *B. philippensis* und *B. rubricapillus*, s. P. rubrifrons. *B. roseus*, s. Pogonias roseus.

Bucco Tamatia Gmel. Gefleckter Tamatia, gefleckter, spaltschnäbeliger, brasilianischer Bartvogel. Franz. in Cayenne: Agaubuc de terre. Brasilianisch: Tamatia; Guaranisch: Chacuru: Levaill. l. c. t. 41. Er ist nach Büffon 6¼ Zoll, der Schwanz 2 Zoll, der Schnabel 15 Linien; nach Azara (wenn anders dessen Chacuru derselbe ist) 5 Zoll, der Schwanz 2½ Zoll, der Schnabel 15 Linien lang. Der Schnabel ist schwarz, und an der Spitze gespalten; von den Borsten an seiner Wurzel sind die obern schwarz, die untern rostfarben. Von den Schwungfedern, welche nur etwas über die Wurzel des rundlich herzförmigen Schwanzes reichen, ist die erste die kürzeste, die vierte die längste. In Rücksicht der Farbe zeigt er Verschiedenheiten. Im Allgemeinen ist die Haube braunroth, den Nacken umgibt ein schwarz und rostfarbenes, zu Zeiten weißes Band; die Schläfe sind schwarz; das Kinn weiß, die Kehle bald weißlich, bald rostfarben. Jenes scheint bei dem kleineren Weibchen insbesondere der Fall zu seyn. Der Rücken rothbraun; die untern Theile rostfarbig-weiß mit schwarzen Flecken. Der Schnabel fleischfarben mit schwärzlicher Spitze; die Füße grünlich. Dieser Tamatia bewohnt einen großen Theil von Südamerika, Brasilien, Guiana und Paraguay. Er ist ein einsamer dummer, stiller Vogel, der sich in Wäldern und Hölzern, besonders im Gebüsch und auf niedrigen Ästen aufhält, und von Insecten lebt. Er ist durchaus nicht scheu, und daher leicht zu schießen.

Bucco torquatus, s. Pogonias torquatus. *B. viridis* und *zeylanicus*, s. Pogonias viridis. (*Merrem.*)

BUCCO, nannte Wendland die Arten von Diosma, bei denen außer den eigentlichen Kronenblättern noch fünf andere aus der perigynischen Scheibe hervor wachsen. Willdenow vertauschte diesen barbarischen Namen mit Agathosma, den auch Bartling beibehalten. Da sich indessen bei Barosma W. auch Spuren dieser Nebenblättchen zeigen, welche bei Adenandra W. in gestielte Drüsen übergehn, und da diese bei Acmadenia Bartl. blos noch kurzen Staubfäden ähnlich sehn; so sind billig diese Bildungen unter einen allgemeinen Typus zu bringen, und die Gattung ist eben so wenig zu trennen, als Convolvulus, Solanum, Campanula und Erica, welche bei größerem Reichthum an Arten fast noch mehr Verschiedenheiten in der Bildung einzeler Theile zeigen. (*Sprengel.*)

BUCCUA, zu den Zeiten des rügenschen Fürsten, Jaromar I., eine Provinz in dem landfesten Theile des Fürstenthums Rügen, wie aus dem Stiftungsbriefe des Jungfrauen-Klosters Bergen auf Rügen*) vom J. 1193 hervorgeht. A. G. Schwartz in seiner Geographie des Norder-Teutschlandes S. 238 glaubt, daß sie die jetzigen, in der Gegend von Greifswald belegenen Kirchspiele Reinberg, Gristav Horst und Rainkenhagen in sich begriffen, und diese ihre Benennung verloren haben, als diese Gegend dem rügenschen Fürsten Barnuta zur Appanage überlassen war. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

BUCELIN, oder eigentlich BUTZLIN (Gabriel), geb. den 29. Dec. 1599 zu Dießenhofen im Thurgau, wo sein Vater, Joh. Jakob, sich damals aufhielt. Er trat 1616 in dem schwäbischen Benediktiner-Kloster Weingarten in das Noviziat, that 1617 seine Gelübde, und wurde 1624 Priester. Lange war er Novizenmeister, und verwaltete hierauf 30 Jahre lang die Propstei St. Johann zu Feldkirch, welche damals zum Kloster Weingarten gehörte. Hier schrieb er seine zahlreichen Werke, die zwar aus mühsamen Forschungen hervor gegangen sind, wichtige historische Aufschlüsse und sehr brauchbare Materialien enthalten, doch aber von verschiedenem Werthe sind, sorgfältige Prüfung erfordern, und insbesondere da, wo der Verfasser die Geschichte über ihre Schranken hinaus in ein dunkles Alterthum zurück führen will, oft ganz zur fabelhaften Legende werden. Er starb zu Weingarten den 9. Brachm. 1691. Seine Schriften sind: Germania topo-chrono-stemmatographica sacra et profana, Ulm 1655—1678. 4. Vol. in Fol. mit vielen Stammtafeln adeliger Familien. — Galliarum regni res memorata digniores, Francof. 1664. 12. vornehm-

*) S. *Dreyer's* Codex dipl. Pom. Tom. I. S. 53.

lich durch Urkunden merkwürdig. — Constantia Rhenana Lacus Moesii olim, hodie Acronii et Potamici Metropolis sacra et profana, cet. Francof. ad Moenum, 1667. 4. eine Topographie des damals sehr weitläufigen Bisthums, mit Anführung der adeligen Häuser, welche in demselben ihren Sitz hatten, u. s. f. — Comp. hist. de S. R. I. Sanctitate, Majestate, cet. Francof. 1680. 12. — Rhaetia Etrusca, Romana, Gallica, Germanica, Europae provinc. situ altissima et munitissima sacra et prof. cet. Augustae Vindel. 1666. 4. Hier versteigt sich der Verf. in der Beleuchtung des etruskischen Ursprungs der Rhätier bis nahe an das Zeitalter der Sündfluth. Auch die spätere Geschichte ist mit vielen Fabeln vermischt. Städte, ganze Reihenfolgen von Königen, Wapen, werden angeführt, von denen keine historischen Belege vorhanden sind. Adelige Familien werden unmittelbar von Römischen hergeleitet, u. s. f. — Chronologia Benedictino-Mariana, 4. Monast. Campid. 1671. — Nucleus historiae universalis, part. 3. 8. Ulmae et Aug. Vindel. 1664 et 1672., u. a. m. Auch sind von ihm noch ungedruckte Arbeiten vorhanden *). (*Meyer von Knonau.*)

BUCENTES. So nent Latreille mit Unrecht eine kleine Fliegengattung (Genera Crust. et insect. IV. 339. Paris 1809), welche Meigen längst vorher Siphona benant hatte †). Daß diese Thierchen das Rindvieh stechen hat Niemand beobachtet, obwol Fabricius sie auch zur Gattung Stomoxys rechnet; sie finden sich nach Latreille bei Paris auf feuchten Wiesen, aber gewiß nicht um das Vieh heimzusuchen, sondern nur um Blumen zu saugen, auf welchen ich sie bei Kiel immer fand. Degeer beschreibt die einzige Art unter der Benennung Musca geniculata und bildet sie in seinem bekannten Werke Tab. II. Fig. 19—22 ab. Fabricius hat sie unter der Benennung Stomoxys minuta (Syst. Antliat. p. 282. 17. aber auch seine Stomoxys cristata p. 281. 9. ist dieselbe Art, nur mit einer durch Druck des lebenden Thiers am Kopf zufällig entstandenen Hervorragung. Auch bei Fallèn (Diptera Suec. II. p. 5) steht dies Thierchen als Stomoxys geniculata, der Rüssel ist aber doppelt gekniet, so daß die Spitze in der Ruhe nach hinten gerichtet ist, nicht wie bei Stomoxys vorwärts ragt. S. Siphona. (*Wiedemann.*)

BUCENTORO, Bucentaurus [1]), (Navis praetoria Ducis Venetorum). Dieses Schiff spielt eine glänzende Rolle in der Geschichte der Republik Venedig. Auf ihm fuhr der Doge am Feste seiner Vermählung mit dem adriatischen Meere, welches alljährlich am Himmelfahrtstage gefeiert wurde. Das Schiff hatte die Form einer Galeere und maß 100 Fuß in der Länge und 21 in der Breite. Ein Geländer umgab seinen Rand, und von innen und außen war es mit reich vergoldeter Bildhauerarbeit verziert. Es hatte 2 Verdecke: in dem untern saßen 160 der schönsten und stärksten jungen Männer, je vier und vier auf ein Ruder gerechnet, und außer diesen noch mehre zum Ablösen, nebst ungefähr 40 Matrosen. Das obere Verdeck war der Länge nach in zwei Säle getheilt und enthielt 90 Sitze für die Begleitung des Dogen. Die Scheidewand in der Mitte wurde von 9 Bogen gebildet, deren jeder 7 Fuß weit und prächtig geschmückt war. Auf dem Hintertheil erhob sich ein durch 2 Stufen getragenes Kabinet, in dessen Mitte der Thron des Doge aufgerichtet stand. Es war von außen mit 34 Fuß langen Balustraden und einem 6 Fuß hohen Eisengitter umgeben. Das Feld des Vordertheils hatte 12½ Fuß im Umfange und auf den Seiten 2 Galerien; vorn sprangen 2 Schnäbel hervor, wovon der längste 13½ Fuß maß. Das ganze Schiff wurde zu dem Feste mit einem großen goldgestickten Sammetteppich überdeckt.

Da die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meere nur bei ruhigem Wetter gefeiert werden konnte, so war sie nicht fest an den Himmelfahrtstag gebunden und wurde zuweilen auf den darauf folgenden Sonntag verschoben. Denn da das Paradeschiff eine schwere Maschine mit flachem Boden war, und nicht tief im Wasser ging, so konnte es durch einen kleinen Sturm leicht umgeworfen werden. Daher mußte auch der Admiral des Arsenals, welcher den Bucentoro an diesem Tage zu führen hatte, mit seinem Kopfe für die Beständigkeit der Wellen haften. Das Fest der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere ist sehr alt [2]) und gründet sich auf die von den Venetianern errungene Herrschaft über dieses Meer, welche symbolisch durch jene Feierlichkeit dargestellt werden sollte. Als leere Ceremonie hat es sich bis in die letzten Jahre der Republik erhalten. Gegen Mittag begab sich der Doge in festlichem Pompe, begleitet von allen fremden Gesandten und dem päpstlichen Nunzius, der Signoria und der Hofcapelle, an Bord des Bucentoro. Nun bedeckte sich nach und nach die ganze Breite des Kanals von St. Marco mit größern und kleinern Gondeln, und von den Schiffen und Galeeren wehten die bunten Wimpel und Flaggen. Sobald der Anker des Bucentoro gehoben wurde, fingen die Glocken von allen Thürmen an zu lauten, und der ganze Zug fuhr in langsam feierlicher Bewegung von dem St. Markusplatze aus durch die in 2 Linien aufgereiheten Kriegs- und Kauffahrteischiffe, welche mit Kanonenschüssen und Musik salutirten. Bei der Insel St. Helena schloß sich der Patriarch mit seinem Gefolge dem Zuge an und goß ein großes Gefäß mit Weihwasser in das Meer, um dadurch jedem Ungewitter vorzubeugen. Alsdann wurde das Prachtschiff eine kleine Strecke vor dem

*) S. vorn. Hallers Bibl. der schweiz. Gesch. and Zapfs Reisen in einige Klöster Schwabens.

†) Illiger Magazin für Insectenkunde II. 281. Braunschweig 1803.

1) Der Name soll von einem Centauren herkommen, welcher das Zeichen des ersten zu der Ceremonie der Dogenvermählung mit dem Meere erbauten Schiffes gewesen seyn soll. Die Vorsetzsilbe Bu habe in der alten venetianischen Sprache groß bedeutet, wie im Griechischen, nach Varro de Re rustica. L. II. c. 5.

2) Die gewöhnliche Tradition erzählt, Papst Alexander III. habe diese Ceremonie 1177 eingeführt, aus Dankbarkeit für die ihm von der Republik Venedig gegen den Kaiser Friedrich I. geleisteten Dienste. Nach andern soll sie aber erst 1311 aufgekommen seyn. Die hier gegebene Beschreibung des Bucentoro und des Vermählungsfestes bezieht sich auf die neuere Zeit. 1729 sahe Keyßler 3 Bucentauren im Arsenal stehen. Der älteste war vom J. 1520 der andre von 1605, der neueste von 1728.

Hafen S. Niccolo hinaus in das Meer gesteuert und von den zu beiden Seiten liegenden Kastellen mit Kanonendonner begrüßt. Sobald das offene Meer erreicht war, wurde der Bucentoro gewendet, und der Doge trat aus seinem Kabinet auf eine kleine Galerie heraus und warf unter dem Gebet der Klerisei einen Ring von geringem Werthe in das Meer, wobei er folgende Worte sprach: **Desponsamus te, Mare, in signum perpetui dominii.** Ein allgemeines Jubelgeschrei erscholl nach diesem Augenblicke, und alsdann fuhr der Doge nach der Insel Lido, wo er landete, um in der Kirche S. Niccolo die Messe zu hören. In dieser Zwischenzeit wurde jedem, der eine venezianische Maske trug, erlaubt, den Bucentoro zu besteigen und seine Neugier zu befriedigen. Nach geendigter Messe ging der Zug in derselben Ordnung nach dem Markusplatze zurück [3]) (*Wilh. Müller.*)

BUCEPHALA, indische Stadt an der Westseite des Hydaspes, von Alexander erbaut, und nach seinem berühmten Rosse Bucephalus benant. In der Tabula Theodosiana heißt sie Alexandria Bucefalos. (*d'Anville* geogr. de l'Inde p. 25. (*H.*)

BUCER (Martin), einer der Kirchenreformatoren des 16. Jahrh., wurde im J. 1491 zu Schlettstadt im Elsaß geboren. Er erhielt daselbst den ersten Unterricht und trat 1506, fast noch als Knabe, auf den Rath seiner Freunde, in den Dominikaner-Orden, welcher in seiner Vaterstadt ein Kloster besaß. Da sein Fleis im Studiren Hoffnungen erweckte, so schickte ihn sein Prior bald nachher auf die Universität zu Heidelberg, wo er neben der Theologie, Philosophie und Rhetorik, auch das damals seltene Studium der griechischen und hebräischen Sprache mit Eifer trieb. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz machte ihn, auf den Rath des berühmten Ritters Franz von Sickingen, zu seinem Hofprediger, wozu er sich durch seine natürlichen Rednergaben, ein löbliches Verhalten und den Eifer empfohlen hatte, mit dem er in seinen Predigten die herrschenden Laster bestrafte. Schon vorher war er durch die Schriften des Erasmus von Rotterdam auf die damaligen Gebrechen der Kirche aufmerksam geworden. Die ersten Schriften Luthers vollendeten die Umwandlung seiner religiösen Ansichten. Er hörte Luthern im J. 1518 zu Heidelberg disputiren, suchte seine nähere Bekantschaft und erwarb sich seine Liebe [1]). In den Niederlanden, wohin er bald darauf seinem Herrn, dem Kurfürsten folgte, trug er seine geänderten Überzeugungen auf öffentlicher Kanzel vor, zog sich aber dadurch den Haß der Mönche zu, deren Nachstellungen ihn nöthigten den Rhein herauf zu Franz von Sickingen zu flüchten, welcher ihn in sein Schloß Landstuhl aufnahm und seines Schutzes versicherte. In dieser Zeit, wo Bucer eifrig die Theologie studirte, hatte er Gelegenheit, Luthern auf dem Reichstage zu Worms (1521) in der gefahrvollsten und rühmlichsten Lage seines Lebens zu sehen, und sich vielfach mit ihm zu unterreden. Er wurde jetzt Luther's entschiedener Anhänger. Sein Beschützer Sickingen gerieth bald darauf in einen Kampf mit mehren teutschen Fürsten, worin er auch sein Leben verlor. Bucer, der zu Landstuhl nicht mehr Ruhe fand, beschloß nach Wittenberg zu gehen, wurde aber von dem Pfarrer der benachbarten Stadt Weißenburg bewogen, eine Zeitlang bei ihm zu bleiben und ihm im Predigen beizustehn. Der Vicar des Bischofs von Speyer verjagte sie beide. Bucer fand einen Zufluchtsort in der Reichsstadt Straßburg, wo er den bedeutendsten Theil seines Lebens zugebracht und seit 1523 sowol in der Kirche [2]), als im Gymnasium gelehrt hat. Die Reformation war daselbst unter Begünstigung des Domdechants, Grafen Siegmund von Hohenlohe, bereits eingeleitet und wurde von Bucer eifrigst befördert. Schon im J. 1524 gab er, in Verbindung mit Matthäus Zell, Caspar Hedio, Wolfgang Capito und 5 andern Predigern der Stadt eine Erklärung über die in kirchlichen Dingen vorgenommenen Veränderungen heraus. Bald darauf wurde die Messe abgeschafft und die evangelische Lehre siegte zu Straßburg ohne Zwang. Bei den nun ausbrechenden unglücklichen Streitigkeiten zwischen Luther und den schweizerischen Theologen, standen die straßburger Theologen als neutral in der Mitte und Bucer insbesondere machte die Herstellung des Friedens zwischen beiden Parteien fortan zu einem Hauptgeschäft seines Lebens, wobei er leider sein Ziel nicht erreichte und sich abwechselnd Vorwürfe von beiden Seiten zuzog. Eine gegründete Veranlassung bot er dem Tadel, als er 1526 Luther's Kirchenpostille und Bugenhagen's Erklärung der Psalmen ins Lateinische übersetzte und darin diejenigen Stellen, welche das Abendmahl betreffen, den Vorstellungen Zwingli's gemäß abänderte. Luther rügte dies Verfahren strenge [3]), und Bucer mußte sich überzeugen, daß auf diese Weise der Friede nicht gefördert werde. Er neigte sich in der Lehre vom Abendmahl anfangs mehr auf Zwingli's Seite und stand mit Oecolampadius, welcher Zwingli's Grundsätze mit dem meisten Nachdruck vertheidigte, in genauer Verbindung. Er leistete diesem seinem Freunde in dem Religionsgespräch zu Bern 1528 rühmlichen Beistand, und schrieb auch zu seiner Vertheidigung. Bei dem Religionsgespräch zu Marburg 1529, welchem Bucer und Hedio im Namen der straßburger Theologen beiwohnten, galten sie ebenfalls für Anhänger Zwingli's. Sie hatten zwar an dem Hauptgespräch keinen Theil, unterschrieben aber diejenigen Artikel, wodurch beide Theile sich zu einem liebreichen Betragen gegen einander verpflichteten. Im J. 1530 war Bucer auf dem Reichstage zu Augsburg und vertheidigte daselbst die evangelische Lehre mit eben so viel Einsicht als Mäßigung. Seitdem Luthers große Confession vom Abendmahl erschienen war, näherte er sich mehr den Ansichten desselben, ohne sich jedoch bestimt für dieselben erklären zu wollen, weil er einen Bruch mit den schweizerischen Theologen zu vermeiden suchte. Während der Dauer des Reichstags hatte er eine Unter-

3) S. J. Chr. Maiers Beschreibung von Venedig. B. II. S. 294 ff.

1) Luther schrieb damals an Spalatin: Habes epistolam Bucerianam, fratris vel solius in ista secte candidi et optimae spei juvenis, qui me Heidelbergae et avide et simpliciter excepit atque conversatus fuit, dignus amore et fide, sed et spe. S. *Adami* Vitae Theologor. Ausgabe von 1705. S. 102.

2) Er war Pfarrer an der St. Thomaskirche. 3) S. Luthers Schriften jenaische Ausgabe Tom. III. fol. 381. b. Altenburg. Ausg. III. 739. In der wittenberger Ausgabe wurden diese Rügen Luthers unterdrückt.

redung mit Luthern zu Coburg, deren Resultat der Aussöhnung beider Kirchen sehr günstig schien; gleichwol verweigerte er zugleich mit den übrigen straßburger Theologen die Unterschrift der augsburgischen Confession, und stellte im Namen der Reichsstädte Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau, ein besonderes Glaubensbekentniß, die sogenannte **Confessio tetrapolitana** ans Licht, welche sich von der Augsburgischen nur dadurch unterscheidet, daß sie die Lehre vom Abendmahl in unbestimmtern, die Streitfrage zwischen beiden Kirchen umgehenden Ausdrücken vorträgt. Im J. 1531 wurde er nach Ulm berufen, wo er gemeinschaftlich mit Oecolampadius die Reformation völlig einführte und in der Lehre vom Abendmahl fortdauernd einen Mittelweg betrat. Zugleich aber suchte er die genannten vier Reichsstädte, die sich wegen ihres getrennten Bekentnisses in einer mislichen politischen Lage befanden, mit den übrigen Protestanten in Teutschland völlig zu vereinigen. Dies geschah bei der Versamlung zu Schweinfurt 1532, wo jene vier Städte die augsburgische Confession unterschrieben, nachdem sie schon im vorigen Jahre zu Schmalkalden sich über die Lehre vom Abendmahl so erklärten, daß sie in den schmalkaldischen Bund aufgenommen wurden. Um diese Schritte zu erleichtern und zu vertheidigen, stellte Bucer den Unterschied beider Kirchen in der Abendmahlslehre als blos eingebildet dar, und in diesem Sinne versicherte er im J. 1533 bei seiner Reise nach Zürich den dortigen Theologen, daß er immer noch mit ihnen in der Lehre Eins sey. Auch suchte er sonst auf alle Weise den Frieden in der Kirche zu befördern, und gab in dieser Absicht mit seinen Amtsgenossen zu Straßburg die Schrift des Erasmus von der Einigkeit der Kirche teutsch heraus, obgleich Erasmus in der Hauptsache mit den Protestanten nicht übereinstimmte. Da die Evangelischen in den oberteutschen Reichsstädten bei Luther und seinen strengern Anhängern immer noch einer Hinneigung zu der schweizerischen Lehre verdächtig waren, und mehre Stände, insbesondere der Landgraf Philipp von Hessen eine völlige Vereinigung wünschten, so begaben sich Bucer und Capito mit neun andern Predigern [4]) aus Ulm, Augsburg, Memmingen, Frankfurt, Reutlingen und einigen andern Orten im Mai 1536 nach Wittenberg, und errichteten daselbst, nach mehren Unterredungen, den sogenannten wittenbergischen Vergleich (**Concordia Vitebergensis**) mit Luther und seinen Gehilfen Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Crueiger u. s. f., der ihre völlige Zustimmung zu der lutherischen Lehre vom Abendmahl aussprach. Bucer und seine Gefährten bekannten darin schriftlich, daß sie eine wahre und substanzielle Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl glaubten (**vere et substantialiter adesse**), daß das Brod im Abendmahl durch eine s a c r a m e n t l i c h e Vereinigung der Leib Christi sey, und daß auch die Unwürdigen beim Abendmahl den Leib und das Blut Christi genössen. Nach einer solchen, mit Hand und Mund bekräftigten Erklärung konnte ihr Beitritt zur Lehre Luthers nicht mehr bezweifelt werden, und Luther selbst gestand in einem Schreiben an seinen Landesherrn seine Zufriedenheit mit diesem Ausgang der Sache. Bucer predigte in der Pfarrkirche zu Wittenberg vor einer großen Versamlung, die er zum Dank für die gelungene Vereinigung ermunterte, und genoß mit den fremden und wittenbergischen Theologen, unter welchen Luther selbst war, gemeinschaftlich das Abendmahl. Allein die schweizerischen Theologen versagten diesem Vergleich ihre Zustimmung, und Bucer selbst gab in der Folge Luthern und seinen strengen Anhängern neue Ursach zu Misvergnügen und Vorwürfen, indem er über die Lehre vom Abendmahl Erklärungen aufstellte, die wenn auch der Hauptsache nach im Sinne Luther's, doch eine leise Annäherung an die Grundsätze Zwingli's kund gaben. So verstand er z. B. unter den U n w ü r d i g e n beim Genuß des Abendmahls nur solche, denen zwar die wahre Andacht und der seligmachende Glaube fehlt, die aber die Einsetzungsworte Christi mit einem historischen Glauben annehmen, und er unterschied von ihnen die G o t t l o s e n, welche das Abendmahl auch sogar ohne historischen Glauben genießen und seiner Behauptung nach mit dem Brod und Wein nichts als Brod und Wein empfangen [5]). Er stand also fortwährend in einiger Hinsicht zwischen Luther und Zwingli in der Mitte; doch ist die Ansicht derer, welche ihn als den Stifter einer eignen Kirche betrachten wollen, verwerflich; er muß vielmehr seit dem wittenbergischen Vergleich als ein lutherischer Theologe angesehen werden [6]); die Schweizer, von denen er besonders die Zürcher sehr hoch schätzte und liebte, waren überzeugt, daß er ihre Partei verlassen habe. Als Anhänger Luthers wohnte er vom J. 1537 an mehren Zusammenkünften und Religionsgesprächen bei, namentlich der Versamlung der Evangelischen zu Schmalkalden 1537, wo er Melanchthons Buch vom Papst unterschrieb, der Versamlung zu Frankfurt am Main 1539 und dem Religionsgespräch zu Leipzig in demselben Jahre, wo er in den Verdacht gerieth, der katholischen Partei zu viel nachgegeben zu haben. Die straßburger Universität, welche um diese Zeit gestiftet wurde, verdankte ihm einen großen Theil ihres Flors. An dem Religionsgespräch mit den Katholiken zu Regensburg 1541, nahm er zugleich mit Melanchthon und Johann Pistorius Theil, und bewies seine gewohnte Milde. Hier war es, wo er die Bemerkung machte, daß man sich evangelischer Seits, die von den Katholiken ausgegangene Benennung der Protestanten wol gefallen lassen könne. Ein Theologe von der Gegenpartei, der cölnische Canonicus Johann Gropper, empfahl ihn seinem Herrn, dem Kurfürsten und Erzbischof Herrmann von Cöln, welcher damit umging, die Reformation in seinem Erzbisthum einzuführen. Bucer begab sich 1541 zu ihm, predigte und lehrte zu Bonn, und bemühte sich im Verein mit Melanchthon, der in gleicher Absicht dahin berufen war, die Feinde der Reformation durch sanfte Mittel zu gewinnen. Allein er fand an der katholischen Geistlichkeit und an seinem ehemaligen Freunde Gropper selbst, die heftigsten Gegner und das ganze Unternehmen scheiterte, da der Erzbischof, von dem Papst in den Bann gethan,

4) Ihre Namen finden sich bei A d a m i am angef. Orte S. 103. 104.

5) S. *Joh. Gerhard* Loc. theol. Tom. V. p. 495. 6) Man s. B a y l e Art. Bucer. Beide evangelische Kirchen haben ihn übrigens unter den Ihrigen aufgeführt.

sich in die Stille zurückziehen mußte. Im J. 1546 wurde Bucer zugleich mit Johann Brentius und Erhard Snepfius zu einem neuen Religionsgespräch nach Regensburg geschickt, obwol manche Protestanten und Luther selbst von seiner Milde Nachtheil besorgten. Indessen wußte er die langen Deklamationen des Spaniers Peter Malvenda, der mit Cochläus und 2 andern katholischen Theologen ihm gegenüber stand, sehr bündig zu widerlegen. Das Gespräch blieb, wie alle vorigen, ohne Erfolg und der schmalkaldische Krieg brach aus. Im J. 1548 ließ der Kurfürst von Brandenburg Bucer'n nach Augsburg kommen, und suchte ihn durch Versprechungen und auf andere Weise zur Unterschrift des Interims zu bewegen; allein der friedliebende Mann verweigerte dies Ansinnen mit unerschütterlicher Festigkeit und reiste mit großer Gefahr durch das von Spaniern besetzte Wirtembergische nach Straßburg zurück. Aber auch hier, wo er so lange Schutz gefunden hatte, ward seine Lage zusehends mißlicher, da der Stadt das Interim vom Kaiser aufgedrungen wurde. Der Erzbischof Thomas Cranmer, welcher damals unter der Regirung Eduards III. mit Einführung der Reformation in England beschäftigt war, erfuhr seine Umstände und berief ihn zugleich mit Paul Fagius nach England, um ihm bei dem wichtigen Werk beizustehn, wozu ihre Mäßigung und Friedensliebe, nebst ihrer Lehrart vom Abendmahl sie vor andern eigneten. Beide folgten dem Rufe mit Bewilligung des Raths zu Straßburg, verließen diesen Ort am 4. April 1549 und langten im Sommer desselben Jahrs in England an, wo sie besonders von Cranmer aufs freundlichste empfangen und beide an der Universität Cambridge angestellt wurden; Bucer insbesondere für die Erklärung des neuen, so wie Fagius für die des alten Testaments. Bucer erhielt nach seinem Wunsche die vorher noch Keinem zugestandene Begünstigung ohne alle Ceremonien inaugurirt zu werden. Seine Gelehrsamkeit, sein Fleiß, sein tadelloser Lebenswandel und sein einfaches bescheidenes Äeußere machten auf die Engländer einen sehr günstigen Eindruck. Bald aber erkrankten beide zu London, wahrscheinlich in Folge der veränderten Luft und Lebensweise; sie ließen sich nach Cambridge zurückbringen. Hier starb Fagius am 13. Nov. 1550, und der durch seinen Tod tief erschütterte Bucer folgte ihm nach einer kurzen Frist scheinbarer Besserung am 27. Februar 1551, im Alter von 61 Jahren nach. Die Herzogin von Suffolk hatte ihn während seiner Krankheit nicht verlassen. Er wurde in der Haupt- oder Marienkirche zu Cambridge unter zweitägigen großen Feierlichkeiten beerdigt. Unter der Regirung der Königin Maria wurden die Überreste des Bucer und Fagius am 6. Februar 1556 auf Anordnung der päpstlichen Inquisitoren, durch welche der Kardinal Polus die Universität Cambridge reinigen ließ und nach vorhergegangenem Prozeß, auf dem Marktplatz zu Cambridge öffentlich verbrant [7]). Die Königin Elisabeth stellte 4 Jahre später ihr Andenken aufs ehrenvollste wieder her. — Bucer hatte sich (nach Bossuets Zeugniß), dreimal verheirathet. Seine erste Frau, eine gewesene Nonne, gebar ihm 13 Kinder. Sowol in Hinsicht auf seinen Ehestand, als auch auf seine letzten Äußerungen ist er mehren Lästerungen ausgesetzt gewesen, die Bayle widerlegt hat. Bossuet behandelt ihn als einen Betrüger; die meisten ältern lutherischen Theologen rechnen ihm die Veränderlichkeit seiner Ansichten sehr zum Nachtheil an [8]), andere, z. B. Schröckh, stellen ihn um so höher und möchten ihm nach Luther und Melanchthon die dritte Stelle unter den Reformatoren einräumen. Gewiß war er ein Mann von seltenen Talenten, großer Gelehrsamkeit, ungemeinem Scharfsinn und zum Dialektiker geboren. Er verstand die hebräische und griechische Sprache für seine Zeit sehr wohl, war in den alten Klassikern, den Kirchenvätern und der Kirchengeschichte aufs Beste bewandert und unter den Theologen seiner Zeit nebst Melanchthon der gelehrteste Ausleger der Bibel. Sein lateinischer Styl ist rein und leicht, rauh hingegen der Teutsche. Eine gewisse Dunkelheit ist seinen Schriften eigen; auch verleitete ihn der Reichthum seines Geistes und seiner Kentnisse oft zu einer übertriebenen Ausführlichkeit. Seine Thätigkeit im Predigen, Schreiben, Disputiren, Unterhandeln, Reisen und in mannigfachen Bemühungen zum Wohl der Kirche war sehr groß und folgenreich. Der Protestantismus überhaupt, mehre teutsche Städte insbesondere verdanken ihm viel, am meisten Straßburg, der vieljährige Mittelpunkt seines Wirkens, wo er aber doch nicht so beliebt war, als seine Amtsgenossen Capito und Hedio, weil man die strengen Sittengesetze des dortigen Magistrats auf seine Rechnung schrieb. Wegen seiner Milde war er auch den Gegnern bei Religionsgesprächen willkommen. Er that sein möglichstes, um die Spaltung der evangelischen Kirche zu verhindern und zu heilen, irrte aber ohne Zweifel darin, daß er seinen Zweck durch den Gebrauch unbestimmter und mehrdeutiger Formeln zu erreichen hoffte. Liebe zum Frieden bezeichnete überhaupt seine Schritte. In England erklärte er sich aus diesem Grunde nicht gegen die Beibehaltung der bischöflichen Würde, obgleich ihn Calvin in einem Schreiben auffoderte, alle Überreste des Papstthums zu vernichten. — Bucer's Verdienste sind in späterer Zeit ziemlich in Vergessenheit gerathen und seine zahlreichen Schriften insgesamt selten geworden. Calvin ließ mehre derselben mit Weglassungen zu Genf wieder abdrucken. Konrad Hubert unternahm eine Samlung derselben in 10 Foliobänden, es erschien aber nur einer davon unter dem Titel: Buceri Scripta anglicana fere omnia, Basel, 1577 Fol., welcher außer mehren, die letzten in England verfertigten Schriften Bucer's, ingleichen Nachrichten von dessen Tode, Verbrennung u. s. f., nebst Predigten, Reden und Gedichten auf ihn enthält. Dieser Band ist besonders selten [9]). Für das beste Werk Bucer's gilt seine

7) Adami am angef. Orte S. 107 beschreibt genau den Hergang dieses betrübten Schauspiels.

8) Sehr merkwürdig ist das Urtheil, welches Justus Jonas nach dem marburger Religionsgespräch über die dabei gegenwärtigen Theologen der schweizerischen Partei fällte. In *Zwinglio*, sagte er, agreste quoddam est et arrogantulum; in *Oecolampadio* mira bonitas naturae et clementia; in *Hedione* non minor humanitas ac liberalitas ingenii; in *Bucero* calliditas vulpina, perverse imitata acumen et prudentiam. S. Seckendorf's Historia Lutheranismi Lib. II. p. 140.

9) S. Vogt's Catal. Libr. rarior.

Übersetzung der Psalmen mit einem Commentar. Er gab sie unter dem erdichteten Namen Aretinus Felinus ohne Anzeige des Ortes und Jahrs zu Straßburg 1529 heraus, damit sie auch bei den Katholiken Eingang finden möchte. Sie wurde auch besonders in Italien sehr wohl aufgenommen, bis man den wahren Verfasser erfuhr und sie auf die Liste der verbotenen Bücher setzte. Bucer's Auslegung der drei ersten Evangelien erschien unter dem Titel: **Enarratio in Matthaeum, Marcum et Lucam**, Straßburg 1527. 8. Im folgenden Jahr kam die **Enarratio in Evangelion Johannis** ebendaselbst heraus, das Ganze aber unter dem Titel: **Enarrationes in quatuor Evangelia**, Straßburg 1530. Fol., verbessert, Basel 1536. Fol. Diesem schlossen sich Commentare über einige apostolische Briefe an. Bucer's Auslegung ist größtentheils dogmatisch, die Kritik und das Pragmatische ist wenig berücksichtigt. Wegen der übrigen, zum Theil teutschen Schriften Bucer's, worunter mehre theologische Bedenken, Vertheidigungsschriften, Nachrichten von gehaltenen Religionsgesprächen muß hier auf Jöcher, Schröckh und andere anzuführende Quellen verwiesen werden [10]). (*Rese.*)

BUCEROS *Linn.* Hydrocorax *Briss.* Calao, Hornvogel. Die Königsvögel (Brevilingues) bilden nur vier Gattungen, die aber jede so scharf abgeschnitten dastehn, daß man jede für eine besondre Unterordnung halten könnte. Auch so verhält es sich mit den Calaonen. Sie haben einen dicken, längern Schnabel wie der Kopf, der messerförmig, und nach unten gebogen ist, mit converen, fast gleichlangen und gleichhohen Kinnladen. Seiner bedeutenden Größe ungeachtet, welche noch dadurch vermehrt wird, daß bei dem größesten Theile dieser Vögel auf seiner Wurzel ein Horn aufsitzt, welches bei manchen Arten nicht viel kleiner als der Schnabel selbst ist, ist er sehr leicht, indem seine Knochenwände dünn sind, und ihn nur eine leere lockere Diploe anfüllt, wie bei den Hohlschnäblern. Überdem ist die hornartige Haut, welche ihn bedeckt, sehr zart, schleußt sich daher leicht ab, und veranlaßt dadurch, daß die Schneiden der Kinnladen sägeförmig erscheinen, und nicht genau, als nur an der Spitze schließen. Das Horn ist kein Theil der Stirn, und Linné's Kennzeichen: **Frontis calvaria nuda, osseo-gibbosa** falsch, obgleich es bei vielen Arten so zu seyn scheint. Herissant ((**Mém. de l'Acad. de Paris.** 1748.) zeigt, daß es nur mit dem Schnabel zusammenhänge, dieser, des Horns ungeachtet, beweglich sey, und sich, wenn der Oberschnabel aufwärts gebogen wird, das Horn über den Schädel hinschiebt. Bei den Köpfen, die ich, freilich nur in Samlungen anderer, untersuchen konnte, schien mir indeß kein Gewinde zwischen dem Oberkiefer und Stirnknochen vorhanden zu seyn, wie man es bei den Tukanen und Papageyen antrifft. Auch bei denjenigen Arten, welche ein Horn haben, besitzen es die jungen Vögel noch nicht, oder nur eine schwache Spur desselben. Mit zunehmendem Alter vermehrt sich nicht nur seine Größe, sondern es verändert sich auch häufig seine Gestalt, und daher sind mehre als verschieden angenommene Arten in den Systemen nichts weiter als Altersverschiedenheiten, worüber jedoch lediglich Erfahrung entscheiden kann. Wozu dies leichte, selbst häufig eindrückbare Horn, welches man unmöglich als Waffe betrachten kann, diene, ist schwer zu bestimmen. Kaum ist es mir glaublich, daß es, wie Lecors beim großschnäbeligen Calao bemerkt haben will, dem Vogel diene, die Rinde von den Bäumen loszumachen, um die unter derselben sich aufhaltenden Insekten und Reptilien zu entdecken. Sollte es mit den Nasenhöhlen in Verbindung stehen, die Schleimhaut derselben sich in seinen Zellen verbreiten, der Geruch dieser Vögel dadurch vermehrt, und ihnen das Auffinden ihrer Nahrung erleichtert werden? Diese Vermuthung wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil die kleinen Nasenlöcher dicht unter dem Horn und ganz nahe an der Stirn, aber nicht hinter der Schnabelwurzel liegen, welches bei keinem Vogel der Fall ist. Die Zunge ist sehr klein, die Augen sind groß, haben haarige Wimpern, und liegen oft in einem nackten Augenkreise. Der Kopf ist groß, und gewöhnlich mit einer Holle, oder langen Federn geschmückt, welche der Vogel sträuben kann. Der Hals ist ziemlich lang. Ihre Flügel sind kurz, ihr Schwanz aber lang, und es ist auffallend, daß Brisson den von ihm untersuchten Arten zwölf Ruderfedern zuschreibt, die andern Naturforscher den von ihnen beschriebenen nur zehn. Die Füße sind mittelmäßig, vorn geschildet, und der äußere und mittlere Zehe bis zum dritten, der mittlere und innere Zehe bis zum ersten Gelenke verwachsen, und der hintere Zehe verhältnißmäßig lang. Ungeachtet die Zehen durch ihre Vereinigung eine breite Sohle bilden, und ihre Nägel stumpf sind, so halten sie sich doch lieber auf hohen, besonders abgestorbenen Bäumen, als auf der Erde auf, da sie einen schlechten Gang haben, und immer mit beiden Füßen zugleich hüpfen. Sie bewohnen ausschließlich die wärmern Gegenden der alten Welt, Afrika, das südliche Asien und Neuholland. Sie ernähren sich im ursprünglichen Zustande vielleicht blos von Insekten, Reptilien, selbst kleinen Säugethieren und Aas, wovon sie Lappen herunterreißen; in der Gefangenschaft fressen sie auch Lattig, Bohnen, Erbsen, Brod, und andre Gewächse. Nach dem Zeugniß vieler Reisebeschreiber fressen sie aber auch im natürlichen Zustande Beeren und andre Pflanzentheile, welches jedoch Vaillant unwahrscheinlich findet. Sie nisten in hohlen Bäumen, und bringen auch in diesen die Nacht zu.

Buceros abyssinicus *Gmel.* Erkuhm Calao. Abyssinischer Hornvogel. In Abyssinien Erkuhm

10) Über Bucer sind mehre einzele Schriften erschienen, besonders *Alb. Menon. Verpoortenii* Commentatio historica de M. Bucero ejusque de Coena Domini sententia. Coburg 1709. 8. andere von Martin Dieffenbach u. a. vgl. *Sleidanus* de Statu Rel. *Thuanus* Lib. VIII. et XVII. *Hottinger* hist. Eccl. Sec. XVI. P. II. Hottinger's des Sohns Schweizer-Kirchengeschichte. *Seckendorff* Historia Lutheranismi an vielen Orten. *Crusius* Annal. Sueviae. *Teissier* addit. aux élog. des Hommes savans. P. I. *Rich. Simon* Hist. critique des principaux Commentateurs du nouv. Test. (Rotterd. 1693. 4.) S. 735—745. Ebenders. unter dem Namen Sainjore in der Bibliotheque critique (Paris 1708. 12.) Tom. III. p. 257—272. *Burnet* Reform. anglic. *Verheyden* Effig. Theol. *Adami* Vit. Theol. Freher, Bayle, Jöcher. Baumgarten's Nachrichten von merkw. Büchern, Band 5. S. 329 und 503. *Schelhorn* Amoenitat. Literar. Tom. V. pag. 369—380. Ebend. Ergötzlichkeiten St. 4. Nr. 64. Schröckh's Lebensbeschr. berühmter Gelehrten 1r Theil.

oder Abba Gumba, am Senegal Geminte. Pl. enl. 779. *Vaill.* Ois. d'Afr. V. t. 230. 231. 232. Er ist eine der größesten Arten, vielleicht die größeste, etwa so groß wie ein Puter und 3½ Fuß lang. Der Schwanz ist noch nicht halb so lang, wie der übrige Leib, rundlich, besteht aus zehn Ruderfedern, und wird etwa zum vierten Theil von den Flügeln bedeckt. Der sehr große Schnabel ist schwach gebogen, und mit einem Horn geziert, welches bei jungen Vögeln eine an den Seiten gewölbte Scheibe mit schneidender Kante darstellt, bei erwachsenern aber 2 Zoll hoch, drei Zoll lang, mit der Spitze nach vorn gekehrt, und in diesem Alter vorn nicht geschlossen ist, sondern eine kleeblattförmige Öffnung bildet, vor welcher sich mehr inwendig ein schwarzes Häutchen vorspant. Die Augen sind mit einer nackten Haut umgeben, welche sich nach Geoffroy (Actes de la Soc. d' h. n. de Paris) bis zum Genicke (haut du cou) erstreckt, wovon aber Büffon's, Bruce's und Levaillant's Abbildungen keine Spuren zeigen. Sehr auffallend unterscheidet er sich von allen Calaonen dadurch, daß die Haut an der Kehle nicht blos nackt, sondern wie bei den Putern ganz warzig, und wie bei diesen, wenn der Vogel sich in Ruhe befindet blau ist, wenn aber seine Leidenschaften erregt werden, roth wird. Ausgewachsen ist dieser Calao tief schwarz, auf den Deckfedern der Flügel mehr braun; die zehn ersten Schwungfedern rostfarbig weiß. Der Schnabel, das Horn und die Füße sind schwarz, nur haben beide Kinnladen oder auch allein die obere an ihrer Wurzel einen viereckigen rostfarbnen Flecken. Die Augen sind blaßgelb und die nackte Haut, welche sie umgibt, ist violett. Die jungen Erkuhme sind da bräunlich-schwarz, wo die alten reinschwarz sind. Bis dahin fanden ihn nur Bruce in Abyssinien, Geoffroy am Senegal. Es scheint daher, daß er vorzüglich das innere Afrika zwischen dem 10. bis 20. Grade N. Br. bewohne. Dumont (Dict. des Sciences nat. v.) wirft zwar gegen die Gleichartigkeit des von Bruce und des von Geoffroy beobachteten Calao Zweifel auf, weil er nach jenem fast 6 Fuß, nach diesem nur 3½ Fuß Flügelweite hat, nach jenem lieber läuft als fliegt, sich erhebend aber mit Stärke und weit, nach diesem nicht stark, niedrig und nicht weit fliegt, und schlecht gehet. Dieser widersprechenden Beobachtungen ungeachtet, darf man doch diese Vögel nicht für verschiedenartig halten, da Bruce's Angabe der Flügelweite im Verhältniß der Länge des Vogels allen andern angegebenen Verhältnissen bei den übrigen Arten der Calaonen widerspricht, da er den Erkuhm ein Elsternnest am Stamme der Bäume bauen läßt, und seine übrigen naturhistorischen Erzählungen gegen ihn mistrauisch machen. Bezweifeln wollen wir darum nicht, daß der Erkuhm oft auf der Erde laufe, welches mit Geoffroys Behauptung wohl bestehen kann, nicht bezweifeln, daß Bruce nur in seinem Magen grüne Käfer fand, welche derselbe von den Spitzen des Teff (Poa abyssinica) abliest, obgleich Geoffroy darin nur Eidechsen antraf. Auch glauben wir, daß Geoffroy mit Recht dafür halte, daß der Erkuhm derjenige Vogel sey, dessen Labat (Voy. IV. p. 160) unter dem Namen Oiseau Trompette, ou Trompette de Brac gedenkt, da in seiner Beschreibung nichts ist, was diesem widerspricht, obgleich Vaillant andrer Meinung ist. Der Oiseau Trompette soll nämlich ganz schwarz, von der Größe und fast von der Gestalt eines Puters seyn, aber einen doppelten oder richtiger einen Schnabel über den andern haben, von denen der obere als eine hohle, tönende Nase betrachtet werden könne, mit der er einen der Trompete der Neger ähnlichen Schall hervorbringt. Diese Schlüsse sind freilich unrichtig, so wie die weißen Schwungfedern ausgelassen, welches aber bei Labat's unvollkommenen Beschreibungen leicht der Fall seyn konnte. Aus diesem Oiseau Trompette, wurde der

Buceros africanus *Gmel.* **Hydrocorax africanus** *Briss.* Brao *Buff.* Afrikanischer Hornvogel, gebildet, indem Brisson den Kopf eines Calao, welchen Willughby unter dem Namen Rhinocerotis avis 2. varietas, ohne eine Beschreibung hinzuzufügen, blos abbilden ließ, als den des Labatischen Oiseau Trompette ansahe. Ob ihn die Abbildung in Labat's Relation de l'Afr. occ. dazu veranlaßte, kann ich nicht sagen, da ich diese nicht vergleichen kann, und Labat's Beschreibung blos aus dem Dict. des anim. entlehnen mußte; wahrscheinlich ist es mir aber nicht, daß Willughby den Kopf des Erkuhm abbildete, sondern vielmehr den des mondhornigen Calao (B. niger.). Lochner in seinem Mus. Beslerianum ließ Willughby's Abbildung statt der des Kopfes des Buceros Rhinoceros, in *Besleri* Gazoph. nachstechen, fügte aber die kurze Beschreibung aus dem letztern seiner Abbildung bei; dies alles benutzte Brisson, um daraus einen Wechselbalg zu bilden, welcher aus drei wahrscheinlich verschiedenartigen Vögeln zusammengesetzt ist.

Buceros albirostris, s. B. monoceros.

B. albus *Gmel.* Weißer Hornvogel. Nach *Hawkw.* Voy. I. 123. fing man zwischen der Insel Tinian und Pulotimoon einen Vogel von der Größe einer Gans, weiß außer dem schwarzen Schnabel und Füßen, dessen Schnabel gekrümmt, und so dick und lang war, daß man nicht begreifen konnte, wie ihn der einen Fuß lange Hals, so dünn, wie der eines Kranichs, tragen konnte. Er wurde vier Monate lang an Bord des Schiffs mit Zwieback erhalten, worauf er starb. Man nannte ihn weißer Tukan (White Toucan); da aber die Tukane nur in Südamerika einheimisch sind, so glaubte Latham ihn unter die Calaonen setzen zu müssen. Die Beschreibung ist viel zu unvollständig, als daß nach derselben die Gattung dieses Vogels bestimmt und er in das System aufgenommen werden könnte.

Buceros bengalensis *Cuv.* **B. gingalensis** *Shaw.* Calao-Gingala *Vaill.* Ois. rares. I. 65. t. 23. Langholliger Calao. Eine von den drei Arten, welche wir bis jetzt nicht anders als hornlos kennen, und wie die beiden andern auch hornlosen von der Größe einer Alster. Sie unterscheidet sich durch eine sehr lange, herabhängende, fast den ganzen Nacken bedeckende Holle. Ihr Schnabel ist stark gebogen 3 Zoll lang und halb so dick. Die Flügel reichen nur etwas über die Wurzel des keilförmigen, nach der Abbildung ziemlich langen Schwanzes, dessen Ruderfedern, nach derselben, sehr schmal und spitzig sind. Die Oberkinnlade ist am Rücken schwärzlich, am Rande weißlich; die Unterkinnlade am Rande schwärz-

lich, am Rücken weißlich. Das Gefieder des Oberleibes ist bläulich-grau, die Deckfedern der Flügel sind schwarz eingefaßt; das Gesicht, und der Vorderhals grau-weiß, welches weiter nach unten hin immer dunkler wird; die Afterfedern kastanienbraun; die äußern Ruderfedern an der Spitze weiß; die Füße braun, die Krallen und Wimpern schwarz. Das Vaterland ist Ceylon.

Buceros bicornis *Linn.* **Hydrocorax philippensis** *Briss.* Philippinischer Hornvogel. Vaill. Ois. rares. I. p. 21. t. 7. E. Mit diesem vereinige ich den

Buceros cavatus *Shaw.* Vaill. a. a. O. Taf. 3. 4. 5. unter dem Namen des rinnhörnigen Calao, weil es mir höchst wahrscheinlich ist, daß beide nicht getrent werden dürfen, und ich diese Ansicht mit mehren gründlichen Naturforschern theile, die, wie ich, es gleichwol einsehen, daß mit Gewißheit sich nichts hierüber bestimmen lasse. Levaillant ist der einzige, dem wir von beiden eine etwas vollständigere Beschreibung verdanken, gleichwol sahe er von dem Calao bicorne nur ein einziges Exemplar, aber oft den Schnabel, an welchem die beiden Hörner bald länger bald kürzer waren, und ihn ganz in Ungewißheit ließen, ob derselbe mit dem Calao à casque concave gleichartig sey oder nicht. Da nun nach den Abbildungen und Beschreibungen, die er mittheilt, beide bis auf Kleinigkeiten außer in dem Horn und der Farbe, wie er selbst eingesteht, übereinstimmen, und beides nach dem Alter sich so sehr verändert, vielleicht selbst dem Geschlechte nach verschieden ist, so wage ich es weniger sie zu trennen, als sie vereinigt zu lassen. Um aber die Leser nicht durch eine etwa vorgefaßte Meinung zu täuschen, will ich erst die Übereinstimmungen, dann die Verschiedenheiten beider aufzählen. Beide haben also ungefähr die Größe einer Puterhenne, und einen mittelmäßigen runden Schwanz, aus 10 Ruderfedern, welchen die Flügel bis ein Drittheil seiner Länge bedecken. Ihr Schnabel ist sehr groß, regelmäßig gezähnelt, und nicht völlig halb so dick wie lang. Auf seiner Wimper und der Stirn liegt das fast einen halben Fuß lange, 2 Zoll hohe, 4 Zoll breite Horn, welches in der Mitte eine Höhle bildet, die sich auch noch über die Firste des Schnabels in eine Rinne verlängert. Sie haben lange schwarze Wimpern am obern Augenliede, und ihre Nasenlöcher werden von steifen Haaren bedeckt, welche gegen das Horn aufsteigen. Auf dem Kopfe ist eine herabhängende Holle langer, schwanker Federn. Der Schnabel und das Horn sind okergelb, an der Spitze roth. Die Hauptfarbe des Gefieders ist schwarz, nur sind Brust, Bauch, Schenkel und After schmuzig weiß. Dies sind die Übereinstimmungen, wie sie die unvollständigen Beschreibungen darbieten; die genauer in diesen aufgezählten Verschiedenheiten bestehen in folgenden. **Buceros bicornis** ist vom Wirbel bis zur Schwanzspitze 32″; der Schnabel mit dem Horne fast 1′, die Kinnladen allein 9″ lang; das Horn ist flächer ausgehöhlt ohne Kanten, und seine beiden Seiten laufen nach vorn in ein bald längeres, bald kürzeres Horn aus. Das Horn ist hinten flach und mit einem schwarzen Bande eingefaßt. Das Gefieder mit Ausnahme des Unterleibes schwarz, nur haben die zweiten Schwungfedern und vier äußersten Ruderfedern in der Mitte einen weißen Fleck; die Füße sind rothbraun. **Buceros cavatus** dagegen ist 36″, der Schnabel mit dem Horne 10″, die Kinnladen allein 7″ lang. Das Horn hat zwei Kanten, welche zwischen sich eine tiefe Rinne bilden, die es in zwei gleiche Theile theilt. Die Seiten sind vorn gerade abgeschnitten, hinten ist das Horn gleich einem Hinterhaupte gewölbt, und hat kein schwarzes Band. Die Holle und der Hals sind dunkelokergelb. Die Kehle und Augengegend aber, wie der Oberleib und die Füße schwarz. Erwägt man nun, daß die Beschreibungen nur nach einzelen ausgestopften Vögeln gemacht wurden, und die Farbenverschiedenheit, welche die beiden Geschlechter des rippenschnäbeligen Calao zeigen, mit den Farbenverschiedenheiten des **B. bicornis** und **B. cavatus**, viele Ähnlichkeit zeigen, so kann man nicht anders als sie für gleichartig halten, um so mehr, da die moluckischen Inseln das gemeinschaftliche Vaterland sind. — Wichtig ist in Absicht dieser Art auch Levaillant's Bemerkung, daß Brisson's **Hydrocorax**, Linné's **Buceros Hydrocorax**, der indianische oder braune Hornvogel, indianische Rabe, Wasserrabe, nichts anders als ein junger **B. cavatus** sey. Er selbst kaufte das Exemplar, wonach Brisson's Beschreibung und Abbildung verfertigt wurden, in der Versteigerung von Aubri's Samlung, und fand, daß es verstümmelt, der Schwanz und die Flügel abgeschnitten, und ein noch sehr junger Vogel war, denn die Schwungfedern und Ruderfedern waren noch nicht ausgebildet, die Bedeckungsfedern flaumartig, und der Schnabel weich. Sein Horn bestand noch aus einer weichen Haut, und zeigte die Rinne noch nicht. Die Kehle und die Augengegend war schwarz, und dies Schwarze unter der Kehle mit einem gekrümmten schmuzig weißen Bande umgeben, der übrige Körper oben rostfarbiggrau, die Brust schwärzlich, der Bauch rostfarben, der Schnabel braun. In der Folge hielt zwar Vaillant es für wahrscheinlicher, daß der **B. Hydrocorax** ein junger glatthörniger Calao (**B. phœnicornis**) sey, seine erste Ansicht gefällt mir indeß besser.

Buceros coronatus *Shaw.* **B. melanoleucos** *Lichtenst.* Calao couronné Vaill. Ois. d'Afr. V. p. 117. t. 234. 235. Gekrönter Calao, gescheckter Hornvogel. So viele Gründe mir auch dafür zu reden scheinen, daß dieser Calao nur der ältere schwarzschnäbelige (**B. nasutus**) sey, so wage ich es doch nicht, sie zu vereinigen, da auch einige Verschiedenheiten in der Bildung des Schnabels und andrer Theile sich zu zeigen scheinen, und Vaillant uns von beiden den erwachsenen und den jungen Vogel darstellt. Der gekrönte Calao ist so groß wie eine Alster, und sein Schwanz so lang wie der Körper ohne den Schnabel, und rund. Die Flügel reichen nur etwas über die Deckfedern desselben. Der Schnabel ist nicht stark gebogen, roth, gezähnelt, und hat statt eines Hornes blos einen etwa 2 Linien hohen Kiel, der 2 Drittheile seiner Länge einnimt. Bei dem Männchen sind die Federn des Hinterhauptes etwas verlängert und bilden eine kleine Holle, die sich bis zu einem weißen Bande erstreckt, das vom hintern Augenwinkel durch die Ohren bis zum Genicke läuft. Beides fehlt dem Weibchen. Die Farbe des Gefieders ist übri-

gens beim erwachsenen schwarz, beim jungen schwarzbraun, nur der Rumpf unten, der Steiß und die Spitzen der äußern Ruderfedern sind weiß. Er bewohnt die südliche Küste Afrika's, vom kleinen und großen Bracflusse bis zum Lande der Kaffern. Er hält sich in Hochwaldungen, vorzüglich auf abgestorbenen Bäumen auf, in deren große Löcher das Weibchen vier ganz weiße Eier legt. Er lebt in großen Heerden und ernährt sich von Insekten und Aas. Levaillant sahe einst einen Trupp von mehr wie fünfhundert dieser Calaonen mit den Krähen und Geiern der Gegend um die Aser der von ihm und seinen Gefährten getödteten und liegengelassenen Elephanten versammelt. Seine Stimme klingt wenn er fliegt wie krie kri kri ki ki, fast wie die der Thurmfalken, wenn er aber sitzt wie ein tiefes Ku.

Buceros erythrorhynchos *Merr.* Hydrocorax senegalensis erythrorhynchos *Briss.* Buceros nasutus *Cuv.* Tock Calao. Rothschnäbeliger Hornvogel. *Vaill.* Ois. d'Afr. V. p. 122. t. 238. Brisson beschrieb diesen Calao zuerst, wie Vaillant vermuthet, nach einem jungen Vogel. Seine Beschreibung und seine Abbildung zeigen so viele Ähnlichkeit mit dem schwarzschnäbeligen Calao (B. nasutus *Linn.*), daß Linné bewogen wurde zu fragen, ob nicht dieser rothschnäbelige eine bloße Geschlechtsverschiedenheit seyn möchte, und Buffon, der sie unter dem Namen Tock vereinigte, den schwarzschnäbeligen für den jungen, den rothschnäbeligen für den alten Vogel erklärte. Auch Latham, Shaw u. a. vereinigen beide unter dem Namen B. nasutus; nur Vaillant ist der entgegengesetzten Meinung und stellt sie als verschiedene Arten auf, worin ihm Cuvier beistimt, und auch ich glaube ihm beipflichten zu müssen, wenn anders sein Tock Brisson's Hydrocorax senegalensis erythrorhynchos ist, in welchem Falle freilich die Abbildung, die Brisson liefert, und welche einen geraden Schwanz zu zeigen scheint, sehr fehlerhaft seyn müßte, und dies ist sie auch ohne Zweifel, und vermuthlich nach einem Exemplare verfertigt, welchem mehre Ruderfedern fehlten. Aber auch ohnedies enthalten Brisson's Beschreibungen beider Calaonen Verschiedenheiten, die eine nothwendige Trennung nicht unwahrscheinlich machen. Der Tock ist 20 Zoll, sein Schwanz 6″ 10‴ lang, und dieser keilförmig. Die Flügel bedecken nur ein Viertheil desselben. Der Schnabel ist 3½ Zoll lang und 1¼ Zoll hoch, also sehr dick und schwach gekrümt, er ist ohne Horn und schwach gezähnelt. Auf dem Kopfe befindet sich eine kleine Holle weitstrahliger Federn. Der Kopf und Hals sind weiß mit einiger Mischung von Schwarz. Der Rücken um die Flügeldeckfedern dagegen schwärzlich, mit etwas Weiß gezeichnet; die Schwungfedern erster Ordnung an der äußern Seite schwärzlich, an der innern weißlich, die Ruderfedern sind schwärzlichgrau, die äußern mit weißer Spitze und äußerer Fahne. Unten ist der ganze Vogel rein weiß. Die Füße sind braunroth. Beim jungen Vogel ist der Schnabel orange, und das Weiße schmuzig. Er ist in Senegal zu Hause; und soll nach Buffon von Früchten leben.

Buceros fasciatus *Shaw.* Calao longibande *Vaill.* Ois. d'Afr. V. p. 115. t. 233. Streifschwänziger Calao. Dieser Calao, welcher so groß wie eine Älster ist, unterscheidet sich durch seinen einfachen Kopf ohne Holle und einen ziemlich langen rundlichen Schwanz, welchen die Flügel nur zu einem Viertheil bedecken. Sein Schnabel ist dick, mäßig gekrümt, gezähnelt, und von der Stirn an etwa drei Viertel seiner Länge mit einem 2 bis 3 Lin. hohen Kiel versehn. Die Spitze des Schnabels bis zum Kiel und der Rand der Kinnladen ist rothbraun, übrigens ist der Schnabel schmuziggelb. Seine Farbe ist schwarz, welches in gewissen Lagen ins Braune fällt. Nur die 2. und 3. Ruderfeder, und der Unterleib sind weiß, doch schwarze Wellenlinien an der Seite. Er stamt aus Angola.

Buceros galeatus *Gmel.* Semenda? *Aldrov.* Gehelmter Calao, oder Hornvogel. Pl. enl. 933. Lange sahe man den Kopf dieses Vogels in den Cabinetten, der Vogel selbst war aber unbekant. Schon Edwards vermuthete, der Kopf müsse einem Vogel von einer von den Calaonen verschiedenen Gattung gehören, eben dieser Meinung ist Vaillant, welcher einen solchen Kopf durchsägen ließ, und aus dem Gewichte und der Dichtigkeit der Knochen schloß, daß er keinem Calao, sondern einem Wasservogel angehören müsse. Sollte, wie ich kaum zweifle, der Kopf von Aldrovandi's und Worm's Semenda diesem Vogel angehören, so würde dies noch mehr für die Sache reden. Ich führe die eigenen Worte des letztern (Mus. Worm. p. 309.) an, weil mir manches in denselben unerklärlich ist: Meum Semendae cranium, sagt er, ex Coromandel Orientalis Indiae allatum est. Ab apice rostri ad primam vertebram colli decem circiter erat vnciarum longitudine, latum ex parte, qua tuber prominebat, vncias quinque, sed amplitudine pedem Romanum aequabat [?!]. Rostrum ipsum acutum, colore buxeo, ad tuberis initium longitudine vnciarum quatuor. Hinc tuber ovali figura eminet, altitudine trium vnciarum, anteriore parte buxeum, per ambitum vsque ad cranium coloris purpurei, qui color inferiorem mandibulam etiam exornabat ex parte. Hanc partem mox excipit cranium ipsum, cute adhuc tectum, in quo vtrinque duo grandia foramina, oculorum orbitas constituentia, et in occipite unum pro spinalis medullae exitu, cum duabus prominentiis, quibus inferior maxilla adhaeret. Grave est adeo, vt totum pendeat vncias octodecim." Ein wahrlich ungeheures Gewicht, wenn nicht das Innere der Kopfhöhle mit irgend einer schweren Masse angefüllt war. Gleichwol beweist ein in spätern Zeiten ins britische Museum gekommener ganzer Vogel, daß dieser Kopf einem echten Calao gehöre, den Shaw und Latham (Syn. Suppl. II.) beschreiben. Er unterscheidet sich von den andern Arten dieser Gattung durch einen fast geraden dicken spitzen Schnabel und einen langen keilförmigen Schwanz. Er ist, wie sich erwarten läßt, der größte aller Calaonen, und 3′ 9″ aber sein Schwanz allein fast 2′, doch seine drei äußersten Federn an jeder Seite noch keinen Fuß lang, die Länge des Schnabels ist etwa 7¼ Zoll, und an seiner Wurzel steigt eine viereckige Erhabenheit über 3¼ Zoll hoch empor, welche sich über die Augen hin erstreckt. Das Gefieder und

die Füße sind schwarz, nur Bauch, Schenkel, Steiß und Schwanz weiß, doch der letzte mit einem breiten schwarzen Bande gegen das Ende jeder Feder versehen.

Buceros gingalensis *Shaw.*, s. B. bengalensis.

Buceros ginginianus *Lath.* Zweischnäbeliger Calao oder Hornvogel; Hornvogel aus Gingi. *Vaill.* Ois. rares I. p. 40. t. 15. Er unterscheidet sich durch einen ziemlich langen rundlichen Schwanz und eine kleine Holle, welche Sonnerat, der ihn zuerst beschrieb, wahrscheinlich übersah. Er ist 2 Fuß, der Schwanz 10 Zoll lang; die beiden mittleren Ruderfedern sind nur 2 Zoll länger wie die äußersten. Der Schnabel mißt in gerader Linie 3½ Zoll, ist sichelförmig gekrümt, und das Horn, welches sich 9 Lin. hoch über ihn erhebt, mit ihm gleichlaufend und zusammengedrückt. Die Basis dieses Horns ist auf dem hintersten Drittheil des Schnabels befestigt, und dann verlängert es sich vorn in eine freie scharfe Spitze, welche bis zur Mitte des Schnabels reicht. Der Schnabel ist schwarz mit weißer Spitze und Firste; das Gefieder aschgrau, doch ein Strich über den Augen und der Unterleib weiß. Von den Ruderfedern haben die beiden mittelsten eine schwarze, die übrigen eine weiße Spitze, welche ein schwarzes Band vom aschgrauen trent. Füße und Nägel sind bräunlich. Man findet ihn auf der Küste Koromandel.

Buceros griseus *Lath.*, s. B. monoceros. B. Hydrocorax *Linn.*, s. B. bicornis. Buceros javanicus, s. B. plicatus.

Buceros insculptus *Dumont.* B. manillensis und B. panayensis *Gmel.* Furchenschnäbeliger Calao, Hornvogel aus Manilla und Panaya, braunbäuchiger Hornvogel, *Vaill.* Ois. rares I. p. 47. t. 16. 17. 18. So auffallend sich auch dieser Calao im erwachsenen Zustande von den andern durch die brandgelben Furchen unterscheidet, welche an jeder Seite beider Kinnladen des braunen Schnabels schräg vom Rücken nach dem Rande hin laufen, und dem hinten und vorn scharf abgeschnittenen etwa 8 bis 9 Lin. hohen Kiel auf seiner hintern Hälfte unterscheidet, so darf man doch dieselben nicht als Kennzeichen annehmen, weil dem jungen Vogel die Furchen gänzlich fehlen, und vom Kiele nur eine schwache Spur vorhanden ist, man muß vielmehr sein Unterscheidungszeichen in den nackten Augenkreisen, einer befiederten Kehle, einem ziemlich langen fast geraden Schwanze und kurzen Flügeln suchen. Das Männchen ist so groß wie ein Kolkrabe, aber verhältnißmäßig länger, und schillernd schwarz, nur die ersten zwei Drittheile der Ruderfedern weißlich rostfarben; die Füße bleifarben. Das Weibchen ist etwas kleiner wie das Männchen, das Schwarze bei ihm weniger glänzend, die Ruderfedern mehr röthlich; Kopf, Hals und der Anfang der Brust isabellfarben; das Übrige der Brust, Bauch, Schenkel und Steiß braunroth; die Ohrengegend, Wangen und Kehle schwarz. Beim jungen Vogel (B. manillensis) ist der Schnabel hellbraun; die Ohrengegend, Kehle, Rücken, Flügel und Schwanz schwarzbraun, der letzte mit einem zwei Finger breiten rostfarbenen Bande umgeben; der Rest des Kopfes, der Hals und Unterleib röthlich-weißgrau. Er bewohnt die philippinischen Inseln.

Buceros malabaricus *Gmel.*, s. B. monoceros.

B. manillensis *Gmel.*, s. B. insculptus. B. melanoleucos *Lichtenst.*, s. B. coronatus.

Buceros monoceros *Shaw.* Großhörniger Calao. Calao unicorne. *Vaill.* Ois. rares. I. p. 27. t. 9. 10. 11. 12. Vaillant ertheilt uns zuerst Nachricht, von der Verschiedenheit, welche dieser Vogel, mit seinem Wachsthum zugleich, insbesondere in Absicht seines Horns erreicht, und wodurch man, vorzüglich dann, wenn man erwägt, daß er seinen Calao unicorne nur nach bereits mehre Jahre alten ausgestopften Exemplaren beschrieb, überzeugt wird, daß nicht nur andre, sondern Vaillant selbst mehre Arten aus ihm bildeten. Von diesen Verschiedenheiten abgesehen, unterscheidet sich der großhörnige Calao vom zweischnäbeligen (B. ginginianus), mit dem er sonst manche Übereinstimmung zeigt, und den andern Calaonen, durch einen runden Schwanz, ziemlich kurze Flügel, eine kleine Holle, nackte Augenkreise und Kehle, und einen verhältnißmäßig größern Schnabel. Erwachsen ist er etwa so stark wie ein großer Rabe, aber gestreckter, und vom Wirbel bis zur Schwanzspitze fast 30 Zoll, der Schwanz 1 Fuß lang. Der Schnabel ist 9 Zoll lang, und mit dem Horn fast 5 Zoll dick; dieses allein erhebt sich aber 2¼ Zoll hoch über die Firste. Die Kinnladen sind stark gebogen und stark gezähnelt. Das Horn ist oben und an den Seiten flach, hinten am breitesten, vollkommen eben und mit einer weichen Haut (peau vive) von schwarzer Farbe bedeckt, an den Seiten der Länge nach gefurcht, und vorn in eine mit der Firste ungefähr gleichlaufende freie Spitze verlängert, welche sich fast bis zur Spitze des Schnabels erstreckt. Selten trifft man es indeß in diesem vollkommenen Zustande an, den es ohnehin erst dann erhält, wenn der Vogel 2 Jahre alt ist, und sein beständiges Gefieder hat, weil derselbe nach den von Lecors, welcher 25 Jahr in Ceylon lebte, an Vaillant mitgetheilten Bemerkungen, es leicht dadurch beschädigt, weil er mit demselben an die Baumäste schlägt, die Rinde loszumachen, um die unter derselben steckenden Insekten, kleinen Eidechsen und Laubfrösche zu entdecken und zu erhaschen. Das Horn ist vorn von der Spitze an fast 3 Zoll weit, und der Schnabel an seiner Wurzel schwarz, übrigens beide gelblich-weiß. Eine weiße, nackte, runzelige Haut umgibt die Wurzel der Unterkinnlade, und bildet eine Art von Kehlband, dagegen eine nackte schwarze Haut die rothbraunen Augen. Die Federn des Hinterkopfes sind lang, und bilden aufgerichtet eine kleine Holle, die man indeß, wenn sie niederliegen, kaum bemerkt. Vom Anfang der Brust an ist er unten ganz weiß, und eben diese Farbe haben die Enden der ersten Schwungfedern und die drei äußersten Ruderfedern; übrigens ist er schwarz, welches ins Grüne und Purpurfarbne spielt. Das Weibchen ist vom Männchen blos durch die etwas geringere Größe und das kleinere nicht so weit vorragende Horn verschieden. Er bewohnt einen großen Theil sowol des festen Landes als der Inseln von Ostindien, und ist vorzüglich auf Ceylon zahlreich, wo man ihn oft in den Häusern hält, weil er den Mäusen und Ratten nachstellt, und vollkommen die Stelle der Katzen vertritt. Sein liebster Aufenthalt sind die abgestorbenen Äste großer Bäume in den Hochwaldungen, und in ihre Höhlen legt das Weibchen 4

schmuzig weiße Eier. Die Jungen kommen nackt aus diesen, aber wie sie sich anfangen mit bräunlich-grauen Flaumen zu bedecken, erhebt sich ihr Horn zuerst in Form eines Kiels. So gehen sie wahrscheinlich allmälig in den Zustand des Buceros griseus *Lath.* des grauen Hornvogels über. Von diesem ist der Schnabel gelb mit einem schwarzen Fleck an seiner Wurzel; hinter dem Auge eine nackte blaue Haut; auf dem Firste ein hinten abgebrochener Kiel, der nur bis zur Stirn reicht; die Haube ist schwarz, der Leib grau, die Flügel theils grau, theils schwarz mit weißen Spitzen der Schwungfedern; der Schwanz lang, seine mittleren Federn schwarz, von den äußeren der untere Theil auch schwarz, das übrige weiß. Nach einem Vierteljahre fängt das Horn an seine künftig. Gestalt zu zeigen, verlängert sich aber noch nicht in eine Spitze und ihm fehlen noch die Furchen. Es ist wenig Zweifel unterworfen, daß er in diesem Zeitraume mit Vaillant's Calao à bec blanc. t. 14. **Buceros albirostris** *Shaw.* vereinigt werden müsse, denn daß bei diesem das Horn an den Seiten bauchig und hinten mit einer harten Haut verschlossen ist, reichte wol nicht hin, ihn, wie darum Vaillant es will, der ihn dazu nur ausgestopft kannte, vom großschnäbeligen als Art zu trennen, da alles übrige übereinstimt, außer natürlich die Größe nicht, welche beim weißschnäbeligen nur 20 Zoll beträgt, und überdem haben die ersten Schwingen und äußersten Ruderfedern nur noch einen weißen Fleck gegen die Spitze hin. Schon etwas weiter im Alter vorgerückt erscheint er als **Buceros viridis** *Lath.* Grünflügeliger Hornvogel, dessen äußerste Ruderfedern, so wie die Spitzen der Schwungfedern bereits ganz weiß sind. Mit fortrückendem Alter erscheinen die Furchen an den Seiten des Schnabels, und man kann keinen Augenblick Bedenken tragen, wenn man Vaillant's Abbildungen und Beschreibungen vergleicht, ihn nun für dessen Calao violet l. c. t. 19. **Buceros violaceus** *Shaw.* zu halten. Er steht der Größe nach in der Mitte zwischen dem weißschnäbeligen und einhörnigen, und hat lebhaftere Farben, und das Weiße des Horns und Schnabels ist bei diesem lebhaft gelb und roth. Diese Verschiedenheit kann theils daher rühren, daß Vaillant diesen Vogel lebend am Cap sahe, da er die andern dieser Art nur ausgestopft beobachtete, theils auch von der Verschiedenheit des Alters. Denn bekantlich verliert sich der lebhafte Schiller des Gefieders, verbleicht die Farbe des Schnabels in nicht sorgfältig geschützten Samlungen, oder der letztere verdankt sie wol gar dem Pinsel. Der, den Vaillant am Cap lebend sahe, wohin man ihn aus Ostindien gebracht hatte, war sehr zahm, seinem Wärter ungemein ergeben, und fraß ohne Unterschied rohes und gekochtes Fleisch und gekochtes Gemüse. Er fing Ratten und Mäuse, und verschluckte sie ganz, nachdem er sie vorher mit dem Schnabel zerquetscht hatte. Er machte den Friedensstifter unter dem andern Geflügel, und trieb es, so bald Streit darunter entstand, mit Schnäbelbissen aus einander. Ja er fürchtete sich so wenig und wußte sich so in Ansehn zu setzen, daß selbst ein Strauß ihn flohe, den er halb laufend, halb fliegend verfolgte. Nach 2 Jahren hat dieser Calao erst seine vollkommene Bildung, aber anfangs ist das jetzt auf jeder Seite mit 4 Furchen versehene Horn nach vorn abgestumpft. Er ist jetzt **Buceros malabaricus** *Gmel.* der malabarische Hornvogel, bis endlich auch die Spitze des Horns hervortritt.

Buceros Nasica, so nent Cuvier Linné's **Buceros nasutus**, **Hydrocorax senegalensis melanorhynchos** *Briss.* den schwarzschnäbeligen Calao oder Hornvogel *Vaill.* Ois. d'Afr. V. t. 236. 237.; dagegen den Tock oder rothschnäbeligen (**B. erythrorhynchos**) **B. nasutus.** Ich habe bei diesem letzteren bemerkt, daß Linné bereits vermuthete, er sey eine bloße Geschlechtsverschiedenheit des gegenwärtigen, und daß ihm darin fast alle spätern Naturforscher beistimmten, bis Vaillant die wesentliche Verschiedenheit beider zeigte; und in der That würde ich eher nach seinen Abbildungen und Beschreibungen, verglichen mit denen von Brisson und den Pl. enl. den gegenwärtigen für einen jungen gekrönten Calao (B. coronatus), als für eine Abart des Tock Calao halten. Er ist so groß wie eine Alster, 20¼ Zoll lang, wovon der Schnabel 3″ 8‴ der Schwanz 7″ 3‴ hält. Er unterscheidet sich vom Tock, so wie von allen übrigen durch seinen stark gekrümmten glatten Schnabel und ziemlich langen rundlichen Schwanz, den die Flügel bis auf ein Drittheil bedecken. Der Schnabel ist an der Wurzel nur einen Zoll dick, deutlich gezähnelt, ohne Horn und Kiel, schwarz, mit einem gelben Fleck an der Wurzel der Oberkinnlade. Er hat eine kaum bemerkbare Holle am Hinterhaupte, und soll nach Brisson 12 Ruderfedern haben. Seine Farbe ist oben graubraun, mit weißlicher Einfassung der Federn, unten schmuzig weiß. Von den Nasenlöchern läuft über die Augen bis zum Nacken ein weißer Strich, welcher die kleine Holle begränzt; die äußern Ruderfedern sind schwärzlich, gegen das Ende hin aber weiß; die Füße braunschwarz. Beim jungen Vogel ist der Schnabel fast ganz gelb. Sein Vaterland ist wahrscheinlich das ganze nördliche Afrika, denn Forskal, welcher ihn irrig für einen Ani (Crotophaga) hielt, führt ihn als einen in Ägypten einheimischen Vogel auf, wo er von Schlangen sich ernähren soll; Brisson hingegen gibt Senegal als sein Vaterland an.

Buceros niger *Shaw.* Mondhörniger Calao. **Calao à casque en croissant.** *Vaill.* Ois. rar. I. p. 35. t. 13. Irre ich nicht sehr, so ist auch der Kopf dieses Calao von Willughby t. 17. f. 2. abgebildet, und mit Unrecht dem B. africanus zugeschrieben; nicht rechten würde ich dagegen mit demjenigen, welcher diesen Calao mit dem nashornigen (**B. rhinoceros**) zu vereinigen wagte. Der mondhörnige Calao ist so groß wie ein Puter, und unterscheidet sich durch seinen langen etwas abgerundeten Schwanz, ziemlich kurze Flügel und lange weitstrahlige Federn am Hinterhaupte. Der sehr große und starke Schnabel ist fast einen Fuß lang, und stark gebogen. Das Horn nimt über zwei Drittheile seiner Länge ein, ist sehr hoch, hinten abgerundet, und läuft nach vorn in eine Spitze aus. Vaillant vergleicht es mit einem halben Monde, oder dem Rumpfe eines Schiffes; nur ist es oben flach und abgerundet. Schnabel und Horn sind ledergelb, bei einem Exemplare waren sie röthlich; hinten haben sie ein schwarzes Band. Die Federn des Bauchs, der Schenkel und des Afters sind lang,

weitstrahlig und bräunlichweiß; die übrigen nach Ansehn und Gefühl rauh und schwarz, ins Braune und Blaue spielend. Vom Schwanz ist das erste und das letzte Drittheil schmuzigweiß, das mittlere schwarz. Die Füße sind braunschwarz. Er lebt truppweise in den Wäldern von Borneo vom Aase und ist sehr wild.

Buceros obscurus *Gmel.*, s. B. plicatus.

Buceros orientalis *Lath.* Neuholländischer oder höckerschnäbeliger Hornvogel, gehört unstreitig nicht zu den Calaonen, da sein Schnabel an der Wurzel eine nackte Haut (Wachshaut?) hat, die Nasenlöcher um ein Drittheil seiner Länge von der Stirn entfernt sind und durchgehn, und seine Zehen bis zur Wurzel gespalten sind. Er ist so groß wie ein Heher, seine Augenkreise sind nackt, der Schnabel sehr buckelig, seine Farbe dunkelbraun, und sein Vaterland Neuholland.

Buceros panayensis, s. B. insculptus.

Buceros planicornis *Merr.* Platthorniger Calao. Calao à casque plat. *Vaill.* Ois. d'Afr. V. 127. t. 240. Eine äußerst unbestimbare Art, von der nur Schnabel und Horn durch Vaillant bekant sind, welcher die Ähnlichkeit zwischen diesem Schnabel und dem des B. Hydrocorax so groß findet, daß er ihn für den Schnabel eines erwachsenen Vogels des Hydrocorax halten, und seine frühere Meinung verwerfen möchte, daß der leztere das Junge des zweihörnigen Calao (B. bicornis) sey. Dieser Schnabel ist 6 Zoll lang, gebogen, spitz und an den Schneiden schwach gezähnelt. Die Farbe von Schnabel und Horn sind zinnoberroth; das leztere erstreckt sich zwei Zoll weit über die Stirn, erhebt sich einen halben Zoll hoch, und geht vorn bis auf die Mitte des Schnabels, wo es sich in eine scharfe Schneide endigt. Hinten bildet es einen Wulst, übrigens ist es flach, und eiförmig. Die Heimath des Vogels ist unbekant.

Buceros plicatus *Shaw.* B. obscurus *Gmel.* B. iavanicus und B. undulatus *Shaw.* *Vaill.* Ois. rar. I. p. 52 und 62. t. 20. 21. 22. Ois. d'Afr. V. 125. t. 39. Jahrgängiger Calao, faltenschnäbeliger, unbestimmter Hornvogel. Schon wieder sehe ich mich genöthigt, zwei von Vaillant als verschiedene Arten aufgestellte Calaonen in eine einzige zu vereinigen, da ich in Abbildungen und Beschreibungen derselben gar keinen wesentlichen Unterschied finde. Der jahrgängige Calao unterscheidet sich durch nackte Augenkreise und Kehle, einen runden Schwanz und mittelmäßige, das heißt etwa bis zur Mitte des Schwanzes reichende Flügel. Der Schnabel ist nicht sehr viel länger wie der Kopf, fast vollkommen wie bei einem Raben gebildet schwach gekrümt, und beim erwachsenen (nicht beim jungen) Vogel, mit einem Horne versehen, welches niedrig ist, und durch Querfurchen in Ringe eingetheilt wird, deren Latham bei verschiedenen Schnäbeln von vier bis sieben zählte. Da die Holländer glauben, das Alter des Vogels danach bestimmen zu können, so nennen sie ihn Jaar-Vogel (Jahr-Vogel). Der Schnabel ist gelblich, die nackte Haut um die Augen und die Kehle blau, das Gefieder schwarz, nur der Schwanz, bei einigen auch (und vermuthlich ist dies blos eine Geschlechtsverschiedenheit) der Kopf und Hals rostigweiß; auch haben einige einen röthlich-braunen viereckigen Flecken auf dem Oberrücken. Man findet ihn in Java, Ceram und Neu-Guinea, und nach Dampier soll er von Beeren leben.

Buceros Rhinoceros *Linn.* Hydrocorax Indicus *Briss.* Rhinoceros avis *Auctt.* Nashörniger Calao. Nashornvogel. Auf Sumatra: Engang. Unterscheidet sich durch einen mittelmäßigen rundlichen Schwanz und mittelmäßige Flügel. Er hat die Größe eines kleinen Truthahns, und erreicht eine Länge von 3¼ Fuß. Der Schnabel ist 10 Zoll lang, an der Wurzel 2¼ Zoll dick, und ziemlich stark gekrümt. Auf seiner Firste sitzt ein 8″ langes, 4″ breites, mit seiner stumpfen Spitze in die Höhe gekrümmtes Horn, welches dadurch, daß an seinen Seiten eine schwarze Linie über dasselbe hinläuft, das Ansehn eines umgekehrten Schnabels hat, übrigens ist es oben roth, sonst, wie der Schnabel, saffrangelb, und endigt sich gegen den Kopf in eine schwarze Binde. Die Augen sind roth; das Gefieder ist schwarz mit blauem Glanze, der Bauch und der Steiß weiß, die Afterfedern halb schwarz, halb weiß; die Ruderfedern des einen Fuß langen Schwanzes an der Wurzel und Spitze weiß, in der Mitte schwarz. Den jungen Vögeln fehlt das Horn. Er muß ziemlich weit verbreitet seyn, denn man findet ihn auf den Philippinen, Java und Sumatra. Nach Bontius soll er sich von Fleisch und Aas ernähren, und den Jägern folgen, um die von ihnen erlegten Thiere zu fressen, auch wie die andern Arten in den Häusern den Ratten und Mäusen nachstellen, etwas, welches sich nicht ganz damit reimen läßt, daß, wie Marsden erzählt, sein Fleisch mit Reiß gekocht, wohlschmeckend seyn soll. Der, welchen Vaillant am Cap sahe, fraß fast alles was man ihm vorwarf, geweichten Zwieback, gekochte Hülsenfrüchte und Reiß, selbst Speck. Kleine Vögel schluckte er mit ihren Federn hinunter. Rohe Goyaven und Bananen verschmähte er aber; übrigens war er furchtsam, und versteckte sich in einen Winkel, wenn er einen Menschen bemerkte; nur wenn ihm Jemand Futter brachte, lief er auf denselben mit ausgebreiteten Flügeln und offnem Schnabel zu, und gab seine Freude durch einen, für ein so großes Thier schwachen Laut zu erkennen.

Buceros ruber *Lath.* wol gewiß kein Calao, sondern wahrscheinlicher eine Racke, s. Coracias dubius. B. undulatus, s. B. plicatus. B. violaceus und B. viridis, s. B. monoceros. (*Merrem.*)

BUCH, seit 1710 ein reformirtes Pfarrdorf, gehört zwar zum schaffhauser Bezirke Reiath, liegt aber außerhalb der Kantongränzen in dem Hegau. Die an Getreide, Obst und Wein reiche Flur nährt 220 Einwohner, deren Hang zu religiöser Schwärmerei in neuester Zeit durch die Obrigkeit hat beschwichtigt werden müssen. Vor der Revolution, (vor 1798) hieß eine schaffhauser Obervogtei nach diesem Ort, dessen Untergerichtsbarkeit der Kanton im J. 1529 von der Familie Peyer kaufte. Die Obergerichte erlangte er erst 1723 käuflich von dem Kaiser Karl VI. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUCH am Irchel, ein reformirtes Pfarrdorf im züricher Oberamte Andelfingen, zwischen Nestenbach und Berg, die ebenfalls am Fuße des Irchel liegen, einer der bedeutendsten Anhöhen des Allmanngebirges (s. Bd. III. S. 173.). Es bildete bis zum J. 1761, wo es kaufsweise

an die Stadt Zürich kam, die sogenannte untere Herrschaft Wülflingen. Die Pfarrgemeine zählt 680 Selen, in 111 Häusern, die sich hauptsächlich von dem Ertrag ihrer vorzüglichen Weinberge und ihrer schönen Waldungen nähren. Unter diesen letzten verdient ein Buchwäldchen erwähnt zu werden, worin die Blutbuche (**Fagus sylvatica foliis atro-rubentibus** vorherrscht. Diese Bäume haben dem Ort Namen und Wapen verliehen, den fleißigen Scheuchzer *) vielfach beschäftiget und, in noch frühern Zeiten, Sagen von Brudeermorden veranlaßt, die im Munde des Volks fortleben. Bemerkenswerth ist auch eine reiche Quelle, die „im Tempel" heißt, und vielleicht im Heidenthum geheiligt war **).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Buch, Bücher, s. Bücher.

Buch, Blattermagen, der Wiederkäuer, s. Magen.

BUCH, 1) königl. und adeliges Pfarrdorf in dem Reg. Bez. Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen, Kreis Stendal, unweit der Elbe, der Stadt Jerichow gegenüber, ¼ M. südlich von Tangermünde, mit 119 Wohnh., 571 Einw. und einer Fähre über die Elbe. Der Ort ist das größte Dorf im Kreise, hatte sonst Marktrechte, und eine hier vorhandene kleine Rolandssäule bestätigt die urkundlichen Nachrichten, daß der Ort in ältern Zeiten eine Stadt war. — 2) Adeliges Pfarrdorf in dem Reg. Bez. Potsdam der preuß. Prov. Brandenburg, Kr. Niederbarnim, unweit Berlin, mit einem Schloß und Garten der Familie v. Voß und 196 Einw. In der Kirche ist der seit länger als 100 Jahren unverwesete Leichnam eines Hrn. v. Pöllnitz. (*Stein.*)

BUCH (Kloster-Buch), ein königl. sächs. Kammergut im leipziger Kreise, im Amte Leißnig an der Freiberger Mulde, in einer fruchtbaren Gegend, mit ansehnlichen Obstpflanzungen und Hopfenbau. Das Kammergut gehört mit Vorwerk und Schäferei der Landschule zu Grimma. Ehedem war hier ein sehr berühmtes und reiches Cisterzienserkloster, welches Burggraf Heinrich III. zu Leißnig im Jahr 1190 stiftete. Der letzte Abt starb 1526 und jetzt stehen von dem ehemaligen Kloster nur noch einige Reste von den Mauern. (*Haan.*)

BUCH am Forst, ein protest. Pfarrort im ob. Mainkreise Baierns, zum königl. Landgerichte Lichtenfels und zum herzogl. Herrschaftsgerichte Banz gehörig, ein Gränz-Mauthamt, war bis zum J. 1812 theils Koburgisch, theils Bambergisch, und ist seitdem nach einem neuen Statsvertrage mit Koburg, ganz baierisch. Es zählt 316 Einwohner, unter welchen 24 Katholiken sind — alle übertreffen ihre Nachbarn an Bildung und Industrie; sie sind Bauern und Handwerker zugleich, und ihr Wohlstand wird durch ihre Lage am großen Forst erhöht. Durch Sprache, Sitten und Gebräuche bezeichnen sie genau die Gränze Sachsens gegen Bamberg †). (*Jäck.*)

*) S. „Von den rothen Buchen zu Buch" in J. J. Schuchzer's Naturgeschichte des Schweizerlandes, herausgegeben von J. G. Sulzer (Zürich, 1746.) I. S. 1. **) Vgl. J. C. Füeßlin's Stats- und Erdbesch. der schweiz. Eidgenossenschaft (Schaffhausen 1770.) I. S. 123.

†) Vicar. Acten MS. — Roppelts Beschreib. v. Bamb. — *Bundschuhs* Lex. von Franken.

Buch, s. Tête de Buch.

BUCHA, 1) Pfarrdorf in dem Reg. Bez. Merseburg der preuß. Prov. Sachsen, Kr. Eckartsberga, unweit der Stadt Wiehe, zwischen Bergen, am Orlas, mit 325 Einw. und einem Rittergut der Familie v. Breitenbauch, aus welcher der bekannte Historiker G. A. v. Breitenbauch durch Verbesserung der Schule, durch die Stiftung einer Schulbibliothek, durch die Anlegung großer Obstbaumpflanzungen, deren Ertrag er den Unterthanen überließ, und durch Verwandlung der Pferdefrohnen in Geldzinsen sich um Bucha sehr verdient gemacht hat. Der nahe beim Dorf gelegene Buchenwald soll ein heiliger Hain der Wenden gewesen seyn. Der Pfarrer genießt das sonderbare Recht, den Ort mit Bier zu versorgen. (*Stein.*) 2) Dorf im Schwarzburg-Rudolstädt. Amte Konitz, wo bis gegen das J. 1734 ein Kupferbergwerk bearbeitet wurde. (*v. Hellbach.*)

BUCHAN (William), ein schottischer Arzt, Mitglied des königl. Kollegiums der Ärzte in Edinburg, geb. zu Ancran in Roxburgshire 1729, übte die Arzneikunst früher zu Sheffield, dann am Krankenhause zu Ackworth, zuletzt in London, wo er am 25. Februar 1805 starb. Einen weit verbreiteten Ruf verschaffte ihm sein, in die meisten europäischen Sprachen übersetztes, Hausarzneibuch: **Domestic medicine; or, on the prevention and cure of diseases by regimen and simple medicines**, das zuerst 1772 erschien, und mit solchem Beifalle aufgenommen wurde, daß nach wenigen Wochen 5000 Exemplare verkauft waren, und in Eil eine neue Auflage besorgt werden mußte. Da das Werk auch in der Folge sehr oft neu gedruckt wurde (man zählt an 20 Aufl.), so soll es dem Verfasser jedes Jahr an 700 Pfd. Sterling eingetragen haben. Es enthält eine ziemlich ausführl. Diätetik, und handelt zugleich die langwierigen Krankheiten ab. Vielen Beifall erhielt die, mit reichhaltigen Zusätzen vermehrte, französische Übersetzung von Duplanil, von der 1802 die 5. Auflage in 5 Oktavbänden erschien; auch in Teutschland wurde das Werk seit 1774 öfters gedruckt, und erschien 1792, mit Zusätzen von Kurt Sprengel, zu Altenburg nach der eilften englischen und der vierten französischen Ausgabe übersetzt. Eine andere, nichts Neues enthaltende, populare Schrift von Buchan ist seine: Anweisung, ohne Hilfe eines Arztes den venerischen Krankheiten zuvor zu kommen, welche J. C. F. Leune, nach der zweiten englischen Ausgabe frei bearbeitet, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, teutsch heraus gab, Lpz. 1800. 8. Seine Abhandlung **de infantum vita conservanda**, erschien 1804 zu Paris in einer französischen Übersetzung von Duverne de Presle. Er hinterließ einen Sohn, der Beobachtungen über See- und warme Bäder herausgab *). (*Baur.*)

BUCHANAN (George), dieser berühmte Geschichtschreiber und Dichter wurde zu Anfange des Februars 1506 zu Kilferne, einem kleinen Pfarrdorfe in der schottischen Grafschaft Lenox, geboren. Die Familie, aus welcher er stammte, war alt, aber verarmt, und sein Vater, welcher jung starb, hinterließ die Seinigen, 5 Söhne und drei Töchter, in sehr traurigen Umständen. Dennoch

*) Reuß gel. England. Biogr. univ. T. VI.

gelang es dem Fleiße und der Sorgfalt der Mutter, die Waisen glücklich aufzuziehen. George hatte durch seinen lebhaften Geist und frühe Proben von Gelehrigkeit die Liebe seines mütterlichen Oheims, Jakob Harriot, gewonnen, welcher ihn in seinem 14. Jahre nach Paris schickte, um ihn dort studiren zu lassen. Dort machte er zwar schnelle Fortschritte, namentlich in der lateinischen Dichtkunst, aber die strenge Disciplin der Anstalt, die er selbst mit grellen Farben in seinen ersten Elegien schildert, scheint ihm das Studiren bald verleitet zu haben. Dazu kam der Tod des Oheims, zwei Jahre nach Buchanans Abgange aus Schottland, und eine gefährliche Krankheit, die er selbst zu bestehen hatte. Von aller Hilfe entblößt, kehrte er nun in sein Vaterland zurück, wo er sich ein Jahr lang zur Wiederherstellung seiner Gesundheit aufhielt. Seine bedrängte häusliche Lage brachte ihn, nachdem er sich wieder fühlte, auf den verzweifelten Entschluß, sein Glück als Soldat zu versuchen. Schottland war eben damals von französischen Hilfstruppen unter dem Kommando des Herzogs von Albanien, eines natürlichen Sohnes des Königs Jakobs IV. besetzt, welche die zügellosen Parteihäupter in Zaum halten sollten. Bei diesen Truppen ließ sich B. damals 18 Jahr alt, anwerben. Aber seine militärische Laufbahn war sehr kurz. Ein ermüdender Nachtmarsch durch tiefen Schnee warf ihn aufs Krankenlager, das er den ganzen Winter hindurch nicht verließ. Mit dem Anbruche des Frühlings fing er seine gelehrten Studien wieder an und begab sich nach St. Andreas, wo er sich unter Johannes Major namentlich der Philosophie befliß. Er hörte bei diesem alten Lehrer Dialektik, oder wie er sich selbst ausdrückt, richtiger Sophistik, und begleitete ihn im folgenden Sommer nach Paris. Hier machte damals Luthers neue Lehre großes Aufsehn und gewann auch B's Theilnahme. Er selbst sagt in der zwei Jahr vor seinem Tode aufgesetzten Geschichte seines Lebens, er sey hier zuerst in die Flamme der lutherschen Sekte gerathen. Ein paar Jahre kämpfte der junge Gelehrte in Paris mit der schrecklichsten Dürftigkeit, bis er endlich im J. 1526 in dem Collegium S. Barbara als Lehrer der Grammatik angestellt wurde. Diesem Amte stand er beinahe drei Jahre lang vor: da nahm ihn ein junger reisender Graf aus Schottland, Gilbert Kenned von Cassils, als Gouverneur mit sich in sein Vaterland zurück. Schon stand B. im Begriff, wieder nach Paris zu reisen, als der König von Schottland Jakob V. ihn zum Lehrer seines natürlichen gleichnamigen Sohnes, des nachher berühmt gewordenen Grafen von Murray, berief. Aber auch in diesem Verhältniß hielt sich der unruhige Mann nicht lange. Er hatte aus Frankreich freiere Meinungen über die Religion mit nach Schottland gebracht, als man dort zu ertragen gewohnt war, und vorzüglich spornte sein satyrischer Kitzel ihn gegen die Mönche an. Er lieferte um diese Zeit ein Spottgedicht gegen den mächtigen Orden des S. Franciscus unter dem Titel Somnium; hier erzählt er: der heilige Franciscus sey ihm im Traume erschienen und habe ihn aufgefodert, in seinen Orden zu treten. Dagegen habe er vorgeschützt, er eigne sich nicht dazu; und in den Gründen dieser seiner Weigerung schildert er die Laster, Gebrechen u. Misbräuche des Mönchslebens auf eine schonungslose Weise. Die Veranlassung dieses ersten Angriffs gegen die Franziskaner kent man nicht; er selbst sagt, er habe das Gedichtchen zu seinem Zeitvertreibe geschrieben und so sey es den Mönchen ohne sein Zuthun in die Hände gefallen. Einige haben aber behauptet, B. sey ein aus dem Orden ausgestoßener Franziskaner gewesen und habe, um sich für diesen Schimpf zu rächen, das Gedicht verfaßt. Die Anfeindung der gesammten Klerisei brachte bei ihm die Wirkung hervor, daß er der lutherschen Lehre immer gewogener wurde. Der König war damals abwesend, und als er mit seiner Gemalin Magdalena aus Frankreich in Schottland angekommen war, regte sich unter den Geistlichen hier und da Besorgniß wegen seiner Heirath mit dieser sehr frei erzogenen Prinzessin. Die Königin starb bald darauf, und gegen den König wurde eine Verschwörung entdeckt, bei welcher die Franziskaner, wie es schien, ihre Hände im Spiel hatten. Jakob, dem es vielleicht an Beweisen fehlte, die Franziskaner als Schuldige zu überführen, vielleicht auch eine solche Untersuchung scheuend, foderte B. auf, ein Gedicht gegen die Franziskaner zu schreiben. Dieser hatte die übeln Folgen der Feindschaft des mächtigen Ordens zu sehr empfunden, um nicht gern eine neue Veranlassung zu umgehen, ihn gegen sich aufzubringen. Er schrieb daher ein kurzes Gedicht über die Franziskaner, welches eine gute und böse Deutung zuließ und übergab es dem Könige. Dieser verlangte ein schärferes. Jetzt verfaßte B. seinen berüchtigten Franciscus, ein Gedicht, welches an Ausführlichkeit, Heftigkeit und Unumwundenheit der Satyre, das frühere Somnium bei weitem überbot und einen solchen Sturm des Zorns und der Rache der Geistlichkeit gegen den Verfasser erregte, daß auch der König nicht im Stande war, ihn gegen denselben zu schützen. Der Kardinal David Beton, Erzbischof von S. Andreas, trat als Vertheidiger des Franziskanerordens gegen B. auf und klagte diesen bei dem Könige der Ketzerei an. Einige Freunde bei Hofe setzten den Dichter, welcher auf den Antrag des Kardinals in Gewahrsam genommen wurde, von der ihm drohenden Gefahr in Kentniß und dieser entfloh nach England. Aber auch hier war keine Sicherheit für ihn; denn er kam zu einer Zeit dort an, wo, wie er selbst sagt, Papisten und Lutheraner an einem Tage und mit einerlei Feuer von dem rechtgläubigen Könige Heinrich VIII. verbrant wurden. Deswegen ging er wieder nach Frankreich, dessen freundliche Sitten ihn angezogen hatten und wo er Schutz und Hilfe bei alten Bekannten zu finden hoffte. Aber bei seiner Ankunft in Paris erfuhr er, daß sein Verfolger, der Kardinal Beton, als Legat in dieser Stadt residire. Er begab sich also sofort nach Bordeaux, dem Rufe des Andreas von Govea, eines gelehrten Portugisen, folgend, welcher dort eine neue Schule eröffnet hatte. Auf dieser Anstalt lehrte er 3 Jahre, ohne viel beunruhigt zu werden, und schrieb für die Schüler derselben seine beiden lateinischen Tragödien Jephtes und Baptistes und die Übersetzungen der Medea und der Alceste des Euripides. Auch ward ihm die Ehre zu Theil, dem Kaiser Karl V. bei dessen Durchreise durch Bordeaux ein Gedicht zu überreichen, welches wohl aufgenommen worden seyn soll. Der Kardinal Beton hatte unterdessen den Aufenthalt B's erfahren und an den Erzbischof von Bordeaux die Weisung

ergehen lassen, ihn zu verhaften. Einige Freunde des Verfolgten verwandten sich aber mit Erfolg für ihn bei dem Erzbischofe, und der Tod des Königs Jakob V. rief den Kardinal nach Schottland zurück. Um dieselbe Zeit, gegen das J. 1543 verließ er, der Pest wegen, Bordeaux, hielt sich aber noch einige Zeit in Frankreich bei dem jungen Michel de Montaigne, dem in der Folge berühmt gewordenen Verfasser der **Essays**, auf dessen Familiengütern auf [1]). Im J. 1544 finden wir den unstät Umhergetriebenen wieder in Paris, wo er als Kollege des **Turnebus** und **Muretus**, eine geraume Zeit lang in dem Collegium des Kardinals le Moine gelehrt haben soll [2]). Die Empfehlung des Andreas von Govea hatte unterdessen den König Johann III. von Portugal auf B. aufmerksam gemacht, und als in Coimbra ein neues Collegium gestiftet werden sollte, wurde der Schotte nicht allein selbst dahin berufen, sondern ihm auch der Auftrag ertheilt, mehre tüchtige Lehrer der alten Literatur und der aristotelischen Philosophie für die Anstalt mit nach Portugal zu bringen. Im J. 1547 kam B. mit seinen Begleitern in Coimbra an und hoffte, in dem fernsten Winkel Europas, welches innere und äußere Kriege fast auf allen Seiten heimsuchten, endlich Ruhe zu finden. Aber der Tod seines Gönners Andreas von Govea (1548), machte seinem kurzen glücklichen Verhältniß in Portugal ein Ende und gab ihn den Verfolgungen der Geistlichkeit aufs Neue Preis. Man eröffnete eine Untersuchung gegen ihn, in welcher die Meinungen und Grundsätze seiner satyrischen Schriften als Glaubensartikel geprüft wurden. Auch fehlte es nicht an Anklägern, welche ihm seine aufgefangenen Reden vorhielten und seinen Scherzworten ernste Deutung unterlegten. Namentlich wurde ihm auch sein **Franciscus** vorgeworfen, welchen, wie er behauptet, keiner seiner Ankläger mehr als dem Titel nach kannte, und über dessen Entstehung er sich vor seiner Abreise nach Portugal bei dem Könige selbst gerechtfertigt hatte. Lange schmachtete der so verketzerte Fremdling in den Gefängnissen der Inquisition, bis es endlich seinen Feinden gefiel, ihn in ein Kloster zu schicken, damit er das reine Christenthum von Mönchen lernen möchte, die, wie er sagte, zwar nicht unfreundlich und bösartig waren, aber von der Religion nicht das Geringste verstanden. Hier blieb er mehre Monate eingeschlossen und wandte seine Muße vornehmlich dazu an, die Psalmen in lateinische Verse zu übersetzen. Nach seiner Freilassung bemühte sich der König, ihn in Portugal zu behalten und eröffnete ihm günstige Aussichten. Mistrauisch aber gegen solche unsichere Hoffnungen, reiste er, ohne Erlaubniß des Königs, mit einem Schiffe aus Creta, welches er in dem Hafen von Lissabon antraf, nach England. Hier war seines Bleibens auch nicht lange; denn die Unruhen und Händel während der Minderjährigkeit des Königs Eduards VI. luden zu keiner Niederlassung ein. Frankreich, sein Lieblingsland, zog ihn wieder an sich; er setzte dahin über zu Anfange d. J. 1553, wenige Zeit nach der Aufhebung der Belagerung von Metz, welche er durch ein Gedicht feierte. Im folgenden Jahre ließ er sein Trauerspiel **Jephtes** drucken, und eignete es dem Marschall von Frankreich, Karl von Cossé [3]), zu. Dieser Herr, in dessen Gunst B. sehr hoch gestanden zu haben scheint, ließ ihn nicht lange darauf nach Piemont kommen, wo er damals mit der Armee stand, und machte ihn zum Gouverneur seines Sohnes Timoleon. Diese Stelle, die B. 5 Jahre bekleidete, gab ihm Muße genug, um sich namentlich mit theologischen Studien zu beschäftigen. Auch sein großes Gedicht über die Weltkugel, **De Sphaera**, fing er in dieser Periode zu bearbeiten an. Im J. 1560 kehrte er jedoch, man weiß nicht warum, nach Schottland zurück. Er hatte sein Vaterland seit mehr als 20 Jahren nicht gesehen und fand in demselben Vieles, namentlich in Ansehung der Religion, sehr verändert, so daß er es ohne Gefahr wagen durfte, die Lehre öffentlich zu bekennen, der er im Herzen schon lange angehört hatte. Jedoch spricht er sich in seiner oft erwähnten Selbstbiographie über diese Religionsveränderung nicht aus, und die Art und Weise, wie er seiner ersten Bekantschaft mit der lutherschen Lehre erwähnt, zeugt keines Weges von einem aufrichtigen Übertritte zu derselben. Auch über die Veranlassung seiner neuen Reise nach Frankreich im J. 1565 wissen wir nichts anzuführen, als seine Vorliebe für dieses Land. Im folgenden Jahre ließ ihn die Königin Maria Stuart nach Schottland zurückrufen und bestimte ihn zum Erzieher ihres damals noch nicht geborenen Sohnes, Jakobs VI., des nachmaligen Königs Jakobs I. von England. Mittlerweile setzte sie ihn als Vorsteher über das Collegium St. Leonhard auf der Universität St. Andreas. Hier befand sich B., als die Unruhen in Schottland ausbrachen, welche die unglückliche Königin zur Flucht nach England zwangen; und, uneingedenk dessen, was er ihr zu verdanken hatte, war er einer der ersten, welche zu ihren Gegnern übergingen. Er schloß sich namentlich an den Grafen von Murray, den Regenten von Schottland, seinen ehemaligen Zögling, an, und begleitete ihn im J. 1568 nach der Versamlung von York, wohin sich dieser begab, um seinen Aufruhr gegen die Königin zu rechtfertigen. Damals verfaßte B. die famöse Schrift gegen Maria Stuart, **Detectio** betitelt, worin er diese Königin in dem gehässigsten Lichte darstellt. So geschah es denn, daß er die Stelle eines Erziehers des Prinzen Jakobs, welche Maria ihm aus Achtung für seine Gelehrsamkeit zugedacht hatte, als Lohn seiner Treulosigkeit von dem geheimen Statsrathe von Schottland übertragen erhielt. Ob er diesem seinem Amte mit Liebe und Gewissenhaftigkeit vorgestanden habe, darüber ist jede Entscheidung schwer. Er selbst antwortete einst, als man ihm vorwarf, er habe einen Pedanten aus seinem Zögling gemacht: das sey noch das Beste, was er aus ihm habe machen können. Der Tod seines Beschützers, des Grafen von Murray, welcher im J. 1570 ermordet wurde, änderte nichts in der äußern Lage desselben, und auch die Königin Eli-

1) B. in seiner Vita erwähnt dieses Aufenthalts nicht; aber Montaigne genoß, wie aus dessen Lebensbeschreibung von Coste hervorgeht, noch im J. 1544 Buchanans Unterricht. 2) Auch von diesem Aufenthalte in Paris schweigt B. in seiner Selbstbiographie.

3) Auch unter dem Namen des **Marechal de Brissac** bekant.

sabeth würdigte ihn in der Folge ihrer Gunst und gab ihm eine jährliche Pension von 100 Pfund. Im J. 1579 widmete er seinem Schüler das Werk: De jure regni apud Scotos (gedruckt zu Edinburg 1580. 4.), welches, von einer Partei eben so übermäßig gelobt, wie von der andern getadelt, doch deswegen Anerkennung verdient, weil es die Rechte des Volks gegen den König vertritt. B. bekleidete unter Jakobs Regirung mehre Ehrenstellen am schottischen Hofe, zuletzt die eines Direktors der königlichen Kanzlei und geheimen Siegelbewahrers. Bei herannahender Alterschwäche zog er sich indessen gänzlich vom Hofe zurück und lebte zu Edinburg in sorgenfreier Muße, die er vorzüglich der Ausarbeitung seiner Geschichte von Schottland widmete. Er starb dort den 28. Sept. 1582, im 76. Jahre seines Alters. Als die Stunde seines Todes heranrückte, fragte er seinen Diener, wie viel Geld er noch habe, und als er fand, daß die vorräthige Summe zu seinen Begräbnißkosten nicht ausreichen würde, ließ er sie unter die Armen austheilen. Die Stadt Edinburg übernahm seine Bestattung.

Wenig Schriftsteller sind so arg verunglimpft worden, wie Buchanan. Seine Feinde, die Mönche, und namentlich die Franziskaner, hatten schon bei seinem Leben die seltsamsten und abscheulichsten Gerüchte von seinem Wandel und seiner Religion in Umlauf gesetzt, und es hat nicht an katholischen Autoren gefehlt, welche diese nachgeschrieben haben. Eben so hat die politische Parteisucht Theil an den Verleumdungen, welche gegen ihn zu Tage gefördert worden sind. Wir wollen hier unwiederholt lassen, was der Pater Garasse [4]) von den atheistischen Abscheulichkeiten und der gränzenlosen Völlerei desselben berichtet hat. Barclai schildert ihn als einen sittenlosen Sclaven des Bacchus und der Venus, als einen lügnerischen Verfälscher der Geschichte und als einen verrätherischen Rebellen [5]). Ja, auch protestantische Schriftsteller weisen den B. als einen falschen Proselyten aus ihrer Gemeinschaft, z. B. Daillon, Jurieu u. A. m. [6]) Es ist nicht zu verkennen, wenn man B's Leben und Schriften geprüft hat, daß er weder ein guter Katholik, noch ein echter Protestant war; dennoch war er nicht ohne Religion; er studirte die heiligen Schriften mit Fleis und unterrichtete sich von den Streitigkeiten, welche die christliche Kirche zu seiner Zeit zerrissen, noch in der letzten Periode seines Lebens. Aber seine Überzeugung scheint keiner Sekte vollkommen angehört zu haben, und jedes unkirchliche Christenthum galt in jenem Jahrhundert für Atheismus. — B's Charakter war leidenschaftlich und unsicher. Die vielen Kämpfe, Leiden und Widerwärtigkeiten seines Lebens hatten ihn nicht geläutert und gestählt, sondern ihn ängstlich, reizbar und schwankend gemacht. Daher wurde er leicht durch Überredung von seiner Meinung abgelenkt, und zuweilen mögen auch Eigennutz oder Furcht ihn bestochen haben, seine Partei zu wechseln. Seine Undankbarkeit gegen die Königin Maria Stuart, die er nicht nur durch seinen Übergang zu ihren Feinden an den Tag legte, sondern auch in seiner schottischen Geschichte durch die gehässige Schilderung derselben bewährt, ist nicht zu entschuldigen. Ob geheime Motive ihn dazu spornten, weiß man nicht; aber er wird als rachsüchtig geschildert. Er selbst scheint sich der letzten Periode seines Lebens in Schottland nicht gern erinnert zu haben, und übergeht sie ganz in seiner Biographie. In seinem Umgange soll er freundlich, heiter und witzig gewesen seyn, und viele seiner Gedichte lassen vermuthen, daß er in seiner Jugend ein eben nicht strenges Leben geführt habe.

B. gehört zu den gelehrtesten und geistreichsten Männern seiner Zeit, und als lateinischer Dichter gebührt ihm ein Platz im ersten Range. Seine sämtlichen Schriften erschienen im J. 1715 in zwei Foliobänden: Georgii Buchanani Scoti, Poetarum sui saeculi facile principis opera omnia ad optimorum cod. fidem summo studio recognita et castigata etc. curante Thoma Rudimanno. Edimburghi apud Robertum Frebain. Sie enthalten folgende Arbeiten: Vita, ab ipso scripta. Rerum Scoticarum Historia. Erschien einzeln Edimb. 1582. fol. Genev. 1583. fol. Edimb. 1593. 8. Francof. ad Moen. 1594. 8. Lugd. Bat. 1643. 8. Ultrajecti 1668. 8. Lipsiae 1669. 8. Ultrajecti 1697. 8. Edimb. 1700. 12. Sie besteht aus 20 Büchern, begint mit Fergus, dem ersten Könige von Schottland (330 v. Chr. Geb.) und geht bis in das J. 1553. B. hat seit 1568 daran gearbeitet, und einen Monat vor seinem Tode wurde der erste Abdruck fertig. Sie ist mit Geist und Urtheil verfaßt, in ihrer Darstellung scharf und lebendig, im Styl den Livius glücklich nachahmend. Ihr Material ist sehr reichhaltig; von der ihr hier und da vorgeworfenen Parteilichkeit ist schon gesprochen worden. De jure Regni apud Scotos Dialogus. Eine Nachahmung der ciceronianischen Gespräche. De Maria Scotorum Regina, totaque ejus contra Regem conjuratione, foedo cum Bothvellio adulterio, nefaria in maritum crudelitate et rabie, horrendo insuper et deterrimo ejusdem parricidio, plena et tragica plane historia. Die oben unter dem Titel Detectio angeführte Schmähschrift. Zuerst gedruckt 1571. 8. Cameleon, eine Satyre gegen einen wankelmüthigen Anhänger der Königin Maria, Namens Maitland. Psalmorum Davidis Paraphrasis poet. Von diesem Werke waren bis zur Herausgabe der Samlung schon 26 Editionen erschienen. Jephtes Trag. Baptistes Trag. Franciscanus. Fratres Fraterrimi, eine Samlung von epigrammatischen und satyrischen Stücken gegen die Möncherei. Elegiae, Sylvae, Hendecasyllabi, Jambi, Epigrammata und Miscellanea. De Sphaera, Libr. V. Das oben erwähnte Lehrgedicht. Zuerst gedruckt Herborn 1587. 8. Es ist unvollendet geblieben. Medea et Alcestis, Übersetzungen aus dem Euripides in latein. Verse. Satyra in Cardin. Lotharingium. Zuerst gedruckt 1690 mit einigen andern Gedichten. Sie ist gegen den Urheber der pariser Bluthochzeit gerichtet. Rudimenta Grammatices Thomae Linacri ex Anglico Sermone in Lat. versa. Epistolae, 53 an der Zahl, von 1564 bis 1581 [7]). (*W. Müller.*)

4) Doctrine curieuse. S. 50. 5) Adv. Monarchom. Lib. III. c. 1. 6) *Daillon* Examen de l'Oppression des Reformés. p. 11. *Jurieu* Rép. à l'Histoire du Calvin. de Maimbourg. T. II. p. 287.

7) *Buchanani* Vita. *Niceron.* B. 7. *Bayle.*

BUCHANANIA, habe ich in Schraders Journal für Botan. (1800. B. 2. S. 234) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und der 10. Linné'schen Klasse genant, und zwar dem Begleiter des Oberst-Lieutenants Symes auf seiner Gesandtschafts-Reise nach Ava, Franz Buchanan zu Ehren. Char. fünfzähniger Kelch, fünfblättrige Corolle, doppeltes Nektarium: das äußere krugförmig, das innere aus pfriemenförmigen Zähnen bestehend, die den Fruchtknoten umgeben. Die Steinfrucht trägt eine zweiklappige Nuß, die reich an Öl ist. Die eine bekannte Art *B. angustifolia Roxb.*, hat ablange stumpfe Blätter, und weiße Blüthen, die in einer Rispe stehn. Er wächst in Ava. Aus den Nüssen wird im birmanischen Reich Öl gepreßt. (*Sprengel.*)

BUCHANNESS, ein Vorgebirge in Scotland, der östlichste Punkt des Königreichs unter 57° 25′ N. Br. und 15° 51′ L. in der Grafsch. Aberdeen; in der Nähe erheben sich die grotesken Felsen, welche die Schiffer die Bullers of Buchan nennen. (*Hassel.*)

Buchara, Bucharei, Bucharen, s. Bukhara, Bukharei, Bukharen.

Bucharest, s. Bukaresch.

BUCHAU, Städtchen im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, Oberamts Riedlingen, am Federsee, 12 M. von Stuttgart, fürstl. Thurn- und Taxis'sche Grundherrschaft mit 1128 kathol. und 504 jüdisch. Einw. Die Juden haben hier eine Synagoge. Buchau war bis 1803, wo es unter würtemb. Landeshoheit kam, ein Reichsstädtchen. Im J. 1022 findet man hier eine Münze. 1364 verpfändet Kaiser Karl IV. das Ammanamt mit den Reichssteuern von Buchau an die Grafen von Helfenstein, bei welchen es bis 1446 blieb. Unabhängig von dem Städtchen bestand hier das nun aufgehobene gefürstete Damenstift Buchau, das eine schöne Kirche hat. Nach den vorhandenen Nachrichten wurde es schon im 9. Jahrh. gestiftet, und zwar nach aller Wahrscheinlichkeit ums J. 880 von Adelinde, Gemalin des Grafen Ato vom Erchgau. Zwar hat man eine, schon im J. 819 von K. Ludwig dem Frommen dem Stift ausgestellte Urkunde, allein die Echtheit derselben ist sehr verdächtig. (*Memminger.*)

BUCHAU, kleine Municipalstadt des ellbogner Kreises in Böhmen zur Herrschaft Gießhübel gehörig, am Mühlbache, mit 210 Häus. und 1084 Einw., Poststation zwischen Libkowitz und Carlsbad. Dem Naturforscher ist sie wegen der basaltischen Erscheinungen dieser Gegend interessant. In der Nähe ist das zerstörte Bergschloß Harkenstein oder Hungerberg. (*André.*)

BUCHBERG, ein Dorf der Pfarre und des Kreises Thal im St. Gallenschen Bezirke Rheinthal, der Stammsitz der längst erloschenen Edeln von Buchenstein. Seine (46) Häuser liegen auf einem mit Äckern u. Weinreben bedeckten, gleichnamigen Gelände, dessen höchste Stelle „zum steinernen Tische" heißt. Die bezaubernde Aussicht von dort aus hat Bodmer in seinem bekannten Gedichte: „der Landbusen" besungen †).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUCHBERG. Mehre Basaltberge des nördlichen Böhmens führen diesen Namen. Unter diesen ist der merkwürdigste, der seiner Form wegen so benannte keulichte Buchberg, in N. O. des bunzlauer Kreises, nicht weit von der preußisch-schlesischen Gränze, gerade da, wo sich die Iser westwärts dreht, zwischen Petersdorf und Voigtsdorf, westlich von Hirschberg, eine kleine Stunde von den Iserhäusern. An seinem Fuße vereinigen sich die große und kleine Iser. Seine Hauptmerkwürdigkeit ist, daß in ganz Teutschland und wahrscheinlich im ganzen, nördlichen Europa kein Basaltberg anzutreffen ist, der ihn an Höhe übertrifft, welche Hoser zu 492 pariser Toisen (fast 3000′) angibt. Die zweite Merkwürdigkeit ist, daß der Basalt auf Granit aufgesetzt ist, oder ihn durchbrochen hat. In Osten, wo ungeheure Granitblöcke an seinem Fuß liegen, und in Norden, fällt er steil gegen die Iserwiese und Strikerhäuser ab, und ist bis an die Kuppe mit Wald bedeckt. Sanfter fällt er nach S. und W. ab und verläuft sich in eine mit Rasen bedeckte Ebne, auf welcher einige zerstreute Hütten, die Buchberger Bauden, liegen; so daß er von hier aus kaum 300′ hoch zu seyn scheint. Die kahle, nur berasete Gruppe zieht sich von W. nach O. Am südlichen und nördlichen Abhange findet man Balsaltsäulen nach allen Richtungen gelagert. (*André.*)

BUCHBINDER, heißt derjenige Handwerker, welcher Bücher einbindet; aber nebenher auch Mappen, Futterale, Brieftaschen und manche andere Sachen aus Pappe und Papier macht. Erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, im 15. Jahrh., wurde die Buchbinderei ein zünftiges Gewerbe; vorher gaben sich größtentheils nur Mönche damit ab, die Bücher zusammenzuschnüren. Fast alle Bücher wurden damals in Pergament gebunden. Auf dieses Pergament wurden nicht selten allerlei Figuren gedruckt. Die Grundlage des Pergaments zu den Deckeln waren anfangs dünne Breter; diese haben in der Folge der zweckmäßigeren Pappe (Pappdeckel) Platz gemacht, die man in den neuern Zeiten nur noch selten mit Pergament, sondern meistens mit bunten oder einfarbigen Papieren, oder mit gefärbtem Leder überzieht. Manche Bücher, hauptsächlich die dünnern, werden öfters nur kartonnirt, brochirt oder geheftet, d. h. entweder in ganz dünne Pappe, oder blos in Papier auf eine einfache Art eingebunden.

In der neuesten Zeit ist die Buchbinderei zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden. Sehr schöne und geschmackvolle, freilich auch oft kostspielige Bände sieht man jetzt aus der Hand mancher Buchbinder zum Vorschein kommen, und zwar nicht blos schöne rothe und grüne Saffianbände mit geschmackvollen Vergoldungen in Form von allerlei aufgedruckten Figuren, Linien, Schriften 2c., sondern hauptsächlich auch schöne mit Papier oder Leder überzogene Marmorbände, die das Ansehen des herrlichsten Marmors von allerlei Farbe haben und von ungemeinem wirklich spiegelnden Glanze sind. Die teutschen Buchbinder Kalthöber, Meyer und Hering in London, ferner Wiederhold in Göttingen, Weidemann in Wol-

†) In L. Custer's Geschichte des Rheinthals nebst einer topographisch-statistischen Beschreibung dieses Landes. St. Gallen 1805. S. 256 sind die Umrisse dieser Fernsicht angedeutet und abgebildet.

fenbüttel, Bliefers in Tübingen u. A. m. zeichneten sich in der neuesten Zeit durch besondere Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit aus. Überhaupt sind die Teutschen Meister der Buchbinderkunst in der Welt.

Die Hauptmaterialien der Buchbinder sind Pappe, allerlei Sorten gefärbtes und ungefärbtes Papier, und Leder. Ihre vornehmsten Nebenmaterialien sind: Zwirn, Bindfaden oder Schnüre, Kleister, Leim, Blattgold und Eiweiß. Ihre vornehmsten Werkzeuge sind: die Heftlade mit messingenen oder eisernen Heftstiften, um die Bindfäden oder Heftschnüre daran zu befestigen; stehende Pressen mit eiserner Schraube und Preßbreter zum Einspannen der Bände; die Beschneidepresse mit Schraube, Hobel und Bretern; ein Schlagstein und Schlaghammer zum Schlagen oder Ebnen und Glätten der Bücher vor dem Binden; mehre kleine Hämmer; ein Zirkel; ein Falzbein; verschiedene Messer und Scheeren; eiserne Liniale; ein Glättkolben; Agatsteine oder blanke Hundszähne in Stielen; allerlei Buchdruckerlettern; allerlei Fileten zu den goldenen Verzierungen; Goldkissen; Paletten 2c.

Die erste Arbeit des Buchbinders, um gedruckte Bücher einzubinden, ist das Collationiren, das heißt das Durchsehen aller Bogen des Buchs, ob es auch vollständig (complet), oder unvollständig (defekt) sey. Er richtet sich hiebei nach den Signaturen, d. h. nach den Alphabets-Buchstaben, welche, von A an fortlaufend, auf der ersten Seite jedes Bogens stehen; oder den später an deren Stelle getretenen Zahlen der Bogen; oder auch nach der Seitenzahl, oder nach dem Custos, der abgebrochenen Sylbe unten an einem Blatte. Einzeln werden die Bogen, welche der Buchdrucker bei Ablieferung der gedruckten Exemplare in einander gesteckt hatte, auf einander gelegt und gerade gestoßen.

Nun werden die Bögen des Buchs, wenn sie kein Schreibpapier sind, planirt, d. h. durch Leimwasser (das Planirwasser) gezogen, welches in einer Mulde oder in einem Troge sich befindet. Durch das Planiren bekommen die Bogen mehr Festigkeit, und Flüssigkeiten, die darauf kommen, fließen dann nicht auseinander. Des baldigen Trocknens wegen und um dem geleimten Papiere seine Klebrigkeit zu benehmen, war etwas Alaun in dem Leimwasser aufgelöst worden. Fünf oder sechs Bogen werden immer zugleich durch das Leimwasser gezogen und zwischen Bretern und Makulaturbögen bringt man sie in eine Presse, um das überflüssige Leimwasser wieder herauszupressen. Mittelst eines hölzernen Kreuzes, des Planirkreuzes von der Form eines T, hängt man die planirten Bogen auf pferdehaarne Schnüre zum Trocknen auf.

Lagenweise, jede Lage aus mehren zusammengenommenen Bogen bestehend folgt das Schlagen auf einer glatt und blank geschliffenen in einen festen Klotz eingelassenen Eisenplatte mittelst des 12 bis 18 Pfund schweren, auf der Bahn ebenfalls recht glatten Schlaghammers. Dieses Schlagen muß möglichst gleichförmig geschehen, an der einen Stelle so viel als an der andern. Der Buchbinder muß die Geschicklichkeit besitzen, die Papierlage so zu drehen und zu wenden, daß jener gute Erfolg erreicht werde. Bücher, die eben erst aus der Druckerei kommen, schmuzen leicht ab. Dies zu verhüten, muß man alte Makulaturbögen zwischen jene Bogen legen.

Durch das Falzen mit dem Falzbeine werden die Bogen nach ihrem Formate zusammengelegt. Man richtet sich hiebei nach den entgegenstehenden Seitenzahlen, indem man die Bogen gegen das Licht hält. Alle Seitenzahlen eines Bogens müssen genau auf einander passen. Ist dies der Fall, so ist auch der weiße Rand auf allen Seiten übereinstimmend. Gewöhnlich werden die gefalzten Bogen noch einmal geschlagen, eine Arbeit, welche Formatschlagen genant wird. Geschähe es nicht, so würde das Buch an den Stellen, wo es zusammengelegt ist, dicker ausfallen.

Jetzt komt das ganze Buch zwischen zwei Bretern in die Presse. Gehörten Kupfer dazu, so mußte man diese vorher hineinkleben. Fest schraubt man sie in der Presse zusammen; und nun erst bringt man sie zum Heften auf die Heftlade. Diese Heftlade besteht aus einem Grundbrete, auf welchem, nach seinen Enden zu zwei Schraubenspindeln aufgerichtet stehen. Schraubenmütter lassen sich an diesen Schraubenspindeln auf und nieder schrauben; und auf den Schraubenmüttern ruht ein Riegel oder eine Leiste, welche die Bewegung der Schraubenmütter mit macht und daher auf jede beliebige Entfernung von dem Grundbrete gestellt werden kann. Die Leiste hat ihrer Länge nach eine Spalte oder Ruthe, woraus die eisernen Heftbaken herabhängen. Jeder Heftbaken, dessen unteres Ende den eigentlichen Haken ausmacht, hat an seinem obern Ende Schraubengänge, auf welche eine Schraubenmutter mit Flügeln (eine Flügelschraube) paßt. Je nachdem man diese Flügelschrauben rechts oder links dreht, je nachdem läßt sich der herabhängende Theil des Heftbakens verkürzen oder verlängern. Unten an dem Grundbrete befindet sich ein rechtwinkliger Ausschnitt, in welchen eine bewegliche Leiste, die Vorlage hineinpaßt. Diese Vorlage kann mittelst zweier hölzerner Schrauben befestigt werden. Sie dient zum Einklemmen der Heftschnüre, worauf die Bücher geheftet werden sollen. Man befestigt nämlich die Schnüre, welche Bünde oder Gebünde heißen, mit dem einen Ende an die Heftbaken, zieht sie dann durch die Spalte zwischen dem Grundbrete und der Vorlage, schraubt letztere wieder an und befestigt die Schnüre unter der Vorlage durch eiserne Heftstifte. Werden nun die Schraubenmütter in die Höhe geschraubt, so erhalten dadurch die Heftschnüre ihre gehörige Spannung. Wäre eine Schnur doch noch zu schlaff, so brauchte man nur die Flügelschraube desjenigen Heftbakens, womit sie verbunden ist, hinunterzuschrauben; dadurch würde sie dann die nöthige Spannung bekommen.

Die Heftschnüre sieht man an dem Rücken jedes Buchs, wenn man den Deckel davon ablöst. Zu einem Buche in Folio sind sechs Heftschnüre nöthig; zu einem Buche in Quart nur vier oder fünf; zu einem Buche in Octav nur drei bis vier; u. s. w. Deswegen theilt man den Rücken des Buchs in gewisse Theile ab; und eben darnach richtet sich denn die Entfernung der Heftschnüre von einander: den Anfang des Heftens macht man mit dem Vorsetzpapiere, welches an den ersten und letzten Bogen des Buchs angeklebt wird. Zu kostbaren Bänden nimt man gewöhnlich zwei Bogen türkisch Papier, wovon man hernach das eine Blatt an die Decke klebt. Den

letzten Bogen heftet man nun zuerst, dann folgt der vorletzte und so geht man rückwärts bis zum ersten fort. Das Heften geschieht mit gutem gewichsten Zwirn, der in die lange starke Heftnadel eingefädelt ist. Mit dieser Nadel sticht man im Rückenbruch durch die Bogen, zieht den Faden um die Heftschnüre, sticht wieder durch den Bogen, und setzt diese Arbeit so lange fort, bis das Buch ganz fertig geheftet ist.

In den meisten Fällen haben die Bogen nicht an den Schnüren einen Zusammenhang mit einander, sondern an den Vitzebünden, d. h. an den letzten Gebünden auf beiden Seiten des Buchs, welche keine Schnüre haben, und wo ein Bogen mit dem andern durch den Faden vereinigt wird. Nur dann findet auch an den Schnüren eine Verbindung der Bogen Statt, wenn, wie es zur Beschleunigung der Arbeit bisweilen geschieht, zwei Bogen mit einander geheftet werden.

Zu den Pergamentbänden bedient man sich, statt des Bindfadens, der pergamentenen Riemen als Heftschnüre. Manche Bücher werden auch an den Stellen, wo die Bünde auf dem Rücken liegen sollen, eingesägt. In diesen eingesägten Rinnen haben dann die Schnüre eine festere unverrückbare Lage. Bücher mit solchen Schnüren schlagen sich gut auf und sperren sich nicht leicht.

Wenn das geheftete Buch aus der Heftlade herausgenommen ist, so bringt man es so in die Handpresse, daß beide Vorsetzpapiere über die beiden Preßbalken hervorragen. Mit einem kleinen Hammer klopft man dann den Rücken rund und gleichförmig glatt. Vermöge eines Pinsels beschmiert man den Rücken mit Leim, und bringt dadurch eine noch festere Verbindung der Bogen zuwege. Mit den Fingern oder mit dem Hammerstiele reibt man den Leim sorgfältig ein. Bei den sogenannten englischen Bänden, bei den Franzbänden und andern vorzüglichen Bänden überklebt man den Zwischenraum zwischen den Bänden auch noch mit Papier- und Leinwandstreifen.

Getrocknet und gepreßt kommen die Bücher in die Beschneidepresse, worin sie beschnitten werden. Die Beschneidepresse hat zwei Preßhölzer und zwei Schrauben, auf dem einen Balken aber auch noch eine besondere Leiste, an welcher der Beschneidehobel auf und nieder gezogen werden kann. Dieser Hobel hat zwei Backen, durch deren Mitte eine Schraubenspindel so geht, daß die Backen mittelst derselben einander genähert und wieder von einander entfernt werden können. In der Mitte der einen Backe ist eine kreisrunde stählerne Scheibe befestigt, deren Peripherie sehr scharf ist. Beide Backen sind in der Nähe ihrer Enden mit zwei Leisten verbunden, wodurch die parallele Lage der Backen zu einander gesichert ist. Je nach der Dicke des zu beschneidenden Buchs läßt sich der Hobel aufschrauben und mit der Presse verbinden, worin das zu beschneidende Buch steckt; und vermöge der einen Backe, welche an der Presse auf und nieder beweglich ist, läßt sich der Hobel so an der Presse auf und nieder bewegen, daß er das Buch bis zu den bestimten Punkten hin beschneiden muß. Diese bestimten Punkte sind vorher mit dem Punktireisen bezeichnet worden. Das Punktireisen ist ein gerader vierseitiger eiserner Stab, von einerlei Dicke und Breite, an einem Ende rechtwinklig umgebogen und mit einer Hülse versehen, die sich darauf etwas gedrängt hin und her schieben läßt. An ihrem vordern Ende hat die Hülse einen eisernen Dorn, und hinten oder oben läßt sie sich mittelst einer kleinen Schraube befestigen. Erst wenn man mit diesem Instrumente angemerkt hat, wie weit das Buch beschnitten werden soll, spant man es in die Presse, aus welcher es mit dem Schnitte so weit hervorragen muß, als die eingedrückten Punkte andeuten. Übrigens beschneidet man das Buch zuerst oben, dann unten und zuletzt vorn.

Der Schnitt wird nun entweder besprengt, oder marmorirt, oder angestrichen, oder vergoldet. Das Marmoriren ist fast gar nicht üblich mehr, sondern das Besprengen, das Anstreichen und das Vergolden. Zum Besprengen nimt man einen Pinsel, den man in den dünnen Färbebrei taucht, welcher mit Kleister angemacht worden ist. Zur rothen Farbe nimt man Zinnober oder auch rothe Mennige, zur blauen Schmalte, zur grünen braunschweiger Grün, zur gelben casseler Gelb u. s. w. In einiger Entfernung von dem Schnitte des in der Presse fest zusammengepreßten Buchs fährt man mit einem Finger langsam über die Borsten hin. Beim Zurückspringen der Borsten spritzen diese die Farbe in kleinen Punkten auf den Schnitt. Beim Anstreichen mit einer von jener Farben (am beliebtesten ist jetzt der gelbe Schnitt) muß das Buch gleichfalls fest in die Presse eingepreßt seyn, damit von der Farbe nichts zwischen die Blätter laufe. So auch beim Vergolden. Nach dem Glattschaben des zu vergoldenden Schnitts wird derselbe mit einer durchgequirlten Mischung von Wasser, Salz und Eiweiß überstrichen. Man legt die zur gehörigen Größe geschnittenen Goldblätter auf ein pergamentenes Austrageblatt, läßt das überhängende Ende jedes Goldblatts auf den Schnitt fallen und zieht das Pergamentblatt schnell darunter weg. Liegt nun alles Gold auf dem Schnitte; so reibt man es mit Baumwolle an und glättet es zuletzt mit einem Hundszahne oder mit einem blanken Achate, der in einem Hefte sitzt.

Das Kapitalen des Rückens an dem obern und untern Ende folgt jetzt zunächst. Bei kleinen Werken werden nämlich jene Rückenenden mit schmalen gewebten Bändern, bei gewöhnlichen Bänden mit Pergamentstreifen, von größern und vorzüglichen Werken mit Leinwandstreifen und bunten Schnüren beleimt. Nun schabt man die über den Rücken hervorstehenden nicht mit eingehefteten Enden der Heftschnüre auf, um sie mit ihren Fasern an den Pappendeckel zu leimen. Zu Pappbänden schneidet man für den Rücken einen Streifen dünner Pappe zu, biegt ihn und läßt ihn auf beiden Seiten einige Zoll weit hervorragen, um ihn auf die Flügelfalze des Vorsetzpapiers aufleimen zu können. Die Pappendeckel selbst werden abfornirt, d. h. mit einem scharfen Messer nach einem eisernen Lineale zugeschnitten. Sie werden dann angesetzt oder mit Leim angeklebt. In der Presse läßt man das Buch trocknen.

Entweder mit Pergament (was freilich heutiges Tages nur noch selten geschieht), oder mit farbigen, vornehmlich marmorirten und türkischen Papiere, oder mit Leder (Saffian, schön marmorirtem Kalb- oder Schafleder rc.) wird das Buch überzogen. Man schneidet diese

Sachen so zu, daß sie innerhalb des hohlen Rückens und an den Deckelkanten umgeschlagen werden können. Zum Ankleben gebraucht man Kleister, den sich der Buchbinder aus Stärke mit einem trocknenden Zusatz von Alaun verfertigt. Das Pergament wird vorher mit weißem Papier gefüttert, das Leder aber wird naß gemacht, ausgerungen, ausgezogen, zugeschnitten, und an den Kanten, wo es umgeschlagen werden soll, mit einem scharfen Messer dünner geschärft. Mit dem aufgeklebten farbigen Papiere wird nach dem Trocknen, außer dem Glätten, gewöhnlich keine weitere Veränderung vorgenommen. An den englischen Bänden oder Franzbänden aber, ja selbst bei geschmackvollen Pappbänden, färbt der Buchbinder das Leder nach Art des Marmors oder des türkischen Papiers, oder der Perlmutter auf mannigfaltige Weise, und macht es ungemein glänzend. Hiebei kann er recht seine Geschicklichkeit und seinen Geschmack zeigen, wenn er recht hübsche Flammen, Züge, Wolken, Punkte rc. hervorbringen will. Durch Eisenschwärze, verdünntes Scheidewasser, Citronensaft kann er schon allerlei Figuren in das Leder beizen, wenn er diese Flüssigkeiten auf verschiedene Art mit einem Pinsel oder Schwamme aufstreicht. Zur Hervorbringung von mancherlei Farben muß er aber auch verschiedene Farbestoffe, z. B. eine Abkochung von Campecheholz, von Fernambukholz, von Gelbholz, von Curcumä, von Orlean, Saflor, eine Indigauflösung, Kreuzbeerensaft u. dgl. mit Beihilfe von Weinessig, oder von Alaun, oder von Potasche rc. anwenden; s. Papierfärberei u. Lederfärberei.

Sowol das zum Vergolden des Schnitts, als auch das zu dem Goldtitel, auf den Rücken, zu den goldenen Linien, Sternen und andern Verzierungen auf Rücken und Deckel bestimte Blattgold wird mit einem scharfen Messer, dem Goldmesser auf einem mit Kälberhaaren ausgestopften Kissen, dem Goldkissen zugeschnitten. Dieses Kissen ist mit weichem Leder überzogen, das eine rauhe Oberfläche hat. Man trägt die zugeschnittenen Blätter, wie beim Vergolden des Schnitts auf und druckt die Fileten und Stempel darauf. Die Fileten sind verschiedentlich gestaltete, meistens bogenförmige in einem hölzernen Griffe befestigte Messingstücke, deren untere Fläche eine Gravirung von Blümchen, bunten Kanten, Streifen, Schlangenlinien, u. dgl. hat. Die Stempel, gleichfalls von Messing, enthalten auf ihrer untern Fläche Blümchen, Sternchen u. dgl. einfache Verzierungen. Vorzüglich gute Fileten und Stempel erhält der teutsche Buchbinder aus England. Der Abwechselung in der Mode wegen muß der Buchbinder davon eine ziemliche Anzahl haben. Man macht die Fileten und Stempel in glühenden Kohlen heiß, hält sie auf ein leicht sich an sie festsitzendes Goldblättchen, und drückt dieses nun heiß auf die mit Eiweiß bestrichene Stelle des Rückens oder Deckels, wo die goldnen Verzierungen hinkommen sollen. Fest verbindet sich auf diese Art das Gold auf dem Leder oder Papiere da, wo die Fileten oder Stempel es andrücken. Alles übrige Gold kann mit dem Tuchlappen leicht hinweggerieben werden.

Zum Ausdrucken des Titels bedient sich der Buchbinder des Schriftkastens, aus einem mit einem Handgriffe versehenen schmalen Messingstücke bestehend, das in seiner Mitte der Länge nach eine Rinne enthält. In diese Rinne passen die gewählten Lettern (gewöhnliche Buchdruckerlettern) ein, welche eine Zeile bilden sollen. Mit einer durch die schmale Kante gehenden guten Schraube und einer kleinen beweglichen Backe, worauf die Schraube wirkt, werden die Lettern fest und so an einander geschraubt, daß die Oberflächen aller Lettern in einer Ebene liegen. Zuerst trägt der Buchbinder das Gold auf das Titelfeld, welches oft aus einem besonders aufgeklebten Saffianstücke besteht. Alsdann erwärmt er die Lettern und drückt sie auf das Feld an die richtige Stelle. Alles unnütze Gold reibt er hierauf wieder mit dem Tuchlappen hinweg. Zuletzt wird der fertige Band noch einmal mit dem Glättstein oder Zahne geglättet; auch bringt man ihn noch einmal in die Presse.

Die englische Erfindung, Bücher ohne Nadel und ohne Faden einzubinden, scheint eben so wenig Eingang gefunden zu haben, als diejenigen, den Rücken der Comtoirbücher von Metall, oder von Elfenbein, oder von Holz zu machen, um dadurch den Blättern eine festere Lage zu geben *).

Was die übrigen Papparbeiten des Buchbinders betrifft, so werden diese in dem Artikel Papparbeiten vorkommen. (*Poppe.*)

Buchdruckerei, s. am Ende des Bandes.

Buchdruckerfirniss (Schwärze), s. **Firniss.**

Buchdruckerkäfer, s. **Bostrichus.**

BUCHDRUCKERWERKSTATT (officina typographica), am südlichen Himmel, zwischen dem 10. und 20. Grade südl. Abw. und zwischen dem 108. und 126. der ger. Aufst. östlich vom großen Hunde. Ein fast gleichschenkliges Dreieck von 3 Sternen 4. Gr. bezeichnet sie hauptsächlich; übrigens gibt Bode, der dies Sternbild zur Verherrlichung einer ewig denkwürdigen Erfindung dem Vereine berühmter Astronomen zu Gotha (1798) vorgeschlagen †), und seitdem an dem Himmel aufgestellt hat, darin 117 Sterne an, worunter 3, A, B, C, von der 4. Größe. (*Fritsch.*)

BUCHE, 1) botanisch: s. **Fagus.** 2) Buche, Rothbuche, Mastbuche (Fagus sylvatica), in der Forstwirthschaft. Einer der ersten teutschen Waldbäume erster Größe, der eine Höhe von 100—120 Fuß und eine Stärke von 2—4 Fuß im Durchmesser erlangt. Er erhält seine größte Höhe und den stärksten Zuwachs in 120—150 Jahren. Die Rothbuche ist in ganz Europa einheimisch. In Teutschland macht sie die größten und vorzüglichsten Wälder der Berge und Ebenen aus, doch komt sie besser in den Vor- und Mittelbergen als in den Ebenen fort. Hoch im Gebirge komt sie weniger vor und über 1400 bis 1500 Fuß Höhe bleibt sie schon auffallend im Wachsthum zurück. Ein Boden, dessen Oberfläche aus Dammerde besteht und der aus Thon und Sand mit Grand vermengt, dabei frisch, also nicht feucht und nicht

---

*) Die bemerkenswerthesten neuern Schriften über Buchbinderei möchten wol folgende seyn: J. J. H. Bücking, die Kunst des Buchbindens. Stadt am Hof 1807. 8. — Die engl. Buchbinderkunst rc. Leipz. 1819. 8. — J. Ch. Hüttner, über einige Vortheile und bequeme Handgriffe der Buchbinder in England. Tübingen 1801. 8.

†) S. astron. Jahrb. von Bode. 1801. S. 238.

zu trocken ist, befördert den besten Wuchs der Buche. Dabei verlangt sie eine schattenreiche Lage gegen Morgen, Abend und Mitternacht. — Die natürliche Fortpflanzung der Buche durch den Samen ist, wenn gleich nicht schwierig, doch wenn nicht mit großer Vorsicht dabei verfahren wird, der Erfolg davon ungewiß. Da die jungen Buchenpflanzen viel Schatten verlangen, indem sie die Hitze nicht vertragen, auch von Spätfrösten sehr leiden, so ist eine Beschattung derselben bis zu einem gewissen Alter durchaus erfoderlich, wenn die natürliche Saat gedeihen soll. Zu diesem Ende muß anfänglich und nach Umständen ein mehr oder weniger dunkler Besamungsschlag gestellt, dieser, wenn die Pflanzen 1—1½ Fuß Höhe erreicht haben, gelichtet und bei einer Höhe von 2—4 Fuß erst alle Mutterbäume weggenommen werden. Die künstliche Saat im Freien ist, wegen des so nöthigen Schutzes und Schattens, beinahe unmöglich, wenigstens sind davon, einzelne wenige Fälle ausgenommen, nie günstige Resultate erfolgt. Selbst bei einem angebrachten künstlichen Schutz hat sich fast immer ein schlechter Erfolg bewiesen. Höchstens kann die künstliche Saat unter dem Schutz von Bäumen zur Nachbesserung von natürlichen Saaten geschehen. Zu diesem Zweck werden die Samen (Bucheln, Buchecker̃n) bei trocknem Wetter aufgelesen, auf einem luftigen Boden durch öfteres Umwenden trocken gemacht und am besten noch im Herbst ausgesäet. Der Same keimt im Mai und die zwei großen nierenförmigen, oben glänzend grünen unten weißlichen Samenlappen kommen mit aus dem Boden. In den ersten 20 Jahren wächst die Buche langsam, alsdann aber ist der Wuchs schneller. Das Verpflanzen junger Buchen ist ebenfalls mißlich; am besten geräth jedoch noch die Pflanzung mit 6—10 Fuß hohen Stämmchen, höchstens kann man sie auch schon von 3—5 Fuß Höhe versetzen. Wenn letztere indessen auf einen zu freien Platz kommen, so gerathen sie selten und jüngere Pflanzen gar nicht, weil sie einen freien Stand noch nicht vertragen können. — Die Buche hat besonders in ihrer Jugend manche Unfälle zu erleiden. Das Edelwild baizet oft ganze Strecken wie mit der Scheere abgeschnitten ab; die Mäuse ringeln zuweilen bei hohem Schnee und wenn sie in Menge da sind, die Rinde der Stangen rund um ab, wornach ganze Distrikte absterben; die Larven der Maikäfer nagen die Wurzeln der jungen Pflanzen ab und die Maikäfer selbst entblößen oft die Bäume ganz von Laub und Blüthen, wodurch wenigstens der Same für das Jahr verloren geht. Die Krankheiten woran die Buche leidet, sind: die Roth- u. Kernfäule. Erstere entsteht von einem zu feuchten Boden, letztere vom Alter und diese immer unten am Stamm.— Die forstwirthschaftliche Behandlung der Buche als Hochwald ist die vorzüglichste; es muß aber dabei mit großer Vorsicht und mit gehöriger Kentniß der Sache verfahren werden, wenn der Erfolg gut seyn soll. Die 120jährige Umtriebszeit ist die gewöhnlichste und beste, und es muß die Stellung der Schläge und Nachhauung der Samenbäume auf die Art, wie oben angegeben, geschehen, damit die jungen Pflanzen nur nach und nach einen freien Stand erhalten und von Frost und Hitze nicht leiden oder zu Grunde gehen. Obgleich die Buche zuweilen auch als Niederwald behandelt wird, so zeigt der Erfolg es eben so oft, daß sie nicht dazu tauglich ist. Der Ausschlag der Stöcke erfolgt schlecht, er nimt bei jedem Hieb immer mehr ab und hört gewöhnlich beim 3. oder 4. Hieb ganz auf. Die Ursache davon ist in der harten hornartigen Rinde des Stocks, der bald nach dem Hieb trocken wird, und wo alsdann die Lohden nicht gehörig durchbrechen können, zu suchen. — Der mannigfaltige Nutzen des Holzes der Buche macht sie schätzenswerth. Es ist sehr fest, schwer und dicht und wird für das beste Brennholz anerkant, wenigstens ist es am allgemeinsten. Es gibt eine helle Flamme, hitzt gut, unterhält die Hitze in der Kohle am stärksten und längsten, und es wird ihm daher vor allen andern Holzarten der Vorzug eingeräumt. Zu Bauholz im Trocknen taugt es nicht; dagegen ist es ein vorzügliches Werk- und Nutzholz für Zimmerleute, Wagner, Schreiner und Drechsler*). Die von Buchenholz gebrannten Kohlen sind die besten für alle Feuerarbeiter; sie geben die mehrste und dauerndste Hitze. Von der Asche erhält man die beste Potasche. — Eine vorzügliche Nebennutzung der Buche gewährt die Frucht oder die Bucheln zur Mästung der Schweine und zu Öl**). *(Laurop.)*

BUCHEGGBERG, eines der neun Oberämter, in die der schweizer. Kanton Solothurn eingetheilt wird, an den es im J. 1391 durch Kauf gelangte. Der hügelige Boden hat, seitdem auf öffentliche Kosten in der Mitte des vorigen Jahrh. dem Alles versumpfenden Limbach ein neues Bett angewiesen ward, an Fruchtbarkeit sehr gewonnen. Der Amtsbezirk enthält die 4 Gerichte Ätigen, Messen, Lüßlingen u. Schnottwyl, deren 3933 Einw. die einzigen Reformirten des übrigens ganz katholischen Kantons sind. In der Statsverfassung ist ihnen ihre Religion ausdrücklich „gewährleistet" †); auch hat der große Rath von Solothurn wegen ihrer kirchlichen und ehegerichtlichen Verhältnisse am 24. Nov. 1817 mit dem Stande Bern ein Koncordat auf 20 Jahre erneuert. Die 1184 Gebäude waren im J. 1820 mit 1,168,410 schweiz. Franken in der allgemeinen Brandanstalt des Kantons versichert. Von dem Stammschlosse der ehemaligen Herren des Landes, der Grafen von Buchegg, steht nur noch ein Thurm in der Pfarre Ätigen.

(Graf Henckel von Donnersmarck.)

BUCHEN. Unter den 5 Ortschaften in der Schweiz, die diesen Namen führen, ist die bedeutendste ein paritätisches Dorf von 62 Häusern, mit einer katholischen Kaplaney und einer erst vor wenigen Jahren neu gebaueten Filialkirche in der Pfarre und dem Kreise Thal, im St. Gallenschen Bezirke Rheinthal. *(Gr. H. v. D.)*

BUCHENHOLZ, als Baustoff betrachtet, ist ein ungemein dauerhaftes Holz, wenn es beständig unter der Oberfläche des Wassers bleibt; im Trockenen ist es dem Wurmfraße ausgesetzt, wirft sich, und reißt, wenn es nicht zuvor lange ausgetrocknet worden, und wird brüchig.

---

*) S. den folgenden Art. Buchenholz. **) s. den fol. Art. Buchöl.

†) S. Usteri's Handbuch des schweiz. Statsrechts. 2. Aufl Aarau 1821. S. 317.

abwechselnder Witterung ausgesetzt, wirft es sich ebenfalls, reißt, wird wurmstichig und faul. Durch Schwitzen, Ausräuchern, Einlegen in gewöhnliches Wasser und andere Vorbereitungen, dem Holze seine Säfte zu entziehen (s. Bauholz), kann man das Buchenholz zu einem ganz vorzüglichen Holze für den Gebrauch im Trocknen umschaffen. Sonst ist das Buchenholz hart, fest, ziemlich elastisch und zähe, doch lange nicht in dem Grade, in welchem diese Eigenschaften dem Holze der sogenannten Weißbuche zukommen, und überdies ziemlich schwer*). Noch frisch läßt sich das Buchenholz sehr leicht bearbeiten, allein bei dem Austrocknen wird es immer härter, und stumpft alsdann sehr die schneidenden Werkzeuge ab, welches nach Burgsdorf von den in ihm enthaltenen erdigen Theilen herrührt. Man kann es ziemlich glatt behobeln, wobei jedoch seine zwischen den Fasern befindlichen kleinen bräunlichen Spiegel immer etwas erhabener ausfallen und glänzender bleiben, während das übrige Gewebe des Holzes stets matter und leichter erscheint. Auch nimt es eine gute Politur an, doch treten ebenfalls die gedachten Spiegel stets glänzender als das übrige Holz hervor. Wenn das Buchenholz gut ist, so muß es nach Burgsdorf im Kerne bräunlich, im Splinte aber weißlich seyn, ohne daß jedoch eine schnelle Abstufung dieser Farben bemerkt werde, und seine zwischen den Fasern befindlichen Spiegel müssen ein braunes glänzendes Ansehen haben. Auch dürfen an einer bearbeiteten Fläche, nie Streifen oder gelbe Flecken sich zeigen, oder bald harte, bald weiche Stellen, am wenigsten aber schneeweiße matte Flecken mitten im Holze erscheinen: denn diese sind nach Burgsdorf sichre Kenzeichen einer wirklich schon vorhandenen Fäulniß, und einer Auflösung des Fasergewebes durch ein vorhergegangenes Stocken der Säfte. Die Fasern des Buchenholzes müssen kurz seyn. Wenn Körper, die sonst weicher als Buchenholz sind, sich leicht in die Holzmasse eindrücken; so deutet dieses auf Schwäche seiner Fasern, und Verminderung der ihm sonst eigenen Elasticität.

Um beim Einkaufe von Buchenstämmen an stehenden Bäumen schon zu erkennen, ob das Holz unverdorben und gut sey, hat man nach Burgsdorf auf folgende Kennzeichen zu achten: daß untere Stammende muß eben, die Rinde glatt und aschgrau, mehr ins Weiße als ins Röthliche spielend, der Schaft frei von Auswüchsen, ohne dünne Reiser seyn. Die jungen Triebe an den Zweigen müssen dick, lang und hängend gewachsen, und der Gipfel des Baumes mit frischen glatten Blättern wohl besetzt seyn. Nach allen bisher angeführten Eigenschaften kann das Buchenholz im Bauwesen nicht zweckmäßiger benutzt werden, als zu jenen Stücken des Wasser- und Grundbaues, die beständig vom Wassee bedeckt bleiben, wo es denn auch gewöhnlich zu Spundpfählen verwendet wird; doch muß man die Vorsicht haben, die Pfähle gleich nach ihrer Zurichtung einzurammen, damit sie bald in beständige Feuchtigkeit gelangen, und so vor dem Werfen gesichert bleiben. Ist aber das Buchenholz seiner Säfte beraubt, so kann man es in Ermangelung des Eichenholzes oder einer anderen passenden Holzart zu jenen Stücken im Innern der Gebäude verbrauchen, zu welchen gewöhnlich das Eichenholz verwendet wird, auch statt jenes zu Mühlenwellen, Walzen, Rollen, Schrauben, Stampfen, Pressen, und überhaupt zum Maschinenbau. Es kann dann zu Brettern geschnitten zur Belegung der Fußboden, Verfertigung der Sockel und Thiergewänder in den innern Abtheilungen der Häuser, zum Treppenbaue und zu Thürflügeln verwendet werden, so wie es denn nicht minder zu allem Hausrathe, wozu sich seiner schon die alten Römer bedienten, eine ganz vortreffliche Holzart ist. (*Leger.*)

Buch-, Bücheln- oder Bucheckernöl, (oleum nucum Fagi), das aus den erst auf Schälmühlen von ihrer äußern und innern Schale gereinigten Samenkernen der Buche (Fagus sylvatica L.), wie anderes Fettöl ausgepreßte weiße, helle, 0,923 specif. schwere, ziemlich geruchlose, mild schmeckende, nicht leicht gefrierende, und in wohlverwahrten Glasflaschen lange haltbare Öl. Nach Pelletier liefert es eine so weiße Seife, wie das Mohnöl, außer bei Zusatz von Talg. Es dient zu einem nicht so übelriechenden Brennöl, und zu einem wohlschmeckenden Speiseöl, vertritt auch im Übrigen die Stelle des besten Baumöls. Indeß will Sandrock von dessen häufigem Genuß epileptische Zufälle beobachtet haben?! — Die feine braune Schale der Buchfrucht besteht, nach Fraas, aus Gallussäure, Gerbstoff und Harzsubstanz. — Die Öltrebern können, gleich den Lein- und Rübölkuchen, in dieselbe Form geschlagen, zu Viehfutter verwandt werden. (*Th. Schreger.*)

BUCHEL (Arnold), aus Utrecht, wo er 1565 geboren war, studirte zu Leyden die Rechte, machte Reisen durch Teutschland, Italien und Frankreich, advocirte in seiner Vaterstadt, zog sich aber nach dem Tode seines einzigen Sohnes in die Einsamkeit zurück, und starb den 15. Julius 1641. Die niederländische Geschichte, deren emsiger Forscher er war, dankt ihm viele Aufklärungen, die von spätern Geschichtschreibern benutzt wurden, öfters ohne seiner zu gedenken*). Man hat von ihm einen Plan und eine Beschreibung der Stadt Utrecht 1605; ein Supplement zu Gerh. Mercator's Atlas, Amst. 1630; Nassovische Orangieboom, 1615; Tractatus singularis de Dordrechto, und eine Ausgabe der beiden Geschichtschreiber von Utrecht, Beka und Heda, die nach seinem Tode unter dem Titel: Historia Ultrajectina. Traj. 1643. fol. erschien, nebst einigem Andern **). (*Baur.*)

Buchen, Buchenland, Buchonien, s. Buchonia.

BUCHEN, BUCHHEIM, Stadt im Großherzogthum Baden, dem Fürsten von Leiningen zuständig, Hauptort im sogenannten Baulande des Odenwaldes, an der Morrn, auf der Poststraße von Heidelberg nach Würzburg mit einer Posthalterei, und einem großherzogl.

*) Nach Hartig wiegt der rheinl. Kubikfuß 120jährigen buchenen Stammholzes frisch 64 Pfd. 28 Loth, wohl ausgetrocknet 39 Pfd. 2 Loth. Nach Eytelwein ist der Ausdruck für das eigenthümliche Gewicht des trockenen Buchenholzes vom Stamme 0,666 bis 0,854, des trockenen Buchenholzes vom Splinte 0,600 bis 0,721.

*) Saxe sagt von ihm: Historicus, rerum Batavarum optime gnarus, cujus vitulo subinde arant, dissimulato ejus nomine, qui quid reconditi in scriptis suis jactant. Onomast. T. IV. 167. **) *Foppens* biblioth. Belgic. T. I. 94. *Burmanni* Traject. erudit. 38. *Paquot* Mém. T. I. 173.

Bezirksamte im Main- und Tauberkreise Badens. Zum Amte gehören nebst der Amtsstadt, der Marktfl. Mudau, 27 Dörfer und mehre Höfe; zusammen 11,792 Bewohner. Die Amtstadt selbst hat deren 2129 und 502 Häuser. Die Nahrungszweige der Einw. sind Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Handel. Der Handel ist in den Händen der Juden, und von den Gewerben ist die Anzahl von 21 Rothgerbern, 6 Weißgerbern, 24 Tuchmachern und 20 Leinenwebern für diese Bevölkerung bemerkenswerth. — Buchheim ist ein sehr alter Ort; er wird schon im 8. Jahrh. im 6. Regirungsjahre König Karls des Großen, urkundlich erwähnt. Er lag im ostfränk. Gaue Wingartheiba, und eine große Anzahl frommer Leute schenkten damals und in den folgenden Jahren bis zum 33. Regirungsjahre Karls ihre Güter in Buchheim und in dessen Gemarkung der berühmten Abtei Lauresheim[1]), im oberen Rheingaue an der Bergstraße. Der Ort selbst gehörte der, nicht volle 2 Meilen davon entlegenen Benediktiner-Abtei Amorbach, und war schon mit doppelten Gräben und mit Umzäunungen versehen, als ihn Konrad von Düren, der Vogt jenes Klosters, zwischen den J. 1237 und 1247 mit Mauern umgeben ließ[2]). Dieser Dynast hatte sich eines Theiles der Grundherrlichkeit über Buchheim bemächtigt, und ein anderer Theil war durch Kauf an das Erzstift Mainz gekommen. Letzteres kaufte es endlich im J. 1309 ganz an sich, und behielt es auch bis zu den großen Statsveränderungen des 18. Jahrh. Buchen war in jenen Zeiten sehr blühend, der Sitz vieler adeligen Häuser, und der Geburtsort vieler angesehenen und gelehrten Männer, unter welchen Konr. Wimpina und Gottfr. Bessel, der berühmte Verfasser des **Chronicon Gottwicense**, hervorleuchten[3]). (*Leger.*)

BUCHENAU, ein Pfarrdorf an der Eiter in dem hünfeldschen Kreisamte Eiterfeld der kurhess. Prov. Fulda, hat 1 Landgut der gleichn. Familie, welches mit dem Orte zu der fränkischen Reichsritterschaft gehörte und schon von dem westphälischen Gouv. besetzt, in der Folge aber mit Fuld an Kurhessen abgetreten ist, und zählt 91 Häus. mit 638 luth. Einw. (*Hassel.*)

BUCHENBERG, marktberechtigtes Pfarrdorf an der Straße von Kempten nach Lindau, im Landgerichte Kempten des baier. Oberdonau-Kreises, 2 St. von Kempten, enthält 43 Häus. mit 240 Einw. K. Friedrich III. hat demselben 1485 die Marktgerechtigkeit verliehen. Das Ländchen Buchenberg, vormals dem Stifte Kempten gehörig, das von dem Orte seinen Namen führte, und die Pfarreien Lorenz, Buchenberg, Memholz und Waltenhofen begriff, hat seine geographische Bedeutung verloren. Unweit Buchenberg an der Straße nach Lindau wurden 1787 Ruinen, wahrscheinlich Reste eines römischen Wachthurms, entdeckt. (*Eisenmann.*)

Buchenflechte, s. **Lichen.**

1) Donationes Huodonis, Ebervini, Wentfridi, Ruthberti, Willae, Giselberti, Theohnantis, Erchenfridi, Ortheri, Reginfridi, Gerharti, et conjugis ejus Hleonsuint, in Cod. dipl. Laureshem. T. II. Nr. 2800, 2814, 2836 ad 2844 et 2876. 2) *Godefridus Besselius* in Chronici Gottwic. Prodrom. Libr. IV. pag. 861. 3) *Godefr. Bessel.* l. c. pag. 861. seqq.

BUCHENHOF, ein, nach Gleichamberg eingepfarrter, von 18 Selen in 3 Häus. mit Wirthschaftsgebäuden bewohnter Hof im Amte Römhild, auch zu den Buchen genant, mit einem Sachs. Gotha und Meiningen gemeinschaftlich gehörigen Kammergut. Dieser Hof ist in den sächs. Länder-Portions-Anschlägen mitberechnet und darf daher nicht veräußert werden. Gleichwol hatte ihn Herzog Heinrich von S. Römhild 1699 an den General von Bibra für 11,000 Thlr. verkauft, von welchem er 1721 durch die nachherige Römhilder Landesherrschaft wieder eingelöset wurde. (*G. Emmrich.*)

BUCHENSEE oder **Büchensee**, ein tiefer mit hohen Felsenwänden umgebner See, der die Gestalt eines umgekehrten Kegels hat. Er liegt in dem S. Meiningschen Amte Salzungen in der Allendorfer Flurmarkung, nach dem Dorfe Übelrode zu und ist das Eigenthum der Herrn v. Buttlar zu Wildprechtrode, die ihn zur Fischerei benutzen. (*G. Emmrich.*)

BUCHER (Anton von), Sohn eines baierischen Wapenmalers, wurde den 11. Jan. 1746 zu München geboren. Nach Vollendung seiner Studien bei den Jesuiten trat er in den Weltpriesterstand, und wurde als Kaplan bei der Spitalpfarrkirche zum heil. Geist in München angestellt. Seine Predigten gefielen ungemein; denn B. trug die Wahrheiten der Moral und Religion in lichter Ordnung vor, sprach herzlich zu dem Herzen, überzeugend zu dem Verstande, hinreißend zu der Begeisterung. Heinrich Braun, ein berühmter Schulmann Baierns, welcher B's Predigten öfters beiwohnte, lernte dessen Talente und Lehrfähigkeit schätzen, und schlug ihn zum Rector der teutschen Schulen vor, welche Stelle demselben auch übertragen wurde. B. trug wesentlich (auch durch Schriften) zur Verbesserung dieser Schulen bei, und bewirkte, daß viele Schüler aus denselben traten, einem Handwerke oder Gewerbe sich widmeten, ohne in die lateinischen oder Jesuitenschulen aufzusteigen. Nach Aufhebung der Jesuiten ward er zum Rector des Gymnasiums und Lyceums befördert. Damit verband er das Amt eines Vorstehers und Predigers der sogenannten marianischen Congregation, welche bis dahin eine rein jesuitische Anstalt gewesen war. Auf seinem neuen, wichtigen Posten wirkte B. mit Energie und größter Unverdrossenheit; ihm verdankte die Studienanstalt die Anstellung einiger Lehrer der Zeichenkunst und der französischen Sprache. Im J. 1778 erhielt er die Pfarrei Engelbrechtsmünster unweit Ingolstadt, und als 1784 die Verbesserung der Landschulen wieder zur Sprache kam, wurde er als Schulrath, jedoch mit Beibehaltung seiner Pfarrei, nach München berufen. Auch jetzt zeichnete er sich durch Thätigkeit, Freimüthigkeit und Uneigennützigkeit aus; von seinem eigenen Vermögen opferte er Vieles zur Unterstützung der Schulen auf. Allein die Leiden des Krieges und die Schwäche seines Alters hinderten ihn, noch mehr zu leisten; er gab seine Pfarrei ab, und zog 1813 nach München, wo er außer einem angemessenen Ruhegehalt ein Beneficium erhielt. Früher schon war er zum königl. geistl. Rathe ernant und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Im J. 1817 starb er, 72 Jahre alt. — Buchen hat sich durch seinen originellen Witz und seinen, mit humoristi-

scher Laune geäußerten Spott über Misbräuche in Gegenständen des Unterrichts, der Erziehung und Religion nicht nur in Baiern, sondern auch in ganz Teutschland einen rühmlichen Namen erworben. Er war Feind der Jesuiten und sprach Hohn jedem Aberglauben. Von seinen Schriften wollen wir hier anführen: seine bekannte Charfreitagsprozession, Fastenexempel, das Portiunkula-Büchlein, die Christenlehre auf dem Lande, Briefe über die Jesuiten in Baiern, die Jesuiten in Dorfen und ihre Lehre, allerneuester jesuitischer Eulenspiegel (diese Briefe und Abhandlungen wurden durch den dankenswerthen Fleis des Herrn von Klessing unter dem Titel herausgegeben: die Jesuiten in Baiern, vor und nach ihrer Aufhebung, von Anton v. Bucher. München, 2 Bde. 1819.) u. s. w. Wahrscheinlich sind auch von ihm die Beiträge zu einer Schul- u. Erziehungsgeschichte in Baiern, und die pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern aus echten Quellen, welche Zschokke in seinem IV. Bande der baierischen Geschichten Seite 230 rühmlich erwähnt*). (*Eisenmann.*)

BUCHER (Joh. Peter), kurhess. geheim. Regirungsrath, Dr. und Professor der Rechte auf der Hochschule Marburg, war geb. den 10. August 1740 zu Cassel und starb den 25. April 1820 zu Marburg. Auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt hinlänglich vorbereitet, benutzte er seit 1757 die philosophischen und juristischen Vorlesungen der berühmtesten Gelehrten, welche damals Göttingen besaß. Die juristische Doctorwürde wurde ihm 1763 zu Harderwyk, nach rühmlich vertheidigter Streitschrift: de poena talionis, zu Theil und er bekleidete von demselben Jahre an die zweite Professorstelle der Jurisprudenz zu Steinfurt. Mehre an ihn ergangene vortheilhafte Anträge nach Duisburg u. a. O. schlug er aus, und folgte 1771 dem Ruf als Prof. der Rechte zu Hamm. Von hier ging er aber schon im nächsten Jahre in gleicher Eigenschaft nach Rinteln, wo er bis 1798 (unter Ablehnung verschiedener vortheilhafter Rufe, z. B. zu der Stelle eines Regirungsdirektors von dem Grafen zu Bentheim-Tecklenburg u. a.), sowol durch seine akademischen Vorlesungen, als durch seine juristische Praxis bei den damaligen Reichsgerichten mannigfaltigen Nutzen stiftete. In einen ausgebreiteteren Wirkungskreis sah er sich versetzt, als er in dem letztgenannten Jahre, dem Willen seines Fürsten gemäß, das ihm lieb gewordene Rinteln verlassen und die Universität Marburg beziehen mußte. Auch in Marburg setzte er mit der pünktlichsten Amtstreue seine akademischen Arbeiten fort, entsagte, aus Liebe zum Universitätsleben, einem 1803 an ihn ergangenen, in ökonomischer Hinsicht sehr vortheilhaften, Rufe nach Cassel, und zeichnete sich vorzüglich durch seine gründlichen Aktenarbeiten, welche ihm als Assessor der Juristenfakultät häufig übertragen wurden, aus. Nur der Verlust des Augenlichtes nöthigte ihn im höheren Alter, bei ungeschwächtem Lichte des Geistes, seiner unermüdeten Thätigkeit ein Ziel zu setzen. So sehr hiedurch seine Lebenslust vermindert wurde: so leicht machte es ihm doch sein hoher religiöser Sinn, diese und andere Widerwärtigkeiten des höhern Alters muthig zu ertragen. — Unter den Schriften des Verewigten, die übrigens nur aus gelehrten Streit- u. a. akademischen Gelegenheitsschriften bestehen und von 1763—1770 zu Steinfurt, von 1772—1797 zu Rinteln, seit 1804 zu Marburg erschienen, verdienen mehre in die Material. f. a. Theile d. Amtsführung e. Predigers, Leipzig 1797 rc. aufgenommene Abhandlungen von ihm, z. B. über die Kirchenstände, den Opferbeutel, die Taufe, das Recht der Begräbniß, die Simonie u. a. in das in Kursachsen und Hessencassel geltende Kirchenrecht einschlagende Gegenstände, die auch noch in der neuesten, von G. H. Pfeifer bearbeiteten, Ausgabe des kurhessischen Kirchenrechtes von Ledderhose (Marburg, 1821) häufig angezogen und benutzt sind, bemerkt zu werden. — Bucher war ein gründlicher und einsichtsvoller Jurist; aber er hegte und bewies zugleich hohe Achtung für kirchliche und religiöse Angelegenheiten*). (*v. Gehren.*)

Buchfink, s. Fringilla coelebs.

Buchgold, s. Blattgold.

BUCHHALTEREI, ist das Geschäft und auch der Ort der Verrechnungen über einen Haushalt. Sie theilt sich mit entscheidender Einwirkung auf ihre innere Einrichtung durch ihr Verhältniß zu dem Eigenthümer des Haushalts. Es ist nämlich der Eigenthümer entweder sein eigener Buchhalter, legt sich selbst Rechnung ab, und ist sich also selbst für ihre Richtigkeit verantwortlich; wie der Kaufmann nicht blos thut, sondern auch nach den Gesetzen thun muß, um sich nöthigenfalls sowol wegen seiner Buchfoderungen als Buchschulden gerichtlich auszuweisen; oder der Eigenthümer läßt sich Rechnung ablegen, und wer sie ablegt, ist für die Richtigkeit der Buchführung verantwortlich, und muß sie nachweisen, wie dieses bei der Statsbuchhalterei der Fall ist. Da bei der kaufmännischen Buchhalterei die Verrechnung von dem Herrn selbst oder so gut als von ihm geschieht, so hat seine Rechnung keine Belege nöthig, und ihre Einrichtung bezweckt nicht, einem Dritten Auskunft und Rechtfertigung zu geben, sondern sie soll vielmehr dem Herrn selbst nachweisen, wie sich jedes seiner Geschäfte verwerthet hat, ob und mit welchem Gewinn oder Schaden es vollführt ist, wie sein Handel überhaupt geht und steht, und welches Vermögen er jeden Augenblick, worin er abschließen will, hat. Dieses erreicht sich vollständig und untrüglich, aber auch sehr mühsam durch das so genante italiänische Doppelbuchhalten (s. Handelsbücher), in welchem jeder Umsatz seine eigene Rechnung als Einnahme und Ausgabe, oder Foderung und Schuld bekomt. Es ist dieses Verfahren nothwendig, wenn man wissen will, welchen Gewinn oder Schaden ein Geschäft durch alle seine Momente und am Ende gegeben hat:

*) Vgl. außer Meusel's gel. Teutschl. Baader's gelehrt. Baiern u. Felder's Gelehrten- u. Schriftsteller-Lex. d. teutschen kathol. Geistlichk. Th. I. S. 114. Th. III. S. 477.

*) Vgl. Strieder hess. Gel. u. Schriftstellergeschichte, Bd. 2. S. 52—58. Memoriam *Joh. Pet. Bucheri* Acad. Marburgensis auctoritate et nomine civibus commendat *C. Fr. Chr. Wagner.* Marburgi 1820 und Casseler allgem. Zeitung, 1820. Nro. 119. S. 496 f. Zu Buchers Andenken, von dessen Schwiegersohne, dem Superint. Dr. C. W. Justi zu Marburg.

z. B. eine Ladung Leinwand, welche sich nach und nach in Häute, weiße Waren, Wein, Wechsel und zuletzt wieder in baares Geld verwandelt hat. Aber ein solches Verfolgen der Verwerthungen im Einzelnen ist in den meisten Fällen unnöthige Mühe, und es genügt, wenn die Buchführung nur durch Hinweisung auf die Korrespondenz ꝛc. die Mittel anbietet, um nöthigenfalls eine solche Berechnung anzustellen. So wesentlich dem Kaufmann das Buchhalten ist, so ist ihm doch noch wesentlicher, sich in den Vorrechnungen, in den Überschlägen, und Spekulationen zu seinen Umsätzen nicht zu irren, und er weiß ohne seine Bücher aufzuschlagen, ob er in diesem oder jenem Geschäft zur Rechnung gekommen ist, oder nicht. Daher hat sich das kaufmännische Buchhalten sehr vereinfacht, und die Kürze mit Vollständigkeit und klarer Übersicht musterhaft verbunden. In demselben haben die Einnahmen immer die Ausgaben zur Seite; die Einzahlung jeder Geldart, ihre Auszahlung, der Eingang jeder Warenart, ihren Abgang, die Schuld jedes Korrespondenten, seine Foderung; wie sich das Blatt schließt, so schließt sich auch die Rechnung bis dahin ab; und die einzelen Abschlüsse sind so zum Hauptabschluß immerdar bereit: zur allgemeinen Übersicht. Dieses kaufmännische Buchhalten läßt sich allen Verrechnungen zum Muster geben, welche mit ihm gleiche Bedingung und gleichen Zweck haben: also bei Landwirthschaften, welche unter Selbstverwaltung stehen, aber nicht unter fremder Verwaltung; für die Wirthschaftsrechnungen der Gutsherren und Pächter, aber nicht für die Domänenrechnungen u. s. w. Da bei dem Statsbuchhalten die klare und schnelle Übersicht ebenso nöthig ist, als bei dem kaufmännischen Buchhalten, so ist häufig, aber immer unglücklich, versucht, jenes nach diesem einzurichten. Man hat dadurch in dem Statsbuchhalten das umständliche Klarmachen der einzelnen Ansätze verloren, die Belegung, Rechtfertigung und Revision der Rechnung wo nicht verhindert, doch erschwert. Die Statsbuchhaltung hat die Rechtfertigung der Verrechnungen zum Hauptzweck, sie soll den Beweis führen, daß alle Einnahmen, welche haben wirklich gemacht werden sollen, auch gemacht sind, und daß eben so auch die Ausgaben bestritten sind, und insofern sie diesen Beweis nicht vollgiltig durch Belege führt, wird gegen die Rechnungsführer auf Nachzahlung erkannt. Sie muß daher durch sich selbst völlig verständlich und vollständig belegt seyn (s. Statsbuchhalterei). Sie kann entweder die sämtlichen Statseinnahmen und Statsausgaben, oder wie in England nur das reine Statseinkommen und dessen Verwendung verrechnen. Ihre Einnahmen und Ausgaben sind nicht wie bei dem kaufmännischen Buchhalten gleichartig, sondern verschiedenartig; und sie können sich daher nicht wie in diesem zur Seite stehen; sondern die Einnahmen müssen vielmehr für sich ihre Bücher und die Ausgaben wieder die ihrigen bilden. Um aber die wirklichen Einnahmen und Ausgaben in der strengsten genauesten Ordnung zu halten und zu haben, dürfen sie mit keinen idealen Berechnungen durchmischt seyn, und können also auch nicht mit den Verrechnungen und Rechtfertigungen der gehaltenen oder nicht gehaltenen Solleinnahmen und Sollausgaben in denselben Büchern zusammen kommen. Für das Verhältniß des Soll (der Etats) zu dem Ist (der Kasse) für die schnelle Übersicht des Vorraths, der Ausfälle und der Rückstände bei den Kassen sind besondere Bücher nöthig. Diese Etatsbücher, welche allerdings zum Statsbuchhalten gehören, und auch wol vorzugsweise Statsbuchhalten genant werden, aber von dem eben beschriebenen völlig verschieden sind, haben es nicht mit dem Gelde selbst zu thun, sondern nur mit den Veranschlägen der Einnahmen und Ausgaben (Budget) mit den Cassenanweisungen, und den geschehenen Einzahlungen und Auszahlungen. Diese Etatsbücher können nach kaufmännischer Art: das Soll auf der einen, das Ist auf der andern Seite, aufgestellt werden, und ihre eigentlichen Belege sind, wie bei den Handelsbüchern die Correspondenz des Kaufmanns, die der Finanzbehörde. Ihre Rechtfertigung und Revision betrifft nicht das Cassenwesen, sondern das Verwaltungswesen, nicht den Schatzmeister, sondern den Finanzminister. Die Verantwortlichkeit des Finanzministers für diese Statsbuchhalterei im engern Sinn hat Ähnlichkeit mit der gerichtlichen oben erwähnten Verantwortlichkeit des Kaufmanns für seine Buchhalterei. Man sieht also, daß beide Buchhaltereien in eine Ordnung gehören, und daß dagegen die Statsbuchhalterei über den Schatz und alle öffentliche Kassen selbst, so wie die Buchhalterei über alle fremde Cassenführung, also über Vormundschaften u. s. w., eine andere Ordnung bilden. Die erste Ordnung enthält die reine Rechnungsform, und daher hat sie sich so beliebt gemacht; die zweite weicht davon ab, weil sie in letzter Analyse dem Mistrauen begegnen, und nicht blos das Zahlenbild von einem Haushalt, seinem Gange und Stande, sondern zugleich jedem Rechnungskenner den Beweis geben will, daß es damit seine vollkommne Richtigkeit habe. Die erste hält sich immer treu an die einfache Grundform, worin zwei entgegengesetzte Größen (plus und minus) die dritte bilden, und sie wird nur mehr in einander zur Übersicht des Ganzen, oder mehr aus einander zum Erkennen des Einzelnen gezogen. Die zweite Ordnung hat vielerlei Formen.

Die Buchhalterei ist seit dem 15. Jahrh. wissenschaftlich bearbeitet; sie komt wenigstens in den mathematischen Schriften vor, welche Lukas von Burgo um 1494 zu Venedig drucken ließ. Damals waren in Teutschland bei derselben noch römische Zahlen größtentheils gebräuchlich. Das erste bekannte teutsche Buch darüber ist von Joh. Gotlieb bei Friedrich Peypus zu Nürnberg 1531; und das englische von James Peele 1569. Die neuesten teutschen sind: Feder, Handbuch über die Statsrechnungen und Kassen, nebst einem Anhang über Haushalt-, Landwirthschaft- und Kaufmannsrechnungen 1820. Kieschke, Grundzüge zur Einrichtung des Statskassen- und Rechnungswesens 1821. *(v. Bosse.)*

Buchhandel, s. am Ende des Bandes.

Buchheim, s. Buchen.

BUCHHOLTZ (Samuel), Oberpfarrer zu Cremmen in der Mittelmark, geb. den 21. Sept. 1717 zu Pritzwalk in der Prigniz, wo sein Vater, Joh., mehr als 50 Jahre Prediger war. Schon in seinem 7. Jahre hatte er eine außerordentliche Neigung zur Geschichte, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Von dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin kam er 1738 auf

die Hochschule zu Halle, mußte sie aber schon nach anderthalb Jahren wegen Armuth verlassen, und erhielt, nachdem er einige Jahre Hauslehrer gewesen war, 1744 das Conrectorat zu Werben in der Altmark, und 1757 das Rectorat der Stadtschule zu Havelberg. Nach 2 Jahren wurde er Pastor primarius zu Lychen in der Uckermark, kam von da nach Cremmen, und starb daselbst den 29. April 1774. Unter drückenden äußern Verhältnissen, und von Hilfsmitteln entblößt, die er mühsam in der Ferne aufsuchen mußte, bis der Propst Süßmilch in Berlin, der Minister Herzberg und der Oberst Quintus Icilius (Guischart) ihn bei seinen historischen Forschungen unterstützten, erwarb er sich um Bearbeitung der brandenburgischen Geschichte anerkanntes Verdienst, ob er gleich auf den Rang eines pragmatischen Geschichtschreibers keinen Anspruch machen konnte. Von historischer Kunst und genauer kritischer Prüfung der Quellen findet man in seinen Schriften kaum eine Spur, aber was unermüdeter Samlerfleis, bis ins kleinste Detail eingehend, leisten konnte, das hat er geleistet, auch hat er den gesammelten reichen Vorrath von Materialien in eine leicht zu übersehende chronologische Ordnung gebracht. Freimüthige Äußerungen sucht man in seiner brandenburgischen Geschichte vergebens, eher machte er sich einer parteiischen Vorliebe für sein Vaterland und die Fürsten schuldig, unter denen er lebte, so wie eines entschiedenen Nationalhasses gegen alles, was französisch ist. Seine Schreibart ist größtentheils ungekünstelt und fließend, aber nicht edel genug für die Geschichte, und durch Mangel an Geschmack und richtiger Beurtheilung, noch mehr aber durch trockene Weitschweifigkeit und Deklamation, wird das Lesen seines Hauptwerks: Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg, von der ersten Erscheinung der teutschen Sennonen an bis auf jetzige Zeiten. 6 Bde. Berlin 1765 — 1775. 4. beschwerlich. Die beiden letzten, nach des Verfassers Tode von J. F. Heynatz zum Druck beförderten, und mit einem Register über das ganze Werk versehenen Bände erschienen auch besonders unter dem Titel: Neueste preußisch-brandenburgische Geschichte, die Regirung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. bis auf den hubertsburgischen Frieden enthaltend. Als Vorläufer dieses Werks ist zu betrachten, seine Abhandlung von der topographischen Beschaffenheit der Churmark Brandenburg in den alten Zeiten, welche 1760 den Preis von 50 Dukaten erhielt, den die königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf die beste Bearbeitung dieses Gegenstandes gesetzt hatte, und die 1764 zu Berlin in 4. gedruckt wurde. Sein zuerst erschienener Versuch einer Geschichte des Herzogthums Meklenburg; dabei die Geschichte der beiden Bisthümer, Schwerin und Ratzeburg und der Grafen von Schwerin, Rost. 1753. 4. ist nicht ohne Werth, aber sein: Constantin der Große, in seiner wahren Gestalt wieder hergestellt. Berlin 1772. 8. beweist, daß ihm die höhere Kritik fremd blieb *). (*Baur.*)

*) Lebensbeschreibung preuß. Gottesgel. 2 Saml. 35—50 wo er sein Leben selbst beschreibt. Von Heynatz beschr. in der Vorr. zum 5. Bde. der brandenb. Gesch., und von dieser s. die allg. teutsch. Bibl. Bd. 28. S. 30—36. und Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 939. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 1 Bd.

Buchholtzer (Andr. H.), s. Buchholz.

Buchholz u. Buchholtzer, s. Bucholz u. Bucholtzer.

BUCHHOLZ, 1) Stadt in dem Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Prov. Brandenburg, Kreis Teltow-Storkow, 6½ M. von Berlin, an der Dahme, mit 85 Häus. und 600 Einw. — 2) Französisch Buchholz, königl. Pfarrdorf im Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis Niederbarnim, mit 334 Einw., einigen Landhäusern der Berliner, einer reformirten franz. Gemeine und starkem Garten- u. Gewächsebau. (*Stein.*)

BUCHHOLZ (St. Katharinenberg im Buchholz), Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, im Amte Grünhain, ¼ St. von Annaberg, hat 2 Kirchen und in 183 Häus. gegen 1500 Einw., deren Hauptbeschäftigungen Bergbau und Manufakturen sind. Man findet hier eine Spielkartenmacher- u. Kartenmaler-Innung, die seit 1587 besteht, jetzt 7 Meister zählt die immer noch guten Absatz haben; gegen 240 Posamentirer mit 80 Gesellen, welche nicht nur seidene Bänder, sondern auch viele andere Posamentir-Artikel dem In- und Auslande liefern. Außerdem werden auch viele Spitzen geklöppelt. Der sonst hier blühende Bergbau ist sehr in Verfall gekommen; noch baut man zwar auf Silber, Kobalt und Zinn, aber ohne Ausbeute. (*Haan.*)

Buchholz, Bucholz (Joh.), Zeitgenossen und Anhänger Hussens, s. Huss.

BUCHHOLZ (Andr. Heinrich), oft auch Buchholtzer oder Bucholtz genant, wurde am 5. November 1607 aus einer sehr alten, in der Geschichte der Literatur bekannten Familie zu Schöningen im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel geboren. Sein Vater, Joachim, war Pastor und Superintendent daselbst und bekleidete in der Folge dieselben Ämter zu Hameln, wo er 1622 starb. Der junge Buchholz, welcher frühzeitig Anlagen verrieth, wurde mit Fleis unterrichtet, besuchte die Schulen zu Magdeburg und Herford und bezog 1627 zugleich mit einem jüngern Zwillingsbruder, Christoph Joachim, die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren [1]). Im Herbst 1630 nahm er daselbst die Magisterwürde an, und begab sich darauf zu den Seinigen nach Hameln zurück, wo er im folgenden Jahr das Conrectorat erhielt, und es zwei Jahre lang bekleidete. Dann hielt er sich längere Zeit auf der Universität zu Rostock, auch einige Zeit zu Helmstädt auf. 1637 wurde er Rector des Gymnasiums zu Lemgo, verließ aber auch diese Stelle nach zwei Jahren, wegen der Bedrängnisse des Krieges, und begab sich auf die Universität Rinteln, wo er Vorlesungen und Disputationen hielt, und hierauf 1641 Professor der praktischen Philosophie (Ethik) und Poesie, und vier Jahre später auch außerordentlicher Professor der Theologie wurde. Im J. 1647 berief man ihn als Coadjutor der Brüderkirche nach Braunschweig, welche Stelle er 16 Jahr bekleidete, bis er 1663 braunschweigischer Superintendent und Schulinspector wurde. Er starb am 20. Mai 1671, als eben am Tage vorher

1) Der jüngere Bruder, welcher die Rechte studirte, wurde in der Folge Professor derselben zu Rinteln und ist ebenfalls als Schriftsteller aufgetreten. Vgl. Jöcher.

die Belagerung der Stadt Braunschweig durch ihren Landesfürsten begonnen hatte. Über seinen Charakter läßt sich aus den oberflächlichen und im steifen Lobrednerton abgefaßten Nachrichten seiner Zeitgenossen Nichts mit Sicherheit abnehmen. In der teutschen Literaturgeschichte wird er unvergessen bleiben, vornehmlich wegen seines einst vielgelesenen Romans: des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte in 8 Büchern abgefasset, wovon 3 Quartausgaben in 2 Bänden zu Braunschweig 1659, 1676 und 1693 herausgekommen sind. Eine neue Ausgabe mit modernisirter Schreibart und vielen Abkürzungen erschien ebendaselbst 1744 in 2 Bänden gr. 8. mit Kupfern, und eine nicht mislungene Umarbeitung mit dem Titel: Die teutschen Fürsten aus dem dritten Jahrhundert, ein Originalritterroman. Leipzig 1781—83, 4 Bde. 8. Einen kurzen Auszug liefert Reichard's Bibliothek der Romane. Th. I. S. 41—61. Der Verfasser wollte, wie er in der Vorrede zu verstehen gibt, den ausländischen Romanen im Geist des Amadis, eine unverfängliche, moralische und vaterländische Dichtung entgegen stellen. Der guten Absicht entsprach wenig die unförmlich breite, steifpedantische und geschmacklose Ausführung, voll von Unwahrscheinlichkeiten, gesuchten Witzspielen und schimmernden Fehlern. Buchholz ist ein Vorläufer Lohenstein's und Ziegler's, des Verfassers der asiatischen Banise. Die frühere Zeit urtheilte indeß sehr günstig über sein Werk[2]), dem es wenigstens an Erfindung nicht fehlt. Ein zweiter Roman: der christlichen königl. Fürsten Herculiscus und Herculadisla, auch ihrer hochfürstl. Gesellschaft anmuthige Wundergeschichte in sechs Büchern abgefasset, schließt sich an den ersten an und ist viermal: Braunschweig 1659, 1665 und 1676, jedesmal in 4. Frankfurt 1713. 8. gedruckt erschienen. Buchholz war auch der erste, welcher eine teutsche Übersetzung des Horaz versuchte. Er lieferte in teutschen Versen das erste Buch der Oden, Rinteln 1639. 8. Neue Aufl. ebendas. 1659. 8. und das Buch von der Dichtkunst, ebend. 1639. 8. Beide Übertragungen sind mit kurzen Anmerkungen begleitet. Auch versuchte er eine Verteutschung des Lucian (1659) und brachte die Psalmen in teutsche Reime. (Rinteln 1640. 12.) Seine übrigen teutschen Schriften sind theils polemisch gegen die katholische Kirche, theils ascetisch. Zu bemerken sind davon seine geistlichen teutschen Poemata, in 2 Theilen gefasset. Braunschweig 1651. 12. Einige dieser geistlichen Lieder sind in ältere Gesangbücher aufgenommen worden[3]). Seiner lateinischen Schriften, welche Jöcher angeführt hat, sind nur wenige[4]). *(Rese.)*

Buchhorn, s. Friedrichshafen.

BUCHIA, nannte Humboldt nach dem berühmten Kammerherrn v. Buch, eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Verbeneen und der 4. Linné'schen Klasse. Char. Zweitheiliger Kelch, trichterförmige Corolle, eingeschlossene Staubfäden. Dreitheiliges Stigma. Dreifächerige dreisamige Frucht. Die einzige bekannte Art, **B. *plantaginea*** **Humb.** wächst am Orinoco. *(Sprengel.)*

BUCHKA (Joh. Simon), geb. am 27. April 1705 zu Arzberg im Fürstenthum Baireuth, studirte zu Jena und Leipzig die Theologie, war unter dem Abt Steinmetz Lehrer am Pädagogium zu Kloster Bergen bei Magdeburg, wo er sich durch einen Zufall das Zwerchfell zersprengte, und nur durch das chirurgische Messer gerettet werden konnte, wurde 1734 Conrector zu Hof im Voigtlande, 1739 sogenannter Trogenprediger daselbst und 1745 Freitagsprediger, in welchem Amt er am 25. März 1752 starb. Aus Verdruß über einen Freund, der sich zu der Secte der Pietisten gewendet hatte, schrieb er eine Satyre in gereimten Alexandrinern, unter dem Titel: Muffel, der neue Heilige, oder die entlarvte Scheinheiligkeit, nach dem Leben geschildert, bei einer Magisterpromotion. Leipzig 1731. 8., welche ungeachtet mancher Auswüchse der Plattheit und Geschmacklosigkeit, doch wegen ihrer lebendigen, oft sehr treffenden Darstellung zu den bemerkenswerthesten Erzeugnissen jener an Poesie so armen Zeit gehört. Nicht deshalb, sondern weil man sie nicht mit Unrecht gegen die Pietisten besonders gerichtet glaubte, auch wol auf einzele Personen rieth, die zu dem Bilde gesessen haben möchten, fand sie vielen Eingang, und wurde durch Veranstaltung andrer mehrmals wieder abgedruckt. Der Verfasser war indeß bald nachher selbst zum strengsten Pietismus übergegangen, und in durchaus veränderter Gemüthsstimmung schrieb er einen Widerruf unter dem Titel: evangelische Bußthränen über die Sünden seiner Jugend und besonders über eine Schrift, die man Muffel, der neue Heilige betitelt, — welche 5 Jahr später 1737, mit dem Namen des Verfassers unter der Vorrede, gedruckt wurde und ebenfalls mehrmals neu aufgelegt ist. Diese mit der überspanntesten, mitunter vernunftwidrigen Strenge abgefaßte Generalbeichte in trochäischen Versen, steht an poetischem Werth dem Muffel sehr nach; freilich hatte auch der Verfasser nichts weniger zur Absicht, als ein Gedicht zu liefern. Den Ausdruck Muffel, eine Nachahmung des franz. M. Oufle*), welches einen Phantasten und Thoren bezeichnen soll, hatte Buchka aus Neukirch's Satyren entlehnt und erst später erfuhr er zu seinem großen Schmerz, daß es eine wirkliche Familie des Namens gebe. Nach seinem Tode wurden seine auserlesenen Gedichte, mit einem biographischen Vorbericht und mit Weg-

2) Man sehe z. B. das günstige Urtheil in Dahlmanns Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten. S. 685. 3) S. Wetzel, am anzuführenden Orte. 4) S. *Witten* Memoriae Theologorum. Decas XIII. p. 1708—1714, dem Uhse (in seinen Leben der Kirchenlehrer), Jöcher und andere gefolgt sind. Wetzel's Hymnopoeographia Th. 1. S. 132. Dunkel's Nachrichten von verstorb. Gelehrten. Bd. 3. S. 293. Schier's Nachrichten von schöningischen Gelehrten. Stück 1. S. 6—8. Strieder's hess. Gelehrtengesch. Bd. 2. S. 58—63. Koch's Compendium der teutschen Literaturgesch. Bd. 2. S. 27. 249. 360. Jördens Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten B. 1. S. 238—241. Bd. 5. S. 791. wo die Schriften über ihn am vollständigsten nachgewiesen sind. Franz Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. Bd. 2. S. 71—74.

*) Laurentius Bordelon, ein franz. Satyriker, schrieb eine vielgelesene, auch ins Teutsche übersetzte Histoire des imaginations extravagantes de *Mr. Oufle* (das ist: *Mr. le Fou*) servant de Preservatif contre la Lecture des Livres, qui traitent de la Magie etc.

lassung des Muffel, von Joh. Mich. Purrucker, Hof u. Baireuth 1755. 8. herausgegeben **). (*Rese.*)

BUCHLAU, BUCHLOWITZ. Ersteres eine Herrschaft, letztres ein Markt mit schönem Schloß am Fuß des sanften Gebirges, das hier in Mähren den hradischer Kreis durchzieht (die Marsberge, Marsowa Hora genant) und auf dessen Höhe die alte, gut erhaltene Ritterburg Buchlau liegt, den Grafen Berchthold gehörig, ¼ St. von Hradisch; in den ersten Jahren des 19. Jahrh. berühmt durch seine Besitzer geworden †). Buchlowitz zählt 250 Häuser und 1400 Einw.; die ganze Herrschaft aber 2 Märkte, 9 Dörfer, 1320 Häuser und über 6000 Bewohner, mit einem reinen Ertrag von 15 bis 20,000 fl. Holz ist der Hauptreichthum. Das arme Landvolk lebt ohne weitere Industrie vom Ertrage der Felder, Weinberge (deren einige einen ganz vorzüglichen Wein geben) und des Obstes. — Eine Glashütte besteht hier und ¼ St. von Buchlowitz, das Schwefelbad Sinradietka in einem angenehmen Thale. — Von der Burg Buchlau hat man eine herrliche Übersicht eines Theils des Marchthals bis zu den Karpathenvorbergen [1]). Merkwürdig sind die vielen Felsenkeller. — Auf der Herrschaft Buchlau lastet die bedeutende Servitut, der Stadt Hradisch alles Holz, was sie zu ihren Brücken und Dämmen gegen die March braucht, unentgeltlich verabreichen zu müssen, wozu sich ein früherer Besitzer verbindlich gemacht, als er auf seinem Schlosse von den Unterthanen bedrängt, vom Stadtrath etwas Brod, Wein und Geld erhielt, was derselbe noch jetzt jährlich zur Recognition bringt. (*André.*)

BUCHLOE, Marktfl. an der Gennach, im gleichnamigen Landgerichte des baier. Ober-Donaukreises, 10 Postst. von Augsburg. Er enthält 133 Häuser, 760 Einw., 1 Pfarramt, die Sitze eines Landgerichts, Rentamts, 1 Postexpedition und eines Strafarbeitshauses. Vor Alters war der Ort eine Stadt, nachher ein Gut der Familien Großbrot, dann der Welser in Augsburg, und wurde endlich an das Hochstift Augsburg verkauft. Im J. 1722 wurde von den associirten Ständen des schwäbischen Kreises das Zuchthaus daselbst übernommen. — Das Landger. Buchloe umfaßt auf einem Flächenraume von 4¼ □M., 4 Marktfl., 24 Dörfer, 9 Weiler, 27 Einöden und Mühlen, mit 1708 Häus., 1929 Feuerstellen und 8675 Einw. (*Eisenmann.*)

Buchlowitz, s. Buchlau.

BUCHOLTZER, BUCHHOLTZER (Abraham), Prediger zu Freistadt in Schlesien, aus einem altadeligen Geschlechte entsprossen *). Abraham, geb. den 28. Sept. 1529 zu Schönau unweit Dahme, wo sein Vater damals Prediger war, studirte zu Frankfurt an der Oder und zu Wittenberg unter Melanchthon, auf dessen Empfehlung er 1556 Rector der Schule zu Grünberg in Schlesien wurde. Von 1563 bis 1573 war er Prediger zu Sprottau, dann zu Crossen und endlich zu Freistadt, wo er den 14. Junius 1584 starb. In der Theologie dachte er gemäßigt, wie sein Lehrer Melanchthon, dessen Hypomnemata in evangelia dominicalia (herausgeg. von Paul Eber) größtentheils seinen Bemühungen ihr Daseyn dankten. Seine Mußestunden waren historischen, und besonders chronologischen Forschungen gewidmet, und er erwarb sich wesentliche Verdienste um Einführung einer bessern Methode in der Chronologie überhaupt, und um Berichtigung einzeler Perioden insbesondere, durch seine: Isagoge chronologica ab initio mundi ad exilium Israelitarum in Babylone. Freist. 1576; 1594; 1596. 8. und seinen Index chronologicus, von Erschaffung der Welt bis 1580, den seine Söhne Gottfried und Abraham bis 1634 fortsetzten; die erste Ausgabe erschien zu Görlitz 1585. fol., die 5te Frankf. 1634. 8. Auch sein Catalogus Consulum romanorum. Gorlicii 1590. 4. Heidelb. 1598. 8., von seinem Sohne, Gottfried herausgegeben, seine Epistolae chronologicae; Admonitio ad chronologiae studiosos etc. sind verdienstliche Arbeiten **). (*Baur.*)

Bucholz, s. Buchholtz.

BUCHOLZ (Christian Friedrich), Hofrath, Professor und Apotheker zu Erfurt, einer unserer ausgezeichnetsten neuern teutschen Chemiker, geb. am 19. Sept. 1770 zu Eisleben, gest. d. 9. Juni 1818 zu Erfurt, wo sein ihm bald durch den Tod entrissener Vater von 1775 an die Römerapotheke eigenthümlich besaß. — Der vaterlose, schon früh durch geistige Anlagen sich auszeichnende Knabe war so glücklich, in dem Apotheker Voigt 1777 einen zweiten Vater wieder zu finden. Im Umgange mit diesem, und seinem Oheim, dem Bergrath Bucholz [1]), mit Göttling, Hoffmann, Remmler u. A. gewann er bald eine große Vorliebe für Chemie und Pharmacie, und beschäftigte sich schon in seinem Knabenalter mit kleinen chemischen Versuchen. — Nur mit den ersten Schulkentnissen ausgestattet, trat er 1784 bei dem Apotheker Fiedler zu Kassel in die Lehre. Bei seinem starken und gesunden Körper konnte er hier die auch noch so schweren Berufspflichten mit immer regem

---

**) Vgl. außer seinen Schriften selbst Fikenscher's gelehrtes Fürstenthum Baireuth Bd. 1. S. 139—144. Flögel's Gesch. der kom. Literatur B. 3. S. 506 fg. Jördens Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten B. 5. S. 789 — 791.

†) S. den Artikel Leopold Graf von Berchthold. Encyclopäd. Th. IX. S. 73 wo aber mancherlei, auch der Hauptquelle, André's patriotischen Tageblatts J. 1804. Nro. 58. 75. 77. 96. 1806. Nro. 65. 69. zu welchem der Graf selbst Beiträge lieferte, nicht gedacht ist.

1) Sie widerstand 947 den Ungarn x., ward dann ein Jagdschloß der mährischen Landesfürsten und kam im 13. Jahrh. an die Tempelherren.

*) Sein Großvater Andreas war Rathsherr zu Dahme in Sachsen, und sein Vater Georg, der zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon studirt hatte, Propst zu Berlin, wo er die Reformation einführen half, aber von dem schwachen Kurfürsten Joachim II., auf Veranlassung der Streitigkeiten über Gesetz und gute Werke, 1565 abgesetzt wurde, welche Kränkung am 31. Mai 1566 seinen Tod beschleunigte. — *C. A. Henninge* Progr. de G. Bucholtzero. Berol. 1726. 4. Seidels Bildersaml. 40. Kisters altes und neues Berlin, 1 Thl. 300, wo man ein Verzeichniß seiner (wenig erheblichen) Schriften findet. **) *Scaliger* in Scaligeranis secundis, voc. *Vossius* de scient. mathemat. 233. *Magiri* Eponymol. voc. *Hanckius* de scriptt. rer. rom. 241. *Adami* vitae theologor. germ. 261. *Freytag* adpar. liter. T. III. 540.

1) Über diesen Arzt und Schriftsteller, Wilh. Heinr. Seb. B. (geb. 1734, gest. 1798), ist das gelehrte Teutschland zu vergleichen. (*H.*)

Eifer erfüllen, und noch einen großen Theil der Nacht dem Selbststudium in Sprachen und Naturwissenschaften aufopfern. — Im J. 1789 verließ B. Kassel, und arbeitete 2 Jahre lang in der Apotheke zu Ochsenfurt in Franken, als Gehilfe. Hier suchte er bei mehr Muse seine Kentnisse weiter auszubilden, fühlte aber auch um so lebhafter die vielen Mängel der damaligen Pharmacie, zu deren Abhilfe er später so thätig mitwirkte. — Von 1791 — 94 war er in der Klauerschen Apotheke zu Mühlhausen ein fleißiger Mitarbeiter, und seine Musestunden gehörten auch hier vorzüglich dem Studium der Chemie an. Aus dieser Zeit stamt sein erster schriftstellerischer Versuch über das essigsaure Kali (in Trommsdorff's Journ. der Pharmacie rc. I. 1. S. 220 rc.). — Im J. 1794 übernahm der junge Bucholz seines Vaters Apotheke zu Erfurt. Hier, mehr Herr seiner Zeit, fing er erst an, Philosophie, Geschichte, Mathematik, Sprach- u. Naturkunde gründlicher, als zeither, zu studiren. Bereichert mit einem Schatz von Kentnissen aller Art begann er bald für die Vervollkommnung der Pharmacie und der chemischen Wissenschaften überhaupt emsig zu wirken. Wie? und mit welchem Erfolge? zeugen die meisten unserer pharmaceutischen, chemischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften [2]), in einer langen Reihe wichtiger Abhandlungen, davon zeugen seine selbständigen Schriften, welche alle in mehren Auflagen erschienen sind; davon zeugt die Wissenschaft selbst. Bei allem dem vernachlässigte er keineswegs die Pflichten eines Apothekers. Seine Officin blieb immer ein Muster der strengsten Ordnung, wodurch er sich auch das volle Zutrauen seiner Mitbürger zeitlebens erhielt. — Auch wurden seine Verdienste öffentlich anerkant, von einem Karl v. Dalberg, und von vielen gelehrten Gesellschaften, die ihn als Mitglied unter sich aufnahmen. Im J. 1808 erhielt er von der vormaligen Universität Rinteln die Würde eines Doktors der Pharmacie; 1809 ward er zu Erfurt Doktor der Philosophie und Assessor des damaligen Collegii medici et sanitatis, 1810 aber außerordentlicher Professor und Beisitzer der philosophischen Fakultät daselbst, und 1815 fürstl. schwarzburg-sondershausenscher Hofrath.

Wissenschaftlicher Verkehr und innige Freundschaft verband ihn mit vielen seiner Zeitgenossen. So unternahm er mit Gehlen 1808 u. 1809 mehre wichtige chemische Untersuchungen, welche sich im Gehlen'schen a. Journ. f. Chemie, Physik rc. a. m. O. finden. Mit demselben gründete er um diese Zeit ein Unterstützungsinstitut für würdige ausgediente Apothekergehilfen, das noch jetzt verdienstlich fortwirkt [3]); zu gleicher Zeit stiftete er mit seinem Freunde Trommsdorff einen ebenfalls noch fortbestehenden kollegialischen Verein unter den Apothekern Erfurts [4]). Allein durch unermüdliches Arbeiten in und außer dem Laboratorium, war im J. 1813 seine Gesundheit schon merklich erschüttert, und auch seine Sehkraft fing an sich zu trüben, als die damalige für Erfurt so verhängnißvolle Zeit auch auf ihn nur zu feindlich einwirken mußte. Er ward, während der Besetzung Erfurts durch die Franzosen, von diesen als Geißel nebst noch 30 seiner Mitbürger an einem höchst ungesunden Orte des dasigen Petersbergs, worin kurz zuvor viele Franzosen am Faulfieber gestorben waren, so lange eingekerkert, bis die Foderung einer ungeheuern Contribution befriedigt war. Von jetzt an schwand sein sonst so heiterer Sinn, er wurde still und in sich gekehrt; ein heftiger Hautausschlag kam dazu, der plötzlich sich wieder verlor, und — fast völlige, unheilbare Erblindung zur Folge hatte [5]). — Auch mit verschlossenen Augen waltete B. stillheiter in der Erinnerung und Gegenwart fort bis zu den letzten sieben bis acht Monaten seines zwar kurzen, aber fruchtreichen Lebens. — Er starb am 9. Jun. 1818. B. war rein religiös, ein Vaterlandsfreund, und im schönsten Wortsinne ein echtteutscher Mann, streng gewissenhaft in seinem Lebensberuf, glücklicher Haus- und Familienvater (seit 1795), treuer Freund seiner Freunde. Immer heiter und wohlgemuth trug er mit unerschütterlicher Geistesstärke seine vielen Leiden. Fern von Ehrgeiz war er anspruchlos, und bescheiden, schlicht und einfach in seinem kindlichen Herzen; gerade und offen ging ihm Wahrheit über alles, und frei sprach er sie aus, wenn auch befürchtend, dadurch bei Manchen anzustoßen. Feind alles Schlechten, konnte ihn dieses bei seinem Feuergeiste bis zum Jähzorn reizen [6]).

Welche große Verdienste sich unser Bucholz um die Chemie, und besonders um die Pharmacie erworben hat, ist hinreichend bekant [7]).

---

2) Namentlich Trommsdorff's Journ. der Pharmacie, v. Crell's chem. Annal. rc., Scherer's allg. Journal der Chemie rc., Gehlen's Journ. der Chemie rc., Schweigger's a. Journ. d. Ch. u. Ph., Buchner's Repertorium für die Pharmacie rc., Berliner Jahrb. der Pharmacie, die Acten der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt rc. 3) S. Gehlen's Journal rc. IX. S. 189. rc. — Trommsdorff's Journ. d. Pharm. XVIII. 2. S. 3. rc. Berliner Jahrb. für d. Pharm. XIV. S. 1. rc., Bucholz und Brandes Taschenbücher f. Apotheker u. s. w.

4) S. Trommsdorff's Journ. rc. XXI. 1. S. 24 rc. 5) Demungeachtet erkaltete sein warmer Eifer für die Chemie so wenig, daß von 1814 — 16 unter seiner Leitung der Apotheker Dr. W. Meißner zu Halle, sein nachmaliger Schwiegersohn, und von 1817 an auch Dr. Rud. Brandes, jetzt Apotheker zu Salz-Uflen im Lippischen, beide würdige Schüler und Kunstgehilfen ihres großen Meisters, sich zu namhaften Chemikern empor arbeiteten. 6) Vgl. Bucholz Leben, geschild. von seinem Schüler Rud. Brandes im Archiv des Apothekervereins im nördl. Teutschland II. 1. S. 1 rc.; s. auch Trommsdorffs Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf d. Jahr 1820. 8. 7) Bucholz gab folgende Schriften heraus: Taschenbuch zum Gebrauch f. Aerzte, Physiker und Apotheker rc. Erf. 1795. kl. 8. 2te Aufl. 1796. kl. 8. — Beiträge zur Erweiterung und Berichtigung der Chemie, 1. Hft. Erf. 1799. II. 1801. III. 1802. 8. — Grundriß der Pharmacie mit vorzüglicher Hinsicht auf die pharmaceutische Chemie für d. ersten Anfänger der Apothekerkunst, Erf. 1802. n. Aufl. 1804. 8. — Almanach oder Taschenbuch f. Scheidekünstler und Apotheker. Weimar 1803 — 1818. 16. — Katechismus der Apothekerkunst, oder Grundzüge des pharmaceutischen Wissens in Fragen und Antworten für Lehrer und Lernende rc., Erf. 1810. 8. — Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten rc. Lpz. und Basel 1812. II. Aufl. 1818. 8. — Chemische Analyse der Schwefelquelle des Güntherbrunnens bei Sondershausen. Sondershausen 1816. 8. — Es gibt ein salpetersaures Spießglanzoxyd! dargethan und nebst dessen merkwürdigen Eigenschaften beschrieben von C. F. Bucholz, Erf. 1816. 8. — Dessen und Trommsdorff's chem. Versuche über die Gewinnungsart des leichten Salz-

Zur Gründung eines Denkmals des Vollendeten, der Bucholz'schen Stiftung, als einer jährlichen Preisaufgabe für angehende Apotheker, haben Rud. Brandes und Wilh. Meißner neuerlich eingeladen in einem eigenen Programm[9]). (*Th. Schreger.*)

BUCHOLZIT (Mineralogie). Eine von R. Brandes (Schweiggers Journal f. Chem. u. Phys. XXV. 126) aufgestellte nach Ch. F. Bucholz benannte Fossiliengattung. Er ist weiß und schwarz, in verschiedenen Abstufungen; bricht derb und eingesprengt; Textur faserig, am ausgezeichnetsten in den schwarzen Stellen; im Bruch muschlig mit Anlage zum Blättrigen und wenig glänzend von einem Mittel zwischen Fett- und Perlmutterglanz; in dünnen Stückchen schwach durchscheinend, härter als Glas, weicher als Quarz. Gehalt nach Brandes 46,0 Kiesel, 50,0 Thon, 1,50 Kali, 2,50 Eisenoxydul. — Bricht mit Glimmer und Quarz am Fassltiegel auf der Lisenser Alpe in Tyrol, wo er früher unter dem Namen Faserkiesel bekant war, und möchte vielleicht ein durch Graphit und Glimmer veränderter Cyanit seyn. (*Germar.*)

BUCHONIA, Buchenwald*) (mittlere Geogr.), ist eine landschaftliche Bezeichnung der weiten, schauerlichen Waldbezirke[1]), welche, noch jetzt den vierten Theil des Bodens bedeckend, im 8. Jahrh. den Raum zwischen der Werra und dem Mittelmain ausfüllten, wol den Urwäldern Teutschlands angehörend, — ob aber gerade dem Bacenis, von Cäsar[2]) einmal erwähnt, mag unerörtert bleiben — in der Mitte feindlicher Stämme[3]) so recht der Verwilderung hingegeben lagen. Vorzugsweise gehört diese Bezeichnung dem ganzen Fuldagebiete, dehnte sich aber auch, eben weil sie als landschaftlich nicht streng und scharf begränzt seyn konnte, nach Abend und Morgen unbestimt weiter aus. Doch mit urkundlicher Gewißheit finden wir sie nicht über die Rhön und den Vogelsberg herüberlaufend[4]). Einen Reichskreis (Gau) Buchonien gab es nicht[5]). Alle in den Buchenwald gesetzten Orte werden, von den ältesten Zeiten an, zugleich als Zubehörungen den Gauen dieser Gegend beigezählt, namentlich Sanct Bonifacius berühmteste Stiftung und seine Grabstätte — Fulda, dem Grapfeld, der großen Fläche zwischen Rheinfranken, Hessen, Thüringen, Slavien und dem Main; Erzbischof Lullus Denkmal, Hersfeld, dem Hessengau[6]). Jenen weitgestreckten Gau Grapfeld in zwei Theile, den östlichen und westlichen, auszuscheiden, ist ein nicht sonderlich förderlicher Einfall aus dem 18. Jahrh.[7]), ganz unbegründet in den gleichzeitigen Urkunden; nicht weniger den abendlichen Abschnitt (vom Gebiet der Ulster ab, wo Tullifeld, Beringau und Saalgau sich einschieben) unter dem Namen Buchonien davon abzutrennen und als eigenen Reichskreis in die

äthers nach Basse, und üb. d. Darstellung der reinen Gallussäure aus Galläpfeln. Erf. 1816. 8. — Ebenderselben zwei chem. Abhandlungen; als: chemische Untersuchung einiger Fossilien ꝛc., und Versuche zur endlichen Berichtigung der Bereitungsart des Zinnobers auf dem sogen. nassen Wege, Erf. 1816. 8. — Grundriß der Chemie nach den neuesten Entdeckungen entworfen, und zum Gebrauch akademischer Vorlesungen von F. A. C. Gren, III. Aufl. besorgt von C. F. Bucholz, Halle u. Berl. 1809. gr. 8. IV. Aufl. 1814. gr. 8. — Handbuch der Pharmacologie, von F. A. C. Gren, III. Aufl. besorgt von C. F. Bucholz und J. F. Bernhardi, Halle u. Berl. 1813. 8. — 8) S. Schweigger's n. Journ. f. Chemie u. Phys. 1822. VI. 2. S. 260. ꝛc.

*) Vgl. Fulda u. Harz. 1) In uualdo Bochonia. Brev. S. Lulli bei Wenck hess. Gesch. B. 3. Urk. S. 12. Bonifacius selbst drückt sich aus: in heremo vastissimae solitudinis Bochoniae. Anm. 3. Nur in dem Umstande, daß Sturm, als er für das zu errichtende Kloster einen Platz in dem Buchenwalde auffinden, oder eigentlich sich offenbaren lassen sollte, drei Tage von Hersfeld aus umher zog, ehe er an den Ort kam, wo nun Fulda steht, den er aber auch zuerst noch vorbeiging, per horrendum solus pergens desertum, praeter bestias, — et avium volatum, et ingentes arbores, et praeter agrestia solitudinis loca nihil cernens. Aegil. vita Sturmi ap. Schanat. hist. Fuldens. prob. S. 70., liegt kein Beweis der großen Ausdehnung, den man in ihm hat finden wollen. Das Suchen in den unzugänglichsten Stellen mußte die Zeit rauben! 2) De bello Gall. L. 6. c. 10. und Art. Bacenis B. 7. S. 28. Gatterer hat diese Meinung (synchron. U. Historie 703) verbreitet, dem andere gefolgt sind. 3) Nach der angeführten Stelle Cäsars hielt er Cherusker und Sueven auseinander. Bonifacius sagt in einem Schreiben an den Papst Zacharias um 745., das Othlon aufgenommen hat (Joannis script. rer. Mog. 1. p. 260. Ep. Bonif. ed. Serarius S. 211.) est praeterea locus silvaticus in eremo vastissimae solitudinis, in medio nationum praedicationis nostrae, in quo monasterium construentes monachos constituimus — quatuor enim populi, quibus verbum Christi diximus, in circuitu loci huius habitare dinoscuntur. Diese Stelle sagt keineswegs, wie man sie hat verstehen wollen, daß die nicht genannten 4 Nationen hier zusammen stießen. Wahrscheinlich meinte der fromme Missionar Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Rheinfranken (vgl. Urk. von 775.) ut nullus archidiaconus aut missus episcoporum mogonciae, austriae, teringiae monasterium haimesisfelt — impedimentum facere presumat. Wenck. 3. 6. Von den Baiern kann wol nicht die Rede seyn, man müßte denn für die fabelhafte Ausdehnung des Nordgau neue Stützen, so morsch, als die alten, aufsuchen wollen. Sieht man auf die Legatenwürde des Briefstellers, dann können freilich die Baiern, die Alemannen, die Franken, die Sachsen, gemeint seyn. Eine geographische Ausbeute gibt die Stelle nicht, um so weniger, da sie lediglich von dem Ort Fulda redet, nicht von dem wilden Forst. Thüringer, Franken, Sachsen, auch wol Slaven, nach jeweiligem Übergewicht in diesen Gegenden, mochten ihn unsicher machen; Wolfsangen bei Kassel war keine sichere Zuflucht für emigrirte Sachsen. Für die bedeutende Ausdehnung der Wälder zeugen die großen Forste, welche bei vorgeschrittener Kultur von dem allgemeinen Namen losgeschieden werden, worüber die Schenkungsurkunden Fuldas und Würzburgs das Nähere ergeben. Vom Braunforst im Norden Fuldas wird noch 1126 gezeugt: locus qui erat cubile ferarum et latibulum latronum factus est habitatio hominum. Pistor. Th. 3. S. 584. ed. 1. 4) Wenck dehnt ihn doch gar zu sehr aus (Hess. Gesch. B. 2. S. 28.), über den größten Theil des Oberfürstenthums Hessen und Stücke von Niederhessen; das. S. 459., wo nicht den ganzen Oberlahngau doch den größten Theil desselben. Auf der Karte ist er beschränkter und richtiger. 5) Daß einige Mal wirklich pagus Buchonia gesetzt wird, beweiset so wenig dagegen, als ein pagus Austrasiae, Alemanniae, Thuringiae, auf eigenthümliche Unterabtheilungen solcher Provinzen unter diesen Namen hinweiset. Das Vorkommen des Ausdrucks ist auch so unbedeutend, daß man schon deshalb, bei der Vielheit der entgegengesetzten, darauf keine Rücksicht nehmen kann. 6) Wenck hess. Gesch. Th. 3. Urk. S. 20. 7) Von Schannat geht er aus trad. Fuld. S. 335., der eine Urk. von 813. Corp. tradit. Fuldens. S. 114. trad. 260. excepto uno prato in pago Grapfelde, in loco qui dicitur Munirichestat (Männerstadt) in orientali parte Grapfeldonoburgi, falsch deutete, wie Genßler Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld 2. 342 — stillschweigend anerkent, ohne darum die irrige Ansicht der Theilung des Gaus zu verlassen. Grapfeldburg hieß eine Burg, wol die vornehmste des Gau's, in deren östlicher Markung Männerstadt lag, einen andern Verstand läßt die Urkunde nicht zu, und Schannat führt selbst aus Eigil den Beweis, daß ein gleichnamiger Ort vorhanden gewesen; wie er das so nahe liegende übersah! Die andern sind blindlings gefolgt.

Geographie des Mittelalters aufzunehmen [8]). Auch in der engern Begränzung lag der Buchenwald, wenn gleich die Hauptmasse im Grapfeld, immer in mehren Gauen und Reichsprovinzen. Ihn im Allgemeinen zu einer oder der andern schlagen, ist ein Fehler, in den selbst Wenck, vielleicht vom Patriotismus überschlichen, fiel, indem er Buchonien zu Hessen rechnete [9]). Mit weit größerm Rechte machte Ostfranken darauf Anspruch, dessen Bezirk das Grapfeld ist, dessen Bischof das Münster zu Fulda unterworfen war, und dessen Bezirk auf beiden Seiten des Stroms dem würzburgschen Kapitul von Geisa angehörig [10]).

Der Name des Buchenwaldes wird schon in eine Erzählung von Vorgängen des 6. Jahrh. verflochten [11]), doch nicht zweifellos; die geistlichen Kolonien, welche Bonifacius in ihn, kurz vor der Mitte des 8. Jahrh., sandte, verbreiteten den Namen, und lichteten mit den schwarzen Forsten auch das geographische Dunkel, in dem er bis dahin lag.

Schannats **Buchonia vetus**, ein Anhang zu dem **Corpus traditionum fuldensium** S. 317—440 ist wenig brauchbar, man mag nun den Umfang nach der landschaftlichen Benennung, oder der Begränzung der 6 Gaue, in welche er die Gegend austheilt, betrachten. Die Erklärung mancher verschlungenen Ortsnamen gibt einigen Werth, und deshalb ist auch das Material der beigefügten Karte nützlich, und bedeckt einen Theil ihrer Mängel. Zu dieser gehört, daß auf die kirchliche Abtheilung noch keine Rücksicht genommen werden konnte. Seit Schannat vor 100 Jahren Fulda verlassen hat, sind die dortigen Archive nicht wieder geöffnet, über die Geschichte des Klosters und Fürstenthums nichts geschrieben worden, und wir entbehren die nothwendigen Ergänzungen jener schätzbaren frühern Mittheilungen. (*Delius.*)

Buchorn, s. **Friedrichshafen**.

8) Dies schlug ebenfalls Schannat zuerst vor und führte es auf der Karte aus. Crollius Reise der Pfalzgrafen von Aachen S. 422.; Wenck hess. Gesch. 2. 489; Schultes u. s. w. folgten. 9) Hess. Gesch. 2. 525. „Nun hatte die neue Abtei den Buchgau nicht auf einmal, sondern nur sehr allmälig erworben; er muß also doch ursprünglich zu einer von jenen vier Nationen" (Anm. 3.) „gehört haben, und welcher will man ihn schicklicher zurechnen als Hessen?" Die weitern Gründe sind von nicht stärkerm Gewicht. Die größern Gebirge, welche Provinzen scheiden, gehörten, der Natur der Sache nach, zu beiden, so der Harz zu Sachsen und Thüringen, der Böhmerwald zu Böhmen und Baiern. Die Angehörung des ganzen eigentlichen Buchoniens an das Grapfeld, in dem nur auslaufende Striche für Hessen rc. abfielen, an den würzburger Sprengel sprechen für Ostfranken und Rudolfs (starb 865) Zeugniß — *Brower* Antiq. Fuldens. p. 225 — in ea parte Germaniae, quam franci, qui dicuntur orientales, inhabitant, locus est — Vulda vocatus, situs in saltu magno, qui moderno tempore ab incolis illarum regionum Bochonia appellatur. 10) S. die würzburger Archidiakonat-Register bei Würdtwein subs. diplom. T. V. p. 308.; *Ussermann* (Germania sacra. I.) episcopatus Wirceburgensis. S. Blas. 1794. 4. S. XXXVI. 11) *Gregor v. Tours* l. 2. c. 40. *Bouquet* 2. p. 184. Die Stelle hat aber eine Variante: Boronia, weshalb schon Trithem solche auf eine silva buronia bei Köln deutete, worin ihm Bouquet folgt, ohne diesen Wald näher nachzuweisen. Wahrscheinlich ist es nicht, daß der spätere Buchenwald zu verstehen sey, wenn ihn auch die Sage nannte, welche wol nur irgend einen berühmten Wald des rechten Rheinufers ergriff.

BUCHOZ (Pierre Joseph), Mitglied der Akademie zu Metz, Rouen und Bordeaux, der größte französische Polygraph, geboren zu Metz den 27. Januar 1731. Er studirte die Rechte, wurde 1750 zu Pont-a-Mousson Advokat, praktizirte aber nur kurze Zeit, und wandte sich zum Studium der Arzneiwissenschaft und der Naturgeschichte, zu welcher letztern er die meiste Neigung hatte. Nachdem er 1759 in das Kollegium der Ärzte zu Nancy aufgenommen worden war, und den Titel eines Leibarztes des Königs Stanislaus von Polen erhalten hatte, beschäftigte er sich (die praktische Laufbahn bald verlassend) größtentheils mit Schriftstellerei über Botanik und **materia medica**, aber ohne die nöthigen Kentnisse zu besitzen, um die entworfenen großen Plane glücklich auszuführen. Zuerst erschien von ihm eine **Histoire des plantes de la Lorraine** in 13 Bdn., die ersten 10 zu Nancy 1762 in 8., die 3 letzten in 12. zu Paris, wo er sich niedergelassen hatte. Sein Vaterland Lothringen bot ihm den Stoff zu mehren literarischen Arbeiten dar, zu einer Botanik unter dem Titel: **Tournefortius Lotharingiae**, zu einer Mineralogie unter dem Titel: **Wallerius Lotharingiae etc.** Diese und andere, mit vielen Kupfern geschmückten Werke dedicirte er reichen Liebhabern, welche diese Ehre durch Übernahme der Kosten bezahlten. Daneben ließ er allerlei medizinische Bücher drucken, meistens Recepte oder Beobachtungen, die er aus den Papieren seines Schwiegervaters Marquet, Arztes zu Nancy, zog. Von großem Umfange waren seine **Histoire naturelle de la France** in 14 Oktavbänden, und seine **Histoire universelle du règne végétal**, welche 1772 ff. zu Paris in 25 Folio- und in einer größern Zahl von Oktavbänden erschien, aber unvollendet blieb; eine alphabetische Compilation mit 1200 Kupf., meistens Kopien nach Schmidel, Trew, Ehret u. A. Einiges aus dem Pflanzengarten zu Trianon genommen und gezeichnet, erschien auch besonders unter dem Titel: **Le jardin d'Eden, le paradis terrestre renouvelé dans le jardin de la reine à Trianon. Par. 1783. Vol. II. fol.** mit 200 gemalt. Kpf. Daneben erschienen von ihm jedes Jahr einzele Schriften und Abhandlungen über alle Theile der Arzneiwissenschaft, der Feld- u. Hausökonomie, größtentheils flüchtig verfertigte und fehlerhafte Auszüge aus Journalen und den Memoiren auswärtiger Akademien. Um die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln und die Neugierde zu reizen, ließ er von Zeit zu Zeit neue Werke und neue Prospektus unter pomphaften Titeln ausgehen, und war in den Journalen von einer neuen Pflanze die Rede, so schrieb er sogleich die Geschichte derselben. Er gab auch mehre Samlungen gemalter Figuren, unter andern 100 chinesische Arzneigewächse (Paris 1788—1791. Fol.) heraus, und eine lange Liste bilden seine Schriften und Abhandlungen unter dem Titel: **Dissertations, z. B. sur le cèdre de Libanon; sur le tabac, le caffé, le cacao et le thé; sur l'anis étoilé; sur l'hist. nat. de la taupe etc.** Überhaupt ließ er mehr als 300 Bde. drucken, darunter 95 in Folio, die übrigen in 8. u. 12., ohne die eben erwähnten **Dissertations**. In Teutschland kent man blos seinen **Traité économique et phys. des oiseaux de basse-cour. 1775. 12.** durch die Übersetzung von J. W. Consbruch. Münster 1777. 8. Daß er

manche nützliche Ideen in Umlauf brachte, ist nicht zu verkennen, aber den Wissenschaften selbst brachte er keinen Gewinn, und namentlich sind alle seine Beschreibungen von Pflanzen ungenau. Seine große literarische Fruchtbarkeit, die bis an sein Ende fortdauerte, verschaffte ihm eben so wenig einen Wohlstand als der Titel eines **Médecin de Monsieur** und eines **ancien médecin ord. du comte d'Artois**, und die Revolution versetzte ihn in die bitterste Armuth, in der er am 30. Jan. 1807 zu Paris starb *). (*Baur.*)

Buchozia, nannte nach dem eben angeführten Buchoz l'Heritier die **Serissa Juss.**; doch wird der letzte Name als älter vorgezogen. (*Sprengel.*)

BUCHS, reformirtes Pfarrdorf im züricher Oberamt Regensberg am Fuße des Lägerberges, von einigen 60 Häusern und über 600 Einw. Sie verdanken ihren Wohlstand dem Fleiße, den sie ihren fruchtbaren Äckern und ihren trefflichen Weinbergen widmen. In frühern Zeiten hauseten hier die Edeln von Buchs, in noch frühern die Römer. Der Ort lag an der Heerstraße, „**ex Rhetia in Germaniam**," und muß eine bedeutende Station gewesen seyn, nach den römischen Alterthümern zu urtheilen, die dort 1759 entdeckt worden sind †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Buchsäuerling, s. Gieshübel.

BUCHSEE, auch **München-Buchsee** genant, eines der 7 Pfarrdörfer des berner Oberamts Fraubrunnen, das von 1488 bis 1798 der Sitz einer eigenen Landvogtei war. Es zählt 1774 Einw., die sich von den Ergebnissen der fruchtbaren Feldmark und des Torfmoors ernähren, das jährlich an 3000 Fuder Torf liefert, der in der nur zwei Stunden entfernten Hauptstadt einen sichern Absatz findet. Bei seiner dritten Rückkehr aus dem gelobten Lande verwandelte im J. 1180 Konrad von Buchsee die feste Burg seiner Ahnherren in ein Pilgerhaus, woraus 1256 eine Johanniter-Commende gemacht wurde. Nach der letzten Statsumwälzung dienten die Gebäude zum Militärlazareth; im J. 1804 bezog sie Pestalozzi mit seiner Elementarschule. Jetzt hat Fellenberg sie, nebst den dazu gehörenden Ländereien, pachtweise mit seiner landwirthschaftlichen Anstalt zu Hoffwyl in Verbindung gebracht. (*Gr. H. v. D.*)

BUCHSGAU (mittl. Geogr.). Ein wahrscheinlich alemannischer Gau, die schmale Abdachung des von Mont-terrible nach Nordosten zum Rhein ausgestreckten Arms des Juragebirges — des Wasserfalls, Hauensteins, Schaffmatt — bis zur Aar auf der Strecke von Solothurn bis Aarau. In den bekant gewordenen Urkunden komt der Gau nur einmal vor, als Kaiser Heinrich IV. aus Gunst gegen den ihm treuen Bischof Burkhard von Basel, diesem Hochstift die Grafschaft Harichingen im Buchsgau belegen ¹) 1081 übergab ²). Übrigens wird kein einziger Ort als seine Zubehördung genant. Um seinen Umfang zu bestimmen (da auch die kirchliche Geographie bei den noch immer mangelnden Archidiakonatsverzeichnissen Basels und Lausanne's keine Auskunft gewährt), müssen wir daher die Gränzen der spätern Landgrafschaft Buchsgau zu Hilfe rufen ³) und die Überbleibsel einer Hinweisung auf die frühere Gauangehörung, so unsichere Unterstützung auch beides ist. Die letztern können eben so gut auch von der gleichbenannten Grafschaft, oder Landgrafschaft, herstammen und sind also trügerisch, wenn Landgrafschaft und Gau nicht gleichen Umfang hatten, wie jene wirklich mehre früher auf diesem Raum bestandene Grafschaften, oder Grafschaftstheile, vereinte (den eigentlichen Buchsgau und Harichingen) gleich der nachbarlichen Landgrafschaft Sißgau, welche außer dem Gau dieses Namens auch den Augstgau einschloß, indem ihre Gränzen an der Birs entlang zum Rhein liefen ⁴), selbst die ältere Grafschaft Augusta also von dem spätern Gerichtsbezirke verschlungen war ⁵). Wir haben indeß keinen bessern Grund für unsern Bau, und dann hat doch hier die Natur meist solche Gränzen gezogen, daß die politischen nicht wohl davon verschieden seyn können. Die Aar im Süden und Südosten, an welcher der Aargau und der Konstanzer Sprengel urkundlich hinlief, während der Buchsgau dem Bisthum Basel angehörte, den Erbisbach und die nahen Juragebirge im Osten, welche ihn von dem Frickgau schieden; im Norden der hohe Kamm des Jura, dessen Wasserscheidung nicht weniger eine urkundliche als nicht wohl übersteigliche Schranke gegen den Sißgau bildete, als im Westen zwischen Birs und Aar und gegen den Sornegau. Hier trennte der Siggerenbach ferner die Sprengel von Basel und Lausanne und den Buchsgau, auf dem ganzen Laufe, bis er unweit Blumenthal in die Aar einmündet. Der Buchsgau begriff also hienach das östliche Solothurner Gebiet und die Berner Landvogtei Bip.

In diesem Gau lagen, wie schon bemerkt, 2 Grafschaften Buchsgau ⁶) und Harichingen (Herchingen, Herkigen auf der Weiß-Meyerschen Karte, zwischen der Dünneren und Aar), deren Gränze nicht weit unter dem letztern Orte gesucht werden muß, da Buchsiten schon in

*) Biogr. univ. T. VI. von Du Petit Thouars; und die histor. Nachricht über Buchoz Leben von Deleuze in der Revue, im Moniteur und in dem Magazin encyclopédique. Ein Verzeichniß seiner Schriften gab er selbst 1793 unter dem Titel: Dissert. en forme de catalogue des ouvrages de Buchoz heraus; vgl. auch Ersch's gel. Frankr. und Eberts bibliogr. Lexikon.

†) Ein Verzeichniß derselben befindet sich in Werdmüller's Memorab. tigurin. (Zürich 1780.) I. S. 21. Vgl. auch „Entdeckung einiger römischen Alterthümer, welche Anno 1759 in der Herrschaft Regensberg auf einer Anhöhe ob Buchs unter der Burg, ist gemacht worden." Die Schrift besteht aus zwei Kupferstichen von J. R. Holzhalb, mit einer kurzen Erläuterung von J. J. Breitinger. — Haller schweiz. Bibliothek IV. Nr. 206. — F. H. von Haller's histor. und topogr. Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft (Bern 1817) II. S. 146.

1) Also nicht den ganzen Buchsgau, oder die Landeshoheit darüber, wiewol diese aus Gerichtsbarkeit und Regalien entstanden ist. 2) Comitatum nomine Herichingen in pago Buchsgove situm. *Herrgott* geneal. dom. Habsburg. II. 127, jedoch mit der falschen Lesart Brisgoue s. *Schöpflin* Alsat. illustr. I. 637 und Hist. Zaringo-Badens. I. 78. 3) Nach der Gränzbestimmung von 1427 bei Arx 165 aus dem Solothurner Wochenblatt. 4) Urk. 1363. das. aus Herrgott a. a. O. III. 708. 5) Comitatum Augusta in pagis Ongestgou et Sisgau Urk. 1041. Herrgott a. a. O. III. 115. vgl. oben Th. 6. S. 376. 6) In comitatu Boxguone, in vico Buxita colonia una. Heinrich III. Bestätigung der Einsidelnschen Besitzungen 1040. *Hartmann* annal. Heremi deip. 130.

der ersten lag. Diese begriff mithin den westlichen, jene den östlichen Theil; allen Verhältnissen nach beschränkten sie sich auch darauf. Später vereinte die Landgrafschaft Buchsgau beide Theile. Diese besaßen nach einander die Grafen von Frohburg, von Nidau, von Thierstein, Falkenstein als bischöflich baselsches Lehn, bis das letztere Geschlecht solche 1427 an Solothurn und Bern theils zum eigenthümlichen, theils zum gemeinschaftlichen Besitz verkaufte. Der letztere wurde 1465 so getheilt, daß Bern das gewünschte Bip erlangte [7]). Daß auch die Grafen von Bucheck sich Landgrafen zu Burgund, im Buchsgau genant haben [8]), ist wol nur ein Irrthum, so wie die Ausdehnung des noch dunkeln, im ostjuranischen Burgund gelegenen comitatus Pipinensis über den Buchsgau erst noch urkundliche Beweise erwartet und nicht blos auf die Namensähnlichkeit mit der Burg Bip gegründet werden kann [9]). (Karte von Alemannien). (*Delius.*)

Buchstaben, f. Schrift.

Buchstabenmuschel, runde, ist **Venus scripta L.**, f. diese.

BUCHSTABENRECHNUNG, ist Rechnung mit Buchstaben statt mit Ziffern; entweder mit Buchstaben allein, oder in Verbindung mit Ziffern. Man muß diesen Ausdruck nicht mit dem Ausdruck Algebra oder dem Analysis für gleichbedeutend nehmen. Algebra und Analysis sind zwar Theile der Mathematik, in welcher die Buchstabenrechnung ganz unentbehrlich ist, wie denn auch die Algebra Veranlassung zu ihrer Erfindung war; aber die Buchstabenrechnung unterscheidet sich von ihnen, wie eine allgemeine Verfahrungsart von verschiednen Fällen ihrer besondern Anwendung. Spricht man statt Buchstabenrechnung, wie man eigentlich sollte, Buchstabenrechenkunst, so ists, als fühlte man jenes noch deutlicher, und daß hier nur überhaupt von solchen allgemeinen Verfahrungsarten mit Buchstaben die Rede sey, als man in der Rechenkunst mit Ziffern ausübt; von der Kunst mit Buchstaben zu addiren, zu subtrahiren, zu multiplisiren und dividiren, zu potenziren und Wurzeln auszuziehen. Auch findet sich in den Lehrbüchern der Algebra oder der Analysis gewöhnlich voran eine allgemeine Anleitung zur Buchstabenrechenkunst.

Es schlägt vielleicht mancher diesen Artikel unserer Encyklopädie nur in der Absicht nach, um sich einen Begriff davon zu machen, wie man mit Buchstaben rechnen könne. Wenn dieser nun nicht geneigt ist, sich zu dem Ende durch diesen ganzen Artikel durchzuarbeiten, so wollen wir ihn nur darauf aufmerksam machen, daß unser Rechnen oft nichts anders ist, als eine Veränderung der Form eines Größenausdrucks. Wenn gesagt wird, es habe jemand $\frac{2.8}{4.2}$ Thaler; so multiplicirt man 2 mit 8, und bekomt 16; ferner multiplicirt man 2 mit 4 und bekomt 8; man hat dann $\frac{16}{8}$ und findet daraus 2. Man sagt, man habe gerechnet, indem man die Form $\frac{2.8}{4.2}$ in $\frac{16}{8}$ diese in 2 verwandelt hat. Kann man nun solche Veränderungen auch in Buchstaben vornehmen, so muß man gestehen, daß in Buchstaben gerechnet werden könne. Nun betrachte man die Form $\frac{a.b}{n.b}$. Da ist des Bruches $\frac{a}{n}$ Zähler und Nenner mit b multiplicirt; man weiß, daß dadurch der Werth des Bruches unverändert geblieben ist, daß also $\frac{a.b}{n.b}$ so viel als $\frac{a}{n}$ ist. Setzt man nun statt $\frac{a.b}{n.b}$ die Form $\frac{a}{n}$, so hat man ja auch die eine in die andre verwandelt, also gerechnet. Wer sollte nicht auch einsehen, daß man die Form $a+a+a$ in $3a$ verwandeln könne. Hier liegt es denn vor Augen, wie man mit Buchstaben rechnen könne, und man braucht sich nur hinzuzudenken, daß es solcher Formveränderungen weit verwickeltere und wichtigere, als die angeführten geben könne. Man kann zwar keine Zahlengröße in der Natur (z. B. die Entfernung der Himmelskörper von uns) mit Buchstaben ganz ausrechnen, aber man kann auf dem langen Wege dahin, zu welchem doch auch alle Vorbereitung zu solchem Rechnen überhaupt, und das Auffinden aller Regeln dazu gehört, viele Schritte weit kürzer und bequemer mit Buchstaben, als mit Ziffern thun. Buchstaben sind Ausdrücke für Zahlen, die man bei allgemeinen Untersuchungen noch nicht zu bestimmen braucht, und man setzt z.B. a und b da, wo man sonst sagen würde: eine gewisse Zahl und noch eine andre gewisse Zahl. Es muß wenigstens einleuchten, daß hiedurch außerordentliche Verkürzungen des Ausdrucks möglich sind. Statt des Satzes: wenn ich eine gewisse Zahl mit einer andern gewissen Zahl multiplicire, und was heraus komt mit derselben Zahl wieder dividire, so erhalte ich wieder die erste Zahl, kann ich mit Hilfe der Buchstaben sagen: m multiplicirt mit n, und dies wieder dividirt mit n gibt wieder m; ja mit Hilfe der Zeichen noch kürzer $\frac{mn}{n} = m$. So kann man vermittelst der Buchstaben in einer Zeile ausdrucken, wo-

7) Von Arx Geschichte der Landgrafschaft Buchsgau. St. Gallen 1819. 8. Leider fehlt eine genauere Erörterung der ältern Verhältnisse. 8) Stnmpf schweizer Chronik 2. 235, ihm nach sagt es Wursteisen Basler Chron. 46 und Arx 40, und doch irrte er sich hier wol eben so gut, als daß der Buchsgau von der Burg Bncheck den Namen erhalten habe. Die Grafen von Bucheck nannten sich selbst früher nnr Landgrafen. Urk. 1278 *Zapf* mon. anecdota. 163 und Albert von Strasburg bei *Urstisius* H. rer. Germ. 2. 167 (ed. 1.) zur nähern Bezeichnung: Landgravius in Burgunden. Ihre Landgrafschaft lag im (Ober-) Aargau, und folgten ihnen 1313 die Grafen von Kibnrg darin. Müller II. Buch 1. Kap. XI. Buch 17. Kap. Nirgends finden wir sie im Bnchsgau, der auch nicht zu diesem Burgund der spätern Zeit gehörte. Arx behauptet S. 41, die Landgrafschaft Bucheck habe auf der nördlichen Seite der Aar an die Landgrafschaft Buchsgau angestoßen. Dann müßte Solothurn in der erstern gelegen haben. Wenn die Gegend, worin die Stammburg der Grafen von Bucheck lag nnd ihr vornehmstes Grundeigenthum, gemeint ist, so liegt offenbar ein Irrthum zum Grunde, denn diese finden sich alle südlich der Aar nnd die vorliegenden Orte Baren, Wibersch gehörten urkundlich zum Aargau, zu Konstanz, hieher kann sich also der Buchsgau gar nicht erstreckt haben. 9) Mehr bringt Arx nicht bei. Es müßte auch eine vielfache Theilung der Grafschaft vorgegangen seyn, da wenigstens im 11. Jahrh., nach oben, zwei andere Grafschaften diesen Raum füllten, wovon wir jedoch nichts wissen, und also bei der Lage stehen bleiben müssen, welche uns die Urkunden nachweisen.

zu sonst Seiten gehören würden, eine Menge Umstände und Verhältnisse mit einem Blicke übersehen, die sich sonst vielleicht auch bei der größten Anstrengung in unsern Gedanken verwirren würden. Tiefer in den Werth der Buchstabenrechnung einzugehen, ist wol hier der Ort nicht.

Wir wollen nun die verschiednen Rechnungsarten mit Buchstaben im Einzelen so genau, und doch in so gedrängter Kürze, als möglich, abhandeln, da man sich in den besondern Artikeln Addition, Subtraktion, Multiplication u. s. w. nur auf Ziffernrechnung eingeschränkt hat, und einschränken wird. Wir werden indeß dabei geflissentlich alles Rechnen mit entgegengesetzten Größen vermeiden, da dieses erst in dem Artikel Entgegengesetzte Größen vollständig gelehrt werden kann, und bemerken bei dieser Gelegenheit, wie es uns zweckmäßig scheinen möchte, den Anfänger erst durch die ganze Buchstabenrechnung einmal hindurchzuführen, ehe man mit ihm von entgegengesetzten Größen handelt. Voraussetzen müssen wir aber alle Ausdrücke und Regeln, die zum Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, Dividiren, so wie zur Bruchrechnung überhaupt gehören und hier ein für allemal dabei auf die über diese Rechnungsarten handelnden besondern Artikel verweisen. Nur eine kurze Anzeige der gewöhnlichen in dem gegenwärtigen Artikel zu gebrauchenden arithmetischen Zeichen müssen wir dem Artikel Zeichen vorwegnehmen. Es bedeutet $a + b$ so viel, als a zu b addirt; das Zeichen $(+)$ wird plus ausgesprochen. Die Form $a - b$ heißt b von a abgezogen, und das Zeichen $(-)$ wird minus ausgesprochen. Die Formen $a \times b$, $a.b$ und ab bedeuten a mit b multiplicirt; eben so $3 \times a$, $3.a$ oder $3a$ heißt dreimal a. Die Ziffern hier nent man Koefficienten. In Ziffern allein kann man nur die Formen 4×6 oder 4.6 gebrauchen, denn 46 würde sechs und vierzig heißen. Die Form $\frac{a}{b}$ oder $a:b$ heißt a mit b dividirt. $(a+b)$ in Klammern eingeschlossen oder $\overline{a+b}$ bedeutet, daß $a+b$ als eine Größe gedacht und behandelt werden soll. $(a+b)m$ heißt a und b zusammen mit m multiplicirt; $a+bm$ würde heißen man solle sich b mal m zu a hinzugesetzt denken. — Das Gleichheitszeichen $3.4 = 12$ wird wol am allgemeinsten bekant seyn.

Man unterscheide bei der gegenwärtigen Betrachtung sorgfältig Größe als wirkliche Anzahl in der Natur, von Größe in der Bedeutung Größen-Begriff, oder Größenausdruck. Bei einem Besitzer von 10,000 Thlr. finden wir die Größe in erster Bedeutung. Wer 10,000 Thlr. berechnet, hat dieselbe Größe auch, aber in letzterer Bedeutung. Die wirkliche Größe in des Reichen Kiste besteht aus $1 + 1 + 1$ u. s. w. und man nent sie doch eine Größe. Auch Größe als Größenausdruck kann mannigfaltig zusammengesetzt seyn, und man nent sie doch eine Größe. So nent man $\frac{6.6.3}{9.3}$ eine Größe, denn es ist ein einziger Ausdruck für eine Anzahl. Man merke sich dies, damit es nicht auffalle, wenn wir nicht sagen die Größen $\frac{6.6.3}{9.3}$, sondern die Größe $\frac{6.6.3}{9.3}$; und so auch die Größe $4+5-6$ u. s. w. Jetzt gehen wir zu der Darstellung der besondern Verfahrungsarten über.

Addition.

Addiren heißt mehre Größen in eine Größe vereinigen. Dies wird mit Buchstaben also vollführt:

Soll ich a und b, bis dahin jedes als eine Größe für sich gedacht, addiren, oder in eine Größe vereinigen, so entsteht $a+b$ oder $b+a$. Daß hier die Verschiedenheit der Stellung den Inhalt der Größe nicht ändert, wird man leicht einsehen. Zu $a + b$ wieder c addirt, gibt auf ähnliche Art $a + b + c$ oder $b + a + c$ u. s. w. Außer den Versetzungen läßt sich diese Form nicht ändern. Aber a zu a addirt gibt nicht allein $a + a$, sondern offenbar auch $2a$; so ist auch $b + b + b = 3b$. Dies Zusammenziehen findet immer bei gleichen Buchstaben Statt. Sind mit den Buchstaben Ziffern verbunden, so fließen diese nach Ziffernaddition zusammen; 5a zu 3a ist allerdings richtig $5a + 3a$ aber auch $8a$. Oft kann mit Buchstaben etwas ähnliches geschehen. ab zu cd addirt bleibt zwar $ab + cd$. Aber ab zu cb ist nicht allein $ab + cb$, sondern, so wie dies gedacht werden kann b genommen a mal und c mal, oder a und c mal, so kann es auch $(a+c)b$ bezeichnet werden; so auch $am+bm+cm=(a+b+c)m$. Ähnlich überall, wo einerlei Größe mit mehren andern multiplicirt gedacht wird.

Zu a addirt $b+c+d$ muß $a+b+c+d$ oder $c+d+a+b$ (und so in andern Stellungen) geben. — Zu der Größe $a+2b+md$ die andre $3b+g+h$ addirt, gibt zunächst $a+2b+md+3b+g+h$. Es kann hier aber durch veränderte Stellung $2b + 3b$ zusammen kommen und in $5b$ verwandelt werden. Solcher Zusammenziehungen sind bei andern Additionen vielleicht noch mehre möglich. Wo man dies voraussieht, setzt man lieber die zu addirenden Größen, die hier Reihen bilden, und zwar so untereinander, daß diejenigen Glieder, bei welchen Zusammenziehung möglich ist, unter einander kommen, und sonst kein Glied unter dem andern stehe. Wir wollen in dieser Art die beiden so eben angegebenen Reihen unter einander setzen, und noch eine dritte $2a+nd+4h+m$ dazu, und alles addiren:

$$\begin{array}{llllll}
a & +2b & +md & & & \\
 & 3b & & +g & +h & \\
2a & & +nd & & +4h & +m \\
\hline
\end{array}$$

Summa $3a+5b+(m+n)d+g+5h+m$.

Diese Art der Untereinandersetzung der zu summirenden Reihen, welche man eine vertheilte nennen kann, komt besonders oft bei der Multiplication vor. Soll $a+b+c$ und $2a + 3b + 4c$ und $6a+9b+2c$ addirt werden, so tritt in der Untereinandersetzung keine Vertheilung hervor. Wie man eine Größe dieser Art: $a - b - c$ zu andern addiren könne, lehrt der Artikel Entgegengesetzte Größen.

Subtraktion.

Subtrahiren heißt eine Größe von der andern abziehen, welches in Buchstaben also vollzogen wird.

Soll ich b von a abziehen, so kann daraus nichts anderes als $a - b$ entstehen. Von $a - b$ ferner c abgezogen, gibt $a-b-c$, wofür man auch offenbar $a-c-b$ setzen kann. Aber ja nicht etwa $b-a-c$, denn a soll nicht abgezogen gedacht werden, sondern als die Menge,

von der das andre abgeht. — Von $a+b$ abgezogen c gibt $a+b-c$, wofür man auch $a-c+b$ setzen kann; denn es ist einerlei, ob ich erst b addirt, dann c subtrahirt denke, oder erst c subtrahirt und dann b addirt. — Von a abgezogen a, gibt allerdings $a-a$. Wer sieht aber nicht, daß dieses Null ist. So auch $b-b=o$. — Von 4a abgezogen 2a gibt $4a-2a$ und offenbar auch 2a. Ähnlich verfährt man bei manchen Ausdrücken, die aus lauter Buchstaben bestehen. Soll z. B. bm von am abgezogen werden, so ist dies ganz richtig $am-bm$; aber man kann dies sich auch denken m genommen a weniger b mal und also setzen $(a-b)m$. — Von a abgezogen $b+c$ gibt $a-(b+c)$. Man kann sich dies aber auch denken: von a abgezogen erst b und dann auch c und daher schreiben $a-b-c$. So werden auch folgende Ausdrücke gleich seyn: $a-(b+c+d+e)=a-b-c-d-e=a-(b+c)-d-e=a-b-(c+d+e)$. Man denke sich dies recht genau, es ist sehr wichtig. Man merke sich auch: wenn eine Größe, die $(+)$ vor sich hat, abgezogen wird, so verwandelt sich das $(+)$ in $(-)$. Z. B. von m abgezogen $p+q$ wird $m-p-q$. Hier sehen wir, daß man sich in $p+q$ auch vor dem p ein $(+)$ denken muß, und so immer, wenn vor dem ersten Buchstaben eines Ausdrucks nichts steht. Man läßt daher auch $(+)$ vor dem ersten Buchstaben weg, wenn es gleich vorher davor gestanden. Soll ich z. B. $a+b+c+d$ in zwei Reihen auseinander theilen, so schreibe ich die eine Reihe $a+b$ und die andre $c+d$, wo vor c das $(+)$ wegbleibt.

Soll von $a+b+4n+gp$ abgezogen werden $b+m+n+hp+q$, so finde ich zuerst $a+b+4n+gp-b-m-n-hp-q$. Wenn ich diesen Gliedern eine andre Stellung gebe, so können b—b ferner 4n—n und gp—hp zusammen kommen, und da ist eine Zusammenziehung möglich. Sobald man dies vorher sieht, setze man beide Reihen untereinander, und vertheile die Glieder der untern abzuziehenden so, daß jedes Glied unter das in der obern Reihe komme, mit dem es bei der Subtraktion eine solche Zusammenziehung bilden kann, die übrigen Glieder rücke man heraus. Das eben gegebene Beispiel würde in dieser Art also vollzogen werden:

$$\begin{array}{llllll} & a+b+4n+gp & & \\ & \quad\; b+n+\;hp & + & m+q \\ \hline \text{gibt} & a \quad +3n+(g-h)p-m-q. \end{array}$$

Es ist nämlich $b-b=o$; $4n-n=3n$ und $gp-hp=(g-h)p$. So wie man im Subtrahendus $+(m+q)$ setzen könnte, so könnte man auch im Rest $-(m+q)$ setzen.

Multiplication.

Multipliciren heißt, eine und dieselbe Größe so viel Mal und in der Art zusammensetzen, als es durch eine andre Größe bestimt wird. So würden wir die vollständige Definition fassen, damit sie überall, auch auf die Rechnung mit entgegengesetzten Größen passe. Hier brauchen wir indeß nur zu merken: multipliciren heiße eine Größe so vielmal zusammensetzen, als es eine andre bestimt. Wie Multiplication aus Addition entsteht, davon sehe man den Artikel **Multiplication**. Eben so muß dieser Artikel lehren, daß es gleich ist, welchen von zwei Faktoren man als Multiplicator ansieht, und wenn mehre Faktoren gegeben sind, daß es gleich sey, in welcher Folge ich mit denselben multiplicire. $6\times3\times9$ ist eben so viel als $9\times3\times6$. Folgende ist die Art mit Buchstaben zu multipliciren.

Wenn a mit a multiplicirt wird, so gibt dies $a\times a$ oder $a.a$ oder aa. So gibt aa nochmals mit a multiplicirt aaa. Den Unterschied, der durch die verschiednen Zeichen $(\times)$ $(.)$ entsteht, wollen wir nicht ferner berücksichtigen. Er findet bei allen Multiplicationen Statt. Daß man Produkte wie aa oder aaaa Potenzen von a nenne, und sie kürzer a^2, a^4 bezeichne, wollen wir hier nur erwähnen, weil wir nachher einmal den Ausdruck Potenz gebrauchen. Mehr davon in dem Artikel **Potenz**. — Soll a mit b multiplicirt werden, so entsteht ab oder ba. Dies nochmals mit c multiplicirt, gibt abc oder bac oder cab u. s. w. Soll ab mit cd multiplicirt werden, so entsteht abcd auch acbd u. s. w. — Eben so abcd mit mnpq multiplicirt, gibt abcdmnpq; und so werden alle dergleichen Faktoren, so viel einzele Faktoren auch jeder wieder in sich fassen mag, zusammen- und nach Willkür versetzt. — Wäre 2a mit 3b zu multipliciren, so gäbe dies zunächst 2a3b; aber auch 2.3.ab, und man setzt in solchen Fällen immer die Ziffern vorn hin. Es kann aber 2.3 zu 6 vollführt werden, also habe ich zuletzt das Produkt 6ab. Ähnlich wird überall verfahren, wo Ziffern sind.

Soll $a+b+c$ mit d multiplicirt werden, so hat man zunächst $(a+b+c)d$, oder man multiplicirt jeden einzelen Theil des Multiplicandus mit d und erhält $ad+bd+cd$. Diese Verwandlung des Ausdrucks kam schon bei der Addition vor.

Soll ich Faktoren mit einander multipliciren, die beide summirend zusammengesetzt sind, z. B. $a+b+c$ mit $d+e+f$, so habe ich zuerst $(a+b+c)(d+e+f)$. Dann kann ich aber auch, wie der Artikel Multiplication lehrt, nach und nach jeden Theil des einen Faktors mit jedem Theile des andern multipliciren und hierauf das Ganze zusammen nehmen. Also erst a mit d, dann b mit d, dann c mit d, dann a mit e u. s. w. so bekomme ich, alles zusammen genommen $ad+bd+cd+ae+be+ce+af+bf+cf$. Man erleichtert sich dies, wenn man, wie bei der Ziffernrechnung, beide Faktoren unter einander setzt, und also verfährt:

$$\begin{array}{c} a+\;b+\;c \\ d+\;e+\;f \\ \hline ad+bd+cd \\ ae+be+ce \\ af+bf+cf. \end{array}$$

Es ist nicht nöthig, alle Produkte gerade so, wie hier, unter einander zu setzen. Ist es einmal geschehen, so kann man die senkrechten Reihen wieder so addiren, daß man $(d+e+f)a+(d+e+f)b+(d+e+f)c$ bekomt. Andere Formen wären gekommen, wenn man die wagerechten Reihen senkrecht gesetzt und addirt hätte. Die eben gefundene Form gibt wieder nach oben gegebenen Regeln der Addition $(d+e+f)(a+b+c)$. Wir führen dies nur an, um zu zeigen, was oben behauptet ist, daß Rechnen oft blos Formenverwandlung ist, und wie mannigfach diese seyn könne. Da kann eine Form oft zweckmäßiger seyn, als die andre. Im obigen Beispiele

$ad+bd+cd$ u. s. w. haben allemal drei einzele Produkte nur einen Buchstaben gemein. Kommen Produkte vor, die alle Buchstaben oder gewisse ausgezeichnete gemein haben, so beobachtet man die bei der Addition gezeigte vertheilte Untereinandersetzung. Z. B.

$$\begin{array}{lllllll} & a & + 2b & + 3c & & & \\ \text{multiplicirt mit} & 2a & + b & + 2c & & & \\ \hline & 2aa & + 4ab & + 6ac & & & \\ & & ab & & + 2bb & + 3bc & \\ & & & 2ac & & + 4bc & + 6cc \\ \hline \text{summirt} & 2aa & + 5ab & + 8ac & + 2bb & + 7bc & + 6cc. \end{array}$$

oder

$$\begin{array}{llll} A & + bD & + g & \\ A & + D & + m & \\ \hline AA & + bAD & + gA & \\ & AD & + bDD & + gD \\ & & mA & + mbD + mg \\ \hline \end{array}$$

$$AA+(b+1)AD+(g+m)A+bDD+(g+mb)D+mg.$$

wo die großen Buchstaben besonders merkwürdige Größen bezeichnen können.

Division.

Dividiren heißt, eine Größe in zwei Faktoren zerlegen, von denen der eine gegeben ist. So muß der Begriff gefaßt werden, wenn er allgemein anwendbar seyn soll. Der Quotient muß daher so seyn, daß der Divisor mit ihm multiplicirt die zu zerlegende Größe, den Dividendus, wieder hervorbringe. Mit Buchstaben wird folgendermaßen dividirt.

Wenn ich a mit b zu dividiren habe, so gibt dies $\frac{a}{b}$ oder $a:b$. Man hüte sich, nicht $\frac{b}{a}$ oder $b:a$ zu setzen. — Noch eine dritte Form gibt es schon, wenn ich a mit a dividire. Dies ist zwar $\frac{a}{a}$ oder $a:a$, aber da jede Größe mit sich selbst dividirt 1 gibt, so ist $\frac{a}{a}=1$ und so ist auch $\frac{ab}{ab}$, $\frac{abc}{abc}$ u. s. w. $=1$. — Soll ab mit b dividirt werden, so erhalte ich $\frac{ab}{a}$; da aber a mit b multiplicirt und, was heraus komt, mit b dividirt a gibt, so ist $\frac{ab}{b}=a$. Eben so ist, wie man leicht sieht, $\frac{abc}{ac}=b$. Überhaupt, soll irgend eine aus Faktoren bestehende Größe, z. B. abcde mit einer Größe dividirt werden, die im Dividend als Faktor oder deren Faktoren im Dividend als Faktoren enthalten sind, z. B. diese mit bd, so streicht man aus dem Dividend nur diesen Faktor oder diese Faktoren weg. Man kann abcde auch acebd od. ace.bd setzen, und es leuchtet ein, daß dies gedacht werden könne: ace mit bd multiplicirt; daher komt, mit bd wieder dividirt, ace heraus. — Haben Dividend und Divisor nur einige Faktoren gemein, und beide außerdem noch andre, so werden die gemeinschaftlichen in beiden ausgestrichen und das übrige in der Form $\frac{a}{b}$ zusammengesetzt, z. B. $\frac{abcd}{acm}=\frac{bd}{m}$. Denn abcd ist auch bd . ac und $acm = ac . m$. Nun kann ich nach Regeln der Division mit beiden Faktoren des Divisors nach einander, folglich hier erst mit ac und dann mit m dividiren. bd . ac mit ac dividirt gibt aber bd wie eben gezeigt ist, und nun bd noch dividirt mit m gibt $\frac{bd}{m}$. Eben daher ist auch 6m mit 3 dividirt, nicht blos $\frac{6m}{3}$ sondern auch 2m; denn $\frac{6m}{3}=\frac{3.2m}{3}=2m$ nach dem oben angeführten. Bei allen solchen Größen wie $\frac{6m}{3}$, welche andre Ziffern statt 6 und 3 auch stehen mögen, wird jederzeit die Division, wenn sie aufgeht, zwischen den Ziffern vollführt, und die Buchstaben bleiben unverändert. So ist auch $\frac{8m}{4n}=\frac{2m}{n}$ nach ganz gleichem Verfahren; denn n im Divisor hindert dies nicht. Es ist ja $\frac{8m}{4n}=\frac{4.2m}{4n}$ und dies nach oben gegebener Regel $\frac{2m}{n}$. Man wird auch leicht einsehen, daß aus eben den Gründen zwar 3 mit m dividirt $\frac{3}{m}$ ist, aber 3 mit 6n dividirt nicht allein $\frac{3}{6n}$ sondern auch $\frac{1}{2n}$, denn $\frac{3}{6n}=\frac{3.1}{3.2n}$, wo oben und unten der Faktor 3 wegfällt.

Soll $a+b+c$ mit m dividirt werden, so gibt dies $\frac{a+b+c}{m}$; da man aber nach allgemeiner Divisionsregel jeden Theil des Dividendus einzeln nach einander mit dem Divisor dividiren, und das Ganze zusammenrechnen kann, so kann man statt jener Form auch $\frac{a}{m}+\frac{b}{m}+\frac{c}{m}$ setzen. Daher ist auch $am+bm+c$ mit m dividirt $a+b+\frac{c}{m}$.

Wenn a mit $b+c$ oder $b-c$ dividirt wird, so ist das Resultat $\frac{a}{b+c}$ oder $\frac{a}{b-c}$; und $a+b-c$ mit $d-e+f$ dividirt, gibt $\frac{a+b-c}{d-e+f}$. Es fragt sich, ob diese Form nicht noch verändert werden könne. Bei der Lehre von der Rechnung mit entgegengesetzten Größen kann gezeigt werden, daß in allen solchen Fällen noch eine weiter gehende Division geschehen kann, daß freilich daraus oft sehr sonderbare und weitläufige Formen entstehen, daß aber doch manche davon sehr brauchbar sind. Man s. auch d. Art. Reihen.

Zuweilen läßt sich auch solche Division so vollführen,

daß zum Quotient eine Größe ohne Bruch gewonnen wird, vielleicht doch nur mit einem angehängten Bruche, wie bei der Division mit Ziffern, wenn sie, wie man zu sagen pflegt, nicht aufgeht. Die Aussicht hiezu hat man, wenn mehre Glieder des Dividendus mit mehren Gliedern des Divisors einen oder einige Buchstaben gemein haben. So ists z. B. wenn man $3cg + 2bn + ag + 2bg + 3cn + an + pq$ mit $g + n$ dividiren soll, denn hier sind g und n solche gemeinschaftliche Buchstaben. Man beobachte dann folgende Regeln.

1) Man bringe die Glieder des Divisors in eine gewisse Ordnung. Dies ist hier bei $g + n$ nicht erst nöthig, denn es ist nicht einzusehen, was für eine bessere Ordnung hier Statt finden könnte. Doch wollen wir der Vollständigkeit wegen, den Begriff Potenz vorausgesetzt, anführen, daß derselbe Buchstabe im Divisor in mehren Potenzen vorkommen kann. Dann ordnet man den Divisor so, daß diese Buchstaben den Anfang machen und in der Ordnung der Potenzen auf einander folgen. Entweder macht dabei die höchste Potenz den Anfang, oder auch die niedrigste, wobei aber wol zu merken, daß jede Ziffer ohne Buchstabe die Nullpotenz von jedem Buchstaben enthält und also voranstehen muß. Die Ordnung der übrigen Glieder ist gleichgiltig, wenn sich nicht eine gewisse Ordnung von selbst einleitet. Solche Anordnungen wären zum Beispiel $a^2 + ba + 3 + m$, oder $3 + ba + a^2 + m$.

2) Hienächst ordnet man die Glieder des Dividendus nach eben der Folge, wie die des Divisors. Durchaus müssen hier alle Glieder zuerst stehen, die mit dem ersten Gliede des Divisors einerlei Buchstaben haben.

3) Hierauf setzt man Divisor und Dividendus so an einander, wie gewöhnlich bei der Zifferndivision. Dann dividirt man mit dem ersten Gliede des Divisors in das erste Glied des Dividendus, und setzt den Quotienten zur rechten Hand an die nach gewöhnlicher Art gemachte Linie. Nun multiplicirt man mit diesem Quotienten den ganzen Divisor, und setzt dies Produkt unter den Dividendus so, daß jedes Glied unter dasjenige komt, von dem es am besten abgezogen werden kann, wobei man vielleicht die Glieder auseinander rücken muß. Wie zu verfahren, wenn sich für manches Glied des Produkts ein solches im Dividend findet, muß im Artikel Entgegengesetzte Größen gelehrt werden. Hierauf zieht man eben erwähntes Produkt vom Dividendus ab. In das, was übrig bleibt, wird von neuem ganz auf eben die Weise dividirt, wie es zum erstenmale geschah, und der Quotient zu dem schon gefundenen addirt; und so wird fortgefahren, bis die Division aufgeht, oder ein Rest bleibt, der keinen Buchstaben mit dem ersten Gliede des Divisors mehr gemein hat. Aus diesem Reste und dem Divisor macht man, wie bei der Ziffernrechnung, einen Bruch, der noch zum Quotienten komt.

Wir wollen in dieser Art die Division $32g + 2bn + ag + 2bg + 3cn + an + pq$ mit $g + n$ ausführen. Sie wird also geordnet und vollzogen:

```
g + n|3cg + ag + 2bg + 2bn + 3cn + an + pq|3c + a + 2b + pq/(g+n)
     |3cg                   3cn           |
     ----------------------------------------
          ag + 2bg + 2bn       + an + pq
          ag                   + an
          ------------------------------
               2bg + 2bn            + pq
               2bg + 2bn
               -------------------------
                                      pq.
```

Hier kommen im Dividendus alle Glieder zuerst vor, welche g haben, weil g im ersten Gliede des Divisors ist. Nun sagt man zuerst: g in 3 cg habe ich 3c mal, und setzt 3c oben zur Rechten an die Linie. Dann spricht man $g+n$ mal 3c ist $3cg + 3cn$, setzt dies zum Abziehn unter den Dividendus. Es bleibt $ag + 2bg$ u. s. w. Nun sagt man wieder: g in ag habe ich a mal: addirt zur Rechten a zu 3c u. s. w., wie vorhin und bis pq übrig bleibt, die Division wäre schneller gegangen, wenn man den Dividendus zuerst in $(3c+a+2b)g+(3c+a+2b)n+pq$ zusammengezogen hätte. So verfährt man auch gewöhnlich, hier ist mit Fleis die weitläufigere Form zur besseren Instruktion gewählt.

Wir fügen, einiger Vollständigkeit wegen, noch ein Beispiel mit Potenzen hinzu, wollen uns aber des erst im Art. Potenz zu erklärenden Potenzzeichens nicht bedienen. Es soll $2aab + bbb + 2abb + aab + abb + aaa$ mit $ab + bb + ab + aa$ dividirt werden. Hier sind Zusammenziehung, Anordnung und Ausführung folgende:

```
aa + 2ab + bb|aaa + 3aab + 3abb + bbb|a + b
             |aaa + 2aab +  abb      |
             ----------------------- |
                    aab + 2abb + bbb |
                    aab + 2abb + bbb
                    ----------------
                        geht auf.
```

Wir müssen bemerken, daß die unter Nr. 1. 2. 3. gegebenen Regeln der Division nicht alle durchaus nothwendig sind, indeß scheinen sie uns wenigstens sehr bequem.

Nach diesem könnte noch von Potenzrechnung und Wurzelrechnung die Rede seyn. Doch dieses versparen wir auf die Art. Potenz und Wurzel und fügen nur noch einiges hinzu über

Bruchrechnung mit Buchstaben.

Die Regeln der Bruchrechnung überhaupt werden aus dem Artikel Bruch und Bruchrechnung vorausgesetzt, und wir setzen nur hinzu, was die Buchstabenrechnung eignes hat.

Zuerst von der Operation Brüche auf einerlei Nenner zu bringen. — Da der Werth der Brüche unverändert bleibt, wenn Zähler und Nenner mit einer und derselben Größe multiplicirt werden, so multiplicirt man um gleiche Nenner zu erhalten, bei Buchstabenbrüchen jedes Bruches Zähler und Nenner mit den Nennern aller übrigen. So werden aus den Brüchen $\frac{a}{b}$, $\frac{c}{d}$, $\frac{e}{f}$ die Brüche mit gleichen Nennern $\frac{adf}{bdf}$, $\frac{cbf}{dbf}$, $\frac{ebd}{fbd}$. Das Ganze a mit $\frac{m}{n}$ auf einerlei Nenner zu bringen, denkt man a als $\frac{a}{1}$, so erhält man $\frac{an}{1.n}$, $\frac{m.1}{n.1}$ oder $\frac{an}{n}$ und $\frac{m}{n}$.

Addition. Zuerst gibt $\frac{a}{b}$ und $\frac{c}{d}$ und $\frac{e}{f}$ addirt $\frac{a}{b}+\frac{c}{d}+\frac{e}{f}$. Dies noch zu verändern, bringt man die Brüche auf gleiche Nenner, addirt die Zähler, und gibt der Summe den gemeinschaftlichen Nenner; so findet man in diesem Beispiele $\frac{adf+cbf+ebd}{bdf}$. So würde auch $a+\frac{m}{n}$ zuerst in $\frac{an}{n}+\frac{m}{n}$ und endlich in $\frac{an+m}{n}$ verwandelt.

Subtraktion. Von $\frac{a}{b}$ subtrahirt $\frac{c}{d}$ gibt zunächst $\frac{a}{b}-\frac{c}{d}$. Aber man kann auch die Nenner gleich machen, dann die Zähler subtrahiren, und der Differenz den gemeinschaftlichen Nenner geben. So findet man $\frac{a}{b}-\frac{c}{d}=\frac{ad-cb}{bd}$. Kürzer ist die Operation, wenn die Nenner schon gleich sind $\frac{a}{b}-\frac{c}{b}=\frac{a-c}{b}$.

Multiplication. Auch hier ist $\frac{a}{b}$ mit $\frac{c}{d}$ multiplicirt zunächst $\frac{a}{b}.\frac{c}{d}$. So auch a mult. mit $\frac{m}{n}=a.\frac{m}{n}$. Die Form zu verändern erwäge man die Regel, daß ein Bruch mit einer ganzen Zahl multiplicirt wird, wenn man dessen Zähler mit dieser Zahl multiplicirt, oder seinen Nenner mit derselben dividirt. Daher ist $a.\frac{m}{n}$ oder $\frac{m}{n}.a=\frac{ma}{n}$ und auch $\frac{m}{n:a}$. Ferner erwäge man, daß Brüche mit einander multiplicirt werden, wenn man Zähler mit Zähler und Nenner mit Nenner multiplicirt; oder wenn man den Zähler des einen mit dem Nenner des andern, des erstern Nenner aber zugleich mit des letztern Zähler dividirt. So ist $\frac{a}{b}.\frac{c}{d}=\frac{ac}{bd}$ und auch $\frac{a:d}{b:c}$ oder $\frac{c:b}{d:a}$.

Division. Man kann zunächst $\frac{a}{b}$ mit $\frac{c}{d}$ dividirt setzen $\frac{a}{b}:\frac{c}{d}$ oder $\frac{\frac{a}{b}}{\frac{c}{d}}$; und ähnliche Formen, wenn man Brüche mit ganzen Zahlen und umgekehrt zu dividiren hat. Allein Brüche werden auch mit ganzen Zahlen dividirt, wenn man den Zähler derselben mit ihnen dividirt, oder ihren Nenner mit denselben multiplicirt. So ist $\frac{a}{b}:c=\frac{a:c}{b}$ und $\frac{a}{bc}$. Bruch mit Bruch zu dividiren, dividirt man entweder Zähler mit Zähler und Nenner mit Nenner; oder man multiplicirt den Zähler des Dividendus mit dem Nenner des Divisors, und zugleich den Nenner des ersteren mit dem Zähler des letztern. So hat man $\frac{a}{b}:\frac{c}{d}=\frac{a:c}{b:d}$ oder $\frac{ad}{bc}$. Um eine ganze Zahl a mit einem Bruche zu dividiren, denke man sich a als Bruch $\frac{a}{1}$ und verfahre, wie eben gezeigt ist.

Es trifft sich oft, daß mit den durch Rechnung erhaltenen neuen Brüchen noch Veränderungen können vorgenommen werden. z. B. $\frac{mnp+ghp}{pq}$ läßt sich in $\frac{(mn+gh)p}{qp}$ und endlich in $\frac{mn+gh}{q}$ verwandeln. Diese Veränderungen geschehen nach bereits in diesem Artikel gegebnen Regeln, so wie nach der bekannten Bruchregel, daß Nenner und Zähler eines Bruches, ohne Veränderung seines Werthes, mit gleichen Zahlen multiplicirt oder dividirt werden können.

Die Geschichte der Buchstabenrechnung fällt im Grunde mit der der Algebra und Analysis zusammen, daher wir auf letztern Artikel verweisen. (*Märtens.*)

BUCHSWEILER, Bouxweller, Stadt im Bez. Saverne des franz. Depart. Niederrhein mitten zwischen Wäldern, aber doch in einer fruchtbaren Gegend. Sie war vormals der Hauptort der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die seit 1792 mit Frankreich vereinigt ist, besitzt ein von schönen Gärten umgebnes Schloß, 1 Kirche der Lutheraner, die die Mehrzahl der Einw. ausmachen, in der Stadt, 1 der Katholiken in der Vorstadt, 1 Sekondärschule, 419 Häus. und 2520 Einw., die 1802. 1 Siamoisen-, 1 Barchentmanuf., 3 Strumpfwebereien, 3 Färbereien, 1 Bleiche, 3 Seilereien, 2 Bürstenfabr., 1 Kesselschmiede, 1 Potaschensiederei und 11 Brauereien unterhielten. Der Ort kannte einst bessere Zeiten. (*Hassel.*)

Bucht (Bugt), s. Bai.

BUCHWAIZEN, HEIDEKORN,* 1) botanisch, s. Polygonum fagopyrum L. 2) ökonomisch: eine einjährige ökonomische Pflanze, die zwar nicht zu den Getreidearten gehört, aber doch in einigen Gegenden die Stelle desselben vertritt. Sie wächst staudenartig 1½ — 2 Fuß hoch. Der saftige Stängel ist glatt, rund, hohl, etwas röthlich, und treibt mehre Seitenäste, welche mit dunkelgrünen herzförmigen Blättern besetzt sind, an deren Spitzen sich die weißen und röthlichen Blüthen in Büscheln ansetzen, die den Bienen eine außerordentlich reiche Weide gewähren und dreieckige, an Form den Buchecken ähnliche, Samenkörner hinterlassen, deren schwarzbraune Schalen einen weißen mehlreichen Kern in sich schließen. — Diese wohlthätige Pflanze stamt aus Asien, woher sie seit dem Anfange des 15. Jahrh. zu uns gebracht worden ist. — Der Landwirth unterscheidet folgende Arten: 1) der gemeine Buchwaizen. Er ist sehr empfindlich gegen die Kälte, daher er auch oft von Spätfrösten leidet. Seiner Ergiebigkeit wegen, und weil er Haid- und Sandboden liebt, wird er am häufigsten gebauet. Er besitzt auch den Vorzug, daß er schnell reift. 2) Der sibirische Buchwaizen. Man hat geglaubt, daß dieser gegen die Kälte weniger empfindlich, zugleich

zugleich aber auch ergiebiger sey, als der gemeine Buchwaizen; neuere Erfahrungen aber haben von beiden das Gegentheil bewiesen, daher er dem gemeinen keinesweges vorgeht. Einige unterscheiden zweierlei Arten desselben a) den einjährigen oder Samen-Buchwaizen (polygonum tataricum), der von dem gemeinen gar wenig, und nur darin verschieden ist, daß er rauhe Samenecken, kleinere Blümchen an fettern Stängeln hat und fast doppelt so viel Samen trägt, und b) den perennirenden Buchwaizen (helxine), der mehre Jahre hinter einander aus seinen Wurzeln wieder ausschlägt, sehr der Kälte trotzt, schwarzen glatten und mehlreichen, wohlschmeckenden Samen trägt, wenn er in lokkern, nicht zu fetten Boden kömt; eben deshalb auch als Futterkraut, etwa auf die nämliche Art wie die Esparsette, gebauet werden kann, indem das Vieh seine Halme und Blätter gern frißt, und seine Körner zum Futter der Ferkelchen sehr gut verwendet werden können.

Der Buchwaizen verlangt zu seinem Gedeihen einen lockern sandigen Boden, der jedoch nicht ganz schlecht seyn darf. Er wächst zwar auch in einem magern Erdreich, gibt aber dann nur einen geringen Ertrag. Er läßt sich auch mit Vortheil in sandigem Lehmboden bauen, aber in einem schweren lehmigen und naßgründigen Boden gedeihet er nicht. Da er den Boden nicht aussaugt, so kann er in die Brache gesäet und als eine gute Vorfrucht für den Roggen gebraucht werden.— Da der Buchwaizen sehr leicht von Spätfrösten leidet, so ist es nicht rathsam, ihn früher als gegen das Ende des Mai zu säen, dann aber muß die Saat von 14 zu 14 Tagen beschickt werden, damit wenn die eine Aussaat erfrieren sollte, welches am leichtesten geschieht, wenn er im Herzblatt und in der Blüthe steht, doch die andere gedeihen möge. Trifft der Frost die Pflanze wenn sie noch jung ist, so pflegt sie wol wieder auszuschlagen, ist sie aber der Blüthe nahe, oder steht sie gar in derselben, so geht sie unfehlbar verloren und es bleibt dann weiter nichts übrig, als sie unterzupflügen.— Der Acker wird zu der Saat des Buchwaizen eben so wie zur Gerste zweimal gepflügt und der Same gleich auf die zweite Furche gesäet, und zwar auf magern Boden etwas dicker als auf kraftvollen, am dicksten aber, wenn man ihn zu Viehfutter oder zu grüner Düngung benutzen will. — In der Mitte des Julius pflegt der Buchwaizen in die Blüthe zu treten, welche dem Auge den herrlichsten Anblick gewährt, die Luft mit den wohlriechendsten Düften erfüllt und den Bienen die reichste Tracht darbietet. Sie dauert 3—4 Wochen, worauf die Blätter gelb werden und die Pflanzen absterben. Mit der Ernte, welche gemeiniglich in die Mitte des August fällt, richtet man sich nach der Vollkommenheit der meisten Körner, wenn die Spitzen der Ähren zu welken anfangen; denn auf die Reife der letztern darf man darum nicht warten, weil sonst die besten Körner ausfallen würden. Man mähet ihn wie die Gerste mit der Sense und läßt ihn einige Tage in Schwaden liegen. Sollte jedoch die Witterung heiß und dürre seyn, so muß man ihn bald aufbinden und einfahren lassen. Er wird hernach wie anderes Getreide ausgedroschen, gereiniget und aufbewahrt.

Für Haid- und Sandgegenden ist der Buchwaizen eine wahre Wohlthat. Die Körner werden zur Nahrung für Menschen und Vieh benutzt. Man verarbeitet ihn zu Grütze und bereitet daraus mancherlei wohlschmeckende Speisen. In der lüneburger Haide, im Bremischen und andern Geestländern nährt sich der Bauer damit die ganze Woche hindurch. Man mischt auch die Körner unter das Malz zum Bierbrauen und brent einen sehr wohlschmekkenden Brantwein aus demselben. Das daraus bereitete Mehl kann aber nur mit andern Mehlarten vermischt zum Brodbacken benutzt werden. Vorzüglich braucht man den Buchwaizen zum Viehfutter. Grün abgemähet wird er vom Rindvieh sehr gern gefressen, welches davon viel und gute Milch gibt. Den Landwirthen leistet er in dieser Hinsicht treffliche Dienste, weil um diese Zeit anderes grünes Futter selten zu werden anfängt. Das Stroh kann im Winter, wenn es gut aufbewahrt und nicht mulstrig und schimmlich geworden ist, den Schafen zur Winterfütterung aufgesteckt werden, indessen gewährt es nur eine kärgliche Nahrung und wird daher besser zur Einstreu gebraucht. Der französische Chemiker, Vauquelin, hat es wegen seines reichen Kaligehaltes zur Bereitung der Potasche empfohlen. Die Körner sind ein sehr gutes Mastfutter für die Schweine, welche davon sehr bald fett werden und ein wohlschmeckendes Fleisch bekommen. Man glaubt zwar, daß der Speck davon weich und fließend werde; allein die Erfahrung bestätigt diese Meinung nicht. Auch das Federvieh aller Art frißt den Buchwaizen gern und läßt sich sehr geschwind damit mästen. — Man pflegt den Buchwaizen auch häufig — besonders in England — zur grünen Düngung anzuwenden, und ihn in dieser Absicht zur Zeit, wenn er in die Blüthe tritt, niederzuwalzen und einzupflügen. Das Einpflügen geht jedoch besser von Statten, wenn er vorher niedergehauen wird, indem sich dann die Stängel besser in die Furchen legen lassen. Überhaupt aber dient der Buchwaizen zur Auflockerung des Bodens und bereitet diesen sehr gut zu nachfolgenden Getreideernten vor. Gericke behauptet, daß der Geldertrag eines Morgens Buchwaizen, bei vollkommen guten Ernten, dem eines Waizenackers gleich sey, wenn man nämlich die Ernte gehörig zu benutzen verstehe. Bei reichen Ernten pflegt er freilich im Preise sehr herabzusinken; allein da er sich vortrefflich im Stroh mehre Jahre aufbewahren läßt, so kann man die Versilberung desselben bis zur Zeit der Mißernten, die niemals ausbleiben, verschieben. *(Putsche.)*

BUCHWALD, niederschlesisches Dorf 1½ M. SOS. von Hirschberg, mit 2 Kirchen 100 Häus. und 500 Einw., ausgezeichnet durch die von dem verdienstvollen Grafen von Reden, als Grundherrn, veranstalteten vortrefflichen Gartenanlagen im englandischen Styl. Zu den anziehendsten Partien darin gehören die Abtei, der Leuchtthurm, das Fischer- und Gärtnerhaus und überall findet man Natur und Kunst auf das reinste verschwistert. In einer abgelegnen Felsengrotte ward dem verewigten Verfasser des Buchs: Schlesien vor und seit 1740, Karl Ludwig v. Klöber, zum Ehrengedächtniß eine Marmortafel mit passender Inschrift aufgestellt und eine ähnliche liest man neben dem Gärtnerhause auf den verstorbnen Naturforscher Weigel, Prediger zu Haselbach. Reizend nimt sich auch die umliegende Landschaft aus. Die romantischen

Falkenberge bilden den Hintergrund und 90 Teiche von Hügeln umschlossen, die das sanfteste Grün tapezirt, geben die gefälligste Abwechselung und machen Buchwald zum anmuthigsten Lustort für die Nachbarschaft. (*D. Chr. Em. Fischer.*)

BUCHWITZ, flößbarer See im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis Lübben; die Dahme fließt durch denselben. (*Stein.*)

BUCIDA, eine Pflanzen-Gattung, welche mit Terminalia, Quisqualis, Laguncularia und Gyrocarpus eine eigene Gruppe, der Bucideen ausmacht, die sich von den verwandten Thymeläen durch schneckenförmig gewundene Kotyledonen auszeichnen. Die Gattung Bucida gehört zur 10. Linné'schen Klasse. Sie hat einen glockenförmigen Kelch, die Staubfäden in zwei Reihen, abwechselnd länger, Zwillings-Antheren und eine einsamige Steinfrucht unter dem Kelche. 1) B. *Buceras*, ein Strauch mit gabelförmig getheilten Zweigen, spathelförmigen glatten Blättern, und Blüthenähren aus den Blattachseln. Westindien. 2) B. *capitata* Vahl., mit spathelförmigen ausgerandeten am Rande gewimperten Blättern und knopfförmigen Ähren. Domingo. Portorico. (*Sprengel.*)

BUCINARISCHE Inseln. Eine Inselgruppe gegen Norden von Sardinien in der Meerenge S. Bonifacio aus zehn größeren und kleineren Eilanden bestehend. Das größte derselben ist S. Madalena, wo die Regirung zur Verhinderung des Kontrebandirens zwei Halbgaleeren hält. Es ist, wie die übrigen, von Hirten bewohnt und hat viele wilde Ziegen und Kaninchen. (*Wilh. Müller.*)

BUCKAH, ein Eiland mit einem guten Hafen, auf der Ostseite von Afrika, in der Bai von Howackel, der Küste von Habesch gegenüber (15° N. Br. und 58° 4′ L.); es besteht aus großen Basaltmassen, die in der Ferne wie Thürme erscheinen. (*Hassel.*)

BUCKAU, BUCKOW, gräfl. flemmingische Herrschaft und Stadt in dem Reg. Bez. Frankfurt der preuß. Prov. Brandenburg, Kr. Lebus, an einem kleinen See, mit 172 Häusern, 740 Einwohnern und gutem Hopfenbau. (*Stein.*)

BUCKE, Pfarrdorf an der Landstraße von Paderborn nach Driburg, in einer romantischen Gegend der Egge, nur 1 Meile von Driburg, hat 1 altes verfallnes Schloß, 61 Häus. und 433 Einw., und war im Mittelalter der Hauptort des pagus Bucki. (*Hassel.*)

BUCKEL (der), ist eine Verkrümmung oder Verbiegung der Wirbelsäule nach hinten und außen, vom Ausweichen eines oder mehrer Wirbelbeine aus ihrer naturgemäßen Lage, durch einen krankhaften Zustand derselben herbeigeführt *).

Die Rückgratsverkrümmung überhaupt wird gewöhnlich nach ihrer Richtung unterschieden und benant. Die Verbiegung nach innen und vorne, die hohe Brust (Lordosis), weil mit der Verbiegung der Wirbelsäule nach innen, das Brustbein mit den Rippen mehr hervortritt; nach einer Seite hin, das Schiefseyn (Scoliosis); und nach hinten und außen, der Buckel (Cyphosis, Gibbus). Allein unter übrigens gleichen Umständen ist die Verschiedenheit in der Richtung der Verkrümmung ohne wesentlichen Unterschied. — Die Hauptberücksichtigung erheischt die zu Grunde liegende Ursache. In dieser Hinsicht sind drei Hauptgattungen von Rückgratsverkrümmungen zu unterscheiden.

1) Verbiegung der Wirbelsäule durch Verrenkung oder Bruch eines oder mehrer Wirbelbeine unmittelbar nach äußeren gewaltsamen Veranlassungen, nach einem heftigen Schlag, Fall u. s. w. auf das Rückgrat. Diese Gattung von Verbiegung, oder vielmehr Verrenkung der Wirbelsäule, ist vermöge ihres Baues und Zusammensetzung sehr selten, und außer bei dem ersten und zweiten Halswirbel kaum denkbar, und wahrscheinlich mag wol ein Bruch der Wirbelbeine oft mit Verrenkung derselben, wovon bei einigen Schriftstellern die Rede ist, verwechselt worden seyn. Das Übel entsteht hier schnell unmittelbar nach der klar erkannten Ursache, ist sogleich mit heftigem Schmerz, Lähmungen, und andern Zufällen verbunden, und in der Regel bald tödtlich.

2) Verbiegung der W. S. von allmälig und unmerklich einwirkenden äußern mechanischen Ursachen, wodurch die gleichmäßige Wirkung der Rücken-, Brust- und Rippenmuskeln aufgehoben oder gestört, und so eine regelwidrige Haltung dieser Theile herbeigeführt wird. Solche Ursachen sind anhaltendes Verbleiben des Körpers in einer und derselben Lage und Stellung, gebücktes und schiefes Sitzen und Stehen, schiefes Liegen im Bette, das Tragen zumal junger und zarter Kinder auf derselben Seite, und gewisse langdauernde Krankheiten bei Kindern, wovon der Vf. einen merkwürdigen Fall im hannöv. Magazin St. 95. Nov. 1815, mitgetheilt hat. Diese Verbiegung entsteht zwar allmälig, bezeichnet sich aber meist dadurch, daß die Verbiegung nach einer Seite hin erfolgt, eine scoliosis bildet, sich auf mehre Wirbelbeine zugleich erstreckt, und daher niemals einen spitzen Winkel macht; außerdem hat der Kranke keine unangenehmen Gefühle im Rücken, ist fieberlos, seine Verdauung ungestört, und Fleisch und Kräfte nehmen dabei nicht ab. — Die Prognose ist in diesen Fällen günstig, meist gelingt die Heilung völlig, und es bedarf zuweilen nur der sorgfältigen Vermeidung der veranlassenden Ursache; außerdem stets gleichmäßiger Bewegung in freier Landluft, des ausgestreckten Liegens auf dem Rücken, des Tages mehre Stunden, geistiger aromatischer Einreibungen in die Rücken-, Rippen- u. Brustmuskeln, wobei diese Theile mit den Fingern sanft gedrückt und gekniffen werden müssen; und endlich der Gebrauch künstlicher Maschinen, als Schnürbrüste, des Streckapparats u. dgl. Diese künstlichen Vorrichtungen, die in allen übrigen Gattungen von Rückgratsverkrümmungen nicht allein nutzlos, sondern nachtheilig sind, finden hier volle Anwendung, und leisten meistens ersprießliche Dienste.

3) Verbiegung der Wirbelsäule von einer innern auf den Körper eines Wirbelbeines oder seines sehnigen

*) Spondylarthrokake, Wirbelbeingelenkübel, wie Hr. Rust in seiner Arthrokakologie diese Verkrümmung der Wirbelsäule nent, ist keine passende Benennung, da die Körper der Wirbelbeine, in deren Substanz oder Zwischenknorpel der Sitz des Übels ist, nicht mittels Gelenkfügung, sondern durch sehnige Zwischenknorpel mit einander verbunden sind, und hier weder eine Synovialmembran, die bei Gelenkkrankheiten eine so bedeutende Rolle spielt, noch Absonderung von Gelenkschmiere (synovia), das Charakteristische der Gelenke, vorhanden ist.

Zwischenknorpels schädlichen Einwirkung, wodurch ein krankhafter (Entzündungs-) Prozeß eigenthümlicher Art sich entwickelt, und Auflockerung, Erweichung, Vereiterung, oder ein Schwinden des befallenen Theils herbeigeführt wird, wovon die unausbleiblichen Folgen eine Verkrümmung der Wirbelsäule nach hinten und außen, der Buckel ist, der eigentliche Gegenstand dieser Abhandlung. — Die Dornfortsätze, die wie die übrigen Wirbelbeinfortsätze vermöge ihres festeren innern Gewebes selten, wenigstens im Anfange der Krankheit mit ergriffen werden, treten immer mehr hervor und bilden, nachdem das Übel Monate und länger unerkant fortgeschlichen ist, den ersten sichtbaren Anfang der Verkrümmung nach hinten und außen des Buckels, der, weil gewöhnlich anfangs nur ein Wirbelbein leidet, sich wie ein unempfindlicher Knoten von der Dicke einer Haselnuß zeigt. Mit der Zeit verbreitet sich das Leiden auf die nach oben und unten benachbarten Wirbelbeine, und eine allmälig größere Strecke des Rückgrats verkrümt sich; immer bleibt jedoch der zuerst als Knoten erschienene Höcker der hervorstehendste Punkt, dergestalt, daß diese Gattung von Verkrümmung in der Regel einen spitzen Winkel macht, wodurch sie sich besonders als Buckel, oder Höcker charakterisirt. Nach Verlauf eines längeren oder kürzeren Zeitraums, nimt die Absonderung eines in der Regel dünnflüssigen Eiters in dem kranken Wirbelbeine mehr zu, und bahnt sich nicht selten in einer von seinem ursprünglichen Herde entfernten Gegend, einen Ausgang und bildet auf diese Weise einen sogen. kalten oder Lymphabceß, dessen Quelle im Allgemeinen öfter ein verkanntes Knochenleiden, als ein problematisches Zerreißen eines Lymphgefäßes seyn mag. — Zuweilen nimt der Eiter seine Richtung nach den Psoasmuskeln hin, und es entsteht ein Absceß, der leicht für einen ursprünglichen Psoasabsceß gehalten werden kann. — Wo auch der Abscеß sich geöffnet hat, bleibt doch immer ein bis zum Ursprung des Übels sich erstreckender fistulöser Gang, woraus sich Jahre lang Eiter ergießt, und wenn sich, was von Zeit zu Zeit geschieht, der Gang schließt, so hat der Kranke, so lange die Heilung des Wirbelknochens nicht völlig zu Stande gekommen ist, von dem zurückgehaltenen Eiter zu leiden, daher diesem sofort wieder freier Abfluß geschafft werden muß. — Endlich wird der völlig erschöpfte Kranke vom Zehrfieber aufgerieben, oder, was zum Verwundern öfter der Fall ist, er genesеt von diesen langwierigen und schweren Leiden, und genießt, bis auf die bucklige Verkrümmung seines Rückgrats, und die, meist bis ins Mannsalter dauernde fistulöse Öffnung, einer erträglichen Gesundheit. —

Am öftersten werden die Lendenwirbelbeine von dieser Krankheit befallen, wahrscheinlich weil ihre Körper dicker, gefäß- und saftreicher als die der übrigen Wirbelbeine sind; vielleicht auch weil sie mehr dem Druck der über ihnen sich befindenden Rücken- und Halswirbelbeine, und der mit diesen zusammenhängenden Schultern, Arme u. s. w. ausgesetzt sind. — Meist ist die veranlassende Ursache skrophulöser, rachitischer Art; indeß mögen auch übelgeheilte Ausschlagskrankheiten, angeerbter gichtischer oder syphilitischer Stoff u. s. w., vorlängst erlittene und unbeachtet gebliebene äußere Gewaltthätigkeit, heftig erschütternde Körperbewegung zumal in gebückter Haltung, als starkes Trottreiten u. s. w., Masturbazion (?) und Familienanlage, eine solche Knochenkrankheit begründen können. — Das jugendliche Alter, wo Knochen und Knorpel gefäß- und saftreicher sind, ist dem Übel mehr als das reifere unterworfen. — Die Prognose ist hier immer ungünstig, und selbst bei dem günstigsten Erfolg bleibt eine mehr oder weniger in die Augen fallende Entstellung des Rückgrats, ein Buckel zurück. Hauptsächlich kömt es aber darauf an, daß das unter leisen und zweideutigen Zufällen sich entwickelnde Übel in seinem Entstehen, oder bestimmter, in seinem ersten entzündlichen Zeitraume erkant werde, was aber nicht ohne Schwierigkeit ist. — Die Erscheinungen, die zuerst Verdacht auf ein herannahendes Leiden der Art erwecken müssen, sind eine allgemeine Trägheit, und Veränderung in der Farbe und den Gesichtszügen, ohne bemerkbare Ursache, und bei fast unverändertem Appetit und Schlaf; der Puls ist kaum gegen Abend, und vielleicht in der Nacht etwas gereizt. Gewöhnlich wird dieser 6—8 Wochen dauernde Zustand, weit entfernt ein so großes tiefliegendes Übel ahnen zu lassen, der Erkältung oder Diätfehlern zugeschrieben, zumal da nach gelinden Abführungen und dergleichen Mitteln der Zustand sich zu bessern scheint. Bei Zunahme obiger Erscheinungen äußert indeß das Kind nach einiger Zeit, besonders wenn es wiederholt darum befragt wird, ohne genau die Stelle angeben zu können, unangenehme Gefühle im Rücken, die oft nachlassen, aber bald ohne Veranlassung wiederkehren; namentlich wird dem Kranken schnelles Fahren auf holprichten Wegen jetzt empfindlich und auf die Dauer fast unerträglich, wie der Verf. durch Erfahrung belehrt worden ist. Mit dem weiteren Fortgang der Krankheit wird die Schwäche der unteren Gliedmaßen, durch Unlust zu Bewegungen, und schnelles Ermüden, auffallend; und das so leicht ermüdende Kind erholt sich nicht sowol durch Ausruhen im Sitzen, wobei es, um den Rücken zu unterstützen, mit den Händen auf den Sitz sich zu stellen pflegt, als hauptsächlich im ruhigen Liegen. Die gastrischen Erscheinungen, namentlich unregelmäßige Stuhlentleerungen bei dickem gespanntem Bauche, werden hartnäckig; die Eßlust verliert sich gänzlich, der Schlaf ist unruhig und unterbrochen, der Puls entschieden fieberhaft, und die Physiognomie drückt ein tiefes Leiden aus. Charakteristisch ist jetzt das eigenthümliche Gezwungene und Steife im Gang und Haltung, besonders beim Bücken und schnellen Gehen, wobei das Kind den aufgetriebenen Bauch gewissermaßen vor sich herschiebt, oder mit der linken Hand auf die linke Lende sich zu stützen pflegt. — Um den bestimmten Sitz des jetzt nicht mehr zu verkennenden Übels auszumitteln, muß das Kind auf folgende Weise untersucht werden. Nachdem man dasselbe, um den Gang und die ganze Körperhaltung genau beobachten zu können, ganz nackt einigemal im Zimmer auf und ab hat gehen lassen, wird zuerst, bei ausgestreckter Lage auf dem Bauche, dann in gebückter Stellung (kleinere Kinder lege man auf dem Bauche über den Schoos;), die ganze Wirbelsäule von oben herab und von unten herauf, jedes Wirbelbein möglichst einzeln mit den Fingern drückend in allen Richtungen untersucht. Bei diesem Verfahren wird eine Stelle, die

nämlich, wo der Sitz des Übels sich befindet, empfindlich seyn; findet sich nach wiederholter Untersuchung keine solche Stelle, so wird man doch den kranken Wirbelknochen als den schwachen Anfang des vorhin erwähnten Knotens oder Höckers durchs Gefühl entdecken können. Das zu dem Ende von Thomas Coopland empfohlene Verfahren, mit einem in heißes Wasser getauchten und ausgedrückten Schwamm über das Rückgrat zu fahren, wo dann der kranke Knochen durch Empfindlichkeit sich verräth, hat sich in der Erfahrung des Verfs. und seiner Freunde, nicht bestätigt. Indeß ist dieses unschädliche Verfahren immer zu versuchen. Ist aber auf keine Weise eine bestimmte leidende Stelle in der Wirbelsäule aufzufinden, was wahrscheinlich der Fall ist, wenn das Übel von der inneren zelligen Substanz, von der inneren Knochenhaut (periosteo interno) des Wirbelbeinkörpers ausgeht, dann wird eine wiederholte aufmerksame Prüfung der vorhin beschriebenen Zufälle, und die allmälige Zunahme derselben, bald allen Zweifel über die Natur des Übels benehmen. Die Behandlung dieses Rückgratsleidens ist nach dem Zeitraume desselben zu ermäßigen. Wird das Übel, was leider selten der Fall ist, in seinem ersten Beginnen entdeckt, in der Entzündungsperiode, wo es noch nicht bis zur Mischung und Formveränderung des befallenen Theils gekommen ist, und wo die Heilung ohne zurückbleibende Entstellung noch möglich ist, dann ist das Leiden als örtliche Entzündung zu betrachten, mit dem Unterschied, daß diese Entzündung, vermöge der Gebilde, worin sie Statt hat, mehr einen schleichenden Gang nimt, und äußerst selten oder wol nie, eine entzündliche Anlage (diathesis inflammatoria) dabei obwaltet, welche allgemeine Blutentleerungen und den übrigen entzündungswidrigen Apparat nöthig macht. Örtliches Blutentziehen mittels blutiger Schröpfköpfe, die, was hier erfoderlich ist, tiefer eingreifen als Blutigel, dem befallenen Theil so nahe wie möglich, ist vor allem anzuwenden, und nach Umständen zu wiederholen; alsdann auf die Stelle ein Spanischfliegenpflaster zu legen, das einige Tage im Zuge erhalten, und nachher in zwei Fontanellen, eine zu jeder Seite des kranken Wirbelknochens, verwandelt werden muß. Die innere Behandlung muß wie die Diät dem eigenthümlichen Entzündungszustande, so wie der zum Grunde liegenden Ursache entsprechen. Der innere Gebrauch des Calomels mit angemessenen Zusätzen, dürfte in diesem Zeitraum, in der Regel das passendste seyn; außerdem leichte Kost, und der Genuß der gesunden Landluft. — Die während des ganzen Verlaufs der Krankheit wesentlichste Heilbedingung ist aber unstreitig die **möglichste Ruhe des Körpers in ausgestreckter horizontaler Lage auf dem Rücken**, am zweckmäßigsten auf einem mit Pferdehaar gepolsterten, und mit Federn versehenen Kanapee. Der Hauptzweck der horizontalen Rückenlage ist, daß der kranke Wirbelknochen, oder sein Zwischenknorpel, von den über ihm sich befindenden, beim Stehen und Gehen auf ihm lastenden Wirbelbeine, mit allen damit zusammenhängenden Theilen, als der Kopf, der Hals, die Schultern, die Arme, die Rippen u. s. w., so wenig wie möglich gedrückt werden. Die horizontale Rückenlage ist bei diesem traurigen Übel von so wohlthätigem Einfluß, daß sie von Baynton (Essay on the cure of the crooked spine) als das einzige Heilmittel anempfohlen wird. — Auch ist es wol der horizontalen Stellung der Wirbelsäule bei den Thieren, besonders den vierfüßigen, hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Buckel bei ihnen so selten ist. — Nachtheilig ist aber das leider nicht seltene Verfahren, bei Verdacht eines Übels der Art, zur Tilgung der etwa Statt findenden scrophulösen Anlage, ohne alle Berücksichtigung des Wesens der Krankheit, sofort Eisen, China u. dgl. innerlich, und geistige stärkende Einreibungen ins Rückgrat anzuwenden, wie letztere namentlich im Hufelandschen Journal f. pr. Heilk. 1818 S. 74 gegen Rückgratsleiden unbedingt empfohlen werden, da diese doch nur bei der zweiten Gattung von Rückgratsverkrümmung, wo nämlich blos ein ungleiches Wirken der Muskeln die Ursache ist, Anwendung finden, hier aber beim Buckel, besonders im ersten entzündlichen Zeitraume, schädlich einwirken. Es mag seyn, daß unter dem Gebrauche solcher reizenden Einreibungen die unangenehmen Gefühle im Rücken sich vermindern, allein diese trügerische Abnahme der Schmerzen ist Folge des dadurch beschleunigten Übergangs der Entzündung in Eiterung.

Hat man nach gehöriger Anwendung des gedachten Heilverfahrens, Grund anzunehmen, daß der Entzündungszustand gehoben ist, was aus dem freieren Gang und Haltung, dem besseren Aussehen, der regelmäßigern Verdauung, dem natürlichen Pulse u. s. w. abzunehmen ist, dann sind, mit Hinsicht auf die Natur der veranlassenden Ursache, und mit Vorsicht, damit nicht die Entzündung wieder angefacht werde, stärkende Arzneien, stärkende Bäder, das Seebad, stärkende Einreibungen ins Rückgrat, die Landluft u. s. w. in Gebrauch zu nehmen. Das horizontale Liegen auf dem Rücken, täglich 3 — 4 Stunden, muß wenigstens noch ein volles Jahr, mit Beharrlichkeit, unausgesetzt fortgesetzt werden, und eben so lange Zeit müssen die Fontanellen in Eiterung erhalten bleiben.

Hat das Übel die erste Entzündungsperiode überschritten, äußern sich Erscheinungen, welche die bereits eingetretene Mischung- und Formveränderung des befallenen Wirbelbeins darthun, ist der hektische Fiebercharakter entschieden, der Schmerz im Rückgrat bedeutend, die Entstellung der Wirbelsäule fühl- und sichtbar, und zeigen sich, vom Druck des kranken Wirbelbeins auf das ihm entsprechende Rückenmark und Nerven, Lähmung der unteren Gliemaßen, dann ist nur vom Gebrauch der Moxa nach der Larreyschen Methode, oder des glühenden Eisens, nach Rust, Nutzen zu erwarten. Welches von diesen beiden großen tief eingreifenden Mitteln den Vorzug verdient, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht; wahrscheinlich gibt es durch die Erfahrung noch auszumittelnde Fälle, wo das eine dem andern vorzuziehen seyn dürfte. — Zwar kent der Vf. die Wirkung des glühenden Eisens, dieses von den Ärzten der ältesten Zeiten hochgehaltenen Heilmittels, um dessen Wiedereinführung in die Chirurgie Hr. Rust sich ein bleibendes Verdienst erworben hat, in diesen Leiden der Wirbelsäule noch nicht aus eigner Erfahrung; allein was er in andern ähnlichen Übeln davon gesehen hat, und die einzelen, glücklichen Erfahrungen des trefflichen Rust, in seiner Arthrocacologia

ſ. 326, fordern auch in dieſem verzweifelten Übel zur Anwendung deſſelben auf. — Nach der Ausſage einiger Kranken, bei denen wir zu einem anderen Zwecke das glühende Eiſen anwenden ſahen, ſoll der Schmerz nur in den erſten Augenblicken der Anwendung heftiger und überraſchender, als bei der Moxa, ſeyn. Es verdient daher nicht mit den ſonſt ſo unternehmenden engländiſchen Wundärzten: ein barbariſches Mittel genant zu werden. Der Genfer Arzt Maunoir, der (Medico-chirurgical Transactions of London Vol. IX. 1819. p. 364.) den Engländern den Abſcheu gegen den Gebrauch des Glüheiſens zu benehmen ſucht, erzählt von einem Knaben, der ſich gegen die Anwendung des glühenden Eiſens dermaßen ſperrte, daß man ihn binden mußte. Nach dem erſten Zuge mit dem glühenden Eiſen, ſagte er: wenn es weiter nichts iſt, ſo ſolle man ihn nur los binden; es geſchah, und der Knabe ertrug die fernere Operation ganz ruhig. Indeß am Tage der Operation das Haus zu verlaſſen, und gar dem Schauſpiel mit beizuwohnen, wie Herr Ruſt erzählt, (l. c. p. 106 in der Anmerkung) darf nie geſtattet werden. — Das Abbrennen der Moxa, oder Cylinders, macht zwar nicht den überraſchend ſchnell eindringenden Eindruck wie das glühende Eiſen; dagegen iſt der Eindruck der Moxa, vorausgeſetzt, daß wenigſtens 4 bis 6 Stück in einem kurzen Zeitraume nacheinander abgebrannt werden, bleibender, und in ſofern dürfte ihnen die Wirkung des Glüheiſens nachſtehen. — Es verſteht ſich, daß die Brandwunden ſowol der Cylinder als des Glüheiſens in Fontanellen verwandelt werden müſſen. — Das techniſche Verfahren bei der Anwendung dieſer Mittel auseinander zu ſetzen, iſt hier nicht der Ort. (*Detmold.*)

Buckelfisch, ſ. **Dorsarius.**

Buckelkäfer, ſ. **Erodius.**

BUCKINGHAM, 1) Grafſchaft im Innern von England zwiſchen 16° 30′ bis 17° 15′ öſtl. L. und 51° 25′ bis 52° 14′ nördl. Br., im N. an Northampton, im O. an Bedford, Hertford und Middleſex, im S. an Berks, im W. an Oxford gränzend. Sie hat einen Flächeninhalt von 3527 □M.; von ihrer Oberfläche, die zu 488,720 Acres angeſchlagen wird, ſind 328,000 Pflugland und Weide, 20,000 Wald, Gebirge oder vielmehr Landrücken ſieht man blos im S. W., wo die Chiltern Hills in das Land treten, deſſen Boden meiſtens kreidig, ſteinig, im N. ſandig iſt, aber dabei eine höchſt fruchtbare Decke trägt. Die Thames berührt im S. die Gränze, und zieht Colne und Wick an ſich: der Tame, der auf den Gränzen von Hertford den Urſprung nimt, ſtrömt durch die Mitte nach Oxford, die Ouſe, die ebenfalls hier entſteht, nach Northampton über, und mehre Kanäle, worunter die Grandjunction, ſetzen die Provinz mit London und den Küſten in Verbindung. Ihr Klima ähnelt dem von ganz England. Buckingham gehört zu den Provinzen, die London mit Korn, Mehl und Viktualien verſorgen; ihr Anbau iſt muſterhaft, und Ackerbau und Viehzucht ſtehen in der ſchönſten Blüte: ihr Weizen und ihre Gerſte werden überall geſchätzt. Man bauet viele Garten- und Hülſenfrüchte, vielen Rübſamen, Flachs, und hat im Bernwood Forreſt noch etwas Holz, man mäſtet viele Ochſen im Thale von Aylesbury, ſchlägt eine große Quantität Butter ein, und zieht große und ſchwere Hammel, auch Enten und Tauben, die den Markt von London füllen. Was ihr fehlt, ſind vorzüglich Steinkohlen, daher auch keine großen Fabrikanſtalten zu errichten ſtehen. Der Hausfleiß beſchäftigt ſich faſt allein mit der Spitzenklöppelei, die über das ganze Land verbreitet iſt und eine Menge Weibsperſonen ernährt: es ſind eigene Schulen errichtet, die den Kindern Unterricht ertheilen. Außerdem gibt es mehre Papiermühlen, deren Produkt geſchätzt wird. Was die Provinz zur Ausfuhr bringt, beſteht vorzüglich in Korn, fettem Vieh, Butter, Wolle und andern Viehprodukten, Rüböl, Spitzen, Papier und einigen geringern Artikeln, worunter auch Walkererde von Wavendon. Die Einw. ſind faſt durchaus wohlhabend: 1811 beſchäftigten ſich 13,933 Familien mit dem Ackerbau, 8424 mit Fabriken, Handwerken und Handel, und 2844 gehörten zu den Rentierern, Gutsbeſitzern, u. ſ. w. Für 1824 mag ſich ihre Anzahl auf 136,000 belaufen, jede □M. davon 3856 gezählt haben, 1821 gab der Cenſus 28,867 Familien und 134,068 Individuen an: von letztern waren 64,867 männl. und 69,201 weibl. Geſchlechts; 1811 ſind 117,650, 1801 erſt 107,441 gezählt. Die Zahl der Wohnplätze belief ſich auf 6 Boroughs, 9 Marktflecken und 200 Kirchſpiele, worin 20,986 Häuſer ſtanden. Die Grafſchaft, welche zur Diöceſe von Lincoln gehört, ſtellt 560 Mann zur Nationalmiliz, ſendet 14 Deputirte in das Parliament und wird in 8 Hundreds eingetheilt.— Sie ſoll ihren Namen von den vielen Buchen (Bocken oder Bucken) erhalten haben, die in der Vorzeit ihren Boden bedeckten. Als die Römer nach Britannia kamen, fanden ſie hier den Stamm der Cattieuchlany oder Caſſier, die den Caſſivelanern unterworfen waren. König Eduard der Ältere ſoll um 912 bis 918 die Feſte Buckingham erbauet haben, die in den Bürgerkriegen nachher ſo merkwürdig wurde und wovon die Grafſchaft den Namen angenommen hat. Man findet in ihrem Umfange verſchiedene Überreſte von Alterthümern und römiſchen Straßen. Die Familie Temple führt von ihr den Marquiſentitel und beſitzt hier den ſchönen Landſitz Stowe. — 2) Die Hauptſtadt der Grafſch. Buckingham an der Iſe, worüber 3 ſteinerne Brücken führen. Nur ein geringer Ort, der außer der Episkopalkirche, die einen 150 Fuß hohen Thurm trägt, außer 4 Bethäuſern der Reformirten, Independenten, Methodiſten u. Quäker, außer 1 Hoſpitale, 1 Armenhauſe, 1 Gefängniſſe, und 1 neuen Stadthauſe, worauf die Aſſiſen gehalten werden, nur 560 Häuſ. und 1821. 2635 Einw. enthielt, deren Nahrung auf Ackerbau, bürgerlichen Gewerben und Spitzenklöppeln beruhet. Es werden Wochen- und 10 Jahrmärkte gehalten, der Ort erhielt 1544 die Rechte eines Boroughs, und ſendet 2 Deputirte zum Parliamente. Von dem Schloſſe oder der Feſtung, die Eduard der Ältere hier aufführte, ſieht man keine Spuren mehr.— 3) Eine Grafſchaft im Diſtr. Trois Rivieres der brit. Provinz Untercanada oder Quebeck: ſie liegt auf der Südſeite des Lorenz. — 4) Eine Grafſchaft in dem nordamerik. State Virginia, vom James und Appamator umfloſſen, 1820 mit 17,569 Einw., worunter 10,081 Sclaven. Sie hatte in dieſem Jahre noch keinen Hauptort und das Gerichtshaus ſtand iſolirt. (*Hassel.*)

BUCKINGHAM, Grafen und Herzoge. Als der erste, welcher den Titel eines Grafen von Buckingham getragen habe, wird Gualter Gifford angeführt, ein Ritter, welchen Wilhelm der Eroberer mit dieser Grafschaft belehnte zum Lohne für geleistete Dienste bei der Eroberung von England. Dessen gleichnamiger Sohn starb ohne männliche Nachkommenschaft, und die Grafschaft fiel der Krone zu. — König Richard II. ernannte 1377 Thomas von Woodstock, König Eduards III. jüngsten Sohn zum Grafen von Buckingham*). Dieser hinterließ einen Sohn Humphred, welcher jung starb, und eine Tochter, welche sich mit Edmund, Grafen von Stafford verheirathete. — Durch diesen ging 1445 die Grafschaft Buckingham auf das Haus Stafford über. König Heinrich VI. ernannte ihn in diesem Jahre zum Grafen und im folgenden zum Herzog von Buckingham. Edmund und sein Sohn Humphred blieben beide in der Schlacht bei Northampton, und Heinrich, Humphred's Sohn, erbte den Herzogstitel. Er war anfangs ein eifriger Anhänger des grausamen Richard III. und half demselben, sich auch auf den Thron von England zu schwingen. Nachmals aber, unzufrieden mit dem Lohne, den er dafür erntete, fiel er von dem Könige ab und wollte seine Ansprüche auf die Erbfolge des Hauses Herford mit gewaffneter Hand geltend machen. Allein die Unternehmung schlug fehl und Buckingham bezahlte sie mit seinem Kopfe 1483. Sein ältester Sohn Eduard, Graf von Stafford und Herzog von Buckingham, wurde von Heinrich VII. in die väterlichen Besitzungen und Titel wieder eingesetzt, und auch Heinrich VIII. blieb ihm gewogen, und erhob ihn bis zum Großkonnetabel. Aber sein aus Neid und Habsucht entsprungener Haß gegen den Kardinal Wolsey, welchen er keineswegs in sich verschloß, stürzte ihn. Der gereizte Kardinal machte durch einen falschen Ankläger den Herzog von Buckingham des Hochverraths verdächtig, als strebe er, gestützt auf seine Abkunft von einer Tochter Eduards III. nach der Krone Englands und obgleich der Beschuldigte seine Unschuld auf das standhafteste betheuerte, wurde er dennoch, nach Abhörung mehrer Zeugen, welche die Anklage bestätigten, zum Tode verurtheilt und 1521 zu London enthauptet. Sein Sohn Heinrich erbte den Grafentitel von Stafford, aber als Herzog von Buckingham folgte er seinem Vater nicht. — König Jakob I. ernannte seinen Liebling, den berühmten George Villiers, 1617 zum Marquis und 1623 zum Herzog von Buckingham. Über ihn und seinen gleichnamigen Sohn s. die beiden folgenden Artikel. Mit dem letztern erlosch das Haus Villiers. — Königin Anna ernannte 1703 John Sheffield zum Herzog v. Buckingham, mit dessen Sohne 1735 das Haus Sheffield ausstarb. (S. den Artickel)**). (*W. Müller.*)

BUCKINGHAM (George Villiers, Herzog v.). Dieser berühmte Minister und Günstling der Könige Jakobs I. und Karls I. von England, stammte aus dem alten ritterlichen Geschlechte des Villiers[1]) von Leicestershire und wurde den 20. Aug. 1592 zu Brookesby in der genannten Grafschaft geboren. Sein Vater, der Ritter George Villiers hatte von seiner ersten Gemalin 2 Söhne und 2 Töchter, von der zweiten, Maria von Beaumont, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn dieser zweiten Ehe, John Villiers, starb ohne Nachkommenschaft 1657, der zweite ist George, und der dritte, Christopher, wurde nachmals Graf von Anglesey und starb 1624[2]). Die Natur hatte George Villiers mit den reichsten Gaben ausgerüstet: sein Körper war schön gebauet, kräftig und geschickt beweglich, sein Gesicht von anziehendem Reiz, jede seiner Mienen und Bewegungen voll Anstand und Anmuth. Dazu war auch sein Geist lebhaft und offen, obgleich er in seinen früheren Jahren wenig lernte und deshalb für einen langsamen Kopf galt; doch Unternehmungslust und Ehrgefühl schienen ihm angeboren und wurden die ersten Triebfedern seiner Ausbildung. Er verlor seinen Vater, als er noch nicht 18 Jahr alt war, und seine Mutter, eine kluge und ehrgeizige Frau, glaubte ihre durch eine zweite Heirath[3]) nicht geschwächte Liebe zu ihrem schönen Sohne nicht besser bethätigen zu können, als wenn sie ihm so bald als möglich Gelegenheit verschaffte, sich als vollkommenen Kavalier geltend zu machen. Daher schickte sie ihn auf 3 Jahre nach Frankreich, um in der Schule der Galanterie den modernen Ritterdienst des Tanzens, Reitens und Fechtens und dazu auch die franz. Sprache bis zur Meisterschaft zu erlernen; und er täuschte die Hoffnungen der Mutter nicht. In seinem 21. Jahre kehrte er nach England zurück, als ein Muster ritterlicher Grazie und Mode, und die Mutter hatte nunmehr nichts Angelegeneres zu thun, als ihren Liebling unter die Augen des Königs Jacob I. zu bringen, welcher bekanntlich durch eine schöne Figur und schöne Kleider leicht zu gewinnen war. Ein Divertissement, welches die Studenten von Cambridge dem Monarchen 1615 gaben, führte die ersehnte Gelegenheit herbei, und der erste Eindruck, welchen der junge Buckingham hier auf Jakob machte, entschied über sein und seines Königs Schicksal. Kaum vorgestellt, wurde er von dem verblendeten Könige zum Mundschenken (Kupbearer of the King) ernant, und nun jagte eine Ehre und Gunst und Erhöhung die andre, um den neuen Günstling zu überfüllen und den König am Ende zu erschöpfen. Jakob war seines alten Lieblings, des Grafen von Sommerset, überdrüßig geworden, und sobald diese Stimmung des Königs bei Hofe bemerkt wurde, so fehlte es nicht an Verleumdern und Anschwärzern des allmälig sinkenden Ministers, und die wachsende Neigung des Monarchen für seinen Mundschenken wurde zum Hebel angewendet, die eine Kreatur zu stürzen, um eine andre auf denselben Platz zu stellen. Auf diese Weise wurde Villiers durch die Kabalen und Intriguen der Gegner Sommersets ohne eigene Anstrengung emporgehoben, besonders seitdem der

*) Später Herzog von Glocester, wurde 1397 zu Calais erdrosselt. **) *Imhof* Histor. general. regum parinmque M. Brit.; Peerage of England.

1) Die Villiers waren eine normännische mit Wilhelm dem Eroberer nach England verpflanzte Familie.

2) Mit dessen Sohne erlosch dieser Zweig des Hauses Villiers. 3) Nach Roger Coke soll die Witwe Villiers noch zwei Männer geheirathet haben, den Ritter Thomas Rayner und den Ritter Thomas Compton. Derselbe will auch wissen, sie sey aus der Küche in ihres ersten Gemals Bette gekommen. S. *Coke* Detection of the Court and State of England etc. p. 80.

Erzbischof von Canterbury die Königin für ihn gewonnen hatte [4]). Denn der König hatte es sich einmal zum Gesetz gemacht, keinen andern Liebling zu wählen, als wer ihm von seiner Gemalin empfohlen worden wäre. Nachdem dies also geschehen, schlug Jakob den Mundschenken eiligst zum Ritter und ließ ihn als seinen Kammerherrn beeidigen. Jetzt stand Villiers an der Spitze einer Partei dem einst allgewaltigen Sommerset gegenüber, und jeder Tag gewann ihm neue Anhänger und schwächte den Einfluß seines Nebenbuhlers, bis endlich die Untersuchung wegen der Vergiftung des unglücklichen Overbury die Katastrophe herbeiführte, welche den Grafen und die Gräfin von Sommerset beinahe auf das Schaffot gebracht hätte [5]). Der königliche Pedant fühlte sich nunmehr überaus glücklich, ohne Rücksicht auf seine früheren Verhältnisse zu dem gestürzten Liebling, und sogar mit anscheinender Gnade gegen denselben, indem er nämlich den Streich zurückhielt, welcher ihn treffen sollte und ihm eine Todesfrist nach der andern bewilligte [6]), sich seiner Leidenschaft für den Alcibiades Villiers ganz hingeben zu dürfen, den er moralisch, religiös und politisch nach seinen Normen auszubilden hoffte, ein Geschäft, dessen Idee schon ihn entzücken mußte. Der Schüler wuchs aber dem Lehrer gar bald über den Kopf und bemächtigte sich einer wahrhaft tyrannischen Herrschaft über seinen König. In weniger als 2 Jahren war er Baron, Viscount, Graf, Marquis von Buckingham, Lord Großadmiral, Lord Aufseher der 5 Häfen, Großstallmeister, und hatte alle Ehren und Mittel, die Vorrechte und Einkünfte dreier Königreiche wie einen Spielball in Händen, den er nach seiner Laune hinwerfen durfte, wohin es ihm beliebte. Und er that es, nicht allein von seiner Laune, sondern auch von seinen Leidenschaften geleitet. Er, seine Familie, seine Kreaturen und seine Spione wurden mit Gold überschüttet, während der König oft in schmählicher Entblößung des Nöthigsten entbehren mußte [7]). Die Nation seufzte über diesen Stand der Dinge: das Verdienst verkannt, der Adel niedergedrückt, das gemeine Volk gepreßt, die Krone entweiht und lächerlich gemacht, und das Alles, um einen übermüthigen und gewissenlosen Liebling zu einem Götzen zu erheben; aber Niemand wagte zu handeln, zu sprechen oder nur zu murren. Buckingham's Gewalt wuchs mit jedem Tage, und doch gab es für seinen Ehrgeiz noch immer hinwegzuräumen und an sich zu raffen. Der Graf von Bristol, ein eben so rechtlicher als kluger Minister, stand ihm noch im Wege. Dieser unterhandelte seit einiger Zeit in Madrid über die Vermählung der Infantin Maria, und obgleich die Sache langsam vorschritt, so wäre sie doch wahrscheinlich nicht ohne Erfolg geblieben, hätte nicht Buckingham's Einmischung die angeknüpften Fäden gewaltsam zerrissen. Er wollte nicht allein den Grafen von Bristol aus den Statsgeschäften entfernen, sondern auch sich der Gunst des Thronerben versichern, gegen den er in einem Anfalle von blinder Wuth die Hand zu erheben gewagt hatte, und den er jetzt, bei Jakobs alternder Hinfälligkeit, um jeden Preis gewinnen zu müssen glaubte. Er flößte ihm also den romantischen Wunsch ein, selbst nach Spanien zu reisen und durch seine Gegenwart den Schneckengang der politischen Verhandlungen zu beflügeln. Der alte Jakob, hinter dessen Rücken Buckingham den Prinzen bearbeitet hatte, wurde zur Einwilligung in diesen Plan gezwungen, so sehr er ihm auch zuwider seyn mochte, und Buckingham mußte, wie er wollte, Karls Begleiter nach Madrid werden [8]). Jakob soll ihm diesen Streich nie verziehen haben; und dennoch erhob er den Treulosen während dieser spanischen Reise zum Herzog von Buckingham. So groß war des Königs Schwäche und des Lieblings Gewalt. Der Prinz und sein Mentor reisten im Februar 1623 von England ab und erreichten Madrid im folgenden Monat. Der Erfolg dieser Unternehmung ist bekannt: was Bristol's Klugheit vorgearbeitet hatte und durch die liebenswürdige Bescheidenheit des Prinzen seinem Ziele immer näher zu rücken schien, das zerstieß sich unwiederherstellbar an dem anmaßenden und ungestümen Benehmen des Herzogs, dessen grobe Vertraulichkeit und ärgerliche Unsittlichkeit am spanischen Hofe harten Anstoß geben mußte [9]). Nach der Rückkehr des Prinzen und seines Begleiters aus Spanien schien Jakob den Triumph zu haben, den traurigen Erfolg der Reise, wie er ihn vorausgesagt hatte, vor Augen zu sehen; aber Buckingham wußte die Sache bald so darzustellen, daß der König und das Volk glauben mußten, er habe den Thronerben durch die schnelle Abreise aus Madrid den schrecklichsten Gefahren entrissen, und diese gehässige Darstellung des Verfahrens und der Absichten des spanischen Hofes, welcher der Minister zu seiner eigenen Rechtfertigung zu bedürfen glaubte, führte allmählich einen förmlichen Bruch zwischen den beiden Reichen und endlich einen Krieg herbei. Das Parlament, gegen den König von dessen eigenem Günstling aufgeregt, theils getäuscht, theils bestochen, theils geschreckt, erklärte dem beherrschten Herrscher, er müsse diesen Krieg ankündigen; und Jakob that es. Unterdessen hatte der Graf von Bristol in Madrid ununterbrochen an der Wiederherstellung des guten Vernehmens zwischen den beiden Höfen gearbeitet, und die Unterhandlungen wegen der Herausgabe der Pfalz waren in

4) Man erzählt, daß die Königin anfangs den Erzbischof gewarnt habe, den jungen Villiers zu begünstigen. Ich kenne, soll sie gesagt haben, den König besser, als ihr; wenn dieser junge Mann sein Liebling wird, so werden diejenigen, welche sich jetzt für ihn bemühen, die ersten seyn, welche es bereuen; und ich werde nicht die letzte seyn. Der König wird ihn lehren, uns zu verachten und uns zu mishandeln, damit er keine andre Stütze habe, als ihn allein. — Eine wahre Prophezeihung. S. *Coke* I. c. p. 100. 5) S. die Artikel Overbury und Sommerset. 6) Erst im J. 1621 erhielten der Graf und die Gräfin völlige Verzeihung und Freiheit. 7) Nach Weldon verkaufte Buckingham alle Ämter, Pfründen und Ehren für bestimmte Summen und hatte eigene Verzeichnisse von solchen Preisen und Jahrgeldern, welche ihm für Bestallungen gezahlt werden mußten. Die Anekdoten von Jakobs Geldnoth sind bekant. S. Rapin's Geschichte von England; teutsche Übersetzung B. V. S. 535.

8) S. *Clarendon* History of the Rebellion. T. I. p. 14 ff. 9) Nach andern Berichten soll Buckingham die Absicht gehabt haben, den Prinzen Karl in Madrid zur Annahme der katholischen Religion zu verleiten. Dieser Vorwurf wurde ihm wenigstens in der Folge von dem Grafen von Bristol im Parlament gemacht. Daß in Madrid dergleichen Versuche gegen den Prinzen Statt gefunden haben, ist authentisch.

Verbindung mit der Bewerbung um die Infantin auf's neue angeknüpft, als er plötzlich zurückgerufen, bei seiner Ankunft in England gefangen genommen, in den Tower gesetzt, des Hochverraths angeklagt, und, obgleich gerechtfertigt, doch vom Hofe verbannt wurde. Eben so büßte der Großschatzmeister, Graf von Middlesex, seine Treue gegen den König, die er durch freimüthigen Widerspruch gegen die Plane des Günstlings zu bewähren suchte, mit einer Geldstrafe und der Ausschließung von Parlament, nachdem er vorher eine harte Anklage und ein langes Gefängniß bestanden hatte. Der König aber hatte jetzt einen um so schlimmern Stand gegen seine Kreatur, da Buckingham seit der spanischen Reise den Prinzen Karl so mit seinen Netzen umgarnt hielt, daß er ihn nach Belieben zu seinem Werkzeuge gegen den eigenen Vater gebrauchen konnte. Was halfen dem alten schwachen Manne die Warnungen, welche ihm vielleicht noch von einigen Seiten zukamen? Wagte er doch seinem eigenen bessern Wissen und Willen nicht zu folgen, wenn es den Planen Buckinghams widersprach. Mitten in diesen verwirrten und rettungslosen Verhältnissen starb Jakob am 27. März 1625, nachdem er kurz vor seinem Tode noch den Wunsch erfüllt gesehn hatte, den Thronerben zu verloben [10]). Dagegen erlebte er aber auch die traurige Nachricht der Auflösung des Heeres, welches er zu Gunsten seines Schwiegersohnes, des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz, hatte einschiffen lassen; und Gerüchte waren damals in Umlauf, Buckingham habe ihn kurz vor seinem Ende wollen einsperren lassen, um sich zum Regenten für den Prinzen von Wales aufzuwerfen; ja, Einige beschuldigen den Herzog sogar, den Tod des Königs gewaltsamer Weise beschleunigt zu haben [11]).

Nach Jakobs Tode raffte sich das lange verblendete und niedergedrückte Parlament zu einem kräftigen Angriff gegen den Herzog auf. Schon früher hatte es sich unwillfährig gegen denselben gezeigt und die nöthigen Mittel zu dem spanischen Kriege verweigert, welchen es kurz vorher so eifrig gefodert hatte [12]). Jetzt wurde er, der vor einem Jahre der Retter des Prinzen und der Nation genant worden war, im neuen Parlament als Verführer seines Königs, Verräther des Vaterlandes und Feind des Volkes angeklagt. Aber Buckingham stand zu fest in des jungen Königs Gunst, als daß diese Anklage andre Folgen hätte nach sich ziehen können, als die Auflösung des Parlaments, und die Verhaftung der heftigsten Gegner des Herzogs, welcher sogar, noch in dem Laufe des Verfahrens gegen ihn, durch den König zum Kanzler der Universität Cambridge vorgeschlagen und befördert wurde. Dieser Schritt zog viele andre Maßregeln nach sich, welche den neuen König in dem ganzen Volke verhaßt zu machen anfingen und ihn vielleicht die ersten Stufen zu dem Blutgerüst hinaufführten; und die Hand, welche ihn auf diese Bahn hinleitete, war Buckingham's. Die Mittel zu dem einmal begonnenen Kriege mußten um jeden Preis herbeigeschafft werden, und nach der Auflösung des Parlaments blieb nichts übrig, als zu ungesetzlichen Taxen, gezwungenen Anleihen und Gewaltthätigkeiten gegen diejenigen, welche sich denselben widersetzten, zu schreiten. Buckingham, welcher auf das eifrigste den Krieg gegen Spanien betrieb, brachte auch wirklich eine Expedition gegen Cadix zu Stande, deren Erfolg aber so unglücklich und unrühmlich, als möglich, für die Engländer ausfiel. Nichts desto weniger wagte es der Besinnungslose seinen König noch in demselben Jahre in einen neuen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, und zwar, nach der fast allgemeinen Angabe, blos zur Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften. Als er bald nach Jakobs Tode zur Heimführung der Braut seines Königs nach Paris gekommen war, soll er dort seine Augen bis zu der Königin von Frankreich, Anna von Östreich, zu erheben gewagt haben. Es ist unentschieden, wie Diese seine kühnen Anträge aufgenommen [13]), aber der Kardinal von Richelieu, welcher ihm nicht gewogen war, soll dem Könige Ludwig XIII. seine Bemerkungen über den gefährlichen Fremden mitgetheilt haben, und als dieser sich gleich bei seiner Rückkehr nach England zum ordentlichen Gesandten am franz. Hofe ernennen lassen wollte, lief ein Brief des Königs von Frankreich ein, worin sich dieser den Herzog von Buckingham als Gesandten verbat. Darauf soll der allmächtige Minister geschworen haben: er wolle um jeden Preis die Königin von Frankreich wiedersehn. Ob nun aber auch wirklich diese geheimen Motive des Herzogs von Buckingham zu dem Kriege mit Frankreich aufregten, mag unentschieden bleiben; gewiß ist aber, daß er, die Religion zum Vorwande nehmend, den Heirathsvertrag zwischen seinem Könige und Henrietten von Frankreich dadurch verletzte, daß er der Königin alle franz. Dienerschaft entzog, und damit noch nicht zufrieden, engländische Schiffe zum Kapern französischer veranlaßte, welche die Admiralität für gute Prisen erklärte. Nachdem er auf diese Weise den Bruch mit Frankreich herbeigeführt und das glückliche Vernehmen zwischen dem königl. Paare zerstört hatte, soll er in seiner brutalen Frechheit gegen die Königin so weit gegangen seyn, ihr zu verstehn zu geben: man hätte in England schon Königinnen enthaupten sehn. Trotz allen diesen Herausfoderungen zeigte sich Frankreich immer noch zur Versöhnung und Ausgleichung geneigt: da trat der Herzog gerade zu als Feind gegen dasselbe auf, und seine erste Heldenthat, als Admiral und Oberfeldherr in diesem Feldzuge, war der eben so schlecht angelegte als ausgeführte Versuch auf Rochelle und die damit in Verbindung stehende erfolglose Landung auf der Insel Rhé, im Julius 1627. Verachtet als Feldherr, gehaßt und verabscheuet als Minister, wie ein allgemeiner Feind mitten in seinem Vaterlande gefürchtet, den Hohen wie den Niedern, den Protestanten wie den Katholiken

10) Mit Henriette von Frankreich. 11) *Burnet* p. 17. *Wilson* p 285. 12) In der Verlegenheit, worin Buckingham durch diese Weigerung gerieth, verband er sich mit den Puritanern zu einem Anschlage gegen die bischöfliche Kirche, um deren Güter einzuziehen.

13) Nach Einigen soll die Königin ihm eine geheime Audienz gewährt haben, als er, nach seiner Beurlaubung, verkleidet nach Paris zurückgekehrt sey. Am weitläufigsten ist Clarendon über diese Verhältnisse Buckinghams zum franz. Hofe und zur Königin Anna. Zu vergleichen sind auch: die Memoiren des Grafen von Brienne, Jahr 1625. die des Kardinals von Retz. T. II. p. 384., und Histoire *d'Anne d'Autriche* par Mad. de *Motteville*, Tom. I. p. 16 ff.

ein Gegenstand des Jammers und des Fluches, wagte er es dennoch, gestützt auf seine Herrschaft über seinen König, den er bis zur Mißhandlung tyrannisirte[14]), auch nach seiner Rückkehr von diesem schmählichen Feldzuge, dem ganzen England zu trotzen, und seine Tollkühnheit stieg mit jedem Verbrechen und mit jedem schlechten Erfolge. Er eröffnete das neu zusammengerufene Parlament mit einer Rede, worin es hieß: der König hätte es zwar unterlassen können, die Herren zu berufen; jedoch habe er noch einen Versuch mit ihnen machen wollen. Würden sie sich aber weigern, die nöthigen Subsidien zu bewilligen, so möchten Sr. Majestät zu andern Mitteln greifen. Auf diese Weise streuete der Minister immer neuen Samen der Zwietracht zwischen König und Volk aus, während seine alte Saat schon aufwuchs. Das Parlament foderte erst Wiederherstellung und Sicherung der verletzten Rechte des Volkes, ehe es Bewilligungen zu dem Kriege machen könnte, und Buckingham widerstand mit leidenschaftlicher Verhärtung auch den billigsten Reklamationen. Während nun Bittschriften, Adressen und Reden den König bestürmten, seinen Günstling, den Urheber alles Übels, den Feind des Volkes und der Krone, von sich zu entfernen, entschlüpfte dieser durch einen neuen Feldzug den ihn bedrohenden oder doch belästigenden Anklagen. Der Oberfeldherr vertrauete seinem Schwager, dem Grafen von Denbigh, das Kommando der Flotte an, welche das bedrängte Rochelle entsetzen sollte; aber dieser war so feige, daß er sich dem Feinde nicht auf Schußweite zu nähern wagte und die Flotte in die Häfen von England zurückführte, als habe er eine Spazierfahrt mit ihr zu machen gehabt. Jetzt drang der König in den Herzog, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. England hat die Augen auf euch gerichtet, soll er gesagt haben, und ich will es. Diese Sprache war dem Günstling neu, und er gehorchte. Eine große Flotte wurde eiligst zur Abfahrt gerüstet, die Landungstruppen waren zum Einschiffen bereit, der Herzog, umringt von Höflingen, Offizieren und Wachen, hatte sein Hauptquartier in Portsmouth: da traf ihn der Dolch eines unbekannten Fanatikers, des verabschiedeten Lieutenants John Felton, am 23. August 1628. Der Herzog starb augenblicklich mit dem Herausziehen des Messers, welches sein Herz durchbohrt hatte. Der Mörder war ein melancholischer Schwärmer, welcher keiner Verschwörung zum Werkzeuge gedient, sondern theils eine eigene Dienstzurücksetzung zu rächen, theils ein Märtyrer für das Wohl seines Vaterlandes zu werden beschlossen hatte. Buckingham's Tod soll den König Karl tief betrübt haben, und er pflanzte seine Gunst von dem gemordeten Liebling auf dessen Familie und Kreaturen fort. Der Leichnam des Herzogs wurde nach London gebracht und auf das Feierlichste und Glänzendste in der Kapelle Heinrichs VII. beigesetzt.

Buckingham hinterließ zwei Söhne, George und Francis[15]), von seiner Gemalin der einzigen Tochter des Grafen von Newcastle, welche er 1620 geheirathet hatte. Sie war die reichste Erbin in England, und man erzählt, er habe, um ihre Hand zu gewinnen, sie erst verführt, wodurch ihr Vater gezwungen worden wäre, seine Einwilligung zu der Verbindung zu geben. Nach Andern soll aber der Graf von Newcastle den Verführer zu der Heirath gezwungen haben.

Buckinghams Charakter stellt sich in seinem Leben dar. Er, welcher Könige und Königreiche beherrschte, konnte keine seiner Leidenschaften beherrschen, und Ehrgeiz, Stolz und Habsucht stritten sich um die Obergewalt über den gewaltigsten Mann. Von festem Charakter und sichern Grundsätzen kann daher bei ihm nicht die Rede seyn. Er sprach und handelte selten ruhig und besonnen, und so intrigant und listig er auch oft zu Werke ging, so hielt doch seine klug berechnete Verstellung nicht oft Stand gegen einen Anfall seiner leicht gereizten Empfindlichkeit. Seine Moral war überaus locker, und seine Ausschweifungen in der Liebe machten ihn berüchtigt. Drei Königinnen, rühmte er sich, hätten ihm ihre Gunst geschenkt, und er bildete sich ein, unwiderstehlich bei allen Frauen zu seyn. Religion hatte er nur, wenn er ihrer zur Erreichung seiner Absichten bedurfte. Man hat ihn den Mörder Karls I. genant, und es ist nicht zu leugnen, daß sein Ministerium den Grund zu dem Schafot gelegt hat, auf welchem dieser Monarch sein Leben endigte[16]). (*W. Müller.*)

BUCKINGHAM. George Villiers, Herzog von Buckingham, Sohn und Erbe des Vorigen, wurde ein und ein halb Jahr vor der Ermordung seines Vaters 1627 zu London geboren. Er erhielt seine erste Bildung unter Hauslehrern und bezog in der Folge die Universität Cambridge. Nach Vollendung seines akademischen Kursus machte er mit seinem jüngern Bruder Francis unter der Führung eines ihnen vom Könige bestimmten Gouverneurs, des William Aylesbury, eine Reise durch Frankreich. Noch vor der Rückkehr der Jünglinge nach England war

14) Bassompierre in seinen Memoiren, J. 1626, erzählt eine merkwürdige Anekdote über Buckingham's Betragen gegen seinen König. Puis le duc me mena dans une gallerie, où le roi m'attendoit, qui me donna une bien longue audience et bien contestée. Il se mit fort en colère, et moi, sans perdre le respect, je lui repartis en sorte, qu'enfin lui cedant quelque chose, il m'en accorda beaucoup. Je vis là une grande hardiesse, pour ne dire effronterie du Duc de *Boukinkam*, qui lors qu'il nous vit les plus échauffez, il partit de la main et se vint mettre en tiers entre le roi et moi, disant: je viens faire le hola entre vous deux.

15) Von beiden ist im folgenden Artikel die Rede.

16) Viele Zeitgenossen haben den Herzog von Buckingham geschildert, einige wol mit zu gehässigen Zügen. Clarendon entschuldigt ihn in vielen Stücken und schiebt manche That, die man seinem Herzen vorwirft, seinem Kopfe zu. Wie dem aber auch seyn mag, so ist sein Ministerium in dem, was es wirklich geleistet hat, eben so verderblich für das englische Volk, wie für dessen unglücklichen König gewesen. Eine seltene Erscheinung bleibt Buckingham immer; und die Eigenschaften und Künste, wodurch er, bei allen seinen Schwächen, Blößen und Unbesonnenheiten, ja bei mancher gewiß sehr lästigen Anmaßung und Frechheit, zwei Könige bis zu seinem Tode an sich fesseln konnte, deren Charakter doch ziemlich verschieden war, sind noch nicht genügend beleuchtet. — S. Rapin's Geschichte von England im 5. und 6. Theile, bei dem sich die Quellenschriftsteller citirt finden. Eine Hauptquelle ist Clarendon l. c. mit welchem Wilson, Rushworth, Rog. Koke und außer den schon erwähnten Memoirenschreibern noch Amelot de la Houssaye in seinen Memoiren zu vergleichen sind. Biogr. univ.

der Bürgerkrieg dort ausgebrochen, und sie wurden nun von ihrem Führer unverzüglich nach Oxford gebracht und dem Könige, welcher sich damals in dieser Stadt aufhielt, vorgestellt. Das Parlament konfiszirte hierauf ihr Vermögen, welches ihnen jedoch, in Rücksicht auf ihre Jugend, bald wieder zurückgegeben wurde. Sie blieben beide der Sache des Königs zugethan, und da dieser vor der Hand ihre Dienste nicht in Anspruch nahm, so reisten sie noch einmal nach dem Kontinent und kamen erst im Jahre 1648 wieder nach ihrem Vaterlande, wo unterdessen der Stand der Dinge sich sehr verändert hatte. Nach der Gefangennehmung Karls I. auf der Insel Wight schlossen die Brüder sich an den Grafen Holland an, welcher in der Grafschaft Surrey die Anhänger des Königs unter seinen Fahnen sammelte. Aber die Niederlage, welche Lord Fairfax diesem Corps bei Nonsuch beibrachte, kostete dem jüngern Bruder das Leben, und George konnte sich nur durch eine schnelle Flucht nach St. Neots und von da nach den Dünen retten, wo die Flotte des Prinzen von Wallis ihn aufnahm. Mit diesem landete er nach mancherlei Schicksalen in der Fremde 1650 an den Küsten von Schottland. Der Prinz, welcher nach der Hinrichtung seines Vaters den Königstitel angenommen hatte, empfing 1651 zu Scone die Krone von Schottland, aber bald darauf endigte die Niederlage bei Worchester den ganzen Feldzug und vereitelte für dieses Mal Karls Hoffnungen, sich des väterlichen Thrones zu bemeistern. Buckingham war in dieser Schlacht unter den Kämpfenden und entkam wie durch ein Wunder der drohendsten Gefahr, gefangen zu werden. Er begab sich nunmehr nach Frankreich und diente mit Auszeichnung als Freiwilliger bei den Belagerungen von Arras und Valenciennes; und auch sein König ehrte seine Treue und Tapferkeit durch den Orden des Hosenbandes.

Um diese Zeit gewann Buckinghams Schicksal eine andre Wendung. Das Parlament hatte dem Lord Fairfax zur Belohnung seiner Dienste einen Theil der Güter des Hauses Buckingham angewiesen. Aber dieser war edelmüthig genug, der Mutter des Herzogs eine bedeutende Summe aus den Einkünften derselben zu überlassen. Dadurch zu guten Hoffnungen bewogen und von Sehnsucht nach seinem Vaterlande getrieben, ging Buckingham, obgleich er geächtet war, nach England, begab sich in den Schutz des Lord Fairfax und hielt um die Hand der Tochter desselben an. Die Heirath kam auch wirklich, zu großem Ärgerniß Cromwell's, zu Stande, und der Verbannte lebte nun, als Privatmann, mit seiner Gemalin auf den Gütern seines Schwiegervaters. Als er aber einstmals eine Besuchsreise zu seiner Schwester machen wollte, wurde er unterweges gefangen genommen und in den Tower gesetzt. Vergebens foderte Fairfax Genugthuung von dem Protektor für diese Maßregel; aber der Tod Cromwells, welcher bald darauf erfolgte, rettete Buckingham, und nachdem er noch eine Zeit lang in Windsor gesessen hatte, erhielt er nach Richard Cromwells Abdankung seine Freiheit wieder, und lebte, wie vorher, als Privatmann auf den Besitzungen seines Schwiegervaters bis zu der Restauration des Königs, die ihn alsbald in den Genuß seiner Ehren und bedeutender Güter wieder einsetzte.

Der König ernannte ihn in der Folge zum Kammerherrn und Mitgliede des geheimen Raths und weiterhin zum Lord Lieutenant der Grafschaft York und zum Groß-Stallmeister. Diese Auszeichnungen sollen aber seinem Ehrgeize nicht genügt haben, und die Eifersucht gegen den Grafen von Clarendon, den Minister und Liebling Karls II., verleitete ihn, sich in ein Komplott einzulassen, welches 1666 entdeckt wurde. Buckingham hielt sich anfangs versteckt, erschien aber auf den Ruf einer Proklamation vor Gericht und gewann nicht nur Verzeihung von seinem Könige, sondern verlor auch keine seiner Ehrenstellen, ja nicht einmal die Gunst seines Herrn. In diesen Verhältnissen ist es nicht wahrscheinlich, daß Buckingham, wie Einige behaupten, auch an der 1670 ausgebrochenen Verschwörung des Blood gegen den Herzog von Ormond Theil gehabt habe. Im Junius 1671 wurde Buckingham zum Kanzler der Universität Cambridge ernant und in demselben Jahre als Gesandter nach Frankreich geschickt, unter dem Vorwande einer Beileidsbezeigung, in der That aber, um zu versuchen, die Tripelallianz aufzulösen. So war es denn allmälig dem gewandten und geistreichen Hofling gelungen, die Oberhand über den Grafen von Clarendon zu gewinnen, zu dessen Falle er nicht wenig beigetragen hatte. Nach dieser Epoche schwang er sich zum Chef jenes berüchtigten Ministerialrathes auf, welcher mit dem Namen Cabal, in welchem die Anfangsbuchstaben seiner Mitglieder enthalten sind, bezeichnet zu werden pflegte [1]). Während des Feldzuges der Franzosen in Holland wurde Buckingham mit seinem Collegen Arlington und dem Lord Halifax dahin gesandt und unterhandelte erst mit den Generalstaten und nachher in Utrecht mit dem Könige Ludwig XIV. Bald nachher fiel Shaftesbury von dem Cabal-Collegium ab, und Buckingham, gegen den der Haß des Volkes jetzt unaufhaltsam losbrach, wurde von dem Unterhause angeklagt und aufgefodert, die unheilvollen Maßregeln und Erfolge zu vertheidigen, welche er als Chef des Ministeriums und als Gesandter herbeigeführt hätte. Ja, man gab ihm sogar Schuld, die Geheimnisse des Königs verrathen und mit dem Feinde korrespondirt zu haben. Der Angeklagte gestand einen Theil seiner Mißgriffe ein und wälzte einen andern seinem Collegen Arlington zu; und es gelang ihm, den Schein statsverbrecherischer Plane von sich zu entfernen, so daß er unüberwiesen aus diesem gefährlichen Prozeß entkam. Nunmehr gab er die Partei des Hofes auf, und ordnete sich im Parlament der Opposition zu. Hier widersetzte er sich 1675 der berühmten Bill des Test oder der Glaubensprobe, und im folgenden Jahre noch heftiger der von dem Könige verfügten Verlängerung der Parlamentssitzungen. Sein hartnäckiger Widerspruch gegen diese Akte brachte ihn in den Tower, und die Grafen von Salisbury und Shaftesbury und Lord Wharton theilten aus gleichem Grunde sein Gefängniß. Nachdem er sich dem Willen des Königs gefügt hatte, erhielt er indessen sogleich seine Freiheit wieder. In der Folge zeigte er sich wieder besonders thätig gegen das sogenannte papistische

1) Diese Mitglieder waren Clifford, Ashley, Graf von Shaftesbury, Buckingham, Arlington, Lauderdale. — Daher Cabal.

Komplott und fuhr überhaupt fort, die Maßregeln der Regirung auf alle Weise anzugreifen und zu verschreien. Erst nach Karls II. Tode, auf dessen Nachsicht er stets hatte vertrauen können, hielt er es gerathener, sich von aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen und auf seinen Gütern der Muße zu pflegen. Hier schrieb er seine meisten Werke und erholte sich durch die Jagd von seinen sitzenden Studien. Eine Erkältung, die eine Fuchsjagd ihm zugezogen hatte, endigte sein Leben, den 16. April 1688. Er wurde in Westminster in dem Gewölbe seines Hauses in der Kapelle Heinrichs VII. beigesetzt. Er hatte keine Kinder von seiner Frau, die ihn, trotz seinen mancherlei Abschweifungen vom Ehewege, bis an sein Ende zärtlich liebte. Buckingham war ein großer und schöner Mann, lebhaften Geistes, witzig, schnell und scharf in seinem Urtheile, dabei herablassend und freundlich gegen Jedermann und versöhnlich gegen seine Feinde. Seine Sitten waren ausschweifend, wie der Hof, an dem er lebte, und er machte kein Hehl von seiner zügellosen Leidenschaft für das andre Geschlecht. In der letzten Zeit seines Lebens gab er sich astrologischen und alchymistischen Thorheiten hin, durch die er sein Vermögen sehr zerrüttete. Pope hat sein Portrait in der Epistel an den Lord Bathurst karikirt. Außerdem haben Burnet [2]), Dryden [3]) und Hamilton [4]) ihn geschildert. Mit ihm starb das alte Geschlecht der Villiers aus.

Seine Schriften sind: **The Rehearsal, a Comedy.** Zuerst aufgeführt den 7. Sept. 1671. Eine geistreiche Satyre gegen die dramatischen Modedichter seiner Zeit [5]). Zuerst gedruckt 1672. 4. **The Chances, a Comedy.** 1682. 4. Ein umgearbeitetes Stück von Beaumont und Fletcher. **The Battle of Sedgemore, a Farce. An Epitaph on Thomas Lord Fairfax. A Short Discourse upon the Reasonableness of Men's having a Religion or Worship of God. A Demonstration of the above Duty.** Mehre Gedichte und Reden. Ein vollständiges Verzeichniß derselben liefert der Catalogue of the Royal and Noble Authors of England, Vol. II. p. 79 ff. worin auch die Titel derjenigen Flugschriften angegeben sind, welche dem Buckingham nicht mit völliger Gewißheit zugeschrieben werden. Sein Hauptwerk ist die zuerst genannte satyrische Komödie, welche auch einen entschiedenen Einfluß auf den Theatergeschmack in England geübt hat und lange Zeit ein Lieblingsstück des Publikums geblieben ist. Eine literarische Sage behauptet, Buckingham habe bei der Abfassung des Rehearsal einige Gehilfen gehabt, namentlich seinen Kaplan Dr. Thomas Sprat, Martin Clifford und den berühmten Dichter des Hudibras. Eine unvollständige und manches Untergeschobene enthaltende Samlung von Buckingham's Schriften ist 1704 zu London erschienen und nachher einige Mal wieder aufgelegt worden. Das Lustspiel The Rehearsal findet sich auch in *Bell's* British Theatre Vol. XV. und in der Select Collection of English Plays. Edinb. 1755. Vol. IV. [6]). (*W. Müller.*)

BUCKINGHAM. John Sheffield, Herz. von Buckingham, Sohn des Grafen Edmund von Mulgrave, wurde 1649 geboren und verlor seinen Vater sehr frühzeitig. Da seine Mutter bald nachher wieder heirathete, so wurde die Erziehung des Knaben einem sehr mittelmäßigen Hofmeister anvertrauet, welcher ihn nach Frankreich führte, um ihn den Unruhen, welche damals England bewegten, zu entziehen. Aber schon in seinem 12. Jahre machte sich der junge Mulgrave von diesem Mentor frei und leitete von nun an seine wissenschaftliche Bildung selbst. Seine Fortschritte waren glänzend, was um so erstaunlicher ist, da er seine Jugend zwischen den Zerstreuungen des Hoflebens und den Stürmen des Kriegsdienstes hinbrachte. Als er 17 Jahr alt war, brach der Krieg gegen Holland aus, und sogleich trat er als Freiwilliger in die Dienste seines Vaterlandes, und obgleich das Admiralschiff, auf dem er sich befand, durch widrige Winde zurückgehalten, nicht zur Aktion kam, so wurde doch der Eifer des Jünglings mit dem Kommando über eine Abtheilung der Reiter belohnt, welche, als Freicorps, die Küstenvertheidigung übernommen hatten. Auch im zweiten holländ. Kriege fehlte Mulgrave nicht, obgleich er, wie er selbst berichtet, damals von glücklichen Liebesbanden gefesselt war, und fand dieses Mal auch eine Gelegenheit, seinen Muth und seine Tapferkeit an den Tag zu legen. Er hatte sich als Freiwilliger mit dem berühmten Lord Ossory eingeschifft, welcher einen so günstigen Bericht über ihn erstattete, daß er bald darauf zum Kommandanten eines Schiffes ernant wurde. In der Folge warb er selbst ein Reiter-Regiment an, und ein andres wurde ihm gegeben, so daß er zu gleicher Zeit Oberst zweier Regimenter war. Schnell stieg er nunmehr von einer Ehre zur andern empor; er bekam den Orden des Hosenbandes und wurde Kammerherr; aber nicht zufrieden mit den Ehren des Friedens, ging er frischen Lorbeern des Krieges entgegen und trat in französische Dienste, um sich in Turenne's Schule zu vervollkommnen. Die Eifersucht führte ihn jedoch bald wieder nach England zurück, wo der Herzog von Monmouth sich mittlerweile um das Kommando des ersten Reiter-Regiments der Garde mit Erfolg beworben hatte. Mulgrave, der gleiche Ansprüche darauf machte, kabalirte bei dem Herzoge von York gegen seinen Nebenbuhler und bewirkte dessen Ungnade. Er selbst aber wurde zu derselben Zeit Lord Lieutenant von Yorkshire und Gouverneur von Hull. So mannigfach von öffentlichen Geschäften als Statsmann, Krieger und Höfling in Anspruch genommen, vernachlässigte er dennoch seine literarischen Studien nicht und stieg, gleichen Schritt haltend mit seinen politischen und militärischen Ehren, auch als Schöngeist und Dichter immer höher in der Achtung des Publikums empor. Als die Mauren im J. 1680 Tanger belagert hatten, wurde Mulgrave mit 2000 Mann Hilfstruppen nach Afrika geschickt, und es wird erzählt, daß der König, welcher damals eifersüchtig auf ihn gewesen seyn soll, ein leckes Schiff zu dieser Expedition beordert habe.

2) In seiner bekannten Geschichte. 3) Als Simri in Absalom and Achitophel. 4) In seinen Mémoires de Grammont. 5) Unter Andern ist Dryden darin in der Person des Bayes meisterhaft persiflirt. 6) Vergl. *Cibbers* Lives etc. Vol. II. p. 301 ff. *Horace Walpole's* Catalogue of the Royal and Noble Authors l. c. *Baker's* Biogr. Dramat. Art. *Villiers* Biogr. univ.

Das Glück schützte aber seine Fahrt und die Mauren hoben die Belagerung auf. Während dieser Reise schrieb Mulgrave das galante Gedicht: The Vision. Bei seiner Rückkehr an den Hof fand er den König gütig, wie vorher, welcher auch vielleicht niemals etwas Arges gegen ihn beabsichtigt hatte, und er blieb durch seinen Witz und sein geselliges Talent Karls Liebling bis zu dessen Tode.

Jakob II. war seit lange ein vertrauter Freund Mulgrave's und vergaß der alten Verbindung nach seiner Thronbesteigung nicht. Er machte ihn zum Mitgliede des Geheimen-Rathes und zum Großkammerherrn; und Mulgrave nahm auch einen Platz in der High-Commission ein, ohne jedoch, wie er selbst betheuert, die arge Tendenz derselben zu kennen. Da er in Religionssachen nicht eben ängstlich war, so that er dem Könige den Gefallen, ihn in die Messe zu begleiten und mit ihm zu knien; aber standhaft weigerte er sich, den katholischen Glauben anzunehmen oder Andre zu demselben überzuführen. Während der Revolution blieb Mulgrave parteilos und unthätig. Man fürchtete seine Anhänglichkeit an Jakob II. zu sehr, als daß man gewagt hätte, ihn zum Mitwisser des Planes zu machen, den Prinzen Wilhelm von Oranien auf den Thron Englands zu erheben. Als dieser ihn in der Folge einmal fragte, was er gethan haben würde, wenn man ihm jenen Plan mitgetheilt hätte, antwortete er freimüthig: Ich würde dem Könige, dem ich diente, Alles entdeckt haben. Auch zeigte Mulgrave niemals besondre Liebe und Achtung für Wilhelm, und es geschah gewiß nicht diesem zu Gunsten, sondern, weil er eingesehn hatte, daß das Wohl seines Vaterlandes Jakobs Entthronung heischte, daß er dafür stimmte, es solle die Herrschaft zwischen Wilhelm und seiner Gemalin getheilt bleiben. Im J. 1694 erhob ihn der König zwar zum Marquis von Normanby und nahm ihn bald nachher sogar in seinen Kabinetsrath auf; aber auch dadurch gewann er den halsstarrigen Gegner nicht ganz. Jedoch blieb dieser nun bei Hofe und bekleidete unter Wilhelm's Regirung noch mehre hohe Ehrenstellen.

Als die Königin Anna den Thron bestieg, zu der, wie man sagt, Mulgrave vor Zeiten seine Wünsche und Hoffnungen erhoben hatte, öffnete sich seinem Ehrgeize ein neues weites Feld. Noch vor der Krönung erhielt er das Amt eines Geheimen Siegelbewahrers*) und ward bald darauf Lord Lieutenant des Norddistrikts von York. Auch war er Mitglied der Kommission, welche mit den Schotten über die Vereinigung der beiden Königreiche unterhandelte. Im J. 1703 erhielt er den Titel eines Herzogs von Normanby und ein paar Wochen nachher wurde er Herzog von Buckingham, unter welchem Namen er in der Folge aufgeführt zu werden pflegte. Die Eifersucht gegen den Herzog von Marlborough bewog ihn nicht lange nach dieser Standeserhöhung, das Siegel zurückzugeben und sich an die Partei der unzufriedenen Tory's anzuschließen, namentlich, als sie den der Königin so ärgerlichen Vorschlag machten, die Prinzessin Sophia nach England zu rufen. Anna suchte den mißvergnügten Höfling dadurch wieder zu gewinnen, daß sie ihn zum Großkanzler berief; aber er schlug diesen Posten aus, zog sich von den Geschäften zurück und bauete sich im James-Park das bekannte Hotel. Nach der Veränderung des Ministeriums 1710 kehrte er jedoch an den Hof zurück und übernahm das Amt eines Lord Kammerherrn des königlichen Haushalts und die Präsidentschaft des Konzils. Nach dem Tode der Königin gehörte er zu dem Kollegium der Lords, welche bis zu der Ankunft Georgs I. von Hannover die Regirung verwalteten; aber nach der Thronbesteigung dieses Königs entfernte er sich gänzlich vom Hofe und zeigte sich überall, wo er an den öffentlichen Geschäften Theil nahm, als Opponent des Ministeriums. Denn er war ein Tory in seinen Grundsätzen. Seine Muße widmete er poetischen Arbeiten, namentlich seinen beiden Trauerspielen, und starb den 24. Febr. 1720 in Buckingham-House. Er wurde in der Westminster-Abtei begraben, wo ihm ein Monument errichtet worden ist, mit einer von ihm selbst verfaßten Grabschrift.

Buckingham war dreimal verheirathet und jedesmal mit einer Witwe. Nur seine letzte Gemalin, eine natürliche Tochter Jakobs II. brachte ihm Kinder, von denen ein Sohn ihn überlebte, aber nicht lange. Er starb 1735 in Rom und mit ihm erlosch das Haus Sheffield. Außerdem hinterließ Buckingham mehre natürliche Kinder. Sein Charakter wird verschieden geschildert; jedoch leidet es keinen Zweifel, daß er ehrgeizig, neidisch und intrigant war. Bei den Frauen machte er viel Glück; denn er war ein großer und schöner Mann von lebhaftem Geiste, witzig und beredt, und nicht minder unternehmend und muthig in der Liebe, als auf dem Felde der Ehre. Seine Moral war sehr locker und seine Religion hatte er von Hobbes gelernt, wie Johnson bemerkt.

Buckingham's Gedichte verdankten den glänzenden Beifall, welchen sie unter seinen Zeitgenossen hatten, größtentheils der hohen Stellung ihres Verfassers. Die meisten gehören zur galanten Gattung und sind aus der Mode gekommen; bedeutender sind die didaktischen Versuche über die Satyre und über die Poesie. Jedoch geben sie sich alle als künstliche Arbeiten des Geschmacks und eines eleganten Witzes zu erkennen, und verrathen nirgends eine freie und originale Schöpferkraft. Sein Hauptwerk, an welchem er bis zu seinem Ende gefeilt hat, ist der Versuch über die Poesie (Essay on Poetry), und man wollte wissen, daß Dryden ihm bei dieser Arbeit hilfreiche Hand geleistet hätte. Dieser Dichter, ein Schützling Buckinghams, hat das Lob desselben mit zu vollem Munde ausgerufen; jedoch wird dem Essay on Poetry auch von andern engländischen Dichtern und Kritikern unbeschränkter Beifall gezollt. Buckingham's Memoirs sind elegant und geistreich geschrieben und gewähren eine lehrreiche Unterhaltung. Die Trauerspiele Cäsar und Brutus sind unglückliche Zerarbeitungen Shakspeare's. Eine Samlung seiner Werke erschien zuerst 1723 in zwei Quartbänden, wiederholt 1729 in zwei Oktavbänden †). (*W. Müller.*)

*) Lord Privy Seal.

†) Größtentheils nach Johnson. Vgl. *Bukingham's Memoirs etc. Cibber's Lives etc.* Vol. III. p. 285. *Walpole's* Royal and Noble Authors, Vol. II. p. 118. Biogr. univers.

BUCKISCH (Gottfr. Ferd. von Löwenfels); gebürtig aus Brieg in Schlesien, gest. zu Mainz 1697. Er bekleidete als Rechtsgelehrter zuerst den Stadtschreiberposten in Strehlen. Weil aber damals Protestanten zu keinen hohen Statsämtern befördert wurden, so trat Buckisch zur römischen Kirche über. Anfangs schien zwar sein Zweck erreicht. Er wurde als Regirungssekretär in seiner Vaterstadt angestellt, dann nach Wien berufen und zum kaiserl. Geschichtschreiber, Rath und Beisitzer des Oberburggrafen-Amts in Prag ernant, endlich 1691 sogar geadelt. Allein der Hang zur bittern Satyre, den auch seine Schriften beurkunden, erweckte ihm in Wien Feinde, die es so weit brachten, daß er diese Stadt verlassen mußte. Nach mehrjährigem Herumirren ward er als öffentlicher Lehrer der Geschichte in Mainz ansässig und beschloß als solcher sein Leben in größter Dürftigkeit. Unter mehren von ihm verfaßten historischen und politischen Schriften zeichnen sich aus: sieben Foliobände schlesischer Religionsacten, voller Invectiven gegen den Protestantismus, aber blos handschriftlich vorhanden, weil nach des Verfassers Tode kein Verleger sich vorfand, und: **Observationes historico-politicae in instrumentum pacis Osnabrugo-Westphalicae. Viennae 1696 et Francof. a. M. 1722. 4.** wichtig im Betreff der schlesischen Kirchengeschichte, aber nicht minder angefüllt mit Schmähungen wie seine Religionsacten. (*F. E. Fischer.*)

BUCKOW (Bucko, Bucowe, von buck, Buche, soviel als Buchort[1]), ein Kirchdorf in Hinterpommern (cösliner Reg.-Bez., schlaweschen Kreises, Amts Rügenwalde), 1 M. von Rügenwalde, 3 M. von Schlawe, an einem großen See, welcher von dem Dorfe den Namen des buckowschen Sees führt. In der pommerschen Kirchengeschichte ist der Ort durch das daselbst vorhanden gewesene sehr angesehene Cistercienser-Feldkloster bekant. Nach Kantzow[2]) und Klempzen (Mscr.) soll es schon um 1231 von Swantepolk II. gestiftet, mit teutschen Mönchen aus dem vorpommerschen Kloster Stolpe besetzt, und, nachdem es von den Wenden, denen die sächs. Fremdlinge verhaßt waren, niedergebrochen, wieder eingerichtet worden seyn[3]). Nach vorhandenen Urkunden aber datirt sich die Stiftung des Klosters erst seit dem J. 1248, oder strenge genommen erst seit 1252; denn im J. 1248 berief, laut zweier Schenkungsurkunden[4]), Herzog Swantepolk II. von Hinterpommern Cistercienser-Mönche aus dem damals auch pommerschen Kloster Dargun[5]), und vergabte an dieselben die Gegend Bonsow zur Anlegung eines neuen Klosters ihres Ordens[6]), da aber diese Anlegung zu Bonsow, einem jetzt völlig unbekannten Orte, nicht zu Stande gekommen oder vielleicht wieder zerstört worden war[7]), so bestimmte der Herzog in einer Urkunde von 1252, daß es zu Buckow erbauet werden sollte, und schenkte nicht blos diesen Ort, sondern auch mehre andre, unter welchen auch Bonsow wieder vorkomt, dem Abte und dem Convente zu Dargun zu dem gedachten Zwecke. Das Kloster erhielt bald durch Schenkungen und andere Verleihungen bedeutende Reichthümer und ein großes Ansehen unter den pommerschen Klöstern; seine Äbte hatten, wie die zu Belbuck und in einigen andern pommerschen Klöstern, das Vorrecht, einen Stab zu führen. Es bestand bis zum J. 1536; da zog Herzog Barnim die Güter desselben ein, und verglich sich mit dem Abte, Heinrich Kressen[8]), um ein jährliches Gehalt, das diesem gereicht werden sollte[9]). (*Mohnike.*)

BUCKOW (Neu-Buckow), Stadt und Amtssitz im meklenburgischen Kreise des Großherzogth. Meklenburg-Schwerin an der Ostsee. Das Amt enthält in 92 Ortschaften 10,960 Einw. Die Stadt liegt 3 M. von Wismar und 4 M. von Rostock an einem kleinen Flusse der in den Salzhaff fließt; hat 1 Kirche, 2 Schulen, 151 Häus. und 1103 Einw., die bürgerliche Gewerbe und Landwirthschaft treiben. (*Haan.*)

Buckowine, Theil Galiziens, s. **Bukowina.**

BUCKOWINE, ein schlesisches Dorf im wartenbergschen Kreise, mit 1 Schlosse und Vorwerk, 24 Häus. 2 Wasser-, 2 Brod- und 1 Papiermühle. Der Grundherr dieses Dorfs entdeckte 1796 in einem mit Salzen vermischten Boden, der wegen seines zusammenziehenden Geschmacks und säuerlichen Geruchs nur spärlich wildwachsende Kräuter trägt — einen Mineralquell, welcher nach angestellter chemischer Untersuchung keine andern Bestandtheile enthält, als (ein seltner Fall) Eisenerde u. fixe Luft; oder kohlensaueres Eisen, Eisenvitriol und Alaun. Bis jetzt hat dieses Wasser bei Schwäche der Nerven und Fibern, bei gichtischen und rheumatischen Leiden; bei Krämpfen, Hysterie und Hypochondrie; bei

1) Andere, wie namentlich Aug. Balthasar, (von den Landesges. in Pommern S. 114) leiten den Namen von Buc, Bug (Gott) her; dann bedeutete er so viel als Gottesort. Sehr unwahrscheinlich. 2) Pomerania Ausg. von Kosegarten B. 1. S. 232 u. f. w. 3) Klempzen erzählt einige Umstände, von welchen sich bei Kantzow nichts findet, namentlich daß diese Mönche aus Stolpe gekommen seyen. Bugenhagen (Pomerania Ed. *J. H. Balthasar.* Gryph. 1728. 4. p. 145) spricht freilich auch von der Stiftung des Klosters durch Swantepolk, nent aber das Jahr nicht, indeß ist die Urkunde, auf welche er sich beruft, wol sicher die von 1248 oder von 1252. Die Vertreibung der teutschen (sächsischen) Mönche durch die wendischen Pommern und die Wiedereinrichtung des Klosters nach einigen Monaten wird von ihm auch erzählt, und zwar aus dem Archive des Klosters. Was Kantzow und Klempzen von 1231 sagen, bin ich geneigt nach 1248 zu verlegen; die Anlage zu Bonsow wurde vielleicht von den wendischen Pommern zerstört. Von aus Stolpe gekommenen Mönchen sagt aber auch Bugenhagen kein Wort. 4) S. Fr. v. Dreger's Cod. Pomer. Diplomat. Berl. 1768. S. 283 u. 284. (Nr. 88 u. 89).

5) Späterhin wurde dieser Ort zu Mecklenburg geschlagen. 6) Die Mönche waren Cistercienser; was keinen Zweifel leidet; die Cistercienser sind ja aber, wie bekant, auch Benediktiner strengerer Regel. Dies zur Berichtigung Steinbrück's und anderer neuerer Schriftsteller, welche von Benediktinern und hernach Cisterciensern zu Buckow reden. 7) Dreger im angef. Buche. S. 338 u. f. w. (Nr. 230). 8) Heinrich Kressen nent Brüggemann den letzten Abt. Steinbrück, der überhaupt mit Vorsicht benutzt werden muß, nent nach dem Abte Heinrich (bei 1529) noch einen Abt Bernhard, der die evangelische Lehre angenommen habe, nach dem Vorgange Aug. Balthasar's im oben angef. Buche. Dieser Bernhard verdankt sein Daseyn wahrscheinlich dem berüchtigten Pristaff. M. s. die letzte Note zu dem Art. Belbuck. Auf Brüggemann kann man sich wol ohne Zweifel verlassen. 9) M. vgl. L. W. Brüggemann's ausf. Beschreib. von Vor- und Hinterpommern Th. 2. B. 2. (Stettin 1784. gr. 4.) S. 857 u. 858; und J. J. Steinbrück's Gesch. d. Klöster in Pommern. (Ebend. 1796. 4.) S. 20 bis 24.

schwächenden Folgen jugendlicher Ausschweifungen, bei der Bleichsucht, besonders aber bei schmerzhaften Lähmungen, vortreffliche Wirkung gezeigt.

Buckowine, eine Berg-Colonie, 3¼ M. W.N.W. von Glatz, bestehend aus etlichen Hütten, die Köhler, Holzschläger und Weber bewohnen. Sie gehört zu Straußeney und kaum eine Stunde weit davon liegt das sogenannte wilde Loch, ein merkwürdiges Miniatur-Seitenstück zu Adersbachs Steinwald; doch mit dem Unterschied, daß wenn dort ein Heer ungleich hoher Felsenkolossen aufgepflanzt steht, hier in einem Flächenraume von 94 □Morgen eine zahllose Menge von 20—30 Fuß hohen Sandsteinen zu sehen ist, deren Gipfel wie nach dem Richtscheit abgeplattet, eine wagerechte Oberfläche bilden und allem Anschein nach nichts anders seyn mögen, als der Bodensatz abgedampfter Gewässer. Auch glaubt man die Spuren dieses Ursprungs schon beim ersten Anblick wahrzunehmen; denn es scheint, als ob die Fluthen noch gestern über diesen Sandpfeilern gestanden hätten, und aus den Schichten, woraus dieselben bestehen, zeigt sich nicht undeutlich, wie tief allmälich das Wasser, vielleicht binnen Jahrhunderten einst gesunken. Nur muß man bedauern, daß die Übersicht des Ganzen durch das Nadelholz gesperrt wird, welches sowol in den Zwischenräumen jener Blöcke, als auch aus ihren Ritzen aufgewachsen ist. Niemand vermag es wegzuroden, denn der Platz ist zu enge um sich der Art bedienen zu können, daher die schönsten Stämme in diesem Irrsal verwesen; worin auch schon manches Wild umgekommen seyn mag, weil es keinen Ausweg fand; wie mehre Knochengerippe bezeugen, die man von oben herab auf dem Boden liegen sieht. (*Ch. Fr. Em. Fischer.*)

BUCKS, Grafschaft im nordamerik. State Pennsylvania, 30$\frac{7}{10}$ □M., 1820 mit 37,842 Einw. in 29 Ortschaften. Sie wird vom Delaware umflossen; ihr Hauptort ist der Borough Bristol. (*Hassel.*)

Bucquir, s. Abukir.

Bucquoi, s. Buquoi.

BUCZACZ, Städtchen an der Straße von Zaleszyk nach Tarnopol, nordwestlich von ersterem, im vormal. zaleszyker, jetzt kolomeer Kreise, am Strip. Hier ist eine Post und war einst eine teutsche Hauptschule. Hieher gehören 6 Judengemeinden. (*Schultes.*)

BUDA, diesen Namen führen 11 Ortschaften in Böhmen, im czaslauer, bunzlauer, kaurzimer, königgrätzer, prachiner und ellbogner Kreise. (*André.*)

Budaeus, Budé, W., s. Budé.

BUDÄUS (Wilhelm), geboren, wie man glaubt, zu Halberstadt, wurde 1592 zu Basel Doctor der Medizin, hierauf Hof- und Stadtarzt zu Quedlinburg, zuletzt braunschweigischer Leibarzt und Physikus des Stifts Halberstadt. Er trieb das Studium der Geschichte sehr eifrig, und gab mehre historische Schriften heraus, als: eine Thanatologie, Helmstädt 1605. 8. Familia et Patrimonium B. Stephani Halberstadiensis, das ist, das halberstädtische Stamm- und Lehnregister u. s. f. Halberstadt 1615. 4. Vita Alberti II. Episcopi Halberstadiensis. Ebend. 1624. 4. in teutscher Sprache; ein Commentar über des Kanzlers Thamo historische Erzählung von den Thaten dieses Bischofs mit vielen schätzbaren Urkunden. Es ist nur der erste Theil des Werks, welcher 16 Regirungsjahre des Bischofs umfaßt. Budäus besaß zu Halberstadt eine eigene Buchdruckerei, durch welche er noch mehre seiner Schriften zu verbreiten dachte, aber er starb unerwartet 1625 im 59. Lebensjahre, und bei den gleichzeitig oder kurz nachher eintretenden Bedrängnissen Halberstadts durch den 30jährigen Krieg blieben seine Manuscripte, worunter sich auch eine halberstädtische Klosterchronik und ein hist. Discours von den Kriegen des Stifts Halberstadt von 780 bis 900 befand, ungedruckt, und seine bedeutende Bibliothek wurde meist zerstreut; ein Theil derselben ist der halberstädtischen Dombibliothek einverleibt. Vermuthlich sind auch die Exemplare seiner gedruckten Schriften im Ganzen vernichtet worden, denn schon zu Anfang des vorigen Jahrh., als Reimmann das Studium der Bibliographie belebte und seine Aufmerksamkeit auch auf B's Schriften besonders richtete, gehörten sie, wie noch jetzt, zu den größten literarischen Seltenheiten. Die Thanatologie ließ Leukfeld in seiner Samlung: Rerum germanicarum tres selecti Scriptores, Frankf. a. M. 1707. fol. wieder abdrucken. Es ist ein chronologisch-systematisches Verzeichniß der in den J. 1500 bis 1599 gestorbenen merkwürdigen Personen und eigentlich nur Probe eines größern Werks, welches die ganze Zeit seit Christi Geburt umfassen sollte und dessen große Schwierigkeiten der Verfasser in der Vorrede bemerklich macht*). (*Lucanus u. Rese.*)

BUDÄUS (Gottlieb), Dr. der Arzneikunde, zu Rehfeld bei Herzberg 1664 geboren, zuletzt, nachdem er andere Physikate verwaltet hatte, Landphysikus zu Bautzen, wo er 1714 ein Collegium med. stiftete, das 1729 landesherrl. Bestätigung erhielt, machte sich auch durch verschiedene Schriften über die Pest (1710, 1714), Krampf- und Kriebelsucht (1715, 17) und durch miscell. med. chir. (1731—37) bekant†). (*J. Dn. Schulze.*)

BUDALIA, ae (Itin. Anton. p. 268), Vedulia (Itiner. Hierosol.), bei Victor verschrieben Bubalia, bei Hieron. Chronic. Eudalia, römischer Flecken in Pannonien, 18 M. nordwestlich von Sirmium. Eutropius, Aurelius Victor (lib. IX. cap. IV.) und Hieronymus nennen diesen Flecken als den Geburtsort des Kaisers Decius. Der von Schottus herausgegebene andere Victor gibt Budalia nur für ein Dorf aus: „Decius Sirmiensium vico ortus, militiae gradu ad imperium conspiravit." (*Rumy.*)

BUDDENBROCK (Wilhelm Dieterich von), wurde am 15. März 1672 auf dem väterlichen Gut Tilsewirschen im preuß. Litthauen geboren und verlor seinen Vater, welcher preuß. Oberstlieutenant war, bereits im fünften Jahr seines Alters. Privatunterricht setzte ihn in den Stand 1688 die Universität zu Königsberg zu beziehen, wo er auch im März 1690 unter dem Professor Thegen eine Streitschrift de ultimo fine hominis ver-

---

*) S. *Reimmann* de Scriptis genealogicis P. I. p. 130 sqq. P. II. p. 206. *Vogt* Catal. lib. rar. Jöcher gel. Lexicon. Lucanus Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Halberstadt. Heft II. S. 44.

†) Vgl. über sein Leben Singul. hist. lit. Lus. 9. Saml. 1735. S. 270—78, und über das hier erwähnte Coll. med. Ebend. 7. S. S. 440 ff.

theidigte. Gleich darauf widmete er sich den Waffen und wohnte als Begleiter des Oberstlieutenants von Dönhof dem Feldzuge von 1690 in den Niederlanden bei. Im November d. J. wurde er Kornet bei dem preuß. Kürassierregiment Nro. 1., damals Alt-Anhalt genant, welches er später selbst 33 Jahr lang inne hatte und bei welchem er seine ganze mehr als 60jährige militärische Laufbahn vollendete. In den nächsten Jahren nahm er Theil an mehren wichtigen Kriegsereignissen, besonders an den Schlachten von Steenkerken (1692) und Landen (1693), wo er durch den Leib gestochen und von zwei Kugeln getroffen wurde, deren eine er Zeitlebens mit sich herumtrug. Bei der Reduction des preuß. Heers in den J. 1697—98, nach dem Ryswicker Frieden, wurde auch er seiner Dienste entlassen, trat aber nicht lange nachher wieder in sein voriges Regiment ein, welches jetzt der General von Schlippenbach befehligte. Dieser schickte ihn 1704 in Aufträgen zur Armee des Königs Karl XII. in Polen, und ließ sich von ihm begleiten, als er selbst als Gesandter zu diesem Könige ging. Er wurde in eben diesem Jahre Rittmeister. Im J. 1706 marschirte er mit seinem Regiment nach Brabant, wo er von jetzt an den wichtigsten Ereignissen des spanischen Erbfolgekriegs, namentlich den Schlachten bei Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709), der Einnahme von Menin, Ryssel, Gent und Dornick beiwohnte. Eben so befand er sich 1715 im pommerschen Feldzuge und bei der Eroberung der Insel Rügen durch den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Er war 1710 Major, 1712 Oberst-Lieutenant, 1718 Oberster und Regiments-Commandeur, 1724 Regimentschef und 1728 Generalmajor geworden. Ungefähr um diese Zeit ließ ihn der König Friedrich Wilhelm I. nach Berlin kommen und wählte ihn zu seinem beständigen Gesellschafter. Diese Wahl erscheint um so merkwürdiger, da der König bekantlich einen großen Körperbau über alles schätzte, Buddenbrock aber klein und unansehnlich war. Er sah von jetzt an sein in Preußen garnisonirendes Regiment nur bei Musterungen, begleitete den König auf Reisen und theilte mit wenigen andern*), die Erlaubniß, an seinem Krankenbette gegenwärtig zu seyn. Er folgte dem König 1728 nach Dresden, 1730 ins Lager bei Mühlberg und auf der längern Reise, bei welcher der Kronprinz, nachherige König Friedrich II. zu entfliehen suchte. Er war bei der Gefangennehmung desselben gegenwärtig**), und verwendete sich bei dem Könige zu seinem Besten. 1732 reiste er mit dem König nach Kladrup in Böhmen, wo eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Statt fand und 1734 nach der Armee am Rhein. Im Juli 1739 wurde er General-Lieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens und Amtshauptmann zu Labiau und Neuhausen. In der letzten Krankheit des Königs war er täglich um ihn. Nach dem Tode desselben wurde er mit der Besorgung der Begräbnißanstalten beauftragt, und ging, nachdem er noch bei dem feierlichen Leichenzuge am 22. Juni 1740 einen Ehrendienst verrichtet hatte, zu seinem Regiment nach Riesenburg in Preußen. Im folgenden Jahr 1741 gab ihm Friedrich II. den Oberbefehl über die zur Deckung von Preußen zurückgebliebenen Regimenter, weshalb er das ganze Königreich bereiste und die Truppen zweckmäßig aufstellte. Im März des folgenden Jahrs rief ihn der König eiligst zur Armee in Böhmen, wo er zu Anfang des Mai ankam und den Oberbefehl des rechten Flügels erhielt. Mit diesem, der aus 20 Escadrons oder 4 Reiterregimentern, Buddenbrock, Rothenburg, Geßler und Jung-Waldow bestand, warf er gleich zu Anfang der Schlacht bei Czaslau am 17. Mai 1742 den östreichischen linken Flügel, und trug dadurch viel zum Siege bei. Der König machte ihm große Lobsprüche und ernannte ihn drei Tage darauf zum General der Kavallerie. Im folgenden Jahr ließ ihn der König nach Berlin kommen, schenkte ihm sein mit Brillanten besetztes Bildniß, verlieh ihm die Amtshauptmannschaft zu Zehden und eine bedeutende Gehaltszulage, und ernannte ihn bald darauf auch zum Oberbefehlshaber der Reiterei in Schlesien. An dem zweiten schlesischen Kriege nahm er ungeachtet seines hohen Alters auch noch bedeutenden Antheil. Er war bei der Eroberung von Prag, bei dem Winterfeldzuge des Fürsten von Dessau in Oberschlesien und kommandirte in den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor den rechten Flügel der Reiterei mit Auszeichnung. Mehrmals mußte er wegen Krankheit und Schwachheit die Armee verlassen, kehrte aber, so bald er es vermochte, zu derselben zurück. Im Januar 1745 war er an die Stelle des Generals von der Marwitz Gouverneur von Breslau und darauf im März General-Feldmarschall geworden. Das Treffen bei katholisch Hennersdorf im November 1745 war der letzte kriegerische Vorfall, dem sein Altee ihm beizuwohnen erlaubte. Er brachte den Rest seines Lebens in seinem Gouvernement Breslau zu, wo er oft vom Könige besucht wurde, und während der Anwesenheit desselben tägliche Gesellschaften hielt. Sein Tod erfolgte in einem 85jährigen Alter am 28. März 1757 durch ein hitziges Fieber. Er gehörte zu den mehr wissenschaftlich-gebildeten Feldherrn, und besaß einen sehr achtungswerthen, milden und biedern Charakter. — Unter seinen 9 Kindern, von denen er auch 19 Enkel und 3 Urenkel sah, ist sein Sohn Joh. Jobst Heinrich Wilhelm zu nennen, der von Friedrich II. sehr geschätzt wurde, schon bei ihm als Kronprinzen Adjutant und noch in seinen letzten Lebensjahren oft um ihn war. In den ersten Regirungsjahren des Königs, als ihn dieser zum Flügel-Adjutanten mit Majorsrang erhoben hatte, gingen die wichtigsten Geschäfte durch seine und Winterfeld's Hände. Im Anfang des 7jährigen Krieges hemmte eine unglückliche Blindheit zum großen Schmerz des Königs seine Laufbahn. Als er einigermaßen hergestellt war, machte ihn der König zum General-Lieutenant und Chef des Kadettencorps, auch wurde er 1775 Senior des Johanniter-Ordens. Er starb den 27. Nov. 1782 im 75. Lebensjahre †). (*Rese.*)

*) Vornehmlich mit den beiden Generalen Waldow dem ältern und Flans. **) S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der königl. preuß. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine. 1. B. (Tübingen 1810). S. 166 wo sein Name in Bedenbruck entstellt ist.

†) S. Pauli's Leben großer Helden Th. 1. S. 1—22. Biograph. Lexicon der preuß. Helden und Militärpersonen (von König) Th. 1. S. 275—282. Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. 2. Saml. (Berlin 1787) S. 96 fgg. nebst andern Schriften über Friedrich Wilhelm I. und seine Umgebungen

BUDDEUS, eigentlich Budde (Johann Franz), Professor der Theologie in Jena, geb. d. 25. Jun. 1697 zu Anklam in Pommern, wo sein Vater, Franz Buddeus, Prediger war. Von Hauslehrern sorgfältig zur Akademie vorbereitet, erlangte er schon früh viele, besonders orientalische Sprachkentnisse, und hatte die heilige Schrift bereits einigemal in den Grundsprachen ganz gelesen, als er 1685 den akademischen Cursus zu Wittenberg begann, wo er in seinem 20. Jahre Magister wurde, und als Adjunct der philosophischen Fakultät mit Beifall philosophische und philologische Vorlesungen zu halten anfing. Von Wittenberg begab er sich 1689 nach Jena, und zeichnete sich auch hier durch mehre Disputationen [1]), und durch seine vielbesuchten Vorlesungen so vortheilhaft aus, daß er 1692 den Ruf als Professor der griechischen und lateinischen Sprache an das akademische Gymnasium in Coburg erhielt. Allein schon im folgenden Jahre berief ihn der Kurfürst von Brandenburg Friedrich III. auf die neuerrichtete Universität zu Halle, und übertrug ihm den Lehrstuhl der philosophischen Moral. Zwölf Jahre lang war er hier einer der geschätztesten Lehrer, daher man ihn sehr ungern entließ, als er 1705 ein theologisches Lehramt in Jena annahm. Dieses bekleidete er, seit 1715 als Primarius der Fakultät mit dem Charakter eines Kirchenraths bis an seinen Tod, der den 19. Nov. 1729 zu Gotha erfolgte, wohin er 10 Tage zuvor gereist war. Buddeus hat sich um die wissenschaftliche Cultur seines Zeitalters in mehrer Hinsicht ausgezeichnete Verdienste erworben, denn wenn ihm auch der Ruhm eines originellen Denkers und eines besondern Tief- und Scharfsinns nicht zugestanden werden kann, so besaß er doch bei einer vielseitigen gründlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit einen sehr gesunden Verstand, eine richtige Beurtheilung, und eine weise Mäßigung in Behauptung seiner Meinungen, wodurch er um so vortheilhafter auf sein Zeitalter wirkte, da er im mündlichen und schriftlichen Vortrage, der Gründlichkeit unbeschadet, das Angenehme mit dem Nützlichen auf eine auszeichnende Art zu verbinden wußte. Die Zahl seiner Schüler in ganz Teutschland, welche ihm ihre Bildung verdankten, war daher sehr groß. Ein tieferes Studium der Geschichte bewahrte ihn vor Parteilichkeit jeder Art; der Philosophie des Descartes und Wolf setzte er den Eklekticismus entgegen, und seine milde Denkungsart und christlich-liebreiche Beurtheilung verleugnete er in keiner theologischen oder philosophischen Streitigkeit, an der er Theil zu nehmen veranlaßt ward. Statt in den damaligen leidenschaftlichen Kämpfen zwischen den kursächsischen Theologen und der spener-halleschen Schule einer Partei einseitig zu huldigen, rieth er, als man ihn zum Schiedsrichter auffoderte, zu einer liebreichen Duldung, und drang überall auf ein thätiges Christenthum, worin er in seinem eigenen Wandel ein schönes Beispiel zur Nachahmung aufstellte. Ob er gleich, wie aus mehren seiner Schriften erhellet, sich mehr zu Spenern als zu dessen Gegnern hinneigte, so geschah es doch immer mit einem Geiste der Mäßigung, der Bescheidenheit und Religiosität, dem selbst die Gegner die schuldige Gerechtigkeit nicht versagen konnten. Unter seinen Schriften beziehen sich die meisten auf die historische, dogmatische und moralische Theologie, und beurkunden den verdienstvollen Antheil, den er an den Fortschritten hatte, welche die Wissenschaften zu seiner Zeit machten, so wie die Verschiedenheit und Menge der Gegenstände, über die er disputirte und schrieb, den großen Umfang seiner Kentnisse beweisen. Außerdem empfehlen sich seine Schriften durch viele zweckmäßig angebrachte Literarnotizen, und durch einen guten lateinischen Styl, den er seinem Lehrer Schurzfleisch in Wittenberg zu danken hatte. Seine philosophischen Lehrbücher [2]) waren auf sehr vielen Gymnasien und Schulen eingeführt, belebten das Studium der Geschichte der ältern Philosophie, wurden durch Commentare erläutert, und kamen nur allmählich außer Gebrauch, als die wolfische Lehrmethode die herrschende wurde. Einen bedeutenden Werth für die systematische Theologie, und einen wichtigen Einfluß auf die damals beginnende Reform derselben, hatten seine Lehrbücher der Dogmatik und der theologischen Moral. In seiner Dogmatik [3]) trägt er die dogmatischen Lehrsätze nach der analytischen Methode, mit möglichster Vermeidung der scholastischen Terminologie vor, behandelt die Streitpunkte mit Sanftmuth und Mäßigung, dringt überall auf die praktische Anwendung der Dogmen, und erzählt die Geschichte derselben ausführlicher als seine Vorgänger. Wichtiger noch und einflußreicher war sein System der theologischen Moral [4]), das einen großen Reichthum philosophischer Forschungen und gelehrter theologischer Kentnisse enthält, und das die Reihe derjenigen Schriften eröffnet, an denen sich der wohlthätige Einfluß zeigte, den die theologische Moral in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die in diesen Zeitraum fallende Verbesserung der Philosophie erfuhr. Buddeus schrieb viel natürlicher, freier, gelehrter, praktischer und angenehmer, als seine Vorgänger, ob man ihm gleich ein gewisses Mistrauen gegen sich selbst, auch ohne Vorgänger zu denken und zu urtheilen, anmerkt. Derselbe Geist der Mäßigung und Bescheidenheit, der ihn nirgends verließ, leitete ihn auch in Behandlung der Polemik [5]), worin er eben-

1) De ruina murorum Hierichuntinorum; de artibus tyrannicis Hier. Savanarolae; de paradoxo Platonicorum, deum nec intelligere nec intelligi; de peregrinationibus Pythagorae; de origine Cardinalitiae dignitatis etc.

2) Elementa philosophiae practicae. Halae 1697. 8. Elementa philosophiae instrumentalis Ib. 1703. 8. Die erstern wurden 10, die andern 7 mal neu aufgelegt. 3) Institutiones theologiae dogmaticae Lips. 1723. 4. öfter, und in einen Auszug gebracht: Compendium institutt. etc. Lips. 1724; 1731. 8. von J. G. Walch. Einen Conspectum in tabulis aus den Institt. gab J. G. Spangenberg 1724 zu Leipz. in 4. heraus, und C. Munderius zu Helmstädt Selectas theses theologicas. 8. 4) Institutiones theologiae moralis variis observatt. illustratae. Lips. 1711. 4. öfter, auch teutsch: Einleitung zur Moraltheologie. Eb. 1728. 4. Das Werk wurde von mehren Theologen in Auszug oder in Tabellen gebracht, und häufig nachgeahmt. S. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 2 Bd. 608 ff. 5) Delineatio commentationis de veritate religionis evangelicae prout Lutherana eam profitetur ecclesia. Jen. 1729. 8. (Grundsätze der polem. Theologie a. d. Lat. übers. u. m. einer Vorrede von J. G. Walch. Jena 1750. 8. Des Buddeus schon vorher besonders erschienene Gelegenheitsschrift de theologiae polem. studio, solide ac sobrie instituendo ist übersetzt hinzugefügt.

falls gewissermaßen eine neue Bahn eröffnete. Ohne von den symbolischen Lehren seiner Kirche abzuweichen, trat er vermittelnd zwischen die Spenerianer und ihre Gegner, wog die Streitfragen mehr als gewöhnlich nach ihrer Wichtigkeit ab, und verband auch historische Untersuchungen mit der Polemik. Ein Produkt der tiefsten und umfassendsten theologischen Gelehrsamkeit, und in seiner Art klassisch, ist seine historisch-theologische Einleitung in die Theologie und ihre einzelen Theile[6]), die alles übertraf, was bisher in dieser Art geschrieben worden war, und eine in den theologischen Wissenschaften theils schon vorgegangene, theils noch zu erwartende Revolution ahnen ließ. Eine strengere Auswahl der empfohlnen Bücher, und freimüthigere und tiefer eindringendere Urtheile, war das Hauptsächlichste, was man an dem Werke tadelte, das bei seiner Erscheinung als die einzige einigermaßen vollständige und brauchbare Geschichte der theologischen Wissenschaften zu betrachten war. Buddeus hat außer den bisher angeführten noch viele andere Schriften herausgegeben[7]), unter welchen diejenigen die bedeutendsten sind, welche die historische Theologie erläutern[8]). Auf Veranlassung des leipziger Buchhändlers Thomas Fritsch übernahm er die Direction eines historisch-biographischen Wörterbuchs[9]), das noch jetzt nicht ohne Nutzen zu Rathe gezogen wird, und zu den Observationibus Halensibus und den lateinischen Actis Eruditorum lieferte er viele Beiträge[10]). (*Baur.*)

6) Isagoge historico-theologica ad theologiam universam singulasque ejus partes. Lips. 1727. Vol. II. 4. (10 Alph. 12 Bogen stark). Eine Fortsetzung davon erschien nach seinem Tode, mit der neuen Ausgabe vom Jahr 1730, unter der Aufschrift: Historia theologiae literariae continuata et novis accessionibus illustrata. S. die Acta Erud. lat. a. 1727. p. 433. sqq. Colers auserles. theol. Bibl. Bd. 3. St. 25 u. Schröckhs christl. Kirchengesch. 7 Th. 563. Stäudlin a. a. O. 312. 7) Es erschien davon ein besonderes Verzeichniß: *Buddei* Notitia dissertationum aliorumque scriptorum a se, aut suis auspiciis, editorum. Edit. III usque ad a. 1724 continuata. Jenae 1724; 1728. 8. 8) Dahin gehören: Historia ecclesiastica vet. Test. variis observatt. illustr. Halae 1715. Vol. II. 4. Ed. III. 1726. u. 29. Vol. II. 4. Ecclesia apostolica s. de statu ecclesiae sub Apostolis. Jenae 1729. 8. Introductio ad historiam philosophiae Hebraeorum. Hal. 1702; 1720. 8. Parerga hist. theologica. Jenae 1703; 1719. 8.; ist eine Samlung von 10 Dissertationen, wie die Analecta historiae philosophicae. Ib. 1706; 1724. 8. Miscellanea sacra s. dissertatt. et aliarum commentat. ad theologiam, historiam eccles. et recentiores controversias spectantium collectio. Ib. 1727. Vol. III. 4. (10 Alph. 2 Bogen). 9) Allgem. hist. Lexicon :c. Leipz. 1709—1714. 1722. 3 Bde. fol. (verm. von J. C. Iselin. Basel 1729); Leipz. 1730—32. 4 Bde., Suppl. 1740, 2 Bd. fol. Des Buddeus Gehilfen bei diesem Werke waren, der schlesische Edelmann F. L. Breßler, Ascherburg, ferner J. A. Uhle, B. G. Struve, M. Schmeizel und G. Stolle. S. *Meusel* bibl. hist. Vol. I. P. I. 270. 10) *Zeuneri* vitae professor. Jenens. 271. Auserles. theol. Bibl. P. XLII. 671. Acta erudit. Lips. a. 1731. p. 245. Leipz. gel. Zeit. 1730. S. 5. Biblioth. german. T. XXII. 120. *Niceron* Mém. T. XXI. 30. nach d. teutsch. übers. Th. 15, 312. *Bruckeri* hist. crit. philos. T. V. 527. VI. 871. Letztes Ehrengedächtniß Budd. Jena 1738. fol. Buhle's Gesch. der neuern Philos. 4 Bd. 660. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Teutschen des 18. Jahrh. 468. — Des Budd. ansehnliche Bibliothek erbte der Professor J. G. Walch, der 1718 dessen Tochter heirathete.

BUDDHA. BUDDHAISMUS.

BUDDHA. BUDDHAISMUS. Buddha[1]) wird allgemein als der Stifter der auf der Insel Ceylon, im Reiche der Burmanen, und in den Königreichen Siam und Kambodja herrschenden, auch nach China, Kochinchina, Tonkin und Japan verbreiteten, Religion genant; auch erstreckt sich dieselbe bis in die Kalmükei und nach Sibirien; ja manche Forscher wollen Spuren derselben bis nach Ägypten, Griechenland, Skandinavien und Britannien hin entdeckt haben. Wie sehr er die Forscher beschäftigt haben müsse, kann man schon aus den vielerlei Vermuthungen abnehmen, nach denen er mit Noah, Moses, Siphoa (ägypt. König), Sesak oder Sesostris, dem Jesus der Manichäer von der einen, und mit dem Fo oder Foe der Chinesen, dem Tot (Taauth) der Ägypter, Hermes der Griechen, Merkur der Römer, und mit Wodan und Odin der Skandinavier von der andern Seite, für einerlei erklärt wird. Leicht erkent man aber auch hieraus, daß die Untersuchung über ihn zu den sehr verwickelten gehören müsse. Sonderbar genug wird sie noch verwickelter dadurch, daß man am Ende auf den Zweifel gerieth, ob wol überhaupt Buddha als eine wirkliche Person existirt habe. Bhooddha bedeutet nämlich Weisheit, Allwissenschaft und Heiligkeit, und wir finden einen Buddha in dem indisch-astronomischen System, welchem wenigstens jene ersten Prädikate zukommen, und der doch nie eine wirkliche Person war.

Dieser Buddha wird nämlich für den Planeten angegeben, nach welchem der vierte Tag in der Woche (Mittwoche) in Indien Buddha-wara heißt. Da eben dieser Tag bei den Skandinaviern Wodanstag, und bei den Römern Merkurstag heißt; so wird die Identifikation mit Merkur und Wodan sich auf diesen Planeten beziehen, und der Zusammenhang mit dem ägyptischen Thot ergibt sich dadurch wieder von selbst, indem Thot von den Griechen für den Hermes erklärt wurde. Thot war aber der Genius der Weisheit und Wissenschaft. Diesem zufolge ließe sich nun allerdings die persönliche Existenz Buddha's bezweifeln. Ein Pandit belehrte jedoch den Verf. der Lettere sull' Indie orientali[2]), daß Buddha durchaus nicht mit jenem Buda verwechselt werden dürfe, welchen die Indier für den Gott oder Genius des Planeten Merkur halten; der Buda habe nicht das Mindeste mit dem Buddha gemein. „Er ist der Sohn des Mondgottes Ciandra und der Frau des Brahaspati oder Vrihaspati, Namens Tara, welche sich Ciandra zueignete. Wenn man diesen Umstand nicht aus der Acht gelassen hätte, so würde man im Betreff des Buddha und des Merkur gewiß nicht so viel Lärms gemacht haben."

Angenommen, daß sich dies so verhalte, bleiben indeß noch zwei Buddha's übrig, welche man als den älteren und jüngeren unterschieden hat.

1) Bei den Ceylanern Bouddha, bei den Siamesen Pout, Poutti Sat, bei den Tibetanern Pout, Pott, Pot, Poti, bei den Kochinchinesen But, bei den Arabern Bod, bei Edrisi Bodda, bei Clemens Alex. Butta, bei Fra Paolino Budha, bei Chambers Boudhou, bei Gentil Baouth, bei Andern Budda. 2) Sprengel-Ehrmanns Bibl. d. Reisebeschr. Bd. 32. S. 155.

Der ältere wird ein Eidam jenes Menu Satjavrata oder Waiwaswata, des Sohnes der Sonne, welcher bei einer großen Flut von Wischnu in einer Arche gerettet wurde, und der Stammvater des berühmten Geschlechts der Puru's genant. Er gehört zu den alten Gesetzgebern, und es wird von ihm gesagt, daß er in der Sternkunde, der Sterndeutekunst, der Moral, den religiösen Gebräuchen, der Heilkunst, Rechtswissenschaft und Handelskunde unterrichtete.

Der jüngere oder zweite Buddha wird für die 9te Verkörperung (Avatara) Wischnu's ausgegeben, welche entweder mit der des Krischna zusammenhängt, oder auf sie folgt [3]), wonach die Zeit seines Erscheinens mythisch als das Ende des vorigen oder der Anfang des jetzigen und letzten Weltalters (Kali-Yug) bestimt wird.

Auch bei diesen beiden kann es indeß zweifelhaft gemacht werden, ob sie wirkliche Personen gewesen, denn Buddha ist nicht ein Eigenname, sondern ein Titel, der eine Würde bezeichnet, und zwar die des Höchsten unter den Heiligen. In diesem Sinne wird nun von gar vielen Buddhas gesprochen. Nach einigen sind zu verschiedenen Zeiten 22 Buddhas erschienen, um die Welt zu regiren; für die jetzige Periode werden 5 derselben gerechnet, von denen der 5te noch erst erscheinen soll. Der 4te derselben soll der erwähnte jüngere Buddha gewesen seyn, der allerdings nicht Buddha hieß, aber ein Buddha war. Sein eigentlicher Name war Sakya (Sachya, Sakhya, Shakya), und dieser wird genant der Sohn des Rajah von Kailas Sadudhana [4]) und der Mahamaya [5]). Als sein Geburtsort wird angegeben Gaja (Gaya) in der Provinz Kikata (Bahar). In seinem 16. Jahre verheirathete sich dieser Sakya mit Vasutara, der Tochter des Rajah Chuhidan, und erzeugte mit dieser einen Sohn, Namens Raghu. Eine alte, in einer Höhle zu Islemabad aufgefundene, Inschrift [6]) besagt, daß er, nachdem ihm gewisse Geheimnisse offenbart worden, sein Reich verlassen habe, über den Ganges gegangen, die Welt in Gestalt eines Bettlers durchzogen, und ein so strenges Leben geführt habe, daß sogar Brahma, Indra, der Schlangenkönig Naga und die vier Schutzgeister der vier Weltregionen herbei eilten, und ihm alle Ehre erwiesen. — Anderwärts wird berichtet, daß er nach seinem 31. J. sich in Einöden begeben habe, um die Eigenschaften eines Buddha zu erlangen. Dann wurde sein Beruf der Welt kund, und er wirkte nun 45 Jahre lang als Buddha, und starb an einem Donnerstage den 15. Mai, von welchem Tage an die Buddhisten ihre Zeitrechnung beginnen, welche in diesem Jahre aus 2366 Jahren besteht, und also 542 Jahre über die christliche hinausreicht.

Dieser Buddha, sagt man, ist derselbe, den man auf Ceylon Gautemeh (Godama) Buddha, und in Siam Sommonokodom nent, und an dieser Identität ist wol nicht zu zweifeln. Nach Mahony's Bericht wäre die richtige Schreibart Sommono Gautemeh, und Sommono bedeutet einen Heiligen, so viel als Buddha (nach Buchanan einen, der als Priester eingekleidet ist, — einen Schamanen). Nach Joinville ist der gewöhnliche Name Saman Gauteme Boudhou Vahanse. Samono und Saman, sagt er, sind sich gleich; Kodom ist Gautemeh, nach Mahony, eine Benennung, womit man einen bezeichnet, der aus einer alten vornehmen Familie entsprossen ist; nach Fra Paolino (Mus. Borg. p. 8.) bedeutet es eigentlich eine Kuhheerde, figürlich einen König, womit die mongolische Sage übereinstimt, daß Schakya als Büßer den Namen Goodam, d. i. Hüter der Kühe, angenommen habe; nach Buchanan bedeutet es sehr klug, sehr weise. — Wie dem sey, Godama wird in den indischen Reichen jenseit des Ganges als Gott verehrt, und seine Religion besteht daselbst noch; die Priester derselben heißen Rahans, auch Talapoinen [7]); die Tempel Buddha's werden eigentlich Buddestaneh, Siddestaneh, auch Maligawa, für gewöhnlich aber nur Bihare oder Viharagi genant, wie die Wohnungen der Priester heißen, welche gewöhnlich dicht neben den Tempeln stehen.

Zur Grundlage der buddhistischen Religionslehre werden wir hier am zweckmäßigsten die von Buchanan mitgetheilte, kurze Übersicht derselben machen, welche der Oberpriester Zaradobura dem katholischen Bischof zu Ava mittheilte [8]).

Es sind bis jetzt 4 Götter auf der Welt erschienen und zu Nieban gelangt. Der vierte war Godama, zwischen welchem und seinem Vorgänger noch 6 Männer auftraten, welche sich für Götter ausgaben und auch Anhänger erhielten. Godama aber ist der einzige wahre Gott, welcher die 5 Gebote gegeben und zu der Enthaltung von den 10 Sünden aufgefordert hat. Die 5 Gebote sind: 1) Vom kleinsten Insekt an bis zum Menschen herauf sollst du kein Thier tödten, von welcher Art es seyn möge; 2) du sollst nicht stehlen; 3) du sollst weder eines Andern Frau noch Beischläferin mit Gewalt nehmen; 4) du sollst keine Unwahrheit sagen; 5) du sollst weder Wein noch starke Getränke trinken, auch keinen Opium kauen, oder sonst etwas Berauschendes zu dir nehmen. — Die 10 Sünden sind in 3 Klassen eingetheilt: 1) Tödten der Thiere, Diebstahl, Ehebruch; 2) Lügen, Unverträglichkeit, harte zornige Worte, unnützes und albernes Geschwätz; 3) Trachten nach des Nächsten Gut,

3) *Polier* Mythol. d. Ind. II. 166 fgg. 4) Sudodhana, Sutah Dannah, Suta Danna. 5) Maja, Mahamah Devi, welche nicht verwechselt werden darf mit der Maïa des Brahmanismus. 6) Asiat. Res. II. Eine andre zu Buddha-Gaya (in Bengalen) aufgefundene Inschrift s. das. Bd. 1.

7) Nach Buchanan heißen die Priester Godama's in der Landessprache Rahans, in der Palisprache Thaynka, bei den Mohammedanern Raulins, bei den Europäern Talapoinen, welcher Name von Talapat, Sonnenschirm, abgeleitet wird, den diese Priester gewöhnlich tragen. Als besondern Titel gebe man ihnen auch den eines Somana oder Samana, welches von dem Sanskritischen Saman, Artigkeit, Höflichkeit, abstammen soll; hienach würde auch die ganze Sekte der Buddhisten von Einigen Samanen genant. — Von der Lebensweise, den Pflichten und Obliegenheiten der Rahans gibt den deutlichsten Begriff, das in der Palisprache geschriebene Buch Kananua, übers. von Buchanan As. Res. VI. und in der Bibl. d. Reis. 31, 172 fgg. Eine andere Schrift Padimot ist ähnlichen Inhalts. Man sehe außerdem in Loubères Beschr. von Siam die Maximen der Talapoinen. 8) Von Buchanan aus Sangermano's Handschrift mitgetheilt, Bibl. d. Reis. 31, 146—160.

Neid und Verlangen nach des Nächsten Tod oder Unglück; Glaube an die falschen Götter [9]). Wer sich dieser Sünden enthält, von dem sagt man, er beobachte Sila. Außerdem kann man noch gute Werke ausüben; Dana, wenn man Almosen austheilt, besonders unter die Rahans, und Bavana, welches im tiefdurchdachten Aussprechen von 3 Worten besteht. Bei dem Wort Aneizza erinnere sich der Mensch, daß er abwechselnden Schicksalen, bei Dokcha, daß er dem Unglück unterworfen ist; bei Anatta, daß es nicht in seiner Macht steht zu verhindern, daß er nicht dem Zufall und dem Unglücke unterworfen seyn müsse. Wer aus der Welt geht ohne Sila, Dana und Bavana befolgt zu haben, der komt in eine der höllischen Wohnungen, und seine Sele wandert abwärts; wer sie befolgt, der wird endlich für würdig befunden werden, einen Gott zu schauen und wird Nieban erlangen [10]).

Diese Übersicht enthält nur das eigentliche Moralsystem, ohne sich mit dem Metaphysischen zu befassen; man sieht indeß doch, daß zu dem ganzen System die Lehre von der Selenwanderung und eine eigenthümliche Kosmologie und Theologie gehören müsse. Das Merkwürdigste an dieser letzten soll seyn, daß die Götter nur als Menschen dargestellt werden, die durch Tugend zur höchsten Seligkeit gelangten, und durch Weisheit das Recht erlangt haben, Gesetze vorzuschreiben. Daher schreibt noch vom J. 1823 der Missionär Judson [11]): „Man kann die Buddhaisten gewissermaßen für Atheisten erklären. Sie glauben nämlich, daß alles Daseyn in sich den Keim zum Elend und zur Zerstörung trage; daß also kein ewiger Gott sey. Das Weltall, sagen sie, ist nur Zerstörung und Wiedererzeugung. Also ist nur der ein Weiser, der sich über die daseyenden Dinge zu dem Nighan, d. i. zu demjenigen Zustand erhebt, in welchem keine Existenz ist. Belohnungen und Bestrafungen folgen den tugendhaften und lasterhaften Handlungen, der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß. Goudama machte sich durch seine Verdienste des Zustandes höchster Vollkommenheit würdig. Seine Anordnungen sind noch in Kraft, und werden es bis zur Erscheinung der nächsten Gottheit seyn." Diese Gottheit wird der 5te Buddha seyn. Nach den Weissagungen des 4ten soll dessen Lehre sich 5000 Jahre lang in ursprünglicher Lauterkeit erhalten; lange darauf wird Maitri (Maidari) Buddha geboren werden, und unter diesem wird die jetzt bestehende Welt zu Grunde gehen, damit eine andere an deren Stelle treten könne. Dies führen die Buddhisten mit zum Beweis an, daß es kein höchstes Wesen gebe, welches das Weltall erschaffen habe, denn, sagen sie, gäbe es solch einen Schöpfer, so würde dieser die Welt nicht untergehen lassen, sondern für deren unvergängliche Dauer sorgen.

Was die Vorstellung von dem Weltall betrifft, so findet man hierüber die ausführlichste Nachricht in Sangermano's Cosmographia Barmana, welche Buchanan übersetzt hat [12]).

Das Weltall führt den Namen Loga, d. i. Zerstörung und Wiederherstellung, denn man nimt an, daß von Ewigkeit her eine Welt auf die andre gefolgt sey, und daß dies in Ewigkeit so fortdauern werde, nach einem Dammada, welches man für unabänderliches Naturgesetz erklärt. Diese successiven Zerstörungen und Herstellungen gleichen einem Rade, in dem man weder Anfang noch Ende bestimmen kann. — Dieses Weltall enthält 3 Gattungen lebender Wesen: Chama, erzeugende, Rupa, materielle, aber nicht erzeugende, und Arupa, immaterielle Wesen oder Geister. Diese 3 Gattungen sind wieder in verschiedene Klassen eingetheilt, und jeder von diesen ist ein besonderer Aufenthaltsort (Bon) angewiesen und ein entweder glücklicher oder unglücklicher Zustand. Die erste Gattung hat 11 Klassen, von denen 7 in einem glücklichen, 4 in einem unglücklichen Zustande sich befinden; die zweite Gattung hat 16, die dritte 4 Bons. Aus der ersten Gattung sind die Menschen im Besitz des ersten glücklichen Bons, die übrigen 6 haben die Nat (Dämonen) inne, deren es 6 verschiedene Klassen gibt. Der Zustand der Unglückseligkeit wird Apé genant, und in diesem befinden sich 1) alle Thiere, 2) die Preitta (alle, die sich auf irgend eine Weise gegen die Rahans vergangen haben), 3) die Assurighe, die in Wäldern, am Seegestade, in Bergklüften und menschenleeren Gegenden hausen, und 4) die Bewohner des Niria oder der Hölle, 8 unterirdische Behausungen, die wieder in 40,000 kleinere abgetheilt sind. Die Dauer der Strafen daselbst richtet sich nach der Größe der Verbrechen; es wird aber genau angegeben, welche Strafe jedem Verbrechen folgen, und wie lange sie dauern werde. — Diese Kosmologie enthält ein System von Astronomie, Physik und Kosmographie, eng angeschlossen an die Dogmatik, welche mit der Lehre von der Weltzerstörung schließt. Zu einer solchen gibt es 3 Veranlassungen: Wollust, Zorn

9) „Die Grundsätze, welche sich Buddha zu eigen gemacht hatte, waren Weisheit, Gerechtigkeit und Güte. Aus diesen Grundsätzen entstanden 10 Gebote, welche unter drei Klassen gebracht sind: Gedanken, Worte und Werke. Sie stehen in einem Gesetzbuche, welches in der Palisprache geschrieben und Diksangeeyeh betitelt ist." Mahony. 10) Aus einer Handschrift des peguanischen Philosophen Dhermaragia Guru führt Fra Paolino S. 339 seiner Reise nach Ostindien folgende Stelle an: „Diejenigen, welche die Gottheit, ihr Gesetz und ihre Priester in Ehren halten, werden dereinst das Schicksal aller Guten haben. Denn es verhält sich sowol mit den verdienstlichen als den unverdienstlichen Handlungen alles dessen was lebt, wie mit dem Schatten unsers Körpers, welcher sich nie von ihm trent, sondern ihm überall nachfolgt. Unter allen belebten Geschöpfen gibt es sowol gute, als böse. Aus dem Menschen wird entweder ein Nat (Dämon) oder ein Thier. Die Sele des Thiers fährt entweder in einen Menschen oder in einen Nat. Der Nat wird entweder Thier oder Mensch. Kurz alle die, welche sich noch nicht das Verdienst erworben haben, daß sie in den Niban aufgenommen werden können, steigen wechselsweise bald aufwärts, bald abwärts." Nach Sangermano sind die Begriffe von der Selenwanderung hier von den gewöhnlichen sehr abweichend. Man behaupte, daß beim Tode jedes lebenden Wesens Sele und Leib zugleich sterben, daß aber aus denselben Stoffen ein anderes Wesen entstände, welches den guten oder schlechten Handlungen des vergangenen Lebens gemäß ein Thier, oder ein Mensch, oder ein Nat werde. 11) Knapp neuere Gesch. der Evang. Miss. Anst. in Ostindien St. 72. S. 1210.

12) Man vergleiche damit das, was von Mahony und Joinville, und von dem anonymen italiänischen Verfasser der Briefe über Ostindien im vierten Briefe berichtet wird.

und Unwissenheit. Herrscht die Wollust vor, so geht die Welt durch Feuer, herrscht der Zorn vor, so geht sie durch Wasser, herrscht die Unwissenheit vor, so geht sie durch Wind unter, d. h. sie gelangt wieder in einen chaotischen Zustand, aber nur um sich von neuem zu gestalten.

In der aufgestellten Kosmographie werden 101 Nationen als Bewohner der Erde namhaft gemacht, unter denen aber von den jetzt die Erde wirklich bewohnenden Völkern nur die Chinesen, Siamer und die Einwohner von Tavay, Pegu, Laos, Cussay und Arakan vorkommen. Aus eben dieser Kosmographie hat aber Buchanan die Folgerung gezogen, daß Buddha und seine Lehre aus dem nördlichen Hindostan stammen. „Buddha's geographische Kentnisse, sagt er, mußten sehr beschränkt seyn. So wie man sich aber mit ihnen der erwähnten Gegend nähert, nehmen sie eine mehr specielle und vernünftige Form an. Aus den Nachrichten von den Bergen, dem Schnee, den Seen und Flüssen, die seine Schüler geben, kann man schließen, daß er nahe bei Tibet wohnte. Man kann annehmen, daß er die dortigen Schneegebirge sah, von den großen Flüssen hörte, die in das sibirische, chinesische und kaspische Meer von da fließen, und die Arme des südlichen Flusses darum spezieller angab, weil er an seinem Ufer wohnte. Wäre er aus Tibet gebürtig gewesen, so würde er nicht in den großen Irrthum verfallen seyn, die Flüsse von Bengalen und Oude aus einer Quelle entspringen, und sie auf die angegebene Art durch die Sewalik-Gebirge dringen zu lassen." — Diese Bemerkung führt uns zurück zu der Untersuchung über den jüngeren Buddha selbst.

Nimt man ihn als Sakya, der ein Buddha wurde, so besteht seine wirkliche Persönlichkeit. Daß dieser aber ursprünglich Hindostan angehörte, beweisen theils die übereinstimmenden Berichte der Hindostaner und Ceylaner über seine Abstammung und seinen Geburtsort, theils die mancherlei Denkmale, die man von seinem Kultus noch in Hindostan findet [13]), theils seine Lehre selbst, die ihren Brahmaischen Ursprung nicht verleugnen kann. Auch aus der Sage, die ihn zur 9. Verkörperung Wischnu's macht, geht es hervor: und wenn dies von Einigen beschränkt, von Andern geleugnet wird; so liegt der Grund am Tage, weil nämlich dieser Sakya mit dem herrschenden System eine, den Anhängern desselben missfällige, Reform vornahm. Man hat längst bemerkt, daß damit nichts Geringeres beabsichtigt wurde, als Vertilgung der Brahmanen-Theokratie, des Kasten-Unterschiedes, und des ganzen symbolischen Kultus, welcher jenen zur Stütze diente. Seine Anhänger erkennen weder Vedas noch Puranas für kanonisch [14]). An die Stelle dessen, was sie enthalten, setzte er ein eignes System, dessen Grundlage Quietismus ist, und man hat ihn deshalb zum Haupte der Samanäer oder Schamanen gemacht, welche man als die Sanftmüthigen erklärt. Aus der Vermuthung, daß diese Buddhistischen Schamanen einerlei sind mit den Gymnosofisten, wie sie von griechischen Schriftstellern geschildert wurden, folgt, daß diese Sekte in Hindostan vor Alexanders Zeit müsse vorhanden gewesen seyn, und es widerspricht diesemnach nichts der Angabe, welche Sakya's Todesjahr 542 Jahre vor Christus ansetzt. Diesemnach hätte sich die Sekte der Buddhisten über 6 Jahrhunderte in Hindostan behauptet, denn aus der Geschichte wissen wir, daß im 1. Jahrh. n. Chr. dieselbe von den Brahmanen mit Hilfe der Kriegerkaste vertrieben wurde, und nun erst außerhalb der vorderen Halbinsel sich verbreitete. Nur wenige Überreste davon blieben in Hindostan zurück; im J. 40 langten Buddhisten auf Ceylan an, und kamen von da nach Ava und Pegu; im J. 65 kamen sie nach China, im J. 66 nach Japan und Korea [15]). Sie verbreiteten sich über Tibet unter Mongolen, Kalmücken bis nach Sibirien; wenigstens findet man auch hier die Schamanen.

Hiebei wird nun freilich die Identität des chinesischen Fo oder Fo-e (nicht Fo-hi), des japanischen Amida oder O-mi-to (nach Jones: unermeßlich) u. A. mit Buddha vorausgesetzt, welche aber von Mehren bezweifelt oder geleugnet wird. Der Grund indeß, daß der Name Buddha mit jenen andern Namen doch gar zu wenig Ähnlichkeit habe, dürfte schwerlich den Grund für diese Meinung überwiegen, daß dagegen mit dieses Buddha wahrem Namen Sakya der Chinesische Xekia, der Japanische Xaxa, der Tibetische Schaka, der Tunkinische Thika u. a., so wie die Hauptlehren von allen diesen desto mehr übereinstimmen. Jene Identität ist daher wol nicht eine blos grundlose Behauptung. Ist sie dies aber nicht, so erhält auch die Sage vom Fo, daß er beim Sterben seinen vertrautesten Schülern eröffnet habe, was er bisher gelehrt, sey nur unter Allegorie verhüllte Wahrheit gewesen, und seine wahre Meinung sey, Alles sey aus dem Nichts entstanden und kehre in das Nichts zurück, und die wahre Weisheit bestehe darin, sich selbst so viel als möglich zu vernichten, — diese Sage erhält Gewicht für unsere Untersuchung, da es gewöhnlich geworden ist, den, wie man sagt atheistischen, Buddhaismus als ein System des Nihilismus zu betrachten.

Auf jeden Fall wird man, um hier das Wahre herauszufinden, zwei Perioden bei dem Buddhaismus un-

---

13) Jones gedenkt der gigantischen, zum Theil von der See verschlungenen Trümmer von Gebäuden und Bildhauerei zu Mawalipuram an der Küste Malabar, der Statue des B. auf der Ebene Wirapatnam bei Pondicheri, die le Gentil beschreibt, der Kupferplatte, worauf eine Schenkung vom Jahr 23 v. Ch. G. gegraben ist. (As. Res. I. 123.). Noch viele andre Denkmale beweisen, daß Buddha und seine Nachfolger und ihr System auf der Halbinsel Indiens lange geherrscht haben müssen. S. *Moore* the Hindoo Pantheon S. 243 fgg. Mackenzie Beschr. von Tempeln und Statuen Buddha's Asiat. Res. VI. Üb. Buddhastatuen insbesondere, s. Ritters Erdkunde II. 693. Aus den von Renaudot übersetzten Nachrichten arabischer Reisenden erhellet, daß Buddhastatuen noch im 9. Jahrh. n. Chr. in Indien verehrt wurden; nach dem 12. Jahrh. verschwinden erst seine Anhänger diesseit des Ganges. *La Croze* Hist. du Christianisme des Indes. II. 329. 339.

14) „Das vornehmste und heiligste Gesetzb. der Ceylaner, welches man mit Recht ihre Bibel nennen könnte, mag wol das Abidarmeh Piteleh Sattappré Karranee seyn, das in der Palisprache geschrieben und in der Hauptstadt von Kandia zu bekommen ist. — Die Vedas und Puranas kannten die Rahans nicht." Mahony. 15) Stephens in der Übersetzung des Faria y Sousa Kap. 16. §. 12. Grosier's allg. Beschr. von China 2, 215. Kämpfer Amoen. exot. p. 608.

terscheiden müssen. In der ersten werden wir das, was Sakya eigenthümlich ist, in der zweiten die Abweichungen seiner Nachfolger finden, worauf in jener Sage das Geständniß des sterbenden Buddha-Fo hinzudeuten scheint.

Demzufolge, daß Sakya-Buddha ein Avatara Wischnu's [16]) genant wird, könnte man ihn wol für den Sprößling eines Wischnu-Institutes halten, und seine Geschichte widerstreitet wenigstens dem nicht, daß er in alle 4 Stände eines Brahmanen eingetreten sey. Er wurde wenigstens, nachdem er Hausvater gewesen und einen Sohn gezeugt, Einsiedler (Vanaprasta). Sind diese, wie Fra Paolino will, die Samander oder vielmehr Vamander (s. Bd. 12. S. 220); so fällt nun zwar die Meinung, daß er der eigentliche Stifter der Schamanen sey, allein hiemit nicht zugleich auch, daß diese durch seine Reform zu dem wurden, wofür man sie erklärt, zu Sanftmüthigen, wie er selbst vorzugsweise der Schaman. Seine Reform bestand aber in nichts anderem als in der Wiederherstellung des eigentlichen Brahmaismus im Gegensatze des Brahmanismus (s. Bd 12. S. 408.). Wer jenen nicht in der hohen Einfachheit der Buddhaistischen Moral selbst schon erkennen sollte, der erwäge, daß der hervorstechendste Punkt im Buddhaismus die Aufhebung der blutigen Opfer ist. Wegen dieser wurden die Vedas verworfen, und setzte sich der Buddhaismus dem Kampfe wol hauptsächlich mit dem Shivaismus aus. Auf Buddha's Statuen findet man daher auch als charakteristisches Kenzeichen eine Blume in seiner Hand, die, nach Moore's Vermuthung hindeudet auf jene unschuldigen Opfer aus einer Zeit, wo noch keine Vedas blutige geboten. Sollte nun aber jemand noch zweifeln, daß es hiemit auf Brahmaismus abgesehen gewesen, so muß es ihm der Zusammenhang verbürgen, in welchem Buddha überall mit Brahma gefunden wird. Nicht nur spielt in allen den Sagen, welche von der Geburt des Religionsstifters, nach orientalischer Weise, Wunderbares berichten, Brahma eine Hauptrolle, sondern die eine Sage erklärt auch Buddha geradezu für ein Avatara Brahma's. Mag dies aber, weil eine andere Sage Buddha zum Avatara Wischnu's macht, auch nicht gelten; Ein Beweis bleibt übrig, der nicht leicht zu entkräften seyn dürfte. In dem System der Ceylaner ist, nach Mahony's Bericht, Sahampattu Maha Brachma (der große Brahma) ein Wesen von der bedeutendsten Wichtigkeit. Nach Buddha ist er von allen Göttern, die sich in den Himmeln und auf der Erde aufhalten, der nächste, ja er vertritt die Stelle des allerhöchsten Wesens, und ist es, der die Welt unter seine Aufsicht genommen hat, während Buddha im Genuß der höchsten Seligkeit sich befindet. Übrigens zeigt sich auch der Zustand des Einsiedlers hier wieder in der natürlichen Einfachheit, die er ursprünglich gewiß haben mußte, und die Lehre von der Selenwanderung ist in eben dem Grade einfacher, als die Moral von willkürlichen Satzungen freier ist. Von Quietismus kann hier nur in Beziehung auf die Ruhe des kontemplativen Lebens die Rede seyn, und es ist durchaus kein Grund vorhanden, dieses kontemplative Leben etwa für einen fortdauernden Zustand der Beschaulichkeit zu halten, da alle Betrachtung sich lediglich auf das Praktische richtet.

Allem diesem zufolge zeigt sich in der ersten Periode des Buddhaismus in der That nichts andres als eine Wiederherstellung des schon immer mehr verdrängten Brahmaismus in seiner einfachen Urgestalt. In dieser einfachen Gestalt erhielt er sich nun aber nicht, wie daraus mit Gewißheit erhellet, daß unter den Bhuddisten 3 verschiedene Sekten entstanden, die der Jinas (Dschinas, Dschenas) oder Jainas, der Arhan's oder Mahiman's u. der Buddhaisten, über welche Sekten die Abhandlung Mackenzie's mit Colebroke's Zusätzen (Asiat. Research. Bd. 9.) das Beste enthält. In dem Brahmaismus liegt der Keim zum Materialismus, in dem Quietismus zum Nihilismus; diese beiden Keime aber entwickelten sich in der zweiten Periode. Wenn man nun aber sagt, das Buddhistische System sey atheistisch geworden, und lehre, dem Nichts, als dem Grundwesen, ähnlich zu werden, sey des Menschen höchstes Ziel; Tugend und Glückseliglichkeit beständen in gänzlicher Unthätigkeit und Unempfindkeit, in Aufhebung alles Strebens und Denkens; so läßt sich dieses wenigstens aus dem Buddhaismus im Allgemeinen nicht erweisen. Dieser ist zwar kosmologisch, aber keineswegs psychologisch materialistisch; und wenn er gleich Gott nicht als Weltschöpfer annimt, so nimt er doch Götter [17]) eben sowol als Geister an, ja einen Gott als moralischen Gesetzgeber und selbst positive Belohnungen und Strafen für gute und böse Handlungen unsterblicher Wesen. Der angeschuldigte quietistische Nihilismus scheint auf einem Misverstande dessen zu beruhen, was über den Zustand der Seligkeit gesagt wird. Joinville noch sagt: „die Buddhisten glauben, die Sele habe von jeher existirt, und müsse während eines unendlich langen Zeitraums, der nach Verhältniß ihrer guten oder schlechten Handlungen bestimt werde, aus einem Körper in den andern wandern, bis sie endlich ganz aufhöre zu seyn. Das Ende der Sele heißt Nivani (im Samskrit Nirgwani). Hierin besteht die passive Glückseligkeit, welche alle Buddhisten dereinst zu erlangen hoffen. Ein Verbrecher, der unlängst gehangen wurde, sagte noch kurz vor seinem Tode, er stehe nun im Begriffe Nivani zu werden. Dies zeigte jedoch den Mangel an Unterricht in den Grundsätzen seiner Religion; denn zufolge derselben konnte er nicht eher Nivani werden, bis er zuvörderst ein Buddha gewesen war." Sollte es wol möglich seyn, daß man auch nur gedichtet hätte, die Sele, ein von Ewigkeit her existirendes Wesen, daure, bis sie den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangt habe (denn dies heißt doch hier ein Buddha seyn) um dann — vernichtet zu werden? Gewiß hat Joinville sich hier in Ansehung des Nieban ge-

16) Eine Hauptbeweisstelle führt Fra Paolino aus dem Mahabharada an. Reise nach Ostind. S. 338.

17) Man kann den Buddhaismus schwerlich als reinen Monotheismus betrachten. Die Ceylaner klassificiren ihren Götterstat so: 1) Buddha, 2) Maha Brahma, 3) Sakkereh (Gott des untersten Himmels und der Erde), 4) 32 Sakkerehs als Rathgeber, 5) die vier Schutzgötter der vier Weltgegenden, 6) die Untergötter in den untern Himmeln, 7) die Kombaendeyos (Engel), und 8) die Götter, welche sich auf der Erde aufhalten, und deren Diener. Vgl. Asiat. Res. VII. 57.

täuscht, über den sich der Oberpriester der Rahans selbst in einem ganz andern Sinn erklärt. „Wenn, sagt dieser, Jemand den Übeln der Schwere, des Alters, der Krankheit und des Todes nicht länger unterworfen ist, so sagt man, er habe Nieban erlangt. Kein Ding, kein Ort kann uns vom Nieban einen vollständigen Begriff geben; wir können weiter nichts davon sagen, als daß die Befreiung von jenen Übeln und die Erlangung der Seligkeit Nieban sey. Es ist gerade so, als wenn man von Jemandem, der, nach dem Gebrauche der Arzneimittel, eine schwere Krankheit überstanden hat, sagt, er habe seine Gesundheit wieder erlangt: wenn aber jemand zu wissen begehrt, wie und auf welche Art das geschehen sey, so wissen wir weiter nichts zu antworten, als, wieder gesund werden sey weder mehr noch weniger als von einer Krankheit genesen. So und nicht anders sprechen wir von Nieban, und so hat es Godama gelehrt." Ohne Zweifel ist Nireupan der Siamesen nichts andres als dieses Nieban, welches Judson Nighan nent, aber auch so falsch erklärt als Joinville [18]). Es ist daher Unrecht, den Buddhaismus dessen zu beschuldigen, wessen nur einzele Sekten oder Schwärmer schuldig sind. Durch diese ist allerdings, theils aus Faulheit, theils durch Einmischung des Mystizismus, theils durch schwärmerische Ascetik, auch der Buddhaismus in einzelen Zweigen entartet. So entstand in China die mystische Sekte der Leerheit und des Nichts bei den Hoschang oder Bonzen, während sich anderwärts Einsiedler zeigen, deren selbstquälerische Bußübungen denen der Sanyasis nicht nachstehen; und mit der Dämonologie, welche man sehr ausgebildet hatte, war zugleich der Grund zu allen, auf Geister- und Zauberglauben gegründeten, Gaukeleien gelegt, in denen endlich, außer dem Namen des entwürdigten Schamanismus, kaum eine Spur des ursprünglichen Buddhaismus mehr übrig blieb. Der Grund hiezu ward wol schon in Hindostan selbst gelegt, wo nach aller Wahrscheinlichkeit ein Wetteifer mit den Shivaiten die Veranlassung dazu gab. Die gegenseitige Eifersucht der Buddhaisten und Shivaiten ist unverkenbar, bis endlich jene diesen unterlagen. Nach einer von Wilford (As. Res. III.) mitgetheilten Sage war es der Shivaite Sankara Charya (od. Acharya), der für ein Avatara Shiva's selbst ausgegeben wird, welcher die ketzerische Sekte vertilgte, ihre Tempel zerstörte, die Vedas erklärte, die ketzerischen Bücher dagegen verbrannte, und die Ketzer selbst zu vertilgen suchte. So kamen die Buddhaisten bereits in Sekten getrent in das Ausland, und wenn der Buddhaismus schon deshalb in verschiedenen Ländern sich nicht ganz gleich sehen konnte, so wurde er sich durch die Verschiedenheit der Völker selbst, zu denen er kam, noch unähnlicher, und die Sagen mußten sich mehren [19]). Was nun aber doch verhindert, troß aller Verschiedenheit, die Religion dieser Völker nicht für dieselbe zu halten, ist die völlige Übereinstimmung in dem Moralsystem und allen Hauptlehren; wozu noch komt, daß die Statuen Buddha's, wenn sie gleich bei jedem jener Völker die National-Physiognomie erhalten haben, doch in dem wesentlichen Charakter, in der Stellung und im Costume sich gleichen, so daß jedes Volk seinen Gott in dem Gotte der andern erkent und anerkent.

Außer dieser Verbreitung des Buddhaismus nach Norden, Osten und Süden hat man nun aber auch noch die Spuren einer Verbreitung desselben nach Westen und Nordwesten verfolgt. Deutlich sind diese Spuren in Mitelasien. Klemens Alexandrinus (Strom. 1.) kent die Samanäer als Anhänger des Butta (von welchen Porphyrius [de abst. IV.] bei den Indiern Kunde hat), so wie der Alexandrinische Bischof Cyrillus (T. II. p. 133.) in dem persisch-baktrischen Lande, und nach der Nachricht des Mesopotamischen Bischofs Archelaus (adv. Manich. in *Zaccagni* Collect. Mon. vett. eccl. gr. et lat.) gab sich des Manes, Stifters der Manichäischen Sekte, Lehrer, der eigentlich Terebinthus hieß, den Namen Budda, und erklärte, daß er von einer Jungfrau geboren, von einem Engel aber in den Gebirgen auferzogen sey. So wenig sich ein schon älterer Zusammenhang des Buddhaismus mit dem Parsismus verkennen läßt [20]), eben so wenig läßt sich eine Einwirkung beider auf den Christianismus bezweifeln, welche vielleicht künftig in unserer Dogmengeschichte mehr hervorgehoben wird. Von der andern Seite dürfte aber auch die Rückwirkung des Christianismus auf den Buddhaismus genauer zu untersuchen seyn.

Viel weiter haben andere Forscher die Spuren des Buddhaismus zu verfolgen sich bemüht, und keiner hat darin wol größeren Eifer und Scharfsinn bewiesen als Ritter in seiner Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodot. Man sieht sogleich, wie weit er diese Spuren verfolgt an seiner Zusammenstellung eines Koros-Buddha-Khoda-Odin-Wodan. Die Identität des Buddha mit Odin-Wodan ist indeß auch lebhaft bestritten worden. Klaproth sagt darüber [21]): „Wenn man bedenkt, daß nach dem einstimmigen Zeugnisse der Hindu, Tibeter und Chinesen, die Lehre Budda's erst um das Jahr 60 unserer Zeitrechnung angefangen hat, sich nördlich von Indien, und später im innern Asien und in Tibet zu verbreiten, so stürzt die Odin-Buddha-Hypo-

18) Buchanan tadelt es mit Recht, daß die Missionare Nieban durch Vernichtung übersetzen; es bezeichnet, sagt er, einen von allen den Unfällen, welchen die Menschheit unterworfen ist, freien Zustand, aber keineswegs Vernichtung. Dies ist aber nicht der einzige Irrthum, in den Joinville verfallen ist. Um nur eines einzigen, seiner Wichtigkeit wegen, zu gedenken, so zählt er uns bei den Bhuddisten auch die indischen Kasten auf. Buchanan dagegen sagt ausdrücklich: „So weit ich Buddha's Anhänger im burmanischen Reiche und in Siam kenne, kann ich dem Leser versichern, daß ein so grausamer und abscheulicher Unterschied dort blos durch Erzählungen und aus dem Beispiele der hier wohnenden Hindus bekant ist." A. a. O. S. 125.

19) Diese Sagen betreffen 1) das freiwillige Herabsteigen Buddha's aus dem Sitze der Götter, 2) seine Empfängniß im Leibe einer Jungfrau, die nicht weniger wunderbar ist als 3) seine Geburt; 4) sein Leben und Wirken überhaupt, seine Wunder und seine Lehre. Klaproth hat in der Asia Polyglotta das Leben des Budda nach Mongolischen Nachrichten zusammengestellt; es würde interessant seyn, wenn Leben und Lehre desselben eben so nach den Nachrichten anderer Nationen, zu denen sich der Buddhaismus verbreitete, zusammengestellt würde. 20) Der Chormusda, welcher unter den Sakkerehs, und in vielen Buddhistischen Sagen vorkomt, deutet ohne Zweifel auf den Ormuzd hin. 21) Leben Budda's am Ende. — Vgl. A. W. Schlegels indische Bibl. Bd. 1. Hft. 2. S. 252 fgg.

these von selbst zusammen. Es findet ferner auch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen dem Kultus des Buddha und dem des Odin Statt." Dies Letzte ist der wichtige Punkt, auf den es ankomt. Den aus der Zeitrechnung hergenommenen Gegenbeweis hat man seit Jones durch die Annahme eines älteren Buddha zu entkräften gesucht. Der Annahme eines solchen bedarf es nun aber auch, wenn man Spuren des Buddha in Griechenland nachweisen will, denn diese gehen weit über die Zeit des Sakya hinaus. Diese Annahme ist nichts weniger als willkürlich. Um sie zu stützen, bedarf es nicht einmal, daß man sich auf die chronologischen Widersprüche einlasse, welche entstehen, wenn man alle Sagen auf den jüngeren Buddha beziehen will, sondern man braucht sich nur überhaupt zu erinnern, daß es der Buddhas Mehre gab. Wenn nun aber der Kultus eines viel früheren Buddha sich westlich verbreitete, so wird sich fragen, ob dieser ältere Buddhaismus nicht auch ein ganz anderer gewesen sey, als der, von welchem bisher die Rede war. Dies ist allerdings die Meinung. Nach Ritter war der Kultus des alten Buddha ein Sonnenkultus, in welchem Koros der hieratische Sonnenname war. Er stellt einen Koros-Buddha und Buddha-Herakles auf, und zeigt die Spuren seiner Wanderung von Indien aus bis nach Griechenland und weiter nach Europa herein. Es ist hier der Ort nicht, weder dieses ausführlicher darzustellen, noch zu prüfen. Der Verfasser baut viel auf Namensähnlichkeit, jedoch nicht alles; er kombinirt zuweilen sehr kühn, doch immer scharfsinnig und oft sehr glücklich. Ganz frei von Verwechselung des alten Buddhaismus mit dem jüngeren ist er nicht geblieben. Bestimmter wird sich aber hierüber erst entscheiden lassen, wenn die indische und überhaupt ostasiatische Literatur u. Kunst uns noch bekannter seyn wird [22]). (*Gruber.*)

22) Nachtrag. Zu spät, um sie bei der Ausarbeitung noch zu benutzen, erhielt der Vf. die so eben erschienenen Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens von Isaac Jacob Schmidt (St. Petersburg 1824). Da sie gerade für diesen Gegenstand sehr wichtig sind; so soll hier wenigstens das Hauptsächlichste daraus angedeutet werden. S. 169. Wenn von Buddha die Rede ist, so versteht man gemeiniglich denjenigen, der unter dem Namen Schagkia-Muni oder Schagkia-Tubba von den Anhängern der von ihm verkündigten Lehre allgemeine göttliche Verehrung genießt, und nach ihren Begriffen der oberste Regirer der jetzigen Weltperiode ist. — Drei ähnliche erschienen vor ihm (s. das. die Anmerk.)" S. 171 fgg. Tibetische Legende von ihm. S. 175 fgg. Angabe und Beurtheilung der Quellen und der Chronologie S. 177. „Nach dem allgemeinen Zeugnisse aller mir zu Gebote stehenden Nachrichten hat Sch. keine geschriebene Zeile hinterlassen. Erst 10 Jahre nach seinem Tode wurde von einer Versamlung seiner Anhänger unter dem Vorsitze von dreien seiner Hauptschüler der 1. Theil der Lehren ihres vergötterten Meisters gesammelt. Die 2te Samlung geschah 110 und die 3te sogar 300 Jahre nach Sch's Tode auf einem grossen Concilium in dem Klostertempel Dschalandari in Kaschemir, wo es sich schon darum handelte, den Ketzereien eines Geistlichen, den man für eine Emanation des Widersachers Mahadewa hielt, zu begegnen. Von da fällt die Geschichte des Buddhaismus in völlige Dunkelheit, aus welcher sie erst spät, aber nicht in Hindustan, sondern in andern Ländern, vorzüglich in Tibet mit neuem Glanze hervortritt." S. 180 fgg. System des Buddhaismus. „In Ansehung der furchtbaren Selbstpeinigungen, wozu Fanatiker in Indien sich verurtheilen, findet man in den buddhaischen Büchern keine Spur von Anpreisung oder Billigung, obgleich mehre dieser Schriften sich über das Nichts und die allmälige Erkentniß desselben weitläufig verbreiten. Zwar wird Selbstaufopferung empfohlen, und sollte sie auch mit den unerträglichsten Qualen verbunden seyn, es muß aber dabei ein nützlicher Zweck zum Grunde liegen." S. 190. Sekte der Dschainas. „Das Wesentliche ihrer Dogmen komt mit denen der Buddhaisten ziemlich überein, und weicht nur in Nebendingen ab. Gleich den Letztern verwerfen sie die Wedas und Puranas, aber die Kasteneintheilung haben sie beibehalten." — „Buddha und Dschaina wollen sie nicht als Synonyme gelten lassen, sondern nachdem sie die Dschinas als höchste Gottheiten aufgeführt haben, lassen sie zunächst Indra, Brahma u. s. w., und dann erst die Buddhas folgen." „Die Götzenbilder der Dschenas unterscheiden sich von denen der Buddhaisten vorzüglich dadurch, daß sie sämtlich unbekleidet dargestellt werden. So gestattet der zweite Grad der Heiligkeit ihrer Priester oder Einsiedler nur eine geringe Bedeckung, der dritte und letzte Grad erfodert völlige Nacktheit. Bei den Buddhaisten sind Götzenbilder, Priester und heilige Personen anständig bekleidet." S. 193 fgg. Geschichte der Einführung des Buddhaismus in Tibet. „Nach den tibetischen Chroniken, denen die mongolischen Schriftsteller gefolgt sind, erfolgte sie erst zu Anfang des 5. Jahrh., ungefähr um das Jahr 407; also weit später als in China, wo diese Religion schon im 1. Jahrhundert Eingang fand." (Vgl. S. 215.) S. 194 — 197. Auszug aus dem Werke Nom Gharchoi Todorchoi Tolli, welches viel Licht über die spätere Gestaltung des Buddhaismus in Tibet verbreitet. S. 217. „Die eigentliche Verbreitung des Buddhaismus über ganz Tibet und mehre angränzende Länder erfolgte erst in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. mit reißender Schnelligkeit." S. 241. „Wir entdecken ein sehr altes Religionssystem, das, wie

BUDDLEA, eine Pflanzen-Gattung, von Linné dem Adam Buddle zu Ehren genant, der dem Joh. Ray eine Menge engl. Pflanzen mittheilte, die noch vorhanden sind. Die Gattung gehört zur natürlichen Familie der Personaten und zur 4ten Linné'schen Klasse. Char. Viertheiliger Kelch und eben solche Corolle. Zweifächerige Kapsel mit spreuartigen Samen.

1. Mit rispenförmigen Ähren.

1) Mit glattrandigen Blättern.

1. B. *madagascarensis* Vahl., mit eilanzetförmigen gestielten oben glatten runzligen, unten rostfarben filzigen Blättern, und dreiblüthigen Blumenstielchen. Madagascar. 2. B. *saligna* W., mit lanzetförmigen nach unten umgerollten unten weißfilzigen Blättern und dreiblüthigen Blumenstielchen. Am Kap. (*B. salicifolia Jacqu.*). 3. B. *virgata*, mit fadenförmigen weißgrauen Zweigen, spatelförmigen mit weißgrauen Seidenhaaren bedeckten Blättern und ruthenförmigen Ähren. Am Kap. 4. B. *incomta*, mit gebogenen runden Zweigen, eiförmigen stumpfen weißgrauen Blättern und traubenförmigen Ähren am Ende der Triebe. Am Kap. 5. B. *abbreviata* Humb., mit rundlichen glatten Zweigen, ablangen an beiden Enden verdünnten, oben scharfen und unten rostfarben filzigen Blättern, einer offen stehenden Blumenrispe, mit verkürzten Zweigen und gedrängten Blumen. Mexico. 6. B. *interrupta* Humb., mit rundlichen filzigen Zweigen, ablang lanzetförmigen zugespitzten unten rostfarben filzigen Blättern und wirbelförmigen in Ähren stehenden Blumen. Quito. 7. B. *discolor* Roth., mit lanzetförmigen unten weißfilzigen Blättern, und unterbrochenen traubenförmigen Ähren, wo die Blüthen mit Bracteen umgeben sind. Ostindien. 8. B. *paniculata* Wall., mit zusammengedrückten sternförmig filzigen Zweigen,

lanzetförmigen unten rauhhaarigen netzförmig geaderten Blättern und ungestielten rispenförmigen Blüthentrauben, wo die Blumen in Büscheln sitzen. Nepal. 9. B. *occidentalis*, mit runden glatten Zweigen, lanzetförmigen zugespitzten fast glattrandigen unten filzigen Blättern und unterbrochenen Ähren. In Jamaica. Peru.

2) Mit gesägten, gezähnten, gekerbten Blättern.

10. B. *americana*, mit fast vierkantigen filzigen Zweigen, ablangen an beiden Enden verdünnten gesägten unten filzigen Blättern, und traubenförmigen Ähren. In Westindien. Mexico. (*B.* floribunda und calcicarpoides *Kunth.*). 11. B. *betonicaefolia* Lam., mit höckerigen Zweigen, eiförmig-ablangen stumpfen gekerbten runzeligen unten filzigen Blättern und unterbrochenen rispenförmigen Ähren. In Peru. 12. B. *thyrsoidea* Lam., mit runden glatten Zweigen, ungestielten lanzet-linienförmigen an beiden Enden verdünnten gesägten oben glänzenden unten wolligen Blättern und einer ährenförmigen Traube am Ende der Triebe. In Monte Video. 13. B. *acuminata* Humb., mit vierkantigen filzigen Zweigen, eiförmig ablangen zugespitzten gesägten oben glatten unten rostfarben filzigen Blättern und offen stehenden Rispen, deren Blüthen in gehäuften Ähren stehen und mit Bracteen versehn sind. In Mexico. Ostindien. (*B.* intermedia *Kunth.*, serrulata *Roth.*). 14. B. *mollis* Humb., mit vierkantigen fast glatten Zweigen, ablang-lanzetförmigen, an beiden Enden verdünnten, wellenförmig gekerbten oben glatten unten rostfarben filzigen Blättern, und einer sehr ästigen Rispe, deren Ähren gedrängt sind. Quito. 15. B. *longifolia* Humb., mit vierkantigen fast glatten Zweigen, ablang-lanzetförmigen, an beiden Enden verdünnten, gesägt-gekerbten unten rostfarben filzigen Blättern und gedrängten Blüthen, die in einer Rispe am Ende stehen. In Peru. 16. B. *cordata* Humb., mit herz-eiförmigen zugespitzten gekerbten unten rostfarben filzigen Blättern und knopfförmigen Blüthen, die in einer Rispe stehn. In Mexico. 17. B. *incana* R. et P., mit ablang lanzetförmigen gekerbten oben runzligen unten filzigen Blättern, einer ausgebreiteten dreitheiligen Rispe und knopfförmigen Blüthen, mit Bracteen umgeben. In Peru. (*B.* bullata *Kunth.*). 18. B. *verbascifolia* Humb., mit vierkantigen filzigen Zweigen, eiförmig-ablangen an beiden Enden verdünnten doppelt gesägten oben glatten unten gelb filzigen Blättern, und gehäuften Blüthen, die in rispenförmigen Ähren stehn. In Neu-Granada. 19. B. *dentata* Humb., mit runden Zweigen, eiförmig ablangen an beiden Enden verdünnten gezähnten oben glatten unten rostfarben filzigen Blättern, und gehäuften Blüthen, die in eiförmigen Ähren stehn. In Südamerika. 20. B. *Poireti**, mit vierkantigen Zweigen, eiförmigen langzugespitzten, unmerklich gezähnten unten schwach behaarten Blättern und einer verkürzten filzigen Rispe. In Ostindien? (*B.* acuminata *Poir.*). 21. B. *salvifolia* Lam., mit vierkantigen Zweigen, ungestielten herz-lanzetförmigen gekerbten oben runzligen unten netzförmig geaderten löwengelb filzigen Blättern und einer dreitheiligen Blüthenrispe. Am Kap. (Lantana salvifolia *L.*). 22. B. *parviflora* Humb., mit vierkantigen glatten Zweigen, eiförmig ablangen an beiden Enden verdünnten gekerbt gesägten oben glatten unten braunroth filzigen Blättern, einer dreitheiligen Rispe und einzeln stehenden Blüthenstielen. In Mexico. 23. B. *microphylla* Humb., mit runden glatten Zweigen, eiförmig ablangen an beiden Enden verdünnten an der Spitze gesägten unten rostfarben filzigen Blättern, gedrängter Blüthenrispe und knäuelförmigen Blumen. In Mexico. 24. B. *salicifolia* Vahl., mit vierkantigen filzigen Zweigen, lanzetförmigen an beiden Enden verdünnten etwas gesägten Blättern und vielblüthigen Blumenstielen in einer Traube, deren Blumen nicken. In Südamerika.

2. Mit einfachen Ähren.

25. B. *salicina* Lam., mit filzigen Zweigen, ablang lanzetförmigen fast gezähnten unten weiß filzigen Blättern, geflügelten verwachsenen Blattstielen u. dünnen Ähren. In Mascarenhas. 26. B. *spicata* R. et P., mit eiförmigen gesägten filzigen Blättern und einfachen langen Ähren.

---

es jetzt beinahe den ganzen Osten der alten Welt beherrscht, in seinem intellektuellen Theile vorzeiten nicht minder auf einen großen Theil des Westens derselben eingewirkt hat. — Der Buddhaismus war es, welcher als erste Ursache, entweder rein oder mit Parsismus vermischt, in der Gestalt der Gnosis schon zu Anfang der christlichen Kirche sich in dieselbe eindrängte.“ S. 242. „Daß die Gnosis von Syrien nach Indien gewandert und dort den Buddhaismus begründet habe, wird wol Niemandem im Ernste einfallen, so wenig als mit P. Georgi die Einführung oder Gestaltung desselben in Tibet dem Manes zuzuschreiben; wol aber mögen in späterer Zeit gnostizirende Juden oder Halbchristen, wie die Sabier waren, ihren Antheil dazu geliefert haben; oder vielmehr mag ihr System, insofern es mit den Regionen des Buddhaismus in Berührung kam, in demselben untergegangen und von ihm verschlungen seyn.“ So viel kann schon hinreichen, um auf die Wichtigkeit dieser Untersuchungen aufmerksam zu machen. Jeder, wer die Untersuchung noch weiter führen will, wird zu beherzigen haben, was S. 139 gesagt ist. „Die Missionarien des Buddhaismus, obgleich in der Hauptsache konsequent geblieben, haben kein Bedenken getragen, bei den zu bekehrenden Völkern einheimische Ideen in ihr System aufzunehmen und damit zu verschmelzen, wodurch sie die Verbreitung ihrer Lehre sicherten. Sie ließen diesen Völkern ihren Himmel, ihre Geister u. s. w. — Sie hüteten sich wol, dem Monarchen zu widersprechen, der sich für einen Sohn des Himmels und göttlichen Geschlechts hielt; mit vieler Gewandtheit wußten sie Chormusda, ohne ihm die Hauptrolle zu geben, in ihr System einzuflechten, und ihren Schülern vorzuspiegeln, daß in ihren Lehrbüchern der Weg vorgezeichnet sey, auf welchem man nicht nur zur Wiedergeburt in Chormusda's Reich, sondern zu einer viel höheren Stufe der Seligkeit, zum gänzlichen Austritt aus dem Ortschilang oder Geburtswechsel (s. hierüber, als über einen wichtigen Punkt im Buddhistischen System S. 181 fg.) und zur Vereinigung mit Buddha gelangen könne.“

Außer den bereits in den Anm. angeführten Werken sind zum Behuf dieser Untersuchungen noch hinzuzuziehen: die Abhandlung von *De Guignes* und *Mignot* Récherches sur les Philosophes appelés Samanéens (Mém. de l'Ac. d'Inscr. Bd. 26. 770 u. Bd. 31, 81.), von *Abel-Rémusat* in dem Journ. des Savans 1821. Janv., Eichhorn Gesch. d. Litt. V. 256 fgg. Grosier über China, Loubère über Siam, Richard üb. Tunkin, Charlevoix üb. Japan, Pallas Reisen zu den mongolischen Völkerschaften, Bergmanns nomadische Streifereien, Klaproths Reise in den Kaukasus. Heeren, Kreuzer, J. A. L. Richter, N. Müller brauchen nicht erst besonders angeführt zu werden.

In Peru. 27. B. *asiatica* Lour., mit linien=lanzetförmigen etwas gesägten runzligen glatten Blättern, und langen Ähren. In Cochinchina. 28. B. *Neemda* Buchan., mit lanzetförmigen unmerklich gesägten Blättern, geflügelten verwachsenen Blattstielen, und drei Ähren, die mit lanzetförmigen Bracteen versehn sind. In Ostindien.

3. Mit wirbelförmigen Blüthen.

29. B. *brasiliensis* Jacqu., mit ablangen unregelmäßig gezähnten verwachsenen an der Basis geöhrten Blättern und Blüthenwirbeln, die mit Bracteen versehn sind. In Brasilien. Mexico. (*B.* Neemda Link., perfoliata *Kunth.*). 30) B. *sessiliflora* Humb., mit runden glatten Zweigen, lanzetförmigen an beiden Enden verdünnten glattrandigen oben weißgrau, unten rostfarben filzigen Blättern und knäuelförmigen Blüthen in den Blattachseln. In Mexico. (*B.* verticillata *Kunth.* ist Abart). 31) B. *scordioides* Humb., mit runden filzigen Zweigen, ablangen stumpfen gekerbten runzligen unten rostfarben filzigen Blättern, und kugeligen Blumenwirbeln. In Mexico.

4. Mit knopfförmigen Blüthen.

32. B. *globosa* Lam., mit runden Zweigen, ablang=lanzetförmigen an beiden Enden verdünnten gekerbten unten filzigen Blättern, und gestielten kugeligen Blüthenknöpfen. In Chili. Peru. (*B.* pichinchensis *Humb.*). 33. B. *connata* R. et P., mit vierkantigen wolligen Zweigen, lanzetförmigen gekerbten verwachsenen unten filzigen Blättern, nierenförmigen Blattansätzen und gestielten Blüthenknöpfen. In Peru. 34. B. *glabrata**, mit vierkantigen glatten Zweigen, ablang=lanzetförmigen glattrandigen glatten Blättern, deren Venenachseln unten zottig sind, und gestielten Blüthenknöpfen, die zu zweien stehn. In Monte Video. 35. B. *diffusa* R. et P., mit rundlichen wolligen kletternden Zweigen, herz=eiförmigen spitzigen fast glattrandigen Blättern, nierenförmigen Blattansätzen und gestielten Blüthenknöpfen. In Peru. 36. B. *polycephala* Humb., mit vierkantigen sich windenden filzigen Zweigen, ablangen zugespitzten gekerbten verwachsenen unten rostfarben filzigen Blättern und Blüthenknöpfen, die in einer Rispe stehn. In Peru. 37. B. *rugosa* Humb., mit rundlichen Zweigen, lanzetförmigen gekerbten gestielten oben runzligen unten filzigen Blättern und Blüthenknöpfen, die in einer Rispe stehn. In Peru. Neu-Granada.

5. Mit traubenförmigen oder einzeln stehenden Blüthen.

38. B. *indica* Lam., mit rundlichen Zweigen, ablangen glattrandigen unten rostfarbigen filzigen gestielten Blättern und wenigen Blüthen in den Blumentrauben, welche in den Blattachseln stehn. In Java. (*B.* diversifolia *Vahl.*). 39. B. *volubilis* Lam., mit windendem Stamm, linienförmigen glattrandigen Blättern und rostfarben filzigen Afterdolden in den Blattachseln. Mascarenhas. 40. B. *ternata* Lour., mit rundlichen Zweigen, gedreiten lanzetförmigen gesägten Blättern und einblüthigen Blumenstielen in den Blattachseln. In Cochinchina. (*Sprengel.*)

BUDÉ (Budaeus) (Wilhelm), wurde im J. 1467 zu Paris, wo sein Vater Jean Budé, Seigneur de Yerre, Villers sur Marne et Marly, Audiencier in der Chancellerie de France war, geboren. Er studirte zu Orleans die Rechte, kam jedoch nach Paris eben so unwissend zurück, als er weggegangen war, weil ihm die Kentniß der lateinischen Sprache abging, und er daher nicht im Stande war, die Vorlesungen seiner Lehrer zu verstehen. Nun ergab er sich mit Leidenschaft der Jagd, und hatte einen wahren Ekel vor den Wissenschaften. Bald aber wurde er wieder von einer solchen Neigung zu denselben hingerissen, daß er allen Vergnügungen und Gesellschaften entsagte, und alle Zeit, welche nicht auf das Studiren verwandt werden konnte, für verloren ansah. Vorzüglich legte er sich, und zwar ohne irgend einen Lehrer zu haben, auf die sogen. schönen Wissenschaften; daneben studirte er Mathematik unter Joh. Faber, und die griechische Sprache unter Leitung des Janus Lascaris, Vetters von Constantin Lascaris. Bei diesen unermüdeten Arbeiten verfiel er in eine Krankheit, welche ihm zu wiederholten Malen länger als 20 Jahre hindurch, zusetzte, ihn jedoch nicht von seinen Studien abwendig machte. Er lebte lange Zeit lediglich sich allein, und seinem Studirzimmer; allein seine Verdienste, und wie Menage *) behauptet, seine Kentniß der griechischen Sprache lenkten die Aufmerksamkeit des Königs Karl VIII. und Ludwig XII. auf ihn. Letzterer schickte ihn zweimal nach Italien in öffentlichen Angelegenheiten, und ernannte ihn zum Secretär. König Franz I., der gleichfalls an seinem Umgange vielen Geschmack fand, machte ihn zu seinem Bibliothekar, und ernannte ihn 1522 zum Requetenmeister. Als solcher starb B. am 23. August 1540, im 73. Jahre seines Alters; mit Hinterlassung einer Witwe und 11 Kindern. Einer seiner Söhne Louis, war Professor der hebräischen Sprache in Genf, und starb um 1550, ein anderer Matthäus, wird gleichfalls als großer Kenner des Hebräischen gerühmt.

Die Werke Budés sind theils philologischen, theils philosophischen, theils juristischen Inhalts. Zu den erstern gehören de philologia libri duo. Basel 1533, mehre Übersetzungen einzeler Bücher des Aristoteles, Plutarchus, Basilius M., seine Anmerkungen zu Cicero's Briefen, seine eigenen Briefe in griechischer und lat. Sprache (Paris 1520. F.), vor allen aber seine Commentarii linguae Graecae, Paris 1529, und nachher öfters. Zu den philosophischen: de contemptu rerum fortuitarum libri III. Paris 1520 und öfters; de transitu Hellenismi ad Christianismum, Paris 1535, und ein nachgelassenes Werk in französischer Sprache: de l'institution du Prince. La Rivour. 1547. f. Zu den juristischen endlich sein Hauptwerk über die römische Maß=, Gewichts= und Münzkunde, de Asse et partibus ejus libri V., zuerst Paris 1516. f. und sehr oft aufgelegt und nachgedruckt, von welchem er selbst einen Auszug in französischer Sprache: Sommaire ou Epitome du livre de Asse, Paris 1522. 8. herausgab; sodann seine nicht sehr bedeutende Annotationes in Pandectas priores (zuerst 1508) und

*) Menagiana T. IV. S. 218.

posteriores (zuerst 1556?), und nachher sehr häufig und verändert abgedruckt; endlich, das unvollendete, nach seinem Tode herausgekommene Werk: Forensia, quibus vulgares et vere latinae ICtorum loquendi formulae traduntur, Paris 1548. f. — Seine sämtlichen Werke hat Coelius Secundus Curio zu Basel 1557 in vier Folianten herausgegeben**). (*Spangenberg.*)

BUDEIA (*Βουδεία*), ein Beiname der Pallas, entweder von der magnesischen Stadt Budeia (Steph. Byz. h. v.) oder von *βοῦς* und *δέομαι*, weil sie die Stiere an den Pflug spannen lehrte (Schol. in Lycophr. 359). (*Ricklefs.*)

BUDENITZ, sehenswerthes, schönes Schloß und herrlicher Garten im Rakonitzer Kreise Böhmens, 1¼ St. von Schlan, dem Fürsten Kinsky gehörig. (*André.*)

BUDER (Christian Gottlieb), wurde am 29. Oktober 1693 zu Kitlitz in der Oberlausitz geboren. Sein Vater, Martin, war Prediger daselbst; seine Mutter Johanna Hofmann, stammte aus dem Geschlecht Melanchthons und Caspar Peucers. Er verlor seinen Vater schon 1707 und durch üble Verwaltung seiner Vormünder auch sein Vermögen, studirte aber doch seit 1714 erst zu Leipzig, dann zu Jena, wo er an dem berühmten Struv einen Gönner fand und sich ganz dem akademischen Leben widmete. Er wurde 1722 Universitätsbibliothekar, 1725 Doktor der Rechte, 1730 außerordentlicher und 1734 ordentlicher Professor derselben, 1736 Beisitzer der Juristenfakultät, 1749 nach Struv's Tode und an seiner Stelle ordentlicher Professor des Stats- und Lehnrechts und der Geschichte, auch 1739 herzoglich-sächsischer Hofrath. Der Universität Jena blieb er Zeitlebens getreu, ob man ihn gleich unter vortheilhaften Bedingungen für die Universitäten Wittenberg, Halle, Upsal, Frankfurt, Helmstädt und Göttingen zu gewinnen suchte. Er starb am 9. Dec. 1763, mit dem Ruf eines sanften, bescheidenen Mannes und eines fleißigen, um die Geschichte, die Rechts- und Statswissenschaft verdienten Gelehrten. Seine vorzügliche, durch eine reiche Samlung publicistischer Schriften ausgezeichnete Bibliothek vermachte er der Universität Jena, doch blieb sie von der akademischen gesondert. Er hielt meistens historische Vorlesungen und wählte für seine Schriften solche Gegenstände, die mehr Licht aus der Geschichte, als dem Recht zu erwarten hatten. Unter der großen Anzahl seiner Schriften sind als besonders wichtig zu nennen: Bibliotheca juris selecta Struviana adaucta. Fünfte Ausgabe. Jena 1720. 8. Sechste vermehrte Ausgabe eb. 1725. 8. Siebente verm. Ausgabe eb. 1743. gr.8., achte und neueste Ausgabe 1756. gr. 8. Ein zumal in der neuesten Ausgabe sehr wichtiges literarisches Hilfsmittel, mit gründlichen Urtheilen und literar. Bemerkungen über die aufgeführten Schriften. Die ersten vier Auflagen hatte Struv seit 1703 besorgt. Bibliotheca scriptorum rerum germanicarum, easdem universim illustrantium, von Struv's Corpus Histor. Germ. 1730. fol. Bibliotheca historica Struviana copiose locupletata. Jena 1740. 2 Bde. gr. 8., späterhin von Meusel gänzlich umgearbeitet. Ferner hat man von ihm: Vitae clarissimorum Jurisconsultorum selectae. Jena 1722. 8. Vitae clarissimorum Historicorum. Eb. 1740. 8. Amoenitates Juris feudalis. Eb. 1741. 8. Amoenitates Juris publici Germ. Eb. 1743. 8. Opuscula quibus selectiora Juris publici, feudalis, ecclesiastici, germanici et historiae patriae ac litterariae argumenta exhibentur. Eb. 1745. gr. 8., nebst zwei ähnlichen spätern Samlungen; kurzer Begriff der neuesten Reichshistorie von 1714 bis 1730. Jena 1730, vermehrt 1733 und 1740. 8., einige teutsch abgefaßte Biographien, insbesondere die des Herzogs Moriz Wilhelm zu Naumburg, Frankfurt 1719. neue A. 1720. 8., viele Programme, Disputationen und andere Schriften, worüber Adelung u. Meusel zu vergleichen sind *). (*Rese.*)

BUDETZ. Name einer ehemaligen Burg im rakonitzer Kreise, bei dem Dorfe Kowony, in der Nähe der Buschtiehrader Waldungen, links von Turško am Zukkauer Bach, 2¼ M. von Prag, — welche bei den alten böhmischen Chronisten, namentlich Hagek, eine bedeutende Rolle spielte. 678 beschlossen die Wladicken, Krock, wegen seiner wohlthätigen Regirung ein Denkmal ihrer Verehrung zu stiften und ihm zugleich einen Beweis großen Vertrauens dadurch zu geben, daß sie ihm, ganz gegen die Sitte freier Slaven, ein Schloß bauen wollten. Krock wählte den Platz bei Kowony und bald wurden eine Menge Holzhütten (Buden) um dasselbe angelegt; bis man im 12. Jahrh. Gebäude von Stein aufführte. — Budetz ward bald nach seiner Gründung der Sitz eines priesterlichen Lehr- und Nationalinstituts. Hier soll Lisufa im priesterlichen Sinn für ihre Bestimmung nicht nur erzogen, sondern auch die Bekantschaft Przemysls gemacht und alles Weitere zu ihrer Verbindung vorbereitet worden seyn. 853 ward unter Neklans nachlässiger Regirung Budetz vom Saatzen Fürsten Wlastislaw zerstört, unter Hostiwil mit dem Institut wieder hergestellt, bis es im 9. Jahrh. in ein christliches umgewandelt ward, worin auch Wenzel der Heilige seine Bildung erhielt. Später wurden nach abermaliger Zerstörung des Schlosses die Bausteine zur Herstellung des Schlosses Buschtiehrad verwendet. Daher der Name des letztern. (*André.*)

BUDGELL (Eustace), von einer alten Familie der Grafschaft Devonshire abstammend, wurde um das Jahr 1685 zu St. Thomas bei Exeter geboren. Nachdem er in Oxford einige Jahre studirt hatte, ging er nach London, wo er sich nach dem Willen seines Vaters in dem Inner Temple zu einem praktischen Rechtsge-

**) Vgl. Vita Budaei per *Lud. Regium* bei *Leichker* vitae ICtor. p. 28 — 107. *Bayle* dictionnaire v. *Budé*; *Niceron* T. VIII. p. 414 fgg. *d'Hozier* notice sur la vie de G. Budé, im Journal des Savans 1786. nr. XII. b. p. 2597 — 2608. *Boivin* Mémoires de la vie de G. Budé, im T. III. der Histoire de l'academie des inscriptions.

*) S. *J. Chr. Fischeri* Memoria divis manibus Chr. G. Buderi dicata, Jena 1788. 8. Otto's Lexicon der oberlausitzer Schriftsteller 1. Bds. 1. Abtheilung S. 168 — 176. Weidlich's zuverl. Nachrichten von jeztlebenden Rechtsgelehrten, Th. II. S. 346 — 394. Pütter's Literatur des teutschen Statsrechts, 1. Bd. Adelung's Fortsetzung des Jöcher, 1. Bd. Meusel's Lexikon der von 1750 bis 1800 verstorbenen Schriftsteller, 1. Band.

lehrten ausbilden sollte. Aber Budgell vernachlässigte hier, wie schon früher in Oxford, sein Brodstudium; und lebte in London auf hohem Fuße und in der feinsten Gesellschaft, sich mit eleganten Wissenschaften und Künsten, mehr zu seiner Unterhaltung, als zu seinem Fortkommen beschäftigend. Sein Vater wurde der bedeutenden Kosten bald überdrüssig, welche ihm diese Lebensart des Sohnes verursachte, und dieser war nicht dahin zu bringen, sie aufzugeben. Daher kam ihm um diese Zeit (1710) ein Vorschlag seines Vetters Addison *), an den er sich in London angeschlossen hatte, sehr gelegen, nämlich als Schreiber mit ihm im Gefolge des Lord Warton nach Irland zu gehen. Dieser war zum Lord Lieutenant von Irland ernant worden, und in dessen Diensten stand damals Addison als Statssekretär, welchem ein Gehilfe wie der gewandte und geschickte Budgell sehr willkommen war; denn dieser war nicht allein in den klassischen Sprachen wohl bewandert, sondern hatte sich auch mit den Meisterwerken der engländischen, französischen und italiänischen Literatur vertraut gemacht. Dabei zeigte er sich im Umgange witzig und gewandt und hatte die Gabe freier Beredsamkeit in hohem Grade. Jetzt trat Budgell auch als Schriftsteller auf und arbeitete mit Steele und Addison am Tatler und in der Folge auch am Spectator **); doch will man behaupten, daß Addison seine Beiträge erst polirt habe. Der Guardian enthält ebenfalls einige Aufsätze von ihm, und im J. 1714 gab er eine Übersetzung der Charaktere des Theophrast heraus. Auf diese Weise machte er sich, besonders unter Addison's einflußreicher Protektion, als Schriftsteller von Rang geltend, und durch den Tod seines Vaters 1711 sah er sich in den Besitz eines Vermögens gesetzt, welches ihm die Fortsetzung der hohen Rolle möglich machte, die er schon als Student zu spielen angefangen hatte. Auch fehlte es ihm nicht an mächtigen Gönnern, unter denen namentlich Lord Hallifax, dem er seinen Theophrast gewidmet hat, ihm die wichtigsten Dienste erwies und in vertrauten Verhältnissen mit ihm lebte. Er wurde daher ziemlich schnell in dem Statssekretariat von Irland befördert. Nach der Ankunft des Königs in Irland ward er Untersekretär, ein Posten, welcher gegen 1500 Pfd. jährlich eintrug, und bald darauf gab ihm die Berufung zum Mitgliede des irländischen Parlaments eine günstige Gelegenheit, seine rednerischen Talente glänzen zu lassen. Im J. 1717 nahm er den Posten eines Generalkontroleurs des Königreichs an, aber eine heftige Satyre gegen den Herzog von Bolton, welcher in eben diesem Jahre zum Vicekönig von Irland ernant worden war, brachte ihn um das kaum angetretene Amt. Addison, welcher ihm, nach seinem Abgange aus Irland zum Statssekretariat von England, diese Beförderung ausgewirkt hatte, war vergebens bemüht gewesen, ihn von der Bekantmachung seiner Satyre abzuhalten. Nichts destoweniger verwandte er sich auch jetzt auf das eifrigste für seinen Schützling, aber ohne Erfolg. Denn Budgell, welcher unmittelbar nach seiner Entsetzung Irland verlassen und sich nach London begeben hatte, ließ sich auch hier von gekränkter Eitelkeit und aufgebrachtem Ehrgeize zu manchen leidenschaftlichen Schritten verleiten, durch welche er seine Sache immer mehr verschlimmerte. Auch war sein mächtiger Gönner Lord Hallifax gestorben, und im J. 1719 verlor er auch Addison. Nunmehr fing Budgell an, als Oppositionsschriftsteller aufzutreten, und gab mehre Pamphlets gegen das Ministerium heraus, theils, um seiner eignen Galle Luft zu machen, theils auf Veranlassung Anderer, die diese Stimmung des geistreichen Mannes für ihre Plane zu benutzen suchten. Bald hierauf verlor er gegen 20,000 Pfd. durch die unglückliche Spekulation nach der Südsee. Der Rest seines Vermögens hätte ihm zwar auch jetzt noch einen mäßigen Lebensunterhalt gesichert; aber er verschwendete ihn in vergeblichen Anstrengungen und Machinationen, um Parlamentsglied zu werden. Von der Zeit an sank er immer tiefer und büßte als charakterloser Pamphletist und nichts vermögender Parteigänger allmälig auch seinen literarischen Ruf ein. Endlich wurde sogar seine Ehrlichkeit verdächtig. Der Doktor Tindall hatte ihm in seinem Testamente 2000 Pfd. vermacht, und dieses Vermächtniß wurde als verfälscht von den gesetzlichen Erben des Verstorbenen angegriffen: denn Budgell hatte dem Doktor Tindall bei der Abfassung des Testaments Hilfe geleistet. Der Prozeß darüber wurde zu einem Gegenstande der öffentlichen Theilnahme und machte den Zeitungsschreibern viel zu schaffen. Budgell verlor ihn und durch ihn seine letzte Hoffnung und seinen ehrlichen Namen. Pope, welcher mit Budgell in feindlichen Verhältnissen stand, erlaubte sich in Bezug auf diesen Testamentshandel den bittern Witz: Budgell mag schreiben, was er will, nur nicht mein Testament. Der unglückliche Mann, gewohnt, eine glänzende Rolle zu spielen, von Stolz und Ehrgeiz gequält, und mit allen seinen Ansprüchen auf die Achtung der Welt für immer zurückgewiesen, hatte nicht Selenstärke genug, den Zustand zu ertragen, in welchen er sich nunmehr versetzt sah, und beschloß seinem Leben ein Ende zu machen. Er füllte (im J. 1736) seine Taschen mit Steinen, ließ sich in einem Kahne in die Themse rudern und sprang, als er mitten im Strome war, hinein, um nicht wieder aufzutauchen. Budgell ist nie verheirathet gewesen, aber er hinterließ eine natürliche Tochter, die seinen Namen führte und als Schauspielerin gestorben ist. Auf seinem Pulte fand man ein Papier mit den Worten:

What Cato did and Addison approv'd,
Cannot be wrong.

Budgell war ein geistreicher und eleganter Schriftsteller in Prosa wie in Versen, aber keine seiner Arbeiten kann als klassisch gediegen bezeichnet werden. Er ging leicht mit einem leichten Talent um, und viele seiner Schriften haben als Pamphlete keinen Anspruch mehr auf die Aufmerksamkeit der Nachwelt. Außer seinen schon genannten Arbeiten, erwähnen wir noch: The Bee, eine Zeitschrift, welche er vom Jahre 1733 an herausgab, und von der etwa 100 Nummern erschienen sind. Memoirs of the Life and Character of the late Earl of Orrery etc. 1737. 8. Auch soll Budgell während seines

*) Die Schwester von Budgell's mütterlichem Großvater war Addison's Mutter. **) Alles mit X unterzeichnete rührt von Budgell her, und außerdem ein Theil des 8ten Bandes des Spectator.

Aufenthalts in Irland viele Materialien zu einer Geschichte dieses Königreichs gesammelt haben. Man weiß aber nicht, wo sie hingekommen sind ***). (*Wilh. Müller.*)

BUDGEBUDGE, Stadt in dem Distrikt Calcutta der brit. Prov. Bengalen, auf der Ostseite des Hugly im S. von Calcutta, war eine starke Festung des Nabobs von Bengalen und wurde als Hauptort der 24 Pergunnahs angesehen, die die Briten 1757 erwarben. Jetzt halten die Briten hier keine Garnison und haben die Werke verfallen lassen, da die Luft höchst ungesund ist. (*Hassel.*)

Budget, s. Buchhalterei u. Finanzen.

BUDIN. Diesen Namen führen 8 Ortschaften in Böhmen im Königgrätzer, Prachiner, Berauner u. Rakonitzer Kreise. Davon verdient nur die fürstl. Dietrichsteinische Stadt mit Schloß im letztern Kreise, an der Eger und an der Dresdner Poststraße zwischen Schlon u. Lobositz, 6 M. von Prag, einer Erwähnung. Sie zählt 200 Häuser u. 800 Einw., hat eine Post u. Dechantey. 881 ward sie aus einem Dorfe zur Stadt umgewandelt. 1750 ward sie von den Preußen hart mitgenommen und 1783 brannte sie ab. Die Herrschaft Budin selbst ist ein Fideicommiß. (*André.*)

BUDINI. Ein mit blauen Augen und röthlichem Haar begabtes scythisch germanisches Volk, welches nach Herodots Angaben [1]) über den mäotischen Sarmaten und von Saratof bis ins kasanische Reich hinein wohnte [2]). Bis zu ihnen von der Donau her durchs Sarmaten Land drang Darius, als er die Scythen verfolgte [3]). Diese Budiner, in denen wir teutsche Vorfahren erkennen, hatten keinen festen Sitz nach Herodot, auch setzt Ptolemäus ein Budinum in die Gegend von Lithauen, welches einen zweiten Sitz der Budinen zu bezeichnen scheint [4]).

Die Budinen, über welche eine Wüste lag von 7 Tagereisen [5]), hatten Waldungen und waren Nomaden, unter ihnen war ein halb hellenisches, halb scythisches Volk, Gelonen, genant, ihre hölzerne Stadt hieß auch Gelonos. Die Gelonen aßen Brod von Getreide; sie lebten von der Jagd [6]). Da die Budinen, welche einen alten Dionysos-Dienst alle 3 Jahre feierten, und wahrscheinlich alte Buddha-Verehrer waren [7]), nach Herodot umher wanderten, und ihre Spuren bis nach Lithauen reichten (selbst die Neurer wanderten einst von dorther, von Schlangen verfolgt, über den Don auf einige Zeit zu ihnen); so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie ein Jägerstamm der Gothen waren, welche unter einem Odin über die Steppen der Ukraine weg (wo noch teutsche Sprachspuren sind), weiter bis nach Scandinavien zogen. Wer da weiß, daß Schatten auch Batten hießen, und daß die Gothen oder Gothinen auch zu Tacitus Zeit schon einen nördlichen Vorsprung gewonnen hatten [8]), wird die Identität der Gothen (Jüten u. s. w.) und Budinen nicht verkennen. (*Rommel.*)

Ein anderer Forscher theilt hierüber folgende Ansicht mit.

Das Volk der Budinen wohnte zu Herodots Zeiten am Don, ja noch auf der Ostseite desselben und hatte die Sauromaten südlich zu Nachbarn [1]). Es saß hier auch schon seit so alten Zeiten, daß man glaubte, dieses Land selbst habe sie erzeugt. Indessen reichten sie auch damals schon weit nach Westen, denn Herodot sagt, daß es bei den Neurern im heutigen Galizien und Lodomirien Budinen gebe [2]). Eben dahin setzt sie auch Plinius [3]). Strabo und Ptolemäus weisen ihnen ihre Stelle auf der Ostseite Germaniens an und daß sie auch die großen Zwischenräume zwischen diesen östlichen und westl. Sitzen ausfüllten, darf man aus dem budinischen Berge (wolchonskischen Walde) schließen, an welchem nach dem Ptolemäus der Borysthenes entstand. Unsere frühern Geographen versuchten gar nicht, den Namen zu erklären. Sie hielten die Budinen für ein Volk, dessen Spur auch verschwunden wäre. Mannert erklärte sie endlich für Teutsche, weil sie Herodot ein starkblaues feuerfarbiges Volk nent [4]). Allein, wenn man auch das Blau auf die Augen bezieht, so sind dunkelblaue Augen fast schwarz und die Feuerfarbe paßt nicht auf die Teutschen, wol aber auf Slaven, deren Haare Procop nicht gelb, sondern röthlich nent [5]). Über dieses verzehrten auch die Budinen nach Herodot Läuse, welches von Teutschen gar nicht gilt. Eine glücklichere Meinung scheinen die [6]) zu haben, die unter den Budinen Wenden verstehen. Da die Griechen das W andrer Sprachen durch B ausdrükken, so muß man Wudinen lesen. — Dieser Name bezeichnet in allen slavischen Sprachen Leute, die am Wasser wohnen und ihr Land war voll Flüsse, Moräste, Sümpfe, Moor und Seen. So beschreibt auch der Kaiser Mauritius das Land der Slaven [7]). Zu ihren Künsten, sagt er auch, gehört, daß sie länger als andre Menschen unter dem Wasser leben können. Werden sie unerwartet überfallen, so fahren sie unter das Wasser und holen den Athem durch ein langes Schilfrohr, von dem das eine Ende über das Wasser hervorragt, so daß niemand ahnet, daß jemand von ihnen in der Nähe sey. Ihr Land und ihre Lebensart gab ihnen also den Namen Wasser-Menschen. Diesen Namen Wudinen veränderten die Sarmaten nach ihrer Sprechart in Wenеden, die Scythen in Wenelaen. Wenda und Wanda bedeutet im Lithauischen, Wenna im Finischen Wasser. Auch selbst im polnischen entspricht das ę dem u in andern Mundarten, so das Wudiza, udiza, bei andern

***) *Cibber's* Lives of the Poets etc. Vol. V. p. 1 ff.

1) IV. 108. 2) Vgl. Heerens Übersicht der scythischen Völkerschaften in seinen Ideen. 3) *Herodot* IV. 123. 4) Mannert in seiner Geographie des Nordens setzt sie überhaupt an die Weichsel, indem er Herodot aus sich selbst zu widerlegen sucht. 5) *Herodot* lib. IV. c. 22. 6) Der Ausdruck φθειροφαγοι bedeutet nach einem Scholiasten des Tzetzes, wie Ritter in der Vorhalle der europ. Völkergeschichte bemerkt, nicht Läusefresser, sondern Fichten-Zapfen-Esser. Jedoch bezüchtiget Strabo seine Phthirophagen im Norden des Kaukasus ausdrücklich der Unreinlichkeit lib. XI. 7) Ritters Vorhalle.

8) De mor. Germ. c. 43.

1) Herodot IV. K. 21. 2) A. a. O. K. 105. 3) IV. 26. 4) *Γλαυκὸν ἰσχυρῶς καὶ πυῤῥόν.* 5) Colorem nec summe candidum habet cutis, nec flavum coma, neque is plane in nigrum deficit: ac subrufus est et quidem omnibus. *Procop.* III. c. 4. 6) *Vincent Kadlubek* — aus dem Polnischen des Grafen J. M. Ossolinski von Samuel Gottlieb Linde, Warschau 1822. S. 147. 7) *Mauritii* Strategic. Lib II. c. 6.

Slaven der Fischangel, bei den Polen Wenda, wendka heißt, so wie umgekehrt das lateinische unda bei allen Slaven Woda heißt. Merkwürdig ist, daß die Nachrichten, die in frühern Zeiten und von der Südseite kamen, dieses Volk Wudinen nannten, so wie hingegen die spätern, die von der Nordseite herkamen, sie Wenden hießen. Wenn Plinius die der taurischen Erdenge nordwestlichen Völker beschreibt, so setzt er die Aucheten an die Quellen des Bog, die Neurer an die Quellen des Dniepers oder richtiger des Przypez, dann die Gelonen, Tissageten und Budinen; wenn er aber Fenningien, das Land an der Ostsee östlich der Weichsel, beschreiben will, so setzt er östlich Sarmaten, dann Wenden, dann westlicher und nördlicher Scirren (Skuren, Kuren) und Hirren (Heruler). Die Wenden kommen also wenigstens ganz in die Nähe seiner Budinen, wenn sie nicht mit denselben zusammen fallen. — So wäre also der älteste Name der großen slavischen Nation Wenden. Spät erst erhielten zwei große Abtheilungen von ihnen die Namen Slaven und Anten, während eine dritte den alten Namen der Wenden behielt. Von jeder wird unter ihrem Artikel geredet werden. *(Worbs.)*

Allem diesem dürfte nun noch die von Brehmer (Entdeckungen im Alterthume 1, 484 fgg., dazu die Charte Taf. 3.) angestellte Untersuchung hinzuzufügen seyn. „Herodot kent nur die Wohnsitze von zwei Budinerstämmen. Der erste Stamm befand sich am Dniester (4, 102, 105.). Zu diesen zogen die Neuren, die neben den Agathyrsen wohnten. Um die Quelle des heutigen Bogflusses zeigen sie sich auf der tyrischen Charte (Europa Taf. 8.). — Ein zweiter Budinerstamm befand sich zwischen der Wolga und dem Don, oberhalb ihrer Annäherung (Her. 4, 22.)." Der Vf. gibt ihren Sitz am Ilmensee an, in der Gegend von Novogrod, und erklärt, daß nicht Gelonen, sondern Samarkander im dortigen Handel die Hauptrolle spielten. Die dort verehrten Götter sind indischen Ursprungs. Zwei Wasserstraßen führten von da nach dem schwarzen, die Düna nach dem baltischen Meere. *(H.)*

BUDISCHAU, gräflich wallisische Herrschaft und Markt in einer rauhen Gegend des iglauer Kreises in Mähren, mit Pfarre und Schloß. Der Markt liegt 2¼ St. von Großmeßeritsch und zählt 80 Häuser und 600 Einw. *(André.)*

BUDISCHKOWIZ, gräflich wallisische Herrschaft und Dorf im znaymer Kreis Mährens, mit Schloß, 1¼ St. von der Taya und 3 St. von Schelletau. Nadelwälder sind der Hauptreichthum. — Merkwürdig ist die 3 M. ununterbrochen fortlaufende Obstallee, zu beiden Seiten eines vortrefflich erhaltenen Weges, der auf dem Gebiet des Besitzers bis in die Herrschaft Budwitz und von da auf die Kaiserstraße führt. *(André.)*

BUDISSIN. Unter diesem Namen verstand man im 11. 12. u. 13. Jahrh. nicht nur die Stadt, welche bereits unter dem Artikel Bautzen beschrieben worden ist, sondern auch den Gau, welcher früher Milzane oder Milsca genant wurde. Er führt denselben unter andern in einer Urkunde vom Jahre 1213, welche 1228 u. 1241 neue Bestätigungen erhielt und welche die Gränzen der bischöfl. und königl. Güter in der Oberlausitz bestimt. Wiprecht von Groitsch erhielt 1084 zur Aussteuer seiner Gemalin Judith, einer böhmischen Prinzessin, das Land Budissin und Nisen. Das erstere umfaßte die ganze heutige Oberlausitz mit Ausnahme von Zittau, welches mit seinem Kreise erst später zur Lausitz geschlagen worden ist und von Zagost, welches das heutige Friedländische und die Gegend von Seidenberg in sich begriff. *(Worbs.)*

Budjadingerland, s. Butjadingerland.

Budjak, Budschak, s. Bessarabien.

BUDKAU, Herrschaft und Dorf mit Schloß in Znaymer Kr. Mährens, mit einigen Dörfern und Nadelwaldungen. *(André.)*

BUDLEIGH, Dorf in der brit. Grafsch. Devon, des Königr. England am Otter, mit 1190 Einw., vormals ein Marktfl. und bekant als Geburtsort des Seehelden Walther Raleigh († 1618). *(Hassel.)*

BUDNIAN (Budarzy), ein zur Hradschiner Damenstiftsfonds-Herrschaft Karlstein gehöriges Städtchen, im berauner Kreise Böhmens, an der Beraune und am Fuße der Bergfeste Karlstein, 2 St. von Beraun, 2¼ M. von Prag. *(André.)*

BUDORGIS, eine alte Stadt im östlichen Theil von Germania Magna, nach Ptolemäus [1]) unter dem 40° 0′ L. und 50° 30′ Br. liegend. Ein anderer Ort Budorigum, welcher nach Ptol. unter dem 41° 45′ d. L. und 52° 40′ der Breite liegt, scheint derselbe zu seyn, und nur auf verschiedenen Reiserouten (den Bernsteinhandelstraßen) Ptolemäus bekant worden zu seyn. Die meisten ältern Erklärer des Ptolemäus [2]) halten ihn für Breslau, allein Ortelius, der Budorigum von Budorgis trent und beide für verschieden hält, meint, daß Budorigum Breslau, Budorgis vielleicht Ratibor in Oberschlesien sey [3]). Mannert, welcher die Identität beider Orte zuerst mit Gründen unterstützte, sagt in der ersten Ausgabe seiner Germania „Budorigum ist sehr wahrscheinlich Ratibor" [4]), in der zweiten Ausgabe desselben Werks [5]): „Budorigum ist Ratibor in Schlesien." Der Unterzeichnete hat jedoch in seinem Werk über die schlesischen Alterthümer, Budorgis betitelt [6]), so wie ausführlicher in seinem Archiv für alte Geogr. [7]) dargethan, daß der Ort nördlicher als Ratibor und etwas südlicher als Breslau in der Gegend von Laskowitz gelegen haben müsse, wo noch verschiedene Spuren eines alten Ortes und römische Münzen gefunden sind, daß Ratibor aber vielmehr das Ptolemäische Eburum sey [8]). Der Beweis ist nur aus der genauen Nachmessung aller einzelen Glieder der beiden Reiserouten von Celemantian (Komorn) und Carnus (Petronell) aus durch das östliche Teutschland bis zur Ostsee zu führen, wozu hier nicht der rechte Ort seyn dürfte. *(Kruse.)*

Budschiha, s. Bodsilla.

BUDSKERUD, ein norwegisches Amt im Stift Christiania, 3 Vogteien: 1) Hallingdal u. Ringerige, 2)

1) *Ptol.* Geogr. II. Cap. 11. 2) Moletius, Bertius, Ferrarius, Baudrand, Sanson. S. mein Archiv für alte Geogr. III. p. 48. 3) *Ortelius* thes. Geogr. s. v. v. Budorgis und Budorigum. 4) Mannert Geogr. der Gr. u. R. III. p. 560. 5) *Mannert* ib. p. 458. 6) Budorgis oder etwas über das alte Schlesien. Leipz. 1819. p. 16. 7) III. Heft. p. 48—54. 8) Archiv I, I. p. 134.

Nummedal u. Sandsvärd, 3) Eger, Lier u. Buskerud enthaltend. (*v. Schubert.*)

BUDUA (42° 12′ d. Br. 36° 30′ d. L.), Hafenstadt im Kr. Cattaro des östreichischen Dalmatiens, mit 1 Bisthum u. 700 Einw., die sich von Fischerei, Viehzucht u. Obstbau nähren. (*H.*)

BUDWEIS, Böhmisch B. [1]), (Czesky Budiegowicze) (Boëmo-Budivicium), königl. seit 1620 privilegirte, unter dem Landesgubernium stehende, auf dem Landtage seit 1547 auf Ferdinands I. Anordnen Sitz und Stimme führende [2]), freie Berg- u. Kreisstadt, in schöner, ebner, fruchtreicher Gegend, im budweiser Kreise Böhmens, mit 3 Vorstädten und noch dazu gehörigem Schreppenhof und General-Mauern-Hof; am rechten Ufer der Moldau, in welche hier die Maltsch fließt [3]), so daß die Gegend durch diesen Zusammenfluß etwas sumpfig wird, die übrigens ein weites, 2 QM. großes, am meisten in Westen von Bergen begränztes Kesselthal von 1152′ Seehöhe bildet. — Über die Moldau geht die sogenannte lange, 1821 ganz neu hergestellte Brücke. Sie gehört durch ihre regelmäßige Bauart, hübsche Häuser und angenehme Umgebungen zu den schönsten Landstädten Böhmens. 20 Wachtthürme auf ihren Mauern. 714 Häuser waren (1823) mit 6891 Einheimischen und 920 Fremden bewohnt, ohne das beinahe 1000 Mann betragende Militär. — Um den großen Marktplatz [4]) laufen die Gebäude im Viereck, durchaus mit offnen, gewölbten Gängen, in welchen die Beweise lebhafter Industrie ausgelegt sind. Das ansehnliche Rathhaus schmückt der Königssaal und das Archiv hat noch Dokumente aus dem 14 Jahrh. aufzuweisen. — Eine Wasserkunst treibt aus der Moldau, das Wasser zum schönen Springbrunnen in der Mitte des Marktes, von wo aus es in alle Theile der Stadt geleitet wird. — Das Theater (seit 1820) und Salzamtsgebäude zeichnen sich noch aus.

Sie ist der Sitz des Kreisamtes (seit 1751) und Bischofs (seit dem 1784 errichteten Bisthum). Kathedrale und mehre andre Kirchen. — Domstift mit Dompropst und Dechant. Bischöfliches Seminarium. Theologische Lehranstalt (1823 mit 82) und eine philosophische (mit 56 Schülern), nebst Gymnasium (mit 366 Schülern) [5]). In den teutschen Schulen sind 530 Knaben, in den Mädchenschulen gegen 600, dabei auch eine Industrie-Lehrerin. Joseph II. erhob das ehemalige Dominikanerkloster zum Domstift, mit einer von Ottokar II. im edeln Stil erbauten Kirche. Jetzt ertheilen hier die Piaristen den Gymnasial-Unterricht und überließen ihre Wohnung zur bischöfl. Residenz. — Der Magistrat übt zugleich die Kriminalgerichtsbarkeit im Kreise seit 1788.

Die Gewerbsamkeit der Stadt ist sehr bedeutend. Zwar nicht der Menge, aber der Mannigfaltigkeit nach, findet man hier fast alle Handwerker und Künstler einer großen Stadt. Obenan stehen indessen 34 Tuchmacher, welche Tuch und Kasimir, meist mittlerer Qualität, mit Spinn- und andern Maschinerien fertigen, und stark nach den östreichischen Provinzen und Baiern absetzen. 24 Leinweber liegen hauptsächlich der Musselin-, Damast- u. Wallisweberei ob. Vorzügliche Wagen- und Tischlerarbeiten, selbst physikalische und musikalische Instrumente werden hier verfertigt. Wagen u. Fortepiano gehen ins Ausland. — 9 Brantweinbrennereien haben, auch mit Rosoglio, ihren Hauptdebit, nach Wien. — Beträchtlich viel Leder wird bereitet, nach Pilsen und Wien versendet. — Ein großer Theil der Bürger lebt von dem sehr fleißig betriebenen Feldbau. Ein besonders bedeutender Erwerbzweig ist die Gärtnerei für die Vorstädte; da in einem Umkreise von 3—6 Meilen alle Städte u. Märkte von hier aus mit Küchengewächsen versehen werden. — 14 Handelsleute treiben lebhaften Verkehr in die Umgegend und benutzen die hier schiffbar werdende Moldau zu Speditionsgeschäften. Nicht wenig wird dieser Verkehr durch die hier nach Linz, Prag und Baiern führende Hauptstraße, mit ihren vielen Kreuzstraßen, so wie durch die 4 Jahrmärkte (darunter bedeutende Pferdemärkte) befördert. Auch die beiden Wochenmärkte (einer zugleich Viehmarkt) bewirken einen sehr lebhaften Getreidehandel nicht nur im Kreise, sondern auch nach Ober- u. Unteröstreich. — Die hier durchgehenden, von Linz kommenden, lebhaften Salzfuhren für den innern Bedarf des Königreichs sind von Belang. — Die Holzflöße auf der Moldau hat hier für Prag eine Hauptniederlage. Von hier aus begint erst die starke Floß- und Schifffahrt auf derselben mit Getreide, Holz, Brettern (aus den Schwarzenbergschen Herrschaften Winterburg im Böhmerwalde und Krummau), allerhand Lebensmitteln, besonders aber mit östreichischem Salz [6]). Die Fahrzeuge können von hier schon 250 Ctr. laden. Auch aus der gräfl. Buquoischen Herrschaft Gratzen wird auf der Maltsch Holz zugeflößt.

Budweis ist ein wichtiger strategischer Punkt, von welchem aus das östreichische Donauthal gegen einen aus Westen anrückenden Feind gut gedeckt werden kann. — Drei Kompagnien Artillerie und der Stab des 4ten Artillerieregiments liegen hier in Besatzung. Außerdem noch die Regimentsschule von 80 Köpfen. — Das große Artilleriezeughaus liegt vor dem Schweinitzer Thore, als Werkstätte und Magazin der Artillerie- und Fuhrwesensbedürfnisse, worin, nach dem wiener Zeughause, am meisten auf Vorrath gearbeitet wird. Das Feldzeugamts-Detachement hat hier gegen 60 Professionisten unter sich. Das Hauptartilleriedepot aber nebst den Laboratorien und großen Vorräthen befindet sich 1½ St. von Budweis zu Rudolphstadt.

Unter den Bürgern besteht eine Leichengesellschaft zur Deckung der Beerdigungskosten der Mitglieder, ein Kranken-, Siechen-Haus und Spital.

Die angenehme Gegend umher wird noch durch Pappelalleen, deren eine zur Wasserkunst führt, und Baum-

1) Zum Unterschiede von Mährisch-Budwitz. 2) Gleiches Vorrecht genießen noch vor allen übrigen Städten Böhmens, Prag und Pilsen. 3) Ihre Abendseite ist von der Moldau, alle übrigen aber sind von der Maltsch umflossen, deren eine Arm zwischen der Stadtmauer und den Wällen hinfließt. 4) Karl VI. soll sich geäußert haben, daß er, außer dem Madrider, keinen schönern gesehen. 5) Vaterländische Blätter. Wien 1814, Nr. 9.

6) 3 — 400,000 Centner kommen von Gmunden und Ischl jährlich hier durch.

Anlagen verschönert. Fette Fluren in meilenweiter Runde werden von Eichen- und Fichtenwäldern umkränzt. Im Hintergrunde liegt einerseits das schöne Schloß Frauenberg, andrerseits die alte, ehemals silberreiche Bergstadt Rudolphstadt, in deren Nähe das Gesundheitsbad Gutwasser.

Die Altstadt, welche gegenwärtig die prager Vorstadt bildet, ist weit älter, als die eigentliche, südlich liegende, von Ottokar erbaute Neustadt. Außerdem noch die kleinere wiener und noch kleinere linzer Vorstadt.

Die Stadt besitzt außer der freien Bergstadt Rudolphstadt von 130 Häusern, noch mehre Güter (s. den budweiser Kreis, wo sie verzeichnet sind) mit 47 Ortschaften. Ihr ganzes Territorium, mit Inbegriff der Stadt befaßt (1823) 1851 Häus. und 13,640 Einw., ohne Militär und 1000 Fremde. Die Bürgerschaft der Stadt besitzt 2066 Joch, ihre Obrigkeit gegen 6300 Joch Gründe, und die Unterthanen in den Dörfern über 14,000 Joch.

Die Gesamtsteuer von dem Allen beträgt fast gegen 44,000 fl. Conv. und noch 30,000 fl. Conv. sogenannter Biertag.

Die Neustadt soll schon 1265 als Schutzfeste gegen die damals Östreich ob der Ens in Besitz habenden Baiern, von Ottokar II. erbaut, die Altstadt aber von Heinrich von Rosenberg, Besitzern von Krummau, zum Andenken seines Sohnes Budeway erbaut und benant worden seyn [7]).

Budweiser Kreis [1]), der südlichste Böhmens. **A.** Gränzen. Er gränzt gegen N. und N. O. an den taborer, gegen N. W. an den prachiner [2]) Kreis, außerdem zum Theil gegen W. an das Königreich Baiern; gegen S. W. und S. an den Mühlkreis im Erzherzogthum Östreich ob der Ens; gegen S. O. und O. an das Viertel ob dem Manhartsberg in Östreich unter der Ens.

B. Gebirge. An der S. W. Gränze setzt das böhmer Waldgebirge fort und macht die Hauptwasserscheide zwischen dem Elb- und Donaugebiete, was auch, mit einigen Ausnahmen, der Fall bei den Höhenzügen an der Ostgränze ist. Jenes Gebirge ist das höchste und ausgedehnteste des Kreises. Es zieht sich an der äußersten Gränze von Baiern und Oberöstreich hin und umschließt auf der böhmischen Seite, die an seinem nördlichen Abhange sich ausbreitenden, mehr als 20,000 Joch umfassenden sogenanten salnauer Schwemm-Wälder, welche das Holz für den schwarzenbergschen Kanal hergeben. — Die ausgezeichnetesten und höchsten Punkte dieser Gebirgskette sind: der Dreisesselberg in Westen, wo die Gränzen Böhmens, Östreichs und Baierns zusammenstoßen [3]), nach Liemann 662 pariser Toisen hoch.— Der Plöckenstein, mit seinem 200 Schritte langen See, der Tusset, Röhrenberg, Spitzenberg, Hochgesicht. — Von diesem Hauptgebirgsstock senkt sich nach Nordosten eine minder hohe und ausgedehnte Gebirgskette herab: das Christianberger Waldgebirge. Einzele Höhen sind: der Kumm, Pleschen, Lissy, lange Berg, Sternberg, Schwarzwald. — Als dritte, noch niedrigere, zum westlichen Ufer der Moldau abfallende Terrasse kann man den, sich zwischen Krummau und Budweis hinziehenden Gebirgswald Planske betrachten. Der Schöninger ist sein höchster Punkt und gewährt eine der ausgedehntesten und reizendsten Aussichten, zu deren noch höherm Genuß Fürst Schwarzenberg so eben einen 10 Klaftern hohen Thurm von Granit u. Quadern errichten läßt.— Urgebirge (Granit, Gneus, Glimmer- und Thonschiefer) sind durchaus herrschend.

C. Gewässer; a) Flüsse. 1) Die Moldau ist der Hauptfluß und folgt der Hauptabdachung des Kreises nach Norden. Aus dem prachiner Kreise kommend, richtet sie zwar anfänglich ihren Lauf dicht am Fuß des südwestlichen Gränzgebirges nach S. O.; dann aber fließt sie, nicht sehr weit von der Südgränze, in der rosenberger Gegend, über Krummau, Budweis und Moldauthein, mitten durch den Kreis von S. nach N. — Bis sie in die nördlichere Ebne gelangt, windet sie sich durch Granitfelsen und hat durch das Zerreißen derselben, bei Hohenfurt, die Teufelsmauer, ein groteskes Labyrinth von hoch aufgethürmten Felsen, gebildet. Überhaupt ist ihr Thal durch hohe Bergabfälle eingeschlossen, bisweilen 1500, bei Frauenburg sogar 2000 Schritte breit, indessen bei Thein wieder ihr Bette sehr enge ist [4]). 2) Die Maltsch entspringt südlich im Mühlviertel des Erzherzogl. Östreichs ob der Ens, bei dem Dorfe Hakkelsbrunn, betritt bei Unterhayd die böhmische Gränze, geht nördlich nach Reichenau, Kaplitz, Beneschau und so bei Budweis in die Moldau. — 3) Die Luschnitz komt ebenfalls von der Gränze des Erzh. Östreichs, aber unter der Ens, führt zuerst den Namen Schwarzbach und theilt sich dann in den Gold-, Alt- und Neubach. Der Altbach durchfließt den rosenberger Teich und nimt bei dem Dorfe Luschnitz dessen Namen an, geht nördlich nach Wessely, nimt hier die Nescharka auf, fließt weiter bis Tabor, macht hier einen großen Bogen, kehrt südwestlich bei Bechin in den budweiser Kreis zurück und vereinigt sich hinter Moldauthein mit der Moldau.

b) Teiche. Durch die Menge und Größe derselben zeichnet sich der budweiser Kreis vor allen übrigen Böhmens aus. Sie nehmen über 24,000 Joch (fast 2¼ □M.) ein und sind fast alle herrschaftlich; nur etwa 1670 Joch gehören den Unterthanen. — In N. O. findet innerhalb der Gränze eine auf 4 Meil. sich fort erstreckende Verkettung vieler und großer Teiche Statt, die an der östreich. Gränze bei Schwarzenbach beginnen und sich über Wittingau, und Lomniz nördlich bis Wessely ziehen. Unter ihnen hält der rosenberger Teich 5 St. im Umfang und 2 steinerne Brücken von 3038 Schuhe

---

7) Über die Erbauung der königl. befreiten Berg- und Kreisstadt Budweis in Böhmen. Von Xav. Max. Millauer. Prag 1817. (In den Abhandl. der königl. böhm. Gesellsch. der Wissenschaften). — Vaterlandsblätter. Wien 1814. Nr. 25. 26.

1) Sonst der bechiner Kreis genant, wo dann noch der ganze, dermalige taborer dazu gehörte, dagegen das nordwestliche Stück jenseit Budweis, noch dem prachiner Kr. zugetheilt war. 2) Die fast auf allen Karten hier falsch gezeichnete Gränzlinie ward im Hesperus 1818. Nr. 48 durch genaue Beschreibung und ein eignes Kärtchen berichtigt.

3) Die drei Wapen dieser Länder sind hier in Stein gehauen.
4) Über ihr Gefälle s. den Art. Böhmen. B. XI. S. 191.

Länge führen darüber. Der Stankauer hat 3 Meilen im Umfange.

c) Der fürstl. schwarzenbergsche Holzschwemm-Kanal in S. W. liegt 60¼ Klaftern höher als die Moldau in nächster Entfernung von ihm, die noch 2000 Klaftern beträgt; daher das für ihn aus der obern Moldau bestimmte Holz ihm auf Wagen zugeführt werden muß. Er erhält sein nöthiges Wasser theils aus dem plöckensteiner See, theils aus Gebirgsbächen, die durch ihn, den Zwetelbach und Michelfluß sich in die Donau ergießen, ohne daß indessen, wie mehre Geographen irrig behauptet, eine Verbindung zwischen der Moldau und der Donau Statt fände. — Dieser Kanal ist vielmehr von den Quellen der ersteren ganz abgeschnitten. Er begint bei dem Bache Lichtwasser, ¼ St. vom Dorfe Neuthal, ½ St. von der baierischen Gränze und geht in einer Strecke von 6¼ wiener Meil. (genauer 26,737 wiener Klaftern) in den Michelfluß, wovon bei dem Dorfe Hirschbergen 220 Klafter unterirdisch durch einen Granitfelsen durchgeführt sind. — Auf diesem Wege geht viel Holz nach Wien. Wol aber ward schon lange in diesem Kreise eine Verbindung der Moldau und der Donau, die sich einander hier, in nächster Richtung, auf 4 — 5 Meil. nähern, beabsichtigt [5]).

D. Das Klima. Es ist im gebirgigen südwestl. Theile viel rauher, als im ebenern, nördlichern. Dort nur Roggen- und Hafer-, hier schon Waizenbau.

E. Sandiger Boden ist vorherrschend, aber auch viel Land versumpft, mit Binsen und Riedgräsern verwachsen.

F. Areale und Bevölkerung. Das durch die Abdachung nach Norden und die Höhen des böhmer Waldgebirges im S. W. rauhe Klima, die vielen Gebirgs- und Waldstrecken, der vorwaltende Sandboden, die Menge der Gewässer, Flüsse, Teiche und der daher entstehende Sumpfboden nebst dem Mangel der regen Gewerbs-Industrie, welche die Teutschen in Nordböhmen auszeichnet, erklären das große Misverhältniß des Umfangs dieses Kreises und seiner Bevölkerung, worin er allen übrigen Kreisen nachsteht, da er nur 2216 Menschen auf der □M. zählt. Sein Areale beträgt nahe an 80 □M. [6]), bei 8½ M. Länge und 9 M. Breite, ist also nach dem prachiner der größte Kreis Böhmens (dessen 12. Theil er etwa ausmacht) und fast gleich groß mit dem bunzlauer. Letzterer zählte aber Ende 1820, 345,000 Bewohner, dieser nur in 10 Städten, 27 Märkten, 893 Dörfern und 27,167 Häus. (Ende 1820) 179,319 [7]) Bewohner, darunter 254 Geistliche, 76 adelige Familien, 365 Beamte und Honoratioren-Familien, 2297 Bürger, Künstler, Gewerbtreibende; ferner: 11,195 Bauern-Familien, 199 Häusler-Famil., 29,488 Knaben von 1 — 14 Jahren, 4626 von 15—17 Jahren und 94,986 weibl. Geschlechts [8]). — Die Bewohner sind größtentheils Teutsche und katholisch.

G. Production. a) Die aus dem Mineralreich ist im Ganzen unbedeutend. Doch ist diesem Kreise eigenthümlich Graphit, beim Dorfe Stuben, in einem bedeutenden Lager von mehr als 10 Joch Flächenausdehnung, von welchem seit vielen Jahren bis 4000 Centner jährlich nach Passau und Frankfurt gingen, bis man spät erst auf seine große Ähnlichkeit mit dem Hafnerzeller und seine gleiche Brauchbarkeit zu Bleistiften und Schmelztiegeln aufmerksam ward, wozu er denn nun auch, vorzüglich von der harthmuthschen Fabrik in Wien verwendet wird. Er ist zwar nicht so rein [9]), wie der engl., komt aber auch 12—40 mal wohlfeiler zu stehen [10]). — Von Mineralwassern finden sich hier ein Bad bei dem Dorfe Lipnitsch auf der fürstlich schwarzenbergschen Herrschaft Frauenberg. — Zu Gutwasser (Dobra Woda) [11]) auf dem der Stadt Budweis gehörigen Gute Daubrawitz und im Markte Heilbronn. Außerdem zu Brünnel (Dobra Woda) auf der Herrschaft Grazen. — Zu Kleinmariazell auf der Herrschaft Chlumetz. — Der Ladislaibrunnen auf dem Gute Umlaritz. — Rosenthal auf der Herrschaft Rosenberg und das strobnitzer Bad.

b) Aus dem Pflanzenreiche. 1) Holz ist das Hauptprodukt, wie schon bei den Gebirgen und Gewässern angedeutet worden. Nach der Josephinischen Steuerschätzung liefert dieser Kreis jährlich 152,000 Klaftern Nadelholz, angeschlagen zu 86,000 fl. Conv. und 6000 Klaftern hartes Holz, à 5500 fl. Nur der einzige prachiner Kreis gibt eine noch größere Ausbeute an weichem Holz. Dagegen ist er in Absicht des harten einer der letzten und nur der ellbogner liefert davon noch weniger. Der Waldboden nimt aber auch fast ¼ des Kreises ein und nicht nur auf den Gebirgen westlich der Moldau, sondern auch auf dem rauhen, ebenen, steinlosen Sandboden im Osten derselben, von Schwarzbach bis Wittingau, zieht sich westlich von den dortigen Teichen der lange wittingauer Kiefernwald hin. 2) Ackerbau-Produkte. — Der nach dem J. 1769 regulirten Ansässigkeiten zählt man 4300; der katastrirten Steuergründe überhaupt 625,000 Joch. Kein Kreis in Böhmen, den prachiner ausgenommen, zählt ihrer so viele. Darunter: 231,000 Joch Ackerfelder, 193,000 J. Wälder, 108,000 J. Wiesen (also in äußerst günstigem Verhältniß, wegen der reichen Bewässerung) 77,000 J. Weiden und 24,000 J. Teiche. — Sein jährlicher Naturalertrag war bisher, nach der Grundsteuer, geschätzt auf a) 68,000 Metzen Waizen, im Steuerwerth angeschlagen zu 141,600 fl. Conv. (weniger trägt nur noch der taborer und ellbogner Kreis), b) 643,000 Metzen Korn à 825,000 fl., c) 184,000 Metzen Gerste à 182,000 fl., d) 556,000 Metzen Hafer à 360,000 fl., e) 716,000 Centner Heu und Grummet à 300,000 fl. (in welcher Production er nur noch vom königsgräzer und prachiner Kreis übertroffen wird), f) Holz (s. oben). — Dieser gesamte Naturalertrag ward mit Inbegriff des auf 844 fl. angeschlagnen Flußnutzens, auf 1,900,000 fl. geschätzt; wovon als Grundsteuer bemessen ward: nach

5) An einem schicklichern Orte wird davon das Nähere gesagt werden. 6) Nach Lichtenstern 77 □Meil. wol zu wenig. 7) Vor 50 Jahren aber 1770 146,354 Einw. in 8 Städten, 29 Märkten, 861 Dörfern und 22,523 Häusern. 8) André Zahlenstatistik (Stuttgart. Cotta. 1823. S. 85.) Von diesen 80 □M. werden 63½ cultivirt.

9) Die Analyse zeigte: Kohle 45—52; Eisen 5—8; Alaunerde 21—27; Kieselerde 19—23. 10) Hesperus. 1811. H. IV. VII. 1817. Nr. 36. 11) Eine aus einem alten Bergwerk fließende, gefaßte Eisenquelle mit Badehaus.

dem alten Rectificatorium 316,000 fl., nach der josephinischen Steuer-Regulirung 234,000 fl. — Das Ackerland beträgt $\frac{1}{3}$, der Waldboden $\frac{1}{3}$ und vom übrigen Drittel des gesamten Kreisareale nehmen das Wiesenland $\frac{1}{6}$, das Weideland $\frac{1}{10}$ und die Teiche $\frac{1}{30}$ des Ganzen ein. — Dreifelderwirthschaft und Weidwesen sind herrschend. Die Wiesenkultur nimt immer mehr zu. — Flachs wird viel gebaut. Kartoffeln und Kraut machen eine Hauptnahrung des Gebirgers aus.

c) Aus dem Thierreich. 1) Der Hausviehstand zählte im J. 1822 4716 Pferde, 33,259 Ochsen, 38,539 Kühe, 45,000 Schafe und 14,500 Schweine [12]). Ein fürstl. schwarzenbergsches Gestüt findet man am Berghofe auf der Herrschaft Wittingau. 2) Viel Wild in den zahlreichen Waldungen, auf den vielen Teichen und in den Thier- und Fasan-Gärten. Der erstern sind 5; 2 auf der Herrschaft Frauenberg und einer auf der Herrsch. Gratzen, Krummau und Wittingau. Der letztern sind 3 auf der Herrschaft Frauenberg, Gratzen und Krummau. 3) Starke Fischereien, besonders in den vielen Teichen. Sie geben einen jährlichen Ertrag von wenigstens 10,000 Centnern Fischen, die meistens nach Wien und Linz geschickt werden. Der größere Theil besteht aus Karpfen, der mindere aus Hechten, Schillen und Perschen. 4) Biber ließ der Fürst Schwarzenberg vor 20 Jahren bei Neubach ansiedeln, welche sich gegenwärtig, ohne weitere Pflege, in dieser wasserreichen Gegend anbauen und bedeutend vermehren. 5) Die Perlenfischerei in der Moldau, von Hohenfurt an bis Frauenberg, ist eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Kreises. Die Perlmuscheln halten sich an den tiefern Sandbänken und Uferbuchten auf. Von Schwimmern und Tauchern werden sie, besonders in heißen Sommern, bei niederm Wasserstande, und selbst da nicht ohne Gefahr, aufgesucht und jährlich etwa 100—200 Perlen (1811 über 500) von 2—8 Gran (selten bis 14 Gran), oft vom allerreinsten Wasser gewonnen. Gewöhnlich hat eine den Werth zwischen 1—10 fl. Conv., selten bis 40 und 100 fl. [13])

H. Technische Industrie. 1) Glas. Reichthum an Holz und Quarz begünstigen am meisten diese Production. Man zählt 9 Glashütten: 2 auf der Herrschaft Krummau, 1 auf der Herrsch. Chlumetz, Platz und Wittingau, 4 aber und zwar die wichtigsten, auf der Herrschaft Gratzen, dem Besitzer, Grafen Buquoi selbst gehörig, wo alle Glassorten bis zum feinsten Kristallglas und das neu erfundene, sogenannte Hyalitglas verfertigt werden. 2) Eisen. Zweierlei Eisenwerke für Guß- und Hammerwaren (eins zu Franzenthal) befinden sich auf der gräfl. fünfkirchner Herrschaft Chlumetz. Ein Guß- und Hammerwerk zu Gabriele bei Beneschau auf der Herrsch. Gratzen; dann bei Perlesdorf 3 verschiedene Hammerwerke für Sensen, Sicheln und Strohmesser und ein Hammer auf der Herrschaft Rosenberg, die für einige 70,000 fl. Waren liefern mögen. 3) Eine Bleistiftfabrik zu Goldenkron auf der Herrschaft Krummau. 4) Viel Leinweberei auf den Herrschaften Krummau, Hohenfurt, Gratzen und Rosenberg. Mehre ansehnliche Leinwand-, Garn- und Zwirn-Bleichen auf der Herrsch. Gratzen, in größerer Menge aber noch auf der Herrsch. Krummau; dann auch zu Hohenfurt, wo insbesondere eine bedeutende Bleiche für grobes Garn zu Lichtdochten noch Statt findet, wovon einige 100 Centner à 130—200 fl. jährlich nach ganz Oberöstreich, Salzburg, Tyrol und einem Theil von Baiern und Böhmen abgesetzt werden. — Papiermühlen auf den Herrschaften und Gütern Chlumetz, Gratzen, Platz, Krummau und Rosenberg. 5) Feinere Tücher und Kasimire werden zu Budweis und Goldenkron [14]) und Pferdedecken in Menge zu Hohenfurt verfertigt. Überhaupt wird die Tuchmacherei, vorzüglich in ordinären Waren, nach dem bunzlauer, in diesem Kreise am stärksten getrieben, und 1817 schätzte man den Werth ihrer Produkte noch auf 1 Million. 6) Die Wagnerarbeit in diesem Kreise ist nicht unbedeutend. 7) Stroharbeiten liefert die Industrie-Anstalt in Krummau. 8) Seidene Spitzen werden hier für einige tausend Gulden jährlich geklöppelt. 9) Siebböden aus Draht werden zu Kapplitz und aus Roßhaaren zu Puchers gefertigt.

I. Der landtäflichen Herrschaften, Güter und Höfe zählt der Kreis 27. Der erstern sind 8: die fürstl. schwarzenbergsche Herrsch. Frauenberg nebst Lischau, die Buquoische Herrsch. Gratzen mit der Stadt gleiches Namens und Heimberg, nebst mehren Gütern, die den Cisterciensern gehörige Herrsch. Hohenfurt, die fürstlich schwarzenbergsche Herrschaft Krummau, von welcher der Fürst Herzog ist, die dem prager Erzbisthum gehörige Herrschaft Moldauthein, die leonhardische Herrsch. Platz, die gräfl. buquoische Herrschaft Rosenberg, und die fürstl. schwarzenbergsche Herrsch. Wittingau mit der Stadt gleiches Namens und mehren Gütern.

K. An Städten und Märkten findet man a) als königliche Stadt: Budweis, böhmisch (Czesky Budiegowice) königl. befreite, bei den Landtägen sitzstimmfähige Berg- und Kreisstadt. b) 9 Schutzstädte: 1) Gratzen, böhmisch (Nowy Hrady) zur Herrschaft Gratzen; 2) Krummau, böhm. (Czesky Krumlow) befreite Schutz- u. Bergstadt zur Herrsch. Krummau; 3) Lomnitz (Lomnice nad Luznicy) zur Herrsch. Wittingau; 4) Moldauthein (Teyn nad Wltawau) zur Herrsch. Moldauthein; 5) Rosenberg (Rozmberg) zur Herrsch. Rosenberg; 6) Sobieslau (Sowieslawy) zur Herrsch. Wittingau; 7) Wesselz ob dem Flusse Luschniz (Wesely nad Luznicy) zur Herrsch. Wittingau; 8) Wittingau (Trebou) zur Herrsch. Wittingau; 9) Rudolphstadt (Bergstadt) zur Stadt Budweis.

c) 4 Schutz-Märkte, wovon einer zur Herrschaft Hohenfurt, die übrigen 3 zur Herrsch. Gratzen gehören und 25 unterthänige Märkte *). 1) Beneschau zur Herr-

12) Ponfikl's Topographie Böhmens. I. 6. Prag 1823.
13) Ausführlichere Nachrichten über diese Perlenfischerei findet man im Hesperus. 1811. Heft 1—IV. u. VI. 1812. Nr. 27—29.

14) Die hiesige sonstige Baumwollenfabrik ist eingegangen.
*) Von alten Schlössern und Burgen sind noch vorhanden: 1) Habrzi mit hohen Mauern; 2) Hradek an der Moldau mit vielem Gemäuer; 3) Kuglweid, das Schloß ganz zerstört, vom Kloster aber noch hohe Mauern erhalten; 4) Lausek an der Maltsch, mit wenigen Trümmern; 5) Machow ist ganz abgetragen; 6) Maidstein an der Moldau, groß und weitläufig; 7) Maskowatz oder Chelet mit wenigen Resten; 8) Opelz, noch ein hoher Thurm vorhanden; 9) Podhradekl an der Malsch, mit vielen, hohen

schaft Gratzen; 2) Hohenfurt (Wyssniobrod) zur Herrsch. Hohenfurt; 3) Schweinitz (Trhowe Swinny) zur Herrschaft Gratzen; 4) Welleschin zur Herrsch. Gratzen.

d) Unterthänige Märkte: 1) Adamstadel (Maly Hory) Bergflecken zur Herrsch. Frauenberg; 2) Bründl ob der Rohrau (Dobra Woda) zur Herrsch. Gratzen; 3) Buchers zur Herrsch. Gratzen; 4) Bukowsko Horny zur Herrsch. Wittingau; 5) Forbes (Borowany) zum Gute Forbes; 6) Friedberg zur Herrsch. Rosenberg; 7) Ober-Hayd (Hornj Bor) zur Herrsch. Rosenberg; 8) Unter-Hayd (Dolnj Bor) zur Grafsch. Rosenberg; 9) Heilbrunn zur Herrsch. Gratzen; 10) Höritz zum Gute Höritz resp. Herrsch. Hohenfurt; 11) Kalsching (Chwelizin) zur Herrschaft Krummau; 12) Kapliz zur Herrsch. Gratzen; 13) Ledeniz zur Herrschaft Wittingau; 14) Lischau (Lissow) zur Herrsch. Frauenberg; 15) Mezy Mosty zur Herrsch. Wittingau; 16) Unter-Moldau zur Herrsch. Krummau; 17) Ober-Plan zur Herrsch. Krummau; 18) Platz (Stray) zur Herrsch. Platz; 19) Pedhard zur Herrsch. Frauenberg; 20) Priethal (Prydoly) zur Herrsch. Krummau; 21) Reichenau, böhmisch, zum Gute St. Clara resp. Herrsch. Krummau; 22) Rosenthal zur Herrsch. Rosenberg; 23) Strobniz zur Herrsch. Gratzen; 24) Zamost zur Herrsch. Frauenberg; 25) Zetwing (Zetwiee) zur Herrsch. Rosenberg.

L. Geistlichkeit. Die bischöfliche Diöcese dehnt sich nicht nur über den budweiser, sondern auch über den klattauer, prachiner und taborer Kreis aus. Der budweiser Kreis aber ist in das General-Vicariat Budweis und 8 Vicariate getheilt, zu welchen das Erzdiakonat Krummau, 6 Dechanteien, 71 Pfarren, 27 Localien und 2 Expposituren, nur allein in diesem Kreise gehören. — Der klattauer Kreis begreift 6 Vicariate, 1 Erzdiakonat, 4 Dechanteien, 57 Pfarren, 23 Localien und 2 Expposituren. — Der prachiner Kreis 9 Vicariate, 10 Dechanteien, 80 Pfarren, 32 Localien und 11 Expposituren. — Der taborer Kreis 7 Vicariate, 1 Propstei, 6 Dechanteien, 61 Pfarren, 13 Localien und 5 Expposituren. — Vier Klöster im budweiser Kreis, der Cistercienser in Hohenfurt, der Minoriten in Krummau, der Piaristen in Budweis und der Serviten in Gratzen.

M. Das fürstl. schwarzenbergsche Forst- und Landwirthschaftl. Institut in Krummau ist das einzige dieser Art in Böhmen.

N. Die englischen Parks zu Gratzen und Rothenhof verdienen die Aufmerksamkeit der Reisenden.

O. Poststationen: Budweis, Kaplitz, Moldau, Thein, Wessely und Wittingau. (Zu Krummau, Rosenthal und Sobieslau Briefsamlungen.)*) (*André.*)

Mauern; 10) Rum, noch ein hoher Thurm; 11) Trojet, einige hohe Mauern; 12) Tusset, ist ganz zerstört; 13) Wittinghausen, noch mit alten Mauern. — Ganz zerstört, bis auf die Wallgräben, sind: Krems, Pohle, Ratzenberg u. Hausberg. *) Außer der Schallerschen Topographie und den ihr nachgebildeten Topographien, die 1794 in Prag erschienen und in welchen viele Data falsch, andre veraltet sind, ist nichts Erhebliches über diesen Kreis vorhanden. Die vorstehenden Nachrichten sind fast alle Resultat eigener Forschungen und handschriftlicher Hilfe. Die besten Karten von Theilen dieses Kreises finden sich im Atlas des kaiserl. östr. Generalstabes in den 4 Blättern: Umgebungen von Krummau, Freistadt, Zwettel und Weitra.

BUDWITZ, mährisch **Morawskee Budiegowice**, gräflich wallisische Herrsch. und Stadt im znaymer Kreise Mährens, mit Schloß und Postamt, am Altenbach an der Straße nach Iglau. Die Stadt hat in 500 Häusern 1700 Einwohner, und viele Obstalleen. (*André.*)

BUDZANOW, Städtchen im tarnopoler Kreise Galiziens an der Niczna (nicht am Sereth), südöstlich von Mikulinee mit einer Schule. Hieher gehören 8 Judengemeinden. (*Schultes.*)

BUDZYN, Immediatstadt im Reg.-Bez. Bromberg der Provinz Posen, Kr. Chodziesen, mit 890 Einw. und einer kathol. Kirche. (*H.*)

BÜCHELOH, ein schwarzburg-rudolstädtischer, nur 74 Häus. mit 316 Einw. befassender Ort, der aber über 2000 Acker Waldung besitzt, und einen bedeutenden Holzhandel treibt, überdies auch Getreide- und Obstbau, und vorzüglich gute Steinbrüche hat. (*Hellbach.*)

BÜCHENBACH bei Erlangen, im Rezatkreise baier. Landger. Herzogenaurach, eine kathol. Pfarrei von mehr als 900 Selen, war einst eine sehr ansehnliche Reichsdomäne, welche K. Otto III. dem Erzbisthume Mainz schenkte, und K. Heinrich II. für das Bisthum Bamberg eintauschte. Bei der Vertheilung der Stiftsgüter zwischen dem Bischofe und Domkapitel wurde B. diesem zuerkannt, welches einen eigenen Beamten daselbst ernannte, und nicht selten auch den Markgrafen von Ansbach als Schirmvogt zum Beweise seiner Unabhängigkeit vom Bamberger Landesherrn aufstellte. Daraus entstanden später viele Gränzstreitigkeiten, welche nicht einmal durch den bekannten Vorchheimer Rezeß beendigt wurden. Erst das preuß. Territorialsystem von 1797 machte ihnen am Schlusse des vorigen Jahrh. ein Ende. Ehemals übte ein Domkapitular von Bamberg als Oberpfarrer das Präsentationsrecht auf die Pfarrei aus. Ihr Wohlstand gründet sich theils auf Ackerbau und Viehzucht, theils auf Brenn- und Bauholzgerechtigkeiten, theils auf Fischzucht, theils auf thätige Mitwirkung zu den benachbarten Fabriken*). (*Jäck.*)

Büchensee, s. Buchensee.

Bücher-Censur, s. Censur.

Büchergestelle (Repositorium). S. im Artikel Bibliothek u. Studirstube.

Bücherlaus, s. Psocus.

Bücher-Nachdruck, s. Nachdruck.

BÜCHERPRIVILEGIEN sind, nach Runde, Schildwachen vor dem Eigenthum rechtlicher Leute (Schriftsteller und Verleger), damit es von Dieben (Nachdruckern) nicht genommen werde. Das älteste aufgefundene Privilegium ist von dem Bischof Heinrich von Bamberg 1490†). Es ist die Ertheilung häufiger geworden, seit

*) s. Roppelts Beschreib. von Bamberg. — Bundschuhs Lex. von Franken. — *Hofmanni* ann. Bamb. a J. P. de Ludewig. — Domkap. Archiv Ms. — Fürther Deduct. der Landeshoh. Bambergs.

†) Es steht vor dem bambergischen Missale von 1490. Aber älter ist das von Morelli entdeckte Privilegium, welches der Senat von Venedig dem dasigen Drucker Joh. de Spira, unterm 18. Sept. 1469 ertheilte. Es wird ihm darin die alleinige Ausübung der Buch-

der Nachdruck sich vermehrt und selbst seiner Seits Rechtssprüche und Statsschutz für sich erlangt hat. Das Privilegium erstreckt sich, seiner Natur nach, nur auf das Gebiet der Regirung, welche es ertheilt, und es wird entweder dem Schriftsteller, oder dem Verleger verliehen. In dem ersteren Fall kann es auch die Rechte der Erben des Schriftstellers gegen den Verleger selbst sicher stellen, und öffentlich beurkunden. Es steht mit der Censur in Verhältniß, und setzt eigentlich voraus, daß die Regirung den Inhalt des Buchs für zuläſſig hält. Da es aber oft auf guten Glauben ertheilt wird; so sichert es nicht vor einem nachfolgenden Verbot, wenn sich ergibt, daß man das Vertrauen der Regirung gemisbraucht hat.

Die Bücherprivilegien werden auch als ein Mittel zur Erhebung einer Verbrauchssteuer gebraucht, insofern sie ausschließlich zum Druck, Verlag und Vertrieb von Schriften gegen Bezahlung ertheilt werden, mit dem Strafverbote wider andere ähnliche Schriften. Auf diese Weise wird namentlich mit den Kalendern, Intelligenzblättern, Zeitungen, u. d. m. verfahren. Solche ausschließliche Privilegia hat man theils auf bestimmte, theils auf unbestimmte Zeit und sowol gegen eine Kaufsumme im Ganzen, als gegen jährliche Abgaben ertheilt. Da sie aber auf die betreffenden Schriften nichts weniger als vortheilhaft wirken, und also den Lesern zum Nachtheil gereichen, so hat man die bezweckte Steuer vermittelst des Stempels zu erheben vorgezogen. Übrigens hat man auch ausschließliche Privilegia für Gesangbücher und Bibelübersetzungen nöthig gehalten, um die Verbreitung von anderen und durch sie von Irrlehren zu verhindern; es ist aber selten geworden, wenn es überhaupt noch vorkommen sollte. (*v. Bosse.*)

Bücher-Scorpion, s. Obiscum.

BÜCHERVERBOT, hat mit der Censur gleichen Zweck, Verhütung des Schadens, welcher durch die Verbreitung einer Schrift entstehen könnte; aber die Censur wirkt bevor das Buch zu seiner Bestimmung völlig bereitet ist, das Bücherverbot dagegen wenn diese Vorbereitung schon beendigt ist. Es bezieht sich entweder auf seine Ausgabe, auf die Verbreitung, den Handel mit demselben, oder es bezieht sich, und droht auch Strafe, auf den Besitz desselben. Nach dem römischen Kaiserrecht ward wider den peinlich verfahren, welcher ein böses Buch zwar vernichtet, aber die starken Stellen daraus bekant gemacht hatte (Inst. 1. 36.). Man hat Spuren von griechischen Bücherverboten, und die Römer duldeten von allen punischen Schriften nur ein Buch von der Landwirthschaft. Alle Zwangsgewalt hat zu allen Zeiten und an allen Orten, wo man schreiben und lesen konnte, die Bücher verfolgt, verrufen oder verbrannt, worin ihre

druckerkunst zu Venedig auf 5 Jahre zugesichert; aber sein früher Tod machte eine Maßregel unschädlich, welche uns vielleicht eines Jenson's, Valdarfer's und anderer ausgezeichneter Drucker beraubt haben würde. Man findet dieses Privilegium in *Panzeri* annal. typogr. T. III. p. 62. Von den zunächst auf ein einzelnes Buch sich beziehenden Privilegien ist das bis jetzt bekannte früheste das vor dem Tractat Nosce te ipsum von 1489 befindliche. Vergl. Denis garellische Bibliothek. S. 169. Meusel lit. bibliogr. Magazin. I, 206. II, 100 ff. Beckmann Beitr. zur Geschichte der Erfind. I, 85 ff. II, 242 ff. (*Ebert.*)

Schwächen und Angriffsblößen verrathen, der Haß wider sie entflamt, und ihr Sturz stumm und still, aber desto wirksamer vorbereitet wurde. Wilhelm der Eroberer scheint der erste zu seyn, von dem eine geschichtliche Nachweisung darüber aufbewahrt worden; er soll das Schreiben im Angelsächsischen verboten und befohlen haben, die Urkunden und Bücher nur französisch zu schreiben [1]). Er setzte es in der That durch, die franz. zur Hof- und Statssprache in England zu machen. In der Kirche gab es früher stillschweigende Bücherverbote, als öffentlich erklärte. Wer die Schriften von Ketzern hatte, machte sich der Ketzerei verdächtig; und da man die Ketzer verbrannte, wo man sie fand, so verbrannte man wenigstens ihre Bücher, wenn man sie selbst nicht haben konnte. So lange die Spanier mit den Mauren im Kriege waren, oder von den bekehrten Mauren unter ihnen Glaubensabfall, oder was gleichbedeutend war, Empörung zu befürchten hatten, hatten sie allerdings guten Grund, muhammedanische Bücher zu verbieten, und ihren Besitz hart zu bestrafen, weil er des Aufruhrs verdächtig machte. Welchen abscheulichen Misbrauch aber verderbte Hof- u. Kirchenleute damit getrieben haben, ist bekant. Ein stilles Verbot ging durch die katholische Kirche, dem Volke die Bibel nicht in die Hände zu geben, und nach dem Erfolge zu urtheilen, war es statsklug, weil die Kirchentrennung entstand, als sie durch den Druck in der Landessprache von Luther unter das Volk gebracht wurde; die Waldenser und Wicleffe hatten es bei mangelnder Buchdruckerei vergebens versucht [2]). Die tridentinische Kirchenversamlung, welche jene Trennung bestimt aussprach, entschied sich zugleich für eine strengere Bücheraufsicht, und nach ihrem Sinne machte Papst Pius IV. [3]) ein Verzeichniß verbotener Bücher bekant, nachdem Paul IV. das erste eigenmächtig erlassen hatte [4]). Pius gab dazu gleichfalls eine Anweisung, worin auch das Bibellesen eingeschränkt, und der Gebrauch der Übersetzungen in den Landessprachen für schädlich erklärt wird.

Um dieselbe Zeit wurden auch Bücherverbote von Stats wegen und namentlich in Teutschland nach dem Reichstagsabschiede von 1530 erlassen. Der westphälische Frieden verbot ausdrücklich wider ihn zu schreiben; und der Kaiser verbot [5]) die Bücher, welche die geduldeten Glaubensbekenntnisse, den Grund der allgemeinen und Statssachen oder Rechte angreifen, höchst schädliche und ganz verkehrte Anweisungen gegen die teutschen Rechte und Freiheiten enthalten. Nach dem letzten Wahlvertrage mit dem Kaiser sollen nur solche Bücher nicht geduldet werden, welche mit den symbolischen Büchern beiderlei Religionen und mit den guten Sitten nicht vereinbar, oder aufrührerisch sind. Es ist indessen dieses Verbot sehr nachsichtig gehandhabt, und nur mit Strenge auf die Landesverbote wider den Vertrieb ausländischer Kalender und anderer mit Stempel belegten Drucksachen gehalten, bis in dem franz. Kriege besonders Östreich die Bücherverbote ausdehnte und schärfte. Nach dem Bundesbeschluß vom 20. Sept. 1819 hat die Bundesversam-

1) *Ingulfus Croyland.* abbas 155. 2) *Wharton* auct. Vsser. de scripturis et sacris vern. 432. 3) 1564. 4) 1557. 5) 1715 u. 1725

lung die Befugniß, aus eigener Autorität, durch einen Ausspruch, von dem keine Appellation Statt findet, die Schriften zu unterdrücken und die betreffenden Regirungen sind verpflichtet diesen Ausspruch zu vollziehen, welche (Schriften) unter der Hauptbestimmung des §. 1. begriffen (in der Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen), dergleichen solche, die nicht über 20 Bogen im Druck stark sind, und nach dem Gutachten einer von ihr (der Bundesversamlung) ernannten Commission, der Würde des Bundes, der Sicherheit einzeler Bundesstaten, oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Teutschland zuwiderlaufen. Alle in Teutschland erscheinenden Druckschriften müssen mit dem Namen des Verlegers, und insofern sie zur Klasse der Zeitungen und Zeitschriften gehören, auch mit dem Namen des Redacteurs versehen seyn. Druckschriften, bei welchen diese Vorschrift nicht beobachtet ist, dürfen in keinem Bundesstate in Umlauf gesetzt werden, und müssen, wenn solches heimlicher Weise geschieht, gleich bei ihrer Erscheinung in Beschlag genommen, auch die Verbreiter derselben, nach Beschaffenheit der Umstände, zu angemessener Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt werden. Dieses ist mit möglichster Schonung des Buchhandels gefaßt; und es bezieht sich nicht auf den Verkehr mit teutschen Schriften, welche im Auslande ohne Beobachtung obiger Vorschriften gedruckt sind. Allerdings wird der Buchhändler den Beweis führen müssen, daß ein solches Buch im Auslande gedruckt sey, und also dem Verbot nicht unterliege; doch dieser Beweis ist leicht durch obrigkeitliche Bescheinigung vom Druckorte zu führen. Da die Zeitungen, Zeitschriften und gedruckten Bücher bis zu 20 Bogen ohne vorgängige Genehmigung der Landesbehörden nicht erscheinen sollen, so gehören gleichfalls zu den verbotenen Schriften die, welche ohne Genehmigung erscheinen würden.

Nach der englischen Gesetzgebung muß der Drucker seinen Namen und Wohnort auf dem ersten und letzten Blatt der Bücher angeben, und bei Zeitungen auf jedem Blatte, mit Beifügung des Namens und Wohnortes des Herausgebers. Wenn sie dawider handeln, so verfallen sie in schwere Geldstrafe. Dieses ist das einzige und noch sehr uneigentliche Bücherverbot dort. Von Seiten der Verwaltung kann auch kein Buch, wie gefährlich es sey, verboten werden, sondern das Geschwornengericht hat allein zu entscheiden, ob jemand wegen einer gemeinschädlichen Schrift in Strafe zu nehmen sey, das Parlement müßte sonst selbst einzuschreiten Lust haben. Und wenn man dort das schuldig über Bücher jetzt aussprechen wollte; so würde es die Werke des geistreichsten engl. Schriftstellers unserer Tage, des Lords Byron, treffen, insonderheit wegen seiner vision of judgment, doch nicht Byron ward wirklich gerichtlich verfolgt, sondern der Verleger, aber vergebens, obgleich es das muthwilligste Spottgedicht auf das christliche Himmelreich ist, und die Majestät beleidigt.

In Frankreich beschränkt sich das Bücherverbot auf ähnliche Weise wie in England, nur darf keine Zeitung ohne besondere Erlaubniß der Regirung und ohne schwere Vorstandsleistung erscheinen, wodurch das Zeitungswesen in die Hände der Reichen gebracht wird. Es sind die Gerichte, welche darüber entschieden, und diese müssen in Betreff der Bücherverbote nach den dortigen Umständen eben so streng seyn, als die Engl. nach den Verhältnissen ihres Landes milde seyn können. Übrigens unterliegen die fremden Bücher verbotähnlichen Steuern.

Es gibt also ein Bücherverbot, welches von dem Inhalt der Schriften unabhängig ist, und sich bloß auf unterlassene Formalitäten: Angabe des Druckers u. s. w. gründet, und dieses Bücherverbot ist allgemeiner europ. Gebrauch. Insofern der Zweck der vorgeschriebenen Formalitäten nur ist, daß der Stat wisse, an wen er, oder Jeder sich zu halten habe, der durch die Schrift verletzt wird, läßt sich diese Vorschrift und dieses Bücherverbot so wenig tadeln als daß Jedermann sich bei der Obrigkeit melden muß, der mit Pulver oder Gift handeln will, und handelt er damit ohne sich zu melden, in Strafe verfällt; denn die Schrift ist auch ein schnellwirkendes Mittel zum Guten und zum Bösen. Treibt man die Formalitäten weiter in Betreff der Zeitungen ꝛc. und wegen ihrer Benutzung zum Statseinkommen und dessen Sicherung, so kann man die eigenen Zeitungen nicht benachtheiligen, ohne das Statseinkommen zugleich in Schaden zu bringen; man kann wol die auswärtigen Zeitungen verbieten, aber wenn man das thun muß, so sollte man es doch nicht thun, sondern sie nur gleichmäßig mit den einheimischen besteuern. Treibt man aber die Formalitäten weiter nicht aus Steuerrücksichten, sondern der Sicherheit wegen, vermehrt man also die Fälle der Bücherverbote, und folglich der Gedankenmittheilung, so mag das nützlich oder auch nothwendig seyn; aber im Allgemeinen läßt sich dazu nur sagen: de libertate respondendum est. Die Bücherverbote wegen Inhalts der Schriften können entweder von den Gerichten oder von der Verwaltung ergehen. Das Gericht muß sie erkennen, um den in einer Schrift Verletzten klaglos zu stellen; aber es kann das Verbot nur auf den Vertrieb des sträflichen Buchs, nicht auf seinen Besitz in dritter Hand ausdehnen, ohne inquisitorisch zu werden. Ein alter fester Stat kann unbedenklich das Bücherverbieten den Gerichten überlassen, weil sie gewiß kräftig einschreiten werden, wenn sie Gefahr sehen. Eine junge Gewalt überläßt es ihnen statsklug, weil sie dadurch den Schein von sich entfernt und die Form, so entscheidend in den Augen des Volks, des gerichtlichen Verfahrens gewint. Die kirchlichen Bücherverbote und ihr Schicksal widersprechen dem nicht, weil sie zum Vollzug, und zu welchem! gekommen sind, wo die Regirungen mit ihnen einverstanden waren, und nur dort auf sich beruhen, wo die Regirungen es gerathen fanden. Werden die Bücherverbote verwaltungsmäßig erlassen, so können sich die Regirungen Gefälligkeiten dabei erweisen, und gegenseitig die Bücher verbieten, die ihnen schädlich scheinen. Bei verfassungsmäßiger Preßfreiheit kann die Regirung solche Gefälligkeiten nicht erweisen, sondern muß die Klage von den Gerichten entscheiden lassen, und darf also dergleichen Gefälligkeiten auch von andern Regirungen nicht fodern, ohne die Gleichmäßigkeit der Foderungen unter ihnen zu stören. Verwaltungsmäßige Bücherverbote können in einzelen Fällen, besonders bei Unruhen oder Kriegen, nützlich und nothwendig seyn; im Ganzen aber nur bei ungebildeteren Völkern und schwachem Verkehr wirksam seyn. Wollten

die drei gebildeten und herrschenden Völker: die Teutschen, Franzosen und Engländer ihre Literatur jährlich von allem Unrath verwaltungsmäßig säubern, so würden sie 500 Bücherverbieter anstellen müssen, da wenigstens 24,000 Bücher jährlich herauskommen, und ein Gelehrter sein Lebenlang höchstens 2000 Bücher in einem fort durchlesen kann, also 12 ihr Lebenlang mit der Ausbeute eines Jahrs beschäftigt seyn würden. Wenn man hienach weiter rechnet, so wird man 500 Bücherverbieter noch viel zu wenig finden. (*v. Bosse.*)

BÜRGISTEIN (Jordan), war einer der vorzüglichsten Anstifter der Vereinigung der Grafen und Herren, welche 1339 die Berner zu überwältigen gedachte. Er hatte, als beide Heere bei Laupen auf einander stießen, einen Kundschafter dahin abgeschickt. Als dieser die große Überlegenheit des verbündeten Heeres bemerkte, und die Berner zuerst wanken sah, eilte er mit der Nachricht, die Niederlage dieser letztern sey bereits entschieden, auf das Schloß Bürgistein zurück. Frohlockend rief Jordan mit Beziehung auf sich selbst aus: der ist ein guter Schmied, der diesen Krieg geschmiedet hat. Aber schon des folgenden Morgens erschienen die siegenden Berner vor dem Schlosse. Jordan wollte durch eine Öffnung die Angreifer beobachten; aber ein bernischer Armbrustschütze (Einige nennen ihn Reifle) schoß ihm einen Pfeil durch den Kopf. „Ein guter Schmied hat diesen Pfeil geschmiedet" riefen die Krieger; das Schloß wurde eingenommen und zerstört. — Jordans Bruder, der Ritter Conrad, war Bürger und 1351 Rathsherr zu Bern. (*Meyer von Knonau.*)

Büchner (Joh. Gottfr.), s. Büchnera.

BÜCHNER[1]) (Andr. Elias v.), geb. 1701 zu Erfurt, wo er auch anfangs, nachher aber in Halle Prof. war, und 1769 starb. Ein Mann, der, so lange er lebte, besonders als Präses der Akademie der Naturforscher, einen gewissen Ruf erlangte[2]), den die Nachwelt aber gänzlich vergessen würde, wenn er nicht eine Geschichte jener Akademie geschrieben, die 1755 zu Halle gedruckt ist. Von 355 Dissertationen hat er 32 in Erfurt, die übrigen in Halle geschrieben[3]). (*Sprengel.*)

BÜCHNERA, nannte Linné eine Pflanze nach Joh. Gottfried Büchner, russischem geheimen Archivarius (geb. 1695, † 1749), dessen Memorabilia Voigtlandiae e regno vegetabili 1743 herauskamen und in den Actis nat. cur. vol. 4. 5. 7. fortgesetzt sind. Die Pflanzen-Gattung gehört zur natürlichen Familie der Personaten, wo sie aber eine Übergangsform bildet, und zur 14. Linné'schen Klasse. Sie hat einen Kelch mit kaum merklichen 5 Zähnen, eine röhrige Corolle, deren Saum fünf herzförmige Lappen hat: die zweifächerige Kapsel hat eine Scheidewand, die sich in der Mitte zum Mutterkuchen verdickt.

* Mit regelmäßigem Corollensaum.

Strauchartige.

1) B. *cuneifolia*, mit keilförmigen oben abgebißnen gezähnten glatten Blättern und den Blüthentrauben am Ende der Triebe. Am Kap. 2) B. *cernua*, mit umgekehrt eiförmigen gezähnten ungestielten Blättern, und nickenden Blumen, die in einer Ähre stehn. Am Kap. 3) B. *pinnatifida*, mit halbgefiederten glatten Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden gestielten Blüthen. Am Kap. 4) B. *trifoliata*, mit gedritten rundlichen stumpfen oben glatten unten weißgrauen Blättern, den Blüthen in einer weitläufigen Rispe und ganz unmerklichen Kelchzähnen. In Brasilien.

Krautartige.

5) B. *americana*, mit lanzetförmigen dreinervigen gezähnten Blättern. Nordamerika. 6) B. *elongata* Sw., mit linien-lanzetförmigen glattrandigen scharfen Blättern und Blüthen in schlaffen Ähren am Ende der Triebe. Westindien und Südamerika. (*B.* longifolia *Kunth.*). 7) B. *cordifolia*, mit herzförmigen dreinervigen gesägten Blättern und ährenförmigen Blüthentrauben am Ende der Triebe. Ostindien. 8) B. *grandiflora*, mit ablangen glattrandigen fünfnervigen ungestielten Blättern und einblüthigen Blumenstielen in den Blattachseln, auch trichterförmigen Kelchen. Südamerika. 9) B. *humifusa* Vahl., mit umgekehrt eiförmigen geschuppten hackerigen Blättern, niedergestrecktem Stamm und einzeln stehenden Blüthen in den Blattachseln. Arabien. 10) B. *asperata* R. Br., mit lanzetförmigen zugespitzten nach der Spitze gesägten dreinervigen Blättern, die wie der runde Stamm, hackerig sind, und den Blüthenähren am Ende der Triebe. Neu-Holland u. Südamerika. (*B.* macrocarpa u. rosea *Kunth.*). 11) B. *ramosissima* R. Br., mit linien-lanzetförmigen glattrandigen dreinervigen Blättern, die wie der ästige Stamm hackerig sind, und rispenförmigen Blüthenähren. Neu-Holland u. Südamerika. (*B.* virgata *Kunth.*). 12) B. *ternifolia* Kunth., mit dreizähligen lanzetförmigen an der Spitze gezähnten Blättern, die wie der einfache vierkantige Stamm, hackerig sind, die Blüthenähre einfach. In Neu-Granada. Humbold: in Monte-Video Bello. (*B.* lithospermifolia *Kunth.*). 13) B. *tenella* R. Br., mit linienförmigen glattrandigen ungestielten Blättern, die, wie der vierkantige Stamm, hackerig sind, und zweizeiligen Blüthenähren. Neu-Holland u. Neu-Granada. (*B.* pusilla u. disticha *Kunth.*). 14) Br. *linearis* R. Br., mit linienförmig-ablangen stumpfen glattrandigen scharfen Blättern, und behaarten Kelchen in einer sparsam blühenden Ähre. Neu-Holland. 15) B. *gracilis* R. Br., mit ablangen stumpfen glattrandigen glatten Blättern und

---

1) Mit dem Amte eines Direktors der Akademie der Naturforscher, welches B. 1733 antrat, war nach der Stiftung Kaiser Leopolds I die Würde eines Edlen d. H. R. R., kaiserl. Rathes, Leibarztes und Pfalzgrafen verbunden. Als er im J. 1745 nach Halle an Friedr. Hoffmanns Stelle berufen wurde, erhielt er Bestätigung seines Adels, dessen er sich aber dessenungeachtet selten bediente. 2) Seinen Bemühungen verdankte die Akademie eine Erneuerung und Erweiterung ihrer Privilegien durch Kaiser Karl VII. Von den Actis Acad. Naturae curiosorum gab er Vol. IV—X. und von den Nov. Act. Vol. I—III. (Nürnb. 1737—1767. 4.) heraus. 3) Es sind Kataloge davon zu Halle 1749 u. 1758 gedruckt worden; ich besitze eine von ihm eigenhändig geschriebene Fortsetzung bis zum Jahre 1769. — Über sein Leben und seine Schriften haben Nachrichten gegeben Motschmann (gel. Erf. 3. Forts. S. 351), Götte (gel. Eur. III. 168), Brucker (Pinacotheca Dec. II. N. 8.), am besten Rumpel (Nov. Act. nat. cur. IV. App. p. 299). Ungegründet ist, was Adelung in der Fortsetzung des Jöcher berichtet, daß B. Erfurt der Verdrießlichkeiten wegen verlassen habe, die es ihm allerdings machte, daß eine entsprungene Nonne sich, ohne sein Wissen und in seiner Abwesenheit, in seinem Hause verborgen hatte. (*Erhard.*)

einer sparsam blühenden Ähre. Neu-Holland. 16) B. *tetragona* R. Br., mit ablang-lanzetförmigen wenig gezähnten glatten Blättern, vierkantigem Stamm und vierseitigen Blüthenähren, deren gewimperte Bracteen länger als der Kelch sind. Neu-Holland. 17) B. *urticaefolia* R. Br., mit ablangen stumpfen gezähnten scharfen Blättern und gewimperten Bracteen, die kürzer als der Kelch sind.

** Mit zweilippigem Corollensaum.

18) B. *asiatica*, mit linienförmigen glattrandigen geschuppten Blättern, und dreitheiliger Oberlippe der Corolle. Zeilan. China. 19) Br. *euphrasioides* Vahl., mit linienförmigen glattrandigen hackerigen Blättern und behaarter Corolle, deren Fetzen linienförmig sind. Ostindien. 20) B. *gesnerioides* W., mit ganz kleinen angedrückten schuppenförmigen gewimperten und doppelten Bracteen am Kelche. Ostindien. 21) B. *hermonthica* Delil., mit lanzetförmigen Blättern, die ganz mit Hökkern und scharfen Haaren besetzt sind, mit pfriemenförmigen Bracteen und einer ausgerandeten Oberlippe. Ober-Ägypten. Kap. (*B.* bilabiata *Thunb.*) 22) B. *curviflora* R. Br., mit linienförmigen sehr langen glattrandigen scharfen Blättern und ausgerandeter Oberlippe. Neu-Holland. 23) B. *parviflora* R. Br., mit linienförmigen glattrandigen scharfen Blättern und ungetheilter Oberlippe. Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BÜCHOLD, ehemals ein Marktfl., gegenwärtig Pfarrdorf des baier. Landgerichts und Dekanats Arnstein, wovon es 1 St. entfernt ist. Es begreift 470 Einw., 2 Mühlen und 1 Ziegelhütte. Von dem ehemaligen Schlosse, welches 1777 eingerissen wurde, sind noch Spuren sichtbar. Dieser Ort, schon im 8. Jahrh. urkundlich bekant, gehörte in früheren Zeiten dem Johanniter-Ritterorden, welcher denselben 1364 an die Familie von Thüngen verkaufte, die ihn als Lehen dem Hochstifte Würzburg übertrug. Im J. 1596 kam er durch Kauf an Dietrich Echter von Mespelbrunn und 1652 wurden mit ihm Wolfgang und Johann von Dalberg belehnt. Nach dem Aussterben dieser Vasallen zog Johann Philipp von Greifenklau, Bischof von Würzburg, den Ort ein und belehnte mit demselben seinen Neffen, welcher ihn aber gegen die Dörfer Braunsbach und Groß-Eßlingen wieder an das Bisthum Würzburg abtrat. Bei diesem blieb Büchold bis 1747, wo sich Graf von Ingelheim, Gemal der einzigen Erbin des letztern von Dalberg, in den Besitz desselben drängte. Allein während des Interregnums 1749 wurde dieser vom würzburger Domkapitel seines Besitzes wieder entsetzt, woraus vielfache, für Büchold sehr verderbliche Streitigkeiten entstanden, die jedoch 1753 zu Gunsten Würzburgs entschieden wurden. (*Eisenmann.*)

Büchse, s. Schiessgewehr.

Büchsenspanner, s. Leibschütz.

BÜCKEBURG, 1) Amt im Fürstenthum Lippe-Schauenburg, zwischen dem schauenburger Walde und den Bückebergen und bewässert von den kleinen Flüssen Aue und Gehle; es hat zwar leichten Boden, aber doch guten Ackerbau und Viehzucht, vieles Holz und in den Bückebergen mit Kurhessen gemeinschaftlich reichhaltige Steinkohlenbergwerke; 1807 zählte es in 1 Stadt, 36 Dörfern und Weilern und 2 Edelhöfen 7681 Einw. — 2) Die Hauptstadt des Fürstenthums Lippe-Schauenburg, der Sitz der Centralbehörden und Dikasterien, des Superintendenten und vorhingedachten Amts; sie liegt unter 52° 15′ 47″ Br. und 26° 41′ 11″ L. an der Aue, 1¼ M. von Rinteln, ist mit Mauern umgeben, und hat 5 Thore, das Residenzschloß, 2 Kirchen der Lutheraner und Reformirten, 1 Waisenhaus, 450 im westphäl. Geschmacke, aber im Ganzen gutgebaute Häuser und gegen 2400 Einwohner, die sich von den Ausflüssen des Hofs und der Centralbehörden, von bürgerlichen Gewerben und Ackerbau nähren und 4 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BÜCKEN, Marktfl. in dem Amte Hoya der hanöverischen Landdrostei Hanover und zwar der Prov. Hoya, er liegt an der Siede 1½ M. von Nienburg, hat 1 Kirche, 151 Häus. und 1024 luther. Einw., die sich vom Ackerbau, Garnspinnerei und Leinweberei nähren und 4 Jahrmärkte halten. Nahe dabei liegt das adelige Haus Ovelgünne. (*Hassel.*)

Bückling, s. Clupea u. Hering.

BÜDERICH, 1) Ost- und Westbüderich, ein altes großes Pfarrdorf im Amte Werl, Herzogth. Westphalen, mit 122 Häus. und 868 Einw., das außer dem Stammgute der ausgegangenen Familie von Büderich, noch 6 andere adelige Güter enthält; deren Besitzer dem Orte früher Glanz und in der Provinzialgeschichte einen Namen gaben. (*Joh. Suibert Seibertz.*) — 2) B. Neubüderich, Städtchen am Rhein, Kr. Rheinberg, Reg.-Bez. Cleve, mit 133 Häus. und 800 Einw. (*H.*)

BÜDINGEN, Stadt von 2500 Einw., mit einem gräfl. Isenburgischen Residenzschloß, 1 Justizkanzlei mehrer vereinigter Standesherren, 1 gelehrten Schulanstalt, und starken Wollen- und Strumpfwebereien. Hier und in der Diöcese vereinten sich zuerst in dem Großherzogth. Hessen Lutheraner und Reformirte, (bei dem Reformations-Jubiläum im J. 1817) einträchtig zu einer kirchl. Gemeinschaft. (*Wagner.*)

BÜDÖSHEGY u. BALVANYOS, zwei merkwürdige Berge im Großfürstenthum Siebenbürgen haromseker Stuhl, obern Zirkel, Alscho tschernatoner Bezirke. Diese beiden Berge liegen ungefähr 4 St. von dem Dorfe Felsö Torja (Ober-Torja) entfernt. Von diesem Dorfe aus gelangt man durch ein schmales in mannigfaltigen Krümmen zwischen mit Buchen, Birken, Ahornen und Eichen bekränzten Bergwänden sich durchwindendes Thal, welches vom Balvanyoschbache bewässert wird, an dem Fuß dieser beiden Berge, die nur durch eine enge Schlucht von einander getrent werden, und deren Gipfel man nur in der Entfernung von ¼ St. erblickt. Der Balvanyosch erhebt sich von zwei Seiten mit der übrigen Bergkette zusammenhängend ungefähr auf eine Höhe von 50 Klaftern, auf der Nordseite ist er mit Wald bedeckt, die Südseite, auf welcher eine Sauerquelle hervorsprudelt, ist bloßer Wiesengrund. Mitten auf diesem steigt, gleich einer Kuppel, ein kleinerer eben so hoher Berg senkrecht empor, dessen Gipfel die Ruinen der Götzenburg (Balvanyos vár.) krönen. Dieser Berg ist rings umher mit dünne stehenden Buchen und Birken bewachsen, und seine steilen, an den sanftern Abhängen mit losem Schutt bedeckten Seiten machen den Zugang sehr beschwerlich. Die Ruinen haben gegen 200 Schritte im Umfange, die

Mauern sind Klafter dick, und die Anlage ist ganz so, wie jene der teutschen Ritterburgen aus den frühesten Zeiten. Auf der Nordostseite war der jetzt ganz verschüttete Eingang; von diesem führt ein ziemlich langer und breiter Gang zwischen zum Theil noch stehenden Mauern gegen Süden hinauf durch ein zweites Thor, von dem noch einzele Überreste vorhanden sind, in das Innere der Burg. Von mehren Gebäuden, die wahrscheinlich einst hier standen, sind blos Schutthaufen übrig, nur auf der höchsten Stelle der Burg erhebt sich ein fast ganz unversehrt gebliebener viereckiger Thurm, der etwa 6 Klaftern lang, 4 breit, und 8 hoch ist, und dessen Mauern weit dicker als die übrigen noch stehenden Ruinen sind. Bei diesem Thurme hat man herrliche Aussichten auf die ganze trefflich cultivirte mit Dörfern übersäete Haromsek, einen Theil des kronstädter Distrikts und des tschiker Stuhls. Die Erbauer dieser Feste waren wahrscheinlich die teutschen Ordensritter, welche König Andreas II. im 13. Jahrh. zur Colonisirung des Burzenlandes nach Siebenbürgen berief.

Der Gipfel des gegenüber liegenden Büdösch ist um 20 Klafter höher, als jener des Balvaniosch. Auf der Westseite hat er einen breiten abhängigen mit Gras bewachsenen Rücken, Soosmezö (Salzfeld) genant, beinahe am Ende dieses Feldes quillt ein Gesundbrunnen hervor, dessen Wassee einen beträchtlichen Schwefelgehalt hat, mit Wein nicht stark braust, aber einen angenehmen Geschmack hat. Von dieser Quelle steigt man in östlichee Richtung einige hundert Schritte aufwärts bis zu 4 Schwefelhöhlen, von welchen die größte durch das Erdbeben im J. 1802 beinahe ganz verschüttet wurde. Ein Sekler, der in der Folge hinein zu dringen versuchte, strauchelte, fiel, und erstickte, sie heißt deswegen Gyilkoslynk (Mörderloch) und Niemand wagt sich mehr hinein. Diese Höhle liegt dem Gipfel am nächsten; die übrigen 3 befinden sich neben einander etwas tiefer. Die beiden äußern sind sehr unbeträchtlich, die mittlere Haupthöhle ist eine gekrümmte etwa 20 Schritte weit abwärts gehende Felsenspalte, am Eingange drei, am Ende kaum einen Schritt breit, deren Wände ganz mit einer Schwefelkruste überzogen sind. Das Gestein besteht aus röthlich weißem Alaunschiefer, welcher der freien Luft und dem Regen ausgesetzt, aschgrau wird. Zuweilen sieht man aus der Höhle den Schwefeldampf, wie einen dünnen Rauch aus dem Boden emporsteigen. Wenn man einige Augenblicke in der Höhle selbst verweilt, durchdringt schnell eine sanfte Wärme alle Glieder, doch darf man es nicht wagen, während des Aufenthalts in derselben Athem zu schöpfen.

Nördlich vom Salzfelde steigt man etwa 500 Schritte weit durch einen Buchenwald in ein Thal herab, wo man ein kaltes Schwefelbad antrifft, das von mehreren Quellen in einem natürlichen zwei Ellen tiefen und anderthalb Klaftern im Durchschnitt haltenden Bassin gebildet wird. Auch außer diesem Bassin brechen an mehren Orten dieses Thales kalte schwefelhaltige Quellen hervor.

Mehre Schriftsteller, unter diesen auch H. v. Fichtel (Mineralgesch. Siebenbürgen) hielten den Büdösch für einen ausgebrannten Vulkan, allein diese Meinung wird dadurch widerlegt, daß er mitten in einer Kette von angeschwemmten Flözgebirgen steht, und daß sich in der ganzen Gegend kein wirklich vulkanisches Product vorfindet. (*Benigni.*)

Bueil, s. Buil.

Büffel, s. Bos. Büffel, Fluß und See, s. Buffalo. Büffel-Schlange, s. Boa Constrictor.

Bügel, s. Dohne und Schneiss, Schiessgewehr-Beschläge, Schwanenhals.

Bügel-Hamen in der Fischerei, s. Hamen.

BÜHL, Marktfl. und Amtssitz im Großherzogthum Baden im Kinzigkreise an der Poststraße von Frankfurt nach Basel, zwischen Rastatt und Offenburg, mit einer Posthalterei, 300 Häuf. und 1690 Einw. deren Hauptnahrungszweig in Handwerken besteht, worunter sich 9 Gerbereien und 1 Saffianfabrik auszeichnen. ¼ St. vom Orte ist das Huberbad, besonders für Frauenkrankheiten zuträglich. Zum Amte gehören nebst dem Amtsorte die Stadt Steinbach, der Marktfl. Schwarzach, und 26 Dörfer, unter welchen sich Affenthal und Altschweyer durch guten rothen Wein, Neusatz durch Kirschwasser und Kastanien, Umweg durch ein Steinkohlenbergwerk auszeichnen; nebst vielen damit verbundenen Höfen, Zinken und Häusern, zusammen 15,148 S. — Bühl heißen auch noch einige andere Orte im Großherzogthum Baden. (*Leger.*)

BÜHLE, Pfarrdorf unter dem Papenberge in dem Patrimonialgerichte Hardenberg der hanöv. Landdrostei Göttingen, ¼ M. von Nordheim, hat 1 Kirche mit dem Erbbegräbnisse der hardenbergischen Familie, 50 Häuser und 311 Einw. (*Hassel.*)

BÜHLER, Pfarrgemeinde im schweizerischen Kanton Appenzell Außer-Rooden vor der Sitter. Sie war bis 1732 in Teuffen kirchgenössisch[1]). Ihre Bevölkerung betrug im J. 1734. 1167, im J. 1794. 1000[2]) und nach den neuesten Zählungen nur 980 Einw., die von der Viehzucht und der Weberei sich ernähren. Die ärmern unter ihnen finden ihren Unterhalt in den von dem reichen Kaufmann Binder 1814 hier errichteten Fabrikhäusern, mit welchen Bleichen und Spinnmaschinen verbunden sind. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BÜHLERTHAL, ein fruchtbares schönes und starkbevölkertes Thal im großherzoglich bad. Bezirks-Amte Bühl, 2 St. lang, reich an gutem Weine, und an Vieh, mit malerischen Berggruppen, einem wohleingerichteten und stark betriebenen Eisenhammerwerke, 1 Kirche, 2 Schulen, 312 Häuf. und 1980 Einw., ins Dorf Bühlerthal und mehre Zinken eingetheilt. (*Leger.*)

BÜHLERTHANN, Marktfl. im Ob.-Amte Ellwangen des Jaxtkreises des Königr. Würtemberg, mit 480 Einw. und 1 Bergschlosse (Thannenburg). (*Röder.*)

Bühn- (Bün-) hase, s. Bönhase.

Bühne, Schaubühne, s. Schaubühne.

BÜHREN, Pfarrdorf unter dem Bramwalde in dem Amte Münden der hanöv. Landdrostei Göttingen, ¼ M.

1) Über die nähern Umstände dieser Trennung s. Gab. Walser's neue appenzeller Chronik. (St. Gallen 1740) S. 68. 2) Vgl. Ebel's Schilderung des Gebirgsvolkes vom Kanton Appenzell. (Leipz. 1798) S. 282.

von Dransfeld, zählt 100 Häus. und 580 Einw., die sich zum Theil von dem Brechen des Sandsteins im Bramwalde nähren und zu dessen Bearbeitung einige Schleifmühlen vorgerichtet haben. (*Hassel.*)

BÜKKÖSD, 1) Marktfl. im marczaler Bezirk der schimegher Gespansch. in Niederungern jenseit der Donau, überall von Bergen umgeben. Der steinige Boden ist unfruchtbar an Getreide, erzeugt aber einen edlen Wein. Die Einwohner, Magyaren und Kroaten, sind der römisch-kathol. Kirche zugethan. Die hiesige kathol. Kirche ist ein Filial der zakanyer Pfarre. 2) Ein großes Pfarrdorf in der baraschnyer Gespansch. in Niederungern jenseit der Donau, lörinczer Bezirk, mit einer kathol. Kirche, und einem schönen herrschaftl. Schlosse. Das Vorwerk liefert gute Weine, die Zahl der Einw. beträgt (nach dem fünfkirchner bischöfl. Schematismus) 576 Kathol. und 20 Juden. (*Rumy.*)

BÜLACH, eine Stadt an der Landstraße zwischen Zürich und Schaffhausen, mitten unter fruchtbaren Äckern und Weinbergen. Die wohlhabende Gemeinde besitzt ansehnliche Güter, unter andern die bülacher Hard, die beträchtlichste Eichenwaldung des Kantons und eine der schönsten in der Schweiz. Die reformirte Pfarre, zu welcher mehre Ortschaften und Weiler gehören, umfaßt 370 Häuser mit 2960 Einw. Es sind darin 7 öffentliche Schulen und in dem Städtchen selbst werden 2 Jahrmärkte gehalten. Die Markgrafen von Hochberg erkauften Bülach 1376 von den Freiherrn von Thengen und verkauften es 1384 an den Herzog Leopold von Östreich. Im J. 1407 stellte es sich unter Zürichs Schutz. Zwei Jahre darauf ward es östreichischer Seits an Zürich verpfändet, aber nicht wieder eingelöst und, mit Vorbehalt einiger Vorrechte, zu einer zürcher Obervogtei erhoben. Während der helvetischen Republik war es der Hauptort eines nach ihm benannten Bezirks von 22 □St., der 4896 Häuser und 36,180 Einw.[1]) hatte. Jetzt gehört es zum zürcher Oberamt Embrach. Aus Bülach ist Hans Keller gebürtig, dessen besonnenem Muthe bei dem Entsatze von Novarra im J. 1513, nach dem, was Werdmüller davon erzählt[2]), die Schweizer viel verdanken. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BÜLBÜL, ist der persische Name der Nachtigall, diese ist aber eine von der unserigen verschiedene Art, und selbst der persische und indische Bülbül sind wieder von einander verschieden; von dem ersten hat le Bruyn in seinen persischen Reisen, von dem zweiten, dem sogenannten fechtenden Bülbül (Fighting Bülbül) Ouseley in den Oriental Collections I. S. 15 eine Abbildung gegeben. Bülbül ist nach der persischen Dichtersage der Liebhaber der Rose Gül, welcher er seine Leiden vorweint, während diese ihn im übermüthigen Gefühle der Schönheit und Jugend verlacht. (*v. Hammer.*)

BÜLOW (von), eine alt-adelige, weitverbreitete Familie, wendischen Ursprungs, aus dem Meklenburgischen, wo auch mehre Dorfschaften diesen Namen führen, herstammend. Der erste Sitz derselben war das Dorf Bülow bei Rehna. Die frühesten Nachrichten von adeligen Familien des nördlichen Teutschlands sind bekanntlich auf uns gekommen mit den Denkmalen von der Begründung und Ausbildung kirchlicher Stiftungen, welche in den Küstenländern der Ostsee bis zum 14. Jahrh. hin, in der Anhänglichkeit der wilden Einwohner für das von ihren Vorfahren überkommene Heidenthum, blutigen Widerstand fanden. Mit diesen Verheerungen verloren sich die früheren Urkunden der von Bülow'schen Familie. Ein Dokument, mit der Bezeichnung des J. 1154, worin die Gründung des Bisthums Ratzeburg und die demselben zugetheilten Gefälle ausgesprochen werden, nent unter den Zinspflichtigen zu Bülowe einen Gottfried und Eilbert; doch ist diese Urkunde[1]) offenbar aus späterer Zeit und außerdem sehr zweifelhaft, ob von adeligen Besitzern des Dorfes Bülowe, oder nur von zinspflichtigen Bewohnern desselben die Rede sey; dagegen sind die ersten probehaltigen Zeugnisse von den Vorfahren der Familie in der Bestätigungsurkunde mehrer Schenkungen an das Kloster Dobran von 1231 und in dem Stiftungsbriefe des Klosters Rehna von 1236 zu finden, wo unter den Zeugen Gottfried von Bülow und sein Bruder Johann genant werden, welche beide auch in den Urkunden der nächstfolgenden Jahre öfter als Zeugen vorkommen und ausdrücklich „Ritter" heißen. Mit dem 14. Jahrh. werden die namhaft gemachten Mitglieder der Familie zahlreicher; viele derselben bekleideten hohe kirchliche Würden; aus dem gedachten Jahrh. sind allein vier von Bülows als Bischöfe von Schwerin bekant. Bei vielen Verhandlungen der wendischen Fürsten mit ihren Familiengliedern und mit angränzenden Fürsten, mit Kirchen und Klöstern, Städten und Adeligen kommen von Bülows als Zeugen, als Schenkgeber oder Nehmer in ausgezeichneten weltlichen und kirchlichen Verhältnissen vor. Auf dem Turnier, welches König Erich VIII. von Dänemark 1311 bei Rostock hielt, wurden zwei Johanne von Bülow auf Wedendorf zu Rittern geschlagen[2]). — Wenn sich so die Bedeutsamkeit der Familie von Bülow unbezweifelt ergibt, wenn einzele Glieder derselben leicht hergezählt werden können, so wird dadurch nur die Schwierigkeit der Aufgabe vermehrt, mit geschichtlicher Genauigkeit das Familienverhältniß, in welchem die Genannten zu einander stehen, anzugeben. Gleicher Name, gleiche Wapen, gleiches Besitzthum bieten hier den Vermuthungen über die Verwandtschaftsgrade weiten Spielraum. Es ist den heutigen Gliedern der Familie leicht, vermittelst der Autorität vorhandener Urkunden und Stammtafeln, ihre Ahnen-Reihe bis zum 15., selbst bis zum 14. Jahrh. hinaufzuführen und dort die Stifter der verschiedenen Linien nachzuweisen; aber die Verwandtschaftsverhältnisse dieser unter sich und zu einem gemeinschaftlichen Stammvater verlieren sich in dem Dunkel der Vorzeit. Jedoch hat ein Glied der Familie großen Fleis auf Lösung dieser schwierigen Aufgabe verwendet[3]). Zu

1) S. J. C. Escher's Einkünfte der geistlichen Pfründen des Kantons Zürch (1811. 8.). 2) Werdmüller's Memorabilia Tigurina (Zürich 1780. 4.) I. S. 90.

1) Abgedruckt in Schröder's papistischem Meklenburg. S. 311 ff. 2) S. Frank's altes und neues Meklenburg, V. 216. 3) Heinrich Joachim v. Bülow auf Kladern in seiner mit Kupfern und vielen Urkunden versehenen historischen, genealogischen und kritischen Beschreibung des edlen freiherr- und gräflichen Geschlechts v. Bülow. Neubrandenburg 1780. fol.

Folge dieses Gewährsmannes theilt sich die Familie von Bülow in folgende Linien: 1) Die Linie Wedendorf, gestiftet von dem Ritter und meklenburgischen Rath Johann von B. auf Wedendorf, der am Schlusse des 14. Jahrh. lebte. Unter den Mitgliedern derselben zeichnete sich aus: Bartold Hartwig v. B. auf Hundorf, geb. 1611, gest. 1667; er zog unter Bernhard von Weimar in den 30jährigen Krieg, trat dann in königl. schwedische Dienste, wo er in Teutschland, später in den polnischen Feldzügen den Ruhm eines tapfern und menschlichen Kriegers erlangte, und als General von der Infanterie und Vicegouverneur von Pommern zu Wolgast starb[4]). 2) Die Linie Potremse, deren Stammältern Gödecke von Bülow und Ghese von Bassewitz (1378. 1386) sind; ein Nachkomme derselben Julius, lüneburgischer geh. Rath (gest. 1637) brachte Essenrode und Brunsrode, und dessen gleichnamiger Sohn (gest. 1666) Beier-Naumburg an die Familie. Des Ersteren Nachkomme im vierten Gliede war Anna Sophie Ehrenparta (geb. 1731) 1749 mit dem handverschen Generalfeldmarschall v. Hardenberg vermält, Mutter des 1822 verstorbenen königl. preußischen Statskanzlers, Fürsten Karl von Hardenberg; deren Bruder Friedrich Ernst von Bülow (geb. 1736, gest. 1802) war der verdienstvolle fürstl. lüneburgische Landschaftsdirektor[5]). Er ist der Vater des gegenwärtigen königl. preußischen wirklichen geheimen Stats- und Handelsministers, Ludwig Friedrich Viktor Hans Grafen von Bülow. — Zu dieser Linie gehören auch die von Bülows auf Quitzöbel. 3) Die Linie auf Zimen oder Simen (unweit Doberan) als deren Stifter Vicke von Bülow (1355. 1386) genant wird; zu ihr gehört J. v. B. auf Klabern, der meklenburg-strelitzischer geheimer Kammerrath war und so eben in der Anmerkung als Verfasser der von bülow'schen Familiengeschichte genant ist. Auch die preußischen Generale Johann Albrecht (geb. 1708, gest. 1776) der zuletzt General von der Infanterie und Gouverneur von Spandau war, dessen Bruder Christoph Karl (geb. 1716, gest. 1783) General-Lieutenant der Cavalerie und Amtshauptmann zu Memel, und der bei Prag 1758 gebliebene preußische Oberste und königl. Flügeladjutant Gottlieb Daniel (geb. 1718) gehören wahrscheinlich zu dieser Linie. 4) Die Linie von Großen-Radum oder Raden. Stifter war Dankwert von Bülow, um das J. 1400. 5) Die Linie von Zibühl. Stifter Joachim von Bülow, 1366 und 1405. Ihr gehört zu, der königl. polnische und kurfürstl. sächsische Konferenzminister Friedrich Gotthardt (geb. 1688), welcher 1745 sächsischer Seits den dresdner Frieden abschloß; ferner dessen Sohn Friedrich (geb. 1711, gest. 1785) ein ausgezeichneter General des kaiserl. östreich. Heeres; zuletzt Generalfeldzeugmeister, Chef des General-Militär-Kommando's in den Niederlanden und kaiserl. wirklicher geheimer Rath. 6) Die Linie Gartow, deren Stammvater Heinrich von Bülow ist (1388). 7) Die Wehning-gudowsche Linie, als deren Stifter Hartwig v. B. (1388. 1436) genant wird. Ein Glied desselben Berend von Bülow wurde 1491 für sich und seine Nachkommen vom Herzoge Johann von Sachsen mit der Landmarschallswürde des Herzogthums Launburg beliehen. Zu dieser Linie gehörte Dietrich, Bischof von Lebus († 1523), welcher in der brandenburgischen Geschichte oft genant wird und thätig mitwirkte zur Errichtung der Universität Frankfurt an der Oder, deren Einweihung er am 27. April 1506 in Gegenwart des Kurfürsten Joachim I. feierlich vollzog. 8) Die Linie von Plüskow. Stifter Claus von Bülow 1395. 1405. — Der kurbraunschweigische General-Feldmarschall Cuno Josua v. B. (geb. 1658, gest. 1736) gehörte zu derselben. Am Schellenberge und bei Hochstätt im spanischen Erbfolgekriege verrichtete er ruhmvolle Thaten, welche Kaiser Karl VI. noch im Sterbejahre des tapferen Kriegers an dessen Sohne, dem handverschen Oberkammerherrn Censt August, belohnte, indem er ihn in den Reichsgrafenstand erhob; doch ward der neue Grafenstamm nicht fortgepflanzt. — Einem anderen Zweige dieser Linie gehören die preuß. Statsminister Wilhelm Dietrich (geb. 1664, gest. 1737) und dessen Sohn Friedrich (geb. 1698, gest. 1738) an, welcher letztere der Großvater der berühmten Gebrüder Friedrich Wilhelm's von Bülow, Grafen von Dennewitz, und Heinrichs von Bülow, Verfassers des neuen Systems der Kriegskunst, (s. über beide die besondern Art.) ist.

Wie sich die vorgenannten 8 Linien in der Folge der Zeit mehrfach getheilt haben, so veränderten sie auch nach dem jedesmaligen Besitze der Güter und Landsitze ihre Beinamen und bildeten neue Unterabtheilungen des weitverzweigten Geschlechtes, dessen bald erlangte, bald wieder verlorne Besitzungen in Ober- und Niedersachsen, besonders in Meklenburg, — in den preuß. Staten, in Dänemark, Schweden und Kurland ein langes Verzeichniß ausmachen, wie denn auch in der Reihe der Jahrhunderte das Geschlecht der von Bülow mit fast allen altadeligen Familien dieser Gegenden, ja selbst mit dem Königshause der Wasa's[6]), in verwandtschaftliche Verhältnisse gekommen ist.

Das gemeinschaftliche Wapen zeigt in einem geschweiften Schilde mit goldner Einfassung vierzehn goldene Kugeln im blauen Felde, der Länge nach gesetzt: 4, 4, 3, 2, 1. — Der ungekrönte Helm ist mit einem blauen und goldenen Bunde geziert, gleichfarbig sind die Helmdecken. Auf dem Helme stehen zwei goldene Flügel, durch deren Mitte sich zwei blaue Büffelhörner, jedes mit sieben goldnen Kugeln bezeichnet, ziehen. Zwischen diesen Flügeln steht ein gelber und schwarzer Vogel (niederteutsch Vogel Bülow, auch Pfingstvogel genant, Oriolus Galbula Lin.), der einen goldenen Ring im Schnabel hält. — Bis auf diesen Vogel, der offenbar eine spätere Zugabe des alten einfachen Wapens ist, führt die Familie von Bülen in der Schweiz ganz dasselbe Wapen, woraus bei der Ähnlichkeit des Namens mit Wahrscheinlichkeit auf ein gemeinschaftliches Herkommen geschlossen wird. *(Dr. Frid. Cramer.)*

4) Über seine Vertheidigung von Thorn (1655) s. Puffendorf Leben des Königs Karl Gustav. Buch III. §§. 16 und 28. 5) Erinnerungen aus dem Leben des Herrn Landschafts-Directors Fr. E. von Bülow von Andr. Ludolph Jacobi. Zelle 1802. Eine andere Biographie findet sich in Schlichtegroll's Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrh. B. 11. S. 177—220.

6) S. von Bülow's Nachrichten u. s. w. S. 76. II. Tabelle.

BÜLOW (Dietrich v.), wahrscheinlich im J. 1469 im Meklenburgischen geboren, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Kurfürst Johann von Brandenburg machte ihn zu seinem Rath und übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes, des nachherigen Kurfürsten Joachim I., auch wurde er auf die besondere Empfehlung seines Herrn im J. 1499 zum Bischof von Lebus erwählt. Joachim I., der ihm gründliche Kentnisse verdankte, schätzte ihn sehr hoch. Er wurde im J. 1506 erster Kanzler der neu gestifteten Universität zu Frankfurt an der Oder; auch war er es, welcher den brandenburgischen Prinzen Albert, nachmaligen Kurfürsten von Mainz, Erzbischof von Magdeburg und Bischof zu Halberstadt, im J. 1506 zum Priester weihte. Seine große Gelehrsamkeit, insbesondere seine Kentniß der griechischen Schriftsteller, leuchtet aus den Briefen hervor, welche er als Bischof mit dem berühmten Abt Tritheim gewechselt hat. Er trug viel zur Ausbreitung der Wissenschaften im Brandenburgischen bei, und hielt fest am Papstthum bis an seinen am 1. Oct. 1523 erfolgten Tod*). (*Rese.*)

BÜLOW (Barthold Hartwig v.), diente von Jugend auf im schwedischen Heere und stieg in demselben zu den höchsten Würden. Gegen Ende des 30jährigen Kriegs war er schwedischer Commandant zu Nördlingen, wo er 1647 von dem kaiserl. General Enkefort vergebens belagert wurde. 1649 und 50 war er auf dem Friedens-Executionsconvent zu Nürnberg. Unter dem König Karl Gustav wohnte er den Feldzügen in Polen, insbesondere der Schlacht bei Warschau 1656 bei, und wurde Commandant der Festung Thorn, die er aber nach einer langen Vertheidigung am 20. Dec. 1658 an den König von Polen übergeben mußte. In den letzten Zeiten des Krieges bis zum Frieden von Oliva 1660 hatte er als General-Lieutenant das Oberkommando in Preußen. Unter König Karl XI. stieg er bis zum General der Infanterie und Gouverneur von Stettin, wo er im Nov. 1667 starb†). (*Rese.*)

BÜLOW (Johann Albrecht v.), geboren 1708, war in den beiden ersten schlesischen Kriegen General-Adjutant des jüngern Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und überbrachte dem König Friedrich II. die erste Nachricht von dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Molwitz. Außer dieser wohnte er in der Folge auch den Schlachten von Hohenfriedberg, Soor, Prag, Rosbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz, Torgau und mehren Belagerungen bei und wurde dreimal verwundet. Er stieg 1775 bis zum General der Infanterie, nachdem er 1757 Generalmajor, 1760 General-Lieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens, 1766 Gouverneur der Festung Spandau geworden war, und starb am 19. Sept. 1776. — Sein jüngerer Bruder, Christoph Karl, geb. 1716 zu Glubenstein in Ostpreußen, war 28 Jahre lang erster Kommandeur des berühmten baireuth'schen Dragoner-Regiments, mit welchem er besonders 1760 in der Schlacht bei Torgau große Thaten verrichtete und drei östreichische Infanterie-Regimenter gefangen nahm. Er wohnte bereits 1734 und 35 den Feldzügen unter dem Prinzen Eugen am Rheine bei, und befehligte noch im schlesischen Erbfolgekriege 1778 die Reiterei des rechten preußischen Flügels. 1787 stieg er bis zum General der Cavalerie und starb am 28. Juni 1788 zu Königsberg in Preußen*). (*Rese.*)

Bülow, Karl Ulrich, Bruder des Grafen v. Dennewitz, und H. Bülow, s. H. v. Bülow.

Bülow, Friedrich Wilh., Freiherr v. B. Graf von Dennewitz, s. Dennewitz.

BÜLOW (Heinrich[1]), Freiherr von), war der vierte von den fünf Söhnen Friedrich Ulrich Arweds, Freiherrn v. Bülow, aus dem Hause Plüskow, Erbherrn auf Falkenberg u. s. f. in der Altmark, eines begüterten Edelmanns, den aber seine Genialität zu Verschwendungen aller Art hinriß und der 1791 starb. Das Geburtsjahr Heinrichs ist nicht genau bekant, scheint aber nicht lange nach dem J. 1755 zu fallen, in welchem der ihm zunächst vorangehende dritte Bruder, der als Feldherr berühmte nachherige Graf Fr. W. Bülow v. Dennewitz, geboren war. Heinrich besaß ein höchst lebhaftes feuriges Temperament, erhielt im väterlichen Hause die liberalste Erziehung, wurde dann auf der Ritterakademie zu Berlin mit französischen Formen bekant gemacht, und kaum 15 Jahr alt, bei dem vormaligen preußischen Infanterie-Regiment Nr. 46 angestellt, welches damals in Berlin, zuletzt aber, wo es den Namen von Thiele führte, zu Warschau in Besatzung lag. Der Dienst behagte dem feurigen Jüngling sehr wenig; er hoffte sich bei der Reiterei mehr zu gefallen, und da sein Vater gegen seine Wünsche sehr nachsichtig war, so kam er noch vor dem J. 1780 zu dem preuß. Kürassierregiment Nr. 7., welches zu Salzwedel und einigen andern Städten der Altmark garnisonirte und daher den Namen von der Marwitz, bei seiner Auflösung im J. 1806 aber den von Reizenstein führte. Hier gewährte ihm anfangs das Reiten Unterhaltung und Vergnügen, bald aber kehrte das vorige Gefühl der Leere zurück, die Zeitvertreibe seiner Kameraden hatten für ihn nichts Anziehendes, er vertiefte sich in das Studium des Polybius, Tacitus und Rousseau und blickte zuletzt mit Verachtung auf seinen beschränkten Wirkungskreis herab. Er nahm seinen Abschied, und begab sich in die Niederlande, um unter den Fahnen der Insurgenten gegen den Kaiser Joseph II. zu kämpfen. Der hohe Ruf des preußischen Kriegers verschaffte ihm bald eine

*) S. *Becmann* Notitia Univers. Francofurt. (Frankfurt 1707. fol.) p. 30. Pfeffinger's Historie des Braunschweig-Läneb. Hauses Th. II. S. 213 fgg. Seidel's Bildersamlung, herausg. von Küster. S. 26. 27. Buchholzens Geschichte der Kurmark Brandenburg, Th. III. S. 257 und 341. In der Chronologie Bülow's herricht Verwirrung, mehre Schriftsteller u. a. Buchholz lassen ihn schon im Jahr 1489 zum Bisthum gelangen, während andere z. B. Pfeffinger dieses Jahr (höchst irrig) zu seinem Geburtsjahr machen.

†) S. von Bülow's histor. geneal. und krit. Beschreibung des edlen Geschlechts von Bülow. Allg. histor. Lexicon (Basel 1742.) Bd. 2. S. 287.

*) S. Biograph. Lexicon der preuß. Helden und Militärpersonen (von König) erster Th. S. 286—289. Berliner geneal. militär. Taschenkalender auf das Jahr 1785 und 1791.

1) Sein ganzer Vorname ist ursprünglich: Adam Heinrich Dietrich, er ist aber fast ausschließlich unter dem Namen Heinrich v. Bülow bekant und daher, des leichtern Auffindens wegen, hier unter demselben aufgeführt.

Offizierstelle, aber er fand unter dem talentlosen General von Schönfeld keine Gelegenheit zur Auszeichnung, und kehrte, in seinen Erwartungen getäuscht, nach seinem Vaterlande zurück. Liebe zur dramatischen Kunst bewog ihn, sich an die Spitze einer Schauspielergesellschaft zu stellen, die er zu ihrem Auftreten mit allem Nöthigen versah; aber Schwierigkeiten [2]), auf welche er stieß, änderten plötzlich seinen Entschluß; er dankte die Gesellschaft ab, verkaufte den theuer angeschafften Apparat und schiffte sich 1791 mit seinem ältern Bruder Karl Ulrich nach dem nordamerikanischen Freistat ein, von dessen gesellschaftlichem Zustande er sich ein reizendes Bild entworfen hatte. Er durchwanderte Pensylvanien und einen Theil von Neuyork zu Fuß, fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, und kehrte nach 10 Monaten im J. 1792 nach Europa zurück. Beide Brüder waren auf den unverhältnißmäßig hohen Preis der Glaswaren in den amerikanischen Handelsstädten aufmerksam geworden; sie gründeten auf diesen Umstand eine Speculation, um ihren immer mehr verfallenden Vermögensumständen aufzuhelfen und begaben sich 1795 mit einer großen Quantität der gedachten Waren von Neuem nach Amerika. Ihr Unternehmen mislang, größtentheils durch die Unredlichkeit der amerikanischen Handelsleute, denen sie ihr Glas auf Kredit zu geben genöthigt waren. Betrogen, verarmt und mit entschiedenem Hasse gegen das Land der Freiheit, kehrte Bülow nach 11 Monaten 1796 nach Europa zurück, wo er seinen Zorn in einer Schrift: der Freistat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande, Berlin, 1797. 2 Theile, 8. freien Lauf ließ [3]). Er schilderte darin die Amerikaner als eine durchaus verdorbene Nation und vergaß nicht, auch ihre Unredlichkeit besonders hervorzuheben. Der Eindruck dieser, mit vieler Bitterkeit und Anmaßung gegen Andersdenkende abgefaßten Schrift, war nicht sehr günstig für den Verfasser; der Professor Ebeling, die allgemeine teutsche Bibliothek u. a. nahmen sich der gemishandelten Amerikaner an [4]), wogegen sich Bülow wiederum in der von Archenholz herausgegebenen Zeitschrift Minerva (1797 Decemberheft) verantwortete. Um diese Zeit (1798 — 99), wo Bülow bei erschöpften Hilfsquellen das Bedürfniß fühlte, sich im Vaterlande auszuzeichnen, wirkten Bärenhorst's eben erschienene Betrachtungen über die Kriegskunst entscheidend auf seinen Geist. Der Verfasser dieses Buches hatte den Beweis geführt, daß die Theorie der Kriegskunst noch sehr mangelhaft sey, weshalb die Praxis so oft mislingen müsse. Von dieser Wahrheit innigst überzeugt, wurde Bülow auf den Gedanken geführt, daß die Mangelhaftigkeit der theoretischen Kriegskunst nur der Oberflächlichkeit der Militärphilosophie zuzuschreiben sey, welche in ihren Abstractionen noch nicht so tief gegangen sey, als der menschliche Geist gehen könne. Befeuert von dieser Idee, schrieb er sein System der Kriegskunst (Geist des neuern Kriegssystems, Hamburg 1799 kl. 8. ohne seinen Namen), in welchem er einen bis dahin wenig beachteten Unterschied zwischen Strategie und Taktik festsetzte, die bestmöglichste Operationsweise durch die Form eines Triangels versinnlichte, das Verhältniß der Basis zur Objectivlinie angab und wo nicht neue, doch in Vergessenheit gerathene Anweisungen zur Taktik ertheilte. Die Grundlinien dieses Systems hatte er bereits in einem 1794 in der Zeitschrift Minerva erschienenen Aufsatze: „über den Operationsplan der Alliirten in Belgien im Feldzuge von 1794" angegeben [5]); sie waren von den Operationen Carnot's in den Niederlanden abstrahirt. Eine neuere Zeit hat seinem genialen Werk volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. B. selbst war ganz von der Trefflichkeit seines Systems durchdrungen; er erwartete von demselben in allem Ernst eine gänzliche Veränderung der bisherigen Art Krieg zu führen bei den europäischen Völkern; die Franzosen, von denen er seine Theorie entlehnt hatte, ausgenommen. Allein der Erfolg täuschte auch diesmal seine Erwartungen. Zwar erregte sein Werk unter den Kriegsverständigen einige Sensation; aber es fehlte ihm sehr viel zur allgemeinen und unbedingten Anerkennung. Einige lobten, andere tadelten und widerlegten es [6]). Die meisten, zumal Männer von Einfluß, ließen es unbeachtet. Bülow war indeß, im Gefühl seines Werths und vielleicht selbst von Patriotismus angetrieben, im J. 1799 nach Berlin zurückgekehrt, wo er eine Anstellung bei dem Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten suchte. In beiden Fächern war er sehr zu gebrauchen; allein er erhielt keine Anstellung, weil seine frühern Verhältnisse nicht zu seinem Vortheil sprachen oder auch, weil man damals seine Genialität scheute. Von jetzt an bemächtigte sich seiner eine Erbitterung, der er sowol in mündlicher Rede, als auch, wo es für ihn noch weit nachtheiliger war, in seinen Schriften, freien Lauf ließ. Genöthigt, sich seine Bedürfnisse durch Schriftstellerei zu erwerben, ließ er jetzt unter seinem Namen (Dietrich v. B.) ein Buch: Physisches Statswohl, oder eine Finanz-Einrichtung, vermöge welcher Reichthum stets die Belohnung gemeinnütziger Tugend seyn würde. Berlin, 1800. 8. erscheinen, worin er eine jener Theorien entwickelt, die, weil ihrer Ausführung unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen, höchstens dienen, den Scharfsinn ihres Urhebers zu bekunden [7]). Schon hier griff er Regirungen, Finanzsysteme und Diplomatik mit Bitterkeit an. Er lieferte auch eine teutsche Übersetzung von Mungo Park's erster Reise nach Afrika (Hamburg 1799. 8.

2) Der Magistrat zu Tangermünde, wo er zuerst auftreten wollte, soll nach seinem Privilegium gefragt und ihn dadurch plötzlich umgestimt haben. Daß in Bülow eine Besorgniß, seinem Stande und Herkommen etwas zu vergeben, erwacht sey, ist deshalb wahrscheinlich, weil er späterhin nie von diesem seinen theatralischen Unternehmen sprach. 3) Er deutete auf dem Titel dieser Schrift seinen Vornamen durch ein D. an, weil er in seiner Familie gewöhnlich Dietrich genant wurde. Hieraus ist, da ihn das Publikum später unter dem Vornamen Heinrich kennen lernte, der sehr verbreitete Irrthum (auch in den von uns gebrauchten Hilfsmitteln) entstanden, daß diese Schrift von seinem mit in Amerika gewesenen Bruder herrühre, der aber wie oben bemerkt, Karl Ulrich hieß und nie Schriftsteller war. 4) S. neue allgem. teutsche Bibl. Bd. 33. S. 487. fg. (der Recensent war der bekannte Historiker Remer zu Helmstädt,) Bd. 40. S. 422 fgg.

5) S. neue allgem. teutsche Bibl. Bd. 65. S. 498. 6) Zu seinen Gegnern gehörte die neue allgemeine teutsche Bibliothek Bd. 65. S. 498 — 524. 7) S. neue allgem. teutsche Bibl. Bd. 67. S. 209 — 218.

m. K.). Im Winter 1801 schrieb er ohne andere Quellen, als den Hamburgischen unparteiischen Correspondenten zu haben, seine Geschichte des Feldzugs von 1800. (Berlin 1801. 8.). Nachdem er einige Jahr in einer Abhängigkeit von Buchhändlern gelebt hatte, die für ihn um so drückender seyn mußte, weil er nicht zum Schreiben, sondern zum Handeln Beruf in sich fühlte, beschloß er sein undankbares Vaterland zu verlassen und nach England zu gehen. Ein sehr edler Mann, der Kapitän Nothhardt, lieh ihm 600 Thaler zur Reise; auch schloß er mit dem Buchhändler Frölich zu Berlin einen Kontrakt, wonach er in seinem Verlage eine Zeitschrift über England herausgeben und nach Ankunft des Manuscripts zu den drei ersten Heften den Betrag von 100 Pfd. Sterl. erhalten sollte. Die Zeitschrift [8]) fand aber keinen Absatz; der Verleger erfüllte deshalb seine Zusage nicht, und B. sah sich genöthigt, in das londoner Schuldgefängniß zu wandern. Nachdem er auf eine nicht bekannte Art, vielleicht durch britische Großmuth, seine Freiheit wieder erhalten hatte, ging er nach einem halbjährigen Aufenthalt in England nach Paris, wo er 3 Jahre in ziemlicher Dunkelheit lebte. Er war hier, so viel man weiß, Agent der teutschen Reichsritterschaft, deren Mediatisirung er zu verhindern suchen sollte, ist aber wol von der französischen Regirung niemals anerkant worden [9]). Von der Polizei wegen seines Umgangs mit ehemaligen Edelleuten und andern der Regirung verdächtigen Personen verwiesen, kehrte er sehr unerwartet im Sommer 1804 nach Berlin zurück. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er unter dem Titel: Napoleon Bonaparte, eine Brochüre zur Vertheidigung desselben Machthabers, der ihn verjagt hatte und den er als einen Mann von einer bis zur Grausamkeit kalten Sele haßte. Dieser Umstand vermehrte noch das Vorurtheil, welches viele gegen ihn hegten und welches so weit ging, daß man grundloser Weise sogar einen französischen Spion in ihm erblickte. Er war jetzt mit der Feder sehr thätig und schrieb in kurzer Zeit unter andern: Neue Taktik der Neuern, wie sie seyn sollte, Leipzig 1805. 2 Theile 8. Lehrsätze des neuern Krieges, Berl. 1805. 8. Prinz Heinrich von Preußen; kritische Geschichte seiner Feldzüge, Berl. 1805. 2 Theile 8. (in welcher Schrift er den Prinzen Heinrich, als Feldherrn, weit über seinen Bruder, den König Friedrich II. setzte). Blicke auf zukünftige Begebenheiten, Leipzig 1806. 8. Bei der zunehmenden Aufmerksamkeit, welche das Publikum seinen Erzeugnissen schenkte, brauchte er wegen seines Unterhalts nicht besorgt zu seyn, aber er fühlte den Drang, thätig ins Leben einzugreifen, und die Zurücksetzung und Nichtbeachtung, die er im schneidenden Gegensatz mit seinem lebhaften Selbstgefühl von der Regirung erfuhr, steigerte seinen Unmuth und seine Bitterkeit aufs Höchste. Er verfiel zuletzt in eine große Niedergeschlagenheit, worin er seine Zuflucht zu berauschenden Getränken nahm, was ihm in der Meinung des Publikums nothwendig schaden mußte. Nach der Schlacht bei Austerlitz schrieb er die Geschichte des Feldzugs von 1805, dessen Ausgang er vorher gesehn hatte, in seiner gewohnten Manier, mit unzähligen bittern Ausfällen auf die Generale der verbündeten Kaiserhöfe und vielen unzeitigen Episoden. Da die Berliner Censur den Druck des Buches nicht gestatten wollte, ließ er es in Leipzig verlegen. Es erschien im Sommer 1806 und wurde wegen der damaligen Spannung zwischen Preußen und Frankreich begierig gelesen. Die Gesandten der Regirungen, welche er angegriffen hatte, trugen beim preußischen Hofe auf seine Bestrafung an. Er erfuhr es zeitig, und wurde von seinen Freunden zur Flucht aufgefodert; aber er blieb ruhig in Berlin und hatte im Grunde auch keinen Zufluchtsort. Im August 1806 wurde er in die Hausvogtei zu Berlin gefangen gesetzt und sein Gemüthszustand durch Ärzte untersucht. Auf das ihn von Geistesabwesenheit freisprechende Urtheil derselben wurde ein Criminalprozeß gegen ihn eingeleitet, dessen Ausgang, wie man glaubt, eine mehrjährige Festungsstrafe gewesen seyn würde. Die Unfälle der preußischen Armee an der Saale, die er, bereits im Gefängniß, mit Sicherheit vorausgesagt hatte, unterbrachen dies Verfahren; er wurde bei der Annäherung der Franzosen nach Colberg gebracht und unterweges zu Stettin von dem Pöbel, der ihn wegen Ähnlichkeit der Gestalt für den Kabinetsrath Lombard hielt, mit Koth beworfen. Triumphirend schrieb er seinen Freunden, daß er, ein wahrer Prophet, auch das Schicksal der Propheten theile. In seinem neuen Gefängniß wollte er die Geschichte des Feldzugs von 1806 schreiben, aber kein Verleger wagte sich mit einem solchen Werk zu befassen. Eben so wenig gelang es ihm, in gutem Einverständniß mit dem Kommandanten der Festung Colberg zu bleiben, der bei der bevorstehenden Belagerung seine Ideen benutzen wollte. Beim Anfang der Belagerung wurde er nach Königsberg geschafft. Von dort soll er nach Curland entkommen, aber von einem Kosaken-Schwarm aufgefangen und unter harten Mishandlungen nach Riga gebracht worden seyn, wo er bald nachher, im Julius 1807, als Gefangener am Nervenfieber starb. So endigte ein Mann von den glänzendsten Anlagen, der zu einer Zeit, wo Alles in Mechanismus versunken war, den belebenden Funken des Genius bewahrt hatte. Daß er durch seine Schriften vieles zu den Erfolgen d. J. 1813 bis 1815 beigetragen und namentlich auf seinen eigenen Bruder, den Sieger von Dennewitz, eingewirkt habe, wird von wenigen bezweifelt, und sein Name wird sicher mit Ruhm in der Geschichte fortleben; bereits sind Stimmen laut geworden, die ihn der Ehre eines Nationaldenkmals würdig halten. Er war ein Mann von wohl gebildeter Gestalt und angenehmer Persönlichkeit, durch ein gutes Sprachorgan, reiche Phantasie, seltene Ideenfülle, und ergreifende Klarheit des Vortrags zum Redner vorzüglich geeignet. Seine Sitten waren nicht durchaus regelmäßig, sein äußeres Auftreten etwas vernachlässigt und nicht streng Achtung gebietend. Er besaß ein starkes Selbstgefühl und wollte durch seine Persönlichkeit gelten, nicht als Edelmann, aber als Mann von großem Genie [10]). Daß

8) Sie führt den Titel: das Neueste aus England, von H. von Bülow 1801. 5 Hefte 8. 9) So versichert die Biographie nouvelle des Contemporains. III. p. 570 und seine nachherige Verweisung aus Paris scheint es zu bestätigen.

10) Diese Charakteristik ist, nach persönlicher Bekantschaft mit diesem genialen Manne zu Hamburg, als er dort Mungo Parks Reise übersetzte, vollkommen richtig. (K.)

seine lebhafte Phantasie ihn mitunter zu weit führte, beweist besonders die merkwürdige nach seinem Tode erschienene Schrift: Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chretienne ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de H. de Bulow, mit dem erdichteten Druckort Philadelphia (eigentlich Berlin) 1809. 8. Er sucht darin zu beweisen, daß der Swedenborgianismus in den Jahren 1817 u. 18 an die Stelle des bisherigen katholischen und protestantischen Christenthums treten werde [11]). Bülow selbst neigt sich zu den Ansichten Swedenborgs hin; auch soll er in Amerika vor abgesonderten Gemeinen als Redner aufgetreten seyn. Ein zweites nach seinem Tode erschienenes Werk führt den Titel: Gustav Adolph in Teutschland; kritische Geschichte seiner Feldzüge, Berlin, 1808. 2 Theile, 8., hat aber, wie es scheint, wenig Aufmerksamkeit erregt [12]). (*Rese.*)

Bümowsk, s. Perm.

BÜMPLITZ, reformirtes Pfarrdorf in dem Oberamt Bern, 1 St. von der Hauptstadt entfernt, mit 1445 Einw. und einem Gerichtsstatthalter. Dieser sehr alte Ort soll zuerst Complanum und in dem Mittelalter Pimpininga geheißen haben. Gewisser als diese Überlieferung ist das ehemalige Daseyn einer prächtigen römischen Villa. Römische Münzen, Armringe, marmorne Treppen, ein Würfelboden und andre ähnliche hier entdeckte Alterthümer *) beweisen es. Die Kirche war erst ein Filial von Köniz, das bis 1729 den teutschen Rittern gehörte, denen sie Kaiser Friedrich II. überlassen hatte. Der letzte Besitzer des 1742 gebaueten herrschaftlichen Schlosses ist der durch seinen am 5. März 1798 bei Neuenegg über die Franzosen erfochtenen Sieg berühmt gewordene berner General-Quartiermeister, Obrist Joh. Rudolph von Graffenried von Bümpliz **).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUENA, Cav., eine Pflanzen-Gattung, die mit Gonzalea Pers. zusammenfällt. Einem spanischen Botaniker Cosmus Bueno zu Ehren hatte Ruiz und Pavon den unschicklichen Namen Cosmibuena gebildet, welchen Cavanilles auf jene Art zu verbessern suchte. (*Sprengel.*)

Buenaire, s. Bonaire.

BÜNAU (Heinrich Graf von), einer der gelehrtesten Statsmänner der neuern Zeit, wurde am 2. Juni 1697 zu Weissenfels geboren, wo sein Vater Heinrich damals geheimer Rath und Kanzler war. Er besuchte die Schulpforte und die Schule zu Anspach, wohin sein Vater als geheimer Rath und Regirungspräsident berufen wurde, und ging schon 1713 auf die Universität Leipzig, wo er sich durch Fleis und Talente vor allen Mitgliedern seines Standes auszeichnete und 1716 eine von ihm selbst verfertigte, 16 Bogen starke, wichtige Disputation de Jure circa rem monetariam in Germania ohne Vorsitz vertheidigte. Gleich darauf wurde er Beisitzer des Oberhofgerichts zu Leipzig und 1717 zu Dresden, wohin sein Vater als Vice-Canzler abgegangen war, wirklicher Hof- u. Justizrath, mit der Erlaubniß zu reisen, worauf er sich ein ganzes Jahr lang zu Paris aufhielt. Im Begriff nach Italien zu gehen, mußte er auf Befehl nach Dresden zurück kommen, und die Stelle eines Referendars im geheimen Rath und Hofraths in der Landesregirung übernehmen. Bald wurde er Appellationsrath, Kammerherr und 1721 Präsident des Oberconsistoriums. Als ihn der Bischof von Osnabrück zu seinem geheimen Rath und Kanzler wünschte, verweigerte ihm der sächsische Hof seine Entlassung und ernannte ihn dagegen 1730 zum wirklichen geheimen Rath und 1731 zum Präsidenten des Appellationsgerichts. König August III. bestätigte ihn in beiden Ämtern, machte ihn in der Folge zum Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld und schickte ihn nach dem Tode Kaiser Karls VI. nach Mainz, wo er bis nach der Erwählung des neuen Kaisers Karls VII. blieb. Dieser erbat sich ihn vom sächsischen Hofe, ernannte ihn zum ersten evangelischen Reichshofrath auf der Herrenbank und zum wirklichen kaiserl. geh. Rath, erhob ihn mit seinen Nachkommen in den Reichsgrafenstand und schickte ihn als bevollmächtigten Minister an verschiedene teutsche Höfe. Nach dem Tode des Kaisers kam der Graf nach Sachsen zurück, wo er neue Ehrenstellen erhielt, und zuletzt noch Statthalter der Fürstenth. Weimar u. Eisenach und fürstlicher sächsischer Premierminister wurde. Er starb am 7. April 1762 auf seinem Rittersitze Oßmannstedt *) im Herzogthum Weimar, mit dem Ruhme eines eben so großen Statsmanns als verdienten Gelehrten und Geschichtschreibers. Um bei seinen wichtigen Statsämtern zugleich im Fache der Literatur thätig zu seyn, entzog er sich den Vergnügungen und widmete seine Muse den Studien. Sein Name war selbst im Auslande geachtet und man nannte ihn zu Rom nur den berühmten Bünau. Er war ein Gönner der Gelehrten; durch ihn wurde Winkelmann zuerst dem Schulstaube entrissen und seiner wahren Bestimmung entgegen geführt. In einer verhältnißmäßig kurzen Zeit sammelte er auf seinem Gute Nöthenitz bei Dresden die berühmteste und zahlreichste Bibliothek, welche noch ein Privatmann in neuern Zeiten besessen hat. Sie bestand aus 35,000 gedruckten Bänden und wurde nach seinem Tode 1764 von dem damaligen Administrator von Sachsen, Prinz Xaver, für 40,169 Thaler gekauft und mit der kurfürstlichen jetzt königlichen Bibliothek vereinigt. Das trefflich eingerichtete Verzeichniß derselben (Catalogus Bibliothecae Bunavianae), ein Werk des hochverdienten Bibliothekars Joh. Michael

11) S. Jen. allg. Lit. Zeit. 1810. Nr. 75. 12) Vgl. die Schrift: Heinrich von Bülow, nach seinem Talenten-Reichthum sowol, als nach seiner sonderbaren Hypergenialität und seinen Lebensabenteuern geschildert. Köln (Berlin) 1807. 8. Binzer über die militär. Werke Heinrichs von Bülow, Kiel, 1804. 8. Gallerie preuß. Charaktere S. 381—414. Meusel's gel. Teutschland. Kurze Biographien von ihm finden sich in der Zeitschrift: Lichtstrahlen. 16 Heft. S. 61 — 80. in der preuß. Personalchronik (einziger Jahrgang 1820) Stück 6. und 7. in der Biogr. univers. und in der Biographie nouvelle des Contemporains Tome 3. u. a. O., die aber sämtlich nicht frei von Unrichtigkeiten sind, und eine authentische Biographie Bülows noch vermissen lassen.

*) F. L. von Haller's histor. und topograph. Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft (Bern 1817.) II. S. 308. **) S. „Nachricht von der Affaire bei Neueneck" in Walthard's berner Tagebuch (Bern 1798) I. S. 124 und übersetzt unter dem Titel: „Combat de la Singine" in dem Conservateur Suisse (Lausanne 1814) T. IV. p. 47.

*) Späterhin bekantlich ein Eigenthum des Dichters Wieland.

Franke, erschien 1750 — 56 in 3 Theilen oder 7 Bdn. gr. 4., umfaßt aber nur das Fach der Geschichte u. Philologie. Bünau's großes Geschichtswerk: teutsche Kaiser- u. Reichshistorie, aus den bewährtesten Geschichtschreibern und Urkunden zusammengezogen. Leipzig 1728 — 43. 4 Theile 4. ist leider bei weitem nicht vollendet, indem es, von den frühesten Zeiten der teutschen Geschichte anfangend, nur bis zum Tode König Konrads I. oder bis zum J. 918 geht. Dieses ausführliche, gründliche und für seine Zeit höchst verdienstliche Werk ist noch jetzt als eine reiche Samlung von Materialien und Urkunden schätzbar. Als eine vorläufige Probe desselben war bereits 1722 das Leben Kaiser Friedrich des Ersten zu Leipzig 4. erschienen. Außerdem ist B. Verfasser einiger statsrechtlichen Schriften und Aufsätze, welche Adelung und Meusel verzeichnet haben. Seine Betrachtungen über die Religion gab Burscher nach seinem Tode 1769 heraus. Auch an kritischen Zeitschriften, namentlich an den lateinischen **Actis Eruditorum** hatte er in früherer Zeit einigen Antheil **) (*Rese.*)

BUENAVENTURA (St.), 1) Fluß in Neuspanien in Nordamerika, entspringt in der Sierra Madre, und fällt im Norden von Californien 39° 30′ B. in das stille Meer. (*Stein.*). — 2) eine der mexicanischen Missionen auf der Küste von California, 1782 angelegt und von Franziskanern geleitet. Sie enthält 950 Einwohner. Vancouver fand sie 1793 in einem blühenden Zustande, auch bot ihr Hafen mehre Bequemlichkeiten dar; nur erschweren die N. O. Winde das Anlegen. — 3) Ein Hafen am Australozeane in dem Distrikte Choco des Columbia Dep. Chauca unter 3° 56′ Br. und 300° 46′ L.; er hat einen beschwerlichen Eingang und eine ungesunde Luft, doch bildet er den Stapelplatz der westl. Provinzen Columbiens, woraus bisher Gold und Kakao nach Mexico gebracht wurde. (*Hassel.*)

BÜNDE, ein Kreis des Reg. Ber. Minden in der preuß. Prov. Westphalen. Er besteht aus Stücken des alten Fürstenthums Minden und der Grafsch. Ravensberg, stößt im N. an Rahden, im O. an Minden, im S. an Herford, im SW. an Halle und in W. an Osnabrück, ist 6,⁶² □M. groß und enthält in 2 Städten, 10 Kirchspielen und 47 Bauerschaften 5308 Häus. und 36,730 Einw. Die Oberfläche ist gewellet; im N. drängen sich Gebirge der Porta Westphalica in das Land, das überhaupt viele kleine Hügel und schweren lehmigen Boden, der nicht überall fruchtbar ist, besitzt. Die kleine Werra bewässert denselben. Flachs ist das Hauptprodukt; Garnspinnen, Leinweberei und Leinenbleichen sind die vornehmsten Erwerbsquellen, da der Ackerbau und die Viehzucht nur die Nothdurft gewähren. An Vieh wurden 1819 3772 Pferde und Füllen, 11,557 Stück Rindvieh u. 2693 Schafe gezählt. — 2) Kreisstadt des gleichn. Kreises an der Else; offen mit engen winkligen Straßen, 1 Kirche, 139 in westphälischem Geschmacke gebaueten Häusern und 1232 Einw., worunter gegen 50 Juden. Die Nahrung beruhet auf Acker- u. Flachsbau, bürgerlichen Gewerben, die 1812. 119 Hausväter betrieben, worunter 6 Gerber waren, und vorzüglich der Garnspinnerei; jährlich verdienen die Einwohner 75,000 Guld. damit. Die Stadt hält 5 Jahrmärkte. Ein Gesundbrunnen, der ähnliche Kräfte wie der Driburger besitzen soll und für alle Gichtkranken heilsam ist, wird in manchen Jahren ziemlich besucht; 1789 hatte man 715 Badegäste gezählt. (*Hassel.*)

Bünde (die drei), Bundten, f. Graubündten.

BÜNDHEIM, Kirchdorf in dem Kreisgerichte Harzburg des braunschw. Harzdistrikts. Es liegt an der Radau und so dicht an dem Marktflecken Neustadt, daß es mit demselben nur einen Ort auszumachen scheint, hat 1 landesherrliches Schloß, das 1573 erbauet und 1751 u. 1754 erweitert ist, 1 bedeutende Domäne, 82 Häus. u. 820 Einw., die 1 Krammarkt halten und sich von Ackerbau u. Viehzucht, zum Theil aber auch von Holzschlagen und Kohlenfuhren nähren. Nahe bei denselben ist der Holzhof und die erste Schleuse der wolfenbüttler Holzflöße, auf dem Schlosse aber das einzige braunschweigsche Gestüte, worauf in den neuesten Zeiten vieles gewendet ist und welches auch eine schöne und besonders dauerhafte Zucht liefert. (*Hassel.*)

Bündnisse, f. Bund.

BUENOS AYRES, 1) ein republikanischer Stat im südlichem Amerika, welcher zu der Union der vereinigten Staten von Südamerika gehört. a) Geschichte. Die Einführung des Landes in die Erdkunde fällt um einige Zeit später, als die des benachbarten Brasiliens. Der Spanier Juan Diaz de Solis wurde 1515 von seiner Krone abgesendet, um das von Cabral entdeckte Brasilien zu untersuchen: auf dieser Entdeckungsreise gelangte er an den Rio della Plata und stieg an dessen Ufer, um das Land in Besitz zu nehmen, wurde aber mit denjenigen seiner Gefährten, die mit ihm es betreten hatten, von den Indianern erschlagen; doch brachte das Schiff die Kunde davon nach Spanien zurück. 1526 ging Sebastiano Gabotto, der damals in spanischen Diensten war, nach dem Rio della Plata ab, entdeckte in dessen Mündung ein Eiland S. Gabriel und segelte 90 Meilen weit hinauf; hier traf er einen breiten Fluß, den er S. Salvador nannte, und an welchem er ein Fort errichtete, hierauf aber seine Fahrt bis an die Gränzen von Paraguay fortsetzte. Hier brachten ihm die Indianer eine Menge Silber entgegen, welches wahrscheinlich aus den Minen von Peru abstammte; da der Seefahrer aber glaubte, daß es aus dem Lande selbst gezogen sey, so nannte er den Fluß, den er heraufgesegelt war, Rio della Plata, den Silberfluß, den indeß in der Folge nur die Mündung behalten hat. Die Spanier, verführt von seinem Berichte, beschlossen das Silberland zu kolonisiren, und 1535 führte Pedro de Mendoza die erste Kolonie dahin, die sich am linken Ufer des la Plata einen Platz aussuchte, und die Niederlassung von der wohlthätigen Luft, die sie daselbst einathmeten, Buenos Ayres nann-

---

**) S. Burscher's Lebenslauf Herrn Heinrichs, des heil. R. R. Grafen von Bünau, Leipzig 1768. gr. 8. Die vornehmsten Gedächtnißschriften zum Andenken weil. Sr. Excell. des Reichsgrafen H. von Bünau, Jena 1764. (14 Beg.) Fol. Brucker's Bildersaal, viertes Zehend. Götten's gel. Europa. Weidlich's jetztleb. Rechtsgel. Adelung's Fortsetzung des Jöcher. Erster Bd. Meusel's Lexikon der von 1750 bis 1800 verst. Schriftsteller, 1r Bd. S. 684. Winkelmann's Briefe an seine Freunde, herausgegeben von K. W. Daßdorf. Erster Theil, welcher die Briefe W's an Bünau enthält. Ebert's Geschichte und Beschreib. der kön. Bibliothek zu Dresden.

ten. Ihre Erwartung täuschte sie indeß völlig; Silber und edle Metalle hatte das Land nicht, und Spanien fing daher an, die Kolonie zu vernachlässigen, die sie nun unter die Obhut des Vicekönigs von Peru stellte; die Kolonisten blieben sich selbst überlassen, und das Mutterland that wenig mehr für sie, als daß es jährlich eine Flotille von ein paar Schiffen in den Rio della Plata sendete, die ihnen europäische Waren zuführte und den Überfluß ihrer Produkte abnahm. Demungeachtet hatte sich die Kolonisation theils vom Plata theils von Peru tiefer in das Innere erstreckt und die Prov. Cordova, Salta und Paraguay traten nach und nach aus ihrem Dunkel hervor; Missionarien waren von allen Seiten in das Innere gezogen und hatten den zahlreichen Indianern, die sie hier vorfanden, das Evangelium gepredigt. Besonders gelang den Jesuiten ihr Bekehrungswerk zwischen dem Parana u. Paraguay, und sie errichteten hier eine Provinz ihres Ordens, die durch die Entfernung von dem Mutterlande und den übrigen spanischen Kolonien geschützt, fast ganz ihrer Leitung überlassen blieb. Buenos Ayres selbst wurde für Spanien bedeutend, da man es für zweckmäßiger fand, das Silber und die Produkte Perus über diesen Hafen, wohin sie durch lauter spanische Länder gebracht werden konnten, als über das Meer und den Isthmus von Panama, wo wenigstens in Kriegszeiten beutelustige Korsaren auf sie lauerten, zu ziehen; die Krone wandte endlich mehre Aufsicht auf die verlassene Kolonie, hob das bisher beobachtete Handelsmonopol auf, gestattete Handelsfreiheit mit dem Mutterlande, und ließ 1748 die Handelsflotille zum letztenmale nach Buenos Ayres segeln. Nun wurde Buenos Ayres die Niederlage des Silbers von Peru; es wurde der Vormundschaft von Peru entzogen und in eine Generalcapitania verwandelt, welche die Aufsicht über die Prov. Buenos Ayres, Paraguay, wo man seit 1767 dem Reiche der Jesuiten ein Ende gemacht und die Väter aus dem Lande gejagt hatte, Cordova und Salta erhielt. 1778 wurde diese Generalcapitania in ein Vicekönigreich verwandelt und demselben auch die südlichen Provinzen von Peru, nämlich Potosi, Charcas, Vera Paz, Cochabamba und Moxos überwiesen. Die Volksmenge und der Handel von Buenos Ayres stiegen nun mit jedem Jahre, bis der Krieg zwischen Spanien und Großbritannien denselben unterbrach. 1806 nahmen die Briten Buenos Ayres durch Überrumpelung, aber schon am 12. August d. J. zwang ein Franzose, General Liniers, die britische Besatzung sich auf Diskretion zu ergeben, und vertheidigte im folgenden Jahre die Hauptstadt mit so vielem Muthe, daß der Versuch der britischen Generale Popham u. Whitefield sie von neuem zu erobern, völlig scheiterte. General Liniers, der in die Stelle des spanischen Vicekönigs eingerückt war, entwarf indeß den Plan, Buenos Ayres in die Hände Frankreichs zu geben. Dieser scheiterte an dem Patriotismus der Einwohner; das Volk verlangte tumultuarisch die Niedersetzung einer spanischen Junta, unterwarf sich 1808 sogleich dem neuen Vicekönige Cisneros und verbannte Liniers nach Cordova. Als aber in diesem Jahre die Kunde von der Thronveränderung der alten Dynastie in Buenos Ayres erscholl, so entstanden sogleich aufrührerische Bewegungen; am 26. Mai 1810 versammelte sich eine provisorische Regirung, die den Vicekönig Cisneros nach Spanien zurück schickte und die Versuche der Generale Liniers u. Noto, die Kolonie für die neue Dynastie zu erhalten, glücklich zurückwies. Die Regirung von Buenos Ayres erklärte der Sache Ferdinands VII. getreu zu bleiben, obgleich Montevideo nnd Paraguay sich von ihr trennten, und bis 1816 erließ sie noch alle Dekrete im Namen des gefangenen Königs. Als dieser aber 1814 in sein Reich zurück gekehrt und die ihm aufgedrungene Konstitution der Cortes umgestürzt hatte, so brach auch hier ein allgemeines Misvergnügen aus, und die Stimmung des Volks nöthigte die Regirung, die Bande völlig zu zerreißen, die sie bisher an das Mutterland gefesselt hatten; am 9. Juli 1816 erließ dieselbe eine völlige Unabhängigkeitserklärung. Inzwischen brach ein unglückseliger Streit zwischen den Distrikten, die auf dem Ostufer des la Plata liegen, und dem in der Hauptstadt sich gebildeten Kongresse aus. Die Veranlassung dazu gab eine Mishelligkeit zwischen dem letztern und dem Generale Artigas, welcher zur Eroberung von Montevideo, das seit 1816 in die Hände der Portugisen gefallen, abgesandt war. Die Feindseligkeiten wurden mehre Jahre fortgesetzt, und das Glück war nicht immer auf der Seite des Kongresses. Montevideo verband sich in der Folge 1823 unter dem Namen Cisplatina mit dem neuen brasilischen Reiche. Auch die Prov. Paraguay, welche sich dem Namen nach für die Sache der Freiheit interessirte, wollte mit Buenos Ayres nicht gemeinsame Sache machen und nahm ein System an, welches sie gleichsam von der übrigen Erde isolirt; in diesem Lande herrscht Don Francia ganz unabhängig und noch weiß man nicht, ob er für Ferdinand VII. oder sein eignes Interesse handle. Der Kongreß von Buenos Ayres wußte indeß sich in seiner eignen Provinz, wiewol nach manchen aufrührerischen Bewegungen, Ruhe zu verschaffen, und lud die übrigen Provinzen, die vormals das Vicekönigreich Rio della Plata ausmachten, zu einer allgemeinen Union unter dem Titel der vereinigten Staten von Südamerika ein, allein diese Union ist bis jetzt, soviel man weiß, noch nicht zu Stande gekommen, und man weiß noch nicht einmal, was für Provinzen oder Distrikte im Umfange derselben eigne Staten bilden. Bis jetzt steht die Provinz Buenos Ayres allein da, und genießt bis auf die Unruhen, die an den südlichen Gränzen die Indianer erregt haben, gegenwärtig einer völligen Ruhe. — b) Chorographie. Der Stat Buenos Ayres erstreckt sich in der Südhälfte Amerikas von 311° 35′ bis 320° 14′ östl. L. u. 33 bis 41° südl. Br., und gränzt in NW. mit Santa Fé u. Entre Rios, in NW. an Cisplatina, im O. an den atlantischen Ozean, im S. an Patagonia, im W. an Cordova; im N. bildet der Tercero, Parana und Rio della Plata, im S. der Negro die Gränze. Der Flächeninhalt mag etwa 5800 □Meilen betragen. Die Oberfläche zeigt sich als eine ungeheure ebene Niederung, aus welcher sich nur hie und da einzele Anhöhen oder niedrigere kaum 500 Fuß hohe Hügelreihen empor heben; die Ströme und Flüsse, die sich durch dieselbe drängen, haben einen so geringen Fall, daß sie häufig bei entgegenstehenden Winden zurück treten; der Ost- u. Südwind schwellen den la Plata bei Buenos Ayres um 7 Fuß höher an, und dieser Mangel an Fall ist die

Ursache, daß Wasserleitungen, Bewässerungskanäle und selbst Wassermühlen sich nur mit äußersten Schwierigkeiten anlegen lassen. An Quellen ist das Land nicht reich; sie zeigen sich blos an den Hügeln. Desto zahlreicher sind Seen und stehende Wassermassen. Der vornehmste Strom ist die busenähnliche Mündung des Parana, des Rio Plata, in die sich Buenos Ayres gegenüber in Cisplatina der Uraguay stürzt und aus Cordova der minder große Terzero geht; noch gehen diesem Strome der Riachuelo bei Buenos Ayres und der S. Jago durch die Ensenada de Barragan zu. Andre Flüsse sind der Saladillo, der Colorado u. Negro, die sämtlich aus Cordova dem Ozeane zueilen; auf der südlichen Mündungsspitze des la Plata erheben sich das Nordcap und das Cap S. Antonio. Die meisten Bäche und Flüsse in S. des Plata haben salziges oder brakkisches Wasser; etwa 68 Meilen WSW. von Buenos Ayres findet sich ein See, der im Sommer mit völlig reinem Kochsalze angefüllt ist und Buenos Ayres den Bedarf liefert, und so krystallisirt sich in mehren Seen des Landes Kochsalz. Der Boden ist meistens sandig und thonig, worauf die vegetabilische Decke nur sehr dünn liegt, so daß keine Bäume einwurzeln und Ackerbau nur in wenigen Strichen getrieben werden kann. Man findet daher nur in dem nordwestlichen Theile des Stats hohe Waldung, im ganzen Überreste des Stats höchstens einzele Baumgruppen und niederes Gestrüppe, überall aber die schönsten Weiden. Das Klima ist milde und gemäßigt, der Thermometer fällt selten auf 5 und steigt noch seltener auf 30°. Man hält den Winter zu Buenos Ayres schon sehr strenge, wenn länger als 5 bis 6 Tage lang Wasser gefriert, und Schnee ist in dieser Stadt unerhört; bei Azaras Anwesenheit hatten die daselbst Lebenden nur einmal ein Schneegestöber erblickt. Stürme sind selten, aber ungeheuer heftig; die Atmosphäre jedoch so feucht, daß bald alles Holzgeräthe verdirbt, auf den Dächer in kurzer Zeit mehre Fuß hohes Gras wächst und man genöthigt ist, wenigstens alle 3 Jahre die Dächer davon zu reinigen. Diese Feuchtigkeit ist aber der Gesundheit keineswegs schädlich, und Buenos Ayres genießt des gesundesten Klimas auf der Erde, selbst die Gegenden an den Küsten und in der Nähe von Sümpfen leiden keine Ausnahme. Regen fällt in ungeheurer Menge in diesen Gegenden. Die Produkte dieses Stats sind eben nicht mannigfaltig; europ. Cerealien, Hülsenfrüchte und Gemüse sind von den Kolonisten herübergebracht, eben so Mais, Kartoffeln, Erdmandeln und Manioc verbreitet; von Handelspflanzen zieht man Hanf, Flachs u. Tabak; von Obst, vor allen Pfirschen u. Aprikosen, auch sammelt man Ipecacuanha, Rhabarber und einige andre offizinelle Pflanzen, aber der Paraguaythee geht nicht über Entre Rios hinaus, auch ist das Land im Ganzen arm an Holze. Sein Hauptreichthum beruhet auf seinen Heerden: das europ. Hausvieh hat sich hier ungeheuer ausgebreitet und bedeckt, jetzt verwildert, die unermeßlichen Steppen; man schlägt es zu Tausenden todt, nicht des Fleisches wegen, das man größtentheils verfaulen läßt, sondern um die Häute zu erhalten, die mit dem Namen Buenos Ayres gestempelt, einen Theil von Europa versehen. 1792 wurden für Spanien allein 825,609 Ochsenhäute eingeschifft. Die Pferde fängt man in Schlingen und verhandelt sie nach Peru und Brasilien. Die Bienenzucht ist ganz wild. Das Guanaco bewohnt die Gegenden vom Sacadillo bis zum Negro, auch findet man das meiste, Südamerika eigenthümliche, Steppenwild und Geflügel. Das Meer und die Platamündung wimmeln von Fischen, auch jagt man Wallfische, und schlägt auf den Falklands, wo neuerdings eine Niederlassung angelegt ist, Penguine, Seelöwen, Seebären und Seehunde. An Amphibien und Insekten ist das feuchte Land reich; Schlangen sind in großer Zahl und Mannigfaltigkeit vorhanden, aber der furchtbarste Feind für die Plantagen ist die Ameise oder Termite. An Mineralien kann das Land keinen Überfluß haben; man findet nur Salz, Salpeter, Raseneisen, Töpferthon, feinen Sand und Bausteine. Die Kultur hat sich indeß erst längs dem Plata verbreitet; das ganze übrige Land südwärts des Saladillo ist noch nicht aus dem Stande der Natur herausgetreten und wird nur von dünnen Indianerstämmen eingenommen. Die Kolonisten treiben Landwirthschaft, Viehzucht und Fischerei; der Hausfleiß beschäftigt sich mit der Weberei und mit dem, was für die ersten Bedürfnisse des Lebens gehört; alles übrige erhält Buenos Ayres aus Europa. Der Handel ist jetzt völlig frei, doch meistens in den Händen der Briten; einen geringern Antheil nehmen die Nordamerikaner. 1796 wurden in 51 Schiffen 874,593 Ochsenhäute, 43,752 Pferdehäute, 24,436 feinere Häute, 192¼ Zntr. feine Vicuñawolle, 566 Zntr. Schafwolle, 11,700 Zntr. Talg, 72¼ Zntr. Guanacowolle, 11,890 Gänseflügel, 451,000 Ochsenhörner, 3223 Zntr. Kupfer, 4 Zntr. Zinn, 2541 gegerbte Häute, 222 Dutzend zubereitete Schaffelle, 2128 Zntr. gesalznes Rindfleisch und 185 Zntr. gesalznes Schweinefleisch — zusammen an Werthe 2,153,754 Guld. allein nach Spanien verschifft, und die ganze Ausfuhr betrug mit dem Golde und Silber, was aus Peru hierher geschickt war, außer dem, was zu Lande nach Peru ging, und durch den Schleichhandel weggeschafft wurde, 10,941,228, die Einfuhr ohne 1350 Neger, 6,155,320 Guld. Allein hierunter steckt auch das, was die übrigen Provinzen am Plata und Peru über Buenos Ayres versendeten. Carey schätzt die gegenwärtige Ausfuhr von Buenos Ayres auf etwa 20 Mill. Guld., die Einfuhr eben so hoch, aber darin sind ebenmäßig die ganze Ein- und Ausfuhr des la Plata begriffen. Was Buenos Ayres für sich dazu hergebe, ist noch nicht ausgemittelt. Der Verkehr mit den seehandelnden Nationen hat sich indeß sehr gehoben. Die beiden Häfen des Stats liegen beide in der Mündung des Plata; der von Buenos Ayres, der doch nur eine offene Rheede ist, und die Ensenada de Barragan. — c) Einwohner. Die Volksmenge des Gouv. Buenos Ayres bestimt Azara für 1798 auf 170,832, worunter indeß auch Corrientes, Banda Oriental (das jetzige Cisplatina), Entre Rios, Distrikte, die jetzt davon getrent sind, begriffen waren; dagegen schätzt Gillespie die Volkszahl des Stats Buenos Ayres allein auf 275,000 Individuen, und soviel möchte sie auch wol gegenwärtig seyn, da Kultur und mit ihr das Menschenkapital in neuern Zeiten sehr gewachsen sind. Diese Volkszahl besteht theils aus Abkömmlingen von Spaniern, die bei weitem das Gros ausmachen, theils aus freien Far-

bigen und Negersklaven, die doch nicht 10,000 Köpfe übersteigen sollen, theils aus civilisirten und christlichen Indianern von verschiednen Stämmen, die in einigen Missionen leben. Sitten, Gebräuche, Sprache, alles ist Spanisch. Zwischen dem Saladillo und Negro, mithin in dem unkultivirten Theile des Stats, hausen Pampas, völlig wild und unabhängig, ihrer väterlichen Lebensart, Sitten und Religion getreu und in ewiger Fehde mit den Kolonisten. Die katholische Kirche ist nach dem Grundgesetze Statsreligion; sie steht unter 1 Bischofe, der zu Buenos Ayres den Sitz hat. Der öffentliche Unterricht war bisher äußerst vernachlässigt; die neue Regirung hat bereits vieles für die Aufnahme desselben gethan, Kollegien und Lancastersche Schulen errichtet, gelehrte Gesellschaften gestiftet u. s. w.— d) Verfassung, Verwaltung. Die Regirungsform, die sich der Stat gegeben, ist demokratisch und dabei die der nordamerikanischen Staten zum Muster genommen; ein Kongreß in 1 Kammer bestehend, hält die gesetzgebende, 1 oberster Direktor (jetzt Ribadavia) die vollziehende in Händen. Die übrigen Institutionen sind noch nicht bekant, auch seit 1816 schon zu verschiednen Malen abgeändert. Die richterliche Gewalt ist unabhängig; eine Audienz das höchste Appellationsgericht. Das Militär soll aus 6400 M. regulärer Truppen und einer Miliz, wozu jeder waffenfähige Mann eingeschrieben ist, bestehen. Die Einkünfte des Stats waren nach offiziellen Angaben im Gesetzbulletin von 1822 folgende: Zoll 1,987,199, Verbrauchssteuern 229,307, Stämpel 74,789, direkte Steuern 28,210, verschiedne kleinere Gefälle 199,589, zusammen 2,519,094 Piaster oder 5,038,188 Guld. Die Ausgaben waren der Einnahme gleich; das Kriegsdepartement kostete 1,700,000 Guld. Über die Eintheilung des Stats ist nichts bekant*).

Buenos Ayres 2) die Hauptstadt des gleichnamigen südamerikanischen Stats, der Sitz des Gouvernements, des Direktors, eines Bischofs und der Audienz, so wie der Versamlungsort des Kongresses. Sie breitet sich am linken Ufer des la Plata unter 34° 36′ 28″ südl. Br. und 319° 8′ 45″ L., 36 Meilen von seiner Mündung aus, ist ganz offen, aber gut und regelmäßig gebaut mit breiten und geraden Straßen und gegen 6400 in spanischem Geschmacke gebaueten Häusern, hat 1 Kathedrale, 11 andre Kirchen, 6 Klöster, 1 Krankenhaus, mehre Hospitäler und 1822. 44,780 Einw. Eine Citadelle, worin das Zeughaus, beschützt die Stadt und den Hafen, der jedoch aus einer bloßen Rhede in dem 6 Meilen breiten Strome besteht; schwere Schiffe können sich dem Hafen nur auf 2 Meilen nähern, und müssen ihre Fracht in der Ensenada de Barragan löschen, wo sie dann auf Leichterschiffen nach Buenos Ayres geschaft wird. Doch ist diese Stadt der Stapelplatz für den ganzen la Plata und ihr Handel von dem größten Umfange; jährlich klariren auf 800 Schiffe ein, und in den ersten 4 Monaten von 1822 kamen 52 einheimische, 70 britische, 46 brasilische, 34 nordamerikanische, 8 französische, 8 schwedische, 5 sardinische, 4 dänische, 2 hamburgsche, in allen 230 Schiffe an. Handel, Schiffahrt und Fischerei sind überhaupt die vornehmsten Nahrungszweige der Stadt, die mit schönen Plantagen und Gärten umgeben ist. Die Stadt ist der Sitz einer Universität, die neuerdings besser eingerichtet ist, 1 Kollegiums, 1 Akademie der Medizin, 1 Akademie der Jurisprudenz, 1 literarischen und 1 Gesellschaft der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, auch ist 1822 der Anfang mit einer Nationalbibliothek gemacht. Von der Stadt läuft eine Heerstraße durch die Pampas von Cordova über Punta S. Luis nach Santiago in Chile und eine zweite nach Potosi und Chareas, die zu den besuchtesten von Südamerika gehören, aber doch strichweise nur mit Maulthieren zu passiren sind. Buenos Ayres ist seit 1535 angelegt. (*Hassel.*)

BÜNZEN, katholisches Pfarrdorf im Kreise Boswyl und aargauischen Bezirke Muri, an dem Flüßchen Bünz. Die Kirchengemeinde zählt 777 Mitglieder, die ihrem Selsorger Anselm Hediger, der hier von 1798 bis 1810 wohlthätig wirkte, die Stiftung eines Schulfonds, den Bau eines Schulhauses und die Einführung des Strohgeflechtes verdanken. Die Verfertigung und der Verkauf dieses Fabrikats so wie die reichen Ernten der sehr fruchtbaren Mark sind die vorzüglichsten Quellen ihrer Wohlhabenheit. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUER, Pfarrdorf an einem Bache in dem Amte Grönenberg der hanöv. Landvogtei Osnabrück, und zwar im Fürstenthume Osnabrück; es hat 1 kath. Pfarre mit einem weitläufigen Sprengel, 150 Häuf. und 1072 kath. Einw., die sich vom Ackerbau und der Garnspinnerei nähren. Manche Haushaltung liefert jährlich wol für 225 Guld. sogen. Malzgarn und für eben soviel Leinwand nach Elberfeld. (*Hassel.*)

BÜREN, ein Oberamt in dem Seelande des schweiz. Kantons Bern, bestehend aus den Kirchspielen Arch, Büren, Diesbach, Oberwyl, Rütti und Wengi, welche sämtlich auf dem rechten Lengnau und dem vormals bischöflich baselschen Pieterlen, die auf dem linken Ufer der Aare liegen. Die Einwohner (6790) sind arbeitsam, wohlhabend und ernähren sich hauptsächlich von der Pferdezucht und dem Ackerbau auf dem fruchtbaren Boden, der aber in den niedrigen Gegenden den Überschwemmungen der Aar und Zihl sehr ausgesetzt ist. Im J. 1820 waren die 1120 Gebäude mit 1,649,200 Franken in der Brandanstalt versichert. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Amts gehören die Ruinen des alten Stammsitzes der 1366 ausgestorbenen Grafen von Straßberg, die seltsamen Windungen der Aar und das durch dieselben gebildete sogenannte Häftli. Wenn nämlich jemand zwischen den Dörfern Dotzigen und Meyenried an das Land steigt, so kann er zu Fuß bequem in einer Viertelstunde nach Büren kommen, wogegen er zu Wasser noch anderthalb Stunden zu fahren hat. Das Land, worüber er auf dem ersten Wege schreitet und welches er auf dem zweiten zu umfahren genöthiget ist, heißt das Häftli. Bei der beabsichtigten Geradlegung der Aar und Zihl soll es durchschnitten werden*).— Büren, der Hauptort des

*) Nach *Azara* voy. dans l'Amerique meridionale, *Carey* and *Lea* hist. stat. and geogr. Map of Buenos Ayres und *Gillespie* Buenos Ayres.

*) F. Koch's Bericht der Schwellen-Commission über die Aar, Zihl, den Murten-Neuenburger und Bielersee. Bern. 1816. 8.

eben erwähnten Oberamts, ist eine wohlgebaute Stadt in einer getreide- u. obstreichen Gegend an der Aar, über die hier eine Brücke führt. Das Schloß, der Sitz des Oberamtmannes und des Oberamtsgerichts, ist erst 1624 gebauet, obgleich der erste berner Landvogt bereits 1406 nach Büren gesetzt ward. Einiger Zwischenhandel, Wochen- und Jahrmärkte beleben den Ort, der 1024 reformirte Einwohner zählt. Die Bürgerschaft, die ein Mitglied zum großen Rath des Standes erwählt, hat ihren eigenen Magistrat. Sie besitzt beträchtliche Waldungen, Bergweiden und Einkünfte. Zu den letzten gehörte selbst der bedeutende Aarzoll, den der Stat erst vor wenigen Jahren erworben hat. Von jeher genoß sie große Freiheiten, die ihr in einer Handveste von 1288 †) zugesichert worden sind. Die „ehrw. Claß Büren," eine Abtheilung der berner Geistlichkeit umfaßt 19 Predigerstellen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BÜREN oder Büron, ein gut gebauetes Dorf im luzerner Gerichtsbezirke und Amt Sursee, in einer reizenden Lage, an einem fruchtbaren Berggelände, an dessen Fuße die Suhr fließt. Fast aus jedem Hause, insonderheit aber vom Pfarrhofe aus genießt man eine herrliche Aussicht. Die katholische im J. 1240 gestiftete Kirchengemeinde, zu der die Weiler Schlierbach, Etzelweil und Wetzweil gehören, zählt 1400 Einw. in 242 Gebäuden, die sich vorzüglich vom Getreidebau nähren. Innerhalb der Flur sieht man noch die Überreste mehrer Edelsitze. Vor der Revolution bildete Büron mit den Pfarrdörfern Triengen und Wynicken die luzerner Landvogtei Büren. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BÜREN, ein Kreis des Bezirks Gossau im schweizerischen Kanton St. Gallen, mit 305 Gebäuden und 1870 kathol. Einw., die Ackerbau, Viehzucht und etwas Fabrikarbeit treiben. Die Thur und die Glatt verursachen durch ihr Austreten oft vielen Schaden. Unter den 40 Ortschaften zeichnen sich aus: 1) Ober-Büren, ein Pfarrdorf. Nach dem Brande des hiesigen Schlosses verkaufte die reichsgräfl. Familie Schenk von Castell die Herrschaft im J. 1736 an das damalige Stift St. Gallen um 44,642 Flor. Unweit davon führt die Bürerbruck über die Thur. Der Abt Beda von St. Gallen hat im J. 1778 diese schöne, nur auf einem Joche ruhende, bedeckte Brücke über die Thur mit sehr beträchtlichen Kosten bauen lassen. — 2) Nieder-Büren, Pfarrdorf mit einer hübschen Kirche. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BÜREN, 1) Kreis des Regirungsbez. Minden in der preuß. Prov. Westphalen. Er besteht aus dem südwestlichen Theile des vormaligen Hochstifts Paderborn, besonders der Herrschaft Büren, die im Mittelalter ihre eignen Dynasten hatte, die sogar auf Reichsunmittelbarkeit Anspruch machten, aber von den Bischöfen von Paderborn als Vasallen angesehen wurden. Im 16. Jahrh. erwarb das Stift die eine Hälfte der Herrschaft; 1610 trat der letzte Sprosse dieser Dynasten, Moritz von Büren, in den Jesuitenorden, worauf die ihm noch zugehörige Hälfte den Jesuiten verliehen, nach der Aufhebung des Ordens aber zu den Domänen des Stifts geschlagen wurde. — Der Kreis gränzt in seiner jetzigen Gestalt im Nordw. an Wiedenbrück, im N. an Paderborn, im O. an Warburg, im S. und W. an den Regirungsbezirk Arensberg, ist 12,¹¹ Quadratmeilen oder 260,530 preuß. Morgen groß und zählt in 4 Städten, 1 Marktflecken, 51 Dörfern u. 16 Weilern 4222 H. und 28,587 Einw. Die Ostseite wird von der Egge bedeckt und ist bergig und waldig, die Westseite eine weite mit Haiden und Mooren angefüllte Ebene; die Diemel macht im SO. die Gränze, im NW. strömt die Lippe; zu ihrem Flußgebiet gehören: Heyder, Alme u. Alfte. Der Boden besteht meistens aus Kley, Thon und Kalk, im Nordw. ist alles Flugsand und Moor. Der Ackerbau lohnt reichlich und Holz ist zur Ausfuhr vorhanden; 1819 waren 4723 Pferde und Füllen, 10,448 Stück Rindvieh und 31,424 Schafe gezählt. Die Schäfereien gelten für die besten der ganzen Provinz: mehr als ½ ist veredelt. Auch unterhält man eine ganz bedeutende Eselszucht (1811 977 Stück), und räuchert die besten westphälischen Schinken. Die Moore liefern guten Torf, jährlich 5500 bis 6000 Fuder. Er hat mancherlei Mineralien, die aber schlecht benutzt werden, unterhält 1043 Stühle in Hanf und Leinwand, 3 Papier-, 7 Säge- u. 8 Ölmühlen, 3 Glashütten und 44 Potascheſiedereien und strickt wollne Strümpfe. — 2) Kreisstadt des vorgedachten Kreises am Zusammenflusse der Alme und Alfte, ist mit verfallnen Mauern umgeben, aus welchen 2 Thore führen, und hat 1 Domäne, 1 Kirche, 1 Armenhaus, 183 westphälisch gebauete Häus. u. 1291 Einw., worunter einige 50 Juden und etwa 120 Gewerbe treibende, doch machen Ackerbau und Viehzucht mit etwas Brantweinbrennerei die Hauptnahrung aus. Die 4 Jahrmärkte werden wenig besucht. (*Hassel.*)

BÜRGEL, 1) Amt in dem Kreise und der Provinz Weimar des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach. Es liegt im O. von Jena, gehört zu denjenigen Ämtern, die 1672 aus der Altenburger Erbschaft an die Linie Weimar fielen und von dieser zur Komplettirung der Aussteuer des Jenaer Astes abgegeben wurden, mit deren Erbportion aber 1741 an die Hauptlinie zurück fielen; 1819 wurde es mit dem vormaligen Tautenburg, das zu dem thüringisch-sächsischen Kreise gehörte und 1815 an Weimar abgetreten ist, vereinigt, und enthält gegenwärtig in 21 Gemeindebezirken 1 Stadt, 20 Dörfer mit 1 großherzogl. Schlosse, 1 altes Bergschloß, 2 Kammergüter, 2 Vorwerke, 8 Mühlen, 3 Wüstungen, 805 Häus. u. 4295 Einw. Das Justizamt hat den Sitz zu Thalbürgel, das Rentamt zu Tautenburg. — 2) Stadt in dem vorbenannten Amte an dem Gleisbache, 1½ Meile von Jena. Es hieß in dem Mittelalter Bürglin, auch Burgela, ist offen, hat 1 Pfarrkirche, die ein altes gothisches Gebäude darstellt, 1 Bürgerschule mit 2 Lehrern, 1 Mädchenschule, 230 Häus. und 1195 Einw., die sich vom Ackerbau, Viehzucht und bürgerlichen Gewerben nähren, und jährlich 5 Kram- u. Viehmärkte halten. Unter ihren Einw. gibt es viel Töpfer, die den auf ihrer Feldmark belegenen Thon benutzen und die ganze umliegende Gegend mit irdenem Gute verlegen; man rechnet, daß wöchentlich im Durchschnitte 8 Karren jeder mit 25 Thlrn. verfahren werden, mithin die Töpfereien dem Dorfe jährl. 10,400 Thlr. eintragen. — 3) Mit dem Zusatze im Thale oder Thalbür-

46 *

†) Haller schweiz. Bibliothek IV. Nr. 1947.

gel, Pfarrdorf im S. der Stadt Bürgel und nur ¼ Meile davon entfernt, ebenfalls am Gliesbache, einst eine berühmte Benediktinerabtei, die nach der Reformation reformirt ist und in deren Gebäuden das jetzige Justizamt den Sitz hat. Es besitzt außerdem 1 Kirche, 1 Schule, 4 Mahlmühlen, 41 Häus. und 259 Einw. (*Hassel.*)

BÜRGELN, im badenschen Bezirksamte Müllheim, ehemaliges Benediktinerkloster und St. Blasianische Propstei, 3 St. von der Amtsstadt Müllheim auf einem hohen Berge in dem Vorgebirge des Schwarzwaldes, mit schönen Gebäuden, Gärten und herrlicher Aussicht aus dem zweiten 2091 Fuß über der Meeresfläche erhabnen Stocke der Propstei. Es wurde vom Ritter Werner von Kaltenbach, der sich nebst seiner Familie dem Herrn weihte, um das J. 1120 durch Schenkung seiner Güter Bürgeln, Eckinheim, Kaltenbach, und anderer seiner Besitzungen gestiftet, an der Stelle des ritterlichen Schlosses Bürgeln auf dem Saußenhurd erbaut, und 1136 vollendet, wo die Klosterkirche von dem päpstlichen Legaten Kardinale Theodowin zu Ehren der HH. Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten eingeweiht wurde. In der Folge gelangte es durch viele Schenkungen bereichert zu einem großen Ansehen, brannte 1267 ab, wurde wieder neu erbaut, und kam endlich mit den Besitzungen St. Blasiens an Baden[*]). (*Leger.*)

BÜRGENSTAD. Hier am Fuße des Bürgenberges, der sich aus dem Lande Unterwalden als hohes Vorgebirg quer in den Vierwaldstätter-See hinaus erstreckt, landeten am Tage nach der Schlacht bei Morgarten den 17. Nov. 1315, 1300 Östreicher, um, während das Land Schwyz durch den Herzog Leopold selbst besiegt würde, dem durch Obwalden einbrechenden Grafen von Straßberg durch Besetzung von Nidwalden freiere Hand zu verschaffen. Doch die 300 Unterwaldner, welche bei Morgarten den Sieg hatten erfechten helfen, eilten, von 100 Schweizern begleitet, eben wieder über den See herbei, und schlugen vereinigt mit dem Volke von Nidwalden die Feinde in ihre Schiffe zurück. Viele derselben fanden ihren Tod im Wasser. — Vom Schlachtfelde hinweg eilten die Sieger den Obwaldnern, deren Dörfer der Graf von Straßberg, 4000 Mann stark, mit Raub und Brand verheerte, zu Hilfe, und an demselben Abend schlug das vereinigte Volk von Unterwalden, durch die beiden Siege am Morgarten und bei Bürgistad ermuntert, den eingedrungenen Feind theils auf dem engen Rengpasse am Pilatus, theils durch die Gebirge zum Lande hinaus, noch ehe die Hilfe der Urner und eine andere Schar Schwyzer sich einfinden konnten.

(*Meyer von Knonau.*)

BÜRGER[*]), hat im teutschen Rechte verschiedene Bedeutungen. Die ursprüngliche ist die eines Mitglieds einer Stadtgemeinde, obwol schon viel früher als Bürger in Urkunden vorkommen, burgenses angeführt werden [1]), wo noch keine Städteverfassung bestand. Als sich Städte ausbildeten wird das Wort: Bürger, insbesondere vor der Zeit, ehe es den Zünften gelang, die Aufnahmsfähigkeit in den Rath durchzusetzen, von dem vollberechtigten Mitgliede der Stadtgemeinde gebraucht [2]), daher häufig die aus rathsfähigen Geschlechtern stammenden Bürger hießen, während die übrigen Handwerker genant wurden [3]). Auch nach der Zeit, als schon Handwerker zunftfähig waren, kommen noch engere Bedeutungen von Bürger vor; daher unterschied man an einigen Orten Bürger, als die Hauseigenthümer, von den Handwerkern, und gestattete den ersten den freien Handel, während die zweiten nur mit ihren Fabrikaten und dem zu ihrem Handwerk Gehörigen handeln durften [4]). Noch enger wurde der Begriff Bürger, durch die Gegensätze: Schutzverwandte, Beisitzer, Beisasse, auch Einwohner [5]). In den älteren Zeiten, in welchen die Städte als die bevorrechteten Aufenthaltsorte galten, zur Aufnahme aber gewisse Bedingungen foderten, welche nicht jeder leicht erfüllen konnte, z. B. bestimmte Abstammung, Freiheit, Vermögen u. A., wurde es für einige Personen, welche allen Erfodernissen des vollen Bürgerrechts nicht genügen konnte, wichtig, wenigstens einige Rechte des Aufenthalts und den städtischen Schutz zu genießen; und selbst noch später als z. B. Religionseigenschaft bei demjenigen, welcher Bürger werden wollte, in Betrachtung kam, erhielt ein beschränkter städtischer Schutz eine Bedeutung; alle solche Schutzverwandte galten nur als unvollkommene Bürger [6]), daher der Begriff Bürger im engeren Sinne für das vollberechtigte Mitglied der Stadtgemeinde übrigte. Auch dadurch, daß gewisse Vorrechte z. B. Besitz liegender Güter, Ausübung gewisser Gewerbe, nur von Bürgern in Städten ausgeübt werden konnten, entstand eine neue Veranlassung, daß Personen, die nach ihrem Stande die Aufnahme in die Stadt nicht bedurft hätten, die Erwerbung des Bürgerrechts nachsuchten [7]), z. B. Adelige und Klöster. So kamen im Mittelalter verschiedene Arten von Bürgern vor; insbesondere a) Pfahlbürger [8]), wohin alle gehörten, welche, weil ihnen die Requisite des vollen Bürgerrechts fehlten, außer den Pfahlen der Stadt wohnten, um nur einige städtische Vortheile zu genießen, obwol der Ausdruck später oft diejenigen bezeichnete, welche ihr Bürgerrecht zum Nachtheile der Landesherrschaft misbrauchten. b) Ausbürger [9]), wohin diejenigen gerechnet wurden, welche, ohne ihre angebornen Standesver-

---

*) *Cuno* in Chronic. Burglens. edit. a Rusteno Heer. *Innocentius* Pap. II. in dipl. ap. Gerbert. in Histor. Nigr. Sylv. Cod. dipl. No. XLIII. *Theodewinus* S. Rufinae Eps. Card. in dipl. ap. Gerbert. n. XLVI. *Adrianus* Pap. IV. in dipl. ap. Gerbert. n. LV. und Andere. Ferner *Arnoldus* II. Abbas S. Blasii in dipl. ap. Gerbert. l. c. n. CXXXII. et *Gerbertus* in Histor. Nigr. Sylv. Tom. I. Liber VII. cap. XX. et LXIII.

*) Vgl. den Art. Statsbürger.

1) *Miraei* opera. 1. p. 291. Dreyer Einl. in die lübischen Verordn. S. 84. 2) Eichhorn in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft II. Thl. S. 169. und Mittermaiers Grunds. des gemeinen teutschen Privatr. S. 90. §. 67. 3) Mehre Urk. v. K. Ludwig v. 1340. in *Senkenberg* Corp. jur. german. T. I. P. 2. p. 5. 4) *Hauch*, rerum austriac. III. p. 53. Kurz Östreichs Handel in älterer Zeit, S. 111. 5) Eisenbart Anl. zum Stadt- und Bürgerrecht S. 228. 6) Badische Grundverfassung §. 10. 7) Bodmann in Siebenkees Magazin für teutsches R. 1. Thl. Nr. I. 8) Goldne Bulle Tit. 16. Olenschlager Erläuterung S. 316. Reichsabschied v. 1629. §. 10. v. 1555. §. 83. *Wenker* Comm. de Pfalburgeris. Arg. 1692. Orth Anm. zur frankfurt. Ref. IV. Thl. S. 173. 9) *Wenker* collect. jur. public. p. 229.

hältnisse oder ihren bürgerlichen Wohnort aufzugeben, das Bürgerrecht sich ertheilen ließen, um einige Vorrechte ausüben zu können, zu welchen Eintragung ins Bürgerbuch gehörte, z. B. Gewerbe auszuüben. Die in manchen Städten vorkommenden Frohn-, Frei- oder Kellerhöfe, welche Klöstern oder Adeligen gehörten, sind Ueberbleibsel dieses Ausbürgerrechts.— Der Name: Gras- [10]) oder Feldbürger bezog sich auf die Personen, welche in den Dörfern wohnten, die zu dem städtischen Territorium gehörten. Glevenbürger [11]) (abgeleitet von gleve, d. h. Lanze, Spieß), hießen Personen, welche das Bürgerrecht unter der Verbindlichkeit erhielten, im Nothfalle Ritterdienste der Stadt zu leisten.— Als allmälig die Landesgemeinde sich erweiterte, und alle Glieder derselben nach gewissen gleichförmigen Gesetzen beurtheilt wurden, erhielt der Ausdruck: Bürger, oft den Sinn, welchen das Wort Unterthan hat, so daß vom Gattungsworte Bürger als Arten Statsbürger und Ortsbürger getrent werden können, und im engeren Sinne bezeichnet Bürger nur den letzten, insofern jemand als berechtigtes und verpflichtetes Mitglied einer Stadt- oder Marktfleckengemeinde betrachtet werden kann. Die Realität des Begriffs: Bürger [12]) hängt hier von den Schicksalen der Städteverfassung in einem Lande ab. Da, wo jedermann im State überall Gewerbe frei treiben darf, wenn er nur eine gewisse Steuer bezahlt, da wo die Stadt keiner Vorrechte mehr im Gegensatze anderer Landesgemeinden sich erfreut, verschwindet die Bedeutung von Bürger, weil kein Gegensatz vorkomt, daher auch in manchen Ländern, zum Beispiel in den ehemals französischen Rheinprovinzen, der Bauer ebensowol sich Bürger nent. (*Mittermaier.*)

Bürgerbrief (seerechtlich), ist die Urkunde, welche darthut, daß Jemand in einer Stadt oder Gegend das Bürgerrecht erworben hat. Auf dem Lande wird diese Urkunde nur um sich zur Zeugenschaft, oder bei andern solchen außerordentlichen Gelegenheiten zu legitimiren, gebraucht, zur See aber dient sie zu dem Behuf, wie der persönliche Paß bei Landreisen, um Schiffsführer zu legitimiren. Insofern die Nationalität des Schiffers aus den von der Behörde attestirten Schiffspapieren constirt, ist dieses Papier, welches nordische Gesetze auf der See erheischen, auf der See überflüssig. Es wird aber dennoch auf dänischen Schiffen erfodert, deren Gesetze ohnehin jetzt fodern, daß jeder Schiffsführer (um besser Controle über sie gegen die Scheinbürgerei führen zu können, und städtische Gewerbe den Städten zuzuwenden), in einer Stadt Bürger seyn muß. Die jetzige Einrichtung der Bürgerbriefe sichert aber nicht die Identität. In Kriegszeiten fahren vorzüglich holländische Schiffe oft auf fremde Namen und fremde Papiere, weshalb die Einrichtung wie bei Pässen getroffen werden sollte, daß der Inhaber seine Namensunterschrift unter den Bürgerbrief sezzen müßte. In Nordamerika dient die sogenannte Protection, eine obrigkeitliche Bescheinigung, daß Jemand das nordamerikanische Bürgerrecht hat, statt des Bürgerbriefes, ist aber der Erschleichung von Scheinbürgern häufiger ausgesetzt als in Europa. Der Bürgerbrief gibt die Befugniß der Ausübung aller bürgerlichen Rechte, nur können solche Kapitäne, welche aus kriegführenden Ländern sind, während eines Krieges in neutralen Staten keine Schiffsführung erlangen, und ihre Tractaten mit den Barbaresken legen die Pflicht auf, keinem Bürger Algiersche Pässe zu geben, der nicht schon 3 Jahr in dem Besitz des Bürgerrechts gewesen ist. Gegen die Erschleichung der Bürgerbriefe durch Scheinbürger würde am besten die Erfoderniß schützen, mit Weib und Kindern und Vermögen einwandern zu müssen, und in Gefahr zu seyn, das Bürgerrecht sogleich zu verlieren, wofern sich nach jährlich zu wiederholender Verificirung ergäbe, daß diese Einwanderung nur zum Schein geschehen sey. (*F. J. Jacobsen.*)

Bürgerkrone, s. Krone.

Bürgermeister, ist der ordentliche aus der Gemeinde gewählte Vorstand des magistratischen Collegiums der Stadtgemeinde. Mit Unrecht glaubt man da, wo in Urkunden Consules vorkommen, auch Bürgermeister zu finden, da diese alten Consules nur die zur Ausübung der Polizei und zur Verwaltung des Gemeindeguts beigezogenen Beisitzer aus der Bürgerklasse waren [1]), und schon die große Zahl von Consules, die in der nämlichen Stadt waren (z. B. in Straßburg 12, in Freiburg 24, in Mainz 24), beweist, daß darunter keine Beamte, wie die späteren Bürgermeister waren, verstanden seyn können. Consules und Rathmannen muß für gleichbedeutend angesehen werden. Die erste Spur von eigentlichen Bürgermeistern muß in den magistris civium [2]), auch magistris consulum [3]), auch burgimagistris [4]) gesucht werden; allein diese waren noch nicht die mächtigen Vorstände der ganzen Stadt, sondern nur die Vorstände des Consulencollegiums, daher auf Polizei und Güterverwaltung beschränkt. Die Städte, in deren Urkunden schon im 13. Jahrh. ein Bürgermeister an der Spitze steht [5]) und als Vorstand der ganzen Stadt erscheint, gehören zu den mächtigsten, deren Verfassung früh vollendet war; es zeigt sich aber aus der Geschichte der Städte, daß die Bürgerschaft vorzüglich strebte, einen Bürgermeister zu erhalten, und noch 1443 war die Frage: ob die Stadt einen Bürgermeister haben dürfe, Gegenstand des Streits zwischen der Stadt Trier und dem Erzbischofe [6]). In den meisten Städten komt Bürgermeister als erster Vorsteher der Stadt erst später vor, z. B.

10) *Trotz* jus agrar. belg. I. p. 278. 11) *Wenker* de Glevenburg. Arg. 1698. *Grupen* obs. rer. et antiq. p. 355. Hüllmann v. Ursprung der Stände, III. Thl. S. 107. Stenzel Kriegsgeschichte S. 158. 12) Badische Grundverfassung §. 10.

1) *Schöpflin* histor. zaring. bad. V. p. 50. *Hontheim* hist. Trevir. I. p. 483 Straßburger R. in *Grandidier* histoire d'église I. p. 36. Fichard Entstehung v. Frankfurt S. 84. Eichhorn in Zeitschrift für gesch. Rechtswissensch. II. Thl. S. 175. 2) Z. B. in kölnischer Urk. v. 1169 in Securis ad radicem posita nr. 28. v. Worms, s. Moritz Abh. v. Ursprung d. Reichsstädte S. 535. 3) Z. B. in *Grashof.* origines Muhlhusan. p. 99. In Zerbst (Urk. v. 1298. in Bekmann Anhalt. Hist. P. III. Lib. III. p. 227.) kommen magistri civitatis vor. 4) Stellen in *du Cange* glossar. voce burgimagister. s. auch andere Benennungen in *Heineccius* antiq. II. Tom. p. 320. 5) Z. B. in Regensburg zuerst 1243 s. Gemeiner Chronik v. Regensb. 1. Thl. S. 348. 6) *Hontheim* histor. Trevirens. II. p. 395.

in Frankfurt erst 1304 [7]) und in östreichischen Städten erscheint im 15. Jahrh. das Recht Bürgermeister zu wählen, als eine besondere Vergünstigung der Landesherren [8]); von der Zeit an als Bürgermeister vorkommen, kann auch die Verfassung der Stadt als vollendet angesehen werden, und sobald nur größere Städte Bürgermeister hatten, wußten die kleineren nach dem Muster der größeren gebildeten bald ähnliche Vorrechte zu erhalten. Das specielle Verhältniß war überall verschieden, daher auch an manchen Orten statt eines Bürgermeisters ein Ammann [9]) oder Ratismeister [10]) vorkam. In manchen Städten war nur ein, in andern waren mehre Bürgermeister vorhanden, daher wenn sie unter sich abwechseln, derjenige, welcher das Directorium führt, der regirende Bürgermeister hieß [11]). Auch darin ist noch Verschiedenheit, wo die alte Verfassung besteht, ob der Bürgermeister auf Lebenszeit oder nur auf gewisse Jahre ernant wird. Er ist das Haupt der Bürgerschaft, und führt das Directorium bei der Verwaltung der an den Magistrat gehörigen Gegenstände. Auch an Orten, an welchen neue Stadt- oder Gemeindeordnungen eingeführt worden sind, ist der Name und die Stelle des Bürgermeisters beibehalten worden [12]), so daß er als Direktor des magistratischen Collegiums erscheint, und in der Regel nur an den Beschluß des Magistrats gebunden für die Vollziehung der Beschlüsse sorgt, die Landes- u. Ortspolizei handhabt, und die Rechte und Pflichten eines Collegialdirectors hat. Auf seine Wahl hat gewöhnlich die Regirung sich eine Einwirkung vorbehalten oder übt ein Bestätigungsrecht aus. (*Mittermaier.*)

Bürgermeister, in der Naturgesch., s. **Anolis principalis** und **Larus glaucus**.

Bürgerrecht bezeichnet in ältern Gesetzen immer nur den Inbegriff der Befugnisse, welche einem Mitgliede einer Stadtgemeinde vermöge seines Gemeinderechts zustehen. In alten Urkunden komt es unter dem Namen: **urbanitas** vor [1]) (auch **gebuirschaft** genant), wobei das große und das kleine Bürgerrecht unterschieden wurde. Das zweite, welches das Recht des Aufenthalts und der Betreibung offener Gewerbe im Kirchspiele enthielt, wurde z. B. in Köln von den Kirchspielsamtmännern, das erste aber, welches alle politischen und Ehrenvorrechte eines Bürgers verlieh, wurde von dem großen Rathe verliehen. In der Beziehung auf Stadtverfassung umfaßt das Ortsbürgerrecht [2]) vorzüglich: 1) das Recht der activen und passiven Wahlfähigkeit zu allen städtischen Ämtern und zur landständischen Vertretung; 2) Recht der Betreibung aller städtischen Gewerbe; 3) Recht Grundstücke im Stadtbezirke zu erwerben; 4) das Recht, die Marklosung auszuüben; 5) Befugniß, die Gemeindegüter nach dem gesetzlichen oder herkömmlichen Verhältnisse zu benutzen; 6) das Vorrecht nach den städtischen Statuten und Privilegien beurtheilt zu werden; 7) Anspruch auf den städtischen Gerichtsstand; 8) Anspruch auf die städtischen Stiftungen, zu deren Theilnahme Bürgerrecht gefodert wird. An manchen Orten [3]) gehört zur Ausübung der vollen Befugniß, z. B. Wahlfähigkeit zu städtischen Ämtern und zur Theilnahme an Brauloosen, auch der Besitz eines Hauses in der Stadt [4]). Das unvollkommene Bürgerrecht des bloßen Schutzverwandten, oder Beisassen umfaßt nie das Recht der Wählbarkeit; an Gemeindenutzungen nimt der Schutzverwandte nur in so ferne Theil, als das Localherkommen den Schutzverwandten Rechte hierauf gibt, oder das Gemeinderecht auch einem Fremden zuständе. Das Recht Immobilien im Stadtbezirke zu besitzen, hat der Schutzverwandte. Neuere Gemeindeedikte haben den Unterschied der Vollbürger und Beisassen aufgehoben [5]), oder wenigstens auch den Beisassen Anspruch auf Wählbarkeit zu bürgerlichen Ämtern gegeben [6]). In Ansehung der Erwerbung des Bürgerrechts gilt die Regel, daß die Verleihung an eine Person, die schon das Statsbürgerrecht hat, dem Ortsmagistrate zusteht, während der Ausländer erst das Statsbürgerrecht erwerben muß [7]). Bei Erwerbung durch Geburt nehmen die älteren Statute an [8]), daß das Bürgerskind nur einen Titel zur Erwerbung des Bürgerrechts hat, und erst speciell in die Bürgerliste sich aufnehmen lassen muß, jedoch den Vortheil genießt, geringere Rezeptionsgelder zu bezahlen. Neue Gesetze [9]) lassen durch Geburt, wenn nur beide Ältern Vollbürger waren, das Bürgerrecht fortpflanzen. Ehemals kam bei den Bedingungen der Aufnahme gewöhnlich eine gewisse Standes- oder Religionseigenschaft, bestimmtes Vermögen, und untadelhaftes bisheriges Betragen in Betrachtung [10]); während jetzt die ersten dieser Bedingungen nicht mehr in Anschlag gebracht werden, ist doch in neueren Gesetzen [11]) die Vorschrift beibehalten worden, daß die zur Criminaluntersuchung gezogenen und nicht definitiv losgesprochenen eben so wenig als die in Concurs befangenen aufnahmsfähig sind. Verloren wird das Bürgerrecht durch Verlust des Statsbürgerrechts, durch freiwillige Aufkündigung, durch Arten des stillschweigenden Verzichts, wohin ältere Gesetze [12]) die Verweigerung bürgerliche Ämter zu übernehmen rech-

7) Fichard die Entstehung der Reichsstadt Frankfurt S. 182. 8) Z. B. 1490 in Linz, 1499 in Steyer, 1416 in Krems, s. Kurz Östreichs Handel in älterer Zeit, S. 240. 9) H. v. Arx Geschichte von St. Gallen 1. Thl. S. 435. 10) Schultes Coburg. Landesgeschichte II. Thl. S. 167. 11) S. auch Eisenhart Anleitung zum Stadtr. S. 60. 12) Preußische Städteord. §. 142. Baier. Gem. E., §. 47. 48. Hessisches Gemeindedikt, §. 12.

1) Alte kölnische Urkunden in Clasen Gründe der Schreinspraxis S. 31. 2) *Colmar* de jur. civitat. Norimberg. Altorf. 1781. *Hessel* de jurib. civit. munic. in germ. Alt. 1788. Bodmann in Siebenkees Beitr. zum teutschen R. III. Thl. S. 96. Eisenhart Anleitung zum teutschen Stadt- und Bürgerrecht, S. 172. Preuß. Landrecht, II. Thl. Tit. VIII. Preußische Städteordn. §. 15. Haubold Lehrb. des sächs. R. S. 464. Weimarische Stadtordn. v. 21. Dec. 1810. Jenaische Stadtordn. v. 27. Jun. 1810. Badische Grundverfassung der versch. Stände von 1808. §. 10. 3) Z. B. nach Weimar. Stadtordn. §. 4. 4) *Deinze* de capitib. quibusdam incolatus Norimb. Altorf. 1778. *Diez* de discrim. civium et incolar. Goett. 1757. Eisenhart Anl. S. 228. Preuß. Städteordn. §. 5. 40. Badische Grundverf. §. 10. Weimar. Stadtordn. Tit. III. §. 23—29. 5) Z. B. hessis. Gemeindeedikt §. 54. 5) Würtemberg. Gemeindeedikt §. 6. 7) Preuß. Landr. II. Thl. Tit. 8. §. 14. Städteordn. §. 24. Hessis. Gem. E. §. 49. 8) *Hillebrand* de jure civium originar. c. II. §. 12. *Riccius* spicileg. p. 267. 9) Hessis. Gem. E. §. 41. Badische Grundverf. §. 11. 10) Eisenhart Anl. S. 185. Gutner von der ältesten Gewerbsverfassung in München, S. 501. 11) Preuß. Städteordn. §. 20—22. 12) Z. B. Hamburg. Stadtbuch 1. Thl. Tit. 1. Art. 6.

neten und neue Gesetze [13]) noch den Fall zählen, wenn der Bürger eine gewisse Zeit (z. B. 2 oder 3 Jahre) von dem Orte entfernt ist, ohne einen Stellvertreter bestellt, und die obliegenden bürgerlichen Verpflichtungen erfüllt zu haben. Die Verurtheilung wegen Verbrechen entzieht das Bürgerrecht nur [14]), wenn Ehrlosigkeit oder eine höhere Verbrechensstrafe erfolgt; aber auch hier hat sich die Ansicht der neueren Gesetze [15]) dahin entschieden, daß solche wegen Verbrechen Verurtheilte nur die Ehrenvorzüge des Bürgerrechts, insbesondere die Wählbarkeit verlieren.

Bürgerrecht, insofern es mit dem Begriff Statsbürger zusammenhängt, bezeichnet auch noch den Inbegriff der Rechte, welche dem Einheimischen vor dem Fremden aus der vollen Unterwerfung unter die Statsgewalt zustehen [16]). Noch spezieller hat sich durch neuere Gesetze [17]) der Unterschied von Indigenat und Statsbürgerrecht gebildet. Das Erste ist der Inbegriff des Genusses aller bürgerlichen Rechte und des Anspruchs auf Erwerbung des Statsbürgerrechts. Das Zweite enthält den Inbegriff der Rechte zum Genusse aller Indigenats und aller politischen Bürgerrechte des Landes. Das Zweite geht daher viel weiter als das Erste und enthält insbesondere die verfassungsmäßige Theilnahme an der Ständeversamlung. Das Indigenat ist aber Vorbedingung der Erwerbung des Statsbürgerrechts, zu dessen Ausübung auch noch die gesetzliche Volljährigkeit, die Ansässigkeit im Lande, und bei dem Neueinwandernden der Ablauf einer gewissen Zeit, z. B. in Baiern von 6 Jahren gehört [18]). Wer mit Erlaubniß seines Landesherrn in die Dienste eines auswärtigen States tritt, behält das Indigenat bei, und hat noch immer gewisse Verpflichtungen in Bezug auf sein Vaterland, z. B. zurück zu kehren, sobald er durch einen an ihn gerichteten Befehl oder durch eine General-Verordnung zurückberufen wird. Bürgerrecht kann endlich noch als ein teutsches Bürgerrecht insofern in Betrachtung kommen, als die teutschen Bundesstaten jedem ihrer Bürger gewisse Grundrechte zusichern [19]), welche Jedem schon vermöge der Bundesakte zustehen, und ihm nicht durch Landesgesetze entzogen werden können. Zu diesen Rechten gehören: 1) das Recht Grundeigenthum außerhalb des Landes, welches jeder bewohnt, zu besitzen; 2) Befugniß des freien Wegziehens aus einem Bundesstate in den anderen; 3) Recht in Civil- oder Militärdienste eines Bundesstates zu treten; 4) Freiheit von Nachsteuer, wenn das Vermögen in einen Bundesstat übergeht [20]). (*Mittermaier.*)

Bürgerrecht (christliches), war die Benennung einer engern Verbindung, welche 1528 die Städte Zürich, Bern, Constanz und St. Gallen unter sich schlossen, als die Spannung zwischen den beiden Religions-Bekentnissen sich vermehrte, und in welche sie im folgenden Jahre Biel, Müllhausen, Basel, Schaffhausen und Straßburg aufnahmen. Sie war nicht von bleibender Dauer. (*Meyer von Knonau.*)

Bürgerschule. Die Bürgerschule soll der Jugend des Bürgerstandes diejenige Ausbildung geben, welche durch die Foderungen der Zeit an den Bürgerstand bedingt wird.

Diese Begriffbestimmung scheint im voraus hier die weibliche Jugend auszuschließen, weil das Mädchen keinem Stande sicher angehört, ihren Stand vielmehr vom Gatten empfängt; da jedoch dessen Wahl im Allgemeinen durch die Erziehung geleitet wird und eben deshalb meistens sich Gleich und Gleich gesellt, so wird auch eine besondere, auf den Stand der Bürgerin berechnete Unterweisung in Städten zu der Benennung: Töchterbürgerschule berechtigen. Nur ziehen wir vor, Anstalten dieser Art dem Kapitel „Töchterschule" aufzusparen, weil der wesentlichste Unterschied der Schulen durch das Geschlecht gegeben ist, von dessen Beachtung die ersten Maximen ausgehen, welchen alle Einrichtungen für besondre Zwecke unterzuordnen sind.

Die der Bürgerschule angehörende männliche Jugend wird jenem Hauptbegriffe nach, alle die Söhne, ohne Rücksicht auf den Stand der Ältern, einschließen, welche, zur Betreibung freier Gewerbe (im Gegensatze der Dienstbarkeit) bestimt sind, nicht diejenigen, welche zum Studiren, zu gelehrten Geschäften und Statsämtern übergehen. Zwar hatte die Bürgerschule bisher auch solche junge Leute vorzubereiten, welche in der Folge zu Subalterndiensten gebraucht wurden; indessen dürfte das von selbst wegfallen, da die Hälfte der Studirenden den Rechten obliegt, so daß die Regirungen, zum großen Vortheil der Statsverwaltung, die Wahl haben werden alle Unterstellen mit Zöglingen der Universität zu besetzen.

Nach außen ist hiedurch der Sprengel der Bürgerschule begränzt. Im Innern bilden sich Abtheilungen nach den Abstufungen bürgerlicher Wirksamkeit. So wie nämlich im Bürgerstande ein höherer und ein niederer deutlich hervortritt, von welchen dieser die handarbeitende, jener die mehr mit dem Kopf arbeitende Klasse der Gewerbsleute in sich begreift, so scheidet sich auch die Bürgerschule in zwei Anstalten von verschiedener Tendenz und Einrichtung, die niedere und die höhere Bürgerschule.

A. Die niedere Bürgerschule soll theils die eigentlichen Handwerker so weit ausbilden, daß sie aus der Schule in die technische Lehre treten können, ohne vor ihres Gleichen erröthen zu müssen, theils die feineren Köpfe zur höheren Bürgerschule vorbereiten. Schwerlich möchte sie irgendwo ganz für sich allein bestehen, überall findet man sie vielmehr mit der Elementarschule, die allen Ständen angehört, innig verschmolzen und dadurch in fünf bis sechs Klassen ausgedehnt; das hindert uns aber nicht vom Elementarunterricht hier abzusehen, ihn seinem Orte zu überlassen, dagegen den Begriff der Bürgerschule festzuhalten und diese in ihrem eigenthümlichen Wesen darzustellen.

Die gemeinsame Aufgabe aller Schulen, Ausbildung des Verstandes, des Geschmackes und der Gemüthsanlagen, liegt der niederen Bürgerschule in der Ausdehnung

---

13) Badische Grundverf. §. 12. Weimarische Stadto. §. 20.
14) *Hillebrand* de jure civium orig. cap. IV. §. 5. Preuss. Städteordn. §. 39.
15) Baier. Gemeindedikt §. 78. Weimar. Stadto. §. 21. Hessisches G. E. §. 34.
16) Mittermaier Grundsätze des gem. teutschen Privatr. §. 100. Bad. Grundverf. v. 1808. §. 7—9.
17) Baier. Edikt v. 26. Mai 1818. Hess. Edikt v. 18. März 1820. Würtemb. Verfassungsurk. III. §. 19.
18) Baier. Edikt. §. 8.
19) Teutsche Bundesakte Art. 18.
20) S. über Bedeutung des teutschen Bürgerrechts Falk in den kieler Blättern. II. Bd. 1 H. 160.

ob, in welcher man jene am guten Bürger überhaupt erwarten darf, ohne auf der einen Seite örtlichem Zurückbleiben in der Kultur nachzugeben, oder auf der anderen eine zwecklose, wo nicht nachtheilige Überbildung zu verlangen. Letzteres verbietet ohnehin die kurze, mit der Konfirmation beschlossene Schulzeit; ersteres aber würde um so bedenklicher seyn, da diese Jugend keine weitere Bildungsanstalt benutzen kann, sondern für ihr ganzes Leben gerüstet aus der Schule treten muß.

Die Mittel zur Verstandesbildung für den Kreis bürgerlicher Geschäfte sind theils historische Kentnisse, theils Sprachkentnisse, theils passende Denkübungen.

I. Historische Kentnisse sollen die Masse der Erfahrungsbegriffe vermehren, womit dem Verstande Stoff zur Bearbeitung geboten wird. Dahin gehören 1) Naturbeschreibung. Mit Beseitigung künstlicher Systeme werden die Naturgegenstände nach ihren Merkmalen, Eigenschaften und Veränderungen beschrieben und diejenigen hervorgehoben, welche auf Handel u. Gewerbe Einfluß haben; denn die Benutzung und die Kentniß des Schädlichen sind Hauptaugenmerk. Den Beschluß macht die Naturbeschreibung des Menschen. 2) Erdbeschreibung. Nach vorläufiger Übersicht des Erdballes folgt die Erläuterung der Weltkarte, dann die Beschreibung der Länder von Europa, ausführlicher gefaßt, je näher man dem Vaterlande komt; endlich die der übrigen Erdtheile, vorzugsweise der Kolonien. Nichts von Prachtgebäuden, Festungen, Schlachtfeldern, Universitäten, Koncilien u. dgl., desto mehr von Natur und Landesart, Natur- und Kunstprodukten, Fabriken, Messen und Handelswegen. Den Beschluß macht die mathematische Geographie und populäre Himmelskunde. 3) Geschichte. Weder Kriegsgeschichte, noch literarische, aber Kulturgeschichte und Nachweisung der Ursachen, welche zur Entstehung der jetzigen Verfassung beigetragen. Mit besondrer Liebe ist die Geschichte des heimischen Fürstenhauses zu behandeln, durch welche echter Bürgersinn gezeitiget wird.

II. Der Sprachunterricht in Bürgerschulen ist von dem der Gelehrtenschulen in Zweck und Form wesentlich verschieden, da man nicht Gelehrsamkeit, sondern Gewandtheit in Geschäften befördern will. Vor allem wichtig ist daher 1) Die Muttersprache. Ihre gründliche Kentniß soll dem Bürger als Schlüssel zur Selbstbelehrung dienen und als Eintrittskarte zum Umgange mit der gebildeten Welt. Er soll gerade kein Stylist werden, aber sprachrichtig und orthographisch schreiben, auch die üblichen Aufsätze regelrecht entwerfen können. 2) Die französische Sprache verdient als Sprache des Handels eine fleißige Bearbeitung, besonders im Westen von Teutschland. 3) Die lateinische Sprache ist in den unteren Klassen nicht ganz zu verabsäumen. In den oberen gibt die Erklärung der Barbarismen oder fremden Kunstwörter eine treffliche Gelegenheit die Begriffe zu erweitern und aufzuhellen.

III. Die Denkübungen der niederen Bürgerschule sind dreierlei und haben Zahlverhältnisse, Maßverhältnisse oder Kunstaufgaben zum Gegenstande. 1) Die Arithmetik ist hier nicht das blos mechanische Rechnen der Elementarschule. Man gibt vom Grunde jedes Verfahrens Rechenschaft, damit der Schüler den jedesmaligen Fall beurtheilen und danach den Ansatz finden lerne. In den unteren Klassen ist das Kopfrechnen mit seinen Vortheilen besonders wichtig, in den oberen dagegen die Anwendung der Rechnungsarten auf Gewerbe. 2) Geometrie, nicht die reine der Gelehrtenschulen, sondern historische Kentniß der räumlichen Größen, Ausmessung, Ausrechnung und Theilung derselben, möglichst auf Gewerbfälle anzuwenden. 3) technische Denkübungen. Eigentliche Technologie ist hier nicht durchzusetzen, weil sie nicht vorbereitet werden kann; aber abgebrochene Vorträge über sinnreiche Erfindungen, wobei man zeigt, wie der vorgesetzte Zweck nach und nach erreicht ward, sind vom größten Nutzen zur Vorbereitung auf die höhere Bürgerschule.

Die Ausbildung des Geschmackes, des Kunstgeschmackes nämlich, hat auf die glückliche Betreibung der Gewerbe den wesentlichsten Einfluß. Weder Fleiß, noch Verstand ergänzen das Fehlende da, wo das Gefühl des Schönen nicht lebendig hervorgerufen ward. Dazu führen hauptsächlich: 1) das Zeichnen. Thiere, Blumen und Ornamente wählt man zu Vorlegeblättern, nicht Landschaften. Nur Graphit wird zum Anfange gebraucht, späterhin Silberstift. Kreide und Pastellfarben verwöhnen die noch nicht sichre Hand. 2) Die Malerei, ungemein nützlich für die meisten Gewerbe, indem sie unter guter Leitung den Farbensinn ausbildet. Nur fertige Zeichner nehmen an dieser Übung Theil, aber in besonderen Stunden. Den Übergang macht das Schwarztuschen. 3) Die Schönschreibkunst. Das blos nachmalende Schreiben der Elementarschule hört nach und nach auf, so wie die Regeln der Schreibkunst gefaßt und angeeignet worden. Abschreiben von Druckschrift übt ihre Anwendung. Doch gebraucht man auch Vorschriften, vorzugsweise gestochne von gelungener Arbeit. Der liegende, leicht fördernde Duetus wird zur Regel gemacht. — Singen und Deklamiren, die der Elementarschule gehören, werden in vermischten Schulen ebenfalls fortgesetzt.

Die Ausbildung des Gemüthes ist zwar eigentlich Sache der Erziehung, nicht des Schulunterrichtes; allein die Bürgerschule kann weniger als andre eine geordnete häusliche Erziehung voraussetzen, mithin der Pflicht sich nicht entziehen in die Erziehung einzugreifen. Ihre Mittel zur Richtung des Willens sind: 1) Religionsunterricht. In der untersten Klasse wird er durch biblische Geschichte vorbereitet. Dann folgt der Katechismus und die Erklärung der heiligen Schrift, vornehmlich der Beweisstellen. Viel Physikotheologie! 2) Sittenlehre. An die religiöse Moral der unteren Klassen schließt sich späterhin Moral in Beispielen, aus der Geschichte gewählt. Eigentliche Vernunftmoral komt hier zu früh. 3) Gesetzkunde. Erklärung des Sinnes der den Bürger angehenden Landesgesetze, um Rechtlichkeit neben dem Gutseyn zu begründen und früh den unverbrüchlichsten Gehorsam gegen Fürst und Obrigkeit einzuschärfen. Ein Bürgergesetzbuch wäre dazu vorzubereiten.

Vermöge der angezeigten funfzehn Mittel darf man zuversichtlich hoffen dem State verständige, geschickte und

wohldenkende Bürger zu verschaffen, wenn außerdem geschieht, was man von einer guten Schule erwarten muß; denn die Lektionen thun es nicht allein. Eine in allen Verzweigungen geregelte Aufsicht, frühe Gewöhnung der Jugend zur Pünktlichkeit, zur beständigen Thätigkeit, zum Gehorsam gegen jeden Vorgesetzten, zur Wahrhaftigkeit in jedem Falle, eine nicht sklavische, aber ernste Zucht und passende Aufmunterungen müssen den Boden urbar halten, daß die Lehre darin Wurzel fasse und Frucht bringe.

Viele zum Gewerb bestimmte Knaben, welche der Bürgerschule entgehen, werden späterhin veranlaßt das Nöthigste beiläufig in der Handwerksschule nachzuholen, von welcher wir an ihrem Orte reden.

Die Idee der Bürgerschule entwickelte sich seit der Reformation, aber langsam. Die Sachkentnisse, welche J. A. Comenius neben dem Sprachunterricht empfahl, bereiteten mehr vor. Seit 1770 bewirkte Fr. G. Resewitz durch seine „Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit" allgemeinere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, den Becker, Horstig, Gedike, v. Türk, Natorp, Gruner u. A. weiter ausführten [1]).

B. Die höhere Bürgerschule, sonst auch Realschule oder Kunstschule genant, hat zum Gegenstande die Vorbereitung der eigentlichen Künstler, Fabrikanten, Kaufleute, Apotheker, Baumeister, Ökonomen, Jäger, Förster, Berg- und Hüttenleute. Diese stehen als Führer und Rathgeber an der Spitze des Gewerbstandes, bedürfen folglich einer sorgfältigen kunstwissenschaftlichen Ausbildung. Der Unterricht bezweckt vor allem: den Kunstsinn zu wecken, zu nähren, zu richten, und technische Virtuosität an die Stelle des leidigen, zur Volksverarmung an Gut und Blut führenden Gewerbschlendrians zu setzen. — Letzterer hat unserm Vaterlande tiefe Wunden geschlagen. Während die Industrie der Nachbarstaten rasch fortschritt, stand die teutsche im Ganzen still; denn es entstand eine weite Kluft zwischen Gelehrten und Künstlern, daß sie nicht mehr die Hand einander bieten konnten. Über die Kunst ward viel mehr geschrieben, als die Erfahrung rechtfertigte, und was die Bücher Gutes haben, komt der Kunst nicht zu gut; denn die davon Gebrauch zu machen hätten, kennen die Bücher nicht und wissen sie nicht zu gebrauchen. So ist der Teutsche dem Briten und Franken für Kunst und Mode tributar geworden und das Gefühl der Schwäche ist so allgemein, daß man dem Landsmann kaum etwas Tüchtiges zutraut. Wenn auch teutsche Künstler treffliche Arbeit liefern, mag man sie doch nur vom Auslande kaufen. Die Nachbarn lächeln und benutzen den Wahn zu leichtem Gewinn.

Wollen wir einer so schmählichen Dienstbarkeit entgehen, so muß die fähigere Jugend des Gewerbstandes ermuthiget, für das Bessere erwärmt und zum Bessern ausgerüstet werden. Größere Staten erreichen das durch polytechnische Institute, die freilich zur allgemeinen Einführung zu kostbar sind; indessen wird der wesentliche Nutzen derselben hinreichend und wohlfeiler durch höhere Bürgerschulen erreicht, welche am sichersten in Verbindung mit den niederen bestehen, so daß sie die fähigsten Zöglinge der letzteren übernehmen und auf dem schon gelegten Grunde weiter fortbauen. Die Mittel zur letzten Ausbildung dieser Auserwählten sind insbesondre die sogenannten Realien, und zwar namentlich: 1) Physik. Alles Hypothetische ist möglichst zu beseitigen. Überhaupt komt hier weniger auf eine scharfe Theorie an, als auf umständliche Kentniß der nutzbaren Naturkräfte und Naturgesetze. Praktische Übung im Gebrauch der physikalischen Werkzeuge ist dabei sehr wichtig. 2) Mechanik. Die zur Bewegung dienlichen Kräfte, die Vorrichtungen zur Anwendung derselben, die Kunstgriffe zur Vermehrung der Kraft oder Geschwindigkeit, so wie zur Fortpflanzung und Richtung der Bewegung fodern hier eine ausführliche, mit Beispielen aus den Gewerben begleitete Abhandlung, wobei die theoretischen Beweise füglich zu entbehren sind. Zum Beschlusse werden die gebräuchlichsten zusammengesetzten Maschinen beschrieben und aus jenen Elementen erläutert. 3) Chemie, technische, nicht philosophische. Ob man: Chlorine, oder oxydirte Salzsäure, oder dephlogistisirte Salzsäure sagt, daran liegt wenig; aber ihre Eigenschaften und deren nützliche Anwendung muß man vollständig kennen lehren. In Atomen über den Erdball zerstreute Substanzen, die nie zur Anwendung kommen, werden ganz übergangen, um für das Gemeinnützige desto mehr Zeit zu gewinnen. Die chemischen Operationen werden vor dem Herde praktisch eingeübt. 4) Technologie. In dieser Hauptlektion der höheren Bürgerschule vereinigen sich die drei vorbenannten Wissenschaften zur Anwendung. Eine blos historische Beschreibung der Handwerke, Werkzeuge und Arbeiten bringt wenig Nutzen, der durch Besuch der Werkstätten leichter und besser zu erreichen ist. Man suche nicht extensive, sondern intensive Vollständigkeit und behandle bei karg zugemessener Zeit nur die wichtigsten Künste, aber gründlich, daß jede Arbeit nach Zweck und Mittel verstanden werde. 5) Warenkunde. Eine vergleichende Revision der Konsumtibilien, technischen Materialien und Kunstprodukte ist für alle Gewerbtreibenden gleich wichtig, nicht etwa blos für den Kaufmann; nur muß alles zur Ansicht vorräthig seyn, nicht Wortkram für Ware verkauft werden. Vornehmlich wichtig ist dabei die Prüfungskunst der Waren durch einfache chemische und physikalische Versuche, die nicht bis zur Analyse ausgedehnt zu werden brauchen.

Außer diesen Realwissenschaften gehören noch wesentlich zum Lehrplan der höheren Bürgerschule einige erhöhte Kunst- und Sprachfertigkeiten, als: 1) Das Zeichnen nach dem Runden, d. h. nach wirklich vorgestellten Objekten, nicht nach Vorlegeblättern. Die Regeln der Perspektive und Verkürzung werden dabei gelegentlich eingeschaltet und eingeübt. 2) Die Reißkunst oder Rißzeichenkunst, welche die mechanischen Vorrichtungen nach Durchschnitten mit Lineal und Zirkel treu darstellen lehrt. Die Realwissenschaften geben fortwährend Gelegenheit zu solchen Übungen. Risse von Maschinen, Schreiner-, Sattler- und Wagnerarbeiten, Webstühlen, Schöpfwerken u. s. w. werden theils kopirt, theils von

1) Vgl. Niemeyer's Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. III. S. 150 f.

den Geübteren neu aufgenommen, wobei vom ersten Anfang an den Gebrauch des verjüngten Maßstabes zu gewöhnen ist, der allein praktische Zuverlässigkeit gibt. 3) Die Modellirkunst ist hinsichtlich der nicht deutlich im Riß darzustellenden Maschinen, wie auch wegen der großen Schwierigkeit der perspektivischen Zeichnung von großem Vortheil. Das Modelliren in Holz fodert einige Übung in der Drehkunst, die allenfalls außer dem Lokal der Schule zu erlangen ist. 4) Technische Stylübungen. Hiebei komt es weniger auf die Eleganz der Schreibart, als auf zweckmäßige Anordnung der Gedanken an, um Kunstbeschreibungen kurz, deutlich und vollständig zu entwerfen. Durch tägliche Übung im Ausarbeiten technologischer Vorträge lerne der junge Bürger alles zu Papier bringen, was er im Kopf hat. Kunstbeschreibungen nach eigener Untersuchung eignen sich zu Ferienarbeiten. 5) Technische Lektüre. Wer die vorigen neun Theile des Realunterrichtes benutzt, wird in der Folge wol im Stande seyn sich selbst aus technischen Schriften zu belehren; indessen scheint doch eine vorläufige Anweisung dazu nicht überflüssig. Man gibt den Schülern zur Ferienarbeit auf, technische Abhandlungen zu excerpiren, oder einzele Bereitungen nach der Beschreibung auszuführen. — Beide letztere Übungen sind um so wichtiger, als die Erfahrung lehrt, daß viele unserer talentvollsten Techniker, durch den Mangel jener Fertigkeiten niedergedrückt, das nicht leisten, was sie außerdem gewiß leisten würden.

Auch der höheren Bürgerschule steht die Handwerksschule, mit ihrer höheren Abtheilung, der Bauhandwerksschule, als Gehilfin, zur Nach- und Wiederholung bei.

Die erste Idee der Realschule wurde 1705 zu Halle in Sachsen durch ein Programm von M. Christoph Semler, damaligem Inspektor der dortigen teutschen Schulen, angeregt. Sein Antrag wurde von der preuß. Regirung der kön. Societät der Wiss. zu Berlin zur Prüfung übergeben. Sie stellte unter dem 15. December 1706 ihr Gutachten dahin aus, daß allerdings rathsam sey, die Bürgerjugend über Kunstgegenstände zu belehren, damit ihr der Verstand und Sinn mehr geöffnet werde. Darauf wurde die Lehranstalt mit einem besonderen Lehrer (Chr. Benit) eröffnet, auch ein Kunstkabinet angelegt[2]).

Als in den folgenden Jahren Joh. Jul. Hecker in Halle studirte, faßte er die Idee der Realschule glücklich auf, und so entstand durch ihn 1747 die Realschule zu Berlin, welche solchen Beifall fand, daß sie 1748 schon 600 Schüler zählte, unter welcher Zahl jedoch die mit der Realschule verbundene teutsche und lateinische Schule mit begriffen waren. Sie erhielt eine Bibliothek, eine Naturaliensamlung, eine Modellkammer und einen botanischen Garten. Heckers Nachfolger, der geschätzte Physiker Silberschlag, sonderte die bis dahin nicht vollkommen geschiedenen Anstalten mehr ab, in das Pädagogium für Studirende, die Kunstschule für Künstler, Baumeister, Kaufleute und Ökonomen, und die teutsche Schule für Handwerker. Lehrplan und Lehrmethode der Kunstschule oder eigentlichen Realschule wurden durch das bekannte, treffliche Reccardsche Lehrbuch befestiget. Eben dieser Reccard (Gotth. Christ.), die drei Brüder, J. Ch. Gottl. Sprengel, Joach. Fr. Sprengel, Vater des berühmten Botanikers und Geschichtschreibers der Arzneikunde, und P. N. Sprengel, der die von Hartwig fortgesetzte Technographie anfing, und andre treffliche Lehrer halfen den Ruf der Anstalt heben[3]). — Ein so glänzender Erfolg munterte zur Nachahmung auf, und so bildeten sich nach und nach im Norden und Süden von Teutschland theils für sich bestehende Realinstitute, deren einige doch bald wieder eingingen, theils mit anderen Schulen verbundene Realklassen. Diese gewähren in der Ausführung bedeutende Vortheile, indem die Verwandlung einer schon bestehenden Klasse in eine Realklasse wenig Kosten verursacht, auch der Zugang an Schülern durch die Schwesterschule gesichert wird[4]).

Am zweckmäßigsten und der Natur der Sache angemessen bildet die Realklasse die obere Abtheilung einer niederen Bürgerschule, in welchem Falle sie zwar die Lektionen der Bürgerschule nebenbei mit fortsetzen muß, wodurch dem Realunterricht viel Zeit entgeht, doch aber unter sonst günstigen Verhältnissen für Mittelstädte leisten kann, was örtliches Bedürfniß heischt. Im Allgemeinen ist nicht zu verhehlen, daß das Realschulwesen noch manches zu wünschen übrig läßt, bevor man hoffen darf, seine Bestimmung gnüglich erreicht zu sehen. Darüber schlüßlich folgende Bemerkungen.

Eine große Schwierigkeit liegt in dem Mangel an geeigneten Lehrern, welcher die Vermehrung der Realschulen hindert, auch schon bestehende nicht selten zurücksetzt, daß sie der Benennung ungeachtet doch in der That keine mehr sind. Die Ursach jenes Mangels ist, daß Jünglinge, die Fleis und Talent genug besitzen die Realwissenschaften zu studiren, sich in der Regel mit dem mühevollen, wenig lohnenden Beruf des Schulmannes nicht begnügen, sondern höher hinaus wollen. Fast überall ist

2) Den Lehrplan gab M. Semler 1709 im Druck heraus unter dem Titel: Neueröffnete mathematische und mechanische Realschule, in welcher praesenter gezeigt und nach allen Theilen erklärt wird: das Uhrwerk, Modell eines Hauses, Kriegsschiff, Festung, Salzkoth, Mühle, Bergwerk, chymisch Laboratorium, Glashütte, Tuchmacherstuhl, Drechselbank, Pferd und Pferdeschmuck, Brauhaus, Baumgarten, Blumengarten, Honigbau, Wagen, Pflug, Egge und Ackerbau; ferner alle Arten der Gewichte, Münzen und Maße, gemeine und Edelsteine, alle Arten Wolle und Seide, Gewürze, Samen, Wurzeln, Kräuter, Mineralien, Thiere, Vögel, Fische, Sceleton; ingleichen geometrische und optische Instrumenta, Rüstzeuge der Bewegungskunst, Wettergläser, Wasserkünste, der Magnet, Kompaß, das Wapen, Grundriß eines Gebäudes, Topographie der Stadt Halle, Fürstellung der Sphäre des Himmels u. a. m. — Wir geben den ganzen Titel, weil sein Inhalt beweiset, man habe damals schon keine üble Idee von der Realschule gehabt, wiewol noch alles ziemlich konfus durch einander geworfen ist. Die Methode des „praesenter Vorzeigens" war das Beste und neu, wie es scheint. Übrigens mag manches Alberne mit untergelaufen seyn, wie denn M. Semler besonders rühmt, daß bei der Demonstration immer einige gute Moralien inserirt würden, als: bei der Glashütte von der Zerbrechlichkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, beim Sceleton von der Demuth, bei den Metallen von Gottes Allmacht, Weisheit und Gütigkeit. Man mußte ja wol dem damals in Halle aufkommenden Pietismus seinen Zoll abtragen.

3) Vgl. die Geschichte der Realschule von ihrem verdienten Direktor And. Jak. Hecker (Berl. 1797) und die Nachträge von 1798, 1802.

4) Über die verschiedenen Fälle solcher Verbindungen darf ich mich auf den Anhang meiner Schrift: „Über die Einrichtung höherer Bürgerschulen" (Halle, 1809) beziehen.

die Schule nur der Warteposten für die Kandidaten des Predigtamtes, und diese fühlen selten Beruf in so schwierige Doktrinen einzudringen.

Sehr viel hängt von der Wahl und Zusammensezzung der leitenden Behörde ab. Am besten gedeiht das Werk, wo man die einsichtsvollsten Kaufleute, Fabrikanten, Baumeister und Ökonomen des Ortes zu Ephoren wählt, welche den Realunterricht zu würdigen verstehen. Wo dagegen die Leitung Männern zusteht, die anderweit zu beschäftiget sind oder das Wesen und Wirken der Anstalt nicht verstehen, nur für Latein und Religionsstunden Sinn haben, die Realien aber zu den Allotrien rechnen und mit Gähnen davon hören, da läßt sich, wenn sie auch gutmeinend helfen und bessern wollen, wenig Ersprießliches hoffen. Wo Gewerbvereine sind, bilden sie einzig die kompetente Behörde.

Meistentheils ist in den Realklassen der Mangel an Hilfsmitteln zu groß, als daß viel ausgerichtet werden könnte. Das „praesenter Vorzeigen" ist unumgänglich, wie M. Semler wol einsah. Wenn aber der Lehrer ohne Samlungen und Apparat ist, von unsichtbaren Dingen erzählen und die Versuche mit Kreide an die Wand malen muß, so ist das wenig mehr als gar nichts. Bürgerkommissionen finden Wege die Mittel herbeizuschaffen; aber Scholarchen der andern Gattung wissen da keinen Rath, und gemeinschaftliche Direktionen verwenden die etwa disponiblen Mittel oft mit Vorliebe zur Ausstattung der lateinischen Schulen.

Nicht selten liegt in den Ältern der Schüler ein Hinderniß, daß der Realunterricht nicht recht gedeihen kann. Von gebildeten Ältern ist das freilich nicht zu besorgen; aber da die Realschule eben die Bildung des Bürgerstandes zu steigern bezweckt; so geht sie freilich, besonders da, wo sie noch etwas Neues ist, über den Horizont der meisten Väter ihrer Zöglinge hinaus, die in ihrer Jugend von dem allen nichts hörten. Manchen fällt es unbequem, daß ihre Söhne mehr lernen. Sie sind dann wol unbedachtsam genug, sich zu Hause über die Schulneuerungen gleichgiltig oder gar misfällig zu äußern, wodurch sie die Söhne abwendig machen, statt sie zum Fleiße anzuhalten. Dafür gibt es kein anderes Mittel als geduldiges Erwarten zunehmender Bildsamkeit.

Das Schlimmste ist endlich die Eilfertigkeit der Jugend, die meistens nicht erwarten kann der Schulzucht entnommen zu werden. Viele warten kaum die Konfirmation ab, und doch werden sie dann erst fähig für den Realunterricht, der Kindern nicht begreiflich gemacht werden kann. Diesem Übel wäre abzuhelfen, wenn die Regirung den Künstlern, Baumeistern, Kaufleuten, Apothekern und Ökonomen zur Pflicht machte, nur solche Lehrlinge anzunehmen, welche das Zeugniß der Reife von der Realschule mitbringen. (*K. C. Schmieder.*)

Bürgerstand, hat verschiedene Bedeutungen. In dem Verhältnisse, wo der Adel als der höchst bevorrechtete, und der Bauernstand als der geringste Stand betrachtet wurde, bildete sich der Bürgerstand als ein Mittelstand aus, daher in Urkunden drei Stände: Edelleute, Bürger und Bauern geschieden wurden [1]), was im Mittelalter um so wichtiger wurde, als für jede dieser Unterthanenklassen besondere Beurtheilungsnormen und Gerichtsverhältnisse vorkamen, und die Frage oft entstand, in wiefern jeder Stand selbständig repräsentirt werden durfte. Auf diese Art gehörten alle Personen, welche Mitglieder einer städtischen Corporation oder eines Marktfleckens waren, zum Bürgerstande. Je mehr neue Ständeverhältnisse entstanden, der Adel jedoch immer als ein geschlossener Stand sich erhielt, und jeder Freie ein Interesse hatte, sich von dem höchst gedrückten Bauernstande zu trennen, desto mehr umfaßte der Bürgerstand als ein Mittelstand alle Personen, welche nicht zum Adel oder Bauernstande nach ihrer Geburt gehören, oder einem dieser Stände nachher einverleibt sind, und in diesem Sinne haben auch neue Gesetze [2]) vom Bürgerstande gesprochen. In diesem Umfange gehören auch Beamte und Geistliche zum Bürgerstande; um aber jedem Misverständnisse, das durch Ausdehnung entstehen könnte, vorzubeugen, haben die Gesetze wieder den Begriff beengt, und rechnen alle Personen, welche durch ihre Ämter, Würden oder andere Privilegien von der Gerichtsbarkeit ihres Wohnorts befreit sind, zu den Eximirten [3]). Für die Unterscheidung in höhere (auch vornehmere) Bürger und gemeine läßt sich anführen, daß schon die Reichsgesetze [4]) von gemeinen Bürgern im Gegensatze der Kauf- und Gewerbsleute, und von Bürgern fürnehmen Herkommens sprachen, und mehre Landesgesetze [5]) selbst privatrechtliche Bestimmungen, z. B. Nothwendigkeit gerichtlicher Protokollirung der Bürgschaften bei gemeinen schlechten Bürgern, auf den Unterschied bauen, und auch neue Gesetze von einem höheren Bürgerstande sprechen [6]), obwol gemeinrechtlich sich weder die Personen, die dazu gehören, noch die auszeichnenden Vorrechte angeben lassen. So kann man nach Gewohnheit [7]) und Gesetzen zu den höheren Bürgern die Graduirten, die landesherrlichen Beamten, Gelehrte, Rathsglieder, Kaufleute, Künstler, Unternehmer erheblicher Fabriken rechnen, obwol häufig solche Rangbestimmungen nur in Bezug auf einzele Verhältnisse [8]) entstanden sind, und daher nicht immer Ausdehnung leiden. (*Mittermaier.*)

BÜRGER (Gottfried August), wurde geb. am 1. Jan. 1748, in der ersten Stunde des Jahres, zu Molmerswende oder Wolmerswende [1]), einem ärmlichen Dorfe am Unterharz, im halberstädtischen Gebiet. Sein Vater Gottfried August, geb. 1706 in dem benachbarten Dorfe Pansfelde, ein Mann von gutem Charakter, aber wenig regsamen und sehr prosaischem Geist, war Prediger des Orts und wurde in demselben Jahre 1748 dem bekannten Geschichtforscher Abel in dem nicht weit entfernten Westdorf adjungirt, gelangte aber erst 1763 nach Abel's Tode zum Genuß dieser einträglichen Pfarrstelle

1) Z. B. Urk. in Schultes coburg. Landesgesch. S. 161.

2) Preuß. Landr. II. Th. Tit. 8. §. 1. 3) z. B. preuß. Landr. l. c. §. 3. 4) Reichspolizeiordn. v. 1530. Tit. 11. und 13. 5) z. B. baier. Landr. IV. Thl. cap. 10. §. 4. 6) Preuß. Landr. II. Th. Tit. 1. §. 31. 7) z. B. Kreitmaier Anmerk. zum baier. Landr. V. Thl. S. 1751. 8) z. B. in Preußen in Bezug auf Eheverbote wegen Ungleichheit des Standes.

1) Auf die leztere Art wird der Name des Orts meist geschrieben, aber nicht ausgesprochen.

und starb kurz darauf [2]). Bürger's Mutter, Gertrud Elisabeth Bauer, die Tochter eines angesehenen Einwohners zu Aschersleben, war nach dem Urtheil des Sohnes eine Frau von außerordentlichen Geistesanlagen, die aber ganz unausgebildet und mit manchen tadelnswerthen sittlichen Eigenschaften verschwistert waren. Der junge Bürger erregte Anfangs höchst geringe Erwartungen und entwickelte sich an Leib und Sele nur langsam. Doch lernte er sehr bald teutsch lesen und schreiben, aber bis zum zehnten Jahre durchaus nichts weiter. Schon damals liebte er die Einsamkeit und die schauerlichen Gefühle, welche in der Dämmerung, im Waldesdunkel oder bei Mondschein zu erwachen pflegen. Sein poetischer Geist wurde durch keine andern Schriften, als die Bibel und das kirchliche Gesangbuch genährt. In jener liebte er besonders die historischen Bücher, die Psalmen und Propheten, am meisten aber die Apokalypse. Seine Lieblingslieder im Gesangbuch waren: Eine feste Burg ist unser Gott; O Ewigkeit, du Donnerwort (von Joh. Rist); Du o schönes Weltgebäude (von Joh. Frank); Es ist gewißlich an der Zeit (von Barthol. Ringwald). Bei einigen Strophen des letztern zumal, tönten, wie er später versicherte, schon ganz dumpf die Saiten seiner Sele, welche nachher ausgeklungen haben [3]). Ohne alle Anleitung und Auffoderung machte der Knabe Verse, die im Sylbenmaß vollkommen richtig waren. Um so schwerer wurde ihm die Erlernung des Lateinischen, und er hatte nach zwei Jahren und vielen erduldeten Züchtigungen das erste Schema im Donat, Mensa, noch nicht inne. Nachdem er einige Zeit von seinem Vater und dem Hauslehrer eines benachbarten Predigers ohne sonderlichen Erfolg unterrichtet war, wurde er 1760 zu seinem Großvater in das nahe Aschersleben gebracht, um dort die Stadtschule zu besuchen. Er lernte hier zwar nebenbei etwas Latein, gefiel sich aber weit mehr in poetischen Versuchen. Ein beißendes Epigramm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners, welches ein Handgemenge in der Schule zur Folge hatte und ihm eine allzu harte Züchtigung von dem Rektor Aurbach zuzog, bewirkte 1762 seine Versetzung auf das Pädagogium zu Halle. Hier gefielen ihm vor allen die poetischen Übungen, welche der damalige Lehrer am Pädagogium, nachherige Professor zu Wolfenbüttel, Leiste, mit seinen Schülern anstellte und an welchen auch sein Freund, Göckingk, Theil nahm. 1764 bezog er die Universität Halle, und widmete sich daselbst dem Studium der Theologie, obwol durchaus gegen seine wahre Neigung und lediglich auf Betrieb seines Großvaters, von dem er nach dem Tode seines Vaters völlig abhing. Nach einiger Zeit kam er in nähere Verbindung mit Klotz, der zwar die Liebe zur alten Literatur in ihm nährte, aber viel dazu beitrug, daß sein natürlicher Hang zu einem frohen und freien Lebensgenuß oft in zügellose Ausgelassenheit überging. Der Großvater erfuhr es und rief ihn im Zorn von Halle zurück, erlaubte ihm aber, Ostern 1768 nach Göttingen zu gehn und das Studium der Rechte zu wählen. Er trieb dasselbe eine Zeitlang mit einigem Eifer, so daß er seine Pandekten recht gut verstehen lernte, kam aber auch hier wieder in gefährliche, zum Theil durch seine Verhältnisse zu Klotz herbeigeführte Verbindungen, und ergab sich der Unordnung dergestalt, daß sein Großvater ihn endlich ohne Unterstützung ließ. In den beschränkten und zerrütteten Umständen, worin Bürger jetzt durch Schuldenmachen u. s. f. gerieth [4]), hatte er das Glück, die Freundschaft einiger talentvollen jungen Männer zu erwerben, die ihn um seiner Anlagen willen schätzten, die nie ganz erloschene Liebe zu den Studien in ihm durch gemeinschaftlichen Eifer neu belebten und ihn allmälig auch zu einer regelmäßigern Lebensweise zurückführten. Unter den frühern göttinger Freunden, Biester, Sprengel, Boie u. A. verdient der letztere, der Ostern 1769 nach Göttingen kam, durch große Verdienste um die geistige Bildung und das äußere Glück Bürger's, die erste Stelle. Boie war, nach gemachter Bekantschaft, eine Zeitlang noch in einer gewissen Entfernung von Bürger geblieben, bis er sich 1770 innig an denselben anschloß. Zu den spätern Freunden gehörten Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Carl Friedr. Cramer, Hahn, Leisewitz und Sprickmann. Mit dem göttinger Dichterbunde, der sich größtentheils erst nach Bürgers Entfernung von Göttingen bildete, hing dieser vornehmlich nur durch Boie, Hölty und Cramer, als älterer Freund und Rathgeber, zusammen. Auch Gleim, der zu Anfang des Jahrs 1771 zuerst von seinem Talent und seinen Verirrungen hörte, nahm sogleich den wärmsten Antheil an ihm, empfahl ihn seinem Bekannten Boie aufs dringendste, verwendete sich auf allerlei Weise zu seinem Besten, unter andern bei seinem damals noch unerbittlichen Großvater, und blieb ihm Zeitlebens großmüthiger Freund [5]). In Gemeinschaft mit seinen ältern Freunden las und studirte Bürger die besten Muster der Alten und Neuern, der Franzosen, Engländer, Italiäner und Spanier. Die

2) Zufolge einer mir vorliegenden gedruckten Gelegenheitsschrift wurde sein Nachfolger im Predigtamt (derselbe Rektor Aurbach, mit dem der Sohn in Mishelligkeiten gerieth), schon am 3. Juni 1765 bei seiner Gemeine eingeführt; er scheint hienach 1764 (nicht 1765, wie Althof angibt) gestorben zu seyn. 3) Diese durch den wackern Biographen Althof aufbewahrte Andeutung Bürger's verdient um so mehr Beachtung, da sie zum Theil die Entstehung der berühmten und vielbesprochenen Ballade Lenore erklärt. Das gedachte Lied enthält nämlich folgende Strophe, in welcher man die ersten Anklänge der Ballade erkent:

Posaunen wird man hören gehn
An aller Welt ihr Ende;
Darauf bald werden auferstehn
All' Todten gar behende.
Die aber noch das Leben han,
Die wird der Herr von Stunden an
Verwandeln und verneuen.

4) Er war, wie einer seiner Freunde sagte, in einer Lage, daß man ihn kennen und schätzen mußte, um sich nicht seinem Umgange zu entziehen. 5) Über dieses Verhältniß gibt die im literarischen Conversationsblatt (1821. Nro. 275 fgg. 1822. Nro. 13 fgg.) abgedruckte Correspondenz Gleim's mit und über Bürger hinlänglichen Aufschluß. Der erste, sehr zur Ehre Gleim's gereichende Brief, worin er das verirrte Genie, das ihm so eben bekant geworden war, dem jüngern Freunde Boie zur Rettung empfiehlt, ist vom 15. Januar 1771. In seiner Antwort vom 28. Januar gibt Boie Bürgern bereits das Zeugniß, daß er jetzt auf eine untadelhafte Weise lebe, obwol ihm von seiner vorigen Lebensart noch etwas Rohes geblieben sey.

spanische Sprache erlernte er mit solchem Eifer, daß er, durch eine Wette veranlaßt, eine Novelle in derselben schreiben konnte, welche späterhin Boie aufbewahrte. Shakespeare war den Verbundenen so sehr Liebling und Muster, daß sie in ihrem Cirkel nur in seinen Ausdrücken zu reden pflegten. Percy's **Reliques of ancient english Poetry**, die nicht lange vorher (1765) erschienen waren, wurden sodann Bürgers tägliches Studium. Der erste poetische Versuch, wodurch er seinen Freunden eine günstige Meinung von seinem Dichterberuf erweckte, war eine burleske Epistel, womit er einen Überrock zurückfoderte, den er nach einem frohen geselligen Abend auf Sprengel's Zimmer zurückgelassen hatte. In derselben Manier dichtete er bald darauf das erste von ihm gedruckte Lied: „Herr Bacchus ist ein braver Mann." Der gegen das Jahr 1770 von Gotter und Boie gestiftete teutsche Musenalmanach bot ihm erwünschte Gelegenheit, seine Gedichte bekant zu machen. Einer seiner frühesten Beiträge (im dritten Jahrg. 1772) war das Dörfchen, eine freie Nachbildung von Bernard's reizender Dichtung: **le hameau**, in kurzen viersylbigen Versen, wobei er die Feile lange und wiederholt gebrauchen mußte, ehe er dem mit der Kritik schon vertrautern und durch Ramler mehr in die Geheimnisse der Kunst und des Versbaues eingeweihten Boie, Genüge leisten konnte. Durch Boie's kritische Strenge gelangte Bürger zu der Correctheit, die seine Gedichte auszeichnete, und er lernte von ihm die ihm oft verdankte Kunst, mit Mühe zu dichten (**de faire difficilement des vers**). Zu seinen nächsten Erzeugnissen gehörte das Lied an die Hoffnung (im Musenalmanach für 1773), die Nachtfeier der Venus (im teutschen Merkur 1773 und sodann im Musenalmanach für 1774) und die travestirte Fabel von der Europa, welche einzeln gedruckt wurde, weil sie dem Herausgeber des Musenalmanachs zu muthwillig vorkam. Im J. 1772 brachte es Boie mit vieler Mühe dahin, daß die Herrn von Uslar, mit denen er gelegentlich bekant geworden war, Bürgern die Stelle eines Amtmanns (Justizbeamten) in ihrem Gericht Alten-Gleichen übertrugen. Dieses zwischen Göttingen und Duderstadt in einer sehr angenehmen Gegend gelegene Amt bestand aus sechs Dörfern, über welche Bürger die untere und obere Gerichtsbarkeit zu üben hatte. Seine Einnahme war unter 500 Thaler, er fand die Geschäfte in großer Verwirrung und Vernachlässigung und um seine Lage noch mehr zu erschweren, waren der Gerichtsherrn nicht weniger als sieben, deren streitendes Interesse zu vereinigen der Justizbeamte kaum hoffen durfte. Das wenig erfreuliche Amt sollte nach der Ansicht seiner Freunde für Bürgern nur eine Zuflucht und Rettung aus dringender Noth seyn; er sollte hier die Muße zur Erschaffung eines Meisterwerkes finden, welches im Stande wäre, ihm einen größern Wirkungskreis zu öffnen. Sein hochbejahrter Großvater wurde durch die Nachricht, daß der Enkel eine Versorgung suche und finde, mit ihm versöhnt, bezahlte seine zu Göttingen gemachten Schulden, und kam selbst, ihn bei seiner neuen Einrichtung zu unterstützen, und die nöthige Cautionssumme (800 Thaler) für ihn zu erlegen. Unglücklicherweise aber vertraute er dieses Geld einem gewissen Hofrath Liste zu Gelliehausen, dessen Vermögensumstände selbst im Verfall waren, und durch welchen Bürger später mehr als 700 Thaler von diesem Gelde verlor. Dies legte den ersten Grund zu der Zerrüttung in des Dichters häuslichen Umständen, die bis ans Ende seines Lebens fortdauerte, ihn bei vielen Menschen in ein übles Licht setzte und überhaupt von sehr nachtheiligen Folgen für ihn war. Bei dem Hofrath Liste, der späterhin in die elendesten Umstände gerieth, wohnte Bürger, so lange er unverheirathet war, aß an dessen Tische und fühlte sich durch die geistige Individualität seiner, zwar nicht mehr jungen, aber sehr geistvollen, gebildeten und etwas schwärmerischen Gattin, welche einst von Gemmingen und Zachariä unter den Namen Elise und Lucinde verehrt und besungen worden war, eine Zeitlang aufs Höchste angezogen [6]). Als ein reiner Erguß seiner Gefühle für sie ist das schöne Gedicht **an Agathe** zu betrachten, welches durch sie eingegeben und an sie gerichtet war. Der Sommer von 1772 verging, ohne daß Bürger, von der Last prosaischer Geschäfte gedrückt, eine poetische Blüthe hervorgebracht hätte. Zu Ende des Winters von 1772 bis 1773, des ersten, den Bürger in seinem Amt auf dem Lande verlebte, wurde er durch ein Bruchstück [7]) einer alten, wahrscheinlich verloren gegangenen Volksdichtung, das er aus dem Munde eines Landmädchens hörte, auf seine berühmte Ballade Lenore geführt. Er erwähnt dieses Gedichts zum erstenmal in einem Briefe an Boie vom 19. April 1773. Der ganze Sommer von 1773 verfloß über der Bearbeitung desselben. Gleich von Anfang hatte er sich von diesem Stoff die größte Wirkung versprochen und seine Überzeugung von dem Werthe des Gedichtes stieg, je mehr es sich der Vollendung näherte. Am 12. August schrieb er u. a. an Boie: „Gottlob! nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig, ruf' ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. — Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich sel-

---

6) Am 2. Aug. 1772 schrieb er von ihr an Boie: dies Frauenzimmer soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden; auf Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel, und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Sele hinfort allein geweiht seyn.

7) Es waren nur die Verse:

Der Mond, der scheint so helle
Die Todten reiten schnelle.

Und die Worte des Gesprächs: Graut Liebchen auch? — Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir. — (S. Bürger's Briefwechsel mit Boie über die Lenore, mit Anmerkungen von Voß, im tübinger Morgenblatt 1809. Nro. 141—145). Außer diesen wenigen Worten hatte Bürger von der alten Ballade nichts erlangen können, so sehr er sich darum bemühte. Lange nachher ist in der Volksliedersamlung: des Knaben Wunderhorn von L. A. von Arnim und Clemens Brentano Bd. 2. S. 19. das angebliche Ganze, wozu jene Fragmente gehören sollen, mitgetheilt worden, jedoch nicht ohne den Verdacht eines spätern, wol selbst erst durch Bürger's Ballade veranlaßten Entstehens. Auch in England, wo die Lenore nach Bürger's Tode sehr gerühmt und sehr oft übersetzt worden ist, hat man in einer alten Ballade, the Suffolk Miracle (gedruckt in einer 1723 erschienenen, jetzt seltenen Samlung), das Urbild derselben finden wollen, das aber Bürger eben so wenig gekant hat. S. the Monthly Magazine. Nro. 8. (September 1796). Noch ein Wort über die Originalität von Bürger's Lenore, von A. W. von Schlegel im neuen teutschen Merkur 1797. Stück 4.

der an, und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Wahrlich! cose dette mai ne in prosa, ne in rime. — Alle Zungen auf Erden und unter der Erden sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler und kein anderer neben mir." Dieser Selbstverherrlichung ungeachtet unterwarf doch Bürger seine Lenore der strengen Kritik des göttinger Dichterbundes, veränderte und besserte auch, nach den Bemerkungen desselben, die ihm durch Boie mitgetheilt wurden, nicht wenig an derselben [8]). Sie erschien im Musenalmanach für 1774, und Bürger hatte die Freude, mehrmals selbst Zeuge von dem mächtigen Eindruck zu seyn, den sie auf die Gemüther hervorbrachte. Dennoch verlor sich späterhin bei ihm der Enthusiasmus für diese seine Schöpfung, zum Theil weil er sich überzeugt hatte, daß sie kein Ganzes ausmache, und er pflegte sie wol die alte alberne Lenore zu nennen. Der Aufenthalt zu Gelliehausen wurde dem Dichter durch eine traurige, in Wahnsinn übergehende Gemüthskrankheit der Hofräthin Liste und eine Mishelligkeit mit ihrem Manne verleidet. Er mied den Ort, so lange die Gerichtsstabe nicht seine Gegenwart foderte, und verlebte seine Zeit meistens in dem benachbarten Niedeck, bei dem handverschen Justizamtmann Leonhart, dessen eine Tochter er im Sept. 1774 heirathete, worauf er in Wöllmershausen, einem Dorfe seines Gerichtssprengels, ein für ihn eingerichtetes Bauerhaus bezog. Die Heirath war für Bürgers Verhältnisse zu früh geschlossen und wurde überdies durch eine Verkettung von Umständen für ihn eine Quelle namenloser Leiden. Er selbst sagt davon in einem Briefe an seine nachherige dritte Frau [9]): „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben [10]). Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wol, allein aus ziemlicher Unbekantschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altar, vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast 10 Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, (worin sie freilich von einiger Herzens-Gleichgiltigkeit gegen mich unterstützt wurde): so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, in Geheim es wirklich zu seyn. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege. Ein schöner talentvoller Knabe, eben der, welchen ich unter meinen Kindern mit aufgeführt habe, wiewol vielleicht bis auf den heutigen Tag die meisten Menschen hiesiger Gegend Nichts, wenigstens nichts Gewisses davon wissen, war die Folge jener Übereinkunft." — Abgesehn von diesen innern Stürmen lebte Bürger in den ersten Jahren seiner Ehe doch in mancher Hinsicht glücklicher, als späterhin. Zwar gewährten ihm seine Amtsgeschäfte keine Freude, aber er war doch jetzt vor drückenden Nahrungssorgen gesichert, hatte manche herbe Erfahrung noch nicht gemacht und fühlte ein Vertrauen zu seiner Kraft, welches in der Folge mehr und mehr verschwand, damals aber durch seinen schnell aufblühenden Dichterruhm genährt wurde. Zur Bearbeitung eines eignen größern Dichterwerks gelangte er jedoch nicht. Dagegen nahm er eine Übersetzung von Homers Iliade in teutsche jambische Verse wieder vor, wovon er früher bereits den ersten Versuch in Klotz'ens Biblioth. d. sch. Wissensch. Bd. 6. hatte abdrucken lassen. Das von Boie und Dohm 1776 angefangene teutsche Museum wurde mit einer Probe dieser fortgesetzten Arbeit eröffnet. Bürger hatte sich damals überredet, daß eine Übersetzung des Homer in teutsche Hexameter nicht gelingen könne, als aber der jüngere Graf zu Stolberg eine solche mit Erfolg unternahm, wurde er an seinen Jamben irre und fing nun selbst eine Übersetzung in Hexametern an, die er eben so wenig, als jene jambische, zu Ende gebracht hat [11]). Im J. 1777 verteutschte er, nach Boies Auffoderung, sehr glücklich die Hexenscenen im Macbeth, welchen Schröder damals in Hamburg auf die Bühne bringen wollte. 1778 übernahm er auf die Bitte des Buchhändlers Dieterich die Herausgabe des bisher von Göckingk besorgten göttingischen Musenalmanachs, wodurch er in eine Art von Rivalität mit seinen Freunden Göckingk und Voß, den Herausgebern eines hamburgischen Musenalmanachs, gerieth. In demselben Jahr ließ er die erste Samlung seiner Gedichte zu Göttingen in 8. erscheinen, die außer den schon bekannten, mehre neue und vortreffliche Stücke enthielt. Sein Dichterruhm wuchs dadurch, aber seine häuslichen Umstände blieben ungünstig und die unverschämte Habgier der Nachdrucker verkümmerte ihm selbst den literarischen Gewinn. Durch den Tod seines Schwiegervaters Leonhart war eine drückende Last von Haus-

8) S. den angeführten Briefwechsel im Morgenblatt, einen höchst schätzbaren Beitrag zur Charakteristik Bürger's und seiner göttinger Freunde. 9) Abgedruckt in Althof's Nachrichten und in Bürger's Ehestandsgeschichte. 10) So empfand Bürger späterhin; aus seinen Briefen an Gleim aber sieht man, daß ihm auch seine erste Frau anfänglich nichts weniger als gleichgiltig war. S. im lit. Conversationsblatt 1822. Nro. 13 Bürger's Brief vom 18. Febr. 1774.

11) In Jamben hat er von der Iliade die 5te u. 6te Rhapsodie nebst einem Theil der ersten und dritten, in Hexametern aber die vier ersten, nebst der 22. Rhapsodie übersetzt.

haltungs-, Familien- und Erbschafts-Angelegenheiten auf ihn gefallen, seine Hoffnung aber, jenem in seiner einträglichern Stelle nachzufolgen, war, aller Vorsprache ungeachtet, nicht erfüllt worden. Da er indeß von seinem Schwiegervater ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt hatte und eine Verbesserung seiner Lage immer sehnlicher wünschte, so entschloß er sich 1780 eine erledigte Pachtung in dem Dorf Appenrode zu übernehmen. Nach drei Jahren mußte er sie mit Verlust von einigen tausend Thalern, dem größten Theil jener Erbschaft, wieder aufkündigen, woran, neben manchen Unglücksfällen, vorzüglich der Mangel an Erfahrung und an Neigung zur eigentlichen Landwirthschaft, so wol bei ihm selbst, als auch bei seiner Gattin, Schuld war. Noch konnte dieser Verlust nicht verschmerzt seyn, als ihm die empfindlichste Kränkung bereitet wurde. Der schon erwähnte verschmitzte Hofrath Liste wußte es bei dem Generalmajor von Uslar, der Bürgern an sich nicht gewogen war, dahin zu bringen, daß ihn derselbe in einer von Liste entworfenen Vorstellung an die Regirung zu Hanover der Untreue und Vernachlässigung seiner Amtspflichten beschuldigte. Bürger, der allerdings sein Amt nicht mit Vorliebe verwaltet hatte, vertheidigte sich gegen die zu harten Anklagen in einem ausführlichen Aufsatze, der bald nachher ohne sein Wissen und gegen seinen Willen, in dem von Wekherlin herausgegebenen grauen Ungeheuer (Bd. 2. Nro. 5.) abgedruckt wurde, entschloß sich aber zugleich, seine Stelle niederzulegen. Dies geschah wirklich in der Mitte des Jahrs 1784, nachdem kurz vorher seine Gattin an der Schwindsucht gestorben war. In der Nothwendigkeit, sich einen neuen Beruf zu wählen, beschloß Bürger, wieder nach Göttingen zu gehn, daselbst die Herausgabe seines Musenalmanachs zu besorgen und als Privatlehrer Vorlesungen über Ästhetik, teutschen Styl und ähnliche Gegenstände zu halten, bis ihn die Regirung, wie er hoffte, als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften anstellen würde. Mehre seiner Freunde hatten ihm sehr widerrathen, in Göttingen diese Zwecke zu verfolgen, und wie es sich später zeigte, mit gutem Grunde; theils, weil daselbst die schönen Wissenschaften wenig geachtet waren, theils weil Bürgers ehemaliges unregelmäßiges Leben viele und zum Theil einflußreiche Personen gegen ihn eingenommen hatte. Er folgte jedoch denen nicht, welche ihm Berlin oder einen andern Ort empfahlen, und fing noch im J. 1784 an, zu Göttingen Vorlesungen zu halten und auch einzele Studirende besonders zu unterrichten. Im folgenden Jahr verband er sich zu Bissendorf, nicht weit von Hanover, mit der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattin, seiner aufs Heißeste geliebten und nach dem Zeugniß aller, die sie kannten, auch in der That sehr liebenswürdigen Molly[12]). Er kam im Oct. 1785 mit derselben nach Göttingen, kaum aber war er daselbst eingerichtet, als ihn der furchtbarste Unfall seines Lebens ereilte; seine Molly starb am 15. Tage nach ihrer Entbindung von einer Tochter, den 9. Jan. 1786, an einem heftigen, durch keine Kunst zu besiegenden Fieber. Bürger wurde anfangs durch diesen Schlag völlig darnieder geworfen; er schien allen Muth und alle Kraft des Körpers und der Sele verloren zu haben[13]). Indeß suchte er sich doch nach einiger Zeit wiederum aufzuraffen, besonders nachdem eine weitere Reise, im Frühjahr 1786 nach Brüssel, zur Abholung eines jungen, seiner Aufsicht anvertrauten Engländers, ihn zerstreut hatte. Er setzte seine akademischen Beschäftigungen fort und legte sich insbesondere mit großem Eifer auf das Studium der kantischen Philosophie. Lange Zeit ging sein sehnlichster Wunsch dahin, daß er nur erst die Kritik der reinen Vernunft vollkommen verstanden haben möchte. Als Lehrer der Philosophie hoffte er auch in Göttingen eher sein Glück zu machen. Aber zu seinem Nachtheil wurde die kantische Lehre daselbst von oben herab eben so wenig begünstigt, als die Ästhetik und überdies war Bürger zum tiefen philosophischen Denker nicht geschaffen. Indessen wurden doch seine kritischen Vorlesungen eine Zeit lang zahlreich besucht, obwol die Art seines Vortrags ihn als akademischen Lehrer nicht sehr empfahl, denn er trat furchtsam, mit unscheinbarer Gestalt auf, sprach nur in seltenen Momenten, wo sein Dichterfeuer aufloderte, mit Kraft und Feuer, in der Regel aber langsam und matt, unterbrach seine Rede mitunter durch lange Pausen. Im J. 1787 wurde seine sehr geschwächte Gesundheit durch eine Kur etwas gestärkt und er hatte jetzt mehr heitere Stunden, in denen er das längst im Geist empfangene hohe Lied vollendete und Vorbereitungen zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte machte. Bei der 50jährigen Jubelfeier der göttinger Universität, die er in 2 Gedichten besang, ertheilte ihm die philosophische Facultät auf den Vorschlag ihres Decans, des Orientalisten Michaelis, die Doctorwürde. Zwei Jahre später, im Nov. 1789, wurde er endlich außerordentlicher Professor in derselben Facultät, wiewol vorerst noch ohne Gehalt. Dieses Amt fesselte ihn von Neuem an die Universität, die zu verlassen er bereits Willens gewesen war[14]). Der lebhafte Wunsch, seine zärtlich geliebten drei Kinder, die er bisher an verschiedenen Orten untergebracht hatte, wieder um sich zu haben und ihnen eine Mutter zu geben, bewog ihn, der jetzt neue Lebenskraft fühlte, an eine dritte Heirath zu denken. In dieser Stimmung erhielt er 1789 von Stuttgart ein Gedicht zugesendet, worin ein, dem Anscheine nach, edles Mädchen, von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch die Lesung seiner Gedichte zu inniger Liebe für ihn hingerissen, ihm Herz und Hand anbot[15]). Anfangs beachtete er diesen ungewöhn-

12) Ihr eigentlicher Name war: Auguste Marie Wilhelmine Eva geb. Leonhart.

13) Ein Brief an Boie, der in Althofs Nachrichten abgedruckt ist, schildert auf eine rührende Weise die damalige Stimmung seiner Sele. 14) So äußert er sich in einem Briefe an Gleim vom 26. Oct. 1789, abgedruckt im lit. Conversationsblatt 1822. Nro. 45. 15) Man wird gewiß nicht ohne Interesse lesen, wie sich Bürger selbst in einem freundschaftlichen Briefe vom 22. April 1790 (abgedruckt in Koch's allgem. liter. Anzeiger 1799. Nro. 153) über dieses Ereigniß äußerte. Er schreibt: Ich muß dir, wiewol für jetzt nur kurz sagen, daß mir ein junges 20jähriges, sehr hübsches, an Geist und Charakter vortreffliches Schwaben-Mädchen, nicht ohne Vermögen, und überdies mit sehr wahrscheinlichen Aussichten zu ansehnlichen Erbschaften einen Ring an den Finger praktizirt hat. Das Mägdlein heißt Maria Christiane Elisabeth Hahn, und wohnt in

lichen Antrag nicht, bald aber fand er ihn mit Zustimmung einiger Freunde einer ernstlichen Erwägung werth. Er beantwortete daher das ihm zugeschickte Lied poetisch und es knüpften sich Unterhandlungen an, deren Ende war, daß er im Oct. 1790 die Dichterin als seine Gattin heimführte. Ob er gleich diese Ehe nicht geschlossen hatte, ohne vorher die Erwählte persönlich kennen gelernt zu haben, und ob er ihr gleich vorher in einem ausführlichen Briefe [16]) seine Persönlichkeit, seinen Charakter und seine Verhältnisse nicht ohne Strenge gegen sich selbst geschildert hatte, so schien doch Jedes in dem andern getäuscht worden zu seyn und die Ehe war kaum wenige Wochen glücklich. Bürger mußte bald über die Zerstreuungssucht, den eiteln Welsinn und die Abneigung seiner Gattin gegen ihn Klage führen; dazu gesellte sich quälende Eifersucht und nachdem er zuletzt von ihrer Untreue sich unwidersprechlich überzeugt hatte, wurde die Ehe im Anfang des Jahrs 1792 auf eine für ihn höchst schmerzliche und niederbeugende Weise getrent [17]). Bürgers Ehre, seine Gesundheit, sein Lebensmuth, seine Aussichten auf Versorgung waren aufs Härteste verletzt; selbst der vorige ausgezeichnete Wohllaut seiner Stimme war durch heftiges leidenschaftliches Reden bei dieser Veranlassung, in eine unheilbare Heiserkeit verwandelt. Von den meisten sogenannten Freunden verlassen, an Leib und Sele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen völlig erschöpft, verbarg er sich jetzt in die Einsamkeit seines kleinen Studirzimmers, welches er fast den ganzen Tag verschlossen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete. Um sein Unglück zu vollenden, war während seiner unglücklichen Ehe in der allgemeinen Lit.-Zeitung (1791 Nro. 14 u. 15.) eine harte Beurtheilung seiner Gedichte von Schiller erschienen, welche den Dichter, seines anfänglichen trotzigen Widerspruchs ungeachtet, an seiner poetischen Kunst irre machte und auch von dieser Seite sein schon vorher sehr gesunkenes Selbstvertrauen [18]) vollends erschütterte. Da er bei erschöpfter Kasse ohne alle gewisse Einnahme war, mußte er den geringen Rest seiner Kräfte anwenden, für auswärtige Buchhändler Übersetzungen zu fertigen. Seine Schwachheit nahm immer zu und im Oct. 1793 hatte er eine Krankheit zu überstehen, von der er nicht völlig genas. Endlich entwickelte sich bei ihm die eiternde Lungenschwindsucht und er konnte nun gar nicht mehr arbeiten. Die handver'sche Regirung, die ihn bisher so wenig begünstigt hatte, machte sich jetzt durch ein zu rechter Zeit gegebenes, unerbetenes Geschenk um ihn verdient. Er kannte die Gefahr seines Zustandes noch nicht und freute sich sehr über die künftige Besoldung, wozu ihm dieses Geschenk Hoffnung erweckte. Erst einige Tage vor seinem Tode ahnete er die Nähe desselben und sein Arzt, Dr. Althof, bestätigte ihm, was er bisher aus menschenfreundlicher Schonung verschwiegen hatte. Er blieb bei dieser Entdeckung ungemein ruhig und wünschte sich nur einen leichten Tod, der ihm auch am 8. Juni 1794 Abends gewährt wurde. Er hatte gewollt, daß seine Freunde sich in seiner Todesstunde bei ihm zu einem heitern Gespräch versammelten, aber sein Ende überraschte ihn, als nur zwei derselben, die Doctoren Althof und Jäger, um ihn waren. Er hinterließ vier Kinder, eine Tochter von der ersten, einen Sohn und eine Tochter von der zweiten, und einen Sohn von der dritten Frau. Über sein Vermögen, das zur Bezahlung seiner mäßigen Schulden nicht hinreichte, entstand ein Concursprozeß. Sein redlicher Freund, Dr. Althof, errichtete ihm von den Beiträgen mehrer seiner Verehrer ein Denkmal in einem öffentlichen Garten vor Göttingen, den er in den ersten Morgenstunden zu besuchen pflegte. — Bürger war klein und hager von Gestalt; die Züge seines Gesichts waren für seinen übrigen Körper zu groß und stark, Stirn und Nase kühn, die schönen Augen voll Empfindung und Phantasie. Seinem äußern Erscheinen mangelte die Gewandtheit des Weltmanns und aus Leichtsinn und Nachlässigkeit versäumte er vieles von dem, was Weltsitte und Etikette in seinem Kreise forderten. Seine Constitution war ursprünglich sehr gut, aber durch innere und äußere Stürme frühzeitig geschwächt. Sein Charakter zeigte auf der einen Seite eine große Sinnlichkeit, mit Leichtsinn verbunden; Mangel an Ausdauer in seinen Unternehmungen, Weichlichkeit; ein Hang zur Nachlässigkeit in Geschäften, eine starke Neigung zum weiblichen Geschlecht entsprangen aus dieser Quelle. Auf der andern Seite besaß er einen seltenen Grad von Herzensgüte und Wohlwollen gegen alle Geschöpfe; er war anspruchslos, dienstfertig und freigebig bis zur Aufopferung. Der oft erwähnte Hofrath Liste, hotte 1786 den Muth, sich schriftlich an den von ihm so hart Gekränkten zu wenden, ihn um Vergessenheit des Geschehenen und um eine Bei-

Stuttgart, von wannen ich sie künftige Michaelis heimholen werde. Diese ganze Heirathsgeschichte ist so romanhaft und originell, daß sie gewiß seit Adam die erste in ihrer Art ist. Das Mädel hat sich aus meinen Gedichten bis über die Ohren in mich verliebt. In einer lustigen Gesellschaft wird sie damit aufgezogen. Scherzweise macht sie ein Gedicht, worin sie um mich förmlich anhält. Es ist aber natürlicher Weise kein Gedanke daran, daß das Ding gedruckt werden und in meine Hände gelangen soll. Gleichwol geschieht dies ohne ihr Wissen und Willen durch Jemand, der eine Abschrift dieses Gedichts zu erhaschen weiß. (Das Lied wurde 1789 in der von Th. Fr. Ehrmann herausgegebenen Wochenschrift: der Beobachter, abgedruckt, und von dessen Gattin Bürger'n übersendet, der es verbessert in seinen nächsten Musenalmanach aufnahm). Ich fange diesen Winter durch an, mich nach Namen und übrigen Umständen der Verfasserin zu erkundigen. Alle Nachrichten lauten sehr vortheilhaft. Ich gerathe durch ein poetisches Gegenkompliment endlich selbst mit ihr in Briefwechsel, erhalte ihr Portrait, stimme den anfänglichen Scherz nach und nach in Ernst um, gebe ihr eine umständliche und getreue Schilderung meiner innern sowol als äußern Umstände, reise endlich selbst in diesen Osterferien nach Stuttgart und die Sache ist richtig. Unmöglich ist es mir jetzt, die höchst sonderbaren Fügungen bei der ganzen Geschichte auseinander zu setzen, wodurch sie ein solches Ansehn gewint, daß entweder eine höhere unsichtbar leitende Hand im Spiele seyn muß, oder warlich, es gibt all überall eine solche Hand nicht. — — —

16) Dieser überaus merkwürdige Brief ist in Althof's Biographie und in Bürger's Ehestandsgeschichte abgedruckt.

17) Seine Gattin verließ ihn am 6. Febr. 1792 und wurde am folgenden 31. März mit Verlust ihres Brautschatzes gerichtlich von ihm geschieden.

18) Ziemlich lange vorher, am 20. April 1789, schrieb er an Boie: „Du glaubst nicht, wie gleichgiltig mir die meisten meiner Gedichte, ein Dutzend etwa ausgenommen, sind. Ich hätte schon dies Mal (bei der 2. Ausgabe) ein unbarmherziges Gericht ergehen lassen, wenn es nicht auf Corpulenz angesehn gewesen wäre, und nicht auch manche Fürbitten dem strafenden Arm der kritischen Gerechtigkeit Einhalt gethan hätten.“

hilfe in seiner Noth zu bitten. Bürger vergaß sogleich alle Beleidigungen, unterstützte ihn nach Kräften und verwendete sich mit großem Erfolg für ihn bei den angesehenern Einwohnern von Göttingen, was seiner von jeder Zudringlichkeit weit entfernten Denkungsart sicher eine große Überwindung kostete. Selbst in den letzten unglücklichen Jahren blieb er sich gleich an Wohlwollen und Großmuth, gab den letzten Thaler an Unglückliche, die ihn ansprachen und noch dürftiger schienen, als er selbst. Wiewol oft getäuscht, behielt er doch eine gute Meinung von den Menschen; er glaubte an den Adel der menschlichen Natur, und es ward ihm schwer, Jemandem etwas Böses zuzutrauen. Sein moralischer Sinn war eben so fein und zart, als sein ästhetischer und seine Grundsätze waren sehr gut, wenn er gleich ihrer oft vergaß. Gute und edle Handlungen, die er von andern erfuhr, erweckten ihm lebhafte Freude, und das Lied vom braven Mann ist ein sehr wahrer Ausdruck dieser Gesinnung. Eben so lebhaft war seine Misbilligung unedler und schlechter Handlungen. Gegen fremdes Verdienst war er im hohen Grade gerecht, und er hat wol nie in seinem Leben das Verdienst eines andern Dichters vorsätzlich verkant oder herabgesetzt. Das Lob von Männern, deren Urtheil Gewicht hatte, that ihm ungemein wohl, aber gegen den Beifall des großen Haufens wurde er in den letzten Jahren seines Lebens immer gleichgiltiger. Bei einem lebhaften Gefühl seines Werthes, was ihn für manche unwürdige Begegnung und Kränkung schadlos hielt, war er doch sehr bescheiden, ließ seine Überlegenheit nie Andere fühlen und war in Gesellschaften so anspruchlos und so wenig vorlaut, daß, wer ihn zum ersten Male und nicht etwa unter vertrauten Freunden sah, nur eine sehr mittelmäßige Vorstellung von ihm erhalten konnte. An dem, was seinen Freunden und Bekannten Angenehmes oder Unangenehmes begegnete, nahm er sehr lebhaften und herzlichen Antheil. Er erfreute sich in besonderm Grade der Gunst des andern Geschlechts, an welchem er selbst ein so großes Behagen fand; das Urtheil eines gebildeten Frauenzimmers hatte für ihn mehr Gewicht, als das manches schulgerechten Kunstrichters. Bei einer ziemlichen Nachlässigkeit in gleichgiltigen oder ihm unangenehmen Geschäften, scheute er doch Mühe und Arbeit nicht, sobald nur der Zweck der Arbeit für ihn Interesse hatte. So erlernte er noch zwei Jahre vor seinem Tode mit großem Eifer die schwedische Sprache. Mit voller Neigung trieb er jedoch nur, was sich auf seinen höchsten und eigenthümlichsten Beruf, die Dichtkunst bezog; ihr huldigte er mit ganzer Sele, an sie setzte er Alles, und in ihr eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu erreichen, war sein heißester Wunsch. Hieraus erklärt es sich zum Theil, wie er unter so ungünstigen Umständen, unter steten Nahrungssorgen, geistlosen und ermüdenden Amtsgeschäften, Stürmen der Leidenschaft, niederbeugenden Erfahrungen und körperlicher Schwachheit dennoch so viel auf dem Felde der Poesie hat leisten können. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigrammen hinterlassen; in keiner Gattung behauptet er einen niedern Rang, in einigen steht er unübertroffen da. In der Pracht, Fülle und dem goldenen Strom der Sprache komt ihm kein Dichter des 18. Jahrh. zuvor. Als Balladendichter behauptet er durch lebendige Darstellungsgabe, durch Wahrheit und Natur der Gemälde, durch Stärke und Eindringlichkeit aller auch noch so kleinen Züge und durch Schicklichkeit und Popularität des Ausdrucks, den ersten Rang unter den Teutschen. Alles ist bei ihm aufs Glücklichste berechnet und mag er rasch oder nur langsam fortschreiten, immer nähert er sich mit Sicherheit dem Ziele. Bürger hat bei diesen Romanzen, die ihm am Meisten die Gunst des teutschen Volkes erworben haben, den Stoff gewöhnlich nicht selbst erfunden, sondern entlehnt. Fünf derselben, nämlich: die Entführung, der Bruder Graurock, Frau Schnips, der Kaiser und der Abt und Graf Walter sind englischen Originalen in Percy's Samlung nachgebildet [19]). Doch hat Bürger namentlich bei der ersten das Einfache, Bescheidene und Zarte des Originals verkant, und in dem Bestreben nach Kraft und Effect, die Farben zu dick aufgetragen. Noch mehr und am Meisten verfehlt unter Bürgers Balladen ist Lenardo und Blandine; der von Boccaccio in der Novelle von Guiscardo und Gismunda mit großartiger Ruhe behandelte Stoff [20]) ist hier mit leidenschaftlicher Erhitzung wiedergegeben und in allen Zügen vergröbert und entstellt. Lenore ist Bürgers gelungenster und glücklichster Wurf und würde allein seinen Namen unsterblich machen; ihr komt der mit großer Kunst ausgeführte wilde Jäger am nächsten. Der Raubgraf und die Weiber von Weinsberg sind munter und drollig, des Pfarrers Tochter von Taubenhayn wahrhaft erschütternd. Mehre kleinere romanzenartige Gedichte, des armen Suschen's Traum, der Ritter und sein Liebchen, Schön Suschen, Untreue über Alles erscheinen als höchst vorzüglich in ihrer Art; das letztere zumal ist ein zart anmuthiges, gleichsam aus Nichts gesponnenes fantastisches Gewebe. Unter Bürgers lyrischen Gedichten sind eine Anzahl eigenthümlicher, frei aus voller Brust gesungener Lieder im Volkston, besonders schätzbar. Das lange vergessene Sonett führte er mit Erfolg wieder auf dem teutschen Parnaß ein, ohne jedoch das Höchste in demselben zu erreichen. Die Gedichte an Molly können kaum als freie Kunsterzeugnisse betrachtet werden; sie sprechen aus, was unbesiegbare Leidenschaft gebot. In dem hohen Liede, seinem Lieblingswerke, hat Bürger an Fülle und blendender Pracht der Sprache das Höchste erreicht, aber wenn auch die Wahrheit seiner Gefühle selbst keinem Zweifel unterliegt, so hat doch der Ausdruck derselben durch diesen blendenden Schmuck an Herzlichkeit verloren. In der Nachtfeier der Venus rang Bürger nach vollendeter Eleganz und Correctheit der Sprache, nicht ohne Erfolg; das Gedicht enthält jedoch Nichts, was die Gemüther tiefer ergreifen könnte und die Übertragung hat den Charakter des Originals verändert. Das letztere gilt auch von der Heroide Heloise an

19) Die Originale heißen: the Child of Elle; the Frier of orders grey; the wanton Wife of Bath; king John and the Abbot of Canterbury; Child Waters. 20) S. Boccaccio's Decameron, erste Novelle des vierten Tages. Vgl. F. W. Val. Schmidt's Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie. (Berlin 1818). S. 30 fgg.

Abelard nach Pope, welche bei Bürger weicher, elegischer und wortreicher geworden ist. Die jambische Übersetzung des Homer hat nur noch ein grammatisches und kritisches Interesse, die hexametrische ist treu und unter allen Nachbildungen Bürgers am meisten frei von Manier. Er hatte sich mit dem Sänger der Ilias innig befreundet. Weniger hatte er den Shakspeare begriffen, wie die vielen unpassenden Veränderungen beweisen, die er mit dessen Macbeth vornahm. — Bürger's Dichterphantasie war nicht überströmend fruchtbar und schöpferisch, er warf seine Gedichte nicht mit genialischer Leichtigkeit hin, sondern arbeitete gewöhnlich langsam und schwer, zum Theil mit ängstlichem Fleiß. Die Hoffnung, durch Originalität und Genialität allein das Höchste in der Poesie zu erreichen, die er früher wol mit seinen dichterischen Jugendfreunden getheilt hatte, verließ ihn im reifern Alter beinahe gänzlich. Popularität und Correctheit aber blieben immer das Ziel seines Bestrebens, jene am meisten im jugendlichen, die letztere vorzüglich im spätern Alter. Er rang nach dem Ruhm, ein Volksdichter zu heißen. Schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte erklärte er, Volkspoesie sey die vollkommenste und die einzig wahre, und in der Vorrede zur zweiten stellte er die Behauptung so: Popularität eines poetischen Werks ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Seine Ansichten waren hier offenbar einseitig, denn er dachte sich unter Volk ungefähr den Inbegriff der auf der mittlern Stufe natürlicher Anlagen und Fähigkeiten Stehenden aus allen Ständen, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb die Poesie vorzugsweise oder gar ausschließlich die Mittelmäßigkeit beachten und sich nicht vielmehr an die edelsten Talente und am reichsten begabten Geister wenden solle. Auch widerspricht seine Behauptung, alle großen Dichter seyen Volksdichter gewesen, der Geschichte. Indessen suchte er, wie er selbst in der zuletzt angeführten Vorrede sagt, sein Ziel der volksmäßigen Dichtung, durch Klarheit, Bestimtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder, durch Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, durch die eigenthümlichsten und treffendsten, weniger aus der Schriftsprache, als mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdrücke für dieselben, durch die pünktlichste grammatische Richtigkeit und durch einen ungezwungenen leichtklingenden Reim und Versbau zu erreichen. Bei dem Streben nach Natürlichkeit und Popularität des Ausdrucks verfiel er oft genug in das Derbe, Gemeine und selbst Ekelhafte, um Schillers Vorwurf, er stelle sich dem Volk, das er zu sich hinaufziehen sollte, gleich und vermische sich mit demselben, zu rechtfertigen. Indeß hat er im Ganzen sein Ziel wirklich erreicht, er hat bei den weniger gebildeten Ständen, bei der kräftigen männlichen Jugend Eingang gefunden und die untern Klassen des Volks mehr als ein anderer teutscher Dichter ergriffen, wozu seine Derbheiten wesentlich beigetragen haben. Denn der Sinn für dergleichen gehört zum Charakter des eigentlich sogenannten Volkes, welches z. B. auch von allen Werken Schillers nichts so treu im Gedächtniß bewahrt hat, als sein Räuberlied. Das Streben nach Correctheit zeigte sich schon in Bürgers erstem Werk von Bedeutung, der Nachtfeier der Venus, und nahm mit den Jahren, zu. Wie Schiller und mehre teutsche Dichter, so hat auch er oft genug kräftigere Lesarten durch mattere ersetzt und dadurch den Werth einiger seiner Gedichte verringert, und die Einheit des Tons verletzt. Glücklicherweise waren nur die lyrischen Gedichte solchen Verschlimmerungen ausgesetzt, die Romanzen blieben davon verschont, weil hier die Correktheit, in Bürger's beschränktem Sinne, nicht eingeführt werden konnte, ohne alles umzustoßen. Nach Idealität fing Bürger erst in den letzten Jahren seines Lebens an zu streben, veranlaßt durch Schillers Kritik seiner Gedichte, welche den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Schiller vermißte an ihm die Idealisirkunst, die Kunst, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien. Er rügte, daß seine Muse überhaupt einen zu gemeinsinnlichen Charakter trage, daß ihm Liebe selten etwas anders als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben sey. Er setzte hinzu: Unter allen Bürgerschen Gedichten weiß ich beinahe keins zu nennen, das mir einen durchaus reinen, durch gar kein Misfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey, daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlt. — Von dem hohen Standpunkt aus, welchen Schiller behauptete, waren seine Rügen nicht ungegründet; Bürger's Geist hatte sich nicht zu vollendeter Ruhe, Klarheit und harmonischer Bildung erhoben. Es war aber theils sehr hart, theils ein sehr unglücklicher Zufall, daß Schiller diesen strengsten Maßstab an die Werke eines Dichters legte, der sich ein solches Ideal nie vorgezeichnet hatte, der müde vom Kampf mit dem Schicksale, nicht hoffen durfte, es jetzt noch zu erreichen, der in seiner, wenn auch niedrigern Sphäre, das Mögliche leistete und nichts, als seinen, bisher unangetasteten Lorbeer aus dem Leben gerettet hatte. Wenige, sagt A. W. von Schlegel, haben die dichterische Weihe und ihr Theil Ruhmes um einen so theuern Preis gekauft. Auch darf man nicht etwa annehmen, eine anhaltende Erhöhung seines innern Daseyns habe ihm manche äußere Entbehrung vergütet, und er habe im sorglosen Besitze aus der Fülle seiner poetischen Träume nur gelegentlich einiges festgehalten und durch die Schrift mitgetheilt. Nein, er hat wirklich Alles gegeben, was er hatte; der Umfang seiner dichterischen Sphäre in den vorhandenen Werken bezeichnet uns das ganze Vermögen seines Geistes, wie den erlangten Grad von Meisterschaft. Seine heitern regsamen Momente konnten nur, in wenige Brennpunkte zusammengedrängt, eine glänzende Erscheinung machen, und was seinen Gedichten den ausgebreitetsten Beifall verschafft hat,

das Frische, Gesunde, die energische Stimmung, hatte sich bei ihm aus dem Leben in die Poesie hinübergerettet und beurkundet angeborne Ansprüche an eine schönere geistige Jugend, die ihm in der Wirklichkeit nie zu Theil wurde. Mit diesem betrübenden Geständniß wird eine kritische Abhandlung über Bürger's Werke eröffnet, die, nicht mit Unrecht, das Urtheil unseres Jahrhunderts über Bürger hauptsächlich geleitet hat. Der Kunstrichter, zwar besonnener und minder einseitig als Schiller, aber von den Foderungen der Mäßigung, Ruhe und harmonischen Vollendung des poetischen Kunstwerks ausgehend, mußte freilich Bürger als Dichter tiefer stellen, als die frühere fast allgemeine Stimme der Bewunderung, die alles, was von B. herrührte, für einzig gedacht, empfunden und gesagt, erklärte. Zwischen jenem Beifall und Schiller's strengem Tadel steht Schlegel's Kritik in der Mitte [21]). (*Rese.*)

21) Nach zwei frühern rechtmäßigen Ausgaben der Gedichte von den Jahren 1778 u. 1789, erschienen Bürger's sämmtliche Schriften nach seinem Tode zu Göttingen 1796 und folg. Jahre von Karl Reinhard herausgegeben in 4 Bänden und in 2 verschiedenen Ausgaben. — Eine spätere vollständige Ausgabe von Bürger's sämmtlichen Werken durch Karl Reinhard in 6 Bänden, welche zu Hamburg 1812 angefangen wurde, scheint nicht vollendet worden zu seyn. Eine neue Ausgabe ist neuerdings angekündigt worden. Wenige Schriftsteller sind durch schamlosen Nachdruck ihrer Werke so sehr beeinträchtigt worden, als Bürger, auch konnte der unglücklich darbende Dichter seinen gerechten Unwillen darüber kaum mäßigen. Er hat selbst einen Vorschlag, dem Büchernachdruck zu steuern, im teutschen Museum 1777. Bd. 1. S. 435 fg. abdrucken lassen. Außer den in der göttinger Ausgabe befindlichen Gedichten und Aufsätzen von Bürger, haben wir von ihm noch eine flüchtig gearbeitete Übersetzung des griechischen Romans: Anthia und Abrokomas, von Xenophon von Ephesus, Leipz. 1775. kl. 8., einige Übersetzungen aus neuern Sprachen, wovon die wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande des Freih. von Münchhausen (1787, 2. Aufl. 1788) das meiste Aufsehn gemacht haben, und ein paar kleine Gelegenheitsschriften. Den göttinger Musenalmanach gab er für die Jahre 1779 bis 1794 heraus und wußte ihn besser, als seine Nachfolger Karl Reinhard und Sophia Mereau in Ansehn zu erhalten. 1790 fing er eine periodische Schrift unter dem Titel: Akademie der schönen Redekünste an, wozu besonders A. W. von Schlegel und Bouterweck gehaltvolle Beiträge lieferten. Er hat aber nur 3 Stücke davon herausgegeben, worauf andere nach seinem Tode noch einige Stücke folgen ließen. Auch nahm er im Lauf seines Lebens an mehren kritischen und vermischten Zeitschriften, vornehmlich an dem teutschen Merkur, (von Wieland) dem teutschen Museum (von Boie), dem Journal von und für Teutschland (von Göckingk), der allgemeinen teutschen Bibliothek und der allgemeinen Literatur-Zeitung Antheil. — Hauptquelle über sein Leben ist die mit schonender Wahrheitsliebe abgefaßte Schrift: Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen G. A. Bürger's nebst einem Beitrag zur Charakteristik desselben, von L. C. Althof, vor dem ersten Bande der vermischten Schriften und einzeln Göttingen 1798. gr. 8. Vgl. eine andere Biographie von O. R. L. in den Zeitgenossen, Bd. 2. St. 2. (Leipz. 1817) S. 101—126. Pütter's Geschichte der Univ. Göttingen. Th. 2. S. 207 fg. die oben erwähnte Correspondenz mit Gleim nebst andern gedruckten Briefen Bürger's im rheinisch-westphäl. Anzeiger 1822. Heft 22., im Gesellschafter von Gubitz, u. a. a. Orten. Die beiden Schriften: Briefe von G. A. Bürger an Mariane Ehrmann, Weimar 1802. 8. und G. A. Bürger's Ehestandsgeschichte, Berlin u. Leipzig 1812. 8. betreffen zunächst seine letzte Heirath. Über Bürger's Genie und Schriften s. die Abhandlung: über Bürger's Werke von A. W. von Schlegel in den Charakteristiken und Kritiken, von ihm und seinem Bruder F. von Schlegel Th. 2. S. 1—96. Schiller's kleine prosaische Schriften Bd. 4. S. 193—224. (Wiederabdruck der erwähnten Rezension in der allg. Lit.-Zeitung). Küttner's Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten S. 544 fg. Jördens's Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 251—272 nebst Nachträgen im 5. und 6. Bande. (Sehr viele schätzbare Nachweisungen auch über die von Bürger vorhandenen Bildnisse, die Nachahmungen, Übersetzungen und musikalischen Compositionen seiner Gedichte, die ihn betreffenden Rezensionen u. s. f.). Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik Band 1. S. 742—747. Franz Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen seit Luthers Zeit bis zur Gegenwart Th. 3. S. 197—203. Meusel's Lexicon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 1. S. 689—692. Über Bürger's Quellen und deren Benutzung, von F. D. Gräter im neuen teutschen Merkur 1797 Oktoberheft. Andeutungen über die Quellen von Bürger's Balladen und Romanzen, von F. W. V. Schmidt, in den wiener Jahrbüchern der Literatur. Bd. 22. (des Jahrg. 1823. 2r) Anzeigeblatt. S. 52—62.

BÜRGI (Jost), den Teutsche und andere Schriftsteller meistens Justus, auch Jobst u. Joist Byrge (Byrgius), auch Joist Burgk nennen, da hingegen der durch viele Schweizer-Kantone verbreitete Name „Bürgi" geschrieben wird), wurde, nach der Umschrift seines Bildnisses durch den kaiserl. Kupferstecher Ägidius Sattler vor Benj. Barmers Bericht von Jobsten Bürgi geometrischen Triang. Instr., zu Lichtensteig im Kanton St. Gallen den 28. Febr. 1552 geboren. Der gelehrte Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel nahm ihn 1579 in seine Dienste. Er war ein sehr geschickter Instrumentmacher u. Mechanikus. Auch bediente der Landgraf sich seiner Hilfe bei seinen astronomischen Arbeiten. Allein Bürgi hatte nach damaliger Sitte nur den Charakter eines Hofuhrmachers. Er verfertigte neben astronomischen und andern merkwürdigen Instrumenten, welche im Kunstkabinet zu Kassel aufbewahrt wurden, eine kupferne große Himmelskugel, künstliche Uhren und ein astronomisches, nach dem Ptolemäischen Systeme eingerichtetes Uhrwerk. Eine große silberne Himmelskugel und eine astronomische Kunstuhr, welche er als ein Geschenk des Landgrafen dem Kaiser Rudolf II. nach Prag brachte, veranlaßten später eine Anstellung bei demselben. Der Landgraf übertrug ihm seine astronomischen Beobachtungen, und an dem Fixsternen-Verzeichnisse desselben hatte er wesentlichen Antheil. Wilhelm schrieb von ihm an Tycho de Brahe: qui quasi indagine alter Archimedes est. Nach desselben Tode 1592 blieb er noch bis 1597 am Hofe seines Nachfolgers; dann erhielt er die Anstellung als Hofmechanikus oder Kammeruhrmacher von Kaiser Rudolf, blieb auch nachher unter dessen Nachfolgern Matthias und Ferdinand II. zu Wien bis 1622, kehrte dann nach Kassel zurück und starb daselbst 1632 oder 1633. Mit vorzüglichen Kentnissen verband er eine eben so große Bescheidenheit und legte keinen Werth auf die Bekantmachung seiner Entdeckungen. Kepler nent ihn in seinen Tab. Rudolph. c. III. p. 2. hominem cunctatorem et secretorum suorum custodem, qui foetum in partu destituit et non ad usus publicos educavit. — Gegen Pillet, den Verfasser des Artikels Bürgi in der Biograph. univ., welcher ihm die Ehre der meisten Entdeckungen streitig macht, die verschiedene Schriftsteller ihm zueignen, vertheidigt ihn der Pfarrer Frey im Schönengrund, Beilage zu Nr. 4. des Erzählers 1817. Dem

Schottischen Bar. Johann Neper wird die Erfindung der Logarithmen zugeschrieben, dennoch sagt Benjamin Barmer, Bürgi's Schwager und Schüler, in der Beschreibung eines sehr leichten Perspektiv- und Grundreißenden Instrumentes u. s. w. „Kassel, 1630. S. 5., „Bürgi habe vor 20 und mehr Jahren eine schöne Progreß-Tabelle mit ihren Differenzen von 10 zu 10 in 9 Ziffern kalkulirt, und selbige auch zu Prag 1620 ohne Bericht drucken lassen. Kepler gebe dem Byrge Zeugniß hievon u. s. f." Kästner, der diese Tafeln, die 7½ Folioblätter enthalten und unvollständig scheinen, wieder entdeckte und beschreibt [1]), sagt, sie haben eine den gewöhnlichen Tabellen ganz entgegengesetzte Einrichtung. Neper u. Bürgi könnten also unabhängig Erfinder seyn, Bürgi zuerst die Entdeckung gemacht, Neper aber sie vollständig entwickelt haben [2]). — Auf ähnliche Weise macht ihm Pillet die Erfindung des Proportionalzirkels streitig und behauptet, dasjenige Instrument, durch welches Bürgi diese Ehre sollte erworben haben, sey ein bloßer Reduktions-Zirkel. Vielleicht möchte auch hier das Verdienst der Erfindung zwischen Galiläi und Bürgi sich theilen. — Daß er zuerst den Pendel zur Bestimmung des Zeitmaßes benutzt habe, beruht auf der Angabe des Joh. Joach. Becher, welcher dies von einem Mathematiker am mainzischen Hofe 46 Jahre nach Bürgi's Tode vernommen haben will [3]). Unbestritten bleibt ihm die Erfindung des Triangularinstrumentes. Schon 1592 war sie vollendet. Bereits hatte er einen Bericht darüber abgefaßt, Kupfertafeln stechen lassen, das kaiserl. Privilegium erhalten; doch der Druck unterblieb, und dieser Bericht wurde nicht eher als 1648 von seinem Schwager Barmer herausgegeben [4]). (*Meyer v. Knonau.*)

Bürgistein, s. S. 350.

BÜRGLEN ob dem Gräblin, eine der zehn Genoßamen des Bezirks Uri, in dem schweizerischen Kanton Uri. Sie besteht aus einigen zerstreuten Häusern, die Trudelingen genant, der kleinen Dorfschaft Brüg, den beiden Wallfahrtsörtern Riederthal im Urnischthal und St. Loretto und endlich dem großen Pfarrdorfe Bürglen am wilden Schächenbache, dem Geburtsort des Wilhelm Tell. Wo er wohnte, steht jetzt die Tell-Kapelle, wohin Schwyzer und Urner auf Kosten beider Stände noch alljährlich einen Feierzug anstellen †). Nicht weit davon sind noch die bewohnbaren Überreste der Burg der vormals mächtigen Meyer von Bürglen. Unter den jetzt lebenden 1030 Einw. des Kirchsprengels ist der bekannteste, der Landschaftszeichner Xaver Triner, ein ganz vorzüglicher Künstler. Er bekleidet das Organisten- u. Schullehreramt. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Bürglen unter dem Gräblin, die vierte Genoßame des Bezirks und Kantons Uri in der Schweiz, s. **Erstfeld** und **Schattdorf**.

BÜRGLEN, reformirtes Pfarrdorf im berner Oberamt Nidau. Der weitläufige Kirchsprengel, der die Ortschaften Ägerten, Brügg, Jens, Merzligen, Studen (Stauden), Schwadernau, Worben und Tribey umfaßt, zählt 1557 Einw. In Schwadernau wird die Gänsezucht stark getrieben, in Brügg, das an der Zihl liegt, vorzugsweise die Schifffahrt. In dem letzten Ort sind Getreide-, Loh- und Walkmühlen, eine Gerberei und eine Bleiche. Worben hat ein Bad. Die vielen römischen Alterthümer als Überbleibsel von einer Heerstraße, von Brücken, Gewölben und Grundmauern, römischen Münzen u. d. m., die bei Brügg, Tribey, Worben, bei Jens und auf dem Jensberge gefunden worden sind, veranlaßten Plantin *), hier den Ort zu suchen, der in dem Antoninischen Reisebuche **Petenisca** genant wird. Fr. L. von Haller **) geht noch weiter, indem er beweisen will, daß das Dorf Bürglen aus den Ruinen von Petenisca entstanden sey. (*Gr. Henckel v. D.*)

BÜRGLIZ (Pürglitz, Burgleys), (Krziwoklat, Krziwohnat, Hradek) (Burglinum, Bürglicium, Burgelitz), fürstlich fürstenbergische Herrschaft und Dorf mit uralter, ehedem königl. Burg gleiches Namens, am rakonitzer Bache unweit seines Einflusses in die Beraune, im rakonitzer Kreise Böhmens, bei Budda, 3 St. von Beraun, 6 M. von Prag. Dem Schlosse gibt sein ehrwürdiges Alterthum [1]) in der Ferne ein majestätisches Ansehen; in der Nähe aber sieht es finster aus und erinnert an seine frühere Bestimmung als Statsgefängniß mancher Herzoge und andrer Großen [2]). Es liegt, Carlstein sehr ähnlich auch in der Bauart, auf Felsen, überall von höhern Bergen und Wald umgeben. Das Dorf im Thale hat eine Menge arbeitsamer Handwerker, die man in mancher Stadt vergeblich sucht. Der Hauptschatz dieser Herrschaft sind ihre mehr als 5 □M. umfassende Waldungen, wie sie wenige Herrschaften Böhmens aufzuweisen haben dürften. Besonders zeichnen sich aus: 1) ein sehr alter Buchenwald mit Stämmen von 120—150′ Höhe und 124—172″ Umfang. 2) Der große 14 St. im Umfange haltende Thiergarten mit 500 Stück Roth- und 300 Stück Schwarzwildpret, worin Kiefern von 100—122″ Umfang und 150′ Höhe vorkommen. Hier soll ein Joch Wald 300 Klaftern als außerordentliche Seltenheit gegeben haben. — Einige 20,000 Klaftern [3]) mögen jährl. geschlagen werden, wovon ein Theil

1) S. dessen Fortsetzung der Rechenkunst 2te Aufl. S. 94 ff.

2) Die Sinustafeln hat Bürgi nach Barmers Zeugniß von 2 zu 2 Secunden berechnet.

3) Es ist wol kaum glaublich, daß eine so wichtige Erfindung damals nicht sogleich mehr Aufsehen gemacht, und daß Tycho, der angeblich Bürgi's Pendeluhr bei seinen Beobachtungen benutzte, oder Kepler dieser Uhr nicht erwähnt haben sollte, auch daß Bürgi nicht mehr dergleichen Uhren gemacht habe. Man müßte denn annehmen, daß die erwähnte Uhr ein nicht recht gelungener Versuch gewesen sey, auf den Bürgi nicht wieder habe zurückkommen wollen. (*H.*)

4) Vgl. die angeführten Art. von Pillet und Frey; Leu Lex. Strieder von hess. Gel. Doppelmayrs nürnb. Math. u. Künstler. — Noch ist zu bemerken, daß in dem großen zedlerschen Univ.-Lex. u. noch von Andern der kaiserl. Mechanikus und Erfinder der Pendeluhren Justus Byrgius von dem kasselschen Byrge oder Bürgi irriger Weise unterschieden wird.

†) Meißner's Reise durch Unterwalden, Uri und Ursern (Bern 1823.) S. 134.

*) *J. B. Plantini* Helvetia antiqua et nova (Tiguri 1737) p. 217. **) Darstellung von Helvetien unter der röm. Herrschaft (Bern 1817) II. S. 283.

1) Herzog Wladislaw soll es Anfangs des 12. Jahrh. erbaut haben. 2) Unter andern Herzog Heinrich von Oestreich. (Pelzels Karl IV., der hier erzogen ward). 3) Früher 80,000, dem man aber, um den Ruin der Wälder zu

nach Prag geflößt wird. Es besteht deshalb ein Vertrag mit den Statsherrschaften Plaß und Zbirow, so wie der Kaiser das Vorrecht hat, jährlich 3000 Klaftern à 7 Kreuzer schlagen zu lassen. — Es bestehen 2 Hochöfen zu Neuhütten und zu Neu-Joachimsthal bei Nischburg, mehre Eisenhämmer, vorzüglich zu Johannesthal, wegen Maschinerien und Benutzung der neuesten Verbesserungen sehenswerth [4]). Bedeutende Potaschensiedereien (für welche alles Reisig zu Asche verbrant wird) und Theerschweleien [5]). (*André.*)

Bürglizer Lehen, werden in Böhmen acht, meistens kleine, Lehngüter genant, welche von dem eben genannten Schlosse Bürgliz, das ehedem ein Kameral-Eigenthum war, als Zubehörden herrühren. Sie liegen sämtlich im rakoniter Kreise. (*André.*)

BÜRGSTADT, alter Markt am Main, in einer sehr schönen Gegend des fürstl. leiningischen Herrschaftsgerichts Miltenberg, im baierischen Untermainkreise, ½ St. von Miltenberg. Er hat guten Wein-, Obst- u. Getreideboden und ungefähr 940 Einw. Ehemals churmainzisch gehörte er in das Amt Miltenberg; 1803 kam er an den Fürsten von Leiningen. (*Eisenmann.*)

BÜRKLI (Johann), geb. zu Zürich am 26. Oct. 1745, gest. ebendaselbst am 2. Sept. 1804. Ein bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, den Wissenschaften und einem beinahe ganz unbezahlten Statsdienste sich hinzugeben. Die neuere schöne Literatur der Teutschen u. Franzosen zog ihn vorzüglich an sich, und einen Theil seiner Zeit widmete er zuerst von 1773 bis 1780 dem Beisitze am zürcherischen Stadtgerichte, und später als ihn seine Zunft durch die übertragene Zunftmeisterstelle in den kleinen Rath wählte, von 1783 bis auf die Statsumwälzung 1798, dem höhern Statsdienste. Öftere Anfälle von Hypochondrie trübten das Leben des nach Beförderung von Menschenwohl u. Bürgerglück redlich strebenden Mannes. Nicht ohne Erfolg versuchte er sich in verschiedenen Perioden seines Lebens an dichterischen Arbeiten, demjenigen Fache, in welchem es nur noch wenigen Schweizern gelungen war, sich auszuzeichnen; vielleicht schon darum, weil sie mit dem Ausdrucke ringen mußten, die meisten Dichtungsarten aber nur in einer leicht fließenden Sprache glücken. Von ihm erschienen: Amors Reisen, nebst einigen Fragmenten aus seinem Tagebuch gezogen, Bern 1773. 8. Meine Phantasien und Rhapsodien, Zürich 1785. 8. Tropheen des schönen Geschlechtes, Tübingen, 1791. 8. Auserlesene Gedichte; zum Besten der verunglückten Schweizer, Bern, 1800. 8. Als Gegenstück zur teutschen Blumenlese gab er „schweizerische Blumenlese," 3 Thle. 8., Zürich 1780—1783. und „Neue schweizerische Blumenlese, St. Gallen, 1798. 8. „heraus. Die Samlung seiner sämtlichen Gedichte erschien Bern 1802. Von ihm kam auch 1772 eine Übersetzung von l'Oiseau de Mauleon merkwürdigen Rechtshändeln zu Zürich heraus. (*Meyer v. Knonau.*)

BÜRRSTADT. In dem sogenannten Ried und Großherzoglich-Hessischen Amte Lorsch, 1¼ St. v. Worms und 1¼ Meile von Heppenheim, liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend der beträchtliche Flecken Bürrstadt, schon in den J. 768 u. 770 aus dem Schenkungsbuche des Klosters Lorsch bekannt, an welches der Ort mit seiner Mark von einem Oberrheingauer Grafen und andern Besitzern kam. Die Nähe des Klosters machte auch den Ort schon frühzeitig durch mancherlei Reichshandlungen bekant. Hievon reden ausdrücklich Dittmar und der sächs. Annalist, unerachtet sie den Namen des Orts sehr verdrehen. Im J. 832 drang König Ludwig der Teutsche als Empörer gegen seinen Vater mit einer Armee bis Lorsch u. Bürrstadt vor, unterwarf sich ihm aber nothgedrungen. Das nämliche Schicksal der Empörung erlebte er aber auch von seinen Söhnen. Diese entzweiten sich einmal über das andere mit ihm, und erst im J. 871 konnte er sie auf dem Reichstage zu Tribur zum Gehorsam bringen. Vollständiger aber war die Aussöhnung im J. 873 bei Bürrstadt (s. Biesstat) *). Auch feierte er hier im J. 870 das Pfingstfest; der Ort hatte schon frühzeitig seine Kirche und eigenen Priester, wie aus den Lorscher Traditionen erhellet. Die gegenwärtige Pfarrkirche ist erst im J. 1739 neu und schön erbauet worden. — Der Ort hat schöne Straßen und Häuser, die Zahl der Wohnungen beträgt 214, die der Einw. aber 1621.

In der Gegend von Bürrstadt lag ehemals ein kleiner Ort, in dem Lorscher Schenkungsbuche im J. 789 vorkommend, Wizzelai, dann auch Wizzelin genant. Auf seinem Platze steht vermuthlich der Boxheimer Hof (¼ St. v. Bürrstadt), der schon 1275 und 1542 vorkomt; in letzterem Jahre wird er ausdrücklich Boxheim genant. (*Dahl.*)

BÜRSCHEN (so nach Adelung zu schreiben; nach andern neueren Schriftstellern: Birsen, vulgo: pürschen) heißt, in der Jagd-Kunstsprache so viel, als: mit der Büchse nach Hochwild schießen. Es wird gebürscht: a) zu Wagen, dann heißt der Wagen — Bürschwagen; oder b) zu Pferde, dann heißt das hiezu besonders abgerichtete Pferd — Bürschpferd oder c) zu Fuß, dann wird der Bürschgang, oder besser, das Bürschengehen geübt — eine Jagdbetriebsmethode mit der Büchse auf Hochwild, welche in Revieren, wo dergleichen in hinlänglicher Menge immer Stand hält und nicht oft beunruhigt wird, dem echten Weidmann das meiste Vergnügen gewähren muß, und insofern eine der nützlichsten ist, als durch das Bürschengehen der Schutz des Revieres gar sehr erwirkt wird. — Gegen Abend, Morgens in der Frühe — bis beiläufig eine Stunde nach Sonnenaufgang, auch oft in den Mittagsstunden, geht bekantlich — unter den vorerwähnten Verhält-

---

verhüten, Einhalt that. 4) Nach Dobner Annales Hagecinni ad ann. 777 soll in diesem Jahre der Erbauer Nischburgs hier das erste, aber zu spröde Eisen entdeckt, dann es mit geschmeidigerem aus dem nahen berauner Kreise gemischt, und ein gutes Eisen erhalten, damit zum erstenmal in Böhmen Wagenräder beschlagen und vielerlei landwirthschaftliche Werkzeuge haben verfertigen lassen, womit er einen ganzen beladenen Wagen voll dem Herzog Nezamisl zum Geschenk gemacht. Dies die ersten einheimischen, böhmischen Werkzeuge. 5) Ausführliche historische Nachrichten über die Burg, so wie deren Abbildung gibt Meißner in seinen histor. malerischen Darstellungen aus Böhmen, mit 14 illum. Kupf. (Prag, Calve 1798) Nr. IV. und daraus Sartori in seinen Merkwürdigkeiten des Kaiserthums II. 1809., ohne jedoch die Quelle zu nennen. (Hesperus 1819. Beil. 14.)

*) S. *Eckard* in Franc. Orient. T. II. p. 256 u. s. w.

nissen alles Hochwild auf jungen Schlägen, von Wald begränzten Wiesen und Feldern der Weide und Äsung nach, und von da zu seiner Zeit wieder zu Holze. Benutzt nun der Jäger die gedachten Tageszeiten dazu, an den Schlag-, Wiesen- u. Feldrändern, und auf den durch Vorhölzer ziehenden, nicht allzusehr mit dürrem Holze und trocknem Laube belegten Wegen, vorsichtig — alles Betreten dürrer Äste ꝛc. und so jeden Anlaß zu Geräusch so viel als möglich vermeidend —, umsichtig — unter stetem, emsigen Umherspähen nach allen Seiten, um kein in der Umgegend sich befindendes lebendes Wesen zu übersehen, oder um nicht eher von einem solchen erblickt zu werden, als er es wahrnimt —, und bei gutem Winde umher zu schleichen *); so wird er ein Stück oder mehre von derjenigen Wildart, welcher er zu der Zeit gerade nachstrebt, in geringerer oder größerer Ferne ansichtig werden. Er muß dann vor Allem eine zum Verbergen zunächst sich darbietende Gelegenheit aufsuchen, von wo aus er, im Versteck, erspähen kann, ob auf irgend einer Stelle in der Umgegend nicht Wild von derselben oder von anderer Art stehe, und überlegen, welche Bahn er, zu hinlänglicher Annäherung im Unterwinde, oder doch bei gutem Seitenwinde, und von einem oder dem andern Körper — als: Baum, Strauch, Stein, Graben, Damm ꝛc. — fortwährend gedeckt, einzuschlagen habe. Ist nun in der Nachbarschaft alles sicher und das Wild, dem der Schütz ankommen will, im Äsen oder Weiden begriffen, auch sonst ganz ruhig; so wird unverzüglich die Kopfbedeckung abgelegt und das Anschleichen von einem deckenden Körper zum andern mit tiefgebücktem Oberkörper, nöthigen Falles auch auf allen Vieren kriechend, unter Vermeidung jeden, auch des geringsten Geräusches, begonnen. Um in letzter Beziehung allem auszuweichen, wodurch das Wild verscheucht werden könnte, und um keine Bewegung oder veränderte Stellung des Wildes zu übersehen, muß der Schütz — wie man zu sagen pflegt — die Augen überall haben, das heißt hier: die Augen schnell wechselnd, auf die zu verfolgende Bahn und auf das zu beschleichende Wild richten. Sichert letzteres, so darf die körperliche Stellung, in welcher der Jäger sich eben befindet, im Mindesten nicht verändert werden, bis zu dem Zeitpunkt, wo es wieder ganz ruhig äset oder weidet; wobei zugleich die Finten nicht aus der Acht gelassen werden dürfen, die das Wild oft zu machen pflegt, wenn ihm Etwas verdächtig wird **). Nach erfolgter Annäherung bis auf gehörige Büchsenschußferne, und so bald der Schütze selbst wieder bei Athem, und geziemend bei kaltem Blute ist, muß der erste sich darbietende Zeitpunkt zum Anbringen eines guten Schusses —, d. h. eines absolut tödlichen, durch welchen auch die auf der Tafel am meisten geschätzten Wildprets-Gebilde nicht zu sehr verletzt, und bei welchem demnächst die Haut (Decke, und resp. der wilden Sauen, die Schwarte) möglichst geschont wird — ergriffen werden. (*a. d. Winckell.*)

*) Wegen dieser immer schleichend seyn müssenden Bewegung auf Seiten des Jägers, kann er auch — ohne gegen die Jagdkunstsprache zu verstoßen — diese Jagdbetriebsmethode durch Schleichen bezeichnen.

**) Hierüber, wie über besondere und außerordentliche Fälle, welche bei der Annäherung auf dem Bürschgange vorkommen können, gestattet es der Raum nicht, Erörterungen zu machen. Mehr findet man in des Vf. Handb. f. Jäger (Aufl. 2.) Th. I. S. 78. §. 43a; obwol auch dort, begreiflicher Weise, dem Beobachtungs- und Erfindungsgeiste des ausübenden Jägers, für unvorherzuberechnende Ereignisse, noch Vieles überlassen bleiben mußte.

Bürste, Bürstenbinder, f. am Ende des Bds.

Bürstenkäfer, f. **Anthribus** u. **Sarrotrium.**

BÜSCH (Johann Georg), Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg, geb. den 3. Jan. 1728 zu Alten-Meding, einem Dorfe im Herzogthum Celle, wo sein Vater, Paul Christian, Prediger war, der mit dem dreijährigen Knaben nach Hamburg zog, und daselbst bis an seinen Tod ein geistliches Amt bekleidete. Die nämliche Bestimmung erhielt auch der Sohn, und um sich auf dieselbe vorzubereiten, ging er in seinem 21. Jahre nach Göttingen, wo er vornehmlich Mosheim und Segners Unterricht genoß, das Meiste aber seinem (hauptsächlich auf die historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften gerichteten) Privatfleiße, und der Benutzung der Universitätsbibliothek zu danken hatte. Nach Hamburg 1751 zurückgekehrt, und unter die Candidaten des Predigtamts aufgenommen, erwarb er sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht, und hatte bei seiner lebhaften Lernbegierde mit den mühseligsten Schwierigkeiten zu kämpfen, da er täglich 8—10 Stunden lehren mußte, bis er 1756 ganz unvermuthet das Lehramt der Mathematik am Gymnasium erhielt. Dies Amt verwaltete er bis ins höchste Alter, für einen sehr mäßigen Gehalt, mit dem angestrengtesten Eifer, und hatte auf die Bildung einer sehr großen Anzahl junger Leute den wichtigsten Einfluß. Einen noch ausgedehnteren Wirkungskreis verschaffte er sich 1767 durch Errichtung einer Handlungsakademie, des ersten Instituts dieser Art in Europa, in welchem fast aus allen europäischen Ländern junge Kaufleute und angehende Kameralisten eine sehr zweckmäßige Bildung erhielten [1]). Zur Erholung von anstrengenden Arbeiten, und zur Vermehrung seiner Kenntnisse, unternahm er in verschiedenen Jahren von Hamburg aus Reisen durch Teutschland, Schlesien, England, Holland, Dänemark und Schweden. Einige von den Beobachtungen, die er auf diesen Reisen machte, enthalten seine: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Schwedens, im J. 1780, Hamb. 1783. 8. und die Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil der vereinigten Niederlande u. Englands. Eb. 1786. 8. (beide auch im 5. u. 8. Th. der Ebelingischen Samlung von Reisen). Viele Jahre lang litt er an Nervenschwäche und kranken Augen, und konnte in den letzten Jahren weder lesen noch schreiben, aber seiner auch jetzt noch fortgesetzten gemeinnützigen Wirksamkeit machte erst der Tod am 5. Aug. 1800 ein Ende. Büsch war nach Geist und Herzen ein ausgezeichneter Mann, ausgestattet mit vorzüglichen Talen-

1) Die Handlungsakademie dauerte, unter Büschs u. Ebelings Leitung, etwa 30 Jahre, und zählte in dieser Zeit 360 Zöglinge, worunter 70 Hamburger, 80 Briten und 30 Russen waren. Von diesem Institute sehe man einen Aufsatz, aus Büschs u. Ebelings Feder, in der von ihnen herausgeg. Handlungsbibliothek 2. Bds. 2. St. 323 ff. und Büschs Nachr. von der hamb. Handelsakademie, Hamb. 1778. 8.

ten, von denen er den preiswürdigsten Gebrauch machte, dabei wohlwollend, menschenfreundlich, dienstfertig, uneigennützig, gastfrei, treu in Erfüllung seiner Pflichten, einfach in seiner ganzen Lebensweise, freimüthig und offen im Umgange, seinen eignen Werth erkennend und nicht frei von Egoismus, aber dennoch bescheiden und gerecht gegen fremdes Verdienst. Ganz besonders war er von Patriotismus für Hamburg und dessen wachsenden Flor durchdrungen, und was er dazu durch Wort und That beitrug, verbürgt ihm das ehrenvolleste Andenken, und den Dank der kommenden Geschlechter. In dieser Hinsicht verdienen seine Bemühungen, der Republik eine bessere Armenanstalt zu geben, zuerst genant zu werden. Durch thätige Mitwirkung und durch mehre eindringende, mit der genauesten Ort- u. Sachkunde abgefaßte, Schriften brachte er es dahin, daß Hamburg die besteingerichteten Armenanstalten in Europa erhielt, und in seinem innern Wohlstande die herrlichsten Folgen davon sichtbar empfand. Den größten Antheil hatte er an der Errichtung einer Association zur Verbürgung hypothekarischer Anleihen auf sichere städtische Grundstücke, deren Folgen eine schnelle Wiederherstellung des vorhin gesunkenen hypothekarischen Credits, augenblickliches Steigen des Preises der Grundstücke, baldige Erniedrigung des hypothekarischen Zinsfußes, und völlige Steurung einer schändlichen Geldwucherei waren. Er gab die vorzüglichste Veranlassung zu der 1765 gestifteten, von einem seltenen Patriotismus und einer ausgezeichneten Gemeinnützigkeit beseelten, Gesellschaft zur Beförderung der Künste u. nützlichen Gewerbe, war ihr erster Vorsteher, und hatte großen Antheil an den von dieser Gesellschaft gestifteten Anstalten, z. B. einer Navigazions-, einer Handwerksschule, einer Rettungsanstalt für scheinbar Ertrunkene und Erstickte u. dgl. — [2]). Er war es, der zur Errichtung der hamburgischen Brandversicherungsanstalt für bewegliche und unbewegliche Güter sehr viel beitrug, der die Verbesserung des hamburgischen Straßenpflasters bewirkte, und die Privatanstalt zur unentgeltlichen Heilung u. Verpflegung armer Kranken stiftete. Fast niemals war er ohne praktische Geschäfte, und von vielen Seiten wurde er mit der Untersuchung und Bearbeitung einzeler wichtiger Gegenstände beauftragt, besonders in Beziehung auf die Überströmungen der Elbe und den Wasserbau, wovon er seltene Kentnisse besaß. Ohne äußere Veranlassung unterwarf er seiner scharfsinnigen Beobachtung alles, was Schaden verhüten und Gutes befördern konnte, und die wöchentlich erscheinenden hamburgischen Adreßkomtoir-Nachrichten, die ihm einen großen Theil ihres Beifalls dankten, dienten ihm zur Niederlage seiner Gedanken u. Beobachtungen. Er erregte dadurch im Publikum eine Beachtung und Besprechung über mancherlei wichtige Gegenstände, die oft von den wohlthätigsten Folgen war.

Die Schriften, durch welche sich Büsch am meisten um sein Zeitalter verdient machte, theilen sich hauptsächlich in 3 Klassen, indem sie theils auf Statswirthschaft, theils auf Geschichte und Völkerrecht, theils auf die mathematischen Wissenschaften Beziehung haben. Tiefsinn, Beobachtungsgeist, ein durch anhaltendes Studium der Mathematik geübter Scharfsinn und Rechnungsgeist war ihm in hohem Grade eigen, und mit der Klarheit der vorgetragenen Ideen ging die befriedigendste Deutlichkeit des Vortrags Hand in Hand. Da er sich von unfruchtbarer transcendentaler Spekulation und von dürrer literarischer Nomenklatur gleichweit entfernt hielt, so erwarb er sich den Ruhm eines der gemeinnützigsten, belehrendsten, wohlgesinntesten Schriftsteller, dessen Arbeiten nicht blos für seine Zeitgenossen sehr wohlthätig wurden, sondern noch lange hinaus einen reichen Schatz der anwendbarsten praktischen Vorschriften für das bürgerliche Leben enthalten werden. In Hinsicht der Statswirthschaft ist sein Hauptwerk die: Abhandlung über den Geldumlauf mit anhaltender Rücksicht auf die Statswirthschaft und Handlung, Hamb. 1780. 8.; neue verb. Aufl. auch unter dem Titel: Schriften über Statswirthschaft und Handlung, Eb. 1800. 2. Th. 8. Büsch selbst setzte einen großen Werth auf dieses Werk, das in systematischem Zusammenhange eine Revision alles Bessern enthält, was über diesen Gegenstand gesagt worden ist, mit einer Menge neuer Ideen und Aussichten über die behandelten Lehren. Hiemit stehen seine Schriften über einzele Theile der Statswirthschaft, hauptsächlich in Betreff der Handlung und des eigentlichen Geldwesens in genauer Verbindung. Einen klassischen Werth in Beziehung auf beide hat seine theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannigfaltigen Geschäften, Hamb. 2 Th.; 2te verm. u. verb. Aufl. 1799. 8. Zusätze, oder 3. Bd., nebst einem Register über das ganze Werk, 1800. 8., die sich durch Richtigkeit der Grundsätze, durch Vollständigkeit, Ordnung, Deutlichkeit und nur echten Meistern eigene Beurtheilung bei der Auswahl und Bearbeitung der einzelen Materien über alle ähnliche Werke weit erhebt. Büsch hat sich dadurch ein ganz besonderes Verdienst um die handelnde Welt und um die Statsmänner erworben, die sich mit Kommerzangelegenheiten befassen. Viel Lehrreiches in Beziehung auf Gegenstände der Handlung enthalten seine: Kleine Schriften, Lpz. 1772.; Hamburg 1784. 8. Vermischte Abhandlungen. Eb. 1777. 2 Th. 8. Die Handlungsbibliothek. Eb. 3 Bde. (jeder 4 Stücke). 1784 — 97. 8., die er mit C. D. Ebeling herausgab u. a. m. In den kleinen Schriften befindet sich unter andern ein Aufsatz über die Banken, der zuerst eine befriedigende und deutliche Belehrung über diesen Gegenstand gab. Vollständiger behandelte er denselben in seinen: Sämtlichen Schriften von den Banken. Neue umgearb. Aufl. Hamb. 1801.; unveränderte Auflage 1817. 8.

Um Geschichte und Völkerrecht hat sich Büsch durch seine Schriften ebenfalls ein namhaftes Verdienst erworben. In seinem Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit. Hamb. 1781; 1783; 1796; 4te Aufl., von 1796 bis 1810, fortgesetzt v. Bredow 1810. 8. erzählt er im veredelten Chroniken- oder Zeitungsstyl, mit reifer Beurtheilung und Auswahl, die wichtigsten Welthändel, welche die einzelen Staten Eu-

2) Ausführliche Nachricht hierüber findet man im 1. u. 2. Bde. der Verhandlungen und Schriften der hamb. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Man vergleiche auch Büsch's Entwurf zu einer Armenverpflegung in der Stadt Hamburg, im niederelbischen Magazin Bd. 1. St. 1. 1787 u. die Ephemeriden der Menschheit St. 1. u. 2. 1786.

ropa's und die mit demselben in Verbindung stehenden Länder der andern Erdtheile seit dem Mittelalter betroffen haben, und durchwebt nicht selten seine Erzählungen mit pragmatischen Betrachtungen. Unter den einzelen Theilen der Geschichte war es vornämlich der Hansebund, in den er tiefer einzudringen bemüht war, und sein Entwurf einer Geschichte der Hanse, insonderheit des Ganges der Handlung während derselben (in Smidts hanseat. Magaz. Bd. 1. H. 1. S. 1—90. Bd. 2. H. 1. S. 104—139.) ist ein vortrefflicher Beitrag zur Geschichte dieses für das Mittelalter und die Handlungsgeschichte so wichtigen Bundes. Mehre andre Gegenstände, hauptsächlich aus dem Gebiete der Handlungskunde, hat er ebenfalls mit der Fackel der Geschichte zu beleuchten gesucht. Dahin gehört seine Geschichte des Wechselrechts, der britischen Navigazionsacte und sein Versuch einer Geschichte der hamburgischen Handlung. Hamb. 1797. 8. Das letzte Decennium seines Lebens gab ihm mehrmals Veranlassung, einzele Gegenstände des Völker-Seerechts eben so scharfsinnig als gründlich zu beleuchten, und die Völker auf Gegenstände aufmerksam zu machen, an die man vorher entweder gar nicht dachte, oder die man höchstens nur oberflächlich berührte. Nichts war ihm empörender, als wie er, nach dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich, hauptsächlich von England her, eine gänzliche Zerrüttung alles soliden Seehandels, und eine Auflösung der neutralen Flagge entstehen sah. Von patriotischem Eifer ergriffen, legte er dem teutschen State seine Gedanken über diese Vorfälle ans Herz, in der Schrift: Über die durch den jetzigen Krieg veranlaßte Zerrüttung des Seehandels, und deren insbesondere für den teutschen Handel zu befürchtende böse Folgen, Hamb. 1793; Nachtrag 1794. 8.; völlig umgearbeitet unter dem Titel: Über das Bestreben der Völker neuerer Zeit, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu thun. Eb. 1800. 8. Noch mehr aber wurde er aufgeregt, als sich hieraus ein Ungewitter über Hamburg zu ziehen schien, und man schon 1793 auf Befehl der kurhannöverischen Regirung, unter britischem Einfluß, ein mit Weizen für Frankreich beladenes hamburgisches Schiff bei Stade anhalten, und Schiff und Ladung für konfiscirt erklären ließ. Er faßte über diesen wichtigen, ganz Teutschland interessirenden Gegenstand, mit echter Sachkentniß und edler Freimüthigkeit, ein publicistisches Gutachten ab, insinuirte es der kurhanöverischen Regirung, und ließ auf dem Reichstage und bei andern wichtigen Behörden über 300 Abdrücke davon austheilen. Als 1795 zwischen Frankreich und Preußen zu Basel Friedensunterhandlungen angeknüpft wurden, gab er sich Mühe, daß zugleich die echten Grundsätze eines Völker-Seerechts zwischen beiden Staten festgesetzt werden möchten. Um nach seinen Kräften dazu mitzuwirken, faßte er nicht nur einen Aufsatz über das Völker-Seerecht ab, den er bei den Behörden austheilte, sondern suchte auch den französischen Machthabern die richtigen Grundsätze nahe zu legen in dem Werke: **Du droit des gens maritime considéré comme l'objet d'un traité de commerce à annexer à celui de pacification entre la France et l'Allemagne. Par.** 1796. 8. Teutsch: das Völker-Seerecht ꝛc. Hamb. u. Altona 1801. 8. Einige andere Schriften, die er nachher drucken ließ, wurden ebenfalls durch Ereignisse der Zeit veranlaßt, und bewiesen nicht nur seinen patriotischen Eifer, sondern auch seine tiefen Einsichten in das Völkerrecht.

Als Mathematiker hat sich Büsch dadurch verdient gemacht, daß er die abstrakten Sätze in allgemeine Verständlichkeit einzukleiden, und sie dem Geschäfts- u. Gewerbsmann zugänglich zu machen wußte. Die wiederholten Auflagen seiner populären Mathematik [3]) beweisen es, daß dieses Werk zu dem Zwecke, mathematische Kentnisse unter Personen, deren Fähigkeiten und Beschäftigungen keine genaue Erforschungen erlauben, zu verbreiten, besonders tauglich gefunden wurde. Einzele Theile, z. B. die Mechanik und Wasserbaukunst, sind selbst für diejenigen lehrreich, welche sich schon sonst damit bekant gemacht haben. In Verbindung mit diesem Werke steht seine Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften. Hamb. 1795. 8. [4]), deren Zweck dahin geht, den Umfang der mathematischen Wissenschaften und den Gesichtspunkt, den man bei ihrer Erlernung zu fassen hat, anzugeben und zugleich mit der mathematischen Literatur bekant zu machen. Viel Lehrreiches enthalten die in Journalen zerstreuten Aufsätze des nie ermüdenden Mannes, theils aus den bisher genannten Fächern, theils aus der Naturlehre, Erziehungskunde, Sprachphilosophie, Armenpflege, Manufakturwesen ꝛc. Viele derselben findet man beisammen in Büschs sämtlichen bisher noch nie gesammelten Schriften. Hamb. u. Altona, 2 Bde. 1801—1805. 8. Einen Reichthum praktisch-philosophischer Beobachtungen enthalten die von ihm selbst herausgegebnen Erfahrungen, Hamb. 1790—1802. 5 Bde. 8. vornämlich der 4te, der auch unter dem besondern Titel erschien: Über den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit, 1794. Er schildert darin die mannigfaltigen Richtungen, welche seine Geistesthätigkeit in den verschiedenen Perioden seines Lebens genommen hat, und sucht sie psychologisch aus ihren Gründen zu entwikkeln. Gegen das Ende dieses Werks S. 315—353 hat er ein Verzeichniß seiner sämtlichen Schriften, verbunden mit seinem eigenen Urtheil über dieselben, geliefert. Die Dankbarkeit der Hamburger gegen ihren verdienstvollen Mitbürger äußerte sich nach seinem Tode dadurch, daß sie ihm an einem öffentlichen Platze ein schönes Denkmal errichteten [5]). (*Baur.*)

---

3) Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, Hamb. 1. Th. reine Mathematik (1—3. Aufl. 1773—1790) 4. Aufl. 1798. m. 19. Kpf. 2. Th. Hydrostatik u. Hydraulik (1791) 1799 m. 8 Kpf. 3. Th. 1. Bd., bürgerliche Baukunst (1793) 1800 mit 7 Kpf. 2. Bd., Wasserbaukunst (1796) 2e v. R. F. Wiebeking umgearb. Aufl. 1802. mit 3 Kpf. 3. Bd. Wasserbaukunst von Wiebeking 1804. 4. Th. Optik, Dioptrik und Katoptrik; nach Büsch's Tode mit Zus. u. Anm. von P. H. L. Brodhagen, 1802. m. 8 Kpf. 8. Den Theil, der von der Wasserbaukunst handelt, hielt Büsch für eines seiner besten Werke. 4) Sie ist eigentlich besonders abgedruckt aus seiner Encyklopädie der historischen, philosophischen u. mathematischen Wissenschaften, Hamb. 1775; 2te durchaus umgearbeitete und mit einer mathemat. Bibliographie vermehrte Ausgabe, 1795. 8. Auch ins Holländische (Amst. 1778. 8.) und Dänische (Kopenh. 1782. 8.) übersetzt. 5) Vgl. außer der oben erwähnten eignen Lebensbesch.: Büsch, wahr und ungeschmückt dargestellt v. J. H. W. Nölting, Hamb. 1800. 8. Büschs Leben, Karakter und Verdienste. Eb. 1801. 8. Thieß Gelehrtengesch. v. Hamb. 1. Th. 72. Smidts hanseat. Magaz. 4. Bd. 2. Hft. 337—345. Dem Andenken des Prof. Büsch von

BÜSCHING (Anton Friedrich), zuletzt kön. preuß. Oberconsistorialrath und Director des Gymnasiums im grauen Kloster zu Berlin, war am 27. Sept. 1724 zu Stadthagen geb. und unter 9 Geschwistern der einzige, der zu einem reifern Alter gelangte. Sein Großvater war ein sehr verdienter Prediger zu Stadthagen gewesen, sein Vater aber, der daselbst als Advokat lebte, besaß bei guten Anlagen und Kentnissen einen heftigen Charakter, ergab sich dem Trunk und andern Unordnungen und machte dadurch die Seinigen unglücklich. Büsching besuchte die Stadtschule seines Geburtsortes, erhielt aber nur in der untern Klasse einen leidlichen Unterricht. In der obersten Klasse war es so schlecht bestellt, daß er sie zuletzt ganz verließ und dafür den Privatunterricht des Superintendenten Dr. Hauber, des Predigers Edler und noch eines originellen Gelehrten, Namens Zell, benutzte. Durch den hochverdienten Hauber wurde er auch zu echter praktischer, von allem Sektengeist entfernter Religiosität und einer frommen bescheidenen Denkungsart geleitet; die Lehren der Weisheit und Tugend, welche Hauber jeden Sonntag Abend einem Kreise von gutgearteten jungen Leuten auf eine väterliche Weise ertheilte, wurzelten bei ihm tief. Durch die Abschriften, die er für seinen Vater oft selbst in der Nacht fertigen mußte, wurde er zur Arbeitsamkeit gewöhnt und die abschreckenden Wirkungen der väterlichen Unmäßigkeit stimmten den Sohn frühzeitig zur Nüchternheit. Zuletzt nöthigte der harte Vater ihn im J. 1743 sein Haus zu verlassen, und B. ging, von mehren wohldenkenden Personen unterstützt, nach Halle auf die lateinische Schule des Waisenhauses, die er mit Nutzen ein Jahr lang besuchte. Ostern 1744 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren, fand einen großen Gönner an Siegmund Jacob Baumgarten, von dessen Lehrstunden er keine versäumte, benutzte aber auch den Unterricht des Philosophen Georg Friedrich Meier, des Mathematikers und Physikers Krüger und des Theologen Knapp. Mit einigen jungen Freunden von ernster Denkart, dem nachher berühmten Semler, Krause, Barkhausen und besonders mit Muthmann, der später Hofprediger in Leiningen wurde, hielt er gemeinschaftliche fromme Übungen. Seinen Unterhalt erwarb er durch Corrigiren und Unterrichten auf dem Waisenhause. Im J. 1746 wurde seine erste Schrift: **Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses** mit Baumgarten's Vorrede gedruckt. Nach einer 4jährigen akademischen Laufbahn wurde er Magister und eröffnete exegetische Vorlesungen über den Jesaias und nachher über das neue Testament. Im J. 1748 trug ihm der dänische geheime Rath von Lynar den Unterricht seines ältesten Sohnes an, der bei seinem Großvater, dem Grafen Reuß zu Köstritz, erzogen wurde. B. folgte diesem Rufe sehr gern und kam dadurch in Verbindung mit mehren Personen höhern Standes; auch wurde seine Correspondenz jetzt schon sehr ausgebreitet. Mit dem gräflich reußischen Rath von Geusau zu Köstritz, einem vielgereisten Manne von großer Gelehrsamkeit und Welterfahrung, lebte er in genauer Freundschaft. Im J. 1749 wurde der Graf v. Lynar von seinem Hofe als Gesandter nach St. Petersburg geschickt und entschloß sich, seinen ältesten Sohn nebst dessen Hofmeister Büsching mit dahin zu nehmen. Vor dieser Reise verlobte sich Büsching schriftlich mit der Schwester seines Jugendfreundes Dilthey zu Stadthagen, um, wie er sagt, sich vor der heftigsten aller Leidenschaften in diesem Alter sicher zu stellen und einen Gegenstand seiner geschäftlosen Gedanken zu haben. Er correspondirte mit seiner Verlobten täglich, und schickte die Briefe zweimal in jeder Woche ab. Am 1. Dec. 1749 trat die Gesellschaft die Reise von Köstritz an, blieb einige Wochen zu Berlin, und sowol hier als in Danzig, Königsberg, St. Petersburg und andern Orten machte Büsching die Bekantschaft vieler berühmten und gelehrten Männer. Er lernte auf dieser Reise das Mangelhafte der beiden wichtigsten unter den damals vorhandenen Erdbeschreibungen, von Hübner und Hager, durch die Erfahrung kennen und entschloß sich deshalb, selbst eine neue Erdbeschreibung zu liefern. Im August 1750 reiste er mit seinem Zögling zu Wasser nach Itzehoe, dem eigentlichen Wohnort des Grafen, zurück. Hier lebte er eine Zeitlang im Umgang mit achtungswerthen Familien, predigte wie schon vorher zu St. Petersburg mehrmals, und fing die Ausarbeitung seiner großen Erdbeschreibung an, welcher er 1752 eine Statsbeschreibung von Holstein u. Schleswig, als Probe und Ankündigung vorhergehen ließ. Michaelis 1752 legte er seine Hofmeisterstelle nieder, begab sich von Soröe zu seinem Freunde Hauber nach Kopenhagen und blieb bei ihm fast 2 Jahre, mit seiner Erdbeschreibung beschäftigt. Hauber's Bibliothek und Landkartensamlung, noch mehr aber die Bibliotheken des Grafen Berkenthin und des russischen Gesandten, Baron v. Korff, der Büschingen sehr schätzte und liebte, lieferten ihm die nöthigen Hilfsmittel. Auch schrieb er mit Hilfe von Haubers Sohn und gelehrter Tochter eine Monatschrift: Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den dänischen Reichen in 2 Bdn. (1754 — 56), wodurch er sich in Dänemark so beliebt machte, daß man seine Abreise von Kopenhagen sehr ungern sah. 1754 begab er sich indeß über Hamburg und Stadthagen nach Halle, um hier die Geographie von Teutschland auszuarbeiten und nebenbei statistische Vorlesungen zu halten. Kaum aber hatte er damit angefangen, als ihn der Minister von Münchhausen als außerordentlichen Professor der Philosophie mit 200 Thlr. Gehalt nach Göttingen berief. Er kam am 27. August 1754 zu Göttingen an, nachdem er auf der Durchreise zu Hanover mit dem berühmten Hofrath und Bibliothekar Scheidt eine genaue Freundschaft errichtet hatte. Obgleich er hier theologische und geographische Vorlesungen hielt, so blieb doch sein Hauptgeschäft die Ausarbeitung seiner Erdbeschreibung, welche durch mehre Umstände, besonders durch den Reichthum der göttinger Bibliothek und die ihm von der hanöverschen Regirung ertheilte Postfreiheit ungemein begünstigt wurde, weshalb Büsching auch einen Ruf nach

J. J. Eschenburg, Braunschw. 1800. Hamb. unpart. Correspond. 1800. Nr. 130. — Woltmanns Gesch. u. Politik 1800. 2. Bd. 144 — 166. Bauers Gallerie hist. Gemälde 6. Bd. 3 — 9. Büsch u. Ebeling, im Morgenblatt 1817. Nr. 198 — 200. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Teutschen 261 — 268. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. — Büsch's wohlgetroffenes Bildniß steht vor dem 57. Bd. d. allg. teutsch. Bibl., zu der er auch einige Recensionen lieferte.

Dänemark ausschlug. Er heirathete nun auch am 21. März 1755 seine Jugendfreundin Christiane Dilthey, ein Frauenzimmer von sehr tugendhaftem Charakter und ausgezeichneter Bildung, die, wie Büsching selber, die Freundschaft vieler achtungswerthen Personen der höhern Stände genoß, auch kaiserl. gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der göttinger teutschen Gesellschaft war [1]).— Neben seiner philosophischen Professur war B. auch zum Adjunct der theologischen Facultät ernant worden und er durfte nach dem Tode des Kanzlers Mosheim im J. 1755 auf eine theologische Professur rechnen. Unterdessen hatte er sein zeitheriges theologisches System geprüft, und sich, mit Verlassung der Baumgartenschen Grundsätze, für folgende Ansicht entschieden: „Man müsse diejenigen Stellen der Bibel aufsuchen, welche die Hauptwahrheiten der Religion in ausdrücklichen Worten enthielten, diese müsse man für göttlich gewisse Sätze halten, und davon sorgfältig die Schultheologie, die Folgerungen, über welche die gelehrtesten Forscher selbst verschiedener Meinung wären, als problematisch und weniger wichtig unterscheiden." Seine Freunde, namentlich Hauber und Scheidt, riethen ihm, mit diesen neuen Ansichten so lange zurückzuhalten, bis er wirklich Professor der Theologie sey, aber B. hielt es für ehrlicher, vorher damit aufzutreten. Er übergab daher der theologischen Facultät zu Göttingen seine Inauguraldisputation: **Epitome Theologiae e solis sacris litteris concinnatae et ab omnibus rebus et verbis scholasticis purgatae**, disputirte über dieselbe öffentlich am 7. August 1756 und wurde Doctor der Theologie. Gleich darauf ließ er diese Abhandlung als ein dogmatisches Lehrbuch in Octav (Lemgo 1757), mit einigen vorher unterdrückten Stellen erscheinen und fügte noch einen Anhang von problematischen Aufgaben bei, wohin er viele Lehrsätze rechnete, die zeither in der Theologie als erwiesene Sätze gegolten hatten. Dies hatte die Folge, daß der Consistorialrath Götten zu Hanover ihn bei dem Minister von Münchhausen, dessen Beichtvater und Rathgeber in theologischen Angelegenheiten der göttinger Universität er war, der Heterodoxie beschuldigte. Der Minister, zwar nicht von Büsching's Irrthum überzeugt, aber von seiner abweichenden Lehre unangenehme Folgen für seine Lieblingstochter, die Göttinger Universität, fürchtend, befahl B. im Januar 1757, sich der theologischen Vorlesungen, besonders der dogmatischen, vorerst zu enthalten und nichts Theologisches drucken zu lassen, was er nicht vorher an den geheimen Rath nach Hanover zur Censur eingeschickt habe. Büsching vertheidigte sich zwar gegen dieses Verfahren; da aber auch sein ehemaliger Lehrer Baumgarten sich gegen ihn erklärte und man ihn in Hanover immer mehr verläumdete, so entsagte er förmlich allen Ansprüchen auf eine theologische Lehrstelle. Dagegen wurde er 1759 ordentlicher Professor der Philosophie; auch erhielt er von dem Minister oft Geschenke, und die günstige Lage, worin er sich für seine literarischen Arbeiten in Göttingen befand, bewog ihn, mehre auswärtige Anträge abzulehnen. Im December 1760 aber nahm er den Ruf als Prediger an die lutherische Petersgemeinde zu St. Petersburg an, und reiste im Juni 1761 mit den Seinigen zu Wasser dahin ab. Er wurde sehr gut aufgenommen und fand eine weites Feld für seine Thätigkeit, besonders durch Anlegung einer neuen Schule, die er mit unermüdeter Anstrengung zu einer blühenden Anstalt erhob. Er genoß dabei das Wohlwollen des alten berühmten Feldmarschalls Münnich, welcher Patron der Gemeinde war und ihn selbst der Kaiserin Katharina sehr empfahl. Als er aber, nach zweijähriger Leitung der Schule, sich vom Kirchenconvent die immerwährende alleinige Direction derselben hatte versichern lassen, bildete sich allmälig eine Partei gegen ihn; er erfuhr allerlei Kränkungen, besonders durch den ihm jetzt abgeneigten Feldmarschall, und faßte daher im J. 1765 den raschen Entschluß, sein Predigtamt niederzulegen. Vergebens suchte ihn seine Gemeinde zurückzuhalten; selbst den Antrag der Kaiserin, mit einem von ihm selbst zu bestimmenden Gehalte in die Petersburger Akademie einzutreten, schlug er aus, um ohne alle gewisse Aussichten auf eine Versorgung nach Teutschland zurückzukehren. Er hatte zu Petersburg vier Jahre in einer höchst merkwürdigen Epoche, unter drei Regirungen, Elisabeth's, Peter's III. und Katharina's verlebt und war mit den wichtigsten Männern in nähere Verbindung gekommen; wie Münnich, Bestuchef, Woronzow, Panin, Rumänzow, Lestocq, der berühmte Schriftsteller Etatsrath Müller u. a. Die Folge dieser Verbindungen waren viele höchst interessante Nachrichten über Rußland, die er theils späterhin in seinem historischen Magazin bekant machte, theils zurückzuhalten für nöthig fand. Für seine Gemeinde hatte er mit seiner gewohnten Thätigkeit sehr viel gewirkt, auch die Materialien zu seiner 1766 erschienenen Geschichte der lutherschen Gemeinden im russischen Reiche (2 Bde. 8.) mit vieler Mühe zusammengebracht. Vor seiner Abreise erhielt er reichliche Geschenke und zahlreiche Beweise von Liebe und Dankbarkeit. Am 13. Juni 1765 schiffte er sich zu Cronstadt ein und erst am 8. Juli landete er auf Rügen, nach einer beschwerlichen Seereise, auf welcher ihm sein jüngster Sohn, noch Säugling, gestorben war. Er nahm seinen Wohnsitz zu Altona, wo er glücklich und im Ueberfluß lebte, durch die Geschenke, die ihm von St. Petersburg fortwährend zuströmten [2]). Vergebens suchte ihn der Minister von Münchhausen wieder nach Göttingen zu ziehen, B. machte zu hohe Foderungen. Dagegen nahm er im Sommer 1766 auf den Antrag des berlinischen Ober-Consistorial-Präsidenten von Kessenbrink, mit dem er seit seinem Ausenthalte zu Köstritz in Verbindung stand, das Amt eines Directors der verbundenen berlinischen und köllnischen Gymnasien, nebst Sitz und Stimme im Oberconsistorium an, und begann seine Verrichtungen bereits Ende Octobers dieses Jahres. Von jetzt an lebte er, einige kleinere Reisen abgerechnet, ruhig zu Berlin, der gewissenhaften Besorgung seiner Ämter und den Studien, allgemein geachtet und von vielen ge-

1) Eine Probe ihrer Gedichte hatte Büsching bereits 1750 und eine Samlung derselben unter dem Titel: Übungen in der Dichtkunst 1752 unter ihrem Namen herausgegeben.

2) Die Handwerker seiner gewesenen Gemeinde brachten für ihn 420 Rubel zusammen und die Gräfin Lestocq schenkte ihm, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit, im Laufe eines Jahres 1200 Rubel.

sucht, aber so viel als möglich zurückgezogen. Um die seiner Aufsicht untergebene Lehranstalt machte er sich in einem hohen und seltenen Grade verdient, obgleich er an und für sich keine Neigung für den Schulstand fühlte [3]). Er fand bei seiner Ankunft alles im elendesten Zustande; die vorhandenen wenigen Lehrer waren meistens alt und stumpf, die Besoldungen sehr dürftig [4]), der Lectionsplan war mangelhaft, die Disciplin gesunken; das Schulgebäude glich einem schmutzigen Kerker, indem die Lehrzimmer einige Ellen tiefer als die Straße, und seit Jahrhunderten nicht neu übertüncht waren. Das Zutrauen des Publikums war so tief gesunken, daß die vereinigten Gymnasien bei ihrer Eröffnung in allen Classen zusammen nur 20 Schüler zählten. Büsching verlor den Muth nicht, er strebte mit nie ermüdender Ausdauer allen diesen Mängeln abzuhelfen, und es gelang ihm. Er verbesserte den Lectionsplan, führte die öffentlichen Prüfungen wieder ein, die wegen der gänzlichen Gleichgiltigkeit des Publikums aufgehört hatten und faßte für die meisten Zweige des Unterrichts Lehr- und Lesebücher ab, unter denen sein Entwurf der Bildhauer- und der Steinschneidekunst (jener Berlin 1772, dieser Hamb. 1774) und seine Geschichte der zeichnenden schönen Künste (Hamb. 1781), zugleich wichtige Geschenke für die gesammte literarische Welt waren. Er war täglich im Gymnasium und den beiden Vorbereitungsschulen desselben, unterrichtete selbst in der obersten Klasse und übernahm bereitwillig auch in den untersten Klassen Lehrstunden für verhinderte Lehrer. Auf seine eigenen Lektionen bereitete er sich höchst sorgfältig, oft einige Stunden lang vor, und wartete sie mit einer solchen Gewissenhaftigkeit ab, daß er, um nicht eine Lehrstunde zu versäumen, selbst eine Einladung der Königin, Gemalin Friedrichs II. ablehnte. Er trug gewöhnlich die Geschichte der Religionen, der Philosophie und der schönen Künste vor; in frühern Zeiten hielt er auch wöchentlich eine Lehrstunde über die politischen Zeitungen. Sein Vortrag war sehr lebhaft, lehrreich und angenehm. Wöchentlich einmal versammelte er die Gymnasiasten und ein anderes Mal die übrigen Schüler in dem großen Hörsaal, und sprach zu ihnen über gute Sitten, Lebensweisheit und Religion, wie ein Vater zu seinen Kindern. Oft erzählte er von berühmten oder doch edeln Männern, die durch eine treu gebrauchte Jugend sich emporgearbeitet hatten, oft auch ganz unbefangen von sich selber. Arbeitsamkeit mit Redlichkeit war die beständige Losung seiner Moral. Sein Beispiel wirkte mittelbar auch auf die übrigen Gymnasien zu Berlin, die während seines dortigen Aufenthalts insgesamt neues Leben erhielten. Für die äußern Verhältnisse seiner Lehranstalt sorgte er mit großem Eifer. Sie erhielt während seines Directorats sehr bedeutende Geschenke, die sich auf mehre tausend Thaler beliefen. Um Erbauung neuer Schulgebäude wendete er sich 3 Mal unmittelbar an den König Friedrich II., zuletzt im Anfang des Jahrs 1786, wurde aber jedes Mal abgewiesen. Groß war daher seine Freude, als der Neubau aus dem Vermächtniß eines reichen Kaufmanns, **Siegmund Streit** [5]), dennoch unternommen werden konnte. Er wurde unter seiner Leitung in den J. 1786 bis 1788 vollendet, und nach Besiegung vieler Hindernisse konnte B. im Okt. des letztern Jahrs seine eigne neue Wohnung beziehen. Aber schon im Mai vorher hatte, wahrscheinlich in Folge seiner überspannten Thätigkeit bei dem neuen Bau, seine letzte langwierige Krankheit begonnen. Fünf Jahre lang war sein Zustand außerordentlich abwechselnd. Oft schien seine Wiederherstellung nahe; dann gönnte er sich keine Ruhe mehr und fing sogleich wieder an zu unterrichten, bis neue Anfälle ihn fesselten. Aber selbst unter den härtesten Leiden war er unausgesetzt thätig und im Geist immer im Gymnasium gegenwärtig. Am 31. Mai 1791 erbat er sich den Oberconsistorialrath **Gedike**, bisherigen Direktor des Friedrichwerderschen Gymnasiums, zum Mitdirektor. Dieses Gesuch wurde ihm bewilligt, ohne daß er, auf Gedikes ausdrückliches Verlangen, etwas an seiner Einnahme verlor. Im Frühling 1793 schien nochmals sein Zustand sich zu bessern, bald aber verschwanden alle Hoffnungen und er starb in der Nacht zum 28. Mai, nachdem er, von seiner feierlichen Einführung am 29. Mai 1767 an gerechnet, die Direction des Gymnasiums gerade 26 Jahre lang geführt hatte. Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, ohne Gepränge und Begleitung, um Mitternacht in seinem Garten neben seiner ersten Gattin beerdigt. Diese hatte er unvermuthet am 22. April 1777 durch einen Stickfluß verloren; sein Schmerz darüber war überaus groß und er ehrte ihr Gedächtniß in einer kleinen, 5 Bogen starken Schrift, die zu Berlin 1777 erschien und manchen rührenden Zug seiner Liebe zu ihr enthält. Er heirathete indeß im Dec. 1777 die zweite Gattin, eine Tochter des Predigers Reinbeck zu Berlin, welche ihn überlebte. Er hatte von der ersten Gattin **sieben**, von der zweiten **sechs** Kinder; von allen waren bei seinem Tode nur drei Söhne, zwei aus der ersten und einer [6]) aus der zweiten Ehe noch am Leben. — Büsching war ein Mann von sehr lebhaftem und feurigem Temperament, schnell im Entschluß und That, standhaft, muthig, freimüthig und offenherzig, mäßig in allen Dingen, genügsam und mit den Leitungen der Vorsehung völlig zufrieden. Frömmigkeit und Arbeitsamkeit waren Hauptzüge seines Charakters; die Arbeit war ihm zu einem Lebensbedürfniß geworden, wozu er mehr Trieb, als zu irgend einem sinnlichen Vergnügen fühlte und er äußerte gegen das Ende seines Lebens in einem öffentlichen Programm, daß selbst ein Himmel ohne Geschäfte nicht für ihn seyn würde. Seine Gewissen-

3) Man hatte nicht lange vor seiner Anstellung zu Berlin den Entschluß gefaßt, das berliner und kölnische Gymnasium, von welchen zumal das letztere unter dem Rector **Tobias Damm** in den tiefsten Verfall gerathen war, im Local des erstern zu vereinigen. Den Mann, welcher die schwierige Erneuerung beider zu Stande bringen sollte, hatte man zuerst in dem Rector zu Halle, **Joh. Peter Miller** zu finden gehofft, als dieser aber eine theologische Lehrstelle zu Göttingen vorzog, wurde Büsching gewählt. 4) Der Rector des berliner Gymnasiums, als der von allen **am besten** besoldete Lehrer, hatte damals eine jährliche Einnahme von 440 Thaler.

5) Dem Andenken dieses seltenen Wohlthäters, der aus Berlin gebürtig war und 1775 zu Padua in Italien starb, hat Büsching eine kleine Schrift gewidmet. 6) Der gegenwärtige Professor **Joh. Gustav Büsching** zu Breslau.

haftigkeit war ungeheuchelt, war ihm natürlich geworden, und zeigte sich in allen seinen Verhältnissen und Geschäften. Alles, was ihm oblag, richtete er als von Gott ihm auferlegte Pflicht mit Willigkeit und Eifer aus, wenn er auch für sich keine entschiedene Neigung dazu hatte; selbst das Sterben sah er als ein Geschäft an, bei dem er sich pflichtmäßig benehmen und den Seinigen durch sein Beispiel noch nützlich werden müsse [7]). Er liebte die Menschen und war zu jeder Aufopferung für das allgemeine Wohl bereit; guten Menschen, die in nähern Verhältnissen mit ihm standen, war er mit Wärme ergeben. Die Lebhaftigkeit seiner Gefühle dauerte bis ins Alter aus, und noch in seinen letzten Leiden zeigte er große Theilnahme an den Begegnissen seiner Freunde und der jüngern Welt. Die ihm eigne Ruhmbegierde bekämpfte er aus Gewissenhaftigkeit, und leitete sie nach den Vorschriften des Christenthums. Seine Freimüthigkeit bewies er in mehren Schriften und selbst in einigen Vorstellungen an den König Friedrich II., der nicht ohne ein Gefühl von Achtung für ihn gewesen zu seyn scheint. Im geselligen Umgange war er, nach seinem eignen Geständniß, zu lebhaft und vielversprechend und deshalb sehr zur Eingezogenheit geneigt. In seinen zahlreichen Schriften zeigte sich B. als einen Mann, dem es allein um die Sachen und nicht um den Ausdruck zu thun war. Sein Vortrag ist ohne Eleganz, wortreich, oft weitschweifig und pleonastisch. Er beförderte seine Schriften ohne langes Feilen und Überarbeiten zum Druck. Der Umschwung, welchen der Geschmack und die schöne Literatur der Teutschen während seines ersten Auftretens erhielten, hatte keinen merklichen Einfluß auf ihn gehabt. Auf einen klassischen Ausdruck im Lateinischen machte er eben so wenig Anspruch und faßte theils deshalb, theils um allgemeiner gelesen und verstanden zu werden, seine Schulprogramme in teutscher Sprache ab. Seine Schriften, deren Anzahl über hundert steigt, theilen sich in theologische, mit Einschluß der kirchenhistorischen, pädagogische, historisch-geographische und biographische. In der Theologie hatte er die lobenswerthe Richtung angenommen, das Christenthum möglichst von menschlichen Zusätzen reinigen und es in seiner Lauterkeit darstellen zu wollen. Dies war der Zweck seiner bereits oben erwähnten Epitome und auch seiner Harmonie der Evangelisten (die 4 Evangelisten mit ihren eigenen Worten zusammengesetzt und mit Erläuterungen versehen, Hamb. 1766. 8.), worin er jedoch den Ansichten seines Lehrers Hauber zu unbedingt folgte. Aus jener Richtung entstand bei ihm auch das Bestreben, das ehemalige unbedingte Ansehen der symbolischen Bücher zu schwächen. Die dahin abzweckenden „allgemeinen Anmerkungen über die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche," Hamb. 1770, 2te verbesserte Ausgabe 1771, fanden an Joh. Melchior Göze einen eifrigen Gegner [8]). Noch am Abend seines Lebens und unter veränderten Umständen erklärte er sich in seiner „Untersuchung, warum und durch wen der freien evangelisch-lutherischen Kirche die symbolischen Bücher zuerst aufgelegt worden," Berlin 1789. 8. freimüthig gegen die verbindende Kraft derselben [9]). Als Exegeten des alten Testaments zeigte er sich durch seinen Auszug aus Vitringa's Kommentar über den Jesaias, Halle, 1749 — 51, 2 Bde. gr. 4., eine seiner ersten literarischen Arbeiten. Unter seinen kirchenhistorischen Schriften ist, neben einer schon erwähnten, vorzüglich zu nennen die „neueste Geschichte der Evangelischen beider Confessionen im Königreich Polen und Großherzogthum Litbauen. Halle, 1784—87, 3 Thle. 4.); die Geschichte der jüdischen Religion (Berlin, 1779. 8.) hat die Aufgabe nicht befriedigend gelöst. Auch als ascetischer Schriftsteller ist er mit einer Samlung von Leichenreden, betitelt: der Christ bei den Särgen, aufgetreten. — Als pädagogischer Schriftsteller hat er sich besonders durch mehre Lehrbücher für den Schulunterricht verdient gemacht, von denen die meisten in der Folge durch noch zweckmäßigere verdrängt worden sind, einige aber bleibenden Werth behaupten. Seine Programme waren meistens kurz und ohne vielen Fleiß ausgearbeitet, weil er glaubte, daß Schriften dieser Art mit zu wenig Aufmerksamkeit gelesen würden; doch wirkten sie manches Gute, wegen der zweckmäßigen Wahl ihres Inhalts und ihres herzlichen Tones. Als theoretische Schrift im Gebiet der Pädagogik ist sein „Unterricht für Informatoren und Hofmeister," (zuerst 1760, 5te Aufl. Altona 1794) eine sehr practische und verdienstliche Anweisung zu nennen. — Die wissenschaftliche Erdbeschreibung wurde durch B. gewissermaßen erst begründet und er behauptet als Geograph den ersten Rang unter den Schriftstellern seiner Zeit, nicht allein in Teutschland, sondern auch im Auslande. Seine neue Erdbeschreibung erschien bei Bohn zu Hamburg seit 1754 und die ersten Theile wurden noch bei seinem Leben zum 8. Mal aufgelegt. Er selbst vollendete das Werk nicht, ob er gleich den Beginn desselben um 40 Jahre überlebte, es wurde aber von andern fortgesetzt. Seine Arbeit umfaßt Europa und den kleinern Theil Asiens, und geht bis zur ersten Abtheilung des 5. Bds., welche 1768 zum 1. Mal erschien. Büschings Name wurde dadurch in ganz Europa berühmt; seine Erdbeschreibung wurde in fremde Sprachen übersetzt. Ein Auszug aus derselben, den er selbst veranstaltete, wurde in den J. 1762 bis 1785 6. Mal gedruckt. Sein Hauptverdienst besteht in der genauen, möglichst vollständigen und richtigen örtlichen Beschreibung der einzelen Länder, wobei er unermüdeten Forschungsgeist und Samlerfleiß bewiesen hat. Dagegen vermißt man bei ihm den philosophischen Blick auf das Ganze der Erde und die Resultate, die aus der Vergleichung der natürlichen Beschaffenheit ihrer einzelen Theile hervorgehen. Sein Hauptaugenmerk war die sogenannte politische Geographie, und er wagte es zuerst, genauere Nachrichten über den Zustand mancher Länder bekant zu machen, die man bisher als Statsgeheimnisse sorgfältig verborgen gehalten hatte. Zwei andere höchst verdienstliche Unternehmungen waren sein „Magazin für die Historie u. Geographie der neuern Zeiten," (Hamb. und vom 7. Theile an, Halle

---

7) Spalding sagt von ihm in der unten angeführten Schrift: *Praestitit Buschingius civibus suis, et familiaribus imprimis, ultimum hoc officium, ut eorum oculos et animos pasceret viri constanter morientis spectaculo.* 8) S. allgem. teutsche Bibliothek. Bd. 14. S. 400—417.

9) S. allg. lit. Zeit. 1789. Bd. III. S. 237.

1767—1788.) 22 Bde. 4., nebst einem Registerbande von Benj. Gottfr. Weinart; und seine wöchentl. Nachrichten von neuen Landcharten, geograph. statistischen u. histor. Büchern u. Sachen, Berlin 1773—1787. 15 Jahrgänge 8. Das Magazin enthält eine Menge sehr wichtiger Aktenstücke und konnte nur von einem Manne unternommen werden, der in so bedeutenden Verbindungen stand und so viel selbst gesehn und erfahren hatte. Die wöchentlichen Nachrichten waren sehr schätzbar, als das damalige einzige periodisch-kritische Blatt dieser Art. Büsching's Reisebeschreibungen nach Rekahn und nach Kyritz enthalten bei weitem mehr, als der Titel verspricht. Noch lieferte er eine Topographie der Mark Brandenburg (1775) und mehre andre geographisch-statistische Schriften, insonderheit die später von Normann umgearbeitete Vorbereitung zur allg. Länder- u. Statenkunde. — In das Gebiet der Biographie gehören außer verschiedenen kleinern Schriften Büschings, vornämlich seine „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer" (Halle 1783 — 1789. 6 Bde. gr. 8.) Es sind keine vollständigen Biographien, sondern wie der Titel besagt, mehr oder minder ausführliche, doch meistens hinreichende Beiträge zur Lebensgeschichte ausgezeichneter Menschen, die Büsching größtentheils persönlich und genau gekant hat, eines Geusau, Hauber, von Lynar, Gerhard Friedrich Müller, v. Stößler, Ramsay, Reinbeck, Scheidt, Christian v. Wolf u. A. Der 5te Band beschäftigt sich allein mit dem König Friedrich II. und stellt die Eigenthümlichkeit desselben fern von der damals allgemeinen Lobrednerei, mit so scharfen und unparteiischen Zügen dar, daß Viele auf den Verdacht geriethen, B. habe den König verkleinern wollen [10]). Im 6. Bde., den Büsching in seiner Krankheit schrieb, erzählt er sein eignes Leben, zwar mit bedeutender Breite, aber im Ganzen auf eine sehr lehrreiche und selbst anziehende Weise. Er gehört zu den einfachern und offenern Autobiographen, die uns keine Seite ihres Innern, wenigstens nicht absichtlich, verbergen. Dieses Werk bleibt die bedeutendste Quelle seiner Lebensgeschichte; früher hatte er bereits in seiner Geschichte der luther. Gemeinden im russ. Reiche, so wie in der oben erwähnten Schrift zum Andenken seiner ersten Gattin, manche Nachrichten aus seinem Leben mitgetheilt [11]). (*Rese.*)

BÜSCHINGSINSEL, ein großes Eiland in dem Busen von Carpentaria des Australlandes und zwar auf dessen Westseite unter 13° 30′ Br. u. 154° 30′ L., gegen 80 □Meilen groß, hoch und bewaldet, aber noch gar nicht untersucht. (*Hassel.*)

BÜSK, Festung der Kolywanschen Linie und Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Tomsk in Sibirien (52° 30′ n. Br.) am Fluß Bija, mit 320 Häus. und 2100 Einw. (*J. Ch. Petri.*)

Büssende, s. Busse.

BÜSSLEBEN, ein evang. Pfarrd. im erfurter Stadtamte, mit 320 Einw. u. 2 Kirchen, früher zu der sogenannten Grafschaft Vieselbach gehörig, womit es 1286 durch die Grafen von Gleichen an Erfurt kam. Das Geschlecht der Herrn von B. rechnete man schon im 10. Jahrh. zu den ansehnlichen; es bestand meistens aus Ministerialen des Erzbischofs zu Mainz. Nicht weit von dem Dorfe liegt das sogenannte St. Gregors-Spital an der weimarischen Straße, das von Büßleben erbaut, von 15 Dörfern unterhalten wird, die den dotirten 8 Personen, Brod, Geld und andere Almosen geben, und daher Broddörfer genant werden. (*Dominicus.*)

BÜSTE, ein plastisches Kunstwerk in vollrunder Arbeit, welches die Darstellung eines menschlichen Kopfes und der angränzenden Theile des Oberkörpers zum Gegenstande hat. Von der äußern Gränze, welche eine solche Darstellung herabwärts gewöhnlich hat, schreibt sich auch der Name Brustbild her, und einige leiten sogar das Wort Büste von Busen, Brust, ab, dahingegen andere mit du Fresne es weit scheinbarer von dem ital. busto (aus bustum gemacht) herleiten, welches in der mitlern Zeit ein Grabmonument bezeichnete; sie meinen, daß Bildnisse, die in und an dergleichen Monumenten häufig gefunden würden, diesen Namen leicht hätten erhalten können. Dem sey nun wie ihm wolle, so leuchtet ein, daß wenn die plastische Kunst sich auf Darstellung einzeler Theile des Menschenkörpers beschränken, aber doch in solcher Beschränkung, wie die Natur des schönen Kunstwerkes überhaupt fodert, ein bedeutsames Ganzes darstellen will, der Kopf als das Organ des Denkens, welches in dem Antlitz den Spiegel des Geistigen enthält, — daher auch sinnig das Haupt genant, nebst der Brust, als dem Mittelpunkte des Lebens und der Empfindung, und dem jenen tragenden und beide verbindenden Halse diejenigen Theile sind, deren Verbindung sich am schicklichsten für eine solche Darstellung eignet. Dieser obere Theil des Rumpfs ist es zugleich, welcher die natürlichste Basis für die höheren Theile, in welchen sich das Geistige unmittelbar spiegelt, darbietet und den übrigen Körper, welcher außerhalb einer solchen Darstellung liegt, andeutet. Zwar hat der menschliche Kopf für sich schon so viel Bedeutung, daß er auch ohne Brust, ja selbst ohne Hals sich darstellen läßt; indessen hat der Anblick eines abgesonderten Kopfes für den Menschen immer etwas Widriges, indem man bei Ermangelung jener Basis die Gedanken an Abhauen und Hinrichtung kaum abweisen kann. Daher findet man auch die Abbildung bloßer Köpfe in der Zeit der blühenden Kunst nicht; denn die Hermen, aus welchen die Büsten bei den Griechen entstanden zu seyn scheinen (s. d. Art.) gehören in das früheste Alterthum; mit den Köpfen auf Schildern aber verhält es sich anders, da diese en relief gearbeitet waren und ebenfalls gewöhnlich Brust und Schultern mit darstellten. Warum man dagegen bei dieser Beschränkung auf die sprechendsten Theile des Oberkörpers die Hände in die Darstellung nicht mit aufnimt, erklärt sich leicht, da diese dem handelnden Menschen angehören, und bei einem

10) S. allgem. teutsche Bibliothek, Bd. 116. Stck. 1. S. 186 fgg. 11) Andere Quellen über dasselbe sind: *Georg Ludov. Spalding* Oratio funebris de Buschingio, Berol. 1793. gr. 8. (Ein Auszug daraus im ersten Stück von Henke's Archiv für die Kirchengeschichte). Erinnerung an Büsching's Verdienste um das berlinische Schulwesen, von Gedike (eine Einladungsschrift). Berlin 1795. 8. Büsching's Leben im Supplementbande von Schlichtegroll's Nekrolog für die Jahre 1790 bis 1793. Erste Abtheilung. S. 58 bis 146. Vgl. Meusel's Lexikon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, 1r Band. Allg. teutsche Bibliothek an vielen Orten.

auf bloße Darstellung der Physiognomie, oder der ruhenden Grundform beschränkten Bilde unwesentlich ja störend sind. Größtentheils hat man daher auch die Arme an den Schultern nur angedeutet. Es gibt in Hinsicht der Theile, die man in eine solche beschränkte Darstellung aufgenommen hat, ein zu Wenig — und dies ist der Fall bei denjenigen Darstellungen, welche nur den Kopf mit dem Hals auf einen Stein oder Stamm gestellt enthalten — und ein zu Viel, wie bei denjenigen Büsten, welche den Obertheil des Körpers bis auf den Nabel, ja bis zu den Hüften abbilden. Diejenigen dagegen, welche sich in der rechten Mitte halten, und vorzugsweise Büsten oder Brustbilder genant werden, stellen Kopf, Hals, Schultern und die Brust im eigentlichen Sinne entweder zum Theil oder bis zur Herzgrube dar. Wie weit man im bestimmten Falle geht, hängt oft von gegebenen Verhältnissen, z. B. von dem Local, für welches die Büste bestimt wird, von dem Gesichtspunkte des Beschauers, ja selbst von der Größe des Kopfs eines Individuums im Verhältniß zu den unterhalb liegenden Theilen ab; bei natürlicher Größe des letztern scheint es ebenfalls am zweckmäßigsten, den obern Theil des Körpers mit in die Darstellung aufzunehmen. In jedem Falle aber bedarf das Bild noch einer äußern Basis, welche zugleich die Beschränkung desselben andeutet, und es nach außen schließt. Diese Basis kann rund oder viereckig seyn, und mannigfaltige Verzierungen oder Inschriften enthalten.

Wenn wir nun auf den Gegenstand der Darstellung sehen, so leuchtet ein, daß der plastische Künstler, welcher Büsten arbeitet, vornämlich die Bedeutung des menschlichen Kopfs nach seiner Bildung, d. i. nach seinen verschiedenen wesentlichen und individuellen Erhabenheiten und Vertiefungen, Licht- und Schattenpartien, harten und weichen, glänzenden und glanzlosen Theilen, und den Verhältnissen der einzelen Organe zu einander, ferner auch nach seiner Haltung, und dann die genannten übrigen Theile des Oberkörpers zum Gegenstande seines Studiums gemacht haben müsse: und da hier der Obertheil des Körpers für sich dargestellt, mithin von der übrigen Schönheit der menschlichen Gestalt hinweggesehen wird, so erklärt es sich auch, warum die Büste in diesen Theilen und vornämlich in Hinsicht des Kopfes nicht nur weit ausgearbeiteter und detaillirter zu seyn pflegt, sondern es wird sogar vom Künstler gefodert, daß er nur einen solchen Gegenstand für die Büste auswähle, bei welchem sich auf Kopf und Obertheile ein vorzügliches Interesse concentrirt. Sonach können viele Personen für die Darstellung als Büste weniger geeignet seyn, die in ganzer Gestalt einen angenehmen Eindruck machen, so wie anderntheils Personen, die in ganzer Gestalt einen widrigen oder doch unvortheilhaften Eindruck machen würden, doch noch durch ihre Physiognomie und überhaupt durch die in ihren Obertheilen sichtbare Bildung sehr interessiren können.

Aber die Aufgabe der schönen Kunst ist hier die Schönheit in den obern Theilen des menschlichen Körpers in einer bestimmten I n d i v i d u a l i t ä t darzustellen. Letztere ist entweder in der Natur schon vorhanden — und dann ist die Büste P o r t r a i t b ü s t e, und von ihr gilt alles, was vom Portrait überhaupt gilt, auch bestimt sich meistens nach der gegebenen Individualität, wie viele Theile des Oberkörpers man in die Darstellung aufnehmen will, und ob und wie man dieselben bekleidet oder nicht; oder diese individuelle Bildung ist Erfindung des plastischen Künstlers, der mit der Gesetzlichkeit der Natur wetteifernd einen eigenen Charakter in dieser eigenthümlichen Form darstellt, und dieses nent man I d e a l b ü s t e. Als Mittelgattung pflegt man oft die i d e a l i s i r t e P o r t r a i t b ü s t e zu nennen. Allein dieser Ausdruck kann nur einen Übergang, keineswegs eine besondere Gattung bezeichnen, denn wenn der Gegenstand, welchen der plastische Künstler in der Büste dargestellt hat, überhaupt nichts Ideales enthielte, kein geistiges Interesse mit wohlgefälliger Wirkung ausspräche, so wäre die Büste, und wäre sie auch noch so wahr und im Äußern meisterhaft gearbeitet, kein schönes, sondern höchstens ein verständiges mechanisches Kunstwerk. Die wahre Portraitbüste, welche zugleich schönes Kunstwerk genant werden darf, ermangelt nicht des Idealen; der Künstler geht nur von dem Gegebenen aus, und sucht das Ideale in demselben herauszuheben, indem er zugleich das Zufällige, das die Natur in der Veränderung des Gegenstandes zeigt, aufgibt oder dem Wesentlichen unterordnet. Wie so auf dieser Seite die Wahrnehmung in freie Thätigkeit übergeht, so knüpft sich auf der andern Seite, nämlich bei der sog. Idealbüste, die freie Thätigkeit unvermerkt an die Erinnerung des Wahrgenommenen an; denn indem der Künstler eine Physiognomie, z. B. des Homer, erfand, suchte er das Bild den Erinnerungen ähnlicher, in der Wirklichkeit wahrgenommener Bildungen, z. B. ehrwürdiger Greise angemessen zu machen; und nie wird das Allgemeine rein von aller Individualität, die in das Wirkliche übergeht, von einem künstlerischen Geiste gedacht. Jener Übergang ist also gegenseitig; und was man sonst etwa noch idealisirte Protraitbüste nent, ist entweder mehr eine falsche Vermischung erdichteter und wirklicher Züge, die nicht zu einem von Natur oder aus der Idee heraus gebildeten Ganzen sich einigen wollen, eine Zusammensetzung des Heterogenen, woraus niemals ein Kunstwerk hervorgeht; oder jene sogenannte Idealisirung bezieht sich nur auf das Unwesentliche (z. B. Gewand, Kopfschmuck, Attribute, wodurch man, wie z. B. bei den Kaiserbüsten an die Ähnlichkeit mit einer Götterbildung, oder überhaupt an etwas Höherstehendes und Fernes erinnern wollte), was mithin keinen Gattungsunterschied bilden kann. Dem zufolge kann von einem verständigen Kunstkenner auch die Frage kaum aufgeworfen werden, ob die Ideal- oder die Portraitbüste mehr künstlerischen Werth habe? In der R e g e l wird wol die letztre der ersteren darum nachstehen, weil bei dem Verhältnisse des Künstlers zur Wirklichkeit der Gegenstand sehr oft nicht Gegenstand seiner freien W a h l und ihm oft bei der Ausarbeitung nur verstattet ist, seine Einsicht und Klugheit in zweckmäßiger Anordnung zu beweisen; dagegen wird es auf der andern Seite der gewöhnlichen Idealbüste meistens an Bestimtheit und Eindringlichkeit der Züge mangeln; aber an sich schließt die Portraitbüste das Ideale d a r u m nicht aus, weil ihr Gegenstand der Wirklichkeit angehört, so wie die Idealbüste in obigem Sinne nur in Beziehung auf die freiere Thätigkeit des Künstlers, der aus

und nach der Idee ordnet und bildet, einen Vorzug haben kann.

Die Masse, aus welcher Büsten gearbeitet werden, ist so mannigfaltig, wie das Material, welches zu Statuen gebraucht wird: Metall, Stein, Holz ꝛc.; eben so ist die Arbeit bei denselben von der übrigen Bildnerei nicht verschieden (s. d. Art.). —

Was das Geschichtliche anlangt, so ist schon bemerkt worden, daß man den Ursprung der Büsten von den Hermen (nach Böttiger *) ursprünglich Steinhaufen, Pfeilern, ερμαις, die man als Merkzeichen, Wegweiser, termini, brauchte, und denen man späterhin einen Kopf aufsetzte) ableitet, mit welchen Athen vornämlich angefüllt war. Diese Hermen stellten verschiedene Gottheiten, oft eine männliche und weibliche, in einen Doppelkopf verbunden dar. Nach Winkelmann scheint die ältere griechische Kunst von diesen Hermen, die von Händen und Füßen keine Andeutung hatten, zu vollständigern Darstellungen des menschlichen Körpers allmälig fortgeschritten zu seyn. In dem Zeitalter der Blüthe der griechischen Plastik, wo diese ganze Figuren in hoher Vollendung darstellte, findet man von Büsten nur wenige Spuren, zumal da viele als Büsten auf uns gekommene Darstellungen von Göttern entweder Nachbildungen späterer Künstler oder von Statuen abgebrochene Köpfe seyn mögen, welchen man eine hermenähnliche Basis gab **). Die eigentlichen Büsten oder Brustbilder, welche die Griechen mit einem spätern Worte προτομη nannten, wurden allgemeiner zu der Zeit, wo sich die bildende Kunst auf das Portrait wendete, zu welchem sie durch ihren Gegenstand am meisten geeignet sind. Sie empfahlen sich dadurch, daß sie weniger Raum einnahmen, und minder kostbar waren. Von Lysistratus aus Sicyon, Lysipps Bruder, der zu Alexanders des Gr. Zeit lebte, erzählt Plinius ***) namentlich, daß er Portraitähnlichkeit zum Gegenstande seines Strebens gemacht habe, da man vor ihm sich mehr um reine Schönheit bemühet habe. Damit hängt auch zusammen, daß dieser Künstler das Verfahren erfand, Gesichter durch einen Überzug von Wachs und Gyps abzuformen, und von Statuen Abgüsse zu machen. Nun vermehrten sich die Büsten mit dem geringern Werth der Arbeit und des Materials. Übrigens pflegten auch Griechen und Römer Schilde und schildförmige Flächen von Metall, Stein und gebrannter Erde mit Portraits verdienter Personen en relief zu verzieren (daher imagines clypeatae), und sie so in Tempeln zu weihen (clypei ex voto, votivi). Aber auch zu Idealbildern scheint die Büste angewendet worden zu seyn, z. B. in Bibliotheken; und die Stelle des Plinius (hist. nat. XXXV. c. 2), in welcher er von der Gewohnheit, berühmte Männer der Vorzeit in Bildern nach der Phantasie darzustellen, als einer alten Erfindung spricht, welche Asinius Pollio erst in Rom eingeführt habe, scheint besonders von Büsten zu gelten. Aber auch Götterbilder wurden späterhin in Büsten gearbeitet. In Rom diente auch das alte ius imaginum, d. i. das Vorrecht, welches die Bildnisse der Vorfahren betraf, und solchen Bürgern zustand, in deren Familie die mit der sella curulis verbundenen obrigkeitlichen Ämter gewesen waren, zur Verbreitung der Büsten. Diese Ahnenbilder (imagines maiorum) waren nämlich Bildnisse in Wachs, welche man in den Vorhallen der Häuser (atria) in verschlossenen und an feierlichen Tagen zur Beschauung geöffneten Nischen (armaria) verwahrte, bei Leichenprozessionen vortrug und auf dem forum während der Standrede aufstellen durfte. Auf der Basis waren gewöhnlich die Namen der Personen, welche die Büsten vorstellten, und ihre Verdienste eingegraben. Daß man sich bei diesen Bildnissen größtentheils jener Erfindung des Abgusses bediente, ist mehr als wahrscheinlich †). Unter den Kaisern wurden die Büsten noch allgemeiner.

Die Orte, wo die Alten Büsten aufstellten, waren außer jenen Vorhallen in Privathäusern, und außer Begräbnissen und Bibliotheken, auch öffentliche Portiken, Tempel, Gymnasien, Paläste.

Solche Büsten (größtentheils aus Marmor oder Bronze) sind uns nun aus dem Alterthum in großer Anzahl erhalten worden; die meisten in Italien. Vornämlich bekant sind die Büsten des Homer, Sokrates (die nach andern Silensköpfe seyn sollen), Platon, Euripides, Alexander, Julius Cäsar, Cicero, und mehre Kaiser und Kaiserinnen ꝛc., deren Beschreibung und Abbildung man nicht nur zerstreut in den vornehmsten Museographien, sondern auch verbunden in den mehr oder minder vollständigen Ikonographien findet (s. d. Art.), unter welchen die neueste und vorzüglichste von Visconti ist (Iconographie grecque. Paris 1811. II. Vol. f. und romaine Vol. I. Paris 1818). Ein Verzeichniß von Büsten nebst Literatur findet sich in der angeführten Schrift von Gurlitt.

Die Kentniß der alten Büsten hat nicht blos ein großes artistisches, sondern auch ein vorzügliches historisches Interesse, insofern sie größtentheils die Bildnisse berühmter Männer der Vorzeit enthalten. Bei Idealbüsten aber, wie die von Götterbildern, interessirt uns oft die verschiedene oder ähnliche Auffassung desselben Gegenstandes, welche wir durch Vergleichung mit andern Kunstdenkmalen finden. Bei Portraitbüsten ist aber die dargestellte Person, auch bei vorhandener Inschrift, nicht immer sicher zu bestimmen; denn oft beruhen diese Inschriften auf Täuschung oder Betrug, und sind häufig erst spätern Ursprungs; oft sind auch die Köpfe erst später auf eine mit älterer Inschrift vorhandene Basis aufgesetzt worden. Zur Erleichterung jener Bestimmung hat man daher andere mit demselben Namen vorhandene Bildwerke, z. B. die auf Münzen und geschnittenen Steinen vorhandenen Bildnisse, und selbst die Schilderungen älterer Schriftsteller ꝛc. zu vergleichen. Eine völlige Gewißheit und Entfernung aller Täuschung ist freilich auch in diesem Gebiete unmöglich, da die freie Thätigkeit des Künstlers sich mit oder ohne Absicht mehr oder weniger von der Natur zu entfernen pflegt.

*) Andeutungen zu 24 Vorlesungen über d. Archäologie, Dresd. 1806. S. 46. **) S. J. Gurlitts Versuch über die Büstenkunde, Magdeburg 1804. 8., vgl. auch dessen Schrift über antike Köpfe, Hermen und Büsten, ebend. 1799. 4. ***) *Plin.* h. nat. XXXV. S. 44.

†) *Eichstädt* prolusiones de imaginibus Romanorum, Jen. 1805—6. 4.

Allein hierin sind eben auch die Perioden der bildenden Kunst verschieden, indem in der ältern Periode ein Typus der Gesichtsbildung, besonders bei gefeierten Personen, durch die ausgezeichneten unter den damaligen Künstlern herrschend geworden ist, in spätern Zeiten aber Portraitähnlichkeit gesucht wird, von welcher man sich dann aus Mangel an scharfem Blick, oder Schmeichelei entfernt. (*A. Wendt.*)

Büstrich, s. Püstrich.

BÜSTRIZA, Fluß im Wiätkischen Kreise der gleichnamigen Statthalterschaft in Rußland, welcher nach einem 23 Meilen langen Laufe von S. nach N. von der linken Seite her in die Wiätka fällt. (*J. Ch. Petri*)

BUET (le), einer der höchsten Berge in Savoyen, nordwestlich von dem Chamouny-Thal. Sein beeister Felsrücken, den die Gebrüder de Luc am 20. Sept. 1770 zum ersten Mal erstiegen [1]), und den die Reisen von Saussüre [2]), Exchaquet, Bourrit [3]), Osterwald [4]) u. m. A. bekant gemacht haben, erhebt sich nach Pictet's Barometerbeobachtungen 9564 Fuß über das Meer und 8412 Fuß über den Genfersee. „Von dem Gipfel des Buet," sagt Ebel [5]), „läßt sich das Erstaunenswürdige des Montblanc ganz fühlen und bewundern." Die außerordentliche Fernsicht, die er darbietet, umfaßt ganz Wallis vom St. Gotthard ab, unzählige savoyische Thäler und Berge bis in die Dauphinee und das große vom Jura begränzte Thal. Nicht weniger merkwürdig sind die durch Ebel a. a. O. näher beschriebenen Schichtungsverhältnisse dieses Berges, der zwei Drittheile seiner Höhe aus Granit und Gneis besteht, worauf Sand-, Thon- und Kalkflötze folgen. Der Buet ist stets mit einer dicken, harten Schneelage bedeckt; nach ON. und NW. erstrecken sich mächtige Gletscher bis an seine senkrechten Wände. Dessen ungeachtet wird er fleißig von Reisenden besucht, die, im höchsten Sommer, der einzigen Jahreszeit, in welcher er zugänglich ist, ihn entweder auf dem beschwerlichern Wege von Courteraie im Valorsine-Thal oder auf dem weit bequemern über Servoz, das Thal von Villy und den Col de Salenton besteigen. In einer Sennhütte des Villythals hatte der anmuthige Übersetzer der Oden des Horaz, Friedrich August Eschen aus Eutin, am 6. Aug. 1800 übernachtet, als er, Tags darauf, in einer Gletscherspalte des Buet verunglückte [6]). (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

BÜTTHARD, Markt an dem Flüßchen Grün, in einer freundlichen, sehr fruchtbaren Gegend des baier. Landgerichts Röttingen, 4 St. von Ochsenfurt. Er enthält ein Pfarramt des Dekanats Röttingen, 660 Einwohner, 1 Schloß, Beizollamt, 2 Mühlen, 1 Ziegelhütte und einen an Getreide und Obst sehr ergiebigen Boden. Im J. 1377 erhielt Würzburg diesen Ort samt dessen Zugehörungen von den Grafen von Hanau, welchen es dafür die, ihm durch das Aussterben der Grafen von Trimberg zugefallenen Ämter Schlüchtern und Hassel oder Hasselau (dermalen im Kurhessischen) abtrat. (*Eisenmann.*)

BÜTTINGHAUSEN (Karl), Professor der Theologie in Heidelberg, Sohn eines pfälzischen Hauptmanns, geboren zu Frankenthal 1731. Er besuchte die Hochschule zu Duisburg, kam von da 1752 nach Heidelberg, erhielt daselbst 1759 ein außerordentliches, 1760 das ordentliche Lehramt der Beredsamkeit und Kirchengeschichte, wurde 1763 zugleich Pfarrer bei St. Peter, 1771 Professor der Theologie und Ephorus des Kollegiums der Sapienz, und starb am 13. Jun. 1786. Er war ein sehr geschätzter Lehrer, und als Schriftsteller vorzüglich verdient um Aufklärung der pfälzischen Landes- und Heidelbergischen Universitätsgeschichte, auf die sich seine meisten Schriften beziehen: Zusätze zu des Aventini Chronik, Frankf. 1758. 8. Samlung einiger Beiträge zur Erläuterung der pfälzischen allgemeinen, besonders aber der gelehrten Geschichte, Frkft. u. Lpz. 1761. 8. Ergötzlichkeiten aus der pfälzischen und schweizerischen Geschichte und Literatur, Zürich 3. St. 1766. 8. Beiträge zur pfälzischen Geschichte, Mannh. 2 Bde. od. 8 Stücke, 1773—82. 8. Pfälzische histor. Nachrichten, Th. 1—5. Probe, 1783—95. 8. **Miscella historiae Universitatis Heidelbergensis inservientia**, Heidelb. 1785. P. II. 4. u. a. m.*). (*Baur.*)

BÜTTNER (Christian Wilhelm), ein berühmter Sprach- und Naturforscher, Sohn des Hofapothekers Joh. Christian Büttner in Wolfenbüttel, wo er den 27. Febr. 1716 geboren war. Bestimt, die väterliche Apotheke zu übernehmen, bereitete er sich an seinem Geburtsorte, und seit 1729 in Leipzig, dazu vor, und verband damit bald ein umfassendes Studium der Naturgeschichte. Der Wunsch, die Naturgaben der Länder, die Völker und ihre Sprachen durch eigene Anschauung und Umgang kennen zu lernen, bewog ihn große Reisen zu unternehmen. Nachdem er 1733 ein Jahr lang zu Breslau verweilt hatte, wanderte er durch Böhmen, Mähren, Ober-Ungarn und Polen, blieb dann ein volles Jahr zu Frankfurt an der Oder, und eben so lange in Kopenhagen. Um Ostern 1736 reiste er von Helsingör nach Stockholm, von da nach Upsala, dann gegen das Ende des Sommers durch das nördliche Schweden nach Drontheim und Bergen. Von hier kam er nach einer 14tägigen Seefahrt zu Edinburg an, lernte daselbst die erst später durch Ossians Gedichte berühmt gewordene Galische Sprache, begab sich dann nach Newcastle, und über Oxford nach London, von wo aus er verschiedene engl. Provinzen besuchte. Im Frühjahr 1734 verließ er England und begab sich nach Leyden, wo er ein halbes Jahr lang den berühmten Boerhave hörte, und mit Linné auf einem Zimmer wohnte, dessen später bekant gemachtes Sexualsystem aber niemals seinen Beifall fand. Der Umgang mit dem in der Folge so berühmt gewordenen schwedischen Naturforscher scheint indessen viel dazu beigetragen zu haben, daß

1) *de Luc* Voyage dans les montagnes du Faucigny en Savoie (Genève 1772. 8.) 2) *H. B. de Saussure* Voyages dans les Alpes. 3) *Bourrit* Description des glacières de Savoye und Itinéraire de Genève, des Glaciers de Chamouny etc. 4) Voyage pittoresque au Buet, à la vallée de Chamouny, autour du Mont-Blanc et au grand St. Bernard publié par *J. F. d'Osterwald* (Paris 1824. in fol.). 5) Anleitung die Schweiz zu bereisen 3. Aufl. II. 6) Vgl. „Tragischer Tod des Herrn Eschen in einer Eisspalte auf dem Buet" in Jos. Hamel's Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc (Wien 1821.). S. 39.

*) Neues gel. Europa 19. Th. 652—663. Acta sacrorum secular. Academiae Heidelberg. Heid. 1787. 4. p. 162 — 165. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. B.

er — die Eintheilung der Naturkörper diesem überlassend — hauptsächlich die Classification der Völker und Sprachen zum Gegenstande seiner fernern Forschungen machte, ohne darum dem Studium der Naturgeschichte im weitesten Umfange zu entsagen. Er war der Erbe eines ansehnlichen Naturalienkabinets, dessen Vermehrung er auf seinen Reisen nie aus den Augen verlor. Um seiner Neigung zum stillen Forschen ganz ungestört folgen zu können, entsagte er nach der Rückkehr von seinen Reisen der väterlichen Apotheke, und nahm 1748 seinen Aufenthalt in Göttingen, wurde daselbst 1755 königlicher Commissarius, 1758 außerordentlicher und 1763 ordentlicher Professor der Philosophie, auch zugleich Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften. Er gab den Studirenden Anweisung zur ausübenden Chemie, zuweilen auch zur Kentniß alter und neuer Münzen, hauptsächlich aber hielt er naturhistorische Vorlesungen, in welchen er den ganzen Umfang der Naturgeschichte dergestalt in vier Perioden vertheilte, daß einem jeden der drei Naturreiche ein halbes Jahr, und das vierte der Kentniß der bieher gehörigen Schriftsteller gewidmet war. Schon 1713 überließ er sein Naturalienkabinet, eines der reichsten, das ein Privatmann in Teutschland besaß, gegen eine Leibrente der göttingischen Hochschule, wodurch der Grund zu dem dasigen berühmten akademischen Museum gelegt wurde; und 1783 verkaufte er seine zahlreiche und kostbare Bibliothek, ebenfalls gegen eine Leibrente, an den Herzog von Weimar, der sie im Schlosse zu Jena, unter der Aufsicht eines eigenen Bibliothekars zum öffentlichen Gebrauche aufstellen ließ. Mit der Bibliothek kam auch Büttner nach Jena, und wohnte neben derselben mit dem Charakter eines weimarischen Hofraths, im Schlosse. Hier brachte er in stiller Eingezogenheit seine Tage hin, bis der Tod ihn im 85 Lebensjahre, einer lebenden Mumie ähnlich, aber bis ans Ende gesund und heiter, am 8. Okt. 1801 abrief. Büttner war ein tiefer Abgrund von Kentnissen, die er, meistens durch mündliche Belehrungen, bereitwillig mittheilte, denn bei dem Mangel eines schulgerechten Studiums in früheren Jahren fehlte es ihm im schriftlichen Ausdrucke an Gewandtheit; aber wer ihn zu fragen wußte, lernte ungemein viel von ihm. Er war in Teutschland der erste, der eigene Vorlesungen über Naturgeschichte hielt, und manche neue Entdeckung und originelle Ansicht durch seine Schüler verbreitete. Sein Hauptstudium aber war Völker- und Sprachenkunde, ihre Abstammung und Verwandtschaft. Er verglich nämlich die Sprachen unter einander, forschte nach den Stammlauten, nach Übereinstimmung der Grammatik, und baute darauf sinnreiche Hypothesen von der Abstammung der Völker, ihren Wanderungen und Abartungen. Manche neue und scharfsinnige Ideen über Sprachverwandtschaft und über Infunabeln der Völkerschaften, die von andern Gelehrten weiter ausgebildet wurden, und einen wichtigen Einfluß auf manche linguistische, historische und physikalische Forschungen seines Zeitalters hatten, wurden zuerst von ihm angedeutet. Er war der erste, der die einsylbigen Sprachen jenseit der mongolischen Gebirge an die Spitze der übrigen stellte: eine Ansicht, die neuere Sprachsamler (z. B. Adelung in seinem Mithridates) bestätigten. Schlözer und Gatterer benutzten seine Combinationen über die ursprünglichen Wohnsitze, die Wanderungen und die älteste Abstammung der nordischen Völker, und Michaelis, der berühmte Orientalist, bekannte öffentlich, daß er bei verwickelten Problemen, deren Lösung eine tiefe Kentniß vieler Sprachen voraussetze, sich immer an Büttner wendete, der gleichsam eine lebendige Polyglotte war [1]). Überhaupt diente er in Göttingen den größten Gelehrten als eine lebendige Bibliothek und gewissermaßen als ein Orakel, denn über alles hatte er seine eigenen, oft sehr abweichenden scharfsinnigen Meinungen, die nicht selten von andern Gelehrten weiter verfolgt wurden. So ist z. B. die von Grellmann ausgeführte Idee vom Ursprunge der Zigeuner, als einer ausgestoßenen indischen Kaste, von ihm ausgegangen. Zu dem Universal-Glossarium, das die Kaiserin Katharina II. durch Petersburger Akademiker sammeln ließ, lieferte er mannigfaltige gehaltvolle Beiträge über die Sprachen entfernter und wenig bekannter Nationen, und der erste Versuch einer Geographie nach Sprachen (Glossographie), so wie das erste genealogische Gemälde der bekannten Alphabete, das eine kritische Prüfung nicht scheuen darf, rührt von ihm her. Da er aber mit seinen Forschungen sich selbst nie Genüge that, und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit alle Quellen benutzen und vergleichen wollte, so ist dessen, was er selbst drucken ließ, nur sehr wenig [2]). Er zerstreute sich auch durch mancherlei fremdartige Beschäftigungen, lernte z. B. noch im Alter lateinische Verse machen, verfertigte allerlei Papparbeiten, optische Instrumente, und sann noch in seinen letzten Lebenstagen über die Quadratur des Zirkels nach. Seine Meinungen waren mitunter höchst sonderbar [3]), aber gutmüthig, redlich und wohlwollend war er gegen Jedermann, ob er gleich stets das Leben eines Sonderlings führte, den Umgang der Menschen von sich abhielt, niemals heirathete, und in einem rührenden und zärtlichen Vereine mit seinen Stubenhunden, Affen, Igeln, Adlern, Möven u. dgl. lebte, in deren durch starken Tabaksrauch neutralisirten Ausdünstungen sich eine ganz eigene Lebensluft entwikkelte. Seine Bibliothek war gleichsam seine Welt, und

1) *J. D. Michaelis* Spicileg. Geogr. Hebraeor. externe T. II. p. 64. Eben derselbe sagt in der Vorrede zu den Fragen an die dänische Reisegesellschaft nach Arabien: „Büttner, mein gewesener Lehrer in der Naturgeschichte, in der er mir vor wenigen Jahren Unterricht gegeben hat ꝛc.“ — In Göttingen widerfuhr ihm einst die sonderbare Ehre, daß man ihn, in einer an ihn gerichteten Denkschrift, zum Geheimschreiber des babylonischen Thurmarchives ernannte. 2) Es besteht in folgenden: Miller's Gärtnerskalender, aus dem Engl. übers. Gött. 1750. 8. Gmelins Lebenslauf, aus dem Lat. übers. Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker, Gött. u. Gotha 1771. 4. (Enthält die semitischen und griechischen Schriftarten. Von einem zweiten Stück, mit der Jahrzahl 1779, sind nur 40 Seiten Text und 7 Kupfertafeln fertig, aber nicht ausgegeben worden). Erklärung eines japanischen Statsverzeichnisses. Eb. 1773. Beobachtungen über sogenannte Band- oder Kettenwürmer. Eb. 1776. Südasiatische Thiernamen, aus seinen Handschriften gesammelt durch Eckhardt. Eb. 1780. Etwas über die Sineser im n. teutsch. Merkur 1784. St. 7. — Ein für Will. Marsden verfertigtes Verzeichniß der Sprachen von Asien und Europa von wenigen Blättern ist nur handschriftlich vorhanden, so wie seine Designatio linguarum, wovon er eine Abschrift, mit zahlreichen Zusätzen von seiner eigenen Hand, dem Hofrath Blumenbach schenkte. 3) So hielt er z. B. viele Erdbeben gar für kein physisches Phänomen im

auch nachdem er sie verkauft hatte, verwendete er, der nur wenig bedurfte und höchst frugal lebte, den größten Theil seiner mäßigen Einkünfte auf die Vermehrung derselben. Sie besitzt viele höchst seltene Werke, wovon in Europa manchmal, zuweilen wenigstens in Teutschland, nur ein Exemplar aufzufinden ist [4]). — Büttner hatte einen Bruder, Anton Ulrich, der am 18. Okt. 1800 als Amtsrath zu Holzminden im Braunschweigischen starb. Auch er hatte Kentniß von vielen neuern Sprachen, deren Verwandtschaft er zu erforschen suchte, wobei er größtentheils die Runenschrift zum Grunde legte. Gedruckt ist nichts von ihm, aber er hinterließ, wie sein berühmter Bruder, reichhaltige Collectaneen, diente gern den Gelehrten mit seinen Kentnissen, und unterstützte z. B. den Lt. Nemnich bei der Bearbeitung seines Polyglottenlexikons [5]). (*Baur.*)

Büttner (Dan. Sigm. Aug.), s. Büttnera.

BÜTTNER (Heinrich Christoph), kön. wirtembergischer Oberregirungsrath in Stuttgart, geb. zu Ansbach den 27. März 1766, kam von dem vaterländischen Gymnasium 1783 nach Erlangen, wo er die Rechte studirte, ward 1789 in seiner Vaterstadt Prozeßrath, und 1794 Amtskastner zu Kleinlarkheim. Eine Folge des mehrmaligen Regirungswechsels in seinem Vaterlande war es, daß er 1797 königl. preuß. erster Justizamtmann und Justizrath in Ansbach, zuletzt Oberregirungsrath in Stuttgart wurde, wo er den 21. August 1816 starb. Er war ein gelehrter Kenner der Rechte und Geschichte seines Vaterlandes, und hat sich besonders um Aufklärung der fränkischen Geschichte, Geographie und Statistik mannigfaltig verdient gemacht, vornehmlich durch folgende meistens anonym erschienene Schriften: Miscellaneen für die Rechte und Gesetze der beiden vereinten Fürstenthümer Ansbach und Baireuth. Ansb. 1788. 8. Fränkisches Archiv, Ansb. und Schwab. 1790. 3. Bd. 8. gemeinschaftl. mit J. B. Fischer und J. K. Keerl, und mit Letzterem die Fortsetzung davon unter dem Titel: Ansbachische Monatsschrift, Ansb. 1793 und 94. 18 Hefte in 3 Bd. 8. Allein gab er heraus: Fränkische Unterhaltungen, Schwab. 5. Bdchn. 1790—96. 8. und 4. Fränkische Blätter, Ansb. 1795. 2 Hfte 8. und: Franconia; Beiträge zur Geschichte, Topographie und Literatur von Franken, Ansb. 1813. 2 Bde 8. Mit K. H. Lang, Schulz u. Knappe edirte er die historische und statistische Beschreibung des Rezatkr. Nürnb. 2 Hfte 1809. 4. *). (*Baur.*)

BÜTTNERA, eine Pflanzen-Gattung, die Linné nach Dan. Sigm. Aug. Büttner, Prof. der Botanik in Göttingen (geb. 1724 † 1768) nannte, die eine eigene Gruppe von Pflanzen bildet und zur fünften Linnéschen Klasse gehört. Der Charakter besteht in einem hinfälligen fünftheiligen Kelch, in fünf Corollenblättchen mit langen Nägeln und Öhrchen versehen, und einem fünfzähnigen Krug, welcher die Staubfäden so trägt, daß die Antheren unter den Öhrchen der Corollenblätter stehen. Eine fünfklappige rauhe Kapsel enthält fünf Samen. Die Arten wachsen alle in Südamerika, bis auf einige, die in Neu-Holland und eine einzige, die in Ostindien vorkomt. (*Sprengel.*)

BÜTTINGEN, Kirchdorf in dem Amte Scharnebeck der hanöv. Landvogtei Lüneburg. Es war sonst der Sitz eines eignen Amts der Prov. Lüneburg, das aber jetzt mit Scharnebeck vereinigt ist, liegt an der Netze, hat 1 Domäne, 51 Häus. und 401 Einw., die gute Pferde ziehen und Ochsen mästen. (*Hassel.*)

BÜTOW, Stadt im Reg. Bez. Cöslin der preuß. Prov. Brandenburg, Kr. Lauenburg-Bütow (35° 16′ L. 54° 12′ B.), in einem fast von allen Seiten mit ziemlich hohen Bergen umgebenen Thale, am Fluß Bütow. Sie hat keine Mauern, aber ein altes Schloß, 1 kathol. und 2 lutherische Kirchen, 189 Häus. und 1671 Einwohner, die sich von Feldbau und Tuchweben nähren, und mit Tuch, Rasch, Malz und Brantwein nach Danzig handeln. (*Stein.*)

Bützfleth, s. Butzfleth.

BÜTZOW, mecklenburg-schwerin. Stadt im Fürstenthum Schwerin, am Zusammenfluß der Warnow und Nebel, 4 Meilen von Wismar und 3½ M. von Rostock, ist der Sitz eines Kriminalgerichts und eines Amtes von 2 □M. mit 3815 Einw., hat 1 Schloß, 1 reformirte u. 1 luther. Kirche, 384 Häus. und 3203 Einw., gute Leinwandwebereien, 1 Spielkartenfabrik und mehre Brantweinbrennereien. (*Haan.*). — Auf Anlaß von Streitigkeiten des Herzogs mit der Stadt Rostock, wurde hier 1760 eine neue Universität angelegt, die aber nie recht gedieh, und 1788 wiederum mit der zu Rostock vereinigt wurde. (*H.*)

BUFFALMACCO (Buonamico di Cristofano, bekannter unter dem Namen Buffalmacco), ein italiänischer Maler aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., welcher bei der Nachwelt durch seine von Boccaccio und Sacchetti aufbewahrten witzigen Einfälle berühmter geworden ist, als durch seine Gemälde. Er war ein Schüler des Andrea Tafi, verließ aber bald die trockene griechische Manier seines Lehrers und wandte sich dem Wege zu, welchen Cimabue und Giotto um diese Zeit mit glänzendem Erfolge eingeschlagen hatten. Er wurde aber keineswegs ein Nachahmer des Giotto, sondern bewahrte auch in dem neuen Style der Kunst die alte Originalität seines Geistes. Er arbeitete mit großer Leichtigkeit, wenn er ganze Lust dazu hatte; was aber selten der Fall gewesen seyn soll. Die meisten seiner Gemälde sind untergegangen. In Arezzo haben sich wenige Überreste der Werke seines Pinsels erhalten. Wichtiger sind seine beiden Wandgemälde in Campo Santo zu Pisa *). Das erste stellt Gott den Vater in gigantischer Gestalt vor,

---

engern Sinn, sondern für ein pathologisches, nämlich für eine Art epidemischen Schwindel, wo sich die Leute nur einbildeten, daß der Boden bebe. 4) Pütters Gel. Gesch. v. Gött. 1. Th. 184. 2. Th. 84. 3. Th. von Saalfeld 93. (Böttiger) im t. Merkur 1801. St. 10. S. 156. Schlichtegrolls Nekrol. des 19. Jahrh. 1. B. 211—240. Eichhorn's Gesch. der neuern Sprachk. 1. Abtheil. 18 u. 38. Biograph. univ. T. VI. (von Stapfer), ein mit Sorgfalt und Einsicht bearbeiteter ausführlicher Artikel. — Büttners Bildniß von Westermeyer erschien 1795. 5) Allg. Literaturzeitung 1800. Intbl. S. 14.

*) Bock's Geburts- und Todtenalmanach Ansbach. Gesch. 1. Th. 246. Meusel's gel. Teutschl.

*) S. ihre Abbildungen in dem bekannten Kupferwerke des Lasinio: Pitture del Campo Santo etc.

welcher die Weltkugel umarmt. In den untern Winkeln sind die Kirchenväter S. Thomas von Aquino und S. Augustinus als Engel abgebildet. Das zweite, welches von Andern dem Pietro di Puccio da Orvieto zugeschrieben wird, enthält in 3 Abtheilungen Adam und Eva, Kain und Abel, die Erbauung der Arche mit der Sündfluth und dem Opfer Noahs. Auch in diesen Gemälden zeigt sich eine überaus kecke Originalität der Erfindung, versetzt mit einer fantastischen Laune, und dadurch sprechen sie den Beschauer mit überraschender Lebendigkeit an. In der Ausführung stehen sie jedoch hinter Giotto's Arbeiten zurück. Von B's Leben ist wenig mehr bekant, als was Boccaccio und Sacchetti uns von seinen witzigen Antworten und lustigen Streichen erzählt haben, die wir hier nicht wiederholen wollen. Er malte zuerst in Toscana, seinem Vaterlande, und namentlich in Pisa u. Arezzo. In der letzten Stadt trug ihm der Bischof auf, an der Façade, seines Palastes einen Adler zu malen, welcher einen Löwen niederwirft, eine Anspielung auf die Eifersucht der beiden freien Städte Florenz und Arezzo gegen einander. B. aber, welcher den florentinischen Löwen begünstigte, malte das Gegenstück von dem, was der Bischof bestellt hatte und ließ den Adler von Arezzo unterliegen. Sobald er dieses Gemälde aufgedeckt hatte, entfloh er aus der Stadt, und der erzürnte Bischof setzte einen Preis auf seinen Kopf. Jedoch versöhnten sich die Aretiner in der Folge wieder mit dem Maler und gaben ihm neue Arbeiten. B. lebte abwechselnd in Rom, Florenz und andern Städten Italiens, wie es scheint, wenig um seine Zukunft bekümmert. Daher kam er im Alter arm nach Florenz zurück und starb in einem Hospitale dieser Stadt 1340, in seinem 78. Jahre. Nach Andern gehört sein Tod in das J. 1350. Auch als Dichter hatte er sich versucht und ein Sonett desselben hat sich unter einem Gemälde von seiner Hand erhalten**). (*Wilh. Müller.*)

BUFFALOE, BÜFFEL, der Name verschiedner kleiner Flüsse und Binnenseen in Nordamerika. Von den ersteren bemerken wir nur 1) einen Zufluß des Eriesee; 2) einen Zufluß der Niagara, der sich dicht vor ihrer Mündung hineinwirft; 3) einen Zufluß des Missisippi im State Missuri, der auf eine Strecke schiffbar ist und 4) einen Zufluß des westlichen Arms der Susquehannah im State Pennsylvania. Von letztren einen beträchtlichen See in dem nordam. britischen Binnenlande in der Nähe des Kupferminenflusses unter 67° 12′ N. Br. und 266° 34′ L., der im NW. durch das Red Willow Water mit der Athabasca, im SO. mit dem Kreuzsee zusammenhängt, und von dem Biberflusse, woraus der Churchill entsteht, durchströmt wird. — 2) Auch heißt eine Bergkette in Pennsylvania und Virginia, die vor den blauen Bergen hinzieht, die Buffaloe Ridge. — 3) Ist Buffaloe der Hauptort der Neuyorker Grafschaft Erie am gleichn. See da, wo die Niagara diesen See verläßt, und am obgedachten Buffalo, der hier diesem See zugeht. Er besteht aus 4 parallellaufenden Straßen, ist gut gebauet, hat die Grafschaftsgebäude, 1 Kirche, 1 Hospital und 1508 Einw., und ist bestimt, der westliche Stapelplatz des Stats zu werden, weshalb ein Hafen an der Mündung des Buffalo durch einen starken steinernen Molo vorgerichtet ist. Bei demselben geht der Eriekanal, der aus dem Eriesee in den Hudsonfluß geführt ist, mithin den atlantischen Ozean mit den canadischen Seen verbindet, in den Erie. (*Hassel.*)

BUFFIER (Claude), Jesuit, von franz. Ältern am 25. Mai 1661. in Polen geboren, und zu Rouen erzogen, wo sich seine Ältern niederließen. Er trat 1679 in den Jesuiterorden, lebte meistens zu Paris und starb daselbst den 17. Mai 1777. Als Mitarbeiter am **Journal de Trevoux**, und durch mehre Schriften, die von Talent und Kentnissen zeugen, erwarb er sich Achtung und Verdienst, vornehmlich durch sein encyklopädisches Werk: **Cours des sciences sur des principes nouveaux et simples, pour former le langage, le coeur et l'esprit.** Par. 1732. fol. Auch seine **Pratique de la mémoire artificielle, pour apprendre et retenir la chronologie, l'histoire et la géographie**, Par. 1701. 1715. Vol. IV. 4. war ein in den Schulen vielgebrauchtes und bis zur Aufhebung des Jesuiterordens oft gedrucktes Werk, besonders die Geographie, von der Pingre 1781 die eilfte Ausgabe in 12. herausgab, und von der 1786 zu Lüttich eine Ausgabe mit neuen Karten erschien; das Eigenthümliche seiner Methode besteht in technischen Versen, die dem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Brauchbare Compilationen sind sein **Abrégé de l'hist. d'Espagne**, Par. 1704. 12. (nach Mariana, in Fragen und Antworten), und die **Hist. de l'origine du royaume de Sicile et de Naples**, 1701. 12. Ital. von Fr. de Rosa. Neapel 1707. 12. Ziemlich ungenau ist seine **Introduction à l'hist. des maisons souveraines de l'Europe.** 1717. Vol. III. 12. Mehre oft gedruckte ascetische Schriften und Biographien heil. Männer †). (*Baur.*)

BUFFON, Dorf, 4 Stunden westlich von Montbard, an der Straße, die von Dijon nach Paris führt, unweit der Stelle, wo der Armançon die Braine aufnimt, gelegen, zählt 80 Feuerstellen und 260 Communicanten, und ist ein Filial von St. Remy, hat jedoch eine eigene Kirche, welche ihre Herstellung und Vergrößerung ihrem vormaligen Vicarius, dem P. Ignaz Bougot, dem Freunde Buffons (m. s. die Naturgeschichte des Kanarienvogels), verdankt. Gottfried, der Bischof von Langres, vergabt an Moutier-St. Jean die Kirche von Betsontis, 1147. Jakob von Buffon erlaubt 1270 den Mönchen von Fontenet in seinen Gräben Steine zu brechen. Wilhelm und Peter von Buffon erscheinen bei der Musterung zu Avallon, 1358. Im J. 1500 ist Buffon das Eigenthum Guidos von Rochefort, des Kanzlers von Frankreich; ihm folgt sein Sohn, Renat von Rochefort, der auch die anstoßende Herrschaft Rochefort-sur-Armançon besaß. Später, 1681, wird Ludwig von Gordes, als Grundherr genant. Der letzte Eigenthümer

**) *Vasari* etc. *Bottari* etc. *Lanzi* Storia pittor. I. 36 ff. Castellan in der Biogr. Universelle. (*W. M.*). — Einen ausführlichen Auszug aus Vasari's Biogr. lieferte das Kunstblatt des Morgenblattes 1823. Jul. (Nr. 58—60.). (*U.*)

†) Mémoires de Trevoux. Aout. 1737. p. 1500. Le clef du cabinet des princes Tom. 68. Janv. 1738. p. 15. Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud).

war Georg Ludwig le Clerc, Graf von Buffon seit dem J. 1774; er hat den Namen Buffon in die Weltgeschichte eingeführt. — In einiger Entfernung von dem Dorfe stehen die Eisenwerke, die Buffon 1769, mit einem Kostenaufwande von 450,000 Liv. auf das zweckmäßigste erbauete: sie beschäftigten an 400 Menschen, lieferten jährlich 8000 Ctr. sehr gesuchtes Eisen, und verschafften dem reichen Buffon *) ein sehr bedeutendes Einkommen. Gegenwärtig werden sie nur schläfrig betrieben. — B. ist dem Bezirke von Semur, Depart. der Goldhügel, zugetheilt, vordem gehörte der Ort in das Amt Semur-en-Auxois, Herzogthum Burgund. (*v. Stramberg.*)

BUFFON. Nicht leicht kann man mit wenig Worten diesen unsterblichen Schriftsteller passender charakterisiren, als auf einer Büste im Kabinet Ludwigs XVI. durch die Inschrift geschehn ist: **Maiestati naturae par ingenium.** Ein glänzenderes Genie hat es nie unter den Naturforschern gegeben, reicher an Kentnissen waren vielleicht nur Aristoteles und Linné, in einer schönern Sprache hat aber unter allen Nationen durchaus Niemand geschrieben, als der große Mann, dessen Name so lange mit Ehrerbietung und Bewunderung genant werden wird, als Wissenschaft noch unter den Menschen Achtung findet. Wie aber Jedermann nur den Umständen verdankt, welchen Platz er ausfüllt, so hatten das Zeitalter, der Stand, die Geburt und die Umgebungen Buffons den größten Einfluß auf seine Bildung. Georg Ludwig le Clerc, Graf Buffon war zu Montbard in Burgund 1707 den 7. Sept. geboren. Sein Vater, Parlementsrath, gab ihm eine sorgfältige und standesmäßige Erziehung und suchte durch wissenschaftlichen Unterricht seinen Durst nach Kentnissen zu stillen, seinen lebhaften Geist zu beschäftigen, seiner Ruhmsucht Aussichten zu eröffnen und seine Talente zu entwickeln. Der Umgang mit einem jungen Engländer, dem Sohne des Herzogs von Kington, den ihm der Zufall zuführte, wirkte sehr vortheilhaft auf den Jüngling, besonders da der Führer des Engländers ein ungemein gebildeter und verständiger Mann war. In Begleitung dieses trefflichen Mannes durchreiseten die jungen Leute Frankreich, Italien u. England. Buffon, mit der Sprache der Briten vertraut geworden, übersetzte Newtons Theorie der Fluxionen und Hales Statik der Gewächse. In sein Vaterland zurückgekehrt, machte er sich durch scharfsinnige Untersuchungen über die Physik der Gewächse so bekant, daß er schon in seinem 26. Jahr zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Paris ernant wurde. Mit dem berühmten du Hamel du Monceau gab er in den Schriften der Akademie seine Beobachtungen über die Holzringe und über den Einfluß des Frostes auf die Gewächse heraus. Diese Untersuchungen setzte er allein fort, indem er Erfahrungen von der Stärke des Holzes und über die Erhaltung der Forsten bekant machte. Im J. 1739 ward Buffon auf den Vorschlag seines Freundes Dufay, zum Intendanten des kön. Gartens ernant, eine Stelle, die früher die Leibärzte bekleidet hatten, ohne daß der Anstalt daraus viel Vortheil erwachsen wäre. Aber Buffon verband mit dem rühmlichsten Eifer für die Wissenschaft einen so bedeutenden Einfluß auf die höchsten Behörden, daß die Anstalt dabei nur gewinnen konnte. Jetzt faßte er auch den Entschluß, eine Naturgeschichte zu schreiben, welche mit Gründlichkeit zugleich Anmuth und Kraft des Styls verbinden sollte. Mit der Thiergeschichte fing er an, und, da es ihm noch an Kentnissen des Einzelnen gebrach, so verband er sich mit seinem Landsmann Daubenton, der durch mühsamsten Fleiß, besonders in Zergliederung der Thiere, einem bedeutenden Mangel abhalf. Buffon dagegen sammelte aus den Alten und aus neuern, oft ungenutzten Nachrichten, alles, was die Geschichte, die Triebe und Sitten der Thiere erläutern konnte. So rühmlich seine seltene Belesenheit ist, so preiswürdig erscheint seine Kritik der verschiedenen Meinungen und seine Gerechtigkeit in Anerkennung des Verdienstes seiner Vorgänger. Aber die glänzendste Seite seines Werkes ist die Würde und Schönheit der Schreibart, wodurch er die Bewunderung und selbst den Neid der gepriesensten Schriftsteller seiner Nation erregte. Voll von diesen Vorzügen überschätzte sie Buffon selbst, indem er theils nur seiner Prosa Gerechtigkeit widerfahren ließ, theils auch seinen treuen Gehilfen Daubenton zurücksetzte. Dieser trennte sich daher auch von ihm, und die Geschichte der Vögel erschien, nach den Vorarbeiten des Guénaud von Mümpelgard, und da auch dieser abgegangen, des Abbé Bexon. Wiewol auch Lacépède späterhin für Buffon arbeitete, und dieser seinen großen Plan auf die Mineralien ausdehnte; so bleibt doch die Geschichte der vierfüßigen Thiere das Hauptwerk des gepriesenen Schriftstellers. Man kann in der That nichts schöneres lesen, als die Geschichte des Kameels und des Pferdes. Aber wie sehr Buffon dem Schimmer der Schreibart wesentliche Vorzüge aufopferte, das sieht man in seinen Epochen der Natur, worin er die Geschichte der Erde und der verschiedenen Umwälzungen, die sie erlitten, als historische Thatsache erzählte, ohne daß diese Berichte für etwas anders als Luftgespinste, als Spiele des Witzes und Ausgeburten einer ungeregelten Phantasie gelten können. Der Sorbonne mißfiel dieser Roman, weil die mosaische Schöpfungsgeschichte dadurch stillschweigend angegriffen wurde. Buffon aber, dem jede Religion und ihr Bekentniß gleichgiltig war, kam dem Verdammungs-Urtheil der theologischen Facultät durch Widerruf zuvor. Auch seine Theorie der Erzeugung war nicht geeignet, ihm den Ruf eines orthodoxen Naturforschers zu erwerben. Er hatte nämlich mit Needham Untersuchungen über die vorgeblichen Samenthierchen angestellt, und glaubte ihnen die animalische Natur absprechen zu müssen. Dagegen nahm er sie als organische Moleculen an, die er in der ganzen Natur zu finden meinte, und suchte aus ihnen, sehr willkürlich, die Entstehung der Pflanzen und Thiere zu erklären. Mit diesen Untersuchungen und mit der Ausfeilung seiner Werke brachte Buffon seine Lebenszeit hin, indem er die spätern Jahre auf seinem Erbschlosse Montbard in philosophischer Ruhe und Abgeschiedenheit von der Welt verlebte. Er starb nach langem Leiden 1788 den 16. April. Unter den zahlreichen Ausgaben seiner Werke wird die Quart-

*) Buffon hatte an 150,000 Liv. Einkünfte. Außer seiner Grafschaft, besaß er auch das nahe Städtchen Montbard, als eine Pfandschaft.

Ausgabe seiner Naturgeschichte, Paris 1749 — 1788 in 36 Bänden, am meisten geschätzt. In dieser findet man die trefflichen anatomischen Untersuchungen von Daubenton, welche in der spätern Ausgabe von 1774, in 28 Quartbänden weggeblieben. Auch sind die Kupfer bei weitem nicht so gut als in der ersten. Von der Geschichte der Vögel ist die prächtigste Ausgabe, die der Verfasser selbst mit dem jüngern Daubenton 1771 in 10 Bänden in Quart und Folio besorgte. Der zahlreichen Nachdrücke und spätern Ausgaben nicht zu gedenken*). (*Sprengel.*)

Buffonia, s. Bufonia.

Buffons-Insel, s. Buonapartes Archipelag.

BUFFONE, **Buffonerie** (franz. **Bouffon**, ital. **Buffone**, **Buffoneria**). Gegenwärtig versteht man unter Buffon vorzugsweise, einen Schauspieler und Sänger der burlesken Rollen in der komischen Oper der Italiäner (opera buffa), und unter Buffonerie, Scherze, welche in dergleichen Rollen gehören, und wie man von Darstellern solcher Buffopartien gewohnt ist. Späße (Lazzi) starker Art, welche Lachen erregen, und in das sogenannte höhere Lustspiel nicht gehören würden, besonders maskenähnliche Gesichtsverzerrungen, seltsamer, bis zur Carikatur lächerlicher Anzug, starke lächerliche Geberden, zu denen ungemeine Gewandtheit des Körpers gehört, bezeichnen in mimischer Hinsicht den Kreis der Buffonerie. Der wahre ital. Buffon ist auf der Bühne nie müßig, er füllt jeden Moment seine Rolle, oft sogar im schneidenden Contraste mit den ernsthaften Scenen, welche neben ihm vorgehen, aus, und darf darin weit mehr wagen, als dem komischen Charakteristiker im strengeren Drama zusteht. Übertreibung ist ihm gestattet, wenn er Laune besitzt. Der Buffogesang hat manches Eigenthümliche. Ein vollendeter melismatischer Vortrag ist zu demselben nicht erfoderlich. Wie jedoch überhaupt im Burlesken die strengere Haltung des Charakters nicht Statt findet, so findet man auch in dem Gesang der Buffopartien bei den Italiänern diese Haltung nicht, und oft läßt der Buffone, der im Recitativ sich durch einen zwischen Singen und Sprechen inneliegenden und oft vom Sprechen kaum zu unterscheidenden Gesang, und sich durch große Gewandtheit der Zunge auszeichnete, in der Arie seinen Charakter fallen und tritt als bloßer Sänger auf, ähnlich dem Pagljazzo bei Kunstreitern, Springern und Seiltänzern, der bis auf einen gewissen Punkt seine Geschicklichkeit hinter den komischen Schein der Ungelenkigkeit und Plumpheit verbirgt, um dann desto glänzender zu erscheinen. In der Regel wird sich jedoch ein guter Sänger durch den vorherrschend parlanten Gesang (so nent man die oben beschriebene Art des Vortrags) verwöhnen, und nur selten pflegen dramatische Tonsetzer in Buffopartien größere Ansprüche auf den Sänger zu machen, wie z. B. Mozart im Figaro und Leporello, Paesiello im Notar in der Müllerin, Cimarosa im Geronimo in der heimlichen Ehe, Rossini im Barbier*). Was den Ursprung der Buffonerie anlangt, so ist es interessant, die verschiedenen Meinungen der Gelehrten über dieses Wort kennen zu lernen. Einige leiten es her von bufo, einer Gattung von Fröschen, (vgl. *Virgil.* Georg. I, 184.), griechisch *φυσαλος* von *φυσαν* aufblasen. Auch Salmasius zu des Tertullian Schrift de pallio sagt: scurras mimarios et scenicos, placentariosque buffones hodie vocamus; atque ita veteribus vocabantur, quod buccas inflarent in mimo, alapis accipiendis ut validius sonarent. Adamantius Martyrius erklärt es durch *φυσιγναθος*, Backenblaser. Du Fresne will es lieber von dem latein. buffa (ital. una buffa, franz. une buffe, woher auch buffeter) herleiten, welches die Ohrfeige (Backpfeife scherzhaft genant) bezeichnen soll, weil die Lustigmacher sich solche zum Schein zufügten, um die Zuschauer zum Lachen zu bringen. Letzteres scheint das Abgeleitete zu seyn. Die Possenreißer bliesen, wie noch jetzt geschieht, die Backen auf, eine Geberde; die schon an sich Lachen erregt, und an den Frosch erinnert, und dies war um so lächerlicher, wenn sie Backenstreiche erhielten, welche lautes Geräusch hervorbrachten, und dem Geschlagenen Gelegenheit gaben, seinen Jammer possirlich darzustellen. — Eine andere sonderbare Ableitung gründet sich auf das, was man**) von dem Stieropferfeste (Buphonia) in Athen erzählt, bei welchem sich nach einer alten Sitte, sobald der Ochse auf dem Altar des Zeus Polios geschlachtet war, der, welcher ihn geschlachtet hatte (Buphonus), entfernte, wie es der erste unter Erechtheus gethan haben sollte, und das Beil nebst dem übrigen Opfergeräth zurückließ. Hierauf wurde ein förmlicher

---

*) Von 1798 bis 1807 erschien zu Paris die Histoire naturelle générale et particulière, accompagnée de notes etc., ouvrage formant un cours complet d'hist. nat. redigé par *Sonnini*. 127 Bde. 8., wovon die ersten 64 Bde. Buffon's Werk mit des Herausgebers Anmerkungen und Zusätzen enthalten.

*) In der Musik wird das ital. Beiwort buffo häufig gebraucht, um den Charakter eines Tonstückes zu bezeichnen, z. B. Duetto buffo scherzhaftes Duett, Aria buffa, spaßhafte Arie, und dergl. — Vornehmlich wird der Ausdruck Opera buffa in einer auffallend ausgedehnten Bedeutung gebraucht, indem ein recht orthodoxer Sprachgebrauch den Titel ernsthafte Oper, Opera seria, allein der ganz ernsthaften, rein und hochpathetischen zugesteht, z. B. einer Ifigenia, Clemenza di Tito, Olympia, indeß jede andere Gattung mit dem zweideutigen Prädikate opera buffa belegt wird, welchem gemäß denn auch selbst unser Don Juan bekantlich überall den Titel opera buffa trägt. — Nach gerade hat man sich indessen doch dazu verstanden, zwischen beiden Extremen, dem stilo serio, und dem buffo, eine Mittelgattung, einen gemischten Styl, wie sie's nennen, eine opera semiseria, halb ernsthafte Oper, gelten zu lassen.

Als Hauptwort, substantivisch gebraucht, bedeutet das Wort un Buffo die Rolle der komischen spaßhaften Person in der Oper, welche gewöhnlich einem Baßsänger zugetheilt ist, Basso buffo oder Basso comico; — seltener einem Tenore buffo. In der Theatersprache, zumal der italiänischen, pflegt man gleichsam zwei Sorten von Buffo's zu unterscheiden: den hoch komischen und den niedrig komischen. Von jenem fodert man, daß er zugleich wenigstens guter, wenn auch nicht gerade ausgezeichneter Sänger sey, und deshalb zeichnet man ihn durch die Epitheta Buffo cantante, singender Buffo, vor dem niedrig-komischen, noch eigentlicher spaßhaften aus, von welchem letzteren man nur allenfalls leidliches Singen, und dagegen hauptsächlich komisches Spiel, und die Gabe lustiger Caricatur fodert, und welcher deshalb vorzugsweise buffo comico, (also, gewissermaßen pleonastisch, komischer Spaßmacher) — Buffo burlesco heißt, — mitunter auch buffo assoluto (wörtlich übersetzt unbedingter oder durchgängiger Spaßmacher), oder auch Buffo caricato. (*Gf. Weber.*) **) *Caelius Rhodiginus* lib. XII, c. VI. *Pausan.* u. *Aelian.* v. h. VIII. 3.

Prozeß mit dem Zurückgelassenen angestellt, und alles übrige freigesprochen, das Opfermesser aber als schuldig an dem Tode des Ochsen verdamt. Die Lächerlichkeit dieser Opferceremonie habe daher Veranlassung gegeben, das Wort buphon und buphonia auch von andern Possen zu gebrauchen. — Noch Andere leiten es als gleichbedeutend mit beffa, von befana, der am Dreikönigsvorabend an manchen Orten Italiens öffentlich herumgetragenen Puppe (dem von epiphanias verstümmelten Worte) ab. — Der lateinische Name buffones, wovon das ital. und franz. Wort mittelbar abstamt, komt schon in Verbindung mit dem Namen joculatores (jongleurs) und goliardi in einem Beschluß der Synode zu Salzburg 1310 vor. In Frankreich nannte man die ital. Intermezzospieler, welche 1752 nach Paris kamen, Bouffons und es bildeten sich hiebei die Parteien der Bouffonisten und Antibouffonisten, welche der franz. Musik den Vorzug gaben. S. Flögel Geschichte der komischen Literatur. III. Bd. p. 540. Vergl. den Art. opera buffa. (*A. Wendt.*)

BUFO Laur. Kröte, Pedde, Padde, Lork. Die Kröten unterscheiden sich von den übrigen ungeschwänzten Batrachiern durch eine kissenförmige, mit vielen Löchern durchbohrte Drüse, welche an jeder Seite des Halses etwas weniges hinter den Augen, mit ihrem vordern Ende über dem Trommelfell liegt, und durch in Schnüren zusammenhängende Eier. Schon dadurch unterscheiden sie sich von den Unken (Bombinator), die bis jetzt stets unter sie gestellt wurden, außerdem aber von diesen, so wie von den Fröschen und Laubklebern (Calamita), durch ihre verhältnißmäßig kürzern Hinterbeine, die selten länger wie der übrige Leib sind, weswegen sie mehr kriechen als hüpfen, und durchaus unfähig sind weite Sprünge zu thun. Ihre große Zunge, welche, so wie das Verhältniß ihrer Zehen (s. Batrachia mutabilia ecaudata), sie von den Pipas unterscheidet, haben sie mit den übrigen ungeschwänzten Batrachiern gemein, aber so wenig wie die Unken Zähne. Ihre Zehen sind vorn dünner wie an der Wurzel, an den Vorderfüßen der dritte, an den Hinterfüßen der vierte (nur bei einer Art der fünfte) der längste, aber nur bei einigen, nicht bei allen, wie Schneider angibt, der zweite Zehe der Vorderfüße der kürzeste. Sie haben einen stumpfen Kopf, einen plumpen Rumpf, und gewölbten Rükken, entweder ohne alle, oder doch nur mit wenig bemerkbaren Kanten versehn. Ihr Rumpf und selbst ihre Schenkel sind im Allgemeinen mit häufigern und größern Warzen, wie bei den Fröschen und Laubklebern bedeckt, aus denen sie, besonders wenn sie geängstigt werden, eine stinkende milchige Feuchtigkeit ausschwitzen, welches, so wie ihre Vertheidigung durch Ausspritzung ihres Harns und ihr mehrentheils ekelhaftes Ansehn, sie unschuldig in den Verdacht des Giftes gebracht hat, wozu noch komt, daß, wol aus eben diesen Ursachen, manche Thiere sie nicht fressen. Die Männchen haben keine Blasen an den Seiten des Kopfes oder unter der Kehle, wie die der Frösche und Laubkleber, und ihre Stimme ist daher nicht quäkend, sondern grunzend. Sie gehen des Nachts ihren Geschäften nach und liegen am Tage in dunkeln feuchten Ortern oder selbst gegrabenen Löchern unter der Erde verborgen. Sieht man sie aus denselben heraus, so verengert sich ihr Stern in eine schmale Linie. Bei der Begattung umfassen die jederzeit viel kleineren Männchen ihre Weibchen entweder hinter den Schenkeln oder unter den Achseln, und eilen mit ihnen zum Wasser, in welchem sie die Stelle einer Hebamme vertreten, indem sie die in Schnüren zusammenhängenden Eier mit den Hinterfüßen theilweise hervorziehn und befruchten. Als Kaulquappen wachsen sie zu einer ansehnlichen Größe heran, und ernähren sich als solche von Pflanzen, im vollkommenen Zustande aber von Insecten.

Bufo Agua *Lacep.*, s. Bombinator maculatus. B. Agua *Daud.*, s. Bufo marinus.

Bufo arboreus *Schneid.* Baumkröte. In Lichtenbergs Magazin f. d. Neueste a. d. Physik. Bd. 3. St. 3. S. 77 findet sich folgende Nachricht aus den Reisen eines Engländers in Nordamerika: „Unter den Reptilien gibt es dort (die Gegend ist nicht weiter genant) auch eine Art Kröten, die man Baumkröten nent. Sie haben eben die Gestalt, wie die gemeinen, sind aber viel kleiner, und mit sehr verlängerten Kinnbacken versehen. Man findet sie gewöhnlich an der Rinde der Bäume kleben, oder in ihre Ritzen gezwängt. Man hat aber Mühe sie wahrzunehmen, so sehr ähnlich sehen sie der Rinde. Man hört diese Geschöpfe niemals als in der Abend- und Morgendämmerung, und vor dem Ausbruch eines Ungewitters; alsdann erheben sie ein Geschrei, das etwas heller ist, als das der Frösche. Die Hölzer stecken so voll derselben, daß die Luft allenthalben von diesem Geschrei wiederhallt. Sie zeigen sich blos im Sommer, und im Winter bekomt man nicht eins zu Gesicht." Mit dieser Nachricht stimt folgende in Kalm's Reisen B. 2. S. 389 sehr überein: „Außer den — Vögeln — hielt sich gleichfalls eine besondre Gattung von Fröschen in diesen Bäumen (der Robinia Pseudo-Acacia in der Provinz Neu-York) des Sommers häufig auf. Selbige erfüllten an den Abenden und in den Nächten, vornehmlich wenn die Tage heiß waren, oder ein Regen zu kommen schien, die Luft mit ihrem vielfachen Geschrei. — Dadurch erregten sie oft einen solchen Lärm, daß einer auf der Straße kaum recht verstehen konnte, was der andere sagte." Dies alles paßt nicht wohl auf eine Kröte, und ich glaube, daß in beiden Stellen vom gelbstreifigen Laubkleber (Calamita lateralis) die Rede sey.

Bufo Arunco *Schneid.* Rana Arunco *Molina.* Arunco Kröte; chilische Kröte; chilesisch: Arunco, araukanisch: Genko, d. i. Herr des Wassers, weil die Araukaner glauben, diese Kröte sorge für die Erhaltung und Zuträglichkeit des Wassers. Diese Kröte unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß sie sowol vorn wie hinten vollkommene Schwimmfüße hat. Ihr Körper ist warzig, und in Größe und Farbe stimt sie vollkommen mit dem braunen Frosche (Rana temporaria) überein. Sie lebt in den Gewässern von Chili.

Bufo bengalensis *Daud.*, s. B. marinus. B. bombinus *Daud.*, s. Bombinator igneus. B. brasiliensis *Laur.*, s. Bombinator maculatus.

Bufo Calamita *Laur.* B. cruciatus *Schneid.* Bufo salsus *Schrank.* Rana portentosa *Blumenb.*

Rana foetidissima *Herm.* Stinkende Kröte, stinkende Landkröte, Kreuzkröte, Salzkröte; nach Laurenti: Röhrling; mir wurde als ihr Name in Göttingen der: Röhling angegeben, mit dem Zusatze, sie hieße so, weil sie röhle, welches vielleicht so viel wie röcheln, einen röchelnden Ton von sich geben, heißen soll; nach Blumenbach soll sie Hausunke genant werden, vermuthlich auch von ihrer Stimme, da er hinzufügt: „In feuchten Kellern, Uferhöhlen. Komt selten zum Vorschein; gibt aber einen eigenen dumpfigen Laut von sich, der allerhand abergläubische Sagen veranlaßt hat." Hier in Marburg ist indeß: Haus-Unke die gemeine Natter (**coluber Natrix**), welche auch in Sachsen eben diesen Namen führt. Rösel Frösche Taf. 24. Die stinkende Kröte gehört zu den kleinsten Arten unsers Vaterlandes. Ihre Länge beträgt bis zum After nicht viel über 2 Zoll. Ihr Körper stellt ein längliches Ellipsoid dar, an dessen vorderen abgeschnittenen Theil Hals und Kopf angesetzt sind. Ihre größeste Breite ist etwas über einen Zoll, und die des Kopfes 8 Lin. Sie unterscheidet sich von den übrigen Arten dadurch, daß ihre Zehen an den Hinterfüßen fast ganz gespalten, etwas stärker nur verbunden sind, wie die Finger des Menschen, und vorzüglich durch einen etwas vertieften glatten Streif, welcher der Länge nach über den mit größern und kleinern Warzen bedeckten Rücken läuft. Der Kopf ist fast schmäler wie der Hals, abgerundet, doch sich dem stumpfwinkelig dreieckigen nähernd, und zwischen den Augen, welche wie ein paar starke Wulste hervorragen, vertieft, und oben mit Warzen, die Kehle mit einer der Breite nach einzeligen Haut, der Bauch mit weichen Wärzchen bedeckt. Etwas hinter dem Auge liegt die 3''' lange, 2''' breite Ohrendrüse. Ein Trommelfell ist gar nicht sichtbar. Von den Zehen der Vorderfüße ist der dritte der längste, der vierte oder äußerste der kleinste, die beiden ersten gleich lang, doch ragt wegen seiner Lage der zweite vor dem innersten hervor. Die Farbe ist olivenbraun, die größern Warzen oft roth, in der Gegend des Ohres und der Mundeswinkel fleischfarben, der Streif über den Rücken gelb, und oft bemerkt man an den Seiten einen orangefarbenen Streifen. Der Bauch ist weißlich mit olivengrauen Flecken. Man findet sie nicht selten in Teutschland, Frankreich, England und Schweden in Erdritzen, Felsenhöhlen und Mauerlöchern, in welche zu kommen sie an rauhe Wände einige Fuß hoch hinaufklettern kann. In diesen Höhlen lebt sie gesellig, oft 10 bis 20 Stücke in einem Loche. Sie springt gar nicht, läuft aber schnell, ruht indeß dabei oft aus. Verfolgt gibt sie einen dem Pulverdampf ähnlich riechenden, nur noch mehr stinkenden, Saft von sich. Im dritten Jahre ist sie mannbar, und ihre Paarungszeit fällt in den Junius, da sie sich dann an den Ufern der Sümpfe, die mit vielem Rohe bewachsen sind, versammeln, und eine sonderbare unangenehme Stimme hören lassen. Mir ist es höchst wahrscheinlich, daß Linné's **Rana Rubeta** keine andre als diese Art, und Schrank's **Bufo salsus** vielleicht das Junge derselben sey.

Bufo chlorogaster *Daud.*, s. **B. flaviventris.** **B. cinereus** *Schneid.*, s. **B. vulgaris.**

Bufo cinereus *Daud.* Unter diesem Namen stellt Daudin eine Kröte auf, welche er durch folgende Kenzeichen unterscheidet: **cinereus, pustulosus, unicolor,** und sie so beschreibt: „Sie ist höchstens 2 Zoll lang, ihr Kopf etwas abgerundet, schmäler als der Leib, ihre Augen klein, wenig vorspringend, die Iris goldgelb; das Maul ziemlich weit und die Ohrendrüsen nierenförmig. Sie hat eine gleichförmige graue Farbe mit zahlreichen kleinen Warzen oben, und einer hin und wieder schwach gekörnelten Haut unten. Die Vorderfüße haben 4 getrennte fast gleichlange, die Hinterfüße 5 halbverbundene Zehen, welche lang sind, insbesondere der vierte (**le second doigt extérieur**)." Er fügt hinzu: man habe sie unrichtig mit der gemeinen Kröte verwechselt, von welcher sie gleichwol durch Gestalt und Lebensart verschieden sey. Jene sey nirgends häufig (?), da die graue gewissermaßen in zahlreichen Scharen die trocknen und sandigen (?) Berge Europens bewohne. (Woher D. das nur wußte?) Er habe sie sehr oft in den sandigen Gärten und auf den Straßen von Coucy-le-Chateau in Soissons (welches also vielleicht für ihn Europa war), in den heißen Sommertagen nach Sonnenaufgang gefunden, und den ganzen Winter bringe sie in den tiefen Löchern zu, die sie im Sande grabe. Schlüge man sie mit einem Stöckchen so zöge sie den Kopf und die Hinterbeine auf den Rücken zurück, fast wie die gemeine Unke. Es gibt zwei Abarten an: eine, bei welcher der Rand der Lippen und die Spitzen der Zehen etwas bräunlich sind, die sich auf dem Jura aufhält; und eine andre, deren Warzen und Ohrendrüsen etwas kupferfarbig sind, welche er auf einem Berge bei Beauvais fand. Ich kann nicht leugnen, daß ich diese Kröte anfangs für nichts anders als für das Männchen der gemeinen hielt (**B. vulgaris**), welcher Daudin auch halbverbundene Zehen der Hinterfüße zuschreibt, auch noch glaube, daß die letzte Abart nichts anders sey, vermuthe aber jetzt, und zwar nach der Abbildung, daß er eine rosige Kröte (**B. roseus**) dargestellt habe, deren Farbe im Weingeist verbleicht war; indem die rosige Kröte in diesem ganz grau wird.

Bufo clamosus, s. **B. musicus. B. cornutus**, s. **Rana cornuta. B. cruciatus**, s. **B. Calamita. B. cyanophlyotis**, s. **Rana cyanophlyctis. B. dorsiger**, s. **Pipa Tedo.**

Bufo flaviventris oder **B. chlorogaster** *Daud.* Gelbbauchige Kröte. Diese kleine, nur $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Kröte hat vorn vier gespaltene, hinten fünf halbverbundene Zehen, einen gewölbten warzigen Rücken und eine große nierenförmige Ohrendrüse. Ihr Kopf ist abgerundet, ihre Augen sind hervorragend und goldgelb, ihre Farbe oben grau, unten schwefelgelb, und der Bauch mit zerstreuten Wärzchen besetzt. Sie hält sich in Java auf, verkriecht sich in Löcher in der Erde oder in Bäumen, und hat eine schwache quäkende Stimme, welche in etwas der der Zikaden gleicht.

Bufo fuscus *Laur.* Braune Kröte, Wasserkröte, Knoblauchkröte. Rösel Frösche Taf. 15. Die braune Kröte ist noch größer wie die gemeine, wenigstens das Weibchen, welches das Männchen bei weitem an Größe übertrifft. Sie unterscheidet sich dadurch, daß ihre Haut fast ganz glatt, und nur hin und wieder mit kaum bemerkbaren Wärzchen besetzt ist. Ihre Vor-

derfüße haben vier freie, die Hinterfüße fünf bis zur Spitze mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen. Ihre Augen sind blaßgelb. Die Grundfarbe der Haut bei dem Weibchen oben grau, bei dem Männchen bräunlich gelb, bei beiden mit großen braunen dunkel eingefaßten Flecken; unten ist das Männchen gelblich-weiß, das Weibchen aschgrau mit dunkleren Flecken. Die braune Kröte scheint nur in den wärmern Gegenden Europens einheimisch zu seyn. Linné kannte sie nicht, und Gmelin machte sie sonderbar genug zu einer Abart der Rana bombina. Weder unter den dänischen noch großbritannischen Thieren wird sie genant, ich sahe sie nie und auch Bechstein kannte sie nicht, denn diejenige Kröte, welche er für diese Art, und gewiß sehr richtig für einerlei mit der veränderlichen Kröte (B. variabilis) hält, hat nur zur Hälfte mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen. Bis jetzt kennen wir also diese Kröte nur als eine Bewohnerin des südlichen Teutschlandes und Frankreichs. Sie hält sich immer in Sümpfen auf und komt nur selten an das Land. Sie ernährt sich von Insecten und Würmern. Gereizt gibt sie aus ihren Schweislöchern eine weißliche Feuchtigkeit von sich, welche einen heftigen Knoblauchgestank hat. Das Männchen quakst fast wie ein Frosch, das Weibchen hingegen hat eine blos grunzende Stimme. Die Begattungszeit sind die ersten Frühlingstage. Das Männchen umfaßt sodann das Weibchen vor den Schenkeln; sie begeben sich mehr nach der Oberfläche des Wassers, und das Weibchen legt seine Eier in einer einzigen langen und dicken Schnur, wobei das Männchen die Hinterbeine dicht an ihren After drückt, entweder ihm Hilfe zu leisten, oder zu verhindern, daß keine Eier unbefruchtet entwischen. Lacepede und nach ihm Daudin halten dafür, daß Pallas Rana ridibunda, ja der letztere, daß auch eben dieses großen Naturforschers R. vespertina diese Kröte sey; beides ist aber durchaus unwahrscheinlich.

Bufo gibbosus *Laur.*, s. Rana gibbosa. B. guttatus *Schneid.*, s. B. marinus. B. gutturosus *Daud.*, s. Bombinator strumosus. B. horridus, s. Bombinator horridus. B. humeralis, s. Bufo marinus. B. igneus, s. Bombinator igneus. B. laevis, s. Pipa laevis. B. lineatus, s. Rana lineata. B. margaritifer, s. Bufo typhonius.

Bufo marinus *Schneid.* B. guttatus und B. scaber *Schneid.* B. Agua, bengalensis und humeralis *Daud.* Rana marina *Linn.* Großdrüsige, getüpfelte, scharfwarzige Kröte, Meerfrosch. Ob Seba diese Kröte (Thes. I. t. 76. f. 1.) abgebildet habe, und sie mithin Linne's Rana marina, die offenbar blos aus Seba entlehnt ist, sey, läßt sich mit Recht bezweifeln, da die großdrüsige Kröte, welche ich selbst besitze, weder die Füße eines Laubklebers (Calamita), noch den kantigen Rücken eines Frosches (Rana), noch die vier Falten unter dem After hat, welche die sebaische Abbildung zeigt; gleichwol ist es mir aus der Bildung des Kopfes und den großen Ohrendrüsen wahrscheinlich, daß Seba diese Kröte habe wollen abbilden lassen, da auch mein Exemplar, wie ich es zur Beschreibung aus dem Weingeist genommen hatte, und es anfing trocken zu werden, Falten auf dem Rücken zeigte, und die Füße so häufig in Seba's Werke verzeichnet sind. Zuverlässig ist aber die Kröte, welche ich vor mir habe, Daudin's Bufo bengalensis (t. 35.) und sehr wahrscheinlich auch sein Bufo Agua (t. 37.), dann sind aber an diesem die Füße eben so sehr verzeichnet wie beim Seba. Jener scheint blos nach einem jüngern, besser erhaltenem Exemplare, bei welchem die Warzen sich noch deutlicher, wie bei dem meinigen, welches viel größer ist, zeigen, dieser nach einem jüngern gezeichnet zu seyn. Auch die Beschreibungen und Abbildungen, welche Daudin von seinem Bufo scaber liefert, so wie Schneider's Bufo scaber, und guttatus scheinen blos von jungen Kröten dieser Art entlehnt zu seyn. Wallbaum hat (Schrift. d. Berl. Gesellsch. naturf. Fr. B. 5. S. 230) eine vortreffliche Beschreibung dieser Kröte geliefert. Mein Exemplar gleicht in Größe, Bedeckung und Umriß am mehresten Daudin's Taf. 37. die Füße dagegen und den Kopf stellt am besten Daudin Taf. 35, die Ohrendrüse in Rücksicht ihrer Lage eben diese Tafel, in Rücksicht ihrer Größe und äußern Ansehns Seba dar. Die noch nicht halb durch die Schwimmhaut verbundenen Zehen der Hinterfüße, noch mehr aber die außerordentlich große, dicke, bis zu dem Ellenbogen reichende Ohrendrüse, welche 2 Zoll lang, 13 Lin. breit, über ½ Zoll dick, glatt, und mit Löchern, die etwa 1 Lin. von einander stehen, und wie mit ziemlich starken Nadeln gestochen erscheinen, durchbohrt ist, unterscheiden dies Krötenungeheuer von ihren Gattungsverwandten. Mit Recht nenne ich sie so, denn sie ist die größeste von allen, 6½ Zoll lang, 4 Zoll breit, und fast 3 Zoll dick. Der Umfang des Körpers ist verkehrt-eiförmig, so daß das spitze Ende des Eies der Kopf ausmacht. Dieser ist groß, vom Rumpfe oben durch eine Furche, von den Seiten durch die Ohrendrüsen, von der Brust durch eine Falte getrent. Die Platte ist sehr tief eingedrückt, und hat von der Schnautzenspitze bis zur Ohrendrüse eine hinter den warzigen Augenbranen weglaufende rundliche Kante. Das Trommelfell scheint beinahe von der gemeinen Haut bedeckt zu seyn. Die Platte ist ziemlich glatt. Von den Ohrendrüsen läuft eine Falte bis zu dem After, der schmäler hervorragt. Den Rücken bedeckt eine dicke mit vielen Runzeln durchschnittene, mit kleinern und größern Warzen und Höckern bedeckte Haut; unten ist sie chagrinirt. An den Vorderfüßen ist der zweite Zehe kürzer und dünner wie der erste. Die Hinterbeine sind etwas länger wie der Leib, und ihre Zehen, die bis zum vierten stufenweis wachsen, und von denen der vierte der längste ist, sind blos bis zum ersten Gelenke mit einer Schwimmhaut verbunden. Die Farbe scheint braun zu seyn, und an den Seiten von den Ohrendrüsen bis zum After ein dunkler Streif zu laufen. Das Vaterland ist wahrscheinlich Ostindien.

Bufo melanostichus *Schneid.*, s. B. pustulosus.

Bufo musicus *Daud.* B. clamosus *Schneid.* Rana musica *Linn.* Schreiende Kröte, Schreikröte. Wäre mir es nicht wahrscheinlich, daß die großdrüsige Kröte in Ostindien zu Hause sey, und gäbe nicht Linné als das Vaterland dieser Art bestimt Surinam an, so würde ich beide für einerlei Art halten. Linné beschreibt sie so: „Ihr Leib hat die Gestalt der gemeinen Kröte, ist aber größer, bleifarben und braun gefleckt und

warzig. Das obere Augenlied ist runzelig und etwas warzig. Auf jeder Schulter befindet sich ein eiförmiger mit Löchern durchbohrter Wulst. An den Schenkeln, wie auch am Bauche, sind erhabene Punkte. Die Vorderfüße gespalten und fünfzehig; die Hinterfüße etwas verbunden, fünfzehig; Krallen sind kaum vorhanden." Zugleich sagt er von ihr: „Sie halte sich in Surinam in süßem Wasser auf, und lasse am Abend und die ganze Nacht hindurch ihre Stimme hören, welche die Musik zu Surinam sey." Wäre Linné's Beschreibung richtig, so würde sich diese Kröte durch ihre fünf Zehen an den Vorderfüßen nicht nur von allen Kröten, sondern selbst von allen Batrachiern unterscheiden. Daß er sie ihr nicht bestimt zuschreibe, daß er sich so ausdrücke: **palmae fissae, plantaeque subpalmatae digitis quinque**, konnten nur diejenigen behaupten, welche Linné's System selbst nicht ansahen. Er sagt ausdrücklich: **Palmae fissae 5. Plantae subpalmatae 5.** und daraus bildete dann Gmelin den ersten Ausdruck. Gleichwol macht mir theils die Übereinstimmung aller Batrachier in der Zahl der Zehen, theils die Wiederholung der Ziefer es höchst wahrscheinlich, daß hier ein Druckfehler oder Schreibfehler Statt finde, und es heißen solle und müsse: **Palmae fissae 4.** Nach Linné's Angabe weiß ich diese Kröte von der großdrüsigen nicht zu unterscheiden, und zweifelhaft, wenn gleich nicht unwahrscheinlich ist es, daß sie eben diejenige sey, welche Daudin **Bufo musicus** nent, und welche, wie er vermuthet, vielleicht **Catesby's Land-Frog** ist. Diese Kröte ist 3 Zoll lang, fast 2¼ Zoll breit, ist sehr dick, ihr Kopf rinnenförmig, ihre Augenlieder erhaben und warzig; sie hat zwei große, nierenförmige, durchlöcherte Ohrendrüsen, ihr Rücken hat an jeder Seite eine Kante und ist mit ungleich großen Höckern bedeckt, unten ist ihr Leib körnig. An ihrem Halse und ihren Gliedmaßen hat sie spitzige Höcker; vier freie Zehen an den Vorderfüßen und fünf halbverbundene an den Hinterfüßen. Oben ist sie braun, mit schwarzen Flecken; an den Gliedern hellbraun mit dunkelbraunen Bändern, und unten schmuzig weiß. Bosc fand sie in Nordamerika und besonders in Carolina häufig. Sie bewohnt Löcher unter der Erde, und komt aus ihnen nur des Nachts und nach einem Regen hervor. Ihr Gesang ist nichts weniger als harmonisch, sondern schwach und unangenehm, wie der der anderen Kröten.

Bufo nasutus *Schneid.* Mopsnasige Kröte, Mopskröte. (**Seba Thes. I. t. 71. f. 9**). Daudin führt jenes schneidersche Synonym bei der geperlten Kröte (**B. typhonius**) an, und wie es mir sehr wahrscheinlich ist, mit Recht; da es auch mir vorkomt, als könnte die mopsnasige Kröte eine junge geperlte seyn, wenigstens nach Schneider's Beschreibung; denn die mopsnasige Kröte hat einen kurzen, von den Augen an ausgeschweiften, in einen stumpfen Rüssel auslaufenden Kopf, einen hohen, die Augengegend begränzenden Rand, von welchem eine erhabene Kante bis zur Ohrendrüse, und eine andere bis zum Hinterhaupte läuft. Den Körper bedecken seine Warzen, und die Hinterfüße sind an der Wurzel der Zehen mit einer Schwimmhaut versehen. Nach Schneidern ist sie dunkelbraun, und an den Hinterbeinen schwarz bandirt; nach Seba weißlich mit dunkelbraunen und schwarzen Flecken. Sie bewohnt Brasilien und Surinam.

Bufo obstetricans, s. **Bombinator obstetricans. B. ovalis**, s. **Pipa laevis. B. panamensis**, s. **B. Thaul. B. Pipa**, s. **Pipa Tedo.**

Bufo pustulosus *Laur.* **B. melanostichus** *Schneid.* **Rana ventricosa** *β. Gmel.* *Seba* **Thes. I. t. 74. f. 1.** Kreisförmige Kröte, Beulenkröte. Gewiß unrichtig stellt Daudin diese Kröte als Synonym zu seinem **B. scaber**, der nichts anders als **B. marinus** zu seyn scheint, und von welcher sich diese Kröte durch die kleine und schmale Ohrendrüse, den deutlicher vom kreisrunden Rumpfe getrennten Kopf, die über die Hälfte verbundenen Zehen, die einzeln stehenden kleinen Warzen auf dem Rücken, und fast stacheligen Zehen der Vorderfüße hinlänglich unterscheidet. Als ihr Vaterland wird von Seba Brasilien angegeben.

Bufo ridibundus, s. **Rana ridibunda.**

Bufo Roeselii. Unter diesem Namen bildete Daudin in seiner **h. n. des Rainettes etc.** eine Kröte ab, welche Rösel Taf. 20 abgebildet haben soll, und da diese die gemeine Kröte ist, so führte er in seiner **h. n. des Reptiles** bei diesem **Bufo Roeselii** die gewöhnlichsten Synonymen der gemeinen Kröte an, die er doch selbst vorher als **Bufo vulgaris** ziemlich gut abgebildet und beschrieben hatte, ohne bei ihr ein einziges Synonym zu setzen. Das angegebene Kennzeichen des **B. Roeselii** ist: „grünlich, mit erhabenen schwarzbraunen Flecken (**maculis elevatis atro-fuscis**), unten grünlich-grau; Vorderfüße halbverbunden, Hinterfüße ganz verbunden." Er fügt hinzu: diese Kröte sey etwa 2¼ Zoll lang, in der Gestalt der stinkenden Kröte (**B. Calamita**) ziemlich ähnlich, habe einen etwas zugerundeten Kopf mit vorspringenden Augen, und einen etwas plattgedrückten Leib; sie sey in den europ. Sümpfen und Hölzern gemein, und im Frühling im Sumpfe von Auteuil bei Paris ziemlich häufig. — Kein anderer Naturforscher hat einer europäischen Kröte erwähnt, die halbverbundene Vorderfüße hätte, man muß also diesen **B. Roeselii** für eine eigene Art halten. Nach der Abbildung zu urtheilen ist es mir indeß sehr wahrscheinlich, daß sie die einer weiblichen braunen Kröte sey, der durch ein Versehn der Zeichnerin eine halbe Schwimmhaut an den Vorderfüßen gegeben wurde, und daß Daudin nicht nach der Natur, sondern nach der Zeichnung die Beschreibung verfertigte. Auffallend ist es, daß die Abbildung, die Daudin in seiner **h. n. des Reptiles** liefert, und welche von der in der **h. n. des Rainettes** etwas verschieden ist, am rechten Vorderfuße keine Schwimmhaut hat.

Bufo roseus. Rosige Kröte. Diese Kröte, welche dem vortrefflichen Rösel und allen systematischen Naturforschern entgangen, oder von ihnen am wahrscheinlichsten als Abart der gemeinen Kröte betrachtet zu seyn scheint, wofür auch ich sie anfangs hielt, hat, so viel ich weiß, bis jetzt nur Meyer (Thiere mit ihren Skeletten. Taf. 53) unter dem Namen der Wasserkröte abgebildet. Von der gemeinen Kröte unterscheidet sich die rosige dadurch, daß 1) ihre Ohrendrüse hinten zugespitzt, nicht abgerundet, 2) ihr Rücken nicht gleichförmig gewölbt, sondern in der Mitte etwas flach und an jeder Seite mit

iner stumpfen Kante versehn ist, welche von den Ohrendrüsen bis zu den Schenkeln läuft; 3) den Rücken stark hervorragende Warzen, zwischen welchen zerstreut einige größere stehen, dicht bedecken. 4) Daß alle Zehen der Hinterfüße bis zu ihrer Spitze durch die Schwimmhaut ganz verbunden sind, außer daß die zwei letzten Glieder des vierten Zehen aus derselben hervorragen, ohne daß 5) sich die Schwimmhaut wie ein schmaler Leisten an dieselben bis zur Spitze hinzieht. Die Länge der einzigen Kröte dieser Art, welche ich lebend sahe, war 2 Zoll 1 Linie, ihre größte Breite 1 Zoll, die Ohrendrüse 5 Lin. lang, 2 Lin. breit. Ihre Farbe war, so lange sie lebte, schmuzig weißgelb, mit schönen rosenrothen Flecken; im Weingeist ist sie hellgrau geworden. Mein ältester Sohn hatte diese Kröte an einer klaren Quelle des Duisburger Waldes, dem heiligen Brunnen, gefangen. Im Museum der hiesigen Universität sind zwei junge Kröten eben dieser Art. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß Daudin's **Bufo cinereus** dieselbe sey.

Bufo **Rubeta**. Unter dem Namen **Rana Rubeta** führte Linné in seinem Systeme eine Kröte auf, welche er so bestimt: **corpore verrucoso, ano obtuso subtus punctato**, wodurch Müller in seiner Übersetzung bewogen wurde und bewogen werden konnte, sie für die Unke oder Feuerkröte zu halten. Gewiß würde er, und diejenigen, die ihm darin nachfolgten, dies nicht gethan haben, wenn sie Linné's Bestimmung eben dieser Kröte in der sechsten Ausgabe des Natursystems zu Rathe gezogen hätten: **Rana palmis tetradactylis fissis, plantis pentadactylis subpalmatis, ano subtus punctato**; da die Unke ganz verbundne Zehen an den Hinterfüßen hat. Eben deswegen kann diese **Rana Rubeta** aber auch nicht wol das Junge der gemeinen Kröte seyn, wofür sie Retzius hält, obgleich Linné sagt, daß sie diesem Jungen sehr gliche. Mir ist es stets am wahrscheinlichsten gewesen, daß Linné eine junge stinkende Kröte (**Bufo Calamita**) vor sich gehabt habe, und diese habe ich in frühern Zeiten daher unter **Rana Rubeta** stets verstanden. Schrank, welcher auch einen **Bufo Rubeta**, Regenkröte, in seiner **Fauna boica** aufführt, hält die von ihm angeführte für eine junge **Rana temporaria**.

Bufo **salsus** *Schrank*, s. **Calamita**. B. **scaber** *Daud.*, s. B. **marinus**. B. **Schreberianus** *Laur.*, s. B. **variabilis**.

Bufo **semilunatus** *Schneid.* Mondfleckige Kröte. Diese Kröte unterscheidet sich auf eine auffallende Weise dadurch, daß der fünfte Zehe ihrer Hinterfüße der längste ist. Übrigens haben diese eine halbe Schwimmhaut. An den Vorderfüßen ist der Daumen dick, der Schädel zwischen den Augen eingedrückt, der ganze übrige Körper mit Warzen bedeckt. Der Oberleib ist schwärzlich, mit einem runden weißen Fleck hinter den Ohrendrüsen, und einem weißen mit der Öffnung nach hinten gekehrten halbmondsförmigen Fleck hinter jedem schwarzen Trommelfell. Vaterland: Surinam.

Bufo **sitibundus** *Schneid.*, s. B. **variabilis**.

Bufo **spinipes** *Daud.* **Rana australiaca** *Shaw.* **Rana spinipes** *Schneid.* Stachelfüßige Kröte, stachelfüßiger Frosch. Dieser Batrachier scheint mir nach Shaw's Abbildung eine Kröte, kein Frosch, aber die Haut glatt zu seyn. Eine Schwimmhaut bemerkt man nicht. Am auffallendsten unterscheidet er sich durch Stacheln auf den Zehen der Vorderfüße. Er ist braun, unten bläulich- und die Seiten sind ockergelb punktirt. Aus den Inseln der Südsee.

Bufo **spinosus** *Daud.* Stachelige Kröte. Nach Daudin beschrieb Bosc diese Kröte, welche er in den gebirgigen Gegenden Frankreichs antraf, in *Deterville* **Dict. d'hist. nat.** und Latreille fand sie nach Daudin auch in den Gegenden von Brives und Bordeaux. Sie ist danach 4 bis 5 Zoll lang, bei einer Breite von 3 bis 4 Zoll. Nie fand man sie über der Erde, und die Landleute glauben, daß sie auch nie willkürlich aus derselben hervorgehe, daher man sie nur bei der Bearbeitung derselben finde. Diese Kröte ist breiter, aber nicht so dick wie die gemeine, hat eine stumpfere Schnauze und längere Füße. Ihr Kopf ist stumpf, plattgedrückt, höckerig und braun; an den Seiten heller; der Leib ist oben braun, mit unregelmäßigen hellern Flecken, unten weißlich-greis. Die Höcker der Seiten, unten am Vordertheil des Körpers, auf und unter den Füßen haben an der Spitze einen stumpfen harten, hornartigen, fast schwarzen Stachel, der an den Seiten des Halses sich zu Zeiten in zwei oder drei vertheilt. Mir ist, ich gestehe es, diese Kröte sehr räthselhaft.

Bufo **strumosus**, s. **Bombinator strumosus**. B. **surinamensis**, s. **Rana bufonia**.

Bufo **Thaul** *Schneid.* **Rana lutea** *Molina.* Thaula-Kröte, gelbe Kröte, in Chili Thaul. Sie unterscheidet sich durch ihre halbverbundenen Zehen an allen vier Füßen, und ihren gelben warzigen Körper. Sie ist etwas kleiner, wie der grüne Frosch, dem sie auch im Körperbau nahe komt, ist also vielleicht eher ein Frosch; doch vermuthe ich dies nicht, theils weil sie Molina eine Kröte nent, theils weil sie mir von Daudins **Bufo panamensis** nicht verschieden zu seyn scheint, denn auch dieser hat halbverbundene Zehen, einen oben gelblich grauen Körper mit bräunlichen blos an der Spitze etwas violetten Warzen, und einen gelblich-weißen gegen den After hin etwas körnigen Bauch. Jener bewohnt die Gewässer Chili's, diesen trifft man in einigen Sümpfen der Landenge von Panama an.

Bufo **typhonius** *Schneid.* **Rana typhonia** *Linn.* und *Gmel.* **Rana margaritifera** *Gmel.* Bufo **margaritifer** *Daud.* Geperlte Kröte, Perlenkröte, virginischer Frosch. Diese Kröte unterscheidet sich auf eine merkwürdige Weise durch ihren sonderbar gebildeten Kopf, welcher breit, dreieckig, vorn spitz ist, und vorspringende Mundeswinkel hat. Hinter den vorspringenden rothen Augen liegt auf jeder Seite über dem Trommelfelle ein häutiger eiförmiger dünner Lappen, der sich über die löcherige Ohrendrüse wegzieht. Eine Reihe Höcker mit zweispaltigen Stacheln läuft der Länge nach über den vordern Theil des Rückens, und vertheilt sich in zween Äste über jedes der beiden oberen Augenlieder. Eine andre Stachelreihe geht von jedem Ohrlappen über die Seiten hin. Oben ist der Körper braunroth, mit perlförmigen, röthlichen Höckern besäet. Von der Schnauze bis zum After läuft über den Rücken ein etwa 2 Lin. breites Band. Unten sind gleichfalls zahlreiche Per-

len, und die Farbe grau und braun marmorirt. Die Beine und Füße sind ziemlich dünn, und die Hinterfüße halb verbunden. Sie soll aus Brasilien stammen, und dort Aquaqua heißen. Die mopsnasige Kröte (B. nasutus) ist vielleicht nichts weiter, als das Junge dieser Art.

Bufo variabilis. B. viridis und B. Schreberianus *Laur.* B. sitibundus *Schneid.* Bufo cursor *Daud.* Rana variabilis und R. sitibunda *Pallas.* Rana bufonia *Müller.* Veränderliche, grüne, grünstreifige Kröte, Durstkröte. Sturm Teutschl. Fauna. Amph. 2. Heft. Diese Kröte hat halbverbundene Hinterfüße, deren vierter Zehe der längste ist, einen gewölbten warzigen Rücken und schmale Ohrendrüsen. Sie wird etwa 2½ Zoll lang, und 1¼ Zoll breit. Ihre Augen ragen stark hervor und sind goldgelb. Ihre Farbe ist weiß mit grünen, oder braunen Flecken, und rothen Wärzchen. Nach Edler's, von Pallas (spic. zool. VII.) mitgetheilten Beobachtungen, soll sie ihre Farbe verändern, wenn sie nämlich beunruhigt wird, das Weiße sich in aschgrau verwandeln; wenn sie dagegen schläft, das Grüne in aschgrau, und, wenn sie durch die Sonnenwärme trocken wird, ganz grau werden, und sichtbar leiden. Andre haben diesen Farbenwechsel nicht bemerken können. Man findet diese Kröte in Frankreich, Teutschland, Dänemark, Schweden und Rußland, besonders am Jaik in dumpfen Örtern, in der Erde, Häusern und Ställen. Sie geht des Nachts ihren Geschäften nach, ernährt sich von Insecten, und hat eine knarrende Stimme. Sie ist lebhafter wie andre Kröten, und hüpft fast wie ein Frosch.

Bufo ventricosus *Laur.*, s. Bombinator ventricosus.

Bufo ventricosus *Daud.* Breitbauchige Kröte. Diese Kröte unterscheidet sich von der laurentischen desselben Namens (Linné's Rana ventricosa) durch die deutlich sich zeigenden Ohrendrüsen, so wie von den übrigen Kröten dadurch, daß die Zehen ihrer Hinterfüße noch nicht bis zur Hälfte verbunden sind, und sie einen außerordentlich breiten und dicken Körper hat, auf dem nur wenige Warzen einzeln stehn. Ihre Füße sind kurz, und ihre Oberarme und Schenkel fast in der Haut, welche sie stark aufblasen kann, versteckt. Sie ist etwa 2½ Zoll lang, oben matt braun, unten weißlich mit einigen schwärzlichen Flecken. Ihre Heimath ist unbekant.

Bufo vespertinus *Schneid.* Rana vespertina *Pall.* Abendliche Kröte, Abendkröte. Sie ist so groß wie die gemeine Kröte, hat aber viele Ähnlichkeit mit einem Frosche, jedoch so kurze Hinterbeine, daß sie nur mit Mühe springt. Ihr Kopf ist kurz. Auf dem Körper stehen zerstreut einzelne Warzen. Ihre Farbe ist grau mit hin und wieder zusammenfließenden braunen, ins Grüne spielenden Längsflecken. Beständig bemerkt man auf dem Kopfe zwischen den Augen einen Querflecken, der hinten zwei Schenkel bildet, und schief von den Augen zu den Nasenlöchern geht. Die Vorderfüße haben vier einfache Zehen, die Hinterfüße fünf, welche durch eine Schwimmhaut verbunden sind und eine dicke Schwiele an der Wurzel des innersten Zehen. Sie hält sich am Jaik auf. Eine Abart der braunen Kröte (B. fuscus), wofür sie Lacepede hält, scheint sie doch nicht zu seyn.

Bufo viridis *Laur.*, s. B. variabilis.

Bufo vulgaris *Laur.* B. cinereus *Schneid.* B. terrestris *Auctt.* Rana Bufo *Linn.* Rubeta *Auct.* φρυνος. φρυνη. *Arist.* Gemeine Kröte, Landkröte, Erdkröte, Padde, Pedde, Uelze, Lork. Rösel Frösche. Taf. 20. 21. Die gemeine Kröte hat zwar verbundene Zehen der Hinterfüße, aber die Schwimmhaut geht von der Spitze des innersten oder ersten Zehen nur bis zum letzten Gelenke des zweiten, von der Spitze des zweiten bis zum letzten Gelenke des dritten, vom letzten Gelenke des dritten bis zum ersten des vierten, und von da bis zur Spitze des fünften Zehen; an allen diesen Gliedern, die sie nicht verbindet, läuft indeß ein schmaler Lappen bis zur Spitze. Durch diese Bildung des Hinterfußes unterscheidet sie sich schon auffallend von der rosigen; überdem aber durch ihren kreisförmigen Rumpf, dessen Rücken durchaus convex und mit vielen von einander entfernten größern und kleinern, unten mit gleichförmigen, im Allgemeinen kleinern, doch zwischen den Vorderarmen und Schenkeln etwas größern Warzen bedeckt ist. Sie ist 3 bis 4 Zoll lang, in der Mitte 2 bis 2½ Zoll breit, die Ohrendrüse hinten und vorn abgerundet, 7½ Lin. lang, 3 Lin. breit. Ihr Rüssel ist halbkreisförmig. Die Augen ragen stark hervor, und sind kupferroth. An der Wurzel des ersten Zehen der Hinterfüße hat sie eine starke, hornartige, kegelförmige Schwiele, neben derselben eine kleinere, und unter der Wurzel des vierten Mittelhandknochens eine dritte, kreisförmige. In der Farbe zeigt sie mannigfache Verschiedenheiten, doch ist sie im Frühling immer schmuzig braun, im Sommer bald grün, bald braun. Man findet diese Kröte durch ganz Europa in feuchten und schattigen Örtern, diese mögen Wälder, Gärten, Hecken, Gräben oder Gebäude seyn. Am Tage liegt sie unter Steinen, oder in Baumlöchern, oder selbst in Löchern, welche sie sich in die Erde gräbt, und die nicht selten für Maulwurfsgruben gehalten werden, verborgen, geht aber des Nachts ihren Geschäften nach, wobei sie beschwerlich hüpfend sich forthilft, aber mit großer Geschicklichkeit durch ihre hervorgeschossene Zunge Insecten fängt. Daß sie auch Salbei und Schierling fresse, bezweifle ich sehr; nur im Kaulquappenzustande ernähret sie sich von Pflanzen. Auffallend und unleugbar sind die Beispiele, daß man Kröten (ob immer nur von dieser Art, weiß ich nicht, gewiß aber nach Agricola auch Unken, welche bekantlich auch Feuerkröten heißen) im Gesteine der Bergwerke, in Marmorblöcken, Kupferschiefer, mehre Fuß unter der Erde, und eben so in Baumstämmen gefunden hat, ohne eine Öffnung zu finden, wodurch sie hineingekommen seyn und wodurch sie Luft und Nahrung erhalten konnten. Daß aber wenigstens die letztere ihnen nicht gefehlt haben werde, obgleich sie unstreitig wie alle Reptilien lange der Nahrung entbehren können, ist höchst wahrscheinlich, und eben daher, daß man die kleinen Ritzen, wodurch ihnen Luft und Nahrung zu Theil wurden, übersah, wenn auch das Loch, wodurch sie hineinkamen, verwuchs, oder sich späterhin zum Theile anfüllte; denn hineingekommen müssen sie doch seyn. Merkwürdig ist es aber immer, daß von

Kröten, welche man in einem steinernen Gefäße mit Gypsmörtel übergoß, nach 5 Monaten noch der größte Theil lebte. Den Winter bringen sie, im Schlamme verborgen, in einem Zustande unvollkommener Erstarrung zu, aus welchem sie früh, gewöhnlich schon im März, erwachen, und dann sofort ihrem Begattungstriebe nachgehn, wozu sie doch erst im vierten Jahre fähig sind. Das Männchen umfaßt dann das Weibchen hinter den Achseln, und läßt sich von ihr heulend, sie grunzend, zum nächsten Wasser tragen. Wie die ersten Eier erscheinen drückt sie das Männchen in einen Klumpen zusammen, befruchtet sie und läßt sie fahren, worauf diese in zwei Schnüren erscheinen, in deren jeder die Eier eins um das andere liegen. Dies wird, während der 12 bis 10 Stunden, welche die Begattung erfodert, etwa 9 bis 10 mal wiederholt, da dann die ganze Schnur 40 bis 43 Fuß lang ist, und etwa 1200 Eier enthält, aus denen sich die Kaulquappen in etwa 3 Wochen entwickeln. Diese Kröte wird sehr und über 36 Jahre alt. Sie vertheidigt sich durch ihren Urin, ihren Saft, den sie in der Angst ausschwitzt, und durch Aufblähen, und ist, wie ich durch eigne Erfahrung weiß, unschädlich, und die Nahrung vieler Raubthiere. (*Merrem.*)

BUFONIA oder **BUFFONIA** *), nannten Linné und Sauvages eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Caryophylleen und der 4. Linné'schen Klasse, deren Gattungs-Charakter in einem 4theiligen Kelch, einer vierblättrigen Corolle, zwei Pistillen und zwei Samen in der einfächerigen Kapsel bestehn. Wir kennen jetzt 4 Arten: 1) B. *annua* Cand., mit sparrigen kurzen Zweigen, pfriemenförmigen Blättern, parallelen Kelchstreifen und Kapseln, die so groß sind als der Kelch. England, Frankreich, Taurien. (*B. tenuifolia L.*). 2) B. *perennis* Pourr., mit langen fadenförmigen Zweigen und gebogenen zusammenmündenden Kelchstreifen. Südliches Frankreich. 3) B. *Oliveriana* Sering., mit langen fadenförmigen Zweigen, parallelen Kelchstreifen, und Kapseln, die kürzer als der Kelch sind. Die Blätter sind kurz und schuppenförmig. Persien. 4) B. *macrocarpa* Ser., mit sehr ästigem Stamm, sehr langen fadenförmigen sparrigen Zweigen, stumpfen parallel gestreiften Kelchen, die viel kürzer als die gestielten Kapseln sind und gestachelten Samen. Persien. (*Sprengel.*)

BUG, (Pferde- u. Thierheilkunde), nent man den Theil des Pferdekörpers, welcher unmittelbar unter der Schulter, seitwärts neben der Brust liegt. Zur Grundlage hat dieselbe einen kurzen starken Knochen, der das Bug- oder Querbein genant wird. Das obere nach vorn hingekehrte Ende dieses Knochens hat einen nur sehr wenig erhabenen Gelenkkopf, der in eine flache Vertiefung am untern Ende des Schulterblatts aufgenommen wird; aus welcher Vereinigung denn das Schultergelenk entsteht. Dieses Gelenk ist ein sogenanntes Nußgelenk, welches dem Buge nach allen Seiten hin Bewegung verstattet, woher den auch vielleicht der Name Bug komt. — Die vorn liegende Vene wird die Bugader genant.

Der Bug ist oft hartnäckigen Lähmungen unterworfen. Die eine dieser Lähmungen entsteht durch eine äußerlich auf dem Buge angebrachte heftige Gewalt, entweder durch Stoßen, Schlagen oder Fallen des Thiers, und ist mithin in diesem Falle gewöhnlich nichts weiter, als eine Quetschung der äußern Sehnen und Muskeln des Bugs, verbunden mit sichtbarer Geschwulst, Hitze und Schmerz. Das Pferd geht dabei mehr oder weniger steif und gespant, und kann das schadhafte Bein nicht gehörig aufheben. Ist die Contusion sehr schwer gewesen, so kann es das Bein nicht von dem Boden bringen, sondern pflegt den Fuß mit der Zehenwand des Hufs auf der Erde nachzuschleppen. Diese Art Lähmung kann man indessen durch den äußerlichen Gebrauch kühlender und gelind zertheilender Mittel bald und sicher heben. — Oft findet man aber auch äußerlich am Buge nichts krankhaft in die Sinne fallendes; selbst beim stärksten Drücken auf den betreffenden Ort äußert das Pferd keinen Schmerz, und dennoch zeigt das äußerst starke Hinken bei der Bewegung, und das Schillern mit dem Fuße bei der Ruhe des Thieres eine Lähmung im Buge an. Hier hat gewöhnlich eine heftige drehende Bewegung, eine zu kurze schnelle Wendung des laufenden Pferdes, ein Ausgleiten des Vorderschenkels nach seitwärts, oder ein starkes Springen über einen Graben das Übel veranlaßt, das hier seinen Grund in der gequetschten Gelenkkapsel, in Entzündung des Buggelenks, besonders der Gelenkflächen hat. Diese Art Lähmung ist schwerer zu heilen als die vorgenannte; und wenn sie auch geheilt ist, so erfolgen leicht Rückfälle. Stark reizende Einreibungen auf dem Buggelenke, Fontanellen oder Haarseile, und im Nothfalle das Brenneisen schaffen hier die meiste Hilfe. — Eine dritte Art Buglähmung hat ihren Grund entweder im Rheumatismus, oder in krankhaften Lungen des Thiers. Ein solches Pferd hinkt gewöhnlich einige Tage lang stark, ohne daß man äußerlich am Buge Schmerzen und Geschwulst bemerkt, dann aber hört die Lähmung mit einmal von selbst wieder auf, oder sie geht von einem Buge zum andern über; auch hier sind stark reizende Einreibungen angezeigt. — Pfuscher jagen und peitschen ein buglahmes Pferd so lange herum, bis es anfängt zu schwitzen; dann lassen sie ihm die sogenannte Bugader, fangen das Blut auf, und reiben es dann auf dem ganzen Buge ein, um die vermeintlichen Blutstropfen aus dem Gelenke zu ziehen. Dies Blutlassen kann aber, wenn es nicht mit Vorsicht geschieht und die nahgelegenen Sehnen und sehnigen Häute verletzt werden, eine sehr schmerzhafte Geschwulst zur Folge haben. (*Greve.*)

Bug in der Jägersprache, s. Blatt.

BUG (in der Schifffahrtskunde), ist die vordere Biegung des Schiffes vom Vorstäven bis an die Fockerüste. Nach der größern oder geringern Rundung und Länge ist der Bug ein voller, breiter, scharfer, schmaler oder springender. — Bonden im Bug, oder Bugbonden sind starke Stücken Krummhölzer, die beinahe in einer horizontalen Richtung vorn im Bug des Schif-

*) Um die Verschiedenheit der Schreibart zu erklären, hat man eine Anekdote. Linné soll zwar, auf Sauvages Dringen, diese Gattung nach Buffon benant, aber aus Neid ein F ausgelassen haben, — um auf die Kröte hinzudeuten. — Ventenat u. A. leiten den Namen in der That von Bufo ab, und schreiben daher Bufonia, Andre hingegen Buffonia, nach der Ableitung von Buffon. (*M.*)

fes angebracht sind, so daß sie den Vordersteven und die Bughölzer rechtwinklich kreuzen; sie dienen, dem Bug die erfoderliche Festigkeit zu geben. — **Bugspriet** ist ein vorn über den Bug sich neigender Mast, der mit der Wasserlinie einen Winkel von 30 bis 34 Gr. macht. In Fig. 4. Tab. III. ist das untere Ende mit P bezeichnet. Der aus dem Schiffe hervorragende Theil ist so lang, als die größte Breite des Schiffes; seine Dicke ist gleich der des großen Mastes, das Vorderende ist um ⅓ dünner. (*Braubach.*)

BUG oder **BOG**, ein ansehnlicher schiffbarer Fluß, welcher im zloczowschen Kreise von Galizien entspringt und einige Meilen von Warschau in die Weichsel fällt. Nebenflüsse sind die Muchawika und der Lewieck. — Ein gleichnamiger Fluß von beträchtlicher Größe entspringt in Podolien und fällt unweit Otschakow in den Dnepr. Er nimt den Ingul und einige andere Flüsse auf. (*J. C. Petri.*)

BUGA, eigentlich **Guadalaxara de Buga**, Stadt an der Cauca in der Prov. Popayan des Columbia Dep. Cauca; sie ist gut gebauet, hat 2 Klöster, 1 Kollegium und gegen 4000 Einw., worunter mehre adelige Familien, und ist von Domingo Lozano 1588 gegründet, hat aber durch das Erdbeben von 1766 sehr gelitten. (*Hassel.*)

Buga, Insel, s. **Bruxe**.

Bugador, s. **Bug**.

Bugana, **Bugne**, s. **Lastro**.

Bugano, s. **Engano**.

BUGATTI (Gaetano), geb. zu Mailand den 14. August 1745, gestorben ebendaselbst den 20. April 1816, kurz nachdem der Kaiser von Östreich ihn zum Büchercensor ernant hatte. In seiner Jugend, während und nach seinen Studien zu St. Alessandro in seiner Vaterstadt beherrschte ihn leidenschaftliche Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften, später nahmen seine Berufspflichten seine Zeit in Anspruch und er mußte um den Statuten der Ambrosiana zu entsprechen, der er als Proprefetto vorstand, die handschriftlichen Schätze derselben bearbeiten. Er wählte darunter vorzugsweise diejenigen, die auf Alterthümer und morgenländische Sprachen sich beziehen. So übersetzte er einen höchst seltenen syrischen Codex ins Lateinische und gab davon den ersten Band heraus, enthaltend das Buch Daniel. Auch den Text der Psalmen begleitete er auf dieselbe Art mit gelehrten Anmerkungen. Unter seinen gedruckten Schriften verdienen aber besonders herausgehoben zu werden: **Memorie storico-critiche intorno le reliquie ed il culto di S. Celso Martire. Milano 1782 in 4.** mit Kpf.*). Sie enthalten die reichsten Beiträge zur mailändischen Kirchengeschichte und sind ein wahrer Schatz für kirchliche Alterthümer. Unter seiner auf der Ambrosiana aufbewahrten Verlassenschaft befindet sich eine bedeutende Samlung an ihn gerichteter Briefe von Assemanni, Marini, dei Rossi, Schnurrer, Borgia, Cossali u. A. m. mit denen der Abate Bugatti**) in literarischer Verbindung stand. (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

*) Vgl. *A. L. Millin* Voyage dans le Milanais. Paris 1817. I. p. 62, 104, 105, 107. **) Sein Name wird in der Biblioteca italiana. Milano 1816. III. p. 348. Bugati geschrieben. In Lanzi's Storia pittorica della Italia. Edizione quarta. Pisa, MDCCCXV. Tom. IV. p. 160 komt er selbst als Bugat und Tom. VI. p. 157 als Bughetti vor.

BUGDEN, **BUKDEN**, Marktfl. in der Grafschaft Huntingdon des Kön. England, hat 1 Palast des Bischofs von Lincoln und 924 Einw., die Wochenmärkte halten. (*Hassel.*)

BUGENHAGEN (von) oder **Buggenhagen**, eine noch jetzt bestehende adelige Familie in Pommern, aus welcher mehre Mitglieder in der pommerschen Geschichte sich einen Namen erworben haben. Sie waren vormals im demminschen, loizischen und tribseesschen Distrikte von Vorpommern ansässig und die Familie hat sich in die zwei Branchen der Bugenhagen auf Nehringen und Bugenhagen getheilt, von welchen jedoch die erstere 1652 mit Andreas Bugenhagen ausstarb. Die Familie der von Bugenhagen auf Nehringen verwaltete das Erblandmarschallamt in Vorpommern; nach Andr. von B's Tode belehnte die Königin Christine von Schweden das Haus Putbus auf Rügen mit demselben. Einige pommersche Geschichtforscher haben die pommersche Familie der von Bugenhagen, von der noch jetzt in Dänemark blühenden Familie der Bugen oder Buggen herleiten wollen. Im Wapen führt das Geschlecht der von Bugenhagen zwei schwarze Falkenflügel in weißem Felde, auf zwei gelben Falkenfüßen. Der älteste des Geschlechts, ein Behrend Bugenhagen, Ritter, komt um 1263 vor. Besonders bekant ist zwischen 1375 und 1420 Degener Bugenhagen geworden, der 1418 den stralsundischen Oberpfarrer, Cord Bonow erschlug, und deshalb 1420 von dem Wicke Behre, einem Verwandten des Cord Bonow, unweit Stralsund wieder erschlagen wurde*). In den neuesten Zeiten hat das Testament des Ernst Christoph von Buggenhagen auf Buggenhagen u. s. w. Greifsw. 1817. fol. in der Geschichte der pommerschen Fideicommisse eine gewisse Wichtigkeit erlangt**). (*Mohnike.*)

BUGENHAGEN (Johann), auch **Buggenhagen**, von Luther und andern seiner Zeitgenossen nicht selten, ja gewöhnlich, nach seinem Vaterlande **Dr. Pomeranus**, Doctor Pommer, genant; ein Name, den er selbst oft brauchte, einer der thätigsten und berühmtesten Mitarbeiter am Werke der Kirchenverbesserung in Teutschland, auch in hohem Grade namhafter Gelehrter und Schriftsteller seiner Zeit, vorzüglich ausgezeichnet aber durch den Umstand, daß mehre protestantische Länder und Städte, ja selbst ein nordisches Reich ihm die Feststellung ihrer kirchlichen Einrichtung verdanken, wodurch er auch, außerhalb seiner eigentlichen Wirkungskreise als Pfarrer, erster Geistlicher Sachsens und Lehrer der Theo-

*) Thomas Kantzow erzählt dies am Schlusse des achten Buchs seiner von H. G. L. Kosegarten herausgegebenen Pomerania (Bd. 1. gegen das Ende). **) Albr. Elzow in seinem pommerschen Adelsspiegel (Mscr.) und Joh. Albr. Dinnies in den Genealogien der Fürsten von Rügen, der von ihnen abstammenden Häuser und des Alten pommerschen und rügenschen Adels (gleichfals Mscr.) B. 2. haben die genealogischen Tabellen über das Geschlecht der von Bugenhagen geliefert und dasjenige, was man von den einzelen Mitgliedern desselben weiß, in den Erläuterungen zu den Geschlechtsregistern aufgeführt. Beide sehr wichtige genealogische Werke hinsichtlich Pommerns liegen vor mir.

logie an der Universität zu Wittenberg, segensreich für das protestantische Kirchenwesen überhaupt gewirkt hat. In der Geschichte der kirchlichen Einrichtungen, und namentlich der Kirchenordnungen der protestantischen Länder, ist der Name Bugenhagen unsterblich geworden, und sein Leben verdient hier um so mehr einer umständlichen Erörterung, als an dasselbe sich zugleich die Geschichte der gedachten Kirchenordnungen nicht weniger protestantischen Länder und Städte reiht.

J. B. wurde am 24. Junius 1485 zu Wollin, einer vorpommerschen Insel gleiches Namens, geboren, folglich nicht volle 2 Jahre nach Luther. Sein Vater, Gerhard B., war Mitglied des Magistrats zu Wollin, vielleicht Bürgermeister daselbst[1]) und unser J. B. hatte außer einer Schwester, Namens Katharina, der Mutter Johann Lübbeken's, welcher dem bekannten Geschichtschreiber David Chyträus Data zu seiner Vandalia lieferte, und ein besonderer Liebling seines Oheims J. B. war[2]), einen jüngern Bruder, welcher des Vaters Namen Gerhard führte[*])[3]).

J. B. genoß ohne Zweifel den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt; im J. 1498, also in seinem 13. Jahre, war er in Stettin, wahrscheinlich als Zögling einer der dortigen Lehranstalten[4]). Urkundlich aber läßt es sich nachweisen, daß er am 23. Jan. 1502 auf der Universität zu Greifswald inscribirt wurde[5]). Wahrscheinlich beschäftigten ihn hier, nächst der Theologie und insonderheit dem Studium der heil. Schrift und den Grundsprachen, die damals wieder auflebenden Humaniora. Doch blieb er, falls die gewöhnliche Annahme die richtige ist, nur wenige Jahre in Greifswald, wo er jedoch schon den Grad eines Magisters annahm; denn 1503 (in seinem 18. Lebensjahre), finden wir ihn schon zu Treptow an der Rega, dem Orte, an welchem er in der Folge der Kirche seines Vaterlandes ihre feste Gestalt geben sollte, als Rector der dortigen Schule[6]), die unter ihm einen solchen Ruf erlangte, daß von Ferne her, namentlich aus Liefland und Westphalen, Jünglinge zu ihm geschickt wurden. Aus dieser Zeit datirt sich auch das erste, bisher so gut wie unbekannt gebliebene, schriftliche Denkmal, seiner Hand, der am 23. April (9. Cal. Maji) geschriebene vortreffliche Brief an Johann Murmellius von Ruremund, einen der Restauratoren der classischen Literatur in Teutschland, welcher besonders zu Deventer und Münster mit Ruhm lehrte, und damals, zu Deventer war†). Die Weihe zum Geistlichen hatte unser B. damals schon empfangen, denn er nent sich im Anfange des Briefes Sacerdos. Als im J. 1517 Johannes Bolduan, Abt des Klosters zu Belbuck (Patron der Schule zu Treptow), eine besondere Anstalt zum Unterrichte der Mönche seines Klosters in der heil. Schrift und in andern theologischen Disciplinen, unter dem Namen eines Collegii Presbyterorum sive Sacerdotum, errichtete, wurde B. beauftragt, die Bücher sowol des alten als neuen Testaments in diesem Collegio zu erklären[7]). In eben diesem Jahre erhielt er auch von dem Herzoge Bogislav X., durch dessen Rath, Valentin Stoientin, den Auftrag, eine Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben die von Georg Spalatin zu seinem Chronicon Saxoniae benutzt werden sollte. Bugenhagen bereiste alle Gegenden, Städte und Klöster Pommerns, untersuchte die fürstlichen, städtischen und Kloster-Archive, ordnete die erhaltenen Nachrichten und brachte sein Werk etwa innerhalb eines Jahres zu Stande, so daß er im Mai 1518

1) Er wird freilich Consul genant, man weiß aber, daß dieses Wort im mittlern Latein für Rathsmitglied überhaupt gebraucht wird, und daß die Bürgermeister insbesondere Proconsules genant werden. Man vgl. übrigens Jäncken und besonders die Zusätze von Oelrichs zu demselben und Koch's Erinnerungen an Joh. Bugenhagen Pomeranus. 2) Vgl. Schumacher's Briefe gelehrter Männer an die Könige von Dänemark. B. 1. an mehren Stellen; auch Cramer's großes pommersches Kirchenchronicon bei Gelegenheit der Erzählung von dem 1534 zu Treptow an der Rega gehaltenen Landtage. *) Ob das auf der Insel Wollin zu jener Zeit sehr angesehene und verbreitete Geschlecht der Bugenhagen mit dem oben angeführten adeligen Geschlechte der von Bugenhagen verwandt gewesen ist, ob ein Mitglied dieses adeligen Geschlechtes der von Bugenhagen gleichfalls eine Harfe, statt der Falkenflügel (dem Wapen der von Bugenhagen), im Wapen geführt habe, mag hier unerörtert bleiben und nur bemerkt werden, daß die beiden wichtigsten pommerschen Genealogen, Albert Elzow und Joh. Albr. Dinnies, unsern Bugenhagen in der Reihe der Mitglieder des adeligen Geschlechts dieses Namens nicht mit aufführen. Eben so wenig möge hier erörtert werden, was schon ein älterer pommerscher Chronikant andeutet, ob die Familie der Bugenhagen in Pommern ihren Ursprung einem alten dänischen Geschlechte der Bugen oder Buggen, welches sich in Pommern angesiedelt und den Namen Bugenhagen angenommen habe, verdanke; unsern Bugenhagen aber werden wir in der Folge auch in Dänemark eine wichtige Rolle spielen sehen. (s. Jäncken S. 2. ff. u. besonders Koch.) 3) S. den im J. 1512 geschriebenen Brief J. B's an Joh. Murmellius von Ruremund in dem Epilog. ad *Herm. v. d. Hardt* Autograph. Luth. et Coaetaneorum T. II. p. 280 sqq. und meine Kirchen- u. lit.-histor. Studien und Mittheil. B. 1. H. 1. S. 111 ff. Diesen Bruder J. B. sucht man in den bisherigen Biographien unsers Reformators vergeblich. Auch über einige andere Verwandte B's, namentlich auch über den Joh. Bugenhagen, welcher erster lutherischer Pastor an der St. Nicolaikirche zu Wollin war, gibt dieser Brief Auskunft. Patruelem meum perdilectum nent ihn unser Reformator. 4) Koch im angef. B. S. 12. 5) Ich habe das Datum vor mehren Jahren selbst aus dem Albo Academ. Gryphisw. entnommen; andere Angaben in Hinsicht auf Jahr und Tag sind demnach irrig. 6) Jäncken S. 5. Die Nachricht beruht auf einer eigenen Äußerung Bugenhagen's in der Pomerania p. 33. Unwahrscheinlich ist es jedoch allerdings, daß B. nur eine so kurze Zeit zu Greifswald geblieben sey; ich glaube daher, daß er bis 1505, in welchem Jahr er mit Gewißheit Rector zu Treptow ward, sich zu Greifswald aufgehalten hat. Melanchthon's Worte: cum jam vigesimum annum attigisset in oppido Trepta (Treptow) docere juventutem coepit, bestärken mich in meiner Meinung. In der Handschrift, welche dem Abdrucke der Pomerania zum Grunde gelegt worden ist, kann leicht in der Jahrszahl ein Schreibfehler obgewaltet haben, wiewol auch in der mir vorliegenden von Joh. Phil. Palthen geschriebenen sehr guten Handschrift die Zahl 14 steht. †) Mit dieser Lehranstalt, freilich nur einer Klosterschule an diesem Orte, stand Pommern vor und zu der Zeit der Reformation in mannigfacher Berührung, wie sich urkundlich nachweisen läßt. (S. Cramer's pomm. Kirch. Gesch. an vielen Stellen). Nach Deventer zu Murmellius hatte unser J. B. seinen jüngern Bruder, der sein eigener Schüler gewesen war, Gerhard, geschickt, und übersandte ihm nun noch den Sohn seines Oheims von väterlicher Seite, einen Joh. B., nebst dreien Genossen, Andreas, Joachim und David, wahrscheinlich auch von dem Geschlechte der Bugenhagen. 7) Melanchthon l. c. p. 797 und Jäncken S. 7.

sein Werk dem Herzoge und dessen Rathe, Valentin Stoientin[8]) überreichen konnte[9]). Durch dieses erst 1728 gedruckte Werk[10]) hat B. sich den Ruhm erworben, der erste eigentliche Geschichtschreiber Pommerns geworden zu seyn, und sicher hat sein Beispiel nicht wenig zu dem Eifer beigetragen, mit welchem im 16. Jahrh. die pommersche Geschichte von mehren achtungswerthen Männern bearbeitet worden ist.

Bis zum J. 1520 lebte B. ruhig in seinen bisherigen Verhältnissen, zugethan der Lehre der kathol. Kirche. Von Sachsen aus verbreiteten sich indeß auch bald nach den Küsten der Ostsee die Lehren und Schriften Luther's, um so mehr, da die sächsischen und pommerschen Fürstenhäuser und deren Länder, in freundschaftlichen Verhältnissen standen, da pommersche Jünglinge aus allen Ständen, selbst ein Sohn Bogislaus X., Barnim, auf der Hochschule zu Wittenberg studirten, auch die Züge des Herzogs zu den Reichstagen ihn oft in sehr großer Begleitung selbst durch Wittenberg führten, so daß Luther persönlich ihm bekant geworden war[11]); überhaupt war damals ein gewisser rüstiger Sinn des Strebens nach wissenschaftlicher Bildung, und ein Trieb zur Verbindung mit Männern gleicher wissenschaftlicher Bestrebungen in allen Gegenden Teutschlands rege geworden, ein Umstand, der in der Geschichte der schnellen Verbreitung der Lehre der Reformatoren nicht übersehen werden darf. Im J. 1520 kam Luther's einflußreiches Buch: De captivitate Babylonica, in welchem der Reformator sich kräftig und kühn über das, worauf es eigentlich ankam, ausgesprochen hat[12]), nach Treptow und sollte auch unsern B. für die neue Lehre gewinnen, zugleich aber auch, im eigentlichen Sinne des Worts, dem Kloster zu Belbuck, so wie der Anhänglichkeit der pommer. Kirche an den Papst ein Ende machen. Otto Slutow, Inspector der Kirche zu Treptow, hatte es aus Sachsen geschickt erhalten; bei Tische in Gesellschaften mehrer Cleriker, unter welchen auch Bugenhagen war, wurde es vorgelesen, und diese Vorlesung machte auf B. zuerst einen so ungünstigen Eindruck, daß er ausrief: „die Kirche habe bisher viele Ketzer gehabt, welche ihr Abbruch gethan hätten, aber ein so gefährlicher Gegner, als der Verfasser dieses Buchs, sey ihm bisher noch nicht vorgekommen.“ Er nahm das Buch mit in sein Zimmer, überdachte dessen Inhalt, und sein früher gefälltes Urtheil mußte der Überzeugung weichen, die er auch öffentlich aussprach, „daß Luther allein die Wahrheit sehe, sie Alle aber im Irrthum seyen,“ ein Ausspruch, der schon allein durch das Ansehen Bugenhagens sehr wirksam seyn mußte, um bald zur Überzeugung Mehrer zu werden. Wirklich datiren sich auch von dieser Zeit an die Bewegungen, welche in dem Kloster zu Belbuck sichtbar wurden, und das nicht lange nachher erfolgte völlige Aufheben desselben zur Folge hatten[13]). B. aber scheint bald darauf sich mit dem sächsischen Reformator in schriftliche Verbindung gesetzt zu haben, wie aus dem vorhandenen, schon 1520 an ihn geschriebenen Briefe Luther's erhellt, welchen ich vor einigen Jahren aus der Handschrift bekant gemacht habe[14]).

Bald nachher begann auch in dem Bisthume zu Camin eine wichtige Veränderung; an die Stelle des verstorbenen Bischofs Martinus Carith trat Bogislav's Günstling, Erasmus Mandüwel. Des neuen Bischofs Streben ging dahin, den Samen der neuen Lehre da, wo er Wurzel faßte, zu vertilgen. Noch vor Mandüwels Erhebung auf den bischöflichen Stuhl[15]), hatte B. schon beschlossen[16]), sich nach Wittenberg zu wenden, wo sein Freund und Landsmann, Peter Suaven, der in der Folge an dem dänischen Hofe eine so wichtige Rolle spielte, an Luther's Seite lebte[17]). Sein Aufbruch nach Wittenberg war, besonders da Mandüwel seinen Plan mit Eifer und Consequenz verfolgte, das Signal für viele Mitglieder des Klosters zu Belbuck, die sich nach allen Seiten zerstreuten und in den meisten angesehenen Städten Pommerns die neue Lehre verbreiteten. Schon in den ersten Monaten des J. 1521, noch bevor Luther zu dem Reichstage nach Worms aufgebrochen war, kam B. in Wittenberg an, besprach sich, wie Melanchthon ausdrücklich erzählt[18]), mit Luther, und erklärte, als Privatlehrer, den Studirenden die heilige Schrift, und namentlich die Psalmen, welche ihm besonders theuer waren, mit so allgemeinem Beifalle, daß selbst Melanchthon sein Zuhörer wurde[19]). Aber auch mehre pommersche Jünglinge waren ihm nach Wittenberg gefolgt, ja selbst der vormalige Abt zu Belbuck und B's bisheriger Vorgesetz-

8) Demselben, mit welchem Hutten zu Frankf. a. d. O. studirt hatte, und dem er auch eine seiner Elegien dedicirt hat. S. die biogr.-liter. Erläuterungen zu Ulrich Hutten's Klagen S. 381—83. 9) Melanchthon l. c. p. 798 und Jäncken S. 5. u. s. w. 10) *Joh. Bugenhagii* Pomerania in quatuor libros divisa etc. Ex manuscripto edidit *Jac. Henr. Balthasar* etc. Gryphiswaldiae M. DCC. XXVIII. 4. Ein von B's eigener Hand geschriebener Codex dieses Buchs findet sich auf der greifswaldischen Universitäts-Bibliothek. 11) S. in Schildener's greifsw. akadem. Zeitschrift meine Abhandlung: „Pommern u. Wittenberg im Laufe des 16. Jahrh.“ 12) Vergl. über dieses Buch den demselben gewidmeten Abschnitt in Beesenmeyer's Literargeschichte der lutherschen Briefsamlungen. (Berlin) 1821. 8.

13) Vgl. den Artikel Belbuck in dieser Encyclopädie. Die umständliche Erzählung dieses Vorfalls findet man bei Chyträus in der Saxonia, Cramer in der pommer. Kirchenchr., bei Jurga Val. Minther (*Peter Wuja* in der Synops. hist. Episcop. Camin. abgedruckt in Ludwig's Scriptor. Rer. Germanicar., ich habe eine Handschrift vor mir); bei Lange und Jäncken in ihren Lebensbeschreibungen. 14) Am Schlusse der Vorrede zu dem Buche: Dr. Martin Luther's Lebensende u. s. w. Stralf. 1817. 15) Martin Carith, Mandüwel's Vorgänger im Bisthum, starb erst am 26. Nov. 1521. *Rango* in Origin. Pomer. p. 119. Wuja setzt seinen Tod gar erst in das J. 1522. 16) Dieser Umstand ist von den bisherigen Biographen B's ganz übersehen worden; alle stellen es vielmehr so dar, als wenn Mandüwel's Verfolgung der neuen Lehre, B. erst von Treptow vertrieben habe. 17) Über diesen Peter Suaven findet man die gründlichste Auskunft in dem pommerschen Archiv der Wissenschaften und des Geschmacks von Hahn u. Pauli. Michaelisquart. 1785. S. 29 ff. und Osterquart. 1786. S. 159 u. ff. von dem bekannten pommerschen Geschichtforscher, dem verstorbenen Präpositus Haken. Peter Suaven ist übrigens nicht mit Bartholomäus Suaven, dem ersten eigentlichen lutherischen Bischofe zu Camin zu verwechseln. 18) L. c. p. 799. Mehre Biographen B's lassen ihn unrichtig erst in Wittenberg, nach Luther's Abreise zum Reichstage nach Worms, oder gar während dessen Aufenthalte auf der Wartburg (vom 4. Mai 1521 bis zum 5. März 1522) ankommen. Vgl. die Note bei Jäncken S. 12. 19) *Bugenhagen* in Praef. Comment. in Psalmos.

ter, Johann Bolduan, flüchtete sich nach Sachsen, und er, der Abt eines angesehenen Klosters und einer der pommerschen Prälaten, hielt es nicht für zu geringe, eine bloße Pfarre in dem kleinen sächs. Städtchen Belzig anzunehmen[20]). Während Luther's Aufenthalt auf der Wartburg setzte B. seine Vorlesungen unermüdet fort, und bezeugte zugleich mit Melanchthon seinen Widerwillen an Dr. Carlstadt's zu revolutionärem Reformiren und Bilderstürmen. Auch faßte er während dieser Zeit auf Anlaß von Luther's Sätzen de votis Monast. den Plan, sich zu verheirathen, und führte ihn nach Luther's Rückkehr von der Wartburg am 10. October 1522 aus[21]). Auf Luther's Verwendung bei Spalatin erhielt er damals einige Unterstützung vom Hofe, wie, außer einem Dankschreiben Luther's an Sp., ein eignes Dankschreiben B's an Sp. zeigt[22]), und ein Jahr nachher ward er zum Pastor an der Pfarrkirche zu Wittenberg gewählt; die akademische Professur der Theologie scheint er schon früher erhalten zu haben.

In den J. 1524 und 1525 war Wittenberg nahe daran ihn zu verlieren; denn in dem erstern Jahre riefen ihn die Danziger zu sich, und Luther selbst rieth ihm zur Annahme dieses Rufes, den er aber standhaft ausschlug[23]), und im folgenden Jahre ward er zum Pastor an der Nicolaikirche nach Hamburg vocirt, welchen Ruf anzunehmen er geneigt gewesen wäre, wenn ihn nicht die Liebe seiner wittenbergschen Gemeinde zurückgehalten hätte; der Plan, auf ein halbes Jahr zur Regulirung des Kirchenwesens nach Hamburg zu gehen, zerschlug sich unter nicht ganz angenehmen Erklärungen[24]). In eben diesem Jahre segnete er Luther's Ehebündniß mit Katharina von Bora ein.

Von dem J. 1528 an begint Bugenhagen's Thätigkeit hinsichtlich des Ordnens der äußern kirchlichen Verhältnisse in mehren Ländern und Städten, indem er zugleich mit Luther, Justus Jonas und Einigen vom Adel nach der von Melanchthon kurz zuvor aufgesetzten Instruction das Kirchen- und Schulwesen im Kurkreise und in Meißen visitirte, auch noch in eben diesem Jahre auf die Bitte der Stadt Braunschweig sich dorthin begab, die dortigen kirchlichen Streitigkeiten schlichtete, und eine Kirchenordnung aufsetzte, welche am 5. Sept. dem Rathe übergeben wurde, der sie auch des folgenden Tages öffentlich bekant machen ließ[25]). Auf Luther's dringenden Ruf zur Rückkehr verließ er jedoch Braunschweig schnell wieder. Kaum war er in Wittenberg wieder angelangt, so erbaten die Hamburger sich ihn von dem Kurfürsten, welcher ihnen ihre Bitte auch zugestand. B. kam über Braunschweig am 9. October in Hamburg an, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, blieb dort bis zum 9. Junius 1529 und richtete, nicht ohne bedeutenden Widerstand der daselbst noch vorhandenen Mönche, das Kirchen- und Schulwesen ein. Die von ihm aufgesetzte Kirchenordnung der Stadt Hamburg wurde am Tage vor Pfingsten dem Rathe übergeben[26]). Von Hamburg aus hatte er auch dem Colloquio zu Flensburg, bei welchem Christian, Herzog von Holstein, selbst präsidirte, beigewohnt. Seine Rückkehr von Hamburg nach Wittenberg nahm er wieder über Braunschweig.

Das Jahr darauf erbat sich ihn der Magistrat zu Lübeck zu gleichem Zwecke, aber es kostete nicht wenig Mühe, ihm hiezu den Urlaub zu bewirken, weil sowol der Hof, als auch besonders Luther, es ungern sahen, daß er so oft von seiner Amtswirksamkeit in Wittenberg und Sachsen überhaupt, abgerufen wurde. Die Erlaubniß ward ihm jedoch, und am 28. October 1530 kam er in Lübeck an und blieb daselbst bis zum Maimonat 1531. Auch hier hatte er mit manchen Hindernissen zu kämpfen; seiner unverdrossenen Mühe gelang es indeß, sie zu besiegen, und sowol die Kirche, als auch die Schule und das Armenwesen, und das daselbst gestiftete Ehegericht auf einen festen Fuß zu setzen. Auch für Lübeck entwarf er eine Kirchenordnung, welche vom Rath und von der Bürgerschaft angenommen und gedruckt wurde[27]). Den bei dieser seiner ersten Anwesenheit getroffenen Einrichtungen gab er bei einer zweiten Reise nach Lübeck im J. 1532 eine noch festere Gestalt. Am 15. Junius des folgenden Jahrs aber nahm er auf Begehren des Kurfürsten Johann Friedrich die theologische Doctorwürde zu Wittenberg an, unter Luther's Präsidio. Zugleich mit ihm wurden Caspar Cruciger und Johann Äpinus mit dieser Würde beehrt; als Opponenten bei der Disputation werden namentlich aufgeführt: Philipp Melanchthon, Dr. Alexander Alesius, der Schotte, und Dr. Robert Barns, gewöhnlich Dr. Antonius Anglus genant, Bugenhagen's Hausgenosse, den Heinrich VIII. von England in der Folge des Märtyrertodes sterben ließ[28]).

Mit dem J. 1534 sollte B. von neuem seinem Vaterlande nützlich werden. Barnim, Bogislav's X. Sohn,

20) S. über Joh. Boldnan den Art. Belbuck in dieser Encyclop. 21) Seine Gattin war wol die Schwester des bekannten Georg Rörer (*Rorarius*); wenigstens nent ihn B. in der schumacherschen Briefsamlung seinen Schwager. 22) Das letzte s. in der Samlung: Altes aus allen Theilen der Geschichte. St. 3. S. 308. 23) Jänckin S. 16, besonders mit Berufung auf Hartknoch's preuß. Kirchengesch. B. 3. Cap. 1. S. 656. 24) S. Nicol. Staphorst's hamb. Kirchengesch. Th. 2. B. 1. (Hamb. 1729). S. 91 u. s. w. Vgl. Engelken's Joh. Bugenhagen Pommer. S. 82. u. s. w. 25) Der Erbarn Stadt Brunschwig christlike Ordeninge u. s. w. durch Johann Bugenhagen. Wittenb. 1528. Ed. princ. Vgl. Jänckin S. 137. Über B's Wirksamkeit in Braunschweig sehe man besonders Ph. Jul. Rethmeyer's braunschw. Kirchenhistorie. Braunschw. 1707 — 1720. 5 Thle. 4.

26) Ordeninge der Erbarn Stadt Hamborg tho Denste dem Evangelio Christi u. s. w. Hamb. 1529. Erster Superint. in Hamb. wurde Joh. Aepinus, früher Lehrer zu Stralsund und Verf. einer der ältesten Kirchenordn., der stralsundischen; s. den Art. Joh. Aepinus. Die stralsundische Kirchenordnung vom J. 1525 habe ich im 2. Hefte von Schildener's greifsw. akadem. Zeitschrift abdrucken lassen. 27) Der Keyserliken Stadt Lübeck christlike Ordeninge tho Denste dem hilgen Evangelio, christlicker Lehre, Tucht, Frede und Eenicheit, vor der Joget in eyner guden Scholen tho leerende, unde de Kercken-Denere und rechten Armen tho vorsorgende, dorch Joh. Bugenh. Pom. beschreven. Lübeck 1531. 8. Über B's Wirksamkeit in Lübeck s. besonders Casp. Heinr. Starke's Lubeca Lutherano-Evangelica, oder der Stadt Lübeck Kirchenhistorie seit der Reformation Lutheri. Hamb. 1724. 8. Erster Superintendent daselbst wurde Herm. Bandrnus, wie Aepinus vormals Lehrer in Stralsund. 28) Jäncken S. 34 u. s. w.

Herzog von Stettin, und Philipp I., der Enkel Bogislav's von dessen andern Sohne Georg, Herzog des wolgastischen Hauses, setzten, zur Regulirung der Kirchen-Angelegenheiten einen Landtag zu Treptow an der Rega fest. Welchem Theologen hätten sie die Leitung dieser wichtigen Angelegenheit wol eher anvertrauen können, als unserm B., dessen schon Braunschweig, Hamburg und Lübeck sich zu gleichem Zwecke bedient hatten? Der Kurfürst von Sachsen gab zu dieser Reise sehr willig die Erlaubniß, und B. vollführte das Geschäft zur Zufriedenheit beider Herzoge, seiner gebornen Landesherren. Von Seiten des Bischofs Manduwel, der Äbte einiger Klöster, namentlich des Klosters zu Neuencamp im wolgastischen Antheil, einiger vom Adel, auch einiger Städte, besonders Stralsunds, wurden indeß gegen die Beschlüsse des Landtages bedeutende Protestationen erhoben; die des Bischofs zu Camin wurden, wenn gleich nicht zu seiner wahren Zufriedenheit, am ersten beseitigt. Die von B. aufgesetzte Kirchenordnung, welche indeß in Vergleichung mit der jetzigen pommerschen Kirchenordnung nur als der Entwurf zu betrachten ist, wurde 1535 zu Wittenberg gedruckt[29]). Nach beendigtem Landtage ward von den Herzogen eine allgemeine Kirchenvisitation angesetzt und die Ausführung derselben gleichfalls B. übertragen, dem einige der gebildetsten pommerschen Edelleute, Jost von Dewitz und Nicolaus von Klempzen, der pommersche Chronikant, beigegeben wurden. Mit diesen beiden langte B. 1535 in Stralsund an, welche Stadt den Beschlüssen des treptowschen Landtages und der Anwendung der entworfenen Kirchenordnung auf ihre Verhältnisse sich mit am kräftigsten widersetzt hatte. Die Frucht der Verhandlungen dieser Commission mit dem Magistrate und den damaligen Repräsentanten der Bürgerschaft, dem Collegio der Acht-und-vierzig, ist ein handschriftlich noch vorhandener Visitations-Receß, den man, mit Bezugnahme auf die von Johann Äpinus entworfene Kirchen- und Schulordnung vom J. 1525 wol zuweilen die zweite stralsundische Kirchenordnung nent[30]). B., der bei diesem Geschäfte, wie handschriftlich vorhandene Nachrichten sagen, sich besonders auch der Beihilfe Johann Knipstrow's, damaligen Oberpfarrers zu Stralsund, bediente, hat die erste Hälfte dieses Recesses besonders mit auf die damaligen kirchlichen Verhältnisse der Stadt gegründet; die andere Hälfte bezieht sich auf das Schulwesen, vorzüglich in gelehrter Hinsicht, und man sieht, daß der Verfasser dieses Recesses schon größere Foderungen gemacht hat und tiefer in das Bedürfniß der Stadt eingedrungen ist, als 10 Jahre zuvor Äpinus. Der letztere Theil dieses Recesses ist einige Jahrzehende nachher durch die Stiftung des Gymnasiums dem Wesen nach ausgeführt worden; gegen den ganzen Receß aber wurden dieselbigen Protestationen, wie früher gegen die Kirchenordnung selbst erhoben, so daß dieser Receß nie in das Leben getreten ist[31]). Eine Folge dieser Protestationen war es, daß Herzog Philipp den Johann Knipstrow als General-Superintendenten seines Landesantheils zu sich nach Wolgast rief. Nachdem B. die Einrichtung der Superintenduren in Pommern bei Gelegenheit dieser allgemeinen Visitation festgestellt hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, und wurde im J. 1536 von dem Kurfürsten zum General-Superintendenten für das ganze Kurfürstenthum Sachsen ernant.

Länger als die gedachten Visitationsgeschäfte hielt ihn eine neue Arbeit von Wittenberg entfernt. Nachdem Christian III. in den ruhigen Besitz der dänischen Krone gekommen war, lag ihm nichts mehr am Herzen, als seinem Reiche eine dauernde Kirchen- und Schulverfassung zu geben, wodurch selbst sein Thron die sicherste Stütze erhielt, indem die bisherigen papistischen Bischöfe, deren Personen er sich bemeistert hatte, Mitanstifter der bisher Statt gefundenen Empörungen wider ihn gewesen waren. Auch er erbat sich dieserhalb von dem Kurfürsten unsern B., den er schon früher (1529) bei dem Colloquio zu Flensburg persönlich kennen gelernt hatte. Im Julius des J. 1537 reiste B., in Begleitung seiner Frau und seines Neffen Joh. Lübbeke, nach Dänemark ab, und blieb daselbst, mit einer kurzen Unterbrechung, indem er im J. 1540 den Convent zu Schmalkalden besuchte, bis zum J. 1541. Er wohnte zuerst dem Reichstage zu Kopenhagen im August des J. 1537 bei und krönte auf eine feierliche Weise am 12. August den König und seine Gemalin Dorothea[32]), welches nicht nur von päpstlichen Scribenten, wie von dem Apostaten Leonhard Surius[33]), ihm zum Vorwurfe gemacht wurde, sondern auch, nach dem stralsundischen Chronikanten Joh. Berckmann, selbst Luther's Unzufriedenheit erregte. An die Stelle der sieben von Christian III. ihres Amtes entsetzten Bischöfe wurden darauf sieben evangelische Superintendenten ernant, welche indeß in der Folge wieder den bischöflichen Titel erhielten; auch verfaßte B. unter Mitwirkung einiger dänischen Theologen eine Kirchenordnung, welche schon 1537

29) Kercken-Ordeninge im Lande tho Pamern, dorch de dorchlüchtigen Hochgebohrnen Förstten unde Herren, Herrn Barnim, unde Herren Philippsen u. s. w. dorch Dr. Joannem Bogenhagen. Wittenberg 1535. 8. Sie findet sich auch abgedruckt im 2. Theil von Dr. Augustin von Balthasar's Jur. eccl. pastor. oder vollst. Anleitung, wie Prediger, Kirchen- und Schulbed. sich zu verhalten, nach Anleitung der pommerschen Kirchenordnung und Agende. Rost. und Greifsw. 1760—1763. 2 Bde. Fol. 2. Bd. S. 569 u. s. w. Über die Ausg. der pomm. Kirchenordnung sehe man J. H. Balthasar's Bericht von denen mancherlei Ausg. der pomm. Kirchenordnung und Agende in Döhnert's pomm. Bibliothek. B. 4. St. 4. S. 119—133 und vgl. Erichson's Schreiben von einigen Joh. Bugenhagen betreffenden Puncten. Ebendas. B. 2. Hinsichtlich Bugenhagens Wirksamkeit bei der Einrichtung des pommerschen Kirchenwesens vergl. man besonders Kramer's pomm. Kirchenchr. 30) Das in Stralsund befindliche Urexemplar dieses bisher noch nicht gedruckten Visitations-Recesses soll von der Hand des Nicolaus Klempzen geschrieben seyn, wie eine alte vor mir liegende Handschrift besagt. Knipstrow soll bedeutenden Antheil an diesem Recesse haben. Ich werde den Receß gelegentlich bekant machen.

31) Mehre, jedoch nicht vollständige Notizen über die stralsundische Kirchenvisitation vom J. 1535 findet man in J. H. Balthasar's zweiten Samlung zur pommerschen Kirchengeschichte, im Leben Knipstrow's. 32) Das Ritual dieser Feierlichkeiten findet sich in J. C. Kappen's kleiner Nachlese zur Erl. der Reform. Geschichte nützlicher Urkunden. Th. 4. S. 612 u. s. w. 33) Comment. rerum in orbe gestarum ab A. 1500 usque 1566 p. 253. citirt von Jäncken. S. 102.

zu Kopenhagen gedruckt wurde[34]). Im J. 1538 fing er die Reformation der Universität zu Kopenhagen an, entwarf die Constitution und Gesetze derselben, richtete das Concilium wieder ein, verwaltete auch selbst eine Zeitlang das Rectorat und hielt als Professor förmlich Collegia. Die von ihm entworfene Constitution ward am 10. Junius 1539 vom Könige unterschrieben[35]). Nachdem dieses Alles vollendet war, verließ er, wahrscheinlich im Herbst 1539, Dänemark, um den Verhandlungen zu Schmalkalden beizuwohnen, kehrte aber zu Ende des J. 1540, oder zu Anfange des J. 1541 auf einige Zeit dahin wieder zurück. Aus Dankbarkeit für die dem Reiche erwiesene Dienste wurde ihm im J. 1541 das Bisthum zu Schleswig angetragen, welches er aber ausschlug. Das andere dänische Bisthum, dessen er gedenkt, scheint eines von jenen sieben gewesen zu seyn, welche anfänglich in Superintendenturen verwandelt wurden, und schon im J. 1537 ihm angetragen worden zu seyn; an einem andern Orte habe ich die Vermuthung geäußert, daß es vielleicht das Bisthum Ripen gewesen seyn möge[36]). Mit Christian III. blieb B. auch noch späterhin in brieflicher Verbindung, erhielt von demselben auch, so wie Luther und Melanchthon, ein Jahrgeld*).

Im J. 1542 wurde B. von neuem mit den braunschweigischen Kirchenangelegenheiten beschäftigt, indem, nach der Verjagung Herzogs Heinrich des Jüngern durch die schmalkaldischen Bundestruppen, die Stadt ihn von neuem zu sich rief, um die schon 1528 getroffenen Einrichtungen auf einen festen Fuß zu stellen, und B. erneuerte bei dieser Gelegenheit unter Mitwirkung des Anton Corvin und Martin Görlitz die frühere Kirchenordnung; noch in demselben Jahre ging er in gleicher Absicht nach Hildesheim, und ihm wird auch die, wiewol unter Anton Corvin's Namen im J. 1544 erschienene hildesheimische Kirchenordnung beigelegt[37]).

Auch an der schon 1534 erschienenen Kirchenordnung der Stadt Bremen hatte B. Antheil gehabt, wenn dieselbe vielleicht nicht auch ihn zum Verfasser hat. Von ihm ist wenigstens die an den Magistrat zu Bremen gerichtete Vorrede derselben[38]). Daß der Magistrat dieser Stadt ihn gleichfalls zu sich eingeladen habe, um das Kirchenwesen daselbst in Ordnung zu bringen, habe ich jedoch nirgends erwähnt gefunden.

Im J. 1544 wäre B. beinahe seinem bisherigen Wirkungskreise in Wittenberg entzogen worden. Nach dem Tode des Bischofs Erasmus Manduwel von Camin (am 27. Januar 1544) brachen mancherlei Zwistigkeiten über die Wahl eines neuen Bischofs sowol zwischen dem Kapitel und den beiden pommerschen Fürsten, als auch zwischen den beiden Letztern insbesondere aus, indem sie sich über die zu treffende Wahl nicht vereinigen konnten. Endlich wurden beide Fürsten darüber einig, B. zu dieser Stelle dem Kapitel zu nominiren, mit dem Ansinnen, daß das Kapitel am Tage Johannes des Täufers zusammen komme und den Nominirten postuliren und vociren möge. Die Vocation ward unter demselben Dato ausgefertigt, und eine ansehnliche Gesandtschaft im Namen der Fürsten und des Kapitels ward mit der Vocation nach Wittenberg gesandt. B. weigerte sich standhaft diesen Ruf anzunehmen, gab indeß nach langem Weigern in so fern nach, daß er unter der Bedingung das ihm angetragene bischöfliche Amt annehmen wolle, wenn es ihm anheimgestellt würde, dasselbe nach seinem Gutbefinden wieder nieder zu legen und seinen dereinstigen Nachfolger selbst zu ernennen. Die Herzoge und das Kapitel fanden diese Bedingung bedenklich; eine zweite Gesandtschaft, an deren Spitze der stettinsche General-Superintendent Paul a Rhoda stand, wurde gegen das Ende des J. 1544 nach Wittenberg gesandt, um B. zu bereden, diese Bedingung aufzugeben, auch wandten sich die Herzöge an den Kurfürsten und erbaten sich dessen Vermittelung, und dieser schrieb auch an Luther und Melanchthon in dieser Sache. Am Neujahrstage 1545 gab B. der Gesandtschaft seine definitive verneinende Antwort[39]).

Im J. 1546 hatte B., wie bekant, den Schmerz, am 18. Febr. seinen Freund Luther zu verlieren, und hielt

---

34) Ordinatio Ecclesiastica Regnorum Daniae et Norwegiae ac Ducatuum Sleswici et Holsatiae, jussu *Christiani III.* Regis Daniae etc. cuius Diploma praefixum est, latine a *Bugenhagio* conscripta etc. Hafn. 1537.8. M. vgl. Jäncken S. 149. Über Bugenhagen's Reformationshandlungen in Dänemark sehe man überhaupt: Erich Pontoppidan's Kirchenhistorien Dänemarks, nach Ordnung der Jahre abgefaßt. Frankf. 1741—47. 3 Thle. 4. 35) Constitutio Academiae Regiae Hafniae. S. l. et a. 36) In Schildener's greifsw. akadem. Zeitschrift. Heft 2. Greifsw. 1823. *) Luther und Bugenhagen nebst Ansgar stehen, wiewol keine Dänen, wegen ihrer Verdienste um die Religion im Norden, unter den berühmten und verdienstvollen Männern, welchen zu Jägerpriis auf Seeland Ehrendenkmäler errichtet worden, mittelst einer ihrem Andenken geheiligten dreiseitigen Spitzsäule; das Fußgestell dieser Säule bildet einen Fels, und hat die Aufschrift: Matth. XIII. 18. Auf ihrer Spitze funkelt ein goldner Stern, unter welchem man Dan. XII. 5. liest; an jeder der 3 Seiten steht einer der 3 Namen (Auch sind über B's Wirksamkeit in Dänemark *Münter's* danske Reform. Hist. 2. B. S. 327 f. 357 f. und Wandull's Lebensbesche. der zu Jägerpriis durch Denkmale ausgezeichneten verdienten Männer Th. 1. S. 19 ff. zu vergleichen. (*v. Gehren.*) 37) Christlicke Kercken-Ordeninge im Lande Brunschwig-Welfenbüttelschen Deels. Wittenb. 1543. 4. — Christlicke Kercken-Ordeninge, Ceremonien vnde Gesänge vor arme, vngeschickte Pfarr-Herrn in dem löfflicken Fürstendome Hertogen Ericks gestellet vnde in den Druck gegeven. Mit einer Vorrede Antonii Corvini. Hanover 1544. 4. M. v. Jäncken S. 156. Oelrichs in seinen Zusätzen zu Jäncken S. 7. führt den Titel so an: Christlicke Kerckenordeninge der löfliken Stadt Hildenssem. Mit einer Vorrede Antonii Corvini. Gedruckt tho Hannover dorch Hemingk Rüdem 1544. Er scheint sie vor sich gehabt zu haben. 38) Der Ehrentricken Stadt Bremen Christlicke Ordeninge, na dem hilligen Evangelio, tom gemenen Nutte, samt etlicker Christlicker Lere erer Predicanten. Cum Praef. *Joh. Bugenhagii* ad Magistr. Bremensem. Magdeburg 1534. 4. M. v. Jäncken. S. 147. 39) Die Actenstücke über diese Verhandlungen, welche zu dem ehemaligen bischöflichen Archive zu Camin gehören, liegen vollständig vor mir, und ich habe sie aus diesen zum Theil Originalhandschriften in Schildener's oben gedachter Zeitschrift Heft 2. sämmtlich abdrucken lassen. Die meisten derselben hatten schon früher Jäncke, jedoch nicht in der gehörigen Ordnung, in einem Anhange zu seinem Leben Bugenhagen's mitgetheilt. Über die Geschichte dieser Unterhandlungen mit Bugenhagen wegen des caminschen Bisthums s. außer Jäncken S. 56 u. s. w., besonders J. J. Sells Gesch. des Herzogthums Pommern. S. 19. u. s. w.

demselben am 22. die Leichenpredigt in der Schloßkirche zu Wittenberg [40]). — Mit diesem Todesfalle begint überhaupt ein wichtiger Abschnitt in B's. Leben; denn die nachfolgenden Jahre waren eigentlich eine ununterbrochene Reihe von betrübenden Ereignissen für ihn. Der bald nach Luthers Tode ausgebrochene schmalkaldische Krieg, die für den Kurfürsten Joh. Friedrich so unglückliche Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547, die Gefangennehmung desselben, die Belagerung und Einnahme von Wittenberg, die neue Landesherrschaft, unter welcher er zugleich mit Melanchthon sein Amt in Wittenberg fortsetzte, alles dieses erfüllte den dem Greisesalter sich nahenden Mann mit schmerzlichen Gefühlen [41]). Vermehrt wurden dieselben durch die sogenannten adiaphoristischen Händel und Zwistigkeiten, welche in Folge des auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) geschmiedeten Interims ausbrachen, in welche er mit verwickelt wurde, und durch allerlei böse Nachreden, welche von Flacius, Amsdorf, Andr. Osiander und Andern über ihn verbreitet wurden, indem man ihn nicht nur des Eigennutzes und der Undankbarkeit gegen seinen unglücklichen vorigen Landesherrn, sondern auch der Verleugnung und der Verfälschung der reinen lutherischen Lehre beschuldigte [42]). Bis zum J. 1558 führte er auf diese Weise sein Leben hin, und in den letzten Jahren desselben kamen noch große körperliche Schwächen und Blindheit an einem Auge dazu, so daß selbst sein treuer Freund Melanchthon, der alle böse Nachreden mit ihm theilen mußte, in den Wunsch ausbrach: daß doch Gott ihn so alt nicht möge werden lassen. In der Nacht vom 19. zum 20. April des J. 1558 zwischen 12 und 1 Uhr starb endlich B. lebenssatt [43]), und die Stadt und die Hochschule betrauerten in ihm den treuesten und eifrigsten Lehrer. Von mehren Seiten wurde sein Tod in Liedern betrauert. Der damalige Rektor der Universität Matth. Blochinger lud in einem eigenen Programme die akademische Jugend zur Begleitung seiner Leiche ein [44]).

40) Mehrmals gedruckt, sowol einzeln, als auch in Samlungen, namentlich in folgenden: Memoriam Saecularem Funeris et Sepulcri Dr. *Martini Lutheri* recolere studet Dr. *Carolus Gottlob Hofmannus* etc. Witteberg. 1746. 4. und in dem von mir veranstalteten Dr. Martin Luther's Lebensende u. s. w. Stralsund 1817. 8. 41) S. Bugenhagen's wahrhaftige Historia von dem, wie es uns zu Wittenberg in der Stadt gegangen 1547, welche auch bei Hortleder in der Samlung: der Römischen Keiser und Konige Majest. Handlungen und Außschreiben u. s. w. Frankf. am Mayn 1618. Cap. 73. S. 447. u. s. w. (Vom Anfang und Fortgang des teutschen Krieges) abgedruckt steht. — Sie ist zugleich als eine Vertheidigungsschrift zu betrachten. 42) S. *Bugenh.* Epistola apologetica ad Daniae Regem ob sibi imputatum adiaphorismum. Ausg. v. Christ. Friedr. Lämmel, Hamb. 1709. 4. 43) Der alte pommersche Chronikant Joachim Wedel, welchem Koch (S. 40.) gefolgt ist, setzt Bugenhagen's Todestag unrichtig auf den 10. April; dasselbe thut auch Lange in seinem Leben Bugenhagens S. 101, wiewol er Blochinger's Leichenprogramm auf Bugenhagen anführt. Die Scripta in Univ. Witteberg. proposita u. Bugenhagen's Zeitgenossen und Freunde nehmen einstimmig den 20. April an. Da Bugenhagen zwischen 12 und 1 Uhr in der Nacht starb, so erklärt sich hieraus die Verschiedenheit der Annahme des 19. und 20. Aprils. 44) Script. in Univers. Witteb. proposita Tom. III. fol. 166. b sqq. Die erwähnten Gedichte auf Bugenhagen's Tod finden sich abgedruckt bei Jäncken.

B's Witwe überlebte ihren Mann und ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst nach 1568 gestorben; außerdem blieben zurück sein Sohn, gleichfalls Johann genant [45]), und zwei, wenn nicht drei Töchter, von welchen die älteste, Sara, die Gattin des durch seine unglücklichen Schicksale bekannten Professors Cracow zu Greifswald die bekannteste geworden ist.

Daß ein Mann wie B. in der bewegten Zeit, in welcher er lebte, auch nicht ohne mancherlei gelehrte Kämpfe blieb, ist leicht zu ermessen, auch oben zum Theil schon angedeutet. In den frühern Jahren seines Lebens waren es außer den katholischen Gegnern, die er mit Luther, Melanchthon und seinen andern Genossen gemeinschaftlich hatte, besonders Carlstadt, Zwingli, Joh. Agricola und Bucer [46]), in den spätern Jahren die schon oben genannten Flacius, Amsdorf und Osiander [47]), zu welchen sich besonders auch der churfürstliche Leibarzt Ratzenberger gesellte [48]).

45) Das Jahr seiner Geburt läßt sich nicht angeben; wahrscheinlich war er aber das älteste Kind des Reformators. Noch bei dem Leben seines Vaters wurde er Professor der orientalischen Sprachen zu Wittenberg und in den Scriptis a Professoribus Univers. Witeberg. publice propositis finden sich auch manche Anschläge von ihm. Den Beinamen Pommer (Pomeranus) liebte auch er zur Erinnerung an das Vaterland seines Vaters, wiewol er selbst in Wittenberg geboren war. Im J. 1570 nahm er den Grad eines Doktors der Theologie an, ward auch nicht lange nachher Professor der theologischen Facultät, auch 1575 Superintendent daselbst, nachdem er zugleich mit der Professur die Predigerstelle an der Schloßkirche zu Wittenberg erhalten hatte. Im J. 1582 ging er als Propst nach Kemberg, wo er auch 1592 starb. Das Verzeichniß seiner größtentheils aus Casualschriften u. Programmen bestehenden Drucksachen findet man bei Jäncken im Leben des ältern Joh. Bugenhagen S. 160. u. 161. Er hat das Geschlecht des Reformators Bugenhagen fortgeführt, aus welchem auch der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. lebende Dr. Gottfr. Rudolph Pommer al. Bugenhagen abstamt, von dem wir eine Samlung einiger Merkwürdigkeiten aus der Geographie und Genealogie, Leipz. 1726 haben, welche Abrah. Gotth. Kästner unter dem Titel: Samlungen historischer und geographischer Merkwürdigkeiten, Altenb. 1752 vermehrt herausgegeben hat. Nach Koch's oben angeführter Schrift (S. 9.) deutet dieser spätere Nachkömmling des Reformators gleichfalls darauf hin, daß Dr. Joh. Bugenhagen aus der adeligen Familie der Bugenhagen in Pommern herstamme. 46) Carlstadt hinsichtlich der zu revolutionären Unternehmungen desselben in Wittenberg; Zwingli wegen der Lehre vom heil. Abendmahl (s. Leonh. Usteri's Zusätze zu J. L. Heß Lebensbeschr. M. Ulrich Zwingli's. Zürich 1811. S. 537. u. s. w.); Joh. Agricola, in Folge der von diesem angesponnenen antinomistischen Händel; Bucer, auch in Sachen des Abendmahlsstreits, in Folge der von Bucer verfertigten teutschen Übersetzung von Bugenhagen's Commentar über die Psalmen; vgl. Jäncken S. 126. u. s. w. u. Kordes Joh. Agricola von Eisleben. S. 114 u. s. w. Aus Kordes (S. 109) ist auch zu ersehen, daß B. die erste teutsche Übersetzung des sogenannten schwäbischen Syngramms ohne seinen Namen verfertigt hat. Die zweite Übersetzung desselben ist bekantlich von Joh. Agricola. 47) In Folge der interimistischen u. adiaphoristischen Händel, vgl. außer Jäncken, besonders Bleck's Gesch. des dreifachen Interims, an verschied. Stellen. 48) M. Razzenberger's geheime Geschichte von den chur- und sächsischen Höfen und den Religionsstreitigkeiten seiner Zeit (herausg. von Strobel) Altorf 1775. Gegen B. ist auch späterhin Gottfr. Arnold (Kirchen- und Ketzergeschichte Lib. XVI. Cap. III. und Cap. IV.) aufgetreten. B's Vertheidigung haben übernommen Friedr. Gauhe in der Ehrenrettung der Theologen zu Witten-

B's Schriften sind sehr zahlreich und sie sind, mit Ausnahme der erst lange nach seinem Tode gedruckten Pomerania und des Berichts über das Schicksal Wittenbergs im schmalkaldischen Kriege, so wie seiner Relatio de gestis in Dania post reditum, sämtlich theologischen, und zwar theils dogmatischen und moralischen, theils exegetischen [49]), theils homiletischen und liturgischen, mitunter auch polemischen Inhalts. Der vielen von ihm verfaßten Kirchenordnungen ist schon oben Erwähnung geschehen; hier mag nur gesagt werden, daß er auch eine eigene Anweisung: von guten Kirchenordnungen, geschrieben hat. Um die teutsche Bibelübersetzung Luther's hat B. sich das große Verdienst erworben, daß er dieselbe ins Plattteutsche übersetzt hat, welche Übersetzung in Pommern und mehren andern niedersächsischen Provinzen lange zum kirchlichen Gebrauch benutzt worden ist [50]). Für Luther's Bibelübersetzung hatte B. eine solche Ehrfurcht, daß er, wie Mathesius erzählt, den 21. Sept., oder den Mathiastag, an welchem Luther im J. 1542 die letzte Hand an seine Übersetzung gelegt haben soll, in gemeinschaftlicher Andacht mit seinen Freunden und Hausgenossen als ein eigenes Fest der Bibelübersetzung feierte [51]). Sehr vollständige Verzeichnisse der Schriften B's, welche indeß doch noch vermehrt werden können, findet man bei Lämmel und Jäncken; nach ihrem Inhalte sind die meisten derselben bei Engelken verzeichnet [52]). Zu einer Menge von Büchern anderer Verfasser hat B., Vorreden geschrieben; auch sind der Briefe von ihm nicht wenige vorhanden, die in mehren Samlungen zerstreut stehen, zum Theil auch noch ungedruckt sind [53]). Von seinen Promotions-Programmen kommen mehre in den Scriptis a Professoribus Academiae Witebergensis propositis vor. Daß B. auch an den verschiedenen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche und den denselben vorhergegangenen Verhandlungen, so wie an manchen während seines Lebens gehaltenen theologischen Zusammenkünften einen bedeutenden, theils mündlichen, theils schriftlichen Antheil genommen hat, braucht nach dem oben Gesagten wol nicht hinzugefügt zu werden. Er bildete mit Luther und Melanchthon ein schönes theologisches Kleeblatt. Mehre Länder und Städte glaubten B's Verdienste um sie nicht besser bezeichnen zu können, als indem sie ihn ihren Apostel nannten [54]). Luther stellte ihn dem alten Kirchenvater Ambrosius an die Seite und rühmte von ihm, daß er sey ein Vir fortis et constans, qui in Theologia judicium grave et sanum habeat [55]). Mag B. auch in mancher Beziehung seinen beiden großen Genossen am Reformationswerke vielleicht nicht gleich gekommen seyn, so wird doch keine Zeit ihm seine Stelle neben diesen beiden rauben; in Hinsicht der praktischen Tüchtigkeit und Thätigkeit war er gerade der Mann, den das Zeitalter bedurfte, und in der Geschichte der Einrichtung des protestantischen Kirchen- und Schulwesens hat er sich eine Krone erworben, welche kein Zeitalter ihm entreißen wird. — (*Mohnike.*)

Die vorzüglichsten Biographien und Bildnisse desselben mag die Schlußnote nennen [56]).

---

berg, insonderheit Dr. Joh. Bugenhagen's u. s. w. (Fortges. Saml. v. alten und neuen theol. Sachen. Beitr. 2. aufs Jahr 1729. S. 293 u. s. w.). Jäncken S. 98. u. s. w. und Engelken S. 67. u. s. w. 49) Unter Bugenhagen's exegetischen Schriften wurde besonders seine Interpretatio in librum Psalmorum. Ed. princ. Basil. 1524. 4. sehr geschätzt, namentlich auch von Luther sehr hochgeachtet. M. v. Jäncken S. 124. u. s. w. 50) Zuerst gedruckt Lübeck 1533. Fol. Sie ist späterhin auch zu Magdeburg (1554. 1559 und 1578) zu Wittenberg (1565) zu Rostock (1580) u. zu Barth im jetzigen Neuvorpommern (1588), desgleichen auch zu Hamburg (1596) gedruckt worden. Ich habe die Magdeburgische (von 1554 Fol.), die Barthsche und Hamburgsche Ausgabe dieser Übersetzung vor mir liegen. Über die Barthsche Ausgabe sehe man: Oelrichs historische Nachrichten von der vortrefflichen ehemaligen fürstlichen Buchdruckerei zu Barth in Schwedischpommern S. 19—31. 51) Mathesii Predigten über Dr. Martin Luther's Leben. Pred. 13. Ausg. Nürnb. 1580. S. 150. M. v. in *Joh. Albr. Fabricii* Centifol. Luthereno P. I. p. 176—178, den Abschnitt: Festum translationis Bibliorum Lutheranae, celebratum quotannis a D. *Jo. Bugenhagen.* 52) Ein dänischer Theolog, Severin Lintrup, ging zu Anfange des vorigen Jahrh. damit um, die sämtlichen Schriften Bugenhagen's herauszugeben, welches aber unterblieben ist. Wenn auch eben keine Ausgabe, so wäre doch ein solches räsonnirendes Verzeichniß derselben, als Usteri über die Schriften Ulrich Zwingli's geliefert hat, auch noch für unsere Zeit sehr wünschenswerth. Auch Panzer's lateinische und teutsche Annalen wären dabei zu benutzen. Mehre Schriften gab Bugenhagen auch in Gemeinschaft mit Luther und andern seiner Zeitgenossen heraus. M. v. Jäncke S. 158. Auch Lange lieferte ein Verzeichniß der vorzüglichsten Bugenhagenschen Schriften. 53) Eine überaus schätzbare Samlung von Briefen Bugenhagen's hat Andr. Schumacher in den Briefen gelehrter Männer an die Könige in Dänemark Th. 1. (Kopenh. u. Lpz. 1758.) S. 1. bis 226 geliefert.

54) S. Jäncken S. 32. 42. 89. 55) S. Jäncken S. 91.

56) Phil. Melanchthon in der Oratio de vita *Joh. Bugenhagii* in den Melanchthonschen Declamationen. (Petrus Vincentius hat dieselbe recitirt und daher ist es gekommen, daß man sie diesem Gelehrten fast überall zugeschrieben hat. Sie stamt aber, nach Melanchthons eigener Aeußerung, ohne alle Frage von diesem, wie G. Th. Strobel in seinen Miscellaneen liter. Inhalts Saml. 5. S. 165. auf das Unwiderleglichste dargethan hat. M. vgl. auch die kleine Schrift von mir: Dr. Martin Luther u. Phil. Melanchthon über den Arzt und seine Kunst, Stralf. 1823. S. 14 u. 15. Biederstedt führt also in seiner Samlung der kirchl. Verordnungen im Herzogthum Neuvorpommern und Fürstenth. Rügen Th. 1. (Stralf. 1816) S. 48. diese Rede ganz richtig unter Melanchthon's Namen auf.) — Melch. Adami in den Vitis Eruditorum Frankf. Ausg. 1706. Fol. Vitae Theol. p. 150—154. *Christoph. Friedr. Laemmel* de vita Bugenhagii. Hafn. 1706. Ein Abdruck der Melanchthonschen Rede mit Aeußerungen vieler gelehrten Männer über Bugenhagen. Die Ausgabe der Epistola apologetica u. s. w. von Lämmel zugleich mit dem Verzeichnisse der B's Schriften wird unter dem Druckorte Hamburg und dem J. 1709 aufgeführt. — Dr. Joh. Bugenhagen's u. s. w. erbaul. und merkwürdiges Leben u. s. w. von J. Christoph Langen, Budissin 1731. 8. — Joh. David Jäncken gelehrtes Pommerland u. s. w. Der erste Tomus: Von denen gelehrten Theologis. Das erste (und einzige) Stück. Alten-Stettin 1734. 4. Da das Buch nicht sehr bekant geworden war, so ließ Dr. Joh. Karl Konr. Oelrichs den besondern Titel: Joh. David Jäncken's Lebensgeschichte des vortrefflichen Kirchenlehrers Dr. Joh. Bugenhagen, sonst auch Dr. Pommer genant u. s. w. Rostock u. Wismar 1757 davor drucken und setzte dem Buche einige Zusätze und Verbesserungen vor. Jäncken's Arbeit ist bis jetzt das Vollständigste, was wir über B. besitzen. — J. Bugenhagen, Pommer. Ein biographischer Aufsatz für die evangel. Kirche. Zur Vorfeier, wodurch ihn u. s. w. Friedr. Ludw. Engelken, Berl. u. Stettin 1817. 8. — *Joh. Friedr. Mayeri* Oratio Quantum Ecclesia universa Pomeraniae ob *Bugenhagium* debeat. Sed. 1701. — De meritis *Joh. Bugenhagii* in Ecclesiam Danicam,

BUGEY, eine Landschaft des alten Frankreichs. Sie gehörte vor der Ankunft der Römer zu der zwischen Saone und Rhone gelegenen Insula Gallica, und war von den Sebusianis bewohnt. Cäsar, der aus Helvetien kam — inde in Allobrogum fines, ab Allobrogibus in Sebusianos exercitum duxit (de bello Gallico lib. 1. cap. 3.). Es wurde in der Folge zu der prov. lugdunensis prima geschlagen, und zwischen 408 bis 411 von den Burgundionen überschwemmt und kam nachher unter das Königreich Arelat. 1137 schenkte es der teutsche Kaiser Heinrich V. Amadeus II., Grafen von Savoyen, doch besaßen die Herrn von Coligny und Thoire Stücke desselben, die erst 1354 und 1404 durch Kauf und Tausch ebenfalls an Savoyen kamen. Durch den Lyoner Frieden von 1601 trat jedoch der Herzog von Savoyen ganz Bugey mit Bresse und den übrigen Zubehörungen auf der Westseite der Alpen an Frankreich ab. Seitdem blieb es mit dieser Krone vereinigt, und wurde zu Bourgogne geschlagen, seit 1791 aber mit dem Dep. Ain vereinigt, wovon es jetzt einen Bestandtheil ausmacht. (*Hassel.*)

BUGGE (Thomas), war den 12. Okt. 1740 zu Kopenhagen geboren und starb ebendaselbst den 15. Jan. 1815. Nach Tycho Brahe erwarb er sich unter den Astronomen und Mathematikern in Dänemark den mehrsten Ruhm. Seine von früher Jugend an sich entwickelnde Neigung für die mathematischen Wissenschaften wurde von seinen Lehrern sorgfältig gepflegt. Der Theologie, welche er auf seiner vaterstädtischen Universität anfänglich studirte, zog er bald die Vorlesungen der Mathematiker und Physiker vor; dabei beschäftigte er sich gern mit astronomischen Beobachtungen. Schon im J. 1761 erschienen in den Mémoires de l'academie royale de Paris seine zu Drontheim über den Durchgang der Venus durch die Sonne angestellten Beobachtungen. Im J. 1762 von der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen als geographischer Landmesser angestellt, nahm er bis 1765 nicht nur jährlich 20 bis 24 Quadratmeilen von Seeland auf, sondern bildete auch, nach Anweisung der Gesellschaft, viele junge Leute für das Fach der Landmessung. Professor der Astronomie und Mathematik bei der Universität wurde er 1777 und trat in eben dem Jahre auf königliche Kosten eine gelehrte Reise nach Teutschland, Holland, Frankreich und England an. Bald nach seiner Rückkehr erhielt das Observatorium auf dem sogenannten runden Thurme zu Kopenhagen nach seinen Vorschlägen wesentliche Verbesserungen, und die Regirung versah ihn zugleich zu seinen astronomischen Beschäftigungen mit kostbaren Instrumenten. Durch deren Benutzung setzte Bugge seine Beobachtungen mit so gutem Erfolge fort, daß ihm die Astronomie mehre bedeutende Entdeckungen, z. B. über den Fixstern Algol im Perseus, über den Planeten Saturn u. s. w. zu verdanken hat; auch verfertigte er einen Inklinationskompaß nach eigner Erfindung, um dadurch die Inklination der Magnetnadel zu bestimmen; eben so erfand er ein Nivellirungsinstrument mit Quecksilber zum Gebrauch für geringere Entfernungen. Durch mehrjährige Beobachtungen fand er, daß der Regen in größerem Maße in niedrigen, als in höhern Regionen niederfällt. — Auf Befehl der Landesregirung und nach erhaltener Einladung von Seiten der französischen Regirung reisete er im J. 1798 nach Paris, um mit den Commissarien des Nationalinstitutes über die Bestimmung der Fundamental-Einheit für Maß und Gewicht nach den von der Natur selbst vorgeschriebenen Grundsätzen, oder über die richtige Größe des Meters und Kilogramms, zu conferiren. Wie hoch man seine Bemühungen zu schätzen wußte, beweist die kurz darauf erfolgte Aufnahme in das französische Nationalinstitut. — Als im J. 1807 durch das Bombardement der Engländer, unter andern auch Bugges Professorwohnung, nebst der Hälfte seiner großen Bibliothek und seiner kostbaren Instrumentensammlung, ein Raub der Flammen wurde: suchte und fand er Mittel, die seiner Aufsicht anvertrauten wissenschaftlichen Schätze, die astronomischen Instrumente des königlichen Observatoriums, nebst den Kupferplatten zu den der Gesellschaft der Wissenschaften gehörigen Karten, zu retten. Sein Privateigenthum überließ er der Zerstörung, um zur Erhaltung des der Nation und dem Könige gehörigen Eigenthums Zeit und Mittel zu gewinnen. Bald nach dieser Probe der reinsten Amtstreue erhielt er vom Könige den Danebrog-Orden und den Charakter eines wirklichen Etatsrathes. — Von seinen Ei-

gleichzeitig mit Lämmel. — Oratio de meritis *Bugenhagii* in Eccl. et Scholam Lubecensem. Lub. 1704. — Der Verf. des Aufsatzes: „Bugenhagen's Einfluß in die Reformation, vorzüglich in Rücksicht auf Teutschland" in den Erhebungen. Lübeck 1809. Nr. 38 u. 39. Der Aufsatz ist nicht beendigt, da die gedachte Zeitschrift mit der 39. Nr., der damaligen politischen Verhältnisse wegen, aufhören mußte. Die Tendenz dieses Aufsatzes deutet der Titel an. — Erinnerungen an Dr. Joh. Bugenhagen Pomeranus u. s. w. von Dr. Friedr. Koch, Stettin 1817. 4. Diese Erinnerungen betreffen besonders B's Verdienste um das Schulwesen in Teutschland, und liefern auch mehre schätzbare Beiträge zur Geschichte des äußern Lebens des Reformators, besonders aus der noch ungedruckten Chronik Joachim's von Wedel entnommen. — Lange nent S. 2. auch noch *Justini Meyeri* Diss. de *Bugenhagii* lapsu adiaphoristico Hamb. 1710, welche ich nie gesehen habe. — Über die Bugenhagen's Leben abhandelnden Schriften, s. L. W. Brüggemann's Beiträge zu der ausführlichen Beschreibung des königl. preuß. Herzogthums Vor- u. Hinterpommern, Stettin 1800. 4., Hauptst. 1. S. 193—195. Sonst mögen über B's Leben u. Schriften noch verglichen werden: Niceron teutsch. Übers. Th. 10. S. 403. u. s. w. J. M. Schröckh's Lebensbeschr. berühmter Gelehrten Th. 1. (Lpz. 1790. Neue Ausg.) S. 175 u. s. w. und H. W. Rotermund's erneuertes Andenken der Männer, die für und gegen die Reformation Luther's gearbeitet haben. B. 1. Bremen 1818 S. 117. u. s. w. Zu wünschen wäre noch gewesen, der Druck von L. Theob. Kosegarten's Rede über ihn bei Gelegenheit der von der Hochschule zu Greifswalde gehaltnen Reformations-Jubelfeier. — Sein Bildniß findet sich theils in Holzschnitt, theils in Kupfer gestochen in mehren Büchern. Lucas Cranach, der ältere, sein, so wie Luther's Freund, hat auch ihn gezeichnet u. gemalt und Cranach's Zeichnung liegt mehren dieser Holzschnitte und Kupferstiche zum Grunde. Die besten mir bekannten Abbildungen B's in Kupfer, sind die bei Jäncken, ferner in der Schrift: „Lucas Cranach's Stammbuch, enthaltend die von ihm selbst in Miniatur gemalte Abbildung des den Segen ertheilenden Heilandes und die Bildnisse der vorzüglichsten Fürsten und Gelehrten aus der Reformationsgeschichte (vom Herrn von Mechein herausgegeben) Taf. 8. und vor dem ersten Bande der pommerschen Provinzialblätter für Stadt u. Land, herausgegeben von J. C. L. Haken, Treptow an der Rega 1820 befindlichen. Sehr mißrathen sind diejenigen Bildnisse, welche sich in Staphorst's hamburg. Kirchengeschichte und vor Langen's Leben Bugenhagen's finden.

genschaften als Mensch, als Bürger und als Gelehrter weiß man nur Gutes; strenge Rechtschaffenheit, unverdrossener Diensteifer und die wärmste und thätigste Liebe zu den Wissenschaften zeichnete ihn aus. Die letzte bewies er insonderheit auch durch seine vieljährigen Vorlesungen über Physik und fast alle Theile der Mathematik, die er, außer vor seinen gewöhnlichen akademischen Mitbürgern, vor einer Menge von Officieren des See-Etats, des Artillerie- und Ingenieurkorps und andern Zuhörern hielt. Zu seinen Hauptverdiensten gehören überdies noch die vielen vortrefflichen geographischen Karten über Seeland und ganz Dänemark, deren Herausgabe er in dem langen Zeitraume von 1780 bis an seinen Tod, also 35 Jahre lang, besorgte, während er zugleich die Ausmessungen und trigonometrischen Operationen in Norwegen und Island leitete und alle die, welche in diesem Fache arbeiteten, bildete. — Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen besonders die bemerkt zu werden, welche durch Übersetzungen in das Teutsche einen weitern Wirkungskreis erhalten haben: Beschreibung der Ausmessungsart, die bei Verfertigung der dänischen geographischen Karten ist angewendet worden (Dresden 1787). Erste Gründe der sphärischen und theoretischen Astronomie (1796). Erste Gründe der reinen oder abstrakten Mathematik, in 3 Bänden (Altona 1797 neue Aufl. 1813. 14.), Reise nach Paris 1798. 1799. — Sonst befinden sich von ihm noch in den Schriften der kön. Gesellschaft d. Wissenschaften, der skandinavischen Literaturgesellschaft, in den Mémoires de l'academie royale de Paris, in den Philosophical Transactions etc. viele gelehrte Abhandlungen von mathematischem, geographischem, und astronomischem Inhalte, nebst Beschreibungen von allen den astronomischen Beobachtungen, die er in einer Reihe von mehr als 40 Jahren angestellt hat; und in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen sind mehre ungedruckte Werke von ihm aufbewahrt. Wie sehr man seinen Werth als Gelehrter im In- und Auslande zu schätzen wußte, das erhellt aus der großen Zahl von gelehrten Gesellschaften zu Petersburg, Pisa, London, Stockholm, Mannheim, Harlem, Paris, Drontheim, Kopenhagen — die ihn theils zum Ehren-, theils zum ordentlichen Milgliede erwählt hatten. Bugge lebte in einem dankbarern und den Wissenschaften günstigeren Zeitalter, als Tycho Brahe*). (*v. Gehren.*)

BUGGIAS, Isla de los Negros, eine der spanischen Philippineninseln in Ostindien (9° 26′—11° 33′ n. B.), 45 St. lang, 10 St. breit, sehr bergig, waldig, gut bewässert, und fruchtbar an Reis, Ebenholz, Bauholz, Wachs, Vogelnestern und Wildpret. Außer den Bissayern wohnen im Innern viele Neger. Der Hauptort ist Tayasan. (*Stein.*)

BUGGISEN, ein Malaienstamm, der über den größesten Theil der Insel Celebes verbreitet ist, und einen besondern Dialekt der malaischen Sprache redet. Sie ähneln in ihrem ganzen Habitus den übrigen Malaien, vorzüglich den benachbarten Macassaren, und werden von den Europäern für die kühnsten, muthigsten und verwegensten, aber auch für die rachgierigsten aller Bewohner des indischen Archipels gehalten; in keiner Hand ist der Kriß wol gefährlicher, als in der Hand eines Buggisen, vor allen, wenn er sich in Toddy oder Opium berauscht hat. Übrigens sind sie eine ansässige, schon in der Civilisation weiter vorgerückte Völkerschaft, die ihren Ursprung bis auf einen Heros Sawira Godiny, der lange vor unserer Ära gelebt und von einem ihrer alten Götter Bitara Guru abstammen soll, zurückführt. Jetzt sind sie, wie die meisten Malaien Moslemimen; ihr mächtigstes Reich auf Celebes ist das von Bony, aber auch die ganze Westküste wird von ihren Stämmen eingenommen. Der Busen von Bony wird nach ihnen zuweilen die Buggisenbai genant. (*Hassel.*)

BUGIA, Busjega, Stadt in der Algier. Landschaft Constantina an einem Busen des mittelländischen Meers, der von ihr den Namen empfängt. Sie liegt am Fuße eines hohen Felsengebirgs auf den Trümmern einer alten Stadt und wird von einem Flusse durchströmt, der Bugia, auch Nasava oder Ajeddi heißt, von dem Gebirge Jurgura auf die Stadt zukömt und im Winter nicht selten Überschwemmungen anrichtet. Sie hat 3 Forts, 600 Einw. und einen sichern, tiefen und geräumigen Hafen dessen Einfahrt aber höchst gefährlich ist; daher er von Europäern wenig angethan wird. Die Einw. bereiten aus dem Eisen, das in den benachbarten Minen bricht, Waffen und Geräthe und führen Öl und Wachs aus, das ihnen von Kabylen und Keseelen gebracht wird. Wahrscheinlich stand hier das alte Saldo. (*Hassel.*)

Bugiha, s. Bodscha.

BUGINVILLEA, nannte Commerson nach dem berühmten Seehelden und Weltumsegler Grafen Bougainville*) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Nyctaginen und der 7ten Linné'schen Klasse, deren röhriger gefalteter 10zähniger korollinischer Kelch auf einer schön gefärbten Bractee sitzt, deren 7 Staubfäden unten in einer Röhre verwachsen sind, und deren Achenium vom Kelche bedeckt wird. Wir haben nur eine Art, B. *spectabilis* Juss., in Südamerica, die ein kletternder Strauch mit dornigen Zweigen, eiförmigen behaarten Blättern ist und deren rosenrothe Blüthen zu dreien stehn. B. peruviana Bonpl. und brasiliensis Neuwied. sind dieselbe Art. (*Sprengel.*)

Buglähmung, s. Bug.

BUGLASO, eine 263¼ QM. große und von den Spaniern nicht besetzte Philippinen- oder Bissayerinsel im chinesischen Meere. (*Stein.*)

BUGLE-HORN. Der Name dieses, in neuern Zeiten, vorzüglich in England wieder in Schwung gekommenen aber auch bei uns, sowol in der Kriegs-, als der Conzert- und Theatermusik üblichen Tonwerkzeuges, heißt, wörtlich übersetzt, ein Büffelhorn; bei den Engländern eigentlich ein Jagdhorn. Bei uns wird es häufig misbräuchlich Bügelhorn genant, und, in Beziehung auf seinen militärischen Gebrauch, auch oft Flügelhorn, Signalhorn, Jägerhorn oder auch Halbmond, von seiner ehemals halbzirkel-, oder halbmondförmigen Gestaltung.

*) Dansk Literatur-Tidende for 1815. Nr. 23. S. 357—368. und Nye Samling af Videnskabernes Selskabets Skrifter. Deel 4 u. 5. nebst Privatnachrichten.

*) S. Th. XII. S. 111—12.

§. 1. Seiner Wesenheit nach ist es der Trompete am ähnlichsten und wird auch mit einem trompetenartigen Mundstücke geblasen. Es finden aber zwischen ihm und der Trompete, folgende wesentliche Unterschiede Statt: Für's Erste ist die Röhre, aus welcher das Buglehorn besteht, nur halb so lang als die der Trompete, so daß, wenn z. B. eine C–Trompete acht (nürnberger) Fuß lang ist, ein in C stehendes Buglehorn nur 4 Fuß Länge hat. Eine natürliche Folge hievon ist, daß dieses im Ganzen um eine Octave höher ist, als jene. Indeß die natürlichen Töne der C–Trompete durch nachstehende Fig. 1. dargestellt sind, liegen die des Buglehorns gerade um eine Octave höher, wie bei Fig. 2.

Fig. 1. Trompete.

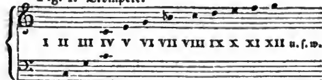
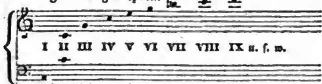


Fig. 2. Bugle=Horn.



(Vergl. den Art. Beitöne §. 7.), so, daß also z. B. der eigentliche Grundton I. der Trompete, der Ton Groß=C, , auf dem Buglehorn fehlt, indem der Grundton I. dieses letzteren das kleine c, , ist.

Es ist klar, daß schon hiedurch eine individuelle Verschiedenheit der Klangfarbe des Buglehorns, von der einer Trompete, entspringt, indem ein und derselbe Ton auf jedem dieser verschiedenen Instrumente in einer andern Qualität erscheint, z. B. das eben erwähnte kleine c auf der Trompete als erster Beiton II, auf dem Buglehorn aber als Grundton I; der Ton c̄ auf jener als IV, auf diesem aber als II; — der Ton ḡ dort als VI, hier als III, — u. s. w.

§. 2. Fürs Zweite ist die Röhre des Buglehorns, bei ihrer geringeren Länge, doch von weit größerem Durchmesser als die der Trompete, und also verhältnißmäßig außerordentlich weit gegen ihre Länge. Die Folge hievon ist „daß sie ihren wirklichen Grundton (I) leicht anzugeben vermag (Art. Beitöne §. 10.), ja selbst leichter, als die Trompete ihren gleich hohen ersten Beiton (II) angibt. — Umgekehrt aber geht durch eben dies Verhältniß die Ausführbarkeit der höhern Töne IX, X, u. s. w. verloren. — Eine weitere Wirkung der verhältnißmäßig sehr bedeutenden Weite der Röhre des Buglehorns ist eine ausgezeichnete Fülle und Stärke des Klanges, welcher es unter Andern eben seine Ausnahme als militärisches Signalhorn zu danken hat.

§. 3. Nicht minder klar ist aber auf der andern Seite, daß das Instrument, auch an natürlichen Tönen weit ärmer seyn muß, als die Trompete, weil es sich in der Sphäre seiner tiefsten Töne herumdreht, in welcher die Natur, wie bekant (Art. Beitöne §. 3.) die größten Lücken gelassen hat, wie auch dieses die obige Fig. 2, anschaulich genug darstellt.

§. 4. Man hat dem aus diesem Umstande entspringenden Mangel in neuern Zeiten abzuhelfen gesucht, theils dadurch, daß man dem Instrumente einen posaunenartigen Auszugbogen anfügte (s. Blasinstrumente, §. 14,), theils durch Tonlöcher (Blasinstr. §. 15. u. fgg.). Die erste Methode soll 1815 in England von einem Teutschen, Namens Schmidt, aus Thüringen, erstem Trompeter des damaligen Prinzen=Regenten zuerst versucht worden seyn, und das also vervollkommnete Instrument den Namen The Regent's–Bugle erhalten haben. Daß die in der Leipziger Mus. Ztg. von 1815, S. 637 davon gegebene Nachricht physikalisch unmöglich richtig seyn konnte, habe ich auf S. 830 derselben Zeitung v. J. 1817 nachgewiesen, und die seitdem auch bei uns bekant gewordene Beschaffenheit des befraglichen Instrumentes hat bestätigt, daß, genau wie ich im Voraus nachgewiesen hatte, der Urheber jener Nachrichten in einem Stücke zu Viel, im anderen zu Wenig davon gerühmt hatte.

§. 5. Auch der Versuch, den Tonreichthum des Instrumentes durch Tonlöcher zu vermehren, welche, größerer Bequemlichkeit wegen, sämtlich durch Klappen regirt werden; ist, wie zu erwarten war, gut gelungen.

Die hiezu gehörigen, am Ende dieses Theils befindlichen Zeichnungen und Tabellen mögen die Einrichtung und das Tonspiel des Buglehorns mit 6 und 7 Klappen, versinnlichen.

§. 6. Der Klang des also verfeinerten Instrumentes vereint mit seiner natürlichen und unverloren bleibenden Fülle und Gediegenheit, in den Händen eines nicht ungeschickten Spielers, zugleich auch eine Weichheit und Biegsamkeit, welche es nicht für Musik im Freien allein, sondern auch im Theater und Conzertsaal empfehlenswerth macht. Da es übrigens nach beliebigen Dimensionen, bald kleiner, bald größer, also von beliebig hohem oder tieferem Tonumfange, gebaut werden kann, so könnte es in dieser Hinsicht nicht allein zum Vortrage der Melodie einer Oberstimme, sondern auch sehr vortheilhaft zu kräftigen Mittelstimmen — ja selbst als Baßinstrument, vorzüglich bei stark besetzten Musikaufführungen, gebraucht werden. Wenigstens habe ich in der großen und wohleingerichteten Instrumenten=Manufaktur der Herren Schott in Mainz, woselbst auch Buglehörner mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit angefertigt werden, einige Baß=Buglehörner mit 9 Klappen gesehen und ge-

hört, welche von diesem Instrumente die größten Effekte erwarten lassen. — Auch andere höhere in Es, D, C und B mit posaunenartigem Auszugbogen, ohne Klappen, mit Klappen aber in C, oder B, nebst einem Stift, um einen Semiton tiefer zu stimmen. (*Gottfr. Weber.*)

BUGNA, bei den Portugisen Abugona, nach Ludolf eine kleine und bergige Provinz Habessiniens zwischen Tigré, Bagemder, Amhara und Angot. Bruce's Charte hat gerade auf dieser Stelle Giannamora. Man könnte vielleicht daraus folgern, der Name sey nicht mehr vorhanden. Salt's Charte hat indessen an der bezeichneten Gegend „das Bugana des Alvarez" und Bruce selbst (I. 570.) spricht für ihr ehemaliges Daseyn: „Judith (Tochter Gideon's) war an den Statthalter eines kleinen Distrikts Bugna in der Nähe von Lasta verheirathet und diese beiden Landschaften waren mit dem Judenthum ebenfalls sehr angesteckt." (*Hartmann.*)

BUGNOT (Louis Gabriel), neuerer lateinischer Dichter, gebürtig aus St. Dizier in der Champagne, geb. um 1617 *). Er trat 1636 in die Congregation der Benedictiner von St. Maur, und zwar in der Abtei St. Remi zu Rheims, lehrte Philosophie und Rhetorik in manchen Collegien seines Ordens und starb im J. 1673 als Prior zu Bernay in der Normandie. Seine lateinischen Gedichte beziehen sich auf Gegenstände seines Ordens, indem sie theils Versificationen der Regeln und Vorschriften desselben (Vita et Regula S. Benedicti carminibus expressae. Paris. 1662. 12.), theils dichterische Lobreden auf die Heiligen aus dem Benedictiner-Orden sind (Sacra Elogia Sanctor. ord. S. Bened. versibus redd. Par. 1663. 12. mit der Vita et Reg. S. Bened. wieder zusammen gedruckt Paris. 1665 und 1669). Daß er zu dem bekannten allegorischen Romane des Johann Barclay, der Argenis, die Fortsetzung als 2ten und 3ten Theil geschrieben habe, kann nicht so bestimt behauptet werden, als Tassin thut; wol aber hat er ganz gewiß diesen Roman herausgegeben, erklärt, und von seinem Eigenen Manches, namentlich Verse, hinzugefügt **). (*Mohnike.*)

BUGO, ein Fürstenthum auf der japanischen Insel Kiusiu, stark gebirgig, aber reich an Silber und sehr weißem Zinn; die Hauptstadt ist Funai. (*Hassel.*)

BUGSIREN, ein Schiff wegen Mangels an Wind, oder aus andern Gründen, vermittels der Schluppen und Boote, welche voran rudern, nachziehen. Zu diesem Zwecke wird am Bugspriet des Schiffes und am Hintertheile des Boots ein Tau befestiget, welches das Bugsirtau genant wird. Wenn das Schiff aber durch ein anderes segelndes Schiff fortgezogen wird, so heißt dies schleepen, oder aufs Schleeptau genommen werden. (*Braubach.*)

Bugspriet, s. Bug.

BUGUE (le), Stadt an der Vézère, wo dieser Fluß die Dordogne erreicht, und der Stapelplatz dieses schiffbaren Flusses im Distr. Sarlat des franz. Depart. Dordogne. Sie ist gut und regelmäßig gebauet, hat 2 Kirchen, 510 Häus. und 2475 Einw., die Etamines, Serges und Cadis weben und einen ausgebreiteten Handel, besonders mit Vieh und Wein treiben, der von hier nach Bordeaux geht. In der Nähe liegt bei dem Dorfe Pirasset die berühmte Trou de Granville, eine Stalaktitengrotte, die sich 3270 Fuß in der Tiefe ausdehnt und einen Umfang von 13,020 Fuß einnimt; sie hat vieles Ähnliche mit unsrer Baumannshöhle, Gänge, Säle, Gemächer und einen Bach, der verschwindet und wieder ausbricht. Man hat von ihr einen Plan, den der Ingenieur Boutin aufgenommen. (*Hassel.*)

BUGULMA, Bugulminsk, Kreisstadt in der russ. Statthalterschaft Orenburg, Kr. Ufa, am gleichnamigen Flusse (54° 30′ N. B.), 50 M. von Orenburg, mit 500 Häus., 2 Kirchen und einem Hospital für alte kränkliche Verwiesene aus dieser und andern Statthalterschaften. In dem Kreise wohnen auch viele Invaliden und verarmte Bauern. Der Einwohner der Stadt mögen ungefähr 2000 seyn. (*J. Ch. Petri.*)

BUHAWULPUR, 1) Distr. in der afghan. Landsch. Multan, im NW. an Leja, im N. an Multan, im NO. an das Pentschnab, im O. u. S. an Hindustan, in W. an Hurrund, im NW. an Dera Ghasi Khan stoßend. Er wird vom Sind durchströmt, der hier den Punchnud aufnimt, hat längs den Flüssen fruchtbare und ergiebige Gegenden, im Innern viele wüste Striche, und wird von Dschaten, Beludschen und Hindus bewohnt. Der Khan ist mehr ein zinspflichtiger Fürst, als ein Statthalter des Schahs von Afghanistan, unterhält 10,000 Mann Truppen und hat 1½ Mill. Guld. Einkünfte. — 2) Hauptstadt dieses Distrikts an der Gharra, dem alten Hyphasis, unter 29° 27′ N. Br. und 89° 26′ L., ist mit Lehmmauern umgeben, hat backsteinerne Häus. und einen Umfang von ½ M. Die Einw. verfertigen nicht allein gute seidne und baumwollne Waren, sondern unterhalten auch Stückgießereien und Uhrenfabriken. 1808 kam Mountstuart Elphinstone durch diesen Ort. (*Hassel.*)

Buhne, s. Schalung.

BUI, Buja, eine wieder eingegangene Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Kostroma, an dem Einflusse der Wera in die Kostroma, beinahe 60 M. von Moskau und 13 von Kostroma. Sie hat 125 Häuser, etwa 1000 Einw., einige Gerbereien, ländl. Gewerbe und etwas Kramhandel. (*J. Ch. Petri.*)

Bujiden, s. Buwahiden.

BUIL, BUEIL (Buellius), Benedictiner in der Abtei Montserrat in Spanien, aus Catalonien abstammend, stand bei den katholischen Königen Ferdinand und Isabelle in großem Ansehen, und wurde von ihnen bestimt, den katholischen Glauben in der neuen Welt auszubreiten. Der Papst schmückte ihn mit dem Pallium, und ernannte ihn zu seinem Generalvikar in Westindien, als dessen erster Patriarch er betrachtet wird. In Begleitung von 12 Geistlichen seines Ordens schiffte er sich 1493 mit Colon auf dessen zweiter Reise ein, entzweite sich aber mit demselben nach der Ankunft in Amerika in dem Grade, daß er den Bann über den Entdecker der neuen Welt aussprach. Beide schrieben an die Könige,

*) Niceron t. Übers. B. 13. S. 186.

**) Vgl. R. P. Tassin's Gelehrtengesch. der Kongregation von St. Maur, B. 1. S. 123—125., wo Tassin auch einige von Bugnot's Versen aus dem Leben und der Regel des heil. Benedikt mittheilt und den Art. J. Barclay Note 15.

aber Buil kehrte zuerst nach Spanien zurück, und trug wol das meiste zu dem unverdienten harten Schicksal bei, das über Colon losbrach. Die meisten Geschichtschreiber des 16. Jahrh., welche über die Entdeckung von Amerika schrieben, gedenken auch Buil's. Aus ihren Berichten verfertigte ein teutscher Benediktinermönch in Niederöstreich ein bemerkenswerthes Werk unter dem Titel: **Nova typis transacta navigatio novi orbis, Indiae occidentalis, Buellii Cataloni sociorumque monachorum ordinis S. Benedicti facta a. 1492, nunc primum e variis scriptoribus in unum collecta. Sine loco. 1621. fol.** mit gut gestochenen Kupfern, deren Vorstellungen aber eben so fabelhaft sind, als der Text, der sie begleitet. Der Hauptzweck des Verfassers war zu beweisen, daß die Benedictiner zuerst das Evangelium in der neuen Welt gepredigt haben *). (*Baur.*)

BUILTH, Marktflecken in der Grafsch. Brecknock des brit. Fürstenth. Wales. Er liegt am Wye, ist gut gebauet und zählt 815 Einw., die Strümpfe weben und 1 Wochen- u. 5 Jahrmärkte halten. Man hält es für das alte Bulläum, wo die Römer ein Standquartier hatten. Hier und zwar am Flüßchen Yrvon fiel der letzte Waleser Fürst Llewellyn nach einer verzweifelten Gegenwehr, die er den Briten geleistet hatte. ½ Meile im NW. des Orts sprudelt eine Salzquelle, die Park Wells, hervor. (*Hassel.*)

BUINACKI, ein kleines Fürstenthum in Daghestan am kaspischen Meer, an der Gränze des südlicher gelegenen Kaitacken Landes, dessen Hauptort gleiches Namens (zw. 43 und 42° d. nördl. Br. und 65 u. 66° d. östl. L.), in einer fruchtbaren hüglichten, auf den Gipfeln mit Weißdorngesträuch besetzten Gegend liegt. Der jedesmalige Erbprinz des hier herrschenden Schannhals von Tarchu ist Fürst von Buinacki. (*Rommel.*)

BUINSK, eine neue Kreisstadt in dem russ. Gouv. Simbirsk, an der Karla, mit 243 Wohnhäusern, 1 Kirche und 1200 Einw., welche meistens Ackerbau u. Viehzucht treiben. In der Nähe ist ein Eisenhammer; die Fruchtbarkeit der Gegend ist mittelmäßig. (*J. Ch. Petri.*)

BUIS (le), kleine Stadt im franz. Dep. Drôme Bez. Nions an der Ouveze in einem olivenreichen Thale, mit 450 Häus. und 2215 Einw., die Seide spinnen und Gerbereien unterhalten. (*Hassel.*)

BUITENZOORG, ein Distrikt in dem niederländischen Antheile der Insel Java im S. von Batavia und ein Theil des alten Königreichs Jacatra; 42¼ □M. mit 76,312 Einw., worunter 73,679 Javaner und 2633 Chinesen, reich an Reiße, Kaffee, Zucker und Salanganennestern. Der gleichn. Hauptort liegt auf einer Anhöhe, 3000 Fuß über dem Meere, enthält verschiedne ansehnliche Landhäuser, über 5000 Einw., und hält einen besuchten Markt. Unweit dieses Orts sieht man die Ruinen der alten Javanesischen Metropole Padschedscheran, in den umgestürzten Tempeln noch mehre merkwürdige Bildsäulen mit Trimurtis. (*Hassel.*)

BUITRAGO, bemauerte Villa in der span. Prov. Guadalazara (14° 2′ 7″ L. 40° 59′ 18″ B.), am Lozaya, mit einem wohl gebauten Schloß der Herzoge von Infantado. (*Stein.*)

BUJA, Buje, Marktfl. im istriaer Kreise des triester Gouvernements, im Königreich Illyrien auf einer Anhöhe mit einem Kastell, 2 Kirchen, 286 Häus. und 1533 Einw., deren Beschäftigung vorzüglich Wein-, Obst- u. Getreidebau ist. (*Haan.*)

Buja in Rußland, s. Bui.

BUJALANCE, offne Ciudade in der span. Prov. Cordova, im Süden des Guadalquivir, in einer an Korn, Wein und Öl fruchtbaren Gegend (11° 9′ L. 37° 58′ B.) unter 3 Bergen, mit 2 alten Schlössern, 9000 Einw., 2 Plätzen, 3 Springbrunnen, 1 Pfarrkirche, 4 Klöstern, 4 Hospitälern, 1 Findel- u. 3 Armenhäusern, Woll- und Lederfabriken. (*Stein.*)

Buje, s. Buja.

BUJUKDERE, d. i. Großthal, der Name eines Fleckens am europäischen Ufer des Bosporus, 4 St. innerhalb der Mündung desselben, wo die zu Konstantinopel residirenden fremden Minister den Sommer zubringen. Die Spaziergänge auf dem Damme im Mondenschein, die Fischerei und Jagdpartien, die Spazierritte in den schönen Wald von Belgrad, und die Spazierfahrten zu Wasser nach Asien hinüber, machen den Sommeraufenthalt daselbst sehr angenehm. (*v. Hammer.*)

Bukari, s. Buccari.

Bukden, s. Bugden.

BUKEROS (*Βούκερως*), d. i. der Stierhörnige, ein Beiname des Dionysos als Aquinoctialstier, der das Sonnenjahr eröffnet. (*Ricklefs.*)

BUKHARA, BUCHARA, BOCHARA, die Hauptstadt von Usbekistan und die Residenz des Großchans. Sie liegt unter 39° 27′ N. Br. u. 80° 19′ L. in einer höchst öden und unfruchtbaren Ebene, die hart an die große bukharische Steppe stößt und von einem kleinen Flusse, der dem Zurufschan zufällt, bewässert, ist mit einem hohen Erdwalle umgeben, aus welchem 12 Thore führen, und von vielen Kanälen durchschnitten. Ihr Inneres gleicht allen tatarischen Städten: die Straßen sind durchaus enge und ungepflastert, der öffentlichen Plätze wenige; die Häuser von ungebrannten Backsteinen haben kleine Eingänge und keine Fenster nach der Straßenseite. Zur Seite liegt eine feste Citadelle, worin sich der Palast des Großchans erhebt. Eversmann gibt ihr nicht weniger als 360 Moskeen, worunter einige sich auszeichnen, 260 Medresses oder Lehranstalten, worin der Unterricht sich doch nicht über den Koran erstreckt, viele Basars, Chane und Bäder, eine Menge Heiligen-Gräber, und gegen 200,000 Einw., wovon mehr als ¼ aus Bukharen bestehen. Unter den Medressen zeichnet sich Kokaltarch aus, worin 300 Gemächer, jedes von 2 Studirenden bewohnt, sich finden sollen. Die Stadt bildet den Stapelplatz von ganz Turkestan: hier stoßen die meisten Kierwanen Mittelasiens zusammen, und führen von hier Moschus, Arzneiwaren, Pelzwerk, Pferde, europäische Waren, Nadeln, Spiegel, Juften, russisches Leder, kurze und Schneidewaren, Kupfer, metallne Geräthe, eiserne Töpfe, Edelsteine, bukharische Lämmerfelle, Papier von Samarkand, usbeker Messer, Kermes, Wurmsamen von Taschkend, Wallroßzähne, Augensalbe, gelbe wohlriechen-

*) Biogr. univ. T. VI. (v. Eyriès).

de Salbe, falsche Perlen und Glaswaren, die zum Theil von den Bukharen aus dem übrigen Asien und Rußland zusammengeholt und von hier vertrieben werden. Doch unterhalten die Einw. auch mancherlei eigne Fabriken, besonders in Baumwolle, Seide und Leder, liefern die geschätzten bukharischen Mützen, Messer und Kupfergeräthe, und sind geschickte Steinschneider, Waffenschmiede und Peltirer. Die Lebensmittel sind trotz dem, daß die Stadt in einer so öden Gegend liegt, nicht theuer, aber das Trinkwasser ungesund; auch soll das Klima höchst trocken seyn, und die Stadt beständig, wie in einer Staubwolke, verhüllt liegen. In einer besondern Vorstadt sollen Juden wohnen, die noch aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgeblieben sind. — Bukhara, von Massoud Medschikend, die Stadt der Götzentempel, von El Macin Bikend, der Ort der Kierwanen, von Tudela Ginah, die Stadt der Tschin, von Ebn Haukal Bumheket oder die Residenz, und von Abul Gasi Bokhara oder die Stadt der Schriftgelehrten genant, ist eine alte Stadt, die aber wahrscheinlich ihren Namen erst im Mittelalter erhalten hat; Khalif Walid eroberte 699 die Stadt Bokhara, die im Lande Baikend lag. Die Dynastie der Samaniden, die von 896 bis 998 regirte, verlegte dahin ihren Sitz, und von dieser Zeit an datirt sich ihre Aufnahme: sie wurde bald die blühendste und reichste Stadt in Mawaralnahar und ist es geblieben, obgleich sie Dschingiskhan völlig zerstörte. Sie stand bald wieder aus ihrer Asche auf, und wurde unter Mangu Khans Regirung, der zu Ende des 13. Jahrh. lebte, neben Samarkand ein Hauptsitz der mohammedanischen Gelehrsamkeit. Hier war Avicenna geboren; von seiner Vaterstadt erhielt er den Namen Bokhari *). Den Ruhm der Gelehrsamkeit hat sie zwar verloren, dagegen ist sie bis auf den heutigen Tag die vornehmste Handelsstadt des mittlern Asien geblieben. (*Hassel.*)

BUKHAREI, ein Name, der höchst unrichtig zweien Landschaften des mittlern Asiens beigelegt wird. Die Briten und ihre Nachschreiber nennen Turkestan oder das Dschagatai des Mittelalters, die große, das östlich liegende Turfan aber, welches unter der Oberhoheit von Schina steht, die kleine Bukh- oder Bucharei. Beide sind keine Landesnamen, und weder bei den Einwohnern selbst, noch bei den asiatischen Völkerschaften gewöhnlich. Der Name stamt von den Bukharen, den Tadschicks Turkestans und Turfans her, und ist, da diese als Handelsleute in Asien bekant waren, von denselben in die europäischen Geographien übergegangen. (*Hassel.*)

BUKHAREN, ein tatarischer Volksstamm, der in Turkestan und Turfan, also im mittlern Asien zu Hause gehört, und wahrscheinlich ein Mischlingsvolk ist, das offenbar aber von türkischer oder tatarischer Abkunft ist und einen eignen, aber sehr ausgebildeten türkischen Dialekt redet; wahrscheinlich waren sie die Ureinwohner des Landes, die bereits ansässig waren und Ackerbau, Künste und Handel trieben, als die Dschingis-Khaniden sich das ganze Hoch- u. Mittelasien unterwarfen; sie blieben unter der Herrschaft ihrer nomadischen Besieger als ruhige friedliche Bürger wohnen, und da sie in der Kultur um so vieles höher als die eingedrungnen Horden standen, so nannten sie diese Bukhaar, die unterrichteten Menschen (the learned men nach Jones). Ihr Name komt etwa um 950 bei Ebn Haukal vor. Ritter (II. S. 626. 627) scheint sie für Abkömmlinge der Hindu-Banjanen zu halten; allein dann hätte sich die Hindusprache gewiß bei ihnen erhalten! — Der Bukhare ist von mittlerer Statur, aber wohlgebildet und schlank, das Gesicht frisch und lebhaft, mit großen, schwarzen und sprechenden Augen, schwarzem, sehr feinem Haare, dichtem Barte und meistens mit einer Habichtsnase; ihre Haltung, ihr ganzes Betragen, ihr Äußeres gibt sich edel. Das weibliche Geschlecht ist schlank gebauet und entwickelt, mit dem blühendsten Kolorit und angenehmer Fülle ausgestattet; die Farbe beider Geschlechter das Weiß der Kaukasier, nur bei dem gemeinen Manne ziemlich braun tingirt. Ihr Charakter wird sehr verschieden geschildert; Georgi und Storch, die sie in Rußland kennen lernten, nennen sie offen, freundlich, theilnehmend, wie den echten Tatar, nur weniger stolz, mehr phlegmatisch und gelassen, mehr zu den Künsten des Friedens aufgelegt und daher durch Industrie und Handel wohlhabend; den Krieg lieben sie nicht, und eine Ruhe, worin sich ihre bürgerliche Thätigkeit entwickeln kann, geht ihnen über alles, und doch hat gerade sie das Schicksal zwischen die unruhigsten und raubsüchtigsten Völker hingeworfen, wo sie nur hinter Mauern Sicherheit zu finden vermögen. Ganz anders schildert sie Eversmann, der sie in ihrer Hauptstadt selbst aufsuchte; er behauptet, daß Geiz, Falschheit, Treulosigkeit und Niederträchtigkeit unterscheidende Züge im Charakter der Bukharen ausmachten, und zieht sogar den Charakter der Usbeken noch dem der Bukharen vor, weil sich bei diesen bei ihrer kriegerischen Lebensart doch einige Spuren von Stolz erhalten hätten, der, wenn er gleich häufig in Übermuth ausarte, immer im Herzen einige Keime edlerer Herkunft bewahre. Der Bukhare trägt sich sehr einfach; im Hause sieht man ihn blos in Hemden und Beinkleidern von Kaliko, worüber er einen Kaftan oder eine Weste von gesticktem oder geblümtem Zeuge zu tragen pflegt; den Kopf bedeckt eine polnische Mütze mit Rauchwerke oder ein Turban; den Leib umschließt eine vierfache seidne Binde, und außer dem Hause wird ein langer Tuchrock, mit Pelzwerk aufgeschlagen,

*) Außer diesem hier gebornen Gelehrten (Avicenna oder Ibn Sina) dem größten Arzt des Islams führt den Namen dieser Stadt auch Abdollah Mohammed Al-dschufi der größte Überlieferungssamler des Orients. Er und sein Werk werden insgemein Bochara oder auch Bocharai Scherif, d. i. der edle Bochara genant, und unter diesem Namen steht seine Überlieferungssamlung, die aus einer Auswahl von 7275 der glaubwürdigsten Überlieferungen besteht, als ein Grundwerk des Islams an Ansehen und Glaubwürdigkeit unmittelbar nach dem Koran. Der eigentliche Titel derselben ist Dschamiol-sahih, d. i. der wahrhafte Samler. Er sammelte sein Werk aus mehr als hundert andern Überlieferungssamlungen nach den giltigen Quellen von 289 Scheiken, von denen 34 seine Zeitgenossen waren. Er sagt, daß er das Werk durch eine Erscheinung des Propheten aufgemuntert unternommen, und keine Überlieferungen niedergeschrieben, ohne vorher die gesetzmäßige Reinigung, und ein zweitheiliges Gebet verrichtet zu haben. Er starb im J. d. H. 256. (869). Hadschi Chalfa führt gegen hundert Kommentare dieses Werkes auf, und Auszüge davon finden sich im ersten Bande der Fundgruben des Orients. (*v. Hammer.*)

getragen. Die Weiber umgibt ebenfalls ein langer Rock von Kaliko oder Seide, der lose über den Schultern hängt; der Kopf ist mit einer kleinen, flachen und bunten Mütze bedeckt, unter welcher das Haar den Rücken herab in Flechten herabhängt, und von den Reichen mit Perlen und Edelsteinen geschmückt wird. In Turfan färben sie die Nägel gewöhnlich mit Alhenna. Ihre Nahrung ist einfach, und auf die Produkte ihres Garten- u. Feldbaues und ihrer Viehzucht eingeschränkt; den Tabak lieben sie leidenschaftlich, auch wol den Wein, obgleich das Gesetz ihn verbietet, aber der Genuß des Opiums ist nicht häufig. Ihre Häuser sind auf tatarische Art gebaut; meistens von Steinen oder von Lehm. Die Polygamie ist bei den Reichen gewöhnlich; man kauft die Frauen für einen gewissen Preis den Ältern ab, und begeht dann sehr feierliche Hochzeiten. Sie feiern alle Feste der Moslemimen mit großem Eifer, halten die Fasten strenge und haben unter sich Mullas, die zugleich den Lehrstand ausmachen. Bukharische Sprache und Schrift, worin sie auch den Koran lesen, ist überall gewöhnlich; ihre Beschäftigungen sind Ackerbau, Gartenbau, Seidenzucht, Handwerke und Handel; der letztre macht ihre Hauptneigung aus, und sie sind es vorzüglich, die den Kierwanenhandel mit Astrakhan, Herat, Kabul, Kaschmir und dem ganzen Hochasien beleben. Von ihrer vormaligen wissenschaftlichen Bildung sind die meisten Spuren verwischt, und der Koran macht fast ihr ganzes Wissen aus; doch versteht jeder Bukhare das Lesen und Schreiben, und läßt seine Kinder, die am 3. Tage der Geburt Namen erhalten, aber erst im 7. oder 8. Jahre beschnitten werden, darin und im Koran unterrichten. Sie leben in Turkestan unter einem scheußlichen Drucke; in Turfan können sie sich freier bewegen, und sind eignen Khanen unterworfen, die zwar die Oberhoheit des Kaisers von Schina anerkennen, aber doch zu Hause schalten und walten, wie sie wollen. Ob in Turkestan und Turfan wol 2 Mill. Bukharen leben mögen? In Turkestan schlägt Eversmann ihre Anzahl nur auf 500,000 Köpfe an, und Turfan, wo sie zwar ⅓ der Einw. ausmachen, ist höchst schwach bevölkert. (*Hassel.*)

BUKHARIE, ein Negerstamm in dem Reiche Marocos. Er originirt von den Negern, die Sultan Mulei Ismael aus Sudan gezogen und mit Ländereien in den Umgegenden der Hauptstädte dotirt hat. Ohne zahlreich zu seyn, hat er doch deshalb ein besondres Ansehn in diesem State erlangt, weil die Herrscher daraus ihre Leibwache bilden und sich ihrer vorzüglich zu Werkzeugen ihrer Despotie bedienen. Man findet sie vorzüglich zahlreich zu Mekiney, weniger in den übrigen Städten des Landes. (*Hassel.*)

BUKI, BUKKI, BUCHI (mittl. Geogr.). Die Lage dieses Gau's muß noch zur Zeit aus wenigen Nachrichten errathen werden. Er wird zuerst auf dem Zuge Karls des Großen gegen die Sachsen im Jahr 775 erwähnt. Der König war bei Brunsberg über die Weser gegangen, hatte einen Theil seines Heers an diesem Flusse stehen lassen und war mit dem andern bis zur Oker vorgedrungen, wo die Ostsachsen ihm ihre Unterwerfung bekannten. Von der Oker ging er zurück, im Gau Buki unterwarfen sich auch die Engern, die Westfalen aber hatten unterdessen die an der Weser bei Hlidbek [1]) stehende Heeresabtheilung angegriffen, waren jedoch zurückgeworfen. Karl eilte nun sofort derselben zur Hilfe und verfolgte die Westfalen [2]). Der Gau Buki muß also, wie schon Falke [3]) richtig bemerkt hat, im Osten der Weser gesucht werden. Die Korbei'schen Denkmale [4]) setzen — Apuldrun, Podlo (welche man in Apelern, Pohle wieder findet) und einige noch nicht zu deutende Orte in diesen Bezirk. Jene weisen auf den nördlichen Abhang des Süntelgebirges hin, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Bukeberg und Bückeburg seinen Namen bewahrt haben. Der Verf. der Monum. Paderborn. [5]) wollte ihm bei dem Orte Böcken an der Lippe seine Stelle anweisen, aber zur Zeit Karls heißt kein einzeler Ort: pagus. Über den Umfang läßt sich noch weniger angeben, da uns auch die kirchlichen Kreise dieser Gegend nicht bekant sind (Karte von Sachsen). (*Delius.*)

BUKOWINA (östreichischer Antheil der Moldau), wurde unter der Kaiserin Maria Theresia im J. 1777 der östreichischen Monarchie einverleibt. Man zählt auf einem Flächenraum von 178 □M. 3 Städte, 4 Märkte und 277 Dörfer mit einer Bevölkerung (nach der Conscription d. J. 1820) von 228,490 Menschen. Diese theilen sich rücksichtlich der Confession in Griechisch-Disunirte (Moldauer als Ureinwohner), ferner in Griechisch-unirte, Lipowaner (christlich-altgriechische Dissenters), Armenische disunirte und unirte, Katholiken, Evangelische und Juden. Unter den drei Städten Czernowitz, Suczawa, und Sereth ist die erste die Hauptstadt dieses Landes, und der Sitz des Kreisamtes, des Generalats, der Landrechte, eines Distrikt- und Kriminalgerichtes, eines Mauthinspektorats, Straßen- und Navigationsamtes, eines griechisch-disunirten Bischofs, katholischen Dechants, eines griechisch-unirten und evangelischen Pfarrers, und einer jüdischen Synagoge. Auch bestehen daselbst ein Gymnasium, eine Normal-Hauptschule und einige Privatunterrichtsanstalten, in welchen jedoch vorzüglich Musik, Tanz, Zeichnen u. d. gelehrt wird. — Über Czernowitz und Suczawa ist ein lebhafter Verkehr mit Tuch, Leinwand, Wagen, Möbeln, ausgearbeitetem Leder, musikalischen Instrumenten, Luxus- und andern Waren, wovon viele in Czernowitz selbst oder in den Städten und anderen Orten auf dem Lande verfertiget werden, nach der Moldau; nach den östreichischen Erbstaten gehen meist rohe Produkte, als, Häute, Honig, Wachs, Pferde, Hornvieh, Wolle, auch Metalle: als Eisen, Kupfer, Blei, Silberbarren, und etwas Goldkörner, die aus dem Flusse Bistritza gewonnen werden und weswegen derselbe auch den Namen die goldene Bistritz erhielt. Unter den bedeutenden Fabriken der Bukowina können genant werden: zu Kaczyka das kais. Salz-, Berg- und Hüttenwerk, wo Steinsalz und Sudsalz erzeugt wird. Da der Absatz die-

---

1) Worunter also nicht wol Lubbekke im Mindenschen verstanden werden kann. 2) Annal. Loisel. bei Bouquet V. 39. Ann. Eginhard. Das. 202. Aus andern Quellen der Poeta Saxo Das. 140. 3) Tradit. Corbej. 112. 4) Regist. Sarach. S. 18. Nr. 286. S. 19. Nr. 288. 289. S. 27. Nr. 455. 5) S. 142. ed. 1672.

ses Produkts sich jedoch nur auf dieses Land selbst erstreckt, so ist dieser von keiner Bedeutung *). Zu Jakobeny am Flusse Bistritza ein Privat-Eisenwerk mit zwei Hochöfen und mehrern Streck- und Zeughämmern, zu Kirlibaba an dem Bache gleichen Namens, unweit dem Punkte, wo das Flüßchen Ciboo in die Bistritza fällt, hart an der siebenbürger Gränze, werden silberhaltige Bleierze gewonnen und verschmolzen; zu Poschorita ist ein Kupferbergwerk im Betrieb, und bei Wama zu Ebenau eine Hütte, in welcher auf 5 Hämmern Roheisen aus Jakobeny gestreckt wird. Diese drei letzteren Werke gehören den jakobener Gewerken. Außer diesen findet sich ein Privat-Eisenwerk zu Bugschoja mit einem Hochofen und Streck- dann Zeughammer. Glashütten sind bei Suczawitza im Fürstenthal, in Putna und Krasna ärarialische, im letzteren Orte auch eine private. Auf der hofkriegsräthlichen Herrschaft Radautz besteht eine kaiserl. Stuterei, woraus zum Theil die Kavalerie mit Pferden versehen wird.

Die Bukowina ist größeren Theils gebirgig und mit vielen und großen Waldungen mit den mannigfaltigsten Holzarten, worunter auch das Rotheiben- und Zirbelnußholz zu finden, versehen. Auch bedeutende Flüsse strömen das Land nach allen Richtungen, meist aber ostsüdlich durch. Diese sind: der Dniester, welcher in Galizien entspringt, und die nördliche Seite begränzt; der Pruth hat seine Quellen auch in Galizien, berührt die Bukowina unterhalb Snyatin beim Zusammenflusse des Czeremosch, fließt bei Czernowitz vorüber, und tritt in die Moldau bei Nowoselitza. Der Sereth, die Suczawa und Moldawa haben ihren Ursprung im Lande, die Bistritza entspringt zwischen Ungern und Siebenbürgen, tritt bei Kirlibaba an die Bukowina, fließt bei Jakobeny vorbei, und bei Kiralo in die Moldau. Der Bach Ciboo, und der Fluß Czeremosch entquellen nahe beisammen und zwar an dem Punkte, wo die Gränze zwischen Ungern und Galizien an die Bukowina stößt; ersterer nimt seine Richtung gegen Osten, der zweite gegen Norden, beide sind Gränzflüsse von ihrem Ursprunge bis zur Mündung in die Bistritza und den Pruth. Diese Gewässer befördern den Handel nach der Türkei und nach Rußland sehr, weil alle entweder unmittelbar in das schwarze Meer oder in die Donau bei Galatz sich ergießen. Diese Wege werden wenigstens für jetzt noch nicht benutzt. Auch gute kunstmäßig gebaute Straßen durchziehen das Land. Die kommerzielle Hauptstraße, welche Galizien mit Siebenbürgen verbindet, geht von Sniatyn bei Dubowetz vorbei, über Czernowitz, Sereth, Suczawa, Gurahumora, Poschoryta und Bosanastampi — eine zweite für Transporte von Militäreffekten von Dubowetz über Stroschenetz, Wikow, Solka nach Gurahumora. Vortheilhafter wäre diese Straße für Kriegszeiten, wenn dieselbe von Stroschenetz aus, über die von allen Seiten durch Berge oder Wald maskirte Ebene von Lukawetz nach Wischnitza und Kuty zu, gezogen, und dort mit der festen Straße und dem Innern von Galizien verbunden würde.— Ein Blick auf die Karte zeigt den großen Misgriff, der bei dieser verdeckten, oder besser gesagt, entblößten Militärstraße Statt findet, und die Nothwendigkeit, die Strecke von Dubowetz bis Stroschenetz zu verrammeln und ganz unfahrbar zu machen.—

Die Bevölkerung der Bukowina erhob sich seit der Revindication vom J. 1777 bis 1820 von 40,000 auf 228,490, folglich in einem Zeitraume von 43 Jahren um 188,490 Seelen **). Eine solche Vermehrung kann in Verhältniß der Zeit und des Raums ungeheuer genant werden, und zeigt allerdings von einer liberalen und wohlthätigen Regirung, obwol auch der Umstand zur Vermehrung der Bevölkerung beiträgt, daß in der Bukowina — aus Ursachen, die wahrscheinlich schon lange verschwunden oder nicht mehr zu befürchten sind — nicht rekrutirt wird, welches in keinem der übrigen Erbstaten der Fall ist, so daß manche, die dem Militärstande entgehen wollen — besonders aus dem nachbarlichen Galizien — einwandern, was vorzüglich der Fall bei den Juden, die sich in der Bukowina seit der Revindication von 0 nach eben der Conscription von J. 1820 bis auf 6107 vermehrten; aber wer die Verschmitztheit, die Gewandtheit und Keckheit der Juden kent, die Gesetze zu verdrehen und sie umzugehen; wer unter den galizischen Juden zu wohnen das Unglück hatte, und sie beobachtete, wird die außerordentliche Abgeneigtheit, sich aufzeichnen zu lassen, wahrgenommen haben, wahrscheinlich aus gleichen Gründen der Politik und Religion, die beide ihnen verbieten sich zählen zu lassen — der wird zugeben, daß in der Bukowina gewiß 10,000 Juden stecken. — An dem Handel dieses Landes nehmen nur wenige Teutsche Theil, er ist zum größten Theil in den Händen der Armenier und Juden, aber lasse man nur noch einige Jahrzehende vorübergehen, und die Juden werden — so wie in Galizien — des ganzen Handels sich bemächtigen. Es ist freilich zu bedauern, daß die Bukowina, welche noch so mancher Kulturverbesserung fähig ist, durch die aus Galizien einwandernden Juden, die sich durch ihre jugendlichen Heirathen unendlich vermehren, gleich jenem Lande, verdorben wird; aber Galizien, welches man mit vielem Rechte das östreichische, wol auch das europäische Judäa nennen kann, bedarf einer Ableitung dieser Plage.—

Im übrigen steht die Bukowina unter dem galizischen Gubernium, und wird — mit wenigen Ausnahmen — nach gleichen Gesetzen regirt. (*Aloys J. Küstel.*)

BUKURESCHT, Bucharest, Bukarest, Hauptstadt des ilsower Bezirks und des ganzen Fürstenthums Walachei, liegt unter 44° 26′ 45″ nördl. Br. u. 43° 48′ L., acht St. von der Donau entfernt, größtentheils an dem nördl. Ufer der Dumbowitza in einer sehr angenehmen Gegend, nicht weit von dem Standorte des vormaligen Pinum. Die Länge der Stadt beträgt ungefähr 1¼, die Breite ¾ Stunden, die Zahl ihrer Bewohner schätzt man gegen 50,000. Sie ist seit den Zeiten Konstantins Brankowan's, der gewöhnliche Sitz des Fürsten, der Landesregirung, des Metropoliten, des ilsower Ispraeni-

*) S. Küstel's historische Beschreibung des Salzbergwerks zu Kaczyka in der Bukowina. Vaterländ. Blätter f. d. östreich. Kaiserstat. 1813. S. 465 bis 492.

**) S. Küstel's Widerlegung falscher statistischer und naturhistorischer Bemerkungen über die Bukowina. Vaterländ. Blätter f. d. östr. Kaiserstat. 1817.

tats und der fremden Konsuln. Der Boden der Stadt ist morastig, die Gassen sind, statt des Pflasters, mit eichenen Bohlen gedrückt, die Häuser größtentheils schlecht und zerstreut gebaut. Unter den vielen Kirchen des orientalischen Ritus, deren man hier über 60 zählt, sind die ansehnlichsten die Metropolen S. Johann, S. Georg und Sárandár, dann die ebenfalls zum Bezirke der Stadt gehörigen Klöster Wakáreschty, Radul Wode und Kotrotschiány. Die Römischkatholischen haben hier ein Franziskanerkloster samt Kirche und die augsburgischen Konfessions-Verwandten ebenfalls eine Pfarrkirche. Der Fürstenhof ist vor einigen Jahren abgebrant, daher der Fürst ein Privathaus bewohnt. Zum Unterricht der Jugend besteht hier ein Lyceum mit zwölf Professoren, welches sein Wiederaufleben nach dem letzten russisch-türkischen Kriege und seine, größtentheils nach teutschen Lehranstalten gebildete Einrichtung dem Großban Gregor Bassaraba Brankovan verdankt. Zu den öffentlichen Anstalten für Gesundheit gehören die nach orientalischer Sitte eingerichteten Dampfbäder und mehre Hospitäler, deren Einrichtung aber höchst schlecht und unzweckmäßig ist. Der Bazar (Markt) dient den zahlreichen einheimischen und fremden Kaufleuten zur Niederlage, welche hier die Manufaktur-Erzeugnisse aller Länder Europa's zum Verkaufe ausbieten.

Bukurest ist gleichsam der Scheidepunkt der abendländischen und morgenländischen Gebräuche und Sitten. Der Fürst, obgleich nur ein Pächter der Pforte, haust hier seine Pachtzeit über mit der Pracht und dem Stolze eines orientalischen Despoten. Er zeigt sich öffentlich nie anders, als in ganzer Pracht, von seiner arnautischen Leibwache, seinen Hofbedienten und zahlreichem Gefolge umgeben. Der Hauptzweck seiner Regirung ist möglichste Bereicherung seiner Familie, daher sind Erpressungen u. Bedrückungen aller Art an der Tagesordnung. Seinem Beispiele folgen in ihrem Wirkungskreise die Bojaren, sie fröhnen dem europäischen Luxus in Vereinigung mit dem asiatischen, aber nur bei wenigen hat mit Europa's Luxus auch dessen Kultur Eingang gefunden und ihr Tag verfließt gewöhnlich getheilt zwischen äußerem Prunk und dem dolce far niente. Prächtige Kleider und Equipagen, der Spieltisch und die Tabakspfeife sind ihre ersten und wesentlichsten Lebensbedürfnisse. Mittags u. Abends tragen sie in glänzenden Karossen auf der sogenannten Brücke (Poda Moguschoj), einer der am besten gedielten Hauptstraßen Bukurest's, ihre Pracht zur Schau. Das gemeine Volk ist armselig, schmuzig, ungebildet und roh. Der Handel ist in den Händen der zahlreichen griechischen und jüdischen Kaufleute. Die Manufakturisten und Gewerbsleute sind größtentheils Teutsche und andere Ausländer, welche gemeiniglich das Land wieder verlassen, sobald sie sich genug erworben haben, um in ihrer Heimath davon leben zu können *). (*Benigni.*)

BUKURESD (l. Bukureshd), Dorf im Großfürstenth. Siebenbürgen Zarander Gespanschaft, Brader Bezirk. Ein walachisches Dorf zwischen hohen Gebirgen, mit drei griechischen nicht unirten Pfarren und mehren Gold- u. Silbergruben. (*Benigni.*)

*) Im J. 1812 wurde hier zwischen Rußland und der ottomannischen Pforte ein Friede geschlossen, durch welchen der Pruth die Gränze beider Reiche wurde. (*H.*)

Ende des dreizehnten Bandes.

Mehrere zum Theil durch Krankheitsfälle und andere Umstände an den Schluß des 12ten und 13ten Theils verwiesene Artikel erfolgen am Schlusse des Buchstaben B., und es nimt dieser Buchstabe nebst einigen Nachträgen und Zusätzen ungefähr das erste Drittheil des 14ten Theiles ein, welches zur Benachrichtigung hier angeführt wird.

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber
Professoren zu Halle.

Vierzehnter Theil
mit Kupfern und Charten.

BULACAN — CALZA.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1825.

B U L A C A N.

BULACAN, einer der Distrikte des spanischen Manila im O. der Hauptstadt, ist reich an Korn, Zucker, Indigo, Pfeffer und andern Produkten der Philippinen, und enthielt 1810 in 19 Dörfern 163,947 Einw., meistens Tagolen, deren Frauen für die schönsten der Insel gelten, unter ihnen 20,000 Mestizen. Der Hauptort Bulacan, wo der Alkalde wohnt, ist eins der bevölkertsten Dörfer der Insel. (***Hassel.***)

BULACH (Neu-Bulach), kleines, armes Städtchen auf dem Schwarzwalde im wirtembergschen Oberamte Calw, im Schwarzwaldkreise in einer rauhen Gegend, mit nur 640 Einw., war ehedem bedeutender durch Bergwerke auf Silber und Kupfer; man ließ sie aber wieder eingehen, und auch ein neuer Versuch schlug fehl; jetzt liegt alles. Ehemals gehörte das Städtchen mit seinem Schlosse den Grafen von Hohenberg, die es an den Pfalzgrafen Ruprecht verkauften; Pfalzgraf Otto am Rhein verkaufte 1440 Bulach an Wirtemberg. (***Roeder.***)

BULAK, 1) der Name einer Gerichtsbarkeit im Sandschak Amasia, in der Nähe von Gümisch*). (***v. Hammer.***) 2) B., **Bulaka, Bulacco, Bulacum, Bulhach**, Vorstadt von Kairo, s. **Kahira**.

BULAM, Eiland, das zu der Gruppe der Bissagos, die vor der afrikanischen Landschaft Senegambia liegen, gehört. Es liegt auf der Ostseite der großen Bai, die durch die Bissaogruppe und das Kontinent von Afrika gebildet wird, an der Nordseite der Mündung des Rio grande unter 11° N. Br. und 2° 34′ L., hat einen Flächenraum von etwa 10 □Meilen, ein sehr heißes und ungesundes Klima, aber die üppigste Vegetation, und erzeugt Reis, Yams, Manioc, Mais, Erdnüsse, Bananen und die herrlichsten Südfrüchte; der Indigo und die Rebe wachsen wild, und Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen vortrefflich. In den Wäldern, womit der größte Theil des Landes bestanden ist, leben Elephanten, Affen, Antelopen, Hyänen, wilde Büffel in großer Menge, vieles schöne Gefieder, und das Meer wimmelt von Fischen. Die Briten versuchten dieses Eiland, welches keine Einwohner hat und ihnen 1792 von den Negerhäuptlingen der Insel Canabac überlassen war, zu kolonisiren, allein das Klima raffte die Pflanzer hin, und sie gaben daher bereits 1793 die Niederlassung auf. (***Hassel.***)

BULAN, ein Buggisenstat auf Celebes, welcher den größeren Theil der östlichen Seite der nördlichen Küste einnimt. Er hat einen gleichn. Hauptort. (***Hassel.***)

*) Dschihannuma S. 626.

BULANES, eine sarmatische Völkerschaft nahe an der Weichsel, deren nur Ptolemäus gedenkt. An der Küste saßen die Wenden, diesen südlich die Gythonen (Gothen), dann die Finnen, welche die Bulanen zu Nachbarn hatten †). Zu Ptolem. Zeiten waren sie nur ein kleines Volk. Es drang aber um das Jahr 634 ein großer Theil der Slaven aus den Donau-Gegenden, Lächen genannt, in die Länder nördlich den Karpathen und verdrängte entweder die frühern Einwohner, wie die Chrobaten, oder vermischte sich mit ihnen. Dieses scheint der Fall mit den Bulanen gewesen zu seyn, denn nach dem Nestor erscheinen die Polänen schon früh als ein großes Volk, das außer den Gegenden der Weichsel auch die um Kiew inne hat. Da nun der fränkische Chronist Ademar die Polen Pollianos, Wippo, Hermann Contractus und Adam von Bremen Bolanos nennt, so scheint wol der Name der Polen von jenem alten Volke herzuleiten zu seyn und der erste Anfang dieses großen Volks in den Bulanen zu liegen. An die Lesart Sulanes bei Ptol. läßt sich gar kein Gedanke knüpfen. Die allgemeine Ableitung des Namens Polen von Pole, das Feld, die Ebene, findet darin einen großen Widerspruch, daß Nestor die Polen an mehren Orten auf Berge setzt. (*Worbs.*)

BULANIKGÖL, d. i. der trübe See in der Nähe von Achlat in der Statthalterschaft von Wan gelegen; das Wasser des Sees sowol als des Flüßchens, wodurch es abfließt, ist immer ganz röthlich und trübe *). (***v. Hammer.***)

BULARCHOS, griechischer Maler, um 730 J. v. Chr. lebend, soll zuerst den Gebrauch verschiedener Farben in der Malerei eingeführt haben. Sein Gemälde, eine Niederlage der Magneter darstellend, ist das erste, von welchem die Griechen zu erzählen wissen (s. Heyne Berichtig. d. Winkelmann. Gesch. d. K. S. 219.). Über das Dunkle und Widersprechende in des Plinius Berichten hierüber, s. Böttiger Archäologie der Malerei S. 107. (*H.*)

BULBINE, nent Plinius (9, S. 41.) mit den Griechen herbam porraceis foliis, rubicundo bulbo. Daß für rubicundo *rotundo* zu lesen ist, geht aus Theophrast hist. 7, 13. hervor. Denn dort wird der *βολβίνη* eine runde (*στρογγύλη*), weiße und nicht schurpige Wurzel gegeben. Auch der Parode Matron aus Pitane

*) Dschihannuma S. 416.
†) *Ptol.* Geogr. Lib. III. c. V.

sagt von der Bolbine beim Athenäus (dipnos. 2, 247.), die Wurzel sey weißer als Schnee. Daraus habe ich (zum Theophrast S. 283.) geschlossen, daß Ixia Bulbocodium L. gemeint ist. — Jetzt heißt Bulbine in der systematischen Botanik eine Gattung aus der natürlichen Familie der Asphodeleen und der sechsten Linné'schen Klasse, welche Willdenow von Anthericum durch behaarte Staubfäden unterschied. Es ist aber Anthericum *Tourn.* da Anthericum *W.* Phalangium *Tourn.* ist. Den letztern Namen fand Willdenow nicht passend, weil er in der Entomologie schon im Gebrauch ist. 1. B. *annua* W., mit rundlichen pfriemenförmig zugespitzten Blättern und der Blüthentraube auf dem Schaft. Am Kap. 2. B. *longiscapa* W., mit halbrunden, gebogenen blaugrünen pfriemenförmig zugespitzten Blättern und einem dreimal längern Blüthenschaft. Am Kap. 3. B. *aloides* W., mit fleischigen zungenförmigen Blättern. Am Kap. 4. B. *rostrata* W., mit fleischigen rundlichen blaugrünen Blättern und einem kurzen strauchartigen wurzelnden Stamm. Am Kap. 5. B. *frutescens* W., mit fleischigen rundlichen Blättern und aufrechtem strauchartigen Stamm. Am Kap. (*Sprengel.*)

Bulboceros, nannte Acharius (Acta Holmiens. 1781. p. 246.) die Käfergattung **Lethrus** *Fabr.*, s. diese. (*Germar.*)

BULBOCODIUM, ist eine Gattung aus der natürlichen Familie der Spathaceen und der sechsten Linné'schen Klasse, welche eine trichterförmige Corolle mit langer Röhre hat, auf deren Saumfetzen die Staubfäden eingefügt sind. Die Frucht ist eine obere Kapsel. 1. B. *vernum*, mit linienförmigen steifen Blättern und stumpfen lanzetförmigen Corollen-Fetzen. Im ganzen südlichen Europa. Ob diese Art dem Theophrast als *βολβοῦ κώδυον* bekant gewesen, bleibt unentschieden. (zum Theophr. S. 246.) 2. B. *versicolor**, mit lanzetförmigen blaugrünen gedrehten Blättern und linienförmigen steifen Corollen-Fetzen. Im südlichen Rußland (Colchicum versicolor *Ken.*). (*Sprengel.*)

Bulderaa, s. Bulleraa.

Bulen, Buleyn, Boleyn (Anna), s. Heinrich VIII. K. v. England.

BULGAREI, BULGARIEN, bei den Türken **Bulghar-Ili**, auch **Bulgarek** genannt. Provinz der europäischen Türkei (39° 10′—46° 20′ östl. L. 42° 15′—45° 27′ n. Br.), im N. an die Donau, die sie vom russischen Bessarabien, der Walachei und dem östreichischen Kaiserthum trent, im O. an das schwarze Meer, im S. an die türkische Provinz Rum-Ili und im W. an Servien gränzend, und 1740 □M. groß. Die Provinz wird vom Balkan durchzogen, der mehre Zweige, sämtlich nur von mäßiger Höhe, bis an die Ufer der Donau sendet, und im Vorgebirge Emini ins schwarze Meer sinkt; in der Nähe von Samakar trent sich der Despoto von demselben. Die Küsten sind fest, mit ziemlich hohen Klippen und Bergen umgeben, unter denen Emine, Gulgrad, Schabla, Hadidsché rc. als Vorgebirge erscheinen. Die Donau nimt die kleinen Flüsse an sich, die dem Balkan entfließen, z. B. den Lom, der aus zwei Quellflüssen, dem Aklom, der durch Hesargrad geht, und dem Kara Lom entsteht, die sich bei dem Dorfe Tschelingir vereinigen, und nahe bei Rusczuk in die Donau fallen; die Jantra, die zwischen Sistov und Rusczuk der Donau zufließt; den Osme, Vid, Jeseo, Insikra (Mündung bei Rahova), Timok, Arcer, Iskér rc. Die hier entspringende Maritza nimt noch im Umfang der Provinz die Nissava auf. Die ganze östliche Seite von Balkan bis zur Donaumündung oder vielmehr bis zur Suline Bogasi, dem Hauptarme der Donau, wird Dobrudscha genant, ein sehr fruchtbares Land, das die 6 Mündungen der Donau, Suline-, Kedrille-Salona, Kutsuk- und Portessa-Bogasi, letztere mit Korte-Bogasi, enthält, von den Küstenflüssen Warna, Kamerik rc. bewässert wird, und außer mehren kleinern den großen See Ramsin enthält; die Inseln in der fischreichen Donau und deren Mündung sind holzlos, aber mit herrlichen Weiden bedeckt, auf denen große Heerden von Pferden, Rindern, Büffeln und Schafen Nahrung finden. Am Gestade der Donau sind viele Sümpfe; aber auch in andern Gegenden ist der gut bewässerte, fruchtbare und von einem milden Klima begünstigte Boden schlecht angebaut, und wird meistens zu Viehweiden und Gebüsch benutzt. Nur die Städte sind mit Ackerfeldern und Fruchtgärten umgeben, in denen auch Tabak, Flachs, Reiß, Obst rc. gebaut wird; auch sieht man die Rebe häufig an den Hügeln, die auf ihren Rücken Waldungen von Eichen, Buchen, Kastanien und Fichten tragen. Nur in dem Sandschak Sofia baut man auf Silber, Blei und Eisen, welches letztere auf mehren Hütten und Hammern geschmelzt und verarbeitet wird; auch sind hier einige Salz- und Mineralquellen.

Die Landschaft Dobrudscha wird von gastfreien Tataren bewohnt, die sich in die Stämme Orak, Ougly und Orumbet Ougly theilen, in Dörfern wohnen, Acker- und Gartenbau, Vieh- und insonderheit Pferdezucht treiben, und starke Bienenstände unterhalten. Die andern Bewohner sind Bulgaren, Osmanen, Griechen, Juden, Serben, Armenier; im Gebirge hausen Turkmanen, und machen die angränzenden Ebenen durch ihre Räubereien unsicher, und auf der Ebene ziehen ganze Zigeunerhorden umher. Die Industrie beschränkt sich auf die Gewinnung von Naturprodukten und auf die Verfertigung von wollnen Zeugen, Kotzen und Leinwand.

Die Provinz wird in die Sandschaken Silistria, Nikopoli, Widdin und Sofia eingetheilt, umfaßt jetzt auch Theile des alten Thraciens und Serviens, und enthält 155 Siamets und 1978 Timars; der Chaß der Paschas beträgt 2,278,966 Aspern. Die alte Hauptstadt der Provinz war Sofia. (*Stein.*)

BULGAREN (Bolgaren), eine slav. Völkerschaft, welche ursprünglich an der Wolga in Rußland wohnte, späterhin aber nach Europa kam und sich an der rechten Seite der Donau, nördlich vom Berge Hämus in der heutigen Türkei niederließ, von wo sie sich auch nach dem Östreichischen verbreitete, dahingegen in Rußland nur etwa hundert Familien zurückblieben. Die Bulgaren treiben Ackerbau und Viehzucht, auch einigen Handel und sind der Mehrheit nach der griechischen Religion, nur ein kleiner Theil noch der muhammedanischen zugethan. Ihren Namen haben sie von der ehemaligen Stadt Bolgar oder Bolgharü, von welcher man noch jetzt im Gouv.

Kasan, an der Kama, Ruinen findet. Abulfeda in seiner Geographie nent sie als die äußerste im Norden gelegne Stadt. Noch ist diese vormals so berühmte Hauptstadt des alten Königreichs Bulgarien, dessen noch zu Peter I. Zeiten in dem Titel der Beherrscher von Rußland gedacht ward, in dem jetzigen Flecken Bolgarû kentlich, das in der Gegend von Simbirsk liegt. Das alte Reich gränzte gegen N. an Kasan, gegen S. an Astrachan, gegen O. aber an die Kalmükei und Baschkirei. Die Ruinen sind noch immer sehr ansehnlich. Die dasigen Inschriften auf den vielen Trümmern und Grabsteinen in tatarischer Sprache und Schrift ließ schon Peter I. kopiren und übersetzen. Die ältesten sind von 1211 nach Christi Geburt, die jüngsten von 1330. Eine Armenische soll vom J. 557 unserer Zeitrechnung, und 2 vom Jahre 984 seyn. Bolgarû wäre demnach, wenn anders diese Angabe richtig ist, älter, als man gewöhnlich annimt, da es von 1161 bis 1578 soll gestanden haben. Einige von jenen Inschriften melden das Vaterland von Verstorbenen, z. B. Schirwan und Schamachie in Persien, woraus sich auf eine Handelsverbindung zwischen Bolgarû und Persien schließen läßt. Auch fand man daselbst arabische Münzen, und noch jetzt werden zuweilen silberne und kupferne Münzen mit schön geprägter arabischer und kufischer Schrift und allerlei Kleinigkeiten von Gold und Silber gefunden. Der jetzige Flecken enthält nicht viel über 100 Höfe. Die beiden Brüder Polo, welche 1260 in diese Gegenden reiseten, fanden in der Stadt Bolgara die Residenz des Bereke Chan. Noch ist ein hoher Erdwall von einer Meile im Umfange zu sehen, in welchem mehr denn 40 verfallne Gebäude, Thürme, Mauern u. s. w. befindlich sind *). (*J. Ch. Petri.*)

BULGARIA, nent Fries eine Pilzgattung, die zwar wie Lycoperdon aussieht, aber ähnliche Samenschläuche als Peziza hat, also zwischen beiden mitten inne steht. Persoon hatte sie zu Peziza gezogen, wovon sie sich durch den kugeligen Fruchtboden unterscheiden. Peziza Burcardia, inquinans, pura und sarcoides *Pers.* machen diese Gattung, und gerade durch die letztere Art gränzt sie so nahe an Peziza, daß man sie kaum mit Recht trennen kann. (*Sprengel.*)

BULGARIS (Eugenios), ein gelehrter griechischer Prälat, geboren auf der Insel Corfu 1716. Er studirte auf verschiedenen griechischen Schulen, lehrte die Philosophie in den Collegien zu Corfu, Cogana und Janina, und erwarb sich durch seine gelehrten Kentnisse einen so ausgebreiteten Ruf, daß ihm der Patriarch Cyrillus zu Konstantinopel, der auf dem Berge Athos eine hohe Schule angelegt hatte, die Direktion derselben übertrug. Da dieses Institut aber, wegen Uneinigkeit der Obern, den gewünschten Fortgang nicht hatte, so begab sich B. nach Konstantinopel, und lehrte daselbst in der patriarchalischen Schule. Von Wißbegierde getrieben, besuchte er die vornehmsten Hochschulen Italiens, und schon hatte er sein 50. Jahr zurück gelegt, als er sich entschloß, eine Reise nach Teutschland zu machen, theils um seine Kentnisse zu erweitern, theils um einige seiner Schriften, die er in alt- und neugriechischer Sprache zur Belehrung seiner Landsleute verfaßt hatte, zum Drucke zu befördern. In dieser Absicht kam er 1768 nach Leipzig, wo zuerst seine Logik erschien, zu der er die Materialien aus verschiedenen ältern und neuern Schriftstellern gesammelt hatte, und eine Übersetzung von Segners mathematischen Anfangsgründen. Darauf ließ er des zwischen 1431 und 1438 gestorbenen Mönchs Joseph Briennius griechische Kanzelreden zum erstenmal drucken. Während seines Aufenthaltes in Teutschland übersetzte er auch ins Griechische einen historisch-kritischen Versuch über die Theilung von Polen nach Voltaire, und bereicherte ihn mit Anmerkungen, die eine umfassende Bekantschaft mit der alten und neuen Literatur beurkunden. Im Laufe des 1774 geendigten Krieges zwischen Rußland und der Türkei, schrieb er in griechischer Sprache eine Auffoderung an die Mächte Europens, die Osmanen aus Europa zu verjagen, von der 1774 eine französische Übersetzung unter dem Titel erschien: Reflexions sur l'état critique actuel de la puissance Ottomanne. Als er der Kaiserin Katharina II. Instruction für die Gesetz-Commission, auf des russischen Oberjägermeisters Narischkin Verlangen, nach der 1769 zu St. Petersburg gedruckten französischen Übersetzung, ins Neugriechische übersetzt und der Kaiserin zugeignet hatte, berief ihn diese mit einem ansehnlichen Gehalte nach St. Petersburg, wo er als Hofdiakon bis 1775 blieb, in welchem Jahr sie ihm das neuerrichtete Erzbisthum Cherson und Ekaterinoslaw übertrug. Diese Würde legte er 1779, da sie seinem Alter zu drückend wurde, nieder, und starb 1806 zu St. Petersburg. Außer den angeführten Schriften hatte er noch viele andere durch den Druck bekant gemacht, als: Anfangsgründe der Geometrie, mit Anmerkungen von Whiston, aus dem Lat. des P. Tacquet übers. Wien, 1804. 4.; Anfangsgründe der Metaphysik. Vened. 1804. 3. Bd. 8. Meinungen der Philosophen, oder Anfangsgründe der natürlichen Philosophie. Wien 1804. 4.; eine Übersetzung der theologischen Fragen des Adam Zörnicevius gegen die Meinungen der lateinischen Kirche, mit Anmerk. Moskau, 2 Bde Fol. Vergleichende Übersicht der drei astronomischen Systeme. Vened. 4. *Φιλόθεος Ἀδολεσχία.* Theologische Unterhaltungen, Moskau, 2 Bde 8.; sämtlich in neugriechischer Sprache, und in eben derselben eine Übersetzung von Virgils Georgika und Äneis, mit dem lateinischen Text und griechischen Anmerkungen, nebst einer Dedikation an die Kaiserin Katharina, zu St. Petersburg in 4 Foliobänden gedruckt. Auch in den Actis societatis Jablonovianae v. J. 1771 findet man 2 Abhandlungen von ihm. Seine Schriften haben bei den Griechen ein klassisches Ansehen, und wirkten sehr vortheilhaft auf Nationalbildung, so wie auf Vertilgung religiöser Vorurtheile, die der verbesserten Erziehung so große Hindernisse in den Weg legten. Er verstand, außer den alten, die meisten europäischen Sprachen, und sein neugriechischer

*) Pallas Reisen Bd. 1. S. 121—128. Büschings Magazin, B. 5. S. 365. Lepechins Tagebuch B. 1. Müllers Saml. russ. Gesch., Bd. 7. S. 214 u. 428. Oserezkowskoi Bemerkungen in Lepechins Tagebuche, Th. 1. Friebe über Rußlands Handel rc. B. 3. Makinowitz geogr. Wörterb. des russ. Reichs, und Rühs Gesch. des Mittelalters.

Styl galt an den Höfen der Fürsten der Walachei und Moldau als Muster †). (*Baur.*)

BULGARUS, einer der sogenannten Glossatoren des Justinianischen Rechtsbuchs, soll aus Bologna gebürtig, und ein Schüler des Irnerius gewesen seyn. Er und Martinus Gosia, beide Doktoren zu Bologna, wurden von Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Roncaglia gebraucht; indessen heißt Bulgarus noch 1159 blos causidicus, und die Nachricht, daß er kaiserlicher Vicarius geworden sey, beruht wol auf einem Misverständnisse. Unerwiesen sind manche Anekdoten von ihm, z. B. daß er und Martinus von dem Kaiser über den Verstand der Worte: **cum omnia principis esse intelligantur**, in der **c. 3. C. VII. 37. de quadr. praescriptt.** befragt sey, wo Bulgarus verneint habe, daß sie bedeuteten, dem Kaiser gehöre alles, Martinus aber solches bejaht, und zum Geschenk das kaiserliche Pferd erhalten habe, worüber Bulgarus geklagt: **amisi *equum*, quod dixi *aequum*, quod non est aequum**; ferner, daß er im hohen Alter nochmals geheirathet, den folgenden Tag über die Worte: **Rem non novam ingredimur u. s. w.** der **c. 14. C. IV. 1. de judic.** gelesen, und von den lachenden Studenten mit den Büchern ausgeprügelt sey, u. s. w. Eben so wenig gewiß ist sein angebliches Todesjahr (1166). Schüler von ihm waren Albericus, Johannes, Rogerius von Benevent u. Wilhelm v. Cabriano. — Daß er oft anderer Meinung in Betreff einzeler Rechtssätze, als Martinus gewesen, ist gewiß, wie solches aus seines Schülers Roger's Werkchen: **de dissensionibus dominorum** (ed. *Haubold.* **Lips. 1821. 8.**) erhellet. Man hat von ihm Glossen zum Corpus juris, unter den Accursischen Glossen und einen Kommentar über den Pandektentitel **de diversis regulis juris.** Daß er die griechischen Stellen in den Pandekten übersetzt habe, ist ein Misverständniß, s. **Burgundius** *). (*Spangenberg.*)

Bulhach, s. Bulak.

BULIEN, heißen in der Schifffahrtskunde die Taue, welche an jeder Seite eines Raesegels ungefähr in der Mitte des stehenden Leiks befestigt werden, um die Segel steif bei dem Winde zu halten, damit sie denselben von der Seite besser fassen können, wenn er in einer schiefen oder dem Wege des Schiffes ungünstigen Richtung weht. (*Braubach.*)

BULIKAS (βουλικας), der Hafen der Homeriten (Homiariten) im südlichen Arabien nach *Procop.* Persic. I. 19., aus welchem man nach Äthiopien, Indien u. s. w. segelte. Er lag über der Landspitze des arabischen Meerbusens, also nicht weit von Mocha, da wo Andere Okelis, Plinius Acila hinsetzt. (*Rommel.*)

Bulimie, Bulimos (Heißhunger), s. Hunger.

BULIMUS [1]), Hungerschnecke, Vielfraßschnecke. Bruguière hatte unter obigem, schon von Scopoli gebrauchten Namen eine Schneckengattung aufgestellt, die aus Gliedern der Linné'schen Genera **Helix Bulla, Voluta, Strombus, Trochus** und **Turbo** nach einem ziemlich vag bestimmten und angewendeten Charakter zusammengestellt war. Es enthielt diese Gattung zwar vorzüglich Lungenschnecken mit gewundenem, meist ovalem, länglichem oder gethürmtem Gehäuse, aber sowol Land- als Wasserschnecken, deren generische Verbindung durchaus unstatthaft war. Jetzt wird nach Lamarck's und der meisten neuern Conchologen Bestimmung die Gattung **Bulimus** blos auf solche gehäusige Erdschnecken beschränkt, welche durch nachstehende Verhältnisse des Gehäuses charakterisirt sind:

Das gewundene Gehäuse ist oval, länglich oder gethürmt, stets unbewehrt, glatt oder gestreift; die letzte Windung weiter oder größer als die vorletzte; die Mündung länger als breit, ohne Zähne mit ungleichen, hinten nicht verbundenen Rändern; die Spindel gerade, glatt vorn (d. i. an der **Basis**) nicht abgestutzt oder ausgerandet.

Das Thier unterscheidet sich, so wie einige andere, nur wegen der Form der Schale jetzt abgesonderte Gattungen, wenig oder nicht von dem der echten Schnirkelschnecken (**Helix**), mit denen die Hungerschnecken auch von Daudebard de Ferussac [2]) und Schweigger [3]) noch generisch vereinigt werden. Es hat die vier drehrunden fadenförmigen, am Ende etwas verdickten Fühler, von welchen die obern längeren Augen tragen, ferner die harte gezähnte Oberkieferplatte im Maule, überhaupt die ganze Form des Kopfs und sogenannten Fußes, des Mantels, die Stellung der Lungen-, After- u. Geschlechtsöffnung und die Zwitternatur der Schnirkelschnecken. Die Hungerschnecken begatten sich ebenfalls gegenseitig und legen hartschalige, theils sehr große Eier. Sie halten sich an der Erde auf, verzehren Vegetabilien, wie es scheint, zumal todte oder vermoderte, suchen wie andre Landschnecken, Feuchtigkeit und Schatten unter Steinen, Moose, abgefallenem Laube, und werden bei anhaltender Dürre unthätig. Es finden sich Arten dieser Gattung in allen Welttheilen; unter den fremden sind einige sehr große und schöne, welche von den Conchologen sehr geschätzt werden; die teutschen und übrigen europäischen Arten sind meist klein und unansehnlich. Einige Arten sind in der Regel links gewunden.

Bulimus ovatus *Bruguière*, *Lamarck*. Die Eierschnecke, falsches oder Bastart-Midasohr (**Helix ovata** *Müll. Daudeb.* **Helix ovalis** *Gmel.* **Bulla ovata** Chemnitz IX. t. 119. f. 1020. 1021), Gehäuse eirund

†) Büschings wöchentl. Nachrichten v. J. 1787. S. 321 — 323. Biogr. univ. T. XIII. s. v. Eugene (von Jourdain).

*) Vgl. *Diplovataccius* bei *Fattorini* de claris archig. Bon. prof. *Sartii* T. I. P. II. p. 257. *Sartius* l. c. T. I. P. I. p. 30 — 37. *Bayle* v. Bulgarus; *Tiraboschi* Storia della lett. it. T. III. p. 377. fgg. *Fantuzzi* notizie degli scrittori Bolognesi T. II. p. 370 — 375. *Savioli* Annali Bolognesi. ad ann. 1166. *Brunquell.* de sectis et controversiis glossator. in Opusc. p. 303 — — 330. Hugo Gesch. des röm. Rechts seit Justinian (1818) S. 111. S. auch noch *Mazzuchelli* scrittori d'Italia. Vol. II. P. IV. p. 2291 fgg.

1) Von βουλιμος Heißhunger, wonach auch die teutschen Benennungen gebildet worden sind. Diese Schnecken aber fressen wol nicht mehr und werden oder sind nicht hungriger als andere. 2) Hist. naturelle des mollusques terrestres et fluviatiles Paris. seit 1819. 3) Handbuch der ungegliedert skeletlosen Thiere, Leipzig 1820.

bauchig, dick, runzelig, braungelb; der Wirbel und die aufgeworfene zur Hälfte sehr verdickte Außenlippe rosenfarb; die Spindel weiß. Diese schöne und nicht gemeine Conchylie, welche an 5 Zoll Länge erreicht, wird in Ostindien und Brasilien gefunden.

Bulimus haemastomus *Scopoli. Lam.* Der Rosenmund, das kleinere Bastart-Midasohr (Helix oblonga *Müller. Gmel. Daudeb.* Bulla oblonga Chemnitz IX. t. 119. f. 1022. 1823). Gehäuse der vorigen sehr ähnlich, aber länglicher, minder bauchig; die Spindel und Außenlippe rosenfarb; 3 bis 4 Zoll lang. Lebt in Wäldern von Guiana, Cayenne, auch auf St. Thomas. Die Eier dieser Schnecke sollen fast so groß als Taubeneier seyn. Die in Listers Reise nach Paris (übersetzt von Meintel Schwabach 1753) gegebene Plumiersche Abbildung einer „Cochlea terrestris americana" stellt das ganze lebende Thier mit einem sonderbar gekräuselten, wie es scheint, über dem Rand des Fußes befindlichen Hautsaum oder Schleier dar.

Bulimus Gallina sultana *Lam.* Poule-sultane. (Helix Gallina sultana Chemnitz XI. t. 210. f. 2070. 2071.). Gehäuse bauchig kegelförmig, sehr dünn und zerbrechlich, sehr fein der Länge nach gestreift, von weißer Grundfarbe mit rostfarbenen dichten wellenförmigen Längslinien und etwa 3, unregelmäßig weiß und braun gegliederten Binden auf der letzten Windung; die Außenlippe scharf; die Mündung weit, über 2 Zoll lang. Diese sehr seltene und kostbare Schnecke findet sich in Guiana, nach Chemnitz auf Neuseeland.

Bulimus undatus *Brugu. Lam.* Bulla Zebra *Gmel.* (Helix undata *Daudebard de Fer.* Hist. d. *Moll.* t. 114. f. 5—8. u. t. 115.). Gehäuse eiundlich, dünn, weißlich mit braunen, wellenförmigen Längsstrichen und Querstrichen; die schneidende Außenlippe mit braunem Rande; die Spindel gelb. Diese fast 2 Zoll lange Schnecke lebt auf den Antillen.

Bulimus inversus *Brugu. Lam.* (Helix inversa *Müll. Gmel.* Chemnitz IX. t. 110. f. 925. 926. — *Gualtieri* test. t. 5. f. O.). Gehäuse links gewunden, länglich glatt, weiß oder graulich weiß mit einzelen gelbrothen und braunen scheckigen Längsstrichen und einer weißen, meist verwischten Querbinde auf der letzten Windung; der aufgeworfene Rand der Außenlippe weiß; 2 Zoll lang; auf Isle Bourbon und Isle de France, auch in Ostindien. Es gibt auch rechtsgewundene Individuen; auch solche, deren Schale auf blaßröthlichem Grunde dunkelbraunroth der Länge nach flammig gestreift ist (Chemnitz IX. t. 110. f. 927).

Bulimus citrinus *Brugu. Lam.* (Helix perversa *L. Gmel.* — Chemnitz IX. t. 110. f. 928—931. t. 111. f. 934. 935. — *Gualtieri* t. 5. f. P. Gehäuse links gewunden, länglich eiförmig glatt, glänzend, ganz citrongelb oder mit einigen schwarz- oder rothbraunen Linien, welche die Gränzen früherer Außenlippen bezeichnen. Die Außenlippe weiß mit aufgeworfenem Rande, dahinter oft eine braune Linie. Diese niedliche, 22 Linien lange Schnecke findet sich in Wäldern von Südamerika; rechtsgewundene Individuen (Helix dextra *Müller.* — Chemnitz IX. t. 134. f. 1210—1212.) sind selten.

Bulimus radiatus *Brugu. Lam.* (Helix detrita *Müller. Gmel.* — Abbild.: Chemnitz IX. t. 134. f. 1225. a. b. c. d.— Pfeiffer's Land- und Wasserschnecken t. III. f. 4. 5. 6. — Sturm's Fauna VI. 4. t. 13). Gehäuse länglich eiförmig, weiß mit einzelen dunkeln Längsstrichen; 7 Windungen; über dem Spindelrand eine deutliche Nabelspalte. Das Thier ist gelblich, auf dem Rücken dunkler. Die Länge der Schale beträgt etwa 9 Linien, die Breite 4 Linien. Man findet diese Schnecke in Italien, Frankreich und in mehrern Gegenden Teutschlands, zumal an buschigen steinigen erhabenen Orten. Die Streifen der Schale variiren sehr und sind sehr unregelmäßig, fehlen auch nicht selten ganz, überhaupt sieht das Gehäuse gewöhnlich wie abgerieben und verwittert aus, worauf sich der ältere Specialname bezieht.

Bulimus decollatus *Brugu. Lam.* (Helix decollata *L. Gmel.* — Abbild. Chemnitz IX. t. 136. f. 1254. 1255. — *Draparnaud* Mollusqu. de la France t. 4. f. 27. 28. Das Gehäuse cylindrisch gethürmt, weiß oder blaßgelb, sehr fein gestreift; das Gewinde hinten gerade abgeschnitten und mit einer Querplatte verschlossen. Diese sonderbare Beschaffenheit der Schale entsteht dadurch, daß das dunkelschwarze mit langen Fühlern versehene Thier, indem es größer wird, den gewundenen Theil seines Leibes aus den ersten Windungen herauszieht; diese leer gewordenen Windungen werden nun mürbe, verwittern und gehen bald gänzlich verloren, während das Thier die erste der eingenommenen Windungen von hinten mit einer queren Kalkplatte verschließt, die wegen einer Spiralfurche eine ganz gestutzte und abgeplattete Spiralwindung darstellt. Der an jungen Individuen noch vorhandene vergängliche Theil des Gewindes ist sehr schmächtig. Es scheinen aber sehr frühzeitig Windungen verloren zu gehen, denn man findet sehr selten Stücke, die noch die erste Windung haben, und wenn Draparnaud die Spitze des Gewindes bei jungen sehr abgestumpft sah, so war diese vermuthlich schon nicht mehr vollständig, wie denn das von ihm abgebildete jugendliche Gehäuse schon fast so gestutzt ist, als das der Alten. Das ausgewachsene Gehäuse würde nach Brisson [4]) etwa 14 bis 15 Windungen haben, wenn es niemals welche verloren hätte, oder alle gebildeten Windungen geblieben wären; es zeigt aber gewöhnlich nur 6, 5, ja an dem größesten Exemplare wol nur 2 Windungen. Das beschriebene merkwürdige Verhältniß ist übrigens keineswegs eine ausschließliche Eigenheit dieser Schnecke. Der surinamische Bulimus consolidatus *Bruguière* (Chemnitz IX. p. 188. t. 136. f. 1258.), ferner die westindische Cyclostoma fasciata Lam. (Chemnitz IX. p. 187. t. 136. f. 1256. 1255.) und zwei neue cretensische Pupae *Lam.*, welche Olivier (Voyage dans l'emp. Ottoman. Vol. II. p. 354. u. 355.) bekant gemacht, bieten ganz dieselbe Erscheinung dar. Übrigens ist es gewiß, daß sehr viele andere gewundenschalige Schnecken auch Seeschnecken, zumal solche, die ein längliches oder gethürmtes Gewinde haben, mit dem gewundenen Theil ihres Leibes, beim Erwachsen, aus den ersten kleinen

4) Mémoires de l'acad. de Paris. 1759. p. 96.

Windungen des Gehäuses weichen, obgleich diese kleinen Windungen gewöhnlich nicht verloren gehen; wenn dieses aber geschehen ist, so zeigt sich das erste bleibende und vom Thiere ausgefüllte Gewinde zuweilen hinten eben so abgestutzt, eben so durch eine Querplatte verschlossen, wie beim Bulimus decollatus, wie man an manchen Individuen von Tritonium-, Voluta- und Strombus-Arten sieht.

Unsere geköpfte Hungerschnecke findet sich in Feldern, Gärten, an Wegen u. s. w. im südlichen Frankreich, Italien, Spanien und dem nördlichen Afrika. Sie hält sich immer dicht an der Erde, nicht auf Gewächsen auf und scheint nur von vermoderten, wenigstens todten vegetabilischen Substanzen zu leben.

Bulimus lubricus *Brugu. Draparn. Lam.* (Helix lubrica *Gmel. Daudeb.* abgeb. in Sturm's Fauna VI. 4. t. 14. u. Pfeiffer's Land- u. Wasserschn. t. III. f. 7.). Das Gehäuse länglich oval, hornartig, durchscheinend, gelbbräunlich, sehr glänzend, mit 6 Windungen und stumpfem Wirbel; der Saum der ovalen Mündung ist röthlich; keine Nabelspalte; Länge 2½ Linie. Das Thier ist hellgrau, oben dunkler. Diese kleine Schnecke findet sich zwischen feuchtem Moos und Laub hin und wieder in Frankreich, Teutschland, Dänemark u. Schweden.

Bulimus obscurus *Drap. Pfeiffer.* (Bulim. hordeaceus *Brugu. Lam.* — (Helix obscura *Müll. Gmel.* — Abgeb. in Pfeifer's Land- u. Wasserschn. t. III. f. 11. u. *Draparn.* Hist. d. Moll. t. IV. f. 23.). Das 3½ Lin. lange Gehäuse länglich oder kegelförmig, hellbraun; durchscheinend hornartig, fein gestreift, mit 6 bis 7 etwas bauchigen Windungen und stumpfem Wirbel; der Saum der halbovalen Mündung weiß, zurückgebogen; mit Nabelspalte. Das Thier ist gelblichgrau, auf den körnigen Erhabenheiten, besonders oben, dunkler grau. Diese Schnecke lebt unter Steinen, Moos, moderndem Laube in Frankreich und Teutschland.

Über die fossilen Arten der Gattung Bulimus sehe man *Lamarck* Hist. nat. des anim. sans vertèbres. VII. p. 534. (*Nitzsch.*)

BULL. Mit diesem Worte bezeichnen die Engländer eine eigene Art von derben Widersinnigkeiten und harten Verstößen gegen den gesunden Menschenverstand, sowol in Reden, als im Benehmen (Practical Bulls), zu der sie den Irländern ein besonderes Talent zuschreiben und die Bulls daher Irish Bulls nennen. Johnson erklärt das Wort in dieser Bedeutung durch Blunder, Contradiction, ohne sich auf die Entstehung des bildlichen Ausdrucks einzulassen, welcher vielleicht von dem Hörnerstoße der Stiere hergenommen wird. Die teutschen Redensarten von Pudeln, Böcken, Anstößen und Verstößen, so wie die Sprüchwörter von dem Anrennen gegen die Thüren und Wände sind den Bulls nahe verwandt. Sir Richard Steele, ein geborner Irländer, wurde einmal gefragt, woher es komme, daß seine Landsleute so viele Bulls machten; und er antwortete: das Klima ist Schuld daran; wäre ein Engländer in Irland geboren, er würde eben so viele machen. Das ist ein Bull von echter Art. Ein andrer sehr häßlicher Irländer erzählte einmal: er sey als Kind sehr schön gewesen, aber seine Mutter habe ihn vertauscht. Zu einem vollkommenen Irish Bull gehört auch die kauderwelsche Aussprache des Engländischen, welche den meisten Irländern eigenthümlich ist und Brogue genant wird, so daß manche Redensart, welche in dem Munde eines Engländers nicht auffällt, sich durch den Ton und den Ausdruck des Irländers zu einem Bull gestaltet; und selbst einige poetische und rhetorische Figuren, die Hyperbel, das Oxymoron, das Hysteron Proteron u. a. m. könnten als Bulls verschrien werden. Richard Lovell Edgeworth und Maria Edgeworth haben ein eignes sehr launiges Werk über die Irish Bulls geschrieben und darin eine maskirte Vertheidigung der Irländer geführt, denen die Engländer gern eine Schellenkappe aufsetzen †). (*Wilh. Müller.*)

BULL (John). Mit diesem Namen haben die Engländer eine Personifikation ihres Nationalcharakters bezeichnet, in welcher der derbe Humor dieses Volkes sich besonders durch die Selbstverleugnung kund gibt, welche dazu erforderlich ist, eine solche Figur, wie den John Bull, als seinen Repräsentanten darzustellen. Swift *) hat diesen Engländer aller Engländer zuerst in das Leben eingeführt, und seit der Zeit ist der Name John Bull zu einem Sprüchworte geworden, mit welchem der Engländer sein Volk und besonders den großen Haufen benent, wenn er dessen seltsamen und wunderlichen Charakter schelten oder verspotten will. Der geistreiche Amerikaner Washington Irving hat in seinem Skizzenbuche **) einen trefflichen Aufsatz über den John Bull geliefert, worin es heißt: In keiner Gattung des Humors sind die Engländer ausgezeichneter, als in derjenigen, welche im Karikiren und Spitznamengeben besteht. Auf diese Weise bezeichnen sie nicht allein Individuen mit launiger Keckheit, sondern auch ganze Nationen, und in ihrer Lust zu diesen Späßen haben sie sich selbst nicht verschont. Man sollte glauben, daß, wenn eine Nation sich personifiziren wollte, sie sich alsdann so groß und heroisch als möglich malen würde; aber es ist charakteristisch für jenen eigenthümlichen Humor der Engländer und für ihre angeborene Liebe zu Allem, was derb, komisch und hausbacken ist, daß sie ihre Nationalität zu einem alten starkleibigen und untersetzten Burschen verkörpert haben, welcher einen dreieckigen Hut, eine rothe Weste, lederne Hosen und einen dicken Eichenstock trägt. So haben sie ein besonderes Vergnügen daran gefunden, ihre Launen und Schwächen in ein lächerliches Licht zu stellen, und sie sind so glücklich in ihrer Zeichnung gewesen, daß wol kaum irgend ein wirkliches lebendes Wesen dem Geiste des Volkes so durchaus gegenwärtig seyn mag, wie jener originelle und seltsame John Bull. Die Engländer bedienen sich desselben gern zur Entschuldigung für ihre eigenen Wunderlichkeiten und Thorheiten. Wenn einer einmal ein wenig ungereimt oder unhöflich in seinen Reden ist, so bekent er offen, daß er ein wahrer John Bull sey und läßt sich nun nicht weiter stören. Geräth ein andrer über Kleinigkeiten

---

†) Essay on Irish Bulls, by R. L. Edg. and M. Edgeworth London 1802. 8.

*) In der bekannten Schrift: The History of John Bull, in welcher der Held ein Tuchmacher ist. **) Sketch Book. Vol. II. p. 219 ff.

in Zorn, so sagt er, John Bull sey ein alter Hitzkopf, aber, wenn der Sturm vorüber, behalte er nichts Arges zurück. Wenn er in seinem Geschmack Gefühllosigkeit gegen fremde Verfeinerungen zeigt, so dankt er Gott für seine Unwissenheit und tröstet sich mit John Bull; und wenn er im Auslande betrogen und geprellt wird, so nimt er die Miene der Großmuth an, denn auch John ist ja großmüthiger und freigebiger, als klug. Als ein wahrer Humorist ändert John Bull seine Züge und seine Haltung, so oft man ihn von einem neuen Gesichtspunkt betrachtet, und daher ist es schwer, ein allgültiges Porträt desselben zu entwerfen. Er hat mehr Laune, als Witz, ist viel mehr aufgeräumt, als fröhlich, mehr melancholisch als mürrisch; er kann leicht von einer Thräne überrascht werden und eben so leicht in ein lautes Lachen ausbrechen, aber er haßt die Sentimentalität und ist zu leichtfertigen Späßen ungeschickt. Er ist ein guter Gesellschafter, wenn man ihn in seiner Laune von sich selbst schwatzen läßt, und für seinen Freund gibt er, wenn es darauf ankomt, sein Leben und seine Börse Preis, sollte auch eine noch so derbe Tracht Prügel dabei zu holen seyn. So sorgt er in seiner Geschäftigkeit auch nicht allein für sich, sondern für die ganze Nachbarschaft umher, und vertritt gern einen jeden, der ihn um Beistand anspricht. Wenn er boxen sieht, kann er nicht still stehn, sondern schwingt seinen Stock nachdenklich und besinnt sich, ob es nicht seine Pflicht sey, sich in den Kampf zu mischen. Auf seine alten Rechte und Würden hält er sehr skrupulös und geht Keinem aus dem Wege, der sie nur von fern anrührt. Aber mit guten Worten ist ihm Alles abzunehmen, und oft gibt er seinem Gegner nach vollendetem Streite das freiwillig, warum sie sich lange bekämpft haben. In der Fremde spielt er gern den großen und reichen Mann, und auch sein Haushalt kostet viel, nicht aber, weil er äußern Glanz liebt. Denn er hält auf das Reelle und es wird erschrecklich viel Beef und Pudding bei ihm verzehrt. Er ist ein guter Herr und bezahlt und nährt seine Dienerschaft vortrefflich. Seine Wohnung ist altväterisch, aber bequem; auch wacht er streng darüber, daß die alte gute Lebensart seiner Vorfahren darin aufrecht erhalten werde, und nicht einmal ein Schwalbennest darf von seinem Hause abgestoßen werden. (*Wilh. Müller.*)

BULL, der Name zweier Eilande, die in Nordamerika an den Küsten des Stats Carolina belegen sind; auch führen diesen Namen 2 Eilande im Ohio. (*Hassel.*)

BULL (Georg), Bischof von St. David in England, aus einer alten adeligen Familie in Sommersetshire am 25. März 1634 zu Wells geboren. Seit seinem 14. Jahre studirte er zu Oxford, mußte aber nach 2 Jahren diese Hochschule verlassen, weil er den Eid nicht leisten wollte, den die Republik unter Cromwells Protectorat von den Akademikern verlangte. Er bekleidete verschiedene Predigerstellen, wurde 1678 Canonikus zu Glouсester, unter Wilhelm III. Friedensrichter, und 1705 Bischof zu St. David. Er starb am 28. Februar 1710. Die Würde seines Charakters, seine Gelehrsamkeit, besonders seine tiefe Kentniß der kirchlichen Alterthümer, seine liberale theologische Denkungsart und seine Mäßigung im gelehrten Streite erwarben ihm eine allgemeine Achtung. In seinen Schriften findet man manche freiere Äußerungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit und Person Christi, von der Genugthuung, Rechtfertigung u. Gnadenwahl, vom Abendmahl u. A. Den meisten Beifall fand seine Defensio fidei Nicaenae de aeterna divinitate filii Dei. Oxon. 1680; Amst. 1688. 4.; mit Zusätzen und gelehrten Anmerkungen von dem Professor Zola zu Pavia 1784. Bull zeigt in diesem Werke, daß die Bischöfe der Kirchenversamlung zu Nicäa keineswegs eine neue Lehre erfunden hätten, sondern blos der Lehre gefolgt wären, die ihnen von den Kirchenvätern der drei ersten Jahrhunderte überliefert war, die er zugleich von dem Verdachte arianischer Irrthümer freispricht. Bemerkenswerth sind ferner sein Judicium ecclesiae catholicae trium priorum saeculorum. Oxon. 1694. 4. Primitiva et apostolica traditio dogmatis in ecclesia catholica recepti de J. Chr. divinitate. Lond. 1703. fol. Harmonia apostolica. Ib. 1669. 4.; in der letztern Abhandlung, auf die einige Streitschriften folgten, vertheidigt er die Lehre des Apostels Jakobus von der Rechtfertigung durch die Werke. Eine Samlung aller seiner Werke gab J. E. Grabe 1703 zu London in Fol. heraus; dazu gehören seine Sermons and other discourses. Lond. 1714. Vol. III. 8. *). (*Baur.*)

BULLA. Blasenschnecke. Eine Schneckengattung, welche nach Linné's, von Gmelin und andern Zoologen angenommener Bestimmung die heterogensten Arten enthielt, die aber sodann, zumal von Lamarck, gesondert und in die Genera Physa, Bulimus, Achatina, Terebellum, Pyrula, Ovula, Bulla und Bullaea vertheilt worden sind. Cuvier zeigte in seiner trefflichen Abhandlung: sur les Acères [1]), daß die Genera Bulla, Bullaea *Lam.*, so wie das von Meckel entdeckte Doridium (Acera *Lam.*) dem innern und äußern Baue nach in so naher Verwandtschaft stehen, daß sie füglich als Glieder einer Gattung angesehen werden können, und sonach das merkwürdige Beispiel einer generischen Verbindung schalenloser und gehäusiger Mantelthiere darstellen. Derselbe führt auch sämtliche von ihm untersuchte Arten der gedachten drei Lamarckischen Genera, mit dem Vornamen Bulla auf, wählt jedoch inconsequenter Weise zur summarischen Bezeichnung der Gattung (die von ihm in „Règne animal" ausdrücklich als solche und nicht etwa als eine Familie oder nur als Untergattung aufgestellt wird) den Titel Acères, Akera *Müller.* — während Lamarck späterhin diese Acères Cuviers zu einer Familie unter dem Namen Bulleens erhebt, welcher er eben die oben genannten 3 Gattungen unterordnet. Wir

---

*) R. Nelsons life of G. Bull, with the hist. of his controversies. Lond. 1714. 8. Mém. de Niceron. T. I. 213. in der teutsch. Übers. Th. 2, 1. Bambergers Anekd. v. großbrit. Gel. 2. Th. 254. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud). Rößelt, in der theolog. Bücherkentniß §. 395, führt die Schriften an, welche gegen Bulls Defensio etc. erschienen sind.

1) Diese Abhandlung erschien zuerst in dem 16. Bande der Annales du Museum, sodann in den Mémoires pour servir à l'histoire et l'anatomie des mollusques. Paris 1817. Die von Cuvier nach ihrem äußern und innern Baue dargestellten Arten sind Bulla membranacea, oder carnosa, aperta, lignaria, Ampulla und Hydatis.

nehmen hier das Genus Bulla in dem Umfange wie Cuvier seine Acères und berücksichtigen gleich ihm die 3 Lamarckischen Genera nur als Untergattungen.

Demnach haben die (den Gattungen Aplysia, Dolabella und Pleurobranchus zunächst stehenden und gleich diesen zu den Kiemendachschnecken gehörenden) Bullen folgende allgemeine charakteristische Verhältnisse: der Körper ist ablang oder länglich, oben gewölbt, mit einem vordern abgesonderten, und einem hintern Fleisch- oder Hautschilde, welches letztere der Mantel ist; unten mit vollkommener, theils häutig erweiterter Bauchscheibe. Die vorn befindliche Mundöffnung bildet eine verticale Spalte, welche zu jeder Seite mit einer hornigen Lamelle (wie bei den Aplysien) besetzt ist und unten meist eine kurze mit kleinen zurückgebogenen Stacheln versehene Zunge enthält. Der Kopf ist undeutlich und ohne wirkliche Fühler, welche, wie Cuvier annimt, in das vordere Hautschild gleichsam verwandelt sind. Die Kiemen sitzen in Gestalt von wieder blätterig getheilten Blättern frei in einer Reihe an einem häutigen Längsstreifen zur rechten Seite des Rückens, und werden von dem eigentlichen Mantel dachförmig überdeckt. Dieser Mantel ist, nach Verschiedenheit der Untergattung entweder ganz schalenlos, oder er schließt eine zarte Schale ein, oder er wird, was der häufigste Fall ist, von einer äußern, größern, stärkern Schale überdeckt. Sie sind Zwitter. Die gemeinschaftliche, an der rechten Seite befindliche Öffnung des Oviductus und des Samenganges setzt sich mit einer äußern Furche (wie bei Aplysia) bis zur Basis der viel weiter nach vorn befindlichen Ruthe fort. Die Ruthe, welche sich lang ausstreckt, ist selbst nur mit einer äußern Furche (zur Leitung des aus der gemeinschaftlichen Geschlechtsmündung durch die erwähnte Seitenfurche des Leibes ihr zugeführten männlichen Samens) versehen. Der Magen ist muskulös und meist mit 3 harten Platten, welche zur Zermalmung der (in kleinen Schaltthieren bestehenden) Nahrung dienen, besetzt. Der After liegt hinter der Geschlechtsmündung unter dem Mantel. Die Schale, insofern sie vorhanden ist, stellt keine wirkliche gewundene Röhre, sondern nur eine mehr oder weniger eingerollte Platte dar.

I. Untergattung Doridium *Meckel.* (Les Acères proprement dites *Cuv.* — Acera [2]) *Lam.* Lobaria *Oken.*).

Der Körper eirundlich ablang; die Bauchscheibe an beiden Seiten (wie bei Aplysia) häutig, flügelartig erweitert; weder in noch auf dem Mantel eine Schale [3]). Der Mantel ragt hinten über den Fuß hinaus und ist da etwas ausgeschnitten. Die Kiemen stehen sehr weit nach hinten. Der Anfang des Nahrungskanals welcher die Rachenhöhle bildet, ist sehr weit und fleischig, aber ohne Spur von Zunge noch harter Stücke; derselbe kann rüsselartig zum Maule herausgeschoben werden. Die Magenwände weniger fleischig, auch ohne die harten Platten. Der After fast ganz am Hinterende unter dem Mantel. Diese Schneckenform ist zuerst und sehr genau von Fr. Meckel, und dann von Cuvier untersucht und beschrieben worden. Cuvier gibt nur eine Art an, da er nicht mehre zu beobachten Gelegenheit hatte; so auch Lamarck, welcher blos Cuviers Beobachtungen benutzt zu haben scheint. Meckel hat zwei Arten geschildert und wie es scheint mit vollem Rechte unterschieden; diese auch von Oken und Schweigger angenommenen Arten sind:

Bulla coriacea *N.* (Doridium coriaceum, Meckel Beiträge zur vergl. Anat. I. 2. p. 14. u. 33. t. VI. f. 12—21. — Lobaria coriacea *Oken.* — Akera coriacea *Schweigger*). Der Rand des vordern Hautschildes, so wie die Seitenhaut des Bauches, ist gefaltet und wulstig aufgeworfen; vorn am Kopf eine Spur von Fühlern. Zwischen dem weiten fleischigen Rachentheil des Nahrungskanals und dem Magen ist eine sehr deutliche dünnere Schlundstrecke. Das Thier ist etwa 1¼ Zoll rhein. lang, 6—7 Linien breit und 4—5 Linien hoch.

Bulla membranacea *N.* (Doridium membranaceum, *Meckel* l. c. p. 27. u. 33. t. VII. f. 1—8. — Bulla carnosa *Cuv.*, mem. sur les Acères t. II. f. 15—20. — Lobaria membr. *Oken.* — Akera membr. *Schweigger*). Das vordere Hautschild so wie die hier breitere Flügelhaut des Fußes ohne wulstigen gefalteten Rand. Nach Cuvier oben auf dem vordern Hautschilde ein paar braune, jedoch nicht immer deutliche Augen. Der Magen ist von dem fleischigen weiten Rachentheil des Nahrungskanals nur durch eine Strictur geschieden, ohne Spur eines Zwischenschlundes; und so unterscheidet sich nach Meckels vergleichender Untersuchung diese Art noch durch mehre anatomische Verhältnisse von der vorigen. Sie scheint auch etwas kleiner zu seyn; indessen sind die von Cuvier beschriebenen Exemplare nach den Abbildungen größer als die von Meckel dargestellten.

Beide Arten wurden von den genannten Naturforschern nach Stücken aus dem Museum zu Florenz untersucht; sie leben im mittelländischen Meere.

II. Untergattung, Bullaea *Lam. Cuv.* (Lobaria *Müller. Gmelin. Oken*).

Der Körper länglich, der Rand der Bauchscheibe verdickt aufgeworfen, nicht flügelartig. Das vordere Hautschild ohne deutliche Theilung, das hintere oder der Mantel schließt eine äußerlich unsichtbare Kalkschale ein, welche ganz lose in einer, ihrer Figur entsprechenden, Höhlung oder Scheide liegt. Diese Schale ist eine abgerundete, sehr dünne, fein gestreifte, etwas durchscheinende, weiße Platte, welche nur eine leichte Biegung als Spur oder Anfang von Spiralwindung zeigt, und deren Mündung daher fast so breit als sie selbst ist. Die vorderste fleischige Partie des Schlundes ist viel unbeträchtlicher als bei Doridien, die Zunge sehr klein. Der Muskelmagen mit 3 ansehnlichen steinigen Platten in den Wänden; zwei paarigen und einem unpaaren; die ersten von dreieckiger die letzte von rhomboi-

2) Es ist schon die Familie der Arachniden oder eine Abtheilung derselben Acera (plur.) genant, auch von Robert Brown einer Pflanzengattung der Titel Aceras (sollte Aceros heißen) gegeben worden, und da überdem eine Art dieser Untergattung eine Spur von Fühlern haben soll, so scheint der erste Name, Doridium, den Vorzug zu verdienen. 3) Cuvier bemerkt jedoch, daß dieser Mantel nicht nur die Form einer Blasenschneckenschale nachahme, und sich etwas einrolle, sondern auch einen innern leeren Raum habe, in welchem sich vielleicht ein kalkiger Stoff zu gewissen Jahreszeit so wie bei Limax absetzen könne.

palischer Figur. — So ist es bei der einzigen, ihrem Baue nach näher bekannten Art:

Bulla aperta *Linn. Cuv.* (Bullaea aperta *Lam.* Lobaria quadriloba *Müller. Gmelin.* Lob. bullata *Oken.* Phylline quadripartita Ascan. — abgebildet in Müll. Zoolog. Danica. III. t. 101. f. 1 — 3. und in *Cuvier* Mem. sur les Acuères t. 1. f. 1 — 12.). Dieses Thier, welches in der Gmelin'schen Ausgabe des Linné'schen Natursystems einmal als Bulla, alsdann als Lobaria aufgeführt ist, stellt einen merkwürdigen verbindenden Übergang von der ganz schallosen ersten Untergattung zu der folgenden dar, bei welcher sich eine äußere vollkommene Schale ausgebildet hat. Es lebt in sehr verschiedenen Meeren, als im Nordmeer, im mittel- und adriatischen Meere, am Vorgebirge der guten Hoffnung und selbst an Neuholland. Plancus, Fab. Columna und Zinanni berichten, daß es gleich manchen andern Schnecken, bei der Berührung einen blutrothen, die Finger färbenden Saft von sich gebe, welchen Cuvier für eine Absonderung des Mantelsaumes hält. Die Schale wird mit dem Namen Oblate, offene Blase, Theelöffel, belegt. (Chemnitz X. p. 119. t. 146. f. 1354. 1355.). Adanson's Sormet ist unstreitig eine hieher gehörige, von B. aperta aber vermuthlich verschiedene Art.

III. Untergattung, Bulla *Lam.*, Blasenschnecken im engern Sinne.

Diese haben eine vollkommene äußere unbedeckte Schale, welche auf dem Mantel liegt und durch einen Muskel am Thiere befestigt ist. Die Schale ist meist eirund kugelig, das Gewinde ist mehr oder weniger versteckt; die Mündung hat die Länge der ganzen Schale; die Außenlippe mit scharfem Rande. Das vordere Hautschild des Thieres theilt sich bei einigen in 4 Lappen, welches Cuvier eben für Fühlerbildung hält, daher derselbe dieses Fleischschild überhaupt als durch Verschmelzung von Fühlern entstanden ansieht und disque tentaculaire nent. Der Rand der Bauchscheibe ist nicht in Lappen oder Wülste erweitert. Sonst ist die äußere Bildung wenig von der der vorigen Untergattung verschieden. Stellung der Kiemen, der Geschlechtsöffnung und des Afters wie dort. Im Maule eine kurze Stachelzunge. Der Muskelmagen immer mit 3 harten Stücken. Das Thier kann sich ganz oder fast ganz in die Schale zurückziehn, was Bullaea nicht vermag. Die Arten sind ziemlich zahlreich, z. B.

Bulla lignaria *Linn. Lam.* Die Holzblasenschnecke, das Zimmetröhrchen, die Papiertute. (*Cuv.* l. c. t. II. f. 7—10. Martini I. t. 21. f. 194. 195.). Die Schale länglich, hinten viel schmäler, äußerlich fein quergestreift, braun, blaßbraun oder gelblich. Die Mündung hinten ausgeschnitten. Man sieht von der Mündung in die offene Höhlung der innern verborgenen Windungen; die Schale wird über 2 Zoll lang. Am vordern Hautschild des Thieres keine Spur von Lappen oder Theilung; auch ist der hintere Rand desselben kaum gelöst, und der vordere Rand des Mantels ragt darüber. Diese Schnecke lebt in europäischen Meeren, besonders im Mittelmeer. Der mit 3 harten Platten besetzte Magen ward für eine eigene Muschelgattung, Gioenia, auch Tricla genant, ausgegeben.

Bulla Ampulla *L. Gmel. Lam.* Das Kiebitzei (*Cuvier* l. c. t. 2. f. 1—6. *Gualtieri* Test. t. 12. f. E. Martini t. 21. f. 188.—193.). Gehäuse eirund kugelig, bauchig, glatt, glänzend, bräunlich, auch graulich gewölkt und gespritzelt, mit genabeltem Wirbel; die Höhlung der Windungen ist nicht von der Mündung aus zu sehen; wird an 2 Zoll und darüber lang; variirt in der Zeichnung und Farbe; manche Schalen haben dunkle Wolkenzeichnung wie Gebirgsketten (sogenannte Alpengebirge). Das vordere Hautschild des Thieres ist hinten wie vorn gelöst, viereckig und vierlappig getheilt. Die drei harten Stücke in den Wänden des Muskelmagens sind von dunkel schwarzer Farbe und unregelmäßig elliptischer Gestalt, an beiden Enden zugespitzt; jedes hat drei der Magenhöhle zugekehrte Flächen. Das Gehäuse dieser Schneckenart ist eins der gemeinsten in unsern Samlungen; sie lebt im indischen und amerikanischen Ocean.

Bulla striata Brugu. *Lam.* (Martini I. t. 22. f. 202—205. *Lister* Conch. t. 714. f. 72. *Gualtieri* Test. t. 12. f. F.). Die Schale eirund ablang, nach vorn quergestreift, dick, opak, kleiner wie vorige, von welcher sie gewöhnlich nicht als Art unterschieden wird und der sie auch in der Färbung sehr ähnlich ist. Die Länge 13 Linien. Im Mittelmeer, an Afrika, auch an den Antillen.

Bulla Naucum *Linn. Lam.* Das Taubenei, die weiße gestreifte Blasenschnecke. (*Gualt.* t. 13. f. GG. — Martini I. t. 22. f. 200. 201.). Die Schale rundlich zart, an beiden Enden etwas genabelt, fein quergefurcht, von milchweißer Farbe, 12 bis 16 Linien lang. An Afrika und im indischen Ocean. Dieses Schneckengehäuse ist fast so weiß und zart wie das der Bulla aperta; man sollte glauben, es stecke wie letzteres im Mantel des Thieres.

Bulla Physis *Linn. Gmel. Lam.* Die Prinzenflagge, Seefahne. (*Gualt.* t. 13. f. F. F. — Martini I. t. 21. f. 196—198.). Die Schale rundlich oval, zart, etwas durchscheinend mit sichtbarem kleinen Gewinde, weißlich mit braunen parallelen Querlinien, 14 Linien lang; im indischen Ocean.

Bulla Velum *Gmel.* Die Negerflagge. (Bulla fasciata Brugu. *Lamarck.* — B. Amplustra *Born.* — Chemnitz X. t. 146. f. 1348. 1349. Die Schale fast kugelig, zart, zerbrechlich, durchscheinend, graulich oder blaßbräunlich, mit meist 4 braunen Querbändern, von welchen die beiden mittlern eine weiße Binde einschließen. Länge 13 Linien. Diese von den Conchologen wegen ihrer Schönheit und Seltenheit geschätzte und zumal in unverbleichten und vollständigen Exemplaren selten vorkommende Schnecke wird im indischen Ocean gefunden.

Bulla Amplustra *Linn. Gmel.* Die Admiralsflagge, der Rosenknopf. (B. Aplustre *Lam.* — Chemnitz X. t. 146. f. 1350. 1351.). Die Schale eirundlich, glänzend, glatt, zart, mit zwei rosenfarbenen oder fleischröthlichen, dunkelbraun eingefaßten Querbinden auf weißem Grunde. Länge nur etwa 9 Linien. Die

zierliche, eben nicht gemeine Schale kömt aus ostindischen Meeren.

Bulla Hydatis *L. Gmel. Lam.* Die Wasserblase, weiße Oblate (*Cuvier* l. c. t. II. f. 11—14. — Martini I. t. 21. f. 199. Chemnitz IX. t. 118. f. 1019. *Gualtieri* t. 13. f. DD.). Die Schale eirundlich, zart, durchscheinend, schwach der Länge nach gestreift, gelblich mit sehr feinen, theils kaum merklichen Querlinien. Nur 7 Lin. lang. Im Mittelmeer, auch an englischen und schwedischen Küsten und in der Südsee (wenn dieselbe Art?). Das Thier gleicht sehr der Bulla Ampulla; das vordere Hautschild ist vierlappig wie dort. Die 3 Knochenstücke in den Wänden des Muskelmagens sind klein, von dreieckiger, ziemlich gleicher Gestalt und schwarzer Farbe.

Zur Gattung der Blasenschnecken gehören auch mehre fossile Arten; z. B. Bulla ovulata, striatella, cylindrica, coronata, s. *Lamarck* hist. nat. d. anim. sans vertèbres, VII. p. 532. — Annal. du museum IV. 219. VIII. t. 59.

Was die Arten betrifft, welche, wiewol sie von Linné, Gmelin und Andern zu Bulla gezählt wurden, jetzt in ganz andere Gattungen und Familien eingeordnet worden sind, so gehören z. B. Bulla Ovum, verrucosa, cornea, gibbosa, Spelta, birostris, Volva *Lin. Gmel.* zur Gattung Ovula *Lamarck.* — Bulla Zebra *Gmel.* so wie Bulla oblonga, ovata *Chemnitz* zu Bulimus *Lam.* — Bulla achatina, Zebra *Chemn.* purpurea fasciata, virginea, voluta, stercus pulicum, dominicensis *Gmel.* et *Chemn.* zu Achatina *Lam.* — Bulla Ficus, Rapa *Linn. Gmel.* zu Pyrula *Lam.* — Bulla fontinalis, hypnorum, turrita, gelatinosa *L. Gmel.* zu Physa *Lam.* — Bulla Terebellum *L.* zur Gattung Terebellum *Lam.* (*Nitzsch.*)

Bulla in d. Entomol., s. Gryllus.

Bullaea, s. Bulla.

Bullamer, s. Sierra Leona.

BULLANT (Jean), dessen Blüthe in die Mitte des 16. Jahrh. fällt, und der noch im J. 1573 lebte, war einer der ersten franz. Architekten, welcher in seiner Kunst die schönen Verhältnisse des Alterthums wieder herzustellen bemüht war. Theoretisch suchte er dies in seinem Werke: Reigle généralle d'architecture des cinq manières, à savoir tuscane, dorique, ionique, corinthe et composite, à l'exemple de l'antique (Par. 1568. F. m. K.); praktisch hat er es vorzüglich gezeigt an dem Bau des Schlosses von Ecouen. Der Altar in der Kapelle dieses Schlosses, jetzt im Musée des Petits-Augustins, zeigt sein Kunstvermögen als Bildhauer in den Basreliefs seiner vier Seiten. Hierin war er nicht so selbständig als in der Baukunst, sondern arbeitete in der Manier von Rosso. Seine kräftige Zeichnung gränzt an das Wilde, die Stellungen seiner Figuren sind bisweilen zu gesucht, die Ausführung nicht ohne Trockenheit. Man hat von ihm auch ein Werk über die Sonnenuhren (1561. 4.), welches Claude de Boissière im J. 1608 mit Zusätzen neu herausgab. (*H.*)

BULLARIA, nannte Candolle eine Art Staubbrand, die er deswegen von Uredo trennte, weil sie am Stengel der Umbellaten, und nicht wie Uredo, auf Blättern vorkommt. Es ist Uredo bullata Pers., welche wir deswegen nicht als besondere Gattung betrachten können, da mehre Uredines an Stengeln und Halmen erscheinen. (*Sprengel.*)

BULLART (Isaak), geb. zu Rotterdam 1599, gest. 1672, Vogt der Abtei St. Waast, und nach Vereinigung der Provinz Artois mit Frankreich, Ritter des Ordens des heil. Michael, hat sein Andenken erhalten durch ein Werk, das, obschon die Arbeit mehr als 30jährigen Fleißes, bei seinem Tode noch unvollendet war, aber von seinem Sohne Jacques-Benigne vollendet und herausgegeben wurde: Académie des sciences et des arts, contenant les vies et les éloges historiques des hommes illustres de diverses nations (Par. 1682. 2 Bde. F. m. 249 Bildnissen von Larmessin und Boulonnois). Die späteren Ausgaben enthalten blos neue Titelblätter. (*H.*)

BULLAU, Mainbullau, in dem königl. baier. fürstlich-leiningenschen Amte Miltenberg, ½ St. vom Main, und 1 St. von der Stadt Miltenberg, zum Unterschiede des erbachischen Dorfes gleiches Namens, Mainbullau genant. Dadurch merkwürdig, daß nicht weit davon, am Abhange des Gebirges in das Mainthal, 14 Säulen unter dem Namen der Hainsäulen bekant, liegen. Sie sind von den Sandsteinen des Berges, wo sie liegen, ausgehauen, haben gleiche Durchmesser, ihre Länge aber ist verschieden; sie steigt von 13 bis 27½ Fuß. An einigen bemerkt man viereckige, nicht ganz einen Schuh lange, aus der Rundung hervorstehende Zapfen, woran man vermuthlich Maschinen zum Wenden und Fortbringen der Säulen befestigen wollte. Einige halten sie für ein Werk der Römer. Schneider*) meint: Karl der Große habe vielleicht eine Brücke über den Main damit bauen wollen; ein Architekt wird aber diese Bestimmung nicht glaublich finden. Eine Brücke auf Säulen ruhend möchte der Gewalt des Stromes, besonders bei Eisgängen, schlechten Widerstand leisten. Sie können übrigens eben sowol ein Werk der Teutschen als der Römer seyn. Man nent sie aber auch Hunnensäulen, und unter diesem Namen stehen sie auch auf der großen haasischen Situationscharte von Miltenberg. Dieselben könnten also auch ihren Ursprung von den Hunnen haben. Doch ist von allem dem nichts Gewisses zu behaupten. (*Dahl.*)

BULLAU, Waldbullau, ein in der Graff. Erbach und im Odenwalde, 2½ St. von Michelstadt, wohin es eingepfarrt ist, und als Amtsort gehört, auf einer anmuthigen schönen Anhöhe von beträchtlichem Umfang gelegenes Dorf von nur 24 Häusern mit 176 Einw. scheint den Römern schon bekant gewesen zu seyn; wenigstens haben sie sich daselbst aufgehalten, und eine Abtheilung der achten Legion hatte dort ihr Standquartier. Den Beweis hievon liefert die nachfolgende, auf einer Ara angebrachte, und in der Kapelle des Dorfes eingemauerte Inschrift, wo sie der Hofmeister des Grafen Eberhards von Erbach im J. 1519 zuerst entdeckte und bekant machte. Graf Georg Ludwig von Erbach-Fürstenau schenkte diesen merkwürdigen Stein dem Museum in Mannheim, und ließ dessen Stelle in der Kapelle durch eine Kopie ersetzen.

*) In der Erb. Hist. Urk. Nro. 36 zum dritten Satz.

Was Lamey [1]) darüber geschrieben hat, verdient gelesen zu werden. Eine getreue Zeichnung der ganzen Ara findet man auch bei Knapp [2]). Die Inschrift steht auf demselben wörtlich also:

FORTVNAE
L. FAVONVS
SECCIANVS
7. LEG. VIII. AVG.

Diesemnach war dieser Altar der Göttin Fortuna zu Ehren von dem Hauptmann der achten römischen Legion, Lucius Favonius Seccianus errichtet worden [3]). Auch ein viereckiger Altar mit schlecht gearbeiteten, und von der Zeit sehr mißhandelten Figuren, welche die Bildnisse von Herkules, Minerva, Fortuna und Merkur vorstellen sollen, ward hier, der Sage nach, aufgefunden, erst nach Michelstadt, und dann nach Eulbach in den dortigen herrschaftlichen Garten versetzt [4]).

Schon zu den Zeiten der Karolinger gehörte Bullau zu der Celle oder Kellerei Michelstadt, welche Kaiser Ludwig der Fromme im J. 814 dem berühmten Eginhard und seiner Gemalin Emma oder Imma schenkte. In der Bestätigungsurkunde des K. Heinrichs V. der Schenkung von Michelstadt an das Kloster Lorsch (von Eginhard im J. 819 ertheilt) kömt unter den zugehörigen Orten auch Bullau vor. In der Folge kam es an das Kloster Steinbach (bei Fürstenau), welchem vom Papste Gregor IX. im J. 1232 der Besitz desselben bestätiget wurde. Zu den Zeiten der Reformation wurde das Kloster Steinbach aufgehoben, und kam samt seinen zugehörigen Gütern, worunter auch Bullau war, an die Grafen von Erbach. Gegenwärtig gehört Bullau zu dem gräflich-erbach-fürstenauischen Amte Fürstenau und Michelstadt, unter großherzogl. hessische Souveränität. *(Dahl.)*

BULLE, bulla, ein lateinisches Wort, dem nur in der Urkundensprache andere Bedeutungen beigelegt worden. Die früheste scheint: Siegel, gewesen zu seyn, und zwar sowol für das Werkzeug genommen, womit gesiegelt wird, den Stempel, als für den Siegelabdruck. In der ersten Beziehung ist auch von dem Träger, oder Bewahrer der königlichen Bulle, statt Siegelbewahrer, in alten Schriften die Rede. Doch wird sich in den Besiegelungsformeln der Urkunden selbst das Wort: **bulla** sehr selten gebraucht finden. Statt dessen war „**annuli impressione**" üblicher, besonders in den Kanzelleien der teutschen Kaiser und Könige, obwol auch die Formeln vorkommen: **nostrae imaginis bulla**, oder **sub aurea nostra bulla**. — Bestimmter noch ward unter Bulle ein anhängendes Siegel verstanden, und dieser Begriff nachher auf ein in Metall ausgedrucktes Siegel eingeschränkt. Seitdem ward von goldenen, von bleiernen Bullen geredet. Von silbernen Bullen will man auch Beispiele gefunden haben, auch wol von Erz, oder Zinn. Doch ist zweifelhaft, ob nicht Siegelstempel mit Siegelabdrücken verwechselt worden.

Goldene Bullen sind wahrscheinlich von dem Hofe der griechischen Kaiser zu Konstantinopel, an die Franken und Ungarn gekommen. Bei den teutschen Kaisern kamen sie durch die Ottonen auf. Vielleicht gab die Verbindung Otto's II. mit der griechischen Kaisertochter Theophana dazu den nächsten Anlaß. Die erste bekannte ist von deren Sohn Otto III. von 983, gegen deren Daseyn doch auch noch Zweifel angeregt werden. Seitdem sind die goldenen Bullen bei den teutschen Kaisern bis auf die neuesten Zeiten üblich geblieben, doch nur bei wichtigen Urkunden; wenn sie nicht, als besondere Vergünstigung und der dafür zu entrichtenden Taxe wegen, ausnahmsweise auch wol den weniger wichtigen Ausfertigungen, angehängt worden. Nur von den teutschen Königen während des so genannten großen Zwischenreichs sind bis jetzt keine bekant. — Teutsche Reichsfürsten haben sich nie goldener Bullen bedient, wol aber Könige anderer Staten, auch italiänische Fürsten und die Republik Venedig. — Anfangs waren die goldenen Bullen massiv, münzartig geprägt, doch zum Anhängen an Urkunden zugerichtet. Die Größe und Schwere hing von der Eitelkeit und Prachtliebe, oder Sparsamkeit der Herren ab, welche sich einer goldenen Bulle bedienten. Auch ward wol nach der höheren Würde dessen, an den die Urkunde gerichtet war, ein größerer Stempel zur Bulle gebraucht. So wird einer griechischen Kaiserbulle erwähnt, welche dem teutschen Kaiser Heinrich III. zugekommen, woraus ein goldener Kelch für eine Kirche in Goslar verfertigt werden konnte. Die Bullen K. Christiern V. von Dänemark sollen 20 Unzen Gold an Gewicht enthalten haben. — Doch kann man annehmen, daß die ältesten die Größe unserer gewöhnlichen einfachen Goldmünzen, oder eines doppelten Dukaten nicht viel übersteigen. Dagegen hatten die Bullen K. Karl IV. im Umfange schon beträchtlich mehr als ein Species- oder Conventionsthaler, und die seiner Nachfolger hatten zuletzt 6—7 Zoll im Durchmesser. — Seitdem scheint es auch aufgekommen zu seyn, die goldenen Bullen nicht mehr massiv zu fertigen, sondern aus zwei dünnen goldenen Platten zusammen zu setzen, deren jede eine Seite des doppelten münzartigen Siegels erhaben darstellt. Beide Platten sind durch ein stärkeres an zwei Zoll hohes Blech vom nämlichen Metall, oft auch wol nur stark vergoldet, so verbunden, daß die ganze Bulle einer Kapsel ähnlich siehet. Durch diese Einfassung läuft auch die Schnur, mit welcher die Bulle an die Urkunde befestigt ist. Der leere Raum zwischen beiden Platten ist mit Wachs oder einer ähnlichen Materie ausgefüllt, auf deren Oberfläche doch auch die beiden Seiten des Siegels ausgedruckt sind, so daß wahrscheinlich das Stempeln der Platten erst geschiehet, wenn der Ring schon ausgegossen ist. Hiedurch wird auch die ganze Bulle zusammengehalten, indem die Platten nicht durch Löthen an den Ring befestigt sind [1]). — Mit diesen goldenen Bul-

1) In Actis Acad. Palat. T. I. 2) Römische Denkmale des Odenwaldes, Tab. IV. Fig. 4. 3) Die achte Römer-Legion, mit dem Beinamen Augusta (nicht Augusti) kam im J. 70 nach Chr. Geb. mit der sechsten Legion an den Rhein, und blieb lange Zeit in Teutschland; denn man findet noch im 5. Jahrh. Spuren ihres Daseyns. (Fuchs M. G. II, 11. 12.). 4) Knapps Denkmale des Odenwaldes, §. 32. 33. 34.

1) So sind wenigstens die Fürstenbriefe des nassau-ottonischen Stamms beschaffen, deren nähere Untersuchung das Abfallen der einen Platte zuließ.

len sind aber die in metallene, gewöhnlich nur stark vergoldete, Kapseln, eingegossenen kaiserlichen Siegel von rothem Wachs nicht zu verwechseln. Sie gehören zu den einseitigen hängenden Siegeln, und wurden zu minderwichtigen Sachen gebraucht, oder auch, wenn der, welcher die Ausfertigung einer Urkunde suchte, die höhere Taxe für eine Bulle zu zahlen nicht geneigt war[2]). — Weit älter und häufiger, als der goldenen, ist der Gebrauch der bleiernen Bullen. Sie sind, mit wenigen einzelen Ausnahmen, rund und immer massiv. Sie haben senkrechte Öffnungen, durch welche der Riemen, oder die Schnur, womit sie an die Urkunde befestigt werden, gezogen ist. — Ob schon die Kaiser Roms, Trajan und seine Nachfolger sich bleierner Bullen bedient, möchte wol noch einer nähern Untersuchung bedürfen. Zuverlässiger ists dagegen, daß sie von den Päpsten wol schon im 7. Jahrh. gebraucht worden, und ganz unbezweifelt, daß sie seitdem in den päpstlichen Kanzleien bei feierlichen Ausfertigungen die Stelle anderer Siegel fast ausschließlich vertreten. Einzele Beispiele vom Gebrauch goldener Bullen durch Päpste sind kaum in Anschlag zu bringen. — Die Karolinger und einige teutsche Kaiser und Könige bis auf Konrad II. ahmten die Päpste nach und bedienten sich bleierner Bullen, doch wol hauptsächlich nur bei Ausfertigungen in Rom oder Italien. — Bei teutschen weltlichen Fürsten waren sie nie üblich, wol aber bei einzelnen Bischöfen und Äbten, auch ganzen Kirchenversamlungen. — Ihr Gebrauch ist aber längst abgekommen, und wenn jetzt noch die Rede davon ist, so sind immer päpstliche Bullen zu verstehen. Obwol aber die Päpste seit dem 8. Jahrh. bis auf den heutigen Tag die bleiernen Bullen stets beibehalten haben; so ist doch das Gepräge derselben unter verschiedenen Päpsten nicht immer das nämliche geblieben. Das gewöhnlichste seit dem Ende des 11. Jahrh. zeigt auf der Hauptseite die Köpfe der Apostel Paulus und Petrus, der erste zur Rechten, der andere zur Linken nebeneinander gestellt, mit einem Kreuz dazwischen, und über den Köpfen die Aufschrift in Siglen: S P A und S P E, welche vielleicht am richtigsten durch Sanctus Paulus Apostolus, und Sanctus Petrus Episcopus gedeutet worden, obwol andere P A für Paulus, und P E für Petrus lesen. Die Rückseite enthält nichts als den Namen des Papstes mit der Sigle: P P (Papa) und der Namenszahl, z. B. auf einer Bulle von 1304 Benedictus P͡P ! XI. Eine Ausnahme hievon machen die einseitigen Bullen, deren sich die Päpste in der Zwischenzeit nach ihrer Wahl und vor ihrer Weihung oder Krönung bedienen. Die Hauptseite ist nur mit den Apostelsköpfen gestempelt, die Rückseite aber noch leer. Diese werden daher auch Halbbullen genant, im Latein. heißt eine solche bulla blanca, auch defectiva. — Das Befestigen der senkrecht durchbohrten Bullen an die Urkunde geschieht mittelst einer vor dem Stempeln durchgezogenen Schnur, wozu aber, dem Kanzleigebrauch nach, bald eine roth und gelbe seidene, bald eine hänfene gedrehte Schnur genommen wird, nach Verschiedenheit des Inhalts einer Urkunde selbst. Zu den Provisionsbullen z. B. wird eine seidene, zu den Executionsbullen eine hänfene Schnur gebraucht.

Ungeachtet hier der Ort nicht ist, über die bleiernen Bullen der Päpste noch weiter ins Einzelne einzugehen und die kleineren Abweichungen von der gewöhnlichen Gestaltung alle anzugeben, welche in frühern und späteren Zeiten, bald der eine, bald der andere neugewählte Papst in der für ihn bestimmten Bulle sich erlaubte; so verdient doch die des P. Paul II. eine Ausnahme. Sie gehört zu den eigentlichen diplomatischen Seltenheiten, hat mit den gewöhnlichen Bullen kaum etwas mehr als die runde Gestalt und das Metall gemein, Abbildungen derselben sind nicht bekant, selbst eigentliche Diplomatiker erwähnen ihrer nicht, oder doch nur unvollständig und mit Unrichtigkeiten. Mabillon[3]) und unser ehrwürdiger Gatterer[4]) sind hier nicht auszunehmen. Ihre kurzen Beschreibungen zeigen schon, daß ihnen nie, weder ein Original, noch eine richtige Zeichnung, zu Gesicht gekommen. — Paul II. ein stolzer venezianischer Edler, dem manches nur darum misfiel, weil es so von seinen Vorfahren auf ihn gebracht war, mochte auch an den wirklich unförmlichen und geschmacklosen Bullen derselben keinen Gefallen finden. Wenn diese unregelmäßig gestaltet sind und einer plattgeschlagenen Bleikugel ähnlich sehen, so ließ er der seinigen die völlig runde Form einer mit einem Rand versehenen Münze in der Größe eines Reichsguldens geben. Auf der Hauptseite ist er selbst in ganzer Figur, mit der Krone und dem übrigen Ornat auf einem Throne sitzend, wahrscheinlich zur Nachahmung der Majestätssiegel, abgebildet. Zu beiden Seiten des Throns sitzt ein Kardinal ebenfalls im Ornat und mit dem Kardinalshut bedeckt. Auf den Stufen des Throns und neben demselben knien einige Gläubige, welche zum Fußkuß, wie es scheint, zugelassen werden sollen, ihrer Kleidung nach weltliche. Mehre stehen noch im Hintergrunde. Auf der linken Seite am oberen Rande herunter stehet die Aufschrift: Paulus P͡P. II. Auf der Kehrseite sind die Apostel Paul und Peter, ebenfalls sitzend in ganzer Figur gegen einander über, der erste ein Schwert, der andere einen Schlüssel in der Rechten, jeder in der Linken ein Evangelienbuch haltend. Zwischen ihren Beinen stehet von unterem Rand herauf ein Pilgerkreuz auf einem Gestell. Vom oberen Rand herunter zwischen ihnen durch läuft in zwei Colonnen die Aufschrift: S. Paulus, S. Petrus, wovon die drei letzten Buchstaben durch die Figuren bedeckt sind. Die Köpfe der Apostel sind mit einem Heiligenschein umgeben. — Das Exemplar dieser merkwürdigen Bulle, von welchem die Beschreibung genommen ist, befindet sich an einer Urkunde vom J. 1471 mit einer roth und gelben seidenen Schnur befestigt, in dem nun auch zerstückelten oranischen Landesarchiv in Dillenburg. Der Inhalt der Pergamentbulle ist eine päpstliche

2) Abbildungen von ältern kaiserl. Bullen finden sich, von Karl IV. in v. Olenschlager's Erläut. der G. B. Karl IV. am Ende des Urk. Buchs; von Sigismund, als römischen König, und als Kaiser in Meusel's Gesch. Forscher. Th. IV. S. 120 u. 125.

3) de re dipl. p. 129.

4) Abriß der Diplom. S. 312. G. ist sogar geneigt, sie nicht für eine päpstliche, sondern für eine Synodalbulle zu halten.

Erlaubniß für Gr. Johann V. von Nassau und seine Gemalin, vor einem tragbaren Altar an ungewöhnlichen Orten Messe lesen zu lassen. Der Anfang ist: Paulus eps seruus seruorum dei Dilecto filio Nobili Dno Johanni iuueni (sein Vater lebte noch) Comiti de Nassow et de Dyetze Treuerens. dioc ac dilecte in Xto filie Nobili mulieri Elsbeth van Hessen, (des Landgr. Heinrich von Hessen Tochter) eius vxori Salt et apticam ben. Am Schluß: Dat. Rome apud Sanctum petrum Anno Incarnationis dominice Milles. quadringentes. septuagesimo primo quinto Non. Maji Pontificatus nri Anno septimo. Contrasignirt: Marcellus. Gatterers in der Note angef. Zweifel wird hiedurch gehoben. Der Seltenheit und schönen Zeichnung wegen wird eine Abbildung dieser Bulle beigefügt, welche ganz getreu nach dem Original gezeichnet ist. — Eine andere, doch von der ersten hergenommene Bedeutung hat das Wort Bulle, indem darunter auch die, statt eines gewöhnlichen Siegels, mit einer Bulle beglaubigte Urkunde selbst zu verstehen ist. In diesem Sinne wird dann auch das Wort: goldene Bulle von Urkunden, die mit diesem Metall beglaubigt sind, gebraucht, und besonders ist unter diesem Namen die goldene Bulle K. Karl IV. bekant, wovon, als einem Grundgesetz des ehemaligen teutschen Reichs, in statsrechtlicher Hinsicht bei der Reichsverfassung von Teutschland zu reden seyn wird. Am bekanntesten sind unter dem Namen Bullen, die päpstlichen, die auch bis auf den heutigen Tag unter dieser Benennung allein noch vorkommen. Sie sind die eigentlichen Urkunden der Päpste, indem die Breven meistens eher unter Rescripte und Briefe zu ordnen sind. Doch ward in früheren Zeiten, mehr noch, als jetzt, ein Unterschied zwischen kleinen und großen Bullen gemacht, und der letzten waren wieder drei Arten, eigentliche Consistorialbullen, Pancarten und Privilegien. Jede hatte ihre Eigenheiten in der Art der Ausfertigung. Seit dem 14. Jahrh. hört aber diese Verschiedenheit großentheils auf. Ungeachtet es noch an einer eigentlichen und vollständigen päpstlichen Diplomatik fehlt, und die Regeln, welche die päpstliche Kanzlei bei den verschiedenartigen Ausfertigungen beobachtet, nicht genau bekant sind, so lassen sich doch mancherlei Kenzeichen der eigentlichen, zumal der feierlichen Bullen angeben. Es gehört dahin: 1) daß sie, mit gar wenigen einzelen Ausnahmen, von jeher in lateinischer Sprache ausgefertigt worden. 2) Bis in die Mitte des 12. Jahrh. war die lombardische, später die neugothische Schrift üblich. 3) Anrufungsformeln, wie sie ehedem besonders im Gebrauch waren, als In nomine S. Trinitatis etc. kommen in Bullen nicht vor. Sie fangen vielmehr 4) mit dem Namen des Papstes an, doch ohne Beifügung der Namenszahl. 5) Der Titel ist nicht, wie in Breven Papa, sondern Episcopus, servus servorum Dei. 6) Dem Titel folgt gewöhnlich eine Anrede und Begrüßungsformel, als: dilecte fili, venerabilis frater, dilectis in Christo filiabus u. s. w. nach Verschiedenheit der Personen und ihres Standes, mit dem Gruß: Salutem et Apostolicam benedictionem, oder der Formel: in perpetuum, ad perpetuam memoriam. 7) Die Eingangsformel gibt den Anlaß und die Beweggründe zum Erlaß der Bulle an, z. B. Religiosis locis, que specialiter b. Petri iuris existunt propensius in suis volumus iustitiis providere, vt persone in eis divinis mancipate obsequiis eo liberius observantie sue professionis insistant, quo ab iniuriis malignantium protectione Apostolica attentius se viderint premuniri; oder, wie P. Lucius III. zu den quedlinb. Stiftsdamen sagt: Prudentibus virginibus que sub habitu religionis per opera sanctitatis iugiter se preparant obuiam ire sponso, presidium debet Apostolicum impertiri, ne forte cuiuslibet temeritatis incursus aut eas a proposito reuocet, aut robur, quod absit, sacre religionis infringat. Ea propter dilecte etc. — Diese macht dann den Übergang zum eigentlichen Text mit: Ea propter oder Inde est u. s. w. wobei häufig die erste Anrede wiederholt wird. 8) Ist im Texte, der einzele Personen, oder Kirchen und Stifter, oder die ganze katholische Kirche rc. betreffen kann, von Päpsten überhaupt, oder von der päpstlichen Macht die Rede, so wird nicht Papa oder Episcopus, sondern Pontifex — auch mit dem Zusatz Romanus, und Auctoritas Apostolica gebraucht. 9) Beglaubigungs- oder Besiegelungs- und Zeugenformeln kommen nicht vor. Dagegen ward gewöhnlich mit Bedrohungen (vgl. Bannflüche), die doch in neueren Zeiten meist abgekommen, und mit Verheißungen geschlossen, z. B. Cunctis autem eidem loco sua iura seruantibus sit pax Domini nostri I. Chr. quatenus et hic fructum bone actionis percipiant, et apud districtum iudicem premia eterne pacis inueniant. Diesen folgt meist ein dreifaches Amen. 10) In den Unterschriften herrscht eine große Verschiedenheit. Oft nent sich unmittelbar nach dem Schluß der Schreiber der Bulle, z. B. Scripta per manum Petri Notarii regionarii et scriniarii sacri Palatii, auch wol mit Beifügung des Monats und der Indiction. Die Unterschrift des Papstes steht in der Mitte mit vorgesetztem Ego und beigefügtem Titel, z. B. Ego Alexander Catholice Ecclesie Episcopus S. S. (subscripsi). Die eigenhändigen gehören aber zu den großen Seltenheiten, und noch seltener ist ein päpstliches Namen- und Titel-Monogramm. Der päpstlichen Unterschrift, gewöhnlich von der Hand des Notars, sind Kreuze beigesetzt, oder sie steht zwischen einem runden Zeichen, signum papale symbolicum, orbiculus pontificalis, dessen eigentlicher Name noch unbekant ist, und dem päpstlichen Gruß: benevalete. Jenes Zeichen, welches den Umfang eines großen Silberstücks hat, besteht aus zwei concentrischen Zirkeln, in deren Zwischenraum der päpstliche Wahlspruch geschrieben ist. Den inneren Raum theilt ein Kreuz in 4 Quartiere, in welche Anfangs nur der Name des Papstes mit der Sigle P oder P P (Papa) sich befand. Später ward üblich, in die beiden oberen S. Petrus — S. Paulus zu setzen, in die beiden unteren aber den Namen des Papstes, z. B. Innocentius P. P. II. — Für ein Monogramm kann diese Figur, so wenig der ringförmigen Gestalt, als der Schrift nach, gelten. — Das benevalete ward zuerst mit gewöhnlicher Schrift beigefügt, seit Leo IX. aber monogrammatisch in

der Art: BT/AE zusammengestellt, und blieb bis in das 13. Jahrh. üblich [5]). — Nach diesem allem kommen in manchen Bullen die oft zahlreichen eigenhändigen Unterschriften der Kardinäle, in mehren Colonnen, mit vorgesetztem Kreuz bei jedem Namen, auch dem Worte: **Ego**, und Beifügung der Würde und des Titels, als **Presbyter oder Diaconus Cardinalis, tituli S. crucis in Jerusalem etc.** und der Sigle **Ss. (subscripsi)**. Als Zeugenunterschriften sind sie wol nicht anzusehen, sondern als Beweis der Zustimmung des Consistoriums der Kardinäle. 11) Dem zu Ende stehenden Datum ist die Stadt, oder der Palast, wo die Ausfertigung geschehen, z. B. **Avinioni, Lateran.** u. s. w. und der Name des Kanzlers, oder einer anderen Kanzleiperson beigefügt, z. B. **Datum nonas Octubrias per manum Theophylacti Secundi cerii s. sedis apostolice.** Die eigentliche Zeitangabe ist sehr verschieden. In den ältesten Bullen wird das Jahr noch nach Consulaten, dann nach der Indiction, den Regirungsjahren der Kaiser und römischen Könige, der Ordinationsjahre der Päpste, endlich nach der christlichen Ere, der dann doch auch die päpstlichen Regirungsjahre noch beigefügt blieben, bezeichnet. Doch ist zu bemerken, daß Jahresanfang oft noch auf den 25. März angenommen ist, so daß eine vor diesem Tag datirte Bulle vom J. 1184 z. B. nach dem gewöhnlichen Jahresanfang schon in das J. 1185 zu rechnen ist. — Manche Bullen haben auch noch andre Signaturen, selbst auf dem Umschlag, welche sich auf Einregistrirung, Abgabe, Publikation u. s. w. beziehen [6]). — Endlich ist noch anzuführen, daß die päpstlichen Bullen gewöhnlich mehr in die Länge, als in die Breite des Pergaments geschrieben sind, was bei Breven umgekehrt ist. — Von allem diesem soll sich doch in den neuesten Zeiten manches verändert haben.

Über den Inhalt der Bullen können wir uns hier nicht verbreiten, und bemerken daher blos noch, daß merkwürdige, wichtige Bullen, vornehmlich wenn sie die ganze römische Kirche angehen, meist nach den Anfangsworten genant und angeführt werden. So sind bekant die Bulle **Unigenitus, in coena Domini, Dominus ac redemtor noster etc.** (worüber in eigenen Artikeln gehandelt werden wird). (*v. Arnoldi.*)

BULLE, teutsch **Boll**, ein katholischer Amtsbezirk des schweizerischen Kantons Freiburg. Er begreift die Kirchspiele Bulle, Echarlens, Morlons, Riaz, Sales, la Tour-de-Trème, Valruz, Vuadens und Vuippens. Im Ganzen sind die Einwohner, deren Anzahl sich auf 5258 belauft, wohlhabend. Unter ihre vorzüglichsten Nahrungsquellen gehören der Wiesenbau, die Viehzucht, der Vieh- und Käsehandel und das Verfertigen von Strohgeflechten [*]). Ihre Sprache ist **le Gruverin**, eine eigenthümliche Abart des Romanschen. Im J. 1819 waren die 1569 Gebäude mit 1,427,050 Franken in der Brandkasse versichert. — Der gleichnamige Hauptort mit 256 seit dem Brande im J. 1805 beinahe ganz neu aufgebauten Häusern, einem alten Schlosse, dem Sitze des Amtmannes und des Amtsgerichts, und einem Kapuziner-Hospiz. In der prächtigen Pfarrkirche, bei welcher außer dem Pfarrer noch vier Chorherren den Gottesdienst verrichten, ist eine vortreffliche Orgel von dem berühmten Aloys Mooser aus Freiburg. Die Stadt hat eine herrliche Lage an der Heerstraße von Freiburg nach Vevay unweit der Sarine (Saome), und genießt besonderer Vorrechte. Sie hat einen eigenen Rath. Die Einwohner, deren Zahl 1000 übersteigt, leben von den Erzeugnissen einer sehr fruchtbaren Umgegend, zwei Tabacksfabriken und dem sehr ausgedehnten Kommissionshandel, denn Bulle ist die Haupt-Niederlage der Greyerzkäse (**Frommages de Gruyerès**) und der Marktort für das freiburger Strohgeflecht. Jährlich werden hier sechs beträchtliche Viehmärkte gehalten. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BULLERAA, **Bulderaa**, auch **Bolderaa**, die, d. h. die große Aa oder Mussa, auch der mitausche Bach, ein ziemlicher Fluß, welcher aus Kurland komt, durch den rigaschen Kreis fließt und in die Düna, kurz vor ihrem Ausflusse in die Ostsee fällt. Gegen das Fort Dünamünde zu hat sie 2 gefährliche Durchrisse gemacht. Unweit Rigg führt auch ein Ort und ein großer Platz diesen Namen. Vgl. **Aa**. (*J. Ch. Petri.*)

BULLES, Stadt in dem Distrikte Clermont des franz. Dep. Oise, an der Bresle, hat 271 Häus. und 936 Einw., und ist durch ihre Manufaktur von Demi-Hollands bekant, wovon sonst wol 5000 Stück in den Handel kamen. (*Hassel.*)

BULLET, Grafschaft im nordamerik. State Kentucky, vom Salt bewässert. 1820 mit 5821 Einw. und dem Hauptorte Stephensville. (*Hassel.*)

BULLET (**Jean Baptiste**), Sprach- u. Geschichtforscher, aus Besançon, wo er 1699 geboren war, seit 1728 ein theologisches Lehramt an der Hochschule bekleidete, und den 6. Sept. 1775 starb. Er war Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Besançon, Lyon und Dijon, und Correspondent der königl. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris; als Sprach- und Geschichtforscher scharfsinnig und von umfassender Erudition, aber nicht frei von einer seltsamen Hypothesen-Conjectur- und Etymologiensucht, die ihn zu manchen willkührlichen und grundlosen Behauptungen verleitete, auch verwendete er auf den Styl wenig Sorgfalt. Indessen geben seine Schriften dem gelehrten Forscher manche beachtungswerthe Aufschlüsse über den Ursprung der Sprachen, Sitten, Gebräuche, mythischen Volkssagen u. dgl. Sein Hauptwerk, welches, mit bedachtsamer

5) Eine diplom. Monographie dieses **benevalete** schrieb *Oelrichs* **de siglo pontificali Benevalete, c. fig. Stettin 1773. f.** welche ich aber nicht habe auftreiben können. 6) Umständliche Regeln, die Echtheit der Bullen aus jedem Zeitalter zu beurtheilen liefern die Benediktiner im N. Lehrgeb. der Dipl. und Gruber's Lehrsyst. Th. II.

*) **Il se fait des affaires énormes en tissus de paille aux marchés .... de Bulle. Il n'est pas de paysan sur toute la route de Châtel-St.-Denis à Fribourg, qui ne s'occupe à tisser des pailles. Cette partie assez élevée du canton est plus riche en pâturages qu'en moissons, et l'on y trouve plus de céréales d'été que d'hiver.** S. *Séringe*: **Monographie des céréales de la Suisse** in dessen **Mélanges botaniques. Berne 1819. I. p. 222.**

Kritik benutzt, nicht unwichtige Beiträge zur Kentniß der linguistischen Quellen und zur etymologischen Topographie liefert, sind seine Mémoires sur la langue celtique, contenant l'histoire de cette langue et un dictionnaire des termes qui la composent. Besançon 1754—70. Vol. III. fol. Früher schrieb er: Recherches hist. sur les cartes à jouer. Lyon 1757. 8. Dissertations sur différents sujets de l'hist. de France. Besanç. 1759. 8. (voll willkührlicher, aus der celtischen Sprache abgeleiteter, Etymologien). Du festin du roi-boit. Ib. 1762; 1808. 8. und im Magazin encyclop. Dec. 1810. mit Anmerkungen von Amaton. Dissertations sur la mythologie Française et sur plusieurs points curieux de l'hist. de France. Par. 1771. 12. (reichhaltige gelehrte Untersuchungen über wichtige Gegenstände). Nicht ohne Beifall blieben seine religiösen Schriften: Histoire de l'établissement du christianisme, tirée des seuls auteurs juifs et païens. Lyon 1764. 4. Engl. von W. Salisbury. 1782. 8. L'existence de Dieu démontrée par les merveilles de la nature. Par. 1768. 1773. Vol. II. 12. Réponses critiques à plusieurs difficultés proposées par les nouveaux incrédules, sur divers endroits des livres saints. Par. 1773. Vol. III. 12. Teutsch, Köln. 3 Bde. 1784—87. 8.*). (*Baur.*)

BULLIARD, BULIARD (Pierre), franz. Botanist, geb. um 1742 zu Aubepierre in Barrois. Er studirte im Collegium zu Langres, und las schon damals unter den alten Klassikern diejenigen am liebsten, welche von der Naturgeschichte handeln. In der Folge begab er sich nach Paris, um den medizinischen Cursus zu machen, beschäftigte sich aber am meisten, und endlich ausschließend, mit der Naturgeschichte und mit der Herausgabe botanischer Kupferwerke, bis er im September 1793 starb. Die Botanik, als Wissenschaft, hat durch ihn wenig gewonnen, denn er hat weder bedeutende Entdeckungen gemacht, noch neue Bahnen eröffnet; meistens hat er schon bekannte Gattungen beschrieben und abgebildet, und diese selten aus neuen Gesichtspunkten betrachtet. Aber alle seine Werke haben dazu beigetragen, die Liebe zur Naturgeschichte zu verbreiten. Das meiste Eigenthümliche findet man in seinem Werk über die Schwämme, wo er viele neue oder wenig bekannte Gattungen gut beschrieben und abgebildet hat. Er radirte, zeichnete und druckte seine Pflanzen selbst in Farben ab, und zwar nach einer von ihm vereinfachten und weniger kostspieligen Methode, die von Andern noch mehr vervollkommnet wurde, und jetzt fast allgemein in Paris bei großen naturhistorischen Werken angewendet wird. Sein erstes beträchtliches, jetzt seltenes Werk war die Flora Parisiensis ou descriptions et figures de toutes les plantes qui croissent aux environs de Paris. Par. Didot, 1776—80. Vol. VI. 8. mit 640 illum. Kupf., auch auf holländ. Papier in 4.; dazu gehört die Introduction à la Flore de Paris. Ib. 1776. 8. Auf dieses Werk folgte: Aviceptologie française, ou traité général de toutes les ruses dont on peut se servir pour prendre les oiseaux. Ib. 1778; 1796. 12. Um statt des, in Frankreich größtentheils angenommenen Tournefortschen, das Linnéische System zu verbreiten, schrieb er ein Dictionnaire élémentaire de botanique. Par. 1783; 1797. fol. mit illum. Kupf., entièrement refondu par L. Cl. Richard. 1799; 1802. 8., worin die beiden Methoden durch Kupfer erläutert werden, und die botanische Terminologie französisch übersetzt und erklärt ist. Die günstige Aufnahme, welche die Flora gefunden hatte, ermunterte den Verfasser zur Herausgabe seines Herbier de la France. Par. 1780—1793. 12 Th. in 6 oder 4 Bden. kl. Fol. mit 602 illum. Kupf., dessen Vollendung aber sein Tod unterbrach. Vielen Fleis widmete er seiner Histoire des plantes vénéneuses et suspectes de la France. Par. 1784. fol.; 1798. 8. mit 168 illum. Kupf., und der Histoire des champignons de la France. Ib. 1791—1812. fol. mit illum. Abbildungen, die zu den besten in dieser Art gehören. Beachtenswerth sind besonders seine Entdeckungen über die Entstehung der Schwämme†). (*Baur.*)

BULLIARDA Cand., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sedeen und der vierten Linné'schen Klasse, die de Candolle nach dem vorgedachten Bulliard, dem Herausgeber des großen Herbier de la France 1783. 1791, nannte. Char. viertheiliger Kelch, vierblättrige Corolle, vier unfruchtbare Staubfäden zwischen den vier fruchtbaren. Vier Kapseln, die inwendig aufspringen. 1. B. *Linnaei* *, mit einfachem aufrechten Stamm, linien-pfriemenförmigen Blättern und ungestielten Blüthen in den Blattachseln. In Lappland und Island. (Tillaea aquatica *L.*). 2. B. *Vaillantii* Cand., mit aufrechtem ästigen Stamm und lang gestielten Blüthen in den Blattachseln. Im südl. Europa. (Tillaea aquatica *Lam.*). 3. B. *Schkuhrii* *, mit niedergestrecktem ästigen Stamm und sehr kurz gestielten Blüthen in den Blattachseln. In Böhmen, Sachsen und Norwegen. (Tillaea prostrata *Schk. Hornem.*) (*Sprengel.*)

BULLINGER (Heinrich), Zwingli's Nachfolger als Vorsteher der zürcherischen Kirche, ward zu Bremgarten im jetzigen Kanton Argau geboren den 18. Juli 1504. Er war der Sohn eines Priesters, der denselben Namen führte, nach der Gewohnheit jener Zeiten im Concubinate lebte, in seiner Jugend verschiedene Vicariate und Kapellaneien bekleidete, 1500 die Pfarre zu Bremgarten und später das Decanat des Kapitels erhielt, und sich so viel Ansehen erwarb, daß er den Ablaßverkäufer Bernhardin Samson 1518 zurückweisen konnte. In seinem Alter noch trat er der Reformation bei, ließ sich den 31. December 1529 mit seiner Anna Wiederkehr, welche ihm 5 Söhne geboren hatte, trauen, und starb endlich 1533 in Zürich bei seinem Sohne, dem Antistes. Dieser kam 1516 auf die damals in Ansehen stehende Schule zu Emmerich im Klevischen, wo er 3 Jahre zu-

*) Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Weiß). Ersch's gel. Frankr. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 574. — Droz, Secretair der Akad. zu Besançon, ließ eine Lobrede auf ihn drucken.

†) Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Weiß und du Petit Thouars). Ersch's gel. Frankr. Allg. Lit. Ztg. 1795. Intbl. Nro. 37. Eberts bibliograph. Lex.

brachte, und seine Nahrung beinahe einzig durch Singen vor den Thüren gewann. 1520 ging er nach Köln, wurde in das sogenannte **collegium Bursae Montis** aufgenommen. Latein, die damalige Philosophie, Theologie und das geistliche Recht waren die Gegenstände seiner Studien. Bereits hatte er den Gedanken gefaßt, in den Karthäuser-Orden zu treten; aber das Lesen der Kirchenväter, des N. T., welches er sich angeschafft hatte, und einiger Schriften Luthers entfernten ihn, nicht nur von diesem Gedanken, sondern gewannen ihn für die Lehren der Glaubensverbesserer. Er hatte die Magisterwürde erhalten, gebrauchte aber diesen Titel niemals. 1522 kehrte er nach Bremgarten zurück und setzte im väterlichen Hause seine Studien fort. Die ihm angetragene Lehrstelle in einem Kloster des Schwarzwaldes schlug er aus, weil er bemerkte, daß dort Ungebundenheit herrsche. Im folgenden Jahre nahm er eine solche im zürcherischen Kloster Cappel an, behielt sich aber die Freiheit vor, nach seiner Überzeugung zu lehren. Des Morgens las er über die heil. Schriften, die **paraclesis** und das **compendium theologiae** des Erasmus, auch Melanchthons **loci communes**. Nachmittags behandelte er die lateinische Sprache und die Dialectik. Schon als 21jähriger Jüngling wurde er nach Zürich berufen, um an einer Disputation mit den Wiedertäufern Theil zu nehmen. Cappel war eine wichtige Pflanzschule des bessern Unterrichts geworden. Junge Leute aus den besten Häusern Zürichs und viele nachher geachtete Männer wurden dort gebildet. Schon im J. 1525 wurde das Kloster reformirt, und Bullinger, der vorzüglich zu dieser Veränderung beigetragen hatte, konnte kaum sich retten, als er einst in der Lorez sich badete, und dort von einer Anzahl Einwohner aus dem angränzenden Kanton Zug überfallen wurde. Schon damals schrieb er kleinere Schriften in teutscher und lateinischer Sprache. Der die Wissenschaften liebende, das Gute befördernde Abt des Klosters, Wolfgang Joner, erlaubte ihm 1527, 5 Monate in Zürich zuzubringen, um Zwingli's theologische Vorträge und Predigten hören zu können, und zu gleicher Zeit sich bei Pellican, Ahellican, Collin u. A. in der hebräischen und griechischen Sprache zu vervollkommnen. Die Schwächen der Widerlegungen der Lehre Berengars über Transsubstantiation befriedigten seine Prüfung nicht; und er machte zuerst Zwingli und Capito auf dieselben aufmerksam. Auf einem Besuche bei Öcolampad zu Basel theilte er demselben seine Schrift **de origine erroris** mit, und dieser ließ sie ohne des Verfassers Wissen drucken. B. veranstaltete nachher eine vermehrte Auflage. 1528 begleitete er aus Auftrag der zürcherischen Regirung Zwingli auf das Religionsgespräch zu Bern, dessen Folge die Glaubensveränderung dieses Kantons war. Nicht eher als in diesem Jahre wurde er ordinirt und unter die zürcherische Geistlichkeit aufgenommen. Am Pfingsttag 1529 predigte er zu Bremgarten mit solchem Nachdrucke, daß gleich des folgenden Tages dort die Reformation, welche bisher starken Widerstand gefunden hatte, eingeführt wurde. Er erhielt eine dortige Predigerstelle und verheirathete sich den 17. August desselben Jahres mit Anna Adlischweiler, einer bisherigen Nonne im zürcherischen Kloster Ötenbach, mit welcher er 2 Jahre lang verlobt gewesen war. Seine schriftliche Bewerbung um ihre Hand [1]), ist mit einer so eigenthümlichen Offenheit und Gutmüthigkeit abgefaßt, indem er ihr seine Lage, sich selbst und seine Fehler in der naiven Sprache des Zeitalters schildert, daß sie nicht ohne Rührung gelesen werden kann. Aber im J. 1531 erfuhr er schnelle Wechsel des Glückes. Nachdem die Zürcher von den 5 innern katholischen Orten bei Cappel und am Zugerberge geschlagen, einen nachtheiligen Frieden eingehen und der Willkühr derselben neben andern Gegenden auch B's Vaterstadt überlassen mußten, war dieser genöthigt, mit seinen Ältern und andern Personen eilends sich nach Zürich zu flüchten, und seine Wohnung wurde geplündert. Doch schon am 9. December wurde er von dem dortigen großen Rathe zum Pfarrer am großen Münster, Vorsteher der Kirche und Schule gewählt, und 1534 mit dem Bürgerrechte beschenkt; auch von Bern und Basel war der Ruf zu wichtigen Kirchenstellen an ihn gekommen. Unter seiner Leitung erhielten das zürcherische Kirchenwesen, das Amt des Antistes selbst und die Unterrichtsanstalten eine bestimmtere Form; zwei jährliche Synoden wurden verordnet, und B. ließ es sich sehr angelegen seyn, daß Kirchen- und Lehrstellen mit fähigen und kräftigen Männern besetzt würden. Außerordentlich war seine Thätigkeit. Bis 1538 predigte er täglich; nachher wöchentlich 2 Mal. Zu gleicher Zeit besuchte er theils um des Beispiels willen, theils zur Erweiterung seiner eigenen Kentnisse die öffentlichen Hörsäle bei Bibliander, Pellican, weit später noch bei Peter Martyr, und noch jetzt sind 45 Hefte seiner Excerpten auf der Stiftsbibliothek vorhanden. Seine Stellung verwickelte ihn in öftere polemische Erörterungen, ungeachtet er diese gerne vermied und z. B. Luthers von der Kanzel nie anders, als mit Achtung erwähnte. Johann Faber, der Bischof zu Wien, hatte Zwingli's Tod und den Verlust der Zürcher als eine Folge und Strafe der vorgenommenen Veränderungen dargestellt. Gegen diesen vertheidigte er den Reformator, indem er zeigte, daß die Güte einer Sache von Glück und Unglück unabhängig seyen: „auf Johansen wienischen Bischofs Trostbüchlein, tröstliche Verantwortung, 1532. 12." Als Bucerus eine Vereinigung der Protestanten über die Lehre vom Abendmahle zu bewirken suchte, nahm B. an den Verhandlungen Theil. Aber er war nicht zu bewegen, den Frieden der Kirche durch eine Übereinkunft auf doppelsinnige Ausdrücke begründen zu helfen; und diese Verhandlungen veranlaßten 1536 das sogenannte zweite baselsche und erste helvetische Glaubensbekentniß, an dessen Abfassung er wesentlichen Antheil nahm. Zu Beilegung der Mishelligkeiten zwischen Farell und der neuenburgischen Kirchengemeine, auch zwischen Calvin, Farell und Misvergnügten zu Genf trug er vieles bei. Luthers wiederholte heftige Äußerungen gegen das zürcherische System, insbesondere von dem Abendmahle, veranlaßten ihn 1543 zur Herausgabe der sämtlichen Schriften Zwingli's, und 1545 ließ er eine Antwort Namens der zürcherischen Kirche nachfolgen: „Wahrhafte Bekanntnuß der Dienern der Kirchen zu Zürich, u. s. f.", auch in lateinischer Sprache. Als 1549

1) S. Ulrich's miscell. Tig. Th. 1. wovon Meister ber. Zürcher Th. 1. S. 220 ff. einen Auszug liefert.

gleich wie dies schon früher geschehen war und später wiederholt wurde, die Auffoderung zur Besuchung des Conciliums von Trident an die evangelischen Eidsgenossen erfolgte, stellte er, von seiner Regirung aufgefodert, im Namen der zürcherischen Geistlichkeit ein Befinden gegen dieselbe aus. Die Protestanten wußten, daß der Papst ihre Lehre bereits verdammt hatte. Dem versprochenen sichern Geleite trauten sie nicht, weil Hussens Beispiel sie schreckte; auch bezog sich das Befinden auf Apostelgesch. XXIII. so wie auch auf das Beispiel eines Maximus III. von Jerusalem, Athanasius von Alexandrien und Ambrosius, welche erhaltener Auffoderungen ungeachtet von Concilien wegblieben, welche sie nicht für unparteiisch hielten. — Im folgenden Jahre ging über ihn und seine Schriften das Verdammungsurtheil eines päpstlichen Legaten, der Universitäten Paris und Löwen, und Karl V. selbst bekräftigte das letztere. 1561 begannen seine theologischen Streitigkeiten mit Brenzius über die Allgegenwart des Leibes Christi, oder, wie dieser in der Folge sich ausdrückte, über die Majestät desselben. Nach dem Wunsche des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz sandte er demselben 1565 ein Bekenntniß der wahren Religion; und gerade nachher erfolgte auch die helvetische Confession. Nur ungern stellten die ersten Reformatoren solche Bekenntnisse auf, und wenn es geschah, so war dabei nicht sowol die Absicht, eine bindende Vorschrift aufzustellen, als Vorwürfe ihrer Gegner zu beseitigen und den wahren Zweck und Geist der Glaubensverbesserung darzustellen. — 1570 antwortete er Wyttenbachen, welcher ein von Brenz nachgelassenes Testament, in welchem das helvetische Bekenntniß heftig angegriffen wurde, herausgegeben hatte; und als Jakob Andreä dieses Testament aufs Neue mit Heftigkeit vertheidigte, trat der bereits seinem Tode nahe Greis in einem ihm bisher fremd gewesenen Tone 1575 noch gegen diesen neuen Gegner auf den Kampfplatz. Unterdessen war es der Aufmerksamkeit der schweizerischen Theologen nicht entgangen, daß ihre französischen Glaubensbrüder 1571 auf einer National-Synode zu Rochelle diejenigen mit der Censur belegt hatten, welche in der Erklärung des Abendmahles die Worte Substanz und substanzlich nicht gebrauchten. Sie bezogen dies auf sich; B. beschwerte sich bei Beza, und auf einer ähnlichen Zusammenkunft zu Nimes wurde eine befriedigende Erklärung gegeben. — Die Wiedertäufer beschäftigten ihn vornehmlich in den ersten Zeiten seines Amtes. Er versuchte gegen sie mündlich und schriftlich den Weg der Belehrung, und stimmte nur dann zu strengen Maßregeln, wenn sie sich wirkliche Störungen der öffentlichen Ruhe erlaubten. Pflichttreue und eine große Anhänglichkeit für sein neues Vaterland zeichneten B's öffentliche Wirksamkeit aus. Er bestrebte sich, Misverständnisse zwischen der Regirung und der Geistlichkeit zu verhüten. In der Regel suchte er nicht auf die erstere einzuwirken; aber wo seine Überzeugung dies foderte, blieb er derselben treu; doch ohne die Schranken der Mäßigung zu überschreiten. — In der persönlichen Censur der Synode von 1535 hieß es von ihm: „Herr Bullinger ist zu milt mit seinen Predigen, soll etwas dapferer, rücher (ernster), härter und räßer (schärfer) seyn, insonders das die Händel des Raths antrift." Mit eigener Hand schrieb er diese Rüge in die Synodalakten. Nach Zwingli's Grundsätzen war er gegen die Verbindung mit fremden Mächten und die Überlassung von Truppen in ausländischen Sold. So hielt er 1549 in Verbindung mit den übrigen Geistlichen seine Regirung ab, dem Bündnisse der Eidsgenossen mit Heinrich II. von Frankreich beizutreten. Ungeachtet seines Eifers für die Sache der Glaubensverbesserer, der ihn bewog, auch aus seinem Privatvermögen die größten Anstrengungen zur Unterstützung verfolgter und vertriebener Glaubensgenossen zu machen, vermied er doch gern, was zu offenbaren Entzweiungen unter den Eidsgenossen hätte Anlaß geben können. Dies geschah bei der Verfolgung der Reformirten in der gemeinschaftlichen italiänischen Landvogtei Locarno, 1555; aber er suchte ihre Abreise zu erleichtern, und als sie in Zürich ankamen, war seine ganze Thätigkeit auf ihre Aufnahme und Unterstützung gerichtet. Auch auf die Beilegung der Religionszwistigkeiten in dem benachbarten Kanton Glarus, wo die größere Zahl die Reformation angenommen hatte, die kleinere aber von den katholischen Kantonen unterstützt wurde, wirkte er mit Mäßigung ein. Strenger war er in der Beibehaltung der Orthodoxie im Innern seiner Kirche. Als der freiere Bibliander mit Peter Martyr, der als öffentlicher Lehrer zu Zürich angenommen worden, sich veruneinigte, unterstützte er den letztern gegen Bibliander, den er selbst lange Zeit als seinen Lehrer betrachtet hatte, und nicht weniger wirkte er darauf, daß der kühne, und bisweilen zur Schwärmerei sich hinneigende italiänische Prediger Ochin, der Nachfolger des sanftern Beccaria, Zürich verlassen mußte. — Auch im Auslande stand er in großem Ansehen. Schon in den ersten Jahren seiner zürcherischen Anstellung erhielt er mehre Besuche gelehrter und wißbegieriger Engländer, welche bei ihm Belehrung suchten und fanden. Durch sie veranlaßt schrieb er de Scripturae S. auctoritate cet. deque episcoporum auctoritate et functione; lib. II. Tig. 1538. 4. Heinrich VIII. zugeeignet. Mit der eben so liebenswürdigen als unglücklichen Johanna Gray stand er im Briefwechsel, und noch jetzt werden eigenhändige Briefe der letztern an ihn auf der zürcherischen Bibliothek aufbewahrt. Während der Verfolgungen unter Maria von England hatte er durch sein zuvorkommendes Benehmen gegen gelehrte und angesehene Engländer, welche zu Zürich eine Freistätte suchten, zu Begründung eines vertrauten Verhältnisses zwischen der englischen und schweizerischen Kirche wesentlich beigetragen. Von vielen vornehmen, insbesondere teutschen Familien, wurde er als Freund und Berather beehrt und besucht; und als der Prinz von Condé nach der Bluthochzeit sich zur katholischen Religion bekannte, entschuldigte er sich darüber in einer Zuschrift an Bullingern, in welcher er diesen „Herr und Vater" nannte. — Schon während seiner Kindheit hatte die Pest, welche in jenen Zeiten so oft alle Gegenden Europa's verheerte, ihn so hart befallen, daß die Seinigen ihn bereits für todt hielten. Während der schrecklichen Epidemie von 1564 wurde er von der Pest wieder so stark ergriffen, daß man die Hoffnung zu seiner Rettung aufgab und er bereits von den Bekannten und der sämtlichen Geistlichkeit Abschied nahm: ein Beweis, wie wenig man damals nach allgemeiner

Sitte die Ansteckung vermied, oder fürchtete. Doch er genas wieder; aber die Krankheit entriß ihm neben vielen Freunden die theure Genossin einer 35jährigen glücklichen Ehe, welche ihm 6 Söhne und 5 Töchter geboren hatte. Die folgenden spätern Jahre seines Lebens wurden durch wiederholte Anfälle von Steinschmerzen verkümmert; aber nie hemmten diese weder seine schriftstellerische, noch seine amtliche Thätigkeit. Seinem Tode sah er lange mit Gewißheit entgegen, und starb den 17. September 1575. — Eine Zuschrift, welche er an seine Regirung zurück ließ, ist ein politisches Testament, das von der reinsten Vaterlandsliebe eingegeben wurde. Er dankt für das empfangene Gute, bittet um Verzeihung, wo er etwas möchte versäumt haben, empfiehlt den Rudolf Gwalter zu seinem Nachfolger; (der auch einmüthig gewählt wurde) die Beschützung der Publicität, durch welche allein die Wahrheit gesiegt habe; treue öffentliche Verwaltung; Sorge für Bildungs- und Armenanstalten; Unterdrückung des Bettelns, u. s. f. „Haltet jedermann gut Gericht und Recht, helfet dem Armen, dem Fremdling, den Witwen und Waisen, strafet die Übelthäter, wie sich's gebührt, schirmet das Gut und fromm biderb Lüt, sächend kein Personen an; nähmend keine Gaben, das Recht zu verkehren; handlend nit aus Gunst oder Ungunst, u. s. f." Festigkeit und Güte waren in seinem Charakter vereint. Der streng auf Ordnung und republikanische Sitten haltende Mann war kein Hasser unschuldiger Freuden. Oft sah man ihn den Familien-Festlichkeiten und andern Zusammenkünften seiner Mitbürger beiwohnen. Die ununterbrochenen Anstrengungen störten seine heitere Laune nicht [2]). Ungeachtet seiner großen Thätigkeit war er aufmerksam auf alles, was zu seinem Wirkungskreise gehörte. Seine Wohnung stand jedermann offen. Als das Interim aufgehoben wurde, nahm er vertriebene Theologen, von welchen er früher war angegriffen worden, gefällig auf. Er besaß eine große Beredtsamkeit, welche Stukius orat. funebr. vere flexanima nent. Gewissenhaft erfüllte er jede Pflicht seines Berufes. Keine Gefahr schreckte ihn von einem Krankenbette zurück. Von seiner psychologischen Ansicht des Umganges und wahrer praktischen Lebensweisheit zeugen die Lehren, welche er seinem Sohne, Heinrich, gab, als dieser 1533 auf Reisen ging. — Neben der großen Anzahl didactischer, ascetischer, homiletischer, dogmatischer Schriften, welche er heraus gab, verdienen vorzüglich noch bemerkt zu werden: seine Chronik von der Tigurineren oder Stadt Zürich Sachen, 4 Th., welche gewöhnlich unter dem Namen: Bullingers helvetische Chronik angeführt wird [3]). — Das Tagebuch von seinem Lebenslauf und Handlungen. Das angefangene, sogenannte zürcherische Regimentsbuch, u. s. f. — Von seinem sehr ausgebreiteten Briefwechsel befinden sich in der Simmlerischen Samlung auf der zürcherischen Stadtbibliothek kostbare Hilfsmittel zur Beleuchtung der Geschichte und der Cultur jener Zeiten. Fünf Könige und zwei Königinnen finden sich unter denjenigen, mit denen sein Briefwechsel ihn in Berührung brachte. (*Meyer von Knonau.*)

2) Wie munter diese aus dem Sinne des seine Kinder zärtlich liebenden Vaters floß, beweisen z. B. der in den zürcherischen Beiträgen, 1815. 5 Heft. S. 113 ff. abgedruckte St. Niclausspruch an seine Kinder von 1541:

„Nun grüß üch Gott ihr lieben Kind!
Ihr drü, die jezt die jüngsten sind!" u. s. f.

3) Johann von Müller schrieb am 12. August 1788 an H. Füßli über dieses Werk und seinen Verfasser: „Euer Bullinger ist der reformirte Tschudi; wirklich ein Mann von Geist, fleißig und genau; und wenn einiger Patriotismus in uns wäre, so hätte gewiß auch dieser den Druck verdient."

BULLINUS. So (nicht Bulimus, wie Schmidt*) in der Darstellung des Oken'schen Conchyliensystems geschrieben) hat Oken**) eine Gattung von gehäusigen Süßwasserschnecken genant, welche der Gattung Physa Lamarcks entspricht. Er zieht dahin auch den Bulin, Bulinus des Adanson. S. Physa. (*Nitzsch.*)

BULLION, scheint zwar der englische Ausdruck für das französische Billon†), bedeutet aber nicht Scheidemünze, sondern Gold- und Silberbarren; und die Bullioncommittee einen Ausschuß, welcher während des Krieges 1810 in England niedergesetzt war, um zu untersuchen, ob und wie der Steigerung des Goldbarrenpreises über den gesetzlichen Preis der Goldbarren auf der Münze zu London, abzuhelfen sey. Die Münze bezahlt nämlich für eine Unze Barrengold 3 Pf. 17 Sch. 10½ pf. in Guineen von 21 Schilling auf das Pfund Sterling, und prägt sie so wieder aus. Die Bank, die Niederlage der Barren, läßt hauptsächlich prägen, so wie sie mehr oder weniger baares Geld braucht; dieses mehr oder weniger hängt aber von den mehr oder weniger Banknoten ab, welche bei ihr zur Einlösung gegen baares Geld gebracht werden. Daraus wäre nun wol erklärlich, daß der Preis der Goldbarren steigen müsse, wenn die Bank sie kaufe um zur Einlösung eines Übermaßes von Banknoten Guineen prägen zu lassen. Aber die Bank hatte seit 1797 bereits das Recht, ihre Banknoten erst einen Monat nach dem Frieden einzulösen, als besonders 1810 der Preis der Goldbarren über 4 Pf. Sterl. die Unze stieg; und nun kam die Frage zur Untersuchung: ob der Preis des Goldes gestiegen, oder der Werth der Banknoten gefallen sey? Der Bullionausschuß, das Parlament, die Leute, welche in und außer England darüber nachdachten, waren getheilter Meinung. Die Stimmenmehrheit im Ausschuß entschied für die Werthverminderung des Papiergeldes, die Stimmenmehrheit im Parlament dagegen für die Preiserhöhung der Goldbarren. Die Meinung des Ausschusses hatte die Thatsache für sich, daß die Banknoten häufig, das baare Geld selten im Umlauf waren, und daß sie gegen Guineen über 15% verloren; die Meinung des Parlaments hatte dagegen für sich, daß sich das Barrengold offenbar im Preis überhaupt und eben so gut gegen Guineen als gegen Silbergeld und Banknoten gehoben habe. Wenn man bedenkt, daß eben damals die Zuflüsse von Gold aus Amerika zu stocken anfingen, daß England dagegen immer größere Zahlungen nach dem festen Lande für Hilfs- und Kriegsgelder zu machen hatte, daß es den Wechselkurs gegen sich hatte und das Pf. St. zu Hamburg nicht zu 5 Rthlr. aus-

*) S. dessen Versuch üb. d. beste Einrichtung der Conchyliensaml. u. s. w. S. 165. **) S. dessen Lehrbuch d. Naturg. III. 1. S. 303.

†) S. Th. X. S. 191—95.

brachte, welches jetzt 7 Rthlr. steht, daß seine Kaufleute also die Baarsendungen ins Ausland den Wechselzahlungen vorziehen mußten, daß es von seinen Kapitalisten eine Anleihe immer größer als die andere aufnahm, und die Hauptmasse der Banknoten im Kreislauf durch das Geben an den Schatz als Anleihe und durch das Nehmen von ihm für Kriegslieferungen erhielt, daß aber bei jedem Absatz in diesem Kreislauf das Übermaß der Banknoten für den bürgerlichen Verkehr und besonders ihre Unbrauchbarkeit und mit ihr der Mangel der Baarschaften für den auswärtigen Handel fühlbar werden mußte; so scheinen sich beide Meinungen vereinigen zu lassen. Dieser Vermittlung ist günstig, daß die Goldbarren auch den gesetzlichen Goldpreis überschritten haben, nachdem die Masse der Banknoten beschränkt, ihre baare Einlösung eingetreten, und der Wechselkurs weit über Pari gestiegen ist. Aber zu Baarsendungen ins Ausland muß man Barrengold wegen seiner bestimmten Feine 23 Karat nehmen, und kann man keine Guineen gebrauchen oder einschmelzen, ohne den Kopf in gerichtliche Gefahr zu bringen, und dazu haben die reichen englischen Kaufleute die übrigen zu lieb. Die Smuggler wagen aber die übrigen täglich daran. Es schadete in der Kriegszeit und zur Entwerthung der Banknoten auch, daß die Guineen nicht zu gleichem Werth mit dem Pfund Sterl., nicht zu 20 sondern zu 21 Schilling, also nicht zu dem Nennwerth der Banknoten ausgeprägt waren. Auf dieses Mißverhältniß machte damals besonders Graf Lauderdale aufmerksam; und dadurch ward die Ausprägung der Sovereigns zu 20 Schilling veranlaßt *). (*v. Bosse.*)

BULLIS, eine Seestadt [1]) im südlichsten oder römischen Illyricum, nach Ptol. III, 13., der sie 45 : 39, 45 setzt, 2 geogr. Meil. südöstlich von Aulon. Die früheren Schriftsteller kennen nur die Landschaft **Bullis**, und ihre Bewohner, die Bulidenses, Bulini, Buliones oder Byllionės [2]). Im 5. Jahrh. wird Bulis als eine Stadt in Neu-Epirus genant [3]). (*Ricklefs.*)

BULLOAH, BULLUAH, Stadt in der Provinz Oude der brittisch. Präsidentsch. Bengalen: sie liegt in dem den Briten cedirten Distr. Gorucpur unweit dem kleinen Gunduk, und ist durch ihre erheblichen Baumwollenmanufakturen bekant. (*Hassel.*)

BULLOCK, Grafschaft im nordamer. State Georgia zwischen dem großen Ogischy und dem Cannuschi, 1820 mit 2578 Einwohnern und dem Hauptorte Statesborough. (*Hassel.*)

BULLY, Dorf in dem Distr. Neufchatel des franz. Dep. Niederseine mit 1800 Einw., bekant durch seine Holzarbeiten und Töpfereien, die besonders die Gres d'Allemagne liefern. (*Hassel.*)

BULOWAN, der Name einer Gerichtsbarkeit im Sandschak Ala dscha Hissar in Servien auf der Hauptstraße nach Belgrad, umgränzt von den Gerichtsbarkeiten von Nissa, und Perakin. (Hadschi Chalfas Rumili). (*von Hammer.*) — Andere Nachrichten geben der Stadt B. große Märkte. (*H.*)

BULTEAU, Latein. Bultellus oder Bultellanus (Louis und Charles), Brüder, aus einer alten angesehenen Familie zu Rouen abstammend. Louis, geboren 1625, erbte das Amt eines königl. Secretärs, trat es 1661 seinem Bruder Charles ab, begab sich als Laienbruder in die Benediktiner-Congregation von St. Maur, und starb den 6. April 1693 in der Abtei von St. Germain des Prés zu Paris. Die kirchlichen Alterthümer und die Geschichte des Mönchswesens beschäftigten seinen Privatfleiß, und was er darüber anonym schrieb, ist aus guten Quellen geschöpft, lehrreich und gut erzählt: Essai de l'histoire monastique de l'Orient. Par. 1678. 8. Abrégé de l'histoire de l'ordre de St. Benoit et des moines d'Occident. Ib. 1684—94. Vol. II. 4. geht bis zum 10. Jahrh. Unter seinen übrigen Schriften befindet sich eine mit Anmerkungen versehene französische Übersetzung der Dialogen des heil. Gregors des Großen *). — Sein Bruder, Charles, ältester Secretär des Königs, gest. 1710 im 84 Jahre, schrieb einen Traité de la préséance des rois de France sur les rois d'Espagne. Par. 1674. 4., und verfaßte die Annales Francici ex Gregorio Turonensi, bei den Werken dieses Geschichtschreibers, Paris 1699. fol. Sie heißen gewöhnlich, nach ihrem Verfasser, Annales Bultellani **) (*Baur.*)

BULTEEL (John), ein engländischer Liederdichter aus dem 17. Jahrh., von dessen Leben nichts Sicheres bekant ist. Ritson, in dessen Samlung die wenigen Lieder aufgenommen sind, welche sich von ihm erhalten haben †), glaubt, daß er Sekretär des Grafen von Clarendon gewesen und im J. 1669 gestorben sey. Die kleine sehr seltene Broschüre, welche seine Lieder enthält, ist um die Mitte des 17. Jahrh. gedruckt. Baker, welcher ein Lustspiel von diesem Dichter anführt: Amorous Orontes or the Love in Fashion, welches 1665 in 4. gedruckt seyn soll, erzählt, ohne seine Quelle anzugeben, Bulteel sey der Sohn eines Franzosen gewesen, welcher in Dover gewohnt habe. Er sey 1661 Mag. Art. in Oxford geworden und in Westminster 1669 gestorben ††). (*W. Müller.*)

BULWER (Joh.). Dieser Engländer gehört zu denen, welche um Beförderung der Menschenkunde sich Verdienste erworben haben. Es scheint, daß er der Erste war, welcher die Kunst Taube das Sprechen sehen zu lehren (an der Bewegung der Lippen) auf Prinzipien brachte, denn seine Vorgänger, z. B. Bonet, waren mehr um eine Zeichensprache, oder eine Art von Ton-Artikulation, bemüht. In dieser Beziehung nun ist sein Werk merkwürdig: Philosophus, or the Deafe and Dumbe Mans Friend, exhibiting the philosophical

---

*) Vgl. The depreciation of the papercurrency of Gr. Britain proved. 1812. und Further considerations of the state of currency 1813.

1) *Steph.* Byz. h. v. 2) *Caes.* B. C. III, 12 u. 40. *Liv.* XIV, 30; *Plin.* III, 26; *Strab.* VII, 7, 8. 3) *Hierocl.* p. 653.

*) Tassin's Gel. Gesch. der Congregat. von St. Maur 1. Bd. 214 — 221. Mém. de Niceron. T. XI. 212. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. **) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

†) Das schönste ist: Chloris, 'twill be for either's rest etc. ††) *Ritson's* Select Collection of English Songs. *Campbell's* Specimens of the British Poets Vol. IV. p. 122. *Baker's* Biogr. Dramat.

verity of that subtil Art, which may inable one with an observant Eye to hear what any man speaks by the moving of his Lips (London 1648. 8.). Außerdem gab er heraus eine Pathomyotomia (1649. 12.), eine Anatomie der Muskeln, welche die Bewegungen der Sele anzeigen, eine Chironomia und Chirologia (1644. 8.) über die natürliche Sprache und Rhetorik der Hand. Ein interessantes Werk, welches auch mehre Auflagen erhielt, ist seine Anthropometamorphosis (1654. 4.), worin er zeigt, unter welcher erstaunlichen Mannigfaltigkeit von Formen und Kleidungen das menschliche Geschlecht in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Nationen sich dargestellt hat. *(H.)*

BUMALDA Thunb., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der 5. Linné'schen Klasse. Der Name ist von Joh. Ant. Bumaldus entlehnt. Diesen Namen gab sich Ovid. Montalbanus, Prof. in Bologna († 1672), als er seine Bibliotheca botanica 1657. 24. herausgab, welche man mit Seguier's bibl. bot. Hag. Com. 1740 wieder abgedruckt findet. Die Pflanzengattung hat folgenden Charakter: fünftheiliger Kelch, fünf Corollenblätter, auf deren Nägeln die Staubfäden stehn, zwei zottige Pistille und eine obere zweifächerige Kapsel. Die einzige bekannte Art: Bumalda *trifolia* Thunb. wächst auf Japan. *(Sprengel.)*

BUMELIA Sw., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sapoteen und der fünften Linné'schen Klasse. Swartz entlehnte diesen Namen aus dem Theophrast und Plinius. In Macedonien nämlich wurde die gemeinere Esche *βουμελία* genant (Theophr. hist. 3, 11.), welches man leicht von *βοῦς* und *μελία* ableiten könnte, wenn man nicht aus dem Plutarch (Sympos. 6, 8.) wüßte, daß *πολὺ* äolisch in *βου* übrging, also *βούλιμος* statt *πολυλιμος* und *βουμελία* statt *πολυμελία*. Der Charakter der swartz'schen Gattung besteht in einem fünftheiligen Kelch, einer röhrigen Corolle, mit fünf Schuppen an der Basis der Fetzen, mit denen die Staubfäden abwechseln, und einer obern einsamigen Beere.

I. Mit Dornen versehene Arten.

1. B. *lycioides* W., mit lanzetförmigen stumpfen netzförmig geaderten glatten Blättern, abwechselnd stehenden pfriemenförmigen Dornen, und gehäuften Blüthenstielen. In Carolina und Louisiana. (Sideroxylon L.). 2. B. *oblongifolia* Nuttall., mit ablangen stumpfen glatten und glattrandigen Blättern, krummen dornigen Zweigen und fast ungestielten gedrängten Blüthen. Am Mississippi. 3. B. *tenax* W., mit umgekehrt eiförmigen glattrandigen unten gelb seidenartig behaarten Blättern, dornigen Zweigen und gedrängten Blüthenstielen. In Carolina. (Sideroxylon tenax L., lanuginosum *Mx.*) 4. B. *reclinata* Vent., mit umgekehrt eiförmigen glänzenden glattrandigen Blättern, die in Büscheln stehn, wie die Blüthenstiele und sparrigen in Dornen übergehenden Zweigen. In Nordamerika. (Sideroxylon *Mx.*). 5. B. *strigosa* *, mit ablangen stumpfen unten strieglichen Blättern und dornigen Zweigen. Das Vaterland ist nicht bekant. (Sideroxylon *W.*). 6. B. *multiflora* Röm. u. Schult., mit ablangen stumpfen glattrandigen unten blassen Blättern und Blüthendolden in den Blattachseln. Am Kap. (Sideroxylon *Lam.*). 7. B. *crenulata* *, mit ablangen glatten an der Basis verdünnten gekerbten Blättern, glatten dornigen Zweigen und einblüthigen Stielen. Auf Portorico.

II. Unbewaffnete Arten.

8. B. *nigra* Sw., mit ablangen wellenförmig gebogenen glatten geaderten Blättern, sparrigen Zweigen und einblüthigen Stielen. Jamaika. 9. B. *retusa* Sw., mit ausgerandeten umgekehrt eiförmigen steifen unten graulichen rostfarben punktirten Blättern, und gedrängten Blüthenstielen. Jamaika. 10. B. *salicifolia* Sw., mit lanzetförmigen zugespitzten sehr glatten Blättern und gedrängten Blüthenstielen. In Westindien. (Achras L.). 11. B. *montana* Sw., mit ablangen stumpfen glattrandigen unten geaderten Blättern und einblüthigen langen Stielen. Jamaika. 12. B. *Ausuba* *, mit ablangen an beiden Enden verdünnten glänzenden geaderten Blättern, und einzeln stehenden Blüthenstielen. Auf Domingo. 13. B. *foetidissima* W., mit ablangen stumpfen wellenförmig gebogenen ausgerandeten glänzenden Blättern und gedrängten Blüthenstielen. Auf Domingo (Sideroxylon L., Bum. pauciflora *Jacqu.*). 14. B. *pentagona* Sw., mit lanzetförmigen zugespitzten glänzenden Blättern, einblüthigen Stielen und fünfkantigen Früchten. Auf der Insel Dominique. 15. B. *cuneata* Sw., mit umgekehrt eiförmigen glatten matten Blättern, und gedrängten einblüthigen Stielen. In Westindien. 16. B. *rotundifolia* Sw., mit fast kreisrunden lederartigen glänzenden glattrandigen Blättern und fadenförmigen Blüthenstielen. Westindien. *(Sprengel.)*

BUMM, Stadt in dem Distr. Nurmanschir der iranischen Prov. Kerman. Sie liegt auf einer Anhöhe in einer weiten Ebene, die ringsumher mit Schneegebirgen umgeben ist, hat eine hohe und starke Lehmmauer, die 6 starke Bastionen und viele geringere Redouten decken, 1 tiefen Graben und 1 Citadelle, so daß sie für den haltbarsten Platz in der ganzen Provinz gilt. Die Citadelle steht auf dem erhabensten Theile der Stadt und enthält 1 Palast, außerdem hat sie 3 Moskeen, einen gut angefüllten Basar und treibt lebhaften Handel. Sie ist wegen ihrer herrlichen Granatäpfel in ganz Iran berühmt. Die Afghanen legten sie bei ihrem Einfalle in Iran 1719 an; seit dieser Zeit ist sie mehremale von Afghanen und Iranern genommen. 1794 erhielt sie Mohammed Aga Khan, Schah von Iran, durch Verrätherei und seitdem ist sie bei Iran geblieben. *(Hassel.)*

BUNAR, heißt auf türkisch Quell und Bunarpaschi Quellenhaupt, daher die Benennung mehrer Örter, und überhaupt des Ursprungs von Flüssen in der europäischen und asiatischen Türkei. So heißt Bunarpaschi der Hügel auf der Ebene von Troja, worauf das alte Pergamos stand, wegen der nahe gelegenen Quelle des Skamandros; und ebenfalls der schöne Spazirgang hinter der Stadt Brussa am Fuße des Olympus, der dort entspringenden Quellen wegen. Bunarhissar oder Binarhissar d. i. Quellenschloß heißt auch ein kleiner Ort in dem Sandschak Visa, wo eine Moschee, ein Bad und

ein schöner Quell, der sich in der Mitte des Ortes in ein Becken ergießt. Sultan Murad I. nahm es im J. d. H. 770 (1368) ein, und schleifte dann das Schloß. Da es zunächst an die Gerichtsbarkeit von Kirkkilisse gränzt, so wird es auch Oberkirkkilisse genant. (Dschihannuma und Hadschi Chalfas Rumili). (*v. Hammer.*)

BUNCHOSIA, nennen Jussieu, Candolle und Kunth die Malpighien, die nur ein Pistill haben, da die wahre Malpighia drei abgesonderte Pistille hat. Übrigens ist der Charakter ganz derselbe, wie bei Malpighia, und jene Trennung der Gattung erscheint zu künstlich, wenn wir bedenken, daß das einfache Pistill der **Banchosia** oft gespalten ist, und also Übergänge vorkommen. **Malpighia nitida L., Armeniaca** und **glandulosa** *Cav.*, **glandulosa, tuberculata, argentea** und **odorata** *Jacqu.*, **canescens** und **media** *Ait.*, und **polystachya** *Andr.* gehören hieher. (*Sprengel.*)

BUNCOMBE, Grafschaft des nordamerik. Stats Nordcarolina, 1820 mit 10,542 Einw. und dem Hauptorte Morristown. In ihrem Umfange entspringen der Frenchbroad und Nolichucky. (*Hassel.*)

BUND (im statsrechtlichen Sinne), wenn man den Begriff [1]) des Wortes in den Sachen sucht, welche damit bezeichnet werden: in dem Bunde, welchen, nach Luthers Bibelübersetzung, Jehovah mit Noah aufrichtete, in dem alten Bunde des Judenthums und dem neuen des Christenthums, in dem Amphiktyonenbunde und dem latinischen Bunde, in dem Städte- und dem Schweizerbunde, in dem teutschen und dem heiligen Bunde; so findet man überall einen Verein für einen bleibenden gemeinschaftlichen Zweck entweder für die höchsten Interessen der Verbundenen überhaupt, und zu einem völligen, besonders einem hierarchischen State, oder wenigstens für die Begründung und Aufrechthaltung einer öffentlichen Ordnung und für die Ersetzung von Statseinrichtungen. Die falsche Hilfe im letzteren Falle sind die geheimen Bunde, welche das tadelnde Beiwort schon hinlänglich von dem echten und rechten Bundeswesen abscheidet. Das Wort Bund ist unserer Sprache eigenthümlich und hat in andern kein Synonymum, am wenigsten im Latein. des Mittelalters die conjuratio, oder in dem Französischen fédération, aber bei uns eine Art Heiligung, wahrscheinlich weil es durch Luthers Bibelübersetzung in der Bedeutung eines Vertrags mit Gott unter das Volk kam, woraus Johannes Müller es ohne Zweifel in verwandtem Sinne zur Weihe seiner Schweizergeschichte benutzte. Und wenn ein Bund auch solcher Weihe entbehrt, wie sie das unsichtbare Oberhaupt jenem alten und neuen Bunde in der heiligen Schrift, oder dem heil. Bunde in der neuesten Zeit, verleihen kann, so erhebt er sich dort über die einfachen, noch so feierlichen Verträge durch den Glauben an Unwiderruflichkeit, worauf er beruht. Läge in seinem statsrechtlichen, von kirchlichen Vorstellungen getrennten, Begriff nicht doch eine bleibende Verpflichtung, welcher nicht einseitig mit dem entsprechenden Rechte entsagt werden darf, so würde bundbrüchig nicht eine Steigerung von wortbrüchig und mit verrätherisch nicht verwandt seyn. Diese bleibende Verpflichtung gründet sich auf den fortwährenden Bundeszweck, zu dem sich das einzele Bundesglied also nicht verbinden kann, um sich davon wieder zu entbinden. Durch diese bleibende Verpflichtung unterscheidet sich der Bund von dem Bündniß. Er ist entweder die Annäherung zum Statsvereine oder die Steigerung des Statsvereins. Eine Annäherung, wenn er Statszwecke zum Gegenstande hat, und wenn ein Statsverband entweder gar nicht vorhanden, oder in der Auflösung begriffen ist, wie dieses z. B. die Hanse den teutschen Städten leisten sollte, als sie ohne wechselseitigen Handel nicht bestehen, und dafür von dem Reiche den nothwendigsten Schutz nicht haben konnten. Eine Steigerung, wenn zwischen Staten solche genaue Volksverhältnisse bestehen, daß eine gemeinschaftliche Ordnung derselben nützlich wird; davon ist das neueste Beispiel der Bund zwischen Kolumbia und Peru, wonach das Bürgerrecht in ihnen gemeinschaftlich ist, und beide Staten ihre Unabhängigkeit, und deren Vertheidigung zur Bundessache machen. Die höchste Steigerung würde seyn, wenn durch den Bund alle Staten zu dem Reiche der Wahrheit und Tugend verschmelzen sollen. Es liegt nun nahe, daß es Elemente gibt, welche nothwendig zum Bundeswesen führen müssen. Indeß entsteht doch kein Bund anders als durch Verträge, wenn man von mystischen Verhältnissen absieht; denn er müßte sonst von der Natur gebildet werden und unter das Gesetz ihrer Nothwendigkeit fallen, welches der Erfahrung widerspricht, und das Recht überdies von ihm ausschließt, das die Natur nicht kent. Beruht er auf Vertrag, so beruht er auf der Freiheit und Gleichheit seiner Mitgliedrr und auf dem Grundsatz gleicher Rechte und Pflichten für das gemeinschaftliche Interesse. Seine Natur erfodert ferner, daß nach seiner Begründung über die Bundesverfassung und Verwaltung nach Abstimmung entschieden werde, weil ohne solche Entscheidung der Bund entweder gar nichts entscheidet und also gar nicht ins Leben und zur Werkthätigkeit komt, sondern Idee bleibt; oder sich der Entscheidung eines seiner Mitglieder, wie Griechenland seiner Oberfeldherren Philipp und Alexander, wenn nicht eines dritten z. B. Protectors, Mediators, unterwirft, also in Abhängigkeit und Unterthanenverhältniß fällt. Es schließt jedoch das Stimmrecht der einzelen weder eine entscheidende Stimme bei Stimmengleichheit, noch die Vereinfachung der Stimmen durch Gesamtstimmen aus, weil in beiden Fällen das Stimmenrecht und seine Ausübung nicht aufgehoben, sondern nur die Ausübungsweise bestimt wird, damit es theils immer, theils leichter zur Entscheidung komme. Die entscheidende Stimme ist allerdings ein Vorrecht, dies läßt sich zwar formell ausgleichen, wenn es unter den Bundesgliedern der Reihe nach umgeht, aber materiell bleibt es doch bestehen, weil es, nach Zeit und Umständen, von dem einen in den wichtigsten Sachen, von dem andern in Kleinigkeiten ausgeübt wird. Man hat dieses dadurch vermeiden wollen, daß die entscheidende Stimme dem Orakel wie bei den Griechen oder dem Loose wie bei den Germanen überlassen wird; aber die Orakel sind in unserer Zeit verstummt,

1) Vielseitig erörtere in Bezug auf den teutschen Bund von Behr, Gagern, Heeren, Klüber, Müller, Zachariä u. a. in Ersch Handbuch der Lit. 161 ff. und 383 ff. genannten.

und Verstandessachen dem Loose oder Zufall zu überlassen, findet man auch bedenklich. Besser scheint indeß die Entscheidung des Looses als gar keine Entscheidung, besonders wenn der Bundeszweck mehr in einem Ordnen, als in dem Erhalten des Geordneten besteht. Doch hat man wol nicht blos bei Stimmengleichheit, sondern selbst bei dem Widerspruch einer einzigen Stimme (dieses bei Änderung in der Bundesverfassung) dem Alten vor dem Neuen entscheidende Stimme beigelegt, d. h. man läßt in diesem Falle den Antrag beruhen. Ein so gestalteter Bund ist in Gefahr überhaupt zu beruhen, wenn er nicht durch kräftigen Gemeingeist belebt, oder durch außerordentliche Ereignisse zur Regsamkeit angetrieben wird. Wie nun die Abstimmung selbst bestimt seyn, und wie sich die Geschäftsbehandlung entweder von den Bundesgliedern selbst oder von ihren Abgeordneten, schriftlich oder mündlich ordnen mag; so kann dabei so wenig wie bei irgend einem abstimmenden Verein der Vorstand fehlen. Es ist aber diese Vorstandschaft für die Geschäftsbehandlung von der Vorstandschaft für den Bund selbst zu unterscheiden: ein Bund kann vollkommen gestaltet und belebt seyn, ohne einen Vorstand zu haben; weil er es ist, wenn seine Mitglieder als solche sich erkennen und auf ihre Rechte und Pflichten halten; die mechanische Leitung der Bundesgeschäfte kann aber des Vorstandes nicht entbehren. So ist z. B. nicht gesagt, daß Östreich der Vorstand des teutschen Bundes sey, und dieses hindert nicht; wäre aber nicht gesagt, daß der östreichische Gesandte den Vorsitz auf dem Bundestage haben solle, und hätte ihn Niemand eingenommen, so würde es gar keinen Bundestagsbeschluß gegeben haben, sondern blos diplomatische Verhandlungen. Hat der Bund selbst ein bestimmtes Mitglied zum bleibenden Vorstand, so hat er ein Oberhaupt, oder einen Ersten unter Gleichen. Hat dieses Oberhaupt entscheidende Stimme bei Stimmengleichheit, so nähert sich der Bund dem State; hat es entscheidende Stimme neben dem angegebenen Falle noch in andern Sachen, so haben die Bundesglieder darin nur noch berathende Stimme, und so geht der Bund in den Stat über.

Betrachten wir das Bundeswesen in Beziehung auf die allgemeinen Zwecke, welche die größten natürlichen Körperschaften, die Völker, ihrem Wesen nach erreichen sollen, so finden wir in den Elementen, woraus ein Volk wird und ist, in der Eigenthümlichkeit seines Bodens und seiner Sonne, in der Gleichartigkeit seiner Kämpfe wider die Natur, in dem augenscheinlichen Vortheil vereinter Arbeit, um die Natur sich dienstbar zu machen, in der Gleichmäßigkeit des Empfindens und Denkens, in der Gemeinschaft der Sprache und der Sitten, der Kunst u. Wissenschaft, in der Lust und Liebe aus dieser Gemeinschaft und in der Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit, eben so viele Triebfedern für einen Volksbund. Es ist klar, daß es nicht einmal zur mechanischen Einheit und Ordnung des völkerschaftlichen Zusammenwirkens, und noch weniger zur harmonischen Volksentwickelung, ohne Verein, kommen kann; und daß also ein Volk ungestaltet (nicht gestaltlos), wie die Germanen zu Cäsar's Zeiten bleibt, wenn es nicht wenigstens ein Bundeswesen hat, um Frieden in sich, Freunde und Feinde gemeinschaftlich, und einen wenn gleich schwankenden Einigungspunkt für seine Sachen zu haben. Auch ist das Bundeswesen nach Hüllmann's fleißigen Geschichtsforschungen die Grundlage der Staten des Alterthums gewesen. Das Familienband führte zum Bunde, der heilige Herd, und die Familienfeste führten zum Bundesaltar und Bundesfest. Die Begriffe, Mahlzeit und Gemeinschaft, flossen in einander, wie in dem teutschen Wort Genossenschaft, in dem Griechischen und Römischen κοινη, coena. Den natürlichen Schwägerschaften oder Phratrien wurden bürgerliche nachgebildet, bei den Spartanern Obä, bei den Römern Curiae genant. Jede solcher Genossenschaften hatte einen aus ihrer Mitte gewählten Vorsteher, gemeinschaftliche Berathungen, und an gewissen Zeiten gemeinschaftliche Mahle unter Verehrung einer eigenthümlichen und Gesamtgottheit. Die Vorstandschaft des Bundes ging unter den Genossenschaften Reihe um, und dieser Wechsel, wie die Zahl der Genossenschaften richtete sich nach der Jahreseintheilung [2]). Wir finden ein ähnliches Bundeswesen unter den Germanen; Landesgemeinen nach Sitzschaften und Örtlichkeiten wol abgemarkt, doch nicht bestimt geschlossen, aber öffentliche Zusammenkünfte und Gastmähler zu bestimmten Zeiten, ein Markt- u. Geleitswesen [3]). Die Standesgenossen betrachteten sich auch in spätern Zeiten noch als Familiengenossen, und nannten sich Brüder, ihre Vorstände die Altermänner, Väter, nach dem Ursprung aus den Geschlechtshäuptern. Wenn das Bundeswesen nur der Keim des Stats ist, so ist es doch wieder als Bundesstat seine höchste Blüthe. Griechenland hat davon ein Paar kümmerliche abfallende Knospen in der Anlage zum Bundesgericht (Amphiktyonen) in der Hochfeier seiner Dichter und Künstler auf den Volksfesten, und in der Lust an seinem Volksideale (der Griechheit) gezeigt; aber wie sehr sie auch durch ein leichtsinniges, pöbelhaftes Treiben verdorben sind, sie wurden seitdem als die Hoffnungszeichen für den praktischen Moment des vollendeten Volkslebens mit Bewunderung und Begeisterung aufgenommen. Es soll nicht verschwiegen werden, daß der Bundesstat in diesem Sinn mit dem wahren Freistat eins und dasselbe ist. Zwischen dem einfachen Bundeswesen und dem Bundesstat steht ein Statenbund in der Mitte. Er beruht, wie der östreichische Gesandte an dem teutschen Bundestage sagte, auf der Gleichheit der Mitglieder und auf dem sie alle umschließenden Nationalbande; durch die Gleichheit der Mitglieder unterscheidet er sich von dem Reichsvereine mehrer Staten, und durch die Vereinigung mehrer Staten mit vorbehaltener Unabhängigkeit:c von dem Bundesstate. Wenn die obige Untersuchung über das Bundeswesen in Beziehung auf ein Volk nicht misglückt ist; so würde sich daraus für einen Statenbund ergeben, daß er nicht entbehrt werden kann, wenn die Volkszwecke erreicht werden sollen, und wenn die einzelen Staten sich nicht zur Einheit verschmelzen lassen; daß er aber für seine Bundesglieder theils dem einfachen Bundeswesen, theils dem Bundesstate sich nähern wird, je nachdem ihnen entweder blos

2) Statsrecht des Alterthums 8 ffl. 3) Darstellung des statswirthschaftlichen Zustandes in den teutschen Bundesstaten 19 ffl.

der Nothfall der Volkseinheit wider äußere und innere Feinde, oder ein Volksideal vorschwebt. Es läßt indeß die eine Richtung sich mit der andern vertauschen, ob leichter oder schwerer, hängt von der Regirungsweise der einzelen Staten und von der Verhandlungsform der Bundesgeschäfte, am meisten aber von dem Geiste des Zeitalters ab, je nachdem er religiös, hochsinnig und arbeitsrüstig, oder mystisch, auf Eitelkeit und Gewinnkünste gerichtet, und arbeitsscheu ist.

Es bleibt nun noch von dem Bunde ganz neuer und doch alterthümlicher Art, von dem heiligen Bunde zu sprechen (von den Bunden mit Eigennamen, s. die besondern Artikel). Es war am 26. Sept. 1815, daß der Kaiser von Östreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland eine Urkunde unterzeichneten, welche weder einer Berathung ihrer Minister erwähnt, noch von ihnen kontrasignirt ist, und deren (zu Petersburg abgedruckte) Abschrift der russische Kaiser selbst beglaubigt hat. Es wird darin zuerst die innige Überzeugung ausgesprochen, welche die drei Fürsten durch die großen Ereignisse der drei letzten Jahre und durch die Wohlthaten der göttlichen Vorsehung für die ihr gänzlich vertrauenden Regirungen von der Nothwendigkeit erhalten haben, das Verfahren der Mächte in ihren gegenseitigen Verhältnissen auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche die ewige Religion des Heilandes lehrt. Die Fürsten erklären hierauf, daß die Urkunde keinen andern Zweck habe, als vor der Welt ihren unerschütterlichen Entschluß kund zu thun, zur Regel ihres Verfahrens sowol in der Verwaltung ihrer Länder, als in ihren politischen Verhältnissen mit allen andern Regirungen nur die Vorschriften dieser heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zu nehmen. Hierauf folgt die Übereinkunft Art. 1. daß die drei Fürsten in Gemäßheit der in der heiligen Schrift gebotenen allgemeinen Bruderliebe, durch das Band einer wahren und unauflöslichen Brüderlichkeit verbunden, sich in allem und überall beistehen, und sich als die Familienväter ihrer Unterthanen und Armeen ansehen werden. Art. 2. daß dem gemäß sowol unter den Regirungen als unter ihren Unterthanen der einzige Grundsatz gelten werde, sich gegenseitig zu dienen, sich einander die Zuneigung zu beweisen, wovon sie beselt seyn müssen, und sich nur als die Glieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten; und die drei Fürsten betrachten sich, ihrerseits als die Bevollmächtigten der Vorsehung, um drei Zweige derselben Familie zu regiren, indem sie bekennen, daß die christliche Nation in der That keinen andern Fürsten hat, als Gott unsern Heiland; daß die Fürsten daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Fürsorge empfehlen, sich täglich mehr in den Grundsätzen und der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der Heiland die Menschen gelehrt hat. Art. 3. Daß alle Mächte eben so bereitwillig als zärtlich in diese heilige Allianz aufgenommen werden sollen, welche feierlich zu den geheiligten Grundsätzen sich bekennen wollen, welche diese Urkunde eingegeben haben.

Die kaiserliche Bekantmachung derselben zu Petersburg am 25. Dec. 1815 erkent zuerst die verderblichen Folgen für die ganze Welt an, daß die politischen Verhältnisse zwischen den europäischen Staten nicht auf den wahren Grundsätzen beruht haben, und bittet zuletzt den Höchsten, daß er den kaiserlichen Wünschen seinen Segen geben, daß diese heilige Allianz unter allen Mächten zu ihrem allgemeinen Wohl sich befestigen, und Niemand die Verwegenheit (témerité) haben möge, sich davon loszumachen. Der König von den Niederlanden trat ihr am 21. Jun. 1816 folgendermaßen bei. Se. M. der Kaiser von Rußland hat mich auf den Grund des Art. 3. der zu Paris am 26. Sept. 1815 unterzeichneten Urkunde eingeladen, derselben beizutreten, und ich erkläre hiemit, daß ich mich zu den geheiligten Grundsätzen, welche die Urkunde eingegeben, bekenne, ihren erhabenen Einfluß auf das Glück der Völker einsehe, und mich zu ihrer Befolgung verbinde. Ähnliche Beitrittsurkunden erfolgten auf russische, oder östreichische, oder preußische Einladungen von den übrigen Fürsten, so wie von den freien teutschen Städten, und mit einiger Modifikation von der Schweiz. Nur der König von Großbritannien lehnte den formellen Beitritt ab, weil die Bundesurkunde nicht kontrasignirt sey: mit andern Worten, weil die Fürsten und nicht verantwortliche Minister sich verpflichten, und diese Verpflichtung sich auf ihre Staten zugleich (acte de cabinet und acte de gouvernement) bezieht, wozu die englische Verfassung die Kontrasignatur erfodert. Brougham brachte die Urkunde dennoch im Parlement zur Sprache, und behauptete, der Vertrag sey von einer schwankenden und allgemeinen Natur, er habe keinen besondern und bestimmten Zweck und ziele blos dahin, aus den drei Mächten eine große christliche Nation zu bilden; er schloß mit dem Argwohn, daß sie irgend ein besonderes Vorhaben im Stillen hätten. Castlereagh erwiederte, daß er keinen Grund zur Eifersucht über diesen Vertrag sehe, sondern vielmehr in ihm eine neue Bürgschaft des Friedens für alle europäische Nationen. Damals deutete ihn die Opposition auf einen Türkenkrieg, später auf Unterdrückung der sog. liberalen Ideen. Aufmerksamkeit erregte er überall, und Scharen von Schriftstellern suchten sie noch durch Übertreibungen für Furcht oder Hoffnung zu vermehren; nach einigen war es ein Mittel, wodurch Rußland zur Diktatur zu gelangen suchte, nach andern sollte es gegen die Jesuiten gerichtet seyn, oder es war ein Vorschritt zur Erreichung aller Vernunftzwecke, oder ein Zeichen der zweiten Erscheinung unsers Herrn und Heilandes. Indessen ward auch gefragt, welche Hilfsmittel der Bund gewähre, um die Ausübung der christlichen Lehren unter den vorliegenden Hindernissen mehr zu bekräftigen, als bisher habe geschehen können? Man bemerkte beiläufig, daß die Statskunst nicht vorsichtig genug mit allem seyn könne, was zu Schwärmerei und Aberglauben sich misbrauchen lasse, weil bei aller Vorsicht doch mit ihnen Unfug genug getrieben werde. Die allgemeine Meinung erkannte die edle Absicht der Stifter des heiligen Bundes. Mehr läßt sich bis jetzt nicht sagen. Das wiedergeschlossene Archiv des heiligen Bundes 181⅞ enthält eine Urkundensamlung und eine Beurtheilung mehrer Schriften darüber, wozu noch vorzüglich Ch. F. v. Schmidt-Phiseldeck, die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz 1822 nachzutragen ist. Die Haupturkunde mit der russischen Bekantmachung, der niederländischen Beitrittsurkunde und Anführung von

andern in v. Martens **Supplement au recueil des traités.** 6. 656 ff. (*v. Bosse.*)

BUND DES GRIMMEN (grimmigen) **LÖWEN**, war eine der im 14. und 15. Jahrh. unter mancherlei Namen und Zeichen so häufigen Rittergesellschaften, deren Zweck *), in Zeiten der Rechtlosigkeit, Schutz gegen Willkür und Gewaltthaten seyn sollte, die aber nur zu oft misbraucht wurden, im Gefühl der Kraft, welches durch solche Verbindungen erweckt wird, selbst zu üben, was andern nur unmöglich machen zu wollen, zum Vorwand diente. So geschah es im verrufenen Mittelalter nicht allein. So war es immer und wird ferner so seyn. —

Von den meisten dieser Bündnisse sind außer den Namen fast keine Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen. Jede solcher Gesellschaften hatte ihre Geheimnisse. Jeder Bundesgenosse war zur Verschwiegenheit über alles, was in den Versamlungen berathen und beschlossen worden, verpflichtet. Von wenigen nur sind die Bundesbriefe, dergleichen wol jede ausstellen und durch ihre Glieder besiegeln ließ, der Zerstörung entgangen, oder doch in neueren Zeiten zur öffentlichen Kentniß gekommen. Außerdem gedenken ihrer die alten Chronisten meistens nur kurz, um den Schaden zu erzählen, vielleicht mit Übertreibungen darzustellen, der durch solche Gesellschaften einer Gegend, einem Land, nach dem allgemein üblichen Kriegsgebrauch mit Raub, Brand, Mord, zugefügt worden, oder die über einen solchen Feind erfochtenen Siege und die Behandlung der Überwundenen oder Gefangenen zu beschreiben.

Der Bund des grimmen Löwen ward 1379 zu Wiesbaden errichtet. Nach dem Bundesbrief (Dienst- oder Donnerstag v. Gallus) wie ihn Herzog (**Chron. Alsat. II.** S. 70 ff.) u. Schannat (Saml. alt. hist. Schriften I. S. 9 ff.), mit kleinen Abweichungen aufbewahrt haben, waren Wilhelm Gr. zu Wied, Wilh. und Eberhard Grafen von Katzenellenbogen, Joh. und Wallram Grafen von Nassau, Wilhelm Herr zu Isenburg, Propst zu Achen, Erkinger Herr zu Rodenstein, vier von Cronberg, drei von Reiffenberg, zwei von Sachsenhausen oder nach Schannat Bassenhausen, die Stifter oder ersten Glieder des Bundes. Mehre mögen später beigetreten seyn. Das Bundeszeichen war für die Ritter ein goldner, für die Knechte ein silberner Löwe. Wer ohne das Zeichen angetroffen ward, mußte einen Turnes Strafe zum Besten der Armen erlegen. Jährlich sollten zwei Kapitel, eins zu Wiesbaden, das andere zu St. Goar gehalten werden. Außerdem war für die laufenden Geschäfte ein Ausschuß bestimt, an welchen alle Sachen gebracht werden mußten, um selbst Anordnungen zu treffen, oder die Bundesgenossen zu dem Ende zusammen zu berufen. Nach den Worten des Bundesbriefs ging alles darauf hinaus, allen Streit zwischen den Bundesgliedern unter sich zu verhüten und Fehden mit anderen vorzubeugen, im Nothfall aber gemeinschaftliche Vertheidigungsmittel zu ergreifen. Eine besondere Bundeskasse ward errichtet, und der Beitrag, den jeder nach Verhältniß an Geld oder Mannschaft zu leisten hatte, festgesetzt. Überall sind die Bestimmungen fast ganz die nämlichen, welche den Inhalt der späteren Grafenvereinigungen ausmachen. Die Dauer des Bundes war auf drei Jahre angenommen. Er bestand aber länger, wie schon die weite Verbreitung des Löwenbundes durch einen großen Theil von Teutschland schließen läßt. Denn es werden in einer von Datt (**de Pace publ. p. 44 sqq.**) gelieferten Urkunde im Jahr 1382 fünf Unterabtheilungen der Gesellschaft genant, die am Rhein als die ursprüngliche, die in den Niederlanden, im Elsaß, im Breisgau, in Schwaben. Die letzte verstärkte sich in gedachtem Jahre durch eine besondere Verbindung mit mehren schwäbischen Städten, so wie mit der Wilhelms- u. Georgengesellschaft. Dadurch ward aber das zwischen der Schwäbischen und den übrigen Abtheilungen bestehende Verhältniß nicht abgeändert. Denn der Bund mit den Städten setzt sämtliche Löwengesellschaften zu denen, gegen welche der neue Bund nicht gerichtet seyn soll.—

Der grimmigen Löwen erwähnen die hessische Reimchronik und die Riedeselsche Chronik (in den bekannten Kuchenbeckerschen Analekten), bei dem Jahre 1380, als einer Gesellschaft, die im Hessischen großen Schaden gethan habe. Doch geben beide keine besonderen Umstände an. Etwas bestimmter sprechen von ihnen die **Fasti Limburgenses** bei eben dem Jahre **) und die Mechtelsche Limburger Chronik (in *Hontheim* **Prodr. Hist. Trev. p. 1100**), welche auch Wirtemberg und andere schwäbische Ritter, als Bundesglieder angeben und von einer Fehde des Löwenbunds gegen die Stadt Frankfurt erzählen, wobei doch Mechtel spätere Begebenheiten, welche mit der frankfurter Fehde nicht zusammen hingen, in diese irrig einflechtet. — Vgl. auch **Casp.** *Lerch de Dürmstein* de **Ord. equestr. Germ.** und Häberlin d. R. Hist. **IV.** S. 90.

Mit diesem Bund des grimmen Löwen, welcher mit dem Städtebund sich aufgelöset zu haben scheint, ist ein anderer Löwenbund, auch Gesellschaft von dem Leon genant, nicht zu verwechseln, welcher unter K. Friedrich III. um das J. 1489 in Baiern auf Betreiben Bernh. v. Stauff und Sebastian Pflug's von der Ritterschaft gegen die Herzoge errichtet ward, welchem selbst ein Bruder der Herzoge Albert und Georg, auch einige Pfalzgrafen beitraten, der sich hienächst mit der St. Georgenschildsgesellschaft und dem schwäbischen Bunde vereinigte, auch vom Kaiser selbst bestätigt ward. Sein Wahrzeichen war ebenfalls ein Löwe, das von jedem Mitgliede stets getragen werden mußte. Die Auflösung des Bundes erfolgte 1493. Von dieser neuern Löwengesellschaft handeln besonders *Iman. Weber* **de Societate Leonum. Giess. 1713**; von Kremer baier. Landtagsverhandl. von 1429—1513, B. 10 u. 11, und als Auszug aus diesem Werk: von Mussinan Gesch. des Löwler Bundes. München 1817. 8. Vgl. auch *Datt* **p. 43 u. 309 sqq.** u. Häberlin **VII.** S. 514 ff. und 547 ff. (*v. Arnoldi.*)

BUND DER ALTEN MINNE, war auch eine jener Rittergesellschaften, über deren Benennung die alten Nachrichten keine Auskunft geben. Auch erwähnen sie ei-

*) Im Allgemeinen angezeigt im Art. Bengler.

**) Sie heißen hier, vielleicht aber nur wegen einer falschen Lesart oder eines Druckfehlers, die Brimmenden Löwen.

nes besondern Kennzeichens nicht, welches die Mitglieder, die sich Gesellen der alten Minne nannten, — wie doch sonst bei solchen Gesellschaften üblich war, geführt hätten. Der Bund war indessen eigentlich nur eine Fortsetzung oder Erneuerung des Sternerbundes, den früher Graf Gottfried von Ziegenhain gegen Hessen errichtet hatte. Sterner waren auch Mitglieder dieses neuen. In dieser Beziehung nannten sie sich ohne Zweifel Gesellen der alten Minne oder Freundschaft, führten auch wol ihr voriges Wahrzeichen, den Stern aus dem Ziegenhainer Wapen, vielleicht mit einer kleinen Abänderung, fort. Stifter und Haupt des Bundes war Graf Johann I. von Nassau, Herr zu Dillenburg um das J. 1373. Ihm hatte Landgraf Hermann von Hessen, als die alte Hadamarische Linie des Ottonischen Stammes auf dem Aussterben stand, Emich, der letzte männliche Besitzer des Hadamarischen Landestheils, blödsinnig war, Schloß, Stadt und Gericht Driedorf, jetzt zum herzogl. nassauischen Amt Herborn geschlagen, unter dem Vorwand eines auf dem Heimfall stehenden hessischen Lehns entzogen, und sich in Driedorf festgesetzt. Es war aber die Theilung mit der Hadamarischen Linie (1303) keine Todttheilung gewesen, den andern Linien überdies die Erbfolge durch besondere Verträge vorbehalten. Auch hatte Emichs Vater ohne Einwilligung der Agnaten (1348) sein freies Driedorf, wahrscheinlich gegen Empfang einer Geldsumme, an Hessen erst zu Lehen aufgetragen; eine rechtmäßige Lehnsherrlichkeit war also nicht vorhanden, an einen Heimfall nicht zu denken. — Außerdem hatte Hessen die nassauischen Lehen in der Herrschaft Itter an sich gezogen. — An rechtmäßigen Ursachen fehlte es daher dem Grafen Johann nicht bei Stiftung dieser neuen Bundesgesellschaft, die ihm auch treulich beistand und mächtig genug war, die Hessen bei Wetzlar zu schlagen, und aus Driedorf zu verdrängen. Leider litten die unschuldigen Landeseinwohner bei solchen Kriegen sehr viel. Ganz Oberhessen bis über Marburg hinaus ward von den Siegern verheert. Die Erbitterung war unter beiden Häusern so groß, daß die Fehden mit wenigen Unterbrechungen an 50 Jahre fortdauerten und Johann mit seinen kriegerischen Söhnen auch an anderen gegen Hessen hauptsächlich errichteten Gesellschaften, als der mit den Löwen, mit den Hörnern, Theil nahm, nachdem der Bund der alten Minne sich um das J. 1378 aufgelöset hatte. — Durch den bekannten Katzenellenbogischen Vertrag vom J. 1557 kam Nassau doch erst wieder zum völligen und ruhigen Besitz des Landestheils, der zu jenem Bunde den Hauptanlaß gegeben hatte. (*v. Arnoldi.*)

BUND in Hinsicht auf Helvetien. Von dem Bundesrechte der Eidsgenossenschaft wird unter **Helvetien** die Rede seyn, und hier nur Folgendes bemerkt.

Bund der obern teutschen Lande, oder der große Bund der obern teutschen Lande, war eine Benennung, deren man sich von der Mitte des 15. Jahrh. an bis ins 18te sowol in der diplomatischen Sprache als in der Geschichtschreibung oft bediente, um die schweizerische Eidsgenossenschaft zu bezeichnen. — Bund heißt in dem schweizerischen Kanton Graubündten jede der 3 Hauptabtheilungen des Landes, der Obere-, der Gotteshaus- und der Zehengerichtenbund. Bundes-Landammann ist in dem Zehengerichten-Bunde, Bundes-Präsident in dem Gotteshaus-Bunde, die Benennung der ersten Magistratsperson. In dem letztern bekleidete diese Stelle vormals von Amtswegen ein Bürgermeister von Chur. — Bundes-Statthalter heißen die Stellvertreter der 3 Mitglieder des kleinen Rathes oder der Regirung des Kantons, wovon jeder Bund Einen wählt, um in Fällen längerer Abwesenheit eines dieser Regirungsglieder an desselben Stelle einzutreten. — Bundestag hießen während der alten Verfassung sowol die Versamlungen der Abgeordneten des ganzen graubündtnerischen Freistates, als diejenigen der einzelen 3 Bünde. (*Meyer v. Knonau.*)

BUND. In der Musik wird der Ausdruck **Bund** in folgenden verschiedenen Bedeutungen gebraucht:

1. Auf denjenigen Saiteninstrumenten, welche so, wie unsere Violinen, Violoncelle u. dgl. m. mit einem Hals und Griffbrete versehen sind, um auf demselben die verschiedenen Töne zu greifen, erfodert dieses Greifen ausnehmende Genauigkeit, um den aufdrückenden Finger jedesmal genau auf die betreffende Stelle, und gleichsam nicht ein Haarbreit weiter vor oder zurück zu setzen. Man hat, vermuthlich schon in frühesten Zeiten, diese Genauigkeit dadurch zu erleichtern gesucht, daß man an den betreffenden Stellen des Griffbrets ein für allemal niedere Stege oder Wulste anbrachte, auf welche man die Saite nur niederdrücken durfte, indem man den Finger nah hinter der Wulst aufsetzte. Zu solchen Stegen oder Wulsten bediente man sich früherhin gewöhnlicher Darmsaiten, welche man quer um den Hals herumband und deshalb Bunde oder Bünde nannte. Später glaubte man besser zu thun, statt solcher Saitenbunde, beinerne, oder auch metallne Leistchen in das Griffbrett selbst einzulassen. — Ursprünglich hatten vermuthlich alle Instrumente der bezeichneten Art solche Bunde, also auch Geigen und Baßgeigen, wie dies mehrere sehr alte Abbildungen zeigen; die nachstehende



ist aus einem im 16. Jahrh. erschienenen Buche, unter dem Namen **musica instrumentalis** teutsch &c. von Mart. Agricola. Die Violinen scheinen dieselben am frühesten, die Violone aber am spätesten abgelegt zu haben. Heut zu Tage findet man sie vornehmlich nur noch an Guitarren, und zuweilen an einigen aus der Mode gekommenen Instrumenten, der Laute, Mandore, Viola di Gamba, und dem Baryton, so wie auch an der neuerlich von Staufer in Wien erfundenen Guitarre d'Amour, von welcher der erste Band der Zeitschrift Cäcilia, S. 168, eine Beschreibung enthält.

Was den Werth und Unwerth dieser Bunde betrifft, so ist die Erleichterung und Sicherheit, welche sie dem Spieler gewähren, an sich selbst wol nicht zu verkennen; allein eben so wenig ist zu leugnen, daß auf der andern Seite bedeutende andere Übelstände dadurch herbeigeführt werden. Unter diesen soll hier nicht groß in Anschlag gebracht werden, daß durch die Bunde die enharmonischen Tonunterschiede, z. B. zwischen **gis** u. **as**,

die u. es, u. dgl. ein für allemal verloren gehen; denn an diesem Verluste haben diese Instrumente, gemeinschaftlich mit Orgel, Pianoforte und mehrern andern, nicht eben schwer zu tragen. — Erheblicher ist aber schon der Umstand, daß es, bei solchen ein für allemal stehenden Bunden, unthunlich ist, einer entweder an sich falschen, oder während des Spielens etwa in der Stimmung nachlassenden, oder durch die Luftwärme höher oder tiefer gewordenen, oder auch wol an sich selber nicht ganz reinen Saite durch verhältnißmäßig höheres oder tieferes Greifen nachzuhelfen. Jeder Violincellist u. s. w. weiß es, wie selten Saiten zu finden sind, welche, wie man es nent, die Quinte halten, — wie, auf dieser wie auf jener, bald etwas höher, bald etwas tiefer gegriffen werden muß, um ihre Unreinheit zu compensiren und rein zu spielen. — Dies alles fällt bei feststehenden Bunden natürlicherweise als unmöglich hinweg, und schon darum kann also bei solchen ein vollkommen reines Spiel praktisch geradezu unthunlich genant werden. — Sind die Bunde von Saiten also nicht unbedingt feststehend, sondern je nach Bedürfniß leichter zu verrücken, so läßt sich zwar durch Vor- oder Zurückschieben des einen oder andern Bundes die Unreinheit einer Saite schon einigermaßen compensiren, das Schlimme dabei aber bleibt allemal, daß solches Verrücken nicht auf die eine Saite allein, welcher nachgeholfen werden soll, sondern sogleich auch mit auf andere wirkt, welche durch solche Rückung dann gewöhnlich ebensoviel von ihrer sonstigen Reinheit verlieren, als die falsche von ihrer Falschheit verloren hat. Außer diesem tritt aber bei jedem mit solchen Bunden versehenen Instrumente auch noch das Üble ein, daß, selbst bei der reinsten Besaitung und gleichmäßigst abgemessenen Lage der Bunde, dennoch Unreinheiten der Stimmung fast unvermeidlich sind. Man überzeugt sich hievon am leichtesten, wenn man auf einer Guitarre die tiefste und die höchste Saite E u. ē, völlig rein stimmt und dann auf diesen Saiten G u. ḡ greift, wo dann fast immer jenes im Verhältniß gegen dieses zu hoch erklingen wird. — Die Ursache dieser Erscheinung ist meines Wissens noch nicht *befriedigend* erklärt, obgleich nicht schwer aufzufinden. Es sind nämlich der Ursachen zwei: 1) wird natürlich jede Saite, indem man sie, durch Niederdrücken auf den Steg, aus ihrer geraden Linie heraus biegt, eben dadurch stärker angespant; und zwar ist diese Vermehrung der Spannung um so größer, je weiter die Saite aus ihrer Richtung herausgebogen wird: wenn von zwei einander ganz gleichen Saiten die eine höher vom Griffblatt entfernt, die andere aber nahe daran läge, und beide auf einerlei Bund niedergedrückt würden, so würde jene, um bis aufs Griffbret hernieder zu gelangen, weiter niedergebogen werden müssen, als diese, und daher natürlich einen höheren Ton geben. — Da nun aber auf den Saiteninstrumenten, und insbesondere auch auf der Guitarre, die tiefern Saiten höher vom Griffbrete entfernt gelegt werden, als die hohen, das E also, um bis aufs Griffbrett niedergedrückt zu werden, weiter aus der geraden Linie herausgebogen werden muß, als das näher am Griffbrete liegende ē, so ist schon darum natürlich, daß, beim Niederdrücken der Saiten E u. ē auf einen Bund, die Spannung der E-Saite beträchtlicher vermehrt wird, als die der ē-Saite, und also schon deshalb das G verhältnißmäßig gegen das ḡ zu hoch erscheint. Noch viel erheblicher aber ist 2) daß, auch wenn man die E-Saite eben so nah ans Griffbret legen wollte, als die ē-Saite, — oder diese eben so entfernt als jene, — dennoch, beim Greifen der Töne G u. ḡ, jenes gegen dieses zu hoch erscheinen würde. Die Sache verhält sich so. Es ist auf den ersten Anblick leicht bemerkbar, daß auf jedem Saiteninstrumente die höheren Saiten viel stärker gespant sind, als die tieferen. Nun zeigt aber die Erfahrung, daß auf eine nur mäßig gespannte Saite eine gleichwol *geringe* Vermehrung der Spannung weit stärker wirkt, als eine schon ziemlich bedeutende Vermehrung der Spannung einer bereits stark gespannten Saite. Wenn man z. B. auf der Violine eine ē-Saite aufzieht, so wird bei den ersten Umdrehungen des Wirbels, wo die Spannung noch sehr gering ist, jede Halbe oder Viertels-Umdrehung des Wirbels, den Ton wol um eine Terz, Quarte, oder Quinte, ja noch um mehr erhöhen; am Ende aber, wenn die Saite schon nächst ihre gehörige Spannung hat, wird eine Viertels- oder halbe Umdrehung kaum noch einen halben Ton Unterschied bewirken.

Daher komt es denn nun auch, daß z. B. eine Viertelsumdrehung des Wirbels der E-Saite auf der Guitarre, oder des g-Wirbels der Violine, eine ohne Vergleich größere Veränderung der Tonhöhe bewirkt, als eine gleich große Umdrehung des ē-Wirbels der Guitarre oder des ē̄ der Violine: weil jene tiefen Saiten weit schlaffer gespant sind, als diese hohen. — So haben wir also den Satz gewonnen, daß gleicher Zuwachs an Spannung auf die schlafferen tiefen Saiten der Saiteninstrumente stärker wirkt, als auf die hohen; und nun wird man es natürlich finden, daß, wenn man durch Niederdrücken der ziemlich schlaff gespannten Saiten E und ē auf das Griffbret, die Spannung beider auch ganz gleichmäßig vermehrt, solcher gleicher Zuwachs von Spannung doch die tiefe Saite verhältnißmäßig merklicher erhöhen wird, als die hohe, und demnach das tiefe G im Verhältniß gegen das hohe ḡ höher werden muß, wie sich dieses denn auch bei allen Guitarren findet, sofern solch Misverhältniß nicht durch eine andere zufällige Irregularität etwa compensirt wird.

Um dieses Übel zu compensiren sind bis jetzt zwei Wege vorgeschlagen. Der natürlichste, aber freilich mühsamste, wäre, den Bunden eine etwas schiefe Richtung zu geben, so daß sie auf der Seite der tiefen Saite um so viel weiter zurückständen, als erfoderlich ist, die durch das Niederdrücken entstehende größere Erhöhung wieder aufzuheben. Jeder Spieler würde sich daran wol leicht und bald gewöhnen, zumal da die Schiefe nicht sehr bedeutend zu seyn brauchte. Auch hat schon 1809 ein Herr *Arzberger* in der Lpz. Mus. Ztg. vorgeschlagen, den zwischen den Wirbeln und dem Griffbret liegenden sogenannten Sattel in entgegengesetzter Richtung schief, nämlich in der Gegend der tiefen Saiten *weiter vor*, zu legen, so daß dem zufolge die folgenden Bunde nicht mehr so merklich rückwärts gerichtet zu werden brauchten. Da indeß alle diese Vorrichtungen noch immer ziemlich mühsam sind, und eine gute Ausführung derselben von

unsern empirischen Instrumentenmachern kaum zu hoffen ist, so schlage ich vor, sich lieber damit zu begnügen, bei gewöhnlicher Einrichtung des Griffbretes und der Bunde, nur den Hauptsteg in der Art schief zu legen, daß die tiefen Saiten etwas länger werden, als die hohen. Bei solcher Einrichtung wird das Niederdrücken der längeren E- und der kürzeren ē-Saite auf einerlei Bund, jene um eine geringere Quote verkürzen als diese, jene also verhältnißmäßig weniger erhöhen, als diese, und dadurch die vorerwähnte entgegengesetzte Ungleichheit einigermaßen compensiren; freilich nicht mathematisch genau, aber — (wenigstens für die ersten und wesentlichsten Bunde) — immer ziemlich genügend, da das Instrument ja selbst bei seiner bisherigen Beschaffenheit, und ungeachtet der besagten, immerhin nicht gerade unleidlichen Unreinheit, doch so manchen schönen Genuß gewährt, so daß ich meinen Vorschlag auch nicht übel dahin abändern könnte: es nur immerhin zu lassen wie es ist.

II. In einem andern Sinne spricht man von Bünden in Beziehung auf besaitete Tasteninstrumente der Art, wo die sogenannten Tangenten, während des Anschlages der Taste, an der angeschlagenen Saite angedrückt bleiben und ihre Länge begränzen, somit auch ihre Tonhöhe bestimmen, wie dies bei den ehemaligen sogenannten Tangentenclavieren, Spinetten u. dgl. der Fall war. Bei diesen hatten die Instrumentenmacher, aus Ersparniß, die Einrichtung getroffen, daß eine Saite zu mehren Tönen diente, z. B. zugleich eine und dieselbe Saite für H und für c, indem der Stift der H-Tangente etwas weiter vom Stege anschlug — die c-Tangente aber um so viel näher, als erfoderlich war, um c statt H zu klingen; und dann nannte man die Töne H und c gebunden. Auf gleiche Weise pflegten häufig die Töne f u. fis, g u. gis u. a. m. gebunden zu seyn. Diejenigen Klaviere aber, auf welchen keine Töne also gebunden waren, sondern jede Taste ihre eigene Saite hatte, hießen bundfrei. — Es ist leicht einzusehen, daß diese gebundene Einrichtung große Unbequemlichkeiten mit sich führte, und zwar vorzüglich die, daß, da eine Saite unmöglich die Töne H u. c zugleich von sich zu geben vermag, es auch unmöglich war, H u. c zusammen hören zu lassen, und also beim Anschlagen dieser Tasten natürlich nur die höhere Tangente allein wirken, also nur c allein, und nicht H mit erklingen konnte, und überhaupt H gar nicht, so lange die c-Taste niedergedrückt war, u. dgl.

III. Endlich wird, wiewol minder richtig, auch der in der Notenschrift vorkommende Bindebogen ◡ oder ⌒ zuweilen Bund genant. (*G. Weber.*)

BUNDE, auch Bunda und Bonda*) geschrieben, ein Kirchdorf im Fürstenthum Ostfriesland, Amts Weener, das größte Dorf in Ostfriesland und eins der schönsten daselbst, ausgezeichnet durch sehr wohlhabende, reiche Einwohner, geschmackvolle Häuser und Gartenanlagen, auch durch Gebüsche. Es besteht aus dem eigentlichen Bunde, Bunder-Baulande und Bunder-Hee. Ersteres hat 229 Häuser und 1538 Einw.; die beiden andern Abtheilungen 68 Häuser und 520 Einw. Das ganze Dorf ist von Süden nach Norden über eine Stunde lang. Eingepfarrt sind noch 5 besondere Ortschaften. Die ganze Parochie bestand 1822 aus 2691 Seelen, reformirter Religion, mit einem Prediger. — Das Dorf war noch 1471 Sitz eines ostfriesischen Häuptlings; die Reste der Burg sind noch zu sehen. — Der Boden trägt alle Getreidearten, und wird durchgängig zum Akkerbau, weniger zu Viehweiden benutzt. Insbesondere auf dem neuen angeländeten Kleiboden wird eine fast reine Ackerwirthschaft mit großem Vortheil betrieben, die sich durch ihren höchst reichlichen Ertrag in ganz Ostfriesland auszeichnet**). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BUNDELCUND, Distrikt in der Prov. Allahabad in der brit. Präsid. Bengalen. Er ist voller Gebirge, die zum Systeme des Vindhia gehören, wird von der Betwa und dem Keane bewässert, und warf 1813. 2,885,430 Rupien ab, aber die berühmten Diamantgruben von Bundelcund sind nicht in seinem Umfange, sondern in dem Gebiete des Raja von Pannah belegen. Sein Hauptort, wo die Gerichte den Sitz haben, heißt Banda. Die Maharatten hatten sich bei dem Verfalle des mongolischen Reichs dieses Distrikts bemächtigt, wurden aber gezwungen, denselben 1804 den Briten abzutreten. — Die Diamanten von Bundelcund werden in der Umgegend von Pannah auf einem Distrikte, der sich gegen 5 Meilen im Umfange ausdehnt, gefunden. Gewöhnlich liegen sie 18 Zoll unter der Oberfläche bis zu einer Tiefe von 6, ja 24 Fuß herab zwischen rauhem, groben und braunfarbigen Gestein, oder einer kiesigen Materie, die in der Landessprache Khakru heißt und mit einer dunkeln rothen thonartigen, dem Ocher ähnlichen, Erde, die aber so hart ist, daß die Diamantengräber zuweilen einen ganzen Tag brauchen, um einen Fuß aufzureißen und zu säubern. Wo kein Khakru ist, da gibt es auch keine Diamanten, und da diese Materie kalkartig ist, so glaubt man in ihrer Zusammensetzung den Keim und Urstoff der Diamanten zu finden. Findet sich in einer Tiefe von 24 Fuß kein Khakru, so gräbt man nicht weiter. Um die Gruben her läßt man Bogengänge, worauf 2 Personen gehen können. Die ausgegrabne Erde wird in Körbe gethan, und dann gewaschen und gesichtet. Befinden sich Diamanten unter derselben, so werfen sie einen solchen Glanz von sich, daß man sie sogleich erkennen kann. — Jedermann, er sey Fremder oder Eingeborner, ist es erlaubt, nach Diamanten zu suchen, und vorzüglich sind es Handelsleute aus den großen indischen Städten, die diese Erlaubniß benutzen; die Ausgrabungen verrichten Tagelöhner, die monatlich mit 5 Rupien bezahlt werden. Über diese sind von Seiten des Raja von Pannah Wächter gesetzt, um die Zahl der gefundnen Diamanten zu wissen, und ihren Werth gleich abschätzen zu können.

*) Der Name Bunde oder Bonda ist unstreitig altfriesisch, doch läßt sich die Bedeutung desselben in Ansehung des Orts schwer entziffern. [Sonst bedeutet das Wort bonda im Altfriesischen einen Hausvater; (Wiarda's altfries. Wörterbuch, Aurich 1786. p. 60.) doch ist nicht abzusehen, wie dies hier zur Erklärung anwendbar seyn möchte. Der Name kann aber auch herkommen von dem altfriesischen Eigennamen Bonne oder Bunne.]

**) *Beninga's* Chronyk v. Oostfriesland, Emden 1723. p. 368. *Harkenrohts* Oostfriesche Oorsprongkelykheden, p. 388.

davon gehört dem Raja entweder in Geld oder in Diamanten, das Übrige den Unternehmern, nur hat sich der Raja alle Diamanten, die über 30,000 Rupien Werth haben, vorbehalten, und gibt dagegen den Unternehmern ¼ des Werths. Übrigens liegt der ganze Distrikt der Diamanten ganz wüste †). (*Hassel.*)

BUNDESLADE, nent man die heilige Kiste der Hebräer, in welcher die beiden Gesetztafeln aufbewahrt wurden; hebräisch hieß sie gewöhnlich אֲרוֹן הַבְּרִית, aber auch אֲרוֹן הָעֵדוּת, welches die LXX Lade des Zeugnisses übersetzten, richtiger aber durch Gesetzeslade gegeben haben würden, da עֵדוּת ein Synonymum ist von תּוֹרָה und geradezu Gesetz, auch die Gesetztafeln bezeichnet. Andre Benennungen sind: Lade Gottes, Lade Jehova's, auch wol blos die Lade ohne weitern Zusatz. Nach 1 Kön. 8, 9 enthielt sie durchaus nichts weiter, als die beiden steinernen Tafeln mit den 10 Geboten; damit steht Hebr. 9, 4 in Widerspruch, wonach auch ein Körbchen von dem Manna, welches den Hebräern auf ihrem Zuge durch die arabische Wüste als Nahrung diente, und der blühende Stab Aarons, wodurch dieser in der hohenpriesterlichen Würde bestätigt wurde, in der Bundeslade aufbewahrt seyn soll. Da aber überhaupt die Angaben neutestamentlicher Schriftsteller über die Geschichte des hebräischen Volkes öfters mit den alttestamentlichen nicht im Einklange sind, und aus diesen berichtigt werden müssen [1]), da ferner im Briefe an die Hebräer sich mannigfaltige Eigenthümlichkeiten über mehre Stücke des hebräischen Cultus ergeben [2]), so hat jene neutestamentliche Bestimmung in dieser rein antiquarischen Sache durchaus kein Gewicht und wir haben der alttestamentlichen Bestimmung als der ältern, aus den Zeiten des noch bestehenden Cultus in seinem ganzen Umfange durchaus den Vorzug zu geben. Hiezu komt noch die Angabe des Josephus, welcher der letztern beistimt [3]). Wahrscheinlich ist jene Nachricht des N. T. aus einem Misverständniß von 2 Mos. 16, 33 — 34 und 4 Mos. 17, 25 (10) entsprungen, nach welchen Stellen das erwähnte Manna und Aarons blühender Stab לִפְנֵי הָעֵדוּת vor das Gesetz (nicht gerade in die Bundeslade) gelegt werden sollen. Der moslemischen Tradition zufolge soll auch die priesterliche Kopfbinde Aarons und ein Stück von dem Holze Aluah, wodurch das Wasser zu Mara (2 Mos. 15, 23 ff.) von Moses süß gemacht wurde, sich in der Bundeslade befunden haben [4]).

Die Lade war von Acacienholz, 2½ Elle lang, 1½ Ellen breit und hoch, und inwendig sowol als auswendig mit feinem Golde überzogen; den Deckel derselben, welcher ebenfalls von feinem Golde war, zierten 2 Cherubs mit ausgebreiteten Flügeln, so daß sie das Gesicht einander zukehrten. Dieser Deckel hieß ganz einfach הַכַּפֹּרֶת von כָּפַר bedecken, aber die LXX nahmen das Wort tropisch für expiare, daher übersetzen sie כַּפֹּרֶת durch ἱλαστήριον, die Vulgate propitiatorium und Luther: Gnadenstuhl. Zum Behuf des Tragens dieser Kiste bediente man sich vergoldeter Stangen aus Acacienholz, welche durch 4 zu beiden Seiten angebrachte goldene Ringe gesteckt wurden. So lange das Nationalheiligthum der Hebräer in der Stiftshütte bestand, hatte die Lade gewöhnlich ihren Platz im Allerheiligsten derselben; zuweilen nahm man sie auch mit in den Krieg, wie in neuern Zeiten die Heiligenbilder. Nach Erbauung des Tempels durch Salomo erhielt sie ihren Stand in dem Allerheiligsten desselben. Über ihr dachte man sich Jehova thronend, daher durfte sie Niemand ansehen, weil dies für ein Schauen der Gottheit selbst gehalten werden konnte, welches dem Volksglauben zufolge todtbringend war [5]); eben so wenig durfte man sie unmittelbar anrühren. Diese Ansicht ist denn auch der Grund von der Sitte, daß die Lade erst dicht eingewickelt wurde, ehe die Leviten, welche sie zu tragen hatten [6]), sie aufheben durften (4 Mos. 12, 17—20); aus ihr gingen die Mythen hervor, daß die Einwohner von Bethschemesch, weil sie die von den Philistern zurückgebrachte Bundeslade gesehen (1 Sam. 6, 19 ff.), und Usa, weil er sie angefaßt, um sie vor dem Fallen zu sichern (2 Sam. 6, 6 ff.) plötzlich gestorben seyn [7]). Darum konnten auch die Philister, welche sich derselben nach einem Siege über die Hebräer bemächtigt hatten, sie nicht in ihrem Gebiete behalten, weil Jehova sie nicht allein mit Landplagen züchtigte, sondern auch die Bildsäulen der philistäischen Nationalgötter nicht verschonte; freiwillig mit Geschenken lieferten sie dieselbe wieder aus (1 Sam. 5, 6 ff.). Was ihnen, nach den mythischen Vorstellungen der Landplagen wegen, nicht gelingen wollte, das vollführten später die Chaldäer. Mit der Zerstörung des Salomonischen Tempels nämlich verschwindet die heil. Lade aus der hebräischen Geschichte, sie wurde also entweder von den Eroberern mit hinweggeführt [8]) oder sie wurde ein Raub der Flammen, welche den Tempel verzehrten. Letzteres ist deshalb wahrscheinlich, da sie nicht unter dem Tempelgeräthe angeführt wird, welches von den Eroberern nach Babel gebracht wurde (2 Köng. 25, 13). Die Juden erhielten bei ihrer Rückkehr aus dem Exil [9]) die heil. Gefäße zurück, aber die heil. Lade ist nicht darunter angeführt; auch war das Allerheiligste in dem zweiten Tempel durchaus leer, zum sichern Beweise, daß die Lade nicht mehr vorhanden war [10]).

†) Nach Gladwin in den Calcutta Miscell.

1) Vgl. besonders die Verstöße gegen die hebräische Geschichte in der Rede des Stephanus (ag. 7.), welche man nicht wird hinwegleugnen können, ohne den Worten Gewalt anzuthun. 2) Dahin gehört das χρυσοῦν θυμιατήριον, welches im Allerheiligsten des Tempels sich befunden haben soll nach Hebr. 9, 3. 3) Antiquitt. Judd. III. 6. §. 5. 4) S. die Commentatoren zu Cor. 2, 249. ed. Mar. vgl. Herbelot Orient. Bibl. u. d. W. Aluah und Thalut.

5) 2 Mos. 20, 19. 5 Mos. 18, 16. 5, 23. Richt. 13, 23. 6) Eine Ausnahme, daß die Lade nicht getragen, sondern auf einem neuen Wagen fortgeführt wurde, findet sich 2 Sam. 6, 2. 3. vgl. 1 Chron. 15, 1 ff. 7) Sonderbar genug ist die hieraus gemachte Folgerung Bendavids (Berlin. Archiv. der Zeit. 1797. S. 328 ff. 525 ff. Neues theol. Journal XI. S. 433 ff.), daß, wie die Stiftshütte überhaupt einen ziemlich vollständigen Apparat elektrischer Instrumente enthalten habe, die Bundeslade nur ein allgemeiner Auslader (Leidner Flasche) gewesen sey. 8) 4 Esr. 10, 22. vgl. Winer's bibl. Realwörterbuch S. 767. 9) Esr. 1, 7 ff. 5, 14 ff. 6, 5 ff. 10) Aus dem wegen seiner Kürze dunkeln Befehle des Königs Josia 2 Chron. 35, 3 haben mit Calmet (Bibl. Wörterbuch u. d. W. und biblisch. Untersuchungen 6. B. S. 226. teutsch. Übers. von Mosheim.) mehre geschlossen,

Der Beweis dafür liegt einmal in dem Stillschweigen nachexilischer Bücher des A. T. über die heil. Lade, da sich genug Gelegenheit für sie darbietet, davon zu reden [11]). Dann in dem Zeugnisse des Josephus, daß im Allerheiligsten sich durchaus nichts befunden habe [12]); ferner spricht für jene Annahme, daß die Bundeslade nicht unter den Spolien ist, welche Titus nach Eroberung der Stadt und des Tempels nach Rom brachte, und welche auf seinem Triumphbogen zu Rom noch zu sehen sind [13]), und endlich, daß auch Kirchenscribenten dasselbe behaupten, obgleich ihre Nachrichten von dem Verschwinden der heil. Lade eben sowol als die sogleich zu erwähnenden Fabeleien der Talmudisten höchst läppisch sind [14]). Der jüdischen Tradition nämlich zufolge soll der Prophet Jeremias vor der Eroberung der Stadt durch Nebucadnezar auf Jehovas Befehl die Stiftshütte nebst der Bundeslade in eine Höhle des Berges (Pisga) gebracht haben, von welchem aus Moses Canaan gesehen hatte [15]); die Priester, welche ihn begleitet, hätten zwar den Ort bezeichnet, wären jedoch niemals im Stande gewesen, ihn wiederzufinden. Diese, 2 Macc. 2, 4—9 enthaltene Erzählung wurde nachher noch mehr ausgeschmückt, zum Theil auch anders gewandt. So soll schon Salomon, vermöge göttlicher Offenbarung das Unglück der Stadt durch die Babylonier voraussehend, unter der Erde eine künstliche Grotte angelegt haben, um dorthin die kostbarsten Heiligthümer zu bergen; Josia habe, erzählt man weiter, dieses benutzt, und unter andern die heil. Lade an diesem Orte in Verwahrung gebracht, aber die aus dem Exil Zurückkehrenden hätten den Ort vergessen [16]). Die Juden erwarten, mit der Erscheinung des Messias werde auch die Bundeslade wieder zum Vorschein kommen; obgleich Jerem. 3, 16 prophetisch das goldne Zeitalter schildernd behauptet, man werde dann nicht mehr nach ihr fragen.

Die Rabbinen glauben, es habe Gott seine Nähe durch eine Wolke, welche über der Bundeslade geschwebt habe, angedeutet; dieses Symbol ist unter dem Namen שכינה bekant. Die ganze Fabelei ist wol, gleich einer großen Menge ähnlicher Träumereien, aus falscher Auffassung alttestamentlicher Stellen hervorgegangen, hauptsächlich aber, wie es scheint, aus Misverstand von 3 Mos. 16, 2. wo von der Rauchwolke die Rede ist, welche der opfernde Priester verursachte vgl. v. 13. [17]). Übrigens ist diese Sage auch zu den Arabern gekommen und der Coran gedenkt ihrer ausdrücklich [18]). Dies hat durchaus nichts Auffallendes, da die Kentniß der biblischen Geschichte im Coran und bei seinen Commentatoren aus den trüben Quellen der jüdischen Tradition geflossen ist. Daß die Hebräer gegen diese Lade eine hohe Ehrfurcht hegten, wird Niemanden wundern; sie enthielt ja die nach der Sage von Gott selbst dem Moses verliehenen Tafeln und barg also das Unterpfand des zwischen Gott und der Nation bestehenden Verhältnisses.

Sehen wir uns nach dem wahrscheinlichen Ursprunge dieses eignen heiligen Geräthes um, so könnte es allerdings scheinen, als sey derselbe bei den Hebräern selbst zu suchen. Denn was war leichter und natürlicher, als der Gedanke, die heil. Gesetzestafeln in ein eigenes Behältniß zu legen, um sie desto sichrer und gewisser aufbewahren zu können? Dessen ungeachtet hat die Vermuthung, daß auch diese Einrichtung, wie so vieles Andere [19]), von den Ägyptern entlehnt worden, Vieles für sich, welcher ich nach dem Vorgange mehrer Antiquare beigetreten bin [20]). Unter den Processionen nämlich, welche an den ägyptischen Tempeln, besonders zu Theben dargestellt sind, und deren nähere Kentniß wir der französischen Expedition nach Ägypten verdanken, finden sich auch

---

daß die Priester unter den abgöttischen Königen die Lade aus dem Tempel genommen, damit sie theils durch den Götzendienst nicht entweiht werde, welcher allerdings selbst im Tempel Statt fand, theils aber nicht die Habsucht der irreligiösen Herrscher reize. Mit Recht erinnerte aber schon Mosheim in den Anmerkungen zu Calmet, daß dieses in der Stelle durchaus nicht liege; aber auch die von ihm vorgeschlagene Erklärung jener Stelle scheint durchaus falsch zu seyn. Er glaubt nämlich, der Wille des Königes gehe dahin, daß die heil. Lade nicht fernerhin, wie früher geschehen war, von den Priestern im Lande umhergebracht werden sollte, wobei sie den Zweck gehabt hätten, in der Periode der Abgötterei einmal durch das Vorzeigen der Lade das Volk an den Bund mit Gott zu erinnern, dann aber auch dabei ein Geschenk zu ihrem Unterhalt zu gewinnen. Dies Zeigen der heil. Lade stimt nicht zusammen mit der bekannten Vorstellung der Hebräer von der großen Heiligkeit derselben. Es hält zwar schwer, etwas Bestimmtes an die Stelle jener Meinungen zu setzen; soviel geht aber aus den Worten אֵין לָכֶם מַשָּׂא בַּכָּתֵף hervor, daß die Priester die Lade öfters getragen hatten. Es fragt sich nun, zu welchem Zwecke? Eine Art Procession zu halten, ist nicht wahrscheinlich. Am natürlichsten ist es wol, an ein Mitnehmen in den Krieg zu denken, wovon in der hebräischen Geschichte wenigstens ein Beispiel vorkomt. 11) Z. B. bei der Einweihung des Tempels durch Nehemias, bei der Reinigung desselben durch Judas Maccabi; bei der Herstellung des Rituales nach dem Exil, bei der Entheiligung und Wegführung der heil. Gefäße durch Antiochus Epiphanes. Daß sie wenigstens zur Zeit der Abfassung des 2ten Buchs der Maccabäer fehlte, sieht man aus 2 Macc. 2, 7. 17. 18. 12) De bello Jud. V. 5. §. 5. 13) Einige haben zwar behauptet, es sey die Bundeslade auf dem Triumphbogen wirklich mit abgebildet, vgl. z. B. *Bartaloccii* Biblioth. Rabbin. T. 3. p. 157; allein nach Reland (De spoliis templi Hierosolymitani in arcu Titiano Romae conspicuis. Ultraj. 1716.) ist keine Spur davon vorhanden und die angebliche Bundeslade ist offenbar der Tisch der Schaubrode. 14) Pseudo-Epiphanius de vitis prophet. in vit. Jeremiae, Pseudo-Dorotheus synopsis de vita et morte prophetarum in vit. Jeremiae. *Ambros.* de officiis ministror. L. III. cp. 17. 18., vgl. Joseph. ben Gorion Chronic. regum templi secundi L. I. c. 21. Talm. Hierosol. tit. Maccoth. und Babyl. tit. Ioma. cp. 1. Über die ganze Untersuchung vgl. Calmet's Bibl. Untersuch. 6. Bd. S. 224 — 258. Übers. von Mosheim. 15) 5 Mos. 3, 27. 34, 1 ff.

16) Maimonid. in Beth Habech. cp. 4. u. Kimchi zu 2 Chron. 35. 17) S. die Commentatoren z. d. St., besonders Michaelis, Vater und Rosenmüller; *C. W. Thalemann* diss. nubem super arca foederis iudaicum commentum videri. Lips. 1752. 4. und *Vitringae* observatt. sacr. p. 168 sq. Unbedeutende Einwendungen machte dagegen *Weissig* diss. de arca foederis ordinaria columnae nubis et ignis sede Hal. 1753. 4., vgl. Warnekros Entwurf der hebr. Alterthümer zum Gebrauch akadem. Vorles. S. 97. 18) Sur. 2, 249. ed. Marace. vgl. auch D'Herbelot orient. Bibl. u. d. W. Thalut. 19) S. d. Art. Beschneidung im 9ten B. und biblische Archäologie im 10ten Bd. 20) Observatt. in difficiliora V. T. loca. P. I. p. 22. Auch Chrysostomus (in der 6ten Homilie über Matth. 2.) ist schon derselben Meinung. Wenn er aber sagt: alle Ceremonien und Gebräuche der Juden, die Opfer und Reinigungen, Neumondsfeier, die Lade und der Tempel selbst sind entsprungen aus dem rohen Heidenthume, so geht er offenbar zu weit.

solche, wo eine heilige Lade getragen wird. Zu beiden Seiten derselben sind Gestalten, den Cherubs ähnlich, und viele Zierathen, unter andern auch die heilige Barke, welche in der ägyptischen Mythologie eine so bedeutende Rolle spielt [21]). Damit sind auch die Alten im Einklange. Die ägyptischen Priester trugen nach ihnen an einem bestimmten Tage aus dem Tempel des Osiris bei Nacht eine Lade ans Meer, in welcher eine zweite, kleinere Lade enthalten war; in letztre gossen sie trinkbares Wasser und riefen dann mit lautem Jubel, Osiris sey gefunden [22]). Speneer [23]) hat sich zwar auf einen förmlichen Beweis eingelassen, um zu erhärten, daß die Bundeslade eine Nachbildung ähnlicher Geräthe der Polytheisten überhaupt, besonders aber der Ägyptier sey, allein der größeste Theil seiner Argumente ist höchst schwach. Denn es komt darauf hinaus, daß viele heidnische Culte heilige Laden gehabt, aus prächtigem Holz verfertigt und mit Golde verziert, daß sie dieselben hoch geachtet, und Heiligthümer darin aufbewahrt hätten; dieser Vorbilder wegen hätte Jehova den Hebräern die Verfertigung der heil. Lade und ihre Verzierung geboten, damit sie in ihrem Cultus nichts vermissen möchten, was sie bei den Ägyptiern gesehen hätten. Mir scheint die Sache vielmehr so zu liegen. Die beiden Gesetztafeln bedurften, um nicht zerbrochen zu werden, eines eigenthümlichen Behältnisses; bei dem Aufenthalte in Ägypten hatte man ähnliche Dinge in heiligen Kisten aufbewahren sehen; man schlug also denselben Weg ein, und nahm in der Verzierung der Lade auf die ägyptischen Rücksicht.

Der Zweck und die Bedeutung der heil. Lade im hebräischen Cultus ergibt sich aus dem Vorigen von selbst; nämlich Aufbewahrung dessen, was der alten ehrwürdigen Überlieferung zufolge der Nation von Jehova durch Moses gegeben worden als äußeres Zeichen des mit ihm abgeschlossenen Bundes. Die Verehrer des Naturdienstes hatten Abbildungen der von ihnen verehrten höhern Wesen oder wenigstens Symbole, deren Anblick ihre Andacht entflammen sollte; auch der sinnliche Hebräer bedurfte eines äußeren Gegenstandes, der ihm die Nähe seines Nationalgottes verkündigte. Dazu war nun, da er sich von demselben kein Bild machen durfte, nichts passender, als die heil. Lade mit den Gesetztafeln. Verstattete ihm gleich der Volksglaube nicht, sie förmlich anzuschauen, so wußte er doch, sie stand im Heiligthum und Gott habe seinen Sitz über derselben. Wie nothwendig ein solches äußeres Zeichen der göttlichen Nähe den Hebräern gewesen, lehren ihre vielfachen Verirrungen, die fortwährende Hinneigung zum sinnlichen Polytheismus, welche bis nach dem Exil fortdauerte; darum kamen sie schon während des Zuges durch die arabische Wüste auf den Kälberdienst (2 Mos. 32.). Diese Lade war zugleich das eigentliche Palladium des hebräischen Volkes, mit dessen Verlust die Selbständigkeit derselben hinschwand; das Unterpfand des göttlichen Beistandes und Schutzes, und der sichtbare Thron des unsichtbaren Oberkönigs.

Zum Schluß haben wir noch die Nachrichten über die heiligen Laden anderer Völker kürzlich zusammen zu stellen. Von den Ägyptiern war bereits die Rede. Auch bei den alten Bewohnern Iliums fand man eine solche Lade, worin das Bild das Dionysos aufbewahrt wurde, welches Hephästos verfertigt und Zeus dem Dardanos zum Geschenk gemacht haben soll [24]). Die alten Hetrurier hatten unter ihren heiligen Gefäßen ein besonderes Kästchen, in welchem die Geschlechtstheile des Dionysos lagen [25]); dasselbe fand überall Statt, wohin die Orgien der Kabiren kamen [26]). Auch Griechen u. Römer hatten heilige Laden; und im Dienst der Ceres waren sie sehr wichtig [27]), und vielleicht besaßen noch manche andere Völker des Alterthums dergleichen [28]). Sie hatten im Ganzen denselben Zweck, nämlich gewisse für heilig gehaltene Dinge (τὰ ἅγια καὶ τὰ ἄῤῥητα) darin aufzubewahren; für die Mysterien wurden sie besonders gebraucht und daher κίσται μυστικαί genant. Die Kirchenväter haben bei ihrer Polemik gegen das Heidenthum auch zum Theil ihre Angriffe auf diese gerichtet, und rügiren hauptsächlich, daß sie keine heiligen Gegenstände, sondern selbst obscoena verbergen. Von ihrem Standpunkte aus, da in ihrem Zeitalter die Religiosität aus den Formen des polytheistischen Cultus entschwunden war, hatten sie allerdings Gelegenheit genug mit bitterm Spott den Polytheismus als durchaus verwerflich darzustellen, und was ihnen an klar gedachten und deutlich dargestellten Beweisen abging, ersetzte die Geißel der Satyre, welche sie mit unerbittlicher Strenge immer wieder von neuem über die Glaubensartikel, Gebräuche und Ceremonien ihrer heidnischen Zeitgenossen schwangen. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß sie öfters darin zu weit gingen, wie ebenfalls im vorliegenden Falle [29]), allein wie viele vermögen sich denn im Streit von aller Leidenschaftlichkeit u. Übertreibung frei zu halten. (*A. G. Hoffmann.*)

Bundi, s. Boondee.

Bundschuh im Bauernkriege, s. Bauernkrieg Th. VIII. S. 179.

BUNDSCHUH (Joh. Kaspar), Oberpfarrer und Distriktsinspektor in Schweinfurt, wo er am 10. August 1753 geboren war, 1777 eine Lehrstelle am Gymnasium, 1787 die Professur der hebräischen Sprache und das Diakonat erhielt, 1797 Archidiakonus wurde, und am 1. Junius 1814 starb. In frühern Jahren stiftete er in sei-

---

21) Description de l'Egypte. Vol. III. Planch. 32 und 34. Nr. 1. u. Pl. 36. Nr. 2. 22) *Plutarch.* de Iside et Osiride in Opp. mor. et phil. T. VII. p. 446 ff. ed. Reiske. Vgl. *Apulejus* de asino aureo L. XI. p. 262. ed. Bip. und Heeren's Ideen 2. Abth. 2. Th. S. 831. 23) De legibus Hebraeor. ritualibus Lib. III. diss. V.

24) *Pausan.* VII, 19. 25) *Clem. Alexandr.* cohortat. ad gentes p. 16. ed. Potter. *Euseb.* praepar. Evangel. L. II. cap. 8. 26) Euseb. a. a. O. 27) *Theocr.* in Bacch. Idyll. 26. *Suidas.* u. d. W. *Κιστόφορος.* *Pausan.* VII, 19. Ovid. art. amator. II, 609 sq. *Catull.* 61, 259 sq. *Tibull.* I. 7. 48. *Apulei.* de asin. aureo. L. VI. p. 120. ed. Bip. 28) Winer im bibl. Realwörterb. u. d. W. Bundeslade führt auch die Germanen als solche an, welche eine heilige Lade besessen hätten, und beruft sich auf Tac. Germ. cp. 40.; allein in dieser Stelle ist blos ein vehiculum erwähnt veste contectum, attingere uni sacerdoti concessum. 29) Man lese nur des Clemens Alexandrinus Strafrede gegen den Ceresdienst in den cohort. ad gentes in Opp. ed. Potter p. 16 sq., vgl. die Anmerk. der Herausgeber dazu.

ner Vaterstadt ein Mädcheninstitut, schrieb zum Behuf solcher Anstalten ein Lesebuch für Frauenzimmer. Hildburgshausen 4 Stücke, 1785. 8., das durch bessere Arbeiten verdrängt worden ist, lieferte Beiträge zum Journal von und für Teutschland, zu Beyers Magazin für Prediger, Fabri's Beiträgen zur Geographie, zum Genius der Zeit, Höcks Magazin der Statswirthschaft, Posselts Annalen, u. a. Journalen, und war selbst Herausgeber (gemeinschaftlich mit J. Ch. Siebenkees) des Journals von und für Franken. Nürnb. 1790—93. 6 Bde 8.; des fränkischen Merkurs 1794—1800 (wöchentlich ein Bogen in 4.) und der Mannigfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung u. Gesch. Rudolst. 2 Hfte 1807—8. 8., auch eines Grundrisses der Erdbeschreibung und Geschichte von Franken. Schweinf. 1806. 8. Zugabe. Hildburgsh. 1809. 8., und eines geographisch-statistisch-topographischen Lexikons von Franken. Ulm 1799—1804. 6 Bde. gr. 8., das mehr Gehalt hat, als sein planlos kompilirtes Geogr.-stat.-top. Lexikon vom kur- u. oberrhein. Kreis. Eb. 1805. 8. Auch eine Statistik von Hessen. Lemgo 1803—5. 8. hat man von ihm. Bei den meisten seiner Schriften vermißt man strenge Auswahl, und kritische Prüfung der Quellen*). (*Baur.*)

BUNDUK, ein in orientalischen Reisebeschreibungen und Mährchen mit seinen Ableitungen öfters vorkommendes Wort, das eigentlich nichts als eine Verstümmelung des Namens von Venedig ist, welchen die Türken Wenedik, und die Araber Bündük oder Bunduk aussprechen. Hienach heißt nun aber auch in Ägypten Bunduk sowol eine Flinte als ein Goldstück, weil die venetianischen Musketen und Zechinen durch den Handel des Mittelalters häufig in Ägypten kursirten. Al-bundukdar (eine wahre Chimäre von Wort, mit vorgesetztem arabischen Artikel und angehängter persischer Endsylbe) heißt der Flintenhalter, und war eine Hofwürde der Sultane der tschirkassischen Mamluken. Endlich ist Al-bundokani sowol aus dem Tausend und eine Nacht, als aus der danach gemachten Operette hinlänglich bekant. (*v. Hammer.*)

BUNEL (Pierre), geb. zu Toulouse 1499, gest. zu Turin 1546. Das Andenken an diesen einfachen, nur den Wissenschaften lebenden Mann, von welchem Bayle sagt, er sey der gewesen, den Diogenes gesucht, hat sich erhalten durch eine Samlung seiner Briefe, welche Karl Stephanus 1551. 8. zu Paris drucken ließ (einzele waren schon früher zu Toulouse herausgegeben worden). Sie erschienen wieder zu Köln 1568 und Heinr. Stephanus gab sie 1581. 8. unter dem charakteristischen Titel: Epistolae Ciceroniano stylo scriptae heraus. Diese Ausgabe ist die korrekteste, die von Graverol (Toulouse 1687. 8.) hat Vorzüge durch ihre Anmerkungen, der Text aber ist voller Fehler. Einige seiner Briefe stehen in der Samlung: Epistolae clarorum virorum. Der Geschichtschreiber Lafaille hat auf dem Kapitol zu Toulouse die Büste Bunels aufstellen lassen. (*H.*)

BUNEL (Jacob), geb. zu Blois 1558, war der Sohn eines unbedeutenden Malers; aber seine Fähigkeiten und Fleis erhoben ihn bis zum ersten königlichen Maler. Seine vorzüglichsten Gemälde sind eine Kreuzabnahme Christi, in der Kirche der großen Augustiner, und eine Himmelfahrt der Madonna bei den Feuillants. In diesem letzten Gemälde ist die Ausführung trefflich und die Köpfe der Apostel sind voll Hoheit. Übrigens erblickt man in seinen Gemälden die Manier des Friedrich Zucchero. (*Weise.*)

BUNGARUS. *Daud.* Pseudo-boa *Oppel.* Bungar. Russel fand in Indien, Schneider in Bloch's Samlung einige Arten giftiger Schlangen, welche ganze Schilder, wie die Schlinger unter dem Bauche haben, und der letztere vereinigte diese unter dem Namen Pseudoboa. Latreille nannte die giftigen Schlangen, welche nach seiner Meinung ganze Schilder unter dem Schwanze haben, Scytale; ein Name, den Gronov zur Bezeichnung einer ganz andern Gattung gebraucht hatte. Daudin zerlegte die Schneidersche Gattung Pseudoboa in zwei, und nannte die mit ähnlichen Schildern auf dem Kopfe, wie sie die Nattern haben, und mit einer Reihe von Schildchen auf dem Rücken, Bungarus nach dem ostindischen Namen der einen derselben, Bungarum. Oppel, ohne daß man auch nur entfernt den Grund einsieht, warum, gab dagegen den ganz unschädlichen Dipsas-Arten den Namen Bungarus, dagegen den Daudinschen Bungaren, denen er doch allein zukommen kann, ließ er den verwerflichen: Pseudoboa. Die giftigen Schlangen mit ganzen Schildern unter dem Schwanze und schuppigem Kopfe nannte Daudin Scytale. Mir scheinen sie zu den Vipern zu gehören. Ich füge noch hinzu, daß der Kopf der Bungaren vorn sehr stumpf, in der Dicke wenig vom Halse verschieden, und der Umfang ihres Rumpfes rund oder dreikantig sey.

Bungarus caeruleus *Daud.* Pseudoboa caerulea *Schneid.* Boa lineata *Shaw.* Gedi-Paragoodoo, Pakta-Poola *Russel.* Blauer Bungar, Schieferblauer Schlinger. Dieser Bungar unterscheidet sich von dem folgenden dadurch, daß die Länge seines Schwanzes ¼ des Ganzen beträgt, denn er ist 4 Zoll, dagegen das ganze Thier 2′ 5″ lang. Er hat nach Russel 209 Schilder unter dem Bauche, 47 unter dem Schwanze, von zwei Exemplaren, welche Bloch untersuchte, das eine 230 + 40, das andre 192 + 43. Der Rumpf ist rund, der Schwanz spitz, die Farbe ist oben schwarzblau mit etwas gekrümmten schmalen punktirten Querlinien auf dem Rücken, unten weißlich. Sie ist in mehrern Gegenden Bengalens nicht selten, und obgleich die Einwohner von ihr versicherten, ihr Biß sey augenblicklich tödtlich, so starben doch nach Russels Versuchen an den Folgen desselben ein Huhn selten vor einer halben Stunde, ein Hund vor einer Stunde und 10 Minuten.

Bungarus fasciatus *Daud.* Pseudoboa oder Boa fasciata. Bungarum-Pamah, Sackeenee *Russel.* Vermuthlich ist eben diese Schlange abgebildet *Seba* Thes. II. t. 58. f. 2. *Scheuchz.* Phys. sacra t. 655. f. 8. *Edw.* Glean. t. 290. Geringelter Bungar oder Schlinger. Der nur $\frac{1}{11}$ der ganzen Länge haltende Schwanz unterscheidet diesen Bungar hinlänglich von dem vorigen. Er ist 5′ 5″ lang, der dreieckige, dicke, am Ende abgerundete Schwanz nur 5 Zoll. Auch der Rumpf ist dreikantig, und der Rückgrat scharf. Russel zählte 233 + 36, Schneider 207 + 36 und 214 + 46 Schilder unter

*) Meusel's gel. Teutschland.

Bauch und Schwanz. Die Farbe ist gelblich und der Leib mit blauen Ringen (die braune Farbe der letzteren, welche Schneider angibt, rührt unstreitig vom Weingeist her) gewöhnlich, doch nicht immer ganz umgeben. Man findet ihn zu Mansoor-Cottah, Calcutta ꝛc. Man hält seinen Biß für sehr gefährlich und selbst für unheilbar. (*Merrem.*)

BUNGAY, Marktfl. in der Grafschaft Suffolk des Königr. England; er liegt am Waveney, der bis Yarmouth Barken trägt, ist gut gebauet, hat 2 Kirchen, 1 lat. Schule, 2828 Einw., die 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

Bungo, s. Bugo.

BUNIAS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen-Pflanzen und der 15. Linne'schen Klasse, deren Charakter in einer nußartigen, 2—4 fächerigen Frucht und schraubenförmig gewundenen Kotyledonen besteht. 1) B. *Erucago*, mit vierkantigen gezackten Früchten und schrotsägeförmigen Wurzelblättern. Im südlichen Europa. 2) B. *aspera* Retz., mit eben solchen Früchten, und lanzetförmigen Blättern. In Portugal. 3) B. orientalis, mit eiförmigen warzig-drüsigen Früchten. In Siebenbürgen, Taurien u. s. f. — Linne's Bunias aegyptiaca ist Ochthodium Cand., seine balearica ist Succovia Med. Mönch. R. Brown u. Cand., seine Cakile ist Cakile Tourn. Cand., seine cornuta ist Pugionium Gärtn., seine Myagroides ist Erucaria Gärtn., seine spinosa ist Zilla Forsk. Cand. Smith's Bunias virgata und tenuifolia sind Didesmus Desv. Cand., seine perennis und raphanifolia gehören zur Gattung Rapistrum Boerh. Cand. — Willdenow's Bunias tatarica und syriaca machen die Gattung Euclidium R. Br. aus. (*Sprengel.*)

BUNIK (Johann van), ein vorzüglicher Landschaftsmaler, wurde zu Amsterdam 1654 geboren *). Er bildete sich unter Herrmann Saft-Leven und Gerard Hoet. Er machte viele Reisen, auf denen er überall Denkmale seiner Kunst hinterlassen hat; seine Hauptabsicht blieb auf Italien gerichtet. Wie sehr er auch hier geachtet wurde, beweist schon die Freundschaft des Karl Maratti für ihn, der Buniks Landschaften allen andern vorzog. Acht Jahre arbeitete er in Diensten des Herzogs von Modena, und ging dann nach Holland zurück, wo er den Auftrag erhielt, den Palast des Königs von England, Wilhelms III., mit Werken seiner Kunst auszuschmücken. Ungeachtet er viel durch seine Arbeiten erworben hatte, mußte er doch, weil ihn seine Söhne um sein Vermögen gebracht, 1717 in Armuth sterben. (*Weise.*)

BUNIUM. Diese Pflanzen-Gattung unter den Dolden-Gewächsen, die bei Linné ganz schwankend ist, habe ich dadurch näher zu bestimmen gesucht, daß ich nur solche Umbellaten so nenne, welche bei vielblättrigen Hüllen eine eirunde solide, mit krautartigen Stacheln besetzte fünfrippige Frucht haben. 1) B. *aromaticum* L., mit doppelt zusammengesetzten Blättern, in Wirbeln stehenden linien-lanzetförmigen dreitheiligen Blättern. Auf Kandia.

*) Nach Descamps T. 3. p. 313. und Weyermann T. 3. p. 179 zu Uttecht. Mehres s. Bibl. der sch. Wiss. Th. 9. S. 181.

2) B. *copticum* *, mit dreifach zusammen gesetzten Blättern, linien-fadenförmigen Blättchen u. Dolden, die den Blättern entgegen stehn, auch ungleichen Hüllblättchen. In Ägypten. (Ammi L., Daucus Pers., Trachyspermum Link.). 3) B. *rigens* *, mit steifem von Blattscheiden eingefaßten Stamm, doppelt gefiederten Blättern, stumpfen gekerbten Blättchen und sehr kurzen Hüllblättchen. Am Kap und auf den Maskarenhas. (Conium rigens L.). 4) B. *pityranthon* *, mit blattlosem glatten Stamm und ausgerandeten, auf dem Rücken wie mit Kleie besetzten Hüllblättchen. Bei Cyrene. (Pituranthus denudatus Vivien.) — Bunium pumilum Sm. ist zweifelhaft, B. flexuosum Sm. ist Myrrhis, wozu auch B. pilosum W. als Abart gehört. B. Bulbocastanum L. und peucedanoides MB. gehören zu Sium. B. acaule MB. ist Ammi. B. alpinum Kit., petraeum Tenor. gehört zu Ligusticum. (*Sprengel.*)

BUNKERSHILL, ein Hügel im nordamerikanischen State Massachusetts, der sich in W. der Stadt Boston erhebt und wegen des blutigen Gefechts merkwürdig ist, das an seinem Fuße Briten und Amerikaner am 16. Juni 1775 bestanden. (*Hassel.*)

BUNKWA, ein Flüßchen im nördlichen Theil des brünner Kr. in Mähren, die gräfl. salmischen Herrschaften Raiez und Blomsko von NO. nach SW. durchfließend und sich in die Zwittawa ergießend, merkwürdig dadurch, daß sie bald nach dem Entstehen aus mehrern Bächen in dem unterirdischen Kalkhöhlenzuge verschwindet, der sich labyrinthisch zwischen Slaup, Ostrow, Neuhof und Wilimowiz ausbreitet, und beinahe nach einer Stunde Lauf erst wieder sehr verstärkt zum Vorschein komt, das groteske Bunkwathal bildend, Mühlen- und Hammerwerk treibend. (*Andre.*)

BUNNAS, Fluß in Hindustan, welcher in der Prov. Aschmir seinen Ursprung hat, sich gegen SW. wendet, und nachdem er mehre Zuflüsse an sich gezogen, durch die Runus oder das bekannte Marschland von Cutch sich in den Busen von Cutch mündet. Es ist die Banasa der Alten. (*Hassel.*)

BUNNENGAU (mittl. Geogr.). Ein Gau der ripuarischen Landschaft, auf der linken Rheinseite um die Stadt Bonn, von welcher er (der Sprechart im Mittelalter folgend) den Namen führt, begränzt vom Ahrgau, Zülpichgau und Köllnergau, in kirchlicher Beziehung also der nördliche Theil des frühern decanatus arcuensis [1]) im bonner Archidiakonat des kölner Sprengels, während der südliche den Ahrgau umfaßte [2]), so daß also dieser Unterkreis, wie öfter der Fall ist, zwei Gaue begriff, die Hilfe der kirchlichen Geographie zur Befreiung ihrer Gränzen also nicht ausreicht. Nur die Orte Kessenich [3]), Mühlheim [4]) und Bachem [5]) werden namentlich als Zu-

1) Heißt das Ahrgau? Von dem ältern Dekanat wurde im 17. Jahrh. das Dekanat Buren abgeschnitten. 2) Nicht, wie neuerlich gesagt ist, blos der Ahrgau, der dadurch ungebührlich ausgedehnt wird. 3) Urk. Lothars bei *Falke* tradit. Corbej. S. 262. 263. Castenicha in comitatu bunense und daraus diplomatisch genau in den Traditionen S. 261., allein Saracho in seinem Register, worin er die Orte nach den Gauen angab (das. p. II. n. 168.) in riboariensium pago Bunnensi. 4) Melenchem in pago Bunnengeo. Leibnit ss. rer. Brunsw. I. 111. 5) Das. S. 105.

behörungen dieses Gau's erwähnt, dadurch aber die Lage bei Bonn hinreichend nachgewiesen. Auch die Bezeichnung dieses Kreises als Gau komt in zu verschiedenen Zeiten vor, um, weil einige Urkunden den Ausdruck Grafschaft gebrauchen, mit Kremer [6]) zu behaupten, der Ahrgau heiße auch Grafschaft Bonn, und so den Bunnengau auszumerzen, damit nur für die Zahl der fünf Grafschaften, worin, nach der Aussage des Vertrages von 870, die Provinz Ripuarien vertheilt war, eine gleiche Zahl übereinstimmender Gaue nachgewiesen werden könne! Ein Versuch, der mislingen muß, da die gleiche Begränzung eben erst nachzuweisen ist (Karte von Lothringen). (*Delius.*)

Buno, s. Cluver.

BUNPUR, Stadt und Festung in der Prov. Kuhistan der Landschaft Beludschistan. Sie liegt unter 27° 50′ N. Br. und 77° 44′ L., steht auf einem 300 Fuß hohen Felsen, unter welchem sich der ärmliche Ort ausbreitet, und ist die Residenz eines dem Khan der Baudschen tributpflichtigen, aber fast ganz unabhängigen Sirdars, der 6000 M. in das Feld stellen kann. Die Einkünfte des Distr. schätzt Hamilton auf 562,500 Guld. (*Hassel.*)

Bunslah, Stat des, s. Nagpur.

Bunt, s. Farbe; Bunt Bleierz, s. phosphorsaures Blei; Bunt Kupfererz, s. Kupfer; — Buntspecht, s. Picus.

BUNTENBOCK, Bergflecken oder Dorf in dem Bergamte und der Berghauptmannschaft Clausthal des Kön. Hanover, ½ M. von Clausthal. Er liegt auf einer Bergblöße, hat 51 Häus., 366 Einw., ist nach Clausthal eingepfarrt, und nährt sich vom Holzschlagen, Kohlenbrennen und Fuhrwesen. Ackerbau findet gar nicht Statt, doch unterhält man eine zahlreiche Rindvieh- und Ziegenheerde. (*Hassel.*)

BUNTWALLA, Stadt am Netrawati in dem Distr. Südcanara der Prov. Canara und zu der britisch. Präsid. Madras gehörig; sie hat 300 Häus. und wird meistens von Braminen bewohnt, die einen lebhaften Handel unterhalten; Buntwalla ist der Hauptstapelplatz für die Produkte von Mysore, die nach Canara gehen. (*Hassel.*)

BUNWUT, Eiland auf der Westküste der großen Insel Mindanao, vor der Mündung des gleichnamigen Flusses unter 7° 12′ N. Br. und 142° 4′ L. Es ist stark bewaldet, hat zwar keinen Fluß, aber 5 Quellen süßen Wassers, und auf seinem nördlichen Strande einen Hafen Ubal, den ein Vulkan gebildet zu haben scheint. Seine Produkte sind die nämlichen, wie auf Magindanao; die Ölpflanze Bejonas scheint ihm eigenthümlich zu seyn. Auf denselben leben etwa 9000 Malaien. Der Sultan von Magindanao trat es 1775 der britisch-ostindischen Gesellschaft ab, die es aber nicht in Besitz genommen hat. (*Hassel.*)

BUNZLAU. Bunzlauer Kreis in Böhmen. Lage, Gränze und Größe. Er gehört, nebst dem Leitmeritzer zu den nördlichsten Kreisen Böhmens, gränzt im NO. an Preußisch-Schlesien, in NW. an die Oberlausitz, im W. an den leitmeritzer, im SW. an den rackonitzer, im S. an den kaurzimer und im O. an den bidzover Kreis. Zwischen seiner Hauptgränze und der Elbe liegt insularisch, im kaurzimer Kreise, eine noch zu ihm gehörige Parcelle, in deren Bezirk Altbunzlau den südlichsten Punkt macht. — Er hält etwas über 78 □M. und ist nach dem budweiser der größte Kreis des Reichs, dessen zwölften Theil er ausmacht. Er ist von Norden nach Süden 18 böhm. Meilen lang und im Mittel von Westen nach Osten 9 breit [1]). Gebirge. Die größere nördliche Hälfte ist gebirgig, die kleinere südliche eben. Die höchsten Gebirge sind in Nordosten, wo sich an der schlesischen Gränze der mittlere Iserkamm hinzieht. Ihm gegenüber nach südwestlicher Richtung, aber immer noch im nördlichen Drittheil des Kreises erhebt sich das kleine isolirte, aber eben darum imponirende und weit her sich auszeichnende Jeschkengebirge, zwischen welchem und dem Iserkamm das reichenberger Thal liegt. a) Der Iserkamm ist ein unwegsames Gebirge, in welchem nur auf höchstbeschwerlichen Fußsteigen fortzukommen ist. — b) Das Jeschkengebirge zwischen Reichenberg und Gabel zieht sich südlich ununterbrochen bis Liebenau. Sein beträchtlichster Berg heißt insbesondere der Jeschkenberg und ist auf allen Seiten bewaldet. An ihn schließt sich der Hlubekayer Berg nach Liebenau zu und auf der andern Seite der Neulander Berg. Nur ein Weg führt über dies steile, beschwerliche Gebirge von Christorf nach Reichenberg. — Es zieht sich nördlich in niedrigern Bergen längs dem linken Ufer der Neiße bis gegen Weißkirch, wendet sich gegen Pertsdorf und Paß, erhebt sich wieder längs der Gränze über die Lökendorfer Berge, den Hochwald, die alten Johnsdorfer Berge, den Buchberg bei Neu-Johnsdorf, bis auf die Lausche oder den Spitzberg bei Neuwaltersdorf, den höchsten Punkt des Zangengebirges und zugleich Gränze zwischen dem bunzlauer, leitmeritzer Kreise und der Lausitz. — c) In der Mitte nach Süden herab kleinere Sandsteinfelsen (darunter besonders die Muslygebirge bei Münchengrätz und Trappkegel), besonders östlich bei Turenau, westlich bei Hirschberg, von denen südöstlich die isolirten beiden Pösigberge und weiter nördlich der Roll aus der Ebene weit hervorragen. Auch im Norden ruht Schloß Friedland auf einem Basaltberg. Der kaulische Buchberg [2]) in Osten ist ebenfalls Basalt. — d) Bei Gabel, ein wichtiger Gebirgspaß nach der Lausitz.— e) Aus Porphyrschiefer besteht der Spitzberg bei Lichtenwald, der Limberg bei Gabel, der Pösig bei Hirschberg ꝛc.— f) Nach geognostischer Übersicht nimt 1) der neuere Sandstein, oft mit Mergellagen bedeckt, ¾ des Kreises ein. Nach ihm ist 2) die Trappformation am meisten vorherrschend; dann 3) Urgebirg und zwar der Granit des hohen Isergebirges und aller seiner niedern Gebirgszüge an der Nordost- u. Nordwestgränze der Lausitz, südlich — dann am nördlichen Fuße des Jeschkenberges und bei Grafenstein an der Neiße. Urthon-

6) Act. Acad. Theod. Palat. IV. 188.

1) In Rieger's Materialien zur Statistik Böhmens findet man Heft IX. ein Kärtchen und näheres Detail über Begränzung und Flächeninhalt des Kreises, wonach er aber nur 54½ □Meile hätte, viel zu klein, wie Reuß petrographische Karte zeigt. 2) S. von diesem einen eignen Artikel; wie auch der Jeschkenberg und Iserkamm noch ihre besondere Bearbeitung erhalten werden.

schiefer nördlich von Semil, darin die Eisen- u. Kalksteinlager bei Jessenȳ und Nawarow. — 4) Übergangsgebirg am Jeschker und Weißkirchner Gebirge, hauptsächlich Thonschiefer mit Kalk und etwas Grauwacke.

Gewässer. Die Iser ist der Hauptfluß, welche am südlichen Fuße des mittlern Iser- oder des Wohlischen-Kamms im Kreise selbst entspringt, sich südöstlich wendet, erst die Gränze zwischen Preußisch-Schlesien, dann zwischen dem bidzower Kreise in südlicher Richtung bis Semil macht und nun durch die Mitte des Kreises, seiner südwestlichen Abdachung folgend über Turnau, Backofen, Jungbunzlau, Benatek [3]), Altbunzlau, der Elbe im rakonizer Kreise zueilt. Sie schadet oft durch Überschwemmungen und ist merkwürdig durch ihre interessanten Geschiebe seltnerer Steinarten. — Die Elbe macht die Gränze im Süden zwischen dem bidzower und kaurzimer Kreise, in den sie hinüber fließt und dann nur noch einen sehr kleinen Theil des bunzlauer Kreises in seinem äußersten Südwesten berührt, worauf sie ihn nach geschehener Vereinigung mit der Moldau bei Melnik in nordwestlicher Richtung gänzlich verläßt. — Die görlitzer Neiße entspringt im Osten bei Neißbronn. Die sie speisenden Gewässer entstehen den Iserquellen sehr nahe und ein Gebirgsrücken scheidet nur beide. Sie nimt ihren Lauf nordwestlich nach Reichenberg, nimt bei Engelsberg die schwarze Neiße (ebenfalls in der Nähe der Iserquellen entspringend) auf, und geht in die Lausitz nach Zittau zu, wo sie weiter nördlich die ebenfalls in der Nähe der Iserquellen entspringende Wittig aufnimt. Sie führt Perlen. — Die Polzen entspringt am Fuße des Falkenbergs, läuft gegen Süden vor Gabel und Niemes vorbei, wendet sich unterhalb Annahayd gegen Osten, darauf nach Norden, macht die Gränze zwischen dem leutmeritzer Kreis, in den sie bei Altaucha eintritt. — Ein einziger bedeutender Teich ist bei Hirschberg; kleinere aber in Südosten, welche die der Iser und Elbe zufließenden kleinen Gewässer bilden und überhaupt von Backofen an, herabwärts, theils vorherrschenden Sumpf-, noch mehr aber Sandboden veranlassen und absetzen. — Der Flächeninhalt aller Teiche beträgt 6300 niederöstr. Joch, also etwa ⅔ □Meilen.

Klima. Das Klima ist rauher in den nördlichen und östlichen Gebirgsgegenden, gemäßigter in den übrigen und sogar in einem kleinen Theile Südwestens dem Weinbau günstig.

Boden überhaupt. Der sandige Boden waltet vor. In den flächeren Gegenden tragen die Basaltberge durch ihre Verwitterung zu einer günstigen Mischung bei. In der südlichen Hälfte verursacht die Iser morastige Stellen. Zwischen Lissa und Brandeis Flugsand. — Cultivirter Boden. Das Ackerland (womit er unter den böhmischen Kreisen nebst dem Chrudimer am reichsten ausgestattet ist) beträgt 305,000 Joch, das Weideland 31,000 J. Das Wiesenland in nicht ganz günstigem Verhältniß (man vergleiche den budweiser Kreis) 56,000 J., der Waldboden aber 213,000 J. Außer dem prachiner Kreise besitzt kein anderer Böhmens so viel Wald. Dann gehört er auch zu den wenigen des Königreichs, welcher fast gegen 1000 J. Weinberge (hierin nach dem leitmeritzer Kreise der stärkste) im südwestlichen Winkel an den kleinen Anhöhen um Melnik herum cultivirt. Auch ist er nach dem prachiner Kreise der am reichsten, hauptsächlich mit Nadelholz, bewaldete und kein Kreis Böhmens steht in so vortheilhaftem Verhältniß des nutzbaren Bodens zu seinem Gesamt-Areale. Es ist wie 31:39.

Wälder. Die größern Hauptwaldungen sind zwischen Reichenberg und dem Isergebirge im O., zwischen Hirschberg, Hünerwasser und Weißwasser in W. und bei Altbunzlau und Lissa in S.; weniger zusammenhängend, aber auch bedeutend in N. auf den Herrschaften Reichstadt, Gabel, Kemberg, Friedland, Reichenberg. — Die Kiefer waltet vor. Fast alle Wälder gehören den Grundobrigkeiten, von welchen die Unterthanen und Fabrikanten ihren Bedarf kaufen. — Eisen-, Glas-, Potaschenhütten, Bleichen und mehre Holzgewerbe hängen davon ab.

Produkte. a) Mineralien. 1) Eisen wird auf dem Gute Jessenei, zu Nawarow gewonnen. Hier Hochofen und Hammerwerk. 2) Etwas Zinn wird zu Neustadt gewonnen; 3) Kalkstein bei Semil, Hennersdorf, Eisenbrod u. a. O. 4) Steinkohlen auf der Herrschaft Grafenstein nahe der nordwestlichen Gränze; und überhaupt soll sich von hier das Steinkohlengebirge nach Semil hinziehen. Torflager in den Niederungen. — 5) Einige seltene Produkte sind: Carneole, Calcedone, Olivine (doch selten von ausgezeichneter Größe) Chrysolit? die im Mandelstein des Kosakarer Berges, bei Turnau, Semil, dann Böhmisch Aycha vorkommen, so wie Schabasit bei Zwickau, Beutrillenstein bei Turnau. — 6) Ein gutes und ziemlich besuchtes Mineralwasser ist zu Liebwerda, außer mehrern andern, weniger bedeutenden, z. B. Gutwasser bei Jungbunzlau, mit mancherlei Anlagen und herrlicher Aussicht.

b) Pflanzen. Korn und Hafer sind die Hauptgetreidearten. Von jenem schätzt man die jährliche Produktion gegen 760,000 niederöstreichische Metzen, von diesem 640,000, Weizen 160,000, Gerste 250,000, Heu und Grummet gegen 500,000 Cntr., Holz (weiches) 133,000, hartes 24,000 Klaster, Wein 6000 niederöstr. Eimer. Erdäpfel bleiben die Hauptnahrung besonders des Gebirges. — Der Melniker rothe Wein ist der beste Böhmens. Der Kreis liefert etwa 5—6000 Eimer, der meist nach Prag geht, wo der Melniker ganz besonders vom Adel geschätzt und sehr theuer bezahlt wird. — Die Obstzucht in der südlichen Hälfte ist ansehnlich. Man zählte 1788 gegen 700,000 Obstbäume. — Im Gebirge ist sehr bedeutender Flachsbau in der ganzen Nordhälfte des Kreises, mit 150,000 niederöstreichischen Metzen Aussaat, und einer jährlichen Produktion von 18,000 Cntr, wovon ein Theil nach dem leitmeritzer Kreise geht, ein anderer Theil von 25,000—30,000 Spinnern, ohne die häuslichen Nebenspinnereien zu rechnen, versponnen und verwebt wird. — Hopfen wird vorzüglich im sandigen, südwestlichen Theile in den offnern Thälern von Mscheno, Dauba, Geranka, Widin, Hauska, Szápin, Lieblitz, und besonders Melnik, gebauet,

3) Hier hat sie 82 pariser Toisen Seehöhe.

in Allem, gegen 3500 Cntr., wovon ein Theil in den auswärtigen Handel komt.

c) Thierreich. Viehzucht. Nur im Gebirge von bedeutenderem Belange — im flachern Lande viel zu wenig Vieh und von zu schlechter Beschaffenheit, wegen Futtermangel. — Der Viehstand von 1822. 11,700 Pferde, 72,000 Stück Rindvieh und 94,000 Schafe. — Ein Viertel der Rindfleisch-Consumtion von einigen 20,000 Stück muß die Moldau und Rußland decken, ½ des Schöpsenfleisch-Bedarfs von einigen 30,000 Stück, Ungarn, und fast die Hälfte des Schweinbedarfs Ungarn und die Türkei. So wenig reicht bei der starken, durch große Industrie genährten Bevölkerung die eigene Zucht zu. Ein bedeutender Theil von Häuten, Haaren und Borsten geht auswärts im Werth von 50,000 Fl. — Für die Pferdezucht bestehen hier zu Altbunzlau und Nimburg zwei kaiserl. Haupt-Beschälstationen. — Die großen Wälder, Thier- u. Fasanengärten (unter andern der zu Rohosetz einer der größten in Böhmen) begünstigen das Wild. — Perlen werden in der Neiße gefunden.

Bewohnung, Bevölkerung und Besitzstand. Er zählt 31. größere Herrschaften (nach dem leitmeritzer Kreise die meisten in Böhmen), 36 kleinere Güter, 4 Höfe, 37 Städte (so viel zählt kein andrer Kreis), 9 Märkte und 1034 Dörfer, ebenfalls die meisten unter allen andern Kreisen. Hieraus ergibt sich schon von selbst, daß er auch allen andern in der Bevölkerung überlegen seyn werde. Und in der That ist er sehr bedeutend mit 344,913 *) Einwohnern (1820), die sich in 57,500 Häuser vertheilten. Auf ihn fällt etwa ⅛ der Gesamtbevölkerung des Reichs. Über 4400 Menschen kommen im Durchschnitt, in den nördlichen Gegenden aber auch 10 — 11,000, auf die □Meile.

Herrschaften, Güter und ihre Besitzer.

A. Statsgeistliche und Herrenstandsgüter. 1) Die Religionsfonds-Güter: Böhmisch-Aycha mit Liebenau (zum Verkauf ausgeboten). 2) Dem Großherzog von Toscana gehörte die Herrschaft Reichstadt, von welcher Napoleons Sohn den Titel eines Herzogs von Reichstadt erhalten hat. 3) Dem Dechant von Altbunzlau gehört der größte Theil des Guts gleiches Namens. 4) Das erzbischöfl. Alumnat in Prag besitzt das Gut Kleinsobinka oder Sewinka. 5) Das Augustinerkloster bei St. Thomas in Prag, das Gut Stranka, mit Widim, wovon ein Theil in diesem Kreise. 6) Das Wischerader Domkapitel, das Gut Kleinwschelisch. 7) Das Augustiner Ordensstift zu Weißwasser, das Gut Wiska. — 8) Graf Hartig besitzt als Allodiale das Gut Altiecha, die Herrschaft Nawmes, Wartenberg, dann das Gut Domaschlowitz als Friedländer Erblehen. 9) Die Freiherren von Mladeta, die Herrschaft Benateck. 10) Die Grafen Pachter, die Herrschaft Bezno, Gabel, die Güter Laden, Lieblitz. 11) Die Fürsten Lobkowitz, die Güter Bischitz Czekezetitz, Schopka, Skurrow oder Rauschowitz, die Herrschaften Melnik und Rozdialowitz. 12) Graf Friedr. Clam-Gallas, die Güter Bradetz, Hruschow und Büschtienitz. 13) Graf Christ. Clam-Gallas, die Herrschaften Friedland, Grafenstein, Lamberg und Reichenberg. 14) Graf Kaunitz, die Allodialgüter Brzezno, Skaczow, Czetno, Mscheno, Lobes, Niemeczig, das Fid.-Komm. Gut Hauska. 15) Fürst von Thurn und Taxis, die Herrschaft Daubrawitz und Lauczin. 16) Freiherr von Wessenberg, die Herrschaft Dietenitz oder Gettenetz. 17) Graf Ernst Waldstein, die Herrschaften Hirschberg, Münchengrätz, Neuperstein u. Dauba, Weiß- u. Hünerwasser. 18) Graf Myrbach, die Herrschaft Kosmonos. 19) Graf Spork, die Güter Kresko und Rzehnitz und die Herrschaft Lissa. 20) Freiherr von Ehrenburg, das Gut Naworow. 21) Fürst Rohan, die Güter Nebuzek, Rzepin, Libin, Skalsko, Wrutik, Groß-Wschelisch, die Herrschaft Swigan. 22) Ritter von Ahrenthal, das Gut Groß-Skall. 23) Freiherr von Herites, die Herrschaft Stranow. 24) Herzog von Aremberg, die Güter Widim und Kokorzin. 25) Fürstin von Fürstenberg, das Gut Wlkowa. 26) Graf des Fours, die Fidei-Kommißherrschaft Groß- und Klein-Rohosetz und das Gut Morgenstern. 27) Gräfin Cavviani, die Fidei-Kommißherrschaft Koschateck. 28) Graf Wratislaw, die Fidei-Kommißherrschaft Kost.

B. Rittergüter: 1) Ritter von Neuperg besitzt das Gut Groß-Czeititz. 2) Ritter v. Pulpan, das Gut Domausnitz. 3) Ritter v. Bethmann, die Herrschaft Krzinetz oder Neukunstberg, und Neuronow.

C. Der Bürgergüter sind 8.

D. königl. Städte. 1) Jungbunzlau und 2) Nimburg, welche unter dem Landesunterkammeramte stehen, und 3) die Leibgedingstadt Melnik.

E. Größere Schutzstädte unter verschiedenen Herrschaften sind: Böhmisch-Neustadt, Benatek, Dauba, Friedland, Gabel, Kratzau, Liebenau, Lissa (Neu-Lissa), Münchengrätz, Mscheno, Reichenberg, Sobolka, Turnau, Wegstadt, Weißwasser.

F. Die 14 kleineren Schutzstädte sind: Böhmisch-Aicha, Daubrawitz, Eisenbrod, Hirschberg, Hochstadl (Wysoka), Krzinetz (Neukunstberg), Niemes, Oschitz, Reichstadt, Rozdialowitz, Semil, Sowinka, Wartenberg, Zwickau.

G. Unterthänige Märkte sind: Altbunzlau, Backofen, Bischiz, Brodetz, Fürstenbruck (Küezmoß), Grottau, Hünerwasser, Rowensko, Strenitz, Unter-Bautzen.

H. Der Bauern-Ansässigkeiten werden nach böhmischer Verfassung seit 1788. 4044 gerechnet, deren jede jährlich 60 Gulden zu steuern hatte.

Die Industrie ist von großer Bedeutung.

A. Flachs-Veredlung. 1) In Leinwand, wo nicht nur der im Kreise gezogene Flachs versponnen, sondern auch noch mährisches und schlesisches Garn verwebt wird; gegen 140—150,000 Schock jährlich, jedes aus 1¼ Cntr. Flachs; davon weit über die Hälfte auf der Herrschaft Reichenberg, sehr viel in Liebenau, dann noch in Friedland, Grafenstein :c. 2) In Tüchern 60 — 70,000 Dutzend, jedes aus 3 Pfd. Flachs im Mittel, hauptsächlich in Reichenberg, etwas in Grafenstein und Liebenau. — Gegen 3000 Weber mögen dermalen noch

*) Nach handschriftlichen Mittheilungen 349,947 Einw. Nach der Conscription von 1770. 237,507 Selen in 42,224 Häusern.

in Thätigkeit seyn [5]). — 3) Spitzen, auf der Herrschaft Dobronitz und Groß-Skal, besonders zu Rovensko, wo sich 300 Personen damit beschäftigen. 4) Strümpfe, Nachtmützen, Bänder, Schnüre, Nähgarn, Taue, Seile, Netze, Bandfaden, zusammen wenigstens für 50,000 fl. Die Seilerarbeit ist in diesem Kreise die bedeutendste.

B. Baumwollen-Veredelung. In Kattunen und Tüchern in den Fabriken zu Kosmonos, Reichstadt, Böhmisch-Aicha, Gabel, Hirschberg, Jungbunzlau, Münchengrätz, Reichenberg, zu Brema und Johann Georgenthal auf der Herrschaft Reichstadt, und zu Turnau; darunter Kosmonos die berühmteste und bedeutendste, welche halb soviel arbeiten und umsetzen dürfte, als alle zusammen, welche für mehr als 1 Million jährlich produciren.

C. Bleichereien. Außer den ohnehin mit den Fabriken verbundenen, sind größere Bleichereien auf der Herrschaft Friedland (2), zu Neustadtl, Einsidl (2), Puschillersdorf (4), Grafenstein, Lämberg, eine sehr große zu Alt- und Neuhabensdorf bei Reichenberg, auf der Herrschaft Reichstadt (21), zu Przchewitz auf der Herrschaft Semil.

D. Eine Wachs-, Leinwand- und Tapetenfabrik zu Reichstadt.

E. Englische Maschinen-Spinnereien zu baumwollen Garn zu Josephinenthal und Christianstadt, auf der Herrsch. Reichenberg zu Gabel und zu Dörfel auf der Herrschaft Böhmisch-Aicha, zu Markersdorf auf der Herrschaft Gabel mit einer Dampfmaschine.

F. Fabrikation baumwollener und wollener Strümpfe, Mützen, Handschuhe, Hosen etc. findet Statt auf der Herrschaft Böhmisch-Aicha in Maffersdorf, auf dem Gut Domausnitz, zu Rovensko, auf der Herrschaft Groß-Skal, zu Hirschberg, Niemes und Wegstädtchen.

G. Eine Dosenfabrik von Papiermaché ist zu Reichenau auf der Herrschaft Swigau.

H. Papiermühlen sind auf der Herrschaft Friedland (2), Niemes, Reichenberg, Reichstadt, Semil, Swigau und Weißwasser.

I. Holz-Industrie. Der Bedarf an Brenn- u. Bauholz für die Wirthschaft, Glashütten, Eisenwerke, Bleichereien, beschäftigt viele Fuhrleute. Besonders werden aus den nördlicheren Waldsteinischen Waldungen viele Breter und Latten ins flachere Land verführt. Eine Menge Schnitzwaren (Pflüge, Wagentheile, Schaufeln, Sensenstiele, Schuhe, Absätze, Leitern, Kochlöffel und besonders Dach-Schindeln) werden verfertigt. — Außerdem werden, vorzüglich auf der Herrschaft Semil eine Menge Schachteln, Siebe, Buchbinderdeckel (und eine eigene Art langer, gehobelter Leuchtspähne, deren sich die Riesengebirgsbewohner statt der Lichte bedienen), weit und breit verführt. Eben so Drecherwaren, Spindeln und Spinnräder, hölzerne Teller und Schüsseln; hölzerne Stiele und Griffe zu Sicheln und andern Werkzeugen, die Fässerweise nach Prag gehen. Alle Arten von Körben aus Weiden, Lindenfasern, Besen und Lindenstricke, Wagenschlingen aus Baumwurzeln. Im Gesamtwerth weit über 100,000 fl.

K. Potaschensiedereien. Mehre, die aber nur 400 Ctr. erzeugen, bei weitem nicht hinreichend für den Bedarf der Bleichereien und Glashütten. In größerer Menge wird Zunder und Holzasche geliefert.

L. Theer-Schweelereien finden sich vornehmlich in der Gegend von Hünerwasser auf der Herrsch. Weißwasser und liefern 500 Eimer Theer, 200 Ctr. Pech und über 1000 Butten Kienruß.

M. Schilfarbeiten zu Backofen. Aus dem Schilfe der nahen Teiche der Herrschaften Münchengrätz, Weißwasser, Hirschberg, Kosmonos, Swigau und Brzezno flechten die Bürger von Backofen Schuhe, Hüte, Decken und Körbe, welche im ganzen Königreiche und weiter zu Markte gebracht werden.

N. Wollwaren. 1) Tücher. 4 Fabriken in Reichenberg und eine in der Nähe zu Althabendorf für feinere Tücher. Am letztern Orte zugleich 2 engl. Wollspinnmaschinerien. Außerdem ist Reichenberg der Hauptsitz der Tuchmacher, welche ordinäre und grobe Ware liefern. Alle andere Orte des Kreises dürften nicht ¼ dessen im Geldwerth liefern, was Reichenberg allein fertigt. Nach Reichenberg (Herrschaft und Stadt) liefert wol Friedland am meisten. — Der bunzlauer Kreis liefert an Mittel- und geringen Tüchern die Hälfte an den gesamten böhmischen Produkten. (S. Böhmen Th. XI. S. 210).

2) Halbwollen Zeuge, Flanelle, hauptsächlich zu Liebenau, Niemes und Zwickau. Den allergeringsten Theil des nöthigen Wollenbedarfs liefert der Kreis.

O. Lederfabriken. Zu Gablenz des Gutes Klein-Skal, eine Weißgerberei. Die Ledergewerbe sind bei weitem nicht von der Bedeutung wie die Leinen-, Baum- und Schafwollengewerbe und mögen etwas über 100,000 fl. Ware liefern.

P. Eisenhämmer. Außer Jessenei ist noch einer zu Märzdorf auf der Herrschaft Niemes, der hauptsächlich Tuchscheren für Reichenberg arbeitet.

Q. Messingfabrik. Zu Lußdorf auf der Herrsch. Friedland für Ringe, Knöpfe etc.

R. Glashütten. Auf der Herrschaft Reichenberg (2) und Semil im Isergebirge, Reichstadt und Gut Morgenstern (2), welche für mehr als 100,000 fl. Ware produciren (in der Mitte der 1790ger Jahre noch für 1,200,000 fl.), hauptsächlich für Rußland, Türkei, Spanien und Portugal.

S. Steinschneiderei und Fertigung falscher Edelsteine, Glasflüsse findet man zu Turnau, Groß- und Kleinskal.

T. Milchgeschirre. Die Bewohner zu Backofen. Sie werden aus einer eigenthümlichen sehr kohlenhaltigen Thonerde verfertigt. Die Milch hält sich darin viel länger frisch, daher sie sehr gesucht werden.

Geistliche Organisation. Der Kreis steht in geistlicher Rücksicht (mit wenigen Ausnahmen zur Prager Erzdiöcese), unter dem Leitmeritzer Bisthum mit 9 Vi-

5) Der bunzlauer Kreis gehört mit zu den 5 nordöstl. Kreisen des Königreichs, wo die stärkste Linnen-Industrie getrieben wird, obwol er hierin den übrigen vieren nachstehe.

cariaten, 16 Dechanteien, 95 Pfarreien, 33 Lokalien [6]), 198 Kirchen und 55 Kapellen. Außerdem noch 5 reformirte Pastorate und 1 lutherisches. — 6 Klöster: der Piaristen zu Jungbunzlau, der Augustiner zu Weißwasser und Lissa, der Franciskaner zu Turnau und Dorf Heindorf und der Kapuciner zu Reichstadt.

Schulwesen (1820) 39 Kuratien, 1 Hauptschule in Friedland, 279 Trivialschulen und 3 Mädchenschulen insbesondere; darunter 144 Teutsche, 125 Böhmische, 14 gemischte, 3 Industrie- und 275 Sonntagsschulen. — Schulfähige Knaben 21,597, Mädchen 20,742 in 989 mit Schulen versehenen Orten. Ohne Schulen 48 Orte, mit 870 schulfähigen Kindern. Darunter besuchten wirklich die Schulen 39,967. Sie standen unter 9 Bezirksaufsehern, 153 Katecheten, 265 Schullehrern und 142 Gehilfen. Der Schulgebäude waren 281.

Straßen. Jungbunzlau ist der Mittelpunkt, in welchem sich alle Hauptstraßen des Kreises vereinigen. Die Hauptstraße geht von Altbunzlau über Münchengrätz, Turnau, Liebenau (bis dahin chaussirt), Reichenberg, Friedland. — Eine zweite über Hirschberg in den Leitmeritzer, eine dritte über Sobolka in den Bidschower Kreis. Von der Hirschberger läuft bei Weißwasser eine Hauptstraße ab, über Hünerwasser, Niemes, Gabel nach Zittau. Diese Straßen sind wieder durch kleinere unter sich verbunden und chaussirt oder sollen es doch noch werden. So führt auch eine Straße von Reichenberg über Kratzau nach Zittau.

Gränzzollämter sind zu Petersdorf (auf der Herrschaft Gabel) und zu Eberdorf (auf der Herrschaft Friedland) gegen die Lausitz.

Schlösser und Burgen. Ihrer sind gegen 100, theils neugebaute, theils ältere noch bewohnte, theils verfallene [7]). Darunter zeichnet sich aus unter den ältern, der Pösig, die Trosky, unter den neuern Dobrawitz, Friedland, Horzin, Kosmanos, Lissa, Reichenberg, Reichstadt u. s. w. [8]). *(André.)*

Bunzlau, Alt-, (Stara Boleslaw) (Boleslavia vetus), ein dem prager Domkapitel gehöriges Gut und Markt. Letztrer gehört zum Theil der K. Statsherrschaft Brandeis an und liegt (nach den neuesten astronom. Bestimmungen von 1821) unter 32° 20′ 11″ 85 Länge und 50° 11′ 58″ 55 Breite [1]), am rechten Ufer der Elbe, welche sie von der Stadt Brandeis trent, mit welcher sie eine Brücke und Brückendamm (die längsten in Böhmen) verbinden; — zugleich an der Hauptstraße von Prag nach Schlesien und der Lausitz — im bunzlauer Kreise, der von ihr den Namen führt, und zwar an dessen südlichster Gränze, 3 M. von Prag. Sie ward als Stadt, zugleich mit einem Schlosse von Wratislaw 915 angelegt und 931 von Boleslaw vollendet, welcher den ihm untergeordneten Wladiken befahl, nächst der Burg mehre Häuser zu bauen und so der Stadt ihr erstes Daseyn zu geben. — Karl IV. ließ 1351 — 1378 ihre durch Zeit und feindliche Anfälle sehr schadhaft gewordene Mauer wieder herstellen [2]). Durch die Unruhen des 15. und 16. Jahrh. und, nachdem sie besonders im 30jährigen Kriege viel gelitten, sank sie zum Marktflecken herab.

Außer der uralten Kapitular- oder Kollegiatkirche mit dem Kollegiatstift, der Dompropstei und Dechantei, ward hier die prächtige Marienkirche von der Kaiserin Anna (König Matthias Gemalin) 1617 gestiftet und 1630 vollendet. — Die ehemalige Jesuiter-Residenz ist in eine Kavalerie-Kaserne umgeschaffen. Die Stadt hat ein Hospital. — Dieser Markt hat an den Elb-Auen eine äußerst romantische Lage, welche die Kunst neuerlichst in der sogenannten Hauska zu benutzen und durch englische Partien mit sinnigen Inschriften zu verschönern wußte. In demselben eine Mineralquelle [3]). *(André.)*

Bunzlau, Jung-, (Mlada Boleslaw) (Neo-Boleslavia *)), die Kreisstadt des bunzlauer Kreises in Böhmen und zugleich eine der königlichen, unterkammerlichen Freistädte **), wozu sie Rudolph II. 1600 erhob,

---

6) Orts-Selsorger 1820 in Allem 175. 7) Man findet sie in Schaller und in der Beschreibung des bunzlauer Kreises (Prag 1794) näher bezeichnet.

8) Quellen: 1) In Rieger's Materialien zur Statistik von Böhmen kommen im 4. 5 und 10. Hefte, Verzeichnisse der damaligen Handelsprodukte, Fabriken, Bleichen rc. — aller Ortschaften mit Pfarren, Herrschaften, wohin, und Besitzer dem sie gehören, nebst Häuser und Einwohnerzahl von 1787. — aller Herrschaften mit Zubehör, Besitzern, Bevölkerung, Viehstand und viele Details, auch Übersicht des Weinbaues vor. 2) Abhandlungen der K. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Prag vom Jahr 1787 (darin Khun über den Iserfluß und seine natürlichen Merkwürdigkeiten) ferner von 1792 (darin Graf J. Sternberg Zerlegung des Weltauges aus der Iser.) 3) Im Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen, eine Schilderung des Commerzes im bunzlauer Kreise und der Handlungs-Hindernisse. 4) Drei Abhandlungen über die physikalische Beschaffenheit einiger Gegenden und Distrikte von Böhmen, Prag und Dresden 1786 (darin Wander's von Grunwald physikalische Beschreibung des bunzlauer Kreises. — Richters Naturgeschichte der Gegend um Reichenberg). — 5) Kurzverfaßte Beschreibung des bunzlauer Kreises, samt beigefügter Landkarte. Prag 1794. 6) Hofer Bemerkungen auf einer Reise nach dem Iser-Gebirge und einigen Gebirgsgegenden des bunzlauer Kreises 1794. (In Magers Samlung 4. Bd.). 7) Reuß mineralogische Geographie von Böhmen, der ganze zweite Band (Dresden 1797. 4. mit einer sehr gut ausgeführten lehrreichen, petrographischen Karte und Kupfern) handelt vom bunzlauer Kreise. 8) Von der Müllerschen Kreiskarte erschien 1807 bei Homann eine verbesserte Auflage, mit den Straßenzügen. 9) Handschriftliche Nachrichten.

1) Wonach es etwas nördlicher, als auf den bisherigen Karten, zu setzen ist. 2) Wratislaw I. theilte Böhmen in zwei gleiche Theile und gab den prager Distrikt seinem ältern Sohne Wenzel, dem zweiten Boleslaw aber den nach ihm genannten Bunzlauer. Er stiftete 915 die Kapitularkirche zu Ehren der Heiligen Cyrill und Method, die aber schon 922 auf Drechomiras Befehl zerstört ward. Boleslaw baute sie abermals 931 und weihte sie der Verehrung der Heiligen Cosmas und Damian. Nach abermaliger Zerstörung baute sie Brzetislaus als vom Papste auferlegte Genugthuung für die Wegführung des Leichnams des heil. Adalberts und andrer Kostbarkeiten von Gnesen nach Prag. Wie wir sie heute sehen, ward sie, nach mehrmaliger Verbrennung, 1650 hergestellt und dem heiligen Wenzel gewidmet, dessen Bild und vierzehn Scenen aus seinem Leben von Skreta gemalt, sie aufbewahrt. 3) Hesperus B. XXIX. Nr. 8. (hier ausführlich beschrieben). Hallaschka geographische Ortsbestimmung von Altbunzlau, nebst topographischer Beschreibung des Gutes gleiches Namens. Mit der Ansicht von Altbunzlau und dem Schlosse von Brandeis, Prag 1822.

*) Zum Unterschiede von dem früher angelegten Altbunzlau.
**) Diese sind in oeconomicis einem, zu dieser Absicht eigends

am linken Ufer der Iser, 7 Meilen nordöstlich von Prag; zählt 400 Häuser und fast 4000 Einwohner (1820). Eine der ältesten Städte Böhmens, 973 von Boleslaw II. auf einem Sandsteinfelsen angelegt und nach ihm benant, mit 5 Kirchen, einer Dechantei, einem Piaristen-Kollegium und Gymnasium. Ein Drittheil erscheint in neuerer Bauart, nach den 1760 und 1779 hier ausgebrochenen Feuersbrünsten, welche Kreisamt, Rathhaus, 2 Brauhäuser und 132 Bürgerhäuser verzehrten. — Sie theilt sich in die höher liegende Alt- u. Neu- und in die tiefere Judenstadt, ohne die 2 Vorstädte. — Es ist hier ein Kreis- u. Trankssteueramt, Kriminalgericht, Spital und auf dem alten 4 Stockwerk hohen Schlosse (ehemaliger Residenz des Königs Boleslaus II.) eine für die hier liegenden 10 Kompagnien eingerichtete Kaserne. Zu den größern und schönern Gebäuden gehören noch: das 1820 fertig gewordene Rathhaus u. Kriminalgerichtsgebäude; das 1819 zu Stande gekommene Militärspital, das neue Posthaus und Kreisamtsgebäude. — Die Stadt besitzt ein bedeutendes Gut mit 10 Dörfern. Viele Binderwore wird hier verfertigt und auf die Märkte verführt. 31 Tuchmacher arbeiten gemeine Tücher, 12 Gerbereien, 2 Kattun-, u. Leinwanddruckereien. In der Nähe die Kosmonoser Kattunfabrik. — Die Stadt treibt starken Handel mit Wolle, Tüchern und andern Schnittwaren, welchen die nahe preußische und sächsische Gränze begünstigt; wird besonders durch Juden betrieben.

Im J. 1600 erkauften sich die Einwohner ihre Freiheit von Bohuslaw von Lobkowitz um 6000 Schock prager Groschen, worauf sie Rudolph II. zur königlichen Stadt erhob ***).

In den Hussitischen Unruhen war diese Stadt ein Hauptsitz der Pikarditen. — Zu Anfang des 16. Jahrh. druckte Nikolas Kulha (Nicolaus Claudianus) hier viele gelehrte Werke. (*André.*)

BUNZLAU, Kreisstadt im Fürstenthum Jauer in Schlesien 15 Meilen WNW. von Breslau, am Bober, ist seit dem 12. Jahrhund. diplomatisch bekant und hieß 1202 Boleslawez. Ihr Stifter ist wahrscheinlich Boleslaw Chrobri. Sie hat 3 Thore, 21 öffentliche, 427 Bürgerhäuser und 3050 Einw., 2 Mühlen am Bober, eine Loh-, eine Schneide- und drei Walkmühlen. Die Pfeffer- (sonst Pfaffen-) Mühle wird durch einen unterirdischen Kanal getrieben. Die Stadt hat eine 1206 erbaute katholische Kirche mit einer Schule, auch eine evangelische Kirche und Schule, für die König Friedrich Wilhelm III. das ehemalige Dominikanerkloster schenkte. Katholiken und Protestanten haben eine gemeinschaftliche Begräbnißkirche. In dem Hospital zu S. Quirinus werden 20 Personen verpflegt. Die Stadt hatte sonst sehr ansehnliche Kämmereieinkünfte aus den großen Waldungen, einen Eisenhammer, einen Steinbruch und zwei Ziegeleien. Durch die Verwüstungen des Bobers und die Kriege von 1806 bis 1814 sind sie, aber fast zu

aufgestellten K. Landesunterkammeramt untergeordnet, welches unter den bereits in der Encyklopädie beschriebnen, böhmischen Städten, auch mit Aussig, Beraun, Böhmisch-Brod und Beur der Fall ist. ***) Eine Abbildung von derselben liefert Hyllos Nr. 22. Prag 1821.

Grande gerichtet. Es ist hier ein Salz- und Postamt. Die Nahrung der Einwohner besteht in Handlung, Handwerken und Ackerbau. Unter den Handwerkern haben die Töpfer, Strumpfstricker, Weber und Tuchmacher das meiste Verkehr. Die Töpfer graben den Thon, aus welchem sie das schöne Gefäß machen in dem benachbarten Tillendorf. Sie versenden ihre Waren nach Holland, Polen, Sachsen, Rußland bis nach der Krimm, jährlich für 20,000 Thlr. Die Weber machen Damast, buntgestreifte und andre Leinwand, die Tuchmacher nur grobe und mittle Tücher. Außerhalb der Stadt sind zwei Bleichen. Von den Viehmärkten geht viel Vieh, besonders Schweine nach Sachsen und Böhmen. — Noch ist hier das Waisenhaus merkwürdig, gestiftet von dem Mauermeister Zahn 1755, womit seitdem eine der vorzüglichsten gelehrten Schulen und Pensionsanstalten verbunden war. Bis zum J. 1803 erhielt sich diese Anstalt, blos durch die Wohlthätigkeit der Provinz [1]). In diesem Jahre nahm sie der König von Preußen in seinen besondern Schutz, tilgte ihre Schulden und bestimmte jährlich 5000 Thaler für dieselbe. Im J. 1815 erhielt sie eine andere Bestimmung. Sie wurde zu einer Bürgerschule umgeschaffen, mit Lehrern aus der Pestalozzischen Schule besetzt und ein Land-Schullehrerseminarium mit ihr verbunden, wobei ihre Einkünfte aus den Statskassen bedeutend vermehrt wurden [2]). Es werden darin außer einigen Pensionärs, 35 Waisenknaben frei erzogen, 20 Zöglinge haben Wohnung, Heizung und Beköstigung frei, und außerdem genießen vermöge eines Legats drei adelige Söhne und ein bürgerlicher, freie Kost und Unterricht [3]). — Unweit des Waisenhauses ist der Queckbrunnen, eine reiche Quelle von sehr gutem Wasser, welcher einen Theil der Stadt mit Wasser versorgt. Da die Stadt am Abhange eines Berges liegt, so hat aus dieser und einigen andern Quellen das Wasser vermittelst Röhren fast in jedes Haus der Stadt geführt werden können. — Sehenswerth ist ein mechanisches Kunstwerk, welches durch bewegliche Figuren die wichtigsten Auftritte der Leidensgeschichte Jesu vorstellt [4]). — Eine halbe Meile von der Stadt westwärts steht auf einer Anhöhe das steinerne Denkmal des russischen Fürsten Kutusow, der im April 1813 zu Bunzlau starb und dessen Eingeweide an dieser Stelle versenkt wurden. Von dieser Stelle aus machten die Franzosen den 30. August 1813 den letzten vergeblichen Versuch in Schlesien einzudringen.

1) Ein Mittel zur Unterstützung desselben schuf der nachherige Senior zu Sprottau, damaliger Prediger zu Tillendorf bei B., Erdm. F. Buequol durch die 1778 unternommene bunzlauer Monatsschrift, wozu nachher noch ein schlesisches Allerlei kam. Diese Monatschriften gingen aus der Buchdruckerei des W. H. hervor, die der Baron Grenfeld 1767. durch zwei Pressen gründete. (*Ch. F. Fischer* u. *H.*)

2) Der jährliche königl. Zuschuß wird zu 1080 Thlr. angegeben. (*Ch. F. F.*)

3) Dazu kommen noch 5 Waisen von Landwehrmännern, die im Befreiungskriege blieben, vermöge eines Geschenks von 5400 Thlr. aus England. (*F.*)

4) Die durch frühere Nachrichten bekannten Kunstwerke des Leinwebers Hüttig sind nicht mehr vorhanden; dagegen wurde bisher immer noch der große Topf, wiewol gesprungen, vorgezeigt. (*F.* u. *H.*)

Am 17. Juli 1819 ward der Grund zu einem zweiten Denkmal gelegt, welches der König Friedr. Wilhelm III. eben diesem Feldherrn auf dem Markt in Bunzlau errichten ließ. Es ist in der Eisengießerei zu Berlin nach der Zeichnung des Kgl. Oberbauraths Schinkel, von Roheisen gegossen und die zwei vergoldeten Löwen, welche auf dem Würfel ruhen, auf welchem sich ein Obelisk erhebt, von dem Direkter Schadow modellirt worden. Die Höhe des Ganzen beträgt 38 Fuß 10 Zoll. Seine Schwere über 600 Ctr. Es hat russische und teutsche Inschriften.— In der Gegend um Bunzlau finden sich Topase, Achate, Carneole und Jaspis, letztern ehedem unter den Pflastersteinen der Stadt. Bunzlau hat Schlesien mehre berühmte und verdiente Männer gegeben, unter welchen hier nur Martin Opitz, W. Tscherning, und der schlesische Bischof Martin Gerstmann genant werden. (*Worbs.*)

BUOCHS, einer der sechs Kirchgänge und der dreizehn Irtenen (Ortschaften), in welche der schweizerische Kanton Unterwalden nid dem Kernwald zerfällt. Diese Irty (Ortschaft) ernent sechs Mitglieder zu dem einfachen Landrathe, d. h. der obersten Verwaltungsbehörde. Der Ort liegt an der Aa, auf einem Absatze des 5175 Fuß über den Vierwaldstätter-See sich erhebenden Buochserhorn, nicht weit von einer schöden Bucht des eben erwähnten Sees. Er zählt über 1000 katholische Einwohner, die sich vom Wiesen- und Obstbau, von der Viehzucht und der Schiffahrt ernähren. Im Jahre 1763 ward das Dorf durch die ausgetretenen Bergwässer verwüstet, im Jahre 1798 an dem für ganz Unterwalden so verhängnißvollen 9. September durch die Franzosen niedergebrant. In den Flammen seines eigenen Hauses kam damals einer der ausgezeichnetesten schweizer Maler Joh. Melchior Joseph Würsch um. Er lebte hier an seinem Geburtsort und war erblindet *).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUONACCORSI, lat. Bonacursius (Filippo), Geschichtschreiber, aus einem angesehenen Geschlechte abstammend, und 1437 zu San Geminiano im Florentinischen geboren; bekant unter dem Namen Callimachus Experiens (Callimaco Esperiente), den er annahm, als er mit Pomponius Lätus und andern Gelehrten in Rom eine antiquarische Akademie stiftete. Da Papst Paul II. die Mitglieder dieser Akademie, deren Zwecke ihm verdächtig schienen, verfolgte, verließ Buonaccorsi sein Vaterland, und kam nach langem Herumirren 1473 nach Polen, wo er der Vertraute der Könige Kasimir III. und Johann Albrechts, seines Sohnes und Nachfolgers, den Buonaccorsi erzogen hatte, war und blieb, bis er am 1. November 1496 zu Krakau starb. Zu seiner Ausbildung trugen die großen Reisen bei, die er nach Griechenland, den Inseln Cypern und Rhodus, nach Ägypten, den Inseln des ägeischen Meeres, Thracien und Macedonien machte, so wie die wichtigen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel 1475, und in Wien und Venedig 1486, die ihm König Kasimir übertrug. Seine historischen Schriften zeichnen sich daher nicht nur durch klassische Sprache und Gründlichkeit, sondern auch durch einen geübten politischen Scharfblick, und durch kräftige Begeisterung aus: Historia de rege Vladislao, seu clade Varnensi. Aug. Vindel. 1519. 4.; ed. J. M. Brutus. Cracov. 1582. 4. auch in *Bongarsii* Coll. p. 290. und in *Schwandtneri* scriptt. rerum Hung. T. I. p. 433. Epistola de clade Varnensi, in *Loniceri* Chronic. Turc. T. II. 1. Historia de iis, quae a Venetis tentata sunt Persis ac Tataris contra Turcas movendis, ex. edit. Nic. Gerbelii. Hagenoae 1553. 4., auch in *Loniceri* Chron. Turc. und in Scriptt. rerum Persic. Frf. 1601. fol. N. 4. Ad Innocentium VIII. de bello Turcico inferendo oratio. ebendas., auch Cracoviae, 1524. 4. Vita Attilae. S. l. et a. vielleicht Travisii um 1489, und darauf Hagenoae 1531. 4.; Basil. 1541. 8.; und hinter Bonfinii decadibus rerum Hungaric. Einige seiner Werke haben sich handschriftlich erhalten, und die Geschichte seiner Reisen liegt vielleicht in einer Polnischen oder Petersburger Bibliothek verborgen *). (*Baur.*)

BUONAFEDE (Appiano), Abt des römischen Klosters St. Eusebius, bekant unter dem Namen Agatozisto Cromaziano, den ihm die Akademie der Arkadier beilegte, und den er auf seinen meisten Schriften annahm. Er war aus einer alten adeligen Familie entsprossen, und am 4. Febr. 1716 zu Commachio im Gebiete von Ferrara geboren, trat zeitig in den Cölestinerorden, und trieb zu Bologna die philosophischen, zu Rom die theologischen Studien. Kaum 24 Jahre alt kam er als Lehrer der Theologie nach Neapel, und gründete hier seinen ausgebreiteten Ruf durch öffentliche Reden und Abhandlungen über geistliche und weltliche Materien, durch Predigten, und seine 60 Elogi poetici, storici e critici di varj uomini di lettere. Naples. 1745. 8., die in kurzer Zeit achtmal neu aufgelegt werden mußten, und die unter seinen poetischen Erzeugnissen den meisten Werth haben. Von 1752 an war er Abt in verschiedenen Klöstern seines Ordens, auch einige Zeit General-Profurator und oberster Vorsteher desselben, und er würde wahrscheinlich die Kardinalswürde erlangt haben, wenn nicht Pius VI., wol mit Unrecht, seine Anhänglichkeit an die neue Philosophie gefürchtet hätte. Zuletzt begab er sich nach Rom in das Kloster des h. Eusebius, wurde zu dessen beständigem Abte ernant, und starb in demselben den 17. Dec. 1793 an den Folgen eines schweren Falles. Er war ein talentvoller, lebhafter Kopf, nicht ohne poetische Talente, mit mehren Wissenschaften vertraut, durch das Studium der ältern und neuern philosophischen Systeme aufgeklärt, kein dogmatischer Anhänger irgend einer Partei, aber eingenommen für seine eigenen Meinungen, im gelehrten Streite hitzig und rechthaberisch, und immer be-

*) Joh. Casp. Füeßli in seiner Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Anhang, Zürich 1779. S. 104. setzt Würschen's Geburtstag auf den 21. August 1732; also war er bei seinem schrecklichen Tode weder ein achtziger, noch ein fünf und siebenziger Greis, wie Ebel (Anleitung. Dritte Auflage II. S. 321.) und Fr. Meisner (kleine Reisen in der Schweiz. Bern 1823. III. S. 72.) behaupten.

*) Vitae brevis descript., aut. J. M. Bruto, bei der Hist. Vlad. und in Buders Vitis clariss. Historicor. Jenae 1740. 8. p. 248. Giornale de' Letterati d'Ital. T. XXXVI. 375—449. *A. Zeno* Diss. Voss. T. II. 316. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 892. Mém. de Niceron T. VI. 196. Biogr. univ. T. VI. s. v. Callimachus. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 1. Abth. 161.

reit und aufgelegt, seine Gegner mit lucianischem Spott abzufertigen, und der Verachtung oder dem Gelächter Preis zu geben. Diese Streitsucht und die Hitze im Kampfe nahm mit den Jahren zu, und artete zuletzt in eine Art von Wuth, besonders gegen ungläubige Philosophen und sogenannte Ketzer, aus. Denn dem System seiner Kirche war er mit fester Anhänglichkeit ergeben, und eben deswegen dem Protestantismus sehr abhold, dem er z. B. keinen günstigen Einfluß auf die Philosophie zugestand. Allein während er aus diesem Grunde auf der einen Seite nicht selten ungerecht und verleumderisch ist, ist er auf der andern unbefangener und unparteiischer, als manche protestantische Gelehrte. Seine Schreibart, die öfters etwas Geziertes hatte, ist kräftig, lebhaft und leicht, aber öfters wirft er die grammatikalischen Regeln, als drückende Fesseln, von sich, und nicht selten sind seine Perioden gleichsam Zusammenwerfungen von Gedanken, ohne Princip, Ordnung und Proportion. Dies gilt unter andern von seinem Hauptwerke: **Istoria ed indole di ogni filosofia. Lucca 1766—72. Vol. VII. Venez. 1782. Vol. VI. 8.** und dessen Fortsetzung: **Della restaurazione di ogni filosofia ne' secoli XVI — XVIII. 8., Venez. 1785. 89. Vol. III. 8.** teutsch, mit prüfenden Anm. und einem Anhange von K. K. Heidenreich. Lpz. 2. Th. 1791. 8., eine philosophische Geschichte, die den ähnlichen Arbeiten Tiedemanns, Meiners, Tennemanns u. A. weit nachsteht. Von seinen übrigen Schriften bemerken wir: **Saggio di commedie filosofiche. Faenza. 1754. 4. Istoria critica e filosofica del suicidio. Lucca. 1761. 8. Delle conquiste celebri esaminate col naturale diritto delle genti. Ib. 1763. 8. Storia critica del moderno diritto di natura e delle genti. Perugia 1789** *). (*Baur.*)

BUONAGIUNTA. Unter diesem Namen findet man zwei toskanische Dichter des 13. Jahrh., einen Weltlichen und einen Geistlichen. Der erste war aus Lucca gebürtig und sein Familienname Urbicciani. Dante trifft ihn in dem Fegefeuer an und zwar im Kreise der Schlemmer †), und es ergibt sich aus dem kurzen Gespräch, welches die beiden Dichter mit einander führen, daß Buonagiunta Liebesgedichte ohne Liebe geschrieben habe. Einige Überbleibsel seiner Reime finden sich in der Giuntinischen Samlung der **Rime antiche** und werden von der **Crusca** citirt. (*Wilh. Müller.*)

BUONAMICI, lat. **Bonamicus (Filippo** und **Castruccio)**, Brüder, aus Lucca, wo der erste 1705 geboren war, und das Lehramt der Beredtsamkeit u. Dichtkunst bekleidete. Den größten Theil seines Lebens aber brachte er am römischen Hofe, einige Zeit als Agent der Republik Lucca, später als Sekretär der Breven zu, und starb in Rom den 30. Nov. 1780. Bei Benedikt XIV. und Clemens XIV., dem er im Vatikan die Leichenrede hielt, stand er in hohem Ansehen. Er schrieb **De claris pontificiarum epistolarum scriptoribus liber. Romae. 1753. 8.** (in dialogischer Form, eine Nachahmung des **Cicero de claris oratoribus**). **De vita et rebus gestis Innocentii XI. P. M. comment. 1776. 8.**, Teutsch, mit Anmerk. Frankf. (Ulm) 1791. 8., worin er den durch seine Streitigkeiten mit Ludwig XIV. und andern gekrönten Häuptern bekannten Papst zur Seligsprechung empfiehlt. Reden, lat. Gedichte u. a. in einem einfachen, deutlichen und eleganten Styl.— Sein Bruder Castruccio (eigentl. Pietro Giuseppe, welchen Vornamen er erst ablegte, als er Kriegsdienste nahm) war den 18. Okt. 1710 zu Lucca geboren. Er studirte zu Pisa und Padua, und hoffte in Rom zu geistlichen Würden zu gelangen, allein da ihm dies mislang, trat er als Kadet in neapolitanische Kriegsdienste, wohnte 1744 dem Kampfe bei Velletri bei, und erwarb sich durch seine Beschreibung der Ereignisse dieses merkwürdigen Tages die Stelle eines Kommissairs der Artillerie und Schatzmeisters der Stadt Barletta. Aufgemuntert durch den erlangten Beifall, widmete er seine Muse der Bearbeitung einer Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges in Italien, die seine Talente als geistvollen Historiker, in echtrömischem Styl und Idiom, im glänzendsten Lichte zeigte. Der Herzog von Parma, dem er einen Theil dieses Werkes gewidmet hatte, ertheilte ihm die gräfliche Würde, für sich und seine Nachkommen, der Maltheserorden beehrte ihn 1754 mit einem Gnadenkreuz und einer angemessenen Pension, und die Republik Genua machte ihm ein Geschenk. Er starb in seiner Vaterstadt (nach Mazzuchelli den 22. Februar, nach Fabroni den 6. März) 1761. Die angeführten historischen Werke, die seinen Beruf zum Historiker auf eine sehr ausgezeichnete Weise beurkunden, sind oft gedruckt und in mehre Sprachen übersetzt worden: **De rebus ad Velitras gestis commentarius. Lugd. Bat. (Lucae) 1746. 4.** mit Vorrede von C. V. Vonck, Amst. 1748. 8. **Commentariorum de bello italico lib. III. Lugd. Bat. (Genuae). 1750—51. Vol. II. 4.**, öfter, beide zusammen **cum indice geograph. et militari ed. C. G. Dassdorf. Dresdae 1779. 8.** Teutsch von Fr. M. von Rohr, Breslau 1756. 4., auch Italiänisch, Engl. und Franz., in der **Hist. des campagnes de Mr. le Maréchal de Maillebois en Italie par Pezay. Par. 1774. Vol. I. 4.** Buonamici's Geschichte ist ein Muster, wie man in echt römischem Latein über das heutige Kriegswesen schreiben müsse, und athmet durchaus den Geist edler Einfachheit, gewissenhafter Treue und ruhiger Unbefangenheit, die eingewebten Betrachtungen aber zeichnen sich durch Stärke, Tiefe und Neuheit aus. Außer diesem Werke schrieb Buonamici auch einige Reden und Gedichte in lateinischer und italiänischer Sprache. Alles, was er und sein Bruder schrieb, ist gesammelt in **Philippi et Castruccii fratrum Bonamicorum Lucensium Opp. omn. Lucae 1784. Vol. IV. 4.** *). (*Baur.*)

---

*) Elogio storicho, letterario di Agat. Cromaziano, scritto di Agat. Cromaziano juniore. Ferrara 1794. 8. im Auszuge im Giorn. de' letterati T. 96. p. 191—287. und im Allgem. lit. Anzeiger 1796. Nr. 34. *Mazzuchelli* Scritt. d'Italia. Baurs Gall. hist. Gem. 4. Bd. 440—445.

†) *Dante* Purgat. C. XXIV.

*) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. IV. Fabroni's Lobrede auf die Brüder Buonamici. Miscellanei di varia letteratura T. I. 323. *Saxii* Onomast. T. VII. 99. Gatterers hist. Journal 5. Th. 260. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud, Roquefort und Ginguené). Adelungs Zus. z. Jöcher. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 219.

Buonanni (Filippo), s. Bonanni.

Buonaparte, Napoleon und dessen Familie, s. Napoleon.

Buonaparte's Archipel, u. B's Golf, s. Bonaparte's Archipel u. B's Golf.

BUONAROTI (Michel Angelo), ausgezeichnet als Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter, stammte aus einer adeligen florentinischen Familie und wurde 1474 in dem Schlosse Caprese im toscanischen Gebiete geboren. Schon in frühester Jugend entfaltete sich sein außerordentliches vielseitiges Talent, und obgleich von seinem Vater Lodovico di Leonardi Buonaroti den Wissenschaften bestimt, behielt doch die Neigung zur bildenden Kunst die Oberhand, und man sah sich genöthigt, ihn in seinem 14. Jahre in die Malerschule des Domenico de Ghirlandajo zu schicken. Hier machte er in wenigen Jahren so rasche Fortschritte, daß er nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seinen Meister übertraf. Der berühmte Gönner und Beschützer der Künste und Wissenschaften Lorenzo de Medicis mit dem Beinamen il Magnifico fand sich dadurch bewogen, den jungen Künstler in seinen Palast und in die von ihm errichtete Kunstakademie aufzunehmen; wo er in der Bildhauerei den Unterricht des Bertoldo, eines Schülers des Donatello, genoß. Schon in seinem 16. Jahre unternahm er es, einen antiken Satyrkopf in Marmor nachzubilden, und diese Arbeit gelang ihm so außerordentlich, daß er dadurch die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich zog. Der vierjährige Aufenthalt an Lorenzos Hofe gab seinem Geiste die Richtung, die ihm eigenthümlich blieb, und er legte hier den Grund zu seiner vielseitigen Ausbildung. An die fürstliche Tafel gezogen und als ein Glied der fürstlichen Familie betrachtet, genoß er den lehrreichen Umgang der vielen um den geistreichen Fürsten versammelten Gelehrten, unter denen der als Sprachkenner, Dichter und Philosoph berühmte Poliziano und der gelehrte Pico della Mirandola zu nennen sind. Vorzüglich unterstützte ihn der erste mit seinem Rathe. So wurde der für alles Schöne empfängliche Jüngling von allen Seiten angeregt. Er fing an seine vaterländischen Dichter zu lesen und sich selbst in kleinern Gedichten zu versuchen. Unter allen Dichtern, mit denen er bekant geworden war, gab er dem Dante den entschiedensten Vorzug. Er hatte sich so tief in dessen großes Gedicht hineingedacht, daß er, von den ungeheuern Gemälden desselben begeistert, sich gedrungen fühlte, sie in Figuren bildlich darzustellen. Er zeichnete sie mit der Feder an den breiten Rand einer Abschrift der divina Commedia, die er besaß, die aber leider, zum Nachtheil für die Kunst, verloren gegangen ist. Dabei studirte er nach den, im mediceischen Garten aufgestellten Antiken, und zeichnete fleißig nach den Gemälden des Masaccio in der Kirche del Carmine zu Florenz. Auch trieb er emsig das schwierige Studium der Anatomie und bediente sich dazu todter Körper, die er durch Vermittelung des Großpriors am Hospital des heil. Geistes erhielt. Diese Studien zusammengenommen bildeten in ihm den Styl, um dessen willen er in der Folge nicht ohne Grund der Dante unter den Künstlern genant wurde.

Nach dem Tode seines Gönners des Lorenzo de Medicis, im J. 1492, machte er eine Reise nach Venedig und Bologna, um die dasigen Kunstwerke zu sehen, und blieb in letzter Stadt über ein Jahr lang. Bei seiner Zurückkunft nach Florenz wurde er von Piedro Francisco de Medicis, dem Sohne und Nachfolger Lorenzos, gnädig aufgenommen, und erhielt den Auftrag, mehre Bildhauerarbeiten zu verfertigen. Unter diesen befand sich ein schlafender Cupido, den er so meisterhaft ausführte, daß man ihm rieth, ihn zu vergraben, damit er für antik gehalten würde. Dies geschah, und der Kardinal von St. Georg in Rom kaufte ihn theuer, obwol sich Michel Angelo als Verfertiger desselben bekannte. Der Kardinal veranlaßte ihn hierauf, nach Rom zu gehen, wo er ein Jahr lang blieb. Nach Florenz, häuslicher Angelegenheiten halber, zurückgekehrt, erhielt der junge Künstler den ehrenvollen Auftrag, mit dem berühmten Leonardo da Vinci den großen Rathssaal daselbst auszumalen. Er verfertigte dazu den als sein trefflichstes Werk berühmten Carton, eine Scene aus dem pisanischen Kriege vorstellend. Angefeuert durch seinen 29 Jahre ältern Mitarbeiter, dessen Ruhm schon fest gegründet war, und der sich die Schlacht mit dem mailändischen General Piccinino zum Gegenstande gewählt hatte, bot Michel Angelo, von edlem Wetteifer beseelt, alle seine Kunst auf, ein Werk zu schaffen, das seinen Namen unsterblich machen würde. Und es gelang ihm; denn beide Cartons bildeten gleichsam einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Malerei. Gleichzeitige und spätere Künstler wallfahrteten nach Florenz, diese Cartons zu studiren und Unterricht aus ihnen zu schöpfen. Selbst der 19jährige Raphael kam von Siena nach Florenz, dieselben zu sehen. Leider ging Michel Angelos Carton bald zu Grunde, und man beschuldigt den Baccio Bandinelli, daß er ihn zerstört habe, aus Haß gegen Michel Angelo und aus Vorliebe zu Leonardo, der durch eine Vergleichung nicht gewinnen konnte. Wir besitzen nur noch kleine Bruchstücke davon, die uns durch die Stiche des Marc Anton und Augustin Veneto aufbewahrt worden sind.

Ehe aber Michel Angelo an die Ausführung seines Gemäldes kam, wurde er vom Papst Julius II. nach Rom berufen, um ihm bei seinen Lebzeiten ein Grabmal zu errichten, welches in der Peterskirche aufgestellt werden sollte. Er entwarf dazu eine Zeichnung, die nicht weniger als 40 Figuren enthielt, und reiste hierauf nach Carrara, um Marmor zu dieser bedeutenden Arbeit aufzukaufen. Eine Beleidigung des Papstes aber, dessen Heftigkeit und schnell auflodernde Hitze seine Umgebungen oft fühlen mußten, brachte den stolzen Künstler nach seiner Rückkehr so auf, daß er Rom heimlich und schnell verließ, und nach Florenz ging. Auf des Papstes ehrenvolle Einladung kehrte er indeß zurück, verfertigte eine colossale Statue desselben in Bronze, und fing sodann die große Arbeit des Grabmals von neuem an. Aber zum zweiten Male wurde sie unterbrochen durch den Neid einiger gleichzeitigen Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo werden als diejenigen genant, die den Papst überredeten, die sixtinische Kapelle von Michel Angelo al Fresco malen zu lassen. Sie suchten den von ihnen beneideten Künstler durch diesen Vorschlag von der

Ausübung der Bildhauerkunst, in der er der größte Meister war, abzuhalten, und hofften ihm durch die wahrscheinlich unvollkommene Ausführung der Frescomalerei, in der er sich noch nicht versucht hatte, die Gunst des Papstes zu entziehen. Dies hinterlistige Verfahren seiner Nebenbuhler einsehend, suchte Michel Angelo diese Arbeit abzulehnen; aber der Papst drängte ihn so lange, bis er den Auftrag übernahm. Ohne fremde Hilfe führte er binnen 20 Monaten dieses ungeheuere Werk aus, das den Beifall aller Kenner erhielt, und wodurch er seinen Ruhm noch mehr vergrößerte und befestigte.

Kurz darauf starb Julius II. Sein Nachfolger Leo X. ließ die kaum wieder aufgegriffene Arbeit an dem Grabmale von neuem unterbrechen, und übertrug dem Künstler den Bau und die Ausschmückung der Façade der Kirche S. Lorenzo in Florenz, in der sich die Bibliothek und die Begräbnißkapelle der Fürsten Medicis befanden, aus welchem Hause Leo stammte. Sieben Statuen hatte Michel Angelo für diese Kapelle vollendet, als ihn die in Florenz ausgebrochnen Unruhen aus der Stadt vertrieben. Er ging nach Venedig, wo er den Plan zu der schönen aus Marmor gebauten Brücke Rialto entwarf. Unter dem Papste Adrian VI. setzte er die Arbeit des Juliusschen Grabmals fort, und beendigte einige für dasselbe bestimmte Statuen. Auch verfertigte er einen Christus für die Kirche la Minerva in Rom. Clemens VII., welcher dem Adrian auf dem päpstlichen Throne gefolgt war, ließ ihm die unterbrochene Arbeit in der Kirche St. Lorenzo wieder anfangen und vollenden, und übertrug ihm sodann, das jüngste Gericht in der sixtinischen Kapelle zu malen. Der damals 60jährige Malergreis übernahm es, ein Werk zu schaffen, an dessen Größe der Muth selbst eines jüngern Künstlers gebrochen seyn würde. Es war unstreitig die schwierigste Arbeit, deren sich Michel Angelo als Maler jemals unterzogen hatte, und wenn er sie nicht meisterhaft vollendete, so stand sein Ruf auf dem Spiele, da die Augen von ganz Italien auf ihn gerichtet waren. Dies fühlte der Künstler wohl, und schlug, seinen Zweck zu erreichen, einen Weg ein, auf dem ihm kaum einer seiner Zeitgenossen gleichkommen konnte. Seine tiefe Kentniß des menschlichen Körpers, sein fleißiges Studium der Anatomie desselben, die Sicherheit in seinen Umrissen, verbunden mit seiner ungeheuern Phantasie, ließen ihn ein Werk hervorbringen, das, wenn auch weder lobenswerth durch seinen Totaleindruck, noch gelungen in seinen einzelen Theilen, dennoch in jedem Striche das große Talent seines Meisters beurkundete. Wer es auch nicht wüßte, daß Dante der Lieblingsdichter Michel Angelos war, der würde es bei Betrachtung dieses Gemäldes sicher errathen, indem er hier denselben Gestalten begegnet, mit denen Dantes ungeheure Phantasie seine divina Commedia bevölkerte. Hier, wie dort, findet er den Ausdruck des Staunens, der Freude, der Entzückung, die Geberden des Leidens und der Angst, die Verzerrung des Schmerzes und der Verzweiflung bis in die kleinsten Abstufungen verfolgt, mit kecken, kräftigen Strichen gezeichnet und vor das Auge des Beschauers gestellt. Selbst einzele Figuren der Fabelwelt nahm Michel Angelo aus Dantes Gedicht in sein christliches Bild auf, den Charon und Minos. Leider ist dieses Gemälde jetzt so verblichen, daß man die Wirkung, die es früher machte, nicht mehr beurtheilen kann, und in wenigen Jahren wird es ganz erloschen seyn. Kein Werk eines großen Meisters ist wol mehr der Kritik ausgesetzt gewesen, als dies jüngste Gericht. Von einigen über Verdienst bis zum Himmel erhoben, wurde es von andern auf eine ungerechte Weise tief herabgewürdigt. Unter die bekanntesten Tadler gehören Lodovico Dolce und Salvator Rosa. Letzter trieb seinen Tadel so weit, daß er in seiner dritten Satyre folgende Zeilen niederschrieb:

Questo vostro Giudizio espresso è bene,
Perchè si vedon chiare in questo loco
Della vita d'ognun le parti oscene.
Michel Angiolo mio, non parlo in gioco;
Questo che dipingete è un gran Giudizio,
Ma del giudizio voi n' avete poco.

Dagegen sagt Ariosto in seinem Orlando furioso, Canto 33. St. 2. von ihm:

..... quel, che a par sculpe e colora,
Michel, più che mortale, Angel divino.

Am allgemeinsten tadelte man die rücksichtlose Nacktheit der Figuren in einer christlichen Kirche, und der Papst Paul V. war nahe daran, das ganze Bild überweißen zu lassen. Dies unterblieb jedoch, und man half sich endlich damit, die unanständigsten Blößen mit leichten Gewändern zu bedecken. Diese Arbeit wurde dem Daniel Ricciarelli da Volterra übertragen, der sich dadurch den ehrenvollen Beinamen Brachettone (Hosenflicker) erwarb.

Nach Vollendung dieses Bildes, im J. 1541, unter der Regirung Paul III., verfertigte Michel Angelo noch zwei bedeutende Gemälde in der paulinischen Kapelle, die Bekehrung des Apostel Paulus und die Kreuzigung des Petrus. Auch die berühmte Leda wurde noch von ihm vollendet, die unter Ludwig XIII. nach Fontainebleau kam, später aber von dem Statsminister du Noyer, der zugleich Aufseher der königlichen Gebäude war, ihrer Anstößigkeit wegen verbrant wurde. Dies waren die letzten Gemälde des damals 75jährigen Michel Angelo. Die Frescomalerei wurde ihm zu beschwerlich und er griff deshalb wieder zum Meißel. Er fing eine Kreuzesabnahme an, eine Composition von vier Figuren außer dem Leichnam Christi, die aus einem einzigen Stück Marmor gearbeitet werden sollte; aber er vollendete dieses Werk nicht. Zu dieser Zeit leitete er auch den Bau der Festungswerke eines Theiles der Stadt Rom, il Borgo genant, und im J. 1546 wurde ihm von Pius IV. der Bau der Peterskirche übertragen, da Antonio da S. Gallo, der denselben bisher geleitet hatte, gestorben war. Er änderte den ganzen von Bramante entworfenen Plan und wählte die Form des griechischen Kreuzes. Er ließ die ungeheure Kuppel bauen, erlebte aber die Vollendung seines ganzen Plans nicht, an welchem man nach seinem Tode manches änderte. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio, der innern Seite des Hofes im Palast Farnese mit den drei übereinander gestellten Säulenordnungen, der Vigna des Papstes Ju-

lius III., der Porta pia und noch vieler anderer Gebäude.

Als er selbst zu alt und schwach wurde, um den Meißel führen zu können, übergab er die Vollendung mehrer Bildhauerarbeiten seinem Schüler, dem Tiberio Calcagni, den er unter allen am meisten liebte. Zugleich bediente er sich der Hilfe desselben bei Zeichnungen und Modellen zu Gebäuden, die dieser nach der Angabe seines Lehrers ausführte.

Auch in den Gedichten und prosaischen Werken des Michel Angelo zeigte sich das große Talent ihres Verfassers, obgleich er selbst wenig Werth auf sie zu legen pflegte, indem er sie nur als Spiele und Zeitvertreib in müßigen Stunden betrachtete. Seine Gedichte wurden nach seinem Tode gesammelt und einige Male gedruckt*). Seine prosaischen Aufsätze, die aus Briefen, Vorlesungen, Reden und Cicalaten (launigen akademischen Vorlesungen) bestehen, finden sich in den Prose fiorentine und den Lettere pittoriche abgedruckt. Daß Michel Angelo schon bei seinen Lebzeiten als Dichter bekant war und als solcher geschätzt wurde, beweist, daß der berühmte Benedetto Varchi das Sonett des Michel Angelo: Non ha l'ottimo Artista alcun concetto, einer weitläufigen Abhandlung, die als ein Commentar desselben betrachtet werden kann, zu Grunde legte.

Michel Angelo starb zu Rom, vom Alter entkräftet, 1564, im 90. Jahre seines Alters. Papst Pius IV. ließ ihn prächtig begraben; aber auf Cosmus de Medicis Befehl wurde sein Körper heimlich ausgegraben und unter Ballen von Kaufmannsgütern nach Florenz gebracht. Daselbst wurde er mit großem Gepränge in der Kirche S. Croce beigesetzt, und seines Bruders Sohn ließ ihm ein prächtiges Denkmal aus Marmor errichten, auf dem sein Brustbild zu sehen ist.

Als Mensch betrachtet, war Michel Angelo mit vielen Tugenden geschmückt. Er war arbeitsam, voll Ausdauer, mäßig, freigebig, mitleidig, ein Freund der Armen und fromm. Der Bau der Peterskirche wurde ihm mit einem Gehalte von 600 Dukaten übertragen; er schlug ihn aber aus, weil er meinte, ein Werk zur Ehre Gottes könne er sich nicht bezahlen lassen. Dasselbe that er beim Bau der Kirche S. Giovanni de' Fiorentini. Ein Mährchen ist es, wenn man von ihm erzählt, er habe einen Bettler getödtet, der ihm als Modell diente, um einen sterbenden Christus am Kreuze um so wahrer und natürlicher darzustellen. Er stand bei allen Fürsten seiner Zeit in hoher Achtung und wurde von ihnen ausgezeichnet. Cosmus de Medicis redete nicht anders, als mit entblößtem Haupte, mit ihm, mehre Päpste befahlen ihm, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, und Papst Paul III. besuchte ihn mit einem Gefolge von 10 Kardinälen persönlich in seiner eignen Wohnung, eine Auszeichnung, die nur Wenigen zu Theil wurde. Selbst der türkische Kaiser Soliman suchte ihn in seinen Dienst zu bekommen. Michel Angelo war nie verheirathet, und nannte die Malerei seine Frau und seine Werke seine Kinder. Er war von lebendigem Geiste, reich an witzigen Einfällen und schnell in sinnreichen Antworten.

Meister in dreifacher Kunst, stand er doch als Bildhauer am höchsten. In seinen Statuen zeigt sich, bei richtiger Zeichnung und überdachter Anordnung, in der Ausführung eine leichte Hand und seltene Vollendung. Lodovico Dolce, der ihm sonst nicht sehr gewogen war, sagte dennoch von ihm, er könne in der Bildhauerkunst nur von sich selbst übertroffen werden. Sein Moses auf dem Grabmal Julius II. in der Kirche S. Pietro in Vincoli, sein Christus in la Minerva, seine Pietà in S. Pietro Vaticano und seine Statuen in S. Lorenzo in Florenz werden zu jeder Zeit Meisterstücke der Bildhauerkunst bleiben. Seine architektonischen Werke sind groß und kühn in ihrem Plane, edel in ihren Verhältnissen, und nur in ihren Verzierungen zuweilen gesucht und ungewöhnlich, was dem Geschmackvollen oft Eintrag thut. Als Maler hat er sich den meisten Tadel zugezogen. Seine anatomischen Kentnisse, sein tiefes Studium des Nackten und der Muskeln blickt bei seinen Zeichnungen vor und verleitete ihn oft, das Anmuthige darüber zu vernachlässigen. Seine Umrisse sind keck, seine Gestalten kräftig und muskulös, die Stellungen derselben schwierig und seltsam, und der Ausdruck der Gesichter voll Leben, oft stolz und wild, aber auch eben so oft ohne Reiz und Schönheit. Seine Tinten werden als zu hart getadelt und sein Fleisch als zu ziegelfarbig. Er zog das Nackte dem Bekleideten vor, und seine Gewänder sind oft in scharfe Falten geworfen. Seine meisten Gemälde waren al Fresco, in Öl hat er nur wenig gemalt. Das Malen in Öl, pflegte er zu sagen, sey eine Kunst für Frauen und andere bequeme und lässige Leute. Wenn aber auch mancher Tadel, der ihn als Maler trifft, nicht abzuweisen ist, so gestehen doch selbst seine Feinde, daß er ein Zeichner war ohne Gleichen, und daß seine Zeichnungen noch jetzt als die besten Studien zu empfehlen sind. Welch' ein unerschöpflicher Reichthum von Wendungen und Verkürzungen des menschlichen Körpers findet sich nur allein in seinem jüngsten Gerichte! Es ist noch eine große Zahl seiner Handzeichnungen vorhanden, und fast jedes Kabinet rühmt sich, deren zu besitzen. Auch sind uns viele seiner Gemälde und Zeichnungen durch Nachbildungen erhalten worden, und man rühmt nicht weniger als nahe an 400 Blätter, die nach ihm in Kupfer gestochen sind.

Seine vornehmsten Schüler sind: Pietro Urbano, Antonio Mini, Ascanio Condivi, il Filippi, Marco da Pino, il Castelli, Gaspar Bacerra, Alonzo Berrugese, Matteo Perez d'Alassio, Danielle di Volterra, Fra Sebastiano del Piombo u. a. m. Die berühmtesten Kupferstecher, welche nach ihm gestochen haben, sind: Augustin Veneto, Julius Bonasone, die Mantuani, Marc Anton, Cherubin Alberti, Cornelius Cort, Nicolaus Beatrizet, Jacob Matham, Aeneas Vico, Martin Rota, G. B. de Cavalleriis, Lucas Bertelli, Querin Boel, Franc van den Steen, Benedikt Audran, u. a. m. Von dem jüngsten Gerichte allein hat man zwanzig verschiedene Stiche, deren einige aus 11 Platten bestehen**). *(Keil.)*

*) Rime di Michel Angelo Buonaroti il Vecchio. Firenze, 1623. 4. Ebend. 1726. 8.

**) Über das Leben und die Werke des Michel Angelo findet

BUONAROTI (Michel Angelo), der jüngere, ein Neffe des berühmten Künstlers, wurde 1568 zu Florenz geboren, widmete sich von früher Jugend an den Studien der schönen Wissenschaften und wurde schon in seinem 17. Jahre Mitglied der florentinischen Akademie. Nachmals trat er auch in die Crusca ein, unter dem Namen des Impastato, und war ein fleißiger Arbeiter an der ersten Ausgabe des Vocabolario della Crusca. Er bekleidete nach einander mehre akademische Würden und scheint ein sehr reicher und angesehener Mann gewesen zu seyn, welcher eben so eifrig war, den Ruhm seines Hauses, wie seines Vaterlandes, zu bewahren und zu erhöhen. Daher ließ er in seiner Wohnung eine schöne Galerie zu Ehren seines großen Oheims einrichten, die ihm an 22,000 Scudi gekostet haben soll, und errichtete eine Akademie, welche sich bei ihm versammelte und sich mit Untersuchungen des florentinischen Alterthums beschäftigte, namentlich auch mit den alten edeln Familien des Landes, zu denen auch die der Buonaroti gehörte. Sein poetisches und oratorisches Talent wurde besonders bei feierlichen Gelegenheiten in Anspruch genommen, und er ergriff mit Enthusiasmus jede Gelegenheit, an Festen und Gedächtnißtagen sich und seine Vaterstadt glänzen zu lassen. Er war von schwächlicher Gesundheit und starb den 11. Jan. 1646, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens von vielen harten Krankheiten heimgesucht worden war.

Buonaroti verdankt seinen literarischen Ruhm zweien Lustspielen, la Tancia und la Fiera. Das erste ist ein sogenanntes Bauernlustspiel, Commedia rusticale, in dem reizenden und naiven Dialekt der florentinischen Landleute geschrieben, welche die Personen des Stücks ausmachen [1]) und deren Sitten und Verhältnisse in demselben geschildert werden. Es besteht aus 5 Akten und ist durchaus in Oktavreimen abgefaßt, eine Versart, welche nicht ganz glücklich gewählt zu seyn scheint, um das Bauernleben in natürlicher Wahrheit darzustellen. Baretti ertheilt diesem Lustspiel ein übertriebenes Lob und sagt, daß, wenn von allen italiänischen Theaterstücken nur ein einziges der Vergessenheit entrissen werden sollte, die Tancia seine Stimme erhalten würde [2]). In der Zeit, als Baretti über Italien schrieb [3]), wurde die Tancia noch zuweilen auf Privatbühnen und in Kollegien während des Karnevals aufgeführt; aber auf dem öffentlichen Theater scheint sich das Stück nicht lange gehalten zu haben. Es hat seinen Titel von dem Namen der Heldin, eines schönen und naiven Landmädchens, erhalten. Die Bewerbung vieler Nebenbuhler um diese, mit einer kleinen Intrigue macht die ganze Fabel aus; und unter den Bewerbern ist auch ein Städter, der einzige Sprecher in Bücheritaliänisch. Die Tancia gehört ohne Zweifel zu den gelungensten Werken der Poesia rusticale und zeichnet sich eben so sehr durch die naive Lebendigkeit der Empfindung und Betrachtung, wie durch die leichte Führung des komischen Dialogs in der wenig dazu geeigneten Versart aus. Sie wurde zuerst gedruckt: Florenz, 1612. 4.

Die zweite Komödie, la Fiera, hat Buonaroti als eine grammatische Aufgabe verfaßt (was Einige auch von dem vorigen Stücke behaupten), zumeist aus Gefälligkeit für die Crusca. Er wollte nämlich die ganze Kunstsprache der florentinischen Handwerke und Gewerbe in ein Buch bringen, welches diese Akademie in ihrem Wörterbuche als Autorität citiren könnte, und mit dieser Tendenz schrieb er seinen Jahrmarkt, ein Stück, welches aus 5 Giornate besteht, deren jede wieder in 5 Akte abgetheilt ist. Es wurde im Karneval 1618 zu Florenz öffentlich aufgeführt an fünf Abenden hintereinander, so daß jeder Abend nur eine Giornata gab, und erhielt großen Beifall. Gegenwärtig ist es nur als Sprachdenkmal wichtig und steht an poetischem Verdienst der Tancia sehr weit nach. Die Fiera ist erst nach ihres Verfassers Tode, zusammen mit der Tancia, von dem gelehrten Abbate Salvini herausgegeben worden: Firenze. 1726. Fol. [4]).

Von geringer Bedeutung sind zwei mythologische Gelegenheitsdramen des Buonaroti: Il Natale d'Ercole, Firenze, 1605. 4. und Il Giudizio di Paride, Fir., 1607 und 1608. 4. In der bekannten Samlung der Prose fiorentine finden sich zwei Lobreden des Buonaroti, auf Cosmo II. und auf den Akademiker Francesco Cambi, eine Eröffnungsrede für eine Akademie, welche den Wissenschaften, der Waffenübung und der Musik gewidmet seyn sollte, drei akademische Scherzreden (Cicalate), und eine Abhandlung über ein Sonett des Petrarca. Viele andre seiner Arbeiten in Prosa und Versen sind Handschriften geblieben. Wir verdanken dem jüngern Buonaroti auch die Samlung und erste Herausgabe der Gedichte seines Oheims: Rime di Michel Agnolo Buonaroti raccolte da Michel Agnolo suo nipote. Fir. 1623. 4. [5]).

(*Wilh. Müller.*)

man Nachrichten in: Vita di Michelagnolo Buonaroti, raccolta per Ascanio Condivi de la Ripa Transone. In Rome appr. Ant. Blado. 1553. in 4. — Dasselbe mit Anmerkungen von Ant. Franc. Gori und andern, In Firenze per Gaetano Albizi. 1746. in fol. — Le Vite dei Pittori e degli Scultori da Giorgio Vasari. Firenze 1568. Bologna 1647 und in mehren Ausgaben. — Esequie di Michelagnolo Buonaroti celebrate in Firenze dalla Academia dei Pittori, Scultori ed Architetti, nella chiesa di S. Lorenzo. in Firenze appr. i Giunti 1564. in 4. — Il Riposo di Raffaello Borghini, in cui si tratta della Pittura e della Scultura dei più illustri Professori antichi e moderni. Firenze. 1584. in 4. — Ferner findet man Notizen über ihn in den Lettere pittoriche, in den Notizie degli Academici Fiorentini und in vielen andern Werken.

1) Mit Ausnahme eines einzigen Städters.

2) Account of Manners and Customs of Italy.

3) Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

4) Die Crusca citirt auch eine Ausgabe mit Salvini's Noten. Firenze 1760. 8.

5) Michel Angelo versuchte sich auch mit Glück in jenen burlesksatyrischen Sonetten, die man nach dem berühmten und berüchtigten Burchiello, ihrem angeblichen Erfinder, Burchiellaten nent. Da diese Burlesken-Gedichte gewöhnlich nur ein augenblickliches Interesse haben, das mit der Zeit, in der sie geschrieben sind, verschwindet: so sind sie meist ungedruckt geblieben, und wir wissen nur, daß diese Dichtungsart durch Michel Angelo wieder in Aufnahme kam, nachdem sie länger als ein Jahrhundert lang nicht ausgeübt worden war. Die Ausgaben seiner beiden Lustspiele sind: La Tancia, Commedia rusticale, di Mi-

BUONA VISTA, eine der portugisischen Inseln des grünen Vorgebirgs an der Westküste von Senegambien in Afrika, 354° 40′ L. 16° 3′ n. Br., 20 englische Meilen lang und 12 breit. Sie besteht in niedrigem Lande, mit einigen Bergen von Sand und Felsen, und ist reich an Indigo, Baumwolle, Fischen, Schildkröten, Salz. Die Einwohner sind sehr träge, und verfertigen höchstens baumwollene Zeuge. Die Insel hat einen Hafen, aber wenig Wasser. (*Stein.*)

BUONCOMPAGNO, eines der sogenannten päpstlichen Häuser, soll aus Umbrien herstammen, vielleicht gehört der berühmte Rechtsgelehrte Cataldinus Boncompagnus, von Foligno, der um 1435 **de Syndicatu officialium, de potestate Papae, de viribus et potentia literarum, de translatione concilii Basil.** schrieb, unter seine Ahnherren. Caspars Enkel, Christoph, Gem. Angela Marescalcha, erwarb sich im Handel ein bedeutendes Vermögen, wie das von ihm zu Bologna, seiner Vaterstadt, neben der St. Peterskirche erbaute prachtvolle Haus andeutet. Der zweite von Christophs Söhnen, Hugo, geb. d. 9. Febr. 1502, der Rechte Doktor, Cardinal-Priester den 12. März 1562, Papst den 13. März 1572, unter dem Namen Gregorius XIII., ist durch die von ihm ausgegangene und nach ihm benannte Kalenderverbesserung unsterblich geworden. Als Cleriker wurde ihm ein natürlicher Sohn, Jakob, geboren, den er, als Papst, mit Ehren und Reichthümern überschüttete. Er ernannte ihn zum Feldherrn der Kirche, verlieh ihm die Markgrafschaft Vignola und andere Güter, erwarb für ihn, von dem Könige von Spanien, das Herzogthum Sora und Arce, in Terra di Lavoro, und verheirathete ihn mit Constantia Sforza, des Grafen Franz von St. Fiora Tochter. Jakobs Urenkel, Gregor II. vierter Herzog von Sora und Arce, Markgraf von Vignola, geb. 1641, war zweimal verheirathet; die zweite Gemalin, Hippolita Ludovisio, des Fürsten Nikolaus von Piombino, Fiano, Venosa und Zagarola Tochter, wurde ihres Bruders Erbin, und, durch Vergleich mit den Gläubigern, Eigenthümerin von Piombino und Venosa. Ihre beiden Söhne starben in der Kindheit, die einzige Tochter, Maria, wurde an ihren Oheim, Anton B., Gregor II., Bruder, verheirathet. Anton ergriff in dem spanischen Successionskriege die Partei des Hauses Bourbon, worüber er am 18. Januar 1708 Piombino und gleichzeitig die neapolitanischen Güter einbüßte. Er starb 1731. Antons zweiter Sohn, Peter Gregor, erheirathete mit Maria Francisca Ottobuona, das Fürstenthum Fiano, in Patrimonio di S. Pietro, unweit der Tiber und Monterotondo, und stiftete eine Nebenlinie, die, seit Kurzem, erloschen ist, Cajetan aber, der älteste Sohn, des neuen Königs von Neapel Obristhofmeister, erwirkte die Restitution der confiscirten Güter und starb 1777. Seinem Enkel Ludwig Maria Boncompagno-Ludovisio, geb. 1767, der bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Fürsten von Venosa führte, entriß Napoleon, in willkürlicher Deutung des Vertrags von Florenz, vom J. 1801, das Fürstenthum Piombino, samt der Insel Elba, deren Eisengruben allein dem Fürsten ein jährliches Einkommen von 40,000 Scudi, beinahe 100,000 Fl. gaben (andere 10,000 Fl. bezog er aus der Thunfischerei bei Marciana). Noch besitzt er das herrliche Sora, wozu auch Castelluccio, Arpino, l'Isola, S. Elauterio, l'Isoletta, Arce, und andere Güter in Terra di Lavoro, dann Rocca d'Arce, in der Campagna di Roma, gehören, das Fürstenthum Venosa, in Basilicata, und in Sicilien das Herzogthum Alcara.

Ein Zweig der B. ist in Bologna, und im Wohlstande verblieben. Eine andere Familie B., die sich in Rom aufhielt, stammte von dem Juden Corcossa ab. Dieser versprach einst dem Cardinal Hugo B., er wolle, sobald Hugo Papst seyn würde, den christlichen Glauben annehmen. Corcossa hielt sein Wort, empfing die h. Taufe, von seinem Pathen, dem Papst Gregor XIII., den Geschlechtsnamen Boncompagno, und wurde einer der berühmtesten Advokaten seiner Zeit. Sein Sohn, ebenfalls Advokat, bewarb sich bei dem Papst Alexander VII., zugleich mit dem Cardinal Hieronymus B., um eine Prälatur; der Cardinal entsagte seinen Ansprüchen, dagegen mußte der beglückte Advokat den Namen Boncompagno gegen den mütterlichen, Scarinci, vertauschen. (*v. Stramberg.*)

BUONCOMPAGNO, ein zu seiner Zeit sehr berühmter Grammatiker, welcher im 13. Jahrhundert auf der Universität zu Bologna lehrte und dessen Werk: **Forma literarum Scholasticarum**, daselbst nach öffentlicher Vorlesung mit dem Lorbeerkranze beehrt wurde. B. war ein geborener Florentiner, ein Mann von jovialer Laune, die es selbst wagte, über heilige Gegenstände und Personen zu spotten, unter andern über die Wunder des Johannes von Vicenza, auf den er ein lateinisches Reimgedicht machte. Auch über die Bolognesen, welche an diese Wunder glaubten, belustigte er sich und ließ eines Tages bekant machen, er werde von einem hohen Berge in der Nachbarschaft der Stadt einen Flug durch die Luft unternehmen. Eine Menge Volks versammelte sich an dem bestimmten Ort, und B. erschien mit Flügeln, die er sich an den Schultern befestigt hatte, ließ die Leute lange warten und verabschiedete sie endlich mit der Weisung, sie möchten sich mit dem, was sie gesehn hätten, begnügen. Solche und ähnliche Streiche machten ihm viele Feinde. Er verließ Bologna alt und arm und ging nach Rom, um dort sein Glück zu versuchen. Aber seine Reise hatte einen schlechten Erfolg, und er starb in einem Hospitale zu Florenz. — Von seinen zahlreichen Schriften ist nur eine gedruckt, eine Beschreibung der Belagerung von Ancona durch den Kaiser Friedrich I., in *Muratori* **Scriptor. Rer. Ital. T. VI.** Sein gekröntes gram-

---

chelangelo Buonaroti Firenze, de Cosimo Giunti. 1612. in 4.; ebendas. 1615. 1623 und 1638. in 8.; dann zusammengedruckt mit la Fiera, Commedia, versehen mit den Anmerkungen des Ant. Mar. Salvini, ebendas. 1726. in Fol. und Venez. 1760. in 8. Auch in dem Teatro comico, Firenze 1750. Die Tancia findet sich ferner in Poesie scelte dopo il Petrarca. Bergamo 1756. Tom. II. — Die Tancia übertrug man, wiewol nur in Prosa, unter dem Titel La Togna, auch in bolognesischen Dialekt. La Togna erschien Bologna 1654. in 8.; und ebendaselbst in demselben Jahre noch einmal unter dem veränderten Titel: la Bernarda. (*Keil.*)

matisches Werk findet sich handschriftlich im Archiv der **Canonici di S. Pietro** in Rom und enthält nichts weiter als eine Anweisung an Päpste, Fürsten, Prälaten, Adelige und Personen jedes Ranges zu schreiben, also eine Art von Briefsteller *). In der Vorrede dieses Buches gibt B. 11 andre Titel von Schriften seiner Hand an, über Grammatik, Moral u. Jurisprudenz**). (*W. Müller.*)

BUONCONVENTO, ein Flecken bei Siena, am Ombrone gelegen, in dessen Nähe das große Kloster Monte Oliveto Maggiore steht, das geschichtlich merkwürdig ist, als der Ort, in welchem der teutsche Kaiser Heinrich VII. starb, nach der gewöhnlichen Sage, an den Folgen des Giftes, welches ihm ein dortiger Priester durch die Hostie beigebracht haben sollte †). (*Wilh. Müller.*)

BUONI (Jacopo-Antonio), berühmter Arzt aus Ferrara, der 1587 im 60. Jahre seines Alters starb. Sein Dialogo del Terremoto, ein Buch, was selbst in Italien selten zu werden anfängt, ist ausgezeichnet von Seiten der Sprache und für die Zeit, in der es geschrieben ward, wegen der darin niedergelegten medizinischen, theologischen und geschichtlichen Kentnisse des Verfassers[1]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUONMATTEI, oder Buommattei, Benedetto, geb. zu Florenz 1581, gest. 1647, zeigte von Kindheit an große Neigung zu den Wissenschaften, ward aber, da sein Vater 1598 durch eines Meuchelmörders Hand das Leben verlor, und seine Mutter ohne Vermögen war, genöthigt den Kaufmannsstand zu ergreifen. Da er auch in diesem schnell sich bedeutende Kentnisse erwarb, so ward er, in einem Alter von 15 Jahren, Gehilfe des vom Großherzog Ferdinand I. angestellten Proviant-Offiziers. Nach 4 Jahren kehrte er zu seiner vorigen Beschäftigung zurück, ward aber immer fester in dem Entschluß, in den geistlichen Stand überzutreten. In seinem 19. Jahr erst begann er seine gelehrte Laufbahn, machte aber binnen 5 Jahren so große Fortschritte, daß die Akademie zu Florenz ihn zum Mitglied wählte, und er als Doktor der Theologie in den geistlichen Stand treten konnte. Der Marchese Guicciardini, da er als Gesandter nach Rom ging, nahm ihn mit dahin, wo er in der Folge Bibliothekar und Geheimschreiber des Kardinals Giustiniani wurde. Einer seiner Brüder hatte des Vaters Tod gerächt; dies nöthigte ihn zur Rückkehr nach Florenz, wo er eine Zeitlang in kirchlichen Angelegenheiten gebraucht wurde. Der Tod eben jenes Bruders machte ihm dann eine Reise nach Venedig zur Pflicht, und der dasige Bischof übertrug ihm eine gute Pfarre in der Diöces von Treviso. Um seine Mutter zu trösten, die seinen dritten Bruder unter ihren Augen hatte ermorden sehen, kehrte er nach Florenz zurück, welches er, den Wünschen seiner Mutter nachgebend, nun nicht wieder verließ, und wo er, erst als Mitglied, dann als Sekretär der Akademie della Crusca, ganz seiner literarischen Neigung lebte. Während der ganzen Zeit hatte er sich mit Ausarbeitung einer italiänischen Sprachlehre beschäftigt. Durch Vollendung derselben erwarb er sich den Ruf eines der vorzüglichsten Grammatiker seines Vaterlandes. Sein erster Versuch unter dem Titel: **delle cagioni della lingua Toscana** war bereits 1623 zu Venedig erschienen, diesem war seine **Introduzione alla lingua Toscana** (Ven. 1626. 4.) gefolgt, jetzt aber erschien sein Hauptwerk: **Della lingua Toscana libri II.** Flor. 1643, nachher öfters aufgelegt in der Ausg. von Casotti (unter seinem akademischen Namen Dalisto Narceate) und mit den Anm. von Salvini (zuletzt Mail. 1807). Das Ansehn dieses Werkes ward dadurch noch vermehrt, daß man es gewissermaßen als die Grammatik der Crusca betrachten konnte. Nichts desto weniger fehlt ihr noch viel, um nur auf gleiche Stufe mit den Werken von Girard und Adelung gestellt zu werden. „Sie schränkt sich, urtheilt Fernow (Vorr. z. ital. Sprachl. S. VIII.) blos auf die Erklärung der Redetheile ein, hat bei viel unnützer, pedantischer Weitschweifigkeit in den Definitionen, in keinem derselben eine befriedigende Vollständigkeit, und des wichtigsten Theils einer Sprachlehre, um dessen willen eigentlich die Redetheile erklärt und abgehandelt werden, der Syntax, ist in ihr mit keinem Worte Erwähnung geschehen." (**H.**)

BUONO, 1) Architekt im 12. Jahrh. Man weiß nicht, wo der Mann geboren ist, der so rühmliche Denkmale seiner Kunst hinterlassen hat. Sein Werk ist der im J. 1154 begonnene große Glockenthurm auf dem St. Markusplatze zu Venedig, der, ungeachtet seiner Höhe von 330 Fuß, noch jetzt unerschüttert ist. In Neapel ist von ihm die Vicaria und das Kastell dell' Uovo aufgeführt, zu Pisa die Kirche des H. Andreas, zu Arezzo das Stadthaus mit einem Glockenthurm. In B's Werken sieht man das Streben, den damals sehr beliebten maurischen Styl zu vervollkommnen. — 2) Bartolomeo Buono, ebenfalls Architekt, zu Bergamo geboren und 1529 gestorben. Im J. 1495 erbaute er zu Venedig die Kirche des H. Rochus, und restaurirte 1510 den oberen Theil des Glockenthurms von St. Markus. Als Bildhauer zeigt ihn die Statue des H. Rochus in dessen Kirche. (**H.**)

BUPHAGA Linn. Buphagus *Briss.* Ochsenhacker. Eine Gattung von Stimmvögeln, welche an ihrem rundlich-vierkantigen, ziemlich dicken, geraden Schnabel kentlich ist, dessen beide Kinnladen sich gegen die Spitze hin verdicken und in einen kurzen stumpfen Kegel endigen. Er ist kürzer wie der Kopf und ganzrandig. Die Nasenlöcher liegen nahe an seiner Wurzel, sind oben mit einer Haut bedeckt, und haben eine längsliegende strichförmige Öffnung. Die Zunge ist knorpelartig und spitz. Die Füße sind mäßig groß und stark; der äußere an der Wurzel mit dem mittleren verwachsen, und fast so lang wie dieser; der innere kürzer. Sie haben 12 Ruderfedern. Bis jetzt ist nur eine Art bekant:

Buphaga africana *Linn.* Gemeiner oder afrikanischer Ochsenhacker. *Vaill.* Ois. d'Afr. II. p. 198. t. 97. Das Männchen ist 8, das Weibchen 7½ Zoll,

*) *Tiraboschi.* T. IV. L. III. p. 362 ff. *Ginguené* Hist. lit. d'Ital. T. I. p. 379 ff. **) *Sarti* De Professor. Bonon. T. I. part. II. p. 220. Hier sind auch einige Auszüge gegeben.

†) Gesta Balduin. L. II. c. 17.

1) Vgl. *da Rio* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1811 Tomo XXIX. p. 244.

der Schwanz des erstern, welcher rund ist, und dessen Ruderfedern spitz sind 3″ 7‴, der Schnabel 10‴ lang. Die Flügel bedecken den halben Schwanz. Der Schnabel ist gelb, an der Spitze aber scharlachroth. Die Hauptfarbe des Gefieders rostfarbig braun, doch die Flügelfedern dunkler braun, die innere Fahne der Schwungfedern aber braungelb (fauve). Eben so verhält es sich mit den Ruderfedern, von denen nur die beiden mittleren, und von den übrigen die äußern Fahnen braun sind, der bedeckte Theil aber rostfarbig ist. Die Brust und die übrigen untern Theile sind braungelb, welches sich gegen den After ins Weißliche verliert. Er hielt sich in Afrika vom Senegal bis zum Lande der Groß-Namaquas auf und ist dort ein wahrer Wohlthäter der wiederkauenden Thiere, insbesondere des Rindviehs und der Gazellen, auf deren Rücken er sich setzt, und mit seinem starken Schnabel die Maden der Bremsen aus der Haut und unter derselben herausdrückt, und sie verzehrt, oder in Ermangelung derselben ihnen die von ausgesogenem Blute strotzenden Zecken abliest, weshalb sich diese Thiere auch dieser gewiß oft schmerzhaften Behandlung gern unterwerfen. Er lebt in kleinen Heerden von 6 bis 12 Stück, und hat eine schreiende Stimme. (*Merrem.*)

BUPHAGOS, 1) ein kleiner Fluß in Arkadien, welcher von seiner Quelle an die Gränze zwischen dem Gebiete von Heräa und Megalopolis machte, soll seinen Namen haben von — 2) des Japetos und der Thorake Sohne, welcher von Artemis erschossen ward, weil er ihr Gewalt anthun wollte *). — 3) Ein Beiname des Herakles (s. diesen) der Rinderverzehrer. (*Ricklefs.*)

BUPHTHALMUM, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Radiaten unter den Compositis und der zweiten Ordnung der 19. Klasse, deren Kelch blattartige Schuppen hat, deren Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt ist, und deren Samen nur mit einigen Spitzchen gekrönt sind.

I. Strauchartige.

1. B. *durum*, mit spathelförmigen, an der Spitze krautartig gestachelten glattrandigen Blättern. Am Kap. 2. B. *elegans* Bross., mit umgekehrt eiförmigen doppelt gekerbten Blättern. In Marokos. 3) B. *odorum* Schourb., mit linien-lanzetförmigen glattrandigen Blättern und ungestielten Blüthen. In Marokos. 4. B. *flosculosum* Vent., mit spathelförmigen gesägten filzigen Blättern und röhrigen Strahlblumen. In Asien. 5. B. *sericeum* L. suppl., mit spathelförmigen, auf beiden Seiten seidenhaarigen Blättern und borstigen Kelchschuppen. Auf Teneriffa. 6. B. *lineare* W., mit linienförmigen seidenhaarigen zu beiden Seiten einzähnigen Blättern. In Peru. (B. peruvianum Lam.) 7. B. *frutescens*, mit umgekehrt eiförmigen graulichen Blättern und Blattstielen, die auf jeder Seite einen Zahn haben. In Nordamerika. 8. B. *arborescens*, mit lanzetförmigen glatten glattrandigen Blättern. Auf den bahamischen Inseln.

*) *Paus.* VIII. 27.

II. Krautartige.

9. B. *cordifolium* Kit., mit großen herzförmigen doppelt gesägten Blättern. Im Bannat, Croatien und dem ganzen Morgenland. (B. speciosum Schreb.) 10. B. *salicifolium*, mit ablang lanzetförmigen gesägten fast glatten Blättern. Im südlichen Europa. B. grandiflorum L.) 11. B. *maritimum*, mit spathelförmigen Blättern und gestielten Blüthen. Im südlichen Europa. 12. B. *aquaticum*, mit ablangen stumpfen Blättern und ungestielten Blüthen. Im südlichen Europa. 13. B. *spinosum*, mit ei-lanzetförmigen den Stengel umfassenden rauchhaarigen Blättern und stachligen Kelchschuppen. In Italien und dem südlichen Frankreich. 14. B. *ramosum* Forsk., mit lanzetförmigen gezähnten gewimperten Blättern. In Arabien. 15. B. *pratense* Vahl., mit spathelförmigen fast glattrandigen scharf behaarten Blättern. In Ägypten. (*Sprengel.*)

BUPLEURUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Dolden-Gewächse und der fünften Linné'schen Klasse. Diese natürliche Gattung läßt sich sogleich durch die einfachen Blätter, welche vielmehr als erweiterte Blattstiele anzusehen sind, durch die soliden prismatischen fünfrippigen Früchte und die vielblättrigen Hüllen erkennen. Die Abtheilung in Tenoria, Bupleurum und Odontites verwerfe ich jetzt, da sie zu künstlich ist.

I. Mit holzigem Stamm.

1. B. *arborescens* Thunb., mit gestielten ablangen zugespitzten glatten Blättern und sehr kurzen eiförmigen Hüllblättchen. Am Kap. 2. B. *coriaceum* Ait., mit ungestieltem ablangen an der Spitze krautartig gestachelten blaugrünen schiefen Blättern, und ablangen Hüllblättchen. Im südlichen Spanien und nördlichen Afrika. B. arborescens *Jacqu.*, obliquum *Vahl.*, gibraltarium *Lam.*) 3. B. *plantagineum* Desf., mit ungestielten ablang-lanzetförmigen lederartigen nervösen Blättern und pfriemenförmigen kurzen Hüllblättchen. Auf dem Atlas. (B. canescens *Schourb.*) 4. B. *fruticosum*, mit ungestielten ablangen stumpfen am Rande knorpligen und glatten Blättern und ablangen stumpfen Hüllblättchen. Im südlichen Europa und dem nördlichen Afrika. 5. B. *fruticescens*, mit linien-lanzetförmigen zugespitzten steifen nervösen Blättern, dünnen Blüthenzweigen, die sich wieder zerästeln und angedrückten wenigen Hüllblättchen. Im südl. Europa. 6. B. *spinosum*, mit linienförmigen lederartigen nervösen Blättern, sparrigen steifen in Dornen übergehenden Zweigen und ganz kleinen Dolden. In Spanien und dem nördl. Afrika. 7. B. *difforme*, mit Blättern, die im Frühling dreitheilig und eingeschnitten, im Sommer fadenförmig und winklich sind, und ganz kleinen gegrannten Hüllblättchen. Am Kap. 8. B. *Sibthorpianum* Sm., mit fast strauchartigem Stamm, linien-sichelförmigen Blättern und linien-lanzetförmigen zugespitzten Hüllblättchen, welche kürzer als die Dolde sind. In Morea.

II. Mit krautartigem Stamm.
(1) Mit langen Hüllblättchen.

9. B. *rotundifolium*, mit aufrechtem Stamm, durchwachsenen eirunden Blättern, kleiner allgemeinen Hülle und eirund ablangen krautartig gestachelten Blättchen der

besondern Hülle. Durch ganz Europa und im nördlichen Asien.. 10. B. *protractum* Link., mit niederliegendem Stamm, eirund ablangen lederartigen krautartig gestachelten Blättern, keiner allgemeinen Hülle, dreitheiligen Dolden und eirunden zugespitzten Blättchen der besondern Hülle. In Portugal, Sicilien und Sibirien. 11. B. *heterophyllum* Link., mit Blättern, die den Stamm umfassen und unterwärts lanzet-linienförmig, oberwärts aber ablang sind, mit zweitheiligen Dolden, keinen allgemeinen und ablangen Blättchen der besondern Hülle. In Ägypten. 12. B. *aureum* Fisch., mit blaugrünen Blättern, deren untere durchwachsen, die obern eiförmig sind und den Stamm umfassen. In Sibirien. 13. B. *longifolium*, mit ablangen Blättern, deren untere gestielt sind, die obern den Stamm umfassen und fünfblätterigen beiderseitigen Hüllen. In Europa. 14. B. *pyrenaicum* Gouan., mit lederartigen Blättern, deren untere lanzetförmig und sehr lang, die obern herzförmig sind und den Stamm umfassen; die allgemeine Hülle ist dreitheilig und eingeschnitten, die besondere besteht aus fünf sehr stumpfen Blättchen. Auf den Pyrenäen. (B. obtusatum *Lapeyr.*) 15. B. *angulosum*, mit linien-lanzetförmigen Wurzel-, herzförmigen gestreiften Stammblättern, die den Stamm umfassen; die allgemeine Hülle besteht aus drei ungleichen, die besondere aus fünf eiförmigen nervösen Blättchen. Auf den Alpen des mittlern Europa. (B. ranunculoides *L.*, striatum *Steph.* gramineum *Vill.*) 16. B. *petraeum*, mit linienförmigen sehr schmalen zusammen gerollten Wurzel- und herzförmigen obern Stammblättern; die beiderseitigen Hüllen bestehn aus fünf Blättchen: die besondere ist etwas verwachsen. Auf den Alpen des mittlern Europa. 17. B. *graminifolium* Vahl., mit linienförmigen Wurzelblättern, fast blattlosem Stamm, einer dreiblättrigen langen allgemeinen und einer siebenblättrigen ablangen besondern Hülle. Auf den Alpen des mittlern Europa. (B. petraeum *Vill.*) 18. B. *stellatum*, mit linien-lanzetförmigen Wurzelblättern, einem blattlosen Stamm; die allgemeine Hülle besteht aus drei Blättchen, die besondere aus einem kreisrunden gekerbten Blatt. Auf den helvetischen Alpen und den Pyrenäen. 19. B. *falcatum*, mit ablangen gestielten Wurzelblättern, linien-lanzetförmigen Stammblättern und beiderseitiger fünfblättrigen Hülle. In Europa. (B. scorzoneraefolium *W.*) 20. B. *polyphyllum* Ledeb., mit lanzetförmigen Blättern, die den Stengel umfassen, keiner allgemeinen und einer sechsblättrigen besondern Hülle. Am Kaukasus. 21. B. *proliferum* Delil., mit gespaltenem sehr kurzen Stamm, linienförmigen Blättern, die in zwei Zeilen stehen und gedrängten ungestielten Dolden, deren fünf Hüllblättchen zugespitzt und dreinervig sind. In Ägypten und auf Cypern. (B. nodiflorum *Sm.*, nanum *Poir.*) 22. B. *nudum* Ait., mit doppelt zusammengesetzten eingeschnittenen Wurzelblättern, einem gabelförmig getheilten Stamm, der nur zwei Blätter hat; auch besteht die allgemeine Hülle nur aus zwei, die besondere aus fünf Blättchen. Am Kap. 23. B. *canariense* *, mit keilförmigen gelappten gezähnten Blättern, die zu dreien stehen, und beiderseitiger vielblättrigen lanzetförmigen Hülle. Auf Teneriffa. (Crithmum latifolium *L.*). 24. B. *Odontites*, mit rispenförmig getheiltem Stamm, linienförmigen dreinervigen Blättern und fünf lanzetförmigen zugespitzten geaderten Hüllblättchen. Im südlichen Europa. (B. glumaceum *Sm.*, baldense *Pers.*, gracile *Urvill.*) 25. B. junceum, mit rispenförmig getheiltem Stamm, linienförmigen Blättern, die den Stamm umfassen, dreiblättriger allgemeinen und fünfblättriger besondern Hülle, die so lang als die Dolden ist. Im mittlern Europa (B. Gerardi *Jacqu.*, baldense *Kit.*). 26. B. *semicompositum*, mit ästigem aufrechten Stamm, spathelförmigen Blättern und schmalen gestreiften Hüllblättchen, die länger als die Dolden sind. Im südl. Europa. (B. gracile *MB.*, cernuum *Tenor.*).

(II.) Mit kurzen Hüllblättchen.

27. B. *tenuissimum*, mit ästigem Stamm, linienförmigen Blättern und borstenförmigen Hüllblättchen, die kürzer als die dreiblüthige Dolde sind, die in den Blattachseln steht. Im mittlern Europa. 28. B. *trifidum* Tenor., mit ästigem Stamm, linienförmigen nervösen Blättern, dreitheiliger Dolde, deren Hüllblättchen borstenförmig und sehr kurz sind. In Calabrien. 29. B. *procumbens* Desf., mit niederliegendem Stamm, sehr kurzen schmalen Blättern und eiförmigen sehr kurzen Hüllblättchen. Im nördlichen Afrika. 30. B. *rigidum*, mit gabelförmig getheiltem fast blattlosen Stamm, gestielten ablangen lederartigen nervösen Blättern und sehr kleinen Hüllblättchen. Im südlichen Frankreich. (B. petiolare *Lapeyr.*). (*Sprengel.*)

BUPRESTIS. Schon bei Theophrast, Galen und Plinius komt dieser Name vor, wird aber theils für eine Pflanze, theils für ein giftiges Insekt gebraucht, vielleicht für einen Maiwurmkäfer (Meloë). Erst Linné führte ihn in der Entomologie zur Bezeichnung einer bestimmten Käfergattung ein, und dieser Annahme sind die spätern Entomologen gefolgt. Man begreift jetzt unter Buprestis (Prachtkäfer), diejenigen Käfer mit fünfgliedrigen Tarsen, die kurze sägeförmige Fühler, vier fadenförmige Taster, einen langen schmalen Körper, einen auf der Unterseite nach dem Munde zu vorgestreckten Halskragen, einen horizontalen Bruststachel und kurze Beine mit breiten lappigen Tarsengliedern besitzen. Diese Gattung ist sehr zahlreich an Arten (man kent deren über 300), die vorzüglich in wärmern Gegenden einheimisch sind, und sich durch die Pracht und den Glanz ihrer Farben auszeichnen, so daß mehre von den wilden Völkerschaften zum Schmuck benutzt werden. Die vollkommenen Insekten leben auf Blumen, die Larven derselben, so weit die bisherigen Erfahrungen reichen, im Holze. — Bei einer genauern Betrachtung der einzelen Körpertheile bemerkt man unter den Arten sehr viele Verschiedenheiten, welche die Zerspaltung dieser Gattung in mehre nothwendig zu machen scheinen, manche besitzen kein Schildchen, manche bieten in Hinsicht der Gestalt desselben viele Abweichungen dar, andere führen einen vorstehenden Bruststachel, bei andern sind die Deckschilde spitzwärts sägeförmig gezähnt, und selbst der äußere Umriß bleibt sich nicht gleich. Fabricius hat die Arten mit kurzem, glatten, rhombischen Körper, punktförmigen Schildchen und hinten tief gebuchtetem

Halsschilde unter dem Namen Trachys Latreille, die mit sehr schmalem, walzenförmigen Körper, tief gerinnter Stirn, und spitzwärts verdickten Fühlern unter dem Namen Aphanisticus getrennt, aber diese Kennzeichen scheinen kaum standhaft zu seyn. Dalman liefert (Schönherrs Synon. Ins. Vol. III. App. p. 126) eine sehr brauchbare Unterabtheilung in mehrere Unterfamilien.

Einige der bekanntesten Arten sind: 1) Buprestis vittata *Auct.*, ungeschildet, langgestreckt, grünblau, die Deckschilde an der Seite mit einem goldnen Längsstreif, an der Spitze zweimal gezahnt. Anderthalb Zoll lang. In Ostindien. 2) B. gigantea *Auct.*, elliptisch, platt, kupfergolden, das Halsschild glatt, mit zwei dunkeln Flecken, die Deckschilde längsrunzlich, an der Spitze zweizähnig. In Brasilien. Fast drei Zoll lang. 3) B. mariana *Auct.*, langgestreckt, elliptisch, schwärzlich-kupferfarben, Halsschild und Deckschilde gefurcht, letztere mit zwei eingedrückten Flecken und am Ende gesägt. Über Zoll lang. Bei uns in Kiefern. (*Germar.*)

BUR, ein großer mit irdenen Mauern umgebener Ort in dem Sandschake Nikde, in der Statthalterschaft Karaman, auf dem Wege von Nikde nach Konia, 4 St. vom letzten, auf der Stelle des alten Barata, der Stadt Lykaoniens, aus deren Ruinen Sultan Alaeddin der Seldschugide die Steine wegbringen ließ, mit denen er das Schloß von Konia erbaute. Die Ruinen der christlichen Kirche (deren Bischof auf dem dritten konstantinopolitanischen Concilium erschien) geben den Salpeter der hiesigen beträchtlichen Pulverfabrik her. (Dschihannuma S. 617). (*v. Hammer.*)

BUR oder BURA, in Ober-Bura oder den nördl., und Unter-Bura, oder den südlichen Theil eingetheilt, sind, nach Ludolf, Provinzen der habessinischen Landschaft Tigre, liegen nicht weit vom Meer und gränzen an Dankali. Nach Bruce (dessen Charte Oberbur und Niederbur angibt. Die Salt'sche zeigt Sewan-Bur oder Oberbur an) gehört Bur zu den kleinern Provinzen, welche gelegentlich zu Statthalterschaften gezogen und auch wieder davon getrent werden; sie liegt nach ihm (III, 259.) in der Nachbarschaft von Tigre. — Der Araber Abu Obeid nent auch eine Stadt in Oberägypten, Bura, 8 Parasangen von Antinoopolis entfernt. Edrisi führt ein Bura, 13 Meilen von Damiat entfernt, an, wenn anders der Name echt und nicht Haurani dafür zu lesen ist. (*Hartmann.*)

BURA. BURAIKOS. Bura war eine Stadt in Achaja, auf einem Berge, 40 Stadien von der See, gelegen, einst durch ein Erdbeben zerstört, aber wieder aufgebaut, und gehörte zu den 12 Bundesstädten. Von da lief nach der Küste zu der buraische Fluß, und an demselben fand man, 10 Stadien von Bura entfernt, in einer Höhle den buraischen Herakles. Dieser gab daselbst Orakel auf folgende Weise. Nachdem ihm der Fragende ein Opfer gebracht, ward ihm durch 4 Würfel, die, mit besonderen Charakteren bezeichnet, auf den Altar geworfen, und mit Zuziehung eines Gemäldes gedeutet wurden, die Zukunft enthüllt*). (*Ricklefs.*)

*) Paus. VII, 25.

BURÄTEN, -Barga-Burät (russisch Bratzker), bewohnen als Hirtenvolk die südlichen Gegenden Sibiriens, vom Jenisey an, längs der mongolisch-chinesischen Gränze, an der Angara und Tunguska, der obern Lena und dem südlichen Baikalufer, in Daurien an der Selenga (die wohlhabendsten) und am Argun und seinen Nebenflüssen. Ihre Gestalt, Sprache, Lebensweise, ihre Einrichtungen, Traditionen und historischen Bücher beweisen, daß sie mit den Mongolen gleicher Abstammung sind. Wahrscheinlich kamen sie schon zur Zeit der Mongolenherrschaft in China nach Sibirien und nomadisirten in den unbewohnten, bergigen Gegenden des nördl. Baikals, bis Mitte des 17. Jahrh., wo sie die russische Oberherrschaft anerkannten. Im J. 1783 zählte man 98,000 Köpfe b. G. jetzt 58,760 m. G. Die Buräten stehen in ihrer Gesichtsbildung den Kalmücken sehr nahe, nur daß jene weniger das Platte und Fleischige dieser Stammverwandten haben; — sie sind klein von Wuchs, bartlos und schwächlich, (Kakochimie vererbt sich) daher ihr besonders leichter Körper, mit dem sie auf ihren kleinen Pferden nur zu schweben scheinen; — sie scheren das Haupthaar, und lassen nur einen langen Haarbüschel auf dem Scheitel, der in Zöpfe geflochten wird. In ihrem Haushalte sind sie unordentlich und schmuzig, dabei mistrauisch, furchtsam und einfältig, im Umgange undienstfertig und zum Diebstahl geneigt; sie reden einen rauhen mongolischen Dialekt, werden selten über 60 Jahre alt, kennen bei Krankheiten nur den Gebrauch der heißen baikalischen Mineralwässer, dulden Polygamie (der Brautpreis wird nach Stücken Vieh festgesetzt), folgen der lamaischen Religion, und haben ihre guten (Buchon oder Gingiri Buchon) und bösen (Okodil) Geister. — Hauptgewerbe ist die Viehzucht und Jagd. (Mancher Buräte besitzt bis 4000 Pferde, 1000 Kameele, 2—3000 Stück Hornvieh, 7—8000 Schafe.) Die Buräten verändern ihre Wohnungen und Standplätze nur nach der Jahreszeit, und haben feste Winterdörfer, denen sie durch den Schutz eines Berges oder Waldes eine wärmere Lage zu geben sich bemühen. Dem Ackerbau sind sie seit einigen Jahrzehnten geneigter und schon ganze Stämme aus wandernden Nomaden fixirte Ackerbauer geworden. Ihre, unter dem Namen Bratzkaja robota bekannten mit Silber ausgelegten Eisenwaren, welche sie vornehmlich in der Winterzeit verfertigen, gehen durch ganz Sibirien. — Die Buräten zahlen ihren Tribut theils mit Geld, theils mit sibirischem Grauwerk und werden in Stämme und diese wieder in Aimaki getheilt; 10—12 der letztern bilden einen Chotton, oder Derewuschki — deren Älteste Sassul genant werden. Mehre Chottone werden durch einen, aus dem Adel oder fürstlichen Geschlechte gewählten Sai-Sang regirt. Im J. 1766 wurde diesen letztern erlaubt, als Auszeichnung einen Dolch oder Hirschfänger auf dem Oberkleide zu tragen.*) (*v. Wichmann.*)

Buraikos, s. Bura.

BURANO, kleine Insel und Städtchen bei Venedig im lombardisch-venetianischen Reich, mit 1 schönen Pfarrkirche, 2 Nonnenkl. und 1 Hospitale. Die Einwohner

*) Pallas Beschr. der mongolischen Völkerschaften. Bd. 1. Statist. obosränie Sibiri. (Petersb. 1810. 8.)

(5000) leben vom Fisch- und Vogelfang und Spitzenklöppeln. Vormals war hier das wichtigste Archiv der Republik Venedig. (*Röder.*)

BURBACH, Amt oder Gericht im Nassau-Dillenburgischen, begreift in der älteren und weiten Bedeutung, außer dem Kirchspiel Burbach, auch das Amt oder Kirchspiel Neunkirchen, und führte in alten Zeiten den Namen: Gericht der freien Leute, auch den noch üblichen: Gericht oder Grund Seel- und Burbach. Dieses Gericht stand unter den vormaligen Dynasten von Molsberg. Deren Vasallen, die zahlreichen und begüterten Stämme von Seelbach, hatten sich aber durch das ganze Gericht ausgebreitet und waren, wie zum Theil auch die übrigen Bewohner und Grundeigenthümer, im Besitz mancher Vorrechte, wovon selbst den Bauern noch bis auf den heutigen Tag die niedere Jagd geblieben ist. Die Grafen von Nassau ottonischen Stammes brachten in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. die molsbergischen Gerechtsame käuflich an ihr Haus, worüber doch bald Streit mit den von Seelbach, auch mit den Grafen von Sayn entstand, welcher Jahrhunderte lang, oft durch Vergleiche oder Schiedsrichter unterbrochen, fortdauerte. Jene nahmen die Gerichtsbarkeit, Sayn die Oberherrlichkeit in Anspruch. Nassau wollte man nur gewisse vogteiliche Rechte einräumen, welches dagegen allein zu Herrschaft und Gericht berechtigt zu seyn behauptete. Hieraus entstand zuletzt eine eigene Art von Gemeinschaft zwischen Nassau und Sayn und später zwischen Oranien, Nassau und Nassau-Weilburg, nachdem Sayn-Hachenburg durch Heirath an letztgenanntes Haus gekommen war. Die Hoheit im Ganzen war gemeinschaftlich. Dagegen hatte jeder Herr seine eigenen Unterthanen, und besondere Einkünfte, nach den Häusern, wovon doch Oranien die Mehrzahl besaß. Der nassauische Amtmann oder Vogt hatte seinen Sitz zu Burbach, der saynische zu Neunkirchen. Dem ersten war zugleich der sonst zu Haiger gehörige Hickengrund untergeben. — Durch die Rheinbundsakte gelangte Nassau-Weilburg zum alleinigen Besitz des ganzen Gerichts, einschließlich der Dörfer des Hickengrundes, mußte aber 1813 das Ganze an Oranien abtreten. Hiebei verblieb es auch im Haager Familienvertrag von 1814. Im Juli 1815 aber ward mit dem ganzen Oranischen auch Burbach an Preußen und von diesem wieder an Nassau doch nur vorläufig abgegeben; bei der völligen Ausgleichung kam das Amt Burbach und Neunkirchen wieder an Preußen zurück, und gehört jetzt zum siegenschen Kreise des Reg.-Bez. von Arnsberg.

Der Grund Seel- und Burbach gränzt gegen Morgen an das dillenburgische Amt Haiger, gegen Mittag an den Westerwald, gegen Abend an die Grafschaft Sayn und gegen Norden an das Fürstenthum Siegen. Der östliche Theil hat, neben Haubergen, auch noch einige Hochwaldungen, der westliche nur Hauberge. Diese liefern, außer dem Brennholz, auch Kohlen für die Schmelzhütten. Jeder Hauberg ist in 16 bis 18 Jahne getheilt, wovon jährlich einer abgetrieben, und alsdann einige Jahre lang mit Korn, Hafer oder Buchweizen besamet wird. Eben die Köhlereien, der Bergbau auf Eisen, Kupfer und Blei, und der Betrieb der Schmelzhütten gehören zu den vorzüglichen Erwerbsquellen der Einwohner. Im ganzen Grund befinden sich an 490 Häuser und über 560 Wirthschaftsgebäude.

Das eigentliche Amt Burbach in der engeren Bedeutung und mit Ausschluß des Amts oder Kirchspiels Neunkirchen, besteht jetzt aus dem Kirchspiel Burbach und dem Hickengrunde oder Kirchspiel Niederdreßelndorf, und begreift an 640 Wohnhäuser.

Der Hauptort Dillenburg hat eine nach einem großen Brand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neuerbaute schöne Pfarrkirche, an welcher zwei Prediger angestellt sind, und ist zugleich der Sitz des herrschaftlichen Beamten. Der Ort bestehet aus 74 Häusern und 79 Wirthschaftsgebäuden; er zählt an 570 Einw. — Die mainzer Straße über den Westerwald nach Siegen führt durch denselben und bringt ihm Nahrung. In einer kleinen Entfernung von Burbach liegen die Buchheller Blei- und Silberhütte, und die Adelshöfe Eichen und Heistern. Außer diesen sind noch nach Burbach mehre Dörfer und Hüttenwerke eingepfarrt, in welchen zusammen sich über 330 Häuser und 360 Wirthschaftsgebäude befinden. (*v. Arnoldi.*)

BURB JALOF, ein afrikanisches Negerreich in der Landschaft Senegambia, das im N. an Brack, im O. an Futatow, im S. an Wulli, im W. an Burb Salum gränzt, und vormals das mächtigste in der ganzen Landschaft war. Noch genießt sein Beherrscher einen gewissen Vorrang vor allen Fürsten der Jalofs, die sich vor ihm auf die Erde niederwerfen. Er herrscht völlig despotisch, obgleich die Verfassung des Stats feudal ist. Seine Unterthanen, die Jalofs (s. diesen Artikel) sind Fetischdiener. Sie bauen Hirse, Baumwolle und Indigo; ihre Wälder sind mit den schönsten Gummibäumen angefüllt, die sie jedoch den Morabuten überlassen. Unter ihnen leben viele Fulier und Laopes. Der Hauptort des Landes, wo der Burb residirt, heißt Quamkrore (nach Mollien). (*Hassel.*)

BURBURATA, Ortschaft am caraibischen Meere in der Provinz Coro des Columbia-Dep. Sulia zwischen Puerto Cabello und dem Morro (Gebirge) von Ocumare, wo man gute Salzschlemmerein hat. Gegenüber liegt eine kleine Inselgruppe, die eben diesen Namen führt. (*Hassel.*)

Burcard, s. Burchard.

BURCHANA, auch BYRCHANA, eine der wichtigern Inseln an der germanischen Küste, bei Strabo [1]) Burchanis, von Drusus erobert, von den Römern wegen der Bohnen, die dort wuchsen, Fabaria genant, [2]) wahrscheinlich Borcum der Ausmündung der Ems vorüber. (*Ricklefs.*)

BURCHANEN. Höhere Gottheiten im Lamaismus, besonders bei den Kalmücken verehrt, deren Religionslehre bekantlich mit der Lamaischen innig verwandt ist. — Im Uranfang war ein unermeßlicher Raum vorhanden, der mit goldfarbenen Wolken bedeckt war. Auf diesem Chaos erzeugte sich nach und nach ein milchartiger Schaum, aus dem alle lebendige Kreaturen, namentlich die Menschen, und aus dem Geschlechte der Menschen die — Burchanen hervorgekommen sind. Ihre Zahl

1) VII, 1, 3. 2) *Plin.* IV, 26.

beläuft sich auf tausend. Gleich nach Entstehung der Welt war auf der Erde das goldne Zeitalter. Die Menschen wurden damals achtzigtausend Jahre alt. Sie waren voll Heiligkeit, wurden von unsichtbaren Gnadengaben ernährt, und besaßen unter anderen Wunderkräften auch die Kraft, sich durch ihren Willen unmittelbar in den Himmel zu erheben. Zu der Zeit waren alle Menschen Chubül-Gans oder Wiedergeborne. In diesem glücklichen ersten Weltalter sind die tausend Burchanen, welche von den Kalmücken gegenwärtig verehrt werden, von der Erde in den Himmel gegangen. Kein Volk vergißt sich in seiner Götterlehre — es waren mehre geborne Kalmücken darunter. Nach ihrem Weggang folgten die verschiedenen in der lamaisch-kalmückischen Religionslehre genauer bezeichneten, unglücklichen Zeitalter der Erde bis zu dem gegenwärtigen, welches das unglückseligste von allen ist. Um das allgemeine Unglück und Verderben zu mindern, ist in diesem Zeitalter der große Burchan, Dschakd-Schimmuni, (ganz wie im Lamaismus, bis auf den Namen des Gottes!) herab gekommen, und hat den ein- und sechzig Nationen des Erdbodens gepredigt. Zum Unglück aber hat jede Nation die göttliche Lehre des Burchan's mit anderen Organen gehört und auf verschiedene Weise aufgefaßt, und daraus sind denn leider so vielerlei Religionen und Sprachen hervor gegangen, als es Völker auf dem Erdboden gibt. (Dieser Erklärungsversuch der verschiedenen Religionssecten unter den Menschen ist in der That tolerant und human. Keine Nation wird behaupten wollen, daß ihre Organen allein die rechten gewesen seyen, und sonach müßten alle dogmatischen Streitigkeiten über Religionssachen aufhören. Ohne Zweifel liegt hierin auch der Grund, daß die kalmückische Religions-Philosophie nicht ganz mit der Lamaischen übereinstimt!) Was die Burchanen bei der gegenwärtigen schlimmen Periode zum Besten der Welt noch thun können, thun sie, leider aber wird ihr Regiment durch eine ungeheuere Menge von bösen Astral- und Luftgeistern sehr erschwert, die namentlich unsere Erde beständig umschwärmen, und unsägliches physisches und moralisches Übel darauf stiften. S. Astralgeister.

Die Burchanen haben nicht alle gleichen Rang, vielmehr sind sie in Macht und Beschäftigung sehr von einander unterschieden. Bei den Kalmücken ist Abida Burchan der vornehmste der Burchanen [1]). (Also nicht Dschakd-Schimmuni, wie im Lamaismus!) Als Höllen-Gott steht dem Abida, der Burchan Erlik-Chan gegenüber, der ihm in seinem, d. h. im höllischen Reich, an Macht und Würde gleich ist. Andere mächtige und einflußreiche Burchanen sind z. B. Maidarin [2]), Massuschiri, Gerel-Sakiktschi, (Weltbewahrer) Altan-Dschidakti-Burchan, (der goldne, unverwesliche) Chomschin-Bodi-Sada [3]), Dschodbo u. s. w. [4]) Als allgemeiner Aufenthaltsort der Burchanen wird der Himmel genant. Eine ziemlich unbestimmte Geographie! Die kalmückische Götterlehre geht indeß bei mehrern Burchanen mehr in's Einzelne. Die eben genannten Burchanen wohnen zum Beispiel abwechselnd bald in diesem, bald in jenem bestimmten Planeten, oder bestimmten Gestirn. (Der Burchanen-Himmel ist übrigens ungemein langweilig. Die Burchanen sitzen mit geschloßnen Augen da und denken über das Gurban-Erdeni nach, sprechen die fünf heiligen Worte aus u. s. w.). Dschakd-Schimmuni hält sich unsichtbarerweise noch immerfort am liebsten auf der Erde auf. Erlik-Chan hat seinen Palast in der Hölle u. s. f. Den wohlthätigen Burchanen, sagt Pallas Th. I. S. 277, scheint allezeit eine feine und angenehme Gestalt, den bösen dagegen eine fürchterliche beigelegt zu werden. Zum richtigen Verständniß dieser Stelle muß bemerkt werden, daß es keine an sich böse und übelwollende Burchanen gibt, wie etwa unser Teufel das böse Prinzip an sich und absolut ist und repräsentirt. Die bösen Burchanen sind nur gleichsam die Vollzieher der verhängten Strafgerichte gegen die Gottlosen oder Verächter der Burchanen, und insofern den Verdammten freilich fürchterlich. Aus diesem Gesichtspunkt muß selbst die Gestalt der sogenannten bösen Burchanen beurtheilt werden, die allerdings bei Mehren wahrhaft grausenerregend ist. Namentlich sehen Erlik-Chan, so wie ein anderer Höllengott, (Pallas gibt dessen Namen nicht an, es ist vielleicht nur eine Variation von Erlik-Chan) der ganz von Flammen umgeben auf einem Ungeheuer steht, dem ein der Länge nach in Convulsionen da liegender Mensch zur Unterlage dient, weit furchtbarer aus, als unser Teufel, wie er gewöhnlich abgebildet wird, der mit seinen Bockshörnern, Pferdefuß und Schweif mehr einer bloßen Fratze gleicht. Auch die Hölle des Burchan-Erlik übertrifft an Furchtbarkeit die christliche, die Phantasie scheint sich im Schrecklichen darin erschöpft zu haben. Hier ein paar Proben davon. Diesseit der Hölle ist ein weites Meer, welches gleichsam den Vorhof bildet, und aus lauter Urin und Unflath besteht, da kommen die Verdammten zuerst hinein. Von diesem nicht sehr appetitlichen Orte führt zur eigentlichen Hölle ein eiserner Pfad, der die wundersame Eigenschaft hat, daß, während die Verdammten von Burchan-Erlik's Abgesandten darüber getrieben werden, das Eisen immer dünner und dünner wird. Wenn sie so lange genug in Todesangst geschwebt haben, bricht es endlich, und Jeder fällt ohne weiteres in das für ihn bestimmte Departement der eigentlichen Hölle. Hier leiden die Unseligen nun gar seltsame Strafen. Die Reichen z. B., die gegen Arme und Nothleidende unbarmherzig gewesen sind, werden in Ungeheuer verwandelt, deren Kopf und Bauch so groß als Berge sind, der entsetzlich lange Hals dagegen, welcher Kopf und Rumpf mit einander verbindet, ist nicht dicker, wie ein Bindfaden, oder höchstens wie ein Strickstock, so, daß sie beim besten Appetit nichts hinunter bringen kön-

1) Dessen Abbildung in Pallas Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs Th. I. Tab. B. Fig. II. (S. 276. nach dem vollständigen Ausz. Frkf. u. Leipz. 1776.). 2) Dessen Figur bei Pallas a. a. Ort. Fig. I. 3) Wird beinahe wie Dschakd-Schimmuni abgebildet. Pallas l. c. S. 288. 4) Ich habe eine starke Samlung solcher kalmückischen Burchanen-Götzen in Saizkol Gerodok anzutreffen das Glück gehabt, welche alle aus Kupfer hohl gegossen, im Feuer stark vergoldet, und von so sauberer Arbeit waren, als die hier mitgetheilten Abbildungen nur immer sind. Besonders war die kleine, zum Theil von Silber künstlich ausgearbeitete Figur, welche auf der Platte die VII. ist, anmerklich rc. Pallas l. c.

nen [5]). (Vermag die wüsteste Phantasie etwas Abenteuerlicheres und Barockeres zusammen zu setzen?) Gar originell ist von Burchan-Erlik die Strafe der Religionsspötter, namentlich der Verächter der Burchanen und des Gurban-Erdeni (der lamaisch-kalmückischen Drei-Einheit) ausgedacht. Die Spötter kommen alle an einen Ort in der Hölle. Nun möchten sie gern auch noch da lästern und spotten. Dann sind aber sogleich Teufel in Menge bei der Hand, die ihnen glühenden Ruß in die Ohren schütten, daß keiner den Anderen verstehn kann. Zu anderer Zeit werden sie zwischen zwei ungeheure Steine gelegt, wovon der obere zufolge eines besonderen Mechanismus von selbst in die Höhe geht. Ist er hoch genug, um im Herunterfallen alles zu zermalmen, so fällt er mit furchtbarer Gewalt herab, und zerschmettert den Spötter in tausend Stücke. Alsdann erschallt eine Stimme, die ihn wieder ganz macht, und das Experiment begint von Neuem. Die kalmückischen Höllenstrafen sind aber nicht absolut ewig, und man hat Beispiele, daß bisweilen noch eine Spöttersele durch diese einfache Mechanik, bei der freilich der Scherz aufhört, bekehrt wird.

Der hohle Fuß bei allen Götzenbildern der Burchanen pflegt mit einer wohleingepaßten kupfernen Platte verschlossen zu seyn, und man findet in jedem einen aus Asche bestehenden, in ein Streifchen Papier oder Bast von Birken, worauf tangutische Schrift stehet, eingewickelten kleinen Cylinder, oder wenigstens einen Zettel mit tangutischer Schrift. Die Aschen-Cylinder werden als Reliquien der heiligen Körper betrachtet, unter welchen die Burchanen vormals sichtbar auf der Erde da waren. Sobald dieser Deckel von einer Burchanen-Figur geöffnet ist, halten die Kalmücken solche für entheiligt und kaufen sie nicht mehr, da sie sonst, sagt Pallas, die bei der Zerstörung der sjungorischen Macht durch die Kirgisen häufig geraubten, und auf den russischen Gränzmärkten vertauschten Burchanen, den russischen Kaufleuten begierig wieder abnehmen und zu hohen Preisen erstehen, so lange das Innere des Götzen unberührt geblieben ist. — Außer den gegossenen Burchanenbildern, besitzen die Kalmücken auch theils auf chinesisches Papier, theils auf Zeuge gezeichnete und gemalte Figuren davon, dergleichen Pallas mehre von bewundernswürdiger Feinheit bei diesem Volk gesehen zu haben versichert. Desgleichen in Thon abgedrückte, die wie Siegelerde aussehen und mit rother Farbe, oder Goldblättern überzogen sind. Diese werden von den Kalmücken häufig als Amulete getragen, und man schreibt ihnen allerhand wunderthätige Kräfte zu. — Der rohere Theil der tangutischen Kalmücken betrachtet nach Pallas den Dalai-Lama als einen wirklichen auf Erden lebenden Burchan und betet ihn an, ob sich gleich unter dieser Horde ein eigener Lama oder Verweser des allgemeinen Oberhaupts des Lamaismus befindet. Bei den verschiedenen hohen Festen der Kalmücken stehn die Burchanen in voller Pracht auf kleinen Kisten ausgesetzt da, und haben die Fetzen von grünem, rothen und gelben Tuch, worin man sie sonst einwickelt, wie Mäntel über den Schultern hängen [6]).

Zum Schluß noch ein paar Burchanen-Legenden! Einstmal saßen die drei Burchanen, Massuschiri, Dschakdschimmuni und Maidarin bei einander und beteten in tiefer Andacht mit geschlossenen Augen. Da schlich sich ein mächtiger übelthätiger Dämon herbei, und ließ seinen Unflath in die Schale fallen, welche geistliche Personen beim Gebet stets vor sich stellen. Sobald es die drei göttlichen Personen bemerkten, überlegten sie mit einander, daß, wenn sie diese abscheuliche Materie in die Luft ausschütteten, alle Wesen davon vergehn müßten, sollten sie die Schale aber über die Erde ausgießen, so würde Alles, was Leben hat, darauf umkommen. In dieser großen Noth war Rath theuer. Nach langen heiligen Berathschlagungen wurden sie einig, um die Welt nicht zu Grund zu richten, lieber alles selbst zu sich zu nehmen. Die Reihe traf den Dschakdschimmuni zuletzt. Er bekam die Hefe und ward von dem Gift dieses Bodensatzes ganz schwarz und blau im Gesicht, weßwegen er noch jetzt in Gemälden mit einem blauen Antlitz, in gegossenen Figuren aber mit einer dunkelblauen Mütze auf dem Kopf vorgestellt wird. (Im Indizismus, namentlich in Krischna's Leben, komt etwas beinahe ganz Ähnliches vor). Bei einem anderen Vorfall bewies der Burchan Dschakdschimmuni, wo möglich, noch größere Aufopferung und Menschenliebe, denn — er ließ sich selbst essen. Dies ging folgendermaßen zu. Als seine Sele noch auf der Erde in dem Körper eines Hasen gewohnt hat, ist ihm einmal ein Mensch aufgestoßen, welcher die äußerste Hungersnoth litte, so daß er eben im Begriff war, zu sterben. Da entschloß sich Dschakdschimmuni dem Elenden freiwillig in die Hände zu laufen, um ihm zu einem guten Braten zu verhelfen. Der Schutzgeist der Erde hat diese edle That so bewundert, daß er von diesem Moment an zum ewigen Andenken für die Nachkommenschaft die Gestalt eines Hasen in den Mond gesetzt hat, welchen nach Pallas Versicherung die Kalmücken noch immer mit vieler Andacht darin sehen. (Vergl. Lama, Lamaismus.) (*G. C. Horst.*)

BURCHARD, Herzog in Thüringen, reihet sich an die Stammväter des sächsischen Fürstenhauses an. Er war ein Mitglied des Geschlechtes Buzizi. Buzivur ist der Name, in welchen die lateinischen Chronikschreiber den teutschen Buz (Burchard) verwandelten [1]). Er war der Großvater des Grafen Dietrich von Wettin, des Stammvaters der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. Die herzogliche Würde erhielt er im J. 892. Er verwaltete sie 47 Jahre hindurch mit vieler Kraft, zu welcher ihn besonders die damals so häufig sich er-

5) Pallas hat die kalmückisch-lamaische Hölle sehr ausführlich beschrieben. Er verdient hierin als der zuverlässigste Berichterstatter betrachtet zu werden, nicht allein weil er sich ziemlich lang unter den verschiedenen kalmückischen Stämmen aufgehalten hat, sondern weil er auch authentische Nachrichten von einem gelehrten und der Sprache vollkommen kundigen Mann, dem Protopopen der bekehrten Kalmücken, einzuziehen Gelegenheit hatte.

6) Pallas l. c. S. 297. Dergleichen hohe Feste haben die Kalmücken namentlich drei, eben so in jedem Monat drei Sonn- oder heilige Tage u. s. w. Pallas S. 295. f.

1) So wie, in der gem. Sprache, Friedrich in Fritz, Heinrich in Heinz u. s. w. überging. Vgl. Braun's Ausz. aus der sächs. Gesch. I, 183. (Vgl. dagegen unten den Art. Buzizisches Haus. (*H.*)

eignenden Einfälle der Ungarn auffoderten[2]). Auch war es im Treffen gegen die Ungarn, in welchem Burchard (909) dem edlen Berufe für das Vaterland zu fechten, sein Leben aufopferte[3]); daß dieses Treffen, wie Spangenberg u. A. behaupten, bei Eisenach vorgefallen sey, bezeugt aber kein gleichzeitiger Geschichtschreiber, keine Nachricht des Mittelalters. (*Galletti.*)

BURCHARD II., auch Buko und Bukko, Buco und Bucco, auch Buggo genant, einer der merkwürdigsten unter den halberstädtischen Bischöfen und der zwölfte in der Reihe derselben, war in Schwaben von geringen Ältern geboren, ein Schwestersohn des Erzbischofs Hanno von Cöln, der als Lehrer und Aufseher des minderjährigen Kaisers Heinrichs IV. eine Zeit lang Teutschland regirte. Durch den mächtigen Einfluß dieses Mannes, wurde B. vorher Propst des Stiftes Simonis und Judä zu Goslar, nach dem 1059 erfolgten Tode Burchards I. zum Bischof von Halberstadt ernant, ohne Berücksichtigung des dem Domkapitel zustehenden Wahlrechts. Gleich nach seinem Regirungsantritt erzeigte ihm der Kaiser die Ehre, das Osterfest 1060 zu Halberstadt zu feiern, aber nur einige Wochen später, am 18. April, wurde der ganze mitternächtliche Theil der Stadt, samt dem Dome[1]) vom Feuer verzehrt. Die Herstellung des letztern betrieb B. mit aller Sorgfalt. Im J. 1061 schickte ihn der Kaiser von Augsburg aus nach Rom, um über die Rechtmäßigkeit der beiden damals vorhandenen Päpste, Alexander II. und Honorius zu entscheiden. Er erklärte sich, wie es scheint, besonders auf Betrieb des schlauen Archidiakons Hildebrand, nachherigen Papstes Gregor VII., für Alexander, obgleich Honorius ursprünglich von der kaiserl. Partei gewählt worden war. Dies war unter der Verwaltung der Mutter des minderjährigen Kaisers geschehen, jetzt aber stand der Erzbischof Hanno an der Spitze der Angelegenheiten, der andere Ansichten hegte und B's Entscheidung billigte. Alexander II. bewies sich dankbar und ertheilte in einer 1062 erlassenen Bulle[2]) dem halberstädtischen Bischof ausgezeichnete Ehren und erzbischöfliche Vorrechte. Er wurde zum geistlichen Sohne und die halberstädtische Kirche zur unmittelbaren Tochter der römischen erhoben. Er erhielt das Pallium, durfte bei feierlichen Umgängen ein Kreuz vor sich hertragen lassen, ein weißes Prachtroß besteigen, auch nebst den vornehmsten Stiftsherrn bei der Messe eine Inful tragen. Vergebens widersetzte sich der Erzbischof Siegfried von Mainz diesen Begünstigungen; B. hatte eine gar mächtige Stütze an seinem Verwandten Hanno, der auch bei nachmals entstandenem Zwist den Papst Alexander in seinen Rechten schützte. Im J. 1064 hatte B. die Freude, daß sein Oheim Wezilo, Hanno's Bruder, nicht ohne sein Zuthun Erzbischof von Magdeburg wurde. Seinen Vetter Herrand machte er zum Abt des Klosters Ilsenburg am Brocken. Im J. 1068 zog er gegen die Liuticier in der Mark und Pommern zu Felde, verheerte ihr Land, und bemächtigte sich des von ihnen göttlich verehrten Pferdes, worauf er einen triumphirenden Einzug in Halberstadt hielt. Im J. 1071 am zweiten Pfingsttage weihte er den neuerbauten Dom[3]) feierlichst ein, in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und vieler ausgezeichneten Personen, worunter auch fünf teutsche und ein schwedischer Bischof waren. Bei dieser Gelegenheit schenkte ihm der Kaiser so viele Weinberge in den Rheingegenden, daß er jährlich zehn Fuder Wein daraus gewinnen konnte. Dennoch zeigte sich B. in dem bald nachher ausbrechenden Streite des Kaisers mit den Sachsen als den erbittertsten und hartnäckigsten Gegner Heinrichs IV. Die Ursachen davon sind nicht mit völliger Gewißheit bekant; und es läßt sich nur vermuthen, daß Verdruß über den verschwundenen Einfluß seines Verwandten Hanno, Mißbilligung der ausschweifenden Lebensweise und mancher ungerechten Schritte des Kaisers, vielleicht selbst von Hildebrand angenommene Grundsätze, dazu mitwirkten. Auch soll der Kaiser seinem Stift die Güter eines verstorbenen Edelmanns Bodo unrechtmäßigerweise vorenthalten haben. Seinerseits haßte Heinrich IV. den Bischof nicht weniger und erblickte in ihm den Haupturheber und Beförderer des sächsischen Aufruhrs. B. war unter den Verbündeten, welche den Kaiser von der Harzburg zu entfliehen und die in Sachsen erbauten Schlösser zu zerstören nöthigten; insbesondere bemächtigte er sich des nicht weit von Halberstadt entfernten Schlosses Heimburg. Aber die erste Schlacht, welche Heinrich am 9. Juni 1075 den Verbündeten an der Unstrut lieferte, fiel sehr unglücklich für diese aus; B. mußte die Flucht ergreifen und der größte Theil seiner Ritter wurde getödtet. Der Kaiser schickte hierauf Truppen in das Halberstädtische und Magdeburgische, die daselbst auf eine empörende Weise hausten. Gegen den Winter versammelte er ein neues noch stärkeres Heer zu Gerstungen, wodurch die verbündeten Fürsten endlich bewogen wurden, sich freiwillig in seine Hände zu liefern. Der Kaiser hatte ihnen für diesen Fall seine Verzeihung eidlich zugesagt; allein er brach sein Wort, bemächtigte sich der Fürsten und ließ sie in entfernte Provinzen gefänglich abführen. B. wurde zuerst dem bambergischen Bischof Rupert, einem harten Manne, in Verwahrung gegeben, und eine Zeitlang auf dessen Schlosse Gosmanstein gefangen gehalten. Bald aber nahm der Kaiser ihn unter seine unmittelbare Aufsicht an seinen Hof, wo er unwürdig behandelt wurde und sich den Umgang der untersten Dienerschaft gefallen lassen mußte. Zuletzt übergab ihn der Kaiser seiner Schwester, der Königin von Ungarn, um ihn auf diese Weise für immer aus Teutschland zu entfernen. Beim Hinabschiffen der Donau aber glückte es B., durch die Hilfe des baier'schen Ritters Udalrich, seinen Aufsehern zu entkommen. In weltlicher Verkleidung gelangte er unerkant in sein Bisthum zurück, wo er mit Freuden aufgenommen wurde und von jetzt an mit noch größerm Eifer, denn zuvor, dem Kaiser

2) Regino bei dem J. 892. 898. 3) *Lambertus Schafn.* 909. und Braun Til, 117.

1) Es war das zweite, vom Bischof Hildeward in der letzten Hälfte des 10. Jahrh. errichtete Domgebäude. Der älteste, 859 eingeweihte Dom, war im J. 963 zusammengestürzt. 2) Abgedruckt in Leuckfeld's Antiq. Halberst. S. 680—682.

3) Dieses dritte Domgebäude wurde bei der Einäscherung der Stadt durch die Truppen Heinrichs des Löwen im Sept. 1179 zerstört, worauf der noch stehende Dom seit dem J. 1193 erbaut ward.

widerstrebte. Er unterstützte den Gegenkaiser Rudolph von Schwaben, und trug nach dessen Tode viel zur Erwählung des zweiten Gegenkaisers, Hermann von Luxenburg bei, der in seiner Gegenwart zu Goslar 1082 gekrönt wurde, zu Eisleben im Stift Halberstadt residirte und dadurch gewissermaßen von B. abhängig war, der unter ihm von Neuem großen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten gewann. Der Gegenkaiser schenkte ihm im J. 1083 die Örter Bathisleve, Oskersleve und Pisakendorp, wovon die beiden letztern unter den Namen Klein-Aschersleben und Pesekendorf noch jetzt vorhanden sind. In der Osterwoche 1085 hielt er mit dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg und andern Feinden Heinrichs IV. eine Synode zu Quedlinburg, auf welcher der Kaiser und der von ihm ernannte Papst Guibert nochmals verdamt wurden. Heinrich aber ließ auf einer Gegensynode zu Mainz seinen Widersacher Hermann in die Acht erklären und dessen Anhänger, namentlich Hartwig und Buko, als Reichsfeinde ihres Amts entsetzen. Er selbst brach ungeachtet der herrschenden Pest mit einem starken Heer in Sachsen ein, besetzte Halberstadt und Magdeburg, und machte an Buko's Stelle, den Canonicus Hemezo, muthmaßlich einen Grafen von Sangerhausen, zum Bischof [4]). B., der mit Hartwig und Hermann nach Dänemark geflohen war, kehrte mit dänischer und wendischer Hilfe zurück, nöthigte den Kaiser zum Abzuge, und nahm sein Bisthum wieder ein. Im J. 1086 aber drang der Kaiser nochmals bis an die Bode vor, und verwüstete einen Theil des halberstädtischen Gebiets. Hermann setzte den Kampf gegen Heinrich IV. noch einige Zeit fort, bis er gegen das J. 1088 vom Schauplatz abtrat. Andere Gegner Heinrichs waren gestorben, und man neigte sich nach langem erschöpfenden Kampfe von allen Seiten zum Frieden. Nur B. blieb unversöhnlich und bemühte sich, einen dritten Gegenkaiser in der Person des Markgrafen Elbert von Braunschweig, eines Vetters Heinrichs IV. aufzustellen. Doch dieser überzeugte sich bald, daß er bei der friedlichen Stimmung der Gemüther nicht auf hinlängliche Unterstützung rechnen dürfe, und um sich den Kaiser wieder geneigt zu machen, fiel er um Lätare 1088 in das Stift Halberstadt ein und foderte den Bischof unter Drohungen zur Versöhnung mit Heinrich IV. auf. Buko erbat sich einige Bedenkzeit und bewirkte eine Zusammenkunft Elberts mit den übrigen sächsischen Fürsten zu Goslar, auf den Sontag Judika. Hier zeigte man sich von allen Seiten zum Frieden geneigt; nur B. blieb unbeweglich, und erklärte, daß er, ungeachtet seines 60jährigen Alters [5]) lieber ins Exil wandern, als mit dem geächteten Heinrich die geringste Gemeinschaft haben wolle. Diese Gesinnung misfiel am meisten den Bürgern zu Goslar, welche dem Kaiser geneigt waren, und mit dem Frieden die Rückkehr desselben in ihre Stadt wünschten. Da nun auch B's Ritter und Knechte einen gleichen Ton anstimmten, erregten die Bürger, vielleicht auf Elberts Mitbetrieb, einen Aufstand, stürmten die Wohnung des Bischofs, tödteten viele seiner Leute, und bemächtigten sich zuletzt seiner selbst, — nachdem er bereits, bei dem Versuche das Volk vom Fenster aus zu besänftigen, mit einem Pfeile in den Hals geschossen worden — worauf er sehr gemißhandelt, mit Steinen geworfen und mit einem Spieß in der Brust verwundet wurde, so daß das Eisen darin stecken blieb. Seine Leute entrissen ihn endlich halbtodt dem wüthenden Haufen, und brachten ihn bei Nacht in das Kloster Ilsenburg, wo er in der folgenden Nacht, zwischen dem grünen Donnerstage und Charfreitage 1088 seinen Geist aufgab [6]). Dieser Bischof, dem man einen regsamen Geist und standhaften Charakter nicht absprechen kann, lebt noch einigermaßen in der Erinnerung des Volkes. Die Tradition bezeichnet ihn als einen großen Kinderfreund, der gern die Kleinen beschenkte, und man glaubt, daß ein zu Halberstadt althergebrachtes Wiegenlied, worin er im Diminutiv angeredet und zu Geschenken aufgefodert wird, wol bis in jene Zeiten hinaufreichen könne [7]). Er hat 1083 das Collegiatstift zu St. Peter und Paul in Halberstadt und im folgenden Jahr das Kloster Huysburg im Huywalde, 1 Meile von Halberstadt, gestiftet, wozu sein Vorgänger Burchard I. schon gewissermaßen den Grund gelegt hatte. Beide Stiftungen sind erst in dem gegenwärtigen, an Umwälzungen so reichen Jahrhundert, aufgelöst worden [8]). (*Rese.*)

BURCHARD, Burcard von Biberach, Burchardus Biberacensis, Abt des Klosters Ursberg, im 11. Jahrh. zu Biberach geboren, trat zu Schussenried (Sorethum) unfern seines Geburtsortes, in den Prämonstratenserorden, und wurde einige Jahre nachher Prälat des Klosters. Seine Verdienste verschafften ihm 1215 die Würde eines Abts des Klosters Ursberg, wo er 1226 starb, nachdem er zweimal das Unglück erlebt hatte, die Abtei vom Feuer verwüstet zu sehen. Er ist Verfasser einer Geschichte Kaiser Friedrichs I. in schlechtem Latein, die aber in sofern Epoche macht, als sie viele Urkunden und reiche Stammtafeln enthält: **Historia Friderici imperatoris magni, hujus nominis primi ducis Suevorum et parentelae suae. S. l. e. a. (Aug. Vindel. monaster. Vdalr. et Afrae.)** fol. eine höchst seltene Ausgabe, von der sich eine gleichzeitige teutsche Übersetzung handschriftlich in der königl. Bibliothek in Dresden befindet. Neue Ausgabe: **Historia Friderici I.; ed. notis illust., tabb. geneal. auxit, et de auctore praefatus est G. A. Christmann. Vlm** 1790. 4. (*Baur.*)

BURCHARD, **Burcard (Jean)**, aus Straßburg, wurde den 11. December 1483 päpstlicher Hof-

4) Nach einigen Angaben scheint Hemezo, der auch Hamazo und fälschlich Linelo genant wird, schon bei der ersten Entfernung Buko's an seine Stelle gesetzt und jetzt nur neu bestätigt worden zu seyn. 5) Überdies war er vom Podagra und andern Schwachheiten so sehr angegriffen, daß er schon seit 8 Jahren sich überall hin tragen oder fahren lassen mußte.

6) Über die letzten Scenen seines Lebens ist ein ziemlich ausführlicher Bericht seines Verwandten, des damaligen Abtes von Ilsenburg, Herrand, vorhanden. S. Abel's Samlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken. S. 289. ffg. 7) S. Volkssagen, nacherzählt von Otmar. (Nachtigal) (Bremen 1800). S. 45. 8) S. Leukfeld's Antiquitates Halberstadienses. pag. 447 — 532. Walther's magdeburg. Denkwürdigkeiten. Th. 3. §. 5—8. Lenz halberstädt. Stiftshistorie. S. 40—48. Abel's halberstädt. Landchronik. S. 169—185. Ebd. Samlung etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken. S. 281—298.

Geistlicher und Ceremonien-Meister, in der Folge Bischof von Citta di Castello, und starb den 6. Mai 1505. In einer barbarischen, einfach-treuherzigen Sprache verfaßte er ein höchst-merkwürdiges Tagebuch über Papst Alexander VI. von 1492 bis 1505, worin er mit vieler Aufrichtigkeit alles erzählt, was er von der schändlichen Regirung dieses Papstes sah und hörte, und wobei er manchmal zu verstehn gibt, daß er mehr noch wisse, als er sagt. Meistens ist er kurz, und Kleinigkeiten wechseln mit wichtigeren Dingen ab; mehre seiner Erzählungen belegt er mit Urkunden, aber mehr Kritik und Mäßigung würden sein brauchbares Buch an manchen Stellen noch mehr empfehlen. Es war lange nur durch ein Fragment bekant, das Denis Godefroy in seiner Histoire de Charles VIII. 1684 aufnahm, und durch Raynaldi's Erwähnung desselben in seiner Fortsetzung des Baronius, bis es endlich Leibnitz im Auszuge bekant machte: Specimen historiae arcanae, sive anecdotae de vita Alexandri VI. Papae, seu excerpta ex diario Joh. Burchardi, Argentoratensis, capellae Alex. VI. papae clerici, ceritmoniarum magistri. Hannov. 1696. 4.; vollständiger aber J. G. Eccard in dem Corp. hist. med. aevi. T. II. p. 2017. sq., wiewol beide Abdrücke, jedoch unbeschadet der Glaubwürdigkeit, in vielen Stücken von einander abweichen*). Außer diesem Tagebuche hat man von Burcard ein Buch unter dem Titel: Ordo pro informatione sacerdotum. Rom. 1509. 4.; Ven. 1572. 8. auch hatte er mit Jakob de Lutiis Theil an der Verbesserung des Liber pontificalis. Rom. 1497. fol.)**). (*Baur.*)

BURCHARDIA, nannte R. Brown nach Johann Heinr. Burckhard (s. unten) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der 6. Linné'schen Klasse, deren Charakter in einem 6blättrigen corollinischen Kelch besteht, welcher auf der Basis die Staubfäden und in der Mitte der Nägel Nektargruben hat. Die Antheren sind schildförmig und an der Rückseite der Staubfäden angeheftet. Das Pistill und die Kapsel sind dreitheilig. Die einzige bekannte Art, B. *umbellata* R. Br. wächst auf Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BURCHELLIA, nannte R. Brown, dem Reisenden Burchell zu Ehren, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der 5. Linné'schen Klasse, deren Blumen in Knöpfen stehn und mit Hüllblättern umgeben sind. Der Kelch ist 5theilig, die Corolle röhrig, die Antheren eingeschlossen und die zweifächerige Beere ist mit dem Kelche gekrönt. Die einzige bekannte Art: B. *capensis* R. Br. wächst am Kap und ist Lonicera bubalina L., Cephaëlis Pers. (*Sprengel.*)

BURCHIELLO. Der eigentliche Name dieses bizarren Volksdichters ist Domenico, und er wurde nach italiänischer Weise auch Domenico di Giovanni genant, um ihn als Sohn des Giovanni zu bezeichnen[1]). Sein Geburtsort ist nicht mit völliger Sicherheit anzugeben: Einige machen Bibbiena im Casentinischen dazu, Andre Florenz selbst. Sein Leben gehört in die erste Hälfte des 15. Jahrh., aber das Jahr seiner Geburt ist nicht bekant. Man weiß nur, daß sein Vater Barbier war und daß Domenico das Gewerbe desselben fortsetzte und in Florenz um das Jahr 1432[2]) eine Barbierbude in dem Quartier Calimala nicht weit vom alten Markte inne hatte. Was ihn von Florenz nach Rom brachte, weiß man nicht, aber sicher ist, daß er in der letzten Stadt im J. 1548 starb. Was den Namen Burchiello betrifft, so ist er ein Spitzname, welchen der Barbier seiner schluderigen Versmacherei zu verdanken hatte und dessen er sich selbst als eines Ehrentitels bediente, worüber er seinen Familiennamen in Vergessenheit kommen ließ[3]).

Burchiello war ein Mann, welcher mit der dem Barbiergewerbe eigenen Schwatzhaftigkeit eine reiche Ader von satyrischer Laune und einen allzeitfertigen Witz verband, wodurch er sich und seine Bude in ganz Florenz berühmt und beliebt machte. Er war nicht verlegen, jeden tollen Einfall, der ihm einkam, er mochte treffen, wen er wollte, in Verse zu bringen, und da er seinen Scherz und Schimpf unter der Maske einer gemeinen Dummheit oder Geckenhaftigkeit zu geben pflegte, so fühlte sich Niemand dadurch beleidigt. Der größte Theil der Gedichte, welche von B. übrig geblieben sind, besteht aus Sonetten in einer eigenthümlichen Form mit einem nachschleppenden Schweife von drei Versen. Kanzonen gibt es nur wenige von ihm. Viele dieser Gedichte zeichnen sich durch kecken und derben Witz aus und sind wahrhaft originell, wie z. B. das Gespräch des Rasirmessers und der Poesie. Die meisten sind voll ausgelassener Unzucht und schmuziger Sittenlosigkeit, einige nichts als Pasquille, welche sich auf irgend eine Stadtanekdote beziehen und daher durch lokale und persönliche Anspielungen unverständlich sind, einige endlich scheinen gerade zu auf tollen Unsinn berechnet, und diese letztere Gattung hat man in der Folge vorzugsweise als Gedichte alla Burchiellesca bezeichnet und nachgeahmt. Burchiello's Sprache ist lebendig, bunt und nackt bis zur ärgsten Frechheit, und ihre vielen Provinzialismen und Volks-

*) Eine vollständige Handschrift von diesem Werke, in 5 Quartbänden, entdeckte la Curne de St. Palaye zu Rom, in der Bibliothek Chigi. Auch in der königl. Bibliothek zu Paris befinden sich mehre Handschriften davon; man sehe den 17. Bd. der Mém. de l'acad. des belles lettres, wo Foncemagne eine Nachricht von Burcard's Tagebuch gibt S. 597—606; eine andere Nachricht davon steht im 1. Bde. der Notices et extraits des manuscrits de la biblioth. du roi. — In der münchner Centralbibliothek befindet sich, 2 Folianten stark, ein Manuscript, das von 1484 bis 1538 geht, worin sich blos ein Defekt von Junius bis December des ersten, und vom März bis August des letzten Regirungsjahres Alexanders VI. findet. Dieses Manuscript hat Onufrio Panvinio eigenhändig geschrieben, und es befinden sich charakteristische Randglossen dabei. Auszüge daraus s. in v. Aretins Beitr. zur Literat. 1803. St. VI. 49.; 1814. St. I. 49. 73. St. II. 49. **) *Bayle* Oeuv. div. T. IV. 727. Schröckh's christl. Kirchengesch. 32 Th. 441. Biogr. univ. T. VI. (von Villenave). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1 Bd. 154.

1) Daraus ist aus Misverständniß Domenico di S. Giovanni entstanden, eine Benennung, welche Burchiello's Geburtsort anzeigen würde. Denn S. Giovanni ist ein kleiner Flecken zwischen Florenz und Arezzo. 2) Erst in diesem Jahre wurde er als Barbier immatrikulirt. 3) Alla Burchia heißt in der florentinischen Volkssprache: in's Zeug oder in's Gelag hineln. Der Provinzialismus „Schluderig" drückt den Sinn und Ton des italiänischen Sprichworts am besten aus.

Sprüchwörter (riboboli) machen ihr Verständniß sehr schwierig. Aber eben darum ist sie sehr wichtig für den Sprachforscher, und es gibt mehre Commentare über B., welche die Räthsel seiner Poesie durch historische und grammatische Erläuterungen zu lösen versucht haben. Die bekanntesten dieser Commentare sind die von Doni und Papini [4]).

Man hat B., aus seinen Versen schließend, mancherlei Laster und Untugenden aufbürden wollen; Andre haben ihn vertheidigt und den satyrischen Barbier als einen unumwundenen Züchtiger der Sittenlosigkeit seiner Zeit dargestellt und dadurch die Sittenlosigkeit seiner eigenen Gedichte zu entschuldigen gesucht. Es läßt sich darüber wenig ausmitteln, und gewiß ist nur, daß der Barbier von Calimala ein überaus berühmter und beliebter Mann unter seinen Zeitgenossen war, und die vielen sämtlich erst nach seinem Tode erschienenen Ausgaben seiner Gedichte bezeugen, daß seine Celebrität sich auch noch weit über das Ziel seines Lebens ausdehnte. Seine Bude war ein Sammelplatz nicht allein für das gemeine Volk, sondern auch für Gebildete, und die vornehmsten uud gelehrtesten Männer von Florenz sollen es nicht verschmäht haben, sich von dem originellen Barbier belustigen zu lassen. Cosmus von Medici hat diese Bude in einer Wölbung der florentinischen Galerie malen lassen. Sie ist in zwei Hälften getheilt, in der einen wird rasirt, in der andern gesungen und gespielt, und über der Thür ist das Portrait des B. zu sehn.

B's Sonette sind zum ersten Male gedruckt zu Bologna, 1475. 4. 91 Bl. Ferner: Venez. 1477. fl. 4. Außerdem im 15. Jahrh. noch 5 Ausgaben, zwei s. l. e. a. in 4. eine s. a. mit der Angabe zu Ende: M. xpos. Arn. (Cp. Arnold) prutenus Finit B. und zwei Venezianische 1485. 4. (Ant. de Strata) und 1492. 4. (Bast. da Vavolengo) [5]). Im 16. Jahrh. zwei Ausgaben mit Doni's Commentar: Venez. 1553. 8. und ebend. 1566. 8. Die Ausgabe Vicenza 1597. 8. ist kastrirt. Die wichtigste Ausgabe des 16. Jahrh. ist die von Grazzini (il Lasca) besorgte, welche von der Crusca zitirt wird: Sonetti del Burchiello ed i sonetti di Ant. Alamanni alla Burchiellesca. Fir. Giunti 1552. 8. Von demselben Grazzini und Jac. Giunti rührt auch her die Ausgabe: I sonetti del Burchiello, di Ant. Alamanni e del Risoluto (Ang. Cenni) di nuovo rivisti ed ampliati etc. Fir. Giunti. 1568. 8. Unter den neueren Ausgaben ist die in Lucca und Pisa besorgte die beste; sie erschien 1557. 8. mit der Ortsangabe Londra.

Nach Doni [6]) soll B. auch mehre Novellen geschrieben haben. Er spricht von einem Hundert, aber nur eine derselben hat er uns in der angeführten Ausgabe der Gedichte mitgetheilt. Was aus den übrigen geworden ist, wissen wir nicht [7]). (*W. Müller.*)

4) Doni's Commentar erschien: Venez. 1553. 8. Von ihm sagt Apostolo Zeno, er sey fast unverständlicher, als der zu erklärende Dichter. Geschätzter sind die Lezioni sopra il Burchiello di Giov. Ant. Papini. Firenze 1733. 4. 5) *Ginguené* in der Biogr. univ. spricht von sieben Ausgaben des Burchiello im 14. Jahrh. nach der Edit. princ. aber er führt sie nicht einzeln auf. 6) Rime del Burchiello, commentati dal Doni. Venez. 1553. 8. pag. 54. 7) *Mazzuchelli* Scrittori d'Ital. *Manni*: Veglie piacev. T. I. p. 28. *Ginguené* hist. lit. d'Ital. T. III. p. 481 ff. Derselbe in der Biogr. univ.

BURCKHARD (Joh. Heinr.), geb. 1676, gest. 1738, war Arzt in Wolfenbüttel, und hat sich einen gewissen Ruf in der botanischen Welt durch ein Sendschreiben an Leibnitz erworben, welches 1702 erschien und von Heister 1750 wieder aufgelegt wurde, um zu zeigen, daß dieser Burckhard der eigentliche Erfinder des Geschlechts-Systems sey. So viel ist gewiß, daß B. nicht allein den Geschlechtstheilen einen höhern Werth als der Corolle beilegt, sondern ausdrücklich räth, die Pflanzen nach ihren Verhältnissen einzutheilen. Doch widerspricht er sich selbst, indem er das äußere Ansehn als den wichtigsten Eintheilungsgrund angibt. (*Sprengel.*)

BURCKHARD (Jacob), Humanist, Literarhistoriker und Biograph, besonders hinsichtlich der Geschichte der Wiederauflebung der Wissenschaften und mehrer berühmter Männer, vorzüglich teutscher, aus dem Zeitalter derselben. Er wurde geboren zu Sulzbach in der Oberpfalz am Schlusse des Aprilmonats 1681. Nachdem er zuletzt den Unterricht seines Vaters, M. Georg Christoph Burckhard, Pfarrers daselbst, und des Rektors der Schule seiner Vaterstadt, Georg Christoph Fuchs genossen, bezog er im August 1697 das Gymnasium zu Schleusingen, dessen Lehrer er noch in spätern Jahren rühmte (De vita Comment. p. 8. etc.). Im Julius 1700 verließ er, nach einer öffentlich gehaltenen Rede: „De Re Numaria" das Gymnasium und begab sich, um seine schwache Gesundheit wieder herzustellen, zuvörderst wieder zu seinen Ältern, im Januar 1701 bezog er darauf die Universität Jena, wo damals Burcard Gotthelf Struve lehrte; im Junius 1703 ging er nach Helmstädt, vorzüglich angelockt durch J. A. Schmid und J. C. Böhmer, und im folgenden Jahre nach Halle, wo Christoph Cellarius, J. F. Buddeus, damals Professor der Philosophie daselbst, J. P. Ludewig und J. J. Breithaupt seine Lehrer wurden; der erste nahm sich besonders des Jünglings an, der sich vorzüglich mit der Philosophie und den humanistischen Studien beschäftigte (De vita Comment. p. 19). In Halle blieb B. 2 Jahre, kehrte aber nach einem einjährigen Zwischenaufenthalt in Wolfenbüttel bei seinem Bruder Joh. Georg, im J. 1707 dorthin zurück, und hatte daselbst wenige Wochen nach seiner Ankunft die Trauer, seinen geliebten Lehrer Cellarius zu verlieren, dessen vielfache Verdienste er in zwei Schriften noch in demselben Jahre feierte. (De obitu Christophori Cellarii Epistola, ad celeberrimum Virum Burc. Gotth. Struvium. Hal. 1707. 4. auch in Folio, und Catalogus lucubrationum Cellarii ab a. 1662 ad a. 1707. Hal. 1707. 4.). Schon früher hatte er zu Wolfenbüttel, das Andenken des vormaligen helmstädtischen Professors Joh. Caselius, dessen Werke und Briefe er sammeln und herausgeben wollte, erneuert (Commentatio de praeclaris meritis Joh. Caselii erga bonas litteras ejusque Lucubrationum magnopere desiderata adhuc editione. Wolfenb. 1707. 4. auch abgedruckt in R. H. *Rollii* Memoriis Philosophorum, Oratorum etc. Rost. 1710. 8. p. 217 sqq.). Noch im J. 1707 trat er eine gelehrte Reise nach den Niederlanden an, zu welcher ihm auf Verwenden des Hof- und Consistorial-Raths Hattorf zu Hannover, der ihn zum Lehrer für das Gymnasium zu Göttingen gewinnen wollte,

von der hannöverschen Regirung die Kosten hergegeben wurden, und machte auf dieser Reise die Bekantschaft mehrer berühmter holländischer Gelehrten. Nach seiner Heimkehr im J. 1709 blieb er, weil an dem Gymnasio zu Göttingen noch keine Lehrstelle erledigt war, zu Hannover in dem Hattorf'schen Hause bis 1713, während welcher Zeit er sein für die Geschichte der Latinität und des humanistischen Studiums überhaupt, so wie mehrer Beförderer desselben zur Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften noch jetzt sehr wichtiges Buch: De linguae Latinae in Germania per XVII. Saecula amplius fatis. Hannov. 1713. 8. herausgab [1]). Im J. 1714 besuchte er seine Heimath wieder, und benutzte dann die Rückkehr nach Wolfenbüttel zu seinen Brüdern [2]), um in liter. Hinsicht mehre Städte Teutschlands, wie Altorf, Nürnberg, Leipzig, und dasige Gelehrte kennen zu lernen. Im J. 1714 gab er zu Wolfenbüttel sein Consilium humaniorum litterarum studiosis apertum de Jo. Reuchlini Phorcensis et Rod. Agricolae, Frisii, bonarum litterarum in Germania exeunte Saeculo XV. Instauratorum, nec non Jo. Trithemii, gravissimi Eruditionis in eadem Germania isto tempore vindicis, Epistolis, ab oblivionis injuria vindicandis et quam primum illustratis edendis in 4. heraus. Umstände und Verhältnisse bewogen ihn einen in diesem Jahre nunmehr wirklich an ihn ergangenen Antrag zu einer Professur an dem Gymnasio zu Göttingen, so wie einige andere Anerbietungen abzulehnen und lieber dem Rufe zum Professor an dem Gymnasio zu Hildburghausen im Junius 1714 zu folgen, wo er im Julius desselben Jahrs sein Lehramt mit einer Rede: De linguae latinae a Majoribus diligenter exscultae et adamatae, hodie ex adverso neglectae atque contemptae causis. Hildburgh. fol. eröffnete, und 13 Jahre lang mit großem Ruhme führte. Von kleinern zu Hildburghausen herausgegebenen Schriften verdienen hier genant zu werden, die Rede: De amplissimis Argentinensis Scholae, prudenti consilio clarissimi viri, Joannis Sturmii, Saeculo XVI. constitutae Laudibus. Wolfenb. 1714. 4.; die Elementa Rhetoricae Aristotelis, a cl. Viro Andr. Godefr. Ammone excerpta, denuo edita. Cob. 1714. 8.; der Medicus gravissimus humanitatis studiorum vindex, ex historia litteraria adumbratus; accedit — — Joa. Caselii — — de medica arte praestantibus, studiis etiam sapientiae claris et aliis ingenii dotibus praeditis Saeculi XVI. viris Epistola. Wolfenb. 1716. 8.; und das Programm: De meliorum litterarum splendore etc. Hildburgh. 1717. und: Quid causae sit, cur humanitatis studiis majus hodieque a Batavis, quam a Germanis statuatur pretium. Hildburgh. 1718. Ungleich wichtiger als diese und andre hier nicht genannte Gelegenheitsschriften [3]) sind seine größern während seines Aufenthalts zu Hildburghausen herausgegebenen Werke. Unter diesen steht mit Recht die auf Veranlassung der zweiten Reformationsjubelfeier herausgegebene Arbeit über das Leben und die Schriften Ulrich's von Hutten obenan, welche schon allein den Namen ihres Urhebers auf das Rühmlichste auf die Nachwelt gebracht haben würde, bis auf diese Stunde noch das Umfassendste und Gründlichste, was über den berühmten Mann geschrieben worden ist, wiewol der Gebrauch dieses Werks durch den in demselben, wenigstens in dem ersten Bande beobachteten Plan und durch die am Schlusse des zweiten und im ganzen dritten Bande, so wie in den noch später hinzugekommenen Analekten enthaltenen Zusätze und Berichtigungen sehr erschwert wird, wie es denn in der Gestalt, in welcher es vorhanden ist, nicht sowol als eine fortlaufende Biographie des Ritters, sondern vielmehr als eine überaus reichhaltige Samlung von Nachrichten, Beiträgen, Gedichten, Briefen und andern zur Lebensgeschichte Hutten's gehörigen Documenten betrachtet werden muß. Der erste Band, eigentlich ein weitläufiger Commentar zu Hutten's bekanntem Briefe an Bilibald Pirkheimer, geschrieben im J. 1518, in welchem der Ritter seinem Freunde einen Umriß von seinem Leben gibt, führt den Titel: Equitis et animi et ingenii viribus praestantissimi Ulrichi de Hutten ad B. Pirckheymer Patr. Norimb. Epistola — — in lucem denuo protulit et Commentarium, quo illustris hujus equitis Fata et Merita exponuntur, subjecit J. Burckhard. Wolfenb. 1717. 8.; da indessen dem Biographen seines Helden gleich nach dem Erscheinen dieses ersten Bandes eine Menge Beiträge, besonders aus Franken von Seiten der von Huttenschen Familie zugeschickt wurden, so lieferte er noch in demselben Jahre den zweiten Theil, welcher mit dem J. 1519 beginnt. Weil dieser Band nicht mehr ein Commentar zu dem natürlich nur bis zum Jahr 1518 gehenden Briefe an Pirkheimer ist, so führt er den etwas veränderten Titel: J. B. de Ulrichi de Hutten — — — Equitis Fatis ac Meritis — — — Commentarii Pars posterior. Das Werk machte so vieles Aufsehen, daß man von allen Seiten sich beeiferte, dem Verfasser mit Zusätzen und Beiträgen an die Hand zu gehen, auch benutzte Burckhard seine weitläufigen Bekanntschaften und seine fernern gelehrten Reisen, alles, was er nur über Hutten und dessen Schriften bekommen konnte, zu sammeln, so daß er im J. 1723 Stoff genug zu einem dritten Bande hatte, der den beiden frühern an Stärke und Wichtigkeit nichts nachgibt; und noch späterhin im J. 1749 machte er in den Analekten zu dem Commentar über sein eigenes Leben (S. 37—67) zugleich Analecta ad Ulrici Hutteni vitam bekant. Man erstaunt in der That über die Fülle von Nachrichten, welche der Biograph über seinen Helden eingezogen hatte, über den emsigen Fleis und die Umsicht in der Zusammenstellung dieser Nachrichten, über die schaefsinnige Combination, oft gering scheinender Notizen, und über die durch das

1) Es ist, verbunden mit den 1721 herausgekommenen Aufsätzen zu demselben, in mehrer Hinsicht noch jetzt das Hauptbuch über diesen Gegenstand. 2) Zwei Brüder Jacob B., Johann Heinrich und Johann Georg, beide auch in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekant, waren in Wolfenbüttel, der erstere als Leibarzt, der andere als Justizrath und Archivarius angestellt. (Über J. H. Burckhard s. vorher.)

3) Umständlich verbreitet sich über diese und andere von ihm abgefaßte kleine Gelegenheitsschriften Burckhard selbst in dem Comment. de vita sua an mehrern Stellen.

vorangegangene und fortgesetzte sorgfältigste Studium der Schriften Hutten's und seiner Zeitgenossen erworbene Bekantschaft sowol mit diesen Schriften selbst als mit den Einzelnheiten in dem Leben des Ritters [4]). Nicht eine gleiche, aber dennoch immer sehr bedeutende und wichtige Aufmerksamkeit verwandte Burckhard noch in Hildburghausen auf den Freund und Studiengenossen Hutten's, Hermann von dem Busche, dessen Schrift: **Vallum Humanitatis** er herausgab, und mit einem Commentar: **De Auctoris Vita** und einer trefflichen Abhandlung: **Germaniae Eques acerrimus humanitatis propugnator, ex historia adumbratus** begleitete [5]); (zu Hermann von dem Busche's Leben erschienen späterhin gleichfalls Analekten in den **Anal. ad Comment. de vita J. B. p. 67 etc.**); auch das Andenken des Grafen Hermann von Nuenar (**Novaquila**) wollte er gleicherweise erneuern; es sind indeß über denselben, so wie über Sebastian von Rotenhan, zugleich mit Hermann von Nuenar, ein Freund Hutten's und Hermann's von dem Busche, nur wenige Collectaneen und zwar in den Analekten zu dem Commentar über Burckhard's eigenes Leben S. 76 bis 81 und S. 81 bis 84 erschienen [6]). Von vorzüglicherer Wichtigkeit sind daher die **Commentarii de linguae latinae, quibus in Germania per XVII. Saecula amplius usa ea est, Fatis, novi plane, quibus priores illustrantur partim, partim supplentur. Adjecti sunt Indices copiosissimi, qui et prioris Partis Memorabilia simul exhibent. Wolfenb. 1721. 8.** durch welche die schon im J. 1713 herausgekommene Schrift: **De linguae latinae Fatis** viele Zusätze bekommen hat, und erst recht brauchbar geworden ist. Nach mancherlei trüben Erfahrungen, welche sowol das Gymnasium als auch er selber in den J. 1725 und 1726 gemacht hatte, folgte er 1727 dem Rufe nach Wolfenbüttel, anfänglich ohne feste Anstellung; aber schon 1728 ward er zum Vorsteher der Bibliothek daselbst und zum Rathe ernant, und widmete einen großen Theil der folgenden Jahre seines Lebens mit angestrengtem Fleiße der Aufsicht über diese berühmte Bibliothek und einer mit seinem Verhältnisse in Verbindung stehenden Arbeit, seiner bekannten **Historia Bibliothecae Augustae, quae Wolfenbutteli est. Wolfenb. 1744—1745. III. Vol. 4.** Auch über seine eigene sehr zahlreiche und wichtige Bibliothek fertigte er 1748 einen noch jetzt schätzbaren Catalog: **Librorum ad humaniora studia, litterariam, civilem atque ecclesiasticam historiam potissimum pertinentium Catalogus in IV Partes distributus. Halae Magdeb. 8. an**, mit welchem der **Commentarius de vita J. B. etc.** Ebendas. 1748 in Verbindung steht. Zu diesem Commentar gab er 1749 **Analecta** und 1751 **Nova Analecta** heraus. Er starb 1753 am 23. August. Was die Literargeschichte, besonders die des 16. Jahrh., diesem fleißigen und grundgelehrten Manne verdankt, weiß jeder, welcher sich selbst mit derselben beschäftiget hat, und das oben ausgesprochene Lob über seinen Commentar zu Hutten's Leben gilt eigentlich von allen seinen Werken, an denen übrigens auch die Sprache sehr geschätzt wird [7]). (*Mohnike.*)

BURCKHARDT (**Joh. Ludwig**), einer der berühmtesten und verdientesten Reisenden des 19. Jahrh., der aber, gleich vielen andern, nur zu früh seinen rastlosen Eifer, die Erd- und Völkerkunde durch seine Entdeckungen zu erweitern, mit dem Leben gebüßt hat. Aus einer angesehenen Familie in Basel stammend, war er 1784 zu Lausanne geboren, und erhielt seine Erziehung in der Schweiz bis zum Jahr 1800, wo ihn sein Vater, Oberst bei einem Schweizer-Corps in englischem Sold, auf die Universität Leipzig brachte. Er studirte hier beinahe 4 Jahr, hielt sich dann noch einige Zeit in Göttingen auf, und wünschte nun in Dienste eines States zu treten, der von französischem Einflusse unabhängig wäre, als gegen welchen er seit seiner Kindheit namentlich durch die seinen Vater drohenden Gefahren den entschiedensten Haß eingesogen hatte. Er kam im Juli 1806 nach London, und da er bei Sir Joseph Banks, an den er empfohlen war, erfuhr, daß die afrikanische Gesellschaft einen neuen Reisenden suche, welcher von der nördlichen Küste aus in das Innere von Afrika vorzudringen unternähme, so erbot sich der entschlossene wißbegierige Jüngling zu dieser Reise, wies alle Vorstellungen von Gefahren standhaft zurück, bereitete sich zu London und Cambridge sowol wissenschaftlich durch das Studium der arabischen Sprache, und der Natur-Wissenschaften, als auch leiblich durch Abhärtung und Entbehrung vor, und erhielt im Januar 1809 seine Instruktion. Derselben zufolge sollte er zuvörderst 2 Jahre in Syrien verweilen, um sich dort mit dem Arabischen und den Landessitten vertrauter zu machen, sodann nach Kairo gehen, und von dort, wie Hornemann, mit der Fessan'schen Karawane nach Mursuk gehen, um von dort nach Umständen weiter ins Innere von Afrika einzudringen. Diesen Plan hat er nun frei-

4) Burckhard's nachträgliche Samlungen zu den drei erschienenen Bänden über Hutten's Leben waren so bedeutend, daß sie noch einen ganzen vierten Band würden gefüllt haben. M. s. S. 38 der oben citirten Analecten zu seinem Leben. Über die schamlose Weise, wie er von Joh. Nicol. Weislinger in der teutsch geschriebenen Schrift **Huttenus delarvatus** u. s. w. Costanz und Augsb. 1730. 8., welche 1732 selbst zu Rom in den **Index librorum prohibitorum** gesetzt wurde, und sich daher sehr selten gemacht hat, angetastet worden, spricht B. mit gerechter Verachtung in seinem Leben S. 127. Bei allem in dieser Weislingerschen Schrift befindlichen widerlichen Schmuze, enthält sie übrigens doch manche nicht unwichtige literarische Notiz. 5) Auf dem Titel meines Exemplars steht, ohne daß es als eine zweite Auflage bezeichnet worden ist, **Francof. ad Moenum ap.** *Jo. Fried. Fleischer* 1745. Burckhard selber sagt (**Comment. de vita p. 134**), daß das Buch 1719 erschienen ist; vom Mai dieses Jahrs ist auch die Dedication datirt. 6) Zu Sebastian von Rotenhan erschienen in den **Novis Analectis 1751**, p. 81 noch einige Collectaneen.

7) Als Quelle zu diesem Artikel über ihn hat sein eigenes so eben angeführtes Leben gedient, von welchem auch Adelung in den Zusätzen zu Jöcher einen recht vollständigen und zweckmäßigen Auszug geliefert hat. Die von Adelung unter Burckhard's Schriften aufgeführte **Oratio de Germania ducentis amplius annis per meliorum litterarum studia resipiscente** ist nach der eigenen Aeußerung ihres Verf. (**De vita Comment. p. 119**) nicht gedruckt worden. Der Verf. des Burckhard'schen Lebens in den Beiträgen zur Historie der Gelahrtheit begeht S. 16 denselben Fehler. Außerdem liegt sein Leben in den Beiträgen zur Historie der Gelahrtheit u. s. w. Th. 4. (Hamb. 1749). S. 1 u. s. w. auch noch vor mir.

lich nicht erreicht, da sich die Ausführung länger, als er wünschte, verzog, und der Tod hat ihn weggerafft, nachdem er 7 Jahre lang an Ort und Stelle blos solche Studien und Reisen unternommen hatte, die er als seinen großen Plan vorbereitend betrachtete; aber schon diese haben der Wissenschaft reichen Gewinn gebracht. In Malta nahm er orientalische Kleidung und den Namen Ibrahim an, und so groß war schon seine Festigkeit in der arabischen Vulgärsprache, daß er sich für einen indisch-arabischen Kaufmann ausgeben konnte, welcher Depeschen der ostindischen Compagnie nach Aleppo brächte: nur hier und da wurde er, und zwar nicht durch die Sprache, sondern durch andere Nebenzüge seines Benehmens verdächtig, ein Franko zu seyn. Dritthalb Jahr blieb er in Syrien, besonders meistens in Aleppo, zum Theil auch in Damascus, am erstern Orte begünstigt durch die Freundschaft des englischen Consuls Barker, studirte auf das Eifrigste die arabische Sprache, arabische Historiker und Geographen und das moslemische Gesetz, und machte von da aus mehre gewinnreiche Reisen, namentlich im September und October 1810 auf den Libanon, und im November und December desselben Jahres nach dem Hauran (Auranitis der Alten), einer an Ruinen und Inschriften sehr reichen Gegend, jenseit des Jordans, südöstlich von Damascus, auf deren Wichtigkeit schon Seetzen aufmerksam gemacht, und welche derselbe einige Jahre früher ebenfalls besucht hatte. Er entdeckte eine Menge alter Ortschaften, und copirte viele, besonders griechische Inschriften, deren größerer Theil aus den Zeiten des Trajan und Marcus Aurelius herrührt. Über Homs und Hamah kehrte er nach Aleppo zurück. Im Jahr 1811 unternahm er von da eine Reise durch die Wüste nach Suljee, nicht weit vom Euphrat, über welche leider! die genaueren Nachrichten auf dem Wege nach England verloren gegangen sind. Desto reichere Ausbeute hat aber seine Reise im Jahr 1812 gewährt. Er verfolgte zuvörderst im Februar und März das bisher fast gar nicht bekannte Thal des Orontes, besuchte den Libanon und dessen Umkreis, so wie zum zweiten Male Hauran, und die Gegend des alten Decapolis und trat darauf nach kurzer Rast in Damascus, Syrien für immer verlassend, die Reise nach Kairo an. In der Decapolis fand er über alle Erwartung glänzende Ruinen der Städte Dscherasch (Gerasa) aus der Zeit des Marc Aurel und Hadara, jetzt Om Keis, in deren Nähe die Grabhöhle, die durch das Wunder der evangelischen Geschichte Matth. 8, 18 ff. Marc. 5, 1 ff. Luc. 8, 26 ff. so berühmt geworden sind. Nachdem er Tiberias und Nazareth besucht hatte, wählte er den Weg jenseit des Jordan und des todten Meeres, den bisher wenige europäische Reisende betreten hatten, und entdeckte dort eine Menge für die biblische Geographie höchst wichtiger Ruinen, als Amman (Rabbath, Ammon), Rabba (die alte Hauptstadt von Moab), ja er fand mehre derselben noch mit den alten biblischen Namen vor, als Hesbon, Medaba, Arder, Elale, Dibon (Jos. 15. 16). Südlich vom todten Meere machte er die wichtige Entdeckung, daß sich von der Südspitze des genannten Meers bis zum älanitischen Busen des rothen Meeres ein altes Flußbett hinziehe, welches noch den Namen des Jordanthals, oder el Ghor, führt, und wodurch es sehr wahrscheinlich wird, daß sich bei der 1 Mos. 19. erzählten Katastrophe der Jordan wirklich sichtbar ins todte Meer ergoß, wie er es wahrscheinlich noch jetzt unterirdisch thut. Er sah dort auch die Trümmer von Wedi Muse (Mosisthal), oder dem alten Petra, nach welchen Seetzen vergeblich ausgeschaut hatte, eine Menge Tempel, Gräber, Wohnhäuser, selbst ein Theater, in und aus den Felsen gehauen, besuchte den Berg Nebi Harun (Prophet Aharon), Hor der Alten, worauf Aharon gestorben, und kam am 4. Sept. in Kairo an. Da er es noch nicht für rathsam hielt, sofort sich auf seine Hauptunternehmung einzulassen, sondern sich zuvor mit der ägyptischen und afrikanischen Welt etwas näher bekant zu machen wünschte, beschloß er erst einige vorbereitende Reisen, insbesondere nach Nubien vorzunehmen. Im Februar 1813 unternahm er die erste Reise von Syene aus, unterstützt mit Empfehlungen des Muhammed Ali Pascha, kam aber nur bis Tinareh, dem Hauptorte der Provinz Mahaß, wo man ihn als Spion des Pascha verdächtig fand, und er froh seyn mußte, mit einem: „Geh, du Schurke!" zurückgesandt zu werden. Den Rückweg machte er auf dem westlichen Nilufer und fand auf demselben eine Reihe der herrlichsten Tempeltrümmer, die hernach durch Belzoni und Gau noch genauer bekant geworden sind, mitunter auch griechische Kapellen und Kirchen, da Nubien bis ins 14. Jahrh. christlich war. Die zweite weit größere und wichtigere Reise unternahm B. ein Jahr später durch den östlichen, zwischen dem Nil und dem rothen Meer gelegenen Theil des Landes, an die Ufer des Astapus oder Astaboras. Er schloß sich zu diesem Behuf an die Karawane an, welche jährlich von Oberägypten durch die nubische Wüste nach Sejendi und Sennaar geht, und zwar in Gestalt eines armen moslemischen Kaufmanns, welche Rolle allein ihm einige Sicherheit in jenen Ländern geben konnte, aber ihn auch manchen Mishandlungen und Demüthigungen aussetzte. Er kam südlich bis Sejendi, und hätte von dort aus bis Sennaar und Gondar in Abyssinien vordringen können, da aber dieses für jetzt nicht in seinem Plane lag, so beschloß er einen von Europäern bis jetzt ganz unbesuchten Weg einzuschlagen, nämlich nach Suakin am rothen Meere. Er erreichte diesen Hafen am 26. Juni 1814 ebenfalls in Gesellschaft von Kaufleuten, setzte von da nach Dschidda über, und traf den Pascha von Ägypten in Taif, wo er sein Hauptquartier gegen die Wehabiten hatte. Dieser nahm ihn freundschaftlich auf, und 2 der gelehrtesten arabischen Doktoren mußten ihn über das moslemische Gesetz examiniren, worauf sie ihn für einen sehr gründlich unterrichteten Moslem erklärten. Von da ging er nach Mecca, wo er 4 Monate blieb, und am 25. Nov. in Gesellschaft von mehr als 80,000 Pilgern, die heilige Wallfahrt nach dem Berge Arafat vollzog, so daß er nunmehr den hochgeachteten Titel Hadschi d. i. Pilger annehmen durfte. Im Januar 1815 ging er nach Medina, wo er bis zum April am Fieber danieder lag, da seine sonst so starke Gesundheit durch das Klima und Wasser Arabiens geschwächt worden war. Dann schiffte er sich zu Jembo ein, landete am Sinai, und kam endlich über Sues am 19. Juni 1815 wieder in Kairo an. Im

8 *

Sommer 1816 machte er einen Ausflug von dort zur Untersuchung der Halbinsel des Sinai, während die Pest in Kairo war, kam von Süden her beinahe wieder bis Akaba (Elath der Alten), und harrte dann sehnlichst auf eine Karawane, mit welcher er ins Innere von Afrika vordringen könnte. Allein in dem Augenblicke, wo er sich dem erstrebten Ziele näherte, erkrankte er abermals an der Ruhr, welche ihn nach kurzen Leiden am 15. Okt. 1717 hinwegraffte. Er starb wenige Stunden nachher, als er Hrn. Salt, englischem Generalconsul zu Kairo, seine letzten Wünsche bekant gemacht hatte, in einem Kampfe zwischen Schmerz über fehlgeschlagene Hoffnungen und männlicher Entsagung. Seine ausgewählte Samlung arabischer und anderer morgenländischen Manuscripte vermachte er der Universität Cambridge zur Erkentlichkeit für die dort genossene freundliche Aufnahme. Seine Tagebücher sind fast ganz vollständig in die Hände der afrikanischen Gesellschaft gekommen, und es sind bis jetzt 2 Bände derselben und zwar durch Hrn. Leake, Secretär dieser Gesellschaft, herausgegeben worden. Der erste (**Travels in Nubia, by the late John Lewis Burckhardt**) ist zuerst 1819, in einer 2ten Auflage 1822 erschienen: der zweite (**Travels in Syria and the holy land**) 1822, und in einer teutschen Übersetzung, mit Anmerkungen philologischen, antiquarischen und geographischen Inhalts von dem Verf. dieses Artikels. Weimar 1823. 2 Bde. 8. Noch sollen 2 Bände nachfolgen, einer die arabische Reise, ein anderer ausführliche Bemerkungen über die Beduinen enthaltend. Seinem Charakter als Mensch geben Europäer und Morgenländer, Christen und Moslemen ein gleich ehrenvolles Zeugniß. Mit Edelmuth, Standhaftigkeit, Geistes- und Selenstärke, die ihn bestimt hatten sein Leben dem Dienste der wissenschaftlichen Forschung zu weihen, vereinigte er Klugheit, Bescheidenheit und vor allen die gewissenhafteste Wahrheitsliebe. Seine Nachrichten sind schlicht, ungeschmückt, oft trocken vorgetragen, und wer in Reisebeschreibungen unterhaltende und romanhafte Abenteuer sucht, findet seine Rechnung nicht darin, aber an Treue und Genauigkeit der Berichte dürfte er wenige seines Gleichen haben. Vor den meisten Reisenden hatte er die vertraute Bekantschaft mit der arabischen Schrift- und Volkssprache voraus, und nur Seetzen (den B. einige Mal traf und sehr achtete) dürfte es ihm an ausgebreiteter wissenschaftlicher Bildung, namentlich an Mathematik und Naturwissenschaften zuvor gethan haben. (*Gesenius.*)

BURDAH, ein Distrikt der hindost. Halbinsel Guzurate, am arabischen Meere. Er enthält die Rajaschaften Meane, Rawi Bunder und Junaghur, die an den Guicowar Tribut zahlen, und den reichen Distrikt Purburder, der zu der britischen Präsidentschaft Bombai gehört. (***Hassel.***)

BURDEGALA und **Burdigala**, gegenwärtig Bordeaux, im Lande der Ubiscer in der Gallia Aquitanica, an der Garumna, d. heut. Garonne, die daselbst einen See bildet. Nach Strabo 4, 38. war sie ein Stapelplatz der Bituriger. Nach Ausonius, der aus ihr gebürtig war, lag sie in einer äußerst fruchtreichen Gegend und hatte ein treffliches Klima. Nach Sidon. Apollin. 9, Ep. 13. und Auson. zeichnete sie sich durch ihren Eifer für die Wissenschaften aus, die hier einen Hauptsitz in Gallien aufgeschlagen hatten. (*Sickler.*)

BURDENTON, Marktfl. in dem nordamerk. State Neujersey und dessen Grafsch. Burlington; er liegt am Delaware, wo sich der Croßwick einmündet, hat 3 Kirchen, 1 Stadthaus, 1 Markthalle, 150 Häus. und 972 Einw., die Gewerbe und Handel treiben. (***Hassel.***)

BURDI, das Gebiet eines den Briten unterworfenen Raja in der Landsch. Gundwana auf Dekan. Die gleichn. Hauptstadt und Residenz liegt auf einer Anhöhe am Goput, der ohnweit davon dem Sone zufällt, und hat ein bemauertes Fort. (***Hassel.***)

Burding, Burggericht, s. **Burgbann.**

Burdscheid, s. **Burtscheit.**

BURDWAN, ein Distrikt der brit. Prov. Bengalen, 241¼ □M. mit 1,444,487 Einw. und 1814 4,323,663 Rupien Einkünften. Er wird von Zuflüssen des Hugly bewässert und ist reich an Zucker, Indigo, Baumwolle, Taback und Seide. Die gleichn. Hauptstadt breitet sich an der Dummoda aus, hat 9805 Häus. und 53,927 Einw., unterhält starke Baumwollenwebereien, und steht bei den Mongolen im Geruche der Heiligkeit, da hier einer ihrer Heiligen Ibrahim Sukka begraben liegt. (***Hassel.***)

BURE, **Buraeus (Andreas u. Johann Thomä)**, gelehrte Schweden, von denen der erste, Sohn eines protestantischen Geistlichen, 1571 in der Gegend von Hernösand geboren war. Seine mathematischen Kentnisse verschafften ihm die Ernennung zum ersten königl. Baumeister (1624). Auf Veranlassung einer wichtigen Negotiation wurde er 1634 nach Rußland gesandt, 1640 erhielt er eine Stelle im Kriegsdepartement, und starb 1646. Er ist der Vater der schwedischen Geographie, unternahm als Chef der Kataster-Commission, auf königl. Befehl, eine Messung des ganzen Königreichs, und die Unvollkommenheit der von ihm gelieferten Karten ist weniger ihm, als den damals üblichen unvollkommenen Instrumenten zuzuschreiben. Die Resultate seiner Arbeiten, enthält sein **Orbis Arctoi, inprimisque regni Sueciae tabula**, in 6 Blättern gr. fol. gestochen von Trauthman, Stockh. 1626, und sein **Orbis Arctoi praesertim Sueciae descriptio**, ib. 1626. 12. Wittenb. 1630. 8., ohne die Karte in der Elzevirschen **Suecia**, Leiden 1631; 1633. 16. Seine Karten von den schwedischen Provinzen, deren er 9 zu Stande brachte, findet man in dem Atlas von Blaeu: **le grand atlas ou cosmographie Blaviane.** Amst. 1663. fol.*). — Johann Thomä B., ebenfalls der Sohn eines Predigers, zu Akerby in Upland, 1568 geboren, kam 1590 in die königl. Kanzlei, ward darauf königl. Bibliothekar und Antiquar des Reichs, und starb 1652. Unter seinen zahlreichen antiquarischen, historischen und theologischen Schriften sind die erstern die bedeutendsten, vornehmlich diejenigen, welche die nordischen Alterthümer erläutern. Mehre alte Denkmäler wurden durch ihn ans Licht gezogen, und seine Untersuchungen der Runen hatten für die damaligen Zeiten Werth: **Runa Ransioms, hoc est elementa**

*) *Gezelii* Försök til et biographisk Lexicon. Första Delen. 1778. p. 148. Biogr. univ. T. VI. Adelungs Zus. z. Jöcher.

runica usurpata a sueo-gothis veteribus. 1599. Libellus alphabetarius, literis runicis cum interlinearibus sueticis editus. Holm. 1608; 1624. Monumenta Helsingica. Ib. 1624. Specimen primariae linguae szantzianae. Ib. 1636. u. a. m. Er war auch einer der ersten, der in schwedischer Sprache Gedichte schrieb. In seinem Alter verfiel er auf cabbalistische Schwärmereien, verkündigte das Ende der Welt, zuerst auf den 5. Mai 1647, dann auf das Jahr 1674, und verschenkte alle seine Habe an die Armen, so daß er, als seine Weissagung unerfüllt blieb, die Königin Christina um eine Unterstützung bitten mußte**). (*Baur.*)

BURÉ, ist die Residenz des Statthalters der habessinischen Provinz Damot (Bruce III. 556). Ein Distrikt dieses Namens gehört den Agows (Bruce III. 370 f.). Einen andern Ort dieses Namens zeigt Salts Karte hart an der Küste des arabischen Meerbusens und seine Reisebeschreibung bemerkt, daß man sonst von Mocha rc. aus über Buré nach Habessinien gereiset sey, die Arata Beduinen aber haben diesen Weg sehr unsicher gemacht. (*Hartmann.*)

Bureeja, s. Mazagan.

BUREAU heißt, nach dem vormaligen Tuche über den Gerichtstischen in Frankreich, der Arbeitsort, das dortige Geschäft, und die dazu Angestellten eines Statsbeamten. Es ist, kaufmännisch zu reden, sein Comptoir: es steht unter seinen Befehlen. Der Statsbeamte ist für die Geschäftsbehandlung in seinem Bureau verantwortlich, und die dabei Angestellten sind nur ihm für ihre Arbeit und für das Geschäft selbst, aber nicht dem State verantwortlich, insofern sie sich keiner groben Vergehen schuldig machen: als Verfälschungen, Verrath von Dienstgeheimnissen u. s. w. Sie werden von dem Statsbeamten gewählt, besoldet und entlassen: als nothwendige Folge, daß er und nicht sie für ihre Arbeit und die Geschäfte dem State verantwortlich sind. Damit indeß die Bureaus von Bedeutung nie sich selbst überlassen sind, werden die Sekretäre (in Frankreich von den Unterpräfekturen an) von Stats wegen ernant, und sind ihm verantwortlich für ihre Arbeit in Anwesenheit, und für das Bureaugeschäft in Anwesenheit des vorgesetzten Statsbeamten. Wenn diesem ferner Statsbeamte als Räthe zugegeben, und die Vorträge nicht unter vier Augen, sondern in Sitzungen gehalten, wenn die Stimmen gesammelt und ihm nur die entscheidende vorbehalten worden, wie dieses namentlich bei den hannöverschen Landdrosteien eingeführt worden; so wird dadurch die Natur des Bureauwesens verändert. Es schließt übrigens nirgend aus, daß nicht Statsbeamte zugleich auch auf dem Bureau beschäftigt sind, und bei dem Ministerialbureau kann es gar nicht anders seyn. Diese Bureau's theilen sich in so viele Haupttheile (Divisionen), als die Ministerialgeschäfte, und die Divisionen wiederum in Unterabtheilungen, (Bureau im engern Sinn). Der Vorstand des Bureau trägt dem Vorstand seiner Division, und dieser dem Minister vor. Die Vorstände der Divisionen pflegen auch die Unterschrift der Sachen zu haben, welche sich gleichförmig nach bestimmter Regel abmachen; oder die Divisionen bilden auch wol Unterbehörden des Ministeriums. Es ist die Frage in Untersuchung gezogen, wie viele Angestellte ein Ministerium bedürfe? (deren Anzahl geht bei dem französischen Schatze über 500). Sie läßt sich nicht beantworten, ohne eine bestimmte Statsverwaltung und Geschäftsordnung anzunehmen, und mit dieser Vorbedingung ist sie von Ribbentrop für das Kriegsministerium in der Schrift über den Haushalt der europäischen Heere beantwortet; auch hat Malchus in der Schrift über den Organismus der Statsverwaltung darüber Anschläge versucht.

Ist das Bureauwesen auch nicht die allgemeine Ordnung des Geschäftsbetriebes, so kann es doch nicht bei den Geschäften entbehrt werden, welche rasche Entschließung und Vollziehung und ebendeswegen zugleich die strengste individuelle Verantwortlichkeit erfodern, wie z. B. bei der Polizei und bei technischen Ausführungen. Dagegen bleibt es durch seine Natur auch in der weitesten Ausdehnung auf die Verwaltung beschränkt und mit dem Gerichtswesen unvereinbar. Es scheidet sich von demselben durch sein Princip ab: daß Einer verwalten, Mehrere richten sollen. Der erste Satz wird indeß in seiner Unbedingtheit bestritten (s. Bureaukratie). Die Bureaukosten trägt der Stat, und es werden dafür den Statsbeamten neben ihren Gehalten bestimmte Summen angewiesen. (*v. Bosse.*)

Bureaukratie. Die Ordnung und Wirkung des Bureauwesens hat das kollegialische Verfahren und seine Wirkung zum Gegensatz in den Systemen der Statsverwaltung; und über den Vorzug zwischen beiden wird gestritten. Für die Bureaukratie wird gesagt: wer verwalten soll, muß Künstler seyn, und Verwaltungskraft haben, und zu seinem Verfahren eine Menge von Beobachtungen und Regeln kombiniren, welche er andern selten klar machen kann; er muß daher seinen guten Rath in sich haben, nicht an fremden Rath gebunden seyn. Ferner, wer ihm bei der Ausführung helfen soll, muß sich in ihn hineindenken, sein völliges Vertrauen haben, und deswegen von ihm gewählt werden und völlig abhängen. Man darf auch nicht fürchten, daß durch diese Abhängigkeit der Angestellten von ihrem Verwaltungschef mit dessen Veränderung auch die Angestellten verändert werden, der Dienst flüchtig von einem zum andern gehe. Der Bureaudienst bleibt so gut bei den Familien wie jeder andere Dienst, und in dem französischen Dechiffrierbureau sitzen die Angehörigen noch von denselben Leuten, die darin unter Ludwig XIV. saßen. Der Bureaudienst ist rascher und wohlfeiler, als wenn Jedermann bis zum Ofenheizer herab auf Lebenszeit mit Gehalt angestellt wird. Wenn überall ein Verwaltungschef unter dem andern, aber immer seines Ortes an der Spitze des Geschäfts steht und davon allein die Ehre, aber auch die persönlichste Verantwortlichkeit hat, so wird er alles aufbieten, um den Dienst auf das Beste zu machen; und die ganze Verwaltung wird von oben bis unten Einheit, Kraft und Geist haben.

Der Bureaukratie wird entgegengesetzt, daß die Verwaltung eine Erfahrungswissenschaft sey, welche Grund-

**) *Schefferi* Suecia literata. *Gezelius.* Biogr. univ. und Adelung a. a. O.

säße mühsam erwerben, und nach den Örtlichkeiten modifiziren müsse, daß sie Behörden nöthig habe, worin sich diese Grundsäße verewigten, und daß sie ohne den größten allgemeinen und individuellen Nachtheil nicht der Meinung eines einzigen Verwaltungschefs preisgegeben werden dürfe; daß sie der Regel nach ein gründlich durchdachtes Verfahren, und nur in den seltensten Fällen ein rasches Durchfahren verlange; daß die Bureaukratie die Eigenmacht und Willkür begünstige, den Rechtsgenuß und das Gefühl des Geseßesschußes bei den Bürgern gefährde, daß sie das Ehrgefühl der Dienerschaft schwäche, und ihr den Sinn von Hausbedienten gebe, daß sie die Statsgeschäfte wie in öffentlicher Versteigerung an die bringe, welche sich um den niedrigsten Preis zu dem Bureaudienst hergeben, daß sie statt zu einem wissenschaftlichen zum handwerksmäßigen Betriebe führe, so wie dazu, daß der Verwaltungschef die Bureaukosten zum Nachtheil des Dienstes gutentheils für sich verwende, und daß der Misbrauch der Bureaukratie die Überlassung der Statsgeschäfte an ein verantwortungsloses und auch wol gewissenloses Hausgesinde zur Folge habe, dessen Unfug mit ihnen desto gefährlicher ist, je leichter Verwaltungsvergehen sich als Verwaltungsfehler verschleiern und je schwerer sich Verwaltungsfehler so nachweisen lassen, um Bestrafung nach sich zu ziehen; daß durch diese schwere Beweisführung auch der Vortheil der strengeren Verantwortlichkeit des Verwaltungschefs beseitigt werde; daß schließlich die Bureaukratie die allgemeine Stimme gegen sich habe, weil sie gewöhnlich im Sinn von gemisbrauchter und verwahrloster Verwaltung verstanden werde.

Der Streit ist noch nicht entschieden; in der neuesten Zeit sind aber in mehren Staten Versuche gemacht, die Vortheile des bureaukratischen und kollegialischen Systems mit einander zu verbinden und ihre Nachtheile zu entfernen. Hier läßt sich nur noch sagen, daß die Bureaukratie aufregt, das kollegialische System beruhigt, und daß zwischen Aufregung und Beruhigung seit Aristoteles der Schwebepunkt gesucht ist, der dahin führt, daß es ehrlich und ordentlich zugeht. (*v. Bosse.*)

BURETTE (**Pierre Jean**), Professor der Arzneiwissenschaft in Paris, geboren daselbst den 21. November 1665. Der Sohn eines geschickten Musikers, machte er in eben dieser Kunst so schnelle Fortschritte, daß er schon in seinem achten Jahre sich am Hofe Ludwigs XIV. auf dem Spinet hören ließ, welches der Vater mit der Harfe begleitete. Im zehnten Jahre gab er Unterricht auf dem Clavier, und Vater und Sohn bekamen so viele Schüler, daß sie nicht alle annehmen konnten. Allein ein überwiegender Hang zu den Wissenschaften bewog den Sohn, die Musik zu verlassen und sich der Arzneikunst zu widmen, und er machte nicht nur in dieser, sondern auch nebenher in alten, selbst orientalischen und neuen Sprachen große Fortschritte. Im J. 1698 wurde er Professor der Materia medica und 1701 der Chirurgie, 1710 erhielt er einen Lehrstuhl der Medizin am königl. Collegium, und versah daneben 33 Jahre lang das Amt eines Arztes an der Charité. Am 19. Mai 1747 erfolgte sein Tod. Die Memoiren der Akademie der Inschriften, deren Mitglied er war, enthalten von ihm viele gehaltvolle und an neuen Aufschlüssen reiche Abhandlungen über die Gymnastik und die Musik der Griechen [1]), worin er, mit genauer und prüfender Benutzung der Quellen und Vorarbeiten, alle auf diese beiden Gegenstände sich beziehende wesentliche Punkte, ohne Hypothesensucht gründlich erörtert, und manche Dunkelheiten aufhellt. Unter andern bewies er mit siegenden Gründen, gegen den Abbe Fraguier, daß den Alten der Contrapunkt unbekant gewesen sey, und daß alle ihre Tonstücke unisono oder in der Octav componirt waren. Zugleich stellte er eine scharfsinnige und gelehrte Theorie der alten Musik überhaupt auf, gab Nachrichten von den berühmtesten Tonkünstlern des Alterthums, verglich die alte Musik mit der neuen, und untersuchte manche andere dahin einschlagende Punkte, die von späteren Forschern zum Theil bestätigt, zum Theil berichtigt, und der Vollkommenheit näher gebracht wurden. In Verbindung mit diesen Untersuchungen steht seine meisterhafte franz. Übersetzung des Plutarch'schen Dialogs von der Tonkunst, mit einem sehr ausführlichen, die Musik der Alten erläuternden, sehr gehaltreichen Commentar [2]). Seit 1706 nahm er 33 Jahre lang an der Redaction des **Journal des Savants** den thätigsten Antheil, und die Beiträge, die er dazu lieferte, möchten etwa 8 Quartbände, betragen. Er hinterließ eine vortreffliche Bibliothek von 15,000 Bänden, von der Gabriel Martin (Paris 1748. Vol. III. 12.) einen Katalog drucken ließ [3]). (*Baur.*)

BURFORD, Marktfl. am Windrusch in der Grafschaft Oxford des Kön. England. Ein alter Ort, der eine geräumige Kirche und 1342 Einw. besißt, die sich von der Wollenweberei nähren und gute Sattlerarbeiten verfertigen, auch 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. In der engl. Geschichte ist er merkwürdig, weil hier Ethelbald König von Mercia, von Cuthred Könige von Westsex überwunden ist, und 1649 General Fairfax die Royalisten besiegte. (*Hassel.*)

BURG, **Feste**, **Veste**, **Burgum**, **Burgus**, hieß vor Alters im Allgemeinen, jeder zur Sicherheit und Verwahrung von Menschen und Sachen dienender Ort, eine Bedeutung, welche passend ist, es mag die Herleitung des Worts Burg von Berg, weil sie meist hoch lagen, oder von Bergen oder von dem veralteten Byrgen, so viel als schließen, angenommen werden. In sofern konnten auch offene Orte Burgen genant werden, weil das Zusammenwohnen doch auch schon einige Sicherheit gewährt. Doch läßt sich von Teutschland schwerlich nachweisen, daß — wie wol in Frankreich und anderwärts,

---

1) Sie sind vollständig nud genau verzeichnet in Sexii Onomast. T. VI. 626. Die Abhandlungen über die Gymnastik findet man im 1 u. 3. Bde., die über die Musik im 3. 4. 5 u. 17. Bde., vgl. die folgende Anmerkung. 2) Der griechische Text, Commentar und Erläuterungen sind abgedruckt in den Mém. de literat. de l'acad. des inscr. et belles lettr. Vol. VIII. X. XIII. XV. XVII., auch einzeln, aber nur 12 Exemplare: Dialogue de Plutarque sur la musique trad. du grec avec des remarques. Paris, imprimerie roy. 1735. 4. 3) Eloge par Freret, in den Mém. de l'acad. des inscr. Vol. XXI. p. 217—238. *Clement* bibl. cur. T. V. 426. Journal des Sav. Juillet 1748. p. 336. *la Borde* essai sur la musique anc. et moderne. Forkels Gesch. d. Mus. 1 Bd. 459. Gerbers Lex. der Tonkstl. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Delaulnaye). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 1 Abth. 51.

auch offene Orte **Burgen** genant wurden. Mit Zuverlässigkeit läßt sich dagegen annehmen, daß wol alle Städte, deren Name mit Burg zusammengesetzt, einer Burg im eigentlichen und gewöhnlichsten Sinn angebauet worden, und jünger als diese sind. Der gemeinsten Bedeutung nach war nämlich eine **Burg** ein mit Mauern, auch wol Wällen und Gräben, befestigter Wohnsitz einer Person oder eines Geschlechts vom hohen und niederen Adel, gewöhnlich auf einem Berge oder einer Erhöhung zu mehrer Sicherheit gegen Angriffe errichtet. An oder unter mancher solchen Burg bauten sich mit Erlaubniß des Burgherrn nach und nach mehre Menschen an, um Nahrung und im Nothfall Schutz zu finden, wodurch dann mit der Zeit viele Städte entstanden, die den Namen der alten Burg annahmen und auch nach deren Verfall oder Zerstörung beibehielten. — Daß mit solchen Burgen ganz Teutschland übersäet war, ist bekant und es beweisen solches die in manchen Gegenden noch vorhandenen, nebst den häufigen Trümmern und sonstigen Spuren der zerstörten oder verfallenen, deren Zahl noch weit größer, als der bestehenden ist. Die Menge solcher Burgen erklärt sich aus der großen Anzahl der teutschen Adelsgeschlechter. Wol bei jedem derselben läßt sich die Neigung und der Wunsch, einen eigenen festen Wohnsitz zu haben, voraussetzen, wenn gleich nicht alle dessen Erfüllung bewirken konnten. Der ursprüngliche Zweck feste Plätze zu errichten, Schutz gegen Räuber und Feinde, für Personen und Eigenthum, konnte allein schon diesen Wunsch hinlänglich begründen. Neue Beweggründe kamen hinzu, als mit dem allmäligen Verfall der kaiserl. Macht das Streben der Großen nach Erweiterung ihrer eigenen sich mehrte, in eben dem Grade aber die Eifersucht der Mindermächtigen gegen jene, und des gemeinen Adels gegen den höheren stieg. Der Besitz einer Burg ward nun zugleich Schutz gegen Eingriffe, und Mittel, Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, oder auch erst zu erringen. Zunehmende Rechtlosigkeit, häufige aus der Selbsthilfe erwachsende Fehden, wurden neuer Antrieb zur Vermehrung der Burgen. Und als vollends bei der zunehmenden allgemeinen Verwilderung die Kampflust zugleich in Raubsucht ausartete, der Adel sichs nicht mehr zur Schande rechnete, auch gegen Unbewehrte auszuziehen, auf öffentlicher Landstraße Kaufleute und andere Reisende zu plündern, diente eine Burg eben so zur Begünstigung eines plötzlichen Ausfalls und Überfalls, wie zum sicheren Zufluchtsort mit der Beute.

Von der Beschaffenheit der ältesten Burgen sind keine Nachrichten übrig. Nach allen Umständen waren sie sehr einfach und gewährten Sicherheit gegen einen Angriff, wol weniger durch ihre Bauart, als durch ihre Lage auf steilen Felsen oder in einer Umgebung von Wasser und Sümpfen, wozu vielleicht eine hölzerne Umzäunung kam. Am Rheinstrom und überhaupt in dem Theil Teutschlands, in welchem die Römer sich früher festgesetzt hatten, mögen zuerst die Reste römischer Kastelle benutzt, und bei Errichtung neuer Burgen zum Muster genommen worden seyn. Das gab vielleicht auch Anlaß, die Benennung Castrum, Schloß, beizubehalten, so wenig auch die ältesten Burgen diesen Namen nach dem Begriff, den man jetzt mit diesem Wort verbindet, verdienten [1]). Die ersten steinernen Burgen waren, wie sich aus mancher alten Ruine und dem kleinen Umfang, den viele einnahmen, schließen läßt, kaum etwas mehr als ein oder etliche mit einander in Verbindung stehende Thürme [2]), in oder an welchen eine kleine Wohnung angebracht war, das Ganze allenfalls mit einer Mauer umgeben. Das Wesentlichste war immer ein hoher Thurm, aus welchem man die Umgegend überschauen und bei einem Angriff sich vertheidigen konnte. — Durch Anhänge erweiterte sich nach und nach manche Burg, so daß sie zu einem eigentlichen Schloß ward, woraus sich dann auch die große Unregelmäßigkeit so vieler alten Schlösser erklärt. Besonders kommen schon frühe bei vielen alten Burgen **Mußhäuser** vor, welche wol, nach der Abstammung des Worts zu urtheilen, hauptsächlich zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel dienten, in welchen sich aber auch Speisezimmer befanden. — Der hohe Adel hatte nach Verhältniß der Größe seiner Länder auch mehre Burgen. Die Vertheidigung gegen gefährliche Gränznachbaren machte sie nothwendig, so wie sie dazu dienen mußten, den Adel des Landes im Zaum zu halten. Ohnehin war es Neigung der Großen, ihren Aufenthalt oft zu verändern, wozu auch leidenschaftliche Liebe der Jagd bei den meisten mitwirkte. In dem Nassau-ottonischen Landestheil, das doch nicht viel über 20 □M. enthielt, ließen sich wol an 30 gräfliche Burgen aufzählen, obwol von mancher frühe verfallenen das Andenken ganz erloschen seyn mag. — Bei den alten Häusern behielt die Stammburg, oder die, von welcher ein Haus den Namen führte, doch immer in sofern den Vorzug, daß sie nicht leicht veräußert ward, und selbst bei Ländertheilungen in einem Hause gar häufig eine **Gemeinschaft** der mehren durch die Theilung entstehenden Linien blieb. Eine solche gemeinschaftliche Burg ward dann wol in Ansehung der Bewohnung und sonstigen Benutzung unter den **Gemeinern** oder **Ganerben** (Theilhabern) durch besondere Verträge wieder getheilt. Auf das Wesen der Burg hatte dieses aber keine Beziehung. Zugänge, Mauern, Thore, Thürme, Brunnen, blieben in Gemeinschaft, wurden gemeinschaftlich unterhalten und eben so Pforten und Thürme gemeinschaftlich besetzt. Andere Einrichtungen konnte jeder nach seinem Gefallen auf dem ihm zugefallenen Theil des Burgraums machen, solchen auch bebauen, ohne doch den Thürmen zu nahe zu kommen, die Zugänge dazu zu versperren, oder die anderen Theilhaber zu überbauen, d. i. höher als diese zu bauen. So schreibt es unter andern der Theilungsvertrag zwischen den beiden Nassauischen Hauptstämmen vom J. 1349 über die von der Haupttheilung 1255 bis auf die neueste Zeit in Gemeinschaft gebliebene Burg Nassau, vor, und ähnliche Bestimmungen finden sich anderwärts.

1) Die Behauptung **Adelungs** (Wörterb. v. Burg), daß die Wohnsitze der gemeinen Edelleute zwar oft Schlösser, aber nicht Burgen genant worden, ist irrig und das Gegentheil aus Urkunden u. a. alten Schriften leicht zu erweisen. 2) In der alten Burg Hohlenfels im Nass. Amte Nastätten waren vor mehren Jahren wenigstens noch 2 Thürme zu sehen, welche ganz in der Höhe durch eine hölzerne Brücke Verbindung hatten, so daß die Besatzung, wenn sie den einen zu verlassen genöthigt war, sich in den andern zurückziehen und die Brücke schnell abwerfen konnte.

Noch häufiger traten dergleichen *Gemeinschaften* bei dem niederen Adel ein. Aus mehren Ursachen konnte nicht jeder eine eigene Burg besitzen. Mancher, dem es auch nicht an einem schicklichen Platz und an Vermögen zum Bau fehlte, ward durch Eifersucht der Landherren daran gehindert. Ungern sahen diese schon, wenn ein Nachbar in der Nähe ihrer Gränzen eine neue Burg „*aufschlagen*" wollte. Konnten sie es mit Gewalt nicht hindern, so suchten sie wol kaiserl. Verbote dagegen auszuwirken, und waren, wenn diese fruchtlos blieben, genöthigt, auch wieder gegen die neu aufgeschlagene Burg einen „*burglichen Bau*" zu unternehmen, aus welchem die Burg des Nachbaren beobachtet werden konnte. Mit gleichem Eifer setzten sie sich dagegen, wenn einer aus dem Adel im Lande eine neue Burg aufzuschlagen versuchte, die ihnen und ihrem Lande mehr und weniger gefährlich oder nachtheilig werden konnte. Vielen vom Adel blieb daher nichts übrig, als in Gemeinschaft mit Brüdern und Vettern an der Stammburg zu bleiben, wozu in manchen Fällen auch schon die *Mitbelehnschaft* Anlaß gab; oder auch wol mit anderen, nur befreundeten, Stämmen in die Gemeinschaft an einer Burg zu treten, ohne dadurch ein Eigenthums- oder Erbrecht an derselben zu erlangen. Beiderlei Arten der Gemeinschaft kommen unter der Benennung: *Ganerbinate*, *Ganerbschaften*, vor, die Mitglieder heißen: *Gemeiner*, *Ganerben*, sind aber wesentlich von einander verschieden. Die erste Art der Ganerbinate gründete sich auf gemeinschaftliche *Abstammung*, auch wol *Mitbelehnung*. Mit ihr waren gewisse, mehr und weniger ausgedehnte, Eigenthumsrechte an der Burg und ihrem Zugehör, also auch durch Verträge oder Herkommen bestimmte Nutzungsrechte, und ein näheres oder entfernteres Erbfolgerecht verknüpft. — Die andere Art der Ganerbinate beruhte auf *Gesellschafts- oder Societätsverträgen*. Unter solchen Ganerben konnte auch wol eine Stammsverwandtschaft, oder Verschwägerung Statt finden, sie ist aber nichts Wesentliches. Eben so gab zwar wol der Mangel eigener Burgen mit den nächsten Anlaß, auf Gemeinschaften dieser Art bedacht zu seyn; doch konnte der Besitzer einer eigenen Burg auch in Gemeinschaft an einer fremden treten. — Die aus einem Gesellschaftsvertrag entsprungenen Ganerbinate sind aller Wahrscheinlichkeit nach erst in den Zeiten der Fehden und des Faustrechts aufgekommen. Sie hatten, wie die Rittergesellschaften, Verbindung der Kräfte Einzelner wider gemeinschaftliche Feinde zum Zweck, also gemeinschaftliche Vertheidigung der ganerbschaftlichen Burg, die dann zugleich Stützpunkt für jeden bei Angriffen oder Rückzügen war. Nebenbei hatte die ganerbschaftliche Verbindung zugleich Erhaltung des Friedens und Verhütung der Feindseligkeiten zwischen den Verbündeten selbst zum Zweck. Entstand Streit, so mußte solcher vor den Ganerben, oder einem Ausschuß derselben *ausgetragen* werden. Nöthigenfalls trat Zwang gegen den ein, der sich dem Ausspruch der Schiedsmänner nicht unterwerfen wollte. Von *Miteigenthum* an der Burg und ihrem Zugehör war hierbei keine Rede, als nur in sofern Ganerben der ersten Art in dem Bund begriffen waren. Die Rechte der übrigen beschränkten sich auf die Benutzung der Burg, als Veste, oder zum kriegerischen Gebrauch, wohin dann auch das Recht der Mitbesetzung der Burg, unter gewissen Bestimmungen auch das Recht einem andern die Burg zu öffnen, oder einen nicht zur Ganerbschaft gehörigen darin zu enthalten [3]), gehörte. Sämtliche Ganerben hatten dagegen auch die Verpflichtung, nach einem, wahrscheinlich gleich bei Errichtung einer Ganerbschaft festgesetzten Verhältniß zu den Kosten der Unterhaltung der Burg als Veste, also der Mauern, Thore, Thürme rc. ihren Beitrag zu geben, eben so zu den Kosten der Bewachung durch Pförtner, Thurmhüter u. dgl. welche einem jeden der Ganerben aber auch mit Eiden und Pflichten verbunden waren.

Als Beispiel und zum Beweis des hier angeführten, mag die Ganerbschaft an der jetzt gräflich Bassenheimschen Burg *Reiffenberg* im herzogl. Nass. Amte Usingen, unweit Cronenberg und Königstein, dienen. Sie war eine der mächtigsten und zahlreichsten im Mittelalter und vereinigte die Eigenschaften beider Arten von Ganerbinat. Die Ganerben waren daher eingetheilt in die *vom Stamm und Schilde*, also vom Reiffenberger Geschlecht selbst, in die Ganerben aus der Wetterau, und in die von dem Lahnstrom. Der Burgfriede von 1320 redet im Allgemeinen von sechs Stämmen, ohne Namen anzugeben. In dem vom J. 1400 sind aber die Namen der sämtlichen Ganerben, deren seit einem Jahrhundert beinahe mehrere beigetreten seyn mochten, enthalten, und werden aufgeführt: sechs Reiffenberge, zwei Rödel v. Reiffenberg, wol auch zum Stamm gehörig, doch nicht zum Schilde, zwei v. Cronenberg, zwei von Stockheim, ein Waldeck, v. Cobern, v. Schönborn, Weise v. Feuerbach, v. Ottenstein, zwei v. Cleen, ein Sure v. Katzenellenbogen, Kämmerer v. Dalberg, Dudell, Graesseboche, v. Frondorf, v. Lindau, Specht v. Bubenheim, v. Elkershausen, Brendel v. Hohenberg (Homburg), v. Buches, v. Prumeheim und v. Nassau. Im J. 1457 und 80 waren noch hinzugekommen: die Wallbronn, Bellersheim, Hattstein und Bache, so daß die ganze Ganerbschaft damals aus 26 Adelsgeschlechtern bestanden haben muß, wenn in der Zwischenzeit nicht etwa das eine oder andere erloschen, oder ausgetreten war. — Aus den in dem Dillenburger Archive vorhandenen Satzungen dieser mächtigen Ganerbschaft von 1320, 1400 und 1457 läßt sich, in Zusammenhaltung derselben mit anderwärts vorhandenen Nachrichten, die Beschaffenheit solcher Institute ziemlich bestimt entnehmen. Hienach hatten

1) gemeinschaftliche Burgen in der Regel auch noch einen bestimmten Bezirk um die Burg herum, der zur Gemeinschaft gehörte, dessen Gränzen daher genau beschrieben wurden. Bei Ganerbschaften der ersten Art war solcher unter dem gemeinschaftlichen Eigenthum begriffen, und die Nutzungen daraus wurden von den Gemeinern nach Verhältniß ihres Miteigenthums bezogen. Zu welchem Zweck die Bestimmung eines solchen Bezirks auch bei Ganerbiaten zweiter Art diente, bei welcher Gemeinschaft des Eigenthums und gemeinschaftliche Benutzung eigentlich nicht Statt fand, erklärt der Burgfriede zu Elz 1323. „Binnen disin *Burchfriden* sal unser ein den

3) Von dem Oeffnungs- und Enthaltsrecht bei Burgen überhaupt wird unten noch ausführlicher gehandelt werden.

anderin beschudin" (beschützen) „und Jme dat Sine helfen weren gelich eine selvin." Über diesen Bezirk hinaus erstreckte sich die Verpflichtung der Ganerben zur Hilfsleistung nicht, sie hätte dann durch eine besondere Übereinkunft über die Gränzen hinaus müssen zugesichert gewesen seyn.

2) Der Eintritt in eine Rittergesellschaft war nur eine persönliche Verbindung; eine Ganerbschaftliche dagegen, wenn gleich von Miteigenthum und Erbfolge dabei keine Rede war, ging auch auf die Erben und das Geschlecht der Ganerben über. In dem Reiffenberger Burgfrieden von 1320 heißt es deswegen im Eingang: „Wir Ritter und auch Knechte alle gemeinlich die Ganerben von Riffenberg bekennen — das wir — gewilkort hain uf uns und unser Ganerben die nach uns komment ꝛc." Wer als Erbe eintrat, mußte die Satzungen und Verträge des Ganerbinats beschwören, und — wie die Urk. von 1400 sagt: „Holdunge zu dem Sloss — thon."

3) Einer der Hauptzwecke der ganerbschaftlichen Verbindungen war, Fehden zwischen den Adelsgeschlechtern zu verhüten. Der angeführte Burgfriede sagt darüber: „Queme es — das der Ganerben eyner Viandt wurde mit dem andern, das Got nit enwolle, des sollen die andern Ganerben sich annemen und — Macht hain, herinzulegen." Wer sich dem nicht fügen wollte, durfte, so lange er sein Unrecht nicht abgethan hatte, von der Burg sich nicht „behelfen."

4) Die Leitung der gemeinschaftlichen Geschäfte war einem Ausschuß, zu Reiffenberg von 5 Rittern, anvertraut, worüber der Burgfriede von 1400 sagt: „Dieselben Funff Macht sollen haen allezeit was noide unsern Sloss — angehet — es sie von Besessen" (Besetzung mit Mannschaft) „Buwen, Geschosse, Sipse, ader von Lüten daruff zu schicken es damit zu sterken" (in Zeiten der Gefahr die Besatzung zu verstärken). Jeder Ganerbe mußte die bestimmte Mannschaftszahl stellen und die ausgeschriebene Lieferung leisten. Eine solche Lieferung für das Ganerbschloß Thonburg setzt eine Urk. von 1422 für jeden Ganerben, außer dem Proviant, auf „vier Busschen (Büchsen) der zwa Kammerbusschen" (eine Art doppelten Geschützes) „syn, und Steyne darzu, eyne Tonne Donrekrudz" (Donnerkraut, Schießpulver) „tzwey dusent Pyle und seeß Armbrust." Wer mit seiner Stellung und Lieferung zurückblieb, für den konnten die Direktoren durch die angeordneten Baumeister (s. **Baumeister**) Geld bei Christen und Juden aufnehmen lassen und ankaufen. So lange als die Erstattung nicht geschehen, durften die Pförtner den Säumigen nicht in die Burg einlassen. Nach Jahresverlauf verlor er sein Ganerbenrecht. —

5) Zur Unterhaltung des Burgbaus ward jährlich Baugeld ausgeschrieben. Auf Reiffenberg durfte doch der Ausschuß nicht über 10 fl. auf jeden Ganerben ausschlagen. War mehr nöthig, so mußte die ganze Ganerbschaft erst darein willigen.

6) Über Vergehen eines Ganerben gegen den anderen richteten die zwei Ältesten, oder zwei an deren Stelle gewählten, mit einem von diesen erkorenen Obermann. Zu deren Verbüßung war, nach Verschiedenheit der Fälle, eine kürzere oder längere Leistung bestimt, welche hier nicht, nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes Leistung, **obstagium**, eine Art persönlicher Bürgschaft, sondern eine conventionelle Strafe, gewissermaßen ein Stadtarrest, war, im Wesentlichen aber mit der bekannten Leistung übereinkommt. Der Beleidiger mußte nämlich an einem bestimmten Ort in eine Herberge einreiten und die vorgeschriebene Zeit über allda auf seine Kosten verweilen. Der mehrerwähnte Burgfriede von 1320 setzt folgende Grade der Vergehen und Bußen fest: „Unser eheyner en sal an des andern Gut ader an syn Lude griffen. — Die Leistunge sall vier Wochen weren. Unde verkoren Wort — die zu Unfuege dreffen moegen — vierzehen Nacht. — Queme es zu den Werken, eyn Monadt, umb eyn Wonde ain halb Jare, umb ein Doitschlach ein Jare." Wer sich dem nicht unterwerf, ist „drueloess und meyneydich und alles sine Recht verloren." Für die Ganerben um Reiffenberg und in der Wetterau waren Frankfurt, Friedberg, oder Wetzlar, für die nach der Lahn hin, Limburg, Idstein oder Weilburg, als Leistungsorte vorgeschrieben.

7) Wer sich der Burg gegen einen Feind zu bedienen genöthigt ward, oder einen anderen darin enthalten wollte, mußte davon vorher den Ganerben die Anzeige machen. Wider das Reich durfte keiner die Burg gebrauchen, noch einen Feind des Reichs darin enthalten, es sey denn, daß „das Riche unsern Ganerben eynem Unrecht thun wolle." Wer zum Enthalt gelangte, mußte die Besetzung auf seine Kosten verstärken, der Burg huldigen, auch wol Enthaltsgeld (Miethe) bezahlen, welches in die gemeine Kasse fiel. In einem Reiffenberger Urk.-Verzeichniß von 1480 komt vor, daß in dieser Burg, deren weitläufige Ruinen noch von ihrer ehemaligen Größe und Stärke zeugen, zu verschiedenen Zeiten ein Landgraf von Hessen, ein Pfalzgraf, ein Markgraf von Brandenburg und ein Herr von Eppenstein sich haben enthalten lassen.

8) Die Ganerbschaften bedienten sich zu ihren gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines gemeinschaftlichen Siegels.

Pfeffinger. ad Vitr. T. IV. p. 202 sqq. gibt von einer Menge solcher Ganerbschaften in Teutschland Nachricht, und das Verzeichniß derselben ließe sich noch sehr vermehren. Viele gehören aber nicht in die Kategorie derjenigen, von welchen hier die Rede ist, wie denn überhaupt Pfeffinger u. a. Schriftsteller den Unterschied zwischen Ganerbinaten ganz verschiedener Art wenig beachtet haben. Mit einigen von Pfeffinger genannten hat es eine ganz andere und eigene Bewandtniß, wie z. B. mit der Friedberger und Gelnhäuser Burgmannschaft, wovon aber in besondern Art. zu handeln seyn wird. — Die Ganerbinate, zumal die der zweiten Art, wovon hier ausführlicher gehandelt worden, sind aber längst verschwunden, nachdem der Grund zu ihrer Errichtung aufgehört hatte. Dagegen finden sich, obwol man in neueren Zeiten allen Ganerbschaften immer abgeneigter geworden ist, doch noch viele Stammburgen oder Schlösser, welche gemeinschaftliches Eigenthum mehrer zum nämlichen Stamme gehörigen Adelsgeschlechter geblieben sind. —

Was zur Entstehung so zahlreicher Burgen in Teutschland den Anlaß gegeben hatte, beförderte auch zum Theil wieder ihren Untergang. Während der häufigen Fehden

und Kriege des hohen und niedern Adels war nichts gewöhnlicher, als den Feind, wenn er aus dem Felde geschlagen war, in seine Zufluchtsorte zu verfolgen, ihn darin einzuschließen und, wenn es mit Gewalt nicht möglich war, wenigstens durch Hunger und Abschneiden des Wassers zur Übergabe seiner Burgen zu zwingen. Die Folge der Eroberung war dann meistens, daß die Burg zugleich, wie die Alten sagten, „gebrochen," d. i. durch Anzündung, und durch Niederreißen des Mauerwerks, zerstört und unbrauchbar gemacht ward. Viele verschwanden dadurch für immer, weil der Eigenthümer sie wieder „aufzuschlagen" nicht im Stande war. Manche andere fanden ihren Untergang, weil sie Räubersitze waren, oder doch dafür galten. Sorge für die öffentliche Sicherheit mußte, wenn nicht immer zum wahren Grund, doch zu einem scheinbaren Vorwand der Zerstörung dienen. Balduin aus dem Hause Luxemburg, ein vieljähriger Vorsteher des Erzstifts Trier (1308—1354), durch außerordentliche Leibesstärke und kriegerischen Muth gleich berühmt, dem das Schwert lieber, als der Bischofsstab war, machte sich durch Zerstörung alter Ritterburgen einen Namen. Wenn ihm bei solchen Unternehmungen das gemeine Wohl zum Aushängeschild dienen mußte, so mochte doch wol Befriedigung seiner Kriegslust und Vergrößerungssucht im Hintergrunde liegen. Darum ging er auch über die Gränzen des Erzstifts hinaus und oft weit auf der rechten Rheinseite. War erst der niedere Adel geschwächt, dann ward es ihm um so leichter, auch den höheren zu bekämpfen, und das Erzstift auch diesseits zu erweitern. Neue, nach ihm benannte Burgen mußten die neuen Erwerbungen schützen. — Viele gewaltsamer Zerstörung entgangene Burgen wurden dem Untergang geweihet, als mit Befestigung des Landfriedens, mit dem Ende der Fehdezeiten, der Zweck ihrer Errichtung großentheils wegfiel. Der Adel fand es nun nach und nach bequemer, in der Ebene, unter Menschen zu wohnen, als auf einsamen schwer zugängigen Felsen zu nisten. Von ihren Bewohnern verlassen sind viele der herrlichsten Burgen in Staub gesunken, ihre Stätte kaum mehr zu finden. Mehre trotzen nach vielen Jahrhunderten noch durch die Stärke ihrer Mauern dem zerstörenden Einfluß der Witterung, und bleiben in schönen Ruinen vielleicht noch lange redende Denkmäler der Vorzeit. —

An Burg — wie es hier in der gewöhnlichsten Bedeutung und als synonym mit Veste und Schloß gebraucht worden, schließen sich mehre Begriffe und Zusammensetzungen mit dem Hauptworte an, die in Glossarien gar nicht, oder doch nur unvollständig vorkommen, und daher einer nähern Erörterung bedürfen. Hieher gehört:

Burgfriede. Dieses Wort ward in mehren Bedeutungen gebraucht, welche doch alle, wie schon aus der Zusammensetzung des Worts sich schließen läßt, auf einen Friedensstand, auf das Entgegengesetzte von Streit, Unfriede, Beziehung haben. — Oben ist schon vorgekommen, daß, so gewöhnlich auch in früheren Zeiten bei dem hohen und gemeinen Adel Länder- und Gütertheilungen waren, die entstehenden einzelen Linien doch einen besonderen Werth darauf setzten, wenigstens die Stammburg in Gemeinschaft zu behalten. Vorzüglich war dieses der Fall, wenn der Name der Burg zugleich Stammsname geworden, und keine der sich abtheilenden Linien geneigt war, einen anderen Namen, und damit auch wol ein anderes Schild anzunehmen. Bald lehrte indessen die Erfahrung, daß dergleichen Gemeinschaften zu manchem Streit, wol gar zur völligen Entzweiung der Geschlechter Anlaß gaben. Darum geschahe es wol, daß die Aufhebung solcher Gemeinschaften von manchen Geschlechtern vorgezogen ward, daß ein Geschlecht das andere auskaufte, daß, wie die Geschichte der alten Grafen v. Dietz zeigt, die ältere Linie der jüngeren ein neues Schloß Weilnau baute, um damit zum alleinigen Besitz der Stammburg Dietz zu gelangen. Wo solches nicht möglich zu machen war, suchte man wenigstens durch Verträge, durch gemeinschaftlich verabredete Ordnungen und Satzungen, jedem künftigen Streit so viel thunlich zuvorzukommen. Eine solche Verabredung bestimmte genau den Bezirk oder Befang um die Burg herum, der als Zugehör oder integrirender Theil derselben angesehen ward, und wie die Burg selbst in Gemeinschaft blieb. Sie setzte die Rechte und Befugnisse eines jeden Theilhabers fest, so wie seine Verpflichtungen, in Hinsicht auf Unterhalt und Bauung an den Befestigungen und Wohnungen in der Burg, über deren Besetzung, über Kostenbeiträge, über Entscheidung der etwa entstehenden Streitigkeiten, u. s. w. Eine solche Verabredung oder gemeinschaftliche Satzung ward Burgfriede und wol sehr passend genant, weil sie die Erhaltung des Friedens in der Burg und in deren Umfang bezweckte. Auf ähnliche Art und das nämliche bezweckend waren

2) die Ordnungen, welche die Theilhaber einer ganerbschaftlichen Burg von zweiter Art, wo die Gemeinschaft sich nicht auf Erblichkeit und Miteigenthum, sondern auf Bündnisse gründete, mit gemeinschaftlicher Zustimmung errichteten. Auch diese führten die Benennung: Burgfriede. So wie aber eine solche ganerbschaftliche Burg von einer in Gemeinschaft gebliebenen Stammburg wesentlich verschieden war, so traten auch in dem Burgfrieden beider Art wesentliche Verschiedenheiten ein, die schon aus dem Art. Burg hervorgehen, hier also nicht wiederholt werden.

3) Jede Burg hatte in der Regel einen größern oder kleinern Bezirk um sich herum, der als unzertrennlich von derselben und so angesehen ward, als ob er in der Burg selbst gelegen wäre. Bei einigen war solcher auch wol mit einer besondern Umzäunung eingeschlossen. Lag etwa unmittelbar an dem Burgberg eine Stadt, so war, an zugänglichen Stellen wenigstens, der Burgbezirk mit einer Mauer von dem städtischen abgesondert, und die darin angebrachten Thore wurden von dem Burgbesitzer geschlossen. Hatte die Stadt, wie gewöhnlich, ihr eigenes Gericht, so bezeichnete eine solche Mauer zugleich die Gränze der städtischen Gerichtsbarkeit gegen die Burg hin. Auf einen solchen Burgbezirk, es mochte nun die Burg in dem Besitz eines Einzigen, oder mehrer Theilhaber und Ganerben seyn, erstreckten sich daher auch die Anordnungen und Verträge, die schriftlichen Burgfrieden, welche wegen der Burg ausgefertigt wurden, und in welchen dann auch die Gränzen des Bezirks meistens angezeichnet waren. Da-

von ward dann der Bezirk selbst ebenfalls Burgfriede genant. — Da die Ritterschaft der Vorzeit bei den häufigen Fehden, obwol sie eine Folge allgemeiner Anarchie waren, doch gewisse hergebrachte Gesetze als Norm annahm, die ohne Verletzung der Ritterehre nicht überschritten werden durften, wohin denn auch gehörte, daß ein Angriff, oder eine Befehdung für ungerecht galt, wenn sich der Angreifende nicht wenigstens einige Tage vorher förmlich als Feind durch Briefe oder Boten angekündigt hatte; so ward es doch nicht für Übertretung dieses Ehrengesetzes gehalten, jedem, der auf der Landstraße und auf freiem Felde angefallen ward, zu Hilfe zu eilen, den Angreifer, war er gleich nicht erklärter Feind, auf dem Rückzuge zu verfolgen und ihm die gemachte Beute wieder abzujagen. Eine solche Folge hörte aber auf erlaubt und rechtmäßig zu seyn, sobald der Zurückziehende mit seinen Leuten und mit seiner Beute die Gränzen seines Behalts, wie die Alten sich ausdrückten, erreicht hatte. Diese durfte der Verfolger nicht überschreiten, ohne sich in Unrecht zu setzen. Unter dem Ausdruck Behalt ist dann nicht nur die Burg selbst, oder die geschlossene Behausung, sondern auch der dazu gehörige Bezirk, der Burgfriede in der Bedeutung Nr. 3. zu verstehen. — Mit einem solchen kleinern Bezirk zunächst um die Burg herum, dem eigentlichen Burgfrieden, darf aber nicht eine ganze Landschaft, oder ein Landestheil verwechselt werden, der zu einer Burg geschlagen war, nach ihr oft benant, von der Burg aus verwaltet ward, und bei Theilungen, Verkauf oder Verpfändungen mit der Burg vereinigt blieb. Wenn nun, wie fast aus jeder Urk.-Samlung zu ersehen, in Veräußerungsbriefen vielfältig nur die Burg, als Gegenstand der Veräußerung genant wird, so hat man doch darunter in den meisten Fällen zugleich die zur Burg geschlagene Landschaft mit allen Ortschaften, Einwohnern, und den darin fallenden herrschaftlichen Einkünften zu verstehen.

4) Noch ist einer erst später aufgekommenen Bedeutung des Worts Burgfriede zu gedenken, welche eigentlich nur auf Burgen und Schlösser der mit Landeshoheit begabten Reichsstände Beziehung hat. Seitdem diese anfingen, ihr „Hofgesinde"—nach heutigem Sprachgebrauch ihren Hofstat, zu vermehren, auch die vormaligen Wanderungen in Abgang kamen, und die Großen sich häufiger als früher ständige Wohnsitze, Residenzen, wählten, ward an den meisten Höfen nöthig gefunden, eigene Polizeiordnungen und Vorschriften, hauptsächlich zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Schloß und dessen Bezirk aufstellen zu lassen. Darin waren dann auch besondere Strafen für die Übertreter und Unruhestifter festgesetzt, gewöhnlich weit härtere, als die sonst üblichen, z. B. Abhauen der rechten Hand bei vorfallenden Thätlichkeiten, weil jedes Vergehen in der Nähe und in der Wohnung des Herrn zugleich für eine diesem selbst zugefügte Beleidigung geachtet ward. Dergleichen Hausordnungen wurden, auch ganz angemessen, Burgfrieden genant, und fanden auf Vergehungen in der Burg selbst sowol, als in dem dazu gehörigen Bezirk, dem ganzen Burgfrieden in der Bedeutung No. 3, ihre Anwendung. — Auf den Zugängen befanden sich darum auch häufig schon Warnungstafeln mit dem Worte: Burgfrieden, aufgestellt, denen wol ein Beil und eine Hand, oder etwas dergleichen beigemalt war.

Burggraf. Die Bildung dieses aus Burg und Graf zusammengesetzten Worts gibt zwar schon zu erkennen, daß damit eine dem Grafenamt ähnliche Dienststelle bezeichnet worden, die aber auf eine Burg Beziehung gehabt haben müsse, wie bei Markgrafen, auf Gränzen gegen Nachbarstaten. Doch hat bis jetzt noch nicht bestimt ausgemittelt werden können, wenn das Burggrafenamt aufgekommen und worin es bestanden habe. Wahrscheinlich ist aber, daß schon vor K. Friedrich I. Burggrafen angestellt gewesen und die ersten wol in kaiserlichen Burgen. Aufsicht über die Burg und deren Beschützung, Verwaltung der zur Burg gehörigen Domäne, war ohne Zweifel ihre Hauptobliegenheit, woneben sie dann, wie andere Grafen, auch das Richteramt in ihrem Bezirk bekleideten. Wie bei andern Reichsbeamten, so auch bei den Burggrafen, ging das ursprünglich persönliche Amt bei vielen in Erblichkeit und Reichsstandschaft über. Mehre trugen ihre Burggrafschaften von Kaiser und Reich zu Lehen. Andere scheinen aber auch von höheren Reichsständen abhängig gewesen zu seyn. Überhaupt war unter den früher in großer Anzahl vorkommenden Burggrafen eine bedeutende Verschiedenheit, wozu dann schon viel beitrug, daß die zu den Burgen gehörigen Territorien bei den einen ausgedehnter, bei anderen von geringerem Umfang waren, auch ein Burggraf vor dem andern schon vor seiner Gelangung zur Burggrafschaft ein mächtigerer und reicherer Landherr oder Gutsbesitzer gewesen war. — Von den ältern Burggrafen standen vorzüglich die Nürnberger in großem Ansehen, so daß sie den Fürsten gleich zu achten waren. Ihr Reichthum setzte sie in Stand, die Kaiser vielfältig zu unterstützen, was ihnen selbst oft auch wieder Gelegenheit zu neuen Erwerbungen gab. — Von den vielen ehemaligen Burggrafschaften sind die meisten schon in früheren Zeiten abgekommen, doch behielten mehre Häuser den burggräflichen Titel bei, und zogen ihn dem Grafentitel vor. Am bekanntesten waren davon noch bis auf die neuesten Zeiten die Burggrafen von Dohna, und die von Kirchberg, an welche durch Erbschaft ein Theil der alten Grafschaft Sayn gefallen war und die daher häufig auch Grafen von Sayn-Hachenburg genant wurden. Diese sind aber nun auch ausgestorben. — Die Friedberger Burggrafen gehören nicht hieher, da es, wie oben schon bemerkt worden, mit der Burg Friedberg, ihren Burggrafen und Burgmännern eine ganz andere Beschaffenheit hatte. — Es mögen übrigens die in den ältesten Urkunden vorkommenden Benennungen Burggravius und Castellanus, gar oft als gleichbedeutend gebraucht worden seyn, weil ursprünglich das Amt dieser Ministerialen das nämliche war. Später und als mehre Burggrafschaften bereits erblich geworden, mit vielen Burggrafen eben die Veränderung wie mit anderen vormal. Reichsbeamten schon vorgegangen war, scheint doch die Benennung Castellan eine niedrigere Stufe zu bezeichnen und von Vorgesetzten der minder wichtigen, mit einem eigentlichen Territorium nicht verknüpften Burgen gebraucht zu werden. So kommen zwar bei der nächst Wetzlar gelegenen alten kaiserl. Burg Calsmunt Castellane vor, dagegen wird von einem Burg-

grafen zu Calsmunt schwerlich in Urkunden die Rede seyn. Mit dem teutschen Burgvogt oder Schloßhauptmann, ist also wol vom 13. Jahrh. an das Wort: Castellanus richtiger zu übersetzen. Bei dergleichen Castellaneien lag häufig ein Geldgeschäfte und eine Pfandschaft zum Grund. Der reiche Edelmann schoß dem Eigenthümer der Burg eine Geldsumme vor und erhielt dagegen die Burg mit den dazu gehörigen Gütern und Einkünften pfandsweise, oder als Pfandlehen, zur Benutzung für die Zinsen, wogegen er unter dem Namen eines Castellans, auch wol Amtmanns, Drosten, die Burg verwahren, und für die Erhaltung ihres Zugehörs sorgen mußte. Manche kam dadurch als Eigenthum an den Castellan oder dessen Erben, weil es dem Verpfänder an Mitteln zur Einlösung fehlte. — Als endlich das Kriegswesen eine gänzliche Veränderung erlitt, seit Einführung der Feuergewehre und des groben Geschützes persönliche Tapferkeit allein nicht mehr entschied, Söldner und stehende Heere aufkamen, die Vertheidigung fester Plätze kunstvoller ward, und erfahrnen Befehlshabern anvertraut werden mußte, fiel der Zweck der vormaligen Burggrafschaften und Castellaneien großentheils weg. Die Civilverwaltung ward, meistens unter andern Namen, besondern Statsdienern übergeben.

Bei Hofhaltungen und in herrschaftlichen Schlössern kamen zwar wieder Burggrafen auf, wie sie noch bestehen, und die gewöhnlicher noch in manchen Ländern Castellane, Schloßverwalter, Schloß- oder Burgvögte (franz. Concierge) genant werden. Sie sind aber mit den ehemaligen Burggrafen nicht zu vergleichen, sondern gehören zu den unter dem Hofmarschallamt stehenden Offizianten, und haben die Aufsicht auf Unterhaltung und Reinigung der Schloßgebäude, auch Verwahrung des darin befindlichen Geräthes.

Burghaus, f. Burgsess.

Burghut, Burgknechte. Burghut wird zwar in weitläufiger Bedeutung für Verwahrung einer Burg, Sorge für deren Sicherheit und Vertheidigung gegen einen Feind gebraucht. In diesem Sinne ist die ganze Veranstaltung, welche zu jenem Zweck auf einer Burg gemacht worden, und das ganze Personal, dem die Verwahrung übertragen ist, darunter begriffen. Die eigentliche und gewöhnlichere Bedeutung von Burghut, wofür wir heutiges Tages Burgwache sagen würden, beziehet sich aber nicht auf den Burggraf und die Burgmänner, denen die Vertheidigung oblag, sondern auf die gewöhnliche Bewachung durch die Burgknechte. Zu diesen gehörten die Pförtner und Thorwächter, die Thürmer und Thurmhüter, und die gemeinen Wächter. Pförtner und Thürmer, wovon der erste das Burgthor zu schließen und zu öffnen, der andere die Umgegend zu beobachten und über das, was vorging, bestimmte Zeichen zu geben hatte, standen gewöhnlich in Kost und Lohn. Zu dem gemeinen Wachedienste dagegen wurden in vielen Burgen die Bewohner der zu der Burg gehörigen Höfe, oder Zenten und Gerichte, in so weit sie dienstpflichtig waren, der Reihe nach gebraucht. Städtebewohner blieben davon befreiet, weil sie ihre eigenen Thore zu bewachen hatten. Durch Übereinkunft zwischen dem Burgherrn und den Dienstpflichtigen ward aber auch vielfältig ein bestimmtes Wache- oder Wächtergeld bezahlt, und der Dienst durch Lohnwächter gethan. Als die von Dietz durch die Grafen von Nassau mit dem Erbmarschallamt der Grafschaft Dietz auch die von Graf Adolf erbaute Burg Ardeck zu Lehn empfingen, wird in einem Lehnbrief von 1467 auch noch des Wächtergelds als Zugehör des Lehns gedacht, welches das Gericht Flachs jährlich auf die Burg Ardeck zu zahlen hatte, wogegen dasselbe von der Burgwache befreit war, und die von Dietz Lohnwächter auf ihre Kosten halten mußten. In den Dillenburger Kammerrechnungen kam bis auf die neuesten Zeiten ein solches Wachegeld aus allen Dillenburger Ämtern in Einnahme, seitdem sie keine Wächter mehr auf die Schlösser und Burgen stellten und die Wachen mit Söldnern besetzt wurden. In andern Gegenden mag dieses Wächtergeld auch Burghut genant worden seyn.

Burglehen, Burgmann, Castrense feudum, Castrensis. Die eigentliche Vertheidigung der Burgen gegen feindliche Angriffe war, so lange das ganze Kriegswesen auf dem Adel beruhete, ebenfalls Sache der Ritter und Edelknechte. Ward eine Ritterburg mit einem solchen Angriff bedrohet, welchem doch gewöhnlich das Ansagen der Feindschaft und Befehdung vorausging; so versammelten sich des Burgherrn Stammsvettern, Freunde, Verbündete, auch wol Vasallen, zur Hilfe. — Bei ganerbschaftlichen Burgen war es die erste Pflicht der Ganerben, der Burg zum Schutz zuzueilen. — Vertheidigung der Burgen und Schlösser des hohen Adels oder Herrenstandes lag vorzüglich den Lehnleuten ob. Als das Lehnswesen aufkam, welches ganz auf den von den Vasallen und ihrem Gefolge zu leistenden Kriegsdienst berechnet war, fand noch kein Unterschied zwischen Feld- und Burgdienst Statt, die longobardischen Lehnrechte wissen daher auch von besondern Burglehnen nichts. Jeder Lehnmann war und blieb auch später eben so verpflichtet, seinem Herrn zu Heereszügen, zum Krieg in offenem Felde, zum Angriff fester Orte, zu folgen, als seine Vesten zu vertheidigen. Doch kam bald der Gedanke auf, daß es nützlich sey, auch noch eigene zum Burgdienste ganz besonders verpflichtete Lehnleute zu haben und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese auch, der ursprünglichen Absicht nach, ihren beständigen Aufenthalt in der Burg haben nehmen sollen, um nicht in Zeiten der Gefahr erst ihre Ankunft von außen her erwarten zu müssen, was doch nicht allgemein zur Ausführung kam, oder wovon doch bald schon wieder Ausnahmen gemacht wurden. So entstand also eine neue Art von Lehen u. Mannen, Burglehen u. Burgmannen, feuda castrensia, castrenses. Sie erklären sich schon aus dem Vorhergehenden. Wer von dem Besitzer einer oder mehrer Burgen ein Haus, ein Grundstück oder ganzes Gut, eine jährliche Natural- oder Geldrente rc. als Burglehn annahm und den Lehnseid darauf leistete, verpflichtete sich dadurch zur Vertheidigung der Burg, so oft er dazu von dem Herrn aufgefodert ward, und unterwarf sich sogleich der Beobachtung des Burgfriedens und anderer wegen der Burg getroffenen Anordnungen, so lange sein Aufenthalt in der Burg dauerte.

Zur Heerfahrt und zu einem Kriegszuge seinem Herrn zu folgen, war er dagegen nicht verbunden, außer wenn er, was meistens der Fall war, auch noch ein Mannlehen von dem nämlichen Herrn besaß. Es waren aber die Burglehen, bei welchen alles auf die besondere Übereinkunft zwischen dem Herrn und dem Lehnträger ankam, ihrer Beschaffenheit und sonstigen Bestimmungen nach sehr verschieden. — Am häufigsten bestand, nach einer Menge noch vorhandener Lehnbriefe, das Burglehen in Geld, dessen Betrag wol nach Verhältniß der Dienste, die von dem künftigen Burgmann zu erwarten waren, oder auch durch andere Umstände, vielleicht geringere oder weitere Entfernung seines Wohnsitzes von der Burg, höher oder niedriger bestimt ward. Entweder zahlte dann, nach dem wie man übereingekommen war, der Burgherr alsbald ein bestimmtes Kapital an den Burgmann, dessen jährliche Benutzung zu gewissen Procenten, meistens zu 10 vom hundert, angeschlagen war. Der Burgmann mußte dafür so viel an liegendem Gut, oder an sicheren Renten, z. B. Zehnten, ankaufen, daß deren jährlicher Ertrag den bestimmten Procenten gleich kam. — Der Burgmann konnte aber auch, wenn er so viel an freiem, keiner andern Lehnbarkeit unterworfenem, Gut, oder an freien Renten schon besaß, als nach der Procentbestimmung erfoderlich war, von diesem seinem freien Eigenthum dem Burgherrn anweisen. In beiden Fällen nahm das Angekaufte, oder Angewiesene die Eigenschaft eines Lehns an. Der Burgherr erwarb daran das Obereigenthum, der Burgmann kam oder blieb im nutzbaren Besitz, doch nur unter Beschränkung der Eigenthumsrechte durch die Lehnbarkeit. — Oder — und dieser Fall komt am häufigsten vor — der Burgherr machte sich verbindlich, dem Burgmann eine bestimmte Jahresrente, die doch selten 10 Mark überstieg, so lange zu entrichten, bis er 10 mit 100 abgelegt haben würde. Trat diese Ablage ein, so mußte der Burgmann mit der Anlage dieses Kapitals es eben so halten, wie im ersten Falle, und unter den nämlich Lehnsverbindlichkeiten. — Diese Einrichtung gewährte dem Burgherrn den Vortheil, daß er sich mit einem nicht sehr bedeutenden Aufwande Vertheidiger seiner Schlösser erwarb, und dabei doch die Aussicht eines etwanigen künftigen Heimfalls des Lehns behielt, zumal da bei Burglehen in der Regel keine weibliche Erbfolge Statt fand. Der Burgmann aber gewann in jedem Falle eine Erweiterung seines nutzbaren Eigenthums und eine ständige Rente für sich und seine Lehnserben, die er in der Regel jährlich bezog, wenn er auch mit Burgdiensten verschont geblieben war. — In Ansehung der übrigen Bestimmungen bei Errichtung eines neuen Burglehns finden sich hauptsächlich darin Verschiedenheiten, daß ein Burgmann sich entweder im Allgemeinen zum Burgdienste ohne alle Ausnahme verpflichtete, also in jeder Burg seines Lehnherrn auf Erfodern sich stellen und solche, auch gegen jeden Feind, vertheidigen helfen mußte, oder daß seine Verpflichtung nur auf eine oder einige in den Lehnsbriefen namentlich bestimmte Burgen seines Herrn eingeschränkt war, und er in andere nicht gefodert werden konnte; aber auch wol in jene nicht, wenn sie von einem Feinde bedrohet waren, gegen den er nicht dienen zu müssen sich ausdrücklich vorbehalten hatte. Umgekehrt machte sich auch wol ein Burgmann zum Dienst genannter Feinde verbindlich. Als Beispiel: „Ich Renneward Herre v. Stralenberg duin kund — daz ich Burgmann wordin bin des — Gr. Johans von Nassawe umme hundirt Marg Pennige — und gelabin yme mit mine Libe, Gude und mit minen Vestin widir den — Lantgraven von Heissen — und widir Grave Wilhelmen von Katzenelenbogen und ir Helfer — alle sin Reith zu behaldim." Die Bestallung zum Burgmann ist hier zugleich ein Angriffsbund. — Auch darin lag eine Verschiedenheit bei den Burgmannschaften, daß der eine Burgmann in der Burg „sitzen," seinen gewöhnlichen Aufenthalt darin nehmen mußte [4]), der andere dagegen nur als „unbesessener" Burgmann sich verpflichtete, also nur, wenn ihn der Lehnsherr foderte, in die Burg „einzufahren" schuldig war. Daß das erste, als die Burglehne aufkamen, die Regel war, scheinen die in späteren Lehnbriefen vorkommenden bestimmten Ausnahmen zu beweisen, deren es sonst nicht bedurft hätte. Bestand das Lehen in einem Burghaus, so ist ohnehin schon zu vermuthen, daß der Lehnträger auch, wenigstens auf gewisse Zeit, die Wohnung in demselben nehmen mußte. — Einige Auszüge aus Urkunden mögen dem Gesagten zur Erläuterung und Bestätigung dienen. Graf Johann zu Nassau belehnt, nach dem Aussterben der Dynasten von Greiffenstein, den jungen Grafen Engelbert von Sayn mit dem Greiffensteinischen Lehen im Dietzischen, 1325 auf Kreutzersind., und fährt dann im nämlichen Briefe fort: „Vort me gebin ich Grebe Johan v. Nassawe dem vorgen. Engelbrechte v. Sayne Zwenczich und Hundert Marg Penninge dri Haller vor den Penning gezalt, und gewinnen und han gewunnen denselben Engelbrecht und sin Erbin mir und meinen Erbin zu Burgmanne, nit zu sitzene, dan anders alle min Recht und Gewonheit mir helfen zu behaldene als andere mine Burgman. Also daz ich Engelbrecht von Seyne dazselbe Gelt an zwelf Marg Geldes wol belegin sal, oder ich sal mins Eigens als vil bewisen und ufgebin sinem Juncherren Grebin Johanne von Nassawe und minen Erbin, daz zwelf Marg Geldes wol bewiset sin. Dan aber sal ich und min Erbin zu Bylstein Burgman sin, in allem dem Rechte, als da vor ist genant." So heißt es in einer andern Urk. 1325. Sont. n. Walp. „Ich Heymerad von Elbene Ritter bekenne — das der EdelMan Graue Johan von Nassauwe — mich und myne Erben hait zu Erbeburgmanne gewonnen mit funfftzig Marcken Eyscher? Penninge — und sal Ime in myne eigen Gut wisen funff Marck — die wise ich Ime an — in myne eigen Gut zu Elbene und sal ich und myne Erben die funff Marck — von — myme Junchern Johanne und myme Herren Greuen Heinriche sime Bruder — ewieliche zu Erbeburglehen haben und besitzen und sullen daromb zo Dillenberg ire unbesessine Burgmanne sin. An dirre Hulde und Burgmannschafft nemen wir uyß unsen Herren den Lantgraven von Hessen dem wir zubevor wollin sin verbunden." — „Wir Heinrich Grebe von Nassowe — geben und bewisen —

4) Bei Du Fresne komt diese Verbindlichkeit unter der Benennung Stagium vor, was doch in teutschen Urkunden sich nicht finden dürfte. Nur in anderer Bedeutung war obstagium in Teutschland üblich.

Hartrade, Conrade, Heydenriche und Gilbrechte Gebrudern von Heygere ꝛc. fürbaz han wir die vorgen. Gebrudere zu Burgmanne gewunnen uf alle unse Vesten die wir han und fürbaz gewinnen, daz sie uns sullent helfen behuden und behalden unse recht und unse Gewonheit. Darumb han wir denselben — zu Burglene bewiset und gegeben zeyn Marg Geldes alle Jar uf unser Bede zu Heygere, di sal In unse Amptman daselbes geben — funf Marg — uf der Meybede — und die andern funf Marg — von der Hirwestbede. — Auch ist geredit daz wir — die Gulde — losen mogen — ie die Marg Geldes mit zeyn Marken — und — sullent si uns glicher Gulde uf ir eygen Gut bewisen. Davon sie und ir Erben unser — Ewige Burgman — sullent bliben. Wilcher auch der — Brudere sins Burglenes nit verdiente, dem sulden wir das Burglenis zu sime Deile nit geben. ꝛc. D. 1332 Fridages n. S. Martinsdage zu „Hirweste.“ — Doch gab es auch unter den Burglehnen beträchtlichere. So werden als nassauisches Burglehen des Geschlechts von dem Berge gen. Keßler zu Kirberg in dem Lehnbrief von 1476 aufgezählt: „Haus, Hof und Hofstatt zu Kirburg, ein Wiesenplacken, vier Morgen Lands im Kirburger Feld und eine Steinkaute unter der Burg.“ Die von Langenau hatten als Burglehen zu Laurenburg nach dem Lehnbrief von 1408: „„eine Gülte zu Walerszheim von 7 Fuder Wein und 10 Mark Brabäntisch an Geld; den Zehnten zu Langscheid; den zwanzigsten Pfennig an der Fischerei zu Warrschheim; die Fischerei unter Laurenburg (in der Lahn); eine Hofstatt zu Laurenburg auf der Burg,“ wozu im Lehnbrief von 1475 hinzukam: „noch eine Hofstatt zu Laurenburg, ein Gut zu Thalheim, ein Burgseß zu Hadamar,“ wo sie auch Burgmänner waren. Bei dergleichen beträchtlichen Burglehen müssen aber ursprünglich besondere Verhältnisse und Umstände eingetreten seyn. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Burgherr, um sich einen einzigen Burgmann zu „gewinnen,“ solche beträchtliche Aufopferungen werde gemacht haben. Man kann daher wol annehmen, daß dergleichen sehr einträgliche Burglehne zum Theil wenigstens aus aufgetragenen Lehnsstücken bestanden haben müssen. Weil aber gewöhnlich die ältesten oder ersten Lehnbriefe nicht mehr vorhanden sind, so läßt sich auch nicht ausfindig machen, welche Umstände einen Edelmann außer dem, daß er selbst etwa den Schutz des Burgherrn und eine sichere Zuflucht in einer Burg sich erkaufen wollte, bewogen haben könnten, sein freies Eigenthum einer Lehnsverbindung zu unterwerfen. Wie bei andern Lehen, so mag auch bei Burglehen der Lehnsauftrag Folge einer Fehde und Gefangenschaft gewesen seyn. — Noch ist zu bemerken, daß bei dem Verkauf oder Versatz einer Burg die auf die nämliche Burg angewiesenen Burgmänner in der Art mit veräußert wurden, daß die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten auf den neuen Besitzer übergingen. —

Kriegsdienste waren ursprünglich das Wesentliche der ganzen Lehnsverfassung. Wie also, wenn man auf die erste Entstehung zurückgeht, Weiberlehen überhaupt eine Unregelmäßigkeit sind, so konnte auch früher von

Burgfrauen, als Besitzerinnen eines Burglehns, eben so wenig, als von geistlichen Burgmännern, die Rede seyn. Doch fanden durch besondere Verabredungen auch wol Ausnahmen Statt. In der oben auszugsweise angeführten Urkunde des Grafen Johann zu Nassau vom J. 1325 über das Beilsteinsche Burglehn Engelberts von Sayn, wird noch angefügt: Auch erkennen ich Grebe Johan v. N. daz ich gelühen han und lihen — der Edeln Frawen (Agnes) Enkiln — Gerharts von Grifenstein, die da eliche Husfrawe ist des vorgen. Engelbrechts von Seyne — die — Burglehen zu Wydeme recht und redeliche als gewonlich und recht ist.“ Hier soll zwar das Burglehn nur als Wittum nach Engelberts Tode auf die Witwe übergehen. Es wird aber doch schon als thunlich angenommen, daß Frauen, wenigstens auf gewisse Zeit, Burglehen besitzen können, wenn sie dagegen einen Burgmann zur Versehung des Dienstes stellen, worauf sich dann wol die Worte: „als gewöhnlich und recht ist,“ beziehen. Als Erzb. Peter von Mainz die von Aschhausen 1315 zu Burgmännern annahm, sagten diese: „nos et heredes nostros utriusque sexus in suos Castrenses conquisivit.“ — In anderer Beziehung ist es wol zu nehmen, wenn Erzbischof Gerlach von Mainz (1368 Mont. in Pfingstt.) die Gräfin Irmgart von Nassau, seine *Stiefmutter*, zu seiner und seines Stifts Burgfrau zu Bischofsheim annimt, oder Graf Adolf zu Nassau und Dietz (1390. d. Praxed.) dem Nonnenkloster Berpach das nämliche für die gottgeweihten Jungfrauen gewährt, und ihnen, sonderbar genug, die Freiheiten und Rechte seiner andern Burgmänner zusichert. Beide haben wol eben so wenig Dienste von diesen Burgfrauen erwartet, als die Grafen Heinrich und Reinhard zu Nassaubeilstein, von Ordensbrüdern, wenn sie (1382. d. Iac.) Abt und Convent des benachbarten Klosters Marienstadt in der Grafschaft Sayn zu Burgmännern in allen ihren Vesten aufnehmen. Dagegen ist auch in allen diesen Fällen von Burglehnen keine Rede. — Das in Rittergeschichten und Theaterstücken häufig vorkommende Wort: B u r g f r a u, in der Bedeutung als Gemalin eines Burgherrn, oder Besitzerin einer Ritterburg, gehört nicht hieher. —

Noch in einer anderen, als der bisher erklärten, Bedeutung komt das Wort Burglehen vor, welche das lateinische: feudum castri, bestimmter ausdrückt, wo nämlich nicht um des Burgdienstes willen Güter und Gefälle zu Lehen gegeben werden, sondern eine Burg selbst. Wenn dieses von geistlichen Herren geschahe, so bezweckten sie damit mehre Sicherheit und Schutz für sich und ihr Stift. Darum wählten sie auch meistens einen benachbarten Grafen oder Herrn, von dem sie mit seinen Vasallen kräftigen Beistand in Nothfällen zu erwarten hatten. Bei weltlichen Herren läßt sich weniger ein Grund denken, der sie bewegen konnte, sich einer Burg durch Verleihung an einen anderen zu begeben, und es mußte solches wol durch besondere Umstände veranlaßt werden, die sich — wenn die Urkunden darüber schweigen, nicht leicht mehr ausfindig machen lassen. Doch fehlt es nicht an Beispielen. Graf Otto von Nassau und seine Gemalin Adelheid gaben 1350 ihre Burg und Stadt Herborn mit Leuten und Burgmannen an Graf Johann von Nassau-Merenberg. An ein Pfandlehen ist hier nicht zu denken. Denn Johann reversirt sich: „Wanne sy — kumint und heißent uns — dy vorgen. Stat und Burg widder, daz wir sy in dan ledig und los ane alle Gelt — widder geben sol-

len." So gibt Graf Johann IV. zu Nassauvianden 1455 seinem Burggrafen, Drost und Amtmann (Statthalter) zu Vianden, Hermann von Heiger, der also noch dazu seiner Stelle wegen in der Entfernung lebte, sein Schloß und Haus zu Heiger, kurz vorher noch die Residenz seines Oheims, mit Ställen, Scheuern, Wiesen und Akkerland, zu Erbburglehn. Warum? wird nicht gesagt. In einer Urk. von 1461 heißt es nur: „So als wir hiebevor uff allerley Underrichtunge — Herman von H. — geluwen hain ꝛc." Johann scheint damals diese Verleihung schon bereuet zu haben, indem er verordnet: „Ob es Gott also schicket, das solich Huß — widder erlediget und abestirbet, das nymantz widder zu verlyhen, sondern das by der Lantschafft erfflich zu behalten." — Der Belehnung des Adelsgeschlechts von Dietz mit der Burg Ardeck, ist oben schon gedacht worden. Sonst kommen Burglehne dieser Art eben nicht häufig vor, außer wenn bei größeren Lehen eine Burg in dem Hauptlehen mit begriffen war.

Burgsess, Burghaus. Burgseß, was meistens unrichtig erklärt wird, beziehet sich auf die oben vorgekommene Verschiedenheit der Lehnspflicht eines Burgmanns, welche bei dem einen die Verbindlichkeit in der Burg zu „sitzen," in oder bei der Burg zu wohnen, in sich begriff, bei dem andern, vertragsmäßig „unbesessenen" Burgmann, nicht. Hiernach bezeichnet dann Burgseß im Allgemeinen die Wohnung, welche ein Burgmann vermöge seiner Lehnspflicht in der Burg zu nehmen verbunden war, er möge nun das Burggebäude selbst, oder ein besonderes Haus bewohnt haben. Häufiger ist aber Burgseß mit Burghaus gleichbedeutend, und darunter ein zu einer Burg gehöriges, von einem Burgmann bewohntes Haus zu verstehen. Dergleichen Burghäuser waren in früheren Zeiten wol meistens in der Burg selbst errichtet, vielleicht auch Eigenthum des Burgherrn und den Burgmännern zum Gebrauch eingeräumt, oder auch als Burglehn hingegeben. Von Häusern, welche zu Burglehen gegeben waren, sind oben schon Beispiele bei den nassauischen Burgen Kirberg, Laurenburg, Hadamar vorgekommen. So bekennet Hermann (Schenke) v. Schweinsberg Weppener in einem Revers von 1350, **Dom. p. Elisab.** „daz mir die Edelmann — Grebe Johan von Ziegenheinn und — Godfried sein Sone gegeben und bescheiden han ein Erbburgseß uff Irme Hauß Schönstein — wann das ich nit lenger enbin, so sollen das Burglehen haben und besitzen meine eldesten Sone zwene, die da Leyzen seyn. — Were auch das ich oder dieselben — von demselben Hauß — Gudes erkoberen khundten — an Holz, an Velde ꝛc. — das — sulde bey dem Burgkseß pleyben und darzu gehoren." — Nicht in allen Burgen mag aber der Raum erlaubt haben, auch den Burgmannen eine Wohnung darin einzuräumen, oder Burghäuser zu errichten. Die Burgmänner bauten daher häufig, wo es thunlich war, wenigstens innerhalb des Burgfriedens, oder der Freiheit, doch auch wol in den an die Burg stoßenden Städten, aber immer der Burg möglichst nahe, wie zu Siegen, in der noch den Namen führenden Burgstraße. — Überall hatten diese Burghäuser Adelsfreiheiten, standen nicht unter dem städtischen Gericht, bezahlten keine Abgaben. Im Nassauischen, und sowol auch anderwärts, kamen solcher Burghäuser, außer Siegen, auch in Dillenburg, Herborn, Hadamar und Dietz, noch bis auf die neuesten Zeiten, häufig vor, nachdem sie ihre ursprüngliche Bestimmung längst verloren hatten, deren kaum mehr gedacht wird, und meistens vorlängst bürgerliches Eigenthum geworden waren. Doch hatten sie vielfältig noch einen Theil ihrer alten Freiheiten, bis auch diese mit so manchen theils nützlichen, theils schädlichen und unpassenden Einrichtungen aus der Vorzeit, durch die neuesten Umwandelungen zu Grabe gingen.

Mit dem ganzen Burgwesen stehet in genauer Verbindung:

Öffnung einer Burg, Öffnungsrecht, Jus aperturae, und Enthalt in einer Burg. Von beiderlei Instituten des Mittelalters wird also hier am füglichsten zu handeln seyn. Beide haben in der Hauptsache einerlei Zweck, sich einer fremden Burg zu seiner eigenen Sicherheit und Vertheidigung gegen einen Feind zu bedienen. Beide sind aber doch wesentlich von einander verschieden, wie aus der näheren Entwickelung sich ergeben wird, obwol von Schriftstellern der Unterschied zwischen beiden nicht immer genugsam beachtet worden.

Öffnungsrecht ist die Befugniß, von dem Eigenthümer oder Besitzer einer Burg zu fodern, daß er dem Berechtigten, oder dem von demselben dazu Bestellten, den Einzug in seine Burg mit bewaffneter Mannschaft, es sey zum Angriff und sicheren Rückzug, oder zur Vertheidigung gegen einen Feind, gestatte. — Aus der Landeshoheit, wie wol behauptet werden wollen, kann dieses Recht nicht hergeleitet werden. In den meisten Fällen ward es außer dem Territorium geübt. Auch hätte, nach dem Geist der Zeit, der Adel sich schwerlich eine solche Ausdehnung der Hoheitsrechte gefallen lassen. Höchstens würde man gegen den Kaiser selbst hierin nachgiebiger gewesen seyn. — Auch aus der Lehnsherrlichkeit kann das Öffnungsrecht nicht geflossen seyn. Nirgends wird die Öffnung einer Burg unter der allgemeinen Verpflichtung des Lehnmanns zum Kriegsdienst gesetzlich begriffen. Wie hätte es auch, nach so zahlreich vorhandenen Beispielen, in Lehnbriefen eines besonderen Vorbehalts, oder einer Ausbedingung des Öffnungsrechts bedurft, wenn solches ohnehin schon in dem lehnsherrlichen Obereigenthum begriffen gewesen wäre. — Dieses Recht beruhete also ganz auf besonderen Verträgen, allenfalls auf Herkommen und Verjährung, vielfältig besonders auf Hausverträgen und ganerbschaftlichen Verbindungen. — Hieraus ist schon von selbst zu schließen, daß das Öffnungsrecht auf mannigfaltige Art bestimt war und eine große Verschiedenheit in den Bedingungen vorwaltete, je nachdem beide Theile übereingekommen waren. — Als die Herren von Laurenburg, demnächst Grafen von Nassau, im J. 1158, um sich wegen ihrer neuerbauten Burg Nassau ganz sicher zu stellen, solche dem Erzstift Trier zu Lehen auftrugen, ward von Erzb. Hillin ausbedungen: **„ut omni tempore, omnibus necessitatibus nostris, contra omnes homines, nobis et successoribus nostris — idem castrum libere — ita tamen, quod de**

feodo suo nihil amitterent, pateret — castri custodes nobis fidelitatem facerent, et — locum in — castro ad edificandum nobis domum et capellam retinuimus." Hier ist also das Öffnungsrecht fortwährend; es kann in allen Kriegsnöthen, gegen jeden Feind, doch ohne Nachtheil der Burgherren, geübt werden. Die Burgwächter müssen dem Erzbischof sich auch verpflichten lassen, was in einem Vertrag über die Burg Hanstein von 1308 zwischen Erzb. Peter v. Mainz und denen von Hanstein so ausgedrückt wird: „Custodes turrium — Portenarii et vigiles ipsi domino nostro — Huldam facient — ac etiam nobis," eine Bedingung, welche gewöhnlich in allen solchen Verträgen vorkomt, wogegen auch der zur Öffnung Berechtigte den Burgfrieden beschwören mußte. — Zuweilen ist das Öffnungsrecht auch auf einen gewissen Zeitpunkt beschränkt, also nur temporell. So in der oben angef. Urk. von 1315 über die Burg Aschhausen: „Castellum — Aschusen in — guerra contra — Duces Austrie — ecclesie Maguntine — apertum esse debet." So beschränkt Arnold v. Hammerstein 1306 die den Herrn von Sleyden verwilligte Öffnung seines Hauses Bodendorf auf seine Lebenszeit ein: „perpetuis vite mee temporibus aperimus." — Häufig findet auch eine Beschränkung in Ansehung der Personen Statt, gegen welche eine Burg gebraucht werden darf. Als die Grafen von Solms, um sich gegen einen gefährlichen Nachbar, Hessen, Sicherheit zu verschaffen, mit Mainz ein Bündniß schlossen und darin zugleich ihr Schloß Hohensolms, mit der Öffnung an Mainz zu Lehen auftragen, heißt es in der Urk. von 1323, IV. Kal. Sept. „Castrum esse debet domus aperta et — lygia, vulgariter dicta ein offen ledig Huß — contra quascunque personas — Syfrido Comite de Wytchenstein et — Hartrado de Merenberg duntaxat exceptis." Hierhin gehört auch, daß bei entstehendem Kriege zwischen dem Eigenthümer einer Burg und dem, welchem das Öffnungsrecht zustand, die Burg neutral blieb. So wird in einer Urkunde des Landgr. Heinrich v. Hessen 1334 gesagt: „Wer auch daz Krieg und Urleuge sich belifin zuschen uns und edeln Grebin Heinriche" (von Nassau) „das Got nicht inwolle, So sal derselbe — uns — keinen Schadin tun — von deme Huse" (Wallenfels, in welchem Hessen die Öffnung hatte). „Ouch in solln wir yn keinin Schadin tun zu demeselbin Huse." — Hilfleistung konnte in der Regel von dem Besitzer der Burg nicht begehrt werden. Der zur Öffnung Berechtigte mußte Mannschaft und Waffen stellen, Kosten und Schaden tragen. Doch gab es auch hievon Ausnahmen. In dem oben schon angeführten Beispiel von der Burg Bodendorf verspricht der von Hammenstein denen von Sleyden mit der Öffnung zugleich seinen eigenen Beistand. — Umgekehrt macht sich Graf Johann von Nassau gegen die Ritter v. Langenau, als sie ihm 1350 ihr Haus Langenau öffnen, verbindlich, ihnen eine zweite Burg bei der alten bauen zu helfen, und „ob sy yeman hochfertigen wolde, oder Überlast tun — in dem Burgfrieden und Bisange, daz sullen wir — helfen weren und beschuden mit Libe und mit Gude wider allermenniglich." — Gewöhnlich war das Öffnungsrecht nur auf eine in den Verträgen genannte Burg beschränkt. Zuweilen, aber doch selten, fand auch wol Ausdehnung auf ein ganzes Land Statt. Als die Grafen von Waldeck 1438 dem Landgr. Ludwig v. Hessen ihr Land zu Lehen auftrugen, ward beigefügt: „die — Graffeschaft zu Waldegke, Schlosse und Stede und Dörffer darine — gehorende — sollen unsem — Oheimen Fürsten — zu Hessen — allezyt uffen sin, sich darinn und daraus zu behelfen wider allermenlichs." Hier begriff also die Öffnung, nach dem heutigen Sprachgebrauch, zugleich ein Durchmarsch- und Einquartierungsrecht. — Noch viel weiter ausgedehnt war die Öffnung, welche Gr. Johann IV. zu Nassau, Franken v. Cronenberg und dessen Erben 1452 an seine Herrschaften Altenweilnan, Camberg und Wehrheim verwilligte. Die Urk. gibt folgende Beschreibung der den Cronenbergen zugestandenen Rechte: „also daz sie und die yren darynne herbergen, Lager und Ruwesuder und Folge haben — und sich darynne und uyß behelfen geen allermenlichen. — Es sal auch — Franke — sich — aller Walde, Waßer, Weyde und Wiltbenne — gebruchen mit Gegagiß, Weydewerg und Fyscheryen so dicke und vyle yne des Even ist." — „Wers auch Sache, daz Franke — sich der Slosse gebruchen wurde, so sal men ein feylen Kauf geben als ons." — Solche einzele Fälle ausgenommen, bleibt die Regel bestehen, daß das in den Zeiten des Faustrechts und der Fehden aufgekommene Öffnen der Schlösser und Burgen nur auf Krieg und kriegerische Vorfälle Bezug hatte, und es ist ein Irrthum, wenn die Einkehr, oder das Herbergen in einer fremden Burg bei dem Durchzug oder auf einer Reise, unter diesen Begriff hat gezogen werden wollen. Bei aller Rohheit jener Zeiten bedurfte es doch hierzu eines durch Verträge erworbenen Zwangsrechts nicht, Gastfreundschaft zu üben, war ohnehin Ritterpflicht. — Das bei gemeinschaftlichen Stammburgen eines Geschlechts jedem der Theilhaber zustehende Recht, sich derselben gegen seinen Feind zu bedienen, wird auch irrig Öffnungsrecht genant, indem es nur Ausfluß des Miteigenthums (condominii) ist, was doch, wenn gleich ein beschränktes, doch immer ein wahres Eigenthum bleibt. — Ferner ists auch unrichtig, wenn — wie Scheidemantel, auch wol andere — in der Definition des Öffnungsrechts ein fremdes Schloß als wesentlich angenommen wird. Denn es konnte — was freilich parador scheint — auch bei eigenthümlichen Burgen Statt finden, so lange sie auf Wiederkauf, oder als Pfandschaft in fremden Händen waren. Geldnoth drang oft zu solchen Verpfändungen, wobei der Pfandinhaber dem Schuldner doch wol in Nothfällen die Burg zu öffnen sich verpflichtete. Daß eine solche Vergünstigung ein besonderes Vertrauen in die Redlichkeit seines Schuldners voraussetzte, ist klar. Doch fehlt es nicht an Beispielen. Mainz hatte 1303 seine Burg Haldessen an Conrad v. Twiste und Consorten versetzt. In ihrem Gegenbriefe sagen diese: „Debet etiam" (die Burg nämlich) „Domino nostro Mogunt. et ecclesie sue semper esse pro omnibus necessitatibus suis aperta Municio contra quemlibet — dummodo nobis preintimetur, quod honorifice et salvo honore facere hoc possimus." — Endlich geht aus mehren oben angef. Beispielen hervor, daß die Verbindlichkeit zur Öffnung häufig mit einer Lehnschaft zusammenhing. Ein Lehen, welches entweder ganz, oder wobei wenigstens

die dazu gehörige Burg, dem Lehnsherrn auf Erfodern geöffnet werden mußte, ward daher von den Feudisten feudum aperibile, auch ligium aperibile, und — wie das Glossar. Man. will — statt aperibile auch reddibile genant, wobei die Erklärung gegeben wird, daß ein solches Lehen dem Lehnsherrn, wenn er es verlangt, zu seinem Gebrauch von dem Vasallen habe eingeräumt und dieser bis zur hiernächstigen Zurückgabe mit den Seinigen habe auswandern müssen.— Von einer solchen Verpflichtung des Lehnträgers möchte sich aber doch, in Teutschland wenigstens, keine Spur finden. Es ist auch, da dergleichen Öffnungslehen häufig aufgetragene Lehen waren, gar nicht wahrscheinlich, daß in den oben angeführten Fällen die Grafen von Nassau, oder die von Waldeck, sich durch ihren Lehnsauftrag der Gefahr würden ausgesetzt haben, von Trier oder Hessen ganz, oder doch auf längere Zeit, aus ihren Ländern verdrängt zu werden. Überall scheinen Du Fresne und seine Verbesserer das eigentliche Öffnungsrecht gar nicht gekant zu haben, wie denn auch unter aperire und apertura dessen gar nicht von ihnen gedacht wird.—

Enthalt, von dem Zeitwort: enthalten gebildet, welches vormals schützen, jemand eine sichere Zuflucht gewähren, bedeutete, und — wenn dieser Schutz einem fliehenden Verbrecher angediehe — auch eine unrechtmäßige Handlung bezeichnen konnte, komt in Urkunden als eine Art von Öffnung einer Burg, oder eines Schlosses vor, kann aber doch nicht, wie diese, als eine eigentliche Servitut betrachtet werden. Der Enthalt geht mehr auf einen einzelen Fall, gab nie ein fortwährendes Recht, wie meistens bei einer vertragsmäßigen Öffnung, beruhete eigentlich auf einem Miethscontrakt, durch welchen der Besitzer einer Burg den Gebrauch derselben, gewöhnlich gegen eine Miethe, die auch Enthaltsgeld genant ward, demjenigen gestattete, der in Zeiten der Gefahr seine eigene nicht erreichen konnte und in der Fremde eine Zuflucht suchte, oder auch weil ihm die Burg seines Freundes gelegener war, um daraus einem Feinde, mit dem er in Fehde war, zu schaden. In dem Miethcontrakt wurden die Bedingungen des Enthalts, wahrscheinlich also mit manchen Verschiedenheiten, besonders auch das Enthaltsgeld, oder die Miethe, wie der oben angeführte Reiffenberger Burgfriede sich ausdrückt, bestimt. Es richtete sich nach dem Stande dessen, der aufgenommen werden wollte. Von mehrern, welche zur nämlichen Zeit Enthalt suchten, hatte der zuerst zahlende den Vorzug. Wie er gerüstet seyn mußte, ward ebenfalls festgesetzt.— Auch ward wol die Reciprocität ausbedungen, was bei dem eigentlichen Öffnungsrecht nicht leicht vorkommen möchte. Wie es bei gemeinschaftlichen und ganerbschaftlichen Burgen bei der Aufnahme eines Freundes gehalten ward, ist oben zum Theil schon vorgekommen. Aus nachfolgenden Beispielen wird sich dieses Institut der Vorzeit noch deutlicher darstellen. In dem zwischen den beiden Hauptstämmen des nassauischen Hauses über die gemeinschaftliche Burg Nassau im J. 1414 Freit. n. Ostern errichteten Burgfrieden wird wegen des Enthalts festgesetzt: „Item wers Sache, daz wir die Gemeynere yemant in unsern gemeynen Slosse und Burgfrieden inthalden wulden, welcher — das eirste Inthaltgeld gibit — der Inthalt sal Macht und Burganck haben.— Ob eyn Furste also inthalten wurde der sal geben 150 Gulden und 6 gude Armbrust und — 6 gude Gewapende mit Harnessche uff sine Kost in das — Sloss legen, das Sloss und den Burgfrieden helfen schirmen und behuden, als lange der Inthalt weret. Eyn Grave sal geben 50 Gulden und 3 gude Armbrust, eyn Herre — 40 Gulden und 2 — Armbrust, eyn Ritter oder Knecht — 6 Gulden und 1 — Armbrust und eyne Stat — als viel als ein Furste — und die Armbruste alle sal iglicher drier Gulden wert syn — und wer — inthalten wurdet, der sal geben den gemeynen Portenern und Thornknechten eynen Gulden zo Gezugnisse des Inthaltnisses und das Inthaltgelt und Armbrust sal der Gemeyner — geven dem Buwemeister und — das sal komen — zo den gemeynen Buwe. — Und also da inthalten wirdet der sal lyplichen zu den Heiligen sweren diesen Burgfrieden zu halden.— Wurde aber eyn Furste da inthalten, der sulde synen uffenen besiegelten Brieff geben, dar ynne er sich erkennte, diesen Burgfrieden zu halden.— Wer also — inthalten wurde, griffe der den ghenen wieder den er inthalten were nicht an, odir beschedigte yn oder das syne nicht bynnen des Jairs Frist uff dem — Slosse — mit Brande odir mit Name, so sulde sin Inhalt uß sin." Zwischen den Adelsgeschlechtern v. Reiffenberg und von Selbach Zeppenfeld bestand ein gegenseitiger Enthalt in ihren Burgen Reiffenberg und Zeppenfeld, worüber ein Vertrag von 1451 Freit. n. Barth. folgendes bestimt: „das myr (die v. R.) "zu Ryffenberg" (die v. S.) „enthalden sollen, wan myr des ermant werden, so ferre daz myr yr zu Ere und zu Recht machtig sin und Macht han Ere und Recht vor sy zu byeden und zu schryben, und wan ine solichs verslagen worden und sy verunrechten oder vertryben wolde, so sollen myr sy husen und halden zu Ryffenberg und so sulden auch die vorgeschribene (v. Selbach) — thun, als daz dan auch gewonlich und Herkommen ist eynen zu enthalten. — Werß Sache daz — vorgen. (v. Selbach) noyt were ader worde des Enthaldes — und des — gesynnen, werß dan daz yß den vorgen. (v. R.) nyt gelegen were von Eyde, Eren ader Verbuntenisse wegen, ader sust yr Gut und Narunge gestalt, daz yne daz ungelegen were, so sulde der vorgen. ꝛc. solichs Enthaldes erlaßen und nyt forder drangen ader nodigen." — Was in dem Burgfrieden der Reiffenberger Ganerbschaft wegen des Enthalts bestimt war, ist oben, wo von ganerbschaftlichen Burgen die Rede war, angeführt worden. (*v. Arnoldi.*)

Burg des Bibers, s. Castor.

BURG, 1) Stadt im Reg. Bez. Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen, erstem jerichowischen Kr., 16¼ M. von Berlin und 3 M. nördlich von Magdeburg, an der mitten durchfließenden Ihle. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, und hat 5 Thore, 1117 Wohnhäuser, 24 öffentliche Gebäude, 21 Fabrikengebäude, Mühlen u. Warenlager, 1020 Ställe, Scheunen und Schuppen, 9991 Einw., worunter französische, Pfälzer und schweizer Kolonisten, 2 lutherische Pfarrkirchen, (mit deren erster die Inspektion im jerichowschen Kreise verbunden ist), 1 reformirte Kirche, 1 Hospital, 1 Armenhaus, eine lateinische Schule, Feld-, Hopfen-, Eichorien- u. Tabaksbau,

Brantweinbrennerei und vorzüglich Tuchweberei, 1817 mit 11,420 Spindeln und 196 Stühlen, 4 Walkmühlen mit 28 Stampfen, 27 Tuchwalke- und Tuchscherermeister mit 87 Gehilfen, 73 Schermaschinen, 9 Färbereien mit 15 Arbeitern, 20 Stühle für leinene Zeuge, 4 Zeugdrukkereien mit 4 Drucktischen. Die Stadt gehörte ehemals zum Fürstenthum Querfurt, und ward 1687 von Kursachsen an Brandenburg abgetreten. — 2) Pfarrdorf im Reg. Bez. Frankfurt der preuß. Prov. Brandenburg, Kr. Cottbus, 3 St. nordwestlich von der Stadt Cottbus, an einem Arm der Spree, mit 400 Häusern, 1109 Einw., Torf- und Eisensteingruben. Der sogenannte Schloßberg, ein Hügel, enthält alte Begräbnisse der Wenden; auch hat man eine große Menge Bimstein darin gefunden. (*Stein.*) — 3) Marktfl. an der Wipper im Reg. Bez. von Düsseldorf der Prov. Jülich-Cleve-Berg, Kr. Lennep, mit 1500 Einw., die Manufakturen in Tuch, Band, Decken unterhalten und Fischerei treiben. Auch ist hier ein altes Schloß. (*H.*)

BURG, Stadt u. Schloß an der alten Yssel in dem Distrikt Yssel, der niederl. Prov. Geldern mit 200 Häus. u. 1170 Einw., der Hauptort der Herrlichkeit Wisch. (*Hassel.*)

BURG (54° 26′ 27″ n. Br.), Stadt auf der Süderseite der Insel Femern an dem in die Ostsee ausgehenden Burgsee, der vormals einen guten Landungs- und Ladeplatz gewährte, jetzt aber verschlammt ist. Der Einw. sind an 1500. (*Dörfer.*)

BURG (Dr. Johann Friedrich), geb. zu Breslau 13. Mai 1689, gest. als Oberprediger bei Elisabeth und Consistorialrath daselbst 4. Juni 1766. Sein Vater, Arzt und Stadtphysikus, starb bereits 1690, aber ein Stiefvater, der kaiserl. Obrist Langner, gab ihm die beste Erziehung. Nach vollendeten Schuljahren im Elisabethan bezog er 1706 die Universität Leipzig und studirte so fleißig, daß er bereits 1708 Magister und Mitarbeiter an den actis eruditorum wurde. Im J. 1710 unternahm er eine Reise durch Teutschland, Holland und England, wo er auch in den Freimaurerorden getreten seyn soll. Nach der Rückkehr 1711 zuerst als Prediger an Eilftausend Jungfrauen in seiner Vaterstadt angestellt, beförderte ihn der Rath daselbst binnen 24 Jahren bis zum Hauptpastorath bei Elisabeth. Da Schlesien 1742 unter preußischen Zepter kam, erhob Friedrich II. B., dessen Verdienste von seinen Landsleuten sehr geschätzt wurden, zum Consistorialrath. Auch übersandte ihm der König für die am 29. Okt. 1741 gehaltene Huldigungspredigt, eine goldne Medaille, die Friedrich Wilhelm I. mit der Aufschrift hatte prägen lassen: pro Deo et Milite und weil der Monarch durch die Belagerung von Neiße abgehalten worden war in Burgs Huldigungspredigt gegenwärtig zu seyn, so hörte er am 5. Nov. in Gesellschaft seines Bruders dessen Predigt über den Zinsgroschen. Eine bedeutende Geschäftsmehrung verursachte B. 1742 die Einweihung der neu erbauten evangelischen Kirchen und die Ordination von 76 dabei angestellten Predigern, so wie die Einführung eines verbesserten Gesangbuchs, welche ohne Widerspruch erfolgte. Zwar war die Abschaffung oder Verlegung der überflüssigen Feiertage 1754 nicht nach seinem Sinn, allein Friedrich beruhigte ihn eigenhändig, durch eine ausführliche Erläuterung seiner Absichten, im herablassendsten Ton. — In eine bedenklichere Lage gerieth B. als nach Breslaus Eroberung 1757 die Östreicher eine Dankrede foderten und die Preußischgesinnten darin unpatriotische Äußerungen vernommen haben wollten. Nach Wiedereroberung der Stadt wurde gegen ihn ein fiskalischer Prozeß eingeleitet, von dem Könige aber niedergeschlagen. Sein 50jähriges Amtsjubelfest wetteiferte ganz Breslau feierlich zu begehen. Auch sendete ihm die theologische Fakultät zu Halle das Doktordiplom.

So schwerfällig auch Burgs Kanzelberedtsamkeit war, wie die 6 Bände seiner Predigten (1751—56) zeigen, so gründliche und viel umfassende Gelehrsamkeit besaß dieser Mann in allen Theilen der Theologie, namentlich der Dogmatik und Patristik und verband zugleich mit einer sehr richtigen Sprachkenntniß die feinste Beurtheilungskraft. Über seine Institutiones theologiae theticae. Vratisl. 1739. 1746. u. 1766. 8. wurden auf etlichen Universitäten Vorlesungen gehalten und seine Elementa oratoria. Vratisl. 1736. u. 1744. 8. wurden ins Russische übersetzt. Auch sind von ihm eine große Anzahl Streitschriften und Gelegenheitspredigten vorhanden. Sein ansehnliches Vermögen verwendete er zur Unterstützung der Hilfsbedürftigen; doch oft auch nichtswürdiger Heuchler, vornehmlich Juden-Proselyten*). (*F. E. Fischer.*)

BURGAU (Mittl. Geogr.). Welchen Gauen die wasserreichen, fruchtbaren Niederungen des Herzogthums Alemannien zwischen der Iller (etwas nördlich von Memmingen an) im Westen, der Donau im Nordosten, bis zum Einfluß der Zusam, im Osten der Schmutter, der Wertach, — im Mittelalter angehörten, darüber haben sich keine Nachrichten erhalten, oder modern noch in undurchsuchten Archiven. Nur wenige Orte auf diesem großen Raume werden genant, über die Angehörung derselben an einen Reichskreis schweigen die Urkunden. Da aber die Grafen auf dem Schloß Burgau an der Mindel (nach von Lang, Schelklingschen Ursprungs) die Grafschaftsbezirke im Umfang dieses Landstrichs vereinigt hatten, und dieser von ihnen genant wurde, aus der hohen Gerichtsbarkeit für sie die Vermuthung der Angehörung sprach, sie ferner als mächtige Markgrafen dastanden, und ihre Herrschaft 1300 dem länderbegehrlichen König Albrecht aus habsburgischem Stamm zugewandt hatten, dann die Habgier oder falscher Wahn, früh die Landeshoheitsstreitigkeiten wegen aller freien Besitzungen im burgauischen zusammengeschmolzenen Komitat hervorrief; so wurde nun auch behauptet, ein Reichskreis (Gau) Burgau, von dem die Burg den Namen genommen, habe sich über jenen schönen Raum ausgedehnt. Es fehlen aber, wie Pallhausen richtig bemerkt, durchaus alle urkundlichen Beweise, und nur auf den Nam des Geschlechts, das bei der Stadt Burgau sich angesiedelt (Au, oder auch Gau, kann wol kein ursprünglicher Namen einer Burg seyn, er ist von dem nahgelegenen ältern Ort auf das dabei aufgethürmte Schloß erst übergetragen) ist die Behauptung gestützt, und daher nicht begründet. Früher glaubte man einen urkundlichen Beweis erhascht zu haben in der Theilung des Reichs Karls des Großen unter seine drei Söhne von 806 (Bouquet. V. 772.), wo,

*) Seine Lebensbeschreibung hat Klotz unter dem Titel: Elogium Burgii. Halae 1767. 8. und K. B. Stief, Bresl. 1760. 4. herausgegeben.

nach in Pipins Loos auch der Burgau gelegt war. Schon die angedeutete Lage dieses Kreises hätte jede Rückführung auf das Land der Markgrafen von Burgau ausschließen sollen, aber die bessern Handschriften lehren auch das allein richtige Dargowe (Thurgau). Wenn man die Zerstückelung Alemanniens in den aufgehelltern Gegenden betrachtet, kann es nicht als wahrscheinlich erscheinen, daß nur Ein Gau diesen großen Bezirk umfaßt haben sollte, und damit 8 oder 9 Landkapitul des augsburger Sprengels, von denen einige durchschnitten wurden, ohne natürliche Gränze in Süden. Jedoch wir können nur zweifeln, muthmaßen, weil es an allem Anhalt fehlt und unter solchen Verhältnissen ist für das Spiel der Vermuthungen eine weite Bahn geöffnet†). (*Delius.*)

BURGAU, alte Stadt an der Mindel, zwischen Zußmarshausen und Günzburg, im gleichnamigen Landgerichte des baierischen Oberdonaukreises, 10 St. von Augsburg. Sie ist ohne Mauern, enthält 404 Häuser mit 1834 Einw., einen Magistrat, ein Pfarramt des Dekan. Ichenhausen, ein Schloß des Freiherrn von Satzenhofen, Leimsiedereien, Gerbereien und andere Gewerbe, einen guten Getreideboden und gibt einem Landgerichte, das hier, und einem Rentamte, das zu Wettenhausen seinen Sitz hat, den Namen. Das Landgericht Burgau, zu welchem die umliegenden Theile der ehemaligen Markgrafschaft Burgau, welche durch den preßburger Frieden 1805 von Östreich an Baiern abgetreten wurde, und die Besitzungen der ehemaligen Abtei Wettenhausen gehören, hat einen Flächenraum von $3\frac{1}{100}$ QM. mit 2264 Häus., 8046 Familien u. 13,005 Einw. in 2 Städten, 36 Dörfern und 10 Einöden, Höfen und Mühlen. (*Eisenmann.*)

BURGBANN und **BURGDING**. Beiden Wörtern liegt der Begriff der Gerichtsbarkeit, oder richterlichen Gewalt und deren Ausübung in einem bestimmten Bezirk zum Grund, und dieser Bezirk wird hier durch Burg bezeichnet. Es ist aber, wie aus alten Urkunden hervorgeht, die Bedeutung von Burg nicht auf die gewöhnliche, wonach eigentliche Burgen oder Schlösser darunter verstanden werden, einzuschränken. Vielmehr wird jeder eingeschlossene, mit Mauern und Thoren versehene Ort, zu welchem also der freie Zugang versperrt werden kann, unter dem Namen Burg begriffen.

So wie nun Bann für Gerichtsbarkeit selbst gebraucht ward, aber auch den Umfang des Landes oder der Gegend bedeutete, über welchen sich die Gerichtsbarkeit erstreckte, so ist auch mit Burgbann dieser doppelte Begriff verbunden, daß darunter bald die dem Eigenthümer oder Vorstand einer Burg, in jenem ausgedehntern Sinn, zustehende richterliche Gewalt, bald auch der Bezirk, über welchen diese Gewalt innerhalb der Mauern, oder außer denselben, so weit sich die Gränzen der Burg über die umliegende Landschaft erstrecken, ausgeübt werden darf, zu verstehen ist. Bei eigentlichen Burgen vorzüglich ward dieser Bezirk auch der Burgfriede, bei Städten eben so, oder in manchen Gegenden auch das Weichbild genant. So hatten aber Stifter und Klöster, sie mochten einzeln, oder innerhalb einer Stadt liegen, häufig durch Begünstigung der Kaiser ebenfalls eine eigene Gerichtsbarkeit über ihre Leute, welche dann auch, weil die Gebäude mehrer Sicherheit wegen meistens mit einer Mauer umgeben waren, unter dem Namen Burgbann vorkomt. Eine solche Begabung mit eigener Gerichtsbarkeit schloß zugleich jede fremde aus, welches in der Folge bei den innerhalb einer Stadt gelegenen Stiftern zu manchem Streit zwischen diesen und den städtischen Gerichten Anlaß gab. Beide Bedeutungen von Burgbann finden sich in Urkunden und anderen alten Schriften bestimt angegeben. In der ersten gebraucht das Wort ein Bewilligungsbrief K. Otto I. für die Abtei Corvey von 940: „**concessimus ut omnes Abbates — in nova Corbeia — bannum habeant super homines qui ad prefatum coenobium — confugere debent et — operari, hoc est in pago Auga in comitatu Rethardi etc. — Nullus horum**“ (der genannten Grafen und Gaurichter) „**aut aliqua indiciaria potestas super prefatos homines potestatem ullius banni quam burgban vocant, habeat, nisi ipsius monasterii abba et cui ipse vult committere.**“ (in *Falke* Cod. trad. Corb. p. 209.) In gleicher Art sagt ein Schenkungsbrief K. Otto II. für die Abtei Gandersheim von 980: „**Abbatissae — in Ganderesheim — urbalem bannum, quem vulgariter Burgban vocant — confirmamus. Et insuper duos nostrae dominationis urbales bannos — in Seburg et — in Grene — a novo concessimus — nec ullus Comes vel Advocatus — sine voto aut jussu — Abbatissae — potestatem super eosdem bannos — habere praesumat.**“ (in *Leuckfeld.* Antiq. Gandershem. S. 107 f.) In der zweiten Bedeutung als Gerichtsbezirk komt Burgbann vor in der Bestätigung der Stadt Kölnischen Privilegien durch K. Ruprecht vom J. 1401., wo gesagt wird: „**cum banno urbis et bannileuca quae vulgariter Burchban et Banmile nuncupantur,**“ und in dem Straßburger Stadtrecht: „Wer in der Stette Besserung ist, (wegen eines Vergehens aus der Stadt verwiesen ist) von „welcherhande Sachen das ist, er si zu Ohte“ (in wirklicher Acht) „oder nit, der sol Fride han uswendig des Burgbannes vor dem, von desswegen er usse ist.“ — In dieser Bedeutung wird Burgbann und Weichbild in lateinischen Urkunden auch durch **termini pacis civitatis**, oder **termini marchiae** (Mark, Gemarkung) umschrieben, dem eine Rudolfinische Urkunde von 1278 dann wieder die Erklärung: „**qui termini vocantur Purckfried**“ beifügt. Und da diese Gränzen gewöhnlich durch aufgerichtete Stöcke oder Säulen bezeichnet wurden, so benannte man an vielen Orten dergleichen Gränzmale Friedsäulen. —

Die Ausübung des Burgbanns, oder der Gerichtsbarkeit in der Burg und deren Bezirk durch den dazu Berechtigten, so wie das von dem Richter zusammenberufene, gehegte Gericht (**placitum, iudicium**), nent die teutsche Sprache der Vorzeit

Burgding, **Burggeding**, auch abgekürzt **Burding** und **Burgericht**. So wird es von K. Konrad III. in einer Urk. von 1150 für das Stift Corvey gebraucht. Hier hatte der Abt seit Jahrhunderten durch frühere kaiserliche Verwilligungen den Burgbann, und K. Konrad hatte dem

†) Vgl. Sartori's Statsgeschichte der Markgrafschaft Burgau, Nürnberg 1788; unkritisch und unglücklich. Von Lang Vereinigung des baierschen Stats 1, 79. 2, 162. Von Pallhausen Nachtrag zur Urgesch. d. Baiern, 68. 75.

Stift im J. 1147 auch noch die benachbarten Klöster Wisbeke und Keminade untergeben, bei welcher Gelegenheit er dann auch in Ansehung dieser Klöster die Gerichtsbarkeit mit den Worten bestätigt: „confirmamus eandem libertatem quam habet Corbeiense monasterium, scilicet prefecturam urbis quae vulgo dicitur Burgban ea — ratione, ut nullus Dux etc. potestatem habeat exercendi iudicium in atrio predict. ecclesiarum, sed quidquid preter ius — a famulis — commissum fuerit, ab abbate vel — cui ipse mandaverit, corrigatur." Rabono, ein Ministerial des Stifts, der die Gerichtsbarkeit in Auftrag des Abts verwaltete, suchte solche aber als erbliches Recht an sich zu ziehen, und, wie die Urk. Konrads von 1150 sagt: „quandam similitudinem dignitatis sibi hereditario iure vendicabat, quam prefecturam appellabat et se burggravium appellari faciebat, cum omnes abbates — hanc potestatem semper — habuerint, ut quicquid a suis intra muros delinqueretur, aut ipsi corrigerent, aut — alicui de familia sua corrigendum — committerent. Hac autem potestate — Rabono in tantum usus fuit, ut eam vulgari nomine appellarit Burckban, et secundum morem alicuius magnae potestatis saepe intra muros placitaret, et huius modi placita Burckding appellabat." — In so weit diese Burggerichte innerhalb der Burgmauern, wie auch vorstehende Urkunde zeigt, und auf dem Kirchhofe, in Städten unter dem Rathhause, d. i. in der Vorhalle desselben, gehalten wurden, stehen sie den Grafen- und andern Landgerichten entgegen, für deren Hegung gemeiniglich ein Platz im freien Felde, meistens unter einem großen Baume, bestimt war. — Mit dem Richteramte in Burgen, wozu dann hier auch die mit einer Gerichtsbarkeit begabten geistlichen Stifter gehören, war häufig ein dazu tauglicher Mann angeordnet, oder auch mit demselben belehnt, welcher darum zur Unterscheidung von einem Gau- oder Zentgrafen Burggraf genant ward. Nach ihm hieß dann auch das Burgding oder Gericht, welches er hegte, Burggrafending. — Daß aber

Burding, Burgericht nichts anders, als eine Abkürzung von Burgding und Burggeding, Burggericht, sey, beweisen die von *Halthaus.* Gloss. v. Bauerding, zahlreich angeführten Stellen, welche hier zu wiederholen überflüssig seyn dürfte. Sie sprechen sämtlich, nicht von Bauergerichten, oder Gerichten der Dorfbewohner, sondern von Burg- oder städtischen Gerichten. Es irrt also wol Halthaus, wenn er Burding unter Bauerding bringt, also — die Zusammensetzung des Worts Burding nicht von Burg, sondern von Bauer hernimt, wie auch Kindlinger (Gesch. der teutschen Hörigkeit S. 282 f.) mit dem Worte Burggericht thut, wo es in dem von ihm angeführten Kaufbrief über den Raberdinghof an Simon Herrn v. Gemen vom J. 1259 heißt: „curiam in Raesfelde vulgo Raberdinchof dictam — quam pro proprio allodio — possedimus cum civili iure, quod vulgariter Burgerichte dicitur, eidem curie attinente." Hier ist Burgericht die zu dem Edelhof oder der Burg zu Raesfeld gehörige Gerichtsbarkeit, nicht aber ist, wie Kindlinger will, von einem Bauergericht die Rede. Gleiche Bewandtniß hat es mit

Burrichter, welche in dem alten Soester Stadtrechte (*Haeberlin* Annal. p. 513 u. 517.) vorkommen, wo auch nicht von Bauerrichtern, sondern von Richtern über Soester Bürger die Rede ist. —

Burding und Burggeding wurden aber nicht nur die eigentlichen Gerichte in Burgen, sondern auch die Bürgerversamlungen genant, welche die Burgemeister und Stadträthe durch den Glockenschlag vor dem Rathhause zusammenberufen hatten, um sich mit ihnen über städtische Angelegenheiten zu berathen, oder ihnen etwas bekant zu machen. So wird in einer quedlinburgschen Urk. von 1452 über Streitigkeiten zwischen dem Stifte und der Stadt gesagt: „Ok so schel de Rad to Quedlingborg — von deme Radhuse to deme Burdynge vorkundigen laten oren Borgeren, dat etc." und in einer anderen von 1455: „darup scheiden we — dat de Red tho Queddelingborg in dren dagen nehstkomende to dem Burdinge, wan de Borgere gemeynliken tesammene gekomen sin, vorkündigen schel laten, dat eyn ithlick Borger — in welcker Molen he wil, moge melen laten etc." (*Erath.* Cod. dipl. Quedlinb. p. 762 u. 773.). (*v. Arnoldi.*)

Burgberg, s. Jägerndorf.

BURGBERNHEIM, Marktflecken an und auf dem Abhange des sogenannten Kappelberges, im Landgerichtsbezirk Windsheim des königl. baierschen Rezatkr., mit ungefähr 200 Häusern und 1286 Einw., welche neben den gewöhnlichen Handwerken, Feld- u. Gartenbau, Ledergerbereien und starken Viehhandel treiben. Der Ort kam 1280 durch Kauf von Friedrich von Truhendingen an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich III. [1]). Nahe an dem Orte, nur eine kleine ¼ St. entfernt, befindet sich ein schon seit dem 12. Jahrh. bekanntes, aus 5 Quellen bestehendes mineralisches Wildbad, in der Nähe der Quellen des Altmühlflusses, in der Mitte eines Waldes, — das die erfoderlichen Gebäude hat, und besonders mit einem neuen Bau des letzten Markgrafen von Ansbach-Baireuth versehen ist, welcher von der Gemeinde zu Burgbernheim im J. 1814 käuflich erworben wurde, der auch das Wildbad mit dem Walde seit dem 14. Jahrh. angehört [2]). Von Karl dem Großen, Lothar II., Hein-

1) S. Allg. Enc. Th. 2. S. 210.

2) Nach Martius (im Repertor. f. d. Pharm. 1822. XIII. 3.) enthält in 6 Medicinalpfunden (108,25 Par. K. Z.)

Der Heil- oder Doktor-Brunnen.			d. Musquetier-Brunnen.		d. Badebrunnen.	
Kohlensäure	13,85	K. Z.	13,54	K. Z.	12,99	K. Z.
Atmosph. Luft	1,63	—	2,38	—	2,16	—
Schwefelwasserstoffgas	Spur.		—	—	—	—
Schwefels. Bittererde.	39,80	—	33,30	—	40,46	—
Salzs. Bittererde	2,10	—	1,86	—	0,80	—
Kohlens. Kalk	16,23	—	14,96	—	15,00	—
Schwefels. Kalk	4,55	—	10,32	—	3,15	—
Eisenoxyd	0,20	—	Spur.		0,20	—
Thonerde — —	—	—	—	—	0,15	—
Kieselerde — —	—	—	—	—	0,81	—
Extraktivstoff	0,50	—	0,69	—	Spur.	
	63,38	—	61,10	—	60,57	—

Mithin nähert es sich den Kalksäuerlingen. Man benutzt es lauwarm zum Baden: bei Gicht, Lähmungen, Contracturen, Steinbeschwerden, chron. Hautausschlägen, bei allgemeinen Nervenschwächen, Fehlern des weiblichen Monatsflusses etc. (vgl. F. De-

rich IV., Karl VI., Ludwig XIV., und vom Kurfürsten Albrecht zu Brandenburg hat der Badeort Privilegien empfangen [3]). (*Fenkohl.*)

Burgding, s. Burgbann.

BURGDORF, 1) Amt in der hanöv. Landdrostei Lüneburg. Es enthält etwa 3,10 □Meilen oder 66,281 kalenb. Morgen, ist ganz eben, nur strichweise von Waldungen und Mooren, worunter das große Altwarenbucher Moor, unterbrochen und wird von der Aue bewässert. Der sandige leichte Boden erzeugt hinlänglich Korn, Buchweizen, Hülsenfrüchte und Flachs, etwas Hopfen und Holz nothdürftig. Die Vieh- u. Schafzucht ist ansehnlich; die Bienenzucht liefert 8 Ctr. Wachs und gegen 50 Ctr. Honig, auch wird vieles Geflügel gezogen, Garn gesponnen, wovon sonst wol 5000 Bunde ausgingen, und Torf nicht allein zu eigner Feuerung, sondern auch zur Ausfuhr gestochen. 1821 zählte man 4870 Einw. in 1 Stadt, 18 Dörfern, 3 Weilern, 8 einzelen Höfen und 676 Häusern. — 2) Amtsstadt des vorgedachten Amts an der Aue, der Sitz einer Hauptreceptur und Stempeleinnahme, an der Aue, 2 Meilen von Celle. Sie ist nur auf einer Seite mit Wällen und Graben umgeben, aus welchen 3 Thore führen, hat 1 Kirche, 1 Bürgerschule, 1 Mädchenschule, 1 Armenhaus, 1 königl. mit Walle und Graben umgebenes Schloß und Domäne, 1 Rathhaus, 1 Edelhof der Familie Kerssenbruch, 250, nach dem großen Brande von 1809 neu aufgebauete Häuser von Fachwerk, und 1793 Einw., meistens Lutheraner und nur 60 Juden. Ackerbau, Viehzucht, Brantweinbrennerei, Essigbrauerei, und einige bürgerliche Gewerbe mit etwa 120 Gewerbtreibenden, machen die Nahrungszweige dieser ganz ländlichen Stadt aus, die 4 Jahrmärkte hält. Um die Stadt her stehen viele Grützmühlen. — 3) Ein Pfarrdorf in dem Amte Schladen der Landdrostei Hildesheim, an der kleinen Warne, mit 81 Häus. und 585 Einw. Hier stand im Mittelalter die Pfalz Werla, bekant durch den Aufenthalt verschiedner teutscher Könige aus den sächsischen und fränkischen Dynastien, wo mehre Reichsversamlungen gehalten sind. Jetzt ist jede Spur davon verschwunden, kaum daß sich in dem Namen des Orts deren Andenken erhält. — 4) Pfarrdorf im Kreisgerichte Saldern des braunschw. Distr. Wolfenbüttel mit 1 Edelhof der Familie v. Kniestedt, 78 Häus. und 380 Einw. Das von dem Vorbeeke umgebne Gut war im Mittelalter eine Burg der in dieser Gegend begüterten Dynasten von Assel, und wurde nach deren Aussterben von Heinrich dem Löwen den Tempelherren eingeräumt. 1596 erwarb es Arndt von Kniestedt. (*Hassel.*)

BURGDORF, ein Oberamt in dem Mittellande des schweizerischen Kantons Bern. Es besteht aus den Statthaltereien oder Kirchspielen Burgdorf, Hasle, Heimiswyl, Hindelbank, Kirchberg, Koppigen, Krauchthal, Oberburg und Wynigen, die theils im Thal der Emme, theils im obern Aargau liegen. Von den 1738 Wohngebäuden standen im J. 1820. 1200 mit 2,426,900 Franken in der Brandkasse versichert. Die (im J. 1818) vorhandenen, meistens wohlhabenden 16,136 Einw. ernähren sich von dem musterhaft betriebenen Ackerbau, der Viehzucht, der Leinweberei und dem Handel.

Burgdorf, franz. Berthoud, Hauptort des vorerwähnten berner Oberamts, an der Emme, mit 1794 [1]) gewerbsamen Einwohnern. Sie leben von den vorhandenen Chokolade-, Tabak-, Seidenbandfabriken, den Bierbrauereien und dem sehr bedeutenden Handel, da die Stadt der Stapelplatz für alle Waren und Erzeugnisse des Emmenthals und, im Kanton, der vorzüglichste Markt für Leinengarn und Leinwand ist. Die 188 Häuser sind aus Quadersteinen aufgeführt, was Burgdorf einige Ähnlichkeit mit der Hauptstadt gibt. An öffentlichen Gebäuden verdienen das Rath- u. Kaufhaus, das Bürgerspital, die ansehnliche Pfarrkirche und das Schloß genant zu werden. Letzteres, dessen Alter auf eilfhundert Jahre angegeben wird, steht auf einem Sandsteinfelsen, dessen Fuß die Emme bespült. Es gewährt eine entzückende Fernsicht, war in frühern Zeiten der Sitz der Herzöge von Zähringen, darauf der Grafen von Kyburg-Burgdorf, von 1369 bis 1798 eines berner Schultheißen; jetzt wird es von dem berner Oberamtmann bewohnt. Während der Revolution stand es leer, bis Pestalozzi es mit seiner Erziehungsanstalt bezog, die Tausende besuchten und deren Verlegung nach Buchsee (1804) für den Ort ein großer Verlust war [2]). Über den Einfluß des Instituts auf die Stadt, manche Eigenthümlichkeit derselben, wie z. B. die Societät der Burgdorfer Jugend, ihr großes Schulfest am 16. Mai, welches die Solennität heißt, andere Sitten und Gebräuche verdient die treue Schilderung nachgelesen zu werden, die J. H. A. Torlitz [3]) davon entwirft. Die Stadt, die zwei Mitglieder zu dem großen Rathe des Standes gibt, besitzt mehre Bildungs- und Versorgungsanstalten, einen eigenen Magistrat, bedeutende Einkünfte, Sägen-Mühlen und andere Gemeingüter, stark besuchte Jahr- und Wochenmärkte und eine Bibliothek, auf der man römische Alterthümer aufbewahrt, die in der Nähe des Schlosses ausgegraben sind [4]). In der schweizerischen Literargeschichte ist die Stadt bekant, weil sie bereits 1475 eine Buchdruckerei aufzuwei-

---

Aus Unters. u. Nachr. von dem Gesundbrunnen zu Burgbernheim. Baireuth 1775. 8. — Kühn hist. Beschr. der Gesundbr. und Bäder Teutschl. Bresl. 1789. 8. — (H. L. Schulz Mediz. prakt. Geschäfts- u. Adreßkalender. Lpz. 1820. 8. — Das Wildbad bei Burgbernheim; geschichtl. u. ärztlich beschr. von K. W. Ackermann m. Kpfrn. Erlangen 1822. 8.). (*Th. Schreger.*)

3) Vgl. Meusel's Miscellaneen artistischen Inhalts. Heft 1. S. 18. — Das Wildbad bei Burgbernheim rc. von Dr. K. W. Ackermann, Landgerichtsarzt zu Windsheim. Erlangen, 1822.

1) Aarauer Zeitung 1818. Nr. 64. 2) Joh. Itb's amtlicher Bericht über die Pestalozzische Lehranstalt in Burgdorf. Bern 1802. 8. 3) J. H. A. Torlitz's Reise in der Schweiz und einem Theile Italiens, im Jahre 1803. Veranlaßt durch Pestalozzi und dessen Lehranstalt. Kopenhagen und Leipzig 1807. 8. S. 88 ff. 4) J. R. Gruner's Beschreibung der Stadt Burgdorf Msc. in 4., wird von Haller Bibl. d. Schweizer Geschichte I. Nr. 801. wegen der Ausführlichkeit und der vielen angehängten Urkunden gelobt; David Gruner's Geschichte der Stadt Burgdorf Msc. in Fol. Dagegen a. a. O. IV. Nr. 666. nur unter der Bedingung einer umsichtigen Kritik als Materialien empfohlen. Haller a. a. O. VI., führt auch unter Nr. 1944. und 1945 zwei handschriftliche Handvesten der Stadt Burgdorf auf. — F. H. von Haller's Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, Bern 1817. II. S. 309.

sen hatte. Auch versammelt sich hier „die ehrw. Claß Burgdorf," eine Abtheilung der reformirten berner Geistlichkeit. Diese Claß oder Kapitel umfaßt 27 Predigerstellen. — Die Umgebungen von Burgdorf bieten liebliche Spaziergänge und schöne Aussichten dar. Der Naturforscher findet die mannigfaltigsten Versteinerungen in den aus Sandstein bestehenden Bergen. In der unmittelbaren Nähe sind zwei Bäder, ¼ Stunde nordöstlich das eisen- und schwefelhaltige Sommerhausbad, und in einer gleichen Entfernung südöstlich das Lochbach ⁵).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BURGDORF. Die Grafschaft soll in ältern Zeiten einen Theil der Besitzungen der Grafen v. Lenzburg ausgemacht haben, welche auch den Namen davon führten. Die Chroniken nennen zwei Besitzer, Sintram und Bertram, die einen Drachen erlegt haben, und nach Einigen bis in den Zeitraum der burgundischen Eroberung, nach Andern bis in die Zeiten Karl Martells hinauf gehen sollen. Nachher gehörte die Grafschaft zu den eigenthümlichen Besitzungen der Herzoge von Zähringen, und fiel nach dem Tode des letzten derselben, Berchthold V., an den Grafen Ulrich von Kyburg, dessen Gattin, Anna, eine Schwester Berchtholds V. war. Von dieser Zeit an führten die Grafen von Burgdorf den Namen von Kyburg oder Kyburg-Burgdorf, und als nach dem Tode des Grafen Hartmann des Jüngern Burgdorf 1263 durch seine Tochter an den Grafen Eberhard von Habsburg-Laufenburg fiel, wurde der Name Kyburg auch von den neuen Besitzern angenommen, und in gemeinem Sprachgebrauche so beibehalten, daß in den bernischen Chroniken die Kriege dieser Stadt mit den Grafen zu Burgdorf meistens kyburgische Kriege genant werden. Die Söhne des Grafen Eberhard, Hartmann u. Eberhard, lebten in Feindschaft; jener war ein Anhänger Friedrichs von Östreich, dieser Ludwigs des Baiers. 1322 wurde Hartmann auf der Wendeltreppe des Schlosses zu Thun durch Veranstaltung seines Bruders ermordet. Aufgebracht belagerten die Bürger von Thun das Schloß, und Eberhard blieb von seinen Unterthanen verabscheut und verlassen. Es gelang ihm, die Berner, mit denen sein Haus von langem her in feindlichem Verhältniß gestanden war, für sich zu gewinnen, auch durch ihre Hilfe Thun und die übrigen Lande sich wieder zu unterwerfen, aber er und seine Nachfolger verwickelten sich immer mehr in Schulden und Pfandschaften. Die Misverhältnisse gegen Bern erneuerten bald sich wieder und nach einem neuen kostbaren und nachtheiligen Kriege, während dessen die Berner Burgdorf vergeblich belagert hatten, verkauften endlich Graf Berchthold und seine übrigen Stammgenossen 1384 die Grafschaft Burgdorf mit den noch übrigen Rechten über die Grafschaft Thun und das Freiamt am Grießenberg um 37,800 Gulden an Bern. (*Meyer von Knonau.*)

BURGEBRACH, Marktfl., Sitz eines Landgerichts und Rentamtes gleiches Namens, im Obermainkr. Baierns, von 5 □M. mit 8900 Einw. in 2 Marktfl. 59 Dörfern, 14 Höfen, Weilern und Einöden. Der Marktfl., welchen das Fürstenthum Bamberg 1390 von Würzburg eingetauscht, liegt am Bache Mittelebrach, welche sich nicht weit davon mit der rauhen Ebrach vereinigt. Das in den früheren Jahrhunderten an jedem Aschenmittwochen auf freiem Felde öffentlich gehaltene Gericht ist seit einer Reihe von Jahren aufgehoben. Doch werden noch 4 Jahrmärkte gehalten. Die Pfarrei zählt 2806 Selen im Flecken, in 16 Dörfern, 4 Weilern und 3 Höfen. Die Gegend ist vorzüglich an Korn sehr fruchtbar. Auch wird die Viehzucht, besonders die Schafzucht, stark getrieben, und aus dem Holzhandel jährlich ein bedeutender Gewinn gezogen. Die vielen Juden daselbst wirken nachtheilig auf den Wohlstand der übrigen Einwohner *). (*Jäck.*)

BURGER, hießen nach einem politischen Sprachgebrauche vormals in verschiedenen Schweizerstädten als Zürich, Bern, Freyburg, Solothurn, Biel, früher auch zu Luzern, die Mitglieder der großen Räthe, welche vereinigt mit denen des kleinen Rathes die höchste Gewalt ausmachten, die man deswegen „Räth und Burger" nannte. Diese großen Räthe waren ursprünglich die Stellvertreter der Bürgerschaften, wurden aber wenigstens in spätern Zeiten nicht von diesen, sondern je nach Beschaffenheit der einzelen Verfassungen von den Collegien gewählt, deren Glieder sie wurden. — Zu Bern war der Ausdruck „zu Burgern nehmen" für die Ernennung in den großen Rath gebräuchlich; und jetzt noch nent man die Glocke, mit welcher zur Versamlung des großen Rathes geläutet wird, „Burgerglocke." In den meisten der übrigen Kantone hingegen wurde schon lange der Ausdruck „Burger" für Mitglied des großen Rathes nicht mehr anders, als in der Benennung „Räth und Burger" oder „Räth u. Burger" gebraucht. (*Meyer von Knonau.*)

BURGERMEISTER von Deizissau (Johann Stephan), ein als Geschäftsmann und Schriftsteller um den Verein der ehemaligen teutschen Reichsritterschaft sehr verdienter Gelehrter, wurde am 10. Dec. 1663 zu Geißlingen, einem Städtchen im Gebiete der ehemal. Reichsstadt Ulm, geboren. Nach einem sorgfältigen frühern Unterricht setzte er seine Studien in Marburg, Tübingen, Wittenberg und Straßburg fort, machte Reisen durch Italien, Frankreich, Holland, England und Teutschland, übte sich in Speyer in den Geschäften des Reichskammergerichts, empfing 1691 in Tübingen den Doktorgrad und wurde dann 1696 als Consulent und 1698 als Syndicus bei dem schwäbischen Reichsritterkanton Neckar-Schwarzwald, dessen Kanzlei in Tübingen ihren Sitz hatte, angestellt, und zugleich mit dem Charakter eines wirtembergischen Raths beehrt. Bald darauf begannen die bekannten Angriffe verschiedener südteutscher altfürstlicher Häuser, besonders aber des Hauses Wirtemberg auf die Reichsritterschaft, die keinen geringern Zweck hatten, als den, dieses Corps allmälig seiner Unmittelbarkeit zu berauben, und es unter die Landeshoheit der Fürsten zu ziehen. Burgermeister vertheidigte die Bedrängten, mit Thätigkeit und Eifer, und er fuhr auch fort, ihre

5) Eine Beschreibung des Lochbachs stehet in C. F. Morell's chemische Untersuchung einiger der bekanntern und besuchtern Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz. Bern 1788. S. 240 — 247.

*) *Ludewig* script. Bamb. I. Hönns Lex. Koppelts Beschreib. v. Bamberg.

Sache zu führen, nachdem er 1706 als Rathsconsulent in Ulm angestellt worden war; die Heftigkeit seiner Schreibart erregte aber so große Erbitterung unter den Gegnern, daß er, als er einst das Wirtembergische Gebiet betrat, fest genommen, und in dem Schlosse Tübingen eingekerkert wurde. Mehre Vocationen, unter andern zu einer Reichshofrathsstelle, die er aber alle ablehnte, beweisen die Achtung, in der er bei seinen Zeitgenossen stand. So erneuerte auch der Kaiser Leopold I. 1704 ihm und seinem Bruder Paul, der als Senator in Eßlingen lebte, den alten Adel ihres Geschlechts. 1718 erhielt er den Charakter eines wirklichen kaiserlichen Raths. In seinem unmittelbaren Kreise war er als ein menschenfreundlicher, redlicher und arbeitsamer Mann, als ein gewissenhafter Rechtsgelehrter, von altteutscher Biederkeit und Anspruchslosigkeit geschätzt. Sein Ende erfolgte im J. 1722. Seine die Verfassung und Rechte der Reichsritterschaft betreffenden, in teutscher Sprache verfaßten Schriften *) enthalten neben eigenen Abhandlungen und fremden Aufsätzen eine Menge Urkunden, Ordnungen, Verträge, Rescripte und Aktenstücke anderer Art, so daß sie als Materialiensamlung für die Geschichte der reichsritterschaftlichen Corporation noch immer schätzbar sind; aber die in ihnen enthaltene Masse von Collectaneen und Notizen ist meistens ohne Plan und Geschmack geordnet, wie denn der Verfasser selbst gesteht, daß überhäufte Berufsgeschäfte ihn oft zwingen „tumultuarisch" zu arbeiten; es findet sich keine Spur von Kritik und richtiger Auswahl; die Darstellung ist ganz vernachlässigt, dunkel und verworren; dazu der Druck schlecht und incorrect. Das nämliche gilt von seinem teutschen Corpus juris publici et privati, 4. Ulm 1717, 2 Bde, das eine Samlung mehrer in das teutsche Statsrecht einschlagenden Gesetze enthält **). *(Pahl.)*

BURG FARRENBACH, ein offener Ort von 129 Häusern, mit einem ansehnlichen Schloß, und 1062 Einwohnern, am Wasser Farrenbach, 1 St. von Fürth und 3 St. von Nürnberg, auf der Poststraße nach Würzburg. Der dasige Burgstall, wovon aber die Burg eingegangen ist, hieß ehehin Rosenberg; als er aber das Stammhaus des ausgestorbenen Geschlechts der Farrenbacher wurde, hieß das Dorf auch Farrenbach, und wurde sowol wegen des Burgstalls, als auch zum Unterschied von andern gleich benannten Örtern Burg Farrenbach genant. Der Ort ist jetzt Eigenthum des Grafen von Pückler, und merkwürdig durch die beträchtliche Brauerei, welche das ganze Jahr hindurch Weizenbier bereitet, und einen bedeutenden Gewinn gibt, der aber in neuern Zeiten nicht so beträchtlich seyn soll, als früherhin. Die dasige protestantische St. Johanniskirche war eine uralte Kapelle, welche schon im J. 1280 mit großem Ablaß begnadigt, und im J. 1730 neu erbaut wurde. Die beiden andern Kapellen daselbst, sowol ober- als unterhalb des Dorfes, hat ein nürnbergscher Bürger, Berthold Volcamer, erbaut. *(Fenkohl.)*

BURGFELD, eine Anhöhe am linken Ufer des Niederrheins bei Meurs ist der Ort, wo das alte Asciburgium gestanden hat, dessen Tacitus gedenkt [1]). Im Ptolemäus, auf der Peutinger- und Theodos-Tafel steht es bezeichnet XIII. von Castra vetera (Xanten) und XIV. von Novesium (Neuss) [2]). Daß Asciburgium auf dem Burgfelde gestanden habe, leidet keinen Zweifel. Die Ruinen der Stadt, die den Namen Asciburgium führen, liegen unter der Erde. Ganze Mauern, Keller, Säle mit Mosaik-Arbeit und Göttern und Göttinnen geziert, Sarkophagen, Urnen, Vasen, Trinkgeschirre, Hausgeräthe, Münzen von Gold, Silber und Bronze wurden daselbst ausgegraben. Ein großer Theil davon ist nach Paris gewandert [3]). Nur einige Denkmäler sind geblieben, z. B. zwei schön gehauene Löwen aus röthlichem Stein, die vor dem Stadthause zu Meurs liegen; zwei Kalksteine in der Allee vor dem Hause Tervoost mit römischen Inschriften; einige Sarkophagen und Münzen sind in das Bonnsche Museum gebracht. Der Dompropst, Graf Hermann von Nuenaar und Meurs hat die daselbst ausgegrabenen Alterthümer beschrieben in dem jetzt äußerst selten gewordenen Buche: Brevis narratio de origine et sedibus Francorum. Colon. 1521. Ehemals floß der Rhein in zwei starken Armen um das Burgfeld, und machte Asciburgium zu einer der ersten Festungen. Es lag also, wie Tacitus auch berichtet, recht eigentlich in ripa Rheni. Jetzt sind die beiden Rheinarme, durch die Anlegung der Dämme, ausgetrocknet und bilden weite fruchtbare Brüche, wo ganze Herden Hornvieh, Pferde und Gänse weiden.

Unter Valentinian, 451. wurde die Stadt durch Attila von Grund aus zerstört. Einige übrig gebliebene Einwohner bauten von den Ruinen am Fuße der Anhöhe eine Bauerschaft an, die bis jetzt noch Aßberg heißt, und glücklich den Namen Asciburgium in dieser Gegend erhalten hat. Der holländische Geschichtschreiber van Meteren erzählt [4]): Camillus habe daselbst eine Schanze gebaut mit folgender Inschrift: Mutiliana me fecit. Mutilianam supra Rhenum fundavi, ubi morior nescio. Ego Camillus Sachinus hanc inexpugnabilem arcem cum virtute animi et propria pecunia fundavi, anno salutis 1587, militans sub Alexandro

*) Status equestris Caesar. et imp. rom. 4. 1700. Ulm, 1709. — Reichsritterschaftliches Corpus juris, 4. Ulm, 1707. — Grafen- und Rittersaal, 8. Ulm, 1705. — Thesaurus juris equestris, 8. Ulm, 1718, 2 Bde. — Bibliotheca equestris, 4. Ulm. 1720, 2 Bde. **) S. Ringmachers Leichenpred. bei s. Tode, Fol. Ulm, 1723. Juglers Beitr. zur jurist. Biogr. III. S. 319 ff. Weyermanns Nachrichten von Gelehrten aus Ulm, S. 88 ff.

1) Hist. 4, 33. Germ. 3. 2) Die Sage, daß Ulysses die Stadt erbaut und seinem Vater Laertes gewidmet habe, scheint Tacitus zu den Fabeln zu rechnen. Wirklich bereicherten die Griechen ihre Mythologien nach Maße, wie sich ihre Geographien u. Ethnographien bereicherten. Jede neu entdeckte Seestadt oder Insel war ihnen die Gegend, wo Ulysses auf seiner Irrfahrt gelandet und Städte und Festungen angelegt habe. Gerade wie die Teutschen ihre Ahnen von allen alten Völkern, die sie kennen lernen, ableiten. Man sehe das Prachtwerk: die großen Teutonen von dem Grafen von Wackerbarth, und das magusanische Europa, oder die Urheimath der Frühasen am Indus. Tacitus leugnet indeß das Alterthum der Stadt Asciburgium gar nicht, sondern berichtet, daß er daselbst Denkmäler mit griechischer Inschrift gefunden, und daß Civilis einen Flügel des röm. Heeres hier geschlagen habe. 3) S. Voyage fait en 1813. et 1814. dans le pays entre Meuse et Rhin. Paris. 1818. 4) Buch 19. Fol. 338.

Farnesio in servitio regis Catholici. In quo loco Attila Gothorum rex fundamenta urbis Asciburgii destruxit, olim fundati ab Ulysse, et a Publ. Ennio Consule Romano restaurati. Prinz Moritz machte diese sogenannte unüberwindliche Burg der Erde gleich; Camillus starb auf den Gränzen Frankreichs, aber der Name: Camillen-Schänzchen wird noch immer im Meursischen genant, und die Ruinen sind, wenn der Rhein klein ist, am Essenberg unter dem Wasser sichtbar. Auf den alten Charten führt Camillen-Schänzchen den Namen: Modiliana. (*van Alpen.*)

Burgfrauen, s. Burg.

Burgfriede, s. Burg.

Burg Gelnhausen, s. Gelnhausen.

Burggemünden, s. Gemünden.

BURGGRAF [1]), ein in Böhmen und Mähren eigenthümlicher Beamtentitel, der ursprünglich dasselbe war, was wir noch heut zu Tage unter dem Kastellan eines Schlosses verstehen. Wie sich einerseits sein Wirkungskreis erweiterte und damit zugleich sein Ansehn zunahm; so änderte sich auch mit der politischen Verfassung hier Manches und es haben sich in Böhmen nur noch zwei solcher Burggrafen erhalten, welche als Stats- u. Landesbeamte, obwol mit sehr verschiedenen Befugnissen betrachtet werden können. Sie sind: 1) der oberste Burggraf (ursprünglich Kastellan des prager Schlosses), jetzt Landesgouverneur von ganz Böhmen (s. dieses), der Hofkanzlei in Wien untergeordnet. 2) Der Burggraf des königgrätzer Kreises. Einer der obersten Land- u. Erbbeamten des Königreichs, dermalen eine bloße Ehrenstelle. — Für wichtig ward sonst noch erachtet der Burggraf von Karlstein, wo die Reichskleinodien und Urkunden bis zur Schlacht am weißen Berge aufbewahrt wurden, die darauf nach Prag kamen, indem Ferdinand die Burggrafenstelle, als nun überflüssig, aufhob [2]). Endlich ist der Kreishauptmann vom elbogner Kreise noch heut zu Tage zugleich Burggraf von Eger. Als Titel eines Privatbeamten ist er in Böhmen und Mähren auf größern Herrschaften sehr üblich, wo er einen Ökonomiebeamten bezeichnet, der das Eigentliche der Landwirthschaft leitet und die zu derselben nöthigen Utensilien aufbewahrt und verrechnet.

Burggraf, verwünschter. Diesen Namen führte eine Meteor-Masse, von fast 2 Cntr. und 18″, 9″ und 4″ Zoll in ihren 3 Dimensionen, welche auf dem Rathhause zu Ellenbogen in Böhmen aufbewahrt wurde. Nach der Volkssage soll einer der königl. Burggrafen, welcher das ellenbogner Gebiet verwaltete, die Vasallen sehr gedrückt und mit besonderer Härte zu den Frohnarbeiten angehalten haben, weshalb ihn die Unterthanen oft verwünschten. Einst, da er selbst mit der Glocke das Zeichen zum Beginn der Frohn gab, sey er plötzlich von einem Blitze getödtet und in jene Masse verwandelt worden, der man verschiedene Wunderkräfte beilegte, unter andern auch die, daß sie, wenn sie in den dortigen, 22 Klafter tiefen Schloßbrunnen geworfen wurde, von selbst wieder auf ihren alten Platz in einem der Schloßgewölbe zurückkehre. Zur Erprobung der Wahrheit ließ sie schon der kaiserl. General von Werth während des 30jährigen Krieges in den Brunnen werfen [3]). Nach einigen Jahren zog man sie wieder heraus. Als die Franzosen unter Marien Theresien im Erbfolgekriege nach Ellenbogen kamen, machten sie dasselbe Experiment, die Masse blieb bis 1776 im Brunnen, wo man sie wieder herausholte und seitdem in einem Gewölbe des Rathhauses aufbewahrte, ohne ihre wahre Natur zu kennen. Der dermalige Gubernialrath Neumann zu Prag erkannte sie zuerst als Meteoreisen und machte das Richtige darüber bekant [4]). Sie erregte die Aufmerksamkeit der Aufseher des kaiserl. Naturalienkabinets in Wien, das sich durch seine reiche Samlung von Aerolithen auszeichnet. Man zersägte sie in zwei ungleiche Stücke. Das größere von 1¼ Centner kam in das kaiserl. Kabinet; das kleinere 40 Pfd. schwer befindet sich noch in Ellenbogen. (*André.*)

BURGHARDT (Gottfried Heinrich), wurde zu Reichenbach in Schlesien 5. Juli 1705 geboren. Den Grund zur wissenschaftlichen Bildung legte dieser Gelehrte von 1720 — 1725 auf dem breslauer Elisabethan; erlernte dann in der Apotheke zu Friedland die Scheidekunst und 1727 in seiner Geburtsstadt die Chirurgie. Hierauf bezog er die Universität Frankfurt a. d. Oder, studirte daselbst drei Jahre lang die Arzneiwissenschaften und erhielt 1730 die Doktorwürde. Den Wünschen seines Vaters zufolge nach Schlesien zurückgekehrt, ließ er sich 1734 als ausübender Arzt in Breslau nieder. Hier gab er 1736 eine historisch-physikalische Beschreibung des Zobtenberges, wie auch eine Destillirkunst in Druck, welche lange für eins der brauchbarsten chemischen Bücher galt. Im J. 1743 erhielt B. den Ruf zur ersten Professur am Gymnasium in Brieg. Hier beschrieb er 1744 die landecker Bäder und brachte sie dadurch zuerst wieder in Aufnahme. Auf Befehl Friedrichs II. erstattete er 1745 Bericht über die Erzgruben zu Reichenstein u. Silberberg, desgleichen 1748 über die in Tarnowitz. In der Mathematik, Physik und Chemie zeigte B. gründliche Kentnisse. Als erklärter Feind der Chinarinde, verschmähte er sie sogar noch als ein Quartan-Fieber sein Leben bedrohte und im J. 1772 endete. (*F. Em. Fischer.*)

BURGHASLACH, Marktflecken rechts der reichen Ebrach, auf dem Steigerwalde, südlich 1 St. von Schlüsselfeld, im gleichnamigen Herrschaftsgerichte des baierschen Rezatkreises. Er enthält ein Schloß, ein evang. Dekanat, wozu 8 Pfarreien mit 10 Geistlichen gehören und ein Pfarramt, 175 Feuerstellen, und unter 800 Einwohn. 216 Juden. Dieser Ort war schon 1258 eine Besitzung der Grafen von Castell. Das gräflich-castellische Herrschaftsgericht Burghaslach begreift 885 Familien und 4446 Selen. (*Eisenmann u. Fenkohl.*)

BURGHAUN, Amt in dem Kreise Hünefeld der kurhessischen Prov. Fulda. Es liegt an der Haun, ist

1) Über Burggraf im Allgemeinen, s. oben Burg.

2) S. Stransky Stat von Böhmen, mit Cornovas Erläuterungen B. VII. Prag 1803. Kap. XIV. — Riegger Mater. z. Statist. v. Böhmen, Heft III. Nr. VIII., auch X. und XI. Balbins Verzeichniß der Reichsbeamten.

3) Schaller Topographie von Böhmen 2r Th. S. 6 — 8.

4) Hesperus 1812. Nr. 55. — Chladni über Feuermeteore und über die mit denselben herabgefallnen Massen. Wien 1819.

sehr gebirgig und waldig, producirt aber doch hinreichendes Korn, Garten- und Hülsenfrüchte, und Flachs geräth vorzüglich, daher Garnspinnen und Linnenweben Hauptbeschäftigungen ausmachen. Auch Holz ist ein Ausfuhrartikel, aber der Absatz höchst beschränkt. Es enthält 1 Marktflecken, 21 Dörfer, 5 Höfe, 768 Häuser und 6648 Einw. Der gleichnamige Marktflecken liegt an der Haun, ist der Amtssitz, hat 1 katholische, 1 lutherische Kirche, 144 Häus. und 985 theils katholische, theils luth. Einw. und hält 2 Jahrmärkte. — Das Amt ist meistens aus fuldaischen Parzelen zusammengesetzt und bildete schon vorher ein Amt, womit seit 1816 einige ritterschaftliche Zubehörungen, als Wehrda, Rhiena u. a. verbunden sind. (*Hassel.*)

Burghaus, s. Burgsess unter Burg.

BURGHAUSEN, baierische Stadt im Unter-Donaukreise, am linken Salzachufer, mit 264 Wohngebäuden und 2235 Einwohnern. Die Thürme und Mauern der alten Festung ziehen sich in drei Abtheilungen über der Stadt auf der Anhöhe hin. — Die Schiffahrt, besonders mit Salz flußabwärts, und mit Wein aus Östreich herauf mag die ersten Einwohner in diese Bergschlucht zum Betrieb verschiedener Gewerbe gelockt haben. Um das J. 1050 setzte sich hier ein Zweig der Grafen vom Chiemgau, von der Burg Tengling, fest. Die Ringhände von Burghausen sind in der Geschichte der teutschen Kaiser bekant. Als dieser Zweig mit Otto erloschen war, zog Herzog Heinrich der Löwe 1156 dieses Gebiet ein; und es residirten in der Folge öfter die Herzoge von Niederbaiern zu Burghausen. Der große Schatz Georg des Reichen von Landshut, nach dessen Tode sich 1573 jener gräuliche Krieg entspann, lag hier verwahrt. Später saß zu Burghausen ein Vice-Dom und eine Regirung, die mit dem Innviertel (1779) einen beträchtlichen Theil ihres Bezirks verlor. Im letzten Jahrzehend hatte die Stadt das Appellationsgericht des Salzach-Kreises, jetzt nur ein Land-Gericht und Rent-Amt. (*von Koch-Sternfeld.*)

BURGHAUSS (Niklas August Wilhelm Reichsgraf v.), war geboren zu Juliusburg in Schlesien, 14. März 1750. Seine Ältern, damals noch im Besitz ansehnlicher Rittergüter, sorgten früh für die Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten durch Hauslehrer und schickten ihn dann 1764 auf die liegnitzer Ritter-Akademie. Hier wurde der Jüngling von dem nachmaligen Minister Grafen Struensee bald so lieb gewonnen, daß ihn dieser persönlich in der Mathematik unterrichtete. Weil es aber zu der Zeit auf genannter Akademie in Absicht der Vorlesungen etwas hoch herging — man trug z. B. die Jurisprudenz rein lateinisch vor — und Gr. B. nicht hinreichende Vorkentnisse in der lateinischen Sprache besaß; so sendeten ihn die Ältern 1765 nach Halle ins königl. Pädagogium, wo er sich namentlich unter dem berühmten Leiste in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften sehr empor arbeitete. Im J. 1769 stand er im Begriff, die Universität Frankfurt an der Oder zu beziehn; ein Zufall aber vereitelte die Fortsetzung seiner Studien. Durch den General Gr. Anhalt Friedrich II. bei einer Heerschau vorgestellt, erhielt er vom Könige eine Fähndrichsstelle im Regiment von Petersdorf zu Bielefeld. Doch verließ er, als er im J. 1771 die Güter Laasan und Peterwitz erbte, den Militärdienst und vermälte sich 1772 mit der einzigen Tochter des Reichsgrafen von Solms-Baruth. Von jetzt an war sein Augenmerk blos auf die Verbesserung der ererbten Güter gerichtet. Er erfand den vierscharigen Ackerpflug, erbaute 1774 eine Siede-Wassermühle, die großes Aufsehen erregte, lehrte seine Landsleute den Kleebau im Großen treiben und führte 1781 zuerst in Schlesien die Stallfütterung ein. — Sehr wichtig und wohlthätig für sein Grundeigenthum und dessen Umgegend war der große Wasserbau, den er 1782—1786 unternahm. Ein durch Menschenhände gegrabener Kanal von 1000 Ruthen Länge schützt seitdem mehr als 180 Morgen Ackerfeld gegen die vorher verderblichen Überschwemmungen des sogenannten striegauer Wassers. Im Flusse selbst ließ Gr. B. steinerne Furthen anbringen und über den Kanal eine hölzerne und eine eiserne Brücke legen. Letztere, zu Malapane gegossen, ist die erste der Art in Schlesien, vielleicht in Teutschland. Überhaupt verdankt Laasan seiner Thätigkeit viel. Im J. 1785 wählte ihn die ökonomisch-patriotische Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer zum Direktor. Als solcher ging er selbst durch allerlei ökonomische Versuche den Mitgliedern als Beispiel voran und die Societäts-Annalen von 30 Jahren enthalten zahlreiche Belege seiner Betriebsamkeit und seines Schriftstellerfleißes. Er starb am 5. Juni 1815; im J. 1800 hatte er die Würde eines Johanniter-Ritters erhalten. (*F. Em. Fischer.*)

Burgheim, s. Burkheim.

BURGHESSLER, auch **UNTERHESSLER**, Pfarrdorf im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 2¼ St. westlich von Naumburg, nahe bei Klosterheßler, mit 222 Einwohnern und starken Obstbaumpflanzungen; man zählt an 30,000 Bäume und Stämme. (*Stein.*)

Burghut, s. Burg.

Burgi, s. Burgius.

BURGISTEIN. „Die erste That nach der Schlacht bei Laupen (1339) war, sagt Joh. v. Müller†) wider Jordan von Burgistein (seine Burg lag in den uechtländischen Hügeln), weil er auf ein falsches Gerücht über die Niederlage der Berner gefrohlockt; sie schossen ihn todt, Burgistein brachen sie." An die Stelle des alten Rittersitzes ist ein neueres getreten, welches, wie das frühere, auf einem hohen Felsen in der Pfarre Thurnen und dem berner Oberamt Seftigen thront. Es gehört der berner Familie von Graffenried von Burgistein, die auch die bis zur Revolution davon abhängige bedeutende Herrschaft besaß. Von der letzten stehet eine umständliche ökonomische Beschreibung in den bernerischen Samlungen von landwirthschaftlichen Dingen Band II. Stück II. S. 382—397. Franz Ludwig von Haller besitzt einen Trajan und einen Antoninus Pius von Silber, die zunächst an dem Schlosse gefunden worden sind††).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

†) Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft II. S. 191.
††) Darstellung von Helvetien unter der röm. Herrschaft. Bern 1817. II. S. 311.

Burg-Knechte, s. Burghut unter Burg.

BURGKUNSTADT, **Burgkundstadt**, im Ober-Mainkr. Baierns, im Landger. Weismain, im Lokptl. Lichtenfels, ein auf einem Bergfelsen stehendes Munizipalstädtchen am Main von 850 Katholiken und 80 jüdischen Familien in 120 Häusern. Letztere haben eine Synagoge, und erstere nebst der alten Pfarrkirche noch eine sehr alte zur Hälfte in Felsen gehauene Klause, wo einst Chorherren und Einsiedler gewohnt haben sollen. Über den Mainarm führt eine steinerne Brücke. Die monatlichen Viehmärkte vereint mit Industrie gewähren allen Bewohnern gute Nahrungsquellen. Das auf dem vordern Felsen stehende neue Schloß bietet die schönste Aussicht auf die umher liegenden adeligen Burgen des Rodach- und Maingrundes dar. Ehedem war in diesem Stammsitze der Familie von Kunstadt, ein Amt, das aber bei Errichtung des Landger. Weismain als entbehrlich eingezogen wurde. (*Jaeck.*)

Burglehn, s. Burg.

BURGLENGENFELD, Städtchen an der Nab, 5 St. von Regensburg, im Regenkreise des Königreichs Baiern, mit 248 Häus., 1480 Einw., 4 Kirchen, 1 Leder- und Flintenstein-Fabrik, den Sitzen eines Landgerichts, Rent- und Forstamts und 1 Postexpedition, guten Bierbrauereien, vielen Feldern, die jedoch von geringer Fruchtbarkeit sind. Auf dem ehemaligen nahen Bergschlosse, dessen Ruinen gegenwärtig ganz zerstört sind, wohnte in den ältesten Zeiten ein angesehenes Rittergeschlecht Lengenfeld, Besitzer dieses Ortes, nach dessen Aussterben im Anfange des 13. Jahrh. der Ort an die Herzoge von Baiern gelangte. Ludwig der Strenge hatte hier ein Vicedomamt errichtet; der erste Vicedom daselbst erscheint im J. 1272 in einer Urkunde des Bischofs Leo von Regensburg. In der merkwürdigen Theilung des wittelsbachischen Hausgutes im J. 1329 wurde der größte Theil dieses Vicedomamtes ein eigener Stat, ein rheinpfälzisches Nebenland, und der übrige Theil dem Vicedomamte München zugetheilt *). Im J. 1504 wurde Burglengenfeld von den Böhmen erobert und das Schloß angezündet; im Schwedenkriege 1633 vom schwedischen Obersten Rose mit List eingenommen; im Jänner 1641 öfters den Flammen preisgegeben; im März desselben J. aber wieder von den Baiern und Kaiserl. erobert. Auch litt die Stadt viel durch Kriege in den J. 1703 und 1741; im J. 1745 hatte das Landgericht Burglengenfeld, einen Schaden von 56,500 fl. aufgezeichnet. — Das gegenwärtige Landgericht Burglengenfeld enthält 14¼ Quadr. M., 2236 Familien und 295 Orte, davon 2 Städte, 2 Märkte, 110 Dörfer und 181 Weiler und Einöden sind. (*Eisenmann.*)

Burgmair (Hans), s. am Ende des Buchstaben B.

BURGO, Villa in der span. Prov. Granada, am Guadiano mit 1000 Einw. In der Nähe finden sich die berühmte Karthause St. Desierto und die Trümmer der römischen Stadt Anicipo, worunter ein Amphitheater und mehre Tempel. (*Stein.*)

BURGÖRNER, Dorf im Reg. Bez. Merseburg der preuß. Prov. Sachsen, mansfelder Gebirgskreis, an der Wipper, mit 56 Häus., 361 Einw., Alabaster- und Gypsbrüchen und einer benachbarten Dampfmaschine, die in jeder Minute 65 Kubikfuß Wasser 22—23 Lachter hoch hebt, und aus den Gruben schafft. (*Stein.*)

BURGOS, eine span. Provinz von 371 Q.M. oder 642 Q. Leguas (20 auf einen Grad), ist ein Theil von Altcastilien. Zweige des cantabrischen Gebirgskastes, die Sierra de Oca, die Montañas de Burgos und de Reynosa und San Lorenzo, durchziehen und umschließen das von dem Ebro und Duero durchströmte Land, welches weite Thäler z. B. das von Pao in den Gebirgen von Sant Ander, und große Ebenen enthält. Der Anbau der fruchtbaren Thäler und Ebenen, unter welchen der weinreiche Canton la Rioxa (Rioja) zehn Leguas lang und sieben breit ist, liefert, bei aller Trockenheit des Klimas, vortreffliches, doch zum Bedarfe der Einwohner nicht hinreichendes, Getreide, besonders Waizen, Gerste, Hafer, viel Wein; auch Krapp, Hanf und Flachs, aber wenig Obst, doch gibt es in der Rioja und in der Bureva einige Baumgärten. Überhaupt kommen in dem wasserreichen Boden, außer Ulmen, andre Bäume nicht gut fort. Die Viehzucht ist bei dem Überflusse an Gebirgsweiden sehr bedeutend; den Haupterwerb gewährt die Wolle, wenigstens 40,000 Centner des Jahrs, deren Stapelstadt Burgos ist. Dagegen ist das Fabrik- und Manufakturwesen unwichtig, bis auf die Wollenwebereien zu Burgos. Außerdem gab es vor dem Kriege 43 Gerbereien, 108 Korduanfabriken, 36 Töpfereien, 3 Wachsbleichen, 39 Eisenhämmer, welche 24,400 Centner verarbeiteten, und einige andere Gewerbe von minderem Belange. In der Villa Lierganes befindet sich eine Kanonengießerei. Für den Handel fehlt es an guten Straßen; die beste ist der große Hauptweg über Burgos und Valladolid. Die Provinz Burgos zählte im J. 1797, in 5 Ciudades, 583 Villas, 1118 Dörfern, und 1947 Kirchspielen (mit 84 Mönchs- 49 Nonnklöstern und 54 milden Stiftungen), 470,588 Einw., welche nach dem **Censo de la Riqueza de España en 1799**, (Madrid 1803 fol.) jährlich an Naturalprodukten den Werth von 234¼ Mill. Reales, an Industrieprodukten aber nur den Werth von kaum 23 Mill. Reales erzeugten. Der Handel der Provinz Burgos steht unter der Aufsicht des kön. Consulats in der Hauptstadt. Im J. 1815 lebten in der Provinz Burgos 3996 Klostergeistliche, 5260 Weltgeistliche, 134,056 Hidalgos, 798 Handelsleute, 929 Fabrikanten, 8797 Handwerker, 49,421 Bauern, 29,850 Tagelöhner und 13,237 Knechte und Bediente. — Bisher stand diese Provinz unter dem General-Capitän von Zamora; nach der von den Cortes angenommenen Eintheilung aber bildet Burgos eine von den 52 Landeshauptmannschaften des Königreichs, und gehört nebst Segovia, Soria und Santander, zur vierten Militärdivision. — Unter den Städten in der Provinz Burgos sind Aranda de Duro (S. d. Art.), Briviesca (im Ländchen Bureva), Miranda am linken Ufer des Ebro, Logroño am Ebro, in der Rioja alta (die Rioja baxa gehört zur Provinz Soria), Ezcarrai, Haro, Espinosa de los Monteros am Trueba, (Schlacht am 11. und 12. Nov. 1808) Frias am Ebro, und die in der Landschaft Montana an

---

*) Mehres hierüber in der diplom. Skizze von dem alten Vitzthumamte Lengenfeld, von J. G. Feßmaier 1800.

der Küste des Oceans gelegenen Santander (ein wichtiger Fabrik- und Handelsort mit einem Hafen), Santillana, Santoña, San Vincento de Barquera, Laredo, und Castro Urdiales (sämtlich Hafenplätze), nebst dem Ländchen Liebana zu bemerken.

Burgos (lat. **Burgi**), die im 9. oder 10. Jahrh. auf den Trümmern der alten Stadt Auca oder Cauca *) erbaute Hauptstadt von Altcastilien, eine Ciudad von 2020 zum Theil sehr ansehnlichen Häusern, mit 11,000 Einw., liegt theils am Abhange, theils am Fuße eines Berges, am rechten Ufer des Arlanzon, über welchen 3 steinerne Brücken führen, wovon die mittelste mit Statuen geschmückt ist. Burgos ist in Gestalt eines Halbmonds unregelmäßig erbaut. Die Straßen sind meistens eng und winklich. Der Hauptplatz ist mit Arcaden umgeben. Hier steht die Statue Karls III. Am linken Ufer des Arlanzon liegt die schön gebaute Vorstadt la Vega, mit einer Menge reizender Gärten. Sehenswerth sind das Rathhaus, der Palast Velasco, der zu den Zeiten Karls V. errichtete Triumphbogen von Fernando Gonzalez, dem hier gebornen ersten Grafen von Castilien, die St. Pauls-, und vorzüglich die prachtvolle Domkirche, ein Meisterstück der altteutschen Baukunst, mit den Grabmälern vieler Könige und Königinnen. In der Sacristei dieser Kathedrale ist der ungeheure eiserne Harnisch des von allen Geschichtschreibern und in Romanzen gefeierten National-Heros, des Ruy Cid el Vivar, genant el Campeador, aufgehängt. Cid war in einem Dorfe nahe bei Burgos geboren, er starb 1099 zu Valencia, und seine Asche ruht in der nah gelegenen Benedictiner-Abtei St. Pedro de Cardenna, in einem für jene Zeiten ziemlich regelmäßigen Denkmale von schwarzem Marmor. Die Franzosen stellten 1809, um dem Nationalstolze zu schmeicheln, dieses Denkmal in Burgos auf einem öffentlichen Spaziergange auf und umgaben es mit Bäumen und Blumen; aber die Spanier ließen sich durch diese Huldigung nicht gewinnen, denn, als sie wieder nach Burgos kamen, rotteten sie die von den Händen ihrer Feinde gepflanzten Bäume und Sträucher aus. Unter den 9 Thoren ist das St. Marienthor von sehr guter Architektur und zugleich ein historisches Denkmal. Burgos hat 14 Pfarrkirchen, 5 reiche Hospitäler, welche sich durch gute Verwaltung auszeichnen, 7 Armen-, 1 Findel- und 4 Waisenhäuser, 1 große Kaserne und 9 öffentliche Plätze. Ehemals befanden sich daselbst 24 Klöster, unter welchen das Augustinerkloster seines ansehnlichen Schatzes wegen berühmt war. Nahe bei Burgos liegt die reiche, von Alfons IX. gestiftete, berühmte Abtei las Huelgas (die edle), in welcher 150 adelige Nonnen leben. Unter der Äbtissin standen sonst 17 andre Klöster, 14 Städte und an 50 Flecken und Dörfer. Die Karthause Miraflores, eine halbe Stunde von Burgos, war wegen mehrer vortrefflichen Gemälde von Diego de Leyva, sehenswerth. Das Klima von Burgos ist rauh, indem die Stadt von allen Seiten dem Nordwinde offen liegt; dabei fehlt es an Feuerung, indem die Gegend um Burgos eine der kahlsten von Spanien ist, und alles Holz u. s. w. auf Maulthieren herbeigeschafft werden muß. Die Kaufmannschaft von Burgos unterhält eine Schule für die bildenden Künste. Außerdem gibt es daselbst eine chirurgische Schule (seit 1800) und ein Gymnasium. Der Erzbischof von Burgos hatte sonst 40,000 Ducaten jährliche Einkünfte, und sein Sprengel enthielt über 150 Städte, Flecken und Dörfer. Der Adel von Burgos läßt sich, wie die Grandes, den Titel Primos (Vettern) geben. Ehedem war Burgos eine reiche, blühende Stadt voll Industrie und Handel; jetzt ein Bild der Armuth. Denn der Luxus der Kirche hat die Kapitalien verschlungen, welche eine ganze Provinz beleben würden, wenn sie in Umlauf kämen. Auf dem Berge liegt die Citadelle von Burgos, ein altes festes Schloß. In der neuern Kriegsgeschichte sind das Treffen bei Burgos und der Sturm auf Burgos merkwürdig. Im Nov. 1808 hatte das spanische Heer von Estremadura, unter dem Grafen Belvedere, in und bei Burgos eine Stellung genommen; allein dieser junge, mehr tapfre als kluge Feldherr ließ sich von den Franzosen unter dem Marschall Soult mit überlegener Macht am 10. November überfallen, die nach 12stündigem blutigen Kampfe das spanische Heer in Unordnung brachten und größtentheils vernichteten, worauf Napoleon sein Hauptquartier nach Burgos verlegte. So wurde das Centrum der spanischen Heere bei Burgos gesprengt, das Heer des linken Flügels, unter dem Marquis de la Romana, von den franz. Marschällen Lefebre und Victor am 11. und 12. Nov. bei Espinosa und am 23. Nov. das Heer des rechten Flügels, unter Castannos, bei Tudela, von den Marschällen Lasnes, Moncey und Victor geschlagen, worauf Victor von Burgos nach Madrid vorrückte, und den Paß Puerto in der Somo Sierra, welchen 13,000 Spanier unter St. Juan besetzt hielten, am 30. Nov. überwältigte. — Im J. 1812, mußte sich das von Wellington am 22. Juli bei Salamanca geschlagene Heer des Marschalls Marmont auf Burgos zurückziehen, wo General Clausel auf den befestigten Höhen eine gute Stellung nahm und das Schloß von Burgos, welches den Übergang über den Arlanzon beherrscht, besetzte; daher konnte Wellington, welcher Burgos am 17. Sept. erreichte, erst am 19. über den Fluß gehen, indem er das Hornwerk von St. Miguel mit Sturm nahm. Allein der am 22. und 29. wiederholte Sturm auf die Citadelle von Burgos, welche der General Dubreton eben so geschickt als tapfer vertheidigte, mißlang. Die Belagerung dauerte bis zum 20. Oct. und mußte, nachdem der Sturm am 18. Oct. nochmals abgeschlagen worden war und ein zum Entsatze herbeigeeiltes französisches Heer unter Souham, sich der Höhen bei Burgos wieder bemächtigt hatte, am 21. des Nachts aufgehoben werden, worauf Wellington das Heer an den Duero zurückzog. Diese 35tägige Belagerung, wobei 4 Minen gesprengt und 5 Stürme unternommen wurden, hatte den Engländern an 2000, und der Besatzung 607 Mann gekostet. (*Hasse.*)

BURGOYNE (**John**), englischer General, ein natürlicher Sohn des Lord Binglay, bestimmte sich, nach einer sorgfältigen Erziehung, für den Militärstand. Er kommandirte 1762 ein Korps englischer Truppen in Portugal, welches gegen die Spanier zu Felde zog, und

*) S. von diesem alten Cauca: *Appian.* p. 478., und *Zosimus*, IV, 24.

wurde nach seiner Rückkunft geheimer Rath und Mitglied des Parlaments. Als Redner von der Opposition erwarb er sich Achtung; auch fehlte es ihm nicht an Tapferkeit im Gefechte, aber desto mehr an Feldherrntalenten. Dies zeigte sich am auffallendsten, als er 1775 nach Canada gesandt, und ihm 2 Jahre später daselbst der Oberbefehl über ein Armeekorps anvertraut wurde. Es bestand aus ungefähr 10,000 Mann, war von einem großen Troß Artillerie, einem Gefolge von Handwerkern und Arbeitern aus Canada, und einer Schar Indianer begleitet. Burgoyne kündigte sich den gegen England verbündeten Amerikanern, im Junius 1777, in einer Proklamation an, durch welche er sie unter harten Bedrohungen auffoderte, sich ungesäumt dem Mutterlande zu unterwerfen. Die Häupter der amerikanischen Conföderation waren in dieser Proklamation mit den schwärzesten Farben geschildert, besonders Washington, der dieser stolzen Auffoderung eine Antwort voll Würde und Festigkeit entgegen setzte. Burgoyne erlangte am 6. Julius bei Ticonderoga über die Amerikaner einige Vortheile, die man einen Sieg nannte. Ihren Rückzug für eine Flucht haltend, verfolgte er sie unbedachtsam, ohne die Verpflegung seiner Truppen und die Communikation zu sichern, und sah sich nach mehren unglücklichen Gefechten im Okt. bei Saratoga von eben den Leuten eingeschlossen, die er so verächtlich behandelt hatte. Aller Aussicht auf Rettung beraubt, mußte er am 16. Okt. mit seinem Heere, das nur noch 3500 dienstfähige Soldaten zählte, das Gewehr strecken. Unter der ansehnlichen Beute an Munition, Waffen und Feldgeräthe, welches den Amerikanern in die Hände fiel, waren auch 35 Feldstücke. Das engl. Ministerium war aber weit entfernt, die zu Saratoga geschlossene Convention, vermöge deren die Truppen nach Europa zurückkehren sollten, zu bestätigen, vorgebend, daß man dadurch die Gesetzmäßigkeit des amerikanischen Congresses anerkennen würde. Da nun dieser auch die Convention nicht hielt, so wurde die Armee das Opfer einer fortwährenden harten Gefangenschaft, Frankreich aber ließ sich durch den Verlust der Engländer bestimmen, die Freiheit der Amerikaner anzuerkennen. Burgoyne kehrte nach England zurück, wo ihm der König den Zutritt zu seiner Person und zum Hofe verbot. Im Parlament entstanden sehr heftige Streitigkeiten über diesen unglücklichen Ausgang, den Burgoyne und die Opposition dem Ministerium und den Entwürfen des Lord Germain Sackville, zur Last legten. Durch die Fürsprache der Königin wußte sich Burgoyne die Erlaubniß zu verschaffen, wieder am Hofe zu erscheinen, und erhielt wieder Sitz im Parlamente, wo er 1781, als die Mehrheit entschlossen schien, den Krieg fortzusetzen, auf die Seite der Opposition trat und die Unterjochung der Amerikaner als unmöglich darstellte. Er starb am 2. August 1792, auch in der Literatur nicht ganz unbekant durch einige Theaterstücke (The lord of the manor, a comic opera. 1781. 8. The heiress, a comedy. 1785. 8. Richard coeur de Lion; an opera, translated from the French. 1786. 8.), die einen vorübergehenden Beifall fanden, und durch seine historisch-publicistischen Schriften: Letter to his constituents on his late resignation with the correspondences between the secretaries of war and him. 1779. 8. und State of the expedition from Canada. 1780. 4. Ed. II. 17...*) (*Baur.*)

BURGSCHEIDUNGEN, Pfarrdorf, der Familie von Schulenburg im Reg.-Bez. Merseburg, der preuß. Prov. Sachsen, Kreis Querfurt, am rechten Ufer der Unstrut, 3 St. nordwestlich von Freiburg, mit 261 Einwohnern, einem schönen Schloß, welches der General-Feldzeugmeister Graf von der Schulenburg 1724 erbauen ließ, Stärke- und Wollstrumpf-Fabriken, Brantweinbrennerei, Salpetersiederei, Ziegelbrennerei. Der Ort ist einer der ältesten bekannten in Thüringen, hieß im 6. Jahrh. Skidingi, nachher Scheiding, war damals eine befestigte Stadt und Residenz der thüringischen Könige, und soll sich über das auf dem linken Ufer der Unstrut liegende Kirchscheidungen und über Oberndorf erstreckt haben, und von der Residenz (Burg) durch die Unstrut getrent gewesen seyn. Bis ins 11. Jahrh. war Burgscheidungen ein kaiserl. Lehn, das Heinrich II. dem Stift Bamberg gab, von dem es bis in die neuern Zeiten in Lehn genommen wurde. (*Stein.*) — Wahrscheinlich war es diese Burg, in welche sich der vom ostfränkischen Könige Dietrich (531) geschlagene thüringische König Hermanfried zurückzog, und der Name Scheidungen (in einer fuldaschen Urkunde Skidingi) bezeichnet vielleicht die Unstrut-Gegend, die, einem Theilungsvertrage zufolge, das fränk. Thüringerland von dem sächs. schied†) (*Galletti.*)

BURG-SCHWALBACH, ein Dorf nebst einer verfallenen Burg an der Arde im Herzogthum Nassau. Karl der Große schenkte 790 das Dorf an die Abtei Prüm. Graf Eberhard von Katzenellenbogen ließ sich 1368 für dasselbe Stadt- und Festungsrecht ertheilen, und erbauete bis 1371 die Burg. Von Katzenellenbogen kamen beide an Hessen und von letzterem 1536 an Nassau gegen dessen Rechte an Wetzlar. Zwei hohe Warten ragen noch jetzt hoch über den Trümmern des übrigen Schlosses hervor, und beurkunden dessen ehemalige Festigkeit, und ein noch vorhandenes Burgverließ erinnert an die rohe Fehdezeit der Vorwelt. (*C. D. Vogel.*)

BURGSDORF (Friedrich August Ludwig v.), königl. preuß. geh. Forstrath und Oberförster in der Kurmark Brandenburg, ordentl. Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, Herr auf Voigtstädt, Nickelsried und Schönefeld, Domherr zu Minden rc. war geboren zu Leipzig am 23. März 1747. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der als gothaischer Oberjägermeister zu Altenburg starb, kam er in seinem 7. Jahre nach Gotha, und noch in den Bildungsjahren ging er als Freiwilliger zu der franz. Armee, die (im 7jährigen

---

*) Stedmans Gesch. des Ursprungs, des Fortganges und der Beendigung d. amerikan. Krieges; aus dem Engl. übers. von J. A. Remer. Berl. 1795. 2 Bde. 8. Russels Gesch. von Amerika; a. d. Engl. Leipz. 1779. 8. Soules Gesch. d. Revol. in Amerika, a. d. Franz. v. K. Hammerdörfer. Zürich 1788. 2 Bd. 8. Ramsay's Gesch. d. amerik. Revol.; a. d. Engl. (von G. K. F. Seidel). Berl. 1794. 4. Th. 8. Gesch. der Weltbegebenheiten im Großen, Bd. 7. S. 281—433. Sprengels Jahrbuch für 1784. S. 112—121. Biogr. univ. T. VI. (von Dauxion Lavaisse). Reuß gel. Engl.

†) *Wittichind* von Corvey, I, 631.; *Sagittar.* antiquitates regni Thur. p. 275 sqq.

Kriege) in der Nähe dieser Stadt war. Er erhielt die Adjutantenstelle bei dem General Vallieres, und erwarb sich durch Muth und Unerschrockenheit den Beifall seiner Vorgesetzten, allein seine militärische Laufbahn wurde plötzlich unterbrochen, als er einst im Spiel den Neffen des Generals Vallieres tödtlich verwundete. Er erlernte nun 1762 zu Georgenthal am thüringer Wald, die Jägerei, kam nach 2 Jahren, mit vielen Kentnissen bereichert, als Jagdpage an den gothaischen Hof, unternahm 1767 eine Reise durch Teutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz, und hielt sich nach seiner Rückkunft mehre Jahre bei seinen Verwandten in verschiedenen Gegenden der preuß. Staten auf. Seine Zeit war zwischen dem Studium der Forstwissenschaft und Jagdbeschäftigungen getheilt, und nachdem er Jahre lang vergebens eine Anstellung gesucht hatte, trat ihm ein Invaliden-Hauptmann im Winter 177⅞ seine Forstrathsstelle in der Mittel- und Ukermark unter sehr drükkenden Bedingungen ab. Er wohnte jetzt zu Tegel bei Berlin, und da er sich durch Schriften sowol als durch Bewirthschaftung der ihm anvertrauten Forsten aufs rühmlichste auszeichnete, so trug ihm der König Friedrich Wilhelm II. 1787 auf, die unwissenden Jagdjunker in der Forstwissenschaft zu unterrichten. Die öffentlichen Vorlesungen, die er seitdem in Berlin hielt, wo er seinen beständigen Aufenthalt nahm, wurden bald sehr häufig, selbst von Prinzen des königl. Hauses und andern Männern von hohem Stande, besucht, und die Menge seiner Zuhörer vermehrte sich mit jedem Jahre. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er 1792 zum wirklichen Oberforstmeister der Kurmark Brandenburg ernant, erhielt mehre ehrenvolle Auszeichnungen, und starb im Genuß einer allgemeinen Verehrung den 19. Junius 1802. Burgsdorf gehört zu den Männern, die in ihrem Fache Epoche machten, und sich Verdienste erwarben, deren Früchte noch die Nachkommen genießen werden. Sein Ruhm verbreitete sich durch den größten Theil des kultivirten Europa, viele in- und ausländische Akademien und gelehrte Gesellschaften nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf, und mehre fürstl. Personen übertrugen ihm die Ausführung wichtiger Aufträge. Zahlreiche Anpflanzungen von Forsten, ja ganze Wälder stehen als Denkmäler seines großen praktischen Fleißes da. Von den ausländischen Baumarten, deren Verpflanzung auf teutschen Boden ihm nützlich schien, ließ er den Samen auf eigene Kosten kommen, und machte sich besonders um die Anpflanzung amerikan. Holzarten verdient. So sehr er die Jagd liebte, so hielt er es dennoch für Unrecht, wenn man einen zu zahlreichen Wildstand zum Nachtheil der Äcker und des jungen Holzes hegte. Sein Beispiel und der mündliche Unterricht, den er ertheilte, trug viele herrliche Früchte, und durch die ihm übergebene Aufsicht über die Bildungsanstalten künftiger Forstmänner beförderte er in den gesamten preuß. Staten einen regen Eifer, sich durch Kentnisse und Geschicklichkeiten auszuzeichnen. Die besten Beweise von seinen tiefen Einsichten liegen in seinen gehaltvollen Schriften, durch die sein Name, besonders unter den Freunden der ökonomischen und physikalischen Kentnisse, selbst außer Teutschland, aufs ehrenvollste bekant wurde. Am weitesten verbreitete sich sein Forsthandbuch, oder allgemeiner theoret. prakt. Lehrbegriff sämtlicher Forstwissenschaften, auf allerh. Befehl herausgeg. Berlin. 1 Th. 1788; 4. Aufl. 1800; 2 Th. 1796, 5. Aufl. 1805. 8. Durch dieses Werk hat er die bis dahin noch sehr ungeordneten Grundsätze der Forstwissenschaft geordnet, und das Ganze in ein System gebracht, wonach man bis jetzt die Forstwissenschaft behandelt und gelehrt hat. Überall, besonders was das innere Forstwesen betrifft, herrscht bis in jedes Detail so viel Richtigkeit und Zuverlässigkeit, so viel Kentniß des kleinen Dienstes, daß die durchgängige eigene, von einem guten Kopfe gemachte und benutzte Erfahrung nicht zu verkennen ist. Einen Auszug aus dem ersten Theile des Forsthandbuchs, hier und da mehr erläutert, enthält seine Einleitung in die Dendrologie. Berl. 1800; 1805. Querfol. 12 Tabellen. Seine übrigen Schriften sind: Beiträge zur Erweiterung der Forstwissenschaft, durch Bekantmachung eines Holztaxationsinstruments und dessen leichten und vielfachen Gebrauchs. Berl. 1780. 8. Versuch einer vollständigen Geschichte der vorzüglichsten Holzarten in systemat. Abhandlung. Berl. 1783—1800. 2 Th. in 3 Bd. 4. mit schw. und illum. Kupfern. Dazu gehört: Geschichte der einheimischen und fremden Eichenarten. Ebend. 1787; 1800. 2 Bde. 4. mit schw. und illum. Kupfern; und Geschichte der Buche. Ebend. 1783. 4. mit schw. und illum. Kupf. Anleitung zu einer sichern Erzieh-, und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimischen und fremden Holzarten, welche in Teutschland und ähnlichen Klimaten im Freien fortkommen. Ebend. 1787; 3. Aufl. 1805. 2 Th. 8., u. a. m., besonders mehre Abhandlungen in den Schriften der berlin. Gesellschaft naturforsch. Freunde, deren Mitglied er war, und in der Samlung der teutschen Abhandlungen, die in der Akad. der Wiss. zu Berlin vorgelesen worden sind. Alle seine Schriften können eigentlich nur als die Folge seiner Erholung am Studirtische, wenn er von seinen vielen Amtsgeschäften am Abend ermüdet nach Hause kam, angesehen werden, und da es ihm vorzüglich um die Erforschung der Wahrheit und Beförderung nützlicher Kentnisse in der Forstwissenschaft zu thun war, so richtete er bei seinen schriftstellerischen Arbeiten die Aufmerksamkeit mehr auf die Materie als auf die Form*). *(Baur.)*

BURGSTADEL, Burgstall, am häufigsten wol die Stätte, oder Stelle, auf welcher früher eine Burg gestanden hatte†). In vielen Gegenden werden sich da-

---

*) G. G. Ditmars Lebensbeschr. Burgsdorfs, besonders in Rücksicht auf dessen Verdienste um das Forstwesen. Leipz. 1804. 8. Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. d. preuß. Staten 1803. Aug. 150—168. Sept. 263—289. *Denina* Prusse lit. T. III. Suppl. 84. Bauers Gallerie hist. Gem. 1 Bd. 471—476. — Sein Bildniß steht vor dem 28. Bde der Krünitzschen Encyklopädie, zu der er die Artikel Hirsch und Holz lieferte.

†) Diese Bedeutung geben alte Urkunden selbst an. So bei Gudenus mehrere wegen der vormaligen Burg Weisenau bei Mainz: 1253 *Phil. de Hoenvels* — dimidiam aream castri Wizenowe que Burckstedal appellatur, und im nämlichen Jahre: *Phil. de Falkenstein* — et frater noster *Wern. de Bolandia* cum *Phil. de Hoenvels* divisionem fecimus super Area et loco in quibus olim castrum Wissenowe fuit constructum, qui locus Burgstadel dicitur in vulgari; eben dieselben 1259: fundus ipsius castri Wissenowe (von den Mainzern zerstört) qui Burcstadel vulgariter appellatur.

her auch immer noch, auf Bergen besonders, Plätze finden, welche die Benennung Burg, oder Burgstadel führen, wenn auch der Eigenname der vormaligen Burg nicht mehr bekant ist, und beim Nachgraben werden an solchen Orten auch noch Spuren von Mauerwerk anzutreffen seyn. So führt Widder in der Beschreibung der Rheinpfalz I. S. 166 den Platz einer ehemaligen Bolandschen Burg im Oberamt Heidelberg an, welcher noch der Burgstadel heißt. So werden die kaum mehr sichtbaren Reste einer ehemaligen von Dernbachschen Burg unweit Herborn in dem Idiom der Landleute die Burzel genant, was offenbar nichts anders als das verdorbene: Burgstall ist. — Wenn aber 1315 Graf Berthold von Henneberg „das Burckstadell zu Kundorff" dem Johanniterorden für 400 Mark Silbers verkauft, oder Ritter Götz von Enselingen 1328 seinen Burgstall Enselingen, für eine namhafte Summe zum Unterpfand seinem Gläubiger einräumt; so ist wol nicht zu zweifeln, daß unter dieser Benennung nicht immer ein wüster Platz nur, oder ein bloßer Schutthaufen, sondern auch noch vorhandene Burggebäude, verstanden worden. (*v. Arnoldi.*)

BURGSTÄDT, **Burgstädtel**, Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königr. Sachsen, in der Herrschaft Schönburg-Rochsburg, 2 St. von Penig mit 320 Häusern und gegen 2000 Einw., welche sich vorzüglich von der Weberei schaf- und baumwollener Zeuge, seidener und halbseidener Tücher, Strümpfe, Handschuhe u. dgl. nähren. Man findet hier 4 engl. Garnspinnereien, wovon eine durch Pferde betrieben wird, auch 3 Kattundruckereien. — In dieser Stadt gründete ein Hamburger, Schläßel, 1750 die erste Kattundruckerei in Sachsen. (*Haan.*)

BURGSTALL. Weidmännischer Kunstausdruck, durch welchen ein im feuchten Lehm- und Sandboden, bei gehöriger Mitbeachtung des Schrittes sehr gerechtes Unterscheidungs-Zeichen des Edelhirsches in der Feistzeit vom Thiere angedeutet wird. Dieses Zeichen stellt sich als eine kleine, gleichsam gewölbte Erhabenheit dar, welche, unter den vorerwähnten Umständen, in den Tritten des Hirsches von der Stümpfe bis gegen den Balleneindruck, der Länge nach sich erstreckt, und durch das, bei dem Hirsche festere Ein- und stärkere Vorwärtsdrücken des Ballens, gebildet wird. In der Fährte des Keilers, vorzüglich aber des Schweines, stellt sich der Burgstall, in der guten Zeit der Sauen, allerdings auch dar; aber eines Theils fällt die gute Zeit des Edelhirsches in den Monat August, die der wilden Sauen hingegen in den Monat November, andern Theils ist der Schritt des schwächsten Hirsches weiter, als der des stärksten Schweines; es kann demnach ein irgend bedächtlicher Jäger, wenn er die ebengedachten beiden Punkte berücksichtigt, in der Ansprache auf den Burgstall, wo er denselben in einer Fährte wahrnimt, nicht wol irren — nicht zu gedenken der Trittform überhaupt, durch welche die Hirschfährte von der der wilden Saue sich ohnehin wesentlich auszeichnet. S. d. hieher gehörigen Artikel, wie sie aus Obigem sich ergeben. (*a. d. Winckell.*)

Burg-Steinfurt, *s.* **Steinfurt.**

BURGTHANN, ein festes Bergschloß und Dorf von 60 Häusern und 300 Einw., im Landger.-Bez. Altorf, des königl. baier. Rezatkreises. In mittlern Zeiten hatte die Familie von der Thann ihren Sitz hieselbst. In der Nähe sind eine Pulvermühle und zwei Papiermühlen, welche letztere einen bedeutenden Absatz machen. (*Fenkohl.*)

BURGTONNA. Dieses Dorf des gothaischen Amtes Tonna verdient eine Auszeichnung wegen der höchst merkwürdigen Versteinerungen, die man in seiner Umgebung findet. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit erregte das versteinerte Gerippe eines Elephanten, welches zu Ende des Jahres 1695 und zu Anfang des Jahres 1696, in einer von diesem Dorfe nicht weit entfernten Sandgrube, allmälig ausgegraben wurde. Seit dieser Zeit hat man noch mehr solche Versteinerungen entdeckt. Alles dieses zeigt die reichhaltige geognostische Samlung im Naturalienkabinette auf dem Residenzschlosse zu Gotha*) (*Galletti.*)

BURGUND, **Burgunder. Königreich der Burgundionen. Die Königreiche Burgund oder Arelat. Die Freigrafschaft und das Herzogthum Burgund.**

Die Burgunder, eins der ersten germanischen Völker, die auf dem Boden der römischen Welt bleibende Wohnsitze durch Waffen und Verträge gründeten, gaben ihren Namen drei Königreichen, einer Grafschaft und einem Herzogthume. Fast das ganze Mittelalter hindurch war Burgund eine Macht, die alle Stadien politischer Kraft und Schwäche durchlebte. Anfangs stand dieses Königthum auf Waffenbeute und uralter Volksfreiheit; dann umstrickt von Feudalaristokratie und Kirchengewalt, ward es zuletzt gemäßigt und erhalten durch ständische Verfassung. Eben so reich begabt mit allen Mitteln der Kultur jener Zeit erscheint das Volk am Jura, im Rhonethal, an der obern Saone und im Niederlande. Was uns in dem Nibelungen-Liede die Sage, was in den Chroniken die Geschichte von den Waffen und Thaten, von dem Glauben und der Sitte, von den Rechtsgebräuchen und Gesetzen, was sie von der Bildung, den Künsten, dem Gewerbe und dem Handel der Völker des Mittelalters erzählt: in Allem tritt hervor der stolze Name Burgund. Dadurch wurden in das Schicksal des unter vielfachem Wechsel seiner Gränzen viermal gegründeten und viermal untergegangenen burgundischen Stats, während eines Jahrtausends und darüber, auf das Engste verflochten das Weltreich der Franken und der Fall der Karlowingen; Italiens eiserne Krone und Helvetiens wehrlose Vielherrschaft; Allemanniens oft bedrohte Sicherheit und die Blüthe der Zäringer; der Ruhm der Hohenstaufen und die Macht des teutschen Reichs; das Steigen der apostolischen Gewalt und die schismatische Verwirrung der abendländischen Kirche. In Burgund entfaltete das Lehnwesen am frühesten seine bildende Kraft, dann eben so wirksam seine zerstörende Gewalt; es hob mächtige Geschlechter auf Fürstensitze; aber es zerriß die Einheit der Nation, und mit derselben vernichtete es das Recht des Königthums. In Burgund stand die Wiege des alten Herrscherhauses Savoyen; aber in den Alpenthälern siedelte die Freiheit sich an; so auch in den Städten, am

*) Tenzel's curiöse Bibliothek vom J. 1704. S. 257. 1198. Geschichte und Beschr. des Herzogth. Gotha, IV, 136.

Fuße der Ardennen und im Niederlande. Hier, in der Pracht des jüngsten burgundischen Thrones sahen die Könige des Abendlandes das Vorbild ihres Hofstats; aber der Untergang dieses Throns sicherte den Triumph der Eidgenossen. So trug Burgund — zu Arles, Genf, Brügge und Gent, — anfangs die Schule teutscher Statskunst, dann die Wagschale von Frankreichs oder Englands Macht, endlich der Kampfplatz von Habsburgs Glück und Valois's Eifersucht, — in seinem Schooße alle Erscheinungen des späteren politischen Lebens von Europa.

Eben so innig war Alles, was jene Zeiten durch den Rittergeist, was sie durch die Romantik und durch das Aufstreben des dritten Standes verherrlichte, die Entwickelung des geselligen Lebens, das Aufblühen der feineren Sitte und die Ausbildung des edleren Kunsttriebs, an das Land geknüpft, welches die Provenzalen bewohnten und an das Volk, welches die ersten Maler in Ölfarben besaß und die größten Meister in Kunstgeweben. Selbst das reinere Licht des evangelischen Glaubens entzündete sich schon früh in den Gegenden des Rhonethals und überstrahlte weit die Rauchsäulen inquisitorischer Gewalt. Aber nach Karls des Kühnen Fall und nach dem Tode Philipps des Schönen, erlosch zugleich mit dem Glanze des Mittelalters, auch der Ruhm Burgunds. Volk und Stat leben fortan nur in der Geschichte; und die Länderkunde allein hat uns noch aufbewahrt den glorreichen Namen einer ausgestorbenen Nation und den Thronsitz untergegangener Fürstengröße.

I. Die Burgunder und das alte Königreich der Burgundionen in der Zeit von 407 bis 534. Schon in dem ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung wird das Volk der Burgunder oder Burgundionen erwähnt. Ptolemäus scheint ihre Wohnsitze gekant zu haben; nach Plinius waren sie ein Stamm der Vandalen [1]). Tacitus nent sie nicht [2]). Dann gedenken ihrer römische Schriftsteller unter den germanischen Völkern, welche die römischen Gränzländer bedrohten. — Aus seiner früheren Heimath, in den Wald- und Weideländern zwischen der Niederoder und der Niederweichsel soll das Volk der Burgundionen durch feindliche Nachbarvölker — vielleicht die Gepiden — bis nach der Saale hingedrängt worden seyn, hier mit den Allemannen über Salzquellen [3]) Krieg geführt haben, dann aber, nach 376, unter seinem Heerführer Gonthahar (Gundicarius, Günther), 80,000 Mann stark an dem Rheinstrom erschienen und von dem Zuge der Vandalen, Sueven und Alanen mit fortgerissen [4]), um das J. 407 in das römische Gallien eingedrungen seyn. Später wanderten sie mit ihren Heerden über den Jura bis in die Thäler der penninischen Alpen hinauf und wurden endlich ein Volk und Reich, das von den Ufern der Loire bis an den Fuß des Grimsels sich ausbreitete.

Die Burgundionen treten in die Geschichte ein mit ihrer ersten Niederlassung in Gallien, wo sie um das J. 413, unter Genehmigung des Kaisers Honorius, der ihren Beistand seinem Gegner Jovinus (in Mainz) entziehen wollte, von dessen Feldhauptmann Constantius das Land bei Worms und am Oberrhein erhielten, damit sie diese Mark gegen die Franken behaupteten. Allein ihre Treue wurde den Römern verdächtig, und die Belgen beklagten sich über die lästige Nachbarschaft der Burgundionen [5]), daher wies sie Aëtius in engere Gränzen zurück und schloß endlich mit ihnen 436 einen Vertrag, nach welchem sie aus der Gegend von Worms abzogen und die von den Allobrogen und Helvetiern verlassenen Länder am Fuße der Alpen eingeräumt erhielten, damit sie hier Italiens Vormauer beschützten. Schon früh machten sich die Burgundionen denkwürdig durch ihren schnellen Übergang zum Christenthume und ihre Empfänglichkeit für Bildung. Sie sollen, nach der Schilderung des Sidonius Apollinaris, Männer gewesen seyn, 6 bis 7 Schuh hoch, Thierhäute getragen und die Freiheit als ihr einziges Gut geliebt haben. Ihren Vorstehern, Hendinen genant, d. i. den Ältesten, gehorchten sie so lange der Hendin den Göttern gefiel, deren Willen ihr Oberpriester, der Sinist, aus der Fruchtbarkeit des Jahres oder aus dem Glücke der Schlachten erklärte [6]). Als sie aber an den Gränzen des Reichs ankamen, trat ein alter Bischof, unerschrocken und friedsam, mitten unter die Scharen Gonthahar's, das Christenthum verkündigend, und redete 7 Tage zu ihnen von Jesu Lehre und Wundern, worauf Gonthahar und seine Burgundionen den Göttern absagten und am achten Tage sich taufen ließen. Dies geschah um das J. 413. Die Ehrfurcht für ihren Sinisten trugen sie jetzt über auf die Bischöfe,

1) Ptolemäus nent ein Volk, das südlich von den Rugiern wohnte, *Βουγουντοι* (Bugunti) Burgundi? Beim Plinius heißen sie Burgundiones; er hält sie (IV, c. 14) für einen Vandalenstamm. Bei einigen Byzantinern kommen sie unter dem Namen *Βουργουνζῶνες* vor. 2) Ob die Burii des Tacitus (Germ. c. XLIII.), deren er als eines teutschen Volks in der Gegend der Markomannen und Quaden gedenkt, die Burgunder seyen, ist ungewiß. Auch Ptolemäus kent diese Burier. — Dr. Kruse (Archiv für alte Geogr. Gesch. u. Alterth Heft 1. Breslau 1821. S. 80) glaubt, daß die Lemovii des Tacitus, welche nach ihm jenseit der Gothonen nach Westen zu, neben den Rugiern wohnten, die Burgundi seyn können. Nach Kruse (a. a. O. S. 81 fg.) haben die Burgunder nicht, wie Schurzfleisch annahm, an der Ostsee gewohnt. Dagegen beweist er aus einer Stelle des Ptolemäus, daß sie, östlich an die Suevi Semnones gränzend, zwischen der Oder und Weichsel, südlich von dem baltischen Küstenvolke der Rugier durch den Landrücken bei Norenberg und Neustettin, so wie durch die dasigen Seen geschieden, an der Gränze vom heutigen Pommern und den Marken, dann an der sumpfigen Netze bis zu ihrem Ausflusse in die Wartha und dann in die Oder, und weiter hin bis zu den Quellen der Tollensee gewohnt und die Semnonen zu Nachbarn gehabt haben, weil in der angegebenen Gegend eine natürliche Völkerscheide anzunehmen sey.

3) Daß die Burgundionen um das J. 359 mit den Allemannen in der Gegend von Schwäbisch Hall oder im Hohenlohischen gegränzt haben, scheint aus einer Stelle des *Ammian. Marcell.* L. 18, c. 2. und L. 28, c. 5. zu folgen. Als sie zwischen dem Rheine und dem Neckar sich ausbreiteten, werden Gibica, Godomar und Giselar als burgundische Könige oder Anführer im Kriege genant. 4) *Oros.* L. VII. c. 38. 41. 5) *Sidonius*, panegyr. Aviti. Sidonius Apollinaris, Bischof zu Clermont im 5. Jahrh., Prosper, Idacius und Cassiodor, in ihren Zeitregistern, sind Zeugen der damaligen Begebenheiten. 6) *Ammian. Marc.* L. 28. Joh. v. Müller's Geschichte der Schweiz. Sämtliche Werke, Th. 19. S. 72 fgg.

damals die ehrwürdigsten Männer im Volke, welche jährlich sich versammelten, um den Einfluß der Kirche auf das häusliche und bürgerliche Leben zu befestigen und der rohen Gewalt der Waffenstärke die Furcht vor dem Heiligen als Damm entgegen zu stellen.

So durch das Christenthum für den Feld- und Weinbau, worin ihnen Geistliche und Mönche selbst das Beispiel gaben, und überhaupt für gallisch-helvetisch-römische Sitte und Bildung frühzeitig gewonnen, erwuchs das naturkräftige Volk der Burgundionen, — von dem Drucke einer despotischen Verwaltung, welche die alten Bewohner des Landes entmuthigt und den Barbaren zur Beute gegeben hatte, nicht berührt, — in kurzer Zeit zu einem freien, militärisch-bürgerlichen Gesamtwesen, in welchem der König die Gemeinde berief und ihren Willen vollzog, als Herzog aber den Heerbann führte. Bald nach dem mit Aëtius geschlossenen Vertrage brachen die Hunnen in das römische Gebiet ein. Da soll König Gonthahar mit seinem tapfersten Gefolge und 20,000 Mann, nach Idacius im Jahre 436, in dem ersten Kampfe gegen die Hunnen gefallen seyn. Als nun auch Günthers Sohn im Felde gegen den Hunnenkönig Etzel (Attila) im J. 450 erschlagen ward, erlosch der alte Königsstamm der Burgundionen. Die Kunde davon, nebst dem Bilde jener Zeit erhielt uns das Lied der Nibelungen [7]). Darauf wählte das Volk einen Fürsten aus dem alten westgothischen Königshause der Balden, Gundioch, (Gundiacus, Gundeuchus) zu seinem Heerführer. Durch dessen Waffengefolge mit 7 Schaaren verstärkt, breiteten sich die Burgundionen um d. J. 456, in dem romanisch redenden Helvetien und Gallien aus, wo sie, nach gewaltsamer Theilung mit den wehrlosen Galliern, ohne daß dabei des römischen Kaisers und dessen Statthalters in Gallien ausdrückliche Zustimmung nöthig schien, die verödeten Länder an dem lemanischen See, um das Jura-Gebirge und bis an die Sevennen hin, da, wo das hohe und niedre Burgund, wo Bern, Waadt, Freiburg und Wallis, wo Savoyen, Dauphiné, Lyon und die Provence diesseit der Durance liegen, wieder anbauten und bevölkerten [8]). In jener Theilung mußte jeder Römer jedem Burgundionen zwei Drittel seines Feldes, ein Drittel seiner Knechte, und von Wald, Garten und Hof die Hälfte abtreten. Funfzig Jahre lang erhielt ein solches Loos auch jeder Knecht, dem ein Burgunder die Freiheit schenkte. Freie Burgunder, die später ankamen, erhielten die Hälfte des Feldes, ohne Knechte. Am meisten begünstigte man bei der Vertheilung den Heerführer, und dies ward die erste Grundlage seiner erblichen Macht. Denn auch die Loose seiner Krieger erbten unveräußerlich, aber theilbar fort auf die Kinder [9]). Bei dieser Einrichtung behauptete das Volk der Burgundionen seine Unabhängigkeit mitten unter mächtigen Nachbarn. Im östlichen Helvetien und in den nördlichen Gauen des Oberrheins gränzten damals an das Reich der Burgunder das kriegslustige und heidnische Hirtenvolk der Allemannen, nach dessen Überwindung aber, seit dem Anfange des 6. Jahrh., hier die Franken, dort die Ostgothen; im Westen der Rhone wohnten Gundiochs Bundesgenossen, die Westgothen, welche, wie die Burgundionen und Ostgothen, damals noch arianische Christen waren. Das Land selbst aber hieß erst seit 470 Burgund.

Nach Gundioch's Tode (466) verwalteten das erblich gewordene Königsamt seine 4 Söhne: Hilperich wohnte zu Genf; Godegisel, d. i. Gottesstrahl, zu Besançon; Gondebald (Goudebaud) zu Lyon, und Godemar zu Vienne. Damit jedoch der gewaltsame Besitz diesen Vierfürsten kein Recht gäbe, ertheilte der Kaiser von Rom, Olybrius, dem mächtigsten jener Tetrarchen, Gondebald, das Patriciat (den Titel Patricius und Magister militum), oder die Statthalterwürde über die römischen Landesbewohner. Dadurch entstand ein doppeltes Königsrecht: das aus der Gewalt des Heerführers im Kriege und aus der Verleihung der Ländereien des Königsloosés entsprungene Ansehen über die freien Burgundionen, und das übertragene, unumschränkte kaiserl. Recht über die besiegten römischen Unterthanen. Weil aber Gondebald, dessen Beistand (473) den Glycerius auf den römischen Thron erhoben hatte, die Freundschaft Roms westgothischer Blutsfreundschaft vorzog, so wandte der stolze Eurich, König der Westgothen, von dem Vandalen-Könige Geiserich zum Kriege mit dem römischen Gallien aufgereizt, auch gegen das Land der Burgundionen seine alles verheerenden Waffen. Nach Eurich's Tode (484) ward Gondebald von seinen Brüdern Hilperich und Godemar bekriegt. Sie lagen unter; Hilperich und seine zwei Söhne wurden gefangen und enthauptet (486), seine Gemalin ward in die Rhone gestürzt. Godemar floh auf seinen Thurm zu Vienne, in dessen Rauch und Flammen er aus freiem Willen unerschrocken starb (486). Godegisel unterwarf sich seinem Bruder und behielt sein Erbtheil [10]). Hilperichs schöne Tochter Chlotildis, seit 492 die Gemalin Chlodwigs, Königs der Franken, wurde die Bluträcherin ihres Hauses. Von ihr gereizt, zog der kühne, eroberungslustige Chlodwig 499 wider Gondebald, und schlug ihn bei Dijon (500), wo dessen Bruder Godegisel zu den Franken überging, mit denen er schon früher in geheimer Verbindung gestanden hatte. Darauf versprach der zu Avignon hart gedrängte Gondebald dem Könige der Franken Steuer zu geben und im Kriege sein Mann (miles) zu seyn. Also blieb er König in Burgund; Godegisel aber regirte nun zu Besançon, Genf und Vienne. Doch, als eine weite Heerfahrt die Franken entfernt hielt, griff Gondebald zu den Waffen und belagerte 501 seinen Bru-

7) Schon Joh. v. Müller am a. O. Th. 25. S. 30. Anm. 80, glaubte hier eine Spur von Chriemhildens Rache zu erkennen. *Paul. Diac.* lib. 15. Hist. Misc. ad lib. 15.

8) S. Joh. v. Müller a. a. O. Th. 19. S. 77 fgg. und 94 fgg. und Koch Tableau des Revolutions de l'Europe. T. I. p. 12. Außer Gundioch wird noch Chilperich, oder Hilperich, als Gundicars Nachfolger genant, der aber nichts Merkwürdiges gethan hat.

9) S. Lex Burgund. in *Lindenbrog.* cod. legg. antiquar.

10) Joh. v. Müller a. a. O. S. 89 nach der Erzählung des Gregors von Tours, Fredegars, Marculfs und Aimoins. Die Werbung Chlodwigs um Chlotilden durch Aurelian, und die Abreise der Prinzessin erzählen J. v. Müller a. a. O. und die allgem. Welthistorie (Ausz. von Meusel, neue Hist. XVI. Bd. S. 20) nach den genannten gleichzeitigen Schriftstellern ausführlich.

der in Vienne. Er drang endlich in die Stadt ein, und Godegisel ward in einer Kirche erschlagen. Gondebald aber behauptete sich gegen Chlodwig, durch ein mit Alarich, König der Westgothen, geschlossenes Bündniß, in dem Besitze von ganz Burgund. Die Wiederherstellung dieses Zwischenstats ward auch durch Theodorichs des Großen Politik begünstigt, der die mächtigen Franken nicht zu Nachbarn haben wollte. Der kluge Theodorich gab sogar, anstatt wegen eines Plünderungszuges Gundobalds nach Oberitalien Rache zu nehmen, dem Sohne des Königs der Burgundionen, Sigmund, seine Tochter Ostgotha zur Gemalin. In der nämlichen Zeit arbeitete Gondebald, selbst bildungsempfänglich, an allmäliger Gleichstellung und Verschmelzung seiner Burgundionen mit den Römern. Er zog gelehrte Römer in seinen Rath, las die Bibel mit Hilfe der Bischöfe, theilte die Stunden des Tages und der Nacht ein, wozu ihm der König der Ostgothen eine Sonnen- und eine Wasseruhr sandte, und beförderte die Ausbildung der rauhen burgundischen Sprache. Als er aber den alten Unterschied zwischen den freien Burgundionen und den unumschränkt regirten Römern gesetzlich aufheben wollte, vielleicht um gleiche Gewalt über Alle zu üben, da murrte ganz Burgund. Es versammelten sich die höheren Geistlichen, die Herren und die freien Männer[11]) des burgundischen Reichs zu einem Landtage in Genf (502), wo sie die neuen Gesetze des Königs abschafften, und Gondebald unterwarf sich dem Willen seines Volks. Darauf ward ein andres, lateinisch abgefaßtes Gesetzbuch, in welchem der Einfluß des römischen Rechts sichtbar ist, auf dem Landtage zu Ambariacum (Ambieu) angenommen und von sechs und dreißig der Großen unterschrieben. Dieses Gesetz der Burgundionen hieß auch nach dem Könige **Lex Gundobada**, **Lex Gundebalda**, so wie die Burgunder selbst nach demselben Gundbadinger, oder Gundobader, genant wurden. In demselben findet man zwar Meldung von geschriebenen Urkunden, von verschlossenen Thüren, vom Ackerbau mit Ochsen, von Fuhrwerken und andern Spuren der Gesittung dieser Barbaren (d. i. Fremden), wie sie selbst in ihrem eigenen Gesetze genant werden; aber auch Beweise genug von ihrer ursprünglichen rohen Einfalt und von den gewaltsamen Verhältnissen zwischen ihnen und den Römern[12]). Feld-, Wein-, Wiesen- und Waldbau war das Geschäft der Freien; Handwerke trieben die Knechte. Lange vor den Franken verboten die Burgundionen die alte Gewohnheit, einen Mord mit Geld auszusöhnen, doch gestatteten sie die Selbstrache. Die Strafen selbst waren meistens hart und schimpflich; es fehlte diesen Gesetzgebern das Gefühl persönlicher Würde, welches bei den Alten Hauptgeheimniß der Gesetzgebung war. Wer z. B. ein Mädchen entführte, und die Geldbuße nicht erlegen konnte, den durften die Ältern der Entführten entmannen. Weiber wurden erkauft; die ihrem Manne entlief, wurde in einer morastigen Pfütze erstickt. Der Knecht, der einem freien Weibe die Haare abschnitt, ward zum Tode verurtheilt; wenn ein freies Mädchen einem Knechte beiwohnte, so mußten beide, sie durch ihre Ältern sterben. Zeugen waren verpflichtet, ihre Glaubwürdigkeit durch gerichtlichen Zweikampf zu erhärten. Wahrsager, die das gestohlne Gut anzeigten, erhielten dafür einen gesetzlich bestimmten Lohn[13]). — Das richterliche Amt verwalteten burgundionische und römische Grafen, wofür sie ein Lehngut benutzten; doch behielten unter ihrer Aufsicht die Städte ihre Obrigkeit nach der römischen Municipal-Verfassung. Bestochene Richter sollten mit dem Leben büßen. Dem Könige gehörten zu Vergeltung seiner Oberaufsicht die bestimmten Geldbußen, und von seiner Huld hing der Besitz der Lehngüter ab.

So ward von den Ersten im Volke, hauptsächlich unter dem friedlichen Einflusse der Geistlichen, welche in den Volksversamlungen und in den Gerichten den Vorsitz hatten, der bürgerliche Zustand geordnet, während das Land aus Wüsteneien wieder aufblühte, indem Bischöfe und Einsiedler in den verödeten Gegenden Hütten bauten, wo dann später Klöster, Dörfer und Städte (z. B. Lausanne) entstanden. Gondebald selbst ließ das in früheren Kriegen zweimal zerstörte Genf wieder herstellen, und wohnte in dessen Nähe auf seinem Landgute Quadruvium[14]). Hier versammelte er (515) die Nation, damit sein Sohn Sigmund als Nachfolger anerkant und als König auf einem Schilde emporgehoben wurde. Bald nachher starb König Gondebald (516), in dem 50. Jahre seiner Regirung. Auch König Sigmund erhielt, ehe er es begehrte, vom Kaiser Anastasius das Patriciat. Da er sich zu dem katholischen Glauben (des Conciliums von Nicaea) bekannte, so ließ er nach dem Verlangen des Papstes, auf einer Versamlung der burgundischen Bischöfe (25 an der Zahl), unter dem Erzbischof Avitus von Vienne, zu Epaonne unweit Vienne, im J. 517, eine strenge, aber dem Zeitgeiste und der Heiligkeit der Kirche angemessene Ordnung für Geistliche und Mönche abfassen[15]). Dieser Fürst bereitete selbst seinem Reiche den Untergang. Nach dem Tode seiner Gemalin Ostgotha, die ihm einen Sohn Siegreich und eine Tochter Svavegotha (nachmals Königs Dietbert von Austrasien Gemalin) geboren hatte, heirathete er eine Person aus ihrem Gefolge, die den Stiefsohn, der sie verachtete, bei dem Vater verleumdete, als ob er nach der Krone trachtete. Darauf ließ Sigmund seinen Sohn im Schlafe umbringen (522). Als aber dessen Großvater Theodorich, König der Ostgothen, um Rache zu nehmen, ein Heer gegen Burgund sandte, floh Sigmund, um die Blutschuld seines Jähzorns abzubüßen, in das von ihm erneuerte und mit Gütern reich beschenkte Kloster St. Moritz im Wallis. Sein Bruder Godemar übernahm 523

11) Die Lex Burgund. nent als optimates nobiles: des Königs Räthe, Hausgenossen, Meier, Kanzler, Grafen in Städten und Gauen, die zusammen den Adel bildeten. Die andern freien Leute machten den Mittelstand aus; geringer wurden die Freigelassenen geschätzt; die Knechte waren die letzten. Doch des Königs Knechte stellte das Gesetz der Burgunder (wie das langobardische) freien Männern gleich, seine Freigelassenen den Großen. 12) S. Luden's Gesch. d. Völker und Staten des Mittelalters. I, 135.

13) Mehre Beispiele führen an Joh. v. Müller a. a. O. 19, 96 fgg. und von Dresch: allgem. polit. Gesch. II, 43 fgg. 14) Jetzt Quarre mit dem zerstörten Schlosse Rolband. 15) S. *Labbei* Acta concil. T. IV. p. 1573 u. 1581.

die Regirung. Da ermahnte Chlodwigs des Frankenkönigs Witwe, Chlotildis, ihre drei Söhne, die Könige Chlodomir von Orleans, Chlotar von Soissons und Childebert von Paris, dem schwachen Sigmund, dessen Vater ihren Großvater erschlagen, das Land zu entreißen. Sofort schlossen diese Fürsten (523) mit dem Könige der Ostgothen Theoderich einen Vertrag, um Burgund zu theilen. Ein ostgothisches Heer zog über die Alpen, wo sie Genf und das burgundische Alpenland in dem Frieden mit Godemar behaupteten; die Franken fielen in das Land an der Rhone ein, wo ihnen der tapfere und kluge Godemar lange widerstand. Endlich ward Sigmund unter den Mönchen zu St. Moritz entdeckt, nach Orleans gebracht und hier (526) mit seinem Weibe und ihren beiden Söhnen enthauptet[16]). Aber Godemar kämpfte noch 8 Jahre um das Reich seiner Väter. In einer Schlacht bei Vienne gegen die Franken nahm er Blutrache wegen seines Bruders an Chlodomir von Orleans, den er tödtete, worauf aber die Franken Burgund schonungslos verheerten. Endlich schlugen Chlotar von Soissons und Childebert von Paris, jetzt mit Dietbert (Theudebert) von Metz vereinigt, im J. 534 den König Godemar, und es ist ungewiß, ob dieser Fürst unerkant bei andern Todten gelegen, oder im Gefängnisse, oder im Auslande sein Leben beschlossen hat[17]). Als 20 Jahre später auch das Reich der Ostgothen aufgelößt ward, eroberte Dietbert von Metz ganz Helvetien. So gehorchte jetzt das gesammte Land der Burgundionen dem Könige der Franken aus dem Stamme der Merwingen, als Königen v. Burgund; daher wurde dem besiegten Volke zugestanden, nach eigener Weise und nach eigenen Gesetzen zu leben; auch durften die Burgundionen bei der Heeresfolge nach altgermanischer Weise in unzertrennten Reihen fechten. Bei den öftern Theilungen des Frankenreiches erhielt Burgund zuweilen eigene Gebieter aus fränkischem Königsstamme, z. B. König Guntram den Heiligen (er starb 593), dessen Thronsitz Chalons an der Saone war; auch hatte Burgund seine eigenen Majores Domus, z. B. den Protadius, den die burgundischen G. [illegible]en (613) ermordeten, Warnachar u. A.[18]).

II. Das Königreich Burgund; das cis- u. das trans-juranische; dann vereinigt als Königreich Burgund oder Arelat, in den Zeiten von 879 bis 1032[19]).

Unter den Königen der Franken aus Pipins Stamme, unter den Karlowingen, ward das Land der Burgundionen an beiden Seiten des Jura von einem Patricius, das übrige von einem Herzog, zu Zeiten auch durch Grafen verwaltet. Es theilte endlich das allgemeine Schicksal des Reiches der Karlowingen: Zerstückelung des Gebiets und Auflösung des Nationalbandes. Durch den Vertrag zu Verdun 843 kam Burgund an den Kaiser Lothar I., nach dessen Abdankung 855 an seinen dritten Sohn Karl, als Königreich Provence; nach dessen Tode 863 aber an seinen Bruder Lothar II., der jedoch an den Kaiser Ludwig II. ein Stück von Burgund, das diesseit des Jura gelegene, und ein Stück von der Provence abtreten mußte. Als Lothar II. 869 gestorben war, brachte der Theilungsvertrag zu Mersen 870, Basel an Ludwig den Teutschen, Lyon, Besançon und Vienne aber an Karl den Kahlen. Nach dem Aussterben von Lothars I. Geschlecht (875), stritten um die Erbschaft die Beherrscher von West- und Ostfranken (Frankreich und Teutschland). Kaiser Karl der Kahle, König der Westfranken, erlangte den Besitz, auf Kosten des Königthums, durch Vorrechte, die er den Großen bestätigte oder einräumte. Entscheidend für die Folgezeit ward die Erblichkeit aller Lehne, welche Karl der Kahle auf der Versamlung zu Chiersi 877, gesetzlich anerkante und feststellte[20]). Denn als Frankreich unter seinen Nachfolgern durch innere Parteiung der mächtig gewordenen Kronvasallen zerrissen, den Angriffen der Normannen und Sarazenen blosgestellt war, als es zu Genf und Lausanne streitige Bischofswahlen gab, als in Westfranken nach Ludwigs des Stammelnden Tode (879), zwei Könige, Ludwig III. und Karlmann, neben einander regirten, und als die Karlowingen Teutschlands nach dem Besitze der ganzen Monarchie Karls des Großen trachte-

---

16) [illegible]igmund erhielt seines katholischen Glaubens und seiner strengen Büßung wegen den Namen Sanctus. 17) S. *Dunod de Charnage*: Hist. des Sequanois et du premier royaume de Bourgogne 1735. II. 4. und desselben Mémoires pour servir à l'Histoire du Comté de Bourgogne. Besançon 1740. 4. *Schöpflini* Alsatia illustrata. T. I. *Mille*: Hist. de Bourgogne. T. I.

18) Die Geschichte Burgunds unter den Franken, s. in den Art. Franken und Merwinger. Auch auf Brunehildis Schicksal wirkte der Haß der burgundischen Großen ein. Zur Übersicht der alten burgundischen Könige, welche die Geschichte kent, siehe hier folgende Tafel:

1) Gundicar, (Gonthahar, Günther) führt die Burgundionen nach Gallien 413, wird geschlagen von Aëtius 435, gründet das Königreich Burgund 436, bleibt gegen die Hunnen 436. Sein Sohn (Hilperich?) bleibt 950.

2) Gundioch, der Westgothe, König der Burgundionen 456, stirbt 466. Seine vier Söhne:

- a) Chilperich (Hilperich) zu Genf, enthauptet 486; seine Tochter Chlotildis, Gemalin Chlodwigs Königs der Franken, 492.
- b) Godegisel, zu Besançon; 501 ermordet.
- c) Gondebald, zu Lyon; Patricius; König von Burgund, seit 501, stirbt 516. Seine Söhne:
  - 1. Sigmund, König enthauptet 526; — Siegreich, Erbprinz ermordet 522.
  - 2) Godemar, seit 523 Regent; dann König; lebt um: 534.
- d) Godemar zu Vienne, stirbt freiwillig: 486.

19) Über dieses Königreich s. die beim vorigen Abschnitte, Note 15., genannten Werke von *Dunod de Charnage* und von *Mille* und Joh. v. Müller's Geschichte der Schweiz. Die Könige des 930 vereinigten cis- und transjuranischen Burgunds, Rudolfs II. Nachfolger nannten sich bald Könige von Burgund, bald Könige von Arles oder von Vienne, bald Könige von der Provence und von Allemannien. 20) Capitulare Carisiacense in *Duchesne* Script. rer. Franc. II. p. 463 sqq.

ten: da entschied hauptsächlich die hohe — zum Schutze der Wehrlosen — nach Unabhängigkeit der Kirche strebende Geistlichkeit das Schicksal von Burgund.

Es versammelten sich nämlich im Oktober 879 die burgundischen Prälaten, 6 Erzbischöfe und 17 Bischöfe, zu Mantaille (Mantala) im heutigen Savoyen[21]), und übertrugen, mit Einwilligung der burgundischen Grafen und Herren, dem Grafen Boso von Vienne, — von ihm, wie man glaubt, vorher theils gewonnen, theils genöthigt — die burgundische Königswürde, wenn er schwöre, allen Hohen und Niedern ein billiger Patricius und Schirmherr, allen zugänglich, allen freundlich, demüthig vor Gott, wohlthätig für die Kirche und allen seinen Worten treu zu seyn[22]).

Boso — der Sohn Bovo's (Beuves) Grafen im Ardennenwalde — ein kühner Kriegsmann, freigebig, fromm und einnehmend, war ein Vetter der Könige von Frankreich, ein Freund des Papstes Johann VIII., und hatte von seinem Schwager Karl dem Kahlen, (dem Gemal seiner Schwester Richilde) die Verwaltung der Provence, der Grafschaft Vienne, der Abtei St. Moritz im Wallis, und andre Herrschaften, 876 sogar die Herzogswürde in der Lombardei erhalten, das letzte Land jedoch wieder verloren. Diese Macht gab ihm viele Anhänger. Auch trieb ihn der Stolz seiner Gemalin Irmengarde, Kaiser Ludwigs II. Tochter, an, sie auf einen Thron zu erhöhen, und seinen Karl dem Kahlen geleisteten Eid zu verletzen. Dennoch, mit scheinbarem Widerwillen, entschloß er sich erst, nachdem er 3 Tage in allen Kirchen um Erleuchtung von Gott in dieser Angelegenheit hatte beten lassen, und Niemand dagegen sich erklärte, die angetragene Bürde auf sich zu nehmen und um Gotteswillen und zum Besten der Kirche König der Burgunder zu seyn. Darauf empfing er die Salbung und die Krone zu Lyon aus den Händen des Erzbischofs Aurelian. So löste sich Burgund von Frankreich, Italien und Teutschland ab, 345 Jahre nach Gondemar's Untergang. Es bildete sich um so leichter zu einem besondern State aus, da es, außer seinen natürlichen Gränzen — den Alpen, dem Rhonefluß, der Saone und dem Jura — und einem Namen, an den sich viele Erinnerungen knüpften, seine eigenthümlichen Gesetze und Einrichtungen bewahrt hatte. Vergebens zogen die westfränkischen Karlowingen, Ludwig III. und Karlmann, in das Land und eroberten 882 Vienne. Ihr Tod (882 u. 884) und des Papstes Schutz sicherten die Fortdauer des neuen Königreichs. Es glaubte nämlich der Papst Johann VIII., sein Ansehen nur auf Theilung gründen zu können; daher bedrohte er mit Kirchenbann Jeden, der sich dem Könige Boso, „seinem Sohne" widersetzen würde. Als jedoch der teutsche König und römische Kaiser Karl der Dicke, 884 auch auf Frankreichs Thron berufen ward, nahm Boso 885 von diesem Monarchen Burgund zum Lehen[23]). Bei der Macht der Großen aber gewann er überhaupt für sich und seine Nachfolger wenig mehr als den leeren Königstitel. (S. d. Art. Boso.)

Das aus geistlichen und weltlichen Territorien zusammengesetzte Königreich Burgund, begriff die Franche-Comté, (Hochburgund), die Gebiete von Chalons und Macon in Bourgogne, Vienne und Lyon, den südöstlichen Theil von Languedoc von Vivieres bis nach Agde, einen Theil Savoyens und die Provence[24]). Boso's Thronstadt war Arles (Arelate), daher ward nachmals das burgundische Königreich auch das arelatensische, oder Arelat, und von seiner Lage an der Westseite des Jura, das Cisjuranische (Burgundia cisjurana, d. i. das von Frankreich aus diesseit des Jura liegende) genant[25]). Ohne inneren Halt konnte das neue Königreich sich mitten unter größern Reichen nur dadurch behaupten, daß alle Staten umher in gleiche Ohnmacht durch die Verwirrung aristokratischer Vielherrschaft gesunken waren. Je mächtiger, kühner und stolzer die kleinen Herren waren, um so kraftloser war ihr Oberherr. Wo jeder Vasall auf seiner Burg gegen äußere Feinde sich vertheidigte, da blieb das Ganze schutzlos. Als daher der geistig schwache Kaiser Karl der Dicke im Okt. 886 den Abzug der Normannen, die Paris belagerten, mit 700 Pfund Silber erkaufen mußte, erlaubte er ihnen bis zum März, wo die Zahlung erfolgen sollte, die Winterquartiere in Burgund zu nehmen, und Boso konnte sein Land vor diesen Räubern nicht schützen. Nach dem Rückzuge derselben und nach Boso's Tode (11. Jan. 887 zu Vienne), war die Königin Irmengarde die schwache Stütze ihres unmündigen Sohnes Ludwig (Bosonides). Sie vermochte nicht, das Ganze zu behaupten. Denn als nach Karls des Dicken Absezzung (887) die Macht des Franken- und des Kaiserreichs wiederum getheilt ward, und jeder Besitz nur in der Kraft, nicht in dem Rechte des Besitzers seine Gewähr fand: da erhob sich mitten unter den neuen Herrschern in Frankreich, Teutschland und Italien[26]), Rudolf, Sohn des Grafen Konrads aus dem guelfischen Geschlecht, und Neffe des Königs Hugo von Frankreich, ein erfahrner Krieger voll Unternehmungsgeist, bisher Statthalter oder Herzog in dem lothringisch-helvetischen Lande, zum König von Oberburgund, im Jura bis an den Rhein und die Saone. Er berief 888 einige geistliche und weltliche Herren nach St. Moritz im Wallis, wo Dietrich, Bischof zu Sitten, sein Vorhaben unterstützte[27]). Rudolf vereinigte die Grafschaft Burgund, (Franche-Comté) einen Theil der Schweiz diesseit der Rüß, Wallis und einen Theil von Savoyen, zu einem Reiche, das von seiner Lage an der Ostseite des Jura, oder von Frankreich aus jenseit dieses Gebirges, das Transjuranische (Burgundia transjurana), auch das neue burgundische Königreich genant wurde. Um dieselbe

21) Nicht bei Vienne, sondern unfern San Pietro d'Albigny in Savoyen, da wo jetzt Bourg Evescal liegt. 22) So übersetzt Joh. v. Müller a. a. O. 19, S. 180, die hierauf sich beziehende Stelle in den Act. Mantal. 23) Wahrscheinlich von Karl d. Dicken als Kaiser, weil Burgund ehemals ein kaiserl. Patriciat gewesen war; folglich wurde Burgund kein Lehn von Frankreich. Dies scheint auch J. v. Müller Th. 25. S. 79. Not. 10 anzunehmen. 24) S. *Duchesne Scriptores rer. francic.* T. 2. p. 480. 25) Die Benennung cisjuranisches Burgund kam auf, als 10 Jahre später das transjuranische Königr. Burgund entstanden war. 26) Eudes oder Otto Graf von Paris und Orleans in Frankreich, Berengar, Herzog von Friaul in Italien, Arnulf in Teutschland. 27) *Regino* chron. 888. u. *d'Elbene.* Hist. Burg. Transjur. Rudolfs Vater Konrad war mit der Kaiserin Judith, Gemalin Ludwigs des Frommen, nach Frankreich gekommen.

Zeit entstand, an der Gränze der nachmaligen Franche Comté, d. i. der Freigrafschaft, welche auch Hochburgund genant und von mächtigen Erbgrafen verwaltet wurde, in Niederburgund, (der nachmals franz. Landschaft Bourgogne) ein dritter burgundischer Stat: das Herzogthum Burgund, indem sich Richard, Herzog des Landes jenseit der Saone, ein Bruder Boso's, des Stifters von Arelat, von allen Nachbarstaten unabhängig machte. Diese Erhebung mindermächtiger Fürsten begünstigten die weltlichen und geistlichen Großen absichtlich, um dadurch mächtigere Herrscher von sich zu entfernen.

So ward das alte Burgundien und die Nation Gunthahars in verschiedene politische Körper getrent, welche durch gegenseitigen Argwohn noch mehr geschieden, nur um so leichter in die feindlichen Plane der größern Nachbarreiche verwickelt wurden. Rudolf befestigte sich in dem Besitze des transjuranischen Burgunds, indem er anfangs mit dem Könige der Teutschen Arnulf einen Vertrag zu Regensburg abschloß, der ihn als König (wahrscheinlich nach geleistetem Eide der Treue) anerkannte, dann aber sich des Beistandes des mächtigen Herzogs Richard in Niederburgund (jenseit der Saone) versicherte, dem er seine Schwester Adelheid zur Gemalin gab, und dessen Unabhängigkeit er begünstigte. Als nun dagegen König Ludwig (Bosonides), der im mittägigen Burgund zu Arles regirte, des teutschen Königs Arnulf Schutz suchte, welcher eben Italien überzog, und sich von ihm 890 bestätigen ließ, so schloß Rudolf mit dem damaligen Gewalthaber Italiens, dem Könige Wido (Guido) ein Bündniß, und deckte den Alpenpaß bei Ivrea gegen Arnulfs Heer. Dieser fiel daher 894 in Rudolfs Land, verwüstete die offenliegenden Gegenden und belehnte den König Ludwig von Arelat mit vielen Städten und Gauen; allein Rudolf blieb Meister des Gebirgs und dadurch des ganzen Landes, indem er die südliche Umwallung desselben, Wallis behauptete, wo er seinem Freunde und Kanzlar, dem Bischofe von Sitten, die Grafschaft gegeben hatte. Nach Arnulfs Tode versuchte Ludwig von Arelat, das Königreich Italien zu erwerben, und ward als Berengar (900) vor ihm fliehen mußte, zum Könige und Kaiser (901) gekrönt (daher seine Bezeichnung als Kaiser Ludwig III.); allein Berengar sammelte seine Anhänger, überfiel ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn blenden 905. Seitdem war Friede in ganz Burgund. Rudolf verwaltete sein Reich 24 Jahr, nach teutscher Sitte, durch Grafen, Pfalzgrafen und Schultheiße (Sculdascii). Ihm folgte 912 sein Sohn Rudolf II. Dieser vertheidigte sein Land gegen die Magyaren (Ungarn), welche mehrmals in Burgund einfielen und Basel (917) verbrannten. Hierauf kämpfte er mit dem Herzog Burchard von Schwaben, um den Besitz des Aargau, ward aber von ihm in der Gegend des alten Vitodurum unweit Kiburg geschlagen. Bald darauf bewirkte die gemeinschaftliche Gefahr vor dem Könige der Teutschen Heinrich, und des Bischofs Wilhelm von Basel Zwischenkunft, daß beide zu gegenseitigem Schutze sich verbanden, und Rudolf II. sich mit Burchards Tochter Bertha vermälte. Dann zog König Rudolf, auf die Einladung einiger italiänischen Großen 921, von Genf nach Ivrea, gegen Kaiser Berengar I., um Italiens Krone zu erobern. Mit Hilfe des Markgrafen Bonifaz von Spoleto schlug er 923 das Heer Berengars bei Fiorenzuola, und ward darauf vom Erzbischof von Mailand zum Könige von Italien gekrönt. Allein im folgenden Jahre brachen die Magyaren, des treulos ermordeten Berengars Hilfsscharen, von der Lombardei, von Rhätien und Schwaben her abermals in Burgund ein und verheerten das Land bis weit über den Jura. Während dies geschah, hatte der kühne, geistvolle und herrschsüchtige Hugo, Graf von Provence, Sohn eines Grafen von Arles, nach dem im J. 923 erfolgten Tode des Königs Ludwig (Bosonides) von Arelat, den Sohn und Nachfolger desselben, Konstantin, seinen Mündel, aus Arles vertrieben und sich des cisjuranischen Burgunds bemächtigt [28]). Nun strebte Hugo auch nach der Krone von Italien. Dies gelang ihm hauptsächlich mit Hilfe seiner durch Schönheit und ränkevollen Geist einflußreichen Schwester, der Markgräfin Irmengard von Ivrea. Diese hatte nämlich den König Rudolf II. durch buhlerische Künste so zu fesseln gewußt, daß die italiänischen Großen den leichtsinnigen Fürsten verließen, und den Grafen Hugo, der Markgräfin Bruder, auf den Thron Italiens beriefen 925. Herzog Burchard von Schwaben eilte zwar seinem Schwiegersohne zu Hilfe, ward aber bei Mailand ermordet; worauf König Rudolf Italien dem Grafen Hugo überließ und 926 nach Burgund zurückeilte. Hier gewann er des teutschen Königs Heinrich Freundschaft, der ihm einen Theil des alemannischen Helvetiens (929) (man glaubt, den Aargau) zum Lehn gab, und von ihm die heilige Lanze, mit welcher Jesus am Kreuze durchstochen worden seyn sollte, als Geschenk erhielt. Diese Verbindung bewog den König Hugo, welchen die Italiäner seiner Tyrannei wegen haßten, so daß sie den milder gesinnten König Rudolf zurückriefen, mit seinem Nebenbuhler 930 einen Vertrag abzuschließen, nach welchem er an Rudolf II. die Herrschaft über Arelat oder das cisjuranische Königreich abtrat, damit er selbst seine Macht in Italien befestigen könnte. Nun beherrschte der burgundische Graf Hugo 16 Jahre lang Italien als König; ihm folgte daselbst 946 sein Sohn und Mitregent Lothar, den er 937 mit Rudolfs II. hinterlassener Tochter Adelheid vermält hatte. Dadurch trat die Provence in vielfache Berührung mit den Völkern Oberitaliens; allein die gebildetern Italiäner konnten sich mit den roheren Burgundern, deren rauhe Kehlentöne und starke Eßbegier ihnen misfielen, nicht befreunden [29]).

Rudolf II. beherrschte friedlich und mild das seit 930 zu einem State wieder vereinigte cis- und transjuranische Burgund, nebst einem Theile Allemanniens, von den Ufern des Rheins unweit Schaffhausen bis nach Basel, von da im Jura bis gegen die Saone am Rhonethal bis fast an das Meer, in den höchsten Alpen, in den wichtigsten Pässen, bis an den Waldstettensee und tief in Thurgau. Der Burgundische Name war weder vor die-

---

28) Konstantin erhielt in der Folge Vienne, und huldigte (nach Duchesne) als Fürst von Vienne dem transjuranischen Könige Rudolf 931. 29) J. v. Müller Th. 25. S. 85. Anm. 90, 91. — *Luitprand* L. II. III. IV. ist hier Zeitschriftsteller.

ser Zeit noch nach ihm unter irgend einem König in größeren Ehren [30]). Allein das burgundische Reich konnte, unter Rudolfs II. minder fähigen Nachfolgern, zu keiner Festigkeit gelangen, weil die verschiedenen Herrschaften desselben in Sprache, Lebensart und Rechten unterschieden waren. Die Gränze der teutschen und romanischen Sprache lief und zieht sich noch gegenwärtig von dem Alpengebirge mitten durch Wallis, die Grafschaft Greyerz, Uechtland und Rugerol, so daß sich oft an denselben Orten oder jenseit kleiner Bäche, Sitten, Gesetze, Sprache und äußerliche Gestalt sichtbar abschieden. Die Trennung der Berge und Thäler bildeten eben so viel Scheidemauern in dem geselligen Verkehr. Eine zweckmäßigere Einrichtung des Ganzen vermochten Rudolfs Nachfolger nicht einzuführen, weil sie bei natürlichem Mangel an Kraft und Einsicht, stets abhängig von den Grafen und Herren, ihre Würde nur dem Namen nach zu behaupten im Stande waren. Genöthigt in Zeiten der Gefahr, die Freundschaft der Geistlichkeit und des Adels durch Verleihung ihrer Stammgüter zu erkaufen, verloren die Könige Burgunds immer mehr an Glanz und Einkünften, wie an Macht und Ansehen.

Nach Rudolfs II. Tode (937) wählten die Burgunder auf dem Reichstage zu Lausanne, seinen Erstgebornen, den unmündigen Konrad zu ihrem König; der Herzog Rudolf, dessen Bruder, erhielt in der Folge ansehnliche Güter. Da warf sich der König der Teutschen, Otto der Große, zu Konrads Vormund auf; nicht allein vermöge alter oberlehnherrlichen Ansprüche, sondern auch aus Vorsicht, damit nicht Frankreich dieselben Ansprüche (Suzeraineté) geltend machen möchte. Otto nahm diese Würde durch ein Heer in Besitz; brachte hierauf den Erzgrafen im Jura, Hugo den Schwarzen, Grafen zu Macon (Sohn Richard's, des ersten Herzogs von Burgund, und Neffe des Königs Boso) zum Gehorsam, ließ Konrad unter seiner Aufsicht erziehen, und vermälte sich (951) mit dessen Schwester, der schönen Adelheid, Witwe des 950 gestorbenen König Lothars von Italien, die Berengar der II., Gewalthaber von Italien, in Canossa belagert hielt. Kaum hatte Konrad die Regirung selbst angetreten, so fielen 954 die Ungarn von Rhätien, und die Araber von der Südküste Frankreichs her, in das Land. Jene erschlugen den Bischof Rudolf von Basel; diese zogen raubend in das Jura-Gebirge, nach dem lemanischen See und den penninischen Alpen. Alles floh in feste Schlösser und hochgelegene Thürme; aber Konrad wußte beide Raubvölker zu täuschen, daß sie einander selbst sich bekämpften, worauf er sie in klug gelegten Hinterhalt lockte und aufrieb. Dann, nach gefahrvoller Jugend und glücklicher Abwehr der wilden Scharen, regiete Konrad still und friedlich, frommen Sinnes, aber der Frauenliebe ergeben, in Ganzen 56 Jahre bis 993. Damals an dem Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt erwartete das Volk mit Bangigkeit das Ende der Welt. Viel gewann dadurch die Kirche. Andachtsvoll stiftete Konrads Mutter, die zugleich häusliche und ritterliche Bertha [31]) das freie und reiche Benediktinerkloster zu Peterlingen. Doch blühte das von Raubkriegen und innern Fehden verwüstete Land nur da auf, wo Burgen es beschützten, oder Hochstifte und Klöster den Fleis des Landbaues ermunterten. So die am Fuße des Thurms von Welschneuburg gelegenen Güter der späteren Grafen von Neufchatel; so die Umgebungen der Stifter Basel und Lausanne. Iverdun war damals der Hauptort eines bevölkerten Gaues. Aber die Gegenden, wo jetzt Bern steht, lagen wüste; indeß fand der Handel mit Italien seinen Weg durch die burgundischen Alpen, und Gewerbe fingen an, die Städte zu beleben. Auch die Geistlichen beförderten, als geweihte Sachwalter des unbewaffneten Theils der Nation gegen den Übermuth der weltlichen Macht, den Wohlstand und noch mehr den Einfluß der Kirche; allein in den reichen Stiftern Burgunds hat nie ein Schriftsteller sich unter seinen Zeitgenossen ausgezeichnet. „Es ging dem burgundischen Volk aus der Menge seiner Klöster so wenig ein Licht auf, daß wider die Gelehrsamkeit eines Mannes Vorurtheil war, ein Burgunder zu seyn." Berengar von Tours wollte kaum glauben, „daß der Geist auch in Burgund bisweilen wehe [32])." Dagegen verbreitete sich in der Folge die reifere Ausbildung des Ritterthums von Arles aus; vorzüglich als der Hof daselbst (unter dem berühmten Grafen aus dem Barcellonischen Stamme seit 1100, s. d. Art. Provence u. Provenzalen) mit Spaniens Kultur sich befreundete. „Dort standen hochherzige Ritter dem in Ungebühr und Schwäche versunkenen französischen Königshofe gegenüber, und rechtfertigten ihren Abfall von demselben durch gefeierte Tüchtigkeit in Gesinnung und Leben [33])."

Auf Konrad folgte 993, durch die Wahl des burgundischen Volkstages zu Lausanne, sein Sohn Rudolf III. Weichlich, feig und trotzig schwächte dieser Fürst die Achtung des Thronrechts. Als er einem burgundischen Herrn sein Erbgut entzog, um das Krongut wieder herzustellen, fielen, Ähnliches befürchtend, die Großen von ihm ab, und Konrad würde das Reich verloren haben, hätte nicht die kluge fromme und allgemein verehrte Adelheid, Bertha's Tochter und Otto des Großen Witwe, durch ihr Zureden die burgundischen Herren mit dem König versöhnt, den der Kaiser Otto III. durch ein scharfes Schreiben seinerseits zum Nachgeben bewog. Aus Furcht gab Rudolf III. den Stiftern und Klöstern alle Güter zurück, die seine Kammer ihnen entfremdet hatte, und lebte fast in Dürftigkeit, weil die Stammgüter veräußert waren, oder schlecht verwaltet wurden. Dieselbe Furcht vor seinen Großen und Haß zugleich bewogen ihn, den Sohn seiner älteren Schwester (Gisela, Gemalin Herzogs Heinrich von Baiern), den Kaiser Heinrich II., als seinen Erben zu erkennen, um von ihm geschützt zu werden. Das mißfiel dem Grafen Odo II. von Champagne, dem Sohne seiner zweiten Schwester Bertha, der für sich die Thronfolge oder wenigstens eine Theilung verlangte. Auch andre Großen des Landes, die ohnehin den Teutschen abgeneigt waren und die Macht der Kaiser fürchteten, sahen in Rudolfs Bestimmung der Erbfolge eine Verletzung

30) Joh. v. Müller. Th. 19. S. 202. 31) Man hat ein Siegel von ihr, wo sie auf dem Throne spinnt; daher das Sprichwort: Ce n'est plus le temps où Berthe filoit. S. d. A. Bertha. 32) Joh. v. Müller a. a. O. 19, 206. 33) Wachler in s. Gesch. der teutschen Nationalliteratur I. S. 46.

des Wahlrechts der Nation. Selbst das Volk war darüber so erbittert, daß es den Bischof von Lausanne todtschlug, weil er gerathen hatte, in dieser Sache dem Könige zu folgen. Darauf eilte Rudolf mit seiner zweiten Gemalin Hermengarde nach Straßburg, und übergab dem Kaiser (1016) das ganze Land Burgund. Allein die Nation unterwarf sich dem Kaiser erst, nachdem Bischof Werner von Straßburg an der Spitze des kaiserl. Heeres die Burgunder unter dem Grafen von Poitiers am Genfersee geschlagen hatte. Heinrich II. setzte nun Beroldern von Sachsen [35]) als Statthalter in Arles ein, und regirte überhaupt das Land mit königlicher Gewalt. Als er aber 1024 ohne Erben gestorben und Konrad II. der Franke, in späterer Zeit der Salier genant, sein Nachfolger im teutschen Reiche geworden war, erhoben Rudolfs III. nähere Verwandte — seiner Schwester Söhne — ihre Ansprüche auf Burgund. Dagegen behauptete Konrad II., Rudolf habe Burgund dem teutschen Reiche, dem Kaiserthume, nicht Heinrich II. als seiner ältesten Schwester Sohne, aufgetragen; er stützte sein oberherrliches Recht auf den Anfall Lotharingiens an Ludwig den Teutschen, auf Otto's des Dicken dem Könige Boso von Arles ertheilte Belehnung und auf Otto des Großen Vormundschaft über Konrad. Diesem allen schien zwar das von der Nation bisher geübte Wahlrecht zu widersprechen; allein in jener Zeit, wo in Burgund und Frankreich der erste Grund aller Macht gewaltsame Anmaßung und Ausartung des Lehnwesens in Feudalaristokratie und Vielherrschaft war, wo die öffentlichen Verhältnisse sich nach den Umständen bald so, bald anders gestalteten, wo Gewalt allein den Besitz entschied und nichts legitim war, als die Kirche; da ließ sich jene Streitfrage stats- und völkerrechtlich nicht erörtern. Neuere Zeiten haben Ähnliches mehrmals erfahren. In jedem Falle aber hatte das teutsche Reich den Besitz der oberlehnsherrlichen Gewalt für sich, und Italiens wohlerworbene Krone machte die Vereinigung Burgunds mit Teutschland politisch nothwendig; doch bemühete sich Konrad auch durch besondre Erbverträge mit Rudolf III. jenes Recht zu unterstützen. Die Burgunder selbst waren bei der Verwickelung der Feudal- und kirchlichen Interessen uneinig und nicht gerüstet, um ihr Recht zu behaupten. Zuletzt entschied Alles das Gottesurtheil der Waffen, worauf die Wahlform beobachtet wurde, und die Huldigung der Ungewißheit ein Ende machte. Aus einem höheren Standpunkte der Politik betrachtet, wäre es freilich für Teutschland, Italien und Frankreich vortheilhafter gewesen, daß ein unabhängiger Zwischenstat im Lande der Allobrogen, Helvetier und Burgunder, die unmittelbaren Reibungen zwischen jenen großen Staten verhindert und den Weltfrieden gesichert hätte. Denn das teutsche Reich gewann durch das verwilderte und zerstückelte Burgund um so weniger Etwas an innerer Stärke, da es seine Gränzen über das Gebirg hinaus erweiterte, welches die Natur ihm als Vollsveste hingestellt zu haben scheint [36]).

Konrad brauchte, um sein Recht und den Vortheil des Reichs zu begründen, die Kunst der Unterhandlung und Waffen; doch ehrte er auch den Willen des Volks und alten ehrwürdigen Gebrauch. Als er 1026 mit einem Heere nach Basel zog, vermochte Gisela [37]) seine Gemalin, ihren Oheim, Rudolf III., daß er nach Basel kam, und ihren Gemal und Heinrich, ihren Sohn von Konrad, zu Erben ernannte. Seitdem regirte Konrad durch Rudolf; allein er mußte dennoch die mächtigen Grafen bekämpfen, welche seinem Stiefsohne dem Herzoge Ernst II. von Schwaben, dem Sohne des Herzogs Ernsts I. von Schwaben, Beistand leisteten, weil er als älterer Enkel der Gerberge, Rudolfs III. dritter Schwester, ein näheres Erbrecht auf Burgund hatte, als der jüngere Enkel Heinrich, der Sohn Konrads II. und Giselens. In diesem Streite verlor der wilde und unbesonnene Herzog Ernst II. sein Leben 1030. Als darauf Rudolf III. im Jahre 1032 gestorben und mit ihm der neuburgundische Königsstamm erloschen war [38]), so nahm sein nächster Erbe, der bereits erwähnte Graf Odo II. (Eudes) von Champagne, Besitz von dem Lande am Jura, von Vienne, und nannte sich König von Arelat. Allein König Konrad II. eilte sofort mit seinen Scharen herbei und bela-

35) Er heißt auch Berthold, oder Berold. Beraldus de Saxonia, Prorex, wird dieser Graf, von dem die Grafen zu Savoyen hergeleitet werden, in einer Urkunde jener Zeit genant; allein man hat gegen den sächsischen Ursprung der Grafen von Savoyen Zweifel erregt, und will für Saxonia: Savogna lesen. S. Joh. v. Müller 25. S. 110. Anm. 370. Berthold's Sohn, Graf Humpert I., der vom Kaiser Konrad II., 1033 die Herrschaft Chablais erhielt, ist der Stammvater der später so genannten Grafen von Savoyen. Nach den genealogischen Untersuchungen des Grafen von Rangone, denen auch Koch folgt, scheint jedoch die Abstammung des Hauses Savoyen von den Grafen v. Walbeck, Nachkommen des sächsischen Wittekind, mithin der sächsische Ursprung des Hauses erwiesen zu seyn. Die Grafen Berthold und dessen Sohn Humbert I. mit den weißen Händen, waren mächtige Herren um die Seen von Annecy, Bourges und Genf und im untern Wallis. Über den Fortschritt der Macht des Hauses Savoyen, s. diesen Artikel.

36) Nach Luden's treffender Bemerkung, in dessen Gesch. der Völker und Staten des Mittelalters. I. 405. 37) Gisela, die Tochter des Herzogs Hermanns II., von Gerbergen, der Schwester Rudolfs III., war 1) mit Bruno von Braunschweig, 2) mit Ernst I., Herzog v. Schwaben, 3) mit Kaiser Konrad II. vermält. Vom Herzog Ernst I. hatte sie einen Sohn, den Herz. Ernst II., von Konrad II, den nachmaligen Kaiser Heinrich III.

38) Die Reihe der Könige von Burgund oder Arelat ersieht man aus folgender Tabelle.

A. Könige von Burgund zu Arles (seit 888 das Cisjuranische Reich genant).

Boso, Graf von Vienne, Stifter des Reichs 479; starb 887. Gemalin: Irmengarde, Tochter Kaisers Ludwigs II. (Sein Bruder Richard war Herzog in Niederburgund).
|
Ludwig (Bosonides), König von Burgund 887, König von Italien und zum Kaiser als Ludwig III. gekrönt zu Rom 901, vertrieben und geblendet von Berengar I. 905, starb 923.
|
Karl Konstantin, König 923 unmündig und verdrängt von seinem Vormund:
Hugo, Graf von Provence, König des cisjuranischen Burgunds seit 923 (sein Mündel Karl Konstantin ward 931 Herzog von Vienne und starb 941 ohne Kinder); König von Italien 926, trat das cisjuranische Königreich Burgund an seinen Gegner Rudolf II., 930 ab, und starb 947.

gerte Murten, das er endlich durch Überraschung nahm, worauf er des Winters wegen nicht weiter vordringen konnte. Er berief daher einen Landtag nach Peterlingen, wo die Burgunder, welche auf seine Seite getreten waren, ihn 1033 zu ihrem König wählten [39]). Hierauf schwuren ihm zu Konstanz eine große Anzahl anderer burgundischen Großen, darunter auch Graf Humbert mit den weißen Händen, Stammherr des Hauses Savoyen [40]), Gehorsam. Konrad übertrug jetzt diesem Humbert die Statthalterschaft über einen Theil von Arelat, wie sie dessen Vater Berold von Kaiser Heinrich II. erhalten hatte, und die Herrschaft Chablais. Nun wich Odo vor dem stärkeren und kehrte in sein Land zurück. Ein zweites Mal rüstete sich Graf Odo, um Burgund zu erobern; allein schnell erschien Konrad II. (1034) mit einem Heere an dem Genfersee, wo seine Völker aus Italien über den unbewachten Bernhardspaß zu ihm stießen. Genf ergab sich, Konrad ward nach wiederholter Wahl daselbst von dem Erzbischof (1034) gekrönt, und Odo schloß Frieden. Als dieser Graf endlich den dritten Kampf um Burgund versuchte, fiel er in der Schlacht bei Bar-le-Duc, gegen Gozzelo, Herzog von Lothringen, 1037, d. 11. Nov. Nun ließ Kaiser Konrad auch seinen Sohn, Heinrich (III.) 1038, auf dem Reichstage zu Solothurn zum König von Burgund wählen und krönen. Diesen Zeitpunkt hielten die burgundischen Prälaten für günstig, um das durch fortwährende Fehden verwilderte Burgund zu beruhigen und den Geist der eisernen Zeit zu bändigen. Auf Antrieb des Bischofs Hugo v. Lausanne und nach dem Vorgange der Bischöfe in Spanien und derer von Aquitanien (1032), machten die burgundischen Erzbischöfe und Bischöfe zu Romont in der Waadt (1038), einen Gottesfrieden (Treuga Dei, s. d. Art. Konrad II.), indem sie eine Zeit bestimmten, während welcher kein Christ wider den andern die Waffen erheben sollte. Konrad führte diesen Waffenstillstand Gottes nachher in ganz Teutschland ein.

Seitdem gehörte Burgund oder Arelat, — das Land zwischen dem Rhein, der Rüß, dem Jura, der Saône, dem Rhonestrom und den Alpen — mit dem Namen eines Königreichs, ohne Widerspruch, zu dem teutschen Reiche. Die burgundischen Stände erkannten den Kaiser für ihren Oberherrn, und nahmen Theil an den Versamlungen der teutschen Fürsten und Herren, z. B. der Erzbischof von Besançon (s. d. Art.); übrigens behielten die burgundischen Vasallen — die erblichen Statthalter und Grafen von Provence, von Vienne, Albon und Grenoble, von Savoyen, von Burgund, von Mümpelgard, so wie die Erzbischöfe von Lyon, Bisanz und Arles, und die Bischöfe von Basel, Lausanne u. s. w., endlich auch einige nach und nach zur Unmittelbarkeit gelangte Reichsstädte, wie Besançon, Arles u. a. — ihre Rechte, zu deren Erweiterung sie jede Gelegenheit benutzten, so daß sie von dem engeren Reichsverbande sich immer mehr ausschlossen und den Gränzen des Reichs wenig Schutzkraft darboten. Die Reichsrechte wurden zwar von Statthaltern verwaltet, z. B. von dem Grafen Berthold von Zäringen (vgl. d. Art. Lothar II., Kaiser und König der Teutschen), in dessen Geschlecht jene Würde erblich blieb, jedoch durch Friedrich I. im J. 1156 auf die Schweiz begränzt wurde [40b]). Darauf stellte dieser kräftige Kaiser die Herrschaft

B. Könige von Burgund zu Genf, oder im transjuranischen Reiche, und seit 930 von beiden, dem cis- und dem transjuranischen Reiche.

Rudolf I., aus dem guelphischen Hause, bisher Statthalter Boso's, erhebt sich 888 zum König im transjuranischen Burgund, stirbt 912. Seine Schwester Adelheid, Gemalin Richards, Herzogs von Niederburgund.
Rudolf II., König des transjuranischen Burgunds, König von Italien 923 bis 926, seit 930 König von beiden burgundischen Reichen — stirbt 937. (Seine Gemalin war Bertha, Tochter des Herzogs Burchards von Schwaben).
Konrad der Friedfertige, König von beiden burgundischen Reichen 937, starb 993. Seine Gemalin Mathilde, Tochter des Königs Ludwig d'Outre Mer, von Frankreich. Seine Schwester: Adelheid, Gemalin
1) Lothars, Königs von Italien, starb 950;
2) Otto des Großen, Königs der Teutschen (seit 951).
Rudolf III., der Faule, König der beiden burgundischen Reiche 993 bis er den 6. Sept. 1032 ohne Kinder stirbt.

Seine Schwestern:

1) Gisela, (st. 1007), Gemalin des Herz. Heinrichs v. Baiern, (st. 995).
Ihr Sohn:
Heinrich II., der Heilige, teutscher König und Kaiser, erklärter Erbfolger und König von Burgund 1016, st. 1024.

2) Bertha, Gemalin Odo's, Grafen von Blois.
Ihr Sohn:
Odo II., Graf von Champagne, Prätendent von Burgund 1032, bleibt in der Schlacht 1037.

3) Gerberge, Gemalin des Herz. Hermann II. von Schwaben.
Ihre Tochter:
Gisela, Gemalin:
1) Bruno's von Braunschweig;
2) Ernst des I., Herz. v. Schwaben;
3) Konrads II., Königs der Teutschen, Erbfolger in Burgund 1032, stirbt 1039.
Ihre Söhne:
1) von Ernst: Ernst II. bleibt 1030.
2) von Konrad II.: Heinrich III., König v. Burgund, König der Teutschen u. röm. Kaiser 1039, gekrönt 1038.

39) *Wippo*, vita Conradi Salici in *Pistorii* script. R. G. T. 3.
40) S. Anm. 35.

40b) Die Herzoge von Zäringen in der burgundischen Schweiz bauten Freiburg 1178, und Bern 1191. *Schöpflini* Histor. Za-

des Reichs diesseit des Jura und im südlichen Burgund wieder her, erhob den Erzbischof von Lyon zum Exarchen oder Vicar des Reichs, mit allen Regalien, und ließ sich zu Arles 1178 krönen, von wo der Geist der südlichen Poesie und die Sitten der Provenzalen nach Teutschland herüberwehten, in derselben Zeit, als Peter Waldus, ein französischer Kaufmann in Lyon, die Gemeine der Waldenser stiftete (s. d. Art.); allein nach dem Untergange der Hohenstaufen ward Burgunds Verhältniß zu dem teutschen Reiche immer schwankender, und die Verbindung der einzelen Theile jenes Königreichs unter sich immer loser. Der große Rudolf von Habsburg gedachte zwar, das alte burgundische Königreich für seinen Sohn Hartmann herzustellen, allein die Zeit war dazu nicht günstig. Als endlich nach Karls IV. Tode, — des letzten Kaisers, der 1364 zu Arles gekrönt worden war und der daselbst Reichsstatthalter und andere Reichsbeamte ernannt hatte, Wenzels Sorglosigkeit das heilige römische Reich teuscher Nation sich selbst überließ, da zerfiel Burgund in eine Reihe kleiner unabhängiger Staten, die aber allmälig fast sämtlich [41]) von Frankreich verschlungen wurden [42]); nur einige wenige, wie Savoyen, Mümpelgard, erhielten noch die ehemalige Verbindung mit dem teutschen Reiche, bis die französische Revolution die letzten Spuren des burgundisch-arelatischen Erbes an den Gränzen des Oberrheins und in Italien vernichtete [43]).

III. Die Freigrafschaft Burgund (Hochburgund, auch Franche-Comté) und das Herzogthum Burgund (Bourgogne oder Niederburgund), in den Zeiten von 888 bis 1506, bis zum Tode Philipps des Schönen, Erzh. von Östreich und Herzogs von Burgund.

Die französische Landschaft, welche bis zur französischen Revolution die Franche-Comté hieß, gränzte westlich an das Herzogthum Burgund und an einen Theil von Champagne, nördlich an Lothringen, östlich an die Grafschaft Mümpelgard und an die Schweiz, südlich an die Landschaften Bresse und Gex. Sie hatte einen Flächenraum von 772 franz. oder 277 geograph. Quadratmeilen, mit etwa 841,000 Einwohnern. Ihre Lage am Doubs, an der obern Saone und am Jura veranlaßte, daß diese Provinz, welche vor der Revolution ein besondres Generalgouvernement war, im Jahre 1789 in drei Departements: Doubs, Jura und Haute-Saone (s. diese Art.) getheilt wurde.

Hochburgund war ursprünglich ein Theil des sequanischen Galliens [44]), gehörte dann zu dem Reiche der Burgundionen, später zu dem von Boso 879 errichteten Königreich Burgund, und seit 888 großentheils zu dem von Rudolf I. gestifteten Königreiche des transjuranischen Burgunds, nach der Vereinigung des trans- und cisjuranischen Burgunds im Jahre 930 aber ganz zu diesem Reiche unter Rudolf II. Konrad und Rudolf III. [45]). Nach 1032 kam es mit dem burgundischen Königreiche zugleich, als Lehn desselben, an das teutsche Reich, behielt aber seine Erb- und Freigrafen, d. h. erbliche Herren und Statthalter, die keinem Herzoge unterworfen waren, und wurde unter Kaiser Friedrich I., eine Pfalzgrafschaft, mit erweiterten Gränzen. Zugleich erhob sich die Macht des Erzbischofs von Bisanz (s. d. Art. Besançon), der Hochburgund in geistlichen Dingen verwaltete und als unmittelbarer Reichsfürst auf den teutschen Reichstagen Sitz und Stimme hatte; auch erlangte die Stadt Besançon die Rechte einer kaiserlichen freien Reichsstadt. Allein nach vielfachem Wechsel der Gränzen durch Theilungen u. Abtretungen besonders in dem Lande östlich vom Jura nach den Alpen hin, kam diese Freigrafschaft, ohne darum aufzuhören, ein teutsches Reichslehn zu seyn, nach dem Erlöschen des alten erbgräflichen Hauses durch Vermälung, an den König von Frankreich (1315), hierauf wiederum durch weibliche Erbfolge (1330) und Vermälung an das Herzogthum Burgund. Mit diesem seitdem vereinigt, ohne jedoch seine Eigenschaft als teutsches Reichsland zu verlieren, kam es durch die Vermälung der Erbin von Burgund, Maria, mit dem Erzherzog Maximilian an das Haus Habsburg, dann durch Karls V. Trennung der spanischen und der östreichischen Monarchie 1521, an die erstere, welche endlich die Franche-Comté, nebst der 1651 bereits vom teutschen Reiche an Spanien

---

rengo-Badensis. I. p. 144, 151. u. Fr. v. Raumer's Gesch. d. Hohenstaufen (1823) II. 58. 41) Die burgundische Schweiz wurde nach dem Aussterben der Herzoge von Zäringen im J. 1218, ein unmittelbares teutsches Reichsland, und trat in die Eidgenossenschaft. Das teutsche Reich entsagte seinen Rechten auf die Stadt Basel und die übrigen Kantone in westfälischen Frieden. 42) König Philipp der Schöne von Frankreich erwarb den Besitz von Lyon nebst Zubehör, durch einen Vertrag mit dem Erzbischof von Lyon, Peter von Savoyen, im J. 1312. (*Menetrier*, Hist. de la ville de Lyon p. 430.). Frankreich erwarb das Delphinat oder Dauphiné, wo die Dauphins de Vienne aus ehemaligen Grafen, Herren des Landes geworden waren, durch die Schenkung des letzten Dauphins Humbert II., im J. 1349; doch leistete Charles, der Enkel Philipps von Valois, erster Dauphin von Frankreich, für das Delphinat den Huldigungseid (foi et hommage) dem Kaiser Karl IV. (*Valbonnais*, hist. du Dauphiné). — Die Provence wurde ein französisches Statsgut durch das Testament Karls, des letzten Grafen von Provence, aus dem zweiten Hause Anjou, der 1481 starb. (*Bouche*, Hist. de Provence. (*Papon*) Hist. générale de Provence, und *Boisson de la Salle*: Essai sur l'histoire des Comtes Souverains de Provence. Aix. 1820. 8. — Avignon theilte das Schicksal der Provence und ward mit des Kaisers Karls IV. Zustimmung 1348 an den Papst Clemens VI. verkauft, dem der Kaiser die Reichsoberherrl. Rechte darüber abtrat. Von dem Erzgrafen Otto Wilhelm zu Bisanz stammte ein in Hochburgund mächtiges Haus, s. d. folg. Abschnitt von der Grafsch. Burgund. Arles ward zuletzt eine freie Reichsstadt und von Kaiser Karl IV. an Frankreich abgetreten. S. d. Art. Arles. Über diese einzelen Staten s. *Koch* Tableau des Révolutions II. 44. und Rühs Handb. d. Gesch. des Mittelalters 2. Th. 1. Abth. S. 173. und die besondern Artikel von den genannten Staten. 43) Z. B. die teutsche Ordensballei Elsaß und Burgund. So verschwand auch der leere Titel des Kurfürsten von Trier, welcher sich des heil. röm. Reichs durch Gallien und das Königreich Arelat Erzkanzler nannte.

44) *Dunod*, Hist. des Sequanois et de la Province sequanoise des Bourguignons etc. Dijon 1735. 4. Hier bei Vesontium (Besançon) hatte Cäsar die Unterredung mit Ariovist (s. d. Art.). 45) Damals verwalteten die Grafsch. Hochburgund die Söhne Richards Herzogs von Burgund, Boso, der 935 starb, dann sein Bruder Hugo, st. 952; diesen soll sein Schwager Giselbert beerbt haben, dem 956 Letaldus, Graf von Macon, wahrscheinlich Giselberts Eidam, folgte, dessen Enkelin, Gerberge, die Mutter Otto Wilhelms, des Stifters des erbgräflichen Hauses, war.

gegen Frankenthal vertauschten freien Reichsstadt Besançon, im Nimweger Frieden 1678, an Frankreich abtrat.

Die Erb- und Erzgrafen in Hochburgund erscheinen zuerst in der Geschichte zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Von Otto Wilhelm, Erzgrafen am Jura zu Besançon, in Waraschken und auf der Freigrafschaft, stammte ein in Hochburgund lange mächtiges Haus, von dem die Herren von Chalons entsprangen, die nachmaligen Erben von Oranien (s. d. Art.) und Väter der Erbtochter, durch die alles Gut von Chalons-Oranien an Nassau kam, das Haus Wilhelms von Oranien, des Stifters der holländischen Freiheit. Jener Otto Wilhelm, der Sohn des Markgrafen Albrechts (Adalbert) von Jvrea vom Hause der Berengare, Harduins Vetter, und als Enkel der Willa, Tochter Königs Rudolf I. von Burgund, ein Verwandter der burgundischen Könige, erhielt von seinem Stiefvater, dem Herzog Heinrich von Burgund, eine lehnsfällige Grafschaft im Jura; dann erbte er von dem Hause seiner Mutter Gerberge, Enkelin des Grafen Letald von Macon, Reichsgrafen zu Hochburgund, und Tochter Odo's von Vermandois-Vienne, die in erster Ehe Albrechts von Jvrea, in zweiter Ehe Herzogs Heinrichs von Burgund Gemalin gewesen war, Macon und Auxonne [46]). Er war allzumächtig in Burgund, als daß er hätte die Herrschaft des teutschen Königs und Kaisers Heinrich II., den Rudolf III. König von Burgund zu seinem Erben und Nachfolger erklärte, ertragen können. Allein Heinrich II. erzwang durch teutsche Waffen 1016 den Gehorsam. Dem Grafen Otto Wilhelm folgte 1027 sein Sohn Raynald oder Reinold I., als Erb- oder Erzgraf in und an dem Jura (fast die ganze Sequanerprovinz der alten Römer) und im Lande Waraschken (Comitatus Guaraschensis oder Varascus), wozu das romanische Helvetien bis an den Fuß der Alpen gehörte [47]). Als Kaiser Konrad II., nach Rudolfs III. Tode, 1032 den Thron von Burgund bestieg, weigerten sich Graf Reinold u. Graf Gerhard zu Vienne, ihm zu gehorchen. In diesem Kampfe machte sich der Graf zu Mümpelgard (Montbelliard) im Lande Waraschken, mit Hilfe Kaiser Heinrichs III., von Reinold's Hoheit frei. Dagegen verbanden sich die Grafen Reinold und Gerhard um so fester, indem Reinolds Sohn Wilhelm sich 1044 mit Gerhards Tochter, der Erbin von Vienne, vermälte. Endlich mußte aber doch Graf Reinold die Oberlehnsherrlichkeit (Suzeraineté) des teutschen Kaisers anerkennen, und er huldigte Heinrich III. zu Solothurn 1047. Er starb 1057. Seitdem regirte Reinolds Geschlecht ungestört über viele angesehene Vasallen an beiden Seiten des Jura. Die Erzgrafen stifteten Klöster, bauten Burgen und legten Meierhöfe an, um welche herum Dörfer und Städte entstanden. Die geistliche Verwaltung hatte der Erzbischof von Besançon mit großen Vorrechten als Erzkanzler Burgunds und teutscher Reichsfürst (s. d. Art. Besançon [48]). Reinolds I. Sohn und Nachfolger, Wilhelm I. der Große, auch der Kühne genant, Erbe Gerhards von Vienne, starb 1087. Er hinterließ 2 Söhne. Der älteste Reinold II. starb 1099, und als dessen Nachfolger sein Sohn Wilhelm II., 1107 [49]), und sein Enkel Wilhelm III. 1126 ermordet wurden, so folgte Reinold III., Wilhelms I. Enkel von dessen zweitem Sohne Steffens. Dieser mächtige Graf, der über Besançon, Lyon, Genf, Chalons und Macon herrschte, weigerte sich, nach dem Aussterben des salischen Stammes, dem Kaiser Lothar II. (vorher Herzog von Sachsen aus dem Hause Supplinburg) zu huldigen 1127, und fiel deshalb nach dem Ausspruche des Reichstages zu Speyer 1127 in die Reichsacht, die des letzten Grafen Wilhelm Mutter Bruder, Herzog Konrad von Zäringen vollzog. Nach hartem Kampfe ward Reinold III. besiegt, gefangen und zu Straßburg vor den Reichstag gestellt. Die Fürsten achteten seinen männlichen Muth; daher behielt er die Freigrafschaft, d. h. das von keinem Herzog abhängige Hochburgund; was aber diesseit des Jura lag, ward vom Reiche dem Herzoge von Zäringen zur Verwaltung übertragen [50]). Reinold III. starb 1148. Seine Erbin war die schöne Beatrix, mit welcher sich der berühmte Hohenstaufe, Friedrich I. Barbarossa 1156 vermälte, nachdem er sie aus der Gewalt ihres Oheims Wilhelm, der das ganze Erbe seines Bruders an sich reißen wollte, befreit hatte. Nun begnügte sich ihr Oheim mit einigen Herrschaften an der Saone. Kaiser Friedrich hielt sich eine Zeit lang in der Grafschaft auf, und baute zu Dole (Dola) einen prächtigen Palast. Dann übertrug er die Statthalterschaft in Hochburgund diesseit des Jura, so wie die Regentschaft im arelatischen Reiche nebst der Schutzvogtei über die drei Hochstifter Sitten, Genf und Lausanne, dem Herzoge Berthold von Zäringen. Später ward Friedrichs und der Beatrix Sohn, Otto I. Pfalzgraf in Hochburgund, und nach dessen Tode 1200, erhielt mit der Hand seiner Tochter Beatrix, Otto II. genant von Meranie, aus dem Hause der Grafen von Andechs, die Freigrafschaft. Diesem folgte sein Sohn Otto III., nach dessen Tode 1248, Hochburgund durch Otto's III. Schwester, die Pfalzgräfin Alix (Alidis, oder Elisabeth) an deren Gemal Hugo, Graf von Chalons fiel [51]). Auf Hugo folgte 1266 sein und der Alix Sohn Otto IV., Pfalzgraf von Hochburgund. Seine Mutter Alix vermälte sich wieder mit Philipp, Grafen von Savoyen, der sich ebenfalls Pfalzgraf von Burgund nannte, später aber mit einer Geldsumme abgefunden wurde. Otto IV. starb 1303. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Robert das Kind, der 1315 ohne Erben starb. — Der Sitz der Ottone war Dole gewesen, weil Besançon auf Unmittelbarkeit Anspruch machte. So wurde Dole, anfangs ein Castrum, nach und nach eine blühende Stadt. Nach Roberts Tode fiel die Franche-Comté an dessen

---

46) In dieser Erbfolge-Verwandtschaft herrscht noch immer viel Dunkelheit, welche Dunod in seiner Hist. du Comté de Bourgogne S. 130 fgg. nicht ganz aufgehellt hat. 47) Die Annal. Bertin. ad ann. 839. geben die Lage dieser Grafschaft an; vgl. Dunod. a. a. O. S. 294.

48) Hist. de l'Eglise de Besançon, in *Dunod* Hist. des Sequanois. 49) Nach der Mönchssage hat ihn der Teufel geholt. Er ward von seinen Vasallen ermordet. Dunod a. a. O. 163. 50) *Schöpflin.* Hist. Zaring. Bad. I. 106. 110. von Raumer's Gesch. der Hohenstaufen (1823) I. 337, und II. 57 fg. 51) *Miraei* op. dipl. I. 538. und die genealogischen Tafeln im Dunod S. 194 fgg.

Schwester Jeanne I., Pfalzgräfin von Burgund, die mit Philipp, Grafen von Poitiers, zweitem Sohne des Königs von Frankreich, Philipps IV. des Schönen, 1306 vermält worden war. Philipp, Graf von Poitiers folgte 1316 seinem Bruder Ludwig X., als König von Frankreich; er heißt der V. oder der Lange. Seine Gemalin Jeanne regirte in seinem Namen die Grafschaft Burgund. Er starb 1321, und Johanna I. starb 1330. Ihre Tochter und Nachfolgerin in der Gräfschaft, Jeanne de France, war 1318 mit Otto IV., Herzog von Burgund vermält worden. Dadurch wurden die seit dem Vertrage zu Verdün 843 getrennten Länder, das Herzogthum Burgund und die Grafschaft Burgund, 1330 wieder vereinigt.

Das Herzogthum Burgund[52]).

Dieses schöne Land, ehemals Niederburgund, dann die Bourgogne genant, gränzte östlich an die Franche Comté, südlich an die Landschaften Bresse und Beaujolois, westlich an Bourbonnais und Nivernois, nördlich an Champagne. Es begriff die ehemaligen Vasallengebiete Autunais, Auxerrois, Auxois, Chalonnais, Charolais, Dijonnais, Maconnais, Pays de Montagne, nebst Bresse, Bugey, Valromey und Gex. Als französische Landschaft war es ein General- und Militärgouvernement, und enthielt auf 1341 französischen oder beinahe 483 geogr. QM. 1,072,000 Einwohner. In der Revolution ward es in mehre Departements zertheilt: der Goldhügel (de la Côte d'or), der Yonne, der Saone und Loire, Nievre, Aube, Obermarne und des Ain (s. d. Art.). Als Boso 879 das Königreich Burgund errichtete, war das alte Herzogthum Burgund von diesem State abhängig. Dann aber, als das trasjuranische Königreich 888 entstand, gelangte Niederburgund, durch seine Lage in der Mitte von beiden burgundischen Reichen und von Frankreich, wo Karl der Einfältige den machtlosen Thron besaß, und durch die Zeitverhältnisse vielfach begünstigt, unter seinem Herzog Richard dem Richter (Duc Justicier de Bourgogne) zur Unabhängigkeit. Herzog Richard, vormals Graf von Autün, der Bruder Boso's, des Stifters des burgundischen Königreichs, erkannte nach dessen Tode 887, die Oberhoheit dessen Sohnes und Nachfolgers Ludwig (Bosonides) nicht an, und verband sich zur Behauptung seiner Selbständigkeit mit Rudolf I., König des transjuranischen Burgunds, der ihm 888 seine Schwester Adelheid (Adélaide) zur Gemalin gab (s. ob. Abschn. II.). Ihm folgte (922) als Herzog von Burgund sein Sohn Rudolf (Raoul), der von den mit Karls des Einfältigen Regirung unzufriedenen französischen Großen, auf den Rath seines Schwagers Hugo des Weißen oder des Großen, 923 zum Könige gewählt und zu Soissons gekrönt ward (s. Rudolf, König von Frankreich). Er starb 936 ohne Erben, so auch seine Brüder, Boso, Graf von Burgund, und Hugo der Schwarze, Markgraf von Burgund; der letztere mußte aber Hugo dem Großen, dem Sohne Roberts I., Königs von Frankreich, die Hälfte der Provinz überlassen. Von Hugo des Schwarzen Schwester und Erbin Irmengarde, der Gemalin Giselberts, Grafen von Burgund, wurde die Tochter Ludegardis, Richards Enkelin, mit Otto, dem Bruder des Königs Hugo Capet's, Stammvaters der Könige von Frankreich, vermält, und dadurch ganz Niederburgund wieder vereinigt. An diesen Otto oder Odo, der von seinem Vater Hugo dem Großen (Herzog von Frankreich, Burgund und Aquitanien), 956 dessen Antheil an dem Herzogthum Burgund geerbt hatte, reihen sich an die älteren Herzoge von Burgund. Nach Otto's Tode folgte ihm sein Bruder Heinrich. Beide waren Vasallen ihres Bruders Hugo Capet's, Königs von Frankreich. Unter ihnen besaßen das Land jenseit der Saone als Vasallen der Herzoge von Burgund, verschiedene Große, unter denen die Grafen von Macon, Auxonne, Chalons, Nevers, Auxerre und das Haus Vergi die angesehensten waren. Nach Heinrichs unbeerbtem Tode 1001 fiel das Herzogthum Burgund dem Könige Robert II., (Hugo Capets Sohne) theils als Kronlehn, theils als Erbschaft zu; allein er mußte um den Besitz desselben mit Heinrichs Stiefsohne, dem oben erwähnten Grafen Otto Wilhelm von Hochburgund, 5 Jahre lang kämpfen, ehe sich die Burgunder ihm unterwarfen[53]). Otto Wilhelm ward über die Saone zurück getrieben und auf Hochburgund beschränkt. König Robert aber gab das Herzogthum seinem zweiten Sohne Heinrich, der es hernach, als er 1031 den königl. Thron bestieg, seinem jüngern Bruder Robert abtrat. Dieser Robert I., Hugo Capets Enkel, ist der eigentliche Stammvater der ersten königlichen Linie der Herzoge von Burgund, die fast 330 Jahre lang von Frankreichs Königen abhängig regirte. Nach Roberts I. Tode, folgten, da sein Sohn Heinrich vor ihm gestorben war, nach einander seine Enkel: Hugo und Otto I., deren jüngerer Bruder, Heinrich, Graf von Portugal wurde, und daselbst die burgundische Linie stiftete (1095—1383). Damals lebte der berühmte Bernhard von Clairvaux (s. d. Art.) ein geb. Burgunder, nachher Abt des von ihm neu geordneten Cistercienser- oder Bernhardinerordens, zu Cisteaux, dem Mittelpunkte von 3600 Klöstern dieser Regel, wo die Herzoge von Burgund des ältern Hauses begraben liegen. Auf Otto I. folgten in gerader Abstammung als Herzoge von Burgund Hugo II., Otto II., Hugo III., Otto III., Hugo IV. und Robert II.; diesem aber nach einander dessen Söhne: Hugo V. u. Otto IV., dessen Gemalin Johanne, Philipps V., Königs von Frankreich Tochter, als Erbin der Franche-Comté, dieses Land mit dem Herzogthum Burgund vereinigte (s. oben). Otto's IV. Sohn, Philipp, starb 1346 vor dem Vater, und dessen Sohn Philipp (de Rouvre, von dem Schlosse so genant, wo er geboren war, und wo er starb), der letzte Herzog von Burgund älterer Linie, 15 Jahre alt, starb 1361. Das Herzogthum Burgund, dessen Geschichte während dieser Zeit in die allgemeine Geschichte von Frankreich gehört, fiel jetzt an die Krone zurück, theils als ein Lehn, theils aus dem Grunde der nächsten Verwandtschaft, indem Königs Johann des Guten Mutter, Johanne, die Tochter des Herzogs Roberts II. v. Burgund

52) *Andr. du Chesne* Hist. généalog. des Ducs de Bourgogne de la Maison de France. Par. 1628. 4.

53) Meusel's Gesch. v. Frankreich I. S. 319.

und die Schwester des Großvaters des Herz. Philipps de Rouvre war. Allein König Johann der Gute belehnte damit 1363, zu Frankreichs Nachtheil, seinen jüngsten Prinzen, Philipp den Kühnen, den er zugleich zum ersten Pair von Frankreich erklärte.

Mit Philipp dem Kühnen, dem Stammvater des neuburgundischen Hauses, oder der jüngeren königl. französischen Linie, begint die Macht dieses Stats und der Ruhm des glänzendsten Hofes des Mittelalters. Nach Philipps de Rouvre Tode war zwar die Franche-Comté nebst Artois, nach dem Rechte der weiblichen Erbfolge, an Margarethe von Flandern, Enkelin Philipps des Langen und Jeanne I., und Braut Philipps de Rouvre gefallen. Allein durch die Vermälung Philipps des Kühnen 1369 mit dieser Tochter und Erbin Ludwig III., des letzten Grafen von Flandern, vereinigte er nach dem Tode seines Schwiegervaters 1382, nicht nur die Franche-Comté und Artois, wieder mit Burgund, sondern erwarb auch Flandern, Nevers, Rethel, Mecheln und Antwerpen. Er starb tief verschuldet 1404. Sein Sohn und Nachfolger Herzog Johann der Unerschrockene, der den Herzog Ludwig von Orleans in Paris 1407 ermorden ließ, ward unter den Augen des Dauphins 1419 auf der Brücke zu Montereau ermordet (vgl. die Art. **Armagnac** und **Karl VI.** von Frankreich). Dessen Sohn und Nachfolger Philipp (Graf von Charolais) der Gute, vergrößerte den burgundischen Stat durch die 1428 erkaufte Grafschaft Namur; sodann nahm er 1430, die Herzogthümer Brabant und Limburg, nach dem Tode des letzten Herzogs Philipp, seines Neffen in Besitz, hierauf entzog er vertragsweise und mit Gewalt 1433 der Jacobäa (Jacqueline) Tochter des letzten Grafen Wilhelm VI. von Hennegau und Holland aus dem baierschen Hause, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, endlich kaufte er 1443 Luxemburg und die Grafschaft Chiny; außerdem erwarb er durch den Vergleich zu Arras von Ludwig XI. von Frankreich 1435 noch andre Besitzungen. Er hatte den 10. Jan. 1430 zu Brügge den Orden des goldnen Vließes (s. d. Art.) gestiftet, und starb 1467. Ihm folgte sein Sohn Karl der Kühne, der zuletzt noch 1473 durch Kauf Geldern und Zütphen mit Burgund vereinigte, und als er 1477, in dem Kriege mit der Schweiz, nach der Schlacht bei Nancy, sein Leben verlor, den Mannsstamm des jüngeren burgundischen Hauses beschloß [54]). Die Geschichte dieser vier Herzoge von Burgund, welche sich durch die glänzendsten Eigenschaften auszeichneten, nicht nur im Kriege durch ritterliche Tugenden, sondern auch durch die Weisheit ihrer Verwaltung, wird unter den besondern biographischen Artikeln ihres Namens, erzählt werden. Das frühere Schicksal der einzelen Provinzen der Niederlande aber wird in den Artikeln dieser Länder vorkommen.

So erhob sich das neue Herzogthum Burgund durch Heirathen, Kauf und Vermächtnisse zu einem mächtigen State, der schwer auf Frankreich drückte, als hier die Parteien Burgund und Orleans den Bürgerkrieg entzündeten (s. d. Art. **Karl VI. u. VII.**). Die Macht Burgunds entschied das Schicksal Frankreichs in den Kriegen mit England, bis zu dem Vertrag von Arras 1435, in welchem Philipp der Gute von England sich trennte. Zugleich hatten sich die innern Kräfte von Burgund so entwickelt, daß alle Hilfsquellen des Nationalwohlstandes, Landbau, Gewerbe, Handel und bildende Künste, hier voller strömten, als in irgend einem Lande von Europa. So waren z. B. die flandrischen und brabantischen Tuchmanufakturen, die Kunsttapetenweberei in Arras u. a. a. O. die ersten und berühmtesten in Europa. Auch blühten die Leinwandwebereien in Holland und Flandern, so wie alle Arten von Handwerken in den Niederlanden, am meisten in dem 13. und 14. Jahrhunderte. Brügge war der Mittelpunkt des niederländischen und beinahe des europäischen Handels, der Stapelplatz der ausgeführten Waren der Hanse, Italiens, Konstantinopels und mehrer Länder (bis 1482). Die Niederländer, welche mit eigenen Fabrikaten, Tüchern und feinen Webereien einen ausgedehnten Handel trieben, nahmen (vorzüglich die Holländer und Seeländer) im 15. Jahrhunderte auch an dem Handel in der Ostsee großen Antheil. Man kannte die Niederländer als die kühnsten Schiffer. Zugleich entfaltete hier die teutsche Kunst in der Malerei und Sculptur ihre herrlichsten Blüthen, weil sie am Hofe Pflege und Unterstützung fand. Damals lebten am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrh. die berühmten Maler, die Brüder Hubert und Johann van Eyck, Rogier van Brügge, Hans Hemmling u. A. zu Brügge. Die Eycks lebten später zu Gent, wo sie ein großes Werk ausführten, das ihnen der Herzog Philipp der Gute übertragen hatte [55]). An jenem glänzenden Hofe hatten die Künstler vielfache Gelegenheit, ihren Geschmack auszubilden; daher die außerordentliche Naturwahrheit in ihren Darstellungen. Insbesondre ward durch Joh. van Eyck die Einführung der Ölmalerei bewirkt, indem er den Gebrauch, die Farben mit Öl zu mischen, für die Kunst vervollkomnete und dadurch wahrhaft die Ölmalerei gründete. Eben so neu und trefflich war er in der Glasmalerei. Überhaupt bildete Joh. van Eyck die Kunst so aus, daß man ihn als den Vater der neuen Kunst ansehen kann *). Mit Kunstfleiß und Handel, bei großer Volksmenge und wachsenden Reichthümern verbanden die Niederländer, schon ehe sie burgundisch wurden, einen unternehmenden, zum Theil unruhigen Geist und Liebe zu den Waffen, besonders die Genter. Eben so früh genossen aber auch die Bewohner der niederländischen Herrschaften große Freiheiten; die nothwendigen Bedingungen des Daseyns und Wohlstandeß, zumal da, wo Arbeit und Fleiß der Natur Alles abkämpfen müssen. Schon um die Mitte des 12. und dann im 13. Jahrh. erfreuten sich die Städte in Flandern, Brabant und Holland eines städtischen Regiments. Mit Ausnahme einiger niederländischen Staten aber waren Sprache, Sitten und Lebensart durchaus französisch; doch fing sich bei der Abneigung, welche die Völker Burgunds von Frankreich trennte, eine eigene Mund-

54) *Anselme* Hist. généalogique et chronolog. de la maison royale de France, T. I., p. 239 sqq. *Ponti Heuteri* Rerum Burgund. LL. VI. Hag. Com. 1639. 8. *de Fabert* Hist. des Ducs de Bourgogne. Cologne 1689.

55) Die jetzt im pariser Museum befindl. Anbetung des Lammes, ein Gemälde, das in seinen verschiedenen Theilen über 300 Figuren enthält; auf Holz mit Flügelthüren. *) S. Joh. Schopenhauer: Johann van Eyck und seine Nachfolger.

art an zu bilden. — Am herrlichsten blühte der burgundische Stat auf unter der beinahe 50jährigen Verwaltung Philipps des Guten, der die Schranken der Gesetze und die Verfassung der Stände achtete. Das Einkommen, die Gerechtigkeitspflege und die ganze Verwaltung waren trefflich geordnet. Auch die Wissenschaften wurden geachtet. Philipp hinterließ eine reiche und prächtige Büchersamlung. Die Hofhaltung dieses großen Herzogs des Abendlandes, wie ihn der Orient nannte, war die prächtigste in Europa, und die Formen des Hoflebens bildeten den Adel zu feineren Sitten. Nirgends wurden so glänzende Ritterfeste gefeiert, als zu Brügge, Gent u. a. a. O. [56]). Dadurch ward die burgundische Hofordnung das Muster für die spätere des Hauses Habsburg in Spanien und in Teutschland. Seitdem steht der Adel zunächst um die Person der Fürsten und Könige, zwischen dem Throne und der Nation. Auch das burgundische Heer zeichnete sich durch Waffenübung und Mannszucht, so wie Adel und Städte durch kriegerischen Geist aus, vorzüglich unter Karls des Kühnen Regirung. Denn das Haus Burgund hielt im Frieden, um die Unterthanen nicht mit Auflagen zu beschweren, kein stehendes Heer, sondern nur eine Art Miliz. Erst Karl der Kühne errichtete eine Ordonnanz, oder ein stehendes Heer 1472 [57]). Jener Geist zeigte sich, als bei großen Prunkfesten und Hofbanquetten, 1454 zu Ryssel, von dem Herzog Philipp, von seinem Sohne Karl und von dem Adel das Fasanen-Gelübde zur Vertreibung der Türken aus Europa abgelegt wurde [58]), dessen Vollziehung aber des Kaisers Friedrichs III. Unthätigkeit verhinderte.

Die äußeren Verhältnisse Burgunds, Ludwigs XI. hinterlistige Statskunst, Karls des Kühnen ehrgeizige Plane, berechnet auf die Hand seiner Tochter und Erbin, und sein Rachgefühl im burgundischen Kriege mit der Schweiz, führten den Untergang dieses blühenden und mächtigen States herbei. Zwischen Burgund und der Schweiz hatte bisher eine natürliche Freundschaft obgewaltet, da beide vor der arglistigen Politik Ludwigs XI. von Frankreich auf ihrer Hut seyn mußten. Auch gewannen die weise Güte und der Glanz Philipps den Adel und das Volk in der Schweiz so für Burgund, daß Schweizer an dem Tage von Montlheri (16. Jul. 1465) in dem Heere des burgundischen Erbprinzen Karl (Grafen von Charolais), der an die Spitze des sogenannten Bundes für das allgemeine Beste getreten war, gegen Ludwig XI. tapfer mit fochten (s. d. Art. Ludwig XI. von Frankreich) [59]). Als der König den Bund trennte (1465), mußte er an Burgund nicht nur alle die Orte zwischen dem Meere, der Somme und Schelde, die K. Karl VIII. durch den Vertrag zu Arras 1435 vom H. Philipp dem Guten erhalten hatte, jedoch mit Vorbehalt der Wiedereinlösung zurückgeben, sondern auch die Grafschaft Boulogne und Guines, mit Ausnahme von Calais, abtreten; außerdem ward Flandern von den Appellationen an das Parlament zu Paris befreit. Je härter dieser Vergleich für Frankreich war, um so mehr suchte Burgund sich durch Bundesgenossen zu verstärken, und den schweizer Adel durch ritterliche Hoffeste an sich zu ziehen. Zürich, Bern, Freiburg und Solothurn schlossen daher 1467 mit Philipp und Karl v. Burgund einen Verein zu gegenseitiger Freundschaft, der jedoch 1470 durch ähnliche Vereine mit Ludwig XI., unwirksam wurde. Aber auch den innern Frieden in den burgundischen Niederlanden störten Ludwigs XI. geheime Ränke, und brachten mehrmals in Gent, Mecheln und Lüttich unruhige Bewegungen hervor, die jedoch von Philipp und von Karl durch kräftige Maßregeln, vorzüglich im J. 1468, unterdrückt wurden (s. d. Art. Lüttich), nachdem Karl mit Ludwig XI. zu Peronne sich verglichen hatte. Allein bald darauf traten Frankreich und Burgund, in den Kronstreit der Häuser Lancaster und York in England verflochten, wieder gegen einander feindlich auf, wo die Persönlichkeit beider Fürsten [60]), und der treulose Charakter der damaligen Politik, zum Unglück der Provinzen, die gegenseitige Erbitterung auf das Höchste trieb. Karl wurde von Ludwig überlistet, und verwickelte sich durch seine Heftigkeit in zwecklose kriegerische Unternehmungen. Noch mehr Feinde erregte ihm sein Stolz; daher mislang sein Plan, die burgundischen Länder als Königreich zu einem Statskörper zu vereinigen, und selbst zum Reichsvicar in den Reichsländern am linken Rheinufer ernant zu werden. Schon war Kaiser Friedrich III., mit welchem Karl zu Trier (Okt. 1473) eine Zusammenkunft hatte, bei welcher Gelegenheit er eine außerordentliche Pracht zeigte [61]), geneigt, dies zu bewilligen, wenn Karl vorher die Vermählung seiner Tochter und Erbin Maria mit Maximilian von Östreich vollziehen ließe; allein Karl verlangte, daß ihn der Kaiser zuerst zum Könige und Reichsvicar erklären sollte. Dies hielt die Entscheidung des unentschlossenen Friedrichs III. auf. Endlich bestimmte die schriftliche Warnung Ludwigs XI., daß er dem ehrgeizigen Karl nicht willfahren möchte, den ohnehin argwöhnischen und durch Karls anmaßende Pracht beleidigten Kaiser, Trier schnell zu verlassen und die Sache zu verschieben. Mit gleichem Erfolg erregte Ludwig XI. die Eifersucht der Eid-

56) Die Sitten und Gebräuche des 15. Jahrh., insbesondere die an dem burgundischen Hofe, lernt man am treusten und vollständigsten aus den naiven Schilderungen eines Augenzeugen kennen, der selbst an dem Hofe der Herzoge von Burgund gelebt zu haben scheint, aus den erst 1822 nach der Handschrift gedruckten Mémoires de *Duclercq*, imprimés sur les manuscripts du Roi, et publiés pour la première fois, par F. Baron de *Reiffenberg*. Von drei Bänden, aus denen das Ganze bestehen wird, erschien zuerst der dritte Band zu Brüssel 1822. Diese Mémoires sind in der alten Sprache abgefaßt. Unter andern beschreibt Duclercq auch die barbarischen Strafen, welche damals noch über die Unglücklichen, die man des Verbrechens der Hexerei (vaulderie) bezichtigte, verhängt wurden. Kürzlich hat die histor. Klasse der Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Brüssel unter ihren Preisaufgaben für 1824, ein Gemälde verlangt von dem Hofe und der Regirung Philipps des Guten, vornehmlich in Bezug auf die damals bestehenden Handelsverhältnisse, welche die mannigfachen Erzeugnisse der Levante und Italiens, nebst den Kunst- und Industriezweigen dieser Länder an die niederländischen Küsten hinbrachten. 57) Joh. v. Müller's W. Th. 24. S. 10 fg. Im Kriege brachte Karl sein Heer auf 60 bis 80,000 M. 58) Pont. Heut. p. 331 sqq. Mém. sur l'ancienne chevalerie, par M. de la Curne de St. Palaye. T. I, P. III, p. 187—194.

59) Joh. v. Müller's Gesch. d. Schweiz. W. Th. 23. S. 406. 60) Joh. v. Müller schildert beide Fürsten meisterhaft, a. a. O. Th. 24. S. 3 fgg. 61) Joh. v. Müller W. Th. 24. S. 24.

genossen, welchen des eben so stolzen als kühnen Herzogs von Burgund Vergrößerungsplane Gefahr zu drohen schienen. Karl hatte nämlich von Sigmund, Erzherzog von Östreich, seit 1469, pfandweise dessen Herrschaften im Sundgau, Elsaß und Breisgau erhalten. Sein Landvogt, Peter von Hagenbach, drückte diese bisher „mit ehrlicher Güte" verwalteten Landstriche mit Geßlerischer Tyrannei, jedes alte Recht, jede Form und selbst die Sitten hart und unbesonnend verletzend. Da kam Karl in das Land; erbittert und gereizt durch des Kaisers Friedrich Weigerung, achtete er nicht auf die Klagen über seinen Landvogt. Darauf verband sich Sigmund von Östreich, um seine Herrschaften wieder zu erlangen, durch Ludwigs XI. Vermittelung mit den Eidgenossen, und legte die Einlösungssumme in Basel nieder. Allein Karl verlangte, dies sollte zu Bisanz geschehen, und rüstete sich zum Kriege. Da erhoben sich die Bürger von Breisach gegen den übermüthigen Landvogt, setzten ihn gefangen und huldigten, nebst den Einwohnern im Sundgau, dem Erzherzog Sigmund. Hagenbach ward der verübten Frevel wegen nach Urthel und Recht enthauptet (1474, 9ten Mai). Vergeblich suchte Karl die Freundschaft der Eidgenossen wieder zu erhalten; denn er hatte sich, aus Haß gegen Kaiser Friedrich III., zum Schutzherrn des Erzb. und Kurf. Ruprecht von Köln aufgeworfen und dadurch in einen Krieg mit dem teutschen Reiche verwickelt. Auch Ludwig der XI. ward damals von ihm, durch Einmischung in Englands Angelegenheiten, zum Kriege gegen Burgund gereizt, und arbeitete daher dem Herzog Karl bei den Eidgenossen entgegen. Karl mußte daher 1475 sowol mit Friedrich III. als mit Ludwig XI. sich vergleichen, um Rache an den Schweizern und deren Verbündeten, zu welchen jetzt auch der Herzog René v. Lothringen gehörte, nehmen zu können. Diese hatten bereits im Okt. 1474 den Krieg förmlich erklärt und bald darauf mit Erfolg begonnen; allein Karl drang 1475 in Lothringen ein und eroberte Nancy, das er sofort zur Hauptstadt seines neuen Reichs bestimmte. Nun beschloß er den Vernichtungskrieg gegen die Schweiz[62]; aber in den Tagen bei Granson (3. März 1476) und bei Murten (22. Jun.) siegte die Tapferkeit des schweizerischen Landvolks über den burgundischen Adel. Hierauf vereinigte sich Ludwig XI. mit den Eidgenossen; Herzog René von Lothringen eroberte sein Herzogthum wieder, und nach der Niederlage bei Nancy (6. Jan. 1477) verlor Karl auf der Flucht das Leben. Nun zog Ludwig XI. das Herzogthum Burgund als Kronlehn ein, dann bemächtigte er sich unter mancherlei Vorwand der Grafschaft Burgund, des größten Theils von Artois, nebst Boulogne, Charolais und der durch den Vergleich zu Arras abgetretenen Plätze in der Picardie. Maria von Burgund, die Erbin des Landes, behielt alles Übrige und vermählte sich, nachdem ihr Vater 7 Prinzen mit der Hoffnung ihre Hand zu bekommen, hingehalten hatte, endlich d. 18. Sept. 1477 mit dem Erzherzoge Maximilian. Aus dieser Ehe entsprang der nachmalige Herzog von Burgund, Philipp der Schöne geb. 1478, und Margaretha geb. 1480. Nach Marias Tode (1482) erkannten die Staten von Brabant den Erzherzog Maximilian als Vormund seiner Kinder an; allein die von Flandern weigerten sich dasselbe zu thun. Maximilian sah sich daher genöthigt, mit Ludwig XI. einen Vergleich (Arras 1482, 23. Dec.) zu schließen, nach welchem die noch nicht drei Jahre alte Margaretha zur Gemalin für den Dauphin Karl bestimt und an dem französischen Hofe erzogen wurde. Als Heirathsgut behielt Ludwig die Grafschaften Artois und Burgund, nebst den Herrlichkeiten Maconnois, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine. Dennoch dauerte in Flandern der Widerstand gegen Maximilians Vormundschaft noch bis 1488 fort. In derselben Zeit brach ein neuer Krieg zwischen Maximilian und Karl VIII. von Frankreich aus, indem Karl die Herzogin Anna von Bretagne (s. d. Art.), die bereits mit Maximilian durch dessen Bevollmächtigten vermält war, nöthigte, ihm ihre Hand zu geben, worauf er seine Braut, die Erzherzogin Margaretha, dem Vater zurück schickte; es kam jedoch schon 1493 zu Senlis zu einem Vergleiche, nach welchem Karl VIII. Hochburgund, Artois, Charolois und Noyer an Maximilian zurückgab.

Seit dieser Zeit wurde für den burgundischen Stat gewöhnlich der Name der Niederlande (s. d. Art.) gebraucht. Der Erzherzog Philipp verwaltete diese Provinzen selbst seit 1494 (s. d. Art Philipp der Schöne, von Östreich, Herz. von Burgund); seine Gemalin, die Infantin Johanna, wurde die Erbin der ganzen spanischen Monarchie. Sie verlor ihren Verstand und 1506 ihren Gemal, worauf die Stände der niederländischen Provinz dem Kaiser Maximilian die Regirung, während der Minderjährigkeit seiner Enkel Karl (V.) und Ferdinand (I.) übertrugen. Der Kaiser ernannte nun seine und Mariens Tochter, Margaretha, die mit dem Herzog Philibert von Savoyen vermält gewesen war, zur allgemeinen Statthalterin in den Niederlanden, wo sie seit 1515 mit Genehmigung ihres Neffen, des Erzherzogs Karl (1519. Karl V.), als Gouvernante die Regirung bis zu ihrem Tode 1530, mit größter Klugheit führte. In der Zwischenzeit hatte zwar Karl V. seinem besiegten Nebenbuhler, dem Könige Franz I., in dem Frieden zu Madrid 1526 die Zurückgabe des Herzogthums Burgund auferlegt; allein er bestand in den späteren Friedensschlüssen (1529 u. flg.) nicht mehr auf dieser Zurückgabe. Seitdem ist das eigentliche Herzogthum Burgund (Bourgogne) eine französische Provinz geblieben. In den Niederlanden selbst, die Karl V. sämtlich von 1515 bis 1536, an sein Haus brachte, ward, unter ihm und Philipp II. (seit 1556) mit der alten Freiheit auch der altburgundische Wohlstand von Flandern vernichtet, indem der Handel von Brügge sich (schon seit 1482) immer mehr nach Antwerpen zog, die stolze Hauptstadt Gent aber ihre hartnäckige Widersetzlichkeit bei der Steuerbewilligung mit dem Verfall ihres Gewerbfleißes büßte. Die fernern Schicksale dieser Provinzen gehören in die Geschichte des auf dem Congresse zu Wien durch die Acte vom 21. Juli 1814, errichteten Königreichs der Niederlande. Der stolze Name von Burgund verschwand aus dem Statensysteme von Europa; und die Bewohner der beiden Länder, die

62) Die Geschichte dieses burgundischen Krieges erzählt Joh. v. Müller W. Th. 24, S. 61 fgg. und Jäger in der Gesch. Karls des Kühnen. Nürnberg 1795.

ihren alten Namen behielten, Bourgogne und Franche-Comté, verschmolzen immer mehr, dort seit 1477, hier seit 1678, mit der französischen Nation in ein politisches Ganze. Dadurch ward der erste Grund zu Frankreichs Macht unter Ludwigs XIV. Regirung gelegt. Hochburgund insbesondre sicherte die Gränze des Königreichs gegen die Schweiz und der Besitz von beiden erleichterte den späteren Fortschritt der französischen Waffen, gegen die Niederlande und das teutsche Reich. Nur in dem burgundischen Kreise (s. d. folg. Art.) und in dem teutschen Statsrecht dauerte die Erinnerung an die alten längst zerrissenen oder aufgelösten Verhältnisse der burgundischen Provinzen zu dem heil. römischen Reiche teutscher Nation noch fort, bis auch hier die französische Revolution einen neuen Zustand der politischen Ordnung vorbereitete [63]). (*Hasse.*)

Burgundischer Kreis. Der zweite von den zehn politischen Körpern des teutschen Reichs, die unter dem Namen der Reichskreise vom Kaiser Maximilian I. im J. 1512 errichtet wurden, um die reichsgesetzliche Ordnung zu sichern und eine vollziehende Gewalt zu begründen, war der burgundische Kreis. Er bestand anfangs aus den 17 Provinzen der Niederlande [64]) und aus der Freigrafschaft Burgund. Aber die Verbindung desselben mit dem Reiche ward schon durch Karl V., auf dem Reichstage zu Augsburg mittels des burgundischen Vertrags 1548 sehr geschwächt, indem die Provinzen dieses Kreises der Oberherrschaft des teutschen Reichs entzogen wurden, jedoch so, daß dem Reiche die Verbindlichkeit blieb, sie zu beschützen. Dafür verpflichtete Karl V. sich und seine Nachkommen, zu des Reiches Schutz an Reichsanlagen so viel als zwei Kurfürsten zu geben. Vermöge dieses Vertrags haben in der Folge, seit 1556, die Könige von Spanien, als Beherrscher der Niederlande, geborne Niederländer als Minister oder burgundische Gesandte auf den Reichstag verschickt, auch über hundert Jahre an dem Reichskammergericht einen, später zwei Beamte unter dem Titel Advokaten oder Procuratoren unterhalten [65]). Von jenen 17 Provinzen trennten sich 1579 durch die Union zu Utrecht sieben, nachmals Republik der vereinigten Niederlande genant, welche Spanien im Frieden zu Münster 1648 (30. Januar) anerkannte, und ihr noch einige Stücke von Flandern und Brabant überließ. Darauf erklärte das teutsche Reich in dem westfälischen Frieden (Okt. 1648) die Unabhängigkeit dieses Theils des burgundischen Kreises, als eines besondern States. Andere Stücke (die nachmaligen französischen Niederlande) riß Frankreich von dem burgundischen Kreise ab durch den pyrenäischen Frieden 1659 und durch den aachner Frieden 1668 (s. d. Art.). Dann behielt es im nimweger Frieden 1678 die eroberte Freigrafschaft oder Hochburgund, nebst einigen Orten in den Niederlanden; in Folge des utrechter und rastadter Friedens 1713 fg. kamen die noch übrigen spanischen Niederlande, oder der burgundische Kreis an Östreich, mit Ausnahme einiger Orte, die an die Republik der vereinigten Niederlande durch den Barrieretractat 1718 (s. d. Art.) abgetreten wurden. Später wollte Joseph II. dem Hause Pfalz für Baiern die östreichischen Niederlande unter dem Namen: Königreich Burgund, überlassen; allein Friedrich II. verhinderte die Ausführung dieses Planes. Seitdem bestand der burgundische Kreis, in der Ordnung der nächste nach dem östreichischen, bis zu dem lüneviller Frieden 1801, durch den er an Frankreich abgetreten wurde, aus sieben Provinzen, die sämtlich von einem östreichischen Generalgouverneur, der nebst allen hohen Behörden seinen Sitz zu Brüssel hatte, landsässig regirt wurden. Das höchste Gericht für die östreich. Niederlande hatte seinen Sitz zu Mecheln. Jene 7 Provinzen folgten so aufeinander: 1) der größte Theil des Herzogthums Brabant (s. d. Art.) mit Antwerpen und Mecheln; 2) ein Theil des Herzogthums Limburg; 3) der größte Theil des Herzogth. Luxemburg; 4) ein Theil des Herzogth. Geldern [66]); 5) ein Theil der Grafsch. Flandern; 6) ein Theil der Grafsch. Hennegau, und 7) die Grafsch. Namur, zusammen 469 QM. 1,600,000 Einw. und an 6 Mill. Gulden Einkünfte. Zur Unterhaltung des Kammergerichts, für welches der Kreis einen Assessor präsentirte, trug er zu jedem Ziel 507 Thlr. 23¼ Kr. bei. Die Franzosen eroberten das Land 1794, und theilten es in 7 Departements: Lys, Schelde, Jemappe, Dyle, beide Nethen, Sambre, Ourthe, Niedermaas, Wälder. Am Ende des J. 1813 besetzten dieses Land (Belgien) die Verbündeten, und der wiener Congreß vereinigte es, nebst dem vormaligen Hochstift Lüttich, mit Ausnahme dessen, was an Preußen abgetreten wurde, durch die Acte vom 21. Juli 1814, mit Holland zu dem Königreiche der Niederlande (s. d. Art.). Das zum Großherzogthum erhobene Luxemburg (s. d. Artikel) wurde zwar ein Stat des teutschen Bundes, blieb aber eine königlich niederländische Provinz. (*Hasse.*)

Burgunder Weine. Die Weine, die Bourgogne erzeugt, nehmen den zweiten Rang unter allen französischen Weinen ein: sie sind nicht allein für den Gaumen angenehm, sondern auch gesund und stärkend für Brust u. Magen, und theilen sich in rothe und weiße ab; doch sind jene im Ganzen von größerer Quantität und besserer Qualität, und vertragen den Transport leichter, als diese. Man theilt die Burgunderweine in 4 Klassen ein. Zur ersten Klasse gehören die herrlichen Weine, die bei Nuits an der Côte Nuitonne wachsen, der Romanée, in Kirchspiele Vosnes, der Clos de Vougeot, der St. George und Richebourg, dann die aus den Bezirken Chagny und Puligny, wozu der feurige Chambertin und

63) Eine Übersicht des Schicksals der burgundischen Länder bis dahin gibt Wolfg. Jäger in s. Gesch. Karls des Kühnen. Nürnberg 1795. S. 168 fgg.

64) Diese bestanden aus vier Herzogthümern: Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; sieben Grafschaften: Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen; der Markgrafschaft Antwerpen und den fünf Herrlichkeiten: Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen. — Geldern, Zütphen, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Gröningen (zusammen die neuen Niederlande genant), hatte Karl V. mit den alten Niederlanden durch Erbanfall und Unterhandlung vereinigt.

65) Der Gesandte von Burgund hatte im Reichsfürstenrathe auf der geistlichen Bank gleich nach Östreich Sitz und Stimme.

66) Das übrige Gelderland gehörte theils der Rep. Holland, theils war es im utrechter Frieden an Preußen abgetreten worden, ohne mit dem Reiche in Verbindung zu bleiben.

der weiße Montraché gehören. Alle diese Weine werden die Queue zu 480 Bouteillen mit 200 bis 500 Gulden Conv. M. bezahlt, und halten sich unter allen Bourgognerweinen am längsten. Den zweiten Rang nehmen die rothen und weißen Gewächse von Volney, worunter der Primeur unbestritten zur ersten Klasse gehört, der Pomard, der Chossagne, der Beauner, Cortot Chablis und Auxerre ein; sie stehen der ersten Klasse an Güte wenig nach, sind aber um ¼ niedriger im Preise. Auch sie dienen fast allein zur Ausfuhr. Zur dritten Klasse zählt man die Gewächse von Mursault, Morey, Puligny, Savigny, Alose, Chambolles, Mercurey, Sautenay, Tout-Grain und Auxerre; zur vierten Kl. die Marcsd'or, Violettes und Ponneaux, die fast sämtlich als Tischweine in Frankreich selbst vertrunken, zum Theile aber auch wol den erstern untergeschoben werden. Das Departement Côte d'or erzeugt die meisten und edelsten dieser Gewächse; es besitzt 49,368 Arpens Weingärten, die 1806. 322,842 Pieces, jede zu 210 Pinten, Wein zur Kelter lieferten; das Dep. Yonne keltert jährlich 115,500, das Depart. Saone Loire 110,000 Oxhofte; überhaupt kann man annehmen, daß im Durchschnitte, gute gegen schlechte Jahre gerechnet, das vormalige Bourgogne 500,000 Oxhofte zu 240 Bouteillen hervorbringt, wovon für 3 Mill. Franken oder 865,590 Guld. zur Ausfuhr kommen. Rechnet man im Durchschnitte die Queue oder das doppelte Oxhoft zu 100 Gulden, so würden jährlich zwischen 17,000 bis 18,000 Oxhofte in das Ausland gehen. Den größern Theil davon zieht Teutschland, wo er besonders in der Mitte und im Norden als Dessertwein stark getrunken wird, einen kleinen Theil England; der Rest geht nach Rußland, die Schweiz und Schweden, doch vertragen nicht alle Sorten den Seetransport und viele können nur zu Lande vertrieben, die schlechtern müssen zu Hause vertrunken werden. Die größten Geschäfte in Bourgognerweinen macht Beaune, dann Nuits, Maçon, Dijon, Auxonne und Avalon. (*Hassel.*)

BURGUNDIUS, auch **Burgundio** oder **Bercuntio**, war Richter zu Pisa, und wurde, da er der griech. Sprache kundig war, von dieser Stadt zweimal an den Hof von Konstantinopel gesandt. Er starb 1194. Von ihm, nicht von Bulgarus, Bandinus oder Bergolinus von Pistoja, rührt die latein. Übersetzung der griechischen Stellen in den Pandekten her, jedoch mit Ausnahme derjenigen, welche sich im 27. Buche derselben finden, und von denen die Übersetzung bedeutend älter ist†). (*Spangenberg.*)

Burgundius, Nic., s. **Bourgoing.**

Burgvoigt, s. **Burg.**

BURGWEDEL, Amtsvogtei in der hanöv. Landdrostei Lüneburg. Es umfaßt etwa 390 □M. oder 80,043 kalenb. Morgen, wird von der Wietze bewässert, hat völlig ebenen Boden, nur etwas Gebüsch und bei dem großen Warmbüchner und Oldhorster Torfmoore, die eine Menge Torf zur Ausfuhr liefern. Der Flachsbau ist sehr ausgedehnt, Buchweizen die häufigste Brodfrucht, die Schafe tragen Schnuckenwolle; es wird vieles Federvieh aufgezogen, Hammel gemästet und jährlich 5000 Bund Garn in den Handel gebracht. 1821 zählte die Amtsvogtei 5554 Einw. in 9 Dörfern, 5 einzelen Höfen und 835 Häus. Der Amtssitz Großburgwedel ist ein Pfarrdorf, hat 1 Domäne, 157 Häus. und 1184 Einw., und hält 4 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BURGWERBEN, Pfarrdorf und Rittergut im Reg. Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, Kr. Weißenfels, ¼ St. nördl. von Weißenfels, auf dem linken Ufer der Saale, mit 55 Häus. und 263 Einw., die zum Theil von der Winzerarbeit in den königl. Weinbergen, z. B. Zeiselberg, Petersberg und Niederberg und von dem Handel mit hier gefangenen Lerchen nach Leipzig, leben. Der Ort hieß im Mittelalter Wirbeni, und war der Sitz einer besondern Grafschaft. Auch hatte von ihm einer der 3 Gerichtsstühle des vormals sächsischen Amtes Weißenfels den Namen, in dessen 20 Dörfern 1789, 816 Häuser und 3500 Selen waren. Zwischen Burgwerben und dem nahen Filialdorfe Kriechau standen 1641 erst der schwedische General Torstenson und dann Herzog Bernhard von Weimar in verschanzten Lagern. Auf dem Kirchhofe findet man die einfache Grabstätte des ehemaligen leipziger Professor und Dichters Carl Heinrich Heydenreich, der hier die letzten leidenvollen Jahre seines Lebens zubrachte, und am 20. April 1801 starb. (*Stein.*)

Burg-Windheim, s. **Windheim.**

BURHAFE, ein Kirchdorf im Butjaderlande, mit einem Amtsgericht zum Kreise Ovelgönne gehörig, hat mit den eingepfarrten Ortschaften Issens, Sillens, Holwarden, Siuggewarden, Sinsum, Folderwarden 259 Feuerst. und 1185 Einw., die sich auf ihrem mildartigen Kleyboden von Ackerbau und Viehzucht größtentheils nähren, eine hoch liegende lutherische Kirche mit einem Glockenthurm. Jährlich wird ein Markt gehalten; in dem Dorfe wohnen Kaufleute, Wirthe und Handwerker neben den Landwirthen. (*Hollmann.*)

BURHAMPUR, Stadt im Distrikte und Provinz Khandesh der brit. Präs. Bengalen. Sie liegt am Tati, hat 1 Fort, einen beträchtlichen Umfang und gute Manufakturen in Baumwolle. (*Hassel.*)

Burhinus, s. **Charadrius magnirostris.**

Buri, s. am Ende des Buchstabens B.

BURI (**Friedrich Karl von**), landgräfl. hessendarmst. geheimer Rath, geb. d. 22. Aug. 1702 zu Scharnebeck bei Lüneburg, gest. d. 7. Dec. 1767 zu Darmstadt, hatte seit 1721 zu Helmstädt studirt und benutzte 1731 als Führer eines jungen v. Klinkowström seinen Aufenthalt zu Gießen, besonders den Umgang mit Prof. Estor, zur Erweiterung seiner juristischen Kentnisse. Im J. 1735 begleitete er den jungen Grafen Joh. Casimir von Isenburg-Birstein auf einer Reise nach Paris und übernahm ein Jahr später die Stelle eines gräfl. isenburgischen Hof- und Regirungsrathes zu Birstein. Nach gelungener Besorgung der Angelegenheiten seines Landesherrn am kaiserl. Hofe zu Wien, des Grafen Wolfgang Ernst, wodurch dieser mit seinen Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, ernannte ihn derselbe 1744 zum fürstl. Kanzleidirektor, und als 1746 das Direktorium des wet-

†) Vgl. *Brenemann* hist. Pand. L. I. c. 9. p. 61. *Sarti* de claris Archig. Bon. prof. T. I. P. I. p. 31. *Tiraboschi* Storia della letteratura ital. T. III. p. 300—303. *Guadagni* Diss. ad Graeca Pandect. nro. 7. p. 211 sqq. v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. III. S. 445.

terauischen Grafenkollegiums an Isenburg-Birstein überging, zum Direktorialrathe, in welcher Eigenschaft B. bei der nächsten Kaiserwahl die reichsgräflichen Angelegenheiten des wetterauischen Grafenkollegiums besorgte und bei den vielen zu Frankfurt und Offenbach gehaltenen Grafentagen die Geschäfte leitete. Noch manche andere ehrenvolle Aufträge wurden ihm zu Theil; indem er z. B. 1747 im Namen seines von dem Kaiser dazu committirten Fürsten, das Schuldenwesen des Fürsten von Anhalt-Schaumburg untersuchen, 1750 dem Empfange der ersten Belehnung seines Fürsten von Seiten Würzburgs als Mitbevollmächtigter des Freiherrn von Hutten beiwohnen, und das dabei zu beobachtende Ceremoniel leiten, auch 1751 in Lehnsangelegenheiten und wegen Gränzberichtigungen eine Gesandtschaft an den Hof zu Mainz übernehmen mußte. Nachdem er im J. 1753 mit seinen Nachkommen in den Reichsadelstand erhoben worden war und noch einige Jahre zu Birstein, Offenbach und Onolzbach, zuletzt in der Eigenschaft eines Geheimenrathes, Regierungsdirektors und adeligen Bevollmächtigten, dem fürstl. Hause Isenburg gedient hatte, bewogen ihn besondere, in der Landesverwaltung eingetretene Umstände aus seinen bisherigen Amtsverhältnissen zu treten und, obwol fortdauernd dem Hause Isenburg, besonders in Lehensangelegenheiten und kaiserl. Commissionssachen dienend, auf einem bei Offenbach gelegenen isenburgischen Landgute Neuhof seine Wohnung zu nehmen: während dessen er sich zugleich als Direktorialrath des wetterauischen Grafenkollegiums, wie auch andern Reichsständen, durch Rath und That nützlich zu machen wußte. Die drei letzten Jahre seines Lebens bekleidete er die Stelle eines Geheimenrathes bei dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt. — Unter seinen Schriften, welche Strieder vollständig verzeichnet hat, werden die, worin er das teutsche Lehnrecht in Verbindung mit dem Longobardischen bearbeitete, für die vorzüglichsten gehalten. Sein erster Biograph, Christoph Weidlich, rühmt seine Schriften, weil sie eine seltene Stärke im Teutschen- und im Lehnrechte, wie auch in dem teutschen Statsrechte und in der Geschichte des Mittelalters, verrathen, und dabei in einem deutlichen, fließenden, gründlichen und bündigen Vortrage verfaßt sind. — Er besaß ein menschenfreundliches Herz und eine Bescheidenheit, wie sie den aus einem geringern Stande (Buri war eines Landpredigers Sohn) in einen höhern Erhobenen nicht immer eigen zu seyn pflegt*). (*v. Gehren.*)

BURIA, Stadt in der Prov. Venezuela in der Generalhauptmannschaft Caracas, in Südamerika, am Fluß Sarara, der durch den Portugisenfluß mit dem Apure verbunden ist. Sie hat mit dem Canton 6000 Einw. und bedeutende Viehzucht. (*Stein.*)

BURIAS, eine der Bissayerinseln im SO. von Manila, im NW. von Ticao, unter 140° 34′ L. und 13° N. Br., 3½ Meilen lang, 1½ breit, überall mit Klippen und Scheeren umgeben, und daher gefährlich zu landen; das Innere ist jedoch fruchtbar, gut bewässert und reich an den meisten Produkten der Philippinen. Indeß ist sie eben durch ihre Lage den übrigen Inseln gefährlich geworden, indem sich darauf eine Kolonie Illanes aus Magindanoo niedergelassen hat, die von hier aus Seeräuberei treibt. (*Hassel.*)

BURIDAN (Johann), gebürtig aus Bethune, (das Geburtsjahr ist nicht bekant) war in Paris, wo er studirt und den Occam gehört hatte, Professor der Philosophie, in dem 14. Jahrh. und einigemal Proctor. Er gehört unter die ausgezeichnetern Nominalisten, und machte sich durch Vortrag und Schriften zur Erklärung der aristotelisch-philosophischen Schriften (Quaestiones super X. libr. Ethicor. Arist. Paris 1518.; Quaestiones super VIII. libr. Physicorum, in libros de anima et in pauca naturalia 1516; in Aristotelis metaphysica 1518; super VIII. libr. Politicorum Aristotelis. Paris 1500. Oxford. 1640. 4.; Sophismata. 8.) berühmt. Diese Schriften sind jetzt vergessen. Aber es leben von ihm noch fort einige Umstände seines Lebens und einige Erfindungen, beide von zweifelhafter und zweideutiger Bedeutung. Es wird von mehren Schriftstellern erzählt, eine wollüstige pariser Königin, Johanna, Gemalin Philipp V. habe Schüler in ihr Schlafgemach bringen, und nach genossener Lust in die Seine werfen lassen, einer von diesen sey auch Buridan gewesen, aber durch Schwimmen gerettet worden, (Crevier. Bayle). Da die Zeitrechnung nicht damit zusammenstimt, die Geschichtschreiber in der Person der Königin oder Prinzessin abweichen, nach Andern Buridan die Schüler von diesen lebensgefährlichen Liebesabenteuern zurückgehalten habe, so wird die Sage, wenn auch Buridan und die Königin von Einigen aus unhaltbaren Gründen gerechtfertiget worden, für eine Fabel gehalten, und Bayle, der die Sache genauer untersucht, vermißt zureichende historische Zeugnisse. Buridan soll ferner wegen einer allgemeinen Verfolgung der Nominalisten, Frankreich verlassen, und nach Teutschland gekommen, in Wien eine Schule gestiftet und Veranlassung zur Errichtung der Universität daselbst gegeben haben. (*Aventinus* annal. Boior. l. VII. c. 21). Allein von einer Verfolgung der Nominalisten zu der Zeit wissen die Geschichtschreiber und die Archive der Universität zu Paris nicht das geringste, vielmehr führt Boulay (Hist. univ. Par. T. IV.) aus denselben an, daß Buridan 1358 noch zu Paris, und gegen 60 Jahre alt war, und sein Haus der picard'schen Nation, deren Vorsteher er war, schenkte. Also ist wahrscheinlich diese Flucht Buridans wegen einer viel spätern Verfolgung seiner Partei, wo auch seine Schriften verboten wurden, erdichtet worden. In seinem Commentar über die Ethik des Aristoteles zeigte er sich als hellen Denker, und hat unter andern die schwierige Frage wegen der Freiheit, zwar nicht entschieden, aber doch die Schwierigkeit in helleres Licht gesetzt. Auf die Frage: kann der Wille unter völlig gleichen Umständen, bei völlig gleichen Gründen zu einem Entschlusse, und auch zu dem Gegentheile bestimmen, sagt er, komt es an. Verneint man die Frage, so scheint alle Freiheit zu verschwinden; bejahet man sie, so muß man ein grundloses Wollen annehmen und allen Einfluß von Grundsätzen des Verstandes auf Ent-

*) Nach Weidlichs Nachrichten von Rechtsgelehrten Th. 6., aus welchen Strieder die Lebensbeschreibung Buris in seiner hess. Gelehrten- und Schriftstellergesch. Bd. 2. S. 78—88. entlehnt hat.

schlüsse läugnen. Buridan scheint sich daher gegen die gleichgiltige Freiheit zu erklären. Die Frage: was wird ein Esel thun, der gleich stark von Hunger und Durst gequält, sich in gleichem Abstande zwischen Futter und Wasser, oder zwischen zwei Bündeln Heu von gleicher Größe und Beschaffenheit in der Mitte findet? die dem Buridan allgemein beigelegt wird und unter dem Namen des buridanischen Esels bekant ist, der Sache nach schon im Aristoteles (de coelo II, 13) vorkomt, findet sich in seinen gedruckten Schriften über die Ethik (wenn nicht vielleicht in seiner Schrift von den Sophismen) nicht. Vielleicht beruhet die Sage auf mündlicher Überlieferung. Es könnte auch wol ein von den Gegnern gebrauchter Gegengrund seyn, um den Determinismus Buridans zu bestreiten. Dem Buridan wird auch eine Erfindung in der Logik, wahrscheinlich zur Auffindung der Mittelbegriffe beigelegt, die von den spätern die Eselsbrücke benant wurde, entweder, weil sie zur Unterscheidung der fähigen und unfähigen Köpfe diente, oder weil sie von den Trägen als eine Denkmaschine gebraucht wurde. (Bayle, Brucker, Tiedemann). (*Tennemann.*)

BURIGNY (Jean Levesque de), Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris, geboren zu Reims 1692, studirte die alten Sprachen, Geschichte, Philosophie und Theologie seit 1713 zu Paris, ging einige Jahre später nach Holland, und gab daselbst 1718—20 mit St. Hyacinthe das aus 12 Theilen bestehende Journal: Europe savante heraus, wovon er beinahe die Hälfte bearbeitete. Die Akademie der Inschriften nahm ihn 1756 unter ihre Mitglieder auf, Ludwig XVI. gab ihm 1785 eine Pension von 2000 Livres, noch im 92. Jahre war er gesund am Geist und Körper, und starb zu Paris den 8. Oktober 1785 im 94. Jahre. Er war ein nützlicher Gelehrter und anspruchloser Schriftsteller. Seine, meistens historischen, Schriften empfehlen sich zwar weder durch besonders tiefgehende Untersuchungen, noch durch einen lebendigen, blühenden und angenehmen Vortrag, dagegen aber durch Genauigkeit im Sammeln und Verarbeiten des vorhandenen Stoffes, durch Wahrheitsliebe und Unbefangenheit. Zu den Denkschriften der Akademie der Inschriften lieferte er 34, meistens nur im Auszuge abgedruckte Abhandlungen, von welchen mehre sich auf die ältere französische Geschichte, die meisten aber auf das Alterthum überhaupt beziehen. Die vorzüglichsten unter ihnen möchten diejenigen seyn, welche die Literaturgeschichte der alten Philosophen, und das römische Sclavenwesen erläutern [1]). Unter seinen besonders erschienenen Schriften sind die Histoire générale de Sicile (von den ältesten Zeiten bis zum Wienerfrieden) à la Haye 1745. Vol. II. 4. [2]), und die Histoire des revolutions de l'empire de Constantinople depuis la fondation de cette ville jusqu' à l'an 1453, que les Turcs s'en rendirent maitres. Par. 1748—50. Vol. III. 12. oder ein Quartband; Teutsch, Hamb. 1754. 2 Bde. 8., bloße Compilationen, von denen Spittler sagt, daß sie sehr wol hätten ungeschrieben bleiben können. Mehr Ehre macht ihm sein mit Einsicht und Unbefangenheit geschriebener, von der römischen Curie verbotener Traité de l'autorité du Pape. 1720. Vol. IV. 12. nouv. édit. par Chiniac de la Bastide. 1782. Vol. V. 12., wozu noch des neuen Herausgebers Réponse à quelques observations sur le traité de l'autorité du Pape. 1783 komt. Dasselbe Lob gebührt seiner Histoire de la philosophie payenne, ou sentimens des Philosophes et des peuples payennes sur dieu, sur l'ame et sur les devoirs de l'homme, à la Haye 1724. Vol. II. 12. ohne Namen des Verfassers, und wieder aufgelegt mit vielen Zusätzen und Verbesserungen, unter dem Titel: La theologie payenne ou sentimens etc. Par. 1753. Vol. II. 12. Zu dem Besten, was er schrieb, gehört seine Vie de Grotius, avec l'hist. de ses ouvrages et des negotiations, auxquelles il fut employé. Par. 1752. Vol. II. 12. avec de nouvelles remarques (von dem holländischen Herausgeber). Amst. 1754. 4. oder Vol. II. 12. Teutsch. Leipz. 1755. 8. Engl. 1754. 8., und Vie d'Erasme. Par. 1757. Vol. II. 12. Teutsch (von J. C. F. Reich) mit Berichtigungen und Zusätzen von H. P. C. Henke. Halle 1782. 2 Bde. 8., besonders diese letzte Biographie, worin er von mehrern berühmten Männern Nachricht gibt, mit denen Erasmus in Verbindung stand, so wie von dessen Schriften und seinem Antheil an der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa. Wenig Werth hat seine Vie de Bossuet. 1761. 12. und Vie du cardinal du Perron. 1768. 12. [3]). (*Baur.*)

BURICHINGAS (Purihinga), mittl. Geogr. Ein kleiner Gau Alemanniens auf den schwäbischen Alpen, die Höhe, wo die Schlatt und die Steinlach (deren Gebiet ihn vom Hattenhuntare trent) die Echaz (wo der Pfullingau anstieß), die Lautter, die Scheidung von Munigesingeshuntare, die Lauchart entspringen, an welcher er mit den Alpen bis zur Stadt Böringen herabgegangen seyn mag und zum Scheer-Gau. Wenn der Ort Buringen (Böringen im Amte Urach) deshalb zu diesem Gau gerechnet werden müßte, weil er in dem Grafschaftssprengel des Grafen Erkenbert lag, der mehre Burichingausche Orte begriff, so würden dessen Gränzen sich nördlich bis zu den Quellen der Ems erstrecken; damit stimt aber der Umfang des konstanzischen Kapitels Wachtelfingen im Archidiakonat auf der Alp nicht, welches nicht so weit nördlich geht. Er begriff also Theile des Hohenzollerschen und der wirtembergischen Oberämter Reutlingen und Urach des Schwarzwaldkreises, auch wol Münsingen

1) Sie sind abgedruckt in den Mémoires de l'acad. des Inscr. Tom. 27. 29. 31. 37 u. 38. Außer diesen verdienen noch eine besondere Erwähnung seine Reflexions sur la necessité des citations dans les ouvrages d'érudition, et sur la manière, dont les anciens citoient; ebendas. im 34 Bde. S. 133 ff. Er beweist darin die Nothwendigkeit genauer Citate in historischen Arbeiten, aber seine Auffoderung wurde in Frankreich wenig beachtet. 2) Damit ist zu vergleichen: Lettere di Gi. Fiolatte (Gi. Evangelista de Blasi) su la storia di Sicilia de *Burigny*. Napoli 1786. Vol. III. 8. und Storia generale di Sicilia illustr. con note, addizioni etc. da Mariano Scosso e Borello. Palermo 1795. Vol. V. 4. 3) Eloge par Dacier 1786. 8. Mém. de l'acad. des Inscr. T. XLVII. Hist. p. 349. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Jacob). Ersch's gel. Frankreich. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2 Bd. 2 Abth. 461.

und Riedlingen des Donaukreises. Goldast suchte ihn, bei seinen wenigen Hilfsmitteln, in den churischen Alpen, welches das Chron. Gottw. schon verbesserte*). (*Delius.*)

BURII, auch Buri, Burri, und Lutiburri, wol Lugiburi, waren vermuthlich ein Zweig der Lygier, obgleich Tacitus Germ. 43. sie nicht diesen beizählt. Sie hatten nach den Bestimmungen Ptol. II. 11. und Tac. Germ. 43. im Westen die Markmannen zu Nachbarn, doch so, daß sie sich nordwestlich an die Semnonen anschlossen, und zwischen ihnen und den Markmannen das Gebiet der Marsegner lag, im Norden die Semnonen und Burgunder, im Osten Stämme der Lygier, und im Süden die Oser, so, daß ihr Gebiet vermuthlich die Fürstenthümer Öls, Breslau und Brieg, und die angränzenden Theile von Großpolen begriff. In Sprache und Lebensart kamen sie den Sueven nahe; doch gehörten sie nicht zu ihrem Bunde Tac. Germ. 43. Im markmannischen Kriege, woran sie Theil nahmen†), findet man sie in der Nähe von Dacien††). (*Ricklefs.*)

BURISLAFF, auch Burisleiff, beherrschte in der letzten Hälfte des 10. Jahrh. den größten Theil der Länder an der südlichen Küste der Ostsee, — das Windland, auch Weonotland — Pommern. Nach den Traditionen war er ein mächtiger König, der durch die Vermälungen seiner drei Töchter Geira, Gunhild und Astrit zu noch größerm Rufe gelangte. Geira, die das westliche Windland als Statthalterin beherrschte, heirathete den norwegischen Prinzen Olof Trygvason, der so heldenmüthig dem Kaiser Otto II. den dänischen König Harald demüthigen half, und nach seiner Gemalin Tode sein väterliches Reich, Norwegen, beherrschte. Astrit wünschte den Jarl Sigvald, Strutharald's Sohn, dem Palna Toke den Freistat Jomsburg [Julin] abgetreten hatte, zur Ehe. Burislaff sagte sie ihm unter der Bedingung zu, daß Sigvald seinen Feind, den dänischen König Sven, gefangen nach Jomsburg führen sollte. Durch List gelang dieses, und Sven erhielt nur nach großen Aufopferungen seine Freiheit wieder. Auch mußte er der Astrit Schwester, die Gunhild, heirathen, und dem Burislaff seine Schwester Thyra zur Gemalin geben. Doch veranlaßten diese erzwungenen Verbindungen manche Bewegungen im Norden. Burislaff soll nicht lange mehr nach dem Jahr 1000 gelebt haben[1]).

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

---

*) *Neugart* ep. Const. I. XLVII. und die Karte von Alemannien.

†) Jul. Capit. Anton. Ph. 22. ††) *Dio Cass.* LXVIII, 8.

1) Wer sich mit den Sagen und häufig auch nur Erdichtungen, über diesen dunklen Zeitpunkt der pommerschen und nordischen Geschichte näher bekant zu machen wünscht, wird wenigstens folgende Werke benutzen müssen: *Thormod Torfaei* Historia rerum Norwegicarum. Hafn. 1711. IV. fol. Pars II. L. 7. Cap. 4 etc. — Saxonis Grammatici Libri XVI. histor. danicae. Ed. C. A. Klotzius. Lips. 1771. 4. Lib. X. — Adami Bremensis Historia eccles. ed. Erp. Lindenborg. Lugd. Bat. 1595. 4. Lib. II. — *Helmoldi* Chron. Slavorum. Ed. Henr. Bangert. Lub. 1659. 4. Lib. I. — Allgemeine Weltgeschichte, Halle. 4., 32. Theil, 2. Hauptstück. 2. Abschnitt, und 52. Theil, 4. Buch. — A. G. Schwartzen's Lehnhistoria. I. Thl. Kap. 4. — Desselb. Commentat. hist. de Jomsburgo. Gryph. 1735. 4. — J. J. Sell's Gesch. d. H. Pommern. I. Th. Vorgeschichte.

BURJA (Abel), Professor der Mathematik bei der Militärakademie zu Berlin, geboren den 30. Aug. 1752 zu Kikebusch, 2 Meilen von Berlin. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem kön. französischen Gymnasium in Berlin, und da er in Sprachen und der Mathematik schnelle Fortschritte machte, so wurde er frühzeitig als Lehrer an dieser Anstalt angestellt. Von da ging er als französisch-reformirter Prediger und Lehrer der Mathematik an der Kadettenschule nach St. Petersburg, war 1777 einige Zeit Hofmeister der Kinder des Herrn von Tatischtschef zu Boldino unweit Moskau, kam als französischer Prediger an der Friedrichstädtischen reformirten Kirche nach Berlin zurück, wurde daselbst 1787 Professor der Mathematik und 1789 zugleich Mitglied der kön. Akademie der Wissenschaften und starb den 16. Februar 1816. Schon 1772 übersetzte er Mendelssohns Phädon ins Französische, und gab, außer einigen andern wenig bedeutenden Schriften, Observations d'un voyageur sur la Russie, la Finlande, la Livonie, la Courland et la Prusse. Berl. 1785; Mastricht 1787. 8. heraus, die mehr unterhaltend als lehrreich, kurz und flüchtig sind. Sein eigentliches Fach war die Mathematik, deren Studium er durch eine Reihe von Lehrbüchern beförderte, die zum Selbstunterricht für Anfänger bestimt waren, und in denen er selbst die schwierigsten Lehren mit ungemeiner Faßlichkeit und doch gründlich entwickelte. Ihre Titel sind: der selbstlernende Algebraist. 2 Th. Berl. 1786; 2te verm. und verbess. Aufl. 1801. 8. Beispielsamlung, sowol zur allgemeinen Algebra, als auch zur Differential- und Integralrechnung, als Fortsetzung des selbstlernenden Algebraisten. (Nach des Verf. Tode) herausg. von J. G. C. Kiesewetter. 2 Th. Leipz. 1819. 8. (eine, das Studium der Algebra ungemein erleichternde Samlung). Der selbstlernende Geometer. 2 Th. Berl. 1787; 2te verm. und verbess. Aufl. 1801. 8. Erleichterter Unterricht in der höhern Meßkunst, oder deutliche Anweisung zur Geometrie der krummen Linien. 2 Bde. Eb. 1788. 8. Grundlehren der Statik. Eb. 1789. 8. Grundlehren der Hydrostatik. Eb. 1790. 8. Grundlehren der Dynamik. Eb. 1791. 8. Grundlehren der Hydraulik. Eb. 1792. 8. Anleitung zur Optik, Katoptrik und Dioptrik. Eb. 1793. 8. Der mathematische Maler, oder gründliche Anweisung zur Perspective. Eb. 1795. 8. Lehrbuch der Astronomie. 5 Bde. Eb. 1794 — 1807. 8. Beschreib. der Sternbilder zu den neuerfundenen Sternkapseln gehörig. Eb. 1804. 8. Auch über Telegraphie hat er verschiedenes geschrieben, und 1808 erschien von ihm in Berlin in 8.: die Pasilalie, oder kurzer Grundriß einer allgemeinen Sprache, zur bequemen sowol schriftlichen als mündlichen Mittheilung der Gedanken unter allen Völkern. Nicht ohne Beifall blieben seine Bemühungen, aus der Mathematik die fremden kunst- und wissenschaftlichen Wörter zu verbannen, und an ihre Stelle rein teutsch zu setzen, wie es vor ihm schon Wolf that. Burja schrieb in dieser Beziehung: von teutschen Kunstwörtern, die zur Größenlehre gehören; abgedruckt in den Beiträgen zur teutschen Sprachkunde, 1 Saml. 1793; Sprachkunde der Größenlehre, oder Übersicht der ganzen Größenlehre mit lauter teutschen Kunstwörtern. 2 Th. Berl. 1800 — 1802. 8. u. e. a. Abhandlungen von ihm

findet man in Bernoulli's und Hindenburgs Leipz. Mag. zur Mathem., dem Journal lit. de Berlin, Bode's astron. Jahrbuch, und in den Schriften der Berliner königlichen Akademie †). (*Baur.*)

BURJASOT, Villa in der spanischen Prov. Valencia, auf einem Hügel, ¼ Meilen von Valencia, mit 1440 Einw., vielen Landhäusern der Valencianer und 41 unterirdischen Sijes, welche die Kornmagazine von Valencia ausmachen, aber gewöhnlich nur zu ¼ gefüllt sind. (*Stein.*)

BURK (Philipp David), ein theologischer Schriftsteller des 18. Jahrh., wurde am 26. Jul. 1714 in dem wirtembergischen Städtchen Neuffen geboren. Nachdem er den Lauf seiner Studien in Tübingen vollendet hatte, stellte ihn 1738, der Abt Bengel, der später sein Schwiegervater wurde, als Amanuensis an. 1742 wurde er Pfarrer zu Bolheim im Brenzthale, 1750 zu Hedelfingen bei Stuttgart, und 1758 Spezialsuperintendent im Markt Gröningen. 1766 kam er in derselben Eigenschaft nach Kirchheim unter Teck, wo er am 22. März 1770 starb. Burk hatte das Christenthum genau in dem Geiste und in der Form des Bengel'schen Pietismus aufgefaßt, und er galt, nach dem Tode des Meisters, der damals in Wirtemberg weit verbreiteten Partei, die in Lehre und Gesinnung dieser Ansicht folgte, als Haupt- und Vorbild; wie denn von ihr noch jetzt sein Name mit großer Achtung genant wird. Dieser Achtung war er in der That würdig durch sein redlich frommes Gemüth, seinen unermüdeten Eifer für alles von ihm erkannte Gute, seine Bescheidenheit und Duldsamkeit und seine gewissenhafte, über alle zeitlichen Rücksichten erhabene Berufsthätigkeit. Nicht auf die letztre allein beschränkte er aber sein Wirken; er suchte den Kreis desselben durch schriftstellerische Arbeiten auszudehnen, die theils praktischen und erbaulichen, theils wissenschaftlichen Inhalts waren. Wie Bengel einen Gnomon des neuen Testaments verfaßt hatte, so versuchte er sich in gleicher Weise an den kleinen Propheten und an den Psalmen [1]), welchen ersten Versuch Bengel mit einer Vorrede begleitete. Aber es fehlte ihm zu viel von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne seines Vorredners, als daß er eine Vergleichung mit ihm hätte aushalten können. In der That sind auch diese exegetischen Arbeiten alles wissenschaftlichen Charakters entblößt, wie er denn selbst bemerkt, daß man um die Simplicitas et Salubritas sensuum coelestium zu finden, der Hilfsmittel der Auslegungskunst nicht bedürfe, und sie sind so voll mystischer, leerer und willkührlicher Beziehungen und Spielereien, daß Ernesti für gerathen fand, die theologische Jugend vor dem Gebrauche derselben zu warnen, „damit sie den Geschmack nicht daran verderbe." Mehr Gehalt, in so ferne die Wärme seines religiösen Gemüths und sein Streben auf christliche Besserung in ihnen hervor tritt, haben seine ascetischen Schriften [2]); doch waltet auch in diesen das dogmatische System und die Manier der pietistischen Schule, ohne irgend eine eigenthümliche Auszeichnung. Überdies hat Burk von Bengels griech. neuen Testamente (1753), von seinem Gnomon N. T. (1759) und von seinem Apparatus criticus (1763) wiederholte Ausgaben veranstaltet [3]). (*Pahl.*)

BURK (Marcus Philipp), Sohn des vorhergehenden, wurde am 8. Jun. 1755 zu Hedelfingen unweit Stuttgart geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in den theologischen Lehranstalten seines Vaterlandes, machte 1781 unter besonderer Beachtung der bestehenden Schullehrer-Seminarien und Realschulen und unterstützt von dem edeln Baron von Palm in Kirchheim unter Teck, eine Reise durch das protestantische Teutschland, (von der er im Journal für Prediger 1782 Bericht erstattet hat) und wurde dann 1787 zum Diakon in Liebenzell und 1795 zum Pfarrer im Weiltingen ernant, wo er am 6. November 1815 starb. Obgleich der pietistischen Ansicht, die als ein Erbgut von Vater und Großvater auf ihn übergegangen war, zugethan, waren doch seine Begriffe durch das Licht der Zeit geläutert, und die mystische Richtung jener Schule hinderte ihn nicht, den Werth wissenschaftlicher Bestrebungen anzuerkennen, und sie mit regem Eifer zu üben, so wie in seiner Amtsthätigkeit vorzüglich auf Verbesserung des Elementar-Schulwesens zu wirken, wie er denn auch, als Diakon zu Liebenzell, in Wirtemberg das erste Beispiel eines Privatschullehrer-Seminars gab, und manche gute Idee über den Unterricht in Volksschulen in den zu jener Zeit diesem Fache gewidmeten Blättern dem Publikum mittheilte. Die Stunden, die er von seinem Berufe erübrigte, widmete er seinen Lieblingsstudien, der Literatur, der Kunst und der Kunstgeschichte, und theilte die Beobachtungen die er darin machte, theils in den damaligen literarischen Journalen, theils auch in besondern kleinen Schriften [1]) mit. Er war im Besitze einer sehr ansehnlichen und für einen Privatmann seltenen Kunstsamlung, bestehend aus ikonographischen Werken, mehrern tausend Bildnissen berühmter Leute, einer beinahe vollständigen Reihe von Bilderbibeln teutschen Ursprungs, einem zahlreichen Vorrath großer Kupferwerke, einer Anzahl Incunabeln, dann aus einer eigentlichen Kupferstichsamlung, einer Handbibliothek zur artistischen Literatur, einer Reihe von Reisebeschreibungen und Taschenbüchern mit Kupfern [2]). (*Pahl.*)

BURKA, Varaque, Stadt und Hafen auf der Ostküste der arabischen Landschaft Oman unter 23° 48' N. Br., die gewöhnliche Residenz des Imam von Maskate. Es findet hier ein reicher Fischfang Statt, und Viktualien sind im Überflusse vorhanden. (*Hassel.*)

Burkard, s. Burckhard.

†) Beckers Nationalzeit. 1816. März 205. Hall. Lit. Ztg. 1816. April Nro. 100. Meusel's gel. Teutschl.

1) Gnomon in duodecim prophetas minores. 4. Heilbronn 1753. Gnomon psalmorum. T. II. 4. Stuttg. 1760. 2) Die Lehre von der Rechtfertigung, 2te Aufl. 8. Stuttg. 1763—65. 7 Thle. Evangelischer Fingerzeig auf den wahren Verstand der sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien, in Predigten. 8. Leipz. 1760—67. 7 Bde. 3) S. sein Leben von seinem Sohne Joh. Albr. Burk. 8. Tüb. 1771.

1) Z. B. eine Reihe römischer Kaiser nach einem höchst seltenen Kunstalterthum beschrieben, 4. Tüb. 1791. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen Schriften des Joh. Valentin Andreä. 8. Tüb. 1793. 2) Eine interessante Beschreibung dieses schätzbaren Kunstvorraths, der nach dem Tode des Besitzers zum Verkaufe ausgesetzt worden, findet sich in Meusels teutschem Künstlerlexicon. 2. Ausg. III. Bd. S. 515 ff.

BURKE (Edmund), einer der berühmtesten und einflußreichsten engl. Politiker der neuesten Zeit, stammte aus einer angesehenen irländischen Familie und wurde den 1. Januar 1730 in Dublin geboren. Sein Vater gehörte zur protestantischen Kirche und war ein geschickter und vielbeschäftigter Anwalt (Attorney). Er konnte daher der Erziehung seiner Kinder, von denen Edmund das zweite war, wenig Zeit und Aufmerksamkeit widmen, und gab diesen in die Schulanstalt des Quäkers Shakleton in Ballytore bei Carlow, wo der glücklich begabte Knabe die schnellsten und glänzendsten Fortschritte machte. Namentlich wurde hier auch sein vortreffliches Gedächtniß durch eine damals allgemein übliche Methode im Rezitiren lateinischer Verse gestärkt [1]). Neben der griechischen und lateinischen Sprache, die auf dieser Schule mit besonderm Eifer getrieben wurden, fing Burke auch hier schon an, englische Dichter und Geschichtschreiber zu lesen und versuchte sich selbst in poetischen Arbeiten. So schrieb er unter Anderm kurz vor seinem Abgange von der Schule ein Trauerspiel über die Geschichte des Königs Alfred, welches voll kühner und erhabener Freiheitsgesinnung gewesen seyn soll. Der Tod seines ältern Bruders rief ihn zu seinem Vater zurück, als er ungefähr 16 Jahr alt war, und er bezog nunmehr die Universität in Dublin mit dem Zeugnisse eines talentvollen und gutgearteten Jünglings. Für seinen alten Jugendlehrer und dessen Sekte behielt B. Zeit seines Lebens eine große Liebe und Verehrung.

Auch auf der Universität machte sich B. auf eine vortheilhafte Weise bemerklich. Sein Vater hatte ihn zu dem Studium der Rechte bestimt, aber, schon als Schüler gewohnt, seinen eigenen Gang zu gehen, ließ er sich durch den Studienzwang wenig beschränken, und trieb philosophische und mathematische Wissenschaften, so wie auch die alten und einige neue Sprachen, mit nicht minderm Eifer, als sein eigentliches Brodstudium. Wie sehr diese vielseitige Bildung ihm in der Folge als Schriftsteller und Redner förderlich gewesen sey, wird jedem einleuchten. Sehr früh regte sich schon in ihm die Neigung zu politischer Thätigkeit, und Irland, die Heimath des politischen Misvergnügens, war besonders dazu geeignet, dem Geiste des Jünglings diese Richtung zu geben. Im J. 1749 machte sich ein politischer Kannegießer in Dublin, der Apotheker Lukas, durch demagogische Pamphlets berüchtigt; Burke, welcher die Schädlichkeit und Nichtigkeit solcher Schriftstellerei erkannte, parodirte die Manier des Lukas so vortrefflich, daß das große Publikum eine Zeit lang, durch seine Ironie getäuscht, neue Werke des beliebten Apothekers zu lesen glaubte, bis endlich der Schalk seine Maske mehr und mehr lüftete, und das Gelächter der Menge dem Freiheitsprediger den Mund stopfte. So zeigte sich also B. in seiner ersten Schrift als einen Gegner der despotischen und anarchischen Bestrebungen des Pöbels, welchen Gesinnungen und Grundsätzen er in der Folge als Feind der franz. Revolution so unerschütterlich treu geblieben ist. Die Gelehrsamkeit machte den jungen B. nicht gleichgiltig und unempfänglich für die gesellige Bildung der großen oder feinen Welt, und so wie überhaupt alle seine Bestrebungen immer auf das Leben gerichtet waren, und kein Studium von ihm, als ein todtes, betrieben wurde, so machte er auch seinen Geist und seine Kentnisse, jedoch ohne alle Anmaßung oder Pedanterie, in jedem Kreise geltend, den er besuchte, und erwarb sich dadurch einen Takt und eine Gewandtheit im Umgange, die man selten mit so gründlichen gelehrten Kentnissen vereinigt findet, wie die seinigen waren.

Burke hatte sich die Laufbahn eines akademischen Lehrers ausersehen und bewarb sich von Dublin aus um die offen gewordene Professur der Logik auf der Universität Glasgow. Aber die Stelle war schon vergeben, als B. sich dazu meldete, und er begab sich nun, um das J. 1753, nach London und ließ sich in den mittlern Tempel aufnehmen, um daselbst das praktische Studium der Rechtswissenschaft zu betreiben. Seine Umstände waren damals ziemlich beschränkt, und er mußte den kleinen Schriftstellererwerb, als Recensent und Theaterkritiker, zu Hilfe nehmen, um sich in der Hauptstadt mit Anstand zu unterhalten. Er spielte indessen schon um diese Zeit eine Rolle in dem bekannten griechischen Kaffehause, welches innerhalb der Gebäude des mittlern Tempels lag, und eine Art von Literaturbörse abgab, in welcher Männer wie Foote, Garrick, Goldsmith u. A. m. sich fast täglich zusammenfanden. Auch in der galanten Welt machte sich B. durch die Anmuth und Gewandtheit seines Geistes geltend und erfreute sich sogar der Gunst der großen, allgemein angebeteten Schauspielerin Woffington.

Übermäßige Arbeiten, zu denen sein Ehrzeiz und sein Bedürfniß ihn unablässig anspornten, zerrütteten und entkräfteten allmälig seinen Körper und warfen ihn auf das Krankenlager. Sein Landsmann, der Doktor Nugent, wurde sein Arzt, und nahm ihn, um ihn in bessere Pflege und Aufsicht zu haben, in sein eigenes Haus auf. Mit schwesterlicher Sorgfalt unterzog sich hier die Tochter des Arztes der Wartung des Kranken, und der Genesene wählte seine Wohlthäterin zur Gefährtin seines Lebens. Miß Nugent war ein edelsinniges und liebenswürdiges Mädchen, welches die treueste und zärtlichste Gattin wurde. Der Unterschied der Religion, denn sie war Katholikin, gab nie die mindeste Veranlassung zu einem Zwiespalt in der Ehe, wol aber den Feinden und Verläumdern Burke's einen Scheingrund mehr, worauf sie ihre Behauptung stützten, er sey ein heimlicher Katholik [2]).

Burke's erste anerkannte, wenn auch anonyme Schrift erschien 1756 unter dem Titel: **A vindication of natural society**, eine Parodie der philosophischen und stylistischen Manier des Lord Bolingbroke, der bekanntlich

1) Diese Art des Rezitirens, Capping of Verses genant, besteht darin, daß die Schüler sich so in dem Hersagen der Verse ablösen, daß der Vers des Folgenden mit dem Buchstaben anfangen muß, mit welchem der des Vorgängers geschlossen hat.

2) Diese und ähnliche Verläumdungen trafen ihn vorzüglich in der Zeit, als er sich der unterdrückten irländischen Katholiken mit edlem Eifer annahm. Damals ersann man, sein Vater sey ein Katholik gewesen, und er selbst habe bei den Jesuiten in St. Omer seine Studien vollendet. Die zuverlässigste Widerlegung seines Katholicismus findet sich in *Hardy's* Memoirs of the Earl of Charlemont. London 1810. p. 343 ff.

den sogenannten Naturzustand dem bürgerlichen in dem glänzendsten Lichte gegenüber zu stellen gewohnt ist[3]). Die Parodie war aber zu fein für die Menge, und sein Buch blieb unverstanden oder unbeachtet. Von einer glänzendern Seite zeigte sich Burke im folgenden Jahre durch die Herausgabe seines Enquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful, eines Werkes, welches nicht allein in England, sondern auch in Teutschland, Epoche machte[4]) und B's schriftstellerischen Ruf begründete. Mehre Männer vom ersten Range in der englischen gelehrten Welt suchten jetzt den jungen Schriftsteller auf, dessen Namen, obgleich der Titel des Buches ihn nicht nannte, nun nicht länger verborgen bleiben konnte, unter andern sogar der berühmte Diktator der engl. Literatur, Samuel Johnson; außerdem Lord George Lyttelton, William Gerard Hamilton, Goldsmith, der Maler Josuah Reynolds, der Orientalist Jones, der Schauspieler Garrick und viele Andre. Der strenge und wählerische Johnson fühlte sich so von Liebe und Bewunderung zu dem jungen B. hingezogen, daß er in seinem Lobe, ganz gegen seine Art und Weise, ordentlich ausschweifend wurde und unter Anderm von ihm sagte: Ich kenne unter den Zeitgenossen keinen größern Mann, als Burke, und wenn man etwa, vom Regen überrascht, irgendwo unterträte und Burke dort anträfe, so würde man in wenig Minuten aus seiner Unterhaltung sehen, daß er die gewöhnlichen Menschen weit übertrifft.

Von der Ästhetik und Psychologie ging B. bald wieder zur Politik über, und vereinigte sich mit dem Buchhändler Dodsley im J. 1758 zur Herausgabe des berühmten Annual Register, einer gedrängten Übersicht der jährlichen politischen Geschichte der ganzen civilisirten Welt mit einer kleinen literarischen und poetischen Zugabe. B. bearbeitete anfangs die politischen Artikel größtentheils selbst; in der Folge führte er wenigstens die Aufsicht darüber.

Im J. 1761 begleitete B. den schon genannten Hamilton[5]) nach Irland. Dieser war nämlich zum Secretär des Statthalters dieses Königreichs, des Lord Halifax, ernant worden und glaubte den talentvollen und kentnißreichen Mann um so mehr benutzen zu können, da er, als ein geborner Irländer, die Verhältnisse seines Vaterlandes genauer kannte, als irgend ein Andrer. Wirklich leistete Burke dem Gouvernement die wesentlichsten Dienste, und Hamilton verschaffte ihm ohne große Schwierigkeiten eine Pension von 300 Pfund. Indessen dauerte die Harmonie zwischen beiden nicht lange; und nachdem B. sich von seinem Gönner getrent und Irland verlassen hatte, gab er auch die Pension auf, die er diesem verdankte.

Kurz vor dem Frieden von 1763 erschienen einige Flugschriften von B., welche ihn mit dem Herrn Fitzherbert bekant machten, und dieser und Miß Woffington empfahlen ihn dem Marquis von Rockingham, dem Lord Verney und dem Herzog von Newcastle, welche damals an der Spitze der Opposition gegen das Grenville'sche Ministerium standen, und B's Feder für ihre Sache zu benutzen wünschten. Nicht lange nachher, im J. 1765, wurde der Marquis von Rockingham zum ersten Lord der Schatzkammer, d. h. zum ersten Minister berufen, und dieser wählte sogleich Burken zu seinem Privatsekretär. Lord Verney aber, nicht minder thätig und wohlgesinnt für seinen Schützling, brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß er zum Parlaments-Repräsentanten für den Burgflecken Wendower in Buckinghamshire gewählt wurde. — Jetzt stand B. an seinem Platze, und er ließ es sich angelegen seyn, diesen würdig zu behaupten. Tag und Nacht studirte er die besten Redner und Politiker, las die Parlamentsstatuten und die Verhandlungen der Häuser mit unermüdlicher Geduld, und, um sich im öffentlichen Sprechen zu vervollkommnen, besuchte er die Debattirgesellschaft Robinhood, ja selbst das Schauspiel benutzte er zu seiner Ausbildung im äußern Anstande des Vortrages. Seine erste Rede im Parlament handelte von der Stempelakte und den daraus entstandenen Unruhen in Nordamerika und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Er hielt sich in derselben zu der Meinung, welche von dem berühmten Chatam, damals noch Pitt, behauptet wurde und empfahl sich dadurch diesem großen Statsmanne. Dem Marquis von Rockingham soll er zu einem Verfahren gerathen haben, welches gleichsam die Mitte zwischen den beiden Parteien hielte, nämlich die Stempelakte zu widerrufen, aber doch das Recht nicht ganz aufzugeben, die amerikanischen Kolonien neu zu besteuern. Dadurch aber verdarb Rockingham es mit beiden Parteien, und sein Ministerium verlor die Achtung der Nation durch diese Halbheit. An seine Stelle rückte der Graf von Chatam, und Burke trat arm und ohne Titel aus dem Wirkungskreise, den fast jeder zu seiner Bereicherung und Erhöhung zu benutzen pflegt. Auch blieb er fortwährend in dem Kreise der Männer, deren politische Herrschaft ihn verherrlicht hatte. Aber auch Chatam konnte sich jetzt nicht mehr behaupten.

Um diese Zeit wurde Burke in das Haus der berühmten Mistreß Montague eingeführt und machte sich bald zu einer Hauptperson in dem Club, der sich um diese Dame versammelt und unter dem Namen des Clubs der Blau-Strümpfe bekant geworden ist. Noch eine wichtigere Rolle spielte er aber in dem berühmten Club zum Türkenkopf in Gerardstreet, an dessen Spitze Reynolds und Johnson standen, und welcher Goldsmith, Dr. Nugent, Dr. Peecy, Robert Chambers, John Hawkins, Langton, Chamier, Dyer und Topham Beauclerk als Mitglieder zählte. B. war, so oft er hier erschien, die Sele der Gesellschaft, und trug nicht wenig zu dem Einflusse bei, welchen dieselbe über das weite Gebiet der öffentlichen Meinung, namentlich in der Literatur, ausübte.

Im J. 1766 machte Burke eine Reise nach seinem Vaterlande und bald nachdem er wieder in London angekommen war, bereitete er sich zur Opposition gegen das Ministerium des Herzogs von Grafton vor, die er in der folgenden Parlamentssitzung des J. 1768 mit glän-

3) Daher heißt es auf dem Titel des Buches: Ein nachgelassenes Werk des Lord B***. 4) Garve hat es übersetzt 1773. 5) Er ist unter dem Namen Single-Speech-Hamilton bekant, obgleich es ausgemacht ist, daß er öfter im Parlament gesprochen hat. Die Sage behauptete auch, jene einzige Rede habe B. für Hamilton geschrieben.

zendem Beifall durchführte. Die Opposition bestand damals aus zwei Parteien, der Rockingham'schen und der Grenville'schen; B. hielt sich, seiner alten Verbindung und Meinung gemäß, zu der ersten. Als daher im J. 1768 das Parlament aufgelöst wurde, ließ es diese Partei sich besonders angelegen seyn, einen so wichtigen und beliebten Verfechter ihrer Interessen wieder in das Unterhaus zu bringen. Damals bewegte die Frage über die Ausstoßung und Wiederaufnahme des berüchtigten Wilkes als Parlamentsmitgliedes die Gemüther der Politiker und veranlaßte unter Andern die Herausgabe der berühmten Briefe des Junius, für deren Verfasser man eine Zeit lang Burken und hernach seinen jüngeren Bruder Richard Burke gehalten hat [6]).

Während dieser politischen Unruhen und Stürme wurde Burken ein schönes ländliches Asyl zu Theil, in welches er sich flüchten konnte, um in dem Kreise einer glücklichen Häuslichkeit von dem herzlosen Treiben des öffentlichen Lebens auszuruhen. Er kaufte das Landgut Beaconsfield in Buckinghamshire, wahrscheinlich durch eine bedeutende Summe von seinem Gönner und Freunde dem Marquis von Rockingham unterstützt. Einen Theil dieses Gutes bewirthschaftete er selbst, und wer ihn hier als Landmann und Hausvater zu sehen Gelegenheit hatte, der mußte erstaunen über die anspruchslose Liebenswürdigkeit und Zufriedenheit des Mannes, welcher im Parlamente das Schrecken des Ministeriums war.

Fast gleichzeitig mit den Briefen des Junius erschien eine Schrift von Burke: Thoughts on the cause of the present discontents, worin er vorschlägt, anstatt starrer und verschlossener Aristokraten, Männer zu Ministern zu wählen, welche bei dem Volke bekant und beliebt wären, und Talente, Vermögen, Rang und Rechtschaffenheit zugleich besäßen. Wahrscheinlich wollte er dadurch den Marquis von Rockingham bezeichnen; aber als der Herzog von Grafton im J. 1770 seinen Posten niederlegte, weil er seinen Gegnern im Parlament und im Publikum die Spitze zu bieten nicht mehr im Stande war, gewann dennoch die Rockingham'sche Partei die Oberhand noch nicht, und Lord North wurde erster Minister. Unter diesem Ministerium spielte B. die glänzendste Rolle in seiner ganzen politischen Laufbahn, als Redner der Opposition und Vertheidiger der Amerikaner, gegen die der Krieg eben angefangen worden war. Die Reden, welche er in diesem Parlamente hielt, gehören zu den ersten Mustern der englischen politischen Beredtsamkeit. Aber freilich werfen seine Feinde ihm nicht ohne Grund vor, daß die Sprache, welche er in denselben führte, die Vertheidigung der unveräußerlichen Naturrechte der Kolonien und der gewaltsamen Behauptung derselben gegen die ungerechten Ansprüche des Mutterlandes, nicht mit dem in Einklang zu bringen sey, was er bald nachher, als Gegner der französischen Revolution, über ähnliche Gegenstände geredet und geschrieben habe [7]).

Bei dem Ausbruche der französischen Revolution war B. einer der Wenigen, welcher sogleich, ohne sich von dem Scheine täuschen zu lassen, der die ersten Schritte der demokratischen Bestrebungen wie mit einer Glorie umhüllte, als der entschiedenste Feind dieser Umwälzung und als der unerschütterlichste Anwalt des Bestehenden auftrat. Und in dieser Opposition behauptete er sich, bei allen Veränderungen in und außer Frankreich, bis an sein Ende. Er selbst erlebte zwar die Erfüllung seiner Weissagungen nicht ganz, aber, wenn die Befreiung Europa's aus dem Joche der französischen Herrschaft vorzüglich durch Englands Beharrlichkeit herbeigeführt worden ist, so muß Burke als einer der größten Vorfechter in diesem Kampfe genant werden. Eine Reise, die er im J. 1772 nach Paris machte, bestärkte ihn in seinen Ansichten von der gefährlichen und frevelhaften Tendenz der französischen Revolution, und die erste Rede, welche er nach seiner Rückkehr im Parlamente hielt, warnt schon vor der Sittenlosigkeit, dem Atheismus, der Anarchie und andern Übeln und Misbräuchen, welche erst nach Jahren sich als die Früchte der Bewegungen jener Anfangsperiode der Revolution gezeigt haben.

Nach der Auflösung des Parlaments im J. 1774 wurde Burke von zwei Orten zum Repräsentanten gewählt, von Malton und von der Handelsstadt Bristol. Er nahm die letzte Ernennung, als die wichtigste und ehrenvollste, an und beharrte als Sprecher in der Opposition bei seiner Ansicht von der Ungerechtigkeit des amerikanischen Krieges. Dieser fing aber an, allmälig national zu werden, und B. verlor vielleicht jetzt schon durch seinen Widerspruch gegen denselben ein wenig in der öffentlichen Meinung. Den Bristolern machte er sich aber besonders dadurch schlecht beliebt, daß er als ihr Repräsentant für die Freiheit des irländischen Handels und die Verbesserung des politischen Zustandes der Katholiken sprach. Daher wurde ihm auch bei der nächsten Wahl in Bristol ein Andrer vorgezogen, aber Burke trat als Repräsentant für Malton wieder in das Parlament ein.

Diese neue Parlamentssitzung war sehr wichtig und entscheidend für die englische Politik und das Schicksal der nordamerikanischen Kolonien. Mit ungeschwächtem Eifer trat Burke noch einmal gegen den Lord North auf, über den er die ganze Schuld und Schmach des Krieges mit den Kolonien und ihrer dadurch herbeigeführten Losreißung von dem Mutterlande wälzte; und jetzt war das englische Volk, des blutigen und unrühmlichen Krieges müde, auf die Seite der Opposition getreten, und North, nicht im Stande, sich länger zu behaupten, kam seinem Sturze durch Absagung zuvor. Nun triumphirte endlich die Rockingham'sche Partei, und ihr Haupt ergriff zum zweiten Male das Statsruder. Der Marquis von Rokkingham verkannte nicht, wem er seine Erhebung zumeist zu danken habe, und wer vor Allen ihn im Ministerium zu halten im Stande sey, und Burke wurde Kriegszahlmeister und Geheimerath des Königs. Rockingham's

6) Der Verfasser derselben ist bekantlich noch nicht mit völliger Gewißheit ausgemittelt; jedoch bleibt man jetzt fast allgemein bei Ph. Francis stehen. 7) Es kann überhaupt nicht geleugnet werden, daß Burke sehr oft mehr für die Partei, als für die Sache sprach, und seine Einbildungskraft war so folgsam, daß er sich bald für Alles begeistern und von Allem überzeugen konnte, wofür er einmal zu sprechen übernommen hatte. Daher komt es, daß die entgegengesetztesten Meinungen Stellen aus seinen Schriften zu ihrer Unterstützung citiren können.

zweites Ministerium war indessen bekanntlich von sehr kurzer Dauer. North hatte am 18. März 1782 seine Würde niedergelegt und am 1. Juli desselben Jahres starb sein Nachfolger. Der neue Premier-Minister, Lord Shelburn, nachmals Marquis von Landsdowne, hatte zwar auch zur Opposition gehört, jedoch wollte er nichts von der völligen Unabhängigkeit der Amerikaner hören, und so kam es, daß Burke mit mehreren andern von seinen Amtsgenossen, zu denen auch Fox gehörte, abdankte und wieder in die Opposition überging. Während des Rockingham'schen Ministeriums hatte er nur eine Bill zu Stande bringen können, die von ihm den Namen führt und wodurch die Einkünfte des Königs regulirt wurden.

Bald nach dem Frieden mit Nordamerika im J. 1783 fiel Shelburn's Ministerium, und es bildete sich nunmehr das sogenannte Coalitionsministerium, in welchem Fox und seine Anhänger sich mit ihren alten vielverschrienen Gegnern, dem Lord North und dessen Partei, verbanden, so daß auch Burke wieder Kriegszahlmeister wurde. Aber dieses Ministerium, aus feindseligen Elementen, ohne gegenseitiges Zutrauen, zusammengesetzt, konnte auch das Zutrauen des Volkes nicht gewinnen, und die von Fox in Vorschlag gebrachte ostindische Bill machte in demselben Jahre dieser alliirten Herrschaft ein Ende. Im December 1783 trat Pitt, der berühmte Sohn des berühmten Vaters, an das Statsruder, welches er von nun an fast allein lenkte.

Von dieser Zeit an sank Burke an Einfluß und Ruhm als Oppositionsredner. Zwar wurde er im J. 1784 zum Lord Rektor der Universität Glasgow erwählt und er behauptete auch in dem folgenden Parlamente seinen Platz, aber man hörte nicht mehr so aufmerksam und gläubig auf seine Anklagen und Ausfälle gegen das Ministerium, da man sich schon daran gewöhnt hatte, diese Sprache aus seinem Munde zu vernehmen. Der berühmte Proceß des General-Gouverneurs von Ostindien, Warren Hastings, als dessen eifrigen und nicht selten leidenschaftlichen Gegner Burke sich während des ganzen Verlaufs dieser Rechtssache behauptete, richtete die Ohren Englands und der ganzen civilisirten Welt wieder auf den halb verschollenen Redner. Burke verfuhr als Ankläger des Warren Hastings zwar oft unklug, übereilt und übermüthig, und seine Leidenschaft riß ihn manchmal über alle Gränzen des Gebührlichen gegen den Beschuldigten, aber noch nicht Überführten, hinaus. Aber es duldet keinen Zweifel, daß diese Leidenschaft nicht aus Parteisucht, sondern aus seiner innigen Überzeugung von der Schuld des Angeklagten, als Mörders und Räubers, entsprang, und diese Überzeugung wurde auch keines Weges durch die Freisprechung desselben im Oberhause erschüttert. Vielmehr rief er nach der Entscheidung des Prozesses Gott zum Zeugen an, daß Hastings Blutschuld auf die Häupter derer fallen müsse, die ihn losgesprochen. Burke's Reden gegen Hastings lassen sich den Verrinischen des Cicero an die Seite stellen, und übertreffen diese vielleicht noch in dem Erhabenen, Rührenden und Schrecklichen ihrer Darstellungen.

Als die Krankheit des Königs im J. 1788 eine Regentschaft nothwendig zu machen anfing, wollte der Minister Pitt es durchsetzen, daß dem Regenten nur eine sehr beschränkte Macht verliehen werden sollte. Burke, wie immer, gegen das Ministerium, bestritt diesen Antrag und namentlich auch die Behauptung Pitt's, daß die Regentschaft nicht erblich seyn dürfe, sondern ihre Befugniß nur durch die Wahl erhielte. Indem er auf diese Weise die Rechte der Krone zu schmälern suchte, erlaubte er sich mehre unanständige und grausame Äußerungen gegen den alten kranken König, worin kein einziger Sprecher der Opposition ihm folgte, und wodurch er nicht wenig in der öffentlichen Achtung verlor. Auch soll er selbst in späteren Jahren diese seine Heftigkeit gegen den König bedauert haben, und um so mehr, da dieser ihm in der Folge eine Pension zugestand, ohne die er wahrscheinlich gegen das Ende seines Lebens in die drückendste Noth gerathen seyn würde.

Von dieser Zeit an nahm die französische Revolution die rednerische und schriftstellerische Thätigkeit Burke's fast ausschließlich in Anspruch, und nur der Hastings'sche Prozeß, der noch immer unentschieden war, lenkte seine Augen noch dann und wann von diesem seinen Hauptgesichtspunkte ab. Die in Frankreich proklamirten Lehren von der allgemeinen Freiheit und Gleichheit hatten damals die Gemüther der Edelsten, auch in England, begeistert, und B. hatte, als Gegner der französischen Revolution in seinem eigenen Vaterlande mit Frankreich zu kämpfen. Ungeirrt und ungeschreckt durch das Geschrei der Neuerer, die ihn für einen Finsterling ausgaben, oder derer, die ihn der Zweizüngigkeit beschuldigten, weil er, der Vertheidiger der amerikanischen Unabhängigkeit, jetzt dem Despotismus das Wort rede, blieb er seiner schon vor beinahe 20 Jahren ausgesprochenen Ansicht getreu, und genoß nach und nach der Triumphe, viele seiner Voraussagungen über den Fortgang der französischen Revolution erfüllt und den größten Theil seiner Nation auf die Seite seiner Meinungen und Gesinnungen übertreten zu sehen. Begeistert von dem Gedanken, sein Vaterland und ganz Europa gegen den überschwemmenden Strom des gallischen Freiheitsschwindels und Vernunfttaumels zu schützen, begnügte er sich nicht, im Parlamente gegen diesen Strom zu schwimmen, sondern trat auch als Schriftsteller in die Schranken gegen die neuen Gallier und ihre Anhänger in Europa. Sein Hauptwerk **Reflections on the Revolution in France and on the proceedings in certain Societies in London relative to that event etc.**, welches 1790 erschien, erlebte in wenigen Monaten den unerhörten Absatz von beinahe 20,000 Exemplaren, und trug überhaupt einen der größten Triumphe davon, deren sich je ein Produkt der Literatur hat rühmen können. Denn es wurde nicht allein in England und Teutschland 8), sondern auch in Frankreich, mit gleicher Begierde gelesen, und übte einen entscheidenden Einfluß auf das englische Ministerium, welches bis dahin noch keine Maßregeln für oder wider Frankreich ergriffen hatte. Burke zog das Ministerium und mit demselben einen großen Theil der Angesehensten seiner Landsleute in seine Ansichten und Grundsätze hinsichtlich der gallischen Neuerungen herein, und daher kam es denn natürlich, daß er von jetzt an mit der Opposition zerfiel und fast durchgehends

8) Genz hat es in das Teutsche übersetzt.

mit Pitt stimmte. Unter andern brach er im J. 1791 völlig mit seinem ältesten Oppositionsfreunde, dem berühmten Fox, der die französische Revolution als eine der glorreichsten Begebenheiten in der Geschichte betrachtet wissen wollte, während B. in ihr nur Anarchie, Irreligion, Laster und Elend erblickte.

Das J. 1793 erfüllte einen großen und wichtigen Theil der Burke'schen Weissagungen über den Fortgang der französischen Revolution. Er hielt sich fernerhin zu Pitt und arbeitete mit Mund und Feder und mit wachsender Erbitterung und Entrüstung der ungeheuern Feindin entgegen. Jedoch fühlte er bei herannahendem Alter und besonders jetzt, wo er den guten Ausgang seiner Bestrebungen vor Augen sah, das Bedürfniß, sich von dem politischen Schauplatze zu entfernen und in ländlicher Ruhe den Rest seiner Tage nur sich und den Seinigen zu leben. Nur der Prozeß des Warren Hastings hielt ihn noch in London zurück, und seine letzte politische Thätigkeit wandte er auf die Versorgung der unglücklichen französischen Emigranten, für deren Kinder er eine Erziehungsanstalt zu Stande brachte. Gleich nach Hastings Lossprechung legte er seine Repräsentantenstelle nieder und begab sich nach seinem Beaconsfield. — Aber er fand dort das Glück und die Ruhe nicht, denen er entgegen zu gehen gehofft hatte. Das J. 1794 raubte ihm seinen geliebten Bruder Richard, und seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn in einem Alter von 36 Jahren. So tief dieser doppelte Schlag ihn auch niederwarf, so ermannte er sich doch bald wieder und suchte in der väterlichen Sorgfalt für die Emigrantenkinder Ersatz für seinen Verlust. Auch nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil an den französischen Vorfällen und schrieb mehre Broschüren über dieses Hauptthema seiner Politik.

Obgleich Burke fast seine ganze parlamentarische Laufbahn hindurch ein eifriger Gegner des Ministeriums und der Regirung gewesen war, so wurde doch der große Nutzen, den er als Redner und Schriftsteller gegen die französische Revolution seinem Vaterlande geleistet hatte, von oben her anerkant, und das Ministerium trug ihm im Namen des Königs an, ihn zum Pär des Reichs mit den dazu erfoderlichen Einkünften erheben zu wollen. Aber Burke lehnte diese Ehre ab, nahm jedoch, da seine Vermögensumstände ziemlich zerrüttet waren, eine Pension von 3700 Pfund an, von welcher ein Theil nach seinem Tode auf seine Gattin überging. Diese Unterstützung rettete den berühmten Mann aus der Gefahr, seine letzten Tage in der drückendsten Dürftigkeit hinzubringen. In so ehrenvoller Armuth war er von dem politischen Schauplatze abgetreten. Es ist also eine in die Augen fallende Verläumdung, daß Burke durch diese Pension sich und seine Feder an die Minister verkauft habe. Denn welch ein Krösus hätte er werden können, wenn er in der glänzenden Periode seiner Thätigkeit mit seinen Talenten hätte Wucher treiben wollen! Indessen trübten und beunruhigten Anklagen und Beschuldigungen solcher und ähnlicher Art den Abend seines Lebens und veranlaßten ihn im J. 1796 zu dem Sendschreiben an den Lord Fitzwilliam, worin er eine Apologie seines politischen Lebens lieferte[9]). Welchen Antheil das Publikum auch damals noch an Burke nahm, läßt sich daraus abnehmen, daß in kurzem 16 Auflagen von dieser Schrift vergriffen wurden. Sein letztes Werk sind die Gedanken über die Aussicht zum Frieden mit Königsmördern, veranlaßt durch die eingeleiteten Friedensunterhandlungen zwischen England und dem franz. Direktorium im J. 1797. Der Tod rief ihn von dieser Schrift hinweg, die er unvollendet zurückließ. Eine Erschöpfung seiner Körperkräfte, verbunden mit Blutauswürfen, hatte sich schon seit Jahren bei ihm eingestellt und vom Juli des J. 1797 an neigte sich seine Gesundheit immer schneller dem Tode zu. Er starb am 8. Juli dieses Jahres, bei völligem Bewußtseyn, ruhig und ergeben und wurde in der Kirche von Beaconsfield nahe bei seinem Sohne und Bruder begraben.

Burke war ein Mann von ansehnlicher Gestalt, stark und wohlgebaut und von angenehmen und freundlichen Gesichtszügen. Sein Wesen war, wie sein Blick, offen und leutselig, und nur beim Sprechen pflegte er tiefsinnig auszusehn. In seinem Privatleben, als Gatte, Vater und Freund, wird er als ein Muster geschildert.

Als Redner und Schriftsteller nimt Burke einen hohen Rang in der politischen Literatur Englands ein. Seine Parlamentsvorträge sind eben so ausgezeichnet durch die Fülle der stets bereiten Kentnisse und Erfahrungen, die er in denselben darlegt, wie durch die lebhafte Einbildungskraft, den stets treffenden Witz, den tief prüfenden Scharfsinn. Jedoch ließ er vielleicht seiner Phantasie oft mehr, als recht und klug ist, die Zügel schießen. Als Schriftsteller ist er nicht minder geistreich und scharfsinnig, aber gemessener und gediegener, als in seinen Reden[10]). Daß Burke übrigens nicht blos als Politiker glänzen konnte, sondern überhaupt einer der vielseitigsten und geschmackvollsten Gelehrten und Literatoren seiner Zeit war, haben wir in der Erzählung seines Lebens bemerklich zu machen versucht. — Die wichtigsten Schriften Burke's haben wir in der Lebensbeschreibung aufgeführt. Die einzelnen Titel der übrigen zu nennen, kann nur von einer Biographie gefodert werden, welche Raum genug hat, die Verhältnisse zu entwickeln, welche jede Schrift oder jede Rede hervorgerufen haben. Eine Samlung von Burke's Reden ist folgende: Speeches of Edmund Burke. London 1816. 8. IV. Bde.

Seine Werke erschienen unter dem Titel: Works of Edmund Burke. London 1792—1813. 4. VI. Bde. Auch: London 1803—12. 8. X. Bde. Dazu: Account of the European Settlements in America. 1808. 8. II. Bde. und Bisset's Life of Edmund Burke. 1800. 8. II. Bde.[11]). *(W. Müller.)*

BURKE, 1) Grafschaft in dem nordamerikan. State Nordcarolina an der Catowba zwischen den Alleghanen

9) Auch diese Schrift ist von Gentz übersetzt worden.

10) Besonders wenn wir dieselben nach dem beurtheilen, was die Zuhörer darüber berichtet haben. 11) S. J. C. Hüttner in den Zeitgenossen. B. II. Abth. 1. vorzüglich nach Bisset's Biographie. Biogr. univ. Artikel von Hippolyte de la Porte u. Villeneve. *Prior's* Memoirs on the Life of E. Burke. London 1824. 8. (Das letzte Werk kent der Bearbeiter dieses Artikels nur aus einer Anzeige in der Literary Gazette.)

und Tricott Hills, hat 13,411 Einw., worunter 1992 Sklaven, und zum Hauptorte Morgantown. — 2) Grafschaft im nordamerikanischen State Georgia zwischen der Savannah und dem Ogitschy mit 11,577 Einwohnern, worunter 5820 Sklaven, und dem Hauptorte Baynesborough. (*Hassel.*)

BURKEN auch OSTERBURKEN (Ostburken), kleine Stadt von 940 Einw., und Amtssitz im Großh. Baden, im Main- und Tauberkreise, dem Fürsten von Leiningen zuständig, an dem Flüßchen Kernau, auf der Poststraße von Heidelberg über Mergentheim nach Franken mit einer Posthalterei. Zum Amte gehören nebst der Amtsstadt die Städtchen Adelsheim und Widdern, der Marktflecken Rosenberg, 12 Dörfer und mehre Schlösser, Weiler und Höfe, mit 9948 Einw., der Ort ist von hohem Alter. Er lag im ostfränkischen Gaue Wingarteiba, und seine Kirche, dem heiligen Martin geweiht, wird schon von K. Ludwig dem Frommen im J. 822 zu den Hauptkirchen des Hochstiftes Würzburg gezählt [1]). Den Namen Burken hat er ohne Zweifel von den in seinen Umgebungen gelegenen Römerkastellen, Burgen und Römerschanzen genant, welche einst zur Vertheidigung der hinter Burken vorbeiziehenden befestigten Gränze, der sogenannten Pfahlhecke, erbaut waren. Von dem Römerwalle trifft man in diesen Gegenden noch Spuren auf einer Länge von mehren Stunden in 4 Schuhe dicken Grundmauern an, und bei der Stadt selbst wurden immer viele römische Münzen von Silber und von Kupfer, Steine verschiedener Art, Urnen und andere Alterthümer ausgegraben. Der Name Osterburken, der zum ersten Male in einer Dioecesannotiz des Hochstiftes Würzburg aus dem 15. Jahrh. vorkomt [2]), wurde dem Orte entweder von der zunächst unter der Stadt gelegenen östlichen Römerburg beigelegt, oder um ihn von dem 3 M. westlich im Amte Moßbach liegenden Dorfe Burken zu unterscheiden. Dieses letztere komt in Lorscher Schenkungsbriefen schon im 10. Regirungsjahre Karls des Großen vor [3]). Es wurde von seiner alten ehemals dem heil. Burkhard geweihten Kirche benant, und wird heut zu Tage gewöhnlich unter dem Beisatze Neckar-Burken unterschieden. (*Leger.*)

BURKERSDORF, 1) Marktfl. im erzgebirg. Amte Chemnitz mit 1100 Einw., die vorzüglich Weberei treiben. (*H.*) 2) Pfarrdorf in dem großherzogl. weimarschen Amte Weida, an einem der Elster zugehenden Bache, hat 1 freiherrl. von Seckendorffsches Rittergut mit Gerichte über das Dorf, 1 Kirche, 1 Schule, 1 Spinnfabrik, die gute Geschäfte macht, 1 Ziegelei, 38 Häus. u. 273 Einw. (*Hassel.*) 3) Evang. Pfarrdorf von 908 Selen in 6 Ortschaften, im Ger. Weismain des obern Mainkr. Baierns, mit Schloß. Die Einwohner beschäftigen sich vorzüglich mit dem Haferbau und Holzhandel. In dem ¼ Stunde entfernten Orte Tiefenklein ist ein sehr großer Pflanzengarten der edelsten Obstsorten. (*Jäck.*) 4) Marktfl. mit Schloß an der Wien im Viertel unterm Wiener Walde, mit einer großen Baumwollenspinnerei. (*H.*)

BURKHEIM, Herrschaft und Stadt im Breisgau am Kaiserstuhle, grundherrliche Besitzung des Freiherrn von Fahnenberg in dem großh. bad. Bezirksamt Breisach; die Herrschaft besteht aus dem Städtchen gleiches Namens und aus den Dörfern Jechtingen, Oberbergen mit dem Weiler Vogtsburg, Ober- u. Niederrothweil. Sie wurde in den ältesten Zeiten der Thalweg genant, und von K. Otto I. im J. 972 der Abtei Einsideln geschenkt. Im 13. Jahrhundert war sie veräußert von der Abtei im Besitze der Herrn von Burkheim, von welchen sie im 14. Jahrh. an die Grafen von Fürstenberg, von diesen nach und nach an eine große Anzahl verschiedener Besitzer kam, bis sie endlich im 18. Jahrh. von dem Hause Fahnenberg ererbt wurde. Das Städtchen liegt am Rheine fast 1¼ t. M. von Breisach, hat an 600 Einw. in 120 Häus. und noch ansehnliche Trümmer des alten schön gelegenen Bergschlosses, auf welchem einst Karl der Große übernachtete, welcher der Stadt zur Ausbesserung ihrer Gebäude und verfallenen Stadtmauern 1560 fl. zusicherte. Im 30jährigen Kriege widersetzte sich die Bürgerschaft den Schweden, die dann den Ort bis auf die Kirche und ein einziges Haus abbrannten *). (*Leger.*)

BURKHEIM, BURGHEIM, Marktflecken an der Straße von Neuburg an der Donau nach Donauwörth, im baierschen Landgerichte Neuburg, mit 183 Häus., 1000 Einw. und 1 Schlosse. Von ihm schrieb sich ehemals ein Grafengeschlecht, von welchem schon 1114 Meldung geschieht. Das hier in der Mitte des 13. Jahrh. gestiftete Nonnenkloster wurde vom Bischofe Siboto zu Augsburg 1241 nach Schönefeld verlegt. Der Flecken gehörte ehemals zur Grafschaft Graisbach und kam 1505 an Pfalzneuburg. In der 2. Hälfte des 18. Jahrh. ist er größtentheils abgebrant. (*Eisenmann.*)

BURLAMAQUI. Aus dieser von Lucca hergekommenen Familie war Fabricius, geb. zu Genf 1626. Er versah von 1653 an die Predigerstelle bei der italiänischen Kirche daselbst, und ging 1659 als Prediger nach Grenoble. Des folgenden Jahres schlug er eine theologische öffentliche Lehrstelle zu Genf, seiner schwachen Gesundheit wegen aus, kehrte aber in seinen spätern Jahren dorthin zurück und starb daselbst 1693. Er hatte sich solche literarische Kentnisse erworben, daß Bayle in seinen Briefen ihn als den Photius seines Zeitalters betrachtet. Auch mit den schönen Wissenschaften und den orientalischen Sprachen war er vertraut. Seine Schriften sind anonym herausgekommen †).

Sein Enkel, Joh. Jakob, geb. ebendaselbst den 19. Juli 1694, studirte vornehmlich Philosophie u. Rechts-

1) *Eccardus* in Comment. de reb. Franc. orient. Tom. II. p. 178 et 882. 2) *Würdtwein* in subsidiis diplom. Tom. V. p. 376. 3) *Hunolt* in donat. in Cod. diplom. Lauresh. III. nr. MMMDLXXXIII. et al.

*) Kolb Lex. des Großh. Baden I. 184.

†) Sermon fait au jour du jeûne célébré par les églises réformées du Dauphiné, 1664. 8. Catechisme sur les controverses avec l'église romaine, 1668. 8. Synopsis theologiae et speciatim oeconomiae foederum Dei. Genève. 1678. 4. Consideration servant de réponse à la lettre, par la quelle le cardinal Jules Spinola, Evêque de Luques, invitoit les familles patriciennes Luquoises retirées à Genève pour la Religion, de retourner, etc. Genève 1680. 12. Ist auch ins Lateinische, Italiänische u. Teutsche übersetzt.

wissenschaft. Nach der Rückkehr von seiner Reise durch Frankreich, England und Holland, während welcher er mit Barbeyrac eine enge Freundschaft geschlossen hatte, betrat er 1723 den Lehrstuhl des Rechtes. Seine Vorlesungen wurden von vielen vornehmen Fremden besucht. Auf die Einladung des Prinzen Friedrich von Hessenkassel, welcher auch unter ihrer Zahl gewesen war, begleitete er denselben 1734 nach Kassel zurück, und blieb ein Jahr lang daselbst. 1741 nahm er wegen schwächlicher Gesundheit seine Entlassung, welche ihm mit Beibehaltung seines Gehaltes, Ranges und Beisitzes bei der Akademie bewilligt wurde. 1742 wurde er, gegen seine Wünsche, in den kleinen Rath gewählt und starb den 3. April 1748. Die Rathsacten gedenken seines Todes mit den Worten: dont les talens et la probité ne peuvent que faire extrêmement regretter la perte. Er war ein großer Kunstfreund. Seine Gemälde- und Kupferstichsamlung war eine der schönsten der Stadt. Soubeyran bildete sich unter seiner Leitung. Seine Büchersamlung schenkte er der akademischen Bibliothek. Dassier hat auf ihn eine sehr schöne Medaille verfertigt. Als Schriftsteller hat er sich rühmlich bekant gemacht durch seine Werke über Natur- und Statsrecht. Zwar gehört er als Naturrechtslehrer noch zur Schule eines Grotius und Puffendorfs, aber er begründete sein System nicht auf geschichtliche Thatsachen, sondern suchte dasselbe, wie die spätern teutschen Natur- und Statsrechtslehrer, philosophisch zu entwickeln. In seinen Schriften herrschen Klarheit und Bestimtheit. Im J. 1747 erschienen seine principes du droit naturel, (Genève 4. nachher oft wieder aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt). Die principes du droit politique (Genève 1751. 4. 2 Vol.), wurden aus den Heften seiner Zuhörer zusammengetragen. Die principes du droit naturel et politique (Genève 1763. 4. und 1764. 3 Vol.), vereinigen beide vorhergehende Werke. Der Graf Bapt. Crespi übersetzte sie ins Italiänische (Venedig 1780.), Felice gab die principes du droit de la nature et des gens mit der bisher noch nicht erschienenen Fortsetzung des droit de la nature mit vielen Anmerkungen (Yverdon 1766—1768 in 8 Bänden 8.), heraus. Die Elémens du droit naturel, ... ouvrage posthume d'après le véritable manuscrit de l'auteur, erschienen 1774. Lausanne, 8. (*Meyer von Knonau.*)

BURLEIGH oder Burlay (Walther, Gualterus Burlaeus), geb. 1273, studirte in dem Mertons Collegio zu Oxford, hörte da und nachher zu Paris den berühmten Duns Scotus, wurde am letzten Orte Magister, machte sich sowol durch sein scharfsinniges Disputiren, worin er sich als einen Nachfolger des Thomas bewies, als auch durch Auslegungen einiger Schriften des Aristoteles und durch ein Werk von dem Leben der alten Philosophen und Dichter einigen Namen. Das Buch de vita et moribus Philosophorum et Poetarum 1472 und sonst mit und ohne Angabe des Orts und des Jahres in klein Folio u. Quart, auch zuweilen ohne Namen des Verf. und mit andern Titeln gedruckt, ist eine dürftige Compilation mit vielen Fehlern in den Namen und Personen, Zeitrechnung und Sachen, von denen wahrscheinlich nicht alle auf die Rechnung des Verfassers kommen; für unsere Zeiten ist sie ohne Werth, beweiset aber das Erwachen einiges Sinnes für die Lectüre der alten Klassiker in den letzten Zeiten der Scholastik, und ist häufig gebraucht, selbst noch 1603 von Antonius a Sala als sein eigenes Machwerk zu Cosal gedruckt worden. — (Die Schriftsteller von den theologischen Schriftstellern Englands. *Vossius* de historicis latin. Heumanns Acta philosophorum 3. Bd. S. 282. Hambergers Nachrichten.) (*Tennemann.*)

Burleigh, Cecil, s. Cecil.

BURLESK. Dieser Ausdruck, womit eine Art des Komischen bezeichnet wird, stamt ab von dem italiänischen Worte Burla, Scherz, Spott, und Burlare, scherzen, spotten [1]). Gewöhnlich sagt man, daß die Italiäner für burleske Darstellungsweise sich auch des Ausdrucks stile berniesco oder bernesco bedienten, weil der Dichter Franz Berni oder Bernia (s. diesen) zuerst sich derselben bedient habe, was jedoch, wie Crescimbeni bereits bemerkt hat, dahin zu berichtigen ist, daß sie von ihm blos ästhetisch veredelt wurde. In Italien fand sie viel Beifall und Nachahmung, und im Auslande zunächst in Frankreich. Der Dichter Sarrasin rühmte sich gegen Menage, des Wortes Burlesk sich zuerst in französischer Sprache bedient zu haben, wogegen dieser aber bemerkt, daß es schon in dem Catholicon d'Espagne vorkomme [2]). Scarrons travestirte Aneis (1648) bezeichnet die Blüthezeit der burlesken Darstellungen in Frankreich, wo sie so großen Beifall fanden, daß im J. 1649 sogar La passion de Nôtre Seigneur en verses burlesques erschien. Von Frankreich verbreitete sich dieser Geschmack nach England, wo Butler durch seinen von 1663 — 1678 in drei Abtheilungen gelieferten Hudibras ihm Bewunderung verschaffte. Der Erste, der in Teutschland dieser Darstellungsweise gedenkt, ist Morhof [3]). „Man hat gar, sagt er S. 673, eine Schreibart erdacht, die man Burlesque nennet, die von den Italiänern und Franzosen aufgebracht. Es ist zu verwundern, daß in so klugen Nationen dergleichen närrisch Ding einen Beifall hat finden können. — Die Italiäner haben uns diese Zierlichkeit, die die Häßlichkeit zur Mutter hat, zu ihrer ewigen Schande erstlich auf die Bahn gebracht, und haben hernach einige in Frankreich an dieser Misgeburt einen Gefallen gehabt. Ein gelehrter Mann nennet dergleichen Carmina nicht unbillig excrementa Pegasi. Der Autor de la connoissance des bons livres handelt in seinem Trait. 3. mit mehren hievon. Wir wollen uns hie mit dergleichen unflätigen Wesen nicht aufhalten. Erfreue mich darüber, daß kein Teutscher solches bishero nachgemacht." Flögel bemerkt mit Recht, die Teuschen hätten schon längst burleske Schriftsteller, Schriften und Schriftstellen gehabt, deren er auch mehre anführt, und Fishart nebst dem Pater Abraham a Sancta Clara statt aller andern hätte anführen kön-

1) *Menage* Origini della lingua italiana p. 207. Dictionnaire étymologique p. 140. 2) Menage führt aber blos die letzte Ausgabe von 1677 an. Sarrasin könnte daher dennoch Recht haben. Er hat nur dann Unrecht, wenn Flögel nicht geirrt hat, welcher die Ausgabe des Catholicon von 1593 anführt. 3) Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, Kiel 1682.

nen. Seit Morhof aber hatten wir keine, welche absichtlich diese Manier gewählt hätten, um in derselben mit den poetischen Kunstwerken der vorbesagten Nationen in dieser Art zu wetteifern. Hievon dürfte, wenn man des Teufels Brief an Gottsched von 1755 abrechnet, das Erste, was wir aufzuweisen haben, Göthe's Prolog zu den neuesten Offenbarungen, und dessen neu eröffnetes moralisches und politisches Puppenspiel vom Jahre 1774 seyn, welchen im J. 1775 Wielands Titanomachie folgte, von welcher Zeit an wir bis zu den Burlesken von Bode und noch weiter herab nicht wenig in dieser Art erhalten haben.

Nichts desto weniger aber kann man in Verlegenheit gerathen, bei der Frage, was denn nun eigentlich unter dem so oft gebrauchten Ausdruck Burlesk zu verstehen sey. Daß man von Anfang an keinen genau bestimmten Begriff damit verband, erhellet zum Theil schon aus dem Vorigen. Der Verfasser jener Passion in burlesken Versen kam sehr unschuldig in den Ruf das Heilige frivol behandelt zu haben, denn seine Passion hatte nichts Burleskes als achtsylbige Verse, und solche nannte man, ohne Rücksicht auf Inhalt und Styl, burleske. Als man diese Rücksicht nicht mehr aus den Augen ließ, machte man zwischen dem Burlesken und Grottesken keinen Unterschied, ja nicht einmal zwischen diesen und dem Komischen überhaupt [4]). Der Erste, bei dem man genauere Unterscheidungs-Kenzeichen angegeben findet, ist der Jesuit Vavassor, dessen 1658 zuerst erschienenes Werk de ludicra dictione das Burleske eigens zum Gegenstande seiner Untersuchung hat [5]). Als demselben eigenthümlich gibt er an: 1) veraltete, außer Gebrauch gesetzte und gemeine Sprache, 2) freiere, nachlässigere Versart, und 3) Travestirung ernster Gedichte in gemeinen Spaß. Bei dieser Charakteristik hatte er nur das vor Augen, was er in damaligen französischen Werken dieser Art vorfand, die ihm, dem Freunde des ceremoniös-eleganten Balzac [6]), ein solcher Greuel waren, daß er die Unterdrückung derselben auf alle Weise versucht. Sein Buch hat den Zweck, darzuthun, daß weder ein Grieche noch Römer so geschrieben, daß keiner Vorschriften über diese Schreibart gegeben habe, und daß gar keine Ursache vorhanden sey, sich ihrer zu bedienen, viele Ursachen hingegen, sich ihrer nicht zu bedienen. Gesetzt, das Erste wäre gewisser, als es nicht ist [7]); so könnte dies nichts gegen die Burleske beweisen; die andern Gründe aber, welche dagegen beweisen sollen, dürfte man schwerlich von hinlänglich überzeugender Kraft finden. Vavassor begnügt sich daher auch nicht an seinen Gründen, sondern fodert die Akademie der Vierziger, denen die Sprachwache anvertraut war, dringend auf, einem Unwesen Einhalt zu thun, welches der so elegant gewordenen Sprache so unabsehliches Unheil drohe, da diese burlesken Dichter, weit entfernt, sich an die Vorschriften der Akademie zu kehren, sich ihre Sprache aus dem alten Marot, Rabelais, den Amadissen und aus dem Munde des gemeinsten Volkes (ex tabernis, ex triviis, ex olitorio aut piscatorio foro) zusammentrügen. Hievon mag es wol herrühren, daß lange Zeit burlesker Styl und Marotischer (stile de Marot) für gleichbedeutend gehalten wurden, ungeachtet bereits Naudé in seinem, auch von dem Burlesken handelnden, Dialog Maskurat mit triftigen Gründen sich dagegen erklärt hatte. Ganz in demselben Geiste wie Vavassor und sein Freund Balzac erklärte sich nun aber auch über und gegen das Burleske Boileau in seiner Dichtkunst (V. 81 fgg.), und wenn dieser Gesetzgeber des französischen Parnasses aus der eleganten Zeit Ludwigs XIV. schon dadurch viel Eindruck machte, so verstärkte er ihn späterhin noch dadurch, daß er in einem eignen komischen Gedicht, seinem Lutrin, gleichsam ein Muster aufstellte, wie ein Mann von feiner Sitte das Komische zu behandeln habe.

Inzwischen war das Burleske in England an die Tagesordnung gekommen, setzte aber die Kritik hier in Verlegenheit mehr der Versart als des Styls halber. Dryden selbst, ungeachtet er anerkannte, wie angemessen die Wahl des Sylbenmaßes im Hudibras dem Zwecke des Dichters sey, äußerte doch den Wunsch, es möchte Butlern gefallen haben, sich nicht zu dem Burlesken herab zu lassen [8]), indem es ihm auch in dem heroischen Sylbenmaße geglückt haben würde, wogegen Johnson im Leben Butlers mit Recht einwendete, daß dann auch die Sprache nicht hätte bleiben können, wie sie war, und daß Dryden, wenn er auch diese abgeändert gewünscht hätte, ein ganz anderes Werk hätte haben wollen. Den Streit der Kritiker, ob für burleske Poesie das heroische Sylbenmaß wie in Gard's Armenapotheke, oder Knittelverse wie im Hudibras, zweckmäßiger sey, entschied Addison (Spectator Nr. 249.) dahin, daß das erste zweckdienlicher sey, wo ein niedriger Charakter erhoben, das zweite aber, wo der Held herabgewürdigt und erniedrigt werden solle; für seine Person sey er der Meinung, daß Hudibras mit gleich viel Witz und Humor im heroischen Sylbenmaße geschrieben, viel anziehender seyn würde, obgleich die meisten Leser bei Butlers Doppelreimen sich so wohl gefielen, daß er nicht auf die Einstimmung Vieler mit seiner Meinung rechne. Home, durch Beispiele und Kritik bewogen, nahm [9]) nun eine doppelte Art des Burlesken an: 1) ein blos Lachen Erregendes und 2) ein

---

4) Leurs Ouvrages furent appellez, tantôt grotesque, tantôt comiques, jusques à ce que Sarrazin leur donna le nom de burlesques, dont les Italiens se servoient alors. Histoire et Regles de la Poes. franç. Amst. 1717. p. 139. 5) Jocularis et ridicula dictio, quam homines nostri burlesque vocant. 6) Welcher ebenfalls dagegen geschrieben hatte Dissert. crit. 29. Von Italiänern, welche aus älterer Zeit darüber geschrieben, s. *Crescimbeni* Istoria della volgar Poesia L. VI. und die Kommentare; von Franzosen, s. Blankenburg zu Sulzer unter dem Art. Scherz. 7) Gisbert Cuper schon (Observat. L. tres C. X. de generibus comoediarum) machte dagegen Bemerkungen, und führt besonders den travestirenden Rhinton gegen ihn an. Vgl. Flögel a. a. O. S. 61 fgg. daß man bei einer Vergleichung von dem Satyrspiel ausgehen müsse, leitet wol keinen Zweifel. Es ist hiebei freilich stets zu berücksichtigen, ob von der Sache oder der Sprache die Rede ist (vgl. Eberhards Handb. II. 306.), allein finden sich Spuren solcher Sprache und Verslicenz nicht auch bei den Alten?

8) D. i. zu achtsylbigen oder vierfüßigen Versen mit Doppelreimen. Die Kürze der Verse und die geschwinde Wiederkehr des Reims wird, als die Würde des Styls erniedrigend, getadelt. Dryden vom Ursprung und Fortgang der Satyre. 9) Grundf. d. Krit. II. 43. d. Übers.

zum Hohnlachen Reizendes. Von der ersten Art nent er Scarrons Virgil und Tassoni's geraubten Eimer. Diese Dichter, sagt er, lachen zuerst selbst, um ihre Leser zum Lachen zu bewegen. Von der zweiten Art nent er Boileau's Pult. Eine niedrige, läppische Begebenheit stellt der Dichter dem Hohn seiner Leser blos, indem er sie in den heroischen Styl kleidet, und sich stellt, als ob er sie von der größten Würde und Wichtigkeit hielte. Der Kontrast zwischen Sujet und Behandlung wirkt hier das Belachenswerthe, und in einem Werke dieser Art darf kein Bild Platz finden, welches vorsetzlich lustig ist, weil solche den Kontrast aufheben. Pope's Lockenraub nent er als eine besondre Art, nicht eigentlich burlesk, sondern heroisch-komisch. Ein muntres und gemeines Sujet wird mit Scherz und einem mäßigen Grade von Würde behandelt. Der Dichter nimt nicht, wie Boileau, eine Maske vor, und entdeckt nicht, wie Tassoni, einen gefaßten Vorsatz uns lachen zu machen. Shenstone [10]) erklärte, das Burleske könne wol eingetheilt werden in ein solches, welches sich vornehmlich um den Gedanken drehe, und ein solches, welches mehr von dem Ausdrucke abhänge, man könne aber auch noch eine dritte Art annehmen, worin lächerliche Gedanken in eine Sprache, entweder weit über oder unter der Würde derselben, gekleidet würden. The Splendid Shilling von Philips und Butlers Hudibras seyen hier vornehmlich zu nennen; bei Butler sey jedoch der Effekt des Lächerlichen sehr von seinen Doppelreimen abhängig.

Die Teutschen haben lange angestanden, dem wackern Morhof seine Freude zu verderben. Seit Gottsched auch in Leipzig den Hanswurst vom Theater vertrieben, hätte man ja nicht daran denken können, gegen Boileau zu sündigen, und da wir keine Gedichte in dieser Art hatten, so wurde auch von keinem Kritiker oder Theoretiker darüber gesprochen. Noch Sulzer in seiner Theorie gedenkt des Burlesken nicht, dem wenigstens die französische Encyklopädie einen Artikel, freilich noch ganz im Geiste Boileaus, gewidmet hatte. Vor den Siebziger Jahren komt nur höchst selten das Wort Burlesk vor. Justus Möser mit seinem Harlekin zur Vertheidigung des Groteske-Komischen (zuerst 1761 dann 1777) drang erst später durch, und des Burlesken wird erst, nachdem die obengenannten Dichter Proben davon geliefert hatten, von den Theoretikern gedacht. Ob nicht der Umstand, daß Marmontel einen andern Artikel für die Encyclopädie gearbeitet hatte, der zwar einseitig aber doch von Vorurtheilen frei ist [11]), etwas dazu beigetragen habe, bleibe dahingestellt. Der Erste, bei welchem sich eine Untersuchung darüber findet, ist ein Recensent von Feders Werk über den menschlichen Willen in der Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 25. vom Jahre 1780. Er nimt 3 Arten des Komischen oder Lachenerregenden an, das Burleske oder Belachbare, das Lächerliche und das Drollige (Plaisant). „Der Grund des Vergnügens, sagt er, den das Burleske Leuten von schlechtem und mittelmäßigem Geschmack gewährt, ist wahrscheinlich zur größern Hälfte körperlich: es ist allemal etwas, das eine heftig erschütternde schnelle Sensation im Auge oder im Ohre macht, ein Bild oder ein Ideenverhältniß, das die Organe der Imagination in starke Bewegung setzt, und daher in Nerven, Lebensgeistern und Blut eine große Veränderung veranlaßt; es thut in Natur und Nachahmung die meiste und sicherste Wirkung auf Leute, die sehr leicht und die sehr schwer lachen." Wieland, der für das Burleske anstatt des Marotischen Styls der Franzosen für die Teutschen den Hans Sachsischen anerkannte, äußerte sich nur gelegentlich gegen Adelung, daß auch die burleske Schreibart ihr eignes Gebiet, Verfassung, Gesetze und Gerechtsame habe. (Was ist Hochteutsch? Sämtl. Werke Bd. 44. meiner Ausg. S. 238 fg.) Von nun an nahmen die Ästhetiker in ihren Theorien darauf Rücksicht, man findet aber im Wesentlichen nichts als eine Modifikation dessen, was Home gesagt hatte, den Unterschied zwischen dem Heroisch-Komischen und dem Burlesken, wobei unter dem ersten aber die zweite Art des Burlesken bei Home verstanden, und das letzte als eine Art des Niedrig-Komischen betrachtet wird. Die Meisten erklären es für gleichbedeutend mit dem Possirlichen [12]), wovon es jedoch Einige wieder unterscheiden (wie Pörschke). So blieb es, bis Flögels Geschichte des Burlesken (Lpz. 1794) erschien. Den Unterschied zwischen dem Heroisch-Komischen und dem Burlesken faßt er eben so auf wie alle seine Vorgänger, nur daß er den Gegensatz noch genauer bestimt, indem er das Burleske darein setzt, „daß man große und wichtige Dinge als klein und unwichtig vorstellt, in der Absicht dadurch Lachen zu erregen, auch sie durch gemeine Wörter und Redensarten erniedrigt, und durch Anspielung auf die Sitten und Geschäfte niedriger Stände herabsetzt." Ein Hauptverdienst um die Theorie erwarb er sich dadurch, daß er die Arten des Burlesken anzugeben suchte, und zwar in Sachen, in der Schreibart oder dem Styl, und in der Verbindung von beiden. Zu dem Burlesken in Sachen rechnet er die Parodie, das Travestiren, Vermischung großer Dinge mit unwichtigen kleinen Handlungen, des Ernsthaften mit dem Scherzhaften, Verpflanzung der Sitten, Gebräuche und niedriger Geschäfte der neuern Zeit in den griechischen Olymp, geistliche Dinge weltlich und niedrig vorgetragen, weltliche Dinge geistlich vorgestellt, plötzliche Erniedrigung oder überraschender Kontrast, Zoten in einer ehrbaren Hülle, Zusammenstellung höchst widersprechender Dinge, das Groteske-Komische oder Übertreibung des Possirlichen. Als Arten des burlesken Styls führt er an die altfränkische Sprache, die Gassensprache, die eigenthümliche Sprache gewisser Völkerschaften und Stände, neu erfundene seltsame Wörter, Spiele des Witzes, Sprachmischerei und das burleske Sylbenmaß. In Ansehung des Burlesken in Sachen mit der burlesken Schreibart bemerkte er, daß nicht jede altfränkische Schreibart burlesk sey, daß das Burleske schlechterdings die Absicht habe, eine Sache lächerlich zu machen, daß eine Schrift im höchsten Grade burlesk und doch in der reinsten Schreibart abgefaßt seyn, mithin etwas burlesk blos in Ansehung der Sache seyn könne; wo aber Sache und Sprache zugleich zum Bur-

10) Works Bd. 2. S. 182. Ausg. 3.

11) Elémens de Litterature. I. 394.

12) Gäng, Eberhard, Schott, Pörschke u. A.

lesken verbunden seyen, da entstehe das hohe Burleske, wie bei Rabelais und Fishart.

Man erkent sogleich, daß Flögel bei seinen Aufzählungen blos zusammenstellte, was er in dieser Art vorgefunden, allein gerade dieses, in Verbindung mit einer zwar noch nicht vollständigen aber doch reichhaltigen Geschichte der burlesken Schriftsteller und einer beträchtlichen Menge von Beispielen, wäre die für alle künftigen Untersuchungen erspriesslichste Vorarbeit gewesen, wenn man sie gehörig benutzt hätte. Die Meisten schwiegen aber auch jetzt davon, und die des Burlesken ja gedachten, begnügten sich damit, es als eine Art des Niedrig-Komischen aufzuführen (charakterisirt ward es nach Flögel), welche die Parodie und Travestie zu Unterarten habe. Eberhard in seinem Handbuch der Ästhetik (II. 286 fgg.) nimt diese Unterarten auch an, ist aber der Erste, der einen neuen Weg einschlägt, und Gründe für das aufsucht, was bisher mehr zufällig dem Burlesken beigelegt scheinen konnte. Er theilte alles Lächerliche ein in Lächerliches in den Gedanken und ihrer Bezeichnung, das Burleske, in der Gestalt, das Groteske, und in den Handlungen, das Komische. Den Grund des Lächerlichen im Burlesken findet er in der Unreimlichkeit der Nebenideen mit den Hauptideen überhaupt, und in der dramatischen Poesie insonderheit mit der handelnden Person, deren Gedanken, Empfindungen und Ausdrücke zu der äußern oder innern, hohen oder geringen Würde derselben sich nicht schicken dürfen. Ist es daher ein königlicher Held, so muß er wie ein gemeiner Mensch denken, empfinden, reden und handeln; ist es ein gemeiner Mensch, so muß er wie ein vornehmer Held zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken scheinen. Diesem gemäß wird nun auch der Styl, in dem letzten Falle hochtrabend (in der Parodie), in dem ersten Falle (Travestie) eigentlich burlesk. „Da dieser burleske Styl eine so reiche Quelle des Lächerlichen ist, so ist er dem spottenden Scherze sehr willkommen, um dadurch seinen Zweck desto vollkommener zu erreichen. Die gemeinen und niedrigen Nebenideen, worin der Dichter seine Hauptideen kleiden will, bringt er aus allen den Feldern zusammen, wo sie zu gedeihen pflegen. Sie finden sich am reichlichsten unter dem ungebildeten Theile eines jeden Volkes, dessen Sprache durch ihre Unregelmäßigkeit eine niedrige Farbe hat, indem sie zugleich an die Rohheit der Sitten und der Lebensart erinnert, die mit ihr ein gleich gemeines und niedriges Ganzes ausmacht. — Am meisten ist darin die Sprachmengerei an burlesker Lustigkeit ergiebig.“ Jean Paul (Vorschule der Ästhet. I. 329.), welcher das Burleske auch dem Niedrig-Komischen zuzählt, gibt als Unterscheidungszeichen desselben von den übrigen Nebenarten an, daß der burleske Dichter bis zu einem gewissen Grade das werde, was er verlacht, er male und sey das Niedrige zu gleicher Zeit, „eine Sirene mit einer schönern Hälfte, aber eben die thierische erhebt sich über die Meeresfläche.“ Ohne Gemeinheit, sagt er, sey es nur darzustellen durch Verse. „Wie der Kothurn des Metrums Mensch und Wort und Zuschauer in eine Welt höherer Freiheiten erhebt; so gibt auch der Sokkus des komischen Versbaues dem Autor die poetische Maskenfreiheit einer lyrischen Erniedrigung, welche in der Prosa gleichsam am Menschen widerstehen würde.“ Aus demselben Grunde werden bei der Burleske in dramatischer Form Marionetten statt Menschen zu Spielern erfodert.

Allen bisherigen Theoretikern entgegen tritt Bouterweck (Ästhet. S. 178 fgg.) mit der Erklärung, daß die gewöhnliche Unterscheidung des Hochkomischen von dem Niedrigkomischen zum Theil ganz unästhetisch, zum Theil mehr moralisch als ästhetisch sey; Burlesk oder Niedrigkomisch heiße gewöhnlich und eben so unästhetisch das Hochkomische selbst, sobald es die Gränzen der feinen Welt überspringe. Krug (Ästhet. S. 232 fgg.), der das Hoch- u. Niedrigkomische, welches letzte auch Burlesk im engern Sinne heiße, danach unterscheidet, ob es zu seiner Beurtheilung die höhern oder niedern Gemüthskräfte in Anspruch nehme, bemerkt hiegegen, daß man zwar das Hochkomische auch als das sehr Komische nehme, und dann könne freilich auch das Niedrigkomische hoch — in einem hohen Grade — komisch seyn, allein um Verwirrung der Begriffe zu vermeiden, solle man den Ausdruck hochkomisch nie in dieser Bedeutung nehmen. Das Burleske erklärt er für das Niedrigkomische, besonders sofern es sich in Possen zeige (Scherz von blos scheinbarer Gemeinheit oder Unfeinheit), also für das Possenhafte, welches aber (S. 231. Anm.) von dem Possirlichen wohl zu unterscheiden sey, denn bei jenem liege eine gewisse Absicht zum Grunde, dieses finde unwillkürlich Statt. Das Possenhafte aber erklärt er für eine besondre Art des Scherzhaften, welche auch ein gebildetes Gemüth belustigen könne, indem es bei Hervorbringung oder Wahrnehmung desselben absichtlich über einer niedern Sphäre schwebe, um sich an dem Lächerlichen in demselben zu ergötzen, ohne doch in sie selbst zu versinken. Folglich dürfe auch die Kunst unter dieser Bedingung von dem Possenhaften in ihren Darstellungen Gebrauch machen, ohne Besorgniß, den Geschmack dadurch zu beleidigen. „Fällt es, sagt der Verf., wirklich ins Gemeine, so wird es platt, oder ins Fade, so wird es läppisch.“ Bouterweck erklärt sich hierüber so: „Mit dem Namen des Burlesken bezeichnet man auch das Possenhafte und das gemeine Spaßhafte, das zu nichts weiter führt als zu einem gemeinen Lachen. Doch spricht man auch von burlesker Satyre. So lange diese Verwirrung der Begriffe dauert, muß jede Theorie des Komischen sich selbst aufreiben. Burlesk nach der italiänischen Etymologie des Worts ist überhaupt das Spaßhafte, bei dem man es mit der Eleganz und mit den Foderungen des Anstands nicht so genau nimt, wenn es nur witzig ist und kräftig ergötzt. Das Burleske in diesem Sinne kann also hochkomisch seyn und niedrigkomisch, je nachdem es sich bald in der Idealität, bald in der schlichten Natürlichkeit verliert. Geht es aber, wie bei den Italiänern gewöhnlich, in derbe Satyre über, dann sollte es wieder einen andern Namen haben. Mit der derben Unsittlichkeit, die sich den italiänischen Blumen des burlesken Witzes, wie der Schmutz des Erdreichs manchen wirklichen Blumen, anzuhängen pflegt, steht es übrigens in moralischer Hinsicht nicht so schlimm, als mit der höchst eleganten Unsittlichkeit, die sich füglich bei Hofe hören lassen darf, weil sie die reinsten Namen misbraucht, um das Unreine anständig zu nennen.“

So hat sich denn das Burleske, trotz aller Anfechtungen, zwar wol eine ästhetische Anerkennung verschafft, aber es fehlt noch gar viel zu einer bestimmten und vollständigen Theorie desselben. Aus dem Bisherigen sieht man leicht, daß über wesentliche Punkte entschieden seyn muß, ehe es dazu kommen kann. Da, wo das Komische nach allen seinen Arten im Zusammenhange dargestellt werden muß, wird dies am leichtesten geschehen können, und so sey es hier genug an dieser historischen Vorarbeit, welche den gegenwärtigen Standpunkt angibt, und ihren Zweck erreicht hat, wenn sie zu weiterer Forschung anreizt. (*Gruber.*)

BURLINGTON, Bridlington, Marktflecken an der gleichn. Bai, aus welcher Flamborough Head vorspringt, im East Riding der Grafsch. York. Er liegt etwa ½ Meile von dem Strande, wo hinab sich jedoch eine ihrer Straßen, der Burlingtonkai zieht, und zählt 3741 Einw., die Fischerei, Schifffahrt mit 5850 Tonnen und Handel treiben, auch 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten. Der Hafen wird durch einen Steindamm gebildet, den 2 Batterien mit 8 Kanonen besetzt decken. Es ist hier ein Zollhaus und ein Seebad. (*Hassel.*)

Burlington in Nord-Amerika. 1) Grafsch. des nordamer. Stats Neujersey, 33 □Meilen mit 28,822 Einw. in 12 Ortschaften. Hochbelegen und voller Hügel vom Delaware und dessen Zuflüssen bewässert, hat vorzügliche Wiesen und Weiden, und daher eine ausgebreitete Viehzucht, auch gutes Eisen. — 2) Die Hauptstadt der vorgedachten Grafschaft an und zum Theil im Delaware; ein längliches Viereck mit regelmäßigen Straßen, 1 Rathhause, 4 Kirchen, 1 Akademie, 1 kleinen Bibliothek, 1 Gefängnisse, 300 backsteinernen Häus. und mit der Ortschaft 2419 Einw., die 1 Nagelschmiede und eine ansehnliche Brantweinbrennerei unterhalten, Wochenmärkte haben und Landhandel und Flußschifffahrt treiben; ihr Hafen läßt Fahrzeuge von 200 Tonnen Last zu; zu demselben gehören 1592 Tonnen, die zum Theil für Westindien laden. Zwischen hier und Philadelphia geht täglich ein Packetboot. Die City ist seit 1677 angebauet; in derselben besteht eine Ackerbaugesellschaft. — 3) Hauptort der Grafsch. Chittendea im nordamerik. State Vermont, liegt an der Wineaskebai des Chamblain, hat 1 Rathhaus, 2 Kirchen, 1 Collegium, das seit 1800 eingerichtet ist, 1 Gefängniß, 1 Zoll- u. 1 Postamt und 1690 Einw. Zu dem Hafen gehören 20 kleine Schiffe, die den Handel auf dem See betreiben. ½ Meile von dem Orte macht der Onion einen Katarakt, um den viele Säge-, Öl- und andere Mühlen errichtet sind. — 4) Burlington, Ortschaft in der Grafsch. Otsego des nordamerk. Stats Neuyork mit 3196 Einw. (*Hassel.*)

Burlos, s. Brulos.

BURLUK, ein See in der Kirgisischen Steppe, aus welchem der Fluß Burluk entspringt. Er hält 3 Meilen im Umkreise und ist sehr fischreich. Die Kirgisen der mittleren Horde nomadisiren um denselben herum. (*J. Ch. Petri.*)

BURMANN. Das Geschlecht Burmann, aus welchem die holländischen Familien erwuchsen, stammt aus Köln, wo sich in alter Zeit wohlhabende Kaufleute dieses Namens befanden. Hermann Burmann wird in der Mitte des 16. Jahrh. als Senator daselbst genant. Dessen Sohn Peter Burmann war reformirter Prediger zu Frankenthal in der Pfalz. Als die Schrecken des dreißigjährigen Krieges ihn zu entfliehen nöthigten, flüchtete er mit seiner Familie nach Holland, erhielt aber bald die Stelle eines Predigers zu Emmerich, und starb als Prediger in Cleve. Auf der Flucht ward ihm in Leyden 1632 ein Sohn geboren:

Franz Burmann. Derselbe hatte sich unter Leitung von Festus Hommius der Theologie gewidmet und wurde 1655 als Prediger nach Hanau berufen. Von da ging er als Subrector des Collegii Ordinum 1661 nach Leyden zurück, ward aber schon 1662 als Professor der Theologie nach Utrecht versetzt. Man ertheilte ihm 1664 daselbst ein Predigeramt, und 1671 die Professur der Kirchengeschichte. Außer akademischen Streitschriften und einer Rede: **Belgica afflicta Trai. 1673** erwarben ihm ein **Syntagma theologicum seu synopsis theologiae. Trai. 1671** und **Amstel. 1699. 2 Vol.** und die Erläuterungen (**Uitleggings**) über mehre Bücher des alten Testaments (über den Pentateuch Utr. 1668, über Josua, Ruth und Richter Utr. 1675, über B. Samuel. 1678, über d. B. der Könige, Chronik u. A. Amsterd. 1683, über Genesis Utr. 1698. 4.), welche auch ins Teutsche übersetzt wurden (Frankf. 1693. 1695. u. Kassel 1705. 4.) unter den reformirten Theologen einen bedeutenden Namen. S. *van Til* Bibl. Theolog. S. 15 u. 87. Jene Streitschriften, zur Vertheidigung der cartesianischen Philosophie, befinden sich in der von Abraham van Halen veranstalteten Samlung: **Exercitationes academicae. Roterdam. 1683. 2 Vol. 4.** S. **Act. Erudit. Suppl. T. I. Sect. 9. p. 455.** Auch erschienen nach seinem Tode **Orationes academicae. Ultraj. 1700. 4.** Holländisch 1700. 4. und ein Werk **de passione Jesu Christi** durch Jan van Lent, Herborn 1695. 4., und in einem Nachdruck, welcher Streitigkeiten bewirkte, Amsterd. 1710. 4. Er starb den 12. Nov. 1679. S. **Syllog. Epist. T. IV. p. 571 u. 660.** u. *Graevii* **orat. fun.** bei den **Orat.** Aus der Ehe mit Maria Heydan, einer Tochter des berühmten und wegen Vertheidigung cartesianischer Lehren seines Amtes entsetzten Professors der Theologie zu Leyden, Abraham Heydan, waren ihm 3 Söhne geboren, Peter, Abraham u. Franz, von denen der zweite frühzeitig starb, der erste der berühmte ältere Philolog wurde (s. den eignen Artikel). Der jüngste

Franz Burmann war zu Utrecht d. 15. Mai 1671 geb., wo er auch seine philolog. Studien unter Joh. G. Gräve (Graevius), dann die philosophischen zu Leyden, die theologischen unter Vitringa zu Franecker und zu Gröningen betrieb. Auch in Amsterdam und Dordrecht verweilte er. Seit 1695 bekleidete er die Predigerstellen zu Coudum in Friesland, seit 1698 zu Briel, seit 1703 zu Enkhuyzen, seit 1705 zu Amsterdam. Als im Jahr 1702 eine Gesandtschaft an die Königin Anna in England abging, ward er als Gesandtschaftsprediger beigegeben. Er ward dadurch den Theologen in England bekant. Als Professor der Theologie wurde er 1715 nach Utrecht berufen. Dort starb er den 22. Sept. 1719 im 48. Jahre, und hinterließ vier Söhne Johann, welcher als Prof. der Botanik zu Amsterdam berühmt ward,

Franz, welcher Prediger zu Nimwegen wurde, Abraham, einen Kaufmann in Amsterdam, der früher zu Alcmaar eine Gerichtsstelle bekleidet hatte und Peter den jüngeren Philologen zu Franecker. Er war in vielfache Streitigkeit wegen des Spinozismus mit Phil. Limburg und Friedr. Leenhof verwickelt, und schrieb deßhalb **Burmannorum pietas. Trai. 1701. 8.** Der **Spinosisten hoogste goet. Enkhuys. 1704. 8.** Außerdem rühren von ihm her: **De Harmonie ofte overeenstemminge der vier h. evangelisten. Amsterd. 1713 4.** und mehre Reden. Über ihn s. **Bibl. Brem. Fasc. IV. p. 763.** ***Casp. Burmanni*** **Traiectum erudit. p. 54.**

Joh. Burmann, sein Sohn, war zu Amsterdam den 26. April 1706 geboren. Durch frühe Neigung bestimt, studirte er Naturwissenschaft und Heilkunde zu Leyden, wo er durch die Dissert. de Chylopoiesi 1728 Doktor der Arzneikunde ward. Dann lebte er als praktischer Arzt in Amsterdam, doch hing er mit ausdauernder Liebe an dem Studium der Botanik, welche damals durch reisende Forscher in Afrika und Indien ihr Gebiet sehr erweitert fand. Burmann war einer der thätigsten Bearbeiter der neuen Schätze und ordnete sie mit vielem Scharfsinn. Er trat als Professor der Botanik bei dem Athenäum ein und beaufsichtigte den botanischen Garten. Die von Paul Hermann in Ceylon und am Vorgebirge der guten Hoffnung gesammelten Pflanzen untersuchte er sorgfältig und beschrieb sie sehr genau im **Thesaurus Zeylanicus. Amstel. 1737. 4.** Dann gab er heraus: **Rariorum Africanarum plantarum Decas I — X. Amst. 1738. 1739. 4. Plantarum Americanarum Fascic. decem. Amst. 1755—60. f.** die Beschreibung der von C. Plumier auf den Antillen gefundenen Pflanzen. Eine Monographie **Wachendorfia** erschien Amst. 1757. Auch gab er ***Rumph's*** **Herbarium Amboinense. Amst. 1741—51. 7 Vol. f.** in latein. Sprache heraus und besorgte die **Flora Malabarica Amst. 1769. f.** Er starb im Jahre 1780. S. ***Sprengel*** **histor. rei herbar. T. 2. p. 276. 239. 90.**

Nicol. Laur. Burmann, des Vorigen Sohn, geb. zu Amsterdam 1734, folgte seinem Vater in gleichen Studien, so wie in dem Berufe als Professor der Botanik am Athenäum. Seine Dissertation zur Promotion als Doktor der Arzneikunde war **Specimen botan. de Geraniis. Lugd. B. 1759.** Von ihm erschien: **Flora Indica. Lugd. B. 1768. 4.** Er bestimmte Karl Peter Thunberg zu der für die Naturkunde nutzreichen Reise nach dem Kap und nach Japan. Sein Tod fällt ins Jahr 1793. — Durch diese beiden, Vater u. Sohn, ist Burmann auch ein in der botanischen Literatur gefeierter Name.

Peter Burmann, der ältere, Oheim des vorigen Johann und Sohn des Utrechter Franz Burmann, war zu Utrecht den 6. Jul. 1668 geboren. Früh im 11. Jahre des Vaters beraubt, blieb er der Pflege seiner einsichtsvollen Mutter überlassen. Er besuchte seit 1661 die Schule zu Utrecht unter Sourchdonk. Einen, wie er selbst bekent, den Vater ihm ersetzenden Freund und Lehrer fand er in Joh. Georg Gräve (Graevius), dem er sowol die gesammte Bildung des Geistes als auch die Förderung seines Lebensglückes verdankte. Wiederholend spricht er seine Dankbarkeit aus in den Vorreden zu **Dissert. de vectigalibus,** zu **Gudii Epist.** und zum **Petronius.** Gräve leitete ihn auf ein gründliches Studium des Alterthums hin, dem er auch stets treu blieb, ob schon er sich zur Jurisprudenz wendete, und unter Lucas van de Poll, Johann van Muyden und Heinrich Coccei zur juristischen Praxis vorbereitete (s. Vorrede zu **dissert. de vectigal.**). Er disputirte unter *van Muyden* **de vigesima haereditatum,** welche Schrift er in das angeführte Werk **de vectigalibus pop. Rom. Trai. ad Rhen. 1694** (auch 1737) aufnahm. Vgl. **Acta Erudit. 1695. p. 178.** Dann ging er nach Leyden, und hörte Burcher de Volder in der Philosophie, Theodor Ryck in der Geschichte, und Jacob Gronov in Erklärung der Alten, kehrte aber schon nach einem Jahre zu Gräve zurück. In Utrecht erlangte er die juristische Doktorwürde 1688 durch die **Dissert. de transactionibus.** Darauf reisete er durch Teutschland und die Schweiz, um Gelehrte und Bibliotheken kennen zu lernen. Zurückgekehrt nahm ihn alsbald das juristische Geschäftsleben in Anspruch und er arbeitete als Advokat mit vielfachem Beifall, und so auch seit 1691 als Einnehmer der Episcopalsteuern. Doch die tief wurzelnde Neigung zu dem Alterthum und der Umgang seines väterlichen Freundes zogen ihn zur Philologie zurück. Gräve brachte ihn für die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte in Vorschlag, welche er 1696 durch eine Rede **de eloquentia et poesi** antrat. Später ertheilte man ihm auch die Professur der griechischen Sprache und die der Politik. Überall stand ihm Gräve durch Rath und Hilfe zur Seite; sein Beifall erhöhete sich mehr und mehr, und zog aus dem Auslande, namentlich aus England, viele Schüler heran. So ward er zu einem der berühmtesten Gelehrten der Zeit, was schon in der Art, wie ihn auf einer Reise Montfaucon in Paris empfing und mit ihm die engste Freundschaft schloß, genug beurkundet wird. S. ***Schacht*** **Oratio funebris** S. 31. Ein körperlich kräftiger Mann genoß er der Freude des Lebens, und mochte sich bei fröhlichem Mahle und Wein gern der offenen Rede und dem strafenden und lachenden Witze hingeben, der aber auch nicht selten tief verletzte. So regte er viele Feinde auf, gegen welche er in der Vorrede zum Petronius sich mit Heftigkeit als ein von Jugend auf durch Verläumdung Verfolgter vertheidigt, und dadurch sie noch mehr erbitterte. Theologen nent er seine feindseligsten Gegner, vorzüglich aber züchtigt er den gegen ihn unter dem Namen Gorallus aufgetretenen le Clerc (**Clericus**) in Amsterdam. Als er daher im Jahr 1715 den Ruf, an Perizonius Stelle zu Leyden einzutreten, erhielt, begünstigte man ihn wenig, und er verließ, obgleich ungern, Utrecht, und trat die Professur der Beredtsamkeit und griechischen Sprache zu Leyden den 2. Jul. 1715 mit der Rede **de publici humanioris disciplinae professoris proprio officio et munere an.** Auch hier ward ihm, selbst neben Jacob Gronov, der ausgezeichnetste Beifall zu Theil. Man ertheilte ihm die Professur der belgischen Geschichte und Poesie, so wie die Aufsicht der Bibliothek. Außer den schon angeführten Schriften erschien von ihm: **Jupiter Fulgurator. Lugd. B. 1700. Leid. 1734. Epi-**

stolae Gudii et Sarravii Ultr. 1697. **Somnium seu iter in Arcadiam novam.** Ultrai. 1710. 4. **Orationes** Trai. 1700. (auch Berolini 1742). Aus den von Gräve ihm übergebenen Bemerkungen von Markard Gude und N. Heinse fertigte er die erste Ausgabe des **Phaedrus**, als Samlung kritischer Bemerkungen (Amstel. 1698 und Hagae Com. 1718, auch Ultrai. 1718.) ohne Eigenes hinzuzufügen. Die von ihm bearbeiteten lateinischen Klassiker sind **Petronius.** Traiect. ad Rh. 1709 und nach seinem Tode Amstel. 1743. **Velleius Paterculus.** Lugd. B. 1719 u. 1744. **Quinctilianus.** Lugd. B. 1720. **Valerius Flaccus.** Leidae 1724. **Phaedrus.** Leidae 1727. **Ovidius.** Amst. 1727. **Poetae Minores.** Lugd. 1731. **Suetonius.** Amst. 1736. **Lucanus.** Leidae 1740. Außerdem erschien **Orat. in studia humanitatis.** Lugd. 1720. **Orat. pro Grammaticis et Literatoribus.** Leid. 1732. Die Vorreden zu den **Thesauris Italiae** und **Siciliae.** Die Herausgabe des Petronius zog mannigfache Nachrede auf ihn (m. s. die schmuzige Anekdote in Gundlings Hist. der Gelahrth. Th. 1. S. 1280). So wie die Gegenschrift **Chrestomathia Petronio-Burmanniana.** Florent. 1734, deren Verfasser Veerburg (nicht wie Einige angeben, Maittaire) war. Burmanns Gelehrsamkeit war, durch die sammelnde Lectüre der alten Schriftsteller vermittelt, eine nicht geringe, doch nur auf die lateinische Literatur beschränkt, und meist in den Worten und deren grammatischen Gebrauch enthalten, daher er das, was durch Vergleichung von Beispielen gewonnen werden kann, musterhaft leistete. Als Kritiker gebricht ihm das scharfe Urtheil und die Leitung fester Principien; das einzele Wort und die losgetrennte Phrase beschäftigte ihn, ohne daß er erklärend in den Geist des Schriftstellers eindringe, wie er z. B. beim Rhetoriker Quintilianus das Bekentniß ablegte, er habe sich bei der Bearbeitung wenig um den rhetorischen Inhalt gekümmert. Bei den Dichtern geht ihm der feinere Geschmack und dichterischer Geist ab, während er auch in ihnen nur Worte behandelte. Homer sah er tief unter Virgilius gestellt (s. Vorrede zu Valer. Flacc.). Das große Verdienst, was er sich erwarb, liegt in der sorgsamen Pflege der damals gehobenen philologischen Studien und in dem Eifer, mit welchem er die auch äußerlich sich empfehlenden Ausgaben der lateinischen Autoren, die als Materialiensamlung schätzbar bleiben werden, mit Aufopferung und bei geringem Lohn zu Tage förderte. Selbst uneigennützig spricht er bei jedem Werke gegen die unwissenschaftliche Gewinnsucht der Verleger. Sein Ansehen unter Gelehrten, die größtentheils mit ihm in Briefwechsel standen, war sehr groß und er ward, wie Reiske in seiner Lebensbeschreibung S. 25 sagt, in Holland angebetet. Man überließ ihm kritische Apparate zur Bekantmachung. Aus dem Nachlasse von Daniel Heinse und Nicol. Heinse machte er Vieles bekant, und ihm genügte oft die Zusammenstellung fremder Materialien mehr als ein eigenes Werk. Durch die **Sylloge epistolarum** V. Tom. Leid. 1727. hoffte er, und nicht mit Unrecht, sich den Dank der Nachwelt zu erwerben. Man vgl. Acta Erudit. 1725. p. 155. Früher hatte er herausgegeben **Petri Cunaei Epistolae.** Leid. 1725. Mit Capperonnier, welcher ihm die Vernachlässigung der Rhetorik beim Quintilianus vorwarf, jedoch seine Ausgabe bis auf wenige Stellen ganz abdrucken ließ, gerieth er in einen heftigen Kampf, in welchem er **Epistola ad Capper. de nova Quintiliani editione.** Leid. 1726 schrieb. Gegen Bentley und dessen metrische Herstellung der Komiker war er im Phädrus als Gegner aufgetreten; mit welchem Glück hat Reiz in s. Programme gezeigt: **Burmannum de Bentleii doctrina metrorum Terentianorum iudicare non potuisse.** Lips. 1787. Die Freundschaft zwischen Bentley und ihm brach aber erst dann als Burmann verweigerte, die Collationen und Bemerkungen von Heinse zum Lucanus an Bentley auszuliefern. S. Vorrede zum Lucanus. Die Correcturen seiner Schriften, welche zu Leyden heraus kamen, besorgte Reiske. In der zweiten Ausgabe des Petronius änderte dieser Vieles nach Willkür, so daß das Werk selbst eine sonderbare Gestalt erhielt, Reiske aber Achtung und Unterstützung in Holland durch diesen späterhin bereuten Vorwitz verscherzte. M. s. Miscellan. Lips. 1816. P. 1 u. 5. und Reiske's Lebensbeschr. S. 24. Burmann lebte, namentlich in den letzten Jahren, meist auf seinem Landgut Batesteyn, welches er auch besang: **Batesteinum in concione acad. celebratum.** Leid. 1738. Nach langer Krankheit, während er noch am Petronius arbeitete, starb er den 31. März 1741 im 73. Jahre. Nach seinem Tode erschienen durch seinen Sohn **Poematum libri 4.** Amst. 1746. 4. und durch den Neffen die Ausgabe des Virgilius. Amst. 1746. Sein Bildniß steht vor der letzten Ausgabe des Phädrus. Man vgl. **Oratio funebris in obitum Petri B. dicta ab Herm. Oosterdyk Schacht.** Lugd. B. 1741. *Fabricii* histor. bibl. Fabric. III. p. 464. Von 10 Kindern hinterließ er zwei Söhne Franz B., welcher Militär war, und Caspar B.

Caspar Burmann hatte sich der Jurisprudenz gewidmet, erlangte die Doktorwürde zu Utrecht, wo er Senator war und mehrmals das Scabinat verwaltete, auch als Deputirter der Generalstaaten sich mehrfachen Ruhm erwarb. Er schrieb: **Hadrianus VI. seu Analecta historica de Hadr. VI.** Traiect. ad Rh. 1727. 4. **Traiectum eruditum.** Traiect. 1738. Er starb im Jahr 1755 und mit ihm endete dieser Zweig der Familie.

Peter Burmann, der sich selbst zur Unterscheidung von seinem Oheim Secundus nannte, war der Sohn des jüngeren Franz B. und zu Amsterdam den 13. Okt. 1713 geboren. Nach des Vaters frühem Tode ward er von seines Vaters Bruder, dem Philologen Peter Burmann in Leyden erzogen, wo er sich dem Studium der alten Literatur und der Rechtswissenschaft widmete. Im Jahr 1733 trat er als Schriftsteller mit **Sapientia Hyperboraealis** auf. Die juristische Doktorwürde erlangte er den 13. Aug. 1734 durch die **Dissert. de iure annulorum aureorum.** Frühzeitig erwarb er sich als Dichter ausgezeichneten Beifall. Als Wesseling seine Stelle, die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte zu Franecker aufgab, berief man Burmann. Er trat den 22. März 1736 durch die **Rede pro criticis** (Franeq. 1736.) ein; 1741 erhielt er auch die Professur der Dichtkunst. Doch schon 1742 ging er an D'Orville's Stelle an das Gymnasium zu Amsterdam, und übernahm den

10. September mit der Rede de enthusiasmo poetico (Amst. 1742. auch ins Niederteutsche übersetzt von Dietr. Smits. Rotterd. 1743.) die Professur der Beredtsamkeit, Geschichte und griech. Sprache, womit er 1744 die der Poesie verband. Auch übertrug man ihm 1752 die Oberaufsicht über die Bibliothek und über die lateinischen Schulen. Auf den Ruhm seiner Voraltern und auf eigene Gelehrsamkeit stolz, verletzte er in den spätern Jahren die mit ihm Verbundenen (s. Boekzaal. Nov. 1752. p. 650.) und gerieth in vielfache Streitigkeiten. So mit Eberhard Otto in: de rebus ad Everh. Ottonem pertinentibus. Genev. 1746. Als schmähender Gegner trat er gegen Saxe auf, und regte durch bittere Entgegnung die teutschen Gelehrten, namentlich Chr. Ad. Kloß an. Derselbe nahm seinen Freund Saxe und die in den Actis Erudit. 1759. Dec. erschienene Recension des Specimen Anthologiae, welche von ihm selbst verfaßt war, in Schutz und züchtigte Burmann mit jugendlichem Übermuth (denn er selbst studirte damals noch zu Leipzig) und der Kühnheit seiner rüstigen satirischen Geißel aufs empfindlichste in den Schriften Antiburmannus. Jenae 1761. und Funus P. Burmanni. Alteub. 1762., wogegen Burmann schrieb Epistola ad fratrem. Amst. 1761. 4. (auch holländisch) und den mit einem Schandbild verzierten Anti-Clotzius. Amst. 1762. 4. Kloß wies B's ungemäßigten Stolz und hochfahrenden Dünkel nach, und deckte vielfache Fehler und Blößen seiner Unwissenheit auf, obgleich ihn sein Zorn, wie immer die Gränzen der Schicklichkeit und der moralischen Würde überschreiten ließ. Burmann starb den 24. Jun. 1778 auf seinem Landgute Sandhorst bei Wassenaer. Er gab H. Valesii Emendationes. Amst. 1739. 4. N. Heinsii Adversaria. Harling. 1740. 4. und den von seinem Oheim besorgten Virgilius. Amst. 1746. heraus. Seine eigenen Schriften sind die Ausgaben von P. Lotichii Poemata. Amst. 1754. 4. Anthologia vet. Latin. epigr. Amst. 1759. der ein Specimen 1747 vorausging. Aristophanis Comoed. Lugd. 1760; ein bloßer Abdruck. Claudianus. Amst. 1760. Ciceronis Rhetorica. Lugd. B. 1761. worin Burmann nur eine Abhandlung über den Verfasser der Bücher ad Herennium gab, welche aber auch größtentheils in Aufzählung verschiedener Hypothesen besteht. Nach seinem Tode vollendete Laurentius Santen die Ausgabe des Propertius. Ultraj. 1780. 4. Epicedion in funera G. d'Arnaud. Franec. 1740. 4. Orat. in obitum Corn. Sieben. Amst. 1743. 4. Orat. in obitum Jac. Ph. d'Orville. 1751. Holländisch 1752. Auch wird angeführt: Epistola Charlottae Amaliae, gegen welche Charlottae Amaliae epist. ad Burm. zu Halle 1740 erschienen sey. Als Kritiker blieb Burmann dem holländischen Verfahren, welches die Alten nach einer ohne feste Principien schwankenden Beurtheilung der Eleganz behandelte, und dabei sich in grundlosen Conjecturen über Wortverbesserung verlor, ziemlich treu, und ohne grammatische Gründlichkeit, gebildeten Geschmack und Treffkraft des Scharfsinns zu besitzen, galt auch in seinen Bearbeitungen der lateinischen Dichter am meisten das unstete Rathen und Vermuthen über Einzelnheiten, das Vergleichen der Ähnlichkeiten im Wort- und Redegebrauch, die scheinbare Gelehrsamkeit in Verfolgung des Spitzfündigen und Gesuchten. Selten greift sein Urtheil bestimt durch, noch seltner beurkundet sich ein geregelter Sinn für das Poetischschöne. Möchte daher sein schriftstellerischer Werth nicht so hoch angeschlagen werden dürfen, so wird dagegen gewiß mit Recht sein großes Verdienst gerühmt, welches er sich um die Bildung seiner Schüler im Athenäum zu Amsterdam erwarb, und Santen spricht in der Vorrede zum Propert. mit Begeisterung von der Liebe zur Wissenschaft, die er einzuflößen und zu unterhalten vermochte. Santen selbst war einer seiner würdigsten Zöglinge, welcher auch die von Burmann begonnenen Plane auszuführen und so eine größere Ausgabe des Ovidius (wozu sich die Materialien nun in der königl. Bibliothek zu Berlin befinden) zu liefern gesonnen war. (*Hand.*)

BURMANN (Gottlob Wilhelm), geb. 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, wo sein Vater damals Schreib- und Rechenmeister war, hieß eigentlich Bormann, nahm aber den Namen der holländischen Philologen an, den ihm einer seiner Lehrer als eine Auszeichnung zuerst beigelegt hatte. Er besuchte die Schulen zu Löwenberg und Hirschberg, ging 1758 auf die Universität zu Frankfurt a. d. O., um die Rechte zu studiren, kehrte in sein Vaterland zurück, und begab sich in der Folge nach Berlin, wo er den Rest seines Lebens ohne öffentliches Amt zubrachte. Fast 12 Jahr lang (bis 1785) redigirte er die Haude- und Spenersche Zeitung; außerdem suchte er durch Privatunterricht, besonders in der Musik, Schriftstellerei und Gelegenheitsdichterei seinen Unterhalt zu erwerben. Da er sorglos in den Tag hineinlebte und sich, wie Rousseau, in der Armuth gefiel, so gerieth er zuletzt in das größte Elend. Vom Schlage gerührt war er bereits seit 10 Jahren dem Publikum entfremdet und von den Meisten seiner Bekannten vergessen, als er endlich auf dem Sterbebette das Mitleid derselben in einem kurzen Gedicht anflehte, welches am 5. Jan. 1805 in den Zeitungen erschien. Die Hilfe kam jedoch zu spät, weil er bereits am Morgen desselben Tages verschieden war. Er war von Gestalt klein, hager, hinkend und übelgebauet; im Betragen ein großer Sonderling, voll angebornen und anerzogenen störrischen Eigensinns, ohne Selbstbeherrschung und Stetigkeit und deshalb auch ohne gründliche Studien und reifen Geschmack. Der Wahn, daß einem sogenannten Genie das Bizarre wohl anstehe, beherrschte ihn ganz, doch schadete er durch seine Sonderbarkeiten nur sich selber, nicht Andern, und in seinem unansehnlichen Körper wohnte ein talentvoller Geist, voll lebhaften Gefühls für alles Edle und Schöne und voll warmer, herzlicher Theilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Für die Musik besaß er besonders große Anlagen, er war in frühern Jahren einer der fertigsten und kunstreichsten Klavierspieler in Berlin. Gleichwol hatte er nie einen Lehrer gehabt und an der linken Hand nur vier Finger. Für diesen Mangel hatte er eine eigene Fingersetzung erfunden, wodurch er mehr leistete, als viele andere Klavierspieler mit fünf Fingern. In der Fuge und im figurirten Choral war er Meister und seine öffentlichen Conzerte wurden von den Freunden der Kunst mit Enthusiasmus besucht. In Gesellschaften spielte er nie, wenn man ihn darum bat, wol aber, wenn man ihn zu ver-

nachlässigen schien; er konnte dann bei günstiger Stimmung auf eine bewundernswürdige Weise am Klavier phantasiren und den eigenthümlichen Styl berühmter Tonsetzer zur größten Genugthuung der Kenner nachahmen. Für den Druck zu setzen fühlte er wenig Neigung, doch ist Einiges von ihm erschienen. Die Gabe des Improvisirens besaß er in einem seltenen Grade; bei heiterer Laune konnte er jeden Stoff in ein poetisches Gewand einkleiden und eine gesellschaftliche Unterhaltung vier und mehr Stunden lang in Reimen fortführen, wobei nicht selten Gedanken und Wendungen überraschten. Als Dichter hatte er sich besonders in der Gattung des leichten Liedes, der äsopischen Fabel und des Epigramms einen zu seiner Zeit ziemlich bedeutenden Ruf erworben. Man findet in seinen Gedichten einzele Schönheiten, im Ganzen aber tragen sie das Gepräge der Übereilung und eines nicht gehörig gebildeten Geschmacks. Nur wenige sind correct zu nennen und auch diese sind es meistens durch fremde Hilfe geworden. B. schritt nicht mit der Zeit fort und dichtete noch in spätern Jahren in der Manier Günther's, den er in seiner Jugend lieb gewonnen hatte. Zwar schätzte er die Neuern, Göthe, Bürger und Claudius, und verflocht einzele ihnen nachgebildete Züge in die Günthersche Manier, aber auf diesem Wege konnte nur ein unharmonisches Ganzes entstehen. Unter seinen zahlreichen, obwol nicht voluminösen Samlungen von Gedichten, welche Jördens und Meusel verzeichnet haben, mögen hier nur genant werden: Fabeln. Dresden 1768. Neue vermehrte Auflagen, Frankfurt a. d. O. 1771 und Berlin 1773. Lieder in 3 Büchern, Berlin 1774. Auswahl einiger vermischten Gedichte, Berlin 1783. Gedichte ohne den Buchstaben R. Berlin 1788. Die letzte Idee gehört ihm nicht ursprünglich und ist unter andern schon von Brockes in einem Gedicht ausgeführt worden. Im J. 1775 gab er eine Wochenschrift unter dem Titel: Für Literatur u. Herz, heraus *). (*Rese.*)

BURMANNIA, eine nach dem obgedachten N. L. Burmann genannte Pflanzen-Gattung, die mit Sonerila Roxb. eine eigene Gruppe bildet und zur dritten Linné'schen Klasse gehört. Der Charakter besteht in einem sechslappigen corollinischen Kelch, dessen Lappen abwechselnd sehr klein sind, und dessen Röhre drei geflügelte Winkel hat. Die sehr kurzen Staubfäden haben zu beiden Seiten die getrennten Fächer der Anthere. Die Kapsel steht unter dem Kelch und ist dreifächerig.

1. B. *biflora*, mit fadenförmigem zweiblüthigen Stamm, pfriemenförmigen Blättern und abgestutzten Flügeln der Kapsel. In Karolina. (Tripterella caerulea Ell.). 2. B. *iuncea* R. Br., der vorigen ganz ähnlich, nur daß die Flügel der Kapsel oben gerundet sind. In Neu-Holland. 3. B. *flava* Mart., mit zweiblüthigem Stamm, lanzetförmigen dreinervigen Blättern und halblanzettförmigen Flügeln des Kelches. In Brasilien. 4. B. *capensis* Mart.? mit dreiblüthigem blattlosen Stamm und halb kreisrunden Flügeln des Kelches. Am Kap. (Mabarnia Aub. Thuan.). 5. B. *bicolor* Mart., mit fadenförmigem vierblüthigen Stamm, borstenförmigen Wurzelblättern und umgekehrt eiförmigen Flügeln des Kelches. In Brasilien. 6. B. *capitata* Mart., mit vielblüthigem Stamm, knopfförmigen Blumen und zerstreuten pfriemenförmigen Blättern. In Karolina. (Tripterella capitata Ma.). 7. B. *disticha* L., mit vielblüthigem Stamm, lanzetförmigen Blättern und einer doppelten einseitigen Blumenähre. Auf Zeilan. 8. B. *alba* Mart., mit vielblüthigem Schaft, pfriemenförmigen Wurzelblättern und einer gespaltenen zweizeiligen Ähre. In Brasilien. 9. B. *dasyantha* Mart., mit vielblüthigem Schaft, linienförmigen Wurzelblättern und einer doppelten Ähre, woran die Blüthen in drei Reihen nach einer Seite stehn. In Brasilien. (*Sprengel.*)

BURNET (Gilbert), Bischof von Salisbury, aus einer alten angesehenen Familie der Grafschaft Aberdeen (dem Hause Leyes), wurde den 18. September 1643 zu Edinburg geboren. Sein Vater, ein geschickter Rechtsgelehrter, erhielt späterhin, nach der Wiedereinsetzung Karls II., den Namen Lord Cromont und das Amt eines Richters, oder, wie es in Schottland hieß, eines Herrn von der Sitzung (Lord of Session), zum Lohne seiner treuen und thätigen Anhänglichkeit für die Sache Karls I. Gilbert war der jüngste unter seinen Geschwistern und empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, welcher unter Kromwell durchaus kein Amt verwalten wollte und daher Muse genug hatte, den Lehrer seiner Kinder zu machen. In seinem 10. Jahre bezog Gilbert die Universität Aberdeen, und auch hier blieb sein Vater der Leiter und Ordner seiner Studien. Dieser hatte ihn der Kirche zugedacht; da aber eigene Neigung den Sohn zum Studium des Rechts antrieb, so ließ er ihn gewähren, und nach einem Jahr gab Gilbert mit freiem Entschlusse die Jurisprudenz auf und schlug die Bahn ein, welche sein Vater ihm vorgeschrieben hatte [1]. Mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabt, unter denen vorzüglich seine fast wunderbare Gedächtnißkraft und seine lebhafte Phantasie hervorstachen, dabei von Kindheit an zu unermüdlichem Fleiße gewöhnt, dem auch sein starker Körper gewachsen war, machte er die schnellsten Fortschritte in allen Zweigen der theologischen Gelehrsamkeit. Schon in seinem 14. Jahr war er zum Magister Artium erhoben worden, noch vor dem zurückgelegten 18. hielt er seine Probepredigt, und wurde dem zu Folge unter die Proponenten oder Postulanten aufgenommen [1]). Unmittelbar darauf trug der Ritter Alexander Burnet v. Leyes, einer seiner Verwandten, ihm eine geistliche Stelle in Edinburg an, die er aber, wegen seiner Jugend, ausschlug, so gern auch seine Familie ihn auf diese Weise versorgt gesehn hätte.

Nach dem Tode seines Vaters im J. 1661 entschloß

*) S. die Schulschrift von K. H. Jördens: Etwas über den Dichter G. W. Burmann, Lauban 1805 4. Ebd. Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten Bd. 1. S. 273—278. Bd. 5. S. 802—804. Bd. 6. S. 593. Ebd. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der vorzügl. Dichter, Bd. 1. S. 82 ffg. Meusel's gelehrtes Teutschland. 5. Ausgabe. Bd. 1. 9. 12. 13. Der Freimüthige. Jahrg. 1805. Nr. 8—9. Morgenblatt 1810. Nr. 14.

1) In Schottland der niedrigste Grad der protestantischen Geistlichkeit. Die das Proponenten- oder Postulanten-Examen bestanden haben, dürfen die Kanzel besteigen, ohne jedoch eine eigene Kanzel einzunehmen.

sich B. zu einer Reise. Er ging im folgenden Jahre nach London, Cambridge und Oxford, und machte in diesen Städten Bekantschaft mit den berühmtesten Gelehrten seines Vaterlandes, mit Wilkins, Tillotson, Pearson, Thomas Burnet, Wallis, Pococke und Andern. Bei seiner Rückkehr von Oxford nach London knüpfte er auch noch ein Freundschaftsband mit Robert Boyle und Robert Murray an, zwei Männern, welche damals von weitreichendem Einfluß in politischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten waren. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in England kehrte Burnet in sein Vaterland zurück, und lehnte hier ein neues Anerbieten des Ritters Robert Fletcher ab, der ihm ein geistliches Amt zu Salton übertragen wollte. Sein Eifer, sich in seiner Wissenschaft noch weiter zu fördern, und zugleich die Lust, die Welt kennen zu lernen, trieben ihn in das Ausland. Er begab sich nach Holland, und studirte in Amsterdam unter einem Rabbiner die hebräische Sprache. Auch benutzte er hier die Gelegenheit, sich mit den Lehren und Gebräuchen vieler Religionsparteien bekant zu machen, der Kalvinisten, Arminianer, Wiedertäufer, Unitarier und andrer mehr, und der Umgang mit diesen verschiedenen Sekten blieb nicht ohne Einfluß auf seine Überzeugung und Denkungsart, sondern leitete ihn zur Duldsamkeit und Freisinnigkeit hin. Von Holland aus machte er eine kleine Reise nach Paris und eilte hierauf nach Schottland zurück. In London wurde er zum Mitgliede der königl. Societät aufgenommen, bei welcher sein Freund Murray ihn vorgeschlagen hatte, und in Schottland fand er die Predigerstelle zu Salton noch offen, die er vor seiner Reise abgelehnt hatte. Jetzt wurde er zum Priester eingesegnet und übernahm das genannte Amt, dem er von 1665—69 mit löblichem Eifer und wohlverdientem Beifall vorstand. Die Arbeiten seines Dienstes waren beträchtlich und mühsam, und da er sich ihnen und namentlich dem Predigen und Katechisiren mit eifrigem Fleiße unterzog, so blieb ihm wenig Muse zu selbstgewählten Studien übrig; ja er zog sich durch überspannte Anstrengungen seines Geistes und Körpers nach und nach ein hitziges Fieber zu, welches sein Leben in Gefahr brachte. Dazu hatte wol auch sein strenges einsiedlerisches Leben beigetragen, das er den schottischen Bischöfen als Exempel darstellen wollte, um dadurch seinen Beruf an den Tag zu legen, den Sittenrichter dieser Herren zu machen; und die Lesung vieler Mystiker nährte den melancholischen Geschmack des jungen Zeloten.

Indessen war dieser Zustand der einsiedlerischen Schwermuth nur ein vorübergehender. Gegen das Ende seines Aufenthalts in Salton wurde er mit der Herzogin von Hamilton bekant, die ihn dem Rektor der Universität Glasgow, dem Dechanten Ramsay, empfahl, durch dessen Vermittelung er eine theologische Lehrerstelle an dieser Anstalt erhielt. Er bestieg sein Katheder im J. 1669 zum großen Ärgerniß der Bischöflichen, wie der Presbyterianer; denn die ersten haßten ihn wegen seiner Toleranz gegen die andern, und die letzten konnten ihm seinen Eifer für die bischöfliche Kirche nicht vergeben. Damals erschienen Burnet's erste Streitschriften, welche großes Aufsehn unter beiden Parteien erregten, ohne es jedoch einer von beiden ganz recht zu machen. Ihre Titel sind: **Modest and free Conference between a Conformist and a Nonconformist. 1669. Vindication of the Authority, Constitution and Laws of the Church and State of Scotland. 1673.** Diese letzte Schrift, gegen Buchanan gerichtet, behauptete die bischöfliche Konstitution der schottischen Kirche und die souveräne Gewalt der Krone, und empfahl ihn dadurch dem Herzog von Lauderdale, damaligem Lord Lieutenant von Schottland. Dieser stellte ihn dem Könige Karl II. vor, der ihn schon durch eine Abhandlung über die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit zu einer Zeit kennen gelernt hatte, als dieses Thema in seine eigenen Plane einschlug. Karl soll ihm damals ein Bisthum in Schottland mit der Anwartschaft auf das erste offene Erzbisthum verheißen haben. Aber Burnet, welcher zu fürchten anfing, der König wolle ihn durch solche Gunstbezeugungen nur darum an sich fesseln, um ihn zu einem Werkzeuge seiner Plane zu machen, brach nach und nach mit dem Herzoge von Lauderdale und endlich mit dem ganzen Hofe. Dabei konnte es auch nicht fehlen, daß er manchen von seinen früheren Grundsätzen und Meinungen über kirchliche und politische Verhältnisse widersprach, und dies gab dann seinen Feinden und Neidern Veranlassungen genug, ihn bei allen Parteien verdächtig zu machen. Seine Abneigung gegen den König floß größtentheils aus der vorgefaßten Idee her, daß derselbe die katholische Religion in England und Schottland wieder herstellen wollte, und er widersetzte sich diesem eingebildeten Vorhaben, als würde es schon in Ausführung gebracht.

Diese und ähnliche Händel hatten ihm seine Lehrerstelle in Glasgow verleidet, und der Herzog von York, der ihm am längsten gewogen blieb, soll ihm sogar vorgestellt haben, daß er sich in Schottland nicht für gesichert gegen eine Verhaftnehmung halten möchte. Daher legte er seine Professur nieder und wählte London zu seinem Aufenthalte. Hier würde Burnet, ohne Anstellung und ohne Unterstützung, bald in dringende Verlegenheit gerathen seyn, um so mehr, da er sich vor einigen Jahren verheirathet hatte, wenn nicht sogleich einer seiner Gönner, der königliche Rollenmeister (d. h. Aufseher der Gerichtsarchive), Ritter Grimstone, ihm das einträgliche Amt eines Predigers bei der Kapelle der Kanzlei verliehen hätte, so sehr auch diese Besetzung dem Willen des Königs zu widersprechen schien. B. behielt diese Stelle 10 Jahre und verschaffte sich während dieser Zeit einen großen Ruf in England durch seine Kämpfe gegen die Katholiken, und namentlich gegen Colleman. Hieher gehört sein **Account of a conference between himself, Dr. Stillingfleet and Colleman. 1676.** Eine durch Nachbarschaft herbeigeführte Bekantschaft mit dem Ritter Thomas Littleton, einem der entschiedensten Oppositionsmitglieder des Unterhauses, zog den schon aus eigenem Antriebe dem Hofe entfremdeten Burnet immer mehr und mehr von der Partei ab, welcher sein Vater so treu und eifrig angehangen hatte. Der König Karl vernachlässigte dagegen nichts, den Abtrünnigen wieder zu gewinnen. Aber B. blieb eben so standhaft gegen Drohungen, wie gegen lockende Versprechungen, und schlug das Bisthum von Chichester, welches ihm in dieser Periode seines Lebens

angetragen wurde, eben so entschlossen aus, wie jenes erste Anerbieten in Schottland.

Als Graf Essex und Lord Russel, beide Burnet's Gönner und Freunde, in Verhaft genommen wurden, weil sie Maßregeln der Gewalt gegen den König im Schilde geführt haben sollten, fürchtete man auch für Burnet. Dieser wußte sich aber von jedem Verdachte der Mitwissenschaft jenes Vorhabens zu reinigen, und zog sich von der Zeit an mehr als je aus allen öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er ließ sich in seinem Hause ein Laboratorium bauen und beschäftigte sich wol ein Jahr hindurch mit chemischen Versuchen, fuhr indessen auch fort, in der Gerichtskapelle zu predigen, bis ihm im J. 1684 durch einen Befehl des Hofes die Kanzel verboten wurde.

Nach Karls II. Tode im J. 1685 hielt es B. für gerathen, England auf einige Zeit zu verlassen, Jakobs II. Rache fürchtend, weil er zu der Partei derjenigen gehörte, welche ihn von der Thronfolge ausgeschlossen wissen wollten. Er machte daher eine Reise durch Frankreich, Italien, die Schweiz und einen Theil Teutschlands und begab sich dann nach Holland, wo er sich niederlassen wollte. Er hatte sich Utrecht zum Wohnort ausersehen, aber der Prinz und die Prinzessin von Oranien luden ihn ein, an ihrem Hofe im Haag zu bleiben. Hier spielte B. eine wichtige Rolle. Als Mitglied des Rathes des Statthalters und als Vertrauter seiner Plane in Bezug auf den britischen Thron, suchte er dessen Sache in England mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu fördern; er unterhielt in dieser Absicht einen geheimen Briefwechsel mit seinen dortigen Freunden und ließ durch diese seine Parteischriften unter seine Landsleute verbreiten. Um sich aber vor jeder gerichtlichen Verfolgung von England aus zu sichern, bürgerte er sich förmlich in Holland ein.

Während dieses Aufenthalts im Haag verheirathete sich Burnet zum zweiten Male mit einer reichen und liebenswürdigen Holländerin, Namens Scot. Diese Ehe wurde glücklicher, als seine erste, bei welcher das Misverhältniß des Alters der Gattin, die 18 Jahre mehr zählte, als er, durch ihre geistige Vortrefflichkeit doch nicht ganz ersetzt werden konnte [2]). Sie war im J. 1685 gestorben, nachdem ihr Körper und ihr Verstand schon lange vorher zerrüttet danieder gelegen hatten. Die zweite Ehe brachte ihm 5 Söhne und 2 Töchter und dauerte 11 Jahre in ununterbrochener Einigkeit und Zufriedenheit fort [3]).

Burnet's Dienste in der Sache des Prinzen von Oranien blieben von diesem nicht unbelohnt. Er begleitete seinen Herrn als Kapellan nach England; und nachdem dieser, als Wilhelm III., den britischen Thron bestiegen hatte, verlieh er ihm das Bisthum Salisbury, zu dem er am Ostertage 1689 eingeweihet wurde. Seine erste Thätigkeit im Oberhause verletzte die Eiferer, die von Duldung nichts wissen wollten; denn er rieth, man solle denen, die den Eid abzulegen Bedenken trügen, noch einige Frist gönnen, und nahm sich überhaupt der Nonkonformisten mit einer Nachsicht an, die an dem leidenschaftlichen Verfolger der Katholiken befremden mußte.

Seinem Bisthum stand er mit großer Sorgfalt und Treue, aber auch mit eifriger Strenge vor, und da er bemerkte, wie wenige Geistliche in seinem Kreise den Obliegenheiten ihres Amtes gewachsen waren, so stiftete er eine geistliche Pflanzschule in Salisbury und widmete einen Theil seiner eigenen Muße dem Unterrichte in dieser Anstalt. Sie hielt sich jedoch nicht lange, da die Universität Oxford sie auf alle Weise als gehässig und gefährlich verschrie und verklagte. Auch manche andre Reformen oder Ausrottungen alter Misbräuche brachten die Bischöflichen gegen Burnet auf, und seine Duldsamkeit gegen die Nonkonformisten gab ihnen die besten Waffen in die Hände, ihn als einen heimlichen Anhänger derselben und einen Feind der bischöflichen Kirche verdächtig zu machen. Im J. 1689 berief König Wilhelm ihn zum Lehrer des jungen Herzogs von Glocester, und da er sich, in Rücksicht auf seine bischöflichen Pflichten, weigerte, diese Stelle anzunehmen, befahl ihm der König, seinem Rufe zu folgen und bewilligte ihm allen nöthigen Urlaub, ja er traf sogar die Veranstaltung, daß der Prinz den Sommer in Windsor zubringen sollte, um näher an Salisbury zu seyn.

Im J. 1700 ging Burnet die dritte eheliche Verbindung ein, mit der Witwe Berkeley, welche auch als Schriftstellerin aufgetreten ist [4]) und ihrem Gemal zwei Kinder brachte, die aber sehr jung starben. Von dieser Zeit an zog sich der alternde Bischof immer mehr und mehr aus allen weltlichen Händeln und Verhältnissen zurück und widmete den Rest seines Lebens der Hirtensorge für seine Diöcese und der Erziehung und Unterweisung seiner Kinder. Daneben beschäftigte ihn die Ausarbeitung seines großen geschichtlichen Werkes. Er starb an einer Lungenentzündung, die durch einen vernachlässigten Schnupfen herbeigeführt wurde, am 27. März 1715.

Burnet's Charakter ist von seinen Freunden und von seinen Feinden in sehr verschiedenem Lichte dargestellt worden. Daß er nicht als ein Muster von Festigkeit, Selbständigkeit und Sicherheit in seinem öffentlichen Leben gelten kann, geht aus der Erzählung desselben deutlich genug hervor; aber, wenn er auch zuweilen seine Grundsätze und Meinungen nach den Zeitumständen veränderte, so bestimmten ihn doch niemals gemeine oder unreine Motive dazu, sondern sein Wankelmuth war in der Beweglichkeit und Raschheit seines Geistes begründet, welcher, seiner Natur nach, zur Unbeständigkeit geneigt schien. Mit seiner Duldsamkeit gegen protestantische Sekten kontrastirt seine leidenschaftliche Unduldsamkeit gegen die Katholiken auf eine seltsame Weise, und in dieser blieb er sich immer gleich. Sein Antheil an den öffentlichen Geschäften in England und Holland hatte ihn vielleicht parteisüchtiger und streitlustiger gemacht, als es einem Geistlichen geziemen mag; aber wie konnte ein Geist, gleich dem seinigen ruhig und friedlich bleiben in diesem Zeitalter

2) Sie hieß Maria Kennedy und war eine Tochter des Grafen von Cassilis. B. hatte bei der Verheirathung mit ihr allen Ansprüchen auf ihr väterliches Vermögen entsagt. 3) Bis zum J. 1698, in welchem die Burnet in Holland an den Pocken starb, wohin sie in Familienangelegenheiten gereist war.

4) Sie hat geschrieben: A Method of Devotion or Rules for holy and devout Living, herausgegeben von ihrem Gatten.

der Bewegungen und Parteiungen? Nicht zu leugnen ist es daher, daß B., fortgerissen von dem Strudel der politischen und kirchlichen Streitigkeiten, sein besseres Wissen und Urtheil nicht selten der Leidenschaft und Oppositionslust zum Opfer brachte, und daß die meisten seiner Schriften, die geschichtlichen nicht ausgenommen, Parteiwerke sind; aber es muß auch anerkant werden, daß er sich, sobald er zum ruhigen Besitze seines Bisthums gelangt war, in die ruhige Würde des geistlichen Hirten zu finden wußte. Der Umfang seiner gelehrten Kentnisse und die vielseitige Gewandtheit seines Geistes können selbst von seinen Feinden nicht verkant werden, und sie würden noch tüchtigere Früchte getragen haben, wenn das Schicksal ihm eine ruhigere Laufbahn gegönt hätte. B's häusliche Tugenden, als eines Gatten, Vaters und Freundes, werden uns als durchaus fleckenlos und musterhaft geschildert.

Burnet's Schriften sind sehr zahlreich und verschiedenartig. Einige derselben sind in dem Laufe der Erzählung seines Lebens aufgeführt worden. Von den übrigen nennen wir nur die wichtigsten, die kleineren Streitschriften und Pamphlets mit Stillschweigen übergehend [5]):

1) **The History of the Reformation of the Church of England. T. I. London 1679. fol. T. II. 1681. fol. T. III. 1715. fol.** Er selbst gab auch einen Auszug dieser Geschichte: **Abridgement of the History of the Reformation etc. London 1682. 8.** B. unternahm dieses Werk, veranlaßt durch Maueroix's französische Übersetzung der Geschichte des Sanderus, welche 1677 erschienen war. Diese Darstellung der Reformation genügte den eifrigen Anhängern derselben in England nicht, und Burnet schien ihnen der Mann zu seyn, die Geschichte der neuen Kirche in das glänzendste Licht zu setzen. B. ließ sich auch nicht lange auffodern und machte sich sogleich an die große Arbeit, unterstützt durch den Doktor Loyd, nachherigen Bischof von Worcester, und den Doktor Tillotson, welcher die Durchsicht des Manuscripts übernahm. Das Werk ist ein übereiltes und parteiisches, welches selbst von Protestanten viele Widersprüche erfahren hat. Gegen die Katholiken ist es ungerecht und gehässig bis zur Wuth der Leidenschaft. Dennoch machte es bei seiner Erscheinung großes Aufsehn durch die lebendige und allgemein ansprechende Darstellung, welche das Ungründliche und Unkritische seines Inhalts verhüllte, und das Parlament dekretirte dem Verfasser nach der Erscheinung des ersten Bandes einen förmlichen Dank für seine Arbeit. Die Streitschriften für und wider diese Geschichte machen eine eigene kleine Bibliothek aus. Wir nennen nur die Kritiken von Hickey, Parker, Wharton (Harmer) Lowth in England, und die von Varillas, Legrand und Bossuet in Frankreich [6]). 2) **History of his own Times, from the Restoration of Charles II. to the Peace of Utrecht. London 1724. II. fol.** [7]) **London 1809. IV. 8.** Ohne Streit Burnet's wichtigstes Werk. Obgleich er auch in dieser Geschichte den Whig nicht verleugnet, so ist sie doch ruhiger und anspruchsloser abgefaßt, als die Reformationsgeschichte. Er erzählt darin mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die oft an Herodot erinnern, und überhaupt trägt das Ganze das Gepräge der Wahrheitsliebe und aufrichtigen Überzeugung, die ja auch in einem Buche vorausgesetzt werden darf, welches ausdrücklich dazu bestimt war, erst nach des Verfassers Tode bekant gemacht zu werden. Dennoch mögen manche falsche Nachrichten in demselben zu finden seyn; denn Burnet war leichtgläubig, besonders wenn der Irrthum seinen Ansichten zusagte. Der interessanteste Theil der Geschichte ist derjenige, in welchem er als Augenzeuge und als mithandelnde Person erzählt. Nach Eleganz des Styles hat Burnet in dieser Schrift durchaus nicht gestrebt, und sie nähert sich daher der Schreibart der alten Chroniken fast mehr, als man es in diesem Zeitalter und von diesem Verfasser erwarten sollte [8]). 3) Travels through Switzerland, Italy etc. Rotterd. 1686. 8. Zweite vermehrte Aufl. Ebds. 1687. 8. Französisch, Ebds. 1687. 12. B. machte diese Reise, wie erzählt worden ist, nach Jakobs II. Thronbesteigung, während einer freiwilligen Verbannung aus seinem Vaterlande. Es läßt sich also erwarten, daß er, welcher stets den Katholiken gram war, damals besonders keine unbefangene oder gar günstige Ansicht mit in das Land brachte, welches der Hauptsitz der Kirche war, die er als seine und seines Vaterlandes Unterdrückerin verabscheute. Er zeigte auch diesen Abscheu so offen, daß Innocenz IX. ihm einen längeren Aufenthalt in Rom untersagen mußte. Seine Bemerkungen über Italien, die sich fast ausschließlich auf Religion und Regirung beziehen, verrathen überall den gereizten Protestanten und den misvergnügten Verbannten. Mit Auswahl ist Alles zusammengestellt, was die römische Hierarchie und die ihr unterworfenen Völker in ein gehässiges oder lächerliches Licht setzen kann. Seine Vorurtheile und Leidenschaften machten ihn leichtgläubig für Alles, was zu diesem Karikaturgemälde paßte, und er mußte gewiß manche Anekdoten solcher Art von den Cicerone's theuer erkaufen. Übrigens ist seine Darstellung nicht ohne Reiz, und die persönliche Heftigkeit des Verfassers gibt seinen Schilderungen Lebendigkeit u. Kraft. — 4) Exposition of the thirty nine Articles of the Church of England. London 1699. und neu aufgelegt 1700. Fol. B. hatte dieses Werk auf Betrieb der Königin Maria und des Erzbischofs Tillotson unternommen, um eine Vereinigung zwischen der anglicanischen und presbyterianischen Kirche zu bewirken. Das Unterhaus wollte es verbrennen lassen, aber das Oberhaus nahm es in Schutz. — 5) Seine biographischen Schriften

5) Bei Niceron nimt das Verzeichniß der Burnet'schen Schriften einige 30 Nummern ein.

6) Übersetzt wurde das Werk: französisch von Rosemond, Londres 1683. 85. II. 4. Genève 1685. IV. 12. Amsterdam 1687. IV. 12. Lateinisch von Melchior Mittelhorzer. Gen. 1686. Fol. Auch gibt es eine holländische Übersetzung, und von dem Auszuge eine Teutsche, 1691. 8.

7) Der zweite Band auch mit der Jahreszahl 1734.

8) Französisch von *De la Pilloniere*, à la Haye 1725. III. 12., unter dem Titel: Mémoires pour servir à l'Histoire de la Grande Bretagne etc. Und von einem Ungenannten, ebendas. 1725. II. 4. unter dem Titel: Histoire des dernières Revolutions d'Angleterre etc. (Beide Übersetzungen umfassen nur den ersten Band des Originals). Auch wiederholt Teutsch, Hamburg 1724 35. II. 4.

sind: Memoirs of the Dukes of Hamilton. London 1676. fol. Account of the Life and Death of the Earl of Rochester. Ebend. 1681. 8. Life of Mathew Hale. Ebds. 1682. 8. Life of Dr. William Bedell. Ebds. 1685. 12. Essay on the Character of the late Queen (Maria, Wilhelms Gemalin). Ebds. 1695. 8. 6) Von seinen Predigten gibt es keine Samlung, welche nur einigermaßen vollständig wäre. Die größte ist vom J. 1706: A Collection of Sermons and Pamphlets. London III. 4. Von den einzelen Predigten sind die wichtigsten: A Discourse of the Pastoral Care. 1692 u. 1713. Four Discourses to the Clergy of his Diocese. 1694. Sermons on Several Occasions. London 1714. 8. Ferner die Predigt gehalten vor dem Unterhause am Dankfest für die Befreiung des Landes vom Papstthum, am 31. Januar 1688, und die Predigt bei der Krönung Wilhelms III. — B. wurde von drei Söhnen aus seiner zweiten Ehe überlebt. Einer derselben, Thomas (gest. 1726), ist Verfasser der Lebensbeschreibung seines Vaters, welche dem zweiten Bande der History of his own Times angehängt ist. Ein andrer Gilbert ist der Herausgeber der nachgelassenen Manuscripte seines Vaters, der History of his own Times u. a. m. W. Burnet geb. 1688 im Haag, ging nach Nordamerika und wurde Gouverneur von New-York, in der Folge von Massachusset und von New-Hampshire. Er hat auch einige wenige bedeutende Schriften geliefert, astronomische Beobachtungen und einen Versuch über die Propheten der heil. Schrift [9]). (*Wilh. Müller.*)

Außer diesem B. und dessen Söhnen sind noch einige andere hier zu bemerken: 1) Thomas Burnet, Rechtsgelehrter u. Theolog, zu Croß in Yorkshire gegen 1635 geboren und am 27. Sept. 1715 gestorben, bekant durch seine Telluris theoria sacra (1r Th. 1680. 2r. Th. 1689.) vom Verf. selbst ins Englische übersetzt und in mehren Ausgaben erschienen, von Herbert, Wassen und Keil bestritten, von Buffon des Styls wegen gerühmt, in Hinsicht auf Ausführung des großen Plans aber als mangelhaft dargestellt durch die Archaeol. philosoph. s. doctrina ant. de rerum originibus (1692). Wie jenes Werk zog ihm auch dieses die Verfolgung der Geistlichkeit und den Verlust seiner Stelle als Hofprediger und Kabinets-Secretärs des Königs Wilhelm zu; doch wurde dasselbe, wie einige andre nach seinem Tode gedruckte (de fide et officiis Christianorum und de statu mortuorum et resurgentium, 1723, späterhin 1733) von neuem aufgelegt. Irrig wird er in einigen gelehrten Lexicis verwechselt mit 2) Thomas Burnet, königlichem Arzte und Mitglied des med. Kollegium's zu Edinburgh, von welchem ein oft aufgelegter Thesaurus med. pract. (London 1673. 4., spätere Ausgabe zu Genf, Venedig, Lyon, französ. 1691.) und ein ebenfalls oft gedr. Hippocrates Contractus. Edinb. 1685. 8. (spätere Ausg. zu Leyden, Wien, London und Strasburg) vorhanden sind. — James Burnet, s. Monboddo. (*H.*)

9) *Thomas Burnet* l. c. *Sallengre* im Journal littér. 1715. Bibl. ancienne et mod. T. II. p. 388. ff. Nov. Lit. T. II. p. 414 ff. *Niceron* in den Mémoires etc. T. VI. Biogr. Brit. *Moreri*, *Chaufepié*, Biogr. univ. (von Tabarand).

BURNEY (Dr. Charles), als Kenner der Musik und ihrer Geschichte durch seine Schriften berühmt, war geboren zu Worchester 1727 (nach andern zu Shrewsbury 1726); die ersten Anfangsgründe der Musik lernte er von seinem Vater, der ihn dann 1744 nach London schickte, und ihn dem berühmten Musiklehrer Doct. Arne übergab. Als dieser ihn nach 3 Jahren entlassen, suchte er sich selbst durch Musik sein Fortkommen in London zu verschaffen; ging aber, weil ihm dieses nicht vollkommen gelang, wieder in seine Vaterstadt zurück. Doch kehrte er nach einigen Jahren nach London zurück, und war glücklicher als das erste Mal. Er bekam eine Stelle in einem Orchester und componirte ein Divertissement unter dem Namen Alfred, durch welches er vortheilhaft bekant wurde. In der Folge ward er Organist in der Grafschaft Norfolk, welche einträgliche Stelle er mehre Jahre verwaltete, bis ihn der Herzog von York, der ihn dort hatte kennen lernen, bewog, nach London zurückzukommen. Hier gab er einige Concerte heraus, die viel Beifall fanden und erregte durch die musikalische Fertigkeit seiner erst achtjährigen Tochter Aufsehn. In dieser Zeit hatte Burney den Plan zu einer allgemeinen Geschichte der Musik gefaßt. Zu diesem Zwecke sammelte er alle Materialien, deren er habhaft werden konnte, und beschloß die vornehmsten europäischen Länder in musikalischer Hinsicht zu besuchen, und ihre musikalischen Anstalten und Bibliotheken kennen zu lernen. Im J. 1770 verließ er England zum ersten Male und durchreiste Italien und Frankreich. Im J. 1772 kam er nach London zurück und wurde von der Universität Oxford zum Doktor der Musik ernant. Darauf reiste er durch Teutschland und die Niederlande, und bereitete dadurch, so wie durch die Herausgabe des Tagebuchs seiner musikal. Reisen (The present state of musik in France and Italy: or the Journal of a tour through these countries etc. Vol. II. Lond. 1772. and Musical Tour through the Netherlands, Germany and Holland Vol. III. Lond. 1773. das erste übersetzt von Ebeling, das zweite von Bode, Hamb. 1772—73.), die Erscheinung seiner Geschichte der Musik vor. So wenig Tiefblick und so viel Nationalvorurtheil die auf jenen Reisen gemachten Beobachtungen verrathen, so berühmt machte ihn doch diese Reise und sein großes Unternehmen. Sein in einem angenehmen Style geschriebenes Tagebuch wurde nicht nur ins Teutsche (von Ebeling u. Bode Leipz. 1772—73. 3 Bde. 8.), sondern auch ins Holländische übersetzt, und alle Welt subscribirte auf seine angekündigte Geschichte. Nachdem er mehre Jahre daran ohne Unterbrechung gearbeitet, erschien 1776 zu London der erste Theil unter dem Titel: A general history of music, from the earliest ages to the present period. To which is prefixed a dissertation on the music of the ancients 4. Er umfaßt die Musik der vornehmsten Völker vor Chr. Der zweite Theil welcher 1782 erschien, führt die Geschichte der Musik bis in die Mitte des 16. Jahrh. fort; der dritte, 1787 gedruckt, verfolgt sie bis zum Ende des 17ten; der vierte endlich, welcher 1789 erschien, enthält die Geschichte der dramatischen Musik und des Oratoriums und führt sie bis auf seine Zeit fort, mit besonderer Berücksichtigung seines Vaterlands. Die den ersten Theil des Werks einleitende Abhandlung hat Eschenburg ins Teutsche übersetzt und

mit Anmerkungen begleitet (Leipz. 1781. 4.). Daß jenem Werke nun nicht die umfassendsten und würdigsten Ansichten von der Musik zum Grunde liegen, daß Burney die vorhandenen Quellen nicht immer gründlich benutzt hat, ist zwar ein Vorwurf, den ihm Forkels Kritik (s. Forkels musikal. krit. Bibliothek III. Bd. S. 117. u. f.) nicht ganz mit Unrecht gemacht hat, doch ist auch Forkel von Parteilichkeit gegen ihn nicht freizusprechen. Burneys Verdienst ist nicht zu verkennen, wenn man erwägt, daß sein Werk die erste eigentliche Geschichte der Musik von diesem Umfange ist, und von spätern benutzt werden konnte; denn Hawkins Werk, welches fast zu gleicher Zeit mit dem seinigen erschien, ist doch mehr Virtuosengeschichte. Der Geschichte der engl. Musik hat er vorzüglichen Fleis gewidmet, und wird darin Quelle bleiben. Auch ist seine Darstellung lebhaft und anziehend. Über Händel, von dessen Werken er auch ausführlicher in dem letzten Bande dieser Geschichte handelt, hat er auch eine besondere biographische Schilderung (Lond. 1785. 4.) herausgegeben, welche ebenfalls von Eschenburg übersetzt worden ist (Nachricht von G. F. Händels Lebensumständen und der ihm zu London im Mai und Jun. 1784 angestellten Gedächtnißfeier, Berl. 1785. 4.). Seine Instrumentalcompositionen, deren er mehre, besonders in den Jahren 1770 — 80. herausgab, sind fast vergessen. Außerdem hat Burney auch eine Biographie des Metastasio: Memoirs of the life and writings of the Abbate Metastasio, in welche des M. Briefe verwebt sind, Lond. 1796. in 3 Bdn. 8. herausgegeben, und dabei zugleich die bekannte Composition der Operngedichte des M. berücksichtigt. Er starb im April 1814 als Organist am Chelsea-Hospital in London. Er hinterließ eine zahlreiche Familie, worunter seine zweite Tochter, die späterhin einen französischen Emigranten geheirathet hat, als beliebte Romanschriftstellerin genant wird. Sie entwickelte ihr Talent dadurch, daß sie ihrem Vater, der in seinen spätern Alter eine Erholung wünschte, und sich mit ernsthafterer Lektüre nicht beschäftigen konnte, immer etwas Unterhaltendes vorlesen mußte. (*Amad. Wendt.*)

BURNHAM, 1) Marktfl. in der Grafsch. Essex des Kön. England am Crouch, mit 1056 Einw., berühmt wegen seiner köstlichen Austern. — 2) Marktfl. in der Grafsch. Norfolk, unweit des Meeres, mit 845 Einw. und einem kleinen Hafen, der Kornhandel treibt. (*Hassel.*)

BURNISTÄ, nach Plin. III. 25. ein liburnisches Volk, das aber zu Dalmatien gerechnet werden sollte, da sein Wohnsitz Burnum dort liegt. (*Ricklefs.*)

BURNLEY, Marktfl. in der Grafsch. Lancaster des Kön. England nahe am Leeds- u. Liverpoolkanale, hat 4368 Einwohner, unterhält Manufakturen in wollnen und baumwollnen Zeugen, und hält 1 Wochen- u. 6 Jahrmärkte. Die Nachbarschaft hat Steinkohlen- u. Schieferbrüche. (*Hassel.*)

BURNS (Robert), in Schottland bekant unter dem Namen des Ploughman of Ayrshire, in England gewöhnlich vorzugsweise der Schottische Dichter genant, gehört zu den wenigen echten und wahrhaften Volkssängern, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat; und seine Lieder werden von seinen Landsleuten, als ein allgemeines Volkseigenthum, mit enthusiastischer Liebe und Verehrung bewahrt. Denn sie sind ihnen allen gleichsam aus der Sele geschrieben, und jeder findet in ihnen seine vaterländischen Gefühle und Gesinnungen, seinen Glauben und Aberglauben, seine Lust und Liebe, seinen Schmerz und Kummer wieder. Was ihn vor den sogenannten Naturdichtern der neueren Zeiten auf das entschiedenste auszeichnet, ist, daß er, weit entfernt, die natürliche Ader seiner Poesie in dem breiten Strome der allgemeinen Bildung durch eine abklärende Reinigung zu verschwemmen und zu verspülen, seine schottische Bauernatur in allen seinen Gedichten in ihrer originellen Form und Farbe behauptet hat, und zwar mit einem so stolzen und freien Selbstgefühl, welches die Niedrigkeit und Armseligkeit seines Standes, auch wo er dessen Kummer und Mühseligkeit schildert, gleichsam über unser Mitleid emporhebt und uns in diese Sphäre selbst hineinzieht. — Dieser Dichter wurde 1758 [1]) in einer kleinen Hütte nicht weit von Ayr, der Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Schottland, geboren. Sein Vater, von seiner Kindheit an von dem Schicksal verfolgt, hatte viele Jahre lang die Welt durchstreift und war arm an Geld, aber reich an Erfahrungen und Beobachtungen in sein Vaterland zurückgekehrt; und gewiß blieb diese väterliche theuer erkaufte Weisheit nicht ohne Einfluß auf die erste Bildung des wißbegierigen Knaben. Während der ersten sieben Lebensjahre Robert's nährte sein Vater sich und die Seinigen durch Gartenarbeit auf einem kleinen Edelhofe, nachher pachtete er ein kleines Gütchen bei Ayr, und in der Folge ein andres etwas größeres. Aber überall war große Arbeit mit geringem Erwerb sein Loos, und ein Prozeß mit seinem letzten Gutsherrn würde ihn wahrscheinlich in ein Gefängniß geführt haben, wenn nicht der Tod ihn vor der Beendigung dieses Handels abgerufen hätte. Robert, der älteste Sohn, mußte, sobald sein Körper es gestattete, die Handarbeiten seines Vaters theilen, und lernte Spaten, Pflug und Dreschflegel früher führen, als die Feder. Der Schulmeister des Dorfes Alloa, zu dessen Sprengel die erste Hütte seines Vaters gehörte, unterrichtete ihn von seinem 5. Jahre an in der Kentniß der Buchstaben und Zahlen; einen bessern Lehrer verschaffte ihm die Verlegung des Aufenthalts seiner Familie nach dem kleinen Pachtgute bei Ayr, aber der abermalige Wohnungswechsel raubte ihm nur zu bald diese günstige Gelegenheit, seinen Geist zu nähren, und beschränkte ihn fast ganz auf den Unterricht seines Vaters im Schreiben und Rechnen. Eine alte Frau der Nachbarschaft wurde um diese Zeit so zu sagen seine poetische Amme und füllte seine rege Einbildungskraft mit vaterländischen Sagen, Mährchen und Gesängen so voll, daß der Bauerknabe unter Riesen, Zwergen, Geistern und Gespenstern in einem Zauberlande zu leben anfing, dessen Wiederscheine auch aus den Gedichten seiner letzten Jahre noch hervorleuchten. Auch mehre Bücher wußte er sich von nun an zu verschaffen, Einiges von Addison, das Leben Hannibals und die Geschichte des schottischen Helden William Wallace. In seinem 16. Jahre las er zuerst einige Schauspiele von Shakspeare, Pope's Werke und die schottischen Dichter Ramsay und Ferguson. So nahm überhaupt seine Bil-

1) Nicht 1759, wie es oft angegeben wird.

dung zwar von Jahr zu Jahr zu, machte aber einen überaus unordentlichen Gang, indem der Zufall sie allein leitete, und er bald ein wenig französisch lernte, bald einige mathematische und geometrische Kentnisse aufhaschte; ja selbst die kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit berührten ihn schon in seinen Knabenjahren, und nachdem er Gelegenheit gefunden, einige Philosophen zu durchblättern, machte er den Orthodoxen oft viel zu schaffen und gerieth in den Geruch der Ketzerei.

Die Mühseligkeiten in seinem Hause konnten seinen Geist nicht niederdrücken, und wenn der Erwerb des täglichen Brodes ihn oft den ganzen Tag in Schweiß gehalten hatte, las er die Nächte hindurch in seinen Büchern. Ein Hochlandsmädchen, Mary Campbell, seine Mitarbeiterin beim Mähen, begeisterte ihn zu dem ersten Liede. „Kurz vor meinem 16. Jahre, sagt er selbst, machte ich mich der Sünde des ersten Reims schuldig. Als ich 15 Jahr alt war, traf sich's, daß mir beim Mähen ein bezauberndes Mädchen zur Mitarbeiterin gegeben wurde, die erst 14 Frühlinge gesehen hatte. Ihre Stimme war süße Musik für meine Knabenohren, und der Ryl, ein schottischer Nationaltanz, den sie mir vortrillerte, brachte mich auf den Einfall, ihr ein Liedchen zu dieser Weise zu machen. Ich dachte nicht daran, Verse zu dichten, welche den gedruckten gleich kämen, wie sie von gelehrten Leuten verfertigt würden. Aber mein Mädchen sang ein Lied, das von meines Gutsherrn kleinem Sohne gedichtet seyn sollte, und das an ein Dienstmädchen, in welches er sich verliebt hatte, gerichtet war. Ich wußte, daß er nicht mehr, als ich, gelernt hatte, und sah daher nicht ein, was mich hindern könnte, eben so gute Reime zu machen, als er." Diese Mary starb sehr jung, und Burns hat seiner ersten Liebe nie vergessen [2]).

Neben der Liebe und Freundschaft, die sich sehr früh mit leidenschaftlicher Lebendigkeit in unserm Dichter regten, offenbarte sich auch schon in seinen Knabenjahren ein in seiner Natur und nicht minder in seinen Verhältnissen und Schicksalen gegründeter Hang zur Geselligkeit. Der muntere, kluge Knabe war bei Allen gern gesehn, und er selbst riß mit Begier jeden Genuß an sich, welchen der Umgang mit reichen und vornehmen Leuten ihm darbot. Die Nähe der Stadt Ayr lehrte ihn bessere Speisen und Getränke kennen, als die Hütte seines Vaters ihm geben konnte, und späterhin brachte die benachbarte Seeküste ihn in die Gesellschaft von Schleichhändlern, die den Wein zu wohlfeilen Preisen tranken und den jungen Bauersänger zu einem Jünger des Bacchus einweiheten. Der Besuch der sogenannten Tanzschulen trug nicht minder dazu bei, die Sitten des heranwachsenden Jünglings zu verderben, und so wurde hier in ihm, mitten in Armuth und Elend, der Grund zu den Lastern des Luxus gelegt, welche das ganze Leben des unglücklichen Dichters vergiftet und seine Laufbahn verkürzt haben. Leider sind auch seine Verse nicht frei von dieser Ansteckung geblieben.

Burns Vater, ein strenger Mann, misbilligte und ahndete die Ausschweifungen seines Sohnes auf alle Weise, und dieser, welchem dadurch das Glück seines ländlichen Lebens zerstört wurde, entfernte sich immer mehr von den Sitten und Geschäften seines Standes. In solchen Verhältnissen, welche die innere Einigkeit seines Wesens nicht minder zerrissen, als seinen äußern Frieden, entwickelte sich auch in ihm der angeborene Hang zur Spötterei und Tadelsucht und artete allmälig in satyrische Bitterkeit aus. Endlich trennte er sich von seinem Vater, während dieser sich mit seiner Pachtung in einer sehr verzweifelten Lage befand, und der Prozeß mit seinem Gutsherrn ihn ganz zu verderben drohete, und unternahm in Gemeinschaft eines Webers einen Flachshandel in dem Städtchen Irvine. Aber eine Feuersbrunst verzehrte die ganze Niederlage der beiden Kaufleute, und eine Pachtung, welche er bald nachher mit seinem Bruder antrat, hatte keinen glücklicheren Erfolg. — Um diese Zeit starb Burns Vater und hinterließ die Seinigen in dem äußersten Elend. Eine Verbindung mit einem Mädchen, Jane Armour, vollendete die Verzweiflung der Lage unsers Dichters. Die Folgen des heimlichen Umgangs mit seiner Geliebten zeigten sich, und keine Hoffnung auf einen sichern Erwerb war für ihn in seinem Vaterlande zu erspähen. Er beschloß daher, sein Heil in der Fremde zu versuchen und nach Jamaika auszuwandern, wo schon manche Schotten ihr Glück gefunden hatten. Vorher wollte er seine Verbindung mit jenem Mädchen gesetzlich machen, aber die Familie derselben zog es vor, die Heirath bis zu seiner Rückkehr hinauszustellen. Alles war zu seiner Abreise bereit; aber noch fehlte ihm Geld zu seiner Auswanderung. Da fiel es ihm ein, seine Gedichte drucken zu lassen, welche damals schon in der ganzen Umgegend bekant und beliebt waren, und theils in Abschriften, theils von Munde zu Munde immer weiter fortgepflanzt wurden. Die Subscription wurde sogleich eröffnet und fiel nicht ganz unergiebig aus.

Diese erste Samlung von Burns Gedichten erschien in dem Städtchen Kilmarnock und gehört jetzt zu den typographischen Seltenheiten. Sie brachte dem Herausgeber gegen 70 Pfd. ein, und 9 Guineen davon hatte er bereits als Passagiergeld für die Überfahrt nach Jamaika bezahlt, als ein Brief des bekannten blinden Dichters **Blacklock** aus Edinburg seinem Schicksale eine andre Wendung gab. Seine Gedichte hatten auch dort allgemeinen Beifall gefunden, und alle Welt war begierig, den ländlichen Sänger kennen zu lernen und zur Verbesserung seiner Lage beizutragen. Man lud ihn daher ein, nach der Hauptstadt zu kommen und dort eine vollständigere und ansehnlichere Samlung seiner Gedichte zu veranstalten. Burns kam gegen Ende des Jahrs 1786 in Edinburg an und wurde in den ersten Zirkeln der Gesellschaft und von den gelehrtesten Männern mit Enthusiasmus empfangen. Namentlich zeichneten ihn **Blair**, **Robertson**, **Gregory**, **Mackenzie**, **Stewart** und Lord **Monboddo** auf alle Weise aus, und Burns wußte sich in dieser neuen Welt mit Anstand und Würde zu bewegen, ohne doch die Originalität seiner Natur zu verleugnen. Die zweite Ausgabe seiner Gedichte erschien 1787 unter dem Titel: **Poems chiefly in the scottish Dialect. etc. Edinburgh. 8.** und wurde so reißend gekauft, daß sie den Dichter in Kurzem in den Besitz von 500 Pfd. setzte. Diese Summe wandte er zum Theil auf

2) Sein Lied: To Mary in Heaven, nebst vielen andern, zeugt davon.

eine Reise durch die südlichen und nördlichen Gegenden seines Vaterlandes, theils unterstützte er damit das Pachtgeschäft, welchem sein Bruder noch vorstand, den größten Theil legte er aber zur Gründung seiner eigenen Wirthschaft zurück.

Die zwei Jahre, welche er in Edinburg und auf seiner Reise zubrachte, waren zwar in Rücksicht auf Ruhm, Gelderwerb und Bekantschaft mit Männern, die auf seine Bildung und Beförderung wirken konnten, sehr fruchtreich für ihn, gaben aber auch seinen argen Gewohnheiten und Leidenschaften mehr als volle Nahrung, und die gute Gesellschaft, welche ihm jetzt offen stand, konnte ihn nicht lange schadlos halten für die schlechte, zu der er sich seit seinem Knabenalter gewöhnt hatte. Er unternahm 1789 eine Pachtung in Ellisland an dem Flüßchen Nith in der Grafschaft Dumfries und heirathete seine Jane. Zu gleicher Zeit erhielt er durch die Verwendung seiner Gönner eine Einnehmerstelle in Dumfries, welche ihm etwa 70 Pfd. jährliche Einkünfte brachte. Aber getheilt zwischen den beiden Geschäften versah er keines mit gutem Erfolg, und nach 3 Jahren gab er die Pachtung mit einem bedeutenden Verlust auf. Auch wegen der Verwaltung seiner Einnehmerstelle kam er in Untersuchung, und nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, ihn darin zu erhalten. Seine politischen Grundsätze, die er in Reden, Briefen und Liedern oft ohne alle Rücksicht auf seine Lage, die jetzt allein von der Regirung, deren eifriger Gegner er war, abhing, darzulegen pflegte, machte ihn bei seinen Vorgesetzten verdächtig und bei den Freunden der Ruhe und des Friedens verhaßt. Aber Burns war auch in seiner Politik ein Schotte von altem Schrot und Korn, und sein Herz hing mit Begeisterung an dem verdrängten Herrscherhause der Stuarts, er war daher der neuen Dynastie gram und aufsätzig. Im Winter 1795 neigte sich sein von Leidenschaften, Sorgen, Mühseligkeiten und ungeregelten Genüssen erschöpfter Körper zu einer schnellen Auflösung. Er starb den 21sten Juli des folgenden Jahres zu Dumfries in einem Fieberanfall und wurde feierlich in diesem Städtchen begraben. Eine Subscription sorgte für den Unterhalt seiner Hinterlassenen.

Burns hat außer seinen Gedichten eine bedeutende Samlung Briefe und einige kleinere Schriften, größtentheils politischen Inhalts, geliefert. Seine Gedichte, von denen die meisten in dem schottischen Volksdialekt verfaßt sind, tragen sämtlich das Gepräge der originellen Natur ihres Sängers, und sind zum Theil, namentlich die Lieder, von hinreißender Kraft durch die Wärme, Lebendigkeit und innige Derbheit ihrer Gefühle und durch die oft bis zum Bizarren kecken und wilden Formen und Farben ihrer Phantasie. Einige geben moralische und politische Ärgernisse und sind leider von unberufenen Reliquiensamlern der Vergessenheit entrissen worden, welcher ihr Verfasser sie Preis gegeben hatte [3]). *(W. Müller.)*

3) Burns Lieder sind sehr oft gedruckt worden, unter andern Glasgow 1804. 8. London 1812. II. 12. mit Kupf. Montrose 1816. IV. 12., neuerdings in einer Prachtausgabe mit Kupferblättern von Westall. London 1824. Auch sind in den letzten zwei Samlungen Reliques of Burns geliefert worden. Die bedeutendste: Reliques of Robert Burns, collected and published by Cromek. London 1812. 8. Die vollständigste Samlung seiner Schriften hat Dr. Currie zum Besten der hinterlassenen Familie des Dichters veranstaltet: Poetical Works with his Life by Currie and a Glossary. London 1800. IV. 8. Ebert führt nur eine Ausgabe von 1809 in gleichem Format und Umfang an. *Currie's* Life of Burns l. c. *Campbell's* Specimens of the British Poets. T. VII. p. 230 ff. Vgl. Monthly Magazine 1797. Europ. Magaz. 1800 (ein Brief von Burns, worin er sein Leben schildert). Ebend. 1796. Baur's Lebensgemälde. Bd. VII. S. 509 ff. Biogr. univ. (Art. von Suard).

BURNTISLAND, Borough in der Grafsch. Five des Kön. Scotland, sehr angenehm gelegen, am Frith of Forth. Er hat 1934 Einw. und einen guten, durch seine felsigen Umgebungen vor den Nordwinden gesicherten Hafen, aus dem Häringsfang getrieben wird. Bei dem Schiffbau sind viele Menschen beschäftigt. Der Ort war vormals befestigt; er schickt mit Kinghorn, Kirkaldy und Dysart 1 Deputirten zum brit. Parliamente. *(Hassel.)*

Burntwood-Indianer, s. Siwes (Sioux).

BURNU, Bornu, eins der beträchtlichsten Reiche des östlichen Sudan in Afrika, das erst kürzlich durch die Expedition des Major Denham bekannter geworden ist. Es liegt zwischen der Sahara, Darfur und dem Lande der Fellatahs, umfaßt einen Flächenraum von wenigstens 15,000 □Meilen, ist wellenförmig und eben und enthält zwar ansehnliche Wüsten, aber auch fruchtbare Striche, die gut angebaut und mit Dörfern angefüllt sind. Es wird von den beiden großen Flüssen Shary und Yaou bewässert, die beide sich in einen Binnensee Tsaad, ein Arm des Shary aber in den Nil ergießen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Yaou der berühmte Nil der Wüste, die Joliba, ist, wodurch dann das Räthsel, was über den Lauf dieses Flusses und über dessen Verschwinden herrscht, gelöset seyn würde. Zwar ist der Yaou ein beträchtlicher Strom, doch aber im Vergleiche mit der Joliba viel zu schwach, um deren gesammte Wassermasse abführen zu können. Wahrscheinlich ist er daher nur ein Arm des großen Stroms, dessen übriges Wasser ein anderer Arm in den 60 Meilen westlich vom See Tsaad belegnen See Nyffé abführt. Der See Tsaad nimt einen großen Umfang ein, und die Länge seines westl. Ufers schätzt Denham auf wenigstens 44 Meilen; da er 2 große Ströme und viele geringere Flüsse verschlingt, so ist es auch wahrscheinlich, daß deren Wasser nicht in ihm verdunsten könne, sondern einen Abfluß haben müsse, und dieser Abfluß ist nach Denham der Gambarne, der durch Baghermi und Filtri fließt und sich mit dem Bahr el Abiad, die Fortsetzung des Shari oder Joliba, mit dem Nil verbindet. Das Klima ist ungemein heiß, doch verhindert eine beständig wehende erfrischende Luft, daß die Hitze beschwerlich fällt. Die Volksmenge beläuft sich auf 2 Mill. meistens Neger und Fetischdiener, worunter sich aber auch ein zahlreicher Stamm Araber niedergelassen hat, und auch ein Theil, wenigstens dem Namen nach, zum Islam bekent. Die Bevölkerung ist auf den Oasen dieses Landes zusammengedrängt; der ganze Westen besteht nur aus einer todten Ebene, die nichts als Sand und Thon, nicht einen Stein enthält. In der heißen Jahreszeit verschwindet alles Grün bis auf das, was man auf den Akazien und Tamarinden findet; Heerden

von Elephanten, Giraffen, Büffeln und Antelopen findet man dagegen überall, vor allen an den Ufern des See Tsaad, und das zahme Vieh ist so zahlreich, daß man Heerden von 1000 bis 1500 Stück Ochsen hält. Ein schöner Ochs ist für 6, 40 Hühner für 2 Guld. zu kaufen. Dagegen sind die Vegetabilien nur auf wenige Arten eingeschränkt: von Gemüse ist fast nichts als Zwiebeln und Yams, von Früchten blos Tamarinden zu haben. Ob und was für Cerealien die Einwohner bauen, darüber sagt uns Denham nichts. Als Handelswaaren sind Ambra, Korallen und Glasperlen sehr gesucht. — Das Reich Burnu steht zwar unter einem Sultan, der sich zum Islam bekent und in der Stadt Birnie, die 30,000 Einw. zählt, wohnt; allein die ganze Macht befindet sich in der Hand eines Statthalters, des Shumeen el Khami, welcher zu Kuka (einer Stadt von 8000 Einw., 6 Meil. von Birnie) residirt, und über das ganze Burnu despotisch herrscht. Shumeen el Khami — sagt Denham — gehört zu den glücklichsten Kriegern (einen einzigen vielleicht ausgenommen, den das 18. Jahrh. erzeugt hat): er besitzt einen unternehmenden Geist, ein gesundes und reifes Urtheil, ein angenehmes Äußere und ein äußerst einnehmendes Betragen. Mit diesen Eigenschaften hat er sich in einem Zeitraume von etwa 20 Jahren aus dem niedrigen Stande eines Fidschi oder Schullehrers in Fezzan zu der Höhe emporgeschwungen, daß er jetzt über 2 Millionen Unterthanen Gesetze gibt und im Stande ist, gegenwärtig 50,000 Mann bewaffnet in das Feld zu stellen, wovon ⅘ beritten sind, und einen Grad von Disciplin besitzen, der, wenn man seine Mittel in Anschlag bringt, ihm zur größten Ehre gereicht. Wegen seiner Gelehrsamkeit, wie auch wegen seines rechtlichen und religiösen Lebens, denn schon in einem Alter von 21 Jahren legte er den Koran aus, hat er schon lange den Titel eines Scheikhs des Koran erhalten, und ungeachtet ihn das Glück seit dieser Zeit auf den Thron geführt hat, besitzt er doch so wenig Eitelkeit bei seiner Ehrliebe, daß er nie sich versucht gefühlt hat, diesen Titel gegen den eines Sultans zu vertauschen. — Die wenigen Nachrichten, die uns Burkhard von Burnu mitgetheilt hat, stimmen so ziemlich mit dem überein, was Denham sagt: nur soll von ihm der große See, auf dessen Westseite Birney liegt, Nou oder Nu heißen, und das Land davon den Namen Buenu — Land Nu — empfangen haben. (*Hassel.*)

BURNUM, nach Plin. III, 26. eine Stadt in Dalmatien, nach der Tab. Peut. der Mittelpunkt der Hauptstraße, die durch das innere Liburnien und Dalmatien ging, von Ptol. II, 17. unter 42, 45: 44, 20. gesetzt; also am Kerka (Titius) nordöstlich von Skardona zu suchen. (*Ricklefs.*)

BURO. Eine von Commerson aufgestellte Fischgattung, von Lacepede in die Nähe der Gattung Clupea gebracht. Ihre Kenzeichen sind: zwei Stacheln zwischen den Bauchflossen; eine einzige sehr lange Rückenflosse; sehr kleine, wenig unterschiedene Schuppen; fünf Strahlen der Kiemenhaut. Die einzige bekannte Art: B. *brunneus*, hat dreizehn stachelige Strahlen in der Rückenflosse, sieben desgleichen in der Afterflosse, und zwei in jeder Bauchflosse. Die Farbe braun mit kleinen weißen Flecken. Lang 8 Zoll bis 1 Fuß. Aus Westindien. (*Lichtenstein.*)

BURO, eine beträchtliche Insel, zu der Gruppe der Molucken gehörig. Sie liegt im SW. von Ceram zwischen 143° 33′ bis 144° 45′ östl. L. und 3° 18′ bis 3° 50′ südl. Br. ist 9310 □Meil. groß, fast eirund, hat viele Gebirge, worunter im NW. der hohe Fels Tomaso emporsteigt, und eine starke Bewässerung: unter den Flüssen ist der Way Abbo der beträchtlichste, er mündet sich in die weite Katschelibai. Im Centrum der Insel breitet sich ein 6 Meilen im Umfange haltender Landsee aus. Das Klima soll gesund seyn. Von Producten nent man Reis, Kokosnüsse, Bananen, Agrumen, Ananas, Sago, das beste Cajeputöl im ganzen Archipel, schönes Eben- und Tiekholz, Büffel, Rindvieh, Hirscheber, Paradiesvögel, Salanganen, Schildkröten und Fische: es wird viele Butter gemacht. Der Einw. sollen nur 60,000 seyn, theils civilisirte Malaien, die sich zum Islam bekennen und kleinen Rajas gehorchen, theils Haraforen, die die unzugänglichsten Gegenden bewohnen und fast im Zustande der Natur leben. Die Chinesen sind die einzigen, die mit den Einw. verkehren: sie holen Holz, Salanganennester und Dingding, und versehen dafür die Insulaner mit den ihnen nöthigen Fabrikaten. Diese fahren aber auch in ihren Peras zu andern benachbarten Eilanden, und treiben mit diesen einen kleinen Tauschhandel. Die Niederländer, die sonst hier ein Fort hatten, haben dasselbe aufgegeben, weil die Insel keine Gewürze erzeugt. Die Südküste leidet häufig durch die Einfälle der Papuer von Neuguinea. Buro, eine Stadt auf der Ostküste an der Mündung des Way Abbo in die Katschelibai, hat einen Hafen, der Handel treibt*). (*Hassel.*)

BURRA, kleines Eiland der britt. Shetlandgruppe, so nahe an House, daß es mit dieser Insel durch eine hölzerne Brücke vereinigt ist. Es hat ½ Meilen im Umfange, guten Boden und Weide, aber nur wenige Familien zu Einwohnern. (*Hassel.*)

BURRA, ein großer und fruchtbarer Berg in Jemen in dem kaffeereichen Gebiete von Dsiebi. (Niebuhr Beschr. von Arabien. S. 249.) (*Rommel.*)

BURRAY, Eiland zu der Gruppe der britt. Orkneyinseln gehörig. Es liegt unter 60° 44′ N. Br. und 14° 47′ L. zwischen Mainland und South Ronaldsai, von welchem letztern es durch den Watersund geschieden ist, ist fruchtbar, baut vieles Gemüse und Korn, hat gegen 2000 Einw. und gehört dem Lord Dundas. Dabei liegen die kleinen Eilande Lamon, worauf nur 1 Familie wohnt, Glemsholm und Hunda. (*Hassel.*)

Burremputer, s. Bramaputra.

BURRIEL (Antonio Marco), ein span. Jesuit, 1719 geboren, und am 19. Junius 1762 gestorben, durch literarische Thätigkeit und die Herausgabe mehrer wissenschaftlichen Werke rühmlich bekant. Die wichtigsten sind: Noticia de la California, y de su conquista temporal y espiritual hasta el tiempo presente; sacada de la historia manuscrita, formada en Mexico anno de 1739 por el padre Miguel Venegas, y de otras noti-

*) Nach Forrest, Labillardière, Bougainville und Stavorinus

cias etc. Madr. 1757. Vol. III. 4. [1]). Das ganze Werk ist mehr Lobrede auf die Jesuiten und ihre Verdienste um Ausbreitung des Christenthums, als unparteiische Geschichte, enthält aber doch auch, besonders in den 5 Anhängen, manche vorhin unbekannte, nicht unerhebliche Nachrichten [2]). Paleografia española, que contiene todos los modos conocidos, que ha habido de escribir en España. Madr. 1758. 4. mit Kupf. Informe de la imperial ciudad de Toledo el real y supremo consejo de Castilla, sobre igualacion de pesos y medidas en todos los reynos y señorias de S. M. segun las leyes. Ib. 1758. 4. In dieser letzten Schrift thut er dem Könige, im Namen der Stadt Toledo, Vorschläge wegen Gleichheit der Gewichte und Maße in Spanien. Antiquarische Abhandlungen ꝛc. [3]) (*Baur.*)

BURRUS (Afranius), ausgezeichnet durch strenge Sitten und berühmt als Krieger, wurde durch Claudius Gemalin und Nero's Mutter Agrippina alleiniger Oberster der Leibwache, die bis dahin zwei Befehlshaber gehabt hatte [1]). Nero wurde Kaiser, und Burrus hatte in Gemeinschaft mit Seneca seinen Lüsten und Agrippina's Herrschsucht zu wehren [2]); als aber jene ungehinderter losbrachen und die Anmaßungen der Mutter lästig, verhaßt und verdächtig wurden, so daß ihre Feinde Muth bekamen, sie bei dem Sohne des Hochverraths anzuklagen, und Eingang fanden, kam auch Burrus, der Anhänglichkeit an Agrippina beschuldigt, in Gefahr: doch entschlossen erbat er selbst sich die Untersuchung gegen Agrippina, und diese siegte über ihre Gegner [3]). Für Burrus soll auch Seneca sich verwandt haben [4]). Burrus zeigte forthin sich als ein fester Mann, hielt sich möglichst fern von Nero's Gräuelthaten und sah sein Amt, von ihm verwaltet, als ein Schutzmittel an, das aber in eines der Lüstlinge Hand sich zu einer Quelle des Verderbens umgestalten würde. An Nero's Plane, die Mutter zu ersäufen, hatte er keinen Theil; auch bei der auf den misglückten Versuch folgenden Berathung über ihre schleunige Ermordung, wo Seneca bereit war, in den Willen Nero's einzugehen, lehnte er die Theilnahme ab [5]). Trauernd über Nero's wachsende Schlechtigkeit [6]), freimüthig widerstrebend, wo er konnte [7]), reizte er durch die Gegenrede gegen Nero's Scheidung von Octavia dessen Mordlust, und starb an Gifte [8]). Das Andenken an seine guten Eigenschaften wurde rege erhalten durch die Nichtswürdigkeit seiner beiden Nachfolger Rufus und Tigellinus, die wiederum den getheilten Oberbefehl der Leibwache bekamen. (*W. Wachsmuth.*)

1) Englisch: London 1759. 2 Bde. 8.; nach dieser verstümmelten und fehlerhaften Übersetzung sind die noch schlechteren, holländischen (Harlem 1761. 3 Bde. 4.), französischen (von Eidous, Paris 1767. 3 Bde. 8.) und teutschen (von J. Chr. Adelung, Lemgo 1769. 3 Bde. 4.) Übersetzungen bearbeitet. 2) Vgl. die Recensionen und Auszüge in den Götting. gel. Anz. 1760. S. 874—880. J. 1770. Zugabe 360. Allg. teut. Bibl. Bd. 13, 562 ff. Bd. 19, 614 f. Gatterers hist. Bibl. 12 Bd. 62—67. 3) Biogr. univ. T. VI. (von Villenave u. Eyries). *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. I. 351. Erlang. gel. Anmerk. 1763. b. S. 448.

1) *Tacit.* A. XII, 42. 2) XIII, 2. und *Dio Cass.* LXI. 3. 3) *Tac.* XIII. 20—23. 4) *Dio C.* LXI, 10. 5) *Tac.* XIV, 7. 6) XIV, 15. 7) *Dio C.* LXI, 2. 8) So *Dio* a. a. O. *Sueton.* Nero. 35. vgl. *Tac.* XIV, 51.

Bursa, Bursen, s. Collegien.
Bursa in Natolien, s. Brussa.
Bursali, s. Salum.

BURSARIA, Hohlthierchen, von Oken Bungel genant. Eine von O. Fr. Müller aufgestellte Gattung der Infusionsthiere (Protozoa Goldfuss.), welche von demselben nur durch die drei Prädikate: sehr einfach, häutig und hohl charakterisirt wird. Die hieher gerechneten Arten sind:

Bursaria truncatella *Müll.* (animalcula infusoria, t. XVII. f. 1 — 4). Gleicht einem fast walzigen, hinten abgerundeten, vorn abgestumpft-offenen und noch der Länge nach eine Strecke weit geschlitzten Beutel; ist eins der größesten Infusorien, nach Müllers Abbildung wol ¼ Linie lang und daher sehr gut dem unbewaffneten Auge sichtbar. Hinten im Grunde des Beutels 3 rundliche dunkele Körperchen, welche Müller für Eier hält. Steigt durch seitliche Wendungen in Spirallinien an die Oberfläche des Wassers und eben so in die Tiefe. Müller fand es im Frühling häufig in Wassergräben und waldigen Sümpfen, welche Infusionen von Buchenblättern bildeten.

Bursaria bullina *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 5—8). Oval, unten gewölbt, oben kahnförmig gehöhlt wie eine Muschelschale, mit vielen hellen größern und kleinen Kügelchen in seiner Substanz. Der vordere Rand lippenartig (wahrscheinlich weil schlaff und biegsam wie bei Colpoda Cucullio). Das Thierchen schwimt auf der gewölbten Fläche, selten auf der gehöhlten (die deswegen doch nicht sicher für die obere zu nehmen ist). Im Meerwasser.

Bursaria hirundinella *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 9—12). Häutig, durchscheinend, in der Mitte ausgehöhlt, am Rande in 4 gegenüberstehende spitze Zipfel getheilt, von welchen die zwei längern schmächtigern das Vorder- und das Hinterende bilden, die beiden übrigen paarig kurz und nach hinten gerichtet sind. Auf dem Körper eine doppelte erhabene Querlinie; keine Eingeweide. Diese, dem bloßen Auge unsichtbare Art, welche einem fliegenden Vögelchen vergleichbar ist, ward von Müller in Waldgewässern um Meerlinsen in Menge gefunden. Sie bewegt sich langsam wälzend.

Bursaria duplella *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 13. 14.). Eine glashelle elliptische Membran mit doppelten Rändern, welche wellenförmig und zu jeder Seite einwärts geschlagen sind. Um Meerlinsen selten; bewegt sich wälzend, bald zur rechten, bald zur linken Seite.

Bursaria globina *Müll.* (anim. infus. t. XVII. f. 15 — 17.). Kugelförmig hohl, in der Mitte ganz durchsichtig, hinten mit schwärzlichen Molecülen gefüllt, vorn mit dunkeln Atomen überzogen. Fand Müller im Meerwasser. Die Bewegung langsam zitternd. Ich habe ganz ähnliche Thierchen im süßen Wasser gesehen, an welchen die Molecülen bald die Mitte leer ließen, bald selbige größtentheils ausfüllten.

Man sieht, daß diese Gattung eine künstliche Zusammenstellung ist, dergleichen Zusammenstellungen freilich bei der schwierigen Gruppirung der Infusorien nicht zu vermeiden sind. Ob die Bursaria hirundinella und globina wirklich hohl sind, das heißt, eine leere innere Höh-

lung haben, ist wol sehr zweifelhaft, da keine äußere Öffnung derselben bemerkt wurde. Im Gegentheil sind, wie ich gefunden, manche nackte Infusorien, z. B. Colpoden, gehöhlt und mit so weiter Öffnung der innern Höhle versehen daß man sie dem obigen Charakter zu Folge hieher stellen könnte. Bursaria bullina ähnelt auffallend manchen Formen der veränderlichen Colpoda Cucullio. (*Nitzsch.*)

BURSARIA Cav., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Pittosporeen und der 5ten Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger Kelch: fünf Corollenblätter auf dem Fruchtboden. Zwei verwachsene dreiklappige Behältnisse, die mehre von Harz eingehüllte Samen enthalten. Die einzige bekannte Art ist B. *spinosa* Cav. aus Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BURSER (Joachim), ist, obwol seine medizinischen Schriften vergessen sind, in der botanischen Literatur dennoch merkwürdig wegen einer wichtigen und reichen Pflanzensamlung, der Frucht vieljähriger Reisen. Aus Camenz in der Lausitz gebürtig, durchreisete er die Schweiz, das südliche Frankreich und die östreichischen Staten, um Pflanzen zu sammeln, deren er eine Menge seinem Lehrer C. Bauhin mittheilte. Er ward nachher Lehrer an der Ritter-Akademie zu Soroe, wo er 1649, 56 Jahre alt, starb. Seine merkwürdige Pflanzensamlung blieb dort, bis Karl X. 1657 Seeland und Fünen eroberte. Dann ging dieser damals seltene Schatz in die Hände der Sieger über, und ward von Coyet an die Universität zu Upsal geschenkt. Die beiden Rudbeke, Vater und Sohn, benutzten diese Samlung bei der Ausarbeitung der Campi elysii, und beschrieben in der letztern mehre Burser'sche Pflanzen. Der große Brand in Upsal 1702 vernichtete mit dem größten Theil des Rudbek'schen Werks auch drei Bände der Burser'schen Samlung, welche aus 25 Bänden bestand. Dann nahm Peter Martin, Adjunct zu Upsal, auf Sherards Anrathen, die Arbeit vor, die Burser'schen Pflanzen zu bestimmen und zu beschreiben. In den Actis soc. upsal. 1714. p. 495. s. und 530 s. findet man einen Theil derselben aufgezählt. Hierauf brachte Linné selbst 1745 in der Diss. plantae Martino-Burserianae (amoen. acad. I. p. 141 s.), die seltensten Pflanzen dieser Samlung auf seine systematische Benennungen zurück. Dadurch vorzüglich ist diese Samlung berühmt geworden. Ob man sie aber in neuern Zeiten wieder benutzt habe, ist mir unbekannt. (*Sprengel.*)

BURSERA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen und der 8. oder 10ten Linné'schen Klasse, von Jacquin so genant nach dem durch mehrere medizinische Schriften und sein Herbarium bekannten, 1649 zu Soroe verstorbenen Joachim Burser. Char. 3—4—5 zähniger Kelch. Drei, vier oder fünf Corollenblätter. Dreilappiges Stigma. Dreiklappige einfächerige, einsamige Kapsel: der Same mit Arillus versehn. 1. B. *gummifera*, mit Blüthentrauben in den Blattachseln, gefiederten Blättern und eiförmigen Blättchen. In Westindien. Die Rinde des Baumes ist voll von Balsam, der als Wundmittel bei Pferden gebraucht wird. 2. B. *acuminata* W., unterscheidet sich durch ablange an beiden Enden verdünnte Blätter. In Südamerika. 3. B. *paniculata* Lam., mit Blüthenrispen am Ende der Triebe, eiförmigen Blättchen und höckerigen Zweigen. Auf den Mascarenhas. 4. B. *obtusifolia* Lam., mit Blüthenrispen am Ende der Triebe, und ablangen stumpfen Blättchen. Ebendaselbst. (*Sprengel.*)

BURSFELDE, eine Klosterdomäne in dem Amte Münden der hannov. Landdrostei Göttingen, an der Weser, wo dieser Fluß die Nieme aufnimt, 1¼ Meilen von Dransfeld; sie zählt 1 Kirche und Pfarre, 18 Häus. und 140 Einw. Es war im Mittelalter eine der berühmtesten Benediktinerabteien in Teutschland. Ihr Stifter Heinrich der Fette, Graf von Nordheim, steuerte sie aus und besetzte sie mit Mönchen aus Corvei; König Heinrich IV. ertheilte ihr nicht nur das Recht, sich selbst einen Abt und Schutzvogt zu wählen, sondern verlieh ihr auch Markt- und Münzrecht. Ihr Ruf war so gegründet, daß 75 Benediktinerklöster die bursfelder Statuten zur Norm nahmen und mit ihr in Verbindung traten, woraus die berühmte, 1440 auf dem baseler Konzil und 1451 und 1461 durch päpstliche Bullen bestätigte Bursfelder Union entstand. Im 16. Jahrh. bekam das Kloster einen lutherischen Abt, dessen Titel noch fortdauert, wenn gleich das Kloster selbst längst sekularisirt und dessen Güter zu der Klosterkasse gezogen sind. (*Hassel.*)

BURSIBANT, (mittl. Geogr.). Ein Gau Westfalens an der Mittel-Ems. Die Stadt Rheine (Kreis Steinfurt, Reg.-Bez. Münster) am westlichen Ufer derselben wird namentlich erwähnt [1]). Viel südlicher mag er nicht gegangen seyn, da Wettringen an der Vecht (in dem nämlichen Kreise) schon zum Schoppinger-Gau gehörte, der ihn also hier begränzte, wie Münster zum Südergau. Westlich wird er bis ins Bentheim'sche und zum Gau Twente ausgedehnt [2]). (*Delius.*)

BURSLEM, Marktfl. in der Grafsch. Stafford des Königreichs England, in dessen Nähe der Trent und Merseykanal durchzieht. Er hat 1228 Häus. und 8625 Einw., hält 2 Wochen- und 3 Jahrmärkte, und ist besonders durch seine Wedgewoodfabriken und Töpfereien bekant, da er im Mittelpunkte des britischen Töpferlandes belegen ist. (*Hassel.*)

BURTENBACH, Marktfl. an der Mindel, im Landgericht Burgau des baier. Oberdonau-Kreises, 8 St. westlich von Augsburg, mit 176 Häus. und 1020 Einw., 1 Schlosse und 1 evangel. Pfarramte. — Im J. 1260 war Otto von Echingen und Burtenbach Besitzer des Orts; 1537 erkaufte dasselbe der berühmte Krieger Sebast. Schertel (Schärtlin), dessen Familie noch gegenwärtig im Besitze desselben ist. — Ehedem wurde hier das beste Pulver in Schwaben verfertigt. (*Eisenmann.*)

BURTNEK, ein schönes Landgut der reichsfürstl. Familie Rumanzow-Sadunoiskoy im gleichnamigen Kirchspiele des rigaischen Kreises, mit einem davon benannten See. (*J. Ch. Petri.*)

BURTON, 1) Marktfl. in der Grafschaft Westmoreland des Königr. England nahe an der Mündung des

1) *Schaten* Ann. Paderborn. ed. 1. p. 1. p. 115. ed. 2. p. 76. 2) Sudrape, Schüttorf u. Languni, Lange nach Niesert in Mallinckrodt neuest. westfäl. Mag. I. S. 138 jedoch ohne urkundliche Nachweisung.

Kenn, hat 574 Einw., und hält 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt. — 2) Mit dem Beinamen Upon Stather, Marktfl. in der Grafsch. Lincoln des Königr. England, hat 526 Einw. und hält 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt. — 3) Mit dem Beinamen Upon Trent, Marktfl. in der Grafschaft Stafford des Königr. England: er liegt am Trent, worüber eine alte Brücke von 36 Bogen führt, besteht aus einer langen von mehren Nebenstraßen rechtwinklig durchschnittenen Hauptstraße, hat 2 Kirchen, 1 lateinische Schule, 2 Armenhäuser, 1 stattliches Rathhaus, 738 Häus. und 3979 Einw., die 3 Baumwoll-Gespinstfabr. und 1 große Hutfabrik unterhalten und viel in Eisen arbeiten: seine Eisenmühlen liefern Schrauben und Schraubstöcke. Die Brauereien sind von großem Umfange und Burton Ale ist in ganz England berühmt. Aber in Alabaster, der in der Umgegend bricht, wird jetzt nichts mehr gethan. Burton ist ein alter Ort, der schon zu den Zeiten der Sachsen bekant war: er ist kein Borough, aber er hat mehre Vorrechte und seine Einw. sind eremt von den Grafschaftsjuries. (*Hassel*)

BURTON, der Name mehrer englischer Gelehrten, von denen wir bemerken: Robert, geboren zu Lindley 1576, gestorben als Prediger zu Segrave 1639. Bekant unter dem Namen der jüngere Democrat, unter welchem er ein oft gedrucktes originelles Buch (Anatomy of melancholy. 1624. 4., in eben dem Jahr und öfter fol.) schrieb, aus dem Swift, Sterne u. A. mehre glückliche Ideen schöpften [1]). Sein Bruder William, geb. zu Lindley 1575, gest. auf seinem Gute zu Falde, in Staffordshire, wo er privatisirte, den 6. April 1645, bekant als Alterthumsforscher, am meisten durch seine Description of Leicestershire. Lond. 1622; 1777. fol.; (die Bibliographen ziehen aber die alte Ausgabe der neuen vor) [2]). Ein anderer William, geb. zu London 1609, studirte zu Orford, wurde daselbst 1630 Lector der griechischen Sprache, war einige Zeit Gehilfe des Thom. Farnabius zu Sevenock in der Grafschaft Kent im Schulunterricht, darauf Director der Freischule zu Kingston, und starb zu London am 28. December 1657. Er ist als Alterthumsforscher und Linguist rühmlich bekant, vornehmlich durch sein Commentary on Antonins itinerary so far as it concerns Britain. Lond. 1658. fol. und durch zwei Traktate: Graecae linguae historia und *Λείψανα* veteris linguae persicae, fere omnia, quae quidem apud priscos scriptores reperiri poterant, beide zusammengedruckt, Lond. 1657. 8.; der letzte mit Anmerk. und Zusätzen besonders herausgeg. von J. H. von Seelen. Lübeck 1720. 8. [3]). John, geb. 1696 zu Wembworth in Devonshire, war zuerst Unterlehrer der griechischen Sprache zu Orford, wo er studirte, zuletzt Prediger zu Worplesdon in der Grafschaft Surrey, wo er 1771 starb. Außer Predigten, antiquarischen Abhandlungen, lateinischen und englischen Gedichten hat man von ihm eine sehr schätzbare kritische Ausgabe von 5 engl. Tragödien, herausgegeben unter dem Titel: Pentalogia sive tragoediarum graecar. delectus. Oxon. 1758; ed. II. cui observatt. et indic. adj. Th. Burgess. Ib. typ. Clarend. 1779. Vol. II.; neueste Ausgabe 1801. 8. Diese Ausgabe enthält die beiden Ödipe und Antigone von Sophokles, die Phönissen von Euripides und Septem adversus Theb. von Aeschylus [4]). (*Baur.*)

BURTONIA, nent R. Brown eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der zehnten Linné'schen Klasse. Smith zog sie zum Gompholobium, von dem sich diese Gattung nur durch den Mangel der Keimwarze am Samen unterscheidet. Die einzige Art, B. *scabra* R. Br. wächst auf der Südwestküste von Neu-Holland. (*Sprengel.*)

BURTRÄSK, ein Pastorat im Innern von Westerbotten, mit 2500 Selen; es gränzt im O. N. und S. an das Pastorat Löfånger, die (zum Pastorat Bygdeå gehörige) Filial-Gemeinde Nysätra und das Pastorat Degerfors, im W. an Lyckfele Lappmark, und wurde erst im 17. Jahrh. aus Theilen benachbarter Pastorate gebildet; die Ausdehnung des Pastorats beträgt von N. nach S. 3, von W. nach O. 7½ M. Es herrscht hier viel Einfachheit und ein hoher Grad von Unverdorbenheit; unter den 70 bis 80 jährlichen Geburten sind oft nur 2 uneheliche. Viehzucht, Ackerbau und Theerbrennen, so wie Fischfang in den vielen Landseen sind Hauptnahrungszweige. Hier liegt der hohe weit im Meere sichtbare Hvitsidberg. Da, wo der Bure-Fluß aus dem Bure-See (Burträsk) entspringt, ward um 1250 ein Kloster gegründet. (*v. Schubert.*)

BURTSCHEID (Borcette – Porcetum), kleine Stadt im Reg.-Bez. Aachen der Prov. Niederrhein, etwa ¼ Stunde im S. O. von Aachen; zählt 291 Häuser u. 4626 Einw. — Man verlegt die Stiftung eines Benediktinerklosters daselbst in die zweite Hälfte des 10. Jahrh. (97¾), wo Otto II. einen Theil des Waldes, der Thäler und Hügel jener Gegend deckte und besonders wilde Schweine in großer Menge barg — daher die Benennung porcetum — dem griechischen Prinzen Gregor, Bruder seiner Gemalin Theophania, zu jenem frommen Zweck verliehen haben soll. Zu diesen Schenkungen kamen unter den Kaisern Heinrich II. und Heinrich III. (1018 und 1040) mehre andere, wie die im städtischen Archiv zu Aachen beruhenden Dokumente noch jetzt beurkunden. Klagen über Erschlaffung der Benediktiner veranlaßten im 13. Jahrh. die Aufhebung des Klosters, welches späterhin den Bernhardinerinnen unterhalb des Losberges bei Aachen, an deren ersten Wohnsitz die noch jetzt bestehende St. Salvators-Kirche erinnert, eingeräumt wurde. In der Folge wurde dieses Kloster zu einem adeligen reichsfreien Frauenstift erhoben und hat in solcher Eigenschaft bis zur franz. Besitznahme des Landes fortbestanden. — Burtscheid ist wie Aachen wegen seiner warmen Heilquellen *) so wie wegen seiner Tuch- und Nadelfabriken berühmt. (*Heyse.*)

1) *Erythraei* Pinacothec. *Wood* Athenae Oxonienses. 2) *Wood* l. c. 3) *Wood* l. c. Memoires de *Niceron* T. XVIII. 211. *Clement* bibl. cur. T. V. 443. Catal. Bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1123. *Saxii* Onomast. Vol. IV. 397. Eichhorns Gesch. d. neuern Sprachk. 1 Abth. 315.

4) Von diesem, allen Vorigen und Andern dieses Namens handeln die Biogr. univ. T. VI und Adelungs Zus. z. Jöcher.

*) Vgl. 1) Analyse chimique des eaux thermales sul-

Burtscheider Mineralwasser. Seine Quellen, nur 500 Schritte weit von Aachen, unterscheiden sich von dessen Natronschwefelthermen vorzüglich dadurch, daß ihre Temperatur abwechselnd zwischen 53—60° R. oder, wie die Siedquelle, 152° Fahr., wogegen jene der Aachener nur 45—46° R., oder 110—135° Fahr. ist. Das berühmteste Bad bei Burtscheid wird das Krebsbad genant. Im Wasser der burtscheider Siedquelle fand Döbereiner [1]) 1 Antheil kohlens. Natron, 3 schwefels. Natron und 15 Meersalz. Das aachener Wasser aus der Haupt- oder Kaiserquelle, deren Temperatur nach Döbereiner = 135° Fahr. ist, enthält nach Monheim in 100 Theilen:

13,533	kohlens. Natron,
73,820	salzs. Natron,
6556	schwefels. Kalk,
3242	kohlens. Kali,
1095	kohlens. Bittererde,
1754	Kieselerde.
100,000.	

Außerdem sollen sich darin 28,5410 Kubikzolle Schwefelstick- und Wasserstoffgas mit 18,0590 kohlensaurem Gas befinden. Allein der Schwefel ist darin nicht an Stickgas, sondern an Wasserstoffgas gebunden, und dem Schwefelwasserstoffgas ist viel Stickgas beigemischt. Stick-, Wasserstoff- und kohlensaures Gas sind darin in einer schwer zu trennenden Verbindung enthalten. — Gimbernat will indeß das geschwefelte Azot darin, nicht als chemische Verbindung, sondern als inniges Gemenge in den aachener Quellen gefunden haben, nach Murray, Pfaff und Vogel. — Die Luft der Kaiserquelle fand Döbereiner, nach Abzug des darin enthaltenen wenigen Schwefelwasserstoffgases, aus 71,5 Volumth. Stickstoffgas und 28,5 Kohlensäuregas, die von SWG. ganz freie Luft der burtscheider Siedquelle aber aus 65 Volumth. Stickstoffgas und 35 Kohlensäuregas, und endlich die mit einer riechbaren Menge SWG. begabte Luft des Pockenbrünnchens aus 79 Volumth. Stickstoffgas und 27 Kohlensäuregas zusammengesetzt [2]). — Die beiden andern obern Quellen Aachens führen dieselben fixen Bestandtheile bei sich, aber wenigere flüchtige, und sind auch minder warm. Mit den 3 andern, oder untern Quellen verhält es sich im Ganzen eben so, nur haben sie noch weit weniger Gasarten in sich, und nur eine Temperatur von 37° R. Durch die burtscheider und aachener Bäder werden vorzüglich Gicht, chronische Hautübel und die Mercurialkrankheiten geheilt. Den Badeschlamm benutzt man bei Gicht und Lähmungen [3]). (*Th. Schreger.*)

BURTUDIZUS, nach dem Itin. Ant., auf der Tab. Peut. Burtizus, vermuthlich des Procop de aedif. IV, 11. Burtudingzi, nach dem Itin. Ant. ein Flecken und eine Nachtstation im Innern von Thrakien, 18 Mill. westlich von Bergule, wahrscheinlich h. z. T. Baba. (*Ricklefs.*)

BURTUNNAH (Burtuma), ein unterthäniger kaukasisch-lesghischer District am Koisu, vgl. Lesghier, der dem Namen nach dem russischen Nestor und dem alten Reisenden Plan Carpin bekant war †). (*Rommel.*)

Buru, s. Molukken.

BURUN, in türkischer Sprache die Nase, und im übertragenen Sinne zugleich ein Vorgebirg, so daß es häufig auf Landkarten vorkomt, als Deweburun Kamelvorgebirg, Bosburun Eisvorgebirg, Jediburun die 7 Vorgebirge u. s. w. (*v. Hammer.*)

BURUTTEN, ein Tatarenstamm, der das Saisanthal in der chinesischen Soongorei bewohnt, und unter einem selbst gewählten Bi ein nomadisches Leben führt. Er ist blos aus den chinesischen Geographien bekant und wahrscheinlich derselbe Kirgisenstamm, wovon eine Abtheilung im S. des Syr wohnt und nach Schneegaß dem Khane von Kokan unterworfen seyn soll. (*Hassel.*)

BURWA, Stadt im Dist. Ranghur der Provinz Bahar in der brit. Präs. Bengalen, 23° 20′ Br. und 102° 20′ L., am Sunk, ist der Hauptort des Zemindars Chuta Nagpor und der Sitz des britischen Kommandanten. (*Hassel.*)

BURY, 1) Marktfl. in der Grafsch. Lancaster des Königr. England, am Irwel, hat 1 Kirche, mehre Bethäuser, 1 Theater, 1450 Häus. und 8762 Einw., die in Wolle und Baumwolle arbeiten, Walkmühlen, Kattundruckereien und Kattunbleichen unterhalten und 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten. — 2) Mit dem Beinamen St. Edmunds, Borough in der Grafsch. Suffolk des Königr. England. Er liegt am Larke, welcher bis Lynn Schiffe trägt, und ist so gesund, daß man ihn nur das Montpellier von England zu nennen pflegt, ist offen, in 5 Quartiere abgetheilt und zählt 33 gerade und gutgepflasterte Straßen, 2 Kirchen, 4 Bethäuser für Baptisten, Independenten, Unitarier und Quäker, 1 Freischule, 1 Grafschaftshaus, worauf die Assisen gehalten werden, 1 Gefängniß, 1 Gesellschaftshaus, 1 Theater, 1397 Häus. und 7686 Einw., die Worstedgarnspinnerei unterhalten, vorzüglich aber sich mit dem Handel beschäftigen. Vorzüglich wichtig ist der Wollenverkehr, und die hiesigen Kornmärkte gelten für die größten im ganzen südlichen England. Dieser werden 3, Wochenmärkte 2 gehalten. Der Ort ist alt und war schon eine Römerstation: er soll seinen Namen von Edmund, Könige der Ostangeln, der hier begraben liegt, erhalten haben. Hier bildeten die Barone die bekannte Ligue gegen König Johann ohne Land; hier hielten Heinrich III. und Edward

sureuses d'Aix-la-Chapelle p. *F. Lansberg* 1810. 2) Analyse des eaux thermales de Borcette p. *Monheim* 1811.

1) Über d. chem. Constitution der Mineralwässer ꝛc. Jena 1821. 8. Nr. 10. S. 21.

2) S. Döbereiner über die chemische Constitution der Mineralwässer ꝛc. Jena 1821. 8. S. 54. 3) S. K. G. Th. Kortum's vollständige physisch-medic. Abh. üb. d. warmen Mineralquellen und Bäder in Aachen und Burtscheid. Dortm. 1798. N. n. Zus. u. Verbess. 1817. 8. — Topograph.-statistische Übersicht des Regirungsbezirks Aachen ꝛc. von einem Mitgliede des Regirungs-Secretariats. Aachen, 1820. gr. 4.; vgl. oben Aachener Bader.

†) Güldenstädts Reise nach Georgien u. s. w. I. 487. Alte Ausg. Reineggs Kaukasus I. 98 und Klaproths Karte zu s. Reise in den Kaukasus. Th. I.

I. Parliamente; hier sieht man noch die Überbleibsel von einer der berühmtesten Abteien Englands. Der Ort sendet 2 Deputirte zum brit. Parliamente. (*Hassel.*)

Bury, Arthur, s. England, engl. Kirche.

BURZEN (die), Fluß im Großfürstenth. Siebenbürgen: entspringt hinter Zerneſcht aus einer ansehnlichen Quelle, theilt sich unter Wolkendorf in zwei Arme, und durchfließt getheilt den kronstädter Distrikt, an dessen Gränze sie sich in die Alt stürzt. (*Benigni.*)

BURZENLAND (das), der kronstädter Dist., (ungarisch Brassoivideke, Bartzaság) sächs. Distrikt im Großfürstenth. Siebenbürgen. Dieser Distrikt gränzt an einige Theile der ober-albenser Gespanschaft, den haromseker Stuhl, die Walachei und den fogarascher Distrikt, und hat nach den neuesten, ziemlich genauen Messungen einen Flächeninhalt von ungefähr 30 □Meil. Die ersten teutschen Bewohner erhielt dieser Distrikt durch die teutschen Ordensritter, welchen er von König Andreas II. im J. 1211 verliehen wurde, um dadurch eine kräftige Vertheidigung der Reichsgränzen gegen die Verwüstungen der Komaner zu bewirken. Bald zogen die Ritter teutsche Pflanzbürger ins Land, und erbauten eine Feste, Kreuzburg in der Gegend des heutigen Nyén; allein bald suchten sie sich auch selbständig zu machen, und durch Unterstützung des Papstes, der königl. und bischöflichen Gerichtsbarkeit zu entziehen. Da handelte Andreas, wovon uns seine Geschichte eben nicht viele Beispiele liefert, einmal als König, er widerrief 1224 alles, was er bis dahin mit dem teutschen Orden verhandelt hatte, und blieb, trotz den Drohungen und Ermahnungen des Papstes, fest bei diesem Entschlusse. Die bereits eingewanderten teutschen Kolonisten traten aus der Oberherrlichkeit des Ordens, übernahmen dessen Pflichten, erhielten dafür auch dessen Rechte, schlossen sich ihren Landsleuten den Hermannstädtern an, und wurden mit diesen ein Volk.

Der Boden dieses Distrikts ist, den noch nicht mit Gewißheit barometerisch gemessenen bistritzer Distrikt vielleicht ausgenommen, der am höchsten liegende Theil des Sachsenlandes. Nußbach, einer der niedrigsten und nördlichsten Punkte des Distrikts liegt 198, Kronstadt selbst 326, der höchste Gipfel des Butschetsch 1360 wiener Klafter höher als die Fläche des mittelländischen Meeres; darum ist auch das Klima frisch, und gemäßigt, nur wechseln, wie überhaupt in hohen Gebirgsthälern, Hitze und Kälte oft zu schnell, besonders verursacht im Winter der Ostwind (Nemere, Kriwitz) oft eine scharfe schneidende Kälte. Von den Gewässern des Distrikts ist das bedeutendste der Altfluß, der denselben vom haromseker Stuhl trent. Von der Burzen war oben die Rede. Die übrigen Gewässer sind größtentheils unbedeutende Bäche. — Die Gebirge, welche den Distrikt von allen Seiten, nur gegen den haromseker Stuhl zu nicht, umgeben, gehören zu den Karpathen, und mehre ihrer Gipfel sind von bedeutender Höhe. Darunter gehören außer dem bereits erwähnten Butschetsch, das Gebirge Szont Illie, der Königstein (Piatra Krajului) bei Zerneſcht, der Zeidnerberg, welcher die Gränze zwischen dem kronstädter und fogarascher Distrikte bildet, und das Schüllergebirge (Krisztian mare) bei Kronstadt und Neustadt. Durch diese Gebirge führen außer vielen Nebenwegen, 3 Hauptpässe in die Walachei, Törzburg, Tömösch und Altschanz; an diesen 3 Hauptpässen befinden sich königl. Dreißigstämter, an den erstern beiden auch Kontumazämter, wo in verdächtigen und gefährlichen Zeiten die aus der Walachei kommenden Personen und Waren die vorgeschriebene Quarantäne aushalten müssen.

An Produkten aus dem Thier- und Pflanzenreiche ist das Burzenland, wie alle waldige Gebirgsgegenden, sehr reich. Die Gränzgebirge gewähren in ihren ungeheuern und ungemessenen Waldungen dem Wilde eine sichere Freistätte, und auf ihren mit den nahrhaftesten und gewürzreichsten Gebirgskräutern überdeckten Wiesen den zahmen Heerden eine gesunde und gedeihliche Weide. Auch in den Dörfern und Flecken wird die Zucht der Hausthiere, des Federviehs und der Bienen mit dem besten Erfolge betrieben; weniger zahlreich ist die Klasse der Fische und Amphibien. — Das Pflanzenreich liefert an Getreidearten, Weizen, Rocken, Gerste, Haber, Hirse, Mais und Heidekorn; Küchengewächse und Hülsenfrüchte findet man in Menge, und von besonderer Güte, auch Flachs und Hanf wird in bedeutender Menge gewonnen. Die Blumenzucht wird mit besonderer Vorliebe und glücklichem Erfolg betrieben, von den Obstgattungen sind besonders die trefflichen Kirschen aus Kronstadts Umgebungen geschätzt. Der Weinstock gedeiht in diesem Distrikte nicht. — Nicht so mannigfaltig und ergiebig sind die Produkte des Mineralreichs. Von Metallen findet man nur wenige Spuren, die bis jetzt noch nicht der Bearbeitung werth geachtet wurden, die feine Töpfererde auf dem Schneckenberge bei Kronstadt und bei Neustadt verdienen hier bemerkt zu werden.

Die Bevölkerung des Distrikts mag, nach einer wahrscheinlichen Berechnung, an 80,000 Selen betragen, welche in einer königl. Freistadt, 4 Marktflecken und 25 Dörfern wohnen. — Außer dem Feldbau ernähren sich die fleißigen Burzenländer vorzüglich von Handwerken, Manufakturen und dem Handel. Kronstadt, die Hauptstadt des Distrikts zählte im J. 1812 in 32 zünftigen und 15 unzünftigen Gewerben 1059 Meister. In der oberen Vorstadt beschäftigen sich über 600 walachische Familien mit Kotzenmachen und Schnürklöppeln. Der Markt Zeiden zählt 189, das Dorf Heldsdorf 20 Leinwebermeister. Man kann den Handelsverkehr, den Kronstadt jährlich betreibt, füglich auf 2 Millionen fl. rechnen, die Ausfuhr an eigenen Produkten ins Ausland auf 300,000 fl. (*Benigni.*)

Bus, Caesar de, s. Doctrinaires und Urselinerinnen.

BUSACCHINO, auch Bisacchino, eine der sogenannten Parlamentsstädte der Intendantur von Palermo. Sie liegt auf einem Hügel am Fuße der Alpen, hat 10 Kirchen und über 8000 Einw., von denen ein großer Theil Leinweberei treibt. (*W. Müller.*)

BUSAN, ein großer Arm der Wolga, welcher 6 Meilen oberhalb Astrachan von der Wolga austritt, und, nachdem er die Achtuba, einen bedeutenden Seitenfluß der Wolga, aufgenommen hat, in das kaspische Meer fällt. (*J. C. Petri.*)

BUSAU (Buzow, Brausow), Herrschaft und Markt im ollmüzer Kreise Mährens, enthaltend 14 Ortschaften mit einer hochgelegenen alten Bergfeste, 2 St. von Mäglitz mit 60 Häus. und 450 Einw., ehemals dem teutschen Ritter-Orden, jetzt dem Erzherzog Anton von Östreich gehörig. Die Herrschaft selbst ist gebirgig und enthält gegen 3000 östreichische Morgen Acker- und Weideland, 300 Joch Wald und wenig Wiesewachs. Die hiesigen Kalksteinbrüche sichern den Unterthanen mancherlei Gewerbe. (*André.*)

BUSBEC, Busbeg, Busbeck, lat. Busbequius (Augier Ghislen von), ein berühmter Diplomatiker und Gelehrter, geboren 1522 in dem Flecken Commines in Flandern, natürlicher Sohn von Ägidius Ghislen, Herrn von Busbec, einem kleinen Dorfe an der Lys. Sein Vater ließ ihn, da er Talente bei ihm bemerkte, durch Kaiser Karl V. legitimiren, und mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem er zu Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua den Unterricht der berühmtesten Lehrer genossen hatte, begab er sich 1554 mit Peter Lassa, dem Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England, im folgenden Jahre aber sandte ihn dieser Fürst an den Sultan Soliman II. Sieben Jahre lang war er Gesandter bei der Pforte, schloß mit derselben einen Waffenstillstand, zuerst auf 6 Monate, dann auf 8 Jahre, und benutzte diesen Aufenthalt auch in wissenschaftlicher Hinsicht als ein Mann von Kentnissen und scharfem Beobachtungsgeist. Das Monumentum Ancyranum, ein Marmor, den er zu Ancyra entdeckte, verschiedene Inschriften, die er an Scaliger, Lipsius und Gruter sandte, und 100 griechische Manuscripte, die er auf seiner orientalischen Reise sammelte, und die sich in der kaiserl. Bibliothek in Wien befinden, hat man ihm zu danken, so wie auch die Kentniß mehrer Pflanzen und Thiere. Nach seiner Rückkunft wurde ihm die Aufsicht über die Prinzen Maximilians II. übertragen, und 1570 begleitete er die Erzherzogin Elisabeth, die Verlobte König Karls IX., nach Frankreich. Er blieb bei ihr als Intendant ihres Hauses, und als die Prinzessin, nach dem Tode ihres Gemals, Frankreich verließ, verweilte er noch länger daselbst als Gesandter Rudolphs II. Erst 1592 wollte er nach Flandern zurückkehren, starb aber während der Rückreise am 28. October auf dem Schlosse Maillot unfern Rouen. Um sein Andenken zu ehren, erhob der Erzherzog Albert das Gut Busbec zu einer Baronie. Alle Schriftsteller, die seiner gedenken, vereinigen sich in seinem Lobe. Er besaß viele sprach- und wissenschaftliche Kentnisse, und das öffentliche Geschäftsleben war für ihn eine Schule, die er als ein Mann von Kopf und Talenten trefflich zu benutzen verstand. Seine Schriften, als Resultate seiner Erfahrungen und Beobachtungen, sind noch jetzt ungemein lehrreich durch ihren Inhalt, und anziehend durch ihre klare Darstellung in trefflichem Latein. Er war der erste, der in Europa richtige Begriffe über die ottomanische Pforte, über die Sitten und Lebensart der Türken, ihren Kriegsstand und die Schwäche desselben verbreitete, und dadurch nicht wenig dazu beitrug, den Schrecken zu vernichten, den der Name der Türken den Europäern einflößte. Auch sind die Briefe, die er während seines Aufenthaltes in Frankreich an den Kaiser Rudolph schrieb, eine authentische Quelle für die Zeitgeschichte; sie geben die anschaulichste Kentniß von allem, was zu seiner Zeit in Frankreich vorging, und sind zugleich das Muster eines guten Styls für Gesandte, die ihren Gebietern von demjenigen, was sie sehen und hören, Berichte zu erstatten haben. Er sagt viel in wenig Worten, beachtet die kleinen Intriken eben so scharf, als die großen Bewegungen, und erzählt alles so klar und natürlich, daß der Leser Personen und Begebenheiten vor Augen zu haben meint. Beste Ausgaben: Augerii Gislenii Busbequii legationis turcicae epistolae IV.; quarum priores duae ante aliquot annos (1581. Antverp. 8.) in lucem prodierunt sub nomine itinerum Constantinopolitani et Amasiani. Adjectae sunt duae alterae. Ejusdem de re militari contra Turcas instituenda consilium. Antv. 1595. 8. Hanov. 1605. 8. Monachii 1620. 12. (mit Kpf. von Sadeler). Hanov. 1629. 8. Lips. 1688. 12. Basil. 1740. 8. Teutsch: Frankf. 1596. 8. Freiberg u. Annaberg 1793. 8. unvollständig und fehlerhaft; französisch von Gaudon, Paris 1646. 8. hernach mit Anmerkungen vom Abte de Foy, ebd. 3 Bde. 1748. 12. Es sind auch, so wie bei einigen Ausgaben des Originals, Busbec's Briefe an Kaiser Rudolph II. dabei. Die letzten besonders: Epistolae ad Rudolphum imperatorem e Gallia scriptae (53); e bibliotheca J. B. Houwert. Lovanii 1630. 8. Bruxellae 1632. 8. öfter, und in Busbequii Omnia quae exstant. Lugd. Bat. Elzevir. 1633. 24. bei denselben, aber weniger schön, Amst. 1660. 24. Eine gute vollständige Ausgabe ist die 1740 zu Basel in 8. erschienene. Handschriftlich hinterließ er: De vera nobilitate historiae, und Historia belgica trium fere annorum, quibus dux Alençonius in Belgico est versatus*). (*Baur.*)

BUSBECKIA, nent Hécart die Gattung Syringa und zwar zu Ehren des eben erwähnten Busbecq, dem man die Verbreitung des persischen Flieders in Europa verdanken soll. Demnach nent er Busbeckia Lilac die Syringa vulgaris des Linné und dessen Syringa persica, Busbeckia Agem. Mit dem letzten Wort, (dessen eigentliche Bedeutung man in *Chardin* Voyages. Vol. II. p. 5 nachsehen kann) bezeichnet man in Persien den als Zierde unserer Gärten jedermann bekannten Strauch †). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

*) Sein Leben, bei den angeführten Ausgaben seiner Werke. *Adami* vitae Ictor. germ. p. 145. Continuation des mém. de literat. T. XI. P. II. 243. *Pantaleonis* Prosopographia P. III. 487. *Sweertii* Athenae belgic. 147. *Poppe-Blount* censura celeb. aut. 786. *Foppens* bibl. belg. T. I. 111. *Bayle* Dict. Mém. de *Niceron*. T. XXII. 350. in der teutsch. Übers. 16 Th. 411. De Vigneul *Marville* Melanges V. I. 48. *J. G. Eccii* Diss. de Busb. Lips. 1768. 4. *Klotzii* acta lit. Vol. V. P. I. 105. *Halleri* bibl. botan. T. I. 360. Lebensbeschryving van beroemde en geleerde Mannen. Amst. 1733. 8. p. 329—404. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. I. 246. Vol. VIII. P. I. 9. Nouv. Dict. hist.; Biogr. univ. T. VI. (von Jourdain).

†) *Hécart* Essai s. l. qualités et propriétés des arbres etc. qui croissent naturel dans le Dép. du Nord. Valenciennes 1795. 4. p. 98.

BUSCA, eine gewerbreiche Stadt des Fürstenthums Piemont in der Provinz Cuneo, am Maira, zählt gegen 8000 Einw., welche Seidenbau und Seidenspinnerei, Gerbereien und Eisenhämmer unterhalten. Die Gegend dieser Stadt gehört zu den fruchtbarsten Theilen des Fürstenthums und wird von vielen großen und kleinen Kanälen des Maira durchschnitten, welche zur Bewässerung des Bodens angewandt werden. Noch liefert die Nachbarschaft von Busca weißen und grauen Marmor, einen weißen Alabaster, welcher eine glänzende Politur annimt, Eisen, Kristalle, Farbenerden und guten Thon. Auch sind hier röm. Alterthümer gefunden worden. (*W. Müller.*)

BUSCH (Heinrich), pommerscher Geschichtsamler, dessen Name bei den pommerschen Historikern oft vorkomt, lebte in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. (1576), und starb als Bürgermeister zu Stralsund. Ihm wird die noch vorhandene handschriftliche Samlung pommerscher und besonders stralsundischer Denkwürdigkeiten, welche den Namen Congesta Buschii führt, zugeschrieben, und, wie ich glaube, mit Recht, wiewol mir nicht unbekant ist, daß gegen ihn, als den Urheber dieser Samlung, auch einige Zweifel erhoben worden sind [1]). Diese sogenannten Congesta sind aber nichts weiter als nach der Folge der Jahre zusammengetragene Stellen größtentheils aus alten pommerschen Chronikanten, wie aus Kantzow, Klempzen, Berckmann u. s. w., aber auch aus auswärtigen, wie aus Nicolaus Marschalk, Albert Krantz, Reimar Keck, Hermann Bannus und Andern mit den eigenen Worten der Verfasser, die am Rande jedesmal genant sind, und hier und da mit einigen eigenen nicht zu verachtenden Zusätzen des Samlers, welcher auch alte Geschichtswerke, die jetzt nicht mehr vorhanden sind, z. B. ein altes Chronicon Sundense, excerpirt hat. Der Nutzen, welchen diese Excerptensamlung für den Forscher und Beschreiber der pommerschen Geschichten natürlich haben muß, springt in die Augen. Das Original dieser Congesten soll lange in dem Besitze der Nachkommen des Samlers gewesen seyn; eine sehr gute Abschrift befindet sich auf der stralsundischen Rathsbibliothek [2]); nach der mir gewordenen mündlichen Aussage des verewigten Rühs ist indeß auch eine Abschrift auf der königl. Bibliothek zu Berlin vorhanden [3]). Micrälius hat in seinen Büchern vom Pommerlande diese Buschischen Congesten benutzt. Eine umständlichere Nachricht über diese Samlung findet man in der Vorrede zum ersten Bande meiner Ausgabe von Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens u. s. w. Greifsw. 1823. (*Mohnike.*)

1) Namentlich von Christ. Ehrenf. Charisius in seinem Catalog. Consulum, Syndicor. etc. Sundens. (Mscr.) Dinnies (m. s. die pommerschen Samlungen von T. H. Gadebusch Heft 5 u. 6. S. 119 so wie in andern seiner Abhandlungen) nent den Bürgermeister Heinrich Busch ganz bestimt den Urheber dieser Samlung, wiewol er in seinen Nachrichten über die stralsundischen Magistratsmitglieder (Mscr.) gleichfalls im Tone des Zweifels von dem Urheb.r spricht. 2) Die Worte: *Buschii* Congesta auf dem sonst leeren Anfangsblatte sind von einer ganz jungen Hand geschrieben, wiewol die Abschrift selbst sehr alt ist. 3) Es ist dieses auch aus Friedrich Förster's ausführlichem Handbuche der Geschichte u. s. w. der Herzogthümer Pommern u. des Fürstenthums Rügen (Berlin 1821. gr. 4.) S. 203 zu schließen.

BUSCH (Gabr. Christoph Benj.), Kirchen- und Consistorialrath wie auch Superintendent zu Arnstadt, geb. daselbst am 28. October 1759 und gest. am 18. März 1823, verdient in mehrfacher Hinsicht einer dankbaren Erinnerung. Er war ein beliebter Prediger und wohlthätiger Mann; auch besorgte er für seine Diöces ein neues Gesangbuch (1818) und gab eine neue Agende für evangel. Kirchen (1820) heraus. Rühmlich bekant machte er sich schon früher durch sein mehrmals aufgelegtes Handbuch der Erfindungen in alphabet. Ordnung und durch seinen mehrjährigen Almanach der Erfindungen, wovon der 16te im J. 1812 erschien *). (*H.*)

BUSCHBAD, bei Meissen im Königreiche Sachsen, ein in dem romantischen Triebischethale liegendes Heilbad, dessen Wasser, außer Kalien, Erden und Mittelsalzen, kohlensaures Eisen enthält, woran es reicher, als die Tharander, ärmer aber, als die Schandauer Quelle ist. Man benutzt es vorzüglich zum Baden bei rheumatischen, arthritischen und hysterischen Krankheiten. (*Th. Schreger.*)

BUSCHE (Hermann, von dem), gewöhnlich Buschius, behauptet in der ältern münsterschen Literatur eine ausgezeichnete Stelle, obgleich die Verdienste seines Zeitgenossen, des münsterschen Domherrn, Rudolph von Lange, noch umfassender waren. Entsprossen aus einer alten Familie, wurde er 1468 zu Sassenberg im ehemaligen Münsterlande geboren. Auf Langens Betrieb legte er den ersten Grund seiner Kentnisse in der berühmten Schulanstalt des Alexander Hegius [1]) zu Deventer, wo er sich schon frühzeitig auszeichnete. Der Wunsch, den gefeierten Rudolph Agricola zu hören, zog ihn darauf nach Heidelberg, wo er Cicero's Schriften fleißig las. Im J. 1485, nach Agricola's Tode, reiste er, in Gesellschaft seines Gönners Lange, nach Italien, und pflog daselbst mit den gelehrtesten Männern einen vertrauten, für ihn sehr gewinnreichen Umgang. Dann ward er zu Heidelberg Magister der freien Künste, gab daselbst in seinem 22. Jahre die beiden ersten Bücher seiner Gedichte heraus, und kehrte bald wieder zu Lange zurück, dessen treffliche Bibliothek ihm offen stand. Ausgerüstet mit den besten humanistischen Kentnissen, faßte er nun den Entschluß, selbst als Lehrer aufzutreten, die alten schlechten Schulbücher zu verdrängen und das Studium der alten Klassiker angelegentlichst zu empfehlen. Er begab sich nach Frankreich, wurde aber von dem gelehrten kölnschen Domherrn (nachherigen Dompropst), Grafen Hermann von Nuenar [2]) als Lehrer der Philologie nach

*) Vgl. Meusel's gel. Teutschl. und Lindner's Progr. Vitae Superint. Arnstadiensium (1806). §. 9—12.

1) Dieser Gelehrte, der während seines 30jährigen Schullebens viele, nachher berühmt gewordene Männer, zu denen auch Erasmus von Rotterdam gehörte, bildete, hieß so, weil er aus dem münsterländischen Dorfe Heek (im jetzigen Kreise Ahaus) gebürtig war. Vgl. über ihn und A. Ruhkopfs Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Teutschland. S. 226. 2) Auch Neuenar oder Nieuvenar (nova aquila), ein Zögling

Köln berufen. Allein die Verfolgungen, die er hier von Jakob Hoogstraten u. A. erdulden mußte, verleideten ihm seinen dortigen Aufenthalt so sehr, daß er nach Hamm (wo er über einige Briefe des Horaz Vorlesungen hielt) und von da nach Münster (wo er den Virgil kommentirte) ging. Dann lehrte er zu Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck und Rostock. Am letztern Orte traf ihn gleichfalls der Gifthauch des Neides: er wurde durch die Kabale des dasigen, ihm an Kentnissen zurückstehenden Lehrers Tilmann Heverling verwiesen. Jetzt wandte er sich nach Greifswalde, wo er über Lukan und Cäsar las, und Joh. Bugenhagen unter seinen Zuhörern hatte. Um 1505 bereiste er Frankfurt a. d. O., Erfurt und Leipzig, überall griechische und lateinische Autoren erklärend. Im J. 1510 wurde er nach Wittenberg berufen, kehrte indeß, neuer Streitigkeiten wegen, bald wieder nach Leipzig zurück, wurde aber auch hier durch Parteisucht vertrieben. Hierauf ging er nach Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Amsterdam, und kehrte von England (wo Thomas Morus sein Freund ward) wieder in sein Vaterland zurück. Jetzt vermochte ihn der Graf von Nuenar, wieder nach Köln zu kommen. Er wurde aber hier zum zweiten Male verjagt, weil er es mit Reuchlin hielt, und mit an den berüchtigten Epistolis obscurorum virorum gearbeitet hatte. Nun ward er 1518 als Rektor der Schule zu Wesel befördert, wo er sein Vallum humanitatis schrieb, und überdieß die Bibel und Kirchenväter fleißig studirte. Nachdem er diese Stelle bald wieder niedergelegt, ging er nach Wittenberg zu Luther und Melanchthon, und wohnte auch dem Reichstage zu Worms mit bei. Im J. 1526 wurde er Lehrer der Geschichte zu Marburg (der erste in Teutschland), und ging in der Folge, nachdem er sich zur lutherischen Lehre bekant hatte, auf seine Güter zu Dülmen im Münsterlande, von wo man ihn als Redner der antibaptistischen Partei nach Münster berief. Hier überfiel ihn beim Disputiren eine große Mattigkeit, weshalb ihn die Gegenpartei verspottete. Er eilte nach Dülmen zurück, und starb daselbst 1534. Er hatte sich noch in seinem hohen Alter vermält, und aus dieser Ehe einen Sohn, Hieronymus, der kurz vor ihm starb. Seine vortreffliche Bibliothek schenkte sein Bruder, der Domherr Burchard von dem Busche zu Minden, dem münsterschen Domkapitel.

Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen wir aus: **Carminum libr. II.** (ohne Jahrzahl und Druckort); **Epigrammation** (wahrscheinlich Köln 1498); **Epigrammatum lib. tert. Lips.** 1504 (**Oestrum** überschrieben, eine Art Xeniensamlung auf seinen Gegner Heverling); **Vallum humanitatis** (eine Apologie der alten humanistischen Literatur), **Colon. 1518**, nachher von Johann Burckhard, mit dem Leben des Verf., herausgeg. Frankfurt a. M. 1719; sein **Triplex Hecatostichon**; seine Lobgedichte auf die Stadt Leipzig und Köln; einen Kommentar in **Claudiani raptum Proserpinae; Pemptades Decimationum Plautinarum; annotationes in Silium Italicum; annotationes ad Juvenalem; scholia in Aeneida etc.** [3]). (*Fr. Rassmann.*)

des kölnischen Domherrn, Grafen Moritz von Spiegelberg, ein eifriger Beförderer der humanistischen Studien und ein wackrer Vertheidiger Reuchlins.

BUSCHETTO, lateinisch **Busketus**, der Erbauer des Domes von Pisa. Von seinen Lebensumständen ist durchaus nichts bekant. Gewöhnlich heißt er Buschetto da Dulichio, aber diese Angabe seines Vaterlandes beruhet auf einer irrigen Ausdeutung seiner verstümmelten Grabschrift, deren erste Verse ihn mit Ulysses, dem Feldherrn von Dulichium, vergleichen. Freilich wollen die Italiäner ihn gern zu einem Griechen machen, weil sie gewohnt sind, denjenigen Baustyl, welcher sich besonders vom 11. Jahrh. an in Toskana, und namentlich zuerst in Pisa, mit großartiger Eigenthümlichkeit ausgebildet hat, und weder von der antiken Architektur abgeleitet werden kann, noch auch mit den Spitzbögen und Pfeilern des sogenannten Gotico verwandt ist, als byzantinisch zu betrachten. Indessen ist durchaus kein haltbarer Einwurf vorhanden, weswegen Buschetto nicht ein Italiäner gewesen seyn könnte. Seine Lebensperiode läßt sich ziemlich genau bestimmen. Der Bau des Domes von Pisa wurde nach dem glücklichen Feldzuge der Pisaner gegen die Sarazenen in Sizilien, und namentlich nach der Eroberung von Palermo im J. 1063 unternommen, und die dort gewonnene Beute lieferte den größten Theil der Kosten zu diesem Riesenwerke. Der Grundstein des Gebäudes wurde gegen Ende desselben Jahres oder zu Anfang des folgenden gelegt*). Buschetto wird aber in der erwähnten Grabschrift an der Urne, welche noch im Dome steht, als eigentlicher Erbauer des Tempels gepriesen, und ein von Morrona aufgefundenes Register bezeugt, daß er noch im J. 1080 gelebt habe.

Buschetto muß als der größte Architekt seines Jahrhunderts und als einer der ersten Gründer des alttoskanischen Baustyls betrachtet werden. Die Grabschrift rühmt aber auch noch ganz besonders die Wunder seiner mechanischen Künste und Werkzeuge. Er hatte mehre Schüler, die in Pisa, Pistoja, Lucca und in andern Städten Toskana's in dem Style ihres Meisters weiter baueten; aber ihre Namen sind verschollen**). (*W. Müller.*)

Buschmänner, s. **Hottentotten.**

Buschreiher, s. **Ardea.**

BUSCHTIEHRAD (**Busstehrady, Busstewes**), Herrschaft und Dorf†) im rakonizer Kreise Böhmens, 2 Meil. von Prag, mit einem prächtigen Schloß, das sich

3) Vgl. über ihn: *Hamelmann* Oratio de vita, studiis, itineribus etc. Hermanni Buschii. Meiners Lebensbeschreibung berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften; Heeren Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften; L. W. Grote's Jahrbuch für Westfalen und den Niederrhein.

*) Vasari's Angabe, daß der Dom 1016 angefangen worden sey, ist als ein Irrthum von Morrona in der Pisa illustrata berichtigt. **) Eine Beschreibung des Domes von Pisa s. bei Morrona in der Pisa illustrata, bei Cicognara, Milizia und A. vgl. auch den Artikel Pisa (Kunstgeschichte). Über Buschetto s. *Vasari. Morrona* l. c. *Milizia*: Memorie degli Architetti. T. I. p. 110. Biogr. univ. (Artikel von Emeric David).

†) Letzteres nach astronom. Bestimmung unter 31° 51′ 31″ L. und 50° 9′ 26″ Br.

herrlich von der schlanen Straße aus auf der Höhe ausnimt. Es war Stammhaus und Sitz der erloschnen Linie Kollowrat Buschtiehradsky. Das Wort Buschtiehrad bedeutet ein verwüstetes Schloß; 1450 rückte Georg von Podiebrad vor das Schloß, nöthigte Friedrich von Kollowrat zum Revers, nicht mehr feindlich zu handeln und zerstörte es. Der Besitzer stellte es bald wieder her. — Mit Joachim Kollowrat starb 1600 die Linie Buschtiehradsky aus. Herrschaft und Schloß kamen nach und nach an Toskana, Baiern, Zweibrücken, Waldek und zulezt an den Erzherzog Ferdinand von Östreich, Großherzog von Würzburg, welchem beide als dermaligem Großherzog von Toskana noch gehören, und der besonders 1812 das Schloß neu herstellen ließ. — Die Pest raffte 1680 die Bewohner des Dorfes so dahin, daß es von der Herrschaft Reichstadt aus wieder bevölkert werden mußte. Daher rührt die teutsche Sprache oder besondre Nationalität in Tracht und Sitten, welche hier in der Mitte Böhmens auf dem Lande auffallen. — Die hiesigen bedeutenden Steinkohlenwerke versehen Prag mit Brenn-Material und setzen jährlich 60,000 Centner ab. Leider! steht ein Theil derselben schon seit 30 Jahren in Brand. (*André.*)

Buschspinne, f. **Mygale.**

Buschwenzel, f. **Sylvia.**

BUSCO, BUSKO, Flecken oder Städtchen nordöstlich von Krakau, in der Woiwodschaft Krakau, wo man einst Salz gegraben und gesotten hat. (*Schultes.*)

Busen, Brust, f. **Brust. Busenreich** in der Jägerei, f. **Jagd-, Zeug- u. Netzstellen.**

BUSEN, eine kleine von Fischern bewohnte Insel in der Nordsee, an der Mündung der Elbe, an der Küste von Ditmarsen. (*H.*)

BUSENBAUM (Hermann), geboren zu Notteln im ehemaligen Bisthum Münster im J. 1600; trat in den Jesuitenorden 1619 und lehrte seit 1640 zu Köln die theologische Moral, über welche er 1645 auf Befehl seiner Obern das nachher so berüchtigt gewordene Lehrbuch herausgab. Nachdem er als Schulpräfect und späterhin als Gehilfe des Provinzials bei der Visitation der Kollegien dem Orden gedient hatte, wurde er Rector des Collegii zu Hildesheim, dann zu Münster, wie auch Beichtvater des dortigen Bischofs, Christoph Bernhard von Galen. Er starb daselbst den 31. Jenner 1668. — Seine **medulla theologiae moralis (facili ac perspicua methodo resolvens casus conscientiae, ex variis probatisque auctoribus concinnata)** erschien — nach Harzheim's Angabe — zum ersten Male 1645 zu Münster bei Raesfeld, 20 Jahre früher, als Papst Alexander VIII. (1665 den 14. Sept.) die laxe Moral der Jesuiten verurtheilte. Die spätern Ausgaben haben manche Veränderungen erlitten. Das Buch ist mehr als funfzigmal wieder aufgelegt worden: zu Münster, Köln, Frankfurt a. M., Ingolstadt, Antwerpen, Lyon, Rom, Venedig, Padua, Ferrara, Lissabon. Es wurde von dem Orden immer als ein klassisches Werk betrachtet, und bei dem Unterrichte der Novizen zum Grunde gelegt. Mehre der darin enthaltenen Sätze waren von den Päpsten verdamt, und das Buch selbst in manchen katholischen Ländern verboten worden; dennoch veranstalteten die Jesuiten immer neue Auflagen desselben, ohne die anstößigen Stellen zu verbessern. Ja, der Jesuit la Croix ließ sogar eine neue vermehrte Ausgabe drucken, in welcher diese anstößigen Sätze vertheidiget wurden. Sie ist bereits 1707 in Köln gedruckt; aber von neuem durchgesehen lange nach dem Tode des genannten Herausgebers unter dem Titel erschienen: **Hermanni Busenbaum Theologia moralis, nunc pluribus partibus aucta a R. P. Claudio la Croix, S. J. Th. in Univ. Colon. D. et Prof. Edit. novissima, diligenter recognita ab uno ejusdem Societ. J. Sacerdote Theologo. Colon. 1757.** Dadurch wurde der Lehrer der Theologie zu Padua, Angelo Franzoja, veranlaßt, eine strenge Widerlegung abzufassen, worin er Busenbaum's Text abdrucken ließ, und jedem Hauptstück weitläufige Anmerkungen beifügte, in welchen sowol dessen, als des la Croix Behauptungen geprüft werden. Das Werk erschien unter der Aufschrift: **Theologia morum ab Hermanno Busenbaum primum tradita, tum a Claudio la Croix et Franc. Anton. Zaccaria, ejusdem Sociis, aucta. Nunc demum ab Angelo Franzoja, Collegii Patavini doctore Theologo juxta saniores et praesertim angelicas D. Thomae Aquinatis doctrinas ad trutinam revocata. Bonon. 1760. fol.** Doch dabei blieb es nicht. In Frankreich wurde die von la Croix besorgte Ausgabe zu Paris und in den verschiedenen Parlamentsstädten öffentlich verbrant. Die am reichsten ausgestattete und mit einer Vertheidigung der Jesuitischen Casuistik überhaupt versehene Edition des merkwürdigen Werkes besorgte Alphons de Ligorio zu Rom im J. 1757 in 3 Bänden. Übrigens besteht diese Busenbaum'sche **medulla** aus sieben Büchern. Das erste handelt von der Regel der menschlichen Handlungen; das zweite von den Vorschriften, welche die theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) betreffen; das dritte von den Geboten des Decalogus und der Kirche; das vierte von den besondern, auf einzelne Stände sich beziehenden Vorschriften; das fünfte von der Art und Weise, die Sünden zu erkennen und zu unterscheiden; das sechste von den Sacramenten; das siebente von den kirchlichen Censuren und Irregularitäten. Das Werk hat im Grunde wenig Eigenthümliches. Der Verfasser versichert, nichts angenommen zu haben, was nicht aus der gemeinschaftlichen Meinung der Lehrer des Ordens abgeleitet, oder aus den Büchern der bewährtesten Schriftsteller, welche er überall namentlich anführt, hergenommen sey. Man kann dasselbe als einen kurzen, deutlichen und wohlgeordneten Inbegriff der Hauptlehren der Jesuiten über moralische Gegenstände betrachten. Von der Probabilität wird hier ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht*). (*Beckhaus.*)

BUSENTO. Ein Fluß in der neapolitanischen Provinz Principato Citeriore. Er bildet sich aus 2 Armen, deren nordwestlicher, auf dem Berge Centaurino entspringend und auch vor der Vereinigung la Ferriera ge-

*) Vgl. *Jos. Harzheim* biblioth. Colon. S. 132. 133. *F. M. Driver* biblioth. Monasteriens. S. 12. 13. C. F. Stäudlin Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. S. 471 ff. Samlung von alten und neuen theolog. Sachen 1749. S. 380.

nant, sich nicht weit von seiner Quelle unter die Erde verliert und kurz vor dem Zusammenflusse mit dem nordöstlichen Arme, welcher von dem Berge Petraro herkomt, wieder hervortaucht. Der Busento ergießt sich in den Meerbusen von Policastro. Bei den Alten hieß er Buxentum und Pyxos. Diesen Fluß leiteten die Westgothen aus seinem Bette ab, um ihren König Alarich in voller Rüstung und mit seinem Streitrosse in dem Grunde desselben zu begraben, und alsdann ließen sie das Wasser wieder hinein, damit kein Römer den Todten in seinem Grabe stören möchte. (*W. Müller.*)

BUSEO, Distrikt im Fürstenthum Walachei, gegen S. von dem Jalomitzer, gegen W. von dem Sekujäner, gegen O. von dem Rimnikerdistrikt und gegen N. von einem Theile Siebenbürgens eingeschlossen, von dem letztern Lande aber durch bedeutende Hochgebirge getrent. Man zählt in demselben 218 Ortschaften, von welchen aber viele sehr unbedeutend und fast nur dem Namen nach vorhanden sind. Der Weinwachs in diesem Distrikte ist bedeutend, aber die in dem Distrikte erzeugten Weine gehören nicht zu den vorzüglichsten des Landes. — In dem gleichnamigen Hauptort haben der Ispravnik (Kreisoberbeamte) und der Bischof ihren Sitz. Der letztere nimt unter den Bischöfen der Walachei den letzten Rang ein. Die Jahrmärkte dieses Orts gehören zu den bedeutendsten in der Walachei. (*Benigni.*)

Bushwanas, s. **Beetjuanen.**

Bushire, s. **Abuschähr.**

Busir, **Busiris**, s. **Abusir.**

BUSIRIS, ein ägyptisch-griechischer Mythus, welcher nach Creuzers mythologisch-panoramatisch-kombinirender Methode von Kypern längs Syriens und Phöniziens Küsten bis nach Unter- und Oberägypten, oder von da abwärts dem Meere und den Inseln zu zieht. Seinen geschichtlichen Werth verbürgen so wenig der Mythus von den Danaiden, des Ägyptus Töchtern, deren eine den Busiris, als Bräutigam ermordet haben soll[1]), als die Nachricht des Diodor von Sizilien, daß Osiris ihn während seiner Abwesenheit zum Statthalter in den Gränzgebieten von Phönizien ernant habe[2]), und eine andere, daß drei, ja fünf Könige dieses Namens nach Menes und seiner 1400 Jahre über Ägypten herrschenden Dynastie, und der letzte der drei oder fünfe Diospolis oder Thebe beherrscht und erbaut haben soll[3]). Vielleicht ist die letzte Nachricht nur Einschiebsel in den Mythus, um die Ehre des Isocrates, welcher dem Busiris eine Schutzrede halten mußte und bewies, daß Perseus 200 Jahre später und Herkules noch später, als Busiris, gelebt habe[4]), zu retten[5]). Denn weder Eratosthenes[6]), noch Diodor[7]) kennen einen König Ägyptens dieses Namens. — Von Busiris, dem Zweiten oder Fünften (auch dieses können die verschiedenen, sich widersprechenden Genealogien nicht entscheiden, nach welchen er ein Sohn des Poseidon und der Anippe, der Tochter des Nilus oder der Libye[8]), oder ein Sohn des Poseidon und der Lysianassa, des Epaphus Tochter, seyn soll)[9]), mit dem Beinamen: dem Barbar oder Grausame, erzählten die Griechen, um das Ideal ihres gefeiertesten Helden, Herkules, zu verherrlichen, daß Herkules auf seinem Zuge nach Libyen den damaligen Statthalter desselben, Antäus[10]), und in Ägypten den damaligen König, Busiris, dessen Sohn, Iphidamas, — nicht Amphidamas, wie Creuzer im Texte schreibt und in den Bemerkungen widerlegt — den Herold Chalbes und die Opferdiener[11]) ermordet habe. Die Veranlassung dazu war folgende. Neun Jahre hatte Ägypten durch Unfruchtbarkeit des Bodens gelitten. Phrasius, ein Seher von der Insel Kypern, gab dem Busiris, das Übel vom Reiche zu wenden, den Rath, alljährlich dem Zeus einen Fremden zu opfern. Er achtete ihn als ein Orakel und ließ den Seher zuerst opfern und nach ihm alle Fremde, welche sein Gebiet betraten. Auch den Herkules sollte auf seinem Zuge kein anderes Schicksal treffen. Geduldig ließ er sich als Opfer kränzen und binden, und, wie vor ihm alle Andern, sich umherführen bis zum Altar, wo er fallen sollte. Da zerriß der Gewaltige alle Bande, erschlug den König, dessen Sohn, Herold und Opferdiener. So weit der Mythus.

Ließ schon der Anachronismus zwischen Herkules und Busiris für seinen historischen Werth fürchten, so kann diesen noch weniger der Widerspruch Herodots: die Ägypter hätten weder Thiere, noch Menschen geopfert[12]), unterstützen. Herodot fand auch gerechten Tadel bei Plutarch[13]), daß er sich des grausamen Busiris annehme. Denn zu Ilithyopolis verbrannten die Ägyptier Menschen[14]), wie auch nicht unwahrscheinlich die bildlichen Darstellungen in den ägyptischen Hypogeen beweisen. Später erst, zu Amasis Zeit, wurden die Menschenopfer abgeschafft zu Heliopolis, und seit der persischen Eroberung. Sprechen mehre Zeugen gegen Herodot und Isokrates und für die Xenoktonie — Fremdenmord — der Ägyptier oder des Busiris, so muß zuvörderst, da in jenem urkundenlosen Zeitalter ein königl. Stammbaum nicht gezeichnet und viele Königsnamen noch weniger, als chronologische Krücken sind, etymologisch nachgewiesen werden, wer Busiris sey. Man leite es von *βους* und *οσιρις*, — dem heiligen Stier, Osiris —[15]) oder aus dem Koptischen von Be-Ousiri, — dem Grabe des Osiris —[16]), weil alle Gräber Busiris genant wurden, oder von Ousiris und dem vorgesetzten Artikel[17]), — also Osiris — so bleibt die Bedeutung sich im Ganzen gleich[18]). Denn Isis findet die vierzehn Glieder des verstümmelten

1) *Apollod.* II, 1, 4. 2) *Diodor. Sic.* I, 17. 3) *Diodor. Sic.* I, 46. 4) *Isocratis* Busiris c. 15. p. 228. edit. *Coray.* 5) *Heyne* ad *Apollod.* II, 5. 11. p. 195 und *Pherecydis* Fragm. p. 141. ss. edit. *Sturz* Comment. ad *Diodor. Sic.* I, 88 und ad *Virgil.* Georg. III, 5. 6) apud *Strabon.* XVII. p. 802. edit. *Tzschucke.* 7) *Diodor. Sic.* I, 88. edit. *Wesseling.*

8) *Agathon* apud *Plutarch.* de Fort. Rom. p. 315. 9) *Apollod.* II, 5. 11. p. 195. edit. *Heyne.* 10) *Lucan.* IV, 589. 11) *Apollod.* II, 5. 11. Schol. *Apollon.* IV, 1396 cf. *Herodot.* II, 45. *Gell.* II, 6. *Macrob.* Sat. VI, 7. *Hygin.* fab. XXXI. und *Sturz* ad *Pherec.* Fragm. l. l. 12) *Herodot.* II, 45. 13) De malign. *Herodot.* p. 857. 14) *Manetho* apud *Plutarch.* de Isid. p. 380. 556. edit. *Wyttenbach.* 15) *Stephan Byzant.* in voc. p. 240. *Berkel.* 16) *Zoega* de obelis p. 298. *Jablonski* Voce. Aegypt. p. 54. 17) *Champollion* l'Egypte sous les Pharaons. Vol. I. p. 365. II, p. 42 u. 190. 18) Andere etymol. Versuche *παρα το βους ειπειν* und *παρα το βους και τη*

Osiris, außer dem Männlichen, wieder[19]), sie bildet aus Spezereien seine Glieder nach, und weihet sie einzeln in verschiedene Städte, und jede Stadt glaubt in ihrer Mitte an das Grabmal des Osiris. Sie empfiehlt ihn als Gott, läßt für ihn ein heiliges Thier — den Stier — wählen und diesen verehren. Hier also Stier, Grab und Osiris. Daher hat Altägypten vier Städte des Namens Busiris, eine im Delta mit einem großen Tempel der Isis, wo sie die Gebeine des Osiris in einer hölzernen Kuh d. h. in einem der Gestalt einer Kuh ähnlichen hölzernen Sarge, beerdigt haben soll, jetzt Abusir oder Busir-Bana[20]); eine unweit Memphis, jetzt Abusir; eine am See Möris bei Havara, jetzt Busir[21]); und eine, Hermopolis gegenüber, welche Diocletian zerstörte[22]). In diesen Städten sowol, als auf Philä, zu Memphis und Abydus und anderwärts wurden allen Verstorbenen meilenweite Plätze zu Gräbern verstattet, die unter Osiris Obhut, gleich ihm, ausruhen. Hier, namentlich zu Philä, wohin blos die Priester treten durften, fielen nebst andern sich auf die Sonne und ihr Jahr beziehenden Opfern, auch Menschen als solche, wie dieses eine Darstellung in Relief am Pylon des großen Tempels zu Philä beweiset. Ein Priester oder Opferer, der vor Gottheiten steht, hält an den Haaren oder Strikken dreißig Schlachtopfer, dreimal kleiner, als er selbst[23]). An allen diesen Begräbnißplätzen dachte man auch an das Grab des Osiris, der sowol an den Stier Apis, — βους — in welchen seine Sele überging, oder der als Mumie in einen einem Stier nachgebildeten Sarg, wie die Reichen der Ägypter pflegten, gelegt, erinnerte — Busiris. Die Fabel der Griechen, welche das ägyptische Todtenreich in seinem ganzen Umfange aufnahm, dichtete auch einen Grausamen, einen alles Fleisch in sich aufnehmenden Abgrund — Busiris. Daher auch wol die Gemälde in Ägyptens Begräbnißkammern, welche Osiris mit dem Netz, als Fischer oder als Jäger — das biblische Bild des Todes — darstellen[24]). Denkt man bei Osiris an den großen Naturleib, der Alles aufnimt, so erinnert er an den Tribut, den die Menschen der Natur mit dem Leben bezahlen, und Herkules, der im Kampfe mit Busiris nicht erliegt, weckt die Hoffnung, daß nicht Alles verschlungen wird.

Daß Herkules mit Busiris nicht synchronisirt werden kann, Herkules und Busiris nur Personifikationen des Alterthums seyn können, jener mit Buttmann Ideal menschlicher Vollkommenheit zum Heile der Menschheit oder seiner Nation[25]), setzen wir als entschieden voraus. Der große Naturleib, Osiris oder Busiris, der durch seine mythische Abstammung von Anippe und der Lysianassa an den Nil, seine Schiffahrt und durch die Sonne erhöhete Fruchtbarkeit erinnern mag, hatte neun Jahre, nach Andern[26]) acht Jahre d. h. lange[27]) durch seine Fruchtbarkeit nicht erfreuet. Die Zeit nicht beachtend, gedenkt die Dichtung des Herkules, der einst, als Osiris die Welt segnend durchzog, über Ägypten herrschte und auf seinem Zuge den Antäus, über Äthiopien und Libyen gebietend, tödtete. Dort an der Gränze Libyens zog Herkules breite Kanäle, damit die Sandwolken in sie herabfielen. In Libyen nämlich hemten große Sandhügel den Ackerbau; — Bilder des Antäus — man wollte sie abtragen, aber immer trug der Sturmwind den Sand ins fruchtbare Nilthal. — Antäus berührte seine Mutter. — In die vom Herkules gezogenen Kanäle fiel später der Sand, das Nilthal blieb frei, konnte angebauet werden. — Antäus ward vom Herkules erhaben über der Erde erdrückt[28]). — Phrasius, — Beobachter — ein Seher aus Kypern, räth dem Busiris, jährlich dem Zeus einen Menschen zu opfern, und er selbst wird das erste Opfer, wahrscheinlich, weil Mißwachs und Hungersnoth die Menschenmasse schon sehr vermindert oder Busiris ihn als Fremden, nicht dulden wollte. Später werden alle rothfarbige Menschen geopfert, weil Typhon — das Böse, Widrige — roth gedacht wurde und eben dahin versetzt wird, woher alles Böse, die Sandwolken, kamen, welche die Fruchtbarkeit verhinderten. Herkules — so dichtete man um die Zeitfolge unbekümmert weiter — komt auch nach Ägypten einige Jahre später, sieht die Noth und will helfen. Menschenarm ist das Land; es kann nicht angebauet werden, weil alle fremde Ansiedler ermordet, ja nicht einmal Schiffe ans Land gelassen werden. — Er selbst läßt sich als Opfer schmücken und binden und soll geopfert werden. Plötzlich führt er aus, was er bedacht, und ermordet den Busiris und die Seinen d. h. er schafft die Menschenopfer ab, daß Fremde sich ohne Furcht nahen, anbauen, das Land bevölkern, mit den Phöniziern Handel treiben; — Antäus, vorzüglich Getreidehandel — kurz: er macht das Land durch Ermordung des Antäus und Busiris glücklich. So war zu Gunsten des Helden von den Griechen erklärt: wie Psammetichus den Fremden die Häfen Ägyptens geöffnet und Sicherheit des Lebens und Freiheit gewährt habe[29]).

Mit dieser Deutung läßt sich ungezwungen die von Gruber[30]) vereinigen. Der tyrische Herkules d. i. der phönizische Handel, der doch einen Weg nach Ägypten fand, hob jenen barbarischen Gebrauch am Grabe des Osiris auf; weniger aber die von Creuzer[31]) vorgetragene, Herkules und Busiris siderisch nehmende und die kalendarische Mart. Gottfr. Hermanns[32]).

Busiris ist Gegenstand der Dichtung, wie der Kunstbildung geworden. Euripides stellte ihn tragisch vor[33]), und Epicharmus und Mnesimachus komisch[34]). Eine

νειραν treffen mehr die Sache, als das Wort. 19) *Diodor. Sic.* I, 21. 20) *Herodot.* II, 59. *Diodor. Sic.* II, 85. *Zoega* de obelisc. p. 289. *Abulfeda* descript. Aegypt. p. 9. *Michaelis* Nr. 125. *Champollion* I. I. I. p. 365. II. p. 17 u. 184. *Melch. Hartman* das Paschalik Ägypten p. 836. 954. et. al. 21) *Michaelis* ad *Abulfed.* Nr. 122. 22) *Michaelis.* Nr. 126. 23) Lancret in der Descript. de l'Egypt. T. I. chap. I. p. 25. vergl. mit Livrais. I. pl. 6. fig. 7. *Creuzer* Commentatt. Herodot. I. §. 15. p. 182. 24) *Strabon.* XVII. p. 541. 802. 25) Mythos des Herakles. Berlin 1810. S. 8.

26) *Hygin.* fab. 56. ibique *van Stavern.* 27) Auf die Zahl ist nicht weiter zu achten, da *ἐννεωρος* oft schwer, groß bedeutet. Creuzer's und Hermanns Briefe S. 75. 28) *Jomard* Descript. des Antiquités d'Antéopolis in der Descript. de l'Egypt. Liv. III. T. II. chap. 12. Creuzer's Mythol. 1. S. 333. 2. Ausg. 29) *Diodor. Sic.* I, 47. 30) Wörterbuch. Bd. 1. S. 575. 31) Symbolik und Mythol. I. p. 357. 2. Ausg. 32) Mythol. der Griech. II. S. 558. 33) *Euripid.* Fragment. p. 434. edit. *Beck.* 34) *Athen.* X.

griechische Vasenmalerei gibt die ganze Scene nach Pherecydes. Ein König auf seinem Throne in barbarischer Tracht — Busiris — sieht vor sich den Herkules, bewacht und gehalten von seinen Dienern, schon verwundet; aber mächtig schwingt er seine Keule, und — im nächsten Augenblicke wird er den König zu seinen Füßen liegen sehen **). (*Dr. Schincke.*)

Busjega, s. Bugia.

BUSK, Städtchen am Bug im zloczower Kreise Galiziens, auf der alten Straße von Lemberg nach Brody, mit 1800 Einw. Der größte Theil derselben besteht aus Griechen, die der Fischfang in den benachbarten Seen in ihren Fasten reichlich nährt. Es sind hier Gerbereien, Töpfereien und auch ein Eisenwerk. Hieher gehören 11 Judengemeinden. (*Schultes.*)

BUSKEVIK, Hafen an der Westküste der Insel Gottland, 1 M. von der Stadt Wisby. Hier lag einst auf einem hohen Berge ein Schloß. (*v. Schubert.*)

BUSSACO, BUSACO, Karmeliterkloster in der portug. Provinz Beira, Correiçao de Coimbra, auf einem hohen Berge. Hier wurde am 27. Sept. 1810 Massena von Wellington besiegt. (*Stein.*)

BUSSAHER, ein kleiner indischer Stat in dem Distrikt Sirmore der brit. Provinz Gurwal. Er liegt am Fuße und auf dem Himmalih, bedeckt den ganzen nördlichen Strich des Distr. Sirmore und wird von dem Sutuledsche durchströmt: sein Raja ist ein Radsbute, der an die Briten Tribut zahlt; seine Hauptstadt heißt Rampur. (*Hassel.*)

BUSSANG, Dorf in dem Distrikt Rrmiremont des franz. Dep. Wasgau; es liegt am Fuße der Vogesen, hat 780 Einw. und ist bekant wegen seines Säuerlings, der weit verführt und mit dem Weine vermischt wird, um ihn schäumend zu machen. (*Hassel.*)

Von zwei Quellen unterscheidet sich die untere von der obern durch einen bedeutenden Eisengehalt, den sie aber, wie alle eisenhaltige Wasser, bei der Versendung absetzt*). (*Th. Schreger.*)

Bussard, Buss-Aar, s. Falco.

BUSSÂTI, oder richtiger Bissâti Samarkandî, neupersischer Dichter, welcher sich zuerst bekant machte in der Gegend von Samarkand, unter der Regirung des Sultan Chalil Behâdur, eines Enkels des Timur, also ungefähr A. H. 808. A. C. 1405. B. war anfangs ein Deckenweber oder Strohdeckenflechter, Hassirbâf, daher man ihn Hassîri, d. i. Deckenmacher, nannte. Als aber seine dichterischen Talente bekant wurden, sagte Ismet allah el bochâri, ein berühmter Dichter jener Zeit, wenn wir Dewletschahs Worte recht verstehen: „Eine tüchtige Decke ist ein Teppich der Edlen; drum wird es besser seyn, dich Bissâti, das ist, den Teppichmacher, zu nennen.“ So führte der Dichter dann seit jener Zeit diesen Beinamen. Er ward ein vertrauter Freund des erwähnten Ismet allah, aber Nebenbuhler eines anderen Zeitgenossen und Dichters, des Scheich Kemâl chodschendi. Beide befehdeten sich in Gedichten. Dewletschah, der Geschichtschreiber der persischen Dichter, sagt, Bissâti habe sehr wohllautende Verse gemacht, und sich in den Gasellen oder erotischen Liedern ausgezeichnet. Der Sultan Chalil behâdur, welcher zu Samarkand seine Residenz hatte, war ein sehr freigebiger Freund der Gelehrten und Dichter. Eines Nachts sangen vor der Gesellschaft des Sultans die Sänger folgenden Anfang eines Liedes von Bissâti, in welchem er die Gefahr beschreibt, welche seinem Herzen von den hinreißenden und trunkenen Augen der Geliebten drohn:

Das Herz ist Glas, und deine Augen rennen
In jedem Winkel jezt mit ihm umher;
Und trunken sind sie; mög' es nicht gescheh'n,
Daß sie im Rausch das arme Herz zerbrechen.

Dem Sultan gefielen diese Verse so sehr, daß er den Bissâti holen ließ, ihn lobte, und ihm dann tausend Goldstücke schenkte. Dewletschah meint, diese Bezahlung jener Verse sey für den Besitzer der Schätze Timurs noch zu geringe gewesen. Diese Nachrichten über den Bissâti findet man in dem Teskeret esschoara von Dewletschah, wo der Dichter in der sechsten Tabaka oder Ordnung steht; diese Tabakas sind chronologisch abgetheilt. In Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens; Wien 1818 sind blos einige Verse des Dichters übersetzt. (*J. G. C. Kosegarten.*)

BUSSE, von dem Zeitwort Büssen abzuleiten, bedeutet im Allgemeinen so viel als Genugthuung für zugefügten Schaden oder für eine angethane Beleidigung, Strafe überhaupt; daher noch Geldbuße für Geldstrafe gesagt wird. So gebrauchte das Wort Luther Esr. 7, 26: Der soll sein Urtheil um der That willen haben — zur Buße am Gut, für עֲנָשׁ־נִכְסִין, bei den LXX. *ζημια τοῦ βίου*, in der Vulgata: condemnatio substantiae. Da man aber auch das Wort *μετάνοια* im Neuen Testament, welches die Vulgata durch poenitentia ausdrückt, durch Buße übersetzt hat, wie dies auch von Luther geschehen ist, so ist dadurch in dem meistens nur noch üblichen theologischen Sprachgebrauche dieses Worts, auch in der protestantischen Kirche viel Verwirrung und Irrthum veranlaßt worden. Das griechische Substantiv, so wie die Verba *μετανοεῖν* und *μεταμελεῖσθαι*, bezeichnen ursprünglich: etwas hinterher besser einsehn, und darnach seinen Sinn, seine Gesinnung ändern, gewöhnlich mit dem Nebenbegriff der Reue über die vorhergegangene Denk- und Handlungsweise verbunden. Im N. T. werden jene Ausdrücke am häufigsten zur Bezeichnung der durch das Christenthum gebotenen sittlich-religiösen Sinnesänderung und Besserung gebraucht, z. B. Matth. 3, 11. vgl. 3. Mark. 1, 4. Luk. 3, 3. 2 Tim. 2, 25. Mit dem Worte poenitentia verband man schon frühzeitig in der alten Kirche des Occidents den Begriff eines Strafens (punire), wie dann die Scholastiker, nach dem Vorgange früherer Kirchenschriftsteller, dies Wort durch poenaetenentia, i. e. vindicta de peccato a semet ipso expetita zu erklä-

p. 441. 417. edit. *Schweighaeus.* *Pollux* X, 5. 82. 35) Peintures de Vases grecs par *Millingen.* Rome 1813. Nro. XXVIII. Creuzers Abbildungen. Tafel XX.

*) Vgl. Journ. complém. du Diction. des sc. méd. T. V. Cah. 20.

en suchten[1]). Insbesondere fand jener Gebrauch des Worts poenitentia Statt bei der Anwendung desselben auf die sogenannte Kirchenbuße, welcher die Lapsi oder die bei den Verfolgungen vom Christenthum Abgefallenen, so wie auch die wegen moralischer Vergehungen von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen, sich zu unterwerfen hatten, wenn sie in jene wieder aufgenommen werden wollten. Sehr streng äußert sich schon Tertullian nach seinen montanistischen Grundsätzen über die Buße, durch welche allein der Mensch Gott Genugthuung oder Abbüßung leisten und bei Gott Straflosigkeit erlangen könne[2]), und zählt zu den Erfodernissen derselben vorzüglich Fasten, Weinen und Seufzen[3]). Auf ähnliche Weise erklärt sich Cyprian, besonders in seiner Schrift de Lapsis, wo er indeß die vor der Gemeinde zu leistende Büßung mit der Buße gegen Gott fast durchgehends vermischt; auch behauptet er, daß die Buße um desto heilsamer sey, je mehr man sich selbst dabei peinige. Augustin, der eben so dem Menschen desto eher Begnadigung verheißt, je weniger er sich selbst im Büßen verschone[4]), unterscheidet drei Arten der Buße. Die erste findet ihm zufolge bei der Taufe Statt, wo jeder Erwachsene sein voriges Leben zu bereuen hat. Die zweite dauert das ganze Leben hindurch fort; da der Mensch, auch bei Vermeidung gröberer, die Kirchengemeinschaft aufhebender Sünden, doch nicht von Unvollkommenheiten und Fehlern frei bleibt, für welche Almosen, Fasten und Gebete dargebracht werden müssen. Die dritte Art der Buße geschieht für solche Sünden, welche im Decalogus verboten sind. Nach Begehung solcher muß der Mensch sich des Abendmahls enthalten und zu den Schlüsseln der Kirche seine Zuflucht nehmen, damit er auf Erden gelöset, auch im Himmel los sey. Er muß sich dann von dem Priester die Art der Satisfaction vorschreiben lassen, und zwar so, daß er, wenn seine Sünde öffentlich Anstoß erregt hat, auch öffentlich Buße vor dem Volke zu thun bereit sey, wenn der Vorsteher der Kirche dies zum Besten derselben für nöthig hält[5]).

Wenn gleich die meisten ältern Kirchenlehrer darin übereinstimmen, daß Besserung Hauptsache und Kennzeichen der echten Buße sey, so halten sie dieselbe doch keinesweges für hinreichend zur Buße, sondern fodern noch mehr oder weniger besondere Genugthuungen. So wurde, außer der Wassertaufe, vornehmlich der sogenannten Bluttaufe oder dem Märtyrerthum eine große Kraft der Sündentilgung beigelegt, selbst schon vom Clemens Alex.[6]), eben so dem Almosengeben, welches schon in dem Briefe des Barnabas zu diesem Zwecke eingeschärft wird[7]). Außer jenen, so wie außer Fasten und Kasteiungen, empfiehlt Origenes insbesondere noch Versöhnlichkeit, das Bestreben Andere von Sünden zurückzubringen, Beweise der Liebe überhaupt und Zuflucht zu dem Priester[8]). Bei Cassianus[9]) werden außer der Taufe, dem Märtyrertode, als Mittel der Aussöhnung mit Gott, noch angegeben Liebe, weil sie die Menge der Sünden bedecke, Almosengeben, Bekentniß der Sünden, der reuige betrübte Zustand des Geistes und Leibes, die Besserung des Verhaltens, die Fürbitte der Heiligen, Barmherzigkeit und Glaube, die Bekehrung Anderer und die Vergebung der von ihnen empfangenen Beleidigungen.

Da die von der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen, der gewöhnlichen Meinung zufolge, eben so in der Gewalt des Teufels sich befanden, als die Ungetauften, so mußten sie als poenitentes sich einer ähnlichen aber noch schwerern Prüfungszeit unterwerfen, wie die Catechumenen, ehe man sie wieder aufnahm. Die dabei Statt findenden vier sogenannten gradus oder stationes poenitentiae waren *πρόσκλαυσις* (fletus), *ἀκρόασις* (auditio), *ὑπόπτωσις* (substratio) und *σύστασις* (consistentia). Nach dem 11ten, wahrscheinlich erst später hinzugesetzten unechten[10]) Canon der Epistola canonica des Gregorius Thaumaturgus (um das Jahr 262) bestanden sie in folgenden: *Fletus* est extra portam Oratorii, ubi peccatorem stantem oportet fideles ingredientes orare ut pro se precentur. *Auditio* est intra portam in Narthece[11]) ubi oportet eum, qui peccavit, stare usque ad Catechumenos et illinc egredi. — *Substratio* autem est, ut intra portam templi stans cum Catechumenis egrediatur. *Consistentia* est, ut cum fidelibus consistat, et cum Catechumenis non egrediatur; postremo est participatio sacramentorum. Die Zeit der Buße dauerte gewöhnlich mehre Jahre, zuweilen bis zum Tode, ja bei manchen Vergehungen wurde die Aussöhnung mit der Kirche für immer versagt[12]).

Schon früher hatte man folgende drei Theile der poenitentia oder Buße bei den lapsis unterschieden: 1. contritio cordis Zerknirschung des Herzens, oder Reue verbunden mit agnitio peccati; 2. confessio oris ein Bekentniß der Sünde, welches der Gemeinde, her-

1) (*Augustin.*) de vera et falsa poenit. c. 19. Poenitere est poenam tenere, ut semper puniat in se ulciscendo, quod commisit peccando. *Aug.* Ep. 153. §. 6. *Isidor. Hispalens.* Originum l. IV. appellata est quasi punientia eo, quod homo in se puniat, quod male admisit. *Petr. Lombard.* l. IV. distinct. 14. u. A. 2) De poenitentia. c. 4—6. Hoc pretio Dominus veniam addicere instituit, hac compensatione redimendam proponit impunitatem. — Temporali afflictione aeterna supplicia non dicam frustratur, sed exstinguit. De pudicitia. c. 13. 3) De poenit. c. 9. Exomologesis, qua delictum domino nostrum confitemur non quidem ut ignaro, sed quatenus satisfactio confessione disponitur, confessione poenitentia nascitur, poenitentia deus mitigatur. — Exomologesis: sacco et cineri incubare, corpus sordibus obscurare, animum moeroribus deiicere, illa quae peccavit, tristi tractatione mutare — ieiuniis preces alere, ingemiscere, lacrymari et mugire dies noctesque ad dominum deum tuum etc. 4) Ep. 153. 5) Orat. 351. Ep. 265. §. 7. 8. Vgl. *Ambrosius* de poenitentia l. I. c. 7, 16. *Jo. Morinus* Commentarius histor. de disciplina in administratione sacramenti poenitentiae. Antv. 1682. fol. p. 180.

6) Strom. l. IV. p. 596. 7) Cap. 19. 8) In levit. Homil. II. Opp. T. 2. p. 190. 191. Münscher Dogmengesch. II. Bd. 2 A. S. 281 f. 9) Collationes Patrum in Scethica eremo commorantium. c. XX. Schröckh Kirchengeschichte. Bd. VIII. S. 466. 10) *Jo. Morin.* Comment. hist. de disciplina in administ. sacr. poenit. l. VI. c. 1. p. 355 ss. Vgl. *Bingham* Origines s. antiquitates ecclesiast. V. VIII. Hal. 1729. p. 108 f. 11) Seit dem sechsten Jahrhundert nannte man *νάρθηξ* die äußerste Abtheilung der Kirchen, in welcher die Catechumenen und Büßenden sich aufhalten mußten. S. Morin a. a. O. S. 357. 12) *Cyprian.* Ep. 52. Concil. Illiberitan. (a. 305). *Harduin* Acta Concil. T. I. p. 247 ss. Schröckh Kirchengeschichte V. S. 61 f.

nach blos dem Priester, abgelegt wurde; und 3. satisfactio operis die Übernehmung gewisser Büßungen und Strafen, welche den Gefallenen von Seiten der Kirche auferlegt wurden, ehe sie in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen werden konnten. Diese trug man auch auf die sittliche Besserung über, besonders nachdem die Buße zuerst von Otto, Bischof von Bamberg (um das Jahr 1124) und mit noch mehrem Erfolg bald darauf von Petrus Lombardus unter die Zahl der sieben Sacramente aufgenommen war[13]). Die confessio oris wurde in die Ohrenbeichte verwandelt (s. d. Art. Beichte) und nur für die Sünden Vergebung bei Gott verheißen, die man im Beichtstuhl bekenne. Aus der satisfactio operis aber ging die Meinung hervor, daß die kirchlichen Strafen (poenae canonicae) zur Vergebung der Sünde nothwendig seyn und daß nur durch sie die Rechtfertigung des Sünders vor Gott erlangt werden könne, ja daß sie selbst Erlassung der ewigen Strafen zu bewirken vermöchten. Schon seit dem sechsten Jahrhunderte kamen sogenannte libelli poenitentiales oder Bußbücher auf, in welchen den Geistlichen Anleitung zu einer geschickten Behandlung der Büßenden gegeben wurde, wie sie die Sünden nach ihren verschiedenen Gattungen und Stufen der Strafbarkeit und andern Umständen, jede mit angemessener Strafe belegen sollten. Die erste, wenigstens in ihren Grundzügen als echt zu betrachtende[14]) Anweisung dieser Art aus der griechischen Kirche wird von dem Patriarchen zu Konstantinopel Johann dem Faster (νηστευτής) abgeleitet, der 595 starb, die erste in der abendländischen Kirche von einem gewissen Theodorus, der als ein griechischer Mönch aus Cilicien nach langem Aufenthalte zu Rom, Bischof von Canterbury wurde und 690 starb[15]).

Unter den Scholastikern hat sich zuerst Thomas von Aquinum, mit Anführung der Meinungen der Kirche, über das Sacrament der Buße und dessen Theile sehr ausführlich verbreitet[16]). Die Buße erklärt er deshalb für ein besonderes Sacrament, weil der Sünder dadurch zu erkennen gebe, daß er von der Sünde abtrete, der Priester aber, daß die Vergebung der Sünden Gottes Werk sey, und weil alles, was der Priester bei der Buße zu verrichten habe, von Christo verordnet sey. Die innere Buße über die Sünde soll zwar bis an das Ende des Lebens fortdauern; aber die äußerliche nach der Beschaffenheit und dem Maße der gebeichteten Sünde nur eine gewisse bestimte Zeit. Es gibt keine Sünde, welche nicht durch die Buße weggenommen werden könnte; aber ohne Buße findet keine Vergebung der Sünden Statt. Durch die Buße wird zwar die ewige Strafe derselben, aber nicht zugleich jede irdische und zeitliche erlassen. Die Contrition oder Zerknirschung wird dargestellt als ein Schmerz über die Sünde, der mit dem Vorsatze verbunden ist, sie zu beichten und dafür genug zu thun. Von jener wird unterschieden die Attrition, als eine jede Art von Schmerz über die Sünde überhaupt, die nicht aus Liebe zu Gott herrührt[17]). Die Beichte ist zur Seligkeit nothwendig und kann auch von dem Priester nicht erlassen werden, weil sie göttlichen Rechts ist. Doch sind auch durch ein positives Gesetz der Kirche alle Gläubigen verpflichtet, im Jahr wenigstens ein Mal ein Bekentniß ihrer Sünden abzulegen. Der Priester muß alle ihm gebeichteten Sünden verschweigen; denn er nimt die äußere Beichte, als ein Zeichen des innern Bekentnisses der Sünden an Gott an dessen Stelle an. Da indeß der Sünder machen kann, daß der Priester, als Mensch, etwas wisse, was er sonst durch seine Beichte blos als Gott wissen konnte; wenn er ihm z. B. die Erlaubniß ertheilt, das, was er gebeichtet hatte, zu offenbaren; da der Priester ferner das ihm im Beichtstuhl Anvertraute vorher oder nachher auch auf andere Weise in Erfahrung bringen kann, als durch die Beichte; so bricht er in diesem Falle das Beichtsiegel nicht, wenn er nothgedrungen das Anvertraute offenbart; doch muß er sich auf eine solche Weise dabei benehmen, daß aller Verdacht einer Verletzung des Beichtsiegels von seiner Seite dabei vermieden wird, und er muß zu erkennen geben, daß er das ihm Anvertraute als Mensch, und nicht als Gott, wußte und weiß. Die Genugthuung geschieht durch gute Werke, die als Strafen angesehen werden können (opera poenalia), weil sie eine Erstattung desjenigen seyn sollen, was Gott durch die Sünden, deren der Mensch sich schuldig gemacht hat, entzogen worden ist. Diese und ähnliche Bestimmungen des Thomas Aquinas, so wie anderer scholastischen Theologen, sind als Glaubenslehren der katholischen Kirche größtentheils auch durch das tridentische Concilium aufs neue bestätigt worden[18]).

Ob gleich in der Apologie der augsburgischen Confession[19]), bei Verwerfung der sieben Sacramente, Taufe, Abendmahl und Absolution, oder das Sacrament der Buße, als wirkliche Sacramente namhaft gemacht werden, auch Luther anfangs in seiner Schrift von dem babylonischen Gefängniß noch drei Sacramente angenommen hatte, so sind doch nachher mehr stillschweigend, als öffentlich, nur die beiden ersten als Sacramente in der protestantischen Kirche überhaupt anerkannt worden, wie dieß dem neutestamentlichen Lehrbegriff und andern Bestimmungen der symbolischen Bücher allein entspricht. Denn Buße[20]) ist jenem zufolge keine Cärimo-

13) Sententiar. l. IV. dist. 1. ss. 14) *Jo. Morin* de administrat. sacram. poenit. Append. codicum mss. poenitentialium descriptio. — Ed. Antv. p. 76 ss. Schröckh Kirchengeschichte. XVII. S. 57 f. 15) *Jo. Morin* de administr. p. 441. Schröckh. XX. S. 146 f. 16) Commentar in Lombard. sentt. l. IV. distinct. 14 ss. Summa theol. P. III. quaest. 84 ss. Supplement. ad tert. part. quaest. 1 ss. Cramer Fortsetzung von Bossuet. Bd. VII. S. 735 f.

17) Die in der katholischen Kirche seitdem geführten und auch durch das tridentinische Concilium nicht zur Entscheidung gebrachten Streitigkeiten über attritio und contritio erzählt Cotta zu Gerhard loc. theol. V. VI. p. 344 fg. 18) Sess. XIV. can. 3. 4. Catechism. Roman. P. II. cap. 5. 19) Artic. VII. p. 200 der Rechenbergischen Ausg. Vere igitur sunt sacramenta: baptismus, coena domini, absolutio, quae est sacramentum poenitentiae. Nam hi ritus habent mandatum Dei et promissionem gratiae. 20) Der Ausdruck Buße (poenitentia) wird in den symbolischen Büchern zuweilen mit Bekehrung (conversio) verwechselt. Die Apologie Art. V. gebraucht beide Ausdrücke als gleichbedeutend; Luther im Catech. mai. de bapt. das Wort poenitentia von der gesamten Bekehrung, oder der ganzen sittlich-religiösen Umwandlung des Menschen. Die Concordienformel nimt poenitentia auch für gleichbedeutend mit contritio z. B.

nie, und Beichte und Absolution kein Gebot Christi. Wenn man letzteres dessen ungeachtet aus Matth. 16, 19. und Joh. 20, 22 f. hat beweisen wollen, so ist dabei übersehn, daß in jener Stelle blos vom Petrus, in dieser blos von den Aposteln geredet wird. Auch hat Luther im großen Catechismus bestimt nur Taufe und Abendmahl für Sacramente erklärt, die Buße dagegen als solches verworfen, weil es nichts anders sey, als eine Erneuerung der Taufe [21]).

Beide Lehrbegriffe, der katholische, mit welchem der griechische meistens übereinstimt, und der protestantische, stehen demnach in folgendem Verhältnisse zu einander: sie treffen darin überein, daß der Sünder Reue empfinden müsse über die von ihm begangenen Sünden, wenn er der Vergebung derselben durch Christum theilhaftig werden wolle, weichen aber darin von einander ab, 1. daß nach protestantischem Lehrbegriff die Reue (contritio) als vom heil. Geiste allein gewirkt, nach katholischem als unter Mitwirkung des Menschen hervorgebracht dargestellt wird (s. den Art. Gnadenwirkuugen); 2. daß nach jenem die Buße als etwas blos Inneres, das äußere Sündenbekentniß dagegen als nicht wesentlich angesehn wird, Katholiken und Griechen dagegen gerade das äußere Bekentniß (confessio oris) für einen Hauptbestandtheil der Buße halten. 3. Nach protestantischem Lehrbegriff erlangt der reuige und gläubige (bußfertige) Sünder die Vergebung der Sünden um Christi willen vollständig und ohne eigenes Verdienst (s. den Art. Rechtfertigung); der katholische fodert dagegen unerläßlich eigene Werke der Genugthuung (satisfactio operis, satisfactiones canonicae) zur Tilgung zeitlicher und ewiger Sündenstrafen, insbesondere der Strafen des Fegefeuers, und setzt darin den dritten Haupt-Bestandtheil der Buße, während nach jenem nur Reue und Glaube Theile der Buße sind [22]). 4. Katholiken und Griechen betrachten die Buße nach der von ihnen angenommenen Erklärung als Sacrament, welches die Protestanten verwerfen [23]).

Da die Lehre von der Buße nach dem katholischen Lehrbegriff genau zusammenhängt mit den Lehren vom Fegefeuer und vom Ablaß, so sind die Art. Fegefeuer und Indulgenzen hiebei zu vergleichen. (*Wegscheider.*)

Solid. declar. p. 711. 816. Diese Unbestimtheit des Sprachgebrauchs ist auch in die Lehrbücher der spätern Theologen übergegangen. Vgl. Bretschneider Entwickl. der dogmatischen Begriffe. 2. Ausg. Leipz. 1819. S. 669 f. Über Bekehrung s. den Art. Heilsordnung. 21) Cat. mai. P. IV. de baptismo. p. 549. — clare vides, baptismum aeque et virtute et significatione sua tertium quoque sacram. comprehendere, quo poenitentiam appellare consueverunt, quae proprie nihil aliud est, quam baptismus, aut ejus exercitium. 22) Da im 12. Art. der augsb. Confession, außer contritio und fides, als Theile der poenitentia, noch bona opera als fructus poenitentiae, erwähnt sind, so haben mehre lutherische Theologen, wozu auch schon Melanchthon in der Apologie geneigt war, das gebesserte Leben oder den neuen Gehorsam mit zur Buße gezählt, worauf insbesondere Spener und die sogenannten Pietisten drangen. Vergl. Bretschneider Handbuch der Dogmatik. Bd. II. 2. A. S. 535. Der Begriff der μετάνοια umfaßt allerdings auch jene Eigenschaft. 23) Die hieher gehörenden Beweisstellen aus den symbolischen Schriften der katholischen, griechischen und protestantischen Kirche sind gesammelt in Winer's comparativer Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien. Leipz. 1824. Art. 17. S. 83 f.

BUSSEN, ein berühmter Berg im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, Oberamts Riedlingen, mit den Ruinen einer in 2 Theile getheilten Burg und mit der Pfarrkirche des an dem Berge liegenden Dorfes Offingen. Der Berg ist weder steil noch hoch; da er aber ganz frei in dem flachen Lande von Oberschwaben, und mittelst seiner, an sich schon hohen Lage doch 2364 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt: so gewährt er eine herrliche Aussicht, welche rund um über das Land weit und breit sich erstreckt und bis an die Schneegebirge der Alpen geht. Historisch ist der Berg merkwürdig, weil schon der Schwager K. Karls des Großen, Graf Gerold, hier seinen Sitz hatte, der deswegen zuweilen auch der Graf vom Bussen heißt. Die Kirche wurde schon i. J. 805 von den Grafen Cadaloch und Wago dem Kloster St. Gallen geschenkt. Die mit der Burg verbundenen Besitzungen führten bis auf die neueste Zeit den Namen der Herrschaft Bussen. Wegen des Besitzes der Burg befehdeten sich im 16. Jahrhundert 3 Brüder, Grafen Truchseß; zerstört wurde sie von den Schweden im 30jährigen Kriege. (*Memminger.*)

BUSSETO, kleine Stadt am Ongina, im Herzogthum Parma, 1 St. vom Po, mit 3000 Einw., hat außer der Kollegiatkirche noch 2 Pfarrkirchen und 4 Klöster. (*Röder.*)

BUSSÎRI, ein arabischer Dichter im 7. Jahrh. der Hedschra, oder 13. Jahrh. der christl. Zeitrechnung, aus dem afrikanischen Stamme Sanhädsche, vom Geschlechte Benu habnum. Seine Familie soll ursprünglich die Stadt Kalat hammad oder Kalat beni hammad im nördlichen Afrika bewohnt haben. Er selbst ward in Oberägypten geboren, in der Provinz Behnesa, im Flecken Behesschim, im J. d. H. 608 J. Chr. 1211, und erzogen in der benachbarten Ortschaft Dellâs. Sein vollständiger Name ist Scheref eddin abu abdalla mohammed ben said ben hammad. Er führt den Beinamen El bussiri, oder der Bussiride, unter welchem er am bekanntesten ist, weil seine Mutter aus Abussir war, oder Bussir kurides, einer anderen Ortschaft der Provinz Behnesa; ferner führt er den Beinamen Eddellâssi, oder der Delhasside, weil sein Vater aus dem schon erwähnten Orte Dellâs war; endlich nannte er sich auch Eddellassiri, welcher Beiname aus den Namen der Geburtsörter seiner beiden Ältern gebildet ist. Bussiri erwarb sich großen Ruhm durch Lobgesänge auf den Propheten der Moslemen, von welchen vorzüglich einer, unter dem Namen El borde, d. i. das Gewand, in allen moslemischen Ländern hoch verehrt wird. Er enthält 170 Doppelverse oder Beit, und ist in der That in einer reichen und erhabenen Sprache abgefaßt. Er begint mit einer Schilderung glühender Liebe; wir übersetzen die ersten Verse also:

1. Strömt aus Sehnsucht nach Dsi selems Theuren
Deine Thräne nun gemengt mit Blut?
2. Weht der Wind von Kadimas Gefilden?
Flamt der Blitz durch Nacht von Idam auf?
3. Warum weint dein Auge, sprichst du: ruhe!
Warum klopft dein Herz dir, sprichst du: raste!

4. Kann die Lieb' der Liebende verhehlen,
Wenn die Zähre rinnt, und glüht das Herz?
5. Wär's nicht Liebe, würdest du nicht weinen
Über Trümmer, denkend Hain und Hügel;
6. Magst du Liebe läugnen, wenn als Zeugen
Thräne dich und Blässe laut verrathen?

Der Dichter preiset nachher die Tugenden und die Thaten Mohammeds mit freilich sehr hyperbolischen Ausdrükken. Über die Entstehung und erste Verbreitung des Gedichtes wird Folgendes erzählt. Der Verfasser war von einer schweren Krankheit befallen, welche einen Theil seiner Glieder lähmte; er flehte zu Gott um Genesung, und bat den Propheten um seine Fürsprache bei Gott. Darauf verfertigte er unter den Schmerzen der Krankheit den Lobgesang, recitirte ihn, als er vollendet worden, in einer Freitagsnacht, und bat Gott wieder um Erhörung. Da schenkte dieser ihm Gnade, und machte ihn gesund. Einige setzen hinzu, der Dichter habe im Traume gesehen, wie der Prophet ein Gewand auf seine gelähmten Glieder werfe, und beim Erwachen habe er sich genesen gefunden. Als er am folgenden Morgen auf den Markt ging, trat ein frommer Mann zu ihm, und verlangte von ihm, zu seinem Erstaunen, das neue Lobgedicht auf den Propheten, dessen Anfang er zugleich hersagte. Bussiri theilte ihm eine Abschrift davon mit, und nun verbreitete sich der Ruf desselben schnell. Bohaeddin ben hannah, der Wesir des damaligen Sultans von Ägypten El melik eddåher bibars, gelobte, daß er das Gedicht nie anders als stehend und mit entblößtem Haupte recitiren wolle. Sein Geheimschreiber Saad eddin el fareki ward von einer heftigen Augenkrankheit befallen, so daß er in Gefahr stand zu erblinden. Da sah er im Traume den Propheten, welcher zu ihm sprach: Gehe zum Wesir, bitte dir von ihm die Borde aus, und lege sie auf deine Augen. Der Geheimschreiber folgte diesem Befehl; der Wesir sprach: Ich habe keine andere Borde, als diese, und gab ihm das Gedicht. Unter El borde versteht man nämlich sonst ein Gewand Mohammeds, welches als Reliquie verehrt wird. Der Geheimschreiber recitirte das Gedicht, und genaß. Daher wird demselben überhaupt die Kraft zugeschrieben, einem nach Lesung desselben verrichteten Gebete Erhörung zu verschaffen; den Namen El borde hat das Gedicht wahrscheinlich nach einem älteren, welches ähnlichen Inhaltes ist, erhalten. El borde bezeichnet eigentlich Zeug von gestreifter Farbe, und einen Mantel von solchem Zeug. Ein Zeitgenosse Mohammeds, der Dichter Kaab ben soheir, war anfangs ein Feind des Propheten, und von diesem für vogelfrei erklärt worden. Hierauf begab er sich zu Mohammed, und recitirte diesem einen auf ihn gedichteten Lobgesang, welcher nach den Anfangsworten Banat soad, d. i. Soad schied, genant wird. Mohammed schenkte dem Dichter dafür seinen Mantel El borde, der seitdem sorgfältig aufbewahrt worden ist, und sich noch jetzt im Schatze der osmanischen Sultane befindet. Kaabs Gedicht ward nach jenem Mantel auch El borde genant, und Bussiri's jenem ähnliche Gedicht gleichfalls. Die Borde des Bussiri führt auch den Titel: El kewâkeb eddurrijje, d. i. die funkelnden Sterne. Es ist in das Persische und in das Türkische übersetzt worden, und hat auch zahlreiche Commentare in arabischer und persischer Sprache erhalten. Der arabische Text ist mit einer lateinischen Übersetzung ziemlich unvollkommen durch Uri herausgegeben, in der Schrift: Carmen mysticum Borda dictum Abi Abdallae M. B. S. Busiridae Aegyptii e codice manuscripto B. L. B. latine conversum etc.; paravit et edidit Joh. Uri. Lugdun. Batav. 1761. 4. Der Text ist ohne Vokale gedruckt, und die Übersetzung öfter unrichtig. Eine teutsche Übersetzung hat Hammer geliefert in seinem Werke: Konstantinopel und der Bosporus. Wien 1822. Eine neue Ausgabe des Textes mit teutscher Übersetzung ist erschienen unter dem Titel: funkelnde Wandelsterne zum Lobe des besten der Geschöpfe, ein arabisches, insgemein unter dem Namen: Gedicht Burde, bekanntes Gedicht von Scheich Ebn abdullah Mohammed Ben Ssaid rc. genant Bussiri. Übersetzt und durch Anmerkungen erläutert v. V. Edlem von Rosenzweig; mit Original zur Seite. Wien, 1824. Eine kritische Ausgabe mit arabischen und persischen Scholien, und der persischen und türkischen Übersetzung begleitet, fehlt noch. Handschriften des Gedichtes finden sich in den meisten Samlungen arabischer Handschriften, z. B. in Paris, Oxford, Leyden, Wien, Gotha, Hamburg. Der Verfasser starb nach der Angabe des arabischen Geschichtschreibers Sojûti im J. d. H. 695. J. C. 1294; nach der Angabe des Abul mohasen im J. d. H. 696 oder 697. J. C. 1296. (*J. G. H. Kosegarten.*)

BUSSOLINO, kleine Stadt in der piemontesischen Prov. Susa, am Berge Fauffemagne, bei welcher der berühmte grüne Marmor, Verde de Susa, gebrochen wird, mit 1500 Einw. (*Wilh. Müller.*)

BUSSOVACZA, Marktflecken im osmanischen Ejalet Bosna, Sandschak Travnik, am Abhange des Vranjagebirgs, mit einer Bergfestung. (*Stein.*)

BUSSY, 1) mit dem Beinamen le grand, Marktfl. in dem Distr. Semur des franzöf. Dep. Côte d'or mit 190 Häuf. und 990 Einw. Hier stand sonst das alte Schloß Bussy Rabutin. — 2) Eiland an der Küste von Senegambia und nur durch den Balantestrom oder Kanal von dem Festlande und Bissao getrent. Es hat Überfluß an Durra, Rindvieh, Federvieh und Wachs und wird von Papels bewohnt. (*Hassel.*)

Bussy-Rabutin, s. Rabutin.

BUSTAR, ein Distr. in der britischen Prov. Gundwana, zur Präsid. Bengalen gehörig. Er wird von dem Godavery und der Baum Ganga bewässert, hat Hindus, in den Gebirgen Goands zu Bewohnern, und ist unter die Zemindare von Bustar, Jyapur und Polunshat vertheilt. Der Hauptort Bustar liegt unter 19° 31′ Br. u. 100° 2′ L. am Godavery, und treibt Handel mit Reiß und Baumwolle. (*Hassel.*)

BUSTARD, eine weite Bai auf der Ostküste des Australlandes unter 24° 4′ S. Br., die ihren Namen von dem Erdumsegler Cooke erhalten hat und Sicherheit für die größten Schiffe gewährt, auch frisches Wasser liefert, aber doch nicht so angenehme Umgebungen, wie die Botanybai, hat. (*Hassel.*)

BUSTROPHEDON (Βουστροφηδόν) ochsenwendig, hat man diejenige Art zu schreiben genant, bei welcher der Schreibende nach Art der Ochsen beim Furchen-

ziehen verfährt, abwechselnd die Zeilen von der Linken zur Rechten und von der Rechten zur Linken schreibt. Bei den ältesten Griechen findet sich diese Art zu schreiben auf Münzen und Denkmalen, z. B. dem von Chishull entdeckten Sigäischen. Solons Gesetze waren auf diese Art in Tafeln eingegraben. Ob diese Art zu schreiben ursprünglich phönizisch oder griechisch gewesen sey, ist nicht entschieden. (*H.*)

Busudschmir, s. Pilpai.

BUSULUK (52° 40′ der Br.), eine neue befestigte Kreisstadt in der russ. Statthalterschaft Orenburg, unweit des gleichnamigen Flusses, der in die Samara geht. Sie ward 1736 von dem Statsrath Kirillow angelegt, welcher Uralsche Kosaken dahin berief und einige Ufasche Einwohner hier ansiedeln ließ. Sie hat 200 Häuser, 2 Kirchen und gegen 900 Einwohner, welche Kosaken und Tataren sind. Die Befestigung besteht in einem Wall und Graben mit Palisaden und einigen Batterien mit Kanonen. — Ein Fluß dieses Namens entspringt im Lande der donischen Kosaken in einer Steppe, ungefähr 4¼ M. von der Staniza (Dorfe) Filinowskaja, fließt von Nordost nach Südwest und fällt 1¼ M. von Alexewskaja in den Choper. Er ist 4—5 Fuß tief und an manchen Stellen 80—100 Schritte breit. Seine Ufer sind sandig und zu beiden Seiten mit Thälern umgeben, wo guter Wiesewachs und vortreffliche Eichen sind. (*J. Ch. Petri.*)

Busurja, s. Pilpai.

Buswagan, s. Calamianen.

BUTAN oder **TANGUSTAN**, ein asiatischer Stat, zwischen 106° 10′ bis 112° 50′ L. und 26° 40′ bis 29° 5′ nördl. Br. belegen, der im N. und NO. an Tibet, im SO. und S. an Assam, im SW. an Bengalen, im W. an Sikkim stößt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 3018 □Meilen; nach Hamilton ist es von W. nach O. 50 Meilen lang, von S. nach N. 18 breit. Sein Name originirt wahrscheinlich von seinen Urbewohnern, den Bhutias, die von jeher die Umgebungen des Himmalih zu ihren Wohnsitzen gemacht haben; es bildet auch nur eine Terrasse dieses hohen Gebirgs, von dem es sich allmälig nach S. in das indische Flachland herabsenkt, aber doch in seinen Thälern noch immer 3000 bis 4000 Fuß über dem Meere belegen ist. Seine nördl. Gränzen umzieht der Himmalih, der hier Rimola heißt, den 26,000 Fuß hohen Chamalari trägt und am äußersten Ende des Stats da, wo die Bramaputra ihre räthselhafte, noch nicht erforschte Wendung macht, sein Ende zu erreichen scheint; die südlichen Gränzen machen die rauhen und unwegsamen Gebirge Duleh und Landa, die indeß gegen den Himmalih nur als unbedeutende Vorberge erscheinen; nur ein einziger Handelsweg, der Paß Dullunghe Ullar, führt über diese Berge nach Assam. Zwischen beiden breitet sich Butan aus, noch ein wahres Gebirgsland, nur im W., wo die Tistah es von Sikkim trennet und große Moräste es von Bengalen scheiden, tiefer abfallend. Kein großer Fluß durchströmt seine Thäler; alle scheinen entweder der Bramaputra ihr Wasser zu zollen, oder sich in Seen und unterirdische Berggründe zu verlieren. Der vornehmste der Flüsse des Landes ist der Tehintschieu in der Mitte; im O. fließt die Lopra Katscha. Das Klima ist gemäßigt und lange so rauh nicht, als auf der Hochebene von Tibet; die Agrume und andre Südfrüchte gedeihen noch. Heftige Winde reinigen zu Zeiten die Luft, aber auch Typhone sind nicht selten, eben so Erdbeben. Das Land erzeugt nicht allein so vielen Weizen, Gerste, Hirse und in seinen westlichen Theilen Reis, als es bedarf, sondern kann auch noch etwas davon an Tibet abgeben; eine demselben eigenthümliche Feldfrucht ist eine Art von Polygonum mit dreieckigen Körnern. Im W. werden Baumwolle, Indigo und Tabak gezogen; die Alpenthäler haben nicht allein eine reiche Flora, und bringen mehre Südfrüchte, doch weit später als in Bengalen zur Reife: die Mango liefert erst im August ihre Frucht, wenn sie in Bengalen schon im Mai abgenommen ist. Man hat vielerlei Beeren, einen Baum Deah, woraus die Butaner Papier verfertigen, eine große Menge der verschiedenartigsten Forstbäume und mancherlei Arzneikräuter. Wilde Thiere sieht man außer Affen wenig; von Hausthieren hält man das tangutische Pferd, den Yak oder Büffel mit dem Pferdeschweife, andres Rindvieh, feinwollige Schafe, Schweine, Hühner und Bienen. Die Milchwirthschaft ist in diesem Lande von großer Wichtigkeit, da Milch und Butter die Hauptnahrung der Einw. ausmacht. Daß in Butan gewiß mancherlei Metalle und brauchbare Mineralien anzutreffen sind, läßt sich vermuthen, indeß weiß man blos, daß die Butaner Eisen hervorziehn und bearbeiten. Von ihren Kunstfertigkeiten ist uns überhaupt wenig bekant, indeß scheinen sie sich doch das Meiste, was sie brauchen, selbst zu verfertigen, und die seidnen Tücher oder Pelongs, womit die Vornehmen sich beschenken, beweisen es, daß sie in der Seidenweberei es ziemlich weit gebracht haben; auch schmieden sie sich ihre Götter aus Erzen, machen Papier aus der Rinde des Baums Deah u. s. w. Was aus Butan in den Handel komt, besteht in Reiß und Korn, das sie nach Tibet führen, in Ochsenschweifen, Tangutpferden, feiner Wolle, Honig und Wachs, wofür sie in Bengalen und Assam Abnehmer finden. Doch schätzt Hamilton den Werth alles dessen, was die Butanische Kierwane jährlich nach dem bengalischen Handelsplatze Mangulhat bringt, nur auf 30,000 Rupien, worunter auch Thee und andre Chinawaren stecken. Überhaupt scheint das Land höchst arm zu seyn; die kursirenden Münzen, die die Reisenden darin sahen, kamen aus Bengalen, und gemeinhin findet nur Tauschhandel Statt. Das Land soll vortrefflich angebauet und weit besser bevölkert seyn, als Tibet; doch kann die Masse von Bergen, womit es bedeckt ist, bei den wenigen Thälern, die sich zwischen diese eindrängen, wol keine große Volksmenge ernähren, die vielleicht nicht viel 1¼ Mill. übersteigen dürfte. Die Butaner sind von tibetanischer, mithin mongolischer Abstammung, und wol mit den Bhutias ein und das nämliche Volk, obgleich der heutige Butaner gegen den Bhutia in einem ähnlichen Abstande stehen mag, wie der Malaie gegen den Harafaren. Es ist eine kraftvolle Nation von wahrer Athletenform, indem die meisten Männer über 6 Fuß aufgeschossen sind, und bei einer einfachen Lebensart den größten Anstrengungen gewachsen, ob sie gleich nichts weniger als ein kriegerisches Volk ausmachen. Ihre Sprache ist ein Dialekt der tibetanischen, ihre Religion der Lamaismus, an dessen Spitze

hier der Dharma Lama steht, der dritte der Großlamas, in dessen Körper ebenfalls ein großer Geist oder ein Gott wohnt, der, wie der des Dalai und Bogdolama, sich bei seinem Tode immer von neuem einen andern Körper wählt. Er ist das Haupt der Ulan, Sallatá oder Rothquäste, einer Sekte der Lamaiten, die sich über Butan verbreitet hat, und erkent übrigens in geistlichen Dingen das Supremat des Dalai Lama an. Außer ihm gibt es aber noch 2 andre Großlamas in Butan, den Lama Rimbochai und Lama Ghassatu, die aber dem Dharma Lama untergeordnet sind. Die Zahl der Geistlichen oder Gylongs, alle geistliche Müßiggänger, die sich blos den Andachtsübungen widmen, keine Art von Arbeit vornehmen und zum Theil in Klöstern und Klausen leben, ist ungemein groß; jede Familie, die 4 Knaben enthält, muß einen davon dem geistlichen Stande widmen, aber außerdem wählen viele andere diesen Stand, und da auch in Butan die Polyandrie herrschend ist, so ist dies wol das vornehmste Hinderniß einer stärkern Volksmenge, die vielleicht auch deshalb eingeführt ist, um einer Übervölkerung in diesem Alpenlande vorzubeugen. Die Gylongs oder Geistlichen sind die Herren des Landes, die Laien die Knechte; in den Händen der erstern befinden sich alle Statsämter, der öffentliche Unterricht, und sie erhalten auch eine sorgfältigere Bildung, als die Laien, die die Handwerker und Landleute ausmachen. Der Dharma Lama ist nicht allein der Hohepriester, er ist auch der Regent des Volks und herrscht im Lande völlig unumschränkt. Da er indeß sich blos mit geistlichen Dingen abgibt, so hat er die Regirungsgeschäfte dem Daeb Raja, ebenfalls einem Gylong, übertragen, der sein Stellvertreter auf Erden ist, und 3 Minister zur Seite hat: den Taffe Zumpum, den Zundonier oder Schatzmeister und Oberfeldherrn, und dem Zempi oder Zeremonienmeister. Die übrigen Civilbeamten werden Zienkabs genant. Das Land zerfällt in Provinzen, die von Subhahs verwaltet werden. Der chinesische Kaiser gerirt sich als obersten Schutzherrn, hält aber im Lande weder einen Tazin oder Vicekönig, noch eine Garnison, wie in Tibet, und seine Schutzherrlichkeit mag daher wol nur dem Namen nach bestehen, auch scheint die Regirung wenig sich dadurch zu binden, wie ihre Handelsverträge, die sie mit der britisch-ostindischen Gesellschaft abgeschlossen hat, darthun. Ein stehendes Heer wird, mit Ausnahme der geringen Garnisonen, die die Festungen und Engpässe bewachen, nicht gehalten; bei einem Kriege müssen sich alle männliche Einwohner bewaffnen. Gewehre führen sie nicht, wol aber sind Doppelhaken bei Belagerungen im Gebrauche. Der Dharma Raja residirt zu Wandipur, aber die Hauptstädte des Landes scheinen doch Tassisudon und Punakha, wo der Daeb Raja dort im Sommer, hier im Winter Hof hält, zu seyn (nach Turner und Hamilton). (*Hassel.*)

BUTE, 1) Grafschaft des südlichen Scotland, welche aus den im Clyde Frith belegnen Eilanden Bute, Arran, Inch Marnock und den beiden Cambraes besteht, zusammen 10,•• □Meilen, 1821 mit 2855 Familien und 13,979 Einw., wovon 6474 männlichen und 7223 weiblichen Geschlechts; 1811 waren 1214 Familien mit der Landwirthschaft, 513 mit dem Handel und Kunstfleiße, 374 auf andre Art beschäftigt. — 2) Eiland in der gleichn. Grafsch. zwischen 12° 21′ bis 12° 35′ östl. L. und 55° 43′ bis 55° 54′ nördl. Br., nur 2¼ □Meil. mit 5824 Einw. in 2 Kirchspielen. Die nördliche Seite des vom Clyde Frith umgebnen Eilandes ist gebirgig und felsig, die Mitte wechselt mit Hügeln und Thälern, die Südseite zeigt eine niedrige Sandfläche Langol-chorid, auf welcher die Trümmer eines alten Druidentempels liegen. Der kleiige, lehmige oder sandige Boden wird von Bächen und Quellen hinreichend bewässert, auch fanden sich verschiedene fischreiche Weiher, wovon der größeste 150 Akres im Spiegel hält. Der höchste Berg erhebt sich nicht über 720 Fuß. Das Klima ist mild und gesund, aber äußerst feucht, indem auf diesem Eilande doppelt so vieler Regen fällt, als im östlichen Scotland. Der Ackerbau und die Viehzucht sind zwar überall verbreitet, allein Hafer und Kartoffeln gedeihen doch nur gut, und von allem übrigen Getreide muß zugeführt werden. Das Rindvieh und die Schafe sind nicht groß, werden aber in zureichender Anzahl gehalten. Was die Einw. aber ernährt, ist vorzüglich der Häringsfang: 200 Buisen bringen über 50,000 Barrels zurück, wovon ⅘ zur Ausfuhr kommen. Sonst fängt man noch Schell-, Weiß- und andre Fische für den Hausbedarf, bringt Steinkohlen und Bausteine aus, spint Twist und webt Baumwolle. Der Hauptort des Eilandes, wie der ganzen Grafschaft, ist Rothsay. Die Insel ist unter mehre Proprietäre, worunter der Marquis von Bute der begütertste ist, vertheilt; der britische Kronerbe aber führt davon den Titel eines scotischen Herzogs. (*Hassel.*)

BUTE (John Stuart, Graf), dieser in den ersten Jahren der Regirung Königs Georg's III. von England einflußreiche Statsmann wurde gegen den Anfang des 18. Jahrh. aus einer 1703 zur Pairswürde erhobenen Familie Schottlands geboren, die zu der ehemaligen herrschenden Familie zu gehören behauptete. In seiner Jugend schien er mehr zu einem fröhlichen Leben als zur Politik geneigt. Da er indessen im J. 1737 eine Stelle im Parlemente erhielt, zeichnete er sich durch eine beständige Opposition gegen die Minister aus. Er wurde daher auch nicht in das folgende Parlement (1741) gewählt und zog sich auf die Insel zurück, von welcher er den Namen führte. Hier lebte er den Studien und der Verbesserung des Schicksals seiner Unterthanen. Bei der Landung des Prätendenten aber im J. 1745 eilte er, gleich vielen andern, nach London, der Regirung seine Dienste anzubieten, um dem Verdachte der Anhänglichkeit an das Haus Stuart zu entgehen. Doch würde ihm dies, da seine Opposition gegen die Minister noch nicht vergessen war, wenig genützt haben, hätte ihn nicht ein glücklicher Zufall gehoben. Auf dem Liebhabertheater der Gräfin Queensbury erwarb er sich in einem Trauerspiele Rowe durch die Rolle eines liebenswürdigen Verführers, von seinem vortheilhaften Äußern unterstützt, so viel Beifall, besonders bei dem Prinzen von Wales (Bruder des Königs Georg II.), daß dieser ihn an seinen Hof zog. Bald wurde er diesem Prinzen bei seinen Vergnügungen und selbst bei Geschäften unentbehrlich. Bei dessen Tode (1751) ging das Vertrauen der Witwe (einer Prinzessin von Gotha) auf Bute über. Sie stellte ihn bei ihrem Sohne, nachherigem König Georg III., als

Kammerherrn an und überließ ihm im Geheim dessen Erziehung. In dieser Stellung nun wirkte er dem Grafen Harcourt, dem Gouverneur, und dem Bischof von Norwich, Instructor des Prinzen, in Hinsicht auf den Unterricht in Regirungsgrundsätzen so entgegen, daß diese nach einer Debatte darüber im Oberhause ihren Abschied nahmen. Nicht besser ging es jedoch den Nachfolgern derselben, dem Lord Waldegrave und dem Bischofe von Lincoln; auch sie klagten vergeblich. Je älter Georg II. wurde, desto mehr Einfluß gewann der junge Prinz und dessen Mutter, und damit zugleich der Einfluß des Grafen Bute. Zwei Tage nach dem (am 25. Okt. 1760 erfolgten) Tode des Königs wurde Bute zum Mitglied des Statsraths ernant, und einige Tage später wurde ihm die bisher von einer Prinzessin verwaltete Aufsicht über den Forst von Richmond übertragen. Von jetzt an ließen sich, trotz der Zusicherung des reinsten Patriotismus in der königl. Rede bei der Eröffnung des Parlements bedeutende Veränderungen voraussehen. Auch wurde das Parlement im März 1761 aufgelöset, und wenige Tage darauf der Statssecretär Holderneß durch Bute ersetzt, der zu seinem Untersecretär Charles Jenkinson, nachherigen Lord Hawkesbury, jetzigen Graf Liverpool ernannte; auch wurde der Lord der Schatzkammer verabschiedet. Dagegen behauptete sich Pitt (Lord Chatham), im Depart. der auswärtigen Angelegenheiten bis zum Oktober 1761, da er, auf die Nachricht von einem zwischen den Höfen von Versailles und Madrid gegen Großbritannien abgeschlossenen Bündnisse, einen schnellen Angriff gegen Spanien vergebens angerathen hatte; aber nicht ohne Grund, indem bald darauf der Madrider Hof gegen den englischen Gesandten sich so erklärte, daß Großbritannien 1762 den Krieg erklären zu müssen glaubte. Nun war nur noch der erste Lord der Schatzkammer, der Herzog von Newcastle, der im Dienste des Hauses Braunschweig ergraut war und lange Zeit das Vertrauen Georgs II. genossen hatte, zu entfernen; Bute wußte es dahin zu bringen, daß er seinen Abschied nahm. B. erhielt seinen Posten zugleich mit dem Orden des Hosenbandes. Jetzt dachte er darauf, Frieden zu schließen, und brachte, so sehr auch die Meinung des durch Siege berauschten Volkes dagegen war, durch Aufopferung des Bundesgenossen Englands, des Königs Friedrich II. von Preußen, dem er die Fortzahlung von Hilfsgeldern verweigerte, zu Fontainebleau einen der glorreichsten Verträge zu Stande. Auch wurde dieser Friedensschluß in beiden Parlementshäusern nach heftigen Debatten genehmigt, und so schien jetzt seine Macht befestigt. Doch glaubte er sie nur dadurch zu erhalten, daß er aus der Administration und aus den Umgebungen des Königs alle Whigs entfernte und an deren Stelle ihm gleichgesinnte Männer, insonderheit Schotten, setzte. Diese Maßregeln zogen ihm heftige Angriffe zu; doch würden diese ihm wenig geschadet haben, hätten nicht die aus dem Kriege entstandenen Schulden eine neue Anleihe nöthig gemacht. Er wollte deren Interessen durch eine Auflage auf den Cyder decken: und das Parlement genehmigte die Bill, trotz der heftigen Opposition; auch kam die Stadt London bei dem Könige gegen deren Sanction, vergebens ein. Doch schien ihm die Erbitterung des Volkes zu groß, um sie zu beschwichtigen. Er beschloß daher, sich zurückzuziehen, zufrieden damit, wie er sich rühmte, der Welt den Frieden geschenkt, alle Verpflichtungen erfüllt und ein kräftiges Ministerium gebildet zu haben, das seiner nicht mehr bedürfe. Er wurde jedoch fortdauernd als die Sele des Statsrathes betrachtet, und galt für den Urheber der von ihm im Oberhause vertheidigten berüchtigten Stempelakte, die den Krieg mit den amerikanischen Kolonien entzündete, wiewol er im Oberhause (1766) erklärte, daß er auf die Geschäfte gänzlich verzichte und den König nicht mehr sehe. Wahrscheinlich ist es übrigens, daß er seit dem 1772 erfolgten Tode der Mutter des Königs wirklich wenig oder gar nicht mehr in die Geschäfte sich mischte. So wurde er allmälig vergessen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf dem von ihm prächtig gebauten, von einem großen Parke umgebenen Schlosse Lutton in Berkshire zu, wo ein mit den seltensten Pflanzen ausgestatteter botanischer Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und ein Kabinet von physischen, mathematischen und astronomischen Instrumenten seinen Zeitvertreib ausmachten (doch wechselte er zuweilen mit einem andern Schlosse am Meeresufer in Huntshire). Seine Lieblingsbeschäftigung war jedoch die Pflanzenkunde, ja er schrieb sogar für die Königin von England botanische Tabellen, die verschiedenen Pflanzenfamilien Großbritanniens umfassend, in 9 Quartbänden, die sich aber mehr durch typographischen Luxus und Seltenheit, als durch innern Werth auszeichnen. — Die Kosten beliefen sich auf 10,000 Pfd. St. und es wurden nur 12 Exemplare gedruckt, die verschenkt wurden. Linné nent nach ihm eine Pflanzen-Gattung Stewartia (st. Stuartia), W. Jones eine andere Butea (s. folg. Art.) und Haller widmete ihm seine Bibl. botanica.

Stellt man die Urtheile von B's Freunden und Feinden zusammen, so ergibt sich ungefähr folgende Charakteristik. Er war mehr anmaßend, als gewandt in Geschäften; es fehlte ihm an hinlänglicher Vorbereitung in politischen Studien. So verlor er seine eigene Ruhe und störte die Ruhe seiner Mitbürger. Er wollte unter dem Schatten der souveränen Autorität herrschen und war nahe daran, sie in Gefahr zu setzen. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber mit diesem Fehler war ein edler Stolz verbunden. Er verschmähte es, Libellisten zu erkaufen. Mistrauisch und verschlossen, galt er für hart, herrschsüchtig und eigensinnig; und doch war er im Allgemeinen unentschlossen, selbst furchtsam. Seine Sitten hat man nie angegriffen; für das Privatleben geschaffen, zeigte er darin eine liebenswürdige Bescheidenheit. Sanft, menschenfreundlich, großmüthig ohne Prahlerei verbarg er seine Wohlthaten denen, die er verpflichtete. Seine mannigfaltigen Kentnisse machten seine Unterhaltung anziehend und belebt. Seine Artigkeit und immer gleiche Laune verläugneten sich nie gegen seine Umgebungen. Für den König zeigte er immer dieselbe Anhänglichkeit; das Bildniß desselben hing in allen seinen Zimmern *). —

*) König Friedrich II. von Preußen, dem er, wie oben bemerkt ist, die Subsidien entzog, schilderte ihn sehr nachtheilig; Dutens, dem er eine Pension auswirkte, desto vortheilhafter. Vgl. B's Biogr. von Eyries in Biogr. univ. T. VI.

Von seinen Kindern wurde der älteste Sohn zu hohen Statswürden, der zweite zum Bischof von Dublin erhoben; eine seiner Töchter heirathete den Herzog von Northumberland, die zweite den durch seine Gesandtschaft nach China berühmt gewordnen Grafen Mackartney. (*H.*)

BUTEA, nannte Roxburgh eine Pflanze nach dem in vor. Art. aufgeführten Grafen Bute, der in 9 Quartbänden ein Prachtwerk zur Erläuterung der Gattungen unter dem Titel: Botanical tables herausgab. Die Gattung Butea gehört zur Familie der Leguminosen und zur 7. Linne'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem 5zähnigen Kelch und einer häutigen Hülse, die an der Spitze nur einen Samen trägt. 1) B. *frondosa* Roxb., mit behaarten Zweigen und ausgerandeten Blättchen. In Ostindien. (Erythrina monosperma Lam.) 2) B. *superba* Roxb., mit glatten Zweigen und runden stumpfen Blättern. In Ostindien. (*Sprengel.*)

Buteo, sowol eine Familie der Gattung Falco, als insbesondere Falco apivorus u. F. Buteo.

BUTERA, Städtchen in Sicilien in der Prov. Val di Noto, Hauptort eines Fürstenthums, das bedeutende Einkünfte, besonders durch Fischerei gewährt. (*H.*)

BUTES (Βούτης), 1) des Boreas jüngster Sohn, der, weil er seinem Bruder Lykurgos nachgestellt hatte, aus Thrakien flüchten mußte, und sich auf der Insel Strongyle niederließ, wo er mit seinem Anhange Seeräuberei trieb. Sie überfielen, weil es ihnen an Weibern fehlte, thessalische Weiber an den Dionysien, und ihm fiel die Koronis in die Hände, die den Gott um Beistand anrief, der ihn rasend machte, daß er sich in einen Brunnen stürzte [1]). — 2) Teleons Sohn, einer der Argonauten, der sich auf dem Rückzuge von dem Gesange der Sirenen hinreißen ließ, daß er sich ins Meer stürzte. Aphrodite aber entführte ihn nach Sicilien und er zeugte mit ihr den Eryx, den Stifter des Venusdienstes auf Sicilien [2]). Diodoros [3]) macht ihn zu einem eingebornen Fürsten auf Sicilien. — 3) Ein Nachkomme des Bebrykischen Königs Amykos, wie der Ahne ein berühmter Cästuskämpfer, gleichwol von dem Troer Dares besiegt [4]). — 4) Der Sohn des Königs von Attika, Pandion, und der Zeuxippe, Priester an dem gemeinsamen Tempel der Athene Polias und des Poseidon Erechtheus [5]). Vermält mit der Chthonia, des Erechtheus Tochter, ward er Stammvater des berühmten Geschlechts der Eteobutaden, das noch zu Ciceros Zeit das Priesterthum des Tempels verwaltete [6]). Er selbst hatte einen Altar in diesem Tempel, und die Gemälde der Butaden hingen an den Wänden desselben [7]). — 5) Des Pallas Sohn, einer der Gesandten der Athenäer an Aegeus, um Hilfe gegen Minos zu suchen [8]). — 6) Ein Argeier, der Freund des Tlepolemos, der ihm ins Exil nach Rhodos folgte. Dieser vertraute ihm, als er in den Krieg gegen Troja ging, die Beherrschung der Insel [9]). — 7) Ein alter Troer, vormals Waffenträger und Thürhüter des Anchises [10]). In seiner Gestalt erschien Apollon dem Askan, und warnte ihn, sich nicht mit dem Turnus einzulassen, als dieser die Veste stürmte [11]). — Der zweite und dritte dieser Butes werden von den Alten häufig mit einander verwechselt. Heinsius hat bei Metam. VII, 500 sogar den Argonauten im Sinne. (*Ricklefs.*)

1) *Diod.* V, 50. 2) *Apoll. Rh.* IV, 914; *Apollod.* I, 9, 25; *Hyg.* F. 14. u. 260. vgl. *Orph.* Arg. 138 u. *Apoll. Rh.* I, 95. 3) IV, 86. 4) *Aen.* V, 372 ff. 5) *Paus.* I, 25. 6) *Cic.* de N. D. III, 19; *Hesych.* Ἐτεοβουτάδαι. 7) *Paus.* l. c.; *Heyne* in Apollod. III, 15, 1. 8) *Metam.* VII, 500.

9) *Diod.* V, 59. 10) Il. XVII, 323. 11) *Aen.* X, 646 ff.

BUTGENBACH, Marktfl. im Kreise Malmedy des Reg. Bez. Aachen der preuß. Prov. Niederrhein an der Warge mit 2451 Einw., die Tuchweberei u. Gerbereien unterhalten. (*Hassel.*)

Buthrotum, s. Butrinto.

BUTHUS, ein von Leach aufgestellter Gattungsname für diejenigen Arten der Scorpionen (Scorpio Linn. Fab.), die acht Augen besitzen, und wohin Scorpio afer und andere gehören. (*Germar.*)

BUTINI. Aus dieser Familie, welche schon im J. 1315 wegen Verfolgung der Waldensischen Lehrmeinungen sich aus Italien nach Genf flüchtete, haben sich mehre Mitglieder als Theologen und Ärzte bekant gemacht. — Isaak lebte im 16., und zu Anfange des 17. Jahrh. Er gab die Aphorismen des Hippokrates, Griechisch und Lateinisch, mit einem Auszuge aus den Kommentarien Galens; die 3 Bücher der Prognostik des Hippokrates, mit einer Erklärung, und die bemerkenswerthesten Sentenzen des Celsus, heraus. Diese Samlung wurde 1580 zu Lyon, 12. gedruckt. Auch wird einer Ausgabe von 1624 erwähnt. — Gabriel erhielt 1629 eine Landpfarre, 1644 oder 1649 eine Predigerstelle zu Genf. Von ihm sind: In obitum Jacobi Gothofredi carmen epicedium, 1652. — Carmina in miraculosam et felicem liberationem a Deo Opt. Max. urbi Genevae missam, 1602 bekant. — Dominik, geb. 1642. Prediger zu Genf 1677, Bibliothekar 1709, und gest. 1728, gab theses ex universa philosophia, Genev. 1661. fol. heraus. — Bedeutender war sein Sohn Peter, welcher am 8. Febr. 1678 zu Genf geb., mit Auszeichnung 1698 in die geistliche Klasse aufgenommen, 1700 als Prediger nach Leipzig berufen wurde, wo er 3 Jahre lang blieb. Seine schwache Gesundheit erlaubte ihm nicht, eine Einladung der französischen oder sogeheißenen walonnischen Gemeine in London anzunehmen. Er kehrte nach den Wünschen seiner Familie in seine Heimath zurück, bediente eine Landpfarrstelle und starb schon 1706 an der Ruhr, welche ihn beim Besuche seiner an derselben krank darniederliegenden Pfarrgenossen befallen hatte. Seine Sermons sur divers textes de l'écriture Sainte kamen zu Genf 1707 in 2 Theilen heraus und wurden 1736 von Vernet aufs neue herausgegeben. Histoire de la vie de Jésus-Christ, erschien Genève 1710. 4. Nach Senebier sind die 10 ersten Kapitel eine freie Übersetzung von le Clercs Paraphrase; aber in der Folge schlug Butini einen eigenen Weg ein. Man findet darin glückliche und eigenthümliche Gedanken. Ein französischer Kommentar über das Evangelium des Matthäus, den er verfaßte, wurde nicht gedruckt. — Joh. Ro-

bert, ein Arzt, geb. 1681, gest. 1713 oder 1714. Er hatte einen bedeutenden Antheil an dem 1711 von der medizinischen Gesellschaft zu Genf, deren Secretarius er war, herausgegebnen traité de la maladie du bétail. Seine conjectures sur quelques difficultés, qui se trouvent dans les premiers chap. des commentaires de César, avec une carte pour les expliquer, befinden sich in den Mém. de Trevoux 1713. Juill. 1230 — 1244. und sind auch von Clarke in seine Ausgabe von Cäsars Commentarien, Lond. 1712. Fol. aufgenommen. Ausgeführter ist diese Materie unter dem Titel: Dissertation sur le Lieu, par où passoient les lignes, que J. César fit faire près de Genève, cet. in Spons hist. de Genève 1730. 12. Tom. IV. 1—22. Er sucht in derselben mit Wahrscheinlichkeit zu beweisen, die Mauer oder Verschanzung, welche Cäsar (de bello Gall. L. I.) aufführte, um den Helvetiern das Vordringen in Gallien zu erschweren, habe sich nicht von Nyon an den benachbarten Berg, sondern nahe bei Genf, längs dem linken Rhoneufer bis an den Berg Vache erstreckt. — Joh. Anton, geb. 1723 gradulrte 1746 als Doktor der Arzneikunde, wurde von der Akademie zu Montpellier zum Mitglied, 1758 in den Rath der Zweihundert seines Stades aufgenommen, 1776 Condirektor der Stadtbibliothek und starb 1791. Schon 1743 hatte er zu Genf den von ihm aus dem Englischen ins Französische übersetzten abrégé de la chronologie des anciens Royaumes de Newton herausgegeben. Nach der Annahme der Doktorwürde zu Montpellier erschien seine dissertatio hydraulico-medica de sanguinis pulsatione, 1747. 4. Dieser folgte: Traité de la petite varole communiquée par l'inoculation. Paris 1752. 12. Lettre sur la cause de la non-pulsation des veines. Lausanne 1761. 8. Er war ein denkender Beobachter und glücklicher Arzt. Noch sind mehr als 800 Beobachtungen von Krankheiten von ihm handschriftlich vorhanden. Über seinen Esprit du christianisme, ou la doctrine de l'évangile détachée des additions humaines. s. Senebier hist. litt. de Genève, Tom. II. et III. und auch Biogr. univers. (*Meyer von Knonau.*)

BUTJADINGEN oder Butjadingerland, ist der nördlichste Theil des am Ausfluß der Weser sich hinstrekkenden Herzogthums Oldenburg, und wird gleich einer Halbinsel von der Weser und Jahde umwoget, so daß es sich an 3 Seiten mit mehr oder weniger starken, zum Theil mit Steinen belegten, Deichen und Schlengenwerken mit großen Kosten gegen die stürmischen Fluthen schützen muß — ehedem ein Insselland, das von mehren kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten war, welche allmälig bei dessen Bedeichung zugeschlemmet und kaum dem Namen nach noch bekant sind, als der Stethe, welche dasselbe von dem südlich liegenden Stadland trennte, der Ahme, welche mit der Jahde sich mischte, dem Hazenschloot im nördl. Theile. Vor den Bedeichungen scheint die Inselgruppe sich nach allen Seiten weiter ausgedehnt und sich bis Mellum, wo die Weser mit der Jahde zusammenfließt, erstreckt zu haben, und mehre Dörfer sind besonders von der Jahde, die ehedem nur ein mittelmäßiger Fluß war, bei furchtbaren Wasserfluthen, wovon die letzte allesüberströmende im J. 1717 war, verschlungen worden, so wie auch noch in den J. 1786 und 1792. bedeutende Landstriche den Meeresfluthen haben Preis gegeben werden müssen. — Der Boden ist durchweg Marschboden von größerer oder geringerer Güte, hat durchgängig unter der obern Kleilage eine unfruchtbare Erdschichte, die man Knick nent und kein Wasser durchläßt, unter derselben aber wieder eine gute fruchtbare Kleierde, welche herauf gewühlet und mit der obern Schichte vermischet, diese sehr verbessert und das sogenannte Wahlland gibt. An Moor und Holzungen fehlt es dem Lande so, daß man das Brandmaterial durch Kuhmist, den man auf der Erde ein paar Zoll hoch ausbreitet, durch Treten ebnet, in viereckige Platten zerschneidet und an der Sonne trocknet (Dieden genant), durch Stroh, besonders von Bohnen und Rübsaat 2c. zu ersetzen sucht. Die Luft ist wegen der großen Veränderlichkeit von Kälte und Wärme, wegen der faulichten Dünste aus den vielen nicht immer gehörig gereinigten Gräben und wegen des Mangels an Bäumen ungesunder als in andern Marschgegenden, wozu auch komt, daß man hier wenig gutes Brunnenwasser zum Trinken hat. — Diesen Mängeln sucht man immer mehr abzuhelfen, gräbt mehr Brunnen, und bauet mehr Bäume an. Eschen, Espen, Weiden, Roßkastanien, Rüstern kommen gut fort; auch Obstbäume aller Art, am wenigsten die Kirschbäume, die selten über acht Jahre alt werden. Gartenfrüchte aller Art gedeihen hier bei gehöriger Pflege vortrefflich. Man bauet Getreide aller Art — Rübsaat, Weizen, Rocken, Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen. Wild gibt es nur wenig, außer Hasen, Rebhühner und wilde Enten. Fische liefern die Weser, Jahde, Seiltiefe und Teiche — als: Aale, Hechte, Karauschen, Schleihen, Bütte u. Schollen 2c. Am einträglichsten ist die Viehzucht. Die Butter wird sehr gesucht, besonders in Bremen, weniger die Käse. Fettes Vieh, das vorzüglich stark und schwer ist, wird in Menge ausgeführt, wenn nicht Seuchen es hindern, welche ehemals (vor ungefähr noch 40 Jahren) oft alles wegrafften. Pferde, besonders Fohlen, gehen in großer Menge aus, viele Schweine, besonders gemästete nach Bremen und Hamburg. Die wenigen Schafe sind vorzüglich groß und tragen viele und feine Wolle. Gänse geben durch ihre Federn reichen Ertrag. An Fabriken, außer einigen Ziegeleien und Leinwandwebereien, fehlt es dem Lande, dessen Bau alle seine Hände genug beschäftiget. — In den frühesten Zeiten war dies Land von Chauken, später von Friesen bewohnt, und war ein Theil des Gau Rüstringen, dessen Name sich noch in dem östlichen gegenüber liegenden Theil Jeverlandes erhalten hat, und welches zu den 7 Seelanden Frieslands gehörte. Von den Franken unterjocht, mußte es die Stadinger und bald nachher die Ambrischen, dann die Oldenburgischen Grafen als Herren anerkennen, wußte aber sich später fast ganz deren schwacher Herrschaft zu entziehen, und vereinigt mit dem zur freien Unabhängigkeit immer mehr emporstrebenden Friesland sich in eine republikanische Verfassung zu setzen, an deren Spitze Häuptlinge oder freie Güterbesitzer standen, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit den vom Volke gewählten Richtern (Advokaten oder Domdäler) leiteten und Gericht hielten. Lange behaupteten sie ihre Unabhängigkeit, auch selbst nachdem die

friesische Verbündung sich aufgelöset hatte, gegen die Angriffe der Bremer, welche sich 1420 vom Kaiser Sigismund mit diesem Lande hatten belehnen lassen; so wie auch die Belehnung, welche der Graf Ulrich von Ostfriesland 1454 über dies Land erhalten hatte, ohne Wirkung blieb. Weniger widerstand es den Angriffen der oldenburgischen Grafen, die im 15. Jahrh. ihr altes vom Kaiser erhaltenes Recht geltend zu machen suchten; denn nach einer zweimaligen vergeblichen Unternehmung gelang es endlich dem Grafen Johann 1499 mit Hilfe der Herzoge von Braunschweig, Calenberg und Lüneburg, das Land sich zu unterwerfen und es großentheils mit Beibehaltung seiner alten Rechte und Einrichtungen, die man gern von Karl dem großen als bestätigt herleitete, der Grafschaft einzuverleiben, wobei es denn auch seitdem geblieben, da man oldenburgischer Seite die Ansprüche Ostfrieslands wegen der angeführten Belehnung und der oben genannten Herzoge, die zur Eroberung mitgeholfen hatten, durch besondre vermittelst Geldzahlungen und sonstige Opfer bewirkte Verträge zu beseitigen wußte, und später entstandene Irrungen mit den Eingesessenen durch Zustellung billiger Foderungen beizulegen weise genug war. Ekwarden, Tossens, Langwarden, Burhafe, Stolharn, Waddens, Blexen, Atens und Abbehausen sind die Namen der Kirchspiele dieses Ländchens von etwa 3 □Meilen, welches 2400 Selen auf der □M. hat. (*Hollmann.*)

BUTLER, 1) Grafsch. im nordamer. State Ohio, vom Big Miami durchflossen, mit 21,746 Einw. in 16 Ortschaften, der Hauptort Hamilton. — 2) Grafschaft im nordamer. State Kentucky, vom Green bewässert, mit 3083 Einw. und dem Hauptorte Morgantown. — 3) Grafschaft des nordamer. Stats Alabama am Mudder, 1820 mit 1405 Einw., aber noch ohne eigentliche Ortschaft. — 4) Grafsch. im nordamer. State Pennsylvania, vom Alleghany berührt, 1820 mit 10,193 Einw. in 13 Ortsch. — 5) Der Hauptort der letztern Grafschaft am Ursprunge des Conaquenesing, erst mit 458 Einwohnern. (*Hassel.*)

BUTLER (Samuel), der berühmte Dichter des Hudibras, wurde nach der gewöhnlichen Angabe 1612 im Kirchspiel Strensham in Worcestershire geboren. Jedoch beruhet die Behauptung, daß er 1600 geb. sey, auf einer wichtigen Autorität [1]). Eben so widersprechend und schwankend sind die meisten Nachrichten, welche wir über seine Lebensumstände erhalten haben. Nach Einigen soll sein Vater ein wohlhabender Mann, nach Andern ein nur wenig bemittelter Pächter gewesen seyn. Der Knabe besuchte die lateinische Schule in Worcester und in der Folge eine Universität. Welche aber, darüber ist Streit unter seinen Biographen. Wood [2]), welcher gern alle Männer von großem Rufe in Oxford studiren läßt, entscheidet sich doch endlich für Cambridge, wo Butler 6 bis 7 Jahre zugebracht haben soll, ohne jedoch, wegen seiner Armuth, bei irgend einem Kollegium eingeschrieben zu seyn. Nach seiner akademischen Laufbahn trat er als Schreiber in die Dienste des Friedensrichters Jefferys von Earls-Croom in Worcestershire. Hier soll er sich sehr wohl befunden und Muße genug gehabt haben, sich nicht allein dem Studium der Dichter und Geschichtschreiber zu widmen, sondern auch zu seiner Erholung Malerei und Musik zu treiben. Die Arbeiten seines Pinsels müssen nicht unbedeutend gewesen seyn; denn sie verschafften ihm die Freundschaft Samuel Cooper's, eines der berühmtesten Maler dieser Zeit. Der Wechsel seines Geschicks brachte ihn in der Folge in das Haus der Gräfin Elisabeth von Kent, wo er eine reiche Bibliothek zu seinem Gebrauche vorfand und die Gunst des berühmten Selden gewann, welcher damals Rentmeister der Gräfin war. In welcher Eigenschaft Butler der Gräfin gedient habe, ist eben so wenig klar, wie die Ursache, warum er ihr Haus bald wieder verließ und sich an den Sir Samuel Luke, einen der vornehmsten Offiziere des Cromwell, anschloß. Dieser Herr war ein leidenschaftlicher Puritaner, und Butler hatte in dessen Hause die günstigste Gelegenheit, das Unwesen und die Lächerlichkeit der religiösen und politischen Sektirer mit eigenen Augen zu beobachten, welche er in seinem loyalen Gedichte dem Spotte und der Verachtung des Publitums Preis gegeben hat. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er in dieser Zeit den ersten Gedanken zu seinem Hudibras faßte und vielleicht auch schon den Plan desselben entwarf. Einige wollen sogar behaupten, daß Samuel Luke selbst das Original seines komischen Helden sey.

Nach der Wiederherstellung des Königthums, als dessen treuen Anhänger Butler sich mitten in dem Kreise der rebellischen Sektirer bewahrt hatte, war es zu erwarten, daß sein Schicksal eine glückliche Wendung nehmen würde. Aber er wurde nichts als Sekretär des Grafen Richard von Carbury, Präsidenten von Wallis; und dieser übergab ihm das Rentmeisteramt in Ludlow-Castle, als der dortige Gerichtshof wieder hergestellt wurde. Um diese Zeit heirathete er eine Mistreß Herbert, ein Mädchen aus gutem Stande und von beträchtlichem Vermögen, welches indessen in der Folge fast ganz verloren ging, weil es unsicher ausgeliehen worden war.

Im J. 1663 gab Butler den ersten Theil oder die drei ersten Gesänge seines Hudibras heraus, und es konnte nicht fehlen, daß diese Erscheinung in der damaligen Zeit eine mächtige Wirkung hervorbringen mußte. Denn die Ausschweifungen, Abenteuerlichkeiten und Tollheiten der politischen und religiösen Sekten, welche den Thron der Stuarts umgestürzt und Karl I. auf das Schaffot gebracht hatten, mit eben so lächerlicher als feindseliger Karikatur dargestellt, griffen so unmittelbar in das Leben ein, daß das poetische Interesse des Werkes durch seine politische und religiöse Tendenz zu einer Höhe gesteigert wurde, auf welcher wir es jetzt, frei und unbefangen von solchen Rücksichten und Beziehungen, nicht mehr erblicken können. Am meisten wurde der Hudibras begreiflicher Weise von der Stuartischen Partei bewundert. Die Hofleute studirten ihn, und der König, welchen, wie es heißt, der Graf von Dorset zuerst mit demselben bekant gemacht hatte, wußte viele Stellen daraus zum gelegentlichen Anführen aus dem Kopfe herzusagen. So viel Beifall aber auch der Dichter auf diese Weise

1) Longueville, der Sohn eines der vertrautesten Freunde Butlers, hat dieses Geburtsjahr mitgetheilt. Dr. Nasch bestätigt die gewöhnliche Angabe durch Taufregister. Demnach wäre Butler — den 14. Febr. 1612 getauft worden. 2) Athen. Oxon.

von oben herab einerntete, so blieb dieser doch sein einziger Lohn, das Lob und die Bewunderung steigerten sich noch bedeutend nach der Erscheinung des zweiten Theiles des Hudibras im J. 1664, und es wird erzählt, daß der Graf von Clarendon dem Dichter die glänzendsten Hoffnungen auf Ämter und Würden eröffnet habe; aber nie hat sich eine derselben erfüllt. Zwar spricht man von einem königl. Geschenk von 300 Guineen, auch, daß Butler eine Zeit lang Sekretär des berüchtigten Herzogs von Buckingham gewesen sey; aber beide Angaben sind ohne Stützen. Vielmehr berichtet Pake in seinem Leben des Wycherley eine wahrscheinlichere Anekdote über Buckingham's Zusammentreffen mit Butler, welche auch durch einige Verse unsres Dichters selbst bestätigt zu seyn scheint [3]). Wycherley hatte es nämlich mit vieler Mühe erlangt, daß der Herzog ihm endlich Ort und Tag zu einer Zusammenkunft mit Butler bestimmte; der arme Dichter wurde von seinem Freunde eingeführt, aber in demselben Augenblick zeigte sich durch die geöffnete Thür ein Kuppler mit zwei Dirnen, und Buckingham lief hinaus und ließ die beiden Herren stehn. Indessen verlor Butler den Muth zur Fortsetzung seines Gedichts nicht, und im J. 1678 lieferte er den dritten Theil desselben, welcher es aber immer noch unvollendet läßt. Wie weit er seinen Plan noch fortzuführen gedacht habe, läßt sich um so weniger ausmitteln, da die Anlage des Ganzen so locker und lose ist, daß es eben so leicht abgerissen, als weiter fortgesponnen werden kann.

Butler starb zu London 1680 in ärmlichen Umständen. Longueville, einer seiner Freunde, bemühte sich vergeblich, eine Unterzeichnung zu der Beerdigung desselben in Westminster zu Stande zu bringen, und ließ ihn auf eigene Kosten in dem Kirchhofe von Covent-Garden begraben. Sechzig Jahre später ließ ihm der Londoner Buchdrucker Barber ein Denkmal in der Westminster Abtei setzen [4]).

„Das Gedicht Hudibras, sagt Johnson, ist eines von den Werken, auf welches ein Volk mit Recht stolz seyn kann. Denn die Bilder, welche es aufstellt, sind national, die Gedanken ungeliehen und neu, und die Schreibart eigenthümlich und originell." Dennoch gesteht er ein — und wer sollte es leugnen wollen? — daß das Gedicht nicht ganz engländisch sey. Denn nicht allein die ursprüngliche Idee desselben ist in dem Don Quixote zu finden, sondern auch die beiden Hauptcharaktere, Hudibras und Ralph, sind nationalisirte Kopien des Don Quixote und des Sancho Pansa. Butlers Held ist ein presbyterrinischer Friedensrichter, der im Vertrauen auf die Kraft der Gesetze und in der Wuth eifriger Unwissenheit das Land durchzieht, um den Aberglauben zu unterdrücken und Misbräuche auszurotten. Sein Begleiter ist aber ein hartköpfiger und zanksüchtiger Independent, mit welchem er fast immer in Streit liegt, den er aber nie zum Schweigen bringt. Hudibras wird von seinem Dichter ganz schonungslos behandelt, und jede Gelegenheit, ihn dem Gelächter und der Verachtung des Lesers Preis zu geben, ist seiner Feder willkommen. Was die Handlung des Gedichts betrifft, so läßt sich darüber nicht viel sagen, da wir es mit einem unvollendeten Werke zu thun haben. Der Inhalt, wie er vor uns liegt, umfaßt eine Reihe von Abenteuern, welche nur durch die gemeinschaftliche Tendenz, die Sekten der Presbyterianer, Puritaner, Independenten und andrer Dissenters lächerlich zu machen, zusammengehalten werden. Der größte Theil des Gedichts besteht aber aus Dialogen, zu denen die Meinungsverschiedenheiten des ritterlichen Friedensrichters und seines Knappen immer Veranlassung, und die Zeit Stoff genug darbietet.

Die Erfindung und Anlage des Gedichts sind daher wol die schwächsten Seiten desselben. Wenn es daher auch bei seiner Erscheinung, als Parteigedicht, selbst von diesen Seiten bewundert und gepriesen wurde, so kann es doch jetzt nur noch durch seine Ausführung ansprechen, und in dieser wird es für jede Zeit als ein ausgezeichnetes Werk des komischen Witzes anerkant werden müssen. Freilich wird es gegenwärtig selbst in England mehr gelobt, als gelesen, theils, weil das Interesse für das unmittelbar auf die Zeit und das Leben Bezügliche durch dasselbe nicht mehr angeregt wird, theils auch, weil eben diese Beziehungen dunkel und schwankend geworden sind und nur mit Hilfe gelehrter Kommentare hervorgehoben werden können. Denn Butler hat sein Gedicht zu einer Schatzkammer seiner gelehrten Kentnisse gemacht, welche Alles umfaßt, was seine Zeit in theologischer, statsrechtlicher, philosophischer, ja selbst astrologischer Weisheit und Afterweisheit zur Schau trug. Der Geist seiner Satyre ist burlesk und macht Alles zur Karikatur. Sehr treffend sagt Bouterwek [5]): „Der Satyriker siegte über den Dichter, und sein Widerwille gegen die Sekte, die er brandmarken wollte, ließ ihn oft das Interesse der Poesie vergessen. Die beiden Helden des Gedichts sind in jeder Hinsicht widrige Subjekte. Nicht ein einziger edler und schöner Zug söhnt uns mit ihrer cynischen Albernheit und Gefühllosigkeit aus. Eben dadurch hat Butler auch gegen die Wahrheit seiner Charaktergemälde gefehlt, weil doch ein falscher Eifer für etwas Gutes die Geistesverirrungen veranlaßte, die er anschaulich machen wollte. Butler hätte nicht vergessen müssen, daß sogar

3) S. das Fragment Hudibras at Court in *Thyer's* Remains of Butler. 4) Es trägt folgende Inschrift:

M. S.
Samuelis Butleri,
qui Strenshamiae in agro Vigorn. nat. 1612
obiit Lond. 1680.
Vir doctus inprimis, acer, integer;
Operibus ingenii, non item praemiis, felix;
Satyrici apud nos Carminis Artifex egregius,
Quo simulatae Religionis Larvam detraxit,
Et Perduellium scelera liberrime exagitavit.
Scriptorum in suo genere Primus et Postremus,
Ne cui vivo deerant fere omnia,
Deesset etiam mortuo Tumulus,
Hoc tandem posito marmore curavit
Johannes Barber, Civis Londinensis, 1721.

Dieses Monument veranlaßte wol das bekannte Epigramm:

Whilst Butler, needy wretch, was yet alive,
No gen'rous patron would a dinner give;
But lo, behold! when dead, the mould'ring dust
Rewarded with a monumental bust!
A poet's fate, in emblem, here is shewn:
He ask'd for bread and he receiv'd — a stone.

5) Geschichte der schönen Redekünste. Th. VII. S. 433.

Männer, wie Milton, von den presbyterianischen und puritanischen Träumereien hingerissen werden konnten." Sonach scheint es uns, daß das poetische Verdienst des Hudibras sich fast nur auf die Fülle des kräftigen und kecken Witzes beschränkte, welchen Butler in seinen derben Knittelversen strömen läßt, und auf die enge damit verbundene Originalität seines Styles, dessen Charakter Johnson als gröblich gemein bezeichnet hat. Aber eben diese gröbliche Gemeinheit wirkt mit komischer Kraft, theils durch ihre Übereinstimmung mit dem Stoffe im Ganzen, theils aber auch durch den Kontrast mit dem gelehrten Anstriche einzeler Stellen. Butlers Witz ist überaus reich und verschwenderisch, vornehmlich in Bildern und Gleichnissen, und wenn wir von allen zeitlichen Beziehungen des Hudibras absehen, so bleibt die komische Satyre desselben immer noch ergiebig genug für alle phantastische Pedanterei und Sektirerei aller Zeiten.

Butlers literarischer Nachlaß wurde bald nach seinem Tode, wahrscheinlich mit vielen unechten Stücken vermengt, in 3 Duodezbänden herausgegeben. Eine bessere Samlung lieferte R. Thyer: Butler's Genuine Remains in Verse and Prose. London 1759. Und neuerdings: Butler's Remains. London. 1823. (mit neuen Lesarten und Zusätzen zum Hudibras). Der Inhalt dieses Nachlasses besteht größtentheils aus didaktischen Satyren und einzelen Gedanken in Versen, welche wahrscheinlich als Materialien zu größeren Gedichten dienen sollten. In diesen Satyren züchtigt Butler nicht so sehr presbyterianische Thorheiten und Laster, als die schamlose Frivolität und Lüderlichkeit des königl. Hofes. Seine didaktische Prosa in einigen Abhandlungen und Charakterzeichnungen ist durch Klarheit und Schärfe ausgezeichnet [6]). (*Wilh. Müller.*)

BUTLER (Joseph), ein verdienter engländischer Theolog, geb. 1692 zu Wantage in der Grafschaft Berk, studirte zu Oxford, bekleidete verschiedene geistliche Ämter, wurde 1737 Bischof von Bristol, 1750 von Durham, und starb 1752. Mit einem exemplarischen Wandel verband er eine gründliche theologische Gelehrsamkeit, und wurde besonders als Apologet des Christenthums berühmt, durch seine noch immer lesenswerthe Schrift: The analogy of religion natural and revealed to the constitution and course of nature. Lond. 1736; 1750. 4.; corrected with a preface, giving some account of the char. and writings of the author, by Samuel, Lord Bishop of Gloucester. 1788. 8. Teutsch (von Spalding), Leipz. 1756; neue Aufl. Tübingen 1779. 8.; ganz neu umgearbeitet und in einem verbesserten Auszuge mitgetheilt von C. H. Schreyer, Dresd. 1787. 8. Von Seiten des tiefeindringenden Scharfsinns und der zusammenhängenden Methode wurde dieses Werk zu den besten in seiner Art gezählt. Auch seine 1726 gedruckten Predigten (mehr gelehrte Abhandlungen als erbauliche Reden) werden gerühmt. Endlich ist zu bemerken: A charge delivered to the clergy at the primary visitation of the diocese of Durham, in the year 1751, by J. Butler. Ed. II. with a preface by Samuel, Lord Bishop of Gloucester. 1786. 8. *). (*Baur.*)

BUTO (bei Plinius Butos), nach Ptolemäus die Hauptstadt des phthenotischen Nomos, zwischen dem westlichen großen Nilarm und dem thermutischen Flusse. Sie gab, nach Strabo's Bericht, dem dabei liegenden See (s. Brulos) den Namen und war wegen des Orakels der Latona berühmt, welches, nach Herodot, bei den Ägyptern unter allen das geehrteste war. Nach diesem letztgenannten Schriftsteller kam man zu der großen Stadt Buto, wenn man vom Meer durch die sebennytische Mündung den Nil herauffuhr. Er führt alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die Tempel des Apollo und der Diana an. Beim Tempel der Latona verweilt er am längsten und rühmt vorzüglich den Portikus und die Kapelle in demselben, letztere aus einem Steine gehauen und 40 Ellen hoch. Der Latona zu Gefallen wallfahrteten die Ägypter jährlich ein Mal nach B. und opferten daselbst.— Die neuern Reisenden gedenken dieser Stadt nicht weiter. (*Hartmann.*)

BUTOMUS, eine Pflanzen-Gattung, die eine eigene Gruppe bildet, an die Alismeen und Hydrochariden gränzend. Mit den letztern komt sie in der Bildung der Samen mehr überein, als mit den erstern. Denn der Embryo liegt, einem Punkte gleich, an einem Ende des Eiweißkörpers. Übrigens hat sie 6 Corollenblätter, 9 Staubfäden und 6 einfächerige Kapseln, mit vielen Samen, die an den Wänden fest sitzen. Die einzige bekannte Art: B. *umbellatus* wächst in Flüssen und Teichen durch ganz Europa und Asien von 38 — 63° nördl. Breite. (*Sprengel.*)

Die etwas bittern Wurzeln dieser Wasserpflanze werden, geröstet oder getrocknet, von den Kalmücken, Ostiaken u. a. benachbarten Völkern längst zur Speise gebraucht. Ihr Mehl soll beim Kneten wie Getreidemehl

---

6) Der Hudibras ist sehr oft gedruckt worden. Wir führen als die wichtigsten Ausgaben folgende an: Hudibras with large annotations by Z. Gray. Cbr. 1744. 8., 2 Bände mit des Dichters Portr. u. 16 Kupfern nach Hogarths Zeichnungen. Selten u. theuer. Wiederholt London 1772. II. 8. Hudibras with Notes and the Life of the Author by Nash. London 1793. gr. 4. 3 Bde mit Kupfern. Prachtausgabe. Hudibras with large annotations and preface by Z. Gray. London 1800. II. 8. mit K. Ferner: London 1806. II. 8. Französisch mit gegenübergedrucktem englischen Text. London 1757 (die Übersetzung ist von J. Towneley, die Anmerkungen von Larcher). Eine prosaische Übersetzung in das Teutsche hat schon Bodmer 1737 versucht (die beiden ersten Gesänge), das Ganze in Prosa, von Waser, Zürich 1757. 8. Die beste (metrische) Übersetzung lieferte Soltau, Königsberg 1798. II. 8. (eine neue Überarbeitung einer älteren Ausgabe von 1787). Unnütz ist daher eine neue prosaische Übersetzung von dem Herrn von Gruber, Wien 1811. II. 8. — Der anonyme Verfasser der Lebensbeschreibung von Butler vor den älteren Ausgaben des Hudibras. *Nash's* Life of Butler vor dessen Ausgabe von 1793. Johnson und Cibber in den Lives of the English Poets. Biogr. Univ. etc.

*) In der Vorrede wird ausführlich von Butlers Leben, Schriften und Charakter gehandelt; besonders aber werden seine in diesem Hirtenbriefe dargelegten Grundsätze wider diejenigen vertheidigt, welche darin eine Geneigtheit zu den Grundsätzen des Katholicismus zu finden geglaubt haben. Zugleich liefert Dr. Halifax eine kurze Darstellung von Butlers theologischem und moralischem System. Vgl. den Februar des Critical Review 1787 No. V. — Britt. theolog. Magaz. 4. Bd. 4. St. 900 — 910. Belshams Versuche 206. Schröckh's christl. Kirchengesch. seit d. Ref. 6. Th. 231. Henke's Gesch. d. christl. Kirche 6. Th. 136. Biogr. univ. T. VI.

sich verhalten, der mit Hefen gewürzte Teig sich sehr leicht heben, und das daraus gebackene Brod nur in der Art vom Weizenbrode sich unterscheiden, daß es leichter bröckelt, und etwas bitter schmeckt, übrigens, gleich diesem, gesund und nährend seyn, wie Nachrichten aus Astrachan bestätigen. — Da die Pflanze dort gebaut werden kann, wo das gewöhnliche Getreide nicht wächst, so verdient sie, im Falle eines Mangels an gewöhnlichem Brode, unter dessen Surrogate wol aufgenommen zu werden. (*Th. Schreger.*)

BUTON, BUTONG, ein großes Eiland auf der Südostspitze der Insel Celebes unter 5° südl. Br. Es ist 17 Meilen lang, 4 breit, und von dem Nachbareilande Panganfane durch eine Straße geschieden, die beträchtliche Fahrzeuge durchläßt; vom Meere sanft bis zur Mitte aufsteigend, entfaltet es eine ungemein blühende Vegetation; die gebirgige Mitte erscheint wie ein dichter Wald, die offnen Gegenden an der Küste bieten die schönsten Südfrüchte dar, und in den Wäldern waren sonst Nelkenbäume und andre Gewürze einheimisch, die jedoch von den Niederländern gänzlich ausgerottet sind. Die Einw., ein Malaienstamm, der mit den Buggisen verwandt zu seyn scheint, aber hier ausgeartet ist, sind von kleinerer Statur und minder regelmäßiger Gestalt, jedoch ziemlich zahlreich, so daß die Niederländer die Einwohnerzahl dieser Insel mit den benachbarten Pangasinane auf mehr als 100,000 Köpfe anschlagen, und stehen unter einem Raja, der mit den Niederländern verbündet ist und eine Subsidie von 300 Guld. empfängt, wofür er sich zur Ausrottung aller Gewürzbäume verpflichtet hat. Er residirt zu Kalla Susong. Auf der Ostküste breitet sich die Bai Miaftake oder Dutch Dwaal aus, wo die Schiffe vor den Westmussuhns gesichert sind *). (*Hassel.*)

BUTOWITZ, Dorf im rakoniter Kreise Böhmens, zu dem Gute Chinonitz gehörig, 1¼ St. von Prag, in dessen Nähe das Procopi-Loch ist, eine kleine Höhle in Kalkstein; berühmter durch Volkssagen, als an sich merkwürdig. (*André.*)

BUTRINTO, Handelsstadt an der Meerenge von Korfu, in dem Sandschak Dulonia der Prov. Albanien. Mit einem Hafen und Fort, Sitz eines griechischen Bischofes mit 2000 Einw., die an die Korfioten Vieh, Getreide und Holz verkaufen, auch mit Kaviar handeln. — Sie gehörte einst den Venetianern, und theilte in neuern Zeiten die Schicksale der venetianischen Besitzungen jener Gegend. Ihren Namen hat sie von dem ehemaligen, in Cicero's Briefen oft erwähnten Buthrotum, dessen Trümmer etwa 1 Stunde davon bei Paleo Castro sich befinden. (*H.*)

BUTSCHOWITZ †), fürstl. Lichtensteinische, im Brünner Kreise Mährens liegende Majorats-Herrschaft, aus dem Städtchen gleiches Namens und 19 Dörfern bestehend, mit 1610 Häus. und 9530 Einw., darunter 462 jüdische; mit 8 herrschaftl. Meierhöfen und eben so vielen Schäfereien, in welchen 3500 veredelte Schafe gehalten werden. Der gesammte übrige Viehstand der Herrschaft und Unterthanen beträgt 1300 Stück Rindvieh und 1000 Pferde. Man findet hier eine Brauerei, 7 Brantweinbrennereien, 25 Mahl-, 2 Loh-, 2 Ölmühlen und 1 Sägemühle, 1 Potaschensiederei, 3 Ziegeleien und 13 Wirthshäuser; 3 Pfarren, mit 3 Filialen, 6 Schulen und 2 Spitäler. — Der bewirthschaftete Boden beträgt einige 20,000 Joch, wovon der Fürst fast die Hälfte besitzt, die aber größtentheils aus Wald besteht. Etwas Weinbau wird getrieben. Im J. 1700 wurde ein Porphyrsteinbruch eröffnet, aus welchem Steine nach Wien zum dortigen Schloßbau des Fürsten geführt wurden. Aus einer gelben Thonerde werden Fajancegeschirre verfertigt, nach Ungarn und auf der Donau bis in die Türkei versendet.

Der Markt gleiches Namens mit großem, im 16. Jahrh. gebauten, ehedem sehr festen, jetzt noch wegen der kühnen, soliden Bauart sehenswerthen Schloß (dermalen Sitz der fürstl. bedeutenden Buchhalterei), liegt zwischen Austerlitz und Gaya, 2½ St. von Wischau. Der Ort zählt 250 Häuser und 2000 Einw., und hat eine Feintuch- und Kasimirfabrik, mehre Woll-, Leinwand- und Kunstweber. (*André.*)

BUTSETS, Gränzgebirge im Kronstädter Distrikte im Großfürstenthum Siebenbürgen gegen die Walachei. Dieses Gebirg erhebt sich hinter dem Marktflecken Rosenau, und besteht eigentlich aus 2 Bergrücken, die durch ein tiefes Thal von einander getrent sind; der nördliche Bergrücken gehört zum Kronstädter Distrikt, der südliche, welcher weit länger, höher und steiler ist, zur Walachei, und erstreckt sich bis jenseit des Klosters Sinai. In der Walachei zeigt sich der B. weit über die vor ihm liegengen Berge erhoben, und wird selbst an den Ufern der Donau noch gesehen, wo er als ein einzeln auf einer Fläche liegender Berg erscheint. Der höchste, oft im August noch beschneite Gipfel dieses Gebirges ist 1360 wiener Klafter über das mittelländische Meer erhoben. (*Benigni.*)

BUTSUM, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen unteralbenser Gespanschaft obern Zirkel, zalatner Bezirk, von Walachen bewohnt, hat Goldgruben. (*Benigni.*)

BUTTELSTEDT, Stadt in dem Großherzogl. weimarschen Amte Buttstedt. Sie ist seit 1454 mit Stadt- und Bürgerrechten beliehen und war vormals der Sitz einer besondern Vogtei, liegt an der Lache und an der Heerstraße von Erfurt nach Eckartsberga, die vorzüglich im Sommer befahren wird, hat 1 Pfarrkirche, 1 Bürgerschule mit 2 Lehrern, 1 Mann- u. Weiberlehnrittergut, 1 Erblehngut, 2 Mahl- u. 1 Ölmühle, 178 Häus. und 703 Einw., worunter 60 Strumpfwirker mit 56 Stühlen, 16 Leineweber und einige andre Handwerker. Sie hält 2 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BUTTENHEIM, im ob. Mainkreise, im Ldgr. Bamberg I., Ldkp. Eggolsheim, eine Pfarrei von 2169 Katholiken, 28 Protestanten und 219 Juden in 454 Häus. und 10 Ortschaften. Der Ort hat 2 Schlösser, das obere Schloß, einst mit einem Walle und Graben versehen, ist jetzt die Synagoge und der Hauptsitz der Juden. Das neue Schloß wird theils von Beamten, theils von der Gutsherrschaft bewohnt. Ein Schloßprediger feiert den gewöhnlichen Gottesdienst für die protestantischen Orts-

*) Nach Forrest und Bougainville.

†) Mit den später dazu erkauften Gütern Tschertschln, Millonitz, Nemochowitz, Neuschloß und Witzemilitz.

genossen. Die Gegend ist eben und fruchtbar, die Einw. sind sehr arbeitsam *). (*Jaeck.*)

BUTTER, animalische, wird das konkrete gelblich-weiße Fett oder Öl genant, welches im Rahme der Thiermilch enthalten ist, und aus demselben durch beständige Bewegung in dem dazu eingerichteten Butterfasse ¹) bei einer Temperatur zwischen 6 — 11° Reaum. mechanisch geschieden wird. Der Milchrahm wird nämich durch fortgesetztes Rütteln, Schlagen, Rühren, oder durch das sogenannte Buttern zerrissen, und immer feiner zertheilt, wobei sich die Buttertheile von den Zieger-, Käse- u. Molkentheilen immer mehr trennen, einander anziehen, und in Klumpen sich zusammensetzen. Aber die so gewonnene Butter enthält noch immer Zieger-, Käse- u. Buttermilchtheile, die durch Wasser erst rein ausgewaschen werden müssen, wenn sie nicht, zumal im heißen Sommer, bald alt und ranzig werden soll. Daß man beim Processe des Buttermachens für höchste Reinheit der Milch- u. Buttergeschirre 2c. sorgen muß, versteht sich von selbst.

Der vortreffliche und reine Geschmack der holländischen u. a. Butter rührt außerdem noch daher, daß man die Milch eher abrahmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter auf das sorgfältigste reiniget. Das Vieh wird in Holland 2c. zweimal am Tage gemolken. Die Abendmilch rahmt man am folgenden Morgen und die Morgenmilch nach Mittage ab, und verarbeitet sogleich den Rahm. Auch unmittelbar nach dem Melken läßt sich die Milch buttern, und die daraus erhaltene Butter schmeckt, gleich der aus süßem Rahm, weit frischer und lieblicher, als die aus länger stehendem Rahme. Milch von lange hintereinander Milch gebenden, den sogenannten altmelkenden Kühen läßt schwieriger ihre Buttertheile fahren, als Milch von frischmelkenden Kühen. Im Fall die Milch bei schwüler Sommer- oder Gewitterluft 2c. ihre Butter nicht absetzen will, stellt man das Butterfaß während des Butterns in kaltes Wasser, und tröpfelt den Saft von einer halben Citrone zur Milch. Bei Kälte hingegen befördert Wärme und ein Zusatz von wenig Weingeist die Butterscheidung ²).

Wenn man die Zieger-, Käse- u. Buttermilchtheile durch Zerlassen oder Schmelzen der Butter daraus absondert, so wird sie zwar haltbarer, und heißt dann Schmalz, oder Schmelzbutter, nimt aber bei dabei angewandtem höhern Hitzgrade eine gewisse Schärfe an, die ihren Gebrauch mehr auf die Küche, Kuchenbäkkerei 2c. beschränkt. Man muß sie also im Wasserbade bei nur 60° Reaum. zergehen lassen, und so lange im Fluß erhalten, bis das darüberstehende Flüssige klar wird, dann sie abgießen, oder durch Leinwand seihen, hierauf in kaltem Brunnenwasser, oder in einem Gemenge aus gleichviel zerstoßenem Eis und Kochsalz abkühlen, und zwar in flachen Gefäßen, weil sie sonst krümlich und krystallinisch werden würde. Eine solche Schmelzbutter läßt sich in genau verschlossenen reinen Gebinden an einem kühlen trocknen Orte mehre Monate frisch und wohlschmeckend erhalten. Coeffier hat auch durch Versuche gefunden, daß, wenn man bei 66° Celsius geschmolzene Butter schnell abkühlt, diese, statt sich wie Schmelzbutter zu charakterisiren, jene Beschaffenheit wieder annimt, welche sie im umgeschmolzenen Zustande hatte. Sehr langsam erkaltet, ließ sie sich dagegen, gleich andern Fetten und Fettölen, in flüssiges, durch Abgießen sonderungsfähiges, wie Butter riechendes und schmeckendes Öl, und in eine kugelrunde, krystallinische Fettmasse trennen. Entzog man die schnell abgekühlte, geschmolzen gewesene Butter der Luft, so blieb sie lange unverändert und unverdorben; mischte man ihr die beim Schmelzen sich abscheidende Buttermilch wieder bei, welche zuvor vorsichtig abgesondert, und bei gelindem Feuer eingedickt wurde, so erhielt sie, unter Zusatz von etwas Wasser — vollkommen die Eigenschaften einer frischen Butter wieder.

Gegen das baldige Ranzigwerden zumal im Sommer schützt man gemeiniglich die frische Butter durch gehöriges Salzen, oder noch besser durch Einschlagen derselben in leinene Tücher, die man zuvor mit Buchenholzaschenlauge, oder in Wasser gelöster reiner Potasche stark befeuchtet hat. Leuchs Versuche ³) zeigen, daß die Butter nicht nur durch Kneten mit getrocknetem und zerriebenem Brode, mit Gummi, Schwefelsäure, Essig und reinem Weingeiste, sondern auch durch gewürzhafte Stoffe, vorzüglich durch Saffran, Senf, gerösteten Kaffee 2c. haltbar gemacht werden könne. Das Entranzen alter, übelschmeckender Butter will er (a. a. O. S. 447 2c.) durch Zusammenschmelzen derselben mit ganz reinem Weingeist, mit kampferhaltigem Wasser 2c. bewirkt haben, da diese flüchtigen Stoffe alles Ranzige mit sich fortnehmen. Zu demselben Zweck erhitzen unsere Köchinnen mit der übelschmeckenden Butter 2c. während ihres Schmelzens eine Zeit lang zerstückte gewöhnliche Kochzwiebeln. Der davon etwas süßliche Geschmack der Butter 2c. verschwindet beim Auskochen und Auswaschen derselben mit Wasser.

In chemischer Hinsicht besteht, nach Chevreul ⁴), die Butter der Kühe aus einem in einer gewissen Temperatur liquiden Öle (Elaine), aus einem Fettstoffe (Stearine), welcher erst bei einem bestimmten Wärmegrade sich verflüssigt, aus einem gelb färbenden Grundstoffe, einem besondern Riechstoffe (s. unten Buttersäure) und aus etwas Essigsäure. Die gelbe fette Sommerbutter der Vogesen enthält nach Braconnot 60 gel-

---

*) Mehr in Jaecks ausführl. Geschichte v. Buttenheim, aus dessen Pfarracten bei der Überschwemmung v. Tiefenhöchstadt.

1) Hier und da bedient man sich statt des sonst gewöhnlichen Stampfens in Butterfässern, die im Kleinen auch von Glas 2c. sind zur schnellern und saubereren Bereitung frischer Tafelbutter, des Herumdrehens im Kreise innerhalb eines, mit einer Handhabe versehenen, und mit eisernen Reifen beschlagenen hölzernen Fasses, der sogenannten Butterrolle. Das neueste verbesserte Butterfaß von C. Robert s. beschrieben und abgebildet in Dingler's politechn. Journ. IV. 4. S. 434. fg. 2) Vgl. d. vortheilhafteste Benuzzung der Milch bei Wirthschaften, von J. Twamley, a. d. E. v. K. Mayer, Wien 1823. 8.

3) In Dessen neuestem Handbuch für Fabrik., Künstler, Handwerker u. Ökonomen, Nürnb. 1820 — 22. 8. VI. Bd. S. 273 — 78., und VIII. Bd. S. 445. 4) S. Ann. d. Ch. et d. Ph. 1823.

des Öl vom Geschmack und Geruch der Butter, gegen 40 weißen brüchigen, bei 57° schmelzenden Talg; die weiße harte Winterbutter der Vogesen aber 35° Öl auf 65 Talg. Noch hängt ihr, nach Thenard, etwas Käse an, der sie ranzig macht, sich aber durch Schmelzen schon bei 60—66° absetzt, bei welcher Temperatur die Butter wohlschmeckend bleibt. Bérard fand darin an Elementartheilen: 1000 Kohlenstoff, 1570 Wasserstoff und 96 Sauerstoff, oder in 100 Gewichtstheilen: 66,34 Kohlenstoff, 14,02 Sauerstoff u. 19,64 Wasserstoff.

Übrigens ist die Butter aus Kuhmilch die konsistenteste, weniger fest und ganz weiß von Farbe jene aus Ziegenmilch, am wenigsten fest, aber desto fettstoffreicher die Schafbutter. Die mehr oder weniger weiche, weiße Buttersubstanz der Frauen-, Pferde- und Eselstutenmilch scheidet sich nicht immer leicht vom Rahme ab, weil sie hier mit dem Zieger inniger sich zu verbinden scheint, als mit dem Käse (s. Pleischl in Schweigger's Journ. ꝛc. II. 1. 1821. S. 124. ꝛc.). Die Butter der Schafe, Eselinnen und Stuten scheint nach Braconnot, mehr Öl bei sich zu führen, als die der Kühe und Ziegen, und die Butter der Frauenmilch scheint blos aus Öl zu bestehen, übrigens, nach Chevreul, durchaus dieselben Grundbestandtheile der Butter von Kuhmilch zu enthalten. Die Butter aus Ziegenmilch soll nach Chevreul außer den gewöhnlichen Bestandtheilen, auch Hircinsäure (s. unten), mit sich führen.— Je nachdem die Butter mehr oder weniger Stearine (Talg) im Verhältnisse zum Ölstoff und Butterstoff (s. unten) enthält, ist sie auch weniger oder mehr schmelzbar, und je mehr sie Butterstoff enthält, desto stärker ist ihr Geruch. Auch riecht die Butter, welche in Verhältniß zur Buttersäure mehr Caproin- und Caprinsäure (s. unten) enthält, ganz anders, als eine an Buttersäure reichere Butter. Gute frische Gras-, Klee- oder Maibutter aus Kuhmilch muß durchaus schön gleichfarbig, dicht, ganz zusammenhängend, ohne Zwischenräume, geschmeidig, fettreich seyn, rein gewaschen, keine Buttermilchtropfen ausschwitzen, fast gar nicht riechen, sehr milde und angenehm schmecken. Die Kraut-, Herbst- oder Winterbutter von Körnerschrot-, Klee- u. a. süßer Heu- u. Grummetfütterung muß eben so beschaffen, und zum Längerstehenlassen etwas stärker gesalzt, und in wohlausgelaugte Gebinde, oder in luftdichte Steintöpfe eingedrückt seyn. — Der Schmalz oder die Schmelzbutter muß in reine eichene oder buchene Gebinde eingelassen, ganz rein, schön wachsgelb, und von reinem, frischem Geruch und Geschmack seyn. Um ihre Güte auch nach innen zu prüfen, kann man mit einem Stech- oder Probireisen, das bis auf den Boden der Schmalzkübel reicht, etwas davon zum Kosten ausstechen.

Schlechter ist 1) die zu blasse, bröckliche, magere, fad schmeckende Stoppelbutter, u. sog. Strohbutter, so wie jede nach dem Keller dumpfig riechende und schmeckende Winter- u. Sommerbutter; 2) jene, welche von Buttermilch noch trieft, und um so eher ranzig wird; 3) alle alte, schon ranzige; 4) alle sich ziehende, schleimige und streifige oder vielfarbige Butter; 5) welche von gefüttertem Brantweinspülig, Leinkuchen ꝛc. einen eigenen widrigen thranigen, von Wiesenknoblauch einen Zwiebel-, von weißen Rüben einen bitterlichen, und von unausgelaugten fichtenen Gebinden einen unangenehmen Harzgeschmack angenommen hat; 6) alle zu viel gesalzne, und über die Zeit in ihrem Pökel gelegene Faßbutter; 7) alle zu stark ausgesottene, scharf brenzlich schmeckende Schmelzbutter.—

Verdächtig und ungesund ist jede Butter, welche 1) in, zumal unreinen, grünspanfleckigen Messing- oder Kupfergeschirren geschmolzen und wieder abgekühlt, oder lange aufbewahrt wurde; 2) die in dergleichen metallenen Büchsen, z. B. von Kloster-Mendicanten ꝛc. gesammelt war; 3) solche, der man des Gewichts wegen sogar schwere Giftstoffe, namentlich Bleiweiß ꝛc. zugesetzt hat; 4) die mit unsaubern messingenen ꝛc. Schaumlöffeln beim Zerlassen abgeschäumt ist; 5) die auf grünspanfleckigen Wagschalen ohne Unterlage abgewogene Schmelzbutter. Blei- und Kupfergehalt werden durch eigene Probeflüssigkeiten entdeckt (s. Blei u. Kupfer).

Verfälscht ist die Butter: 1) des Gewichts wegen mit Talg, den man herausschmeckt, oder 2) mit Kalk, Kreide, Sand ꝛc., wovon sie rauh und körnig wird, zwischen den Zähnen knirscht, und in siedendem Wasser die Zusätze absetzt, welche weiter durch Wasser sich auswaschen lassen; 3) mit zu viel grobkörnigem, steinigem Salze, das auf der Butter ausschlägt, oder in der Faßbutter viele Salzlake bildet. Sie selbst sieht streifig aus, schmeckt zu salzig, knirscht beim Zerschneiden. Noch genauer läßt sich das zuviel bestimmen, wenn man dergleichen Butter mit destill. Wasser kochen, dann gestehen läßt, und darauf die filtrirte Flüssigkeit bis zur Trockne abdampft. 4) Die mit geriebenen Kartoffeln verfälschte Butter schmeckt darnach, fällt rauh, fleckig aus, zerbröckelt leichter, und läßt beim Zerlassen vielen mehligen, klumpigen Bodensatz zurück, der ganz wie Kartoffeln riecht und schmeckt. Noch bestimmter verräth sich dieser Betrug, wenn man dergleichen Butter in einer kleinen Glasröhre bei der Sandbadwärme von 60—66° schmelzen läßt, sie bleibt oben, während das flüssige Serum und die käsigen Flocken der Butter, so wie die Kartoffeln sich absetzen; man gießt nun Ammonium darauf, welches die Käsetheile schnell auflöst, zumal wenn die Röhre immerfort warm liegt; die Kartoffeln aber bleiben in einem Klumpen, oder als krümlicher Bodensatz zurück. Überdies wird solche Butter, in einem Mörser mit etwas Wasser und Jodine abgerieben, blau, während die reine eine Orangefarbe annimt. Blasse Butter färbt man [*]): 5) mit frisch ausgepreßtem Mohrrübensaft u. a. dergl. an sich wol unschädlichen Pigmenten, die aber doch den Buttergeschmack verändern, oder eine schlechte Butter maskiren; 6) mit dem Giftsafte der großen Schöllkraut-, der Ankenblume u. a. Alle diese Farbstoffe lassen sich mit Wasser auswaschen.— Zu den groben Betrügereien gehört endlich: 7) auch das zu hohle Legen der Faßbutter, das Einsetzen falscher Böden in die Gebinde, das Dazwischenlegen schwerer Körper, namentlich Dachziegel ꝛc., frischen Käses, oder ganzer Kartoffeln in die Stück- oder Faßbutter. Um bei dieser dergleichen

---

[*]) Lampadius zeigt als ein Factum an, daß, wenn den Kühen einige Löffel voll Kleeextrakt im Winter unter das Futter gemengt würden, ihre Milch gelbe Butter gebe.

Trug zu entdecken, kann man sich des Probireisens bedienen, wenn das Anbohren der Gebinde ja nicht bewilligt würde. Das zu hohle Legen der Butter verräth schon ihr leichteres Gewicht.

Diätetisch dient eine ganz frische, wohlschmeckende zumal Maibutter auf Brod genossen, mit zu unserer Nahrung, außerdem für sich zur Bereitung vieler unserer Speisen, wird aber von Personen mit sehr empfindlichem Magen in Menge nicht gut vertragen; ihr zu häufiger Genuß überhaupt schwächt die Verdauungskräfte. Noch mehr gilt dies von der geröfteten und gedämpften Butter. Alte, schon ranzige ist allgemein schädlich. Die Schmelzbutter eignet sich mehr für den Küchengebrauch, und die Kuchenbäckerei, indem sie mürberes Backwerk und Gebratenes gibt. Für Reisende in den arabischen Wüsten soll sie ein durstlöschendes Mittel abgeben.

Zum innerlichen Arzneigebrauch muß alle Butter frisch genug, gut ausgewaschen, ungesalzt seyn, und läßt sich statt der andern Fette hier um so bequemer anwenden, weil man sie stets ganz frisch haben kann. Sie gehört unter die einhüllenden, schmeidigenden und abstumpfenden allgemeinen Mittel gegen manche, zumal scharfe Giftstoffe, und gewissermaßen auch zu einem Präservativ dagegen für Arbeiter in Arsenikhütten, Amalgamirhäusern u. a. Berg- u. Hüttenwerken, in chemischen Fabriken und Laboratorien, für Giftfarbenreiber, Ölmaler, Vergolder u. a. Metallarbeiter, auch für Bildhauer, Töpfer, Tüncher ꝛc. Geschmolzene Butter räth man besonders wider die Fadenwürmer ꝛc. in den Därmen an, setzt sie den Ruhr-, Wurm- u. a. Klystieren zu, gebraucht sie äußerlich beim Wundwerden der Haut, als erweichendes Mittel bei leichten Zellgewebverhärtungen, bei Hämorrhoidalknoten ꝛc., überdies als Basis zu mancherlei Augen- und Brandsalben, zur Quecksilbersalbe ꝛc. Manche außereuropäische Völkerschaften, wie die Hottentotten auf dem Kap, die Einwohner von Berber in Nubien ꝛc., reiben sich täglich mit frischer Butter die Haut ein, um diese geschmeidig und fettig zu erhalten. Letztere behaupten, daß dies sogleich erfrische, Hautbeschwerden verhüte, und die Hautoberfläche zäher, fester, und für ein Messer schwieriger verwundbar mache. Die Morlachenmädchen, Tatarn u. A. salben sich auch ihr Kopfhaar damit ein.

Technisch läßt sich selbst alte und anschmeckende Butter, statt anderer Fettstoffe, zum Hausseifesieden benutzen, so wie zum Schutz des aufzubewahrenden Fleisches ꝛc. gegen Fäulniß durch Abhalten von Luft und Insekten, statt des Öls zum Brennen in den Lampen ꝛc. — In den Zuckerraffinerien mäßigt man durch Einwerfen von Butter in die Klärfässer, das Aufwallen des zweiten Zuckersudes. — (*Th. Schreger.*)

Butter, Galahamsche, s. **Bossia butyracea, Cadoja Rumph., Cocos butyracea, Rhizobolus butyraceus etc.**; vgl. **Pflanzenbutter.**

Butterfisch, s. **Centronotus.**

BUTTERMILCH (**lac ebutyratum, s. post butyri confectionem reses**), ist der mehr oder weniger dicklich liquide Milchrückstand nach Abscheidung der Buttertheile. Sie enthält, außer noch etwas Fett, die Zieger-, Käse- und wäßrigen Molkentheile der Thiermilch, welche wiederum leicht von ihr getrent werden können, auch von selbst sich absondern, wenn man sie unter Zutritt von Wärme in Gährung setzt, wobei sich Essigsäure bildet. Wie die Milch, so wird auch die Buttermilch durch Säuren zersetzt.

Gute Buttermilch muß dicklich genug, und mit frischen Butterklümpchen noch vermengt seyn, frisch riechen, mild schmecken, und über dem Feuer allemal in kurze Matten sich scheiden. Länger stehend wird sie leicht sauer, und endlich sogar bitter-ranzig von Geschmack.

In diätetischer u. therapeutischer Hinsicht ist frische Buttermilch ein kühlendes, leicht verdauliches und nährendes Getränk für Gesunde im Sommer, besonders bei reichlicher Fleischkost, so wie für Schwindsüchtige und Gelbsüchtige, selbst in manchen, z. B. Gallen-, Blattern- u. a. Fiebern. Auch empfiehlt sie sich in chronischen Bauchflüssen mit oder ohne Ausleerung von Blut- und purulenten Materien, doch ohne organische Metamorphosen der Eingeweide, ferner im Blutbrechen u. Blutbrechdurchfalle (Melaena), in der Hypochondrie mit Abdominalbeschwerden ꝛc. — Hier und da benutzt man sie zu kalten und warmen Suppen, Breien ꝛc. †).

In der Ökonomie gibt sie eine Art magerer, bitterer Käse, die sogenannten Buttermilchkäse, und einen guten Futtertrank für ältere Schweine ꝛc.

Zum Weißwaschen der Leinwand ist sie nicht ohne Nutzen, und nimt sogar Pflanzenfarbenflecke, z. B. von Rothweinen ꝛc. daraus weg. — Als bindender Zusatz zum Mörtel ist sie minder anwendbar, weil sie Feuchtigkeit u. Schimmelauswuchs befördert. (*Th. Schreger.*)

Buttermilcherz, s. **Silberhornerz.**

Butter, mineral., s. **Arsenik u. a. Art.**

BUTTERMURE WATER, ein Binnensee in der Graff. Cumberland des Königr. England in so reizenden Umgebungen, daß dahin jährlich aus allen Theilen Englands Lustpartien gemacht werden. Er liegt etwa 100 Schritte von dem gleichn. Dorfe. (*Hassel.*)

Butternussöl, s. **Öl.**

BUTTERSÄURE, acide butirique, eine neue, noch problematische animalische Säure, welche Chevreul *), nebst zwei andern, die er **acide caprique** (Caprinsäure),

---

†) Sie wurde verschiedentlich von Thierärzten als Heilmittel oder als die Freßlust erweckendes Mittel für Pferde empfohlen; andere behaupteten, daß sie ein vortreffliches Prüfungsmittel zur Unterscheidung des Rotzes von der Druse sey, wo sie dann im ersten Falle das Pferd tödte, in der letzten Krankheit aber ihm unschädlich sey. Nach den Viborgschen Versuchen (s. Viborg's Saml. von Abhandl. für Thierärzte, 3. B. 221—230.), soll sie für Pferde überhaupt ein Gift seyn, sie mögen gesund oder krank seyn; allein da in vielen, besonders Marschgegenden, der Landmann seine Pferde mit Buttermilch füttert oder tränkt, ihnen alle Tage davon satt zu saufen gibt, oder doch ihr Futter damit anfeuchtet, ohne daß man übele Folgen bemerkt, so muß man billig an ihrer giftigen Wirkung auf das Pferd zweifeln. (*Greve.*)

*) In d. Ann. de Chimie et de Phys. 1823. S. 16, Teutsch in Dingler's polyt. Journ. XI, 4. S. 423. ꝛc., vgl. Schweigger's Journ. f. Ch. u. Ph. 1823, IX. 2 S. 179. ꝛc.

und acide caproique (Caproinsäure) nent, aus der Butter von Kuhmilchrahm etc. und der daraus bereiteten Seife erhalten haben will. Sie soll vorzüglich den eigenen Geruch dieser Stoffe bilden. Im reinen Zustande ist sie bei 9° unter 0 liquid, und farblos, und hat einen sehr stark aromatischen Geruch, der bei der concentrirten Säure jenem von ranziger Butter ähnelt, bei der in Dämpfe aufgelösten aber beinahe butterartig ist. Außer einem brennenden Geschmack hat sie einen Zucker-Nachgeschmack, wie der Salpeter- und Hydrochlorinäther. Bei 25° ist die Dichtheit derselben 0,9675. Im Zustande eines Hydrats fängt sie bei einer höhern Temperatur, als der Siedpunkt, zu sieden an, und kann unverändert destillirt werden. Sie löst sich in allen Verhältnissen in Wasser auf, und eine Verbindung von 2 Säuren und 1 Wasser ist viel dichter, als diese Flüssigkeit. Auch in Weinalkohol löst sie sich so auf, und die Auflösung riecht, wie Reinettenäpfel, selbst dann, wenn sich darin nichts von Äther bemerken läßt.

Die Buttersäure verbindet sich mit Schweinfett, und ertheilt demselben Geruch und Geschmack der Butter; allein dieses aromatisch gewordene Fett verliert seinen Geruch sehr bald, wenn es an freier Luft steht. Verbindet man die Säure mit Massicot, so entwickelt sich eine Menge geruchloses Wasser, dessen Sauerstoff gleich ist derjenigen Menge, welche die Säuren in den Basen sättiget, die sie neutralisiren; und diese Menge ist gleich dem Drittel des in der Buttersäure enthaltenen Sauerstoffs. Diese besteht aber, dem Umfange nach, aus 3 Sauerstoff, 8 Kohlenstoff und 11 Wasserstoff. Die von der Buttersäure gebildeten Salze verbreiten im feuchten Zustande den ihrer Säure eigenen Frischbuttergeruch, zumal wenn man sie etwas erwärmt, oder mit Kohlensäure in Berührung bringt. Im trocknen Zustande, selbst bei einer Wärme von 100° sind sie ganz geruchlos.

1) Buttersaurer Baryt, ein Neutralsalz in langen Prismen, bestehend aus 100 Säure und 91,28 Baryt; 100 Wasser zu 20° lösen 36 Theile dieses Salzes auf.

2) Buttersaurer Kalk, eine formlose krystallinische Masse, welche im warmen Wasser weniger auflöslich ist, als im kalten etc. (*Th. Schreger.*)

BUTTERSTOFF, butirine, ein von Chevreul (a. a. O.) in der animal. Butter angenommener eigener Stoff, der seinen Bestandtheilen nach die größte Analogie mit dem Kunstäther hat, und, rein, ganz geruchlos ist, aber in der warmen Luft den starken Buttersäuregeruch entwickelt. In diesem Zustande röthet er das Lackmus, und liefert, mit Bittererde behandelt, buttersaure Bittererde. Da er nicht flüchtig ist, und einen geringen Antheil von Riechstoff besitzt, welcher an der Luft frei wird, so wird er dadurch fähig, lange Zeit noch seinen Geruch von sich zu geben. Denn, wenn der Riechstoff sich nicht in dem Maße entwickelt, als er verdunstet, so müßte die Butter an der Luft bald aufhören zu riechen, wie jene Art von künstlicher Butter, die man durch Schwängerung des Schmeers mit Buttersäure erhält (s. oben Buttersäure). Je nachdem die Butter mehr oder weniger Butterstoff enthält, hat sie auch mehr oder weniger starken Geruch. Übrigens ist der Chevreul'sche Butterstoff höchst wahrscheinlich eine Verbindung mehrer Arten unmittelbarer Stoffe, deren jede sich unter kalinischer Einwirkung in einen milden Grundstoff oder das süße Princip und in ein saures flüchtiges Salz verwandeln kann. Auch verhält sich offenbar dasselbe zu den Butterarten, wie ein Metall zu seinen Legirungen; beide lassen sich, wie diese, in allen möglichen Verhältnissen mit einander verbinden. (*Th. Schreger.*)

BUTTERWORTH, Dorf in der Grafsch. Lancaster des Kön. England, nur ½ Meilen von Rochdale mit 4872 Einw., die sämtlich bei den Manufakturen von Rochdale und der Umgegend beschäftigt sind. (*Hassel.*)

BUTTSTEDT, 1) ein Amt in dem Kreise und der Prov. Weimar des Großh. Sachsen-Weimar-Eisenach. Es liegt im N. von Weimar, war immer ein ursprüngliches weimarsches Amt, und enthält jetzt in 23 Gemeindebezirken 3 Städte, 11 Amtsdörfer, 9 Gerichtsörter, 1 großherzogl. Schloß, 1 Kammergut, 12 Rittergüter, 5 Freigüter, 1 Gesundbrunnen zu Rastenberg, 28 Wassermahl- und 4 Windmühlen, 17 Wüstungen, 2675 Häus. und 11,541 Einw. Das Justizamt hat den Sitz zu Buttstedt, das Rentamt zu Hardisleben. — 2) Stadt und Sitz des gleichn. Justizamts, so wie einer Superintendentur, unter welche 20 Pfarren gehören. Sie ist mit verfallnen Mauern umgeben, wird von einem Bache, welcher der Losse zugeht, bewässert, hat 1 Kirche, 1 Bürgerschule mit 4, 1 Mädchenschule mit 1 Lehrer, 1 Mahl- und 2 Windmühlen, 355 Häus. und 1910 Einw., die sich von der Landwirthschaft auf einer einträglichen Feldmark, wozu die Wüstungen Emsen, Hohendorf, Schaferdorf, Stiebsdorf und Wenigenbuttstedt geschlagen sind, von der Wollenzeugweberei und einigen andern Gewerben nähren, doch ist die Zeugweberei und Strumpfwirkerei in neuern Zeiten sehr in Verfall gerathen und der Ort, wie alle Fabrikstädte, arm; 1782 waren hier 36 Strumpfwirker mit 17 Gesellen und 3 Lehrlingen, 14 Tuchweber, 3 Barettmacher, 9 Beutler, 8 Rothgerber, 11 Leinweber, 9 Posamentirer, 8 Seifensiedereien, 30 Schuhmacher und 2 Potaschsieder, welche Zahl wol nicht abgenommen hat, aber jetzt lange die alten Geschäfte nicht weiter macht. Doch gibt es einige wohlhabende Großhandlungen, und die 5 Kram- und Viehmärkte gehören zu den lebhaftesten und besuchtesten des Großherzogthums; auch wird in Wolle viel gethan. (*Hassel.*)

BUTTIGLIERA d'Asti, Marktfl. in Piemont in der Provinz Asti, mit dem Titel einer Grafschaft, hat 3000 Einw., die Feld- u. Weinbau treiben. (*Röder.*)

BUTTLAR, Pfarrdorf an der Ulster in dem großherzogl. weimarischen Amte Geiß der Prov. Eisenach. Es gehörte vormals als Lehn zu dem Fürstenthume Fulda, ist der Stammort, der besonders in Hessen und Franken angesessenen edlen Familien von Buttlar, hat 1 Kirche, 1 Schule, 69 Häus., 409 kath. Einw., 1 Posthalterei und 1 Mühle. Nahe dabei sieht man die Basaltkuppe, den Michelsberg, worauf 1 Kapelle steht. (*Hassel.*)

Button, Thomas, s. Nordpol-Expeditionen.

BUTTURINI (Mattia), geb. den 26. März 1752 in Salò am Gardasee. Trefflich vorbereitet durch Privatunterricht, bezog er mit Nutzen die Universität zu Padua,

wo er, obgleich noch sehr jung, durch seine Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen sich auszeichnete. Schon 1773 erlangte er die Doktorwürde beider Rechte, ein ohnehin gesetzliches Erfoderniß zur Advocatur [1]), der er sich in Venedig selbst widmete. Kaum in der Hauptstadt angelangt, ernannte ihn seine Provinz (Brescia) zu ihrem Oratore bei der Signoria, ein Amt, das er 20 Jahre hindurch mit Beifall bekleidete. Beim Umsturz der Republik zog er sich in sein Vaterland zurück, doch im J. 1800 erging an ihn der Ruf als Professor der griechischen Literatur in Pavia. Als dieser Lehrstuhl aufgehoben wurde, erhielt er 1809 den des Civilprozesses auf der Universität zu Bologna und erst 1814 rief ihn die östreichische Regirung nach Pavia zurück, um dort aufs Neue klassische und italiänische Philologie zu lehren. Hier gedachte er seine Sprachstudien ruhig fortzusetzen, seine ausgezeichnete Bibliothek noch mehr zu bereichern und so recht eigentlich den Musen zu leben, als der Tod ihm seine einzige Tochter raubte. Mit ihr verlor er selbst Ruhe und Gesundheit. Seine zahlreichen Freunde hatten sich geschmeichelt, daß der neben seiner Professur ihm interimistisch anvertrauete Vortrag über den Civilprozeß ihn zerstreuen würde, er unterlag aber dem Schmerze nach einer kurzen Krankheit am 28. Aug. 1817 in einem Alter von 67 Jahren [2]). Unter seinen gedruckten Schriften verdienen seine lateinischen Gedichte eine namentliche Erwähnung, da sie durch klassischen Styl, Bilderreichthum und Geschmack den glücklichen Nachahmer unsterblicher Muster beurkunden. Sie führen den Titel: Matthiaei *Butturini* Salodiensis Carmina. Venetiis, ex typographia Joannis Gatti. 1785. 8. (*Gr. Henckel v. Donnersmarck.*)

BUTUA, Plin. III, 26. ein Küstenort in Dalmatien, in den Itinerarien Batua, bey Scyl. p. 9 u. Steph. Byz. Buthon, bei Ptol. II, 17. verschrieben Bulua 48: 41, 45, noch h. z. T. Budua, zwei Stationen von Cattaro. (*Ricklefs.*)

BUTUAN, Stadt auf der Insel Magindanao an dem gleichnamigen Flusse, der sich auf der Nordküste der Insel in das Meer mündet. Sie ist der Hauptort eines Distr. von 40,000 Menschen, der unter einem dem Sultan von Magindanao unterworfnen Raja steht. (*Hassel.*)

BUTUL, ein Bezirk in der hindost. Prov. Oude, den sich die Briten 1801 abtreten ließen, weil er hart an den Gränzen von Nepal belegen war. Er hat seinen eigenen Raja, der jetzt ein Vasall der Briten ist, und in dem Orte Khas Butul residirt. Dieser Ort, der sich am Tenavey ausbreitet, deckt einen Paß nach Nepal, und treibt einen bedeutenden Handel mit den Nepalesern, die Gold, Messing, Kupfer, Wachs und andre ihrer Produkte dahin bringen, und dafür Baumwolle und seidne Zeuge von Bengalen holen. (*Hassel.*)

BUTYRINUS, eine von Commerson aufgestellte Fischgattung, die Lacepede in die Nähe der Gattungen Cobitis und Amia brachte. Ihre Kennzeichen sind: der Kopf, bekleidet von kleinen Schuppen, nimt den 4. Theil der ganzen Länge des Körpers ein; eine Rückenflosse. Die einzige Art ist B. *bananus.* (*Lichtenstein.*)

BUTZBACH, ein Landraths- u. Landgerichtsbezirk der Provinz Oberhessen im Großherzogthum Hessen, ein Theil der schönen und fruchtbaren Wetterau, mit 26 Ortschaften und 12,000 Einwohnern. — Der Hauptort und Sitz des Landrathes ist die gleichnamige Stadt mit 2600 Einw., einem Schloß (noch im J. 1643 Residenz des Landgrafen Philipp von Hessen), und Zeug-, Strumpf-, Leder- u. Leinwandmanufakturen. (*Wagner.*)

Butzfleth, s. Buzfleth.

Butzlin, s. Bucelin.

BUUREN, Buyren, Stadt an einem Arme der Linge in dem Distr. Thiel der niederländischen Provinz Lingen. Sie besteht nur aus 2 sich durchkreuzenden Straßen, hat außerhalb derselben ein altes mit doppelten Mauern und Graben umgebenes Schloß, 1 Waisenhaus und 1519 Einwohner, die Märkte halten und sich von ihren Gewerben, mehr aber noch vom Handel nähren. (*Hassel.*)

BUUSCH oder BUSCH (Bousch, Buch), in Mittelägypten an der Westseite des Nils nach Bruce nicht volle 2½, nach Sonnini nur eine Viertelmeile vom westlichen Nilufer entfernt. Wansleben nent es ein großes Dorf und bemerkt noch, daß die Religiosen von St. Antonius Kloster hier ihre Meierei haben. Norden nent es ein schlechtes Dorf; Sonnini einen Flecken, in welchem eben, als er anfuhr, ein beträchtlicher Vieh- und Getreidemarkt gehalten wurde. Vielleicht folgt daraus, daß das, was aus Wansleben angeführt wurde, noch damals Statt hatte. Bei Pococke komt Bouche vor und heißt eine große Stadt, gelegen am Kanal, der nach Fajum geht, auch ist es ihm wahrscheinlich, daß es Ptolemais, der Hafen von Arsinoe sey, dessen Ptolemäus gedenkt. In der Umgegend von Busch wird auch Zuckerrohr gepflanzt. (*Hartmann.*)

BUWAIHIDEN oder BUJIDEN, eine persische, moslemische Dynastie, welche im 4. und 5. Jahrh. der Hedschra in Persien und Mesopotamien herrschte. Zu Bagdad, am Hofe der damaligen Abbassidischen Chalifen, bekleideten sie die Würde eines Emir el omara oder Reichsverwesers, so daß die Chalifen selbst in dem ihnen noch übrigen Gebiete wenig Gewalt besaßen. Die Dynastie führt ihren Namen von dem Namen ihres Stammvaters, welchen einige Bujah, andere Buwaih aussprechen. Früher schrieb man daher fast immer Bujiden; jetzt aber schreiben Manche Buwaihiden, und dieses hat auch wol am meisten Autorität für sich. Der arabische Geschichtschreiber Ebn challekan buchstabirt jenen Namen, und schreibt die Aussprache Buwaih genau vor; er sagt nämlich in seinen bekannten Biographien, im Artikel Abul hassan achmed ben abi schudscha buwaih, die Buchstaben des Namens seyn ein Be mit dem Vokale Damma, ein Wau mit dem Vokale Fatcha, ein quiescirendes Je, und ein quiescirendes He. Hiefür läßt sich ferner der Umstand anführen, daß es eine große Anzahl persischer und arabischer Namen gibt, welche mit den Sylben uwaih schließen, wie Sibuwaih, Nefstuwaih, Chaluwaih. Auf der andern Seite aber schreibt die Calkuttische Ausgabe des Wörterbuches Camus jenen Namen: Buja,

1) J. F. Lebret Statsgeschichte der Republik Venedig, Riga, 1773. II. S. 459. f. 559. 2) Biblioteca italiana. Milano. XII. p. 450.

S. 1849; daher auch diese Aussprache nicht ohne Autorität zu seyn scheint. Vergleiche *Fraehn* Numi Cufici, Petersburg, 1823. p. 72.

Für die Geschichte dieser Fürsten besitzen wir zahlreiche arabische und persische Quellen, welche auch von europäischen Geschichtschreibern, wie D'Herbelot und Deguignes, viel benutzt worden sind; die Berichte derselben weichen öfters von einander ab, und die Angaben bedürften daher noch einer genaueren kritischen Vergleichung und Untersuchung, welche freilich ein weitläufiges Unternehmen ist. Die klare Darstellung der Geschichte dieser Dynastie ist nicht leicht, weil gewöhnlich mehre Fürsten neben einander regirten, Theile des Reiches von einem zum andern übergingen, und die Begebenheiten der einzelen Fürsten daher sehr in einander greifen. Wir wollen hier die Reihen der Fürsten kurz durchgehen.

Der Stammvater des Geschlechtes, Buwaih mit dem Zunamen Abu schudscha, war ein Fischer in der persischen Provinz Dilem, gegen das Jahr der Hedschra 300, oder J. C. 912. Seine Familie sollte von den persischen Königen, aus dem Geschlechte der Sassaniden, abstammen, wie wenigstens nachher gesagt ward, als Buwaihs Söhne Fürsten geworden waren. Buwaih hatte 3 Söhne, Ali, El hassan, Achmed, welche später die Ehrennamen Amad eddaula, Rokn eddaula und Moës eddaula erhielten, unter welchen sie am bekanntesten sind. Diese drei Söhne dienten anfangs als Soldaten, bei dem Dilemitischen Häuptling Makan, später bei dem Dilemitischen Fürsten Merdawidsch. Dieser zeichnete die jungen Buwaihiden sehr aus, und übertrug dem Amad eddaula den Befehl der Stadt El kardsch. Amad eddaula faßte jetzt den Entschluß, seiner Familie ein eigenes Reich zu erobern, indem er zum Theil den Merdawidsch seiner Staten beraubte. Vom Jahr 320—323 bemächtigte er sich der Städte Ardschan, Schiras, Isfahan und mehrer anderer, während seine beiden Brüder Rokn eddaula und Moës eddaula in anderen Gegenden Persiens sich festsetzten. Auf diese Weise begann die Herrschaft der verschiedenen Zweige der Buwaihidischen Dynastie. Zuvörderst ist zu bemerken eine Reihe der Buwaihiden, welche zu Schiras ihre Herrschaft gründete, darnach aber den Sitz ihrer Herrschaft nach Bagdad verlegte. Zu ihr gehören folgende Fürsten:

1) Amad eddaula, d. i. Stütze des Reiches, schlug, nachdem er seine Staten erobert hatte, seinen Sitz in der Stadt Schiras auf, und ward von dem Chalifen Erradhi in seinen Eroberungen bestätiget, erhielt auch das Münzrecht. Er führte noch einige glückliche Kriege gegen Waschmegir, den Bruder des Merdawidsch, und da er keine Söhne hatte, so nahm er seinen Neffen Adad eddaula, einen Sohn Rokn eddaulas, zum Nachfolger an. Im J. 338 starb Amad eddaula.

2) Adad eddaula, d. i. der Arm des Reiches, folgte dem Amad eddaula auf dem Throne, eroberte im J. 357 die Provinz Kerman, und im J. 364 die Stadt Bagdad, und stellte daselbst die Ordnung und das Ansehen des Chalifen wieder her. Doch verließ er Bagdad wieder wegen seines Vaters, und als dieser im J. 366 gestorben, schlug er abermals seinen Sitz in Bagdad auf. Er verwaltete daselbst das Amt eines Emir el omarâ, und bekriegte seinen Bruder Fachr eddaula. Um seine Staten machte er sich sehr verdient durch große und nützliche Bauten, von Krankenhäusern, Tempeln, Mauern, Brücken; auch die christlichen Unterthanen unterstützte er bei der Erbauung von Kirchen. Die Gelehrten und Künstler beschützte und pflegte er, und war überhaupt einer der ausgezeichnetsten Fürsten dieser Familie. Er starb zu Bagdad im J. 372.

3) Samsam eddaula, d. i. Schwert des Reiches, Sohn und Nachfolger des Adad eddaula zu Bagdad. Er ward entthront durch seinen Bruder Scheref eddaula im Jahr 376, und in ein persisches Schloß gefangen gesetzt.

4) Scheref eddaula, d. i. Ehre des Reiches, auch ein Sohn Adad eddaulas. Nach seines Vaters Tode bemächtigte er sich zuerst der Stadt Schiras, und eroberte dann auch Bagdad von seinem Bruder. Hier herrschte er jedoch nur kurze Zeit, und starb im J. 379.

5) Bahâ eddaula, d. i. Glanz des Reiches, ein Sohn des Scheref eddaula, welcher seinem Vater in der Herrschaft zu Bagdad folgte. Im J. 381 setzte er den abbasidischen Chalifen Etthâï lillah ab, um sich der Reichthümer desselben zu bemächtigen. Er regirte zu Bagdad bis 403, wo er starb.

6) Sultân eddaula, d. i. Fürst des Reiches, Sohn des Bahâ eddaula, folgte seinem Vater auf dem Throne zu Bagdad, scheint sich jedoch anfangs in Schiras aufgehalten zu haben. Im Jahr 411 ward er aus Irak vertrieben durch seinen Bruder Moscharref eddaula, und starb im J. 415 zu Schiras.

7) Moscharref eddaula, d. i. Verherrlicher des Reiches, ein Bruder des vorher erwähnten. Er wird als gerecht und liebreich gerühmt, entriß aber die Herrschaft zu Bagdad seinem Bruder, und starb im J. 416; worauf in Bagdad große Unruhen ausbrachen.

8) Dschelâl eddaula, d. i. Herrlichkeit des Reiches, gleichfalls ein Sohn des Bahâ eddaula, übernahm im J. 418 auf Bitten des Chalifen El kadir billah die Regirung zu Bagdad. Im Jahr 423 ward er durch einen Aufruhr aus Bagdad vertrieben, erhielt jedoch seinen Posten daselbst wieder. Inzwischen hatte er Mühe sich bei den immer wiederkehrenden Unruhen zu behaupten. Er starb zu Bagdad im J. 435.

9) El melik abu kalidschar, ein Sohn des Sultân eddaula, welcher früher zu Schiras in Persien seinen Sitz gehabt hatte, bemächtigte sich 436 auch Bagdads, nachdem er Dschelâl eddaulas Sohn, den El melik el asis, von dort vertrieben hatte. El melik abu kalidschar starb zu Dschanaba in Persien im J. 440.

10) El melik errachim, ein Sohn des El melik abu kalidschar, trat nach seines Vaters Tode die Regirung zu Bagdad an. Der Seldschukide Togrul beg hatte damals in Persien sein Reich gegründet, und zog endlich 447 auch in Bagdad ein. El melik errachim ward seiner Würde beraubt, und gefangen genommen. Mit ihm endete die Herrschaft der Buwaihiden zu Bagdad.

Unter den früheren Fürsten dieses Hauses sind ferner folgende zwei zu bemerken, welche zu Bagdad regirten, ehe Adad eddaula dieser Sadt sich bemächtigte:

11) Moïs eddanla, d. i. Ehrer des Reiches, ein

Bruder des Amâd eddaula. Im J. 334 zog er zu Bagdad ein, und übernahm das Amt des Emir el omarâ. In demselben Jahre setzte er den Chalifen El mostaksi ab, und ernannte zum Nachfolger desselben den El mothi lillah. Mit dem vormaligen Emir el omarâ, dem Nâsser eddaula, führte Moïs eddaula in den Jahren 336 und 337, und auch später, langwierige Kriege. Er betrachtete sich zu Bagdad eigentlich nur als einen Statthalter seiner Brüder Amâd eddaula und Rokn eddaula, und starb daselbst im J. 356.

12) Iß eddaula, d. i. Ehre des Reiches, Sohn des Moïs eddaula, auch Bachtijâr genant. Er folgte seinem Vater in der Regirung zu Bagdad, ergab sich aber den Ausschweifungen, und machte sich verhaßt. Er ward durch den Türken Estekin hart bedrängt, und rief 364 den Adad eddaula zu Hilfe; dieser vertrieb im J. 367 den Iß eddaula gänzlich aus Bagdad. Iß eddaula zog in demselben Jahre noch einmal mit einem Heere wider den Adad eddaula, ward aber gefangen genommen und getödtet.

Ferner ist folgende Reihe zu bemerken, welche im südwestlichen Persien ihren Sitz hatte:

13) Rokn eddaula, d. i. Eckpfeiler des Reiches, ein Bruder des Amâd eddaula und des Moïs eddaula, eroberte gegen 324 die Gegend von Isfahan und Rei, und wählte Isfahan zu seiner Residenz. Für den Besitz dieser Länder führte er Krieg gegen den Waschmegir. Im Jahr 351 eroberte er auch Tabarestan und Dschordschan, und bekriegte dann den Samanidischen Fürsten Mansûr ben Nûch in Chorassan. Er starb im J. 366.

14) Mowajjid eddaula, d. i. Stärker des Reiches, ein Sohn des Rokn eddaula, regirte nach seines Vaters Tode in Rei und Isfahan. Er bekriegte seinen Bruder Fachr eddaula und dessen Bundesgenossen, den Fürsten Kabus und den Samaniden Nûch in Chorassan mit abwechselndem Glücke, behauptete sich jedoch im Besitze seiner Länder und starb im J. 373.

15) Fachr eddaula, d. i. Stolz des Reiches, gleichfalls ein Sohn des Rokn eddaula, erhielt bei seines Vaters Tode die Provinzen Hamadan und Dinawer. Sein Bruder Mowajjid eddaula beraubte ihn fast aller seiner Staten, und Fachr eddaula mußte bald bei Kabus, bald bei dem Samaniden Nûch eine Zuflucht suchen. Als aber Mowajjid eddaula 373 gestorben war, folgte ihm Fachr eddaula in der Herrschaft zu Isfahan. Er behauptete sich daselbst, und starb im J. 387.

16) Medschd eddaula, d. i. Ruhm des Reiches, ein Sohn des Fachr eddaula. Er folgte seinem Vater auf dem Throne, und regirte großentheils unter der Leitung seiner weisen Mutter Seidat. Als diese gestorben, geriethen seine Angelegenheiten in Verfall, und im Jahr 420 ward er durch Machmûd, den Sultan von Gasna, angegriffen und gefangen genommen. Mit ihm endete das Reich dieser Reihe der Buwaihiden.

Noch sind zu bemerken:

17) Kiwam eddaula, d. i. Erhalter des Reiches, ein Sohn des Bahâ eddaula, welcher in der persischen Provinz Kerman regirte, und im J. 419 starb.

18) El melik el asis, ein Sohn des Dschelâl eddaula. Er vermochte nicht nach seines Vaters Tode den Thron zu behaupten, sondern verließ Bagdad, und begab sich zu dem benachbarten Fürsten Nasser eddaula. In dessen Gebiet starb er im J. 441.

Über diejenigen dieser Fürsten, welche die Würde des Emir el omarâ zu Bagdad bekleideten, kann man auch vergleichen: *Umbreit* commentatio, exhibens historiam emirorum el omrah (omarâ) ex Abulfeda. Göttingen 1816. (*J. G. L. Kosegarten.*)

BUXAR, Stadt und Festung in dem Distr. Schahabad der Prov. Bahar der britisch. Präsid. Bengalen; sie liegt am Ganges, hat 18,000 Einw. und unterhält starke Baumwollweberei. Bei derselben erfochten 1764 die Briten einen berühmten Sieg über den Nabob von Bengalen und dessen Verbündete. (*Hassel.*)

Buxbaum, s. Buxus.

BUXBAUM (Johann Christian), Botaniker, Sohn eines Arztes, geboren im Okt. 1694 zu Merseburg, sollte Arzneiwissenschaft studiren, legte sich aber zu Leipzig, Wittenberg, Jena und Leiden hauptsächlich auf die Kräuterkunde, und kam zu seinem Vater zurück, ohne die Doktorwürde angenommen zu haben. Der berühmte Arzt Friedrich Hofmann in Halle verschaffte ihm einen Ruf nach St. Petersburg, wo er die Flora der Umgegend untersuchte, und einen medizinisch-botanischen Garten anlegte. Er bereiste mehre russische Provinzen, kam nach Sibirien, Astrakan und bis an die persischen Gränzen, um die daselbst wachsenden Kräuter kennen zu lernen. Als 1724 zu St. Petersburg die kaiserl. Akademie der Wissenschaften errichtet wurde, erhielt er eine Stelle in derselben, und bei der zugleich gestifteten hohen Schule ein Lehramt. Bald bekam er aber eine andere Bestimmung, denn als der Graf Romanzow 1726 den Gesandtschaftsposten, in Konstantinopel übernahm, begleitete ihn Buxbaum dahin, durchreiste mehre Provinzen Griechenlands in botanischer Hinsicht, und kam nach 16 Monaten nach St. Petersburg zurück. Um durch eine Luftveränderung seine Gesundheit wieder herzustellen, reiste er 1729 zu seinem Vater nach Sachsen, starb aber den 7. Julius 1730 zu Wermsdorf an der Schwindsucht. Sein kurzes Leben war fruchtbar für die Wissenschaft, der er sich ausschließend widmete. Davon zeugen seine Abhandlungen in den Commentationen der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, abgedruckt im 1, 2, 3 und 4. Bde.; seine Enumeratio plantarum accuratior in agro Halensi vicinisque locis crescentium, una cum earum characteribus et viribus. Halae 1721. 8., und besonders sein Hauptwerk: Plantarum minus cognitarum circa Byzantium et in Oriente observatarum Centur. V. Petropoli 1728 — 40. 4. (zuletzt von Gmelin herausgegeben), mit 65, 50, 74, 39 und 64 Kpf. Er stellt in diesem Werke viele damals noch unbekannte Arten, besonders von afrikanischen Pflanzen, auf, aber seine Beschreibungen, vornehmlich der Cryptogamen, sind undeutlich und zu kurz. Linné weihte seinem Andenken ein Pflanzengeschlecht aus der Familie der Moose, dem er den Namen Buxbaumia beilegte *). (*Baur.*)

*) Kauffts Schreiben von dem Leben und Schriften Buxbaums, in den teutschen Actis erud. Th. 207. S. 182 — 191. Denkwürdigkeiten aus d. Leben ausgez. Teutschen. 140. Biogr. univ. T. VI. (von Guizot u. Du Petit Thouars).

BUXBAUMIA, eine merkwürdige, nach dem eben genannten J. Ch. **Buxbaum** benannte Moosgattung, die von allen übrigen theils durch den Mangel an Blättern, theils durch dreifache Besatzung der Mündung abweicht. Aus einer kleinen Knolle, die oberwärts mit Borsten besetzt ist, welche die Stelle der Blätter vertreten, erhebt sich der kurze scharfe Fruchtstiel mit einer schiefen im Verhältniß großen Kapsel, deren Mündung zu äußerst mit abgestutzten Zähnen, dann mit Wimpern, und zu innerst mit einer kegelförmigen Haut besetzt ist. Es wächst im Norden von Europa an schattigen Abhängen. (*Sprengel.*)

BUXDORF (**Wilkor Theoderich von**) ein Schlesier, gest. als Bischof zu Naumburg an der Saale 1466, nachdem er früher in Leipzig die Rechte gelehrt hatte. Von ihm bewahrt die Rhedingersche Bibliothek zu Breslau eine Handschrift auf Pergament, betitelt: die Blume über den Sachsenspiegel 1486. die Bemerkungen über dieses uralte Gesetzbuch, zugleich aber auch manches alte breslauische Statut enthält. (*Fr. Em. Fischer.*)

BUXEDAWAR, (26° 52′ N. Br. und 107° 12′ L.) Festung an der Straße von Cutch Bahar nach Tassisudon in der Rajaschaft Butan, der Sitz eines Subah, dabei ein Dorf von 10 bis 12 Häusern. Bei dieser Festung führt die Hauptstraße aus Bengalen nach Butan vorbei. (*Hassel.*)

BUXENTUM, gr. Πυξοῦς, Stadt, Vorgebirge, Hafen und Fluß, gegenw. **Busento**, südl. vom Vorgeb. Palinurus in Italien, Röm. Colonie*). Besonders merkwürdig für die Naturgeschichte und die Kentniß von dem ehemaligen Stand der Meeresfläche in diesen Gegenden sind die, von **Sickler** und **Brocchi** häufig bemerkten Löcher der **Pholaden** (Mytilus Pholas) in den Felsen um sie, an der Küste, besonders gegen das Vorgeb. Palin. hin, bis zu einer Höhe von 18—30 Fuß; mit noch darin vorhandenen Resten der Muschel. (*Sickler.*)

BUXHEIM, Pfarrdorf an der Iller, 1 St. von Memmingen, im gleichnamigen Herrschaftsgerichte des baierischen Oberdonaukreises, mit 60 Häusern, 380 Einw. und 1 Schlosse. Hier bestand ehemals ein Karthäuser-Kloster, welches eine sehr ansehnliche Bibliothek mit vielen Büchern des ersten Druckes besaß. Im J. 1803 wurde dieses Kloster dem Grafen von Ostein für seine verlorne Reichsherrschaft Millendonk zur Entschädigung gegeben. Östreich aber legte Sequester darauf, behauptend, was in seinem Gebiete liege, gehöre ihm. Nachher kam es an den Grafen Waldbott-Bassenheim und bildet nun ein Herrschaftsgericht desselben, welches auf $\frac{1}{100}$ QM. 65 Häus., 11 Nebengebäude, 82 Familien und 427 Einw. umfaßt. (*Eisenmann.*)

BUXHÖWDEN (**Friedrich Wilhelm, Graf von**), kais. russ. General und Inhaber vieler Orden, ein glücklicher Feldherr, wenn es galt, gute Entwürfe kühn und entschlossen auszuführen, dabei gerecht, einsichtsvoll und thätig in der obern Heerverwaltung, im Statsdienste treu und ehrlich, im Umgange bieder, offen und einnehmend, ohne jedoch die Gewandtheit des Hofmanns zu besitzen,— verdient als **Wiborgs Befreier** (1789) u. **Finlands Eroberer** (1808) einen ausgezeichneten Platz in Rußlands Geschichte.

F. W. von Buxhöwden, geb. d. 14. Sept. 1750 auf dem von seinem Vater gepachteten Krongute Magnusdahl auf der Insel Moen bei Oesel, stamt aus einer der ältesten Familien Lieflands, die bereits vor dem J. 1185 in dem Erzstifte Bremen begütert gewesen war, dann an den Ufern der Düna sich angesiedelt hatte, und seit 1527 das Gut Padel in der Provinz Oesel besaß. Daß Bischof Albrecht, der Erbauer Riga's, Albrecht Buxhöwden geheißen habe, läßt sich urkundlich nicht darthun. Ein Herrmann Buxhöwden war 1251 Bischof von Oesel; seitdem komt dieser Name in den Jahrbüchern Lieflands öfter vor; allein Friedrich Wilhelm von B. war der erste, welcher in die Geschichte Rußlands und Europas ihn einführte. Sein Vater, der kais. russ. Collegienassessor, Otto Friedrich von Buxhöwden, Erbherr auf Padel, starb 1754, und hinterließ elf Kinder, ohne Vermögen. Die fünf älteren Söhne traten in russ. Kriegsdienste; den zehnjährigen Friedrich Wilhelm brachte die Mutter 1760 in das Cadettenhaus nach St. Petersburg. Alles, was sie ihm bei seinem Eintritt in die Welt mitgeben konnte, bestand in zwölf Rubeln. Schon 1769 focht Buxhöwden gegen die Türken. Die Geistesgegenwart, mit welcher er vor Bender (29. Aug. 1770) einen Überfall der Türken, als bereits sein Major, der Kapitän und der ältere Lieutenant gefallen waren, an der Spitze der rasch gesammelten Grenadiere zurückschlug, wandte zuerst das Auge des Feldherrn Rumanzoff auf den zwanzigjährigen Jüngling. Darauf zeichnete er sich bei der Erstürmung Bender's, Brailow's, Giurgewo's u. a. O., wie im Feldkampfe bei Turna und bei andern Gelegenheiten so aus, daß der General-Feldzeugmeister Fürst Orlow ihn zu seinem Adjutanten wählte. Der nähere Umgang mit diesem Fürsten, welchen er 1774 und 1775 auf einer Reise durch Teutschland und Italien begleitete, und die Reise selbst wirkte vortheilhaft auf die geistige Bildung Buxhöwdens. Da er auch im geselligen Leben sehr angenehme Formen mit einer schönen Figur verband, gewann er die Liebe der Tochter eines vornehmen Russen, und seine Vermälung 1777 mit der geistvollen Natalia Alexejeff, nationalisirte den jungen Liefländer als Russen, indem seine Kinder, nach den Gesetzen, sich zur Religion ihrer Mutter, der griechischen Kirche, bekennen mußten. Buxhöwden stieg nun bald bis zum Obersten (1783) und Flügeladjutanten der Kaiserin. In dem Kriege 1789 fg. befehligte er als Generalmajor ein russisches Heer, unter dem Oberbefehle des Prinzen von Nassau, gegen die Schweden in Finland: er entsetzte damals die vom Feinde hart bedrängte Festung Friedrichshamm, und schlug darauf den Angriff der an Zahl weit stärkeren Schweden auf Wiborg zurück; indem er sich persönlich an die Spitze der bereits zurück weichenden Scharen stellte und durch Wort und Beispiel deren Muth entflammte. Dadurch rettete er die russische Galeerenflotte, und Katharina belohnte ihn, außer dem Annenorden erster Klasse mit dem erblichen Eigenthume des Gutes Magnusdahl, seines Geburtsorts.

In dem polnischen Kriege 1792 und 1794 befehligte B. als Generalmajor einen Theil des Heeres unter Suwarow, namentlich beim Sturme auf Praga, wo er

*) *Strabo* 6, 1. *Liv.* 34, 45. *Vellej. Pat.* 1, 15.

persönlich der Wuth seiner Krieger Einhalt that. Suwarow ernannte ihn hierauf zum Gouverneur von Warschau, und Katharina übertrug ihm die Verwaltung von Polen. Diese führte er bis zum 9. Jan. 1796, an welchem Tage die Preußen Polens Hauptstadt besetzten, mit solcher Mäßigung, daß Warschau eine Münze auf ihn prägen ließ [1]). Seine Monarchin schmückte ihn mit neuen Orden, und der König von Preußen erhob ihn und seine Erben in den preußischen Grafenstand.

Schwieriger war seine Stellung als Militärgouverneur von St. Petersburg, wozu ihn Kaiser Paul im J. 1797 ernannte. Mit Ruhe und Festigkeit bei richtiger Beurtheilung der Umstände, durfte er selbst den Befehlen des Kaisers, wo dieser irrte, sich zu widersetzen wagen. Paul erhob ihn zum Generallieutenant und gab ihm mehre Zeichen seiner Gnade; allein durch fremde Einflüsterung verlor Graf Buxhöwden die Gunst des Monarchen, und ward auf seine Güter verwiesen. Jetzt lebte er mit seiner Familie in Teutschland, bis Alexander den Thron bestieg, der ihn zurückrief und ihm den Auftrag ertheilte, das Abgabensystem in der Hauptstadt gleichmäßiger zu ordnen; ein verwickeltes Geschäft, das B. bei der Geradheit seines Charakters und unabhängig, wie er war, von Familien-Einfluß, zu fast allgemeiner Zufriedenheit redlich vollzog. Alexander ernannte ihn hierauf zum Generalgouverneur von Lief-, Ehst- und Curland, wo zugleich die Truppen unter seiner Oberaufsicht standen. Während seiner Verwaltung bereiste der Kaiser diese Provinzen im J. 1804, und besuchte am 14. Mai mit Buxhöwden auch die Insel Oesel, wo die Ritterschaft seitdem jährlich an jenem Tage den Besuch des Monarchen durch ein Fest der Wohlthätigkeit feiert [2]).

Die edle Wirksamkeit des Grafen Buxhöwden unterbrach 1805 der Krieg in Teutschland. Er führte damals das zweite russische Heer zu dem Hauptheere in Mähren unter Kutusow, und befehligte hierauf den linken Flügel. Mit diesem sollte er in der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) den rechten Flügel der Franzosen umgehen. Er drang aber mit der ersten Kolonne, welche der Gen.-Lieut. Dochtorow führte, zu weit vor, und ward von 2 Divisionen des Davoustschen Corps in Engwegen aufgehalten; unterdessen hatten die 2te und 3te Kolonne, um den rechten Flügel auch von vorn anzugreifen, die wichtigen Höhen von Pratzen entblößt, welche Napoleon sofort durch Soult erstürmen ließ, wodurch die drei ersten vereinzelt fechtenden russischen Kolonnen von der 4ten, die im Mitteltreffen stand, getrent, dieses aber und der rechte Flügel zurückgeschlagen wurden; nun mußten auch die drei zum Theil schon besiegten Kolonnen des linken Flügels unter Buxhöwden um 3 Uhr Nachmittags ihren Rückzug antreten, der in dem morastigen Boden und auf dem schmalen Dammwege nicht ohne großen Verlust an Geschütz und Mannschaft bewerkstelligt werden konnte [3]).

General Buxhöwden kehrte nach Rußland zurück. Am Ende des J. 1806 befehligte er ein Heer von 50,000 Mann in Neuostpreußen unter dem Oberfeldherrn Kamensky, der ihm, während Bennigsen am 26. Dec. die Schlacht bei Pultusk lieferte, den Oberbefehl mit der Anweisung übertrug, daß er das Heer zusammenziehen und an den Gränzen Rußlands aufstellen sollte. Bennigsen verlor die Schlacht, und führte in seinem Bericht an den König von Preußen als Grund davon an, Graf Buxhöwden sey mit der so lange erwarteten Unterstützung bei Pultusk nicht eingetroffen. Buxhöwden war jedoch am 26. selbst von Davoust und Augereau bei Golymin angegriffen worden und hatte eben Bennigsen aufgefodert, zu ihm zu stoßen, um Ney bei Königsberg abzuschneiden, als er plötzlich nach Petersburg zurückberufen wurde. Bennigsen erhielt jetzt den Oberbefehl. Jene Beschuldigung war nicht gegründet; denn Buxhöwden hatte weder von Bennigsens Angriff, noch von der zu leistenden Unterstützung eine Anzeige erhalten. Er bat daher den Kaiser um seine Entlassung, die er aber nicht erhielt; auch foderte er vom General Bennigsen Genugthuung, und erlangte dadurch so viel, daß jener den Bericht für falsch abgedruckt erklärte. Der König von Preußen gab damals dem General Buxhöwden den schwarzen Adlerorden [4]). Nach dem Waffenstillstande von Tilsit übertrug ihm der Kaiser den Oberbefehl über das geschlagene russische Heer, welches er hierauf am Dnepr und an der Düna zusammenzog, und binnen 3 Monaten wieder herstellte. Seine dabei bewiesene Thätigkeit belohnte der Kaiser mit dem Andreasorden.

General Buxhöwden beschloß seine kriegerische Laufbahn durch den Feldzug in Finland 1808. Als Oberfeldherr drang er mit 18,000 Mann am 21. Februar ohne Kriegserklärung über den Gränzfluß Kymmene, nahm Lovisa am 22., und erließ 2 Aufrufe an das finländ. Volk, Unterthanen und Soldaten zum Abfall von Schweden zu bewegen; den letztern versprach er sogar Geld, wenn sie ihre Waffen und Pferde an die Russen ablieferten; Finland selbst, hieß es, werde zu dem eigenen Besten des

1) Um das Bildniß des Generals stehen die Worte: F. W. Buxhöwden, Russ. imp. Supr. Excub. praef. Adi. Castr. plur. Ord. Eques. Auf der andern Seite stehen die Worte: Custodi — Administratori — Varsaviae, nec non -provinciarum quas prae — sidiis obsident Russica — Regni poloniae — optimo — Gratia Varsaviae — MDCCXCV. Die Kaiserin gab ihm den Georgorden 3r, den Wladimirorden 2r Klasse; auch erhielt er damals den polnischen weißen Adler- und den preußischen rothen Adlerorden. 2) Es ist beschrieben in den Zeitgenossen, Heft XXI. Leipzig 1821. S. 181, wo sich ein aus Familienpapieren verfaßter biographischer Aufsatz über den Grafen von Buxhöwden befindet, der bei diesem Art. benutzt worden ist.

3) Man s. üb. diese Schlacht den Art. Austerlitz, und die Schrift: Materialien zu der Geschichte der Schlacht bei Austerlitz. Gesammelt von einem Militär. 1806. 8., mit 1 Charte und einem Plane der Schlacht. 4) Über dieses Verhältniß des Generals Buxhöwden zu dem Gen. Bennigsen gibt der angeführte Aufsatz in den Zeitgenossen näheren Aufschluß. Buxhöwden glaubte, daß Bennigsen absichtlich von ihm keine Unterstützung verlangt habe, um nicht unter dem Oberbefehle von Buxhöwden, diesem die Ehre des Sieges bei Pultusk überlassen zu müssen. Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß die aus Bennigsen's Schlachtbericht in die Zeitgeschichte übergegangene Behauptung: „daß nur die Eifersucht des Generals Buxhöwden dem General Bennigsen bei Pultusk den gewissen Sieg entrissen habe." (s. Saalfeld's Gesch. der neuesten Zeit, 3. B. 1. Abth. S. 328.) keinen historischen Grund hat, und daß ihr sowol Buxhöwdens Charakter, als auch die in den Zeitgenossen Heft XXI., S. 182 angeführten Thatsachen widersprechen.

Volks besetzt und solle wie andere von Rußland eroberte Provinzen großmüthig behandelt werden [5]). In der Folge aber, als die Finländer diesem Aufrufe nicht entsprachen, wurde der Krieg mit großer Erbitterung geführt, so daß der König von Schweden in einem Schreiben [6]) den Kaiser Alexander ersuchte, den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun. Es scheint, daß Buxhöwden nicht im Stande gewesen ist, seine Krieger, die in diesem eben so beschwerlichen als thätig geführten Feldzuge mit den größten Hindernissen zu kämpfen hatten, an Menschlichkeit zu gewöhnen. Am 23. März war die Hauptstadt Finlands Åbo, und am 6. April Sweaborg, das nordische Gibraltar, genommen worden. So eroberte General Buxhöwden binnen 10 Monaten, nach 27 Land- und 6 Seetreffen und 2 Belagerungen, mit höchstens 40,000 Mann das ganze Land bis Torneo, ungeachtet Finland durch die Vaterlandsliebe seiner Bewohner, durch ein tapferes Heer von 28,000 Mann und durch die Natur des von Morästen, Flüssen, Waldgebirgen und Engwegen vertheidigten Bodens, dem Sieger großen Widerstand entgegensetzte. In Folge solcher Anstrengung war des Feldherrn Gesundheit geschwächt. Er übergab daher, nachdem er am 19. Nov. 1808, den Waffenstillstand u. Räumungsvertrag zu Olkioki mit dem schwedischen General Klerker hatte abschließen lassen [7]), am 12. Dec. 1808, den Oberbefehl an den General Knorring und kehrte nach Ehstland zurück. Von hier reiste er im Okt. 1810 auf sein Landgut nach Wien, um die naheliegenden Heilquellen zu brauchen; im Jul. 1811 traf er auf seinem Schlosse Lohde in Ehstland wieder ein, und starb daselbst, den 23. Aug. 1811, im 61. Jahre seines Alters. (*Hasse.*)

BUXTEHUDE, eine Stadt in der handv. Landdrostei Bremen, welche vormals die zweite Stadt des Herzogthums Bremen war, noch jetzt die Landsässigkeit behauptet und ihren eignen Magistrat und Gerichtsbarkeit hat, auch der Sitz einer Haupt- u. Lizentrezeptur und Stempeldistribution ist. Sie liegt an der Este, hat verfallene Mauern, aus welchen 3 Thore führen, 1 Kirche, 1 Hospital, 288 Häus. und 1701 Einw., und nährt sich vom Acker- und Gartenbau, von einigen bürgerlichen Gewerben und der Krämerei; es bestehen hier einige Gerbereien, einige Tabaksfabriken, 1 kleine Zuckersiederei (ob noch?), und ein paar Strumpfwirker u. Seifensieder, und es werden 6 Jahr- und Viehmärkte gehalten. Aber die Hauptsache machen doch Acker-, Gartenbau und Viehzucht aus; der hier gezogene Meerrettig wird geschätzt und ausgeführt. Die Durchfuhr gewährt einigen Gewinn. (*Hassel.*)

BUXTON, 1) Marktfl. in der Grafschaft Derby des Königr. England mit 934 Einw., berühmt wegen seiner Heilbäder, die eine Temperatur von 82° Fahrenheit haben, und so reichlich hervorquellen, daß 60 Gallonen in 1 Minute sich ausgießen. Es sind 3 Männer-, 2 Frauen- 1 Armenbad vorhanden; die Badeanstalten sind vortrefflich und das Versamlungshaus vom Herzoge von Devonshire seit 1781 mit einem Kostenaufwande von 1,200,000 Guld. aufgeführt. Die Kurzeit dauert vom Juni bis Ende Okt. Jährlich kommen zwischen 800 bis 1000 Gäste. — 2) Ortschaft am Saeo in der Grafsch. York des nordamerikanischen Stats Maine mit 2334 Einwohnern. (*Hassel.*)

BUXTORF, nach der ursprünglichen Rechtschreibung in der frühern Heimath „Bockstrop" oder „Boxtrop," ist der Name einer Familie, welche der Universität Basel einige ausgezeichnete Orientalisten gab, und in welcher dieses Studium eben so sich forterbte, wie in den Bauhins die Naturwissenschaft, und in den Bernoulli's die Mathematik. Der berühmteste und zugleich der Stammvater der Nachfolgenden war Johann, geb. zu Kamen in Westphalen den 25. Dec. 1564. Er erhielt seinen ersten Unterricht zu Hamm und Dortmund. Nachdem er frühzeitig seinen Vater, der auch Johann hieß und Prediger zu Kamen war, verloren hatte, studirte er zuerst zu Marburg, nachher zu Herborn. Unter Piscator legte er den Grund zu seinen Kentnissen der hebräischen Sprache. Bald half er diesem selbst bei seinen gelehrten Arbeiten, und Piscator gestand offen, er sey von seinem Schüler übertroffen worden. Er besuchte hierauf Heidelberg und kam 1588 nach Basel, um Grynäus und Hospinian, welcher dort sich aufhielt, zu hören. Nachher studirte er zu Genf bei Beza. Grynäus bewog den durch Gelehrsamkeit und Charakter sich empfehlenden Jüngling in Basel, welches sich und seine hohe Schule auch in jenem Zeitalter durch die Aufnahme talentvoller Ausländer oft bereicherte und dadurch seine Bürger selbst zu Anstrengungen weckte, zu bleiben, und Curio, ihn in sein Haus aufzunehmen. 1690 erhielt er das Professorat der hebräischen Sprache, welches er bereits 2 Jahre lang besorgt hatte. 1593 heirathete er des Leo Curio Tochter, Margaretha, welche ihm 5 Söhne, 3 derselben 1596 in einer Geburt, und 6 Töchter gebar. Mit der größten Beflissenheit lebte er ganz dem Studium der hebräischen und der übrigen mit demselben verwandten Sprachen. Täglich schenkte er demselben 8 — 10 Stunden. Die Commentarien der Rabbinen über die heil. Schrift und alle ihre Bücher, die er nur aufbringen konnte, studirte er mit dem beharrlichsten Fleiße. Zu verschiedenen Malen unterhielt er gelehrte Juden in seinem Hause, um sich von ihnen Unterricht und Aufschlüsse über solche Gegenstände zu verschaffen, welche ihre besondern Gebräuche und Ansichten betreffen. Seine Kentnisse stiegen so hoch, daß er nicht nur als der größte Kenner des Hebräischen, der ältern orientalischen Sprachen und der jüdischen Alterthümer unter seinen Zeitgenossen angesehen, sondern endlich von den Juden selbst als solcher betrachtet wurde. Aus den entferntesten Gegenden wurde er von diesen, vornehmlich über dunkle Stellen des Ceremonien-Gesetzes und ihrer eigenen Ausleger zu Rathe gezogen, und auf der baselschen Bibliothek sind einige hundert Briefe von teutschen, böhmischen, polnischen, italiänischen Gelehrten der jüdischen Nation vorhanden, welche dies beweisen. Doch die große Liebe für seine Hebräer und ihre Eigenthümlichkeiten brachte ihn mehr als ein-

5) Der erste Aufruf war vor dem Einfall, von Friedrichshamm aus, der zweite vom 22. Febr. von Lovisa datirt. Schöll in d. Hist. des Traités de paix T. XIV. S. 176 fgg. theilt beide mit, wegen ihrer „forme inusitée" und „extraordinaire." 6) Aus Grelsby auf den Alandsinseln, vom 7. Sept. 1808. Es steht abgedruckt in Schöll's Werk, a. a. O. S. 199. 7) S. Schöll a. a. O. S. 201.

mal in Verlegenheit*). — Von Gelehrten und gelehrten Behörden erfuhr er häufige Beweise von Achtung und Auszeichnung, 1610 wurde ihm der theologische Lehrstuhl angetragen; er nahm denselben aber nicht an. 1611 wurde ihm der hebräische Lehrstuhl zu Saumur, einige Jahre nachher der zu Leyden angeboten. Er lehnte die Einladungen ab, und die Regirung vermehrte ihm seinen Gehalt. Mit Ph. du Plessis Mornai, Jos. Scaliger, Js. Casaubon, Daniel Heinsius, Franz Donati u. A. stand er in häufigem wissenschaftlichen Verkehr. Seine Bibliothek enthielt das Ausgezeichnetste seines Faches. Sein Hörsaal wurde zahlreich und von vielen Auswärtigen besucht. Er starb an der Pest den 13. Sept. 1629 mit dem Rufe des größten Kenners seines Faches durch ganz Europa. Die meisten von seinen gelehrten Arbeiten wurden auch noch von den folgenden Geschlechtern geschätzt und zu wiederholten Malen aufgelegt: **Manuale Hebraicum et Chaldaicum**, Basil. 1602, wovon die siebente, von seinem Sohne Johann 1658 veranstaltete Auflage die beste ist. Die **Synagoga Judaica** kam zuerst Teutsch heraus zu Basel 1603, wurde nachher vermehrt ins Lateinische und Holländische übersetzt und oft wieder aufgelegt. Diese Schrift behandelt die Dogmen und das Ceremoniengesetz der Juden, enthält aber viele rabbinische Spitzfindigkeiten. Ungeachtet des neuern Werkes des Leo von Modena über dieselbe Materie, übersetzt von Richard Simon, ist es noch von Werth. — **Epistolarum hebraicarum decas**, hebr. et lat. Bas. 1603. 8. — **Disputatio Judaei cum Christiano**, Han. 1604. 8. und wieder aufgelegt 1626. — **Epitome grammat. hebr.** Basil. 1605. Die 7. Auflage wurde durch seinen Sohn 1758 veranstaltet; die besten sind die von Leusden. — **Epitome radicum hebraic. et chaldaic.** Bas. 1607. 8. — **Lexicon hebr. et chald. cum brevi lexico rabbin. philos.** Bas. 1607. 8. — Von mehren spätern Ausgaben wurde die Baselsche von 1676 vorzüglich geschätzt. Es wurde zu London 1646 mit den hebräischen Abbreviaturen, auch zu Franecker u. Amsterd. abgedruckt. — **Thesaurus grammaticae hebr.** Bas. 1609. Der sechsten, durch seinen Sohn Johann 1663 veranstalteten Auflage sind indices beigefügt, und exercitatio de prosodia metrica et lectione hebraeo-germanica. — **Institutio epistolaria hebr. cum epistolarum hebraicarum centuria**, Bas. 1603. oct. ist eine Anweisung zu einer hebräischen Correspondenz. — **De abbreviaturis hebr. recensio operis thalmudici et bibliotheca rabbinica**, Bas. 1613. Die beste Ausgabe ist die von Herborn 1708. 8. — **Grammaticae chaldaicae et syriacae libri tres**, Bas. 1615. 1650. 1685. 8. — **Biblia hebr. cum paraphrasi chald. et commentariis Rabbinorum**, 2 Tom. fol. Bas. 1618. Sie enthält den Commentar der Rabbinen, die chaldäische Paraphrase und die Masora des Grundtextes. Diese Ausgabe hat manche Fehler mit der Venetianischen des Jacob Ben Chaim gemein. — **Tiberias, s. commentarius Masorethicus**, Bas. 1620. fol. und 1665. 4. Der Titel ist von der Stadt Tiberias hergenommen, in welcher die Masorethen ihre Schule sollen gehabt haben. Der Verfasser bestreitet darin die Meinung des Elias Levita über den Ursprung der Localzeichen und der Masora. Um den göttlichen Ursprung der Vocalzeichen zu beweisen, wird ihre Einführung dem Esdras zugeschrieben. Sie enthält auch eine Geschichte der jüdischen Lehranstalten nach der Zerstreuung dieses Volkes. — Die **concordantiae bibliorum hebr.** waren bei seinem Tode unvollendet, und von seinem Sohne 1632 in Fol. zu Basel mit den chaldäischen Concordanzen herausgegeben, 1636 neu aufgelegt; auch ist ein Auszug durch Christian Ravius, Frankfurt a. d. Oder 1676, und 1677. 8. zu Berlin unter dem Titel **Fons Sion** herausgekommen. Man hält dieses für eines seiner besten Werke. Er legte dabei die Concordanzen des Isaak Nathan zum Grunde. Das **Lexicon chaldaic. thalmudicum et rabbinicum**, an welchem Buxt. 20 Jahre gearbeitet hatte, war bei seinem Tode ebenfalls unvollendet; noch 10 Jahre lang arbeitete sein Sohn an demselben, und gab es zu Basel 1640. Fol. heraus.

Dieser Sohn, Johann, ward den 13. August 1599 geboren. Schon in seiner Kindheit bestrebte sich der Vater, ihm seine Neigung für die alten, und insbesondere für die orientalischen Sprachen beizubringen, und dies gelang ihm. Im 4. Jahre soll er Latein und Hebräisch haben lesen können. Im 13. Jahre wurde er auf der hohen Schule eingeschrieben, und im 16. creirte ihn der Vater selbst zum Magister. Mit der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprache verband er das Studium des Talmuds und der Cabbala. In seinem 17. Jahre besuchte er die Universität Heidelberg, hörte Pareus, Schulze und Alting. 1619 besuchte er die Synode zu Dortrecht, schloß daselbst viele gelehrte Bekantschaften, reiste nachher durch die Niederlande, England und Frankreich. 1619 kam er wieder nach Hause. Gerade damals gab sein Vater die oben angeführte Bibel heraus; und weil es insbesondere für die chaldäischen Paraphrasen an einem Wörterbuche fehlte, so gab auch er im Alter von 23 Jahren sein **Lexicon Chaldaicum et Syriacum**, 4. heraus. 1623 ging er nach Genf, um Deodati, Turretin und Tronchin zu hören. David le Clerc und Benedict Turretin nahmen selbst bei ihm Unterricht im Rabbinischen u. Talmudischen. Den Lehrstuhl der Logik zu Lausanne, der ihm 1624 angetragen wurde, nahm er nicht an, sondern ein Diaconat zu Basel, von welchem er wieder zu einer andern Diaconatsstelle überging, und 1630 folgte er seinem Vater auf dem hebräischen Lehrstuhle daselbst nach. Rufe nach Gröningen und Leyden lehnte er ab, dagegen wurde zu Basel 1647 für ihn eine dritte theologische Lehrstelle der Controversen und theologischen Methodik errichtet, die er zugleich mit dem Professorat der hebräischen Sprache bekleidete. 1654 vertauschte er jenes mit dem

*) Als er seine hebräische Bibel herausgab, nahm er mit Bewilligung des Magistrates einen gelehrten Juden, Abraham, als Corrector, mit Weibe und Kindern in sein Haus auf. Im Jun. 1619 kam die Frau mit einem Knaben nieder. Mit Bewilligung des obersten Rathsweibels, Gläser, ließ der Vater zwei Juden kommen, um der Beschneidung beizuwohnen. Auch Burtorf, der Buchdrucker König, sein Tochtermann, und noch zwei Bürger waren dabei zugegen. Doch der Magistrat belegte Burtorf und König mit einer Strafe von 100, den Vater des Knaben mit einer Strafe von 400 Gulden, Gläsern und die beiden Bürger mit dreitägiger Gefängnißstrafe.

des A. T. Er war vier Male verheirathet, und starb, nachdem er oft an der Hypochondrie gelitten, d. 16. Aug. 1664. — Von seinem Lexicon ist schon oben gesprochen. Maimonidis More Nevochim sive Doctor perplexorum, convers. ex habr. erschien Bas. 1629. 4. Dieses Buch, welches sich den Beifall der gelehrtesten Rabbinen erwarb, enthält Erklärungen schwieriger Stellen der heil. Schrift, und Erörterungen über viele theologische und philosophische Materien. — Manuale concordantiae hebr. Bas. 1632. fol. Diatriba de compendiosa linguam Hecraeam addiscendi ratione, Bas. 1637. 8. Sie ist dem Mercurius quadrilinguis C. Scioppii beigefügt. — Dissertationes philologico-theologicae, Bas. 1659. 4., über den Ursprung der hebräischen Sprache, die Verwirrung und Fortpflanzung der Sprachen, den Decalog, das Paschafest. Acht andere Abhandlungen, aus Abrabanele's Commentar über den Pentateuch übersetzt, z. B. von der Poesie der alten Hebräer, u. s. f. sind dem Liber Cosri beigedruckt. Dieses erschien zuerst Bas. 1622. 4., später 1660. 4. Hebräisch und Lateinisch; es ist die Übersetzung eines Buches, welches ursprünglich in arabischer Sprache geschrieben seyn soll, wovon aber kein Urtext vorhanden ist. — Exercitationes ad historiam arcae foederis, ignis sacri et coelestis, Urim et Thummim, cet. Bas. 1659. 4. — Dissertatio de sponsalibus ac divortiis, cum Abarbanelis diatriba de poena excidii, 1652. 4. — Tractatus de punctorum vocalium et accentuum V. T. origine, antiquitate, cet. 1648. 4. Buxt. vertheidigt in demselben das System seines Vaters über die Theopneustie der hebräischen Vocalzeichen gegen den Professor L. Cappell zu Saumur, wodurch er selbst in eine gelehrte Fehde mit diesem verwickelt wurde. In der Anticritica seu Vindiciae veritatis hebraicae contra L. Cappellum 1653. 4., wird wiederum behauptet, Esdra habe schon diese Vocalzeichen eingeführt; und ungeachtet des tiefen Sprachstudiums der Buxtorfe unterlag hier, durch Orthodoxie und ängstliche Sorge für die Unantastbarkeit des hebräischen Textes befangen, ihre Gelehrsamkeit der klarern Einsicht des Gegners. Man macht dem Vater und dem Sohne den Vorwurf, sie haben sich zu sehr an die teutschen Juden und die Rabbinen gehalten, und dies mag viel zu ihrem Mistrauen gegen den samaritanischen Text, die LXX. u. s. f. beigetragen haben.

Johann Jakob, des vorhergehenden jüngerer Sohn, geb. den 4. Sept. 1645, bildete sich unter seines Vaters Leitung in demselben Fache aus. Schon 1664 wurde er dem Vater zuerst als Stellvertreter zugegeben, und hierauf dessen Nachfolger in der hebräischen Lehrstelle. Dennoch erhielt er die Bewilligung, sich im Auslande noch weiter auszubilden. Er besuchte zuerst Genf und reiste durch Frankreich nach den Niederlanden, England und Teutschland. In allen Orten verschafften ihm der angeerbte Ruf und sein eigenes Verdienst große Auszeichnung. Zu Leyden, wo er studirte, zugleich aber Privatvorlesungen hielt, wurden diese sehr zahlreich besucht. Zu London war er Augenzeuge der furchtbaren Feuersbrunst, und der Argwohn, mit welchem die aufgeregte Menge alle Fremden beobachtete, bewog ihn, sich sogleich zu entfernen. Bei Bonde, einem sehr gelehrten Orientalisten, nahm er Unterricht im Arabischen. Zu Cambridge wurde er in das Emanuels-Collegium aufgenommen, und erhielt zwei Zimmer, was in der Regel nur gegen Leute von hohem Stande geschah. Mit vielen gelehrten Männern Englands machte er Bekantschaft. 1669 kehrte er wieder nach Hause und besorgte sein Lehrfach bis an seinen Tod, welcher den 3. April 1704 erfolgte. Er verwaltete auch die Stelle eines Universitäts-Bibliothekars, eines Visitators des Gymnasiums und zu verschiedenen Malen akademische Beamtungen. Ungeachtet Kränklichkeit und Hypochondrie ihn durch einen großen Theil seiner spätern Jahre verfolgten, gab er neben seinen öffentlichen Stunden noch Privatunterricht im Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, in der Sprache des Talmuds und der Rabbinen. Er ließ nichts im Drucke erscheinen, als eine Vorrede zu der Ausgabe der Tiberias seines Großvaters, welche er 1665 besorgte; auch gab er desselben Synagoga Jud. durchgesehen und verbessert 1680. 8. heraus. Verschiedene Übersetzungen rabbinischer Bücher und einen beträchlichen Nachtrag der rabbinischen Bibliothek ließ er handschriftlich nach.

Ein Neffe des Vorhergehenden, Johann, geb. den 8. Jan. 1663 bekleidete nach Vollendung seiner Studien im Vaterlande zuerst eine Predigerstelle zu Strünkede in der Grafschaft Mark, nachher zu Aristorf im Kanton Basel, folgte seinem Oheim auf dem hebräischen Lehrstuhle, und starb den 19. Juni 1732. Neben einigen teutschen Erbauungsschriften sind von ihm im Drucke vorhanden: Catalecta philologico-theologica cum mantissa epistolarum virorum clarorum ad Joh. Buxtorfium patrem et filium, cet. Bas. 1707. 8. Dissertationes varii argumenti, Bas. 1725. 8. Specimen phraseologiae V. T. hebr. Francof. 1717. Musae errantes, cet. Amst. 1714. u. s. w.

Noch ist aus dieser Familie anzuführen August Johann, geb. den 25. Jul. 1696. Er studirte Theologie, brachte 6 Jahre als Privatlehrer zu Marseille zu, in welche Zeit der ganze Verlauf der Pestkrankheit von 1720 und 1721 fiel, ohne von derselben befallen zu werden. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland schlugen seine Bewerbungen um die Lehrstühle der Physik und Sittenlehre fehl; er erhielt 1731 zuerst eine Landpredigerstelle zu Pratteln, 1737 eine Anstellung an der Elisabethkirche in Basel, und 1746 an der Theodorskirche daselbst. Er war ein beliebter Prediger, und starb den 14. März 1756. Gemeinschaftlich mit Prof. Beck bearbeitete er die Supplemente zum großen Basler-Lexicon, 2. Bd. Fol. 1742. Er hatte den wesentlichsten Antheil an den Verbesserungen des Dictionnaire historique de Moréri, Basle 1731, bei welchem er die aus teutschen, engländischen u. holländischen Schriftstellern hergenommenen Artikel ins Französische übersetzte, — und an P. Rondeau's Franz. Wörterbuche, 2. Thl. Fol. 1739. Er gab auch *Turretini* Comment. in Ep. D. Pauli ad Thessalonicenses und verschiedene Predigten und Erbauungsbücher heraus und lieferte Beiträge in Tempa helvetica. Seine Reise nach der Birsquelle, samt einer kurzen Beleuchtung der unfern von der Pierreport befindlichen römischen Inschrift, Basel 1756, ist im XIV. Stücke der Bruck-

netischen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel enthalten. (*Meyer von Knonau.*)

BUXUS, Buxbaum, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Trikokken und der 21. Linné'schen Klasse. Die männlichen Blüthen bestehen in einem meist viertheiligen Kelch und vier Staubfäden. Die weiblichen Kelche sind meist sechsblättrig und haben drei kurze Pistillen, die mit drei Nektardrüsen abwechseln. Die dreifächerige Kapsel hat zwei Körner in jedem Fach. Wir kennen nur zwei Arten: 1) B. *sempervirens*, den gemeinen Buxbaum mit eiförmigen Blättern und schwach behaarten Blattstielen und 2) B. *balearica* Lam., den balearischen, mit ablangen Blättern und glatten Blattstielen. Der gemeine Buxbaum wächst im ganzen südlichen Europa wild. Theophrast bemerkt, daß die höchsten Buxbäume (πύξος) auf Corsica (Κύρνος) vorkommen. Auch rühmt Theophrast den Buxbaum auf dem mysischen Olymp, der auch noch heut zu Tage das beste Holz liefert. Das Holz ist wegen seiner Härte und Festigkeit sehr beliebt, daher es zu musikalischen Werkzeugen, Kämmen und dergleichen vorzugsweise gewählt wird. (*Sprengel.*)

In Hinsicht auf die Wirkung des Buxbaums (B. sempervirens) bei Thieren macht Viborg die Bemerkung, daß er bei Pferden zwar nicht (wie nach Hanway's Beobachtung bei Kamelen) als Gift, wohl aber reizend auf den Darmkanal, bei Eseln aber gar nicht wirke. (*Greve.*)

Buyren, s. Buuren.

BUZANÇOIS, Stadt in dem Distr. Chateauroux des Dep. Indre an dem Indre, worüber eine Brücke führt, hat 340 Häuser und mit dem Kirchspiele 3578 Einwohner, die Eisenwerke unterhalten und Wollhandel treiben. (*Hassel.*)

BUZFLETH, Dorf in dem Gräfengerichte des Landes Buzfletschen Theils der hanöv. Prov. Stade. Es liegt an der Elbe und besteht 1) aus dem Pfarrdorfe Buzfleth, 2) aus der Kolonie Buzfleth am Moor, 3) aus der Ortschaft Buzfleth am Moor und 4) aus der Insel Buzflether Sand. In allen diesen Theilen enthält es 1 Kirche mit Pfarre und Schule, 1 große Ziegelbrennerei, die jährlich 220,000 Steine liefert, 110 Häus. und 530 Einw., die sich von der Landwirthschaft und Fischerei nähren. Hier ist 1 Zollhaus und 1 Haupt- u. Gränzreceptur. (*Hassel.*)

BUZIAS (spr. Busiasch), ein Cameraldorf in Oberungern jenseit der Theiß, temescher Gespanschaft, und gleichnamigen Bezirk, zum Cameralrentamt Rekas gehörig, mit walachischen Einwohnern, einer griechischen nicht unirten Kirche und Pfarre und einem guten Sauerbrunn, der seit einigen Jahren stark besucht wird *). In den schönen Eichenwaldungen mästen die Einwohner eine Menge Schweine. (*Rumy.*)

BUZIZISCHES HAUS. Tribus Buzici. Die berühmte Stelle beim Dithmar von Merseburg: (edit. Wagneri, p. 168.) „de tribu, quae Buzici dicitur etc." hat Anlaß zu vielen historischen Untersuchungen gegeben, weil darin der Ursprung der Markgrafen von Meißen, mithin auch des Hauses Sachsen ruhet. — Ein Theil der Geschichtforscher hat, mit Eccard, angenommen, Buzici bedeute: vom Burchhardschen Stamm, indem man vormals Bucco, für Burchard, geschrieben; ein anderer glaubt, es sey damit Grimmersleben, am Zusammenfluß der Saale und Bode gemeint, was wendisch Budizko genant worden. Indeß fehlt es beiden Conjekturen an Unterstützung durch faktische Umstände.

Buzici ist wahrscheinlich eine Buchstabenversetzung, oder ein Schreibfehler, für Zurbici. Folgende Gründe, die ich in einer kleinen Abhandlung (die Eingänge der Messen, Braunschw. 1815. 8. S. 37. u. f.) umständlicher dargelegt habe, bestärken mich in dieser Meinung: 1) Dithmar von Merseburg, der sonst alle ungewöhnlichen Ausdrücke, auch die leichtesten, zu erklären pflegt, sagt bei diesem hier nichts. Er muß also wol geglaubt haben, daß der Ausdruck in der Folge seiner Erzählung sich von selbst erkläre. 2) Die Buchstabenversetzungen, z. B. Celsa für Selza, Tilleda für Dullethe, Haramuslah für Ramelsloh u. s. w. sind in Chroniken und Urkunden häufig genug. Ohnedies besitzen wir Dithmars Handschrift nicht, und die bekannten Abschriften derselben enthalten solcher Fehler mehre. 3) Außer dem Dithmar, ist von Buzizi, in gleichzeitigen oder frühern Urkunden weder Rede noch Spur, dagegen aber wol von Zurbici. 4) Zörbig, Zurbici, auch Zurbike, Czorbek, ist eine sehr alte Anlage der Sorben-Wenden, im vormaligen leipziger Kreise, auch sind 5) die Burgwarte in Meißen wenigstens schon seit dem Jahre 961 bekant. 6) Es ist ein erhebliches Faktum, daß das Burgwart Zurbici in der That eine alte Familien-Besitzung der Voreltern des Grafen Dedi von Meißen gewesen. Sie hatten es verloren und die Familie vindicirte es. Es war also ganz in der Ordnung, wenn Dedi und Dietrich, zur Unterscheidung der vielen ihres Namens, de tribu Zurbici benant wurden. 7) Dietrich I. mag, um sich den Stand des freien Dynasten zu erhalten, die Belehnung von Zurbici verweigert haben und dadurch eben diese Burgherrschaft seiner Familie eine Zeit lang entfremdet seyn. Die Chronisten sagen: „antecessores sui (Dedonis scil.) hätten es als ein Lehn besessen. Das geht wenigstens auf die dritte Generation und um so treffender konnte nun diese Familie, von einem so alten Stammsitz, mit dem Namen des Hauses Zurbici bezeichnet werden.

Das Resultat der Untersuchung ist: daß die Markgrafen von Meißen, mithin auch das hohe Gesamthaus Sachsen, aus dem Hause der alten Burgherren von Zörbig abstammen *). (*A. C. Wedekind.*)

BUZOT, Villa in der spanischen Provinz Valencia, Govierno de Alicante, in einer romantischen Gegend, über welcher der Pantano von Alicante 2½ M. von der Stadt liegt, und wo man von der Quercus coccifera viele Kermeskörner sammelt, berühmt wegen ihrer 4 warmen Bä-

*) Paul von Benizky hat ihn in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat 1818 gut beschrieben.

*) Diejenigen, welche das Buzici im Texte nicht aufgeben wollen, sind eben so leicht zu befriedigen; denn daß aus Burgum-Zurbici, oder Burgum-Zitici, wie der Gau hieß, mit dem Zeitverlauf Butzici zusammen gezogen worden, wie z. B. Autun aus Augustodunum, Friaul aus Forum-Julii, wäre eben nichts Außerordentliches. Die innern Gründe bleiben die Hauptsache.

er zu 32° Reaum., wovon das stärkste bei dem Dorfe is Aguas liegt. (*Stein.*)

BUZOT (Franc. Leon. Nic.). Dieser in der französischen Revolution berühmt gewordene Volksrepräsentant, geb. zu Evreux am 1. Mai 1760, und dort Advocat beim Ausbruche der Revolution, wurde sogleich 1789 zum Deputirten gewählt. Er gehörte zu den ersten, die ne republikanische Statsverfassung foderten, aber mehr ls andere noch glaubte er überall Verschwörungen zu sehen, daß er unaufhörlich düstere Weissagungen vortrug, die ihm en Namen des Unglücks-Propheten zuzogen. Gleich nfangs foderte er in der constituirenden Versamlung die Bewaffnung aller Franzosen ohne Unterschied, so wie die nbeschränkteste Preßfreiheit, erklärte das Kriegsgesetz gegen Aufstände für einen Angriff auf die Freiheit, verangte für das gesetzgebende Corps die Vollmacht, auf die Verabschiedung der Minister anzutragen, und für jeden Bürger die, die Minister nach dem Verlust ihrer Stellen ei den Gerichten zu belangen. Bei der Errichtung der Feuillants blieb er den Jakobinern treu. — Bemerkbarer noch, als in der constituirenden Versamlung, nach eren Auflösung er Vicepräsident des peinlichen Gerichts zu Paris wurde, machte er sich im Convent; ja nan darf ihn zu den Häuptern der Gironde rechnen. Je nehr er bemerkte, daß Robespierre, mit dem er früher timmte, über seine Collegen die Herrschaft zu erlangen uchte, denuncirte er ihn als nach der Dictatur strebend, and griff ihn unaufhörlich an. Er bewirkte ein Decret ur Errichtung einer auserlesenen Garde in jedem Departement zum Schutze des Convents gegen den Despotismus der Demagogen, die damals die Gemeinde von Paris leiteten, aber die Gegenpartei wiegelte den ganzen Pöbel von Paris dagegen auf, und das Decret wurde nach heftigen Debatten zurückgenommen. Von nun an unausgesetzt des Moderantismus und Royalismus angeklagt, suchte er das Gegentheil dadurch zu beweisen, daß er am 23. Oct. (1792) die Todesstrafe gegen die rückkehrenden Emigrirten und Tags darauf dieselbe Strafe gegen jeden, der die Wiederherstellung des Königthums vorschlagen würde, decretiren ließ. Da er jedoch außerdem immer auf die Wiederherstellung der Ruhe und Gerechtigkeit drang; auch, bei dem Prozesse des Königs, nach der Verwerfung der Appellation an das Volk, zwar für den Tod desselben, doch mit Aufschub der Vollziehung des Urtheils, gestimt hatte, wurde er mit andern seiner Partei von den Gegnern geächtet. Zwar gelang es ihm am 31. Mai 1793, der den Sturz der Gironde herbeiführte, mit mehren Collegen sich zu flüchten, und den Aufstand in den Departements, insonderheit Eure und Calvados, aufzumuntern; aber bald scheiterte auch dieser Versuch gegen die herrschende Partei. Er wurde außer dem Gesetze erklärt, und es wurde decretirt, daß sein Haus niedergerissen und an dessen Stelle ein Galgen mit einer Lästerschrift gegen ihn errichtet werden sollte. Er floh in die Bretagne, und segelte nach Bordeaux. Hier hoffte er Anhänger zu finden. Getäuscht in seiner Hoffnung, irrte er lang umher, ohne es nur zu wagen, um Nahrungsmittel zu bitten, und wurde mit seinem Collegen Petion von einigen Einwohnern Castillon's auf freiem Felde todt und von Wölfen halb verzehrt gefunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie Gift genommen. (Wie er, starben — mit Ausnahme Louvents, alle Girondisten eines gewaltsamen Todes,*). (*H.*)

Buzurdjemihr, s. Pilpai.

BUZZARDBAI, eine bekannte Bai vor dem nordamerik. State Massachusetts, die von dem Kontinente und den Elisabethsinseln gebildet wird. Sie hat die Häfen Mateboiß, Fairhaven u. a. (*Hassel.*)

BYAM, Fluß in Nordamerika, der die Staten Newyork und Connecticut scheidet und sich in den Longisland Sund mündet. (*Hassel.*)

BYAM MARTIN, eine der nördlichen Georgsinseln im Polarozeane zwischen 272° 49′ bis 274° 5′ L. und 74° 30′ nördl. Br., im W. von der Insel Melville, im O. von der Insel Bathurst durch Kanäle getrent. Parry, der sie 1819 entdeckte und benannte, fand darauf den Bisamstier und das Rennthier, und Spuren, daß sich Eskimoer hier umhergetrieben. Übrigens bot sie ganz den traurigen Anblick der übrigen arktischen Inseln dar. (*Hassel.*)

Byblia, s. Byblos.

BYBLIS (Βυβλίς), auch Biblis, des Miletos und der Kyane, oder Eidothea Tochter, des Kaunos Schwester, der Mädchen warnt Unerlaubtes zu lieben. Nach Ovid (Metam. IX, 459 fl.), der unübertrefflich ihren Kampf mit der Leidenschaft schildert, fühlte sie unerlaubte Liebe zu ihrem Bruder, suchte ihr zu widerstehn, ward von Träumen immer heftiger entflammt, folgte, als sie endlich ihre Gefühle ihm schriftlich kund that, und dieser vor ihr aus dem Lande entfloh, dem geliebten Flüchtling nach, fiel endlich in Lykien nieder, und ward dort in eine Quelle verwandelt. Nach Ant. Lib. 20. stürzte sie sich, da sie vergebens ihrer Leidenschaft zu widerstehn suchte, von einem Felsen ins Meer, ward von Nymphen aufgefangen und in eine Hamadryade verwandelt; nach Parthen. II. erhing sie sich, als ihr Bruder ihren Wünschen kein Gehör gab, an einer Eiche, und aus ihren Thränen entstand der Brunnen Byblis. Umgekehrt läßt Conon 2. Kaunos den Liebesantrag thun, und dann davon gehn, sie vergebens ihn suchen, und dann sich erhenken. Kaunische Liebe ward durch diese Begebenheit für verbotene Liebe üblich. (*Ricklefs.*)

BYBLIS Salisb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Droseren und der 5ten Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem fünfblätterigen Kelch und eben solcher Corolle, in Antheren besteht, die sich an der Spitze in zwei Poren öffnen, wozu noch eine zweifächerige vielsamige Kapsel komt. Die einzige bekannte Art: B. *liniflora* Salisb., wächst in Neu-Holland, hat linienförmige mit Drüsen-Haaren besetzte Blätter und blaue Blumen. (*Sprengel.*)

BYBLOS, bei den Späteren Biblos, bei den Hebräern Gebal, noch h. z. T. Dschebir oder Dschebiln, eine uralte Stadt in Phönikien †) auf einer Anhöhe, unweit der Küste, nach dem Itin. Ant. und der Tab. Peut. 32 Mill. südlich von Tripolis, nach Ptol.

*) Biogr. univ. T. VI. und Biogr. d. Contemp. T. III., wie auch die Memoiren der Mad. Roland, die zu seinen Bewunderern gehörte.

†) *Strab.* XVI, 28; *Steph. Byz.* h. v.

V, 15 unter 67, 40:33, 56 gelegen. Skylax erwähnt ihrer nicht. Man möchte daher das hohe Alter, wovon Stephanos v. Byzanz spricht, eher von Alt-Byblos verstehn, wenn nicht auch Strabo l. c. sie in die Mythenzeit hinaufreichen ließe, und zur Residenz des Kinyras machte. Afrodite hatte hier einen berühmten Tempel, und von diesem den Beinamen Byblia. Adonis ward wegen des benachbarten Flusses Adonis hier heiliger als irgendwo verehrt. Pompeius befreite die Stadt von einem Tyrannen, den er hinrichten ließ. Strab. l. c. Jetzt ist sie eine verfallene Stadt der Drusen. Die Münzen derselben sehe man bei *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1633 ff. (*Ricklefs.*)

BYCHOW (Staroi), Kreisstadt im Gouv. Mohilew am Flüßchen Mokranka, bei seinem Ausflusse in den Dnepr, mit 496 Häus. und 144 christl. und 1062 jüdischen Einw., welche Kleinhandel treiben. Der Kreis zählt nach der letzten Revision 24,829 Selen männl. G., hat gute Waldungen, Grasepläße und leichten sandigen Boden. (*v. Wichmann.*)

BYE (Jacques de), zu Anfange des 17. Jahrh. Kupferstecher, Buch- und Kunsthändler zu Antwerpen, stach mit nicht wenig Geschicklichkeit Münzen in Kupfer. Von seiner Hand sind die Bildnisse der römischen Kaiser aus der Samlung des Herzogs von Croy d'Arschot in dem Werke: Imperatorum Roman. a Jul. Caesare ad Heraclium numismata aurea Caroli ducis Croyi et Arschotani, explicata a Joan. Hemelario. Antw. 1615. 4. verb. von Havercamp, Amst. 1738. 4. Der Künstler begab sich nachher nach Frankreich, und gab im J. 1634 heraus les Familles de la France illustrées par les medailles, u. 1635 Les vrais portraits des rois de France f., welche ganz umgearbeitet und viel besser unter dem Titel La France metallique 1636 erschienen. — 2) Sein Sohn und Schüler Cornelys, geb. 1620 zu Antwerpen, der Verf. des Cabinet de peinture (Amst. 1661. 4.), einer Lebensbeschreibung der Maler in niederländischen Versen, hat die Figuren zu der Iconologie von Cesar Rippa gestochen. — 3) Markus, Maler und Kupferstecher, geb. 1634 im Haag, Schüler von Jacob van der Does, hat mehre Thierstücke nach Paul Potter gestochen. (*H.*)

BY-ELFVEN, ein ansehnlicher Fluß, der in Norwegen entspringt, die schwedische Provinz Wermeland durchströmt, und nachdem er hier mehre Gewässer aufgenommen hat, in der Nähe des Edelhofes Beotstad im wermeländische Kirchspiel By sich in den Wenersee ergießt. Eine Menge von Brettern und anderen Holzwaren wird auf demselben von der norwegischen Gränze und aus Jösse-Härad in den Wener geflößt. (*v. Schubert.*)

BYGDEÅ, ein Pastorat in Westerbotten, 5½ M. lang und 3 M. breit; die alte steinerne, freundliche Mutterkirche liegt auf einem Felsen. Zum Pastorat gehört das Filial Nysätre. In Hinsicht der Sittlichkeit gehören die beiden Gemeinden zu den ausgezeichnetsten in Westerbotten. Im Pastorat sind zu bemerken, der Hafen Ratan, einer der besten Häfen Norrlands, die Klippe Bygdeå-Sten, 1½ M. nördlich von Ratan, und die Eisenhütte Robertsfors; bei Rickleå ist ein bedeutender Lachsfang. (*v. Schubert.*)

BYGONBARRY, Stadt und Hauptort des bengalischen Distr. Mymunbingt auf der Westseite der Bramaputra, erst neuerdings zum Sitze der Gerichte erhoben, aber schon bedeutend angewachsen. (*Hassel.*)

Bylliones, s. Bullis.

BYNAEUS (Anton), Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen zu Deventer, geb. d. 6. Aug. 1654 zu Utrecht, wo er, unter Gräv, Leusden und Burmann studirte. Er wurde 1680 Prediger zu Pierßhil bei Dordrecht, 1691 zu Deventer, erhielt daselbst 1694 das zuerst genannte Lehramt, und starb den 29. August 1698. Mit den Sprachen des Morgenlandes, der Geschichte und den Alterthümern desselben sehr vertraut, erläuterte er einzele dahin gehörige Gegenstände mit kritischer Umsicht und erschöpfender Gründlichkeit: De calceis Hebraeorum libri II. accedit somnium de laudibus critices Dordraci 1682. 12; auct. ib 1715 4 mit Kpf. De natali J. Chr. lib. II. Amst. 1689. 4. Gekruiste Christus. Dordr. 1683; ed. III. 1688. 4., lateinisch: de morte J. Chr. lib. III. Amst. 1691. Vol. III. 12. Teutsch, Cassel 1716. 4. Predigten, 1689; 1737. 4., exegetische Abhandlungen, Mehreres handschriftlich *). (*Baur.*)

BYNG (George und John), Vater und Sohn, engl. Admirale. George, aus einer altadeligen Familie in Kent abstammend, und 1663 geboren, diente seit seinem 15. Jahre als Freiwilliger auf der königlichen Flotte, wurde 1685 als Lieutenant in den ostindischen Gewässern, im Kampfe mit einem Seeräuber, gefährlich verwundet, und kam 1688 als erster Lieutenant auf die Flotte, die sich der Landung des Prinzen von Oranien widersetzen sollte; allein bald trat er auf dessen Seite und unterstützte seine Erhebung auf den englischen Thron. Nachdem er mit Auszeichnung unter den Admiralen Rooke und Russel gedient hatte, erhob ihn die Königin Anna 1703 zum Contreadmiral der rothen Flagge und sein erstes Geschäft war, daß er mit 5 Kriegsschiffen nach Algier segelte, und mit der dortigen Regirung den Frieden erneuerte. Im folgenden Jahre kommandirte er die Eskadre, welche Gibraltar mit solchem Nachdruck angriff, daß schon nach drei Tagen die Übergabe erfolgte. Für diese und andere rühmliche Unternehmungen, wozu der spanische Successionskrieg vielfache Gelegenheit darbot, erhielt er die Ritterwürde. Als Admiral der blauen Flagge kommandirte er 1708 eine aus 40 Kriegsschiffen und 16 Fregatten bestehende Flotte, vereitelte mit denselben einen Einfall des Prätendenten und der Jakobiten in Schottland, beunruhigte darauf die französische Küste, und führte die neuvermählte Königin von Portugal nach Lissabon. Er ward darauf zum Admiral der weißen Flagge und 1710 zu einem der Kommissarien der Admiralität, auch zum Parlamentsgliede wegen Plymouth ernant. Erst 1717 übernahm er wieder ein Kommando und segelte mit einem Geschwader nach dem baltischen Meer, um die Plane König Karls XII von Schweden auf England zu vereiteln. Den meisten Ruhm erwarb er sich in den J. 1718 bis 1720 bei der Unternehmung

*) *Paquot* Mém. T. IV. 145. Mém. de Niceron T. VII. 122., teutsche Übersetzung Th. 7. 205. *Saxii* Onomast. T. V. 229. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud).

der britischen Flotte auf Sizilien, wodurch die Neutralität von Italien bewirkt, und die Besitzungen des Kaisers wider die Einfälle der Spanier, die Sardinien überfallen und darauf mit einer Armee in Sizilien gelandet hatten, vertheidigt wurden. Byng bewies hiebei eben so viel Muth als Klugheit, und seinen Planen war es vornehmlich zuzuschreiben, daß Sizilien erobert und der König von Spanien gezwungen wurde, die ihm von der Quadrupel-Allianz vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen. Nachdem Byng alle ihm gegebenen Befehle aufs genaueste vollzogen hatte, begab er sich zu König Georg I nach Hannover, der ihn zum Schatzmeister der Admiralität, Contreadmiral von Großbritannien, 1721 zum Pair mit dem Titel Viscount Torrington und Baron Byng von Southill in Devonshire erhob, und ihm 1725 den Ritterorden von Bath ertheilte. Georg II. stellte ihn an die Spitze der Admiralität, und er bekleidete diesen Posten ehrenvoll, bis er den 28. Januar 1730 zu London starb. Byng steht zwar nicht in der ersten Reihe der brit. Seehelden, aber die Dienste, die er seinem Vaterlande leistete, sind bedeutend genug, um ihm ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Mit seinem ganzen Einflusse bemühte er sich nicht nur, die englische Seemacht zu verstärken, sondern auch das Schicksal der Seeleute zu verbessern, daher er auch den Seeoffiziers-Witwen und dem Hospital zu Greenwich ansehnliche Vermächtnisse stiftete. Als gemäßigter Whig war er immer der Hofpartei zugethan, und in jedem Verhältnisse bewährte er eine aufrichtige Rechtlichkeit und Geradheit *). — Von seinen eilf Söhnen überlebten ihn fünf; der älteste, Patten Byng, folgte dem Vater in der Würde eines Viscount Torrington, und starb den 3. Februar 1747 als Hauptmann der königlichen Hellebardier-Garde. Der zweite, George Byng, folgte dem ältesten Bruder als Viscount Torrington, und starb den 7. April 1750 als Generalmajor. Der dritte Robert Byng starb 1741 als Gouverneur zu Barbados. Der vierte, John Byng, durch sein unglückliches Ende ausgezeichnet, geboren 1705, widmete sich von frühen Jahren an dem Seedienste. Seine persönlichen Eigenschaften und die Verdienste seines Vaters beschleunigten seine Beförderung. Kurz nach dem Tode desselben wurde er Kapitän über ein Kriegsschiff von 50 Kanonen, und 1742 Gouverneur der Insel Neufundland in Nordamerika. Bald kam er wieder nach England zurück, wurde 1745 Contreadmiral von der blauen Flagge, und kreuzte an der englischen und schottischen Küste, um die Landung der französischen Fahrzeuge zu verhindern, welche die schottischen Rebellen zu unterstützen suchten. Als Viceadmiral der weißen Flagge kommandirte er 1747 im mittelländischen Meer, und nahm den Feinden viele Schiffe weg, bis im folgenden Jahre der aachner Friede den Feindseligkeiten ein Ende machte, worauf er den Charakter als Viceadmiral der rothen Flagge erhielt. Die mit Frankreich 1755 entstandenen Irrungen in Amerika gaben Anlaß, daß er das Kommando über eine Eskadre erhielt, mit der er im atlantischen Meere die ausgelaufene französische Flotte beobachten mußte. Zum wirklichen Admiral der blauen Flagge erhoben, erhielt er 1756 das Kommando im mittelländischen Meer, um daselbst alle französische Unternehmungen zu verhindern. Die Franzosen waren am 18. April 1756 auf der Insel Minorka gelandet, welche seit 1708 den Engländern gehörte, und hatten dieselbe in Besitz genommen. Allein die leichte Eroberung des Landes war fruchtlos, so lange die Festung St. Philipp in den Händen der Engländer war, welche der tapfere General Blakney vertheidigte. Byng erhielt Befehl, es koste was es wolle, St. Philipp zu entsetzen, allein er lieferte dem französischen Admiral Galissoniere am 20. Mai im Angesicht der Insel ein Treffen, in welchem er nicht Sieger blieb, und segelte darauf, ohne seine Befehle auszuführen, nach Gibraltar zurück. Als die Nachricht davon nach London kam, entbrannte das Volk vom heftigsten Unwillen gegen Byng, den man der Feigheit und Verrätherei bezüchtigte. Der Pöbel verbrannte sein Bild in allen Quartieren der Stadt, und die Gährung stieg bis zur Wuth, als bald darauf die Übergabe des Forts St. Philipp an die Franzosen bekant wurde. Byng ward gefangen nach London gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt, und angeklagt, er habe sich Zögerungen zu Schulden kommen lassen und so dem Feinde Zeit gegeben, sich zur Vertheidigung zu rüsten; er sey in Portugal gelandet, um englische Waren zu verkaufen, mit denen seine Schiffe beladen gewesen; er habe sein Geschütz nur von weitem gebraucht, sich dem französischen Admiralschiffe nicht genug genahet u. dgl. m. Mit Fassung und Geistesruhe widerlegte Byng diese Beschuldigungen, und in einer Schrift, die er während seiner Gefangenschaft verfaßte, und die dem Publikum übergeben wurde, stellte er die augenscheinlichsten Beweise von den Ränken und Künsten dar, die man angewendet hatte, ihn zu stürzen. Der berühmte William Pitt vertheidigte ihn im Unterhause und wo er sonst konnte, aufs nachdrücklichste, und Lord Anson hatte ihn 1755 vorzüglich zu wichtigen Diensten als einen Mann empfohlen, auf dessen Kopf und Herz man sich stets verlassen könnte. Dessen ungeachtet sprachen seine Richter das Todesurtheil über ihn aus, und er wurde am 14. März 1757 auf einem Kriegsschiffe im Hafen von Portsmouth erschossen. Bis auf den letzten Augenblick blieb sein Betragen ruhig und fest, und es ist erwiesen, daß er auch bei größerer Energie und Festigkeit, als er wirklich bewies, Minorka nicht würde haben retten können. Selbst englische Schriftsteller bezeugen, daß die Minister, um die Schuld der schlechten Anstalten, die sie zur Vertheidigung der Insel gemacht hatten, von sich abzuwälzen, den öffentlichen Haß gegen den Admiral angefacht hatten **). (*Baur.*)

*) S. Brit. Plutarch 6. Th. 67 — 92. (Ranfft's) genealog. Archivarius 5. Th. 81 — 93. Biogr. univ. T. VI. (von Durdent). Ein Bericht von seiner sizilischen Expedition wurde 1739 in London in englischer Sprache gedruckt, in 8.

**) Ausführlich äußert diese Meinung Horace Walpole in seinen Memoirs of the last ten years of the reign of King George II. die (1822 in 2 Quartbänden) aus seinem Nachlasse zum ersten Mal gedruckt wurden. Man vergleiche die Auszüge aus diesem Werke, in Beziehung auf Byngs Verurtheilung, im Morgenblatt 1822 No. 132 und 133, und im literar. Conversationsblatt 1823 No. 40. In noch stärkern Ausdrücken als Walpole tadelt das Verfahren gegen Byng der Dr. William King, ein mit Großbritanniens ersten Männern seiner Zeit bekant gewesener politischer

BYNKERSHOEK (Cornelius van), wurde zu Middelburg in der Provinz Seeland, wo sein Vater Segeltuchmacher war, am 29. Mai 1673 geboren, studirte zu Franecker die schönen Wissenschaften und die Rechte unter Sebastian Schelckens und Cornelius van Eck, promovirte daselbst 1694, und praktizirte darauf 8 Jahre lang in Gravenhaag als Advokat. Im J. 1703 wurde er Mitglied, und am 26. Mai 1724 Präsident des Justizhofs von Holland, Seeland und Westfriesland, und bekleidete diese ansehnliche Würde bis zu seinem Tode, welcher am 16. April 1743 im Haag erfolgte. In seinen Schriften bearbeitete er vorzüglich das Feld der sogenannten eleganten und kritischen Rechtswissenschaft; hauptsächlich hat er sich in dem Felde der Kritik durch scharfsinnige, aber auch oft sehr gewagte Conjecturen ausgezeichnet. In seinen gelehrten Streitigkeiten überschritt er alle Gränzen des Wohlstandes; er erlaubte sich die pöbelhaftesten Schimpfwörter gegen Andersdenkende; ja er sank sogar bis zu Niederträchtigkeiten herab. Dergleichen Streitigkeiten hatte er mit Alexander Arnold Pagenstecher über den Verfasser der unter dem Namen der Authentiken bekannten Novellenauszüge, die jener allein dem Irnerius, er dagegen auch andern Glossatoren zuschrieb; mit Gerhard Noodt über die Epoche, wenn die den alten Römern verstattete Kinderaussetzung unter der Kaiserregirung aufgehoben sey; einigermaßen auch mit Wissenbach über die sogenannten Embleme des Tribonian. Seine Schriften sind folgende: 1) Liber singularis ad L. Lecta. 40. D. de reb. cred. Hagae Com. 1697 und mit der Diatribe de auctore auctoribusve Authenticarum quas vocant, vermehrt, ebendas. 1699. 8. Diese letztere war gegen Pagenstecher gerichtet; Pagenstecher beantwortete sie in einem Corollario, Bynkershök replicirte in s. Contentio literaria cum Pagenstechero. Haag 1701. 8. Hierauf vertheidigte sich Pagenstecher in der Vorrede zu seinem Irnerius injuria vapulans. 1702; Bynkershök griff letztern dagegen in der zweiten Vorrede ad L. 9. de lege Rhodia an. Den Verlauf dieses Streits s. in Nettelbladt hallische Beiträge zu der jurist. gel. Hist. Bd. II. S. 341 fgg. Daß Bynkershök in der Hauptsache Recht hatte, ergibt Bieners gründliche Abhandlung: Historia Authenticarum Codici et Institutionibus Justiniani insertarum. Lips. 1807. 4. — 2) Nieuwe oprechte Haegse Mercur. 1699. 4. anonym, ein sehr anzügliches Zeitungsblatt, von welchem nur 30 Stücke erschienen sind. — 3) Ad legem Ἀξίωσις 9. de lege Rhodia. Hag. 1703. — 4) Observationum juris Romani libri IV. Lugd. Bat. 1710. 4. und mit Heineccius Vorrede, Halle 1723. 4. unstreitig sein bestes Werk. — 5) Opuscula varii argumenti. L. B. 1719. 4. einzelne Abhandlungen über L. 2. D. de orig. jur., die res mancipi, das jus occidendi, vendendi et exponendi liberos apud Rom., de cultu religionis peregrinae ap. Rom., de captatoriis institutionibus, und de legatis poenae nomine. — 6) De foro legatorum libr. L. B. 1721. auch französisch von Barbeyrac 1723. — 7) Curae secundae de jure occidendi et exponendi liberos. L. B. 1723. 4. gegen Gerhard Noodt, und dessen Julius Paulus, sive de partus expositione. Noodt schrieb dagegen: Amica responsio ad difficultates Julio Paulo nuper motas. — 8) Observationes juris Romani libri IV. posteriores. L. B. 1733. 4. gegen Wissenbach. — 9) Quaestiones juris publici. L. B. 1737. 4. — 10) Quaestiones juris privati, herausgegeben von seinem Schwiegersohn Wilh. Pauw. L. B. 1744. 4. Von seinem handschriftlichen Nachlasse sind die nicht sehr bedeutenden Notae selectae ad Pandectas a libro XII. usque ad libr. XXXV. in der Gebauer-Spangenberg'schen Ausgabe des Corpus juris zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie sind größtentheils aus Brencmann's Pandektenapparat entnommen, den Gebauer aus der Bynkershökschen Bücherversteigerung an sich brachte. — Bynkershöks juristische Werke sind von Philipp Vicat gesammelt, zu Lausanne 1761 in 2 Folianten erschienen, und 1767 zu Leiden in 2 Folianten nachgedruckt. Einzelne seiner Abhandlungen gab Franz Carl Conradi unter dem Titel: Opuscula varii argumenti, nunc primum collecta zu Halle 1729 in 2 Quartbänden, und er selbst, unter dem Titel: Opera minora, zu Leiden 1730. 4. heraus. Das erste Werk enthält die Nummern 1. 3. 5 — 7.; das letztere die Nummern 1. 3. 6. eine Diss. de dominio maris, und die contentio literaria cum Pagenstechero *). (*Spangenberg.*)

BYRAGHUR, Stadt im Distrikt Chandah, der brit. Provinz Gundwana, zu der Präsident. Bengalen gehörig. Sie liegt unter 20° 25′ N. Br., am Nohragur, ist stark befestigt, hat 1 Fort und 300 Häus., und treibt einen starken Baumwollenhandel. (*Hassel.*)

Byrchana, s. Burchana.

Byrge, s. Bürgi.

BYRNE (William), geb. zu Cambridge 1746, gest. zu London 1805, war Woollet's Schüler in der Kupferstecherkunst, ging 1770 nach Frankreich und arbeitete unter Jacq. Aliamet und Wille. Schon ehe er nach Frankreich ging, hatte er sich als trefflichen Künstler gezeigt durch den Abend nach Claude Lorrain (1769), wozu James Peake den Morgen als Seitenstück lieferte. Zu Paris stach er mehre Landschaften und Seestücke, unter andern Le Fanal exhaussé nach Vernet (1772). Nach seiner Rückkunft nach England zeigte er sein Kunstvermögen an dem Sturz des Niagara nach Wilson (1774), welcher an die schönen Arbeiten Woollet's nach diesem Meister nicht zu seinem Nachtheil erinnert, an Cooks Tod nach John Weber (1783) und an Abrahams

---

Schriftsteller des 18. Jahrh., (geb. 1685, gest. 1763) in den aus seinem Nachlasse erschienenen Political and literary anecdotes of his own times. Lond. 1819. Aus seiner Darstellung geht ein absichtlicher Justizmord unbezweifelt hervor. Bemerkenswerth ist auch das, was Dauxion-Lavaisse in der Biogr. univ. T. VI. p. 413 — 417 hierüber sagt. Vgl. von früheren Schriften Goldsmiths Gesch. von Engl. 2 Bd. 897 ff. (Ranffts) neue geneal. hist. Nachr. 88 Th. 295 — 332. 96 Th. 1087. Christiani's Gesch. der neuesten Weltbegebenheiten. 1 Bd. S. 94 ff. — Nach Byng's Tode erschien ein Testament politique de *Byng*, trad. de l'anglais. 8. Portsmouth (Paris) 1759. 12.

*) S. Vita von Vicat vor den Opp. Jugler Beiträge zur jurist. Biographie. B. I. S. 29—37. B. VI. S. 312 fgg. Koppe jurist. Magaz. St. 1. S. 116.

Abreise nach Zucharelli, in welchen beiden schönen Stükken die Figuren von Bartolozzi sind, denn Byrne zeichnete sich vornehmlich in der Landschaft aus. Sein wichtigstes Werk bleibt jedoch seine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Samlung pittoresker Alterthümer Großbritanniens. (*H.*)

BYRON, 1) ein Kap unter 28° 37′ N. Br. und 171° 4′ L. auf der Ostküste des Australlandes. 2) Ein Eiland im Australoceane unter 1° 18′ S. Br. und 190° 50′ L., vom Kommodore Byron 1765 entdeckt, und jezt zu der Gruppe der Mulgraveinseln gehörig. Es ist etwa 2¼ Meilen lang, niedrig und flach, aber stark bewaldet, und vorzüglich reich an Palmen und Kokos. Die Einw. gehören zu der Rasse der Australindianer, gehen völlig nackend und droheten den Seefahrern mit Speeren, die 3 Fuß Länge hatten. 3) Eine Straße im Australoceane, die Neuhanover von Neuireland scheidet. (*Hassel.*)

BYRON (John), engl. Kommodore, aus einer Familie abstammend, die ihren Ursprung bis auf Wilhelm den Eroberer zurückführt, und ohne Zweifel von normännischer Abkunft war. Mehre ihrer Vorfahren, die sich bis auf Heinrichs II. Zeiten auch Buron schrieben, sind als tapfere Krieger bekant. Nach der Reformation erhielt John Byron die Augustinerabtei Newstead, in der Grafschaft Nottingham, die seitdem bis auf den heutigen Tag der Stammsiz des Geschlechts war. Einem der Nachkommen des ersten Erwerbers wurde 1643, zur Belohnung seiner Tapferkeit, die Würde eines Baron Byron von Rochdale ertheilt. Der jüngere Bruder des fünften Lords Byron war der Kommodore John Byron, geboren den 8. Nov. 1723. In seinem 17. Jahre ging er als Unteroffizier an Bord der Fregatte Wager, die zur Eskadre des Lord Anson gehörte, welche zu einer Expedition auf der Küste von Chili ausgerüstet worden war. Da die Fregatte, auf welcher sich Byron befand, mit Kriegs- und andern Bedürfnissen zum Gebrauch der Eskadre zu sehr überladen war, so blieb sie zurück, verlor den Mast, und litt im Mai 1741 an einer der Inseln der westlichen Küste von Patagonien, Wagersinsel genant, Schiffbruch. In einem Bote retteten sich 145 Mann, von denen aber über 50 bald dem Hunger unterlagen. Der Kapitain bestand darauf, mit dem Bote nordwärts zu steuern, um etwa an der Küste von Chili eines ihrer Schiffe zu erreichen; allein die Mannschaft widersetzte sich, und segelte, 81 Mann stark, südwärts, um durch die magellanische Straße Brasilien, und von da England zu erreichen. Byron wurde mit drei Andern, nach Jahre langem Hin- und Herrudern, zerlumpt und zum Skelet ausgehungert, durch indianische Canots nach der Insel Chiloe, und dann als ausgewechselter Kriegsgefangener, zu Ende des J. 1745 über das Kap Horn nach Europa zurückgebracht[1]) Alle erduldeten Drangsale konnten ihn nicht bewegen, dem aus Neigung gewählten Stande eines Seemanns zu entsagen, und da er viele Erfahrungen hatte, so unterließ man nicht, seine Dienste zu suchen, und durch Beförderung zu belohnen. Besonders bot ihm der Krieg gegen Frankreich 1755 — 1763 viele Gelegenheit dar, seine Tapferkeit und Klugheit zum Schaden der Feinde seines Vaterlandes zu beweisen. Er kreuzte 1758 als Kommodore einer kleinen Flotille von drei Kriegsschiffen im Kanal, sprengte das französische armirte Schiff le Diamant von 14 Kanonen in die Luft, brachte einen Kaper auf, und versenkte den Intrepide. Dann segelte er mit einer größeren Flotte nach Louisburg in Amerika, griff die französischen Schiffe in der Bay von Chaleurs an, richtete sie größtentheils zu Grunde, und ließ die Festungswerke von Louisburg demoliren. Nach wiederhergestelltem Frieden unternahm Byron, auf Befehl König Georgs III. der einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Kap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, eine Reise um die Welt. Er segelte im Junius 1764 mit den beiden Fregatten Delphin und Tamer aus den Dünen ab, fuhr durch die magellanische Straße nach der Südsee, entdeckte mehre Inseln, und kam über Batavia und das Vorgebirge der guten Hoffnung am 9. Mai 1766 nach England zurück. Obgleich diese Reise keine großen Resultate gewährte, und mit Cooks Erdumseglungen nicht verglichen werden kann, so bleibt doch dem Kommodore Byron das Verdienst, für die großen Entdeckungen in der Südsee die Bahn gebrochen zu haben. Unter andern entdeckte er auf dieser Fahrt im großen Ocean eine Insel des schlimmen Archipelagus und die Insel York, und vervollständigte die früheren Nachrichten von den Falklandsinseln und von Patagonien[2]). Seine letzten Dienste that er in dem Kriege Großbritanniens mit seinen nordamerikanischen Kolonien. Er erhielt das Kommando einer ansehnlichen Flotte, mit der er, nebst dem Viceadmiral Barrington, am 3. Julius 1779, die ihm in jeder Hinsicht überlegene Estaing'sche Flotte in der St. George Bay angriff, ohne jedoch viel ausrichten zu können. Als sich die aus den westindischen Inseln nach England zurückgehenden Kauffarteischiffe bei der St. Christophsinsel versammelten, begleitete sie Byron mit der ganzen Flotte einen ziemlichen Theil ihrer Fahrt. Nicht lange nachher kam er nach London zurück, und starb daselbst 1786. Sein ältester Sohn, ebenfalls John Byron, führte ein

1) Byron hat die erduldeten, fast unglaublichen Drangsale, selbst bekant gemacht, in: The narrative of *J. Byron*, containing an account of the great distresses suffered by himself and his companion on the coast of Patagonia from 1740 til their arrival in England 1746. Lond. 1748; 1768. 8. Teutsch, Nürnberg 1769. 8. und: Byrons Schiffbruch und Drangsale, neu erzählt vom Verfasser der grauen Mappe (J. C. L. Haken). Berl. 1793. 8. Unter allen Unglücksfällen, die als Folgen eines Schiffbruchs bekant wurden, gehören die von Byron erzählten zu den anhaltendsten, mannigfaltigsten und schauderhaftesten; s. die neue allg. teutsche Bibl. 8 Bd. 34 — 37. Einen andern, nicht weniger interessanten Berichte von diesem Schiffbruche liefert die Voyage à la mer du Sud, fait par quelques officiers commandants le vaisseau le Wager. Lyon 1756, in 4. und 12. Teutsch, Nürnb. 1772. 8.; ausgezogen in der auserles. Bibl. der neuesten teutschen Lit. Lemgo 6 Bd. 417 — 439. 2) Ein unbekannter Offizier des Delphin hat diese Reise beschrieben, unter dem Titel: Voyage round the world in the years 1764, 1765; with an description of Magellan. Lond. 1766. 4. mit Kupfern, auch im 1 Th. von Hawkesworths account of the voyages etc. Lond. 1773. 4. Franz. (von Suard). Paris 1767. 12. Teutsch (von E. H. Korn) Frankf. u. Lpz. (eigentl. Stuttgart) 1769. 8. Spanisch, Madr. 2. Ausg. 1770. 4. von Cas. Gomez de Ortega, schätzbar wegen der naturhistorischen Zusätze.

so wüstes Leben, daß der Vater, obgleich ein sehr gutmüthiger Mann, lange vor seinem Tode die Hand von ihm abzog. Er war so verschwenderisch, spielsüchtig und lüderlich, daß der Umgang mit ihm Jedermann verdächtig machte. Nach der Auflösung seiner ersten Ehe mit der geschiedenen Marquise von Carmarthen, die er verführt hatte, heirathete er ein Fräulein aus dem alten schottischen Hause Gordon, verließ aber bald, von Schulden gedrängt, Frau und Kind, und starb 1791 zu Valenciennes[3]). Sein einziger Sohn ist der berühmte Dichter George Gordon, Lord Byron[4]). (*Baur.*)

BYRRHII. Fugenkäfer. Käferfamilie aus der Abtheilung mit fünfgliedrigen Tarsen und der von Linné aufgestellten Gattung Byrrhus entsprechend. Kurze, an der Spitze verdickte Fühler, ein auf der Unterseite vorgestreckter Halskragen, der gleichsam den Mund stützt, und Fugen an der Unterseite des Körpers, die zum Einschlagen der Beine dienen, machen ihre Kenzeichen aus. Es gehören dahin die Gattungen Byrrhus, Anthnus, Throscus, Chelonorium, Nosodendron, Elmis, Macronychus und Georissus. (*Germar.*)

BYRRHUS. Fugenkäfer. Käfergattung, unter die gleichnamige Familie gehörig. Linné, der diese Gattung errichtete, begriff die ganze Familie darunter, Fabricius, Latreille und die übrigen neuern Entomologen haben den Begriff auf diejenigen Arten beschränkt, die einen eiförmigen oder halbkugelförmigen Körper, spitzwärts allmälich verdickte Fühler besitzen, und die ihre kurzen Beine ganz in den Fugen des Körpers verbergen können. Man kent gegen 25 Arten, die alle in Europa einheimisch sind, und unter Steinen, im Grase und in Wegen umherkriechend gefunden werden. Die Larven leben nach Waudouer's Beobachtungen unter Moos. Die bei uns am häufigsten vorkommende Art ist: *Byrrhus pilula* Auct. eiförmig, schwarz, oben braun seidenartig, mit schwarz und hellbraun gescheckten Längsbinden. Gegen 3 Linien lang. Oft findet man auf den Deckschilden weiße Flecke, die in zwei undeutliche Querbinden geordnet sind. (*Germar.*)

BYRSONIMA, nannte Richard zuerst die Arten von Malpighia, deren Früchte dreifächerige Nüsse enthalten, statt daß bei der wahren Malpighia drei abgesonderte Nüsse vorkommen. Es ist aber dieser Unterschied zu künstlich, um Beifall zu verdienen. (*Sprengel.*)

BYSKEÅ, ein nicht unbeträchtlicher Fluß, im westerbottnischen Pastorat Skellefteå, über welchen bei der Station Byske, nicht weit von der Mündung desselben in den bottnischen Meerbusen, auf einer Brücke die große Landstraße von Stockholm nach Torneå führt; bei Byske ist ein ziemlich guter Hafen. (*v. Schubert.*)

BYSS (Joh. Rudolph), geb. zu Solothurn in der Schweiz 1660, ließ sich als Maler 1694 zu Prag nieder, arbeitete 1704 zu Wien für den kaiserl. Hof, und trat als Hofmaler 1715 in die Dienste des Fürstb. und Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn zu Bamberg und Mainz. Er übernahm die Oberaufsicht über die zu errichtende Gemäldegalerie des eben vollendeten Schlosses Pommersfelden, und wohnte während dieser Zeit bis zum Tode seines Gönners 1729 in Bamberg. Nachher begab er sich nach Würzburg, wo er 1738 starb. Von ihm ist die zu Bamberg 1719 in Fol. und zu Ansbach 1774 in 8. gedruckte Beschreibung der Pommersfeldener Galerie*). (*Jäck.*)

Byssolith, s. Strahlstein.

BYSSOMYA. Eine von Fleuriau de Bellevue[1]) und Lamarck[2]) unter dem Titel Saxicava aufgestellte, von Cuvier[3]) aber mit vorstehendem Namen belegte Muschelgattung, welche wir mit Cuvier zur Abtheilung der Sackmantelmuscheln (enfermés) rechnen und demnach aus den Gattungen Pholas, Solen, Hiatella u. s. w. zunächst verwandt betrachten. Lamarck verbindet seine Saxicava mit Petricola und Venerupis zu einer engern Familie, welche er Steinbohrer (Lithophages) nent.

Die Byssomyen gleichen in der Bildung des Thieres wie auch in der Lebensart und dem Klaffen ihrer Schalklappen den Pholaden, nähern sich aber andrerseits durch den Besitz eines Byssus und einigermaßen durch die Form der Schale den Mytilis, jedoch in letzterer Hinsicht noch mehr den Myis. Der Mantel des Thieres ist ganz geschlossen und bildet hinten ein paar lange, größtentheils verwachsene, mit bewimperter runder Öffnung versehene Röhren. Der etwas schmächtige und nach vorn gekrümmte Fuß komt aus einer kleinen untern Spalte des Mantels, welche den Wirbeln der Schale ungefähr gegenüber liegt. Hinter demselben aber steht ein Bündel Byssusfäden, welches aus der Wurzel des Fußes komt. Die Schalklappen sind länglich, gleich, hinten und unten klaffend; der hintere Theil ist wegen der Stellung der Wirbel, die dem Vorderende weit näher als dem Hinterende stehen, merklich länger als der Vordertheil; das Vorderende ist abgerundet; das Hinterende[4]) öfters abgestutzt; das Schloß ohne alle Zähne oder hat nur 2 entfernte, schwache, kaum zahnartige Erhöhungen; das Band auswendig. Am Rücken keine unparen Schalstücke.

Diese Muscheln, welche klein oder von mittlerer Größe sind und nur im Meere leben, bohrn sich mittelst eines

3) Hoffs Biographie merkw. und ber. Personen. Brünn und Dessau 1783. 2 Th. 250—267 und aus dieser abgekürzt in Hirschings hist.-lit. Handb. 1 Bd. 2 Abth 73. Biogr. univ. T. VI. (von de Rossel). Literar. Conversations-Blatt 1822. Nov. Nro. 220. 4) Über diesen berühmten Dichter, der am 12. Jan. 1788 geboren wurde und am 19. April 1824 zu Missolunghi in Griechenland starb, sollte hier ein Artikel folgen; noch wird aber über diesen merkwürdigen Mann, seinen Charakter und seine Leistungen so viel gestritten, noch drängen sich Schriften über ihn von Freunden und Feinden so, daß ein Versuch über sein Leben und seinen Charakter für ein Werk, wie dieses, noch zu früh kommen würde, und es rathsamer scheint, diesen Artikel einem künftigen Ergänzungsbande vorzubehalten. (*H.*)

*) Die schönsten Proben seines Pinsels zu Gaibach, Pommersfelden, Bamberg, Würzburg und Schleißheim wird das Pantheon der Künstler Bambergs aufzählen — weitere Nachrichten finden sich in Füeßli Bd. I. II. — Mannlich, Lipowsky und *Heinecken* Dict. des Artistes.

1) Journal de physique an X. floreal. p. 345 und Bullet. de la Soc. philom. n. 62. 2) Hist. natur. d. anim. sans vertèbres. V. p. 501. 3) Règne animal. II. 4) Lamarck verwechselt immer noch das Vorder- und Hinterende der Muscheln, worauf wol zu achten ist.

ätzenden Feuchtigkeit in Steine und Steinkorallen ein. Von den 5 Arten, welche Lamarck aufführt, sind die bekanntesten:

Byssomya rugosa (Saxicava rugosa *Lam.* Mytilus rug. *Linn.* — *Pennant* Britt. Zool. IV. t. 63. f. 72. Die Schale eiförmig rauh, der Länge nach gestreift, an beiden Enden stumpf. Im Nordmeer, zumal an engl. Küsten.

Byssomya pholadis (Saxicava pholadis *Lam.* — Mytilus pholadis *Linn.* mantiss. *L. Gmel.* — Müller Zool. Danica III. t.87. f. 1—3 — Mya byssifera *Fabric.* Fauna Groenland p 408). Schale länglich rauh, der Länge nach runzelig, hinten stumpfer. In großer Menge an Norwegen, Island, Grönland und den Färoeinseln. (*Nitzsch.*)

BYSSUS, Byssus, Muschelseide, Muschelfäden, Bart der Muscheln. So wird eine merkwürdige, bei nicht wenigen im Meere lebenden, zweischaligen, kopflosen Manteltbieren vorkommende Bildung genannt, welche in einem Bündel biegsamer Fäden von hornartiger Substanz, aber sehr verschiedenen Graden der Stärke oder Feinheit besteht. Dieses Fadenbündel kömt aus der Basis des Fußes oder dem Stumpfe des Thieres, oft mit einem kleinen ungetheilten Stiel, und theilt sich, wol ästig, in mehr oder weniger (oft in eine große Menge) Fäden, die, gewöhnlich mittelst kleiner scheibenförmiger oder unregelmäßiger Ausbreitungen, am Meergrunde, an Felsen, Conchylien, oder andern fremden Körpern sehr fest ansitzen und so das Thier fixiren. Bei manchen Gattungen z. B. bei Tridacna, Anonica Avicula) und Perna sind diese Fäden sehr grob und hart, wie gespaltenes Horn oder Fischbein; bei einigen aber, und vor allen bei den Steckmuscheln (Pinna L.), gleichen sie an Feinheit und Glanz der ungezwirnten Seide. Außerdem kommen verschiedene, zwischen jenen Extremen liegende, Grade der Feinheit oder Stärke des Byssus vor. Bei manchen Muscheln, z. B. bei Pecten, Perna, sind die Fäden deutlich platt, wie kleine Riemen, bei den Pinnen erscheinen sie unter dem Mikroskope in langen Strecken ganz gleich drehrund, in andern Strecken aber wieder breiter, und es ist möglich, daß sie da flach sind. Bei einigen Mytilis sah ich sie gleichmäßig drehrund. Bei Mytilus Modiolus sind sie von Abstand zu Abstand knotig oder etwas erweitert, wie die Tasthaare mancher Robben. Ihre Farbe ist braun, bräunlich, gelblich, olivenfarb, schwarz, grünlich-schwarz, auch wol bläulich. Die Länge des Byssus ist auch verschieden und gestattet den Bewegungen der damit befestigten Muschel einen größern oder geringern Spielraum; am beträchtlichsten ist sie bei den, freilich ohnehin sehr groß werdenden, Pinnen, deren Bart eben deswegen, so wie wegen seiner ausnehmenden Feinheit und Schönheit zu mancherlei Geweben (zumal Strumpfgeweben, als Handschuhen, Strümpfen), theils ohne, theils mit Zusatz anderer verwebbaren Stoffe, zumal in Neapel, Sicilien, Malta und dem südlichen Frankreich benutzt wird [1]).

Was die Muschelgattungen betrifft, welche mit dem Bart versehen sind, so sind es größtentheils einspierige oder kaum zweispierige (d. h. solche, die nur mit einem einzigen oder mit einem zweiten aber sehr kleinen Schließmuskel versehen sind) zumal sind es solche, welche von Cuvier zur Familie der Austerartigen (ostracea) gezählt werden. Dergleichen Ostracea sind die Gattungen Pecten (zum Theil), Lima, Pedum [2]), Malleus (oder Tudes Oken), Vulsella, Perna, Meleagrina, Anonica (Avicula *Lam.*), Pinna, vielleicht auch Crenatula.

Von den Mytilaceis haben Mytilus, Modiolus, Lithotomus, von der Familie der Benitiers *Cuv.* beide Gattungen, Tridacna und Hippopus; von den vollkommen zweispierigen unter den Sackmantelmuscheln nur Byssomya, aber, wie es scheint, keine Gattung der Cardiacea *Cuv.* den Byssus.

Einige dieser Byssustragenden Muschel-Gattungen schließen die Schalklappen völlig aneinander, ohne eine merkliche Lücke für den (in diesem Falle wol immer ziemlich feinfädigen) Bart zu lassen, der folglich hier beim völligen Schluß der Klappen eingeklemt werden muß, mehrere aber zumal Tridacna Anonica, Meleagrina, Pecten) haben einen Ausschnitt in der einen oder in beiden Schalklappen, durch welchen eine, auch bei geschlossener Schale, stets offenstehende Lücke oder Öffnung zum Austritt des Bartes gebildet wird. Manche, namentlich die Limen sollen, mittelst ihrer Bartfäden kleine Steine und Conchylien absichtlich umwickeln und ihre Schale mit diesem Gewirre, um sie zu schützen, überlegen. Diejenigen, welche in Steine bohren, hören auf, den Byssus zur Anheftung zu benutzen, und scheinen ihn überhaupt zu verlieren, sobald sie sich eingebohrt haben.

Die Natur und Entstehung des Muschelbartes ist noch wenig bekant und es herrschen darüber verschiedene Meinungen. Nach der Ansicht, welche Reaumur (in den Mémoires de l'acad. des sciences) und Mademoiselle Masson le Golft (Journal de physique 1779 Dec.) aufgestellt, und die heutigen französischen Naturforscher größtentheils angenommen haben, ist dieses Gebilde ein verhärtetes Gespinst, welches erneuert und auch durch neue Fäden verstärkt werden kann. Der Stoff dazu soll in einer Drüse abgesondert werden, die sich an der Wurzel des Fußes befinde, und die Muschel soll mittelst des Fußes und in einer Furche desselben den klebrigen Spinnstoff in (später verhärtende) Fäden ziehen, und diese an

1) Man nimt zu diesen Geweben die Seide der Pinna nobilis, indem man ihnen die natürliche gelbbraune Farbe läßt. Sie sind nicht nur von schönem Ansehen, sondern auch ziemlich dauerhaft und geben eine sehr warme Bekleidung. Da man aber bisher nicht im Stande gewesen ist, die Pinnenseide in beträchtlicher Quantität zu gewinnen, so haben die Manufakturen, die sich mit der Verarbeitung derselben beschäftigen, Noth sich zu halten. Die Muschelseidenzeuge sind daher auch nirgends sehr in Gebrauch gekommen und mehr ein Gegenstand der Curiosität geblieben. Wenn es gelänge, die Steckmuscheln so wie Austern und Miesmuscheln zu hegen, so könnte vielleicht eine größere Ausbeute des Byssus zu hoffen seyn.

2) Ob diese seltene kostbare Muschel, Pedum spondyloideum Lam., Ostrea spondyloides L. (welche das hallische akademische Museum vor einigen Jahren aus der Boltenschen Conchylienauktion in einem vollständigen Exemplare acquirirt hat), einen wirklichen Byssus habe, ist mir jedoch zweifelhaft. Wegen der eigenthümlichen Furche, in welche sich der Ausschnitt der einen Schale fortsetzt, vermuthe ich, daß hier ein ungetheiltes, horniges Band die Stelle des Bartes vertritt.

der Stelle, wo sie sich anheften will, befestigen. — Cuvier[3]) sagt nur, daß die Muschel mit dem Fuße ihren Byssus anhefte, und solchen erneuern könne, übrigens sey die Natur dieses Gebildes noch nicht gewiß ausgemittelt; Poli meine, es sey dasselbe eine Verlängerung von Muskelfasern. Nach Heusinger[4]) aber hält Poli den Byssus für eine Art Haargebilde, ähnlich den Säugthierhaaren. — Wahrscheinlich sagt Poli (dessen Werk ich nicht zur Hand habe) beides, und ist über die Beschaffenheit dieser Bildung ebenfalls ungewiß. Übrigens versichert Cuvier[5]) bei Tridacna gigas die Bartfäden sehnig gefunden und einen unmittelbaren Übergang derselben in Muskelfasern gesehen zu haben. — Heusinger[6]) vergleicht den Byssus einmal mit der Haftplatte der Anomien, welche sich vor das Loch der einen Schalklappe legt und dann wieder (sehr unpassend) mit den Fangarmen der Lockenfüßler (Cirripedia), indem er für das wahrscheinlichste hält, daß in dem Innern der Fäden eine zusammenziehbare Substanz sey, und die Muschel sich durch Saugnäpfchen, mit denen die Fäden endigen, ansauge. — Weit ähnlicher als die Lockenfüße der Cirripedien (welche als wahre, zusammengesetzte, mit Muskeln, Nerven, Gefäßen versehene Leibesglieder wol nichts mit den einfachen Byssusfäden gemein haben) ist wol dem Byssus die hornige, ungetheilte, bisweilen bandartige Masse, mit welcher sich die Archenmuscheln (Arca *Lam.*) fixiren. Diese Hornmasse scheint wirklich ein ungetheilter und unausgebildeter Muschelbart zu seyn. Übrigens möchte ohne direkte Beobachtung der ersten Bildung oder Erneuerung des Byssus und der Art, wie die Muschel denselben anheftet, schwerlich etwas Sicheres über die Natur desselben bestimt werden können. Daß aber ein so einfaches Gebilde wieder erneuert werden kann, ist um so weniger zu bezweifeln, da in der Familie der Mantelthiere weit vollkommenere Theile reproducirt werden. (*Nitzsch.*)

BYSSUS, Byssum, war bei den alten Ägyptern von zweierlei Art: die eine von der grünlich goldenen Seide des Seeseidenwurms der Alten, oder unserer Steckmuschel (pinna marina), die im mittelländischen Meere, bei Smyrna, Sicilien, Corsika, Minorka, und vorzüglich im Golf von Tarent gefangen wird. Diese Seide ist der schönste und kostbarste aller bis jetzt bekannten Webestoffe, blos zu Prachtgewändern bestimt. Die andere Art Byssus, ein Gewebe von Baumwolle und Flachs, oder von jener allein, aus den Zeiten der Semiramis, das damals zur gewöhnlichen Kleidung, und zum Einwickeln der Mumien diente. Auch dürfte unter der zweiten Byssusart wol nur dasjenige Gewebe zu verstehen seyn, welches man aus der seltenern gelblichen oder röthlichen Baumwolle verfertigte: ein echter Nanking. Vielleicht haben die Alten unter dem allgemeinen Namen Byssus, alle kostbare gewebte Zeuge begriffen*). (*Th. Schreger.*)

3) Règne animal, II. p. 450. 4) Histologie I. 2. p. 244. 5) Règne animal, II. p. 476. 5) Am a. O. S. 244 u. 245.

*) Über den Byssus der Alten lieferte eigne Untersuchungen Reinh. Forster de bysso antiquorum, Berl. 1776. Vgl. Gossypium.

BYSSUS, wird in der Pilzkunde theils als Benennung einer Gruppe, theils als Name einer Gattung gebraucht. Nämlich die Faserpilze (Erineum, Monilia, Helenesporium) heißen überhaupt so. Aber als Gattungsnamen gebraucht man jetzt das Wort Byssus für die zartesten ästigen niederliegenden Fasergebilde, die ohne Spur von Sporen an der Luft zerfließen. Diese erzeugen sich meist unter der Erde in Gruben, und sind mit dem Faser-Gewebe zu vergleichen, welches im Frühling aus dem schmelzenden Schnee sich an die Erde unserer Felsen anlegt. (Racodium rupestre). (*Sprengel.*)

BYSTROPOGON, Herit., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der 14ten Linné'schen Klasse. Char. Kelch mit 5 pfriemenförmigen Zähnen und inwendig mit Zottenhaaren besetzt. Oberlippe der Corolle gespalten, die untere dreitheilig. 1. B. *pectinatus* Herit., mit gedrängten Rispen, einseitigen Blüthen und herz-eiförmigen Blättern. In Jamaika. (Nepeta pectinata L.). 2. B. *sidaefolius* Herit., mit sehr schlaffen Rispen, in Wirbeln stehenden Blüthenstielen und herzförmigen Blättern. In Peru. 4. *B. plumosus* Herit., mit gabelförmig getheilten Rispen, gefiedertem Kelche und eiförmigen gesägten unten filzigen Blättern. Auf den canarischen Inseln. (Mentha plumosa L. suppl.). 4. B. *origanifolius* Herit., der vorigen Art ganz gleich, aber die Blätter glattrandig. Eben dort. 5. B. *canariensis* Herit., mit ähnlichen Rispen, aber knopfförmigen Blüthen und eiförmigen gekerbten unten behaarten Blättern. Eben dort. (Mentha canariensis L.). 6. B. *punctatus* Herit., mit ähnlichen Rispen und Blüthenknöpfen, aber glatten punctirten gezähnten Blättern. Auf Madera. 7. B. *mollis* Kunth., mit sich windendem Stamm, eiförmigen gesägten unten filzigen Blättern und Blüthen, die in dichten Wirbeln stehn. In Quito. 8. B. *suaveolens* Herit., mit herzförmigen gesägten Blättern und gedrängten gestielten Blüthenwirbeln. In Westindien. (Ballota suaveolens L.). (*Sprengel.*)

BYTHMUS, nennt Leach (Zoolog. Miscell. Vol. III. p. 82) eine Käfergattung, die sich von Psilaphus durch ein beilförmiges Endglied der Kinnladentaster, und durch Verdickung des zweiten Fühlergliedes auszeichnet. (*Germar.*)

Bytté, s. Falster.

BYTURUS. Filzkäfer. Eine von Latreille errichtete Käfergattung aus der Familie der Aaskäfer (Necrophagi), aus dem Dermestes tomentosus Auct. gebildet. (*Germar.*)

BYZANTIUM (*Βυζάντιον*), eine Kolonie von Megara[1]), das vorzüglich nach der Propontis handelte, und daselbst früher schon Selymbria und Chalkedon angelegt hatte[2]), in Verbindung mit dem thrakischen Fürsten Byzas[3]) (s. diesen) am thrakischen Bosporos auf einem dreieckigen Vorgebirge angelegt, nach Ptolemäos[4]) unter 56:43, 6. Schon früher stand auf der Stelle ein Flecken Lygos[5]). Der Mythus setzt die Stiftung schon

1) *Scymn.* 715. *Raoul-Rochette* hist. d. col. Gr. III. 297. 2) *Herod.* IV, 144; *Scymn.* 714. 3) *Steph. Byz.* *Βυζάντιον*; *Eustath.* ad *Dionys.* Per. 803; *Dionys.* Byz. bei *Hudson.* III. p. 3. 4) III, 11. 5) *Plin.* IV, 17.

ı die Zeit der Argonautenfahrt [6]); nach Eusebios aber
illt die Ansiedelung von Megara in das 3te Jahr der
Osten Olympiade 654 v. Chr. Die 60 Stadien land-
nwärts gehende Bucht Keras — also genant wegen der
hnlichkeit mit einem Hirschgeweihe, — auf der Nordseite
ldete einen sehr geräumigen, sicheren und tiefen Hafen,
m die Strömung des Bosporos stets eine ungeheuere
lenge Pelamyden zuführte [7]), wegen der großen Vor-
eile, die er der Stadt darbot, Chrysokeras (Gold-
orn) genant, welchen Namen jedoch nach Plinius [8]) die
ı den Hafen gränzende Landzunge führte. Der vortheil-
aften Lage ungeachtet wollte der Ort bei dem sinkenden
handel von Megara und der Unaufmerksamkeit der übri-
n Griechen auf dieselbe doch nicht recht empor kom-
en, bis Milet, die Besitzerin des pontischen Handels,
h durch eine Ansiedelung daselbst die Ehre der zweiten
tiftung erwarb [9]), gleichwol fühlten sich die Bewohner
i der Unterjochung der kleinasiatischen Griechen durch
e Perser zu schwach, diesen Widerstand zu thun; sie
anderten, ohne die Perser abzuwarten, mit ihrer Habe
us, und legten Mesembria am Pontos an. Die leere
tadt verwüstete die persische Flotte [10]) so sehr, daß
kylax im Periplus den Ort gar nicht bemerkt. Nach
r Niederlage des Xerxes kehrten indeß, wie es scheint,
ieder alte Bewohner zurück, und der spartanische Feld-
rr Pausanias, der sich häufig hier aufhielt, bemühte
h sehr für die neue Bevölkerung des neubefestigten Or-
s, dem er bei der Mehrzahl der dorischen Bewohner
parta's Einrichtungen gab, so, daß die Byzantier ihn
s neuen Stifter ansehen konnten [11]). Der dorische Dia-
kt und die dorischen Einrichtungen blieben hier herr-
hend [12]), auch, als Athen Sparta die Hegemonie ab-
ang, als Seemacht Byzanz beherrschte, und viel zur
erschönerung des Ortes beitrug [13]). Die Stadt, deren
Wichtigkeit man als Niederlage der Magazine, und als
Sammelplatz der Flotten bei Seeunternehmungen immer
ehr kennen lernte, wuchs während aller Kriege, welche
e Griechen bald unter sich, bald mit den persischen Sa-
apen führten, so, daß sie am Ende des peloponnesischen
rieges als eine sehr feste und durch die bedeutende Zahl
iner kriegerischen Bewohner wichtige Stadt erscheint [14]).
Doch mußte sie jetzt noch eine Zeitlang sich einen
partanischen Harmosten gefallen lassen [15]). Erst als
Sparta's Macht zerfiel, wurde Byzanz völlig frei, und
on jetzt an beginnt der blühende Activhandel des Ortes,
r vorzüglich im Aufkauf und in der Ausfuhr des Ge-
reides bestand. Philipp von Makedonien that sie theils
urch eigene Kraft, theils durch Hilfe der Athenäer glück-
chen Widerstand. Auch Alexander, mit andern Unter-
ehmungen viel zu sehr beschäftigt, focht ihre Freiheit
icht an; aber mit den räuberischen Thraliern, die ihr
Gebiet von der Landseite umgaben, hatte sie beständig
ı kämpfen und die Galater konnte sie nur durch Jahr-
elder in Ruhe erhalten, die zuletzt so unerschwinglich

6) *Diod.* IV, 49. 7) *Strab.* VIII, 6, 2. πηλαμυς, eine
Art Thunfisch, auf byzant. Münzen *Eckel.* I, 2, 28. 8) *Plin.*
II, 17. 9) *Vellej. Pat.* II, 15. 10) *Herod.* VI. 33. 11)
ustin. IX, 6. 12) *Polyb.* IV, 52. 13) *Amm. Marc.* XXII,
. 14) *Diod.* XIII, 66. 15) *Xenoph.* Anab. VII, 2 ff.

wurden, daß sie sich am Ende, als die Griechen ihr Beihilfe weigerten, genöthigt sah, zur Ausbringung derselben einen Sundzoll anzulegen, dem sie, von Rhodos und Bithynien genöthigt, wieder entsagen mußte [16]); doch fand sie am Ende auch durch die Vertilgung und den Abzug der Galater Ruhe. Ihre glücklichste Periode begann, als sie sich während des Krieges der Römer mit dem jüngeren Philipp von Makedonien unter die Herrschaft der Römer begab. Ohne Theilnahme an dem Kriege besaß sie ein bedeutendes Gebiet an den Küsten des Pontos, und war im ruhigen Besitz ihres Handels und des wieder eingeführten, mit den Römern getheilten, Sundzolles [17]), wobei sie nach eigenen Gesetzen fortleben durfte. Durch die reichen Einkünfte der Stadt war die starke und wohl ausgedachte Befestigung derselben durch dicke Mauern von Quadersteinen, die durch eiserne Klammern befestigt waren, und Thürme [18]) möglich geworden, die jedoch der Kaiser Severus mit der Stadt selbst zerstörte, als er sie, die sich für den Gegenkaiser Pescennius Niger erklärte, erst nach dreijähriger Belagerung durch Hunger bezwang [19]). Zwar stellte dieser nachher die Stadt, so weit er es vermochte, wieder her [21]); aber den gesunkenen Wohlstand konnte er nicht wieder heben. Unter Gallienus wurde Byzanz von seiner eigenen Besatzung geplündert, und viele Bürger wurden ermordet. Gleichwol konnte die Stadt noch den K. Claudius gegen die Gothen unterstützen [22]). Neues Leben in derselben begann, als Konstantin d. Gr., in Rom nicht geliebt, und durch die Kriege mit den Persern und Gothen genöthigt, einen andern Sitz für die Regirung zu wählen, im lebendigen Anschauen der Wichtigkeit der Lage, den Entschluß faßte, hieher seine Residenz zu verlegen, und ein neues Rom hier aufblühen zu lassen. Nach dem Muster des alten Rom wurde die neue Residenz angelegt und prächtig ausgeführt. Die Bevölkerung kam durch den Aufenthalt eines glänzenden üppigen Hofes theils von selbst, theils wurde sie befördert. Das alte Byzanz hatte nach Dionysios von Byzanz 40 Stadien im Umfange und begriff nur zwei Hügel; Konstantin begriff gleich 4 und einen Theil des 5ten Hügels in seinen Plan, und gab ihr einen Umfang von 1¼ geogr. Meilen; aber die Bevölkerung nahm immer zu, neue Quartiere wurden angelegt [23]), hohe und feste Mauern gezogen, welche die Vorstädte mit einschlossen [24]), fast in derselben Ausdehnung, welche die Stadt jetzt hat. Die Stadt lag in ihrer größten Ausdehnung, welche ihr wahrscheinlich K. Heraklius gab, auf 7 Hügeln, und war, wie Rom, in 14 Regionen getheilt. Vgl. *Petri Cyllii* de Constantinopoleos topographia L. IV. Lugd. Bat. 1632, der auch die merkwürdigsten Gebäude in jeder Region beschreibt [*]). Aber, obgleich alles in Nachahmung Roms

16) *Polyb.* IV, 45. 17) *Strab.* VII, 6, 2; *Herodian.* III, 1. 18) *Plin.* IV, 17. 19) *Herodian.* l. c. *Dio Cass.* LXXIV, 10. 20) *Dio Cass.* l. c.; *Herodian.* III, 6. 21) *Steph. Byz.* Σεβηρος; *Spart.* Carac. 1; *Zos.* II, 30. 22) *Treb. Poll.* Gall. 6; Claud. 9. 23) *Zos.* II, 35. 24) *Zos.* XIII, 23.

*) Außerdem s. *Du Fresne* Byzantii veteris Origines in B. 1. der descriptio urbis Constant. T. XIV. der Scriptorum Byzant., und das. T. XV. *Anselm. Banduri* Comment. in Antiqu.

angelegt war; nur an Menschenzahl und Größe, nicht an Menge, Pracht und Kunstgeschmack der öffentlichen Gebäude kam es dem Vorbilde gleich. Daher wollte auch der Name Neu-Rom, den der Stifter ihr gab [25]), nicht haften. Die Stadt ward von ihrem neuen Stifter Konstantinopolis benant. Münzen der Stadt sind weniger aus der Zeit ihrer Freiheit, als aus der Periode unter den Kaisern vorhanden [26]). (*Ricklefs.*)

Die Verfassung von Byzanz, auf dorische Institute gegründet, hatte, meist von äußerer Macht bestimt, mehrere Abwandlungen. Erster Ordner des Gemeinwesens scheint der Chalkedonier Dineos gewesen zu seyn [1]), in der Sage Nachfolger des Königs Byzas [2]). Der Bürgerstand hatte dienstbare Bithyner, vielleicht von der Zeit der Niederlassung her, zur Unterlage [3]); Neigung zur Demokratie mag bei der zahlreichen Klasse Gewerbtreibender [4]) in dem Seeverkehr früh erwacht seyn; es fehlte nicht an innern Unruhen; in einer solchen wurden einst Neueingebürgerte vertrieben [5]); die Befreiung von Sparta's Herrschaft gab der Demokratie die völlige Gestaltung [6]), und solche heißt die Verfassung von dieser Zeit an [7]). Auch fehlten nicht Demagogen [8]), und verrufen ist das Wort eines solchen „das Gesetz spreche, was er wolle [9])." Als äußere Form der Verfassung erscheinen in dem byzantiner Volksbeschluß bei Demosthenes [10]): die Volksversamlung (*Ἁλία*), der Rath (*Βωλά*), welcher jener seinen Antrag (*ῥήτρα*) vorlegt; der Hieromnamon, als erster Magistrat; dazu komt der Strateg, in späterer Zeit gewiß sehr bedeutend [11]). Dorisch erhielt sich in den genannten Schriftdenkmälern die Sprache; die Sitte, gefährdet durch Fremdenverkehr [12]), entartete zur wüsten Schwelgerei [13]); der Strateg Leonidas verlegte die Schenken auf die Stadtmauer, um Bürger dort zur Wache zu halten. Die Finanzen krankten beständig [14]); das Eisengeld [15]) war wol Erzeugniß des Mangels. Nachdem es sich den Römern angeschlossen und diesen gegen Antiochus, Perseus ꝛc. [16]) geholfen, kam Byzanz, zwar fernerhin freie Stadt genant [17]), in deren Gewalt, und sehr bald in die Drangsale der Bürgerkriege und die Plackereien der Statthalter [18]). Auch einen Theil des Seezolls nahm Rom [19]); unter Kaiser Claudius mußte Byzanz um Erlaß der Steuern bitten [20]). Nach der 3jährigen Belagerung von einem Heere des Severus, wurde es von diesem seiner waffentragenden Bürger und Mauern beraubt und als Ort ohne Stadtrecht an Korinth gegeben [21]); nachher von Severus hergestellt [22]); unter Gallienus durch das Morden der Besatzung fast aller Einwohner beraubt [23]); unter Claudius von den Gothen befeindet, die aber bei Byzanz mit Hilfe der noch übrigen Einwohner geschlagen wurden [24]); endlich, als Licinius sich in ihm gesetzt hatte, von Konstantinus eingenommen und nun des Reiches zweite Hauptstadt [25]). (*W. Wachsmuth.*)

Kultusgegenstände zu Byzanz waren vornehmlich Io und Artemis Orthosia. (Herodot. 4, 87.).

In Wissenschaft und Kunst hat sich Byzanz niemals ausgezeichnet, wenn gleich einzele Byzantiner als Ausgezeichnete genant werden, wie Python, Gesandter Philipps in Theben, von welchem gesagt wird, daß er nur dem Demosthenes an Beredtsamkeit nachgestanden (Diod. 16, 85.), die Dichterin Myro, der Grammatiker Aristophanes, welche, nebst noch einigen *andern*, ins alexandrinische Zeitalter gehören.

Die Periode der byzantinischen Gelehrsamkeit fällt erst in die Periode des oströmischen Reiches, und kann nur im Zusammenhange mit der selten erfreulichen Geschichte vorgetragen werden. Nur dürfte, weil sie besonders ihren Namen von Byzanz führen, vorläufig der

Byzantinischen Geschichtschreiber hier zu gedenken seyn. Unter dem Namen derselben ist eine große Samlung vorhanden: **Historiae Byzantinae scriptores**, mit deren Herausgabe Ph. Labbé, Par. 1645 den Anfang machte. Ihm folgten Fabrotti, du Fresne u. A., und so erschienen bis 1711 42 Bände Fol., mit Vermehrungen zu Venedig 1729 fgg. in 27 Bden. Fol. Einzele Geschichtschreiber wurden von Zeit zu Zeit nachgeliefert, und noch sind nicht alle gedruckt. Dem Inhalte ihrer Schriften nach hat man sie in verschiedene Klassen abgetheilt: 1) Chronographen, 2) Oströmische Geschichtschreiber in größerem Umfang, 3) Chronisten, welche einzele Zeiträume, Regirungen und Begebenheiten berichten, 4) Schriftsteller über Verfassung, Alterthümer, Sitten und Gebräuche. Die Anzahl dieser Schriftsteller von verschiedenem Werth und Gehalt beläuft sich über *50*, *unter* ihnen sind aber wieder Einige, welche den Namen byzantinischer Geschichtschreiber im engeren Sinne verdienen, indem sie eine vollständige Geschichte des oströmischen Reiches von Konstantin an bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken geliefert haben, so daß der eine immer der Fortsetzer des Andern wurde. Diese sind: Zonaras, dessen Geschichte bis 1118 reicht, Niketas Akominatos Choniates (bis 1204), Nikephoros Gregoras (bis 1359), und Laonikos Chalkondylas (bis 1462). Weiter noch geht Georg Phrantzes, nämlich bis 1477. Die vier ersten sind zusammen herausgegeben worden (zuerst Par. 1567. 3 Bde. Fol.), das Werk von Phrantzes, welches in kei-

---

Constantinop. Unter den Neueren Manner's Geogr. d. Griechen und Röm. Th. 7. Heyne Antiquit. Byzant. in N. Comm. Gott. I. Einen Grundriß findet man in Barthelemy voyage du j. Anach. T. 2. Pl. 2. (*H.*)

25) *Paul. Diac.* VI, 47. 26) *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1636 ff.

1) *Hesych. Miles.* 315. *ἐστρατήγησε τοῦ δήμου.* 2) Ebendas. 3) *Athen.* VI, 271. C. 4) *Aristot.* Pol. IV, 4, 7. 5) V, 2, 10. 6) *Xenoph.* Hell. IV, 8, 27. 7) *Theopomp.* bei *Ath.* XII, 526. *E. Memn.* bei *Phot.* 724. 8) *Demosth.* Lept. 470. 9) *Sext. Empir.* adv. Math. 71. B. edit. Genev. 10) de cor. 255 11) *Chandler* inscr. 94. 95. *Hesych. Mil.* 315. 12) *Aristot.* Pol. III, 4, 1. 13) *Damon.* bei *Athen.* X, 442. *C. Ael.* V. H. III, 14. 14) *Aristot.* oec. II, 283. *E. Casaub.* 15) *σιδάρεοι Aristoph.* nub. 248. u. schol. *Poll.* onom. VII, 166. IX, 78. *Hesych. s.d.* 16) *Tac.* A. XII, 62. 17) *Plin.* h. n. IV, 18. 18) *Dio* I, p. 51. 52. *Reim. Cic.* Prov. cons. 3. 19) *Str.* VII, 320. 20) *Tac.* A. XII, 63.

21) *Dio* LXXIV, 10 — 14. 22) *Spartian.* P. 97. E. 23) *Trebell. Poll.* 178. B. 24) 205. B. 25) *Zosim.* II, 23 — 26.

ner Samlung steht, gab Alter heraus: Chronicon rerum byzantinarum libb. IV. Wien 1796. Fol.

Von dem Leben und den Schriften der sämtlichen Byz. Geschichtschreiber im weitern Sinne handelt ausführlich Mart. Hanke de Byzantinarum rerum scriptoribus graecis Leipz. 1677. 4. Vgl. *Fabricii* bibl. gr. ed. Harless Vol. VII. p. 435 sqq. 518 sqq. Vol. VIII. Meusel in der Bibl. histor. Vol. V. p. 1. p. 108 sqq. Vgl. Eichhorn Gesch. d. Liter. I. 211. 501 fgg. Wachler Handb. d. Gesch. d. Liter. N. A. II. 67 fgg.

Die byzantinische Kunst gehört in eben jene Periode. Sie ist eine Fortsetzung der griechischen und römischen, die aber hier immer mehr entartete, deren Untersuchung aber schon darum wichtig bleibt, weil sie den Übergang von der althellenischen zu der christlichen Kunst zeigt. Einen sehr großen Einfluß hatte ohne Zweifel der Umstand, daß der byzantinische Hofstat immer mehr auf orientalischen Fuß eingerichtet wurde. Die Pracht siegte über die Form, die Bekleidung über den Körper, der äußere Schimmer über den inneren Geist. Der Kastraten, von denen es an jenem Hofe wimmelte, dürfte hiebei wol besonders zu gedenken seyn, da sie sowol nach Costume als Geschlechtlosigkeit bei Darstellung der Engel zu Vorbildern gedient haben. Wie nun aber die Kunst auch beschaffen war, so ist so viel gewiß, daß sie doch nie ganz aufhörte, denn man findet bis zum 12. Jahrhund. byzantinische Künstler und Kunstwerke. Die Malerei ward aber mehr befördert als die Plastik. Über die Verzweigungen der byzantinischen Malerschule und ihres trockenen, steifen Styls dürften wir wol noch genauere Untersuchungen zu erwarten haben, seitdem Göthe erklärte, daß sie „wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet habe; daher sich denn auch manches Trockne, jener düstern Schule völlig Ähnliche, in Köln und in der Nachbarschaft finde." Wie sich der byzantinische Geschmack in der Malerei verbreitete, soll er sich auch in der Baukunst verbreitet haben, und neuere Forscher erklärten die sonst sogenannte gothische Baukunst für eine byzantinische, während jedoch Andere sie lieber für eine neugriechische erklären wollen. Wir verweisen hier einstweilen im Allgemeinen auf Heyne's Abhandlungen de interitu operum cum antiquae tum serioris artis quae Constantinopoli fuisse memorantur ejusque causis ac temporibus (Comment. S. R. G. T. XII.) und Artes ex Constantinopoli nunquam prorsus exulantes usque ad instauratas in Occidente artium officinas (T. XIII.), Göthe, Kunst und Alterthum am Rhein und Main Hft. 1. Wiebeking bürgerl. Baukunst Bd. 1. S. 588. *(H.)*

BYZANTINER MÜNZEN (Byzantii, Byzantini Romanati, Constantinati, Michalati, Manuelati etc.). Unter diesem Namen begreift man alle die Münzen, welche unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser bis zum Verlöschen ihrer Reiche ausgingen. Die Menge der Goldmünzen, die damals im oströmischen Reiche geprägt wurden, machen die lange Reihe dieser Münzen zu einer der bedeutendsten in Rücksicht auf ihren Metallwerth, und die mancherlei Eigenthümlichkeiten, die sie trotz aller Einförmigkeit im Allgemeinen auszeichnen, erheben sie, als Belege zu Angaben, die nur sehr mangelhaft uns zugekommen sind, zu einer der beziehungsreichsten und wichtigsten. Liebhaber haben ihr daher in neuerer Zeit größere Aufmerksamkeit geschenkt, als im Allgemeinen früher geschah, aber doch werden nur wenige sie beachten können, weil ihre Kostbarkeit sie von den Samlungen der meisten Münzfreunde ausschließt. Da sie fast in allen Kabineten mit den Münzen der römischen Kaiser verbunden sind, so ist der Punkt, wo die Byzantiner anfangen, nirgend recht genau bezeichnet. Der Natur der Sache nach fangen sie da an, wo das römische Kaiserreich in zwei gesetzlich getrennte Theile zerfiel und die Abweichungen von der römischen Münze der mittleren Kaiserzeit, welche sich auf einmal, seit der Zeit, als der Orient allein noch römisch war, bemerklich machen, trennen sie auch für den Dilettanten von allen früheren Erscheinungen. — Auffallend genug ist's, daß in jener Zeit der Auflösung und Verarmung des Stats doch diese ununterbrochne Goldreihe sich vorfindet, so daß aus der Reihe der griechischen Kaiser und Exarchen, nur Constans II. und Maximus, die aber nur zu Augusten sich aufwarfen, Sebastianus Leo V., Alexander, Romanus II., Theophano, Joh. Zimisces und Theodor I. in Gold ausfallen, diejenigen abgerechnet, von denen bis jetzt noch gar keine Münzen bekant geworden sind, nämlich:

Romanus III.
Michael IV.
Michael V.
Michael VI.
Alexius III—V.
Andronikus III. (zweifelhaft).
Johannes V.
Matthäus Cantacuzenus
Andronikus Paläologus
Manuel II. Pal. und
Joh. VII.

Seit Constans II. (auch Constantin) begint die griechische Sprache auf den Münzen dieser Klasse neben der lateinischen sich bemerklich zu machen, unter Leo IV. Chazarus komt sogar neben der griechischen die arabische vor und mit seltnen Unterbrechungen, die wol durch die Bestimmung dieser Münzen für das Exarchat sich erklären lassen, ist von Nikephorus und Stauracius an, die griechische Sprache mit bestimmter Andeutung ihrer neuen Ausartung auf diesen Münzen vorherrschend (*IIIΣTV* statt *πιστοι* auf den Münzen Michael II. Balbus, Basilius I. Macedo rc.) sie alle tragen entschieden christlichen Charakter und wenn man Münzen einen beglaubigteren Charakter als manchen andern Denkmälern zutrauen darf, so sind sie für die Geschichte mancher christlichen Glaubensmeinungen von vorzüglicher Wichtigkeit. So findet sich auf ihnen die h. Demeter früher (K. Irene) als die Darstellung Christi (zuerst unter Michael I.). Die Madonna komt unter Leo VI., aber noch in der früheren bedenkenden Form vor, später die h. Drei Könige (Joh. Zimisces) und der h. Georg (Alexius I.) und Eugenius (Manuel I.), und so läßt sich durch diese Münzen das Hervortreten oder die Blüthe manches Cultus belegen, der in der griech. Kirche in Aufnahme war. Auffallend

ist in der äußeren Form dieser Medaillen die schüsselförmige Gestalt, die zuerst bei Constantin XI. (1025 — 1028) erscheint und mit den hohlen Brakteaten jener Zeit wol in Verbindung gebracht werden mag; so wie denn überhaupt die Beziehung dieser Münzreihe zu ähnlichen gleichzeitigen, die schon Du Fresne damit zusammengestellt hat, und mit den neuerdings erst bekant gewordenen der Könige von Jerusalem, die Wichtigkeit dieser Münzklasse erhebt. Für diese Vergleichungen bietet die, überhaupt immer als Grundlage jeder Forschung in diesem Gebiete zu nennende, Abhandlung: De Imperatorum Cpolitanorum, s. de inferioris aevi vel Imperii numismatibus Diss. auct. Carolo Du Fresne hinter dessen Glossarium ad inscript. mediae et infimae Latin. und im Corp. Hist. Byz. T. XXII. und neuerdings *Marchant's* Mélanges de numismatique et d'histoire ou Corresp. sur les médailles et monnaies des Empereurs d'Orient, des princes croisées d'Asie, des Barons français établis en Grèce etc. avec figures. Paris et Metz 1818. 8., die leider dem Verfasser dieser Nachricht im Augenblicke nicht zur Hand sind und Münters Untersuchungen über die Münzen der Franken im Orient (in den Schriften der königl. dänischen Ges. der WW. vom J. 1806, nur noch dänisch) sehr belehrenden und anziehenden Stoff. Ihre Reihe zu überschauen, geben Eckhel, der Sestini's aufgefundne Seltenheiten im I. II. III. und vorzüglich im VIII. Bande der Lettere e Dissertazioni nicht unbenutzt ließ, und vor allen Mionnet's Werk De la rareté et du prix des médailles romaines, Paris 1815. 8., die bequemsten Hilfsmittel und für die Erklärung der vielen räthselhaften Aufschriften scheint durch Eckhels Scharfsinn die Gränze gezogen worden zu seyn, jenseit der bis jetzt fast noch keine Entdeckungen gemacht worden sind. Vielleicht darf man durch die Fortsetzung der byzantinischen Quellenschriftsteller und durch die genauere Bearbeitung der früher bekannten, Aufschlüsse erwarten, die zum Theil wol nur die Mühe der sorgsamen Forschung lohnen werden; obgleich durch *A. Banduri* Numism. imperator. Romanor. a Trajano Decio ad Palaeologos P. 1718. f. 2 Bde. und seinen überreichen Fortsetzer *Tanini* (Numismatum impp. Romanor. a Bandurio editor. supplementum, confect. etc. op. H. Taninii. Rom. 1791. f.) ihm gründlich fleißig vorgearbeitet worden war. In einer Wissenschaft, wo jeder Tag zu dem früheren Neues hinzubringt, können berichtigende Umgestaltungen nicht überraschen. Die Bestimmung des Gehaltes der Byzantiner zu gleichzeitigen Münzen und ihres Münzwerthes unter einander haben namentlich die Franzosen genauer zu ermitteln gesucht, weil die Nachprägung dieser Münzarten in ihrem Vaterlande und ihre Allgemeinheit im Handel und Wandel diesem Punkte vorzügliches Interesse gab. Noch gilt im Allgemeinen was Krug darüber (zur Münzkunde Rußlands St. Petersb. 1803. 8. S. 49.) aufstellt, daß eine libra oder wie die Griechen das Wort verdorben hatten eine *λιτρα* Gold seit Valentinian I. schon 72 *νομισματα* enthielt (Cod. Theod. L. X. tit. LXX, 1. 5.) oder wie sie gewöhnlich seit dieser Zeit hießen, solidos, solidos aureos. Sie waren von feinem Golde und ihr Gehalt sowol als ihr Gewicht blieb sich wenigstens bis ins XI. Jahrh. gleich. In Büchern und Urkunden des Mittelalters blieb von den mehrern Namen der Name Byzantii der gewöhnliche. Sie waren in Europa sehr häufig. Die Saracenen prägten sie nach (dah. Byz. Saracenati), die Franzosen (Byzantines, Bésants d'or), auch die Teutschen (namentl. der teutsche Orden), die Venetianer behielten in ihren Zechinen sogar die äußere Form bei, um des östlichen Handels willen (*Argelati* de mon. Italia T. I p. 302.) und ihr in fast allen Sprachen einheimischer Name komt in altfranzösischen Romanen häufig genug vor. Sie waren der Maßstab für andre Münzsorten und fast alle größere Summen, z. B. Ludwig IX. Freikaufung, wurden nach ihnen berechnet. (*Hase.*)

BYZAS, auf Münzen von Byzantium vorkommend, soll der erste Erbauer dieser Stadt gewesen seyn [1]). Nach einigen Nachrichten fanden bereits die Argonauten den König Byzas hier herrschen und Jason und Medea feierten in Byzantium ihr Beilager [2]). Hesychius von Milet [3]), und sein Abschreiber Kodinus [4]) erzählen ausführlich diejenige Sage, welche ihnen die richtigste schien. Nach dieser stammte Byzas von Jo, des Inachus Tochter, ab. Sie gebar am Zusammenflusse des Kydaros und Barbyses, welche vereinigt in den Meerbusen Keras strömen, eine Tochter Keroessa. Diese gebar aus der Umarmung Poseidons einen Sohn, der von seiner Erzieherin Byzie, einer thrakischen Nymphe, Byzas genant wurde. Als rüstiger Jüngling machte er sich in den thrakischen Gebirgen Menschen und Thieren furchtbar und ward von dem thrakischen Könige Melias selbst zur Bezwingung eines wilden Stieres gebraucht. Byzas bezwang den Stier und opferte ihn am Zusammenflusse des Kydaros und Barbyses. Während des Opferns raubte ein Adler das Herz des Thieres und ließ sich mit demselben auf der Spitze der Halbinsel nieder. Diese Andeutung bewog Byzas, dort eine Stadt anzulegen, die wahrscheinlich nur in der Akropolis bestand, welche die Schutzfestung der Stadt blieb [5]). Poseidon und Apollon halfen ihm die Mauer aufführen. In dieser Mythe erscheint Byzas als Thrakier und wird auch von Kedrenus [6]), der ihn aber Byzos schreibt, ein König von Thrakien genant. Diesem angeblichen ersten Gründer der Stadt ward vieles zugeschrieben, was erst das Werk folgender Zeiten seyn konnte, z. B. die Erbauung der Tempel der Rhea, Hekate, des Poseidon, der Dioskuren Kastor und Pollux, und die Errichtung der Altäre zur Ehre des Amphiaraus, Achilles und Ajax, woran man erst nach dem trojanischen Kriege denken konnte. Der Heros Byzas mußte auch als Stadtbeschützer glänzen. Der Mythos läßt ihn daher den Tyrannen Hämos, welcher gegen Byzantium vorrückt, zurückdrängen und an dem gleichnamigen Gebirge überwinden. Auch Odryses, ein König der Scythen, über die Donau kommend, zieht gegen die Stadt. Allein Phidalia, die Gemalin des Byzas, treibt in

1) Script. Byz. Tom. XIV. p. 6. 2) *Diodor.* IV. 49. *Dionys. Miles.* in Schol. ad Apollon. Rh. IV. v. 1145. 3) *Hesych. Miles.* wieder abgedruckt in script. Byz. Tom. I. p. 159. 4) *Codinus* in script. Byz. Tom. XII. 5) *Xenoph.* Anab. Cyri min. VII. 1. 6) *Plin.* IV. 11.

Abwesenheit ihres Mannes die Feinde durch Schlangen zurück, welche in der Stadt gehegt und gesammelt sind und auf die Anstürmenden geschleudert werden. Endlich rückt Strombos, ebenfalls ein Sohn der Keroessa, gegen die Stadt, während die Fürsten Griechenlands und die Rhodier sich in Bewegung setzen, um der Stadt beizustehen. Am schnellsten komt Dineos, der Gebieter der Stadt Chalkedon, herbei. Als er aber seine Mannschaft ausschiffen will, findet er die Stadt in Trauer, weil Byzas eben gestorben ist. — Es ist auf diese mythische Erzählung nicht viel zu geben, weil der alte Ort nicht einmal Byzantium, sondern Bygos hieß und Byzas noch zum Zeitgenossen des Dineos gemacht wird, welcher 19 Jahr, oder wie Herodot [7]) will, 17 Jahr vor Erbauung der Stadt Byzantium die Stadt Chalkedon mit einer Kolonie Megarer angelegt hatte [8]), aber nicht in mythischer, sondern in späterer Zeit. Eusebius setzt die Erbauung Chalkedons in Olymp. XXVI. 2. d. i. 671. v. Chr., Byzantiums aber in Olymp. XXX. 3. d. i. 654. und stimt mit Herodot in dem Unterschied von 17 Jahren zusammen. Nach andern Nachrichten [9]) hieß der Anführer derjenigen Megarer, welche in dem genannten Jahre 654 Byzantium anlegten, selbst Byzas und konnte als Zeitgenosse des Dineos aufgeführt werden. Die Megarer waren in jener Zeit so mächtig, daß sie sogar den Athenern Salamis wegnahmen, welches erst durch Solon wieder erobert wurde [10]). Es ist daher wol zu glauben, daß die Megarer damals am Eingange des Bosporus Selymbria [11]), Chalkedon und endlich Byzantium anlegten, um sich des Handels nach dem schwarzen Meere zu versichern und ihrem Seewesen größere Ausdehnung zu geben. Justin [12]) legt den Lakedämoniern, Vellejus [13]) den Milesiern und Ammian [14]) den Athenern die Erbauung von Byzantium bei. Constantinus Porphyrogeneta [15]) schreibt die Anlegung von Byzanz den Megarern, Lakedämoniern und Böotiern gemeinschaftlich zu und Nikephorus [16]) nent Byzas einen Griechen. (*Kanngiesser.*)

7) *Herodot.* IV. 144. 8) *Hesychius Miles.* p 160. 9) *Eustath.* ad *Dionys. Perieg.* v. 804. 10) *Plutarch.* in Solon. 8 fg. *Pausan.* I. 40. 11) *Scymnus.* v. 714. 12) *Justin.* IX. 1.

13) *Vellej.* II. 15. 14) *Ammian.* XXII. 12. 15) II. Them. 1. 16) *Niceph.* Callist. VII. 47.

BYZENOS (*Βύζηνος*), ein Sohn Poseidons, dessen Freiheit im Reden zum Sprichworte ward, s. *Erasmi* Adagia p. 386. (*Ricklefs.*)

BZOVIUS, Bzowski (Abraham), schon in dem Art. Baronius (Th. VII. S. 622—23.) als Fortsetzer der Annales eccles. erwähnt, wurde zu Prosowice in der damal. Woiwodschaft Krakau 1567 geboren, trat in den Dominikanerorden, wurde, nachdem er in mehren Klöstern dieses Ordens in Italien die Philosophie und Theologie gelehrt hatte, Prior zu Krakau, kehrte aber nach Italien zurück und ließ sich zu Rom nieder, wo er die erwähnte Fortsetzung von Baronius nach dessen Grundsätzen besorgte. Diese Arbeit, der man nicht ohne Grund Mangel an Unparteilichkeit und Mäßigung vorwirft, veranlaßte gegen ihn viele Klagen andrer Orden, und einen Prozeß des baierschen Hofes wegen seiner Äußerungen über den Kaiser Ludwig IV. von Baiern, die er zu widerrufen genöthigt wurde. Außerdem vermehrte er eine neue Ausgabe von Platina's Werk über die Päpste, mit den Lebensbeschreibungen Paul V. und Gregor's XV. (Col. 1619. 22. 4.), und gab einen Nomenclator Sanctorum professione Medicorum (Rom. 1612. fol. 1621. 12. Col. 1623. 8.), wie auch mehre Predigtsammlungen und andere Schriften heraus. Er starb zu Rom in einem Kloster seines Ordens am 31. Jan. 1637 [*]). (*H.*)

*) Vgl. Quetif u. Echard in den Script. ord. praedicat., die ihm einen langen Art. gewidmet haben, Catteau in der Biogr. univ. T. VI. und Jöcher.

A. Nachträgliche Artikel zu B.

BERNHARDI *) (August Friedrich), Nachtrag zu dem Art. im IX. Th. **). Nicht allein als Gelehrter, sondern eben so sehr als Vorsteher einer bedeutenden wissenschaftlichen Anstalt, so wie als Geschäftsmann verdient Bernhardi mit besonderer Auszeichnung genant zu werden, indem nicht leicht sich jemand finden möchte, in dem das spekulative Vermögen mit dem praktischen Talente in dem Grade vergesellschaftet war, und der daher auf eine schlagendere Weise das alte Vorurtheil widerlegte, daß der Gelehrte ein schlechter Geschäftsmann sey, als er. Dieses bewies er sogleich, als ihm im Jahre 1808 das Directorat des Friedrich-Werderschen Gymnasiums übertragen wurde. Diese Anstalt war damals tief gesunken; sein Vorgänger hatte die vorhandenen Kräfte entweder gar nicht, oder auf eine zweckwidrige Weise gebraucht; unter den Lehrern herrschte Gleichgiltigkeit gegen ihr Geschäft, weil ihre Thätigkeit keinen Mittelpunkt fand, in dem sie sich hätte concentriren können. Kaum aber war ihm die Leitung der Anstalt übertragen, so ging er mit frischer Kraft und rastloser Thätigkeit an die Erweiterung der Anstalt, und indem er theils seine bisherigen Collegen, welche sich mit ihm nach einer Regeneration des Gymnasiums gesehnt hatten, mit neuem Eifer belebte, theils es ihm durch seinen Scharfblick gelang, jüngere, für das Schulwesen begeisterte Männer der Anstalt zu gewinnen, so zeigten sich in kurzer Zeit die erfreulichsten Früchte seiner Thätigkeit. Weit entfernt, der Meinung zu huldigen, daß der Führer einer Anstalt sich immer in einer Ehrfurcht erregenden Ferne halten, und nur bisweilen wie ein höheres Wesen erscheinen müsse, überzeugt vielmehr, daß er den ganzen Körper erfüllen und durchdringen müsse, war er überall gegenwärtig, und erhielt alles in reger Spannung, und nur das konnte man ihm vorwerfen, daß seine Thätigkeit im Einzelen einen unruhigen Charakter annahm, und nicht selten der gemessenen Haltung entbehrte, wodurch der Vorsteher einer Anstalt erst darauf rechnen kann, einen entscheidenden Einfluß auf seine Mitarbeiter zu gewinnen. Doch wurde dieser Mangel dadurch wieder gut gemacht, daß man in seinen Einrichtungen für das Ganze die lebendig und klar ihm vorschwebende Idee wahrnahm, von welcher sie ausgingen, und welche um so sicherer und vollkommener in seiner Anstalt ins Leben trat, da er, ehe er zur Ausführung schritt, den Gegenstand immer erst entweder in gemeinsamer Berathung mit allen seinen Collegen, oder besonders in späterer Zeit mit Einzelen unter denselben, die ihm am nächsten standen, und die in ihren Grundansichten mit ihm am meisten übereinstimmten, erwog, und so nur nach reiflicher Überlegung mit jeglicher Vorsicht zur Veränderung bisheriger Einrichtungen schritt.

Höchst ausgezeichnet war Bernhardi als Lehrer, besonders als Erklärer der Alten. Was zwar den Umfang und die Masse seiner realen Kentnisse betraf, so möcht' es auch Andere geben, welche sich über ihn stellen konnten, wiewol es kein Gebiet, besonders der Alterthumskunde gab, dem er nicht seine Aufmerksamkeit gewidmet hätte; indeß blieb doch überall die philosophische Tendenz bei ihm die vorherrschende, und so war auch beim Unterrichte sein Streben vor allem darauf gerichtet, den wissenschaftlichen und philosophischen Sinn bei seinen Schülern zu wecken. Nicht als ob er jener Seichtigkeit gehuldigt hätte, die man eine Zeit lang an die Stelle gründlicher Erklärung setzen wollte, denn davor bewahrte ihn dieses schon, daß er Wolfs Schüler war; aber eben so sehr war er auch überzeugt, daß das Studium der Alten auf Schulen keinesweges innerlich erregend seyn könne, wenn man bei dem Buchstaben stehen bleibe, sondern daß der Geist nur durch den Geist genährt werde, der sich in jenen Werken bewege. Darum bemühte er sich neben einer gewöhnlichen grammatischen und historischen Erklärung auch besonders, bei seinen Schülern die Komposition des Ganzen zur Anschauung zu bringen, das organische Ineinandergreifen der einzelen Theile zu zeigen, die feinern Beziehungen auffinden zu lehren, und immer mehr das Bild von der Individualität des Schriftstellers hervortreten zu lassen. Höchst interessant

---

*) Der Verf. jenes Artikels hatte sehnlich gewünscht, daß ein hochgeachteter Gelehrter ihn übernehmen möchte. Der Wunsch mußte unerfüllt bleiben, weil dieser Gelehrte ein viel und wichtig beschäftigter Statsmann ist. Dem dankbar erkannten Wohlwollen Desselben verdanken wir indeß den beifolgenden Aufsatz, verfaßt von einem mehrjährigen Kollegen und vertrauten Freunde Bernhardi's, der zwar zu spät kam, um an Ort und Stelle benutzt zu werden, aber auch hier der willkommenen Aufnahme sicher ist. Aus dem Briefe jenes verehrten Statsmannes fügen wir noch Folgendes bei. „Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß B. in dem, was er über Schuleinrichtungen und Maßregeln, besonders in dem ihm anvertrauten Gymnasio, theoretisch oder praktisch aufstellte, oft auch äußere Rücksichten, z. B. auf Foderungen des Publikums, nahm, für diese aber immer sehr scharfsinnig wissenschaftliche Gründe anzugeben und ihnen ein völlig unabhängiges Ansehn zu gewinnen wußte. Die Unparteilichkeit der Schilderung erfodert diese Bemerkung.“ *(H.)*

**) Daselbst S. 190. Z. 17. v. u. st. Diese rc. lese man: Bernh. begann 1788 zu Halle seine akademische Laufbahn.

waren in dieser Hinsicht seine Lehrstunden über den Sophokles, Horaz und Tacitus, denn diese waren seine Lieblingsschriftsteller, wenigstens diejenigen, welche er am iebsten seinen Schülern erklärte, und sehr merkwürdig ist s, daß er, ungeachtet der Stoff ihn nicht in Verlegen-eit bringen konnte, auf jede seiner Lehrstunden sich mit er größten Pünktlichkeit vorbereitete, indem es ihm ein esonderes Vergnügen gewährte, immer noch feinere Be-ehungen aufzufinden, und er zugleich überzeugt war, daß, enn der Lehrer seinen Gegenstand nicht immer von euem sich wieder vergegenwärtigt, auch sein Unterricht ine rechte Frische und Lebendigkeit haben könne. Und ie diese Art die Alten auf Schulen zu behandeln die nzig angemessene ist, das hat der Erfolg auf eine ein-uchtende Weise bestätigt, indem man dreist behaupten inn, daß es nur wenige gibt unter denen, welche län-re Zeit seine Schüler gewesen sind, die nicht durch ihn ne eigenthümliche Richtung erhalten hätten.

Sehr schwierig ist es, Bernhardi's persönlichen Cha-kter darzustellen, indem selbst diejenigen, welchen er sich n meisten hingab, unauflösliche Anomalien in demsel-n wahrzunehmen glaubten. Bald innig, offen, milde s zur Weichheit, bald gemessen, zurückhaltend, feierlich s zur Kälte, oft eine bewundernswürdige Festigkeit des Zillens zeigend, oft ängstlich um sich sehend und pein-h, oft mit tiefem, heiligen Ernst das Leben und seine erhältnisse betrachtend, oft fast leichtsinnig darüber scher-nd. Sein Leben theilt sich in dieser Hinsicht in zwei riode. Früher nämlich, ehe er als Vorsteher einer lehrten Schule in die öffentlichen Verhältnisse eingriff, d so lange sein Daseyn ein mehr persönlich abgeschlos-res war, behandelte er das Leben überhaupt von der n künstlerischen Seite, indem er dasjenige nur daran ätzte und der Betrachtung werth hielt, was ein hei-es, geistreiches Interesse gewährte. Bedeutenden Ein-ß hatten in dieser Hinsicht auf ihn seine Freunde; in iherer Zeit Rambach, bald darauf Aug. Wilh. chlegel, vor allen Ludwig Tiek, von dem er auch iterhin, nachdem sie lange schon äußerlich, und zwar f eine sehr herbe Weise getrent waren, mit hoher Ach-ig sprach, und ihn für den genialsten unter allen er-rte, welche am Anfange dieses Jahrhunderts zu jenem rkwürdigen Vereine junger Männer gehörten, welche en selbst von ihren Gegnern nicht abgeleugneten Ein-ß auf die ästhetische Bildung ihrer Zeitgenossen gehabt en. Seitdem Fichte in Berlin lebte, schloß er sich t einer besondern Innigkeit an diesen an, und es ist im zu bezweifeln, daß der Umgang mit ihm, zumal derselbe in die Zeit fiel, wo Bernhardi auf der einen ite sehr bittere Erfahrungen in seinen Familienverhält-en machte, und auf der andern seine Kräfte für einen eutenden öffentlichen Wirkungskreis in Anspruch ge-nmen sah, vorzüglich dazu beigetragen hat, seinem ten Innern eine größere Sicherheit und eine mehr har-nische Haltung zu geben. Hiemit begann wie für seine ntliche Wirksamkeit, so für ihn selbst die zweite Pe-de seines Lebens, die besonders dadurch charakterisirt ist, ß die Elemente des Ernstes und Scherzes schärfer in ihm einander traten, indem jener ganz seiner öffentlichen ätigkeit angehörte, dieser fast nur in dem vertrauten Kreise seiner Freunde sich äußerte, und wie er in jenem durch die gewaltige Kraft, mit welcher er seinen Beruf erfaßte, jedem Hochachtung abnöthigte, so zeigte er sich in diesem als Mensch auf eine höchst interessante und liebenswürdige Weise, indem er durch seinen unerschöpfli-chen Witz, verbunden mit einem ausgezeichneten mimi-schen Talent (besonders verstand er es, Islands Ma-nier auf eine höchst frappante Weise zu parodiren) sich in einer Reihe von zwanzig glücklichen Jahren zum erhei-ternden Mittelpunkte in dem Kreise seiner Freunde machte. Allein schon vom Jahre 1816 an zeigten sich die ersten Keime der Krankheit, durch welche sein Leben langsam verzehrt werden sollte, und die auch auf die Stimmung seines Gemüths einen sehr nachtheiligen Einfluß aus-übte.

Er fühlte es, wie allmählig immer mehr die innerli-che Frische hinwelkte, und die unerschöpflich scheinende Quelle seines Lebens vertrocknete; er wurde trübe, miß-trauisch gegen sich und Andere, und eine ängstliche Un-ruhe bemächtigte sich seiner, deren er dadurch los zu wer-den suchte, daß er sich immer mehr von seinen Freunden zurück zog, um sich desto tiefer in die Geschäfte zu ver-graben, wobei es in der That höchst merkwürdig ist, daß er gerade in dieser Zeit, besonders als Mitglied der berli-nischen Schulkommission meisterhafte Arbeiten über das Elementarschulwesen zu Stande gebracht hat. Eben so bemerkte man kaum die Spuren der Krankheit, so lange er unter seinen Schülern war; am großartigsten aber zeigte sich seine Kraft, als er in dem Augenblick, in wel-chem er in einen neuen, weitern Wirkungskreis eintreten sollte, indem er zum Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der Realschule zu Berlin ernant war, auf das Krankenlager niedergeworfen ward, von welchem er nicht wieder erstand. Denn wiewol ihm nichts erfreu-licher war, als dieser neue Kreis für seine Thätigkeit, in welchem er nun auch besonders seine Idee über das Ele-mentarschulwesen ins Leben einzuführen gedachte, so war doch auch auf der andern Seite nichts mehr zu bewun-dern, als die Gelassenheit, die Ruhe, die Klarheit, mit welcher er den Tod herannahen sah, und es bewies sich auch an ihm, daß ein der Idee und dem Höhern dargebrach-tes Leben sich in jedem Augenblicke vollendet findet, in welchem ihm äußerlich sein Ziel gesetzt ist.

BRACHMANN (Caroline Luise), geb. d. 9. Febr. 1777 zu Rochlitz, verrieth schon früh eine entschiedene Neigung und Anlage zur Dichtkunst. Alle ihre jugendli-chen Spiele bezogen sich darauf. Allein der Vater ward durch beschränkte Vermögensumstände verhindert, seiner Tochter eine eigentliche ästhetische Erziehung zu geben, und die mehrmalige Veränderung seines Aufenthalts und die Versetzung in kleine Städte, wie Döbeln und Colleda, verhinderte es noch mehr. Günstigere Umstände für die geistige Ausbildung der Dichterin schienen sich zu vereini-gen, als ihr Vater im J. 1787 als Geleitscommissär des thüringischen Kreises nach Weißenfels zog. Schon die romantische Lage dieser Stadt mußte ein für die Schön-heiten der Natur empfängliches Gemüth sehr anziehen. Doch auch Luisens Geist erhielt neue Nahrung durch eine sehr vorzügliche Lesebibliothek des damals in Weißenfels ansäßigen Buchhändlers Severin. Den entschiedensten

Einfluß aber auf die Entwickelung und Richtung ihres poetischen Talents hatte ihre nähere Bekantschaft mit dem Hause des Freiherrn von Hardenberg, der damals als churfürstlich sächsischer Salinendirector in Weißenfels lebte, und vorzüglich der Umgang mit seinem Sohne Friedrich, dem unter dem Namen Novalis bekannten Dichter, so wie mit dessen Schwester Sidonie [1]).

„Ich war Kind, — so schrieb sie selbst — als Novalis mit meinem Bruder, dessen vertrauter Freund er durch Verwandtschaft des Gemüthes war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte. Er kam oft in unser Haus; seine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerksamkeit und der Beifall, den er schon den frühesten meiner dichterischen Versuche schenkte, trugen sehr viel dazu bei, mein schüchternes Talent zu heben. Ich selbst hätte nie gewagt, ihn je etwas davon sehen zu lassen, hätte nicht, ohne mein Wissen, die zärtlichste der Freundinnen ihm etwas davon mitgetheilt. Er nahm es nun über sich, meine und seiner aufblühenden Schwester höhere ästhetische Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er unsere Lectüre, da ihre und meine trefflichen Eltern, bei aller ihrer regen Liebe für die Kunst, doch nicht so ausschließend, wie er, allen ihren neuern Erscheinungen folgen konnten. Eifrig nahmen wir Alles auf, was er uns gab, und gewissenhaft unterließen wir das zu lesen, was er uns widerrieth; denn mit eben der Sorgfalt, mit der er uns alles das Höchste und Vortrefflichste aus dem Gebiet des Schönen mitzutheilen suchte, verwahrte er auch die Reinheit unsrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten befleckenden Hauche, was meinen Gedichten vielleicht hin und wieder sehr zum Vortheil gereicht hat und ich ihm in diesem Augenblicke noch mit innigster Rührung danke, und meine und seine übrigen Brüder vereinigten sich mit ihm in diesem schönen Streben für unser Glück, und so verfloß uns die seligste Kindheit im Schoße älterlicher und der zärtlichsten geschwisterlichen Liebe; denn eine jüngere Schwester von mir, die nicht minder glühender Eifer für die Kunst und ein bedeutendes Talent für Malerei beselte, und die mit gränzenloser, sich selbst vergessender Zärtlichkeit an mir hing, vollendete den Kranz schönster und liebendster Verwandtschaft, der meine erste Lebenszeit umzog, aber ach! bald durch den Tod auf das schmerzlichste zerrissen werden sollte. — Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der schönsten anmuthvollsten Braut auf's innigste beseligt war, seine kleinen ästhetischen Schülerinnen nicht, und unsre schwesterliche Theilnahme an seinem Glücke dankte ihm dafür. Er war in dieser Zeit öfter bei Schiller; seine Freundschaft erwarb mir die Aufmerksamkeit dieses Heroen unserer Dichterwelt; und schon in meinem dreizehnten Jahre erschienen einige Stücke von mir in den letztern Zeitschriften, die Schiller herausgab, blos unter dem Namen Luise [2])." Wie sehr Schiller das poetische Talent der Dichterin zu schätzen wußte, sieht man aus folgender Stelle eines seiner Briefe vom 5. Juli 1798. „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsers versereichen prosaischen Teutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, so wie sie in mehrern Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Überraschung, und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre Gaben der Götter [3]) gewährt." Im J. 1800 reiste Luise, durch ihren Bruder aufgefodert, der in Dresden eine Anstellung erhalten hatte, dorthin, um mit ihm gemeinschaftlich den Nachlaß einer verstorbenen Tante zu ordnen. Eine jugendliche Unbesonnenheit, die sie hier aus Mangel an Welt- und Menschenkentniß beging, versenkte sie nach ihrer Rückkehr in eine tiefe Schwermuth. Als sie, nach einem sechswöchentlichen Krankenlager, scheinbar genesen, am 7. Sept. 1800 zum ersten Male das Zimmer verließ, und von ihrem Vater begleitet, auf einen Corridor im Hofe des Hauses trat, stürzte sie sich plötzlich von dem zwei Etagen hohen Gange in den Hof hinab. Obgleich am Kopfe stark verletzt, war der Fall nicht tödtlich, und mit ihrer allmähligen Genesung kehrte auch eine ruhigere Stimmung in ihr Gemüth zurück. Tief erschüttert ward sie indeß aufs neue durch den Tod ihrens Jugendfreundes Novalis (25. März 1801); wol mochte Luise nicht ahnen, daß die Manie, mit der sie scherzweise seine Vorliebe für die Wissenschaft des Bergbaues bekriegt hatte, so bald in Erfüllung gehen sollte [4]). Aber auch ihre Freundin Sidonie von Hardenberg, so wie Luisens eigene Schwester Amalie starben in demselben Jahre [5]). Im J. 1803 hatte sie das Unglück, ihre Mutter zu verlieren, und im darauf folgenden ihren Vater. So stand sie nun allein da, getrent von ihrem Bruder, und in beschränkten ökonomischen Verhältnissen, den ihr bisher unbekannten Sorgen für ihre äußere Existenz hingegeben. Ihre einzige Hilfsquelle war ihr poetisches Talent, und fest entschlossen war sie, es weiter auszubilden und zu nutzen.

Sie lebte nun in stiller Zurückgezogenheit gänzlich den Musen, und es erschienen mehre Dichtungen von ihr theils in Versen, theils in Prosa, in den gelesensten Zeitschriften und Almanachen. Aber der Gewinn an Geld, den sie aus diesen Leistungen zog, war und blieb verhältnißmäßig nur gering. Vergebens wandte sie sich, bei ihren beschränkten Umständen, an berühmte Schriftsteller, mit denen sie persönlich oder literarisch bekant war, um durch ihre Vermittelung eine bedeutende buchhändlerische Verbindung anzuknüpfen (so an Schiller, Seume u. a.); sie mußte sich mit der erfreulichen Anerkennung und Aufmunterung ihres poetischen Talents begnügen,

1) S. Friedr. Kind's Harfe, Leipzig 1815. II. S. 291—312. (Einige Züge aus meinem Leben, in Bezug auf Novalis). 2) In Schillers Horen. St. 12. und in dessen Musenalmanach v. J. 1799. S. 186 und 262. (Guido's Aurora. Kindheit und Jugend). 3) In Schillers Horen. St. 12., und in den auserlesenen Dichtungen von Luise Brachmann, Leipzig 1824. Bd. I. S. XVI — XVII. 4) S. auserlesene Schriften von Luise Brachmann. B. I. S. XVIII — XX. Luise betrauerte ihren dahin geschiedenen Jugendfreund in den Gedichten: der Führer und An Novalis. (a. a. O. S. 106 und 220.). 5) Man vgl. in der angeführten Samlung die Gedichte: Sidonie (S. 109.) An meine Sidonie (S. 219.) die Jahreszeiten (S. 249.) und An meine Schwester Amalia (S. 218.).

die ihr vorzüglich durch Becker, Apel, Kind u. a. ward.

Seit dem J. 1806 vereinigten sich mehre Ereignisse, die ihr Gemüth aufs Tiefste ergriffen und verwundeten. Sie entfremdeten die Unglückliche mehr und mehr dem Leben und legten den Grund zu ihrem frühen Tode. Nach der Schlacht bei Jena zog ein großer Theil der französischen Truppen durch Weißenfels, wo zur Aufnahme und Verpflegung der Verwundeten ein Lazareth errichtet ward. Eine unglückliche Leidenschaft für einen jungen Wundarzt, der bereits in Frankreich verheirathet war, raubte ihr ihre Gemüthsruhe, und versenkte sie in eine düstere schwermüthige Stimmung. Wie stark dieser Eindruck gewesen seyn müsse, sieht man aus der Erzählung: die Unmöglichkeit, worin sie 14 Jahre nach dieser unglücklichen Liebe die freilich sehr poetisch behandelte Geschichte derselben mit der lebhaftesten Phantasie dargestellt hat [6]). Um sich aufzuheitern, reiste sie im J. 1808 zu ihrem Bruder nach Dresden, und als derselbe sie 2 Jahre später wieder in Weißenfels besuchte, fand er sie in einer ruhigen, ja heitern Stimmung. Allein ein furchtbares Nervenfieber, das nach der Schlacht bei Leipzig im J. 1813 wüthete, und von dem auch sie ergriffen ward, kürzte die Unglückliche, bei dem Gram, den sie über den Verlust eines in der Schlacht gebliebenen französischen Offiziers empfand, in eine tiefe Schwermuth, die an Wahnsinn gränzte. Sehnlich wünschte sie den Tod, und nur der Überredung ihres Freundes, des Superintendenten Schmidt, gelang es, sie zu bewegen, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Nach und nach wieder ruhiger gestimmt, unternahm sie im Herbst des J. 1817 eine abermalige Reise zu ihrem Bruder nach Dresden, wo sie von den dortigen Gelehrten, Dichtern und Künstlern auf das wohlwollendste empfangen ward. Eine ähnliche Aufnahme fand sie in Berlin, wohin sie im J. 1819 reiste, und in andern Orten, wie Leipzig, Halle und Naumburg, die sie, um sich aufzuheitern, dann und wann zu besuchen pflegte. An dem letztgenannten Orte lernte sie die bekannte, vor einigen Jahren verstorbene beliebte Schriftstellerin Benedikte Naubert kennen, und blieb mit dieser durch Geist und Gemüth ausgezeichneten Frau seitdem in fortwährendem Briefwechsel. Im J. 1820 lernte sie in Weißenfels einen 25jährigen preußischen Offizier von bürgerlicher Abkunft kennen, mit dem sie sich, obgleich bereits 43 Jahre alt, von dem Feuer einer jugendlichen Leidenschaft hingerissen, förmlich verlobte. Er hatte als Freiwilliger in den J. 1813 und 1815 mitgefochten, sah sich aber durch eine Verwundung genöthigt, die Militärdienste zu verlassen. Eine sehr mäßige Pension gewährte ihm kein hinlängliches Auskommen, und bestimmte ihn zu dem Entschlusse, sich der Bühne zu widmen. Allein sein erstes Auftreten auf dem Hoftheater zu Weimar hatte nicht den gehofften Erfolg und er beschloß nun sein Glück in Wien zu versuchen, wohin ihn Luise, aller Warnungen ihrer Freunde ungeachtet, begleitete. Sie lernte dort die ausgezeichnetsten Schriftsteller kennen, unter andern Fr. Schlegel, Grillparzer, und die bekannte Dichterin Caroline Pichler. Aber die wohlwollende Aufnahme, die sie hier fand, konnte doch nur ein schwacher Ersatz seyn für den verfehlten Zweck ihrer Reise; denn vergeblich blieb das Bemühen ihres Geliebten, mit dem dortigen Hoftheater eine Verbindung anzuknüpfen. Ihre beiderseitige Trennung war unvermeidlich. Er reiste über München nach Berlin, um bei dem dortigen Bauwesen eine Anstellung zu suchen, und Luise kehrte über Dresden nach Weißenfels zurück. Zwar dauerte der Briefwechsel zwischen beiden noch einige Zeit fort, allein gekränktes Ehrgefühl und beleidigter Stolz von ihrer Seite bewirkten, daß dies Liebesverhältniß sich gänzlich zerschlug. Düster und in sich gekehrt, aber scheinbar ruhig, lebte die unglückliche Dichterin nun in Weißenfels, wie früherhin sich ihren literarischen Beschäftigungen widmend. Allein in Halle, wohin sie zu Anfange des September 1822 gereist war, zeigten sich bald Spuren einer heftigen, an Wahnsinn gränzenden Gemüthskrankheit. Am 9. Sept. Abends entfernte sie sich heimlich aus ihrer Wohnung im Hause des HR. Schütz, und nur durch die hinzukommende Polizeiwache ward sie von einem beabsichtigten Tode in den Wellen der Saale zurückgehalten. Acht Tage später gelang es ihr indeß, sich nach 10 Uhr Abends aus dem Hause einer Freundin, die ihr eine Wohnung eingeräumt hatte, abermals heimlich zu entfernen, und einen Entschluß ungehindert auszuführen, der in ihrer Sele unwiderruflich feststehen mochte. Erst am 24. Sept. fand man ihre Leiche in der Saale, unterhalb der eine Viertelstunde von der Stadt hinter Lafontaine's Garten gelegenen Mühle. In aller Stille ward sie an demselben Tage auf dem Kirchhof beerdigt. Sie hat sich selbst die rührende Grabschrift gesetzt:

Treu konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was ist von allem tröstend mir geblieben,
Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab? [7])

Das Äußere der Dichterin hatte wenig Empfehlendes. Ihre kleine Gestalt, mit einer nachlässigen Haltung verbunden, konnte kaum die Aufmerksamkeit erregen. Aber in ihrem sanften blauen Auge spiegelte sich der liebevolle, bescheidene und anspruchslose Charakter, der ihr im Leben eigen war, und ihren Werken ohne Ausnahme aufgedrückt ist. Ihre ganze Natur neigte sich zur lyrischen Poesie. Was sie hierin geleistet, zeugt überall von einer seltnen Tiefe, Stärke und Innigkeit des Gefühls. Die Darstellung ist durchaus frisch und lebendig, die Sprache blühend. Auch ohne die Leitung eines Geistes, wie Novalis war, hätte sie sich zum Idealismus in der Dichtkunst hinneigen müssen, da eine gewisse Schwärmerei, die tief in ihrer Natur lag, sie dem blos Realen durchaus entfremdete. Daher sind denn auch Religion, Freundschaft und Liebe — die letztere ebenfalls ganz ideal aufgefaßt, ein Lieblingsthema der Dichterin, zu dem sie öfters wieder zurückkehrt, ja, man könnte sagen, worin sie versinkt. Alles bei ihr ist subjectiv; der Gegenstand, den

6) In Beckers Taschenbuch z. gesell. Vergnügen. Herausg. Fr. Kind, Leipzig 1821.

7) S. auserlesene Dichtungen von L. Brachmann. Bd. 1. S. 47.

sie ergriff und behandeln wollte, ist eigentlich nur sie selbst, mit ihrem rastlos bewegten, schwärmerisch exaltirten Gemüthe, und die ganze Welt um sie her bekömt, ohne daß sie es beabsichtigt, die Farbe ihres Innern. Dieser Mangel an Objectivität zeigt sich in ihren epischen Dichtungen, unter andern in ihrem Rittergedicht: das Gottesurtheil, so wie in ihren dramatischen Versuchen. Aber es fehlt ihnen dessen ungeachtet nicht an eigenthümlichen interessanten Zügen, und ansprechenden Schilderungen. Ihre, wenn auch nicht reiche, so doch blühende Phantasie setzte sie in den Stand, allen ihren poetischen Werken jenes sanft Anziehende und Gewinnende zu geben, das über jedes empfängliche Gemüth eine so entschiedene Herrschaft auszuüben pflegt [8]). (Dr. *H. Döring*.)

BRUCH (Hernia), Pathologische Anatomie. Ein Bruch ist eine Krankheit der Form, deren Wesen eine regelwidrige Lage eines, in einer Höhle des Körpers enthaltenen Theiles ist, wobei er entweder diesen ganz verläßt, oder von seinen regelmäßigen Ortsverhältnissen zu den übrigen, in derselben Höhle enthaltenen Theilen abweicht, ohne nothwendig und ursprünglich seine Gestalt und sein Verhältniß zu den allgemeinen Bedeckungen zu verändern, ohne daher nothwendig und ursprünglich von diesen entblößt frei vorzuliegen. Hiedurch unterscheidet er sich zunächst von dem Vorfalle (Prolapsus). Zwar kann er an allen Höhlen des Körpers vorkommen, indessen ereignet er sich beiweiten am häufigsten an der Unterleibshöhle, und hier wird nur dieser regelwidrige Zustand betrachtet werden. Die analogen Zustände andrer Höhlen sehe man unter Herz, Hirnbruch, Lunge, Lungenbruch.

I. Die allgemeinen Bedingungen, welche die Brüche darbieten, sind vorzüglich folgende.

A. Äußere Brüche.

1) Hinsichtlich der Lage kann man sie zuvörderst in zwei große Hauptabtheilungen zerfällen, in äußere und innere Brüche. Bei einem äußern Bruche verläßt ein Theil die Unterleibshöhle, bei einem innern wird er nur durch ein mechanisches, in der Höhle befindliches, Hinderniß, am gewöhnlichsten durch eine, in Folge einer Verwachsung entstandene Verbindung von Theilen, die im regelmäßigen Zustande von einander getrent sind, von den übrigen getrent und gezwungen, in einer bestimmten Lage zu beharren. Zunächst betrachte ich die weit gewöhnlichern äußern, allgemein auch im gemeinen Leben mit diesem Namen belegten Brüche.

Diese erscheinen, was ihre Lage betrifft, vorzüglich an abhängigen, und vermöge ihres Baues schon im regelmäßigen Zustande schwachen Stellen, am häufigsten daher aus beiden Gründen in der Leistengegend und am Anfange des Oberschenkels unter dem Schenkelbogen, indem diese Stellen zu den tiefsten Gegenden des Unterleibes gehören und Lücken zwischen den benachbarten Theilen, namentlich den Knochen, Muskeln, Gefäßen und Nerven bilden. Die ersten sind Leistenbrüche, die letztern Schenkelbrüche. Ihnen zunächst kommen Nabelbrüche am häufigsten vor. Weit weniger häufig sind Bauchbrüche, ferner die Brüche durch das eirunde Loch, das Zwerchfell, das Mittelfleisch u. s. w.

2) Die Brüche sind entweder angeboren, oder erworben. Die ersten sind gewöhnlich Hemmungsbildungen, was vorzüglich für die Nabelbrüche und Leistenbrüche gilt.

Die Veranlassungen zu den letztern sind, von Seiten des Kranken, hauptsächlich allgemeine oder besondere, örtliche Schwäche, oder regelwidrige Bildung, von Seiten der Außenwelt, hauptsächlich mechanische Schädlichkeiten, namentlich heftige Erschütterungen, Druck auf die Wände der Bauchhöhle u. s. w.

3) Die allgemeinste Bedingung, welche der Bau des Bruches darbietet, ist, außer den schon angegebnen, die Anwesenheit eines Bruchsackes, d. h. einer Verlängerung des Bauchfelles. Dieser ist so gut als immer vorhanden, und fehlt nur in höchst seltenen Fällen, namentlich da, wo eine sehr heftige mechanische Gewalt Veranlassung zur Entstehung des Bruches ist, nicht selten daher beim Zwerchfellsbruche; indessen kann er auch bei dem ursprünglichen Nabel- oder Bauchbruche fehlen.

Der Bruchsack ist ferner sehr gewöhnlich mit den in ihm enthaltnen Theilen beim Entstehen des Bruches nicht verbunden. Ausnahmen davon machen nur die Fälle, wo ein, auch in der Unterleibshöhle schon mit dem Bauchfelle verbundner Theil, z. B. der Blinddarm, herabgleitet.

Am gewöhnlichsten befindet sich im Bruche ein Theil des Darmkanals, namentlich des Dünndarms, oder das große Netz, nicht selten auch beide zugleich, worauf die Eintheilung der Brüche in Darmbrüche (Enterocele), Netzbrüche (Epiplocele) und Darm-Netzbrüche (Entero-epiplocele) beruht, natürlich, weil diese Theile am beweglichsten sind, daher ihre Lage auch am leichtesten verändern können. Bei den Darmbrüchen liegt gewöhnlich der ganze Umfang des Darms mit einem Theil des Gekröses, seltner nur ein Theil desselben vor, ein Zustand, der mit dem Namen des kleinen oder Littre'schen

8) Ihre Schriften sind folgende: Gedichte von Luise Brachmann, Dessau und Leipzig, 1800. 8. N. A. 1808. 8. Romantische Blüthen und Blätter, Wien 1817—23. 8. 2 Bdchen. Das Gottesurtheil. Ein Rittergedicht in 5 Gesängen, mit 1 Vignette. Leipzig 1818. 8. Novellen, erster Theil, Leipzig 1819. Zweiter Theil, Nürnberg 1822. Schilderungen aus der Wirklichkeit, Leipzig 1820. 8. Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. Ein Roman. Leipzig 1822. Einzelne Aufsätze und Gedichte von ihr enthalten von 1797 an bis 1823 die meisten unserer Zeitschriften und Almanache. Eine Samlung ihrer vorzüglichsten Werke ist neuerdings begonnen worden, unter dem Titel: Auserlesene Dichtungen von Luise Brachmann. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet vom Prof. (Julius) Schütz zu Halle. Erster Band (welcher die lyrischen, elegischen und idyllischen Dichtungen enthält) Leipzig 1824. 8. Außerdem enthalten Nachrichten von ihren Lebensumständen und Urtheile über ihre Werke folgende Schriften: Luise Brachmann. Ein Aufsatz von Caroline Pichler (in dem Gesellschafter für einsame Stunden. Prag 1822. Bd. 2.) Literar. Blatt zum Morgenblatt. 1822. No. 86. 1823. No. 60. v. Schindel: Die teutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. Leipz. 1823. Th. 1. S. 49—57. Raßmann's Pantheon teutscher jetzt lebender Dichter. Helmstedt 1823. S. 35—36. S. 389. Der Dichterin eigner oben angeführter Aufsatz in Kinds Harfe.

Bruches belegt wird. Außer diesen gibt es aber fast keinen Unterleibstheil, der sich nicht in einem Bruche gefunden hätte.

Häufig, vorzüglich wenn eine allgemeine Disposition die Veranlassung ist, finden sich an demselben Körper mehrere Brüche, die dann bisweilen auf derselben Seite, selbst durch dieselbe Öffnung, oder auf beiden Seiten an denselben oder verschiednen Stellen liegen.

4) Der Bruch erleidet sehr gewöhnlich mehr oder weniger auffallende Veränderungen.

Am allgemeinsten verdickt sich der Bruchsack, vorzüglich in seinem Anfange oder Halse, der gewöhnlich der engste Theil ist, und verwächst fester als vorher mit den benachbarten Theilen.

Nicht selten auch entstehen, schon in Folge des Aneinanderliegens, mehr oder weniger feste und allgemeine Verwachsungen der im Bruche enthaltnen Theile unter einander sowol, als mit dem Bruchsacke, oder verschiedener Stellen des Bruchsackes unter einander, indem sich in Folge von entzündlicher Thätigkeit Ringe zwischen verschiedenen Punkten desselben bilden.

Das Netz vergrößert sich ferner oft außerordentlich, wird auch außerdem zu einem rundlichen Klumpen zusammen geballt, die Wände des Darmes, vorzüglich seine Muskelhaut werden mehr oder weniger beträchtlich verdickt, seine Höhle an der Stelle des Austritts und des Eintritts verengt, zwischen beiden Punkten erweitert.

Diese Veränderungen treten vorzüglich in Folge eines zweckwidrigen, auf den Bruch angebrachten Druckes ein.

Nicht selten entsteht ein, immer höchst gefährlicher Zustand, die Einklemmung (Incarceratio). Ihr Wesen ist nicht immer dasselbe, meistentheils aber durch Druck auf den im Bruchsacke enthaltenen Theil veranlaßte Entzündung desselben, der, wenn ein hohler Theil, ein Stück Darm, die Harnblase u. s. w. den Bruch bildet, Einschnürung, Verengerung vorangeht. Der Ausgang ist verschieden. Unter seltenen günstigen Bedingungen hört der Zustand von selbst auf, häufiger wird er durch Arzneimittel und Handleistungen beseitigt, im schlimmsten Falle ist die Bruchoperation erfoderlich. Ist die Entzündung zu hoch gestiegen, um beseitigt zu werden, so wird der Bruch brandig, wo dann das Leben des Kranken auf dem Spiel steht. Der Darm reißt ein, und es entsteht, wenn der Kranke gerettet wird, der Zustand, der, wenn der Inhalt des Darms nur durch diese Stelle ausfließt, widernatürlicher After, wenn er außerdem auch durch den After abgeht, Kothfistel genant wird. Die Erfahrung beweist, daß 1) dieser Zustand nicht nothwendig lebensgefährlich ist; 2) er selbst, nachdem er lange bestanden, durch Vernarbung der Öffnung völlig beseitigt werden kann. Hiezu ist es keineswegs erfoderlich, daß bloß ein Theil des Umfangs des Darms vorliege, indem selbst nach dem Verluste eines brandigen Darmstückes von mehrern Fuß Länge, dennoch die völlige Herstellung erfolgte, da durch den Heilungsproceß eine, von dem Gekröse und den Unterleibswänden gebildete Höhle zwischen dem obern und untern Darmstücke gebildet wird, in welche der Darminhalt aus dem ersten gelangt, und aus der er durch die Thätigkeit der Bauchmuskeln in das letztere getrieben wird. Allerdings wird indessen die Heilung sehr erleichtet und beschleunigt, wenn nur ein Theil des Darmumfangs vorlag und zerstört war, d. h. bei einem kleinen Bruche, oder bei Anwesenheit des Wurmfortsatzes, oder eines Divertikels rc. im Bruche. Mehr über die Therapie und Chirurgie der Brüche, s. im folgenden Abschnitte.

II. Die besondern Bedingungen der Brüche ergeben sich aus der Darstellung der verschiednen Arten, von denen die wichtigsten folgende sind.

1) Leistenbruch: der Leistenbruch findet durch den, in dem untern und innern Ende der Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels befindlichen Bauchring oder Leistenring Statt, und komt, wegen der, mit dem auch im regelmäßigen Zustande Statt findenden Durchgange des Samenstranges im Zusammenhange stehenden größern Weite desselben beim Manne weit häufiger als beim Weibe vor. Wenn er sich vergrößert, wird er Hodensackbruch. Er enthält gewöhnlich einen Theil des Dünndarms oder des Netzes, seltner des Dickdarms, namentlich den Blinddarm oder die Hüftkrümmung (Flexura coli iliaca), die zwar meistens, aber nicht nothwendig auf derselben Seite, wo sie der Norm nach liegen, hervordringen. Man unterscheidet mit Recht, vorzüglich aber bestimt erst in neuern Zeiten, nach den Untersuchungen von Russel, Cooper und Hesselbach, welche seitdem durch fast alle Originalschriftsteller über Anatomie, pathologische Anatomie und Chirurgie bestätigt worden sind, einen äußern und einen innern Leistenbruch.

Beide haben den Austritt durch den Bauchring gemein, unterscheiden sich aber auf eine für die Operation sehr wichtige Weise durch die Stelle, an welcher sie ihren Anfang nehmen. Der äußere durchläuft, in Begleitung des Samenstranges, vor dem er liegt, den Leistenkanal, oder den Raum, welcher sich zwischen dem untern Rande des äußern schiefen Bauchmuskels nach vorn, dem innern schiefen und dem queren Bauchmuskel und dem Bauchfelle nach hinten befindet, und unten mit dem Bauchringe endigt, steigt daher anfangs schief von oben und außen nach unten und innen herab und liegt nach außen vor der ansehnlichen Bauchdeckenpulsader (A. epigastrica) und vor dem Samenstrange.

Der äußere Leistenbruch ist häufiger als der innere, unstreitig, weil durch den Samenstrang schon der Weg zu ihm gebahnt wird. Der innere steigt nicht schief durch den Leistenkanal, sondern gerade, und so herab, daß er entweder das untere, innere Ende des innern schiefen und des queren Bauchmuskels durchbricht oder ausdehnt und vor sich hertreibt, und hat die Bauchdeckenpulsader nach außen. Der Samenstrang liegt gleichfalls gewöhnlich nach außen, bisweilen selbst vor ihm.

Anfangs unterscheidet man beide Brüche leicht durch die angegebnen Merkmale, allein später, zumal wenn sie sich vergrößern, nicht, indem dann die schiefe Richtung des äußern Leistenbruches sich in eine mehr gerade umwandelt. Daher ergibt sich die Regel in einem einigermaßen zweifelhaften Falle, bei der Operation den Bauchring weder nach außen, noch nach oben zu durchschneiden, indem man außerdem bei einem innern Leistenbruche, wenn der Schnitt nach außen geführt wird, bei einem äußern, wenn man das Messer nach innen richtet, die

24 *

Bauchdeckenpulsader verletzt, ein, wegen der Größe des Gefäßes und der in der Nähe ihres Ursprungs aus der Schenkelpulsader Statt findenden Verletzung bedenkliches Ereigniß.

Eine Abänderung des äußern Leistenbruches ist der sogenannte angeborne Bruch (Hernia congenita). Er ist in der Entstehung des Hoden im Unterleibe und der Wanderung desselben durch den Leistenkanal in einer Verlängerung des Bauchfells, dem Scheidenkanal, begründet. Da dieser sich von dem Bauchfelle aus um den Hoden ununterbrochen herab erstreckt, so liegen die vorgetretenen Eingeweide beim angebornen Leistenbruche mit dem Hoden in derselben Höhle, und der Scheidenkanal wie die eigne Scheidenhaut des Hoden sind für sie Bruchsack. Beim gewöhnlichen Leistenbruche ist dagegen, da sich jener Kanal schon verschlossen hat, die Scheidenhaut des Hoden von dem Bruchsacke getrent. Übrigens ist selten der Bruch, sondern nur die Anlage dazu angeboren, und die Benennung Scheidenhautbruch (Hernia tunicae vaginalis) passender.

2) Schenkelbruch. Der Schenkelbruch findet unter dem Schenkelbogen oder dem untern Rande der vordern Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels Statt. Er komt beim Weibe häufiger vor als beim Manne, weil die Entfernung vom Hüftbeinkamme zur Schambeinfuge dort größer und der Leistenring enger ist. Er ist meistens rundlich, und liegt nach innen von den Schenkelgefäßen und Nerven, nur sehr selten nach außen.

Die Operation desselben ist mit größern Gefahren verknüpft als die des Leistenbruches, weil mehre Gefäße verletzt werden können. Diese sind: a) beim Manne die Samengefäße, überhaupt der ganze Samenstrang, der dicht über dem Bruchsackhalse verläuft, daher bei einem etwas tiefen Schnitte nach oben leicht durchschnitten werden kann;

b) in beiden Geschlechtern die Hüftbeinlochpulsader (A. obturatoria), wenn sie, was in beiden Geschlechtern häufig vorkomt, aus der Schenkelpulsader mit der Bauchdeckenpulsader entspringt, indem sie sich dann zwar nicht immer, doch aber bisweilen, vor dem Bruchsackhalse weg in die Beckenhöhle begibt;

c) die Bauchdeckenpulsader, die zwar gewöhnlich nach außen vor dem Bruchsacke liegt, aber bisweilen, wie ich mich davon einige Mal selbst überzeugte, sich vor ihm nach oben und innen begibt.

Die hieraus folgenden Cautelen gibt die Lehre von der Bruchoperation an.

3) Nabelbruch. Der angeborne Nabelbruch findet durch den Nabelring, der erworbne meistentheils in der Nähe desselben, entweder durch eine Gefäß- oder Nervenöffnung, oder durch eine zufällig entstandene Continuitätstrennung der weißen Linie Statt, indem vor der Verschließung des Nabelrings diese Stelle am schwächsten, nachher als eine Art von Narbe sehr fest ist. Er ist meistens rundlich, bisweilen indessen auch länglich, so daß er die Gestalt eines männlichen Gliedes hat. Falsch ist die Angabe, daß er immer keinen Bruchsack besitze. Er enthält, der Nähe der Theile wegen, gewöhnlich das Netz, oft auch einen Theil des Quergrimmdarms, oder des dünnen Darms, seltner des Magens.

4) Bauchbruch. Mit dem Namen des Bauchbruchs belegt man die Brüche in der vordern und seitlichen Gegend des Unterleibes, die nicht an einer der übrigen, hier genannten Stellen vorkommen, und vorzüglich in der Gegend der Mittellinie, hauptsächlich oberhalb des Nabels ihren Sitz haben. Außerdem kann man hieher auch die rechnen, welche sich in der Nähe von regelmäßig vorhandenen Öffnungen, vorzüglich des Leistenringes, bilden.

5) Scheidenbruch. Der Scheidenbruch findet vorzüglich bei weiten Becken, nach häufigen Schwangerschaften, Erschlaffung ꝛc., außerdem auch während der Schwangerschaft, Statt. Entweder wird die vordere oder hintere Wand der Scheide hervorgedrängt. Im letztern Falle liegen Därme, im erstern wenigstens häufig die Harnblase im Bruche.

6) Hüftbeinlochbruch. Beim Hüftbeinlochbruche treten die Eingeweide durch den oben und außen im Hüftbeinloche befindlichen Kanal für die Hüftbeinlochgefäße und Nerven aus. Er ist, weil diese Stelle eng, und durch die hier befindlichen Muskeln geschützt ist, selten, und selbst von verschiednen Chirurgen geläugnet worden, ich besitze aber selbst Fälle davon. Er komt vorzüglich bei ältern Frauen, unter denselben Bedingungen als der Scheidenbruch, vor.

7) Noch seltner ist der Mittelfleischbruch, der durch den Hüftbeinausschnitt Statt findet und nur in einzelen Fällen von Schreger, Scarpa und einigen andern beobachtet wurde.

8) Zwerchfellsbruch. Häufiger komt der Zwerchfellsbruch vor, wobei die Eingeweide durch eine ursprünglich, als Bildungsfehler vorhandene regelwidrige, oder wenigstens regelwidrig erweiterte Lücke oder eine zufällig entstandene Öffnung im Zwerchfell aus der Bauchhöhle in die Brusthöhle treten, und einen größern oder kleinern Theil des einen Brustfellsackes anfüllen, die in der Brusthöhle, vorzüglich auf derselben Seite befindlichen Theile mehr oder weniger verschieben und zusammendrücken. Dieser Bruch ist gewöhnlich angeboren, seltner, und fast nur in Folge sehr stark wirkender mechanischer Einwirkungen, z. B. einem Falle von einer ansehnlichen Höhe, erworben. Unter der letztern Bedingung fehlt gewöhnlich der Bruchsack, weil das Bauchfell zerreißt.

Der angeborne liegt meistens auf der linken Seite, und enthält gewöhnlich den Magen, oft auch einen Theil des Darms, seltener die Leber; doch besitze ich Fälle von der letztern Bedingung. Wegen der unvollkommenen Entwicklung der Lunge ist auch der angeborne meistens, doch nicht immer, tödtlich; der erworbne ist es gewöhnlich, theils wegen des Druckes auf die Lunge, theils in Folge der ihn veranlassenden heftigen Erschütterung.

B. Innere Brüche.

Die innern Brüche sind Absonderungen eines in der Unterleibshöhle enthaltenen Theiles, am gewöhnlichsten eines Darmstückes von den übrigen, welche durch seinen Eintritt in eine gewöhnlich regelwidrig vorhandne Öffnung bewirkt wird. Diese entsteht entweder in den gewöhnlichsten Fällen durch entzündliche Verwachsung im regelmäßigen Zustande getrennter Theile, namentlich des Netzes oder der Gedärme, mit einem Theile der Unter-

leibswände, der Gedärme unter einander, des Wurmfortsatzes, eines Darmanhangs mit den benachbarten Theilen u. s. w.; 2) durch eine Lücke im Gekröse; 3) durch eine regelwidrige, innerhalb der Höhle des Bauchfells befindliche, meistens auch am Gekröse anfangende Verlängerung des Bauchfells, der dann einen wirklichen, sonst den innern Brüchen fehlenden Bruchsack bildet. Auch eine regelmäßige vorhandne Öffnung, wie das Winslowsche Loch, welches zu dem Netze führt, kann übrigens die Theile bei einem solchen innern Bruche aufnehmen.

Indem die Gedärme durch eine solche Lücke treten, kann, zumal wenn das durchgetretene Stück groß, stark angefüllt, die Öffnung eng ist, sehr leicht Entzündung und, da die Krankheit eben so schwierig zu erkennen als zu behandeln ist, fast unvermeidlich Brand und in Folge davon der Tod eintreten *). (*F. Meckel.*)

Bruch (Chirurgie), in Beziehung auf die Hilfsleistungen der Wundärzte und des Verhaltens der Kranken, sind die Brüche zuerst im Allgemeinen nach dreifachen Verhältnissen zu betrachten: 1) bewegliche Brüche, d. h. die nicht eingeklemmt sind und in die Höhle, aus welcher sie heraus gedrängt sind, zurückgebracht werden können; 2) unbewegliche Brüche, oder solche, die ohne eingeklemmt zu seyn, nicht zurückgebracht werden können; 3) eingeklemmte Brüche; darauf sind aber zweitens auch die verschiedenen Erscheinungen zu beachten, welche man rücksichtlich der mehrfachen Arten der Brüche nach jenem dreifachen Verhältnisse bemerkt und die Modifikationen der Behandlungsweise, welche dadurch nothwendig werden. 1) Zur Erkentniß eines beweglichen Bruches im Allgemeinen führen folgende Merkmale. Wenn an einer der, im zunächst vorhergehenden Artikel bezeichneten, zur Bildung der Brüche vorzüglich geeigneten Stellen der Unterleibshöhle nach einer Anstrengung oder einer Gewaltthätigkeit, schnell, ohne vorausgegangenen Schmerz oder Entzündung, eine Geschwulst mit unveränderter Hautfarbe entsteht, so kann man schon Verdacht schöpfen, daß man einen Bruch vor sich habe, und muß zur genauesten Untersuchung schreiten. Man komt zur Sicherheit darüber, daß der Kranke an einem Bruche leidet, wenn die Geschwulst nicht entzündet ist, nicht immer dieselbe Größe behält, wenn sie bei der horizontalen Lage des Kranken, des Morgens wenn er nüchtern ist, oder nach einem Druck mit der Hand kleiner wird, sich im Gegentheil vergrößert, während des Stehens, nach dem Essen, wenn der Unterleib durch Excremente oder Winde ausgedehnt ist, wenn der Kranke den Athem an sich hält, nach abwärts zu preßt oder hustet, oder man mit dem Drucke der Hand nachläßt; neben diesen Zeichen bemerkt der Kranke Gurren, beim Pressen oder Husten eine deutliche Bewegung in der Geschwulst, vorzüglich dann, wenn sie kleiner wird, Spannen, Drücken im Unterleibe und in der Geschwulst, Colikschmerzen, Mangel an Appetit, Unverdaulichkeit, Unregelmäßigkeit und öfteres Drängen zum Stuhlgange oder Trägheit desselben, Ekel, Neigung zum Erbrechen, Drängen zum Harnlassen. Kann man endlich die in der Geschwulst enthaltenen Theile mittelst der unten zu beschreibenden Handgriffe zurückbringen, wobei der Kranke das Hineingleiten in die Unterleibshöhle und ein Gurren in der Geschwulst selbst bemerkt, so bleibt über die Natur der Krankheit kein Zweifel mehr. Nicht selten fehlen aber mehre von diesen Zeichen, manche Brüche sind klein, liegen tief und verborgen, sind durch das Gefühl kaum zu erkennen, sie entstehen langsam, sind mit andern Geschwülsten z. B. mit Drüsengeschwülsten oder Wasseransamlungen complicirt, die Fettigkeit der Kranken erschwert die Untersuchung; auch ist die Diagnose einiger Arten der Brüche schwieriger als anderer Arten: hieher gehören, die Seitenbrüche, die Schenkelbrüche, die Brüche durch das Hüftbeinloch, den Hüftbeinausschnitt, das Zwerchfell. Die besonderen Unterscheidungszeichen einzeler Brucharten werden unten angegeben werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Bildung der meisten Brüche eine kleine Vertiefung oder eine Hervorragung des Bauchfelles vorausgeht, aufmerksame Personen bemerken daher bisweilen, ehe der Bruch sich zeigt, in der Gegend, wo er entstehen wird, innerlich ein Spannen und Drücken, beim Husten, Niesen oder dem Stuhlgange ein ungewöhnliches Andrängen, und wo sich dieses findet, kann man durch sorgfältige Diät, und bei stärkerer Anlage durch Bruchbänder, die eine Zeit lang getragen werden, das wirkliche Hervortreten des Bruches verhüten.

Über die Frequenz der Brüche nach ihren Arten und dem Geschlechte hat Monnikhof eine lehrreiche Übersicht in den Harlemer Abhandlungen mitgetheilt. Unter 1000 Personen, die er mit Bruchbändern versehen hat, waren 741 männlichen, und 259 weiblichen Geschlechtes, welche zusammengenommen 1229 Brüche hatten, wovon 932 bei Mannspersonen, und 297 bei Weibspersonen gefunden wurden. Er bemerkte: 205 doppelte Leistenbrüche in 173 Manns- und 32 Weibspersonen, 467 Leistenbrüche auf der rechten Seite bei 379 Manns- und 88 Weibspersonen; 213 Leistenbrüche auf der linken Seite in 158 Manns- und 55 Weibspersonen; 7 doppelte Schenkelbrüche bei 6 Weibern und 1 Mannsperson; 39 Schenkelbrüche auf der rechten Seite in 28 Weibs- und 11 Mannspersonen; 22 Schenkelbrüche auf der linken Seite in 17 Weibs- und 5 Mannspersonen; 31 Nabelbrüche in 28 Weibs- und 3 Mannspersonen: 2 Leistenbrüche und 1 Schenkelbruch bei einer Frauensperson; 6 Leistenbrüche

*) Vgl. 1) Brüche überhaupt betr. A. G. Richter Abhandl. von den Brüchen, Leipzig 1778. 79. *Scarpa* memorie anatomi-chirurgiche sull' ernie. Pavia 1809. Übersetzt von Seiler, Halle 1813. *W. Lawrence* Treatise on ruptures. London. 1810. — 2) Leistenbrüche. *C. Camper* Icones herniarum. ed. Sömmerring. Francof. 1801. *A. Cooper* Anatomie und Behandlung der Leistenbruche und angebornen Bruche. A. d. Engl. Breslau 1809. *Hesselbach* anat. chir. Abhandlung über den Ursprung der Leistenbrüche. Würzburg. 1806. — 3) Schenkelbrüche. *Monro* obs. on crural hernia. Edinb. 1803. *Cooper* anatomy etc. of crural and umbilical Hernia. London 1807. *Hesselbach* über den Urspr. und das Fortschreiten der Leisten- u. Schenkelbruche. Wzbg. 1813. 4) Nabelbruch. *S. T. Sömmerring* üb. die Ursachen u. s. w. der Nabelbrüche 1811. 5) Bauchbrüche u. a. m. *Garengeot* sur plusieurs hernies singulières. Mem. de l'acad. de Chir. I. *S. T. Sömmerring* über die Brüche am Bauche und Becken, ausser der Nabel- u. Leistengegend. Frankf. 1811. *Scarpa* über die Schenkel- und Mittelfleischbr., übersetzt von *Seiler*. Leipzig, 1822.

auf der rechten und eben so viel Schenkelbrüche auf der linken Seite in 4 Weibs- und 2 Mannspersonen, 3 Leistenbrüche auf der linken, und 3 Schenkelbrüche auf der rechten Seite bei 2 Weibs- und 1 Mannsperson; 2 doppelte Brüche, welche in der linken Leiste und dem linken Schenkel neben einander lagen, bei 1 Weibs- und 1 Mannsperson; 2 Brüche neben einander in der rechten Leiste und dem rechten Schenkel bei 1 Mannsperson; 1 linken Leistenbruch nebst 1 Nabelbruch bei einem Manne und einem Knaben; 2 Brüche, von denen einer in der rechten Leiste, und der andere im Nabel befindlich waren, bei einem Mädchen. — Der bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte verschiedene, eigenthümliche Körperbau ist Ursache, daß bei den Männern häufiger Leistenbrüche, bei Weibspersonen öfter Schenkelbrüche vorkommen.

Zu den prädisponirenden Ursachen der Brüche gehört ein schlaffer und auch in der Form der Theile, durch welche Brüche hervortreten, eigenthümlicher Körperbau, Mangel in der Ausbildung und Stärke der Bauchmuskeln und ihrer Sehnen, Schlaffheit des Bauchfells und Gekröses; so wie aber überhaupt gewisse Bildungen der Organe forterben können, so kann man allerdings auch eine erbliche Anlage zu Brüchen annehmen. Im Allgemeinen besteht diese Anlage in einer solchen Bildung der Theile, daß sie dem Andrange der Eingeweide den gehörigen Widerstand nicht entgegen setzen können und dieses kann theils in Schlaffheit, theils in einer solchen Spannung der die Öffnung, durch welche die Brüche hervortreten können, verschließenden Gebilde gegründet seyn, daß sie dem Drucke leicht nachgeben und die Bildung einer Bauchspalte zulassen. Es kann diese Anlage, ohne besondere veranlassende Ursachen, im Laufe des Lebens erworben werden, bei alten Leuten werden die Theile gemeiniglich schlaffer, doch gibt es auch Einflüsse, die ihre Entwickelung begünstigen; hieher rechnet man, der Erfahrung zu Folge: Aufenthalt in feuchtem oder heißem Klima, vieles Essen, übermäßigen Genuß fetter und blähender Speisen, warme Getränke, Ausschweifungen in Befriedigung des Geschlechtstriebes, langes Schlafen, langes Stehen, anhaltendes Reiten auf einem unbequemen Pferde, Fahren im stoßenden Fuhrwerke, wodurch die Baucheingeweide gegen die an sich schon schwächeren Stellen der Bauchwände hingedrängt werden. Krankheiten, durch welche die Kranken schnell abmagern, nach Schwangerschaft, Wassersucht, Trommelsucht, kann eine Anlage zu Brüchen zurück bleiben. Zu den angebornen Ursachen ist auch das lange Offenbleiben des ganzen oder unvollständige Schließen des oberen Theiles des Scheidenkanals, durch welchen die Hoden in den Hodensack hinabsinken, zu rechnen.

Je stärker die prädisponirenden Ursachen eingewirkt haben, und je mehr die Theile durch dieselben bereits geschwächt worden sind, eine desto geringfügigere Gelegenheitsursache ist öfters hinreichend, um einen Bruch zu bewirken. Zu diesen gehört alles, was einen hinlänglich starken Druck auf die in der Unterleibshöhle enthaltenen Eingeweide ausüben, oder den Widerstand der Bauchmuskeln und des Bauchfelles vermindern kann. Unter den eben angegebenen Umständen ist öfters schon kräftiges, tiefes Athmen, starkes Sprechen wie die Prediger, Schreyen, Singen, Blasen musikalischer Instrumente, Husten, Erbrechen, besonders bei rückwärts gebeugtem Rumpf und auseinander gespreitzten Schenkeln, hinreichend. Ferner gehören zu den Gelegenheitsursachen: das Ringen, Springen, Voltigiren, starke Laufen, Reiten auf unsanftem Pferde, Pressen bei schwerer Leibesöffnung, während der Geburtsarbeit, Heben, Tragen schwerer Lasten, wobei man den Athem an sich hält, das Erbrechen, das Husten, der Druck durch Kleidungsstücke, dahin gehören Schnürbrüste, hohe Beinkleider mit engem Hosenbunde, fest zugeschnürte Röcke. — Schnelle Zunahme des Volumens der Unterleibseingeweide, schnelles Fettwerden, öftere und anhaltende Ausdehnung der Gedärme durch Excremente oder Winde, und die Schwangerschaft. Wirkt äußerer Druck zu einer Zeit, wenn die Gedärme durch Winde oder Excremente ausgedehnt sind, so entsteht ein Bruch um so leichter. Wirken die Gelegenheitsursachen stark, so können sie auch ohne Anlage einen Bruch bewirken. Da in gewissen Gegenden bei verschiedenen Handwerkern und Geschäften diese Gelegenheitsursachen häufiger einwirken, als bei andern, so findet man auch die Brüche in einigen Gegenden, besonders gebirgigen Ländern, bei gewissen Ständen z. B. bei Kavaleristen, Zimmerleuten, Steinmetzen, und dem männlichen Geschlechte vorzüglich häufig.

Durch die genannten Einwirkungen werden die Eingeweide gegen die schwächste Stelle der Unterleibsdecken, welche am häufigsten der Leistenring beim männlichen und die Schenkelringe beim weiblichen Geschlechte zu seyn pflegen, hin gepreßt, das Bauchfell wird vor dieselben hervorgedrängt und plötzlich oder langsam werden sie mit demselben, welches ihre nächste Hülle als Bruchsack bildet, aus der für sie eigentlich bestimmten Höhle herausgetrieben. Meistens zeigt sich zwar endlich die Geschwulst plötzlich, nach einer heftigen Anstrengung, allein es wird doch schon die Entstehung derselben durch das öftere Andrängen der Gedärme vorbereitet und die durch ihre ursprüngliche Bildung schon schwache Verschließung der Öffnungen, durch welche die Brüche am häufigsten hervortreten, noch mehr geschwächt und ausgedehnt.

Kein Bruch ist ohne Gefahr so lange er nicht zurück gebracht ist, und durch ein gutes Bruchband zurückgehalten wird; ist dieses geschehen, so wird die Gefahr der Vergrößerung und Einklemmung des Bruches verhütet, die meisten Beschwerden verlieren sich und die Kranken können sich bis zum hohen Alter wohl befinden. Doch muß man immer die Gelegenheitsursachen zu Brüchen so viel möglich vermeiden und die diätetischen Regeln, welche unten angegeben werden sollen, befolgen. Da man demnach jetzt in den Bruchbändern die Mittel zur palliativen Kur kent, die auch selbst bisweilen die Radicalkur bewirken können, so ist die Prognose bei neu entstandenen beweglichen Brüchen, die man durch ein Bruchband vollkommen zurückhalten kann, gut. Geschieht dieses nicht, so leidet der Kranke die oben angeführten Beschwerden, der Bruch wird nach und nach größer, es schießen immer mehr Eingeweide vor; ist es ein Leistenbruch, so wird der Hodensack, oder die Schamlefze der leidenden Seite beträchtlich ausgedehnt, das Harnlassen macht Beschwerden und der Kranke wird zum Beischlaf untauglich; es

droht demselben fortdauernd der gefährlichste Zufall bei Brüchen, die Einklemmung. — Alte Brüche, die durch ein Bruchband nicht zurückgehalten worden sind, verwachsen mit dem Bruchsacke und dieser mit den benachbarten Theilen so, daß sie gar nicht mehr zurückgebracht werden können; sind sie einige Zeit durch ein Bruchband zurückgehalten worden, und fallen wieder vor, so sind sie schwer zurückzubringen. Die Anzeigen zu Hilfsleistungen bei den beweglichen Brüchen, bestehen in Zurückbringung der vorgefallenen Theile und Erhaltung derselben in ihrer gehörigen Lage mittelst eines guten Bruchbandes. Zwar tragen manche Kranke den Bruch durch ihr ganzes Leben ohne Bruchband und ohne daß sie dadurch in Lebensgefahr kommen, allein es steht ihnen doch immer die lebensgefährliche Einklemmung bevor oder die höchst beschwerliche Vergrößerung des Bruches, welche auf die Verrichtungen der Verdauungs- und Zeugungsorgane sehr nachtheilige Wirkungen äußern kann. Es ist daher einem jeden Kranken, der eine dem gesunden Zustande nicht entsprechende Hervorragung an seinem Unterleibe bemerkt, zu empfehlen, sogleich einen Wundarzt um Rath zu fragen, und wird die Geschwulst als Bruch erkant, sobald als möglich ein Bruchband anzulegen.

Das Zurückbringen des Bruches, Reposition oder Taxis wird auf folgende Weise verrichtet. Vor dem Operationsversuche muß der Kranke den Harn lassen und ist nicht kurz vorher noch freiwillig Leibesöffnung erfolgt, so muß sie durch ein Clystier herbeigeführt werden. Darauf wird derselbe in eine für den Fall passende Lage, meistens auf den Rücken gebracht, wie dieses bei den einzelen Brucharten angegeben werden wird. Diese Lage soll im Allgemeinen bezwecken, daß die Bauchdecken erschlafft werden, die Unterleibshöhle, so wie die Bauchspalte so viel möglich erweitert wird, und die Gegend des Unterleibes, nach welcher hin man die Därme zurück drücken will, den niedrigsten Punkt einnimt. Während der Operation muß der Kranke jede Anstrengung meiden, den Athem nicht an sich halten, nicht husten, gähnen oder pressen. Ist dieses Alles vorbereitet, so nimt der Wundarzt eine Stellung neben dem Kranken ein, in welcher er längere Zeit ohne zu ermüden aushalten kann und beginnt die Taxis, indem er den Bruch, wenn er klein ist, mit einer, wenn er groß ist, mit beiden Händen faßt und die Eingeweide nach der Richtung des Canales, durch welchen sie herausgedrängt worden sind, zurück drückt. (Diese Richtung wird bei den einzelnen Brucharten angegeben werden.) Der Druck ist so zu machen, wie auf eine Flasche von elastischem Harz, aus welcher man die Luft herauspressen will, anfangs hat er zur Absicht die Därme von den Excrementen und der Luft zum Theil zu befreien, dann aber jene zurück zu drängen. Anfangs drückt man schwach, dann allmälig stärker und mit Ausdauer. Erreicht man auf diese Weise die Absicht nicht, so faßt man den Bruch nur mit der einen Hand, sucht ihn durch einen seitwärts angebrachten Druck dünner zu machen, drückt die zuletzt vorgefallenen Därme mit den Fingerspitzen durch die Bauchspalte zurück und schiebt die übrige Masse der Gedärme nach. Doch gelingt die Taxis nicht immer durch dieses regelmäßige Verfahren, sondern man muß den Druck nach verschiedenen Seiten hin versuchen. Sollte der Bruch während dieser Versuche schmerzhaft werden, so lasse man sogleich mit dem Drucke nach und verschiebe die Operation auf eine andere Zeit. Besonders bei Darmbrüchen ist es zweckmäßig vor der Wiederholung der Operation, nach der Constitution des Kranken kalte Umschläge, allgemeine oder örtliche Blutentleerungen, fettige Einreibungen in der Gegend der Bauchspalte, oder laue Bäder und erweichende Umschläge, wo man Hoffnung hat, durch Erschlaffung der Bruchstelle etwas auszurichten, vorzugsweise bei Netzbrüchen, anzuwenden. Auch setze man da, wo es zweifelhaft ist, ob der Bruch zurückgebracht werden kann, und derselbe wiederholt schmerzhaft wird, die Versuche nicht zu lange hinter einander fort, sondern wiederhole sie in längeren Zwischenräumen, oder verrichte da, wo der Verzug nachtheilig seyn kann und nicht wichtige Gegenanzeigen in dem Weg stehen, die Operation. Wilmer hat den Vorschlag gemacht, einen allmäligen und anhaltenden Druck durch ein Gewicht oder ein Stück Blei auf den Bruch anzubringen, und theilt zwei Fälle mit, in denen diese Methode mit glücklichem Erfolge ausgeübt worden ist; in einem derselben, legte er ein zwei Pfund schweres Stück Blei auf. (*Wilmer* pract. obs. on hernia. ed. 2. Cas. 1. and 2.). Einige Wundärzte rühmen auch noch folgendes Verfahren: es soll ein starker Mann die Füße des Kranken über seine Schultern legen, so daß nur Kopf und Brust auf dem Bette liegen bleiben, durch diese Lage allein soll der Bruch zurück treten oder doch dem Drucke leicht weichen. Mir scheint dieses rohe Verfahren ganz unnöthig zu seyn, man kann die Leistengegend durch Kissen schon ziemlich hoch legen, und irrig ist es, wenn man glaubt, daß bei jenem Manöver die in der Unterleibshöhle enthaltenen Eingeweide die vorgefallenen Theile zurückziehen können.

Die Darmbrüche gehen anfangs langsam, dann schnell und endlich mit einem Gurren zurück. Die Netzbrüche treten nie schnell durch die Bauchspalte in die Unterleibshöhle, sondern müssen bis auf das letzte Stück zurückgeschoben werden, und verursachen während der Reposition manche lästige Gefühle in der Magengegend, Krampf, Ekel, Ohnmacht.

Ist der Bruch zurückgebracht, so läßt man den Kranken noch einige Stunden in der passenden Lage, und bringt dann ein für die Bruchart passendes Bruchband an.

Die Bruchbänder sind zwar im Allgemeinen nur dazu bestimt, die vorgefallenen Theile zurückzuhalten, doch kann durch das anhaltende Tragen guter Bruchbänder selbst die Radikalcur der Brüche bewirkt werden, und zwar um so schneller, je neuer die Krankheit und je jünger der Kranke ist. Es kann nämlich der Druck des Bruchbandes eine Verwachsung der Mündung des Bruchsackes, eine Annäherung oder Schließung der Theile, welche die Bruchspalte in den Bauchdecken zunächst umgeben und eine Verminderung der Schlaffheit derselben bewirkt werden, besonders wenn zugleich ein gutes diätetisches Verhalten zu Hilfe komt, wodurch die schlaffe Constitution überhaupt vortheilhaft umgeändert wird. Hat man aber auch Hoffnung, daß das Bruchband eine Radikalcur bewirkt habe, so sey man mit dem Weglassen des Bruchbandes doch sehr behutsam. Ehe man dasselbe ablegen läßt, ist wiederholt zu versuchen, ob beim Husten, An-

halten des Athems oder Pressen, die ehemals in dem Bruche enthaltenen Theile nicht mehr gegen die Unterleibsöffnung, durch welche sie vorgefallen waren, andrängen, lasse das Bruchband zuerst nur während der Nacht, und Stunden lang den Tag über ablegen und beobachte die Bruchstelle noch längere Zeit nach gänzlicher Beseitigung des Bruchbandes genau.

Da aber doch verhältnißmäßig in nur wenigen Fällen, durch den Druck des Bruchbandes allein die Radikalkur bewirkt wird, so hat man verschiedene Mittel in Anwendung gebracht, um jenen Zweck zu erreichen. Die zahlreichen Methoden, welche alle die Absicht haben, durch Erregung einer adhäsiven Entzündung die Verschließung des Bruchsackes zu bewirken, lassen sich unter folgende Hauptabtheilungen bringen.

1) Verstärkter Druck durch eine Pelotte auf die Haut, bis eine adhäsive Entzündung entsteht. Richter ertheilte den Rath sich des Bruchbandes zu diesem Zwecke zu bedienen, man soll es einige Stunden lang fest anlegen, bis die Stelle, auf welche der Kopf des Bandes drückt, schmerzhaft wird; wenn die Schmerzen heftig geworden sind, das Bruchband abnehmen und den Kranken in das Bette legen lassen, bis die Schmerzen nachgelassen haben, dieses Verfahren soll man einige Male wiederholen (Anfangsg. d. Wundarz. V. Bd. S. 379.) Langenbeck und Boyer empfehlen eine ähnliche Methode; Jener bedient sich einer konischen aus Charpie und Leinewand gefertigten Pelotte, die er so auf den Bauchring legt, daß die Spitze in denselben hineindringt und läßt sie Tag und Nacht liegen, bis eine Geschwürfläche auf der Haut entstanden ist; Dieser erregt unter der Pelotte eine Entzündung der Haut durch ein Blasenpflaster oder einen in Terpentinöl getauchten Schwamm (Langenbeck Abhandl. v. d. Leistenbrüchen. Göttingen 1821. S. 121. *Boyer* Traité des maladies chirurgic. T. 8. Paris 1822. S. 52.).

2) Äußerlicher und innerlicher Gebrauch adstringirender Mittel. Schon Petit und Arnaud haben diese empfohlen. In neueren Zeiten haben Desessart (Saml. auserl. und neuesten Abhandl. für Wundärzte III. St. S. 210.) und Lizow diese Methode wieder erneuert. Jener läßt mit Eichenrinde gefüllte und mit rothem Weine befeuchtete Kißchen unter die Pelotte legen; dieser rühmt eine starke Abkochung von Eichenrinde (nachdem die Eichenrinde 12 bis 24 Stunden in Wasser eingeweicht gelegen hat, so soll man sie 3 Tage lang unausgesetzt kochen), mit welcher die Bruchstelle 3 bis 4 Mal des Tages befeuchtet wird. Andere wenden China, Alaun und Stahlkugeln äußerlich und innerlich Abkochungen der China an. Nur bei Kindern, jungen Leuten und neu entstandenen Brüchen dürfte von diesen Mitteln etwas zu erwarten seyn.

3) Das Glüheisen; nur in einer Zeit, zu welcher man den Bau der Theile, die den Bruch bilden, noch wenig kannte, konnte man auf den Gedanken kommen, wie die Wundärzte der Alexandrinischen Schule, nach der Reposition der Leistenbrüche alle an der Bruchstelle liegenden Theile bis auf den Knochen zu durchbrennen.

4) Die Ätzmittel; diese kamen im 13. Jahrhunderte in Anwendung. Guy de Chauliac empfahl dieselben wahrscheinlich zuerst, nach ihm mehre Wundärzte Italiens. Später bedienten sich zu gleichem Zweck Little John, Gauthier und Majet des Vitriolöles. (*Gauthier* sur l'usage des caustiques pour la guerison radicale des hernies. Paris. 1774.).

5) Unterbindung; dieses ist vielleicht das älteste Heilverfahren und dem man vorzüglich Beifall schenkte, ehe die Bruchbänder den Grad von Vollkommenheit erhalten hatten, den man ihnen jetzt geben kann. Es wurde diese Methode auf verschiedene Weise geübt:

a) Unterbindung durch die Integumente; nachdem die Eingeweide zurückgebracht waren, so zog man mit einer Nadel doppelte Faden durch die Haut und den Bruchsak, theilte den Faden und unterband dann rechts und links. So wenig man auch im Stande war den Bruchsack jeder Zeit gehörig zusammen zu ziehen, so ging doch immer der Hode der leidenden Seite verloren.

b) Schnitt und darauf folgende Unterbindung.

α) Der Bruchsack wird blosgelegt, die Gedärme werden zurückgebracht und der Bruchsack nahe am Bauchringe zusammen genäht; die königliche Nath. Von Paul von Ägina, und Albucasem, später von Fabricius von Aquapendente empfohlen. Sharp glaubte diese Methode dadurch zu verbessern, daß er den Bruchsack auch mit den Integumenten vereinigte. Die Vereinigung erfolgte nicht gleichmäßig und die Verwachsung mit den Integumenten kann zu mancherlei Beschwerden Veranlassung geben.

β) Die goldene Nath, oder der goldene Stich; man wollte mit einem Golddraht den Samenstrang, samt dem Bruchsacke nur so fest zusammen schnüren, daß dieser geschlossen, jener geschont werden sollte; ist nicht ausführbar, der Hode ging immer verloren.

γ) Bloslegen des Bruches und Unterbindung des Bruchsackes allein nahe am Bauchringe. Schon Paul v. Ägina, Albucasem, Roger, Roland, Alex. Benedetto empfehlen eine Methode, bei welcher nach dem Handschnitt der Bruchsack in der Nähe des Bauchringes unterbunden wurde, es wurde aber der Samenstrang immer mitgefaßt und der Hode ging verloren.

δ) Die grausamen Operationen der herumreisenden Bruchschneider des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Bruchschneider des 16. Jahrh., deren viele aus Norica gebürtig, in Oberitalien herumreisten, castrirten die Bruchkranken und unterbanden den Bruchsack mit dem Samenstrang vor oder nach dem Abschneiden des Hodens. Wundärzte ahmten dieses Verfahren nach. Eine Operation dieser Art wurde selbst noch im Jahr 1779 in Frankreich unternommen. (Rapport sur les inconveniens de l'operat. de castr. pour la guerison radicale des hernies par Vicq d'Azyr. s. Hist. de la Soc. med. T. I.).

Die herumziehenden Bruchschneider des 17. Jahrh. schoben den Bruch samt dem Hoden in die Unterleibshöhle zurück und nähten den Bauchring mit einem Golddrahte zusammen. Diese nicht zu empfehlende Methode wurde doch von Stamel erneuert. (Diss. de bracheriorum constructione. Petropoli 1813.).

Rousset führt bereits die Verbesserung dieser Methode an, welche sich bis in die neuesten Zeiten erhalten hat, den Bruchsackhals nämlich mit Schonung des Sa-

menstranges zu unterbinden (*Rousset* assertio pro partu caesareo. Paris 1590.). Paré's Verbesserung des goldenen Stichs ist auch hieher zu rechnen, er wählte statt des Golddrahts einen Bleidraht und legte ihn um den Bruchsackhals ohne den Samenstrang mit zu fassen. In neuern Zeiten haben sie Senff (*Günz* de herniis Lips. 1744.), Freitag (Diss. de oscheo-entero-et bubocele. Argent. 1721.), Schmucker (Chir. Wahrnehm. B. 2. S. 236.), Langenbeck (Biblioth. f. Chir. II. B. 3. St. IV. B. 2. St.), Ohle, Kern u. Pech Osteosarcoma ejusque speciei insignis descriptio. Wirceburgi 1819.) mit gutem, Arnaud, Acrel, Petit mit unglücklichem Erfolge angewendet.

c) Schnitt und Erregung einer adhäsiven Entzündung durch Scarification oder reizend einwirkende Mittel:

α) Richter, welcher im Allgemeinen für die Operation zur Radicalkur beweglicher Brüche nicht stimt, macht nur für den Fall, wenn wegen Einklemmung eine Operation vorgenommen werden muß, den Vorschlag: achdem die Theile zurück gebracht sind, den Bruchsack t scarificiren, eine mit Wolle gefütterte Pelotte aufzulegen und mit einer T Binde zu befestigen.

β) Monro legte in den geöffneten Bruchsack ein tzmittel; eine unsichere Methode, die überdies nur bei istenbrüchen anzuwenden ist. Das Ätzmittel kann seine irkung leicht weiter in die Unterleibshöhle verbreiten d mit den Därmen in Berührung kommen; die unglich in allen Fällen in gehöriger Entfernung gehalten erden können. Kern (Annal. d. chir. Klin. zu Wien B. 1809.) scarificirt den Bauchring und legt dann auf n ungeöffneten Bruchsack Charpie, die mit arabischem ummi und Höllenstein bestrichen ist; um die Entzündung zu mäßigen, werden Breiumschläge darüber gemacht. päter hat sich aber Kern der Unterbindung des bloßgelegten Bruchsackes bedient (Pech a. a. O. S. 26.).

γ) Man legte eine Wieke in den geöffneten Bauchring oder Bruchsack. In den Bauchring legten Dionis, Mery, Arnaud und Thibaut die Wieke; in n geöffneten Bruchsack Schreger und Gräfe. Langenbeck (Abh. von d. Leisten- und Schenkelbr. S. 117.) t dieses Verfahren einige Male versucht, allein es entnd eine so heftige Entzündung, daß das Leben des anken in Gefahr kam.

δ) Schreger macht darauf aufmerksam, daß n das bei dem Wasserbruche übliche Verfahren, ft oder eine reizende Flüssigkeit einzuspritzen, auch auf Cur der Brüche anwenden könne, er hofft um so mehr ten Erfolg, weil in einem Falle bei der Anwendung ser Methode zur Cur eines Wasserbruchs, ein zugleich handener Darmbruch radical geheilt wurde (Schrers chir. Vers. 1. B. Nürnberg 1811. S. 163.). All auch bei diesem Verfahren dürfte die weitere Verbreig der Entzündung in die Unterleibshöhle zu fürchten n.

Blicken wir nun auf die mannigfachen Methoden zuk, welche zur Radicalkur der Brüche in Vorschlag geacht worden sind; so finden wir, daß auch die besten selben nur auf sehr wenige Fälle zu beschränken seyn ften. Da jetzt die Bruchbänder so vorzüglich verbes worden sind, daß sie die Brüche meistens und ohne zu viele Beschwerden zu verursachen vollkommen zurückhalten, bei keiner von jenen Operationsmethoden mit Gewißheit vorauszusehen ist, ob die Radicalkur wirklich erfolgen werde, und der Kranke bei starker Disposition vor Rückfällen nicht gesichert ist, so dürfte ein Versuch zur Radicalkur nur dann zu gestatten seyn, wenn der bewegliche Bruch durch keine Art von Bruchband vollkommen zurückgehalten werden kann, wenn ein Bruch nur in einer kleinen Stelle verwachsen ist und viele Beschwerden verursacht, wie dieses bei Zimmermann der Fall war.

Unter solchen Umständen könnte man, wo keine Verwachsung Statt findet, zuerst die Radicalkur durch den Druck und wenn dieses nicht gelingt, mittelst der Unterbindung des bloßgelegten Bruchsackes versuchen. Nach der Operation eines eingeklemmten Bruches, ist eines dieser Verfahren zur Radicalkur immer in Anwendung zu bringen. Man kann, um so mehr Hoffnung zu einem günstigen Erfolg haben, wenn der Bruch neu, ohne starke Disposition durch eine Gewaltthätigkeit entstanden ist, der Kranke Anlage hat fett und muskulös zu werden. Wenige Hoffnung zu einem günstigen Ausgang kann man haben, bei einem Netzbruche, wenn starke Disposition zu Brüchen vorhanden ist, der Bruch leicht zurückgebracht werden kann, die Öffnung der Bauchspalte weit ist, die Ränder derselben schlaff sind, der obere Rand über den unteren vorsteht, wenn die Theile verwachsen sind, die Haut schlaff, der Bruchsack verdickt ist, der Kranke an Husten, Verstopfung, Wassergeschwulst leidet. Die meisten neueren Wundärzte, Richter, Pott, Le Rour, Bernstein, Lawrence, Langenbeck, Boyer, Chelius u. A. stimmen auch dafür, daß die Versuche zur Radicalkur sehr zu beschränken seyen.

Bruchkranke müssen eine sorgfältige Diät führen. Es ist alles zu vermeiden, was die Verdauungsorgane beschweren oder ihre Verrichtung stören kann, Übermaß eben so wol, als zu große Mannigfaltigkeit. Gehörige Ordnung in den Mahlzeiten ist stets zu beobachten, besonders ist des Abends wenig zu essen. Der Kranke beobachte sich selbst genau und genieße nichts, was für ihn schwer verdaulich oder blähend ist, oder harten Stuhlgang macht. Es lassen sich in dieser Hinsicht nur schwer allgemeine Regeln geben, doch haben die meisten Bruchkranken folgende Nahrungsmittel zu meiden, Hülsenfrüchte, Zwiebeln, weiße Rüben, Kohl, Kraut, wenigstens esse man diese Zugemüse nicht ohne Kümmel, Korinden, Pfeffer oder andere Gewürze; rohes ungekochtes Obst, mit Ausnahme des ganz reifen säuerlichen, weniger blähenden, alle harte, grobe, zähe, fette, ölige Speisen, viel Butter, Käse, Milch, fettes Fleisch, Fische. — Nützlich sind Reis, Hafergrütze, Sauerkraut, Spinat, Endivien, Cichorien, gelbe Rüben, das mit Zimmt gekochte Obst, Fleisch, besser gebratenes als gekochtes. Von den Getränken sind nachtheilig: junges Bier und Wein, Most, häufig warmes Getränke. Sind durch blähende Speisen oder Getränke Blähungen entstanden, so können die Kranken einige Tropfen Anisöl nehmen, und den Bruch mit kaltem Wasser waschen. Auch Chamillenthee oder einige Tassen schwarzer Kaffee schaffen bisweilen Erleichterung. Zuträglich: reines Wasser, leichtes gut ausgegohrnes Bier, auch guter, reiner Wein, besonders müssen sich diese

Kranke gewöhnen reichlich Wasser zu trinken. — Das Gehen in freier Luft ist die zweckmäßigste Bewegung für diese Kranke; da lange Ruhe und Unthätigkeit den Körper schwächt, so sollten sie, wenn ihre Beschäftigungen nicht schon Körperbewegungen mit sich führen, sich wenigstens täglich eine Stunde in freier Luft bewegen. Alles, was einen starken Druck auf die Brust- und Bauchwände macht, ist zu beseitigen; bei Kindern fest angelegte Nabelbinden, bei Erwachsenen enge Hosengurte, Rockbunde, Westen und Corsette. Es ist nachtheilig, wenn diese Kranken anhaltend stehen, besonders mit vorgestrecktem Unterleibe und stark rückwärts gestelltem Schenkel der Seite, auf welcher sich der Bruch befindet. Das Reiten auf unsanften Pferden und unbequemen Wegen kann nachtheilig werden. Haben die Kranken Anstrengungen nöthig, so müssen sie dieselben nicht in schiefer, unbequemer, sondern so viel möglich in gerader Stellung vornehmen. Das Zurückhalten der Excremente, der Blähungen, des Urins, alles was den Körper überhaupt und die Eingeweide des Unterleibes insbesondere schwächt, ist schädlich, daher auch der Aufenthalt in feuchten Gegenden, wo häufig feuchte Kälte und Wärme herrscht. Man muß suchen solchen Krankheiten häufig vorzubeugen, die Husten, Niesen oder starkes Pressen der Unterleibseingeweide mit sich führen. Der Kranke darf es nie unterlassen, seinem Arzte mitzutheilen, daß er einen Bruch habe, denn manche Zufälle, die der Kranke nicht von dem Bruche herleitet, sind doch nur in diesem Zustande gegründet, auch dürfen manche Arzeneien Bruchkranken nur dann, wenn sie dringend nöthig sind und unter besondern Vorsichtsregeln gereicht werden. Zu diesen Arzeneien gehören die Brechmittel; muß der Kranke ein solches nehmen, so lege er das Bruchband fester als gewöhnlich an, drücke die Pelotte während des Erbrechens gegen die Bauchspalte, lege sich auf die Seite, die Schenkel an einander und ziehe die Oberschenkel gegen die Unterleibshöhle an. — Das Bruchband ist Tag und Nacht zu tragen, beim Husten ist es vorzüglich gut anzulegen und ist er heftig, so drücke man noch mit der Hand gegen die Bruchstelle. Die Leibesöffnung muß der Kranke regelmäßig zu erhalten suchen, und wenn sie stockt, durch Clystire oder gelinde Abführungsmittel zu Hilfe zu kommen. Beim Stuhlgang sind die Schenkel aneinander zu schließen, und der Oberleib vorwärts zu beugen, so daß er durch die Schenkel unterstützt wird. Diese diätetischen Regeln sollten auch diejenigen befolgen, welche eine Anlage zu einem Bruche haben; können sie die Gelegenheitsursachen zu Brüchen nicht vermeiden, so würden sie wohl thun, Präservativ-Bandagen zu der Zeit anzulegen, wenn sie stärkere Anstrengungen zu machen haben.

Interessant sind die diätetischen Regeln für Bruchkranke, welche ein berühmter Lehrer der Anatomie Wrisberg, der selbst an einem unbeweglichen Bruch litt, als Früchte seine eigenen Erfahrungen mitgetheilt hat (Loder's Journ. f. Chirurg. 1. B.) und sie verdienen wol auch in diesem Werke niedergelegt zu werden:

1) Man entsage allen Arten von Vergnügungen, die mit heftiger Anstrengung des Körpers und Erschütterung begleitet sind, als: dem Reiten, dem Fahren in schlechtem Fuhrwerk, und auf holperichten Wegen, dem Jagen, Tanzen und lang dauernden Promenaden zu Fuß.

2) Es muß alles lang dauernde Stehen vermieden werden. Ein einziger Fehler dieser Art hat allein den Bruch zuwege gebracht.

3) Strenge Beobachtung der Diät, und sorgfältige Wachsamkeit auf Entledigung der Natur hindert Vieles.

4) Man wache mit unermüdetem Bestreben auf die Leidenschaften, daß sich diese unserer nicht bemeistern.

5) Man hüte sich vor dem Gebrauche schlechter Bruchbänder, und schone keine Kosten und keinen Fleiß, gute und seinem Körperbau gemäße Bandagen zu erhalten.

6) Man sorge zuletzt unverdrossen und unablässig, wenn man keine Bandage leiden kann, den vorgetretenen Theil sobald als möglich zurück zu bringen.

II. Unbewegliche oder nicht eingeklemmte nicht zurückbringbare Brüche. Unbewegliche Brüche sind diejenigen, deren Inhalt gar nicht oder nur zum Theil zurück gebracht werden kann. Dieser Umstand kann auf dreifache Weise herbeigeführt werden: 1) die Spalte der Bauchdecken oder der Bruchsackhals verengert sich über einem dünnen Theil der in dem Bruche enthaltenen Eingeweide; 2) die in dem Bruche enthaltenen Theile vergrößern sich, es wird das Netz oder Gekrös fetter, es bilden sich in demselben Verdickungen, Verhärtungen, Geschwülste oder Knoten, oder es sinken nach und nach mehr Theile nach, wodurch das Volumen derselben in dem Bruchsacke vergrößert wird, während immer nur ein dünnes Stück in dem engen Bruchsackhals oder Bauchspalte liegen bleibt; 3) es verwachsen die Theile mit dem Bruchsacke oder unter sich, dann nent man den Bruch einen angewachsenen Bruch (hernia concreta). Die Verwachsung kann aber dreifacher Art seyn: a) durch eine gallertartige oder schwammige Masse, diese klebt die Theile nur leicht zusammen, so daß sie öfters schon mit den Fingern allein getrent werden können; b) durch häutiges oder fadenartiges Gewebe, es haben sich einzele Faden oder Pseudomembranen gebildet, welche die Theile mit einander verbinden; 3) durch muskel- oder sehnenfaserige Massen; diese ist die festeste Verwachsung, sie verbindet die Theile fest und webt sich zuweilen so dicht über die Eingeweide hin, daß sie fast unkentlich werden. Diese Verwachsung ist mehr oder weniger ausgebreitet, bald nur in der Nähe des Bauchringes bald über den ganzen Bruch, und bisweilen erstreckt sie sich sogar bis in die Unterleibshöhle hinein. — Alle diese Veränderungen sind Folgen des versäumten zeitigen Zurückbringens der Brüche, oder schlechter Bruchbänder, welche die Brüche nicht ganz zurück halten. Den Anwachsungen geht meistens ein entzündlicher Zustand voraus, der aber so schleichend seyn kann, daß ihn der Kranke gar nicht bemerkt. Durch diese Entzündung bilden sich Ausschwitzungen und Pseudomembranen. Vorzüglich leicht und schnell verwachsen die Netzbrüche. Die Aussage des Kranken, daß er den Bruch schon lange Zeit trage und auf die oben angegebene Weise zweckwidrig behandelt habe, verbunden mit der Geschichte des Verlaufes der Krankheit, lassen vermuthen, daß man einen verwachsenen Bruch vor sich habe. Zur Gewißheit komt man, wenn sich derselbe gar nicht, oder nur zum Theil zurückschieben

läßt, wenn der Hode mit in die Höhe gezogen wird, welches bei angebornen Brüchen ein Zeichen der Verwachsung mit dem Hoden ist; sollte man in diesem Fall auch den Bruch samt dem Hoden zurückbringen können, so kann der Kranke doch kein Bruchband tragen, weil es heftige Schmerzen verursacht.

Diese Brüche sind es, welche den Kranken viele Leiden verursachen, sich bisweilen beträchtlich vergrößern, so lange die Bauchspalte in den Bauchdecken und dem Bruchsackhals noch nicht stark erweitert und erschlafft sind, leicht einklemmen, und die oben schon angeführten Unterleibsbeschwerden verursachen.

Meistens kann man bei diesen Brüchen nur zur Unterstützung der Integumente, um das Vorfallen mehrer Theile so viel möglich zu mäßigen, einen Tragbeutel oder Suspensorium anlegen; ist der Bruch klein, oder nur von dem Netze gebildet, so vertragen die Kranken meistens auch ein Bruchband mit concaver Pelotte.

Doch darf man nicht sogleich alle Hoffnung zur Reposition eines Bruches aufgeben, wenn er schon einige Zeit vorgelegen hat und sich selbst einige gallertartige Verwachsungen gebildet haben. Man hat Beispiele, daß selbst alte, besonders Netzbrüche noch mit glücklichem Erfolge durch fortgesetzte Repositionsversuche zurück gebracht worden sind. In anderen Fällen war freilich der Ausgang minder glücklich, man mußte das Bruchband wieder wegnehmen, den Bruch aufs Neue zum Vorfallen bringen, indem man den Kranken, stehend pressen, drücken und husten ließ, um dann einen Tragbeutel anzulegen.

Will man einen Versuch machen, einen Bruch, dessen Verwachsungen man durch äußere Manipulationen zu lösen hofft, zurück zu bringen, so ist die 4 bis 6 Wochen dauernde horizontale Lage und sehr sparsame Diät, ein Haupterfoderniß, dabei wendet man laue Bäder, Umschläge von erweichenden und aromatischen Kräutern, ähnliche Einreibungen, Abführungsmittel, das versüßte Quecksilber, Klystire und ist der Kranke vollblütig, Blutentziehungen an. Cooper hat auch Eis auf den Bruch legen lassen, wenn er angefangen hatte, beweglich zu werden, die Reposition aber noch Schwierigkeiten macht. Hat man diese Vorbereitungen einige Wochen fortgesetzt, dann beginnt man die Manipulationen des Bruches, um die Verwachsungen zu lösen, indem man den Bruch mit der einen Hand fest umfaßt, mit den Fingerspitzen der andern Hand die in ihm enthaltenen Theile vorschiebend drückt und die dem Bauchringe zunächst gelegenen Portionen in die Unterleibshöhle hinein zu drängen versucht; diese Manipulationen werden auch einige Wochen lang fortgesetzt, bis der ganze Bruch reponirt ist. Es gelingt dieses Verfahren am besten bei Netzbrüchen. Arnaud (Mem. de Chir. T. II. S. 476. 486. 498.), Le Dran (Traité des Operat. S. 114.), Hey (Practic. Observ. S. 219.) und Ohle (Observ. anatomic. path. triga. Viteberg. 1805.) haben mehre gelungene Operationen dieser Art unternommen.

Auch die oben genannte Operationsmethode zur Radicalkur hat man für diese Brüche in Vorschlag gebracht. Ihre Anwendung ist aber auch in diesen Fällen sehr zu beschränken, da man nie mit voller Gewißheit voraussehen kann, wie weit sich die Verwachsungen erstrecken und ob man sie nach Eröffnung des Bruchsackes wird beseitigen können.

Maupas brachte den Bauchschnitt bei großen, unbeweglichen Brüchen in Vorschlag; man soll die Bauchmuskeln und das Bauchfell über dem Leistenring einschneiden, um von der Unterleibshöhle aus die vorgefallenen Theile aus dem Bruche zurück zu ziehn (*Rousset* assert. pro part. caes. Par. 1590. S. 208.). Wie kann dieses aber geschehen, wenn die Verwachsungen in der Bauchhöhle nicht vorher getrent sind, und doch hat Smalz dieses unzweckmäßige Verfahren erneuert. (*Decker* exerc. pract. L. B. 1695.).

III. Eingeklemmter Bruch. Ein Bruch ist eingeklemmt, wenn die Theile, welche er enthält, so zusammen geschnürt werden, daß die Functionen in denselben nicht frei von Statten gehen können, und wenn es ein Darmbruch ist, der Abgang der Excremente insbesondere zum Theil, oder ganz gehemmt ist. Die Einklemmung kann durch folgende Ursachen zunächst bewirkt werden: 1) die Bauchspalte ist im Verhältniß zu den in ihr liegenden Theilen zu eng; 2) dasselbe Misverhältniß findet rücksichtlich des Bruchsackhalses Statt; 3) die in dem Bruche enthaltenen Eingeweide sind durch Anhäufungen von Excrementen oder Winden, durch Entzündungen oder Geschwülste ausgedehnt, oder es sind einzele Stücke derselben von andern Theilen umschlungen und eingeschnürt, z. B. ein Stück Darm durch das Netz oder eine Spalte in dem Gekröse, das Netz durch Pseudomembranen und neugebildete sehnenfaserige Stränge. Diese Umschlingungen und Einschnürungen sind sehr mannigfach und merkwürdig. Hieher gehören mehre Fälle, die Scarpa gesammelt hat; Monro beschreibt eine seltene Einschnürung eines Stückes Dünndarmes durch einen langen wurmförmigen Fortsatz des Blinddarmes (Morbid Anat. of the Gullet etc. S. 239. Pl. XX.). Die Einklemmung gibt sich durch folgende Zeichen zu erkennen: der Bruch kann durch die oben angegebenen Handgriffe zur Taxis nicht zurück gebracht werden. Die Bruchgeschwulst ist mehr als gewöhnlich gespannt, öfters auch geröthet, die Kranken empfinden in derselben und von ihr aus zu anderen Gegenden der Unterleibshöhle hin, mehr oder weniger lebhafte Schmerzen, die durch Pressen, Husten oder einen Druck auf die Geschwulst vermehrt werden. Dazu gesellt sich Übelkeit, Ekel, Erbrechen, Angst, Unruhe, Verstopfung des Stuhlganges. Hält die Krankheit an, so werden die Schmerzen in der Unterleibshöhle immer heftiger, dieser wird gespannt, es werden Excremente ausgebrochen, Schluchzen, Fieber, Unvermögen auch die mildesten Getränke oder Speisen bei sich zu behalten, vermehren die Leiden der Kranken, die Angst erreicht einen hohen Grad und komt nicht bald Hilfe, so geht in seltenen Fällen und öfter bei Netz- als Darmbrüchen, der Bruch in Eiterung über oder es tritt Brand ein, in diesem Falle lassen die Schmerzen plötzlich nach, der Puls sinkt, es bricht kalter Schweiß aus, noch kann zuweilen die Operation retten, geschieht dieses nicht, so werden die Extremitäten kalt, die Kräfte sinken immer mehr und der Kranke stirbt.

Der Verlauf dieser Zufälle ist verschieden, bald folgen sie sehr rasch auf einander, und der Kranke stirbt schon den 2ten oder 3ten Tag nach dem Eintritte der Einklemmung, ein andres Mal steigern sie sich langsam und erreichen erst nach 8 bis 10 Tagen einen hohen Grad, sind mehr schleichend und überhaupt nicht so heftig, aber nicht weniger gefährlich. Jener rasche Verlauf ereignet sich vorzugsweise bei neu entstandenen, oder einige Zeit durch ein Bruchband zurück gehaltenen und wieder vorgefallenen Brüchen, bei starken, robusten, vollblütigen Personen. Der langsame Verlauf ist den Netzbrüchen, ferner alten, großen Brüchen eigen, die gar nicht oder nur des Nachts zurück gebracht werden, bei denen die Bauchspalte beträchtlich erweitert ist.— Die oben angeführten nächsten Ursachen der Einklemmung können durch verschiedene entfernte Ursachen herbeigeführt werden: durch das Hervordrängen eines neuen Darm- oder Netzstückes bei einer heftigen Anstrengung, durch Verdickung, Verhärtung, Verwachsung des Bruchsackfelles, Verdickung und Verhärtung des Zellstoffes und der Faserbündel des Hodenmuskels, besonders durch den Druck schlechter Bruchbänder; alles was Ansamlung von Excrementen oder Winden in den Gedärmen oder Entzündung derselben veranlassen kann, Würmer oder andere fremde Körper, Kirschkerne, Weintraubenhülsen, Verhärtungen oder Geschwülste in dem Netze oder Gekröse, strangartige Faser- oder Pseudomembranen-Gebilde in Folge von Entzündungen, welche sich um die Eingeweide schlingen. Auch der Druck des noch in der Weichengegend liegenden Hoden hat zuweilen Einklemmung bewirkt. — Daß der Bruchsackhals der Sitz der Einklemmung sey, wird aus folgenden Zeichen wahrscheinlich: 1) wenn der Bruch schon in dem Kindesalter des Kranken entstanden ist; 2) wenn er, nachdem er längere Zeit zurück gehalten wurde, plötzlich wieder vortritt; 3) wenn der untersuchende Finger die Sehnenfasern, welche die Bauchspalte umgeben, nicht gespannt findet; 4) wenn bei den Repositionsversuchen erst nur ein Theil der Gedärme zurück zu bringen ist, und wenn dieses geschieht, sich eine kleine Geschwulst über dem Bruchsack bildet, die verschwindet, wie der Bruch wieder vortritt.

Die Erkentniß der eingeklemmten Brüche ist meistens leicht, so bald man nur weiß, daß der Kranke eine Geschwulst an einer Stelle hat, wo sich Brüche bilden können. Doch machen die Seitenbrüche (s. unten) hievon eine Ausnahme, weil sie an sich schwerer zu erkennen sind; auch können Krämpfe, Ansamlungen von Excrementen, Winden, fremde Körper und Entzündungen der in dem Bruche oder der Unterleibshöhle enthaltenen Eingeweide, fälschlich für eine Einklemmung des Bruches gehalten werden. Jene Zufälle finden sich vorzüglich bei alten Brüchen, die nicht zurück gebracht werden können; und um eine Verwechselung zu vermeiden, muß man die Unterleibshöhle und den Bruch auf das Genaueste untersuchen, auch den Anfang der Krankheit zu erforschen suchen.

Die Einklemmung der Brüche gehört zu den lebensgefährlichen Krankheiten und ist der bedenklichste Zufall, welcher sich zu einem Bruche gesellen kann. Neue und kleine Brüche klemmen sich leicht ein, und die Prognose ist bei ihnen, so wie bei den Brüchen, die, nachdem sie einige Zeit durch ein Bruchband zurückgehalten worden sind und wieder vorfallen, ungünstiger, als bei alten Brüchen, bei denen die Bauchspalte und der Bruchsackhals beträchtlich erweitert sind. Je heftiger die Entzündung und je rascher der Verlauf der Zufälle ist, desto früher kann der Brand eintreten, bisweilen geschieht dieses schon im Laufe des ersten Tages der Einklemmung. Die Einklemmung eines Darmbruches ist gefährlicher, als eines Netzbruches, bei diesem erfolgt öfter Eiterung und wenn auch Brand eintritt, nicht so leicht der Tod, als bei den Darmbrüchen. Bei kräftigen, vollblütigen Menschen geht die Entzündung rascher in Brand über, als bei schwächeren; doch ist auch bei sehr erschöpften Kranken, oder die an Dyscrasie leiden, die Prognose mißlich.

Bei einem jeden eingeklemmten Bruche ist zuerst die Taxis zu versuchen, und gelingt diese nicht bald, so sollte man mit der Operation nicht lange zögern und am vortheilhaftesten würde es gewiß seyn, viel weniger Operirte würden sterben, wenn man sogleich ohne weitern Verzug zur Operation schreiten könnte, denn sie ist das einzige Hilfsmittel, welches die nächste Ursache der Einklemmung, die Zusammenschnürung, direct beseitigen kann. Allein nur selten gelingt es in der Privatpraxis, von den Kranken und ihren Angehörigen die Einwilligung zu der Operation zu erlangen, bevor andere Heilversuche gemacht worden sind; auch kann der Wundarzt nicht abläugnen, daß in mehrern Fällen, nach der Anwendung von zweckmäßigen Mitteln, die Taxis ohne Operation endlich doch noch gelungen ist. Auch werden durch zweckmäßige Mittel die Versuche zur Taxis kräftig unterstützt und das Vorwärtsschreiten der Entzündung von den eingeklemmten Partien aus nach der Unterleibshöhle hin, wenigstens gemäßiget. Man wird sich daher in vielen Fällen genöthigt sehen, zuerst noch durch innere und äußere Mittel Hilfe zu verschaffen, nur setze man diese Versuche nicht so lange fort, bei raschem Verlaufe höchstens 1 bis 2, bei langsamen 2 bis 3 Tage.

Bei diesen Heilversuchen ist die Indoles der Einklemmung vorzüglich zu berücksichtigen.

Viele Decennien galt und auch jetzt gilt noch bei manchen Wundärzten, die von Richter aufgestellte Eintheilung in die inflammatorische, die durch Kothanhäufung bewirkte und die krampfhafte Einklemmung, als die allein richtige; doch ist in neuern Zeiten die Annahme der krampfhaften Einklemmung mit wichtigen Gründen und wie ich glaube siegreich, bestritten worden und die meisten Wundärzte halten gegenwärtig entweder mit Lawrence, Monro, Geoghagan, Cooper u. A., jede Einklemmung für inflammatorisch, oder nehmen mit Scarpa, Richerand, Boyer zwei Arten der Einklemmung an, die entzündliche und die von Anhäufungen in den Gedärmen bewirkte. Nach meiner Meinung (Zusätze zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche S. 414.), ist die Indoles der Brucheinklemmung 1) von nicht entzündlicher, oder 2) von entzündlicher Art, und diese Verschiedenheit muß den Heilplan vorzüglich leiten.

Die Erkentniß dieser Indoles ist aber nicht selten sehr schwierig, und es kann meistens nur die sorgfältige Beachtung der Körperkonstitution, aller Verhältnisse, die

auf den Bruch Beziehung haben, der Ursachen, durch welche, und der Zufälle, unter welchen die Einklemmung entstanden ist, zu einer richtigen Diagnose leiten. Bei der nicht entzündlichen Einklemmung ist der Bruch schmerzlos; treten Schmerzen ein, so beschränken sie sich auf den Bauchring, und sollten sie sich über den ganzen Bauch verbreiten, so arten sie sich wie die Schmerzen von einem heftigen Druck; die Wärme des Bauches ist nicht erhöhet, die Haut nicht geröthet, der Kranke fiebert nicht. Es findet sich diese Indoles meistens bei Brüchen, die gar nicht zurückgebracht werden können oder doch eine weite Bauchspalte haben. Die Ansamlung von Excrementen und Winden, welche diese Einklemmung gewöhnlich bewirkt, kann langsam entstehen oder unter den Zufällen einer Krampfkolik.

Die Einklemmung mit entzündlicher Diathesis findet man am häufigsten bei neu entstandenen Brüchen und bei denen, die, nachdem sie einige Zeit durch ein Bruchband zurück gehalten worden sind, durch eine enge Öffnung vom Neuen vortreten. Aber auch jede Einklemmung nicht entzündlicher Art nimt die entzündliche Diathesis an, wenn sie nicht bald gehoben wird. Mit voller Gewißheit läßt sich nicht bestimmen, wenn die Entzündung der vorgefallenen Theile oder des Bruchsackes eingetreten ist, in wenigen Fällen wird man jedoch sehr, wenn man auch bei dieser Einklemmungsart schon nach drei, und wenn viele Repositionsversuche gemacht worden sind, nach zwei Tagen, die entzündungswidrige Heilmethode anzuwenden begint.

Die entzündliche Indoles ist um so mehr zu vermuthen, wenn die Konstitution des Kranken von der Art ist, daß sich bei derselben Entzündungen leicht entwickeln, wenn er an Hämorrhoiden oder Hämorrhoidaldisposition leidet. — Der entzündliche Zustand kann von gelinderem oder heftigerm Grade seyn. Jener ist schwer zu erkennen und wird oft mit für krampfhaften Zustand gehalten, denn die Schmerzen sind nur gering und periodisch, machen vollkommene Intermissionen. Dieser gelind entzündliche Verlauf scheint hauptsächlich zu der Annahme einer krampfhaften Einklemmung Veranlassung gegeben zu haben. Man darf sich aber nicht täuschen lassen, sobald der Bruch schmerzhaft wird, besonders auch bei dem Befallen, die Angst, die Unruhe, und das Erbrechen zunehmen, so zögere man nicht mit dem antiphlogistischen Heilplane. Der heftigere Grad der entzündlichen Diathesis spricht sich hinlänglich deutlich aus. Der Schmerz ist stechend, brennend, er macht nur Remissionen, keine Intermissionen, der Bauch ist stark ausgedehnt, gespannt, geröthet, der Kranke hat viel Angst, Unruhe, es gesellt sich Fieber dazu und es erscheinen die Zufälle, welche wir oben als allgemeine Zeichen der Brucheinklemmung angegeben worden sind.

Bei der Einklemmung mit nicht entzündlicher Diathesis, kann man dann, wenn sie von Anhäufung der Excremente herrührt, im Anfange Abführungsmittel geben, ihr Gebrauch ist aber viel mehr zu beschränken, als bis jetzt Sitte war und zum Theil noch ist. Diese Mittel können bei der entzündlichen Einklemmung, welche so oft vorkommt, durchaus nichts nützen, sie sind im Gegentheil in diesen Fällen sehr schädlich, auch selbst bei der Einklemmungsart, von welcher wir jetzt sprechen, ist ihr Gebrauch, so lange die Einklemmung dauert, nicht lange fortzusetzen; schon Celsus sagt: „...quidam etiam alvum ducunt. — Id ducere aliquid in scrotum potest, educere ex eo non potest (Lib. V. C. XX.). Möge die so allgemein verbreitete Gewohnheit, einem jeden Kranken dieser Art die salzige Ölmixtur zu geben, den bessern Heilregeln bald weichen, über welche die genauer beobachtenden Ärzte der neueren Zeit einverstanden sind.— Dem Zwecke entsprechender sind die Klystire mit abführenden Salzen, Seife, Essig, Tabak oder Belladonna, auch hier zu nennen. Die kalten Begießungen und das Auftröpfeln der Naphtha vitrioli passen vorzüglich zu dieser Einklemmungsart. Doch kann man da, wo man zu erweichen und zu erschlaffen suchen muß, auch das laue Bad und laue erweichende Umschläge wählen. Zeigen sich deutliche Symptome vom krampfhaften Zustande der in dem Bruche oder dem Unterleibe enthaltenen Eingeweide, so kann man zwar die krampfstillenden Mittel anwenden, allein man verlasse sich nicht zu lange auf dieselben, öfters liegen Reitze, wie Würmer, Galle, Gallensteine zu Grund, die man erst fortschaffen kann, wenn die Därme durch den Schnitt von der Einklemmung befreit sind. Besonders vorsichtig sey man mit dem Gebrauche des Opiums, es kann die Zufälle, besonders das Erbrechen einige Zeit mäßigen und so täuschen, man glaubt der Kranke bessere sich und verschiebt die allein hilfreiche Operation zu lange.

Bei der Einklemmung mit entzündlicher Diathesis sind Blutentleerungen, vorzüglich durch Blutigel an den After gesetzt und Klystire die Hauptmittel. Sind die Schmerzen heftig, so dienen lauwarme, erweichende Umschläge und Bäder, sind sie nicht heftig, die Entzündung noch in Beginnen, so sind kalte Umschläge und besonders kalte Begießungen nach den Blutentziehungen nützlicher. Zum innerlichen Gebrauche sind nur kühlende, milde Getränke, Mandelmilch mit Kirschwasser oder Kirschtraubenwasser und das versüßte Quecksilber zu empfehlen.

Gelingt unter dieser Behandlung die wiederholt versuchte Taxis nicht, so schreitet man zu der Operation. Zu dieser sind folgende Instrumente erfoderlich: ein Bistouri mit gewölbter Schneide, ein Knopfbistouri oder eines der Bruchmesser, eine anatomische Pincette, eine stumpfe, silberne Hohlsonde, eine Incisionsschere, einige Stücke von Arnaud's durch Ohle verbesserten Haken, Arterienhaken, eines der Instrumente zur Stillung der Blutung aus der Bauchdeckenschlagader oder der Hüftbeinlochschlagader. Heftpflaster, Charpie, Compressen und eine T Binde.

Nachdem die Harnblase und der untere Theil des Darmcanales durch ein Klystir nochmals entleert worden ist, so wird der Kranke auf einen Operationstisch so gelegt, daß der Unterleib gerade, Kopf und Brust mäßig erhöhet liegen, der Schenkel der kranken Seite wird im Knie gebogen und gegen den Unterleib schwach angezogen, um die Bauchdecken so viel möglich zu erschlaffen. Am bequemsten wird es für den Wundarzt seyn, wenn der Tisch so gestellt wird, daß das Licht über die linke Seite des Kranken einfällt, und der Operateur an der rechten Seite desselben steht.

Die nun folgende Operation kann in 4 Momente getheilt werden: 1) Hautschnitt, dieser wird bei den Leistenbrüchen in etwas schräger Richtung, bei den Schenkel- und Nabelbrüchen in gerader Richtung über die Mitte des Bruches geführt, indem die Haut in eine Falte aufgehoben wird. 2) Eröffnung des Bruchsackes; Ambros. Pareus, Franco, Petit und Garengeot, in neueren Zeiten Monro und Hall, haben zwar den Vorschlag gemacht, den Bruch ohne Eröffnung des Bruchsackes zurück zu bringen, wenn nicht dringende Umstände das Gegentheil rathen und führen mehre gelungene Operationen an. Allein schon Richter und mit ihm die meisten neuern Wundärzte beschränken dieses Verfahren mit Recht nur auf kleine, neue Brüche, die ganz frei und wenn im Innern derselben Verwachsungen nicht zu fürchten sind; auch könnte man hieher die, doch selten vorkommenden Brüche rechnen, bei denen die in ihnen enthaltenen Theile so stark unter sich und mit dem Bruchsacke verwachsen sind, daß eine Eröffnung dieses sehr gefährlich seyn würde, derselbe aber doch, nachdem die Einklemmung durch die Bauchspalte gehoben ist, samt den Eingeweiden zurück gebracht werden kann. In den meisten Fällen hingegen ist die Öffnung des Bruchsackes nothwendig, theils um die Beschaffenheit der vorgefallenen Eingeweide genau untersuchen zu können, theils um den Bruchsackhals einzuschneiden, wenn in ihm die Ursache der Einklemmung liegt. Da der Bruchsack nach vollendetem Hautschnitt immer noch mit Zellstoff, Sehnen- oder Muskelfasern, bei alten Brüchen mit mehrern verdichteten Schichten bedeckt ist, so muß man an einer einzelen Stelle, ungefähr ¼ Zoll im Durchmesser, einzele Schichten dieser Decken des Bruchsackes mit der Pincette in die Höhe heben, und mittelst des ganz flach geführten Messers wegschneiden, bis man auf den Bruchsack gekommen ist. Man wählt hiezu die Stelle, an welcher sich der Bruchsack am leichtesten in die Höhe heben läßt, Verwachsungen am wenigsten zu fürchten sind und wo möglich in der Nähe des Grundes des Bruchsackes. Es geben zwar einige den Rath, unter die einzelen Schichten eine Hohlsonde zu schieben, um sie auf dieser zu durchschneiden. Nach meinen Erfahrungen ist diese Methode beschwerlicher und gewährt die gerühmte Sicherheit rücksichtlich der Verletzung der Gedärme doch nicht. Die erfahrensten Wundärzte bedienen sich jetzt auch jenes zuerst angegebenen Verfahrens.— Ist man bis auf den Bruchsack gekommen, den man an der serösen Hautbildung erkent, so hebt man ein Stückchen mit der Pincette in die Höhe und macht einen kleinen Einstich, worauf gewöhnlich eine kleine Quantität, bisweilen aber auch viel Serum ausfließt. In manchen Fällen ist es sehr schwierig zu bestimmen, ob man noch Bruchsack oder schon Darmhaut vor sich hat und es erfodert dieser Moment der Operation viel Vorsicht und Erfahrung. Hat man unglücklicher Weise den Darm geöffnet, so fließen Excremente aus. In den Stich, welcher den Bruchsack geöffnet hat, bringt man eine Hohlsonde und unterrichtet sich genau von der Freiheit oder Verwachsung desselben, und spaltet ihn bis zu seinem Halse. Die auf diese Weise blosgelegten Eingeweide werden mit einem in erwärmtes Lein- oder Mandelöl getauchten Stückchen Leinwand bedeckt. 3) Erweiterung der einklemmenden Stelle. Ist diese die Bauchspalte oder der Bruchsackhals, so hat man zwei Methoden zur Erweiterung: 1) durch stumpfe Instrumente; 2) durch den Schnitt. Die Erweiterung ohne Schnitt hat wahrscheinlich Thevenin zuerst in Schriften empfohlen (*Thevenin.* Oeuvr. Paris 1658. Köhler's Verbandlehre T. XIII.), sie mag aber schon in älteren Zeiten geübt worden seyn. In neuern Zeiten hat Le Blanc vorzüglich für dieselbe gesprochen, man soll sich zuerst der Finger, dann seines Instrumentes bedienen (Nouv. meth. d'operer les hernies, Paris 1765.); nach ihm haben Le Cat und Weidmann ähnliche Instrumente angegeben. Am zweckmässigsten sind aber Arnaud's Haken, vorzüglich mit der Verbesserung von Ohle (m. s. meine Zusätze zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche Taf. VII. fig. 12.), hat man dadurch gehörig Raum erhalten, so kann man auch noch mit den Fingern zu wirken suchen. Zur Erweiterung mittelst des Schnittes bedient man sich, nach der Methode, welche man wählt, entweder eines geraden Messers mit stumpfer Spitze, eines gewöhnlichen Knopfsbistouris, eines solchen Bistouri's mit convexer Schneide, eines Messers in Form des Pottschen Fistelmessers, oder der besonders zu dieser Operation bestimmten Bruchmesser (s. dies. Art.). Dem Schnitte muß man nach der Art der Brüche eine verschiedene Richtung geben, wie dieses unten angegeben werden wird.

Sollte durch diesen Schnitt die Bauchdecken- oder Hüftbeinlochschlagader verletzt worden seyn, so sucht man durch Druck die Blutung zu stillen. Man muß es sich zur Regel machen, nach jeder Bruchoperation mit dem Finger durch die Bauchspalte einzugehen, und den Zustand dieser Schlagadern zu untersuchen, denn nicht immer erfolgt bei ihrer Verletzung die Blutung nach außen. Hat man sich von der Verletzung dieser Gefäße überzeugt, so kann man den Druck mit den Fingern anbringen (wie von Nägele mit Erfolg geschehen ist, in Siebold's Saml. chir. Abhandl. 1. Bd.) oder man bedient sich wie Chopart (chir. Operat. 2. Bd. S. 357.) einer mit Leinwand umwickelten Pincette oder wie Hey eines Tampons von Feuerschwamm. Schindler und Hesselbach haben eigne Instrumente zur Stillung der Blutung aus der Bauchdeckenschlagader angegeben (*Schindler* de herniis observat. Witteberg. 1796, Hesselbach Abbildung eines Instrumentes zur sichern Entdeckung und Stillung einer bei dem Bruchschnitte entstehenden Blutung. Würzburg 1815.). Auch die Unterbindung der Bauchdeckenschlagader, welche vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, wurde doch einige Male ausgeführt, Arnaud hat zu diesem Zwecke eigene Nadeln empfohlen.

4) Zurückbringung oder Reposition der vorgefallenen Eingeweide. In dieser Beziehung können folgende Modifikationen des Verfahrens erfoderlich seyn: a) man findet die vorgefallenen Theile ganz gesund, so zieht man noch ein kleines Stück der vorgefallenen Theile aus der Bauchspalte hervor, um zu sehen, ob dieselben allenthalben frei und gesund sind, man entfaltet auch den Inhalt des Bruches, damit man keinen umschlungenen oder verletzten Theil zurück bringe, darauf schiebt man Alles durch den Bruchsackhals und die Bauchspalte behutsam zurück, geht

nit dem Finger in die Unterleibshöhle ein, um zu erfor- ichen, ob auch hier keine Verwachsungen oder Umschlin- gungen sich finden und den Zustand der in der Nähe be- findlichen Schlagadern zu untersuchen. b) Sind Ver- wachsungen vorhanden, so werden die gallertartigen oder ur auf wenige Stellen sich beschränkenden Verwachsungen etrent, sind diese hingegen über mehre Theile verbreitet,) wird nur das Freie in die Unterleibshöhle zurückge- schoben, das stark Verwachsene läßt man in dem Bruch- ack liegen. c) Der Bruch ist in Eiterung übergegangen, vas man bei Netzbrüchen öfter, als bei Darmbrüchen u beobachten Gelegenheit hat, so bringt man nur das Gesunde in die Unterleibshöhle zurück, und befördert die Absonderung des durch die Eiterung Zerstörten. d) Ist in Darmstück brandig geworden, so macht man in das- elbe einen Einstich und überläßt die Absonderung des Brandigen der Natur. Die brandigen Darmstücken ganz wegzuschneiden ist unnöthig, auch ist es nicht rathsam ine Schlinge durch das Gekrös zu ziehen, um den Darm in der Nähe der Bauchspalte zu erhalten, es kann die- elbe den Darm zusammenschnüren und den Abgang der Excremente hemmen. Man muß sich aber auch hüten, in Darmstück zu voreilig für brandig zu erklären, es ind die Därme bisweilen sehr dunkel blauroth gefärbt, und doch nicht brandig, man kann sie ohne Furcht in die Unterleibshöhle zurückbringen und sie erlangen durch die eigenthümliche Wärme und Ausdünstung ihre gesunde Be- schaffenheit wieder. —

Der Ausgang des Brandes in dem Darme ist ver- schieden; waren die Häute nur in einer kleinen Stelle brandig, so verheilt diese zuweilen bald wieder, geht mehr verloren, so bildet sich eine Kothfistel oder ein widerna- türlicher After. Um diese zuletzt genannten Ausgänge zu verhüten, hat man verschiedene Vereinigungsmethoden der Därme vorgeschlagen. Ramdohr schob die getrennten Darmstücke ineinander und befestigte sie durch die Nath; Andere legten Cylinder von Hausenblase, einem Kar- tenblatte oder einem Stück Luftröhre in die Höhle des Darmes, um sie über denselben zusammen zu nähen; La Peyronie suchte die Darmenden dadurch einander zu nähern, daß er das Gekrös in Falten zusammen heftete, diese Methoden sind unzweckmäßig und dem Pro- cesse der Natur zur Vereinigung mehr hinderlich als förderlich. Am besten ist es, die getrennten Darmstük- ke so nahe als möglich an einander zu legen und Alles der Natur zu überlassen, oder dieselben nur mit einem seidenen Faden an einander zu befestigen. Über die Be- handlung brandiger Netzbrüche, unten. — 5) Bei einer jeden Bruchoperation kann man einen Versuch zur Ra- dicalkur machen, wozu nach der Individualität des Fal- les ein verschiedenes Verfahren zu wählen ist. Man kann nach Richter die Bauchspalte scarificiren und einen Char- piebal mit mäßigem und allmälig verstärktem Druck dar- auf befestigen, oder man unterbindet den Bruchsack, wie oben bereits angegeben worden ist. Nicht mehr üblich sind die älteren Methoden: die Einbringung einer Wieke (von Dionis, Mery, Arnaud empfohlen), wegen zu hef- tiger Entzündung des Bauchfells, die blutige Nath (nach Franco, Paré), doch hat Lawrence neuerlich ein ähn- liches Verfahren in Vorschlag gebracht (a. a. O. S. 311. 318.). Noch weniger zu billigen ist das Wegschneiden des Bruchsackes oder selbst eines Theiles des Hodensak- kes (nach Mauchart und Bell's Rath).

Nachdem diese verschiedenen Arten der Operation voll- endet sind, so wird ein einfacher Verband angelegt. Die Wundränder werden durch Heftpflaster einander genä- hert, ein Charpiebausch nebst Compressen darauf gelegt und mit der T Binde befestigt. Nun sucht man den Stuhlgang durch Klystire zu befördern und sobald er er- folgt ist, so gibt man Abführungsmittel, um ihn einige Tage zu unterhalten. Erst dann, wenn Stuhlgang er- folgt ist, kann man Hoffnung haben, daß die Krankheit einen günstigen Ausgang nehmen werde.

Auch nachdem die Eingeweide zurückgebracht sind, können die Zufälle der Einklemmung aus folgenden Ur- sachen noch fortdauern: durch den mit zurückgebrachten Bruchsackhals, durch widernatürliche Anwachsungen jen- seit der Bauchspalte, oder unter den zurückgebrachten Därmen, Verengerung in einem Darmstücke; es kann bei dem Zurückbringen eine Umschlingung entstanden, oder noch ein kleines Stück eingeklemmt seyn, ohne daß man äußerlich eine Geschwulst bemerkt, bei äußeren Leistenbrü- chen liegt die Ursache der Einklemmung zuweilen in dem Leistenkanal, es kann auch der noch hier zurückgeblie- bene Hoden dieselbe bewirken, am häufigsten sind aber noch fortdauernde heftige Entzündung und Anhäufun- gen von Excrementen an jenem unangenehmen Vorfall schuld.

Hat sich eine Kothfistel gebildet, so muß man durch Klystire und gelinde Abführungsmittel, besonders durch Rhabarber mit gelind bitteren Mitteln verbunden, die Bewegung des Darmkanals und den Abgang der Ex- cremente durch den Mastdarm zu beschleunigen suchen. Auf die Fistelstelle selbst legt man Mittel, welche die Granulation befördern, und ist diese schon weit vorge- schritten, so bringt man einen allmälig stärkeren Druck an.

Der widernatürliche After ist eine höchstbeschwer- liche und unangenehme Krankheit, die für den Kranken um so nachtheiliger ist, je höher oben, gegen den Magen zu sich derselbe gebildet hat; und doch konnte Littre den Vorschlag machen, die Bildung desselben durch die Kunst herbeizuführen, wenn ein Darmstück brandig geworden ist. Louis billigte diesen Rath und gab ihm den Vor- zug vor La Peyronies Vereinigungs-Methode der Darmenden (Mem. de l'Acad. des Sc. de Paris. 1700.). Die Mittel zur Radicalkur dieser Krankheit sind auch schmerzhaft, beschwerlich und haben selten einen ganz glücklichen Erfolg, sie sind aber um so eher anzuwenden, je näher am Magen der Darm getrent ist. Le Cat war wahrscheinlich der Erste, welcher eine genaue auf Leichen- öffnungen gegründete Beschreibung dieses krankhaften Zu- standes mittheilte (Philos. transact. 1740 und 1752.). Bruns machte aus Unkunde über die Natur der Krank- heit einen Versuch, der mislingen mußte, er excoriirte die Darmenden und wollte sie mit einander vereinigen. De- sault führte ein auf richtigere Ansichten von der Krank- heit gegründetes Verfahren mit glücklichem Erfolge aus. Er brachte die durch das Umstülpen des Darms entstan- dene Geschwulst zurück, suchte den Winkel, den beide

Darmstücken machen, zu zerstören und das untere Darmstück durch Einführung von Bourdonnets zu erweitern: nachdem er diesen Zweck erreicht hatte, so befestigte er Tampons von Leinwand mittelst eines drückenden Verbandes auf der Fistelöffnung (Journal de Chirurg. p. Desault.). Einen auf ähnliche Ansichten gegründeten Heilplan befolgte Smalfalden (Diss. nov. meth. intestina uniendi. Viteb. 1798.).— Durch Scarpas treffliche Untersuchungen hat man aber erst die wahre Entwickelung und Beschaffenheit jenes Zustandes kennen lernen. Er zeigte zuerst bestimt, wie sich zwischen beiden Darmstücken eine Scheidewand bildet, welche den freien Durchgang der Excremente hindert, wie die Natur mittelst des Restes des Bruchsackes eine Art von Trichter bildet, welcher die Excremente zu dem unteren Darmstück hinleitet. Sein auf diese anatomischen Untersuchungen gegründetes Heilverfahren ist aber mehr prophylactisch und nicht geeignet, um einen schon ausgebildeten widernatürlichen After zu beseitigen. Man soll nämlich die Bildung jenes trichterförmigen Kanals durch lockeren Verband und lange Unterhaltung der Fistelöffnung zu befördern suchen. — Dupuytren hat neuerlich ein kräftiges Heilverfahren in Ausübung gebracht. Er zerstört durch ein eigenes Instrument, welches er Darmschere nent, die Scheidewand, welche Scarpa so deutlich beschrieben hat, und reizt zugleich die beiden Darmstücke zur adhäsiven Entzündung; auf diese Weise wird der freie Durchgang der Excremente befördert und der widernatürliche After in eine Kothfistel verwandelt, die er durch Excoriiren und sein zu diesem Zweck bestimmtes Druckinstrument zu heilen sucht. (Reißinger's Anzeige einer vom Prof. Dupuytren erfundenen Operationsweise zur Heilung des Anus artificialis, Augsburg 1817. Breschet's Abhandlung über diesen Gegenstand in Gräfe's und Walther's Journal f. Chirurg. 2. Bd. 2. 3. St. Meine Zusätze zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche S. 218. u. 403. Taf. VII. Fig. 14. und 15.). Breschet und Liordat klagen darüber, daß sich die vollständige Heilung nach dieser Operation theils sehr lange verzögere, theils gar nicht erfolge, sondern eine kleine Fistelöffnung zurück bleibe. Liordat hat auch eine Verbesserung der Dupuytrenschen Methode und ein neues Instrument, welches er Pince emporte-pièce nent, bekant gemacht, aber selbst noch nicht ausgeübt (Diss. sur le traitement des Anus contre-nature. Paris 1819.). Es müssen demnach erst mehre Versuche über diese Operationsmethode entscheiden, welche den Kranken viele Schmerzen verursacht und eine Ausdauer verlangt, die man selten findet.

Wo diese Mittel zur Radicalkur nicht anwendbar sind, oder nichts fruchten, da sind Maschinen zu benutzen, welche die Excremente aufnehmen, oder einige Zeit zurück halten. Sehr beschwerlich und wegen der Zunahme bedenklich, ist das Umstürzen der getrennten Darmstücke, so daß die innere Haut nach außen gekehrt ist. Für diese Art des widernatürlichen Afters sind die Maschinen am zweckmäßigsten, welche Richter und Smalfalden (a. a. O. auch in meinen Zus. zu Scarpa's Abhandl. über die Brüche S. 140.) empfohlen haben. Und nach meiner Meinung möchten sie überhaupt in allen Fällen, wo nur der Abgang der Excremente nicht zu sehr beschleunigt ist, den Vorzug vor den Flaschen verdienen, die bestimt sind, die Excremente in sich aufzunehmen, wie sie Funk, Le Blanc, Desault, Juville und Böttiger vorgeschlagen haben, weil bei diesen die Verbreitung des übeln Geruches kaum zu vermeiden ist.

Klemmt sich ein vorgefallenes Darmstück ein, so ist die Spalte durch den Schnitt zu erweitern.

Diese allgemeinen Vorschriften zu Hilfsleistungen bei den Brüchen sind nach den einzelen Arten derselben verschieden zu modificiren. Was die für jede Bruchart passende Form des Bruchbandes anbetrifft, so wird diese in dem nächsten Artikel beschrieben werden, die übrigen besonderen Heilregeln werde ich aber hier noch beifügen.

A. Außere Brüche.

1) Leistenbruch (H. inguinalis), a) äußerer Leistenbruch; dieser Bruch ist durch folgende Zeichen zu erkennen: die Geschwulst hat eine schiefe Richtung von außen und oben, die Gegend des innern Leistenringes, nach innen und unten gegen den äußern Leistenring, nach der Richtung des Leistenkanals, er liegt von der Schambeinvereinigung etwas weiter entfernt, als der innere Leistenbruch, seine Gestalt ist länglich. Um in der Diagnose sicher zu werden, muß man immer den äußeren Leistenring aufsuchen und sehen, ob von ihm aus der Bruchsackhals noch weiter nach außen zu geht. Diese Zeichen leiten aber nur so lange der Bruch noch klein ist, hat er eine beträchtliche Größe erlangt, ist der Leistenkanal sehr ausgedehnt und nach innen gedrängt, so ist die Verwechselung mit dem innern Leistenbruche leicht. Die übrigen Zeichen können nur nach der Operation oder bei der anatomischen Zergliederung aufgefunden werden. Auf der vorderen Fläche des Bruchsackes kann man die bogenförmigen Fleischfasern des Hodenmuskels öfters deutlich erkennen; die Gefäße des Samenstranges liegen an der innern Wand des Bruchsackes, die Bauchdeckenschlagader liegt an seiner inneren Fläche.

Bisweilen bleibt dieser Bruch in dem Leistenkanale, wo er sich immer zuerst zeigt, liegen und tritt gar nicht durch den äußeren Leistenring hervor.

b) Der innere Leistenbruch; die Geschwulst hat eine rundliche Form, und geht von dem äußeren Leistenringe aus in gerader Richtung von oben nach unten, sie liegt näher an der Schambeinvereinigung, der Samenstrang liegt auf der äußeren Seite, doch kann derselbe bei großen Brüchen zum Theil an den seitlichen, zum Theil auf der vorderen Fläche liegen, den Hoden fühlt man bei großen Brüchen, Hodensackbrüchen im Grunde des Hodensackes, auf der vorderen oder äußeren Fläche des Bruchsackes. — Franz Hesselbach hat das große Verdienst, die Unterschiede des äußeren und inneren Leistenbruches durch anatomische Untersuchungen auf das Deutlichste bestimt zu haben, denn was man vor der Herausgabe seiner Schriften findet (z. B. in *Monteggia* fasc. path. Tur. Helvet. 1793. S. 84. *Autenrieth* in *Luz* Diss. momenta quaedam circa herniotomiam, Tubingae 1799.) sind nicht klare und hinlänglich benutzte Andeutungen. Scarpa und A. Cooper haben in ihren

refflichen Werken diesen Gegenstand ebenfalls sorgfältig earbeitet und zur Verbreitung richtiger Kentnisse von den Brüchen überhaupt viel beigetragen.

Sind diese Brüche bis in den Hodensack hinab ge- reten, so können sie mit einem Wasserbruche verwechselt erden, sie unterscheiden sich aber dadurch, daß bei ih- en die Geschwulst in der Nähe des Bauchringes, bei em Wasserbruche im Grunde des Hodensackes anfängt, uch ist dieser durchscheinend und man bemerkt beim Druck it dem Finger die Fluctuation. Der Fleischbruch un- rscheidet sich von jenen Brüchen durch die beträchtliche Schwere, und das dem Testikel eigene unangenehme Ge- ühl beim Druck. Der Blutbruch entsteht gewöhnlich ach Gewaltthätigkeiten, die den Hodensack treffen, hat inen Sitz im untern Theile des Hodensackes und man ann die Samengefäße meistens gut durchfühlen. Schwe- r ist der Blutaderbruch (Varicocele) zu unterscheiden, an bemerkt auf diesem knotige Erhabenheiten, er ist im Verhältnisse zu seinem Durchmesser viel länger als ein Bruch zu seyn pflegt; bringt man die Geschwulst bei ho- zontaler Lage des Kranken zurück und läßt ihn aufste- en, während man den Bauchring mit dem Finger zu- ält, so erscheint die Geschwulst wieder. — Liegt der Hoden noch im Leistenkanal und bildet eine dem unvoll- ommenen äußeren Leistenbruche ähnliche Geschwulst, so ird der Mangel des Hodens und das dem Hoden ei- ene Gefühl beim Druck entscheiden. — Fettkörper, die ch zuweilen an dem Samenstrange bilden, sind theils urch ihre Form und Lage, theils durch die Stelle, von elcher aus sie sich gebildet haben, von Netzbrüchen zu nterscheiden, mit denen sie leicht verwechselt werden önnen.

Um bei den Leistenbrüchen die Taxis zu verrichten, ißt man, nach Befolgung der oben angegebenen allge- einen Regeln, den Kranken auf den Rücken legen, Kopf nd Brust niedriger als die Bruchstelle, die Schenkel im nie gebogen und gegen die Unterleibshöhle mäßig ange- ogen, so daß die Bauchdecken so viel möglich erschlafft erden. Der Druck zur Reposition selbst, ist beim äu- eren Leistenbruche von innen nach außen, beim innern erade von vorn nach hinten zu führen.

Der Schnitt zur Lösung der Einklemmung kann:) nur in die einklemmenden Theile der Bauchspalte, au- erhalb des Bruchsackes; 2) von dem geöffneten Bruch- ack aus, durch den Bruchsackhals und jene Theile zu- leich gemacht werden. — Das erste Verfahren ist in en oben näher bestimmten Fällen zu beobachten, in de- en der Bruchsack nicht geöffnet werden kann, A. Coo- er will dasselbe zwar auf alle Fälle ausgedehnt wissen, llein es ist öfters nicht möglich, das Messer zwischen ie mit dem Bruchsackhals dicht verwachsenen Theile der Bauchspalte und dem Bruchsacke einzuführen, und gewährt a, wo dieser doch geöffnet werden muß, keine beträcht- ichen Vortheile; die zweite Methode findet man schon von Franco und Paré angedeutet, wahrscheinlich hat Cy- rian dieselbe zuerst unternommen (*Cyprian*. hist exh. act. hom. L. B. 1700. S. 86.). Um den Schnitt zu nachen, führt man das Messer auf der zuerst eingebrach- en Fingerspitze oder auf einer Hohlsonde zwischen die zu urchschneidenden Theile ein, oder bedient sich eines Bi- stouri caché. Es ist meistens hinreichend, wenn der Schnitt nur eine bis zwei Linien tief geführt wird. — Über die Richtung des Schnittes hat man viel gestritten und mancherlei Vorschläge gemacht; Heister, Garen- geot, Bertrandi, Richter richten den Schnitt in den inneren Schenkel des äußeren Leistenringes nach auf- und einwärts gegen die weiße Linie zu; Mohrenheim quer nach einwärts, Sharp, Pott, La Faye, Sa- batier, Hunezovsky, Ficker schräg nach auswärts gegen den Stachel des Hüftbeinkamms zu; Chopart und Desault nach der Lage des Samenstranges bald nach in-, bald nach auswärts; wenn nämlich der Samen- strang hinter dem Bruchsack oder an der innern Seite desselben liegt; wenn derselbe vor dem Bruche oder an der äußeren Fläche desselben liegt, nach innen. Wenn man den innern und äußeren Leistenbruch in allen Fäl- len vor der Operation bestimt unterscheiden könnte, so würde sich die Richtung des Schnittes aus der richtigen Kentniß von der Lage der Bauchdeckenschlagader sehr leicht ergeben, da dieses aber nicht möglich ist, so sind die mei- sten Wundärzte jetzt darin mit einander einverstanden, daß der Schnitt auf der größten Wölbung des Bruches gerade nach aufwärts, parallel mit der weißen Linie, wie ihn Rougemont zuerst für zweifelhafte Fälle vorgeschlagen hat, bei beiden Arten von Leistenbrüchen zu machen sey, weil sich die Bauchdeckenschlagader nie an jener Stelle, sondern immer an einer niedrigeren Gegend des Bruches hingedrängt findet. — Hesselbach der Sohn, hat den Vorschlag gemacht, bei Leistenbrüchen sowol als bei Schen- kelbrüchen, die einklemmenden Theile mit der Pincette schichtenweise zu fassen und von außen nach innen zu durchschneiden. Ein ähnliches Verfahren hat schon Bell bei dem Schenkelbruche empfohlen, nur hat er darin gefehlt, daß er will, man soll den Finger unter dem Lei- stenbande einbringen, ehe man dasselbe von außen nach innen schichtenweise durchschneidet. Richter macht mit Recht den Einwurf, da, wo man den Finger unter den Leistenring einführen kann, sey ein Schnitt gar nicht nö- thig, Borges bemerkt aber dagegen sehr richtig, daß man ja nicht nöthig habe, den Finger ganz einzuführen (Sa- batier's Lehrb. f. prakt. Wundärzte 1. B. S. 122.).

Der äußere Leistenbruch kann an drei Stellen einge- klemt werden, am äußern Leistenringe, im Leistenkanale und im innern Leistenringe; in den beiden letzten Fällen, muß der Leistenkanal gespalten werden, welches auch bei eingeklemmten kleinen, äußeren Leistenbrüchen geschehen muß, die durch den äußeren Leistenring noch nicht vorge- treten sind. Die Spaltung von dem Bruchsackhalse aus, wie sie Le Dran, Bertrandi und Hey übten, ist der Me- thode, welche A. Cooper vorgeschlagen hat, die Erweite- rung außerhalb der Höhle des Bruchsackhalses vorzuneh- men, wie die Erfahrung einen jeden Wundarzt lehren wird, gewiß vorzuziehen; ohne vollständige Bloslegung des Bruches und des Leistenkanals, ist jeder Schnitt in den innern Leistenring unsicher.

Sollte der Bruchsackhals jenseit des äußeren oder inneren Leistenringes die Einklemmung bewirken, so ist Scarpa's Methode zu empfehlen, man soll nämlich, durch behutsames Hervorziehen des Darmes den Bruch- sackhals umstülpen, und indem man ein Knopfbistouri

zwischen den Darm und die Strictur einführt, diese durchschneiden. Viel unsicherer ist A. Cooper's Verfahren, welcher das gekrümmte Bistouri auf den Finger mit seiner Fläche gelegt und bis zu der Strictur einführt, und diese durchschneidet, indem er die Schneide gegen sie kehrt.

Die angebornen Brüche unterscheidet man von den erworbenen Leistenbrüchen, außer der Entstehung schon vor oder bald nach der Geburt dadurch, daß man den Hoden nicht fühlt, der bei andern Hodensackbrüchen immer unter oder hinter den vorgefallenen Theilen deutlich zu fühlen ist. Da das Netz, welches den Hoden zuweilen ganz umgibt, so anschwellen und sich verdicken kann, daß der Bruch einem Fleischbruche sehr ähnlich wird, so muß man in einem solchen zweifelhaften Fall die Entstehung der Geschwulst genau erforschen und bei der Operation sehr behutsam seyn.

Die Behandlung dieser Brüche ist im Allgemeinen wie bei den äußeren Leistenbrüchen, nur folgende Momente sind besonders zu berücksichtigen. Findet man diesen Bruch bei einem Kinde, so muß man ihn gleich zurückbringen und durch ein gutes Bruchband zurückhalten, die Radicalkur wird dann durch den Druck dieses Bandes und das eigene Bestreben der Natur den Scheidenkanal zu schließen, gemeiniglich bald vollendet. Geschieht dieses nicht bald, so entstehen Verwachsungen mit dem Hoden, der sich dann bei den Repositions-Versuchen mit in die Höhe zieht, oder es verwachsen die vorgefallenen Theile unter sich wieder mit dem Bruchsacke, wodurch alle Nachtheile und Gefahren eines unbeweglichen Bruches herbeigeführt werden. — Ist wegen Einklemmung, oder weil der Kranke sich der Radicalkur unterwerfen will, die Operation zu verrichten, so muß man sich an einige Eigenthümlichkeiten dieses Bruches erinnern. Der Bruchsack ist gemeiniglich dünn und mit den Integumenten fest verwachsen, daher ist der Schnitt durch diese behutsam zu führen. Wenn es nicht dringend nöthig ist, so darf man den Bruchsack nicht bis zu dem oberen Ende des Hodens aufschneiden, um diesen bedecken zu können. Nachdem der Bruchsack geöffnet ist, so ist der Hoden, der eine sehr verschiedene Lage haben und mit andern Theilen umschlungen seyn kann, behutsam aufzusuchen. Bisweilen liegt er noch in der Unterleibshöhle oder in dem Leistenkanale, in diesem Falle kann er selbst die Einklemmung bewirken. Man versucht zuerst den Hoden in den Hodensack hinabzuziehen, oder wenn dieses wegen Kürze des Samenstranges oder Verwachsungen, nicht gelingt, ihn in die Unterleibshöhle zurück zu drücken. Ist der Bruchschnitt zu machen, so hat man den ganzen Leistenkanal aufzuschneiden.

2) Schenkelbrüche (H. cruralis), a) innerer Schenkelbruch; ist dieser Bruch noch klein, so ist die Geschwulst rundlich, hart, prall, liegt tief unter dem Schenkelbogen und an der innern Fläche der Schenkelgefäße. Von dem Leistenbruche unterscheidet er sich durch Form und Lage, jener Bruch ist birnförmig und liegt ½ Zoll über dem Schenkelbogen. Vorzüglich leicht kann der Schenkelbruch mit Steatomen, Hydatiden und angeschwollenen Leistendrüsen verwechselt werden. Die treue Erzählung des Kranken, die Entstehungsweise der Geschwulst, gibt in zweifelhaften Fällen den besten Aufschluß. Diese Bruchart war in den älteren Zeiten unbekant, gegen Ende des 17. Jahrhunderts machten Nic. Le Quin in Barbettes Werken und Verheyen auf dieselbe aufmerksam, Palfyn beschrieb dieselbe schon deutlicher, die meisten Aufschlüsse über dieselbe haben wir aber durch die anatomischen Untersuchungen von Gimbernat, Hesselbach, Scarpa und Cooper erhalten. Der Schenkelbruch entsteht gemeiniglich plötzlich nach einer Anstrengung oder äußeren Gewaltthätigkeit, er schwillt stärker an beim Husten, Pressen und Nießen; ist es ein Darmbruch, so bemerkt der Kranke zuweilen ein Kollern in demselben, es gesellen sich Magen- und Verdauungsbeschwerden hinzu, er sitzt fest auf und dringt unter das Leistenband hinein. Die Leistendrüsengeschwulst entsteht gemeiniglich allmälig und unter einem Gefühle von Ziehen, Spannen, sie vergrößert sich nicht so schnell als der Bruch, man kann sie in den meisten Fällen hin und her schieben, sie dringt nicht unter das Leistenband hinein, sie schwillt durch Husten und Pressen nicht an, es fehlen die Magen- und Verdauungsbeschwerden. Geht die Leistendrüsengeschwulst in Eiterung, so ist sie in der Mitte weich, im Anfange hart; eiternde Netzbrüche sind von der eiternden Leistendrüse nicht zu unterscheiden, verfährt man nur bei der Öffnung behutsam, so bringt dieses keinen Nachtheil. — Sehr schwierig ist die Diagnose, wenn eine Leistendrüsengeschwulst und ein kleiner Schenkelbruch zugleich vorhanden sind, man findet diese öfters erst nach der Operation, und muß sich, wenn Zufälle der Brucheinklemmung eine Operation erfodern, immer an die Möglichkeit, daß ein kleiner, verborgener Bruch vorhanden seyn könne, erinnern. Eiteransamlungen über dem Leistenbande (vom Psoas-Absceß), die unter demselben hervordringen, lassen sich leicht zurück drücken, sinken bei horizontaler Lage selbst zurück und man fühlt die Fluctuation.

Bei großen Schenkelbrüchen ist die Geschwulst länglichrund, liegt unter dem Leistenbande quer von außen nach innen, von oben nach unten, der Bruchsack komt unter dem Schenkelbogen hervor, die Oberfläche ist meistens unebener, gespannter, praller, als bei dem Leistenbruche, auch wenn er von beträchtlicher Größe ist, zu welcher er doch nicht so leicht als die Leistenbrüche gelangt, so senkt er sich doch nicht in den Hodensack oder die Schamlefzen. Die Bauchdeckenschlagader liegt an der äußeren Fläche des Bruchsackhalses. Große Schenkelbrüche wirken durch ihren Druck auf die Gefäße und Nerven nachtheilig, können Schmerzen und Wassergeschwülste bewirken.

Bei der Taxis muß man zuerst von vorn nach hinten und dann von unten nach oben drücken, weil der Bruch zuerst von oben nach unten durch den Schenkelring und dann von hinten nach vorn, durch die eirunde Grube heraustritt. Die Lage ist wie bei dem Leistenbruche.

Die Einklemmung dieses Bruches geschieht entweder in der eirunden Grube, oder in dem Schenkelringe, durch den Bruchsackhals oder durch die in dem Bauche enthaltenen Theile.

Ist der Bruch durch die Sehnenfasern der eirunden Grube eingeklemt, so werden diese nicht selten schon beim Blo-

legen des Bruchsackes so weit getrent, daß sich der Bruch ohne weitere Einschnitte leicht zurückbringen läßt; dieses bemerkten schon Günz, Bertrandi, Richter und keinem aufmerksamen Wundarzt können solche Fälle entgangen seyn. Ist eine Erweiterung nöthig, so kann man entweder nach Scarpa die Schenkelbinde längs dem Rande des Schenkelbogens mit leichten Messerzügen einschneiden, oder nach Hey den sichelförmigen Fortsatz gerade nach aufwärts einschneiden, wobei man, um sicher zu gehen, sich des oben angegebenen von Hesselbach empfohlenen Verfahrens bedienen kann, man hebt die Sehnenfasern mit der Pincette in die Höhe und durchschneidet sie schichtenweise von außen nach innen.

Ehe man die Anatomie der Schenkelbrüche so genau kannte, wie sie Gimbernat, Hesselbach der Vater, Scarpa und A. Cooper gelehrt haben, so war man nur damit beschäftigt, die beste Methode zum Einschnitt in das Leistenband festzusetzen, die Einschneidung des Gimbernatschen Bandes kannte man noch nicht, und auch jetzt stimmen noch mehre Wundärzte für jenes Verfahren und verwerfen dieses.

Die Richtung und Führung der Einschnitte in das Leistenband (äußere Leistenband oder Schenkelbogen) wird aber verschieden angegeben: Koch, Sharp, Bertrandi, Hedenus machen den Einschnitt nach außen; Le Dran, Heister, Günz, Hesselbach beim weiblichen Geschlechte; A. Cooper, mit geringen Modificationen, nach auf- und schräg nach einwärts gegen den Nabel oder die weiße Linie zu. Chopart und Desault, Richter, Richerand, Dupuytren, Mursinna in verschiedenen Richtungen nach oben und innen oder oben und außen, doch soll Dupuytren dieser Richtung den Vorzug geben. Chopart, Desault und Richter bestimmen die Richtung des Schnittes noch näher nach der Lage des Bruches, man soll nach auf- und einwärts schneiden, wenn der Bruch dem Höker des Schambeins, nach auf- und auswärts, wenn er dem Stachel des Hüftbeinkammes näher liegt. Scarpa und Schreger rathen den Rand des Leistenbandes durch kleine Schnitte einzukerben. Bell's und Hesselbach des Sohnes Methode habe ich oben angeführt. — Else machte einen kleinen Einschnitt in die Aponeurose des äußeren schiefen Bauchmuskels über und parallel mit dem Leistenbande, führt eine Hohlsonde hinter demselben nach abwärts so, daß sie am unteren Rande hervor komt und schneidet auf dieser das Band ein: Hull macht dieses Verfahren noch complicirter, die Aponeurose des äußern schiefen Bauchmuskels wird ½ Zoll über den Rand des Schenkelbogens eingeschnitten, eine Sonde durch den Einschnitt bis zum Rande dieses Bogens eingeführt, der Samenstrang durch einen stumpfen Haken aufwärts gezogen, und der Schenkelbogen schräg nach ein- und aufwärts eingeschnitten.— Auch A. Cooper macht bei Männern einen Einschnitt in die Aponeurose des äußeren schiefen Bauchmuskels, um den Samenstrang in die Höhe ziehen zu lassen und zu schützen.

Den Vorzug vor diesen Methoden verdient der Einschnitt in das Gimbernatsche Band nach einwärts, nur wenig schräg nach abwärts und von vorn nach hinten, die meisten neueren Wundärzte sind dieser Meinung, Gimbernat, welcher jene Stelle als die vortheilhafteste zuerst bezeichnete, Monro d. jüngere, Schneider, Latta, Colles, Hesselbach d. Vater und Zang (beide letztere nur bei dem männlichen Geschlecht), Lawrence, Langenbeck, Wedemeier, Scarpa, Wather und Boyer. Um diesen Einschnitt zu machen, sucht man den Nagel des Zeigefingers der linken Hand unter den halbmondförmigen Rand des Gimbernatschen Bandes hindurch auf die hintere Fläche desselben zu drängen, so daß die Spitze des Fingers selbst an den Rand dieses Bandes stößt und führt das Knopfbistouri mit convexer Schneide auf den Finger so von vorn nach hinten, von außen nach innen an den Rand des Gimbernatschen Bandes hinein, daß die Schneide ganz senkrecht gegen den Rand des Bandes gerichtet ist; so bald nur die ersten Fasern durchschnitten sind, so schiebt man den Finger nach und nimt das Messer heraus; ein Schnitt von höchstens 2 Linien ist hinreichend. Nur wenn man die Fingerspitze nicht einführen kann, bediene man sich der Hohlsonde.

b) Aeußerer Schenkelbruch; es haben zwar schon Chopart und Desault, Walter, Richter, Bernstein und Roux diese Bruchart angenommen, doch ist von mehren neuern Schriftstellern bezweifelt worden, daß es einen Bruch dieser Art gebe, ganz bestimt sprechen sich Monro, Colles, Lawrence und Langenbeck dahin aus; es hat sich daher Hesselbach d. Sohn, ein wahres Verdienst erworben, daß er durch genaue anatomische Untersuchung die Existenz des äußeren Schenkelbruches außer Zweifel setzte (Hesselbach, über den äußeren Schenkelbruch, in dem neuen **Chiron** 1. B. 1. St. S. 91.). Die Geschwulst dieses Bruches begint vor dem äußeren Leistenbande, zwischen der vorderen Ecke des Hüftbeinkamms und der Stelle, wo man die Schenkelschlagader klopfen fühlt und steigt schmäler werdend, und schief, nach innen gerichtet, abwärts, und endigt mit einer stumpfen Spitze in der Gegend des kleinen Rollhügels.

Die Taxis erfodert die Lage wie bei dem Leistenbruche und einen Druck schräg von innen nach außen und vorwärts.

Einklemmung wird bei dieser Bruchart nicht leicht vorkommen, sollte es der Fall seyn, so müßte man den einschnürenden Theil schichtenweise von außen nach innen durchschneiden, um die **Arteria circumflexa ilei** zu schonen, die immer vor der vordern Wand des Bruchsackes liegt.

3) Nabelbrüche (**H. umbilicalis, omphalocele**); diese Brüche kommen am häufigsten bei Kindern als erworbene oder angeborne Brüche vor, können aber auch von Erwachsenen durch die oben angeführten allgemeinen Ursachen diese Brüche erworben werden, besonders lassen Krankheiten, welche die Unterleibsdecken stark ausdehnen und erschlaffen, wie Wassersucht, übermäßige Fettigkeit und bei Weibern öftere Schwangerschaft, Disposition zu denselben zurück. Bei Kindern disponirt der noch schwache Nabelring und das starke Schreien dazu, so wie die fest angelegten Nabelbinden die häufigsten Gelegenheitsursachen sind. Die Geschwulst der Nabelbrüche ist rundlich, von einem runden härtlichen Rand umgeben, die Haut, welche ihn bedeckt, ist unverändert, man sieht weder auf ihm noch sonst auf dem Unterleibe die Spur der Narbe des Nabels, die Eingeweide, welche in ihm liegen, sind durch

die etwas dünne Haut hindurch zu fühlen, und in die Unterleibshöhle zurückzudrücken, der Kranke empfindet die bei Brüchen überhaupt gewöhnlichen Verdauungsbeschwerden und oft nach dem Essen Koliken. Der Bruch der weißen Linie, welcher mit ihm verwechselt werden könnte, hat keine rundliche, sondern eine eirunde Gestalt, die Bruchspalte ist länglich, die Ränder derselben leisten weniger Widerstand, man findet oberhalb oder unterhalb derselben die Nabelnarbe. Die Diagnose der Nabelbrüche ist zwar meistens leicht, doch können sich zuweilen Geschwülste in den Unterleibsdecken bilden, welche die Erkentniß derselben erschweren, und über welche nur die Beachtung der Entstehung und ihres Verhaltens Aufschluß geben kann. Sollten sich unter solchen Verhältnissen Zufälle der Einklemmung finden, so ist es in jedem Fall zweckmäßig, die Operation vorzunehmen.

Den angebornen Nabelbruch kann man von dem erworbenen dadurch unterscheiden, daß derselbe in der Mitte von einer dünnen, durchscheinenden Haut bedeckt ist und nur im Umfang von einem der gewöhnlichen Beschaffenheit der Integumente gleichen Rand umgeben ist. Man ist darüber noch nicht einig, ob die angebornen Nabelbrüche einen Bruchsack haben oder nicht, eine Streitfrage, die eigentlich doch nur auf einem Wortstreit beruht. Oken und nach ihm mehre Wundärzte nennen die Fortsetzung des Bauchfelles, welches, von der Unterleibshöhle aus, die vorgefallenen Theile umgibt, nicht Bruchsack; nach dieser Annahme haben jene Brüche allerdings keinen Bruchsack, denn die Eingeweide, welche sie enthalten, werden zunächst von dem Theile des Bauchfelles umgeben, welches sich als innere Hülle, oder als Nabelschnurlamelle des Bauchfelles über die Nabelschnurgefäße fortsetzt, über diesen liegt sogleich die dünne Haut, welche mit der Cutis zusammen hängt und keine besondere Decke des Bauchfelles. Nent man aber jede von dem Bauchfelle gebildete Hülle eines Bruches, Bruchsack, so haben gewiß die meisten angeborenen Nabelbrüche einen solchen und nur in seltenen Fällen wird er fehlen, welches durch zurückgebliebene Bildung oder Zerreißung geschehen kann, wie in den von Heuermann (Chir. Oper. 1. B. S. 596.) und Marschall (*Cooper* the anat. and surg. treat. of hernia P. I. p. 4. Pl. II. p. 36 u. 37. Tab. IX. fig. 3.) mitgetheilten Fällen.

Oken unterscheidet noch besonders folgende drei Arten der Nabelbrüche: 1) Nabelschnurbruch (Hernia funiculi umbilicalis), er ist durch verhindertes Zurückziehen der Därme entstanden, und immer angeboren, es ist die Art, welche man gewöhnlich angeborene Nabelbrüche nent. 2) Nabelringbruch (Hernia annuli umbilicalis), die Därme dringen durch den wieder erweiterten Nabelring hervor, und drängen das Bauchfell als Bruchsack vor sich hin. Hieher gehören die meisten Brüche der Säuglinge; es ist nicht unwahrscheinlich, doch nicht erwiesen, daß sie auch vor der Geburt entstehen können; in diesem Fall würden sie angeborne Nabelbrüche zu nennen seyn. 3) Nabelbruch (Hernia umbilicalis), Bruchsack und Därme dringen nicht durch den erweiterten Nabelring heraus, sondern das Fasergewebe des Nabels selbst gibt nach, und mit ihm wird die Haut beutelförmig ausgedehnt. Gewöhnlich liegen dünne Därme in dem Nabelbruche, doch können auch dicke Därme, der Magen, ja selbst die Leber in demselben liegen; in diesem letzten Falle nent man den Bruch: Leber-Nabelbruch (Hepat-omphalocele).

Die Taxis der Nabelbrüche geschieht bei gerader Rückenlage durch einen Druck von vorn nach hinten. Kleine erworbene Nabelbrüche bei Kindern werden durch Anlegung eines Nabelbruchbandes oder einer einfachen Bandage (s. Bruchband) meistens leicht radical geheilt; gelingt dieses nicht, wie es bei Erwachsenen gewöhnlich der Fall ist, so ist dann, wenn der Bruch beweglich und nicht sehr groß ist, ein Bruchband zu tragen, unbewegliche und große Nabelbrüche sind durch einen Tragbeutel, welcher an ein Leibchen befestigt wird, zurück zu halten.

Zur Radicalkur hat man sich wahrscheinlich schon bei den Griechen der Unterbindung bedient; Celsus beschreibt mehre Arten dieser Operation, in neuern Zeiten habe Saviard und Desault dieses Verfahren wieder empfohlen, dagegen haben Scarpa, A. Cooper, Boyer u. A. dasselbe ganz verworfen. Gewiß ist dieselbe auch auf wenige Fälle zu beschränken, nämlich nur für diejenigen, in welchen man große und lange Nabelbrüche abkürzen und die vortheilhaftere Anlegung eines Bruchbandes bewirken will. Dieser Meinung ist auch v. Walther (Mediz. chir. Zeitung von Ehrhart. Jahrg. 1824. 1. B. S. 426.), der sich durch eigene Erfahrung überzeugt hat, daß durch die Unterbindung allein eine Radicalkur nicht zu bewirken ist. — Um die Unterbindung, welche nur bei Kindern bis zum vierten Jahre nützen kann, zu verrichten, legt man das Kind auf den Rücken, bringt die vorgefallenen Theile zurück, umfaßt den Bruch so, daß man mit den Fingern der einen Hand die vorgefallenen Theile zurück hält, mit der andern die Haut um den Nabel in die Höhe hebt und durch einen Gehilfen nahe am Nabel mit einem mehrfachen gewichsten Faden oder einer Schnur unterbinden läßt; ist die Grundfläche breit, so ist es besser, nach Celsus und Martin (Journ. gén. de Med. et Chir. T. XLI.), die Haut in der Mitte zu durchstechen, die Ligatur zu theilen, und nach zwei Seiten zu unterbinden. Die Ligatur wird bei beiden Methoden nach und nach fester zusammengezogen, nach acht bis zehn Tagen fällt der abgebundene Theil gewöhnlich ab, das Geschwür heilt bald und man läßt nachher noch mehre Monate ein Bruchband oder eine Zirkelbinde tragen. — Nach Celsus wurde der obere Theil der Geschwulst geäzt oder gebrant. Paul Ägineta machte Einschnitte um die Basis der Geschwulst, in welche die Ligatur gelegt wurde und öffnete die Geschwulst auf ihrer Höhe, um die innen liegenden Theile zurück zu bringen.

Schwieriger ist die Kur der angebornen Nabelbrüche, bei denen ein Theil der Cutis fehlt. Ist die Basis nicht beträchtlich groß, so drückt man die Eingeweide zurück, nähert die Hautränder durch Heftpflaster und legt eine aus Heftpflaster gebildete Pelotte auf, die durch eine Binde befestigt wird. Ist die Basis groß, so ist Ribke's Verfahren zu empfehlen (Rust's Magaz. d. pr. Heilk. VIII. B. S. 130.). Man lasse das Kind gar nicht wikkeln, sondern nur in feine Windeln einschlagen, legt einen

von Leinwand gebildeten Kranz um die Geschwulst, so daß diese unbedeckt bleibt und die Nabelgegend nicht im Geringsten gedrückt wird. Nach einigen Tagen werden sich Fleischwärzchen im Umfange des Hautrandes zeigen, nun bedeckt man dieselben mit einer milden Salbe aus Provenceröl und Wachs, im glücklichen Fall wächst die Haut von hieraus und bedeckt die ganze Bruchfläche, wie im normalen Zustande.

Die Nabelbrüche klemmen sich seltener als Leisten- und Schenkelbrüche ein, und die Ursache der Einklemmung liegt häufiger in dem Nabelringe, als in dem Bruchsacke. — Ist die Operation nöthig, so macht man einen halbkreisförmigen Schnitt in die Haut, der Bruchsack ist gewöhnlich dünn und oft mit der Haut verwachsen, daher ist Behutsamkeit nöthig. Ist die Ursache der Einklemmung nur in dem Nabelringe, so keine Anwachsung zuläßt, oder sind die Verwachsungen so verbreitet, daß man sie gar nicht abtrennen kann, so bleibt der Bruchsack geschlossen, man versucht zuerst die Erweiterung mit dem Arnaudschen Haken, und gelingt sie nicht, so macht man den Schnitt in der Richtung der weißen Linie nur wenig nach links. Sabatier empfiehlt den Schnitt nach rechts, Scarpa nach abwärts. Der Schnitt nach rechts ist wegen des runden Leberbandes nicht zu rathen. Das Netz macht zuweilen Schwierigkeiten, es umhüllt die Gedärme, ist verdickt und ausgeartet. Man muß dasselbe behutsam entwickeln und in manchen Fällen einzele Theile desselben abschneiden, worauf man seine Arterien unterbindet. Nach der Heilung ist ein Bruchband noch einige Zeit zu tragen.

4) Bauchbruch (H. abdominalis); es können sich Geschwülste verschiedener Art am Umfange des Unterleibes bilden, die zur Verwechselung mit Brüchen Gelegenheit geben können; die bei den Nabelbrüchen angeführten Zeichen befördern die richtige Diagnose. Das Verfahren bei der Taxis und der Operation ist auch wie bei den Nabelbrüchen. Sollte man bei einer Geschwulst am Unterleibe zweifelhaft seyn, ob man einen Bruch vor sich hat, was besonders bei kleinen Fettgeschwülsten der Fall seyn konnte (m. s. Netzbruch), und zeigen sich Zufälle von Einklemmung, so zögere man nicht mit der Operation. Doch kommen Einklemmungen nur selten vor; ist eine Operation nöthig, so muß man den Hautschnitt behutsam machen, weil der Bruchsack dünn ist und die Eingeweide mit ihm verwachsen seyn können; meistens kann man die Erweiterung durch die Haken bewirken. Ist der Schnitt nöthig, so muß er nach aufwärts, abwärts oder in die Quere gemacht werden, wie man am wenigsten Gefahr läuft, Gefäße zu verletzen.

Zu den Bauchbrüchen gehört auch der Bruch, welchen Russel zuerst beobachtet hat und welcher leicht mit einem Leistenbruch verwechselt werden kann. Die Eingeweide dringen bei diesem Bruche über dem Leistenbande durch eine zwischen den Muskel- und Sehnenfasern neugebildete Spalte heraus und kommen erst unter dem äußeren Leistenringe mit dem Samenstrange in Berührung, dem sie weiter folgen (*v. Siebold's* Chiron II. B. 1. H. S. 141.).

5) Scheidenbruch; diesen Bruch hat Garengeot zuerst beschrieben (Mém. de l'Acad. d. Sc. T. IV. S. 2.). Es zeigt sich die Geschwulst zuerst oben und an der Seitenfläche der Mutterscheide. Man konnte ihn mit einem Scheidenpolypen verwechseln, dieser ist aber fest und kann nicht wie der Scheidebruch in der horizontalen Lage dem Kranken zurückgedrückt werden, von dem Mutterscheidenvorfalle unterscheidet er sich durch die stärkere Geschwulst und die gewöhnlichen Zufälle der Brüche beim Husten und Pressen u. s. w. Da die Harnblase nicht selten in diesem Bruche liegt, so ist er mit Harnbeschwerden verbunden, aber auch der Druck der Eingeweide auf Harnblase und Harnröhre kann diese verursachen. — Frauen die oft geboren und schwere Geburten gehabt haben, sind diesen Brüchen am häufigsten unterworfen. Die Taxis wird bei horizontaler Lage, die Brust niedrig, das Gesäß hoch, leicht bewirkt. Die Kranke zieht die Schenkel mäßig gebogen gegen den Unterleib, man bringt einen oder zwei Finger in die Scheide und drückt den Bruch bis an den Muttermund zurück, worauf ein länglich runder, cylinderförmiger Mutterkranz eingebracht wird (s. Mutterkranz). Ist der Bruch zwischen Mastdarm und Gebärmutter, so muß man die Kranke während der Taxis auf den Knien und Händen liegen lassen.

Die Einklemmung komt bei diesen Brüchen selten vor, doch hat man sie zuweilen während der Schwangerschaft, durch den Druck der Gebärmutter beobachtet. Gelingt die Reposition nicht, so bleibt nur die Operation übrig. Liegt der Bruch tief unten, so kann man die Scheide einschneiden und sucht die Bruchspalte durch Dilatatorien zu erweitern. Hat aber der Bruch seine Lage hoch oben, daß man ihn durch die Scheide nur schwer erreichen kann, so dürfte nach Hoin's Vorschlag der Bauchschnitt zu machen seyn. — Während der Entbindung einer Frau, die einen solchen Bruch trägt, muß der Geburtshelfer denselben mit den Fingern zurück zu halten suchen, bis der Kopf des Kindes das Vordringen der Gedärme verhindert. Sollte der Kopf des Kindes die Einklemmung bewirken, so muß man die Geburt durch die Zange schnell vollenden, wenn dieses nicht möglich ist, den Kopf zurück schieben und wie oben bemerkt bei der Geburt verfahren.

6) Hüftbeinlochbruch, Bruch durch das eirunde Loch (H. foraminis ovalis). Arnaud hat diesen seltenen Bruch zuerst beobachtet und theilte seine Beobachtung Garengeot mit, später hat Duverney zwei Brüche dieser Art in einer Leiche gefunden. Ist der Bruch klein, so sieht man äußerlich gar keine Geschwulst und die Kranken tragen denselben durch ihr ganzes Leben, ohne daß sie ihr Gebrechen kennen. Die Geschwulst erscheint äußerlich an dem oberen Theil der inneren Fläche des Schenkels, neben dem Mittelfleische bei Männern und neben den großen Schamlefzen bei Frauen; sie tritt zwischen dem kleinen und langen anziehenden Schenkelmuskel und dem Schambeinmuskel heraus. Meistens ist sie klein, doch kann sie auch bis gegen die Mitte des Schenkels hinab sinken.

Die Lage zur Taxis ist wie bei den Leistenbrüchen, nur werden die Schenkel weit von einander gespreitzt und der Druck von unten nach oben, von innen nach außen angebracht.

Sollte die selten vorkommende Einklemmung dieser Brüche nicht durch die oben angeführten Mittel gehoben werden können und die Geschwulst sich außen zeigen, so kann man auf dieser einschneiden und die Einklemmung durch Haken zu heben suchen. In einem Fall den Arnaud zu behandeln hatte, bewirkte ein Netzstück die Einklemmung, welches er mit glücklichem Erfolg weggeschnitten hat.

7) Mittelfleischbruch (H. perinei); man kannte diese Bruchart zwar schon längere Zeit, Chardenon hat bereits im Jahre 1740 einen Fall dieser Art beschrieben, doch zweifelten noch neuere Wundärzte, Chopart und Desault, A. Cooper und Hoin, daß ein ausgebildeter Bruch dieser Art vorkomme; Scarpa hat aber die Bildung desselben durch anatomische Untersuchung außer allen Zweifel gesetzt und der Natur treu beschrieben (**Sull' Ernia del perineo. Pavia 1821.**). Ein wahrer Mittelfleischbruch kann nur bei Männern vorkommen, bei Weibern senken sich die Eingeweide von hinten nach vorn in die Schamlefzen und ich habe den Vorschlag gemacht, diese Bruchart, welche A. Cooper Schambruch (**pudendal hernia**) nent, hinteren Schamlefzenbruch zu nennen, um ihn von dem Leistenschamlefzenbruch oder vorderen Schamlefzenbruch zu unterscheiden. Es entsteht dieser Bruch vorzüglich dann, wenn man mit ausgespreizten Füßen eine starke Anstrengung macht. Die Geschwulst zeigt sich vor dem Mastdarme im Mittelfleische und ist mit den gewöhnlichen Zeichen der Brüche verbunden. Einen großen Bruch dieser Art hat Papen Rückenbruch genant (**Epist. ad Hallerum de stupenda hernia dorsali.** ***Halleri*** **Diss. Chir. II. B.** Bose gab diesem Bruch den Namen, inneren Sitzbeinbruch.

Die Taxis geschieht in horizontaler Lage, der Druck ist von unten nach oben, und etwas rückwärts zu führen. Um diesen Bruch oder den Hinterschamlefzenbruch bei Frauen zurück zu bringen, führt man den Zeigefinger der rechten Hand in die Mutterscheide, wenn der Bruch auf der rechten Seite seinen Sitz hat, und so umgekehrt, und drückt gelinde gegen die Geschwulst, während die Finger der anderen Hand die Geschwulst, welche in den großen Schamlefzen liegt, umfassen und zusammendrücken, um sie in paralleler Richtung mit der Mutterscheide in den Unterleib zurückzudrücken. Es klemmen sich diese Brüche selten ein, in einem Fall, den A. Cooper beobachtete, gelang die Taxis. Der Schnitt würde nach Scarpa's Rath in schräger Richtung von unten nach aufwärts gegen die Hüfte zu zuführen seyn.

8) Bruch des Hüftbeinausschnittes (**H. ischiadica, ischiatocele**); die Theile treten durch den Hüftbeinausschnitt über den großen und kleinen hinteren Beckenbändern heraus. Nach meiner Meinung kann man bis jetzt nur drei vollkommen bestätigte Fälle dieser Bruchart anführen, nämlich den Fall von Camper (**Demonstr. path. P. II. cap. VI. §. 2. Taf. I. fig. 2.** Camper bezeichnete die Bruchstelle zwischen 21. u. 22. über dem **Nervus ischiadicus**), den Fall von **D.** Jones, welchen A. Cooper beschrieben hat (**Anat. of crur. and umbilic. hernia. P. II.** S. 72. **Pl. XII. XIII.**) und den Fall von Schreger (in dessen chir. Versuche II. B. S. 167.). Die übrigen Brüche, welche man **herniae ischiadicae** genant hat, sind unstreitig mit Unrecht zu dieser Bruchart gerechnet worden, da sie nicht oberhalb der hinteren Beckenbänder, sondern an ihrem inneren Rande herausgetreten sind, da, wo sich die Mittelfleischbrüche bilden, oder die Beschreibung derselben ist so unvollkommen (weil sie nur an Lebenden beobachtet werden konnten) daß es zweifelhaft bleibt, an welcher Stelle des hinteren und unteren Theiles des Beckens sie hervorgedrängt worden sind. Papens (a. a. O.) und Bose's **Progr. de Entrocele ischiadica. Lips. 1772.** Fälle waren Mittelfleischbrüche oder da sie bei Frauen vorkamen, vielmehr hintere Schamlefzenbrüche. Die Fälle, welche unter den Namen von Chopart und Richerand angeführt werden, sind Papen's Fälle. Die Brüche, welche nach Verdier, Bertrandi sah, sind unter (**sous**) den hinteren Beckenbändern hervorgetreten, also Mittelfleischbrüche (**Mém. de l'Acad. de Chir. T. II. 1753. Art. 1. pag. 1. 2. nota a.**). Ob der Bruch, welchen nach Lassus, Transrett in zwei Monaten durch eine Bandage heilte (***Lassus*** **path. chir. Paris 1806.** S. 103.), wirklich ein Bruch des Hüftbeinausschnittes war, scheint mir zweifelhaft zu seyn. Zu den zweifelhaften Fällen gehören auch noch die Beobachtungen von Schreger (a. a. O. S. 164.), von Bezold (Siebold's Saml. chir. Beobacht. 3. B. S. 292.) und Monro (***Morbid*** **anat. of the Gullet, stom. and intest.** S. 380.).

9) Rückenbruch (**H. dorsalis**); seitdem Papen einen Mittelfleisch- oder hinteren Schamlefzenbruch, Rückenbruch genant hat, wurde dieser Name bald den Mittelfleischbrüchen, bald (wie von Schreger) den eigentlichen Brüchen des Hüftbeinausschnittes (**h. ischiadica**) beigelegt. Der Analogie gemäß sollte man aber nur diejenigen Brüche Rückenbrüche nennen, welche zwischen dem Kamme des Hüftbeines und den falschen Rippen an dem Rücken vorkommen und die von einigen Lendenbrüche genant werden.

Auch diese Brüche sind sehr selten, nur drei Fälle kann man wol mit Sicherheit hieher rechnen: einen Fall erzählt Petit (**Operat. des Chir.** Th. II. S. 257.) und zwei Fälle, die A. Monro (**on crural hernia. Edinburg 1803.** S. 8. ***Morbid*** **Anat. of the Gullet, stom. and intest.** S. 374.). Ein Fall, den Badgen erzählt, ist nicht hinlänglich klar (**Phil. transact. 1729. N. 410.**). Die Behandlung ist wie bei den Bauchbrüchen.

10) Mastdarmbruch (**Hederocele, oder Archocele**); so nent Schreger den Mastdarmvorfall, zu welchem sich ein Vorfall der Gedärme gesellt, so daß wie bei dem Scheidebruch die Scheide, hier der Mastdarm die Höhle bildet, in welcher die Gedärme liegen. Schreger hat zwei Fälle dieser Art beobachtet und diese Bruchart zuerst beschrieben (chirur. Vers. II. B.). Man kann diesen Bruch vermuthen, wenn der Vorfall schon lange dauert, das Becken stark rückwärts inclinirt ist, die glatte Form des Unterleibes eine abnorme Tieflage des dünnen Darmes verräth, wenn die Geschwulst des Vorfalles auf der einen Seite umfänglicher ist, als auf der andern und sich hier derber, elastischer, voller anfühlt. Genaue und nach dem individuellen Fall modificirte Untersuchung muß Gewißheit verschaffen. — Es ist dieser Bruch mit dem Vorfalle zugleich zurück zu bringen und

durch schickliche Mittel zurückzuhalten; ist dieses nicht möglich, so hat man Mittel anzuwenden, um die Beschwerden so viel möglich zu erleichtern und Nachtheile zu verhüten (s. Mastdarmvorfall).

11) Darmgebärmutterbruch (Enterocele hysterica); mit diesem Namen hat man den krankhaften Zustand belegt, wenn in der umgestülpten und aus der Mutterscheide hervorhangenden Gebärmutter Därme liegen. Die Behandlung ist wie bei der Umstülpung der Gebärmutter (s. Gebärmutter-Umstülpung).

12) Zwerchfellbruch (H. diaphragmatica); bei diesem Bruche verbinden sich die Zufälle des beschwerlichen Athmens mit den Störungen der Verrichtungen der Unterleibsorgane. Der Kranke empfindet Druck und Schmerz in der Zwerchfellgegend, Ekel, Übelkeit, Erbrechen, Angst, beschwerliches Athmen, Erstickungszufälle. Es bildet sich dieser Bruch öfter in dem muskulösen, als in dem sehnichten Theile des Zwerchfelles; meistens ist er angeboren, doch kann er auch durch Krankheiten des Zwerchfells, Gewaltthätigkeit, Rippenbrüche, Schußwunden erworben werden. Während des Lebens des Kranken ist diese Krankheit schwer mit Gewißheit zu erkennen, und sollte man ihn auch erkennen, so kann man die Beschwerden nur durch diätetische Regeln zu erleichtern suchen. Kranke dieser Art haben alle Anstrengungen zu meiden, dürfen nur wenig auf Einmal essen, sich so ruhig als möglich verhalten, keine Brechmittel nehmen. Bei der Einklemmung ist nichts zu thun, die Kranken sterben meistens. — Man findet schon in älteren Werken diese Bruchart aufgezeichnet, von Hildan, Paré, Petit, Schenk, Morgagni, in neuern Zeiten haben A. Cooper drei, Macauly zwei (Medic. obs. and inqu. Vol. I.), Traver, und Monro jeder einen Fall aufgezeichnet (Jener in Medic. chir. Transact. Vol. VI. S. 178, dieser in Morbid anat of the Gullet etc. S. 540.).

13) Innere Brüche; so lange diese Brüche nicht eingeklemt sind, so führen die Verdauungsbeschwerden, welche sie erregen, nur selten auf die Vermuthung, daß ein solcher krankhafter Zustand vorhanden seyn könne. Sind sie eingeklemt, so erregen sie alle Zufälle der eingeklemmten Brüche. Nur der Bauchschnitt würde das zweifelhafte Mittel seyn, welches das Leben vielleicht noch retten konnte, aber meistens entschließt man sich zu spät zu dieser Operation, deren Nutzen freilich auch nicht mit Zuversicht vorausgesagt werden kann, da man keine Zeichen hat, aus welchen man mit Gewißheit erkennen kann; ob die Einklemmung, welche man findet, ohne Lebensgefahr wird gehoben werden können.

In Beziehung auf die Theile, welche in den Brüchen enthalten seyn können, ist rücksichtlich der chirurgischen Behandlung noch insbesondere Folgendes zu bemerken:

1) Darmbruch (H. intestinalis, enterocele); liegen Därme allein in dem Bruche, so ist die Oberfläche gleichförmig rundlich, elastisch, größere Brüche werden gegen die Bauchöffnung zu schmäler, es entstehen diese Brüche gemeiniglich schneller als Netzbrüche, die Kranken bemerken selbst eine wechselnde Größe des Bruches, eine abwechselnde Ausdehnung durch Winde, ein Kollern, eine Bewegung, als ob etwas durch die in dem Bauche enthaltenen Theile hindurch gehe. Ist der Bruch beweglich, so wird er durch einen Druck in die Unterleibshöhle unter Geräusch und Kollern leicht zurückgebracht.

Wenn nicht der ganze Darm, sondern nur eine Seitenfläche desselben, oder ein Divertikel in der Bruchöffnung liegt, so daß der Kanal des Darms zwar verengert, aber so lange keine Einklemmung Statt findet, doch nicht ganz undurchgänglich wird, so nent man den Bruch einen Seitenbruch (H. lateralis s. parva). Diese Brüche sind öfters schwer zu erkennen, und da die Kranken keine Geschwulst bemerken, so sind sie auf diese Krankheit nicht aufmerksam. Am häufigsten findet man sie als Schenkel-, Leisten- und Bauchbrüche. Bilden sie kleine Schenkelbrüche, so werden sie zuweilen durch eine angeschwollene Leistendrüse versteckt. Als Bauchbrüche erscheinen sie öfters über dem Nabel und enthalten einen Theil der vorderen Wand des Magens, dann verursachen sie Magenschmerzen und Störungen der Verdauung. Die Geschwulst, welche diese Brüche verursachen, ist meistens sehr klein, von der Größe einer halben Mandel oder Olive. Durch Fettgeschwülste die vor ihnen liegen, wird die Diagnose noch erschwert. Die Behandlung ist wie bei andern Darmbrüchen.

Besondere Beachtung verdienen die Brüche, in welchen der Blinddarm und ein Theil des aufsteigenden Dickdarms liegt. Dieser Darm wird gemeiniglich so hervorgedrängt, daß er in keinem ringsum geschlossenen Bruchsacke liegt, sondern er nimt das Bauchfell, welches ihn in der Unterleibshöhle befestigt mit sich hinab in den Bruch und wird daher nur an der vorderen und innern Fläche von einer Bauchfellhülle, an seiner äußeren und hinteren Fläche ist er nur von Zellstoff umgeben. Man hat diesen Bruch zwar schon früher gekant, Sermin, Desault und Chopart beschrieben ihn als einen Bruch ohne Bruchsack, allein Scarpa hat die Anatomie und Verhältnisse desselben erst richtig dargestellt. Man kann vermuthen, daß jene Därme in dem Bruche liegen, wenn der Bruch von beträchtlicher Größe und langsam entstanden ist.

In diesem Fall versucht man vergebens den Darm von dem Bruchsack abzusondern, man muß beide Theile zugleich zurückschieben.

2) Netzbruch (H. omentalis, epiplocele); diese Brüche sind auf der Oberfläche uneben, haben eine breite Grundfläche, der Körper ist länglich rund, fühlt sich weich oder teigicht an, einige Stellen sind härter als andere, man kann bisweilen Klumpen und Knoten unterscheiden. Der Druck ist nicht so empfindlich, er ist schwerer zurückzubringen und geht er zurück, so bemerkt man kein Kollern. Netzbrüche mit Verwachsungen behalten dieselbe Größe, sind weich, schmerzen nicht. Es gesellen sich zu den Netzbrüchen öfters Übelkeit, Erbrechen und Magenbeschwerden, besonders nach dem Essen. — Einige Schriftsteller nennen diese Brüche Fettbrüche, andere hingegen bezeichnen mit diesem Namen Fettgeschwülste, die sich an der äußeren Fläche der Bauchhaut bilden und durch eine Spalte der Bauchdecken hervordrängen, oder die kleinen Brüche, welche netzförmige Anhänge enthalten, die man an den dicken Därmen findet. — Das in den Netzbrüchen enthaltene Netz verwächst sehr leicht mit den

benachbarten Theilen, und artet auf mannigfache Weise aus, wird zu Knoten, festen Klumpen, scirrhös und krebsartig.

Bei Kindern ist das Netz noch dünn und durchscheinend, man muß sich daher hüten, Brüche, die dasselbe enthalten, nicht mit Wasserbrüchen zu verwechseln. Vorzüglich schwer ist es, kleine Netzbrüche von den allgemeinen Wasserbrüchen des Samenstranges zu unterscheiden; die von Pott als pathognomonisch angegebenen Kenzeichen sind unsicher, wie Scarpa gezeigt hat (Abh. über die Brüche. 1. Abth. §. 31.), welcher folgende Unterscheidungsmerkmale angibt: die kleinen Netzbrüche sind etwas fester, die Unebenheiten auf der Oberfläche sind größer, als bei den Wasserbrüchen des Samenstranges, bei diesen wird die Geschwulst nach abwärts immer breiter als an dem Bauchringe, bei bloßen Netzbrüchen findet das Gegentheil Statt. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Kunst in Unterscheidung dieser beiden Krankheiten noch sehr unvollkommen ist.

Im Allgemeinen sind die Netzbrüche weniger gefährlich, als die Darmbrüche, die Entzündung des Netzes pflanzt sich nicht so leicht auf die Därme fort, sondern bleibt länger örtlich. Sie gehen in Eiterung über, ohne Lebensgefahr herbeizuführen, auch kann man ohne Nachtheil Stücken des Netzes durch den Schnitt entfernen.

Ist mit dem Netze zugleich ein Darmstück vorgefallen, welches zurückgebracht werden kann, so darf man, wenn auch das Netz nicht ganz zu repariren ist, doch ein gewöhnliches convexes oder ein concaves Bruchband anlegen. — Unbewegliche Netzbrüche können auch durch solche Bruchbänder oder durch platte Pelotten zurückgehalten werden; wenn es die Form des Bruches verlangt, kann man auch wechseln. Anfangs bringt man schwächern dann stärkern Druck an, man verhütet dadurch neue Vorfälle und kann selbst Atrophie der vorgefallenen Theile verkleinern und gänzliches Verschwinden der Geschwulst bewirken.

Findet man bei einer Bruchoperation das Netz brandig, so kann man alles Brandige mit Behutsamkeit, um nicht die Därme zu verletzen, wegschneiden, auch mit der Absonderung des angewachsenen Netzes kann man dreister verfahren, als bei dem angewachsenen Darm. Sind die Anwachsungen sehr ausgebreitet, so läßt man das Netz in dem Bruchsack liegen, öfters zieht es sich während der Eiterung zurück. Frei liegende Netztheile, die man nicht zurück bringen kann, sind abzuschneiden (wie schon Celsus empfohlen hat), und die Arterien nachher zu unterbinden. Scarpa und Hey widerrathen zwar dieses Verfahren und Ersterer bringt die allmälige Zusammenschnürung in Vorschlag, allein seine Furcht vor gefährlicher Blutung ist ungegründet, wie zahlreiche Erfahrungen gelehrt haben. — Die Ätzmittel und allgemeine Ligatur, deren auch Celsus gedenkt, sind unnütz und können gefährliche Folgen haben, sie sind daher auch gegenwärtig allgemein verworfen.

3) Blasenbruch (H. vesicae urinariae s. cystica); es kann eine Wand oder ein Divertikele ähnlicher Anhang der Harnblase allein oder mit Darm und Netz zugleich in einem Bruche liegen. Bildet die Harnblase allein den Bruch, so hat sie immer nur das Bauchfell, welches sie in der Unterleibshöhle überzieht, an der einen Fläche als Bruchsack vor sich und man hat sie daher auch zu den Brüchen ohne Bruchsack gerechnet. — Der Blasenbruch ist mit Zufällen des beschwerlichen Harnlassens verbunden, bald Drang zum Harnen, bald Harnverhaltung; die Geschwulst nimt zu, wenn sich der Harn ansammelt, sie nimt nach dem Harnen ab und man kann dieses durch einen Druck auf die Geschwulst erleichtern, hat der Kranke erst Harn gelassen, so wird durch diesen Druck von Neuem Drang dazu erregt.

In den Leisten- und Scheidenbrüchen findet man einen Theil der Harnblase am häufigsten, selten fällt sie in dem Mittelfleische und der weißen Linie vor. Ist der Bruch neu entstanden, so kann er leicht zurückgebracht und zurückgehalten werden, wobei man wie bei den Darmbrüchen verfährt. Ist aber der Bruch schon alt, so muß der Kranke nach der Taxis die Rückenlage einige Zeit beibehalten und es ist der Harn oft durch den Katheter zu entleeren.

4) Eierstockbruch (H. ovarii); in einigen seltenen Fällen hat man (Pott, Lassus, Camper) die Eierstöcke allein oder mit Därmen in dem Bruchsacke von Leisten-, Mittelfleisch- oder hintern Schamlefzen- und Hüftbeinausschnitt-Brüchen gefunden. Liegt ein Eierstock in einem Leistenbruche, so soll man dieses aus der schiefen Lage der Gebärmutter erkennen, auch soll die Kranke in der Geschwulst Schmerzen empfinden, wenn man den Muttermund berührt.

Falsche Brüche, welche man einzeln Blutbruch, Blutaderbruch, Fleischbruch und Wasserbruch nent, sind Krankheiten des Hodensackes, des Samenstranges, und der Hoden; sie sind unter diesen Artikeln nachzuschlagen.

Hirnbruch suche man unter Hirn.

Der krankhafte Zustand, welchen wir Brüche nennen, war den Ärzten der ältesten Zeiten wohl bekant, allein durch Zergliederung nicht belehrt, hatten sie sehr unvollkommene und irrige Vorstellungen von der Bildung derselben. Man nahm zwar an, daß Erschlaffung der Bauchwände die Ursache von Brüchen seyn könne, war aber doch der Meinung, daß das Bauchfell in den meisten Fällen zerreiße, ja Galen und die ihm folgten, bis auf Leonidas aus Alexandrien, nahmen an, daß dieses immer der Fall sey. Selbst zu Anfang des 17. Jahrh. vertheidigte unter Andern Purrmann diese Meinung. In jenen frühen Zeiten bezog sich daher der Heilplan nur darauf, die zerrissenen oder erschlafften Theile durch zusammenziehende Mittel oder die Operation zur Vereinigung zu bringen. Zum Gebrauch für Erwachsene bediente man sich der Bruchbänder noch gar nicht, nur bei Kindern versuchte man, nach Celsus, die Heilung zuerst durch den Verband, und wenn sie nicht gelang, erst durch die Operation. — Die Heilmittel wurden meistens nur örtlich als Umschläge, Spiritus, Salben und Pflaster (Emplastr. contra rupturas) angewendet, bestanden im Allgemeinen aus adstringirenden, narcotischen, balsamischen oder geistigen Mitteln, zu ihren Hauptbestandtheilen gehörten: Galläpfel, Wermuth, Salbey, Lorbeerbeeren, Cypressennüsse, Granatäpfel, Eichelmisteln, Schierling, Bruchkraut, Drachenblut, Myrrhe, Mastix, Weihrauch, rother Wein, Alaun, Blutstein u. dgl. Vidius

hat 2 Pflaster bekant gemacht, deren ähnliche bis ins 18. Jahrh. noch gebräuchlich waren; das eine bestand aus Bleiglätte, Drachenblut, Blutstein, armenischer Erde, Opium, Mastix, Ammoniak-Gummi, Mumie, Galbanum, Weihrauch, Costuswurzel, Regenwürmern, schwarzem Pech, Kolophonium, rothem und weißem Wachs, Beinwell, rothen Rosen, Myrrhe, Aloe, gebranntem Seetang, Galläpfeln, Granatblüthen, runder Hohlwurzel, Eichenmistel, Terpentin, Menschenblut und den schleimigen Theilen gekochter Widderfelle. Ludwig XIV. vertheilte selbst ein Geheimmittel, welches er von einem Prior de Cabriere erkauft hatte. Es bestand aus Salzgeist und rothem Wein zum innerlichen, und zusammenziehenden Mitteln zum äußeren Gebrauch. Und so wie die Bruchoperationen in Frankreich gegen Ende des 17. Jahrh. den Gebrauch solcher Heilmittel weit nachgesetzt wurden, weil sie bei der Unzweckmäßigkeit und Rohheit, mit welcher sie verrichtet wurden, so oft einen tödtlichen Ausgang hatten, so war dieses auch in Teutschland der Fall, wo die Helmontianer mehre Arcane gegen die Brüche ausgaben und die Operation ganz verwarfen. Dem in jener Zeit herrschenden Geiste entsprechend, fehlte es auch nicht an abergläubischen Mitteln. Nach Marcellus soll man, um Brüche bei kleinen Kindern zu heilen, einen jungen Kirschbaum, der wurzelfest ist, der Länge nach spalten und das Kind hindurch gehen lassen. Magnat erzählt, daß man ein Loch in einen Eichbaum bohre und den kleinen Kranken hineinsetze, oder man lasse den Kranken ein noch warmes Hünerei austrinken, fülle die Schale mit dem Harne des Kranken, worauf sie in den Schornstein gehangen werde. Ähnliche Mittel haben Geiger (Celographia s. herniarum descriptio Cap. 5. S. 43 — 46.) und Borichius (Bibl. chir. T. II. S. 359. 395. und 408.) aufgezeichnet. — Da die oben genannten Mittel in vielen Fällen fruchtlos angewendet wurden, und man in den frühesten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte die Bruchbänder bei Erwachsenen gar nicht oder doch selten gebrauchte, so blieb nun noch die Operation der auch nicht eingeklemmten Brüche übrig, um die radicale Kur zu bewirken, wozu man verschiedene Methoden ersann, die ich oben angeführt habe. Wenn gleich im 16. u. 17. Jahrhunderte der Gebrauch der Bruchbänder schon allgemeiner wurde, wie wir aus den Werken des Ambr. Paré, Forest, Fallopia, Fabriz. v. Hilden, Fienus, Plenks, Scultet, Dionis, Purrmann, Manget und Rößler sehen, in welchen das Anlegen von Bruchbändern empfohlen wird, so verließ man sich doch auf dieselben nicht allein, sondern gebrauchte zugleich Bruchpflaster und andere von den oben genannten Heilmitteln, selbst Hofmann rühmt noch ein Bruchpflaster, welches mehre Bestandtheile des von Vidius angegebenen enthält. Auch bewirkten die Unbequemlichkeiten und die geringe Hilfe, welche die in jenen Zeiten noch sehr rohen und der Bildung der Theile nicht entsprechenden Bruchbänder herbeiführten, daß die berühmtesten Wundärzte bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts der Bruchoperation in den meisten Fällen den Vorzug gaben, dahin erklärt sich selbst noch Sharp in seinem traité des opérat. de chirurg. S. 79. Die Bruchoperation war aber lange Zeit nicht gut bestellt, wie aus der oben gegebenen Übersicht erhellet, theils auf eine sehr schmerzhafte Weise, theils fast immer, selbst durch das Mittelalter noch, mit Verlust der Hoden verrichtet. Daher wahrscheinlich beschäftigten sich die gelehrten Wundärzte dieses Zeitalters gar nicht mit dieser Operation, sondern überließen sie herumziehenden Bruchschneidern; diese waren bis ungefähr zur Mitte des 17. Jahrh. meistens Spanier, sie drängten den Hoden in die Unterleibshöhle zurück, und nähten den Bauchring mit Golddraht zu; und bis zum 18. Jahrh. meistens Italiener aus Norcia, deren Verfahren immer mit dem Verluste der Hoden durch Castration verbunden war.

Ambros. Paré war der Erste, welcher sich mit Kraft dieser ungeschickten Behandlungsweise der Bruchkranken widersetzte. Er empfahl gut angelegte Bruchbänder in Verbindung mit zusammenziehenden Mitteln, und lehrte, auf triftige Gründe gestützt, zum großen Vortheil jener Leidenden, daß die Leistenbrüche ohne Castration operirt werden können. Doch zweifelten noch Mehre an der Zweckmäßigkeit der Vorschriften Parés und blieben bei der alten Methode, bis die Zergliederungskunde mehr Aufschlüsse über die Bildung der Brüche verschafft hatte. In den Schriften des Peter Franco findet man schon Spuren einiger richtigeren Ansichten über die Bildung der Brüche, er hatte sich los gemacht von der irrigen Meinung, daß ein Riß des Bauchfelles bei den meisten Brüchen vorhanden sey, doch blieb er noch bei der Umwickelung des Samenstranges mit dem Golddraht und die einflußreichere bessere anatomische Kentniß der Brüche begint erst mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, als Joh. Mery jenen alten Irrthum von Zerreißung des Bauchfelles gründlich widerlegte (Mém. de l'acad. de Chir. an. 1701. S. 59.) und an Franz Wiedemann in Teutschland einen eifrigen Vertheidiger seiner Meinung fand (Bericht vom Stein- und Bruchschnitt, Augsburg 1709.). Von dieser Periode an machte die Lehre von den Brüchen zuerst in Frankreich bedeutende Fortschritte; Garengeot, Le Dran, Petit, verbesserten die Operationsmethoden und die Bruchbänder, Arnaud bezeichnet einen neuen wichtigen Zeitraum für jenen Gegenstand, durch die erste vollständigere Monographie. Er handelt die Bruchoperation vorzüglich gut ab, und macht auf die Erweiterung der Bruchspalte ohne Schnitt aufmerksam, wozu er die jetzt noch gebräuchlichen Haken empfiehlt, schade daß er die Bruchbänder nicht mit derselben Sachkentniß betrachtete. Mery, Ramdohr und de la Peyronie lehrten die Behandlung der durch Brand zum Theil zerstörten Gedärme. — In Teutschland lehrte Haller zuerst die wahre Beschaffenheit der angebornen Brüche, welche später durch W. Hunter, Sharp, Percival Pott, Lobstein, Martin, Sandifort und J. F. Meckel noch genauer erforscht wurde. Günz und Zach. Platner förderten durch Sammeln, Ordnen und Sichten die Kentniß von den Brüchen im Allgemeinen. Le Blank erneuerte die von Arnaud schon empfohlene Erweiterung der Bruchspalte ohne Schnitt und machte eigene Instrumente dazu bekant. — Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte aber die Lehre von den Brüchen, besonders die Fertigung der Bruchbänder viele Lücken; mehre sehr brauchbare Vorarbeiten lagen bereit, allein zerstreut, nicht ge-

ordnet, nicht geläutert durch richtige und scharfblickende Kritik, da erschien Richter's berühmtes Werk über die Brüche (1778), welches allen Ansoderungen jener Zeit in hohem Grade entsprach, und dessen Hauptlehren bis jetzt noch zur Grundlage jeder besseren Bearbeitung dieses Gegenstandes gedient haben. Es bedurfte nun nur noch der Verbesserung und weiteren Ausbildung einzelner Theile jener Lehren, welches auch durch die Arbeiten mehrer trefflichen Männer fast bis zur Vollendung geschehen ist. Gleichzeitig mit Richter arbeitete in Holland Camper über die Brüche und förderte die Kentniß derselben durch seine trefflichen Abbildungen und die Abhandlung über die Bruchbänder (1771). In Frankreich erschien einige Jahre später Juville's Schrift über die Bruchbänder (1786), in welcher dieser Gegenstand gründlich abgehandelt und bereichert ist. Die noch fehlende wichtige Erörterung über die Bildung der Leistenbrüche vollendete Hesselbach, er zeigte zuerst die wahre Beschaffenheit und die Unterschiede des inneren und äußeren Leistenbruches (1806), später erst wurden diese Bruchårten auch durch die trefflichen Kupferwerke A. Cooper's und Scarpa's anerkant und erläutert. Chopart und Desault, Walter, Richter, Bernstein und Roux hatten zwar schon den äußeren Schenkelbruch angedeutet, indessen wurde von mehren Wundärzten, Monro, Coles, Lawrence und Langenbeck daran gezweifelt, daß die Eingeweide neben der äußeren Fläche der Schenkelgefäße hervorgedrängt werden können, und Hesselbach der Sohn hat daher durch seine genaue Zergliederung und Beschreibung jener Bruchart eine sehr verdienstliche Arbeit unternommen (Neuer Chiron I. B. 1. H. S. 91. Würzburg 1821.). Über die Richtung des Schnittes zur Erweiterung der einklemmenden Bruchspalte bei den Leisten- und Schenkelbrüchen wurde viel gestritten und mehre Wundärzte bemühten sich die zweckmäßigste Stelle zum Einschnitt anzugeben, wie ich oben bereits angeführt habe; die eben genannten Arbeiten trugen vorzüglich dazu bei, diesen Theil der Operation ins Reine zu bringen; in Beziehung auf den Schenkelbruch erschien schon früher eine sehr interessante Schrift in Spanien, die aber erst spät in Teutschland bekant wurde, von Gimbernat (Nuovo Metodo di operar en le hernia crural, Madrid. 1798), in welchem das jetzt noch nach dem Verf. benannte Band (ligamentum Gimbernati), der wahre Sitz der inneren Einklemmung bei Schenkelbrüchen und die Richtung des sichersten Schnittes beschrieben wurde. Alex. Monro verbreitete diese Operationsweise in England, Scarpa in Italien, Schreger und Langenbeck in Teutschland. Sömmerring gab die trefflichen Camperschen Abbildungen von den Brüchen heraus und schrieb die unten genannten gehaltvollen Abhandlungen, durch deren eine, wie durch die Arbeiten von J. F. Meckel und Oken die Ansichten über die Bildung der Nabelbrüche berichtigt wurden. Bruninghausen verbesserte die Nabel- und Leistenbruchbänder, (hievon so wie über andere Verbesserungen der Bruchbänder in dem Art. Bruch), Rudtorfer, Kern und Wattmann machten sich um die Lehre von der Behandlung eingeklemmter Leisten- und Schenkelbrüche verdient, Schreger durch die Mittheilung mehrer lehrreichen Fälle über hintere Schamleszenbrüche, Brüche durch den Hüftbeinausschnitt und den noch ganz übersehenen Mastdarmbruch, Scarpa neuerdings durch seine Abhandlung über die Mittelfleischbrüche, J. Cloquet durch die genaue Beschreibung der Leistengegend und der verschiedenen Bildungen des Bruchsackes, Gadermann durch genaue Beschreibung des Hüftbeinlochbruches, Lawrence und Langenbeck lieferten nützliche Arbeiten über die Brüche im Allgemeinen; ob es mir gelungen ist durch meine Arbeiten die Lehre von den Brüchen zu fördern, überlasse ich der Beurtheilung anderer Wundärzte.

In Hinsicht der Behandlung der Kothfisteln und des widernatürlichen Afters ist vor allen der Bemühungen und Arbeiten Desault's, Schmalkalden's und Dupuytren's rühmend zu gedenken. (*Schmalkalden* Diss. nov. meth. intestina uniendi. Viteb. 1798. Anzeige einer von dem Prof. Dupuytren erfundenen Operationsweise zur Heilung des Anus artificialis, nebst Bemerkungen von Reissinger. Augsburg 1817. Eine Abhandlung über denselben Gegenstand, von Breschet, a. d. Franz. v. D. Ficker in Gräfe's u. a. Walther's Journ. f. Chir. II. 2. u. 3. St. und in *Jalade-Lafond* considérations sur les hernies abdominales. Paris 1822.) *).

(*Seiler.*)

Bruchband (Bracherium, Amma), ist ein Verbandstück, welches dazu bestimt ist, die in Brüchen vorgefallenen Theile, nachdem sie zurück gebracht worden sind, zurück zu halten, in manchen Fällen auch die Radicalkur der Brüche zu bewirken. — Die wesentlichen Stücke eines jeden Bruchbandes sind: die Pelotte, der Kopf oder das Kissen, und ein Leibgürtel oder der Körper; nicht in

---

*) Einige Schriften, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Lehre von den Brüchen bezeichnen und auf welche ich mich in obiger Darstellung bezogen habe: *Camper* icones herniarum edit. a. Sam. Th. *Sömmerring*. Francof. 1801. Anat. chir. Abhandl. über den Ursprung der Leistenbrüche, von F. C. Hesselbach. Würzburg 1806. Desselben neueste anatom. pathol. Untersuchung über den Ursprung und das Fortschreiten der Leisten- und Schenkelbrüche. Würzburg 1815. The Anatomy and surgical Treatment of inguinal and congenital hernia, by *A. Cooper*. Lond. 1804. The Anatomy of crural and umbilical hernia, by *A. Cooper*. Lond. 1807. *Scarpa* sul ernie, memorie anatomico chirurgiche. Milano 1809., zweite Ausgabe 1821. Anatom. chirurg. Abhandl. über die Brüche v. A. Scarpa. A. d. Ital. übers. mit Zus. vers. v. B. W. Seiler 2. Ausg. Leipz. 1822. Scarpa's neue Abhandl. über die Schenkel- und Mittelfleischbrüche, nebst Zus. v. B. W. Seiler. Leipz. 1822. A Treatise on Ruptures by *W. Lawrence*. 3. edit. London 1816. Übers. v. van den Busch. Bremen 1816. Langenbeck's Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen. Göttingen 1821. Über die Vorlagerungen in der Leistengegend, v. Jos. Wattmann. Wien 1815. Neue Methode, den Schenkelbruch zu operiren, v. Ant. de Gimbernat. A. d. Span. mit einem Nachtrag über die Operat. d. Schenkelbruches v. Schreger. Nürnberg 1817. Über die Nabelbrüche. Gekr. Preisschr. v. Sömmerring. Frankf. a. M. 1811. Preisschr. über die Nabelbrüche v. Oken. Landshut 1810. Über die Brüche am Bauche, außer der Nabel- und Leistengegend. Gekr. Preisschr. v. Sömmerring. Frankf. a. M. 1811. Recherches anatomiques sur les hernies de l'abdomen, p. *J. Cloquet*. Paris 1817 u 1819. II. Vol. Gemeinnütziger Unterricht üb. d. Brüche und den Gebrauch der Bruchbänder, v. Bruninghausen. 2. Aufl. Bamb. 1816. Mieg Unterricht für Bruchkranke. Basel 1809. Diese beiden zuletztgenannten Schriften enthalten die besten Vorschriften für Nichtärzte, wie sich Bruchkranke zu verhalten haben.

allen Fällen nothwendig sind die Beinriemen oder andere Riemen und Vorrichtungen, um das Bruchband in einer zweckmäßigen Lage zu erhalten. Die Pelotte ist ein rundes oder ungleichförmig länglich rundliches Kissen, dessen äußere Fläche platt, die innere, dem Bruch zugekehrte aber meistens mehr oder weniger gewölbt, seltener auch platt oder concav gefertigt wird. Auf der äußeren Fläche sind Knöpfe, Haken oder Schnallen zur Befestigung des Leibgürtels und des Beinriemens, und Klammern zum Durchziehen derselben angebracht. Man fertigt die Pelotte aus einer hölzernen oder metallenen Platte zur Grundlage, und gibt ihr die nöthige Wölbung durch Füllung des ledernen Überzuges mit Rehhaaren und Wolle oder Roßhaaren. Die Pelotte muß nicht allein nach den verschiedenen Hauptbrucharten, sondern auch nach der individuellen Bildung der Kranken und zuweilen auch nach der besonderen Form und übrigen Beschaffenheit des Bruches in einzelen Fällen eine verschiedene Form haben. Zahlreich sind auch die Vorschläge, um den Pelotten durch die Art ihrer Fütterung, Form, Federn und Schrauben eine festere Lage zu sichern, von denen ich die wichtigeren unten angeben werde. — Der Leibgürtel ist nach den beiden Hauptabtheilungen der Bruchbänder in unelastische und elastische, aus verschiedenem Material gefertigt. Bei den unelastischen Bruchbändern besteht derselbe aus einem Riemen von Leder oder Barchent, bei den elastischen, aus einem elastischen bandförmigen 8 bis 10 Linien breiten Segmente eines Zirkels von verschiedener Länge, welches am besten aus reinem, feinkörnigen, harten und doch zugleich elastischen Stahl gefertigt wird. Bei diesem Bruchbande hat man den Theil der Pelotte oder des Kopfes, welcher denselben mit dem Leibgürtel oder Körper zunächst verbindet, Hals genant.— Die Beinriemen sind Riemen von Leder oder Barchent, welche hinten an den Körper und vorn an die Pelotte befestigt werden, um diese fester gegen den Bauchring anzudrücken und das Verschieben des Bruchbandes zu verhüten. Das Tragen derselben wird erleichtert, wenn man Spiralfedern (Bretelles) nach Art der elastischen Hosenträger in dieselben einnähen läßt. Die Beinriemen sind entbehrlich, wenn der Bruch nicht groß ist und der Unterleib mäßig hervorragt. Unentbehrlich sind sie bei dem unelastischen Bruchband, bei Hodensackbrüchen, bei eingesunkenem Unterleib, wo die Pelotte aufwärts steigt, wenn der Kranke am Husten oder Schnupfen leidet, wobei er häufig nießt. Um den Beinriemen in mehren Fällen entbehrlich zu machen, kann man dann, wenn sich die Pelotte nach aufwärts verschiebt, dadurch helfen, daß man den Knopf zur Befestigung des Leibgürtels am Hals anbringt; sinkt sie zu tief hinab, so befestigt man denselben tief unten an der Pelotte. Gleitet der hintere Theil der Feder über das Gesäß hinab, so muß man ein Band in Form eines Hosenträgers, von jenem Theile an über die Schultern hinweg an die Pelotte befestigen. Bei einzelen Brucharten sind noch andere Riemen zur Befestigung nöthig, welche ich bei Beschreibung der Bänder für dieselben angeben werde; außer diesen hat man aber noch mehre Künsteleien, Schrauben, Federn, Gewinde und dergleichen an den Bruchbändern angebracht, die aber nach dem Urtheile der meisten wissenschaftlich gebildeten Wundärzte unnütz sind. Sie erfüllen ihren Zweck nicht, oder doch nicht besser, als ein andres gutes, elastisches Bruchband; machen diese theurer, complicirter, nicht selten unbequemer und meistens zerbrechlicher. Ein einfaches, gutes, elastisches Bruchband bleibt für die Mehrzahl, das unelastische für wenige Fälle das brauchbarste Verbandstück.

Ein gutes Bruchband muß aber folgende Eigenschaften besitzen: 1) es muß überall an den Theilen, um welche herum es angebracht wird, genau anliegen; 2) die Kraft der Feder muß dem Widerstande, welchen die vordringenden Eingeweide leisten, vollkommen angemessen seyn; 3) die Pelotte soll die Größe und Richtung haben, daß sie die Bruchöffnung vollkommen und hinlänglich kräftig drückt, damit kein Theil unter derselben vortreten kann; 4) es muß diese auch bei körperlichen Bewegungen ihren Stand auf der Bruchöffnung unverrückt behalten; 5) das ganze Bruchband soll stark und einfach seyn, seinen Zweck erfüllen, ohne daß es, wenn sich der Kranke an das Tragen desselben gewöhnt hat, Beschwerden verursacht. In den meisten Fällen ist ein elastisches Bruchband dem nicht elastischen vorzuziehen, jenes kann der Form der Körpertheile, um welche herum es angelegt wird, leicht und gut angepaßt werden, es drückt immer gleich stark, und am stärksten auf der Bruchstelle. Das unelastische Bruchband sitzt, nach der verschiedenen Ausdehnung des Unterleibes bald zu fest, bald zu locker, wird es fest angelegt, so halten die Kranken den starken Druck meistens nicht aus, wird es lockerer befestigt, so können Theile unter der Pelotte vorfallen, und den Kranken der Gefahr der Brucheinklemmung aussetzen. Doch kann man das unelastische Bruchband nicht immer ganz entbehren, für arme Leute, welchen das elastische Bruchband zu theuer ist, bei kleinen Kindern, wegen der öfteren Verunreinigung, wodurch die Feder bald verdorben wird, und bei manchen individuellen Formen des Unterleibes, durch welche bewiesen wird, daß die Kranken den Druck der Feder nicht vertragen können, wenn den Kranken die Feder des Nachts im Liegen Beschwerden macht und im Bade, um das elastische Bruchband zu schonen.

Die Form der Bruchbänder muß nach der Bruchart und nach der individuellen Körperbildung des Kranken gefertigt werden; was diese anbetrifft, so muß man die oben angegebenen, allgemeinen Regeln beachten und den Körperbau des Kranken genau berücksichtigen; in Hinsicht der Brucharten sind folgende Regeln über die Structur der Bruchbänder im Allgemeinen aufzustellen.

1) Leistenbruchbänder; der Umfang des Unterleibes bildet am oberen Theile der Beckengegend im Durchschnitte eine unregelmäßige Ellipse, die an der Bruchstelle stark eingedrückt ist, diesem Durchschnitte folgt die Feder bis ungefähr zur Mitte des Hüftbeinkammes, dann schneidet sie denselben in schiefer Richtung nach abwärts; da der Unterleib von der Leistengegend aus, etwas hervorsteht, und mit der Einbiegung in dieser Gegend einen Winkel bildet, so muß die Pelotte und der ihr zunächst liegende Theil der Feder genau in dem Winkel gebogen seyn, den der untere Theil des Unterleibes mit dem Schambeine bildet. Der Theil der Feder, welcher auf dem Hüft- und Kreuzbeine liegt, muß eine entgegengesetzte Richtung haben, weil die Hüften und die untere

Gegend des Kreuzbeines unten dicker ist, als oben, der untere Rand ist nach auswärts, der obere nach einwärts zu richten. Bei kleinen Brüchen ist es hinreichend, wenn die Feder bis 2 Zoll weit jenseit der Mitte des Kreuzbeines hinausreicht oder $\frac{8}{11}$ des ganzen Umfangs des Unterleibes beträgt, wie Richter und nach ihm die meisten Wundärzte die Länge derselben bestimt haben. Sind aber die Brüche groß, so drückt ein solches Band nicht hinlänglich, die leichteste Bewegung hebt das Gleichgewicht zwischen Kraft und Gegenwirkung auf, das Bruchband verliert die Festigkeit seiner Lage und die Theile können unter der Pelotte vorfallen. In diesen Fällen ist das Campersche Bruchband zu empfehlen, dessen Feder um $\frac{4}{5}$ des Umfanges des Unterleibes herumreicht. — Das elastische Leistenbruchband liegt quer hinter dem letzten Lendenwirbel und dem obern Ende des Kreuzbeines, geht von da nur wenig schräg nach abwärts, um die Wölbung der Hüfte herum, zwischen der Krone des Hüftbeines und großen Umdreher; von dem vorderen Ende des Hüftbeinkammes steigt es stärker nach abwärts, so, daß die Pelotte in der Leistengegend 3 bis 4 Zoll tiefer liegt, als das hintere Ende der Feder. Die Pelotte darf nicht auf dem vorderen Rande des horizontalen Astes des Schambeines aufliegen, sondern ihr unterer Rand soll diesen Knochen nur bestreichen, und ihr innerer Rand an dem Höcker des Schambeins schief einwärts nur anliegen, um den Bauchring bis über seinen inneren Winkel zu bedecken. Es wirkt dieses Bruchband im Allgemeinen nach der Weise eines Hebels der dritten Art, die Kraft liegt in der Mitte der Convexität der Feder, die Last an der Pelotte, das Hypomochlion am Ende der Feder; je besser dieses befestigt ist, desto anhaltender und gleichförmiger wird es den Druck gegen die Bruchstelle ausüben. Ein Bruchband, welches jenen Anfoderungen entspricht, wird bei dem Gehen und andern gewöhnlichen Bewegungen immer unverrückt in seiner Lage bleiben. Die Druckkraft der Feder muß nach der Heftigkeit des Andrangs der in dem Bruche enthaltenen Eingeweide, nach der Größe und Beschaffenheit des Bruches verschieden seyn. In den meisten Fällen wird der Druck hinreichen, wenn die Elasticität der Feder die Pelotte mit einer Kraft, die vier Pfunden gleich ist, gegen den Bauchring andrückt. Bei Personen, die sich viel bewegen, ist eine stärkere Elasticität und so umgekehrt, erfoderlich. — Die Pelotte des äußeren Leistenbruches muß eine längliche, halbeiförmige Gestalt haben, ihr Längendurchmesser betrage für einen Körper von mittlerer Größe, 3 Zoll P. M., der Querdurchmesser nehme von außen nach innen zu; da, wo die Pelotte auf den inneren Leistenring oder den Eingang in den Leistenkanal drückt, betrage er 1 Zoll, innen, wo sie auf dem äußeren Leistenring liegt 2 Zoll; der Längendurchmesser laufe mit dem Bruchsackhals und dem Leistenkanal parallel. A. Cooper will zwar, daß das Bruchband nur auf den innern Leistenring drücke, dieses ist aber nur bei einer Anlage zu einem Bruche hinreichend. — Bei dem inneren Leistenbruche muß der Hals der Feder etwas länger seyn, als bei dem äußeren Leistenbruche; die Pelotte muß eine mehr rundliche Form haben. Die eiserne Platte, welche der Pelotte zur Grundlage dient, gleiche fast einem rechtwinklichten Dreieck mit abgerundeten Ecken, dessen Basis etwas über zwei, die Höhe drei Zoll beträgt. Die Pelotte wird so gerichtet, daß die innere Fläche ihres unteren Winkels auf dem vorderen Rande des horizontalen Astes des Schambeines drückt und sich nach hinten krümmend um denselben herum greift. Juville hat zwar als Regel aufgestellt, daß es hinreiche und vortheilhafter sey, wenn die Pelotte nur auf den Bauchring drücke, allein die Mehrzahl der Wundärzte hat für die oben angegebene Meinung Richter's entschieden, die Pelotte hat beim Druck gegen das Schambein eine festere Lage und der Bruch wird sicherer zurückgehalten (Hofer's Lehrsätze des chir. Verbandes II. Th. 2. Abth. S. 196. Stark's Anweis. zum chir. Verb. S. 265.). Sollte der Samenstrang so stark gedrückt werden, daß es Schmerzen verursacht, so wird eine Pelotte mit der Spiralfeder, deren elastischer Theil über dem Schambeine liegt, helfen.

Hat der Kranke auf jeder Seite einen Leistenbruch, so ist es am sichersten auf jeder Seite ein Bruchband anzulegen, die vorn und hinten durch Riemen vereinigt werden. Es können zwar auch an ein Bruchband beide Pelotten befestigt werden, allein hiezu ist nur zu rathen, wenn man versichert seyn kann, daß der Bandagist ganz genau arbeitet und in der Nähe des Kranken lebt, um die Bruchbandfeder mit den Pelotten vor Vollendung der Arbeit anprobiren und vollkommen anpassen zu können.

2) Schenkelbruchbänder; diese unterscheiden sich von den Nabelbruchbändern nur dadurch, daß der Hals kürzer, die Pelotte länglich-oval und ihre Convexität stärker ist.

3) Nabelbruchbänder. Bei den erworbenen Nabelbrüchen kleiner Kinder reicht ein einfacher Verband zur Radicalkur meistens hin. Man legt, nachdem die Eingeweide zurück gebracht worden sind, eine der Größe des Bruches angemessene convexe Pelotte auf die Bruchstelle. Es ist gleich, aus welchem Material dieselbe geschnitten ist. Man wähle dazu eine halbe Muskatnuß, oder einen convex geschnittenen Kork, den man mit einem Stückchen Heftpflaster überzieht, bediene sich der Brüninghausenschen Nabelschildchen von Buchsbaumholz, mit starker Hervorragung, die nach und nach kleiner gemacht wird, so wie sich die Bruchspalte verengert (Loder's Journ. f. Chirurg. III. B.), oder bilde sie nach Schreger und mit Heftpflaster bestrichenen graduirten Compressen (Vorrede zu Juville über die Brüche S. VIII.). Die Pelotte wird durch einen langen Heftpflasterstreifen, der um den ganzen Unterleib herumreicht und über demselben sich kreuzt, oder durch ein viereckiges Stück Leinwand, welches man mit Heftpflaster bestrichen hat, befestigt, und darüber wird eine gewöhnliche Nabelbinde angelegt. Ist das Kind sehr unruhig, so läßt man ein Leibchen von Barchent mit eingenähtem Fischbein fertigen, und über die Pelotte anlegen, oder diese an jenes befestigen. Stark's Verband (Anleit. z. chir. Verband S. 245.) ist wegen der Beinriemen beschwerlich. Haben sich die Gedärme zurückgezogen, so wird die convexe Pelotte mit einer platten Pelotte vertauscht, sonst schließt sich die Bruchöffnung nicht gehörig. Für Kinder die schon laufen und

für Erwachsene sind aber kräftigere Befestigungsmittel nöthig. Die mannigfachen Nabelbruchbänder, welche man von den ältesten Zeiten bis jetzt in Vorschlag gebracht hat, lassen sich in folgende Abtheilungen bringen; 1) unelastische Nabelbruchbänder; sie bestehen aus einem Leibgürtel von Barchent oder Leder und einer Pelotte von verschiedenem Material, sie reichen bei Kindern und kleinen Brüchen öfters hin, sind aber doch nicht so bequem als die elastischen; 2) elastische Nabelbruchbänder; von diesen hat man wieder drei Unterabtheilungen zu bemerken: a) durch die Pelotte allein elastisch, indem in oder auf derselben eine Feder angebracht wird. Hieher gehören: das Suretsche Nabelbruchband, es enthält die Feder in einer hohlen Pelotte, der Mechanismus ist sehr zusammengesetzt, Richter hat dasselbe verbessert, die Federn sind äußerlich auf der Pelotte angebracht; das Juville-Suretsche Nabelbruchbd., die Federn sind auch auf der Pelotte, und neben derselben sind zwei pyramidenförmige Stahlplättchen angebracht, die mit dem Leibgürtel in Verbindung stehen und denselben in etwas elastisch machen. Eine Spiralfeder von Stahl, wie eine pyramidalisch geformte Uhrfeder in der Pelotte, wahrscheinlich von Monikhoff zuerst angebracht, unter dem Namen des Monroschen Nabelbruchbandes bekant (Monro's sämtliche Werke a. d. E. 1782. S. 178. Taf. IV. Fig. 3. u. 4.). Bell fügte noch zwei Schulter- und einen Beinriemen bei (Bell's Lehrb. d. Wundarzneik. V. B. Taf. 68. Fig. 3.). b) Durch elastische Leibgürtel; die Feder wie bei einem Leistenbruchbande, nur mit in einer Fläche liegendem Hals und Pelotte, diese entweder rund oder oval; dieses Bruchband wurde von mehren Wundärzten empfohlen, von Platner, Camper, de Launnoy, Richter u. A. Das Squirische Nabelbruchbd.: zwei Federn und eine kleine mit einer Schraube versehene Pelotte. Wegen der Nachgiebigkeit und häufigen Veränderlichkeit des Umfanges des Unterleibes, sind diese Federn für Nabelbrüche im Allgemeinen nicht zu empfehlen, nur in den Fällen sind sie nöthig, wo der Druck des mit Spiralfedern im Leibgurt versehenen Bruchbandes nicht hinreicht. Theden empfahl ein Stück elastisches Harz an den Anfang des Leibgürtels neben der Pelotte zu befestigen, dieses wird aber durch die Wärme zu nachgiebig. Die besten Nabelbruchbänder werden mit messingenen Spiralfedern (Bretelles) in dem Leibgürtel gefertigt, wie dasselbe Bruninghausen, Oken, Scarpa, Boyer u. A. empfohlen haben. c) Elastische Leibgürtel und Pelotte; Bruninghausen's Bruchband, eine stählerne Stahlfeder in der Pelotte und messingene Spiralfeder im Leibgürtel; Boyer's Bruchband unterscheidet sich nur dadurch, daß die Pelotte an einer Stahlplatte befestigt ist, die von dem Schambeine bis über den Nabel reicht. Bruninghausen ist zwar der Meinung, daß die Elasticität der Pelotte der vorzüglichste Theil dieser Bruchbandart sey, und daß der elastische Leibgurt entbehrt werden könne, allein mir scheint doch, wie auch Oken bemerkt, in den meisten Fällen der elastische Leibgürtel mit einer unelastischen Pelotte zweckmäßiger zu seyn, weil bei der elastischen Pelotte der Druck während der Ausdehnung des Unterleibes gerade an der Stelle gemindert wird, wo es nicht geschehen soll, die Eingeweide werden unter der Pelotte in den Nabelkanal gedrängt, und die Kranken bekommen doch keine Erleichterung, weil der größere Theil des Bandes, welcher rings um den Leib geht, nicht nachgibt. Eagland's von Hey beschriebenes N.-B. (*Hey* Pract. observ. S. 577.): zwei elastische Stahlfedern sind durch ein Charnier an die Pelotte befestigt. Das Morinsonsche N.-B. (*A. Cooper* on crur. and umbilic. hernia P. II. Pl. IX. fig. 6.): ein Leibgürtel von Stahl, der vorn durch eine elastische Feder mit der Pelotte verbunden wird. *Jalade-Lafond's* Bandage ombilical rénixigrade (Considérat. des Bandages herniaires Pl. 2.) besteht aus drei aneinander liegenden elastischen Federn. Diese zuletzt genannten Bruchbänder sind unnöthiger Weise complicirt, vertheuert und zerbrechlich.

4) Bauchbruchband; dieses ist dem Nabelbruchband gleich, nur muß die Pelotte in den meisten Fällen eine längliche Form haben, weil die Eingeweide durch eine längliche Spalte hervorgedrängt werden. Trefourt hat für Bauchbrüche eine eigene Art Bruchband angegeben. An den beiden vorderen Enden des Leibgürtels sind Pelotten angebracht, welche neben der Bruchspalte angelegt und mittels kleiner Riemen festgeschnallt werden, man soll auf diese Weise die Bruchspalte verengern. Dieser Zweck wird aber nicht erreicht, weil die Pelotte nicht so stark angezogen werden kann, um die Verengung zu bewirken und der Druck gar nicht auf die Seitenwände der Bruchspalte trifft.

5) Für den Bruch des eiförmigen Loches kann man sich eines gewöhnlichen Leistenbruchbandes bedienen, dessen Hals nach unten verlängert ist, die Pelotte muß breit seyn und schief von unten nach aufwärts auf den oberen Theil des Schambeinmuskels drücken, damit der Hauptkanal des Hüftbeinloches, nicht blos die äußere Öffnung zwischen den Schenkelmuskeln, durch welche der Bruch zunächst hervortritt, geschlossen werde. Ein Beinriemen wird bei diesem Bruchbande unentbehrlich seyn.

6) Für die Mittelfleischbrüche hat man die T-Binde mit einer conischen Pelotte und Pipelet's Bruchband (Mém. de l'acad. R. de Chir. T. IV.) empfohlen; dieses besteht aus einer elastischen Bruchbandfeder, die um den Leib befestigt wird und von welcher aus ein Beinriemen mit conischer Pelotte zwischen den Schenkeln hindurchgezogen wird. Beide Bandagen sind unvollkommen und besonders bei großen Brüchen gar nicht brauchbar. Viel zweckmäßiger ist Scarpa's Mittelfleischbruchband (Abhandlung über die Mittelfleischbrüche S. 112.). Es besteht aus einer cirkelförmigen Bruchbandfeder, die um das ganze Becken herum reicht, von welcher eine andere Feder, die ein Segment von einem Cirkel bildet, längs der hinteren Fläche des Kreuzbeines nach abwärts läuft, und indem sie sich allmälig vorwärts krümmt, an der Stelle, wo sie den Grund des Bruches von unten nach aufwärts gegen die Öffnung hin pressen kann, durch welche die Därme aus dem Becken in das Mittelfleisch hervordringen, mit einer kleinen eirunden Pelotte versehen ist.

Bruchkranke thun immer wohl, wenn sie so bald nur möglich einen Wundarzt um Rath fragen und von diesem ein für sie passendes Bruchband aussuchen lassen. Haben

sie dazu nicht Gelegenheit, so müssen sie dem entfernten Wundarzt anzeigen, von welcher Art der Bruch ist, ob einfach oder doppelt; in jenem Fall, auf welcher Seite, ob er alt ist oder neu entstanden, groß oder klein, schwer oder leicht zurück zu halten, Darm- oder Netzbruch, ob der Körperbau des Bruchkranken stark oder schwach von Knochen und Muskeln, fett oder mager, ob er eine sizzende Lebensart führt oder viele körperliche Anstrengungen zu machen hat. Diesen Angaben wird ein Maß beigelegt, welches man in den gewöhnlichen Fällen auf folgende Art nehmen kann: man nimt ein schmales Bändchen, legt dasselbe hinten über das Kreuzbein unter dem letzten Lendenwirbelbeine und vereinigt vorn beide Enden, ungefähr einen Zoll über den Geschlechtstheilen; auch bemerkt man bei einem Leistenbruche die Entfernung der Bruchgeschwulst von dem vordern obern Stachel des Hüftbeinkammes. Bei doppelten Leistenbrüchen ist die Entfernung beider Brüche von einander zu bemerken. Bei Nabelbrüchen genügt es, wenn man das Maß in einem horizontalen Cirkel um den Unterleib nimt und beide Enden des Bändchens auf der Bruchgeschwulst vereinigt. Um aber ein ganz genaues Maß, vorzüglich bei Leisten- und Schenkelbrüchen zu nehmen, ist das von Beuninghausen angegebene Verfahren zu empfehlen. Man läßt ein Stück Blei zurichten, welches etwa so dick, als ein Kronenthaler, einen Daumen breit, und anderthalb bis zwei Ellen lang seyn muß, die stärkste Sorte des Fensterbleis ist dazu brauchbar. Nachdem der Bruch zurückgebracht worden ist, legt man die Mitte dieses Bleistreifens vorn auf die Verbindung der Schambeine, und führt die beiden Enden um die Hüften herum auf das Kreuzbein, wo man sie übereinander legt, fest anzieht, und zusammen bindet, oder halten läßt. Man bezeichnet mit einigen Strichen auf dem Blei, wie weit beide Enden übereinander gehen. Dem Blei muß man die Lage am Leibe geben, die das Bruchband bekommen soll, und dasselbe an den ganzen Körper, vorzüglich aber an die Scham- und Leistengegend genau andrücken. Ist dieses geschehen, so werden die übereinander gehaltenen oder gebundenen Enden des Bleies losgelassen, daß man es, ohne seine angenommene Biegung zu verrücken, über den Leib und die Beine herunterstreifen und es so, ohne es zu öffnen, abnehmen kann. Das Blei wird nun auf einen Bogen Papier gelegt, seine beiden Enden wiederum in der vorher bezeichneten Form aneinander gefügt, und so gehalten oder gebunden. Dann zieht man mit einem Bleistifte eine Linie genau an seiner äußeren Fläche ganz herum. Diesen Bogen Papier sendet man mit den oben bemerkten Angaben über die Beschaffenheit des Bruches u. s. w. dem Wundarzt. Ist der Fertiger des Bruchbandes in dem Wohnorte des Kranken, so gibt man ihm das Modell selbst, auch sollte in diesem Falle die Feder nicht eher gehärtet werden, bis man sie dem Bruchkranken anprobiert hat. Um das Bruchband gegen Schmuz zu sichern, kann man dasselbe mit Barchent überziehen lassen, auch sollte ein jeder Kranke wenigstens zwei Bruchbänder zum Wechseln haben. Es ist gut, wenn ein Wundarzt das erste Anlegen des Bruchbandes besorgen kann, in der Folge muß aber der Kranke sich selbst damit bekant machen. Um das Bruchband anzulegen, nimt der Kranke die oben bei der Taxis angegebene horizontale Lage mit gegen den Unterleib angezogenen Schenkeln an, das Bruchband kann schon vorläufig, jedoch ohne Befestigung, um den Unterleib gelegt werden, dann wird der Bruch nach der für eine jede Bruchart passenden Richtung zurückgebracht, die zweckmäßigste Art der Taxis lernt der Kranke bald durch das Gefühl kennen. Darauf wird die Pelotte auf die Bruchstelle gerückt und der Leibgurt, wenn es nöthig ist auch der Beinriemen, an derselben befestigt. Die Pelotte liegt sicherer, wenn man eine Compresse von Mousselin unter dieselbe legt. Man legt nämlich ein Stück Mousselin so vielfach zusammen, daß ein ¼ Zoll dicker Bausch gebildet wird; dieser muß, mit Ausnahme der inneren schmalen zulaufenden Seite der Pelotte, auf jeder Seite einen Zoll breit hervorragen, die Ecken desselben werden auf- und vorwärts gebogen (Neue Erfindung und Belehrung für Bruchkranke, Leipz. 1802.). Ist das Bruchband das erste Mal angelegt, so muß man einige Proben machen, um zu sehen, ob es gut anliegt. Man lasse den Kranken aufstehen, einige Schritte gehen, leichte Bewegungen machen und einige Male husten; dringt ein Theil unter der Pelotte hervor, so ist es ein Zeichen, daß das Bruchband nicht paßt und man muß ein anderes auswählen; der Pelotte kann man wol durch leichtes Biegen eine passendere Richtung zu geben versuchen, im Übrigen kann man ihr aber durch Drehen und Biegen die zweckmäßige Form nie geben. Sollte das hintere Ende der Bruchbandfeder drücken, so kann man auch unter dieses ein kleines Kißchen oder eine Compresse legen. Im Anfange kann man das Bruchband etwas lockerer anlegen, damit sich der Kranke an den Druck gewöhne, aber bald muß man dasselbe fester anziehen, weil das Leder und die Fütterung nachgibt. Das ununterbrochene Tragen des Bruchbandes, bei Tag und bei Nacht, ist unerläßlich, nur im Anfange kann man dem Kranken gestatten, dasselbe bei der Nacht abzulegen, wenn der Schlaf gar zu sehr gestört werden sollte. Auch bei dem besten Bruchbande muß man solche Anstrengungen meiden, bei denen der Bruch leicht austreten kann. Beim Husten, Nießen oder Brechen sollte man die Pelotte jederzeit mit der Hand fester andrücken, oder bei jenen Anstrengungen sich niedersetzen und den Körper vorwärts beugen. Die jetzt üblichen hoch hinaufgehenden Beinkleider, die durch Hosenträger gehalten werden, sind für Bruchkranke am passendsten. Treten Theile unter der Pelotte hervor, so geschieht dieses immer an dem unteren Rande, der Kranke fühlt dann Schmerz und Geschwulst; ist dieses der Fall, so muß er sich sogleich auf den Rücken legen, das Vorgefallene zurück bringen und das Bruchband fester anlegen, geht der Bruch nicht leicht zurück, so muß man bald einen geschickten Wundarzt holen lassen und bis zu dessen Ankunft die Lage auf dem Rücken beibehalten, es ist dann Gefahr der Einklemmung vorhanden. Bei Entzündung des Samenstranges, der Hoden, der Leistendrüsen oder anderer Theile in der Nähe des Bruches muß das Bruchband abgelegt werden.

Es kann den Bruchkranken nicht dringend genug empfohlen werden, daß sie sich an erfahrene Wundärzte oder anerkannt geschickte Bandagisten wenden, um sich ein recht brauchbares Bruchband fertigen oder auswählen zu

lassen, daß sie nicht auf das täuschende Äußere des Bruchbandes, sondern auf den inneren Werth desselben und die oben angegebenen Eigenschaften eines guten Bruchbandes sehen.

Es ist wol nicht zu zweifeln, daß man auch schon bei den Ägyptiern, Griechen und Römern Brüche durch Binden zurückzuhalten versucht hat; erst in Celsus Schriften finden wir aber eines Bruchbandes gedacht, um sich desselben bei Kindern zu bedienen, ehe man zu der Operation schritte *). Die mangelhaften anatomischen Kentnisse von den Brüchen und in der Kunst, Bandagen zu fertigen, waren die Ursachen, daß man in der Behandlung der Brüche durch Bandagen wenig Fortschritte machte. Auch nachdem das thätigere Bearbeiten der Wissenschaften wieder erwacht war, als sich schon richtigere Ansichten über die Brüche zu verbreiten anfingen, wurde doch die Fertigung der Bruchbänder fast lediglich dem Beutlerhandwerke überlassen. In Frankreich besaß dieses Handwerk sogar königl. Privilegien, welche ihnen die Erlaubniß, Bruchbänder zu fertigen, zusicherten. In den Statuten dieses Handwerkes zu Paris finden sich solche Erlaubnißbefehle von Philipp v. Valois v. J. 1342, von Karl VI. v. J. 1398. und 1414., von Karl IX. v. J. 1574. Alle Bruchbänder bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts waren unelastische, sie bestanden aus einem Riemen und der Pelotte, oder aus einem Stück in Form eines unelastischen Halbcirkels geschmiedeten Eisens, an welches die Pelotte befestigt war, so plump und unbequem, wie man selbst jetzt noch bisweilen Bruchbänder bei den Landleuten findet. Diese Bruchbänder nannte man harte, um sie von den Bruchbändern ohne Eisen, die man weiche oder biegsame nannte, zu unterscheiden. Da Bandagen dieser Art, die mit so weniger Beachtung der Form des Körpers gefertigt waren, keine sichere Lage hatten, so bediente man sich der Riemen, Charniere, Schrauben, Nußfedern und Bogen zum Feststellen der Nuß u. dgl., um sie zu befestigen. Ambr. Paré beschreibt ein Bruchband mit dreieckiger Pelotte, welches durch Scapulier und Beinriemen in seiner Lage erhalten wurde. Das Bruchband des Fabriz. v. Hilden bestand aus einem halbcirkelförmigen Eisen und einer Pelotte von hartem Leder.

Fabric. ab Aquapendente bediente sich eines Bruchbandes, welches aus einem Leibgürtel von Leder oder Barchent und einer Pelotte aus Leinwand, Holz oder Eisen bestand. Im Jahr 1676 erschien die erste Schrift, in welcher die Fertigung der Bruchbänder einer genaueren und mehr wissenschaftlichen Bearbeitung unterworfen wurde, in Frankreich von Blegny (L'art de guérir les hernies); unter den 22 Abbildungen von Bruchbändern, die er mittheilte, finden sich mehre mit Charnieren, Schrauben und Spiralfedern, eines von Eisendraht und eines von gut gehärtetem und kalt gehämmertem Stahl, welches sich beim Anlegen nur schwer auseinander biegen ließ. Durch diese beiden Bruchbänder scheint schon der Weg zur Auffindung der elastischen Bruchbänder gebahnt worden zu seyn. Arnaud bildete die Idee des elastischen Bruchbandes weiter aus; die Pelotte an seinem Bruchbande war aber zu groß, ihr Durchmesser betrug 3 bis 4 Zoll, die Länge der Feder hatte er nicht genau bestimt, auch war er nicht glücklich in der Wahl des Materials, denn die Federn, die er aus Stahl und Schmiedeeisen fertigen ließ, waren zu weich. Den entgegengesetzten Fehler hatten die Federn des Blackay, eines berühmten Uhrmachers in Paris, welchem das königl. Kollegium der Wundärzte zu Paris (1759) ein Privilegium zur Fertigung der Bruchbänder ertheilte. Er bediente sich der Uhrfedern, die er in verschiedener Länge schnitt, befestigte an das eine Ende ein 4 bis 6 Zoll hohes Kissen, an das andere einen Riemen zu Befestigung des Bandes. Dieses waren die elastischen Bruchbänder mit der Uhrfeder, Bandages à ressort de pendules élastiques, sie waren aber so zerbrechlich, daß sie wie Glas zersprangen, die Kreisform paßte nicht für die elliptische Form des Beckens, auch hatten sie nicht die gehörige Kraft, den Bruch zurückzuhalten. Das Bruchband von Delaunay für den doppelten Leistenbruch (Mém. de l'Acad. de Chir. I. S. 697.) und das Suret'sche Nabelbruchband (ebendas. II. B. 1753.) aus derselben Periode, sind unzweckmäßig und längst vergessen. Eine für manche Fälle wenigstens passende Verbesserung fällt auch in diese Zeit; es brachte nämlich Johann Monikhoff eine Spiralfeder auf der Pelotte an, die er auf verschiedene Weise verändert hat, und die auf der Gedächtnißmünze, welche von Johann Monikhoff, dem Sohne, zur Preisvertheilung aus dem bekannten Legate bestimt worden ist, zum Andenken an die Erfindung seines Vaters abgebildet erscheint, nämlich eine um ihre Axe gewundene Feder mit der Beischrift: die Kunst durch Zuthun vervollkomnet; auch findet sich eine Abbildung derselben bei der neuen Auflage von Monikhoffs Abhandlungen über die Brüche. Jenes Legat selbst aber ist nach dem Willen der Stifter zur Beförderung der Wundarzneikunst, und zur Aufmunterung der Wundärzte, vorzüglich aber zur Verbreitung und Vervollkomnung der Kentniß von den Brüchen bestimt. — Doch hatten jene zum Theil oder ganz mislungenen Versuche immer etwas dazu beigetragen, das Nachdenken über diesen Gegenstand zu wecken und, durch Fehler belehrt, auf neue Ideen zu leiten. Man arbeitete nun daran, dem Stahl zur Feder den gehörigen Grad von Elasticität und allen Theilen des Bruchbandes eine zweckmäßige Form zu geben. In dieser Hinsicht haben sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die neuesten Zeiten Ulhoom (in der holländ. Übers. v. Heister's Wundarzneik. I. Th. S. 110.), Camper, Richter, Juville, Hesselbach und Bruninghausen um die Fertigung der Bruchbänder im Allgemeinen und mehre Andere, die theils oben bereits genant sind, theils unten noch angeführt werden sollen, um einzele Bruchbandarten sehr verdient gemacht. Durch die Bemühungen dieser Männer haben die Bruchbänder die oben beschriebene zweckmäßige Form und innere Güte erhalten. Camper's Bruchband ist zwar, wie schon bemerkt worden, nur für wenige Fälle passend, es gebührt aber diesem verdienstvollen Manne doch vorzüglicher Dank, daß er den An-

*) Ac si cui parvulo puero intestinum descendit, ante scalpellum experienda vinctura est. Fascia eius rei causa sit, cui imo loco pila assuta est ex panniculis facta etc. De re medic. Lib. VII. cap. 30.

fang machte, die Lehre von den Bruchbändern nach richtigen wissenschaftlichen Grundsätzen zu behandeln. Richter's scharfer Blick eilte allen Bearbeitern in benachbarten Staten voraus und die zweckmäßige Form seines Leistenbruchbandes bedurfte nur noch weniger Verbesserung, welche die neueren anatomischen Untersuchungen der Brüche herbeiführten, und es sind die Regeln, welche er in dieser Hinsicht aufgestellt hat, den Ansichten Juville's gewiß vorzuziehen, welche dieser in seiner übrigens trefflichen und bis jetzt noch nicht übertroffenen Monographie über die Bruchbänder vorgetragen hat (*Juville* traité des Bandages. Paris. 1786. ins Teutsche übers. Nürnb. 1800, mit einer Vorrede von Schreger). Die Hauptregeln zur Fertigung guter Bruchbänder waren nun gegeben, und die folgenden angeblichen oder wirklichen Verbesserungen beziehen sich theils auf einige Änderungen, die man an der Bruchbandfeder oder an der Pelotte anbrachte, um dem Bruchbande eine für die Individualität des Kranken und des Bruches passende Verbesserung zu geben und zu sichern. — Im Jahre 1776 wurden der Akad. der Wissenschaften zu Paris zwei Abhandlungen übergeben, welche auch 1778 mit Genehmigung derselben bekant gemacht worden sind (Mémoire sur les bandages propres à retenir les hernies, dans lequel on examine en détail les défauts qui les empêchent de remplir leur objet. Paris. 1778., Geoffroy soll der Verfasser dieser Schriften seyn), in welchen 7 Hauptarten der Verrückung der Bruchbänder angenommen und acht verschiedene Bruchbänder für dieselben beschrieben werden, die mit mancherlei Rollen, Federn, Schrauben und Riemen versehen sind. Der Verf. scheint in der Praxis der Wundarzneikunst nicht geübt gewesen zu seyn, und hat daher auf Theorie beruhende, unzweckmäßige Vorschläge gemacht. —

Was nun erstlich die verschiedenen neueren Verbesserungsvorschläge rücksichtlich der Bruchbandfedern anbetrifft, so beziehen sie sich vorzüglich auf die Länge und Biegung derselben. Der beiden Hauptarten der Bruchbandfedern in Hinsicht der Länge, der Camperschen von $\frac{1}{2}$ und der Richterschen von $\frac{7}{11}$ habe ich schon oben gedacht. Nach Jalade-Lafond soll die Feder noch länger seyn, $\frac{1}{1}$ und einen halben Theil des Umfangs des Körpers betragen; auch fertigt er Bruchbänder, denen er den Namen Bandages rénixigrades gegeben hat, an denen drei Federn von verschiedener Dicke und Elasticität mit einander verbunden sind, um in jedem Fall den gehörigen Grad des Druckes zu bewirken. (*Jalade-Lafond* Considérations sur les bandages herniaires. Paris 1818. und Considérations sur les hernies abdominales. Paris. 1822.). Oft Bruchbänder werden durch diese Einrichtung theuer, ohne viel mehr zu leisten, als ein gutes einfaches Bruchband, es scheint auch, daß diese vermeintliche Verbesserung wenig Beifall gefunden hat. Einen andern wol gar nicht zur Ausführung gebrachten Vorschlag des Messerschmids Etienne in Hanau hat Gräff bekant gemacht (Baldinger's Magazin f. Ärzte 5. B. St. 5.); es soll nämlich die Bruchbandfeder um die dem Bruch entgegengesetzte Seite angebracht werden, diese Umänderung würde keinen Nutzen gewähren und mehr beschweren, als das gewöhnliche Bruchband.

In Paris fertigt seit einigen Jahren ein mit einem Patent versehener Bandagist aus England Bruchbänder, deren hinteres Ende nicht wie gewöhnlich durch einen Riemen an die Pelotte befestigt ist, sondern mit einem Kissen versehen hinten über dem Kreuzbeine frei liegt. Die Pelotte ist beweglich und zu jedem Bruchband werden mehre Federn gegeben, die der Kranke selbst an der Pelotte befestigen kann (*Jalade-Lafond* Considérat. sur les hernies abdominales Vol. I. S. 398. Taf. 1.). Diese Bruchbänder sind nicht zu empfehlen.

Vorzüglich zahlreich sind die Bildungen und Mechanismen, welche man zweitens den Pelotten geben wollte. Horis Vorschlag, die Wölbung der Pelotte durch eine mit Luft angefüllte Blase zu bewirken (Journ. de Médec. T. 36.) verdient eben so wenig Nachahmung als Monza's Pelotte von elastischem Harz (*Monza* l'elastico Compressore dell' Ernie inventato per quelle, nelle quali riescono inutile o pericolosi i noti Ripari. Parma 1781. Stark's Archiv f. Geburtshilfe II. B. 3. St. S. 121.). Schon in den älteren Zeiten suchte man den Pelotten durch Schrauben, Gewinde, Federn u. dgl. eine passende und feste Lage zu geben, diese Idee wurde in neuern Zeiten wieder aufgefaßt und nach den Fortschritten der Mechanik und der Geschicklichkeit der Künstler ausgeführt. Oudet's Leistenbruchband hat 3 Schrauben, zwei an der Pelotte, die eine zum Stellen derselben, die andere zum Ein- und Auswärtsrichten, und eine Schraube an dem Gürtel zur Verlängerung und Verkürzung der Federn. Weisenborn's Leistenbruchband hat eine Pelotte mit einer Spiralfeder und der Leibgürtel wird durch eine Schnalle befestigt (Bemerkungen über die zeitherige Gewohnheit, hohe Beinkleider zu tragen, nebst Beschreibung einer neuen Art elastischer Bruchbänder, Erfurt 1794.). Der Verfasser glaubt durch diese Vorrichtung den Beinriemen entbehrlich zu machen und einen gleichmäßigen Druck zu bewirken. Allein dieser ist nicht hinlänglich, das Zuschnallen ist unbequem und der Beinriemen kann in den gewöhnlichen Fällen auch entbehrt werden, für alle Fälle macht ihn aber auch das Bruchband mit der Spiralfeder nicht entbehrlich. Savigny's Leistenbruchband wurde von Quentin bekant gemacht (*Quentin* de divisionibus herniarum. Gottingae 1795.). Die Pelotte ist durch ein angelartiges Charnier mit dem Halse der Feder verbunden. Ein auf der Pelotte angebrachter Haken dient dazu, dieselbe mittels einer Schraube unten fester anzudrücken. Diese Savignysche Schraube hat auch der Zahnchirurgus Karl Schmidt an seinen Bruchbändern angebracht. Böttiger verband zu demselben Zweck zwei Pelottenplatten durch ein Charnier und brachte zwischen beiden eine doppelte Feder an, deren einer Arm mehr oder weniger stark gegen die Bruchstelle drückt, je nachdem der Beinriemen schwächer oder stärker angezogen wird (Böttiger's Auswahl des chir. Verb. Berl. 1795. S. 139.). Diesem ähnlich ist Quinet's Bruchband, nur ist die Zahl der Platten bis auf sieben vermehrt, dadurch wird die Pelotte sehr unförmlich und unbrauchbar. Quinet nent sein Bruchband omniform, Jalade-Lafond meint aber, sie würden besser inform genant (a. a. O. S. 402.). Oudet hatte früher einen ähnlichen Mechanismus an seinen

Bruchbändern angebracht, aber als unnütz verworfen. Pflug's von Bernstein mitgetheilte Verbesserung besteht in der Verbindung der Pelotte mit der Feder durch ein Nußgelenke, so daß jene nach allen Seiten hin bewegt und festgestellt werden kann; diese Vorrichtung soll bei einem großen Leistenbruch gute Dienste geleistet haben (Bernstein's Darstellung des chir. Verb. S. 290.). Denardis Bruchband, welches v. Schönberg in Neapel beschrieben hat (Mediz. chir. Zeit. v. Ehrhart. 1823. IV. B. S. 319.), enthält in der hohlen Pelotte zwei spiralförmig gebildete Federn, die wie ein feines Schloß in einander greifen und durch einen gezahnten Spindelfortsatz so angezogen werden, daß die Pelotte ganz allmälig vor- und rückwärts bewegt werden kann. Nach v. Schönberg's Erfahrung sind diese Bruchbänder den in Neapel gebräuchlichen englischen vorzuziehen. — Was nach der mehresten Wundärzte und auch nach meinen Beobachtungen von jenen Künsteleien zu halten sei, habe ich oben bereits ausgesprochen.

Braun zieht die platte aus Holz gefertigte Pelotte der converen Pelotte vor, weil er glaubt, diese befördere die Erweiterung des Bauchringes, und vergrößere die Brüche (Mediz. chir. Zeit. v. Hartenkeil 1807. IV. B. S. 219.). Kann man auch jener Meinung nicht Beifall geben, sondern verdienen für die meisten Fälle die Pelotten mit zweckmäßiger Convexität immer den Vorzug, so darf die platte Pelotte doch auch nicht ganz verworfen werden. Daß sie bei Nabelbrüchen in einer gewissen Periode unentbehrlich ist, habe ich schon bemerkt, aber auch bei andern Brucharten kann sie mit Nutzen angewendet werden, wie Fleischmann erfahren hat, der Braun's Vorschlag noch dadurch verbesserte, daß er die flache Pelotte statt des von Jenem gewählten unelastischen Leibgürtels, mit einer elastischen Bruchbandfeder verband (Horn's Archiv f. medizinische Erfahr. 1817. Sept. und Okt. S. 289.).

Um den beiden Pelotten bei einem Bruchbande für den doppelten Leistenbruch in jedem Falle die gehörige Entfernung genau geben zu können, hat Juville ein Schlußband (Crémaillère) zur Verlängerung und Verkürzung des Eisens, und Böttiger einen Schieber empfohlen, durch welchen die eine freie Pelotte von der andern festsitzenden mehr oder weniger weit entfernt werden kann. Diese Vorrichtungen entsprechen aber ihrem Zwecke doch nicht ganz, weil die Löcher in dem Bande oder dem Schieber nicht für alle Fälle die erfoderliche Entfernung gestatten; auch machen sie die Bruchbänder unnöthiger Weise theurer und benehmen ihnen ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit.

Um bei großen Hodensackbrüchen das Hervortreten der Eingeweide unter der Pelotte zu verhüten, empfiehlt der Amtsphysicus D. Erdmann, den Hodensack durch einen schleifenartig um seinen oberen Theil herumgeführten und auf der gesunden Seite an den Leibgurt befestigten Riemen nach dieser Seite hinzuziehen und auf diese Weise den Bruchsack nahe am Bauchring zusammen zu drücken (Zeitschr. für Natur- und Heilk. von d. Prof. der chir. med. Akad. zu Dresd. I. B. S. 400.). (*Seiler.*)

Bruchmesser (Herniotomon), ein Messer, welches dazu bestimt ist, bei der Bruchoperation die Theile einzuschneiden, welche die Einklemmung bewirken, die Leistenringe, das Leistenband, das Gimbernatsche Band oder den Bruchsackhals. Es gehören diese Messer größtentheils zu den concaven Knopfbistouris oder Scalpels (wie die Bruchmesser von Lassus, Perret, Morenheim, Arnaud, Richter, Ohle, A. Cooper), einige gehören zu den geraden Knopfbistouris (Petit), zu den Knopfbistouris mit converer Schneide (Seiler) oder zu den verborgenen Bistouri's, Bistouri caché (Bienaise, Le Dran, Morand, Petit, Bellay). Die Letzteren sind jedoch gegenwärtig ganz außer Gebrauch gekommen.

Am vollständigsten findet man diese verschiedenen Messer beschrieben und abgebildet in Krombholz verdienstlichem Werke: Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Akologie. Prag 1825. (*Seiler.*)

Bruchschnitt, Bruchoperation (**Herniotomia**) ist die zur Befreiung des Bruches von der Einklemmung oder zur Radicalkur desselben unternommene Operation, welche in dem Artikel **Bruch** beschrieben worden ist. (*Seiler.*)

Bruch, in der Thierheilkunde. Mit dem Menschen haben das Pferd, der Esel und die Katze den Nabelbruch gemein. Außer dem Pferde leiden ferner der Esel, das Maulthier, der Hund und selbst das Schwein an Hodensack-, Darm- und Leistenbrüchen, ja man beobachtet sogar am Schweine und Pferde angeborne Brüche dieser Art. Ferner leidet das Pferd und noch häufiger das Rindvieh an Bauch-, Seiten- oder Flankenbrüchen, aber nie findet man, so weit die bisherige Erfahrung reicht, einen Nabelbruch beim Rindvieh, auch nicht beim Hunde, nie einen Hodensackbruch beim Stiere, auch nicht bei der Katze; die Ziegen und die Schafe sind wol von allen Arten Brüchen frei. Vgl. **Flankenbruch**, **Hodensackbruch**, **Leistenbruch**, **Nabelbruch**. (*Greve.*)

Bruchband in der Thierheilkunde, s. **Flankenbruch** und **Nabelbruch**.

Bruchbandhandel; Bandagist. Die Verfertigung der chirurgischen Instrumente und Bandagen sollte überall nur völlig unterrichteten, geprüften und zuverlässigen Künstlern gestattet seyn. Insonderheit sollte auch die Anfertigung der Bruchbänder nicht unwissenden Sattlern und Handschuhmachern überlassen werden, da sie mehr Kentniß der Brüche und ihrer mechanischen Hilfsmittel voraussetzt, als dergleichen Bruchbandfabrikanten besitzen; und da jedes Bruchband genau nach der Lage und dem Maße der Theile eingerichtet seyn muß, woraus auch die Unzweckmäßigkeit der Niederlagen von fertigen Bruchbändern erhellt *). Sehr zweckmäßig ist daher die Bestimmung des königl. preußischen Gesetzes über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. Sept. 1811. §. 92, daß die Verfertiger chirurgischer Instrumente

*) Vgl. Richter's und Sömmerring's Abhandlungen von den Brüchen und Bruchbändern und J. G. Heine's in Würzburg Anweisung zur Aufnahme eines Maßes von jedem Bruchkranken, in dem neuen Verzeichnisse seiner chir. Instrumente. Nürnberg 1811. Die hier angesetzten Preise sind für das einfache Leistenbruchband 3 Fl. 15 Kr., für das doppelte 6 Fl. 45 Kr. und für ein Leistenbruchband nach eigener Verbesserung mit beweglicher Pelotte 4 Fl. 45 Kr.

(zu denen auch die Bandagisten gehören) sich zur Erlangung des Gewerbscheines durch ein Qualificationsattest der Provinzialregirung legitimiren müssen. In Wien bestehen eigene chirurgische Instrumentenmacher, welche geprüfte Wundärzte seyn müssen **). (*Augustin.*)

Bruchklammer in der Thierheilkunde, s. **Flankenbruch** und **Nabelbruch.**

Bruchschneider. Unter diesem Namen reisten und reisen noch, in Ländern, wo es an einer guten Med.-Polizei fehlt, Operateurs umher, welche sich blos mit Bruchoperationen abgeben. Von dem verwegenen und widersinnigen Verfahren dieser, größtentheils unwissenden, Herumtreiber findet man in Schmidtmann's Anleitung zur Gründung einer vollk. Med.-Polizei 1804. 1. Bd. S. 21. mehre schauderhafte Beispiele, die der Verfasser selbst erlebte. In den königl. preußischen Staten ward den Bruchschneidern durch das Med.-Edikt von 1725 S. 37. das Herumziehen und öffentliche Ausstehen gänzlich verboten, nachdem schon durch die königl. Verfügung vom 9. Okt. 1713 (Med.-Ed. S. 82.), die ihnen ertheilten Concessionen aufgehoben waren. Auch in den kaiserlich-östreichischen Staten ist den herumziehenden Bruchschneidern die Ausübung ihrer Kunst gänzlich untersagt. Sollte einem solchen Operateur wegen ausgezeichneter Geschicklichkeit, nach vorgängiger genauer Prüfung von der Behörde, die Erlaubniß ausnahmsweise ertheilt werden, so soll er nur in Gegenwart der vom State approbirten Wundärzte operiren †). In der Regel werden hier, so wie in allen Ländern, welche sich einer guten Medizinal-Polizei erfreuen, dergleichen Operateurs nur dann approbirt und zugelassen, wenn sie sich als vollkommen ausgebildete Wundärzte qualifiziren. (*Augustin.*)

Bruchschnitt in der Thierheilkunde, s. **Flanken-, Hodensack-, Darm-** und **Nabelbruch.**

BRÜCKMANN (Franz Ernst), ein verdienstvoller Arzt, Mineralog und Botaniker, geb. den 27. Sept. 1697 zu Marienthal unfern Helmstädt, wo sein Vater Amtmann war. Er besuchte die Klosterschule an seinem Geburtsorte, verband in Jena seit 1716 mit dem Studium der Arzneiwissenschaft die Erforschung der Natur, und fing 1720 an die Arzneikunst in dem braunschweigischen Dorfe Westerlingen zu üben. Nachdem er 1721 in Helmstädt die medizinische Doktorwürde angenommen, und bei dieser Veranlassung seine lehrreiche Abhandlung de avellana Mexicana, vulgo Cacao dicta (Helmst. 1721. auct. Brunsv. 1728. 4. mit Kpf.) vertheidigt hatte, practicirte er zu Braunschweig, und unternahm (eigentlich um eine reiche Erbschaft zu erheben) 1723—1725 eine Reise durch Ungarn, die er für Naturforschung und Naturkentniß gewinnreich machte, und von der er eine kostbare Samlung von Steinen und Mineralien zurück brachte. Schon damals den Naturforschern rühmlich bekant, wurde er ein Mitglied der kaiserl. Akad. der Naturforscher, 1727 der königl. Akademie der Wiss. zu Berlin, auch der physikal. Gesellschaft zu Florenz, und 1747 des Collegii medici zu Braunschweig. Diese Stadt hatte er schon 1728 verlassen und dagegen Wolfenbüttel zu seinem Wohnorte gewählt, wo er in ausgebreiteter literarischer und practischer Wirksamkeit lebte, bis er am 21. März 1753 starb. Für sein Zeitalter hatte er um alle Zweige der Naturgeschichte, besonders aber um die Mineralogie, große Verdienste, und seine Schriften enthalten auch jetzt noch manches Brauchbare. Er war einer der ersten, welcher die von Humboldt weiter ergründete, scharfsinnige Bemerkung machte, daß die Pflanzen an den Enden ihrer Wurzeln eine Art von Excrementen ausschwitzen, ähnlich den Excrementen der Thiere, woher eine Art von Antipathie zwischen verschiedenen Gewächsen, die einander allzu nahe sind, entspringt, die ihr Fortkommen hindert. Außer einer großen Anzahl einzeler Abhandlungen und Bemerkungen aus dem gesammten Gebiete der Arznei- und Naturwissenschaft, abgedruckt in den breslauischen Samlungen der Natur und Kunst, in Büchners Miscellaneis physico-medico-mathematicis, im Commercio literario Norico, den Actis Acad. Nat. Curios., und den braunschweigischen Anzeigen [1]), schrieb er: Specimen botanicum, exhibens fungos subterraneos, vulgo tubera terrae dictos. Helmst. 1720. 4. mit Kpf. Specimen physicum, exhibens hist. natural. Oolithi. Ib. 1721. 4. m. Kpf. Catalogus, exhibens adpellationes et denominationes omnium potus generum. Ib. 1722. 4. Historia natural. *τον ἀσβεστου.* Brunsuici. 1727. 4. (Es wurden davon 4 Exemplare auf Asbestpapier gedruckt, und von einem Auszuge aus dieser Schrift 2 Exemplare auf dasselbe Papier) [2]). Magnalia Dei in locis subterraneis, oder unterirdische Schatzkammer aller Königreiche und Länder, in ausführlicher Beschreibung aller mehr als 1600 Bergwerke durch alle 4 Welttheile. 2. Th. Helmst. 1727. Suppl. 1734. Fol. mit Kpf. (Man vermißt Richtigkeit, Ordnung, Auswahl und Vollständigkeit). Thesaurus subterraneus ducatus Brunsvigii, d. i. Braunschweig mit seinen unterirdischen Schätzen und Seltenheiten der Natur. Braunschw. 1 Th. 1728. 4. m. Kpf. In Verbindung mit beiden Werken stehen seine reichhaltigen Epistolae itinerariae. Centuriae III. Guelferb. 1728—1756. Vol. III. 4. [3]). Bibliotheca numismatica. Ib. 1729. 4. Suppl. I. et II. Ib. 1732—36. 4. Bibliotheca animalis. Ib. 1743 und 1747. Vol. II. 8. Leupolds prodromus bibliothecae metallicae, corrigirt, fortges. und verm. Eb. 1732. 8. Opuscula physico-botani-

**) Bernt Handbuch der östreich. Med.-Gesetze, S. 241.

†) John's Lexikon der K. K. Medizinalgesetze, VI. S. 43.

1) Nach ihrem Inhalte am vollständigsten verzeichnet in Meusels Lexicon der verstorb. Schriftst., 1. Bd. S. 616 ff. 2) S. von dieser interessanten kleinen Schrift die Acta Erudit. 1727. p. 407 und aus diesen *Manget* Bibl. T. I. P. I. 487. Schröters Journal für die Liebhaber des Steinreichs 5. Bd. 31. 3) Den Inhalt sämtlicher Briefe verzeichnet Börner in dem Leben ber. Ärzte und Naturforscher 1. Bd. 43. und das Register beim 3ten Bde. Beurtheilende Anzeigen und Auszüge, s. Commerc. Norimberg. 1732. p. 27. 1733. p. 347. 1735. p. 225. 1737. p. 49. 1742. p. 385. Acta Erudit. supp. T. X. p. 454. Schröters Journal 6. Bd. 62. Das Werk wird selten vollständig angetroffen, besonders die erste Centurie, die aus lauter einzelen und einzeln gedruckten Briefen besteht, welche zum Theil gar keine, zum Theil eine eigene Seitenzahl haben; zusammen aber hat dieser Band 1370 Seiten nebst 44 Seiten Register. Die erste Centurie hat 110 Kupf.; Centur. II. 45 Kpf.; Centur. III. 28 Kpf. und nur 75 Briefe.

co-medica, antehac seorsim edita. Brunsv. 4. u. a. m. *). — Rühmlich trat in des Vaters Fußstapfen sein Sohn

BRÜCKMANN (Urban Friedrich Benedict), herzoglich braunschweigischer Leibarzt und Hofrath, geb. zu Wolfenbüttel d. 23. Apr. 1728. Die vom Vater auf ihn fortgepflanzte Liebe zur Physik und Naturgeschichte fand reiche Nahrung auf der Schule zu Zellerfelde auf dem Harze, die er 3 Jahre besuchte, und wo er seine Mußestunden dazu anwendete, sich Kentnisse von dasigen Bergarten, vom Bergbau und Hüttenwesen zu verschaffen. Nachdem er darauf die Klosterschule zu Marienthal und das Gymnasium zu Wolfenbüttel besucht hatte, begab er sich 1746 nach Jena, und 3 Jahre nachher nach Helmstädt, wo er unter Heisters Vorsitze seine Abhandlung **De nuce Been** (Helmst. 1750. 4.) vertheidigte, und darauf die medizinische Doctorwürde erhielt. Er unterstützte dann seinen Vater in seiner mühsamen medizinischen Praxis, ließ sich 1751 in Braunschweig nieder, wurde nicht lange nachher daselbst Professor am anatomischen Theater, und 1755 herzoglicher Leibarzt. Die Stelle am anatomischen Theater legte er in der Folge nieder, erhielt den Hofrathscharakter und ein Kanonikat am Stifte St. Blasius in Braunschweig, und starb daselbst den 20. Jun. 1812. Als Schriftsteller hat er sich vornehmlich um die Kentniß und Literatur der Edelsteine anerkannte Verdienste erworben, und er war einer der ersten, welcher in diesen schwierigen Theil der Fossilien-Kentniß Licht und Kritik brachte, besonders durch seine: Abhandlung von Edelsteinen, Braunschw. 1757; verb. und verm. 1773; mit 2 Fortsetzungen. Eb. 1778. und 1783. 8. und seine Schrift: Über den Sarder, Onyx und Sardonix. Eb. 1801. und den Nachtrag dazu 1804. 8. Wenn auch verschiedene seiner in den zuletzt genannten Schriften geäußerten Meinungen Widerspruch fanden *), so blieb doch immer sein reger Eifer im Beobachten und Sammeln höchst achtungswürdig. Von ersterm enthalten besonders Crells chemische Annalen fast in jedem Bande, die Schriften der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde, Baldingers neues Magazin, das hannöverische und braunschweigische Magazin, und Meusels artistische Miscellaneen viele Beweise. Die von seinem Vater ererbten Kunstschätze vermehrte er sehr ansehnlich, und er hinterließ ein ganzes Haus voll Naturalien und Kunstsachen. Am merkwürdigsten war sein ungemein reiches Kabinet von Edelsteinen und Gemmen, das nach seinem Tode, mit seinen übrigen Samlungen, verkauft wurde **). *(Baur.)*

4) Götten's gel. Europa 1. Bd. 655—669. Börner a. a. O. s. das Register beim 3. Bde. Bruckers Bildersaal in der 6ten Dekade. Schmersahls Nachr. von jüngstverst. Gel. 1. Bd. 500—531. Gerbers Lex. d. Tonkünstler. Pfingstens Bibliothek ausländischer Chemisten, Mineralogen rc. 3r Bd. 1 ff. Meusel a. a. O.

*) Der Statsrath von Köhler in Petersburg schrieb Bemerkungen dagegen, Br. eine Vertheidigung. Darauf folgte von jenem eine: Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten. Lpz. 1802. 12.

**) Baldingers Biographien jeztleb. Ärzte 1. Bd. 111 — 120. Meusel's gel. Teutschl. mit allen Anhängen. Morgenblatt 1813. No. 24 u. 25., wo von seinen hinterlassenen Kunstschätzen, besonders den Edelsteinen, Nachricht gegeben wird.

BRÜCKNER (Ernst Theodor Johann), Hauptpastor zu Neubrandenburg im Mecklenburg-Strelitzischen, geb. d. 13. Sept. 1746 in dem mecklenburgischen Dorfe Nergka, wo sein Vater Prediger war. Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Schule zu Neubrandenburg, auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, und auf der Universität zu Halle. Zuerst wurde er 1771 Prediger zu Großen-Viehlen im Fürstenthum Werden, von da kam er 1789 in derselben Eigenschaft nach Neubrandenburg, erhielt 1801 das Hauptpastorat, und starb den 29. Mai 1805, rühmlich bekant als homiletischer Schriftsteller und als Dichter. In der ersten Eigenschaft schrieb er: Predigten für Ungelehrte. Neubrandenb. 1778. 2 Th. 8., 1783. 4. Predigten über die gewöhnlichen Evangelien der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Leipzig 1786, 2 Th.; 3te Aufl. 1795. 8. Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln des ganzen Jahres. Schwerin und Wismar, 4 Th. 1792. 8, u. e. a. Ohne tief einzudringen, zeichnen sich seine Predigten durch Popularität, Wärme, praktische Tendenz und eine kunstlose Entwickelung der Begriffe vortheilhaft aus, nur herrscht zu viel Deklamation, der Styl ist ungleich, und für eine lichtvolle Disposition ist hier und da zu wenig Sorge getragen. Seine meist kleinen lyrischen Gedichte, Idyllen (in denen Wesen dargestellt werden, die nicht von dieser Welt sind), Epigramme rc. sind zerstreut in den Boieschen und Vossischen Musenalmanachen, in Campe's Kinderbibliothek u. a. a. O. zu finden, und einige wurden wieder abgedruckt in Matthissons lyrischer Anthologie 5. Th. 3 — 17. und in Haugs und Weissers epigrammatischer Anthologie 5. Th. 161 — 166. Eine leichte, fließende Versifikation, drollige Laune, überraschende Wendungen und eine lebhafte Einbildungskraft bezeugen, daß er sich nicht unberufen unter die Dichter mischte. Sein Etwas für die teutsche Schaubühne, Brandenb. 1772. 8. ist vergessen †). *(Baur.)*

BUBICKON auch **Bubigheim** genant, im Oberamte Grüningen des schweizerischen Kantons Zürich. Dieses Pfarrdorf liegt in einer vortrefflichen, wiesenreichen Berggegend. Es ist der Aufenthaltsort eines durch den Bau kunstreicher Maschinen berühmten Mechanikers Namens Joh. Schaufelberger und bildet, mit einigen benachbarten Weilern, eine reformirte Kirchengemeinde mit 1300 Selen in 202 Häusern. Innerhalb der Dorfflur befindet sich das von dem Grafen Diethelm von Toggenburg wahrscheinlich im J. 1205 *) gestiftete Ritterhaus, welches in alten Urkunden **Domus Hospitalis St. Johannis in Bubinchon** heißt. Es gehörte zu den Commenden des Großpriorats von Teutschland. Der Johannitermeister zu Heitersheim ließ es erst durch Unter- oder Haus-Kom-

†) Koppe's gel. Mecklenb. 1. St. 22. Gisecke's Handb. für Dichter und Literatoren 1. Th. 252. mit Proben seiner Gedichte. Jördens Lex. der Dichter 5. Th. 785.

*) Vgl. „über die Epoche der Stiftung des Hauses Bubigheim, und Vergabung desselben an den Johanniter-Orden" im schweiz. Museum 1784. III. S. 753.

thure und seit der Reformation vertragsmäßig durch einen zürcher Bürger verwalten. Im J. 1789 verkaufte es der Orden. Mit Ausnahme einiger Güter ward es im J. 1820 von der zürcher Regirung um einige 50,000 Gulden in eine Statsdomaine verwandelt. Das steinerne Bildniß des Stifters steht auf dessen Grabmal in der Kirche, wo er, nebst mehren Komthuren und dem Johannitermeister Grafen Hugo von Montfort, ruhet.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

BUCHDRUCKERKUNST. Die Kunst, Bücher zu drucken, wird in zwei Haupttheile getheilt: in das Setzen und in das eigentliche Drucken. Daher sind auch die Arbeiter in einer Buchdruckerei entweder Setzer oder Drucker. Jene setzen die aus Blei und Spießglanz (s. Schriftgiesserei) gegossenen Buchstaben, Lettern oder Typen nach der Handschrift zu Wörtern, Zeilen und Seiten zusammen; bis ein Bogen, welchen Formates es sei, voll ist: diese bestreichen die gesetzten Buchstaben mit Schwärze und drucken sie mit der Presse zu Bogen ab.

Das Geschäft des Setzers erfodert viele Kentniß, Geschicklichkeit, Übung mit strenger Aufmerksamkeit verbunden. Auf einem schrägen Pulte oder Regale, vor welchem der Setzer steht, ist der Schriftkasten, welcher so viele Fächer enthält, als zur Aufnahme der Buchstaben erfodert werden, befestigt. Jeder Buchstabe hat sein bestimmtes Fach, in welchem sich eine hinreichende Menge derselben befindet. So ist es auch mit den Interpunktionszeichen und mit den zur Trennung von Wörtern, Zeilen rc. dienenden Quadraten, Spatien u. dgl. Diejenigen Buchstaben, welche am häufigsten gebraucht werden, wie a, d, e, i, m, n, o, u, r, ſ müssen dem Setzer am bequemsten zur Hand liegen, weil er sie am meisten zu greifen hat. Übrigens kennt der Setzer seine Fächer eben so gut, als der Clavierspieler die Tasten seines Instruments und er nimt mit eben der Fertigkeit die gehörigen Buchstaben heraus, als der Clavierspieler die rechten Tasten zu treffen versteht. Das Manuscript, nach welchem er absetzt, ist mittels einer hölzernen Klammer, (dem Divisorium, Blattsperrer oder Zeilenweiser) an den Schrifthalter oder Tenakel befestigt. Letzterer ist ein hölzerner, gewöhnlich mit Pappe überzogener Stab, welcher mittels einer Spitze auf dem Schriftkasten steckt. — Seine Augen stets auf das Manuscript geheftet, nimt der Setzer nach den Worten des Manuscripts die Buchstaben aus den Fächern und sammelt sie so in dem Winkelkasten, den er in der linken Hand hält, daß die Köpfe nach oben hingekehrt sind. Er weiß nämlich mittels der Signatur, d. h. mittels der an jedem Buchstaben befindlichen Kerbe, auch schon durch das Gefühl den Kopf jedes Buchstabens von dem Fuße zu unterscheiden. Der Winkelkasten, zum Zusammensetzen der Wörter und Zeilen, besteht aus einem messingenen Lineale, an dessen genau gearbeiteter ebener Grundfläche rechtwinkelig zwei Seitenwände sich befinden. In ihm ist ein kleinerer Winkelkasten, der Frosch, beweglich, welcher mittels einer Schraube in verschiedenen Entfernungen von den schmalen Kanten des Hauptkastens festgestellt werden kann, um einen Raum einzuschließen, dessen Breite der Breite der jedesmaligen Zeile (nach Verschiedenheit des Formats) gleich ist. Zwischen jedes Wort kommen, der gehörigen Absonderung wegen, diejenigen schmalen viereckigen Streifen an der Schriftmasse, welche Spatien heißen, aber niedriger seyn müssen. Zu größeren Trennungen dienen ähnliche dickere Körper, Halbgevierte, Ganzgevierte, oder auch Quadrate, ebenfalls von minderer Höhe, weil von den letztern oft eine ganze Reihe neben einander zu stehen komt, z. B. um den Text von Überschriften abzusondern, wenn eine Zeile nicht voll werden, wenn sie abgesetzt werden soll, u. dgl. Niedriger aber müssen diese Körper deßwegen seyn, damit sie beim Schwärzen an der Presse nicht von der Farbe berührt, mithin diese Stelle des Papiers unbedruckt, rein und weiß bleiben könne; hat nun der Setzer seinen Winkelkasten mit Lettern angefüllt, so hebt er das Gesetzte mit den Fingern vorsichtig heraus und bringt es in das Schiff, d. h. in ein flaches Kästchen, dessen innerer Raum die Größe und Form einer Blattseite hat. Die vordere offene Seite dieses Werkzeugs enthält einen beweglichen Schieber, die Schiffszunge, die hier in einer Falze aus- und eingeschoben werden kann, um gegen die Lettern zu drücken und diese festzuhalten. In diesem Schiffe bleiben die Zeilen so lange stehen, bis eine Columne (Seite) voll ist.— Des Zusammenhaltens wegen mit einem Bindfaden umwunden, werden alle Lettern der Columne aus dem Schiffe genommen und auf das Setzbret, d. h. auf ein viereckiges, eichenes Bret gebracht, welches an den Seiten mit zwei ausgeschnittenen Leisten versehen ist, um es mit den darauf hingestellten Columnen forttragen zu können. Auf dem Setzbrete wird die Form gebildet, z. B. bei Duodez, zu sechszehn, bei Octav, zu acht, bei Quart, zu vier, und bei Folio zu zwei Blattseiten oder Columnen. Zwischen die Columnen kommen die Stege zu liegen. Diese geben beim Drucken die weißen Zwischenräume und die breiten Kanten des Bogens ab. Nach ihrer verschiedenen Lage und Stelle erhalten diese Stege besondere Namen. Der breiteste ist der Mittelsteg. Dieser liegt, nach der Länge der Form in der Mitte zwischen den Columnen. Quer durch das Format gehen die beiden Kreuzstege, wovon die beiden obersten Kapitalstege heißen. Überall an die äußern Gränzen der Schrift schließen die vier Anlegestege. Diese Stege bilden beim Abdruck die weißen Kanten. Beim Octavformat kommen hiezu noch die Bundstege, welche die Columnen auf jeder Hälfte der Bogenseite trennen. Der dadurch entstehende weiße Raum bildet den Rücken des Buchs, wenn der Buchbinder es falzt und heftet. Das Ganze der Form umschließt der Setzer mit dem eisernen Formrahmen, wovon zwei Seiten mit Schrauben versehen sind; vermöge derselben werden die Lettern und Stege in der gehörigen Lage befestigt. — Zu jedem Bogen gehören übrigens zwei Formen (für die beiden Seiten eines Bogens); die eine heißt Form des Schöndrucks, die andere Form des Wiederdrucks.— Jene Stege der Form waren bisher von Holz. Längst fand man, daß solche Stege, wenn auch noch so sorgfältig geschnitten und zusammengepaßt, doch durch die abwechselnde Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, hauptsächlich aber durch das Waschen der Formen leiden. Alsdann ziehen sie sich und verändern sich so, daß dem Druck oft die nothwendige

Akkuratesse fehlt. Seit ein paar Jahren hat man daher Stege aus Schriftzeug gegossen, welche Genauigkeit und Leichtigkeit mit einander verbinden, und auch eben nicht kostspielig aber dauerhafter sind.

Die Correctur einer Form geschieht bei dem Setzer auf folgende Weise. Die im eisernen Rahmen fest geschlossene Form wird auf einen sogenannten Corrigirstuhl gebracht, etwas aufgeschraubt, d. h. die angezogenen Schrauben werden etwas rückwärts gedrehet, damit die darin befindlichen Columnen und deren einzele Zeilen ein wenig locker oder etwas beweglich werden. Mit einem spitzigen Instrument, der Ahle, welche in einem breiten glatten Knopfende steckt, werden nun die nach den gewöhnlich am rechten Rande des abgezogenen Bogens angezeigten Fehler, Irrungen, Verschiebungen, so genannten Spieße, welche durch höher stehende Spatien bewirkt werden, überhaupt alle einzelen fehlerhaften Lettern ꝛc. angestochen, heraus genommen, mit den richtigern umgetauscht; und da beim Hineinstecken auch manchmal der nachbarliche Buchstabe oder das Spatium mit in die Höhe komt, wird mit dem breiten glatten Knopfende auf das ganze Wort geschlagen, damit alle Körper in die gehörige Lage kommen. Ist nun das Alles geschehen und sind alle Übelstände hinweggeschafft so folgt das eigentliche Drucken.

An einer Presse werden gewöhnlich zwei Arbeiter angestellt; Einer, welcher die Zurichtung der Formen, daß nämlich die Columnen gehörig auf einander passen, der Andere die Reinigung derselben zu besorgen hat. Einer von ihnen (der Ballenmeister) übernimt das Schwärzen, der Andere (d. Preßmeister), das Abziehen, Abdrucken. Weil aber die letztere Arbeit mehr körperliche Arbeit und Anstrengung erfodert, so wechseln Beide alle Stunden mit einander ab.

Ehe man aber das Papier bedruckt, muß es erst angefeuchtet werden. Es wird dadurch weicher und nimt den Eindruck der Lettern besser an, als wenn es steif und trocken wäre. Man zieht daher, wenn es ungeleimtes oder eigentliches Druckpapier ist, jedesmal ein Buch Papier durch ganz reines, klares Brunnenwasser, legt ein Buch trocknes Papier darauf, welches man ungefähr mit einer Handvoll Wasser besprengt, dann wieder ein durch Wasser gezogenes Buch, hierauf abermals ein blos mit Wasser besprengtes, und so fort. Oben und unten kommen zwei Breter mit Querleisten zu liegen; den ganzen angefeuchteten Papierhaufen aber beschwert man 24 Stunden lang mit einem schweren Steine, etwa von einem Centner Gewicht. So verbreitet sich das Wasser nach und nach gleichförmig durch die Bogen. Gut ist es, daß der Haufen auch umgelegt wird, weil Stellen übrig bleiben könnten, die nicht so gleichförmig durchnäßt würden, und doch komt hierauf in Hinsicht eines guten Drucks sehr viel an; denn auf trocknen Stellen drucken sich die Lettern schlecht ab. — Das Schreibpapier muß, wenn es dick und stark geleimt ist, nur zu sechs, und wenn es weniger dick und auf gewöhnliche Weise geleimt ist, nur zu acht Bogen sehr langsam durchs Wasser gezogen werden.

Die Druckerschwärze oder den Druckfirniß macht sich der Buchdrucker selbst aus Ölfirniß und Kienruß. In einer kupfernen Blase wird Leinöl (oder Nußöl) gekocht, und während des Siedens hängt man mit einem hölzernen Spieße einige Stücke Brod in das Öl, damit die wässerigen und schleimigen Theile desselben sich hineinziehen. Man kocht es hierauf zu der Dicke eines flüssigen Syrups ein und läßt es abkühlen. Alsdann gießt man es in ein eignes Farbefaß und schüttet nach und nach Kienruß zu. Diese Masse rührt man nun so lange um, bis sie dick genug ist. — Das Sieden des Firnisses wird, der Feuersgefahr wegen, stets im Freien verrichtet. Und doch ist für die Arbeiter zuweilen großes Unglück entstanden, wenn das Öl überkochte. Man hat daher manche neue Siedeeinrichtungen angegeben, welche dieses Unglück verhüten sollen. So verrichtet man das Sieden wol in verschloßnen Gefäßen, von welchen aus Röhren, nach Art des Wanslefschen Destillirapparats in andere Gefäße gehen. Das Öl kann dann nicht ins Feuer laufen, und wegen der Leitungsröhren kann auch kein gewaltsames Zersprengen erfolgen. Sicherheitsventile wendet man hiebei gleichfalls gegen ein Zersprengen der verschlossenen Blase an. — Man verlangt von dem Druckfirniß, daß er recht schwarz sey, daß er sehr schnell trockne und daß er sich da, wo man ihn aufgetragen hat, nicht auslöschen läßt, auch nicht durch das nasse Papier hindurch schlägt. Ruß von Steinkohlen und von Öllampen, der in verschlossenen Ziegeln recht gut durchglüht worden ist, erhöht die Schwärze des Druckfirnisses sehr. Das Rothdrucken komt, außer in Kalendern, fast gar nicht mehr vor. Man bekomt die dazu dienende rothe Farbe, wenn man Zinnober mit etwas Bleiweiß unter den Ölfirniß mischt.

Das Auftragen des Druckfirnisses auf die Lettern (auf die Form) geschah sonst gewöhnlich mit den Druckerballen. Ein solcher Ballen, deren immer zwei für jede Form gebraucht werden, besteht aus einem kreisrunden wie eine Schüssel ausgehöhlten Holze, welches über dieser Höhlung mit halb gewalktem Schafleder (Thranleder) benagelt und unter demselben mit abgesottenen Pferdehaaren fest ausgestopft ist. An jedem Ballen sitzt ein Griff fest. Man überreibt die beiden zu einer Form dienenden Ballen mit Farbe, indem man den einen in die Farbe tunkt und beide dann kreisförmig auf einander herumbewegt, so lange bis die Farbe auf ihnen überall gleich und auf das feinste verbreitet ist. Dann drückt man die Ballen auf die Lettern der Form, so daß diese insgesamt Farbe von ihnen annehmen, und unter der Presse den Abdruck auf dem Papiere ganz gleichförmig verrichten.

Seit wenigen Jahren wendet man in wohleingerichteten Druckereien statt der Ballen Walzen an, welche, von einer Länge, die der Größe des jedesmaligen Formats gleich ist, und ein paar Zoll Dicke, zwischen einem Handgriffe leicht um ihre Axe rollen. Der Ballenmeister verwandelt sich dann in einen Walzenmeister, welcher die Walze auf der Form hinführt. Die Walze schont die Schrift und erleichtert die Druckarbeit sehr. Denn sanft und leicht rollt sie über das größte und über das kleinste Format hin. Sie trägt die Farbe überall gleich auf, zieht alles Unreine von der Form an sich und setzt es auf dem Farbetisch ab. Sie verrückt die Lettern der

Form nie, kann niemals einen Buchstaben herausheben u. dgl. m.

Die gewöhnliche Buchdruckerpresse, worin das Abdrucken der Form verrichtet wird, ist auf folgende Art eingerichtet. Auf starken Füßen oder Schwellen stehen zwei starke lothrechte hölzerne Wände, welche oben und unten durch starke Querriegel und Kränze mit einander verbunden sind. In der Mitte des obern Querriegels befindet sich die messingene Schraubenmutter, in welcher sich die messingene Schraubenspindel oder Preßschraube umdreht. Dies Umdrehen geschieht mittels des Preßbengels eines an der Spindel befestigten, mit einem bequemen Handgriffe versehenen, Hebels. Die Schraube wirkt unmittelbar auf den Tiegel, d. h. auf eine mitten unter ihm befindliche schwere, 1 Fuß breite und 15 Zoll lange messingene oder eiserne Platte. Diese Platte muß den Druck der Schraube zunächst auf die Form fortpflanzen. Von der völlig horizontalen Lage dieses Theils der Presse hängt der gute Druck ab. Deswegen muß der Tiegel vermöge gleich langer Schnüre mit vier senkrechten Stangen verbunden seyn, welche unten wie Haken gekrümmt sind, oben aber an dem sogenannten Schlosse fest sitzen. Dieses Schloß ist eine eiserne Platte, aus zwei Hälften bestehend, welche in ihrer Mitte den Hals der Spindel umschließen. Schrauben halten sie daran zusammen, und bewirken ihre feste Verbindung mit der Preßspindel. Damit nun weder dieses Schloß mit seinen vier Stangen, noch auch der Tiegel hin und her wanken könne, so hat man der Presse die Brücke, d. h. ein genau in Falzen oder Nuthen der Wände auf und nieder bewegliches Bret gegeben. Durch dieses Bret gehen die Stangen des Tiegels hindurch. Horizontal auf dem untern sehr starken Querbalken, unter dem Tiegel, liegt das bewegliche Laufbret, welches vorn auf einer Stütze, dem Galgen, ruht, hinten aber in das Gestelle eingefasset ist. Auf seiner Oberfläche enthält das Laufbret glatte eiserne Schienen, und auf diesen Schienen kann der bewegliche Karren leicht fortgleiten. Mittelst des Karrens ist man eben im Stande, die Form zum Pressen unter den Tiegel zu bringen, und sie gleich nach dem Drucken des darauf liegenden Bogens, darunter hinwegzuführen, um den Bogen von der Form abnehmen zu können.

Der Karren selbst ist ein viereckiger Kasten mit dem Fundamental, einem messingenen Boden, worauf die Form mit Keilen befestigt wird. Vermöge eines eisernen Gewindes (Charniers) ist an dem Kasten des Karrens ein Rahmen, der sogenannte Deckel, angebracht, dieser mit Pergament überspant, hat in der Mitte zwei angeschraubte gabelförmige eiserne Stacheln, die Punkturen, welche die zum Bedrucken bestimmten weißen Bogen festhalten und unverrückbar mit dem Deckel verbinden. Auch das Rähmchen ist vermöge eines Charniers mit dem Deckel verbunden; man muß nämlich im Stande seyn, dieses Rähmchen aufzuheben und niederzulassen. Man versteht nämlich unter dem Rähmchen einen mit Schreibpapier überzogenen Rahmen, der mit dünnen Holzspänen übergittert oder in so viele Fächer getheilt ist, als die Form Columnen hat. Es hält nicht blos den Bogen vom Herabfallen ab, wenn der Deckel über die Form geschlagen wird, sondern sichert auch durch sein hölzernes Gitterwerk die weiß bleibenden Stellen des Bogens beim Drucken vor dem Beschmutzen. An der gegen den Tiegel zu liegenden Stelle des Deckels befindet sich eine eiserne Schnalle oder Zunge, welche dazu dient, das Rähmchen an den Deckel zu befestigen. Ein von der Zimmerdecke herabgehendes Hölzchen, der Anschlag oder Himham, von welchem ein Strick bis zum Boden der Werkstatt herabläuft, fängt das Rähmchen wie eine Lehne auf, wenn man den gedruckten Bogen aus dem Deckel nimt.

An dem hintern Ende des Laufbrets befindet sich der Deckelstuhl, ein Ansatz, gegen welchen sich der Deckel lehnt; und unter dem Laufbrete ist da, wo der Drucker steht, die Kurbel angebracht, deren Axe in einer hölzernen, horizontal liegenden Walze steckt. Diese Walze wird umgedreht, wenn man die Kurbel herum bewegt. An der Walze sitzen zwei starke, lederne Riemen mit ihrem einen Ende fest; das andere Ende dieser Riemen ist an dem Karren, und zwar das eine Ende vorn, das andere hinten, befestigt. Daher läuft der Karren mit seinen eisernen Klammern auf den mit Öl bestrichenen Schienen des Laufbrets fort, und zwar vorwärts und rückwärts, je nachdem man den Griff der Kurbel rechts oder links umdreht. So kann man den Karren leicht unter den Tiegel, und nach dem Abdrucke wieder zurück schieben. Der eine Riemen windet sich hiebei immer auf die Walze, der andere windet sich davon ab. Soll übrigens der Preßbengel zum Drucken angezogen werden, so stemmt der Arbeiter seinen Fuß auf einen eignen Antritt, d. h. auf ein an einem Klotze schräg gestelltes, an die Dielen des Zimmerbodens fest genageltes Bretchen.

In Hinsicht des Druckens selbst ist hauptsächlich Folgendes zu bemerken. Zuerst wird der Schöndruck gemacht, d. h. alle Bogen einer Auflage des Buchs werden erst auf einer Seite gedruckt. Der Preßmeister zieht nämlich den Karren zurück und schlägt den Deckel auf, wobei das Rähmchen sich an den Anschlag lehnt. Hierauf sticht er zwölf Bogen des angefeuchteten Papiers auf die Punkturen, und mit dem rechten Fuße tritt er den Anschlag nieder. Das Rähmchen fällt dann wieder auf den Deckel und wird angeschnallt. Der Ballenmeister trägt unterdessen die Schwärze auf die Form, und zwar so geschwind und gleichförmig wie möglich. Der Preßmeister nimt nun den Deckel am ledernen Griffe, legt ihn auf die Form und dreht die Kurbel der Walze schnell um. Dadurch führt er den Karren mit der geschwärzten Form unter den Tiegel. Er ergreift jetzt den Preßbengel, tritt auf den Antritt und zieht den Bengel schnell und stark gegen sich. Die Preßspindel schraubt dadurch den Tiegel gewaltsam nieder; dieser drückt nun eben so stark auf die Form, und zwar nur auf die vordere Hälfte derselben. Der Preßmeister läßt daher eben so geschwind den Tiegel wieder los, welcher augenblicklich von selbst zurück schnellt. Er windet den Karren mittels der Kurbel noch weiter vorwärts und zieht den Preßbengel wieder an, so daß der Tiegel nun auch die hintere Formhälfte abdruckt. Jetzt windet er den Karren zurück; er öffnet dann die Form und nimt den gedruckten Bogen heraus, während der Ballenmeister die Form für den zwei-

en Bogen wieder schwärzt; und so fort. — Wenn die ingelegten zwölf Bogen abgedruckt sind, so werden sie nit eben so vielen andern ersetzt; und so fährt man zu drucken fort, bis der Schöndruck aller Bogen durch die ganze Auflage vollendet ist.

Jetzt erst wird der sogenannte Wiederdruck vorgenommen. Die noch weiße Seite des Bogens wird nämlich mit einer andern Form bedruckt, die man auf das Fundament der Presse gesetzt hatte. Man verfährt hiebei wieder ganz wie beim Schöndruck, blos mit dem Unterschiede, daß man jeden Bogen einzeln im Deckel befestigt. Natürlich muß der Bogen wieder in dieselben Punkturlöcher treffen, damit die Columnen beider Seiten desselben genau übereinstimmen, oder gerade auf einander liegen, wenn man ihn, gegen das Licht gehalten, besieht. Die Drucker nennen dies das Registerhalten.

Es ereignet sich bisweilen, daß nach dem Verteilen auf dem Fundamente einige Lettern in die Höhe gehen. Solche Lettern schlägt man vor dem Abdrucken der Form mit einem Klopfholze nieder, und schraubt dann die Form noch einmal fest. Wird der Bengel nicht fest genug gezogen, oder hat der Ballenmeister beim Auftragen der Form mit den Ballen eine Stelle verfehlt, so entstehen blinde Abdrücke, sogenannte Mönchsbogen oder Ausschuß.

Wenn alle Bogen der Auflage abgedruckt sind, so hat man die Form nicht mehr nöthig. Alsdann bürstet man sie in dem Waschtische auf Waschbretern Columne für Columne mit heißer Lauge aus, wäscht sie ab und übergibt sie dem Schriftsetzer, welcher nunmehr ablegt, oder die Lettern wieder in die zugehörigen Fächer des Schriftkastens bringt. Die Ballen werden, wo sie noch üblich sind, Abends, Mittags und Morgens mit Lauge angefeuchtet, um das Leder weich zu erhalten. Noch feucht hängt man die gedruckten Bogen mittelst eines Kreuzes auf Schnüre und trocknet sie. Zuletzt wird die ganze Auflage des gedruckten Buchs lagenweise zusammengelegt, collationirt, und ordentlich in Exemplare eingetheilt, geschränkt.

Was die vielerlei Arten von Lettern oder Typen betrifft, welche es gibt, so sind diese nach und nach erfunden worden. Auch werden sie noch oft mit mancherlei neuen vermehrt, vorzüglich, daß kleinere Lettern auf größeren Kegeln gegossen werden können. Die gewöhnlichen teutschen Lettern pflegt man in Fractur- und in Schwabacher Schrift einzutheilen. Von der Fractur gibt es 24 und noch mehre verschiedene Arten. Die größte derselben, grobe Sabonfractur genant, ist 1 Zoll lang. Die kleine Sabonfractur hat eine Länge von ⅞ Zoll. Auf diese folgen die grobe und kleine Missalfractur, die grobe und kleine Kanonfractur, die Textfractur, Mittelfractur, grobe und kleine Cicerofractur, Corpusfractur, Nonpareilfractur und die feinste Perlschrift. Von der Schwabacher Schrift, deren es zehn verschiedene Sorten gibt, heißt die größte Textschwabacher, die zweite Tertiaschwabacher, die dritte grobe Mittelschwabacher, die vierte kleine Mittelschwabacher u. s. w. Breitkopf in Leipzig hatte den teutschen Typen zuerst ihr gothisches Ansehen benommen; in der neuesten Zeit kommen wieder gothische Lettern, hauptsächlich zu größerm Druck, als Titellettern rc. zum Vorschein. Von den lateinischen Lettern, welche man Antiqua nent, gibt es große Sabonantiqua, kleine Sabonantiqua, grobe und kleine Missal, Kanon u. s. w. Die kleinste heißt Perlantiqua. Die geschobenen lateinischen Lettern, welche den geschriebenen Buchstaben ähnlich sind, aber jetzt nicht viel mehr gebraucht werden, führen den Namen Cursiv. Man hat davon Cicerocursiv, Colonellcursiv rc. Eine Menge Interpunktionsstäbchen, Häkchen (Apostrophen), Anführungs-, Einschließungszeichen () [], Linien, Gedankenstriche, Zahlen, Spatien, Quadraten, Röschen rc. hat der Drucker gleichfalls nöthig; s. Schriftgiesserei. Rechnet man dazu noch die griechischen, hebräischen, orientalischen, chinesischen und andere fremde Lettern, so muß man gestehen, daß der Vorrath von Typen in einer wohl eingerichteten Druckerei beträchtlich zahlreich seyn muß.

Um das Verschieben oder Herausreißen der Buchstaben aus der Form zu verhüten, richtete der Engländer Wilson die Lettern so ein, daß sie auf einer Seite ein länglichtrundes Knöpfchen, auf der andern eine gleiche Vertiefung hatten. Es paßte also immer ein Knöpfchen in die Vertiefung des benachbarten Buchstabens. Derselbe Wilson kam auch zuerst auf den Gedanken, zu Büchern, von denen man mehre Auflagen voraussetzen konnte, die aus gewöhnlichen Typen zusammengesetzten und auf das genaueste corrigirten Seiten mittels eines Gusses in Platten oder Tafeln zu verwandeln. So erhielt man Formen mit unbewegbaren Lettern, die man hin und her werfen konnte, wie man wollte, ohne daß ein Buchstabe von der Stelle rückte. Diese Lettern, welche mit dem Bleigusse gleichsam nur einen Körper ausmachten, nannte der Franzos Didot Stereotypen (körperliche Lettern, Festtypen). Durch Didot erhielt der Stereotypendruck, den man auch wol Polytypendruck nannte, eine weit größere Reinheit und Gleichförmigkeit; Stanhope in London vervollkommnete ihn noch mehr. — Übrigens hatten schon vor hundert Jahren J. van der Mey und J. Müller in Leyden, und kurze Zeit nachher auch Ged in Edinburg, die Kunst verstanden, mit ähnlichen Letterplatten zu drucken. Bei Schulbüchern, Gesangbüchern, Bibeln, Classikern, und ähnlichen Werken wendet man den Stereotypendruck noch immer mit Nutzen an. Zur Verfertigung der Stereotypen hat man in England und Frankreich mancherlei Vortheile ausgesonnen.

Die ersten gegossenen Notentypen erfand schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. der pariser Schriftgießer Sanlecque. Aber Joh. Glob Imman. Breitkopf in Leipzig vervollkommnete sie im Jahr 1752 sehr. Breitkopf druckte auch zuerst mathematische Figuren mit beweglichen Typen, sowie Landcharten (mittels Zusammensetzung eigner Figuren). Sehr merkwürdig bleiben diese Erfindungen immer, wenn sie auch wenig Nachahmung gefunden haben; und Breitkopfs Name wird in den Annalen der Buchdruckerkunst und der Literatur überhaupt gewiß immer mit hoher Achtung genant werden.

Die Buchdruckerpresse wurde in der neuern Zeit auf verschiedene Art abgeändert oder vervollkommnet. Wilhelm Haas in Basel wandte bei ihr den Mechanismus der Münzpresse an. In einem von Eisen gegossenen auf einem festen Steinklotze befestigten Bogen befindet sich die metallene Schraubenmutter, worin die Schraubenspindel sich bewegt. Die Spindel enthält, statt des gewöhnlichen Bengels, einen Balancier mit zwei gleich langen Armen, wie die Münzpresse, und an den beiden Enden dieser Arme sind Schwunggewichte befestigt, welche die Bewegung sehr erleichtern und die Kraft bedeutend verstärken. Die Franzosen Didot, Pierre und Amisson gebrauchten in ihren Druckereien ähnliche Pressen. — Die Stempel-Pressen des Ridley in London und des Freytag in Gera scheinen keine Nachahmung gefunden zu haben. Berühmter wurden die Cylinderpressen (Walzenpressen). Schon vor 30 Jahren kamen solche Cylinderpressen zum Vorschein, welche die Schwärze gleich von selbst auf die Form trugen, und wo eine umlaufende Walze den Papierbogen auf die Form druckte. Letztere empfing ihre Schwärze, indem sie unter einem Farbencylinder hinlief, welcher die Farbe durch eigne Verbreitungs-Cylinder erhalten hatte. Das Papier wurde in einem trommelförmigen Rahmen, welcher zur Seite sich öffnete, auf die Form gelegt, der Tisch mit der belegten Form aber wurde zwischen den beiden Druckwalzen hindurchgelassen. Die oberste dieser Walzen druckte das Papier nach und nach an allen Stellen auf die Form, und durch diesen successiven Druck wurde die Schrift vollkommen abgezogen. War die Form hindurch, so berührte der die Farbe mittheilende Cylinder sogleich den untern Vertheilungscylinder und gab ihm die nöthige Farbe. — So ging das Drucken leicht, schnell und gleichförmig von statten. — In der Folge veränderte man die Cylinderpressen noch auf verschiedene Weise. Unter allen Cylinderpressen ist aber keine so berühmt geworden, als diejenige des teutschen Künstlers König, welche er in England zuerst zeigte und anwendete, und welche der so höchst thätige Cotta von Cottendorf jetzt auch in Augsburg zu wichtigen literarischen Unternehmungen anlegen läßt. — Bei Königs Druckerpresse fließt die Farbe aus der Öffnung eines Gefäßes zwischen zwei umlaufende metallene Cylinder, die ganz nahe an einander herauslaufen. Hier verdünnt und vertheilt sie sich gleichförmig auf der Oberfläche. Ein anderes Cylinderpaar vertheilt sie noch mehr. Sie wird dann auf eine mit weichem Leder umgebene Walze abgesetzt. Diese Walze vertritt die Stelle der gewöhnlichen Buchdruckerballen. Sehr fein bringt diese sie auf die Buchstaben. Die eigentliche Preßvorrichtung befindet sich auf beiden Seiten dieser Walze, nämlich so, daß die Arbeit mit denselben Buchstaben doppelt verrichtet wird. Es ist hier auf jeder Seite ein hölzerner Cylinder von einer Größe angebracht, daß drei Bogen Druckpapier seine Oberfläche bedecken. Sie beschreiben bei der Umdrehung um ihre Axe nur ein Drittheil ihres Umfangs, und bleiben dann einige Sekunden lang an dieser Stelle. Auf jedes sich darbietende Drittel dieses Umfangs wird immer ein Bogen Papier gelegt. Die in eine eiserne Form gebrachten Lettern werden auf eine flache, ein paar Zoll dicke metallene Platte gesetzt, die von vier kleinen Rädchen unterstützt wird. So läuft die Platte mit der Form ganz akkurat und leicht in Geleisen von einem Ende des Gestelles bis zum andern. Sie läuft hin und her, und dabei hält sie sich an jedem Ende nur 2 Sekunden auf. Bei jeder dieser hin- und herlaufenden Bewegungen geht sie unter dem mit Druckfarbe versehenen Cylinder hindurch, und dann unter denjenigen beiden Walzen, deren Oberflächen die Papierbogen enthalten. Diese werden nun an die Buchstaben angedrückt und nehmen von ihnen die Farbe auf. Im Rückwege fassen sie eine neue Quantität Farbe; diese theilen sie unmittelbar dem auf der entgegengesetzten Walze gespannten Papiere mit. Kehren die Buchstaben auf ihrem Wege von dem Ende gegen die Mitte zurück, so berühren sie das Papier nicht zum zweiten Male; denn der Cylinder, worin das Papier befestigt ist, wird beinahe 2 Zoll hoch emporgehoben, so daß die Form frei darunter hingehen kann. Die gedruckten Bogen lassen sich übrigens leicht von der Walze abnehmen *). (*Poppe.*)

Buchdruckerkunst, ihre Geschichte.

Es bedarf eben nicht der Hinweisung auf sehr entfernte Zeiten, um die Wahrheit der Beobachtung zu beurkunden, daß viele Erfindungen nur Zwillinge und Drillinge sind. Selbst die Geschichte des nächstverflossenen Jahrhunderts, in welchem die literarische Öffentlichkeit eine so allgemeine geworden ist, und die Organe derselben, die Zeitschriften, eine so gegenseitige Berührung der Nationen bewirkt haben, hat es durch die Differentialrechnung, Aerostatik, Stereotypie und mehre andre Erfindungen zur Gnüge bewiesen, wie häufig sich die Geister auf denselben Bahnen begegnen, und wie oft es nur von einem Zufalle oder von einem Zusammentreffen äußerer Umstände abhänge, daß das lang Erspähete endlich gefunden werde und das dunkel Geahnete hell ins Leben trete, oder auch wol, schon verwirklicht, sich entweder in demselben erhalte oder abermals entweiche. Und diese Erfahrung ist es, welche bei der Erforschung der ersten Anfänge der Buchdruckerkunst um so mehr im Auge behalten werden muß, je eigenthümlicher die Erscheinungen sind, welche die Bewerbung zweier verschiedner Nationen um die Ehre dieser Erfindung darbietet. Beide treten mit Ansprüchen auf, bei denen vor der Hand *keine* Möglichkeit einer innern Verbindung oder Zurückführung auf eine gemeinschaftliche Quelle abzusehen ist: beide gründen ihre Ansprüche auf Documente, welche eben nur so weit rei-

---

*) Unter den verschiedenen Anweisungen zu dem Technischen der Buchdruckerkunst will ich hier nur die vorzüglichsten nennen: (Ernesti) Die wohl eingerichtete Buchdruckerei, m. Abbildd. der Erfinder Nrnb. 1733 Querqt. J. C. Schwarz, der Buchdrucker; zwei Theile, zweite Aufl. Hamburg 1775. 8. C. G. Täubel, praktisches Handbuch der Buchdruckerkunst; zwei Theile. Leipzig 1791. 8. C. W. G. Kircher, Anweisung in der Buchdruckerkunst. Braunschweig 1793. 8. *A. F. Momoro*, Traité élémentaire de l'imprimerie. Paris 1794. 4. C. G. Täubel, Wörterbuch der Buchdruckerkunst und Schriftgießerei. Zwei Bände; mit Kupf. Wien 1805. gr. 4. 3r od. Ergänzungsbd. ebend. 1809. gr. 4. Dessen neues theor. prakt. Lehrbuch der Buchdruckerkst., nebst ausführlichem Formatbuche. Wien, 1810. gr. 8.

chen, um die Rechte ihrer Partei zu sichern, ohne gegen die der entgegenstehenden etwas zu beweisen: beider äußere Zeugnisse entsprechen in dem einen Falle durch größere und in dem andern durch geringere Vollständigkeit den vortheilhafteren Verhältnissen, in welchen sich der eine Erfinder, und den weniger vortheilhaften, in welchen sich der andere befand; — ein Umstand, durch welchen in Bezug auf die äußere Beweiskraft jene größere Vollständigkeit etwas verliert und diese geringere etwas gewinnt, sobald es darauf ankomt, beide einander gegenüber zu stellen; beide endlich zeigen für ihre Ansprüche frühere Leistungen auf, welche nicht nur so wesentlich und in dem einen Falle so nachweislich national von einander verschieden sind, daß sie keine Vereinigung gestatten; sondern auch zugleich gegen einander in demselben Verhältnisse stehen, wie die beiderseitigen äußern Zeugnisse. Wo alles so seltsam, mitten im Streit sich gegenseitig ausgleichend und aufhebend, einander gegenüber steht, da tritt die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Berechtigung zu den beiderseitigen Ansprüchen um so einigender hervor, jemehr sich diese im Laufe ruhiger und unbefangener Untersuchung, welche den äußern und zufälligen Vortheil von ein paar Jahrzahlen und alten Papieren nicht für das einzige und höchste Kriterium der Wahrheit und für eine absolute Widerlegung innerer Gründe hält, auch wirklich bewährt und hoffentlich immer mehr bewähren wird. Ihr zu Folge erscheinen die Ansprüche beider Nationen auf die Doppelerfindung gegründet, und die altholländische Buchdruckerkunst wirklich als etwas aus sich selbständig (doch einflußlos auf die teutsche Erfindung) Hervorgegangenes und in sich selbst Untergegangenes. Bevor wir die an einem andern Orte ausführlicher mitgetheilten Resultate unsrer bisherigen Forschungen im Allgemeinen darlegen, bemerken wir noch, daß wir nicht absehen, warum die Xylographie oder die Schriftdruckerei mit ganzen Holztafeln (letztere seyen mit oder ohne Bilder) von den Forschungen über die Anfänge der Buchdruckerkunst ausgeschlossen werden solle, da doch von ihr die Erfindung beider Nationen erweislich ausgeht und mit ihr zusammenhängt. Bei der vielleicht nicht ganz unberechneten Strenge, mit welcher man die frühesten holländischen Leistungen als blos xylographisch zurückzuweisen pflegt, hat man vergessen, daß auch Gutenberg mit der Xylographie anfing.

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts war die Holzschneidekunst betrieben worden, und als ihr erstes äußerlich beglaubigtes Denkmal erscheint die Abbildung des heil. Christoph vom Jahre 1423 mit zwei Zeilen Schrift, welche letztere schon durch sich von teutschem Ursprunge zeugt. Aber genau zu derselben Zeit, ja selbst noch etwas früher, erscheint auch im Norden von Holland eine Gewerbs- und Kunstthätigkeit, welche durch die gleichzeitigen Stadtbücher von Harlem auf nicht geringere Weise beglaubigt wird. Unter den dortigen Künstlern, welche wir aus ihnen nach Namen und Jahren kennen lernen, finden wir auch bereits seit 1412 Beeldesniders, und wenn diese auch (wofür jedoch nicht eben ein gebietender Grund vorhanden ist) von den Plattenschneidern unterschieden werden müßten, so lag nunmehr den Holländern der weitere Vorschritt wenigstens eben so nahe, als er den Teutschen lag. Und wirklich erscheinen in der ersten Hälfte dieses Jahrh. dort Holzschnittwerke, von denen das eine, der Spiegel onzer behoudenisse, durch seinen rein holländischen, nicht flandrischen, Dialekt, seinen holländischen Ursprung so sicher beurkundet, daß es andrerseits wieder zum Beweise der Herstammung für andre völlig in gleicher Manier gearbeiteten Werke dient, in denen ein allmäliges Vorschreiten der Kunst sichtbar ist, bis letztere sich zur Buchdruckerei erhebt.

I. Altholländische Buchdruckerkunst *).

Nach der Erzählung eines Zeitgenossen, welche trotz aller Angriffe und der entschiedensten Hyperkritik in ihren Hauptbestandtheilen nicht nur nicht erschüttert, sondern durch jede neue Prüfung immer mehr befestigt und durch wiederholte Entdeckungen immer mehr bestätigt worden ist, war der Erfinder der holländischen Buchdruckerkunst Laurens Janssoen (Johanns Sohn), Küster an der großen Parochialkirche zu Harlem. Er war in der genannten Stadt um das J. 1370 geboren, stammte aus einem adeligen Geschlechte, und erhielt, wahrscheinlich im J. 1399, das ehrenvolle und einträgliche Küsteramt (daher der Beiname Koster), welches in Harlem damals nur an angesehene Leute verliehen wurde, die den Dienst

*) Die ältere Literatur über den harlemer Ursprung der Buchdruckerkunst ist im Bünauischen Katalog T. I. Vol. I. p. 666 f. angegeben. Die Hauptstellen und ältesten Zeugnisse sind der Bericht des Buchbinders Cornelius in Hadr. Junius zwischen 1562 und 1575 geschriebner und zu Leiden 1588, Fol. gedruckter Batavia S. 253 f. und die Nachricht in der Cronica van der hilliger Stat van Cöllen (Köln, 1499, Fol.) Bl. 311b. Die erste ausführlichere Deduction gab Peter Scriver in seinem Laurekrans voor Laurens Koster (befindlich hinter seiner Beschryvinge ende Lof der Stad Haerlem. Harl. 1628. 4.). Ungleich tiefer und ein reicher Schatz von historischer und bibliographischer Gelehrsamkeit sind Gerard Meermann's origines typographicae (Haag, 1764. 4.), über welche oft zu absprechend geurtheilt worden ist. Er hat sich zum Theil zu gewagten Vermuthungen hingegeben; aber daß er die Utrechter Presse verkannte, war nur ein solcher Irthum, welcher auf einer an sich sehr richtigen Auffassung beruhte. Ein Auszug aus seinem Werke ist Jac. Visser Uitvinding der Boekdrukkunst. Amst. 1767. 4. Nur über die flandrischen Offizinen verbreitet sich Lambinet origine de l'imprimerie (Paris, 1810. 8. 2 Bände; vorher Brüssel, an 7, in Einem Bande in 8.), wo der harlemer Ursprung sehr lebhaft bestritten wird. Die neuesten Vertheidigungen der holländischen Ansprüche sind: *W. H. J. van Westreenen* Verhandeling van het uitvinding der Boekdrukkunst. Haege, 1809. 8. Der Verf. wagt nicht, die Stadt der Erfindung zu bestimmen. Verhandeling over het uitvinding der Boekdrukkunst door Koster te Haerlem, in Tydeman's und van Kampen Mnemosyne. 1. Stück. Dordrecht, 1815. 8. *Jac. Koning* Verhandeling over den Oorsprong, de Uitvinding, Verbetering en Volmaking der Boekdrukkunst. Harl. 1816. 8. und französ. Amst. 1819. 8. Desselben Bydragen tot de Geschiedenis der Boekdrukkunst. Harl. 1818—23. 8. 3 Stücke. Mein Aufsatz: „Neue Prüfung der holländischen Ansprüche auf die Erfindung der Buchdruckerkunst," im Hermes 1823. St. 4. S. 63—85. Der Gehalt der Schrift von Lehne: Einige Bemerkungen über das Unternehmen der gelehrten Gesellschaft zu Harlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen (Mainz, 1823. 8. und mit einem Anhange gegen meine Recension neu ausgegeben 1825) ist von mir nach Verdienst gewürdigt in der allg. Lit. Zeitung 1824. Nr. 128. und 1825 Intell. Bl. vom Februar.

durch Unterbeamte verrichten ließen. Aus den Stadtrechnungen von 1428, wo er in der Schatzung den reichsten Einwohnern der Stadt gleichgestellt wird, ergibt sich, daß er sehr begütert war. In den J. 1417 bis 1434 erscheint er zugleich in mehren obrigkeitlichen Ämtern. Seit 1435 geschieht in den Stadtbüchern keine Meldung mehr von ihm; doch scheint er noch einige Jahre in der Stille gelebt zu haben und erst 1439 oder 1440 an der damals in Harlem herrschenden Pest gestorben zu seyn. Er war zweimal verheirathet, und hinterließ eine Witwe und eine Tochter aus erster Ehe. Alle diese Lebensnachrichten sind durch die Harlemer Stadtbücher beglaubigt und verbürgt.

Von diesem Laurens Janssoen nun wird berichtet, er sei bei seinen Spaziergängen in dem benachbarten Wäldchen auf die Idee gekommen, aus Buchenrinden Buchstaben zu schneiden, mit denen er einzele Zeilen zum Unterrichte der Kinder seines Schwiegersohnes gedruckt habe. In Verbindung mit dem letztern habe er darauf eine dickere und haltbarere Druckfarbe erfunden, weil er die gewöhnliche Dinte zu diesem Behufe zu fließend gefunden habe. So sey er denn zu ganzen Platten mit Figuren und beigefügter Schrift vorgeschritten, welche er nur auf einer Seite des Papiers, dessen weißgebliebne Seiten zusammengeleimt wurden, abgedruckt habe. Dieser erste größere Versuch sey der in holländischer Sprache abgefaßte Spegel onzer behoudenisse gewesen. Nachher habe er seine buchenen Formen in bleierne und diese in zinnerne verwandelt, und sein Gewerbe so ausgedehnt, daß er mehre Gehilfen dazu habe annehmen müssen. Einer derselben, mit Namen Johann, habe in der Christnacht Typen und Druckwerkzeuge gestohlen, sey damit über Amsterdam und Köln nach Mainz geflohen, und habe an letzterm Orte im J. 1442 mit diesen gestohlnen Typen Alexandri Galli doctrinale und Petri Hispani tractatus gedruckt. Soweit die Erzählung.

Es ist wahr, daß diese nicht direct von demjenigen schriftlich aufgezeichnet worden ist, von dem sie herrührt, weil er ein bloßer Handwerksmann ohne gelehrte Bildung war. Aber derjenige Hadrianus Junius, dem wir ihre Mittheilung verdanken, hatte sie von zwei Gelehrten, welche sie aus dem Munde jenes Mannes selbst gehört, und da sie in derselben Stadt lebten, Gelegenheit genug hatten, die Wahrheit derselben zu beurtheilen. Außer diesen beiden beruft sich der Berichterstatter, welcher ebenfalls in Harlem wohnte und bei ungegründeten Behauptungen den Widerspruch sehr nahe gehabt haben würde, auf andre dortige Greise, welche ihm dasselbe, wie sie es aus Hand in Hand erhalten hätten, erzählt hatten. Innere Unwahrscheinlichkeiten enthalten wenigstens die wesentlichsten Bestandtheile des Berichtes auf keine Weise. Daß die äußern Bedingungen, unter welchen Koster auf die Erfindung kommen konnte, wirklich vorhanden waren, sahen wir oben; die allmäligen Fortschritte seiner Erfindung, wie sie der Bericht angibt, sind so natürlich und der Natur der Sache angemessen, daß sie für sich zu keinem Zweifel berechtigen; die theils angedeuteten, theils namentlich angegebenen Erzeugnisse der Kosterschen Offizin sind bis auf ein Buch (welches sich mit der Zeit eben so gut noch finden kann, als die andern allmälig entdeckt worden sind) wirklich vorhanden und von unparteiischen Forschern, wenn sie auch sonst der Mainzer Erfindungsgeschichte zugethan waren, als wirklich holländische Erzeugnisse anerkant worden; alles, was von den Lebens- und Familienverhältnissen des Erfinders angeführt ist, wird durch die gleichzeitigen Harlemer Stadt- und Kirchenbücher, welche man erst in neuerer Zeit auf das sorgfältigste und gewissenhafteste verglichen hat, bis ins Einzelne bestätigt; endlich ist durch dieselben Quellen nicht nur die Existenz des ursprünglichen Berichterstatters, sondern auch sein bürgerliches Verhältniß auf eine Weise beglaubigt, welche es hinreichend erklärt, wie eben er zu seinem Berichte berechtigt und vor andern fähig war.

Junius führt nämlich als ursprünglichen Zeugen außer andern Greisen einen Buchbinder zu Harlem, Cornelis, auf, welcher zu Anfange des 16. Jahrh., in welchen die Zeit seines Berichts fällt, über achtzig Jahre alt gewesen sey, und in der Kosterschen Offizin als untergeordneter Gehilfe (subminister) gearbeitet habe. Aus den Rechnungsbüchern der großen Kirche zu Harlem ergibt sich, daß er in den Jahren 1474 bis 1515 für sie band, und 1507 bis 1510 ist bemerkt, daß er die Initialen in die Ablaßbriefe malte, welche von gedachter Kirche ausgetheilt wurden. Nach 1515 erscheint er, wahrscheinlich wegen seines hohen Alters, nicht mehr thätig, und 1517 findet man einen andern Buchbinder im Dienste der Kirche. Doch starb er erst im J. 1522, und seine Witwe folgte ihm 1525 im Tode nach. Beide wurden in der Kirche beerdigt, für welche er so lange gearbeitet hatte und an welcher Laurens Janssoen einst Küster gewesen war. Wie hätte er, wüßten wir auch nichts von seiner persönlichen Theilnahme an den Kosterschen Druckversuchen, nicht wenigstens in diesem spätern Kreise, in welchen ihn sein Geschäft brachte, die beste Gelegenheit haben sollen, Näheres und Sicheres über den Mann zu erfahren, welcher ehemals an derselben Kirche ein bedeutendes Amt bekleidet hatte. Und damit es an keiner Art von Beglaubigung für ihn mangle, mußte der Zufall diesem nämlichen Cornelis bei dem Einbinden von Rechnungsbüchern dieser Kirche das Fragment eines Donatdrucks in die Hände spielen, welcher unleugbar ein nordholländisches Erzeugniß ist. Der Einband der Bücher, zu welchen er denselben verbrauchte, ist in ihnen selbst in Rechnung gebracht, und dabei bemerkt, daß er von Cornelis gefertigt sey, und der Inhalt des einen Rechnungsbuches beweist, daß es spätestens im J. 1474 gebunden worden seyn könne. In jenem Jahre aber waren im eigentlichen Holland Druckversuche noch eine solche Seltenheit, daß ein solches örtliches Zusammentreffen mit dem Inhalt der Erzählung des Cornelis nicht als etwas Unwesentliches betrachtet werden darf.

„Aber" (sagen die Gegner), „wo haben die Holländer nur Ein solches Zeugniß aufzuweisen, wie es die Schlußschrift des Psalterium von 1457, des Durandus von 1459, des Janua von 1460 ist?" Und das ists, was wir oben nur einen äußern und zufälligen Vortheil nannten. Zuletzt ist ein solches Zeugniß eben so gut ein Richter in eigner Sache, als es der Bericht des Cornelis ist. Auch, daß Gutenbergs ungünstige finanzielle Lage einen Proceß und in dessen Folge Zeu-

zenverhört veranlaßte; welche jetzt als Nebenbeweise für die Erfindung dienen, ist es etwas anderes als Zufall? Sie würden eben so wenig vorhanden seyn, als sie es bei Koster sind, wenn er dessen Vermögen besessen hätte. Würde darum seine Erfindung weniger beglaubigt seyn, als es die des letztern ist? Daß jene Zeugnisse für Gutenberg sprechen, wird niemand zu leugnen begehren, der die Sache ohne nationale Befangenheit untersucht; aber daß nicht sie allein für ihn sprechen, und daß sie noch weniger gegen die Holländer etwas beweisen, leuchtet eben so unverkennbar ein.

Und so komt doch, in einem Falle wie in dem andern, zuletzt Alles auf die innere Beglaubigung an, d. h. auf die Gründe, welche sich ohne anderweite Hilfsmittel aus der vor Augen liegenden Beschaffenheit der beiderseitigen frühesten Leistungen selbst ergeben. Und dann ist es wesentlich, daß beide von den ersten Anfängen an so durchaus und so wesentlich von einander verschieden sind, daß zwischen ihnen keine Verwandtschaft und kein Ursprung aus gemeinschaftlicher Quelle nachgewiesen werden kann. Bis wenigstens zum Jahre 1480 unterscheidet sich die holländische Type nicht nur von der teutschen, sondern auch von der benachbarten brabantischen so augenscheinlich, daß diese Verschiedenheit einen desto wichtigeren Moment bei der Streitfrage darbietet, je nationaler sie erscheint, wenn man sie mit frühern holländischen Handschriften vergleicht, und je weniger ein Einfluß der teutschen Künstler auf Holland nachgewiesen werden kann. Denn wirklich findet sich in Holland während des ganzen 15. Jahrhunderts auch nicht die mindeste Spur derjenigen Teutschen, welche doch in allen übrigen Ländern, und selbst in dem benachbarten Brabant, ihre neue Kunst verbreiteten. Woher hätten denn die Holländer auf diese Weise ihre rein national auftretende, von jeder nachweislichen fremden Einwirkung freie, Kunst gehabt, wenn sie dieselbe nicht aus sich selbst geschöpft und gefunden hätten? Nehmen wir dazu, daß mehre Fragmente eben der kleinsten und nur local interessanten, ältesten, holländischen Drucke (das **Horarium** und die Donate) in Harlem gefunden worden, daß von mehren derselben selbst die Holztafeln theils in dieser Stadt, theils in den nordholländischen Provinzen, entdeckt worden sind, daß die Zeichen des zu ihnen verbrauchten Papiers dieselben sind, welche sich in dem Papiere der gleichzeitigen Harlemer Stadt- und Kirchenbücher finden, und daß diese, laut beglaubigter Rechnungen aus Antwerpen bezognen Papiere wenigstens zum größern Theile sich in den ältern teutschen Drucken nicht wiederfinden; so wird der unbefangene Forscher gewiß die Erzählung des Cornelis durch innere, von jedem Zeugniß eines Individuums unabhängige, Gründe so bestätigt finden, daß er ihr auch da seinen Glauben nicht versagt, wo er ihr nichts offenbar Widerstrebendes entgegen zu stellen hat. Und dergleichen ist bis jetzt noch nichts gefunden worden, wenn wir die Nachricht von der diebischen Verbreitung nach Teutschland ausnehmen, um welche der Berichterstatter, weil sie über seinen Gesichtskreis und Wohnort hinausging, nichts Bestimmtes wissen konnte, und welche durch die vom ersten Anfange an eben so selbständige Gestaltung der teutschen Buchdruckerkunst besser widerlegt wird, als durch alle äußere Zeugnisse.

Es bleibt nach diesen Bemerkungen nur noch übrig, das anzugeben, was aus anderweiten Forschungen über die weitere Geschichte der ältesten holländischen Buchdruckerkunst als wahrscheinlich erscheint.

Nach Kosters Tode wurden seine Versuche von seinen Enkeln fortgesetzt, und die Reihefolge der aus dieser Offizin erschienenen Drucke wird von dem neuesten holländischen Forscher, Koning, so bestimt:

A. Xylographische:

1) Historia S. Johannis evangelistae. 2) Biblia pauperum. 3) Ars moriendi. 4) Historia seu providentia virginis Mariae. 5) Speculum humanae salvationis. 6) Donatus. 7) Horarium.

B. Mit beweglichen Typen:

8) Horarium. 9) Donatus. 10) Spegel onzer behoudenisse. 11) Desselben zweite Ausgabe. 12) Speculum humanae salvationis. 13) Desselben zweite Ausgabe. 14) Catonis disticha.

C. Von Kosters Erben gedruckt:

15) Laur. Vallae facetiae morales. 16) Ludovici de Roma singularia. 17) Saliceto de salute corporis.

Selbst von den beiden Büchern, welche nach dem Diebstahle anderwärts mit Kosterschen Typen gedruckt worden seyn sollen, ist in ganz neuer Zeit wenigstens das eine, Alexandri de Villa Dei doctrinale, wieder aufgefunden, und als wirklich mit den Typen des Saliceto gedruckt, anerkant worden. Und so ist zu hoffen, daß auch des Petri Hispani tractatus, welche noch vermißt werden, wieder zum Vorschein kommen.

Die große Ähnlichkeit, welche die utrechtsche Type von Ketelaer und Leempt mit der Kosterschen hat, und der Umstand, daß der spätere Drucker Veldener während seines Aufenthalts in Utrecht die echten kosterschen Platten des **speculum humanae salvationis** (mit welchen er 1483 eine neue Ausgabe besorgte) an sich brachte, lassen vermuthen, daß die Kostersche Offizin in die frühere Utrechter, welche schon vor 1473 bestanden zu haben und gegen 1479 von Veldener erkauft worden zu seyn scheint, übergegangen sey. Veldener aber bereitete seit 1479 durch seine auf niederländische Art eingerichtete Offizin der ursprünglich holländischen Erfindung nach etwa 40jähriger Dauer einen Untergang, welcher um so vollständiger war, je mehr sich letztere auf ihren nächsten Kreis beschränkt und je weniger sie eben deshalb auf Wissenschaft und Litteratur einen wesentlichern Einfluß geübt hätte. Daher ist auch das Schweigen der Zeitgenossen und die fast nur zufällige und locale Bewahrung ihres Andenkens zu erklären. (*Ebert.*)

II. Geschichte der Erfindung der (teutschen) Buchdruckerkunst zu Mainz *).

Erster Abschnitt. Einleitung und Geschichte der Erfindung durch Johann Gutenberg. Wenn man

*) Wie bei einigen andern Artikeln dieses Werkes über einen und denselben Gegenstand verschiedene Ansichten aufgestellt worden; so mag dies auch hier Statt finden. (*H.*)

über die Erfindung der Buchdruckerkunst, über die Zeit, den Ort, und den Erfinder derselben noch immer im Dunkeln schwebt, und so viel Widersprechendes, Einseitiges und Parteiisches auch noch heut zu Tage liest, so liegt dies wol darin, daß Augenzeugen nichts oder doch nichts Deutliches darüber aufgezeichnet, spätere Forscher aber zum Theil aus trüben Quellen geschöpft, oder mit allzuviel Vorliebe für ein- oder die andere Person und Stadt geschrieben haben. Auch kommen oft die verschiedenen Meinungen daher, daß man nicht stets den richtigen Gesichtspunkt von dem Wort und der Sache Buchdruckerei — im Auge hatte. Man verwechselte nämlich die Bilderdruckerei, die Druckerei mit einzelen Buchstaben, und die Schriftdruckerei auf ganzen Holztafeln, mit oder ohne Bilder, mit der eigentlichen Buchdruckerei in dem heutigen Sinne des Wortes, die Xylographie nämlich oder die Stereographie mit der Typographie, was aber nur zu Irrthümern führt. Die eigentliche Typographie, nach heutigem Sinne, nämlich die Kunst, mit beweglichen gegossenen Buchstaben, auf beiden Seiten des Papiers oder Pergaments, zu drucken, wurde weder in Straßburg noch in Harlem, sondern in Mainz durch Johann Gutenberg mit Beihilfe Peter Schöffers von Gernsheim erfunden und ausgeführt.

In Mainz blühete seit dem 14. Jahrh. eine adelige Patrizierfamilie, welche den Namen Gänßfleisch, auch zum Gänßfleisch, führte, und sich in mehre Linien theilte. Eine davon führte den Beinahmen Gudenberg, (Gutenberg, ad bonum montem — nicht Guttenberg), aus welcher der Erfinder abstammte [1]). Letzterer hieß Henne Genßfleisch von Sulgeloch (Sörgenloch), genant Gudinberg (Gudenberg oder Gutenberg), und ward zu Ende des 14. oder im Anfange des 15. Jahrh. zu Mainz, wahrscheinlich in dem Hause zum Gutenberg (ad bonum montem), nach Andern in dem Hause zum Gänßfleisch, geboren. Im J. 1424 war er schon in Straßburg, wie ein in diesem Jahre von da aus an seine Schwester in Mainz geschriebener Brief beweist [2]). Ob Gutenberg nun die ersten Ideen zur Buchdruckerkunst schon in Mainz gehabt und Versuche dazu gemacht, oder erst in Straßburg geschöpft und zu einiger Ausführung gebracht habe? — ist eine schwer zu beantwortende Frage. Bekantlich geben mehre Gelehrte die Erfindung der Buchdruckerkunst von Gutenberg, als zu Straßburg gemacht, an. Allein — die von Schöpflin für Straßburg beigebrachten Documente beweisen wol allerlei Versuche, und eine Druckerpresse — noch lange aber keine Buchdruckerpresse, in dem richtigen Begriffe des Wortes, am wenigsten aber die Buchdruckerkunst selbst; auch hat man bis jetzt noch kein einziges Druckdenkmal mit Gewißheit aufweisen können, welches für die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg in Straßburg zeugt, wie der Straßburger Professor Lichtenberger selbst gesteht [3]); wogegen man in Mainz Druckdenkmale genug aufgefunden hat, welche Gutenbergs Kunst in dieser Stadt bezeugen, auch viele gleichzeitige, oder doch ältere Schriftsteller sich für Mainz deutlich aussprechen [4]). Es läßt sich also vernünftiger Weise wol nicht mehr zweifeln, daß die Buchdruckerkunst zu Mainz und zwar von Johann Gänßfleisch, genant Gutenberg, erfunden worden sey. Zwar wissen wir, daß Gutenberg von 1424 bis gegen 1445 in Straßburg gelebt hat [5]); wir wissen ferner, daß er sich dort vorzüglich im Steinschleifen und im Spiegelmachen übte, dann auch Versuche im Buchdrucken unternahm, und eine Druckerpresse hatte [6]). Allein — Versuche und Proben machen ist noch nicht Erfinden [7]).

Aus allem, was man von Gutenberg, während seines Aufenthaltes in Straßburg, weiß, geht hervor, daß er mit der Erfindung noch gar nicht im Reinen war, was auch selbst anfangs in Mainz der Fall war, als Gutenberg ums Jahr 1445 dahin zurückkehrte. Arm und traurig kam er daselbst an. Sein Vermögen hatte er in Straßburg mit mislungenen Versuchen größtentheils aufgeopfert, und doch hätte er so gern die angefangenen Versuche weiter fortgesetzt, in der Hoffnung, endlich zu der vollendeten Erfindung zu gelangen. In dieser Noth kam ihm Johannes Fust, ein reicher Bürger von Mainz, mit Geldvorschuß zu Hilfe, für welchen derselbe aber sich, nebst bedeutenden Zinsen, auch einen Antheil vom Gewinn ausbedingte und Gutenberg sein Druckzeug ihm zum Unterpfand einsetzen mußte. Damals war also auch schon Fust mit Gutenberg verbunden; ob aber blos in merkantilischer Hinsicht, oder auch in Ansehung der Kunst — das ist eine andere, nicht leicht zu beantwortende Frage. Wahrscheinlicher ist es, wie weiter unten noch näher dargethan werden wird, daß nicht Fust, sondern Peter Schöffer der erste Theilnehmer an Gutenbergs Erfindung zu Mainz — und gewiß ist es, daß er derjenige war, welcher die Erfindung zur Ausführung

1) Man muß die Familie Gudenberg oder Gutenberg, aus welcher der Erfinder der Buchdruckerkunst abstammte, von andern Familien dieses oder eines ähnlichen Namens sorgfältig unterscheiden. In Mainz lebte im 13. und 14. Jahrh. eine Dynastenfamilie von Gudenberg, welche das Erbkämmerer-Amt des Erzstiftes Mainz besaß, die Patrizierfamilie der Gudenberg aber gar nichts anging. Auch in Franken blüht noch eine freiherrliche Familie von Guttenberg, welche mit obigen mainzer Familien ebenfalls nichts gemein hat. 2) *v. Fischer* Essai sur les Monum. typogr. p. 24 — und dessen Beiträge, I. S. 35.

3) In Initiis typogr. p. 15: Nullus adhuc repertus est liber, quem ante excusos Moguntiae libros, Argentorati e Gutenbergii officina prodiisse prorsus evinceris." 4) Unter andern lese man des *Joannis Trithemii* Chronicon *Hirsaug.* ad an. 1450, wo es heißt: „His temporibus in civitate *Moguntina*... *inventa* et *excogitata* est ars illa mirabilis et prius inaudita imprimendi... libros per *Joannem Guttenberger* civem Moguntinum etc." Man s. ferner die Chronik von Köln gedruckt im J. 1499, Fol. 312.; weiter den Schluß des von Gutenberg gedruckten Chronicon Joannis de Janua und die Bemerkungen darüber von Fischer, Lambinet, Lichtenberger u. a. — Sodann mehre frühe Druckwerke von Fust und Schöffer, Peter Schöffer, Johann Schöffer &c., welche alle bemeldete Erfindung zu Mainz bezeugen, wiewol — undankbar genug — nicht durch Gutenberg. 5) Von 1434 bis 1444 unausgesetzt. S. unter andern: Köhlers Ehrenrettung Guttenbergs &c. 6) Vgl. Köhler, Schöpflin, Lichtenberger u. a. 7) Daher schreibt Lambinet: Origine de l'Imprimerie etc. T. I. p. 252. „On ne peut donc qu' avec *indulgence* accorder à *Guttenberg* la découverte de la mobilité de caractères à Strasbourg. D'ailleurs il s'est prononcé lui-même en faveur de *Mayence* pour le lieu de l' *invention* de l' Imprimerie."

brachte. Er war es auch, der die ersten in der Kunst vollendeten Druckwerke mit Gutenbergischen Lettern und in Gutenbergs und Fausts Offizin zu Stande brachte, und seinen Namen sogar beisetzte. — Ob Fust diesen Schöffer bei Gutenberg kennen gelernt — oder ob er ihn zu Letzterem gebracht, und Schöffer allenfalls für Fust gearbeitet habe — ist nicht mehr zu bestimmen; doch zweifle ich an letzterem, weil in diesem Falle Schöffer seinen Namen allein den ersten Druckwerken nicht würde beigesetzt haben. Soviel ist aber richtig, daß ums J. 1454 eine Verbindung zwischen Gutenberg, Fust und Schöffer Statt hatte; als aber der gewinnsüchtige und wucherische Fust gewahrte, daß durch Peter Schöffers Geschicklichkeit die Buchdruckerkunst zur Vollendung gebracht worden, und nun etwas durch dieselbe zu verdienen sey, so machte er Gutenbergen den Prozeß, foderte das ihm geliehene Geld samt den damals hohen Zinsen zu einer Zeit zurück, wo er es ihm nicht geben konnte, und wußte dadurch das ihm verpfändete Druckzeug an sich zu bringen [8]). So sah sich, im J. 1455, der brave Gutenberg abermal am Rande des Verderbens. — Doch — bald fand er wieder Mittel und Gönner, welche ihm Druckzeug und Geld verschafften. Er fing nun von neuem zu drucken an, aber viel bescheidener als Fust und Schöffer. Keinem Druckwerke setzte er seinen Namen bei; indeß erstere im Posaunentone ihre Werke ankündigten.

So sehr auch Gutenberg die Einsamkeit liebte, sich bescheiden zurück zog, und nicht nach der Gunst der Welt oder des Hofes strebte, so entdeckte doch endlich Kurfürst Adolf von Mainz (der zweite dieses Namens) Gutenbergs Kunst und Verdienste; er zog ihn aus dem Dunkel hervor und an seinen Hof, gab ihm adeligen Hofdienst und Kleidung, nebst Futter und Mahl, nach damaliger Sitte für Ritter und adeligen Dienstmann [9]). Gutenberg druckte nun nicht mehr, verlebte vielmehr seine alten Tage am Hofe, und in Ruhe. Sein Druckzeug überließ er seinem Gehilfen, Henrich Bechtermünze zu dessen nutznießlichem Gebrauch, und letzterer druckte mit Gutenbergs Presse und Zeug in Eltvill, auch wol in Mainz in Gutenbergs Wohnung mehre nützliche Werke [10]). So ging es bis zum Tode Gutenbergs fort, der wahrscheinlich im J. 1468 erfolgte. Und jetzt erst lernen wir den Freund Gutenbergs und den Beförderer der edlen Kunst kennen, jenen Mann nämlich, der Gutenberg in seiner Noth treulich beistand, und ihm die Mittel und das Zeug wieder verschaffte, um seine Druckerei fortsetzen zu können. Doktor Humery war es, der alles ihm gab, und nicht eher zurück foderte, als nach Gutenbergs Tod. Humery bekam auch das Druckzeug zurück, mit der Bedingung jedoch, daß damit nirgends als in Mainz gedruckt werden solle [11]). — Die Kirche des h. Franciskus (die Minoritenkirche) in Mainz erhielt die schätzbaren Reste von Gutenberg; dies bezeugt eine Grabschrift, welche Gutenbergs Anverwandter Adam Gelthuß von der jungen Aben ihm fertigte, die aber, wie es scheint, blos auf dem Papiere stehen blieb [12]). Denn nirgends findet sich ein Grab- oder sonstiges Denkmal für Gutenberg, den Erfinder der so wichtigen Buchdruckerkunst.

Zweiter Abschnitt. Fortgesetzte Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Gutenberg, Fust und Schöffer.

Aus Tritheims Annalen [13]) erhellet deutlich, daß zwar Gutenberg der erste Erfinder der Kunst Bücher zu drucken war, — daß aber auch Fust und Schöffer an der Erfindung Antheil hatten, und demnach Tritheim mit Recht drei Erfinder der Buchdruckerkunst, wie sie jetzt besteht, — der eigentlichen Typographie — angibt, Gutenberg nämlich (Guttenberger, wie er ihn nent), Fust und Schöffer. Gesellschaftlich verbunden wohnten sie auch in einem Hause; in dem Hause zum Jungen, welches noch zu Tritheims Zeiten [14]) das Druckhaus genant wurde.

In dem ersten Abschnitte wurde über Gutenberg bereits gesagt, daß er nach 1444 in Straßburg nicht mehr vorkomme, und hierauf, wenigstens ums J. 1450, in Mainz erscheine. Was von Tritheim ad a. 1450 oben angeführt ist, scheint solches zu bestätigen. — Gutenberg fing in seiner Vaterstadt neuerdings wieder an, Versuche in der Kunst zu drucken zu machen, aber, leider, abermals ohne günstigen Erfolg. Durch den reichen J. Fust wurde er zu neuen Versuchen in den Stand gesetzt. Sie druckten nun ein Catholicon oder Sprachlehrbuch, aber auf ganzen Tafeln und mit unbeweglichen Buchstaben. — Diesen ersten Versuchen folgten bald andere, nämlich die, mit beweglichen metallenen Buchstaben. Allein — auch diese Arbeit war mit den größten Schwierigkeiten und großem Aufwande verbunden. Im Begriff, eine Bibel zu drucken, waren sie damit kaum bis zur dritten Quaternion gekommen, als ihr Aufwand schon 4000 Gulden betrug — eine zu damaliger Zeit sehr bedeutende Summe. Auch jetzt würden sie nicht zum Ziele gekommen seyn, wäre ihnen nicht Peter Schöffer durch

---

8) S. Köhlers Ehrenrettung, S. 21 u. 54. 9) Dies geschah im J. 1465. — S. Köhler l. c. Beilage Lit. Xx. 10) Heinrich Bechtermünz (Bechtelmonze) war ein Schüler Gutenbergs, gleichfalls adeliger Patrizier, und mit Gutenberg verwandt. Er errichtete in Eltvill eine Druckerei, mit Gutenbergs Druckzeug, starb aber noch vor dem Erfinder, im J. 1467, und sein Bruder Niklas setzte die Druckerei fort. — S. Bodmanns Rheingau, S. 134. 11) S. Köhlers Ehrenrettung, Beil. Lit. Yy.

12) Die Grabschrift lautet also:

D. O. M. S.
Joanni Genszfleisch, artis impressorie
Repertori, de omni natione et lingua
Optime merito, in nominis Sui memoriam
Immortalem, Adam Gelthus posuit.
Ossa ejus in Ecclesia D. Francisci
Moguntina feliciter cubant.

13) „His temporibus in civitate *Moguntina* Germaniae prope Rhenum, et non in Italia, ut quidam falso scripserunt inventa et excogitata est ars illa mirabilis et prius inaudita imprimendi et characterizandi libros per *Joannem Guttenberger*, civem Moguntinum..... Et haec de mire subtilitate dicta sufficient, cuius inventores primi cives Moguntini fuerunt. Habitabant autem *primi tres* artis impressoriae inventores, Joannes videlicet *Guttenberger*, Joannes *Fust* et Petrus *Opilio* gener ejus, Moguntiae in domo *zum Jungen* dicta, quae deinceps usque in praesens impressoria nuncupatur...." So schreibt *Joannes Trithemius*, in Annal. Hirsaug. T. II, p. 421 et 422, edit. S. Gallensis. 14) Tritheim endigte seine Hirschauer Chronik im J. 1514. — Lehne hat dies Haus auf dem schönen Plane der Stadt Mainz im Mittelalter N. 91. deutlich bezeichnet.

seinen erfinderischen Geist, seine Geschicklichkeit und Klugheit zu Hilfe gekommen. Dieser erfand nämlich eine leichtere und bessere Art, die Lettern zu gießen, eine bessere und dauerhaftere Druckerschwärze, ferner die überaus schönen und feinen, in Holz geschnittenen Initialbuchstaben und noch mehr andere nützliche Dinge. Auf solche Art wurde nun die Buchdruckerkunst von Gutenberg, aber noch höchst unvollkommen, erfunden, durch Fust's Beistand und Geld etwas verbessert, aber erst durch Peter Schöffer als eigentliche Buchdruckerkunst (Typographie) vollendet.

Es muß hier einigen Zweifeln begegnet werden, die daraus entstehen, daß in gedruckten Büchern Johann Fust als Erfinder der Typographie genant wird, ohne des braven Gutenbergs mit einem Worte zu erwähnen. Es war den beiden Buchdruckern Fust und Schöffer nicht genug, in ihren Druck- und Finalschriften mit keinem Worte Gutenbergs, des ersten Erfinders, zu gedenken, sondern es schämten sich auch Johannes und Ivo Schöffer (Buchdrucker zu Mainz) sogar nicht, in mehren ihrer Druckschriften den Johannes Fust als den ersten Erfinder zu preisen. So liest man z. B. in der Finalschrift des im J. 1509 von Johannes Schöffer gedruckten Breviarii Moguntini; Impressum Moguntie impensis et opera honesti et providi viri Joannis Schoffer civis Moguntini. Cujus avus [15]) primus artis impressoriae fuit inventor et autor." — Ähnliche falsche Angaben finden sich auch im Chronico Trithemii, gedruckt zu Mainz im J. 1515 durch Johannes Schöffer und in einem andern von Ivo Schöffer im J. 1531 gedruckten Buche des Vitalis de Furno [16]).

Diese unrichtigen Angaben sind aber um so auffallender, als Joh. Schöffer zehn Jahre vorher, ehe er das Chronicon Trithemii druckte und die lügenhafte Finalschrift beisetzte, nämlich im J. 1505, in des Livius römischer Historie, und zwar gleich anfangs in der Dedikation an den Kaiser Maximilian, die Wahrheit völlig klar ausgesprochen hat [17]).

Es wird hier nicht am unrechten Orte seyn, die Fragen zu beantworten: wer Fust war, und welchen Antheil er eigentlich an der Erfindung gehabt habe? Joh. Fust war ein reicher Bürger in Mainz, in mechanischen Künsten nicht unerfahren, und die Gießkunst aus Profession oder Liebhaberei treibend, und zwar mit Hilfe Peter Schöffers von Gernsheim; wenigstens scheint solches eine Kanone, mit Fusts und Schöffers Brustbildern, anzudeuten, welche Kurfürst Daniel im J. 1561 hatte gießen lassen, und womit Kaiser Napoleon der Stadt Mainz ein Geschenk machte. Zwischen 1450 und 1452 stand er mit Gutenberg in Verbindung, durch Geldunterstützungen und gute Rathschläge; daß er aber zur Erfindung selbst etwas Neues beigetragen habe, was sich erprobte, läßt sich nicht behaupten; vielmehr ist es gewiß, daß, wäre nicht Peter Schöffer mit seinem erfinderischen Geiste und seinen geschickten Händen Gutenberg und Fust zu Hilfe gekommen, der Zweck beider schwerlich erreicht worden wäre. Es kann also keine Frage darüber mehr seyn: daß das meiste Verdienst um die Erfindung der eigentlichen Typographie Schöffern von Gernsheim gebühre. Nachdem sich Gutenberg mit Fust und Schöffer verbunden hatte, und die Kunst zu drucken im Reinen war, druckten diese drei Verbündeten in dem obgedachten Hause zum Jungen in Mainz. Das erste größere Werk, welches sie druckten, war seine obgedachte Bibel, von welcher kaum drei Quaternionen fertig waren, als Schöffer eine bessere Methode zu drucken erfand, so daß nun wahrscheinlich diese erste Bibel unvollendet blieb. Eine andere lateinische wurde angefangen und in 640 Blättern vollendet. Es ist dies die sogenannte Gutenbergische Bibel, von welcher uns Fischer, Lambinet, Lichtenberger, Panzer u. a. m. ausführliche Nachrichten ertheilt haben. — Es läßt sich leicht denken, daß die Verbündeten nicht mit großen Werken, mithin nicht mit der Bibel den Anfang ihrer vollendeten Kunst machten, sie druckten vielmehr zuerst kleinere Sachen, und zwar so wie Gutenberg, da er noch allein war — Donate oder Sprachbücher. Auch druckten sie Ablaßbriefe, und gerade diese sind es, und nicht die Bibel, welche als die ältesten Druckdenkmale der vollendeten Kunst zu Mainz, oder der eigentlichen Typographie zu betrachten sind. Dies haben unter andern auch Fischer, Lambinet und Lichtenberger wol eingesehen. Letzterer hat noch in einer besondern Dissertation [18]), zu beweisen gesucht, daß die Ablaßbriefe, welche er beschreibt, die ältesten Denkmale der vollendeten Buchdruckerkunst sind. Vergleicht man damit, was der gelehrte Dibdin, in Bibliotheca Spenceriana, T. I. p. XLIV, davon meldet (auch das Fac Simile des Druckes und der Lettern sind beigefügt): so wird Niemanden ein Zweifel mehr übrig bleiben. Diese Ablaßbriefe wurden im J. 1454 gedruckt; mithin gerade zu der Zeit, als die Verbündeten noch beisammen waren. Bald hierauf scheint auch die Gutenbergische Bibel vollendet worden zu seyn; denn schon im J. 1455 wurde die Gesellschaft getrent. — Außer diesen Ablaßbriefen finden sich auch Donate, welche mit der Gutenbergischen Bibel völlig einerlei Typen haben. Von einem derselben ist ein Bruchstück aufgefunden worden, welches zum Glück die Finalunterschrift enthält, die also lautet: „Explicit donatus. Arte noua imprimendi. Seu caracterizandi. per *Petrum de gernssheim.* in urbe Moguntina cum suis capitalibus absque calami exaratione effigiatus." Diese

15) Fust war der Großvater des Johannes Schöffer, von mütterl. Seite. 16) S. Panzers Ann., Zapf, Lambinet u. a. m. 17) Hier heißt es: „Solch werk aller mechtigster König (das zuvor an ewer königliche Majestat zu ehren, darzu Fürsten vnd Herrn, auch Gemeynden vnd Stetten Teutscher Nation zu nutze in teutsch bracht, vnd in der löblichen statt Meyntz gefertigt vnd getrukt ist) wöll ewer Röm. May. gnediglich auffnehmen: Inn wellicher statt auch anfengklich die wunderbarliche Kunst der Truckerey vnnd im ersten von dem kunstreichen Johann Guttenberg, da man zalt nach Christi vnsers Herrn geburt tausend vierhundert und fünfzig jar erfunden, vnd darnach mit fleiß, kost und Arbeit Johann Fausten vnd Peter Schöffers zu Meyntz gebessert vnd bestendig gemacht ist worden." — Das nämliche sagt auch Ivo Schöffer in der wiederholten Auflage des Livius, 1546, ohne sich wegen der Lüge zu entschuldigen, die er in dem Werke des Vitalis, 1531, hatte einfließen lassen.

18) Der Titel derselben ist: „Indulgentiarum literas Nicolai V. P. M. pro regno Cypri impressas a. 1454. utrumque epocham vindicavit, initia typographica supplevit *J. F. Lichtenberger.*"

Endschrift zeigt deutlich, daß dieser Donat von Peter Schöffer von Gernsheim gedruckt worden sey, denn derselbe nennt sich in mehren andern Druckschriften Peter von Gernsheim, oder auch nur Peter Gernsheim. Lambinet hat vollkommen genügend und bildlich — durch beigebrachte Fac Simile — bewiesen, daß die sogenannte Gutenbergische Bibel mit den nämlichen Typen gedruckt sey, wie der Donat von P. Schöffer, woraus er schließt, daß letzterer auch die Gutenbergische Bibel gedruckt habe, und ich setze noch hinzu: mit Gutenbergischem Druckzeuge, in Gutenbergs Offizin, und in Gesellschaft von Gutenberg und Fust, mithin also noch vor 1455. Ja, ich wage die Muthmaßung, daß obgedachter Donat die erste Probe war von der durch Peter Schöffer vollendeten Kunst; daher er auch seinen Namen allein beigesetzt hat.

Es ist hier nicht der Ort und auch nicht meine Absicht, von den Druckwerken zu reden, welche aus Gutenbergs Offizin, mit Beihilfe Fusts und Schöffers erschienen sind; es genüget, bewiesen zu haben, daß die Buchdruckerkunst, im eigentlichen Sinne des Wortes, im Jahr 1454 zu Mainz vollendet wurde. Ein Jahr nachher ging, wie schon erwähnt, die Gesellschaft auseinander; Gutenberg errichtete eine neue Offizin, worin er theils selbst, theils durch Bechtermünze druckte; Fust und Schöffer bedienten sich des Druckzeuges von Gutenberg, dessen sich ersterer, auf die obgedachte unedle Art, bemächtiget hatte. Dadurch entstand nun eine neue, die dritte, Periode in der mainzer Buchdruckergeschichte.

Dritter Abschnitt. Fortsetzung der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Fust und Schöffer.

Nach der Trennung der Gesellschaft der ersten Buchdrucker im J. 1455, errichtete Johann Fust, nach Schunks [19]) Meinung, in dem zum Hofe zum Humbrecht gehörigen Kelterhause [20]) seine Druckerei, und brachte daselbst, mit Hilfe Peter Schöffers, dem er seine Tochter Christine zur Ehe gegeben hatte, die vortrefflichsten Druckwerke zu Stande.

Das erste und vorzüglichste derselben ist unstreitig der berühmte Psalter von 1457, eigentlich ein Officium divinum, bestimt für den Chorgesang in den Stifts- und Klosterkirchen in — und bei Mainz. — Vieles ist über dieses Kunst- und Prachtwerk schon geschrieben worden, ohne daß die Sache klar geworden. Ursachen sind vol erstens, weil die Exemplare, welche man kent, unter sich sehr verschieden erscheinen; zweitens, weil von denjenigen Bibliographen, welche davon geschrieben, die wenigsten das Psalterium selbst gesehen, am allerwenigsten gehörig untersucht haben. So viel ist indessen richtig, daß die bis jetzt bekannten Exemplare theils unvollständig, theils auch unter sich, zwar nicht in der Hauptsache, aber doch in manchen andern Sachen verschieden sind. Gewöhnlich endigt sich der Druck mit der Allerheiligenlitanei und den dazu gehörigen Gebeten. Was darüber ist — ist meistens Manuscript, die Schrift aber dem Gedruckten mehr oder weniger genau nachgeahmt. Für dieses Einschreiben wurden von den Druckern mehr oder weniger Blätter frei und ungedruckt gelassen; auf dem letzten Pergamentblatte aber wurde die Finalschrift abgedruckt [21]), so daß das Handschriftliche zwischen den gedruckten Psalter und die Finalschrift kam, woraus so Manche den unrichtigen Schluß machten: es sey alles in diesem Buche gedruckt. Ich habe mich aber durch genaue und kritische Betrachtung mehrerer Exemplarien von dem Gegentheile überzeugt. Das Beste, was in gedrängter Kürze über dieses kostbare Werk, so wie über den Psalter von 1459 u. s. w. gesagt worden, findet man in F. A. Eberts bibliographischem Lexicon [22]). Fust u. Schöffer druckten in ihrer Offizin zu Mainz manch schönes und nützliches Werk, mit — und ohne ihren Namen; mit — und ohne Jahrzahl; mit und ohne Angabe des Druckortes [23]). Fust hatte einen Weg entdeckt, um seine Druckwerke, besonders aber seine Bibeln, sehr theuer zu verkaufen; er gab sie nämlich für Mscepte aus. Das meiste Glück machte er in Paris, wo damals die Wissenschaften im Flor waren. Im Monat Jul. 1466 befand er sich daselbst, aber er kam nicht zurück, sondern er starb dort, wie man glaubt, an der Pest. — Das letzte bekannte Druckwerk von Fust ist die Grammatica rhythmica von 1466, wovon Zapf, Panzer, Lichtenberger, Dibdin, Ebert u. m. A. Nachricht ertheilt haben, Fischer aber das Jahr 1467 unrichtig angegeben hat.

Vierter Abschnitt. Schluß der Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Peter Schöffer.

Nach Fust's Tode setzte Peter Schöffer die Druckerei allein und unter seinem Namen fort, gebrauchte aber immer noch die schon im Psalter 1457 vorkommenden, und in den übrigen Druckwerken von Fust und Schöffer meistens am Ende beigesetzten Zeichen oder Wapen [24]). — Das erste von Schöffer unter seinem Namen allein gedruckte Buch ist Thome Aquinatis Secunda Secunde, erschien 1467. Sein vorzüglichstes Druck- und Kunstwerk ist aber unstreitig das Decretum Gratiani 1472, in fol. max. [25]). Peter Schöffer war ein Bürgerssohn aus der kleinen Stadt Gernsheim am Rhein, in der großherzoglich-hessischen Provinz Starkenburg; ein feiner Kopf, der außer verschiedenen Wissenschaften auch die

19) Ein bekannter gelehrter Geschichtsforscher und Schriftsteller zu Mainz. 20) Eigentlich ein Hinterhaus an das Haus zum Korbe anstoßend.

21) Diese Finalschrift findet man in mehren bibliographischen Schriften genau abkopirt.

22) Eins nur habe ich dort gefunden, womit ich nicht übereinstimmen kann, die Meinung nämlich, daß die Lettern im Psalter zwar von Metall aber nicht gegossen gewesen seyen. Ich habe mich durch den Augenschein in den beiden Psalterien von 1457 und 1459 hinlänglich überzeugt, daß die Lettern derselben, mit Ausnahme der mit Verzierungen umgebenen großen Initialbuchstaben, als welche in Holz geschnitten sind, aus gegossenen Metallbuchstaben bestehen. Dies beweist erstens der scharfe, noch heute, unerachtet des starken fast 350jährigen Gebrauchs, sichtbare und fühlbare Eindruck auf dem dicken Pergamente, wie man ihn auch gegenwärtig in allen gedruckten Büchern gewahrt; ferner auch aus der allergenauesten Übereinstimmung der Buchstaben unter sich, welche sich durch das Messen mit dem Zirkel ergibt, die sich aber von geschnitzten Buchstaben gar nicht denken läßt. Man vergleiche auch desfalls die Spencerische Bibliothek von Dibdin. 23) Man findet dieselbe verzeichnet und größtentheils kritisch beleuchtet in Fischers typographischen Seltenheiten, in Zapfs Buchdruckergeschichte von Mainz, in Panzer Annalen der Buchdruckerkunst, bei *Lichtenberger* in Initiis typographicis; bei *Lambinet* Origine de l'Imprimerie; bei *Dibdin* in Bibliotheca Spenceriana u. m. a. 24) S. dessen Druckschriften, so wie bei Zapf u. m. a. die Abbildung der Waren. 25) Würdtwein sagt hievon, in der Biblioth. Mogunt. p.

Kunst verstand, schön zu schreiben, Manuscripte zu kopiren, Chorbücher zu fertigen u. dgl. m., weswegen sich Schöffer auch als Schönschreiber (Clericus) eine Zeit lang in Paris aufhielt. Gegen das Jahr 1450 kam er nach Mainz, wurde mit Fust, und durch diesen auch mit Gutenberg bekant, lernte von letzterem die zwar erfundene, aber noch lange nicht gehörig zu Stande gebrachte Kunst, Bücher zu drucken, wurde in die Verbindung der Druckergesellschaft aufgenommen, so wie er auch, nach der Trennung zwischen Gutenberg und Fust, ganz in das Interesse des letzteren verwebt, und mit diesem, unter der Firma von Fust und Schöffer, die Druckerei fortsetzte. Schöffer erfand die Buchdruckerschwärze, die Patrizen und Matrizen zum Gusse der Lettern, die schönen großen Initialbuchstaben, welche in Holz geschnitten wurden [26]), und brachte endlich die Typographie, im eigentlichen Sinne, zu jener Vollkommenheit, in welcher man sie noch heut zu Tag (in der Hauptsache) findet. Mit Recht wird demnach Peter Schöffer dem Johannes Gutenberg als Miterfinder an die Seite gesetzt und hoch in Ehren gehalten. In den von Fust und Schöffer gedruckten Büchern von 1459 bis 1462, namentlich in den Unterschriften, komt Peter Schöffer immer als Clericus, und zwar als Clericus Moguntinae Diöcesis, vor. Vom Jahr 1465 an steht aber bei Schöffer das Wort Clericus nicht mehr, sondern er wird von Fust puer meus genant, was wol seinen Schwiegersohn anzeigen soll [27]). Fust scheint in den letzten Jahren seines Lebens sich der Druckerei völlig entschlagen, und die Geschäftsführung seinem Schwiegersohne ganz überlassen zu haben, weil man in den Druckschriften von 1465 und 1466 von Fust bemerkt findet, er habe dieselbe durch die Hand seines Schwiegersohnes vollendet [28]). — Nach Fust's Tode druckte Peter Schöffer für sich und unter seinem Namen allein manch nützliches und schönes Werk in seinem eigenen Hause zu Mainz, damals und lange nachher noch das Druckhaus genant [29]). Durch Fusts ererbtes Vermögen, und mehr noch durch Fleis und Verdienst — denn mit Büchern handelte er im In- und Auslande — ward Schöffer ein reicher, ansehnlicher Bürger, späterhin auch Assessor des weltlichen Gerichtes in Mainz. Als solchen finden wir ihn im J. 1489 [30]). Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt selbst ein Originalsiegel des Richters Schöffer im rothen Wachs, mit einem Contresiegel. Ersteres enthält das Schöffer'sche Wapen mit den 3 Sternen und der Umschrift: S. (Sigillum) Petri Schoffer judic. Secul. (judicis Secularis) judicii Mogunt. [31]). Das Contresiegel besteht aus einem kleinen Köpfchen, aufgedruckt, wie es scheint, mit einem Siegelringe. — Daß aber dieser weltliche Richter mit dem Buchdrucker Peter Schöffer eine und dieselbe Person sey, erhellet ziemlich deutlich aus einem von dem Herrn Richter Schaab in Mainz aufgefundenen Gültbrief vom J. 1496, worin der Richter Peter Schöffer und seine Ehefrau Dyna (Christina) ausdrücklich vorkommen. Dieses Richteramt, welches Peter Schöffer zwischen 1489 und 1496 — vielleicht auch bis an seinen Tod, bekleidete, war vermuthlich auch die Ursache, daß man um diese Zeit so wenig Druckwerke von P. Schöffer findet. Die meisten aus dieser Zeit erschienen in andern, damals schon errichteten Offizinen in Mainz, namentlich von Eberhard Reuwich, Jacob Medebach und Peter von Friedberg [32]). Petee Schöffer lebte, wie es scheint, bis zum J. 1502, wenigstens druckte er nach diesem Jahre nicht mehr. Das letzte Druckwerk, welches man mit Gewißheit kent, ist — sonderbar genug! — ein Psalteeium, womit Fust und Schöffee ihren Anfang der vollendeten Kunst machten. Der Nachfolger in Peter Schöffers Druckerei war sein Sohn Johannes Schöffer, dessen gewisse Druckwerke von 1503 bis 1530 vorkommen. Er hatte noch einen Bruder, Namens Peter, wie aus einer von Hrn. Schaab aufgefundenen Urkunde v. J. 1511 deutlich erhellt. Aus derselben ist auch ersichtlich, daß dieser Peter Schöffer das Druckhaus zum Korbe damals eigenthümlich besaß, welches er — nach einer andern Urkunde v. J. 1512 — an Johann Kuchen und dessen Ehefrau veekaufte. Das andere Druckhaus (der Dreikönigshof) war dem Johannes Schöffer eigen, wie aus einer Urkunde v. J. 1524 erhellet [33]). — Peter Schöffer der jüngere war ebenfalls Buchdrucker; im J. 1513 druckte er in Mainz ein Diurnale Romanum. Sodann errichtete er ums J. 1529 eine Druckerei in Worms [34]); ferner eine in Venedig, wo er im J. 1542 Joannis Manardi Epistolas medicinales druckte. Bekant ist auch noch von ihm ein Titus Livius teutsch, jedoch ohne zu wissen, wo er gedruckt worden ist. — Nach Joh. Schöffers Tod finden wir, von 1531 bis 1552 einen Ivo Schöffer als Buchdrucker zu Mainz, welchee in einem von ihm gedruckten Buche den Johannes Fust seinen Urgroßvater (Proavum) nent. Außer diesem Ivo Schöffer waren damals mehre Druckereien in — und bei Mainz, namentlich von Peter Jordan, Franz Behem zum Maulbaum (zu St. Victor bei

106, daß dieses Buch auf Pergament gedruckt sey, und schön gemalte und vergoldete Initialbuchstaben enthalte. 26) S. Arnolds v. Bürgel Encomion Calcographiae, apud Joannis Rer. Mog. T. III., p. 433; sodann die Unterschrift des im zweiten Abschnitt bemerkten von P. Schöffer gedruckten Donats. 27) Hieraus haben nun viele, ja die meisten Schriftsteller, den Schluß gezogen: Schöffer sey vor seiner Verehelichung geistlich gewesen, weil heutzutage das Wort Clericus einen Geistlichen bedeutet. Allein — Clericus bedeutet ursprünglich einen Schreiber, wie auch einen Schriftsteller und Gelehrten. Weil aber die Geistlichen sich meistens mit der Schriftstellerei und mit Abschreiben der Bücher abgaben, so wurden diese in der Folge, und späterhin ganz ausschließlich, Clerici genant, was jedoch zu den Zeiten Peter Schöffers der Fall noch nicht war. Letzterer wurde demnach nur darum Clericus genant, weil er ein Gelehrter und ein Schönschreiber gewesen ist. Geistlich war er nicht, und konnte demnach die Christine Fustin ohne den geringsten Anstand heirathen. 28) Manu Petri de Gernsheim, pueri mei feliciter effeci finitum — sind die Worte Fusts. 29) Dieses ist das Haus zum Korbe, welches er im J. 1477 an sich gekauft hatte. Späterhin verlegte Schöffer seine Offizin in das Haus zum Humbrecht — dem heutigen Dreikönigshofe — welches sodann das Druckhaus genant wurde, so wie früher schon das Hinterhaus dieses Hofes diesen Namen führte, weil Fust und Schöffer darin ihre Offizin hatten. 30) Gudenus, in Cod. dipl., T. II. 492. 31) Ein von Herrn Lehne auf dem schon bemeldeten Plane v. Mainz bildlich beigefügtes Siegel v. C. P. Schöffer hat die teutsche Umschrift: Sigillum: peter schoiffer von gernshein wertlicher richter zu mentze. 32) S. Fischers typogr. Seltenheiten. 33) *Würdtwein* Bibl. Mog. p. 246, 247. 34) l. c. p. 248. Fischer, l. c. IV. Lief. S. 47.

Mainz) und Georg Wagner. — Welche Bücher in — und bei Mainz seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gedruckt worden, darüber geben uns Panzers lateinische und teutsche Annalen, Würdtweins Bibliotheca Moguntina, Zapfs Annalen u. m. a. Schriften ausführliche Nachricht. Aber noch ist nicht alles darin enthalten, manches auch unrichtig angegeben. Ein neues kritisches Verzeichniß der Mainzer Incunabeln dürfte daher nicht überflüssig seyn. Hier genüget, das Nöthigste über die Erfindung und Vollendung der Buchdruckerkunst zu Mainz, so wie über die Erfinder und ersten Buchdrucker gesagt zu haben. (*Dahl.*)

Fortsetzung des Artikels Buchdruckerkunst.

Die Schwierigkeiten, welche sich bei Erforschung der ersten Anfänge der Buchdruckerkunst ergeben, kehren auch bei der Geschichte ihrer weitern Verbreitung wieder. Seitdem die Entdeckung Pfisterscher Drucke von 1461 und 1462 allgemeine Anerkennung gefunden hat, sollte man die Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau im Jahre 1462 nicht länger als eine Hauptepoche für den weitern Umschwung einer Kunst betrachten, welche keiner äußern Ereignisse bedurfte, um sich ihren Weg selbständig zu bahnen.

Vergleicht man die Erzeugnisse der ältesten teutschen Offizinen mit einander, so erscheint schon früh eine solche gänzliche und wesentliche Verschiedenheit der Typen, daß an den verschiedenen Orten eine selbständige Thätigkeit unverkennbar ist. Wäre die Kunst so lange ausschließlich in den Händen der ersten teutschen Erfinder und Verbesserer geblieben, als man bisher annahm, so würde sich dies unfehlbar in einer Uniformität der frühern Typen anderer Offizinen darthun. Aber man vergleiche die Typen von Pfisters Boner von 1461 und von seiner undatirten sechs und dreißigzeiligen lateinischen Bibel, welche auf jeden Fall wenigstens gleichzeitig mit dem Psalterium von 1457 ist, mit allen bis dahin erschienenen mainzer Drucken, und man wird finden, daß sie nicht nur völlig eigenthümlich in Hinsicht der Form sind, sondern zugleich auch von einer solchen Vollkommenheit des Gußwerks zeugen, daß sie in dieser Hinsicht denen des Psalterium nicht im geringsten nachstehen, und technisch vielleicht selbst vorzuziehen sind. Mit dem J. 1466 (nach beglaubigten Handrubriken) tritt Straßburg in die Schranken, und zwar zu gleicher Zeit mit zwei Offizinen, der Eggesteynschen und Mentelin'schen, deren Typen nicht nur unter sich, sondern auch von denen der mainzer und bamberger Offizin völlig verschieden sind. Nicht anders verhält es sich mit den 1468 und 1470 auftretenden Druckereien zu Augsburg und Nürnberg. Am bedenklichsten aber bleibt immer die Pfistersche Type. So lange dieselbe nicht auch in gleichzeitigen mainzer Drucken vorkomt (und dies ist nicht der Fall), so lange muß man sie ihm als eigne Erfindung zurückgeben. Nun aber gedenkt ein Zeugniß aus dem J. 1459 (Sprengers Buchdruckergeschichte von Bamberg S. 2.) der Pfisterschen lateinischen Bibel als eines bereits vollendeten Drucks, die Typen derselben, welche im Boner von 1461 schon stumpf und abgenutzt erscheinen, sind noch völlig neu und scharf, und jeder einzele Buchstabe komt durchgängig so völlig in derselben Form wieder vor, während im Psalterium von 1457 noch so viele Varietäten eines und desselben Buchstabens sich finden, daß daraus hervorgeht, Pfister müsse bereits vor dem J. 1459 eine vollständig eingerichtete Gießerei gehabt, oder wenigstens seine Typen aus einer Gießerei bezogen haben, welche vollkommener war, als diejenige, welche die Typen des mainzer Psalterium geliefert hatte. Daß die Pfisterschen Typen gegossene, metallene waren, und daß ihre Gleichförmigkeit das Vorhandenseyn von Patrizen und Matrizen voraussetzt, kann keinem entgehen, der einen Pfisterschen Druck selbst zu untersuchen Gelegenheit hatte. Somit aber fällt das angebliche Verdienst Schöffer's, als Erfinders der Patrizen und der gegossenen Buchstaben, mit einem Male nieder, was auch Andere sagen mögen. Gewiß gilt es auch in der Geschichte der teutschen Buchdruckerkunst einer schärferen Prüfung und Unterscheidung der Quellen, als bisher Statt gefunden hat. Zu einer Zeit, in welcher es noch so sehr an literarischer Communication fehlte, lag es in der Natur der Sache, daß jeder blos das berichtete, was ihm örtlich zunächst lag, und seine Nachricht kann eben so wenig unbedingt für den einen, als sein Schweigen gegen den andern Ort zeugen. So spricht Paulus de Praga blos von Bamberg und Tritheim blos von Mainz, während eine unbezweifelte gerichtliche Urkunde beweist, daß Gutenberg schon vor dem Jahre 1439 zu Straßburg eine Presse und bewegliche Buchstaben hatte (*Oberlin* annales de Gutenberg S. 14 und 17.).

Und das wird sich auch im Laufe von Untersuchungen, deren Resultate noch nicht abzusehen sind, gewiß bestätigen; sobald sie nur ohne locale Befangenheit betrieben werden. Straßburg sah in seinen Mauern die Buchdruckerkunst gewiß nicht nur entstehen, sondern auch ausüben. Gutenberg zwar ging sechs Jahre nach der ersten Erwähnung seines straßburger Druckapparats nach Mainz, um dort seinem Geschäfte eine weitere Vervollkommenung und Ausdehnung zu geben; aber Johann Riff, Andreas Heilmann und die Gebrüder Dryzehn, die bisherigen thätigen Theilnehmer an seinen Versuchen, blieben in Straßburg zurück. Sollte er auch seinen ganzen Druckapparat mit sich an seinen neuen Wohnort genommen haben, so kannten sie doch den ganzen Mechanismus, wie es sich ausdrücklich aus dem Zeugenverhöre von 1439 ergibt und es konnte also nach ihrer Angabe aufs neue mit Zuziehung derselben Handwerker gearbeitet werden, deren sich bereits Gutenberg bedient hatte. Daß sie aber wirklich fortarbeiteten, ergibt sich aus dem Umstande, daß, Bamberg ausgenommen, Straßburg wirklich die erste teutsche Stadt ist, welche erweislich neben den mainzer Leistungen auftrat. Zwei mit einer Handrubrik versehene Exemplare der Eggesteyn'schen lateinischen Bibel (zu Wolfenbüttel und München) und ebenfalls zwei Exemplare der Mentelinschen teutschen Bibel (zu München und Stuttgart) führen das Jahr 1466, und von diesen Drucken ist der Eggesteynsche (man vgl. das Facsimile in *Dibdin* bibl. Spenc. I. 39.) mit einer Unvollkommenheit ausgeführt, welche selbst in den spätern Drucken dieser Offizin mit einer gewissen Eigensin-

nigkeit sich treu bleibt, und keinen mainzer Einfluß verräth. Von letzterem möchte eher Mentelin's Gußwerk zeugen. Es ist auf diese Weise weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß von Straßburg aus noch früher Jünger der neuen Kunst ausgegangen seyn mögen, als von Mainz, und sicher gehörte unter die erstern Pfister. Der bis jetzt bekannte erste kölner Drucker, Ulrich Zell (seit 1467), war dagegen ein Zögling der mainzer Offizin, und es ergibt sich daraus zugleich, daß sein Zeugniß über die Verbreitung der Buchdruckerkunst, sofern es gegen Straßburg spricht, vielleicht kein ganz unbefangnes war.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, zu zeigen, wie wenig begründet die Sicherheit ist, mit der bisher die Teutschen über die Geschichte ihrer Erfindung gesprochen haben, und wie thöricht die Verblendung, mit welcher einige die Acten für geschlossen halten.

Die teutsche Erfindung verbreitete sich bis etwa zum J. 1475 nur im südlichen und westlichen Teutschland, und selbst der Drucker Brandis, welcher 1475 in Lübeck auftrat, hatte vorher zu Mersburg in Schwaben gearbeitet. Ob die Verbreitung der Buchdruckerkunst im nördlichen Teutschland der teutschen Erfindung unmittelbar angehöre, ist eine andere, mit vielen andern ganz fremdartigen Forschungen verschlungene, Frage. In Rostock treten 1476 die fratres communis vitae mit einer Type auf, welche weder mainzisch noch straßburgisch, noch überhaupt teutsch, sondern brüsselisch ist. Zwar erscheint dieser Orden in Brüssel erst seit 1476 typographisch thätig; aber man weiß, wie zufällig das Hinzufügen oder Weglassen des Datums in frühern Drucken war und wie wenig der Mangel desselben gegen eine frühere Thätigkeit zeuge. In Magdeburg (seit 1483 thätig), in Hamburg (seit 1491), in Lüneburg (seit 1493) läßt sich derselbe Einfluß nicht verkennen, wie überhaupt in der ganzen Bildung und Literatur Niedersachsens ein bis auf den heutigen Tag noch unenträthselter, aber nachzuweisender Anklang holländischer Weise und Sitte nicht abzuleugnen ist. Die ganze niedersächsische Literatur ist ein bloßer Wiederhall einer frühern holländischen, zu der sich endlich wol die Beweise in Wanderungen finden werden, die sich bis auf den wittenbergischen Kreis der jetzigen königl. preuß. Provinz Sachsen erstreckten. Es gibt Perioden der Geschichte, wo reine historische Analogie lauter spricht, als alle Jahrzahlen und alle besiegelten Documente. Vielleicht enthüllt auch sie einst das Dunkel, in welchem die frühere Buchdruckergeschichte Kölns schwebt.

Denn der zweite Buchdrucker, der dort erscheint, war ein Niederländer, Arnold Ter Hoernen, dessen erster datirter Druck von 1470 ist. Seine Typen sind ziemlich dieselben, welche die fratres communis vitae zu Brüssel brauchten, und eben so wenig teutsch, als die der letztern, im Gegentheil mit dem Ductus in ursprünglich holländischen Handschriften in auffallender Art übereinkommend. Als teutscher Drucker aber ist er deshalb merkwürdig, weil er 1470 in dem Sermo ad populum praedicabilis das erste Beispiel von Blattzahlen gab, sowie sein Kunstgenosse in derselben Stadt, Johann Kölhof, in seinem Drucke von *J. Nideri* praeceptorium divinae legis von 1472 zuerst die Signaturen anwendete. Johann Zainer zu Ulm zierte seinen Druck der teutschen Übersetzung von Boccaccio's Schrift von berühmten Weibern im Jahr 1473 zuerst mit gedruckten Randleisten um die erste Seite und mit den in Holz geschnittenen und verzierten Initialen aus, welche später eine so allgemeine Anwendung erhielten. Sein Bruder oder naher Verwandter, Günther Zainer zu Augspurg, versuchte sich 1472 in seinem Isidorus zuerst in der römischen Type, obgleich schwerlich mit gleicher Originalität, da die italiänischen Drucker mit ihrem Beispiel schon vorangegangen waren. Zum Druck von Musiknoten gaben die kirchlichen Andachtsbücher, welche die Pressen der ersten Drucker so oft beschäftigten, frühe Gelegenheit.

Unterdessen war die teutsche Erfindung durch Arnold Pannartz und Conrad Sweynheym auch nach Italien gedrungen, und machte daselbst eigenthümliche neue Fortschritte. Der zweite der ebengenannten Künstler stammte wahrscheinlich aus der mainzer Werkstatt. Sie errichteten ihre Offizin 1465 im Kloster Subbiaco in der Campagna di Roma, wendeten sich aber schon im J. 1467 nach Rom. Ihr Verdienst ist die Nachbildung des bisher Italien in Handschriften üblich gewesenen rein römischen Ductus, in welchem sich die teutschen Offizinen, an die neugothische Minuskel sich haltend, bisher noch nicht versucht hatten. In demselben Jahre, in welchem sie in Rom auftraten, fand sich daselbst auch ein anderer Teutscher, Ulrich Han, aus Ingolstadt gebürtig, ein, und wetteiferte mit ihnen um den Vorrang. Ob schon Pannartz und Sweynheym griechische Typen gießen ließen, kann nur der beurtheilen, der ihre früheren Drucke aus eigner Ansicht kent. Uns wenigstens scheinen diejenigen, die in *Dibdin's* bibl. Spenc. I, 206 und 267. aus ihrem Lactantius von 1467 und aus dem Gellius von 1469 mitgetheilt werden, nur in Holz geschnitten zu seyn, wie es die der Faust- und Schöfferschen Offizin im Cicero von 1465 und 1466 sind. Sicherlich aber hatten sie dadurch den Weg zu weitern Fortschritten gebahnt; denn schon 1470 lieferte Johann Philipp de Lignamine, aus Messina gebürtig, und ebenfalls in Rom angesiedelt, den ersten unbezweifelten Guß griechischer Typen im Quintilianus dieses Jahres. Schon 1469 trat Venedig in die Schranken, ebenfalls durch einen Teutschen, Johann von Speyer, angeleitet, und Philipp de Lavagnia zu Mailand, der seit demselben Jahre thätig erscheint, war der erste eingeborne Italiäner, welcher als Mitbewerber auftrat. So wenig es der Zweck dieses Artikels seyn kann, anzugeben, wie sich die Kunst allmälig über alle Städte Italiens verbreitete, so verdient doch bemerkt zu werden, daß der erste Drucker in Neapel, Sixtus Riessinger (seit 1471) ein Straßburger, und der erste Drucker zu Montereale in Sicilien (seit 1472) ein Antwerper war. Wahrscheinlich aus eigenthümlicher Nachbildung erstand durch den talentvollen Goldschmidt Cennini 1472 in Florenz die Buchdruckerkunst.

Italien that vielleicht nicht weniger zur neuen Erfindung hinzu, als es von dem Auslande empfangen hatte. Wir haben bereits bemerkt, daß von hier aus die erste römische oder runde Type ausging und die griechische hier zuerst ihr Seyn erhielt. Aber auch die hebräische und arabische Type und die Cursiv wurden hier zuerst nachge-

bildet oder erfunden; Vindelinus von Speyer bediente sich 1470 im Tacitus zuerst der Custoden, 1476 erschienen in Vicenza zuerst Titelblätter, mit Kupferstichen wurde 1477 Antonio da Siena monte sancto di Dio zu Florenz und mit Golddruck 1482 der Euclides des Venezianischen Druckers Ratdolt verziert. Der letztere war es auch, der in Italien gedruckte Randeinfassungen um die erste Seite und förmlich abgesetzte Titelblätter allgemeiner einführte, als sie bis dahin üblich gewesen waren. Schon seit 1473 hatte Jenson in Venedig Drucke im kleinsten Formate geliefert, die einen hohen Grad von technischer Fertigkeit voraussetzten, und gegen Ende des Jahrhunderts führte Aldus Manutius die bequemere Octavform allgemeiner ein.

Es waren ebenfalls Teutsche, welche die neue Kunst nach Frankreich brachten. Zwei Mitglieder der Sorbonne, Guillaume Fichet und Jean de la Pierre, ließen drei teutsche Drucker, Ulrich Gering, Martin Crantz und Michael Friburger, welche aus der straßburger Schule zu stammen scheinen, nach Paris kommen und gaben ihnen ein Local im Gebäude der Sorbonne ein. Diese neue Presse begann ihre Arbeiten mit dem Anfange des J. 1470. Aber die unruhige Zeit der Regirung Ludwigs XI. hinderte den schnellen Fortschritt, dessen sich die Typographie in Teutschland und Italien erfreute. Charakteristisch ist, daß man in Frankreich mit der runden oder römischen Type anfing, aber nach kurzer Zeit sie wieder aufgab, um sich blos der gothischen zu bedienen. Erst seit 1480 erlangte die französische Typographie durch den thätigen Anton Vérard zu Paris ihre eigentliche Sicherstellung und weitere Verbreitung, obwol sie sich wenig über nationale Literaturbeziehungen erhob. Zu griechischen Typen schritt erst Gourmont im Anfange des 16. Jahrh. vor. Dagegen ist ihr die besondere Rücksicht auf Auszierung der Bücher durch Holzschnitte eigenthümlich, welche die Italiäner fast ganz unbeachtet ließen und die Teutschen wenigstens als Nebensache behandelt hatten. In der That scheinen die französischen Drucker durch dieselbe auf Teutschland zurückgewirkt und namentlich Grüninger zu Straßburg zu einer Liebhaberei veranlaßt zu haben, welche, als die Franzosen sie bereits wieder aufgegeben hatten, im Laufe des 16. Jahrh. in Teutschland noch schöne Früchte für die Holzschneidekunst trug. Daß in die Bemühungen der französischen Drucker der frühern Periode nicht mehre Mannigfaltigkeit kam, lag wahrscheinlich in der Concentrirung der Offizinen auf Paris: die Provinzialpressen waren nach literarischem und technischem Gehalt ihrer Leistungen sehr unbedeutend.

In Holland waren es die letzten Regungen einer frühen und eigenthümlichen, aber vom Schicksal unbegünstigt gebliebenen Erfindung, welche hier, wo wir nach der Folge der vorhandenen Jahrzahlen zu gehen haben, ihren Platz finden. Erst 1473 und 1474 kündigt sich die Ketelaersche und Leempt'sche Offizin zu Utrecht laut an, und derselben Stadt gehört zuverlässig noch ein Druck von Wilhelm Hees aus dem J. 1475 an. Mit den Delfter Drucken von 1477 und den Zwoller von 1479 scheint die echte altholländische Typographie zu Grabe gegangen zu seyn. Es war genau im letzteren Jahre, wo der Niederländer Veldener zu Utrecht auftrat, und das Eingeborne verdrängte.

Auch die Niederlande treten zufolge der vorhandenen Daten mit dem J. 1473 thätig auf. Dierek Martens zu Alost verdankte seinen ersten Druckapparat gewiß den Holländern, vervollkommnete ihn aber durch den Beistand des teutschen Johann de Westphalia, mit welchem er sich schon im folgenden Jahre verband. Doch trennte sich Westphalia bereits in demselben Jahre wieder von ihm und errichtete eine eigne Offizin zu Löwen, wie Martens im Jahre 1476 die neue Kunst zuerst nach Antwerpen brachte. Westphal's, Peffroet's und Leeu's Einfluß (beide letztere traten 1477 zuerst auf) behielt die Oberhand, und gab der niederländischen Typographie den Charakter, welcher nachher sich auch der holländischen mittheilte. Besonders ausgezeichnete Leistungen hat sie nicht aufzuweisen.

Zunächst würde Polen in die Schranken treten, wenn die Vermuthung, daß die undatirte expositio super psalterio des Johann de Turrecremata mit der Angabe: Cracis impressa, in das J. 1473 zu setzen sey, eine nähere Bestätigung für sich anführen könnte. Daß der Druck wirklich auf Krakau zu beziehen sey, kann keinem Zweifel unterliegen, da sich eben dort und in der Umgegend die meisten Exemplare dieses in Teutschland fast ganz unsichtbaren Druckes gefunden haben. Daß die Typen vollkommen die von Günther Zainer in Augspurg sind, ist gewiß, ohne daß jedoch nothwendig daraus folgt, auch er selbst sey der Drucker gewesen. Vielleicht, daß ein andrer Drucker von ihm die Typen kaufte, mit denen jenes Werk gedruckt ist, vielleicht auch, daß nach Zainers schon 1478 erfolgtem Tode sein ganzer Druckapparat nach Polen veräußert wurde. In beiden sehr möglichen Fällen ist die Versetzung jenes Drucks in das Jahr 1473 eine sehr willkürliche und unzuverlässige.

In Spanien treten 1475 ein eingeborner, Alfonso Fernandez de Cordova und ein Teutscher, Lambert Palmart oder Pelmart, zu Valencia in Gemeinschaft zuerst auf. Etwas Hervorstechendes leistete jedoch die spanische Typographie nicht, und es war erst den neuesten Zeiten vorbehalten, Zeugnisse eines höheren Strebens in Ibarra's und Sanchez Leistungen zu liefern.

Die Britische Typographie war eine Tochter der Niederländischen, und scheint zunächst aus Colard Mansion's Offizin zu Brügge hervorgegangen zu seyn, wie eine Vergleichung der Typen zeigt. Zwar hatte der Vater der britischen Typographie, William Caxton, der seit 1474 zu Westminster arbeitete, sich auch einige Zeit zu Köln aufgehalten, und Mansion's Offizin wird erst im Jahre 1476 namentlich aufgeführt. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß der letztere schon 1472 oder 1473 thätig war (*Santander* dictionnaire I, 352.), und Kölner oder überhaupt Teutscher Einfluß läßt sich in Caxtons Typen nicht wieder finden. Auch in diesem Lande war es erst der neuesten Zeit vorbehalten, Leistungen hervorzubringen, welche der Kunst näher angehören. Die frühern dortigen typographischen Erzeugnisse sind in dieser Hinsicht ohne allen Gehalt.

Nur mit einzelen und sehr unterbrochenen Leistungen folgten 1476 Böhmen, 1483 Schweden und 1493 Dä-

30*

nemark. Beide letztere Länder scheinen die Typographie aus der Hand der Niederländer erhalten zu haben, wenn man den Charakter ihrer frühesten Drucke betrachtet.

So hatte sich denn im Laufe eines halben Jahrhunderts die Buchdruckerkunst über den cultivirten Theil von Europa verbreitet. Sie war, eine wahre Gabe der Vorsehung, eben da ins Leben getreten, als das Bedürfniß allgemeinerer Mittheilung überall fühlbar wurde. Die Zeit des stillen aus sich selbst Herausbildens des Mittelalters war nun vorüber; es mußte aneinander gehalten werden, was man bisher in abgeschloßner, aber desto selbständigerer Thätigkeit gewonnen hatte. Daß der Funken eines neuen, Fremdes und Eignes und Altes und Neues in sich vereinigenden, Lebens sich entzündete und daß eine Zeit erstand, welche eben so sehr im Hingeben an früheres Gute als im eignen Ringen nach einem unbekannten, aber lebendig geahneten Höhern ihren Charakter hat, — das war wenigstens eine mittelbare Folge einer Erfindung, welche eben darin ihre schönsten Ansprüche auf den hohen Namen der Kunst hat.

Seit dem 16. Jahrh. haben die Nationen um den Vorrang gekämpft, und es kann nicht der Zweck dieses Artikels seyn, alle einzelen Palmen aufzuzählen, welche jede errang. Auch hängt das Urtheil, welches technische Resultat jene Bestrebungen gehabt haben, zu sehr von individuellen Ansichten ab, als daß der Verfasser dieses Artikels es nicht als blos subjectives Geständniß äußern sollte, ihm scheine die Französische Typographie den Preis errungen zu haben: nächst ihr, sofern es auf wahren Geschmack, nicht auf rohe und blendende Pracht ankomt, die Teutsche. Daß darüber hinaus nicht mehr gestrebt werden dürfe, scheint ihm gewiß; aber von oben nach unten hinab ist noch manche Vervollkommenung denkbar. Selbst Frankreich hat noch keine Elzeviers, deren Erzeugnisse es doch mit Recht so sehr bewundert, wieder erzeugt, und ist es billig, eine Kunst, welche so hoch steht, daß sie zunächst wieder in die Wissenschaft hineinreicht, nach dem Gesamtverein ihrer höchsten Zwecke zu beurtheilen; so hat wol die ebengenannte Offizin Verdienste, nach deren allseitiger Erreichung und Erhöhung zu streben eine eben so schöne als edle Aufgabe ist. (*Ebert.*)

BUCHHANDEL (historisch). Schon die frühesten Anfänge dieses Geschäfts bei den Griechen und Römern, über welche nur einzele und unzusammenhängende Nachrichten vorhanden sind, zeugen von einer ziemlich vollständigen mercantilischen Ausbildung. Bei den Römern, wo es meist Freigelaßne waren, welche sich mit demselben befaßten, finden sich Spuren eines eigenthümlichen Verlags (so scheint Tryphon die Xenia und Apophoreta des Martialis, und Quinctus Pollius Valerianus dessen Jugendgedichte gehabt zu haben, vgl. Martial. I, 114. und XIII., 3.), Beweise von Honorarzahlungen und Beispiele von gleichzeitiger Besorgung verschiedener Ausgaben. Nach Lessings scharfsinniger Erklärung (Werke I, 240 ff.) erhellt nämlich aus einem Epigramme des Martialis (I, 3.), daß es von diesem Schriftsteller zwei Ausgaben gab: eine kleine tragbare in Taschenformat, welche bei dem Freigelassenen des Julius Lucensis verkauft wurde, und eine größere für Bibliotheken bestimmte, zu deren Aufbewahrung Schränke gehörten und die bei Atrectus zu haben war. Den Bedarf an Exemplaren lieferten Abschreiber, welche im Solde dieser Buchhändler standen und für ihre Rechnung arbeiteten. Auch in den Kolonien, namentlich zu Lyon (*Plinii epist.* II, 1.), vorzüglich aber zu Alexandrien, wurde dieser Handel lebhaft betrieben.

Im höhern Mittelalter nahm er durch die Entstehung der Klöster und durch die Thätigkeit der Mönche für die Vervielfältigung des Lesebedarfs eine etwas andere Richtung. Da sich die Sammellust meist auf die Klöster beschränkte und diese ihren Bedarf sich selbst verschafften, so war wenig Gelegenheit vorhanden, auf den Kauf zu arbeiten, und das wenige, was in dieser Art geschah, ging wol blos von den Klöstern aus. Erst etwa seit dem 12. Jahrhunderte erwachte, zunächst in Paris, durch das Bedürfniß der Studirenden angeregt, das frühere Geschäft wieder, und es traten daselbst unter dem Namen Stationarii wieder besondere Händler mit Büchern auf. Im 15. Jahrhundert erscheinen ebendergleichen Händler auch in Italien wieder (Ebert zur Handschriftenkunde I, 106 ff.), und das Geschäft erhielt, seitdem sich die Lese- und Samlerlust mehrte, einen weitern Umfang.

Die rechte Begründung aber fand es in der Buchdruckerkunst. Die leichten Mittel der Vervielfältigung, welche die letztere darbot, machten die Bücher recht eigentlich zur Ware und zum Gegenstande eines höhern, vielverzweigten Geschäfts. Anfangs besorgten die Buchdrukker den Vertrieb ihrer Erzeugnisse selbst, wie noch vorhandne Verlagskataloge von Bämler (Allg. liter. Anzeiger 1798. S. 1889.) und Mentelin (*Dibdin* aedes Althorp. II, 131. tour III, 295.) beweisen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts aber standen, zuerst in Italien, besondre Buchhändler auf, welche für ihre Rechnung (ad suam instantiam, a sua instanza) drucken ließen, wie anfangs Lucantonio Giunta zu Venedig, und seit 1508 Johann Rinman zu Augspurg, der sich zuerst den Titel eines Buchführers beilegte. Neben ihnen trieben auch die Buchdrucker noch geraume Zeit lang ein zum Theil sehr ausgebreitetes Handelsgeschäft fort, wie das Beispiel der Manucci zu Venedig, der Etienne's zu Paris und Koburger's zu Nürnberg beweist. Besonders großen Einfluß erhielten in dieser Beziehung die ebengenannten Manucci. Zwar hatten schon Faust und Schöffer Paris besucht (daß letzterer bereits 1485 die frankfurter Messe bezogen habe, ist zur Zeit noch nicht hinreichend bewiesen); aber der Welthandel, den Venedig trieb, hob und unterstützte auch diesen literarischen Warenverkehr. Aldus machte bis in das innerste Teutschland direkte Geschäfte: der nürnberger Drucker und Händler, Koburger, hielt ein reiches Sortimentslager und hatte eine Commandite in Lyon. Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts erscheinen in dieser Hinsicht vorzüglich die italiänischen und französischen Händler thätig. Die frankfurter und (seit der Mitte des Jahrhunderts) auch die leipziger Messen wurden von ihnen besucht, sie hatten Niederlagen in Frankfurt, und Pietro Valgrisi aus Venedig errichtete 1560 auch zu Leipzig eine Filialhandlung. So entstanden besondere Büchermessen und Büchermeßkataloge. Gegen Ende des Jahrhunderts nahm die Thätigkeit der Italiäner wieder ab, dagegen traten die betriebsamen Niederländer und Holländer in die Schranken und übten eine Thätigkeit,

welche sich über ein Jahrhundert erhielt. Den meisten Einfluß scheint in dieser Hinsicht Plantin in Antwerpen gehabt zu haben, welcher bereits die Messen zu Frankfurt bezog und seine Geschäfte bis nach Spanien ausdehnte. Im 17. Jahrhundert herrschte die Thätigkeit der holländischen Buchdrucker und Buchhändler vor. Die Elzeviers, Blaeu's und Jansson's bemächtigten sich des Büchermarkts, selbst bis in die scandinavischen Reiche hinauf, und scheinen dem Geschäfte zuerst die innere technische Einrichtung und Verfassung gegeben zu haben. Um dieselbe Zeit wendete sich aber die Büchermesse von Frankfurt nach Leipzig und hatte sich gegen Ende des Jahrhunderts fast ganz an letztern Ort gezogen. Ob der Grund davon vielleicht in einer Rivalität der teutschen Buchhändler lag, die sich zu Frankfurt von den Ausländern überstimt und beengt fanden, wagen wir nicht zu entscheiden; fast aber wird es wahrscheinlich, wenn man sich der allmäligen Abnahme des ausländischen Verkehrs erinnert, welche sich genau seit dieser Zeit nachweisen läßt. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts löste sich der engere Verein zwischen dem teutschen und ausländischen Buchhandel immer mehr auf, und die Teutschen bildeten ihr Geschäft auf neue eigenthümliche Weise aus, indem sie sich immer mehr blos auf den neuen Verlag beschränkten und den Handel mit alten und seltenen Büchern, welche der ausländische Buchhandel noch bis auf diese Zeit beibehalten hat, allmälig aufgaben. Die Geschichte des neueren Buchhandels und das Technische dieses Zweiges des Handels, s. unter Handel. *(Ebert.)*

BÜRSTENMACHER, Bürstenbinder. Dieser Handwerker macht aus den Borsten der Schweine, aus Pferdehaaren, Ziegenhaaren, Dachshaaren, aus den Schwanzhaaren der Eichhörnchen und ähnlichen Haaren allerlei Arten von Bürsten und Pinseln, z. B. Kleiderbürsten, Schuhbürsten, Pferdebürsten, Kanonenbürsten, Uhrmacherbürsten, Juwelenbürsten, Zahnbürsten, Borstenwische, Haarbesen, Pinsel für Weißbinder, Maurer, Buchbinder u. dgl. Borsten der Schweine verarbeitet er freilich am meisten. Die besten Borsten sind die russischen, polnischen und überhaupt die Borsten von den Schweinen aus rauhen, kalten Gegenden. Solche Borsten sind oft einen Fuß lang. Von den teutschen Schweinen kann der Bürstenmacher in der Regel nur die Kammborsten, d. h. diejenigen vom Rückgrate, gebrauchen.

Die Borsten, welche der Bürstenmacher kauft, sind gewöhnlich in Bündel gebunden, und in diesen Bündeln sind die schlechtern gewöhnlich in der Mitte der äußern und bessern versteckt. Diese schlechtern Borsten nent man Rauhborsten. Der Bürstenmacher schießt die Rauhborsten zwischen den bessern heraus, und sortirt die Borsten überhaupt nach ihrer verschiednen Länge, Dicke und Farbe zu den verschiednen Arten von Bürsten und Pinseln. Die stärksten und längsten nent er Schachtelgut. Die sortirten Borsten kämmt er mit einem stählernen Kamme und diejenigen, welche gefärbt werden sollen, färbt er auf folgende Weise.

Nachdem die Borsten so viel in Alaunwasser gewaschen worden sind, daß sie etwas gelb aussehen, thut man sie in den Kessel, welcher die Farbebrühe enthält. Die rothe Farbebrühe bereitet man gewöhnlich aus gestoßener und in Essig aufgelöster Färberröthe (Krapp). Man bringt diese Auflösung in den mit Wasser gefüllten Kessel. Wenn die Flüssigkeit, worin die Borsten liegen, siedet, so nimt man den Kessel vom Feuer und läßt ihn erkalten. Die Borsten müssen dann roth seyn. Zum Gelbfärben nimt man Safran. Man legt nämlich die Borsten in heißes Safranwasser, nachdem sie vorher in Alaun gesotten und gewaschen worden waren. Zum Blaufärben nimt man eine Brühe von Hollunderbeeren, oder Attichbeeren u. dgl.

Das Bürstenholz, in welches man die Borsten einsetzt, ist gewöhnlich von Buchen. Oft lackirt man sie, und solche lackirte Bürstenhölzer erhält der Bürstenmacher meistens aus Nürnberg, wo sie in großer Menge verfertigt werden. Die unlackirten Hölzer werden auch oft aus Pflaumenbaum gemacht. Diese, sowie die ordinären Bürstenhölzer überhaupt, richtet sich der Bürstenmacher selbst zu. Nachdem er das Holz mit dem Spaltmesser gespalten hat, so behaut und beschneidet er es mit dem Schneidemesser zu der gehörigen Gestalt. Alsdann bohrt er auf der linken Seite so viele Löcher hinein, als die Bürste Borstenbündel enthalten soll. Nur bei der eingezogenen Arbeit werden die Löcher ganz durchbohrt und dann werden die eingesetzten Bündel mit Bindfaden oder Draht befestigt. Bei andern Bürsten ist dies nicht der Fall. Da werden die Bündel in die nicht ganz durchbohrten Löcher blos eingesetzt und eingepicht.

Will der Bürstenmacher die Löcher einbohren, so spannt er das Holz in den Bohrstock, einem Schraubstock, der aus ein paar Latten, einer Schraube und einem Riegel zusammengesetzt ist. Lackirte Hölzer aber spannt er nicht ein, sondern legt sie blos auf die Bank. Er bohrt dann die Löcher mit einem stählernen Löffelbohrer ein, der eine runde, hohle Rinne und vorn eine aufgeworfene Spitze hat. Je dichter die Löcher eingebohrt werden, und je kleiner die Löcher, folglich auch die eingesetzten Borstenbündel sind, desto vorzüglicher ist die Bürste.

Die pinselweise zusammengebundenen Borsten werden nun auf folgende Art eingepicht. Zuerst wird das mit Garn umwundene Wurzelende in heißes Pech getaucht, und dann wird jedes Bündel, ehe das Pech erkaltet, in ein Loch des Bürstenholzes gesteckt. Nach einem Maße der auf einem Haublocke liegenden Bleiplatte kürzt man die langen vor den übrigen Borsten hervorstehenden Haare mit dem Haumesser ab, damit alle einerlei Länge besitzen.

Bei der eingezogenen Arbeit nimt der Bürstenmacher die Borsten von doppelter Länge und biegt sie zur einfachen zusammen. An der Biegung werden sie durch die Löcher des Holzes gesteckt. Bei großen Bürsten durchschlingt der Arbeiter sie, sobald alle Bündel eingesetzt sind, mit dem geglühten Drahte, bei kleinern mit Bindfaden. Bei bessern Bürsten bezieht man zuletzt die Oberfläche mit Leder, Pergament u. dgl., um Draht oder Bindfäden zu bedecken.

Unter Rauharbeit versteht der Bürstenmacher die-

jenigen großen Borsten oder Börstenwische, Haarbesen u. dgl., womit man in Zimmern den Staub abkehrt. Die runden Stiele dazu erhält er von Drechslern oder andern Holzarbeitern. Zu Zahnbürsten und Juwelenbürsten nimt er Ziegenhaare. Auch Kratzbürsten für Gold- und Silberarbeiter, für Kupferstecher, Gürtler u. a. macht gewöhnlich der Bürstenbinder. Solche Kratzbürsten bestehen aus lauter dünnen gebogenen Messingdrähten, welche mittels eines andern um sie herumgewundenen Drahts zu einer runden Bürste vereinigt sind. Nicht mit den Drahtenden, sondern mit den gebogenen Theilen der Drähte wird das Bürsten oder Kratzen verrichtet. (*Poppe.*)

BUONTALENTI (Bernardo), Architekt, Bildhauer und Maler, geb. zu Florenz 1536, gest. 1608. Er war ein Knabe von eilf Jahren, als durch Austreten des Arno ein ganzes Viertel von Florenz einstürzte, wobei seine ganze Familie umkam, und er allein lebend unter den Trümmern hervorgezogen wurde. Der verwaiste Knabe ward vor Kosmus von Medicis gebracht, den der Gegenstand seines Mitleids auch durch Liebenswürdigkeit so gewann, daß er selbst für dessen Erziehung sorgte, und da dessen Anlagen zur Kunst sich immer mehr entwickelten, ihn nach und nach der Leitung Salviati's, Bronzino's und Vasari's übergab; Michel Angelo selbst soll ihn in den Gründen der Bau- und Bildhauerkunst unterwiesen haben. Erst 15 Jahre war er alt, als der Herzog ihn seinem Sohne Franz zum Zeichenmeister und Gesellschafter gab. Durch eine Menge neuer mechanischer Erfindungen wußte er den Prinzen zu erfreuen, und aus dieser Zeit behielt er, von seiner Geschicklichkeit Feuerwerke anzuordnen, den Beinamen **Bernardo dalle Girandole**. Im J. 1563 begleitete er den Prinzen nach Spanien. Dieser, nach der Rückkunft Großherzog geworden, kaufte das Gebiet Pratolino in den Apenninen, und gab B. den Auftrag, dort einen Palast für ihn zu erbauen. Dessen reicher Erfindungsgeist zeigte sich hier in seinem ganzen Umfange, nicht nur durch Erbauung des Palastes selbst, welcher nachmals der Schauplatz für die Liebe von Franz und Bianca Capello wurde, sondern durch die ganze Anlage ringsum; er verwandelte eine Wildniß in die Gärten der Armida. Späterhin ward er mit bedeutenden Arbeiten in Florenz selbst beschäftigt. Sein Werk ist in der Galerie von Florenz die Tribune, wo nur die größten Meisterwerke sich befinden; auch führte er den Corridor aus, der von der Galerie über 600 Schritte lang zum Palast Pitti führt. Nachdem er Oberaufseher über Civil- und Kriegsbaukunst geworden, sind zu Florenz, Pisa und Siena viele Paläste und Landhäuser nach seinen Planen erbaut und mehre Festungswerke angelegt worden. Eine Zeit lang war er als Ingenieur zu Neapel bei dem Herzog von Alba, und während dieser Zeit soll er mancherlei in der Geschützkunst erfunden haben. Reich an Erfindungen war er überall, und seine Kentniß in der Mathematik verbunden mit Geschicklichkeit in der Mechanik setzten ihn in den Stand, viel leisten zu können. Wie er dies bei Festungs-, Brücken- und Deichbauen bewiesen hatte, so bewies er es auch bei den Hoffestlichkeiten aller Art, deren Anordnung ihm übertragen wurde, hauptsächlich bei den theatralischen. Er führte bewegliche Dekorationen ein, und erfand Maschinen zu perspektivischer Stellung. Mit einem eben so reichen als gewandten Geiste verband er einen liebenswürdigen Charakter, der keinen Neid kannte, und jüngere Talente lieber hervorhob als unterdrückte. Sein Haus glich einer Akademie für alle Künste. Zu sparen verstand er nicht, und starb deshalb arm; sein ehemaliger Jugendgefährte bewies sich aber auch da als einen fürstlichen Freund. (*H.*)

BUQUOY (Bucquoi), (**Karl Bonaventura von Longueval**, Graf von), wurde aus der alten freiherrlichen Familie von Longueval in den Niederlanden ums J. 1571 geboren. Sein Vater Maximilian, der durch kriegerische Verdienste zuerst den Grafentitel an sein Haus gebracht hatte, blieb 1581 bei der Belagerung von Dornick. Karl trat in spanische Dienste, stieg bald zum Obersten und 1602 zum General der Artillerie. Er wohnte vor und nach dem J. 1600 den wichtigsten Ereignissen des niederländischen Krieges bei, und war unter andern 1596 bei der Eroberung von Calais, 1600 in der Schacht bei Nieuport, wo er verwundet ward, 1602 und 1603 bei der Belagerung von Ostende u. s. f. Der Erzherzog Albrecht von Östreich machte ihn zum Gouverneur von Hennegau und König Philipp III. von Spanien ertheilte ihm den Orden des goldenen Vliesses. Auch erhielt er 1610 von dem Erzherzoge Albrecht den Auftrag, dem französischen Hofe wegen der Ermordung Heinrichs IV. sein Beileid zu bezeugen. Beim Ausbruch des 30jährigen Krieges trat er in die Dienste des Kaisers Matthias, dem ein erfahrner Feldherr mangelte, doch mit Vorbehalt seiner frühern Anstellung in den Niederlanden. Im Nov. 1618 drang er zum ersten Mal in Böhmen ein, mußte sich aber vor der Übermacht zurückziehen. Im J. 1619 ging er mit 12,000 Mann von Neuem nach Böhmen und lieferte dem Grafen Ernst von Mansfeld am 10. Juni (neuern Styls) bei Tein ein glückliches Treffen. Durch diesen Sieg, an welchem der damalige Kürassieroberst Wallenstein vorzüglichen Antheil hatte, rettete er den Kaiser Ferdinand II., der in seiner Hauptstadt Wien von dem Graf Thurn belagert wurde. Er eroberte hierauf Wittingau, Tein und andere Städte und verstärkte sein Heer bis auf 17,000 Mann, welche einen Theil Böhmens grausam verwüsteten. Bald aber mußte er der Hauptstadt zu Hilfe eilen, welche Thurn in Verein mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, von Neuem hart bedrängte. Durch kluge Vorsicht und Wallensteins kräftige Unterstützung rettete er Wien zum zweiten Male (Oktober 1619). Im folgenden Jahre vereinigte er sich mit der ligistischen Macht unter Herzog Maximilian von Baiern, drang mit ihm in Böhmen ein, eroberte Priseck mit Sturm, worin Niemand verschont wurde, und siegte am 8. November 1620 auf dem weißen Berge vor Prag. Hierauf ging er mit dem kaiserlichen Heer nach Mähren, unterwarf es ohne Mühe und überbrachte dem Kaiser nach Wien 85 eroberte Fahnen. Er hatte darauf den Krieg gegen Gabriel Bethlen in Ungarn zu führen, wo er die Festung Neuhäusel belagerte. Hier wurde er am 10. Juli 1621 bei einem Ausfall der Ungarn von den Seinigen abgeschnitten, und als sein Pferd getödtet war, nach der tapfersten Gegenwehr mit 16

Wunden umgebracht. Der ganz entstellte, von den Ungarn nicht erkannte Leichnam, wurde von den Seinigen nach Wien geführt und mit kriegerischen Ehren in der Minoritenkirche beigesetzt. Er lebte 50 Jahre und war nicht blos ein bewährter Feldherr, sondern auch ein gewandter Hofmann, hatte sich aber in Böhmen hart und grausam gezeigt. Sein Sohn Karl Albrecht wurde gleich dem Vater Gouverneur von Hennegau, spanischer General und Ritter vom goldnen Vließ *). (*Rese.*)

BUQUOY (Bucquoi), (Johann Albert d'Archambaud, Graf von), einer der seltsamsten Männer seiner Zeit, war ungefähr im J. 1651 aus einem vornehmen Geschlecht in Champagne geboren, welches er selbst von den schottischen Königen herleitete. Schon im vierten Jahre verlor er seine Eltern, brachte die Zeit bis zum siebenzehnten Jahre mit Studien und andern jugendlichen Übungen zu und war sodann fünf Jahre lang Soldat. Sein excentrischer Charakter führte ihn von einem Contrast zum andern. Aus einem Freidenker wurde er ein religiöser Schwärmer und Mönch des berüchtigten Klosters de la Trappe, welches er wieder verließ, weil seine Gesundheit durch die Strenge der Ordensregeln zerstört war. Er pilgerte darauf einige Zeit im Bettlergewande umher, und wurde dann Schullehrer zu Rouen, wo er sich den Todten (le Mort) nennen ließ. Hier hatte er wenigstens den Genuß, wieder reden zu dürfen; denn das ewige Stillschweigen im Trappistenkloster stand mit seinem Charakter in allzu grellem Widerspruch. Seine witzigen Einfälle lenkten bald die Aufmerksamkeit auf ihn, und die Jesuiten suchten ihn zum Mitgliede ihres Ordens zu machen, aber vergebens. Er wurde endlich von einem Bekannten entdeckt und nach Paris zurück gebracht. Er wollte nun Theil an einer Expedition nach Irland zum Besten des vertriebenen Königs Jakob nehmen, wurde aber durch eine lebensgefährliche Krankheit davon abgehalten. Nach seiner Genesung suchte er in der Vorstadt St. Antoine eine geistliche Gesellschaft zu errichten, deren Zweck war, die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen. Aber auch dieses Unternehmen gerieth ins Stocken, weil Buquoy unter dem Bemühen, die Einwürfe gegen die Religion zu widerlegen, sich selbst in Zweifeln verstrickte. Eine gute Pfründe, die seine Verwandten ihm verschafft hatten, legte er nieder, weil ihm das Leben der Geistlichen anstößig war, und wurde von Neuem Soldat. Sein angeborner Ehrgeiz war jetzt wieder erwacht, und er war eifrig bedacht, den damals gesunkenen Glanz seiner Familie wieder herzustellen. Indem er sich in dieser Absicht beschäftigte, ein Regiment zu errichten, wurde er, als des Aufruhrs verdächtig, in Burgund gefangen genommen. Als ein Feind aller Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, hatte er sich über die damaligen unerträglichen Bedrückungen des französischen Volks kräftig ausgesprochen; hierin aber mag auch sein ganzes Vergehn bestanden haben. Man verwechselte ihn aber anfänglich mit einem gewissen Abt de la Bourlie, der sich in dem Cevennenkriege als Marquis von Guiscard bekant gemacht hatte und als dieser Irrthum offenbar wurde, wußte der Erzbischof von Sens, mit dem er in einen Familienprozeß verwickelt war, es dahin zu bringen, daß er fortwährend als Gefangener behandelt und wohlbewacht nach dem Fort Eveque in Paris gebracht wurde. Es gelang ihm, daraus zu entkommen, und er hielt sich drei Vierteljahre im Königreich verborgen; als er aber ins Ausland gehen wollte, wurde er zu la Fere angehalten und nach mehren vereitelten Versuchen zu entfliehen, endlich in die Bastille gebracht. Auch aus diesem gefürchteten Kerker befreite sich der Graf am 2. Mai 1709 unter merkwürdigen Umständen, die er in einer eignen (unten anzuführenden) Schrift selber beschrieben hat. Klüger als das erste Mal ging er ohne Aufenthalt durch Bourgogne nach der Schweiz, wo er sich durch den französischen Gesandten, Graf de Luc, vergebens mit seinem Hofe auszusöhnen suchte. Mit sehr weit aussehenden Entwürfen begab er sich darauf nach Holland. Er wollte Frankreich, wo nicht in eine Republik, doch wenigstens in eine beschränkte Monarchie umgewandelt wissen. Man gab ihm Anfangs einiges Gehör; aber bei dem später erfolgten Frieden wurde auf seine Vorschläge nicht weiter geachtet. Unterdeß war er dem berühmten Feldmarschall von Schulenburg bekant geworden, dem seine Kentnisse und lebhafte Unterhaltungsgabe gefielen. Er nahm ihn mit sich an verschiedene teutsche Höfe und brachte ihn endlich 1714 an den Hof von Hannover. König Georg I. von England gewährte ihm Schutz und Unterhalt, und zog ihn oft an seine Tafel, um sich an seinen Einfällen zu belustigen; auch sein Nachfolger Georg II. wollte B. wohl und unterstützte ihn bis an seinen Tod, welcher am 19. Nov. 1740 plötzlich, im fast neunzigjährigen Alter, erfolgte. Er war von mittlerm Wuchs, schlank, wohlgebaut, gewandt und rasch in seinen Bewegungen, hatte starke Züge und einen lebhaften Blick. Er behielt bis an seinen Tod den Gebrauch seiner Geisteskräfte und Sinne, seine Beredsamkeit und Lebendigkeit. Seine Zeit verging unter Denken, vielem Schreiben und vielem Reden, wenn ihn jemand besuchte. Er lebte sehr spärlich und mäßig und befand sich, wiederholte Steinschmerzen abgerechnet, immer gesund. Zuletzt ließ er den Bart wachsen, um einem Einsiedler ähnlich zu sehen. Seine gesammte Verlassenschaft, etwa tausend Thaler an Werth, vermachte er der katholischen Kirche zu Hannover. Buquoy hatte sich äußerlich immer zur römischen Kirche bekant, obwol seine Reden einen Anhänger der bloßen Vernunftreligion verriethen. Gegen Gott bezeigte er tiefe Ehrfurcht. Sein Herz schien redlich und aufrichtig, und er vermochte den Großen der Welt die kühnsten Wahrheiten zu sagen. Er war ein Todfeind aller absoluten Gewalt und würde, hätte er es vermocht, die ganze Welt gegen den König von Frankreich bewaffnet haben. In seinem Betragen war übrigens viel Widersprechendes. Er war zu ernst für einen Weltmann, zu leichtsinnig für einen Philosophen. In die ernsthaftesten Untersuchungen mischte er das Lächerliche ein. Seine Schriften, theils theologischen, theils politischen und moralischen, theils sa-

*) S. die zu Khevenhüller's Annal. Ferdinand. gehörenden Contrefaits. S. 237 fgg. Nicol. Belli Heldenbuch Th. 1. Bl. 419. Theatrum europ. Tom. I. an vielen Orten. Luolfs Schaubühne der Welt. Herchenhahn's Geschichte Walensteins, erster Band. *Imhoff* Notitia Procerum Imp. in Manssa.

tyrischen Inhalts, möchten jetzt schwer aufzutreiben seyn, da sie meistens auf einem oder ein paar Bogen erschienen und nicht gesammelt sind. Uns ist kein vollständiges Verzeichniß derselben bekant; denn Adelung hat in seiner Fortsetzung des Jöcher nur acht davon namhaft gemacht. Eine Zeitlang wurde fast jede in den Zeitungen gemeldete merkwürdige Begebenheit in einigen Bogen von ihm commentirt. Beim Tode des Grafen von Scarborough machte er eine Preisaufgabe, den Selbstmord betreffend, in lateinischen Versen bekant. Er selbst wollte den Preis, der in hundert Thalern bestand, ertheilen; er fand aber alle Beantwortungen ungenügend. Als Schriftsteller folgte er blos den Eingebungen seines Genius, ohne fremdes Vorbild, und war also ein origineller, aber kein regelmäßiger Denker. An Scharfsinn und Gedanken-Reichthum fehlte es ihm weniger, als an einem geordneten und gehaltenen Vortrage. In den satyrischen Schriften sank seine Schreibart zu tief. Wir nennen von seinen Schriften: **Evénemens des plus rares, ou l'histoire du Sr. Abbé Comte de Buquoy, singulièrement son evasion du Fort l'Evêque et de la Bastille, avec plusieurs de ses ouvrages, vers et proses et particulièrement la game des femmes.** 1719. ist auch ins Teutsche übersetzt. **La force de l'esprit ou la belle mort. Recit de ce, qui s'est passé au décès d'Antoine Ulric, Duc de Brunswic.** Lüneburg, 1714. 8. **Lettre sur l'autorité** (die unumschränkte Gewalt) wovon sich ein Auszug in von Loen's kleinen Schriften Bd. 1. S. 232 — 241. findet. **Pensées sur l'existence de Dieu, l'antidote à l'effroi de la mort** und noch mehre ähnliche Schriften *). (*Rese.*)

BURGMAIR (Hans), geb. zu Augsburg 1473, war Freund und Schüler Albrecht Dürers, dessen Manier in der Malerei er auch annahm. Er war ein Mann von vielen Talenten. Seine Gemälde sind nicht von großem Umfang, er verstand aber den kleinen Figuren Sele und Leben und dem Ganzen den Reiz eines freundlichen Colorits zu geben. Sandrart beschreibt viele Gemälde dieses Künstlers, die er in Augsburg auf Holz und Kalk sah und bewunderte. Auch zu Wien und München sind schöne Werke von ihm. An ersterm Orte befindet sich sein und seiner Gattin Bildniß, und eine kleine in zwei Theilen bestehende Altartafel; auf der einen ist die Kreuzigung Christi dargestellt, auf der andern dessen Himmelfahrt. Die Münchener Galerie enthält zwei Figuren in Lebensgröße, Johannes den Evangelisten, und Johannes den Täufer; ferner den heil. Erasmus und den heil. Nicolaus, der den Armen Almosen darreicht, und noch einige Bildnisse. — Daß Burgmair in Kupfer gestochen habe, wird völlig bezweifelt. Der Zweifel trifft aber auch seine Holzschnitte; er verfertigte nur die Zeichnungen auf die Stöcke, wovon die mehresten von Jost Neyker aus Nordlingen in Holz geschnitten wurden, der seinen Namen oft ausschrieb, man findet ihrer aber auch mit dem Monogramm H. B. bezeichnet. Das Jahr von B's Tode ist unbestimt, doch vermuthet man, er sey ums Jahr 1559 gestorben. Eine ausführliche Angabe seiner Werke findet man bei Bartsch T. I. p. 199 bis 242. (*Weise.*)

*) S. außer den oben angeführten Evénemens sqq. von Loen's kleine Schriften Bd. 1. S. 221—246. Geneal. histor. Nachrichten Bd. 2. S. 662. Bd. 8. S. 330. Bd. 9. S. 185. Unparteiische Kirchenhistorie. Dritter Theil. (Jena 1754. 4.) S. 1153 — 1156, aus welcher Adelung's Artikel fast wörtlich entnommen ist, der sich wiederum bei Hirsching und Fuhrmann abgedruckt findet.

BYROM (John), wurde zu Kersal bei Manchester im Jahre 1691 geboren. Sein Vater war ein Leinwandhändler, der in Manchester nicht unbedeutende Geschäfte machte, und seinem Sohne eine gute Erziehung geben ließ. Nachdem John eine Zeit lang die Merchant Taylors' School besucht hatte, bezog er die Universität Cambridge, wo er aber wenig Sinn und Beruf für ernste und anhaltende Studien zeigte. Er machte sich als Dichter zuerst im Jahr 1714 bekant, durch ein Schäfergedicht, welches er im Spectator abdrucken ließ. Einige witzige Briefe von seiner Hand folgten in demselben Blatte bald nach. Ohne Plan und Aussicht auf einen Stand oder eine Beschäftigung, die ihn hätte ernähren können, verließ er die Universität und machte seiner Gesundheit halber eine Reise nach Frankreich, wo er sich in die Lehre des Malebranche und in die Schwärmereien der Bourignon vertiefte, und mit der Idee nach England zurück kam, er sey ein großer Arzt; daher er sich auch den Doktor Byrom nennen ließ. Bald nach seiner Heimkehr heirathete Byrom eine liebenswürdige Verwandte, die ihn zwar glücklich, aber nicht reich machte. Er nährte sich und die Seinigen mehre Jahre lang in London durch Unterricht, den er im Schnellschreiben (short hand) gab, bis der Tod seines ältesten Bruders ihn in den Besitz eines bedeutenden Vermögens setzte. Nunmehr ergab er sich einer behaglichen Trägheit, um sich gleichsam von der gezwungenen Arbeit der Vergangenheit zu erholen. Er starb den 28. Sept. 1763.

Die vollständigste Samlung von Byrom's Gedichten, unter denen eins auf den Enthusiasmus für das bedeutendste gilt, ist erschienen unter dem Titel: **Miscellaneous Poems etc. London 1773. II. 8.** *). (*Wilh. Müller.*)

*) *Campbell's* Specimens etc. Vol. V. p. 366. Biogr. univ.

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Vierzehnter Theil. Zweite Abtheilung.

C — CALZA.

C.

(Was sich unter diesem Buchstaben nicht findet, ist unter K. zu suchen.)

C, 1) als Schriftzeichen und Sprachlaut. C ist dasjenige Schriftzeichen unsers Alphabetes, welches im Fortgange der Zeit die meisten Abänderungen seines Gebrauches erfahren hat, und darum bei verschiedenen Völkern nicht nur, sondern auch bei einerlei Volke und in einerlei Zeitalter sehr verschiedene Laute hat bezeichnen müssen. Die Geschichte gibt darüber befriedigende Auskunft. Es findet sich als besonderes Schriftzeichen nur in denjenigen Schriftarten, deren Alphabet aus dem Lateinischen stamt; von diesem müssen wir daher ausgeben. Das lateinische C hat mit dem römischen Zahlzeichen für Hundert, welches als Doppelzahl von Funfzig aus zwei übereinandergesetzten L durch Abrundung der Ecken hervorging [1]), und mit dem griechischen Σ, welches im römischen Zeitalter eben so geschrieben wurde, nur die Gestalt gemein; seinem Ursprunge nach entspricht es aber, wie seine Stelle im Alphabete anzeigt, dem griechischen Γ, welches auf den Münzen der sizilischen Städte Akragas und Gela eben so abgerundet erscheint [2]). Daß im ältesten Alphabete der Römer C, K, Q, dem griechischen Gamma, Kappa, Koppa, entsprachen, erkent man noch aus den uralten Abkürzungen der Vornamen, in welchen C. so viel als Gajus, CN. so viel als Gnaeus, K. hingegen Kaeso, und Q. Quintus bedeutet. Weil aber die römische Aussprache den Grundlaut G in sehr vielen Fällen zu einem K verhärtete, sowie selbst die Griechen dasjenige Thier, aus dessen morgenländischer Benennung Gamla der Name Gamma entstand, Kameel nannten; so erhielt das C schon früh eine doppelte Aussprache als K und als G, und das Zeichen K kam allmälig ganz außer Gebrauch.

In der ältesten Inschrift, welche wir noch aus dem römischen Alterthume besitzen, auf der sogenannten Columna rostrata vom J. R. 494 ist schon kein K mehr zu finden; das C aber gilt zugleich für G und für K, wie unter andern das Wort Cartaciniensis für Karthaginiensis beweist. Weil jedoch durch die doppelte Geltung des C das richtige Lesen der Wörter sehr erschwert wurde, so war es ganz natürlich, daß der erste Elementarlehrer Roms in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege, wo überhaupt die Römer anfingen, sich wissenschaftlich auszubilden, auf den Einfall kam, den weit seltenern Grundlaut G von dem ungleich häufigern Grundlaute K durch einen beigefügten Strich am untern Ende des C auszuscheiden, woraus das G seinen Ursprung nahm und C blos für K galt. Plutarch [3]) nent jenen ersten Elementarlehrer in Rom Sp. Carvilius, und bezeichnet ihn bald darauf als einen Freigelassenen des bekannten Sp. Carvilius Ruga, von welchem auch Gellius XVII, 21. meldet, daß er im J. R. 519, oder nach einer andern Stelle IV, 3. unter dem Consulate des M. Atilius und P. Valerius im J. R. 527. das erste Beispiel einer Ehescheidung gegeben habe. Es erklärt sich hieraus, warum nicht nur schon im SC. de Bacchanalibus vom J. 586, sondern auch in den früher verfertigten Grabschriften der Scipionen [4]) das G erscheint. Die Inschriften, aus welchen man einen frühern Gebrauch des G beweisen wollte, rühren entweder aus einer spätern Zeit her, wie die älteste Grabschrift der Scipionen, das SC. bei Gruter. p. 499. nr. 12. und die alte Inschrift, aus welcher Quintilian I, 7, 12. das Wort vesperug anführt; oder sie enthielten wirklich ein C, das man nur wie G las, wie es z. B. mit dem Worte pacunt in den zwölf Tafeln [5]) oder mit den Worten tagito und taget in einem Gesetze Numa's [6]) der Fall ist.

Das C behielt auch nach der veränderten Geltung seine alte Stelle im Alphabete; das neu erfundene G nahm aber seinen Platz unmittelbar nach F ein, weil, wie Mar. Victor. p. 2468. zu verstehen gibt, das griechische Digamma als Episemon der Sechszahl in Italien eine ähnliche Gestalt angenommen hatte [7]). Das K behielt gleichfalls seinen alten Platz, ward aber, weil sich sein Gebrauch auf einige Abbreviaturen und Wörter nach

1) M. größere lat. Gr. II. Bd. §. 149. 2) *Spanhem.* de [u]su et praest. num. T. I. p. 99—102.

3) Quaest. rom. sect. 54. ed. H. Bei *Terent. Scaur.* p. 2253. ist Spurius Carrutius nur fehlerhafte Schreibart. 4) M. größere lat. Gr. II. Bd. §. 257 ff. 5) *Quint.* I, 6, 11. vgl. mit *Terent. Scaur.* p. 2253. 6) *Gell.* IV, 3. 7) Böckh's Staatshaush. der Athener. Th. II. S. 385.

uralter Schreibart, w. Kaeso, Merkedonius, Kalendae, kaput, kalumnia, beschränkte, mehr für eine nota als litera gehalten [8]). Als Nota behielt auch C seine ursprüngliche Geltung in den Vornamen Gajus und Gnaeus bis in die spätesten Zeiten bei, die man auch dann, wenn man sie mit einem C schrieb, dennoch mit einem G um so mehr aussprach [9]), weil gn in keinem echtlateinischen Worte vorkömt, und darum auch in griechischen Wörtern, wie Cnidus, Cnossus, Cycnus, Procne, häufig mit gn vertauscht wurde. Jene Vornamen ausgenommen, ward C von den spätern Römern durchaus wie K ausgesprochen: denn wenn man c mit g vertauschte, wie in mehren Zahlwörtern, so schrieb man auch g, so wie auch in den obenangeführten Wörtern k mit c vertauscht wurde, sobald sie nicht als notae galten. Ob aber gleich durch das c die Zeichen k und q ganz überflüssig geworden waren, so behielt man das q doch in denjenigen Fällen bei, wo man das v als Mitlaut von dem eben so geschriebenen Selblaute u ausscheiden wollte, indem man z. B. relicuus viersylbig, reliquus aber dreisylbig aussprach; daher die Regel, daß qu nur wie kw zu lesen sey.

Sowie nun einige der Meinung waren, daß es genug sey, blos q für qu zu schreiben [10]), so kamen andere auf den Gedanken, die Namen der Buchstaben zur Abkürzung des Schreibens zu benutzen, so daß z. B. bne für bene, dcm für decem geschrieben würde [11]). Auf diese Weise fand man in den notis tironianis die Namen ce, ca, cu, sehr bequem, um z. B. blos cra für cera, krus für carus, und qra für cura zu schreiben. Daher mag es wol gekommen seyn, daß schon am Ende der Republik einige die Regel aufstellten, daß man vor einem a nur k, wie q vor u, schreiben müsse. Obwol schon Quintilian I, 7, 10. diese Regel verwarf, und fast alle Grammatiker dessen Beispiele folgten, unter welchen Velius Longus p. 2218 die Bemerkung macht, daß in diesem Falle noch zwei Zeichen erfunden werden müßten, um auch die Namen Cicero und Commodus durch eine eigene Schreibung auszuzeichnen; so findet man doch in vielen Inschriften ein k vor a und ae, und die Münzen, auf welchen ein solches k vorkömt, reichen bis in das Zeitalter des Augustus hinauf [12]). Als Erfinder dieses Gebrauchs oder als Wiedereinführer des k, wird von Isidor Origg. I, 4. der Schullehrer Sallustius angegeben, wofür jedoch Petrus Diaconus p. 1582. Salvius schreibt. Eben daraus aber, weil dieser Gebrauch keinen allgemeinen Eingang fand, und die Grammatiker aller Zeiten einstimmig behaupten, daß c vor allen Vocalen das k ersetze, geht genügend hervor, daß die heutzutage übliche zischende Aussprache des c vor e und i, und selbst vor ae, oe, y und eu, den Römern unbekant blieb. Denn die verschiedene Aussprache des c, k, q, von welcher Marius Victorinus p. 2455 redet, bezieht sich nicht sowol auf eine verschiedene Aussprache der Consonanten, als der darauf folgenden Vocale.

So oft man griechische Wörter mit lateinischen Buchstaben, oder lateinische Wörter mit griechischen Buchstaben schrieb, vertrat c die Stelle des griechischen κ, g dagegen die Stelle des griechischen γ. Man hat zwar aus der häufigen Verwechselung der Sylben ci und ti von einem Selblaute auf einen schon frühen Gebrauch der zischenden Aussprache derselben schließen wollen; allein c wurde überhaupt oft mit t, sowie g mit d verwechselt [13]), indem man nach einer fehlerhaften Aussprache tura für cura, Dalba für Galba, und umgekehrt anclare für antlare, vesperug für vesperud [14]) sprach. Wenn man daher die Namen Accius, Attius, Actius, mit einander verwechselt findet, so beweist dieses eben so wenig eine zischende Aussprache der Sylben ci und ti, als wenn man für Natta auch Nacca und Nacta sagte. In Schneider's ausführlicher Grammatik der lateinischen Sprache [15]) sind die Gründe für die durchgängige Aussprache des lateinischen c wie k umständlich angegeben; und daß man noch in sehr späten Zeiten keine zischende Aussprache des c kannte, erhellet aus einer großen Zahl von teutschen Wörtern, die aus dem Lateinischen hervorgingen, wie Kaiser aus Caesar, Keller für cellarium, Kirsche für cerasum, Kiste für cista, Kicher für cicer, Kerker für carcer. Erst die Mönche der spätern Zeit schufen cella in Zelle, cithara in Zither für Gitarre um: und wenn Schneider wegen der häufigen Verwechselung der Sylben ci und ti auf ältern Denkmälern vermuthet, daß der Zischlaut wenigstens in der gemeinern Sprache längst geherrscht haben möge, bis er sich in den Zeiten des gänzlichen Verfalls Allen mittheilte; so hat er nicht bedacht, daß man in diesem Falle auch wol die Schreibart mit einem z oder ts finden würde.

Der Kirchenvater Hieronymus [16]) bemerkt noch ausdrücklich, daß in der lateinischen Sprache kein Laut gehört werde, welcher dem hebräischen Zade entspreche; und der gothische Bibelübersetzer Ulfila schreibt für das lateinische c noch überall ein k, so wie es auch in spätern lateinischen Urkunden bei Gori S. 477 und 483, welche mit griechischen Buchstaben geschrieben wurden [17]), der Fall ist. In den gothischen Urkunden aus dem Ende des 5. Jahrhunderts [18]) finden wir zwar schon Kawtsjon für Caution geschrieben, aber noch Unkja für Uncia; so daß selbst aus Isidor's Bemerkung (Origg. I, 26, sub fin.) im Anfange des 7. Jahrh., welche Q. Papirius [19]) wiederholt, in dem Worte justitia werde ein z gehört, noch nicht folgt, daß damals auch schon c vor i wie z gesprochen sey; zumal da wir aus Consentius [20]) lernen, daß die Griechen seiner Zeit, sowie noch heutzutage, die T-Laute δ, θ, τ, zu zischeln pflegten, und daher selbst optumus mit einem Zischlaute sprachen.

---

8) *Quint.* I, 4, 9. I, 7, 10. *Diomed.* p. 417. 419. *Priscian.* p. 544. *Vel. Long.* p. 2218. *Terent. Scaur.* p. 2252. *Terent. Maur.* p. 2388. 2400. *Mar. Victor.* p. 2455. *Martian. Cap.* III, p. 57. ed. Grot. *Auson.* de lit. monosyll. v. 20. cet. 9) *Quint.* I, 7, 28. *Terent. Maur.* p. 2402. 2410. *Mar. Victor.* p. 2469. *Diomed.* p. 417 sq. *Serv.* ad *Virg.* G. I, 194. 10) *Vel. Long.* p. 2219. 11) *Terent. Scaur.* p. 2253. 12) Schneider's ausführl. Gram. der lat. Spr. I, 1. S. 296.

13) *Quint.* I, 11, 5. 14) *Quint.* I, 7, 12. 15) 1. Abth. 1. Bd. S. 244 ff. 16) S. m. gr. lat. Gr. II. Bd. §. 182. 17) S. Abhandl. des frankfurt. Gelehrtenvereines für teutsche Sprache. III. St. S. 103 f. 18) S. die oben angeführten Abhandl. III. St. S. 66. 19) S. *Lipsius* de recta pronuntiat. c. 14. 20) de barb. et metaph. c. 13.

Doch da die Römer schon in sehr frühen Zeiten die Sylben ci und ti mit einander zu verwechseln pflegten; so läßt es sich leicht denken, daß die Gothen ihre zischelnde Aussprache des ti, welche sie von den Griechen angenommen haben mochten, auch auf ci u. s. w. übertrugen. So drang die zischelnde Aussprache in die Töchtersprache der romanischen ein, und ging durch die französische Sprache in die englische, wie durch die fränkische und alemannische in die teutsche Sprache, wenn gleich mit mancherlei Modificationen, über. Die Franzosen haben den Z-Laut der Teutschen für c in ein scharfes s oder ss verändert, welches die Engländer etwas gemildert, die Italiäner aber in ein tsch umgeschaffen habe.

Der Übergang der Kehllaute in Zisch- oder Sause-Laute ist übrigens eine Erscheinung, welche man bei den verschiedensten Völkern wahrnimt, und daher, wie Schmidt in seinen Forschungen im Gebiete „der ältern religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens," S. 64. (St. Petersb. 1824. 8.) bemerkt, in dem allgemeinen Genius der Sprachorgane seine Quelle zu haben scheint. Schmidt fand, daß die russischen Kenner der chinesischen Sprache, die ebenfalls bei andern auch sinesische Sprache heißt, in ihren Umschreibungen chinesischer Namen sehr häufig ein Ts, Ds und Ss gebrauchen, wo wir bei andern europäischen Schriftstellern ein Kh, K oder H finden, z. B. Tsianlunn für Kianlung und Bodsinn für Peking. Auf seine Erkundigungen deßhalb wurde er belehrt, daß dieses die Aussprache in Peking und im ganzen nördlichen China sey, dagegen in Mittel- und Südchina statt der Zischlaute die Kehllaute gebraucht werden. In Beziehung auf das Chinesische hat schon Abel-Rémusat in seinen Elémens de la Grammaire Chinoise (Paris. 1822. p. 34.) dieses Umstandes erwähnt, und auch von Morrison soll dieses geschehen seyn; Schmidt entdeckte aber dieselbe Eigenheit auch in der tibetischen und mongolischen Sprache. Es werden nämlich im nördlichen Tibet, sowie bei den Mongolen und Kalmüken, die mit einem angehängten Jada oder J versehenen drei ersten Gutturale des tibetischen Alphabets, Dscha, Tscha und Dsha ausgesprochen, in Süd-Tibet aber Kja, Khja und Gja; daher sprechen die Mongolen den tibetischen Namen des jetzt waltenden Buddha's Schagdschatubba aus, der in Süd-Tibet Schagkiatubba oder gar Ssagkiatubba lautet; und Gjalbo wird von den Mongolen wie Dshalbo ausgesprochen.

Schon früher war es dem Hrn. Schmidt aufgefallen, daß die Burjäten, und vorzüglich die noch ganz uncultivirten Barga Burjäd die Zischlaute sehr häufig mit Gutturalen verwechseln, und z. B. Ssain wie Chain, ädsa wie ächa, aussprechen, wobei er zugleich bemerkte, daß die Aussprache dieser in Kehllaute verwandelten Zischlaute etwas durch die Nase geschieht. Er folgerte daraus, daß dieses die vor Alters bei allen Mongolen übliche Aussprache der Zischlaute gewesen seyn möchte, und fand so, daß in dem Namen Hiongnu oder Chiunnu, in welchem Deguignes den eigentlichen Namen der Hunnen erkannte, die mongolische Benennung des Wolfes (Tschiunno) versteckt liegt, weil einer der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache, der im J. 1821 mit der abgelösten Mission aus Peking zurückgekehrte Archimandrit Jakinth in seiner Geschichte der Mongolen überall Ssionnu oder Ssiunnu für Hiongnu schreibt. Zuverlässig findet man die Verwechselung der Kehl- und Zisch- oder Sauselaute noch in mehren asiatischen Sprachen, wohin nach Schmidt's Vermuthung auch das Ssar (Maiß) der so lange irriger Weise für Türken gehaltenen Chosaren, das Kar der Tibeter und das Gaura des Sanskrit gehört. Im Sanskrit findet sich wirklich jene Eigenheit, indem nach Wilkin's Grammatik S. 10. im westlichen Indien das Scha häufig wie das Kha ausgesprochen und mit demselben verwechselt wird. Daß die Araber das hebräische Gimel, woraus das griechische Gamma und lateinische C hervorging, mit einem Zischlaute aussprechen, ist bekant; es verdiente aber diese Bemerkung hier darum eine besondere Ausführung, weil so die ältern Namen der Geschichte in den neuern Benennungen leichter wieder gefunden werden, und Sprachforscher vom Fache überhaupt fruchtbare Resultate hieraus ziehen können.

Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht folgende Stelle in des Grafen de Volney Berichte an die Académie Celtique über das vergleichende Wörterbuch von Pallas [21]): „Alles vereinigt sich zum Beweise, daß die Römer den Namen Caesar oder *Καῖσαρ* (Ulfila Kaisar) eben so aussprachen, wie die Teutschen und Araber, ungeachtet er bei den Franzosen Sézar, bei den Italiänern, die, weil sie den Boden Roms bewohnen, nicht mehr Römer sind als die übrigen Gothen in Europa, tschézaré lautet. Diese Gothen von verschiedenen Stämmen haben das ké auf die nämliche Weise in tsché verwandelt, wie noch heut zu Tage die Araber in Ägypten den Hund kelb, die Beduinen dagegen tschelb nennen. So heißt guemel das Kameel, welches bei den Syriern und Beduinen djemel lautet; die Stadt Djizah aber Guizeh. Diese Erscheinung ist so natürlich, daß selbst in unserer Brie française, 10 Stunden von Paris, das Volk tschetschun m'a tschestionné statt quelqu'un m'a questionné sagt, und man umgekehrt in der Picardie un kien für un chien spricht. Aber hätte man nur Zweifel über den Werth der Buchstaben bei den Alten, so sollten diese Zweifel sofort aufgehellt werden, und ehe man Wörtersamlungen vergliche, sollte man die Alphabete verglichen haben, das heißt, die Grundlaute der Buchstaben, woraus die Wörter bestehen." Ich habe eben dieses schon am Ende des Artikels Alphabet bemerkt, worauf ich wegen der verschiedenen Aussprache und Schreibeweise des c und der daraus entstandenen Zwitterlaute x und ch oder sch bei den neuern Völkern hier nur zu verweisen brauche. Ich bemerke nur noch, daß Hr. Schmidt versichert, auch bei gebornen Schweden das k am Anfange eines Wortes oder Namens öfter fast als Tsch aussprechen gehört zu haben.

Während die Franzosen die zischende Aussprache auf alle Kehllaute nach verschiedenen Abstufungen übertragen haben, sprechen die Italiäner das ch, welches bei den

21) S. Catharinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachkunde, vom Hrn. Statsrath v. Adelung, St. Petersb. 1815. S. 167.

Römern wie kh gelautet zu haben scheint, und deshalb in seiner Verdoppelung nur cch geschrieben wurde, z. B. Gracchus, noch jetzt wie k aus, sowie auch wir noch Chor für chorus, Charte oder Karte für charta, Christ für Christus sagen, und im Mittelalter die Teutschen noch Churfürst für Kurfürst schrieben. Das sch spricht daher der Italiäner wie sk aus, und eben so der Engländer, obwol er das ch verschieden spricht, je nachdem das Wort seiner eigenen Sprache angehört, oder aus dem Französischen oder aus dem Griechischen stamt. Die Griechen bezeichneten das ch der Römer durch ein eigenes Zeichen χ, welches sich von k nur durch den beigefügten Hauchlaut unterschied, wie wenn Catull in seinem 83sten Gedichte sagt:

Chommoda dicebat, si quando *commoda* vellet
Dicere, et *hinsidias* Arrius *insidias*.

Unser gutturales ch war den Griechen und Römern eben so wenig bekant, als sie das hebräische Cheth in ihrer Schrift wiederzugeben vermochten, mithin lautete auch das griechische σχ und lateinische sch nicht, wie das sch der Westphälinger, noch weniger wie ein hochteutsches sch, welches der Engländer besser durch sh bezeichnet; sondern wie skh, weil sonst weder das hebräische pesach in das griechische pascha, noch das griechische schola in das französische école hätte übergehen können.

Wenn die Teutschen schedula in Zettel umschufen, so ging dieses aus der Schreibart scedula oder scidula hervor, wie Zepter aus sceptrum. Die Römer selbst hätten aber schwerlich schedula für scidula nach dem griechischen σχέδη schreiben können, wenn nicht ch wie kh und sch wie skh gelautet hätte. Der griechische Hauchlaut ch war übrigens den frühern Römern bis auf wenige Wörter, wie pulcher für πόλυχρος oder πολύχροος, unbekant; nahm aber seit Catull's Zeiten immer mehr überhand, so daß man selbst sepulchrum für sepulcrum zu schreiben anfing. Natürlich erstreckte sich dieser Hauchlaut auch auf das c in solchen Fällen, in welchen es erst die Neuern mit einem Zischlaute sprechen; daher das teutsche Volk der Kauchen eben so wol Chauci, Cauci oder Cayci, als Cauchi geschrieben wurde, und das römische Cicer in das teutsche Kicher überging. Bei den Teutschen blieb zuletzt auch oft nur der Hauchlaut stehen, so daß z. B. die Catti oder Chatti zu Hassi oder Hessen wurden, und acernus sich in Ahorn umwandelte. Wo aber bei der Verkürzung eines Wortes das angehauchte c mit einem s zusammentraf, ward ein Zischlaut daraus, wie in Persicum, Pfirsich oder Pfirsche. Eben jenes Anhauchen des c, auch vor e und i, wie in Pech für pice, fast durch das ganze Mittelalter hindurch, ist ein neuer Beweis, wie spät der Teutsche anfing, das c vor e und i als z zu sprechen. Es ist gerade die spätere hochteutsche Mundart, welche sich durch das Anhauchen des k von der niederteutschen ausscheidet, wie in Pferch für Park; aber wer kent hierin nicht die Neuheit der Parze neben der Arche Noä, oder des Karzers neben dem Kerker? Man sieht daher, wie verwerflich Etymologien, wie Harz von Hercynia, oder Vergleichungen, wie Härzer und Cherusci, sind.

Da das teutsche Alphabet aus dem lateinischen stamt, so ist darin auch das c beibehalten, ob es gleich, man mochte es, wie g, oder wie k, oder wie z sprechen, an sich ein überflüssiger, und eben daher verwirrender Buchstabe war. Aber das ch und sch diente zu einer bequemen Bezeichnung zweier den Teutschen eigenthümlichen Grundlaute, und daher entsprang im Mittelalter die Gewohnheit, vermittelst des c gewisse Doppelbuchstaben zu bilden. So schrieb man ck für kk, tz für zz, wovon sich das erste bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat. Das einfache c behielt man nur in Wörtern fremden Ursprunges bei, so lange man sie noch nicht als völlig eingebürgert betrachten zu können glaubte; daher es, wie schon im Artikel Abc geäußert worden, weit schicklicher seyn würde, im Teutschen nur von einem Abé zu reden. Weil es sich hiebei von selbst versteht, daß das c nur in solchen fremden Wörtern eine Stelle findet, die auch in ihrer Stammsprache mit einem c geschrieben werden: so hat man in der neuesten Zeit mit gutem Grunde angefangen, die griechischen Wörter, welche man sonst nach lateinischer Weise mit c zu schreiben pflegte, ihrer griechischen Aussprache und Schreibeweise gemäß mit k zu schreiben, z. B. Kyros für Cyrus, Korkyra für Corcyra. So sehr man aber die Schreibart Thraken und Phöniken billigen mag, so wenig rathsam scheint es zu seyn, auch Thrazier und Phönizier für Thracier und Phönicier zu schreiben, weil einerseits diese Wörter nicht für so eingebürgert gelten können, als Kanzel für cancelli, andererseits die Stammsprache kein z darbietet. In lateinischen Wortformen ein z für c zu schreiben, ist eben so schlimm, als ein f für ph, weil es dadurch unmöglich wird, die alterthümliche Aussprache wieder so hervorzurufen, wie wir die wahre Aussprache des griechischen υ und σχ zum Theil wenigstens hervorgerufen haben.

Der alterthümlichen Aussprache mehr gemäß ist es zwar, für das lateinische c ein k zu schreiben; so lange man aber noch nicht angefangen hat, auch im Lateinischen Kikero zu sprechen, ist es auch im Teutschen so zu schreiben verwehrt; und wollte man nur dann ein k schreiben, wenn die Aussprache es hören läßt, so würde man durch eine solche ungleiche Schreibart die Wörter oft so entstellen, daß man weder ihren Ursprung, noch ihre Verwandtschaft mit andern Wörtern deutlich erkennen könnte. Denn welchem Teutschen würde es sogleich beifallen, in welcher Verbindung die Akcise oder Akcidenz mit der Kasuistik oder Cadence steht? So sonderbar man es daher gefunden hat, ganz griechische Wörter durch die Schreibart mit einem lateinischen c, welches nach verschiedenen Umständen so verschieden gesprochen wird, in der Aussprache zu verunstalten; so verwerflich scheint es, eine solche Verunstaltung der wahren Aussprache durch Vertauschung des lateinischen c mit einem k oder z auf immer zu befestigen. Am allerschlimmsten ist es aber, wenn man eine solche Verunstaltung der Aussprache auf griechische Wörter überträgt, und eine Encyclopädie, die man wegen des lateinischen ä nicht wol in eine Enkyklopädie nach griechischer Weise umschaffen kann, in Enzyklopädie verwandelt, wie den Cyclus in einen Zyklus. Mag man immerhin für Cirkel Zirkel schreiben, so oft nicht der Kreis, sondern das Werkzeug zur Kreiszeichnung verstanden wird, oder Zepter

für Scepter, wie Zettel für scidula, sofern man diese Wörter als eingebürgert betrachten kann; allein Szepter zu schreiben, darf eben so wenig freistehen, als Zizero oder Zirze, in welcher man schwerlich eine Kirke wieder erkent. So sehr es mithin Beifall verdient, wenn man in urteutschen oder eingebürgerten Wörtern das einzele c gänzlich vermeidet, und in ganz griechischen Wortformen dasselbe mit einem k vertauscht; so wenig darf man in fremden Wörtern, die in ihrer Stammsprache mit c geschrieben werden, dasselbe auf eine solche Weise tilgen wollen, daß die Verständlichkeit und echte Aussprache mehr gehindert als befördert wird, und durchaus keine Gleichförmigkeit der Schreibart in verwandten Wörtern zu erhalten ist.

2) Als Note oder Zeichen der Abkürzung in der lateinischen Schrift.

Daß das lateinische C als Zahlzeichen 100 bedeutet, ist bekant; weniger bekant ist es aber, daß es nicht sowol aus dem Anfangsbuchstaben des Wortes Centum, als aus der ursprünglich eckigen, nachher abgerundeten, Verdoppelung des L für 50 entstanden ist, wie X aus der Verdoppelung von V, und cIↃ aus der Verdoppelung von IↃ oder D entstand. Man nannte dieses Zeichen seiner Gestalt wegen lunula, welches die Senatoren der Römer zum Andenken, daß ihrer anfangs 100 gewesen waren oder die Zahl von 100 Mitgliedern bis zum J. R. 686, seit welcher Zeit 200 erfodert wurden, der numerus legitimus für einen senatus frequens war, auf ihren Schuhen aus schwarzem Corduan von Silber oder Elfenbein trugen. Als Buchstaben in seiner ursprünglichen Geltung für G bezeichnete C den Vornamen Gajus, wie Cn. Gnaeus, und weil seit des ältern Tarquinius Zeit [22]) ein Bräutigam der guten Vorbedeutung wegen Cajus hieß, so bezeichnete ein Ↄ die Braut als Gaja. In allen spätern Abkürzungen deutet C den K-laut an wie im Kalender, worin selbst der erste Tag eines Monates die Bezeichnung Kal. späterhin auch mit Cal. vertauschte, die Comitialtage durch ein C bezeichnet wurden, sowie die Königsflucht durch Q. R. C. F. *Quando Rex comitiavit fas.* Auf den Stimmtäfelchen in den Gerichten bedeutete C. *condemno*, und wird daher von Cicero [23]) litera tristis genant; ein Calumniator ward dagegen mit den Buchstaben K. C. (Kalumniae causa) gebrandmarkt, welche jedoch auch einen Kapite censum bezeichneten. In den Notis Tironianis wurde die Präposition *con* durch ein umgekehrtes C bezeichnet; in öffentlichen Inschriften deutete aber C nach Umständen *conjux*, *cohors*, *colonia*, *civis*, *centuria* u. s. w. vorzüglich jedoch *curavit*, z. B. C. F. *curavit fieri* oder F. C. *faciundum curavit*, C. P. *curavit ponendum*, C. R. *curavit reficiundum*, welches in andern Fällen auch *Civis romanus* heißen konnte.

C. V. ist ein *Centumvir*; der Censor wurde zu mehrer Deutlichkeit durch Cen. bezeichnet, sowie der Consul zu Folge der alterthümlichen Aussprache, nach welcher das n vor s nicht gehört wurde, durch Cos., da dann der Plural durch Verdoppelung des letzten Buchstaben angedeutet zu werden pflegte. So bezeichnete man z. B. in Senatsbeschlüssen die Formel: Quod verba fecit consul de ea re, quid fieri placeret, de ea re universi ita censuerunt, durch Q. V. F. *COS.* D. E. R. Q. F. P. D. E. R. V. I. C.; hingegen die Formel: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, durch VID. COSS. N. Q. R. P. D. C. und AA. VV. CC. COSS. hieß: Augustis duobus viris clarissimis consulibus. P. C. heißt Patres conscripti; S. C. Senatus consultum; F. C. auch Fidei commissum. Minder gewöhnliche Bezeichnungen muß ich der eigenen Beobachtung überlassen: nur von den Tribusnamen mögen hier noch die Bezeichnungen *Cl.* für Claudia, *Clu.* oder *Cru.* für Clustumina oder Crustumina, *Coll.* für Collina, *Cor.* für Cornelia, nebst der Bemerkung stehen, daß die Suburana tribus durch *Suc.* für Sucusana bezeichnet zu werden pflegt. Bei Neulateinern bezeichnet C. bald Christus, bald carmen, bald caput, bald codex; aber A. O. C. heißt anno orbis conditi, wie A. V. C. anno urbis conditae, und a. c. anno currente. V. Cl. heißt vir clarissimus, wie V. Cel. vir celeberrimus, aber v. c. verbi causa, wie e. c. exempli causa. *Com.* heißt Comes, *coll.* collega oder collatis; aber *col.* columna, *cf.* conferatur; *cet.* oder *etc.* et cetera, aber *contr.* contra oder contracte, u. s. w. (*Grotefend.*)

C, in den Arzneiformeln allein stehend, bedeutet Calx, Kalk; wenn zwei zusammen stehen: CC. Cornu Cervi, Hirschhorn oder auch soviel, als: Concisa, contusa, zusammengeschnitten und zerstoßen. (*Th. Schreger.*)

C, in der Logik. Man zählt in der Lehre von den Vernunftschlüssen vier Arten derselben, welche man Figuren nent: die erste darunter ist die gesetzmäßige Norm, nach welcher man die Richtigkeit der übrigen vermittelst der Umkehrung einer oder beider Prämissen beurtheilt. In dieser ersten Figur sind nun wieder vier Fälle möglich, welche man durch gewisse dreisylbige Wörter bezeichnet, deren Anfangsconsonanten B, C, D, F die vier verschiedenen Fälle charakterisiren, so daß C den zweiten Fall bezeichnet, wofür man das Wort Celarent gewählt hat, um durch dessen Selblaute anzudeuten, daß der Obersatz allgemein verneinend, der Untersatz allgemein bejahend ist, mithin der Schlußsatz wieder allgemein verneinend sey. Für die übrigen Schlußfiguren hat man ebenfalls dergleichen Wörter eingeführt, deren Anfangsconsonant anzeigt, auf welchen Fall der ersten Figur der Schluß sich zurückführen läßt: mithin läßt sich jeder Schluß, dessen Benennung mit einem C anfängt, wie *Cesare*, *Camestres*, *Calames*, auf Celarent zurückführen. Um nun aber zu wissen, auf welche Weise die Reduction bewerkstelligt werde, hat man für die verschiedenen Veränderungsarten wieder die Consonanten S, P, M, C, gewählt, um sie ans Ende der Sylben zu stellen, und ihre Bedeutung nach folgenden Versen festgesetzt:

S vult simpliciter verti, *P* vero per acc(i)dens.
M vult transponi, *C* per impossibile duci.

M deutet also eine Metathesis oder Versetzung der Prämissen an, C hingegen, daß man anstatt derjenigen Prämisse, welche die Sylbe, in der C vorkömt, bezeichnet, das Gegentheil oder Contradictorium des Schluß-

22) Festus s. v. *Gaja*, *Plin.* H. N. VIII, 48. *Cic.* pro Mur. 12. 23) pro Milon. 6.

satzes nehmen, und daß statt des Schlußsatzes das Gegentheil derjenigen Prämisse, welche die Sylbe, in der C vorkömt, bezeichnet, gesetzt werden muß. Beispiele dieser Verfahrungsart geben die Artikel Barocco und Bocardo. (*Grotefend.*)

C, in der Musik ist der Name der ersten Stufe der sogenannten natürlichen Töne. Über die Art und Weise, wie gerade dieser Buchstabe der Name des ersten Tones unseres Notensystems geworden, vergleiche man den Art. B. Auf gleiche Weise wird die Tonart und Tonleiter C-dur als Normal-Durtonart und Normal-Tonleiter betrachtet, die übrigen sogenannten transponirten Tonleitern aber gleichsam nur als Nachbildungen von C-dur in anderen Tonhöhen (vgl. meine Theorie der Tonsetzkunst, 2r Bd. §. 132.). Die Tonart C-dur hat übrigens keine Vorzeichnung von ♯ oder b; c-moll pflegt mit drei b geschrieben zu werden (s. Tonart und Vorzeichnung). Das durch ein ♯ chromatisch erhöhte C heißt Cis, das durch ein b erniederte Ces,– das doppelt erhöhete oder doppelt erniederte aber Cisis, oder Ceses.

Das Schriftzeichen C gilt übrigens in unserer heutigen Notenschrift bekantlich auch als Zeichen des Viervierteltaktes, früherhin auch als Zeichen des Vierzweiteltaktes,— ein durchstrichenes C aber sonst als Zeichen des $\frac{4}{2}$ Taktes, jetzt gewöhnlicher des $\frac{2}{2}$-Taktes.

Als Abbreviatur bedeutet ein in der Musikschrift vorkommendes C bald das Wort Col, z. B. C. B. d. h. col basso, C.1mo, col primo, u. dgl. — bald auch das Wort Canto (d. i. Soprano,— zuweilen auch wol Gesang überhaupt), z. B. C.1. canto primo, u. dgl.— Zuweilen bedeutet die Abbreviatur C. B. auch Contrabasso.

Vom sogenannten C-Schlüssel (eigentlich c̄-Schlüssel), s. Schlüssel, oder vgl. m. Theorie d. Tonsetzk. §. XXIII. (*Gottfr. Weber.*)

CABACEIRO, eine Halbinsel der Ostküste von Afrika, gerade dem Eilande gegenüber, worauf Mosambique liegt. Sie hält 2½ Meile in der Länge, ½ in der Breite, hängt durch einen schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammen, und liefert Vieh und Victualien nach Mosambique. (*Hassel.*)

Cabaco, s. Guatimala.

CABALE oder eigentlich, nach der ursprünglichen englischen Schreibart, CABAL bezeichnet in der Geschichte Großbritanniens das ehrlose Ministerium Karls II. und ist aus den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder, nämlich: Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale zusammengesetzt. Lord Clifford war ein offener, Graf Arlington ein verkappter Papist, Buckingham als lüderlich und als Atheist verschrien; Ashley (=Shaftesbury), ein Mann von anerkanntem Genie, war ein Deist, und nach den Umständen veränderlich; Lauderdale, ein gelehrter Mann, war aus einem Republikaner ein Werkzeug der Privilegirten geworden, und nur angeblich ein Presbyterianer. Durch die Rathschläge und die Mitwirkung dieser Männer wurde der König und der Herzog von York in ihren Planen zur Einführung des Papstthums und der willkürlichen Gewalt unterstützt; mit Frankreich wurde ein geheimer Vertrag geschlossen und den Holländern der Krieg erklärt, um zur Unterstützung jener Plane eine stehende Armee zu erhalten. Endlich trat 1674 das Parlement dazwischen. Unterdessen war Clifford gestorben, Shaftesbury hatte sich mit der Gegenpartei ausgesöhnt, Buckingham war geneigt, seinem Beispiele zu folgen; Lauderdale aber und Arlington sahen sich den Wirkungen der National-Rache preisgegeben. Gegen den letzten wurde die Anklage beschlossen, der Beschluß jedoch nicht vollzogen; der erste fiel täglich mehr in der Gunst des Königs, und wurde dem Volke verächtlich. So endigte die Macht eines Vereins, der den Plan entworfen zu haben schien, die britische Konstitution zu stürzen und England zum Katholicismus zurückzuführen †). (*H.*)

CABALETTA, oft auch Cabbaletta, vielleicht besser Cavaletta genant, bedeutet, in der modischen Tonkunstsprache der Italiäner, einen in einem größeren Tonstücke, vorzüglich in einer Arie, vorkommenden anmuthigen, recht eigentlich cantabeln und dem Gehöre schmeichelnden Zwischensatz. Nicht selten hört ein italiänisches Publikum in oder außer Italien eine ganze Arie nur um sich durch die Cavalette ergötzen zu lassen. (*Gttfr. Weber.*)

CABALLERIA ist eine Pflanzen-Gattung, welche Ruiz und Pavon einem übrigens unbekannten Aufseher des bot. Gartens in Madrid, Joh. Caballero zu Ehren nannten. R. Brown's Untersuchungen haben ergeben, daß diese Gattung mit Myrsine vereinigt werden kann. Daher habe ich sie in meinem System (I. 664.) unter dieser Gattung aufgeführt. (*Sprengel.*)

Cabalunga, s. Samar.

CABANES (les), 1) Marktfl. in dem Bez. Foix des franz. Dep. Arriège nahe an der Arriège mit 1569 Einw., in dessen Umgebungen 3 Silber- und 3 Eisengruben im Bau stehen, auch eine Kristalgrube sich befindet; 2) Marktfl. am Cerou in dem Bez. Gaillac des franz. Dep. Tarn, hat 360 Einw. (*Hassel.*)

CABANIS (Pierre Jean George), Mitglied des franz. Instituts der Wissenschaften und Künste, als selbstdenkender Arzt rühmlich bekant. Sein Großvater und Vater waren geachtete Rechtsgelehrte, und der letztere, Jean Baptiste (geb. 1723, gest. 1786) erwarb sich ein besonderes Verdienst um verschiedene Zweige der Landwirthschaft, des Gartenbaues, die Einführung neuer Fruchtarten, der Kartoffeln, spanischen Schafzucht und besonders um das Pfropfen der Bäume, durch seine zu Bordeaux gekrönte Preisschrift: Essai sur la greffe. Bord. 1764. Par. 1781. 1803. 12. *). Sein Sohn, geb. zu Conac 1757, studirte zu Paris, begleitete schon 1773 einen polnischen Magnaten als Secretär nach Warschau, kam 1775 nach Paris zurück, und widmete nun 6 Jahre einem umfassenden Studium der medizinischen Wissenschaften. Er übte darauf die Kunst zu Auteuil unfern Paris und lebte in freundschaftlichem Verkehr mit Turgot, Diderot, d'Alembert, Condillac, Thomas, Franklin u. A. Überzeugt von der Nothwendigkeit einer politischen

†) Nach Rees Encycl. V.

*) Bei dieser Ausgabe findet sich auch eine Notice hist. sur la vie de l'auteur. Vgl. Beckmanns ökon. phys. Bibl. 12. Bd. 607. Biogr. univ. T. VI.

Radikalkur, trat er den Grundsätzen der Revolution bei, und war der Vertraute Mirabeau's, der in seinen Armen starb, und dessen Krankheit er beschrieb, und Condorcets; zog sich aber zurück, als der Terrorismus zu wüthen anfing. Nach Robespierre's Sturze wurde er in kurzen Zeitfristen Professor der Gesundheitslehre, dann der Klinik, Mitglied des Nationalinstituts, Kommandant der Ehrenlegion, und erhielt eine Stelle im Rath der Fünfhundert und im Erhaltungs-Senat. In jedem Verhältnisse bewährte er den Charakter eines edeln, menschenfreundlichen, parteilosen Mannes, daher ihm, als er den 5. Mai 1808 unfern Meulan starb, die allgemeine Achtung ins Grab folgte. Viel Selbstgedachtes und Anwendbares enthalten seine literarischen, philosophischen und politischen Abhandlungen in französischen Journalen, z. B. im **Magas. encyclopédique**, und im **Moniteur**; vornehmlich aber sein scharfsinniges, an neuen Ansichten reiches Werk: **Rapports du physique et du moral de l'homme**, zuerst unvollständig abgedruckt in **Recueil de l'inst. nat., classe de sciences mor. et polit.**, dann **verm. Par. 1802. Vol. II. 8. revue, corr. et augm. ib. 1805. Vol. II. 8.** teutsch v. L. H. Jakob. Halle, 1804. 2. Th. 8. Früher schrieb er: **Observations sur les hôpitaux. 1789. 8.** wieder abgedruckt in seiner Schrift: **Du dégré de certitude de la médecine. Par. 1797; 1802. 8.** teutsch von A. F. Ayrer, Gött. 1799. 4. **Coup d'oeil sur les révolutions et la réforme de la médecine. Par. 1804. 8. Observations sur les affections catarrhales. Ib. 1807. 8.** u. e. a. Übersetzungen von Göthe's Stella, von Meißner ꝛc. enthalten seine **Mélanges de literature allemande. Paris. 1797. 8.** **). (*Baur.*)

CABARRAS, Grafschaft im nordamerik. State Nord-Carolina, 1820 mit 7248 Einwohnern, worunter sich 1616 Sklaven befanden; der Hauptort heißt Concord. (*Hassel.*)

CABARRUS (**François**, Graf), dieser bekannte Financier wurde 1752 zu Bayonne geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihn für die Handlung bestimt; und sendete ihn in dieser Absicht, nach Vollendung seiner Schulstudien ins Oratorium zu Toulouse, zu einem Handelsfreunde in Saragossa. Hier ging er eine geheime Ehe mit dessen Tochter ein, und wurde dann von seinem Schwiegervater als Aufseher über eine Seifenfabrik in der Nähe von Madrid angestellt. Dies gab ihm Gelegenheit, oft in der Hauptstadt zu seyn, und mit Gelehrten und Statsmännern in Verhältnisse zu treten, denen er sich durch seine Finanzkentnisse zu empfehlen wußte. Spanien, damals durch den Krieg gegen England in Schulden gestürzt, bedurfte Mittel zur Wiederherstellung seines Kredits. Cabarrus schlug ein Interessen tragendes Papiergeld vor, und dies machte Glück. Bald darauf im J. 1782 entwarf er den Plan zu einer Bank (St. Carlos), die alle Anweisungen des Schatzes für die verschiedenen Zweige der Verwaltung zu zahlen hatte, und wurde zu deren Direktor ernant. Auch veranlaßte er im J. 1785 die Handlungsgesellschaft der Philippinischen Inseln, und wurde Finanzrath. Nach dem Tode Karls III. aber wurde er, bei gänzlicher Veränderung des Ministeriums, 1790 gefangen gesetzt, und nicht eher als 1792 gerichtet und losgesprochen, zugleich auch in den Grafenstand erhoben, und auf andere Art entschädigt. Bei dem Friedenscongresse zu Rastadt trat er als bevollmächtigter Minister des Königs von Spanien auf, ohne Widerspruch von Seiten des französischen Direktoriums; dagegen aber wurde er nicht als Gesandter in Frankreich selbst angenommen, unter dem Vorwande, daß er ein geborner Franzose sey, in der That aber, weil das Direktorium ihn als einen Anhänger einer feindseligen Partei (der Faction Clichy) kannte. Jetzt wurde er vom Friedensfürsten, der seinen Einfluß fürchtete, in Geschäften nach Holland gesendet. Hier blieb er bis zur Abdankung Karls IV.; Ferdinand VII. ernannte ihn von neuem zum Finanzminister und ließ sich von ihm nach Bayonne begleiten. König Joseph bestätigte ihn in dem Ministerium und in der Direktion der St. Carlosbank. In dieser Lage starb er am 27. April 1810. Als Schriftsteller hat er sich, außer einigen aus dem Gefängnisse an den Friedensfürsten erlassenen Briefen, durch ein Auflage-System für Spanien, und durch Lobschriften auf den König Karl III. und den Finanzminister Musquez bekant gemacht. — Seine Tochter ist die durch Schönheit und Talente ausgezeichnete Frau, die in der Schreckenszeit den Deputirten Tallien, nach dem Sturze Robespierre's, heirathete, sich aber wieder von ihm trennte, und einen zweiten Gatten, den Grafen Caraman, überlebte *). (*H.*)

CABELL, eine Grafschaft im nordamerik. State Virginia und zwar in dessen Westtheile, 1820 mit 4798 Einw. und dem Hauptorte Guyandot. (*Hassel.*)

CABENDA, (**Cabende, Cabinde, Gabinde**), Stadt in dem Reiche Kongo auf der Westküste von Afrika. Sie liegt S. Br. 5° 40′ L. 30° 1′ an einer kleinen Bucht unter einem hohen Berge, der bis an die Spitze mit Walde bedeckt ist; sie besitzt eine sichere und gute Rhede, und ist einer der vornehmsten Sklavenmärkte auf der ganzen Küste. Die Portugiesen haben öfters versucht, sich des Alleinhandels zu bemächtigen; dieser steht aber allen Nationen offen, doch sind sie mehrern Plackereien als zu Malembo ausgesetzt (nach Degrandpré). (*Hassel.*)

CABES, Stadt in dem State Tunis der Berberei. Sie liegt Br. 33° 53′ 55″ L. 27° 38′ am Gabs, der 1½ Meilen von ihr im S. entspringt und schnell zu einem bedeutenden Flusse anwächst, hat 1 Schloß und 30,000 Einw., die einen bedeutenden Zwischenhandel zwischen Kairwan und Tunis unterhalten. Sie ziehen viele Alhenna, und die Gegend ist so bevölkert, daß der Scheikh dieser Stadt wol 20,000 Reiter aufbringen kann. Die hiesigen Pferde sind von ausgezeichneter Schönheit und Güte. (*Hassel.*)

Cabessa, s. **Camphora**.

CABEZA, Cabezzo, eine Landschaft auf der Südwestküste von Afrika im Königreiche Benguela längs der Coanza, da wo dieser Fluß den Isole empfängt. Sie hat viele Sümpfe und ist nicht gesund, aber reich an

**) Notice hist. et lit. sur Cabanis, lue à l'athénée de Par. Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. (von Ginguene).

*) S. Biogr. univ. T. VI. B. d. Contemp. T. IV.

Eichen. Der gleichn. Hauptort liegt da, wo beide Flüsse zusammenstoßen. *(Hassel.)*

CABEZA DE VACA (Alvar Nuñez), Oberhaupt (Adelantado), und Gouverneur v. Paraguay, im J. 1539 vom spanischen Hofe mit der weitern Erforschung des Landes und des la Plata Stromes beauftragt, segelte am 9. Nov. 1540 mit 4 Schiffen und ungefähr 500 Soldaten von S. Lucar ab, ankerte nach und nach zu Cananca, das er in Besitz nahm, und zu S. Catalina, von wo aus verschiedene Streifereien zur nähern Kentniß des Landes unternommen wurden; nach dem Verluste zweier Schiffe aber entschloß er sich, Paraguay zu Lande zu erforschen. Im Nov. 1541 durchstreifte er öde Bergketten, und traf nach 19 Tagen auf Ebenen mit Guaranis-Indianern ein, nahm Besitz vom Lande im Namen des Königs von Spanien, und nannte es, nach seinem Vater und Großvater, der 1483 die canarischen Inseln von neuem entdeckt hatte, die Provinz Vera. Hierauf setzte er seinen Marsch fort, und zog am 11. März 1542 in Assuncion ein, wo er sich, trotz des lebhaften Widerstandes der spanischen Kolonisten, der Regirung bemächtigte. Entschlossen, persönlich einen Weg nach Peru zu suchen, brach er von neuem auf, kehrte aber bald nach Ass. zurück. Hier fand er alles in Gährung gegen sich; seine Truppen, der Tyrannei des Anführers überdrüßig, vereinigten sich mit den Misvergnügten und ernannten am 20. April 1544 einen andern Gouverneur. Cabeza wurde, in Gesellschaft seines Secretärs Pedro Fernandez, gefesselt nach Spanien eingeschifft und von dem Rathe von Indien zur Deportation nach Afrika verurtheilt. Während ihres Prozesses ließen die Gefangenen zu ihrer Rechtfertigung das erste Werk über Paraguay und den la Plata in zwei Theilen drucken; (der erste: Naufragios de Alvar Nuñez Cabeza de Vaca rührt von Cabeza selbst her, der zweite: Commentarios de Alvar Nuñez Adelantado y Gobernador de la provincia del Rio de la Plata, von dem Secretär). Es wurde zu Valladolid 1555. 4. gedruckt, und findet sich auch in *Barca's* historiadores primitivos de las Indias occid. (Madrid. 1749.)*). *(H.)*

CABEZO DE BUEY, Villa in der spanischen Provinz Estremadura, Partido de Serena, mit 5300 Einw. und starker Tuchweberei, die wenigstens früher 1606 Arbeiter beschäftigte. — Cabezo de Maria, eine 5882 pariser Fuß hohe Bergspitze der dem iberischen Gebirg angehörenden Sierra de Alcaraz. *(Stein.)*

Cabezzo, s. Cabeza.

Cabo verde, s. Vorgebirge, grünes.

CABOMBA, nannte Aubert eine Wasserpflanze in Gujana, welche, des barbarischen Namens beraubt, unter dem bessern Nectris von Schreber aufgestellt und in meinem System (2. 135.) aufgeführt ist. *(Sprengel.)*

*) S. Biogr. univ. T. VI. In der hier erwähnten Samlung Barca's findet sich auch Schmiedel's, eines Teutschen, Reise in jenen Gegenden, (1534 — 52.) historia y descubriemento de el Rio de la Plata y Paraguay, die auch zu Nürnberg 1554. lateinisch erschien; vgl. Sprengel's Gesch. d. geogr. Entdeckungen 2. A. S. 42. 47.

CABOT (Sebastiano). Dieser berühmte Seefahrer *) war der Sohn eines in der Schifffahrtskunde ausgezeichneten Venetianers, Giovanni C., der sich oft in England aufhielt. Er wurde zu Bristol um d. J. 1477 geboren, und von seinem Vater in der Schifffahrtskunde unterrichtet. Auf seiner ersten wichtigern Reise begleitete er seinen Vater zur Entdeckung unbekannter Länder, besonders einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien. Aufgemuntert durch die Entdeckungen von Columbus, der 1493 von seiner ersten Reise zurückkehrte, wirkte sich Giov. C. bei dem Könige Heinrich VII. von England 1495 einen Freibrief aus, der ihn und seine drei Söhne bevollmächtigte, unbekannte Länder zu entdecken, zu erobern und zu colonisiren, unter der Bedingung, dem Könige den 5ten Theil des reinen Ertrages abzugeben und nach dem Hafen von Bristol zurückzukehren. Im folgenden Jahre wurde nun zu dieser Expedition auf königliche Kosten ein Schiff zu Bristol ausgerüstet, wozu die Kaufleute der Städte Bristol und London drei bis vier kleinere Transportschiffe gaben. Mit dieser Flotte segelte Giov. C. und sein Sohn Sebastian (von den beiden übrigen Söhnen findet man nichts weiter erwähnt) im Frühjahre 1497 ab, und entdeckte bereits am 24. Jun. die damals nach dem Hauptprodukte der dasigen Gewässer, dem Kabliau, Baccalaos benannte, jetzt unter dem Namen Newfoundland bekannte Insel; den südwestlichen Theil derselben, den die Seefahrer für eine besondere Insel hielten, nannten sie nach dem Tage der Entdeckung die St. Johannisinsel. Hier fanden sie Einw. mit Fellen bekleidet, mit Bogen, Pfeilen, Piken, Wurfspießen, hölzernen Keulen und Schleudern. Drei Eingeborne wurden nach England gebracht, wo die Seefahrer, nachdem sie noch die Küsten von Florida besucht hatten, als die ersten Entdecker festen Landes sehr wohl empfangen wurden. — Von hier an tritt eine Lücke von 20 Jahren in der Geschichte der beiden Seefahrer ein; doch ist es wahrscheinlich, daß der Vater in England starb, der Sohn aber noch unter der Regirung Heinrichs VII. einige andere Entdeckungsreisen (ohne seinen Vater) machte; wie man dann wissen will, daß er auf einer Reise bis zu 67¼° N. vordrang, und nur durch Meuterei des Schiffsvolks an den weitern Fortschritten gehindert wurde. Erst im 8. Jahre der Regirung Heinrichs VIII. finden wir Seb. C. mit neuen Entdeckungsreisen beschäftigt. Er war damals mit dem Viceadmiral Pert in genauere Verhältnisse getreten, und erhielt ein tüchtiges Schiff zur Verfolgung seiner Entdeckungen. Es scheint

*) Mehre neue Biographen, wie u. a. de Rossel in der Biogr. univ. T. VI. haben die Nachrichten von Hackluit, Ramusio, Peter Martyr u. a. über diesen Seefahrer und dessen Vater ungenügend und so widersprechend gefunden, daß sie, ohne Rücksicht auf anderweitige Nachrichten, viele seiner Entdeckungen als unsicher darstellen, andere ganz unerwähnt lassen, auch mehre Lebensumstände übergehen. Indessen gab früher schon die Biographia brit. (Ed. II. V. 3. 1784.) mit Benutzung von Campbell, Lediard u. a. m. und nach derselben später die englische Encyclopädie von Rees verhältnißmäßig vollständige, wenn auch zum Theil durch Vermuthungen ergänzte, und mit den übrigen bekannten Lebensumständen zusammenhängende Nachrichten, so daß wir kein Bedenken trugen, hier aus den englischen Quellen zu schöpfen. *(H.)*

damals seine Absicht gewesen zu seyn, im Süden nach Ostindien zu gelangen, und er segelte deshalb zuerst nach Brasilien; da aber dieser Entwurf (nach Hackluyt) an der Furchtsamkeit seines Genossen, des eben gedachten Viceadmirals Pert, scheiterte, richtete er seinen Lauf nach den Inseln Hispaniola und Porto rico, von welchen er, nachdem er dort einige Zeit Handel getrieben hatte, nach England zurückkehrte. Auf diese Art in seinen Planen getäuscht, begab er sich nach Spanien, wo er zum Oberlootsen ernant wurde, mit dem Auftrage, die damals so zahlreichen und wichtigen Vorschläge zu Entdeckungsreisen zu prüfen. Im J. 1524 traten mehre reiche Kaufleute mit ihm in Unterhandlung wegen einer auf ihre Kosten zu unternehmenden Reise nach den Molukken durch die Magelhansche Straße. Dem deshalb geschlossenen Vertrage zufolge segelte er im April 1525 mit 4 Schiffen aus Cadix ab, zuerst nach den canarischen, dann nach den capverdischen Inseln, u. s. w. An der Küste Brasiliens zeigte er sich nicht sehr dankbar für die Versorgung mit Lebensmitteln durch die Wegführung von vier Söhnen der vornehmsten Einwohner der Insel, und auf seiner Fahrt auf dem la Plata ziemlich despotisch durch die Aussetzung seines Viceadmirals und zweier Offizirre, die sein Benehmen getadelt hatten, auf eine wüste Insel. Durch eine Meuterei seines Schiffsvolks und Mangel an Lebensmitteln an der weitern Fahrt nach den Molukken gehindert, segelte er 30 Meilen den la Plata hinauf, fand ¼ Meile vom festen Lande gegen Brasilien hin, eine Insel, die den Namen St. Gabriel erhielt, und 3 Meilen weiter hin in einem tiefen Flusse, den er St. Salvador nannte, einen Hafen, wo er seine Schiffe ausladen ließ. Hier baute er ein Fort, 30 Meilen höher hinauf aber, an dem Flusse Zarcarana, wo er einsichtige und freundliche Einwohner fand, ein anderes, das von ihm Santi Spiritus, von seinen Nachfolgern aber Cabot's Fort genant wurde. Nachher entdeckte er die Ufer des Flusses Parana mit mehrern Inseln und Flüssen, und kam endlich an das Ufer des Paraguay, wo er ein ackerbauendes Volk fand, das erste, das ihm bisher in diesen Gegenden vorgekommen war. In einem Kampfe mit demselben erschlug er mehre Leute, verlor aber selbst 25 Todte und 3 Gefangene. Während des Winters traf er mit James Garcia zusammen, der von Galizien aus auf Entdeckungen gesendet war; beide kehrten zusammen nach dem Fort Santi Spiritus zurück, und sendeten von hier aus Abgeordnete nach Spanien. Die beiden Abgeordneten Cabot's erstatteten einen sehr vortheilhaften Bericht über die von ihm unterworfenen, an Gold, Silber und andern köstlichen Produkten reichen Länder am la Plata und von dem Benehmen ihres Anführers, und baten zugleich um Lebens- und Kriegsbedürfnisse, um Seeleute und Soldaten, so wie um Handelsartikel. Die Kaufleute jedoch, die Cabot's Expedition ausgerüstet hatten, wollten sich dazu nicht verstehen und übertrugen ihre Rechte dem Könige. Dieser aber verzögerte die nöthigen Anstalten so lange, daß Cabot, der auf seine Unternehmung schon 5 Jahre verwendet hatte, des längern Wartens überdrüßig, sich zur Rückkehr entschloß. Diesemnach schiffte er seine Mannschaft mit den nöthigsten Bedürfnissen auf dem größten Schiffe, mit Zurücklassung der übrigen, ein, und kam im Frühling 1531 am spanischen Hofe an. Hier fand er aber, angeklagt, die spanischen Meuterer zu hart behandelt zu haben und nicht nach den Molukken vorgedrungen zu seyn, keine günstige Aufnahme. Indessen blieb er doch noch einige Jahre in spanischen Diensten, und erst gegen das Ende der Regirung Heinrichs VIII. kam er nach England zurück, und ließ sich zu Bristol nieder. Unter Eduard VI., der Geschmack an seiner Unterhaltung fand, erhielt er (1549) eine jährliche Pension von 166 Pf. St. 13 sh. 4 d. als Großlootse des Reiches **), und wurde über alle Handelsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Auch leitete er, als Vorsteher des kaufmännischen Vereins zu Entdeckungen, eine neue von ihm entworfene Expedition zur Erforschung einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien, eben so weise als redlich, und erhielt dafür vom Könige ein Geschenk von 200 Pf. St. Diese Sir Hugh Willoughby anvertraute Unternehmung hatte die Entstehung des wichtigen Handels nach Archangel zur Folge. Bei dieser Gelegenheit wurde Cabot vom Könige zum Vorsteher der russischen Kompagnie ernant, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. Noch im April 1556 besuchte er einen Freund zu Gravesand auf einem kleinen nach Rußland bestimmten Schiffe, und gab den Matrosen ein Fest. Dies ist der letzte Umstand, der von ihm gemeldet wird. Wahrscheinlich starb er im folgenden Jahre, in einem Alter von fast 80 Jahren.

Als Seefahrer genoß Seb. C. hohe Achtung; sein Eifer und seine Rechtlichkeit sind unbestreitbar; die oben erwähnten Züge eines harten Charakters theilt er mit mehrern Seefahrern und Eroberern. Die Schiffahrt hat ihm die erste Beobachtung der Abweichung der Magnetnadel zu danken. Er verfertigte eine große, von Clemens Adams gestochene Charte, die in der Privatgalerie von Whitehall aufgehängt war, auf welcher sich eine lateinische Nachricht über die Entdeckung von Newfoundland befand. Auch schrieb er ein Werk unter dem Titel: *Navigazione nelle parte settentrionali*, Venedig. 1583. Fol. ***). Seine obgedachten Instruktionen sind in Hackluyt's bekannter Samlung abgedruckt. (*H.*)

CABRA, 1) Villa in der span. Prov. Cordova, an dem in den Xenil sich ergießenden Fluß gleiches Namens (12° 9′ L. 37° 36′ B.), mit 6000 Einw. — 2) **Cabra de S. Christo**, Villa in der span. Prov. Jaen (13° 16′ L. 37° 36′ B.), mit 2224 Einw. (*Stein.*)

CABRAL, auch **CABRERA** (**Pedro Alvarez**), ein um sein Vaterland Portugal durch seine Länder-Entdeckungen, durch die Besitznahme von Brasilien und die ersten Handelsverbindungen mit Ostindien sehr verdienter Seefahrer. Er befehligte die zweite im J. 1500 vom Könige Emanuel nach Ostindien ausgerüstete Flotte von 13

**) Eine spätere, in der engl. Biographie erwähnte Acte aus der Regirung Philipps und Mariens vom J. 1555., welche denselben Jahrgehalt angibt, ist wahrscheinlich nur eine Bestätigungsurkunde der obengedachten. (*H.*)

***) Das Werk wird außerdem in dem Catalog der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford (S. 122.) angeführt; Bibliographen, die es vergebens näher kennen zu lernen suchten, haben es für eine erdichtete Reise erklärt. In Ebert's bibliogr. Lex. findet sich darüber keine Nachweisung. (*H.*)

Schiffen mit 1200 Mann. Um die Küste Afrika's zu vermeiden, suchte er sogleich weit in die See zu kommen und wurde, einen Monat nach der Abfahrt, durch Sturm an ein unbekanntes Land getrieben, das, wie sich nachher fand, Brasilien war. Nachdem er am 24. April 1500 an der Küste St. Cruz, wie er sie nannte, und zwar in Porto seguro gelandet war, nahm er sogleich von dem ganzen Lande Besitz für die Krone Portugal. Von hier nahm er seine Richtung nach dem indischen Meere, wurde aber von Stürmen überfallen, die ihm die Hälfte der Schiffe mit deren Mannschaft und dem berühmten Seefahrer, Bartholom. Diaz, der zuerst das Vorgebirge der guten Hoffnung erreicht hatte, raubten. Nur mit 6 Schiffen kam er nach Sofala, Mozambique, Quiloa und Melinde, dann nach Calcutta, das er, wegen einer von dem Herrn des Landes erlittenen Beleidigung beschoß, durchstreifte dann die Uferlande als Eroberer, und schloß Handelsverträge mit den Regenten von Cochin und Cananor. Mit reichen Produkten Indiens beladen, ankerte er am 23. Jun. 1501 im Tago. Von seiner Reise hat man eine ital. Übersetzung von Ramusio. (*H.*)

CABRELLA, Villa von 300 Häus. in der portug. Prov. Estremadura, Gerichtsbez. von Setuval, am gleichnamigen Flusse, mit Ziegen- u. Bienenzucht. (*Stein.*)

CABRERA, nannte Lagasca ein Gras, welches in Brasilien und Columbien nicht selten ist. Humboldt theilte es zuerst Willdenow mit, der es in seinem Herbarium **Panicum pulcrum** benannte. Kunth glaubte ein **Paspalum** darin zu finden, und nannte es **P. aureum.** Ich habe es in meinem System (I. 272.) zu **Digitaria** gezogen, und es **D. aurea** genant. (*Sprengel.*)

CABRERA, auch **Caprera**, eine Insel an der Nordküste Sardiniens, in dem Stretto di S. Bonifacio. Plinius zählt sie zu der Gruppe der **Insulae Cuniculariae**, und Ptolemäus nent sie gemeinschaftlich mit der größten Bucinarischen Insel S. Madalena, Phinton's Insel und Ilva, Plinius **Phintonis Insula** und **Fossae.** In der Folge erhielt sie von ihren vielen wilden Ziegen den Namen Capraria. Sie muß nicht mit der Insel Capraria (Capraja) an der etruscischen Küste verwechselt werden *). (*Wilh. Müller.*)

CABRERA, eine der balearischen Inseln im mittelländischen Meer, auf der Südspitze von Mallorca (20° 38′ 35″ L. 39° 7′ 30″ B.). Sie ist nicht über 1½ Legua breit, hat gesunde Luft, viel Holz und Hirsche, und bei derselben ist der Fischfang einträglicher, als bei den andern Inseln. Bei dem vor den Winden sichern und 15 — 30 Klaftern tiefen Hafen liegt ein Kastell, wo Verbrecher aus der Nachbarschaft aufbewahrt werden. (*Stein.*)

Cabrera, P. Alv., s. **Cabral.**

CABRERA (Don Juan Thomas Henriquez de), Herzog von Medina del Rio Secco (**Medina. fluvii sicci**, einer kleinen Stadt im spanischen Königreich Leon), Graf von Melgar und Admirante von Castilien. Aus dem königl. Geblüte Alfons XI. von Castilien abstammend, kam er schon jung als Statthalter nach Mailand, wo er sich bei den Unterthanen sehr beliebt machte. Er wurde darauf Oberstallmeister, nach seines Vaters Tode aber Admirante von Castilien, und 1693 erster Minister Karls II. Da er die besondere Gunst der zweiten Gemalin dieses schwachen Königs (Maria Anna, einer Prinzessin von Pfalz-Neuburg, gest. 1740) genoß, so war er einige Zeit unumschränkter Beherrscher der spanischen Monarchie, zog sich aber durch seinen Stolz mächtige Feinde zu. Besonders benutzte er sein Ansehen, um die Ansprüche Östreichs auf die spanische Erbfolge zu unterstützen, mußte aber (1699), vom Volke gehaßt und durch den Kardinal Portocarrero dem Könige verdächtig gemacht, das Statsruder niederlegen und den Hof verlassen. Seine Verbindungen und sein Reichthum verschafften jedoch dem abgedankten Minister noch so vielen Einfluß, daß ihn Philipp V., als er 1700 nach Karls II. Tode den Thron in Besitz nahm, zu seinem Gesandten am französischen Hofe ernannte. Da Cabrera dies als eine Art von Verbannung ansah, so lehnte er den Antrag ab, ging nach Lissabon, brachte den König von Portugal auf die Seite der Coalition gegen Philipp V., schrieb dem Papste, daß Karls II. Testament unecht sey, daß das echte die Thronfolge dem Hause Östreich zuerkenne, und war rastlos bemüht, dessen Ansprüche zu unterstützen, und die Unternehmungen der bewaffneten Coalition zu leiten. Der Rath von Castilien erklärte ihn nicht allein seiner Güter verlustig, sondern auch des Todes schuldig. Cabrera hatte überdies den Verdruß, daß die alliirten Generale seine Vorschläge wenig achteten, und zog sich dies alles so zu Gemüthe, daß er am 23. Jun. 1705 zu Lissabon starb. Begabt mit einem durchdringenden Verstande, nicht gemeinen politischen Scharfblick, außerordentlich lebhaft, stolz und trotzig, war er ein furchtbarer Gegner der Plane Frankreichs zur Erlangung der spanischen Erbfolge, und vielleicht wäre es ihm gelungen, diese Plane zu vereiteln, wenn seine wohlberechneten Vorschläge befolgt worden wären *). — Unter den spanischen Gelehrten dieses Namens ist Luis de Cabrera, der um 1655 starb, der bemerkenswertheste. Wie sein Vater und Großvater that er Kriegsdienste, ward königl. Historiograph, und schrieb eine (nur bis 1583 reichende) oft parteiische, aber an charakteristischen Zügen ungemein reiche **Historia del rey D. Phelipe II. Mad. 1619. fol.** und einen **Tratado de historia, para entenderla y escrivirla.** Ib. 1611. 4. **). (*Baur.*)

CABRERETS, Marktfl. in dem Bez. Cahors des franz. Dep. Lot an der Selle, mit 500 Einw. In der Nähe sieht man in einem schroffen Berge eine Petrefaktenhöhle, worin man nur auf dem Bauche einkriechen kann; sie ist etwa 300′ lang, 15 bis 16′ breit. (*Hassel.*)

CABRES, eine kleine Insel an der Westküste von Afrika, unweit der Insel St. Thomas, gebirgig,

---

*) S. Mannert's Geogr. v. Italien Th. II. S. 481 — 82. Vgl. d. Art. **Bucinarische Inseln** und **Capraja.**

*) Mém. et négociations secrettes de F. B. comte de Harrach. à la Haye 1720. Vol. II. 12. Mém. et négoc. secr. par de la Torre. Ib. 1721. Vol. V. 12. Mém. pour servir à l'hist. du XVIII. siècle par de Lamberty. Tom. II. et III. — Biogr. univ. T. VI. (von Alph. de Beauchamp.) **) *Antonii* bibl. hisp. T. II. 19. *Clement.* bibl. cur. T. VI. 6. Denis Merkw. d. Garell. Bibl. 405. Biogr. univ. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2 Abth. 516.

mit vielen Limonienbäumen und Ziegen (daher der Name). (*H.*)

CABROLL, Grafschaft im dem nordamerikanischen State Tennessi und zwar im Westtennessi, ein vormaliges Gebiet der Chickasaws und erst seit 1820 abgetheilt. (*Hassel.*)

CABUREIBABALSAM, ein honigdicker, röthlichbraunschwarzer, undurchsichtiger, sehr wohlriechender, aber beißend scharf schmeckender, mit dem schwarzen peruanischen ganz übereinkommender Balsam, angeblich von derselben Strauchpflanze, **Piso's Cabureiba, Hernandez Hoitziloxitl**, und **Aublets Houmiri balsamifera**. — Nach Stoltzens neuester sorgfältiger Analyse *), ist der ächte schwarze Perubalsam, mithin auch der Cabureibalsam, zusammengesetzt aus:

schwerlöslichem braunem Harze	24	Gewichtsth.
leichtlöslichem br. Harze	207	—
Perubalsamöl	690	—
Benzoësäure	64	—
Extractartiger Materie	6	—
Feuchtigkeit und Verlust	9	—
	1000	

Übrigens glaubt Stoltze a. a. O. S. 64. rc., was hier als Zusatz zu dem Artikel: **Balsamus Peruanus** unter Balsam (s. Encyklop. VII. S. 272. rc.), dienen mag, daß der weiße und schwarze Perubalsam nicht von einem Baume abstammen, sondern ersterer und der flüssige Storax vielmehr gleichen Ursprungs seyen, weil ihre innere Mischung viele Ähnlichkeiten darbiete. Auch sey es höchst wahrscheinlich, daß man den schwarzen Perubalsam, gleich der ihm ähnlichen Benzoë, durchs Ritzen der Rinde eines Baumes erhalte, oder daß dergleichen wol noch aus dem gefällten Baume durchs Sieden mit Wasser abgeschieden werden könne.

Was die Verfälschungen des letztern anlangt, so soll:

a) die mit gemeinem Zuckersyrup höchst unwahrscheinlich seyn, da, so lange die Mengung innig ist, dieselbe ein trübes, dem echten sehr unähnliches Äußeres hat, und in der Ruhe sich beide Substanzen wieder gänzlich von einander trennen.

b) Die Verfälschung mit Äther- oder Fettölen kann, nach Stoltze, höchstens nur ⅛—¼ des Ganzen betragen, indem mehr davon den Balsam zersetzt. Der Zusatz von Ätherölen verräth sich leicht bei der Erwärmung des Balsams durch den Geruch, der von fetten Ölen bei der Lösung desselben in Weingeist von 70 Procent.

c) Auch die Verfälschung mit Copaivbalsam kann nur den 4ten Theil des Ganzen betragen, weil mehr davon ebenfalls den schw. P. B. zersetzt. Man erkent leicht auch den kleinsten Zusatz, wenn man erst die freie Benzoësäure vom Balsam trent, und ihn dann erwärmt, weil der specif. Geruch des Copaivbalsams jetzt nicht mehr durch die Benzoësäure versteckt wird.

d) Ein untergeschobenes Kunstprodukt würde statt schwerer, leichter als Wasser seyn, bei der Erwärmung wie Copaivbalsam, Asphalt u. s. w. riechen.

e) Um den Verlust des Balsams an Benzoësäure zu entdecken, muß man ihn beim Einkaufe auf diese prüfen; 1000 Gewichtstheile von jenem, in Weingeist gelöst, bedürfen nämlich 75 Gewtsthl. krystallisirten basischen Mildnatrons zur Sättigung; (vgl. Stoltze a. a. O. Seite 63. rc.). (*Th. Schreger.*)

*) In Dessen Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. rc. XXV. 2. S. 61. rc.

Caburrum, s. **Cavore**.

CACAGNE, Stadt in dem Negerstate Futa Dschialla in Senegambia; sie liegt am Gambia, rings von hohen Bergen umkreiset, bauet Tabak, Reis, Hirse, Mais und etwas Baumwolle, und ist der Stapelplatz von Futa, wohin besonders die Kaufleute aus Bondu ihre Waren bringen. (*Hassel.*)

CACALIA, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der **Compositae** und der ersten Ordnung der 19. Linne'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in dem cylindrischen tief getheilten Kelch, der an der Basis oft noch besondere Kelchschuppen hat, röhrige Blümchen, in dem kahlen Fruchtboden und der haarigen Samenkrone. Es sind 65 Arten bekant, die in allen Theilen der Welt wachsen. In Europa sind nur **C. saracenica, alpina, albifrons L.** und **leucophylla W.** zu finden. (*Sprengel.*)

Cacamo, s. **Caccamo**.

CACAO (Cacoa, Cacavi), ist die ovale, melonenähnliche, säuerlich süße und eßbare Frucht von **Theobroma Cacao L.**, einem Baume in Südamerika, der hier zuweilen ganze Wälder bildet, und das ganze Jahr über Früchte trägt, welche man indeß nur zweimal im Jahre sammelt. Die Winterernte ist die vorzüglichste. Bei der großen Ernte im Juni werden die reifen Früchte mit hölzernen Gabeln oder mit den Händen abgenommen, und auf Haufen gebracht. Nach 3 oder 4 Tagen sondert man die in ihrer Schale eingeschlossenen graumarkigen, öligmehligen, sich in zwei mit einem Häutchen umkleidete Flügel theilenden Samenkerne (nuclei Cacao) von dem schleimigen Fleische, läßt sie zu Hause, unter jezuweiligem Umrühren, einige Tage schwitzen, bringt sie dann in Körbe oder große hölzerne Kufen, und legt Breter und Steine darauf, um die entstehende Gährung zu befördern, die aber zur rechten Zeit unterbrochen werden muß, wenn der Cacao nicht einen krautartigen Geruch annehmen, weit bitterer schmecken, und wol gar keimen soll. Haben die Bohnen eine dunkelrothe Farbe angenommen, so werden sie, bis die Schale brüchig wird, an der Sonne getrocknet und sortirt zum Verkauf in Fässer und Säcke gepackt.

Der **Caracas-Cacao**, eine vorzügliche Sorte, wird auf dem Boden, wo er wächst, in Gährung gesetzt, wodurch er an Milde und Geschmack gewinnt. Überhaupt verliert jeder Cacao mit dem Alter seine Schärfe und Bitterkeit, wenn er in trocknen Magazinen aufbewahrt wird.

Bei allen Arten hat man darauf zu sehen, daß die Bohnen reif, ganz rein gesiebt, groß, voll, braun und glatt, außer der Schale aber die Mandeln ganz ausgebildet, glänzend, außen schön hellviolett, innen röthlich, von reinem frischen Geruch, und mildem, wenig zusammenziehenden Wohlgeschmack seyen. Verwerflich ist aller kleiner, runzlicher, zerbrochener Cacao von grasigem Ge-

schmack, oder der innen weißliche, schimmlich riechende, und der herb oder ranzig schmeckende, sowie jener von Würmern angefressene, wenn man auch diesen für noch brauchbar halten will. — Schlecht sind endlich die unreifern blässern, bitterscharfen Bohnen mit untermengten vielen Rinden, Keimen, Wurzeln etc.

Bis jetzt kommen vornehmlich folgende Sorten im Handel vor:

1) Cacao von Soconusco in Neuspanien, der selten bei uns, und von sehr sad süßem Geschmack ist, aber, mit Caracas-Cacao vermengt, vortreffliche Chokolade gibt.

2) Cacao von Caracas aus Venezuela und Neu-Granada, ganz reif olivengroß, mehr lang als dick, dickhäutiger, als andere Sorten, innen röthlich braun, außen mit einem silbergrauen Staub bedeckt, der von einer Art Glimmer in dem sandigen Erdreiche dieses Landes herrührt, und mit dem man die Samen, wenn sie gähren sollen, bestreut. Der volle und große, schön kastanienbraune Kern löst sich leicht aus der Schale. Beim Kauen schmilzt er fast ganz im Munde, bis auf einen kleinen, zimmtfärbigen, mehligen Rückstand, und ist mild und wohlschmeckend. Trockener enthält er weniger Öl, und hat daher einen angenehmern Geschmack, als der von den Inseln. Der große Caracas-Cacao, den man auf der Küste erntet, ist gesuchter und theurer im Handel, als der kleine.

Dem Cacao von Caracas, den man jedoch jetzt selten rein und unvermengt im Handel antrifft, kommen der feine von Maracaibo, von St. Martha und von der Insel Trinidad sehr nahe.

3) Der Cacao von Guayaquil gleicht dem Caracas-Cacao nur in der Farbe; seine Bohnen sind groß, glatt und dick, etwas rundlich, mit wenig Staub auf der unzerrissenen Haut bedeckt; der Kern ist dunkelroth, und schmeckt bitter, aber nicht unangenehm. Er kann im Nothfall den von Caracas ersetzen.

4) Der Cacao von Maragnan aus Brasilien ist sehr fett, von mäßig bitterm Wohlgeschmack, und eignet sich gut zu den gewöhnlichen Sorten Chokolade. Man zieht ihn dem westindischen vor, und verbraucht davon viel in Europa. — Der von Para in Brasilien hat einen kleinern Kern, ist etwas scharf von Geschmack und mehr gefärbt.

5) Der Cacao von Berbice ist der fetteste; er hat eine große, runde, kurze, sehr ungleiche, schwärzlich braune Bohne, und seine lose Schale ist mit erdigen, farbigen Theilen überzogen. Er zerbröckelt leicht zwischen den Fingern, riecht stark, und schmeckt nach Weinhefe von dem Boden, auf dem er gebaut wird.

6) Von dem Cacao aus Surinam gibt es mehre Sorten. Am häufigsten sind: eine mit großem, rundem Kern, farbiger Haut, und etwas bitterm Geschmack; die andere ist mager, klein, zuweilen glatt, weiß- u. bunthäutig, und schmeckt unangenehm bitter.

7) Der Cacao von Cayenne ist glatt, an einem Ende lang und spitzig, hat eine glänzende staubfreie Haut, und abwechselnde Farben. Der Kern ist hart, schwer zerbrechlich, mehr braun, als roth, scharf von Geschmack, und riecht etwas nach Lohe oder Rauch, selbst noch nach dem Rösten. Wiewol wenig geschätzt, enthält er doch vieles Öl.

8) Die Cacaoarten von den Antillen oder westindischen Inseln sind denen von Cayenne sehr ähnlich. Der von Domingo unterscheidet sich indeß vom Martinik'schen und Guadeloupischen durch rundere Bohnen; der Martinik'sche hat eine hellere Farbe als der Guadeloupische. Im Allgemeinen ist der Domingo-Cacao besser, als beide. — Der Kern aller dieser Cacaoarten hängt fester an der Schale, ist überhaupt herb, scharf und bitter von Geschmack, immer violett von Farbe, und sehr ölreich.

9) Der Cacao von Bourbon ist eben so geformt, wie der von Caracas, aber weit kleiner. Man zieht die großen Bohnen den kleinen vor. Beide Sorten sind glänzend zimmtroth und marmorirt, ihre Schale ist dünn, geht leicht vom Kern, der blaß und röthlich von Farbe, und sauer von Geschmack ist. Beim Rösten entwickelt er einen sauren Dampf, und einen hornartigen, oft dem faulen Fleisch ähnlichen Geruch, der jedoch nach einigem Rösten bei gelindem Feuer verschwindet, so, daß dergleichen geröstete Bohnen angenehm schmecken, und, zur Hälfte mit anderm Cacao versetzt, eine schön farbige und liebliche Chocolade geben.

Für sich gibt der gehörig, d. i. in einer eisernen Pfanne gelinde, und so lange, bis sich seine Schale leicht durch Schlagen und Schütteln ablöst, geröstete und gepulverte Cacao einen angenehmen Zusatz zum Kaffee. Häufiger wird er zu Chocolade, zu Cacaobutter oder Öl, und mit Weingeist abgezogen zu Kaffee-Cacaoliqueurs verwendet.

Die Indianer benutzen nicht die Kerne, sondern nur das Fleisch der Früchte *). (*Th. Schreger.*)

Cacaobutter (butyrum s. oleum Cacao), ein in mittlerer Temperatur starres Pflanzenfett, von 0,91 specif. Gewicht, das entweder durch Auspressen oder durch Auskochen mit Wasser und Filtriren in eigenen Apparaten, dort der gelind gerösteten, hier der ungerösteten Cacaobohnen, erhalten wird. Durchs Auskochen gewint man mehr und weißeres, aber leichter ranzig werdendes Öl, das zwischen zwei angewärmten Platten ausgepreßte und gereinigte fällt minder weiß aus, bleibt aber mehre Jahre unverdorben. Das durch Wasserdämpfe entwickelte und schnell ausgepreßte bedarf keiner weitern Reinigung. Die Carakischen Cakaokerne geben das meiste Öl aus. Ganz rein sieht es weiß aus, hat die Consistenz des Hammeltalges, einen milden Geschmack, und angenehmen Cacaogeruch, fließt erst bei 40° R., ist im warmen Alkohol nur zum kleinen Theil, aber in Kunstäther ganz auflöslich. Zu weiße, weiche, übelriechende und schmeckende, in Äther nicht ganz und klar auflösliche Stücke sind mit Hammeltalg etc. verfälscht. Aus dem Extrakt der ausgekochten Bohnen schießt Sauerkleesalz an †).

Frisch dient das Öl zu einfachen Salben, Ceraten, Seifen, zu einigen Pomaden und Pflastern, die dadurch haltbarer werden, sowie zur Quecksilbersalbe, die dann

*) Bemerk. üb. d. Cacao u. d. Chocolade, a. d. Fr. von K. Ch. Krause. Naumb. 1776. 8.

†) Die genaue Zerlegung desselben durch Crell, s. in Dessen Journ. d. Chem. II. S. 111. etc.

ihren metallischen Bestandtheil fester hält. Für sich in Salben- und a. Form eignet sie sich vorzugsweise für sehr empfindliche Hautstellen, namentlich bei aufgesprungenen, sehr schmerzhaften Weiberbrustwarzen, bei Hämorrhoidalknoten &c., zu Augensalben, und als Vehikel für Ätheröle äußerlich; innerlich zu ½ — 2 Drachm. mit Fleischbrühe, Milch, schleimigen Absuden &c. besonders in solchen Fällen, wo das Öl länger, als die gewöhnlichen liquiden Fettöle, in den Därmen bleiben, und die Einwirkung gewisser Reize auf schleimentblößte Flächen abhalten soll.—

Aus der ranzigen Cacaobutter lassen sich Kerzen fertigen, die sehr helle, sparsam, und so ruhig, wie Wachskerzen, brennen. (*Th. Schreger.*)

Cacaomühle, eine Maschine, welche die schwierige und der Gesundheit nachtheilige Handarbeit der Zermalmung des Cacao, zum Behuf der Chocoladebereitung, verrichtet. Unter mehrern Vorrichtungen dieser Art, ist die von Bozzelli erfundene bemerkenswerth, welche vermittelst einer gekröpften Welle schwere eiserne Zylinder auf und nieder bewegt, die alsdann das Verfahren der Chocoladefabrikanten nachahmend, auf der geneigten Fläche eines Steines den durch Feuer mürbe gemachten Cacao zerreißen. Indessen ist unstreitig die Fig A und B dargestellte und durch den praktischen Betrieb der französischen Chocoladefabriken bewährte Mühle, die zweckmäßigste und vortheilhafteste *).

Fig. A. zeigt die Seitenansicht und Fig. B. die Ansicht dieser Vorrichtung von oben. Das durch eine beliebige Kraft bewegte Treibwerk befindet sich im Erdgeschoß, und die Mühle selbst im ersten Stock darüber. Der senkrechte Wellbaum durchbricht die Mitte des vierseitigen Mauerwerks BCDE (Fig. A und B) und des darauf ruhenden Mühlsteins F, auf welchem die Cacaobohnen zermalmt werden. Der obere über FF. hervorstehende Theil dieses Wellbaums ist vierkantig und paßt in die gleichförmige Öffnung einer innerhalb G H. befindlichen starken Holzscheibe, so daß diese zwar seiner drehenden Bewegung folgen muß, sich aber doch zugleich auch in senkrechter Richtung an demselben auf und nieder bewegen kann. G H. ist eine ringförmige, oberhalb etwas hervorragende Umfassung der Scheibe, welche die zur beliebigen Belastung derselben erfoderlichen Gewichte aufnimt und vor dem Herabfallen sichert. KK.... sind sechs vom Rande der Scheibe senkrecht herablaufende Arme, welche die äußern Axen, der auf dem Steine FF. ruhenden sechs eisernen Walzen I... aufnehmen; die innern Axen dieser Walzen laufen dagegen in dem untern Rande eines, in der Mitte der Scheibe befestigten eisernen Ringes L., dessen Höhlung sich frei um den durchgehenden Wellbaum bewegt. Die Walzen sind etwas kegelförmig verjüngt und der Mühlstein ist nach der Mitte hin abschüßig vertieft.

M ist ein auf der Mitte der Scheibe G H. befestigter Trichter, welcher den Cacao aus dem oberhalb und unabhängig von der Mühle angebrachten Rumpfe N. durch die Röhre O. empfängt. Dieser Trichter durchbricht die Scheibe seitwärts neben dem eisernen Ringe L. und schleudert die Bohnen unter die Walzen I.., welche dieselben zermalmen. Den Rumpf N hält eine galgenartige, neben der Mühle stehende elastische Holz-Vorrichtung senkrecht über dem Trichter, den untern Theil desselben O bildet eine dreikantig gefurchte Holzfassung, um welche der an der Scheibe befestigte elastische Holzstab herum gleitet und dem Rumpfe, nach Art der Getreidemühlen, eine zitternde Bewegung ertheilt, wodurch das Herabfallen der Bohnen befördert wird.

Die innere Höhlung des Mauerwerks BC Fig. A, zu welcher die Öffnung P führt, ist mit einem Herde versehen, welcher vermittelst eines Kohlenfeuers den Stein FF gehörig erhitzt. Die obere glatte Fläche dieses Mauerwerks ist endlich, wie die punktirte Linie XX zeigt, mit einer etwa 4 Zoll hohen Fassung umgeben, welche den Teig des zermalmten Cacao aufnimt. Damit aber kein Theil des Teiges durch die centrale Öffnung des Steines herabfallen kann, greift der eiserne Ring L kapselartig und dicht anschließend über eine innerhalb desselben aufsteigende ringförmige Erhöhung des Steines.

Außer der Zermalmung des Cacao besorgt diese Mühle zugleich die innige Mischung und Verbindung desselben mit dem erfoderlichen Zusatz von Mehl, Zucker &c., indem der fertige Teig alsdann nochmals der Wirkung der Walzen ausgesetzt wird. Diese Mühle empfiehlt sich daher nicht allein durch Gewinn an Zeit und Handarbeit, sondern auch, durch eine sehr verbesserte Fabrikationsweise. (*Romershausen.*)

Cacaoseife (Sapo Cacao), eine schön weiße, milde, nicht ranzige Seife aus Ätzkali- oder Natronlauge und Cacaobutter. Als Arzneimittel entbehrlich. Mehr zu Waschpulvern, und zu wohlriechenden Waschseifen anwendbar. Sie ward in Teutschland bei den Gebrüdern Gravenhorst in Braunschw. zuerst fabricirt. (*Th. Schreger.*)

CACAULT (François), Kommandant der Ehrenlegion, ein gewandter Diplomatiker, geboren zu Clisson bei Nantes 1742. Nach einer sorgfältigen Erziehung kam er in seinem 20. Jahre nach Paris, und wurde schon im 22sten Professor der Mathematik an der Militärschule daselbst. Diese Stelle legte er 1769 nieder, machte eine Fußreise nach Italien, hielt sich auch längere Zeit in Teutschland, besonders in Berlin auf, und stand in freundschaftlichem Verkehr mit mehren berühmten teutschen Gelehrten. Von seiner umfassenden Kentniß der teutschen Literatur zeugen seine französischen Übersetzungen von Ramlers Oden und Lessings Dramaturgie *). Frankreich, seine Talente anerkennend, brauchte ihn seit 1775 bei verschiedenen diplomatischen Geschäften, und ernannte ihn 1785, unter Talleyrand, zum Gesandtschaftssecretär in Neapel, 1791 aber zum Geschäftsführer daselbst, 1793 in Rom und bald darauf zu Florenz, in welcher Eigenschaft er im October 1794 mit der päpstlichen Regirung den Frieden von Tolentino schloß. Zur Belohnung der Einsichten und Klugheit, die er in sehr schwierigen Verhältnissen an den Tag gelegt hatte, ernannte ihn die französische Republik zum Generalagenten von Italien, 1796 zu ihrem Minister

*) Vgl. Bulletin de la Société d'Encouragement. Dix-neuvième année.

*) Poésies lyriques de Ramler, trad. de l'allem. Berl. 1777. 12. Dramaturgie, trad. de l'allem. de Lessing, par un François, et publié par M. J. (G. A. Juncker). Par. 1785. Vol. II. 12.

in Genua, im Februar 1797 in Rom, und bald darauf zu Florenz. Die weise Mäßigung, die er sich in seinen Verhandlungen zum Grundsatze gemacht hatte, erregte bei den französischen Machthabern den Verdacht royalistischer Grundsätze, und veranlaßte seine Zurückberufung, worauf er 1798 Deputirter der Niederloire beim Rath der Fünfhundert, und einige Zeit Mitglied des gesetzgebenden Körpers war. Im März 1801 sandte ihn der erste Konsul als bevollmächtigter Minister nach Rom, um wegen des Concordats zu unterhandeln, und auch bei dieser Veranlassung beurkundete er die Festigkeit und alle Eigenschaften des wahren Politikers. Vom Kardinal Fesch im Julius 1803 abgelöst, wurde er im Januar 1804 Präsident des Wahlcollegiums der Niederloire und im April Mitglied des Erhaltungssenats, auch Kommandant der Ehrenlegion; er starb aber schon am 10. Oktober 1805 auf seinem Landgute Magdeleine bei Clisson unweit Nantes. Als geschmackvoller Kenner der Künste hatte er seinen Aufenthalt in Italien dazu benutzt, ein vortreffliches Kabinet von Gemälden und Kupferstichen zu sammeln, welches nach seinem Tode die Stadt Nantes kaufte **). (*Baur.*)

CACCAMO, Cacamo, eine der sogenannten Parlamentsstädte der Intendantur von Palermo, unweit dem Meere, mit ungefähr 6500 Einw. Es rühmt sich eines sehr hohen Alterthums und hat einen eigenen Geschichtschreiber, **Augustinus Inveges**, welcher es das sicilische Karthago nent †). (*Wilh. Müller.*)

CACCIA (Ferdinando), Philolog, aus einer adeligen Familie zu Bergamo den 31. Dec. 1689 geboren, und daselbst den 8. Januar 1778 gestorben, rühmlich bekant durch seine Bemühungen, die Methodik des lateinischen Sprachunterrichts zu verbessern und zu erleichtern, und seine darauf sich beziehenden Schriften: **De cognitionibus. Bergamo 1719. 4. Metodo di grammatica. Ib. 1726. Totius regulae latinae sciendi summa. Ib. 1728. Lo stato presente della lingua lat. Ib. 1762. Ortografia e prosodia. Ib. 1764. Vocabulario senza sinonimi. Ib. 1776. u. e. a.** [1]). *Baur.*)

CACCIANIGA (Francesco), Maler, geb. zu Mailand 1700, gest. zu Rom 1781, war ein Schüler des Marc. Ant. Franceschini, welcher selbst aus der Schule Cignani's war. Als seine vorzüglichsten Werke werden zwei seiner Altarbläter in Ancona gerühmt; mehre sinnreiche Kompositionen von ihm finden sich zu Rom im Palast und der Villa Borghese. (s. **Memorie per le belle arti II. 135.**). (*H.*)

CACELLA, Villa an der Südküste der portug. Prov. Algarve, nahe bei der Guadiana, am Meer, mit 1 Fort, 1 Kirche und 108 Familien. (*Stein.*)

CACERES, 1) Villa und Hauptort des Partido gleiches Namens in der span. Prov. Estremadura, am gleichnamigen Fluß auf einer Anhöhe, mit 4 Pfarrkirchen, 7 Klöstern, 1 Hospital und 8000 Einw., die 26 Gerbereien mit 62 Arbeitern, 3 Faiencefabriken, 7 Seilereien und 4 Färbereien unterhalten und Wollhandel treiben. — 2) **Neucaceres**, Stadt auf der den Spaniern gehörenden philippinischen Insel Manila, Provinz Camarines, am Flusse Naga, der sich unweit davon in die Bai von S. Miguel mündet, Sitz des Bischofs, zu dessen Diöces die Provinzen Tabayas, Neuecija, Camarines und Albay gehören. (*Stein.*)

CACHAO, **Cacheo**, **Cacheu**, 1) Stadt im Lande der Feluper in der afrik. Landschaft Senegambia. Sie liegt an dem gleichn. Flusse, der hier ½ Lieue breit, 13½ Meile von dessen Mündung, ist mit Sümpfen und Reisfeldern umgeben, hat Mauern, 1 kath. Kirche und 1 Kloster, und wird theils von schwarzen Portugisen, theils von Papels, die zwar Fetischanbeter sind, aber portugisische Sitten und Gebräuche angenommen haben, bewohnt. Labarthe gibt ihre Zahl auf 15,000 an. Es wird ein lebhafter Handel mit Sklaven, Wachs, Elfenbein und Gold getrieben, und jährl. 1500 bis 2000 Neger, 1500 bis 2000 Cntr. Wachs, 500 bis 600 Cntr. Elfenbein, einige Häute und etwas Gold eingehandelt. — Cacheu gehörte bis auf die neuesten Zeiten den Portugisen, die hier 1 Kommandanten hatten, der von dem Gouverneur von Cabo Verde abhängig war, und eine Garnison von 30 bis 40 Mann hielten; sie hatten sich seit 1462 behauptet, sollen aber neuerdings ihre Garnison zurückgezogen und blos eine Faktorei behalten haben (nach Balbi hatten die Portugisen den Ort 1819 noch besetzt). — 2) Fluß, welcher auf den Gebirgen Senegambias entspringt, sich nach W. wendet und 13½ Meilen unterhalb Cacheo den Ozean erreicht. Die Portugisen nennen ihn auch S. Domingo. Nach Mollien theilt er sich etwa 20 Meilen von seiner Mündung in 2 Arme, die eine Insel umschließen, worauf Cacheo am nördlichen Arme belegen ist; vor der Mündung des südlichen sieht man das Eiland **Jatte**. (*Hassel.*)

CACHAPAYOS, Stadt und Hauptort eines Distrikts von 15,000 Einw., in Peru, Intendantschaft Lima, mit 3 Klöstern. (*Stein.*)

Cacheo, **Cacheu**, s. **Cachao**.

Cachet, lettre de cachet, s. **Verhaft(sbefehl.)**.

Cacholong, s. **Chalcedon**.

CACHOPOS, ein Felsen im Tejo, durch welchen dieser Fluß beim Hafen von Lissabon in 2 Arme getheilt wird: die kleine Fahrt oder Corredos im Norden, und die große Fahrt oder Carreira de Alcazova, die nicht so tief ist, als jene, im Süden. (*Stein.*)

CACHRYS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Umbellaten, und der 5ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in der korkartigen Rinde der Frucht und in dem eingerollten Eiweißkörper besteht. Ich habe die Arten in meinem System I. 892. darnach eingetheilt, daß entweder die Rinde der Frucht glatt und ohne Furche oder winklich, oder gefurcht und runzlich ist. Zu der ersten Abtheilung gehören **Cachrys odontalgica** *Pall.* und **Morisonii** *All.* In der zweiten **C. Libano-**

) Es ist ausführlich beschrieben von J. B. Huet in dessen **Statistique du département de la Loire inférieure. 1802. 8. — S. auch Ersch's gel. Frankr. Reichards moderne Biogr. 2. Th. 4. und die Biogr. univ. T. VI. (von Michaud dem jüngern).

†) *Augustini Invegis* **Carthaginis Siculae h. e. Caccami descriptio.** Im **Thes. Antiq. Sic. P. XIII.** Das italiänische Original: **La Cartagine Siciliana. Pal. 1651. 4.**

1) **Biogr. univ. T. VI.** (von Roquefort und Ginguené.).

tis L., Crithmum maritimum L., Caucalis litoralis *MB.*, Laserpitium ferulaceum L. und Las. triquetrum *Vent.* Zu der dritten Cachrys cretica *Lam.*, Tordylium peregrinum L., Cachr. sibirica *Fisch.*, alpina *MB.*, sicula *L.*, taurica *W.*, microcarpa, athamantoides und seseloides *MB.*, crispa *Sieb.* und involucrata *Pall.* (*Sprengel.*)

Cacicus, Cacique, s. Cassicus.

CACIDULA. Unter diesem Gattungsnamen, jedoch ohne Angabe der Kennzeichen, vereinigt Dejean (Catalogue de Coleoptères p. 132.) die von den Schriftstellern unter Chrysomela, Nitidula, Strongylus und Dermestes beschriebnen, zu Coccinella gehörigen Arten: Cocc. scutellata, pectoralis und litura. (*Germar.*)

CACONCIA Aubl., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Combretten und der 10ten Linné'schen Klasse, welche Willdenow, wegen des barbarischen Namens mit dem richtigern Schousboa benant hat. Unter diesem Namen ist sie in meinem System 2. 332. aufgeführt. (*Sprengel.*)

CAÇORLA, CAZORLA (13° 28′ L. 37° 58′ B.), Villa in der span. Prov. Jaen, in einem Thale der gleichnamigen Sierra, 2 M. von der Quelle des Guadalquivir, mit 1200 Einw.; einst als Castala unter den Carthagern und Römern ein ansehnlicher Ort. (*Stein.*)

CACTUS. Eine an Arten sehr zahlreiche Gattung, die für sich eine eigene Gruppe bildet, zu welcher nur noch Ribes gerechnet werden kann, und die man Cereen nent. Linné rechnete sie zu der 12ten künstlichen Klasse. Ihr Charakter besteht in dem einblättrigen geschuppten Kelch, der mit mehrern Kronenblättern verwachsen ist, und unter welchem sich die vielsamige Beere ausbildet. Die Cacten, deren ich in meinem System (2, 493—498.) 89 Arten aufgezählt habe, bewohnen fast alle ausschließlich das tropische Amerika: doch gehn einige über die Wendekreise hinaus. Cactus coquimbanus Molin. findet sich in Chili, Cactus Dillenii *Ker.*, viviparus *Fras.* und Opuntia *L.* wachsen bis zum 45° N. B. in Louisiana, und der letztere hat sich in Griechenland und Sicilien, auch im südlichen Spanien fast einheimisch gemacht. Alle Cacten haben das Eigenthümliche, daß sie, mit Ausnahme von zwei oder drei Arten, welche man Peirescien nent, keine Blätter treiben, sondern daß ihre ganze grüne Oberfläche blattartig ist. Bei der Abtheilung Phyllanthus bemerkt man schon die Neigung, der Blattform sich hinzugeben. Aber diese Blätter sind zugleich Zweige, wie bei dem schönen C. elegans *Link.*, der seit einigen Jahren in allen Treibhäusern sehr gemein ist. Die meisten übrigen sind eckige dornige seltsame Gestalten, die aber zum Theil durch die Schönheit ihrer Blumen (C. speciosus *W.*, grandiflorus L.) vergnügen, zum Theil durch die Schmackhaftigkeit ihrer Früchte nützlich werden. Denn in Florida sollen die Wilden 3 Monate im Jahre blos von den Früchten des Cactus Thua leben. Unter den Namen Erdbeer- und Prickelbirne kommen die Früchte von C. triangularis und Opuntia in Westindien so häufig vor, als im südlichen Europa die Feigen. (*Sprengel.*)

CACTUS Coccinellifer, Nopalbaum, Cochenillenfeigenbaum in Südamerika, worauf die Cochenillschildläuse (s. Coccus Cacti) leben; die Frucht dieses Gewächses färbt roth. Auch das saftige Mark von der fast feigenähnlichen, aber mit vielen kleinen Stacheln besetzten wohlschmeckenden Frucht der gemeinen Feigendistel (indian. od. stachl. Feigen) ficus indica, Cactus Opuntia *L.* in Amerika, Spanien, Italien, in der Schweiz, und in unsern Gärten, färbt die Hände, und nach dem Genuß auch den Harn roth, wie die erste. (*Th. Schreger.*)

CADABA Forsk., eine Pflanzen-Gattung, die viel genauer und richtiger von Vahl unter dem Namen Stroemia bestimt, und unter diesem in meinem System 1, 765. aufgeführt ist. (*Sprengel.*)

CADA MOSTO, auch da Ca Da Mosto und Cadamosto (Aloys oder Ludwig). Dieser Seefahrer und Entdecker an der Westküste Afrika's, des ältern Cabot Landsmann, wurde zu Venedig um 1432 geboren. Frühzeitig mit Handel und Schiffahrt beschäftigt, bildete er sich auf mehren Reisen im mittelländischen Meere und im atlantischen Ocean zum Seemanne. Auf einer Reise im J. 1454 wurde das venetianische Schiff, auf welchem er sich befand, durch widrige Winde genöthigt, bei dem Cap St. Vincent zu ankern. Hier hielt sich damals der bekannte Prinz Heinrich auf, mit Studien und der Entdeckung der Küsten Afrika's beschäftigt. Dieser sendete seinen Sekretär und den venetianischen Konsul nach dem Schiff, um einen erfahrnen Seemann zu weitern Länder-Entdeckungen zu bewegen. Beide wußten durch glänzende Schilderungen der Kolonien des Prinzen und durch Vorzeigung von Produkten derselben C. dazu zu bereden, der, wie er selbst sagt, jung und gesund, zu sehen wünschte, was noch keiner seiner Landsleute gesehen hatte, und Vermögen und Ehre in seinem Vaterlande zu erlangen strebte. Er erhielt ein Schiff von 90 Tonnen, mit einem portugisischen Schiffpatron, Vinc. Diaz, segelte am 22. März 1455 von Lagos ab, hielt zu Porto Santo, dann zu Madera, das seit 1431 von Europäern bevölkert war, und dann auf der canarischen Insel Gomera an, dahingegen die Inseln Ferro und Palma nur berührt wurden. Von hier segelte er nach dem Cap Blanc, besuchte die Insel Arguin, wo Prinz Heinrich 1445 eine Niederlassung angelegt hatte, und lief nachher in den 5 Jahre vorher entdeckten Senegal ein, (ohne dort Niederlassungen zu finden, wie die Kaufleute von Dieppe dort seit undenklicher Zeit gehabt zu haben versicherten). Von hier segelte er längs der Küste hin weiter nach Süden, fand auf diesem Wege eine gute Aufnahme bei dem dortigen Herrscher, dessen Besitzungen sich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erstreckten, nahm von dort Sklaven und Gold mit, und richtete dann seinen Lauf nach den im vorhergehenden Jahre entdeckten grünen Vorgebirge. Nahe dabei nahm C. zwei Schiffe wahr, wovon das eine von einem genuesischen Adeligen, Ant. Uso, das andere von einem Hofbeamten des Prinzen Heinrich befehligt wurde, und beschiffte mit ihnen vereinigt die unbekannte Westküste Afrika's. Sie besuchten die Einfahrt aller Flüsse und liefen endlich in die Mündung des ihnen wegen seiner Reichthümer sehr gerühmten Gambia ein. Sie wurden von den in Piroguen herbeigeeilten Einwohn. angegriffen, schlugen sie aber zurück. Durch diese Feindseligkeiten und durch Anstrengungen zurückgeschreckt, zwangen die See-

leute ihre Kapitains, die weiter vorzurücken wünschten, zur Rückkehr nach Portugal. Doch machte C. mit Uso und einem andern Portugisen im folgenden Jahre 1456 eine neue Reise nach dem Gambia. Am Cap Blanc durch einen Sturm genöthigt, sich vom Lande zu entfernen, entdeckten sie nach einem dreitägigen Kampfe mit der heftigen Witterung, die Inseln des grünen Vorgebirges und ankerten bei einer Insel, die Buonavista genant wurde. Von den Höhen dieser Insel entdeckten sie die übrigen Inseln dieses Archipelags, deren größte den Namen St. Jago erhielt. Hier ankerten sie an der Mündung eines Flusses, der Schiffe bis zu 50 Tonnen aufnehmen konnte, und dann im Gambia, den sie an 60 Meilen hinauf beschifften. Durch die Verluste des vorigen Jahres geschreckt, eilten die Einwohner, bei dem Anblicke der Schiffe, mit ihren Piroguen an das Ufer. Endlich näherten sie sich doch, auf wiederholte Zeichen, den Schiffen, und beachten Gold, doch in geringerer Menge, als man erwartet hatte. Hierauf segelten die drei Schiffe südlich bis an den Fluß Casamanza und den Rio grande, und gingen dann nach Portugal zurück. Hier blieb C. bis 1463, dem Todesjahre des Prinzen Heinrich, und kehrte nun nach seinem Vaterlande zurück. Von seinen weitern Schicksalen und der Zeit seines Todes schweigen seine Biographen, verbreiten sich aber über die von ihm verfaßte Beschreibung seiner Reise und einer spätern von Pietro di Cintra, der 1463 die Entdeckung der afrikanischen Küste fortsetzte, und über den Sierra-Leone-Fluß bis zum Vorgebirge Mensurado hinaus kam. Seine Reisebebeschreibung, die älteste der neuern, ist musterhaft, in guter Ordnung, klar und deutlich abgefaßt, lehrreich für den Seefahrer, unterhaltend für andere Leser durch anziehende Umstände. Manches, was er erzählt, ist freilich schwer zu glauben, aber er gibt dies selbst zu. In der Beschreibung der Länder am Senegal und seiner Bewohner erkent man die Länder und Menschen, die Labat nach den besten Denkschriften der afrikanischen Compagnie beschreibt. Angaben von Längen und Breiten fehlen. Seine Reisen erschienen unter dem Titel: El libro de la prima navigazione per l'Oceano a le terri de' Negri della bassa Ethiopia di Aloyso da Ca da mosto. Vicenza 1507. 4. u. Mail. 1519. 4., wie auch bei Ramusio, lat. in *Grynaeus* novus orbis, französ. in verschiedenen Samlungen, teutsch in Jobst Ruchamer's Buche: Unbekannte Leute und eine neue Welt in kurz vergangenen Zeiten erfunden. Nürnb. 1508. Fol. *). (*H.*)

CADAVAL, Villa in der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Torresvedras, mit 116 Häus., 1 Kirche und dem Titel eines Herzogthums, dessen Besitzer von dem königl. Hause abstammen. (*Stein.*)

Cadenac, s. Capdenac.

CADENAT, Dorf in dem Distr. und der Rajasch. Cochin der brit. Prov. Malabar, Residenz des Metropoliten der Nestorianer oder syrischen Christen auf Malabar, der 44 Kirchen mit 40,000 Bekennern unter sich hat (Hamilton). Nach Andern soll derselbe zu Narnate in Travancore seinen Metropolitensitz haben. (*Hassel.*)

*) Vgl. Biogr. univ. (v. de Rossel) T. VI. und Sprengels Geschichte d. wicht. geogr. Entdeck. 2. Aufl. a. m. O.

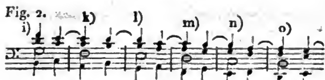
CADENZ. §. 1. In der Tonkunstsprache ist dieses Wort sehr vieldeutig. Fürs Erste bedeutet es zuweilen diejenige ausführliche und lange Verzierung, welche die Virtuosen in Concertstücken, Bravourarien u. dgl. vorzüglich in älteren Zeiten (jetzt täglich seltener) kurz vor dem Schlusse des Stückes, anzubringen und einzuschalten pflegten. Diese Tieaden waren früherhin so sehr Mode geworden, daß die Tonsetzer gleichsam genöthigt waren, fast in jedem Tonstücke, dem vortragenden Virtuosen Gelegenheit zur Anbringung einer solchen Cadenzverzierung zu geben, gewöhnlich durch Formeln dieser oder ähnlicher Art



wo denn, während der, von den begleitenden Stimmen beobachteten unmäßiglangen Pause, der Virtuose nach Herzenslust willkürliche Einschiebsel, Wiederholungen ganzer vorhergehender Phrasen, und möglichst halsbrechende Passagen, auskramt und nachdem diese monströsen Expectorationen nicht selten mehre Minuten lang gewährt, endlich zum Triller einlenkt. Manche Tonsetzer haben zu ihren Tonstücken auch wol gleich die Cadenzen selber componirt und dem Sänger in Noten vorgeschrieben, mitunter auch wol unter Mitwirkung eines oder mehrer obligaten Instrumente: und das ist allerdings zweckmäßiger, als, die Erfindung der Cadenz dem, oft äußerst ungeschickten Geschmacke, des Virtuosen zu überlassen. Das höchste und vollendet zweckmäßigste in dieser Gattung, ja wahrhaft hinreißend und eine wahre Krone des ergreifenden Ganzen, ist, in Mozarts Entführung, am Schlusse der leidenschaftlichen Arie Constanzens: „Martern aller Arten," die herrliche Cadenz der Singstimme mit mehren obligaten Instrumenten.

§. 2. Zweitens wird das Wort Cadenz nicht selten auch als gleichbedeutend mit dem Worte Triller gebraucht. Vorzüglich pflegen die Franzosen dem Worte Cadence diese Bedeutung beizulegen.

§. 3. Ferner versteht man in der Tonsetzkunst darunter jeden Harmonienschritt, wo nach einer Vierklangharmonie eine derselben Tonart angehörige Dreiklangharmonie folgt. Die ganze Klasse dieser Harmonienfolgen zerfällt aber, der Natur der Sache nach, in verschiedene Abtheilungen, je nachdem nämlich der Vierklang, nach welchem der Dreiklang folgt, entweder 1) ein Hauptvierklang, — oder 2) ein Nebenvierklang ist. Ersteres, d. h. diejenige Harmoniefolge, wo ein leichter, gleicher Dreiklang nach dem Hauptvierklange folgt, heißt mit Recht Hauptcadenz: — diejenige aber, wo ein solcher Dreiklang nach einem Nebenvierklange folgt, Nebencadenz. — So ist also Fig. 2 i eine Hauptcadenz, k, l, m und flgg. aber sind sämtlich Nebenkadenzen.

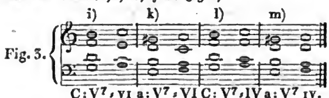


V^7 I, IV^7, °vii, iii^7, vi, ii^7 V, I^7 IV, °vii^7, iii.

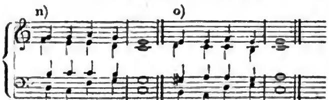
§. 4. In Ansehung dieser ganzen Gattung von Harmonienschritten ist es sehr fühlbar, daß nach jedem sowol Haupt- als Nebenvierklang, am natürlichsten der Dreiklang folgt, welcher seinen Sitz um eine Quarte höher, oder was dasselbe ist, um eine Unterquinte tiefer als der Vierklang hat; mit andern Worten: nach jedem Vierklang erwartet das Gehör am natürlichsten einen Quartenschritt zum Dreiklange des Tones, welcher um eine Quarte höher ist als der Grundton jenes Vierklanges. Von dieser Art sind alle in obiger Fig. 2. vorkommende Cadenzen.

Weil nun diese Art von Cadenzen der Erwartung des Gehöres am meisten entspricht, und also die natürlichste ist, so werden sie mit Recht natürliche Cadenzen genant.

Wenn aber, nach einem Haupt-, oder Nebenvierklang, ein anderer leitereigener Dreiklang folgt als der um eine Quarte höhere, z. B. Fig. 3,



C: V^7, vi a: V^7, VI C: V^7, IV a: V^7 iv.

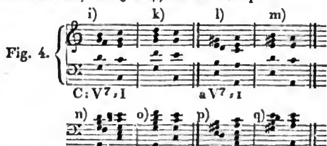


C: V^7, I IV^7, V I a: V i iv^7, V i.

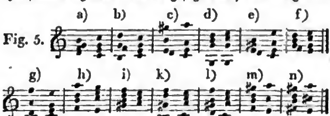
so ist eine solche Harmoniefolge zwar, nach der Begriffsbestimmung, die wir von Cadenz gegeben, immer eine Cadenz, allein nicht die, welche das Gehör, als die natürlichste, erwartet hatte, sondern eine minder natürliche; und da also durch solche Harmoniefolgen das Gehör seine Erwartungen betrogen sieht, so erhält diese ganze Gattung den Namen **Trugcadenzen**; (ital. cadenza d'inganno, oder auch kurzweg inganno genant).

§. 5. Nach diesen Unterscheidungen, gibt es also im Ganzen viererlei Cadenzen, nämlich: 1) **Hauptcadenzen** (wie Fig. 2. i, und 3 i, k, l, m,) — und zwar entweder a) **Natürliche Hauptcadenzen** (wie Fig. 2 i,) — oder b) **Trug-Hauptcadenzen** (Fig. 3 i bis m;) — dann 2) **Nebencadenzen** (wie Fig. 2 k und flgg. dann 3 n, o) und zwar wieder entweder a) **Natürliche Nebencadenzen** (wie 2 k und f.,) — oder b) **Trug-Nebencadenzen**, (wie 3, n, o.) *).

§. 6. **Die natürliche Hauptcadenz**: nämlich der Harmonieschritt, wo, nach dem Dominanten, oder Hauptvierklange, die tonische Harmonie (also in Dur der große, in Moll der kleine Dreiklang der ersten Stufe) folgt, oder kürzer: die Harmoniefolge V^7-I, oder V^7-i, hat für das Gehör etwas besonders Entscheidendes, Bestimmendes, oder Befriedigendes; wovon der Grund vielleicht darin liegt, daß sie aus zwei wesentlichsten Harmonien der Tonart besteht, deren Erstere überdies die am allerwenigsten mehrdeutige, die Letztere aber die tonische selber ist. Am meisten befriedigend und entscheidend ist sie, wenn die beiden Harmonien, aus denen sie besteht, in unverwechselter Lage erscheinen, — vorzüglich dann, wenn im zweiten Akkord auch zugleich die tonische Note zu oberst liegt, wie in Fig. 4. i, k, l, m; — weniger, wenn dies nicht der Fall ist, wie bei n bis q.—



Noch mehr von ihrem Nachdrucke, von ihrem entscheidenden Charakter, verlieren diese Cadenzen dadurch, wenn die Harmonien, woraus sie bestehen, oder auch nur eine derselben, in einer Umgestaltung erscheinen, z. B. in verwechselter Lage, wie in Fig. 5. a — f, oder wenn dem Hauptvierklang eine None beigefügt wird, wie bei g — n.



*) Wir wollen hier noch anmerken, daß der Name **Cadenz** bei andern Schriftstellern nicht selten etwas Anderes bedeutet, als bei uns. Bei Einigen hat er nämlich eine weit eingeschränktere Bedeutung, indem sie diesen Namen nur derjenigen Harmoniefolge beilegen, welche wir natürliche Hauptcadenz nennen, (V^7-I oder V^7-i.) — Andere hingegen gebrauchen den Namen Cadenz in einem weit ausgedehnteren Sinn als hier, indem sie darunter jede Harmoniefolge verstehen. Namentlich ist dies der Fall bei neuern französischen Schriftstellern, z. B. **Momigny**, **Berton**, u. a. m. — Wieder andere, z. B. **Koch** im Handbuch d. Komp. §. 102 u. 179, verstehen darunter das, was man sonst unter dem Namen ganze Schlußformel, eigentlichen Tonschluß, oder Schlußformel eines musikalischen Satzes versteht. (In dieser Bedeutung wird von Cadenzen unter den Artikeln **Endigung der Tonstücke** und **Schluß** gehandelt. Noch Andere verbinden mit dem Aus-

Ja, das Beispiel bei **m** beweiset, daß eine Cadenz, worin der Hauptvierklang mit in Baß gesetzter kleiner None, erscheint, fast übelklingend zu nennen ist. — Noch übler wäre eine solche Cadenz in Dur, wie bei **n**.

Man kann die Cadenzen der zuerst erwähnten kräftigeren und vollkommnern Art vollkommene, die minder kräftigen aber unvollkommene nennen.

§. 7. Die bisher erwähnte Art von Hauptcadenzen, ist die natürlichste von allen; sie entspricht am meisten der Erwartung, welche jeder Hauptvierklang erweckt. Man kann indessen nach einem Hauptvierklang auch wol einen anderen Dreiklang folgen lassen. Da aber eine solche Grundfolge immer weniger natürlich ist, als die natürliche Cadenz, (indem das Gehör nach der Harmonie V^7 immer eher die tonische Harmonie erwartet hätte, und also, wenn, an deren Statt, ein anderer Dreiklang erscheint, sich in dieser Erwartung betrogen findet:) so heißen alle solche Harmonieschritte, wo, nach einem Hauptvierklange, zwar ein leitergleicher Dreiklang, aber nicht der tonische selber, folgt, Haupt-Trugcadenzen. Man nent sie auch oft Trugschlüsse, auch wol unterbrochene Cadenzen. — Wir aber meiden diese letztere Benennung, als zweideutig, weil andere Tonlehrer eben diesen Namen wieder einer ganz anderen Art von Harmoniefolgen beilegen, welche wir unten dem Namen vermiedene Cadenzen werden kennen lernen.

§. 8. Trug-Hauptcadenz ist also derjenige Harmonieschritt, wo nach einem Hauptvierklang, ein anderer leitergleicher Dreiklang folgt als der tonische; also

In Dur:

V^7-vi, V^7-°vii, V^7-ii, V^7-iii, V^7-IV;
·2· ·3· ·5· ·6· ·7·

In Moll:

V^7-VI, V^7-°vii, V^7-°ii, — V^7-iv.
·2· 3· 5· ·7·

In Moll eine weniger als in Dur, weil auf der dritten Stufe der weichen Tonart keine Harmonie ihren Sitz hat.

Die gewöhnlichste Art von Trughauptcadenz ist diejenige, welche einen Sekundenschritt der Grundharmonie bildet; also in Dur: V^7-vi, und in Moll: V^7-VI.

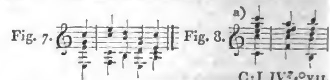
§. 9. Nebencadenz nannten wir denjenigen Harmonieschrittt, wo, nach einem Nebenvierklang, ein leitergleicher Dreiklang folgt. Z. B. Fig. 6.

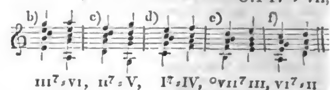


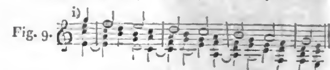
Die Nebencadenzen zerfallen, eben so wie ihr Vorbild, die Hauptcadenzen, in natürliche Nebencadenzen, und Trug-Nebencadenzen.

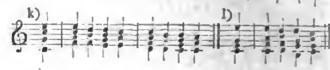
§. 10. So wie, nach jedem Hauptvierklang, am natürlichsten der Dreiklang folgt, welcher um 3 Stufen höher als jener seinen Sitz hat, eben so folgt auch nach jedem Nebenvierklang, am natürlichsten der um drei Stufen höher residirende leitergleiche Dreiklang.

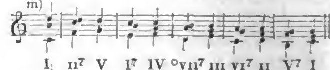
Eine natürliche Nebencadenz ist demnach diejenige Harmoniefolge, wo nach einem Nebenvierklange, derjenige leitergleiche Dreiklang folgt, welcher um eine Quarte höher seinen Sitz hat als jener, oder mit andern Worten, wo, nach einem Nebenvierklang, ein leitertreuer Quartenschritt zu dem um eine Quarte höheren Dreiklange geschieht. Dies ist z. B. der Fall in obiger Figur 6, so wie auch in nachstehenden.













§. 11. Trug-Nebencadenz ist nach obiger Definition der Harmonieschritt, wo, nach einem Nebenvierklang, ein anderer Dreiklang folgt als der, welcher drei Stufen höher als der Nebenvierklang residirt.

Diese sämtlichen Harmoniefolgen bilden ein ziemlich unfruchtbares Feld, indem nur selten eine Cadenz dieser Art mit Wirkung anzubringen ist.

§. 12. Wenn man nach einem Vierklange keinen leitergleichen Dreiklang folgen läßt, sondern entweder einen anderen leitergleichen Vierklang, — oder auch irgend eine leiterfremde Harmonie, so hat man eben — keine Cadenz gemacht, — man hat vermieden eine zu machen,

---

druckc Cadenz ungefähr eben den Begriff wie wir, z. B. Rousseau, Dict. de Mus. u. a. m. Eben so wenig, und noch weniger übereinstimmend, sind die Autoren in Ansehung des Gebrauches der Ausdrücke natürliche Cadenz — Trugcadenz — vermiedene — unterbrochene Cadenzen, u. s. w., worunter gewöhnlich Jeder etwas Anderes versteht, als die übrigen.

hat die Cadenz vermieden, und daher pflegt man denn solche Harmonienfolgen, wo, nach einem Vierklang, etwas Anderes als ein leitereigener Dreiklang folgt, Cadenzvermeidungen oder vermiedene Cadenzen zu nennen. — Wir betrachten hier vornehmlich diejenigen, wo, nach einem Vierklang, ein leitergleicher anderer Vierklang folgt.

Auch hier kann man unterscheiden, ob der Vierklang nach einem Hauptvierklange folgt, oder nach einem Nebenvierklang. Erstenfalls hat man eine Hauptcadenz vermieden, im letzten Fall aber eine Nebencadenz. Man sehe bei Fig. 10 i. die Vermeidung einer Hauptcadenz, mittels eines, auf den Hauptvierklang folgenden andern leitereigenen Vierklanges; — Fig. k. hingegen zeigt eine Vermeidung einer Nebencadenz mittels eines eben solchen Vierklanges.



§. 13. Von jedem dieser vielen möglichen Fälle Beispiele anzuführen, und über die Brauchbarkeit eines jeden Etwas zu sagen, wäre allzuweitläufig. Es mögen also einige, wenn auch nicht Alles erschöpfende Bemerkungen hier genügen.

Fürs Erste ist ein großer Theil dieser Harmoniefolgen schon um deswillen unbrauchbar, weil die Gesetze der Vorbereitung dabei nicht beobachtet werden können.

Von den übrigen Harmoniefolgen dieser Gattung kann man im Allgemeinen bemerken, daß auch hier die natürlichste leitertreue Folge eines Vierklanges auf den Andern, diejenige ist, welche einen Quartenschritt bildet, d. h. wo, nach einem Vierklange, der Vierklang auf der Quarte des Grundtons des ersteren folgt, z. B. Fig. 11.



Alle übrigen sind mehr oder weniger ungewöhnlich, und selten gut**).

§. 14. Cadenzvermeidungen durch ausweichende Harmonieschritte nannten wir endlich diejenige Harmoniefolge, wo nach einem Vierklange eine Harmonie folgt, welche dem Gehöre die Empfindung einer anderen, als der bisherigen Tonart erregt, z. B.



u. dgl. Die nähere Betrachtung dieser Gattung von Cadenzen gehört in die Lehre von ausweichenden Harmoniefolgen. (*Gottfr. Weber.*)

CADEREITA, Villa und Alcaldia mayor des Mexicostats Queretaro am Fuße der Sierra gorda Br. 20° 24′ L. 278° 12′ in dem Thale S. Juan, das die Silla und S. Lucia bewässern. Sie hat 1 Kloster und nach Alcedo 760 Familien, die eine starke Pferde- und Maulthierzucht unterhalten. In der Nähe findet man Thonporphyrbrüche. (*Hassel.*)

CADEROUSSE, Stadt und Kantonshauptort des Distr. Orange im franz. Dep. Vaucluse; ein finsterer todter Ort, der am linken Rhoneufer belegen ist, voller Kirchen, aber auch voller Bettler ist, und 800 Häus. mit 2786 Einw. enthält, die Seiden- u. Olivenbau unterhalten und 2 Seidenmühlen haben. (*Hassel.*)

CADET DE GASSICOURT (Louis Claude). Dieser für die Chemie und die leidende Menschheit sehr thätige Apotheker zu Paris, der Sohn des durch seine Schriften über den Skorbut bekannten 1745 verstorbenen Chirurgen, wurde zu Paris am 24. Jul. 1731 geboren, lernte die Pharmacie bei dem berühmten Geoffroy, und vervollkommnete sich in dem Laboratorium des menschenfreundlichen Chamousset. Durch diesen erhielt er, erst 22 Jahre alt, die Stelle eines Apothicaire Major der Invaliden; vier Jahre später wurde er Oberapotheker der Armeen in Teutschland und dann in Portugal. Nach dem Frieden wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrten Gesellschaften, deren Memoiren er mit vielen chemischen Abhandlungen bereicherte. Auch arbeitete er fleißig am Journal de Physique und ähnlichen Samlungen, und lieferte für die Encyklopädie die Art. Bile (Galle) und Borax. Besondere Schriften von ihm sind: Analyse des eaux minérales de Passy (1755. 8.), Mém. sur la terre foliée du tartre (1764. 12.), Réponse à plus. observ. de Mr. Baumé sur l'éther vitriolique (1775. 4.) und Experiences sur le diamant, letzte mit Macquer u. Lavoisier, wobei er die Verbrennlichkeit des Diamants außer Zweifel setzte. Auch beschäftigte er sich mit der Prüfung von Verfälschungen des Weins, des Weinessigs, des Tabaks, und den Mitteln dagegen; so wie in Fontanieu's Gesellschaft, mit der Fabrication des Glases und Porzelans. Zur Belohnung für diese Bemühungen wurde er als Chemiker bei der Manufaktur von Sevres ernant, ließ aber den Gehalt dafür einem neuangestellten mit der Metallurgie bekannten Chemiker anweisen. Seine letzten chemischen Arbeiten (mit Darcet und Fourcroy) betreffen die Prüfung des Glocken-Metalls und die Scheidung des Zinns vom Kupfer. Seitdem beschränkte er sich auf seine, als die erste in Frankreich geltende, Apotheke, in welcher er unentgeltlich freundlichen Rath ertheilte, oft auch Arzeneien und Unterstützungen an arme Kranke spendete. Er starb am 17. Okt. 1799.— Er hinterließ außer einem seitdem verstorbnen Sohne (s. folgenden Art.) einen bejahrten Bruder, den um die Gesundheitspolizei von Paris und die Ökonomie sehr verdienten Ant. Alexis Cadet de Vaux, den Stifter des bekannten Journal de Paris *). (*H.*)

**) Ausführlicher ist die Lehre von den Cadenzen besprochen in m. Theorie d. Tonsetzkunst 2. Aufl. 2. Bd. §. 252 bis 271.

*) Vgl. *Eus. Salverte's* not. sur la vie et les ouvr. *de L. Cl. Cadet* (1808) und *P. F. G. Boullay's* not. hist. sur la vie et les

Cadet de Gassicourt (Charles Louis), Sohn des im vor. Art. aufgeführten L. Cl. Cadet de G., wurde zu Paris am 23. Jan. 1769 geboren. Seine Jugendjahre verflossen unter den Augen eines d'Alembert, Lalande, Franklin, Condorcet und anderer Freunde seines Vaters, die seinen Geist ausbildeten. Außerdem studirte er in den Collegien von Navarra und Mazarin. Erst 15 Jahre alt richtete er eine Abhandlung an Buffon über das Studium der Naturgeschichte. Noch vor dem 20sten Jahre verheirathet, wurde er 1787 Sachwalter, und beschäftigte sich nebenher mit der Poesie. Die ausbrechende Revolution fand an ihm einen warmen Freund; er trat sogleich in die Nationalgarde, und hielt in seiner Section einige Zeit den Terroristen das Gleichgewicht. In den wichtigen Tagen des Oct. (1795) erklärte er sich mit andern vorzüglichen Bürgern gegen den Convent, und entzog sich dem Tode nur durch die Flucht nach Berry, wo er ein großes Hammerwerk übernahm. Doch stellte er sich einige Monate darauf vor ein Geschwornen Gericht, das ihn lossprach. Jetzt lebte er ganz der Literatur und Politik bis zum Tode seines Vaters; durch diesen fand er sich plötzlich in der Lage, sich mit dessen Laboratorium, der Hauptquelle des Wohlstandes seiner Familie, zu beschäftigen. Sein gewandter Geist erleichterte ihm das Geschäft; ohne seine bisherigen Studien aufzugeben, wurde er Chemiker und Pharmaceut, so daß der gute Ruf der väterlichen Apotheke noch erhöht wurde. Auch zeigte er sich als tüchtiger Schriftsteller in diesem Fache. Im J. 1806 veranlaßte er eine neue Organisation des Medicinalrathes in Paris, und führte 15 Jahre hindurch die Geschäfte eines Secretärs und Berichterstatters mit großem Eifer, kräftig der Charlatanerie entgegenarbeitend. Napoleon, der ihm den Titel seines ersten Pharmaceuten gegeben hatte, berief ihn in dem Feldzuge gegen Östreich (1809) zu sich und gab ihm das Brevet eines Reichsritters; nach der Wiederherstellung des Königs wurde er Mitglied der Ehrenlegion, wirkte aber als Wähler und Wahlsecretär, wie auch als Mitglied der Freunde der Preßfreiheit immer für die Opposition. — Er starb am 21. Nov. 1821, mit Hinterlassung zweier Söhne, wovon der eine die Arzneikunde, der andere die Rechte studirt hat. Er war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften in und außer Frankreich. — Unter seinen vielen Schriften zeichnen wir, mit Weglassung der politischen und belletristischen, nur die bedeutenderen aus; dahin gehören: La Chimie domestique. 1801. 3. V. 12. Dictionnaire de Chimie. 1803. 4 V. 8. Formulaire magistral et mémorial pharmaceut. 1812. 12. (wovon nachher noch 3 neue Ausgaben erfolgten). Pharmacie domest. d'urgence et decharité, eine Schrift seines Vaters, wovon 1815 die 2te A. erschien; Voyage en Autriche, en Moravie et en Bavière fait à la suite de l'armée fr. pend. la camp. de 1809. etc. 1817. 8. Auch lieferte er mehre Artikel in das Dict. des sc. méd., das Dict. d'Agricult., die Annales de Chimie, das Bull. de la soc. d'encourag. p. l'industrie nat., in das Bull. de Pharmacie und dessen Fortsetzung, das Journ. de Pharm., deren Mitstifter er 1809 war; in die Revue encycl.; die Biogr. univ. u. a. Journale, und hinterließ treffliche Materialien zu einer vollständigen Abhandlung über das öffentliche Gesundheitswesen *). *(H.)*

trav. de L. Cl. Cadet (1805.) wie auch Biogr. univ. T. VI. Biogr. d. Contemp. T. IV.

CADIAC, Dorf in dem Distr. Bagnères des franz. Depart. Oberpyrenäen an der Neste und in dem romantischen Aurethale; es zählt 463 Einw., die Cordelate weben und hat auf jeder Seite der Neste eine kalte Heilquelle, wobei einige Anlagen bestehen. Das Thal selbst ist reich an Marmor und alabasterartigem Kalksteine. *(Hassel.)*

CADILLAC, Stadt und Kantonshauptort im Distrikt Bordeaux des franz. Dep. Gironde am rechten Ufer der Garonne, die hier die Euille empfängt, hat 1 schönes Schloß, 2 Kirchen, 396 Häus. und 1326 Einw., die viele Strumpfwaren verfertigen; 15 kleine Eisenhammer verarbeiten 10,910 Entr. zu kurzen Waren, Pflugscharen, Sensen und Sicheln. In der Nähe ist eine Quelle, auf deren Boden man zu Zeiten flüssiges Quecksilber findet. *(Hassel.)*

CADIZ, Cadix (11° 22′ 15″ L.), Ciudade und wichtige Festung in der span. Prov. Sevilla, auf der westlichsten Spitze der durch die Militärrevolution 1820 bekannten Insel Leon, mit der sie sonst durch einen schmalen Damm zusammenhing. Wo er am engsten war, ward er 1812 durchstochen, und dieser Durchstich, jetzt ein breiter Graben, über den eine eiserne Brücke führt, heißt die Cortadura, und wird durch hohe Bollwerke vertheidigt. Die Stadt ist auf einer sandigen und sich weit in das Meer erstreckenden Landzunge angelegt und mit einem Wall und unregelmäßigen Basteien umgeben. An der Südseite kann man ihr wegen der hohen und steilen Ufer nicht beikommen; an der Nordseite ist eine Landung wegen der unter dem Wasser befindlichen Sandbänke und Klippen gefährlich; an der Südwestseite ist eine Reihe von Felsen, die zum Theil, wenn das Meer hoch geht, mit Wasser bedeckt sind, und auf einer in das Meer vorspringenden Klippe steht ein Leuchtthurm und das Fort S. Sebastiano; daher ist Cadiz eine Hauptfestung. Mittels eines gemauerten Damms, der 60 Fuß über das Meer empor steigt, hängt Cadiz mit der Insel Leon zusammen. An dieses Dammes Ende, 1 Meile von Cadiz, liegt das Fort Torre Gorda oder der Herculesthurm. Von hier breitet sich die Insel Leon von Abend nach Morgen ¼ und von Norden nach Süden ¾ Meilen aus. Nördlich wird dieselbe von der Seebucht Puntales, an welcher das Fort Cantera liegt, östl. von einem 1500 Fuß breiten Binnenwasser, dem Kanal von Caracca, der sich beim Fort St. Petri ins Meer und bei Caracca in die Bucht von Puntales mündet, und westlich vom Meer umflossen. Zwischen dieser Bucht und Cadiz liegen einander gegenüber, auf dem nordöstlichen Ufer die Forts Matagorda und Luis, und auf dem nordwestl. Ufer das Fort Puntales. — Der Umfang der Stadt beträgt nicht über ½ Stunden; sie hat 2 Thore, das See- und

*) Auch über sein Leben gab der obgedachte Salverte, wie über das Leben des Vaters, eine besondere Schrift (1822) heraus; außerdem geben Nachrichten über ihn *J. J. Virey* im J. de Pharm. T. VIII. und *M. A. Jullien* in der Revue encyclop. T. XV. Vgl. *Mahul's* annuaire necrol. 2e A. 1821.

Landthor, vor dem letzten liegt die Vorstadt Lavina. Sie wird in 17 Quartiere getheilt, hat enge und wegen der meistens 3—4 Stock hohen Häuser dunkle Straßen, unter denen die Calle ancha als die schönste sich auszeichnet, 3 große und 2 kleine Plätze, deren schönster, der Plaza S. Antonio, mit prächtigen Gebäuden umgeben ist. Cadiz hat an 8000 durchaus massive Häuser, die durch ihre platten Dächer mit kleinen Thürmen und Blumenparterren, durch ihre gut gepflasterten Höfe, deren jeder eine Cisterne zum Sammeln des Regenwassers hat, durch die um alle Stockwerke hinlaufenden Galerien, durch die großen Zimmer mit kleinen und wenigen Fenstern einen ganz afrikanischen Charakter haben. Die Straßen sind gut gepflastert, werden sehr reinlich erhalten und zur Nachtzeit erleuchtet; das Klima ist vortrefflich und die Luft gesund; das Thermometer steigt selten über 70° Fahrenheit; nur leidet man häufig durch den Solano; auch muß das Trinkwasser von Puerto Maria herbeigeholt werden (dies macht eine jährliche Ausgabe von 180,000 Gulden). Zu den größern öffentlichen Gebäuden gehören die zwar nicht große, aber geschmackvolle und ganz mit Marmor bekleidete Kathedrale, 4 Pfarr- und 3 Filialkirchen, 13 Klöster, 15 Hospitäler, unter denen besonders das königl. Hospital für Seeleute und Landtruppen sich auszeichnet, das für 1500 Kranke Raum hat, das öffentliche Arbeitshaus, das Zollhaus, die Börse, das Theater, das vormalige Opernhaus, das Arsenal und das Amphitheater für die Stiergefechte oder der Plaza de Toros für 12,000 Zuschauer. Der einzige öffentliche Spaziergang ist die Alameda, bestehend aus 5 Ulmenreihen, die einen Theil des westlichen Walls bilden; aber auch der ganze Wall gewährt die entzückendste Aussicht und den Genuß der reinen Seeluft. Die Stadt hat 75,000 Einwohner, worunter viele Franzosen, Italiener und andere Ausländer. Cadiz ist der Sitz eines unter den Erzbischof von Sevilla gehörigen Bisthums, eines der 3 spanischen Seedepartements mit einem großen Theile der Kriegsflotte, der indischen Rechnenkammer (Audiencia real de a contractacion à las Indias) zur Entscheidung aller Rechts- und Finanzsachen der Kolonien, und der philippinischen Handelsgesellschaft, die aber meistens in den Händen der Fremden ist, die einen Spanier an die Spitze der Geschäfte stellen, nach den philippinischen Inseln und Ostindien handeln, nach Spanien, Theeboy, Edelsteine, seidne Zeuge und Medicinalwaren bringen, und was sie in Spanien nicht verkaufen, ins Ausland frei ausführen dürfen. Auch befinden sich hier eine Akademie der schönen Künste mit einer Zeichnenschule für 300 Zöglinge, ein chirurgisches Institut für 100 Zöglinge mit einem botanischen Garten, eine mathematische, eine nautische und Steuermannsschule, eine Sternwarte ꝛc.

Außer den nöthigen Handwerkern findet man nur Fabriken für Seide, Flinten, Leder ꝛc.; auch findet man auf der Erdzunge bei der Stadt wichtige Salzwerke und Weingärten, erhebliche Fischerei von Thunfischen ꝛc. Das Hauptgeschäft und der eigentliche Hebel aller Thätigkeit in diesem lebhaften Orte ist der ausgebreitete Handel, der der meistens auf Rechnung fremder Kaufleute und auf ausländischen Schiffen getrieben wird. Cadiz ist der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels. Alle Handel treibende europäische Nationen haben hier ihre Konsuln, Agenten und Correspondenten; die fremden Handelsleute stehen nur unter dem Gouverneur, von dem die Appellationen an den Kriegsrath zu Madrid gehen. Im J. 1795 waren hier 110 Eigenthümer von Schiffen und 870 Handelshäuser, worunter mehre englische, französische, italienische und teutsche. Im Jahre 1817 liefen 50 spanische, 24 dänische, 56 amerikanische, 19 schwedische, 65 portugisische, 29 französische, 18 niederländische, 6 preußische, 3 türkische, 1 östreichisches und 183 englische Schiffe hier ein. Im J. 1803 betrug der Werth der Wareneinfuhr aus Amerika 22,930,698 Pesos, und der des Silbers 38,664,201¼ P.; 1817 betrug der Werth der Einfuhr an Silber und Waren aus Amerika kaum 20 Millionen Gulden, und darunter doch für 16 Mill. Silber.— Die geräumige Bai von Cadiz bildet einen der besten Häfen in Europa, und besteht aus 2 Abtheilungen; der äußern oder der Bai von Cadiz zwischen der Stadt und dem auf dem festen Lande liegenden Castillo de S. Catalina, und der innern oder der Bai von Puntales, deren Eingang die beiden Puntalen oder die Forts de Puntales und Matagorda vertheidigen. Die letztere wird von der Insel Leon und dem festen Lande umgeben, an dem die Caño del Trocadero, die Stadt Puerto Real und die Villa Caracca liegen. Der Eingang zu der Bai von Cadiz ist 2000, der zur Bai von Puntales 500 Klafter breit; jene ist der allgemeine Hafen der Kauffahrteischiffe, dieser aber der Hafen der Kriegsschiffe und der nach Amerika gehenden und von da kommenden Kauffahrteischiffe; denn die Schiffe fremder Nationen dürfen daselbst nicht einlaufen *).

Die Stadt Cadiz ward zuerst von den Tyriern erbaut und Gadis, d. i. Zaun oder eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen besaßen den Ort die Karthager, Römer (die ihn Gades nannten) und Araber, denen die Spanier ihn 1262 wieder entrissen. Sehr wichtig ist aus der neuern Zeit die Belagerung der Stadt von den Franzosen vom 6. Februar 1810 bis 25. August 1812, wo Wellingtons siegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzosen zum Rückzug nöthigte. Daher erhielt die Stadt von dem König Ferdinand VII. den Beinamen der sehr edeln, sehr getreuen und heldenmüthigen Stadt. Auch 1823 leisteten die Cortes und die Reste des spanischen Heers, die sich hieher zurückgezogen, den Franzosen kräftigen Widerstand.

Die Meerenge von Cadiz ist der Theil des atlantischen Meers, der zwischen den Küsten der Königreiche Fez und Marocco im Süden und der Meerenge von Gibraltar gegen Osten sich befindet. (*Stein.*)

CADMIA, Cadmie, Cadmin, Calamina: 1) natürliche, oder gegrabene, C. nativa oder fossilis, eine Art Fossil, aus Zink, Eisen und manchmal andern Stoffen zusammengesetzt, von gelber oder röthlicher Farbe, dessen sich schon die alten Griechen zur Bereitung des Messings oder Gelbkupfers bedienten. Man nent es auch Galmey, Calamintstein (Lapis calaminaris etc.),

*) Plano del Puerto de Cadiz etc. por D. Vinc. Tofino. Madrid 1789.— Die Stadt und Bai von Cadiz mit ihrer Umgebung. Weimar 1820

vgl. Zink. 2) Heißt Cadmia fossilis bei manchen Chemikern auch eine mineralische Substanz, welche Arsenik, oft auch Wismuth, Silber und vornehmlich Kobalt enthält, (vgl. Kobalt). 3) Gehört hieher Cadmia fornacum, Ofenbruch, ein unreines Zinkoxyd, welches beim Schmelzen zinkhaltiger Erze und beim Messingbrennen sich sublimirt, und in den Schmelzöfen ansetzt. Das sich tiefer unten an den Ofenwänden ansetzende Oxyd besteht aus gröberen, schwereren, härteren Klumpen, und ist unreiner und grauer, als jenes, welches sich an den obern Ofenwänden anlegt, und weißer und lockerer ausfällt. Ersteres heißt eigentlich Tutanego, Tutia, Cadmia, Nihilum griseum, Zincicum griseum etc., letzteres Nihilum album, Pompholix etc. — Arzneilich diente sonst dies unreine Zinkoxyd in Pulver-, Salben- und Pflasterform, als austrocknendes und adstringirendes Mittel blos äußerlich gegen pathologische Absonderungen und örtliche asthenische Entzündungen, besonders Augenentzündungen; ihm wird aber auch für diesen Zweck das reine Zinkoxyd jetzt mit Recht vorgezogen; (vgl. Tutia, Zink). — Übrigens hat man vormals den Namen Ofenbruch überhaupt allen metallischen Sublimaten gegeben, welche bei der Schmelzung im Großen aufsteigen. (*Th. Schreger.*)

Cadmia. (Antiquarische Mineralogie). Wenn die Nachrichten von Dioscorides, Galen und Plinius zusammengestellt werden, so ergibt sich: daß man im Alterthume das natürliche und künstliche Zinkoxyd sehr wohl kannte, häufig anwendete und beides als Cadmia (*καδμεια*) bezeichnete. Den natürlichen Galmey fand man besonders in Cypern, auch in Macedonien, Thracien und Spanien (wo bei Alcaraz noch jetzt viel Galmey gegraben wird); sehr wahrscheinlich wurde auch bereits von den Römern der, jetzt noch berühmte, Galmeybergbau bei Aachen betrieben. Häufiger und lieber wendete man, besonders in der Medizin das künstliche Zinkoxyd an, welches sich durch das Verbrennen des Zinkmetalles bildet, und gewann dieses theils durch eigends darauf betriebene Arbeiten, theils beiläufig bei dem Kupferhütten-Proceß, da häufig (und dies muß besonders in Cypern der Fall gewesen seyn) die Kupfererze zinkhaltig sind; beim Schmelzen derselben verbrennt dann der Zink, wobei dessen Oxyd sich außerhalb des Ofens, in der Hütte, ansetzt, theils weiße Flocken (Zinkblumen), theils, in Verbindung mit fremden Körpern härtere, weniger reine und gefärbte schalige Massen bildend. Während man mit dem Namen Cadmia das Zinkoxyd im allgemeinen und besonders auch den natürlichen Galmey bezeichnete, hatte man, besonders in medizinischer Hinsicht eine große Menge Namen für das künstlich gewonnene Oxyd, wobei theils auf dessen Gewinnungsart, theils auf dessen Reinheit, theils auf dessen Form Rücksicht genommen wurde. Pompholix (*πομφολυξ*) und Spodion (*σποδιον*) waren die reinsten Arten, erstere die lockeren Zinkblumen, letztere die mehr zusammengesinterten; sie sind, sagt Dioscorides, allein der Art, nicht der Gattung nach verschieden, nur ist letzteres ein unreineres Produkt. Man gewann die Pompholix zwar auch bei dem Kupferschmelzen, wenn man ausdrücklich Galmey mit in den Ofen gab, aber man gewann sie auch in eigenen Hütten, woraus zu schließen ist, wie häufig im Alterthume das Zinkoxyd angewendet wurde. In diesen Hütten befanden sich eigends construirte Öfen, die, wie es scheint, mit einem besondern Huth oder einer Kappe (ροδες) versehen waren, und mit Galmey, Ofenbrüchen und Kohlen beschickt wurden.

Wo, wie in Cypern zinkische Kupfererze verschmolzen wurden, bildeten sich die zinkischen Ofenbrüche, die vielerlei Namen hatten, welche in ihrer Mannigfaltigkeit besonders durch Plinius uns erhalten sind. Capnitis war das reine lockere Zinkoxyd, Botrütes (das traubenförmige) ein mehr zusammengeschmolzenes unreineres, Placitis (das kuchenförmige) ein festeres, noch unreineres von den Seitenwänden des Ofens, bei dem man das Onychites (wie Onyx gestreifte), von dem mit Kohle gemengten schwarzen Ostracites unterschied.

Vorzüglich brauchte man das Zinkoxyd in der Medizin äußerlich, als trocknendes heilendes Mittel, besonders in Augenkrankheiten; innerlich wendete man es gewöhnlich mit Wein oder Essig an. Galen (lib. IX. de simpl. med.) spricht ausführlich vom natürlichen Galmey; in Cypern, sagt er, wird außer der Ofen-Cadmia auch natürliche gefunden, welche mit Recht Stein genant wird. Zu der Zeit, als ich die Insel durchreiste, war zu Salis wenig Ofen-Cadmia vorräthig, aber ich erhielt dagegen durch den Aufseher der Bergwerke eine große Menge jener Steine, die theils im Innern der Berge, theils in den Bächen gefunden werden. Meine Freunde in Italien und Asien, denen ich davon mittheilte, waren mir dafür sehr dankbar, da diese Cadmia, die man mit vollkommenem Rechte zu den Steinen zählt, selbst wirksamer als die Ofen-Cadmia gefunden wurde.

Die Araber nannten das flockige, lockere Zinkoxyd Tutia, die festeren zinkischen Ofenbrüche Climia und Deschudium. (*Keferstein.*)

CADMIUM (Karsten's Melinum, Gilbert's Junonium etc.), ein von Hermann zu Schönebeck bei Magdeburg zuerst 1817 im schlesischen Zinkoxyde (über 3 Proc.), später von Clarke in einem Galmey aus Derbyshire, und von Thomson in einem dasigen kohlensauren Zinke, desgleichen von Stromeyer (2—3 Proc.) in einigen Varietäten der strahligen Blende aus Böhmen ꝛc., und von Children in einer braunen blättrigen Blende von Freiberg und in mehren Zinkminern [1]) gefundenes neues Metall, das nach der neuen Classification der Metalle in Beziehung ihres Verhaltens zum Sauerstoffe, zu denjenigen gehört, welche den Sauerstoff absorbiren, und das Wasser zersetzen, also in die zweite Klasse. Um es rein, wenn gleich mühsam und kostspielig genug, darzustellen, löst man nach Stromeyer einen der obigen Stoffe in Schwefelsäure auf, und leitet durch die damit hinreichend übersetzte Auflösung einen Strom Schwefelwasserstoffgas bis zur völligen Fällung des Cadmium. Den Niederschlag löst man in concentr. Salzsäure auf, fället die Auflösung mittels etwas in Übermaß zugesetzter

1) Wahrscheinlich enthalten, nach Hollunder, diejenigen Zinksorten am meisten Cadmium, zu deren Erzeugung man vielen zinkischen Ofenbruch verwendet (s. Kastner's Arch. für d. ges. Naturlehre I. 4. S. 439. ꝛc.

kohlensaurer Ammoniumlauge, glüht das so gewonnene kohlensaure Cadmium, und reducirt es mittels Kienrußkohle aus gläsernen oder irdenen Retorten bei mäßiger Rothglühhitze zu Metall. Oder man löst nach Children das cadmiumhaltige Fossil in Salpetersäure auf, setzt zu der filtrirten Auflösung überschüssiges Ammonium, um das Eisenoxyd zu fällen, und die Oxyde des Zinks und Cadmium wieder aufzulösen; das letztere wird hierauf durch reines Kalihydrat abgeschieden, welches in verdünnter Hydrochlorinsäure den charakteristischen gelben Niederschlag gibt [2]).

Weniger umständlich will es Herapath aus einem Staube in den Zinkwerken durch zweimalige Sublimation in starker Rothglühhitze ganz rein gewinnen in Form kleiner Kügelchen, die an der innern Wand des Sublimirgefäßes hängen [3]). Das reine Cadmium hat eine sehr hellweiße Farbe mit einem leichten Stich ins bläulich graue, fast wie Zinn, knarrt wie dieses beim Biegen, doch nicht so stark, ist, gleich diesem, sehr glänzend und läßt sich schön poliren. Es hat ein ganz dichtes Gefüge, und einen hakigen Bruch; krystallisirt leicht in regelmäßigen Octaedern, so wie beim Erkalten, auf seiner Oberfläche in farrenkrautähnlichen Figuren. Ziemlich stark abfärbend, weich, sehr biegsam, läßt es sich eben so leicht, wie Blei feilen und schneiden, so, daß sich scharfe Kanten bilden. Es ist härter, als Zinn, und cohärenter. Das unreine zinkhaltige Cadmium zeigt beim Durchschneiden einen Widerstand, es bricht, bevor es durchschnitten ist, und bildet unebene Kanten. Auch gibt etwas chromsaures Kali mit der gesättigten Auflösung desselben in Salpeter- oder Salzsäure einen gelben Niederschlag, welcher beim ganz reinen Cadmium nicht entsteht. Sehr dehnbar, läßt es sich sowol leicht zu Draht ausziehen, als auch unter dem Hammer äußerst dünn strecken, ohne Risse zu bekommen; doch schuppt es sich bei längerm Hämmern stellenweise ab. Im geflossenen Zustande ist sein specif. Gewicht bei etwas über 60° Cels. 8,6040, nach Children 8,67, oder 82,5, und gehämmert 8,750, nach Children 9,05. Es gehört zu den leichtflüssigen Metallen, schmilzt und fließt weit eher, als es rothglüht. Sehr flüchtig, verwandelt es sich schon in fast derselben Temperatur, wie Quecksilber, in braune Dämpfe, die nicht merklich riechen, am wenigsten knoblauchartig, und sich eben so leicht, wie die des Quecksilbers, zu oberflächlichen beim Gestehen krystallisationsfähigen Tropfen verdichten. Es ist eben so luftbeständig, als Zinn, und verbrent eben so leicht an der Luft zu einem bräunlich gelben Oxyd, welches sich größtentheils in Gestalt eines bräunlich gelben Rauchs sublimirt, und an darüber gehaltene Körper als ein gelber Beschlag anlegt, ohne merkbaren Geruch. Von verdünnter Salpetersäure wird es unter Entwickelung salpetriger Dämpfe leicht und schnell in der Kälte aufgelöst, und die Flüssigkeit läßt beim Verdunsten ein zerfließliches Salz zurück, welches in Alkohol farblos sich auflöst; dagegen wird Zinn in Salpetersäure schnell in weißes Oxyd verwandelt, aber nicht aufgelöst. Von der Schwefel-, Salz- und Essigsäure wird es unter Entbindung von WStG., aber nur langsam und durch Wärme, zumal von der Essigsäure, augenblicklich aber sein Oxyd, nach Children, von der Schwefel- und Hydrochlorinsäure aufgelöst. Die Auflösungen sind sämtlich farblos, und durch Wasser nicht fällbar. Das abgerauchte Hydrochlorinsalz zieht, nach Children, Feuchtigkeit an, und ist noch unter der Rothglühhitze flüchtig. Nach Stromeyer hat das Cadmium ein Mischungsgewicht von 6,9617. — Im Handel komt es jetzt als Draht, Blech etc. vor.

1) Das Cadmiumoxyd hat nach den Umständen, unter denen es sich bildet, und nach den verschiedenen Graden seiner Verdichtung eine bräunlichgelbe, hell-, dunkel- oder schwarzbraune Farbe, ist vollkommen feuerbeständig, aber mit Kohle etc. geglüht, metallisirt es sich schon beim anfangenden Rothglühen außerordentlich leicht. Im schmelzenden Borax löst es sich bald auf, ohne denselben zu färben, und liefert damit eine durchsichtige Glasperle. Unauflöslich in Wasser bildet es damit unter verschiedenen Umständen ein weißes Hydrat, das aus der Luft bald Kohlensäure anzieht, und durch Glühen sein Wasser leicht verliert. Die fixen Kalien nehmen es nicht merklich auf, befördern aber dessen Verbindung mit dem Wasser, und schlagen es aus seiner Auflösung in Ammonium zu Boden. Von diesem wird es leicht aufgenommen, färbt sich darin zuerst weiß, und wird zu einem Hydrat. Auch fällt es daraus durch Verdunsten des Ammonium, als ein sehr gallertartiges Hydrat. Gegen alle Säuren, in denen es unter starkem Aufbrausen auflöslich ist, und viel Sauerstoff einnimt, verhält es sich als eine salzfähige Basis. Aus seinen auflöslichen Neutralsalzen wird es durch die fixen Alkalien weiß, als ein Hydrat, gefällt, ohne, wie das Zink, durch ein Übermaß derselben wieder aufgenommen zu werden. Ammonium schlägt es ebenfalls weiß, und vermuthlich auch als Hydrat nieder, löst es aber, in Überschuß zugesetzt, sogleich wieder auf. Blutlaugensalz fället es weiß, durch Gallusauszug wird es nicht niedergeschlagen, durch Zink aber regulinisch, in dendritischen Blättchen. Sein Misch. Gew. ist, nach Stromeyer, 7,9677. In 100 Theilen desselben sind enthalten: 87,45 Cadmium und 12,55 Sauerstoff. — Nach Schubarth [4]) bewirkte das Cadmiumoxyd, zu 10—20 Gran Hunden eingegeben, mehrmaliges Erbrechen, ohne andere Nachtheile zurückzulassen. Nach Rosenbaum verhält sich seine Wirkung zu der des reinen Zinks, wie 10:1; mithin möchte die der jetzt officinellen Zinkpräparate zum Theil von dem beigemischten Cadmium abhängen. — Hufeland und

2) Andere Ausscheidungsarten des Cadmium, von Clarke, Wollaston u. A. s. i. d. Ann. of Philos. 1822. Febr. teutsch in Schweigger's Journ. f. Ch. u. Ph 1821. XXXIV. S. 171. etc. Scheidet man nach Wollastons unzuverlässiger Methode Cadmium mittels Zinks aus, und setzt der Auflösung Ammonium zu, so bilden sich nach Taffaert auf der Oberfläche des Zinks Krystalle, welche von einem Salze entstehen, das 50,90 Krystallisationswasser, 3,16 schwefels. Eisen, 29,00 schwefels. Zink, und 26,94 schwefelsaur. Ammonium enthält; cf. Ann. d. Ch. Sept. 1823. S. 200. — Herapath's vorzügliche Ausscheidungsmethode s. a. a. O. und i. Dingler's polyt. Journ. IV. 12. S. 105. etc. 3) S. Annals of Philos. Junistück 1822. Phil. Mag. and Journ. Sept. 1823. S. 166 etc.

4) S. Gräfe's u. v. Walther's Journ. der Chirurgie u. Augenheilkunde etc. II. 2; vgl. *C. Rosenbaum* Diss. sist. experim quaedam de effectibus Cadmii in organism. animal. etc. Gott 1819 8.

Rosenbaum a. a. O. empfehlen dieses in der Epilepsie.

2) Kohlensaures Cadmiumoxyd, ein pulveriges im Wasser unauflösliches, durch Glühen sehr leicht zu entsäuerndes Salz; wird aus dem Oxyd durch Mildkalien gefället, bildet mit Wasser kein Hydrat, wie das kohlens. Zinkoxyd. Auch wird der durch Mildammonium bewirkte Niederschlag nicht, wie beim Zink, durch ein Übermaß desselben wieder aufgelöst, wenn kein nahmhafter Säureüberschuß da ist. Hundert Theile Kohlensäure sättigen in dieser Verbindung 292,88 Cadmiumoxyd, folglich sind in 100 dieses Salzes enthalten: 74,547 Oxyd und 25,453 Säure.

3) Das schwefelsaure Cadmium erscheint in großen, durchsichtigen, geraden, rechtwinkligen, dem Zinkvitriol sehr ähnlichen Prismen, die herbmetallisch schmecken, sich leicht in Wasser auflösen, an der Luft stark effloresciren, und durch schwaches Erhitzen sehr leicht ihr Krystallwasser verlieren, ohne dabei zuvor, wie Zinkvitriol, darin zu zergehen. Im Feuer zersetzen sie sich schwierig, geben aber beim stärkern Rothglühen Schwefelsäure von sich, und werden dadurch zu einem basisch-schwefels. Salz, das in Schuppen sich krystallisirt, und im Wasser schwer auflöst. In der neutralen Verbindung sättigen 100 Schwefelsäure 161,1205 Cadmiumoxyd, und 100 wasserfreies Salz nehmen 34,2653 Krystallwasser auf. Es bestehen demnach 100 wasserfreies schwefels. Cadmium aus 61,7035 Oxyd und 38,2965 Säure, und 100 wasserhaltiges schwefels. Cadm. aus 45,9564 Oxyd, 28,5230 Säure und 25,5206 Wasser. — Nach Gräfe (s. oben) ist es ein wirksames Mittel gegen idiopathische, chronische, torpide Entzündungen der Bindehaut, gegen eben solche Augenblennorrhöen, gegen Trübungen der Cornea mit Blennorrhöe ꝛc., sowie nach Helling in Hornhaut-Verdunkelungen ohne chronische Entzündungen.

4) Salpetersaures Cadmium, weiße, meist strahlig zusammengehäufte Säulen oder Nadeln, die an der Luft zerfließen, und sich in Wasser leicht auflösen. Hundert Theile Salpetersäure brauchen zu ihrer Sättigung 117,56 Cadmiumoxyd, und 100 wasserfreies Salz nehmen 28,31 Krystallwasser auf. Mithin enthalten 100 wasserfreies salpers. Cadm., 54,086 Oxyd und 45,914 Säure, 100 wasserhaltiges salpeters. Cadm. aber 42,1526 Oxyd, 35,7838 Säure und 22,0636 Wasser. — Eine neutrale Auflösung des salpeters. Cadm. gibt mit schwefel- und blausaurem Kali einen weißen Niederschlag, der vom Blei herrührt, und die abfiltrirte Flüssigkeit bildet mit Schwefelwasserstoff einen weit reinern, schönern gelben Niederschlag, als vorher, wo sie noch etwas Blei enthält. Mit hydrothions. Ammonium gibt die neutrale Auflösung ferner, nach Children, ein schön glänzend gelbes, mit Schwefelwasserstoffgas ein eben so gefärbtes Präcipitat, welches, erhitzt, karmoisinroth, aber durch Abkühlen wieder gelb wird, und mit sauerklees. Ammonium einen weißen in Sauerkleesäure unauflöslichen Niederschlag. Kali, Ammonium, und ihre Verbindungen mit Kohlensäure fällen es weiß, schwefels. Natron, chromsaures Kali, bernstein- und benzoësaur. Ammonium und Gallustinktur gar nicht. Endlich wird es aus der Salpetersäure durch Zink nicht so leicht metallisch niedergeschlagen.

5) Salzsaures Cadmium in kleinen, ganz durchsichtigen, rechtwinkligen Säulen, die in der Wärme leicht verwittern, und in Wasser sehr auflöslich sind, aufgelöst aber mit salpeters. Silber keinen braunen Niederschlag liefern. Erhitzt komt das Salz noch vor dem Glühen in Fluß, und gesteht beim Erkalten zu einer durchsichtigen, blättrigen Krystallmasse, die aber an der Luft bald in weißen Staub zerfällt. Stärker erhitzt sublimirt sich das geschmolzene Salz in glimmerartige Blättchen. In 100 desselben sind enthalten: 70,0247 Oxyd und 29,9753 Säure; 100 Salzsäure würden demnach 233,6196 Oxyd sättigen. Oder als Chlorin-Cadmium betrachtet, besteht dasselbe aus 62,3877 Cadm. und 38,6123 Chlorine. — Nach Children wird das Cadm. aus seiner Auflös. in Hydrochlorinsäure leicht metallisch gefället.

6) Phosphorsaures Cadmium, ein weißer, pulveriger, durch phosphors. Natron gefällter Niederschlag, der in Wasser unauflöslich ist, und erst bei anfangender Weißglühhitze zu einem durchsichtigen glasartigen Körper schmilzt. Da 100 Phosphorsäure 225,494 Cadmiumoxyd sättigen, so bestehen 100 phosphors. Cadm. aus 69,2838 Oxyd und 30,7162 Säure.

7) Boraxsaures Cadmium, s. Boraxsäure.

8) Schwefel-Cadmium, ein durch Zusammenschmelzen beider Stoffe schwieriger, als durch Glühen eines Gemenges derselben, oder durch Fällung eines Cadmiumsalzes mit Schwefelwasserstoffwasser bereitetes citrongelbes ins orange fallendes Präparat, zerrieben aber ein sehr schön Orangegelbes Pulver. In der Farbe gleicht es etwas dem Auripigment oder Schwefelarsenik, unterscheidet sich aber von diesem schon durch seine mehr pulverige Form, und durch ein schnelleres Niederfallen, sowie durch seine leichte Auflöslichkeit in concentrirter Salzsäure, und seine hohe Feuerbeständigkeit. Geglüht nimt es zuerst eine bräunliche, und dann karmoisinrothe Farbe an, die es beim Erkalten wieder verliert. Nur bei beginnendem Weißglühen komt es erst in Fluß, und schießt dann in schön citrongelben glimmerartigen durchsichtigen Blättchen an. In concentr. Salzsäure löst es sich schon in der Kälte unter heftiger Entbindung von Schwefelwasserstoffgas leicht auf, ohne daß sich dabei Schwefel in Substanz ausscheidet. Aber verdünnte Salzsäure greift es selbst in der Wärme nur schwer an. Da 100 Cadm. sich mit 28,1723 Schwefel einen, so enthalten 100 Schwefelcadm. 78,02 Cadm. und 27,98 Schwefel. — Als ein sehr schön orangegelbes Pigment, das dem chromsauren Blei wenig nachsteht, läßt sich dies Präparat wegen seiner Dauerhaftigkeit, und der schön gefärbten Verbindungen mit andern Pigmenten, besonders mit blauen, in der Wasser- und Ölmalerei vortheilhaft anwenden.

9) Phosphorcadmium von grauer, schwach metallisch glänzender Farbe, sehr spröd, ausnehmend strengflüssig. Es verbrent auf Glühkohlen mit einer sehr lebhaften Phosphorflamme, indem es sich in phosphors. Cadmium umändert. Von der Salzsäure wird es unter Entbindung von Phosphorwasserstoffgas aufgelöst.

10) Jodincadmium, auf dem trocknen und nassen Wege darstellbar, bildet schöne große sechsseitige, weiße,

durchsichtige, luftbeständige, metallisch perlmutterglänzende Tafeln, die sehr leicht schmelzen, und, erkaltend, sogleich wieder krystallisiren. Stärker erhitzt zersetzen sie sich, und geben Jode aus. In Wasser und Alkohol lösen sie sich leicht auf, und krystallisiren wieder daraus durch Verdunsten. Aus der wäßrigen Auflösung wird das Cadmium durch die Mildkalien, als kohlens. Salz, gefället, und Schwefelwasserstoff schlägt es daraus allmälig als Schwefelcadmium nieder. Da 100 Cadm. in dieser Verbindung 227,4287 Jode aufnehmen, so enthält, 100 Jodincadm. 30,541 Cadm. und 69,459 Jode.

Mit andern Metallen scheint sich unser Metall leicht zu verbinden, wenn es wegen seiner leichten Verbrennlichkeit beim Ausschluß der Luft mit denselben erhitzt wird. Die Legirungen sind meist spröd und von heller Farbe. Wir kennen bis jetzt folgende:

11) Kupfercadmium von hellweißer, etwas ins Gelbliche spielender Farbe, von sehr feinkörnigem, schuppigem Gefüge, äußerst spröd. Einem Kupferschmelzgrade ausgesetzt, zersetzt es sich, und das Cadmium verfliegt ganz. Man wird daher bei der Messingfabrikation von dem in Zink enthaltenen Cadmium keine Nachtheile zu fürchten haben. Auch erklärt es sich hieraus, warum die sogenannte Tutia insgemein Cadmiumoxyd enthält. In dieser Legirung verbinden sich 100 Kupfer mit 84,2 Cadm., mithin enthalten 100 Kupfercadm. 45,71 Cadm. u. 54,29 Kupfer.

12) Platincadmium gleicht im Äußern sehr der Kobaltspeise, hat eine sehr helle, fast silberweiße Farbe, eine äußerst feinkörnige, versteckt schuppige Textur, und ist sehr spröd, strengflüssig. Da 100 Platin mit Cadm. zusammengeschmolzen, und bis zur Verflüchtigung des überschüssigen Cadm. im Glühen erhalten, 117,3 Cadm. zurückhalten, so bestehen 100 Platincadm. aus 46,02 Platin und 53,98 Cadmium.

13) Cadmiumamalgam von sehr schönem Silberweiß, und körnig krystallinischem Gefüge in Octaedern, hart, und sehr brüchig; specif. schwerer als Quecksilber, sinkt es in demselben unter. Es fließt schon vollkommen in heißem Wasser von 60° R. Ganz mit Cadm. gesättigte 100 Quecksilber, das jenes schon in der Kälte auflöst, nehmen 27,7778 davon auf; folglich enthalten 100 Cadmiumamalgam 21,7391 Cadm. und 78,2609 Quecksilber. (*Th. Schreger.*)

CADORE. Der Name dieses Ortes ist berühmt geworden durch den großen Tizian, welcher in demselben geboren worden ist. Er gehört gegenwärtig zur Delegation Belluno, ist ein Marktflecken und der Hauptort eines Distriktes. Seine Lage im hohen Gebirge, an der Piave, macht ihn zum Handel mit Holz und Eisen geeignet, von welchem sich der größte Theil seiner Einwohner, deren er gegen 1600 zählt, ernährt. (*W. Müller.*)

Cadoudal, s. George.

CADOUNÜSSE, malabarische Muskatennußgroße Früchte, die man in Ostindien zum Färben des Garns und der Zeuge benutzt. (*Th. Schreger.*)

CADSAND, Eiland, das auf der Spitze von Flandern am Ausflusse der Honto der Westerschelde in das teutsche Meer belegen ist und nur durch einen schmalen Kanal vom Groß der Grafsch. Flandern getrent wird. Es war vormals weit beträchtlicher, aber das Meer hat nach und nach bedeutende Stücke davon abgerissen, und noch jetzt wird es dagegen blos durch hohe und breite Deiche geschützt. Sein Boden besteht aus bloßer angeschwemmter Marsch, die höchst fruchtbar ist, und nicht allein die herrlichsten Wiesen, sondern auch gutes Korn-, Flachs- und Krappland darbietet; indeß bleiben Viehzucht und Fischerei doch immer die vornehmsten Erwerbszweige der Einw., die zum Theil aus Abkömmlingen von reformirten Franzosen und lutherischen Salzburgern bestehen, die im 16. Jahrhunderte eingewandert sind, indeß ihre Muttersprache ganz mit der holländischen vertauscht haben. Cadsand gehört zu den Distrikten der katholischen Niederlande, die der westphälische Frieden den vereinigten Niederlanden 1648 ließ; seitdem wurde es mit Statsflandern verbunden, mußte aber 1794 den Franzosen überlassen werden, die das Eiland in der Folge mit dem Scheldedep. verbanden. 1814 erhielten es die Niederländer zurück, und 1815 wurde es zu dem Bez. Goes der Prov. Zeeland geschlagen. Es wird in das alte Land von Cadsand oder den östlichen und in die Eindeichung der Grode oder den westlichen Theil getheilt und enthält blos Dörfer. Darunter das Dorf Cadsand im östlichen Theile der Insel mit 577 Einw., das am Zwin einen kleinen durch das Fort Cassandria geschützten Hafen hat. (*Hassel.*)

CADUCEATI (sc. nummi), werden diejenigen Münzen des Alterthums genant, welche den Schlangenstab Merkurs im Gepräge führen. Man findet deren unter den Münzen einiger griechischen und italischen Städte, noch andere unter den römischen Kaisermünzen, namentlich von Julius Cäsar, Augustus, Tiberius, Nero, Otho, Vespasianus, Titus, Domitianus, Nerva und Trajanus, auch von M. Antonius und dem Tyrannen Postumus sen. Sie kommen in jedem Metall vor, gehören aber doch im Ganzen zu den Seltenheiten. Da die Kunst der Alten schwerlich eine Figur ohne sinnbildliche Beziehung aufstellte, so haben die Schlangenstabmünzen schon lange die Aufmerksamkeit der Münzforscher angeregt, und man bemühte sich seit Wedel und Olearius †) die allegorische Bedeutung jenes Zeichens festzustellen; dadurch hat sich ergeben, daß die Bedeutung nicht auf allen Münzen dieser Art ebendieselbe, sondern nach den Beziehungen Caducifers drei- oder vierfach verschieden sey.

Die caduceati der Kaiser sind zum Theil Denkmünzen, deren ganzes Gepräge auf bewirkte Friedensschlüsse hindeutet, und dann bezeichnen die klugen, sich friedlich vereinigenden und gleichsam unterredenden Schlangen am Stabe des Götterboten wol unbezweifelt glückliche Friedensunterhandlungen durch Gesandtschaften. Die deutlichsten Beispiele von dieser Art sind: Eine Silbermünze vom Augustus; sie führt im Avers dessen Kopf im Lorberkranz mit der Umschrift: IMP. CAES. DIVI. F. COS. VI. LIBERTATIS. P. R. VINDEX. Der Revers zeigt in einem Lorberkranze die stehende Friedens-

†) *G. Wolfg. Wedel* Dissert. de numis caduceatis. Jenae, 1692. 4. *J. Chrp. Olearius* Dissert. de numis caduceatis. Jenae, 1706. 4.

göttin, daneben den Caduceus, eine Bacchus-Cista mit der Schlange darauf, und die Beischrift PAX. (bei Eckhel). Goldne und silberne Denkmünzen von Otho führen auf der Hauptseite dessen Kopf in der Haartour mit der Umschrift: IMP. M. OTHO. CAESAR. AVG. TR. POT. Die Rückseite zeigt die stehende Friedensgöttin, ihr zur Rechten den Ölzweig, zur Linken den Schlangenstab. Umschrift: PAX. ORBIS. TERRARVM. (ebend.) Nach diesen werden dann auch andere Münzen ausgelegt, welche den Schlangenstab ohne die Beischrift PAX führen; z. B. Gold- und Silbermünzen vom Julius Cäsar, auf einer Seite mit dessen Kopf im Lorberkranze und der Umschrift: CAESAR. DICT. PERPETVO., auf der andern darstellend einen Schlangenstab und fasces ins Kreuz gestellt, zwei geschlossene Hände, eine Kugel und ein Opfermesser mit der Beischrift L. BVCA. (bei Morelli). Kleine Silbermünzen des Antonius, deren Avers einen verschleierten weiblichen Kopf (Concordia) mit der Umschrift: IIIVIR. R. P. C., deren Revers aber den Schlangenstab, von zwei verbundenen Händen gehalten darstellt, mit der Umschrift: M. ANTON. — C. CAESAR. (ebend.) Eine Silbermünze Augusts führt auf der Vorderseite dessen bärtigen Kopf mit CAESAR. IMP., auf der Rückseite den Schlangenstab mit ANTONIVS. IMP. (ebend.) Auf diesen Münzen ist der Schlangenstab meistens nicht die einzige und hauptsächliche, sondern eine Nebenbezeichnung des Friedens. Auf vielen andern, namentlich von Adrian, Pacatian, Marc. Aurelius, Gallienus u. A. findet sich die Aufschrift PAX ohne Caduceus, wiewol die stehende Göttin, verbundene Hände, der Ölzweig, eine Fackel, die Waffen verbrent, und andere Bilder des Friedens dabei nicht fehlen. Dieses mag besonders da Statt finden, wo man die Victoria pacifera, d. h. den ersiegten, nicht durch diplomatische Sendungen herbeigeführten Frieden bezeichnen wollte. Dagegen findet sich der Schlangenstab auf Münzen, welche keineswegs auf Friedensschlüsse bezogen werden können, auf denen aber Sinnbilder des Glückes und Überflusses damit vereiniget sind. Beispiele der Art sind folgende. Eine Kupfermünze von Tiberius führt auf dem Avers dessen Kopf mit der Umschrift: TI. CAESAR. DIVI. AVGVSTI. F. AVGVSTVS.; auf dem Revers den Schlangenstab zwischen zwei Füllhörnern mit der Umschrift; PONT. MAXIM. COS. III. IMP. VII. TR. POT. XXII. (bei Eckhel). Gold- und Silbermünzen vom Vespasian. Avers: dessen Kopf mit: IMP. CAES. VESP. AVG. P. M. Revers: Eine sitzende weibliche Figur (die Ruhe), ihr zur Rechten ein Ölzweig, zur Linken der Schlangenstab. Fortlaufende Umschrift: TRI. POT. II. COS. III. P. P. (ebend.). Eine Silbermünze von Titus. Avers: dessen Kopf und Umschrift: T. CAES. IMP. VESP. Revers: der Schlangenstab mit fortlaufender Umschr. PONTIF. TR. P. COS. III. (ebend.). Eine Kupfermünze von Titus. Avers: dessen Kopf und Umschrift: T. CAES. IMP. PONT. Rev.: der Schlangenstab zwischen zwei Füllhörnern. Fortlauf. Umschr.: TR. POT. COS. III. CENSOR. (ebend.). Eine Kupfermünze vom Nerva. Avers: ein Maß, mit Kornähren überfüllt. Umschrift: IMP. NERVA. CAES. AVG. Revers: der Schlangenstab mit der Beischrift: S. C. (ebend.).

In diesen und ähnlichen Fällen scheint der Caduceus Symbol der Klugheit des Kaufgottes zu seyn und auf Blüte des Handels in ruhigen Jahren, auf mäßige Kornpreise in Folge ägyptischer Zufuhren u. dgl. hinzudeuten. In dieser Hinsicht ist die von Böttiger neuerlich so beredt ausgesprochene Meinung zu beachten, daß die oft ziemlich unförmlich erscheinenden Schlangenlinien am Caduceus ursprünglich die verschlungenen Stricke angedeutet hätten, deren man sich zur Befestigung und künstlichen Verschließung der zu versendenden Warenballen bediente.

Eine dritte Bedeutung hat der Schlangenstab auf den Münzen mehrer Städte, die weder Friedensschlüße, noch erheblichen Handel zu rühmen hatten, die aber den Merkur als Schutzgott verehrten und dessen Schutz durch den Schlangenstab bekundeten. Dahin gehören folgende Beispiele. Eine Kupfermünze der Stadt Eukarpe in Phrygien (bei Haym und Pellerin), welche ein unbedecktes Jünglingshaupt, daneben den Schlangenstab und die Beischrift: *ΕΥΚΑΡΠΕΩΝ.* im Gepräge führt. Als Nebenperson erscheint Merkur, durch seinen Stab repräsentirt, auf einer kleinen Kupfermünze der bruttischen Stadt Hipponium. Avers: Jupiters umlorbertes Haupt mit *ΔΙΟC.* Revers: ein Opfergefäß (Diota) der Schlangenstab und ein Stern. Umschrift: *ΙΠΩΝΙΕΩΝ.* (bei Eckhel).

Mit den Caduceaten der dritten Art stehen manche Antinousmünzen als eine ganz besondere Gattung in muthmaßlichem Zusammenhange. Z. B. eine griechische Kupfermünze. Avers: ein unbedeckter Kopf. Umschrift: *ΟCΤΙΛΙΟC. ΜΑΡΚΕΛΛΟC. ΙΕΡΕΥC. ΤΟΥ. ΑΝΤΙΝΟΟΥ.* Revers: ein stehender Merkur, zur Rechten ein strophius, zur Linken das *κηρυκειον*. Davor Priap auf einem cippus. Umschrift: *ΑΝΕΘΗΚΕ. ΤΟΙC. ΑΧΑΙΟΙC.* (bei Vaillant).

Mehre unter einander ähnliche alexandrinische Kupfermünzen führen auf dem Avers einen Jünglingskopf mit überhängender Lotosblume und der Umschrift: *ΑΝΤΙΝΟΟΥ. ΗΡΩΟC.* Auf dem Revers erscheint der Heros zu Pferde und neben ihm der Schlangenstab. Die beigeschriebenen Jahrzahlen sind: *L. ΙΗ.* oder *L. ΙΘ.* oder *L. Κ.* oder *L. ΚΑ.* (bei Eckhel). Als der durch seine Schönheit so berühmt gewordene Liebling Adrians Antinous im J. 132 im Nil ertrunken war, fabelte man, um das Lächerliche seiner Apotheose zu beschönigen, das Schicksal habe den Kaiser selbst bedroht, wenn niemand sich für ihn opfern würde, und da sey Antinous freiwillig für den Freund zum Orkus eingegangen. Dieses wurde dann wol auch auf jenen Münzen durch den Schlangenstab des Nekropompos angedeutet, weil der Heros gleichsam als Bote des Erdengottes die Unterwelt betreten. (*Schmieder.*)

CADUCIFER, ein Beiname des Hermes (Merkurius) bei den Römern von dem caduceus (*ῥάβδον κηρύκειον*), den er führte. Dieser Stab, welcher dies Symbol aller Weisheit und klugen Erfindung auszeichnet, ward nach dem Homeridischen Hymnus auf Hermes 304—29 dem Götte für die Leier von Apollon verliehen, weshalb auch Eustath. in Gl. XXIV, 343 will: es sey der Stab gewesen, womit Apollon die Herden des

Admetos geweidet habe. Er ist ursprünglich ein Zauberstab des Glücks und des Reichthums, ähnlich der Wünschelruthe, golden, mit dreifachem Laube — in mystischer Beziehung — umwunden, unvergänglich, ihm zum Schutz und zur Ausrichtung der Aufträge der Götter bestimt. Mit diesem Stabe schließt er der Sterblichen Augen, und weckt sie wieder [1]). Mit ihm führt er, nach späterer Vorstellung, die Selen der Abgeschiedenen zur Unterwelt hinab, und ruft sie aus derselben wieder hervor [2]). Ihn ergreift er, wenn er abgesandt wird, die Aufträge der Götter auszurichten [3]). So ward er zum Heroldsstabe, und die Zweige, womit er umwunden war, wurden in Schlangen — ein Sinnbild der Klugheit —, die sich an der Spitze des Stabes in Gestalt einer 8 umwinden, und oben die Köpfe gegen einander kehren, verwandelt, und dem Stabe selbst wurden Flügel gegeben, entweder die Schnelligkeit anzudeuten, womit der, der ihn führt, die Befehle der Götter ausrichtet, oder, die Geisteserhebung desselben anzudeuten; und einem spätern Mythus zufolge [4]), nach welchem Hermes einst in Arkadien seinen Stab zwischen zwei kämpfende Drachen warf, die sofort friedlich auseinander gingen, auch zum Friedensstabe *). (*Ricklefs.*)

CADURCI, ein Volk im aquitanischen Gallien, den Berichten Cäsars (B. G. 7, 64.) und des Plinius (H. N. 4, 19.) zufolge im heutigen Quercy. Die Stadt Cadurcum, dann Divona oder Duona, ist das heutige Cahors. Die Einwohner waren wegen Verfertigung ihrer wahrscheinlich mit gewalktem Flachs ausgestopften) Polster berühmt (*Plin.* H. N. 19, 1.), und ein solches Polster, mit sehr weißem Linnen überzogen, hieß ebenfalls Cadureum (sc. stragulum). Dies Wort bedeutete dann auch Bett, Lager überhaupt. Aus Misverstand der Stelle Juvenals 6, 537. haben die Scholiasten membrum mulieris daraus gemacht. (*H.*)

CADUS, 1) ein irdenes, kegelförmiges Gefäß der Alten mit spitz zulaufender Mündung, zu Aufbewahrung meist von Flüssigkeiten, jedoch auch anderer Dinge, wo dann die Form vermuthlich verschieden war. Bisweilen steht es für Urne, Aschenkrug. — 2) Ein Maß für Flüssigkeiten, enthaltend 3 Urnas = 12 Congiis = 72 Sextariis (Nößeln). (*H.*)

CAECILIA, Linn. Cäcilie, Blindschleiche, Schlüpfer, Runzelschlange. Welche Gattung oder Art von Schlangen Columella, der einzige römische Schriftsteller, bei welchem das Wort Caecilia vorkomt, unter diesem Namen verstanden habe, ist schwer zu bestimmen, nur beschreibt er sie als giftig. In spätern Zeiten übersetzte man so das griechische Wort *Τυφλωψ*, welches indeß eine unschädliche Schlange, und entweder die Blindschleiche (Anguis fragilis), oder eine Typhlops der Eryx ist. Linné gab den Namen Caecilia zuerst einer von ihm entdeckten Schlangengattung (denn daß die Ibiara diese Schlange sey, läßt sich bezweifeln) wegen ihrer unter der Haut verborgenen, aber doch durchscheinenden Augen. Die Cäcilien unterscheiden sich so sehr von allen Schlangen, daß schon Linné bemerkte, sie seyen einem Aale so ähnlich, daß man veranlaßt werden könnte, sie für Fische zu halten, wenn ihnen nicht die Flossen fehlten und sie durch Lungen athmeten. Auch spätere Naturforscher, welche sie genauer untersuchten, fanden eine große, wesentliche Verschiedenheit von den übrigen Schlangen, und Cuvier stellte sie als eine dritte Familie derselben: Serpens nuda, und schon früher Oppel, sogar als Familie der Batrachier, die er Apoda nannte, auf; und obgleich die Cäcilien noch nicht bekant genug sind, um mit Gewißheit ihnen diese Stelle anzuweisen, so ist doch diese die wahrscheinlich der Natur angemessenste, und unter dem Artikel Batrachia, habe auch ich sie bereits als Batrachia apoda aufgeführt. Hier sey es mir erlaubt, die Gründe noch etwas näher auszuführen. Wie die übrigen Batrachier haben die Cäcilien ein Herz mit einer einzigen Herzkammer und einer einzigen Vorkammer; wie bei diesen hat ihr Körper keine Schuppen und Schilder bildende Falten (*φολιδες*), sondern nur erhabene Wärzchen, welche indeß bei ihnen mehr wie bei den andern, das Ansehn von Schuppen haben, weshalb ihnen wol Schneider Schuppen zuschrieb, und man durch ihn verleitet, sogar glauben könnte, die Cäcilien hätten wahre Schuppen, wie die Aale, welche doch kein einziges Reptil hat. Die Rippen der Cäcilien sind ferner wie die der übrigen Batrachier unvollkommen, und, ungefähr wie bei den Molchen, sehr kurz, gerade, rückwärtsgekehrt, und haben zween Köpfe; die Wirbelknochen haben kaum merkliche Dornfortsätze, und sind unter einander durch zwei vertiefte kegelförmige Höhlen vergliedert, welche ein gallertartiger Knorpel anfüllt; bei ihnen, wie bei den Batrachiern ist das Hinterhaupt durch zween Gelenkköpfe mit der Wirbelsäule verbunden und der gemeinschaftliche Kieferknochen fehlt. Wenn wir die Cäcilien aus diesen Gründen als zur Klasse der Batrachier gehörend betrachten zu müssen glauben, so sind sie doch wesentlich, und als Ordnung von den übrigen verschieden durch den gänzlichen Mangel der Füße, ihre beinahe ganz angewachsene, dicke, vorn etwas gekerbte, mit großen Geschmackhörnern bedeckte Zunge, und unter der gemeinen Haut liegende Augen. Sie sind wol alle Schwanzlos zu nennen, da ihr After unter dem letzten Gelenke ihres Körpers liegt, welches nur etwas über demselben hervorragt. Es bildet dieser After strahlenförmige Falten. Ein Trommelfell bemerkt man nicht, und Cuvier nahm bei ihnen statt eines Gehörknochens nur ein kleines Plättchen über dem eiförmigen Fenster wahr. Eben dieser treffliche Naturforscher belehrt uns auch, daß ihre zweite Lunge sehr klein sey. Ob sie sich verwandeln, also im ersten Zeitraume ihres Lebens mit Kiemen versehen sind, dieses, wie fast ihre ganze Geschichte ist unbekant, nur scheint es, daß alle in Südamerika zu Hause sind. Sie haben in der einen weit hervorragenden vorn abgestumpften Rüssel bildenden Oberkinnlade zwei, in der Unterkinnlade eine Reihe ziemlich großer, kegelförmiger weit von einander entfernter rückwärtsgebogener Zähne. Linné gibt nur zwei Arten an, kannte aber offenbar drei; denn die

1) *Od.* V, 47 ff. 2) *Lucian.* Dial. L. 7. *Hor.* Carm. I, 10, 17 ff. *Aen.* IV, 242 ff. *Stat. Theb.* I, 306 ff. 3) *Gl.* XXIV, 3, 43; *Od.* l. c. 4) *Hyg. Astr.* II, 7; *Schol.* in *Gl.* XV, 256.

*) Böttiger's scharfsinnige Ableitung aus Phönizien, s. in dessen Griech. Vasengemählden Bd. 2. S. 97 fgg., wo man auch noch weitere Nachweisungen findet. (*H.*)

Caecilia tentaculata in dem Mus. Ad. Frider. ist nach der Abbildung von der in den Amoen. Acad. ganz verschieden, und Daudin's C. lumbricoides. Daudin fügte noch eine vierte Art: C. albiventris hinzu.

Caecilia albiventris *Daud.* Rept. VII. t. 97. f. 1. Weißbauchige Cäcilie. Diese Cäcilie, welche bis jetzt nur aus Daudin's Beschreibung bekant ist, unterscheidet sich nach dieser von der fühlfädigen (C. tentaculata), der sie sehr ähnlich ist, durch den Mangel der Fühlfäden; von der wurmförmigen (C. lumbricoides), durch ihren verhältnißmäßig dickeren Körper, und größeren Warzen an den Seiten desselben, zwischen den kleinern, mit bloßen Augen kaum sichtbaren; von der seitenstreifigen (C. glutinosa) durch das halbkugelförmige letzte Glied ihres Körpers. Auffallender würde sie sich noch von allen andern Arten unterscheiden, wenn ihr, wie Daudin es angibt, die Zähne im Gaume fehlten. Dieser zählte bei ihr 91 einfache Falten an jeder Seite, dann 46 doppelte, hierauf 3 kreisförmige, welche zween Ringe bilden, und am Ende 11 Falten, wodurch schmale Ringe, und ganz zuletzt ein kugelförmiges Endstück entsteht, unter welchem der After liegt. Die Farbe ist bläulich schwarz, mit gelblichweißen Flecken am Bauche; die Länge ist 20 Zoll 5 Lin. Das Vaterland ist Surinam.

Caecilia glutinosa *Linn.* Mus. Ad. Fr. I. t. 4. f. 1. Seba thes. II. t. 25. f. 2. Seitenstreifige Cäcilie, geschwänzter Schlüpfer, schleimige Ringelschlange. Diese Cäcilie unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß ihr Schwanzende in eine stumpfe Spitze ausläuft. Sie ist über einen Fuß lang, und eines kleinen Fingers dick, ohne Fühlfäden; ihr Kopf klein und glatt, ihr Rumpf walzenförmig und hinten etwas dicker. Diesen umgeben 350 kleine, etwas nach hinten gekehrte Runzeln, welche an der Bauchnath in einem spitzen Winkel zusammenstoßen. Ihre Farbe ist braun, mit einem ziemlich breiten weißlichen Streifen an jeder Seite. Sie scheint wie mit einem Schleime überzogen zu seyn, doch auch die andern Arten sehen wie gefirnist aus, und man kann also dieses nicht als Unterscheidungsmerkmal annehmen.

Caecilia Ibiara *Daud.*, s. C. tentaculata.

Caecilia lumbricoides *Daud.* rept. VII. t. 97. f. 2. Wurmförmige Cäcilie. Gewiß hat Linné eben diese Cäcilie auch in seinem Museum Ad. Frid. I. t. 5. f. 2. unter dem Namen C. tentaculata und zwar besser wie Daudin abgebildet, wie mich die Vergleichung mit einem Exemplare meiner Samlung lehrt. Sie ist von der C. tentaculata und allen übrigen durch ihren im Verhältniß zur Länge sehr dünnen Körper, wodurch sie in der Gestalt einem Regenwurm gleicht, auffallend verschieden. Mein Exemplar ist 18 Zoll (Daudin's 19½") lang, und noch keine 4 Lin. dick; am Halse nur 2½ Lin. Der Kopf ist sehr klein, schmal, und vollkommen glatt; der Rumpf vorn rund, in der Mitte zusammengedrückt, hinten glatt gedrückt, und am breitesten. Er endigt sich halbkreisförmig mit einer abschüssigen Platte, worunter der After liegt, und ist hier am breitesten. Er ist ganz mit kleinen, nur durch eine Lupe erkennbaren Wärzchen bedeckt, die fast das Ansehn von Schuppen haben. Die Runzeln sind vorn und hinten sehr deutlich und bilden hinten viel engere Ringe. Sie umgeben den Körper vorn und hinten in Ringen; in der Mitte des Rumpfes sind sie aber bei meinem Exemplare durchaus *nicht* erkenbar, und eben das scheint auch bei dem Daudinschen der Fall gewesen zu seyn, der indeß, ohne für die Richtigkeit der Zählung einzustehn, 87 einfache Seitenfalten (blos Seitenfalten sind bei meinem Exemplare die ersten nicht, sondern sie umgeben den ganzen Körper, Daudin's Exemplar war aber eben im Begriff, die Haut abzulegen, und daher mag die Verschiedenheit rühren) angibt, denen 204 doppelte Seitenfalten, und diesen 33 kreisförmige Falten folgten. Augen konnte ich gar nicht entdecken, so wenig wie Fühlfäden, doch bemerkte ich neben den Nasenlöchern zur Seite und tiefer wie sie Etwas, das mir wie ein Loch mit einem Wärzchen darin aussieht, welches ich jedoch nicht für wesentlich halte, da diese Theile nicht vollkommen symmetrisch stehen, und von einer Verletzung der Haut herrühren können. Die Farbe ist bräunlich-bleigrau. Das Vaterland ist unbekant.

Caecilia tentaculata *Linn.* Amoen. Acad. I. t. 17. f. 2. C. Ibiara *Daud.* Fühlfädige Cäcilie, Fühlschlange, ungeschwänzter Schlüpfer, gemeine Runzelschlange. Sie unterscheidet sich durch zween kaum sichtbare Fühlfäden, oder wie Schneider sie lieber nennen will, Wärzchen, neben jedem Nasenloche, und einen dicken, walzenförmigen Körper, welchen 135 Runzeln umgeben, die am hintern stumpfen Ende näher beisammen stehn. Man findet sie in Surinam. Daß Linné sie mit der vorigen vermengte, habe ich schon bemerkt. (*Merrem.*)

CAECILIA, die Heilige, Schutzpatronin der Tonkunst. Die Legende [1]) erzählt von ihr folgendes. Cäcilia eine edle römische Jungfrau trug das Evangelium Christi verborgen in ihrem Herzen und bat den Herrn mit Seufzen und Flehen, eine unbefleckte Jungfrauschaft ihr zu erhalten. Ihre (heidnischen) Eltern hatten sie an einen heidnischen Jüngling Namens Valerianus verlobt; dieser von brennender Liebe gegen sie entzündet, setzte den Tag der Hochzeit an. Cäcilia ward mit goldgestickten Kleidern angethan; aber auf ihrem Leibe trug sie ein härnes Gewand. Eltern und Bräutigam bestürmten sie mit solcher Gewalt, daß sie die Liebe ihres Innersten nicht zeigen und wie sie Christus allein zugethan sey, durch augenscheinliche Zeichen nicht offenbaren konnte. Der Tag kam heran, an welchem das Brautbette aufgeschlagen wurde; und während die Instrumente tönten, tönte es in ihrem Herzen allein zu dem Herrn [2]): Herr laß mein Herz und meinen Leib unbefleckt bleiben, damit ich nicht zu Schanden werde! Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl dem Herrn, was sie fürchtete. Sie ruft die Engel in ihrem Gebete an, sie fleht mit Thränen zu den Aposteln, und allen heiligen Dienern Christi, daß sie ihr Gebet unterstützen und ihre Keuschheit dem Herrn empfehlen möchten. Die göttliche Hilfe erschien, wie die Le-

1) Acta S. Caeciliae; Vitae SS. T. XI.; Martyrol. Rom. Baron. Annal. T. II. p. 232. N. XI. Pet. de Natalibus; al. 2) Die Worte lauten: cantantibus organis illa in corde suo soli domino cantabat (al. decantabat) dicens etc.

gende weiter berichtet. Als nämlich der Bräutigam sie ins Hochzeitbett führen wollte, so bedeutete sie ihn, er solle um seines jungen Lebens willen nicht wagen, sie zu berühren, denn ihre Unschuld werde von einem Engel des wahren Gottes beschützt. Jener, welcher betroffen ein tiefes Geheimniß ahnete, wünschte den Engel mit eignen Augen zu sehen. Cäcilia erklärte dies nur unter der Bedingung für möglich, daß Valerian sich durch die heilige Taufe reinigen lasse. Hierauf ließ sich der Jüngling ihrer Weisung gemäß zu dem Bischof Urban führen, der sich unter den Gräbern der Märtyrer verborgen aufhielt, empfing von ihm gläubig den Unterricht im Evangelium und die Weihe der Taufe. Als er nun zu seiner Braut zurück kam, fand er sie betend in ihrer Kammer und neben ihr den Engel im himmlischen Glanze, der beiden Kränze von Rosen und Lilien reichte. Valerian wünschte nun, daß auch sein Bruder Tiburtius Zeuge dieses Wunders und des Heiles theilhaftig werden möchte. Der Engel gewährte ihm diese Bitte, und verkündete beiden die Krone des Märtyrerthums. Auch Tiburtius ließ sich taufen. Beide Brüder ließ der Christenverfolgende Präfect von Rom Almachius als eifriger Bekenner des christlichen Glaubens enthaupten. Cäcilien wurde das Leben geschenkt unter der Bedingung, daß sie den heidnischen Göttern wieder opfere. Als sie dies standhaft verweigerte und fortdauernd durch ihren begeisterten Glauben Scharen von Götzendienern zum Christenthum führte, ward sie auf des Wütherichs Befehl in ein Bad mit siedendem Wasser verschlossen; da man sie am andern Morgen noch unverletzt fand, so sollte der Henker sie enthaupten. Als er ihr aber dreimal in den Hals gehauen, und das Haupt nicht vom Leibe zu trennen vermochte, verließ er sie in ihrem Blute. Sie aber lebte noch drei Tage, ermahnte die Gläubigen, vertheilte ihre Habe unter die Armen, und weihte ihr Haus der Kirche. Sie starb der Legende nach am 22. Nov., an welchem Tage auch in der röm. Kirche ihr Gedächtnißfest gefeiert wird; und Bischof Urban begrub ihren Leichnam. Ihr Todesjahr wird verschieden angesetzt. Baronius, Orsi und Beda setzen es unter die Regirung des Kaiser Alexander Severus (218 — 231), etwa in das Jahr 220; andere weniger kritische Martyrologen schon in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Nach einigen sollen die Leichen jener Märtyrer auf dem Kirchhofe des h. Calixtus, nach andern des Sixtus oder Prätextatus vor dem Appischen Thore beerdigt worden seyn, welche Stätte späterhin das Begräbniß der heil. Cäcilia genant wurde. Schon im J. 500 gab es eine der heil. Cäcilie gewidmete Kirche in Rom, in welcher auch Papst Symmachus ein Concilium hielt und Bilbrord 696 (nach Beda) zum Bischof ordinirt wurde. Paschalis II., welcher 817 Papst wurde, und besondern Eifer auf die Auffindung der Reliquien wendete, ließ diese Kirche, da sie sehr verfallen war, wieder herstellen, und wünschte den Leichnam der Heiligen in dieselbe zu übertragen. Lange ließ er vergebens an der erwähnten Grabstätte nachgraben, und es ging das Gerücht zu Rom, daß die Longobarden unter König Aistulf (im 8. Jahrh.) diese Leiche nebst vielen andern geraubt hätten.

Als aber Paschalis einst wie er selbst erzählt [3]) beim Anbruch eines Sonntagsmorgens den Sängern am Grabe Petri zuhörte, und darüber in Schlummer versank, erschien ihm eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit, welche sich ihm Cäcilia nannte, und ihm berichtete, daß die Longobarden vergeblich ihren Körper gesucht hätten, die Jungfrau Maria hätte verhindert, daß sie ihn gefunden, und jetzt gefalle es dem Herrn, dem Papste denselben zu entdecken, er möge also in den Katakomben des heil. Calixtus weiter nachforschen und ihn nebst andern daneben liegenden Heiligenkörpern in der Stadt beisetzen lassen. Bald wurde auch, wie es heißt, Cäciliens Körper, nach den Anzeigen, die in ihrer Märtyrergeschichte vorkommen, nämlich in Goldstoff gekleidet, nebst blutbespritzten Tüchern zu ihren Füßen in einem Sarge von Cypressenholze gefunden, und neben ihr, wie man glaubte, der Leichnam ihres Bräutigams. Der Papst ließ diese Körper im J. 821 an dem zu ihrer Verehrung bestimmten Orte feierlich beisetzen, welche Feierlichkeit Bosio in einer eignen Schrift beschrieben hat. Unter Clemens VIII. wurde dieser Sarg wieder aufgefunden, geöffnet, und mit einem silbernen Sarge umschlossen, wie Baron. ebenfalls berichtet als Augenzeuge T. IX. p. 692.

Noch jetzt befindet sich in Rom jene Kirche der heil. Cäcilia Trastevere, welche den Benedictinerinnen gehört, und von welcher man vorgibt, daß sie auf der Stelle des Hauses und nahe an dem Badezimmer, in welchem die Heilige den Märtyrertod erlitten, vom Papst Urban I. erbaut worden sey, der auch ihren Gatten und Schwager getauft hatte. In derselben steht neben dem Hochaltare das reich verzierte Grabmal der Heiligen, mit der liegenden Marmorstatue derselben von Stefano Maderno, in derselben Stellung, wie jene Heilige im Grabe gefunden worden seyn soll [4]). Daß das Fest der heil. Cäcilia sehr alt ist, ist entschieden. Mabillon hat zu beweisen gesucht, daß dasselbe vor der Zeit Karls des Gr. durch ein Gallikanisches Meßbuch gefeiert wurde, welches vor Einführung des Gregorianischen Gesanges in Frankreich im Gebrauche gewesen seyn soll. In der neuern Zeit nun ist diese Heilige zur Schutzpatronin der heil. Musik erhoben, und als Orgelspielerin, sogar als Erfinderin der Orgel von berühmten Dichtern und Malern vorgestellt worden. Im **Breviarium Toletanum** befindet sich ein Hymnus, worin sie besungen wird. Der engländische Dichter Chaucer (im 14. Jahrh.) besang sie und erzählte ihre Geschichte in seiner **Nonne's Tale**, wo es heißt:

> **and while that organs maden melodie**
> **to God allone thus in her hest sung she**
> (und während Orgeln machten Melodie
> sang so zu Gott zu ihrem Heil nur sie!)

Späterhin haben die Verehrer der Tonkunst, auch außer der römischen Kirche, zum Preise der Musik ihr Namensfest gefeiert, besonders in London, wo am Cäcilientag alljährlich eine große musikal. Versamlung in **Stationers-Hall**, seitdem dieses nach dem Brande von London

---

3) **Paschalis opp. II. p. 1224 sq. apud Harduin. T. IV.** Die ganze Geschichte dieser Auffindung erzähle auch **Baronius annal. eccl. T. IX.** 4) **Friedländers** Ansichten von Italien II. Thl S. 79.

wieder erbaut worden war, gehalten worden ist. Für dieses Fest komponirte auch Purcell (1694) ein berühmtes Te Deum und Jubilate [5]). Dryden, in seinem von Händel komponirten Alexanderfest, Pope, Addison, Congreve feierten dieses Fest und die Musikheilige durch berühmt gewordene Dichtungen. Pope singt von ihr:

Vom Orpheus denn singt nicht, ihr Dichter, mehr,
der Heiligen war größ're Macht verlich'n;
den Pfad bahnt aus der Hölle er,
sie den zum Himmel hin.

Unter den malerischen Darstellungen sind die Cäcilien von Raphael (gestochen von Strange und Massard), von Domenichino, von Dolce, von Mignard berühmt.

Wann und wie nun jene Heilige zu diesen Ehren gekommen und Beschützerin der Musik geworden, ist von Vielen gefragt und untersucht worden. Die gewöhnlichste Meinung ist die, meines Wissens zuerst von Herder aufgestellte [6]), nach welcher man annimt, daß dies durch eine falsche, ja widersprechende Erklärung der Worte ihrer Legende geschehen ist: et cantantibus organis illa in corde suo soli domino decantabat, dicens: fiat cor meum etc., welche nachher zu einer Antiphone geworden sind, deren man sich zufolge des römischen Breviariums bei dem Feste dieser Heiligen bediente. „Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt, so fängt er jenen Aufsatz an, zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heil. Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ." — Außer dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich unter den Hochzeitinstrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderin der Orgel zu seyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede seyn konnte. Andere sagen, daß man zu einer Zeit, wo Alles in Verbindung mit Religion gebracht wurde, auch der Musik einen Schutzheiligen wünschen mußte, und die Wahl der Mitglieder einer Corporation nicht immer auf einen Heiligen fiel, der auch ihre Kunst oder Beschäftigung wirklich ausgeübt hatte. Man habe allein bei der Märtyrin Cäcilia das cantare gefunden, dies vom wirklichen Singen verstanden und ihr darum die Orgel als Sinnbild beigelegt [7]). Vielleicht hat man jedoch die obige Stelle ursprünglich nicht sowol misverstanden, als ihr vielmehr eine in jenem Zeitalter sehr gewöhnliche symbolische Auslegung gegeben, und diejenige Heilige zur Schutzpatronin der heiligen Musik gemacht, welche beim Anhören der irdischen Musik eine höhere, gottgeweihte Harmonie in ihrem Herzen trug, und gleichsam unhörbar zu dem Herrn sang (hiebei hielt man sich vorzüglich an den metaphorischen Ausdruck decantabat domino). Das Spielen der Orgel konnte dagegen auf einem spätern Misverständisse beruhen. Eine andere, mir minder wahrscheinlich vorkommende Hypothese ist kürzlich in einem Aufsatze über einen geschnittenen Stein, der eine Orgel darstellt, vorgetragen worden [8]), daß nämlich einem gläubigen und mächtigen Verehrer der heil. Cäcilia jener römisch geschnittene Stein, auf welchem eine weibliche Figur, hinter einer kleinen, mit Kränzen verzierten Orgel sitzt (jetzt im Besitz des Fürsten Poniatowsky) in die Hände gefallen sey, er denselben auf die Heilige mit ihrer Orgel bezogen, und daß sich so zuerst ihr Ruf als Spielerin und Erfinderin derselben gegründet. Diese Hypothese setzt die ersten gewissermaßen voraus; denn daß der Irrthum eines Individuums über den Gegenstand jenes geschnittenen Steins so weit verbreitet worden sey, ist nicht wahrscheinlich. Mag nun die Kirchenheilige auf diese oder jene Weise zu der Ehre gekommen seyn, eine schöne „christliche Muse" zu werden, so gehört sie doch jetzt zu den schönsten Idealen, welche die Kunst zu ihrem eignen Preise verherrlicht hat. In dieser Beziehung sagt Herder sehr schön: „das einzige Gemälde Raphaels von ihr in Bologna macht sie, als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit werth; sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Klio (Polyhymnia) noch eine Maria oder Magdalene darstellt; eine erhabene, standhafte Heilige ist sie und zugleich die personificirte „himmlische Andacht." — Schön ists überhaupt für jede Kunst, eine solche Schutzgöttin, und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu haben. Man freut sich dabei ihrer innern Natur, als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlecht brachte, und sieht eben durch diesen festlichen Wetteifer neubelebt, ein fernes, unerreichbares Ziel vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neu aufblühenden Jugendschönheit. Noch edler und anständiger wird der Cäcilientag dadurch, daß er eine christliche Heilige singet: denn Andacht dünkt mich, ist die höchste Stimme der Musik, heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet, und ist bis zum Innersten der Kunst gelangt. Alle lustigen, kleinen Ergötzungen, die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabnen, umfassenden Genuß, den nur die reine, heilige Musik unserer Sele gewährt." (*Wendt.*)

CAECILIUS. Plebejische Beamte dieses Namens, ohne Zunamen kommen in den römischen Fasten seit dem J. R. 316 vor; nämlich ein Volkstribun J. 316. Quint. Cäcilius [1]), ein Volksädil Aul. Cäcilius J. 563 [2]), ein Volkstribun, Luc. Cäcilius J. 390 [3]), der das Gesetz de ambitu brachte; auch sind Unterfeldherren, Curatoren [4]), Privatleute [5]) des Namens hie und da erwähnt: als Zu-

5) G. Jones Gesch. der Tonkunst a. d. Engl. Wien 1821. S. 67. 6) In dem 1793 geschriebenen Aufsatze Cäcilia; zuerst in den zerstreuten Blättern 5. Saml. bekant gemacht, und in den sämtlichen Werken. Zur schönen Literatur und Kunst XIII. Theil, S. 77 ff. 7) Diese Erklärung gibt Rochlitz in einem Cäcilia überschriebenen Aufsatze (mus. Zeitung VI. Jahrgang No. 7.) an.

8) Kunstblatt zum Morgenblatt Jahrg. 1819. No. 8.

1) *Liv.* 4, 16. 2) 38, 35. 3) *Cic. Syll.* 22. 4) *Liv.* 31, 21, 42, 4, 27. 5) Beisp. s. *Ernesti clav. Cic. Caecil. Catull.* 33, 2.

namen finden sich Dexter [6]), Bassus [7]), Cornutus [8]), Simplex [9]), Niger der Quästor des Verres [10]), gegen den Cicero's Divination gerichtet ist, u. a.; als Geschlecht im Zusammenhange lassen sich aber nur die **Metelli**, und selbst diese nicht vollständig, aufstellen (s. **Metellus**). Von den nicht in die Fasten gehörigen Cäciliern sind die bedeutendern:

1) Der Komiker Cäcilius Statius (s. den folg. Art.); 2) der Ritter Q. Cäcilius, des Pomponius Atticus Oheim, ein Wucherer [11]); 3) Q. Cäcilius Epirota, gebürtig aus Tusculum, Freigelassener des Atticus, ein Grammatiker aus Augustus Zeit, ausgezeichnet als Erster, der lateinische Disputationen anstellte und Virgilius und anderer damals neuer Dichter Werke vorlas [12]). (Vgl. **Caeculus**). (*W. Wachsmuth.*)

Caecilius Statius, der nächste Vorgänger des Terentius in der komischen Kunst der Römer, ein Zeitgenosse des Ennius; gestorben im J. d. St. 586. und beim Janiculum begraben. Dem Suetonius zu Folge *), war er aus dem Insubrischen Gallien und ein Hausgenosse des Ennius. Nach einigen war Mailand seine Vaterstadt. Er scheint ein Sklave gewesen, und von einem Patron aus der Cäcilischen Familie freigelassen zu seyn **). Die Alten führen die Titel von acht und vierzig seiner Komödien an, von denen die meisten, wie es scheint, aus griechischen Originalen entlehnt waren. Nach Gellius Urtheile ***) waren diese Werke nicht ohne Anmuth; hielten aber mit den Originalen keine Vergleichung aus. In Rücksicht auf Sprache und Ausdruck findet Cicero †) viel an ihm zu tadeln, und setzt ihn dem Terenz weit nach. Von seinen Werken haben sich nur einzele Stellen erhalten, gesammelt in **Fragmentis Veter. Poet. Latinorum. ap. Rob. Stephan. Paris. 1564. 8. Comicorum Latinorum Sententiae Selectae. Par. 1569. Almeloveen fragm. comicor. Amstel. 1686.** (Vgl. **Sagittarii vita Caecilii. Altenb. 1672. 8.**). (*F. Jacobs.*)

CAECINA, ein etruskisches Flüßchen im Gebiet von Volaterrä, noch jetzt Cecina genant [1]). Personen dieses Namens, sehr wahrscheinlich etruskischer Abkunft, kommen in der letzten Zeit der römischen Republik und in der Geschichte der römischen Imperatoren des 1. Jahrh. n. C. vor. Mit Übergehung der minder bedeutenden [2]) nennen wir 1) Aul. Cäcina, den Verfasser einer Schmähschrift gegen Cäsar [3]); 2) Aul. Cäcina Severus, Unterfeldherr des Germanicus bei dessen ersten

6) *Liv.* 39, 56. 40, 1. 42, 6. 7) *Cic.* Att. 2, 9. divers. 11, 1. 12, 11 u. ff. 8) *Tacit.* Ann. 4, 28. 30. 9) *Tac.* Hist. 2, 60. 3, 68. 10) S. Arg. Ascon. zu *Cic.* divin. in Verr. 11) *Cic.* Att. I, 1. 12. 12) *Sueton.* Grammat. 16. und Casaub. daselbst.

*) In *Hieronymi* Chron. Ol. 150. 2. **) *Gellius* IV. 20. ***) *Gellius* III. 23. neque quum legimus eas, nimium sane displicent, quin lepide quoque et venuste scripta videantur. At enim si conferas et componas Graeca ipsa — oppido quam jacere atque sordere incipiunt. †) *Cicero* Ep. ad Att. VII. 3. 7.

1) *Plin.* h. n. 3, 8. *Mela* 2, 4. 2) Cicero's Client und Correspondent, s. die Rede von Cäc. und epist. ad. div. 5, 5 ff.; Licinius Cäcina, *Tac.* H. 2, 53. *Plin.* h. n. 20, 76. Cäcina Volaterranus 10, 34; (Cäcina Tuscus *Tac.* Ann. 13, 20. Hist. 3, 38.) u. a. 3) *Suet. Caes.* 75.

beiden Einfällen in Germanien, beide Male Führer des Vortrabes [4]); bei dem Rückzuge von dem zweiten Einfalle Befehlshaber eines eigenen Heers, und wegen seines heldenmüthigen Widerstandes gegen Hermann und Inguiomer auf dem Zuge über die Pontes Longos nach der Brücke am Niederrhein, wo dem Heere Vernichtung durch die Germanen drohte, von Tiber mit dem Ehrenzeichen des Triumphs belohnt [5]). 3) Alienus Cäcina, gebürtig aus Vicetia (Vicenza) [6]); bei Galba's Thronbesteigung Befehlshaber der Legionen im obern Germanien; schön, kräftig, beredt und bei dem Heere beliebt, gegen Galba aus persönlichem Antriebe übelgesinnt, und daher mit Valens Parteiführer für Vitellius, als Otho in Italien Imperator ward [7]). Er führte sein Heer gen Italien; Helvetien empfand die Drangsale soldatischer Plünderung, worin die 21ste Legion, **rapax** genant [8]), das Beispiel gab; die Einwohner eines Ortes (anjetzt Baden?) wurden erschlagen, Aventicum mit Mühe vom Untergange gerettet [9]). Oberitalien bis zum Po ward leicht gewonnen; aber Placentia umsonst angegriffen, und in Cremona's Nähe unglücklich gegen die Othonianer gefochten, und erst nach der Ankunft von Valens Heere durch den Sieg in der Gegend von Bodriacum für Vitellius Sache entschieden [10]). Cäcina stand während der kurzen Regirung des Vitellius in den höchsten Ehren [11]), und ward dem Vespasian mit einem Heer entgegengesandt; ging aber zu diesem über [12]), und hörte nun auf bedeutend zu seyn. (*W. Wachsmuth.*)

CAECUBUS, Ager (*τὸ Καίκουβον*), ein kleiner Landstrich an der Küste von Latium zwischen Terracina und Gajeta, von welchem auch der Busen, den das Meer hier bildet, Sinus Cäcubus hieß, sonst von der Stadt Amyclä, Amycläus benant [1]). Woher der Name Cäcubus, *Καίκουβος*, abstamme und was er bedeute, ist nicht bekant. Seinen Ruhm verdankt er dem von den lateinischen Dichtern, und vor allen andern von Horaz und Martial gepriesenen Weine, welcher auf einer sumpfigen, mit Pappeln besetzten Insel wuchs, die das in das Innere des Landes eindringende Seewasser lagunenartig umgab [2]. Ihr Umfang betrug wenig über eine halbe Quadratmeile und auf diesem kleinen Raum wuchs die Rebe, deren Frucht den edelsten Wein von ganz Latium lieferte, **Vinum Caecubum**. Es ist auffallend, daß ein so vortreffliches Gewächs in einer sumpfigen und niedrigen Gegend gedieh, wie doch Strabo ausdrücklich berichtet [3]). Einiger Maßen erklärlich wird es dadurch, daß, wie derselbe Geograph hinzufügt, die Cäcuber Reben an Bäume hinaufgezogen wurden, wodurch ihre Trauben den Dünsten der Meersümpfe enthoben waren. Wie Plinius erzählt [4]), wurde unter der Regirung des Nero der Weinbau des Ager Cäcubus durch einen von diesem Kaiser mit Unsinn

4) *Tac.* Ann. 1, 31. 50. 56. 5) 1, 60 — 68. 72. 6) *Tac.* H. 3, 8. 7) 1, 53. 8) 2, 43. 9) 1, 70. 10) 2, 17. 20 — 30. 39 — 45. 11) 2, 56. 92. 12) 2, 99. 100. 3, 13. Vgl. über diesen Cäcina Plutarch's Otho, und über Cäcina überhaupt. *Ernesti* clavis Cic. s. v. Caecina.

1) *Strabo* V. p 354 ff. Auch **Amyclanus, Amuclanus.** 2) Dieser Meersumpf hieß von der benachbarten Stadt Fundi, **Lacus Fundanus.** S. *Strabo* l. c. 3) Vgl. *Mart.* XIII, 115. 4) *Plin.* XIV. 6.

angelegten und am Ende nicht ausgeführten Kanal sehr beeinträchtigt, und auch die Pflanzer sollen von der Zeit an die Pflege der Stöcke vernachlässigt haben. Nichts desto weniger feiert aber noch Martial nicht minder als Horaz die Güte des Cäcubers. Er hatte es mit dem Falerner und andern edeln Weinen Italiens gemein, durch Alter milder und süßer zu werden, ohne jedoch dadurch seine feurige Kraft zu verlieren. Daher im Horaz ein so großer Werth auf die lange aufbewahrten, unter hundert Schlüsseln liegenden Familiengefäße voll des stolzen Cäcubers gelegt wird [5]). (*Wilh. Müller.*)

CAECULUS, ein alter italischer Heros, für einen Sohn des Vulkan gehalten, weil man ihn einst auf dem Herde fand, oder seine Mutter ihn von Funken empfangen haben wollte, die dem Feuer entsprüht waren *). Anfangs Anführer eines Räuberhaufens gründete er Präneste und kündigte, um die Volksmenge zu vermehren, feierliche Spiele an. Um das Volk, das sich zur Schau einfand, zur Niederlassung dort zu bewegen, rühmte er seine göttliche Abkunft, und rief, da niemand ihm glaubte, den Vulkan an, sie zu beglaubigen. Plötzlich umgab eine Feuerflamme das Volk, und nöthigte es, nicht nur ihm zu glauben, sondern auch bei ihm zu bleiben. Seinen Namen soll er von seinen kleinen Augen gehabt haben **). Man machte ihn zum Stammvater der Cäcilier. Fest. Caeculus. (*Ricklefs.*)

CAELIUS (Aurelianus), ein wichtiger medizinischer Schriftsteller, aus Sicca in Numidien gebürtig, dessen Zeitalter aber zweifelhaft ist. Da er indessen den Magnus aus Ephesus citirt, der ein Zeitgenosse Galens war, da er sogar den Leonidas, den Episynthetiker anführt, welcher offenbar später als Galen gelebt, weil er diesen citirt, so kann Cälius nicht früher, als in der Mitte des 3. Jahrh. gelebt haben. Freilich wird Galens nirgends bei ihm erwähnt, da er doch eine Menge unbedeutender Schriftsteller anführt; allein Cälius citirt auch den Archigenes, der doch bei seinen Zeitgenossen, wie bei der Nachwelt, in dem größten Ansehn stand, nur an einer Stelle. Ja, den Aretäus, einen der würdigsten Schriftsteller der ersten Jahrhunderte, scheint er gar nicht zu kennen. Wahrscheinlich hat der Sektengeist den Numidier abgehalten, Galens, des eifrigsten Widersachers der methodischen Schule, zu erwähnen; denn zu dieser Schule bekannte sich nicht allein Cälius, sondern sein Werk ist auch die Hauptquelle, aus welcher man schöpfen muß, wenn man die theoretischen und praktischen Grundsätze der Methodiker kennen lernen will, da die Schriften der übrigen nur Bruchstücke und einzele Abhandlungen sind. Das Werk selbst führt den Titel, de morbis acutis et chronicis libri 8. Die beste Ausgabe ist die von Wetstein, nach Almeloveen, Amsterdam 1755. in Quart besorgte. Es ist in einem so barbarischen Latein geschrieben, daß man dem Reinesius fast Recht geben möchte, der den Cälius ins 5. Jahrh. setzt. Indessen steht dem entgegen, daß Cassiodor schon in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. den Cälius als einen alten Schriftsteller rühmt und empfiehlt †). Auch war in entlegenen Provinzen des römischen Reichs die Sprache wol immer unrein, und wie schlecht die römischen Ärzte auch in blühenden Zeiten schrieben, sieht man aus dem Beispiel des Scribonius Largus, der noch dazu in der Nähe des Kaisers Claudius lebte; und wie barbarisch schreibt nicht Serenus Samonicus zu Anfang des 3. Jahrh.? — Mercurialis und einige Andere haben geglaubt, das Werk des Cälius sey eigentlich eine Übersetzung des Soranus, der unter Trajan lebte, und einer der berühmtesten Methodiker war. Allein diese Vermuthung wird dadurch widerlegt, daß Cälius an vielen Stellen den Soranus anführt, hier und da auch von den Meinungen und Grundsätzen des letztern abweicht. Überdies verräth Cälius überall seinen Mangel an griechischer Sprachkentniß so sehr, daß er wol nicht im Stande gewesen, ein griechisches Werk zu übersetzen. Allein diese Mängel hindern die Brauchbarkeit des Werks keinesweges. Der Verf. malt die Krankheiten von ihrem Entstehen an bis an ihr Ende mit so lebendigen Farben, daß er hierin nur dem trefflichen Aretäus nachsteht. Er ist so umständlich in der Unterscheidung derselben, in der Entwickelung ihrer Ursachen, wobei er jedesmal die abweichenden Meinungen seiner Vorgänger erörtert und widerlegt; er ist so genau und lehrreich in der Behandlung, besonders auch in Rücksicht der Lebensordnung, daß man kaum einen andern Schriftsteller im Alterthum nennen wird, der mit ihm hierin die Vergleichung aushielte. Dabei ist er so wenig von Vorliebe für die Koryphäen seiner Schule verblendet, daß er in ganzen Kapiteln den Asklepiades, den Themison und Thessalus widerlegt. Kurz, wenn Cälius dem gelehrten Arzt und Geschichtforscher unentbehrlich ist, so wird der Praktiker, wenn er nicht ganz ohne Bildung und Sinn für dieselbe ist, bei wenigen alten Schriftstellern so viel Befriedigung finden, als bei diesem Barbaren. (*Sprengel.*)

CAEMENT (künstliches), (Cämentirpulver) Caementum, pulvis caementatorius, Cament, Cement etc., heißt überhaupt jedes Pulver oder jeder Teig, womit man gewisse Körper in eigenen Cämentirgeräthschaften, oder in gewöhnlichen Schmelztiegeln umgibt, um dadurch unter Mitwirkung des Feuers in eben diesen Körpern gewisse Veränderungen hervorzubringen (s. Caementation). Die vornehmsten Cämentpulver sind: 1) das Goldcämentpulver, Caem. regale, welches zur sogen. concentrirten Scheidung (Scheidung durch die Cämentation) des Silbers von dem Golde dient. Es gibt mancherlei dergleichen Cämentpulver, deren Zusammensetzung man nach dem jedesmaligen Zweck verschiedentlich abändern kann. Das gewöhnliche besteht aus reinem Salpeter, gleichviel weißgebranntem Vitriol, zur Austreibung der Salpetersäure, und zweimal soviel Ziegelmehl, um zu verhüten, daß das Cämentpulver nicht zusammenfließe. Das Metall wird, zu dünnen Blechen geschlagen, und mit dem Cämentpulver gehörig geschichtet, in einer Cämentbüchse rc. behandelt bei einem 12—16 stün-

5) *Hor.* Od. II. 14, 25. Die übrigen Loci class. sind *Od.* I. 20. 9. I. 37. 5. III. 28, 3. *Epod.* 9. 1. 36. *Serm.* II. 8. 15. *Mart.* XIII. 115. Vgl. über den ganzen Art. Mannert's Geogr. von Italia. B. I. p. 679. 80.

*) *Serv.* in *Aen.* VII, 680; *Sol.* c. 2, *Salmas.* in *Sol.* p. 46. **) *Serv.* in *Aen.* VII, 681.

†) *Cassiodor.* divin. instit. c. 31.

digen Rothglühfeuer. Nach dem Erkalten nimt man die Bleche heraus, kocht sie in vielem Wasser aus, und spielt sie ab. Statt des Salpeters kann auch Kochsalz dienen, nur nie beides zugleich, weil daraus ein Königswasser entstehen würde, welches das Gold selbst angriffe. 2) Das Stahlcäment, zur Verwandlung des Eisens in Stahl (sogen. Brennmaterie). Auch zu diesem sind die Vorschriften sehr verschieden; doch ist sehr feiner Kohlenstaub von hartem Holze der Hauptbestandtheil, und mit $\frac{1}{10}$ frischgebrannter ganz trockner Asche, zum Dichtmachen vermengt, ohne weiteres hinreichend. Zu einem Pfund Eisen rechnet man ungefähr 4 Loth dieses Cämentes. Das Reaumur'sche Stahlcäment besteht aus 16 Ruß, 8 Kohlenstaub, ebensoviel Asche, und 4—6 Kochsalz, welches letztere, indem es in der Glühhitze zu fließen anfängt, die Dichtheit des Cäments vermehren, wol auch eine noch nicht bekannte chemische Wirkung haben kann, wiewol eine Zersetzung des Kochsalzes, wenn Eisen mit ihm geglühet wird, nicht merklich ist. Kohlenstaub bleibt immer die Hauptsache, und gibt, bei rechter Behandlung, vortrefflichen Stahl. — Auch das neueste englische Patent-Eisencäment aus Salmiak, Schwefel und Eisenfeile ist an sich gut, allein es entwikkeln sich daraus beim Gebrauch Wasserstoffgas u. a. Gasarten durch die beim Verbrennen des Schwefels erzeugte Schwefelsäure, wogegen sich, zumal in geschlossenen Räumen, der Arbeiter, wenn er nicht, wie neuere Beispiele in England lehrten, ersticken soll, nur durch zeitiges Herbeischaffen möglichst frischer Luft schützen kann, (s. *Gill* techn. Repository Nr. I. 1822. S. 202.). 3) Gibt es mancherlei Cämentpulver, wodurch man gewissen Gläsern die Eigenschaft des Porcelans beibringt; endlich 4) dergleichen zur Verwandlung des Kupfers in Messing; 5) wird jeder Kitt auch Cäment genant (s. Kitt.).

(*Th. Schreger.*)

Caementation, Cämentirung, **Cementatio etc.**, bedeutet im Allgemeinen das Glühen der Körper in verschlossenen Gefäßen zwischen einem diese Körper umgebenden und zweckmäßig veränderten Pulver oder Teige. Weil dabei die wirksamen Bestandtheile des trocknen Cäments in Dämpfe verwandelt, und durch einen beträchtlichen Hitzgrad unterstützt werden, so ist diese Operation überhaupt ein sehr mächtiges Hilfsmittel, große Veränderungen in den Körpern zu bewirken, oder Körper mit andern zu verbinden, die sich nur schwer, ja auf andere Art gar nicht mit einander vereinigen lassen. Indeß ist die Scheidung des Goldes durch Cämentation nicht ganz eine Scheidung auf dem trocknen Wege, weil die Säuren im Salpeter und im Kochsalze ꝛc. doch etwas Wasser mit sich führen. Sie besteht darin, daß man das silberhaltige, in dünne Bleche geschlagene Gold den Dünsten der Salpeter- oder Salzsäure, sowie sie aus trocknem Salper, oder dergl. Kochsalz, mit Eisenvitriol vermengt, sich entwickeln, aussetzt: die Säure, so wenig Wasser habend, und als heißer Dunst, greift das mit dem Golde gemischte Silber auch dann an, wenn gleich das Gold mehr als die Hälfte des Ganzen beträgt, oxydirt es, und verbindet sich mit ihm, so daß es nachher mit heißem Wasser leicht abgespült werden kann. Jedoch wirkt die Säure nur auf die Oberfläche, mithin ist diese Scheidung nur sehr unvollkommen, und mehr dazu brauchbar, dem mit Silber legirten Golde auf der Oberfläche eine höhere Farbe zu geben.

Um aus Schmiedeeisen (am besten dem im Bruche körnigen, das um so besser, je feiner und leichter das Korn ist,) Brennstahl zu machen, wird es cämentirt, d. i. man gibt ihm durch Glühen mit einem Cäment, in verschlossenen Gefäßen Kohlenstoff: da dieser hier von außen eindringen muß, so werden dünne Schmiedeeisenstangen in einem Brennkasten von feuerfestem Thone am besten wagerecht gelegt, und mit dem Cämente so geschichtet, daß jede ganz damit umgeben ist. Die oberste Schicht Cäment wird mit Sand überschüttet, der Kasten genau bedeckt, dann in einem Windofen (Stahlofen) allmälig bis zum starken Weißglühen erhitzt, und 4—5 Tage darin erhalten, bis man an der Öffnung des Kastens eine blaue Flamme wahrnimt. Nun läßt man den Kasten langsam abkühlen, nimt davon die Kohlen weg, und schüttet angefeuchtete Kohlenstübbe darauf. Die in Cämentirstahl verwandelten Eisenstangen können nachher gegerbt, d. h. weißglühend durchknetet, und dadurch gleichartiger gemacht werden (vgl. Rinman Geschichte des Eisens II. — Dingler's polytechn. Journal 1822. IX. S. 104. ꝛc.).

Das Messingbrennen, auch eine Art Cämentation, geschieht in eigenen Thongefäßen. (*Th. Schreger.*)

Caementirgeräthe sind theils 1) cylindrische Büchsen aus Eisen oder feuerfestem Thon, mit einem gut schließenden Deckel, worin Metalle ꝛc. zwischen dem Cämentpulver geglüht und verändert werden. Zwei übereinander gestürzte und luftdicht verklebte Schmelztiegel können leicht ihre Stelle vertreten; theils 2) Cämentirkästen von Eisen ꝛc., worin Eisenstäbe mit dem Cäment geschichtet, und so zu Stahl cämentirt werden; theils 3) Cämentirhäfen, d. h. runde Gefäße mit durchlöcherten Deckeln, worin Galmey mit Stücken von Kupfer und mit Cäment geschichtet wird, um daraus Messing ꝛc. zusammenzuschmelzen (vgl. meine kurze Beschr. d. chem. Geräthsch. älterer u. neuerer Zeit. Fürth 1802. 8. m. Kpf. 1. S. 169 ꝛc). (*Th. Schreger.*)

Caementir- oder Brennstahl, s. Eisen.

Caementkupfer, s. Kupfer.

CAËN, Hauptstadt des französ. Dep. Calvados, und eines Distrikts, welcher auf 20,^{10} □Meilen 9 Kantone, 205 Gemeinden und 129,863 Einw. zählt. Sie liegt unter 49° 11′ 12″ Br. und 17° 18′ 7″ L. mitten zwischen unabsehbaren Wiesen da, wo der Odon in die schiffbare Orne fließt, ist ganz offen, und in der Form eines Hufeisens gebauet, hat 6 Thore, 4 öffentliche Plätze, wovon der Königsplatz mit geschmackvollen Häusern umgeben ist, 1 Schloß, der Donjon, wo in der Vorzeit wol die Herzoge der Normandie Hof hielten, 13 Pfarrkirchen, worunter die von S. Sepulcre den Titel einer Kollegiatkirche führt, 3 Frauenklöster, mehre ehemalige Klosterkirchen, die aber zum Theil zu andern Zwecken benutzt werden, 1 reformirte Kirche, 3 Hospitäler in, und 1 außerhalb der Stadt, 7664 Häus. und 1821. 36,664 Einw. Sie ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktsautoritäten, des Stabs

der 14ten Militärdivision, der 4ten Konservation der Forsten, eines königl. Gerichtshofs und eines Handelsgerichts; sie besitzt eine Akademie mit 3 Fakultäten, 1 königl. Kollegium, 1 öffentliche Bibliothek mit 8000 Bänden, 1 Gemäldegalerie, 1 botanischen Garten, 1 Gesellschaft des Ackerbaues und des Handels, 1 medizinische Societät, 3 Unterrichtsinstitute und 5 Pensionate. Die Straßen sind breit, reinlich, gut gepflastert und werden zur Nachtzeit erleuchtet; die Häuser meistens von Stein erbauet und zum Theil schön; ausgezeichnet das Rathhaus, der Justizpalast, die Benediktinerabtei; das Theater; die Börse. Zu den öffentlichen Promenaden gehören der Cours, der Garten des königl. Kollegiums und der Park aux Dames. Caën gehört zu den Manufakturstädten des Reichs. Die Spitzenklöppelei ist der Haupterwerb; eine große Zahl von Frauenspersonen beschäftigt sich damit sowol in der Stadt selbst als in den Vorstädten und bis 7 Meilen in der Runde; man macht Zwirnspitzen oder Blondes de fil mit Alençongrunde von 2 gr. bis 12 Thlr. herauf; Blondes de soie noires von 6 gr. bis 15 Thlr., und Blondes de soie blanches von 8 gr. bis 4 Thlr. die Elle; außerdem mancherlei Modeartikel, als Halstücher, Schleier, Shawls, viele Strumpfwaren, besonders aus Baumwolle, grobe Tücher für den Landmann und das Militär, Serges, Ratine, Siamoisen, Leder und Nägel. Die Strumpffabr. beschäftigen allein gegen 800 Stühle mit 4000 Arb. und liefern für 500,000 Thlr. Man findet 1 Feilenfabr., 1 Tabaksfabr., 1 Porzelanfabr. mit 40 Arb., 1 Faiencefabr., einige Brauereien, und spinnt Baumwolle. Drei oder vier Blumisten ziehen die schönsten Hyacinthen, Jonquillen und Ranunkeln, und treiben damit einen auswärtigen Verkehr. Der Handel mit den Fabrikaten der Stadt, mit Blumen, mit den Produkten der Provinz, mit Fischen und mit Austern ist von großem Umfange; die Stadt steht durch einen Kanal mit dem Meere in Verbindung und mittels desselben können mit der Fluth Schiffe von 150 bis 200 Tonnen zu ihren Kaien gelangen; sie besitzt etwa 1 Meile oberhalb der Stadt eine Rhede, die la fosse de Coloville heißt. Ihre Wochen- und Jahrmärkte sind sehr besucht; der, welcher am ersten Montage nach Quasimodogeniti gehalten wird, steht 15 Tage und gleicht einer ansehnlichen Messe. — Caën ist eine alte Stadt; sie ist von Wilhelm dem Eroberer angelegt und galt immer für die Hauptstadt der niedern Normandie. Sie ist mehre Male belagert. In ihren Mauern wurde unter andern der Geschichtsforscher Huet, der Dichter Franz Malherbe, der Chemiker Malouin, der Literator Massieu, der Orientalist Morin, der lateinische Dichter Savary, der Dichter Segrais, der Mathematiker Varignon, der englische Dichter Bolingbroke geboren. *(Hassel.)*

CAENINA, ein altlateinischer oder sabinischer Ort in der Nähe von Rom; nach der Sage der erste, welcher nach dem Raube der Sabinerinnen die Waffen gegen Rom ergriff. Den Fürsten der Cäniner Akron erschlug Romulus im Gefecht, und brachte dessen Neffen als erste spolia opima nach Rom. Der Ort war nachher durchaus unbedeutend (s. Liv. 1, 10; vgl. *Cluver.* Ital. ant. 664.). *(Wachsmuth.)*

CAENYS (ἡ Καινύς), diejenige Landspitze Italiens, welche sich, südwestlich von dem Felsen Scylla, noch etwas weiter als dieser gegen das sicilische Vorgebirge Pelorus hervorstreckt. An derselben errichtete man auf einem engen Pfade den äußersten Punkt, wo die Rheginer dem Neptun eine Bildsäule errichtet hatten, wovon der Ort Posidonium hieß. Auch wird eine thurmähnliche Säule auf diesem Platze erwähnt Stelis Rhegina, und die Bildsäule befand sich vielleicht in ihr. Diese Säule, bei den Römern Statua, auch Columna genant, ist eigentlich die nächste Stelle zur Überfahrt nach Sicilien, und hier endigen alle Straßenverzeichnisse. Das ganze Vorgebirge Cänys heißt jetzt Capo Cenide, der Platz der Säule ist aber, nach genauerer Bestimmung da zu suchen, wo jetzt der Thurm Torre di Cavallo auf der Spitze Capo di Cavallo steht *). *(Wilh. Müller.)*

CAEPIO. Die Römer dieses Namens gehörten zu der altpatricischen gens Servilia. Zuerst, soviel wir wissen, führt ihn Cnej. Servilius Cäpio, Consul mit Aurelius Cotta [1]) J. R. 500. 2) Dessen Sohn oder Enkel Cnej. Servilius Cäpio, Consul des J. 550 [2]), der letzte römische Feldherr, der in Italien gegen Hannibal focht [3]). 3) Dessen Sohn Cn. Servil. Cäpio Cons. 584 [4]), Vater von drei Söhnen, nämlich: 4) Quint. Servil. Cäpio, der von Quint. Fabius Max. adoptirt ward, Consul 611, darauf Feldherr gegen Viriathus, und von diesem zu einem Frieden gezwungen [5]); 5) Cnej. Servil. Cäpio, Cons. 612 mit Pompejus; 628 Censor mit Cassius Longinus, an die Stelle des vorgenannten Fabius, der abgedankt hatte [6]), und 6) Qu. Servil. Cäpio, Cons. 613 mit Lälius, Urheber der Vernichtung des von seinem Bruder mit Viriathus geschlossenen Friedens, und Anstifter von Viriathus Ermordung [7]). Die beiden letzten Brüder (5 und 6) werden von Cicero beredte Sachwalter genant [8]); sie waren Ankläger des Pompejus [9]). Des letzten Sohn, scheint es, war 7) Cn. Servil. Cäpio, der bekannteste dieses Namens, Consul 647; er brachte die lex judiciaria in Vorschlag, kraft welcher die Gerichte zur Hälfte mit Rittern, zur Hälfte mit Senatoren besetzt werden sollten [10]); zog nach Gallien ins Feld gegen die Cimbern, plünderte Tolosa, ward von den Cimbern geschlagen 648 [11]), später in Rom wegen der tolosanischen Plünderung angeklagt [12]), und ins Gefängniß geworfen; der Ausgang der Sache ist zweifelhaft [13]). 8) Qu. Servil. Cäpio, Sohn des vorigen (!) Feind des Volkstribunen Livius Drusus [14]), im Bundesgenossenkriege 662 vom Pompädius erschlagen [15]). 9) Qu. Servil. Cäpio,

*) S. Mannert Geogr. v. Ital. II. p. 177.

1) Fasti Cap. 2) *Liv.* 29, 38. V. s. frühern Ämtern s. 25, 2. 28, 10. 38, 46. 3) 30, 1. 19, 24. Vgl. v. ihm 35, 23. 4) Liv. 43, 11. Vgl. 40, 59. 41, 21—26. 42, 25. 5) *Appian.* Hisp. 67—69. 6) *Cic.* Verr. 1, 55. *Vellej.* 2, 10. 7) *Appian.* Hisp. 76 ff. 8) *Brut.* 25. 9) *Cic.* Font. 7. *Val. Max* 8, 5, 1. 10) *Ernesti* Clav. C. *Servil.* jud. 11) *Freinsh.* suppl. *Liv.* 68, 40 ff. 12) Ders. 67, 1 ff. Vgl. *Ern.* Clav. *Q. Serv. Caep.* n. 2. 13) *Val. Max.* 4, 7, 3. 6, 9, 13. 14) *Plin.* h. n. 33, 6. 28, 41. Vgl. *Freinsh.* 71, 23. 15) *Appian.* b. civ. 1. 44.

Cicero's Freund [16]), adoptirte den M. Junius Brutus, den Sohn seiner Schwester Servilia, Cäsars Mörder [17]). Von 10) Qu. Servil. Cäpio, der im Schiffbruch umkam [18]), und 11) Servil. Cäpio, dem Pompejus Gemalin Julia verlobt gewesen war [19]), ist keine genaue Kunde. Ein Fannius Cäpio verschwor sich gegen Augustus und ward getödtet [20]). Unter Tiberius wird ein Qu. Cäpio Crispinus erwähnt [21]). (*W. Wachsmuth.*)

Caerdiff, s. Cardiff.

CAERE, ursprünglich **Agylla** genant [1]), eine sehr alte etruskische Zwölf-Stadt, nahe an der Küste [2]) nördlich vom Ausflusse der Tiber. Ihr Gebiet reichte vor Roms Gründung vielleicht über den Fluß in Latium hinein; ihr König Mezentius half den Rutulern gegen die Latiner [3]); an Roms Entstehung mag sie nähern Antheil gehabt haben, der aber in der Volkssage der Römer nicht schicklich Platz fand. Mächtig zur See siegte sie mit den Carthagern über die Phokäer; in Delphi hatte sie eine Schatzkammer [4]). Mit Rom war sie Jahrhunderte ununterbrochen befreundet; bei dem Anzuge der Gallier rettete dieses seine Heiligthümer dahin, und nach Abzug des Feindes stiftete es zum Danke mit Cäre Statsgastfreundschaft [5]). Doch hatte Cäre bald nachher von Rom zu fürchten und verband 403. J. R. sich mit Tarquinii gegen Rom, mußte aber, noch ehe es zu den Waffen gegriffen, um Frieden bitten und die Hälfte seines Gebietes abtreten [6]). Später fiel es mit dem gesammten Etrurien unter römische Herrschaft, ward von Sylla, wie es scheint, zerstört; Strabo sah nur seine Trümmern [7]); Drusus stellte es her zu einer Soldatenkolonie [8]), doch ward es nicht bedeutend. Jetzt liegt an seiner Stätte ein Dorf Cerveteri [9]). (*W. Wachsmuth.*)

CAERITES. Kraft der Erklärung Roms, mit Cäre solle Statsgastfreundschaft bestehen (s. Art. Caere), galten die Cäriten für Ehrenbürger in Rom, denen aber das wichtigste Recht, das Stimmrecht abging. In dasselbe Verhältniß traten darauf mehre italische Staten *); Bürgerthum ohne Stimmrecht (**civitas sine suffragio**), war die statsrechtliche Bezeichnung desselben, und es sollte allerdings für einen Stand der Ehre gelten. Jedoch allmälig erhielten die anfänglichen Ehrenbürger auch das Stimmrecht; die Cäriten aber hatten ungeachtet des Ehrenstandes die Hälfte ihres Gebietes eingebüßt: so ward in dem Namen Cäriten mehr das Mangelnde, nämlich das Stimmrecht, und die Einbuße des Ackers aufgefaßt, und auf römische Bürger, die durch Nota der Censoren ihres Stimmrechts beraubt und zu einer Abgabe obendrein verpflichtet worden, übertragen, und nun in **tabulas Caeritum referri** als gleichbedeutend mit **tribu moveri** und **aerarium fieri** gebraucht **). (*W. Wachsmuth.*)

CAERLEON, Marktfl. in der englischen Shire Monmouth. Er liegt am Usk, über welchen eine schöne steinerne Brücke führt und worin die Fluth 30′ hinaufsteigt, besteht nur aus 3 Straßen, hat 1 Kirche, die noch aus den Zeiten der Normänner herrührt, 1 Freischule für 30 arme Knaben und 20 Mädchen, 138 Häus. und 936 Einw. Sie war einst die Hauptstadt der Grafschaft, und zeigt noch manche Alterthümer, besonders die Überreste eines Amphitheaters, das gemeiniglich nur „König Arthurs Tafelrunde" genant wird; hier war einst die Römerstation Isca Silurum. In der Nachbarschaft sind Zinnanbrüche und Eisenwerke, worin eiserne Platten, Riegel, Nägel, Stäbe und Schiffskiele verfertigt werden. (***Hassel.***)

CAERMARTHEN, 1) Shire in der britischen Landschaft Wales. Sie breitet sich von 12° 45′ bis 13° 49′ östl. L. und von 51° 44′ bis 52° 5′ nördl. Br. aus, gränzt im N. mit Cardigan, im O. mit Glamorgan und Brecknok, im S. mit dem Kanale von Bristol, im W. mit Pembroke, und ist nach Arrowsmith 45¹⁷ □Meil., nach andern 590,640 Acres groß, wovon 114,000 Pflugland und 228,000 Wiesen und Waiden. Die Oberfläche wechselt mit Bergen, Hügeln und Thälern ab; unter letztern ist das 6 Meilen lange Towythal das größte und angenehmste. Das Gestade umgürten Kalksteinfelsen, worunter Langharn, Llanstephan und Kidwelly Point als Vorgebirge vorspringen; den Strand bedecken Moräste, worunter die Kalwelly Marsh. Der Hauptfluß des Innern ist der Towy, neben welchem der Lwghor und die Tave zur Küste herabrollen; im N. macht der Tivy die Gränze mit Cardigan. Überhaupt ist das Land sehr wasserreich, aber die meisten Gewässer bestehen aus Wildbächen, die bei ihren Anschwellungen häufig Verwüstungen anrichten, und im Sommer wol ganz versiegen. Das Klima gibt sich heiter und gesund, aber rauh. Der rauhe steinige Boden ist dem Ackerbau nicht sonderlich günstig; man bauet fast nur Gerste und Hafer, Kartoffeln mit steigender Progression und Flachs; die Rindviehzucht liefert Mastvieh und Butter; auf den Höhen weiden ansehnliche Herden von Schafen, Pferde werden in Menge gezogen, vorzüglich aber Federvieh, deren Eier einen Ausfuhrartikel ausmachen. Die Fischerei an den Küsten wird vernachlässigt. Von Metallen hat das Land Blei, das im Towythale gebauet wird, von andern Mineralien unerschöpfliche Steinkohlenlager und Kalkgruben. Nebenbeschäftigungen des Landmanns sind Strickerei von wollnen Strümpfen, sonst ist hier weniger Kunstfleis verbreitet, und was die Provinz in den auswärtigen Handel gibt, beruhet fast allein auf Steinkohlen, Kalk, Rindvieh, Butter, Hammeln, Wolle, fetten Schweinen, Eiern und vor allem Hafer, der in Bristol seine Abnehmer findet. Die Volkszahl belief sich 1821 auf 90,239,

16) *Cic.* fin. 3, 2. 17) *Cic.* Att. 2, 24. div. 7, 21. *Phil.* 10, 13. 18) *Cic.* Att. 12. 20. fin. 2, 16. 19) *Appian.* b. civ. 2, 14. *Suet. Caes.* 21. 20) *Dio Cass.* 54, p. 732. ed. *Reim.* *Suet. Aug.* 9. *Tiber.* 8. 21) *Tac. A.* 1, 74. Vgl. *Plin.* h. n. 21, 10.

1) *Dionys. Hal.* 1, 14. 3, 44. *Strabo* 5, 220. *Plin.* h. n. 3, 8. 2) *Plin.* a. O. 3) *Liv.* 1, 2. *Varro* bei *Plin.* 14, 12. 13. *Dion. H.* 1, 65. 4) *Herod.* 1, 167. 68. 5) *Liv.* 5, 50. 7, 20. 6) *Liv.* 7, 20. *Dio Cass.* Fragm. 142. 7) a. a. O. 8) *Frontin.* colon. p. 134. 9) *Cluver.* Ital. 1. 469.

*) *Strabo* 5, 220.

**) *Gell.* N. A. 16, 13. wo aber *municipes* sine suffragii jure ein Widerspruch ist, s. *Roth* de re municipali Romanor. cap. 1.; *Ascon.* zu *Cic.* divinat. in *Verr.* c. 3.; Schol. zu *Horat.* ep. 1, 6, 62.

nämlich 43,577 Manns- und 46,662 Frauenspersonen in 18,392 Familien; 1811 fand man 77,217 Individuen in 16,083 Familien, wovon 9878 bei der Landwirthschaft, 5256 bei dem Kunstfleiße und Handel, und 949 auf andere Art beschäftigt waren. An Wohnplätzen werden 8 Burg- und Marktflecken, 87 Kirchspiele und 13,820 Häuser gezählt. Man stößt auf mehre Alterthümer aus der Römer Zeit. Die Provinz gehört zur Diözese von S. Davids, wählt 2 Deputirte zum Unterhause, stellt 200 Mann zur Nationalmiliz, und zerfällt in 8 Hundreds. — 2) Borough und der Hauptort der vorgedachten Shire, der 1 Dep. zum brit. Parl. sendet; er liegt Br. 51° 52′ L. 13° 16′ 45″ am Towy, der eine Brücke von 6 Bogen trägt, ist offen, unregelmäßig zusammengebaut, und hat 1 Kirche, worin die Asche des Dichters Rich. Steele ruhet, 1 schönes Stadthaus, 1 Gefängniß, 945 gutgebauete meistens massive Häus. und 1821. 8906 Einw., die Zinnblech und Eisenwaren in großer Menge, so wie Seilerwaren fabriciren und einigen Schiffbau unterhalten. Da mit der Fluth Seeschiffe von 300 Tonnen bis an ihre Kaien gelangen können, so ist der Handel sehr lebhaft; man versendet besonders Schweine, 2000 Ctr. Butter, für 55,000 Guld. Eier, Zinnblech und Hafer. Caermarthen ist der Geburtsort des bekannten Waleser Propheten Martin Ambrosius: er soll sein Orakel auf einem nahen Hügel, der Merlins-Hügel genant wird, gehabt haben. Sonst hatte der Ort ein Kastell und Mauern, wovon noch Überreste zu sehen sind. (*Hassel*)

CAERNARVON, 1) eine Shire in der brit. Landschaft Nordwales, von 12° 42′ bis 13° 35′ östl. L. und von 52° 43′ bis 53° 15′ Br. sich erstreckend, und im O. an Denbigh, im SO. an Merioneth gränzend, auf den übrigen Seiten aber von den Fluthen des irischen Meers bespült und durch die Menaistraße von der Insel Anglesea geschieden. Der Flächeninhalt beträgt nach Arrowsmith 23,⁹² □Meilen. Die Oberfläche ist stark gebirgig, die Gebirge endigen im SW. auf einer spitzigen Landzunge mit Braichy Pool; das Gestade umgürten hohe Felsenriffe, woran sich die Wellen des Meers mit Ungestüme brechen, und woraus die Vorgebirge Penrhyn, Porthdinlleyn und Great Orme hervorragen und die weite Caernarvon- und die Pulhelybai umgeben; auch der 1550′ hohe Penmanmawr drängt sich an das Gestade, und unter den innern Gebirgen erhebt sich der 3568′ hohe Snowdon, der höchste Berggipfel von Nordwales. Zwischen diesen Gebirgen sind wilde Thäler eingeschoben, wovon das, welches der Conway befeuchtet, das romantischste, aber auch fruchtbarste ist. Dieser Fluß kömt aus einem See in Merioneth zum Vorscheine und mündet sich bei Aberconway in das Meer; seine schwarzen Muscheln haben zuweilen Perlen. Ein andrer Fluß, der Sejont, mündet sich in die Straße Menai; auf dem Llyn y Dywatchen, einem kleinen Bergsee, sieht man eine bewegliche Insel. Das Klima ist sehr rauh, aber rein und stärkend, an dem Gestade wüthen Stürme und Orkane. Der karge steinige Boden erlaubt nur in einigen Strichen den Gerste- und Haferbau, woraus die Einw. ihr einziges Brod bereiten, und nebenbei Kartoffeln als Hauptsurrogat betrachten; ihr Hauptreichthum besteht in der Hornvieh- und Schafzucht; wer nicht Hirte ist, ist Fischer und bringt Häringe, Hummern und Austern auf oder macht auf Strandvögel Jagd. Seine einfachen Bedürfnisse schafft er sich selbst, und was er außerdem braucht, zieht er für seine Butter, Käse, Rindvieh, Schafe, Fische und Austern ein. Die Schieferbrüche bei Nant Francon werden betrieben, aber das Kupfer, weil es an Holze und Steinkohlen gebricht, nicht ausgebracht. Dies Ländchen hatte 1821. 57,958 Einw., wovon 28,412 männlichen, 29,546 weiblichen Geschlechts in 11,478 Familien; 1811 waren 49,019 Individuen in 10,187 Familien gezählt; von letztern beschäftigte 6667 die Landwirthschaft, 2687 Gewerbe und Handel und 833 unterhielten sich auf andre Art. An Wohnplätzen waren 1 City, 5 Marktflecken, 69 Kirchspiele und 8433 Häuser vorhanden. Auch hier finden sich mehre Überbleibsel der Vorzeit. Die Provinz gehört zur Diözese Bangor, stellt 120 Mann zur Nationalmiliz, wählt 2 Deputirte in das brit. Unterhaus und wird in 10 Hundreds abgetheilt. — 2) Borough und Hauptort der vorgenannten Shire; er liegt unter 53° 6′ Br. und 13° 10′ L. an der Menaistraße unweit der Mündung des Sejont, ist noch mit Mauern und Thürmen umgeben, aus welchen 2 Thore führen, hat 2 Vorstädte, eine regelmäßige Bauart, indem die Straßen sich rechtwinkelig durchschneiden, 2 Kapellen, wovon die eine einer fanatischen Sekte, den Jumpers, gehört, und mit dem Kirchspiele von Llanbelig, worin der Ort eingepfarrt ist, 700 Häus. und 4595 Einw. Er sendet mit Creiaeth, Pwllheli, Nevin und Conway 1 Deputirten zum brit. Parlamente, hält Wochenmärkte und treibt einen ansehnlichen Handel besonders mit Ireland und Anglesea; nur allein an Kupfer und Schiefer werden für 500,000 Gulden ausgeführt, außerdem Flanell und Strümpfe. Der Hafen ist tief genug für Schiffe von 700 Tonnen, hat aber einen beschwerlichen Eingang. Seit 1807 besteht hier eine Landbaugesellschaft. Der Ort ist alt und steht nur wenige 100 Schritte von dem alten Segontium, dem Caer Sejont der Waleser; das Schloß ist 1283 durch Eduard I. erbaut und in demselben der erste Prinz von Wales Edward II. geboren, aber es liegt jetzt bis auf die Mauern völlig in Trümmern, doch hat sich der Saal, der durch Edwards Geburt merkwürdig ist, noch erhalten. In neuern Zeiten sind hier Seebäder angelegt. — 3) Ortschaft in der Pennsylvanischen Grafschaft Lancaster mit 1084 Einw. In derselben ist das kleine Dorf Churchtown entstanden, das 2 Eisenhammer hat, die jährl. 9000 Ctr. Stangeneisen produziren. (*Hassel.*)

CAERNWYS, Marktfl. unter 53° 14′ Br. und 14° 2′ L. in der brit. Shire Flint in Nordwales; er hat 863 Einw., 1 Stadthaus und Gefängniß und hält Wochen- und 6 Jahrmärkte, welche letztre aber seit der Aufnahme von Holywel wenig bedeuten. Der Ort war vormals die Hauptstadt der Grafschaft. Hier wurde vor Alters das Eisteddfod gehalten, wo die alten Waleser Barden um den Preis der Dichtkunst und Musik wetteiferten; es kam unter der Regirung der Königin Elisabeth außer Gebrauch, ist aber 1798 erneuert; in diesem Jahre erschienen 20 Barden, 18 Sänger und 21 Harfner; der Preis war eine kleine silberne Harfe, 16 Zoll lang. Noch jetzt zieht Caernwys die besten Harfenisten im britischen Reiche. (*Hassel.*)

CAERPHILLY, Marktfl. in der brit. Shire Glamorgan in Südwales, mit 1013 Einw., die Flanelle und waleser Shawle weben und Wochen- und 6 Jahrmärkte halten. Seine größte Merkwürdigkeit ist ein altes Kastell, worin man einen großen Saal von 70′ Länge, 30′ Breite und 17′ Höhe, und einen hängenden Thurm, der sich 70 bis 80′ erhebt, sieht. In der Nachbarschaft stehen Steinkohlengruben und Eisenwerke im Bau. (*Hassel.*)

Caerulin, s. Indigo.

CAESALPINIA, eine Pflanzen-Gattung, nach dem berühmten Cesalpini genant, welche zur natürlichen Familie der Leguminosen und zur 10. Linné'schen Klasse gehört. Sie hat einen 5theiligen ungleichen Kelch, fünf Kronenblätter, wovon eines das größte ist, und eine zusammen gedrückte Schote, mit wenigen Samen. Unter den 19 Arten, die in meinem syst. veg. 2. 343. aufgeführt sind, verdienen zwei: Caesalpinia Sappan und brasiliensis, besondere Aufmerksamkeit. Jene, die in Ceylan und Ostindien zu Hause ist, lieferte zu der Araber Zeiten schon das rothe Färbeholz, welches man Bakam, auch lignum presillum nannte. Unter diesem Namen komt es schon zu Anfang des 14. Jahrh. im Matthäus Sylvaticus vor. Als nun Südamerika entdeckt war, fand man ein ähnliches Holz in Brasilien: dieses Land erhielt seinen Namen von dem wichtigsten Erzeugniß. Dies ist Caes. *brasiliensis.* (*Sprengel.*)

Caesalpinia crista, wovon das gelbe Fernambuckholz komt, besteht, nach Chevreul, aus Holzfaser, Gerbstoff, extrakt. Farbstoff, flücht. Öl, Essigsäure, Ammonium- und Kalksalzen, schwefels. Salz, wahrscheinlich auch Zucker und Gallussäure (vgl. Fernambuckholz). (*Th. Schreger.*)

Caesalpinus, s. Cesalpini.

CAESAR (Cajus Julius), der Bruder des nächstfolgenden Lucius, als Redner ausgezeichnet und auf jenes Bruders hohes Ansehen im State gestützt, bewarb sich (663 nach R. Erb.), nachdem er die Adilen-Würde bekleidet, mit Sulla zugleich, um das Consulat, ohne noch zuvor Prätor gewesen zu seyn. Diese Ungesetzlichkeit ward selbst von seinem Freunde, dem Volkstribun P. Sulpitius, in einer so kraftvollen Rede gerügt, daß Cajus, mit aller Kunst seiner sanften und geistvollen Beredtsamkeit, nicht durchzudringen vermochte; sondern, nachdem es zu stürmischen Auftritten im Forum gekommen, sein Mitbewerber die Stimmenmehrheit davon trug. Als zwei Jahre später Marius und Cinna, in roher Mordlust, Rom mit dem Blute ihrer Gegner füllten, traf auch ihn das Todesloos; verrathen selbst von einem seiner Clienten, von dem er ehemals die verwirkte Todesstrafe abgewandt und in dessen Hause er jetzt eine Freistatt gesucht hatte.

Caesar (Lucius Julius), des Cajus älterer Bruder, bekleidete (662 nach R. Erb.) das Consulat, als eben der verderbliche Bundesgenossen-Krieg sich gegen Rom entzündet hatte. Sein Amtsgenosse P. Rutilius Rufus hatte am Tolenus gegen die kriegerischen Marsen eine empfindliche Niederlage erlitten und selbst seinen Tod auf der Wahlstatt gefunden. Luc. Julius, dem der heftiger entbrannte Krieg nicht gestattete, sich in Rom, unter den gewohnten Formen, einen neuen Gehilfen zu geben, während er selbst gegen die Samniter im Felde stand, vertheidigte nun allein den wankenden Stat; und seine Vortheile, welche er über den feindlichen Feldherrn Papius bei Acerra in Campanien erfocht, waren bedeutend genug, ihm ein entschiedenes Übergewicht in diesem Feldzuge zu geben, indeß man in Rom, vom Schrecken einer allgemeinen Bewaffnung, nunmehr voll Freude und Hoffnung wieder zur Annahme der Toga zurückkehrte. Noch ersprießlicher aber für die glückliche Beendigung jenes Kampfes ward das von ihm ausgegangene Gesetz, wodurch allen, bis dahin treu gebliebenen Völkern der Halbinsel in Latium, einem Theile von Hetrurien und Umbrien, das römische Bürgerrecht verliehen wurde. So knüpften sich die schon bestehenden Bande mit Rom immer fester: aber auch die Hoffnung, ähnliche für die Zukunft anzuknüpfen, konnte den Abgefallenen die Waffen aus den Händen winden.— Nach Ablauf des Consulats ward dieser verdiente Statsmann zum Censor ernant, und seine Anordnungen wählten sich die Beschränkung des schon damals weit gediehenen Tafel-Luxus zum besondern Gegenstande. Aber auch ihn schlachteten Marius und Cinna, gleich seinem Bruder Cajus, als Opfer ihres alten Hasses; und noch geschah dies, mit ausgesuchter Grausamkeit, neben dem Grabmal eines der verworfensten Zeitgenossen, des Volkstribuns Q. Varius (Val. Maximus IX. 2.). (*J. Ch. L. Haken.*)

Caesar (Cajus Julius), ein Sproß des alten albanischen Geschlechts der Julier, das seine fabelhafte Abstammung von Aneas herleitete, so wie es selbst hinwiederum sich in die Julische und Cäsarische Linie theilte,— ward im Monat Quinctilis des 654. Jahrs seit Roms Erbauung geboren. Auch von Seiten seiner Mutter Aurelia reichte seine Abstammung zu dem königlichen Blute des Aneus Martius hinauf. Seines Vaters gedenkt die Geschichte kaum; hebt es aber um so sorgfältiger hervor, daß dessen Schwester Julia die Gemalin des C. Marius war, wodurch die politische Partei des Neffen nothwendig schon von der Wiege an bestimt werden mußte. Cäsars Kindheit hat keine von den prägnanten Anekdoten und Charakterzügen aufzuweisen, wodurch große Geister schon frühzeitig ausgezeichnet zu seyn pflegen. Kaum in das Jünglingsalter hinübergetreten, fiel seine Zeit in die schreckliche Epoche der Proscriptionen, womit des Marius glücklicher Gegner, Sulla, Rom und Italien, zur Sättigung seiner angelobten Rache, verödete; und schon stand auch sein Name auf der heillosen Achtungsrolle, die so gut und gewiß, als der Tod selbst, war. Es konnte sogar scheinen, als habe er geflissentlich den Zorn des Dictators herausgefodert, da er sich so eben mit der Tochter des C. Cinna, — nächst Marius dem zweiten politischen Todtfeinde desselben — vermält hatte. Sulla foderte gebieterisch die Trennung dieser ihm misfälligen Ehe; und Cäsar widerstand! Jener entzog ihm die Priesterwürde, die er bekleidete, das Heirathsgut der Gattin, sein ganzes eignes Vermögen; und Cäsar blieb unbeugsam! Geächtet, konnte ihn, den eben Fieberkranken, nur die schleunigste Flucht aus Rom für den Augenblick retten. Dann hatte er sein Leben von dem ihm nachgesandten Mörder um

Gold zu erkaufen; und nur die dringende Fürbitte zweier angesehenen Geschlechtsverwandten und der vestalischen Jungfrauen konnte ihm endlich, nicht ohne Mühe, die volle Begnadigung erwirken. „Seht zu, was ihr thut!" erinnerte der scharfblickende Menschenkenner — „Viele Marier stecken in dem Einen Cäsar!"

Dem furchtbaren Manne nicht nahen zu dürfen, machte hierauf Cäsar seinen ersten Kriegszug, als Contubernal des Legaten Minuc. Thermus, im Orient, nicht ohne persönliche Auszeichnung: aber hingerissen von der schrankenlosen Unsitte des jungen römischen Adels jener Zeit, setzte er sich zugleich zu dem Könige von Bithynien, Nikomedes, in Verhältnisse, die seinen guten Ruf auf lange hin befleckten und nie ganz vergessen wurden. Seinen zweiten Feldzug that er in Cilicien, unter Servilius Isauricus, gegen die kecken Piratenhorden, die jene Weltgegend in großer Anzahl unsicher machten; aber ehe ihm hier noch Raum zu Thaten ward, rief Sulla's Tod und die Einladung des M. Ämil. Lepidus, des neuen marianischen Parteihauptes, ihn nach Rom zurück, doch, Dank sey es seiner vorsichtigen Zurückhaltung! — ohne den Sturz zu theilen, welcher diesen Unvorsichtigen alsbald ereilte. Angemessener fand es der besonnene junge Mann, sich in die belohnende Laufbahn der gerichtlichen Beredtsamkeit zu werfen. Als öffentlicher Ankläger trat er, in einer noch lange nachher bewunderten Rede gegen Corn. Dolabella, Sulla's einstmaligen Vertrauten, wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder, auf; und nur Hortensius, durch alle Kunst seiner Beredtsamkeit, vermochte den Schuldigen kaum zu retten.

Dies neu entwickelte Talent hatte ihm eben so wol Neider und Feinde geweckt, als die Überzeugung gegeben, daß es noch einer ferneren sorgfältigen Ausbildung bedürfe. Beides bewog ihn, nach Rhodus zu gehen, wo damals Apollonius Molo die Beredtsamkeit, als anerkannter Meister, lehrte. Cäsar hatte jedoch unterweges den Unfall, bei der Insel Pharmacusa in die Hände der nämlichen Seeräuber zu gerathen, die er unlängst erst bekriegt hatte, und aus deren Händen ihn nur ein sehr bedeutendes Lösegeld befreien konnte. Bis dieses von Milet anlangte, blieb er zwar in ihrer Gewalt: aber sein hoher Geist wußte sich diese rohen Selen dergestalt zu unterjochen, daß er mehr ihr Gebieter, als ihr Gefangener zu seyn schien. Selbst mit dem Kreuze durft' er ihnen zu drohen wagen; ohne daß sie ahneten, wie schnell er dies Wort in Wahrheit verwandeln würde, indem er, kaum ausgelöset, einige Schiffe sammelte, die sichern und vogelfreien Räuber in ihrem Schlupfwinkel überfiel und die verdiente Strafe an ihnen vollziehen ließ.

Wir finden ihn hierauf wieder in Rom, als ernstlichen Bewerber um die ihm zugänglichen Statsämter, und um die Gunst derer, welche ihm den Weg dazu bahnen konnten. Die Leutseligkeit seines Betragens machte ihn beim Volke, sein immer kräftiger aufstrebender Geist den Gewalthabern beliebt; seine Liberalität gegen Alle stieg bis zur Verschwendung. Sichtbar jedoch wandte er sich zu der, obwol jetzt darniederliegenden Partei, welche von Marius den Namen führte und durch die Volksgunst zur Herrschaft strebte, ohne darum die Achtung der Optimaten zu verscherzen, auf denen Sulla's Geist ruhte und die das Volk in Ohnmacht niederzuhalten verlangten. Als werdender Liebling des Volks sah er sich von demselben einstimmig zum Kriegstribun einem ältern und ohne Zweifel verdientern Mitbewerber vorgezogen. Aber nicht blos das Volk, sondern selbst der Senat, ließ sich bald darauf durch eine eben so künstliche, als einschmeichelnde, in ihren dargelegten Grundsätzen durch die Politik seines ganzen nachfolgenden Lebens bestätigte Rede gewinnen, das strenge politische Gesetz nicht auf seinen Schwager Cinna und andre, zu Sertorius geflüchtete Marianer in Anwendung zu bringen.

Von Cäsars Kriegsthaten, ungeachtet der erlangten Tribunenstelle und der in diesem Zeitpunkte hellentbrannten Kriege wider Sertorius, Mithridates und Spartakus, schweigt seine Geschichte; und unerklärbar für einen so kriegerischen Geist wäre dies müßige Beharren im Privatstande, wofern er es nicht etwa absichtlich verschmähte, den Befehlshabern in allen diesen Kriegen, die sämtlich zu Sulla's Partei gehörten, sich unterzuordnen. Überhaupt erhielt Cäsar (hierin ganz das Widerspiel des großen Pompejus) keine seiner obrigkeitlichen Würden, bevor ihm das gesetzliche Alter dieselben eröffnete. Selbst die unterste derselben, die Quästur, ward ihm erst nach dem 30. Jahre zu Theil. Man erkent hierin leicht den Einfluß der Partei, die ihn absichtlich niederhielt. Wie wenig es ihm gleichwol an Muth gebrach, sich derselben gegenüber zu stellen, zeigte er, da er nicht nur Marius verstorbener Witwe Julia eine öffentliche lobpreisende Leichenrede hielt, sondern auch dabei die, gleichsam proscribirten Bildnisse ihres Gemals öffentlich aufstellte. Die Sullaner bezeigten über diese Kühnheit den bittersten Unwillen, während das Volk in wilden Ausruf des Beifalls ausbrach.

Als Quästor erhielt Cäsar die finanzielle Verwaltung des jenseitigen Hispaniens, die er mit Pünktlichkeit und Eifer führte; und in Gades war es, wo im Herkulestempel der Anblick der Bildsäule des großen Macedoniers ihm den thränenvollen Seufzer entlockte, in einem Alter, wo jener bereits die Welt zu seinen Füßen sah, noch nichts Denkwürdiges verrichtet zu haben. Glomm auch nicht in diesem Augenblicke erst der Funke auf, der von da an in ihm zur leuchtenden Flamme ward; so trieb es ihn doch wenigstens noch vor der abgelaufenen Zeit seiner Quästur nach Rom zurück, um hier, mit dem ihm nunmehr geöffneten Eintritt in den Senat, einen wirksameren Schauplatz für sein politisches Handeln zu finden, und fortan mit den ersten und gewichtigsten Männern des Stats, Pompejus, M. Crassus, Q. Lutatius Catulus, L. Lucullus, Q. Hortensius und M. T. Cicero, wiewol sie sämtlich der Gegenpartei angehörten, in unmittelbare Wechselwirkung zu treten. Seine Stellung klar überschauend, und seinen Vortheil klüglich berechnend, hielt er es jedoch den Zeitverhältnissen angemessen, sich dem Geltendsten und Gewaltigsten, der zugleich die höchste Volksgunst genoß — Pompejus — näher anzuschließen.

Eben hatte der zunehmende Übermuth der Piraten, der der Majestät des römischen Namens in allen Meeren ungescheut Hohn sprach, zu der außerordentlichen Maßregel gedrungen, Pompejus zu ihrer Vertilgung mit einer kriegerischen Gewalt und in einer Ausdehnung, wie sie

noch nie ein Feldherr, selbst kein Dictator, besessen, beim Senat in Vorschlag zu bringen. Ungern verstand sich der Senat zu diesem Schritte, der dem State noch eine größere Gefahr für seine Freiheit drohte. Cäsar indeß war unter den Wenigen gewesen, die hier seine Partei ergriffen; und noch entschiedener, aber auch fast noch offener gegen die Abneigung fast aller Optimaten, stimmte er, nach siegreicher Beendigung dieses Seezuges, für einen neuen Plan des Ehrgeizes, womit Pompejus die Ehre der Beendigung des Mithridatischen Krieges aus Lucullus Händen in die seinigen zu reißen suchte. Cäsar bedurfte eines kräftigen Hebels, um sich auf den für ihn geeigneten Standpunkt zu stellen, und in Pompejus durfte er ihn am gewissesten zu finden hoffen. Aus gleichem Grunde hatt' er, seither zum Witwer geworden, sich eine Verwandtin des großen Römers, Pompeja, Sulla's Enkelin, zur neuen Gemalin beigelegt, und bei dieser Wahl wahrscheinlich weniger sein Herz, als seine Politik befragt. Was für einen Werth Pompejus selbst damals auf diese Annäherung legte, ist ungewiß; unverkennbar aber begann die Senatspartei gegen die Absichten und Schritte des Emporstrebenden ein zunehmendes Mistrauen zu schöpfen. Man fing an ihn zu beargwöhnen, und verwickelte seinen, wie Crassus Namen, in Gerüchte von geheimen Verschwörungen, die, allem Anschein nach, nie existirten. Eben darum auch galten seine fortgesetzten Verschwendungen, die längst sein väterliches Vermögen erschöpft und ihn in eine tiefe Schuldenlast verwickelt hatten, — wenn sie vielleicht auch nur im Übermuth des damaligen unermeßlichen Luxus ihren Grund fanden, für einen Anlaß mehr, ihn des Buhlens um die Volksgunst zu bezüchtigen und seine Rettung nur in künftigen Gewaltschritten hoffen und suchen zu lassen.

Hätte Cäsar aber auch in seinem Aufwande bisher nicht jedes Mittelmaß verläugnet, so ward es ihm doch, nach den damals gangbaren Begriffen, von selbst entnommen, sobald er sich um die Ädils-Würde bewarb, wo das Volk, seit Jahrhunderten, ein stetes Wetteifern und Übertreffen in der Kostbarkeit der öffentlichen Spiele als unerlaßliche Pflicht erheischte, um sich seine Stimme zur künftigen Prätur oder zum Consulat abschmeicheln zu lassen. Cäsar, um insonderheit dem Volksgeschmack an blutigen Gladiatorenspielen zu fröhnen, stellte im Circus nicht weniger als 320 Fechter-Paare auf, und würde die Zahl dieser Unglücklichen vielleicht noch verdoppelt haben, wenn nicht ein, zunächst gegen ihn gemeinter Senatsbeschluß diesen blutigen Luxus beschränkt hätte. Um so mehr ließen seine Feste anderweitig an Pracht, Fülle und geschmackvoller Erfindung Alles hinter sich zurück, was bisher römische Augen in dieser Art geschaut hatten.

Gestützt auf den günstigen Eindruck dieser Liberalität, durfte Cäsar den fast verwegenen Schritt wagen, das ehrenvolle Andenken des Marius durch plötzliche Erneuerung seiner, vorlängst auf dem Capitol umgestürzten Bildsäulen und Siegeszeichen, zum bestürzten Erstaunen von ganz Rom wieder herzustellen. Das lauteste Geschrei erhob sich im Senat wider einen solchen Frevel gegen seine förmlichen Beschlüsse; mit Bitterkeit machte Catulus die Bemerkung, daß Cäsar nunmehr den Stat nicht mehr heimlich untergrabe, sondern öffentlich Sturm wider ihn laufe: aber Cäsar vertheidigte sein Beginnen in einer so bescheidenen, einfachen und doch gewinnenden Rede, daß seine Feinde schwiegen und die neuen Standbilder auf ihrem Platze blieben. Nicht minder furchtbar ward er den Optimaten, wo er als Ankläger verjährter Verbrechen (wirklicher, wie vermeinter), in ihrer Mitte begangen, auftrat, und dem Volke das längst ihm entrissene Richteramt über Leben und Tod derselben zurückzufodern versuchte. Der Senator Rabirius, obwol von Hortensius und Cicero meisterhaft vertheidigt, würde in dessen Folge als Hochverräther dem schmähligen Kreuzestode nicht entgangen seyn, wenn nicht Cäsar selbst den Prozeß endlich hätte ruhen lassen.

Jetzt erweiterten sich denn allerdings auch seine Entwürfe zu immer kühnerer Höhe. Mislang es ihm, vom Senat nach Ägypten zur Übernahme von des Königs Ptolomäus Nothus Erbschaft geschickt zu werden, so strebte er nur um so eifriger in Rom selbst nach der vielfach bedeutsamen und einflußreichen Würde des Pontifex Maximus, bei welcher er keine geringeren Mitbewerber, als Catulus und Servilius Isauricus, zu bekämpfen hatte. Am Wahltage selbst gelobte er seiner besorgten Mutter, vom Forum als Pontifex oder nimmer wiederzukehren; und er war entweder glücklich oder geschickt genug, ihr Wort halten zu können. Der Weg zu den höheren Statswürden war ihm nunmehr auf das glänzendste geöffnet; schon wenig Monate nachher ernannte ihn das Volk zum Prätor urbanus.

Wäre irgend etwas im Stande gewesen, diesen kühnen Flug seines Ehrgeizes niederzuhalten, ja vielleicht seine ganze politische Laufbahn in schmähligen Untergang aufzulösen; so war es die große und in ihrer näheren Entwickelung einem andern Artikel vorbehaltene Verschwörung Catilina's, wo Cäsar's Benehmen, als er im Senat, der allgemeinen Meinung entgegen, nicht für den Tod der überwiesenen Schuldigen stimmte, so zweideutig und einer geheimen Mitwissenschaft so verdächtig schien, daß seine ganze Gewandtheit erfodert ward, diesen Sturm, der seinen Gegnern eine so willkommne Gelegenheit, ihn zu verderben, darbot, von seinem Haupte abzuwenden. Daß ein solcher Verdacht sich auf nicht ungewichtige Gründe der Wahrscheinlichkeit stützte, ist nicht zu läugnen; allein ebensowol auch muß zugestanden werden, daß keine Thatsachen für eine solche nähere Theilnahme sprechen, und daß Cäsar ohne Zweifel zu einsichtig war, um sich in diese Umtriebe eines so tief unter ihm stehenden Strudelkopfes, als bloßes Werkzeug, verstricken zu lassen. Andrerseits konnte seine scheinbare Geneigtheit für die Schuldigen wol nur in dem Verlangen gegründet seyn, dem Übergewicht des Senats und Cicero's, welches durch die Unterdrückung dieser Verschwörung einen unzuberechnenden Zuwachs erhalten mußte, wo möglich einen Damm entgegen zu setzen.

In dem nämlichen Sinne, und doch zugleich als Begünstiger von Pompejus ehrgeizigen Planen, dessen nahe Rückkehr aus Asien bevorstand, sehen wir jetzt Cäsar tief in die stürmischen und oft lebensgefährlichen Kämpfe des Forums verwickelt; aber so wenig als Sieger, daß ihn der Senat sogar der kaum angetretenen Prätur

beraubte, und er selbst auch in dem Versuche erlag, ihre Verrichtungen dennoch fortzusetzen. Durch Bewaffnete vom Tribunal vertrieben, sah er sich genöthigt, in die Einsamkeit seines Hauses zurückgezogen, sich für den Augenblick aus dem Statsleben zu entfernen; und er besaß sogar Mäßigung genug, selbst der stürmischen Einladung des Volkes, das sein öffentliches Wiederauftreten foderte, sich zu verweigern. Die Senatoren erkannten und würdigten diese Selbstbeherrschung, indem sie unmittelbar darauf durch Abgeordnete ihn einluden, auf seinen Posten zurückzukehren und ihn mit verdientem Lobe wieder in ihrer Mitte empfingen. Um so ruhiger und siegreicher kont' er, selbst mit Berufung auf Cicero's entscheidendes Zeugniß, nunmehr die Denunciationen zweier feilen Angeber zurückweisen und entkräften, welche ihn des Einverständnisses mit Catilina bezüchtigten, und Schimpf und Verderben auf ihre eigenen Häupter zurück fallen lassen.

In diese Zeit fällt ein ärgerlicher Handel, der Cäsars Ehre als Gatte zunächst zu treffen schien — das Liebes-Abenteuer, welches P. Clodius, der erste und ausgelassenste Wüstling Roms, mit Cäsar's junger Gemalin Pompeja einleitete, und seine weibliche Verkleidung und Ertappung bei dem, in ihrem Hause gefeierten nächtlichen Feste der Bona Dea, so wie seine öffentliche Anklagung wegen dieses verübten religiösen Frevels zu Folge hatte. Cäsar, der schwerbeleidigte Ehemann, weigerte sich, gegen den Hartbeschuldigten als Zeuge aufzutreten, hatte aber nichts desto minder der unvorsichtigen Pompeja den Scheidebrief geschrieben, weil Cäsars Gemalin nicht blos unschuldig seyn, sondern keinem Verdacht unterliegen müsse.

Endlich erfolgte nun, nach langer, mit neuen Trophäen geschmückter Abwesenheit, Pompejus Heimkehr aus dem Orient nach Rom, und ließ neue heftige Erschütterungen im State erwarten. Während sein Lob fast in jeder öffentlichen Rede ungemäßigt ertönte und ihn als des Stats einzige und größte Stütze pries, überwog doch bei den Patriciern bei weitem eine heimliche Scheu vor der übergroßen Volksgunst, die er genoß, und gab sich in allerlei Hemmungen seiner Wünsche zu erkennen. Pompejus schien dies Alles entweder zu übersehen, oder nicht zu achten: allein auch auf die Neigung und die versuchten oder wirklichen Dienste, welche ihm Cäsar bei Senat und Volk erwiesen hatte, schien er keinen ausgezeichneten Werth zu legen; und das nur um so weniger, da der stolze Triumphator es, im Andrange beider Parteien um seinen erklärten Beitritt, und nachdem er sie Beide durch sein Schwanken beleidigt, doch endlich seiner Politik gemäß fand, sich auf die Seite der Optimaten zu schlagen. So, mit den Übrigen zurückgewiesen, blieb Cäsarn nur die Wahl, sich einem andern bedeutenden Namen eng anzuschließen, der aber auch zugleich reich genug wäre, ihn aus dem schier bodenlosten Abgrunde seiner Schuldenlast in einem Augenblicke zu retten, wo seine Gläubiger nicht gesonnen schienen, seinen Abgang aus Rom in die ihm zugefallene proprätorische Provinz des jenseitigen Hispaniens zu gestatten. Hiezu war vielleicht nur P. Licinius Crassus, der reichste Römer, der Mann und vermögend genug; doch daß er sich zugleich auch willig dazu finden ließe, verhieß seine Eifersucht gegen Pompejus, dessen Gegenwart seinen bisher ausgeübten Einfluß gänzlich zu verdunkeln drohte; und ein Bundesgenosse, wie Cäsar, däuchtete ihm mit Recht die 830 Talente wol werth, mit welchen er sich für seinen Freund bei den zudringlichsten Pochern verbürgte. Dennoch gestand Cäsar ohne Hehl, daß er der dreifachen Summe bedürfe, um nur Nichts zu haben.

Seine Verwaltung der ihm angewiesenen Provinz, obwol im Ganzen friedlich, gab ihm wenigstens Gelegenheit zu einigen kriegerischen Streifereien gegen die unruhigen Lusitanier und Galläcier, wo es zwar nicht an mislungenen Unternehmungen fehlte, aber doch die römische Übermacht mit völliger Bezwingung beider Völkerschaften aus dem, eben nicht zu rühmlichen Kampfe ging. Hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, war allerdings eigene Bereicherung das Hauptziel, welches der tief verschuldete Proprätor im Auge behielt: doch waren, in jeder anderen Beziehung, seine Anordnungen gerecht, wohlwollend und für die Provinz ersprießlich. In eben dem Sinne aber, in welchem er gegen seine Vertrauten erklärte, hier in der kleinsten Municipal-Stadt lieber der Erste, als in Rom der zweite seyn zu wollen, eilte er auch, sein Amt, nach dessen gesetzlichem Ablauf, aufzugeben, und in der Welthauptstadt sich ebensowol um die Ehre des Triumphs über Lusitanien, als, mit nicht geringerem Ehrgeiz, um das Consulat für das nächste Jahr zu bewerben. Für den letzten Wunsch langte er indeß um wenige Tage zu spät, da die Wahl-Comitien schon begonnen hatten, vor Roms Thoren an, die er dennoch nicht betreten durfte, um jenes Siegesgepränge nicht zu verscherzen. Das Gesuch, dem letzteren unbeschadet, unter den Bewerbern zum Consulat erscheinen zu dürfen, fand im Senat keine Berücksichtigung: aber auch Cäsar besann sich nicht, ein leeres Gepränge willig aufzugeben und zu Verfolgung eines wesentlicheren Ziels das Marsfeld persönlich zu betreten. Der Erfolg der Wahl konnte nicht zweifelhaft seyn; und die Partei der Optimaten hatte ihres ganzen Einflusses und der übermäßigsten Bestechung vonnöthen, es nur dahin zu bringen, daß Cäsar im Consulat an M. Bibulus einen Collegen erhielt, der dem Ehrgeizigen, nach Sinn und Neigung, das kräftige Gegengewicht zu halten vermöchte.

So sicher dies gewählte Mittel schien, den Hochstrebenden in allen seinen Unternehmungen zu lähmen, so vereitelte dieser doch die Hoffnung der Gegenpartei, und verwirrte jede politische Berechnung durch einen einzigen Meisterstreich, der einen unzuberechnenden Einfluß in seine Hände gab, indem es ihm gelang, den 20jährigen dumpfen politischen Zwiespalt zu schlichten, der zwischen Pompejus und Crassus, den beiden geltendsten Statshäuptern, bis hieher in immer verstärkter Abneigung obwaltete. Zwischen beiden schwebte gleichsam das Ansehen des Senats; und die eifrigen Republikaner arbeiteten sogar absichtlich daran, ihre gegenseitige Eifersucht zu nähren, weil sie darin das einzige Heil des Stats zu finden glaubten. Doch diese nämliche Bemerkung, daß ihr Zwist eigentlich doch nur den Wünschen und Entwürfen ihrer Feinde und Neider dienen werde, in Cäsars Munde und im rechten Augenblick gegen Beide angebracht, konnte nicht verfehlen,

Beide aufmerksam, nachdenkend und bald auch einer politischen Aussöhnung geneigt zu machen, die, in einen festen Bund der Eintracht verwandelt, ihre Gewalt unwiderstehlich machen mußte, aber auch, um desto haltbarer zu seyn, des Zutritts eines Dritten — Cäsars — bedurfte. Pompejus, eben zu neuem Unwillen gegen den Senat gereizt, der nicht immer ein fügsames Werkzeug in seinen Händen war, schlug endlich ein; und damit dieser neuen Verbindung auch der Kitt der Familienbande nicht fehle, gab Cäsar ihm seine schöne Tochter Julia zur Gemalin. Cäsar selbst nahm, um diese Zeit, Calpurnien, die Tochter des Cn. Piso, zur Ehe.

Dies berühmt gewordene Triumvirat konnte dem übrigen Rom nicht lange ein Geheimniß bleiben; Staunen, wenn nicht Bestürzung, ergriff alle Parteien; nur die Freunde und Klienten der Verbundenen erblickten darin das Ende alles bürgerlichen Zwistes, während es den einsichtigeren Statsmännern nur um so einleuchtender ward, daß eben sowol das Bestehen, als das frühere oder spätere Zerfallen dieses Triumvirats der Republik neue und unheilbare Wunden schlagen werde. Was aber der schlaue Vermittler selbst durch sein gelungenes Werk sofort, als Consul, gewann, und wie er, durch zwei so kräftige Stützen, nun jeden bisher oft mit Unwillen erfahrnen Widerstand überflügelte, legte sich zunächst in den Berathungen in der Curie zu Tage, wiewol Cäsar auch hier Anfangs eine bescheidene Mäßigung gegen seine politischen Widersacher, und selbst gegen seinen Collegen Bibulus, zur Schau trug. Was er aber eigentlich brütete, ließ er bald durch den Antrag zur Austheilung von Ländereien an 20,000 ärmere römische Bürger, oder zu einem agrarischen Gesetze, ahnen; — ein Antrag, der, seit der Zeit der Gracchen, das Losungswort zum empfindlichsten Angriff gegen die römischen Aristokraten gewesen, aber bis hieher wenigstens noch nie von einem Consul ausgegangen war. Alles, was eine solche Maßregel unterstützen und als nothwendig darstellen, aber zugleich auch Alles, was das Verhaßte derselben mildern konnte, ward von dem Redner erschöpft, um ihr die Gemüther geneigt zu machen. In dem erbitterten Widerstande, den dieser Plan gleichwol beim Senat erfuhr, fand sein Urheber den schon im voraus gehofften Anlaß, die Sache an die Volksversamlung zu bringen, und wußte ihr hier eine solche Wendung zu geben, als ob das Gelingen einzig an die Einwilligung seines Amtsgenossen geknüpft sey. Bibulus, wie gleichfalls vorauszusehen war, beharrte bei seiner Weigerung: aber nun auch wandte sich der Redner öffentlich, mit Übergehung aller übrigen Magistrate, an Crassus und Pompejus, obwol sie hier nur als Privatpersonen saßen, um eben so öffentlich ihre Meinung zu erklären. Beide stimmten, unter lautem Volksjubel, dem Vorschlage bei; und Pompejus vermaß sich sogar, ihn, im Fall gewaffneten Widerstandes, mit Schild und Schwert zu unterstützen. Auch die zur Vertheilung bestimmten Äcker selbst wurden nunmehr in den fruchtbaren Gefilden Campaniens erlesen. In einer zweiten Volksversamlung fand das Gesetz seine Bestätigung; aber nicht ohne Beschimpfung und thätliche Mishandlung des, auch hier noch widersprechenden zweiten Consuls, der endlich vom Forum flüchten mußte, und, eingeschüchtert, während der ganzen noch übrigen Dauer seines Amtes nie wieder öffentlich auftrat.

Von nun an gebot der Consul Cäsar im Senat mit einem Übergewicht von Macht und einer Willkür, als ob er Dictator wäre. Er gab Gesetze und Verordnungen nach eigenstem Belieben; beschenkte und beförderte seine Freunde, demüthigte seine Gegner und ging mit dem Statsvermögen um, als ob es sein Eigenthum und unerschöpflich wäre. Cato sah seinen republikanischen Trotz gedemüthigt; Lucullus, der stolze Sieger Mithridates, durch seine Drohungen sich so in Schrecken gesetzt, daß er fußfällig Cäsars Verzeihung erbat, und Cicero für einige unvorsichtige Worte sich, in seines Todtfeindes P. Clodius Begünstigung zur Erlangung des Volkstribunats, empfindlich gezüchtigt.

Ein solcher Vollgenuß, wenn nicht Misbrauch der Gewalt, konnte dem Vielvermögenden wol Furcht, aber nicht Liebe erwecken. Mistrauische Augen bewachten ihn und harrten ungeduldig des Augenblicks, ihre demüthigende Rolle zu wechseln. Bibulus, in seiner freiwilligen Verbannung, hörte nicht auf, durch seine erlassenen Edikte und Protestationen die Schritte seines Collegen, wenn auch nicht unwirksam, doch ungesetzlich zu machen; und selbst die Gunst des Volks drohte dem Triumvirat mit launischer Übersättigung. Cäsar jedoch, dies Alles ruhig beobachtend, ging zu gemessenen Schrittes, um seine Gegner fürchten zu dürfen, und ließ, was für ihn selbst geschehen sollte, am liebsten durch Andre, sonderlich durch die Volkstribunen, wirken, welche buchstäblich in seinem Solde standen.

Mehr, als irgend etwas, lag ihm indeß die gesetzliche Bestimmung der Provinz am Herzen, welche ihm, nach Ablauf seiner Amtszeit, als Proconsul zufallen und, wie er gar wol erkannte, den Grundstein zum Gebäude seiner ganzen künftigen Größe ausmachen sollte. Der Senat zögerte und schwankte in dieser Entscheidung und schien Alles aufbieten zu wollen, um wenigstens alsdann den Gefürchteten nach Möglichkeit, unschädlich zu machen. Nach der gemeinen Meinung ward der Orient für die eigentliche, nie versiegende Quelle der Ruhm- u. Machtfülle ehrgeiziger oder erwerbsüchtiger Köpfe gehalten. Cäsar hingegen wünschte sich eine Provinz, nahe genug an Rom, um hier gleichsam gegenwärtig zu bleiben; nicht so wol groß, als der Vergrößerung fähig, und eines beträchtlichen Heeres bedürftig, das er sich zu dem seinigen erziehen könnte; eine Provinz endlich, in ihren nördlichen, fast noch unbekannten Gränzlanden eine Fülle von Krieg, Ruhm und Beute, aber auch eine mehrjährige Dauer seiner Verwaltung versprechend; — und das Cisalpinische Gallien war es, das alle diese Bedingnisse in sich vereinigte. — Noch ging zudem eben jetzt das Gerücht umher, daß das zahlreiche und tapfere Volk der Helvetier auf eine Veränderung seiner, von der Natur zu sehr beschränkten Wohnsitze sinne, wobei unausbleiblich auf irgend eine Weise die römischen Gränzen gefährdet werden mußten; falls nicht gar der Zug, gleich ähnlichen früheren, sich gegen Italien selbst, wandte. Man blieb darüber in Rom nicht ohne Besorgnisse; und eben hiedurch ward dem Volkstribun Vatinius, Einem von Cäsars Waffenträgern, seine Rolle gegeben, im Senat

die Ertheilung des cisalpinischen Galliens und Illyriens an Cäsar, samt einer Kriegsmacht von drei Legionen, auf 5 Jahre in Vorschlag zu bringen. Wie wenig auch eine ähnliche Begünstigung irgend ein früheres Beispiel für sich hatte, so ward sie doch durch die Freunde des Konsuls zu kräftig unterstützt, um im Senat zurück gewiesen zu werden; ja selbst noch das transalpinische Gallien und eine vierte Legion hinzugefügt.

Indeß war auch Cäsars Consulat zu Ende gelaufen; und dies gab das Zeichen zu den heftigsten Bewegungen im Senat, um ihn wegen der willkürlichen und alle Auspicien und Gesetze verachtenden Führung desselben zur Rechenschaft zu ziehen. Er entzog sich dem Sturme, indem er — zwar nicht in seine Provinz abging, aber doch Roms Mauern verließ, um durch ein fein angelegtes Gewebe von Ränken, denen der Volkstribun Clodius zum kühnen Werkzeuge diente, sich des gefürchtetsten seiner Gegner, Cicero's, dessen Freundschaft er so oft und vergeblich gesucht, durch bewirkte Anklage und Verweisung zu erwehren und so sich selbst in seiner neuen weitaussehenden Laufbahn den Rücken gegen einen Mann zu sichern, den man entweder gewinnen oder stürzen mußte.

Hierauf in seiner Provinz angelangt, fand Cäsar sich bereits die ersehnte Gelegenheit geboten, seine Vergrößerungsentwürfe gegen den unermeßlichen Länderstrich zu entfalten, der, unter dem Namen Gallien, den Römern damals noch als eine unzugängliche und unerforschte Welt des Nordens galt. Die Helvetier, ursprünglich auch ein gallo-celtischer Volksstamm (deren vielleicht 400 jene Ländermasse unter sich theilten), und zugleich Einer ihrer tapfersten, suchte, wie bereits erwähnt worden, einen minder stiefmütterlichen Wohnsitz, als ihre Alpen ihnen darboten, und hatten seit zwei Jahren alle erdenkliche Vorbereitungen zu einer solchen allgemeinen Auswanderung getroffen. Endlich, an dem dazu bestimmten Tage, ward alle und jede Habe, die sie zurücklassen mußten, den Flammen geopfert, um sich selbst jede Umkehr zu versperren. Über den Weg, den man nunmehr einschlagen sollte, gab es nur die Wahl, sich entweder durch die engen Pässe des Jura auf das befreundete Volk der Sequaner zu stürzen, oder, am Genfer See hinab, die Gränze der römischen Provinz zu überschreiten. Größere Bequemlichkeit des Abzuges und anscheinende Ermangelung eines kräftigen Widerstandes, entschieden bei ihnen für das Letztere. Cäsar, frühzeitig von dieser längst erwarteten Bewegung benachrichtigt, eilte flügelschnell herbei; warf Truppen auf den bedrohten Punkt, und hielt die Nahenden durch friedliche Unterhandlungen so lange hin, bis er Zeit gewonnen, den einzigen offnen Weg an der Rhone durch ausgedehnte Verschanzungen zu sperren, welche nun auch ihrem gewaltsamen Angriff widerstanden und sie nöthigten, nun gleichwol jene zweite Richtung gegen das Gebiet der Sequaner zu nehmen. Hier ward ihnen auch, in freundlicher Übereinkunft, ein ruhiger Durchzug zugestanden, um sich des Landes der Aduer zu bemächtigen.

Mit stiller Freude beobachtete Cäsar diesen sich entzündenden Kriegsbrand, bei welchem er gleichwol kein müßiger Zuschauer zu seyn gedachte. Vielmehr zog er persönlich in Oberitalien alle seine Streitkräfte zusammen, warb eigenmächtig noch zwei neue Legionen und eilte über die Alpen zurück, wo bereits ein dringendes Hilfsgesuch der bedrohten Aduer und Allobrogen seiner wartete. Mehr bedurft' es nicht, um den Auswanderern offnen Krieg zu erklären, und mit 6 Legionen über ihren Nachtrab herzufallen, während sie noch mit dem Übergang über den Arar beschäftigt waren. Das Gefecht war fast nur ein Blutbad zu nennen. Ebenso nestelte er sich nunmehr hart an ihr unbehilfliches Heer, um den Augenblick zu ersehen, wo sie einer gänzlichen Niederlage entgegenreisten. Einmal zwar entgingen sie noch dieser Katastrophe durch ein für sie glückliches Misverständniß in den Bewegungen der römischen Truppen: doch schon am nächsten Tage, wo sie, ermuthigt, einen Seitenmarsch Cäsars für scheuen Rückzug hielten, und nun selbst zum Angriff schritten, schlug ihre Stunde! Überall machte sich das Römerschwert blutige Bahn in ihre gedrängten Haufen, und selbst eine kurze glückliche Wendung des Gefechts hinderte nicht, daß endlich auch, spät in der Nacht, ihre letzte Zuflucht, die Wagenburg, erstürmt, die Flucht allgemein und ihre Zerstreuung vollendet wurde. Der Rest — immer noch 130,000 Köpfe stark, mußt' es nunmehr als eine Gnade des Siegers betrachten, daß ihm gestattet wurde, in die kaum verlassenen und muthwillig zerstörten Wohnsitze zurückzukehren, damit nicht etwa die noch gefürchteteren Germanier versucht würden, in diese leeren Räume einzurücken.

Was Cäsar durch diesen glücklich geführten Streich zunächst zum Schutz des römischen Gebiets geleistet hatte, war, in unzertrennlicher Rückwirkung, auch zum Heil des ganzen Galliens ausgeschlagen, dem hiedurch ein zweifelhafter Krieg im Inneren erspart worden, und konnte nicht verfehlen, ihm bei diesem großen Föderativ-Stat, wie man ihn wol nennen mag, einiges Vertrauen zu erwerben. Dies offenbarte sich, als, nach Abhaltung eines allgemeinen Landtages, die verschiedenen Stammhäupter sich zu ihm sammelten, um ihn mit den innern Verhältnissen und dem großen Anliegen ihres Vaterlandes bekant zu machen, das schon lange von innern Spaltungen zerrissen worden, seit Averner und Aduer, die beiden Hauptvölker, sich um die Oberherrschaft gestritten. Dem, sich den Letzteren zuneigenden, Übergewicht hatten Jene entgegenzuwirken gesucht, indem sie germanische Miethtruppen über den Rhein zu Hilfe gerufen; denen aber, von dem Reichthum und milden Klima Galliens gelockt, bald auch ungerufen mehre gefolgt waren. Schon stand ihr Anführer, Ariovist, an der Spitze von 120,000 erlesenen Kriegern drohend in ihrer Mitte; er hatte die Aduer und Sequaner, Freund und Feind, siegreich bekämpft und sich unterjocht, und misbrauchte sein Übergewicht auf eine, seiner barbarischen Rohheit entsprechende Weise. Nur Cäsars Waffen schienen den Hartbedrängten dieser einbrechenden Sturmwoge einen haltbaren Damm entgegen setzen zu können.

Und neuer Krieg, samt neuen Triumphen, zumal gegen Germanier, in Roms Augen so furchtbar, war es ja auch, was der römische Feldherr sehnlichst wünschte! Galliens Beschützung mußte dann, und jetzt selbst mit Galliens eigenen Waffen, in leicht zu berechnender Folge, zu seiner eigenen Besitznahme führen. Unbedenklich warf

er sich daher zum Vertreter der Aduer, seiner Bundesgenossen, und zugleich der gesammten gallischen Freiheit gegen Ariovist auf, den er alsobald zu einer mündlichen gütlichen Unterhandlung einladen ließ. Der stolze Germane schlug nicht nur dies Ansinnen, so wie später noch immer gemäßigte Bedingungen eines friedlichen Vertrages, trotzig aus, sondern gebot ihm auch den Rückzug aus einem Lande, das er als seine eigene Eroberung ansähe. Der Krieg war entschieden, und es durfte auch um so weniger damit gezögert werden, da Ariovist in Gallien bereits feindselig verfuhr, und ein Gerücht das Nachrükken von neuen unzählbaren Schwärmen der Sueven verkündete. Diesmal hatt' es Cäsar mit einem Gegner zu thun, der an Thätigkeit mit ihm wetteiferte, und schon am dritten Tage seines Aufbruchs ihm gewaffnet im Felde entgegen stand. Noch zwar kam er ihm in der Behauptung von Vesontium, das er sich zum Waffenplatze ersehen hatte, zuvor: allein seine Legionen, vom alten Schreck des germanischen Namens und den übertriebenen Schilderungen ihrer gallischen Kampfgenossen aufgeregt, zeigten plötzlich einen so bänglichen Geist des Kleinmuths und der Niedergeschlagenheit, daß sie nahe daran schienen, ihrem Anführer den Gehorsam aufzusagen. Dieser verderblichen Stimmung entgegen zu arbeiten, ließ es Cäsar eben so wenig an ernstlichen Vorstellungen, als am ungesäumten Befehl zum weitern Aufbruch fehlen; seinen entschlossenen Willen erklärend, wenn ihn auch Alles verließe, blos mit der 10. Legion, die sein uneingeschränktes Vertrauen verdiene, gegen den Feind zu marschiren. Jetzt bewirkte die Scham, was ein edlerer Antrieb nicht vermocht hatte, und das reuige Heer suchte den Feldherrn durch einmüthige Zusicherung von Ergebenheit und blinder Folgsamkeit zu versöhnen.

Nach 7 Tagemärschen standen Römer und Germanier sich in einem geringen Zwischenraume im Gesichte. Ariovist foderte und erhielt nunmehr eine persönliche Unterredung in der Mitte beider Heere und mit wenigen Begleitern; und war jetzt auch seine Sprache um einiges gemäßigter: so ließen doch beide Theile eben so wenig von ihren Foderungen nach, als hier überhaupt noch eine friedliche Verständigung zu hoffen blieb; hätte auch nicht die germanische Begleitung Feindseligkeiten begonnen, welche eine augenblickliche Trennung geboten. Nicht minder verwegen, rückte Ariovist seinem Gegner dicht auf den Leib und umging sogar dessen Stellung, um ihm die Zufuhren abzuschneiden; während er gleichwol das ihm fünfmal angebotene Treffen vorsichtig vermied und sich blos der Überlegenheit seiner Reiterei in kleinen Gefechten mit Vortheil bediente. Cäsar, ihm engere Fesseln anzulegen, theilte seine Macht und befestigte im Rücken der Germanen ein zweites kleineres Lager, aber auch so bedroht, enthielt sich Ariovist hartnäckig des Kampfes, weil, wie Cäsar endlich durch einige Gefangene erfuhr, seine Wahrsagerinnen ihm erst mit dem nächsten Neumonde Sieg verheißen hatten. Jetzt beschloß der Imperator selbst den ungesäumten Angriff, dem die Germanen mit einer rohen, aber schier unbezähmbaren Tapferkeit standen, ohne endlich gleichwol gegen die ruhige, aber siegessichere Kriegskunst der Legionen auf die Länge ausdauern zu können. Ihr linker Flügel ward gebrochen, während noch ihr rechter die Römer drängte; bis auch hier der jüngere P. Crassus das dritte Treffen ins Gefecht brachte und dadurch das Schicksal des Tages entschied. Die Flucht, von keiner Wagenburg mehr aufzuhalten, ward allgemein und dauerte unausgesetzt, in blinder Hast, bis an die Ufer des Rheins, in welchem nicht wenigere ihr Grab, als unter dem Schwert der verfolgenden Sieger, fanden. Ariovist selbst rettete sich kümmerlich in einem Nachen über den Strom und sank fortan, bis zur gänzlichen Verschwindung seines Namens, in unrühmliche Dunkelheit hinab. Auch die im Anmarsch begriffenen suevischen Hilfsscharen zogen, bei dem Gerücht einer so entschiedenen Niederlage, eilfertig und unter mancherlei Einbuße wieder heim, während der römische Imperator, nach zwei, in wenigen Monaten so rühmlich vollendeten Feldzügen, sein Heer im Gebiet der Sequaner in die Winterquartiere verlegte.

Cäsar brachte die Zeit der Winterruhe in dem, Rom am nächsten gelegenen Punkte seiner Provinz, in Lucca zu, wo sich bald ein großer Theil der Optimaten um ihn sammelte, um seinen Großthaten den Zoll ihrer Bewunderung zu bringen, aber wo er auch jede Kunst der Leutseligkeit und Freigebigkeit aufbot, sich diese Männer immer tiefer zu verpflichten. Sein politischer Einfluß in Rom war unwandelbar derselbe geblieben, ja noch höher gestiegen durch die festere Verkettung mit Pompejus, dessen Neigung sich von seiner jungen Gemalin Julia innig gefesselt fühlte. Clodius, Cäsars Waffenträger, häufte, als Volkstribun, Vermessenheit auf Vermessenheit, ohne bis jetzt noch seiner politischen Fahne untreu zu werden; hatte aber doch, so wie Cäsar selbst, obwol unter mancherlei lästigen Bedingungen, um sich der entschieden ausgesprochenen öffentlichen Meinung zu fügen, in Cicero's Zurückberufung gewilligt.

Aber auch für das zweite Jahr seines Proconsulats sollt' es dem Imperator in Gallien nicht an kriegerischer Beschäftigung fehlen. Die Nation mochte gar bald erkennen, wie bedrohlich seine gewaffnete Nähe ihrer Freiheit werden müsse; und um sich dem einbrechenden Strome bei Zeiten entgegenzustemmen, waren insonderheit von den Stämmen der Belgen — sowie dem zahlreichsten, so auch dem tapfersten Theil der Bevölkerung — heimliche Verbindungen unter einander angeknüpft und kriegerische Rüstungen begonnen worden. Cäsar, hierauf vielleicht im voraus gefaßt, hatte auch seinerseits die Werbung zweier neuen Legionen; sowie, mit Anbruch des Lenzes selbst, die Ausrüstung des Heeres in stürmischer Eile betrieben und stand schlagfertig an den Gränzmarken der Belgen, bevor sie sich seiner noch versehen hatten. Die Remer, auf welche er zuerst fiel, zogen eine friedliche Unterwerfung vor: aber die Bellovaker, Suessionen, Nervier und mehre germanische Stämme diesseits des Rheins, traten nur um so eifriger gegen ihn in die Waffen, und ihre Streitkräfte wurden auf 350,000 Köpfe berechnet.

Die remische Feste Bibrax ward von ihnen zuerst berennt und hart bedrängt, bis Cäsar ihr durch seine leichten Truppen Luft machte, während er selbst in der Nähe ein festes Lager nahm, und sie dadurch nöthigte, ihre Waffen gegen ihn zu richten. Vorsichtiger, als gewöhnlich, weigerte er eine Zeitlang das von ihnen angebotene

Treffen; und nur als sie seine Verbindungslinie rückwärts abzuschneiden suchten, ließ er es zu einem Reitergefecht kommen, worin der Vortheil auf seiner Seite blieb. Bald aber entstand eben sowol Mangel, als Uneinigkeit, unter der ungeregelten Menge, die ihren übereilten und unordentlichen Rückzug zur Folge hatten. Cäsar fiel jetzt über ihren Nachzug her und zersprengte nun, ohne große Mühe, alle diese Hunderttausende, die entweder umkamen, oder nichts Eiligeres zu thun hatten, als in ihre Heimath zu flüchten. Sein Glück rasch zu nützen, rückte er nun unmittelbar vor die Feste Noviodunum, in welche sich die Trümmer der Suessionen geworfen hatten, ohne jedoch den Erfolg der Belagerungsarbeiten abzuwarten, welche die römische Kriegskunst schnell und drohend vor dem Platze entfaltete. Das Volk öffnete die Thore, und erhielt eben so günstige Friedensbedingungen, als den Remern zugestanden worden. Bratuspantium, die Hauptstadt der Bellovaker, folgte, so wie das schwächere Volk der Ambianer, unverzüglich diesem Beispiele bei des Feldherrn Annäherung: allein die Nervier, von einem höheren Geiste belebt, und durch die Natur ihres, von unzähligen Hecken und Gräben durchschnittenen Bodens ermuthigt, beschlossen, festen Fußes, kräftigen Widerstand und riefen ihre Nachbarn, die Atrebaten, Veromanduerer und Aduatiker zu Hilfe.

Cäsar, schon seit drei Tagen auf dem Marsche gegen die Sabis begriffen, und mit den vordersten Legionen bereits dem Stromufer nahe, wo er auf einer bequemen Erhöhung sein Lager zu schlagen gedachte, sah sich unversehens im Angesicht der feindlichen Heeresmacht, und während er kaum noch Hand an seine Verschanzungen gelegt hatte, so urplötzlich von derselben angegriffen, daß seine ganze Besonnenheit dazu gehörte, um in einem so kritischen Augenblick auch nur die ersten und dringendsten Vorkehrungen zur Abwehr zu treffen. Nur die wunderbare Kriegszucht der Legionen und Cäsars Alles überschauender und belebender Blick waren einer so dringenden Gefahr gewachsen und wirkten so trefflich zusammen, daß der Feind auf dem linken Flügel, wie in der Mitte, rasch über den Strom zurück geworfen wurde. Allein eben hiedurch waren die rechten Flügellegionen, welche es mit den Nerviern aufzunehmen hatten, in ihrer Flanke entblößt und mit Überlegenheit angegriffen worden, der Lagertroß gerieth in wilde Unordnung; die schon zuvor zurückgedrängte Reiterei zerstreute sich. Der Moment einer entschiedenen Niederlage schien bereits unvermeidlich, als Cäsar, die Noth der Seinen erschauend, ihre Angreifer ungestüm im Rücken faßte und jenen nicht nur glücklich Luft machte, sondern auch nunmehr das furchtbare Legionenschwert so unaufhaltsam walten ließ, daß die Nervier, selbst nach Wundern eines todtverachtenden Heroismus, demselben auf die Länge nicht zu widerstehen vermochten. Nicht besiegt ward das edle Volk an diesem Tage, sondern schier ganz vertilgt. Von 60,000 Köpfen waren nur 500 übrig geblieben, die sich nun, samt den früher zurückgesandten Greisen und Frauen, der Gnade des Siegers ergaben, welche dieser ihnen mit Milde angedeihen ließ.

Das Volk der Aduatiker, unmittelbare Nachkommen der Cimbern und Teutonen, welche einst so entschlossen gegen Italien heranstürmten, war noch im Anzuge begriffen gewesen, ohne die Niederlage der Nervier zu theilen. Jetzt schloß es sich in eine wohlgelegene Feste ein, und zwang dadurch den römischen Feldherrn zu einer förmlichen Belagerung, deren rasche Fortschritte jedoch den früheren Trotz der Barbaren dergestalt beugte, daß sie Ergebung verhießen und ihre Waffen, in hohen Haufen, über die Mauern hinaus auslieferten. Hoffend jedoch, daß dieser friedliche Anschein den Sieger in Sicherheit einwiegen solle, wagten sie, mit dem zurückbehaltenen Rest ihrer Waffen, in der nächsten Nacht einen Ausfall von so unglücklichem Erfolg, daß der Platz erstürmt und überwältigt wurde. Ihre Strafe war Sklaverei; und 53,000 Köpfe wurden öffentlich versteigert. Kleinere Völkerschaften, längs dem Ocean, so wie anderseits in den Hoch-Alpen, unterwarfen sich gleichzeitig des Feldherrn entsandten Legaten; und so sah sich derselbe im Stande, nunmehr seinem ganzen Heere die wohlverdienten Winterlager im innersten Gallien anzuweisen und dadurch zur Unterjochung des Landes den festen Grund zu legen; während zahlreiche gallische Bundestruppen, gegen ihre eignen Landsleute bewaffnet, ihm dazu die Hand hatten bieten müssen. Gallien schien ruhig, weil es mußte, und aus den fernsten Gegenden warben Botschaften um seine Freundschaft. In Rom hingegen, wo eine solche Fülle von Siegen eine allgemeine Bewunderung erzeugte, wurde — was noch Keinem zuvor geschah! — ihm zu Ehren ein 15tägiges Dankfest angeordnet.

Galliens Reichthümer wucherten eben, wie das Jahr zuvor, in Cäsars Hand, um sich immer neue eifrige Anhänger in Rom zu erhalten, oder die alten noch tiefer zu verpflichten. Wiederum war auch Lucca ihr Sammelplatz; wo selbst auch Crassus und Pompejus sich persönlich einfanden, um, durch Cäsars Vermittelung, ihr Freundschaftsband wieder enger zu knüpfen, das durch allerlei Beweise von Ungunst im Senat, die der Letztere seither erfahren und Jenem, mit einigem Anschein von Wahrheit als heimlichen Anstifter zugeschrieben, gelockert hatte. Die Aussöhnung gelang; und aufs neue, und fester als je, stand der dreifache Bund dem bestürzten Senate drohend gegenüber. Sich gegen die Machinationen des Letztern zu sichern und ihn desto gewisser niederzuhalten, ward zugleich beschlossen, daß Pompejus und Crassus als Bewerber um das Consulat für das nächste Jahr auftreten sollten. Zu noch gewisserer Versicherung der Stimmenmehrheit versprach Cäsar, so viel Soldaten seines Heeres, als er nur entbehren könne, zum Wahltage nach Rom zu senden; und während ihm selbst die Dauer seines Oberbefehls in Gallien verlängert und die Zahl seiner Legionen vermehrt würde, sollte Pompejus Hispanien, Crassus aber Syrien zu ihren künftigen proconsularischen Provinzen erhalten. Einstweilige Geheimhaltung dieses großen Planes aber war die wesentliche Bedingung seines Gelingens.

Gleichzeitig aber ward Cäsar genöthigt, seine Blicke rückwärts auf Gallien zu richten, wo es auf mehren Punkten heimlich gährte. Hoch an den Quellen der Rhone ward kaum der Untergang der dort stationirten Legion vermieden. Im Gebiete der Veneter (Bretagne) vergriff man sich an mehren römischen Abgeordneten und Tribu-

nen, und das ganze Küstenland trat in ein Bündniß zur Wiedererkämpfung der dahinschwindenden Freiheit zusammen. Selbst vom jenseitigen Britannien erschienen hier Hilfstruppen; und Alles gewann ein so ernstliches Ansehen, daß der Imperator, um, bei dem wandelbaren Sinn der Nation, ein solches Beispiel nicht weiter um sich greifen zu lassen, schnelle und wirksame Vorkehrungen auf mehr als einem Punkte für nöthig erachtete. Er faßte den kühnen Gedanken, sich vor Allem auf dem Liger (Loire) eine Seemacht zu erschaffen, ohne welche hier schwerlich etwas Gedeihliches zu bewirken war, und an seinem Legaten D. Brutus fand er das einsichtsvolle und thätige Werkzeug, diesen Theil seiner Rüstungen mit überraschendem Erfolge zu leiten.

Cäsar selbst führte den Kern seiner Landmacht gegen die Veneter, welche aber, begünstigt durch die Natur ihres, von Sümpfen durchschnittenen Landes, und, als halbe Amphibien, sich in die unzugänglichsten Schlupfwinkel des Klippenufers bergend, oder der Übermacht auf das offne Meer entweichend, ihn mehre Monate lang in nutzlosen und nicht selten nachtheiligen Angriffen aufhielten. Erst die Erscheinung seiner Flotte und ein hartes, jedoch siegreiches Seetreffen, worin zuletzt das Handgemenge und der Schwertkampf den Ausschlag gab, änderte die Lage der Dinge, wie mit einem Schlage: aber auch das Schicksal der wenigen Überlebenden war hart genug, da der erzürnte Sieger hier das römische Kriegsrecht mit Tod oder Sklaverei walten ließ. Eben so glücklich hatten an andern Orten seine Legaten gefochten. Q. Titurius Sabinus, gegen die Unellier und ihre Verbündeten gesandt, reizte diese, durch verstellte Furchtsamkeit, zu einem ungeordneten Angriff gegen sein Lager, und wirkte dann, durch einen unversehenen Ausfall aus allen Lagerthoren, mit solchem Schrecken auf sie, daß sie, mit harter Einbuße, auseinander gesprengt wurden. Mehr Mühe hatte der jüngere Crassus, sich in Aquitanien zu behaupten, da er, neben den streitbaren Einwohnern, zum Theil auch gegen hispanische Hilfstruppen und selbst gegen Anführer, die in Sertorius Schule gewesen waren, zu kämpfen hatte. Hier gab es demnach einen durchaus geregelten Krieg; und nur in der entschlossenen Stürmung des feindlichen Lagers konnte Crassus endlich seine eigene Rettung hoffen. Sie gelang, nach einem waglichen Schwanken des Gefechts, mehr durch einen glücklichen Zufall; und eine blutige Niederlage, samt der Unterwerfung des Landes, endigte auch hier den Feldzug. Den Rest des Sommers verbrachte der Imperator, unter eigner Anführung, in einem Kriegszuge gegen die einzig noch unter den Waffen gebliebenen Moriner und Menapier, die, im Dickicht ihrer undurchdringlichen Sumpfwälder, jedem Angriff trotzten, oder jeden Augenblick verderblich daraus hervorbrachen. Nur durch Niederfällung des Gehölzes in einem weiten, sich immer verengernden Umkreise wußte ihnen Cäsar beizukommen: allein sie gänzlich zu bezwingen, ward er durch die eingebrochne rauhere Jahreszeit verhindert. Die Winterruhe begann, und der Feldherr eilte abermals nach Lucca.

Die vorjährigen Entwürfe seiner Genossen waren, wenn auch nicht ohne mancherlei heimliche Ränke, und noch mehr durch offne Gewaltthätigkeit, in glückliche Erfüllung gegangen. Pompejus und Crassus standen als Konsuln, an der Spitze des Stats, den sie nicht sowol verwalteten, als beherrschten, indem sie Alles entfernten, was noch einen Widerstand gegen sie wagte. Cäsar aber, zu Allem mit ihnen einverstanden, war diesmal schon früher, als gewöhnlich, zu seinem vierten Feldzuge an die Ufer des Rheins abgerufen worden, von wo aus zwei germanische Heerschwärme, die Tenchterer und Usipier, die gallischen Gränzen mit einem feindlichen Einbruch bedrohten, um sich hier, 400,000 Köpfe stark, neue Wohnsitze zu erzwingen. Schon hatten die Menapier ihnen die Überschreitung des Stroms nicht mehr wehren können, und auf Kosten jener Unglücklichen erhielten sie sich nun seit dem Rest des Winters in dem eroberten Lande. In den Augen der übrigen Gallier hingegen mochten sie wol als willkommene Befreier vom römischen Joche erscheinen; und heimlich ermuntert, waren sie bereits in das Gebiet der Eburonen und Condrusen vorgedrungen.

Cäsar, wie gut auch von diesen stillen Umtrieben unterrichtet, eilte gleichwol, die Oberhäupter der gallischen Staten um sich her zu berufen, und, mit anscheinendem ungeschwächten Vertrauen, sie zu thätiger Hilfleistung gegen diesen Einbruch grausamer Barbaren aufzufodern. Man wagte nicht, ihm das Gefoderte zu verweigern; gegen die fremden Eindringlinge aber, denen Cäsar straks mit Heeresmacht entgegenrückte, schien es zum gütlichen Austrage kommen zu wollen. Allein ein unzeitig angesponnenes Reitergefecht, worin die Römer schmählig den Kürzeren zogen, entzündete Cäsars Zorn gegen die Übermüthigen in dem Maße, daß er den raschen Angriff des Feindes beschloß und vorbereitete, während noch die germanischen Anführer in seinem Lager auftraten, um jene Verhandlungen fortzusetzen und den feindseligen Vorfall, als das Werk eines unglücklichen Ungefährs, zu entschuldigen. Er schalt sie Betrüger und ließ sie verhaften, ohne darum in seiner kriegerischen Bewegung inne zuhalten. Die Germanier wurden auf diese Weise förmlich überfallen; ohne Anführer, ohne Plan zur Gegenwehr, versuchten sie zwar das ungleiche Gefecht, aber warfen sich alsbald auch um so entmuthigter in die Flucht, da sie sich zugleich umgangen und ihre bereits auf der Flucht begriffenen Weiber und Kinder hinter sich in der Gewalt der Nacheilenden sahen. Ihnen im Rücken wüthete die Vertilgung, bis zur Verbindung der Maas und des Rheines, wo die Letzten ihren Untergang in den Fluthen fanden. Von Römerseite hatte dieser blutige Tag auch nicht ein einziges Opfer gekostet; allein auch mit zu wenig Ehre war der Sieg erkauft, obgleich Rom abermals den Göttern ein feierliches Dankfest decretirte.

Furchtbarer, als je — sowol seinen offnen Feinden, als den zitternden Bundesgenossen — stand der Imperator nach diesem Vernichtungsschlage da; und mit erhöhetem Selbstvertrauen erachtete er es jetzt für den Zeitpunkt, die Germanen für alle künftige Zeiten von einem Einbruche in Gallien abzuschrecken und den Krieg in ihr eignes, noch nie betretenes Land zu tragen; vielleicht sogar es seinen Eroberungen anzureihen. Um einen Vorwand zur Feindseligkeit zu finden, foderte er stolz von den Sigambrern die Auslieferung eines versprengten Reisigenhaufens der Tenchterer, der sich über den Rhein zu ihnen

geflüchtet und eine freundliche Aufnahme gefunden hatte. Edelmüthig ward dies Ansinnen verweigert: aber nun auch rüstete sich Cäsar, den Gränzstrom gewaffnet zu überschreiten; — nicht auf den anerbotenen Fahrzeugen der befreundeten Ubier, sondern auf eine ungleich imponirendere Weise, mittelst des Riesenwerks einer Heerbrücke, die den gewaltigen Rhein überspannen und die römische Überlegenheit in das glänzendste Licht stellen sollte. In zehn Tagen war der Bau vollendet; allein wie rasch der Feldherr auch zu Werke ging, hatten doch die bedrohten Sigambrer, zugleich mit ihren Schutzgenossen, Zeit gefunden, sich mit gesamter beweglichen Habe in das tiefste Dickicht ihrer Wälder zurückzuziehen. Ihm blieb nur das traurige Vergnügen, ihr Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten: aber jene in ihrem Versteck aufzusuchen, oder das mächtige Volk der Sueven, welches, auf das erste Gerücht seines vorhabenden Zuges, eine gleiche Maßregel ergriff und ihn im Innern des Landes erwartete, anzutasten, schien nicht in seinem Plane zu liegen und vielleicht auch seine Kräfte zu übersteigen. Es rühmlich genug achtend, 18 Tage jenseits des Stroms verweilt zu haben, ging er, ohne weitere Waffenthat, über denselben zurück und ließ die Brücke hinter sich abbrechen.

Entweder, um diesen leichten Schatten einer unerreichten Absicht ebensowol der Welt, als sich selbst, zu verdecken, oder auch sich in unerhörter Großthat selbst zu überbieten, beschloß er, dem schon schwindenden Sommer zum Trotz ungesäumt einen zweiten Kriegszug auf noch entlegnerm und unbekannterm Boden, und sogar durch ein Meer von ihm geschieden. Die Insel Britannien, reich an Zinn und Perlen, noch ergiebiger an Menschenware, lockte seine Ruhmbegierde zu dem Versuche, hier, wie er hoffte, mit leichterer Mühe festen Fuß zu gewinnen. Ohne einige Zögerung nahte er sich demnach mit seinem Heere dem Gebiet der Moriner, wo die Überfahrt die nächste und sicherste schien: die, in den Häfen des Oceans bereit liegende Flotte des vorigen Jahres ward ergänzt und vermehrt; und während er mit zwei Legionen das Wagstück zu versuchen gedachte, sollten seine zurückgelassenen Legaten theils die Unterwerfung der Moriner und Menapier vollenden, theils die Küsten in seinem Rücken decken.

Ungeachtet auf das erste Gerücht von diesem Zuge verschiedene britische Volksstämme sich beeilt hatten, dem Gefürchteten durch entgegengesandte Abgeordnete ihre Unterwerfung im voraus zu erbieten, fand er doch, im Augenblicke der Landung, einen so bedeutenden gewaffneten Widerstand, daß das Beispiel des sich voranstürzenden Adlerträgers der 10. Legion erfoderlich war, die Truppen zur Nachfolge zu bewegen. Sobald es ihnen gelungen war, sich am Ufer zu sammeln, ward auch der bisher ungleiche Kampf zu ihrem Vortheil entschieden; und nur der Mangel an Reiterei hinderte sie, den Sieg entscheidend zu nützen. Die Insulaner aber, von der Unnützlichkeit fernerer Gegenwehr überzeugt, beeilten sich alsbald, den Frieden durch allgemeine und demüthige Unterwerfung zu erkaufen. Eben genoß Cäsar seines leichten Triumphs in stolzer Sicherheit; als gehäufte Unfälle, denen seine Schiffe in den eben ausbrechenden Äquinoktial-Stürmen unterlagen, die Gestalt der Dinge schon nach wenigen Tagen plötzlich veränderte. Ausgesperrt von der Rückkehr, wie von allen Hilfsmitteln in seinem Rükken; preisgegeben der wankenden Treue der kaum Besiegten, die bereits anfingen, sich von ihrem ersten Schrecken zu erholen, konnte er kaum etwas Anderes erwarten, als was wirklich geschah: die Briten schritten aufs Neue zu Feindseligkeiten, und ein geschickt gelegter Hinterhalt, so wie der ungewohnte Streit der britischen Kriegswagen, hatten die eine entsandte Hälfte des Heeres bereits an den Rand des Unterganges gedrängt, als es dem herbeieilenden Feldherrn noch gelang, sie dem Verderben zu entreißen. Indeß mehrte sich die Zahl der Feinde täglich; als es aber zur geregelten Feldschlacht gedieh, bewährte sich, wie immer, die höhere römische Kriegskunst gegen die rohe Tapferkeit. In Folge dieser herben Erfahrung zeigten sich die Gesinnungen abermals friedlicher; Cäsar, an seiner Seite, nicht minder versöhnlich, gestand die leidlichsten Bedingungen zu, und beeilte sich, auf der gut oder übel hergestellten Flotte unbeunruhigt nach dem festen Lande wieder heimzukehren. Daß jedoch seine Plane auf die Nachbar-Insel keinesweges aufgegeben worden, ließ er schon durch die Vertheilung der Winterquartiere errathen, welche sämtlich in die belgischen Provinzen verlegt wurden, so wie durch die anbefohlenen Schiffsrüstungen, welche gegen das nächste Jahr vollendet werden sollten.

Wie immer, fand der Winter den Imperator in Lucca, gleichsam wie in einem prächtigen Hoflager. In Rom hatten Pompejus und Crassus sich, fast wie mit gewaffneter Hand, die Provinzen Hispanien und Syrien mit gleicher Machtvollkommenheit, wie Cäsar die seinige besaß, für eine Dauer von 5 Jahren zusichern lassen. Jetzt ward auch des Letztern ausbedungener Antheil an dem großen Raube festgestellt, indem sie ihm Gallien für noch fernere 5 Jahre zuerkennen ließen. Übrigens war nun das Triumvirat, nachdem es diese nächsten Zwecke durchgesetzt, von seinem Übergewicht im State dergestalt überzeugt, daß es dem Senat ruhig überließ, die weitern höheren Würden und Ämter nach eignem Gutdünken zu vergeben. Nur blieb Pompejus, unter allerlei Vorwand, und nicht ohne nahe bewaffnete Macht, Roms gegenwärtiger Beherrscher; während Crassus, von Ehrgeiz und Habsucht gestachelt, sich beeilte, einem lustigen Phantom von Größe im Orient nachzujagen.

Britische Geißel der Treue, nach Gallien von Cäsar bei seinem vorjährigen Abzuge herübergefodert, aber, wie sich voraussehen ließ, nicht gestellt, sollten dem neuen Einfall in die Insel zur Rechtfertigung dienen. Seine Vorbereitungen zur Landung traf er in dem Hafen Itius, wo sich die zahlreiche Flotte, die er entboten, sammelte. Doch bevor er es wagte, den gallischen Boden zu verlassen, schien es rathsam, einige verdächtige Bewegungen unter den Trevirern, die von ernstern Folgen seyn konnten, durch einen mit 4 Legionen und in reißender Schnelligkeit unternommenen Streifzug im Keim zu unterdrücken. Kaum war dies mit dem gewohnten Glücke geschehen, so eilte er an das vorbereitete Unternehmen zurück, indem er sich zugleich mit der Blüthe des gallischen Adels umgab, um an ihnen eben so viel Bürgen der aufrecht erhaltenen Ruhe in der Provinz zu bewahren. Dumnorix, einer der

Angesehensten des Landes, der sich ihm, selbst im Augenblick der Einschiffung, durch die Flucht zu entziehen hoffte, ward eingeholt und niedergehauen.

Die kriegerische Rüstung umfaßte diesmal nicht weniger, als 5 Legionen; während T. Labienus das feste Land mit den drei übrigen hütete. Achthundert Fahrzeuge jeder Art bildeten die Flotte. Eine größere hatte noch nie auf diesem Meere geschwommen! Die Landung, nach glücklicher Fahrt, fand auch nicht die leiseste Spur eines Widerstandes: denn geschreckt von einer solchen Übermacht, hatte sich das feindliche Heer tiefer ins Land zurückgezogen. Der nächste Tag fand den Imperator bereits in dessen Aufsuchung begriffen; und schon begann sich, unter beständigem Zurückweichen der Eingebornen, ein ernstlicheres Gefecht zu entspinnen, als ihn, von dem Landungsplatze her, die Zeitung erreichte, daß ein Sturm die Flotte ergriffen und hart beschädigt habe. Alles andre ward für den Augenblick aufgegeben, um in den nächsten 10 Tagen diesen Verlust zu ersetzen. Aber auch die Insulaner hatten sich indeß unter ihrem Oberanführer Cassivellaunus in größeren Massen gesammelt, vortheilhafte Stellungen rückwärts genommen, und führten die erneuerte Fehde mit so entschiedenem Geschick im kleinen Kriege, daß sie nur dabei hätten beharren dürfen, um ihren Gegner je länger je mehr in Verlegenheit zu setzen. Doch zuversichtlich gemacht durch einige erlangte Vortheile, ließen sie sich zur Anknüpfung eines förmlichen Treffens verleiten, wurden geschlagen, verfolgt und zerstreut. Indessen war der Krieg darum noch nicht geendigt. Cassivellaunus kehrte zu seiner frühern Taktik und insonderheit zum Gebrauch seiner gefürchteten Streitwagen zurück; neckte die Römer von allen Seiten; zeigte sich und verschwand, und würde dadurch wahrscheinlich seinen Zweck, Cäsarn die Subsistenz in diesem unbekannten und abgeschlossenen Insellande zu vereiteln, erreicht haben, wenn nicht innere Zwietracht der Stammhäupter seinen Arm gelähmt und die Gegenpartei sich auf Cäsars Seite geschlagen hätte. Immer unaufhaltsamer drang dieser gegen die Hauptfeste vor; und auch der letzte, kühn gedachte Versuch seines Widersachers, ein unversehener Angriff auf das dahintengelassene römische Lager, schlug in der Ausführung fehl. Ihm blieb nur übrig, um Frieden zu bitten und jährlichen Tribut zu verheißen; Cäsar willigte ein, und kehrte, ohne weitere Entwürfe auf diesem Boden zu verfolgen, ohne irgend eine Besatzung hinter sich zurück zu lassen, und nur fast überladen mit Sklaven, seiner einzigen Kriegsbeute, nach dem festen Lande zurück. Britannien war auch diesmal unerobert geblieben!

Hätte Cäsar es dort auch nicht in so vielfachem Betracht ganz anders gefunden, als er es geträumt haben mochte, so gab es doch einen sehr bewegenden Grund, seine Blicke von diesem Unternehmen hinweg und nach Rom zu richten, seitdem, um diese nämliche Zeit, Julia, Pompejus mit Innigkeit geliebte Gemalin, im Kindbette verstorben und dadurch das eigentliche Band zerrissen war, welches beider Männer seither so fest an einander knüpfte. Leicht konnte sich nun von dieser Seite her ein Sturm erheben, der nur in größerer Nähe zu beschwören war. Gallien war für den Augenblick, ungeachtet einer sich von ferne zeigenden Hungersnoth, ruhig; seine Legionen verlegte Cäsar in ganz enge Standorte, und er selbst weilte länger in der Provinz, als er sonst pflegte, um in ihr mit dem vollen Nachdruck des römischen Proconsuls zu schalten. Um so feuriger, wenn gleich verborgen, brütete ein allgemeiner Unmuth in der gedemüthigten Nation, und der Wunsch, sich einer so schimpflichen Herrschaft für immer zu entledigen. In keiner Brust aber glühte dies Gefühl stärker, als bei Ambiorix, dem edlen Haupte der Eburonen, der es, unter der trüglichen Miene der Ergebenheit, künstlich darauf anlegte, die Legion des Titurius Sabinus in ihrem abgesonderten Winterlager zu vernichten. Der Überfall geschah so geheim und so plötzlich, daß ihm nur wenig zum Gelingen fehlte. Ward er aber auch noch glücklich abgeschlagen, so verwandelten ihn doch die Eburonen in eine so enge Einschließung, daß an ein Entrinnen um so weniger zu denken schien, da Ambiorix den Bedrängten vorgespiegelt hatte, daß ganz Gallien im Aufstand und ein großes germanisches Hilfsheer im Anzuge begriffen sey. Gleichwol wollte er der Legion einen freien Abzug nach dem nächsten Standlager des Q. Cicero oder des T. Labienus verstatten. Der geschreckte Legat nahm dies trügliche Erbieten, nach mancherlei Besinnen, an; begann aber den Abmarsch aus dem Lager am nächsten Morgen übereilt und unordentlich; und kaum hatt' er sich eine Strecke davon in die freie Ebene entfernt, so sah er sich von allen Seiten angegriffen; verlor sein Gepäck; ward nah und fern durch Wurfgeschoß bedrängt, den ganzen Tag ermüdet, endlich sogar von Ambiorix, durch den vorgespiegelten Wunsch einer Unterredung, aus den geschlossenen Reihen hervorgelockt und kaltblütig niedergehauen. Die Glieder der Legion wankten beim neuen verstärkten Angriff; die Meisten fielen. Der kleinere Theil, in das verlassene Lager zurückgerettet, hielt sich kümmerlich bis zur Nacht und gab sich dann freiwillig den Tod. Wenige Einzele hatten sich durch die Wälder zu Labienus gerettet.

Ambiorix, rasch alle kleine benachbarte Völkerschaften aufregend, suchte nunmehr der Legion des Q. Cicero ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Hier gab es die nämliche Überraschung, doch eine entschlossenere Gegenwehr im Lager, deren es auch in den nächsten Tagen bedurfte, um die rastlos Stürmenden abzutreiben. Das Mährchen von Galliens Empörung ward auch hier wiederholt, ohne aber so leichten Glauben zu finden. Dagegen versuchten es nunmehr die Angreifer, das Lager binnen wenigen Stunden rings mit einem tiefen Graben zu umzingeln und das Innere desselben durch Brandgeschosse in Flammen zu setzen. Der Muth der Belagerten verleugnete sich auch in dieser schrecklichen Lage nicht; und 7 Tage hindurch vertheidigten sie standhaft ihren Wall, bis sich indeß ein gallischer Bote zu Cäsar durchgeschlichen hatte, und der Feldherr, jetzt zuerst von der Gefahr unterrichtet, die schnellsten und zweckmäßigsten Mittel zur Rettung traf. Mit zwei Legionen, die ihm jetzt allein zu Gebote standen, traf er gerade noch in dem Augenblick, wo Rettung möglich blieb, ein, um den Angriff von Cicero auf sich selbst zu ziehen. Die Rolle des Furchtsamen gegen eine solche Übermacht spielend, wußt' er sie auf einen ungünstigen Kampfplatz zu locken; dann aber durch stürmischen Ausfall

aus allen Lagerthoren ihnen einen so plötzlichen Schrecken einzuflößen, daß sie sich, ohne den Versuch eines Widerstandes, in die Flucht warfen und zerstreuten; während er selbst sich begnügte, seine nun ungehinderte Vereinigung mit Cicero zu bewirken. Das schnell verbreitete Gerücht dieses glücklichen Erfolges verhinderte, daß nicht auch Labienus schon am nächsten Tage in seinem Lager von den Trevirern auf gleiche Weise angegriffen wurde.

Glücklich genug war das Ungewitter, welches die römische Macht in Gallien mit theilweiser Vernichtung bedrohte, abgelenkt worden: doch vorsichtig hielt nun Cäsar seine Legionen, den Rest des Winters hindurch, bei Samarobriva in nachbarlichen Lagern beisammen, ohne auch diesmal sich von denselben zu entfernen. Allein wenigstens mit seinem Geiste in Rom, entwarf er die Plane zur Aufführung eines neuen prachtvollen, marmornen Forum aus dem Ertrag seiner gallischen Beute; während der Senat, durch furchtbares Sittenverderbniß sich selbst schändend und in heillosen Krämpfen zuckend, den Stat fast in Anarchie versinken ließ, um dadurch, unwillkürlich, Pompejus politisches Übergewicht zu steigern. Was jedoch dieser, in Rom gleichsam thronend, an Macht und Einfluß gewann, mußte nothwendig für den entfernteren Cäsar verloren gehen; und so kont' es eben so wenig fehlen, daß sich zwischen beiden heimlich immer mehr Stoff zur eifersüchtigen Abneigung sammelte; obgleich äußerlich das gute Verständniß noch das alte schien und Pompejus sich, mit schnöder Eigenmacht, sogar bereit finden ließ, seinem Freunde den Gebrauch von zwei seiner eigenen hispanischen Legionen zu überlassen.

Wenn diese Maßregel auf neue ungewöhnliche Kraftanstrengungen hinwies, zu denen Cäsar sich vorbereitete: so war auch in der That nicht zu läugnen, daß der innere Zustand Galliens diese und jede andere Vorsicht erheischte. Überall zuckten und schmerzten die tödtlichen Wunden, die er der Nationalfreiheit geschlagen; überall heimliche Versamlungen, Verabredungen und Entwürfe; überall heimliche Rüstungen, ohne daß die ernsten Vorstellungen und Drohungen des Imperators sie zu unterdrücken vermochten. Unter den Trevirern kam diese feindliche Stimmung zuerst in einem, wiewol mislungenen Anfall auf das Lager des Labienus zum Ausbruch. Doch weder gegen sie, noch gegen die Eburonen und Ambiorix, die seinen Stolz so tief verwundet hatten, sondern gegen die Reste der Nervier war seine Rache zuerst gerichtet. Sie unterlagen; aber auch die Sennonen und Carunter, welche seinen Zorn durch ihr Ausbleiben von dem, unmittelbar darauf ausgeschriebenen allgemeinen Landtage, gereizt hatten, beugten sich schnell und erschrocken unter sein, kaum gegen sie erhobenes, Schwert. Desto gewichtiger fiel es nunmehr auf die unglücklichen Menapier, welche jetzt vollends in ihren Wäldern und Sümpfen überwältigt wurden. Die Strafe an den aufgestandenen Trevirern hatte, bereits vor seiner Ankunft, Labienus im vollen Maße vollzogen.

Insofern an den Unternehmungen der Letztern auch die germanischen Stämme jenseit des Rheins einigen Antheil genommen zu haben schienen, hielt es Cäsar für zweckmäßig, zu deren Züchtigung nochmals und unerwartet den gewaltigen Strom zu überschreiten. Wenige Tage reichten zur Vollendung einer, diesmal etwas höher hinauf geschlagenen Brücke hin: allein wenn seinem übergesetzten Heere vielleicht auch die Furcht voranging, so erschien nur um so weniger ein Feind, dasselbe zu bekämpfen; obwol dieser seine Streitkräfte auf dem entfernteren suevischen Gebiete, im tiefsten Dunkel der Wälder, zusammengezogen hatte und dort den Angriff zu erwarten schien. Doch dies wagliche Unternehmen lag nicht in des Imperators Absichten, sondern zufrieden, sich, dem Anscheine nach, in seiner Überlegenheit behauptet zu haben, ging er bereits nach wenigen Tagen an das linke Ufer zurück und ließ die größere Hälfte der Brücke, eine nahe Wiederkehr andeutend, unabgebrochen stehen.

Je entfernter und beschäftigter ihn indeß die Eburonen glaubten, um desto verderblicher fiel jetzt sein plötzliches Erscheinen, gleich einem Wetterstrahl, unter die Erschrockenen nieder; und kaum noch gelang es Ambiorix, sich für den Augenblick seinen Händen zu entziehen. Sich in die tiefsten Schlupfwinkel verbergend, kont' er seinen unglücklichen Landsleuten nur den traurigen Rath hinterlassen, sich selbst nach Möglichkeit zu helfen. Was flüchten konnte, fand keine Ferne zu entlegen, um sich dem unfehlbaren Untergange zu entziehen, indeß Cäsar mit 9 Legionen das Land von 3 Seiten her gleichsam fegte und in eine Wüste verwandelte. Hiemit nicht gesättigt, so lange Ambiorix selbst ihm als Sühnopfer fehlte, ächtete sein Rachedurst die ganze Nation, und lud alle benachbarten Völker ein, ihm sein Strafgericht vollziehen zu helfen. Der Ruf fiel in offne Ohren; alles wetteiferte in Mord, Raub und Plünderung; und selbst von jenseit des Rheins stahl sich ein Trupp von 2000 sigambrischen Abenteurern herüber: doch bald nur, um sich ein noch lockenderes Ziel für ihre Beutelust zu erkiesen. Sie vernahmen, daß Cäsars ganzer reicher Raub, unter geringer und in voller Sicherheit lebender Bedeckung, im römischen Lager bei Advatika aufgehäuft liege. Dem sofort beschlossenen Überfall fehlte kaum noch irgend etwas zum vollständigen Gelingen: als nur die Geistesgegenwart und die fast beispiellose Tapferkeit eines Centurio der 12. Legion das schon gesprengte Lagerthor behauptete, und sein Beispiel zu einer so nachdrücklichen Gegenwehr begeisterte, daß endlich doch der Angriff zwar abgeschlagen, aber wenigstens der sichere Abzug der Germaner nicht gehindert wurde. Noch empfindlicher indeß für den Imperator, daß auch Ambiorix, unerreichbar, sich seiner blutigen Rache zu entziehen wußte. Gallien aber zitterte; und das nur um so mehr, als Cäsar auf dem jetzt wieder versammelten Landtage, als nun entschiedener Oberherr des Landes, das gerichtliche Todesurtheil über das Haupt der Sennonen und Carunter, in Folge jener früheren Verschwörung, aussprach und vollstrecken ließ. In jenen Gebieten und bei den Trevirern, denen er am meisten mistraute, nahmen darauf die 10 Legionen ihre Winterlager; während er selbst es für nöthig fand, über die Alpen zurückzueilen.

Crassus, und mit ihm sein edlerer Sohn, war im Orient im unglücklichen Kampfe gegen die Parther erlegen, und von dem Augenblicke an, Cäsars ganzer politischer Standpunkt verändert. Der Gefallene hatte bisher in der widernatürlichen Verbindung des Triumvirats ein heilsames Gleichgewicht der widerstrebenden Kräfte

vermittelt. Sein Tod zog die größere Zahl seiner Anhänger um so gewisser auf Pompejus Seite hinüber, als dieser unmittelbar darauf Cornelien, der in jeder Hinsicht ausgezeichneten Witwe des jüngern Crassus, die Hand bot, obgleich die Ehe erst später vollzogen wurde. Andererseits neigten sich die inneren Reibungen der Parteien zu solcher, selbst mit Blut befleckten Gewaltsamkeit, daß, als auch P. Clodius diesem Dämon durch Meuchelmord erlag, die Verwirrung ihr Höchstes erreichte und nur in der Ernennung des Pompejus zum alleinigen Konsul eine augenblickliche Aushilfe gesucht werden konnte. Beispiellos an sich, schien dieser Schritt nur der Übergang zur Dictatur des Ehrgeizigen zu seyn; was zugleich Cäsars Zurückdrängung einbedungen haben würde. Dieser, der, zu stolz auf sein begonnenes großes Werk, aus dem besiegten Gallien nicht zu weichen gedachte, bevor er es in eine römische Provinz umgewandelt, suchte für den Augenblick das weichende Gegengewicht der Macht in der, ihm durch die Volkstribunen zugesprochenen Vergünstigung, sich auch abwesend um das künftige Consulat zu bewerben.

Aber eben diese krampfhaften Zuckungen des römischen Stats, so wie Cäsars Abwesenheit, erregten in den, noch immer heimlich knirschenden Galliern den Muth, diese günstig scheinenden Umstände zur gewaltsamen Sprengung ihrer Ketten zu benutzen. Neue geheime Zusammenkünfte in Wäldern und Einöden, neue feste Abreden, Einstellung aller Privatzwiste und Vertheilung der Rollen, wobei die Carunter die Gefahr des ersten offenen Angriffs übernahmen, wurden ins Werk gerichtet. Cäsar selbst sollte auf dem Rückwege aus Italien von seinen Legionen abgeschnitten, Gennabum, der große Waffenplatz seines Heeres, überfallen, die Römer erwürgt werden, und der gelungene Streich die Losung zum allgemeinen Aufstand durch ganz Gallien geben. An die Spitze des Ganzen trat, als Oberfeldherr, Vercingetorix, ein junger Arverner vom ersten Adel des Landes, und von bereits erprobter Kriegserfahrenheit. Gennabum fiel wirklich; überall ward zu den Waffen gegriffen, und des neuen gallischen Anführers hoher Geist wußte augenblicklich Kraft und Einheit in das Ganze zu bringen. Noch tief im Winter eröffnete er den Feldzug an zwei Orten zugleich: denn indem sein Unterfeldherr Lucterius die narbonische Provinz bedrohte, trat er selbst am Liger auf, um die Bituriger und die anderen östlichen Volksstämme zum erklärten Beitritt zu nöthigen.

Cäsar eilte im Fluge über die Alpen: aber die Gefahr der unbeschützten römischen Provinz für die dringendere erachtend, wandt' er sich zuerst mit den von überall her schnell zusammengerafften Neugeworbenen gegen Narbo und Lucterius, der seiner Nähe sorgfältig auswich. Im Lande der Arverner war der große Herd des Aufstandes zu suchen. Dahin eilte Cäsar über die rauhen Cevennen, welche man in dieser Jahrszeit für unersteiglich gehalten; lähmte hier durch sein plötzliches Erscheinen und die strengsten Maßregeln jeden Widerstand; war mit Blitzesschnelle wieder am Rhodanus, und, jedes ihn erwartende Hinderniß durch Eilfertigkeit besiegend, in der Mitte seiner Legionen, bevor noch Vercingetorix von seiner Annäherung Kunde gewonnen. Diesen an der unternommenen Belagerung von Gergovia zu hindern, und sich zugleich der schwankenden Treue seiner wenigen gallischen Bundesgenossen zu versichern, brach der Imperator ungesäumt mit 8 Legionen gegen den Liger auf; nahm auf dem Marsche die Feste Vellaunodunum, so wie Gennabum, wo er blutige Rache übte, und stand bereits vor Noviodunum, das im Begriffe stand, sich zu ergeben, als Vercingetorix von Gergovia her zum Entsatze anrückte, doch ohne, nach einem unglücklichen Reitergefecht, die Übergabe abwenden zu können. Jetzt traf die Reihe Avaricum, die Hauptfeste der Bituriger und eine der ersten Städte Galliens; und dieser rasche Gang von Cäsars Operationen überzeugte seinen Gegner, daß der Krieg fortan nicht mit Gewalt der Waffen, sondern durch Abschneidung des Unterhalts, geführt, und zu dem Ende das Land rings umher in eine weite Wüste verwandelt werden müsse. Er setzte es durch, und 20 Städte der Bituriger flammten an dem nämlichen Tage in lichter Lohe auf; nur Avaricum selbst entging, wider seine Zustimmung, diesem Schicksal und gelobte, sich durch eigene Kraft, in entschlossenster Abwehr, zu schützen. Ihr Feldherr verstärkte demnach die Besatzung und lagerte sich, in einer unzugänglichen Stellung, nahe genug, um seine Verbindung mit dem Platze offen zu halten.

Nur von einer Seite zugänglich, gestattete die Lage von Avaricum den Belagerern keine vollständige Umwallung; und auch auf jenem Punkte fanden sie in allen ihren Anstrengungen einen um so wirksameren Widerstand. Bald äußerte sich bei ihnen der drückendste Mangel an Lebensmitteln, und die zahlreiche gallische Reiterei verhinderte jede Ergänzung oder Zufuhr aus der Nähe, wie aus der Ferne, ohne gleichwol den Muth und die Ausdauer Cäsars und seiner Legionen zu erschüttern. Zwar mislang ein versuchter nächtlicher Überfall gegen das gallische Unterstützungsheer, da Vercingetorix genugsam auf seiner Hut war: allein dieser ward durch sein behutsames Zögern der Ungeduld der Gallier je länger, je mehr verdächtig, und nur in der offenen edlen Darlegung seines Verfahrens fand er seine Rechtfertigung und belebte den Muth seiner Landsleute; während die Hartbedrängten in Avaricum selbst fortwährend eine heldenmüthige Abwehr leisteten und den römischen Belagerungsarbeiten andre, nicht minder erstaunliche, entgegenstellten. Schon währte der verzweifelte Kampf 25 Tage, ohne selbst bei Nacht unterbrochen zu werden: als das Holzwerk der römischen Verwaltung, durch unterirdische Gänge entzündet, Feuer fing, und gleichzeitig ein wüthender Ausfall, zu noch gewisserer Zerstörung der Belagerungsmaschinen, unternommen wurde. Bis zum lichten Tage ward gekämpft; und nur erst spät und mit Mühe lenkte sich endlich der Sieg auf Cäsars Seite. Die Zurückgetriebenen, an der längeren Erhaltung des Platzes verzweifelnd, hätten noch, durch Sümpfe geschützt, das Lager ihres Feldherrn erreichen können: allein Weiber und Kinder verlegten ihnen, schreiend und wehklagend, diesen einzigen Weg der Rettung; und bevor sie ihn sich in einem zweiten Versuche zu öffnen vermochten, hatte Cäsar, den nachlassenden Widerstand wahrnehmend, die Mauern bereits stürmend erstiegen. Die ganze Bevölkerung der Stadt fiel nun, als blutiges

Sühnopfer für die in Gennabum ermordeten Römer; nicht mehr, als 800, entkamen zu Vercingetorix.

Dieser, ohne durch Avaricums Fall niedergebeugt zu werden, wußte auch sein Heer mit einem gleichen Geiste muthiger Ausdauer zu beleben, und sogar, was gegen alle bisherige Landessitte war, sein Lager durch Wall und Graben noch stärker zu sichern, die Zahl der Streiter noch zu mehren und den auf bloße Vertheidigung berechneten Verheerungskrieg in einem noch weiteren Umfange auszudehnen. Cäsar, den Angriff des Lagers nicht gerathen findend, zog sich bald aus Avaricum zurück, und theilte seine Streitkräfte, indem er durch Labienus das östliche Gallien beobachten ließ, selbst aber sich aufs neue längs dem Elaver gegen die Arverner wandte und ihre Hauptstadt Gergovia bedrohte. Vercingetorix, seine Bewegungen beobachtend, war ihm gleichwol am jenseitigen Ufer des Flusses zuvorgekommen und bot, jenem stets gegenüber bleibend, Alles auf, ihm den Übergang zu verwehren. Nur durch eine geschickte Täuschung wußte endlich der Imperator, mittelst des Versteckens zweier Legionen und Wiederherstellung einer abgeworfenen Brücke, unangefochten einen Weg hinüber zu finden; und Vercingetorix zog sich nun noch näher auf Gergovia zurück.

Diese Stadt, auf dem Gipfel einer sanft aufsteigenden, aber bedeutenden Anhöhe gelegen, gehörte zu den festesten Plätzen Galliens, und ihre Eroberung schien eben so schwierig durch einen raschen Anfall, als durch eine regelmäßige Belagerung; zumal im Angesicht des feindlichen Hilfsheeres, mit welchem Vercingetorix sich alsbald auf einer benachbarten Höhe lagerte. Cäsar selbst wählte sein Doppellager theils am Fuße des Berges unter Gergovia, theils auf einem andern gegenüberliegenden, ringsum steil abgeschnittenen Hügel, der seinen Gegner von Wasser und Fütterung auszuschließen verhieß. Beide Lager wurden durch einen zweifachen Graben mit einander verbunden. Die nöthige Versorgung mit Lebensmitteln erwartete er von den Äduern, seinen Verbündeten. Hier aber waren innere Spaltungen so ernster Art, von offnem Abfall begleitet, ausgebrochen, daß nicht nur jede Verbindung mit ihm dadurch unterbrochen, sondern auch zur desto kräftigeren Unterdrückung des Aufstandes seine schnelle persönliche Dazwischenkunft nothwendig wurde. Nur 2 Legionen durfte er vor Gergovia hinter sich lassen; mit den vier übrigen brach er in stürmischer Eile auf und fing die erwartete Reiterei der Äduer auf, welche im Begriff war, in Vercingetorix Lager überzugehen. Dies raubte den Dahintengebliebenen den Muth, und ihre Unterwerfung konnte nicht ausbleiben. Allein wie schnell auch Cäsar seinem kaum verlassenen Lager wieder zueilte: so hatte doch sein Gegner ebensowenig gesäumt, das viel zu schwach besetzte zwiefache Lager in seiner Abwesenheit mit immer erneuerten Truppen so kräftig zu bestürmen, daß ein längerer Verzug von wenigen Stunden die Sache wahrscheinlich zu einem verderblichen Ausgange geführt haben würde.

Noch aber weit entfernt von jeder Aussicht zum Gewinn des festen Platzes selbst, mußte sich Cäsar zuvörderst von der unbequemen Nähe des starkbefestigten gallischen Schutzlagers zu befreien suchen. Er überrumpelte und gewann es in einem Augenblick, wo Vercingetorix es, unvorsichtig, fast ganz von Besatzung entblößt hatte, um einen andern bedrohten und für wichtig gehaltenen Punkt, zunächst des Platzes, mit gesammter Hand schnell zu verschanzen. Der kühne Muth der Legionen riß sie jedoch, selbst wider den Willen ihres Anführers, vom eroberten Lager zu einem raschen Anfall auf Gergovia selbst mit sich fort; und wenn auch wirklich das Wagestück einen Augenblick lang schien gelingen zu wollen, so sahen sie sich doch von dem herbeieilenden gallischen Heere so nachdrücklich angegriffen, daß sie von dem Unternehmen ablassen mußten und nur durch Cäsars besonnene Vorsicht vor größerer Einbuße bewahrt wurden. Dies Gefecht entschied gleichwol über Gergovia's Schicksal: denn schon nach wenig Tagen hob Cäsar die Belagerung auf und zog sich über den Elaver in das Gebiet der Äduer zurück.

Hier aber waren indeß die, kaum unterdrückten Unruhen aufs neue in offne Feindseligkeiten ausgebrochen. Die Äduer hatten sogar Noviodunum am Liger überfallen und sich dieses Waffenplatzes bemächtigt, wo Cäsar den größten Theil seiner Kriegs- und Lebensvorräthe, seine Kriegskasse und die sämtlichen gallischen Geißeln aufbewahrte. Alles ward entweder hinweggeführt oder vernichtet; das Land verwüstet und der Liger mit Truppen besetzt. Des Imperators Lage ward durch dies Alles überaus mislich; selbst der Rückzug in die römische Provinz würde mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn. Er suchte also vielmehr und fand eine Furth durch den Strom und bewirkte bei Agendicum seine Vereinigung mit Labienus, der sich hier mehr, denn je, als seinen würdigen Schüler zeigte. Den Abgang an gallischer Reiterei, die ihn verlassen hatte, ersetzte Cäsar durch germanische, unter großen Versprechungen herbeigelockte Reisige, die ihm in der Folge von der höchsten Wichtigkeit wurden.

Fester, als je zuvor, schlossen sich aber auch, fast ohne Ausnahme, die gallischen Volksstämme an einander, bestätigten Vercingetorix als ihren obersten Anführer und fügten sich in seinen mit so vielem Glücke begonnenen Plan, die Römer nur durch Entziehung ihrer Bedürfnisse und unaufhörliche Beunruhigung zu bekämpfen. Die Folgen dieser Angriffsweise zeigten sich auch bald so wirksam, daß Cäsar, obgleich jetzt an der Spitze von 10 Legionen, es für rathsam erachtete, sich den Gränzen der römischen Provinz zu nähern. Allein gerade jetzt auch hielt Vercingetorix, im Vertrauen auf die Zahl und Überlegenheit seiner Reiterei, es für den rechten Augenblick, mit diesen leichten Truppen, von mehren Seiten, über den Feind auf dem Marsche herzufallen und es zu einer Entscheidung zu bringen. Auch dieser Entwurf wäre gelungen, wenn nicht die Tapferkeit der germanischen Reiterei Cäsarn in diesem Gefecht zum Sieger gemacht und eine bedeutende Niederlage in das gallische Heer gebracht hätte. Eingeschreckt, brach nun Vercingetorix auf und wandte sich zurück unter die Mauern von Alesia, das für den festesten Platz in Gallien galt, auf einer Anhöhe emporragend und an zwei Seiten von Flüssen bespült, so wie, jenseit einer ziemlichen Ebene, von einer Hügelkette umkränzt, auf welcher der gallische Feldherr mit 80 bis

90,000 Mann sein Lager nahm und sich sorgfältig verschanzte.

Minder stark an Truppenzahl, faßte dennoch Cäsar den Entschluß, seinen Gegner in dieser Stellung durch eine Reihe von 23 Erdschanzen und einen Verbindungsgraben zu umwallen und einzukerkern. Vercingetorix ahnete kaum diese Gefahr, als er auch seine Fesseln durch ein neues Reitergefecht zu sprengen suchte; doch abermals, besonders durch germanische Mitwirkung, mit so nachtheiligem Erfolg, daß er es unmittelbar darauf für rathsam hielt, sich seiner Reisigen, des Kerns seiner Truppen und 10,000 an der Zahl, durch eilige Hinwegsendung lieber ganz zu entledigen. Sie brachten zugleich, nach allen Seiten hin, sein dringendes Gebot, spätestens binnen einer Frist von 30 Tagen zu seinem Entsatze herbei zu eilen; während welcher er sich noch in Alesia mit seinen Vorräthen zu halten gedächte. Wirklich auch zog er sich hierauf in den Platz zurück; wogegen Cäsar sofort alle Wunder römischer Belagerungskunst in Anwendung brachte. Seine Umwallung hielt nicht weniger, als 11,000 Schritt im Umfange, und war, um ihn gegen die häufigen und erbitterten Ausfälle der Besatzung zu decken, eben so wol durch dreifache, hinter einander aufgeworfene tiefe Gräben, als durch mehre Reihen von Verhacken, Wolfsgruben und Fußangeln gedeckt. Gleichwol war dies nur die kleinere Hälfte seiner Arbeiten: denn in noch weiterem Umfange zogen sich, im Rücken seines Lagers und nach Außen gekehrt, ähnliche Verschanzungen umher, um gleichmäßig gegen das erwartete gallische Befreiungsheer gesichert zu seyn. Wenige Wochen reichten, bei einer kaum zur Hälfte dazu verwandten Zahl von 50,000 Legionsoldaten, hin, diese erstaunenswürdigen Arbeiten zu vollenden.

Diese Vorsicht war auch um so angemessener, da die Gallier, wohl erwägend, daß mit Vercingetorix auch ihre letzte Hoffnung falle, schleunigst alle ihre Kräfte aufgeboten hatten, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Drittehalbhunderttausend Streiter setzten sich hiezu von allen Seiten in Bewegung; allein dennoch nicht früh genug, um die ihnen anberaumte Frist einzuhalten und dadurch nicht in Alesia selbst eine schon weit gediehene Verzweiflung zu erzeugen. Dennoch raffte man sich beim Anblick der heißersehnten Hilfe kräftig wieder empor und traf die Vorbereitungen zu einem gleichzeitigen Ausfall, während das gallische Heer sich anschickte, Cäsars Lager von außen zu bestürmen. Des Imperators Lage zwischen Beiden ward nun eine der schwierigsten: aber muthig stand er dem nahenden Sturme, der sich zuvörderst in einem lange schwankenden Gefecht der leichten Truppen vor dem Lager entlud, bis auch hier zum dritten Male, die Germanen für ihre Partei den Ausschlag gaben. Doch war dies nur das Vorspiel zu dem ernstlicheren nächtlichen Kampfe, durch welchen, in nächster Mitternacht, die Gräben gefüllt und der römische Lagerwall erstiegen werden sollte, und den ein Ausfall von Alesia her gleichzeitig unterstützte. Bis zum Anbruch des Tages währte auf beiden Seiten das blutige Gemetzel, in welchem gleichwol die Legionen standhaft ihren Posten behaupteten, bis sich ihre Angreifer zum einstweiligen Rückzuge bequemten. Doch schon am nächsten Tage kehrten sie zurück; erneuerten den Anfall mit Ungestüm von allen Seiten, jedoch mit überlegener Macht und immer frischen Scharen auf einem Punkte, dessen Schwäche sie glücklich erspäht hatten. Mit nicht minderer Anstrengung richtete Vercingetorix, von der andern Seite, seine ganze Kraft gegen eine ihm gelegene Anhöhe und bahnte sich einen Weg durch alle entgegenstehende Hindernisse. Keine wiederholt entsandte Hilfe vermochte ihn aufzuhalten; bis endlich Cäsar selbst, der bisher von einem Hügel in der Mitte herab das Gefecht gelenkt, herbei eilte und es durch den Zauber seiner Gegenwart auch hier zum Stehen brachte. Aber auch jenseit, wo Labienus den hartbedrängten Punkt nur noch kümmerlich hielt, ward des Feldherrn persönliches Erscheinen mit jedem Augenblick nothwendiger. Von beiden Seiten ward hier der Kampf nunmehr auf eine Spitze gestellt, wo der kleinste Zufall die Entscheidung herbeiführen mußte; und dies geschah auch, indem ein von Cäsar auf Umwegen entsandter Trupp seiner Reiterei die stürmenden Gallier plötzlich im Rücken ansprengte und unter ihnen metzelte. Gleichzeitig unternahmen die römischen Cohorten einen Ausfall, und brachten allgemeine Verwirrung, Entsetzen, Flucht und Niederlage unter ihre Gegner. Alles zerstäubte und verschwand; aber auch die Sieger waren in dem Maße erschöpft, daß sie kaum an einige Verfolgung dachten. Alesia war nun länger nicht zu halten; man erbot dem Imperator die Übergabe auf jede Bedingung, und die Besatzung streckte vor der geringern Zahl ihrer Obsieger die Waffen. Vercingetorix, mit edler ungebeugter Sele sprengte in seiner schönsten Rüstung bis dicht vor Cäsars Feldherrnsitz; sprang ab vom Rosse, setzte sich zu Cäsars Füßen und erwartete schweigend sein Schicksal. Dieser, einen Moment stumm auf ihn herabblickend, ließ ihn fesseln und abführen, um zu seinem künftigen Triumphe aufbehalten zu werden. — Sklaverei war das Loos des übrigen großen Haufens, mit Ausnahme von etwa 20,000 Aduern und Arvernern, welche durch überraschende Milde um so besser für den Überwinder gewonnen werden sollten. Auch hörte fortan jeder fernere Widerstand in allen Gränzen Galliens auf, des Landes Kraft war gebrochen. Cäsars Thaten aber setzten selbst Rom in freudiges Erstaunen und bereiteten ihm hier abermals die Ehre eines 20tägigen Dankfestes. Er selbst verbrachte den nächsten Winter in Bibracte.

Sich die wohl um ihn verdienten Legionen durch reichliche Geldspenden für jetzt, wie für die Zukunft, verpflichtend, beschäftigte sich der Feldherr, sein großes Eroberungswerk zu vollenden, fast nur noch mit kleinen Streifzügen gegen die einzelen Völkerschaften Galliens. Die Bituriger, die Carunter, die Eburonen, die Bellovaker empfanden seine schwere Hand; obwol es wenigstens bei den Letzteren, durch Nothwehr gedrungen, noch zu einigen ernstlicheren Auftritten gedieh; die sich zuletzt doch in ihrer Unterwerfung endigten. Zuletzt gab es kaum noch einige feindliche Streifparteien, welche hie und da die Gränzen umschwärmten, und denen Cäsar blos seine Legaten entgegenstellen durfte, um allmälig das ganze Land zu beruhigen. Dies gelang, bis auf eine Schar von Sennonen und Kadurkern, welche sich in Uxellodunum festsetzte, und der Belagerung, die sie hier traf, so viel Muth und Ausdauer entgegen stellte, daß Cäsar selbst

veranlaßt ward, zu ihrer schnelleren Erdrückung herbeizueilen. Jetzt entspann sich hier ein Belagerungskampf, wie ihn Gallien noch nie gesehen. Den Eingeschlossenen auf ihren hohen Felsen das Wasser abzuschneiden, gelang erst spät und nach harter Mühe, als unterirdische Gänge die Quelle verstopften und ableiteten. Die Verdurstenden waren gezwungen, sich zu ergeben, und wurden — als schreckliches Straf-Beispiel — sämtlich mit abgehauenen Händen entlassen. Von jetzt an gab es nirgend mehr einigen Widerstand; Gallien war vollständig erobert, aber Cäsars Maßregeln nunmehr auch aufs klüglichste darauf berechnet, diese Eroberung zu behaupten und eine römische Verwaltung darin einzurichten.

Unter dieser fast unübersehbaren Reihe von kriegerischen und friedlichen Beschäftigungen war allgemach das letzte Jahr von Cäsars gallischem Proconsulat herangenaht; und so wie er nunmehr Muße gewann, that es auch immer mehr Noth, seine Aufmerksamkeit auf die politische Lage der Dinge in Rom zu richten, wo immer noch Pompejus, auch nachdem er von seinem letzten Consulat abgetreten, mit einer Fülle von Macht, wie kaum Sulla vor ihm, das Statsruder in seinen Händen hielt. Cäsar hatte sich bis hieher begnügt, sich, trotz allem dagegen erhobenen Widerspruch, die Begünstigung, auch abwesend als Bewerber um das nächste Consulat auftreten zu dürfen, durch einen Senatsschluß bestätigen zu lassen: denn neuere Beispiele von erhobenen Anklagen, und besonders Milo's, obzwar gerechte, doch ungesetzliche Verurtheilung, hatten ihn gelehrt, wie gefährlich es für ihn werden könnte, jetzt unmittelbar in den Privatstand zurückzukehren. Andrerseits suchte er sich auf jedem Wege und durch jedes Mittel in Rom neue Freunde und Anhänger zu erwerben; ein Geschäft, worin sein dahin entsandter Legat M. Antonius eben so viel Eifer, als Geschicklichkeit bewies. Dennoch kont' er nicht verhindern, daß der neue Konsul Marcellus, des abwesenden Pompejus Schützling, im Senat darauf antrug, nach nunmehr geendigtem gallischen Kriege den Proconsul entweder zurückzurufen, oder doch jenes oben erwähnte Vorrecht bei der Consulats-Bewerbung zurückzunehmen. Cäsars Anhang wußte indeß den Streich noch abzuwenden; und auch Pompejus eilte herbei, um sich gegen einen solchen Beschluß zum Nachtheil seines Freundes zu erklären. Im Widerstreit aber mit so freundlichen Worten, ließ er es geschehen, daß Marcellus schon jetzt eine Reihe von Gesetzen zu einer künftigen Berathung seines Vorschlages durchzusetzen suchte, die insgesamt darauf abzielten, den Ausschlag desselben zu sichern. Auch von einer vorgängigen Entlassung von Cäsars Heere war darin die Rede. Nur der Widerspruch von vier ihm ergebenen Volkstribunen, entkräftete die gesetzliche Wirkung dieses so gut als offenen Angriffs: aber auch Pompejus, in seinen gelegentlichen mündlichen Äußerungen, verrieth immer bedenklicher seine Erkältung, wenn nicht gar seine Abneigung gegen einen Freund, dessen steigende Größe ihn immer sichtlicher drückte.

Eine nahe Zukunft sollte nun den verhängnißvollen Zeitpunkt herbeiführen, wo jene gewichtige Frage zur Entscheidung reifte. Die im nächsten Jahre antretenden Konsuln C. Claudius Marcellus und L. Ämilius Paullus hehlten ihre Abneigung gegen Cäsar nicht; der junge Volkstribun C. Scribonius Curio ließ von seinem ungestümen Charakter die heftigsten Ausbrüche erwarten. Cäsars Schätze, indem sie diesen aus einer ungeheuren Schuldenlast zogen, und den Äm. Paullus durch 1500 Talente versuchten, verwandelten plötzlich beide in seine eifrigsten, obwol für jetzt nur noch geheimen Freunde; und ihre Taktik ging mit dem glücklichsten Erfolg dahin, daß der größte Theil des Jahres sich in nutzlosen Berathungen im Senat verzehrte, bis endlich dennoch die lang verschobene Frage über Cäsar zur Sprache kam. Curio erklärte sich hiebei in den stärksten Ausdrücken gegen die ungesetzliche Größe und Dauer von dessen proconsularischer Gewalt, seiner bedrohlichen Kriegsmacht und seiner unstatthaften Bewerbung: allein der Schluß seiner Rede wandte sich nun mit den gleichen Anklagegründen gegen — Pompejus, und endigte mit der Foderung, daß sofort Beiden geboten werde, ihre Heere zu verabschieden, ihre Würden niederzulegen und in die Ruhe des Privatstandes zurückzukehren. — Seine Worte machten den überraschendsten Eindruck; der Senat verstummte; das Volk nahm sie mit lautem Jubel auf. Niemand ahnete noch, daß sie den Sinn und die Wirkung einer offenen Kriegserklärung hatten.

Die Spaltung schien immer entschiedener, der Bruch unheilbarer zu werden. Cäsar, mit anscheinender Mäßigung, erbot sich, Gallien aufzugeben, sein Heer zu verabschieden, und nur das diesseitige Gallien (Lombardei), nebst 2 Legionen behalten zu wollen. Man sah darin — und wol nicht mit Unrecht — nur den Plan, sich, mit den Waffen in der Hand, gleichsam vor Roms Thore zu stellen; daher auch Pompejus nur bedingt das Versprechen leistete, seine Würden niederzulegen und sich in seine Provinz Hispanien zu begeben, wenn auch Cäsar seine Provinz aufgegeben haben würde. Sorge um den Krieg mit den Parthern diente zu Vorwand, Cäsarn sofort 2 Legionen abzunehmen; sie blieben aber in Italien unter Pompejus Händen. Ihr Geist schien Cäsarn so abhold, daß Pompejus, daraus auf die Stimmung des übrigen Heeres schließend, überhaupt dadurch über Cäsars Gefährlichkeit in immer größere Sicherheit eingewiegt wurde. Er glaubte, nur mit dem Fuße aufstampfen zu dürfen, um ganz Italien wider seinen Gegner in Waffen zu bringen.

An der Mosel hielt Cäsar seine gallischen Legionen in einem Lager versammelt, und versandte von dort seinen Legaten T. Labienus an den Po, um die dort stehenden Truppen zu befehligen; zwar es wol vorhersehend, daß dieser strenge Republikaner bei der nahenden Entscheidung von seiner Fahne zurücktreten werde, aber auch mit dem Wunsche, daß er sich so von ihm fridlich ablösen möge. Cäsars Bewegungen erschienen indeß in Rom so drohend, daß Pompejus Wunsch erreicht wurde, sich die Anführung der republikanischen Kriegsmacht von dem Senat feierlich in die Hände gelegt zu sehen. Dennoch erhob Cäsar keine Waffe, sondern bot lieber, um mit anscheinender Mäßigung sich das Schwert gleichsam aufdringen zu lassen, wie zuvor die Hand zu friedlicher Ausgleichung auf billige und gleiche Bedingungen. Noch Cicero, eben aus seiner Provinz Cilicien heimgekehrt, suchte

den Frieden zwischen den Parteien, doch mit dem geringeren Erfolge bei Pompejus, zu vermitteln; und von da an hielt er sich standhaft zu des letztern Partei, die seiner politischen Meinung zusagte, ohne daß persönliche Gunst, so wie bei den Meisten dieser strengen Republikaner, seine Wahl bestimmte. Pompejus konnte von der Klasse der Optimaten wol Opfer für seine Eitelkeit fodern, aber sie nie ganz sinken lassen. Cäsar hingegen schien den Stat zertrümmern und, als ein neuer Sulla, schrecklich auftreten zu wollen; und seine Anhänger waren im Ganzen nur Menschen, die nicht anders, als im Umsturz aller geselligen Ordnung, schienen gedeihen zu können.

Das neue Jahr und die neuen Konsuln, Cäsars längst erklärte Gegner, begannen mit einem Senats-Beschlusse, dem zu Folge jener seine Legionen an einem bestimmten Tage entlassen, oder als Feind des Vaterlandes erklärt werden sollte. Die Tribunen in Cäsars Interesse verhinderten die Sanction desselben durch ihren Widerspruch und wollten 7 Tage lang die früheren Volksbeschlüsse zu seinen Gunsten in Kraft gesetzt wissen. Endlich aber überwog Pompejus Einfluß, das Vaterland ward in Gefahr erklärt, und die Konsuln sahen sich dadurch eine Fülle gesetzlicher Mittel gegen ihn in die Hände gegeben. Pompejus erhielt nun eine Art von Dictatur, die selbst Cäsars eigene Legionen unter seinen Befehl stellte, ihm neue Werbungen und die Verfügung über den öffentlichen Schatz gestattete. Zehn Legionen standen (6 — 7 in Spanien) in diesem Augenblicke bereit, seine Winke zu vollführen. Die Tribunen, um für ihre Sicherheit zu sorgen, flüchteten, in verhüllender Sklaventracht, in Cäsars kleines, nur 5000 Mann der 13. Legion enthaltendes Lager, das sich, nebst ihm, bei Ravenna befand, und entzündeten durch ihre Schilderung die Gemüther seiner Veteranen. Cäsars feierliche Anrede, worin er die Gewaltschritte seiner Gegner entwickelte, vollendete die Begeisterung für seine Sache.

Der lange vorbereitete Augenblick des Losschlagens war gekommen. Es mußte plötzlich und unverhofft geschehen, um zu vernichten; und noch am nämlichen Tage erfolgte Cäsars berühmter Übergang über den Rubicon. Dieser kleine Fluß machte die Gränze des cisalpinischen Galliens; mit dem ersten Schritte hinüber, trat Cäsar aus allen seinen gesetzlichen Berechtigungen und ward Empörer gegen die bestehende Ordnung, wo ferner nur das Schwert entscheiden konnte und der Welt auf Jahrtausende eine andere Gestalt gegeben werden sollte. Ariminum ward noch in der nämlichen Nacht überrumpelt. Eben so rasch erfolgte die Einnahme von Arretium, dem Paß über die Apenninen, Pisaurium, Fanum und Ancona, wo überall schleunige neue Werbungen erfolgten. Diese Nachrichten wirkten in Rom, wohin ihm nun der Weg offen stand, wie ein lähmender Blitzstrahl. Der Überraschteste unter allen war Pompejus selbst. Keine kriegerische Maßregel war von ihm getroffen; keine Truppen waren vorhanden, auf die man rechnen konnte, als die beiden von Cäsar abgegebenen Legionen. Die ganze Halbinsel war in einem krampfhaften Zustande. Von überall her strömten Flüchtige nach Rom; während von Rom wiederum ein fast allgemeine Auswanderung des Senats Statt fand. Pompejus selbst, durch die widersprechendsten Gerüchte, wie durch die Bestürmungen seiner Freunde in seinem richtigen Gesichtspunkte verwirrt, nachdem er, zu Beobachtung der gesetzlichen Form Rom im Zustande des Tumults erklärt, verließ mit den Konsuln und allen bürgerlichen Autoritäten die Hauptstadt, welche selbst manche frühere Freunde Cäsars in solcher Übereilung räumten, daß sogar der Statsschatz im Tempel des Saturn dahinten blieb.

Cäsar aber, anstatt, wie allgemein erwartet wurde, sofort über Rom herzufallen, suchte, mit ruhiger Besonnenheit am adriatischen Meere hinabziehend, die pompejanischen Truppenaushebungen auf, die ihm hier noch unter L. Domitius Ahenobarbus entgegen standen. Wo er sich zeigte, sank aller Widerstand; und es bedurfte keiner zurückgelassenen Besatzung in seinem Rücken. Iguvium, Auximum, Cingulum fielen, und die meisten Neugeworbenen traten zu ihm über. Hier erreichte ihn die aus den Alpen nachgerückte 12te und bald nachher auch die 8. Legion. Mehre pompejanische Anführer retteten sich kaum durch die Flucht; und erst in Corfinium, dem Schlüssel des mittleren Italiens, welches Domitius zu seinem Sammelplatze gewählt hatte, traf der rastlose Sieger auf ernstlichen Widerstand und ordnete sofort die Vorkehrungen zu einer nachdrücklichen Belagerung an. Aber ein ernstlicher Kampf auf Italiens Boden lag weder in Pompejus Hilfsmitteln, noch in seinen Absichten. Er wollte, der Herrschaft zur See, und mit ihr der römischen Welt, versichert, den Krieg ins Weite spielen und für den Augenblick sogar die Halbinsel, den edelsten Theil des Statskörpers, aufgeben. Dem zufolge überließ er Domitius seinem Schicksal und eilte von Capua, wohin der entmuthete Senat sich einstweilen geflüchtet hatte, nach Brundusium, wohin er auch seine Truppen möglichst zusammen zog.

Eine friedliche persönliche Sprache war von Anfang an das Geheimniß von Cäsars Politik gewesen. Auch jetzt fuhr er von Zeit zu Zeit darin fort; vernichtete aber freilich auch den Eindruck derselben sofort wieder durch sein unaufhaltsames Vordringen, dem auch Domitius schon am 7ten Tage erlag, der von seinen eigenen, 3 Legionen starken Truppen an ihn ausgeliefert wurde und, so wie seine Genossen eine unerwartete Milde der Behandlung erfuhr. Nun lag ihm Alles daran, seinen Gegner von Brundusium nicht übers Meer entkommen zu lassen, von wo die Konsuln mit einem Theil der Truppen bereits nach Dyrrachium voraus übergesetzt hatten, und eilte, nachdem er seinen Unterfeldherrn Curio zur Überwältigung Siciliens entsandt hatte, jenen Hafenplatz von allen Seiten zu berennen, und selbst den Eingang des Hafens, in Ermangelung einer Flotte, durch einen in 9 Tagen schon bis zur Hälfte vorgezogenen Riesendamm zu sperren. Indeß war aber auch die Transport-Flotte von Dyrrachium wiedergekehrt und noch Raum zum Entschlüpfen offen. Pompejus benutzte den Augenblick; und während der geleerte und verrammelte Platz von der Landseite durch Cäsars Truppen erstürmt wurde, gewann jener durch geschickte und glückliche Anordnungen, ohne sonderliche Einbuße, die hohe See und ging gleichfalls nach Epirus über.

Verfolgung in die östliche Hälfte der römischen Welt war nicht möglich; aber im Westen derselben bedrohten, von Hispanien aus, 7 pompejanische Kernlegionen Cäsars Rücken und mußten zuförderst aufgesucht und vernichtet werden, sobald er Italien gedeckt, die nothwendigsten Maßregeln der Verwaltung eingerichtet, und sich in Rom selbst, durch die Beobachtung der constitutionellen Formen, in der öffentlichen Meinung mit den Waffen einer gesetzlichen Autorität gestärkt hätte. Selbst Cicero, der noch in Italien weilte, sollte ihn hiebei durch den Glanz seines gefeierten Namens unterstützen; und nur dessen feine, aber standhafte Weigerung vermochte ihn, edelmüthig von weiterer Zunöthigung abzustehen. Folgsamer hatte sein Gebot eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern zur Bildung eines neuen Senats in der Hauptstadt gefunden, den er dazu benutzte, neue, aber wol nicht ernstlicher gemeinte Unterhandlungen zur Aussöhnung der Parteien in Vorschlag zu bringen. Was er indessen durch diese trostvollen Äußerungen in der Volksgunst auf der einen Seite gewann, ging ihm auf der anderen überwiegend in der eigenmächtigen Beschlagnahme des öffentlichen Statsschatzes verloren.

In Sicilien hatte Cato sich dem überlegenen Angriff Curio's nicht entgegenstellen dürfen, und war nach Epirus entwichen; Sardinien bot einer andern Truppenabtheilung eben so wenig einigen Widerstand dar, und für Illyricum und das diesseitige Gallien bürgten Cäsars Legaten P. Corn. Dolabella und Licinius Crassus, ihn solchergestalt von allen Seiten deckend; während Marc. Antonius, sein treuer Beistand, die Obhut Italiens und der dort zurückbleibenden Legionen übernahm, die Verwaltung der Hauptstadt aber in den Händen des Prätors Amil. Lepidus blieb. Das alte gallische Heer aber stand in der Nähe von Narbo versammelt und hatte bisher die hispanischen Legionen beobachtet und in Unthätigkeit erhalten.

Nichts stand dem Feldzuge gegen diese letztere Heeresmacht entgegen, als das, durch reichen Handel blühende Massilia, welches die Verbindungslinie mit der pyrenäischen Halbinsel sperrte und fest und treu auf der Seite seines alten Wohlthäters Pompejus stand, durch den es sich, als alte griechische Pflanzstadt, einer ausgedehnten politischen Freiheit erfreute. Cäsar versuchte, die Stadthäupter durch Güte zu gewinnen; sie erklärten sich indeß nur, eine strenge Neutralität beobachten zu wollen. Allein auch dieses Versprechens vergaßen sie, als ihnen Domitius über Meer eine Verstärkung von wenigen Schiffen zuführte und den Oberbefehl in der Stadt übernahm, die sich nun zum hartnäckigsten Widerstande rüstete. Der Platz kostete Cäsarn eine mit langem Zeitverlust, aber mit noch größerem Kraftaufwande begleitete Belagerung, die mit mancherlei unglücklichen Zwischenfällen abwechselte. Zur Einschließung von der Seeseite mußte eine Flotte erschaffen und die Rhone hinabgeführt werden; ein Werk von nur 30 Tagen. Sein Legat C. Trebonius führte diese Belagerung mit 3 Legionen, während Cäsar selbst seinen Zug über die Pyrenäen gegen den eigentlichen Brennpunkt der Macht seines Gegners rasch verfolgte. Hier galt Pompejus, vermöge seines langen Proconsulats, als eigentlicher Oberherr; hier flossen ihm die reichlichsten Hilfsquellen, und M. Petrejus und L. Afranius, 2 seiner erfahrensten und ergebensten Unterfeldherrn, standen an der Spitze seiner zahlreichen und mit Allem wohl versehenen Truppen, welche sie, am Fuße der mittäglichen Pyrenäen, bei Ilerda in einer festen Stellung zusammengezogen, um ihrem Gegner den Übergang über den Ebrus zu verwehren.

Cäsars vorausgesandter Legat Q. Fabius hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich als sein erster rascher Anfall gegen diese Truppenmasse scheiterte, zwischen den Gebirgsflüssen Sicoris und Cinga einzuklemmen, wo es ihm gar bald an Subsistenzmitteln gebrach, und wo er sich nur mit Mühe einem Überfall des Feindes entzogen hatte, als Cäsar selbst erschien und, um nicht die Truppen zu entmuthigen, zwar in der genommenen Stellung beharrte, aber sofort auch dem Feinde kühn auf den Leib rückte und ein Treffen anbot, das nur verweigert wurde, weil man Pompejus nahe eigene Ankunft erwartete. Hart im Rükken seiner vorgerückten Truppen erstand, eben, wie einst gegen Ariovist, ein Graben, wie durch unsichtbare Hände gezogen, der sich schon am nächsten Tage in ein verschanztes Lager verwandelte und nun eben sowol die pompejanischen Feldherrn, als den Platz, ins engste Gedränge brachte. Ja sogar sie von Ilerda und ihren dort aufgehäuften Magazinen abzuschneiden und zur Schlacht zu zwingen, wäre ihm, ungeachtet eines blutigen aber erfolglosen Gefechts, gelungen, wenn nicht eine plötzliche Anschwellung des Sicoris seine Verbindungsbrücken zerstört und den Hunger in sein Lager zurückgeführt hätte, während eine reiche Zufuhr aus Gallien angegriffen und genommen wurde.

Selbst seinen Feinden schien seine Lage nunmehr rettungslos; aber es gelang ihm, die Brücken, höher am Flusse hinauf, wieder herzustellen, bevor jene es gewahrten, und auf ihre leichten Truppen, in ihrer sorglosen Zerstreuung, herzufallen. Cäsar behauptete sein früheres Übergewicht um so mehr, da indeß auch Pompejus dem Gedanken seines persönlichen Auftretens auf diesem Boden entsagt hatte; und jener, um sich vor neuen ähnlichen Zerstörungen des Bergstromes zu sichern, begann nun das kühne Werk, die Kraft desselben durch Zertheilung in mehre künstliche Arme zu vertheilen, ihn überall durchwatbar zu machen und die Gegner dadurch in einen immer engeren Kreis zu bannen. Diese Gefahr erkennend und nun das gleiche Schicksal der Aushungerung fürchtend, eilten die pompejanischen Feldherrn, sich hinter die Iberis zurückzuziehen, wohin ihnen nur der Weg am östlichen Ufer der Sicoris offen blieb. Ihr nächtlicher stiller Abmarsch ward jedoch entdeckt und durch rasche Verfolgung der Reiterei so lange verzögert, bis Cäsars ganzes Heer, nachdem es den Strom glücklich durchwatet, sich gleichfalls heranziehen konnte und, in schlachtfertiger Nähe, sie mitten auf einer weiten Ebene festhielt, bevor sie die vorliegenden Höhen erreichen konnten. Ein zweiter Nachtmarsch sollte sie aus dieser bedenklichen Lage retten, und unterblieb, weil Cäsar sie mit augenblicklichem Angriff bedrohte. Doch während sie nun unthätig das nächste Tageslicht erwarteten, hatte sich Cäsar durch einen künstlichen Seitenmarsch selbst auf das vorliegende Gebirge gezogen; und sie erriethen diese Absicht erst dann, als sie schon so

weit gelungen war, um nicht mehr verhindert zu werden; indeß ihr verlassenes Lager im Rücken preis gegeben und sie sich der Verfolgung von Cäsars Reiterei blos gestellt sehen mußten. Noch schien rechtshin ein Ausweg zur Rettung vorhanden, wenn eine beherrschende Bergspitze zeitig genug gewonnen werden konnte; doch eben jene Reiterei vereitelte im raschen Vordringen jeden Versuch, und der Vernichtungs-Augenblick schien gekommen. Cäsar aber erkannte, daß nunmehr seine Gegner, denen es eben so wol an Lebensmitteln, als an Wasser fehlte, auch ohne Schwertstreich, in seine Hände gegeben waren, und zügelte die Kampflust der Seinigen. Aber hart an ihr Lager rückend und sie vom Strome abdrängend, preßte die Noth und wankte, in der angeknüpften Unterredung der Soldaten, der Sinn so schnell und allgemein, daß beide Läger sich, wie in friedlicher Vereinigung, vermischten, und Afranius, am Ausgang verzweifelnd, sich in sein Zelt zurück zog, während der feurige Petrejus seine Getreuen um sich sammelte und die Unterredner mit dem Schwerte auseinander trieb.

Nur der Versuch einer Rückkehr in das Gefängniß von Ilerda blieb übrig und ward ohne Säumniß angetreten. So groß aber war das Bedrängniß der nahen und hartnäckigen Verfolgung, und so geringe der zurückgelegte Weg unter dem nachtheiligsten Kampfe, daß sich fast Lagerstelle an Lagerstelle reihete und es mehr den Versuch galt, durch unermüdliche Ausdauer und eine ans Wunderbare gränzende Kraftanstrengung, Ilerda mit Schanzgraben, als mit Marschiren zu erreichen. Dem kühnen Versuch setzte Cäsar sofort einen noch kühneren entgegen, der nichts geringeres galt, als das ganze feindliche Lager, auch seinerseits, durch eine Umwallung rings einzuschließen. Schon war dies Werk zu einem beträchtlichen Umfange gediehen, als jene, ihre neue Gefahr erkennend, sich zu einem Durchbruch anschickten: dennoch wußte Cäsar, der es auch hier nicht für den Ort und die Zeit einer vollen Entscheidung hielt, den Kampf bis zum Abend zu vermeiden. Auch von jedem Wege zum Flusse abgeschnitten und im aufs höchste gesteigerten Bedrängniß, brach endlich der stolze Muth zur Ergebung in des Siegers Willkür. Auflösung der Legionen und ihre Entfernung aus der Provinz war die einzige Bedingung; und diese nie gehoffte Milde erzeugte einen Jubel, der ihm die Herzen all dieser Tausende unterjochte.

Diese Macht war demnach gebrochen: aber noch stand seines großen Gegners 3ter Legat, M. Terent. Varro, mit 2 Legionen im westlichen Hispanien und hatte die gewaltsamsten Anstrengungen gemacht, sich hier, oder wenigstens in Gades, seinem festen Waffenplatze, zu behaupten. Seine Erpressungen, seine Härte hatten ihm die, sonst ganz in Pompejus Interesse verflochtene Provinz abgeneigt gemacht; und durch die beflügelte Eile, womit Cäsar in Corduba auftrat und die dorthin im voraus beschiedenen Municipalhäupter für sich gewann, gelang es, eben sowol Eine jener Legionen zum friedlichen Übertritt zu bewegen, als alle fernere Entwürfe des Legaten dergestalt zu durchkreuzen, daß diesem nur übrig blieb, sein Heil in unbedingter Unterwerfung zu suchen. Gades ward übergeben; und die hier vorgefundene Flotte diente nunmehr dem Sieger, mit gleicher Schnelle nach Tarraco zu segeln, hier die Civilverhältnisse des vordern Hispaniens einzurichten, und, nachdem er den Q. Cassius zur Behauptung der Halbinsel mit 4 Legionen zurückgelassen, seinen Weg nach Narbo und Massilia zu beflügeln.

Noch stand Massilia dem Angriff, ungeachtet eines Seesieges, den Dec. Brutus über das kleine Geschwader des Domitius im Angesicht des Hafens davon getragen. Eben so hatte Trebonius dem Platze von der Landseite durch aufgeschüttete Erdwälle, 80 Fuß in der Höhe, Belagerungsthürme und jede damalige Kunst des Angriffs zugesetzt, ohne den Muth der Massilier zu beugen. Pompejus, beschämt, eine Stadt von solcher Wichtigkeit fallen zu lassen, entsandte dahin ein neues Hilfsgeschwader; die massilischen Galeeren vereinigten sich mit demselben, und abermals im Angesichte des Platzes lieferte ihnen Brutus eine Seeschlacht, deren schnell entschiedener Ausgang ihn über die Massilier zum Obsieger machte; während die pompejanischen Galeeren in schneller Flucht verschwanden. Die entschlossenen Ausfälle der Belagerten nöthigten indeß zu neuen Arten der Abwehr durch steinerne Brustwehren, welche sich bald in eben so feste, die Mauern überragende massive Thürme von 6 Stockwerken verwandelten; so wie zu neuen Arten des Angriffs durch bedeckte Gallerien, welche die unmittelbare Annäherung zum Fuße der Mauer bahnten.

Schon lag ein Thurm der Ringmauer im Schutt darnieder; der nächste Sturm mußte entscheidend werden, und die Stadthäupter eilten zu Trebonius hinaus, eine friedliche Ergebung zu vermitteln. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt, bis Cäsars nahe eigne Erscheinung das Schicksal der Stadt bestimmen würde. Allein indem dies die Wachsamkeit der Belagerer einschläferte, ermuthigte es die zagenden Massilier zu einem unversehenen Ausfall, wobei alle Belagerungswerke in Brand gesteckt und vernichtet wurden. Gleichwol entflammte dieser Unfall nur den Muth des Heeres zu neuer, noch höherer Anstrengung, wodurch alle jene Riesenarbeiten in unglaublich schneller Zeit wieder neu hergestellt wurden. In diesem Augenblick langte Cäsar vor Massilia an, das, auf's Äußerste gebracht, seine Gnade anflehte und sie in einem Umfange erlangte, wie sich's nunmehr kaum hatte hoffen lassen. Der Platz ward übergeben, öffentliche Gelder, Flotte und Waffen ausgeliefert, und in der innern Verfassung zwar nichts geändert, aber durch eine hineingelegte starke Besatzung der alte Flor des kleinen Freistats für immer vernichtet. Domitius entkam durch eine glückliche Flucht nach Epirus, wohin auch Afranius und Petrejus sich schon früher gewandt hatten.

Von hier aus hatte freilich Pompejus Cäsars lange und weite Entfernung nicht ganz unbenutzt gelassen, um dessen Legaten in Illyrien und die, auf dem adriatischen Meere gesammelte Cäsarische Flotte in vereinzelten Angriffen mit Erfolg zu bekämpfen. Nur Salona, obwol mit Ernst belagert, leistete eine entschlossene und glückliche Abwehr. Allein noch empfindlicher war die Einbuße, von welcher Curio mit seinem Heere bei Utica, in dem berühmten Lager des Scipio, betroffen wurde, als er von Sicilien nach Afrika übergesetzt war, um diesen weitgedehnten Länderstrich unter die Hand seines Oberfeldherrn zu

beugen. Hier stellte sich ihm P. Attius Varus, unterstützt von Juba, dem Könige von Numidien und Mauritanien, entgegen. Die Treue seiner, kürzlich erst in Italien zu Cäsar übergegangenen 4 Legionen wankte einen Augenblick; als aber dieser Geist glücklich gestillt war, verführte ein siegreiches Gefecht den Feldherrn zu desto größerer Vermessenheit, bis Juba ihn auf dem Marsche in der Ebene mit seiner Reiterei von allen Seiten zu umwickeln und so lange zu necken und zu ermüden wußte, daß Tod und Untergang für ihn selbst, wie für das gesammte Heer, die Losung geworden.

Auch in Italien, dem verwundbarsten Punkte von Cäsars Macht, hatte M. Antonius durch seine willkürliche Verwaltung und schreienden Missbrauch des Militär-Regiments die Sachen auf eine bedenkliche Spitze gestellt, daß der Imperator um so mehr eilen mochte, durch seine persönliche Gegenwart in Rom vermittelnd einzutreten und sich mit dem vollen Gewichte der gesetzlichen Autorität zu bekleiden. Sein Senat hatte ihm hier bereits die Dictatur zuerkant; und der Anwendung dieser neuen Machtvollkommenheit bedurfte er auch sofort, um einen Aufstand zu erdrücken, der unter seinen, sich von ihm für vernachlässigt gehaltenen Legionen am Po auszubrechen im Begriffe stand. Zu Placentia trat er unerschrocken in die Mitte der Empörer; donnerte gegen ihre Zügellosigkeit und entließ auf der Stelle die 9te Legion, welche die lauteste gewesen. Dieser Ernst wirkte, wie durch einen Zauberschlag. Die Schuldigen unterwarfen sich und wurden, mit geringen Ausnahmen, begnadigt. — Als Dictator — und nie gab es einen mildern während dieser, nur 11 Tage beibehaltenen höchsten Würde! — entkräftete nun zugleich Cäsar nicht nur alle constitutionelle Gewalt, welche, bis zum Schlusse des Jahres, noch in der Hand der abwesenden Konsuln und Pompejus lag, sondern hatte auch die Befugniß, die Wahl der Konsuln für das nächstkünftige zu leiten. Er selbst bewarb sich um diese Würde, die ihm nun nicht fehl schlagen konnte, und gab sich zugleich einen Kollegen, dessen politische Unbedeutendheit ihm den vollsten Einfluß in alle Geschäfte sicherte. Statt neue Proscriptionen zu verfügen, hob er die früheren, von Pompejus veranstalteten auf, befestigte den öffentlichen Kredit durch neue Gesetze gegen die Schuldner, und gab auch, durch ein ähnliches Gesetz, den Kindern der Proscribirten ihre bisher verwirkt gewesenen politischen Gerechtsame zurück. Andrerseits decretirten die geflüchteten Senatoren in einer Versamlung zu Thessalonika die Fortdauer der bisherigen ersten Magistrate und der an Pompejus übertragenen obersten Militärgewalt, um nicht in der öffentlichen Meinung fortan als bloße Privatpersonen zu gelten. Namen, wie Cicero, Cato und M. Brutus, legten überdies ein nicht bedeutungsloses Gewicht in diese Schale; und das Verdienst dieser Männer war es, daß der gewinnende und versöhnende Grundsatz der Milde gegen Städte und Bürger in diesem unseligen Zwiste feierlich aufgestellt wurde.

Das größte römische Heer, welches bisher noch je in einem Feldlager beisammen gestanden, war in Pompejus Hand versammelt; ihm zur Seite eine Seemacht von nicht geringerer Bedeutung, unter M. Bibulus Oberanführung, und Kriegsbedürfnisse jeder Art waren aus allen östlichen Provinzen in nie gesehenem Überfluß in Berrhoe und Dyrrachium zusammengehäuft worden. Pompejus Kriegsplan deutete augenscheinlich dahin, seine Streitkräfte in großer Masse beisammen zu halten, die Landtruppen an den westlichen Küsten von Macedonien und Epirus, mit Beginn des Frühlings und unter dem Schutze seiner Flotten, einzuschiffen, und so in Italien, mit Alles erdrückendem Übergewicht aufzutreten. Alle diese Berechnungen durchstrich Cäsar durch den nimmer geahneten Entschluß, noch im Laufe des Winters selbst, trotz der stürmischen Jahreszeit und der ihm ermangelnden Flotte, den Übergang über das adriatische Meer zu versuchen und den Krieg auf Griechenlands Boden zu verpflanzen. So stand er plötzlich in Brundusium und betrieb die Vorbereitung zu seiner Überfahrt mit 7 sehr geschmolzenen Legionen so schnell, daß er fast noch dem Gerücht seiner Nähe voraneilte. Einmal trieben ihn widrige Winde wieder in den Hafen zurück; glücklicher aber bei dem erneuerten Versuche, gelang es ihm, ungehindert von seinem Gegner, beim Vorgebirge Acroceraunia zu landen und selbst die geleerten Transportschiffe alsofort zu einer neuen Truppen-Einnahme nach dem verlassenen Hafen heimzusenden. Sein erstes Wort auf griechischer Erde war ein Wort des Friedens an Pompejus; — Frieden auf gleiche Bedingung und gleichzeitige Entlassung der Truppen. Schnöde ward der Antrag zurückgewiesen; aber zugleich auch nur um so eiliger Alles aufgeboten, den unvorsichtigen Gegner, der sich hier selbst ausgeliefert zu haben schien, schnell zu erdrücken. Wäre nur dieser nicht eben so schnell bemüht gewesen, mehr Boden zu gewinnen und seine Streitkräfte zu entwickeln! Oricum und Apollonia, die nächsten bedeutenden Küstenplätze, wurden genommen, und sollten ihm den Weg nach Dyrrachium bahnen, dessen zeitige Bemächtigung, als erster feindlicher Waffenplatz, dem ganzen Kriege eine andere Gestalt zu geben verhieß. Hier kam ihm gleichwol Pompejus durch die angestrengtesten Gewaltmärsche zuvor, und Cäsar mußte sich nunmehr darauf beschränken, halben Weges am Flusse Apsus ein festes Lager zu beziehen und die Ankunft seiner noch hinterstelligen Legionen zu erwarten. Pompejus hielt sich, am andern Ufer, ihm in engster Nähe gegenüber; während Bibulus, trotz der rauhen stürmischen Jahrszeit, die See behauptete und eine verstärkte Sorgfalt aufbot, jene erwarteten Verstärkungen abzuschneiden.

Diese Seesperre würde ihren Zweck auch nur um so vollkommener erreicht haben, wenn nicht binnen kurzem Bibulus den damit verbundenen gehäuften Beschwerden erlegen wäre. Sein Tod zerstörte die Einheit in den Operationen der Flotte; und so hoffte Cäsar um so zuversichtlicher, daß der indeß herangenahte Frühling das Wagstück des Übersatzes der sehnlichst erwarteten Truppen begünstigen und erleichtern würde. Mit jedem Tage, und je schwieriger seine Lage wurde, stieg seine Ungeduld; bis sie endlich den überkühnen Entschluß in ihm erzeugte, in eigner Person nachzusehen und die Hindernisse der so dringend gebotenen Abfahrt zu beseitigen. In ein Sklavenkleid vermummt und auf einem geringen Ruderfahrzeuge heimlich eingeschifft, stach er bei Nacht von Apollonia in See, um sich mitten durch die feindlichen Kreuzer zu

schleichen. Ein Sturm wehrte dem Schiffer, das hohe Meer zu erreichen. Dieser gab daher das Zeichen zur Umkehr, als Cäsar unwillig hervortrat, sich ihm zu erkennen gab und mit dem Zuruf: „Fürchte nichts! Du führst den Cäsar und sein Glück!" ihn zu einem neuen Versuch ermuthigte. Erst als auch dieser sich durchaus als fruchtlos erwies, gestattete er, ihn in sein Lager zurückzuführen.

Endlich ersah M. Antonius, der die Einschiffung in Brundusium befehligte, seinen Augenblick, unbeobachtet das Wagstück mit 4 Legionen Veteranen und einem günstigen Südwinde anzutreten. Eben dieser Wind hatte das Meer von den feindlichen Flotten gereinigt; und nächsten Tages lag bereits die Küste von Epirus im Angesicht der Schiffenden. Zugleich aber hatte er sie über Apollonia, den bestimmten Landungsplatz hinausgetrieben; und Antonius hatte nur die Wahl, sich entweder an feindlicher Küste in Pompejus Hände zu geben, oder, noch weiter nordwärts, selbst an Dyrrhachium vorüber zu laufen und an irgend einem unbewachten Platze an Land zu steigen. Unbedenklich bestimmte er sich für das Letztere: aber auch aus Dyrrhachium hervor arbeitete sich, bei seinem Anblick, ein rhodisches Galeerengeschwader zu seiner Verfolgung hervor, und gebot ihm das zweite, eben so kühne Wagstück, sich, auf Gefahr des Scheiterns, in den Hafen von Nymphäum zu retten. Es gelang, während der größte Theil der feindlichen Galeeren jenem Schicksal unterlag und verloren ging. Noch hatte Antonius das Glück, an Lissus, das sich für ihn erklärte, für den Augenblick einen festen Stützpunkt zu finden: doch lag ihm vor Allem seine schnelle Vereinigung mit dem Oberfeldherrn am Herzen, von welchem er sich durch Pompejus und sein ganzes Heer getrent sah. Dieser verließ sofort mit demselben die Stellung am Apsus, um sich mit ganzer Kraft auf den Neugelandeten, zu dessen Erdrückung, zu werfen. Cäsar, der ihm auf dem Fuße folgte, hatte zwar einen weitern Umweg zu machen: allein dennoch fand es der vorsichtige Pompejus bald so bedenklich, sich zwischen die beiden sich nähernden Heeres-Abtheilungen einklemmen zu lassen, daß er ihnen durch seinen Zurückzug nach Asparagium lieber Raum zu ihrer Vereinigung gewährte; so sehr auch dieselbe Cäsars Lage von nun an vortheilhaft gestalten mußte. Auch Pompejus erhielt gleichzeitig neue beträchtliche Verstärkungen, die ihm sein Schwiegervater Scipio aus Asien zuführte; wiewol sie meist nur aus verweichlichten und kriegsunlustigen Syrern bestanden. Er vertrieb indeß auf seinem Marsche verschiedene Entsendungen, welche Cäsar nach Ätolien, Thessalien und selbst Macedonien vorgeschoben hatte, um sich die Hilfsquellen dieser fruchtbaren Provinzen in einem weitern Umkreise zu eröffnen.

Immer heftiger loderte solchergestalt die Kriegsflamme auf; von Cäsars Seite in dem Bestreben, sie durch jede Anstrengung schnell zu beendigen; von Pompejus Seite hingegen mit dem geheimen Plane, den Krieg möglichst zu verlängern, sich selbst dadurch immer unentbehrlicher zu machen, und seine eigne Partei zu unterjochen. Er wollte seinen Feind weniger mit den Waffen, als mit dem Hunger, bekämpfen, indem er ihn von allen Seiten mehr und mehr einengte. Zu dem Ende griff seine Flotte, wiewol vergeblich, sowol Oricum, als Lissus an, durch welche Hafenplätze Cäsar seine Verbindung mit Italien sicherte; während er selbst sich bei Asparagium wiederholt, aber vergebens, von Cäsar die entscheidende Schlacht anbieten ließ, die dieser suchte, und in der sein Heil zu bestehen schien, wenn der Mangel an Lebensmitteln ihn nicht schnell aufreiben sollte. Jetzt, plötzlich seinen Plan verändernd, suchte der Unermüdliche, durch einen verstellten Marsch landeinwärts, seinen Gegner zu täuschen; und es gelang ihm, sich dicht an Dyrrhachium zu nesteln, bevor der getäuschte Pompejus ihn begriff und diese Absicht nur in sofern vereitelte, daß er ihn noch glücklich von der Seeküste abdrängte, wodurch ihm die, so über Alles wichtige Gemeinschaft mit jenem Waffenplatze offen blieb. Er nahm demnach, hart an Cäsars Lager, das seinige, an der Rhede von Petra, auf einem übrigens durchaus unbequemen, von unzähligen Hügeln durchschnittenen und seine zahlreiche Reiterei lähmenden Boden.

Bei diesem Anblick erzeugte sich in Cäsars Sele ein Gedanke, der durch seine geniale Kühnheit die Bewunderung aller Zeiten geblieben ist. Das um die Hälfte größere Heer seines Gegners sollte, in jeder seiner Bewegungen in die Ferne, gelähmt, auf diesem Fleck umzingelt, immer enger eingeschlossen und endlich aufgerieben werden, ohne Schlacht, und nur mit der bloßen Erdschaufel in der Hand. Diesen Plan zu verhüllen, besetzte und verschanzte er anfangs nur einzele Anhöhen umher; eben so plötzlich aber zog er nun auch Brustwehren durch die Thäler von einer Schanze zur andern, bis beide Spitzen dieser Umwallung, in einem weiten Halbkreise, das Meer erreichten. Erst beim Anblick dieses Riesenwerks erwachte der Genius des gegenseitigen Feldherrn zu einem Wettstreit des Talents, der Kühnheit und der Ausdauer, dessengleichen vor- wie nachher die Welt auf einem so engen Raume nur selten erblickt hat. Nicht blos galt es ihm um eine ähnliche engere Verschanzung zur Abwehr: sondern noch weit mehr, sich, durch Zurückdrängung des Feindes einzeler vorliegender Anhöhen zu bemächtigen und sie solchergestalt mit in sein erweitertes Werk zu ziehen, um Weide und Fütterung für seine Reiterei zu finden. So errang er nach und nach eine Postenkette, welche, in mancherlei aus- und einspringenden Winkeln, einen Umkreis von 15 römischen Millien einschloß; wogegen Cäsars gegenüber aufgethürmte Werke einen Bogen von 17 Millien erfoderten.

Indem nun solchergestalt der Kampf zu einem eigentlichen Festungskriege geworden, wo jeder Fußbreit streitig gemacht, stündliche Gefechte von wechselndem Erfolg auf dem zwischenliegenden Boden geliefert und Blut in Strömen vergossen wurde, und oft die Entscheidung nur, wie an einem Haare hing, gewann doch Cäsar, im Fortgang von mehrern Monaten, mit jedem Tage ein sichtlicheres Übergewicht; obwol ihn der Mangel in diesem öden Länderstriche hart bedrückte, ohne doch seines, zuletzt nur von Wurzeln genährten Heeres Standhaftigkeit zu erschüttern. Nicht minder gingen in Pompejus zwar reichlicher mit Brod versehenem, aber engem Lager, aller Vorsorge ungeachtet, Pferde und Lastthiere allmälig zu Grunde. Der Gestank der Aeser, das Zusammendrängen

so großer Heeresmassen und der Mangel an gesundem Trinkwasser riefen Seuchen hervor, und Pompejus schien seine Rettung nun dennoch immer mehr in der so lange und scheu vermiedenen Hauptschlacht suchen oder seinen Kerker, in irgend einem Punkte, durch Überfall sprengen zu müssen. Cäsars rechter Flügel, der Dyrrhachium vom feindlichen Lager trennte, hatte diesem mit Recht der wichtigste geschienen; und Angriff und Widerstand waren bisher vorzüglich nach dieser Seite gerichtet gewesen. Zwar hatte er auch seinen entgegengesetzten Flügel keineswegs vernachlässigt, und so eben nur neue Verstärkungen im Rücken desselben angeordnet: aber doch erkannte hier Pompejus seine schwächste und verwundbarste Stelle, und richtete hiehin einen so kräftigen Ausfall, in erster Morgenfrühe und von seiner Flotte unterstützt, daß hier die 9te Legion, von 3 Seiten umzingelt, ihr Heil in übereiltem Rückzuge zu suchen gedrängt wurde. Cäsar selbst, durch die, von Schanze zu Schanze auflodernden Nothfeuer vom jenseitigen Flügel herbeigerufen, ordnete zwar alsobald die kräftigste Gegenwehr an: allein dennoch zu spät, den Feind in sein Gefängniß zurückzuwerfen. Anstatt also in seine alten Linien zurückzukehren, folgte er jenem auf der Stelle in seinen neuen Bewegungen südlich am Meer hinab, wo beide, nach wenig zurückgelegten Millien abermals ihre Stellungen einander gegenüber nahmen.

Zur Verbindung mit den, noch im alten Lager zurückgelassenen Truppen, suchte Pompejus eine ehemals von ihm aufgeworfene, aber wieder verlassene Verschanzung, als Zwischenlager, zu benutzen und eine Legion hineinzuwerfen. Cäsar versuchte es auf der Stelle, sich über diese mit gesammter Macht herzuwerfen und jene Verbindung abzuschneiden. Der unversehene Anfall versprach bereits den glücklichsten Erfolg, als eine seiner Angriffs-Kolonnen des rechten Weges verfehlte, und Pompejus durch diese Verzögerung Zeit gewann, zur Hilfe herbeizueilen. Cäsars Reisige, die sich in den Lagerabschnitten nicht frei entwickeln konnten, geriethen in eine Unordnung, die sich auch bald dem Fußvolk mittheilte und endlich in panischen Schrecken und unaufhaltsame Flucht ausartete. Nichts vermochte des Feldherrn persönliche Anstrengung, sich dem Strome der Erschrockenen entgegenzustemmen; er hatte den Schmerz, an einem und dem nämlichen Tage zwei Niederlagen zu erleben! Sie hätten selbst seine Vernichtung herbeigeführt, wenn Pompejus diesen Sieg schnell und kräftig benutzte, anstatt ihm Zeit und Raum zu geben, sein neuestes Lager wieder zu erreichen und die zersprengten Truppen um sich zu sammeln. Gleichwol ließ sich Pompejus von seinem siegreichen Heere als Imperator begrüßen und betrachtete den Krieg für so gut, als beendigt. Eine Strenge, wie sie kaum Sulla geübt, sollte die überwundene Partei treffen, während die obsiegende sich den ausschweifendsten und eigennützigsten Erwartungen überließ.

Nur Cäsar allein hatte den Muth nicht verloren, sich von seinem Falle aufzurichten, und diesen höheren Geist, durch kräftige Anrede, auch seinen beschämten Legionen einzuhauchen. Freilich war sein bisheriger Kriegsplan zerrissen; aber schon auch der Entschluß zur Reife gediehen, den Kampf auf einen andern Schauplatz hinüber zu spielen. Mit bewundernswürdiger Kunst zog er demnach alle seine Posten an sich; schickte das Gepäck und die Kranken voraus und war im Abzuge gegen das alte Lager von Asparagium begriffen, bevor noch Pompejus seine Absichten hatte ahnen können; ja durch neuen unerwarteten Aufbruch gegen Apollonia, während jener noch mit seiner Lagerung beschäftigt war, gelang es ihm, dem Gesichte desselben gänzlich zu entschwinden. Schon am 4ten Tage mußte Pompejus die Verfolgung einstellen; hatte nun aber wenigstens die volle Freiheit, seine ferneren Entwürfe zu verfolgen. Er konnte seinen Gegner, wenn er sich ferner an seine Ferse heftete, in die unwirthbaren Wildnisse des inneren Epirus zurückdrücken und durch Mangel aufreiben, oder, wie Afranius ihm rieth, mit Hilfe seiner Flotten, ohne Widerstand und als Sieger, in Italien auftreten: doch Pompejus glaubte, es bedürfe nur noch eines letzten kräftigen Zuschlages, und bestand darauf, seinen entmutheten Feind schnell und entschlossen zur letzten Entscheidung zu drängen. Es galt dabei zugleich eben sowol, das Heer des Scipio, das aus Thessalien heranrückte, sicher aufzunehmen, als die von Cäsar dahin unter Domitius Calvinus entsandten Legionen abzuschneiden und zu verderben.

In diesem Entwurfe begegnete jedoch Pompejus nur dem eigenen Gedanken, den Cäsar gefaßt hatte, nach dem fruchtbaren Thessalien vorzudringen. So verfolgten beide, wiewol auf verschiedenen Wegen, und ohne von einander zu wissen, ihr Ziel in den angestrengtesten Märschen; und wenig fehlte, daß der Erstere seine Beute nicht umklammert hätte, wäre Domitius nicht noch, fast im letzten Augenblicke, seine Gefahr inne geworden und dann noch so glücklich gewesen, sich wieder mit seinem nahenden Oberfeldheern zu vereinigen. Eine rasche Vergeltung jenes Streichs an Scipio's Heer auszuüben, stand ihm blos die unerwartete Verschließung der Thore von Gomphi entgegen, dessen Bewohner auf das Gerücht seiner neuerlichen Niederlage, es vorzogen, es mit dem Stärkeren zu halten. Die augenblickliche Bestürmung und Überwältigung, aber auch die gänzliche Niedermetzlung der Einwohner, war die Folge dieser Bethörung, welche Cäsar, schon um des abschreckenden Beispiels willen, über sie verhängte, wäre dieser Verzug auch nicht Ursache gewesen, daß Scipio Raum fand, sich zu Pompejus, in die Nähe von Pharsalus, wo dieser nun mit gesammter Macht am Enipeus in einer reichen und weiten Ebene lagerte, zu retten. Dem Letztern hart gegenüber, und dem Flusse zur Linken, stellte sich Cäsar auf; kampflustiger noch, als Pompejus selbst, dem er, in immer kühnerer Haltung, täglich die Schlacht anbot, ohne daß dieser sich darauf einlassen wollte, bevor er nicht seinem Gegner irgend eine Blöße abgesehen. Wäre aber auch vielleicht ein so vorsichtiges Benehmen den Umständen am angemessensten gewesen, so stimmte es doch wenig zu der ungeduldigen Hitze seiner siegestrunkenen Umgebungen, welche ihn mit Vorstellungen, Vorwürfen und Spöttereien so lange bestürmten, bis seine Feldherrnweisheit endlich in seiner gekränkten Eitelkeit unterging und die Schlacht in seinem Kriegsrathe förmlich beschlossen wurde. Der 20. Julius des Jahres 706 nach Roms Erbauung war der merkwürdige Tag, der der römischen Welt ihren Herrn geben sollte.

Des längeren Verzugs müde, der seine Kräfte in Unthätigkeit verzehrte, war Cäsar eben im Begriff, nördlich nach Macedonien aufzubrechen, als ihm der willkommene Anblick des zum Kampfe aus seinem festen Lager hervorströmenden Feindes ward. Jetzt, sich ihm rasch entgegenwendend, ließ er zugleich die Vorderseite seines eignen Lagers zerstören, um durch dies selbst vernichtete Rettungsmittel, so wie durch die Kraft der Rede, den Muth seiner Scharen noch höher zu entflammen. Den 110 Kohorten des Pompejus hatte Cäsar nicht mehr als 80, und auch diese furchtbar zusammengeschmolzen, entgegen zu setzen. Noch gewisser aber berechnete jener seinen Sieg auf 7000 Reisige, die seinen linken Flügel bildeten, und auf eine mit ihrem Führer Labienus verabredete Bewegung, wodurch Cäsar in seiner Rechten umgangen und eingewickelt werden sollte. Gerade hier war es, wo dessen tapfere 10. Legion den eigentlichen Stützpunkt seines, in fester Ruhe beharrenden Heeres bildete. Aus dem ungewöhnlichen Zusammendrängen der pompejanischen Reiterei auf diesem Punkte errieth er unschwer ihr Vorhaben; und weniger ihre Tapferkeit, als den Stoß der Masse fürchtend, zog er unbemerkt 6 Veteranen-Kohorten aus seiner 3ten Linie hervor, bildete aus ihnen, im Rücken der zehnten, einen Haken im rechten Winkel, und war nun gewiß, daß jene Sturmwoge sich an dieser ehernen Mauer fruchtlos zerschellen würde.

Die Cäsarianer, auf das gegebene Zeichen in ihrer ganzen Linie den Anlauf zum Handgemenge nehmend, erstaunten, als sie ihre Gegner unbeweglich erblickten, wie es Pompejus gewollt hatte, damit jene außer Athem bei ihnen anlangen möchten. Es hinderte sie aber nicht, auf halbem Wege einen Stillstand zu machen, zu verschnauben und sich dann mit erneuerter Kraft in ein erbittertes, aber unentschiedenes Gefecht zu stürzen. In diesem Augenblicke ließ auch Pompejus den vorbereiteten Angriff seiner Reiterei und leichten Truppen ausführen, die zwar die cäsarischen Turmen vor sich warfen, aber nun auch von den Veteranen-Kohorten des Rückhalts so ungestüm in die Seite gefaßt wurden, daß sie in das verwirrteste Gedränge geriethen; und das nur um so mehr, da die feinen jungen römischen Ritter das Blinken der Wurfspeere, womit, nach Cäsars Geheiß, vornemlich nach ihrem Gesichte gezielt wurde, je länger, je weniger zu ertragen vermochten. Sie wandten sich bald in eine losgelassene Flucht; verfolgt von Cäsar's nachhauenden germanischen Reisigen, die auch hier ihr Bestes thaten.

Während nun zugleich die siegreichen Kohorten auf den entblößten feindlichen Flügel einschwenkten, Cäsars drittes Treffen aber gleichfalls vordrang und die beiden vordern Linien unterstützte, konnten diese frischen Kräfte den bisher noch schwankenden Sieg nicht lange mehr unentschieden lassen. Wankend, und bald auch flüchtig, sahen die Pompejaner sich nach ihrem Lager um; und das war um so unaufhaltsamer, da ihr Feldherr selbst, durch ein Menschenalter voll Siege verwöhnt, jetzt, im Anblick seiner Niederlage, das Beispiel einer unbegreiflichen Verzagtheit gab und, früher als irgend Jemand, sich in starrer Fühllosigkeit in seinem Zelte begrub. Der Sieg seines Gegners war schon um die Mittagsstunde entschieden: aber trotz Ermüdung und Hitze und Afranius verzweifelter Abwehr, erstürmte dieser sofort auch das entvölkerte Lager, wo sich überall ein schon im voraus bereitetes Siegesmal vorfand, ohne gleichwol die so unerwarteten Gäste zum Genusse zu verlocken, so bald Cäsars Ruf erscholl, daß, so lange es noch einen Feind zu verfolgen gebe, an Beute und Plünderung nicht gedacht werden müsse. Ihm lag einzig daran, sich der Person seines Widersachers zu versichern, der erst, als das Lager bereits erstiegen war, sich aufgerafft und im gestreckten Rennen gegen Larissa geworfen hatte, von wo er, in geringer Begleitung, rastlos der östlichen Meeresküste zueilte. Was sich an Truppen noch in einiger kriegerischen Haltung aus dem Lager geflüchtet und auf eine nahe Anhöhe gezogen hatte, ward unaufhaltsam zur Ergebung gedrängt, der zerstreute Rest aber nach allen Seiten hin verfolgt und entwaffnet. Blut ward wenig mehr vergossen: denn Cäsar hatte ausdrücklich gewollt, daß der römische Bürger geschont würde. Auch den Gefangenen jedes Ranges, 20,000 an der Zahl, ward verziehen und nur Wenige büßten ihre wiederholte Wortbrüchigkeit mit dem Leben.

In Larissa erfuhr Cäsar die Richtung des Weges, welchen Pompejus nach Asien hin genommen hatte; und jede andere Benutzung seines Sieges seinen Unterfeldherrn überlassend, war er einzig bemüht, dem Flüchtling zu folgen und ihm keinen Augenblick zum Verschnaufen und Wiedererstarken zu lassen. Dieser hatte am Ufer kümmerlich eine Fischerbarke gefunden, die ihn an Bord eines größeren Schiffes führte. So erreichte er Mitylene, wo seine Gemalin Cornelia und sein jüngerer Sohn Sextus sich befanden. Mit ihnen unaufhaltsam, an den Küsten Joniens hinab, weiter fliehend, sammelte er in Attalia einige Schiffe und Unglücksgefährten um sich her. Noch hätte er seine unangetastete Flotte vor Dyrrhachium erreichen, oder in Afrika einen neuen Stützpunkt finden können: allein seine Blicke nur starr auf den Orient geheftet, schien ihm, da auch Antiochia sich gegen ihn zu erklären drohte, Ägypten der angemessenste Zufluchtsort, den er aufsuchen könnte. Er folgte dieser finstern Eingebung, und fand dort einen unwürdigen Tod von Mörderhand, durch welchen der feige, noch unmündige Despot dieses Landes, oder vielmehr seine Räthe, sich dem neuen Herrn der Welt geneigt zu machen hofften.

Dieser hatte indeß die Spur des großen Flüchtlings, auf dem weiten Umwege durch Macedonien bis an den Hellespont, mit so rastloser Eile verfolgt, daß keine Truppen, sondern nur der Schrecken seines Namens ihn begleiteten und Alles vor ihm her unterjochten, indem er zugleich überall seinen Weg durch Erweisung der Milde und öffentlichen Wohlthaten bezeichnete. Eine Abtheilung pompejanischer Galeeren hatte sich ihm ergeben; zwei seiner Legionen aus Thessalien, obwol bis auf 3200 Köpfe zusammengeschmolzen, samt 800 Reisigen, hatten ihn erreicht und schienen ihm, der nirgend mehr auf einen kräftigen Widerstand rechnete, zu genügen. Mit ihnen ging er, auf den bei Rhodus versammelten Schiffen, gegen die ägyptische Küste unter Segel. Alexandria ward erreicht; und hier war das Haupt des ermordeten Pompejus, samt seinem Siegelringe, das erste Gastgeschenk, das ihm von dem Minister des Königs entgegengeboten wurde.

Entsetzt und mit einem Auge voll Thränen, entzog sich Cäsar dem gräßlichen Anblick. Er gebot, die irdischen Überreste des Gefallenen dem Scheiterhaufen in ehrenvoller Weise zu übergeben und der Witwe die Asche zuzusenden.

Betrogen um Cäsars Dank und seinen gehofften Lohn, konnte der königliche Mörder nunmehr in dem, mit aller Zuversicht des Siegers auftretenden Gaste nur eine sehr unbequeme Erscheinung erblicken. Überdies foderte dieser, der für seine Truppen zu sorgen hatte, die Berichtigung einer alten beträchtlichen Foderung Roms an den königlichen Schatz, und erklärte seine Absicht, über die noch streitige Thronfolge zu entscheiden. Diese war dem jungen Ptolemäus von seiner Schwester Cleopatra streitig gemacht worden; und obwol von der Hauptstadt sorgfältig entfernt gehalten, fand sie Mittel, heimlich zu Cäsar durchzudringen und ihm ihre Sache, eben so sehr durch die Macht einer seltenen Schönheit, als eines ausgezeichneten Geistes, zu empfehlen. Ptolemäus schrie über Verrath; seine Vertrauten brüteten über einen Anschlag gegen Cäsars Leben, der zwar entdeckt und vereitelt wurde, aber nur um so mehr den offnen Ausbruch der Feindseligkeiten gegen ihn zur Folge hatte. Die Volksmenge von Alexandria gerieth in Aufruhr; ein ägyptisches Kriegsheer rückte heran, und Cäsar sah sich alsbald mit seinen Truppen in der königlichen Burg, der Insel Pharus und dem nächstgelegenen Stadtviertel eingeschlossen und förmlich belagert. Nicht Willens, diesem unerwarteten Sturme zu weichen, aber auch nicht seine letzte Rettung, die Gemeinschaft mit dem Meere, aufzugeben, begann er seine Gegenanstalten mit der Verbrennung der ägyptischen zahlreichen Flotte im Hafen, deren Feuer aber auch einen großen Theil der Stadt ergriff und, zum unersetzlichen Schaden für die Wissenschaften, auch die berühmte Bibliothek von Alexandria, mit einem Schatze von 400,000 Handschriften, in Asche verwandelte.

Des Imperators Lage ward indeß mit jedem Augenblick mislicher. Die periodischen Winde dieser Küste ließen ihn noch in mehren Monaten keine von den entbotenen Verstärkungen hoffen, und der Angriff gegen ihn ward mit einer Erbitterung, aber auch mit einer Einsicht geführt, welche sein ganzes Genie und die Ausdauer so versuchter Truppen zur ausreichenden Gegenwehr in Anspruch nahm. Bald suchten die Ägypter ihm den Zufluß des frischen Trinkwassers zu verstopfen; bald den noch in den Cisternen vorhandenen Vorrath durch unterirdische Zuströmung hineingepumpten Meerwassers ungenießbar zu machen. Cäsar ließ im Sande, unfern des Seeufers, Brunnen graben, und fand, wenn auch nicht frisches, doch trinkbares Wasser. Seine Verschanzungen gegen die Stadtseite wurden unaufhörlich bestürmt; seine Ausfälle durch immer neue Bollwerke in den Straßen gehemt; jedes Haus, und selbst die Brandruinen, zu einer Festung umgewandelt, deren Mauern erst durch Sturmböcke erschüttert und überwältigt werden mußten. Statt der verbrannten Flotte war plötzlich eine neue erschaffen und ausgerüstet worden, deren Probestück ein Überfall gegen Cäsars schwach bemannte Galeeren werden sollte, als diese den Hafen verlassen hatten, um der eben über Meer nahenden 30. Legion eine sichere Landung zu bewirken. Die Geschicklichkeit seiner rhodischen Galeeren trug es gleichwol über den Feind davon, der sich mit bedeutendem Verluste und unverrichteter Sache zurückziehen mußte.

Nichts desto weniger gelang es ihnen, sich, im weitern Verfolg ihrer Unternehmungen, sowol des größeren östlichen Hafens, als der Insel Pharus, die ihn bildet, und des künstlichen Dammes (Heptastadion), der zu der letzteren führte, zu bemeistern, wiewol ihre Galeeren dennoch diesen Hafen nicht zu verlassen wagten, um sich mit Cäsar's Flotte, die im Westen jenes Dammes ankerte, zu messen; bis neue unerhörte Anstrengungen jene in dem Maße vermehrt hatten, daß sie sich eine völlige Überlegenheit versprechen konnte. Die Entwicklung dieser feindlichen Seemacht fürchtend, suchte Cäsar sie unverzüglich in ihrem eigenen Hafen zu überraschen. Am Eingange desselben kam es demnach zu einem Seetreffen, wo abermals die Geschicklichkeit seiner rhodischen Piloten, vereint mit der Tapferkeit seiner eingeschifften Truppen, beim Entern und im Handgemenge, den Alexandriern die vollständigste Niederlage bereitete. Seinen Sieg noch weiter zu benutzen, griff Cäsar unmittelbar darauf die Insel Pharus und auch das Heptastadion an; beide Posten wurden erobert, bis auf eine Brücke, die den Damm mit dem nächstangränzenden Stadtquartiere verband. Um den Besitz derselben erhob sich am nächsten Tage ein wüthender Kampf: allein so wie sich die römischen Truppen, von mancherlei Troß von den Schiffen gefolgt, auf dem Damme allmälig mehrten und stopften und ein Angriff von der Seite und im Rücken sie überraschte, riß auch Unordnung und Verwirrung unter ihnen ein, die bald in wilde Flucht auf die Fahrzeuge im westlichen Hafen ausartete. Viele der von ihnen überfüllten Schiffe versanken in den Wellen; wenige waren so glücklich, schwimmend den Bord der Entfernteren zu erreichen. Cäsar selbst, fortgerissen von dem gedrängten Schwarm, den sein Zuruf und sein Beispiel nicht mehr zur Fortsetzung des Gefechts zu bewegen vermochte, fand, auf gleiche Weise, seine Rettung nur darin, daß er die schon erreichte Barke wieder verließ, sich durch einen raschen Sprung den Wogen anvertraute und so erst mehre 100 Schritte weiter von einer Galeere aufgenommen wurde. Seinen Purpurmantel, den er, zu desto freierer Bewegung, fahren lassen, fischten die Alexandriner aus den Wellen auf; doch wichtiger für sie war der Wiedergewinn des Heptastadions; so wie bald darauf ein erkämpfter Vortheil über Cäsar's Geschwader, der sie von neuem zum Herrn des Meeres und seiner erwarteten Zufuhren und Verstärkungen machte.

Cäsar hatte den bisher bei sich gefangen gehaltenen jungen König, entweder um die Gemüther des Volks zu besänftigen, oder um neue Parteiungen unter denselben zu erregen, mit anscheinender Großmuth entlassen; doch ohne einige Frucht davon zu ernten, oder seine eigene, täglich schwieriger werdende Lage zu verbessern, da die Feindseligkeiten nunmehr, unter des Königs persönlicher Leitung, nur noch mit erhöhter Anstrengung fortgesetzt wurden. Doch war in diesem Zeitverlauf auch ein römisches Hilfsheer endlich aus Syrien vor Pelusium angelangt, dem Ptolemäus mit bedeutender Macht entgegenrückte; während auch Cäsar sich auf dem Seewege zu

den Seinigen begab und hier nun, im östlichen Delta, auf einem, zwar durch unzählige Kanäle durchschnittenen, aber dennoch seiner Kriegskunst freieren Spielraum gewährenden Boden, den Kampf bald zu einer vollen Entscheidung brachte. Der junge König selbst ertrank auf der Flucht im Nil; und dieser Sieg reichte endlich hin, auch die Alexandriner von der Fruchtlosigkeit jedes ferneren Widerstandes zu überzeugen. Sie öffneten dem Imperator die Thore und erhielten eine unbedingte Verzeihung. Anstatt jedoch, wie sein Ehrgeiz gekont hätte, das Land in eine römische Provinz zu verwandeln, gab er nur der Stimme einer sanftern Empfindung Gehör und bestätigte Cleopatrens königliche Rechte.

Neun Monate hatte dieser alexandrinische Krieg den Besieger des Pompejus von der ganzen übrigen römischen Welt abgeschnitten; und das in einem Zeitpunkte, wo sein Wirken und Walten in Rom, wie in jedem andern Theile des Reichs, von höchster Dringlichkeit gewesen wäre. Zwar waren die ersten und nothwendigsten Anordnungen bereits auf dem Siegesfelde von Pharsalus selbst getroffen; die griechischen Provinzen waren durch unbeschränkte Verzeihung beruhigt und gewonnen; M. Antonius hatte, wie schon vormals, Roms und Italiens Verwaltung übernommen, wenn er sie gleich vielfältig zu mancherlei schnöder Eigenmacht misbrauchte. Cäsars Partei, die hier jetzt allein den Senat bildete, hatte sich beeilt, den Sieger, nach Ablauf seines Consulats, zum Dictator auf ein volles Jahr und zum Konsul auf 5 fernere Jahre zu ernennen. Aber noch gab es auch manche Provinzen des Reichs, wo diese gesetzliche Macht keinesweges anerkant wurde; ja, wo die, überall hin sich zerstreuenden Anhänger des Pompejus eifrig bemüht gewesen waren, die Heerestrümmer desselben zu sammeln und einen neuen Widerstand vorzubereiten. Corcyra ward der Sammelpunkt für die Pompejanischen Geschwader, die immer noch das Meer beherrschten. Männer, wie Cato, Labienus, Afranius, Petrejus und manche Andere, samt Pompejus Söhnen, trafen hier zusammen, um das Fernere zu berathen. Cicero hatte den ihm angetragenen Oberbefehl abgelehnt und sich entfernt; auch Cato hielt sich dazu nicht für ermächtigt, wiewol er es übernahm, die Flotte und Truppen zu Pompejus in den Orient zu führen, dessen Tod noch nicht zu seiner Kunde gekommen. An der lybischen Küste erreichte ihn diese schreckliche Zeitung. Was sich nun nicht vollends zerstreute, wandte sich mit ihm gegen Cyrene, und die Provinz Afrika, wo, nach Curio's Niederlage, die pompejanische Partei unbedingt die herrschende geblieben, schien, nächst Juba's Unterstützung, so bedeutende Hilfsquellen darzubieten, daß Cato beschloß, sich dahin zu wenden. Den Seeweg versperrten ihm die nämlichen Winde, von welchen sich Cäsar in Alexandria gefesselt sah: allein ein kühner und nur durch tausend Mühseligkeiten überwundener Marsch durch die cyrenäischen Wüsten führte ihn und seine Truppen an sein Ziel. Auch hier in Utika war es hauptsächlich das Verdienst seiner Thätigkeit und seines patriotischen Eifers, wenn es gelang, seine unter sich selbst uneinige Partei zu versöhnen, einen neuen römischen Senat um sich zu sammeln und sich und seine Freunde wiederum mit 10 Legionen in wehrhaften Stand zu setzen; während seine uneigennützige Großmuth den Metellus Scipio, Pompejus Schwiegervater, an die Spitze dieser Rüstung stellte.

In Hispanien, wo der von Cäsar zurückgelassene Q. Cassius Longinus befehligt worden, Curio's Unfälle an dem König Juba zu rächen und mit 4 Legionen nach Mauritanien überzusetzen, verhinderte ein mörderischer Anfall auf das Leben des Legaten, den er sich durch seine unersättlichen Erpressungen zugezogen, diesen Plan im Augenblick seiner Ausführung; und es gedieh zu unruhigen Bewegungen in der Halbinsel selbst und unter den Truppen, welche nur den nächsten gegebenen Anlaß zu erwarten schienen, um sich in offner Feindseligkeit auszusprechen. Nicht minder mislich stand es in Illyrien, wo noch die Flotte des M. Octavius an den Küsten den Meister spielte, bis P. Vatinius, von Brundusium her, ihn mit zwar geringerer Macht, aber doch mit solchem Nachdruck angriff und schlug, daß er sich aus diesen Meeresgegenden entfernen mußte. Die Provinz selbst aber blieb ein ungewisser Besitz, seitdem eine Legion, die, von Italien aus, durch Gabinius zur Verstärkung dahin geführt werden sollte, unter den Angriffen der Eingebornen in den Engpässen Dalmatiens großentheils aufgerieben worden.

Wenn auch alle diese ungünstigen Nachrichten den Imperator in Alexandria erreichten, so beharrte er doch hier eben sowol in seinem Pflichtgefühl, im Namen und für die Ehre des römischen Volks zu handeln, als in dem allgewaltigen Willen, ein angefangenes Unternehmen nicht unbeendigt zu lassen. Die nämlichen Beweggründe wirkten auf ihn ein, als nun zunächst zu seiner Kunde gedieh, wie Pharnaces, des großen Mithradates Sohn, dem von dessen Erbe nur das kleine Königreich Bosporus verblieben, diesen Augenblick, wo Roms furchtbare Heere sich unter einander selbst zerfleischten, benutzt hatte, gegen Kleinasien vorzubrechen und seine Ansprüche auf diese weiten Provinzen mit gewaffneter Hand zu erneuen. Schon war es ihm mit einem großen Theil der Halbinsel gelungen. Domitius Calvinus, zum Schutze derselben zurückgelassen, war um so weniger im Stande, ihm mit Erfolg zu wehren, da er seine besseren Truppen zu Cäsars Verstärkung an den Nil hatte entsenden müssen; und ein Treffen, zu welchem er gleichwol genöthigt worden, war von nachtheiligem Erfolg gewesen. Pharnaces misbrauchte seinen Sieg auf eine empörende Weise durch blutige Mishandlung der überzogenen Provinzen; aber zugleich auch rief er alle barbarischen Fürsten Vorderasiens auf, sich mit ihm zur völligen Vernichtung der römischen Oberherrschaft zu verbinden. Solche Pläne durften nicht reifen, und Domitius Niederlage nicht ungerächt bleiben; und dies genügte, Cäsars unmittelbaren Aufbruch gegen Syrien und Pontus zu bestimmen. Nur die einzige 6. Legion, kaum noch 1000 Köpfe stark, begleitete ihn. Überall, und selbst in Antiochia, verweilte er nur so lange, als die dringendste Einrichtung der Provinzen es foderte; dann stellte er sich an die Spitze der kaum erst geschlagenen Truppen, welche seine Gegenwart mit Muth und Eifer begeisterte. Pharnaces, welcher Cäsars Loos am Nil bereits für erfüllt gehalten, suchte eiligst den Frieden; doch als er selbst die mildesten, ihm gebotenen Bedingungen

zu umgehen suchte, fiel der Imperator bei Zela über ihn her; und ein kurzes Treffen, in einer einzigen Morgenstunde, in welches dieser ihn unter den ungünstigsten Umständen zu verwickeln wußte, endigte den Krieg und Pharnaces ehrsüchtige Entwürfe. Cäsar konnte mit Wahrheit den Bericht von diesem Feldzuge in die Worte zusammen fassen, daß er genaht, gesehen und gesiegt habe. Verlassen, geächtet und verachtet floh der Geschlagene seiner Heimath zu, um bald darauf unter dem Dolche eines treulosen Vasallen zu enden.

Schon am nächsten Tage nach der Schlacht lenkte nunmehr Cäsar seine Schritte in der nächsten Richtung gegen Rom, wo endlich seine Erscheinung mit jedem Augenblick dringender geworden. Durch seine verlängerte Abwesenheit war hier eben sowol der Druck von Antonius soldatischer Herrschaft, als die Entzügelung der Leidenschaften aller unruhigen Köpfe, die nichts zu verlieren hatten, in eine offenkundige Anarchie ausgeartet. P. Cornelius Dolabella, an der Spitze der Letzteren, hatte, als Volkstribun, das Gesetz eines allgemeinen Schuldenerlasses in Vorschlag gebracht. Diesen ehrlosen Plan zu unterstützen oder zu verhindern, stand in Rom alles in drohender Stellung gegen einander; und schon war auf dem Forum, wie in den Straßen, Blut in Strömen darum geflossen. Kaum erzwang endlich noch Antonius, der entweder nicht helfen wollte, oder nicht konnte, einen Schatten von Ruhe; und noch mißlicher ward die Lage der Dinge, als auch die in Italien verweilenden Legionen mit trotzigem Ungestüm den, ihnen so oft verheißenen überschwenglichen Siegeslohn zu fodern begannen, bevor man sie in weitere Kämpfe jagte. In diesem kritischen Augenblick trat Cäsar unter die sich bekämpfenden Parteien, und zwang sie, sich eben sowol vor seinem höheren Geiste zu beugen, als zu verstummen. Antonius, wie Dolabella, empfanden seine Misbilligung ihres Betragens gleichwol nur in gelinden Verweisen; allein seine früheren Gesetze gegen die Schuldner erhielt er in strenger Kraft, und seinem eignen steigenden Geldbedürfniß half er mehr durch selbst aufgeborgte Summen, als durch das verhaßte Mittel der Gütereinziehungen seiner politischen Widersacher. Wie geflissen er aber auch nunmehr seinen getreuen Werkzeugen ihren bewiesenen Eifer im Krieg und Frieden durch allerlei ertheilte Würden, Ämter und Belohnungen zu vergelten suchte, so kam doch sein Wille, wie sein Vermögen, zu kurz bei den Legionen, die ihre Rückstände gebieterisch einfoderten und die Landschaft Campanien, wo sie zur Einschiffung nach Afrika vertheilt lagen, mit Verwirrung und Besorgniß erfüllten. Die 10. Legion, welche Sallustius auf nahe bessere Zeiten vertrösten sollte, ließ es ihn schier mit dem Leben entgelten; ja, sie machte sich, eigenmächtig und unter Verübung empörender Gewaltthätigkeiten, auf den Weg nach Rom, um mit ihrem Oberfeldherrn zu rechten. Jeder fernere friedliche Versuch zu ihrer Beruhigung war vergeblich; bis Cäsar auf dem Marsfelde unter sie trat und mit eignen Ohren anhörte, wie sie, im tausendstimmigen Vorwurf, augenblicklich entweder die Erfüllung seiner Zusagen oder ihre Entlassung begehrten. Er aber, die verzogenen Kinder seines Glücks wol kennend, gestand ihnen ruhig zu, was ihr Sinn am wenigsten wünschte — die Verabschiedung; nicht mehr sie Commilitonen, sondern blos Quiriten nennend. Das Wort wirkte, gleich einer Zauberformel. Es beschämte, es demüthigte, es entwaffnete sie. Sie bezeugten Reue; sie gelobten neuen Gehorsam, und ihnen ward verziehen. Dies Beispiel des Ernstes genügte zugleich, um auch die übrigen Legionen zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Wiederum zum Dictator für das nächste Jahr ernannt, konnte Cäsar endlich seine Blicke gegen Afrika richten, wo seiner römischen Weltherrschaft, in langer und furchtbarer Rüstung, noch der einzige Widerstand drohte; obwol in Scipio's Kriegsrath nicht sowol Angriff, als Vertheidigung beschlossen worden. Das Land, sonst Roms Kornkammer, war, so wie sonst in jeder Weise, an Menschen und Steuern erschöpft, so auch unangebaut geblieben; jeder ältere Vorrath aber in den festen Städten in Sicherheit gebracht. Die Flotten bedeckten das Meer und kreuzten an den Küsten; jede Verbindung mit den andern Provinzen war abgeschnitten. In Scipio's Lager, nächst Utika, wo man den feindlichen Angriff zunächst erwartete, hatten sich die republikanischen Streitkräfte versammelt, und Juba stand bereit, beim nächsten Aufruf mit seinen unzähligen leichten Scharen aus Numidien hervorzubrechen. Erst als Cäsars Aufenthalt in Rom sich bis tief in die winterliche Jahrszeit verzögerte, ließ ihre Wachsamkeit nach und wurden ihre Kreuzer zurückgerufen und abgetakelt; doch eben dies war auch der von jenem erwartete Zeitpunkt, seine Truppen und Schiffe auf Sicilien bei dem Vorgebirge Lilybäum zu sammeln und die Einschiffung mit schneller Hast zu betreiben. Er konte endlich, ohne den Rest seines Heeres zu erwarten, mit 6 Legionen und 2000 Reisigen in See stechen; ungewiß vielleicht noch selbst, wo er landen sollte, aber dem Glücke und dem Zufall vertrauend, und nur darauf bedacht, den feindlichen Flotten, die in der Gegend von Utika zu vermuthen waren, in einer entgegengesetzten Richtung auszuweichen. Ein Sammelplatz, im Fall der Zerstreuung, ließ sich demnach eben so wenig im voraus bestimmen.

Jener, bei einer so kurzen Überfahrt kaum gefürchtete Fall trat wirklich ein, indem ein Sturm die Schiffe hart an der ersehnten Küste auseinander schleuderte. Cäsar, mit wenigen Segeln, die sich zu seiner Galeere gehalten, ward südlich auf die Höhe von Adrumetum verschlagen. Jetzt mehr, als je, zum raschen Handeln aufgefodert, landete er, und hoffte, sich des, obgleich von 2 Legionen vertheidigten Hafens durch einen kühnen Handstreich zu bemeistern: allein zugleich auch von einer Abtheilung leichter Truppen aus dem Innern des Landes gedrängt, sah er sich zur Wiedereinschiffung seiner geringen Truppenzahl gedrungen. Besser gelang es ihm, beim Weitersegeln, zu Ruspina und Leptis, wo er keinen Widerstand antraf. Zwar drohte hier, so wie Adrumetum in seinem Rücken, so Thapsus vor ihm, mit weit überlegenen Besatzungen: doch als er erfuhr, daß das feindliche Hauptheer mehre Tage zur Annäherung gebrauchen werde, beschloß er, seine Stellung, mit einigen wenigen indeß angelangten Verstärkungen, zu behaupten, seine Schiffe aber zur Aufsuchung der übrigen zerstreuten, so wie zur Förderung der noch in Sicilien harrenden Truppen, zu entsenden. Sechs Kohorten im Hafen von Leptis, und 17 in

einem Lager bei Ruspina, seinen beiden Waffenplätzen, zusammengezogen, sah er indeß Stunde nach Stunde verstreichen, ohne daß sich ihm ein freundliches Segel zeigte. Am 4. Tage überwog bei ihm die Ungeduld; und schon war er im Begriff, sich selbst an Bord und den Zögernden entgegen zu begeben, als er sie endlich erscheinen sah und nunmehr sein Lager mit 3 Legionen zu füllen vermochte.

Neue Sorge gab ihm das Geschäft der Verpflegung auf diesem absichtlich verheerten Boden, das nur durch eine, sofort am nächsten Tage, mit seiner ganzen Truppenmasse angestellte Durchsuchung der Umgegend von Ruspina beseitigt werden konnte. Kaum aber begonnen, ward es gestört durch den Anblick einer ungeheuern Staubwolke, aufgeregt von den zahlreichen leichten Geschwadern, womit Labienus und Petrejus herbeirückten, ihn in einem weiten Kreise zu überflügeln und einzuengen. Der Angriff begann; Reiterei und Fußvolk unterstützten sich dabei auf die zweckmäßigste Weise und ermüdeten Cäsars Legionsoldaten, ohne ihm jemals festen Stand zu halten. Die Umzingelung gelang auf beiden Flügeln immer vollständiger, und das Heer stand auf dem Punkte, in einen ordnungslosen Haufen zusammengedrückt zu werden und endlich zu erliegen. Cäsar, mit schneller Besonnenheit, bildete zwei große geschlossene Vierecke, welche bald sich fernend, bald sich nähernd, stets einen Theil der Umzingelnden zwischen sich erdrückten, und sich auf diese Weise eben sowol augenblickliche Luft schaften, als durch einen neuen allgemeinen Angriff den Rückzug in das Lager von Ruspina bahnten. Nun aber schlug auch Labienus das seinige hart neben diesem auf; und alle Künste der Feldverschanzung mußten von Cäsar um so mehr aufgeboten werden, sich auf diesem Punkte zu sichern, da auch Scipio mit dem Hauptheer von 8 Legionen binnen 3 Tagen erwartet wurde und, nachdem er wirklich eingetroffen, die ganze Gegend umher mit seiner leichten Reiterei erfüllte. Mangel an Lebensmitteln, wie an Fütterung, in Cäsars Lager war die unmittelbare Folge dieser engen Beschränkung; und noch undurchdringlicher mußte sein Kerker sich schließen, wenn bald auch noch Juba mit seinen Schaaren die feindlichen Linien verstärkte und so jedes Gleichgewicht der Streitkräfte aufhob. Glücklicherweise ward der König durch einen Einbruch der Mauritanier in seine westlichen Provinzen von diesem Kriegsschauplatze abgezogen; während Cäsar alles aufbot, sich von der Seeseite her die mangelnden Unterstützungen schleunigst zu verschaffen. Gleichwol war seine Lage demüthigend genug, daß er es unthätig ansehen mußte, wie Scipio, mit steigender Kühnheit, täglich zum Schlagen gegen ihn vorrückte und selbst zur Bestürmung seines Lagers Miene machte.

Leptis schlug indeß einen Sturm ab, den Labienus ersuchte; die kleine Insel Cercina öffnete ihre Magazine; die Stadt Acilla, welche die Verbindung des Feindes mit Utica erschwerte, ward durch eine geschickte Bewegung genommen, und auch der zweite Truppentransport von Sicilien hatte endlich wohlbehalten das Lager erreicht. Drei und zwanzig Tage hatte Cäsar seine Einschließung ertragen. Jetzt, um nicht etwa gar, wie einst Pompejus bei Dyrrhachium, vom Feinde umwallt zu werden, brach er plötzlich und bei Nacht mit seinen sämtlichen Legionen auf; zog sich südlich durch Ruspina und strebte, einen Bergkamm zu gewinnen, der sich von hier weit landeinwärts zog, und dessen Behauptung ihn in den Stand setzen sollte, den Feind im Rücken einzuengen. Halb war der meisterhafte Marsch bereits gelungen, ehe noch jener ihn gewahrte und nun sofort seine Festsetzung auf dieser Höhe zu verhindern suchte. Labienus leitete den Angriff der Reiterei, aber mit so unglücklichem Erfolg, daß sie gänzlich in die Flucht geschlagen oder vernichtet wurde. Scipio selbst wagte nicht, sie zu unterstützen; während nun schon am nächsten Tage Cäsar von seinen Bergen herniedersteigen, ihm die Schlacht anbieten, und, als er sie verweigerte, sich bedrohlich gegen Uzita, seinen Waffenplatz, wenden durfte. Es zu retten, bezog Scipio eine Stellung, die es nicht rathsam machte, ihn hier anzugreifen, und das nur um so weniger, da Juba's abermalige Annäherung mit einem Theil seiner Macht Cäsars Truppen mit einer ungewöhnlichen, wiewol von ihm bald wieder gehobenen Bangniß erfüllte. Aber auch ihm kamen jetzt noch zwei Legionen aus Sicilien zu, obwol sie den feindlichen Kreuzern nicht ganz entgingen und es des persönlichen Herbeieilens ihres Feldherrn bedurfte, um sie vor noch größerem Unfall zu sichern. Selbst die 9. und 10. Legion setzten, zur Versöhnung ihres früheren Misverhaltens, so gut, als ungeheißen, nach Afrika über; wurden aber auch jetzt noch mit einiger Strenge empfangen, um die erschlaffte Kriegszucht wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Jetzt ging Cäsar an die Ausführung des kühnen Plans, Uzita im Angesicht der ganzen feindlichen Heeresmacht zu belagern, indem er sich, von Labienus vergeblich daran verhindert, einer beherrschenden Anhöhe bemächtigte. Von hier herab führte er zwei gleichlaufende Verwallungen gegen die Stadt hinab, in deren gesichertem Zwischenraume er nunmehr ein zweites Lager, hart unter ihren Mauern, zu errichten vermochte, um von hier aus sein Wurfgeschütz gegen sie zu richten. Scipio glaubte, es jetzt auf eine Schlacht ankommen lassen zu müssen. Er führte sein Heer hervor in eine wohlgelegene Stellung; auch Cäsar that, ihm gegenüber, ein Gleiches; allein jeder fand es, trotz seiner Kampflust, gerathener, den Angriff zu erwarten, als selbst zu unternehmen, um seine örtlichen Vortheile nicht aufzugeben. Nur am späten Abend entspann sich noch ein Reitergefecht, das nichts entschied; allein die feindlichen Heeresführer entschlossen sich auch, von diesem Tage an, zu einem vorsichtigen und alles in die Länge ziehenden Vertheidigungskriege, zu welchem der besonnene Cato, von Utica aus, wo er die Verpflegung leitete, bisher vergeblich gerathen hatte. So gab es nunmehr einen Krieg mit der Schaufel, der Vortheile nahm und gab, während Uzita immerfort bedrängt blieb; bis endlich die täglich schwieriger werdende Subsistenz Cäsarn zwang, das Unternehmen aufzugeben. Die Gegend von Agar, mehr landeinwärts gelegen, versprach ihm reicheren Unterhalt; und dahin brach er bei Nacht durch einen Seitenmarsch auf. Scipio folgte ihm und gab ihm einen harten und ungleichen Kampf mit den numidischen leichten Truppen zu bestehen, als es darum galt, sich von Zeta her durch eine weite Ebene zu bewegen. Er erkannte darin die Nothwendigkeit, seine Legionen an diese neue Art des Fechtens zu gewöhnen und

ihnen eine größere Beweglichkeit zu geben; und so entstand denn eine Reihe verwickelter Märsche und verstellter Angriffe, welche, indem man sich in einem beschränkten Raume umhertummelte, seine Gegner allerdings ermüdeten, aber da diese sich wol vor jeder gegebenen Blöße hüteten, doch zu keiner Entscheidung führten.

Zu dieser fühlte Cäsar sich gleichwol um so mehr gedrängt, da er sie auf Afrikas Boden bereits seit drei nutzlos verlorenen Monaten gesucht hatte. Endlich beschloß er, vermittels eines nächtlichen Gewaltmarsches, den Angriff auf Thapsus, Scipio's südlichsten wohlbefestigten Waffenplatz, den derselbe seinem Schicksal nicht überlassen durfte. Augenblicklich auch erhob sich gegen diese, auf einer Halbinsel gelegene Feste eine Umwallung, welche in einem Halbkreise von Meer zu Meer reichen sollte. Scipio säumte um so weniger, sich ihm dicht auf der Ferse zu halten, da er endlich glaubte, seinen schlauen Widersacher hier in einer Falle ertappt zu haben, aus welcher sich dieser nicht werde loswickeln können, da er zwischen Thapsus, dem Meere und der gesammten republikanischen Kriegsmacht eingeklemt sey. Und doch war es gerade dies, was Cäsar gewollt habe, der durch diese Stellung auf dem engsten Raume jener feindlichen Übermacht auch eine desto geringere Fronte zum Angriff bot, seine beiden Flügel vor Umgehung sicherte und die lästigen numidischen Truppen von sich entfernt hielt. Die beiderseitige kampflustige Ungeduld trieb schon am nächsten Tage zur Schlacht; Cäsars rechter Flügel erwartete sogar nicht einmal das Zeichen zu derselben, sondern stürzte sich auf den Feind, bevor dieser noch seine Aufstellung vollendet hatte, und der, anstatt durch seine, auf beide Flügel vertheilte Elephanten kräftig unterstützt zu werden, von diesen selbst, als sie scheu gemacht, sich wendeten, unter die Füße getreten und in Unordnung gebracht wurde. Die Schlacht war auf diese Weise in eben dem Augenblicke, da sie begann, auch schon entschieden. Die republikanischen Legionen schwankten, überall zersprengt, in der Ebene umher; ihre Blicke suchten ängstlich nach einem Anführer; aber Scipio, Juba und Alle, welche ihnen hätten Vertrauen einflößen können, waren ihren Blicken entschwunden. Das verlassene Lager, das sie flüchtig und mit weggeworfenem Schilde, als letzte Zuflucht, zu erreichen suchten, fanden sie bereits vom Sieger besetzt. Ihnen blieb nur die Ergebung in Cäsars Gnade übrig, deren Zusicherung jedoch durch den unbezähmbaren Blutdurst seiner Krieger, die gegen ihre eignen Führer das Schwert zuckten, furchtbar vereitelt wurde. Zehntausend römische Bürger wurden hier, als Opfer der Soldatenwuth, erbarmungslos abgeschlachtet. Der ganze übrige Rest des Heeres suchte sein Heil in einer eben so unaufhaltsamen, als unerreichbaren Flucht und Zerstreuung.

Den Sieg, nach seiner Weise, aufs kräftigste zu benutzen, ließ Cäsar die Hälfte seiner Legionen zur Bezwingung von Thapsus und Tysdrus zurück, während er selbst gegen Utica aufbrach, wo Cato, in einem so wohlbefestigten Platze, noch einen harten Widerstand erwarten ließ, und diese Erwartung auch gerechtfertigt haben würde, hätte der Muth seiner Mitverbundenen dem seinigen geglichen, oder, was sich aus der Schlacht gerettet hatte, sich ihm anschließen wollen. Er beschränkte demnach seine Fürsorge auf die sichere Entfernung seiner Freunde, und gab sich dann selbst den Tod mit der nämlichen philosophischen Ruhe, womit er für Rom und die Freiheit gelebt hatte. Cäsars gewohnte Milde gegen die Besiegten verläugnete sich auch hier, bei seiner unmittelbar darauf erfolgten Ankunft, nur in seltenen Ausnahmen. Scipio, der sich auf's Meer geflüchtet, aber durch Sturm an die afrikanische Küste zurückgeworfen wurde, stürzte sich, in dem Augenblick, da er ergriffen werden sollte, in sein Schwert und in die Wellen hinab. Der gefangene Afranius ging in einem absichtlichen oder zufälligen Soldatentumulte unter. Juba rettete sich gegen seine Hauptstadt Zama; aber nur, um, mit Aufgebung jeder Hoffnung, samt seinem Begleiter Petrejus, sich den gewaltsamen Tod in den gegenseitigen Schwertstreichen zu geben. Cäsar's Anordnungen verwandelten darauf Numidien in eine römische Provinz, deren Verwaltung Sallustius aus seinen Händen empfing. Auch Afrika erhielt seine neuen Einrichtungen nach der Willkür des Siegers, der, nachdem er noch zuvor die, durch Meuterei am meisten ausgezeichneten Legionen, aus Sorge eines künftigen Rückfalls, auseinander gehen lassen, über Sardinien nach Rom heimwärts eilte.

Unumschränkter als je, trat er hier als Gebieter auf, wo zugleich Senat und Volk, in unterwürfiger Schmeichelei, sich in neuen und ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu überbieten suchte. Vierzigtägige Dankfeste wegen des Sieges über Juba, eine neue 10jährige Dictatur, eine 3jährige Censorwürde, samt einer langen Reihe von Vorrechten und Auszeichnungen, wurden ihm in die Wette gespendet, und erhoben ihn, wenn auch unwesentlich an sich selbst, über jedes gewöhnliche Maß des Bürgers und des Menschen. In feierlicher Rede beruhigte er indeß die bangen Gemüther durch die Zusicherung, kein Marius oder Sulla seyn, sondern die Milde walten lassen — nicht der Römer Herr, sondern ihr Patron — nicht ihr Tyrann, sondern ihr Anführer seyn zu wollen. Sie sollten sich ihn als ihren Vater — er wolle sie auch als seine Kinder denken und ihres Glückes väterlich wahrnehmen.— Hätten diese schönen Worte nur hingereicht, den wahren Republikanern es zu verhehlen, daß fortan nur eigentlich der Soldat und nicht der Bürger herrsche! — Leichter war der große und unverständige Haufe durch Spiele, Feste und Spenden, in einer nie zuvorgesehenen Pracht und Herrlichkeit, gewonnen. Cäsar feierte, in vier auf einander folgenden Tagen eben soviel langverspart Triumphe über Gallien, Ägypten, Pontos und Afrika. Die Soldaten empfingen die ihnen zu Anfang des Krieges zugesagten Ländereien und ein verzehnfachtes Geldgeschenk; der römische Pöbel ein Gastmal, wo er an 22,000 Triclinien schwelgte; überdies Gladiatorspiele, Naumachien in solcher Zahl und Verschwendung, daß selbst die römische Schaulust schier darüber ermüdete.

Wesentlicher war der Ernst und die Kraft, womit Cäsar zu gleicher Zeit die Hand an die Heilung der Wunden legte, an denen der Stat blutete. Er stellte die Würde der öffentlichen Ämter, die er bestehen ließ, dadurch her, daß er sich den unmittelbarsten Einfluß auf die Ernennung zu denselben vorbehielt. Er begünstigte

die Bevölkerung des, durch so lange und mörderische Kriege erschöpften Italiens durch Bewilligung bürgerlicher Vorzüge, durch Verminderung der Haussklaven und erleichterte Gewinnung des römischen Bürgerrechts. Rom selbst reinigte er durch Zurückweisung des dahin zusammengeströmten Gesindels; er erneuerte eine Anzahl älterer heilsamer Gesetze und traf Anstalten zur Verbesserung der verwirrten Zeitrechnung, durch welche alle Jahreszeiten und öffentliche Feste verrückt worden waren. Zu gleicher Zeit huldigte ihm eben sowol, bei der gestatteten Zurückkehr seines früheren erbitterten Gegners Marcellus, die Beredtsamkeit Cicero's in einer Danksagung, die Alles erschöpfte, was dem Machthaber Feines und Schmeichelhaftes gesagt werden mochte; als er selbst dieser nämlichen Rednerkraft, schier unwillkürlich, den Preis zuerkannte, da sie ihn siegreich um das Leben des Q. Ligarius bestürmte. Ungleich schwieriger indeß gestattete er selbst seinen Freunden und Vertrauten einigen Einfluß auf seine Entschließungen; so wie er überhaupt den Zugang zu seiner Person absichtlich und zum Verdruß der Patricier erschwerte. Selbst die öffentliche Volksstimme ward gegen ihn laut, als, unerwartet, aber wol nicht ungerufen, Cleopatra in Rom auftrat und, mit den Festen und Lustbarkeiten einer verschwenderischen Gastfreiheit, von ihm unter sein eigenes Dach aufgenommen wurde.

Mitten in dieser Fülle der Macht und des Genusses trafen jedoch Boten aus Hispanien ein, welche den Gewaltigen unlieblich aus seinen süßen Träumen aufstörten. Die dortigen Legionen, so wie die Provinz selbst, durch Q. Cassius unkluge Behandlung gereizt, hatten ihre wahren Gesinnungen gegen Cäsar zu deutlich verrathen, um nicht, nach der letzten, für ihn so günstigen Wendung der Dinge, seine Rache zu fürchten. Schon früher mit Scipio im geheimen Verständniß, hatte dieser den jüngeren Cn. Pompejus und seinen Bruder Sextus nach Hispanien entsandt, um ihnen Führer zu geben, deren Namen schon hinreichen könnte, sie zu begeistern. Noch aber standen sie an, sich für dieselben laut zu erklären, bis Cäsars Sieg bei Thapsus und seine auch nach Hispanien entsandten Legionen ihnen keine Wahl mehr übrig ließen, als sich in offener Empörung gegen ihn in die Waffen zu stellen. Nur wenige einzele Punkte auf der Halbinsel blieben Cäsars Sache treu; Cn. Pompejus ward mit dem Oberbefehl bekleidet und fand eine bedeutende Stütze an Labienus, der sich glücklich zu ihm gerettet hatte. Cäsar, diesen neuen, kaum mehr erwarteten Gegner zu vernichten, traf seine Vorbereitungen und Anordnungen in Rom mit der nämlichen reißenden Schnelligkeit, womit er sich selbst auf den Schauplatz des emporglimmenden Krieges versetzte. Seine Gegner, unfähig die ganze Halbinsel gegen ihn zu behaupten, hatten ihre Waffenmacht klüglich auf die Provinz Bätica beschränkt, die ihnen in allem die ergiebigsten Hilfsquellen darbot. Das von ihnen belagerte Ulia ward gleichwol von Cäsar entsetzt, der sofort auch Corduba bedrohte, den Übergang über den Bätis erzwang, aber durch Cnejus Herbeieilen und verständige Vorkehr in seinen Fortschritten gehemt wurde. Auch bei der Belagerung von Ategua, zu welcher er sich nunmehr wandte, fand er den nämlichen Widerstand und sah sich durch Mangel und Entbehrung in eine immer mißlichere Lage gedrängt: aber seine Beharrlichkeit siegte eben sowol über den Widerstand der Besatzung, als die Anstrengungen des pompejanischen Heeres, den Platz zu retten, der sich endlich der Gnade des Siegers unterwarf. Neue Eroberungen reihten sich dieser Waffenthat an, bis endlich doch das Bedürfniß des Unterhalts ihn drang, sich südlich, an Hispalis vorüber, in die Ebene von Munda zu ziehen, aber auch durch diese kühne Bewegung seinen Gegner zu der so lange und sorgsam vermiedenen Hauptschlacht zu nöthigen. Dreizehn Legionen, samt 6000 Mann leichter Truppen, die Bundesgenossen ungerechnet, bildeten, längs einer steilen Anhöhe, die Schlachtordnung des Cnejus mit der sichern Zuflucht nach Munda im Rücken. Cäsar hingegen, der seine Veteranen auf die Flügel vertheilt hatte, während die unzuverlässigeren Neugeworbenen die Mitte bildeten, rückte, 80 Kohorten stark, durch die vorliegende weite Ebene an einen morastigen Bach, der beide Heere schied. Sein Stocken bei diesem allerdings schwierigen Übergange entzündete die Hitze seiner Gegner, sie verließen ihre vortheilhaften Höhen und stürzten sich dem Handgemenge entgegen. Dennoch wirkte die Überraschung dieses Angriffs, verbunden mit einer an Todesverachtung gränzenden und schier verzweifelten Erbitterung, so nachtheilig auf die Cäsarianer, daß die sieggewohnten Legionen, nach einem mörderischen Kampfe, bereits zu wanken begannen. Ihr Feldherr, jetzt zum ersten Male dahin gebracht, weniger um die Palme, als um Luft und Leben zu ringen, sah mit einer namenlosen Bewegung, was ihn bedrohte. Er warf sich, zornentbrant und unter schneidenden Vorwürfen, selbst in die vordersten Reihen seiner Streiter; weniger vielleicht in der Hoffnung, die Schlacht herzustellen, als einen rühmlichen Fall zu erkämpfen. Dennoch befeuerte dies Beispiel seine Veteranen zu neuer gewaltsamen Anstrengung ihrer erschöpften Kräfte. In dem nämlichen Augenblick erschien ein Trupp mauritanischer Reiter im Rücken des Feindes. Labienus, der diesen Schwarm hätte verachten sollen, zog 5 Kohorten aus der Linie, ihn zu zerstreuen. Cäsar verkündigte, bei diesem Anblick, mit lauter Stimme seinem Heere des Feindes beginnende Flucht. Hier, wie dort, verwandelte sich plötzlich die Stimmung der Kämpfenden und mit ihr das Glück des Tages. Schwankend, weichend, fliehend, niedergemetzelt räumten die Pompejaner den Wahlplatz, den 33,000 Erschlagene deckten und mit denen auch Labienus fiel. Der Rest warf sich kümmerlich in Munda. Cnejus flüchtete zu seiner Flotte, ward immer enger bedrängt, und endete, verlassen und in einer dunklen Höhle ergriffen, unter dem Dolch seiner Verfolger; Sextus barg sich in den fernen Gebirgen Celtiberiens. Munda ward berent gehalten, während Cäsar nach Corduba flog, um diese Hauptstadt vor der Verheerung des zahlreichen, früher von Sextus bewaffneten Sklavengesindels zu schützen, das seinen Untergang unter dem strafenden Schwerte fand. Auch Munda's verzweifelter Widerstand ward endlich, so wie jedes andere schwache Aufglimmen der Empörung in ganz Hispanien, bezwungen. Cäsars geheime Abneigung gegen dies Land offenbarte sich in der strengeren Behandlung, die es erfuhr, und deren einzele ausgeführte Maßregeln ihn noch länger, als er wünschte, auf diesem Boden zurückhielten.

Endlich, als unbedingter Sieger nach Rom heimgekehrt, dessen Ruhe durch seine 1jährige Abwesenheit keinen Augenblick gestört worden, fand er auch hier ein Volk, das nur von dem einzigen Bestreben beselt schien, sich unterwürfig an der Glorie seines Glückes zu sonnen; nur ihm zugefallen; nur seine Aufmerksamkeit und Gunst auf sich zu leiten. Supplicationen von 50 Tagen, Spiele, Feste und Gastmäler, ihm zu Ehren, und ein angestellter hispanischer Triumph, waren bereits ein zu gewöhnlicher Ausdruck der Huldigung geworden, um auch nur seine Eitelkeit zu befriedigen. Bis zum Unsinn, oder gar zur Ruchlosigkeit, wetteiferte die Schmeichelei, neue, ungewöhnliche Auszeichnungen an seine Person zu heften; wo, von unzähligen, noch die Eine wenigstens ihn um Jahrtausende überlebt hat, die den Monat Quintilis nach seinem Namen Julius benannte. Gewichtiger war ihm die Übertragung der Dictatur auf Lebenszeit, und der Titel eines Imperators, der jetzt, in einem ganz neuen Sinne, den Oberbefehl über die gesammte römische Kriegsmacht in ihm vereinte. Er selbst fand sich endlich zu der Äußerung gedrungen, daß die ihm gewährten Ehren eher einer Einschränkung, als einer Erweiterung bedürfen möchten. — Noch rühmlicher spricht es für ihn, daß er, bei seltenem Misbrauch jener falschen Größe, einen desto trefflicheren und wohlthätigeren Gebrauch von der wahren zu machen mußte. In diesen 6 letzten Monden seines Lebens rief seine Großmuth alle seine bisherigen Widersacher zu vollkommner Straflosigkeit und in ihr rechtmäßiges Besitzthum, viele sogar in sein Vertrauen und zu neuen Würden im State zurück. Den Erpressungen der Statthalter, dem Luxus, der Unordnung in der Rechtspflege ward durch weise Verordnungen gewehrt; große Büchersamlungen, wie neue prachtvolle Tempel und Theater, sollten Rom schmücken; neue Heerstraßen über den Apennin angelegt, eine genaue statistische Beschreibung des ungeheuren Römerreichs zusammengetragen, die Austrocknung der pontinischen Sümpfe bewirkt, der Tiber ein neues Bette gegraben, der Hafen von Ostia erweitert werden. Das zerstörte Carthago, wie Corinth, sollten als römische Kolonien, aus ihren Trümmern herrlicher wieder aufstehen und der Isthmus der letzteren Stadt durchgraben werden. Doch, mehr denn Alles, beschäftigte seine Sele ein neuer, alle seine früheren Thaten überstrahlender Kriegszug, den er, zur Rache für Crassus schimpfliche Niederlage, gegen die furchtbaren Parther unternehmen, wobei er auf dem siegreichen Rückwege das kaspische Meer und den Kaukasus umkreisen und mitten durch Scythien, Sarmatien und Germanien sich neue Bahnen brechen wollte. Viel war zu diesem neuen Alexanderzuge schon vorbereitet; noch größere Rüstungen waren im Begriff, sich zu entfalten. Sechszehn Legionen und zehntausend Reisige standen wirklich in Macedonien, des Aufbruchs gegen den Orient gewärtig.

Doch ohne Sinn für Entwürfe von solcher Größe, fühlte sich der Römerstolz durch sie weniger geschmeichelt, als je mehr und mehr beleidigt und geärgert durch Cäsars stete kühne Abweichungen von dem hergebrachten Geleise der republikanischen Verwaltung, die blos einer launenhaften Willkür angerechnet wurden. Sein ungeduldiger starker Geist vermochte nicht, diese Formen, aus denen längst die Sele entwichen war, zu achten, sobald sie seinem Wirken den Weg vertraten. So zog er blos das Bedürfniß, seine Anhänger für frühere Opfer zu belohnen, zu Rathe, wenn er den Senat auch durch fremdes und minder edles Blut allmälig bis zu 900 Mitgliedern vermehrte. So betrachtete er alle Statsämter der alten Verfassung nur als Titel, die ihre Wirksamkeit erst durch seine nähere Bevollmächtigung empfingen. Immer aufs neue täuschte er die Patrioten in ihrer Erwartung, daß es sein Ziel sey, alles im State zu beruhigen, und dann den alten gesetzmäßigen Zustand der Dinge, den sie selbst so sehnlich wünschten, wieder einzuführen; um so mehr aber wurzelte auch in ihrem Innern ein Groll, der die Unzufriedenen einander näher führte und sie in ihren Gesinnungen vereinte. Sein hohes Selbstgefühl galt ihnen als unerträglicher Stolz; jede angenommene Auszeichnung als Kitzel einer unersättlichen Eitelkeit; jede kräftige Maßregel als nackter Despotismus; der unbewachte Freimuth seiner Rede als vollendete Nichtachtung der öffentlichen Meinung; und gestand er selbst, daß die Republik zu einem wesenlosen Schatten geschwunden sey, so enthüllte er dadurch deutlich genug, sein letztes Ziel — die Königskrone. Es war indeß keine kindische Grille, die ihn diesem Ziele entgegen trieb: denn konnte Rom als Republik nicht länger bestehen, so mußt' es sich nothwendig in eine Monarchie verwandeln.

Was sein vorgerücktes Alter ihm nicht gestattete, durch eine langsame künstliche Gewöhnung, der Nation allmälig abzugewinnen, (wie es nach ihm, und durch sein Beispiel gewarnt, Octavian mit so glücklichem Erfolg versuchte) das hoffte er ihr eben sowol durch den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit, als durch eine gelungene Überraschung abzuschmeicheln. Dem dunklen Schreckbilde, wovon jeder Römer sich schon beim bloßen Königsnamen berührt fühlte, wurde zuerst leise der Ausspruch eines Orakels entgegengesetzt, daß ebenso, wie Roms beginnende Größe, so auch seine vollendete, einen König erfodere. Cäsars Bildsäule fand im Capitol, wie im Tempel des Quirinus, ihren Platz in der Reihe der alten Könige. Sein im Forum aufgestelltes Standbild fand man eines Morgens geschmückt mit der Königsbinde, und obwol das Volk diesen verlorenen Versuch ungünstig genug aufnahm; obwol bei einem festlichen Umzuge der laute bewillkommende Zuruf der Menge augenblicklich verstummte, sobald einige bezahlte Schreier ihn als König begrüßten; — ja, selbst als am nächsten Feste der Lupercalen M. Antonius selbst die Rolle übernahm, dem Dictator öffentlich das Diadem entgegenzubieten: da schwieg das Volk, bis der Gewaltige, nothgedrungen, die dargebotene Gabe zurück wies, um nun sofort in lauten losgelassenen Jubel auszubrechen. — Die nämliche Scene, als Antonius knieend darauf bestand, aus seinen Händen zu empfangen, was ein dankbares Volk ihm biete, und als Cäsar, mit schwerer Selbstverläugnung, gebot, das allverhaßte Stirnband auf dem Capitol niederzulegen, wo Jupiter, Roms einziger König, thronte. — Wie groß auch der Unmuth des Hartgetäuschten seyn mochte, so wich er doch bald der besseren Überlegung und erwartete fortan den gewünschten Erfolg von dem römischen Aberglauben, dem zufolge die befragten

sybillinischen Bücher erklärten, daß zu einem glücklichen Kriege gegen die Parther die Anführung eines Königs vonnöthen sey. Hierauf gestützt, sollte der dazu durch sein Amt befugte Quindecimvir L. Cotta an einem bestimmten Tage (15. März 710.) im Senat den Antrag machen, den Dictator mit der königl. Würde zu bekleiden, die nur in Rom selbst vor Roms höheren Schutzgeistern weichen möge.

Durch einen solchen Schritt ward aber dem Stande der Optimaten fortan jede Bedeutung entzogen und die Republik, auch dem letzten Schall des Namens nach, zu Grabe getragen. Die Unzufriedenen sahen sich in ihrem stillen Grimm auf's Äußerste getrieben. Auf Cicero hatten sie bisher, als den Verfechter der sterbenden Freiheit, ihre Blicke geheftet: allein er trat schweigend zurück und schien, zerfallen mit sich selbst, eben so wenig Cäsars Gunst entbehren, als sich in ihr entschädigen zu können. Allein unter des Dictators Freunden selbst fanden sich die eigensüchtigen Herzen, die zwar der gehoffte Umsturz und die Beute, aber nicht die Ordnung und Gesetzlichkeit des Stats zu seinen Parteigängern gemacht hatte, denen jetzt die Ausflüsse seiner Gunst im schreienden Misverhältniß mit ihren Verdiensten dünkten, und die sich leicht zu bitterm Hasse gegen ihn aufreizen ließen. Hauptsächlich aber waren es die Feuerköpfe, welche, fest an der alten Statsform haltend, nur der unvermeidlichen Nothwendigkeit wichen, indem sie sich dem neuen Gewalthaber anschlossen, ohne irgend einen seiner Schritte zu billigen, und die selbst ihre edleren Gefühle bekämpften, um die Achtung und Liebe, die er ihnen freigebig spendete, mit stillem Haß zu vergelten. Caj. Cassius und M. Brutus begegneten sich beide in diesen Gefühlen zu sehr, um sich nicht auf's engste einander anzuschließen. Schon in seinem Namen fand Brutus eine bedeutungsvolle Auffoderung, sich zum Werkzeuge des dunklen Schicksals herzuleihen; schon über finstern Entschlüssen brütend, wagte Cassius nichts mehr dabei, ihn in seiner eignen Sele lesen zu lassen, ihn zum Beitritt zu dem geheimen Bunde der Unzufriedenen unter den Senatoren und aus Roms edelsten Geschlechtern, zu vermögen, deren Sele und Vereinigungspunkt er selbst bereits geworden war. Ihr Verein zielte auf Mord, und Cäsar selbst erleichterte ihnen diesen verwegen scheinenden Gedanken durch die Vernachlässigung jeder Sorge für seine persönliche Sicherheit. Er war ohne Leibwache; Rom ohne Truppen, und selbst den Rath seiner Freunde, eine durch Waffen errungene Herrschaft auch durch die Waffen zu behaupten, hatte er mit der Äußerung zurück gewiesen, daß er es vorziehe, zu Grunde zu gehen, als sich blos fürchten zu lassen. — Selbst der Argwohn war seiner großen Sele fremd, und, den Angebern stets abhold, erklärt es sich daraus um so eher, wie die zahlreichen Verschwornen ihr gefährliches Geheimniß hüten konnten, das gleichwol, durch die seltsamsten Zufälle, mehr als ein Mal auf dem Punkte stand, ihnen zu entschlüpfen und sein sorgloses Ohr zu erreichen. Ja, wo es dasselbe sogar wirklich erreichte und den Namen „Brutus" stammelte, da rief er, im edlen Glauben an menschliche Tugend: „Nein, an dieser alten abgezehrten Brust vergreift sich Brutus nicht!" — Geringer war seine Zuversicht auf Cassius, dessen Blässe ihm nicht gefiel, und von dem er gewiß zu seyn glaubte, daß er etwas Dunkles in der Sele wälze: aber er blieb weit entfernt, den Finstern anzufeinden oder auf seine geheimen Schritte zu lauern.

Vielfach waren indeß die Berathschlagungen, wann, wo und auf welche Weise das große Opfer für die römische Freiheit fallen sollte; bis man sich endlich einigte, noch vor Cäsars nahem Abgang zum Heer, in der Curie und in der nämlichen vollen Senatsversamlung, wo Cotta seinen Antrag über die Königswürde machen wollte, zu den Füßen der dort errichteten Bildsäule des Pompejus mit vereinter Gewalt über den Wehrlosen herzufallen. Kein Tropfen Blutes, außer dem des Dictators, sollte weiter vergossen werden. — Und wie sorgfältig auch alle Rollen des blutigen Trauerspiels vertheilt wurden; mit welchem scheuen Bangen die Verschwornen, als der verhängnißvolle Tag heranbrach, jeden ihrer Schritte abmaßen; wie schwer ihnen auch das Herz im Busen klopfte, wenn sie, zu wiederholten Malen, durch kleine zufällige Ereignisse geschreckt, schon alles für entdeckt und verloren achteten und im Begriffe standen, die bereit gehaltenen Dolche gegen ihre eigene Brust zu kehren: dennoch war es nahe daran, daß ihnen ihr Opfer entging, wenn Cäsar den Bitten seiner Gemalin Calpurnia nachgab, welche, von bösen Träumen beunruhigt, ihn heiß beschwor, die Schwelle seines Hauses nicht zu verlassen. Schon geneigt, ihrer ängstlichen Zärtlichkeit zu willfahren, bestimmte ihn endlich der feine Spott eines anwesenden Verschwornen über diese anscheinende Schwäche, sich von demselben mit fortziehen zu lassen. Der Unglückliche betrat die Curie und nahm seinen Statssessel ein, um welchen die Verbündeten sich, wie zufällig, in dichter Gruppe zusammen drängten. Tullius Cimber, einer aus ihrer Zahl, bestürmte ihn, wie verabredet worden, mit Bitten um die Begnadigung seines verurtheilten Bruders, und ließ sich durch des Dictators Weigerung so wenig zurückweisen, daß er vielmehr dessen Gewand ergriff, um es ihm von den Schultern zu ziehen. Cäsar schrie über Gewalt: aber nur diesen Augenblick erwartend, führte, hinter seinem Stuhle hervor, Casca den ersten unsichern Stoß gegen seinen Hals. Der Getroffene fuhr bestürzt von seinem Sitze auf, packte die Mörderfaust und versuchte eine schwache Abwehr mit seinem Schreibgriffel; während bereits von allen Seiten die Genossen auf ihn eindrangen. Jetzt warf er sich entschlossen ihren blinkenden Dolchen entgegen, und brach nur dann erst sein erbittertes Schweigen, als seine Blicke auf Brutus trafen. Da schmolz seine Sele in schmerzlicher Rührung. „Auch du, mein Sohn!" rief er, und hüllte sich, von jetzt an widerstandlos, in seine Toga, bis er, durchbohrt mit 23 Wunden, zu Boden sank. Schon der zweite Stoß, der seine Brust traf, war tödtlich gewesen. Der blinde Ungestüm der Mörder hatte sie sich zum Theil unter einander selbst verwunden lassen. — Was unmittelbar und in weiterem Verlauf auf diesen verhängnißvollen Meuchelmord folgte, gehört und findet sich in mehr als einem der andern Artikel dieses Werks (vgl. M. Antonius, M. Brutus, C. Cassius Longinus, M. Tull. Cicero, C. Octavianus Augustus).

Cäsar steht in der Weltgeschichte da als eine der

glänzendsten Erscheinungen, die das Menschengeschlecht eben so sehr durch ihre geistigen Vorzüge ehren, als durch die unrechtmäßige Anwendung derselben betrüben. Kaum war das Leben irgend eines Sterblichen reicher an Thaten, noch ein Kopf seinen Zeitgenossen überlegener an Genie, oder ein Charakter an Kraft des Willens. Als Statsmann leuchtet sein Genie eben so strahlend hervor in dem Parteienkampfe, wie als Heerführer in einer Kunst des Krieges, welche selbst seine gelungensten Schüler nicht begriffen und nicht gegen ihn zu kehren vermochten. Treffender und würdiger ist nie über ihn geurtheilt worden, als von Joh. v. Müller (24 Bücher Allg. Gesch. VI. 25—29.). „Cäsar hatte seine, in der ersten Jugend schwächliche Gesundheit durch unaufhörliche Leibesübungen so gestärkt, daß sie alle Jahreszeiten und jedes Klima ertrug. In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Range des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indeß er sich alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, der Kraft und Höhe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene, ihm eigne Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. Wir sind auf den Mann gekommen, welcher, in 14 Jahren, das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien, und zweimal Spanien, unterwarf; Teutschland und Britannien betrat, mit einem Heere Italien siegreich durchzog, die Macht Pompejus des Großen stürzte, Ägypten zum Gehorsam brachte, den Sohn Mithridats, Pharnaces sah und schlug, in Afrika den großen Namen Cato's und die Waffen des Juba besiegte, 50 Schlachten lieferte, worin 1,192,000 Mann geblieben seyn sollen; bei dem Allen, nach Cicero, der größte Redner; für Geschichtschreiber ein unübertroffnes Muster; gelehrt auch über Grammatik und Auspicien schrieb, und große Plane der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reichs, bei beschleunigtem Tod, wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen. Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoß der Lust und wurde nicht ihr Sklave. Im Kriege zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wären; keine Kriegslist, welche er nicht, vermittelst unerwarteter Wendungen, zu vereiteln gewußt hätte. Seine Kriegs-Maximen waren einfach und entscheidend; zu den Soldaten redete er zuversichtlich über die Gründe seiner Hoffnung zu siegen. Überhaupt gibt Cicero seinen Reden das Zeugniß, daß sie einem, aus reiner Silberquelle fließenden Bach zu vergleichen waren; daß, wenn Cäsar sie schmücken wollte, er unverbesserliche Gemälde in dem besten Lichte darstellte; daß der Charakter des Ausdrucks, der Stimme, der Action edel und von sachwalterischen Künsten entfernt gewesen sey. — So bezeichnet er in seinem Geschichtbuche jeden Gegenstand mit dem angemessensten Ausdruck; die seltenen Betrachtungen sind in seiner großen Manier und hin und wieder einige Züge einer unbeleidigenden Ironie. Er schrieb dieses Werk schnell und (wie Quinctilianus mit Recht urtheilt) in gleichem Geist, womit er gestritten. — Seine Soldaten nannte er **Kriegsgesellen**; die Tapfersten pries er öffentlich; in Gefahren erinnerte er sie daran, die sie mit ihm vorhin glücklich bestanden; seiner Liebe für sie; deren, die er von ihnen erwartete, die sie ihm so oft bewiesen; seiner Sorgfalt, womit er den Erfolg nun gesichert habe. In der That waren sie ihm so ergeben, daß in einem wichtigen Fall der, statt seiner Kommandirende nichts stärkeres zu sagen wußte, als: Soldaten, stellt euch vor, Cäsar sehe euch! — Dieser seinen Planen Alles aufopfernde Mann, sobald er gesiegt, war die Güte selbst; gleichviel ob nach dem Hang seiner Natur, oder weil er den edlen Sinn hatte, die größte Klugheit hierin zu erkennen. — Jeder Bericht seiner Siege mehrte die Bewunderung Roms; sein tägliches Leben befestigte seine Liebe im Herzen seiner Krieger; er hatte eine solche Mischung der größten und schönsten Eigenschaften, daß sie einig ihm ergeben wurden. Er übertraf alle andere Helden seiner Klasse: Alexander hatte keine solche Schwierigkeiten zu überwinden, und Karl den Großen hinderte sein Zeitalter, daß er nicht so aufgeklärt seyn konnte. — Wenn man die meisten folgenden Gewalthaber, in deren Hände Cäsars ungemessene Macht gekommen ist, wenn man den völligen Untergang der alten Tugenden, den Ruin des Reichs, die daraus erfolgte lange Nacht der Barbarei, den unersetzlichen Verlust der Künste und Wissenschaften, in Erwägung zieht: so ist gewiß, daß, wenn Cäsars große Sele das Alles sehen kann, er selbst beklagen muß, daß er hiezu Anlaß gab. Wenn man die Folgen seiner Ermordung, die Thaten 3 neuer Tyrannen, das bei Philippi vergossene Blut, die Unmöglichkeit, eine Republik ohne Sitten, oder die Sitten in einer so großen Republik zu erhalten — wenn man dieses erwägt: so erhellet wol, daß nicht dieser Cäsar, sondern die ungerechte römische Eroberungssucht, Ursache alles Übels war. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, Alles zu vermögen, ohne diese Kraft gelegentlich zu misbrauchen; wenn man bei inniger Selbstprüfung die Ungewißheit bemerkt, ob wir selbst, in gleichem Falle, enthaltsamer gewesen seyn dürften: so vergibt man Rom die Eroberungen, dem Cäsar seine Macht, beklagt die Schwäche der Vernunft im Kampfe gegen Leidenschaften, und arbeitet mit erneuerter Anstrengung an Mäßigung der letzteren."

Cäsars Schriften fanden, auch ohne Rücksicht auf ihre Entstehung während seiner schnellen Reisen und unter dem Tumulte des Lagers, schon bei seinen Zeitgenossen die rühmlichste Anerkennung und haben auch in den auf uns gekommenen Resten derselben eben sowol die höchste Würdigung aller Zeiten sich erzwungen, als das Bedauern über das Entbehrniß der vielen verloren gegangenen erregt. Denn als Muster des classischen Styls, der einfachen Eleganz, des ruhig klaren Geistes im Überblick der Verhältnisse, der anspruchlosen und doch erschöpfenden Darstellung eigener Großthaten sind seine Kommentarien vom gallischen und bürgerlichen Kriege das unerreichte Muster für alle spätere Memoirenschreiber geblieben *).

(J. Ch. L. Haken.)

*) *J. Caesaris* Comment. — *Hirtius* bell. alex., afric. et hisp. — *Sueton.* in Caes. — Plut. in Caes., Pomp., Crass., Brut., Cic., Cat. —

Cäsar (Lucius Julius), (688 nach R. Erb.) mit L. Marcius Figulus Konsul, war Cicero's unmittelbarer Vorgänger in dieser Würde; und in Catilina's Verschwörungs-Prozesse stimmte er edelmüthig gegen den verhaßteten Lentulus Sura, seinen Schwager. Späterin hielt er sich zu Cäsars, seines Verwandten, Partei. Als Antonius, des in Alexandria und Pontus kämpfenden Dictators Stellvertreter in Rom, durch eigenwilligen Misbrauch seiner Gewalt in Italien Alles in Verwirrung gesetzt hatte und der Aufstand der unzufriedenen Legionen in Campanien ihn drängte, sich zu Beruhigung derselben persönlich in ihre Standquartiere zu begeben, war es Lucius, sein mütterlicher Oheim, dem er hinwiederum, in seiner Abwesenheit, Roms Obhut anvertraute, wo der Volkstribun P. Corn. Dolabella, an der Vernichtung der bestehenden Schuldgesetze arbeitend, die inneren Bewegungen bis schier zur völligen Auflösung der Statsgewalt zu treiben versuchte, und wo zwischen Gläubigern und Schuldnern täglich ein offner blutiger Krieg geführt wurde. Lucius, obwol durch Geburt, Würden und Tugenden ehrwürdig, fühlte sich dennoch zu schwach, diesem Sturme zu gebieten; und er mußte es sogar geschehen lassen, daß die Vestalinnen, samt ihren Heiligthümern, ihren Tempel verließen, wo sie keine Sicherheit mehr fanden. — Im nächsten Jahre nach des Dictators Ermordung war Lucius unter denen gewesen, die dafür stimmten, Antonius für einen Feind des Vaterlandes zu erklären. Sobald sich jedoch das neue Triumvirat zwischen diesem, Octavianus und Lepidus gebildet hatte und wieder in Rom aufgetreten war, wüthete es in zahllosen Proscriptionen, wobei die Tyrannen einander ihre nächsten Verwandten, als Unterpfänder einer unwürdigen Nachgiebigkeit, gegenseitig auslieferten. So gab auch Antonius seinen Oheim Lucius Cäsar preis; und nur mit Mühe ward dieser durch seine Schwester Julia, des Triumvirs Mutter, gerettet, die ihn in ihrem Hause barg und vor den ausgesandten Mördern schützte, obgleich sie genöthigt war, dem Kühnsten derselben zu erklären, daß der Weg zu dem Geächteten nur über ihren blutigen Leichnam gehe. Noch mehr, sie begab sich zur Stelle auf das Forum, wo Antonius auf dem Richtstuhl saß; bekannte sich ihm als Lucius Hehlerin und foderte für sich selbst die dadurch verwirkte Todesstrafe. Da endlich verzieh Antonius, mit dem milden Vorwurf, daß sie sich als bessere Schwester, denn als gute Mutter erweise.

Cäsar (Lucius), ein jüngerer Verwandter des Dictators, aber von der entfernteren Linie, und nie ein Freund seiner Partei. Er begann seine politische Laufbahn, noch ehe er ein öffentliches Amt bekleidete, in dem Augenblick, da jener durch Überschreitung des Rubico den bürgerlichen Krieg durch die That begonnen hatte. Pompejus, diesen Ausbruch zu vermeiden, sandte ihn und den Prätor L. Roscius, mit friedlich lautenden Aufträgen, an den Proconsul nach Ariminum. Allein des Imperators wahre Absicht, blos Zeit zu gewinnen, lag unter seinen freundlichen Worten zu offen am Tage, und Versöhnung überhaupt stimmte zu wenig zu Cäsars Entwürfen, als daß dieser Versuch, samt manchem folgenden, zu einer Annäherung geführt hätte. — Später erblicken wir Lucius in Utica, als Cato's Quästor, da dieser in dem kurzen afrikanischen Kriege von hier aus die Verpflegung des republikanischen Heeres leitete, und zugleich als Sprecher an der Spitze des Municipal-Raths dieser Stadt. Als die Schlacht bei Thapsus das Verderben seiner Partei entschied, und Cato, bevor er sich selbst den Tod gab, den Uticensern empfahl, dem Sieger entgegen zu gehen und sich in seine Milde zu ergeben, deutete er zugleich auf Lucius, der schon durch seinen Namen am besten geeignet sey, ihnen Eingang zu verschaffen; ja, er besserte sogar noch an der Rede, welche dieser zu solchem Zweck aufgesetzt hatte. Vor den Thoren von Utica traf Lucius auf den Dictator, warf sich zu seinen Füßen und erlangte die Verzeihung, um die er flehte. Doch mit lang genährtem Groll gegen ihn im Herzen, wenn auch nicht wegen seiner politischen Farbe, so doch wegen des wilden Frevels, womit der Unbesonnene unlängst erst sowol seine Freigelassenen und Sklaven ermordet, als selbst mehre Bestien, welche zum Beispiel für das römische Volk bestimt gewesen, hatte abschlachten lassen, zog ihn Cäsar bald darauf zur gerichtlichen Rechenschaft. Zwar erfolgte keine Verurtheilung, weil sie vielleicht einen zu gehässigen Schein gehabt hätte. Doch geschah es ohne Zweifel nicht ohne ausdrückliche Veranstaltung, daß Lucius bald darauf in einem Auflauf der Truppen sein Leben einbüßte.

Cäsar (Sextus), war (708. nach R. Erb.) noch ein junger Mann, als der große Cäsar, auf dem Zuge aus Ägypten gegen Pharnaces, wol nur aus Rücksichten einer nahen Verwandtschaft, ihm eine Legion und die Verwaltung Syriens übertrug. Unerfahren, weichlich und nur auf Genuß erpicht, vermocht' er es nicht, sich die Achtung und Liebe seiner Truppen zu gewinnen; noch weniger aber eine Empörung der durch Tempelraub erbitterten Syrier zu stillen, an deren Spitze sich Cäcilius Bassus, ein geächteter Pompejaner vom Ritterstande, gestellt hatte. Diesem gelang es leicht, die Truppen des Sextus zu verführen, die ihren Anführer tödteten und zu Bassus übergingen.

Cäsarion. Der Dictator Cäsar befand sich (708 nach Roms Erb.) in Pompejus Verfolgung, zu Alexandria, als Cleopatra, die Tochter des Königs Ptolemäus Auletes, ihn hier mit eigener Lebensgefahr aufsuchte, um durch ihn ihre Ansprüche auf den Thron Ägyptens geltend zu machen. Cäsar, ihrem Geist, wie ihren Reizen huldigend, knüpfte mit ihr, während seines verlängerten Aufenthalts, eine sehr enge Verbindung. Nicht lang nach seiner Entfernung genas sie eines Sohnes, dessen Namen Cäsarion nicht undeutlich auf seinen Ursprung hinwies. In späterer Zeit fand es Antonius seiner Politik gemäß, jene Vermuthung durch seine aus-

Dio Cass. — *Vellej. Paterc.* — *Oros.* — *Appian.* — *Cic. epp. ad Attic. et fam.* — Leben des C. Jul. Cäsar von A. G. Meißner; und fortgesetzt von J. C. L. Haken. Vier Bände.

drückliche Versicherung vor dem Senat und dem ägyptischen Volke, daß Cäsar ihn als seinen Sohn anerkant habe, zu bestätigen; wogegen Oppius, des Dictators einstiger enger Vertrauter, in einer besondern Schrift das Gegentheil behauptete. Als Triumvir ernannte Antonius den Knaben in dieser Beziehung, zugleich mit seiner Mutter, zum Beherrscher von Ägypten, Libyen, Cypern und Coelesyrien. Die Schlacht bei Actium entschied jedoch bald über das Schicksal des Unglücklichen. Octavianus hatte seinen Tod beschlossen: doch Cleopatrens zärtliche Sorfalt veranstaltete seine Flucht nach Äthiopien und Indien; und schon war er in Sicherheit, als sein Erzieher, Rhodon, mit dem Verrath im Herzen, den Leichtgläubigen bewog, nach Ägypten zurückzukehren, weil Octavianus im Sinne habe, ihm die Krone aufzusetzen. In Alexandrien aber wartete seiner der Kerker: doch erst nach Cleopatrens Tode entschloß sich der umsichtige Machthaber, ein Leben, das so anspruchsvoll zwischen ihn und Cäsar zu treten schien, nicht länger zu fristen. Bedurfte es dazu noch eines neuen Anreizes, so mochte auch wol ein, von einem kaltherzigen Rathgeber angewandter Halbvers Homers (Il. β. 204.), der ihn bemerken ließ, daß es an einem Cäsar genug sey, sein Blut-Urtel vollends bestimmen. (*J. Ch. L. Haken.*)

CAESAREA, 1) ein Städtchen im südl. Bithynien 56, 40; 41, 40. *Ptol.* V, 1; *Hierocl.* p. 693, nach *Dio Chrys.* Or. 47. p. 526. ed. R. in der Nähe von Prusa. 2) s. Mazaka. 3) s. Anazarbos. (*Ricklefs.*)

Caesaria, s. Arka.

CAESARIUS (Fr. Le.), in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. aus der ansehnlichen Familie von Milendunk, in der Gegend von Neuß, war Abt in dem Benediktinerkloster Prüm; aber nach einer 4jährigen Regirung verließ er diese Würde, und zog sich in das Cistercienserkloster Heisterbach zurück. Hier schrieb er eine Explicatio rerum et verborum, die in seinem Registrum bonorum Ecclesiae Prumiensis vorkommen. Jene Wort- und Sachenerklärungen hielt Leibnitz interessant genug, um sie in seinem Collectan. etymolog. P. II. p. 409. u. ff. mit Noten abdrucken zu lassen. Aus dem Leibnitzischen Werke hat Hontheim dieselben in seine Hist. Trev. dipl. Tom. I. p. 661. u. ff. aufgenommen *). Der trierische Historiker Brower, dieser thätige Mann, dem nicht leicht eine Urkunde oder sonstige historische Handschriften unserer ehemaligen Klöster unbekant blieben, hatte sich eine Abschrift des Manuscriptes des Cäsarius gemacht. Aus Browers hinterlassenen Papieren fertigte Georg Overham, Vorsteher des Klosters St. Ludgers zu Helmstädt, eine neue Abschrift, und von dieser machte Eccard eine Copie, und gab sie an Leibnitz. Weder Leibnitz noch Hontheim haben also das Original-Manuscript vor sich gehabt, welches jetzt in der Stadtbibliothek zu Trier aufbewahrt wird **). Es wurde im Jahr MCCXXII. geschrieben. Das Todesjahr des Cäsarius, wie das seiner Geburt, ist unbekant. Hontheim nent ihn einen virum rerum civilium sui saeculi expertissimum, juxta et eruditissimum. (*Wyttenbach.*)

Caesarius (genant Heisterbacensis), ist von dem Vorigen, obgleich sein Zeitgenosse, verschieden. Er wurde in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. zu Köln geboren. Am Ende dieses Jahrhunderts war er in das Kloster Heisterbach getreten, wo er bis zur Würde eines Priors stieg. Er starb gegen das Jahr 1240. Von diesem Cäsarius sind sehr viele Werke geschrieben, meistens exegetischen Inhaltes, deren Anführung hier unzweckmäßig seyn würde †); doch mögen seine historischen Schriften bemerkt werden, nämlich: die Vita B. Elisabeth Landgraviae ad petitionem Fratrum domus Teutonicae de Marpurg, und die Nomina et actus Pontificum Coloniensium, quae Chronica nominatur, à S. Materno ad Henricum à Molenarck Arch. Col. producta. (*Wyttenbach.*)

Caesena, s. Cesena.

CAESIA, ein Wald in Germanien zwischen Castra Vetera (Xanten) und dem Gebiet der Marser ††), also im Cleveschen und Münsterschen. (*Ricklefs.*)

CAESIA, eine Pflanzen-Gattung, welche R. Brown nach Friedrich Cesi (s. dies.) nannte. Sie gehört zu der natürlichen Familie der Asphodeen und zur sechsten Linné'schen Klasse. Sie hat eine offenstehende hinfällige Blumenkrone, an beiden Enden zugespitzte Antheren und Samen, deren Keimgrube mit einer Warze bedeckt ist. Fünf Arten entdeckte R. Brown in Neu-Holland und Diemensland. Auch scheinen Antheric. coarctatum R. et P., Anth. comosum, marginatum und pauciflorum Thunb. (physodes und pusillum Jacqu.) hieher zu gehören. (*Sprengel.*)

Caesio u. Caesiomorus, s. Scomber.

Caesonia, s. Caligula.

CAESULIA Roxb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Composita und der 19ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in dem dreiblättrigen Kelch, und dem mit Spreublättchen besetzten Fruchtboden, welche die nackten Samen einhüllen. Es ist nur eine Art, Caes. axillaris Roxb., bekant, die in Ostindien wächst. (*Sprengel.*)

Caesur, s. Metrik und Vers.

CAFFARELLI DU FALGA (Louis Marie Joseph Maximilian), franz. Divisionsgeneral, von adeliger Abkunft, zu Falga in Ober-Languedoc den 13. Febr. 1756 geboren. Er trat früh in das königl. Geniekorps, und zeichnete sich durch Eifer und Talente rühmlich aus. Die Revolution, deren gemäßigter Anhänger er war, be-

*) Hontheim sagt a. a. O. „Non parum autem opusculum juvat diplomaticae rei, praesertim Trevericae cultores, dum plurimas jurium et patriorum verborum significationes dilucide exponit, atque insuper res Prumiensis Ecclesiae nostrae in aperta luce ponit, et ad intellectum tot Prumiensium documentorum summopere juvat."

**) Aber Hartzheim hatte zu Prüm diese Handschrift gesehen, wie er in seiner Bibl. Coloniens. p. 46. sagt.

†) Hartzheim hat sie alle in seiner Biblioth. Coloniensis p. 43. u. ff. bekant gemacht.

††) *Tac.* Ann. 1, 50.

schleunigte seine Beförderung, allein als er 1792 im Angesichte der Rheinarmee, bei der er angestellt war, die Absetzung Ludwigs XVI. und die despotischen Maßregeln der gesetzgebenden Versamlung laut misbilligte, wurde er eingekerkert, und erhielt erst nach 14 Monaten seine Freiheit wieder. Er kam darauf zur Sambre- und Maasarmee, und zeichnete sich im September 1795 mit dem General Kleber bei dem Rheinübergang unfern Düsseldorf aus, verlor aber bald darauf bei Creutznach, an der Seite des Generals Marceau, das linke Bein. Da er auch unter dem Geräusche der Waffen sich immer mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte, so wurde er eines der ersten Mitglieder des Nationalinstituts, und die Abhandlungen, die er demselben mittheilte, sind ehrenvolle Beweise seiner Kentnisse und seines edeln Herzens, das besonders auf Verbesserung des öffentlichen Unterrichts hinarbeitete. Bonaparte wählte ihn als Divisionsgeneral und Chef des Geniecorps zu seinem Begleiter bei der Expedition nach Ägypten, und er hatte einen rühmlichen Antheil an den militärischen und wissenschaftlichen Folgen dieser Expedition. Bei dem Angriffe, den die französische Armee im März 1799 auf St. Jean d'Acre machte, wurde er tödtlich verwundet, und starb darauf d. 27. April, allgemein geschätzt wegen seines hellen Geistes und wohlwollenden Gemüths *). Mehre seiner Brüder haben sich ebenfalls im Civil- und Militärdienste rühmlich bekant gemacht, vornehmlich August, geb. 1766, der fast allen Feldzügen des französischen Revolutionskrieges beiwohnte, 1806—1810 Kriegsminister der Krone Italien war, dann nach Spanien ging, und nach Napoleons Entthronung pensionirt wurde **). (*Baur.*)

CAFFARO, zuweilen **Caffaro Taschifellone** genant, der älteste Geschichtschreiber von Genua, stamt von einer alten vornehmen Familie dieser Republik ab, und wenn sein zweiter Name echt ist, so möchte man vermuthen, daß er aus dem Teutschen verderbt und demnach das Haus Caffaro ultramontanen Ursprungs sey. Seine Geburt muß gegen das J. 1080 fallen; und da man weiß, daß er zu einem Alter von 86 Jahren gelangte, so reicht sein Leben bis in die sechziger Jahre des 12. Jahrh. Damit stimmen auch seine Chroniken überein, welche bis zum J. 1163 gehen.. C. hat ein reiches und wechselvolles Leben geführt und seinem Vaterlande, als Krieger und als Statsmann, in den wichtigsten Unternehmungen gedient, so daß er, wenn auch nicht überall Augenzeuge der von ihm erzählten Begebenheiten, doch in allem wohl unterrichtet und erfahren ist, was er von den innern und äußern Verhältnissen Genuas berichtet. In seinen jungen Jahren hatte er das Kreuz genommen und war mit der Flotte, welche die Genueser im Sommer 1100 nach Palästina schickten, um die bedrängten Franken zu unterstützen, als Krieger des Herrn abgesegelt. Er kam kurz nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon in dem heiligen Lande an und kämpfte mit bei der Belagerung und Eroberung von Cäsarea. Nach einem Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück und fing nun an, aufgefodert durch einen öffentlichen Befehl, die Geschichte desselben zu schreiben, die er mit jenem Kreuzzug eröffnete. Sein Ansehn und seine Thätigkeit stiegen von dieser Zeit an in gleichem Maße. Er bekleidete zuerst im Jahr 1122 und nachher öfter die höchste Statswürde, das Consulat der Republik, und entwöhnte sich in der Toga und am Schreibtische des Schwertes so wenig, daß er 1126 die Pisaner glücklich bekriegte, und 1146 die Insel Minorka eroberte. Auch zu der Gesandtschaft, welche die Genueser im J. 1154 an den Kaiser Friedrich I. abschickten, wußten sie keinen würdigeren Führer zu erwählen, als Caffaro. — Seine genuesische Geschichte oder Chronik umfaßt, wie schon bemerkt worden, den Zeitraum von 1100 bis 1163. Sie ist in einem einfachen und treuherzigen Style abgefaßt, und obgleich ihr Latein ziemlich roh klingt, so zeichnet sie sich doch durch eine gewisse Würde der Erzählung vor andern Chroniken ihres Zeitalters vortheilhaft aus, und gilt, trotz einiger patriotischen Parteilichkeit, für eine gute Quelle der reichhaltigen und verwickelten Geschichte Oberitaliens in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. Die genuesische Republik hat das von Caffaro begonnene Werk durch Andere fortsetzen lassen, bis in das J. 1293. Wir nennen von diesen Fortsetzern Oberto, Ottoboni, Lanfranco Pignoli, Guilielmo Multedo, Marino Usumare, den Markgraf Enrico di Gavi, Jacopo Doria u. a. m.

Diese Geschichte hat sich bis in das J. 1725 nur in Handschriften erhalten und fortgepflanzt; Muratori ist der Herausgeber derselben, im VI. Bande seiner Scriptor. rer. Ital. *). (*Wilh. Müller.*)

Caffee, Koffe, s. **Coffea arab.**

Caffets, s. **Cagots**.

CAFFIERI. Aus der alten angesehenen italiänischen Familie dieses Namens stammen mehre Künstler. 1) Philipp, der Bildhauer, geb. zu Rom. 1634, gest. 1716. Der Kardinal Mazarin hatte ihn 1660 nach Frankreich gezogen, wo er kön. Bildhauer, Ingenieur und Inspektor der Marine zu Dünkirchen wurde. Vermählt mit einer Schwester des berühmten Malers Lebrun, zeugte er vier Söhne. Unter diesen war — 2) Jacques, geb. 1678, gest. 1755, Bildhauer und Bildgießer. Unter seinen Arbeiten zeichnet sich die bronzene Büste des Besenval aus. Von seinen zwei Söhnen arbeitete der ältere — 3) Philipp, geb. 1714, gest. 1774 vieles gemeinschaftlich mit dem Vater. Der jüngere — 4) Jean-Jacques, geb. 1723 und gest. 1792, ein Zögling von Lemoine, zeichnete sich am meisten aus. Besonders bemerkenswerth sind unter seinen vielen Werken die Büsten von Corneille und Piron im Théatre françois, von Quinault, Lulli und Rameau in dem Opernhaus, die

*) Der Weltumsegler Baudin nannte nach ihm eine australische Insel (140° 25′ ö. L. 160° 5′ s. Br.)

**) Vie du général Caffarelli du Falga, lue à l'instit. nat. par Dégerando. (Par. 1801.) 8. Reichard's med. Biograph. 2. Th. 4. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Villers).

*) S. *Murat.* l. c. *Tiraboschi* Stor. della Letter. ital. T III. libr. 4. c. 3. Biogr. univ. (von *Simonde Sismondi*).

Büste von Helvetius u. a. Im Allgemeinen verdienen seine Büsten den Vorzug vor seinen Statuen, unter denen sich jedoch, ihrer Fehler ungeachtet, die von Moliere auszeichnet. Mehre Werke dieses Künstlers sind bereits durch Brand untergegangen. (*H.*)

CAGAYAN, Caguayon, Provinz in dem spanischen Antheile der Insel Manila, die den nördlichsten der ganzen Insel ausmacht. Sie ist im Innern mit undurchdringlichen Wäldern angefüllt, und wird von dem größten der manilischen Flüsse, dem Tajo, bewässert. Ihre Volkszahl belief sich 1810 auf 76,915 Köpfe, doch waren darunter blos die bekehrten und unterwürfigen Eingebornen begriffen; ein großer Theil lebt noch unbezwungen ihrer väterlichen Religion getreu unter eignen Oberhäuptern. Es ist der Stamm der Cagayanen, der diese Provinz bewohnt, das kräftigste und schönste Malaienvolk auf Manila, das übrigens die nämlichen Sitten und Gebräuche, wie die Tagalen hat, eben so gekleidet geht, nur daß Männer und Weiber den Kopf gegen die Sonne mit einem spitzigen Strohhute verwahren, und nährt sich vom Reisbau, von der Viehzucht und vom Holzfällen, von der Baumwollengarnspinnerei und Weberei, auch handeln sie vieles Wachs von den Gebirgsbewohnern ein, aber der Handel mit Goldkörnern ist ein Reservat des spanischen Alkalde. Sie reden einen von dem Tagolischen ganz verschiednen Dialekt. Die Provinz enthält 29 Dörfer und hat Segovia la nueva zur Hauptstadt. (*Hassel.*)

CAGLIARI, die Hauptstadt der Insel Sardinien, Sitz des Vicekönigs, und eines Erzbischofs, der Udienza real und überhaupt aller höheren Centralbehörden des Landes. Sie liegt (39° 15′ 20″ Br. und 26° 45′ 30″ L.) an der Mündung des Flusses Mulargia um einen weiten Meerbusen, und hinter ihr erhebt sich ein Felsen, an welchen die eigentliche Stadt hinanläuft. Auf der Spitze desselben steht ein von den Pisanern gegründetes Kastell, welches die Stadt und den Hafen beherrscht und von dem auch das ganze Bergviertel den Namen Castello führt. Die darunter liegenden Theile der Stadt gelten als Vorstädte, la Marina am Meere, mit Festungswerken umgeben und meistens von Kaufleuten bewohnt, Stampace (Estampache) zwischen Marina und Castello gegen Abend hin, Villanova gegen Morgen. Die Vorstadt San Avendres (Avandar) schließt sich in weiterer Entfernung an Stampace an. Die Einwohnerzahl von Cagliari betrug im J. 1758. 19,970, 1737 gegen 25,000, gegenwärtig 35,000 in ungefähr 3000 Häusern.

Die vorzüglichsten Gebäude meist in Marina und in der Bergstadt gelegen, sind: der Palast des Vicekönigs mit einer prächtigen Fronte, gegen Villanova zu aber unansehnlich; die mit Marmor überzogene Kathedrale mit vielen Schätzen und Reliquien, die Jesuitenkirche S. Michele in Stampace, ein großes und schönes Kornmagazin, ein Hospital und ein Quarantänehaus, eine Münze, ein Theater ꝛc. Im Ganzen zählt Cagliari außer der Kathedrale 8 Pfarrkirchen und 29 andere, 15 Mönchs- und 5 Nonnenklöster. Von Unterrichtsanstalten ist zuerst die 1720 gestiftete und 1764 erneuerte Universität zu nennen, deren Gebäude eine Hauptzierde der Stadt ist, ferner ein erzbischöfliches Seminar, ein adeliges Erziehungsinstitut, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek von 18,000 Bänden, ein Museum der Alterthümer; und unter den gelehrten Gesellschaften ist die ökonomische die wichtigste.

Die Erwerbsquellen der Stadt werden nicht gehörig benutzt und selbst ihr Handel ist trotz der günstigsten Lage unbeträchtlich. Die Hauptgeschäfte werden mit Weizen, Wein, Käse und Salz gemacht. Der Hafen der Marina ist sicher und geräumig und hat einen Schiffswerft, einen verwahrten Handelshafen und eine Quarantäneanstalt. Von Fabriken und Manufakturen ist außer einer Tabaksfabrik und einer Pulvermühle fast nichts im Gange, und selbst einige Handwerke sucht man vergebens. Die Stadt leidet Mangel an gutem Trinkwasser, und man muß sich größtentheils durch Cisternen helfen. Eine alte römische Wasserleitung, welche ihr Wasser von S. Maria di Siliqua herbeiführte, hat man verfallen lassen.

Von der Hauptstadt wird die südliche Hälfte der Insel Sardinien Capo di Cagliari, auch Capo di Sotto genant. Sie theilt sich in das Flachland, Campidano, und das Gebirge, Oleastra, und umfaßt im Ganzen 263 Ortschaften und 289,000 Einwohner. Unter den einzelen Gerichtsbarkeiten des Capo di Cagliari sind die drei Barbagie oder die Wohnsitze der alten Barbariciner besonders merkwürdig *).

In der nächsten Umgebung der Stadt finden sich, außer der schon genannten Wasserleitung, noch einige andere römische Alterthümer, Inschriften, Urnen und Mosaiken. Die merkwürdigsten sind die Felsengräber bei dem Dorfe Sanvendre, von denen das größte unter dem Namen der Herkuleshöhle bekant ist. Nicht weit von der Stadt liegen die Lagunen, welche den Salinen ihren Stoff liefern und überaus ergiebig sind. Landhäuser und Gärten finden sich fast nirgends in der Umgebung der Hauptstadt, theils, weil der trockene Felsenboden keine Bäume, welche Schatten geben könnten, aufbringt, theils wegen ungesunder oder doch durch den Meerdunst unangenehmer Luft. Die vorzüglichsten Produkte des Bodens sind Wein und Obst, namentlich Aprikosen und eine eigene Art derselben, Lucenti genant, wegen ihrer durchsichtigen Haut. Der Olivenbau wird mehr im westlichen Theile der Insel getrieben. Die Steinbrüche bei Cagliari liefern ein weiches Baumaterial, welches durch die Einwirkung der Witterung sehr leidet.

Der Meerbusen von Cagliari wird durch eine weit vorspringende südöstliche Landspitze, Capo Carbonara geschlossen und hat eine gute und sichere Rhede. Er darf nicht für den Sinus Caralitanus gehalten werden, welcher vielmehr in dem Stagno di Cagliari, einem kleineren tiefer in das Land eintretenden Busen zu suchen ist. So lag auch das alte Caralis östlicher, als die neue Stadt, bis gegen das Vorgebirge S. Elia hin **). Diese verdankt ihr Emporkommen dem Kastell der Pisaner, welche nach Vertreibung der Araber den Ort lange Zeit behauptet haben, bis die Spanier unter Jakob II.

*) Vgl. Sardinia. **) *Ptolem.* Claud. bell. Gildon. v. 520 ff.

von Aragonien sich im Jahre 1330 zu Herren desselben machten. Von der Zeit an theilt Cagliari die Schicksale der ganzen Insel ***). (*W. Müller.*)

Cagliari (P.), s. Caliari.

CAGLIOSTRO (Alessandro, Graf von), einer der listigsten Betrüger des 18. Jahrhunderts, hieß eigentlich Giuseppe Balsamo, und war den 2. Jun. 1743 zu Palermo geboren. Seinen gräflichen Namen entlehnte er in der Folge von seiner Tante und Taufpathin, Vincente Cagliostro, zu Messina. Da er seinen Vater, einen Kaufmann, schon in den ersten Monaten nach seiner Geburt verlor, so übernahmen die Verwandten die Sorge für die Erziehung des Knaben. Er kam in das Seminarium des heiligen Rochus zu Palermo, und in seinem 13. Jahre in das Kloster der barmherzigen Brüder zu Cartagirone, wo er als Mönch eingekleidet werden sollte. Bei dem Klosterapotheker erlangte er einige Kentnisse in der Chemie und Arzneikunst, warf aber bald die Mönchskutte ab, und lebte zu Palermo als Glücksritter von Diebskniffen, Zauberkünsten und Schatzgräberei, womit er die Einfalt hinterging, bis er sich genöthigt sah, den Händen der Justiz durch die Flucht zu entrinnen. Nun reiste er in Gesellschaft eines spanischen Abenteurers, Althotas, der verschiedene Sprachen redete, einige arabische Schriften besaß, und sich für einen starken Chemiker ausgab, nach Griechenland, Ägypten, Persien, Rhodus, und kam von da nach Malta, wo er bei dem Großmeister Pinto, einem eifrigen Liebhaber der Chemie, Unterstützung fand, der ihm auch Empfehlungsschreiben nach Neapel gab. Von da wandte er sich nach Rom, und heirathete ein Dienstmädchen, Lorenza Feliciani, die Tochter eines Kupferschmiedes, deren Reize und Galanterien er als Erwerbsquelle benutzte, er selbst aber vermehrte die Einnahme durch die ihm eigene Geschicklichkeit, falsche Bankozettel zu machen, Siegel und Dokumente zu verfälschen, und andere Gaunerstreiche. Nachdem er in Bergamo einen mislungenen Versuch gemacht hatte, in der Uniform eines preußischen Offiziers, sein Glück mit Soldatenwerben zu machen, trieb er sich mit seiner Donna in mehrern europäischen Reichen, unter allerlei Gestalten und Namen herum. Mehrmals verhaftet, wußte er sich durch seine Ränke immer wieder zu befreien. In Barcelona, Madrid, Lissabon, London und Paris zog die schöne Lorenza viele reiche Wollüstlinge in ihre Netze, und wußte sie listig zu prellen, ihr Gemal aber gewann beträchtliche Summen durch eine verjüngende Lebenstinctur, die besonders den alten Damen die häßlichen Runzeln vertreiben sollte, durch Universalessenzen, Goldmacherei, Taschenspieler- und allerlei magische Künste, womit er die Leichtgläubigen bethörte. Abwechselnd war jetzt Teutschland und Italien, Sicilien und Malta, Spanien und Frankreich der Schauplatz seiner ehrlosen Industrie. Bei seinem zweiten Aufenthalte in London ließ er sich als Freimaurer aufnehmen, und stiftete darauf einen eignen Orden, die von ihm sog. ägyptische Maurerei, deren ursprüngliche Verfassung er von Enoch und Elias ableitete. Dies System war ein seltsames Gewebe von Träumereien, Aberwitz und Unsinn. Er selbst legte sich die Namen des großen Kophtha bei, und wußte sich in den Ruf zu bringen, daß er Wunderkräfte besitze, das Dunkel der Zukunft zu enthüllen, und unheilbare Krankheiten zu vertreiben wisse. Jetzt wurde aus dem bisherigen Balsamo ein Graf Cagliostro, und Lorenza, die ihren Gatten bei seinen mystischen Gaukeleien mit vieler Gewandtheit unterstützte, trat als Gräfin auf. Doch fand der Wundermann zuweilen für gut, eine andere Firma anzunehmen; er nannte sich bald Marquis Pellegrini, bald Marquis d'Anna, bald Graf Fenix, ein ander Mal aber Tischio, Melissa, Belmonte u. Harat. Immer verschwieg er seinen Ursprung, seinen Geburtsort und sein Alter. Heute versicherte er, daß er bei der Hochzeit zu Cana einer der Gäste gewesen, und morgen behauptete er, er habe schon vor der Sündfluth gelebt und sey mit Noah in den Kasten gegangen. Bald gab er Mecca in Arabien zu seinem Geburtsorte an, und bald rühmte er wieder, daß der Großmeister des Malteserordens und die Fürstin von Trebisonde seine Eltern seyen, ein ander Mal behauptete er sogar, er sey aus jener Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen entstanden, wovon 1 B. Mos. 6, 4 und 6 geredet wird. Von seinen Reisen, Studien und Kentnissen sprach er in den erhabensten Ausdrücken, und behauptete, daß er sich die Wissenschaft der Pyramiden erworben habe, und in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingedrungen sey. Oft bediente er sich auch eines mysterieusen Stillschweigens, oder er pflegte, wenn man ihn um seinen Stand und Namen fragte, blos mit der Miene eines Begeisterten zu antworten: Ego sum, qui sum. Dieses geheimnißvolle Schweigen, die chemischen und medizinischen Kentnisse, deren er sich rühmte, und seine imponirende Beredtsamkeit wirkten mit Zauberkraft auf verstimmte, zur Schwärmerei sich hinneigende Gemüther. Bald spielte Cagliostro die Rolle des Magiers und Wunderthäters, des Alchemisten, Propheten und Geisterbanners mit solchem Glück, daß selbst Regenten, Hofleute, Helden, Damen aus den höheren gebildeten Ständen, Gelehrte und Schriftsteller kein Bedenken trugen, ihm mit Verehrung entgegen zu kommen. In wenigen Jahren ging der Fanatismus so weit, daß die Damen Fächer, Ringe, Souvenirs, Mützen, Hüte rc. und die Herren Uhrketten, Knöpfe, Gillets rc. à la Cagliostro trugen; daß man keinen köstlichern Schmuck kannte, als Cagliostros oder seines Weibes Bild, in Medaillen auf der Brust, oder im Ringe getragen; daß man Tausende von Abbildungen ihrer Personen prägte und in alle Länder verschickte; daß man ihre Büsten aus Bronze, Marmor oder Gyps verfertigen ließ und als Prachtstücke in den Palästen aufstellte, und daß man sogar unter einer dieser Büsten die Worte mit goldenen Buchstaben las: der göttliche Cagliostro.

Der Aufwand, den der Wunderthäter in dieser glänzenden Periode seines Lebens machte, war außerordentlich. Er reisete, auch selbst mit dem zahlreichsten Gefolge, fast immer mit Extrapost. Seine Kouriers, Läufer, Kammerdiener und Lakaien waren äußerst prächtig gekleidet; eine einzige Bedientenlivree, die er in Paris machen ließ, kostete ihm 20 Louisd'or. Und so glänzend

***) S. Nachrichten aus Sardinien rc. Leipzig 1780. 8. Handbuch der Erdbeschreibung von Hassel, Gaspari rc. I. Abtheilung 6r Band. S. 471 ff. Mannert Geogr. von Italia. Th. II. S. 490 ff.

sein Gefolge war, so glänzend und üppig waren seine Zimmer, so lecker war seine, immer für viele Personen gedeckte Tafel. Oft heilte er die Armen unentgeltlich und gab ihnen wol noch Almosen dazu; dagegen wußte er sich von seinen reichen Anhängern, besonders von seinen maurerischen Verehrern, große Geschenke an Kleinodien und Geld zu verschaffen. Reichlich damit versehen verließ er London, begab sich nach dem Haag, und von da über Leipzig und Berlin nach Holstein, wo er mit einem andern Betrüger, dem berüchtigten Grafen St. Germain, zusammen kam. Nunmehr wandte er sich nach Curland, und verweilte längere Zeit in Mitau. Er gab sich für einen spanischen Grafen und Obersten aus, und versicherte, daß er von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach Norden geschickt worden sey. Wie glücklich er hier durch seine geheimnißreichen Deklamationen, Taschenspielerkünste und Wunderkräfte die Herzen selbst der aufgeklärtesten Einwohner zu fesseln gewußt habe, das hat die ihn anfangs hochverehrende Frau von der Recke in ihrer bekannten Schrift [1]) klar bewiesen; er selbst aber hat in seinen Verhören gestanden, daß er in Mitau eine sehr glänzende Rolle gespielt, und daß er sich der Gemüther eines großen Theils des dasigen Adels so sehr zu bemächtigen gewußt habe, daß man voll Bewunderung seiner Größe in die Versuchung gerathen sey, ihm die kurländische Krone anzubieten. Mit reichgefüllten Taschen verließ er Mitau [2]), und kam nach St. Petersburg, wo er wieder in dem Charakter eines spanischen Grafen, seine Frau aber als Prinzessin Santa Croce auftrat. Auf sein Verlangen mußte sie behaupten, sie sey 50 Jahre alt, und habe schon einen großen Sohn, der in holländischen Diensten Hauptmann sey. Jedermann staunte die Schönheit und Jugend in der 50jährigen Prinzessin an; ein gewisser Prinz, der von ihren Reizen bezaubert wurde, machte ihr große Geschenke, und Cagliostros Verjüngungswasser ging reißend ab. Er selbst weissagte einem gewissen Fürsten seinen zukünftigen Fall und einem jungen Frauenzimmer ihren baldigen Tod. Dies machte, daß viele vornehme Russen seiner Person Weihrauch streuten und seine Taschen mit Rubeln füllten. Aber sein Plan, bei der Kaiserin Katharina Zutritt zu erhalten und auf sie zu wirken, mislang gänzlich [3]). Dagegen gaben ihm viele Großen ihres Hauses mächtige Empfehlungen nach Warschau, wo er jetzt seine Zauberbude aufschlug. Man empfing ihn fürstlich und feierte den Geburtstag seiner Frau mit königl. Ehrenbezeigungen und Bewirthungen. Da aber seine Betrügereien bekant zu werden anfingen, verließ er die Stadt [4]), und kam im September 1780 nach Strasburg. Das Blendende seiner Beredtsamkeit, der Anschein seiner verborgenen Weisheit, seine Krankenheilungen und das Geheimnißvolle in seinem Betragen erregten hier den größten Enthusiasmus, und selbst der Kardinal von Rohan verehrte ihn als einen Magier [5]). Gleich in der zweiten Woche seines Aufenthaltes lag täglich sein Haus voll Krücken lahmer Personen, die seine Hilfe suchten. Selbst Männer von Geist und Gelehrsamkeit, irre geführt durch eine lebhafte Imagination, erniedrigten sich zu Sachwaltern des Aberglaubens und der Schwärmerei [6]).

Cagliostro verließ Strasburg erst nach zwei Jahren, schwer mit Geld beladen, aber ärmer an Ruhm, denn viele helle Köpfe nannten ihn laut einen Charlatan. Sein unruhiger Geist führte ihn nach Neapel, wo er aber nur drei Monate blieb, weil es ihm da mit seiner Maurerei nicht glücken wollte. Er ging daher im November 1783 nach Frankreich, schlug sein Theater zuerst in Bordeaux, und dann in Lyon auf, wo er theils mit der Maurerei, theils mit der Auskramung seiner Goldmacherkünste star-

1) Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und von dessen dortigen magischen Operationen von Charl. Elise Constantia von der Recke, geb. Gräfin von Medem. Berl. 1787. 8. Hieher gehört auch der Verfasserin: Etwas über des Hrn. Oberhofpred. Starke Vertheidigungsschrift. Eb. 1788. 8. Vgl. mit der Allgem. t. Bibl. 77. Bd. 1 — 20. 87. Bd. 633 — 650. und mehre Aufsätze in der berlin. Monatsschrift, besonders 1786. Mai 385 — 398, und die Biographie der Frau von der Recke im eilften Hefte der Zeitgenossen. Schon früher wurde Cagliostros betrügerisches Wesen, seine schamlose Impertinenz, der plumpe Kunstgriff, nur durch seine Frau Geschenke zu nehmen 2c. aufgedeckt, in der merkwürdigen kleinen Schrift: Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit, ausgegossen vor dem neuen Thaumaturgen Cagliostros. Am Vorgebirge. 1781. 8. (3 Bogen). 2) So erhielt er z. B. von dem Oberburggrafen von der Howen einen brillantenen Ring und 800 Dukaten zum Geschenk. Cagliostro selbst hat gerichtlich gestanden, daß er in Mitau viele Geschenke an Juwelen, Gold und Silber erhalten habe. 3) Die Kaiserin schrieb, um ihre Unterthanen ins Künftige gegen solche Betrügereien, wie Cagliostro spielte, zu verwahren, drei Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben: 1) Der Betrüger; 2) der Verblendete; 3) der sibirische Schaman. Berlin 1788. 8. In dem Betrüger schilderte sie den Abenteurer Cagliostro, unter dem Namen Kallifalkscherston, nach dem Leben, in dem Verblendeten gab sie den gutmüthigen Betrogenen, die er durch leere Vorspiegelungen hintergangen hatte, gute Lehren. Diese Stücke schrieb die Kaiserin in russischer Sprache, und ließ sie in derselben drukken. Sie wurden in St. Petersburg mit großem Beifalle aufgeführt. 4) Cagliostro in Warschau, oder Tagebuch über C's magische und alchemische Operationen daselbst im J. 1780; von einem Augenzeugen, aus dem Franz. (von J. F. Bertuch). Königsb. 1786. 8. 5) Er erhielt von dem Kardinal 20,000 Franken zur Erbauung eines Landhauses, worin maurerische Arbeiten vorgenommen werden sollten, nebst großen Schätzen an Silberzeug und Kleinodien. Über seinen Aufenthalt in Strasburg sehe man Laborde's Lettres sur la Suisse, und die oberrheinischen Mannigfaltigkeiten 1781. 1. St. 113. 11. St. 161., wie auch die vortheilhafte Erklärung des strasburger Magistrats über ihn, ebend. 196. 6) Z. B. Joh. G. Schlosser, badischer geh. Rath, redet von ihm (im teutschen Museum, 1787. 4. St. 387—392) als von einem großen Manne, der nur von den Alltagsmenschen unsers kraftlosen Jahrhunderts verkant und verlästert werde. — Lavater schrieb in der Rechenschaft an seine Freunde, erstes Blatt: „er möchte Blut weinen, daß eine Gestalt wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Produkt der Natur so sehr miskant werden müsse.“ Er war 1781 selbst nach Strasburg gereist, blos um den Wunderthäter zu sprechen, konnte aber nichts weiter von ihm herausbringen, als die Worte: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht.“ So schieden Beide von einander. Am folgenden Morgen schrieb Lavater folgende Fragen an Cagliostro:

Woher stammen Ihre Kentnisse?
Wie haben Sie sie erlangt?
Worin bestehen sie?

Die Antwort war:

In verbis,
In herbis,
In lapidibus.

les Aufsehen machte, und viele Jünger warb. Eines sehr glänzenden Empfangs erfreute er sich in Paris, wo er im Januar 1785 ankam, und sich mit Wiederherstellung der alten ägyptischen Maurerei beschäftigte. Allein da nan ihn der Theilnahme an der berüchtigten Halsbandge- chichte beschuldigte, so wurde er im August in die Bastille jebracht, und erst im Mai 1786 wieder frei gelassen, je- och mit dem Befehl, Paris in 24 Stunden, das Kö- igreich aber in drei Wochen zu räumen. Er begab sich iach London, und ließ dort mehre Sendschreiben an eine Freunde drucken, in welchen er die französische Re- irung ins schwärzeste Licht stellte, und die Nation auf- oderte, die königliche Macht und das Regirungssystem mzustoßen. Da ihn aber auch in England sein Glücks- tern verließ, besonders nachdem Morand, Verfasser des uriers von Europa, seine Betrügereien aufgedeckt hatte, wendete er sich nach der Schweiz, wohin von Stras- urg aus sein Ruf schon längst erschollen war, und zwar erst nach Basel, dann aber nach Biel [7]). Genöthigt, inen Wanderstab weiter zu setzen, begab er sich nach urin, erhielt aber sogleich nach seiner Ankunft den Be- hl, die Stadt und das Land zu verlassen. Auch in overedo [8]) und Trient war seines Bleibens nicht lan- e, und da er endlich nach Rom kam, wurde er daselbst m 27. December 1789 plötzlich gefangen genommen, nd in die Engelsburg gebracht. Hier bekannte er zwar ach und nach alle seine Lügen, Diebsstreiche, Gaune- ien und Charlatanerien, suchte aber dennoch seine Richter bereden, daß er noch immer unter dem unmittelbaren eistande Gottes stehe. Das Inquisitionsgericht erkannte m am 7. April 1791 die Strafe des Feuers zu, Pius I. verwandelte aber dieselbe in lebenslängliche Gefan- enschaft. Er wurde nach St. Leo, einer kleinen Stadt n Kirchenstate, gebracht, und hier starb er im Sommer 795. Seine Frau wurde für ihre übrige Lebenszeit in n Kloster eingesperrt.

Daß Cagliostro ein Mann von Kopf und Talenten var, erhellt aus der Rolle, die er spielte, und aus dem nhange, den er fand. Er sprach mit Fertigkeit mehre Sprachen, und besaß im hohen Grade die Gabe zu im- oniren und durch seine Reden die Gemüther zu gewin- en. An gründlichen Kentnissen, auch in der Chemie und rzneiwissenschaft fehlte es ihm gänzlich. Von Person var er klein, dick, höchst breitschulterig; er hatte eine ge- valtig klingende und volle Stimme, feurige Augen, die is ins Innerste drangen, und überhaupt eine Figur, velche Geist und Genie verrieth. Ob er ein Emissair der Je- iiten zur Verbreitung des Katholicismus und zur Erreichung nderer geheimer Zwecke gewesen sey, wie mehre glaubten [9]), wird wol nie völlig ins Klare gebracht werden kön- nen [10]). (*Baur.*)

CAGNOLI (Antonio), dieser berühmte Astronom wurde 1743 auf der Insel Zante geboren, wo sein Vater, aus einer veronesischen Familie, Kanzler des venetianischen Statthalters war. Im Oktober 1772 begleitete er als Legations-Sekretär den Gesandten Marco Zeno nach Madrid, und von da 1776 nach Paris. Während seines Aufenthalts in der letzten Stadt begab er sich eines Tages aus bloßer Neugierde auf die Sternwarte. Der überraschende Anblick des Saturns, dessen Ring man ihm deutlich zeigte, machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er beschloß, sich der Sternkunde zu widmen (1780). Er begann auch sofort den dazu erfoderlichen mathematischen und astronomischen Unterricht insbesondere bei Lalande und hatte bereits 1782 alle die zu einer Sternwarte nöthigen Instrumente sich angeschafft, deren er sich auch schon im September dieses Jahres zu eigenen Beobachtungen bediente. Zurückgekehrt ins Vaterland (1785) stellte er die mitgebrachten Instrumente in seiner Behausung zu Verona auf, die bald in ein förmliches Observatorium verwandelt wurde; doch litt es bei der Einnahme der Stadt durch die Franzosen (1797) so, daß, obgleich dafür entschädiget, Cagnoli sich entschloß, seine sämtlichen astronomischen Werkzeuge zu verkaufen. Sie wurden nach Brera (in Mailand) gebracht, wohin ihr voriger Besitzer ihnen als Astronom folgte. Von Mailand ging Cagnoli als Professor der Mathematik an der Militärschule nach Modena und kehrte später wiederum nach Verona zurück, wo er am 6. August 1816 starb. Er war Mitglied von 21 gelehrten Vereinen, bekleidete seit 1787 das Sekretariat bei der Accademia agraria zu Verona und seit 1796 die Stelle eines Präsidenten der Società italiana, die seinen Verwendungen bei den Statsbehörden, seinen gelehrten Leistungen und seinem Eifer viel zu verdanken hat. — Unter einer großen Menge einzeler Aufsätze in den Abhandlungen der erwähnten gelehrten Gesellschaften zeichnen sich aus: seine von der Akademie zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift über die beste Methode, die geopraphischen Längen zu be-

---

7) Von seinem Aufenthalte daselbst s. die berlin. Monatsschrift 787. November, S. 449—458. 8) Bald nach seiner Abreise on da erschien ein Liber memorialis de Caleostro, dum esset ovoreti, worin eine Menge von Betrügereien erzählt werden, ie er zu Roveredo begangen hatte. Von seinem Aufenthalte da- lbst berichtet auch ein Augenzeuge im Journal von und für eutschland 1788. Dec. S. 516—520. 9) Dieser Meinung t z. B. Meiners, der im 2. Th. seiner Briefe über die Schweiz usdrücklich sagt: "daß Cagliostro vermuthlich mit einer Gesellschaft on Menschen in Verbindung stehe, die durch ihn gewisse ihnen hr wichtige Zwecke befördern wolle, und denen es ein leichtes sey, nicht nur den Aufwand des Dieners ihrer Absichten zu bestreiten, sondern ihm auch große Summen zukommen zu lassen, ohne daß irgend ein anderer Mensch etwas davon erfahren könnte." Auch der Graf von Mirabeau ist dieser Meinung, und er hielt den Cagliostro für eines der vornehmsten Werkzeuge der Jesuiten; man sehe: Lettre du Comte de Mirabeau à *** sur M. M. de Cagliostro et Lavater. Berl. 1786. 8. Teutsch Ebend. 1786. 8. Die Frau von der Recke in der oben angeführten Schrift und die berlin. Monatsschrift a. m. O. unterstützen diese Vermuthung mit bemerkenswerthen Gründen. 10) Compendio della vita e delle gesti di Gius. Balsamo, denominato il conte Cagliostro, che si è estratto del' processo contro di lui formato in Roma l'anno 1790. Roma 1791. 8. öfter gedruckt, aber weder vollständig noch unparteiisch; mehrmals verteutscht: von C. J. Jagemann. Weimar 1791. 8.; Zürich 1791. 8., auch in Augsburg und Wien. Zu vergleichen ist mit dieser Schrift: C. Tschink's unpart. Prüfung des zu Rom erschienenen kurzen Inbegriffs von dem Leben und Thaten Jos. Balsamo's. Wien 1791. 8. Mémoires pour servir à l'hist. du comte de Cagl. 1785. 8. Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abenteurer unsers Jahrhunderts. Königsb. 1790. 8. Schilderung des berüchtigten C. vom Bergrath Ferber in den hamb. Adreß-Comt. Nachrichten 1790. No. 82.

rechnen und sein ebenfalls gekrönter in dem X. Bande der Memoria della Società Italiana abgedruckter Catalogo di stelle boreali. Seine besonders gedruckten Werke sind: I. eine italiänische Übersetzung von *Sage's* Expériences propres à faire connaitre que l'Alcali volatil fluor est le remède le plus efficace dans les Asphyxies. 1777. II. De' due orologi italiano-francesi, ossia degli inconvenienti che nascono dal regolare gli orologj al amontar del sole, e come anche dicesi all' Italiana. Venezia 1787.8. III. Almanacco per l'anno — con diverse Notizie astronomiche adattato all' uso comune. Verona in 12. Von 1788 an, mehre Jahrgänge. Daraus zusammengestellt und besonders abgedruckt IV. Notizie astronomiche adattate all' uso comune. Modena 1802. 2 Bände m. KK. Eine andere Ausgabe Milano (Silvestri) 1818 456 S. 12. führt auf dem Titel den Zusatz Prima edizione compiuta con tre tavole in rame. Diese Notizen sind eine Art populärer Sternkunde. V. Trigonometria piana e sferica. Ediz. 2. Bologna 1804. 4. m. KK. ins Französische übersetzt von *N. M. Chompré.* Edit. 2 Paris 1804. 4. fig. Die erste Auflage des Originals erschien zu Paris b. Didot 1786. VI. Sezione coniche. Modena 1802. 8. mit KK.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CAGOTS, der Überrest eines dunklen Volksstamms in Frankreich, der wahrscheinlich zu den Kelten gehörte, und sich, wiewol nicht zahlreich, und in einzelen Familiengruppen, an den Küsten des Oceans und am Fuße der Pyrenäen findet. Unglückliche Geschöpfe, die durch physische und moralische Gebrechen unter die Menschheit herabgewürdigt, und vor der Revolution auch gewissermaßen aus derselben ausgestoßen waren; die Kaste der Parias im hochgebildeten Frankreich! In der alten Bretagne kent man sie unter dem Namen der Caqueux oder Cacous; in der Umgebung von Rochelle, besonders auf der Insel Maillezois, heißen sie Coliberts; in der Nähe von Bordeaux erscheinen sie unter dem Namen der Cahets, am Fuße der Pyrenäen unter dem der Cagots, Cassos und Lagotes. Am häufigsten werden sie in den Thälern von Comminges, Bigorre, Bearn und Luchon angetroffen. Hier leben sie von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert; der Gebrauch der Waffen aller Art ist ihnen untersagt und blos das Holzspalten und Zimmern überlassen, wodurch diese Handwerke gewissermaßen unehrlich geworden waren. In Bretagne machten sie die Seiler und Faßbinder. Man versagte ihnen das Begräbniß, und das Parliament von Rennes mußte sich sogar in das Mittel legen, um sie unter die Erde zu schaffen. Ein herzogl. Befehl aus dem Mittelalter verordnete, daß keiner ohne das Abzeichen eines Stücks von rothem Tuche sich unter die übrigen Einwohner mischen dürfte, und noch 1514 trugen die Geistlichen Bedenken, ihnen das Sakrament zu ertheilen. Zwar entschied der Papst zu ihrem Vortheile; doch durften sie lange Zeit nachher noch blos durch besondere Thüren in die Kirchen treten. Diese Thüren sind freilich jetzt zugemauert, und das Gesetz hat ihnen alle Rechte der übrigen französischen Bürger zugesichert. Doch leben sie noch immer, wie ihre Vorfahren, von den übrigen Einw. abgesondert, und werden als arme bedauernswürdige Geschöpfe betrachtet, denen blos die niedrigsten Geschäfte zu verrichten erlaubt wird. In der That erregt auch schon ihr Äußeres Ekel und Verachtung; sie haben durchaus eine gelbliche Haut, selbst in den Ebenen große Kröpfe, sind mit einem erblichen, sich leicht mittheilenden Aussatze behaftet, dabei äußerst stumpfsinnig und reden ein undeutliches Jargon, das indeß entweder französisch oder kymrisch und baskisch ist, je nachdem sie unter diesem oder jenem Volksstamme leben. Man hat sich indeß bis jetzt viel zu wenig mit ihnen beschäftigt, um durch das Idiom auf ihre wahre Abstammung schließen zu können, und diese bleibt immer noch unentschieden. Kretine sind sie gewiß nicht, obgleich ihr Äußeres dies vermuthen läßt; sie kommen in ihrem Habitus sowol in den Gebirgen als in den Ebenen überein und pflanzen sich und ihr Unglück vom Vater auf den Sohn fort*). (*Hassel.*)

Caguayan, s. Cagayan.

CAHAWBA, 1) ein beträchtlicher Fluß in dem nordamerikanischen State Alabama, welcher sich bei der Hauptstadt dieses Stats in die Alabama mündet und mithin mit Booten befahren werden kann.— 2) Hauptort des nordamerik. Stats Alabama und der Grafsch. Dallas. Sie liegt (Br. 32° 22′ L. 290° 32′) da, wo Cahawba und Alabama sich vereinigen, und war 1820 noch der Embryo einer Stadt, indem sie außer dem Kapitole, das im Bau begriffen war, *nur erst 1* Posthaus und einige Baracken enthielt, doch war *1823 die* Zahl der Häuser bereits auf einige 40 angewachsen und die Centralbehörden und das höchste Gericht hatten daselbst ein Unterkommen gefunden. Sie hat übrigens zum Handel eine äußerst vortheilhafte Lage, und wird sich schnell heben. (*Hassel.*)

CAHOKIA, 1) Fluß in dem nordamerik. State Illinois, der bei dem gleichnamigen Orte in den Mississippi fällt; — 2) Hauptort der Illinois, Grafsch. St. Clair an der Mündung des vorgedachten Flusses, hat 1 katholische Kirche, 1 Postamt, 160 Häuser und 711 Einw. (*Hassel.*)

CAHORS, Hauptstadt des franz. Dep. Lot und eines Distrikts von 39,¹² □Meilen, welcher 12 Kantone, 136 Gemeinden und 106,417 Einw. enthält. Sie erstreckt sich (44° 26′ 49″ Br. und 19° 6′ 20″ L.) am rechten Ufer des Lots, welcher Fluß sie auf 3 Seiten umgibt, und unter einem steilen Felsen hin, ist mit Wällen umgeben, die in Spaziergänge verwandelt sind, ist enge und winkelig gebauet, hat 3 Thore, 2 Brücken über den Fluß, wovon eine nicht mehr fahrbar, 1 Kathedrale, 5 andere Kirchen, worunter auch 1 reform., 1 Hospital, 1 bischöfl. Palast, und wird in die Ober- und Neustadt abgetheilt, die zusammen 1900 Häus. und 12,224 Einw. enthalten. Cahors ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktualautoritäten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts, und besitzt 1 bischöfl. Seminar, mehre andre Unterrichtsanstalten, 1 Ackerbaugesellschaft und eine öffentliche Bibliothek. Die Manufakturen sind unbedeutend; man verfertigt Kasimir, Ratine, Spi-

*) Nach *Ramond* voyage au mont Perdu et dans la partie adjac. des hautes Pyrenées und *Millin* voyage dans les depart. du midi de la France, Tom. IV.

zen, Leder und hat einige Papiermühlen. Die Hauptnahrung wird aus dem Weinbau gezogen; es wachsen hier die schweren rothen Weine, die in Teutschland unter dem uneigentlichen Namen Pontac bekant, und die in großer Menge nach Bordeaux gehen, um dort verschnitten zu werden. Hier werden die geringern Sorten in Brantwein verwandelt und auch vieles Nußöl verfertigt. Die 12 Jahrmärkte, wovon zwei 15 Tage lang stehen, sind sehr besucht. Überhaupt macht die Stadt die Verlegerin der Provinz, wozu sie gehört. Sie ist ein alter Ort (s. oben Cadurci). Man findet hier verschiedene Alterthümer, unter andern die Reste eines Römeramphitheaters. Das Bisthum war 260 gestiftet. In ihren Mauern sind der Papst Johann XXII. (vorher Jacques d'Euse) und der Dichter Clement Marot geboren. (*Hassel.*)

CAHUSAC, 1) Marktflecken am Dropt in dem District Villeneuve d'Agen des franz. Dep. Lot-Garonne mit 690 Einw.; — 2) mit dem Zusatze sur Verre, Stadt an der Verre in dem Distr. Gaillac des franz. Dep. Tarn, mit 375 Häus. und 1424 Einw. (*Hassel.*)

CAHUSAC (Louis de), geb. zu Montauban 17—, gest. zu Paris 1759, Parlamentsadvokat zu Toulouse, welches er verließ, um zu Paris den Wissenschaften mehr leben zu können. Nachdem er eine Zeit lang bei dem Grafen von Clermont, den er auch in den Feldzug von 1743 begleitete, angestellt gewesen, privatisirte er und widmete sich ganz der dramatischen Poesie. Seine Trauer- und Lustspiele sind vergessen. Einen größeren Erfolg hatten seine Opern, welche sämtlich von Rameau komponirt sind. Ungeachtet sie als Dichtungen keinen ausgezeichneten Werth haben, ist doch Verstand in Anlegung des Plans, natürlicher leichter Versbau, und ein Geschick, die Gelegenheiten zu einer Feier sinnreich zu benutzen, nicht zu verkennen. Sein Roman Grigri (1749) erhielt Beifall. Sein Hauptwerk ist seine historische Abhandlung von der alten und neuen Tanzkunst (1754. 3. Bändchen 12.), wovon in den ersten Bänden der Samlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften (Berl. 1759.) eine Übersetzung erschienen ist: allein aus Beauchamps und des Herzogs la Vallière Untersuchungen über die Ballets und Noverre's Briefen über die Tanzkunst ist auch hierin manches zu berichtigen und nachzutragen. Für die Encyklopädie arbeitete er die die Ballets und Opern betreffenden Artikel. (*H.*)

CAICOS, eine Gruppe von Eilanden, die zu den Bahamas gerechnet wird und sich im N. von Hayti und im NW. der Turks Islands unter 21° N. Br. und 305° 29′ L. ausbreitet, 4 bis 5 derselben auf der Nordseite der Bahamabank sind von größerem Umfange; die übrigen bloße Klippen. Alle sind durch enge Kanäle getrent; Großcaico ist 12 Meilen lang, aber nur ¼ bis ½ breit und besitzt einen guten Hafen S. George Key, welcher durch eine Batterie gedeckt ist, und Schiffe, die nur 14′ Wasser brauchen, aufnimt. Der Boden ist fruchtbar, und erzeugt von westindischen Waren vorzüglich Baumwolle und etwas Zucker, hat auch gute Weiden für europäisches Hausvieh. Der Anbau hat seit 1783, wo sich Loyalisten auf diesen Eilanden niedergelassen haben, stark vermehrt; 1788 fanden sich nur 360, 1803 aber schon 1240 Individuen, worunter 1200 Sklaven waren, und die britische Krone hatte 29,695 Acres vertheilt. Neuere statistische Angaben liefern uns die britischen Blätter nicht. (*Hassel.*)

CAILLARD (Antoine Bernard), ein französischer Diplomatiker, geb. zu Aignay in Bourgogne den 28. Sept. 1737. Nachdem er sich unter Turgot, damaligem Intendanten von Limoges, zu Geschäften gebildet hatte, kam er 1770 als Gesandtschaftssecretär nach Parma, dann nach Kassel und darauf nach Kopenhagen, wo er 1780 Geschäftsträger wurde. In demselben Jahre ging er nach St. Petersburg und 1785 nach Holland, von wo er 1792 als Bevollmächtigter Minister nach Regensburg kam. Im September, wo er die Einladung erhielt, die Stadt zu verlassen, kam er ihr zuvor. Die Republik sandte ihn 1795 als ihren Bevollmächtigten an den Berliner Hof, wo er sich mit Mäßigung betrug, und nach seiner Abreise zurückgewünscht ward. Zuletzt hatte er die Aufsicht über die Archive im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris, und starb daselbst den 6. Mai 1807. Er hatte Antheil an der französischen Übersetzung von Lavaters Physiognomik (1781—87.), schrieb zu Segurs **Histoire des principaux événements du règne de Frédéric Guillaume II.** den Abschnitt **sur la révolution de Holland en 1787**, die in Archenholzes Minerva verteutscht ist, und lieferte Beiträge zum Magas. encyclop. und zu andern Journalen. Von seiner kostbaren Bibliothek ließ er (1805. 8.) einen Catalog drukken, der 1808 bei Verkauf der Bibliothek neu aufgelegt wurde. Von der ersten Ausgabe dieses Catalogs sind nur 25 Exemplare vorhanden *). (*Baur.*)

CAILLE (Nicolas Louis de la), dieser berühmte franz. Mathematiker und Astronom, war geboren zu Rumigny bei Rosay in Thierache (ehemalige Unterstatthalterschaft des Gouvernements Picardie) den 15. März 1713. Sein Vater Louis de la Caille hatte sich, nachdem er unter den Gensd'armes der Garde und unter der Artillerie gedient hatte, nach Anet zurückgezogen, wo er Jagd-Capitain der Herzogin von Vendome geworden war. Dort widmete er alle seine Muße den Wissenschaften, besonders der Mechanik, und suchte auch seinem Sohne den Geschmack daran einzuflößen. Der junge la C. kam nachher auf die Schule zu Lisieux. Durch seinen sanften Charakter, seinen Fleis und seine schnellen Fortschritte hatte sich der Knabe die Achtung und Freundschaft aller seiner Lehrer erworben, als sein Vater starb und ihn ohne Vermögen und andere Hilfsmittel zurückließ. Der Herzog von Bourbon, der dem Vater seine Stelle verschafft hatte, nahm sich großmüthig eines Kindes an, über welches man ihm die besten Zeugnisse gab. Um sich eine ruhige und unabhängige Existenz zu sichern, und zugleich im Stande zu seyn seinem Geschmacke für die Wissenschaften zu folgen, wollte la Caille sich dem geistlichen Stande widmen und fing daher seinen theologischen Cursus an. Um diese Zeit begann er aber auch schon seine Gedanken auf die Astronomie zu richten und ungeachtet aller Schwierigkeit, die er dabei finden mußte, sich ohne Lehrer und ohne Instrumente, fast ohne Bücher heimlich zu unterrichten, gibt ihm doch Fouchy das Zeug-

*) Biogr. univ. T. VI. (von Beuchot). Reichard's mod. Biogr. 2. Th 6.

niß, daß er ihn im J. 1736 so weit fortgeschritten gefunden, daß er Mühe gehabt habe zu begreifen, wie ein junger Mensch von 23 Jahren allein und ohne Hilfsmittel so weit habe kommen können. La Caille trug den geometrischen Geist in die scholastische Philosophie und selbst in die Theologie über, deren Sprache er umbilden und deren Lehrsätze er nach der Weise Euklids, seines Lieblingsschriftstellers, behandeln wollte. Bei der ersten Prüfung, die er zu bestehen hatte, war ihm schon der Beifall aller Examinatoren zu Theil geworden, als der Vicekanzler, ein an die Subtilitäten der Schule gewöhnter alter Theolog sich einfallen ließ, dem Kandidaten eine von den spitzfindigen Fragen vorzulegen, deren man damals schon zu spotten anfing. La Caille antwortete mit einer so unbesonnenen Freimüthigkeit, daß der alte Pedant darüber aufgebracht, ihm die Magisterwürde verweigern wollte und ihm dieselbe nur mit Unwillen auf ausdrückliches Verlangen der übrigen Examinatoren ertheilte. Diese Ungerechtigkeit gereichte zum Vortheil der Wissenschaften; denn la C. durch diese Unannehmlichkeit auf die Hindernisse aufmerksam gemacht, welche er auf der angetretenen Laufbahn finden könnte, faßte den Entschluß, sich mit dem Diaconate, das er so eben erhalten hatte, zu begnügen, und der Theologie gänzlich zu entsagen. Fouchy wies ihn an Jacob Cassini, der ihm eine Wohnung in der Sternwarte gab. Maraldi gewann ihn lieb und im folgenden Jahre nahmen beide zusammen die Küsten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geschicklichkeit, welche er bei diesen geodätischen Operationen bewies, zeigten ihn würdig bei der Berichtigung des Meridians (von Paris) angestellt zu werden, womit man sich bereits zu beschäftigen anfing. Man sieht aus seinen Original-Manuscripten, die noch auf der königl. Sternwarte aufbewahrt werden, daß er diese große Arbeit den 30. April 1739 begann und daß er in demselben Jahre alle Dreiecke von Paris bis Perpignan vollendet, die Basen von Bourges, von Rhodès und von Arles gemessen, die Azimuthe und Zenith-Distanzen der Sterne zu Bourges, Rhodès und Perpignan beobachtet und den thätigsten Antheil an der Messung des Längengrades, der sich am Hafen von Cette endigt, genommen hatte. Während des heftigen Winters von 1740 breitete er sein Dreiecknetz über die vornehmsten Berge der Auvergne aus, um den Meridian an eine neue Basis zu knüpfen, welche kurz vorher bei Riom gemessen worden war. Er hatte bei dieser Excursion die Absicht sich ein neues Mittel zu verschaffen, die Zweifel aufzuklären, welche ihm über die von Picard im J. 1669 gemessene Basis von Juvisy aufgestoßen waren. Er hatte erkannt, daß diese Basis von Picard um $\frac{1}{1000}$ zu lang angegeben sey, woraus folgte, daß die Toise, deren sich Picard bediente, wenigstens eine Linie kürzer war, als die Toise der Akademie. Diese Behauptung, welche lange angefochten worden war, wurde durch die Arbeiten zweier von der Akademie zur Prüfung jener Basis ernannten Commissionen aufs Bündigste bewiesen, und der hartnäckigste Gegner la C's sah sich genöthigt, seiner Meinung beizutreten. In seiner Abwesenheit wurde der nun schon berühmte 26jährige la Caille von dem Dr. Robbe zum Lehrer der Mathematik am College Mazarin ernannt. Die Geschäfte dieses neuen Amts hinderten ihn bis zum Herbste an der Fortsetzung des Meridians gegen Norden. Er beendigte diese Messung endlich nach einigen Monaten, während welcher er noch zwei Basen maß und alle erfoderlichen astronomischen Beobachtungen zu Paris und Dünkirchen machte. Nach seiner Rückkehr gab er sich ganz den Rechnungen hin, welche eine so lange Vermessung nothwendig machte, und zog aus der Vergleichung der verschiedenen Bogen, welche er gemessen hatte, das Resultat, daß die Grade vom Äquator gegen den Pol hin länger würden, ein Schluß, welcher dem aus der ältern Messung gezogenen gerade entgegengesetzt war. Seine Werke über Geometrie, Mechanik, Astronomie und Optik, die in wenigen Jahren auf einander folgten, beweisen, mit welchem Fleiße er seinen Amtsgeschäften als Lehrer oblag. Eben so zeigen seine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Abhandlungen, welche er in die Denkschriften der Akademie der Wissenschaften seit er 1741 Mitglied derselben geworden war einrücken ließ, ferner seine Berechnungen der Sonn- und Mondfinsternisse von Christi Geburt bis auf das Jahr 1800, abgedruckt in der ersten Ausgabe der art de vérifier les dates, (Paris 1750) mit welchem Eifer er seine astronomischen Arbeiten fortsetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichnisse unternommen; nun waren aber die Mittagsfernröhre damals fast unbekant in Frankreich und die, welche er Gelegenheit gehabt hatte zu sehen, flößten ihm nur geringes Vertrauen ein; darum hielt er sich ganz an die Methode der correspondirenden Höhen, welche er als die einzige ansah, die ihm die erwünschte Genauigkeit gewähren könne. Vom J. 1746 an war er im Besitz einer ganz ausdrücklich für ihn beim College Mazarin errichteten Sternwarte, welche nachher von Lalande aufs sorgfältigste erhalten und erst in dem Augenblicke zerstört wurde, wo man mehr als jemals ihre Fortdauer hätte sichern sollen; nämlich zu der Zeit, wo jenes Collegium zur Aufnahme des Instituts von Frankreich eingerichtet wurde. Letzteres hatte, nach Delambre's Aussage, unglücklicher Weise keine Kenntniß von den Plänen des Baumeisters erhalten. — Getreu dem mühsamen Verfahren, welches er vorziehen zu müssen geglaubt hatte, brachte la C. Tag und Nacht damit zu, die Sonne, die Planeten und besonders die Fixsterne zu beobachten, um die Sternkataloge und astronomischen Tafeln zu verbessern. Man hatte ihm die beiden sechsfüßigen Sectoren überlassen, mit welchen er den Meridian berichtigt hatte. Begierig die südlichen Gestirne, welche für den Horizont von Paris niemals aufgehen, kennen zu lernen, und aufzuzeichnen, machte er den Plan zu einer Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Er sah sogleich den ganzen Vortheil, welchen diese veränderte Stelle des Beobachters für die genauere Bestimmung der Parallaxen des Mondes, der Venus und des Mars und die Bestimmung der Refractionen haben könnte. Deshalb verbreitete er in Europa einen Druckbogen, auf welchem er die Astronomen, die ihm behilflich seyn konnten, von seinem Vorhaben benachrichtigte und trat 1750 seine Reise an. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Lalande, damals 19 Jahr alt nach Berlin geschickt wurde, welches ziemlich genau unter demselben Meridian mit dem Vor-

gebirge der guten Hoffnung liegt. Diese astronomische Eroberung, welche 4 Jahre Reisen und Arbeiten erforderte, kostete der Regirung für den Astronomen und einen Uhrmacher, den er bei sich hatte und an Ausgaben für Bauten und Instrumente die geringe Summe von 9144 Livres 5 Sous, worüber la C. bei seiner Rückkehr so genaue Rechenschaft ablegte, daß er, wie man sagt, die Agenten der königlichen Schatzkammer in Erstaunen setzte. Bei seiner Ankunft auf dem Cap, glaubte er eine Zeitlang den Zweck seiner Reise verfehlt zu haben. Sobald nämlich der in jenen Gegenden so häufige Südostwind zu wehen anfing, schienen alle Gestirne in beständiger Bewegung, die Sterne nahmen das Aussehen der Kometen an und die Heftigkeit des Windes erschütterte Instrumente und Observatorium. Um diesen Hindernissen, wenigstens zum Theil, zu begegnen, beschränkte er sich meistens auf kurze Fernröhre und Instrumente von nur mäßigem Halbmesser und so konnte er in 127 Nächten die Örter von ungefähr 10,000 Sternen mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit bestimmen, welche man hätte für unmöglich halten sollen, besonders wenn man die Mittel bedenkt, mit welchen er sich begnügen mußte. Da das Schiff, welches ihn nach Frankreich zurückbringen sollte, nicht zur bestimmten Zeit auf dem Cap ankam, so maß la C., um keinen Augenblick zu verlieren, einen Grad der südlichen Halbkugel, mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit*), die man an seinen Gradmessungen in Frankreich bewundert, welche letztere in mehren Rücksichten die Vergleichung mit der neuesten hier vorgenommenen Messung aushalten können und welche wenigstens alle von ihm verheißene Genauigkeit hatten. Die Regirung sandte ihm den Befehl, eine genaue Karte der Inseln Isle de France und Bourbon aufzunehmen. La C. wußte, daß diese Arbeit kurz vorher von einem berühmten Seemanne (D'Après) ausgeführt worden war. Er wiederholte dieselbe mit größerer Sorgfalt und Genauigkeit. Bei seiner Rückkehr sowol als während seiner Hinreise beschäftigte er sich anhaltend damit, die verschiedenen Methoden zu vergleichen, welche man zur Auflösung des Längen-Problems vorgeschlagen hatte. Er wählte die Methode der Abstände des Mondes von der Sonne oder von den Fixsternen, zeigte deren Vorzüge und schlug diejenige Form der nautischen Almanache vor, welche seitdem allgemein angenommen worden ist. Zum Besten der wenig unterrichteten Seeleute erdachte er sinnreiche graphische Hilfsmittel, welche in jenen ersten Zeiten nothwendig waren, um die gewöhnlichen Seemänner mit einer Methode vertraut zu machen, welche durch die Länge der dabei nöthigen Rechnungen abschrecken mußte. Die Astronomen, welche die Himmelskarten mit neuen Sternbildern bereichern, huldigen gewöhnlich bei Benennung derselben ihren Gönnern; la C. widmete die seinigen den Künsten und Wissenschaften. Er stellte sie auf einem Planisphärio von 6 Fuß dar, welches man lange in dem Sitzungssale der Akademie der Wissenschaften sah. Als diese Gesellschaft in der Revolutionszeit aufgehoben wurde, verschwand das Planisphärium, und die Leinwand hat sich nachher ohne Rahmen, auf der königl. Sternwarte wieder gefunden, wo sie aufbewahrt wird. Als la C. im J. 1754 wieder in Paris angekommen war, gab er sich, betroffen über die Berühmtheit, welche seine Reise ihm mit so vielem Rechte verschafft hatte, alle Mühe, sich dem Andringen Neugieriger zu entziehen, durch welches so mancher Andere sich geschmeichelt gefühlt haben würde. Er verschloß sich daher in seine Sternwarte, und um desto sicherer den Störungen zu entgehen, hatte er vor, sich in eine der südlichen Provinzen Frankreichs zurückzuziehen, um sich mit Ruhe dort mit einer genauen und vollständigen Beschreibung des Theiles des Himmels zu beschäftigen, den wir beobachten können und der uns vorzüglich interessirt. Seine Freunde widersetzten sich einem Vorhaben, dessen Nutzen ihnen nicht einleuchtete. La C. vertheilte seine Zeit zwischen seinen Beobachtungen auf der Sternwarte, seinen Rechnungen, seinen Pflichten als Akademiker und Professor und der Herausgabe seiner verschiedenen Werke. Damals schrieb er seine Sonnentafeln, seine Fundamente der Astronomie, die Fortsetzung seiner Ephemeriden und fing an sich vorzugsweise mit dem Monde und den Sternen des Thierkreises zu beschäftigen; da er aber endlich fand, daß für den weit umfassenden Plan, den er sich gemacht hatte, die Methode der correspondirenden Höhen viel zu langsam wurde, so brachte er in seiner Sternwarte ein Mittagsfernrohr an, welches ihm die geraden Aufsteigungen der Sterne mit größerer Leichtigkeit geben sollte. Da er sich aber immer noch nicht überzeugen konnte, daß dieses schnellere Mittel ihm eben so viel Sicherheit als jenes erstere gewähre, so ergriff er wenigstens alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um Irrthümer zu vermindern, von welchen er eine übertriebene Vorstellung hegte. Er machte sich zum Gesetz, in sein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet und jedes Mal mit mehren von den Fundamentalsternen verglichen hätte, deren Örter er mit so vieler Sorgfalt und Mühe bestimmt hatte. Dadurch erhielten diese secundären Sterne eine Genauigkeit, welche selbst die der zum Grunde liegenden Sterne und die der Zodiakalsterne seiner berühmten Nebenbuhler Bradley und Mayer übertraf, da letztere beide, obgleich mit weit bessern Instrumenten versehen, sich meistens mit einer einzigen Beobachtung bei Sternen von geringerem Glanze begnügten. Es ist zu bedauern, daß dieses schöne Werk, welches ihm das Leben gekostet hat, nicht mit größerer Sorgfalt von dem nachmaligen Herausgeber bearbeitet worden ist. Ungeachtet so vieler Arbeiten, fand la C. doch noch Zeit, sich mit den Beobachtungen der alten Astronomen und seiner Collegen zu beschäftigen. Bouguer hatte bei seinem Tode ihm seine Manuscripte empfohlen. Er gab daher den Traité de la gradation de la lumière und eine neue gänzlich umgearbeitete Ausgabe des Traité de navigation

*) So spricht Delambre als Lobredner la C's. Es ist aber doch auffallend, daß er dabei nicht erwähnt, wie nach la C's Messung die Radien der Parallelkreise auf der südlichen Halbkugel kleiner sind, als die entsprechenden auf der nördlichen, welches merkwürdige Resultat aber noch sehr der Bestätigung bedarf, da neuere Beobachtungen z. B. von Freycinet, demselben widersprechen, und Delambre selbst die Ungenauigkeit der Instrumente la C's zugesteht. Es ist sogar wahrscheinlich daß la C. nicht einmal das Thermometer bei seiner Messung berücksichtigt habe, s. *Zach* corresp. astron. Vol. IX. N. V. p. 435.

heraus (vergl. den Art. **Bouguer**). Dieses Werk enthielt früher eine kleine Tafel der natürlichen Sinus. La C. setzte an deren Stelle die Logarithmen der Sinuse und Tangenten. Die bequeme Form, welche er diesen Tafeln gab, gefiel so, daß la Caille sie auf Bitte seiner Freunde einzeln abdrucken lassen mußte, von welchem Abdrucke nachher mehre neue Auflagen erschienen. Er sammelte ferner und gab heraus die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel*) und des Waltherus (eines bekannten Schülers von Regiomontan), die Reise Chazelle's nach Ägypten und Feuillées nach den canarischen Inseln. Er hatte den Vorsatz, ein Werk unter dem Titel: **Ages de l'astronomie** zu schreiben, in welchem er alle alten Beobachtungen sammeln, berechnen und mit einander vergleichen wollte; eine Arbeit, die nachher von Pingré wieder aufgenommen wurde unter dem Titel: **Annales de l'astronomie**, ohne daß jedoch, ungeachtet eines Decrets der constituirenden Versammlung, der Druck erfolgt wäre. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte die Arbeiten la C's unterbrochen; desto eifriger nahm er dieselben wieder auf und benutzte Alles, was ihm an Zeit und Kräften übrig blieb. Er schonte sich zu wenig. Während eines ganzen Winters brachte er die Nächte auf dem Fußboden seiner Sternwarte liegend zu, um das Verzeichniß seiner Zodiakalsterne zu vollenden. Fieber, und die heftigsten Nieren- und Kopfschmerzen konnten ihn dieser Arbeit nicht entreißen. Er hatte dieselben Zufälle auf dem Cap der guten Hoffnung gehabt; ein wenig Ruhe hatte ihn damals geheilt. Jetzt vermochte es die Hilfe geschickter Ärzte zu Paris nicht. Er fühlte seine Gefahr und beeilte sich, die ihm anvertrauten Instrumente zurück zu liefern. Alle seine Manuscripte übergab er seinem Freunde Maraldi, welcher darauf den **Ciel austral précédé d'un éloge de l'auteur, par G. Brotier** drucken ließ. La C. starb den 21. März 1762. Keiner verdient mehr als er das Lob, welches Ptolemäus dem Hipparch gibt, wenn er ihn φιλόπονος καὶ φιλαλήϑης nent. Die erste dieser beiden Eigenschaften veranlaßte seinen Tod und die zweite verhinderte, daß einige seiner Zeitgenossen, wiewol in geringer Anzahl, ihm völlige Gerechtigkeit widerfahren ließen. Fouchy gibt uns in seiner Lobrede auf la C. den Grund an: er liebte die Wahrheit bis zur Unbesonnenheit, er wagte es, dieselbe Jedem in's Gesicht zu sagen, auf die Gefahr hin dadurch zu mißfallen, obgleich ohne dadurch beleidigen zu wollen. Wie wahr dies sey, sieht man daraus, daß, als er auf die Angriffe antwortete, deren Zielscheibe er lange, wie es schien, ohne darauf zu achten, gewesen war, er dies immer ohne Jemand zu nennen that, so wie er, wenn er Rechnung über seine eignen Arbeiten ablegte, niemals sich selbst nante. Zurückhaltend, bescheiden und uneigennützig lebte er ganz seinen Studien. Lalande, der einen Ruhm darin sucht, noch als Mitglied der Akademie der Wissenschaften la C's Schüler geworden zu seyn, sagt von ihm, daß er allein mehr Beobachtungen und Rechnungen gemacht habe, als alle Astronomen seiner Zeit zusammengenommen. Dies Lob, welches übertrieben scheint, ist nichts als reine Wahrheit, wenn man es auf die 27 Jahre beschränkt, welche die astronomische Laufbahn la C's ausmachen, und wenn man sich an alles das erinnert, was er in einer so kurzen Zeit gethan hat. Auch ging Niemand haushälterischer mit seiner Zeit um als er. Außer seiner beispiellosen Thätigkeit im Beobachten und Rechnen muß man an ihm eine Geschicklichkeit und Sicherheit rühmen, die wenige in gleichem Grade besessen haben. Hiezu komt noch seine Aufrichtigkeit, die ihm niemals erlaubte, eine weniger genaue oder minder glückliche Beobachtung zu unterdrücken, zu verbergen oder gar zu ändern. Seine Manuscripte, verglichen mit seinen gedruckten Werken, bezeugen überall diese Wahrhaftigkeit, welche stets die erste Pflicht eines Beobachters ist. Es ist jetzt wol allgemein anerkant, daß alle Instrumente, deren sich la C. bedienen konte, weit schlechter waren, als die, womit einige seiner Zeitgenossen beobachteten, dennoch hat er in allen seinen Werken die Vergleichung mit den berühmtesten unter diesen Zeitgenossen ausgehalten. Dies komt daher, daß er durch die ausserordentliche Sorgfalt, welche er überall anwandte, durch sinnreiche Combinationen, durch Vervielfältigung der Proben, den Nachtheil seiner Lage zu verbessern wußte. Man ist allgemein überzeugt, daß seine Refractionen zu stark sind und der Grund, den man davon gefunden hat, ist, daß dieselben außer der wirklichen Refraction auch die Fehler der Instrumente mit enthalten; aber zugegeben, daß die Sache an sich Statt habe, daß die schwächern Refractionen Mayers und Bradleys nicht eben so die verschiedenen Fehler ihrer Quadranten mit enthalten, so sind doch eben diese Refractionen ein neuer Beweis seines Talents als Beobachter, da sie nicht verhindert haben, die Declinationen der Sterne gut zu bestimmen, für die Schiefe der Elliptik denselben Winkel wie Mayer und Bradley zu finden und endlich für die Sternwarte von Paris dieselbe Breite anzugeben, welche wir heutiges Tages mit den Repetitionskreisen von Lenoir und Reichenbach finden. Delambre sagt, daß, als er mit ganz neuen Hilfsmitteln einen großen Theil der Arbeiten la C's zu wiederholen und zu prüfen veranlaßt worden sey, und daß, nachdem er mit der größten Sorgfalt, die von la C. beobachteten Sterne aufs Neue beobachtet und lange Untersuchungen über die Refractionen angestellt, neue Sonnentafeln entworfen, den Meridian von Frankreich gemessen und mehre Jahre lang alle Manuscripte la C's unter Händen gehabt habe, er niemals einen Schritt auf demselben Wege gethan habe, ohne Hochachtung und Bewunderung für einen Gelehrten zu fühlen, der stets der französischen Astronomie zum Ruhme gereichen wird. La Cailles Werke sind außer einigen schon oben angeführten, bei deren Herausgabe er thätig war, folgende: **Leçons élémentaires de mathématiques**, die oft wieder aufgelegt und commentirt worden sind; die erste Ausgabe erschien im J. 1741, und die neueste 1807 in 8.; ferner **Leçons de mécanique**, 1743 in 8.; **Leçons d'astronomie** 1746, welche Lalande im J. 1780 zum vierten Male herausgab, und welche bis auf unsere Tage ein klassisches Werk in verschiedenen Gegenden Europa's waren. Sodann **Elémens d'optique** 1750, welche 1807 und 1808 aufs Neue aufgelegt sind. — **Observations faites au cap de Bonne-Espérance** (über die

*) Das Manuscr. hievon hatte der Duc de Laval in Cassel aufgefunden und nach Paris gesandt.

Parallaxen des Mondes, der Venus und des Mars) von du Séjour aufs Neue durchgängig berechnet um seine neuen Methoden darauf anzuwenden; **Astronomiae fundamenta**, Paris 1757 in 4., worin man die Grundlagen aller Untersuchungen la C.'s über die Theorie der Sonne, über die Fixsterne und die Refractionen findet; **Tabulae solares** 1758, besser als Alles, was man vorher in dieser Art hatte; **Tables de logarithmes pour les sinus et tangentes de toutes les minutes du quart de cercle, et pour tous les nombres naturels décimaux et sexagésimaux depuis 1 jusqu' à 10800.** Hievon hat der Abbé Marie 1799 eine neue Ausgabe in 8. besorgt. — **Ephémérides de Desplaces continuées depuis 1745 — 1775.** — **Coelum australe stelliferum**, 1763. in 4., herausgegeben von Maraldi. — **Journal historique d'un voyage fait au cap de bonne espérance**, redigirt von Carlier nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen la Caille's, Paris 1763. in 12. mit einer Karte. Man findet darin eine Abhandlung über das Leben des Verfassers und kritische Bemerkungen gegen Kolbe's Beschreibung des Kaps der guten Hoffnung. — **Carte de l'Isle de France dans la mer des Indes.** Paris 1763, welche Buache nach la C.'s Tode herausgab, daher sie sehr unvollkommen ist. — Hiezu komt die ansehnliche Menge von Memoiren, welche er vom Jahre 1741 bis an seinen Tod 1762 in die Samlung der Akademie hat einrücken lassen. Man findet in den **Discours et Mémoires de Bailly**, Paris 1790. 2 Vol. 8. ein **Eloge de l'abbé de la Caille**, welcher Bailly's Lehrer und Freund gewesen war.

Von la C.'s frühern theologischen Arbeiten ist noch ein Manuscript übrig vom Jahre 1732, 110 Seiten, enthaltend eine sehr methodische und klare Dissertation **sur le sens et le fait de Jansénius**, das sich nach einer Anmerkung der Biograph. univ. (T. VI. p. 477.) in den Händen Villenave's befindet.*) (*Gartz.*)

CAILUX, vor Alters **Caylus**, Stadt in dem Distrikt Montauban des franz. Departement Tarn-Garonne an der Bonnette mit 470 Häusern und einschließlich des Kirchspiels 5535 Einw., die Etamine und Radis weben. Hier ist der Literator Anne Claude Phil. de Tubières geboren. (*Hassel.*)

Caïman in der Zoologie, s. **Crocodilus.**

CAIMAN, eine Gruppe von 3 Eilanden Großcaiman, Kleincaiman und Caiman Brac, die im mexicanischen Golfe 55 Seemeilen im N. N. W. von Jamaica zwischen dieser Insel und Cuba unter 19° 15′ N. Br. und 296° 8′ L. belegen sind. Sie waren lange Zeit wüst, ob sie gleich gutes Wasser, eine frische Vegetation und gesunde Luft haben. Die Flibustiers setzten sich anfangs darauf fest, und jetzt leben etwa 200 von ihren Nachkommen darauf, die sich meistens von Fischerei, Schildkrötenfange und dem Pilotenwesen nähren. Großcaiman enthält davon die größere Anzahl, gegen 160, hat aber keinen Hafen, sondern einen bloßen Ankerplatz an der Südwestseite. (*Hassel.*)

*) Vgl. *Fouchy* Eloge de l'abbé de la Caille in der Hist. de l'acad. Année 1762. *Delambre* in der Biogr. univers. — *Desessarts* siècles littéraires. — Adelungs Fortsetzung von Jöchers Gelehrten-Lex. B. 2.

CAIRNGORM, auch das blaue Gebirge, ein Gebirge Scotlands, auf der Gränze der Shiren Banff und Inverneß, das zu den Grampians gehört. Der Gipfel hat eine konische Form; die Seitenwände sind mit Fichten bestanden. Einen großen Theil des Jahrs hindurch liegt ersterer bei einer Höhe von 4050 engl. Fuß unter Schnee vergraben. Merkwürdig ist das Gebirge als Fundort einer gelben Kristallart, die den unterscheidenden Namen Cairngorm führt. — Überhaupt führen viele Berge Scotlands den Zunamen Cairn oder Berg: so Cairn Harroh in Kirkudbright 1100′, Cairn-Ferg in Aberdeen 2100′, Cairn Naple in Linlittgow 1498′, Cairn Smuir in Kirkudbright, der höchste in Südscotland, Cairn Toul in Aberdeen 4220′ hoch u. A. (*Hassel.*)

CAISTON, Marktflecken in der engl. Shire Lincoln, wo der Kelseykanal sich mit der New Navigation verbindet. Ein alter Ort, den der Sasse Hengist erbauet haben soll, mit 1 gothischen Kirche und 1051 Einw., die 1 Wochenmarkt und 6 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

CAITHNESS, die nordöstlichste Provinz Scotlands, von 58° 10′ bis 58° 45′ nördl. Br. und von 13° 30′ bis 14° 29′ östl. L. reichend, und im N. an das Nordmeer, im O. an das teutsche Meer, im S. und W. an Sutherland gränzend. Der Flächeninhalt beträgt nach Arrowsmith $32^{1\circ}$ □M., nach dem Edinb. Gaz. 395,680 Acres, wovon die kultivirten Äcker 50,000, die Wiesen 2500, die Weiden 77,500, die Waldungen 1062, der Sand am Strande 3750, die Moräste 163,451 die Flüsse 734, die Seen 7680, die Hügel und Berge 89,000, wegnehmen. Ein wildes, gebirgiges Land, das nur einige bessere Striche besitzt, das Gestade sandig und flach, aber zerrissen durch viele Einbuchten und mit mehren hervorspringenden Vorgebirgen, worunter der Ord of Caithneß 1250, der Pap of Caithneß 1929′ hoch, das Sandside, das Holbern, das Dunnet und das Dungsby, zwischen welchen das Mon oder Main of May in gefährlichen Klippen liegt, und das Hoß Head. Die Gebirge im Innern gehören zum Systeme des Grampian, sind aber nicht so hoch, wie in Aberdeen, und dachen sich immer mehr nach dem Meere ab; doch tragen sie alle langdauernden Schnee. Der 2½ Meilen breite Pentland Frith scheidet die Shire von den Orkneys. Die ansehnlichsten Baien sind die Sinclairsbai an der östlichen, die Martle- und Sandwichbaien an der nördlichen Küste. Der Hauptfluß, der Thurso, kömt aus Lochmore und mündet sich in den Pentland Frith, der Wick fließt dem teutschen Meere zu; unter mehr als 30 Binnenseen sind der Wattin, der Brualvel, der Shurrevie und der Aliarvel die größten, aber doch keiner ¼ Meile lang. Bei Thurso gibt es Mineralquellen. Das Klima ist zwar rauh, aber doch wol zu ertragen: am längsten Tage hat man gar keine Nacht, sondern nur eine Dämmerung, und die Winternächte erhellt das Nordlicht. Der West und Nordwest herrschen ¾ des Jahrs hindurch; eine unglaubliche Menge von Regen fällt herab, doch ist diese Feuchtigkeit der Gesundheit nicht nachtheilig; das ganze Land gleicht fast einem aneinander hängenden Moraste. Vor Alters war es durchaus mit Walde bedeckt, aber dieser ist bis auf wenige schlecht bestandne Überreste verschwunden. Dagegen hat der Ackerbau zugenommen:

Playfayr berechnet die jährliche Ernte an Hafer auf 120,000, an Waizen auf 70,000, an Gerste auf 27,000, an Hülsenfrüchten auf 80,000, an Kartoffeln auf 10,000 Bolls; die Viehzucht ist nicht unbedeutend, man hält gegen 15,000 Kühe und 13,000 Schafe. Hasen, wildes Geflügel und Strandvögel gibt es im Überflusse, und Robben werden an der Küste geschlagen. Die Fischerei macht einen Haupterwerb aus: 160 Fischerboote fangen jährlich außer andern Fischarten besonders Lachsen, Meeralen und Stockfischen 40,000 Barrels Heringe und 40,000 Hummer. Von Kelp werden etwa 140 Tonnen gebrant. Man unterhält Garnspinnerei, Bleichen, Gerbereien, Wollenweberei, Brauerei, Reperbahnen und Korbflechterei, Manufakturen, die der berühmte Sinclair seinem Vaterlande gegeben hat, und kann zur Ausfuhr Hornvieh, gepökeltes Fleisch, Fische, Thran, Federn, Gänselebern, Wolle und Strohgeflechte darbieten. Die Volkszahl belief sich 1821 auf 30,238 Individuen, wovon 14,196 männlichen, 16,042 weiblichen Geschlechts, in 5944 Familien; 1811 wurden erst 23,629 Köpfe gezählt in 4714 Familien, wovon 3270 sich mit der Landwirthschaft, 838 mit dem Kunstfleiße und 606 auf andre Art beschäftigten. Der Kirchspiele sind 10, wovon eines den Titel als Burgflecken, ein andres als Marktflecken führt, der Häuser auf 4301; die Einkommentaxe berechnet Playfayr zu 372,560, die Landtaxe zu 310,000 Gulden. Die ganze Shire ist das Eigenthum von 34 Grundherrn, und der Druck, der auf den Meiern und Pächtern lastet, ist der Hauptgrund, der den Wohlstand des Landes aufhält. Die Hauptstadt ist Wick. (*Hassel.*)

Caja, f. Cajus.

CAJANUS, nannte Candolle eine Gattung Hülsenpflanzen aus der 17. Klasse, welche sonst zu Cytisus gerechnet wurde. Sie unterscheidet sich aber sehr bestimt sowol durch eigentliche Diadelphie, da bei Cytisus die Staubfäden monadelphisch sind, als auch durch zwei Schwielen an der Basis des Wimpels und durch häutige Scheidewände der Samen. Cytisus Cajan. L. und Pseudo-Cajan Jacqu. gehören dahin. (*Sprengel.*)

CAJARE, Marktfl. in dem Distrikt Figeac des franz. Dep. Lot am Flusse Lot mit 1911 Einw. In der Umgebung liegen die 4 Waiffriers Höhlen, bekant durch das Blutbad, welches die Soldaten Philipps des Kurzen unter den Anhängern des aquitanischen Herzogs Waiffrier, die sich darin verborgen hatten, anrichteten. (*Hassel.*)

CAJAZZO, Stadt und Bischofssitz mit 2750 Einw. in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Sie liegt auf einem Hügel am Volturno und hat ein Kastell von geringer Bedeutung. Einige halten diesen Ort irrig für das alte Calatia.†) (*W. Müller.*)

CAJEPUTÖL, oleum Caieput, s. Caieputii, wird im Großen aus den dürren Blättern des vorzüglich auf Banda und Malabar in Ostindien heimischen Baumes, Melaleuca Leucodendron L. destillirt, und über Batavia und Holland zu uns gebracht. Echtes ist ursprünglich weißgelblich oder blaßgrün von Farbe, ganz durchsichtig, und dünnflüssig, überaus leicht (spec. Gew. 0, 178 bei 9° Gärtner), nicht sehr flüchtig, von durchdringend campherartigem Geruch, und brennendem, hinterdrein kühlendem Camphergeschmack: mit der Zeit verbleicht seine Farbe. Es liefert mit rauchender Salpetersäure unter Prasseln ein weiches, gelbes Harz, mit Vitriolöl einen braunen Balsam. Kupferhaltig sieht es blau, von einem Pflanzenharze gefärbt, satt grasgrün aus, läßt sich aber durch eine neue Destillation ganz entfärben. Den Kupferrückstand verräth dessen blaue Färbung durch wässriges Ammonium, oder ein hineingelegter sich überkupfernder blanker Stahl ꝛc., — wogegen der Harzrückstand sich völlig in Weinalkohol auflößt. Mit einem Fettöle verfälscht läßt das Cajeputöl auf weißem Papier einen bleibenden Fettflecken zurück ꝛc. Der Zusatz von Rosmarinöl läßt sich nur durch genaue Vergleichung des verdächtigen Öls mit einem notorisch-echten ausmitteln. Von dem aus Rosmarinöl und Campher nachgekünstelten kann man zur Probe etwas auf Zucker tröpfeln, und dann in Wasser auflösen, wobei sich der Campher in Flocken abscheidet.

Als ein von Luchner zuerst erwähntes, sehr kräftiges, allgemeines Reizmittel wirkt es arzneilich, wie andere Ätheröle, besonders aber sehr ausgezeichnet bei hysterischen Krampf- und Nervenzufällen, bei Muskel- und Magenkrämpfen, bei nervösen Asthenien, gegen Veitstanz, Epilepsie ꝛc., bei Lähmungen z. B. der Zunge, beim schwarzen Staar, bei Schlagflüssen, bei asthenisch träger Unordnung der weibl. Regeln, zurückgebliebener Nachgeburt, mangelnden Geburtswehen, endlich auch gegen Würmer innerlich und äußerlich; innerlich zu 1—5 Tropfen u. m. auf Zucker, oder mit Schwefeläthergeist, ätherischer Baldriantinctur u. s. w. Äußerlich läßt man es lauwarm einreiben bei Verrenkungen, Quetschungen und Sugillationen, bei heftigen Schmerzen und Zuckungen nach Sehnenverletzungen am Fusse, bei Lähmungen, Krämpfen, asthenischen Entzündungen und Stockungen, gichtischen und rheumatischen Schmerzen allein, oder mit andern flüchtigen Reizmitteln. Man gebraucht es als Reizmittel bei nervösem Kopfweh; auf Baumwolle an das Zahnfleisch, oder den hohlen Zahn gebracht, hebt es deren Schmerzen oft augenblicklich. Bei asthenischen chron. Ophthalmien läßt man den Dunst desselben ans Auge gehen.*) (*Th. Schreger.*)

CAJETA, griech. *Καιάττα*, eine Stadt auf einem Vorsprunge der felsigen Küste von Latium†), welche hier auf der Südseite dieses Vorsprunges einen ziemlich tief in das Land einbiegenden Busen bildet, den Sinus Cajetanus, an welchem die Städte Minturnä und Sinnessa lagen, die letztere bekantlich dicht an der Gränze Campaniens; denn der über Sinnessa liegende Mons Massicus trente diese Landschaft von dem neueren oder beigefügten Latium, Latium Adjectum. Der Vorsprung

†) S. Mannert's Geogr. d. Italia. Th. I. S. 774. 775., wo dieser Irrthum berichtigt wird. Das alte Calatia, eine Kolonie in Campanien, welche als kleine Republik ihren eigenen Magistrat hatte, bis sie in dem zweiten punischen Kriege von den Römern abfiel und zur Strafe dieser Treulosigkeit ihrer bürgerlichen Freiheiten beraubt wurde, ist zwischen Caserta und Maddaloni zu suchen, wo das Dorf S. Guajazzo an jenen Namen erinnert.

*) Vgl. *J. F. Cartheuser* Diss. de Oleo Cajeput. Frkf. 1754. 4. — *J. A. Adami* de Oleo Cajeput. Gott. 1783. 4.

†) Nach den neuesten Messungen von Gaeta, unter 41° 30′ Br. und 31° 12′ Länge.

von Cajeta schied die beiden Meerbusen, deren nördlicher Sinus Amyclāus oder Cācubus hieß; dem südlichen gab Cajeta selbst seinen Namen. Die Stadt Cajeta hat der Sage nach ihren Namen der hier begrabenen Amme des Pius Äneas zu verdanken; jedoch gibt es auch eine etymologische Fabel, welche das Wort *Καϊάττα* von *Καίειν* ableitet, weil die Flotte des Äneas an dieser Küste verbrant sey. Cajeta war ein unbedeutendes Städtchen, welches indessen einen guten Hafen und eine fruchtbare und reizende, mit vielen Villen bedeckte Umgegend hatte. Nicht weit von der Stadt befand sich z. B. Cicero's Formianum, die von dem südlich über dem Vorsprunge gelegene Formiä benante Villa, bei welcher der große Redner ermordet wurde. — Die neue Aussprache hat den Namen Cajeta in Gaeta verweichlicht. ††) (*W. Müller.*)

CAJETAN (Thomas de Vio genant). Dieser vorzüglich durch seine Unterhandlungen mit Luther bekant gewordne Kardinal, ein gelehrter Canonist und Scholastiker, erhielt den Zunamen Cajetan von Gaiette oder Gaeta, einer Stadt im Neapolitanischen, wo er den 20. Febr. 1469 geboren war. Er trat 1484 in den Dominikanerorden, und erwarb sich bald, durch die sorgfältige Ausbildung seiner vorzüglichen Talente, Achtung. In seinem 26. Jahre wurde er Doctor der Theologie, und lehrte dieselbe zu Brescia und Pavia, wurde 1500 Generalprokurator und schon 1508 General seines Ordens, ein Amt, das er 10 Jahre lang mit großem Beifall verwaltete. Leo X. ertheilte ihm 1517 die Kardinalswürde, und sandte ihn im folgenden Jahre als seinen Legaten nach Teutschland, hauptsächlich in der Absicht, Luthers sogenanten Ketzereien Einhalt zu thun, ihn deswegen persönlich vor sich kommen zu lassen, und wenn er bei seinen ketzerischen Meinungen beharrte, ihn bis auf weitern von Rom zu erwartenden Befehl in gefänglicher Haft bei sich zu behalten. Aber Leo hatte sich in der Wahl der rechten Person geirrt, die er Luthern entgegen stellte. Zwar galt der Kardinal für einen der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, und einige hielten ihn sogar für einen Freidenker, weil er z. B. nicht glaubte, daß Eva aus einer Rippe Adams geschaffen sey, oder daß alle ungetaufte Kinder ewig verdamt wären. Allein er besaß zu viel Schuldünkel und Amtsstolz, und zu wenig Menschenkentniß und Bibelgelehrsamkeit, als daß er hätte fähig seyn sollen, einen Mann gehörig zu würdigen, der die höchste Ehre darin suchte, seiner Sache gewiß zu seyn [1]). Da er überdieß ein Dominikaner und daher Luthers Feind, dagegen Tetzels Ordensbruder war, so konnte in einem Streite über den Ablaß nicht wol ein untauglicherer Schiedsrichter gewählt werden, als dieser Kardinal. Nachdem Luther am 12. October 1518 zu Augsburg, wo der Kaiser Maximilian seit dem Julius einen Reichstag gehalten hatte, vor Cajetan erschienen war, erklärte ihm dieser, daß der Papst dreierlei von ihm fodere: erstlich sollte er sich bessern und seine Irrthümer widerrufen; sodann versprechen, daß er sich künftig derselben enthalten wolle; aber auch drittens, daß er überhaupt nichts unternehmen wolle, wodurch die Ruhe der Kirche gestört werde. Luther verlangte den Beweis seiner vermeinten Irthümer; allein da der Kardinal seine Behauptungen weder aus der heil. Schrift noch aus den Kirchenvätern mit hinlänglichen Gründen zu unterstützen vermochte, sondern sich endlich blos auf den Willen des Papstes berief, dessen Ansehen über die Bibel und alle Concilien gehe; so konnte, bei einem so verschiedenen Erkentnißgrunde theologischer Wahrheiten, nichts ausgerichtet werden, und Luther berief sich, noch ehe er Augsburg verließ, von einem übel berichteten auf einen besser zu berichtenden Papst, und nicht lange nachher, mit Verwerfung aller päpstlichen Autorität, auf eine künftige Kirchenversamlung. Voll Unwillen über den mißlungenen Versuch, beklagte sich der Kardinal in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen über Luthers Hartnäckigkeit, und verlangte dessen Auslieferung. Da er aber damit nichts ausrichtete, so geschah es vermuhlich auf seinen Rath, daß der Papst unterm 9. Nov. 1518, in einem an den Kardinal gerichteten Dekrete, die bisherigen Ablaßpredigten vollkommen bestätigte, und allen Widerspruch dagegen verbot, ohne doch Luthern zu nennen [2]).

Cajetan kehrte nach dieser verunglückten Sendung nach Rom zurück, erhielt 1519 das Bisthum Gaeta, und wurde auch in der Folge mehrmals zu Geschäften gebraucht. Seine Mußestunden waren immer den Studien gewidmet, aber erst nach seiner Unterredung mit Luthern fing er an, die Schrift mit Fleiß zu studiren, da er in früheren Jahren blos die scholastische Philosophie und Theologie, nebst der Vertheidigung der päpstlichen Hoheit zu Gegenständen seiner eifrigsten Beschäftigung gemacht hatte. Sein Tod erfolgte zu Rom den 9. August 1534. Er schrieb **Commentar. in Summam Thomae. Venet. 1514. 1518** auch bei **Thomae Summa. Antv. 1577**; Commentare über den Aristoteles, Abhandlungen **de potestate papae; de comparatione**

††) S. *Virgil. Aen.* VII. 1. ff. Über die Abl. von *Καίειν* ext. Aurel. Vict. de Orig. gent. Rom. Eine dritte Erklärung ar *Strabo* V. p. 356., wonach *Καϊάττα* lakonisch sey und Vertieung heißen soll. Über den Hafen *Cicero* pro leg. Man. c. 10. ber das Formian. Plut. Vit. Cic. fin. Appian. Bell. Civ. IV. 9. Val. Max. I. 4. Vgl. Mannert Geogr. v. Ital. I. p. 31. 82.

1) Luther sagt daher selbst 1520 in einem Schreiben an den apst: „Mit einem einzigen Wörtlein hätte er leicht können Frieen stiften, als ich damals versprach, still zu schweigen und meier Sache ein Ende zu machen, wenn den Widersachern eben das efohlen würde. Aber der ruhmrätbige Mensch war damit nicht frieden, sondern fing an, meine Feinde zu rechtfertigen, ihnen reiheit einzuräumen, und mir den Widerruf zu befehlen. Da un die Sache am besten Ort war, ist es hier fürwahr durch dessen ungestüme Tyrannei weit schlimmer worden.“ Luthers Schr. 15. Bd. 941. 2) Luther selbst ertheilt ausführliche Nachricht von seiner Unterredung mit dem Kardinal: Luth. Opp. lat. T. I. 164 sq. Anfangs war er mit Cajetan sehr zufrieden, denn er sagt l. c.: „Susceptus fui a Rev. D. Cardinale Legato satis clementer, ac prope reverentius; vir enim est omnibus nominibus alius, quem hi fratrum venatores robustissimi.“ M. s. auch *C. F. Börneri* Diss. de colloquio Lutheri cum Cajetano. Lips. 1722. 4. und unter seinen gesammelten Dissertationen, Löschers Acten und Dokumente der Reform. 2. Th. 11. Kap. 435. Riederers nützl. u. angen. Abhandl. 392. Hoffmanns Ref. Hist. Leipz. 55. Schröckhs Kircheng. seit d. Ref. 1. Th. 152. Roscoe Leben Leo X. im 2ten Bde. Daß Cajetans Verfahren mit Luthern selbst dem röm. Hofe misfallen habe, sagt Sarpi in Hist. concil. Trident. lib. I. 22.

papae et concilii etc. gesammelt Lugd. 1541. Vol. V.; 1581. Vol. III.; Antv. 1612. fol. Sein Hauptwerk aber sind Comment. in s. script. Lugd. 1639. Vol. V. fol. mit seinem Leben von Fanseca. Unbekant mit den orientalischen Sprachen, ließ sich Cajetan von einem Rabbiner und einem Christen eine wörtliche Übersetzung des alten Testaments verfertigen, wich in seinen Erklärungen öfters von den Kirchenvätern ab, suchte nur den Wortverstand, warf der Vulgata viele Fehler vor, bediente sich beim neuen Test. des Textes und der Noten des Erasmus, und ließ die Offenbarung Johannis unerklärt, weil man ihren Verstand nur errathen könne. Alle diese Neuerungen zogen ihm heftigen Widerspruch zu, besonders von Seiten des Dominikaners Ambr. Catharinus, der es auch dahin brachte, daß die Sorbonne aus Cajetans Erklärungsschriften eine Anzahl Stellen aushob, welche sie falsch und ungereimt, zum Theil ketzerisch nennt [3]).

Unter mehren gelehrten Ordensmännern, die unter dem Namen Cajetan bekant wurden, sind, in literarischer Hinsicht, am bemerkenswerthesten: **Constantin Cajetan**, ein Sohn des Marquis von Sortino, Prinzen von Cassano, geboren zu Syrakus 1560. Er trat zu Catanea in den Benedictinerorden, wurde Abt von St. Baronte in der Diöces von Pistoja, Aufseher der vatikanischen Bibliothek in Rom unter Clemens VIII., und starb den 17. Sept. 1650. Er lieferte dem Baronius viele Beiträge zu seinen Annalen, edirte die Werke des Kardinals Damian (Petri Damiani Opp. collect. ac arg. et notatt. illustr. Romae. 1606—1640. Vol. V. fol. öfter), und schrieb vieles andere, vornemlich viele Biographien gelehrter Benedictiner oder solcher Ordensmänner, die er für Benedictiner erklärte, weil sie etwa einige Zeit in einem Benedictinerkloster gelebt hatten. „Ich fürchte, sagte daher einmal der Kardinal Cabellucci, er wird noch den heil. Petrus zu einem Benedictiner machen" [4]). — **Octavius Cajetan**, ein Jesuit, geboren zu Syrakus den 22. April 1566, gestorben zu Palermo den 8. März 1620, war ein fleißiger Forscher in den kirchlichen Alterthümern seines Vaterlandes, rühmlich bekant durch die lange nach seinem Tode gedruckten Vitas sanctorum Siculorum. Panormi. 1657. Vol. II. fol und Isagoge ad hist. sacram Siculam. Ib. 1707. 4. wieder abgedruckt im 10 Bde. von Graevii Thesaur. antiq. [5]). — **Heinrich Cajetan**, aus dem Hause Sermoneto, wurde 1585 Kardinal, und von Sixtus V. in eben diesem Jahre als Legat nach Frankreich geschickt, wo er durch seine Herrschsucht in viele Streitigkeiten verwickelt wurde. In der Folge kam er als Legat nach Polen, und 1599 starb er im 49. Jahre. Während seines Aufenthaltes in Frankreich ließ er mehre, den Zweck seiner Sendung betreffende, Schriften drucken [6]). — Aus dem berühmten italiänischen Geschlechte **Cajetano** auch **Gaetano**, welches seinen Ursprung aus Spanien ableitet, und seinen Namen von der Stadt Gaeta führte, wo es sich niederließ, sind ebenfalls mehre angesehene Geistliche, Kardinäle und ein Papst (Bonifacius VIII.) hervorgegangen [7]). *(Baur.)*

Cajulacca, s. Gummilack.

CAIUS, CAIA, römische Pränomina, über deren Rechtschreibung und etymologische Bedeutung mannigfach gestritten worden. Was die erstere anbetrifft, so hat sich in neuerer Zeit ziemlich allgemein die Sitte gebildet Gaius und Gaia zu schreiben, gestützt theils auf eine Äußerung Quintilians, theils auf die Aussprache der Griechen und des spätern Lateins, wol auch mit Berufung auf die alphabetische Anordnung der Fragmente des Festus und Paulus Diaconus. Nun ist es zunächst ohne Zweifel, daß, bevor noch der Buchstabe G in die lateinische Sprache übertragen worden [1]), Caius geschrieben werden mußte. Daß aber diese Orthographie nach der Zeit des Carvilius Spurius sich geändert, sagt Quinctilian nirgends. Er handelt in seinen oratorischen Institutionen I. 4. über die der Schreibart oft nicht entsprechende Aussprache einiger Wörter (*quid quae scribuntur* aliter quam *enuntiantur*), und fährt dann fort: „Nam et Caius C littera notatur, quae inversa Ɔ mulierem declarat; nec Cneius eam litteram in praenominis nota accipit, qua sonat," eine Bemerkung, welche sich auch bei Terentianus Maurus [2]) und Diomedes [3]) findet. Gründet man hierauf, wie häufig geschehen ist, die Behauptung, es sey für das Pränomen **Caius** die nota nicht G sondern C; so läßt sich nicht allein aus Inschriften [4]) und Noten-Registern [5]) das Gegentheil beweisen, sondern, auch abgesehen hievon, ist der Sinn Quinctilians entschieden ein anderer. *Notari* nämlich bildet in jener Stelle lediglich den Gegensatz des voraufgegangenen enuntiari, und ist also dahin zu erklären: es werde der Name **Caius** ausgesprochen, als sey er **Gaius** geschrieben, was bei der großen, von den Alten selbst bemerkten Verwandtschaft [6]) der Buchstaben C und G nicht wundersam erscheint, und zugleich weder die auf Inschriften [7]) und in Manuscripten [8]) vorkommende

3) S. *Du Pin.* bibl. des aut. eccles. T. XIV. 123. T. XVI. 3. *Simon.* hist. crit. du v. Test. 319. 419. Ej. hist. crit. du n. T. 537. Ej. critique de la Bibl. de du Pin. T. II. 91. *Struvii* collect. manuscr. T. I. fasc. VII. 32. Cotta ad Gerhard. T. VIII. 248. Meyers Gesch. der Schrifterkl. 2. Bd. 551. — Von Cajetans Leben, s. Quetif und Echard in Scriptt. ord. Praedic. T. II. 14. *Toulon* hist. de l'ordre de S. Dom. T. IV. *Papadopoli* hist. gymn. Patav. T. I. 3021. 4) Mongitore bibl. Sicula. Mém. de Niceron T. XXV. 202. Biogr. univ. T. VI. (von Tabaraud). 5) Sein Leben bei der erwähnten Isagoge und bei Mongitore l. c. Alegambe bibl. scriptt. Soc. Jesu. P. Burmann in praef. ad Part. 1. Thesaur. Sic.

6) Am ausführlichsten handelt von ihm Villenave in der Biogr. univ. T. VI. von seinen Schriften s. Adelungs Zus. zum Jöcher 2. B. S. 21. 7) Von diesem Geschlechte s. die Fortsetz. des allg. hist. Lex. Leipz. 1740. fol. s. v. Cajetano.

1) *Plutarch.* Quaest. Roman. c. 54. Vol. VIII. p. 344. Hutten. „οὐδὲ γὰρ ἐχρῶντο τῷ γάμμα Καρβιλίου Σπορίου προσεξευρόντος." Vgl. *Terentianus Maurus* ap. Putschium p. 2402.; *Ausonii* idyll. de litteris v. 25.; *Diomedes* ap. Putschium p. 418; *Terentius Scaurus* de orthographia ap. Putschium p. 2253.; *Mar. Victorinus* ap. Putschium p. 2468. 2) ap. Putschium p. 2402. 3) ap. Putschium p. 408. 4) *Gruter.* p. 250.; Vgl. *Scip. Maffei* osservazioni Letterarie T. IV. p. 356. 5) Notae iuris a Magnone collectae ap. Putschium p. 1555.; *Petrus Diaconus* de notis litterarum ap. Putschium p. 1589. 6) *Plutarch.* Quaest. Roman. c. 54 Vol. VIII. p. 344. Hutten — Vgl. *Isidor.* origg. I. 26 p. 848. Gothofr. 7) *Gruter.* p. 574. 8) Z. B. MS. Pand. Florent.; MS. Leg. Rom

Schreibart Gaius, noch die Stellung des Wortes unter den Buchstaben G beim Paulus Diaconus [9]) auffallend seyn läßt. — Auf die Etymologie unseres Pränomen glaubte man um so größere Aufmerksamkeit wenden zu müssen, als man nur mit Hilfe derselben eine bei den hochzeitlichen Gebräuchen der Römer hergebrachte Formel erklären zu können vermeinte. Nach einer Notiz Plutarchs [10]) nämlich pflegte die in das Haus ihres künftigen Gatten geführte Braut die Worte auszusprechen: UBI. TU. CAIUS. EGO. SUM. CAIA (*Ὅπου σὺ Γάϊος, ἐγὼ Γαΐα*). Man bemühte sich nun aus Hesychius, dem Etymologen und Eustathius [11]) darzuthun, daß *γαῖος* gleichbedeutend sey mit *ὁ ἐργάτης βοῦς*, und meint, daß, da so vieles vom Ackerbau symbolisch auf die Ehe-Cerimonien übertragen worden, durch jene Formel die Vereinigung der Eheleute unter ein Joch angedeutet werden solle. Plutarch selbst macht dergleichen künstliche Erklärungen überflüssig. Jene Worte sollen lediglich die mit der Ehe beginnende individua vitae consuetudo bezeichnen (*ὅπου σὺ κύριος καὶ οἰκοδεσπότης, καὶ ἐγὼ κυρία καὶ οἰκοδέσποινα*); die gebrauchten Nomina aber, waren hier den römischen Juristen, vielleicht mit Bezug auf die durch die Tradition als wackere Hausfrau geschilderte Caia Cäcilia oder Tanaquilis [12]), Gemalin des Tarquinius Priscus [13]) oder eines der Söhne [14]) desselben, eben so gebräuchlich, wie anderweitig schon seit Gallus Aquilius Zeit die Benennung eines Gläubigers und Schuldners durch Aulus Agerius (?Geldsamler) und Numerius Negidius (?Geldsläugner). Aus jenem allgemeinen Gebrauch aber wird die Spötterei Cicero's [15]) deutlich, es hätten die Juristen „quia in alicuius libris exempli caussa id nomen invenerant," geglaubt „omnes quae coemtionem facerent Caias vocari;" eine Stelle, wodurch keineswegs die Beschränkung des Gebrauchs jener alten Formel auf die durch coemtio begründete Ehe mit in manum conventio bewiesen werden kann [16]). — Nicht zweifelhaft ist, wie man wol angegeben findet [17]), das Metrum des Pränomen: Caius, Caia. Es ist zweisilbig [18]), wie Worte mit ähnlicher Endigung, z. B. Eneius, Pompeius u. s. w.; die vorkommende [19]) Auflösung in drei Sylben ist poetische Licenz.

So häufig Caius als Pränomen namhafter Personen in der römischen Geschichte vorkomt [20]), so findet sich doch nur bestimt ein Beispiel, wo dieser Name an der Stelle des Nomen eines Mannes erscheint: nämlich beim Rechtsgelehrten Caius, welcher nicht, wie wol geschehen, mit Caius Cassius Longinus verwechselt werden darf.

Caius hat bis auf die neuesten Zeiten zu den bekanntesten und zugleich unbekanntesten Schriftstellern gehört. Allbekant nämlich war sein Name, erwähnt mit Papinian, Ulpian, Paulus und Modestinus unter denjenigen Juristen, deren Schriften unter Valentinians III. Regirung gesetzliches Ansehen erhielten (Vgl. Citir-Gesetz); allbekant ferner dadurch, daß wir wußten, es sey ein Werk dieses Mannes, welches neu redigirt durch Kaiser Justinian, noch jetzt die Grundlage des juristischen Unterrichts bildet. Unbekant dagegen waren die Lebensverhältnisse jenes von keinem der juristischen Schriftsteller aus der Zeit bis auf Alexander Sever, ja auch von keinem der spätern, erwähnten Rechtsgelehrten, und so schwankend insbesondere die nähern Angaben der Periode, welcher er angehört, daß man ihn bald in die Zeiten der Republik verwiesen, und hier den Q. Mucius und Serv. Sulpicius zu seinen Lehrern gemacht hat [21]), bald in die Zeiten Caracalla's, auch des Theodosius und Arcadius [22]), wol gar des Kaisers Justinian [23]). Die erste auf eine falsche Lesart und Interpretation von Pomponius de origine juris §. 42. und §. 44. gestützte Meinung, bedarf eben so wenig wie die beiden letztern Angaben einer besondern Widerlegung, welche einzig und allein entweder auf interpolirte Stellen der Lex Romana Visigothorum, oder darauf sich stützen, daß Justinian wiederholt Caius, „noster Caius" genant hat. Dagegen waren es keine schlechthin verwerflichen Gründe, welche namentlich Fr. Karl Conradi [24]) und unabhängig von diesem, früherhin Hugo [25]) bestimmten, Caius der Regirung des Kaisers Caracalla zu überweisen. Faßt man indessen die schon vorhandenen Beweismittel [26]), mit den neu entdeckten Institutionen des Caius zusammen, so ergibt sich, daß Caius unter den fünf Juristen des Citirgesetzes chronologisch der älteste ist, daß seine Jugend in die Zeit Hadrians fällt, daß er aber noch unter Marc Aurel gelebt hat [27]). Das erstere beweißt das Fr. 7. pr. de rebus dubiis (XXXIV, 5.). „Nostra aetate", erzählt hier Caius, „Serapias Alexandrina mulier ad Divum Hadrianum perducta est, cum quinque liberis, quos uno foetu enixa est." Dieses Factum, welches freilich nach Capitolinus [28]) unter Antoninus Pius sich ereignet, bestätigen ausführlich Paulus [29]) und Phlegon

Visigoth. Wurceb. nunc Monac. Vgl. Hufeland vorläufige Nachrichten über die jurist. Schätze der würzburger Bibliothek S. 5. 9) p. 292. Gothofred. p. 158. Dacier. 10) Quaest. Roman. c. 30. Vol. VIII p. 330. Hutten. 11) Ad Il. p. 42, 42 Basil. 12) Vgl. Plutarch a. a. O.; (*Valerii Maximi*) Fragmentum de nominibus p 408 Bipont.; *Festus* v. Gaia. 13) *Plinius* natur. histor. VIII. 74. 14) Plutarch a. a O. 15) pro Murena c. 12. 16) Vgl. *Grupen* uxor Romana p. 210. 17) Z. B. in Gesner's Thesaurus. 18) *Ausonius* epigr. LXXV. v. 5. 19) *Martial.* IX. 94. 20) *Jo. Glandorp* onomast. histor. Roman. p. 184. hat sie aufgezählt. 21) Z. B. *Hieron. Cagnolus* ad Fr. 2. de O. J. 22) Vgl. *Hieron. Aleander* in praef. ad Caii institutiones ap. *Schultingium* post ipsius praefat. typ. expresse. 23) Vgl. *Hotomannus* ad prooem. instit. §. 6. und §. 4. de nuptiis. 24) Obs. de vera aetate Caii Icti, in den Actis Eruditor. 1727. m. Februar. p. 59—67.; Vindiciae observationum de vera Caii aetate, in den Parerga Lib. II. p. 279—292. 25) Caius ein Zeitgenosse Caracalla's, im Civil. Magazin Bd. II. Heft III. p. 358—378. 26) *Gu. Ant. Henr. Dittmar* de nomine, aetate, studiis ac scriptis Caii Icti Romani Spec. I. (Lipsiae 1820. 4.) p. 124 sqq. 27) Note sur l'époque où Gaius a vécu par *M. Lauth*, in der Thémis ou bibliothèque du Jurisconsulte; Tom. I. Livr. 3. p. 294—295. 28) Vita Pii c. 9. — „uno partu mulieris quinque pueri editi sunt." 29) Fr. 5. si pars hereditatis petatur (V, 4). — „Laelius scribit, se vidisse in palatio mulierem liberam, quae ab Alexandria perducta est, ut Hadriano ostenderetur, cum quinque liberis, ex quibus quatuor eodem tempore enixa, inquit, dicebatur, quintum post diem quadragesimum."

Trallianus [30]). Die letztere Annahme hingegen erheben die echten Institutionen des Caius zur Gewißheit. In diesen nämlich findet sich keiner der vielen Rechtssätze, die erst seit der Mitte der Regirung des Kaisers Marc Aurel oder unter Septimius Severus entstanden sind, und die neuesten Juristen, welche angeführt werden, sind Priscus Javolenus und Salvius Julianus [31]), beide aus der Zeit Traians und Hadrians. Daß aber Caius unter Marc Aurel wirklich noch gelebt, zeigt **Fr. 9 ad Sctum Orfitianum (XXXVIII, 17.)**, wo einer **oratio** des lebenden Kaisers gedacht wird [32]), welche nach Capitolinus [33]) dem Marc Aurel zugeschrieben werden muß. — Weniger bestimt läßt sich etwas über das Vaterland des Caius, sein etwaniges Pränomen, seine **gens** anführen. Daß er ein Landsmann Justinians gewesen [34]), liegt keineswegs in dem schon erwähnten Beisatz **noster**, womit der Kaiser ihn anführt, und eben so wenig kann die aus den Fragmenten seiner Schriften hervorgehende Bekantschaft mit der griechischen Sprache, Griechenland zu seinem Vaterland machen [35]). Daß ferner Caius nur diesen einen Namen gehabt, ist allerdings gegen die gewöhnliche römische Sitte; allein die verschiedenen Meinungen, nach denen er bald Eneius Caius [36]), oder Titius Caius [37]), auch Caius Bassus [38]), bald, was noch am wahrscheinlichsten ist, Caius Cassius [39]) geheißen, sind durch nichts über die große Zahl gewagter Vermuthungen ähnlicher Art erhoben worden. — Mehr läßt sich von den Schriften unseres Juristen beibringen, welche theils im Original, theils nur fragmentarisch auf uns gekommen sind. Was die letztern anbetrifft, so gibt uns der Index Florentinus von den Werken, aus welchen Justinians Gesetzcommission 535 Bruchstücke [40]) in die Consummation aufgenommen hat, folgendes Verzeichniß: **1) Ad edictum provinciale [41]) Libri XXXII.; 2) Ad leges seu ad legem Juliam et Papiam Poppaeam libri XV.; 3) Ad edictum urbicum seu ad edictum praetoris urbani libri X.; 4) Aureorum seu rerum quotidianarum libri VII.** [42]); 5) *Δωδεκαδέλτου βίβλια ἕξ*, **seu ad legem duodecim tabularum libri VI.** [43]); **6) Institutionum libri quatuor; 7) de verborum obligationibus libri III.; 8) De manumissionibus libri III.; 9) Fideicommissorum libri II.; 10) De casibus liber singularis; 11) Regularum liber singularis; 12) Dotaliciorum liber singularis; 13) De formula hypothecaria** (auch: **Ad formulam hypothecariam) liber singularis.** Hinzuzufügen sind noch: **14) Ad edictum aedilium curulium libri; 15) Ad legem Gliciam liber singularis** [44]); **16) Ad Sctum Orfitianum liber singularis; 17) Ad Sctum Tertullianum liber singularis; 18) Regularum libri III.** — Von all diesen Werken sind hier insbesondere die **Institutionum commentarii quatuor** auszuzeichnen, welche in der Geschichte des juristischen Studiums der Römer und der neuern Zeit, freilich aus verschiedenen Gründen, Epoche machen.

Diese Institutionen des Caius enthalten eine wissenschaftlich angeordnete Übersicht des römischen Privatrechts, welche höchst wahrscheinlich ihrem Verfasser eigenthümlich ist, und wol schwerlich dasjenige System befolgte, welches schon Servius Sulpicius (*Cicero* Brut. c. 41.) zugeschrieben wird. In vier Bücher zerfallend, enthält das erste die Lehre von den Familienverhältnissen, das zweite und dritte die Lehre von den Vermögensverhältnissen (**Res et obligationes**), das vierte endlich die Lehre von den Actionen. Diese Institutionen *wußten sich vor ähnlichen* Werken Eingang beim Unterricht *in der Jurisprudenz* zu verschaffen, und bildeten in den römischen Rechtsschulen, unstreitig mit Zuziehung neuerer ergänzenden Bücher, die Grundlage der Vorlesungen in Constantinopel und Beryt beim juristischen Studium des ersten Schuljahrs. Daher erklärt sich ihre Umarbeitung unter der westgothischen Herrschaft, so wie die neue Redaction derselben auf Kaiser Justinians Befehl durch Tribonian, Theophilus und Dorotheus, welche freilich bei ihrer Arbeit nicht nur die **res quotidianae** des Caius, sondern auch die Institutionen Marcians und neuere kaiserliche Gesetze benutzten. — Von diesen Institutionen des Caius kannten wir nun bis zum J. 1816 lediglich, nächst der westgothischen Bearbeitung, Fragmente theils in der **Legum Mosaicarum et Romanarum collatio**, und den Pandekten, theils beim Boethius in seinem Commentar zur Topik Ciceros und beim Priscian. Das Originalwerk war uns verloren, und gewiß auch dem ganzen Mittelalter unbekant, wenn gleich Cynus eine Stelle des echten Caius in seinem Commentar zum Codex anführt [45]), welche er von seinem Lehrer Jac. a Ravanis erhalten haben will, indem dieser letztere unstreitig aus Boethius geschöpft *hat* [46]). Erst Niebuhrs günstigem Geschick war es vorbehalten, die echten Institutionen des alten Juristen gerade zu einer Zeit wieder aufzufinden, wo ein lebendiger Eifer für das

30) De mirabilibus c. 29. p. 105. Franz. 31) III. §. 70. — II. §. 218. §. 280. 32) Sacratissimi principis nostri oratione cavetur, ut matris intestatae hereditas ad liberos, tametsi in aliena potestate erunt, pertineat. 33) Vita *M. Antonini* Philosophi c. 11. — Leges — addidit — de bonis maternis, et item de filiorum successionibus pro parte materna. 34) *Ant. Augustinus* de nominibus propriis *τοῦ πανδέκτου* Florentini; in Opp. I. p. 231. not. a); ap. Otton. I. p. 104. 35) *Fr. Connanus* comment. jur. civil. Tom. I. p. 23. ed. Neap. 1724. 36) Dittmar a. a. O. p. 45. 37) z. B. *Menagius* amoenitt. jur. civil. c. 43. p. 430 ed. noviss. — *Maiansius* lib. IV. epistolar. II. p. 185. sqq. ed. Lips. 38) Diese Meinung beruht auf der falschen Lesart bei Gellius II. 4., wo es heißen muß Gavius Bassus. Vergl. *Macrobius* I. 9. 39) Puchta über den Namen des Juristen Caius; Civ. Abhandlungen (Berlin 1823. 8.). S. 167 folgg. — Die Meinung ist nicht neu; sie findet sich schon bei *Guido Pancirollus* de claris legg. interpp. p. 40 und im thesaur. var. lectt. II. c. 23. — Vergl. *Eberlinus* de origine juris. p. 424. 40) Vergl. *Wieling* jurisprudentia restituta, p. 8 folg. 41) Dieser Titel komt sonst nicht vor. 42) Vergl. Göschen über die res quotidianae des Gajus, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Bd. I. S. 54—77; Hugo's 9te Rechtsgeschichte. S. 728. 43) *Ant. Crabreras de Avendaño* interpretatio ad letum Gaium lib. I. ad Leges XII. tabb. Madriti 1638. 4. 44) Dieser Titel ist zweifelhaft; er findet sich Fr. 4. de inofficioso testamento (V, 2.). Vgl. *Bynkershoek* observatt. II. 12. 45) Ad L. un. Cod. de usucapione transformanda. Opp. p. 439 ed. Francof. a. 1578. 46) Vgl. *Schulting* jurisprudentia vetus antejustinianea. p. 54.; Hugo's 2te Geschichte des römischen Rechts seit Justinian. S. 107.

Studium der Rechtsquellen erwacht war [47]). Als näm-
ch in dem genannten Jahre der berühmte Verfasser der
ömischen Geschichte zur Übernahme der ihm beim päpst-
chen Stuhle anvertrauten Gesandtschaft nach Rom sich
egab, fiel ihm bei seinem Besuch der Bibliothek des
Domcapitels zu Verona, ein mit Nro. XIII. bezeichneter
oder auf Pergament, Schriften meist Episteln des heil.
Hieronymus enthaltend, in die Hände, unter dessen ge-
enwärtigen Schriftzügen er zuerst*) das Werk eines
lten Juristen entdeckte. Der Schwierigkeit des Lesens
ngeachtet, gelang es Niebuhr mit Hilfe einer Galläpfel-
nctur nicht allein ein Blatt des Codex (fol. XLVII.) zu
ntziffern, sondern außerdem auch zwei de jure fisci
andelnde Pergamentstücke (s. **Fragmentum veteris Jcti
e jure fisci**) abzuschreiben, samt einem einzelnen von
en Präscriptionen und den Interdicten sprechenden nicht
scribirten Blatt [48]), — Überreste alter Codices welche
eils schon früher Scipio Maffei [49]) bekant gemacht
atte, theils Haubold um die nämliche Zeit des Wieder-
ndens herauszugeben im Begriff war [50]). Das Gefun-
ne erkannte Savigny, dem es überschickt worden, so-
eich mit Ausnahme der Blätter de jure fisci, als
berreste der Institutionen des Caius, und behauptete auch,
as sich späterhin vollkommen als richtig bewährte, den
usammenhang der rescribirten Blätter des Codex Nro.
III. und des nicht rescribirten Blattes de interdictis.
uf seine Veranlassung hauptsächlich geschah es, daß die
kademie der Wissenschaften zu Berlin die Professoren
öschen und Becker im Mai 1817 zur weitern Entziffe-
ng des Gefundenen nach Verona sendete, eine Arbeit,
i welcher nach Becker's Abgang besonders der jetzige
rofessor Bethmann Hollweg zu Berlin hilfreiche Hand
istete. Die Arbeit selbst mußte bei der eigenthümlichen
eschaffenheit des Codex mit den mannigfaltigsten Be-
hwerden verknüpft seyn. Die Handschrift [51]) nämlich welche aus 127 Blättern in Quartformat besteht, ist an einigen Stellen doppelt rescribirt; die alte Schrift, der vorjustinianischen Zeit angehörend [52]), Unzial und voller Siglen, ist, wenn auch nicht, wie Göschen meint, abgekratzt, doch überall abgewaschen, und die neuen Schriftzüge laufen die früheren deckend darüber hin. Dennoch gelang es, ein Neuntel des Codex ausgenommen, das Vorhandene, — an welchem nach einer scharfsinnigen Combination Hollwegs nur drei Blätter fehlen, um es ganz zu vervollständigen [53]), — ganz zu entziffern, und auch eine neue Revision des Codex, welche der Professor Blume in den Jahren 1821 und 1822 vorgenommen [54]) hat, trotz der größten Sorgfalt und Genauigkeit, nur in wenigen Stellen eine bedeutende Nachhilfe herbeigeführt [55]). Mit der Herausgabe des Gefundenen beauftragt, hat Göschen diese Aufgabe auf eine Art gelöst, daß man mit vollem Rechte behaupten kann, es erfreue kein anderer Schriftsteller des Alterthums sich einer ähnlichen Editio princeps [56]), und es ehre das hier Geleistete, ein Musterbild für alle Arbeiten ähnlicher Art, deutsche Gelehrsamkeit und namentlich die Gesamtheit der deutschen Rechtsgelehrten vor ganz Europa. Was aber durch Caius erschlossen worden, bietet uns mehr Gewinn, als Alles, was der Fleiß der franz. Schule von Bruchstücken ähnlicher Art uns errettet, und nur diejenigen können hierüber im Zweifel befangen seyn, welche entweder gränzenlose Erwartungen gehegt, oder aber gerade über ihnen liebgewordene Gegenstände nicht den längst gewünschten Aufschluß in der neu eröffneten Rechtsquelle gefunden. Einen Überblick des Gewinns hat uns Schrader gegeben [57]); von reicher Ausbeute zeugen Hugo's Rechtsgeschichten [58]), Hollwegs treffliche Monographie de caussae probatione [59]), und zahlreiche Stellen der Schriften deutscher Rechtsgelehrten des kaum vergangenen Lustrum. Berichtigungen des Textes, zum Theil bei der neuen zweiten Auflage des Caius vom J. 1825 benutzt, haben Brinkmann [60]), Unterholzner [61]) und Dirksen [62]) in besondern Abhandlungen geliefert. Einen fortlaufenden und erschöpfenden Commentar hat man wiederholt

47) Die vollständige Literatur üb. d. Gesch. der Entdeckung ist diese:
n Savigny neu entdeckte Quellen des römischen Rechts, in der
itschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. III. S. 129—40.
ugo in den G. G. A. 1816. St. 202. S. 2009 folgg.; Gö-
hen's Bericht in den Abhandlungen der historisch-philologischen
lasse der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den
hren 1816—17. (Berlin 1819. 4.) S. 307 folgg. Übersetzung
eses Berichts von Dr. Lauth in der Thémis Tom. I. Livr. 3.
287—293.; Haubold u. Göschen in der L. L. Z. 1816. Sp.
29 folg.; 1817. Sp. 2641 folg.; *Goeschenii* praefatio ad Caii
stitutionum commentarios (Berol. 1820. 8.). p. VIII—XVIII.;
ugo in G. G. A. 1817. St. 61. S. 601 folg. (*Inazio
nte Bevilacqua Lazise*) Notizia d'alcuni frammenti di antica
urisprudenza Romana scoperti nell' anno MDCCCXVII. fra i
dici della biblioteca del Capitolo Canonicale in Verona. Vi-
nza 1817. 8; vergl. Hugo in G. G. A. 1818. St. 186. S.
49. *) Den Codex als einen Palimpsestus kannte schon
affei; allein der frühere Inhalt war ihm gänzlich fremd.
ergl. *Goeschenii* praefatio, p. XI. 48) Diese Blätter fin-
n sich in der Bibliothek unter einem Convolut verschiedener Über-
te alter Manuscripte, unter der Aufschrift: Vetera Paralipo-
na MSS. Codicum Capituli Veronensis a Joh. Jacobo de
ionysiis Veronensi canonico in unum collecta 1758. 49)
erwähnt beide: Verona illustrata. Parte terza. Verona 1732.
c. 7. p. 464.; und hat beide dem größten Theil nach abge-
uckt in seinen opuscoli ecclesiastici. Trento. 1742. fol. p.
— 94. 50) Notitia fragmenti Veronensis de interdictis.
psiae 1816. 4. Vergl. Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissen-
aft Bd. III. S. 358—388. 51) *Goeschenii* praefatio. p. XIX — XXVII. 52) Kopp über das Alter der veronesischen Handschrift des Gajus, in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft. Bd. III. S. 473—481. *Goeschenii* praefatio. p. XXXVII. 53) *Goeschenii* praefatio. p. XXXIII. 54) *Fr. Blume* iter Italicum. Bd. I. (Berol. 1824. 8.) p. 261 folg. 55) Vergl. *Goeschenii* praefatio ad secundam Gaii editionem. 56) Gaii institutionum commentarii IV. E codice rescripto bibliothecae capitularis Veronensis auspiciis Regiae scientiarum Academiae Borussicae nunc primum editi. Accedit Fragmentum veteris Icti de jure fisci ex aliis ejusdem bibliothecae membranis transscriptum. Berolini apud G. Reimer. MDCCCXX. 8. — Vgl. Hugo in G. G. A. 1821. St. 202.; *Rugo* Giornale arcadico. T. XIII. (Roma 1820. 8.) p. 1—15. 57) Was gewint die römische Rechtsgeschichte durch Cajus Institutionen? Heidelberg, 1823. 8. 58) Von der sechsten (1818) bis neunten Auflage (1824). 59) Berolini 1820. 8. 60) Notae subitaneae ad Caii institutionum commentarios. Slesvici 1821. 8. 61) Conjecturae de supplendis lacunis, quae in Gaii institt. comment. IV. occurrunt. Vratislaviae 1823. 8.; vergl. *Dupont* restitutions de quelques passages corrompus du IVe livre des commentaires de Gajus, in der Thémis Tom. VI. Libr. II. p. 86—100. 62) Beiträge zur Kritik einzelner Stellen in des Cajus Institutionen; in den Versuchen zur Kritik

von Frankreich aus versprochen[63]), ohne daß man etwas anderes bisher gegeben, als einen fehlerreichen Nachdruck des Textes[64]), und eine Caius und Justinians Institutionen mit einander vergleichende Ausgabe der letztern[65]). Dagegen hat Deutschland zu den Hauptmaterien Scholien vom Dr. Gans erhalten[66]), Holland einen Commentar zum vierten Buch von Dupont[67]), welche beide, wenn gleich nicht frei von Selbstachtung, dennoch nicht zu dem bodenlosen Dünkel sich erhoben haben, ihre Arbeiten eine „erste vollständige Benutzung des Caius" zu nennen. — Einen umfangreichen Wort-Index hat Elvers gefertigt[68]).

Es bleibt noch übrig von dem oben schon erwähnten westgothischen Caius zu sprechen, welcher in die **Lex Romana Visigothorum** aufgenommen, hier völlig umgeschrieben worden ist. Während nämlich bei den übrigen Stücken des Breviarium nur von einem Auszug und einer Interpretation, nicht aber von einer Abänderung des vorgefundenen und recipirten Textes selbst die Rede ist, hat man bei den Institutionen des Caius alle nothwendigen Abänderungen in den Text mit aufgenommen, weshalb sich denn auch bei ihm keine besondere interpretatio hinzugefügt findet[69]). Die Entstellung des Originals ist dadurch natürlich eine sehr bedeutende geworden, wie sich denn z. B. aus diesem epitomirten Caius niemals hätte nachweisen lassen, daß Caius, was in dem echten Werke zu wiederholten Malen geschieht, sich offen zu der Schule der Cassianer bekent[70]), und also nicht ein s. g. Hercis-cundus ist[71]). Die Handschriften des Breviarium haben fast ohne alle Ausnahme[72]), wie namentlich die Münchener, Savigny'sche, Ottobonische, Leydener, Gothaische, ein Buch aus den commentarii quatuor des Caius gebildet, während die Ausgaben, welche nach und nach um 67 Fragmente aus Boethius, Priscian, der Collatio und den Pandekten sich bereichert haben, gewöhnlich zwei Bücher unterscheiden, zuweilen indessen auch, wie Hieron. Aleander (Venet. 1600. 4.) und Jac. Oisel (Lugd. Batav. 1658. 8.) den Text in drei oder vier Bücher abtheilen[73]). Die editio princeps dieses epitomirten Caius hat Alm. Bouchard, Paris 1525. 4. in Verbindung mit *Pauli* sententiae receptae besorgt[74]). Erst 1529 folgte Caius mit der ganzen **Lex Romana Visigothorum** von Sichard, Basel 1528. fol.[75]). Von den spätern Ausgaben verdienen die in der Samlung des Franz Pithöus vom J. 1586[76]), so wie die Recensionen von Schulting 1717[77]), und von Haubold 1815[78]) ausgezeichnet, und unter den Commentatoren, nächst Aleander und Oisel, deren Noten Schulting wieder aufgenommen hat, Meerman[79]) und Clifford[80]) genant zu werden. — Bemerkenswerth ist übrigens noch, daß in den **Summae Legum** des Petrus Aegidius, Antwerpen 1517. fol.[81]), der in diesem Werke vorherrschenden Behandlungsart zufolge der epitomirte westgothische Caius abermals epitomirt erscheint. (*Pernice.*)

CAJUS, römischer Bischof vom J. 283 bis 296, ein Verwandter des Kaisers Diocletian*), soll eine Zeitlang in besonderer Gunst bei ihm gestanden und dessen Gemalin Serena heimlich zur Annahme des Christenthums bewogen, später aber sich dadurch Diocletians Haß zugezogen haben, daß er seine Nichte Susanna (die nachmals unter die Heiligen kam) bewog, die Hand des Mitkaisers Galerius, des Schwiegersohns Diocletians, auszuschlagen. Die Kirche hat ihn durch Diocletian den Märtyrertod erleiden lassen, wiewol hierüber eben so, wie über seine kirchlichen Anordnungen, die Quellen sehr unzuverlässig sind**). (*Voigt.*)

CAKILE Tourn., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15. Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in der zweigliederigen Frucht, mit einem Samen in jedem Gliede, wovon der obere aufrecht steht, der untere herabhängt und deren Würzelchen in der Ritze der Kotyledonen liegt. Das obere Glied der Frucht ist zusammen gedrückt, fast schwertförmig und unten mit zwei Zähnen versehen. Die gemeinste Gattung, **Cakile maritima** Scop. (**Bunias Cakile** L.) wächst am Seestrand durch ganz Europa, Asien und Afrika. Der Name ist arabisch, قاقلة und kemt schon bei Avicenna und Serapion vor. Anguillara (semplici, p. 227) ist der erste der sie im 16. Jahrh. wieder aufgefunden, und ihres salzigen Geschmacks wegen sie als Abführungsmittel empfohlen. (*Sprengel.*)

CALABOSO (8° 40′ B.), Stadt in der Provinz Venezuela in Südamerika, an dem sich in den Apure mündenden Guarico, hat 550 Häuser, mit dem Gebiet 15,000 Einw., die Viehzucht treiben. (*Stein.*)

Calabra, s. Calendae.

CALABRIA. (Alte Geogr.). Der geographische Umfang der Bedeutung dieses Namens ist verschieden.

---

und Auslegung der Quellen des römischen Rechts (Leipz. 1823. 8.) S. 104—136. 63) Thémis Tom. II. Livr. 6. p. 83.; Tom. III. Livr. 14. p. 372. 64) Juris civilis ecloge. Parisiis 1822. 8. p. 19—217. 65) D. Justiniani institutiones cum novissime repertis Gaii institutionibus collatae. Parisiis 1822. 8. 66) Scholien zum Gajus. Berlin 1821. 8. 67) Disquisitiones in commentarium quartum institutionum Gaii recenter repertarum. Lugd. Batav. 1822. 8. 68) Promptuarium Gajanum sive doctrina et latinitas quas Gaii institutiones et Ulpiani Fragmenta exhibent, in alphabeti ordinem redactae. Gottingae 1824. 8. 69) v. Savigny Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. II. S. 52. 70) z. B. II. §. 244. §. 231. §. 195. §. 88. 71) *Mascov* de sectis (Lipsiae 1728. 8.) p. 127. *Bach* historia juris Romani. p. 478. ed. VI. 72) *Ant. Zirardinus* Impp. Theodosii Junioris et Valentiniani III. novellae leges, ceteris Antejustinianeis — — addendis. Faventiae 1766. 9. p. 425—428. 73) Vergl. *Hauboldi* institutiones litterariae. Tom. I. (Lipsiae 1809. 8.). p. 278 sqq. 74) *Hugo* index fontium. p. 128. Civilistisches Magazin. Bd. II. S. 252—256. 75) In dieser Ausgabe S. 121—129. 76) Mit dem theodosianischen Codex in Fol. Tom. II. S. 1—14. — Vgl. *Hugo* index fontium p. 162—169. p. 178 folg. 77) In der Jurisprudentia vetus antejustinianea. p. 1—186. 78) In *Hugo* jus antejustinianeum. Tom. I. p. 186—246. 79) Specimen animadversionum criticarum in Caii institt. Mantuae Carpet. 1743. 8.; auct. Paris. 1747. 8.; im Thesaurus Meermani. Tom. VII. p. 669—686; von Haubold besorgt. Lipsiae 1792. 2. 80) Specimen exhibens varietatem lectionum et animadversiones ad Caii institt. Lugd. Batav. 1802. 8. 81) v. Savigny a. a. O. S. 57. not. 52. — Vergl. Ferd. Kämmerer Beiträge zur Geschichte und Theorie des röm Rechts (Rostock und Schwerin 1817. 8.). Bd. I. S. 227—235.

*) *Anastasii* vita S. Caji. **) Chron. S. Aegidii ap. Leibn. T. III. p. 566. *Platina*. p. 34.

In weiterem Sinne bezeichneten die Römer mit demselben den östlichen Theil der japygischen Halbinsel, die dritte Landschaft des alten Japygia, welche von dem dritten Hauptzweige der Japyger den Namen Messapia führte. In dieser Bedeutung umschließt Calabria einen Flächeninhalt von ungefähr 90 □M. und begreift die ganze Spitze der südöstlichen Halbinsel in sich, welche sich am weitesten gegen Osten hinauszieht, das Land zwischen dem adriatischen Meere und dem Meerbusen von Tarent, dessen südlichster Punkt das Vorgebirge Japygium (Promontor. Salentinum) ist, und auf dessen östlichstem Vorsprunge Hydruntum lag. Dieser Theil von Japygia, dessen genauere Benennung, wie schon gesagt worden, Messapia war, wurde von den Griechen auch vorzugsweise als Japygia bezeichnet. In engerer Bedeutung verstehen die Römer unter Calabria nur die Küstenstriche des beschriebenen Landes am adriatischen Meere, und die Gegenden am tarentinischen Meerbusen mit der südlichen Bergspitze heißen dann Salentinorum regio [1]).

Was die Geschichte der ältesten Bevölkerung von Calabria betrifft, so waren es Ausoner, welche dieses Land, wie das übrige südliche Italien, in den ersten Zeiten inne hatten. Siebzehn Menschenalter vor dem trojanischen Kriege setzt die Sage die Einwanderung des arkadischen Peucetius in den mittleren Theil von Japygia, welcher von ihm seinen Namen Peucetia ableitet, eine Sage, welche freilich in den neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand viel gründlichen Widerspruch gefunden hat [2]). Die griechischen Mythologen helfen sich, wie gewöhnlich, mit Namen und Genealogien, um den Ursprung und die Abkunft der Völker zu erklären, und so haben sie denn auch hier noch einen Japyx, Daunus und Messapus als Söhne des Lykaon und Brüder des Önotrus und Peucetius bei der Hand, um die Benennungen aller japygischen Landschaften aus Arkadien herzuführen. Mannert sucht in den eingewanderten Japygern keine arkadische Abkunft, sondern hält sie für Illyrier, sich auf ein Zeugniß des Nikander stützend, welcher erzählt, der größte Theil der von den drei Söhnen des Lykaon, Japyx, Daunus und Peucetius, nach Italien geführten Mannschaft habe aus Illyriern und Messapiern bestanden [3]). Demnach hätten wir in den Dauniern, Peucetiern und Messapiern drei Zweige eines illyrischen Stammes, der Japyger, und es ist merkwürdig, daß Stephanus von Byzanz zwei Städte Japygia anführt, eine in Italien, die andre in Illyrien, welches wenigstens beweist, wie weit verbreitet die Sage von der illyrischen Abkunft der Japyger war; denn er führt den Hecatäus als seinen Gewährsmann auf.

Nicht lange nach dieser ersten Einwanderung sollen Kretenser, welche, um den Tod des in Sicilien gebliebenen Minos zu rächen, nach jener Insel steuerten, aber an die Küsten von Japygia getrieben wurden, die Stadt Hyria (Uria) im Innern der Landschaft Messapia oder Calabria angelegt haben [4]). Auch diese Sage hat man mit der früheren Einwanderung in Verbindung gesetzt, und dem zu Folge den Japyx zu einem Sohne des Dädalus gemacht [5]). So viel ist gewiß, daß die neuen Colonisten bald das herrschende Volk der Halbinsel und die Gründer der wichtigsten Städte auf derselben wurden, z. B. von Taras, Brendesion, Hydrus. Aber sie gehörten nicht zum griechischen Stamme: wie hätten sonst die späteren Tarentiner sie Barbaren nennen sollen [6])? Demnach haben wir vielleicht auch in dieser Mythe nur eine spätere mißverstandene Einkleidung einer zweiten illyrischen Einwanderung erhalten. Dahin weist auch die Erzählung von einer dritten Einwanderung nach Japygia. Der König Idomeneus, so berichten die Mythologen, wurde aus der Insel Kreta durch eine Partei bald nach seiner Rückkehr von dem trojanischen Kriege vertrieben und flüchtete zu dem Könige Clinicus von Illyrien. Dieser unterstützte ihn, und so segelte er mit Illyriern und Lokrern, die sich ihm unterwegs anschlossen, nach der südöstlichen Spitze Italiens, dem Lande der Salentiner, wo er zwölf Ortschaften gründete, unter denen Castra Minerva die wichtigste war [7]). Von dem auf dem Meere geschlossenen Bündniß zwischen dem Idomeneus und den Lokrern leiten die etymologischen Fabeler den Namen Salentini ab [8]). Die folgenden Kolonien brachten keine durchgängige Veränderung in der japygischen Halbinsel hervor. Die Spartaner des Phalantus machten sich zwar, nach Vertreibung der alten Einwohner, zu Herren der Stadt Tarent und der benachbarten Küsten; aber ihre Versuche zur Unterwerfung des ganzen Landes mißlangen völlig [9]). In den Besitz der Römer kam die Landschaft Calabria auf die friedlichste Weise. Sie waren Gebieter der umliegenden Gegenden, und als sie ihre Augen auf Griechenland zu wenden anfingen, mußte ihnen der Besitz von Brundisium wichtig genug seyn, um die Wegnahme dieses Platzes nicht zu scheuen. Sie wählten den Vorwand, die Stadt hätte die Unternehmungen des Pyrrhus begünstigt, um sich ihrer zu bemächtigen, und dies gelang ohne allen Widerstand im Jahre Roms 509. Die übrigen Orte folgten dem guten Beispiele.

Der Name Calabria wird zunächst von dem Völkernamen Calabri abgeleitet, und so sollen die Urbewohner des Landes geheißen haben [10]). Wer noch tiefer in die Etymologie eindringen will, wird auf Pech gerathen, welches Calab heißt, und auf Wind, welcher Zelad heißt, und den Salentinern ihren Namen gegeben haben soll [11]). Es genügt, hier zu bemerken, daß die Römer die ursprünglich italiänischen Bewohner der japygischen Halbinsel Calabri nennen, und diese weite Bedeutung

1) S. *Plin.* III. 11. *Strabo* VI. p. 425. 430. *Virgil. Aen.* I. v. 400. Tabul. *Peuting.* 2) Eine vollständige Darlegung der verschiedenen Ansichten von Niebuhr, Bossi, Mannert u. a. m. über die älteste Völkergeschichte Italiens gehört in Artikel von weiterem Umfange, Italia, Japygia rc. 3) Anton. Liber. c. 31. Vgl. *Festus* s. v. *Daunus* und *Salentini.* Auch Niebuhr neigt sich dieser Meinung zu. S. Röm. Gesch. Th. I. S. 101 ff.

4) *Herodot.* VIII. 170. 5) *Strabo* VI. 427. *Plin.* III. 11. 6) *Strabo* VI. 427. *Paus.* X. 10. 7) Varro apud Schol. ad Virgil. Eclog. VI. 8) Festus s. v. *Salentini.* 9) S. Artik. Phalant und Tarent. 10) *Strabo* VI. p. 425. 11) Diese und ähnliche etymologische Spielereien führt Bossi an, Geschichte Ital., teutsch. Weimar 1820. S. 211. Leander Albertus will dagegen den Namen Calabria aus dem Griechischen ἀπὸ τοῦ καλὸς καὶ ῥέω ἢ βρύω ableiten, quasi regio bonis omnibus affluens scatensve. Descript. Ital. p. 305.

des Völkernamens dehnt zuweilen auch den geographischen Umfang von Calabria so weit aus, daß es unmittelbar an Lucanien gränzt, und daß die Schäfer abwechselnd ihre Heerden aus einer Landschaft in die andre treiben konnten[12]). Alsdann beschränkt Calabria sich nicht auf Messapia, sondern läuft in Peucetia hinein, und der aus dem Städtchen Rudiä gebürtige Ennius heißt ein Calaber[13]). Dies kann denn zugleich als ein schlagender Beweis dafür dienen, daß die Calabri einerlei Sprache mit den übrigen Bewohnern des südlichen Italiens redeten[14]).

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Name Calabria, welcher im Alterthum der südöstlichen Halbinsel von Italien angehörte, späterhin nach der südwestlichen übergegangen ist. Das alte Calabria entspricht etwa der jetzigen Provinz Terra di Otranto[15]), das neue Calabria aber umfaßt das alte Bruttia und den südlichen Theil des alten Lucania. Nach der neuesten politischen Eintheilung begreift die Provinz Calabria Oltra etwa den Ager Bruttius in sich, Calabria Citra aber das südliche Lucania. In welchem Jahre und durch welche Veranlassung diese Namenversetzung vorgegangen seyn mag, ist nicht zu ermitteln. Wir wissen nur, daß die Umwechselung der Namen und Bedeutungen in dem Zeitraume Statt gefunden hat, als nach der Auflösung des ostgothischen Reiches das oströmische Kaiserthum zu dem Besitze des südlichen Italiens gelangt war, und in demselben von den Sarazenen unaufhörlich beunruhigt wurde. Vielleicht, daß die neuen Herren des Landes damals viele Einwohner aus dem alten Calabria nach dem neuen verpflanzten. Paulus Diaconus im achten Jahrhundert kent noch Lucania und Bruttia nach den alten Begriffen, aber bei dem Zonaras und Constantinus Porphyrogenitus im neunten Jahrhundert tragen beide Landschaften schon den Namen Calabria[16]). Noch früher hatte sich auf der südöstlichen Halbinsel der Name Apulia, welchen ursprünglich nur die Landschaft Daunia führte, und in noch engerer Bedeutung die Ebenen südlich vom Garganus Mons[17]), über das ganze alte Japygia ausgedehnt.

So haben wir denn im ganzen Mittelalter und bis auf unsre Zeit für die südöstliche Halbinsel den Namen Apulia, Puglia, für die südwestliche den Namen Calabria, ohne daß dabei die genau bestimmten Gränzen der neuesten Provinzeneintheilung beobachtet werden[18]). *(W. Müller.)*

CALABRIA, (Neue Geogr.), seit dem 8—9ten Jahrh. der Name der südwestlichen Halbinsel Italiens, oder des Landes, welches von seinen ältesten Einwohnern Önotria hieß, und späterhin von den Bruttiern Ager Bruttius benant wurde, außer diesem aber auch noch den südlichen Theil des lucanischen Gebietes einnahm.

Die natürliche Begränzung Calabriens ist *folgende*. Da wo der Apennin sich, um die beiden *Halbinseln* Italiens zu bilden, in zwei Zweige theilt, den einen niedrigern südöstlich nach Apulien hinaus, den andern höhern und mächtigern südlich bis zur sicilischen Meerenge und unter dieser hinweg selbst bis in die Insel hinüber, da ergießen sich zwei Flüsse, aus dem Hauptrücken des Gebirges entspringend, in entgegengesetzter Richtung in die beiden Meere, welche Italien einschließen, der Nerino erst in den Lao und dann mit diesem westlich in das tyrrhenische Meer, der Kalandro östlich in den Meerbusen von Tarent. Diese beiden Flüsse, von deren Quellen man nur eine kurze Linie über die Apenninenkette zu ziehen hat, bilden die Gränzscheide Calabriens gegen die Basilicata. Die Seitengränzen machen die beiden Meere, und so läuft das Land, sich aus einer größern Breite allgemach in die südlichste Spitze Italiens zusammenziehend, und nur einmal, ungefähr in seiner *Mitte* sich wieder nach Osten ausdehnend, in der Richtung von Norden nach Süden zwischen 40° 7′ und 37° 51′ nördlicher Breite fort. Seine südlichste Spitze ist das von Sicilien abgekehrte Capo di Spartivento (**Promont. Herculis**), und die Spitze, welche es gegen Westen der Insel Sicilien zuwendet, heißt Capo Cenide (**Caenys Prom.**). Die Apenninenkette aber *scheint in dem* zwischen diesen beiden gelegenen Capo dell' Armi (**Prom. Leucopetra**)[1]) in das Meer zu sinken. Die Länge Calabriens am jonischen Meere, von der Mündung des Calandro bis zum Capo Spartivento beträgt ungefähr 160 ital. Meilen, die andre Seite am tyrrhenischen Meere vom Ausflusse des Lao bis zum Capo Cenide etwa 150. Die größte Breite, welche es gewint, liegt zwischen 33° 22′ und 34° 57′ östlicher Länge. Der Flächeninhalt desselben wird sehr unbestimt und verschieden angegeben. Hagemann hat 320¼ geogr. oder 5192 ital. □M., Rehfues 317¼ geogr. oder 5130 ital. □M. Früher begnügte man sich mit einer Berechnung des Umfangs nach Schritten und gab von diesen die Zahl 730,000 an[2]). Es läßt sich aber auch in der That keine Berechnung des Flächenraums von Calabrien liefern, welche auf lange Zeit giltig bleiben könnte; denn das tyrrhenische Meer nagt beständig an der Westküste des Landes und arbeitet gleichsam daran, es zu verschlingen; und dieses sucht durch Ansatz auf der Ostseite dem jonischen Meere seinen dortigen Verlust wieder abzugewinnen. Nur an einem Puncte scheinen beide Meere mit vereinigter Gewalt gegen das eng zusammengepreßte Land anzustürmen, um den *untern* Theil desselben von dem italiänischen Kontinent durch eine ähnliche Revolution loszureißen, wie diejenige gewesen seyn mag, welche Sicilien zu einer Insel gemacht hat. Es ist dies zwischen dem Meerbusen von Squillace und

---

12) Schol. ad Hor. Od. IV. 8. 13) *Mela* II. 4. *Plin.* III. 11. 14) Das Schwankende in der Benennung Calabria verbietet uns, diesen Artikel geographisch auszuführen. Wir verweisen daher auf die bestimmteren Benennungen: Japygia, Daunia, Salentini u. s. w. 15) In weiterer Bedeutung, Peucetia mitgerechnet, auch Terra di Bari. 16) *Paul. Diac.* Hist. Long. II. 17. *Zonar.* XV. 4. VIII. 7. Vgl. Mannert Geogr. v. Ital. II. 87. 17) *Strabo* VI. p. 437. 18) S. über Apulia den schon dort citirten Artikel Puglia. Die alte Geographie und Geschichte der südwestlichen Halbinsel s. unter d. A. Oenotria. Vgl. über den ganzen Artikel Niebuhr, Bossi, Mannert l. c.

1) Einige nehmen, durch eine falsche Angabe von Stadien bei Strabo verführt, das Capo Pellaro für das Prom. Leucopetra. Vgl. Mannert l. c. Th. II. S. 184. 2) Vergl. über frühere Berechnungen Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien. Th. I. S. 33. 34.

tem von S. Eufemia, wo die Breite des Landes bis auf 18 ital. Meilen eingezwängt wird [3]). Doch tiefer hinab weichen die beiden Meere fast gleichmäßig zurück und geben dem sich nach Osten und Westen ausdehnenden Lande beinahe so viel Fläche wieder, als sie ihm durch ihr Eindringen bei S. Eufemia und Squillace entrissen hatten. So erweitert und verengert sich Calabrien abwechselnd, bis es endlich durch den Riß der sicilischen Meerenge in eine Spitze zusammengeschoben wird, welcher die von beiden Seiten sich vereinigenden Wogen nicht mehr Land gönnen, als die Wurzeln des Apennins zu tragen vermögen. Dieses starke Gebirge bildet die Grundfeste von ganz Calabrien, und je nachdem es seine Wurzeln und Zweige vorwärts streckt oder zurückzieht, dehnt sich das Land in Ebenen aus oder drängt sich in Thäler zusammen, ein abenteuerlich wechselndes Gewirr rauher und schroffer Felsennatur und üppig fruchtbarer Gefilde.

Der Apennin zieht sich aus der Basilicata in seiner wilden, schroffen und grotesken Gestalt in Calabrien herein. Seine meisten Berge sind nicht spitz oder konisch, sondern abgerundet, und je weiter ihre Kette nach der südlichen Spitze hinabläuft, desto mehr fallen sie ab. Zu den höchsten gehören die, welche die Basilicata von Calabrien scheiden, der M. Malaspina, M. Cilisterno, M. della Provizia und M. Pollino, etwas weiter in das Land hinein der M. Caritore. Ferner sind zu nennen der M. Coccuzzo zwischen Cosenza und dem adriatischen Meere, etwas höher M. Isauro und M. Mula, das große Waldgebirge Sila, welches etwa in der Mitte des Landes, da, wo es seine größte Breite gewonnen hat, über 10 geogr. Meilen bedeckt und viele bedeutende Spitzen hat z. B. M. della Porcina, M. Januario, M. Negro, M. del Calabrese, M. dell' Ortica, M. Pettinella, M. di Nerbo, M. Clibano, M. Fumiero, M. del Gigante, M. Calaferna, M. Macalla, und auf dem äußersten Vorsprunge in das jonische Meer, nördlich über dem Busen von Squillace, M. Corvaro und M. della Sibilla. Alsdann zieht sich das Gebirge in eine schmale Kette zusammen, welche gerade auf die Südspitze in fast ununterbrochener Erhebung fortläuft. Die bedeutendsten Höhen in dieser Richtung sind M. Jego, M. Sagra, M. Caulone, Aspromonte, M. Esope, M. Zerio und nach dem Capo dell' Armi hinaus die drei Berge M. Sacro, M. Saggittario und M. Pittaro.

Die stärksten Vorgebirge, welche der Apennin gegen das jonische Meer herausstreckt, sind, von oben anfangend, das C. di Roseto, am Ausflusse des Calandro, also eine Gränzspitze Calabriens bildend, C. Trionto, C. d'Alice, C. delle Colonne, C. Rizzuto, C. di Stilo, C. di Bruzzano, worauf wir zum C. di Spartivento gelangen. Gehen wir von da auf der andern Küste in die Höhe, so begegnen uns nach einander: Punta della Saetta, Capo dell' Armi, Capo Cenide, Capo Vaticano, C. Zambrone, C. Suvero, C. di Cetraro, Capo Fella, C. di Cirella.

Die Hauptkette des Apennins läuft anfänglich dem tyrrhenischen Meere näher, als dem jonischen, hinab, so daß die großen Ebenen von Cassano, Bisignano und Cosenza nördlich über dem Silagebirge bis gegen drei Viertel der Landesbreite vom jonischen Meere an einnehmen. Unter dem Sila rückt aber der Bergrücken dem jonischen Meere näher, und die weitesten Ebenen ziehen sich an der tyrrhenischen Seite dahin, die Piane di Palmi und di Monteleone; jedoch läßt auch das jonische Meer einigen Raum für flaches Land. Außer diesen Ebenen bilden die Bergzüge auch noch viele weitere und engere Thäler, welche an Fruchtbarkeit mit dem eigentlichen Flachlande wetteifern, und durch die verschiedenen Grade ihres Klimas die Vegetation Calabriens sehr vervielfältigen.

Eine Menge Flüsse strömen zu beiden Seiten von den Höhen der Apenninen herab und bilden in den größern Ebenen viele Seen und Sümpfe, deren Ausdünstungen die Lüfte verunreinigen; die meisten stehenden Gewässer dieser Art fanden sich an den östlichen Küsten und namentlich in der Gegend, wo der Crati sich in das Meer ergießt. Dieser Fluß, der größte von Calabrien, der Crathis der Alten, bewässert die fruchtbaren Ebenen von Cosenza und Bisignano und fällt, nachdem er mehre kleine Flüßchen und Bäche in sich aufgenommen hat, zwischen Cassano und Rossano in das jonische Meer. Dicht über dem Crati ist die Mündung des Coscile, und außer diesen beiden Flüssen sind von denen, welche die Ostküste durchschneiden, zu nennen: der Trionto, Nieto, die Tacina, der Alli, der Corace, der Alaro. In das tyrrhenische Meer strömen der Lao, der Diamante, der Savuto, der Metramo, der Metauro. Größere Landseen gibt es in Calabrien nicht, aber einige Schwefelwasser und andre Heilquellen, welche indessen wenig benutzt werden.

Der Boden Calabriens ist ein Gemisch von Kalk und Kreide, jener jedoch vorherrschend, und auch die Oberlage der Gebirge ist fast überall aus diesen beiden Bestandtheilen gebildet. In den Ebenen hat die Kalkerde hier und da einen bedeutenden Zusatz von Sand. Unter dieser Rinde aber kochen, beständig genährt durch die unterirdischen Gewässer, vulkanische Stoffe, Schwefel, Ambra und andre feuerhaltige Erden und Säfte. Daher ist Calabrien seit den ältesten Zeiten der Schauplatz furchtbarer und verwüstender Erdrevolutionen gewesen, und von dem Anfange des siebenzehnten Jahrh. bis zu dem Jahre 1783, welches das ganze südliche Calabrien unter dem Sila beispiellos verheerte, kann man gegen fünf und zwanzig stärkere und schwächere, theils länger, theils kürzer anhaltende Erderschütterungen in diesem Lande nachweisen.

Das letzte große Erdbeben brach am 5. Februar 1783 aus, und dauerte mit ungeschwächter und stoßweise sogar sich verstärkender Gewalt bis zum 28. März fort. Die verheerendsten Epochen desselben waren der Tag des ersten Ausbruchs, die Nacht zwischen dem 6. und 7. Februar, der 27. und 28. desselben Monats, der 1., 27. und 28. März. Nach dieser Zeit schien sich die Erde zu beruhigen, aber so allmälig, daß einzelne gelinde Stöße und Erschütterungen als Nachwehen der schrecklichen vulkanischen Entbindung das Land noch nach Jahren in Schrecken setzten. Das Erdbeben brach unerwartet ein, denn die gewöhnlichen Vorzeichen des nahenden Verderbens waren theils zu unsicher, um zu ernsten Sicherheits-

3) Hier sieht man von den Höhen des Apennins bei heiterm Wetter beide Meere.

maßregeln aufzufordern, theils gingen sie dem, was sie verkündigen sollten, zu unmittelbar voraus, um Rettung möglich zu machen. In der Luft schwerer, dicker Nebel voll elektrischer Feuerzeichen, ein beständiger Südost- und Südwestwind (Scirocco und Libecchio) in heftigen Stürmen durch das Land jagend, die aufgelöste Kreiderinde des Erdbodens wie Lava über die Gefilde fließend, Fische, Vögel und Landthiere unruhig und betäubt, jene taumelnd in die Netze stürzend, diese schreiend und heulend umherschweifend oder zu Boden sinkend; endlich ein schwüler Regen, tobende Meereswogen, brüllende Stürme, unterirdische Donner. Die Erde erbebte in ihren Grundfesten, sank ein und erhob sich, klaffte auf und wieder zusammen, Berge hoben sich aus ihren Wurzeln, Seen und Flüsse bildeten sich, wo Felsen gestanden hatten, und die Menschen mit ihren Wohnungen und Besitzungen stürzten massenweise in die offenen Schlünde hinab oder wurden von den einbrechenden Höhen begraben. Ganze Städte und Dörfer verschwanden fast spurlos, über 40,000 Menschen wurden ein Raub des Todes in den Tagen der Zerstörung, und über 20,000 starben in den nächsten beiden Jahren an ansteckenden Seuchen, den Folgen der durch Leichname und Versumpfungen verpesteten Luft.

Der eigentliche Hauptschauplatz dieser Erd-, Meer- und Luftrevolution war das südliche Calabrien unter dem Silagebirge bis zur Meerenge von Sicilien, und selbst der Aetna und Stromboli bezeugten die auch unter dem Meere fortströmende Wirkung derselben durch verstärktes Donnern, Rauchen und Lavaspeien. Am furchtbarsten und anhaltendsten wurden die schönen Ebenen am tyrrhenischen Meere heimgesucht. Den nördlichen Theil Calabriens, das sogenannte diesseitige Calabrien, traf die Verheerung, in Vergleich mit dem Süden, nur wenig; die westliche Hälfte desselben blieb fast ganz verschont, mehr fühlte die östliche das unterirdische Ungethüm. Das Beben der Erde war indessen durch einen großen Theil Siciliens und selbst bis Neapel hin bemerkbar, doch mit so großer Kraft, um die Einwohner in Schrecken zu setzen, nur in einem Umfange von ungefähr 500 Quadr. Meilen. Der Mittelpunkt und Heerd des Erdbebens schien die Apenninenkette zu seyn, und namentlich der Monte Aspro oder Aspromonte; und die Ebenen am tyrrhenischen Meere litten besonders deswegen mehr als die diesem Gebirge näher liegenden Strecken, weil das empörte Meer schnell über sie weg fluthete, und die Menschen mit Haus und Habe in seine Wogen hinunterschlang [4]).

4) Istoria de' Fenomeni del Tremoto avvenuto nelle Calabrie e nel Valdemone nell' anno 1783 posta in luce dalla Real Accademia delle scienze e delle belle lettere di Napoli. Napoli 1784. fol. *Dolomieu:* Mémoire sur les tremblements de Terre de la Calabre etc. Rome, 1784. Hamilton in den Philos. Transact. 1783. Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien. B. 1., vorzüglich vom zehnten Briefe an. Die Jahre, in welchen seit 1600 Erdbeben in Calabrien Statt gefunden haben, sind: 1602, 1609, 1616 zweimal, 1617, 1620, 1621, 1626, 1627, 1638, eins der bedeutendsten Erdbeben, 1640, 1644, 1646, 1654, 1659, bedeutend, 1660 Fortsetzung des vorigen Erdbebens, 1682, 1693, Stöße aus Sicilien herüber, 1694, 1702, 1703, 1706, 1717, 1731, 1743, 1744, 1746, 1756 und 1783.

Calabrien gehört größtentheils zur vierten Region des italiänischen Klima's [5]), wo das Quecksilber nicht unter 3° sinkt. Auf dem Sila fällt zwar Schnee, aber er bleibt selten das ganze Jahr hindurch auch nur auf den höchsten Spitzen liegen. Der Libecchio und Scirocco sind den Küsten sehr beschwerlich, aber nichts desto weniger ist die Vegetation fast überall blühend und mächtig über alle Vorstellung. Der Getreidebau hat sich erst in neuerer Zeit gehoben und allgemein verbreitet. In den Küstenebenen bauet man vorzüglich die Waizenart Majorica, in den Thälern Grano Germano, doch auch andre Körner, und von Hülsenfrüchten namentlich viel Bohnen. In den Ebenen Reis, Flachs, Baumwolle, Safran, Sesam, Süßholz und schlechten Tabak. Der Wein von Calabrien ist stark und feurig: die besten Säfte geben die Gewächse von Cirella, Castrovillari, Rogliano, S. Biase, S. Eufemia, Donnia, Diamante, Belvedere, und in der südlichen Provinz die von Geraci, besonders der Vino Greco, von Villa S. Giovanni, Monteleone, Borgia, S. Elia, Montano, Nicastro, Castiglione, Nicotera, Rosarno, Laureano; der Wein von Sciglio ist von solcher Feuerkraft, daß man ihn nicht ohne Wasser zu trinken wagt. Auch werden herrliche Rosinen gewonnen, namentlich bei Cirella, Belvedere, Diamante und S. Agata. An Öl ist großer Überfluß, da alle Thäler mit Olivenbäumen bedeckt sind, und nicht minder reich ist die Ernte der Agrumen und andrer edlen Früchte des Südens. Geringeres Obst und Beeren im Silawalde. Seide, ein Hauptprodukt des Landes; die beste liefert Reggio, und aus dem ganzen Calabrien gehn jährlich über 8000 Zentner gehaspelte Seide nach Neapel. Holz liefert der ungeheure Fichtenwald des Sila. Er enthält außer der Harzfichte, welche theils zum Schiffbau dient, theils Terpentinöl gibt, auch andre Forstbäume z. B. die Esche, aus welcher Manna gewonnen wird, ein königliches Regal.

Das südliche Calabrien könnte man das eigentliche Treibhaus Italiens nennen; jede Pflanze sproßt hier, wie über einem Feuerheerde, schnell und in voller Kraft und Schönheit hervor. Die Agrumen prangen in ihrer ganzen Vollkommenheit, Aloe und Dattelpalmen kommen im Freien fort, und das Quecksilber fällt höchst selten bis auf den Gefrierpunkt. Einen Winter kent das Land nicht; die Regenzeit, welche ihn vorstellt, gleicht einem nassen September unsres Klima's, und Schnee und Eis sind dem Boden ganz fremd. Aber im Sommer vom Junius bis zum September verbrennt die Sonne die blühenden Gefilde, kein Regen erquickt die lechzende Erde, und eine in Glut schwebende Atmosphäre liegt drückend über der erstorbenen Landschaft. Dazu kommen dann noch der Libecchio und Scirocco, welche feurige Dämpfe aus Sicilien und Afrika herüberzutragen scheinen, und Heere von Muskiten und Heuschrecken sind in ihrem Gefolge. So ist also die eigentliche Vegetation auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt, aber in diesem arbeitet sie auch mit wunderbarer Gewalt und fast ohne alle Hilfe der Menschen. Denn der Ackerbau wird auf das sorgloseste betrieben, und man möchte sagen, fast Alles

5) Nach Saussure's Abtheilung.

wachse wild. Obgleich das Land beinahe gar keinen Dünger bekomt, vervielfältigt sich doch der Waizen bis zum funfzehnfachen, und nie unter dem fünffachen. Eben so treiben die meisten Gartenfrüchte wild oder doch ohne besondere Pflege hervor, Melonen, Gurken, Spargel, Artischocken u. a. m. Die schönsten Blumen, mit aromatischen Kräutern gemischt, bedecken die Hügel, und bei Bivongi trägt ein Berg die beste Salbei von ganz Europa.

Die Viehzucht des Landes ist bedeutend. Das Pferd nicht groß, aber muthig und unermüdet. Mehr Schafzucht, als Rindviehzucht; jedoch wird die Wolle nicht veredelt. Viel Ziegen und Schweine, wenig zahmes Geflügel. Desto mehr wildes, und die Vogeljagd ist eine Lieblingsbeschäftigung der Calabresen. Große Jagd vorzüglich im Silawalde. Die Bienenzucht wird vernachlässigt, so geeignet auch das Land zu derselben ist. Die Fischerei beschäftigt und ernährt fast alle Strandbewohner. Sardellen und Anschovis werden im Mai und September in Menge gefangen und eingesalzen verschickt; aber leider ist das Salz in Calabrien theuer. Auch kleine Thunfische, Palamidi genant, und Castandelen und Aale in der Meerenge von Sicilien. An mehren Punkten der Küsten des tyrrhenischen Meeres werden Korallen gefischt.

Das Mineralreich würde ergiebiger seyn, wenn man seinen Schätzen fleißiger nachspürte. Die Anzeigen von Gold, Silber, Blei, Kupfer und Spießglanz werden schlecht verfolgt. Eisen vorzüglich bei Stilo, Steinsalz bei Cotrone, Altomonte, Manca des Vescovo und Pauti, Bleierz (Lega), Bergblau, Markasit, Steinkohlen, Porzellanerde, Granit, Kalk, Gips, Marmor, Kreide, schöner Thon.

Die gesamte Zahl der Bewohner Calabriens betrug nach einer Zählung des J. 1793: 779,449. Rehfues gibt etwas weniger an, und die neueste Zählung erreicht nur 760,702[6]). Die Calabresen sind, wie ihr Land, voll der herrlichsten Kräfte und Anlagen, welche aber in ihnen zum Theil eben so unangebauet und verwildert sind, wie in jenem. Ihre eigene Trägheit ist freilich deswegen anzuklagen, aber nicht minder die schlechte Regirung, deren Druck und Lässigkeit in alten Mißbräuchen und neuen Ausschweifungen jeder freien und frohen Thätigkeit des Volkes die Flügel lähmt[7]). Und so ist denn Calabrien, im Alterthume das Vaterland des üppigsten Wohlstandes und der kräftigsten Bildung, das Land, in welchem ein Sybaris und ein Croton neben einander blüheten, gegenwärtig eine Heimath von Bettlern und Räubern, eine Beute des rohesten Aberglaubens und der gierigsten Habsucht in den Händen der Mönche, der Pächter, der Zöllner, der Richter und der Lehnsherren. Ein Theil der Einwohner von Calabrien besteht aus Arnauten, welche sich zur unirten griechischen Kirche bekennen und in eigenen Dörfern wohnen. Die eigentlichen Calabresen schildert Bartels als einen starken, wohlgebildeten Menschenschlag von freundlichem Betragen und roher Herzensgüte. Jagd ist ihre Lieblingsbeschäftigung, und die Flinte ihre liebste Bürde. Das andre Geschlecht lebt gedrückt und zu den schwersten Arbeiten verdamt, daher es auch, wenigstens in den niedern Klassen, selten zu einer schönen Blüthe gedeihet. Bei aller Rohheit und Unwissenheit fehlt es den Calabresen doch nicht an gesundem und lebendigem Verstande, und unter dem schweren Joche, welches sie drückt, haben sie ihren angebornen kecken Muth und ihre franke Offenheit nicht ganz eingebüßt. Sie sind unter allen Italiänern vielleicht die neugierigsten, aber auch selbst zur rückhaltslosesten Mittheilung geneigt, sobald sie einiges Zutrauen zu dem Fremden gewonnen haben. Ihre Hauptleidenschaft ist das Kartenspiel, und an Dolchstichen in den Momenten des aufbrausenden Muthes fehlt es bei ihnen eben so wenig, wie bei den nördlicheren Italiänern, deren Temperament sich unter dem gemäßigteren Klima sogar mehr abkühlen kann, als das calabresische unter brennendem Himmel und auf brennender Erde.

Die Gewerbzweige des Landes sind, trotz seiner Ergiebigkeit, sehr beschränkt. Eigentliche Fabriken und Manufakturen in größerem Sinne gibt es nirgends. Außer dem Landbau, der Viehzucht und der Fischerei beschäftigt die Seidenspinnerei sehr viele Hände, und die nöthigsten Handwerke werden lässig und im Kleinen getrieben. Wenn etwas davon Erwähnung verdient, so sind es die Webereien von leinenen, baumwollenen und groben seidenen Zeugen, die Gerbereien und Töpfereien. Der Handel ist größtentheils auf das Innere beschränkt und wird selbst hier durch den Mangel guter Straßen und Wege erschwert. Denn nur eine Hauptstraße führt durch das Land, und die Nebenwege sind zum Theil selbst mit Mauleseln kaum zu passiren. Für die Ausfuhr liefert Calabrien vorzüglich Seide, Öl, edle Früchte, Wein, Rosinen, Terpentin, Marmor, Schiffbauholz, Steinsalz, Eisen, die südlichen Ebenen auch Getreide, und in geringerem Maße und Werthe Wolle, Theer, Mastix, Galläpfel, Kanthariden, Bergamottenöl und einige andere Essenzen, Pechfässer, Korallen, Schweinefleisch und gesalzene Fische. Einen sichern und wohl eingerichteten Seehafen hat das ganze Land nicht, und so sehr daher auch der Calabrese zum Seehandel geneigt ist, so kann er doch blos Kabotage in kleinen Felucken treiben. Die Kauffahrer aus Parghelia allein besuchen die Küsten von Sardinien, Frankreich und Spanien, wo sie ihre Produkte absetzen und dafür Fabrikate einziehen. An den sardinischen Küsten gehn sie vornehmlich der Korallenfischerei nach. Cosenza ist der Hauptmarkt für die inländischen Produkte, jedoch zu weit von den südlichen Theilen der Halbinsel entlegen, um den dortigen kleinen Seehandel zu stören.

Calabrien wird in drei Provinzen abgetheilt. Der nördliche Theil des Landes von der Gränze gegen die Basilicata an bis zu dem Flusse Nieto, und auf der Westseite bis zu dem Capo Suvero herab, also das größte Stück des Silawaldes abschneidend, heißt Calabria Citeriore[8]), zwischen 33° 38′ bis 34° 56′ östlicher Länge und 39° 1′ bis 40° 7′ nördlicher Breite. Flächeninhalt,

6) Vergl. weiter unten die Provinzenabtheilungen. 7) Einen Überblick der Regirungsform und Gerichtsverfassung von Calabrien gibt Bartels im 4. Briefe des ersten Bandes.

8) Man sagt auch Calabria citra und Calabria ultra.

nach Hagemann $166\frac{1}{4}$ geogr. oder 2674 ital., nach Rehfues $162\frac{1}{16}$ geogr. oder 2595 ital. Quadr. Meilen. Volksmenge, im Jahre 1793, 345,532 Köpfe, also auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 2080 Köpfe. Rehfues gibt 344,713 Einwohner an, eine neuere Zählung 341,248. Diese Provinz zerfällt in 4 Distrikte: Cosenza, Rossano, Amantea und Castrovillari.

Das südliche Calabrien von der angegebenen Gränze an bis zu der sicilischen Meerenge heißt Calabria ulteriore und zerfällt wieder in zwei Provinzen: Calabria ulteriore seconda und prima. Beide zusammen liegen zwischen 33° 22′ bis 34° 57′ östl. Länge und 37° 51′ bis 39° 12′ nördl. Breite. Flächeninhalt, nach Hagemann $154\frac{3}{8}$ geogr. oder 2518 ital., nach Rehfues $155\frac{7}{16}$ geogr. oder 2535 ital. Quadr. Meilen. Volksmenge, im Jahre 1793, 433,917, also auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 2811 Köpfe; nach Rehfues 408,922 und nach einer neueren Zählung 419,454.

Die zweite Provinz von Calabria ulteriore nimt den nördlichen Theil des südlichen Calabriens bis zu den Flüssen Petrace und Metramo ein und umfaßt die Distrikte Catanzaro und Monteleone. Die Südspitze der Halbinsel bis zur Meerenge gehört der ersten Provinz von Calabria ulteriore an, welche in die beiden Distrikte Reggio und Palmi zerfällt [9]). (*Wilh. Müller.*)

CALABRIA. (Geschichte). Die alte Geschichte des Landes, welches in der mittleren Zeit den Namen Calabrien empfangen hat, gehört unter die Artikel Oenotria, Magna Graecia etc. Nach der konstantinischen Eintheilung des römischen Reichs wurde Calabrien zu den Suburbicarischen Provinzen gezählt und durch Correctores verwaltet, welche unmittelbar unter dem Vicarius zu Rom standen. Im Anfange des 5. Jahrh. entflamte der Einbruch der Westgothen unter ihrem Könige Alarich den kriegerischen Geist der alten Lucaner und Bruttier wieder; aber sie erlagen nach tapferm Widerstande der Alles fortreißenden Fluth, und Cosenza ward ein Raub des verheerenden Krieges. Hier fand Alarich im J. 410 das Ende seiner großen Laufbahn, und mit ihm sank die Macht der Gothen in Unteritalien zu Grabe. Kaiser Honorius, damals in Ravenna, erkannte nach hergestellter Ruhe die heldenmüthigen Anstrengungen der Calabresen durch außerordentliche Vergünstigungen und erließ ihnen namentlich fast allen Tribut. Die folgenden Jahre sind eine Zeit der Noth und Schrecken für Calabrien; und die Natur wetteifert mit den Menschen, das schöne Land zu verwüsten. Erdbeben, Pest, Heereszüge wechseln sich ab; Gothen und Longobarden, einheimische Fürsten und Herren, Griechen und Araber machen Calabrien zu dem beständigen Schauplatze ihrer Kriege und Fehden. Die Araber waren aus Afrika herübergesegelt, und wurden anfänglich von den streitenden Parteien in Dienst genommen; in der Folge setzten sie sich aber selbständig fest und machten den Griechen viel zu schaffen. Diese behaupteten indessen, wenn auch in manchen Perioden nur dem Namen nach, die Herrschaft über Calabrien bis zum 11. Jahrh., wo die Normannen sie ablösten. Die griechische Macht hob sich besonders durch die glücklichen Feldzüge des Belisarius und Narses über die Gothen um die Mitte des 6. Jahrh.; aber nicht lange nachher breiteten sich die Longobarden von Oberitalien bis nach der calabrischen Halbinsel aus, und der longobardische König Flavius Antharis zog wie ein Sturm bis nach Reggio hinunter, wo er mit seinem Spieße gegen die alte Säule an der sicilischen Meerenge schlug, zum Zeichen, daß hier die Gränze seines Reiches sey. Ein weniger wilder, aber nicht minder gefährlicher Gegner der griechischen Herrschaft in Italien, welche sich allmälig in das Exarchat von Ravenna zusammenzog, war der Herzog von Benevent, dessen Besitzungen ebenfalls bis in Calabrien hineinreichten. Der grausame Constans, entschlossen, Italien wieder zu gewinnen, stellte sich im Jahre 660 selbst an die Spitze eines großen Heeres, mit welchem er in Tarent landete und bis Rom vordrang. Als er aber, von den Longobarden schmählich geschlagen, sich durch Calabrien zurückzog, plünderte, brannte und wüthete er in seinem eigenen Lande schrecklicher, als irgend ein Feind es vor ihm gethan hatte. Durch den Vertrag, welchen die Kaiser Nicephorus und Karl der Große im Jahre 802 über die Gränzlinie ihrer Reiche schlossen, wurde dem griechischen zwar der Besitz von Sicilien und Calabrien zugesprochen, aber es fehlte demselben mehr als je die Macht, sich darin zu behaupten. Denn bald darauf überschwemmen die Sarazenen aus Afrika und Sicilien die ganze südliche Halbinsel und schlachten und brennen unter dem schon erschlafften Volke, wie unter zahmen Heerden. Die Franken, von dem Herzoge von Benevent zu Hilfe gerufen, konnten den wilden Schwärmen keinen Einhalt thun, und die immer rauchende Blutbühne Unteritaliens wurde gegen Ende des 10. Jahrh. auch noch von den Heeren zweier Kaiser, Otto's II. und des Nicephorus Phocas, unterhalten. Otto, von seiner Gemalin Theophania, der Tochter des griechischen Kaisers aufgemuntert, hatte den Plan gefaßt, der schwachen byzantischen Herrschaft in Italien völlig ein Ende zu machen; aber er wurde bei Barentello, unweit Rossano, geschlagen und entging nur durch kühne Geistesgegenwart der Gefangenschaft. Sein bald nachher erfolgter Tod gab den Griechen wieder freie Hand in Calabrien, und es begann nun eine der glänzendsten Epochen der byzantinischen Herrschaft in Unteritalien, die aber von desto kürzerer Dauer war. Die Verwaltung wurde neu geordnet; ein Catapan stand an der Spitze, als höchster Befehlshaber, mit fast unumschränkter Gewalt in der Provinz, und ihm untergeordnet waren die Strategen. Aber der Druck und die Ausschweifungen der Byzantiner machten ihre Herrschaft verhaßt und erweckten ihnen im Innern des Landes gefährlichere Feinde, als die sicilianischen Araber, deren Streifereien Calabrien noch immer beunruhigten. Eine Empörung brach aus; Melus und Dattus stellten sich an ihre Spitze, und normannische Abenteurer wurden ihre Verbündeten. Diese, aus dem

9) S. Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien. Erster Theil. Hassel's vollständige und neueste Erdbeschreibung der helvetischen Eidgenossenschaft und der Halbinsel Italien. VI. Band der 1. Abtheilung des Handbuches der neuesten Erdbeschreibung zc. Carta Geograf. della Sicilia prima, disegnata da Rizzi Zannoni. Nouvelle carte chorograph. des états du Roy. de Naples, par *J. B. de Bouge.* Berl. 1802. J. A. Stieler's Karte von Neapel und Sicilien. Nürnberg 1807.

heiligen Lande heimkehrend, hatten sich anfangs gegen die Sarazenen bei Salerno mit heldenmüthiger Tapferkeit versucht und dadurch Ruhm und Vertrauen bei den Eingebornen gewonnen. In der Folge erkämpften sie sich eigene Wohnsitze in dem schönen Lande, und die glänzende Aussicht lockte immer neue Züge kriegslustiger Normannen nach Unteritalien. Diese Züge beginnen mit dem Anfange des 11. Jahrh., und von der Zeit an wuchs die Macht der Einwanderer mit jedem Tage, eben so sehr durch eigene Anstrengungen, wie durch den unaufhörlichen Zufluß der mißvergnügten Italiäner. Die Griechen hielten sich zwar noch, aber die Gährungen dauerten fort und griffen immer weiter um sich. Endlich aber stürzte ihre eigene Treulosigkeit ihren morschen Thron in Italien gänzlich um. Sie hatten eine Schaar von Normannen in ihren Sold genommen und bekämpften durch diese tapfern Arme die Sarazenen in Sicilien. Aber nun hätten sie die Helden gern um den verheißenen Lohn betrogen und weckten dadurch die gerechte Rache derselben. Sie setzten nach Calabrien über und fochten überall siegreich gegen die Griechen und die päpstliche Macht. Den Ausschlag gaben die zehn Söhne des Grafen Tankred von Hauteville, deren einer, Robert Guiskard, Cosenza und Bisignano eroberte und bis Reggio vordrang. Ihn riefen die Normänner zum Herzog von Apulien und Calabrien aus, in welcher Würde ihn der Papst im Jahre 1060 bestätigte. Von dieser Zeit an fällt die Geschichte Calabriens mit der des normannischen Reichs in Unteritalien zusammen, geht alsdann in die Hohenstaufische über, und bleibt weiterhin in Verbindung mit der neapolitanischen.

Unter Kaiser Friedrich II. wurde Calabrien in zwei Provinzen getheilt. Das diesseitige erhielt den Namen Val di Crati, von dem Flusse, dessen wir oben gedacht haben; das jenseitige hieß Terra Jordana. Weil jede Provinz von einem sogenannten Justiziarius, d. h. Oberbefehlshaber, verwaltet wurde, so kommen die Provinzen von jetzt an auch unter dem Namen der Justiziarate vor. Ein Großjustiziarius führte die Gesamtaufsicht über die Justiziarien und befand sich gewöhnlich unmittelbar zur Seite des Kaisers, wenn dieser das Land durchreiste. Auch bestimmte Friedrich jeden ersten Tag des Mais und des Novembers zu einem offenen Gericht für jede Provinz, damit das Volk seine Wünsche und Klagen vor unparteiischen Ohren laut werden ließe und die Mißbräuche und Ausschweifungen der Obrigkeiten an das Licht und zur Strafe gezogen würden. Cosenza war für beide Calabrien der Ort dieses Gerichts, und die Dauer desselben auf 8 bis 14 Tage festgesetzt. Auch den Handelsverkehr Calabriens beförderte der große Kaiser und legte zwei von den sieben Hauptmärkten des ganzen Reichs nach Calabrien, nämlich nach Cosenza und Reggio.

In den der hohenstaufischen Herrschaft folgenden Kriegen, welche Sicilien und Neapel zu zwei Reichen auseinander rissen, litten die Küsten Calabriens viel durch die kreuzenden, spanischen Flotten, und der Friede gab das durch die Leiden des Krieges erschöpfte Land den übermüthigen Fehden und Meutereien der mächtigen Barone Preis, welche die normannische Lehnsverfassung ihm hinterlassen hatte. Die Zeit der spanischen Vicekönige war für Calabrien eben so unheilbringend, wie für die übrigen Theile des neapolitanischen Reiches. Aber eine besondere Geißel traf es unter der Regirung Karls V. und dessen Vicekönigs, des Herzogs von Accala, durch die wüthenden Ketzerverfolgungen, welche ganze Distrikte, namentlich in der Gegend von Cosenza, zu Einöden machten. Bald nachher plünderten und sengten die Türken, wahrscheinlich von den Franzosen aufgeregt, an den Küsten von Calabrien und wagten sich tollkühn bis in den Golf von Neapel hinauf. Nicht minder unwiderstehlich durchzogen große Räuberbanden das Innere des Landes, und ein gewisser Markus, einer ihrer Hauptanführer, ließ sich König nennen und sich Zepter und Krone vortragen. Unter Philipp III. gegen Anfang des 17. Jahrh. gab die tolle Verschwörung des schwärmerischen Dominikaners Thomas Campanella von Stilo und seines wilden Ordensbruders Ponzio von Nicastro fast ganz Calabrien den Ausschweifungen und Schrecken eines Volksaufstandes Preis, welcher, anstatt dem bedrückten Lande einige Erleichterung zu erringen, es vielmehr unter ein härteres Joch und schärfere Geißeln brachte. Martern und Hinrichtungen wechselten mit unerschwinglichen Auflagen; und troß allen Gelderpressungen verarmten doch die Statskassen unter der folgenden Regirung Philipps IV. so schmählich, daß viele Domänen des neapolitanischen Reiches, und namentlich in Calabrien, verkauft werden mußten.

Gegen die Mitte des 17. Jahrh. machte Frankreich einen Versuch auf Sicilien und Calabrien, indem es die durch Masaniello erregten und von dem Herzog Heinrich von Guise weiter ausgebreiteten Unruhen der Neapolitaner, so wie auch den Aufstand von Messina, mit seinen Flotten unterstützte. Die Pläne der französischen Politik und die Hoffnungen der italiänischen Patrioten scheiterten zwar an der Feigheit und dem Wankelmuthe des neapolitanischen und sicilischen Volkes, aber für Calabrien hatten diese Unruhen wenigstens eine glückliche Folge, die Ausrottung der Banditen, von denen die Spanier einen großen Theil in ihre Dienste genommen hatten, um sie gegen ihre eigenen Kameraden zu gebrauchen. Die durch den spanischen Successionskrieg herbeigeführten Veränderungen im neapolitanischen Reiche übten keinen unmittelbaren und besondern Einfluß auf Calabrien aus, und von der furchtbaren Erdrevolution des J. 1783 ist in dem geographischen Artikel gehandelt worden*). (*W. Müller.*)

CALACTA. Die Griechen nannten den kleinen Vorsprung der Nordküste Siciliens, westlich von Messana, *Καλὴ ἀκτή*, das schöne Vorland. Die Zanklåer luden kurz vor den persischen Kriegen die kleinasiatischen Jonier ein, hier in ihrer Nachbarschaft eine Kolonie zu gründen, und die Samier, vereinigt mit einigen nach der Zerstörung ihrer Stadt flüchtigen Milesiern, segelten darauf nach Sicilien, und machten, anstatt eine eigene Pflanzstadt zu gründen, verführt durch den Tyrannen von

---

*) Größtentheils nach Bartels x. Brief 3. mit Vergleichung der eingreifenden byzantinischen, normannischen und neapolitanischen Geschichte.

Rhegium, der Herrschaft der Zanklåer ein Ende [1]). Der Gründer der Stadt Καλὴ ἀκτὴ war der Fürst der Sikuler, Ducetius, welcher, nachdem er durch die Syrakuser gezwungen worden war, nach Korinth auszuwandern, von dort her mit freiwilligen Begleitern zurückkehrte, und sich das von den Hauptmächten Siciliens ziemlich entfernte schöne Uferland zu einem neuen Wohnsitze erwählte. Diese Gründung fällt in die 83te Olympiade [2]). Von der Zeit an schweigen alle Nachrichten über die neue Stadt, und erst bei Cicero tritt Calacta wieder auf [3]). Nachher findet sich der Name bei Plinius (Gelatini), Ptolemäus und in den Itinerarien. Die Peutingersche Tafel bestimt die Lage des Ortes auf 12 Milliarien von Halesa, nördlich von dem neuen Städtchen Caronia [4]). (*W. Müller.*)

CALADENIA, R. Br.; eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20. Linné'schen Klasse. Sie zeichnet sich durch eine mit gereihten Drüsen besetzte Lippe und durch drüsige Kelchblätter aus, deren vier vordere unter der Lippe stehn. Der Pollen ist mehlartig. Es sind 15 Arten bekant, die sämtlich in Neu-Holland und Diemens Land wachsen. (*Sprengel.*)

CALADIUM, Vent., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen und der 21. Linné'schen Klasse, sie unterscheidet sich von Arum dadurch, daß ihre Antheren an der Spitze des Blüthenkolbens stehn, daß sie schildförmig und vielfächerig sind, und daß zwischen ihnen und den weiblichen Theilen stumpfe Drüsen sitzen. Sie trägt einsamige Beeren. Die interessantesten Arten sind: **Cal. esculentum** *Vent.*, welches in Westindien, Südamerika und auf den Inseln der Südsee wild wächst und auf feuchten Äckern, unter dem Namen caraibischer Kohl gebaut wird. Die Blätter werden als Gemüse gekocht. Eine andere Art: **Cal. seguinum** *Vent.*, die einen hohen Stamm treibt, ist sehr giftig: doch bereitet man in Westindien eine scharfe Lauge daraus, um den Zucker zu reinigen. Eben so giftig, wenigstens sehr scharf, ist **Cal. arborescens** *Vent.*, von dessen Stamm die grausamen Herren der Negersklaven diesen zur Strafe Stücke in den Mund legen, wodurch die schmerzhafteste Entzündung und Speichelfluß bewirkt wird. Eine Zierde unserer Gärten ist **Cal. bicolor** *Vent.*, wegen der rosenrothen Zeichnung der Blätter. (*Sprengel.*)

Calaforo, s. Charybdis.

CALAGULAE, rad. **Kalagula**, von einer noch unbekannten südamerikan. Pflanze. Sie hat keinen hervorstechenden Geschmack und Geruch, wird aber von den Indianern sehr geschätzt. In Italien wendete man sie neuerlich zuerst als Schweiß- und Harntreibendes Mittel gegen Wassersucht, desgleichen bei Pneumonien nach gehobenem Entzündungszustande, bei stockendem Schleim-Auswurfe und bei Brustkrankheiten mit eiterartigem, blutigem Auswurfe mit mehrerm oder wenigerm Erfolg an*). (*Th. Schreger.*)

1) S. *Herodot.* VI. 22. *Thucyd.* VI. 5. Vergl. d. Artikel Messana, Zancle. 2) *Diod. Sic.* XII. 8. 3) In Verrem. III. 43. 4) S. Mannert Geogr. v. Italia. Th. II. S. 409. 410.

*) Vgl. Della Radice di Calagula; Memor. di *L. Gelmetti.* Mantua 1788. — Bas. Carminati's Untersuch. und Erfahr. über d. Bestandtheile und Heilkraft der Calagulawurzel, nebst Gelmetti's Auff. über diese Wurzel; a. d. It. Leipzig 1793. 8. — *Vauquelin* in Annal. d. Ch. T. LV. p. 22 etc.

CALAGURIS, Calagurra, Calagorina, 1) Stadt in Hispania Tarraconensis, in der Nähe des Ebro, aller Wahrscheinlichkeit nach das heutige Calahorra, die Vaterstadt Quintilians, ausgezeichnet durch beispiellose Treue und Standhaftigkeit im Sertorianischen Kriege, der mit ihrer Eroberung endigte. (Strabo 3. p. 244. Val. Max. 7, 6. Flor. 3, 22). Diese Stadt führte den Beinamen Fibularensis, zum Unterschiede von — — 2) der gleichnamigen, mit dem Beinamen Nassica oder Nascica, im Gebiete der Ilergeten, in der Nachbarschaft von Osca (Caes. B. C. 1, 60.); muthmaßlich das jetzige Laorre in Arragonien. (*H.*)

CALAHORRA, sonst Calaguris, Ciudade in der span. Prov. Soria, am Cidacos, über den eine schöne Brücke von 10 Bogen führt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, mit 7200 Einw., 3 Pfarrkirchen, 3 Klöstern und einem unter das Erzbisthum von Burgos gehörigen Bisthum. (*Stein.*)

CALAIS, 1) Stadt im Distr. Boulogne des franz. Dep. Pas de Calais. Sie liegt (50° 57′ 32″ Br. und 19° 31′ 1″ L.) an dem Kanale und zwar da, wo er am schmalsten und von den Küsten Englands nur 3¼ M. entfernt ist, mitten zwischen Morästen, ist mit starken Festungswerken umgeben, aus welchen 2 Thore führen, und wird außerdem noch durch eine äußerst feste Citadelle, worin ein wohl versehenes Zeughaus steht, vertheidigt, so daß Calais zu den Festungen des *zweiten Ranges* gehört. Sie wird in die Ober- und Unterstadt *abgetheilt*, bildet ein längliches Quadrat, hat einen schönen öffentlichen Platz, den Paradeplatz, breite gepflasterte Straßen, 900 gut gebauete Häuser, 2 Kirchen, 2 Hospitäler, 1 Grammatikalschule, 1 Börse, 1 Handelsgericht und 8531 Einw., ist aber im Ganzen todt und ohne Leben, und dieses zeigt sich nur dann, wenn die Stadt voller Fremden ist, die beständig über den Kanal nach dem festen Lande strömen. Der Kunstfleiß ist ganz unbedeutend und beschränkt sich auf einige Seife-, Strumpf- und Mützenfabriken, der Handel auf Krämerei, da im Großen durchaus keine Geschäfte gemacht werden. Der seichte und nur kleine Schiffe fassende Hafen wird durch die Kanonen von 5 Forts vertheidigt; den Eingang schließen 2 Dämme. Die Einw. selbst besitzen nur Fischerboote und einige Seeschiffe, mit welchen erstern sie die Makrelenfischerei betreiben, mit den andern auf Heringe und Kabliaue Jagd machen, und dies ist auch außer den Ausflüssen der Garnison und der vielen Fremden ihre Hauptnahrung. Wöchentlich gehen von hier viermal Packetboote nach Dover. Quellwasser hat der ungesunde Ort nicht und man muß zu Cisternen seine Zuflucht nehmen. Zu den Festungswerken von Calais gehört auch das ½ Meile entfernte starke Fort Nievlet, von welchem ein Damm nach der Citadelle führt. Calais ist in der Geschichte durch seine Belagerungen bekannt: 1346 belagerte sie Eduard III. und nahm sie durch Hunger nach einer äußerst hartnäckigen Vertheidigung, wobei die edle Aufopferung von 12 der vornehmsten Bürger sich und ihre Mitbürger ret-

ete, die der König von England blos aus der Stadt vertrieb und selbige mit Engländern bevölkerte. Sie blieb nun 211 Jahre lang in den Händen dieser Nation, und wurde erst 1558 von den Franzosen wieder genommen. Auch die Spanier eroberten sie 1596. Sie ist der Geburtsort des Romanendichters Pierre Ant. de Laplace, † 1793. Bei Calais endigt der Kanal von S. Omer, welcher über Watter geht, sehr viele Krümmungen hat, und im Ganzen schlecht benutzt wird. — 2) Mit dem Zusatze Saint: die Hauptstadt eines Distrikts des franz. Dep. Sarthe, welcher auf 21¹⁴ □M. 6 Kantone, 60 Gemeinden und 66,330 Einw. faßt. Sie liegt an der Anilla in einer unfruchtbaren Haide, hat 3 Kirchen, 1 Hospital, 532 Häuser und 3646 Einw., die Siamoisen, Tücher nach Chollet Façon, Droguets, Serges und Leder liefern, einige Wachsbleichen und Krämerei unterhalten, und 5 Jahrmärkte haben. Der Ort ist sonst schlecht gebauet und ohne Leben. Das jetzt in eine Fabrik verwandelte Mönchskloster ist durch den heiligen Calais, von welchem auch die Stadt den Namen trägt, gestiftet. (*Hassel.*)

Calait, s. Türkei.

CALAMAGOSTIS, nannte schon Adanson ein Gras, welches nur eine Blüthe im Kelch hat, dessen Blüthe kleiner als der Kelch, an der Basis einen Kranz von Haaren und auf der untern Klappe eine Granne hat. Von Arundo ist die Gattung lediglich durch den einblüthigen Kelch unterschieden. In meinem syst. veg. 1. p. 252. sind 19 Arten davon aufgeführt, unter welchen Cal. epigeios, lanceolata *Roth.*, litorea, Halleriana *Cand.*, mauritanica*, cianoides* und lapponica*, sonst zu Arundo gerechnet, mit längern Haaren als die Blüthenkrone, versehn sind. Bei Cal. montana *Host.* und sylvatica *Cand.* sind die Haare kürzer als die Corolle. (*Sprengel.*)

CALAMIANEN, eine Gruppe von 3 größern Inseln, die im Meere von Mindoro belegen ist und zu den spanischen Bissayerinseln gerechnet wird. Sie breitet sich von 137° 30′ bis 138° 20 östl. L. und von 10° 30′ bis 11° 10′ nördl. Br. im S. W. von Mindoro und im N. O. von Paragoa aus, enthält die 3 größten Eilande Buswagan, Calamiana und Linacapan und ist von einer zahllosen Menge von Skoglien und Klippen umgeben, die die Schifffahrt in diesem Meere sehr gefährlich machen. Mit den paar spanischen Niederlassungen auf Paragoa macht sie eine Alkaldenschaft aus, die 1810 nur 15,990 bissayische Einw. zählte und deren Alkalde seinen Sitz in dem Dorfe Culiong auf der Insel Calamiana hatte. Sie haben übrigens die Produkte der übrigen Bissayerinseln, als: Yams, Pataten, Reis, Kampesche- und Ebenholz, Wachs, Pferde, Rindvieh, Wild und vor allen Salanganennester. (*Hassel.*)

CALAMINA, nennt Palisot-Beauvois (agrostogr. p. 129.) einige Gräser, die sonst und besser zu Apluda und Anthesteria gezogen werden. (*Sprengel.*)

CALAMINE (Pierre calaminaire). Man begreift darunter die derben, oft mit Mergel gemengten, eisenschüssigen Abänderungen des Galmeys. S. Zink. (*Germar.*)

CALAMINTHA, nannte Tournefort die Arten Thymus, welche durch ihren nicht genau zweilippigen Kelch und durch den Blüthenstand in gestielten Doldentrauben, sich von den andern unterscheiden. Thymus Calamintha und Nepita Scop. gehören besonders hieher, welche Linné zu Melissa zog, die aber jetzt mit Recht unter Thymus bleiben. (*Sprengel.*)

Calamint-Stein, s. Cadmia.

CALAMITA, *Schneid.* Hyla *Laur.* Laubkleber, gewöhnlich Laubfrosch. Folgende Stelle in *Plinius* hist. nat. XXXII. c. 10.: Rana quam Graeci calamites vocant, quoniam inter arundines et fruticeta vivat, minima omnium et viridissima, macht es höchst wahrscheinlich, daß der griechische Name *Καλαμιτης* den gemeinen Laubfrosch bezeichne. Schneider wandte ihn daher mit Recht als Gattungsnamen an, und verwarf den von Laurenti, nach dem in einem Sumpf umgekommenen Gefährten des Herkules gebildeten Hyla. Die Laubkleber bilden wol bestimt eine eigene Gattung der Quak-Batrachier, welche indeß den Fröschen nah und näher, wie den andern verwandt ist. Sie unterscheiden sich nur von ihnen, so wie von allen Batrachiern, dadurch, daß das letzte Glied ihrer Zehen sich kreisförmig erweitert, und an der untern Fläche mit einer klebrigen Materie versehen ist, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, an Bäume, ja an Felsen, Mauern und Glas in die Höhe zu steigen und sich festzuhalten. Eben daher verleben sie auch den Sommer in Wäldern und Hecken auf den Bäumen und ernähren sich von Insecten; gegen den Winter aber verkriechen sie sich in Sümpfe und halten einen Winterschlaf. Auch begatten sie sich im Frühling im Wasser und legen in dieses ihre Eier, welche, wie bei den Fröschen, keine Schnüre bilden. Wie diese haben sie lange Hinterbeine, deren vierte Zehe die längste ist, und können leicht und gut hüpfen. Auch ihre Stimme ist ein Quaken, und wenn sie dieselbe hören lassen, füllt sich bei einigen Arten die Kehle mit Luft in Gestalt einer Kugel, bei andern aber, wie bei den Fröschen, eine Haut unter den Ohren.

Calamita arboreus, Rana arborea, Hyla viridis. Grüner Laubkleber, gemeiner Laubfrosch. Rös. Frösch. Taf. 9. Ein vielleicht in ganz Europa allgemein bekanntes, artiges und schönes Thierchen, welches häufig in einem halb mit Wasser gefüllten Glase, worin ein durchbohrtes Tischlein oder eine Leiter steht, im Zimmer gehalten und mit lebenden Fliegen gefüttert wird, denn todte rührt es nicht an. Bei schlechtem Wetter geht er unter Wasser und ist unruhig; beim Vorgefühl guten Wetters geht er aus dem Wasser hervor. Er gehört zu den kleinsten Batrachiern, und erreicht selten eine Länge von 1½ Zoll. Von den übrigen Laubklebern unterscheidet er sich durch die ganz freien Zehen seiner Vorderfüße, die halbverbundnen Zehen der Hinterfüße, so lange Schienbeine wie die Schenkel, einen ganz glatten Oberleib, und warzigen Unterleib. Alle diese Eigenschaften hat er aber mit dem gelbstreifigen Laubkleber (C. lateralis) gemein, und da beide selbst in der Farbe sich sehr gleichen, so wurden beide mehrmals für gleichartig, und höchstens als Abarten betrachtet. Wahrscheinlich ist er aber in Amerika nicht, und unterscheidet sich von diesem letztern durch seinen convexen Rücken. Seine Farbe ist veränderlich, doch hat er vielleicht stets einen

schwarzen Streif, der über das Auge bis zum gelblich weißen Bauche läuft. Sonst ist er nach der Häutung oben grau, und nimt darauf allmälig erst seine gewöhnliche lebhaft grüne Farbe an. Er hält sich im Sommer in Hecken, Laubhölzern und im Getreide auf, und paart sich im Mai und Juni in Sümpfen, wo er dann aufs Land geht. Es bildet beim Quaken der Männchen sich unter ihrer Kehle eine große bräunliche Blase.

Calamita aurantiacus. Hyla aurantiaca *Daud. Ran.* t. 9. f. 3. Orangefarbner Laubkleber. Dieser Laubkleber, so wie ihn Daudin beschrieben und abgebildet hat, ist von dem rothen (C. ruber), mit welchem er ihn für einerlei hält, wesentlich verschieden. Er hat an den Vorderfüßen freie, an den Hinterfüßen halbverbundene Zehen, einen dreieckigen ziemlich stumpfen Kopf, einen dicken oben glatten Rumpf und ist unter dem Bauche und den Schenkeln körnig. Seine Farbe ist oben orangegelb.

Calamita bicolor. Rana oder Hyla bicolor. Zweifarbiger Laubkleber. *Daud. Ran.* t. 5. 6. Eine große Art 4 Zoll lang, mit ganz freien Zehen an allen Füßen, einem kantigen glatten Rücken und warzigem Bauche und Schenkeln. Oben blau, unten gelblich, mit weißen Flecken. Vaterland unbekant.

Calamita bilineatus. Hyla bilineata *Daud. Ran.* t. 2. f. 2. Zweistreifiger Laubkleber. Sehr klein, nur einen Zoll lang, mit freien Zehen der Vorderfüße, halbverbundenen der Hinterfüße, Schienbeinen, welche länger sind als die Schenkel, glattem Rücken mit hohlen Kanten, körnigem Bauche und stumpfem Kopfe. Seine Farbe ist dunkelgrün, mit zwei weißen Strichen über dem Rücken. Er ist häufig in den Wäldern von Java, und Daudin's Hyla Blochii, von grauer Farbe mit einem dunkeln Striche von den Augen bis zum Trommelfelle vielleicht nur eine Abart von ihm. Diese hat Schneider unter dem Namen Calamita cinereus ex India orientali beschrieben.

Calamita boans, Hyla viridi-fusca, Hyla venulosa. Merianischer Laubkleber. *Merian. Susia.* t. 56. *Daud. Ran.* t. 13. Linné beschrieb in den Amoen. Acad. einen Laubfrosch mit freien Zehen der Vorderfüße, und verbundnen der Hinterfüße und führt hernach eben diese Beschreibung in seinem Systeme bei seiner Rana boans an, welche sich vom gemeinen Laubfrosch vorzüglich dadurch unterscheiden soll, daß an allen Füßen die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden sind. Diesen auffallenden Widerspruch zu erklären, muß man entweder annehmen, daß Linné in der Folge einen früher begangenen Fehler in der Beschreibung verbessert, oder verschiedene nahe verwandte Arten mit einander verwechselt habe; etwas welches leicht möglich ist, und wodurch viele Verwirrung in den Arten dieser Gattung entstanden. Linnés Rana boans nach seinem Systeme ist wol gewiß Calamita palmatus, aber als Abart von dieser Rana boans, so wie als Abart der Calamita boans betrachten Gmelin und Daudin Calamita tibicen. Daudins Hyla boans endlich ist unstreitig von Calamita melanorabdotus nicht verschieden. Das Exemplar des Merianischen Laubklebers, welches ich selbst zu untersuchen Gelegenheit hatte, war 3 Zoll lang. Als Art unterscheidet er sich von den andern dadurch, daß die Zehen der Vorderfüße etwas, die der Hinterfüße halb verbunden sind, und sich auf dem Rücken zerstreut einzele kleine Warzen befinden. Der warzige Bauch ist weißlich, die obern Theile waren bei meinem Exemplare bräunlich, mit großen unregelmäßigen leberbraunen Zeichnungen. Die Merianin fand die Farbe bei dem lebenden grün und braunbunt. Wie die eigentlichen Frösche hat das Männchen unter jedem Ohre eine schlaffe Haut, die es stark aufblasen kann. Er hält sich in den Gewässern von Surinam auf.

Calamita cinereus, Hyla lateralis. Gelbstreifiger Laubkleber. *Catesb. Car.* II. t. 71. *Daud. Ran.* t. 2. f. 1. Dieser Laubkleber ist dem gemeinen (C. arboreus) so nahe verwandt, komt ihm in der Größe, den freien Vorderfüßen, halb verbundenen Hinterfüßen, den so langen Schienbeinen wie die Schenkel, dem glatten Rücken und körnigem Unterleibe, selbst in seiner Farbe und deren Wechsel so gleich, daß die mehresten Naturforscher ihn mit demselben für gleichartig hielten. Er unterscheidet sich aber von demselben durch die Kanten an den Seiten des Rückens, und einem gelben Streif, welcher von den Lippen an jeder Seite des Rückens wegläuft. Er ist in Nordamerika zu Hause und besonders in den Wäldern von Virginien und Carolina häufig, in denen er sich am Tage unter den Blättern versteckt und ruhig hält, des Nachts aber seiner Nahrung nachgeht und heftig schreit. Ich vermuthe, daß die besondere Gattung von Fröschen, deren Kalm in seinen Reisen II. 8. 389 gedenkt, Schneiders Bufo arboreus eben diese Gattung sey. Schneiders ostindischer Calamita cinereus kann nicht hieher gehören. Er ist Daudins Hyla Blochii und vielleicht eine Abart von Calamita bilineatus.

Calamita fasciatus. Eine von Schneider als zweifelhaft aufgeführte Art, welche er im braunschweigischen Cabinette fand. Sie war hellfuchsroth, mit helleren Flecken oben am Kopf, Rumpf und Beinen, die Zehen der Hinterfüße bis zum zweiten Gliede verbunden, Bauch und Schenkel dicht gekörnt, und der Rand der Glieder schwarzbraun. Sollte es eine Abart von C. Squirella seyn?

Calamita oder Hyla femoralis. *Daud. Ran.* t. 3. f. 1. Buntschenkeliger Laubkleber, mit freien Vorderfüßen, halbverbundenen Hinterfüßen, so langen Schienbeinen wie die Schenkel, stumpfem Kopfe, welcher hinter den Augen am breitesten ist, und unten körnigem Unterleibe und Schenkeln; oben grün mit braunen Puncten auf dem Rücken, und gelben Flecken auf den Schenkeln; unten gelblich weiß. Etwa 14 Lin. lang. In den Hochwaldungen von Nordamerika besonders von Carolina.

Calamita fuscus, Hyla fusca *Daud.* Brauner Laubkleber. Von Hyla fusca des Laurenti, welche höchstens eine Abart des Calamita tinctorius zu seyn scheint, wol gewiß verschieden. Füße mit getrennten Zehen, Rücken glatt, convexer Unterleib und Schenkel unten körnig; Farbe braun.

Calamita oder Hyla hypochondrialis. *Daud. Ran.* t. 10. f. 1. Seitenfleckiger Laubkleber.

Zehen frei, Leib oben glatt, unten durchaus körnig; oben grau-blau, Seiten und Glieder braun in der Quere bandirt. Etwa 1¼ Zoll lang. Surinam.

Calamita intermixtus, Hyla intermixta. *Daud. Ran.* t. 4. f. 4. Daumiger Laubkleber. Vorderfüße vierfingerig mit einer falschen Zehe, oder einem kleinen einer Zehe ähnlich scheinenden Anhang. Vorderfüße mit freien, Hinterfüße mit kaum halbverbundenen Zehen: oben grau-blau mit fuchsrothen Flecken und Puncten, unten körnig, blaß-fuchsroth.

Calamita lacteus, Hyla lactea. *Daud. Ran.* t. 10. f. 2. Milchweißer Laubkleber. Zehen halbverbunden, Rücken glatt auf jeder Seite etwas kantig; Unterleib und Schenkel unten körnig, 16 Lin. lang. Milchweiß, mit einem bräunlichen Strich an jeder Seite. Amerika.

Calamita leucophyllatus, Rana leucophyllata, Hyla frontalis. *Daud. Ran.* t. 7. Weißfleckiger Laubkleber. Zehen halbverbunden; Körper durchaus glatt. Anderthalb Zoll lang, braunroth mit großen weißen Flecken. Surinam.

Calamita marmoratus. Hyla marmorata. *Daud. Ran.* t. 12. Marmorirter Laubkleber. Füße gefranzt mit verbundenen Zehen. Anderthalb Zoll lang; Kopf groß, etwas höckerig, Rumpf oben mit kleinen Höckern an der Seite, graulich-gelb, röthlich marmorirt, unten ganz körnig, weißlich, mit runden schwarzen Puncten. Südamerika, besonders Surinam.

Calamita melanorabdotus und punctatus, Rana der Hyla lactea, Hyla melanorabdota und H. boans. *Daud. Ran.* t. 11. Zehen der Vorderfüße frei, der Hinterfüße halbverbunden; Schienbeine so lang wie die Schenkel, welche, so wie der Unterleib, unten körnig sind, Hals so breit als der Kopf. Länge etwa 2 Zoll. Grauschweiß oben mit rothbraunen Querbändern. Surinam.

Calamita oder Hyla ocularis. *Daud. Ran.* t. 4. f. 2. Silbergrauer Laubkleber. Zehen der Vorderfüße frei, der Hinterfüße halbverbunden, Körper oben und Schenkel unten glatt; Bauch körnig, graulich-silberfarben, mit einem braunen Strich an der Seite. Höchstens 10 Lin. lang. In den Hochwaldungen von Carolina.

Calamita palmatus oder maximus, Hyla palmata. *Daud. Ran.* t. 14. Höchst wahrscheinlich Linnés Rana boans. Gänsefüßiger Laubkleber. Er unterscheidet sich dadurch, daß die Zehen der Vorderfüße und Hinterfüße ganz verbunden, und die Füße nicht gefranzt sind. Er ist eine große, 4 bis 5 Zoll lange Art, mit breitem Kopf, und gegen den After verdünntem, oben höchst fein, kaum merklich, unten gröber gekörntem Rumpfe. Die Farbe ist röthlich mit braunrothen unregelmäßigen, doch fast bandartigen Zeichnungen. Das Vaterland ist Virginien und Carolina.

Calamita punctatus, s. C. melanorabdotus.

Calamita quadrilineatus, Hyla quadrilineata. Vierstreifiger Laubkleber. Seine an allen Füßen ganz unverbundenen Zehen und sein durchaus körniger Körper unterscheiden ihn hinlänglich von den andern Arten. Er ist oben bläulich oder bei einem andern Exemplare leberbraun, mit zwei weißen Streifen an jeder Seite.

Calamita oder Hyla ranaeformis, Froschartiger Laubkleber mit freien Zehen und kantigem, buckeligem Rücken. Lemnos.

Calamita ruber, Hyla rubra und H. Sceleton. *Seba Thes.* I. t. 73. f. 3. II. t. 68. f. 5. Er ist mit C. aurantiacus von Daudin u. a., mit C. arboreus von Gmelin verwechselt, unterscheidet sich aber durch ganz freie Zehen an den Vorderfüßen, halbverbundenen an den Hinterfüßen, einen schmächtigen oben glatten Rumpf, und körnigen Bauch und Hüften. Heimath: Südamerika.

Calamita oder Hyla Squirella. *Daud. Ran.* t. 3. f. 2. Langschenkeliger Laubkleber, mit freien Zehen der Vorderfüße, halbverbundnen der Hinterfüße, längern Schienbeinen als die Schenkel, glattem Rücken mit convexen Kanten, körnigem Bauche und unterer Seite der Schenkel, 15 Lin. lang, oben dunkelgrün, braun gefleckt, Lenden gelb, unten weißlich. In Carolina unter der Borke der Bäume. Vielleicht ist Schneiders C. fasciatus eine bloße Abart.

Calamita oder Hyla surinamensis. *Seba Thes.* II. t. 70. f. 4. Füße alle gespalten, Körper glatt, Rücken kantig. Surinam.

Calamita tibicen, Hyla tibiatrix und H. aurantiaca. *Seba Thes.* I. t. 71. f. 1. 2. 3. Flötender Laubkleber. Diese Art, welche mit C. arboreus und boans von Mehren verwechselt wurde, hat ganz freie Zehen der Vorderfüße, halbverbundene der Hinterfüße, und an jeder Seite des sonst glatten Rückens zwei Reihen von Warzen. Er ist sehr schlank gebaut. Das Männchen hat unter jedem Ohre eine Haut, welche es aufblasen kann, und die dem Weibchen fehlt. Seine Länge beträgt 2¼ Zoll und darüber und seine Farbe ist oben leberbraun oder fuchsroth, unten gelblich weiß. Er hält sich in Südamerika auf.

Calamita tinctorius, Hyla tinctoria. *Daud. Ran.* t. 8. Färbender Laubkleber. Die Zehen an allen Füßen sind frei, der Körper ganz glatt, und der Rücken gewölbt. Eine kleine etwas über einen Zoll lange Art, oben bald schieferfarben, bald dunkelbraun, mit verschiedenartig gezeichneten, weißlichen Strichen, welche der Länge nach laufen, doch stets läuft einer über dem Rücken der Quere nach. Unten ist er heller gefärbt, mit dunkleren Puncten. Er lebt in Südamerika, besonders in Surinam in den Wäldern, und ist deßwegen merkwürdig, weil man dort ihn anwenden soll, um bei Papageyen die Federn auszurupfen, und die entblößten Stellen mit seinem Blute anzufeuchten, da dann statt der grünen Federn rothe oder gelbe zum Vorschein kommen.

Calamita variegatus, Hyla variegata. *Daud. Ran.* t. 4. f. 3. Bunter Laubkleber. Zehen der Vorderfüße kaum verbunden, die der Hinterfüße halbverbunden; Rücken gewölbt, fast glatt; Brust, Bauch und Schenkel unten körnig. Mein Exemplar ist etwas über einen Zoll lang und oben bläulich grün, mit braunen Puncten und Zeichnungen, unten weißlich. Surinam.

Calamita verrucosus, Hyla verrucosa. *Daud. Ran.* t. 4. f. 1. Warziger Laubkleber. Zehen der Vorderfüße gespalten, der Hinterfüße halbverbunden; der ganze Leib warzig. Anderthalb Zoll lang. Kopf stumpf, dunkelroth. (*Merrem.*)

CALAMUS, *L.*, ist eine gar merkwürdige Pflanzengattung, welche die Reihe der Palmen in der sechsten Linné'schen Klasse eröffnet. Durch ihr starkes Vermögen zu wurzeln, so wie durch die dreisamige, gepanzerte Frucht, unterscheidet sie sich von andern Palmen. Durch Rumph und Loureiro kennen wir, aber nicht vollständig, eilf Arten, die auf den Molucken und in Cochinchina wachsen, wozu Palisot-Beauvois noch eine gefügt hat, welche auf Guinea vorkomt. Die merkwürdigste Art ist Calamus rudentum *Lour.*, welche zu einer Höhe von 500 Schuh und höher hinauf schießt und also der höchste Baum in der Welt wird. Die zähen Zweige braucht man zu Schiffstauen und zur Zähmung der Elephanten. Eine andere Art: Cal. scipionum *Lour.*, gibt die beliebten Rotangs oder spanischen Röhre; dagegen werden die dünnen und knotigen von den Wurzeln und Ausläufern des Bambusrohrs genommen. Cal. verus und diaecus *Lour.* gibt das bekannte Stuhlrohr. Linné begriff mehrere Arten unter dem Namen Calamus Rotang. (*Sprengel.*)

CALANCHOE, (Adans. und Cand.) ist eine Gattung Pflanzen aus der 8. Linné'schen Klasse und zu der natürlichen Familie der Sedeen gehörig, welche von Cotyledon hauptsächlich durch das Zahlen-Verhältniß unterschieden ist. Man kent sie jetzt allgemein unter dem Namen Veren Andr. (*Sprengel.*)

CALAND, auch Kaland, der, bezeichnete in früheren Zeiten 1) eine Brüderschaft andächtiger und wohlthätiger Personen, 2) die Versamlung derselben zu gewissen Zeiten, 3) das Haus, in dem sie zusammen kam — gewöhnlich das Calandshaus genant, auch der Calandshof, wenn es von beträchtlichem Umfange war, und 4) die Pfründe der Calandsbrüder, (ipsa praebenda ecclesiastica, fratribus Calandis dicata). Die Mitglieder eines Calandes nannte man nämlich fratres calendarii oder calendaries, auch fratres calendarum, Calande-Brüder auch wol Calande-Herren [1]).

Über die Entstehung des Wortes Caland sind manche Meinungen abgegeben. Adelung führt Frisch'ens Ableitung vom niedersächsischen Kalant, ein Kundmann, Handelsfreund, Freund an [2]). Nach Einigen soll es vom griechischen Worte καλεῖν, rufen, einladen, herstammen, oder wie das [sogenannte Zedlersche] Universal-Lexicon V. Bd. S. 241 angibt: nach Scheräus in der Sprachenschule von κάλατα. David Frank (im Alten und Neuen Meklenburg Lib. IV. Cap. XXIII. S. 170) leitet es von einem altteutschen, noch jetzt in Dänemark gebräuchlichen Worte Kahle, versammeln, ab, und setzt hinzu: die Endung land findet sich bei mehreren Wörtern und zeigt eine Vielheit an, als Heiland, weiland u. s. w. Caland heißt also nach ihm: wo viele sich versammeln. Allein da nach Du Fresne's Glossarium schon 1087 in Frankreich urkundlich das Wort Kalendae für Versamlung der Geistlichkeit eines Sprengels vorkommt: so folgt man wol mit gutem Fuge der gemeinsten Meinung, welche das Wort Caland von dem lateinischen Calendae abstammen läßt — allgemein setzt man hinzu — weil die Calandsbrüder sich anfänglich an jedem Ersten des Monats versammelten. Jedoch die uns erhaltenen, diese Brüderschaft betreffenden, urkundlichen Nachrichten widersprechen dieser letzteren Angabe gänzlich, indem nach ihnen sie sich alljährlich nur vier- oder zweimal versammelte [3]). Es scheint also mit Recht vermuthet werden zu können, daß die erst im 13. Jahrh. [4]) namhaft gemachten, vermuthlich auch erst entstandenen Calandsbrüderschaften ihre Benennung annahmen von den schon längst üblichen Calendis der Geistlichkeit eines Sprengels. Wurden bei diesen die Feste für die Lebenden im nachfolgenden Monate näher bestimt, so sorgten die Calandsbrüder auf ihren Versamlungen für die Einrichtung und Erhaltung der Feste für die Todten d. h. der Gebete und Messen, die man wenigstens anfänglich aus christlicher Liebe zum Heile ihrer Selen hielt [5]).

Dieses war der erste Zweck der Calandsverbrüderungen, indem, wie angeführt wird, manche Leute in großer Armuth hinstarben und nicht einmal so viel hinterließen, daß man ihnen nach ihrem Tode Memorien, Vigilien und Selmessen halten konnte. Sehr bald machten die Calande es sich auch zur Pflicht, lebende Arme zu unterstützen. Als Mitglieder dieser Brüderschaften wurden Priester und

1) Gewöhnlich wird angegeben, daß man Geistliche wol Calandsherren zu nennen pflegte. Es scheint aber, als wenn man nur vornehme Mitglieder sogenannter großer Calande, in welche in der Regel nur die Vornehmsten der Stadt oder des Landes sich aufnehmen ließen, so benant habe. 2) Vergl. auch: *Matth. Joann. Bechr's* Rerum Mecleburg. Libri octo (Lipsiae 1741. fol.). S. 540.

3) Zu Nordstrand nach der Ordnung des dortigen Calands (in Heimreich's Nordfriesischer Chronik S. 79, welche sich auch in W. F. von Pistorius Amoenit. Historico-Jurid. Frankf. und Leipz. 1737. 4. VI. Theil. S. 44—60 findet). §. 37 u. 38, zweimal: 1) am nächsten Sonntag nach Pfingsten, 2) am Sonntage nach Bartholomäi; zu Kiel nach der Stiftungsurkunde v. 1334 (in Westphal's Monum. ined. rer. Germ. Tom. III. p. 560) an zwei Montagen im Jahre; zu Bergen auf Rügen (nach v. Normann's wendisch-rügianischem Landgebrauch. S. 246) an zwei Sonntagen i. J.; zu Stargard in Pommern (nach Christian Schöttgen's Altes und Neues Pommerland u. s. w. Stargard u. Stettin, 1721. II. B. 26 Stck. II. Historie des Calandes zu Stargard. S. 190 u. 226) an vier Tagen i. J., so wie zu Mitweida (nach Chr. Herman's Mitweidischem Denkmal 1698. S. 176) zu Gröningen im Halberstädtischen (nach Joh. Georg Leukfeld's Antiquit. Gröning. 1710. S. 108), zu Anklam (nach C. Fr. Stavenhagen's topogr. und chronol. Beschreibung der Kauf- und Handelsstadt Anklam u. s. w. Greifswald 1773. 4. S. 418) auch an vier Tagen im Jahre. 4) Die älteste Urkunde dieser Brüderschaft ist von dem Calande zu Ottberg vom J. 1226. S. *Chr. Fr. Paullini* Syntagma rerum Germanicarum. (Francf. ad M. 1698). S. 174. Im Meklenburgischen ist der älteste aufgefundene Brief von dem Caland im Lande Bresen, geschrieben von Ulrich Bischof zu Ratzeburg vom J. 1282. — in Pommern der von Johannes Bischof von Commin v. J. 1346. — auf Rügen die roskilder Matrikel v. J. 1294 unter Parochia Veere mit den Worten: Patroni sunt fratres Kalendarum terre Ruye. — A. G. Schwartz erwähnt in seiner kurzen Einl. z. Geogr. des Norder-Teutschl. S. 228 einer Calandsbrüderschaft des Landes Tribusees [des größeren Theils des jetzigen Neuvorpommerns] im J. 1316. — Stavenhagen in seiner Beschreibung Anklams liefert unter Nro. 89. der Urkunden, S. 419, einen Tagezettel von den zu haltenden Memorien in dem letzten Viertel des 13. Jahrh. 5) Zu diesem Endzwecke hielten sie eigne Todtenbücher, wie Leukfeld, Stavenhagen, Feller in seiner oratio de fratribus Calendariis (Leipz. 1691) u. a. bezeugen.

Laien beiderlei Geschlechts[6]) aufgenommen. Der Priester bedurfte man, die verschiedenen Gebete und kirchlichen Verrichtungen zu thun, der Laien, um die nöthigen milden Beiträge zusammen zu schießen, und die ökonomischen und bürgerlichen Geschäfte der Brüderschaft zu besorgen. Obgleich die Calande keinen an gewisse Regeln gebundenen oder vom Papste bestätigten, geistlichen Orden ausmachten; so hatten sie doch ihre eignen Ordnungen und Statuten, welche von den Bischöfen jeder Diöces, zuweilen [doch wol nur in spätern Zeiten] von den Landesfürsten bestätigt wurden, und ihre eignen Beamten. Der vornehmste derselben hieß an den meisten Orten Dechant [Decanus], auch Propst [Praepositus] oder, doch seltener, Provisor generalis. Diesem war beigegeben ein Cämmerer, bald Provisor, bald Testamentarius, bald Thesaurarius genant. Hin und wieder, namentlich zu Bergen auf Rügen[7]), fand sich neben diesen beiden noch ein dritter Beamter, der Eleemosynarius, der die von der Brüderschaft den Hilflosen bestimten Almosen richtig und billig vertheilen mußte. Die Ordnung d. Cal. zu Nordstrand, [s. v. Pistorius a. ang. O.] welche mit denjenigen, die in Staphorst'ens Hamburgischer Kirchenhistorie (I. Thl. 2. Bd. S. 707 u. f. f.) vorkommen, übereinstimmet, verordnet §. 31. Wir setzen fest, daß vier sollen Definitores oder Aussprächere und Worthaltende unser Brüderschaft seyn zu Hülfe dem Dechant. Je mehr die Calande sich durch gewissenhaftes Nachleben ihrer Statuten Achtung, und durch nach und nach gebildete Fonds Ansehn verschafft hatten, desto mehr erweiterte sich ihr Wirkungskreis. Der Cal. zu Bergen auf Rügen unter andern, der nur aus adeligen Personen und aus den Vornehmsten und Geschicktesten der Geistlichkeit bestand, bildete zugleich eine Mittelsperson zwischen dem Landesfürsten und dem übrigen Adel. An ihn sandte der Herzog die Capita deliberanda eines ausgeschriebenen Landtages. Hatte die Landschaft etwas an den Landesherrn zu schreiben oder zu schicken, so gebrauchte man dazu den Decanus und Testamentarius der Brüderschaft. Auch war der Caland zu Bergen stets bemüht, Irrungen und Streitigkeiten zwischen Landeseinwohnern in Güte beizulegen, wodurch, wie der angeführte W. R. Landgebrauch a. ang. O. ausdrücklich bezeugt, vielen unnöthigen Rechtshändeln vorgebeugt wurden.

Bei so löblichem und erfolgreichem Bestreben mußten den Calanden Gaben und Schenkungen reichlich zufließen, um so mehr, da die Bischöfe für solche 40tägigen Ablaß ertheilten, [welchem die pommerschen und halberstädtischen Briefe noch ein Caren hinzufügten], und denjenigen mit dem Banne bedrohten, wer dem Calande widerstehen, dessen Güter und Einkünfte verringern oder an sich ziehen würde. Diese Brüderschaften verbreiteten sich auch schnell und zahlreich. Du Fresne zeigt an, daß deren in Frankreich, Schweiz und in Ungarn waren. Aus des Loccenius[8]) Angaben sollte man fast schließen, daß sie [oder doch ihnen ähnliche Brüdersch.] auch in Schweden sich häufig fanden. Besonders zahlreich waren sie in Nordteutschland, ja in manchen Städten z. B. zu Zwickau, Wismar u. a. gab es zwei Calande, einen großen und einen kleinen [minderer, mynder].

Aber schon vor der Reformation hatten diese Institute zum Theil sich überlebt. Nicht blos deswegen, daß die von jeher üblichen Schmäuse, welche auf die vollführten peractiones[9]) und die darauf in Calandshäusern gepflogenen Unterredungen folgten, im 15. und 16. Jahrh. häufig zu Bacchanalien Veranlassung gaben, sondern vorzüglich wol dadurch, daß die Geistlichen die Calandshäuser brauchten, ihr Bier darin auszuschenken[10]), wodurch bei ihrer überhand genommenen Verderbniß von den Calandshäusern aus so viel Ärgerniß gegeben ward[11]), sanken diese Brüderschaften in der Achtung, noch ehe Luther auftrat. Schnell aber lösten sie sich allgemein auf, sobald dieser Reformator durch sein kräftiges Wort die Gemüther von Millionen ergriffen hatte. Nach einstimmigen Nachrichten geschah dieses in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Die Capitalien und Hebungen der Calande vereinigte man mehrentheils mit denen anderer frommer Brüderschaften und Stiftungen, und nannte solche vereinte Fonds große oder reiche Kasten. Die Calandshäuser oder Höfe wurden zum Theil verkauft, zum Theil auch zum öffentlichen oder Gemeindenutzen gebraucht, selbst zu Gefängnissen, wie in Berlin, wo das Stadtgefängniß noch jetzt den Namen des Calandshofes führt[12]).

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

Calandra, s. Alauda Calandra.

---

6) Der päpstliche Legat, Antonius Bonumbra bedient sich im Eingange seiner Confirmation des Calandes zu Stargard v. J. 1473 der Worte: Dilectis nobis in Christo christi fidelibus utriusque sexus ecclesiasticis et secularibus confratribus fraternitatis Calendarum etc. und weiterhin wieder: etiam et praedictis utriusque sexus ecclesiasticis et secularibus etc. S. Schöttgen a. ang. O. S. 232—4. — Das Schreiben der Herren von Plesse v. J. 1347 in Diederich Schröder's Wismarischen Erstlingen, oder einige zur Erläuterung der Meklenburgischen Kirchen-Historie dienende Urkunden und Nachrichten u. s. w. (Wismar 1732. 4.). III. Stck. S. 141, sagt ausdrücklich, daß im Calande zu Wismar Priester, Männer, Frauen, Schüler (d. h. Junggesellen) und Jungfrauen gewesen sind. — Die Ordnung des Cal. zu Nordstrand sagt §. 1.: Es werden nicht angenommen in die besagte Brüderschaft, denn allein Regenten, Vice-Regenten, und Diener des Altars, Priestern und Leyen, auch ehrbare Frauen u. s. w. 7) von Normann's wendisch-rügianischer Landgebrauch a. ang. O.

8) *Jo. Loccenii* Rerum Suecicarum Historia etc. Acc. Antiquitates Sveo-Gothicae. Holmiae 1654. 8. Hier hat man nachzusehn die Antiquitates Lib. II. Cap. 22. S. 117. 9) D. h. gehaltenen Messen, Umzüge in den Kirchen, Fußwaschen, Todtenbeerdigungen u. dgl. s. Schöttgen a. ang. O. S. 175, Anmerk. b). 10) D. Cramer's Gr. Pomr. Kirchen-Chronikon. II. Buch. 48 Cap. 125 S. und Sacrificulorum in Potzwalk Tabernae Cerevisiariae S. Domus Calendarum (des Calands) Dominorum et Fratrum Collationis Statuta. De Anno 1514. Cum Notis Nunc (im 17. Jahrh.) Edita. Stettin. 2 Bogen. 4. Diese kleine Schrift ist auch in Dähnert's pomm. Bibliothek. Bd. I. S. 137—144 mit Ausnahme der Nachschrift, die ein 16 Zeilen ausfüllendes Citat aus Cramer enthält, wörtlich abgedruckt. 11) Daher die Redensart: sie haben gecalandert damals eben so viel hieß, als: sie haben unmäßig gegessen und getrunken. Von einem Menschen, der die ganze Woche hindurch ausschweifte, brauchte man das damals allgemein gangbare Sprichwort: er calandert die ganze Woche. 12) Christian Gotthülf Blumberg's kurze Abbildung des Calandes oder der sogenannten Calandsbrüderschaft. Chemnitz 1721.

CALANDRA (Giovanni Baptista), geb. 1586 zu Vercell, gest. nach Pascoli 1644, nach Vasari 1648. Dieser Künstler trug zur Vervollkommenung der Mosaikmalerei viel bei, indem er einen weit dauerhaftern Kitt erfand, als man bisher hatte. Man sagt, er habe in seinen frühern Jahren die Malerei getrieben, darauf sey er mit Marcello, einem vortrefflichen Mosaikmaler bekant worden, der unter der Regirung des Papstes Pauls V. für die Peterskirche arbeitete. Unter dessen Anleitung und durch eignes Nachdenken, gelangte er bald zu allen den Vortheilen, welche dieser mühevollen Arbeit mehr Dauer und Schönheit gewähren. Nach Marcello's Tode übertrug man ihm die Arbeiten in der Peterskirche. Seine ersten Werke, wozu er Zeichnung und Carton selbst verfertigte, sind die Apostel Petrus und Paulus, wodurch er sich viel Ruhm erwarb. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche, wodurch schon manches unschätzbare Gemälde zu Grunde ging, bestimmte Papst Urban VIII. alle vorhandnen Malereien in musivischer Arbeit verfertigen zu lassen. Das erste große Werk Calandra's in dieser Art war der Erzengel Michael, wie er den Drachen mit Füßen tritt. Sowol unter der Regirung dieses Papstes, als Innocenz X. war dieser fleißige Künstler fortwährend thätig, und viele seiner unzerstörbaren Werke bewahrt die Peterskirche*). (*Weise.*)

CALANDRA (Entomologie). Schnabelkäfer. Käfergattung aus der Familie der Rüsselkäfer (Curculionites), von Herbst Rhynchophorus genant. Ihre Kenzeichen sind: Fühler gebrochen, am Ende mit einem dichten kugeligen oder beilförmigen Knopfe versehen, nahe der Wurzel eines langen gebogenen Rüssels eingesetzt. Die Vorderschienen in eine scharfe Spitze endigend. Der Körper länglich, oben flach, die Deckschilde etwas kürzer als der Hinterleib. Die Arten, deren man gegen 60 kent, sind vorzüglich in tropischen Gegenden zu Hause, und ihre Larven scheinen von mehligen und markigen Pflanzenstoffen zu leben. Die bekanntesten darunter sind: 1) Calandra Palmarum *Fabric.* Latreille Olivier. (Rhynchophorus Palmarum *Herbst.* Curculio Palmarum *Linné*). Anderthalb bis zwei Zoll lang, schwarz, das Halsschild und die Deckschilde glatt gedrückt, letztere gefurcht. Wird in Südamerika auf den Palmen gefunden, wo die Larve im Marke der Blätter leben soll. 2) Calandra granaria *Fabr.* (Curculio granarius *Linn.*). Nur zwei Linien lang, schwarz oder rothbraun, das Halsschild langgezogen, punktirt, die Deckschilde platt, fein punktirt gefurcht. Dies ist das, auf unsern Kornböden leider oft in sehr großer Menge vorkommende Insekt, das unter den Namen Kornwurm, Reuter, Kalander bekant ist. Die Larve (weißer Kornwurm) lebt in Getreidekörnern, die sie ausfrißt. Durch Besprengen der Getreideböden mit Dekokten von narkotischen Pflanzen, durch die Ausdünstung von Pferdemist, durch Mengen des Getreides mit feinem Sand und mehre Hilfsmittel sucht man sie zu vertilgen. 3) Calandra Oryzae *Fabr.* (Curculio Oryzae *Linn.*). Schwarzbraun, das Halsschild punktirt, sehr lang, die Deckschilde platt, punktirt gestreift, jedes mit zwei rothen Flecken. So groß wie die Vorige. Lebt im Reis. (*Germar.*)

CALANDRINI (Joh. Ludwig), wurde zu Genf 1703 geboren. Er studirte zu Lausanne unter Travtorrens und nachher zu London unter le Moine. Er war ein sorgfältiger Beobachter der Natur, auch vorzüglicher Mathematiker und Astronom. Schon 1724 erhielt er die öffentliche Lehrstelle der Mathematik, und 1734 die der Philosophie. Von 1742 bis 1745 bekleidete er das Rectorat. Von ihm erschienen zu Genf im Drucke: thes. de coloribus 1722. An solae propositiones mathematicae sint jure certae, 1728. De infinito, 1730. De actione solis et lunae, 1732. De veritatis inquisitione, 1734. De attentione, memoria, imaginatione, 1734. De vegetatione et generatione plantarum, 1734. De igne, aere. Er besorgte die Ausgabe der mit den Commentarien der P. P. le Sueur und Jaquier zu Genf, 1739 — 1742. 3 tom. 4. herausgekommenen principia mathematica philosophiae naturalis Isaci Newtoni. Nach dem Verlangen der beiden Herausgeber fügte er dem ersten Bande eine Abhandlung de sectionibus conicis, und eine nota de calculo aequationum planetarum, dem zweiten verschiedene Anmerkungen, welche mit besondern Schriften abgedruckt sind, und dem dritten vornehmlich die theoria lunae bei. Die Beobachtungen über den vom December 1743 bis im März 1744 erschienenen Kometen sind der 1744 zu Paris herausgekommenen Abhandlung Loys de Chéseaux einverleibt. Bonnet führt seine Abhandlung de vegetat. et generat. plant., in welcher C. den Gegenstand mit vielem Scharfsinne behandelt, oft mit Beifall an, und sagt, er selbst habe nur die von Cal. angegebenen Grundbegriffe entwickelt. In den philosophical transactions von 1726 finden sich von ihm Beobachtungen über das am 8. October 1726 zu Genf gesehene Nordlicht. Er lieferte auch Beiträge in das Journ. littéraire, die biblioth. italique, und das journ. hist. de la républ. des lettres. Durch einen in diesem letztern geäußerten Zweifel über die Vermessungsmethoden zur Auffindung der Figur der Erde gerieth er in einen Schriftenwechsel mit Cassini, der aber mit Würde geführt wurde und spätere genauere Forschungen veranlaßte. 1750 legte er sein Professorat der Philosophie zum Vortheil seines Freundes Kramer nieder. Schon 1734 war er in den großen Rath gewählt worden. Nun wurde er noch in demselben Jahre 1750 in den kleinen Rath aufgenommen, 1752 zum Seckelmeister (trésorier) und 1757 zum Syndic (die oberste Statswürde) ernant. In diesen Stellen zeichnete er sich eben so sehr aus, als auf der gelehrten Laufbahn. Er starb den 30. December 1758. Er hatte sich auch mit Erfolg in lateinischen und französischen Gedichten versucht, Glovers Leonidas ins Französische übersetzt, und über astronomische Gegenstände sind von ihm noch viele Untersuchungen von Werth handschriftlich vorhanden. Sein Leben enthält das Journ. helvet. 1759. Janv. 30—34. (*Meyer v. Knonau.*)

12. (*v. d. L.*) — Vgl. damit: Über den Caland und vorzüglich dessen Ursprung, nebst einer ungedruckten Urkunde (einem auf dem Rathhause zu Celle befindlichen Calanderitual in lat. Sprache), von H. Bürgermeister Vogell zu Celle in dem vom verst. Senator Spiel herausg. vaterländ. Archiv. Bd. I. S. 353—94 und Bd. II. S. 23—71. (*H.*)

*) Vassari Vite de Pittori etc.

CALANDRINIA, nent, nach dem eben aufgeführten C., Kunth (Humb. nov. gen. 6. p. 78.) eine Gattung aus der natürlichen Familie der Portulaceen, welche von Talinum sich blos durch die abweichende (geringere) Zahl von Staubfäden, wie durch den stehen bleibenden Kelch unterscheidet. Allein, jene Zahl ist bei Talinum so schwankend, daß zwar die meisten Arten 12—15, einige aber auch eine unbestimmte Zahl von Staubfäden haben, und bei Talinum monandrum R. et P. findet sich gar nur ein Staubfaden. Überdies bleibt der Kelch auch bei mehren Arten von Talinum stehen. Daher kann man diese Gattung füglich mit Talinum vereinigen. (*Sprengel.*)

CALANDRUCCI (Giacinto), ein namhafter Maler des 17. Jahrh., wurde 1646 zu Palermo geboren und arbeitete zuerst unter seinem Landsmanne Peter del Po; nachher schloß er sich in Rom der Schule des Carlo Maratti an, und galt für einen der glücklichsten Nachahmer dieses vielbewunderten Meisters. Nachdem er sich in Rom und in Turin durch mehre größere Arbeiten einen bedeutenden Ruf erworben hatte, lud seine Vaterstadt ihn zur Übernahme verschiedener sehr ehrenvoller Aufträge, namentlich für die Kirche S. Salvatore, ein, und C. begab sich dem zu Folge nach Palermo, wo er auch bis zu seinem Tode, welcher in das J. 1707 fällt, verblieb. Arbeiten von ihm finden sich in Turin, Rom und Palermo; in Rom, namentlich in den Kirchen S. Antonio de Portughesi, S. Paolino della Regola, in Palermo ein großes Gemälde in der Kirche S. Salvatore. — Weniger bedeutend sind: Giambattista Calandrucci, des Vorigen Sohn, und Domenico Calandrucci, desselben Bruder *). (*Wilh. Müller.*)

CALANKER-THAL (rhätisch Val Kalanka), ein rauhes Bergthal im Grauenbunde des schweizerischen Kantons Graubünden. Durchströmt der Länge nach von der Calancasca, zieht es sich von N. gegen S. 5 bis 6 Stunden zwischen dem Thale von Misox und der Valle di Blegno auf der Südseite des Alpenkammes hin. Die Überreste des Schlosses Calanka stehen bei St. Maria, einer der sechszehn Örter oder Nachbarschaften, die es außer mehren einzelen Höfen umfaßt. Die Einwohner sprechen das Altrhätische, sind katholisch und sehr arm. Eine eigene Sitte ist das seit mehren Jahrhunderten übliche Herumziehen derselben. Die arbeitsamern unter ihnen verbinden damit das Korbflechten, den Handel mit Harz, Seife, Eisendraht, Wetzsteinen u. d. m., andere geben sich zu den schmuzigsten Diensten, als dem Abledern des Viehes u. s. w. her, die größere Zahl zieht mit Weib und Kind als höchst beschwerliche Bettler umher. Solche Bettlerscharen kommen ebenfalls aus dem Jakobsthal. In Graubünden nent man dieses gesammte Bettelvolk die Calanker. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Calao, s. Buceros.

Calapan, s. Mindoro.

CALAPPA, eine von Fabricius aufgestellte Krabengattung, die durch folgende Charaktere leicht kentlich wird. Der halbcirkelförmige, hinten breitere und sehr abschüssige, convexe Schild ragt hinten an beiden Ecken mit seinen dort fast immer gezähnelten Rädern so hervor, daß er eine Wölbung bildet, unter welche sich im ruhenden Zustande die letzten drei Paare der Füße zurückziehen können. Das vorderste Glied der Scheren (die Hand, manus) ist stark zusammengedrückt und erhebt sich in einen Kamm, der zahnförmig eingeschnitten ist. Die Finger beider Hände sind ungleich, die der linken schmäler, einfacher, die der rechten stärker, breiter und außen an der Basis mit einem Fortsatz versehen, der am beweglichen Finger nach unten, am unbeweglichen nach oben sieht. Die Scheren selbst können so an den vordern Rand des Schildes angelegt werden, daß die ganze Maulgegend dadurch bedeckt wird. — Ferner ist das mittlere Glied (carpus) der Scheren dreikantig, klein, vorn in eine Spitze auslaufend; das Basal-Glied (brachium) kurz, nach hinten und außen mit einem kammartigen, gezähnten und behaarten Fortsatz versehen. Die Füße sind verhältnißmäßig dünn, ganz einfach. Der Bau ihrer Freßwerkzeuge und Antennen stimt im Allgemeinen mit denen der Gattung Cancer. Der Schild, dessen Farbe wenig ausgezeichnet, weißlich mit rothen Punkten, gelblich- oder röthlich-braun ist, ist im Allgemeinen glatt, mit mehr oder weniger großen und hervor stehenden Punkten oder Tuberkeln besetzt, und fast bei allen Arten mit zwei von vorn nach hinten einander parallel laufenden ziemlich tiefen Eindrücken oder Rinnen versehen. Der Theil desselben, der Stirn genant wird, ist schmal, zweispaltig, daß sich also die Augen sehr nahe stehen. Die meisten Arten leben in fremden, südlichern Welttheilen und zwar im Meere. Zur Feststellung der Charaktere der Arten dient außer den bisher angedeuteten Verschiedenheiten vorzüglich auch die Beschaffenheit der Zähne an der Wölbung und des mittlern hintern Theiles des Schildes, der über dem Schwanze sich befindet (uroloma, Schwanzdecke), und bald mit Körnern besetzt, bald mehr hervorragend, bald gezähnt u. dgl. ist. Als Arten verdienen genant zu werden: 1) C. *granulata* Fabr. Cancer gran. L. Das Körnerschild Herbst. I. tab. 12. f. 75. 76. Der Schild auf der vordern Hälfte mit blutrothen Tuberkeln besäet, an 4 Zoll lang und hinten 4½ breit, im mittelländischen Meere. 2) C. Gallus n. Cancer Gallus Herbst. III. 3. t. 58. f. 1. Der Schild vorn von kalkartigem Ansehn, mit großen rauhen Tuberkeln und zwei tiefen, runden Eindrücken. Das Vaterland unbekant. — Sonst gehören aus Brasilien, Ostindien u. s. w. nachfolgende Arten hieher: C. marmorata, C. Lophos, C. cristata, C. turberculata, C. fornicata.

Wegen der oben beschriebenen von dem Schilde gebildeten Wölbung, hat Cuvier diese Gattung in eine eigene Abtheilung der Brachyura gebracht, die er wegen des Verborgenseyns der hinteren Füße Cryptopodes nent, und in welcher nur noch eine von Leach aufgestellte Gattung steht, die diese Eigenthümlichkeit mit Calappa gemein hat, nämlich Oethra, die wir am besten hier abhandeln. Sie besteht aus zwei Arten, die außer der bezeichneten Eigenschaft und dem plattgedrückten, in der Mitte mit mehren Erhabenheiten besetzten, Schilde, das mehr breit, als lang ist, und der viereckigen Gestalt des zwei-

*) Fiorillo nent den Giacinto Calandrucci fälschlich Giacomo. Vgl. Füßli's Künstlerlex. nach *Pascoli* T. II. p. 308. Lanzi Storia pitt. T. I. p. 339. Biogr. univ.

ten Gliedes (Carpus) der Scheren wenig mit einander gemein haben. Die eine Art (Cancer scruposus L. Cancer polynome Herbst. III. t. 53. f. 4. 5.) stimt im Bau der Scheren im Allgemeinen mit Calappa überein, doch ist der Kamm der Hand nicht ganz so deutlich ausgesprochen, die Finger beider Hände gleich, der kammförmige Fortsatz des Brachiums sieht nach vorn; die Glieder der Füße sind im Allgemeinen glatt (bis auf den spitzen Nagel), doch mit mehren Hervorragungen. Die zweite Art (Cancer fornicatus Herbst. ibid.) hat durch die spitz hervorragende Stirn, die langen Arme der Scheren, die starke eigenthümliche Krümmung der Finger, und die dünnen Füße eine nicht geringe Ähnlichkeit mit den Arten der Gattung Parthenope. Das Brachium ist dreikantig, so, daß eine sehr breite, glatte Fläche nach oben steht, und unten eine Kante, bei der Hand sieht die Kante nach oben, beide sind mit stachligen Hervorragungen besetzt. (*Lichtenstein.*)

Calaris, s. Cagliari.

CALAROGA, Calaruega, kleines Schloß in der spanischen Provinz Soria, in der Diöces von Osma, das Vaterland des heil. Dominicus, der den Dominikanerorden stiftete, und 1221 starb. (*Stein.*)

CALAS (Jean), reformirter Kaufmann zu Toulouse, ein schreckliches Opfer des Fanatismus und der blindesten Bigotterie. Er war den 19. März 1698 zu Lacaparède in Languedoc geboren, in der reformirten Religion erzogen, heirathete den 19. Oktober 1731 Anne Rose Cabibel, von hugenottischen Eltern abstammend, und ließ sich als Kaufmann in Toulouse nieder, wo man ihn als einen wackern und gutthätigen Bürger schätzte. Er hatte 3 Söhne und 3 Töchter, und war bereits 63 Jahre alt, als sich einer seiner Söhne, Marc Antoine, ein Mensch von düsterem Charakter, am 13. Oktober 1761 im väterlichen Hause erhängte. Kaum war die That ruchtbar geworden, so verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht, der Vater selbst sey der Mörder seines Sohnes, weil dieser zum katholischen Glauben habe übergehen wollen. Obgleich nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit für diese Beschuldigung vorhanden war, so wurde doch die ganze Familie eingekerkert, und bald mischte der Religionshaß wider die Protestanten in die Untersuchung das verleumderische Geschwätz, daß Calvins Lehre die Ermordung eines Abtrünnigen erlaube. Obgleich Calas auch auf der Folter seine Unschuld betheuerte, so erkannte ihm doch das Parlement von Toulouse, mit sieben Stimmen von dreizehn, das Rad zu, und diese barbarische Hinrichtung ward am 9. März 1762 öffentlich vollzogen. Die Familie des Ermordeten begab sich nach Genf, und Voltaire, der in der Nähe dieser Stadt zu Ferney wohnte, erhielt dadurch Gelegenheit zu einer seiner rühmlichsten Handlungen. Er brachte es dahin, daß der Prozeß zu Paris wieder vorgenommen wurde, und er selbst führte die Sache des gemordeten Greises, bewies dessen Unschuld, die Ungerechtigkeit des Urtheils und die Strafwürdigkeit der Richter. Ganz Frankreich interessirte sich für diesen Rechtshandel, und las mit lebhafter Theilnahme die Schriften der berühmten Advokaten, besonders El. de Beaumonts (s. diesen Art.) und Hieron. Loiseau de Mauleons, welche die Beweisführung übernommen hatten. Das Urtheil des Parlements von Toulouse wurde 1765 vom Könige und seinem Statsrathe für ungiltig erklärt, die Ehre des Ermordeten wieder hergestellt, die Familie erhielt ihre konfiscirten Güter wieder, und ein Geschenk von 36,000 Franken; ob aber die ungerechten Richter bestraft worden seyen, ist nicht bekant geworden [1]). (*Baur.*)

CALASERAIGNE, kleines Eiland im Busen von Marseille und zum franz. Dep. Rhonemündung gehörig, nur 2 Meilen von der Hauptstadt und ganz öde, zuweilen blos von Fischern besucht. (*Hassel.*)

CALATA. So nennen die Sicilianer heutiges Tages den Ort, welchen die Ruinen des alten Calacta bedecken. Sie bestehen in vielem, jedoch meist unkentlichem Gemäuer, und nur Wasserleitungen sollen nachzuweisen seyn †). (*W. Müller.*)

CALATAFIMI, eine sicilianische Parlamentsstadt der Intendantur Trapani, in deren Nähe sich die Trümmern des alten Segesta befinden. Sonst hat sie, außer einem bedeutenden Handel mit Casciacavallo-Käse nichts Merkwürdiges. (*W. Müller.*)

CALATANISETTA, eine sicilianische Intendantur, welche Val di Noto und Val di Mazzara in sich begreift und am Meere zwischen Palermo, Catania, Siragosa und Girgenti liegt. Sie zählt 155,225 Einw. in drei Distrikten, welche drei gleichnamige Städte haben: Calatanisetta, Piazza und Terranova. Die erste, zugleich Hauptstadt der Intendantur, liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene und ist gut und räumlich gebaut. Sie hat 15,627 Einw. in 2800 Häusern und treibt einen kleinen Handel auf Jahrmärkten. Unter den Parlamentsstädten sind, außer den beiden übrigen Distriktsorten *) Calascibetta, Canicatti, Castro Giovanni, Licata (Alicata) Mazzarino, Naro, Niscemi, Pietra Percia die bedeutend-

---

1) Mémoire de Donat Calas pour son père, sa mère et ses frères. 1762. von Voltaire, der auf diese Veranlassung 1763 sein berühmtes Buch: Traité sur la tolérance heraus gab; beide in mehre Sprachen übersetzt. Mémoire à consulter et consultation pour la dame Anne Rose Cabibel etc. (von Beaumont) Par. 1762; im Auszuge in den Nov. act. hist. eccles. 4. Bd. 751. Mémoire pour Donat, Pierre et Louis Calas par Loiseau de Mauleon. Par. 1762. auch in dessen Playdoyers et mém. (Par. 1771.) T. I. p. 1. in der teutschen Übers. (Zürich 1772.) S. 342. Am vollständigsten findet man die Actenstücke in De la Ville continuation des causes cel. Par. 1770. T. 1. Literat. und Theaterzeitung 1780, Stück 26—28; wieder abgedruckt in den Biographien hinger. Personen 3. Th. 326—348. Christiani's Geschichte der neuesten Weltbegeb. 1. Bd. 779. Henke's Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Th. 289. — Auch für die Bühne wurde die Geschichte öfters bearbeitet; in Teutschland: der Fanatismus oder Jean Calas von C. F. Weiße. Leipz. 1780. 8. auch im 5ten Th. seiner Trauerspiele. In Frankreich: Jean Calas, drame en cinq act. et en vers, par M. Laya. 1790. Calas ou l'école des juges, trag. en cinq act. et en vers, par Chénier. 1791. Calas ou le fanatisme, drame en quatre act. et en prose par Th. le Mierre 1790. Blin de Sainmore ließ 1765 eine Heroide drucken unter dem Titel: J. Calas à sa femme et à ses enfants. Maler und Kupferstecher haben diesen Justizmord ebenfalls zum Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt.

†) S. Calacta.

*) S. Piazza und Terranova; auch einige unter den Parlamentsstädten in besondern Artikeln.

sten, und von den geringeren Städten verdienen Erwähnung Asaro, Aidone, Montechiaro und Palma.

Die Gegend ist merkwürdig, als der Schauplatz des Raubes der Proserpina. Castro Giovanni liegt auf der felsigen Stelle des alten Enna und in der Nähe von Piazza zeigen die Bewohner einen sumpfigen See als die Palus Pergusa oder Pergum Ovids und Claudians. Auch der Name Aidone erinnert an jene Fabel. Außerdem finden sich Spuren alter Städte bei Terranova, wo man das alte Callipolis suchen will, bei Percia, wohin Einige das Calaunia des Stephanus von Byzanz versetzen, und bei Alicata. Dieser letzte Ort an der Mündung des Salso streitet mit Terranova um die Ehre, die Lage des alten Gela einzunehmen. Demnach sollte der Salso der Gelafluß der Alten seyn. Aber Terranova hat gegründetere Ansprüche, und der kleine Fluß, an dessen Mündung es liegt, jetzt Ghiazzo, der Eisfluß, auch Terranova genant, entspricht durch den ersten Namen der Bedeutung von Gela, d. h. oscisch, der kühle Dünste verbreitende **). (*W. Müller.*)

CALATAYUD (15° 13′ L. 41° 31′ B.), Ciudade und Hauptort des Corregimiento de Calatayud in der span. Prov. Aragonien, am Xalon, der eine Brücke trägt und in der Nähe der Stadt die Xiloca aufnimt, mit Mauern, 3 Vorstädten, 1500 Häus., 9000 Einw., einem alten Felsenschloß, 13 Pfarrkirchen, 5 Klöstern, einem Bisthum, 12 Seifensiedereien, wo sehr gute Seife aus Öl gemacht wird, 3 Gerbereien, Hanfbau (jährlich 20,000 Centner) und Handel mit Getreide, Wein, Öl, Hanf und den herrlichen Melonen in der sehr fruchtbaren Gegend. Geburtsort des Statsmanns Gratian. In der Nähe die Trümmern von Bilbilis, wo Martial geboren war. (*Stein.*)

CALATHEA nent Meyer (fl. essequeb. p. 6.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Scitaminen und der ersten Linné'schen Klasse, welche von Maranta sich durch doppelten Saum der Corolle, durch dreisamige Kapsel und durch den Kelch unterscheidet. Der äußere ist hier nämlich geschuppt, und besteht aus mehren Blättchen. Der innere Saum der Corolle ist zweitheilig. Zu dieser Gattung gehören Maranta iuncea *Lam.*, Cachibu und Cassupo *Jacqu.* (*Sprengel.*)

CALATHUS (Entomologie), Kreiselkäfer. Eine von Bonelli aus der Familie der Laufkäfer ausgehobene Käfergattung, die sich durch ihren länglichen, platten Körper, ein viereckiges Halsschild, das scharf an die Wurzel der Deckschilde anschließt, dünne schlanke Beine mit ausgerandeten Vorderschienen und drei erweiterte Tarsenglieder an den Vorderfüßen des Männchens auszeichnet. Es gehören dahin Carabus frigidus, fuscus, melanocephalus u. a. Eine Monographie der teutschen Arten hat Sturm (Teutschlands Insekten. 5. Band 1824. Seite 103.) geliefert. (*Germar.*)

Calatia, *s.* Cajazzo.

CALATOBELLOTA, Callatobellota, eine kleine Stadt der Intendantur Girgenti in Sicilien, im Thale Mazara auf einer Anhöhe gelegen, an einem Flusse gleiches Namens. Ihr Ursprung und Name sollen sarazenisch seyn und es hängt ein alter Grafentitel an ihr. In ihrer Nachbarschaft ist ein Gesundbrunnen Favara. (*W. Müller.*)

Calator, *s.* Calendae.

CALATRAVA, el Coral de Calatrava, Villa in der span. Prov. Mancha, auf einem Berge, unweit der Guadiana, mit einem Kloster und Quecksilberbergwerk. Von ihr hat ein geistlicher Ritterorden seinen Namen. Als 1147 der Ort den Mauren entrissen wurde, erhielten anfangs die Tempelherren die Vertheidigung desselben. Da sie aber nach 8 Jahren die Stadt wieder verließen, und den Mauren nicht widerstehen zu können glaubten, so versprach der König Sanctius von Castilien den Ort als erbliches Eigenthum demjenigen, der die Vertheidigung desselben übernehmen wollte. Nur der Cistercienser-mönch D. Diego Velasquez aus der Abtei U. L. F. von Fitero in Navarra, der lange die Waffen geführt hatte, fühlte in sich den Muth zu diesem gefahrvollen Unternehmen. Er bewog seinen Abt Raimund, sich die Stadt von dem Könige auszubitten, und beide errichteten mit Genehmigung des Königs und des Erzbischofs von Toledo einen Ritterorden, nahmen 1158 von Calatrava Besitz, und machten so gute Einrichtungen, daß die Mauren nichts dagegen zu unternehmen wagten. Nach dem Tode des Abt Raimund wollten die Ritter von Calatrava einen Großmeister zum Oberhaupt haben, und trennten sich von den Cisterciensermönchen. Der Orden ward 1164 vom Papst Alexander III. bestätigt, und zeichnete sich durch Tapferkeit gegen die Ungläubigen aus, verlor aber 1193 nach einem unglücklichen Treffen Calatrava. Der Sitz des Ordens ward hierauf an verschiedene Orte verlegt, bis endlich die Ritter wieder Meister von Calatrava wurden. Im J. 1219 wurden von dem Großmeister D. Gonsales Ibagnes die Klosterfrauen des Ordens von Calatrava gestiftet, deren berühmtestes Kloster zu Almagro ist, dessen Ordensfrauen Commenthurinnen heißen, und gleiche Ahnenproben wie die Ritter ablegen müssen. Sie tragen sich wie Cisterciensernonnen, und unterscheiden sich blos durch das Ordenskreuz, das sie auf ihrem Scapulier und auf ihrer Kutte an der linken Seite tragen. Im J. 1523 ward das Großmeisterthum des Ordens vom Papst Hadrian VI. auf ewig mit der Krone von Spanien verknüpft. Der Orden hat 24 Commenden und 8 Priorate, die 122,495 Gulden eintragen. Die Ceremonienkleidung der Ritter ist ein weißer Mantel mit einem rothen Lilienkreuz an der linken Seite. Seit 1740 legen die Ritter nur das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der ehelichen Treue ab. Ihr Wapen ist ein rothes, lilienförmiges Kreuz im silbernen Felde, mit 2 schwarzen Balken am Fuße desselben. (*Stein.*)

CALAU (Benj.), geb. zu Friedrichsstadt in Holstein 1724, gest. 1785 als königl. Hofmaler zu Berlin, wurde durch Harduin auf die Wiedererfindung der Wachsmalerei der Alten geleitet, und erfand zu diesem Behuf das punische oder eleodorische Wachs (Wachsöl), welches auch von Mehren nicht ohne glücklichen Erfolg angewendet wurde. Die erste Nachricht davon gab er in der halleschen gel. Zeitung 1768; er selbst malte in dieser Manier Tapeten (s. Wachsmalerei). (*H.*)

Calayan, *s.* Babuyanen.

**) S. Mannert Geogr. v. Ital. Th. II. S. 345 ff.

CALBINGOS, ein Land auf der Küste Benin von Afrika, das zwischen dem Rio del Rey und dem Camaronenflusse belegen ist, sehr hoch liegt und im Hintergrunde einen so hohen Berg besitzt, daß man häufig des Morgens ihn mit Schnee bedeckt sieht, Monrad nent ihn und die Kette, wozu er gehört, die Cameronenberge. Übrigens ist das Land der Calbingos, wie sie selbst, höchst unbekant. (*Hassel.*)

CALBOA, nannte Cavanilles eine Pflanze von der Nordwestküste Amerika's, welche Persoon unter dem Namen Macrostemma aufführte, und die freilich wegen ihrer lang vorstehenden Staubfäden und der vielfächerigen Kapsel, eine eigene Gattung auszumachen scheint. Indessen komt sie im Übrigen ganz mit Convolvulus überein, daher ich sie als C. Neci im syst. veg. 1. p. 593. aufgeführt habe. Das Vorstehn der Staubfäden ist, obgleich selten, auch bei echten Convolvulis, z. B. bei Ipomaea hederaefolia L. und sanguinea Vahl., und was die vierfächerige Kapsel betrifft, so kommen auf der Südsee und in Neu-Holland mehr echte Convolvuli mit mehrfächerigen Kapseln vor. (*Sprengel.*)

Calbuco, s. Chiloe-Inseln.

CALCAGNINI (Celio), geb. zu Ferrara 1479, gest. 1541. Wer eigentlich seine Eltern gewesen, ist selbst nach den neuesten Untersuchungen unentschieden [1]). Celio hatte in den Heeren des Kaisers Maximilian und des Papstes Julius II. gedient, als der Herzog von Ferrara Alfons I. ihn zum Papste nach Rom sandte, wo er Priester ward. In dieser Eigenschaft bekleidete er den Kardinal Hyppolit von Este in den Jahren 1518 und 1519 nach Ungarn und erhielt bei seiner Rückkehr ein Kanonikat und die Professur der schönen Redekünste an der Universität zu Ferrara. Mit Ausnahme eines ihm von dem Herzog Herkules II. ertheilten Auftrags an den Papst Paul III. verließ er seine Vaterstadt nicht wieder, wo er den Musen als Dichter, und als Gelehrter den ernstern Wissenschaften huldigte. Seine ansehnliche Büchersamlung vermachte er an die Dominikaner, seine Handschriften dem Herzoge, der ihm wohlwollte, sein altes Maulthier (mulam seniorem), das ihn nach Teutschland, Ungarn und so vielen Gegenden in Italien getragen hatte, seinem Zögling Monferrati, mit der dringenden Bitte, es treulich zu pflegen (ut mulam talem decet). Die erklärtesten Widersacher seines literarischen Ruhms waren Paolo Giovio und Majoragio; dafür stand er in freundschaftlichen Verhältnissen mit Antonio Musa Brasavola, G. Manardo, Nicolo Leoniceno, Erasmus, Giac. Ziegler, Girolamo Vida, Francesco Pico della Mirandola, Andreas Alciato, Lazaro Bonamico, dem Kardinal Sadoleto, Alberto Lollio, Girolamo Cinzio, Jul. Cäs. Scaliger u. m. a. Ariost lobt ihn zweimal im Orlando. Der *gelehrte* Briefwechsel, den er mit seinen Freunden unterhielt, kam zu Amberg 1608. in 8. heraus. Er befindet sich auch in *Coelii Calcagnini* Ferrariensis Opera aliquot. Basileae, Freben, 1544. Dieser Folioband, dessen Herausgabe man dem ebengenannten Brasavolus verdankt, enthält die meisten prosaischen Schriften des Verfassers, dessen Gelehrsamkeit die verschiedenartigsten Zweige des menschlichen Wissens umfaßte. Er schrieb über Gegenstände aus der Alterthumskunde [2]), der Politik [3]), der Jurisprudenz [4]), der Theologie [5]), der Weltweisheit [6]), der Medizin [7]), der Naturlehre [8]), der Botanik [9]), der Redekünste [10]) u. s. w. In dem Commentarius de rebus aegyptiacis beweiset der Verfasser, daß die Götterlehre der Ägypter auf historischen Thatsachen und dem Lande eigenthümlichen Naturereignissen beruhe, eine Behauptung, die bekantlich Gelehrte unserer Tage als eine ihnen gebührende Entdeckung aufgestellt haben. Am merkwürdigsten bleibt unstreitig der astronomische Aufsatz, betitelt: Quomodo coelum stet, terra moveatur, vel de perenni motu terrae commentatio. Darin wird die Bewegung der Erde, die der Kardinal de Cusa ein Jahrhundert zuvor angedeutet, Copernicus um dieselbe Zeit erforschte, und Galilei 1633 widerrufen mußte, ausführlich dargethan. Von Calcagnini sagt Mencken [11]) „er machte einen guten Vers." Man achtet ihn wirklich als lateinischen Dichter, ob er gleich in dieser Beziehung hin und wieder überschätzt worden ist. Seine Gedichte sind unter dem Titel: Carminum libri tres. Venetiis 1533. in 8. gemeinschaftlich mit den lateinischen Gedichten des Ariost und J. B. Pigna's erschienen, auch in Gruters Delitiae CC. Italorum poetarum hujus superiorisque aevi illustrium. Francofurti 1608 wieder abgedruckt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CALCAR, Spornschnecke, eine von Denys de Montfort aus Turbo Calcar gebildete Schneckengattung, mit dem Charakter: Gehäuse regelmäßig gewunden, ungenabelt; die Mündung ununterbrochen und gekielt, die Lippen sind schneidend und schließen an einander; der Kiel bewaffnet.— Fr. Chr. Schmidt verbindet unter obigem Namen noch die Trödelschnecken (Phorus Montf.) mit dieser Gattung. Es scheint aber unnöthig zu seyn, diese Schnecken von Trochus, wozu

1) *Ginguené* (Histoire littéraire d'Italie. Milan MDCCCXXI. Tome VII. p. 278.) will den Vater kennen, *Zenoni* (storia della letteratura italiana — compendiata. Venezia 1801. Tomo VII. p. 395.) dagegen behauptet, die Mutter sey unbekant; indessen kann zur Zeit weder das Eine noch das Andere mit Bestimtheit entschieden werden. Vgl. Della vita e degli scritti di Celio Calcagnini protonotario apostolico (?), commentario di monsign. Tommaso Guido *Calcagnini* ponente del buon-governo e referendario dell' una e dell' altra segnatura. Roma 1818. in 4. und Lettera di Francesco *Cancellieri* a S. E. R. monsignor Tommaso Guido Calcagnini in Code del suo Commentario della vita e degli scritti di Celio Calcagnini. Roma 1818. in 4.

2) Quaestionum epistolicarum libri III.; de talorum, tesserarum ac calculorum ludis ex more veterum; de re nautica; collectanea vetustatis ex antiquis ritibus ex XII. tabulis, ex tabulis censoriis, ex legibus Numae, ex jure pontificio et auguralii et aliis; de mensibus dialogus. 3) De vita aulica; de concordia. 4) De judiciis s. de ratione judicandi; de verborum et rerum significatione. 5) De sacramento Eucharistiae; de libero arbitrio. Dies letzte ist gegen Luther gerichtet. 6) Disquisitiones aliquot in libros officiorum Ciceronis. 7) De saliva umana; de salute et recta valetudine. 8) Paraphrasis de meteoribus aristotelicis. 9) De Citrio, Cedro et Citro. Haller führt diese Abhandlung in der Bibliotheca botanica I. §. CCLXIII. wirklich auf, und hat sie mithin nicht übergangen, wie dies in der Bibliotheca italiana. Milano 1818. Tomo XII. p. 335. ihm zum Vorwurfe gemacht wird. 10) De rhetorica; de imitatione. 11) Compend. Gelehrten Lexicon. Leipzig 1715. S. 394.

sie Lamarck rechnet, zu sondern. Vergleich Trochus. (*Nitzsch.*)

Calcaria, Kalk, s. Calcium.

CALCEOLA, Pantoffelmuschel (Sandalium Oken. Calceolites Schlotheim). Eine von Lamarck aufgestellte Conchyliengattung. Die zweiklappige Schale ist von merkwürdiger Bildung. Die beiden dicken Klappen sehr ungleich, aber doch vollkommen symmetrisch; die eine Klappe triangulär, halbkegelförmig, nämlich an einer Seite ganz flach, übrigens gewölbt und inwendig ziemlich tief taschenförmig gehöhlt (im Ganzen von der Form eines Pantoffels ohne Hintertheil); die Öffnung schief, halbkreisförmig mit scharfen Rändern, von welchen der der flachen Seite schwach gezähnelt und gerade ist. Die andere, viel kleinere Klappe ist ganz flach und hat genau die halbkreisförmige Figur der Mündung der großen Klappe, deren Deckel sie darstellt; an ihrem geraden Schloßrande befindet sich eine längliche Grube, und zu jeder Seite derselben ein Höcker mit 3 Furchen.

Man stellt diese nur im fossilen Zustande, und folglich nur der Schale nach bekannte Gattung in die Familie der kopflosen Mantelthiere und zwar in die, oder neben die Abtheilung der Austerartigen. Lamarck läßt sie auf letztere folgen, indem er die ebenfalls nur fossil vorkommenden Gattungen Sphaerulites, Radiolites, Birostrites, Discina und Crania mit Calceola zu einer besondern Gruppe unter dem Namen „les Rudistes" verbindet, worin ihm Blainville *) gefolgt ist.— Alle diese Gattungen sind wie Calceola durch sonderbare Form und zumal durch den Mangel eines Bandes und Muskeleindruckes ausgezeichnet. Die Schale der Pantoffelmuscheln nähert sich übrigens sehr den einschaligen Mantelthieren, und könnte für ein gedeckeltes, nicht gewundenes Schneckengehäuse gelten.

Die Art, welche bis vor Kurzem allein bekant war, ist Calceola sandalina, *Lam.* Hist. nat. d. an. sans vert. VI. p. 235. (*Martini* II. p. 547. — Anomia Sandalium Gmel. L. — Conchyta anomia juliacensis Hüpsch. Mus. — *Knorr.* Verstein. III. Suppl. T. IX. d. 5. 6. — *Bronn* Syst. d. urweltl. Conchyl. T. VII. f. 3.). Ist etwa einen Zoll lang oder dick; die große gehöhlte Klappe inwendig der Länge nach gestreift; die Ränder nicht gefaltet. Sie komt, wie es scheint, nur im Übergangs-Kalkstein der Eiffel, hier aber ziemlich häufig vor.

Eine zweite, gleichfalls nur fossil vorkommende Art, Calceola heteroclita von Defrance genant und im Diction. d. scienc. natur. bekant gemacht und abgebildet, ist durch gefaltete Ränder ausgezeichnet. (*Nitzsch.*)

CALCEOLARI (Franc.), Apotheker zu Verona in der Mitte des 16. Jahrh., der sich durch seine botanische Wanderung auf den Baldo, ein an Pflanzen sehr reiches Gebirge, nicht weit von Verona und östlich vom Lago di Garda, bekant machte. Sein iter Baldi montis kam zu Venedig 1571. heraus, und wurde von Seguien in den plantis veronens. 2. p. 445 s. wieder abgedruckt. Calceolari nent blos die gefundenen Pflanzen,

*) S. Diction. des sc. naturell. t. XXXII. p. 306.

ohne sie zu beschreiben; daher wird er von seinem Nachfolger Pona, weit übertroffen. (*Sprengel.*)

CALCEOLARIA, eine Pflanzen-Gattung, theils dem im vor. Art. aufgeführten Botaniker Calceolari zu Ehren, theils wegen Ähnlichkeit der Blume mit einem Schuh, so genant. Sie gehört zu den Personaten, und der zweiten Linné'schen Klasse. Sie hat einen viertheiligen Kelch, eine zweilippige Blumenkrone, deren Unterlippe aufgeblasen und schuhähnlich ist. Die Kapsel ist zur Hälfte zweiklappig, und die Klappen sind gespalten. Von dieser Gattung habe ich in meinem syst. veg. I. p. 43—47., 68 Arten aufgeführt, welche alle in Südamerika und auf den Falklands-Inseln wachsen, und sowol strauchartig, als Schlingpflanzen, und krautartig sind. (*Sprengel.*)

CALCHI (Tristano), ein Schüler des Geschichtschreibers der Visconti, Giorgio Merula, und Fortsetzer des Werkes seines Lehrers *). Er war um das J. 1462 zu Mailand geboren und also wenigstens ein Dreißiger als Merula im J. 1494 starb. Damals erhielt Calchi den ehrenvollen Auftrag, die Geschichte seiner Vaterstadt, welche Merula nur bis zu dem Tode des Matteo Visconti geführt hatte, fortzusetzen, und er unterzog sich dieser Arbeit mit dem lebhaftesten Eifer, besonders unterstützt durch seinen Vetter Bartolomeo Calchi, welcher der Bibliothek von Pavia vorstand. Seine Vorbereitungen, und namentlich eine genaue Prüfung der Geschichte seines Lehrers, brachten ihn aber bald zu dem Entschlusse, anstatt ein beschränktes und mangelhaftes Werk zu ergänzen und zu verbessern, lieber ein ganz neues nach eigenem und weit umfassenderem Plane zu unternehmen. Er begint seine mailändische Geschichte mit der Gründung der Stadt und schließt mit dem Jahre 1322. Sie gehört zu den besten geschichtlichen Werken ihrer Zeit, und empfiehlt sich eben so sehr durch eine strengere Kritik, wie durch einen edlen Styl. Das Studium der Alten ist nicht minder in seiner Geschichte, wie in der Arbeit seines Lehrers zu erkennen, und er theilt mit diesem auch das Verdienst, zur Verbreitung der klassischen Literatur in Italien eifrig beigetragen zu haben. Sein Tod muß zwischen die J. 1507 und 1516 fallen. Puricelli, sein Herausgeber, beweist, daß er gegen das Ende seines Lebens Secretär bei dem Könige Ludwig XII. von Frankreich gewesen sey.

Calchi's Geschichte ist erst 1628, und der zweite Theil 1644 gedruckt worden. *Calchi* historiae patriae libr. XX. ad ann. 1313. Mediol. 1628. fol. *Calchi* residua, videl. historiae patr. libr. XXI. et XXII. ann. 1314—1322. ib. 1644. **) fol. Dazu *Joh. Ripamontii* histor. patriae decades ab anno 1314. quo Calchus desinit ad exc. Caroli V. ib. 1648. f. V Bde. Calchi ohne Fortsetzung auch im Thesaur. hist. et antiq. Ital. T. II. P. I. ***). (*W. Müller.*)

Calcination, s. Verkalkung.

Calcinirofen, s. Ofen.

CALCITRAPA, nannte Sebast. Vaillant die Centaureen, deren Kelchschuppen dornig, die Dornen ästig

*) S. Merula. **) Nach andern Angaben 1643. ***) *Argelati* Script. Mediol. Vol. I. part. II. Tiraboschi T. VI. part. I. p. 78 ff. In der Biogr. Univ. fehlt der Artikel.

oder handförmig getheilt sind, und die eine hinfällige borstige Samenkrone haben. Es gehören also Centaurea Calcitrapa, aspera, melitensis und einige andere dazu. *(Sprengel.)*

CALCIUM, wol das in allen Naturreichen verbreitetste Kalimetalloid, vorzüglich als kohlensaur., phosphors., schwefels., salzs., salpeters., arseniks. und scheelsaurer Kalk, und als Fluorcalcium. Davy stellte es 1808 zuerst dar, dann auch Seebeck, Trommsdorff u. A., wie das Baryum. Allein die Abscheidung des Quecksilbers ist hier schwieriger. Unrein erscheint das Calcium, wenn man Kalindämpfe über weißglühenden Kalk streichen läßt. Clarke will es aus dem Apatit (krystallisirtem, phosphors. Kalk) vor dem Knallgasgebläse dargestellt haben. Rein ist es weißer und glänzender, als Baryum und Strontium, bei der gewöhnlichen Temperatur fest, und an der Luft unveränderlich; sein Mischungsgewicht, nach Berzelius, = 255,1. Sehr ähnlich sind seine Verbindungen denen des Baryum und Strontium. Es verbindet sich: 1) mit Sauerstoff zu Kalk (Kalkerde, Calciumoxyd), **Calcaria, Calx, chaux**, einer weißen, weichen, leicht zu pulvernden Masse, aus schnell an der Luft in gemeiner Temperatur ohne, aber bei Erhitzung mit Feuerentwickelung sich oxydirendem Calcium, die sich durch Glühen des kohlensaur. Kalks, nämlich im Großen des gemeinen Kalksteins in Kalköfen, im Kleinen der Muschel- und Austerschalen, des Kalkspaths, weißen Marmors, der Kreide ꝛc. in Tiegeln darstellen läßt [1]). Dieser gebrannte, reine Ätzkalk, **calx viva s. pura, s. caustica, Calcaria pura**, schmeckt brennend kalisch, verändert, wie das Kali, die Pflanzenfarben, hat ein specif. Gewicht von 2, 3, leuchtet lebhaft an der Lichtflamme vor dem Löthrohre ꝛc., saugt das Wasser sehr stark ein, und bindet es so fest, daß es die Eigenschaft verliert, sich in der gewöhnlichen Lufttemperatur, ja selbst bei 700° C. in Dampf zu verwandeln. Er schmilzt nur in der heftigsten Sauerstoff- oder Knallgashitze zu einem weißen Schmelz, ohne zu verdampfen, außer unter Mitwirkung des Wassers nach Hermbstädt, schon bei 12° R. durch Elektricität, und durch weißglühendes Kalin wird er zersetzt, nach Davys neuester Angabe, in 72,8 Calcium und 27,2 Sauerstoff.

Vormals mehr in der Chirurgie, als Ätzmittel, üblich, benutzt man ihn jetzt allenfalls noch, mit gleichviel Seife eingeteigt, zur Tilgung mancher sogenannten Muttermäler u. a. Aftergebilde, mit Operment zum Wegbeizen der Haare. — Bei Vergiftungsfällen mit ungelöschtem Kalk dient besonders Essigsäure innerlich und in Klystieren. — Außerdem gehört der frisch gebrannte Kalk in kleinen Brocken, mit grob gestoßenen Kohlen vermengt, oder durch Löschen zu einem dünnen Brei gemacht, der, mit Wasser verdünnt, die sogenannte Kalkmilch bildet, vermöge seiner Kraft, Kohlensäure und Wasserdünste zu absorbiren, unter die chemischen Luftreinigungsmittel. Auf andere unterirdische Gasarten wirkt er, nach Humboldt, ganz und gar nicht. Auch werden von ihm alle übrige schädliche Ausdünstungsstoffe wol eine Zeit lang zurückgehalten und etwas verändert, aber nie ganz zerstört. Durch Austrocknung aller Feuchtigkeiten befördert er die Verwesung der Leichen. Schießpulver, damit in Berührung gebracht, um es zu trocknen, soll sich bisweilen entzünden.

Durch das Bleichen mit Kalk leidet die Leinwand sehr. Diese Kalkbleiche soll sich aber verrathen, wenn man ein Streifchen solchen noch ungewaschenen Linnens in einem Glase mit scharfem Essig übergießt, durch sogleich entstehendes Aufbrausen. Jedoch bleibt diese Probe unzuverlässig, wenn die mit Kalk gebleichte Leinwand mit verdünnter Schwefel- oder Salzsäure behandelt wurde. — Durch das Bestreichen der Rinde wachsender Bäume, am besten vor dem Winter, mit einem Kalkbrei wird, so wie durch das Eintauchen der Blätter und Wurzeln junger Gewächse in Kalkmilch, nicht nur der Pflanzenwuchs befördert, sondern auch das Heer der vielen kleinen Pflanzenfeinde vertilgt, wie durch das Bestreuen der jungen Pflänzchen mit Kalkstaub. Auch ist dieser ein Hauptbestandtheil der Lauge zum Einkalken des Weizensamens gegen Brand im Weizen ꝛc. — Mit Kalkmilch kann man Hühnereier bestreichen, oder diese darein legen, um sie luftdichter zu machen, und somit lange vor Verderbniß zu schützen.

Die Bestimmung des Kalks zur Düngung mancher Äcker und Wiesen, sowie zu Farbenbeizen, zur Weißtünche, Seife ꝛc. ist bekant genug.

2) Verbindet sich der Kalk mit Wasser: a) zu Kalkhydrat, oder gelöschtem Kalk, einem weißen Pulver, worein er, gebrant, und mit etwas Wasser vermengt, unter Erhitzung und lebhaftem Geräusch qualmend zerfällt. Beides erfolgt um so schneller und heftiger, je reiner er ist. Bei diesem Löschen bemerkt man im Finstern ein Leuchten; zugleich steigt die Temperatur oft so hoch, daß sie Schießpulver entzündet, selbst wenn es in einer Glasröhre zwischen den Kalk gebracht wird. Auch Eis erhitzt sich mit Kalk. Der aufsteigende Wasserdampf enthält viele Kalktheilchen. An der Luft wird der Kalk ebenfalls theils zu Hydrat, theils mit Kohlensäure imprägnirt, und heißt dann zerfallener Kalk. Das Kalkhydrat wird in der Glühhitze zu Kalk und Wasserdampf zersetzt, und besteht, nach Berzelius, aus 75,7 Kalk und 24,3 Wasser. — Bei Scheintod von kohlensaurem Kalkdunst in Seifensiedereien ꝛc. sind frische, reine Luft, Aderlaß, kalte Überschläge auf den Kopf ꝛc. die Hauptmittel. — Der Nutzen des gelöschten Kalks in der Ökonomie, beim Bauwesen und in andern Künsten und Gewerben ist bekant. Als Ursachen von den bindenden und erhärtenden Eigenschaften des Kalkmörtels kann man im Allgemeinen folgende annehmen: 1) die größte Cohäsion der Theilchen des reinen Kalkhydrats unter sich während des Übergangs in den concreten Zustand, den ersten gegen steinige, rauhe, und spiegelflächige Massen, besonders wenn sie, wie die Mauersteine, porös sind, wodurch sie zugleich noch, als Sauggefäße, wirken; 2) das Vermögen des Kalkhydrats, die Kohlensäure der Luft

---

1) S. Vicat i. d. Ann. d. Ch. 1820. S. 402. ꝛc., teutsch i. Dingler's polytechn. Journ. XII. 4. S. 429. ꝛc. Über einige Erscheinungen beim Brennen des gemeinen und künstlichen Kalkes, s. bei Dingler a. a. O. IV. S. 282. ꝛc. VII. S. 502. ꝛc. XI. S. 350. ꝛc. 368. ꝛc. XII. S. 429. ꝛc.

nzuschlucken, und dadurch die Härte des rohen Kalk-eins wieder zu erlangen [2]).— Am leichtesten und stärk-en erhärtet der auch zum Modelliren statt des Gypses nwendbare sogenannte hydraulische Kalk aus dem iit Thon- und Kieselerde gemengten Kalksteine, wenn ıan diesen, wie in Rußland, England, Frankreich ꝛc., in gemalen in dem Augenblicke seiner Anwendung löscht, nd sogleich dann unter Wasser bringt, um den russischen itt zu bilden. Überhaupt geben Traßarten und Basalte iit Kalk vermengt, einen unter Wasser schnell trocknen-:n Mörtel, desgleichen auch, nach Prechtl, der mit ner Eisenvitriolauflösung, statt mit Wasser, abgelöschte :brannte Kalk ꝛc. (s. N. Kunst- und Gewerbblatt von ıaiern. 1824. X. Nr. 26. S. 169. ꝛc. Vgl. Vicat i.)ingler's polyt. Journ. XV. 1. S. 186. ꝛc.). b) alkwasser, aqua calcis s. calcariae vstae, eine rblose, wasserhelle, schwach kalisch herb schmeckende Auf-sung des Kalks nach Davy in 450 Wasser, nach Dal-›n in 778 von 16°, in 927 von 54°, und in 1270 ›n 100°, wobei sich WStG. abscheidet. Aus dieser äßrigen Auflösung sah Schaub zuerst (1799) die reine alkerde in Krystallen anschießen, später auch Tromms-orff ꝛc.; nach Berzelius sind sie nadelförmig. Aber ırch Entwässerung des Kalkwassers unter der Luftpumpe ıd mittels der concentr. Schwefelsäure nach Leslies ıt, erhielt Gay-Lussac regelmäßige 6seitige Pris-en, die sich wie Ätzkalk verhalten. Wenn man, nach rotthuß, viel kohlens. Gas durch Kalkwasser gehen ßt, so bildet sich nicht blos kohlens. Kalk, sondern eine erbindung desselben mit Kalkhydrat, die indeß von sehr rzer Dauer ist. — Zum arzneilichen Gebrauch uß das Kalkwasser, damit es sich an der Luft nicht zer-se, d. i. sein Gehalt an reinem Kalk in Form weißer äutchen (Kalkrahm, Cremor Calcis) wieder absetze, enghalsigen, wohl verstopften und verpichten Flaschen, d auch bei dieser Vorsicht nicht zu lange aufbewahrt :rden. Soll es als reine Kalklösung wirken, so darf der Arzt weder mit Säure, noch mit kohlens. Kalien, ch mit Neutral- oder metallischen Salzen, und eben so :nig mit geistigen Flüssigkeiten, als mit gerbstoffigen ›rpern, z. B. mit China ꝛc. verschreiben. — Es be-rkt weiter nichts, als was ein sehr verdünntes Ätzka-oder Ätznatron leisten kann, dabei stört es, etwas haltend gebraucht, selbst in kleinen Gaben die Verdau-g, und beeinträchtigt überhaupt die Muskularkraft; es ursacht insgemein Hartleibigkeit. Gegen Flatulenzen d chronische Indigestionen zumal von krankhafter Ma-ısäure hat es neuerlich Gilbert Blane wieder empfoh-. Außerdem gab man es mit Milch gegen habituelle ırchfälle, bei chronischer Ruhr und Lienterie; nicht niger in großen Gaben gegen manche chron. Hautaus-äge zumal des Antlitzes: Milchschorf, Scorbut, Her-ꝛc., desgleichen mit Milch bei Vereiterung innerer gane, mit Calmus und Stinkasant bei verhärteten Ge-ꝛdrüsen, bei skrophulösen Knochenkrankheiten, beson-s bei Beinfraß, bei Lungenknoten und anfangender rophelschwindsucht, gegen die schmelzenden Schweiße der Schwindsüchtigen. Allein nach mehr als einjährigem Gebrauch desselben in der Schwindsucht sollen sämtliche Kopf-, Bart-, Scham- und Achselhöhlenhaare ausgefallen seyn. Innerlich und äußerlich räth man es gegen alte skorbutische Fußgeschwüre, bei Lippen- und Brustkrebs, mit Milch ꝛc. bei überwiegender Harnsäure, und darauf beruhender Harnsteinbildung zu unbedingt, und ohne alle Einschränkung, wie auch in dem sonst berühmten Stephenschen Lithontripticum, einer Verbindung des Kalkwassers mit Seife. Bei Nierengries schafft es wenigstens Erleichterung, und ist auch bei Ischurie und Dysurie von Harnsäure und Steinen nicht ohne Nutzen, so wie in der wäßrigen und zuckrigen Harnruhr. Noch hat man es gegen Rheumatalgie und Gicht, gegen Osteomalacie ꝛc., und endlich mit Milch gegen eine gewisse nach schweren Krampfkrankheiten zurückbleibende Nervenbeweglichkeit empfohlen. Gegen Arsenikvergiftung wirkt es ganz unzulänglich. Die innerliche Gabe ist 1 — 3 Unz. 3 — 4 mal täglich oder alle 2 Stunden, darneben bittere und gewürzhafte Mittel, oder bei Leibesverstopfung darauf, Seifen- und Rhabarberpillen. Dabei darf nichts Saures, sondern lauter Schleimiges, wie Milch, Süßmolken, Hafergrützabsud ꝛc. genossen werden. — Bei innerlichem Mißbrauche desselben ist Essigwasser das beste Gegengift.

Äußerlich dient das Kalkwasser für sich, oder mit Mandelöl ꝛc., als Waschwasser bei Krätze, Flechten, Kupfer im Gesichte, Kopf-Erbgrind, gewissen Hautschwären ꝛc., als Bähung oder Umschlag bei alten Übeln, besonders Skorbut und vener. Geschwüren ꝛc., selbst beim feuchten Knochenfraße, und beim feuchten und trocknen kalten Brande ꝛc., zumal in Verbindung mit Weiden- oder Chinarinde ꝛc., als Gurgelwasser bei der fauligen Scharlach-Bräune, als lauwarme Einspritzung bei wunden Stellen und Vereiterungen der innern Harnblasenwände, beim einfachen Tripper, weißem Flusse ꝛc., als Umschlag bei asthen. chron. Augen- u. a. Entzündungen, bei kleinen Excoriationen, bei Verbrennungen mit einem Fettöl und Opiumtinctur, bei örtlichen Ödemen, z. B. des Hodensacks ꝛc., mit Salmiak bei Knochenbrüchen und Verrenkungen, bei Quetschungen, bei Insektenstichen; als Klystier mit einem schleimigen Vehikel, gegen Ascariden; nach Kämpf, mit Baldrian, Schafgarbe ꝛc. bei Infarkten des Unterleibes; eine Salbe daraus mit Mandelöl und Opium auf Kerzen in den Mastdarm gebracht, bei krampfhafter Zusammenziehung des Afters. Leicht entbehrliche officinelle Compositionen sind: Aqua calcis ostrearum Suec., Linimentum aquae calcis Edinb., Aqua ophthalmica caerulea Hass., Aqua calcis compos. etc. Das Linimentum causticum Vogelii aus Ätzkalk und grüner Seife dient zum Wegätzen der Muttermähler ꝛc.

Übrigens gehört das Kalkwasser, theils in flachen Gefäßen aufgestellt, theils als Spreng- oder Scheuerwasser ꝛc. zu den chemischen Reinigungsmitteln eingeschlossener verdorbener Luft.

Chemisch reagirt es durch Trübung der Flüssigkeit ꝛc., auf Alaun im Weine, auf Kohlensäure im destill. Wasser, im Ätzkali, in der Ätzlauge, in gemeinen und in mineralischen Wassern, auf schwefels. Talkerde, Alaun,

2) Vgl. J. Fr. Jahn über Kalk und Mörtel im Allgemei. Berl. 1819. 8.

schwefels. Eisen, kohlens. Kalien und Erden in denselben ꝛc. Auch dürfte es ganz rein eines der besten Prüfungsmittel des Essigs auf seinen quantitativen Säuregehalt seyn? —

Technisch wird es zur Bereitung des Schüttgelbs benutzt, und neuerlich empfohlen zur Reinigung der Bettfedern von dem ihnen anklebenden thier. Öle (s. Dingler's polyt. Journ. 1824. XIV. 1. S. 119. ꝛc.).

3) Verbindet sich der Kalk: mit Phosphor, Schwefel, Schwefelkohlenstoff, Jodin, unrein mit Chlorin ꝛc. (s. unten).

Mit Säuren bildet er 4) eigene Kalksalze, die bei ungefärbter Säure farblos, und nicht so specif. schwer, als die Baryt- und Strontiumsalze, sind, herb schmekken, und zum Theil im Wasser sich schwer, oder gar nicht auflösen, alle aber leicht in Salpetersäure. Ihre neutralen Auflösungen in Wasser werden durch kohlens. Natron und Kali, und durch neutrale, sauerkleesaure Salze gefällt, hingegen durch Schwefelsäure und deren Salze nur dann, wenn sie concentrirt genug sind. Der Kalk bildet auch einige Doppelsalze.

5) Mit einigen Erden bildet der Kalk Glasflüsse und Schmelze (s. diese Erden).

6) Verbindet er sich mit manchen schweren Metalloxyden: mit Bleioxyd (s. oben und unten); endlich mit einigen organischen Stoffen (a. a. O.).

7) Kohlensaurer Kalk, calx s. calcaria carbonica, eine Verbindung des Calcium mit Kohlenstoff; a) neutraler, häufig in der Natur als Kalkspath, Marmor, Kalk-Tropfstein, Kreide, Auster-Muschelschale ꝛc. Thierknochen in mehren hundert Krystallformen, deren Kern ein stumpfes Rhomboëder ist; das spec. Gewicht beträgt 2,6 — 2,7. Der Kalk hat in diesem Zustande alle kalische Eigenschaften verloren, verändert die Pflanzenfarben nicht, ist in Wasser gar nicht lösbar, ohne Geschmack ꝛc. — Der künstliche, aus mit Wasser befeuchtetem Kalke gebildet, gewöhnlich als weißes, geschmackloses Pulver, läßt sich, fest in einen Tiegel gestampft, durch ein rasches Feuer zu einer glasähnlichen, feinkörnigen, oft sogar Glas ritzenden Masse schmelzen, und durch Glühen in Kalk und Kohlensäure zerlegen; bei Zutritt von Wasserdämpfen ist weniger Hitze erfoderlich. Trockner Ätzkalk zieht selbst binnen 8 Tagen im Trocknen keine Kohlensäure, Kalkwasser und Kalkhydrat aber solche sehr rasch an. Das Misch.-Gew. des kohlens. Kalks, der sich, nach Zoëga (s. Kastner's Arch. f. d. ges. Naturlehre II. S. 27.), auch in sehr schönen Rhomboëdern (künstl. Kalkspath) darstellen läßt, ist 1,630,01; er enthält, nach Thomson 50 Kalk- und 50 Kohlensäure. Unter folgenden Arzneiformen ist er officinell: a) als geschlemmte, reine Kreide, und mit etwas Gewürz angezeigt bei Magensäure und Viscidität kleiner Kinder, gegen chronische Durchfälle, in der Cholera ꝛc. mit Calomel, Zimmt, Mimosengummi, Opium, Kino, rohem Alaun oder einem andern adstringirenden Mittel, in Pulver zu 1 Skr. — 1 Dr.; auch ist er eines der besten Gegengifte der Sauerkleesäure; b) Krebssteine (Lapid. [oculi] cancror.) wirken zu 1 Dr. — ½ Unze in Pulver ebenfalls Magensäure tilgend, und werden bei krankhafter Empfindlichkeit des Magens mit Zimmt- oder Pommeranzenschalenpulver verbunden; die Conchae citr. und Lap. cancr. citrati sind ein Bestandtheil der sogen. temperirenden oder niederschlagenden Pulver ꝛc., aber sehr entbehrlich (vergleiche Citronsäure). In Färbereien kann der kohlensaure Kalk zur Verbesserung des Wassers, zumal beim Scharlachfärben, dienen.

b) Der saure kohlens. Kalk ist eine Auflösung des kohlens. Kalks in kohlens. Wasser. Kalkwasser wird durch Kohlensäure getrübt, durch mehre fast ganz wieder klar. Zur vollständigen Aufhellung desselben bedarf's jedoch noch eines Zusatzes von etwas mehr Wasser. Diese Verbindung entwickelt übrigens in der Hitze Kohlensäure, und läßt neutralen, kohlensauren Kalk fallen, als Kesselstein, Tropfstein ꝛc.

8) Phosphorcalcium, eine Verbindung des Calcium und Phosphors. a) Phosphorkalk, calx phosporata; hier fragt sich's, ob das durch Schütteln des gepulverten Kalks mit Phosphor bei etwa 150° erhaltene gelbe, pulverige Gemisch, welches sich an der Luft entzündet, als Phosphorkalk, oder ob jener röthlichbraune, bei Ausschluß der Luft geruchlose Körper, der beim Eintragen von Phosphorstücken auf den in einem Glase glühenden Kalk, oder durch Leitung von Phosphordämpfen darüber, unter Erglühen sich bildet, und, an der Luft erhitzt, mit Glühen verbrent, auch schon in gemeiner Lufttemperatur zerfällt, und, in Wasser geworfen, Phosphorwasserstoffgas entwickelt, als ein Gemenge von Phosphorcalcium und phosphors. Kalke anzusehen sey? —

b) Phosphorigsaurer Kalk, calx phosphorosa: aa) neutraler, nach Fourcroy und Vauquelin ein weißes luftbeständiges, geschmackloses Pulver aus 57 Kalk, 34 Säure und 15 Wasser; bb) saurer, gebildet durch Auflösung von aa) in wäßr. phosphoriger Säure, krystallisirt zu sauerschmeckenden, in Wasser auflöslichen Säulchen.

c) Phosphorsaurer Kalk, calx phosphorica: aa) der neutrale findet sich natürlich im Mineralreiche, als Apatit und Phosphorit, häufig auch in den Thierknochen und deren Stellvertretern. Ersterer bildet 6seitige Säulen von 3,000 — 3,200 spec. Gew.; aus der mit Wasser ausgewaschenen, und in Salzsäure aufgelösten Knochenasche schlägt Ammonium den animalischen, als ein geschmackloses, luftbeständiges, in Wasser unauflösliches, in Feuer unzersetzbares, sehr strengflüssiges Pulver nieder, das, nach Saussure erst bei 378° Wedg. zu einer weißen, porzellanähnlichen Masse schmilzt, und durch Schwefel-, Salz- und Salpetersäure in bb) verwandelt wird. Durch kohlens. Kalien zersetzbar, enthält es, nach Fourcr. und Vauquel. 59 Kalk und 41 Phosphorsäure. — Mehr sonst, als jetzt, gebrauchte man den phosphors. Kalk, als Säure einschluckendes Mittel, in der Form von Cornu cervi ustum, Ebur ustum etc. — bb) Der saure, ein Salz, in glänzenden Schuppen, schießt durch Abrauchen aus einer Auflösung der Knochenasche in wäßriger Salzsäure an, oder läßt sich gewinnen aus 5 Knochenasche und 2 mit 8 Wasser verdünntem Vitriolöl, durch Filtriren dieser Flüssigkeit und Aussüßen des Gipses. Das Salz schmeckt sauer, zerfließt an der Luft, ist im Wasser leicht löslich, schmilzt

m Feuer leicht zu wasserhellem Phosphorglase, wird al-
ein durch die Sauerkleesäure in 46 Kalk und 54 Phos-
horsäure zersetzt, und aus seiner überschüssigen Säure
scheidet sich beim Glühen mit Kohle der Phosphor ab.
Neuerlich haben Merat Guillot, Vater und Sohn,
ieses Salz in Auflösung von 30—35 Grad Stärke em-
pfohlen, um damit Leinwand, Holz, Papier, Stroh ꝛc.
nverbrennlich zu machen.

9) Schwefelcalcium, eine Verbindung des Cal-
um und Schwefels: a) hydrothionsaurer Kalk,
Schwefelwasserstoffkalk), eine farblose, scharf bitter schmek-
nde Flüssigkeit, die man beim Hindurchleiten von
Schwefelwasserstoffgas durch Kalkmilch erhält; b) Was-
erstoffschwefelkalk fällt aus der bräunlich gelben,
itter schmeckenden Auflösung, oder Abkochung des Schwe-
lkalks in Wasser mittels Salzsäure nieder; c) Schwe-
lkalk (Kalkschwefelleber), calx s. calcaria sulphu-
ta (hepar sulphuris calcareum), sulfure de chaux,
ne bräunlich-gelbe, oder graulich-weiße ins Röthliche
ielende, trocken geruchlose Masse, am besten zu berei-
n, aus einem Gemenge reinem Kalk mit gleichviel oder
r Hälfte Schwefel, das in einem verdeckten Tiegel ½
tunde lang geglüht wird. Sie stellt eine Verbindung
n Schwefel, Kalk und Schwefelwasserstoff dar, löst sich
r sich schwer und theilweise, jedoch häufiger mit einer
äure in Wasser auf, schmilzt in stärkerer Glühhitze, und
ird durch Bestrahlung zu stark leuchtendem Canton's-
hen Phosphor. Zwei Dr. dieses Schwefelkalks mit
Dr. Weinsteinsäure und 16 Unz. destill. Wasser in
ohlverstopften Flaschen, 10 Minuten lang umgeschüttelt,
s Unaufgelöste zurückgelassen, die milchichte Flüssigkeit
trirt, und in Zweiunzengläser, deren jedes 6 Tropfen reine
alzsäure enthält, aufbewahrt, geben die Hahneman-
sche Wein- oder Bleiprobe, Liquor probator.
ni Hahn. Aqua sulphurato-acidula. — Arznei-
h ist der Kalkschwefel alle 2 Stunden zu 10 Gran für
), oder mit ebensoviel Holzkohlenpulver von Gar-
tt und Busch gegen Lungensuchten empfohlen wor-
ı, wenn sich kein Blutspeien zeigt; bei darauf leidender
lust und Verdauung wird die Gabe vermindert. Busch
bindet im Verlauf Eisenhut oder Schierling damit.
enigstens scheint diese Arznei das Leben solcher Kran-
zu fristen. d) Schwefeloxydkalk, nach Gay-
ssac ein Salz in Säulenkrystallen, das aus der ab-
ampften, und vorher an der Luft entfärbten Auflösung
Schwefelkalks anschießt. e) Spießglanzoxyd-
ltiger Schwefelkalk, calcaria sulphurato-sti-
ta, eine Verbindung des Kalks und Spießglanzoxyds
Schwefelwasserstoff und Schwefel in der Form eines
ßgelben Pulvers, das sich in Wasser auflöst, an der
t leicht zersetzt (deßhalb in wohlverschlossenen Gefäßen
verwahren), und durch Säuren sofort seinen Schwe-
wasserstoff verliert, wo sich dann ein Spießglanzschwe-
bildet. Am besten wird dies Präparat erhalten, wenn
n 3 frischgebr. und gepulverten Kalks mit 1 Spieß-
anzschwefel zerreibt, und diesem Pulver 24 heißen Was-
unter beständigem Umrühren zusetzt, die Masse dann
gelinder Wärme trocknet, und zerreibt. — Seit Fr.
ffmann hat man dasselbe, theils in Substanz zu 1
Gr., theils 1 Dr. davon mit 5 Pfd. Wasser zu 4
Pfd. eingekocht, und davon täglich ½ — 1 Pfd. und stei-
gend mehr verbraucht, vorzüglich in gichtischen, krätzigen,
herpetischen, rheumatischen, abgeartet venerischen Krank-
heiten, auch in manchen andern Brust- und Unterleibs-
leiden innerlich und äußerlich angerathen. f) Schwef-
ligsaurer Kalk, calx s. calcaria sulphurosa: aa)
neutraler; ein weißes, unauflösliches Pulver aus 47
Kalk, 48 schweflicher Säure und 5 Wasser. Nach v.
Grotthus besteht Canton's Phosphor vielmehr aus
diesem Salz, als aus Schwefelkalk, denn frisch bereitete
Lichtmagnete leuchten erst nach einigen Monaten; bb)
saurer in 6seitigen, mit 6 Flächen zugespitzten Säulen,
die aus der Auflösung von aa) in wäßriger, schweflicher
Säure anschießen, einen kaum merklich schweflichten Ge-
schmack haben, und in 800 Wasser auflöslich sind. g)
Schwefelsaurer Kalk, calx sulphurica, in der
Natur als Gips, Marienglas, Anhydrit ꝛc. Der na-
türliche krystallisirt in rechtwinkligen Parallelepipeden von
2,9 specif. Gewicht. Der künstliche, durch Glühen
des Gipses wasserfrei dargestellt, erscheint als ein wei-
ßes, bei starker Glühhitze zu einer weißen, undurchsichti-
gen Masse schmelzendes Pulver, besteht aus 42 — 43
Kalk und 56—58 Säure, und wird, mit Kohlen ge-
glüht, zu Schwefelkalk. Mit Wasser bildet er a) was-
serhalt., schwefels. Kalk, der, als Gips, Ma-
rienglas ꝛc. in der Natur sich findet; dieser natürliche
Gips komt in geschobenen, 4seitigen Tafeln und deren Va-
rietäten vor; der künstliche aber krystallisirt nadelförmig.
Sein spec. Gew. beträgt 2,2 — 2,4, und seine Bestand-
theile sind 32—33 Kalk, 46 Säure und 21 — 22 Was-
ser. Bei schwacher Glühhitze verliert er sein Wasser,
bläht sich auf, und zerfällt zu einem weißen Pulver.
Dieser gebrannte Gips bildet mit Wasser anfangs
einen Teig, der beim Übergange des Wassers in den fe-
sten Zustand des Krystallwassers, bald erhärtet; aber der
natürliche Anhydrit verbindet sich nicht mit Wasser. —
Der schwefels. Kalk reagirt in Auflösung chemisch auf
Sauerkleesäure im Bernsteinsalze ꝛc. b) Die Auflö-
sung des Gipses in 460 kalten, und gleichviel hei-
ßem Wasser, hat einen schwachen, faden Geschmack. h)
Schwefelkohlenstoffkalk verhält sich wie Schwefel-
kohlenstoffbaryt (s. oben Baryt).

10) a) Jodincalcium, ein weißes, wie salzsaur.
Kalk schmeckendes, unter der Rothglühhitze schmelzendes
Gemisch, durch Erhitzen des hydrojodins. Kalkes bei abge-
haltener Luft erhalten, das an der Luft erhitzt, unter
Entwickelung von Jodindämpfen, zu Kalk wird, an der
Luft zerfließt, und sich in Wasser als hydrojodinsaur.
Kalk auflöst, dessen Auflösung sich nicht an der Luft zer-
setzt. b) Jodinkalk, gebildet durch Überleitung von
Jodindampf auf Kalk, der in einer Porzellanröhre glüht.
Die Auflösung dieses Gemisches in Wasser reagirt sehr
kalisch. c) Der jodinsaure Kalk, in 4seitigen Säu-
len, oder in Pulverform, scheint 3 Proc. Krystallwasser
zu enthalten, löst sich in 5 kalten und in 1 heißen Was-
sers auf, und zersetzt sich in der Hitze, wie jodinsau-
rer Baryt ꝛc. (s. Baryt.).

11) a) Chlorincalcium (Kalk-Chlorüre), eine
krystallinische, weiße, durchscheinende, herbbitter schmek-
kende Masse aus Kalk, in salzs. Gas erhitzt, oder aus

geglühtem salzs. Kalke, die, stark rothgeglüht, schmilzt, durch Bestrahlung leuchtet, als Hombergischer Phosphor, die Elektricität nicht leitet, an der Luft schnell zerfließt, aus 36,7 Calcium und 63,3 Chlorin besteht, und sich mit Wasser unter Erhitzung in salzs. Kalk zersetzt. Gut geschmolzen verschluckt es Ammoniumgas schnell, und fällt, als weißes Pulver, nieder, das, erhitzt, sogleich Ammonium abgibt. In Chlorin brent es, nach Faraday, von selbst mit blaßgelber Flamme. Eine Auflösung von 4 Unz. desselben in 2 Pfd., mit 2 Unz. Schwefelsäure versetzten Wassers verwahrt, nach Bories, gegen Contagien und Miasmen, wenn man sich mit der Flüssigkeit früh und abends 3 oder 4 Minuten lang den ganzen Körper wäscht. Auch verschwindet der Gestank verwesender Leichen, die man damit besprengt, augenblicklich (s. auch Chlorin unter d. Artikel Salzsäure). b) Basisch-salzsaur. Kalk (fixer Salmiak), calx s. calcaria muriatica s. muriatosa Grenii, Murias calcis, calx salita, sal ammoniacum fixum, Muriat de chaux, ein merkwürdiges Salz, das Bucholz rc. für reinen krystallisirten Kalk ausgab, Heinr. Rose aber, wie schon 1805 Trommsdorff, späterhin, als basisch-salzs. Kalk (aus 39,79 Kalk, 9,57 Salzsäure und 50,64 Wasser bestehend), erkannte. Am leichtesten erhält man dasselbe durch Kochen des Rückstands von der Destillation des Ätzammonium in Wasser, und durch Filtriren. Es entsteht auch, wenn man eine concentr. Auflösung des salzs. Kalks mit Ätzkalk kocht, und filtrirt; aus der langsam erkaltenden Flüssigkeit schießt es in langen, schmalen, unbestimmbaren Krystallen an. Endlich gewint man es in gestreiften, 6seitigen Säulen, mit sehr scharf zulaufenden, pyramidalen Endspitzen, als Nebenprodukt bei der Fabrikation des Ammonium. Es hat eine weiße Farbe, ein sp. Gew. von 1,76, und einen stechenden, salzigen Ekelgeschmack, löst sich unter starker Erkältung in etwa ¼ kalten Wassers auf, bringt, mit Schnee vermengt, eine so niedrige Temperatur hervor, daß das Quecksilber davon gefriert, zerfließt schnell an der Luft, und zersetzt sich, länger an derselben liegend, in kohlens. und salzs. Kalk. Warmes Wasser bewirkt eine ähnliche Zersetzung in kürzerer Zeit, desgleichen Weinalkohol, nur viel schwächer. Es schmilzt weit unter der Siedhitze des Wassers, wird durch Glühen unter Entwickelung von Wasser zu Chlorincalcium, und enthält, nach Berzelius, 25,9 Kalk, 24,7 trockne Säure und 49,4 Wasser, oder, nach Rose, 39,79 Kalk, 9,57 Salzsäure und 50,64 Wasser; es ist ein Murias bicalcicus cum aqua, das man auch häufig in der Natur, z. B. in verschiedenen Salzsoolen [3]), im Meerwasser und in vielen Quellwässern findet. Durch Glühen alles Krystallwassers beraubt, zieht es begierig Feuchtigkeit an. In seinem ausgetrockneten Zustande ist es, nach Berzelius aus 51,117 Kalk und 48,883 Säure zusammengesetzt, und dient zur Entwässerung des Alkohols, und zur Trennung desselben vom Äther. Arzneilich haben dieses Salz, das in gut verstopften Gläsern vor der Luft zu bewahren ist, erst in neuerer Zeit Fourcroy, Waad und Hufeland besonders gegen Skropheln, Wassersucht, Tripper, weißen Fluß u. a. asthen. Krankheitsformen empfohlen. Man löst davon 1 Dr. in 1 Unze destill. Wassers auf, und gibt einem 6jähr. skrophulösen Kinde alle 3 Stunden 30 Tropfen, wobei täglich einige flüssige Stühle erfolgen, und stärkerer Schweiß und Harnabsonderung. Die Gabe für Erwachsene ist 15 — 20 Gr. 1 — 2 Mal des Tags in Melissenwasser rc. Äußerlich dient es gegen Brand- u. a. bösartige Geschwüre rc. Als chemisches Reagens dient dasselbe Salz, das sich auch aus der gebrauchten Bertholetschen Bleichlauge bereiten läßt, indem man sie mit Kalk sättigt und verdunsten läßt, bei der Prüfung des phosphorsaur. Natron, auf Kohlensäure im Ätzsalmiakgeiste, auf kohlens. Natron in Mineralwässern rc. — Auch ist es ein wirksames Zerstörungsmittel des Geruchs faulender Stoffe, und ein Entwässerungsmittel des gemeinen Brantweins. Endlich hat man den 32grädigen, flüssigen, salzs. Kalk neuerlich als ein kräftiges Düng- und Beförderungsmittel des Pflanzenwachsthums auf manchen Äckern und Wiesen empfohlen (Dubuc). c) Chlorinkalk, aa) im Minimum (Tennant-Knoxisches Bleichpulver (s. oben Bleichen); es besteht aus 38,4 Kalk, 23,2 Chlorin und 38,4 Wasser. Zu seiner Bereitung leitet man, nach Dalton, Chloringas durch Kalk, der mit 3 Misch. Gew. Wassers verbunden ist; bb) im Maximum, eine Bleichflüssigkeit, welche organische Farben zerstört, und auch zum Entfuseln des Brantweins dienen kann. Sie ist eine Auflösung von aa) in Wasser unter Abscheidung der Hälfte von Kalk, und enthält 45,3 Kalk auf 54,7 Chlorin. Mit dem Alter wird, nach Dalton der Chlorinkalk allmälig zu salzs. Kalk, wahrscheinlich unter Sauerstoffgasentwickelung. d) Chlorinsaurer Kalk, ein herbbitter, erfrischend schmeckendes Salz, das, wie der chlorins. Baryt (s. oben Baryt), dargestellt wird, und wovon sich nur wenig beim Hindurchtreiben von Chloringas durch Kalkmilch bildet; es zerfließt an der Luft, löst sich leicht in Wasser und Weingeist auf, verpufft schwach auf Kohlen, schmilzt bei gelinder Wärme in seinem Krystallwasser, und besteht aus 28,3 Kalk, 55,2 Chlorinsäure und 16,5 Wasser. — Labarraque hat neuerlich den Chlorinkalk aa) (1 Theil davon in 200 Wasser aufgelöst), theils zur Abhaltung der Fäulniß von thierischen Körpern; theils zur Entfernung des Faulgeruchs von den schon in Fäulniß gerathenen Leichen angerathen, die man in leinene, mit einer Flüssigkeit aus 1 Pfd. Chlorinkalk und 60 — 80 Pfd. Wasser getränkte Tücher schlagen soll. Auch läßt sich die Luft der Krankenzimmer durch Besprengen mit einer Mischung reinigen, die den 200sten Theil ihres Gewichts Chlorinkalk enthält.

12) Stickstoffcalcium: a) salpetersaur. Kalk, Kalksalpeter, Calcarea nitrica, Nitras calcis, Nitrate de chaux, bildet sich als sogenannter unreifer Salpeter, in den Salpeterplantagen, und wittert auch oft an altem Gemäuer aus, als eine in wasserfreier Form weiße, im Dunkeln leuchtende Masse, unter dem Namen Balduinischer Phosphor bekant, von warmbitterm, scharfem Geschmack, die mit brennbaren Körpern schwach verpufft, in der Hitze salpetrichtsaur. und Sauerstoffgas entwickelt, und mit Wasser 6seitige, langpyramidalische Säulen bildet, welche an der Luft zerfließen, und in ¼ kalten Wassers sich auflösen, 32 Kalk 43 Säure

3) S. Dingler l. s. polytechn. Journ. XV. 2. T. 182. rc.

und 25 Wasser, im trocknen Zustande aber 0,39 Kalk und 0,61 Säure enthalten, und in der Wärme zu einem Öle schmelzen, bis sie ihr Wasser verloren haben. Im reinsten Zustande dient es als chemisches Reagens auf sauer-kleesaure Salze ꝛc. b) Blausaurer Kalk (s. oben Blausäure; c) Schwefelblausaurer Kalk (s. eben-daselbst).

13) a) Fluorcalcium, ein geschmackloses, luft-beständiges, 3,13 spec. schweres, in Wasser unauflösliches, bei 51° Wedg. zu einem Glase schmelzendes, durch Insolation und durch Erhitzung phosphorescirendes Salz, in Würfeln und Octaedern, das in der Natur als Flußspath, auch im thier. Körper vorkomt, und sich in weißen Flocken künstlich bildet durch Vermischen der Flußsäure mit Kalkwasser. Es besteht aus 60 — 72,7 Kalk und 27 — 40 trockner Flußsäure. b) Saurer, flußsaurer Kalk komt beim Auflösen des Flußspaths in Fluß-, Salz- oder Salpetersäure zum Vorschein.

14) Natrincalcium: a) ein durchsichtiges, schwachgelbes Glas, das aus 1 Theil mit 2 Borax zusammengeschmolzenem Kalke sich bildet; b) eine weiße, undurchsichtige, etwas bröckliche Masse, die aus Kalk und 2 phosphors. Natronammonium zusammen schmilzt.

15) Kalkbaryt, ein grünliches Glas aus gleichen Theilen in der Hitze vereinigten Kalks und Baryts, das aus dem Tiegel Kieselerde aufgenommen hat.

16) Kalkstrontian, eine weiße, harte, blasige Fritte, die einige Glas- und Schmelzkörnchen enthält, und aus gleichviel Kalk und Strontian zusammengeschmolzen wird.

Die weitern Verbindungen des Calcium mit Quecksilber ꝛc. und m. organischen Säuren, s. unter diesen Artikeln (vgl. Kalk). (*Th. Schreger.*)

CALCO, Dorf an der Schelde, im Bezirk Dendermonde der niederländ. Provinz Ostflandern, mit 2030 Einw., auf dessen Gebiete die beiden Forts Perle und S. Marie liegen. Hier besiegten 1638 die Spanier die vereinigten Niederländer. (*Hassel.*)

Calculus Minervae, s. Orestes.

CALCUTTA, 1) ein Distrikt der britischen Provinz Bengalen, welcher die 24 Pergunnahs enthält, die die ostindische Gesellschaft bereits 1757 von dem Nabob von Bengalen erworben hat; er liegt auf der Ostseite des Hugly und enthält etwa 41 □Meilen, worauf nach *Hamiltons* descr. of Hindoostan I. 144. mit Einschluße der Hauptstadt 2,225,000 Menschen leben sollen. — 2) Die Hauptstadt der Provinz Bengalen und aller Länder der ostindischen Gesellschaft, der Sitz des Generalgouverneurs und der höchsten Centralbehörden, eines Provinzialappellationshofs und zweier Zillah-Courts. Sie breitet sich Br. 22° 34′ 45″ L. 109° 9′ 30″ an einem Gangesarme, dem Hugly, etwa 30 Meilen von seiner Mündung, in einer mit prächtigen Landhäusern angefüllten, höchst angebaueten, aber im Grunde sterilen und einförmigen Gegend aus, nimt fast eine Meile in der Länge ein, und besteht 1) aus dem Fort William, einer starken Festung, im SW. hart an dem Strome, die ein regelmäßiges Oktogon bildet, dessen 5 vordere Seiten gegen das Land gekehrt sind, und eine Besatzung von 15,000 Mann fassen kann. Es enthält das Kommandantenhaus, die Offiziers- und Gemeinenkasernen, das Zeughaus, das Pulvermagazin und die übrigen Militärgebäude. Zwischen demselben und der Stadt breitet sich eine prächtige mit hohen Bäumen besetzte Esplanade aus; 2) aus der weißen Stadt oder der Stadt der Europäer. Sie liegt zunächst am Fort, ist regelmäßig und gut gebauet, mit breiten, geraden, durchaus gepflasterten Straßen, großen Plätzen und vielen palastähnlichen Häusern, worunter die längs der Esplanade im griechischen Styl gebauet sind. Der Hauptplatz hält 1500 Fuß im Durchmesser und ist ebenfalls schön bebauet; in der Mitte steht eine große prächtig eingefaßte Cisterne. In dem Regirungspalaste, der 4 Flügel hat, versammeln sich die Centralbehörden; er macht das prächtigste Gebäude der weißen Stadt aus. Außerdem enthält sie 1 stattliches Rathhaus, 1 Justizpalast, 6 Kirchen, worunter 2 den Episkopalen, 1 den Presbyterianern, 1 den kath. Portugisen, 1 den Griechen und 1 den Armeniern gehören, mehre Moskeen und Pagoden, 1 prachtvolles Zollhaus mit einem Warenspeicher, wovon die berüchtigte, schwarze Höhle einen Theil ausmacht, auf deren Stelle ein nach und nach verfallenes Monument zum Andenken der unglücklichen Briten, die darin den Tod fanden, steht, 1 Hospital und 1 großes Gefängniß, beide am Südende der Stadt belegen. Der Garden Reach, oder der berühmte botanische Garten, einer der berühmtesten der Erde, liegt außerhalb der Stadt am Westufer des Hugly; auf dessen östlichem Ufer sieht man 2 große Privatdocken und das Old Fort, umgeben mit einem Walle und 4 Bastionen, worin die Warenhäuser der Gesellschaft stehen; 3) aus der Pettah oder Stadt der Farbigen, die der weißen Stadt im N. liegt; ein Konglomerat von schlechten, backsteinernen Häus., 2 Stockwerke hoch, und noch mehren Bambushütten, die mit Matten oder Stroh gedeckt sind, zwischen welchen einige bessere Gebäude stehen, alles in krummen, engen und schmuzigen Straßen, durch die einige Kanäle ziehen. Die ausgezeichnetsten Gebäude in dieser Stadt sind die Münze, 13 Bazars und einige Pagoden und Moskeen, deren mehr als 200 gezählt werden. Statt der öffentlichen Plätze sieht man eine Menge Teiche, deren sich die Hindus zum Baden bedienen; 4) aus den Vorstädten, die einen großen Raum einnehmen, aber nicht besser als die schwarze Stadt gebauet sind. In diesen 4 Theilen Calcuttas befanden sich 1798. 78,760 Häus., wovon die Briten 4300, die Armenier 640, die Portugisen und übrigen Christen 2650, die Hindus 56,460, die Moslemimen 14,700 und die Schinesen 10 bewohnen; die Zahl der Einw. belief sich auf 541,500, und soll sich nach Parliamentsangaben 1821 auf 1 Mill. vermehrt haben. Indeß will man nach einer Zählung von 1822 deren nur 179,917 gefunden haben, und darunter 13,138 Christen, 48,162 Moslemimen, 118,213 Hindus und 414 Chriſten (Nyerups Mag.); es scheint indeß, daß hier nur von der weißen Stadt, und so wenig von der Pettah als den Vorstädten die Rede sey, indem die Volksmenge im steten Anwachse ist und sich gegen 1798 gewiß nicht vermindert hat. Eine der reichsten und angesehensten Volksparteien machen die Armenier aus, die sich mit den Schinesen und Portugisen fast der ganzen Krämerei und des Großhandels bemächtigt haben. Die Stadt besitzt ihren eignen

organisirten Magistrat, einen Admiralitätshof, 1 Polizeilieutenant und 6 Friedensgerichte, dann verschiedene Gefängnisse und 1 Besserungshaus. Die Polizei wird als thätig gerühmt; seit 1822 hat man die Stadt mit Gas zu beleuchten begonnen. Es haben hier 1 Episkopalbischof und 1 oberer Molla der Moslemimen den Sitz; das königl. Kollegium in Fort William hat 8 Professoren, außerdem die asiatische Gesellschaft, 1 mohammedanische Akademie, verschiedne Handels- und andere Schulen, Pensionate, 1 Sternwarte, das große Hospital, der bengalische Civil- und Militärwitwenfonds. Die Fabriken sind mannigfaltig und zahlreich; man verfertigt baumwollne und seidne Gewebe, Leder, irdenes Geschirr, Faiance, Zucker, Rum, Arack, Liqueure, Indigo, malt schön in Glas, liefert gute Tischlerwaren, Gold- und Silberarbeiten, unterhält einen ausgebreiteten Schiffbau am Hugly, und zählt alle Arten von Handwerkern und Künstlern, unter deren erstern die Schuster berühmt sind. Noch bedeutender ist der Handel; Calcutta ist die Stapelstadt Bengalens. Obgleich nicht unmittelbar am Meere belegen, können doch Fahrzeuge von 500 Tonnen vom Meere aus ihre Kaien erreichen, schwerere löschen dagegen in den der Stadt zugehörigen Diamantenhafen, worin jährlich über 2000 Schiffe einklariren. Der Stadt selbst gehörten 1816. 124 Schiffe mit 46,876, 1818 aber 104 Schiffe mit 41,920 Tonnen. Wie beträchtlich ihr Privathandel sey, kann man aus folgender Aus- und Einfuhrliste ersehn, wovon jedoch der ganze Handel der ostindischen Gesellschaft ausgeschlossen ist:

Ein- und Ausfuhrliste von Calcutta.

Jahr 1816	Einfuhr in Calcutta.			Ausfuhr aus Calcutta.		
	Schiffe.		Werth der Ladung in Sicca-Rupien zu 15 ggl. 7½ Pf.	Schiffe.		Werth der Ladung in Sicca-Rupien.
	Zoll	Tonnen		Zoll	Tonnen	
London	52	30,717	6,865,482	51	30,954	16,444,208
Ausw. Europa	15	6,608	5,730,298	14	6,578	4,930,418
Amerika	22	7,225	5,016,654	19	6,311	4,421,435
Brit. Indien	224	42,483	3,627,134	215	38,393	5,168,581
Ausw. Asia	175	44,373	11,425,976	190	52,313	19,023,474
Summa	488	131,411	32,695,544	489	134,549	49,988,116.

Ein- und Ausfuhr haben seitdem noch zugenommen. Calcutta hat 2 Banken, 15 Assekuranzgesellschaften, viele Britische und Banjanen, 12 Portugisische, 15 armenische und 5 griechische Handelshäuser. Der Hugly öffnet der Stadt eine Verbindung bis in das Innerste von Hindustan; außerdem erleichtern diese der neue Kanal, der Bankkanal, der Tollykanal und die Issimuttykanäle. Das Leben fällt in Calcutta nicht kostbar; es herrscht daselbst der geselligste Ton, die Briten beeisern sich mit den übrigen Nationen den Fremden gastfreundlicher, als in ihrem Vaterlande aufzunehmen. Calcutta hat seine Theater, seine Logen, seine Casinos, Vauxhalls, Bälle und Maskeraden, wie jede große Stadt Europas; die Schönen aus Europa finden indeß in Calcutta ihre Rechnung nicht mehr, und der angestellte Brite sucht sich jetzt mehr an die Hinduerinen anzuschließen. — Calcutta ist erst in neuern Zeiten entstanden; hier stand vormals ein Dorf, das Calcutta, von Caly, einer Hindugottheit, und Cutta, Haus oder Wohnung, hieß, und 1756 befanden sich in dem Old Fort und im Dorfe erst 70 Häus. Als aber in diesem Jahre die Anlage zu dem Fort gemacht wurde, strömten bald Menschen hinzu, und es entstand in noch nicht einem halben Jahrhunderte nach und nach die prachtvollste Stadt des weiten Indiens*). (*Hassel.*)

CALDARA (Polidoro), genant Polidoro da Caravaggio, an welchem Ort er 1495 geboren wurde. Von armen Eltern abstammend, sah er sich in seinem 18. Jahre genöthigt, seine Heimat zu verlassen, und suchte in Rom seinen Unterhalt zu erwerben. Hier wurde er Handlanger bei den Mauerern, welche in den Zimmern des Vatikans arbeiteten, indem er den Mörtel herbei trug, worauf man hernach in Fresco malte. Die Schöpfungen, welche hier die Schüler Raphaels auf der Wand hervor brachten, erweckten in ihm das Verlangen, es jenen gleich zu thun; auch fand er an Maturino, einem geübten Zeichner, einen Freund, der ihn in der Kunst unterrichtete, und es kam bald so weit, daß der frühere Handlanger sich als ausübender Maler in denselben Zimmern zeigen konnte. — Durch sein fleißiges Studium nach Antiken und Basreliefs erlangte er bald einen großen Stil in der Zeichnung, da aber sein Colorit wenig Reiz besaß, so malte er mehrentheils mit einer Farbe grau in grau. In diesem Geschmack malte er mit seinem Freunde viele Vorderseiten von Häusern der Stadt Rom, auf denen sie Basreliefs höchst täuschend darstellten. Sie bedienten sich aber auch des sgraffito, wo der schwarze Grund mit dünnem Gips überstrichen, auf diesem der Karton durchgezeichnet wird, und dann mit einem spitzen Eisen bis auf die schwarze Unterlage die Schatten durch Striche angegeben werden, so daß endlich das fertige Ganze das Ansehen einer Zeichnung oder Kupferstiches erhält. Allein alle die unschätzbaren Werke dieser Art sind zu Grunde gegangen, und nur durch die Beschreibung des Vasari*) und theils in den Blättern des Cherubin

*) Nach *Hamiltons* East Ind. Gaz. und Descript. of Hindoostan.

*) Le Vite de' Pittori. Tom. 3. p. 205.

Alberti, Bonesone, Galestruzzi, Pietro Sante Bartoli, H. Gathius und einiger andern, hat sich ihr Andenken erhalten. Durch die Belagerung von Rom und die darauf entstandene Pest, verlor Polidoro seinen Freund Maturino, er aber begab sich nach Neapel, verließ, ohne Beschäftigung zu finden, die Stadt, und schiffte nach Messina, wo man ihm auftrug, den Triumphbogen zu malen, welcher zu Ehren Kaisers Karl V. bei seiner Rückkehr von Tunis, errichtet wurde. Bei seinem Aufenthalt daselbst malte er eine Kreuztragung Christi, und bewies sowol durch Composition als die schöne Farbengebung, daß er im Stande sey, sich neben die vorzüglichen Ölmaler zu stellen. Doch die Achtung, die er in Messina genoß, vermochte nicht die Sehnsucht zu schwächen, nach Rom zurück zu kehren; er bereitete sich zur Abreise, und erhob aus der Bank sein daselbst nieder gelegtes Geld, willens, den andern Morgen sich einzuschiffen; aber durch das Geld seines Herrn geblendet, ermordete ihn in der Nacht ein Diener im Bette, im Jahr 1543. (*Weise.*)

CALDAS, Name mehrer Orte in Spanien und Portugal, mit warmen heilsamen Bädern; in Spanien sind auszeichnenswerth 1) C. de Monbuy in der Provinz Catalonien, Vegeria de Mataro, in einer gebirgigen Gegend. — 2) C. de Cantis in der Provinz Galizien, im Galdemonde. — 3) C. del Rey ebendaselbst, am Umia. — In Portugal: 4) C. da Raynha, Villa in der Provinz Estremadura, Correiçao de Alenquer, am Abhange eines Hügels, nicht weit von der Küste, mit 231 Familien, 1 Kirche, 1 Hospital und einer freien Handelsmesse im August. Die 4 stark besuchten Schwefelquellen haben nach Link im Männerbade 26 — 27° Reaum., auch ein Badehaus, aber sonst wenige Bequemlichkeiten. (*Stein.*)

CALDASIA, nannte Willdenow eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Polemonieen und der 5ten Linné'schen Klasse, welche früher schon von Cavanilles Bonplandia genant worden. Diese Änderung war aber nothwendig, weil nach Bonpland von Willdenow auch schon eine andere Gattung genant war. Ein röhriger, fünfzähniger Kelch, eine röhrige, zweilippige Blumenkrone, niedergebeugte Staubfäden und dreifächerige, dreisamige Kapsel machen den Charakter dieser Art aus. Die einzige bekannte Art: *C. heterophylla* W., wächst in Neu-Spanien. (*Sprengel.*)

CALDEN, Pfarrdorf an einem Bache und an der Heerstraße im Amte Grebenstein des Kreises Hofgeismar, der kurhess. Provinz Niederhessen; es hat 94 Häus. und 603 reform. Einwohner, worunter 41 Handwerker, 13 Leinweber und 2 Müller, und treibt einen starken Kohl- und Kartoffelbau. (*Hassel.*)

Calderari (u. Carbonari), s. Neapel.

CALDERARI, Ottone Graf, wie Palladio und Vincenzo Scamozzi zu Vicenza geboren, widmete sich, wie diese, der Baukunst. Seine Vaterstadt und die Umgegend haben mehre Paläste, Lustschlösser, Kirchen und ausgezeichnete Gebäude aufzuweisen, deren Erbauer er war; zu Verona ist das für ein Meisterwerk gehaltene Seminario archivescorile ebenfalls von ihm. Als Baukünstler bestehet sein Hauptverdienst in einer gleichsam vollendeten Vertheilung des Ebenmaßes, reinen Formen und einer weisen Sparsamkeit in den Verzierungen. Wenn auch seine Entwürfe an Palladio erinnern, so zeigt er sich doch nicht als dessen sklavischer Nachahmer. Er hat sowol einzele Schriften, worunter insbesondere sein zu Padua 1762 gedruckter Discorso intorno la copertura da farsi al pulpito del teatro Olimpico di Vicenza, als einzele architektonische Zeichnungen und Risse herausgegeben. Nach seinem 1804 erfolgten Tode ist eine Prachtausgabe seiner Werke erschienen, unter dem Titel: Disegni e scritti di Architettura di Ottone Calderari. Vicenza b. Peroni. 1808 — 20. drei Foliobände. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CALDIERO, ein Dorf im Veronesischen, am Fibio, von ungefähr 2000 Einwohnern, erwähnungswerth wegen seiner warmen Mineralquellen am Col di S. Mattia, und wegen eines zwischen den Östreichern und Franzosen im Jahre 1805 hier gelieferten Treffens. Hier ist die Lage des alten Cadiana zu suchen. (*W. Müller.*)

CALDWELL, 1) Grafschaft im nordamerik. State Illinois an den Gränzen von Indiana, seit 1820 errichtet, mit dem gleichn. Hauptorte. — 2) Grafschaft in dem nordamer. State Kentucky, von Cumberland bewässert, hatte 1820. 9022 Einw., worunter 1444 Sklaven, und zum Hauptorte Princeton. — 3) Der Hauptort der Neuyork. Grafsch. Warren am Georgensee, wo das verfallene Fort George steht, hat 560 Einw. (*Hassel.*)

CALDERINO, Calderinus (Domitius), ein gelehrter Humanist, geb. um 1447 zu Torri, unfern Caldiero im Veronesischen, von welcher Stadt er sich den Namen Calderinus beilegte. Schon in seinem 24. Jahre wurde er in Rom unter Paul II. Professor der Humanioren, und unter Sixtus IV. apostolischer Secretär, in welcher Eigenschaft er den Kardinal de la Rovère nach Avignon begleitete, um die dort ausgebrochenen Unruhen zu stillen. Kaum 32 Jahr alt, starb er 1478 an der Pest oder nach Andern an den Folgen allzugroßen Eifers im Studiren. Sein literarischer Ruhm war schon damals fest gegründet, und man zählt ihn mit Valla und Politianus zu den Triumvirn, die sich um das Aufleben der humanistischen Studien hochverdient machten, hauptsächlich durch gute, mit Anmerkungen versehene Ausgaben der alten Klassiker: des Martial, Venedig 1474. Fol.; Juvenal, eb. 1474 Fol.; Virgil, eb. 1489, Mail. 1490, Nürnb. 1492; Sueton, Mail. 1480, Fol.; der Geographie des Ptolemäus, Rom 1478. Fol.*) u. a. m., was zum Theil verloren gegangen, oder nie gedruckt erschienen ist. Auch in der Jurisprudenz, Philosophie und Mathematik besaß Calderinus viele Kentnisse**). (*Baur.*)

---

*) Diese Ausgabe ist besonders darum merkwürdig und sehr gesucht, weil man bei ihr die ersten in Kupfer gestochenen Karten findet. S. Ebert's bibl. Lex. 2 Bde. 3. Lief. 644. **) *Paul Jovius* in Elogiis 51. *Magiri* Eponymolog. crit. voc. *Bayle* Dict. *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 883. T. II. 165. *Camusat* ad *Ciaconii* biblioth. 960. *A. M. Quirinus* in literat. Brixiana P. I. 153—162. *Maffei* degli Scrittori Veronese 114—121. Mém. de Niceron. T. XXX. 73. *Meermanni* Orig. typograph. 256. Hambergers zuv. Nachr. Auszug 2. Abth. 1860. Eberts bibliograph. Lex.

CALDERON, D. Pedro Calderon de la Barca Henao y Riaño, stammte aus einer altadeligen Familie, und wurde am Neujahrstage 1601 zu Madrid geboren. Sein Vater hieß D. Diego Calderon de la Barca Barreda und seine Mutter D. Ana Maria de Henao y Riaño. Bis in sein 9. Jahr blieb er in dem Hause seiner Eltern, dann wurde er dem Jesuitercollegium in Madrid übergeben, wo er sich so sehr auszeichnete, daß er schon in seinem 13. Jahre die hohe Schule von Salamanca beziehen konnte. Mathematik, Geographie, Geschichte, Philosophie und das Studium beider Rechte beschäftigten ihn hier 5 Jahre lang, nach deren Beendigung er nach Madrid zurückkehrte. Schon in frühster Jugend zeigte Calderon ein nicht gemeines Talent zur Dichtkunst, und schon vor seinem 14. Jahre schrieb er ein Schauspiel: **el Carro del Cielo.** An einem Hofe, wo Künste und Wissenschaften so geschätzt wurden, wie an dem des prachtliebenden Philipps IV., der namentlich auf das Theater ungeheure Summen verwendete, und der sich selbst als dramatischer Dichter versucht hatte, konnte das Talent des jungen Calderon nicht unbemerkt bleiben. Er wurde bald mit mehren Großen des Hofes bekant, die seine Gönner wurden und ihm später Gelegenheit verschafften, sein poetisches Genie zu entwickeln. Aber nicht zufrieden mit den angeknüpften Bekantschaften und mit den Aussichten auf eine ehrenvolle Laufbahn, die sie ihm durch sie eröffneten, verließ er im J. 1625 Madrid und trat aus freier Neigung in den Soldatenstand. Zehn Jahre lang diente er seinem Könige nicht ohne Ruhm in Mailand und in den Niederlanden. Im J. 1636 rief ihn der König zurück, ertheilte ihm im folgenden Jahre den St. Jagoorden, und übertrug ihm die Anordnung der Lustbarkeiten und Feste bei Hofe und beim Theater. Als im J. 1640 alle Orden dem Feldzuge in Catalonien beiwohnen mußten, befreiete ihn der König vom Dienste und trug ihm auf, ein Stück fürs Theater zu bearbeiten. Calderon schrieb das berühmte Schauspiel **Certamen de amor y zelos**, welches zu Buenretiro mit nie gesehener Pracht aufgeführt wurde, und folgte, nachdem er es beendigt hatte, dem Heere nach Catalonien, wo er unter der Compagnie des berühmten Herzogs Gasparo de Guzman, Grafen von Olivarez diente. Nach geschlossenem Frieden kehete er an den Hof zurück und der König, der ihn als eine der schönsten Zierden seines Hofes betrachtete, gab ihm neue Beweise seiner Gunst, die er ihm bis an seinen Tod ununterbrochen erhielt. Unter andern Gnadenbezeigungen wurde ihm eine monatliche Pension von 30 **escudos de oro** (ungefähr 120 Convent.-Gulden), auf die Artilleriekasse angewiesen. Im J. 1649 entwarf er den Plan zu den prächtigen Triumphbögen, die bei dem Einzuge der königl. Braut Donna Maria Anna von Östreich in Spanien errichtet wurden. 1651 erhielt er auf königl. Befehl von dem Ordenscapitel die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten, und 1653 verlieh ihm der König eine der Capellanstellen bei der Capelle **de los señores Reyes Nuevas** in Toledo. Weil ihn aber diese Stelle zu weit vom Hofe entfernte, für den er noch immer thätig beschäftigt war, so ernannte ihn der König zum Capellan de honor an der königl. Hofcapelle, mit Beibehaltung seiner bisherigen Stelle zu Toledo, und vermehrte zugleich seinen Gehalt durch eine Pension, die auf die Einkünfte von Sicilien angewiesen wurde. Seit Calderon in den geistlichen Stand getreten war, wandte er vorzüglichen Fleis auf seine **Autos sacramentales** oder Frohnleichnamstücke, die seinem religiösen Sinne weit mehr zusagten, als weltliche Schauspiele. Sein Ruf als erster Dichter dieser Gattung von geistlichen Schauspielen hatte sich so verbreitet, daß die vornehmsten Städte Spaniens, Madrid, Toledo, Sevilla, Granada und mehre andere ihm die Verfertigung derselben auftrugen und ihn dafür reichlich belohnten. Für Madrid allein dichtete er 37 Jahre lang alle Autos, die daselbst bei den jährlichen Festen aufgeführt wurden. Im J. 1663 nahm ihn die Congregation des Apostel San Petro von Priestern zu Madrid als Mitglied auf, und 1666 wurde er Capellan Mayor dieses Vereins, dem er aus Dankbarkeit sein ganzes bedeutendes Vermögen vermachte. Im J. 1687 am 25. Mai starb er im 87sten Jahre seines Alters; bewundert von seiner Nation und in dem ungestörten Besitze der Gunst seines Königs. Er wurde in der Pfarrkirche S. Salvador zu Madrid begraben und die Congregation, deren Vorsteher er gewesen war, ließ ihm daselbst ein prächtiges Denkmal errichten.

Calderon gehört unter die ausgezeichnetsten Dichter, die Spanien hervorgebracht hat. Eben so fruchtbar wie Lope de Vega, war er doch ein weit größerer Dichter und verwendete auf die reiflich durchdachten Plane seiner Stücke weit mehr Fleis in ihrer Ausführung. Durch ihn erreichte das romantische Schauspiel der Spanier den höchsten Gipfel von Vollendung. Calderon war, wie A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur so treffend sagt, ein Dichter, wenn je einer diesen Namen verdient hat. Seine Empfindung ist tief, seine Phantasie kühn, seine Sprache edel, rein und wohlklingend, seine Bilder sind überraschend und mit glühenden Farben gemalt. Mit tiefer, inniger Liebe umfaßt er die ganze Schöpfung, und seine Poesie ist ein immer wiederkehrender Jubelhymnus auf dieselbe. Er stellt das Fernste zu dem Nahen, das Größte zu dem Kleinsten, Sterne zu Blumen, Diamanten zu Thautropfen, und wenn auch seine Lieblingsbilder oft wiederkehren, so erfreut man sich ihrer, wie man sich einer schönen Blume von Neuem erfreut, wenn man ihr in anderer Zusammenstellung mehrmals begegnet. Die Anzahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 127, von denen aber nur 108 Stücke gedruckt sind. In seinem 81sten Jahre schrieb er sein letztes Stück: **Hado y Divisa.** Das meiste Gewicht legte er in seinem Alter, in welchem sein Gemüth eine religiösere Richtung genommen hatte, auf seine **Autos sacramentales**, deren er 95 geschrieben haben soll, obwol die gedruckte Samlung derselben nur 73 enthält. Daß er in seinem Alter gegen seine weltlichen Stücke gleichgiltiger geworden war, beweiset seine Antwort auf einen Brief des Herzogs v. Veragua, der ihn um ein vollständiges Verzeichniß seiner Schauspiele ersuchte, weil die Buchhändler mehre Stücke anderer Verfasser als Calderons Arbeiten drucken ließen und verkauften. Calderon, damals schon ein Greis von 80 Jahren, schickte dem Herzoge darauf nur das Verzeichniß seiner

Autos. Was seine weltlichen Stücke beträfe, schrieb er dabei, so sey es freilich beleidigend, daß man ihm, außer seinen eignen fehlerhaften Arbeiten, noch fremde unter seinem Namen unterschiebe, und daß man seine eignen Stücke so entstellt habe, daß er selbst sie nur den Titeln nach kenne. Doch wolle er auf die Seite der Buchhändler treten, und mit seinen Comödien nicht mehr Umstände machen, als sie. Jedoch an den Autos sei ihm, am der Religion willen, mehr gelegen *). — Außer diesen größern Schauspielen hat Calderon noch 200 Loas (Vorspiele), 100 Sainetes (Zwischenspiele oder Divertissements) und eine große Menge Lieder, Sonette, Romanzen und andere kleinere Gedichte geschrieben, die größtentheils ungedruckt geblieben sind. Einzeln ist von seinen Werken gedruckt erschienen: Entrada de la Augusta Reyna madre. 1640. — Discurso sobre los quatro Novisimos, en Octavas. — Tratado de la Nobleza de la Pintura. — Tratado en defensa de la Comedia. Seine dramatischen Arbeiten sind, wie es zu seiner Zeit gewöhnlich war, größtentheils einzeln gedruckt erschienen. Die erste Samlung derselben besorgte sein Bruder unter dem Titel: Comedias de D. *Pedro Calderon de la Barca*, Cavallero de Santiago; recogidas por D. *Joseph Calderon*, su hermano. En Madrid. 1640. 1664. 1674. Es erschienen aber nur 4 Bände. Vollständiger ist die Ausgabe, welche sein Freund D. Juan de Veros Tassis y Villaroel herausgab. Der vollständige Titel derselben ist: Primera — novena Parte de Comedias del celebre Poeta Español Don *Pedro Calderon de la Barca*, que nuevamente corregidas publica Don *Juan de Vera Tassis y Villaroel*, su mayor amigo. En Madrid, Año 1685 — 1694. 9 Bände in 4. Nach dem vor jedem Theile dieser Ausgabe abgedruckten Verzeichnisse aller Schauspiele Calderons, sollten 10 Theile erscheinen. Es blieb aber bei 9 Theilen, die 107 Stücke enthalten. Die für den 10. Theil bestimmten 12 Stücke sind zum Theil einzeln gedruckt erschienen. Von Calderons Autos sacramentales erschien die erste Ausgabe unter dem Titel: Autos sacramentales, alegoricos y historiales, por *Pedro Calderon de la Barca*, en Madrid; Jos. Farnan de Buendia. 1677. Eine zweite Ausgabe in 6 Bänden, besorgte D. *Pedro de Pando y Mier*, ebenfalls zu Madrid, 1717. 4. Die vollständigste Samlung der dramatischen Werke Calderons ist die folgende: Comedias del celebre poeta español D. *Pedro Calderon de la Barca*, que saca á luz D. *Juan Fernandez de Apontes*, y las dedica al mismo D. Pedro Calderon de la Barca. En Madrid. 1760 — 1763. in 11 Bänden, deren letzter mit dem 10. vereinigt ist, in 4. Sie enthält 112 Stücke. Und von demselben Herausgeber: Autos sacramentales alegoricos y historiales del Phenix de los Poetas, el Español, Don *Pedro Calderon de la Barca*. Obras posthumas, que saca á luz D. *Juan Fernandez de Apontes*. En Madrid. 1759 — 1760. in 6 Bänden in 4. Diese Ausgabe enthält 73 Autos und eben so viele Loas. Die oben angezeigten Ausgaben der Schauspiele Calderons sind nicht nur in Teutschland ziemlich selten, sondern sie sind auch durch zahllose oft sinnzerstörende Druckfehler und durch eine völlig regellose Orthographie entstellt. Es wurde deshalb einige Male versucht, den Teutschen diesen herrlichen Schriftsteller durch neue correcte Abdrücke seiner Werke zugänglicher und genießbarer zu machen. Diese Unternehmungen scheiterten aber bis jetzt aus Mangel an hinlänglicher Theilnahme. Der erste Versuch erschien in dem Teatro español dado á luz por *A. Norwich*. En Brema. 1809. 1810. Es erschienen nur 2 Bände, die 8 Stücke Calderons enthalten. Ein zweiter Versuch begann unter dem Titel: Las Comedias de D. *Pedro Calderon de la Barca*, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas á luz por *J. J. Keil*. En Leipsique, por F. A. Brockhaus. 1820 — 1822. Diese auf 10 Bände berechnete Ausgabe sollte sämtliche Comedias Calderons enthalten, und 2 noch zugegebene Bände die wichtigsten Varianten und erklärenden Bemerkungen zu den schwierigsten Stellen. Bis jetzt erschienen indeß nur 3 Bände, die 31 Comedias enthalten. Calderon hat unter den Teutschen drei tüchtige Übersetzer gefunden. August Wilhelm Schlegel begann im J. 1803 die Herausgabe seines spanischen Theaters, und gab in den erschienenen 2 Bänden die Übersetzung von 5 Calderonschen Stücken. Ihm folgte F. D. Gries, der bekannte Übersetzer des Tasso und Ariost, im J. 1815. Seine Übersetzung Calderons ist bis jetzt auf 6 Bde angewachsen, die 12 Stücke enthalten. 1819 trat ein neuer Übersetzer auf: Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg, der leider den Wissenschaften durch einen zu frühen Tod geraubt worden ist. 5 Bände sind von seiner Übersetzung erschienen, die 10 Stücke in sich fassen.

Die Schauspiele Calderons haben den Spaniern lange Zeit für das Höchste gegolten, was die dramatische Dichtkunst hervorzubringen vermag. Seit der völligen Umgestaltung des Nationalgeschmacks dieses Volks ist aber die frühere Vergötterung dieses Dichters bis zur Lauheit herabgesunken, und Nachahmungen und Übersetzungen französischer Theaterdichter, die nur zu oft ihre Armuth durch den Reichthum Calderons zu decken suchten, indem sie stillschweigend die Plane seiner Stücke benutzten, haben die Schauspiele Calderons beinahe völlig von der spanischen Bühne verdrängt. Auch hat es nicht an Kunstrichtern gefehlt, die ihren ganzen armen Witz aufboten, Calderons Dramen herabzusetzen, und in ihnen alle nur möglichen Fehler aufzufinden. D. Blas Nasare und D. Ignacio Luzan, beide große Verehrer des französischen Geschmacks, sind als solche unglückliche Kritiker zu nennen. Der neuste Gegner Calderons und des alten spanischen Theaters überhaupt, ist der unwissende Herausgeber der Crónica cientifica y literaria de Madrid, alias Martilo Gaditano. Einen wackern Vertheidiger hat Calderon gegen diesen Anfechter in einem Teutschen gefunden, der seit einer Reihe von Jahren in Cadix wohnt und gewissermaßen nationalisirt ist. Seine mit Umsicht, Geschmack und Geist geschriebene Vertheidigung ist unter folgendem Titel erschienen: Pasatiempo critico, en que se ventilan los méritos de Calderon, y el talento de

*) Den Brief des Herzogs und die Antwort Calderons findet man abgedruckt im Theatro Hespañol por D. Vicente Garcia de la Huerta. Part. II. Tom. 3.

su detractor en la Crónica cientifica y literaria de Madrid. Cádiz: en la imprenta de Carreño. Der einzige Biograph Calderons ist der obenerwähnte Herausgeber seiner Comedias, D. Juan de Vera Tassis y Villaroel. Er setzte die Lebensbeschreibung Calderons dem ersten Theile seiner Comödien vor unter der Aufschrift: Fama, vida y escritos de D. *Pedro Calderon* etc. und sie wurde später in der Ausgabe des Apontes und in der von Keil, wieder abgedruckt. Auch die gegenwärtigen Bemerkungen über Calderons Leben sind aus ihr entlehnt. Diese Biographie ist in einem höchst schwülstigen Tone und mit einem großen Aufwande von pomphaften Worten geschrieben. Unter anderen theilt der Biograph die für ihn höchst wichtige Nachricht mit, daß Calderon, nach der Versicherung seiner Schwester, einer Nonne im Kloster der heil. Clara zu Toledo, vor seiner Geburt dreimal im Mutterleibe geweint haben soll. Was aus dieser bedeutungsvollen Zahl und aus der Eigenheit der Sache selbst zu folgern sey, überläßt er dem Leser. (*Keil.*)

CALEA, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19ten Linne'schen Klasse. Linné gab ihr einen geschuppten Kelch, einen mit Spreublättern besetzten Fruchtboden und eine haarige Samenkrone. Allein diesen Charakter findet man, nach R. Brown's Bemerkung, bei keiner von den Linne'schen Arten. Wenn Calea jamaicensis L., als Normal-Art aufgestellt wird, und der Name der Gattung bleiben soll, so muß man den Charakter ändern. Denn die Samenkrone besteht sowol bei dieser Art als bei C. cordifolia *Sw.*, in halbgefiederten Spreublättchen. C. oppositifolia und C. Amellus *L.* (Bidens scandens *L.*) machen eine andere Gattung aus, welche R. Brown Esocarpha nent. C. aspera Jacqu. ist Melananthera; C. scoparia L., Baccharis. Aus C. lobata Sw. macht R. Brown auch eine neue Gattung Nevrolaena, die aber mit Castinia desselben Gelehrten leicht zusammen gezogen werden kann, da die haarige stehen bleibende Samenkrone, der spreublättrige Fruchtboden und der geschuppte Kelch beiden gemeinschaftlich sind. Zu dieser Gattung gehören Calea leptophylla *Torst.*, aculeata und spectabilis *Labill.* Endlich hat C. pinifolia *Torst.*, einen nackten Fruchtboden, und bildet mit Chrysocoma cinerea *Labill.*, Eupatorium ferrugineum und rosmarinifolium die Gattung Ozothamnus *R. Br.* (*Sprengel.*)

CALECTASIA, nent R. Brown eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der 6. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in der 6theiligen Blume, auf deren Rachen die Staubfäden eingefügt sind, deren Antheren dicht zusammen stehn. Die einsamige Schlauchfrucht wird von der verhärteten Blumenröhre umgeben. Die einzige bekannte Art, C. cyanea, ist ein Strauch auf Neu-Holland, mit nadelförmigen Blättern und blauen Blumen; abgebildet in Flinders voyages, t. 9. (*Sprengel.*)

CALEDON, eine weite Bai des Carpentarialandes auf dem Australkontinente 12° 47′ 15″ S. Br. 154° 15′ 32″ L. Sie hat einen niedrigen Strand, hat aber im Hintergrunde Granithügel, der Boden ist steinig und undankbar, aber doch mit üppiger Vegetation, auch fand Flinders die Eingebornen zahlreich vor. Wasser ist nothdürftig vorhanden. (*Hassel.*)

CALEDONIA, 1) eine Grafschaft im nordamerik. State Vermont, vom Connecticut begränzt, 1820 mit 23 Ortschaften, 16,669 Einw. und dem Hauptorte Danville. 2) Neu-Caledonia, s. N. (*Hassel.*)

CALEDONIER, Caelen, ein Volksstamm des britischen Reichs, der wahrscheinlich den Urstamm ausmacht und gegenwärtig in seinen Abkömmlingen noch über Hochscotland, die scotischen Inseln und Ireland verbreitet ist, und wozu über 6,710,000 Menschen gehörig, wovon der größere Theil, gegen 6,350,000, Ireland einnehmen. Sie sind im Besitze ihrer eignen Sprache, der Caelschen oder Gaelschen, geblieben. Die Hochscoten unterscheiden sich indeß sehr von den Iren zu ihrem Vortheile; sie sind mehr wie diese Kinder der Natur geblieben und mit festem, unverwüstlichem Körperbau, mit hohem Nationalstolze, Kühnheit und Tapferkeit ausgerüstet; ihr Charakter ist bieder, gastfreundlich und religiös; sie haben ausgezeichnete Geistesanlagen, und ihre Unterrichtsanstalten sind bei weitem besser ausgestattet, als selbst in England. Ein großer Theil hängt noch fest an den katholischen Dogmen, der Adel und ein anderer Theil sind Presbyterianer. Bei den Iren haben sich die Grundzüge der caledonischen Abstammung meistens verwischt, und man würde kaum Iren und Hochscoten für die Söhne eines und desselben Stammes erkennen, wenn nicht die gemeinschaftliche Sprache den Beweis führte. Doch ist der Ire bei aller Abstumpfung, bei aller Trägheit und Sinnlichkeit nicht ohne Charakter, nicht ohne Geistesfähigkeit und eines bessern Looses wol würdig. Wir werden beide Volksstämme in dem Art. Scotland und Ireland näher bezeichnen. Daß sie von den Kelten abstammen, ist wol keinem Zweifel unterworfen; wahrscheinlich waren sie über den Kanal in England vorgedrungen, der Name Albion ist rein galisch und einerlei mit Albain, dem scotischen Hochlande, das ihn von seinen Alpen erhielt. Als die Römer Albion betraten, waren sie indeß nicht mehr dessen einzige Herrn, sondern von spätern Abkömmlingen den Belgen hoch in den Norden heraufgedrängt, von wo aus sie nach Ireland sich verbreitet hatten. Als Pikten und Scoten waren sie den römischen Legionen stets furchtbar, und die großen Riesenwälle, wovon man noch Überreste sieht (s. Piktenwall), mußten gegen ihre Überfälle schirmen. (*Hassel.*)

CALEDONISCHER KANAL, ein Kanal in der Mitte von Scotland, welcher das Teutsche mit dem Irischen Meer verbindet und gegenwärtig völlig ausgeführt ist. Er fängt am Linneiloch, einem Busen des Oceans, an, und endigt im Murraysfrith am Nord-Meere; seine ganze Länge beträgt 12 Meilen als die ganze Breite des Landes; da er aber durch die 3 schiffbaren Binnenseen Loch Neß, Loch Oich und Loch Lochy läuft, die 7¼ Meilen einnehmen, so brauchte er nur 4¾ Meilen weit geführt zu werden. Er ist auf der Oberfläche 110, auf dem Grunde 50 Fuß breit, 20 tief und kann Fregatten von 32 Kanonen tragen; er hat zusammen 25 Schleusen; bei den 12 obern macht der Fall 94, bei den 13 untern 90 Fuß aus. (*Hassel.*)

Caledonische Musik, s. am Schlusse des Buchstaben C.

CALEDONISCHES MEER, heißt der Theil des atlantischen Oceans, welcher sich zwischen den Hebriden oder der Küste von Hochscotland bis an die Nordküste von Irland verbreitet und zwei weite Busen, den großen und kleinen Minsh bildet. (*Hassel.*)

CALELLA, Villa in der span. Prov. Catalonien, Veyeria de Gerona, am Meere, mit 1800 Einw. und lebhaften Gewerben in Brantweinbrennerei, Ankerschmieden, Leinwand-, Baumwoll-, Spitzen-, Blonden- und Fischernetzfabriken. (*Stein.*)

CALEMBOURG, nent man eine Art von Wortwitz, der aber nicht blos in der Zweideutigkeit des Wortes selbst, sondern darin besteht, daß einem Worte ein anderes ganz verschiedenes dem Sinne, aber gleiches dem Klange nach, untergeschoben wird; es ist also eigentlich ein witziges Spiel mit Wortklängen. Bièvre (s. diesen) lieferte den Franzosen einen ganzen Almanach solcher Witzspiele, die ihren Namen selbst von einem Franzosen haben, nämlich von einem Apotheker Calembourg, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in Paris lebte, und durch seinen Reichthum an solchem Witz Aufsehen erregte. (*H.*)

CALEMES, heißt in der Logik diejenige Schlußform der vierten Figur, welche sich nach der Andeutung des C zu Anfange des Wortes in den zweiten Fall der ersten Figur Celarent (s. diesen Artikel) verwandeln läßt, wenn man mit Versetzung oder Metathesis der Prämissen, welche das m in der Mitte andeutet, den allgemein verneinenden Schlußsatz, wie es das s am Ende fodert, simpliciter umkehrt oder Subject und Prädicat des Satzes gegenseitig vertauscht, z. B. Statt in der Schlußform Calemes zu schließen:

Alle Tugendhafte fliehen das sinnliche Vergnügen = a
Keiner, der das sinnliche Vergnügen flieht, ist ein Wollüstling = e
Also ist kein Wollüstling tugendhaft = e

schließt man in der Schlußform Celarent also:

Keiner, der das sinnliche Vergnügen flieht, ist ein Wollüstling = e
Alle Tugendhafte fliehen das sinnliche Vergnügen = a
Also ist kein Tugendhafter ein Wollüstling = e

Hiedurch ist zugleich, weil jeder allgemein verneinende Satz = e eine reine Umkehrung gestattet, die Schlußfolge ergeben, daß kein Wollüstling tugendhaft sey. (*Grotefend.*)

CALENBERG, 1) eine hanövrische Provinz, die gegenwärtig einen Theil der L. D. Hanover ausmacht. Sie gehört ursprünglich zu den Allodialgütern des Welfischen Hauses und war in dem Herzogthume Braunschweig begriffen, das 1235 in die Reihe der teutschen Herzogthümer trat. Anfangs nannte man es blos das Land um den Deister. Als 1416 Heinrich des Jüngern beide Söhne, Wilhelm der Ältere und Heinrich der Friedfertige sich in die väterliche Erbschaft theilten, nahm Wilhelm für sich das Land um den Deister und benannte es nach dem Schlosse an der Leine, worauf er seinen Sitz nahm, nach Calenberg; das Land hatte indeß damals seinen spätern Umfang noch nicht, und wuchs allmälig durch das Zusammenschmelzen mehrer Vasallengüter dergestalt an, daß es einen der beträchtlichsten Pertinenztheile des großen Herzogthums ausmachte, welches durch die unaufhörlichen Theilungen nach und nach in distinkt geschiedne Theile zersplittert war. Den ansehnlichsten Zuwachs erhielt es 1465 durch den Anfall des Fürstenthums Kalenberg, dessen Landstände mit den seinigen vereinigt, und es, wie die von Grubenhagen, noch sind. Als mit Friedrich Ulrich 1634 das mittlere Haus Braunschweig ausstarb, das die Fürstenthümer Kalenberg und Wolfenbüttel besaß, fiel Kalenberg mit Göttingen an das neue Haus Lüneburg, wogegen Wolfenbüttel das neue Haus Braunschweig für sich nahm, und seit der Zeit ist es unausgesetzt bei diesem Hause, das in der Folge die Kurwürde erlangte und mit Georg Ludwig 1714 den britischen Thron bestieg, geblieben. Durch den Reichsdeputationsabschied von 1803 wurde zwar Göttingen zu einem besondern Fürstenthume mit eigenem Stimmrechte im Fürstenareopage erhoben, indeß in der Territorialeintheilung nichts verändert; die Landstände von Göttingen blieben mit der kalenbergschen Landschaft vor wie nach vereinigt, und Göttingen macht blos ein Quartier der in 4 Quartiere Kalenberg, Hameln, Lauenau und Göttingen getheilten Provinz Kalenberg aus, die 1803 auf 78¼ □Meile 200,000 Einw. zählte und 22 Städte, 20 Marktflecken, 179 Pfarr- und 361 kleinere Dörfer und Weiler, 72 Vorwerke und einstellige Höfe, 34 königl. Ämter, 20 Stifter, Klöster und Klostergerichte, 23 adelige und 17 städtische Patrimonialgerichte, 293 Rittergüter, 8592 Bürgerhäuser und 19,206 schatzpflichtige Feuerstellen umfaßte. Es theilte 1807 das Schicksal der übrigen hanövrischen Länder und wurde theils westphälisch, theils blieb es unter französischer Verwaltung bis 1809 auch der letztre Theil zu dem Königreiche Westphalen geschlagen wurde. 1813 erhielt es seinen alten Herrscher wieder und trat in seine alte Verfassung zurück; aber im Jahre 1821 wurde mit Vorbehalt des landständischen Verbandes Göttingen von Kalenberg völlig getrent, und ersteres zur Landdrostei Hildesheim, letzteres zur Landdrostei Hanover geschlagen, auch im Innern mehre Veränderungen vorgenommen (s. Landdrostei Hanover). Das Land, welches jetzt noch den Namen des Fürstenthums Kalenberg fortführt, besteht gegenwärtig aus 5 Stadtgerichten, 17 königl. Ämtern und 9 geschlossenen adeligen Gerichten, die zusammen 20,122 Feuerst. und 151,520 Einw. enthalten. Es hat mit Göttingen und Grubenhagen eine gemeinschaftliche Provinziallandschaft, die in Hinsicht der landschaftlichen Einkünfte in voller Wirksamkeit geblieben ist. Zu den Reichsständen senden diese 3 Provinzen 23 Deputirte, nämlich 5 Prälaten, 9 Ritter- und 9 Stadtdeputirte (das übrige Statistische und Chorographische, s. Landdrostei Hanover). — 2) Ein Amt des vorgedachten Fürstenthums und der Landvogtei Hanover; es liegt an der Leine, ist ohne eigentliche Gebirge zu haben, denn auch der Deister erscheint nur als eine bewaldete Anhöhe, stark gewellet, und waldig, hat aber einen fruchtbaren Boden und unterhält einen lohnenden Ackerbau und eine gute Viehzucht; das Hauptnebengewerbe besteht im Flachsbau und der Garnspinnerei; Leinwand wird blos für das Haus gemacht. Das Amt gehörte in der Vorzeit größtentheils zu der Grafschaft Hallermund, mit welcher

es zu dem Fürstenthum kam, und enthält jetzt auf 5½ □Meil. 2 Städte Pattensen und Eldagsen, das Klostergut Marienrode, das Klosteramt Wülfinghausen, 23 Dörfer, 9 Vorwerke und einstellige Höfe, 1666 Häuser, 12,164 Einw. und ist unter 5 Voigteien: Hausvoigtei, Rössing, Adensen, Gestorf und Pattensen vertheilt. — 3) Amthof am linken Ufer der Leine, woselbst das Justizamt den Sitz hat und eine ansehnliche Domäne vorhanden ist: der dabei liegende Weiler hat 9 Häuser, 1 Mühle und 118 luth. Einwohner. Jenseit der Leine sieht man auf einer Anhöhe die Trümmer der alten Feste Calenberg, wo Wilhelm der Ältere und sein Sohn Friedrich im 15. Jahrh. Hof hielten, und wovon die Provinz ihren Namen erhalten hat. (*Hassel.*)

CALENDAE, hieß bei den Römern jeder erste Tag eines Monats als diejenige Zeit, in welcher vor der Einführung des julianischen Calenders ein Unter-Pontifex das Volk zur Curia Calabra berief, welche Romulus auf der Westspitze des capitolinischen Hügels neben seiner Hütte erbauet haben soll, um nach vollbrachtem Opfer des Rex Sacrificulus den Beginn des neuen Monats und die Zahl der Tage bis zu den nächsten Nonen bekant zu machen (*καλεῖν*). Im römischen Calender wurden nämlich drei Tage jedes Monats durch besondere Benennungen ausgeschieden, die Calendae, Nonae und Idus, nach welchen man alle übrigen Tage rückwärts zählend bezeichnete. Die Nonen fielen immer, wie schon ihr Name sagt, auf den neunten Tag vor den Iden, die Iden aber nach Numa's Bestimmung auf den achtzehnten Tag vor den Calenden des folgenden Monats, so daß zwischen den Nonen und Iden je acht, zwischen den Iden und Calenden aber je siebenzehn Tage verflossen. Da nun im Numaschen Calender nur vier Monate, der Martius, Majus, Quintilis und October, 31 Tage zählten, die übrigen aber nur 29 Tage hatten bis auf den Februar, welchem Numa als einem unvollkommenen Schlußmonate nur 28 Tage gab, und bis auf den nach je zwei Jahren eingeschalteten Mercedonius von 22 oder 23 Tagen; so blieben in den namhaft gemachten vier vollen Monaten von 31 Tagen je sieben, in den sogenannten hohlen Monaten von 29 Tagen aber nur fünf Tage für die Zeit von den Calenden bis zu den Nonen übrig. Darum sprach der Unter-Pontifex, so wie er an den Nonen bekant machte, welche Tage des Monates festi und fasti wären, was für Spiele und Opfer bevorstünden, an den Calenden, je nachdem es die Umstände foderten, die Formeln aus: Quinquies i. e. quinque dies oder septies i. e. septem dies te calo, Juno novella. Es waren nämlich die Calenden als die Zeit des Neumondes der Juno heilig, die daher bei den Laurentern den Beinamen Calendaris führte, wie die Iden, deren Namen (*εἰδοὶ* oder *εἰδοῦς* vom Singular *εἰδώ*) die Phasen des Vollmonds bezeichnet, dem Jupiter geweihet waren [1]).

Ob nun gleich Macrobius richtig bemerkt, daß die Calenden daher den Namen hätten, weil sie der erste Tag gewesen ex his diebus, qui calarentur; so bezeichnete doch dem Gellius [2]) zufolge der Ausdruck intra Calendas nach dem spätern Sprachgebrauch der Römer nicht sowol die Zeit von den Calenden bis zu den Nonen, als die Zeit von den Iden bis zu den Calenden, weil man von ihnen die Tage rückwärts zu zählen pflegte, wie z. B. der Schalttag des julianischen Calenders am 24. Februar bissextus ante Calendas Martias hieß. So sagte man sexto Calendarum für ante diem sextum ante Calendas, wogegen Ovid F. VI, 181. die Calenden des Junius als des sechsten Monats im julianischen Calender sextas Calendas nent. In den ältesten Zeiten fing das römische Jahr, wie man noch aus den Monatsnamen Quintilis, Sextilis, September u. s. w. erkent, mit den Calendis Martiis an, die der Juno Lucina besonders geweiht waren, wie die Calendae Februariae der Juno Sospita. An diesem von Juvenal IX, 53. durch femineis Calendis bezeichneten Tage feierten die römischen Matronen ihre Matronalien, welche Ovid F. III, 170 ff. beschreibt, durch gegenseitige Geschenke, wie sie später unter dem Namen strenae an den Calendis Januariis üblich waren, und durch Speisung der Sclavinnen, wie die Herren ihre Sclaven an den Saturnalien gegen Ende des Decembers speiseten [3]). Nicht nur die Männer feierten den ersten März als ein Fest des ehelichen Glückes [4]), sondern alle Liebende schickten alsdann ihren Geliebten Geschenke [5]). Während jeder Tag unmittelbar nach den Calenden, Nonen und Iden ein dies ater, und jeder vierte Tag vor den Calenden, Nonen und Iden ein dies inominalis war, waren die meisten Calenden, obgleich besonders die Calenden, Nonen und Iden zu den dies senatus gehörten, durch verschiedene Feste ausgezeichnet. So feierte man an den Calenden des Januars das Janusfest, an welchem späterhin die Consuln ihr Amt antraten; an den Calenden des Februars die Lucarien zum Andenken des von Romulus errichteten Asyls; an den Calenden des Märzes außer dem Damenfeste das Fest des Mars mit dem feierlichen Umgange und Waffentanze der Salier; an den Calenden des Aprils das Fest der Venus und Fortuna Virilis, an welchem die Frauen das steinerne Bild der Venus Verticordia in ihrem Tempel wuschen und sich dann in einer warmen Quelle bei dem Tempel der Fortuna badeten; an den Calenden des Mais außer dem Sacrum Bonae Deae im Hause eines Consuls oder Prätors, wo die Vestalinnen der Göttin ein nächtliches Opfer brachten, das Festum Larium Praestitum; an den Calenden des Junius die Feste der Dea Carna, Juno Moneta, Tempestas und des Mars extramuraneus; an den Calenden des Augusts das Fest der Göttin Hoffnung nebst Fechterspielen zu Ehren des Mars. Die Calendae Juliae waren aber der Tag, an welchem die gemietheten Wohnungen verändert oder mit andern verwechselt wurden; und an allen Calenden pflegten die Gläubiger, weil sie ihre Gelder nicht auf Jahre, sondern auf Monate ausliehen, von den Schuldnern die Zinsen zu empfangen, in welcher Hinsicht sie Horatius S. I. 3, 87. tristes nent.

1) *Macrob. Sat.* I, 14. 15. *Varr. L. L.* V, 4. *Serv.* ad *Virgil. A.* VIII, 652. *Ovid. F.* I, 55.

2) *N. A.* XII, 13. 3) *Macrob. Sat.* I, 12. *Solin.* c. I. (3). 4) *Hor.* C. III, 8. 5) *Tibull.* III, 1.

Weil der griechische Calender keine Calenden hatte, welche Ovid F. I, 55. daher Ausonias nent, so gebrauchte der Kaiser Augustus, wie Sueton in dessen Leben c. 87. meldet, von Nichtbezahlern den sprichwörtlichen Ausdruck, ad graecas Calendas soluturos. Wie das Capitalienverzeichniß der Römer von der Aufkündigung derselben an den Iden (vergl. Hor. Epod. II., extr.) Iduarium hieß, so nannte man das Zins- oder Schuldbuch Calendarium, statt daß der Calender bei den Römern den Namen Fasti führte, weil darin die Bezeichnung der dies fasti oder Gerichtstage ein Hauptpunkt war. Curatores calendarii oder auch calendares hießen daher in den Municipal- und Colonialstädten Italiens die Rechnungsführer der Stadtschulden, deren Besorgung sonst den Proquästoren oblag. Solche Curatores zählen alte Inschriften bei Muratori auch unter den Ämtern des kaiserlichen Hauses auf, und nach einer andern Inschrift bei Gruter bildeten sie eigene Collegia. Die Fasti calendares oder Calender aber, von welchen man mehre Beispiele bei Gruter findet, und deren Zeichen Manutius de dierum veterum ratione erläutert, wurden durch den Beisatz minores von den fastis majoribus unterschieden, die, auch fasti consulares oder triumphales genant, auf marmornen Tafeln die Thaten der Consuln und triumphirenden Feldherrn nebst den wichtigsten Vorfällen ihrer Zeiten enthielten, und in sofern den Annalen der Pontificen glichen. Die eigentlichen Calender, deren Ausfertigung dem Collegio Pontificum oblag, damit alles zu rechter Zeit geschähe, und die Religion nicht durch ungeschickte Zeitverwirrung gefährdet würde, waren entweder Fasti urbani s. romani, welche seit dem J. R. 450 öffentlich angeschlagen wurden und eine Beschreibung des ganzen Jahres nach seinen Monaten und Tagen enthielten; oder Fasti rustici, die auf den Seiten eines viereckigen Marmorsteines die Markttage und ländlichen Feste nebst den Zeichen des Thierkreises und andere Bestimmungen angaben. Der Ausdruck calare war übrigens bei den Volksberufungen durch die Pontificen von alten Zeiten her so gebräuchlich, daß alle öffentliche Sklaven, welche sie zu Dienern bei ihren heiligen Handlungen gebrauchten, Calatores genant wurden, und überhaupt bei den Priestern derjenige Diener Calator hieß, welcher bei den Civilbeamten den Namen Viator führte. Besonders wurden jedoch die Verhandlungen bei der Curia Calabra durch jenen Ausdruck bezeichnet; daher Varro L. L. IV, 1. extr. sagt: Nec Curia Calabra sine calatione potest aperiri. Die Pontificen hatten hiebei auch das Recht, zur Ausgleichung des bürgerlichen Mondjahres mit dem natürlichen Sonnenstande den Eintritt eines Mercedonius oder Schaltmonates nach dem 23. Februar zu bestimmen, welcher deßhalb intercalarius oder intercalaris hieß, wie nachmals der Schalttag des julianischen Calenders, und das Jahr selbst, in welches ein solcher Schalttag fiel. Die Calender des Schaltmonates wurden daher auch intercalares Calendae genant, zu welchen noch in dem sogenannten Anno confusionis oder Verwirrungsjahre 46 v. C. G., da Julius Cäsar als damaliger Pontifex Maximus außer dem gerade eintretenden Schaltmonate von 23 Tagen noch zwei namenlose Monate von 34 und 33 Tagen zum Ersatze dreier unterlassenen Einschaltungen zwischen dem November und December jenes Jahres anordnete, ganz besondere intercalares Calendae priores und posteriores kamen. Hienach sind alle die verschiedenen Meinungen zu berichtigen, welche man über diese Ausdrücke aufgestellt hat. (*Grotefend.*)

CALENDER (Calendarium, Calendrier, Calendar, Almanac), nennen wir nach dem Worte Calendae (s. dieses) ein Verzeichniß sämtlicher Tage eines Jahrs nach Wochen und Monaten, welche besondere Abschnitte desselben machen. Dies ist das Allerwenigste, was ein Calender enthalten muß; was weiter noch in demselben enthalten seyn kann und gewöhnlich darin enthalten ist, wird nachmals angegeben werden. Bekantlich theilen wir jetzt einen Tag in 24 gleiche Abschnitte, welche wir Stunden nennen. Die natürlichste Abtheilung eines Tages war unstreitig die, welche der Auf- und Untergang der Sonne machte, indem der Zeitraum von einem Aufgange derselben zum andern dadurch in 2 Hälften, den eigentlichen Tag, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, und die Nacht von diesem bis wieder zum Aufgange zerfiel. Indessen finden wir schon im grausten Alterthume nicht nur drei Abtheilungen des Tags, in Morgen, Mittag und Abend, sondern auch Abtheilungen der Nacht, nach dem Stande der Gestirne, deren Homer (Il. 10, 251 f. und Odyss. 14, 483) drei hatte. Zu einiger Zeitbestimmung bediente man sich der Wasseruhren und weiterhin des Gnomons; (4—500 Jahre vor Chr.) beide hatten große Unvollkommenheiten. Selbst bis 300 J. vor Chr. kannte man die Abtheilungen des Tages nach Stunden noch nicht; man maß den Schatten eines Gnomons nach Schritten und bestimmte danach ungefähr die Zeit. Allgemeine Bezeichnungen der Tagstheile waren bei den Griechen die Morgendämmerung, Morgenröthe, der helle Tag, der Mittag, der Nachmittag, Abend, der späte Abend (ἑσπέρα), die erste Nacht, (πρώτη νὺξ) die zweite Nachtwache, die dritte, die vierte Nachtwache (δευτέρα, τρίτη, τετάρτη φυλακή). Auch die Stunden wurden, nachdem sie eingeführt waren, in kleinere und größere Theile eingetheilt; im dritten Jahrh. nach Chr. Geb. soll Samuel Jarhinai die jüdische Eintheilung der Stunden in 1080 Scrupel eingeführt haben, von welchen also 18 auf unsre Minute gingen. Immer blieb indessen die Abmessung der Zeit sehr unsicher, und lange half man sich mit Wasser-, Sand- und Sonnenuhren, bis endlich die Erfindung der Pendel- und Taschenuhren, deren Zeit man eben so wenig genau als ihren Erfinder bestimmen kann, die 24 Tagsstunden sicher feststellte und richtiger abmessen lehrte. Jetzt konnte man also nicht nur von Mittag zu Mittag d. i. von einer Culmination der Sonne zur andern, den Tag in seine 24 Stunden richtig theilen (astronomischer Tag), sondern auch 12 Stunden von Mitternacht bis Mittag und 12 von da bis wieder zu jener genau abtheilen, und so die bürgerlichen Tage halten, welche im gemeinen Leben gelten.

In Ansehung des Monats machten die ältern Griechen 3 Abschnitte, jeden von 10 Tagen (Dekas). Bei weitem älter als diese Abtheilungen scheinen die Abtheilungen in Wochen von 7 Tagen zu seyn. Schon die

ältesten Urkunden der heiligen Geschichte beziehen sich darauf oder deuten vielmehr das Daseyn dieser Periode an, (vergl. 1 Mos. 1.) und so findet man diese Sitte nicht nur bei allen alten Völkern des Orients, sondern man traf sie sogar nach der Entdeckung Amerika's, bei den Bewohnern Peru's an. Ein Beweis, daß dieselbe nicht von jener heiligen Urkunde selbst, sondern nur von einer noch weit allgemeinern Ursach ausgegangen seyn kann. Und wirklich scheint der Wechsel der Lichtgestalten des Mondes, der etwa von 7 zu 7 Tagen erfolgt, dazu lediglich Veranlassung gegeben zu haben. Diese war auch sehr natürlich, und für die Richtigkeit dieser Annahme spricht wol noch das, daß die Seefahrer und Entdecker die Gewohnheit, Zeitabschnitte nach dem Mondwechsel zu machen, bei nicht wenigen Völkern Amerika's und selbst bei manchen Bewohnern der Südsee-Inseln, unter andern auf der Insel Otaheiti wahrgenommen haben. Unsre Bezeichnung, so wie die lateinische Benennung der Wochentage, berücksichtigt die vormals angenommenen 7 Planeten, Sonne, Mond u. s. w., wonach sie heißen: dies solis (☉), d. Lunae (☾), d. Martis (♂), d. Mercurii (☿), d. Jovis (♃), d. Veneris (♀), und d. Saturni (♄). Man schrieb nämlich jedem dieser Planeten, und zwar nach der Ordnung ☉♀☿☾♄♃♂ eine Stunde zu, fing den ersten Tag mit dem ☉ an, und nannte ihn d. Solis, hatte man so drei Mal durchgezählt, so traf die 22. Stunde wieder die ☉, die 25. die ♀, die 24. den ☿, die 25. aber, oder die erste des folgenden Tages den ☾, daher der folgende Tag d. Lunae hieß. Von diesem ab wieder das ganze System drei Mal gezählt kam die 22. Stunde für den ☾, die 23. für ♄, die 24. für ♃, und die erste Stunde des dritten Tages für ♂, daher dieser denn den Namen d. Martis erhielt, u. s. w. Bei den ältern Völkern führen diese Tage verschiedne Namen, — bei den Hebräern und Römern keiner. Die neuern Namen derselben und unsre teutschen Namen richten sich zum Theil, wie Sonntag, Montag, Donnerstag nach der ältern lateinischen Benennung, zum Theil sind sie nach andern Umständen geschaffen, wie der Dienstag [nach Ding, Gericht, weil er bei den Alten der gewöhnliche Gerichtstag, Dingstag, war], Freitag, [nach Einigen von der alten Göttinn Freia, nach Andern, weil er frei von gewöhnlichen, öffentlichen Geschäften war], Mittwoch [als in der Mitte der Woche stehend], Sonnabend [der Abend der Woche, der letzte Tag vor dem Sonntage]. In der spätern Zeit finden sich auch bei den Römern Abtheilungen des Monats von 8 Tagen, die aber auf den römischen Calender keinen Einfluß gehabt haben.

Die Abtheilung in Monate ist auch sehr alt und eben so natürlich. Ehe man den scheinbaren Lauf der Sonne kannte, kannte man den Lauf und die Lichtgestalten des Mondes, jenen wenigstens im Allgemeinen. Man sah, daß er nach 29 Tagen wieder dieselbe Lichtgestalt hatte, und so bildete man Abschnitte von 29 und 30 Tagen abwechselnd, deren man hier weniger, da mehr auf ein Jahr rechnete. Solche Monate hatten die ältesten Völker der Erde, und namentlich die Hebräer; die Babylonier, Syrer, Ägypter, Perser und Griechen hatten, so weit die Geschichte reicht, 30tägige Monate, die demnach weder ein richtiges Sonn- noch Mondenjahr geben konnten. Bei den alten Lateinern findet man gar keine bestimmte Abtheilung des Jahrs in Monate. Vor Numa Pompilius, unter Romulus hatten die Römer 6 Monate von 30, und 4 von 31 Tagen, die beiden Schaltmonate hatten, der eine 33, der andere 23 Tage. Numa, dieser merkwürdige Calenderverbesserer, der das Jahr in 12 Monate eintheilte, gab 7 Monaten jedem 29 Tage, 4 Monaten 31 und einem 28 Tage; dies gab ein Mondenjahr von 355 Tagen, welches man dadurch mit dem wirklichen Sonnenjahre in Übereinstimmung zu bringen suchte, daß man noch einen Schaltmonat von 22 oder 23 Tagen beigab. Die Griechen hatten indessen nur vor Kekrops Monate von 30 Tagen; nach Kekrops waren noch 5 Schalttage eingeführt, um ein Sonnenjahr heraus zu bringen, das aber immer nur 365 Tage hatte. So blieb es, bis Solon ein Mondenjahr von 354 Tagen und damit Mondenmonate, abwechselnd von 30 und 29 Tagen einführte. Wie man dies Jahr nachmals durch allerlei Einschaltungen mit dem Sonnenlaufe möglichst in Übereinstimmung zu bringen suchen mußte, werden wir sogleich weiter sehn. Den römischen Calender seit Numa verbesserte aber Julius Cäsar dahin, daß er unter den 12 Jahrsmonaten sieben 31, vieren 30 und einem (dem Februar) drei Jahre nach einander 28, im vierten aber 29 Tage gab, wodurch er ziemlich genau ein Sonnenjahr von 365—366 Tagen darstellte. Der Februar, welchen Numa zum letzten Jahrsmonat gemacht hatte, war im 5. Jahrh. vor Chr. schon zwischen dem neuen ersten (Januar) und dem alten ersten Monat (März) eingefügt worden, und so führten die Monate bis Cäsar bei den Römern der Ordnung nach die Namen: Januarius, Februarius, Martius, Aprilis, Majus, Junius, Quintilis (nach Cäsar Julius) Sextilis (nachmals Augustus), September, October, November, December. Der erste Tag jedes dieser Monate hieß Calendae, dann fielen im März, Mai, Julius und October die Nonae auf den 7., in den übrigen Monaten aber auf den 5. Tag. Der Tag vor diesen hieß Pridie Nonarum; die andern zwischen diesem und dem ersten rückwärts gerechnet 3, 4, 5, 6 (tertio, quarto etc.) Nonarum. Von dem Nonentage 8 Tage weiter gezählt folgten die Idus, daher diese in jenen 4 genannten Monaten auf den 15., in den übrigen 8 aber auf den 13. Monatstag trafen. Der Tag vor dem Idustage hieß ebenfalls prid. Iduum; rückwärts aber bis zu dem Nonentage wurde 3—8 Iduum (tertio, quarto etc. Iduum) gerechnet. Eben so hieß nun der letzte Tag des Monats prid. Calendarum, und zwar in Beziehung auf den folgenden Monat, mithin z. E. der letzte Januar pr. Cal. Februarii u. s. w. In Griechenland, Ägypten, Babylonien, Syrien, Persien u. s. w. erhielten die Monate ebenfalls eigne Namen. So hießen sie bei den Griechen Hecatombaion (der mit der Mitte des Julius anhob) Metageitnion, Boëdromion, Mämakterion, Pyanepsion, Poseideon, Gamelion, Anthesterion, Elaphebolion, Munychion, Thargelion, Skirrophorion; obwol über deren richtige Stellung und Ordnung noch Ungewißheiten bleiben. Die macedonischen Monate aber führten die Namen Dios, Apellaios, Audynaios, Peritios, Dystros, Xanti-

kos, **Artemisios, Daisios, Panemos, Loos, Gorpinios, Hyperberetaios.** Bei den Ägyptern hießen sie Thot, Paophi, Athyr, Xojak, Tybi, Mecheir, Phamenoth, Pharmouthi, Pachon (παχών), Payni, Epiphi, Mesori. Übrigens zählten die Griechen die Monatstage entweder nach der Reihe den ganzen Monat hindurch oder nach den drei Dekaden eines jeglichen. Demnach hieß die erste Dekas des anfangenden Monats, (δεκας μηνὸς ἱςαμένου); und man zählte πρώτη, δευτέρα u. s. w. ἱςαμένου; die zweite war die Dekas der Monatsmitte, (μηνὸς μεσοῦντος) und man zählte die einzelnen Tage, wie vorhin; die dritte nenate man die Dekas des endenden Monats (μηνὸς φθίνοντος) zählte aber die Tage rückwärts vom letzten her, welcher Δημητριὰς (nach Demetrius Poliorcetes) auch ἕνη καὶ νέα seit Solon, weil indessen der Neumond eintrat und demnach dieser Tag halb zum alten, und halb zum neuen Monate gehörte; ingleichen Τριακὰς (der dreißigste) hieß, so daß demnach der vorletzte δευτέρα φθίνοντος, der rückwärts folgende τρίτη u. s. w. benant wurde.

Bei den Hebräern hatten die Monate keine Namen, um der Abgötterei willen, sondern man benannte sie nach der Zahl. Nur den Abib erwähnen die Bücher Mosis; (2 Mos. 13, 4.) mit welchem die Israeliten, nach Moses, ihr Jahr anfangen sollten; (2 Mos. 12, 2.) es war der Monat, in dessen Mitte man reife Gerstenähren auf dem Felde fand. Erst unter den Königen erhielten auch noch 3 andere Monate, nämlich der zweite, siebente und achte ihre Namen; die übrigen Monatsnamen überkamen die Israeliten von den Chaldäern im babylonischen Exil. Und so sind die jüdischen Monatsnamen bis jetzt: Tisri, Marchisvan, Cisleu, Tebetk, Sheat, Adar, Veadar, Nisan, Ijar, Sivan, Lamuz, Al, Elul. — Die Türken bezeichnen die Monate ihrer Mondenjahre, die abwechselnd 29 und 30 Tage haben, mit den Namen: Muharram, Saphar, Rabia I., Rabia II., Jomada I., Jomada II., Rajab, Shaban, Ramadan, Shwall, Dulkaadah, Dulheggia. — Die neuern europäischen Völker bilden ihre Monatsbenennungen nach den ältern römischen, wie auch wir Teutsche, Januar, Februar, März, April, Mai, Junius, Julius, Augustus, September, October, November, December; und ungeachtet Karl der Große bereits dafür die teutschen Monatsnamen Wintermonat, Hornung, Lenzmonat, Ostermonat, Wonne- (Blumen-) Monat, Brachmonat, Heumonat, Erntemonat, Herbstmonat, Weinmonat, Windmonat und Heiliger- oder Christmonat einzuführen suchte, sind doch jene durchaus bis jetzt im gemeinen Gebrauch geblieben.

Endlich führte die französische Revolution die allerneueste Calenderveränderung herbei. Ein Decret der Nationalversamlung vom 24. November 1793 stellte einen neuen Calender auf, nach welchem das Jahr mit der Herbstnachtgleiche anfing und von da ab 12 Monate gezählt wurden, welche die Namen **Vendemiaire** (Weinmonat), **Brumaire** (Nebelmonat), **Frimaire** (Reifmonat), **Nivôse** (Schneemonat), **Ventôse** (Windmonat), **Pluviose** (Regenmonat), **Germinal** (Keimmonat), **Floréal** (Blüthenmonat), **Prairial** (Wiesenmonat), **Messidor** (Erntemonat), **Thermidor** (Wärmemonat), **Fructidor** (Fruchtmonat) erhielten. Demnach wurde der **Vendemiaire** vom 22. Sept. bis 22. Oct., der **Brumaire** vom 22. Oct. bis 22. Nov. u. s. w. gerechnet. Ihre Abtheilungen waren drei Dekaden, deren einzelne Tage Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Decadi hießen; aber im J. 1805 wurde auf Befehl des Kaisers Napoleon durch ein Decret vom 9. September der Gebrauch des allgemeinen gregorianischen Calenders wieder hergestellt und der bisherige Revolutionscalender abgeschafft.

Wir kommen zur Berechnung des Jahres. Über den Umfang der Jahre der Ur- und frühesten Vor-Welt schwebt ein großes Dunkel. Denn wenn man auch, um das hohe Alter der Patriarchen zu erklären, oder vielmehr zu einem ganz gewöhnlichen Menschenalter herabzubringen, annehmen wollte, daß die Jahre derselben nur Mondenmonate gewesen, und daher ein Alter von 900 Jahren nicht mehr als ein Alter von 75 unsrer Jahre gelte, so ist doch das offenbar nur Willkür und Vermuthung, die nicht einmal zur Wahrscheinlichkeit führt. Wie in den ältesten, heiligen Schriften, so findet sich auch bei den ältesten Griechen über die Dauer und Bestimmung eines Jahrs durchaus nichts Sichres. Der Aufgang der Plejaden, der Untergang Arkturs, die Zeit des Sommersolstitiums u. s. w., diese und ähnliche Himmelsbegebenheiten bezeichneten ihnen ebenso den Fortgang des Jahrs, wie der Zug der Kraniche, die Erscheinung der Schwalben, das Geschrei der Heuschrecken, u. dgl. wie sich aus Hesiod ergibt. Bisweilen erhält jede einzelne Jahrszeit die Benennung eines Jahrs, und so finden wir im Alterthume Jahre von 3 und 6 Monaten angemerkt. (*Plin. hist. nat. I. 7. 48.*). Als man aber nachmals fand, daß jede Jahreszeit nach Verlauf von etwa 12 Monaten wiederkehre und eben so gewisse, himmlische Erscheinungen, so machte man Jahre von 12 Monaten, unter welchen jedoch Mondenmonate zu verstehen waren. Ein solches Jahr hielt 360 Tage, dem die Ägypter, um es mit dem Sonnenlaufe in gehörige Übereinstimmung zu bringen, stets 5 Tage anhingen. Dieses Jahr der Ägypter war aber ein Sternjahr, indem es sich nach den Erscheinungen des Hundssterns, Thot, (Sirius) richtete, nach welchem auch der erste Monat bei ihnen benant wurde. Das Jahr der Griechen aber fehlte nicht nur vor Kekrops (und zum Theil noch späterhin) um 5 Tage; sondern auch nachher, da man ihm 365 Tage gab, noch um fast 6 Stunden (5 Stunden 49 Min.). Solon besonders bemerkte diesen Unterschied des Jahrs mit dem wahren Sonnenlaufe, und man suchte dem Übelstande durch Einschaltungen anfangs nach einem 2jährigen, dann nach einem 4jähr. und 8jährigen, dann nach einem 16jährigen Cyclus abzuhelfen; (daher die Benennungen **Dietéris, Tetraetéris, Octaëtéris** und **Hexkädekaëtéris**) bis Euktemon, Philipp und Meton den 19jährigen Cyclus erfanden. Den Anfang des Jahrs machte bei den ältern Völkern insgemein die Sommersonnenwende, auch früher bei den Griechen, bis es Solon mit der Wintersonnenwende angehen ließ.

Die Römer hatten unter Romulus ein Jahr von 10 Monaten oder 304 Tagen, welches mit dem März-

monate anhob. Numa Pompilius, der 2. röm. König, fügte den 10 Monaten noch 2, nämlich den Januar von 29 und den Februar von 28 Tagen bei, und stellte jenen zu Anfang, diesen zu Ende des Jahrs; im 5. Jahrhundert nach Christo aber gab man, wie vorhin schon bemerkt, dem Februar gleich nach dem Januar seinen Platz. So hatte Numa zwar ein Mondenjahr von 355 Tagen, indem er zugleich an den übrigen Monaten Abkürzungen vornahm, gebildet, das aber vom Sonnenjahre um 10¼ Tag abwich. Man machte daher nicht nur alle 2 Jahre einen Schaltmonat, Merkedonius von etwa 22 Tagen, sondern half sich auch mit allerlei Einschaltungen, deren Bestimmung gewöhnlich der Willkür unwissender Priester überlassen war. Zu Julius Cäsars Zeit war der Calender schon um fast 3 Monate verrückt. Er, als Dictator und Pontifex maximus, beschloß, dieser Unordnung zu steuern, und zog über eine bessere Einrichtung des Calenders den Astronomen Sosygenes von Alexandrien zu Rath. Dieser setzte bei Bestimmung des Jahrs den Mondlauf ganz bei Seite, und brachte bald, nach dem Sonnenlaufe, ein Jahr von 365¼ Tagen heraus. Um aber nicht das neue Jahr bald Mitternacht, bald Morgens, dann Mittags und Abends anfangen zu lassen, sondern einen beständigen Jahresanfang annehmen zu können, wurden die überschüssigen 6 Stunden, welche in 4 Jahren einen ganzen Tag von 24 Stunden ausmachten, alle 4 Jahre durch einen Schalttag im Februar, welcher alle 4 Jahre demnach 29 Tage erhielt, ergänzt. Nun ließ Cäsar das Jahr mit dem 1. Januar, welchem damals der Anfang des Winters, d. i. das Wintersolstitium, oder der Eintritt der Sonne in den Steinbock, sehr nahe lag, anfangen, und, um die ganze neue Calenderrechnung einzuführen, aus dem 708. Jahre nach Erbauung Roms oder dem 45. vor der christlichen Zeitrechnung, durch Einschaltung von 90 Tagen, ein Jahr von 15 Monaten oder 445 Tagen machen, so daß der Merkedonius von 23 Tagen nach dem Februar, und zwischen November und December noch zwei Schaltmonate, zusammen von 67 Tagen, gestellt wurden. Dies Jahr hieß daher das Jahr der Verwirrung (**Annus confusionis**). So war der Julianische Calender beschaffen, der auf 3 Jahre, deren jedes 365 Tage hielt, ein viertes von 366 Tagen folgen ließ, und fast überall, auch von den Griechen, angenommen, und von den Christen hernach ebenfalls beibehalten wurde. Allein mit einem Schalttage von 24 Stunden, der eigentlich, da die Sonne zu ihrem scheinbaren Umlaufe um die Erde nur 365 Tage, 5 Stund., 48 Min., 48 Sec. gebraucht, nur aus 23 Stunden, 15 Min., 12 Sec. hätte bestehen sollen, war zu viel gethan; das mußte in 128 Jahren wieder einen Fehler von einem Tage geben. Im J. 1577, unter der Regirung des Papstes Gregor XIII. belief sich dieser Fehler schon auf 13 Tage; jedoch fanden sich nur 10 fehlerhafte Tage, weil schon unter August ein wahrgenommener Irrthum abgeändert und durch nachlässige Einschaltung von der Julianischen Calenderrechnung abgewichen war.

Nachdem der Papst diesen Gegenstand den christlichen Mächten vorgehalten, wurde i. J. 1582 wirklich zu einer bedeutenden Calenderverbesserung geschritten. Es wurde 1) angenommen, daß, dem Schluße des nicäischen Concils vom J. 325 gemäß, das Frühlingsäquinoctium stets auf den 21. März falle, und Ostern stets an dem Sonntage gefeiert werden solle, der dem darauf folgenden Vollmonde zuerst nachfolgen würde; 2) daß nach dem 4. October des 1582. Jahrs 10 Tage ausgelassen, und die Tage vom 4. sogleich mit dem 15. Oct. fortgerechnet werden sollten, wodurch dies Jahr nur 355 Tage erhielt; und daß 3) um den nach dem Julianischen Calender noch Statt findenden Fehler zu beseitigen, die jährlich zu viel gerechneten 11 Min. 12 Sec.; welche in 100 Jahren 18 Stunden 40 Minuten betragen, durch einen Tag am Schlusse eines jeden Jahrh. wieder abgezogen, und so jedes letzte Jahr eines Jahrh., welches dem Julianischen Calender nach ein Schaltjahr seyn müßte, als ein gemeines Jahr von 365 Tagen angenommen werden sollte. Weil hier wieder 5 Stunden, 20 Minuten zu viel abgezogen sind, welche nach 4 Jahrhunderten wieder einen vollen Tag weniger 2 Stunden, 40 Minuten ausmachen, so wird das letzte Jahr des 4. Jahrh., mithin das Jahr 2000, kein gemeines, sondern ein Schaltjahr seyn. Da endlich jene alle 400 Jahre zu viel genommenen 2 St. 40 Min. in 3600 Jahren auf einen vollen Tag von 24 Stunden anwachsen, so wird das Jahr 5200, statt eines Schaltjahrs, ein gemeines Jahr seyn müssen, und damit die gregorianische Calenderrechnung vollbracht seyn.

In allen katholischen Ländern wurde dieser gregorianische Calender eingeführt; allein theils wegen einiger, auch an dieser Calenderrechnung noch wahrgenommener Mängel, theils weil der Papst dabei die protestantischen Fürsten nicht zu Rath gezogen, sondern die Sache blos mit den Katholiken abgemacht hatte, blieben die evangel. Länder noch über ein Jahrhundert dem julianischen Calender getreu. Jedoch die mancherlei Unannehmlichkeiten, zu welchen diese Verschiedenheit führte, veranlaßte die protestantischen Stände im J. 1700, ebenfalls den gregor. Calender einzuführen. Es wurden daher aus diesem Jahre 11 Tage, denn so hoch belief sich der Unterschied, herausgeworfen, und man schloß den Februar mit dem 18. Tage, dem sogleich der 1. März folgte. Dieser in Teutschland, Holland, der Schweiz, Dänemark, und i. J. 1752 auch in England, und 1753 in Schweden angenommene Calender erhielt den Namen des verbesserten Calenders*).

*) Den Gregorianischen nahmen die katholischen Schweizer mit 1583 an. Nur die Unterwaldner verschoben ihren Beitritt noch bis in das folgende Jahr. Den verbesserten Calender führten zugleich mit den evangelischen Reichsständen die Cantone Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, so wie auch Biel, Mühlhausen, Genf und Neuenburg, durch Weglassung der 11 ersten Tage des Januars 1701 ein. Das nämliche geschah in den gemeinschaftlichen Herrschaften. Zu Glarus und Appenzell am Rh., wo der Magistrat und die Geistlichkeit ebenfalls beizutreten gedachten, behaupteten stürmische Landesgemeinden die Beibehaltung des alten Calenders. 1724 nahm auch die Stadt St. Gallen den neuen Calender an. 1756 folgten in Graubündten die Reformirten im Puſclav (Poschiavo); 1783 Ober-Engadin und Bergelle, 1784

Allein, weil die Katholiken im gregor. Calender den Ostervollmond nach den kirchlichen Epakten, (von welchen gleich weiter die Rede seyn soll), die Protestanten aber nach astronomischer Rechnung fanden, so konnte es doch geschehen, daß diese anders als jene das Osterfest feierten. Dies traf sich im J. 1724, da die astronomische Berechnung für den Ostervollmond den 8. April, welcher ein Sonnabend war, die kirchliche Rechnung aber den 9., welcher Sonntag war, ergab. Also begingen die Protestanten 8 Tage früher als die Katholiken das Osterfest. Dasselbe kam auch 1744 noch einmal vor, und würde auch 1778 wiederum geschehen seyn, wenn nicht inzwischen 1776 wäre beschlossen worden, um diese neuen Verwirrungen zu entfernen, dem gregorianischen Calender durchaus und auch in sofern beizutreten, als man Ostern mit den Katholiken forthin ebenfalls nach der Epaktenrechnung bestimmen wolle. Dieser allgemein angenommene gregor. Calender erhielt nun in Teutschland den Namen des **allgemeinen Reichscalenders.**

Wenn man nun zu einem Calender nicht mehr als die Anzeige der Tage eines Jahres und ihre Abtheilung in Wochen und Monate forderte, so bedürfte es keines Weitern. Allein es ist dabei noch Folgendes zu beobachten.

1) **Der Sonnenzirkel und Sonntagsbuchstab.** Den letztern nent man den Buchstaben des Alphabets, welcher den Sonntag trifft, wenn man den Neujahrstag mit **A** bezeichnet und in der Reihe B, C u. s. w. zu zählen fortfährt. Wäre z. E. der Neujahrstag ein Donnerstag, so würde D der Sonntagsbuchstabe seyn. Man sieht, daß in einem Schaltjahre ein doppelter Sonntagsbuchstabe vorkommen muß, wenn die Monatstage anders einerlei Buchstaben erhalten sollen. Ist z. E. der Buchstab des 24. Febr., welcher der Schalttag ist, F, und mithin der folgende G, so gibt man dem 25. Gf, dem 26. Ag, dem 27. Ba, dem 28. Cb, dem 29. C, und zählt nun den 1. März weiter D. Der Sonntagsbuchstab für solches Jahr würde CB seyn. — Nun hat man bemerkt, daß nach 28 Jahren stets die Wochentage wieder an denselben Monatstage einfallen, und demnach auch die Sonntage und die übrigen Wochentage wieder mit denselben Buchstaben bezeichnet werden. Diese Periode nent man den Sonnenzirkel, und sie würde nur aus 7 Jahren bestehen, wenn es keine Schaltjahre gäbe. Da man die Reihe dieser Perioden, rückwärts gerechnet, 9 Jahre vor Chr. Geb. anhebt, so findet man den Sonnenzirkel oder vielmehr das Jahr desselben, wenn man zu dem gegebenen Jahre 9 addirt, und die Summe durch 28 dividirt. Für 1826 wäre er:

```
      1826
         9
28) 1835 | 65.
      15 |
```

Der Rest 15 ist der gesuchte Sonnenzirkel, und es ist demnach das Jahr 1826 das 15. des seit 9 vor Chr. 65mal abgelaufnen Sonnenzirkels. Bleibt bei der Division kein Rest, so ist 28 selbst der Sonnenzirkel. Hienach kann man nun leicht ein Täfelchen verfertigen, nach welchem man, wenn man den Sonnenzirkel weiß, augenblicklich den Sonntagsbuchstaben finden kann. Für die julianischen Jahre gilt diese Tafel beständig; für die gregorianischen aber muß sie, um des im letzten Jahre eines Jahrhunderts fehlenden Schalttags willen, alle hundert Jahre erneuert werden. Die hier stehende gilt für das 19. Jahrhundert der gregor. Rechnung.

Sonnenzirkel.	Jul. Sonntagsb.	Gregor. Sonntagsb.	Sonnenzirkel.	Jul. Sonntagsb.	Gregor. Sonntagsb.
1	GF	ED	15	C	A
2	E	C	16	B	G
3	D	B	17	AG	FE
4	C	A	18	F	D
5	BA	GF	19	E	C
6	G	E	20	D	B
7	F	D	21	CB	AG
8	E	C	22	A	F
9	DC	BA	23	G	E
10	B	G	24	F	D
11	A	F	25	ED	CB
12	G	E	26	C	A
13	FE	DC	27	B	G
14	D	B	28	A	F

2) **Der Mondzirkel und die güldene Zahl.** — Der Mondzirkel begreift nämlich eine Reihe von Jahren, nach deren Ablauf die Neu- und Vollmonde wieder auf denselben Tag des julianischen Jahrs treffen. Sie besteht aus 19 julianischen Sonnenjahren, jedes zu 365¼ Tagen gerechnet; und die Zahl, welche angibt, das wievielste eines Mondenzirkels das gegebene sey, nent man die güldene Zahl, die daher ihren Namen führt, weil man diese Erfindung des Mondzirkels, welche **Meton** 430 J. vor Chr. machte, ihrer Wichtigkeit wegen, durch Bezeichnung der damaligen Zahl dieses Zirkels mit goldnen Ziffern zu verewigen suchte. Da nun, der Rechnung nach, das Jahr der Geburt Christi das zweite des damaligen Mondenzirkels, mithin die güldne Zahl 2 war, und demnach die Reihe dieser Mondenzirkel für die christliche Zeitrechnung 1 Jahr vor Chr. anhebt, so findet man die güldne Zahl eines gegebnen Jahrs, wenn man zu demselben 1 addirt und die Summe durch 19 theilt. Was übrig bleibt, ist die güldne Zahl, und wenn nichts übrig bleibt ist diese 19. Also für 1826 käme die güldne Zahl:

hur und noch andere Gemeinen. Durch die schweizerische Statsumwälzung 1798 wurde der neue Calender auch in Glarus, Apenzell und dem übrigen Graubündten eingeführt. Auch nach Wiederherstellung der Cantons-Regirungen bei der franz. Mediation von 1803 blieb man bei den getroffenen Einrichtungen stehen. Nur die graubündtnerischen drei Hochgerichte im Brettigau, Schalfik, Davos und Süß im Unter-Engadin traten wieder zurück. Doch wurde auch daselbst 1811 und 1812 der neue Calender angenommen. — Nach der Verlegung des baselschen Conciliums nach Lausanne wurde in dem bischöflich-lausannischen Gebiete und in der Waat das Jahr mit Verkündigung Mariä angefangen und diese Zeitrechnung bis auf die Reformation beibehalten. (*Meyer v. Knonau.*)

```
     1826
        1
19) 1827 | 96.
       3 |.
```

Die güldne Zahl wäre also 3; und der Mondenzirkel seit Christus bereits 96 mal abgelaufen.

3) Die Indictionen oder die Römer-Zinszahl bilden einen Zeitraum von 15 Jahren, welchen die Ansagungen (Indictionen) gewisser öffentlicher Steuern (Zinsen) seit Constantin dem Großen veranlaßt haben. Vom Jahre 313 vor Chr., da man ihn anfängt, rückwärts gerechnet, findet sich, daß das Jahr der Geb. Chr. das 4te der Indictionen war, und mithin dieser Zirkel 3 Jahre vor Christus anhob. Man findet daher auf ganz ähnliche Weise, wie die vorigen, auch diesen Zirkel, wenn man zu dem gegebnen Jahre 3 addirt und die Summe durch 15 dividirt. Der Rest ergibt das Jahr der Indictionen und wenn nichts im Rest bleibt, so ist 15 die Römer-Zinszahl selbst. Mithin käme sie für

```
     1826
        3
15) 1829 | 121
       4 |.
```

Die Römer-Zinszahl für 1826 wäre demnach 4, und dieser Zirkel 121 mal verlaufen.

4) Die Epakten geben den Unterschied eines astronomischen Mondenjahrs und eines bürgerlichen Sonnenjahrs; mithin betragen sie 11 Tage, welche in 2 Jahren 22, in 3 aber 33 machen u. s. w. Wird dieser Unterschied in ganzen Tagen angenommen, so heißen sie, weil nach solchen die kirchlichen Feste bestimt werden, die kirchlichen, wird er aber astronomisch, d. h. zu 10 Tagen 15 St. 11′ 25″ genommen, wie er wirklich ist, die astronomischen Epakten, welche demnach mit den kirchlichen nicht genau übereinstimmen können. Man zählt aber die Epakten auf, wenn man das erste Jahr 11, das zweite 22, das dritte statt 33, 3 schreibt und für das vierte wieder 11 dazu setzt, mithin 14 u. s. w. erhält. Fährt man so fort, so findet man, daß die Epakten, wie der Mondenzirkel, einen Kreis von 19 Jahren bilden, nach welchem sie ordentlich wiederkehren. Man findet daher die Epakten für ein jedes gegebene Jahr im julianischen Calender, wenn man die goldne Zahl mit 11 multiplicirt; ergibt sich eine geringere Zahl als 30, so bezeichnet sie die Epakten geradehin; übersteigt sie aber 30 so muß man sie durch 30 dividiren, und was übrig bleibt, sind die Epakten. Ist z. E. für 1826 3 die goldne Zahl, so würde 33 durch 30 dividirt die Epakten III. ergeben. Diese Epakten laufen nun im julianischen Calender durch alle Jahrhunderte ungestört fort; im gregorianischen aber werden sie am Schlusse von 3 einzelnen Jahrhunderten unterbrochen, und demnach ist der Unterschied der Epakten beider Calender veränderlich. Im gegenwärtigen 19. Jahrhundert zählt man von den julianischen Epakten nur 11 ab, so findet man auch die gregorianischen; sind also im J. 1826 die julianischen Epakten III. so sind die gregorianischen XXII. Nachstehende Tafel zeigt bis 1900 die julianischen und gregorianischen Epakten nach der güldnen Zahl.

Güldne Zahl.	Jul. Epakten.	Greg. Epakten.	Güldne Zahl.	Jul. Epakten.	Greg. Epakten.
1	XI.	XXX.	11	I.	XX.
2	XXII.	XI.	12	XII.	I.
3	III.	XXII.	13	XXIII.	XII.
4	XIV.	III.	14	IV.	XXIII.
5	XXV.	XIV.	15	XV.	IV.
6	VI.	XXV.	16	XXVI.	XV.
7	XVII.	VI.	17	VII.	XXVI.
8	XXVIII.	XVII.	18	XVIII.	VII.
9	IX.	XXVIII.	19	XXIX.	XVIII.
10	XX.	IX.		(30)	(30)

Nach diesen Epakten werden in der christlichen Kirche die jährlichen veränderlichen Feste berechnet, welche ein wesentliches Stück in unserm Calender ausmachen. Einige dieser Feste sind nämlich unbeweglich, als: Neujahr am 1. Januar; Epiphanias oder heil. 3 Kön. am 6. Jan.; Mariä Reinigung oder Lichtmeß am 2. Febr.; Mariä Verkündigung am 25. März; Johannisfest am 24. Jun.; Mar. Heimsuchung am 2. Jul.; Michaelis am 29. Sept. und Weihnachten am 25. December. — Die beweglichen Feste eines jeden Jahrs aber hangen von der Bestimmung des Osterfests ab, welches sich nach den Epakten folgendermaßen regulirt.

Nach dem Beschluße des *nicäischen Concils* im J. 325 soll nämlich Ostern am nächsten Montage nach dem Vollmonde gefeiert werden, der auf das Frühlings*äquinoctium* folgt; fällt dieser auf einen Sonntag, so soll er auf den nächsten Sonntag verlegt werden, und dasselbe soll auch Statt finden, wenn der erste Ostertag mit dem jüdischen zusammenträfe. Wenn nun gleich im J. 1700 von den evangelischen Ständen bestimt wurde, daß der Ostervollmond nach der astronomischen Rechnung gefunden werden sollte, so gab man doch, um Verwirrung zu vermeiden im J. 1776 darin nach, daß man forthin denselben nach den kirchlichen Epakten anzunehmen, und so stets Ostern mit den Katholiken übereinstimmend zu feiern beschloß.

Es kömt also nur darauf an, den Ostervollmond nach den kirchlichen Epakten zu finden. Hat man die Epakte gefunden, so ergibt sich aus nachstehender Tafel der Tag des Vollmondes und der dabei stehende Buchstabe, verglichen mit dem Sonntagsbuchstaben, zeigt zugleich, welcher Wochentag derselbe ist. Im J. 1826 ist A der Sonntagsbuchstab, XXII. die gregor. Epakte, mithin ist der 22. März der Tag des Ostervollmonds, und der dabei stehende Buchstabe D zeigt an, daß dieser der vierte Tag in der Woche oder der Mittwoch ist. Daher wird Ostern Sonntags nach dem Mittwoch, also am 26. März einfallen. — Im julianischen Calender findet man eben so Ostern nach der güldnen Zahl; hat man diese, so kann man jenes ebenfalls aus derselben Tafel ersehen, und der daneben stehende Buchstabe zeigt, hinsichtlich des Sonntagsbuchstabens, ebenfalls den Wochentag an. Da nun die güldne Zahl 1826 3 ist, so trifft der Ostervollmond auf den 13. April, und da der julianische Sonntagsbuchstab C ist, so ist E das Zeichen des Dienstags;

demnach ist 1826 nach dem julianischen Calender der erste Ostertag Sonntags, oder 5 Tage nach dem 13. April, also den 18. Hienach läßt sich leicht für das ganze 19. Jahrhundert jährlich das Osterfest sowol nach dem julianischen, als auch nach dem gregorianischen Calender berechnen, und man hat nur für jedes zuvor die güldne Zahl und die kirchlichen Epakten zu suchen.

Güldne Zahl.	Julian. Ostervollmond.	Gregor. Epakten.	Gregor. Ostervollmond.
1	5. April D	XXX.	13. April E
2	25. März G	XI.	2. April A
3	13. April. E	XXII.	22. März D
4	2. April A	III.	10. April B
5	22. März D	XIV.	30. März E
6	10. April B	XXV.	18. April C
7	30. März E	VI.	7. April F
8	18. April C	XVII.	27. März B
9	7. April F	XXVIII.	15. April G
10	27. März B	IX.	4. April C
11	15. April G	XX.	24. März F
12	4. April C	I.	12. April D
13	24. März F	XII.	1. April G
14	12. April D	XXIII.	21. März C
15	1. April G	IV.	9. April A
16	21. März C	XV.	29. März D
17	9. April A	XXVI.	17. April B
18	29. März D	VII.	6. April C
19	17. April B	XVIII.	26. März A

Von dem Osterfeste nun werden alle übrige Feste des Jahrs rückwärts und vorwärts bestimt. So findet sich Sonntags 9 Wochen vor Ostern Septuagesimä. Der Sonntag, welcher zunächst nach dem 6. Jan. fällt, ist der 1. Epiphaniassonntag; ihm folgt der 2., 3., 4. u. s. w. bis Septuagesimä; es können dieser Sonntage höchstens 6 seyn, welches selten, und in diesem Jahrh. nur im J. 1810 und 1821 vorkam, und 1832, 1848, 1859, 1867, 1878, 1886 wieder eintreffen wird. Die Sonntage von Septuagesimä ab bis Ostern heißen Sexagesimä, Quinquagesimä (oder Estomihi), Invocavit, Reminiscere, Oculi, Lätare, Judica, Palmarum, Donnerstag nach diesem ist der grüne Donnerstag, und der folgende Freitag der Charfreitag. Zwischen Estomihi und Invocavit heißt der Dienstag Fastnacht, und der Mittwoch Aschermittwoch, (S. Th. VI. S. 59), ingleichen der Sonntag Invocavit der erste Sonntag in der Fasten. Der Mittwoch zwischen Oculi und Lätare heißt: Mitfasten. (Die Mitte der Fasten). Nach Ostern fällt auf den 40. Tag der Himmelfahrtstag und auf den 50. der Pfingsttag. Zwischen Ostern und Pfingsten heißen die Sonntage Quasimodogeniti, Misericordias Domini, Jubilate, Cantate, Rogate und Exaudi. Alle diese Sonntage von Invocavit an führen ihre Namen nach den lateinischen Anfängen der christlichen Gottesdienste in der ältern Kirche. Von Pfingsten ab heißt der erste Sonntag das Trinitatisfest, und von diesem zählt man weiter den 1., 2., 3. u. s. w. Sonntag nach Trinitatis. Diese Reihe wird durch den ersten Adventssonntag, oder den 4. Sonntag rückwärts vom Weihnachtsfeste gerechnet, beschränkt, und der Sonntag vor dem ersten Advent ist der letzte der Trinitatissonntage. Der Trinitatissonntage aber können nicht weniger als 23, und nicht mehr als 27 seyn, weil Ostern nie vor dem 22. März, als dem Tage nach der Frühlingsnachtgleiche, und nie nach dem 25. April, als der äußersten Gränze, die der Vollmond nach jener bestimt, einfallen kann. Man nent daher diese beiden Tage die Ostergränzen*). — Auf den ersten Adventssonntag folgen der 2., 3. und 4.; dann der erste und zweite Weihnachtstag; endlich der Sonntag nach Weihnachten, der jedoch wegfällt, wenn Weihnachten auf einen Sonnabend oder Sonntag fällt. Der siebente Tag nach den Weihnachtstagen ist stets der Neujahrstag. — Von den 4 Quartaltagen oder Quatembern, welche in der katholischen Kirche Fasttage, und in verschiednen Ländern Zahlungstermine sind, richten sich die ersten beiden, Reminiscere und Trinitatis nach Ostern, indem jener Termin Mittwochs nach Invocavit, dieser stets Mittwochs nach Pfingsten fällt; die beiden andern sind stets auf den Mittwoch nach dem 14. Sept., und auf den Mittwoch nach dem 13. December bestimt, und heißen nach diesen Tagen, der erstere von diesen beiden Crucis, (denn am 14. September ist das Fest der Kreuzeserhöhung) der letztere aber Luciä, weil der 13. December im Calender mit dem Namen Lucia bezeichnet ist.

Dies ist das Wesentlichste, was zu einem Calender unsrer Zeit in christlichen Ländern gehört, und was in demselben nicht fehlen darf. Indessen enthalten die mehrsten Calender auch manches Außerwesentliche, was zum Theil doch ganz zweckmäßig und nützlich, zum Theil aber auch sehr unnütz ist, ja schädlich werden kann.

Dahin gehören zuvörderst neben den Tagen die ihnen zugehörigen Namen, welche aus älterer Zeit her nach und nach in den Calender aufgenommen sind, von denen einige festliche oder doch sonst bedeutende Namen, wie die Apostelnamen und die Namen mehrer Heiligen für die katholische Kirche, sind. Dergleichen sind

im Jan. 17. Antonius. 20. Fab. Sebast. 25. Pauli Bekehrung.
im Febr. 6. Dorothea. 14. Valentin. 22. Petr. Stuhlf. 24. Ap. Matth.
im März 12. Gregor. 17. Gertrud. 19. Joseph.
im April 4. Ambrosius. 23. Georg. 25. Ev. Markus.
im Mai 1. Philipp und Jacob. 3. Kreuzes Erfindung. 25. Urban.
im Juni 8. Medardus. 11. Barnabas. 15. Veit. 29. Petr. und Paul.
im Juli 13. Margaretha. 15. Apost. Theil. 22. Mar. Magd. 25. Jacob. 26. Anna.
im August 1. Petri Kettenf. 6. Verkl. Christ. 10. Laurent. 15. Mar. Him. 24. Barthelom. 29. Joh. Enth.
im September 1. Ägidius. 8. Mar. Geb. 14. Kreuz Erhöh. 21. Ev. Matth. 24. Joh. Empf.

*) Sehr selten fällt Ostern den 22. März oder den 25. April. Ersteres geschah in diesem Jahrhundert im J. 1818, letztres wird erst 1886 geschehn. Im 18. Jahrh. traf Ostern 1734 auf den 25. April und im J. 1761 auf den 22. März.

im October 4. Franciskus. 16. Gallus. 18. Ev. Lucas. 21. Ursula. 28. Sim. Jud.
im November 1. Aller Heil. 2. Aller Sel. 11. Martin Bischof. 19. Elisabeth. 21. Mar. Opf.
im December 4. Barbara. 6. Nicolaus. 8. Mar. Empf. 13. Lucia. 21. Ap. Thomas. 26. Stephan. 27. Ev. Johann. 28. Unsch. Kind.

In mehren Volkscalendern läuft neben dem gregorianischen Calender der julianische in einer besondern Columne fort; dann folgt die Angabe des täglichen Sonnen Auf- und Untergangs, zugleich ist monatlich der Eintritt der Sonne in die Zeichen der Ecliptik angemerkt. Dieser erfolgt zwischen dem 20. und 23. jeglichen Monats, im Jan. in den Wassermann, im Febr. in die Fische, im März in den Widder, im April in den Stier, im Mai in die Zwillinge, im Juni in den Krebs, im Juli in den Löwen, im August in die Jungfrau, im Sept. in die Wage, im Oct. in den Scorpion, im Nov. in den Schützen, im Decbr. in den Steinbock. Die Sonne geht am Tage der Nachtgleichen, am 21. März und 23. September um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends unter; der längste Tag dauert in Teutschland 16½ Stunden, mithin geht die Sonne im Allgemeinen 3 Uhr 45 Min. Morgens auf und 8 Uhr 15 Min. unter. Der kürzeste Tag dauert 7½ Stunde, und geht die Sonne an diesem Tage um 8 Uhr 15 Min. auf und 3 Uhr 45 Min. unter. — Eine andere Columne gibt den Lauf des Mondes in den Zeichen der Ecliptik und seine Lichtgestalten, ingleichen seinen täglichen Auf- und Untergang an. Auch enthalten in manchen Calendern, vielleicht in den mehresten Volkscalendern, eine fernere Abtheilung die Erscheinung und Sichtbarkeit der Planeten, ihre Zusammenkünfte unter sich, mit dem Monde und mit der Sonne, die Bemerkung der Erdferne und Erdnähe des Mondes und der Sonne u. dgl. m. auch wol Angaben der Witterung, die freilich noch nicht so ungereimt und schädlich sind, als die Angaben von gutem Aderlaßen, Schröpfen, Haarabschneiden u. dgl. m., welche letztre jetzt aus vielen Calendern ausgelassen sind, dagegen man um der Welt willen, die nun einmal betrogen seyn will, die Witterungsanzeigen nicht hat auslassen dürfen.

Angehängt ist dem Calender gewöhnlich noch
eine Anzeige verschiedner Aeren oder Epochen der Zeitrechnung; (s. Th. 2. S. 67 u. f.) Zu kürzerer Übersicht sind hier die vornehmsten und gewöhnlichsten Aeren nochmals angegeben, als da sind:
die Aere der Weltschöpfung nach Petav, wonach die Weltschöpfung 3983, nach Calvisius, wonach sie 4017, nach der Juden Rechnung, wonach sie 4006 fällt. Demnach wäre das 1826. Jahr nach Petav das 5799., nach Calvisius das 5776., nach der Juden Rechnung das 5586. Jahr.
Die Olympiadenäre der Griechen von Einführung der olympischen Spiele gezählt; so daß eine Olympiade ein Zeitraum von 4 Jahren war; sie hebt 776 J. vor Chr. an, und ist demnach das 1826. Jahr das 2602. der Olympiaden.
Die Epoche der Eroberung Roms; 753 Jahre v. Chr., so daß das 1826. J. das 2579. nach Roms Erbauung ist.
Die Nabonassarische Aere, welche mit dem J. 747 vor Chr. anhebt, und deren 2573. J. das 1826. nach Chr. Geb. wäre.
Die Hegira (Hedschra) bei den Türken von Muhameds Flucht von Mecca nach Medina seit 622., den 16. Jul.; so daß, da die Türken nach Mondenjahren von 354—355 Tagen rechnen, 1826 das Jahr der Hegira 1241 ist.
Doch geben die Volkscalender gewöhnlich auch neuere Epochen, z. B. die Krönung Karls des Großen, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerika's, die Reformation, die Regirung verschiedner Könige u. s. w. an.
In einigen folgt der allgemeine Calender der Juden; es sind ihre Monate mit den vorhin angegebenen Namen, und die Tage ihrer Feste angezeigt; ihr Hamansfest fällt auf den 14. Adar, ihr Osterfest den 15. Nisa, ihr Pfingsten am 6. Sivan, ihr Neujahr am 1. Tisri, ihre lange Nacht den 10. Tisri, ihr Lauberhüttenfest den 15. Tisri ein.
Weiter folgen Anzeigen von merkwürdigen Himmelsbegebenheiten, die sich im Laufe des Jahrs zutragen, namentlich Sonnen- und Mondfinsternisse, und Vorübergänge des Mercur oder der Venus vor der Sonnenscheibe.
Endlich sind auch noch Nachrichten und Anzeigen von den wichtigsten Jahrmärkten und Messen, erstere in Beziehung auf die Nähe eines jeden Orts und deren Anfang, genealogische Tabellen, auch manche andere nützliche Anzeigen, nach der Länder Brauch und Sitte beigefügt.

Auf diese Weise sind die gewöhnlichen Volkscalender unserer Zeit eingerichtet, die fast in allen Ländern unter besonderer Aufsicht des Stats stehen, von welchem Buchhändlern und anderen dazu geeigneten Personen Privilegien zum Vertriebe der Landescalender ertheilt werden. In den preußischen Landen gehört einem großen Theile nach die Einnahme von Calenderprivilegien der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin.

Nach der Form und Einrichtung, welche sie haben, erhalten die Calender verschiedne Namen. Man hat Tafelcalender, die auf einem Blatte das Wesentlichste des Calenders in einer Übersicht angeben, Schreib- und Amtscalender, die besonders zum Gebrauch für öffentliche Behörden eingerichtet sind, wie denn auch seit kurzem Amtscalender für Prediger und Schullehrer (Erfurt b. Müller) erschienen sind; Taschencalender, Calender in kleinem Format, um solche bequem bei sich tragen zu können, gewöhnlich noch mit mancherlei andern nützlichen Notizen versehen, wie z. B. der Gothaische und Berliner Taschencalender.

Eben so sind manche Calender mit Zugaben versehen, welche eigentlich wissenschaftlich sind, und von welchen sie dann ihre Namen erhalten. So erscheinen alljährlich z. B. astronomische Calender, wohin das astronomische Jahrbuch vom Professor Bode zu Berlin, welches im J. 1822 sein Jubiläum feierte und noch fortwährend erscheint,

dagegen die Wiener Ephemeriden (Ephemerid. Vindobon.) †) mit dem J. 1806 geschlossen sind, — die Pariser Connaissance de tems, der Londner nautical almanac u. a. gehören, welche noch fortdauern. Andere liefern historische Nachrichten, zum Theil Bearbeitungen bestimmter Abschnitte der Geschichte, wie des 7jähr. und 30jährigen Kriegs, wohin die Berliner historischen Calender und auch die Petersburger Taschencalender zu rechnen sind, welche noch fortgesetzt werden; eben so genealogische Calender, Forst- und Jagdcalender, Gartencalender und dergl. mehr.

Ein sehr nützlicher Calender für mannigfachen Gebrauch ist das gothaische tägliche Taschenbuch für alle Stände, das, außer mehrem Zweckmäßigen, auch besonders eine sehr brauchbare Posttabelle enthält.

Normalcalender, immerwährende und allgemeine Calender nent man solche Calendertabellen, welche Angaben enthalten, nach welchen man leicht beliebige Calender construiren oder auch einzelne Zeiterfindungs- und andere Calender-Aufgaben schnell und richtig lösen kann.

Hundertjährige Calender liefern Übersichten der Calender auf 100 Jahre; (z. B. 100jähriger Calender von Fritsch. Quedlinburg, 1801) sind sie aber nur, wie ältere, Stützen des allereinfältigsten und lächerlichsten Aberglaubens, so verdienen sie gar nicht erwähnt zu werden. (*Fritsch.*)

CALENDULA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19. Linné'schen Klasse. Die Gattung gehört zur Ordnung der sogenannten Necessaria, wo nur der Umfang der Blume vollkommene Samen trägt, die Blümchen der Scheibe aber fehlschlagen. Ein vielblättriger Kelch und mannigfach gebildete, mehrentheils kahnförmige Samen machen die Merkmale dieser Gattung aus, von der es etwa 36 Arten gibt. Die bekanntesten sind die gemeinen Ringelblumen: C. *arvensis* und *officinalis*, von denen die letztere als Zierpflanze gezogen und deren Extract gegen Verhärtungen und Krebsgeschwüre des Uterus empfohlen wird. (*Sprengel.*)

Calendula officinalis, Ringelblume ꝛc. Die frischen Blätter und Blumen enthalten, nach Geiger erstere 0,54, letztere 3,50 von einer eigenen glutinösen Substanz, (s. Calendulin), außerdem letztere wenig von einem in gem. Temperatur festen Ätheröle, 62,50 Holzfaser, 1,45 Stärkmehl, 1,50 Gummi, 0,62 Eiweißstoff, 19,15 Bitterstoff, 3,44 gelbgrünes Weichharz, 0,84 Äpfelsäure nebst etwas Bitterstoff, 5,45 äpfelsaur. Kali, 6,06 salzs. Kali, 1,47 äpfels. Kalk, (Überschuß 7,55). Ihre Asche besteht aus kohlen-, salz- und schwefels. Kali, kohlens. Kalk und Talkerde, phosphors. Kalk, dergleichen Eisen-, Braunsteinoxyd- und Kieselerde.

Die frischen Blätter haben dieselben Bestandtheile, nur weniger Ätheröl, und salzs. Salze, dagegen Salpeter, der in den Blumen fehlt*). Arzneilich galt diese Pflanze mehr sonst, als jetzt, für ein auflösendes und schweißtreibendes Mittel; vorzüglich pries man die Blumen gegen manche bösartige Krankheiten, sogar gegen die Pest, als Präservativ- und Curativmittel, gekaut oder mit Essig infundirt, oder den frischen Saft davon an. Das Extract, täglich 4—5mal zu 4 Gr. genommen, lernte man neuerlich als ein gutes Brech- und Magenkrampfstillendes Mittel kennen.

Außerdem bedient man sich der Blumenblätter zum betrügerischen Gelbfärben, z. B. der Butter, der Speisen statt des Safrans, dem sie auch wol im Handel beigemengt werden, (s. Crocus). — Mit Alaun gibt ihr Saft eine gute Malerfarbe. Zum Färben auf Wolle sind sie untauglich. (*Th. Schreger.*)

CALENDULIN, nent Geiger eine von ihm 1818 in den Blättern und Blumen der Calendula offic. aufgefundene, eigene, klebrige und stickstoffreiche Substanz, die in Wasser zu einer Gallerte aufschwillt, aber kaum ein wenig sich löst; desto auflöslicher ist sie in Weingeist, wodurch sie sich den Harzen nähert, und durch das Erstarren ihrer concentr. geistigen Lösung in der Kälte zu einer gallertartigen Masse wird. Auch löst sie sich im wässerigen Ammonium auf, und wird daraus durch Säuren gefällt; ferner leicht in concentr. Essigsäure, woraus sie durch Wasser niedergeschlagen wird. Unauflöslich ist sie in Salzsäure, kohlens. Kali, Kalkwasser, in Äther, u. in Terpentinöl. Bei der trocknen Destillation gibt sie ein brenzliches Öl und saures ammoniumhaltiges Wasser (s. Geiger a. a. O.). (*Th. Schreger.*)

CALENTURA. Dieser Name wird nicht sowol von den Spaniern, die jedes hitzige Fieber, besonders auch das Petechialfieber, Calentura nennen, als von den Holländern, Engländern und Franzosen einer plötzlich eintretenden Geistesverwirrung gegeben, welcher Seefahrende in der Nähe der Linie, und wie Einige wollen, auf dem Wege nach Westindien, doch ehemals mehr als in unsern Tagen, ausgesetzt waren. Bei den Meisten komt der Anfall mitten in der Nacht; die Getroffenen glauben sich unter ganz andere Umgebungen, in lachende Fluren versetzt, und können kaum durch die äußersten Anstrengungen abgehalten werden, über Bord sich in das Meer zu stürzen. Über die begleitenden, körperlichen Erscheinungen sind aber selbst die älteren Berichterstatter nicht einig; die Einen versichern, der Puls sey dabei sehr voll und gereizt, das Gesicht roth und das Schlagen der Carotiden auffallend; die Anderen dagegen fanden das Gesicht bleich, den Puls klein, langsam und regelmäßig, überhaupt kein Zeichen des Fiebers; doch geben auch die Ersteren zu, daß es oft sehr schwer falle, Blutentleerungen zu Stande zu bringen, weil auch bei geöffneten Venen das Blut nicht ausfließe. Vorzüglich werden jüngere Individuen, welche die Linie zum ersten Mal passiren, von dem Übel befallen, es ist aber, wie bereits bemerkt wurde, in den neuern Zeiten, in welchen Seereisen in kürzerer Zeit zurückgelegt worden, der Bau der Schiffe verbessert ist, und zweckmäßige Vorkehrungen zur Erneuerung der Luft in den Schiffsräumen eingeführt sind, diese Erscheinung viel seltener; aber selbst im 17. Jahrh. wurden die verschiedenartigsten Fieber z. B. von ten Rhyne ein eigentliches Schiffs- oder Kerkerfieber, von den Engländern ein patechial typhus,

†) Der Titel ist eigentlich: ephemerid. astronom. ad merid. Vindobon. 1757 u. f. von Hell; seit 1794 von Triesnecker und Bürg bis zum Jahre 1806. (Zusammen 47 thlr. 16 gr.)

*) Vergl. *Geiger* Diss. de Calend. offic. Heidelb. 1818., und Berlin. Jahrb. d. Pharm. XX.

der auf der Flotte unter Thomas Gates und Georg Somers während ihrer Fahrt nach Virginien ausbrach, mit dem Namen Calentura belegt; und wenn in den neuesten Zeiten noch Einige die Krankheit an der Meeresküste oder auf großen Flüssen in den Tropen-Gegenden mit aller ihrer Furchtbarkeit gesehen haben wollen, so dürfte dies eher ein durch miasmatische Ausflüsse jener Gegenden veranlaßtes, sopordses, remittirendes Fieber, dessen Anfälle bei der kühleren Nachtluft immer am heftigsten sind, gewesen seyn *). (*Schnurrer.*)

CALENZANA, Stadt in dem Bezirk Calvi des franz. Dep. Corsica, nahe am Meere mit 1950 Einw. In der Nähe befindet sich eine Eisenmine. (*Hassel.*)

Calepin, s. am Ende des Bandes.

CALEPINA, Adans., eine Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblumen und der 15. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in der kugeligen, einsamigen, nicht aufspringenden Frucht, mit stumpfem Pistill gekrönt. Mit Crambe komt sie zwar sehr überein, und ist auch von Allione und l'Heritier dazu gezählt worden. Allein diese hat eine zweigliederige Frucht, deren unteres Glied fehlschlägt und gespaltene Staubfäden. Calepina bildet nur eine Art: C. Corvini *Desv.* (Bunias cochlearioides *Murr.*), welche im südlichen Europa wild wächst. (*Sprengel.*)

Cales, s. Calvi.

CALETES (Caleti, Caletae), eine celtische Völkerschaft, nach Cäsar in der Gallia Belgica, unter Augustus in der Lugdunensischen, an der Seine. (*H.*)

CALEYA, nent R. Brown nach George Caley, der aus Neu-Holland viele Pflanzen einführte, eine Gattung aus der natürlichen Familie der Orchideen, die durch den besondern Bau des Lippchens ausgezeichnet ist. Dies steht nämlich hinter dem Fruchtsäulchen, ist schildförmig ausgehöhlt und an einen langen Nagel befestigt. Beide bekannte Arten Cal. major und minor haben nur ein Wurzelblatt, eine oder wenige dunkelrothe Blüthen auf dem Schaft, und wachsen in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALHETA, Villa auf der portug. Insel Madera, am Fluß gleiches Namens, mit 1 Kirche, 502 Häusern und einem kleinen Hafen. (*Stein.*)

CALI, (301° 9′ 30″ L. 3° 25′ 36″ nördl. Br.), Stadt in der Prov. Popayan in Neugranada in Südamerika, in einem Thale gleiches Namens, am Fluß Cauca. In der Gegend findet man Platina. (*Stein.*)

Caliacona, s. Tyrrelsbai.

CALIARI (auch Cagliari), 1) Paolo, bekannter unter dem Namen Paul Veronese, geb. zu Verona 1530 [1]), gest. zu Venedig 1588. Von seinem Vater Gabrielle Cagliari, einem Bildhauer, lernte er die Anfangsgründe von dessen Kunst; da er aber mehr zur Malerei hinneigte, kam er zu Antonio Badile, zu der Zeit dem geschicktesten Maler zu Verona. Bald aber übertraf der Schüler seinen Lehrer, und da der Cardinal Gonzaga seine Geschicklichkeit hatte kennen lernen, bewog er den jungen Künstler, ihm nach Mantua zu folgen, wo er im dortigen Dom sich vor seinen Landsleuten vortheilhaft auszeichnen konnte. Paolo rechtfertigte dieses Zutrauen, denn durch sein Gemälde, die Versuchung des heil. Antonius, übertraf er bei weitem die andern Maler. Hier und im Gebiete von Vicenza durch seine Werke hinlänglich bekant geworden, begab er sich nach Venedig, die dasigen Maler wenig fürchtend. Er hatte den Muth, zu seinen großen Vorgängern empor zu streben; und es gelang ihm auch bald, durch mehre öffentliche Werke sowol in Venedig als in der Umgegend, seinen Ruhm dauernd zu gründen, wodurch man bewogen wurde, ihm im Palaste des Dogen ein Gemälde zu übertragen, welches den Kaiser Friedrich darstellt, wie er den Oktavianus als den Oberhirten der Kirche anerkent.

So sehr der Neid Tizians jedes emporstrebende Talent aus seiner Nähe zu verdrängen suchte, so finden wir ihn doch bei der Würdigung der Verdienste Paolo's gerecht; denn als die Prokuratoren von St. Markus ihn zum Schiedsrichter aufstellten, um die vorzüglichsten jungen Künstler auszuwählen, welche die St. Markusbibliothek malen sollten, so war Paolo einer der ersten, und er malte mit so glücklichem Erfolg, daß man ihm eine goldne Kette zum Ehrengeschenk machte, und erwarb sich das Wohlwollen eines der Prokuratoren, Namens Girolamo Grimano, welcher Gesandter der Republik in Rom war, in so hohem Grade, daß ihn dieser mit nach Rom nahm. Hier sahe er Raphael und die Antike, und es ist die allgemeine Behauptung, er habe durch die Anschauung der großen Meisterwerke *seine Kunst um vieles* vervollkommenet. War aber dieses *bei Paolo möglich*? Sein Styl war schon so originell und fest gegründet, und wenn ihn auch die Schönheiten der Römer anzogen, so fand er es doch vortheilhafter, den von ihm selbst gewählten Gang zu verfolgen, auf welchem er sich zu einem der ersten Maler in großen Umgebungen empor schwang. Das Vortreffliche, was er sah, blieb jedoch nicht ohne Wirkung auf ihn. — Vier große Gemälde, in verschiedenen Zeiträumen ausgeführt, Gastmäler darstellend, erhöhten seinen Ruhm am meisten, da er alle Pracht der Kunst auf sie verwendete. Das erste für den Speisesaal des Klosters S. Giorgio Maggiore, über 30 Fuß lang mit 120 ganzen Figuren und 150 Köpfen, stellt die Hochzeit zu Kana dar. Die Hauptpersonen alle sind Bildnisse vornehmer und berühmter Personen; ja man findet unter den Musikanten Tizian, der die Baßgeige spielt, und ihn selbst im gelben Kleide mit dem Violoncell. Das zweite Gemälde, das Gastmal Simeons, führte er im J. 1570 für die St. Sebastianskirche aus, hier sieht man Magdalena, wie sie mit ihrem Haar die Füße Christi trocknet (Matth. 26. Mark. 14.). Im dritten Gemälde im J. 1573 verfertigt, in der St. Johannes- und Paulskirche befindlich, sieht man Christus *mit seinen* Jüngern im Hause des Levi (Lukas, Kap. 5.) *bei Tische*; dieses Gemälde hat durch eine Feuersbrunst gelitten. Das vierte eine Wiederholung des zweiten, ehedem im Speisesaal der Serviten, kam als ein Geschenk der Republik Venedig an Ludwig XIV. im Jahr 1665 nach Versailles.

Nähere Nachricht über das Leben und die Werke dieses fleißigen Künstlers findet man bei Ridolfi [2]). Nach

*) Der neueste Schriftsteller über diese Krankheit ist *Fournier* in Dict. de sciences medicales (tom. III.). Paris 1812.

1) Nach Zannetti 1528, nach Andern 1532.

2) La Vita di Paolo Veronese, o degl' altri Cagliari. Venezia 1646. 4.

Lepicier [3]) befanden sich in Frankreich 26 Stücke von ihm. Die Galerie zu Dresden enthält 15, die zu München 9, die Wiener 20, ohne die Privatsamlungen zu rechnen, und was das übrige Ausland von ihm besitzt. Sein Styl ist originell, indem er seine Beobachtung mehr aus der Natur, als den strengen Regeln der Kunst zog. Die Zeichnung ist nicht immer korrekt, aber großartig behandelt; eben so wenig sind die Draperien als Muster aufzustellen, aber sie sind im Geschmack seines Zeitalters gut dargestellt, und man muß die Wahrheit der prächtigen Stoffe loben. Obgleich seine Figuren sich leicht bewegen, so fehlt ihnen doch die Sele des Ausdrucks; diesen suchte er mehr in die Stellung der handelnden Personen zu legen, und mußte dies gewissermaßen, da er sich mehrentheils bei historischen Darstellungen der Bildnisse lebender Personen bediente; aber schon aus diesen Bildnissen muß man ihn für einen der größten Maler erkennen. Seine Compositionen sind voll lebendiger Einbildungskraft, und zeugen von seiner Gabe, alles leicht hinzustellen; aber es fehlt ihnen oft die Einheit, welche durch mannigfache Episoden noch mehr gestört wurde. Diesen Mangel sucht er durch harmonische Farben, durch Glanz und Pracht, durch zierliche Stellungen und angenehme Wendung in den Köpfen zu ersetzen, und gewiß, er setzt uns durch die kühne Behandlung seines Pinsels in Verwundrung, der gleich kühn begint und endet. Das Helldunkel ist gut berechnet, die Pracht der Farben gehörig in Harmonie gesetzt, so daß keine Härte derselben beleidigt, und die Körper sind durch Wiederschein gehörig getrent. Selbst die Fleischtinten, obgleich zu sehr an das Violette gränzend, werden doch durch die schönen Mitteltinten gehoben. Dem Tadel in seinen Werken am meisten ausgesetzt, ist die wenige Beobachtung des Üblichen, der Mangel an historischer Wahrheit [4]). — 2) C. Benedetto, Bruder des Vorigen, der, ob er sich gleich nicht zu der Höhe des Paolo schwingen konnte, doch als ein verdienstvoller Künstler zu betrachten ist. Eins seiner schönsten Gemälde ist eine Geburt der Jungfrau Maria zu St. Maria dell' Orto zu Venedig. Als ein geschickter Architekturmaler verfertigte er in den Gemälden seines Bruders die Hintergründe, so daß die schönsten Werke dieser Art ihm zugeschrieben werden können. Er starb 1598 im 60. Jahre. — 3) C. Carletto, Sohn und Schüler des Paolo, war mit außerordentlichen Talenten für die Kunst begabt, und zeigte schon in seinem 18. Jahre seine Geschicklichkeit in öffentlichen Werken. Da er sich einige Zeit zu Basano bei Giocomo da Ponte aufhielt, so gelang es ihm, die an diesem Ort erworbenen Vorzüge mit denen seines Vaters geschickt zu vereinigen. Da, wo er ganz in die Manier seines Vaters über-

---

3) **Catalogue raisonné des tableaux du Roi, avec un Abrégé de la vie des peintres etc. 1752 und 1754.**

4) Wir theilen hier noch die später eingegangene Schilderung von einem andern Mitarbeiter mit.

„Die reiche Schöpfung seiner fruchtbaren Einbildungskraft ist stets mit behaglicher Leichtigkeit behandelt, nichts ist drückend in dem wimmelnden Überfluß, Alles spricht uns hell und freundlich an, Alles glänzt und leuchtet in dem buntesten Farbenwechsel, aber ohne grelle Contraste. Das Helldunkel ist absichtlich so viel als möglich vermieden; er läßt lieber große und volle Lichtmassen mit ganzen Schatten zusammentreffen. Seine Draperien sind überaus mannigfaltig, und er wirft seine leichten und schweren Stoffe in die natürlichsten Falten, unter denen sich richtig und geschickt gebaute Körper bewegen. Das Nackte liebt er nicht sehr, obgleich es ihm weder an anatomischer Sicherheit der Umrisse, noch an blühendem Inkarnat fehlt; aber seinem Geschmacke sagt die bunte Kleiderhülle mehr zu, als die Eintönigkeit des Fleisches. In seinen Stellungen und Köpfen herrscht eine erstaunliche Abwechselung, jedoch ohne Gesuchtheit; denn er griff seine Gruppen, Figuren, Bewegungen, Physiognomien und Mienen aus dem Leben auf. Seine Farben sind so glänzend, daß seine Tadler ihn deswegen einen Miniaturmaler nannten, und die Patina seiner Ölbilder hat sich trefflich gehalten; dagegen haben aber seine Fresken in der venezianischen Luft bedeutend gelitten. Sein Auftrag ist leicht, keck und breit, und man pflegte von ihm zu sagen, er schreibe vielmehr mit seinen Farben, als daß er male. Er gibt, wie Fiorillo sehr treffend bemerkt, durch einfache Pinselstriche seinem Werke nicht etwa die letzte Vollendung, sondern er fängt damit an und endigt auch damit. Seine Draperie pflegte er mit einer Halbtinte anzulegen, worauf er nachher die Lichter und Schatten schrieb, und sie, wenn das Kolorit zu trocken ausfiel, mit durchsichtigen Lackfarben bedeckte. Die Kunstrichter werfen ihm vornehmlich seine Vernachlässigung des geschichtlichen und örtlichen Kostüms, seine übermäßigen Episoden und seinen, wie sie es nennen, Misbrauch der venezianischen Geberdensprache, vor. Indessen fließen diese Fehler so rein aus dem Innersten seines Wesens und bilden so entschiedene Züge seines Kunstcharakters, daß man diesen entweder ganz verdammen oder auch jene Eigenthümlichkeiten gelten lassen muß. In der Darstellung höherer und ernsterer Gegenstände, wie z. B. in den geschichtlichen und allegorischen Bildern des Dogenpalastes und in seinen Märtyrern, verleugnet er zwar weder seine geistreiche Erfindungskraft, noch die Gewandtheit seines Pinsels; aber er ist in ihnen doch nicht in seinem Elemente. Es geht jenen Bildern die Tiefe und Kraft der großen Motive ab, welche wir in solchen Darstellungen suchen, und wo der Künstler irgend kann, zieht er uns durch episodische Ausschmückungen von den Hauptpersonen ab, gleichsam um uns für das schadlos zu halten, was diesen an Gewicht und Bedeutung mangelt. So übertäuben z. B. die pomphaften Züge in den Bildern des Dogenpalastes oft die ganze Allegorie und verdrängen selbst die geschichtlichen Helden. Nach Paris waren, außer der Cene, folgende Bilder desselben weggeführt worden: Der heilige Georg aus der Kirche S. Giorgio zu Verona (s. *Pozzo* Vite de' Pittori etc. p. 240. Vgl. Sperb's Kunst in Ital. B. I. p. 27 ff.); der heilige Barnabas, der Kranke heilt, eben daher; die Madonna mit dem heiligen Hieronymus aus der Kirche S. Zacharia zu Venedig; der Raub der Europa und einige andre Stücke aus dem Dogenpalast; die Versuchung des heiligen Antonius aus dem Dom zu Mantua; eine heilige Familie, eine Grablegung und ein weibliches Porträt aus dem Palaste Bevilacqua zu Verona. In Venedig haben außerdem noch folgende Kirchen ausgezeichnete Werke seines Pinsels zum Theil noch in Besitz, zum Theil hat die Galerie der Akademie sie erhalten: S. Silvestro, S. Nicolo dei Frati, Ogni santi, S. Catarina, und vorzüglich S. Sebastiano. Auch in Brescia (S. Afra), in Mailand (S. Eufemia), in Padua (Benediktinerkloster), und in den Galerien von Florenz, Rom, Parma rc. finden sich Gemälde desselben, und Teutschland hat deren mehre von Bedeutung aufzuweisen. In Paris sind, außer der schon erwähnten Cena, die Pilger von Emaus hervorzuheben.

Paul Veronese hat viele gute Schüler gebildet. Außer seinem jüngern Bruder Benedetto Caliari, seinen beiden Söhnen Carletto und Gabriel, seinem Neffen von mütterlicher Seite Luigi Benfatto, sind von ihnen zu nennen Francesco Montemezzano, Pietro Longo oder de' Lunghi, Parrasio Michele, Giambattista Zelotti, Angelo Nardi, Maffeo Verona.

Unter den älteren Kupferblättern nach Paolo Veronese gedenken wir der von Agostino Carracci, Francesco Villamena, Vostermann, Kilian, Matham u. a. m. Die Hochzeit zu Kana hat J. B. Banni geäzt." (*W. Müller.*)

ging, ist es schwer, die Werke beider Meister von einander zu unterscheiden. Nach dem Tode des Vaters vollendete er in Gesellschaft seines Oheims und seines Bruders Gabriel die unvollendet hinterlassenen Arbeiten seines Vaters, aber sein anhaltender Fleis schadete seiner schwachen Gesundheit, und er starb zu früh für die Kunst 1596 im 24. Jahre seines Alters. Sowol in Venedig, als in den Galerien Teutschlands findet man ausgezeichnete Werke von ihm. — 4) Gabriel, mit wenigen Talenten begabt, legte die Malerei ganz nieder und widmete sich dem Kaufmannstand; er wurde der älteste von seiner Familie, und starb an der Pest 1631 im 63. Jahre seines Alters. (*Weise.*)

Caliaturholz, s. Sandelholz.

CALIBIA, Stadt im State Tunis der Berberei. Sie liegt etwa 4 Meilen vom Kap Bon, hat 4000 Einwohner, 1 Fort und 1 Rhede, die indeß blos gegen die W.- und NW.-Winde sicher ist. Das Land umher ist gut angebauet und liefert vieles Getreide und Öl. (*Hassel.*)

Calicarpa-Beeren, s. Wirbelbeeren.

CALICIUM, ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Lichenen, welche sich durch einförmigen crustenartigen Thallus, und durch gestielte Knöpfchen auszeichnet, deren Oberfläche sich in staubartiges Pulver auflöset. Es sind fast 30 Arten bekant, die fast alle auf absterbenden Baumrinden wachsen, und deren Knöpfchen bald schwarz sind, wie bei C. stigonellum, turbinatum und claviculare Achar., bald eine andere Farbe haben, wie bei C. trachelinum, chrysocephalum, cantherellum und capitellatum Achar. Am nächsten gränzt Calicium an die Gattung Stilbum unter den Pilzen, denn auch dieses hat gestielte Knöpfchen, deren Oberfläche sich in Staub auflöset. Allein die mehr flüchtige Natur des Stilbum und der Mangel des Thallus unterscheiden dasselbe. (*Sprengel.*)

Calico, Collico, s. Kattun.

CALICUT, die Hauptstadt des Distr. Pulnud in der brit. Prov. Malabar, der Sitz eines Zillahcourt und sonst die Hauptstadt von Malabar, bis es Cochin wurde. Sie liegt (Br. 11° 15′ L. 93° 24′) in einer niedrigen Ebene am Meere, ist offen, mit krummen, schmuzigen Straßen, 5000 Häus. und etwa 24,000 Einw., zum Theile Moplays, deren Hauptnahrungszweige die Baumwollenweberei und der Handel mit Pfeffer, Tiek- und Sandelholze sind: das Tiekholz holen die Araber vom rothen Meere ab. Calicut, sonst Colicodu, war einst die Residenz des mächtigen Zamorins von Calicut, der einen gleichen Rang mit dem Raja von Cochin behauptete; seine Nachkommen leben noch jetzt in dieser Stadt von einer Pension und einigen Domänen, die ihnen die Briten gelassen haben, nachdem Tippu ihnen 1792 ihr Erbe abgetreten hatte. Dies ist die erste Stadt, die Vasco de Gama am 18. Mai 1498 nach seiner Fahrt um das Kap erreichte, und von da das erste Schiff, mit indischen Waren beladen, nach Lisboa spedirte. Es war damals reich und blühend; aber als Hyder Ali sie 1773 erobert und ihren Fürsten vertrieben hatte, verjagte er alle Kaufleute und Faktoren, zerstörte alle Pfeffer- und Palmenplantagen um die Stadt, und veränderte ihren Namen in Furuckabad. Sein Sohn Tippu vollendete das, was der Vater angefangen hatte, und versetzte die noch übrigen Bewohner nach Baypur. Aber seit der Besitznahme der Briten ist die Stadt von Neuem hergestellt und komt allmälig wieder in Aufnahme. (*Hassel.*)

CALIFORNIA, 1) ein Stat der mexikanischen Union, welcher aus der Halbinsel California und einem Küstenstriche längs dem Australozeane besteht. Nach Alcedo fand Hernan Cordez 1526 die Halbinsel, nach von Humboldt aber sah Hernan Grijalva 1534 die Küste zuerst und sein Steuermann Fortun Ximenez wurde von den Einwohnern in der Bai von S. Cruz getödtet. 1535 beschiffte Cortez selbst den Golf und die Halbinsel, welche letztre von ihm den Namen California erhielt, und gelangte erst nach vielfach überstandnen Gefahren nach Acapulco zurück, wo indeß der aus Spanien angekommene neue Vicekönig seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel setzte. California war indeß kein Land, was Spanier anziehen konnte; zwar hatte man am Gestade der Halbinsel Perlen entdeckt, aber bei näherer Untersuchung fand man das Land selbst so dürre und unfruchtbar, daß es ganz in Vergessenheit gerieth. Man war selbst ungewiß, ob es eine Halbinsel oder Insel sey, obgleich schon der Pilot Castillo selbiges 1541 als eine Halbinsel eingetragen hatte, und noch die Charten aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zeigen es als eine Insel. Doch bald führte es der thätige Bekehrungseifer der Jesuiten in die Erdkunde ein. Der Pater Maria Salvatierra ging 1697 aus Cinaloa nach California über und fing sein Missionsgeschäft mit einigem Glücke an: ihn unterstützten der Teutsche Franz Kühn (von den Spaniern Kyno genant) und die Väter Eusebius, Joan Ugarte und Begert, wovon letzterer Nachrichten über die Halbinsel bekant machte, die noch jetzt brauchbar sind, und Conzag eine Charte herausgab, die erst jetzt die wahre Gestalt der Halbinsel darthat. Salvatierra und Kühn gründeten das Presidio de S. Dionisio da, wo jetzt das Dorf Loreto steht, und von nun an vermehrten sich die Niederlassungen dergestalt, daß in der Mitte des 18. Jahrh. bereits 16 Dörfer im Innern der Halbinsel entstanden waren. Man hatte indeß in Spanien den Verdacht, daß der Jesuitism in dieser entfernten Kolonie ein ähnliches Reich zu gründen beabsichtigte, als in Paraguay, und nach der Aufhebung des Ordens vertrieb man auch hier 1767 die jesuitischen Missionarien und legte den Fortgang des Bekehrungsgeschäfts in die Hände der Dominikaner; es scheint indeß nicht, daß sie darin mit gleichem Glücke arbeiteten. Nach der Verjagung der Jesuiten dachte die Krone daran, auch den Küstenstrich, welcher sich von der Halbinsel bis zur Bai S. Francesco erstreckt, auf ähnliche Art zu kolonisiren, und übertrug dieses Geschäft den Franziskanern, die auch nach und nach 18 Missionen längs dem Gestade angelegt haben. Dieser Strich Landes erhielt den Namen California la nueva, wogegen die Halbinsel den von California la vieja behielt. — Beide Californias erstrecken sich von 255° 29′ bis 268° 14′ östl. L. und von 22° 55′ bis 38° 30′ nördl. Br., im N. gränzen sie an die russische Kolonie Bodega, und das nordamerikanische Gebiet Oregan, im O. an das wüste Mexico und den Golf von California, im S. u. W. an den Australozean. Den Flächeninhalt berechnet v. Humboldt auf 3998,[77] □Meilen, wovon 2626,[20] auf die Halbinsel und deren

Eilande kommen, davon erstreckt sich letztere von der Bai Todos Santos bis zum Vorgebirge S. Lucas, rechts den Busen von California, links den Australozean lassend, und scharf von NW. nach SO. auslaufend. Die Breite wechselt von 6 bis 25 Meilen. Der Mittelpunkt wird von einer Gebirgskette durchschnitten, deren Mittelpunkt der Cerro di Gigante über 4200 Fuß mißt und vulkanischer Natur zu seyn scheint, in demselben hat man 1746 mehre Vulkane unweit Cabo de las Virgines um 28° Br. entdeckt. Die schmale Halbinsel kann keine bedeutenden Flüsse haben, da das Gebirge allenthalben den Meeren zu nahe liegt; der einzige wichtige Strom ist der Colorado, der aber blos mit seiner Mündung die östliche Gränze macht. Die Küsten sind im O. durch den Busen von California nicht nur eben so ausgezackt, als im W. längs dem Ozean, sondern es zeigen sich in jenem Busen besonders im S. weit mehre Eilande als im W.; dagegen ist die größte Einbucht am Ozean gegen 27° 15′ Br., bei der Bai de Mulego. Das bekannteste unter den vielen Vorgebirgen der Halbinsel ist ihr südlichster Endpunkt, das Cabo de Lucas. Das Innere derselben bietet keinen erfreulichen Anblick dar; kahle Gebirge, die in grotesken Formen empor streben, nehmen die Mitte ein; kein Wald, keine Baumgruppe wechselt die Einförmigkeit und aus den Steinmassen sieht man blos mannshohe Caktus sich durchdrängen. Auch die Umgebungen des Gebirgs sind bloße Felsen und völlig nackt; es gibt auf der Halbinsel fast kein fließendes Wasser, nur einige Quellen und 6 Bäche, an wenigen Stellen vegetabilische Erde. Wo sich diese indeß findet und ein Bach sie tränkt, da entwickelt sich auch eine ungemeine Fruchtbarkeit, und hier ist es, wo die Mönche sich angesiedelt haben. Das Klima ist äußerst mild, der Winter kurz, doch nicht ohne Schnee, Frost und Reif, die Hitze, wenn auch durch Seewinde gemindert, im Sommer unmäßig. Der NW.- und SW.-Wind theilen sich in die Herrschaft über die Halbinsel. Regen fällt blos im Juli und August; in den übrigen Jahrszeiten hat man ununterbrochen einen unumwölkten Horizont. Das neue California oder der schmale Küstenstrich am Australozeane, der im Hintergrunde durch das aus der Halbinsel heraufsteigende Gebirg von dem wüsten Mexico getrent wird und höchstens nur 10 bis 15 Meilen Breite hat, ist stark bewaldet, hat felsige und mit Riffen umgebne Küsten, wovon sich mehre Buchten und darunter der sichere und geräumige Port de S. Francisco bilden, einen sehr fruchtbaren Boden und ein mildes, gemäßigtes Klima. Zwar kent man auch hier keinen einzigen bedeutenden Fluß, wol aber gibt es viele geringere und eine Menge Bäche und Quellen, wodurch das Erdreich hinlänglich getränkt wird. Europäischer Anbau findet auf der Halbinsel sowol, als in California la nueva nur da Statt, wo Missionen errichtet sind; man hat dort die europ. Getreidearten, den Mais, die Kartoffel, die Jatropha und auch die Rebe einheimisch gemacht und hält Herden von Vieh, welches alles freilich auf dem herrlichen Boden des Küstenstrichs weit besser gedeihet, als auf dem der Halbinsel; schon 1802 ernteten die Väter in den Missionen der letzteren 33,786 Fanegas Weizen, eine Menge Mais, kelterten Wein, preßten ein ganz gutes Olivenöl und hielten 2187 Pferde, 877 Maulthiere, 67,782 Stück Rindvieh, 107,172 Schafe und 1020 Schweine. Die Halbinsel ist nicht reich an Vegetabilien und da es fast ganz an Bäumen fehlt, so fällt der Mangel an Brennholze lästig; was sie dagegen in Menge hervorbringt, sind Cactus von mehren Arten, wovon der cactus cereus zum Theil 40 Fuß Höhe erreicht und sowol wie die cactus pitajaga schmackhafte Früchte trägt; in dem Stamme der erstern Art, der 6 Fuß im Umfange hat, nisten die Colibris, der Kardinal, Raben, Geier und Schwalben, auch gibt es eine Art aschfarbiger Fasanen, eine Menge Strand- und Wasservögel und von Quadrupeden den Argali oder wilde Widder; der Golf und der Ozean sind reich an Fischen, der Strand an Seeottern und auf der Ostküste in der Bai von Ceralbo, bei den Inseln S. Josef und S. Cruz findet man reiche Perlenbänke, die aber jetzt schlecht benutzt werden, indem schon zu Begerts Zeit die Ausbeute sich nur auf den Werth von 2000 Guld. belief. Ein Silberbergwerk bei S. Anna hat man aus Mangel an Holz eingehen lassen. Weit reicher ist das Pflanzen- und Thierreich in California la nueva, das dichte und hohe Wälder trägt, worin sich wilde Ochsen, Cuguars, Bären, Füchse, Hirsche, wilde Katzen, Zoriller- und Stinkthiere finden; der Strand ist mit Robben und Schildkröten bedeckt, der Ozean wimmelt von Fischen, auch zeigt sich häufig der Wallfisch und die Seeotter, und das schönste Gefieder belebt die Bäume und das Gestade. Altcalifornia hat wol nichts weiter, als Perlen, welche es in den auswärtigen Handel bringen könnte; Neucalifornia liefert Seeotterbälge, Hirschhäute und andre Felle, und kann schon jetzt von seinen Ackerbauprodukten abgeben; indeß steht das Land mit keinem der übrigen Staten der Union in Berührung, keine Heerstraße führt aus Sonora dahin, und die einzige Verbindung findet durch den Kurier Statt, der von Mexico aus das Felleisen über Guitivis in Sonora nach Loreto und Monterey bringt. Die Volksmenge beider Californias betrug 1793 erst 12,666, 1802. 15,562 und für 1803 schätzt v. Humboldt sie auf 24,600 Köpfe, wovon 9000 in Alt- und 15,600 in Neucalifornia sich befanden. Darunter sind indeß die wilden Indianer nicht begriffen, und mit diesen mögen beide Californias wenigstens 40,000 Menschen fassen. Der Missionen sind in Altcalifornia 16, in Neucalifornia 18.— Die Californier, welche die große Masse des Volks ausmachen, zerfallen in viele Stämme, die eben so viele abweichende Dialekte reden. Auf der Halbinsel wohnen die Periu, die Waicuros in 3 verschiedenen Ästen, die Laymonen, die Cochimir in 4 Ästen, die Utschiti und Ikas, in dem Küstenstriche die Runselen, Ekeelen, Ecclemachen, Achastlier, Matalanen, Salsen, Quiroten und außerdem 18 andre Stämme, die Adelung (S. 103. 104.) nicht namentlich aufführt; alle ähneln sich in Gestalt, Kleidung, Sitten und Gebräuchen, doch sind Jene in Neucalifornia wohlhabender und reinlicher, und führen kein so armseliges Leben, wie ihre Brüder auf der Halbinsel, obgleich auch diese Vancouver für die elendesten Menschen erklärt, die ihm vorgekommen waren. Ihre Sprachen sind höchst arm, ohne Präpositionen und Conjugationen, die Wörter äußerst mangelhaft, und es fehlen ihnen alle, die einen Bezug auf Geistesfähigkeiten und Gemüthsnei-

gungen haben. Das Reifwerden der Pitahaja, die auf der Halbinsel außer Fischen, Schlangen und Schildkröten die vornehmste Nahrung ausmacht, dient ihnen zum Berechnen der Jahre. Überhaupt sollen sie von äußerst eingeschränkten Begriffen seyn, doch haben sie eine Art von Religion und Zauberer. Die Indianer in den Missionen haben es bei weitem besser; die Väter haben ihnen außer dem Kreuze auch den Ackerbau, die Viehzucht, die Künste des Friedens zugebracht, haben ihre ewigen Fehden geschlichtet und sich bemüht, sie zu gesitteten Menschen zu machen. Ihre Existenz ist jetzt weit gesicherter. Indeß haben die Lehren der Väter doch nur erst bei einem Theile Eingang gefunden; der Rest schwärmt noch immer in seinen Felsen und Wäldern umher und zieht seine prekäre Existenz und sein Faullenzen dem bessern Leben in den Missionen vor, wo er aber für sich und für die Mönche arbeiten muß. — California la vieja und California la nueva bildeten, so lange sie unter dem spanischen Gouvernement standen, jedes für sich eine Provinz. Aber diese Provinzen hatten keine Gouverneure, keine Alkalden, keine Corregidoren und keine Gerichtshöfe, sondern die Oberaufsicht befand sich in den Händen der Militärkommandanten der beiden Presidios Loreto und Monterey, wovon jenes der Hauptort der Halbinsel, dieses des Küstenstrichs war. In den Missionen herrschten die Mönche ganz unumschränkt; sie hielten sowol die gesetzgebende, als vollziehende Gewalt in Händen, die Indianer hatten keinen andern Herrn und Richter, als den Mönch, der ihnen das Christenthum predigte, und der allenfalls, wenn er keinen Gehorsam fand, den Korporal des nächsten Presidio zum Beistande herbeirief. Während der Herrschaft der Jesuiten stand sogar der Militärkapitän von Loreto unter den Befehlen des Pater Präsidenten der Mission. Diesen Vorzug genießen indeß weder Franziskaner noch Dominikaner. Durch die Missionarwirthschaft wird indeß das Aufblühen der Kolonie sehr aufgehalten, theils standen die Kommandanten der Presidios und die Mönche immer einander gegenüber, theils verhinderten die Mönche jede Niederlassung eines **gente de razon** (so heißt in den spanischen Kolonien alles, was nicht Indianer ist), indem diese sich dem blinden Gehorsam der Indianer nicht unterwerfen, und in allen Missionen sieht man daher keinen Weißen, Mulatten und Neger, als den Priester; selbst den Soldaten der Presidios war es nicht erlaubt, außer den Kasernen zu leben, oder sich als Kolonisten niederzulassen. Wie unter diesen Umständen sich die neue Verfassung der beiden Californias, die 1824 vereinigt als Stat in die mexikanische Union getreten sind, gestalten werde, darüber müssen wir nähere Nachrichten erwarten (nach v. Humboldt politischer Zustand II. S. 218 — 244, Alcedo I. S. 244 — 248, und Begerts Nachrichten von California. Manheim 1772. 8.). — 2) Ein Meerbusen des Australozeans, der sich zwischen der Halbinsel California und dem State Sonora von 22° 55′ bis 32° 35′ N. Br. hin erstreckt und 122 Meilen lang, 12 bis 30 breit ist. Er heißt auch wol das Purpurmeer und in ältern Charten das Meer von Cortez, welcher Name ihm um so mehr bleiben müßte, da dieser große Mann ihn nicht allein entdeckt, sondern völlig untersucht hat. In seine Böschung strömt der Fluß Colorado, auch fallen ihm aus dem Schoße von Sonora mehre Küstenflüsse zu. Er bietet durchaus eine gute Schiffahrt dar, hat an seinen Küsten verschiedne brauchbare Häfen, und trägt die Eilande Ignacio, S. Ines, Tiburon, S. Francesco, zwischen welchem und dem Kap S. Miguel auf der Halbinsel die Perlenfischerei betrieben wird, Carmen, S. Catalina, S. Jose, wo auch Perlenbänke liegen, Espiritu Santo und Ceralbo. (*Hassel.*)

CALIG (16° 54′ L. 40° 28′ B.), Villa in der spanischen Prov. Valencia, Govierno Peñiscola, dem König als Großmeister des Ordens U. L. F. von Montesa gehörig, mit 2385 Einw. (*Stein.*)

CALIGULA (Cajus Cäsar), war der *dritte*, einzig noch überbliebene Sohn des edlen Cäsar *Germanicus* und der älteren Agrippina, und, nach der wahrscheinlichsten Annahme, im römischen Standlager am Mittelrhein geboren (31. Aug. 12. nach Chr. Geb.). Als, nach Augusts Tode, die Legionen sich gegen Tiberius Nachfolge auflehnten, stillte der Anblick des Knaben, mit welchem die Mutter in ihre Mitte trat, den bedrohlichen Aufstand um so leichter, als sie ihn, durch frühzeitige Gleichstellung in ihrer Kleidung, lieb gewonnen und ihm deshalb auch im Scherz den Beinamen C a l i g u l a gegeben hatten. Bis in sein 20. Jahr blieb er meist in den Händen der Frauen des Cäsarischen Geschlechts, bis ihn Tiberius, zu näherer Obhut, in seine *Einsamkeit nach* Capreä nahm. Mit einer Kunst der Verstellung, *die weit über* seine Jahre ging, wußte er sich hier in alle Launen und Neigungen des Tyrannen zu schmiegen; so daß es nie einen besseren Sklaven, so wie nachmals nie einen schlimmeren Gebieter gab. Tiberius selbst erkannte seine, sich früh verrathende Schlechtigkeit gar wol und freute sich derselben, sie in jeder Weise begünstigend. Als seinen Adoptiv-Enkel erklärte er ihn zum künftigen Mitregenten seines noch minderjährigen, rechten Enkels Tiberius; — eine Maßregel, die Cajus nach dem Tode des Tyrannen um so geflissener und schneller zu vereiteln suchte, als dieser in einem heimlichen Testamente dennoch ausschließlich den Letzteren begünstigt hatte. An des Imperators durch Erstickung beschleunigtem Tode war er nicht ohne Mitwissenschaft und thätige Theilnahme geblieben; und im Einverständniß mit Macro, dem Anführer der prätorianischen Leibwache, fand er von keiner Seite ein Hinderniß, die Zügel der römischen Weltherrschaft zu ergreifen (16. März 37. nach Chr. G.), welche, kaum noch einen leeren Schatten der alten republikanischen Freiheit darbietend, allmälig in eine vollendete Despotie ausgeartet war und unter Caligula bis zur äußersten Gränze des Unsinns und der Verruchtheit fortgeleitet werden sollte.

Ein Beschluß des Senats bestätigte den *Cajus* in seinem Recht der Nachfolge und unter Beilegung der, nunmehr den Souverain bezeichnenden Würden *als* Imperator (in der späteren Bedeutung des Worts) und Princeps, denen er selbst späterhin, aus eigner Willkür, noch den Titel Dominus beifügte. Dennoch aber war die Macht hervorgebrachter Formen so groß, daß auch er das von Augustus und Tiberius gegebene politische Schauspiel wiederholen zu müssen glaubte und, sich der angetragenen Ehren weigernd, dieselben vom Senat und Volk gleich-

sam aufdringen ließ. Die alte Verehrung gegen seinen, einst vom Volke angebeteten Vater kam ihm in liebender Hoffnung entgegen; man versprach sich eine Zukunft, die das Widerspiel von der verhaßten Regirung seines Vorgängers seyn werde, und bei seinem Einzuge in Rom wurden ihm, im Taumel des Entzückens, die schmeichelhaftesten Namen gespendet. Wirklich auch schien diese innige Zuneigung aller Stände sein Gemüth für den Augenblick zu ergreifen, und seine ersten Regenten-Handlungen waren von eben so viel Milde, als Würde, geleitet. Er lösete die Fesseln der Statsgefangenen und Verbannten; wies das schändliche Geschmeiß der Delatoren von sich zurück; verhieß, von dem Majestätsgesetz, dieser furchtbaren Handhabe des Despotismus, keinen Misbrauch machen zu wollen, und bestätigte diesen Willen auch da, wo ihm eine Verschwörung gegen sein Leben bekant wurde, durch die edelmüthige Erklärung: Er sey sich nicht bewußt, den Haß irgend eines Sterblichen zu verdienen. Dem Volke gab er das, von Tiberius ihm entzogene Recht der Comitien zurück, reinigte den Ritterstand mit sittlicher Strenge, schaffte zahlreiche Misbräuche ab, und erließ verschiedene, drückende Steuern. Öffentlich und feierlich gelobte er, sich den besseren Einsichten des Senats in Allem zu fügen und die Beglückung eines Volks das Geschäft seines Lebens seyn zu lassen.

Acht Monate hatte dieser Traum einer lang entbehrten, öffentlichen Glückseligkeit angehalten, als Cajus sich von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen sah, welche Rom und das Reich in die bangste Bekümmerniß setzte und sich in den rührendsten Äußerungen der Liebe und Anhänglichkeit offenbarte. Er genas endlich: allein sey es, daß entweder die Krankheit selbst sein Gehirn zerrüttet, oder daß ein Liebestrank, welchen, der Sage nach, seine nachherige Gemalin Cäsonia ihm beigebracht, diese unglückliche Wirkung herbeiführte, oder daß die, bisher mit Gewalt zurückgedrängte Bösartigkeit seiner Natur endlich ihre Rechte über ihn behauptete: genug der Imperator, in einen unsinnigen und blutdürstigen Thoren verwandelt, bezeichnete von jetzt an seine Herrschaft mit einer ununterbrochenen Reihe von Ausschweifungen, Narrheiten und Greuelthaten, die ihm den Fluch der Menschheit für alle Zeiten verwirkt haben und bei der Nachwelt kaum Glauben finden würden, wenn nicht die gesammte Geschichte jener Zeit dafür zeugte.

Vom Senat foderte er die ausschweifendsten Titel und Ehrennamen, die ihm mit kriechender Unterwürfigkeit gespendet wurden. Mit blutiger Ironie verwies er denselben jeden Tadel, womit seines Vorgängers Regirung jemals belegt worden, weil sie ja doch allesamt an dessen Unthaten durch Billigung oder Ausrichtung sklavischen Antheil genommen. Und auch jetzt dankte der Senat dem Übermüthigen für seine Milde, daß er sie nicht seinem Zorne zum Opfer bringe. Ja, in eben diesem Augenblick, wo sein Wille das Majestäts-Gesetz in seiner ganzen Strenge erneuerte, ward beschlossen, einen glücklichen Tag für alle Zeiten als ein Fest zu begehen. — Schon erhaben über alles menschliche Maß von Macht und Ehre, stieg, in leicht begreiflicher Verblendung, das Gelüst in ihm auf, sich vergöttert zu sehen; und bald ging er in nachgeahmter Gestalt und mit den Attributen der Götter und Heroen einher, bald setzte er sich zwischen die Bildsäulen des Kastor und Pollux und ließ sich mit ihnen zugleich anbeten. Am liebsten zeigte er sich als Donnergott, selbst mit nachgeahmten Blitzen; oder er flüsterte dem Jupiter capitolinus Etwas vertraulich ins Ohr, so wie er demselben zu andrer Zeit drohte, ihn nach Griechenland zurückzusenden. Aber immer unersättlicher im Genuß dieses Dünkels, stiftete und weihte er sich eigne Tempel in und außer Rom, wo seine goldnen Bilder prangten, seine Priester ihm dienten und erlesene Opfer von Pfauen, Fasanen und Perlhühnern dargebracht wurden. Er ward endlich sein eigner Priester, und ordnete sich in diesem Dienste seine nachherige Gemalin Cäsonia und sein Roß Incitatus zu. Nur die alexandrinischen Juden weigerten sich dieser Verehrung, zogen sich aber dadurch eine blutige Verfolgung zu, zu deren Abwendung der gelehrte Philo an ihn abgesandt wurde, dem wir einen interessanten Bericht über das, was er bei dieser Veranlassung an einem so außerordentlichen Menschen in der Nähe beobachtete, verdanken.

Eben jenes Leibroß genoß der ausgezeichneten Gunst seines Gebieters, der ihm nicht nur die ausgesuchteste Pflege, königlichen Hausrath und eine zahlreiche Dienerschaft zuordnete, sondern es auch zu Zeiten zu seiner eignen Tafel einlud, wo es mit vergoldetem Haber genährt und mit den köstlichsten Weinen getränkt wurde; wäre es auch minder erwiesen, daß ihm selbst die Ehre des Consulats zugedacht worden. Ausschweifend aber in allen seinen Ideen verfiel er auf den Bau einer Schiffbrücke, welche quer über den Meerbusen von Bajä geschlagen, und wozu die Fahrzeuge in so unermeßlicher Zahl verwandt wurden, daß die Kornzufuhren nach Rom dadurch unterbrochen und eine Hungersnoth in dieser Hauptstadt erzeugt ward; während er sich die kindische Befriedigung gab, über das vollendete Werk, im Angesichte vieler Tausende, einen wiederholten Siegszug im Costüme eines römischen Wagenlenkers anzustellen: doch den Beschluß des Festes machte der gewaltsame Herabsturz jener Zuschauer in die Fluthen, deren Viele sogar an der versuchten Rettung ihres Lebens absichtlich verhindert wurden.

Lüstling im ausgedehntesten Sinne des Worts, kannte seine Begierde keinen Zügel der Scham, noch der Ehre; und jede derselben, auch wenn sie sich auf die angesehensten Matronen richtete, ward mit roher Gewaltsamkeit befriedigt, ohne auf die Heiligkeit eines bestehenden Ehebandes zu achten. Seine erste Gemalin Junia, mit der er sich noch bei Tiberius Leben vermälte, starb frühzeitig im Kindbette. Als Gast zur Hochzeitfeier des C. Calpurnius Piso geladen, reizte Livia Oristilla, die Braut, seine Lüste so sehr, daß er sie sogleich nach seinem Palast abführen ließ, um sie sich selber beizulegen; aber auch um sie bereits nach wenigen Tagen wieder zu verstoßen und auf einige Zeit zu verbannen. Bald darauf entriß er die Lollia Paulina ihrem Gatten gewaltsam, blos weil er erfahren, daß einst ihre Großmutter eine ausgezeichnete Schönheit gewesen; aber auch sie ward eben so schnell verstoßen, ohne gleichwol die Erlaubniß erhalten zu können, zu ihrem früheren Gatten zurückzukehren. Seiner dauerndsten Neigung genoß Milonia Cä-

sonia *), die er, nachdem er schon längere Zeit ihres vertrauteren Umgangs gepflogen, zu seiner Gemalin erklärte. Aber auch mit seiner Schwester Drusilla, obgleich zuletzt an M. Lepidus vermält, lebte er in strafbarer Verbindung; so wie diese Zuneigung sich auch in der, ihr nach ihrem Tode von ihm veranstalteten, Ehre der Vergötterung aussprach. Auch seine beiden andern Schwestern Agrippina und Livilla oder Julia entgingen der gleichen Verdächtigung nicht.

Mit der nämlichen Ausgelassenheit fröhnte Cajus dem Hange zu jeder Art von Schau- und Gladiatorspielen, nicht nur bis zur Unersättlichkeit im Genusse des Schauens, sondern auch bald zu eigner, thätiger Theilnahme. Alles, was zu dem lustigen Gesindel der Mimen, Histrionen und Fechter gehörte, genoß bei ihm des größten Einflusses, so wie seine gute Laune sich an ihnen in den ausschweifendsten Belohnungen, wie nicht minder seine böse, in Tod und Verderben offenbarte. Er war selbst ein geübter Tänzer, Gladiator und Wagenlenker, und gab davon Proben ebensowol im Palast vor seinen Freunden, als öffentlich vor dem Volke. Es war aber leibes- oder lebensgefährlich, ihn bei diesen Kunstproben auch nur durch das leiseste Geräusch zu stören. Versäumte das Volk, durch solche Auftritte geschreckt, den Besuch der Theater, so strafte er dasselbe, bald durch seine eigne Entfernung von Rom, bald durch Schließung der öffentlichen Kornhäuser. Begünstigte es nicht die Partei der Wagenlenker, die er selbst beschützte, so ließ er es im Amphitheater viele Stunden lang dem Sonnenbrand ausgesetzt, ohne daß irgend Jemand seinen Platz verlassen durfte; oder er zwang auch wol, wenn es zufällig an Verbrechern mangelte, unschuldige Gefangene, ja selbst einen Theil der herbeigeströmten Zuschauer, in die Arena hinabzusteigen und mit Gladiatoren oder wilden Thieren zu kämpfen.

Dieser Hang zu blutdürstiger Grausamkeit entwickelte sich von Tage zu Tage zu immer fühlloserer Wildheit. Seine Großmutter Antonia fand ihren verfrüheten Tod unter seinen absichtlichen Kränkungen; Macro und seine Gattin büßten den entscheidenden Vorschub, den sie ihm zur Thronbesteigung geleistet, so wie sein Schwiegervater Silanus seine unbequemen Erinnerungen zu einiger Mäßigung, mit einem gewaltsamen Tode. Seinen unschädlichen Nebenbuhler, den jungen Tiberius, zwang er, nachdem er denselben Tages zuvor mit heuchlerischer Freundlichkeit adoptirt hatte, sich selbst zu entleiben. Gutmüthige Thoren oder Schmeichler, die sich, während seiner Krankheit, für sein Leben geweiht hatten, wurden genöthigt, dies Gelübde blutig an sich zu erfüllen. Die nämlichen Eingekerkerten, die er beim Antritt seiner Regirung, als unschuldig, losgelassen, wurden aufs Neue ergriffen und hingerichtet. Überall gab es Ermordungen ohne Ende, und mit unseliger Lust wohnte er selbst diesen Hinrichtungen bei, welche, nach seinem Gebot, so vollzogen werden mußten, daß die Unglücklichen es auch empfinden sollten, daß sie stürben, oder wobei er Eltern und Kinder zwang, Zeugen zu seyn, ohne daß sie die Augen abwenden durften. Bei Tische ließ er, zur gesellschaftlichen Unterhaltung Schuldige und Unschuldige vor seinen Augen foltern, und brach einst in ein frohes Lachen aus, bei dem laut geäußerten Gedanken, daß sein leisester Wink hinreiche, die ihm zu beiden Seiten tafelnden Konsuln erwürgen zu lassen. Das Vorrecht der Comitien hatte er dem Volke alsbald wieder entzogen, und, unbekümmert um dessen Liebe, wollte er nur gefürchtet seyn, während er selbst ihm Haß und Verachtung weihte und dem gesammten Römervolke nur einen Hals wünschte, um die Freude zu haben, es mit einem einzigen Streiche hinzurichten. Neidisch auf jedes Verdienst, in welcher Gattung es sich auch zeigen mochte, war er eifrig bemüht, es zu vernichten oder zu beschimpfen; und so wie ihn Homers Genie in dem Maße beleidigte, daß er seine Werke ganz zu vertilgen suchte, und mit Virgils und Livius Schriften und Büsten gern ein gleiches gethan hätte: so erzürnte er sich eben sowol, wenn eine männliche Wohlgestalt ihm begegnete oder das Purpurkleid eines Vasallenkönigs im Theater einiges Aufsehen erregte. Ja, selbst das dunkelste Leben schützte nicht vor seinen blutigen Mishandlungen.

Der Unbestand seines Charakters war des schnellsten Überganges zu allen Extremen fähig. Bald gefiel er sich im buntesten Gewühl des Palastes, bald mied er wieder die Gesellschaft seiner Vertrautesten. Ungehalten, wenn ihn Bittschriften bestürmten, war er es wieder eben so sehr, wenn Niemand sich zeigte, eine Gnade von ihm zu erflehen. Heute fertigte er die Geschäfte ab in geflügeltet Hast, und morgen schob er die dringendsten Sachen nachlässig auf. Jetzt liebte er den Freimuth der Rede; und sofort wieder ersättigte ihn kaum die verworfenste Schmeichelei. Verbrecher wurden begnadigt und Schuldlose verdammt. Bei seinen Günstlingen wechselte Liebkosung mit Schmach, ohne weder für das Eine, noch für das Andre einen Grund zu haben. Selbst seine nächsten Umgebungen wußten selten, wie sie mit ihm daran waren, weil ihn oft das tödtlich beleidigte, woran er noch vor wenig Stunden ein Wohlgefallen gefunden; und er fand seine grausame und schadenfrohe Lust daran, sie in solche Lagen zu versetzen, wo ihr Thun, wie ihr Lassen, gleich verderblich für sie ausfallen mußte.

Sein Glück nur nach der Summe unwürdiger und launenhafter Genüsse abmessend, fand Cajus keinen Preis zu hoch, der zu ihrer Befriedigung führte; weshalb sich denn auch Verschwendung und Geiz, leichtsinniger Übermuth und raffinirte Grausamkeit bei ihm die Wage hielten. In weniger als 2 Jahren war, in der tollen Ja-

*) Cäsonia, eine Tochter des Orphetus und der Vestilia, war die letzte von den 4 Gemalinnen des Kaisers Caligula, wofür er sie im J. Chr. 39 erklärte, nachdem sie ihm vorher eine Tochter, Julia Drusilla, geboren hatte. Sie war nicht mehr jung und schön, und hatte auch von einem frühern Gemal schon drei Töchter; dennoch liebte sie der wilde Caligula mit einer Beharrlichkeit, welche Jedermann befremdete und sogar das Gerücht erzeugte, sie habe ihm einen Liebestrank gegeben und dadurch seine Geisteszerrüttung verursacht (Juven. Sat. 6. 614 sq.). Ihr grausamer, frecher und wollüstiger Charakter entsprach dem ihres Gemals. Als dieser im J. 41 von Verschwornen getödtet war, wurde auch Cäsonia neben seiner Leiche von dem Centurio Julius Lupus erstochen, dem sie die Brust entschlossen darbot. Ihre Tochter, die schon in der frühesten Jugend durch eine seltene Wildheit ihre Abkunft bestätigte, wurde an der Wand zerschmettert (*Sueton. in vita Caligulae cap.* 25. 50. 59. Bayle Art Caligula). (*Rese.*)

ıach Vergnügen, der von Tiberius zurückgelegte Schatz ·ergeudet, der sich gegen 150 Millionen Thaler belief. Allein sobald diese Quelle versiegt war, nahm er seine Zuflucht zu vermehrten Auflagen, zu drückenden Erpres- ungen und zu den ungerechtesten Finanz-Spekulationen oder den schändlichsten Erwerbsmitteln. Neue Steuern vurden auf alle und jede verkäufliche Gegenstände ge- egt; und selbst ein Achtel des täglichen Erwerbs der ar- eitenden Klasse floß, als bestimmte Abgabe, in seine Kassen. Um hohen Preis wurde Jeder angehalten, das ömische Bürgerrecht aufs Neue zu erkaufen, das längst rerbt worden. Privilegirte Anstalten für Befriedigung er Wollust und der Spielsucht wurden in seinem eignen Palaste eröffnet und das Publikum zur Besuchung dersel- en eingeladen. Werthlose Sachen ließ er in seiner Ge- genwart versteigern, und die gezwungenen Käufer hatten ur die Wahl zwischen seiner Ungnade oder den aus- chweifendsten Geboten, die sie an den Bettelstab führten. Wer nach damaliger knechtischer Sitte, um den Erben venigstens eine Hälfte seines Nachlasses zu sichern, den Imperator in seinem Testamente zum Empfang der an- ern eingesetzt hatte, ward ermordet, um diesen letzten Willen desto schneller zur Erfüllung zu bringen. Vor Al- em aber führte die willkürlichste Anwendung des ver- neinten Majestätsverbrechens zu Gütereinziehungen, wel- he unermeßliche Summen in seine Hände brachten.

Italien war auf diese Weise bereits ausgesogen, als Cajus, um das reiche Gallien und Hispanien gleichmä- ßig zu plündern, einen beschlossenen Kriegszug gegen die Germanen als Vorwand benutzte, sich persönlich in diese ördlichen Provinzen zu begeben. Von der ganzen Pracht eines üppigen Hofhalts umgeben, zog er dem Rheine zu, vo ein Römerheer von 250,000 Kriegern sich auf seinen Wink versammelt hatte. Er ging mit demselben über iesen Gränzstrom: doch ohne nur einen Feind gesehen u haben, führte er es, thatenlos, nach wenigen Tagen urück; und schon die bloße Vorstellung, daß er hier in iner Schlucht durch einen Hinterhalt abgeschnitten wer- en könne, trieb ihn in schnellster Flucht der Brücke zu, vo er, vom gedrängten Troß gehindert, sich über den Köpfen hinweg heben ließ, um das jenseitige sichre Ufer u erreichen. Dagegen mußten verkleidete und im Ge- üsch versteckte Römer den Schein eines Überfalls geben, vorauf er herbei eilte, sie zu besiegen und Trophäen zu rrichten. Viel aber fehlte, daß ihm die, für diese Hel- enthaten vom Senat decretirte Ehre der Ovation genügt ätte; und er foderte mit Ungestüm höhere Auszeichnun- gen. Das Heer selbst mußte ihn 7 Mal, nach alter rö- nischer Sitte, als Imperator begrüßen. Bald darauf esiegte indeß sein Feldherr Galba die Germanen wirklich; ınd nun fehlte es nicht, daß sich Caligula als Selbstsie- ger dafür ehren ließ.

Bei seinem verlängerten Aufenthalt in Gallien sollte ein neuer Kriegszug gegen Britannien seinen Namen ver- herrlichen. Truppen und Flotten wurden zusammengezo- gen, gemustert und, nachdem sie an der Küste der Meer- enge in Schlachtordnung gestellt worden, das Zeichen zum Angriff gegeben. Dann aber erhielten die Legionen den Befehl, ihre Waffenröcke und Helme voll Muschelschalen zu lesen, als Beute des von ihnen besiegten Oceans. Be- lohnungen der bewiesenen Tapferkeit folgten, und ein ho- her Leuchtthurm, das Abbild des Pharus von Alexan- dria, ward an der Stätte als Siegesdenkmal errichtet. Bei dem prächtigen Triumphe, den er hiernächst in Rom veranstaltete, mußten verkleidete Gallier als germanische Kriegsgefangene aufziehen; nachdem er zuvor noch den Versuch, die Legionen am Rhein wegen ihres einstigen Aufstandes in seiner Kindheit zu decimiren, in feiger Flucht aufgegeben, sobald er, im Augenblick der Aus- führung, wahrnahm, daß seine blutige Absicht ihnen ver- dächtig geworden. Dagegen ward dem Senat, aus kin- dischem Groll, bei seiner Heimkehr eine gänzliche Ausrot- tung geschworen und mit Verlegung des Regirungssitzes nach Antium oder Alexandria gedroht; bis er wiederum, in gewandelter Laune, öffentlich erklärte, daß er mit dem Senat ausgesöhnt sey, der sich dafür in neuen kriechenden Ehrenbezeigungen und Vergötterungen erschöpfte.

Noch während seines Verweilens in der gallischen Provinz nahm er blutige Rache, wegen einer angeblichen Verschwörung, an M. Ämilius Lepidus und Cn. Lentu- lus Getulicus, welche seinem Leben nachgestellt haben sollten. Auch seine beiden Schwestern wurden in die Strafe mit verwickelt, und nach der Insel Pontia ver- bannt, weil sie um den Mordanschlag gewußt und ihn verschwiegen hätten. Glücklicher war die Verschwörung des Cassius Chärea, welche nicht sowol durch eine ehrgei- zige Absicht auf Herrschaft, als durch das Verlangen, die Menschheit von diesem Ungeheuer zu befreien, herbei- geführt wurde. Chärea befehligte, als Tribun, eine der prätorianischen Cohorten und war solchergestalt gezwun- gen, in der Nähe des Tirannen zu leben, der diesen Mann von eben so edlem Sinn, als erprobtem Muthe, wegen der menschenfreundlichen Weise anfeindete, womit er seine harten Befehle bei Steuer-Eintreibungen ins Werk gerichtet; und hielt er ihn auch vielleicht zu geringe, ihn seinem Hasse zu opfern, so fand er doch in demselben einen willkommenen Gegenstand für seine Belustigung, indem er ihn unaufhörlich lächerlich und verächtlich machte. Im ge- rechten Unmuth über eine so unwürdige Behandlung, ent- deckte Chärea einigen gleichgestimmten Freunden sein Ver- langen, diese unerträgliche Schmach von sich abzuschüt- teln, und Rom durch den Untergang des wahnsinnigen Wütherichs seine Freiheit zurückzugeben. Freudig kamen Jene ihm darin entgegen, aber reizten auch durch zögern- de Vorsicht seine Ungeduld immer höher; bis endlich, un- ter den mancherlei Möglichkeiten, ihrem Widersacher bei- zukommen, beschlossen wurde, über ihn herzufallen, wenn er, am letzten Tage der, zu Augustus Andenken, gefeier- ten palatinischen Spiele (24. Jan. 41.), den Circus ver- lassen und sich in sein gewöhnliches Gemach begeben ha- ben würde. Der Tag und die Gelegenheit erschien: aber schon hielten die Verschwornen wenigstens die letztere für vereitelt, da Caligula, der ganz in jenen Spielen lebte, keine Neigung bezeigte, sie zu verlassen. Schon rüstete sich Chärea, die beschlossene That im Circus selbst und unter den Augen des Volks zu vollführen, als Jener sich den- noch in den Palast erhob und, gefolgt von seinem Mör- der, den Streichen desselben, so wie der herbeigeeilten Mitverschwornen, in vergeblicher Flucht unterlag. Drei-

ßig Wunden, in denen ihre Wuth sich kühlte, zerfleischten ihn, während er immerfort rief: Ich lebe noch! Endlich noch entstellten obscöne Verstümmelungen den hingerichteten Leichnam; sollte auch die Mordlust sich nicht dahin verirrt haben, daß man die abgehauenen Stücke desselben kannibalisch verschlungen hätte.

Fast 4 Jahre währte das blutige und schändliche Regiment dieses Unholds, von welchem Seneca urtheilt: Die Natur scheine ihn hervorgebracht zu haben, um darzuthun, was das Laster, in der Fülle der Macht, vermöge. Sein Körper blieb bis zum Dunkel im Blute liegen, wo er endlich in die lamischen Gärten über Seite geschafft, dem Scheiterhaufen übergeben und, kaum halb verbrant, in die Erde eingescharrt wurde; sey es nun, daß Cäsonia oder sein sinnesverwandter Freund, der jüdische König Agrippa, diese traurige Pflicht an ihm erfüllte. Feierlicher war späterhin das Leichenbegängniß des Wiederausgegrabenen, welches seine, aus der Verbannung heimkehrenden Schwestern veranstalteten. Indeß wurden, unter seines Nachfolgers Claudius Regirung, seine Bildsäulen umgestürzt und zerbrochen, seine Verordnungen vernichtet und seine Münzen einzuschmelzen befohlen, damit weder sein Name, noch seine Gesichtszüge, auf die Nachwelt kämen. Dieser Zweck ward nicht erreicht: aber auch Sueton hat uns folgende, bezeichnende Schilderung seines äußern Menschen aufbehalten: So wenig gesund an der Sele, als am Körper, war Caligula von sehr großer, doch misgestalteter Bildung; ausnehmend blaß, mit hohlen Augen und Schläfen, einer breiten und finstern Stirne, kahler Glatze, und überaus dünnem Halse und Schenkeln. So sehr die Natur seinem Gesichte bereits den Ausdruck von wilder Grausamkeit gegeben hatte, übte er dennoch vor dem Spiegel Geberden ein, wodurch er Furcht und Entsetzen zu erwecken hoffte. Von Schlaflosigkeit und schrecklichen Träumen gequält, ruhte er nie länger, als 3 Stunden; gezwungen, sein Lager zu verlassen, in den Gängen des Palastes umher zu irren und in sehnsüchtigem Verlangen den Anbruch des Morgens zu erwarten *). (*Haken.*)

CALIGUS, eine von Müller aufgestellte Crustaceengattung aus der Ordnung Entomostraca. Der Körper der hieher gehörigen Thiere, der kaum die Länge eines halben Zolls erreicht, besteht zuerst aus einem vordern Theile, der cirkelförmig, platt, mit einem fast membranösen Schilde bedeckt ist, vorn zwei kleine, fadenförmige Antennen, an deren Basis zwei kaum wahrzunehmende Augen, trägt; an der untern Fläche findet sich ein kleiner Mund, und bei der ersten Art zehn, bei der zweiten acht kurze Füße, von denen die vordern mit einem feinen, nach innen zurückgebogenen Haken, die hintern mit mehren häutigen, weißen, und gefiederten Fäden sich endigen, die die Funktion von Schwimmfüßen und zugleich von kiemenartigen Respirationsorganen ausüben. An den hintern Theil dieses ersten glatten Körpertheils schließt sich ein zweiter an, der den Namen des Hinterleibs erhalten hat, und bei der ersten beinahe viereckig, viel kürzer als der erste Theil, bei der zweiten Art oval und länger ist. An der Mitte des hintern Endes dieses Bauchs befindet sich bei der ersten Art ein kleiner, zweilappiger Körper, der am Ende mit Borsten versehen ist, bei der zweiten Art 2 gezähnelte Blättchen. Ferner verbinden sich mehr seitlich mit diesem Theil 2 dünne Röhren, die die Länge des Körpers ein, oder bei der zweiten Art drei Mal übertreffen, und die Müller für Eierstöcke zu halten geneigt ist. — Sie leben an den Kiemen und unter den Schuppen der Fische, scheinen sich von deren Blut oder Schleim zu nähren, und, vertrieben von ihrer Wohnung, laufen sie auf dem Fische, oder schwimmen im Meere so lange herum, bis sie eine andere finden. Die Arten sind: 1) C. *piscinus* Latr., C. *cultus Müll.* Entom. tab. 21. f. 1.2. Monoculus pisc. *Linn.* 2) C. *productus* Müll. ibd. f. 3. 4. Monoc. salmoneus *Fabr.* E. S. (*Lichtenstein.*)

CALINASSE, ein kleines Eiland im Australozean, zu dem Archipel der Schifferinseln gehörig und unter 13° 45′ S. Br. und 205° 48′ 27″ L. zwischen Pola und Opolava belegen, niedrig, beholzt und wahrscheinlich auch bewohnt, aber weder von Bougainville, noch Perouse betreten. (*Hassel.*)

CALINEA, nannte Aublet einen Schlingstrauch in Gujana, dessen Charakter am besten mit Doliocarpus Roland. vereinigt wird, zu welcher Gattung diese Pflanze schon von J. F. Gmelin gezogen wurde, obgleich Willdenow sie mit Tetracera verband. Durch die einzeln stehenden, fast einsamigen Früchte unterscheidet sie sich von Tetracera. (*Sprengel.*)

CALINORE, Stadt in der Provinz Lahore im Gebiete der Sikhs in Hindustan, bekant, weil hier Hamayon 1556 starb und Akbar zum Großmogol proklamirt wurde. (*Hassel.*)

CALISPERMUM. Lour., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Flacourtieen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. fünftheiliger, stehen bleibender Kelch, fünf ausgehöhlte Kronenblätter, die die Staubfäden tragen. Einfächerige Beere, deren Samen an den Wänden hangen. Die einzige bekannte Art: Cal. *scandens* Lour. ist ein Schlingstrauch mit weißen Blumen in Cochinchina. (*Sprengel.*)

CALIXTUS, I—III., Päpste.

Calixtus I., gelangte zur Würde eines Bischofs von Rom im J. 219 und verwaltete sie bis 223. Diese Zeiten seines Amtes gingen ziemlich ruhig für die Christen hin; denn der Kaiser Alexander Severus war den Bekennern Christi ziemlich geneigt, und gab ihnen öfter Beweise seines Wohlwollens. Unter andern erlaubte er ihnen an einem Orte, den man zum Aufbau eines öffentlichen Hauses benutzen wollte, ein Gotteshaus zu erbauen [1]). Ob dies aber die Kirche Santa Maria Transtevere ist, unterliegt allerdings einem starken Zweifel. Außerdem ist von Calixtus Leben nichts von besonderer Wichtigkeit mehr bekant oder die von ihm noch sonst aufbehaltenen Nachrichten beruhen auf höchst unsichern, zum Theil offenbar erdichteten Quellen, z. B. alles, was über seine kirchliche Verwaltung und seine Anordnungen in

*) S. *Sueton.* Caj. Caes. — *Dio Cass.* 59. — *Tacit.* ann. 6. 13. — Philo legat. ad. Caj.

1) *Lamprid.* in vita Alexand. Sev. c. 49. *Anastasii vita* S. Calixti.

Rücksicht der kirchlichen Zucht berichtet wird [2]). Die ihm zugeschriebenen Decretalen sind offenbar untergeschoben; selbst sein Märtyrer-Tod ist in Zweifel zu ziehen [3]), obgleich Calixtus unter die Heiligen erhoben worden ist [4]).

Calixtus II., hieß vorher Guido [5]), war Erzbischof zu Vienne, ein Sohn Wilhelms des Großen, Grafen von Burgund und mit dem Könige Ludwig VI. von Frankreich ziemlich nahe verwandt. Er wurde wenige Tage nach seines Vorgängers, Gelasius II., Tode am 1. Febr. 1119 von den im Kloster Clüny versammelten Kardinälen einstimmig zum Papst ernant [6]). Neben ihm stand noch der Gegenpapst Mauritius Burdinus, vormals Erzbischof von Braga in Spanien, den der Kaiser Heinrich V. gegen Gelasius II. unter dem Namen Gregorius VIII. erhoben hatte, und der sich jetzt in Sutri aufhielt. So dauerte auch der schon lange erweckte Streit zwischen dem Kaiserhofe und dem päpstlichen Stuhl über die Investitur noch unter diesem Papste fort. Er sollte auf dem von Calixtus im Okt. des J. 1119 zu Rheims versammelten, sehr zahlreich besuchten, Concilium beigelegt werden; weshalb der Kaiser auch versprochen hatte, das Concilium in eigener Person zu besuchen [7]). Allein das in diesem Concilium wieder erneuerte, strenge Verbot der Investitur der Laien und der Bannspruch gegen alle, welche Kirchengüter einziehen würden [8]), ließen schon vermuthen, daß eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und der Kirche schwerlich gelingen werde. Sie wurde indessen doch versucht, und der Papst und Kaiser wollten sich über die wichtigsten Streitpunkte persönlich verständigen. Der erstere verließ auch wirklich das Concilium und Heinrich rückte näher; allein da jener Bedenken trug, dem kaiserl. Lager nahe zu kommen, so geschahen die Unterhandlungen nur durch gegenseitige Sendboten und weil der Papst eben so beharrlich vom Kaiser die Entsagung der Investitur verlangte, als Heinrich an ihr als einem alten Rechte eines Throns standhaft festhielt, so zerschlug sich die Unterhandlung nur mit dem Erfolg einer gegenseitig gesteigerten Erbitterung [9]). Beim Papst sprach sich diese durch einen neuen, heftigen Bannfluch aus, durch welchen alle Unterthanen des Kaisers von Eid und Gehorsam entbunden wurden [10]). Eben so wenig gelang es dem Papst, den König Heinrich I. von England für seine Wünsche und für die Absichten des französischen Königs zu stimmen; denn Heinrich war zuvor schon benachrichtigt, daß der Papst in Ludwigs Hand nur ein Werkzeug war, wodurch er die Zurückgabe der Normandie zu bewirken suchte. Weder die von Heinrich gewarnten engl. Bischöfe auf dem Concilium [11]) konnten gewonnen werden, noch glückte es dem Papst in einer persönlichen Zusammenkunft mit Heinrich zu Igors in der Normandie, diesen zur Wiederabtretung der Normadie an seinen Bruder Robert zu bewegen. Es gelang dem Papst nicht einmal, die Zurückberufung und Einsetzung des von Heinrich verbannten Turstan, Erzbischofs von York, in das vom Papst ihm ertheilte Amt zu bewirken. Heinrich hielt fest an dem wegen der Verbannung dieses Mannes gegebenen Eide und selbst das Kraftwort des Papsts: „Ich bin Papst und spreche den König von dem Eide los!" konnte ihn nicht wankend machen. Bei dem allen wußte aber Heinrich den für Ehrengeschenke leicht zugänglichen Papst doch so zu behandeln, daß sie mehr als Freunde, denn als Gegner schieden [12]). Von da begab sich Calixtus im J. 1120 nach Rom, wo er vor allem darauf bedacht war, sich des Gegenpapstes, Gregorius VIII. zu bemächtigen; es glückte ihm durch Bestätigung alter Vorrechte und Freiheiten, die normannischen Fürsten zur Sendung der nöthigen Kriegsvölker zu gewinnen, mit denen Sutri belagert und die Einwohner der Stadt bewogen wurden, den Gegenpapst auszuliefern. Auf das unwürdigste behandelt und unter Schimpf und Mißhandlungen in Rom eingeführt, ließ ihn Calixtus in eine Celle des Klosters Cava bei Salerno einsperren, von wo er bald nachher, auf das feste Schloß Fumo gebracht, sein Leben endigte [13]). So wurde die Spaltung der Kirche, die fast 4 Jahre gedauert hatte, beendigt. Auf solche Weise des nächsten Gegners entledigt, dachte nun der Papst auch auf eine friedliche Ausgleichung des langjährigen Streits mit dem Kaiser. Er that den ersten Schritt, indem er einen Legaten mit Vorschlägen zur Beilegung des unseligen Investiturstreits an den Kaiser absandte [14]). Auf dem Reichstage zu Worms wurden die gegenseitigen Foderungen zuerst ausgeglichen und dann das berühmte Wormser Concordat geschlossen, welches im J. 1122 den Streit dahin beendigte, daß der Kaiser, der vom Banne losgesprochen war, die Investitur der Bischöfe und Äbte auch fernerhin noch ausüben könne, aber nicht, wie bisher, mit Ring und Stab, als sinnbildlichen Zeichen der geistlichen Macht, sondern mit dem kaiserlichen Scepter, daß die Wahlen in Gegenwart des Kaisers, aber frei geschehen und Streitigkeiten darüber durch den Kaiser mit Zuziehung des Erzbischofs und der Bischöfe entschieden werden könnten, daß die Gewählten sogleich vom Kaiser die Belehnung erhalten könnten und binnen 6 Monaten auch die Bischöfe in des Kaisers Gebieten außerhalb Teutschland die Belehnung durch den Scepter erhalten sollten [15]). In einem zahlreich besuchten Lateran-Conci-

2) Z. B. bei *Platina* p. 24. *Marian. Scoti* Chron. ap. Pistor. T. I. p. 575. Chron. S. Aegidii ap. Leibn. T. III. p. 565. 3) Acta Roman. Pontif. p. 11. 4) *Anastas.* vita Calixti I.

5) *Dodechin* ap. Pistor. T. I. p. 671 nent ihn Otto. *Robert de Monte* ibid. p. 868. und andere Guido. *Cardinal. Aragon.* vita Calixti II. ap. Murat. Scr. rer. Ital. T. III. p. 419. 6) Chron. Hirsaug. T. I. p. 368. *Pandulphi Pisani* vita Calixti ap. Muratori Script. rer. Ital. T. III. p. 418. 7) Chron. Ursperg. p. 201. 8) Collect. Concil. T. X. p. 805. 9) Magnum Chron. Belgic. ap. Pistor. T. III. p. 162. *Anselm. Gemblac.* Chron. ibid. T. I. p. 946. 10) Collect. Concil. T. X. Acta Concilii Rhemens.

11) *Hume* History of England V. II. p. 37. — Heinrich sagte seinen Bischöfen beim Abschied: „Go, salute the pope in my name; hear his apostolical precepts; but take care to bring none of his new inventions into my kingdom." 12) *Hume* a. a. O. p. 38. 13) *Pandulph.* vita Calixti II. *Gotfrid. Viterbiens.* Chron. ap. Pistor. T. II. p. 345. Abb. Ursperg. p. 201. Cardinal. Aragon. vita Calixti p. 420. *Guidonis* vita Calixti ap. Muratori T. III. p. 421. *Almaricus Augerius* de Calixto II. ap. Murat. T. III. P. II. p. 365. 14) *Cardinal. Aragon.* vita Calixti p. 420. stellt freilich die Sache etwas anders dar und läßt den Kaiser zuerst sich an den Papst wenden. 15) Die wich-

lium, welches Calixtus im Frühling des J. 1223 berief, wurde das Concordat auch allgemein von Seiten der ganzen abendländischen Kirche bestätigt [16]). Nachdem der Friede im Abendland in solcher Weise hergestellt war, zog vorzüglich das Morgenland des Papsts Aufmerksamkeit auf sich. Schon in dem erwähnten Lateran-Concilium hatte er verordnet, daß jeder, der sich durch Annahme des Kreuzes zu einem Zuge gegen die Ungläubigen verpflichtet, diese Pflicht aber noch nicht erfüllt habe, ihr binnen einem Jahre unter Strafe des Bannes nachkommen solle. Die Verhältnisse im Morgenlande waren freilich auch in jeder Weise so gestaltet, daß neue Kräfte aus dem Abendlande höchst nothwendig waren. Viele folgten auch den päpstlichen Ermahnungen; am thätigsten waren auch jetzt die Venetianer. Allein Calixtus erlebte doch keine besonders erfreulichen Erfolge. Er starb am 13. Decemb. 1124, nach einer fast 6jährigen Verwaltung seines Amtes. Die zeitgenössischen Schriftsteller rühmen ihn einstimmig in Rücksicht seines Charakters, besonders wegen seines Verdienstes um die Wiederherstellung des Friedens in der Kirche [17]). Außer seinen Briefen, unter denen derjenige wol der merkwürdigste ist, durch welchen der Bischof Otto von Bamberg bevollmächtigt wurde, den heidnischen Pommern das Christenthum zu predigen, hinterließ Calixtus noch mehre Schriften, z. B. ein Leben Karls des Gr., Lebensbeschreibungen verschiedener Heiligen u. a. [18]).

Calixtus III., vorher Alphonso de Borgia, von Geburt ein Catalonier, erst Stiftsherr von Lerida, dann Rath des Königs Alphonso V. von Aragonien und auf Empfehlung dieses Königs von Martin V. zum Erzbischof von Valencia ernant. Unter diesen Verhältnissen bediente sich seiner König Alphonso oft in den Streitigkeiten der Gegenpäpste zur Zeit Martins V.; so mußte er z. B. den Gegenpapst Clemens VIII. (Ägidius Munoz) im Namen des Königs bewegen, seiner Würde zu entsagen [19]). Auch mit wichtigen politischen Verhältnissen war er mehrmals beschäftigt gewesen. Eugenius IV. erhob ihn in die Zahl der Kardinäle; als solcher wurde er in hohem Alter (nach Einigen 86 Jahre alt [20]), am 8. April 1455 zum Papst erwählt. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken war noch zu neu, als daß nicht auch Calixtus, wie sein Vorgänger Nicolaus V., alle Mittel versucht haben sollte, den Fortgang der türkischen Waffen zu hemmen [21]). Seine Ermahnungsschreiben an die Monarchen des Abendlandes hatten freilich keinen sonderlichen Erfolg. Er ließ daher im Abendland nach alter Weise das Kreuz predigen mit Verheißung reicher Indulgenzen, und die Verkündigung des reichen, kirchlichen Segens hatte in Teutschland, Frankreich, Spanien und Ungarn bedeutende Erfolge; die Beisteuer zum Türkenkrieg war äußerst ergiebig [22]). Wenn auch das kleine Geschwader, welches der Papst ausgerüstet und unter Anführung des Kardinals Ludwig von Aquileja den Rhodiser-Rittern zuführen ließ, keine glänzenden Thaten verrichtete, so war der Sieg des Landheers unter der Führung des ritterlichen Huniades und des hochbegeisterten Johann von Capistrano bei Belgrad über die Türken für den Papst doch so erfreulich, daß er den Schlachttag, den 6. August 1456, jährlich als ein großes Fest zu feiern gebot [23]). So glänzend jedoch der Sieg, so gering war sein Erfolg. Die Waffen der Türken gingen weiter und der Papst vermochte es nicht, die Fürsten des Abendlandes gegen sie in Bewegung zu setzen. Ohnedieß gerieth Calixtus auch bald in heftige Streitigkeiten mit seinem früheren Gönner, dem König Alphonso V. von Aragonien. So verschieden auch die Berichte über den Ursprung dieser Misverhältnisse lauten, so scheinen sie sich doch dahin vereinigen zu lassen, daß Alphonso aus Zuversicht seiner früheren Verdienste um die Erhebung des Papsts an diesen mancherlei Foderungen und Ansprüche richtete, die sich mit der Würde des Papsts nicht wol vereinigen ließen, außerdem sich auch Eingriffe ins Kirchenwesen erlaubte, die vom röm. Stuhle aus nicht ungerügt bleiben konnten; daß dagegen Calixtus auch Interessen verfolgte, die sich weder mit den Planen, noch mit den Anrechten des Königs vereinigen ließen [24]). Alphonso, der ohne rechtmäßige Erben war, wollte seinem außerehelichen, aber von Eugenius IV. für rechtmäßig erklärten, Sohne Ferdinand das Königreich Neapel hinterlassen. Calixtus dagegen, nichts weniger als frei von Nepotismus, hegte den Plan, Neapel als Lehnreich des apostolischen Stuhls, an seinen Neffen Peter de Borgia, den er zum Nachtheil des Königs Alphonso schon zum Herzog von Spoleto erhoben hatte, zu bringen. Deshalb verweigerte er Ferdinanden die Belehnung. Alphonso war entschlossen, den Papst durch Waffengewalt zur Ertheilung der Belehnung zu zwingen, und rüstete sich zum Einfall in den Kirchenstat, während Calixtus gegen ihn eine heftige Bannbulle ausfertigte. Nun gab zwar Alphonso's Tod (27. Juni 1458) dem Papst neue Hoffnungen, und er versprach sich auch vieles von den Wirkungen einer Bulle, in der er die Legitimation seines Vorgängers als mit Gewalt erzwungen nicht blos widerrief, sondern selbst auch läugnete, daß Ferdinand ein na-

---

tige Urkunde dieses Vertrags steht bei *Muratori* Ser. rer. Ital. T. III. p. 420., im Chron. Abbat. Ursperg. p. 204., im Chron. Hirsaug. T. I. p. 376., Wilkens Handb. der teutschen Gesch. S. 236 u. a. Vgl. noch verschiedene Schriften darüber bei Bower Gesch. der Päpste B. VII. S. 150—151. 16) Collect. Concil. T. X. p. 894. 17) „Dominus papa Calixtus vir genere et moribus, sapientia quoque cunctisque divinarum humanarumque rerum dispositionibus, praecipuus in Domino vitam finivit." Chron. Abb. Ursperg. p. 206. Vita S. Conradi Guelfi ap. Leibn. T. II. p. 11. 18) Chron. Hirsaug. T. I. p. 383. De Roman. Pontif. Act. p. 226. Bowers Gesch. d. Päpste B. VII. S. 153. 19) *Platina* vita Calixti III. p. 300. *Mariana* de reb. Hispan. T. II. p. 245. 20) P. *Langii* Chron. Citizens. ap. Pistor. T. I. p. 1244. Conclavi de' Pontefici Romani p. 56. 21) Chron. Hirsaug. T. II. p. 428.

22) Chron. Hirsaug. ib. „Pecuniam pene incredibilem toto anno in unum comportaverunt." Conclavi de' Pontef. Romani p. 61. 23) Chron. Hirsaug. ibid. *Platina* vita Calixti III. p. 301. — Bemerkenswerth ist, daß von diesem Papste die Sitte herrührt, des Morgens, Mittags und Abends die Betglocke zu läuten, indem er denen, die bei dem Zeichen der Betglocke drei Pater Noster und drei Ave Maria für den glücklichen Fortgang der christlichen Waffen gegen die Türken beten würden, eine Indulgenz auf drei Jahre verhieß. De Rom. Pontif. Actis p. 329. *Platina* p. 301. 24) *Platina* vita Cal. III. p. 302.

türlicher Sohn Alphonso's sey, außerdem auch jeden, der Ferdinanden als König von Neapel anerkennen werde, mit dem Bannfluche belegte [25]). — Allein der Papst täuschte sich in allen diesen Hoffnungen. Dennoch aber immer noch bemüht, gegen Ferdinand überall Feinde aufzuregen, übereilte ihn am 6. August 1458 der Tod, nachdem er die päpstliche Würde 3 Jahre und 4 Monate getragen hatte. Abgesehen von seinem Nepotismus und seinem Hange nach Geldreichthum, rühmt man seinen Charakter, seine Rechtschaffenheit, seine Billigkeit, seine Klugheit, Erfahrung und Gelehrsamkeit im canonischen Rechte [26]). (*Voigt.*)

CALIXTUS (Georg), Abt zu Königslutter und Prof. der Theologie zu Helmstädt, einer der gelehrtesten und verdienstvollsten Gottesgelehrten des 17. Jahrh., nach seinem Familiennamen eigentlich Kallison oder Callisen, war den 14. December 1586 in dem Dorfe Meelby oder Medelby im Holsteinischen geboren, wo sein Vater Johannes beinahe ein halbes Jahrhundert Prediger war. Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Flensburg; auf der Hochschule zu Helmstädt, wohin er sich 1603 begab, machte er so große Fortschritte in Sprachen und Philosophie, daß ihm schon nach 2 Jahren mit der Magisterwürde die Erlaubniß ertheilt wurde, philosophische Vorlesungen zu halten. Jetzt erst widmete er sich einem umfassenden Studium der theologischen Wissenschaften, besonders der christlichen Alterthümer und Patristik, und fing 1609 an, theologische Vorlesungen zu halten. Noch in eben diesem Jahre trat er aber eine wissenschaftliche Reise an, verweilte längere Zeit in Jena, Giessen, Tübingen und Heidelberg, und disputirte zu Mainz mit Martin Becanus über die Anzahl der Sakramente. Seinem Wunsche, auch die wissenschaftlichen Anstalten des Auslandes zu benutzen, und die Verfassung der verschiedenen, christlichen Religionsparteien in der Nähe kennen zu lernen, entsprach der Antrag, einen reichen Holländer, Mathias Overbeck, auf seinen Reisen zu begleiten. Nachdem er sich mit demselben ein halbes Jahr in Köln aufgehalten hatte, reiste er mit ihm über Holland nach England und von da nach Frankreich. Bereichert mit den schätzbarsten Kentnissen, und in Hinsicht auf Kirchenthum und Cultus über vieles aufgeklärt, das aus Büchern nicht erlernt werden konnte, kehrte er 1613 nach Helmstädt zurück, und erhielt bald darauf daselbst ein ordentliches theologisches Lehramt, nachdem er im gelehrten Streite mit dem Jesuiten Augustin Turrion von Hildesheim, auf dem Schlosse Hämelsburg, einen glänzenden Beweis von seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn gegeben, und dadurch zugleich den Übertritt eines jungen, braunschweigischen Edelmanns, von Kleucken, zur katholischen Kirche verhütet hatte [1]). Geschätzt und ausgezeichnet von den Fürsten Braunschweigs, unter andern 1636 durch Erhebung zum Abt von Königslutter, womit zugleich die Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten verbunden war, lehnte er mehre ansehnliche Rufe ab, und starb in Helmstädt den 19. März 1656. Die Nachwelt hat diesem gelehrten Theologen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als viele seiner, von einseitigen und beschränkten theologischen Ansichten befangenen, Zeitgenossen, die ihn feindselig verketzerten, vor ihm warnten und ihn zum Theil mit bitterem Haß verfolgten. Ausgerüstet mit einer das ganze theologische Gebiet umfassenden, gründlichen Gelehrsamkeit, mit reifer Beurtheilungskraft und einem Scharfsinn, der leicht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden wußte; durch seine Reisen und den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten des Auslandes (in London besonders mit Isaac Casaubon und in Paris mit Thuanus) zu liberalen theologischen Ansichten geleitet; dabei freimüthig wie Luther, und doch milde und friedliebend wie Melanchthon, erkannte er nicht nur, was der Kirche noth that, sondern fühlte auch in sich selbst den Beruf, den herrschenden Gebrechen entgegen zu arbeiten. Seine Wirksamkeit fiel in eine Zeit, wo die evangelische Kirche durch lange innere Zwistigkeiten zerrüttet war, und auch durch die Concordienformel nicht viel an Ruhe und Eintracht gewonnen hatte. Er wollte nicht nur Frieden und Verträglichkeit von innen und von außen stiften, sondern er unternahm zugleich, was den großen Mann kentlich macht: neue Bahnen zu brechen, herrschende Vorurtheile zu bestreiten, kühne Wahrheiten zu sagen, den Lehrbegriff zu verbessern und die Wissenschaft zu veredeln. Dadurch erhob er sich über die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen, und bewirkte viele wohlthätige Reformen. Das Meiste, was in der Geschichte der theologischen Wissenschaften im 17. Jahrh. geleistet wurde, hat entweder ihn selbst zum Urheber, oder seine Schüler und Anhänger, denn ob er gleich zu seiner Zeit wenig gehört wurde, so waren doch seine Äußerungen nicht ohne Wirkung auf die Wissenschaften, besonders auf die Theologie überhaupt, und vorzüglich auf die Behandlung der Dogmatik und Moral; noch größer war sein Einfluß auf die Nachkommenschaft, die seine Lehren und Behauptungen richtiger und unparteiischer würdigen lernte. Welche geläuterten, sich über das Gemeine weit erhebenden Begriffe er von der Würde, dem Umfang und der praktischen Wichtigkeit seiner Wissenschaft hatte, zeigt das erst nach seinem Tode gedruckte Fragment einer Einleitung in das Studium der Theologie [2]), worin er sich unter andern mit tiefer Einsicht über den Werth und die Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums des christlichen Alterthums und der Kirchengeschichte überhaupt ausspricht. Er legte auf diese Kentnisse ein solches Gewicht, daß er denjenigen gar nicht für einen wahren Theologen halten wollte, dem diese Kentnisse mangelten. Weil aber die kirchliche ohne die weltliche Geschichte nicht recht verstan-

25) Giannone Geschichte des Königr. Neapel B. III. S. 508. *Raynaldus* ad an. 1458. 26) *Pauli Langii* Chron. Citizens. ap. Pistor. T. I. p. 1245. — Die Biographie dieses Papsts bei *Muratori* Scr. rer. Ital. T. III. P. II. p. 961. ist keine andere als des Platina.

1) Man sehe davon die, erst nach Calixtus Tode gedruckte Schrift: Colloquium instinctu Ludolphi a Kleucken Haemelsburgi institut. 1657.

2) Apparatus s. introductio in studium et disciplinam theologiae. Helmst 1656; herausgeg. von seinem Sohne, und aus seiner Handschrift verm. ib. 1661. 4. S. Schröckh's Kirchengesch. seit d. Ref. 4. Bd. 400. Stäudlin's Gesch. der theol. Wissensch. 1. Th. 164.

den, und ohne die letztere selbst die Bibel nicht durchaus befriedigend erklärt werden könne, so foderte er auch eine umfassende Kentniß der Profangeschichte von dem Theologen. Das Wichtigste, was er selbst in Beziehung auf historische Theologie als Resultat eines tiefen Quellenstudiums geleistet hat, ist das Fragment der Kirchengeschichte des 8., 9. und 10. Jahrhunderts [3]), worin er vorzüglich das allmälige Steigen der päpstlichen Macht entwickelt, und besonders sein Werk über die Ehe der Geistlichen [4]), dem ersten in dieser Art, worin mit einer gewissen Vollständigkeit und historischen Überzeugungskraft bewiesen wurde, wie sehr der ehelose Stand des Clerus mit Schrift und Vernunft streite, wie wenig er in der alten Kirche für nothwendig gehalten; aber auch, wie und mit welchen traurigen Folgen er von den Päpsten der Geistlichkeit aufgedrungen worden sey. Als Exeget kehrte er zu der Methode des Erasmus zurück, und gab den Geist der heiligen Schriften einfacher und reiner wieder, als die damals beliebten künstlichen Zergliederungen [5]). Auf diese einfache Schrifterklärung gründete er sein dogmatisches System [6]), in welchem man überall den freimüthigen, aber auch zugleich den bescheidenen Selbstdenker wahrnimt. Unverkennbar, wie in allen seinen Schriften, ist besonders in der Dogmatik seine Anhänglichkeit an die aristotelische Philosophie, doch mehr in der Methode als in der Lehre. Er brachte die von den Scholastikern gebrauchte und von Melanchthon verdrängte, analytische Methode wieder empor, um der Theologie eine mehr wissenschaftliche Gestalt zu geben, worin er nicht nur seine Schüler und Anhänger, sondern selbst mehre seiner Gegner, zu Nachfolgern hatte. In einem Zeitalter, wo die Dogmatiker sich so viel mit unfruchtbaren und unnützen Spekulationen beschäftigten, und an Popularität und praktischen Geist in den dogmatischen Lehrbüchern gar nicht gedacht wurde, war es kein geringes Verdienst, diesen Gebrechen entgegen zu wirken. Dies that Calixtus, denn er war in der evangelischen Kirche der erste, der es versuchte, die theologische Moral als eine besondere Wissenschaft zu behandeln, ohne deswegen die Moral von der Dogmatik ganz losreißen zu wollen [7]).

Alle diese ausgezeichneten Verdienste schützten den berühmten Lehrer nicht vor feindlichen Angriffen und schweren Beschuldigungen; ja gerade in seinen Verdiensten um Aufhellung und Reinigung des dogmatischen Lehrbegriffs, und seinen liberalen Äußerungen gegen die andern christlichen Confessionen lag der Grund zu den Angriffen, die auf ihn gemacht wurden. Er hatte das gewöhnliche Schicksal der Reformatoren, die wider die Thorheiten und Vorurtheile ihrer Zeitgenossen auftraten. Mit Gleichgiltigkeit sprach er von Unterscheidungslehren, welche Andere für schreckliche Ketzereien hielten, rechnete sie meist zu den theologischen Schulfragen, rühmte das Gute an allen Christenparteien, und behauptete, daß sie durch die gemeinschaftliche Annahme des apostolischen Symbolums im Wesentlichen schon vereinigt seyen, wenn sie gleich in andern Meinungen von einander abwichen [8]). Selbst den Papst wollte er unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen beibehalten; das Abendmahl ein Opfer zu nennen hielt er in gewissem Sinne für zulässig; auch die Anrufung der Heiligen und das Gebet für die Todten schien ihm nicht durchaus verwerflich, sondern als Erguß eines religiösen und wohlwollenden Herzens zulässig zu seyn. Im alten Testament fand er keine Spur von der Trinitätslehre, und der übereinstimmenden Tradition in den fünf ersten Jahrhunderten legte er ein gewisses Ansehen bei, erklärte sich aber nachdrücklich wider das Ansehen der Tradition im Sinne der römischen Kirche, und setzte die schädlichen Folgen davon ins klarste Licht. Billig, wie er überhaupt war, fand er gewisse Gebräuche und Einrichtungen der katholischen Kirche nicht so anstößig, wie Andere, und gab ihnen eine vernunftmäßige Deutung. Dagegen sah er in der Concordienformel ein neues Hinderniß der kirchlichen Einigkeit und Verträglichkeit, so wie der echten theologischen Forschung und Aufklärung, und wollte die Kirchengeschichte eben so zur Herbeiführung einer neuen Reform in der evangelischen Kirche

---

3) Fragmentum historiae ecclesiast. occidental. — als Anhang bei dem Apperatus.. 4) De conjugio Clericorum. Helmst. 1631; Frf. 1653. 4.; emendatius edidit H. P. C. Henke. Helmst. 1783. 4. 5) Man s. die, erst nach seinem Tode, aus seinen Vorlesungen herausgegebenen, exegetischen Schriften, die, bei aller Kürze und Unzulänglichkeit, doch genugsam zeigen, welche Fähigkeit er besessen habe, den Wortverstand der biblischen Urkunden aufzuklären: Expositio literalis in acta apostolorum, in epist. ad Romanos, Corinth., Galat. etc., seit 1664 einzeln zu Helmstädt in 4. gedruckt, und zu Jena 1731. 4. zusammen in 15 Tomen. Scholae propheticae ex praelect. Cal. in prophetas Jesaiam, Jeremiam et Ezech. coll. Quedlinb. 1715. 4. — Quatuor evangelicorum scriptorum concordia. 1624. 4. sechsmal neu aufgelegt. 6) Er hat es nicht selbst zum Druck befördert, sondern es wurde ohne sein Vorwissen, doch ohne Widerspruch von seiner Seite, gedruckt: Epitome Theologiae. Goslar. 1619. 8.; mit einer Disput. des Verf. de principio theologico contra pontificios 1647, und sonst öfter, am besten von Calixts Schüler, Gerh. Totius, Prof. der hebr. Spr. und Theol. zu Helmstädt, Helmst. 1661. 8. Man sehe davon *Fabricii* hist. Bibl. suae. P. IV. 294. *Buddei* Isag. 358. *Walch* bibl. theol. 40. Semlers Einl. in Baumgartens Glaubensl. 3. Bd. 108. Schröckh 445. und Stäudlin 1. Th. 245. beide a. a. O. — Calixtus hat noch viele andere dogmatische Abhandlungen herausgegeben, wozu besonders seine gelehrten Streitigkeiten Anlaß gaben, die sein dogmatisches System veranlaßte. Hieher gehören besonders seine Disputatt. XV. de praecipuis christianae religionis capitibus, anno 1611. in illustr. Julia habitae: anno 1613. recusae nunc tertium editae a F. V. Calixto. Helmst. 1658. 4. Calixtus behandelte jedes Dogma exegetisch, philosophisch und historisch, und benutzte in der letzten Hinsicht besonders seine große patristische Belesenheit zur Aufhellung dunkler Punkte.

7) Epitome theologiae moralis, pars prima, una cum digressione de arte nova ad omnes Germaniae academias romano pontifici deditas et subditas, Helmst. 1634.; e Msc. autoris passim auct. et emend. opera ejusdem filii F. V. Calixti. ib. 1662. 4. Enthält nur einen kleinen Theil von der Ausführung, und blieb unvollendet. S. *Fabric.* hist. bibl. suae. P. IV. 269. Stäudlin a. a. O. 325. Joh. Conr. Dürr, ein altdorfischer Lehrer, war der erste, der Calixts Plan vollständig ausführte in seinem Enchiridion theol. moral. Altd. 1662. 8. 8) Er ging von dem Satze aus: „Se omnes eos, qui suscepto baptismo unum Deum, creatorem coeli et terrae, patrem, filium et spiritum sanctum venerantur et adorant et credunt filium ex virgine natum hominemque factum, passione et morte sua a peccatis et peccatorum poenis nos redemisse; resurrexisse, in coelos ascendisse, ibi regnare, et inde rediturum ad suscitandum mortuos et judicandum cunctos homines, *cives regni Dei et Christi se habere*, nec eorum quemquam, nisi de ejus adversus conscientiam peccandi libidine certo constet, excludere audare."

benutzen, wie einst die Protestanten sie zur Untergrabung der katholischen Kirche und ihrer Reformation benutzt hatten. Mit einer damals ganz ungewöhnlichen Milde äußerte er sich über die christliche Duldung der Reformirten in Ansehung der zwischen ihnen und den augsburgischen Confessionsverwandten streitigen Punkte, und zeigte, daß man sich, der Unterscheidungslehren ungeachtet, gar wol vertragen könnte [9]).

So mild und verträglich Calixtus gegen anders Denkende in Sachen war, die er nicht für wesentlich hielt, so klar und bestimt sprach er seine Überzeugung da aus, wo er schädliche Meinungen und Irrthümer wahrnahm, und seine Absicht ging keineswegs dahin, wie man es ihm auslegte, eine äußere Vereinigung der getrennten Kirchenparteien zu stiften (denn die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens war dem hellen Kopfe einleuchtend), sondern vielmehr innern Religionsfrieden unter denselben, vornehmlich unter ihren Lehrern, zu befördern, und den wechselseitigen Haß in Liebe und Freundschaft zu verwandeln. Selbst katholische Kirchenlehrer gestanden, daß er an Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Beredtsamkeit alle diejenigen übertreffe, welche im 17. Jahrhundert gegen sie geschrieben hätten [10]). Seine tiefen, kirchenhistorischen Kentnisse und seine Stärke in der aristotelischen Philosophie kamen ihm dabei auf gleiche Weise zu statten. Beweise davon enthalten seine Schriften, in welchen er die Lehren der katholischen Kirche von der Unfehlbarkeit des Papstes, vom Meßopfer, vom Cölibat der Geistlichen, die angenommene Traditionstheorie u. a. m. bestreitet [11]). Um so auffallender war es daher, daß ihm, der sich in der katholischen Kirche die heftigsten Widersacher zugezogen hatte, und der nur Frieden und Verträglichkeit von innen und von außen stiften wollte, der Vorwurf gemacht wurde, daß er mit heimlichen Anschlägen zur Wiederherstellung des Papstthums und der Glaubensmischerei, umginge [12]). Calixtus und sein College, Konrad Hornejus, ließen sich durch diese Beschuldigungen keineswegs irre machen, sondern vertheidigten sich nachdrücklich gegen die ihnen gemachten Vorwürfe [13]). Als aber Calixtus, auf Verlangen des großen Kurfürsten von Brandenburg und mit herzoglich braunschweigischer Genehmigung, 1645 zum Beistande der Königsberger Theologen zu dem Religionsgespräche nach Thorn [14]) geschickt wurde, durch welches der polnische König Wladislaw IV. die Katholiken und Dissidenten in seinem Reiche zu einem friedlichen Vertrage zu bringen hoffte, wußten die daselbst gegenwärtigen sächsischen Theologen durch mancherlei Ränke zu bewirken, daß Calixtus von der öffentlichen Theilnahme an den Geschäften der Versamlung ausgeschlossen wurde. Denn außer den Vorzügen, die sie wenigstens seinem Alter und Ansehen hätten einräumen müssen, sahen sie in dem Manne, der die Concordienformel nicht hatte billigen wollen, den gefährlichsten Gegner des echten Lutherthums. Als daher das Religionsgespräch zu Thorn abgebrochen worden war, griffen die sächsischen Theologen, Joh. Hülsemann, Jacob Weller, Joh. Scharf und Abraham Calov (vgl. d. Art.) den Calixtus in öffentlichen Schriften an, beschuldigten ihn des Synkretismus (oder eines zum großen Nachtheil der Wahrheit und des evangelischen Lehrbegriffs gemachten Entwurfs, die getrennten christlichen Religionsparteien zu vereinigen), und begannen damit einen Streit, wie man ihn in der evangelischen Kirche noch nie, an Dauer, Hitze, Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Menge der theilnehmenden Theologen gesehen hatte. So wurde Calixtus, indem er die Sekten aus der Kirche zu verbannen bemüht war, selbst für den Vater und Urheber einer neuen und höchstschädlichen Sekte, der Sekte der Synkretisten oder Calixtiner angesehen. Außer den Leipzigern und Wittenbergern traten auch einige Theologen zu Jena, Strasburg, Giessen, Tübingen, Marburg und Greifswalde gegen ihn mit großer Heftigkeit auf den Kampfplatz, und nur in Helmstädt, Rinteln und Königsberg fand er einige Vertheidiger. Nicht genug, daß ihn seine Gegner die gehässigsten Ketzereien zur Last legten, verleugneten besonders die Wittenberger alle Mäßigung, am meisten Calov, der

9) In der von seinem Sohne herausgegebenen Schrift: De tolerantia Reformatorum circa quaestiones inter ipsos et augustanam confessionem professas controversias consultatio. Helmst. 1658.; neu aufgelegt 1697. 4. mit einer ausführlichen Abhandlung des Herausgebers über die allgemeine Duldung der verschiedenen christlichen Parteien in Teutschland unter einander, ohne alle Religionsvermischung. S. Schröckh a. a. O. 493—500. 10) So nent z. B. Bossuet in seinem Traité de la communion sous les deux espèces: „le fameux Calixte le plus habile des luthériens de notre temps, qui a écrit le plus doctement contre nous.“ Vgl. *Moshem.* Institutt. hist. eccles. antiq. et recent. p. 941. not. c. 11) Eine seiner ersten Schriften dieser Art war der Tractatus de pontificio missae sacrificio. Frf. ad Moen. 1644. 8. Außer der oben angeführten Schrift de conjug. Clericorum gehört ferner hieher: Responsum maledictis Moguntinorum Theologorum pro romani pontificis infallibilitate, praeceptoque sub una vindiciis oppositum Part. II. Helmst. 1644.; vermehrt durch seinen Sohn 1672. 4. Exercitatio de missis solitariis. Helmst. 1647. De communione sub utraque specie, cum G. Cassandri de eadem re dialogi. Ib. 1642. Desiderium et studium concordiae ecclesiasticae. Lugd. Bat. 1651. 4. Consideratio doctrinae pontificiae juxta ductum concilii Tridentini ed. a F. V. Calixto. Helmst. 1659. Am nachdrücklichsten erklärte sich Calixtus gegen die römische Kirche, in seiner Digressio, qua excutitur nova ars, quam nuper commentus est Barth. Nihusius, ad omnes Germaniae academias, romano pontifici deditas et subditas, inprimis Coloniensem; zuerst als Anhang bei der Epitome theol. moral., dann besonders zu Frkf. 1652. S. Schröckh a. a. O. 489.

12) Dies that zuerst Statius Buscher, ein Prediger zu Hanover, in der Schrift: Crypto-Papismus novae theologiae Helmstadiensis, das heimliche Papstthum, in der neuen Helmstädtischen Theologen Schriften, unter dem Schein der evangelischen Lehre hin und wieder versteckt. Hamb. 1639. 4. S. Schröckh a. a. O. 695—700. 13) In der Schrift: gründliche Widerlegung eines unwahrhaften Gedichts, unter dem Titel: Crypto-Papismus etc. Lüneb. 1641. 4. 14) Von diesem berühmten Religionsgespräche s.: Scripta facientia ad colloquium Thoruniense; accedit G. Calixti consideratio et ἐπίκρισις. Helmst. 1645. 4. (noch vor der Zusammenkunft gedruckt). Acta conventus Thorun. Varsov. 1645. 4., wieder abgedruckt in *Calovii* hist. syncretist. p. 199. *Calixti* annotatt. et animadversiones in confessionem Reformatorum, Thoruni a. 1645. oblatam. Wolfenbyti 1655. 4. Sagittarii introduct. ad hist. eccles. T. II. p. 1604. Hartknochs preuß. Kirchenhist. 934. *Jaegeri* hist. saec. XVII. polit. et eccles. Decenn. V. p. 689. Saml. v. alten und neuen theol. Sachen 1746. S. 33. Herings neue Beitr. zur Gesch. d. ref. Kirche 2. Th. 1. Henke's Gesch. d. christl. Kirche 4. Th. 256.

sich in dem ganzen Zwist durch wüthende Verketzerungssucht hervorthat. Er und seine Collegen wollten die Zahl der symbolischen Bücher durch ein neues vermehren, das unter der Aufschrift **Consensus repetitus fidei vere Lutheranae** verfaßt war, und nur gedient haben würde, eine neue Trennung in der lutherischen Religionspartei zu bewirken. Allein mehre Fürsten verwarfen diesen Antrag, und einige Gottesgelehrte von gemäßigter Denkart, besonders Joh. Musäus und Salomo Glaß zu Jena, protestirten nachdrücklich wider den **consensus repetitus** [15]). Sämtliche evangelische Reichsstände, den Landgrafen von Hessen ausgenommen, ließen 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg den Kurfürsten von Sachsen Joh. Georg I. bitten, er möchte seinen streitsüchtigen Theologen Stillschweigen gebieten lassen. Allein die Antwort war: „daß man zwar denen, welche von der Wahrheit der symbolischen Bücher abweichen, das Schreiben verbieten sollte, damit die Kirche nicht ferner durch sie beunruhigt werde; aber dem heil. Geiste könne man nicht das Maul stopfen, noch dessen Dienern wehren, die Wahrheit wider öffentlich vorgetragene Irrthümer zu vertreten [16]).

Calixtus benahm sich bei diesen Streitigkeiten weit würdiger, als seine erhitzten und erbitterten Gegner. Sanft und liebreich, mild und zuvorkommend, selbständig im Denken und Urtheilen, und dabei von einem echt religiösen Charakter, bewies er sich auch im gelehrten Streite. Nur zuweilen, wenn er allzuheftig und boshaft angefallen und behandelt wurde, und als sogar davon die Rede war, ihn mit seinen Anhängern aus der evangelischen Kirche auszuschließen, gerieth er in Heftigkeit und erlaubte sich Schmähungen gegen seine Gegner [17]). Überhaupt unterscheiden sich seine polemischen Schriften dadurch, daß sie meistens irenisch waren, daß er den Parteien, welche er bestritt, mehr zugab als Andere, und daß er alle Parteien wider sich hatte, weil er bei Allen Wahrheit und bei Allen Irrthum fand. Wenn er fehlte, so war es nur darin, daß er seine Zeitgenossen für fähig hielt, Vorschläge und Aufklärungen zu würdigen, die für sie zu frühe kamen, die ihm daher nur Vorwürfe und Anfeindungen zuzogen, und die ihm erst bei der Nachwelt Ehre und Achtung erwarben. Am meisten zu beklagen war es, daß ihn die Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, hinderten, seine neuen Ideen und historischen Entdeckungen in größerer Vollendung durchzuführen, und sich dadurch um die Wissenschaft selbst so wie um ihre Lehrmethode noch größere Verdienste zu erwerben. Indessen veranlaßte er eine in ihren Folgen wohlthätige Anregung der Geister, welche auf das Studium und die liberalere Behandlung der theologischen Wissenschaften vielen Einfluß hatte, und bildete eine beträchtliche Anzahl forschender und denkender Schüler, die rühmlich in die Fußstapfen des unvergeßlichen Lehrers traten [18]). (*Baur.*)

Calixtus (Friedrich Ulrich), Abt zu Königslutter, Konsistorialrath und Professor der Theologie zu Helmstädt, geb. daselbst den 8. März 1622, ein Sohn des Vorigen. Seine Neigung trieb ihn anfangs zur Arzneiwissenschaft, die er in Helmstädt und Leipzig studirte; nachher aber wandte er sich unter der Leitung seines Vaters zur Theologie. Diesen begleitete er 1645 zu dem Religionsgespräch nach Thorn, hielt sich längere Zeit in Königsberg auf, und vertheidigte daselbst verschiedene Lehrsätze seines Vaters gegen den Doctor Mislenta. Nach seiner Rückkunft schrieb er **de purgatorio**, hielt eine Rede und Disputation **de baptismo et antiquis circa illum ritibus**, und wurde 1650 Professor der positiven Theologie. Bald nachher reiste er durch Teutschland, Böhmen und Ungarn, nach Italien und von da nach Frankreich, wurde 1652 Doktor der Theologie, 1664 fürstl. wolfenbüttelscher Konsistorialrath, 1684 Abt zu Königslutter, und starb den 13. Jan. 1701. In der theologischen Literaturgeschichte ist er vorzüglich dadurch merkwürdig geworden, daß er mehre Schriften seines Vaters (mit Zusätzen und eigenen Abhandlungen vermehrt) aus der Handschrift herausgab, und daß er, als Vertheidiger desselben, in den synkretistischen Streitigkeiten eine Hauptrolle spielte. Allein der Geist seines Vaters ruhte nicht auf ihm; er besaß weder dessen Gelehrsamkeit, noch die Bescheidenheit und Mäßigung, durch die sich dieser bei den feindseligsten Befehdungen auszeichnete. Bei dem Bestreben, die Ehre und den Ruhm seines Vaters zu retten und zu erhöhen, stimmte er wol auch in den schmähenden und schimpfenden Ton der Gegner desselben, besonders der Wittenberger, ein, und vermehrte dadurch die Ärgernisse [19]). Unter seinen akade-

---

16) Die Gegner des Calixtus unterließen nicht, die Hochschule zu Helmstädt in einen üblen Ruf zu bringen, und es erschien unter andern eine Schrift unter dem Titel: Beweis, daß christevangelische lutherische Eltern, welche die unverfälschte Reinigkeit des Glaubens von Herzen lieb haben, ihre Theologiam studirenden Söhne, ohne Beleidigung ihres Gewissens, gen Helmstädt nicht schicken können. S. Grohmanns Annalen der Universität zu Wittenberg, 3. Th. 73. 16) Ausführliche Nachricht von des Calixtus Streitigkeiten findet man in **Molleri Cimbria literata T. III. 139—161.** Nach des Calixtus Tode dauerten diese Streitigkeiten noch gegen 50 Jahre fort, und arteten immer mehr in ein persönliches und unehrbares Gezänk aus, in welchem beide Theile, vornehmlich die Wittenberger, fast kein Schimpfwort für ihrer zu unwürdig und zu pöbelhaft hielten. Von diesen Streitigkeiten wird der Artikel **Synkretismus** handeln. 17) Daß er über die Art, wie theologische Streitigkeiten überhaupt geführt werden müssen, reiflich nachgedacht habe, beweist seine Schrift: **Judicium de controversiis theologicis. Frf. ad Moen. 1650.**

18) *Schraderi* Progr. in Calixti funere. Helmst. 1656. 4., wieder abgedr. in *Wittenii* Memor. Theol. Dec. IX. p. 1132. *Schraderi* Memor. Cal. Helmst. 1658. 4. *Titii* laudat. fun. Cal. Ib. 1656. 4. *Freheri* Theatr. P. I. 586. (mit Calixts Bildniß). *Koenigii* biblioth. vet. et nova h. v. *Crenii* animadv. philol. P. V. 86. XIII. 198. XVI. 252. XVII. 47. *Fabricii* hist. biblioth. suae P. IV. 49. *Molleri* Cimbria liter. T. III. 121 — 210. Mém. de Niceron T. XLIII. 343. *Chrysandri* diptycha Professor. theol. acad. Helmst. p. 98. Einige besondere Nachrichten von G. Cal. und seinem Sohne F. U. Cal., aus einem Mspt. des dänischen Etatsraths Hoyer, in *Winckleri* Anecdota hist. eccles. novantiqua 3 St. No. 25. Schröckhs Kirchengesch. seit der Ref. im 4. und 8. Bande, Henke's Gesch. der christlichen Kirche im 3. und 4. Bande, Stäudlins Geschichte der theol. Wiss. im 1. und 2. Bande, bei allen drei die Register nachzuschlagen. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet man in seiner **Consultatio de tolerantia Reformator. Helmst. 1658; 1697. 4.**

19) Am hitzigsten und langwierigsten war sein Streit mit dem Professor Ägid. Strauch zu Wittenberg, als der sogenannte **Consensus repetitus** 1664 in die **Consilia Wittebergensia** eingerückt, und im folgenden Jahre besonders gedruckt wurde. Calixtus gab

mischen Schriften bemerken wir folgende: De diversis totius mundi religionibus; de chiliasmo; de spirituum discretione; de vario hominis statu; immaculatae b. virginis conceptionis historia; epicrisis ad vitam pacis[20]). (*Baur.*)

CALIXTINER, kommen in der Kirchengeschichte in einer zweifachen Bedeutung vor: 1) wurde dieser Name im 15. Jahrh. einigen Hussiten in Böhmen und Mähren beigelegt, welche besonders auf den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl drangen; daher Calixtiner genant. Sie waren die gemäßigsten und billigsten unter den Hussiten, und verlangten, neben der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, daß das Wort Gottes dem Volke rein und unverfälscht vorgetragen, daß das Einkommen und die Macht der Geistlichkeit verringert, und in den Christengemeinden eine strengere Sittenzucht eingeführt werden sollte. Vgl. den Art. Hussiten; 2) gab man diesen Namen auch den Anhängern des Calixtus in den synkretistischen Streitigkeiten. S. oben Calixtus (Georg) und Synkretismus. (*Baur.*)

CALL (Jan van), geb. zu Nimwegen 1655, gest. 1703 im Haag, war der Sohn eines Uhrmachers, der die Erfindung gemacht hatte, durch Mischung der Metalle den Glocken einen stärkeren Ton zu geben. Der Sohn zeigte frühzeitig die entschiedenste Neigung für das Zeichnen, und lieferte zuerst Kopien von Landschaften nach Breughel, Paul Brill u. A., die um so mehr bewundert wurden, da er gar keine Anweisung gehabt hatte. Blos aus Büchern erlernte er auch die Anatomie und Perspektive, und wendete sich nachher ganz an die Natur. Seine mit chinesischer Dinte gefertigten Blätter, die Umgebungen Nimwegens darstellend, erhielten großen Beifall und wurden theuer bezahlt. Eine reiche Ernte von Zeichnungen brachte er von seinen Reisen durch Italien, Teutschland und die Schweiz zurück. Eins seiner schönsten Werke stellt in 72 Blättern den Lauf des Rheins von seinem Sturz zu Schaffhausen bis nach Schevelingen dar. Schenk gab sie heraus unter dem Titel Admirandorum quadruplex spectaculum. Sein übriges Leben verlebte er im Haag, wo er die meisten seiner Zeichnungen ätzte. Er hinterließ 4 Söhne, von denen der jüngste, Peter, sich ebenfalls als Künstler Ruf erwarb. Für den König von Preußen zeichnete er en aquarel alle Festungen und Schlachtfelder aus dem flandrischen Kriege unter Ludwig XV. (*H.*)

CALLA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen, welche Linné und Willdenow zur '. Klasse zählten. Allein diese Zahl findet sich bei keiner bekannten Art. Unter 4 bekannten Arten haben 3 getrennte Geschlechter, und nur eine Art Zwitterblüthen, und bei diesen stehen vier Staubfäden mit Zwillings-Antheren um den Fruchtknoten her. Es gehört also die Gattung zur 21. Klasse. Sie steht dem Arum und Caladium nahe, ist aber theils durch vielsamige Beeren, theils durch zweifächerige Antheren verschieden. Eine europäische Art: C. palustris, die in nordischen Sümpfen wächst, zeichnet sich durch Zwitterblüthen aus, und hat eine flache Blüthenscheide. C. aethiopica, aus dem südlichen Afrika, hat eine kappenförmig ausgehöhlte Scheide, aus welcher der Blüthenkolben hervor steht und an der Spitze männliche Blüthen enthält. C. aromatica *Roxb.* in Ostindien hat eine kahnförmige Blüthenscheide, welche länger ist als der Blüthenkolben, dessen obere Blüthen männlich sind. Dasselbe Verhältniß findet auch bei C. occulta *Lour.* in Cochinchina Statt, nur daß hier die Blüthenscheide lang gestreckt und spiralförmig gewunden ist. (*Sprengel.*)

CALLAEAS, nach Latham Glaucopis, nach Forster und Gmelin, Lappenbart, Bartvogel, Lappenvogel; eine in Neuseeland entdeckte Gattung von Vögeln, welche zwar bis jetzt stets zu den Linné'schen Picis gezählt wurde, in der That aber zu den Scharrvögeln (Galinae) zu gehören scheint, obgleich er auch von diesen in mancher Rücksicht abweicht. Der Schnabel ist gekrümt, gewölbt, und seine obere Kinnlade länger als die untere, von deren Wurzel auf jeder Seite ein Fleischlappen herabhängt. Die Nasenlöcher bedeckt eine knorpelige Haut. Die Zunge ist fast knorpelig, an der Spitze sägeartig-gespalten (serrato-bifida) und faserig. Die Füße sind Gangfüße, und hinten scharfkantig; der Schwanz besteht aus zwölf Ruderfedern. Die einzige Art: C. cinerea, Glaucopis cinerea, der graue Lappenbart, ist so groß wie ein Nußheher und etwas über 13 Zoll lang, grau, Schnabel und Füße schwarz, und die Hautlappen an der Wurzel blau, an dem Rande orangefarben. Er läuft am gewöhnlichsten auf der Erde und setzt sich selten auf Bäume. Er ernährt sich von Beeren und Insecten, hat einen pfeifenden und zwischendurch murmelnden Ton, und wohlschmeckendes Fleisch. (*Merrem.*)

Callaïcus, s. Galizien.

CALLAN, Marktfl. in der Grafschaft Kilkenny des Königreichs Irland: er liegt am King, besteht aus 4 rechtwinkelig sich durchschneidenden, aber schlecht gepflasterten Straßen, hat 1 verfallene Kirche und 2229 Einw., die sich vorzüglich von der Brantweinbrennerei nähren. Auf der Ostseite sieht man die Überreste einer alten Abtei, und am Flusse Trümmer eines marmornen Brunnens, der ihr das Wasser zuführte. (*Hassel.*)

CALLANDER, Kirchspiel am Teth in der scotischen Shire Aberdeen mit 2042 Einw., einst ein Militärposten, in neuern Zeiten aber von den Reisenden wegen seiner romantischen Umgebungen häufig besucht. (*Hassel.*)

CALLAO, ein kleines Eiland vor der Bai von Turon, in der südanamischen Prov. Cham des anamesischen Reichs unter 15° 53′ N. Br., etwa 1 Meile lang, ½ breit. Es ist ganz felsig, hat im S. einen Berg von 1500 Fuß Höhe, und kaum 200 Acres ebenes Land, worauf etwa 60 Häuser und einige Tempel und Landhäuser stehen. Da es indeß einen schönen Hafen und

agegen 1667 eine Demonstratio liquidissima heraus, welcher Zerauch einer Vindication in 88 Punkten entgegen setzte. Die Streitschriften, welche beide mit einander wechselten, waren voll rober Ausfälle und ärgerlicher Schmähungen. 20) Ein Verzeichniß seiner Schriften s. bei seines Vaters Consultatio de tolerantia Reform. Helmst. 1658; 1697. 4. Von seinem Leben andeln: *Joh. Fabricii* Memoria F. V. Calixti. Helmst. 1701. , wieder abgedruckt in *Pippingii* Memor. Theolog. T. II. Dec. VII. 881. *Chrysandri* diptycha Professor. Helmst. 160. *Henckeniorum* Biblioth. doctorum militum, p. 115. Arnolds Kirchen- und Ketzerhist. Bd. 2. Buch 17. Kap. 11.

Wasser die Fülle hat, auch im Angesichte der Bai von Turon und der Stadt Faifo liegt, so haben die Briten immer gesucht, sich hier festzusetzen, welches ihnen indeß bis jetzt nicht gelungen ist (nach Staunton). (*Hassel.*)

CALLAO DE LIMA, Bon Vista (300° 25′ 30″ L. 12° 3′ 9″ südl. Br.), Stadt auf einer kleinen Landspitze in Peru, Intendantschaft Lima, 2¼ St. von Lima, mit 400 Häus., 4000 Einw. und einem geräumigen, sichern und durch 2 Citadellen geschützten Hafen, eigentlich der Hafen von Lima und Handelsniederlage von Peru. Die Stadt ward 1746 durch Erdbeben fast ganz zerstört, und ist seitdem noch nicht wieder völlig hergestellt. (*Stein.*)

CALLAS, Stadt in dem Bez. Draguignan des franz. Dep. Var am Vallon du Plan mit etwa 500 Häusern und 2095 Einw., die sich meistens von Öl- und Weinbau nähren und 14 Ölmühlen unterhalten. Als Karl V. 1536 mit seinem Heere in die Provence einrückte, waren die Einw. von Callas die Ersten, die das Beispiel der großen Aufopferung gaben, daß sie ihre Stadt und ihr Schloß in Brand steckten, und alles vernichteten, was die Subsistenz eines Heerhausens erleichtern konnte. (*Hassel.*)

CALLE, Stadt in der Algier. Prov. Constantina. Sie liegt auf einer felsigen Halbinsel am Meere, ist mit einem Walle umgeben, hat 3 Thore, steinerne Häuser, 1 katholische Kirche, aber nur 400 Einw., die sich meistens von der Korallenfischerei und der Viehzucht nähren. Der Hafen ist klein, nur 120 Faden lang, und hat vor der Einfahrt Klippen. Ihr Wasser erhält sie aus Cisternen. Die Stadt gehörte vor der Revolution den Franzosen, die von hier aus die Korallenfischerei betrieben; sie wurde in der Revolution von den Franzosen verlassen, worauf das algiersche Gouvernement sie an die Briten verhandelte, die jedoch keinen Besitz davon genommen haben. Die Umgegend ist höchst fruchtbar, die benachbarten Hügel mit immer grünen Eichen besetzt, die sehr gutes Schiffbauholz liefern, das auch sonst einen Ausfuhrartikel ausmachte, aber 3 Landseen, die im Sommer austrocknen, verpesten die Luft. (*Hassel.*)

CALLEIDA (Entomologie), nent Dejean (Histoire naturelle et iconographie des insectes Coléoptères d'Europe. Livrais. 2e pag. 132) eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici). Ihre Kenzeichen sind: abgestutzte platte Deckschilde, ausgerandete Vorderschienen, gezähnelte Klauen, herzförmiges, schmales Halsschild, fadenförmige Kinnladentaster, beilförmige Lippentaster, und ein breites, zweilappiges vorletztes Glied der Tarsen. Es gehört in diese Gattung Carabus decorus *Fabr.* aus Nordamerika und wahrscheinlich auch Carabus festinans *Fabr.* aus Südamerika. (*Germar.*)

CALLENBERG (Kahlenberg), ein S. C. Meining. Schloß und Kammergut auf einem waldigen Berge, (nach Feers Messung 1083 p. Fuß 6 Zoll über der Meeresfläche) eine Stunde nordwestl. von Coburg, auf dem Wege nach Rodach im S. Saalfeldischen Gerichte Lauter, mit Voigteigerichten, 4 Häusern und 30 Einw. Ehedem eine den Dynasten von Callenberg*) und dann der adeligen Familie von Sternberg gehörige feste Burg, fiel es 1592 als ein eröffnetes thüringisches Lehn dem Hause Sachsen ernestinischer Linie anheim. Anfangs 1640 zum Coburger Witthum geschlagen, ward es 1645 an Herz. Ernst den Frommen abgetreten und gelangte 1753 an S. C. Meiningen. Außer dem Schloße, das eine der herrlichsten Aussichten gewährt und der Sitz einer Försterei ist, und den etwas weiter unten am Berge liegenden zum Kammergute gehörigen Wirthschaftsgebäuden befindet sich da noch eine schöne, von Herz. Joh. Casimir von S. Coburg ganz massiv erbaute Kirche, in welche viele Ortschaften eingepfarrt sind und worin der S. C. Saalfeldische Pfarrer zu Neuses wechselsweise Gottesdienst halten muß. Zu Anfang des 18. Jahrh. ließ die Herzogin Elisabethe Sophie von S. C. Meiningen diese Kirche überbauen und zu ihrem Wittwensitze zurichten; da aber die Kirche durch diesen neuen Überbau zu sehr gedrückt wurde: so ward derselbe 1780 wieder abgetragen. — In den Callenberger Forsten werden jährlich etliche hundert Klaftern Laub- und Nadelholz geschlagen. (*G. Emmrich.*)

CALLENBERG (Joh. Heinrich), und Callenbergisches Institut. Im Gothaischen i. J. 1694 geboren, studirte Callenberg zu Halle, ward 1727 außerordentlicher, 1735 ordentlicher Professor der Philosophie, auch 1739 ordentlicher Professor der Theologie. Er starb am 16. Jul. 1760. — Auf seine wissenschaftliche Bildung hatte das zu Halle i. J. 1702 errichtete und zuerst von D. H. Michaelis geleitete Collegium orientale theologicum, dessen Mitglied er ward, den bedeutendsten Einfluß; auch erwarb er sich besonders durch den Unterricht eines gelehrten Orientalisten aus Damascus, Salomon Negri, welcher sich einige Mal, zuletzt 1715 in Halle aufhielt, nach dem damaligen Standpunct des Studiums, sehr gute Kentnisse in den morgenländischen Sprachen. Seine Vorlesungen bezogen sich auch größtentheils auf die hebräische Sprache, auf Judenthum und jüdische Alterthümer, auch veranlaßte ihn späterhin sein Eifer für die Bekehrung der Juden, sich sowol mit den rabbinischen Schriften, als mit dem sogenannten Judenteutsch noch genauer bekant zu machen.

Mehr als seine für die gelehrte Theologie weniger wichtigen, größtentheils kleinen, akademischen Schriften und Abhandlungen, unter denen sich keine besonders auszeichnet[1]), hat eine zum Heil der Juden, dann auch der Mohamedaner, beabsichtigte Anstalt seinen Namen und sein Andenken in der Kirchengeschichte des 18. Jahrh. erhalten.

---

*) Die Dynasten von Callenberg gehören zu dem obersächs. Adel und dürfen nicht mit der hessischen Familie von Calenberg verwechselt werden. Sie waren im Coburgischen stark begütert. Ihr Name verliert sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. aus der Geschichte von Coburg und Henneberg; denn Ebart von Calenberg, der als hennebergischer Marschalk den Leichenzug bei der Beerdigung des letzten gefürsteten Grafen Georg Ernstens von Henneberg anordnete, gehörte nicht zu dieser Familie. Diese Burg Callenberg ist indessen das Stammhaus der Grafen von Callenberg zu Muska in der Oberlausitz.

1) Sie sind in Meusel's Lex. der v. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. II. angegeben.

Die nächste Veranlassung hiezu gab ein Prediger J. Müller in Gotha, welcher, durchdrungen von der Hoffnung einer bevorstehenden allgemeinen Judenbekehrung, mehre Schriften verfaßt hatte, um die Nation mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion bekant zu machen. Auf persönliche Bekantschaft bei einer Reise folgte ein Briefwechsel, und als Callenberg von ihm einen in jüdisch-teutscher Sprache verfaßten Tractat, unter dem Titel: Licht am Abend handschriftlich erhalten hatte, ruhte er nicht, bis es ihm gelang, die Anfangs fehlenden Typen anzuschaffen, und unter Mitwirkung eines getauften Israeliten Dr. Fromman, der selbst den Setzer und Corrector machte, eine gedruckte Ausgabe davon veranstalten zu können, und zugleich durch die vorangeschickte Vorrede dem Unternehmen Freunde und Beförderer zu gewinnen. Seit 1728 fing er an, eine eigne Mission an die Juden zu gründen, und Missionarien dafür zu bilden. Hiemit stand längere Zeit die Anlegung und Betreibung einer eigenen sowol jüdisch-teutschen als orientalischen Buchdruckerei in Verbindung, sowol um dem Zweck gemäße Aussprachen, als einzelne Bücher des N. Test. zu verbreiten, und da sich sein Plan nach und nach zu Versuchen auch die Mohamedaner zu gewinnen erweiterte, so wurden dergleichen Schriften auch in türkischer und arabischer Sprache gedruckt.

Als sich einige seiner Schüler hinreichende Sprachkentnisse erworben hatten, wurden nun von Zeit zu Zeit — gewöhnlich zwei — ausgesandt, um theils gesprächsweise durch Belehrungen, theils durch Vertheilung jener Schriften dem Christenthum Proselyten zu gewinnen. Sie beschränkten sich in seinem Auftrage nicht blos auf Teutschland, sondern mehre berührten fast alle europäische Länder, Holland, England, die Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland; ja einige sogar den Orient. Ein Mag. Wiedemann aus dem Würtembergischen und Manitius machten im J. 1736 den Anfang. Am bekanntesten ist Stephan Schulz geworden, der die Geschichte seiner Missionsreisen, die sich bis Asien und Afrika ausgedehnt hatten, unter dem Titel: Leitungen des Höchsten nach s. Rath (1772—75. 5 Bände) herausgab, auch kurz vor Callenbergs Tode von ihm zu seinem Nachfolger als Director des jüd. Instituts ernant ward. Auch der nachmals so berühmt gewordene Ol. Gerh. Tychsen, welcher im J. 1816 als Prof. der Orient. Literatur zu Rostock starb, nahm zwei Jahre lang (1759 u. 60) an diesen Missionsreisen Theil [2]). Nach Schulzens Tode führte der in der hebr. Sprache nicht unerfahrne Hospitalprediger O. D. Beyer die Direction. Da jedoch das Vermögen des Instituts, so wie die Theilnahme daran immer mehr abnahm, so wurde es durch ein königl. Rescript vom 21. Jul. 1791 als für sich bestehende Anstalt aufgehoben, und mit den Frankischen Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken, namentlich in vorkommenden Fällen zu Unterstützung studirender Israeliten, vereinigt.

Sehr bedeutend ist übrigens das Vermögen nie gewesen. Die Missionäre bekamen nur sehr wenig Reisegelder, und so sehr es dem Stifter anlag, ärmere Proselyten nach ihrem Übertritt zu unterstützen und für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen, so waren doch seine Mittel immer sehr beschränkt, und auch zur ferneren Fortsetzung der Druckarbeiten fehlten die erforderlichen Gelder.

Über die Wirksamkeit dieser in redlicher Absicht unternommenen, und von Callenberg mit großer Treue besorgten Anstalt, ist ein allgemeines Urtheil zu fällen schwer. Große Resultate hat es nicht gegeben. Dies wird niemand befremden, der die Schwierigkeiten kent, die gerade bei solchen, die in einer positiven Religion erzogen sind, und sie als eine heilige Erbschaft von ihren Vätern betrachten, einer gänzlichen Umwandlung ihrer eingewurzelten Vorstellungen und Vorurtheile im Wege stehen. Auch bewiesen die Berichte Callenbergs und seiner Nachfolger, welche von den Arbeiten der Missionäre seit dem J. 1728—1791 fast ununterbrochen erschienen sind, und ihre Reisetagebücher enthalten, wie manche derselben höchst schwache und unfähige Männer waren, die oft den vernünftigen Einwürfen derer, die sie bekehren wollten, nichts als Autoritäten, wo nicht Seufzer oder Drohungen ewiger Verdamniß entgegen zu setzen wußten. Daß indeß auch durch diese wohlgemeinten Bemühungen manches Samenkorn der Wahrheit ausgestreut seyn und Früchte getragen haben mag, wird niemand leugnen können [3]). (*A. H. Niemeyer.*)

CALLET (Jean François), ein geschickter franz. Mathematiker geb. zu Versailles den 25. October 1744. Nachdem er in seiner Vaterstadt guten Unterricht genossen und besonders an der Mathematik Geschmack gewonnen hatte, kam er im J. 1768 nach Paris, wo er Gelegenheit fand, seine Kentnisse noch mehr zu erweitern und fester zu begründen. Im J. 1774 zeichnete er sich durch den Unterricht der Aspiranten und Eleven an der Ingenieurschule aus, bei welcher Anstalt vor und nach der Aufnahme strenge Prüfungen gewöhnlich waren. — Im J. 1779 erhielt C. den von der Gesellschaft der Künste zu Genf ausgesetzten Preis für die beste Beantwortung einer die Hemmung in den Uhren betreffenden Frage. Im J. 1783 gab er eine französische Bearbeitung von Gardiner's logarithmischen und trigonometrischen Tafeln (**Tables portatives des logarithmes, publiées à Londres par *Gardiner*, augmentées et perfectionnées dans leur disposition p. M. Callet et corrigées avec la plus scrupuleuse exactitude**) heraus, welche die Briggsschen Logarithmen der gemeinen Zahlen von 1 bis 102959, ferner die künstlichen trigonometrischen Linien für die beiden ersten Grade von Secunde zu Secunde, für die übrigen Grade des Quadranten von 10 zu 10 Secunden, außerdem die sogenannten logistischen Logarithmen, die Briggsschen Logarithmen der Zahlen von 1

2) M. s. Hartmanns Denkmal. Bremen 1818. 1. Bd. S. 17—44.

3) Ausführlichere Nachrichten über dies Institut enthalten, außer den schon erwähnten, fortlaufenden die unter verschiednen Titeln erschienenen Berichte Callenbergs, Schulzens und Beyers, von den Anstalten zum Heil der Juden und Mohamedaner, desgl. Dreihaupts Chronik. 2 Th. S. 22, 27, 44, 600. Büsching Geschichte der jüd. Religion. S. 248 ff. und Schröckhs Kirchengesch. seit der Reformation. 5 Th. S. 491 bis 493.

bis 1161 auf 20 Decimalstellen u. s. w. enthalten. Im J. 1788 wurde C. als Lehrer der Hydrographie in Vannes, nachher in Dünkirchen angestellt, kehrte aber 1792 nach Paris zurück, wo er die Stelle eines Professor der Ingenieurs-Geographen im Kriegsdepot vier Jahre lang bekleidete. — Nach Aufhebung dieser Stelle fuhr C. fort, mathematischen Unterricht in Paris zu ertheilen, wo er immer für einen der besten Lehrer in diesem Fache galt. Im J. 1795 erschien eine neue Stereotypausgabe seiner logarithmischen Tafeln beträchtlich vermehrt (bis 108000) und in den trigonometrischen Tafeln nach der neuen Decimal-Eintheilung des Quadranten eingerichtet, worin C. damals noch keinen Vorgänger gehabt hatte. — Gegen Ende des J. 1797 überreichte C. dem National-Institute den Entwurf zu einem neuen Telegraphen und einer telegraphischen Sprache nebst dazu gehörigem Wörterbuche von 12,000 franz. Wörtern. Diese Arbeiten hatten seinen schon lange an asthmatischen Beschwerden leidenden Körper zerrüttet; dennoch gab er noch in demselben Jahre einen Aufsatz über die Bestimmung der geographischen Länge zur See heraus, unter dem Titel: **Supplément à la trigonométrie sphérique et à la navigation de Bézout.** Er starb den 14. Nov. 1798 *). (*Gartz.*)

CALLIAN, Marktfl. in dem Bez. Draguignon des französischen Dep. Var; auf der Nordseite des Gebirgs Esterel, hat 1 Schloß, 1 Kirche und 1823 Einw., die 1 Glashütte unterhalten. Im Gebirge Esterel sind Steinkohlengruben geöffnet, auch findet man schönen weißen Marmor, Jaspis, Porphyr u. a. (*Hassel.*)

Callianassa, s. Thalassina.

CALLIANY, 1) ein Distrikt der brit. Prov. Aurungabad auf Dekan, ein Küstenstrich der gut angebauet und bevölkert ist. Darin die gleichnamige Hauptstadt unter 19° 15′ Br. und 90° 49′ L. am Holaß, groß und gut gebauet, aber meistens von armen Moslemimen bewohnt, die baumwollne Zeuge, Messing und irdenes Geschirr verfertigen und mit diesen Fabrikaten, mit Kokosnüssen und Samenölen einen kleinen Verkehr treiben. 2) Ein Distr. in der Prov. Baeder an der Tierna mit gleichnam. Hauptstadt. (*Hassel.*)

CALLICARPA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Verbeneen und der 4. Linné'schen Klasse. Sie hat einen vierzähnigen Kelch, eine glockenförmige, 4theilige Corolle, vorstehende Staubfäden und eine 4samige Beere. In meinem syst. veg. 1. p. 419—421 habe ich 21 Arten aufgezählt, die in Ost- und Westindien wachsen. (*Sprengel.*)

CALLICERA, Edelfliege (Entomologie). Eine von Meigen (systematische Beschreibung der europ. zweiflüg. Insecten. 3r Bd. S. 155) errichtete Fliegengattung aus der Familie der Schwebfliegen (Syrphici). Ihre Kenzeichen sind: Fühler auf einem Höcker stehend, dreigliedrig: das erste Glied walzig, das zweite so lang als das erste, zusammengedrückt, an der Spitze erweitert; das dritte verlängert, zusammengedrückt, spitzig, mit einem Endgriffel. Der Hinterleib kegelförmig. Flügel flach parallel aufliegend. Die einzige bekannte, in Europa einheimische Art, ist **Callicera aenea** (**Bibio aenea** *Fabr.*) schwarz, gelbhaarig, Schienen und Füße gelb, der Hinterleib goldgrün, 5½ bis 7 Linien lang. (*Germar.*)

CALLICERUS, nannte früher Gravenhorst (**Coleoptera microptera Brunsvic.**) eine Käfergattung aus der Familie der Raubkäfer (**Staphylini**), die er aber später (**Monographia Micropt.**) wieder aufhob und mit **Aleochara** vereinigte. (*Germar.*)

CALLICHROMA (Entomologie). Eine von Latreille ausgehobene Käfergattung aus der Familie der Bockkäfer (**Cerambycini**), die sich durch vorgestreckten Kopf, verkehrt kegelförmiges Endglied der Taster und kurze Kinnladentaster auszeichnet. Es gehören dahin **Cerambyx moschatus, alpinus, virens, longipes** u. a. (*Germar.*)

Callichthys, s. Cataphractus.

Callico, s. Kattun.

CALLICOCCA, nannte Brotero die Pflanze, welche die echte, graue Ipecacuanha liefert. Aber mit Recht zog sie Willdenow zur **Cephaëlis** *Sw.*, mit welcher sie vollkommen überein stimt. (*Sprengel.*)

CALLICOMA, nent R. Brown eine Pflanze aus der natürlichen Gruppe der Cunonieen und aus der 11. Linné'schen Klasse. Sie trägt in einer gemeinschaftlichen, vierblättrigen Hülle und auf zottigem Fruchtboden gehäuft, vierblättrige Kelche, ohne Corolle. Zwei Pistille stehn aus einander, und der Fruchtknoten zeigt vier Samen. Die einzige bekannte Art: **Call. serratifolia** *R. Br.* wächst als Strauch in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALLIDIUM, Listkäfer (Entomologie). Die Kenzeichen dieser von Fabrizius (**Systema Eleutheratorum**), aus der Familie der Bockkäfer (**Cerambycini**) ausgehobenen Gattung sind: ein vorgestreckter Kopf, beilförmiges Endglied der Taster, ein scheibenförmiges, ungedorntes Halsschild und flach aufliegende Deckschilde. Man kent gegen sechzig Arten, von denen bei weitem die meisten in Teutschland einheimisch sind, wie **Callidium violaceum, variabile, sanguineum** *Linn.* u. a. (*Germar.*)

CALLIGONUM, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Polygoneen und aus der 11. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem fünftheiligen Kelch, keiner Corolle, vier Pistillen und einer 4winkligen Nuß. Es sind 2 Arten bekant, die als Sträucher auf dürren Sandwüsten wachsen. 1. **C. Pallasia** *Ait.*, an der Wolga, mit geflügelten Früchten, welche der jüngere Linné **Pallasia caspica** nannte, und 2. **C. polygonoides** *L.*, in Armenien und dem nördl. Afrika, mit Früchten, welche mit ästigsteifen, gegitterten Borsten besetzt sind. Dazu gehört auch **C. comosum** *Herit.* (*Sprengel.*)

Callimorpha, s. Euprepia.

CALLINGTON, Borough in der englischen Shire Cornwall, der 2 Dep. zum Unterhause sendet, aber nur 938 Einw., und unter diesen 70 Wähler zählt. Er hat 1 Kirche, unterhält etwas Wollenweberei und hält 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

CALLIODON. Unter diesem Namen steht bei Schneider eine Fischgattung, die unter die Brustflosser, in die Familie **Leiopomi** Dümerils gehört. Ihr Ken-

*) Vgl. Biograph. univ. — *Dessessarts* siècles littéraires de la France.

zeichen besteht in der Beschuppung des ganzen Kopfes, wobei nach dem Familiencharakter die Kiemendeckel weder gezähnelt, noch gestachelt sind. Den Namen hat zuerst Gronov zur Bezeichnung der ersten Art: 1. C. lineatus Gron. Bl. S. tab. 62. f. 2. gebraucht, deren Körper länglicht, etwas zusammengedrückt, braun mit Längsstreifen; die Schuppen groß, der Kopf abgestumpft, der Oberkiefer länger, mit zwei großen dreikantigen Zähnen; der Unterkiefer kürzer mit einem breiten Zahne. 2. C. gibbosus Bl. S. Perca chrysoptera L. Perca marina gibbosa Catesby II. tab. 2. (*Lichtenstein.*)

Calliomorus, s. Callionymus u. Platycephalus.

CALLIONYMUS. Eine von Linné aufgestellte Fischgattung, deren Hauptkenzeichen in Folgendem bestehen: ein langstreckiger, nackter Körper mit großem, etwas platt gedrücktem Kopfe, zugespitzter Schnauze, aufwärtssehenden, einander sehr nahen Augen; die Kiemenöffnungen in einem Loche auf jeder Seite des Nackens bestehend; die ziemlich vergrößerten, oft aus mehren Strahlenbündeln, die durch breitere Membranen verbunden sind, zusammengesetzten Bauchflossen vor den Brustflossen sitzend; die Rückenflosse doppelt, die erste nur 2—4strahlige gewöhnlich sehr verlängert, in feine Fäden auslaufend; die Flossen stachlicht. — Die Färbung und Zeichnung dieser Fische ist sehr angenehm. Blau, grün in verschiednen Abstufungen, gelb in allen Nuancen bis ins Bräunliche, silberfarben, weiß tragen in verschiedenen Zusammenstellungen zur Verschönerung derselben bei. Die Unterseite des Körpers ist übrigens immer heller gefärbt.

Die vornehmsten Arten sind: 1. C. Lyra *L.* Der Spinnenfisch Bl. 6. tab. 91. Im atlantischen Meere, und dem Nordocean, 12—14 Zoll lang, 1½ breit. — 2. C. Dracunculus *L.* Der Seedrache Bl. P. tab. 102. fig. 2. Im mittelländischen und Nordmeere, 8 Zoll lang, 1 breit. Das Fleisch weiß, schmackhaft. 3. C. orientalis Bl. S. t. 6. An Tronquebar. Sonst gehören noch hieher: C. ocellatus; C. sagitta; C. japonicus; C. monopterygius und C. festivus Pall. Zoogr. ross. III. pag. 146. Aristoteles scheint den Namen Callionymus für eine Art von Uranoscopus gebraucht zu haben. (*Lichtenstein.*)

CALLIRHOË. Der innere, mit Querscheidewänden und seitlicher Röhre (sipho) versehene Kegel von Belemniten, ward von Denys de Montfort als ein eigenes Genus unter obigem Namen aufgestellt. S. Belemnit. (*Nitzsch.*)

CALLISACE, nannte Fischer eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Dolden-Gewächse, welche ich im syst. veg. I. p. 895 mit Thyssalium *Riv.* vereinigt habe. (*Sprengel.*)

CALLISIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Commelineen, und der 3. Linné'schen Klasse. Sie hat einen dreiblättrigen Kelch, eine dreiblättrige Corolle, an der Spitze erweiterte Staubfäden, deren jeder zwei Antheren trägt, drei pinselförmige Stigmen und eine zweifächerige Kapsel. Die einzige bekannte Art: C. repens (umbellata *Lam.* ciliata *Humb.*) wächst in Westindien und Südamerika. (*Sprengel.*)

CALLISTA, nent Loureiro eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20. Linné'schen Klasse, deren äußere Blumenhülle aus fünf Blättern besteht, wovon die zwei seitlichen genagelt sind. Das Lippchen ist zweitheilig, der äußere Theil fleischig und an der Basis mit zwei Hörnchen versehn, der innere zottig, glattrandig und trichterartig ausgehöhlt. Die einzige Art: C. amabilis *Lour.* wächst in Cochinchina, als Schmarotzer auf Bäumen, und zeichnet sich durch schöne weiße Blumen mit goldgelbem Lippchen aus. (*Sprengel.*)

CALLISTACHYA, will Rafinesque die Veronica virginica nennen, weil sie röhrige Blumen hat, allein bei mehren Arten bemerkt man diesen Übergang zur röhrigen Form, wie bei einer Abart der V. spicata, welche Crantz V. orchidea nannte. Diese Form, wie die Verdoppelung der Staubfäden bei V. rotundifolia *R.* et *P.*, beweiset, daß Veronica zu den Personaten gehört. (*Sprengel.*)

CALLISTACHYS *Vent.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. zweilippiger Kelch. Aufrechter Wimpel. Gestielte, holzige, vielsamige Hülse, die vor der Reife vielfächerig ist und an der Spitze aufspringt. Die einzige sichere Art: C. lanceolata *Vent.*, wächst in Neu-Holland, und ist durch ihre schönen, dunkelgelben Blüthen ausgezeichnet. Die andere Art: C. elliptica *Vent.*, gehört zu Oxylobium *Andr.* (*Sprengel.*)

CALLISTEMON *R. Br.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen, sehr nahe mit Metrosideros verwandt, da sie eben so lange (hier schön gefärbte) Staubfäden enthält. Allein es fehlt ihr die Corolle, und die Kapsel ist 3fächerig. Bis jetzt ist blos C. rigidus *R. Br.* aus Neu-Holland bekant, welches Metrosideros linearis *W.* enum. ist. (*Sprengel.*)

CALLISTHENES (Entomologie). Fischer (Entomographia imperii Russici. I. pag. 84) errichtet aus einem in den südlich von Orenburg gelegenen kirgisischen Steppen gefundenen Käfer, den er Callisthenes Panderi nent, diese in die Familie der Laufkäfer (Carabici) gehörige Käfergattung, die als Mittelglied zwischen Carabus und Calosoma betrachtet werden kann. Sie besitzt fast kaum merklich ausgerandete, aber der Länge nach tief gerinnte Vorderschienen, fadenförmige Taster, die innern kürzer, ein viereckiges an den Seiten stark aufgeworfenes Halsschild, ein großes, dreieckiges Schildchen, fast kreisförmige, an der Naht verwachsene, am Rande aufgeworfene Deckschilde, unter denen keine Flügel liegen und fadenförmige Fühler. (*Germar.*)

CALLISTUS. Eine von Bonelli aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) ausgehobene, aber noch nicht hinlänglich bezeichnete Gattung, für welche als Vorbild Carabus lunatus *Fabr. Panz.* (Anchomenus lunatus *Sturm.*) dient. (*Germar.*)

CALLITHAMNION, nent Lyngbye eine Alge, die sonst zu Conferva gezogen wurde. Das Stämmchen ist gegliedert, sehr ästig und rosenroth. In jedem Gliede zeigt sich eine längliche Röhre und die Kapseln sind gestielt an den Seiten der Triebe. Conferva Arbuscula *Dillw.*, conixea *Huds.*, corallina *L.*, lorymbosa

Sm., **rosea** *Dillw.*, **Plumula** *Ell.* und einige andere gehören hieher. (*Sprengel.*)

CALLITRICHE, ein Gewächs aus der natürlichen Familie der Najaden und der ersten Linné'schen Klasse, dessen Charakter in einer zweitheiligen, häutigen Blumenhülle, einer zweifächerigen Anthere und einer 4samigen Nuß besteht. Unter den zwei bekannten Arten ist C. verna die gemeinste. Sie hat dreinervige, oft linienförmige, ausgerandete Blätter, wo die obern gewöhnlich breiter und rosenartig ausgebreitet sind. **C. intermedia** *Schk.*, **caespitosa** *Schultz.*, **minima** *Hofm.* gehören zu den vielen Abarten dieser gemeinen Pflanze. Viel seltener ist die zweite Art, deren Blätter zerstreut stehn, nur einen Nerven haben, abgestutzt und die Samen mit häutigem Rand eingefaßt sind. Dies ist die echte **C. verna** *L.*, die nur in nordischen Gewässern vorkomt. (*Sprengel.*)

CALLIXENE *Juss.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sarmentaceen und der 6. Linné'schen Klasse. Sie zeichnet sich durch eine sechsblättrige Corolle aus, deren Blätter abwechselnd an der Basis mit 2 Drüsen versehen sind; die Staubfäden sind an der Basis erweitert, und die Beere enthält mehre Samen. Die einzige bekannte Art: Call. marginata *Lam.* (Enargea *Gärtn.*) wächst, ein kleiner Strauch mit lederartigen Blättern, an der Magellanstraße. (*Sprengel.*)

CALLOMYIA. Fliegengattung nach Meigen aus der Familie der Dolichopoden. S. **Dolichopus**. (*Germar.*)

Callorhynchus, s. Chimaera.

CALLOSA DE SEGURA. Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Denia, am Abhange des Gebirgs, mit 3200 Einw. und Alpargatesfabriken. In der Nähe bricht guter Marmor. (*Stein.*)

CALLOT (Jacob), ein in der Künstlerwelt berühmter Name, ward zu Nancy 1593 (nach andern Angaben, erst im folgenden Jahre) geboren, in einer Familie, welche seit mehren Jahrhunderten die ersten Ehrenstellen an den Höfen der Herzoge von Lothringen und Burgund bekleidet, und sich im Kriegs- wie Friedensdienste ausgezeichnet hatte. Joh. Callot, Wapenherold von Lothringen und Bar, zeugte mit Renate Brunecault mehre Kinder; der jüngeren Eines war Jacob. Nach der Stellung unter seinen Geschwistern konnte er, bei der Vertheilung des Familienvermögens, auf keine reiche Ausstattung rechnen; er ward daher um so fleißiger zur Schule geschickt, damit er im Kirchen- oder Statsdienste sein Glück mache; aber mit geringem Erfolge. Ein vorwaltendes Talent hatte sich seiner schon in den Knabenjahren bemächtiget: wenn die Lehrer glaubten, daß er des Lernens halber über den Büchern säße, belustigte er sich mit wunderlichen Zerrbildern, welche er auf den Umschlägen der Bücher und auf deren leeren Blättern zeichnete, worauf dann Strafen, welche ihm Schule und Bücher verleideten, erfolgten. — Nancy war damals der Sitz eines Hoflagers; die Künste, besonders die der Malerei gediehen hier. Bald wußte sich der junge Callot Zutritt zu den Künstlern zu verschaffen, besonders zum wackeren Hofmaler Claudius Henriet, berühmt durch treffliche Glasmalerei, welcher den Lehrbegierigen im Zeichnen unterrichtete. Seine ganze Aufmerksamkeit wurde gefesselt bei den Erzählungen von dem Kunstleben und Kunstwerken fremder Länder; vor allem ergriff ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, was er von Italien hörte. Er konnte unter dem väterlichen Obdache nicht länger aushalten, und entlief, noch nicht 12 Jahre alt, heimlich seinen Eltern, in heißer Begierde, nach Italien. Bettelnd half er sich fort und gerieth, ihm nicht unwillkommen, unter eine nach Wälschland ziehende Zigeunerbande, der er sich unbesorgt anschloß und so nach Florenz gelangte, wo er sich von ihnen trennte. Dort irrte er wohlgemuth in der Nähe des großherzoglichen Palastes umher, als er die Aufmerksamkeit eines im Hofdienste stehenden Officiers auf sich zog. Dieser ließ sich mit dem wohlgebildeten Knaben in ein Gespräch ein und wurde von ihm gewonnen durch das treuherzig wahre Geständniß seiner Flucht, seiner Reiseabenteuer und seiner unwiderstehlichen Kunstliebe. Er brachte den Flüchtling zu dem berühmten Zeichner Renigius Cantapallina, wo sich sein ausgezeichnetes Talent bald offenbarte. Sein Bleiben aber in dieser Schule war nur kurz; es trieb ihn nach Rom hin, zu welcher Reise er des Lehrers Einwilligung und einige Geldunterstützung erhielt. Unter vielen Mühseligkeiten daselbst angelangt, glaubte er das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als seiner Kaufleute aus Nancy ansichtig wurden, ihn erkannten und durch Vorstellung der Bekümmerniß, die er seinen Eltern verursache, in den nächsten Tagen zur Rückkehr in die Heimath bewogen. So ging ihm, der mit einer seinem Lebensalter weit vorschreitenden Selbständigkeit alle Verhältnisse seiner Kunstbildung nachsetzte, in kindlicher Frömmigkeit, die liebste Frucht seiner ersten Wanderschaft verloren. Er fand daheim leicht versöhnte Eltern; doch waren sie deshalb nicht für seine Wünsche der künftigen Berufswahl entschieden; er mußte, nach wie vor, die Schule besuchen und täglich die väterlichen Ermahnungen hören, daß ohne fleißiges Erlernen der Wissenschaften nichts aus ihm werden könne. Davon wollte Callot nichts wissen; aller Zwang war ihm verhaßt; er entsprang seinen Eltern im 14. Jahre abermals und floh Italien zu. Kaum hatte er aber Turin erreicht, als er auf einen älteren Bruder, der sich hier in Familienangelegenheiten aufhielt, stieß und nochmals nach Nancy zurückgebracht wurde. So unbeugsame Sinnesart des Sohnes überwand endlich den Willen des Vaters, welcher nun der Künstlerlaufbahn keine ferneren Hindernisse in den Weg legte. Bald fand sich Gelegenheit, des Sohnes Sehnsucht nach Italien zu erfüllen. Der Landesherr sandte eine Botschaft an den Papst, und der Gesandte, ein Freund der callot'schen Familie, nahm gern den kunstbeflissenen Jüngling in sein Gefolge auf. In Rom, gut ausgestattet und wohl empfohlen, sah und studirte er nun die unsterblichen Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei und machte seine Studien durch fleißiges Zeichnen, gab nun aber der Kupferstecherei vor der Malerei den Vorzug, und begab sich deshalb in die Lehre bei dem wackeren, alten Meister, Philipp Thomassin. Bei diesem fand er freundliche Aufnahme und machte, bei tüchtiger Grundlage im Zeichnen, rasche Fortschritte, indem er unter des Meisters Anleitung berühmte Gemälde, besonders große Altarblätter mit dem Grabstichel nachbildete: 18 Blätter, die er ungefähr bis zum 20. Lebens-

jahre arbeitete, sind jedoch weder in der Zeichnung, noch in der Ausführung vorzüglich, aber schätzbare Zeugnisse eines sich schnell entwickelnden Talentes. So schien der Jüngling in der Werkstatt seines Meisters das Ziel langgenährter Sehnsucht gefunden zu haben, als das Schicksal neue Störung bereitete: der alte Thomassin hatte eine junge, schöne Römerin geehlichet; diese gefiel dem jungen Callot wie er der jungen Frau. Daran aber hatte Meister Thomassin so großes Misfallen, daß er den Lehrling aus der Werkstatt jagte und ihm sein Haus verbot, womit alle Freude in Rom für Callot dahin war. Er griff zum Wanderstabe und zog gen Florenz. Cosmus II. Mutter Katharine war aus dem lothringischen Fürstenhause, und dies war wol die gelegentliche Veranlassung, daß der junge Künstler, als er, wie alle ankommende Fremde, dem Großherzoge gemeldet wurde, dessen besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Fürst fand bei der persönlichen Bekanntschaft so entschiedenes Wohlgefallen an Callot, daß er ihn in die Reihe der Künstler aufnahm, welche bei einem Jahrgehalte und andern Vortheilen (la parte genant) in dem Galeriegebäude freie Wohnung hatten und im Genuße einer glücklichen Lage sich ganz ihren Kunstbestrebungen widmen konnten. Solche Vergünstigungen trieben den Jüngling um so eifriger seinem Berufe zu leben. Die erste Arbeit, welche hier sein Grabstichel lieferte, ist die Madonne nach Andrea del Sotto[1]) mit der Jahrzahl 1613, welches Blatt sich nach seinem Werthe dem in Rom gelieferten anschließt; unter den dortigen Künstlerbekanntschaften hatten vorzüglichen Einfluß auf ihn Cantapallina und Alphons Porigi; jener tüchtiger Maler und Kupferstecher, wie geschickter Kriegsbaumeister, zeichnete mit vieler Vollendung in verschiednen Formaten, bis zum kleinsten, mit der Feder; dieser des Namens der Jüngere, leistete als Kupferstecher im Fache der Darstellungen von Perspektiven und Hoffesten Vieles. Callot benutzte deren Unterweisung bei Ausführung der vom Großherzoge erhaltenen Aufträge; dahin gehört eine Reihe von Kupferstichen, die Heldenthaten der Medizäer darstellend, welche 20, und einige nicht beendete, Blätter zählt, und die sieben Todsünden in 4 Blättern, nach Bernardin Pochet, einem florentiner Maler; — die besten Arbeiten welche sein Grabstichel lieferte. Durch das Vorbild jener Meister und durch den Beifall, welchen ihre Arbeiten fanden, auf das rechte Feld seiner Kunstanlagen geleitet, wandte Callot sich bald von größeren Darstellungen zu den menschenreichen Gruppen im kleinern Formate; hiebei war ihm die Führung des Grabstichels zu mühsam, beschwerlich und zeitraubend; er vertauschte ihn daher mit der Radirnadel und der Ätzkunst. Sein erster Versuch in dieser Manier ist der heilige Mansuetus, Bischof von Toul, wie er einen, beim Ballspiel plötzlich gestorbenen Prinzen vom Tode auferweckt[2]); noch unkundig in der Behandlung des Scheidewassers mußte hier der sichtbar nachhelfende Grabstichel das Beste thun; aber des jungen Künstlers Talent ist nicht zu verkennen; besonders in dem reich belebten Hintergrund[3]). Neue Aufträge vom Hofe gaben ihm zu Erwerbung größerer Fertigkeit erwünschte Veranlassung. Das alte, romantische Ritterwesen war längst in der Soldateska untergegangen; seitdem veranstaltete man an glänzenden Hoflagern gern bei Feierlichkeiten glänzende Rittermummereien, Turniere, Karussels, deren Verbindung mit Musik, Schauspiel und Balleten, zur höfischen Kurzweil dienten. In solchen Festen glänzte Florenz unter Cosmus II., der darauf dachte, durch werthvolle Abbildungen diesen Pracht- und Schauspielen ein längeres Daseyn zu verschaffen. So lieferte Callot in 6 Blättern die Darstellung eines solchen Ritterspieles, in 4 Platten ein Karussel und die Abbildung der Dekorationen des Schauspiels Soliman, womit er alle früheren Leistungen in dieser Art übertraf. Mit reissender Schnelligkeit gingen immer neue Arbeiten aus seiner Werkstatt hervor, immer neue Zeugnisse wachsender Kunstfertigkeit; während er auch an dem berühmten Museum Florent. arbeitete, dem Großherzoge die Abbildung seiner Kriegsschiffe, jungen Malern zur Lehre ein Skizzenbuch lieferte, gab er mehre einzelne Blätter von unbestreitbarem Kunstwerth: dahin gehört der Märtyrertod der unschuldigen Kinder, wo er auf sehr engem Raume mit großer Sorgfalt zahllose Gestalten sehen läßt; dahin das seltsame Gebilde, die Versuchung des heiligen Antonius[4]). — Sehr interessant ist es, diese phantastische Schöpfung mit einer früheren Höllenscene zu vergleichen, welche unter dem Namen La Carcasse, oder le Stregozzo bekant ist, deren Zeichnung bald dem Raphael, bald dem Michel Angelo zugeschrieben wird und wahrscheinlich von A. Venetiano gestochen ist[5]). — Der Triumph seines reichbegabten Genius in unübertreffbarem Reichthume der charakteristischen Gruppen und Gestalten, ist jenes große Blatt vom Jahre 1620, oft die Messe von Florenz genant, dem Großherzoge Cosmus II. gewidmet, 14 Zoll 8 Linien hoch, 25 Zoll breit. Es ist die Darstellung der jährlichen Messe, welche 7 Meilen von Florenz zu Modona del Imprunetta, unter dem Herbeiströmen großer Volksmassen, am Tage des heiligen Lukas, am 18. October gehalten wurde. Der Gegenstand der kirchlichen Feier,

1) S. Heineken's Dict. des Art. III. 508. 3. 2) Dict. des Art. III. 510. 26. 3) Huber im Catalogue du Cabin. de Brandes. II, p. 283 gibt dabei die Jahrzahl 1610 an, deren Bezeichnung in dem vorliegenden Abdrucke nicht deutlich zu erkennen ist. Richtiger scheint die Angabe im Catalogue rais. du Cabinet de Silvestre, (Paris 1810) wo das Jahr 1615 angeführt wied. 4) Bei der Betrachtung dieses berühmten Blattes sagt E. Th. W. Hoffmann, der Verf. der Phantasiestücke in Callots Manier: die Ironie welche das Menschliche mit dem Thiere in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Thun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste, und so enthüllt Callot aus Thier und Mensch geschaffene groteske Gestalten, dem ernsten, tiefeindringenden Zuschauer, alle die geheimen Andeutungen, die unter dem Schleier der Skurrilität verborgen liegen. Wie ist doch in dieser Hinsicht der Teufel, dem in der Versuchung des heiligen Antonius die Nase zur Flinte gewachsen, womit er unaufhörlich nach dem Manne Gottes zielt, so vortrefflich. Der lustige Teufel Feuerwerker, so wie der Klarinettist, der ein ganz besonderes Organ gebraucht, um seinem Instrumente den nöthigen Athem zu geben, auf demselben Blatte, sind eben so ergötzlich. — Es ist schön, daß Callot eben so kühn und keck, wie in seinen festen, kräftigen Zeichnungen, auch im Leben war. — Im vorigen Jahre ward das Andenken an dieses Blatt in Paris erneuert, durch das Erscheinen der: Plaisirs diaboliques, en 10 Planches, tirées de la Tentation de Saint Antoine de Callot. 5) S. Bartsch Peintre Graveur. 14r Bd. S. 221. Nr. 426.

deren Zug man im fernen Hintergrunde, nahe der Kirchenthür erblickt, war die Anbetung eines angeblich vom Evangelisten Lukas gemalten Marienbildes. Was das vielgestaltete Leben in Ernst und Scherz, Gewinn und Verlust bei dieser Veranlassung je mag gezeigt haben, finden wir auf diesem wundersamen Blatte dargestellt, schwelgerisch, reich in den Andeutungen, besonnen ruhig in der Ausführung, harmonisch im Ganzen, und kein Meister — sagt Hoffmann — hat so wie er gewußt, in einem kleinen Raume eine Fülle von Gegenständen zusammenzudrängen, die, ohne den Blick zu verwirren, neben einander, ja in einander heraustreten, so daß das Einzele als Einzeles für sich bestehend, doch dem Ganzen sich anreihet. Mag es seyn, daß schwierige Kunstrichter ihm Unwissenheit in der eigentlichen Gruppirung, so wie in der Vertheilung des Lichtes (auch wol in der Perspektive) vorwerfen; indeß geht seine Kunst auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder vielmehr, seine Zeichnungen sind nur Reflexe aller der fantastischen, wunderlichen Erscheinungen, die der Zauber seiner überreichen Phantasie hervorrief. Denn selbst in seinen aus dem Leben genommenen Darstellungen, in seinen Aufzügen, Bataillen u. s. f. ist es eine lebensvolle Physiognomie ganz eigener Art, die seinen Figuren, seinen Gruppen, ich möchte sagen, etwas fremdartig Bekanntes gibt. Selbst das Gemeinste aus dem Alltagsleben, sein Bauerntanz, zu dem Musikanten aufspielen, wie die Vögelein in den Bäumen sitzend, erscheint in dem Schimmer einer gewissen romantischen Originalität, so daß das dem Phantastischen hingegebene Gemüth auf eine wunderbare Weise davon angesprochen wird.

Ehe noch der fleißige Künstler jenen großen Jahrmarkt vollenden konnte, starb Cosmus im J. 1621. Die liebende Verehrung, welche Callot für diesen im Herzen trug, konnte er auf den unwürdigen Nachfolger nicht übertragen, und entschloß sich daher zu seiner Heimath zurückzuziehen, wo er einer guten Aufnahme gewiß seyn konnte. Im Gefolge eines dem lothringischen Fürstenhause nahe verwandten Prinzen, welcher durch Florenz nach Nancy ging, machte er die Reise und ward bei seiner Ankunft in der Vaterstadt sogleich dem Herzoge Heinrich vorgestellt, gar gnädig empfangen und bald durch Zusicherung des Gnadengehaltes und aller in Florenz genossenen Vergünstigungen erfreut, während er im Kreise seiner achtbaren Familie liebend empfangen wurde. Im J. 1625 vermälte er sich mit dem schönen, liebenswürdigen Fräulein Katharina Kuttinger, mit welcher er in glücklicher, obgleich kindeeloser Ehe lebte. Um so ungestörter, rüstiger beschenkte er die Welt mit den Kindern seines Geistes, seiner Kunst; Reichthum der Ideen und bewundrungswürdige Fertigkeit sie zeichnend mit wenigen charakteristischen Strichen darzustellen, ließen ihn in Italien eine Menge von Studien und Planen zu künftigen Arbeiten sammeln, an deren Ausführung er nun ging. In der Äzkunst, der er sich ganz widmete, war er durch fortgesetzte Versuche zur Beseitigung vieler Schwierigkeiten gelangt und im Technischen auf manche Erfahrung gestoßen, von welcher er glücklichen Erfolg erwartete. Hieher gehört der Gebrauch des harten Firnisses (bei den Italiänern vernice grosso de' lignaivoli genant), durch welchen er, besonders im architektonischen Theile seiner Darstellungen, an Haltung und Bestimtheit zu gewinnen glaubte. Doch führte diese Neuerung, wie es oft zu gehen pflegt, wieder anderweitige Nachtheile mit sich; weßhalb sie von den Nachfolgern bei gleichen Kunstbestrebungen bald verlassen wurde. Unerreichbar bleibt Callot in der leichten Behandlung seiner Darstellungen, wo er fast nur mit Umrissen oft eine Wirkung erreicht, die durch mühsam fleißige Schraffirung vergeblich zu erlangen gesucht wird. Hiedurch wurde es ihm möglich, mit großer Schnelligkeit die Zahl seiner Werke zu vermehren, welche durch eigenthümliche Behandlung, selbst bei kirchlichen Gegenständen, wo Frömmigkeit und Muthwille, beide unerschöpflich, hervortreten, so anziehend sind. Ohne hier zahllose, einzele Blätter aufzuführen, beschränken wir uns, zu nennen, die sämtlichen Heiligen des Kirchenkalenders, 392 an der Zahl, die Bettler, die damaligen Trachten des Adels, die Zigeuner, die Buckligen, die Geschichte vom verlornen Sohne, Darstellung des Kriegselendes, das Leben der heiligen Jungfrau, die Apostel und Evangelisten, die Passion, in zwei verschiedenen Reihefolgen, Capricen- und Maskendarstellungen u. s. w. Überall erscheint Callot eigenthümlich, in den wunderlichsten Stellungen, Gruppirungen und Abenteuerlichkeiten, wie in idyllischer Einfachheit. — Auch die Feste des lothringischen Hofes nahmen des Künstlers Fleis in Anspruch. So veranstaltete der Herzog ein großes Karussel, welches abzubilden C. den Auftrag erhielt; und er lieferte in 10 Blättern das Vollendetste, was in dieser Gattung aus seiner Werkstatt hervorging. Auswärtige Große bestrebten sich, ihren Namen, ihre Thaten und ihre Feste durch Callots Werke verewigt zu sehen; so berief ihn der spanische Infant, Gouverneur der Niederlande, dorthin, um des Marquis von Spinola Belagerung der Stadt Breda zu zeichnen und zu äzen. Diese gelungene Arbeit ward Veranlassung, daß sich bald darauf Callot nach Paris eingeladen sah, um französische Kriegsthaten darzustellen. Die Befreiung der Insel Ré (am 18. Nov. 1627) und die berühmte Belagerung und Eroberung von Rochelle (die Festung fiel den 31. Oct. 1629), mit welchen Ereignissen bekanntlich, unter Richelieu's Regirung, die Bollwerke bürgerlicher Freiheit und Sicherheit für die Hugenotten verloren gingen. Diese voluminösen Kriegsdarstellungen C's machen sich gegenseitig den Rang streitig: in mancher Hinsicht verdient die der Befreiung der Insel Ré den Vorzug; vielleicht entschied sich Callot selbst dafür, indem er recht keck hervortretend diese Arbeit in einer großartigen Inschrift allen Monarchen der Erde und allen Seemächten, zum unsterblichen Ruhme des allerchristlichsten Königes widmet, mit seines Namens Unterschrift, Paris am 12. März 1631. — Auch lieferte der Künstler in Paris die beiden trefflichen Ansichten von Pont-neuf und mehre andre Blätter. Sein Talent ergriff die Großen des Hofes in der Maaße, daß Beschäftigung mit der Zeichenkunst, besonders mit der Feder, unter ihnen zur Mode wurde. Doch Callot, wie gefällig er sich auch wol zu fügen wußte, hielt seine künstlerische Freiheit höher, als alle Schätze der Welt, und eilte zurück zum heimathlichen Herd. Hier suchte ihn der Bruder Ludwigs XIII,

Gasto von Orleans, dem die Geliebte seines Herzens die Prinzessin von Gonzage vorenthalten wurde und der grollerfüllt vor dem allmächtigen Richelieu flüchtete, und überraschte ihn, während seines Aufenthaltes zu Nancy, oft, um ihn arbeiten zu sehen und sich zu unterrichten. 12 geistvolle Federzeichnungen, welche Callot in dieser Zeit für den Prinzen entwarf, hat später Sylvestre gestochen. Gasto von Orleans hatte sich indeß über den verunglückten Heirathsplan getröstet und in Nancy des Herzogs Schwester, Margaretha, zur Gemalin gewählt, zum großen Verdruße des königl. Bruders, welcher die ohne seine Bewilligung vollzogene Vermählung für ungiltig erklärte. Der König, unkundig der Regentenpflicht, um so eifersüchtiger auf Familienrechte, ließ diesen Vorfall benutzen, das lothringische Herzogthum mit Krieg zu überziehen, welcher 1633 mit der Übergabe von Nancy, der verrätherischen Gefangennehmung des Herzogs Karl und der völligen Unterwerfung des ganzen Landes unter französische Gewalt, endete. Callots Leben ward durch diese Reihe der Unglücksfälle, welche seinen Fürsten und das Vaterland trafen, unendlich getrübt. Er hatte es kein Hehl, wie er mit treuem Herzen, jeder Verlockung unzugänglich, der lothringischen Sache zugethan sey, und als er zum Könige von Frankreich beschieden und aufgefodert wurde, jene Kriegsthat, wie die Belagerung von Rochelle, zum Gegenstande seiner geistvollen Darstellungen zu machen, bat er freimüthig, ihn mit so entehrendem Auftrage zu verschonen, denn er sey ein Lothringer und werde nie zur Abbildung der Schmach seines Fürsten und Vaterlandes die Hand anlegen. — Ludwig XIII. fühlte den Werth dieser Weigerung und pries den Herzog glücklich, so treue Unterthanen zu besitzen. Dennoch drangen wiederholt Höflinge auf ihn ein, des Königes Wunsch zu willfahren; aber Callot entgegnete: „da will ich mir lieber die Finger abhauen, ehe ich mich zwingen ließe, so ehrlos zu handeln." — Der König behandelte ihn fortwährend mit huldvoller Auszeichnung und bot ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern, wenn er nach Frankreich ziehen und sich seinem Dienste widmen wolle. Auf diese lockenden Vorschläge erwiederte er, wie er bereit sey, das ihm von Gott verliehene Talent Seiner Majestät zum Ruhme zu benutzen; doch seine häusliche Einrichtung in der Vaterstadt könne, wolle und dürfe er nicht verlassen. — Fortwährendes Kriegselend machte dennoch die Vorliebe für die Heimath wankend; jene störenden Unruhen und zu vieles Arbeiten untergruben seine Gesundheit. Anhaltendes Sitzen in gebeugter Stellung hatte den Organismus seines Magens und der Eingeweide geschwächt; er sah sich genöthigt, stehend vor einer Staffelei zu arbeiten. Die körperlichen Leiden ertrug er mit der Geduld eines Weisen; durch Regelmäßigkeit und Enthaltsamkeit suchte er sie zu mindern.— Um nicht ferner Zeuge des heimischen Unglückes in den Mauern der Vaterstadt zu seyn, entschloß er sich, an der Seite der Gattin, auf einige Zeit nach Florenz zu gehen. Mit Vorbereitungen hiezu beschäftigt, schied der reiche Geist aus der gebrechlichen Hülle. Callot starb im 43. Lebensjahre, zu Nancy den 28. März 1635. Sein Leichnam ward in der Familiengruft in der Franziskanerkirche beigesetzt; die nachgelassene Gattin und seine Geschwister ehrten sein Andenken durch Errichtung eines schönen Denkmals, welches ein Opfer der Revolutionsverwüstungen geworden ist[6]). (*Dr. Friedr. Cramer.*)

CALLUNA, nannten Salisbury und Willdenow solche Eriken, deren Kapseln die Scheidewände vom Mittelsäulchen ausgehend haben, statt daß bei der eigentli-

---

6) Bei der ausgebreiteten Celebrität, welche Callots Blätter erhielten, hatte er die Einrichtung getroffen, daß der Verkauf derselben von Paris aus, von seinem Freunde Israel Henriet, betrieben wurde. Mehre Platten überließ er einem andern Vertrauten de Lorme, Leibarzte des Herzogs von Orleans, dessen Bildniß er auch äzte (s. Catalog. du Cabinet de Sylvestre. pag. 196. — *Heinecken* Dict. des Art. Tom. III. pag. 505. nr. 9). Ohne seinen Ruhm zu gefährden, hat dennoch ein Unstern über seinen künstlerischen Nachlaß gewaltet; Frau v. Grafigny erzählt mit gerechtem Verdruße, daß ihre Mutter, eine Erbin der Familie Callot, unwissend und leichtsinnig, viele werthvolle Platten der Erbschaft an einen Kupferschmied verkaufte, der, unbekant mit deren künstlerischem Werthe, sie zu Kupfergeschirren verarbeitete. — Dennoch verstattet der Reichthum seiner Leistungen — die Zahl seiner sämtlichen Blätter wird auf 14—1500 angegeben — den Kunstliebhabern leichten Erwerb einzelner Blätter und Reihefolgen seiner Darstellungen. Eine fast vollständige Samlung der Callotschen Blätter findet man in der herzoglichen Kunstkammer zu Braunschweig und in der königl. Kupferstichsamlung zu Dresden. — Ein kritisch genaues Verzeichniß seiner Blätter kann nicht nachgewiesen werden; die Schwierigkeit, ein solches zu liefern wird vermehrt durch die vielen, später erschienenen, nach seinen Zeichnungen in seiner Manier gearbeiteten, mit seinem Namen bezeichneten Blätter; doch bleibt zu solchem Unternehmen immer der Artikel Callot in dem Dict. des Artistes Tom. III. pag. 495—531 eine schätzbare Grundlage. — Auch wird in dieser Hinsicht der Catalogue des Estampes de M. de Lorangère par Gersaint (Paris 1744) geschätzt. Ölgemälde von ihm findet man öfter in Privatsamlungen, als in großen Galerien, für welche sie, bei der Flüchtigkeit der Andeutungen, geringen Werth haben. So besitzt der königl. schwedische Generalkonsul Dehn zu Berlin das Originalgemälde des grausen Nachtstückes, unter dem Namen Le Brelan bekant, (s. Dict. des Art. III. 511. 4.), so der Verf. dieses Aufsatzes, der eine reiche Samlung Callotscher Blätter hat, ein Gemälde, ruhende Jäger darstellend. Mehr als diese werden des Künstlers Hand- und Federzeichnungen gesucht. Im Catal. rais. des dess. orig. du Cabinet de feu Le Prince Charles de Ligne führt Bartsch 84 solcher Zeichnungen auf, unter denen die mit der Feder gezeichnete und mit Biester ausgeführte des großen Jahrmarktes besondere Aufmerksamkeit erregt. — Eine Denkschrift auf Callot: Eloge historique de *Callot*, noble Lorrain, célèbre Graveur, avec son portrait, à Bruxelles 1766. 4. (par le père Husson) ist so selten, daß man in den Bibliotheken zu Berlin, Dresden, Göttingen und Wolfenbüttel vergeblich danach gefragt hat. — Perrault, in seinem prachtvollen Werke: Les Hommes illustres, qui ont paru en France pendant le XVI. Siècle, (Paris 1696) stellt Th. 1. S. 95. Callot's Bildniß, gestochen von Lubin, zwischen Le Sueur und Nanteuil. Unter den zahlreichen Kupferstichen, welche des Künstlers sinnreich charakteristisches Angesicht geben, sey noch hier der von Moncornet gelieferte erwähnt, mit der Unterschrift: En miraculum Artis et Naturae; hic delineat et incidit in aere parvo quidquid magnificum Natura fecit; imo perfecit ille omne opus suum cum dextera tanti viri; unde merito creditur coelestium Idearum unicus haeres. — Im dritten Theile der Entretiens sur les vies des peintres von Felibien ist Callots Leben ziemlich vollständig abgehandelt. A. v. Bartsch im ersten Bande seiner Kupferstichkunde S. 218 urtheilt von Callot mit mehr Empfänglichkeit für eine beschränkte Ansicht des Strengtechnischen als im freien Geiste seiner Arbeiten: — J. P. F. Richter faßt dagegen den künstler. Charakter Callots sehr bezeichnend, wenn er ihn „einen malenden Gozzi" nent, und ihn als poetisch-romantischen Anagrammiker der Natur, über den prosaischen Hogarth stellt. —

chen Erica die Scheidewände von den Klappen ausgehn. Da indeß diese Anhaftung der Scheidewände nicht standhaft ist, und Erica vulgaris, die man Calluna zu nennen anfing, in jeder andern Rücksicht mit den übrigen Eriken übereinstimt, so übergeben wir billig jene zu künstliche Gattung der Vergessenheit. (*Sprengel.*)

CALMET (Dom Augustin), Benedictinerabt zu Senones in Lothringen, von der Congregation des heil. Vannus, geboren den 26. Febr. 1672 zu Mesnil la Horgne im Bisthum Toul in Lothringen. In dem Priorat zu Breuil, einem Benedictinerkloster, begann er seine Studien, 1688 wurde er als Benedictiner eingekleidet, und 1696 in den Priesterstand aufgenommen. Unter seinen Ordensbrüdern zeichnete er sich durch seine wissenschaftlichen Strebungen, besonders als Schriftforscher, rühmlichst aus. Eine hebräische Grammatik von Buxtorf, die ihm in die Hände fiel, gab ihm Anlaß, diese Sprache, ohne mündlichen Unterricht, mit großer Beharrlichkeit zu studiren, wobei ihm in der Folge ein evangelischer Geistlicher, Namens Fabre, der ihm hebräische Bücher verschaffte und sie ihn verstehen lehrte, nützliche Dienste leistete. Auch mit der griechischen Sprache erlangte er eine gute Bekanntschaft. Seit 1698 unterrichtete er die jungen Religiosen in der Abtei Moyen-Moutier in der Philosophie und Theologie, und 1704 erklärte er ihnen als Subprior in der Abtei Münster die heil. Schrift. Mehrmals hielt er sich längere Zeit zu Paris auf, um die zu seinen literarischen Arbeiten nöthigen Hilfsmittel zu benutzen. Er erhielt 1715 das Priorat zu Lay, 1718 ernannte ihn das Generalkapitel seiner Congregation zum Abt bei St. Leopold zu Nancy, 1728 nahm er in derselben Eigenschaft von der Abtei Senones Besitz, und hier starb er den 25. October 1757. Zweimal war er Generalpräsident seiner Congregation, aber ein Bisthum in partibus, das ihm Benedict XIII. auf den Vorschlag des Kardinals-Collegiums übertragen wollte, lehnte er aus Bescheidenheit und Liebe zu stillen wissenschaftlichen Beschäftigungen ab. Die Achtung, die dem gelehrten Verdienste gebührt, erhöhete er durch seine sittlichen Tugenden, seine Sanftmuth, Verträglichkeit, Güte und echte Frömmigkeit. Als Schriftsteller erwarb er sich in seiner Kirche ein hohes Ansehn, und wirklich war er einer der nützlichsten und arbeitsamsten Gelehrten, die aus dem Benedictinerorden hervorgingen. Er besaß einen ziemlichen Umfang gelehrter, besonders theologischer Kentnisse, eine ausgebreitete Belesenheit und das Talent, aus einer Menge von Schriften das Beste geschickt auszuheben und in eine leichte Übersicht zu bringen. Aber vergebens sucht man bei ihm kritischen Scharfsinn, eine eigenthümliche, freie und freimüthige Behandlung religiöser Wahrheiten und eine tiefer gehende, vom Kirchenglauben unabhängige Exegese. In seinen historischen Untersuchungen vermißt man eine befriedigende Entwicklung des Ganges, den Religion, Gesetze und andere Denkungsarten nahmen, eine richtige Schätzung und Würdigung des Wissenswerthen, einen freien politischen Geist, und den echten historischen Tact. Meistens ist er nur ein fleißiger Samler, und nicht selten gibt er dem Leser statt eigener Aufklärungen ein Verzeichniß fremder Meinungen und mischt fromme Betrachtungen ein. Auch ist die Darstellung in allen seinen Schriften steif und unbeholfen, die Sprache nicht ganz correct, und die Einkleidung ohne Reiz. So viel Ansehen er daher, bis auf unsre Zeiten, besonders als Schrifterklärer, in *seiner* Kirche behauptete, so konnte er doch dem Tadel sehr *gelehrter* Männer (eines du Pin, R. Simon; Fourmont und Souciet) nicht entgehen, die besonders seine unzulängliche hebräische Sprachkentniß, die vernachlässigte Benutzung der Rabbinen, und das unzeitige Auskramen seiner Gelehrsamkeit rügten. Bei allen diesen Mängeln enthalten doch seine Schriften viel Gutes, und verdienen eine genauere literarische Anzeige. Die vornehmsten sind:

La s. Bible en latin et en français (nach de Sacy's Übersetzung) avec un commentaire littéral et critique. Paris 1707—1716. Vol. XXIII. 4. dazu gehört ein Band Nouvelles Dissertations. Ib. 1720. 4. Ed. II. ib 1714—1720. Vol. XXVI. 4. vollständiger und geschätzter ist die Ausgabe: Par. 1724. Vol. IX. fol., öfter. Der Commentar wurde ins Lateinische übersetzt von J. D. Mansi zu Lukka und erschien Luccae 1730—1738. fol. Vol. VIII. in 9 Bänden, nachgedruckt: Comment. lit. in omnes libros Vet. et N. Test. Aug. Vindelic. 1756. Vol. VIII. fol. Wirceb. 1789–1793. Vol. XIX. 4. Ein Auszug aus diesem Commentar ist unter der Aufschrift: la Bible de l'abbé de Vence (weil dieser Abbe eine Abhandlung beigefügt hat) zu Paris 1748—1750 in 14 Quartbänden erschienen, und die vermehrte Ausgabe desselben, gewöhnlich *la Bible* d'Avignon genant, wurde bald darauf zu Avignon *in* 17 Quartbänden gedruckt[1]). Mit Verwerfung mystischer Deutungen und unnützer Fragen erörterte Calmet den biblischen Wortverstand, wie ihn der heilige Geist in der Kirche, durch Papst und Bischöfe in den Concilien, festgesetzt habe, ließ aber niegends einen Sinn zu, den einzele Schriftforscher für sich durch ihre individuelle Deutung und ihr persönliches Dafürhalten herauszubringen vermochten, daher findet der mit den neuern Fortschritten in der Bibelexegese bekannte Katholik bei ihm zwar häufige Anführungen der Vätererklärungen, aber keine befriedigende Aufschlüsse über die Bibel[2]). Das Beste und Brauchbarste in Calmets Bibelwerke sind die Abhandlungen, welche er jedem biblischen Buche beigefügt hat, zur Erläuterung der Zeitrechnung, Geschichte, Erdbeschreibung und Alterthümer. Sie zeugen von einer umfassenden kritischen, historischen, geographischen und antiquarischen Gelehrsamkeit, allein die hermeneutischen Grundsätze der

1) Baumgartens Nachr. v. einer hall. Bibl. Bd. 7. S. 44. Nova biblioth. ecclesiast. Friburg. Vol. VI. Fasc. *II.* p. 365. 2) Eichhorns Gesch. der neuern Sprachk. 1. Abth. 575. S. 579 sagt er: Calmet hat allen grammatischen Bibelerklärern der katholischen Kirche den Preis abgewonnen. Ohne sich in allegorische und mystische Deutungen zu verlieren, verfolgt er blos die grammatische Auslegung, die er freilich (wie nicht anders zu erwarten ist) nach dem Lehrbegriff seiner Kirche einrichtet, und begleitet sie mit Bemerkungen über die alten Übersetzungen, mit Kritiken über die Erklärungen der Kirchenväter, und einem Schatz historischer Bemerkungen, wodurch seine Commentare zwar etwas überladen, aber für den, der sich hindurcharbeiten mag, desto lehrreicher geworden sind. Das Beste daraus hat Brentano (1790) in seine mit Anmerkungen und Glossen begleitete Übersetzung der Bibel aufgenommen.

katholischen Kirche hinderten jeden Einfluß dieser Forschungen auf die Exegese selbst. Wegen ihrer Reichhaltigkeit wurden sie öfters einzeln gedruckt: Dissertations, qui peuvent servir de prolegomènes de l'écriture sainte. Par. 1720. Vol. III. 4., auch in etwas anderer Ordnung und unter dem Titel: Trésor d'antiquités sacrées et profanes des commentaires du P. A. Calmet. Amst. 1722. Vol. XII. 12. Engl. von Sam. Parker, Oxford 1726. 4. Holländ. Rotterd. 1728—1733. 4. Latein. von Mansi, Lukka 1729. fol.; 1736. 4. Teutsch: biblische Untersuchungen, mit (schätzbaren) Anmerk. und einer Vorrede von J. L. Mosheim. Bremen 1744. 2. Aufl. 6 Th. 8. In einer Realverbindung mit den bisher angezeigten Werken steht Calmets Dictionnaire historique et critique, chronol., geograph. et littéral de la bible. Par. 1722. Vol. II. fol. Suppl. Ib. 1728. Kupf. Genève (ohne Kupfer) 1728. Vol. IV. 4.; Nouv. édit. où le supplément a été rangé en sa place. Par. 1730. fol. mit Kupf. Toulouse (ohne Kupfer) 1783. Vol. VI. 8. Lateinisch von Mansi, Lukka 1725. fol. und Augsburg 1729. fol. jede in 4 Bden. und erstere ohne Kupfer, auch Engl. (von John Colson) und Holländisch; Teutsch von H. G. Glöckner, Liegnitz 1751—54. 4 Bde. 4. und im Auszuge mit Verbess. Hanov. 1779—1781. 2 Bde. 8. Das ganze Werk ist aus den zerstreuten Bemerkungen des biblischen Commentars zusammen getragen und alphabetisch geordnet, in manchen Artikeln sehr weitschweifig, in andern unbefriedigend, und auf eine unrichtige Exegese und unzuverlässige Traditionen gegründet [3]). In demselben Geiste geschrieben, war mit Benutzung der bessern Vorarbeiten, aber von beschränkten theologischen Ansichten geleitet, ist seine Histoire sainte de l'ancien et du nouveau Test. et des Juifs, pour servir d'introduction à l'hist. ecclesiast. de l'Abbé Fleury. Par. 1718. Vol. II. 4. Ib. 1725. Vol. VII. 12. Ib. 1737. Vol. IV. 4. Ib. 1770. Vol. V. 4. Engl. mit Zus. von Th. Stadehouse, London 1740. Vol. II. fol. Teutsch, Augsb. 1759. fol. Lat. bend. 1788. Vol. V. 8. Das Werk geht nur bis zur Zerstörung Jerusalems. Geringern Werth noch für unsre Zeiten hat seine bis 1720 reichende Histoire universelle sacrée et profane. Strasb. et Nancy 1735—1771. Vol. XVII. 4. Ital. Venet. 1742. etc. 4. Teutsch von R. Kleinsorg). Augsb. 1776—97. 12 Bde. in 6 Thln. 8. Calmet erzählt das Bekannte ziemlich richtig, mit einer gewissen Vollständigkeit, in einem guten Zusammenhange und nicht unangenehm, nimt aber mehr auf die Kirchen- und alte Geschichte, als auf die bürgerliche und neuere Rücksicht. Auf eigene Untersuchungen gegründet, und mit fleißiger Benutzung der Archive und Urkunden, aber nicht ganz unparteiisch geschrieben ist seine Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine, qui comprend ce qui s'est passé de plus mémorable dans l'archevêché de Trèves, et dans les evêchés de Metz, Toul et Verdun, depuis l'entrée de Jules César dans les Gaules, jusqu' à la mort de Charles V., duc de Lorraine en 1690. Nancy 1728. Vol. III. fol. mit 45 Karten und Kupf. revue, corrigée et augm. des règnes de Leopold I. et de François III. Ib. 1745—1757. Vol. VII. fol. 8., wovon die (mißrathene) Literaturgeschichte von Lothringen (Bibliothèque Lorraine) den vierten Band ausmacht. Die zweite Ausgabe ist unvollendet, und daher die erste vorzuziehen; allein Vieles, was dem franz. Hofe anstößig seyn konnte, ist schon in dieser ausgestrichen, und auch in Hinsicht auf kritische Benutzung der Quelle, der Untersuchungsmethode und der Darstellung läßt das Werk viel zu wünschen übrig. Einen Auszug (Hist. de Lorraine abrégée) gab Calmet 1734 zu Nancy in 8. heraus, und eine alphabetisch geordnete Notice de la Lorraine von ihm erschien ebendas. 1756, in 2 Foliobänden; eine reichhaltige, das große Geschichtswerk ergänzende, aber planlose Materialien-Samlung [4]). Seine übrigen Schriften können wir hier übergehen [5]). (*Baur.*)

CALNE, Borough in der engl. Shire Wilts, der 2 Deputirte zum Unterhause wählt. Ein alter Ort, wo schon 997 eine Kirchensynode gehalten und das Cölibat der englischen Geistlichkeit durchgesetzt ist: er liegt an einem Seitenkanale des Wilts- und Berkshirekanals, hat 1 geräumige Kirche, 3 Bethäuser der Presbyterianer, Anabaptisten und Quäker, 1 Freischule für 30 Knaben, 540 Häuser und 3457 Einw., die sich meistens mit der Feintuchweberei beschäftigen und 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte halten, ¼ Meilen im S. O. sieht man die Figur eines weißen Rosses, 157′ in der Länge und in trottirender Stellung, das in einem Kalkfelsen eingehauen oder von der Natur gebildet zu seyn scheint, und ¾ Meilen in N. W. liegt Bowood, der geschmackvolle Landsitz des Marq. von Lansdowne. (*Hassel.*)

CALOBATA, (Entomologie). Eine von Fabricius, Meigen und Latreille angenommene Fliegengattung, aus der Familie der Saugfliegen (Muscides). Ihre Kennzeichen sind: ein kugeliger vom Halsschilde getrennter Kopf,

3) Schon bei der Beurtheilung des oben angeführten Auszugs sagt ein Recensent in der allgem. teutsch. Bibl. Bd. 52. S. 477: „Wir haben so viel neue Entdeckungen und Berichtigungen in der biblischen Geographie, Geschichte, in heiligen Alterthümern u. s. w. gemacht, daß, wenn das Werk unsern Zeiten angemessen werden sollte, es gänzlich hätte umgearbeitet werden müssen." — Calmet hat dem Wörterbuche eine sogenannte Bibliothèque sacrée oder ein Verzeichniß der besten Bücher für die Schrifterklärung, und sieben hermeneutische Regeln vorausgeschickt, die nur das Gewöhnliche enthalten. Vor allen Dingen, sagt er, müsse man bei dem Verstande der Bibel bleiben, den ihr die Kirche beigelegt hat. S. *Buddei* praefat. ad *Rambachii* institutt. hermen. und die Biblioth. ancienne et mod. par J. le Clerc. T. XIX. P. 1. 120.

4) *Meusel* bibl. hist. Vol. X. P. I. 111. sq. und die dort angeführten Schriftsteller. 5) Calmet hat sein Leben selbst beschrieben in der angeführten Bibl. Lorr. Nancy 1751. fol., wo aber das Verzeichniß seiner Schriften sehr ungenau abgefaßt ist. Vgl. *Chevriers* Mémoires pour servir à l'hist. des hommes ill. de Lorraine. Bruxell. 1754. 8. p. 319. Vie de Calmet par Fangé 1763. 8. Vita del *P. D. Agost.* Calm. tradotta del Franc. et illustr. con note da H. Passionei. Roma 1770. 4. Rathlefs Gesch. jetztl. Gel. 1 Th. 66. Strodtmanns Beiträge zur Hist. der Gel. 5 Th. 200. Neues gel. Eur. 13 Th. 251. *Saxii* Onomast. T. VI. 249 u. 674. Adelungs Zusätze zum Jöcher. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Th. 1 Abth. 57 u. 134. Zapf's Biogr. der merkw. und verd. Gel. 1 Heft. Nr. 3 mit Calmets Bilde. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. VI. (von Weiß).

kurze, dreigliedrige Fühler, das letzte Glied größer, rundlich, mit Seitenborste, Halsschild und Hinterleib schmal und langgestreckt, Flügel offen, Beine sehr lang und schlank, nackt. Man trifft die Arten bei uns vorzüglich in der Nähe der Gewässer, über welche sie wegzulaufen vermögen. Die bekannteste Art ist Calobata petronella *Fabr.* (Musca petronella *Linn.*) grau, mit rother Stirn, die Beine blaßgelb, mit schwarzen Gelenken. (*Germar.*)

CALOCHILUS R. Br., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der 20. Linné'schen Klasse. Mit Neottia *Sw.* sehr nahe verwandt, unterscheidet sie sich durch innere, kleinere, aufrecht stehende Blättchen der äußern Blumenhülle, welche bei Neottia zusammen klappen, und durch das lang zugespitzte, bärtige Lippchen. Zwei Arten, C. campestris und paludosus R. Br. wachsen in Neu-Holland. (*Sprengel.*)

CALOCHORTUS Pursh., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der 6. Linné'schen Klasse, deren 6theilige, offen stehende Corolle die drei innern Lappen mit Wolle besetzt und fleckig hat, deren sehr kurze Staubfäden auf die Basis der Corolle eingefügt sind, und deren Kapsel 3fächerig ist. Die einzige bekannte Art: Cal. elegans *Pursh.* mit weißen Blumen, wächst in Louisiana. (*Sprengel.*)

CALODENDRON Thunb., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rutaceen und der 5. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, fünf Corollenblätter mit langen Nägeln, fünf fehlschlagende, an der Spitze drüsige Staubfäden wechseln mit den vollkommenen ab. Das Pistill steht an der Seite einer fünffächerigen Kapsel. Die einzige bekannte Art: C. capense *Thunb.*, am Kap, mit schönen blaßrothen Blumen hatte Linné Dictamnus capensis genant. (*Sprengel.*)

Calofaro, s. Charybdis.

CALOGERA, CALOGIERA (Angiolo), ein gelehrter Camaldulenser, geboren den 7. Sept. 1699 zu Padua. Er war der Abkömmling einer edlen, alten, griechischen Familie auf der Insel Corfu, studirte bei den Jesuiten, und ließ sich in seinem 17. Jahre, in dem Kloster St. Michael, auf einer Insel zwischen Venedig und Murano, in den Camaldulenser-Orden aufnehmen. Er wurde 1729 in seinem Kloster Lector der Philosophie, 1756 Abt und starb den 29. Sept. 1768. Seine literarischen Kentnisse und Verbindungen waren sehr ausgebreitet und mannigfaltig, und seinem regen Eifer für wissenschaftliche Cultur dankt man die Herausgabe von 2 reichhaltigen Samlungen von Abhandlungen berühmter italiänischer Gelehrten aus dem Gebiete der Philosophie, Physik, Arzneiwissenschaft, Philologie, Geschichte und Literatur, die zwar manches Mittelgut, aber auch nicht wenige vortreffliche Aufsätze in Umlauf brachten, besonders schätzbare Beiträge zur Gelehrten- und Bücherkentniß. Sie erschienen unter dem Titel: Raccolta d'opuscoli scientifici et filologici. Venez. 1728—1754. Vol. LI. 12. Nuova raccolta. Ib. 1755—1778. Vol. XXIV. 12.; vom 15. Theile an, nach Calogera's Tode, fortgesetzt von seinem Ordensbruder Fortunato Mandelli. Er ließ auch alljährlich in Briefform ein Bändchen literarischer Nachrichten drucken, unter dem Titel: Memorie per servire alla storia letteraria. Venez. 1753—1758. Vol. XII. 8. und Nuove Memorie. Ib. 1759—1761. Vol. V. 8., hatte Antheil an mehren Journalen (z. B. la Minerva, 1762—65. 4.) und an der neuen Ausgabe von Cinellis reichhaltiger Biblioteca volante, continuata dal D. Sancassani. Ven. 1734—47. Vol. IV. 4. Den Telemach und Gullivers Reisen übersetzte er ins Italiänische, gab auch einige Biographien und Andachtsbücher heraus, und hinterließ handschriftlich einen reichhaltigen, literarischen Briefwechsel in 60 starken Bänden*). (*Baur.*)

CALOGIERI St., eine kleine Stadt in der sicilianischen Intendantur Girgenti, bekant durch eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und Heilquellen. (*W. Müller.*)

CALOGYNA R. Br., eine Gattung Pflanzen, die zu künstlich von Goodenia getrent ist, als daß sie nicht mit derselben vereinigt werden sollte, wie in meinem system. veg. I. p. 721 geschehn ist. (*Sprengel.*)

Calomel, s. Quecksilber.

CALOMERIA, nannte Ventenat eine Pflanze, welche früher von Smith den Namen Humea erhalten, unter welchem sie auch jetzt allgemein angenommen ist. Schmeichelei gegen Bonaparte, dessen Familien-Name hier griechisch übersetzt wurde, veranlaßte den Franzosen zu dieser ganz unnützen Abänderung des Namens. (*Sprengel.*)

CALONICO, im Kreise Faido des Bezirks Leventina. Die Häuser dieser *katholischen Pfarrgemeinde* liegen zerstreuet auf dem Gebirge. Zu den *in dem Kanton* Tessin üblichen Auswanderungen trägt auch dieser Ort das seinige bei, denn die meisten männlichen Bewohner ziehen als Glaser nach Frankreich, um erst, wenn sie sich dort einiges Geld gesammelt haben, in die Heimath wieder zurückzukehren.†) (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CALONNE (Charles Alexandre de), wurde geboren zu Douai, im jetzigen Nord-Departement, am 30. Januar 1734; sein Vater, erster Präsident des dortigen Provinzial-Parlamentes für franz. Flandern, gab dem talentvollen Sohne eine gute Erziehung, und Gelegenheit zur Ausbildung in einer Lehranstalt zu Paris und bestimmte ihn zum einstmaligen Nachfolger im Amte. Die Leichtigkeit, mit welcher der Jüngling wissenschaftliche Fortschritte machte, weckte in ihm ein früh vorwaltendes Bewußtseyn der Fähigkeit und des Talentes. Er trat, der Verfassung gemäß, nach ruhmvoll beendigten Studien, zuerst als Advokat in öffentlichen Dienst, ward General-Advokat beim höchsten Gerichtshofe von Artois, dann in seiner Vaterstadt beim dortigen Parlamente General-Prokurator, 1763 Maitre des Requêtes, in welchem Amte er sich als fügsames Werkzeug einer, gegen den Minister Choiseul gerichteten Intrigue bei einem großes Aufsehn erregenden Prozesse bekant machte, und einen Ruf erhielt, dessen Andenken ihn bei der Nation und allen französischen Parlamenten verhaßt machte. Ein vom

*) Nuova raccolta d'opusc. scient. et filol. T. XXVIII. p. 1. Bibl. hist. lit. Struv. Jugler. T. II. 1039. Adelungs Zus. z. Jöcher. Biogr. univ. T. VI. (von Ginguené). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1 Abth. 202.

†) Über diese Kantonalsitte der Auswanderungen verdient das ihnen gewidmete Kapitel im helvetischen Almanach für das Jahr 1812 (Zürich b. Orell, Füßli und Comp.) S. 52—56 nachgelesen zu werden.

Könige sehr begünstigter Hofmann, der Herzog von Aiguillon, Commandant der Bretagne, stand an der Spitze der geheimen Umtriebe, durch welche Ludwig XV. der Allgewalt seines ersten Ministers entgegenarbeiten, seine Schritte hemmen, ihn belauern und den kürzlich aufgehobenen Jesuiter-Orden unterstützen ließ. Die Einwohner der Bretagne klagten ihren Commandanten der Nichtvollziehung des Parlaments-Edictes wider die Jesuiten, der Veruntreuung von öffentlichen Geldern, der Gewaltthätigkeit gegen den Bürger, der Feigheit wider den Feind an; sie forderten Recht vom Könige zur Aufrechterhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten. Ihr Vertheidiger war der General-Prokurator des bretagnischen Parlamentes La Chalotais, ein unerschrockener, einsichtsvoller, beredter Mann, dessen Namen man in seiner Provinz, wie in der Hauptstadt und im ganzen Reiche mit Verehrung nannte. In weiten Verzweigungen bildeten sich die Parteien und rüsteten sich zum Kampfe: auf der einen Seite stand der König, die Höflinge und die Jesuiten, auf der andern die Parlamente mit den Bewohnern und Ständen der Bretagne, der erste Minister Choiseul unter Theilnahme der Rechts- und Wahrheitsfreunde. Um den König für seine Rathschläge ganz zu fesseln, schlug Aiguillon den gewöhnlichen Weg ein, auf welchem unfähige Regenten am zuverlässigsten eingeschüchtert werden: unter La Chalotais Leitung sollte in der Bretagne, von wo aus man mit derbem Ernste in einer anonymen Zuschrift an den König auf Abstellung vieler Unbill drang, eine schreckliche, Hochverrath athmende Verschwörung angesponnen seyn. Calonne wurde zum General-Prokurator einer zur Untersuchung dieser vorgeblichen Verschwörung niedergesetzten Commission erwählt und zeigte für die Partei der Höflinge, wider die Bretagner, die Parlamente und den muthigen La Chalotais, einen Eifer, der so weit ging, auf Privatwegen, unter persönlichem Vertrauen erhaltene Nachrichten zum Hauptgrund der wider die Angeschuldigten eingeleiteten Verfolgung zu machen. Gegen solchen Vorwurf suchte sich Calonne zu rechtfertigen, ohne ihn vernichten zu können. (Über den weiteren Erfolg dieser Angelegenheit s. den Art. Choiseul). Er mag es gerathen gefunden haben, da er einmal bei den Parlamenten eine ungünstige Meinung über sich geweckt hatte, nun seinen Beruf als Justizbeamter aufzugeben. Mit Empfehlungen versehen, schied er aus seinen bisherigen Verhältnissen, und erhielt den einträglichen Posten eines Intendanten von Metz, dann von Lille, worin er 15 Jahre blieb, mit großem Aufwande, oft in der Hauptstadt, lebte und das Talent, sich Gönner zu erwerben, mit entschiedener Geschicklichkeit geltend machte. Sein Ziel war, an die Spitze der Finanzverwaltung des Reiches gestellt zu werden; jenes für Ehrsüchtige so lockend, für den Prüfenden mit so warnenden Abmahnungen verbundene Ziel hatte fortwährend viele Bewerber: Calonne suchte es zu erreichen auf einem Wege, der seiner Sonderbarkeit und Einfachheit halber glückte: er sprach bei jeder Veranlassung die Wünsche seines Ehrgeizes aus. Anstatt äußerer Strenge, womit sich manche Nebenbuhler waffneten, suchte er in Freundlichkeit und Gefälligkeit, besonders gegen die Frauen, in wohlberechneter Fügsamkeit gegen seine Gönner, in unbefangener Offenheit gegen seine Widersacher, Alle zu gewinnen. Unter Versprechungen entwickelte er seine Plane und verbreitete so den Ruf seiner Einsichten, seiner Geschicklichkeit, seines Genies. Jeden seiner Beschützer machte der gewandte Mann glauben, daß er nur für und mit ihm einen ausgebreiteten Wirkungskreis suche. Endlich gelang es, durch des Grafen von Artois und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes Empfehlung, der die vielvermögende Herzogin von Polignac, die Vertraute der Königin, hier mit ihr im Streite, beitrat, daß Calonne zum Generalkontroleur der Finanzen ernant wurde, der Posten, aus welchem vor Kurzem Necker mit der Anerkennung großer Verdienste aber mit der Beschuldigung kleinlicher Ehrsucht, seine Nachfolger, besonders deren letzter d'Ormesson, mit dem Rufe der Unfähigkeit entlassen waren. Als Calonne am 3. November 1783 am Hofe zu Fontainebleau zum ersten Male als Minister erschien, bemeisterte sich aller Hofleute ein Taumel der Freude; sein Eintritt in das Ministerium schien ihnen und Frankreich eine goldene Zukunft zu verheißen. Nur die Königin, von ihrem Vertrauten, dem Abbé Vermont, aufgeregt, verschwieg ihr Misvergnügen über diese Ernennung nicht, und schalt gleich anfänglich den neuen Minister einen gefährlichen Ränkemacher. Calonne's Stirn ward dadurch nicht gefurcht: mit bescheidener Ergebenheit näherte er sich der Königin und suchte ihr, deren kalte Zurückweisung ihn nie störte, Dienstbeflissenheit zu zeigen. In einer dem Könige 1785 übergebenen Denkschrift bezeichnet C. das ganze Gewicht der ihm mit dem Ministerio übergebenen Last, indem er sagt: „Nicht ohne Schaudern kann man sich des damaligen Zustandes der Finanzen, ohne Geld und ohne Credit, erinnern: ungeheuer waren die rückständigen Schulden, die Einnahmen voraus bezogen, alle Hilfsquellen erschöpft, die Statspapiere werthlos, das baare Geld aus dem Umlaufe verschwunden, die Statskassen außer Stande, Zahlung zu leisten und der königliche Schatz auf den Bestand zweier Beutel mit 1200 Franken zurückgekommen." — Eine Menge glänzender Eigenschaften machte der Mann, von welchem der König und Frankreich Abhelfung dieser Finanznoth erwarteten, von seinem Hervortreten an, wie früher auf untergeordnetem Posten, geltend: liebenswürdig in jeder persönlichen Beziehung, ohne Rachsucht, ohne Besorgniß über den ihm zugefallenen schwierigen Beruf, wußte sein reiches Talent für den Augenblick für Alles Rath zu schaffen, alle Sorge zu verscheuchen, fast jede an ihn gemachte Foderung zu erfüllen: er befriedigte Hab- und Verschwendungssucht des Hofes, vermehrte willfährig Gehalte und Pensionen, bezahlte die Schulden der Prinzen, wie die Rückstände, zu deren Abtragung die öffentlichen Kassen verpflichtet waren, und beseitigte leichtfertig die schwierigsten Aufgaben, wodurch er sich den zweideutigen Ruhm erwarb, dem arbeitsscheuen Könige sich angenehm zu machen: doch der Regentenberuf wird nie ungestraft zum leichten Spielwerk herabgewürdiget. Die schwierige Aufgabe der Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen der Statsausgabe und Einnahme, und so des Statscredites, der sich Necker, ein Mann von vieler Arbeitsamkeit und Kenntnissen, aber ohne großartigen, politischen Cha-

rakter, nicht ohne Talent, aber ohne Genie, mit ernstegoistischer Haltung, auf dem Wege der Ersparnisse unterzog, verhieß Calonne zu lösen, bei lustigem Wohlleben, unter Verschwendung jeder Art. Mit Zuversicht blickte er der Zukunft entgegen. Er überbot in der Behandlung der Gegenwart alle auf ihn gesetzten Erwartungen, indem er dem Hofe die Meinung beibrachte, daß die Zeit der Ernte gekommen sey, wo die Frucht einer geschickten Finanzverwaltung in Hoffesten die nützlichste Verwendung fände. — Der Statsgeschichte Frankreichs gehört die Aufzählung der Summen zu, welche Calonne bei seinem Eintritte in das Ministerium als Statsschuld vorfand, und wie er diese durch Anleihen, Vornahme zu künftigen Zahlungen und Verschiebung fälliger Ausgaben vermehrte. Wohin dieses Alles führen mußte, sahen zuverlässig in ihrem Hinterhalte vorher seine geistreichen Gegner Necker, Turgot und ihr Anhang, denen er bald Muthwillen, bald Achtungsbezeigungen, nie Rachsucht entgegensetzte; aber gefährlicher für die nächste Folge, als die Feindschaft und Eifersucht einzelner Personen war der feindselige, nicht unbegründete Argwohn, mit welchem Korporationen, die Parlamente, seine Schritte beobachteten, und die öffentliche Stimme. Da indeß der Chef der Finanzverwaltung nirgend Verlegenheit zeigte, so würde er unbeachteter und mit geringerem Widerspruche seine Rolle haben fortführen können, wäre nicht Necker, nach seiner Entfernung aus dem Ministerio, durch zahlreich ihm zugehende Lobsprüche aufgeregt, aus seinem Rückhalte mit dem Werke: Über die Finanzverwaltung, hervorgetreten, und hätte er nicht durch diesen mächtigen Angriff auf die seiner Sparsamkeit entgegenstehende Verschwendung Calonne's die Blicke Aller auf einen Gegenstand gerichtet, welcher nach kurzer Frist die traurigsten Resultate herbeiführen mußte. Mit großer Klarheit zeigte Necker, wohin der dermalige Zustand der Finanzverwaltung führen würde, und hob seine eigenen Ansichten und seine Anordnungen im Statshaushalte mit der Zuversicht eines richtigen Rechners hervor. Der König wurde von diesem Angriffe auf seine Regirung beunruhigt: Neckern wurde die Rückkehr in die Hauptstadt verboten; Calonne dagegen ließ weder persönliche Verletzung, noch Besorgniß oder Rachsucht blicken, auf keine Weise beunruhigte er seinen Gegner; nicht einmal durch Rückkehr zur nothwendigen Behutsamkeit: er wollte sich nicht allein schuldlos gegen die gemachten Vorwürfe, er wollte sich auch consequent in der Inconsequenz und, wie es seine Freunde nannten, edelmüthig zeigen. Der Augenblick, wo das Parlament seine, von den Absichten der königl. Regirung unabhängige, Stimme geltend machte, kam schon 1785, als der Finanzminister eine Anleihe von achtzig Millionen Franken und eine Fortdauer der erhöhten Grundsteuer registrirt wissen wollte. Förmliche Protestationen häuften sich; doch der König hielt ein Lit de justice, befahl, die Parlamente gaben nach, und der Minister triumphirte. Doch Ludwigs XVI. Gewissen war beunruhigt durch den Gewaltstreich, wie durch die auf ihn eindringenden Klagen; er war unfähig, den Schleier zu lüften, welcher auf den Maßregeln seiner Minister, auf den Ränken des Hofes, den Verschwendungen der Großen, der Herschsucht der privilegirten Kasten und dem Drucke des Volkes lag; er verlangte Darlegung eines folgerechten Finanzplanes, wodurch künftiger Verlegenheit und despotischen Maßregeln vorgebeugt würde; er forderte vor *Allem:* Keine neuen Anleihen, keine neuen Auflagen, und vorzüglich, keinen neuen Widerspruch der Parlamente. — Schwierige Forderungen. — Unter solchen Bedingungen einen durchgreifenden Finanzplan vorlegen, hieß: sich den Pfeilen aller Parteien aussetzen; doch mit der Unbefangenheit, mit welcher Calonne zu einem üppigen Gelage trat, schritt er an die Lösung solcher Aufgabe; er gestand dem Könige, daß zwischen der Stats-Einnahme und Ausgabe von Alters her ein immer vergrößertes Misverhältniß existire, daß er dieses bisher verheimlicht habe und ferner verheimlichen werde, um den öffentlichen Kredit zu erhalten, weshalb zweckdienliche Mittel ergriffen worden, um allen Verpflichtungen des königl. Schatzes pünktlich zu genügen. In dieser Hinsicht bereitete er sich vor, als eine Frucht des Friedens vierhundert Millionen rückständige Kriegsschulden zu zahlen; — Kolonien, Handel, Gewerbe und Ackerbau seyen in dem blühendsten Zustande, während es im Reiche nirgend an Geldmitteln und am Verdienste fehle; deshalb mußten unter fortwährender Belebung der Industrie, unbefangener Luxus, Bauten und reiche Hofhaltung, fortdauern, während Anordnungen, unsichtbar der Menge, das Übel übermäßiger Statsschuld heilten. Das Heilmittel sey auf wahre Vaterlandsliebe und auf die *Richtung des Zeitgeistes* berechnet, indem ein gleichmäßiges Abgabesystem den schädlichen, durch Unfähigkeit der Statsverwaltung bisher erhaltenen, Bevorrechtungen der beiden privilegirten Stände ein Ende mache. Nur von den Parlamenten dürfe man, bekant mit dem Widerspruchsgeiste dieser Korporationen, keine Mitwirkung zu den heilsamen Zwecken sich verheißen: Geistlichkeit und Adel selbst wären leicht dafür gewonnen. Erstere durch die Vorstellung der Wohlthaten, welche sie unter einem frommen Könige, im Besitze so großer Reichthümer, genieße, unter dem Vortritt von einsichtsvollen Prälaten, die zu Turgots Grundsätzen sich bekennen, wohin die Erzbischöfe von Toulouse, von Aix und von Bourdeaux zu zählen; letztere durch richtige Wahl ihrer Wortführer aus der Mitte des Hofes und der Krieger, welche in Nordamerika den wahren Werth des Statsbürgerrechtes kennen gelernt. Hinsichtlich des Adels werde besonders auf Mitwirkung der Grafen von Artois, der Anhänglichkeit des Hauses Condé an den Königsthron und auf Vergennes Theilnahme gerechnet. — Beide Stände aber dürfen nicht in abgesonderten Versamlungen den Kastengeist entwickeln, weshalb eine Reichsversamlung nicht rathsam sey, wol aber, nach Heinrichs *IV.* Vorbilde, von einer Zusammenberufung der *Notablen* das Glück der Krone, und mit der Beendung der Unordnung in den Finanzen, das goldene Zeitalter für die französische Nation zu erwarten stehe. — So zeichnete Calonne seinen Plan und empfahl ihn dem Könige zur sorgfältigen, bedächtigen, ernsten Prüfung; er meinte es mit diesen, unter gewissen Bedingungen, recht trefflichen Vorschlägen vielleicht redlich; nur war die ganze Schlußfolge, worauf sie gebaut, zusammengereihet, um die Forderungen des Königes für den Augenblick zu beschwichtigen; da die Ausführung einen felsenfest als Mi-

nister stehenden und abgemessen wirkenden Mann forderte, so wäre er im glücklichsten Falle, wenn er auch keinen andern Hindernissen erlag, im Muthwillen der Unbeständigkeit selbst der erste Zerstörer seiner Plane, deren Ausführung auf mehre Menschenalter berechnet waren, geworden. Nach den zuerst dem Könige gemachten Versicherungen, sollte die Durchführung dieser Radikalkur zehn Monate, ein Jahr, oder etwas darüber dauern; nach dieser des Königs Ruhm verherrlichenden Epoche, für welche Calonne die Zusicherung ungestörter Ministerialbefugniß forderte, wollte er gern zurücktreten, auf sich die biblischen Worte anwendend: „Nun laß deinen Diener in Frieden fahren." — Doch das Glück, nach vollbrachter That in Frieden fahren zu können, wurde ihm nicht. — Während Calonne bei Freunden und Feinden durch beständige Verheißung der Radikalkur der Statsgebrechen durch die Notabeln-Versamlung an augenblicklichem Kredit gewann, suchte und erhielt er des Königes Beistimmung für seinen Plan, ohne sich irren zu lassen von dem Besorgniß erregenden Zeichen der Zeit, welche mit reißender Schnelligkeit, vorzüglich bei der berüchtigten Halsbandsgeschichte, den Verfall der königl. Autorität in der öffentlichen Stimmung kund gaben. Er hatte einen zu empfänglichen, regsamen Geist, um dieses zu übersehen; er erkannte die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Statsregimentes, und gedachte sich zum Meister derselben zu machen; die Geldnoth des königlichen Schatzes war ihm kein furchtbares, vielleicht gar ein erwünschtes Ereigniß, um davon Veranlassung zu nehmen, die ganze Statsverwaltung zu reformiren und dem Königthume eine neue Gestalt zu geben. — Selbst die, welchen die Plane des Ministers kein Geheimniß waren, wurden überrascht und bestürzt, als der König unterm 27. Dec. 1786 die Versamlung der Notabeln anbefahl und zu gleicher Zeit, nach einer angefertigten Liste, die Berufung der Mitglieder derselben erfolgte; besonders der Hof, welcher in der Machtvollkommenheit der Krone alle Statsgewalt vereint glaubte, ward durch diese Neuigkeit erschüttert; in allen Parteien erkannten einsichtsvolle Männer, daß durch jenen Schritt der wankelmüthige König zu einem kühnen, nicht durchzuführenden Wagniß verleitet sey, welches seinem Throne gefahrdrohend werden mußte; als nähere Folge sagte man sich den Fall des Ministers vorher. Er selbst weckte ja die Ehrsucht Anderer, indem er sie unvorsichtig zu einer Versamlung berief, in welcher ihnen verstattet war, Talente geltend zu machen, seine Verwaltung zu prüfen, zu tadeln und unter bitteren Kritiken durch seinen Sturz sich zu heben.

Wenige Tage vor Eröffnung der Notabeln-Versamlung verlor durch den Tod (am 13. Februar) C. den einzigen seiner Kollegen, auf welchen er rechnen durfte und mußte, den vorsichtigen Vergennes. Der König eröffnete die Sitzungen am 22. Februar mit einer schwächlichen Anrede, welche große Maßregeln verhieß. Calonne folgte mit einem Vortrage, der die glänzenden Talente eines reichbegabten Geistes nicht verkennen ließ. Er malte den glücklichen Zustand des Reiches und verschwieg den im Laufe des Jahrhunderts fortschreitend gesteigerten Verfall des Statshaushaltes nicht. Doch mit der Offenbarung des krebsartigen Schadens verband er die Darlegung der Heilmittel: „Jede Finanzverwaltung zerfällt, sagte er, in zwei Arten: in ängstlichen Haushalt, und in anständige Wirthlichkeit, welche nach Erforderniß freigebig bei kleinen Summen, sorgsam über Verwendung größerer wacht." — Er geht zum Geständniß des jährlichen Deficits in der Statsausgabe über, und wendet sich dann zuversichtlich zu den Heilmitteln. Er verhieß Deckung des Deficits durch Anordnung einer allgemeinen Grundsteuer, der Basis jedes vernünftigen Finanzsystems, wogegen er Ermäßigung der Salzabgabe, Abschaffung der Frohndienste, Wegräumung der Handelsbeschränkungen und Wiederherstellung der Provinzial-Versamlungen verhieß — alles preiswürdige Gegenstände zur Erleichterung des auf dem Volke haftenden Druckes. — Sonst hieß es, sagte er: „des Königs Wille ist Gesetz; jetzt: des Volkes Glück ist des Königs Wille." — Der erste, mächtige Eindruck, welchen sich Calonne von dieser Rede verhieß, scheiterte; frostige Antworten folgten den gemachten Eröffnungen; es lobte, wer nicht von Parteisucht befangen war, den Restaurationsplan der Finanzen; aber man war einverstanden, daß die Ausführung desselben einem Manne anvertraut werden müsse, der zuverlässiger, als der leichtsinnige, verschwenderische Calonne, in seiner persönlichen Haltung eine bessere Bürgschaft darböte. — Der Streit über die Richtigkeit der angegebenen Zahlen der Stats-Einnahme, der Ausgabe, der Schuld und des Deficits führte zu ärgerlichen Weiterungen mit den langsam sich berathenden Notabeln. Indem Calonnne die von Necker bei Niederlegung seines Ministeriums 1781 aufgestellte Behauptung: daß, nachdem die Stats-Einnahme jährlich um 92 Millionen Franken von ihm vermehrt worden, zwischen der Stats-Einnahme und Ausgabe völliges Gleichgewicht sey, widerlegte, rief er den beleidigten Gegner wider sich zur Verbreitung von Flugschriften auf: worin Necker ungeachtet des Verbotes des Königs, über seine Ministerial-Verwaltung zu schreiben, sehr überzeugend darthut, daß seit 1778 für eine Milliarde und 46 Millionen Schulden gemacht waren, von welchen allein von Calonne's Finanz-Verwaltung 700 Millionen herrührten — eine Behauptung, die zu dem größten Argwohn berechtigte. — So gewann Calonne's Gegenpartei freies Spiel: die Rentirer waren beunruhigt; Necker's strenge Haltung flößte mehr Vertrauen ein, als der leichtfertige Hofmann; das Publikum verlachte den voreiligen Poeten, der Calonne ein Gegenbild Sully's nannte, und die Geistlichkeit, deren reiche Besitzungen man sonst seit einem Jahrhunderte mit neidischen Augen ansah, wurde gelobt, daß sie Muth zur Vertheidigung ihrer Privilegien zeigte. Endlich der Adel, auf welchen Calonne unter Mitwirkung seines Beschützers, des Grafen von Artois, so bedeutend gerechnet hatte, sprach sich, ungeachtet der Bemühungen dieses Prinzen, unter dem Vortritte des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) entschieden gegen die Vorschläge des Ministers aus. So machten die Widersacher ihre Stimme geltend, und fanden außer der Versamlung noch zwei mächtige Bundesgenossen; in den Parlamenten, unter dem Vortritte des feindseligen Siegelbewahrers Huë de Miroménil und in der Königin, die vom Anfange her Calonne'n abgeneigt, von ihrem Vertrauten, dem Abbé Vermont

aufgeregt, zur Entfernung des Ministers rieth, um dem Erzbischof von Toulouse, Brienne, der, mit geistlicher List, den Klerus wider die Plane des Ministers aufrief, den längst vergeblich gesuchten Eintritt in das königl. Ministerium zu verschaffen. — Diese unerwartete Wendung der Dinge beunruhigte den Minister, ohne seine heitere Stirn zu trüben, oder ihn zu entmuthigen: er berief am 12. März 1787 eine Generalversamlung der Notabeln, die, in sieben Ausschüssen vertheilt, ihre Berathungen betrieben hatten. Er hoffte zu imponiren und zu siegen, indem er den König den Vorsitz führen und bestimt erklären ließ, daß die vom Minister vorgeschlagenen Plane von ihm gebilligt und, als dem Reiche heilsam, sanktionirt wären; dann trat der Minister auf: lobte den vorgefundenen Eifer in Berathung der Geschäfte und verhieß für Frankreich davon die herrlichsten Folgen; er nahm als ausgemacht an, daß sein System im Ganzen angenommen sey und daß sich nähere Untersuchung wie mancher Widerspruch nur um einzelne Bestimmungen und Modificationen drehe. Die den Notabeln gemachten Lobeserhebungen waren an manche zurechtweisende Bemerkung geknüpft, wodurch gereizt die Versamlung mit störendem Geräusch oft absichtlich die Rede des Finanzministers unterbrach. — Der gereizte Zustand der einander gegenüber stehenden Parteien ließ eine baldige Entwicklung der Scene erwarten: sie erfolgte, anders als der Minister hoffte, schon am folgenden Tage, indem der erste Ausschuß der Notabeln, unter Vorsitz des Grafen von Provence, nach dem Antrage des Erzbischofes von Narbonne erklärte: daß Calonne den König, ganz Frankreich und Europa täusche, indem er vorgreifend behaupte, die Notabeln billigten die Grundzüge seines Planes; sie protestirten förmlich gegen Einführung einer allgemeinen Grundsteuer; die übrigen Ausschüsse, selbst der des Grafen von Artois, folgten diesem Beispiele. Sämtliche Protestationen wurden dem Könige überreicht: er willigte in ihre öffentliche Bekanntmachung, unter der Zusicherung, daß er von der Wahrheit und Redlichkeit des hier offenbarten Eifers überzeugt sey. — Nun war der Opposition freies Spiel gegeben, ihre Angriffe auf den Minister zu verdoppeln: jede Maßregel seiner Verwaltung wurde angeklagt, jede Zahl der von ihm aufgestellten Berechnungen in Zweifel gezogen, seinen Fehlern, seiner Verschwendung alles gegenwärtige Unglück beigemessen. Überall Aufregung wider den Minister, am Hofe, unter den Parlamenten, unter der Geistlichkeit, unter dem Adel, in der Nation. — Calonne wurde als ein für das Ministerium unfähiger Mann bezeichnet, nicht allein wegen begangener Fehler, sondern auch wegen seines schlechten Rufes, der nirgend Vertrauen einflößen könne. Ludwig XVI. war erschüttert, beschämt, unentschlossen. Calonne gab die unglückliche Wendung, welche die Verhandlung der Notabeln genommen hatte, vorzüglich den Parlamenten und den Ränken des Siegelbewahrers de Miroménil Schuld und feierte, immer mit Hoffnungen sich schmeichelnd, den letzten Triumph seiner wankenden Ministermacht, indem er am 8. April die Verabschiedung des fürchterlichen Gegners erfolgen sah. Lamoignon, ein Feind der Parlamente wurde sein Nachfolger; er sann auf Besiegung der zahllosen Schwierigkeiten seiner Laufbahn, als am folgenden Tage der Baron von Breteuil, auch ihm den Abschied überbrachte. An seiner Stelle ward an die Spitze der Finanzverwaltung ein hinfälliger Greis, Fourqueux gestellt, und dann ein Finanzrath errichtet, dessen Chef der nach mancher fehlgeschlagenen Hoffnung nun durch Hilfe der Königin zum Minister ernannte Brienne Erzbischof von Toulouse war, welcher Laurent Villedeuil als General-Kontroleur neben sich hatte; Männer, die nicht im Stande waren, das Andenken an die seltenen Talente und großen Fehler ihres Vorgängers vergessen zu machen. So vorlaut, als die Beifallsbezeugungen Calonne'n entgegenströmten, als er die gefahrvolle Ministerlaufbahn betrat, so zügellos waren Vorwürfe, Schmähungen und Anklagen, welche dem gestürzten Minister nachgetragen wurden: keine Unannehmlichkeit, welche eine Gegend des Reiches, oder ein Stand empfand, kam zur Sprache, ohne daß Calonne davon die Schuld haben sollte, von manchen Beschwerden über den mit England von Vergennes abgeschlossenen Handelstraktat an, bis zu dem zufällig hohen Preise der rohen Seide, welche den Lyoner Fabrikanten drückend war. — Calonne hatte sich auf sein Landgut Hanonville zurückgezogen, von wo er sich geheim nach England flüchtete, als der leidenschaftliche Haß wider ihn immer lauter wurde, und der beliebte Marquis de la Fayette, als Mitglied der Notabeln, die Rolle übernahm, vor dem Parlamente sein Ankläger wegen Veruntreuung des Statseigenthumes zu werden; eigentlich eine in sich selbst zerfallende Beschuldigung bei einem Minister, der nur mit, nach und durch den Willen eines unumschränkten Regenten handelt. Hiemit soll seine Ministerialverwaltung nicht von Schuld freigesprochen oder gar vertheidigt werden, sie ist am richtigsten gezeichnet mit den wenigen Worten Hormayr's [1]): Calonne war der Franzose par excellence, schön, angenehm lebhaft, witzig, galant, ein leichter, aber auch höchst leichtsinniger Arbeiter, ein Maitre des plaisirs, wie kein anderer, Feind aller Ziffern und dennoch Finanzminister, voll Mittel, aber ohne Plan, viel Umfang, ohne Tiefe, voll Kühnheit, ohne Ernst. — Während ihn der König entfliehen ließ — wahrscheinlich im Gefühl gerechter Scham, den Mann, zu dessen Handlungsweise er sich so feierlich bekant hatte, der Rachsucht der Parlamente preis zu geben; — aber doch soweit von der öffentlichen Stimme abhängig, daß er dem Vielbeschuldigten die Dekorationen des heiligen Geistordens abzunehmen befahl, gaben auswärtige Regenten, besonders Katharina II. von Rußland, ihm Beweise ausgezeichneter Achtung, wie diese sonderbare Anerkennung auch seinem Gegner und Vorgänger Necker zu Theil wurde, als er aus dem Ministerio geschieden war. Wie es an Höfen gewöhnlich sich zuträgt, so wurde auch damals in Frankreich jede nähere Theilnahme an Calonne bestraft, wogegen sich Viele zu sichern suchten, indem sie mit großer Gewandheit die Rolle eines Klienten mit der eines Anklägers vertauschten; unter die Wenigen, die feste Anhänglichkeit an ihn offenbarten, gehörte seine Geliebte, die Gräfin von Chabannes, Hofdame bei Madam Adelaide, deren Loos Dienstentsetzung und Verweisung vom Hofe war, als ihre Reise nach England be-

1) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Th. 1. S. 52.

'ant wurde. Calonne scheint diese bewiesene Treue nicht hoch angerechnet zu haben: schon im nächsten J., 1788, heirathete er zu London, die reiche, 60jährige Witwe des königl. Schatzmeisters Micault d'Harvelay, deren auf mehre Millionen berechnetes Vermögen er um so nöthiger hatte, da sein bisheriger Privathaushalt immer bereitwillige Verschwendung, nicht Sparsamkeit oder Bereicherungssucht athmete. Je weniger seinen Absichten entsprechend die großen Umwälzungen waren, welche unmittelbar zur beispiellosesten aller politischen Revolutionen führte, als deren Triebfeder Calonne betrachtet ist, durch seine verschwenderische Finanzverwaltung und durch eine unbesonnene Zusammenberufung der Notabeln, um so mehr entfernte sich seine Aussicht, nach Frankreich wieder zurückkehren zu können, oder gar, wie er anfänglich vielleicht hoffte, eben so durch ein Kabalenspiel, wie ein solches ihn hinausgestoßen, wieder in das Ministerium zu kommen. Er verfolgte mit reger Beobachtungsgabe die fortschreitende Entwicklung der großen Krisis Frankreichs, während über Finanzverwaltung, Rechnungs- und Facitverschiedenheit der öffentliche Schriftwechsel zwischen ihm und dem Mann des Tages, Necker'n, fortgesetzt wurde. Daran reiheten sich Sendschreiben an den König und andere politische Flugschriften, worin die neuesten Ereignisse Frankreichs beleuchtet wurden und Calonne einen Schriftsteller-Charakter entwickelte, welcher dem ministeriellen analog ist: in einem eleganten, hinreißenden, zuweilen nachläßigen Style plaudert er, wie am Putztische einer Schönen, über die wichtigsten Statsbegebenheiten, er faßt mit überraschendem Scharfsinne seinen Gegenstand und wirft ein tief eindringendes, oft blendendes Licht auf Gegenwart und Zukunft, in welcher Hinsicht sein Werk: De l'Etat de la France, présent et à venir (1790), das so großen Beifall erntete, daß schon im nächsten Jahre die sechste Auflage nothwendig war, von besonderem geschichtlichen Werthe ist. Hieran schließt sich gewißer Maßen als Fortsetzung: De l'Etat de la France, tel qu'il peut et qu'il doit être. London 1790. — Molleville, der, wie er selbst bemerkt, keine Veranlassung hatte, persönlich mit Calonne besonders zufrieden zu seyn, gibt seiner ministeriellen Laufbahn das Zeugniß, daß, obgleich Brienne und Necker, begünstigt durch die wider ihn aufgeregte Stimme der Nation, alles aufboten, sein Andenken mit den schwärzesten Farben zu malen, jene im Besitze aller dahin gehöriger Urkunden, auf seine Ministerial-Verwaltung kein Verbrechen haben wälzen können. Unbezweifelt aber haftet auf ihm die Schuld, in leichtfertiger Üppigkeit, scharfsinnige Erwägung der Statslage als Minister nicht durch die That bekundet, und erst offenbart zu haben, als die an den König, von London aus, gerichtete Anmahnung zu ernstlicher Hilfe zu spät war. So schrieb er noch vor der Berufung der Reichsstände am 9. Februar 1789 an Ludwig XVI.: „Man ist zu wenig einsichtsvoll, um einen gründlich helfenden Plan zu entwerfen. Man macht den Grund des alten Statsgebäudes wankend, ohne ein neues zu Stande zu bringen; man wird sich entzweien, erhitzen; die Menge wird den Sieg über die Vernunft davon tragen; man wird, auf einem Boden verborgener Vulkane, ohne Wegweiser, umherirren und den Stat in einen fürchterlichen Abgrund stürzen." — Mit dem Beginn der Auswanderung widmete er sich ganz der Sache der Prinzen und verwendete das erheirathete Vermögen zu vielen Reisen nach Teutschland [2]), Italien und Rußland, um für die Bourbons zu wirken; er erntete weder Erfolg noch dankbare Anerkennung; seine, bei der Rückkehr nach London 1795 herausgegebene Schrift: Tableau de l'Europe, en Novembre 1795, zog ihm die Mißbilligung der Prinzen zu, in deren Umtriebe er zu tiefe Blicke gethan hatte. Er lebte von ihnen, für die er so thätig gewesen, vernachläßigt, in stiller Zurückgezogenheit, mit politisch-historischen Arbeiten beschäftigt, wovon Manches erschien, Vieles aus seiner Verlassenschaft später der Bekanntmachung entgegen sah. Ihm, der so viele Wünsche scheitern sah, wurde zuletzt wenigstens der erfüllt, 1802 nach Paris zurückkehren zu dürfen, wo er mit dem napoleonischen Kaiserthume eine neue Welt, von der er längst vergessen war, fand. Doch dieser Begünstigung konnte er nicht froh werden; der den siebenziger Jahren nahe Greis starb wenige Wochen nach seiner Ankunft im Vaterlande. Seine Gattin überlebte ihn, einst so reich, in einer der Dürftigkeit nahen Lage. — Calonne's geschichtlich bedeutender Charakter ist also vorgezeichnet: Zögling und Opfer der entarteten Verschwendung eines dem Abgrunde zueilenden Hofes, im Widerstreit mit der Tugend eines Turgot und mit dem sorgsamen Haushalt eines kaltselbstsüchtigen Necker's täuschte er alle Welt, sich selbst am meisten. Den Statskredit behandelte er, wie ein Glückspiel, mit dem Glücke scherzend, ein Abenteurer in der Ministerrolle; zu Wagnißen geneigt, kühn, leichtsinnig, freigebig, war er im Kabinette ein Hofmann, dem Hofe ein willkommener Lebemann, voll Geist und Talent, ohne festen Plan, aber Alles zur Hand habend, wenn die Noth es erfoderte; er verwaltete den Statsschatz so übel, wie sein Privateigenthum, jeder Verlockung, jedem Genusse preis gegeben. — Diesem Manne vertraute, in verhängnißvoller Zeit, ein König sein Reich und sein Schicksal! —

Außer den vorgenannten Schriften Calonne's mögen hier noch namhaft gemacht werden: Lettres d'un publiciste de France à un publiciste d'Allemagne. 1791. — Esquisse de l'Etat de la France. 1791. — Des Finances publiques de la France. 1797, und Remarques sur l'histoire de la Révolution de Russie par Rullière. — Gegen die Autorschaft der 1790 unter seinem Namen erschienenen Observations sur les Finances à l'Assemblée hat er öffentlich protestirt. — Jene Schriften gehören zu den mit Vorsicht zu benutzenden, aber manchen wichtigen Aufschluß enthaltenden Quellen der Zeit- und besonders der Lebensgeschichte Calonne's [3]). (*Dr. Friedr. Cramer.*)

2) Hier traf er mit seinem Bruder, einem Abbé zusammen, der bei der Zerstreuung der Emigranten nach London ging, dort mit Montlosier den Courrier de l'Europe stiftete, und sich dann in Canada niederließ, wo er nicht 1799, wie in einigen biogr. Werken angegeben ist, sondern erst im Dec. 1822 als Pfarrer und Kapellan der Urselinerinnen zu Trois Rivieres starb. (*H.*)
3) Hinsichtlich dieser letzten verweisen wir als Samlung der Zeitungsnachrichten seiner Ministerialverwaltung auf die Jahrgänge

Calophaena, s. Cordistes.

CALOPHYLLUM, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Guttiferae, und der 13. Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem gefärbten, 4theiligen Kelch; vier Corollen-Blättern und der kugelichten Steinfrucht besteht. Sieben bekannte Arten wachsen zwischen den Wendekreisen, und liefern einen eigenthümlichen gelben Saft, der dem Gummi Gutta sehr ähnlich ist. Sie sind in meinem syst. veg. 2. p. 571. 572. aufgezählt. *(Sprengel.)*

CALOPUS, Fußkäfer (Entomologie). So nennen Fabricius, Olivier und die spätern Schriftsteller eine Käfergattung, welche in die Abtheilung der Heteromeren gehört, aber im Äussern den Bau eines Bockkäfers (Cerambyx) besitzt. Ihre Kenzeichen sind: körperlange, sägeförmige Fühler, in einer Ausrandung der Augen eingesetzt; Endglied der Kinnladentaster beilförmig, das der Lippentaster verkehrt kegelförmig; das vorletzte Tarsenglied zweilappig. Es ist bis jetzt nur eine einzige Art bekant, die im nördlichen Europa vorkomt und welche bereits Linné als Cerambyx serraticornis beschrieb. Sie besitzt bei geringer Breite gegen anderthalb Zoll Länge, graubraune Farbe, einen eirunden Kopf, länglich viereckiges Halsschild, von minderer Breite als die langen, ungerandeten Deckschilde. Abbildungen davon bei Panzer (Faun. Ins. Germ. Fasc. III. fig. 15) und Olivier (Entomol. Tom. IV. tab. 1. fig. 1). Die von einigen Schriftstellern noch zu dieser Gattung gebrachten Arten müssen wieder daraus entfernt werden. *(Germar.)*

Caloricum, s. Wärmestoff.

CALOROPHUS, Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Restiaceen, die von R. Brown mit Restio vereinigt, aber mit mehr Recht zu Lepyrodia *R. Br.* gezählt wird. *(Sprengel.)*

CALOSOMA, Schönkäfer. Eine Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici). Die Kenzeichen derselben sind: Taster mit verkehrt kegelförmigem Endgliede; Lefze ausgerandet; Vorderschienen unausgerandet; Halsschild sehr schmal, kurz, herzförmig; Deckschilde sehr breit, an der Spitze gerundet, flach gewölbt, Flügel bedeckend. Man kent gegen 12 Arten, die in Europa und dem nördlichen Amerika einheimisch sind und durch beträchtliche Größe und metallische Farben sich auszeichnen. Sie erklettern die Bäume und nähren sich von Raupen und andern Insecten. In den Jahren, wo manche Raupen sich in ungewöhnlicher Menge zeigen, kommen auch die Schönkäfer gewöhnlich in größerer Anzahl zum Vorschein, ja man will selbst die Larven derselben auf Bäumen in den Raupennestern der Bombyx processionea gefunden haben. Die bekanntesten Arten sind 1) Calosoma Sycophanta: Violetschwarz, die Deckschilde grün metallisch, mit goldenem Rande, punktirt-gestreift: die Zwischenräume erhaben, mit drei Reihen eingestochener Puncte; die Beine schwarz. Über Zoll lang und in ganz Europa einheimisch. Abbildungen bei Panzer (Faun. Ins. Germ. Fasc. 81. tab. 7.) und Sturm (Teutschlands Insecten. 3. Band. tab. 66.). 2) Calosoma inquisitor: Oben dunkel kupferfarben, Unterseite und der Rand der Deckschilde metallisch grün; die Deckschilde punctirt-gestreift: die Zwischenräume netzförmig in die Quere gestricht, mit drei Reihen goldgrüner Grübchen; die Beine schwarz. Mit vorigem, aber nur halb so groß. Abbildung bei Panzer (Fauna Ins. Germ. Fasc. 81. tab. 8.). *(Germar.)*

CALOSSO, ein kleines Städtchen in der piemontesischen Provinz Asti, berühmt durch seinen vorzüglichen Weinbau. *(W. Müller.)*

CALOSTEMMA *R. Br.*, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Spathaceen und der 6. Linné'schen Klasse. Mit Narcissus und Pancratium nahe verwandt, unterscheidet sie sich von beiden durch die Frucht, eine einsamige Beere. Die innere Blumenhülle (nectarium *L.*) trägt auf ihren Zähnen abwechselnd die Antheren. Die drei bekannten Arten (syst. veg. 2. p. 45.) wachsen in Neu-Holland. *(Sprengel.)*

CALOTES, Galeote. Seitdem *ich den Artikel* Agama im 2. Bande der Encyklopädie geschrieben, *hatte* ich Gelegenheit mehre der dort aufgeführten Arten zu untersuchen, und fand, daß nicht blos der Quetzgaleo, (A. cyclura), sondern auch A. spinipes, acanthura, caerulea, azurea, undulata, kurz diejenigen, welche Cuvier in seinem règne anim. unter den Namen Stellions ordinaires und Fouette-queue von den Agames unterscheidet, Schenkelöffnungen haben, welche diesen letztern fehlen. Überdieß ist bei jenen der Schwanz durch große, dicke, stachelige Schuppen geringelt, bei diesen mit dünnen Schuppen bedeckt. Diese Verschiedenheiten machten mich bei der Ausarbeitung meines Systems der Amphibien zweifelhaft, ob nicht diese Verschiedenheiten wichtig genug seyn sollten, zwei Gattungen nach Cuvier's und Andrer Beispiel daraus zu bilden. Gleichwol unschlüssig vereinigte ich beide in eine Hauptgattung, welche ich Calotes, Galeote nannte, und zerlegte diese in zwei Untergattungen Agama, Agame und Uromastyx, Schleuderschwanz. Die Arten beider Untergattungen enthält der Art. Agama der Encykl. *(Merrem.)*

CALOTHAMNUS Labill., eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen, und der 18. Linné'schen Klasse. Sie steht der Melaleuca nahe, und ist nur künstlich durch die Anheftung der Antheren unterschieden, da bei Melaleuca die Antheren mit der Mitte aufliegen, und hier stehn sie mit der Basis auf den Staubfäden. Alle drei bekannte Arten dieser Gattung sind auf der Südwestküste von Neu-Holland einheimisch. *(Sprengel.)*

CALOTHECA, P. B., ist eine Grasgattung, die in allen Stücken mit Poa übereinkomt, nur daß die äußere Spelze mit einem Stachel, einer Borste oder Granne

---

1783 bis 1788 des politischen Journals und des historischen Portefeuilles, wie auf Schlözer's Statsanzeigen; hienächst auf die Biographie des Contemporains. Tom. IV. Art. Calonne; auf Lacretelle's Histoire de France, pendant le dixhuitième siècle (Ed. V. Paris 1819). Tom. II. 304. Tom. III. 205 ff.; auf Soulavie's Mémoires hist. et polit. de Règne de Louis XVI. an mehren Stellen, besonders im sechsten Bande, Seite 113 ff.; auf Molleville's Mémoires secr. pour servir à l'histoire du règne de Louis XVI. Tom. I. 35 ff.; auf der Mad. Campan Mém. sur la vie privée de Marie Antoinette. Tom. I. — Auch Necker's, dieser Periode angehörige, Schriften verdienen in Erwägung gezogen zu werden.

an der Spitze versehen ist. Wenn wir die Normalform in Palisot-Beauvois agrostogr. t. 17. f. 6. betrachten; so müssen wir gestehn, daß diese Bildung sich oft wiederholt, und daß Dactylis maritima *W.*, repens *Desf.*, Festuca pungens *Vahl.*, dactyloides *Sm.*, Poa mucronata und cuspidata *Roth.* alles solche Formen sind, die zu dieser Gattung passen. Daher habe ich diese und einige andere im syst. veg. 1. p. 347. unter der Gattung Calotheca vereinigt. (*Sprengel.*)

CALOTROPIS R. Br., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Contorten und der 5. Linné's schen Klasse, deren Charakter in der glockenförmigen, an der Basis mit 5 Säckchen versehenen, Corolle und in einem Kranz von Blättchen besteht, welcher das Fruchtsäulchen umgibt. C. procera *R. Br.* ist Asclepias gigantea *L.*, der famöse Baum, welcher durch den Stich der Insecten Honigsaft liefert, und dessen trockne Zweige in Arabien unter dem Namen Oschr (عشر) zum Anmachen des Feuers benutzt werden. (*Sprengel.*)

CALOV, Calovius (Abraham), Professor der Theologie zu Wittenberg, der heftigste und streitsüchtigste unter den lutherischen Gottesgelehrten des 17. Jahrh., war den 16. April 1612 zu Mohrungen in Preußen geboren, wo sein Vater, Peter Calov, in Ansehen stand. Krieg und Pest machten seine Jugendjahre sehr unruhig. Er studirte zu Königsberg, erhielt daselbst 1632 die Magister-, und 1637 zu Rostock die theol. Doctorwürde, lehrte dann als Adjunct der theologischen Fakultät nach Königsberg zurück, erhielt daselbst 1640 ein außerordentliches theologisches Lehramt, und im folgenden Jahre zugleich die Aufsicht über die Kirchen und Schulen auf Samland. Im J. 1643 ging er als Rector des Gymnasiums und Prediger nach Danzig, folgte 1650 einem Rufe nach Wittenberg, und starb daselbst den 25. Februar 1686 als erster Professor der Theologie, Pastor bei der Pfarrkirche, Consistorialrath und Generalsuperintendent des sächsischen Kurkreises, nachdem er sich sechsmal verheirathet hatte. Calov vereinigte mit einem gewissen philosophischen Geiste eine umfassende, theologische Gelehrsamkeit, und seine exegetischen und kritischen Einsichten waren, in Beziehung auf sein Zeitalter, nicht gemein. Mit diesen Eigenschaften verband er aber eine blinde Anhänglichkeit an die lutherische Orthodoxie, und eine Heftigkeit in Vertheidigung seiner Meinungen, die ihn im höchsten Grade intolerant und verfolgungssüchtig machte, und manchmal zu den rohesten Lästerungen Andersdenkender verleitete. Seitdem er zu lehren angefangen hatte, ward er nie müde, jeden zu bekämpfen, der nach seiner Meinung in einem Irrthume befangen war, und in jedem Streite behauptete er, wenn es auf hartnäckige Zanksucht und Verunglimpfung des Gegners ankam, den ersten Rang. Außer vielen Andern, mit denen er im Zwiespalt lebte, hatte er langwierige Streitigkeiten mit Joh. Berzius, Heinr. Nicolai, Joh. Cäsar, vornehmlich aber mit Georg Calixtus (s. diesen Artikel), den er um allen Ruf der Rechtgläubigkeit zu bringen trachtete, und sogar von der evangelischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wissen wollte. Dieser Streit, welcher 1645 bei dem Religionsgespräche zu Thorn begann, ging nach des Calixtus Tode auf dessen Sohn über, und ward noch nicht beendigt, als er starb [1]). Auf diese Art würdigte er die christliche Glaubenslehre zu einer dialektischen Übungskunst und Streitschule herab; und in seinem dogmatischen System [2]) führte er nicht allein den lutherischen Lehrbegriff in seiner ganzen Strenge und Consequenz aus, sondern bekämpfte auch alle diejenigen, welche von demselben abwichen, als Irrlehrer, besonders die Arminianer, Socinianer, Calvinisten und Synkretisten. Er zeigt dabei zwar viel dialektische Kunst, aber auch äußerst viel Heftigkeit, Ungestüm und Intoleranz [3]). Nicht zufrieden, fast alle Ketzer seines Zeitalters in besondern Schriften zu bestreiten, brachte er auch die vornehmsten Controversen, welche die Kirche Christi mit den neuen Häretikern und Schismatikern hatte, in eine Übersicht [4]). Und um des Grotius Annotationes in vet. et nov. Test. zu widerlegen, schrieb er selbst ein großes Werk über die Bibel [5]), worin er dessen Anmerkungen vollständig einrückte, und Punkt für Punkt mit den heftigsten Kritiken begleitete. Ob er gleich einem Exegeten wie Grotius weit nachstand, so bewies er

---

1) Er selbst hat die Geschichte dieser Streitigkeiten (die synkretistischen genant) beschrieben, unter dem Titel: Historia Syncretistica: das ist, christliches, wohlgegründetes Bedenken über den lieben Kirchenfrieden und christliche Einigkeit in der heilsamen Lehre der himmlischen Wahrheit. Wittenb. 1682. 4.; sehr selten, nachgedr. 1685. 4. S. Arnold's Kirchen- und Ketzerhist. Th. II. Bd. XVII. Kap. XI. §. 14. Das Werk ist sehr parteiisch geschrieben und verdient den Namen einer Geschichte nicht; den meisten Werth geben ihm die vielen beigefügten Urkunden. 2) Systema locorum theologicorum e sacra potissimum scriptura et antiquitate, nec non adversariorum confessione doctrinam, praxin et controversiarum fidei cum veterum tum imprimis recentiorum pertractationem luculentam exhibens. Viteb. Vol. XII. 1655 — 1677. 4. Außer diesem weitläufigen Werke, das zu seiner Zeit in hohem Ansehen stand, schrieb er auch ein dogmatisches Compendium unter dem Titel: Theologia positiva per definitiones, causas etc. Viteb. 1682. 8. ferner eine Apodixin articulorum fidei, e solis sacrae script. locis credenda demonstrans. Luneb. 1684. 8. Viteb. 1699. 4. S. *Buddei* isagoge 397. *Walch* bibl. theol. 44. 57. Schröckhs christl. Kirchengesch. seit der Ref. 8 Bd. 7. Stäudlins Gesch. d. theol. Wiss. 1 Th. 257. Heinrichs Gesch. der Glaubenswahrh. 337. 3) Besonders gegen den Calixtus und seine Anhänger. So wirft er z. B. in dem angeführten Systema die Frage auf: Ob man sagen könne, der selige Calixtus, und er antwortet: Nein! weil man sonst auch müste sagen können der selige Bellarminus, Calvinus, Socinus u. s. w. Täglich soll er gebetet haben: Imple me, Deus, odio haereticorum. Für die Nachwelt, sagt Eichhorn (Gesch. der neuern Sprachk. 1 Abth. 560), die alles richtiger und billiger beurtheilen gelernt hat, bleiben seine dickleibigen Folianten zwar ein rühmliches Denkmal der ausgebreiteten dogmatischen Belesenheit und literarischen Kentnisse ihres Verfassers, aber auch ein eben so unrühmliches seiner steifen theologischen Vorurtheile, seines Mangels an eigentlichen Sprachkentnissen und Kritik, seiner crassen, dogmatischen Begriffe nach der Concordienformel, und seiner Verketzerungssucht. 4) Synopsis controversiarum potiorum, quae ecclesiae Christi cum haereticis et schismaticis modernis, Socin., Anabapt. etc. aliisque intercedunt. Viteb. Ed. III. 1652. 4. Consideratio Arminianismi, XXVII. disputatt. proposita. Ib. Ed. III. 1671. 4 (eine Schrift, in der er noch die meiste Unparteilichkeit und Mäßigung beweist). Scripta Anti-Sociniana in unum corpus redacta. Ulmae 1684. Vol. III. fol. 5) Biblia illustrata, in quibus emphasis vocum, ac mens dictorum genuina e fontibus, contextu et analogia scripturae eruuntur, versiones praecipuae cum hebraeo et graeco textu, vindicata ubique hujus sinceritate, conferuntur etc. Frf. ad Moen. 1672—76. Vol. IV. fol. Dresd. 1719. Vol. IV. fol.

ihm doch oft, daß er nicht philologisch-genau erklärt, und unpassende Vergleichungen römischer und griechischer Vorstellungen und Redensarten mit hebräischen und christlichen angestellt hatte [6]). Unter der großen Zahl seiner übrigen, meistens polemischen Schriften, mag noch seine theologische Methodologie [7]) erwähnt werden, worin er von den zur Theologie erfoderlichen philologischen, philosophischen und historischen Vorkentnissen handelt, und zeigt, wie das biblisch-exegetische, didaktische und polemische Studium zweckmäßig einzurichten sey. Indem er auch hier vor Calixtus und den Helmstädtern warnt, empfiehlt er Luthers Schriften aufs dringendste, und liefert ein wissenschaftlich-systematisches Verzeichniß über dieselben [8]). (*Baur.*)

CALOYER (Kalogeri, Kalojeri), werden griechische Mönche (Papas), hauptsächlich die nach der Regel des heil. Basilius lebenden, genant; jedoch nent man auch die von dem Orden des heil. Elias und des heil. Marcellus so, und die Türken geben zuweilen ihren Derwischen diesen Namen. (*H.*)

CALPENTIN, eine lange Landzunge, die sich auf der Westküste der britischen Insel Seilan im Corle Navek Arri hinzieht, und 1 viereckiges Fort mit einem Fischerdorfe hat, das einen einträglichen Handel mit eingesalznen Fischen und Fischroggen treibt. (*Hassel.*)

CALPIDIA, nannte Aubert du Petit-Thouars einen Baum auf Madagascar, der, bis auf das Zahlen-Verhältniß viel Ähnlichkeit mit Pisonia hat, und offenbar zu den Nyktaginen gehört. Es ist nämlich ein gefärbter Kelch, dessen Basis 10 Staubfäden trägt und stehn bleibt, um die einsamige Nuß einzuschließen. Im Linné'schen System gehört die Gattung also zur 10. Klasse. Die einzige bekannte Gattung nent Poiret C. lanceolata. (*Sprengel.*)

CALPHURNIUS (Johannes), geb. zu Brescia, von 1478—1502 Professor der griechischen Sprache, erst zu Venedig, dann zu Padua. Von diesem gelehrten Kritiker hat man Ausgaben des Ovid (1474), Catull, Tibull, Properz nebst den Sylvae des Statius (1481); besonders aber ist sein Commentar zum Heautontimorumenos des Terenz (Treviso 1474) zu bemerken. Dieser ist mehrmals mit Donats Commentar zu den übrigen Komödien des Terenz gedruckt worden, auch in der schönen Ausgabe von Westerhove, welcher die Vermuthung aufstellt, C. möge seinen Commentar aus dem damals noch vorhandenen des Donat gezogen, und die Handschrift von diesem unterdrückt haben. (*H.*)

CALPRENEDE (Claudius Walther von Costes, Herr de la Calprenede), geb. 16.. auf dem Schlosse Tolgon in dem Distrikt von Cahors in Gascogne, ein in der Geschichte der Poesie des 17. Jahrh. denkwürdiger Mann, ging nach Beendigung seiner Studien zu Toulouse im J. 1632 nach Paris, wo er als Kadet im Garderegiment eintrat, dann Offizier, im J. 1650 königl. Kammerherr wurde, und im J. 1663 in Folge eines Schlages von seinem Pferde starb. Seine unleugbaren Talente für die Poesie bestimmten ihn, dieser sein Leben ganz zu weihen. Er trat zuerst mit Arbeiten für die Bühne hervor, für welche er lieferte: 1) La Mort de Mithridate 1637; 2) Bradamante, Tragikomödie 1637; 3) Jeanne d'Angleterre, Trauersp. 1638; 4) La Clarionte, ou le Sacrifice sanglant, Tragikom. 1637; 5) Le Comte d'Essex, Trauersp. 1639; 6) La Mort des Enfants d'Hérode 1639; 7) Édouard, roi d'Angleterre, Trauersp. 1640; 8) Phalante, Trauerspiel 1642; 9) Hermenegilde, Trauersp. in Prosa 1643; 10) Bélisaire, Tragikom., nie gedruckt, aber aufgeführt 1659. Alle diese Stücke sind ohne Werth, nur der Essex macht eine Ausnahme, und ist auch von Thomas Corneille und Boyer, welche beide denselben Stoff nach ihm bearbeiteten, *nicht unbenutzt geblieben.* Selbst mit mehren Stücken aber wie der Essex durfte er nicht hoffen, neben dem großen Corneille auf der Bühne bedeutend zu werden, was er auch wol selbst einsah. Glücklicher Weise für ihn war eben damals eine andere Dichtungsart sehr beliebt geworden, und in dieser blühte auch für ihn der Lorbeer. Der Herr von Urfé hatte mit seiner Asträa einer neuen Art von Romanen Eingang verschafft, für deren Ausdehnung auch die größte Geduld jetziger Leser kaum zureichen dürfte, die aber die beliebteste Geistes- und Herzensunterhaltung jener Zeit ausmachten, wovon den Grund näher zu untersuchen weder überflüssig noch unnütz seyn würde. Schon als Cadet soll Calprenede sich mit einem Roman jener Art unter dem Titel Silvander versucht haben, allein dieser ist nie gedruckt worden; jetzt erschienen seine Cassandra in 10 Bänden (1642. N. A. 1731.), Kleopatra 12 Theile in 23 Bden, und Faramond (1661), welcher mit 7 Bänden noch unbeendigt war, weßhalb Pierre Dortigue de Vaumorière noch eine Fortsetzung in 5 Bden lieferte. Was man ihnen auf den ersten Blick ansieht, ist ihre Dickleibigkeit, die denn auch die Ursache seyn mag, warum das Urtheil der nachfolgenden Zeit über sie nicht gerecht genug blieb, zumal da zwei Dichter von Einfluß sie verurtheilt hatten. Der eine war Boileau, welcher im zweiten Gesange seiner, lange Zeit als kanonisch gegoltenen, Dichtkunst sagte:

Tout a l'humeur gasconne en un auteur gascon,
Calprenede et Juba parlent du même ton.

Dies Urtheil war um so nachtheiliger, da Juba der Hauptheld gerade in der Kleopatra ist, welcher man vor C's übrigen Romanen den Vorzug zugestand. Der zweite jener Dichter war Wieland, der in seinem Amadis erklärte,

6) Selbst Richard Simon, der sonst im Lobe sehr sparsam ist, versichert: daß es wenige Commentatoren, besonders unter den Lutheranern gebe, wo sich mehr gesunder Verstand (bon sens) finde, als bei ihm; man sehe wohl, daß er seine Materie studirt habe; und seine Versehen kämen hauptsächlich von dem Eifer für seine Partei her; s. dessen Hist. crit. des principaux comment. du nouv. Test. p. 124. 7) Isagoge ad sacram theologiam libri duo, de natura theologiae et methodo studii theologici pie, dextre ac feliciter tractandi. Viteb. 1652 und der zweite Theil unter dem Titel: Paedia theologica. Ib. 1652; von beiden erschienen bis 1685 vier Auflagen. S. *Buddei* Isagoge p. 8. Stäudlin a. a. O. 1 Th. 160. 8) *Schurtzfleischii* oratio in ej. funere, abgedr. in des ersteren Oratt. panegyr. Viteb. 1697. 4. p. 71. *Pipping* memor. Theolog. T. I. Dec. I. 108. *Fabricii* hist. bibl. suae. T. IV. 81. Preußischer Todeltempel 501. Arnold Hist. d. Königsb. Univ. 1 Bd. 200. *Clement* bibl. cur. T. VI. 59.

seine Bambo'stöchter sehen keine Kassandern, wie sie Calprenede geschnitzt," welches in einer Anmerkung erläutert wurde, die für C. nicht sehr rühmlich war. Bei der Ausgabe von letzter Hand aber erklärte der teutsche Dichter zufolge dessen, was der Herausgeber der Bibliothèque universelle des Romans sehr schön gezeigt habe, „C. hat es keineswegs verdient unter die elenden Skribenten verstoßen zu werden; und Boileau, — der sich an mehren wackern Männern seiner Nation schwer versündigt hat, — mag die Schuld der Note zur ersten Ausgabe wenigstens zur Hälfte auf sich nehmen, wiewol auch der Verfasser der Note, der einen ihm Unbekannten auf das bloße Wort eines andern, wie groß auch sein Ansehen sey, mishandelte, keine Schonung verdient." Gewiß macht diese Strenge gegen sich, um gerecht gegen einen Andern zu seyn, Wielanden Ehre, wenn gleich die strengste Gerechtigkeit erfodert hätte, Boileau weniger Schuld zuzuschieben; denn dieser tadelt doch eigentlich nur dies an seinem Landsmann, daß er seinen Personen sich selbst unterschiebt und aus ihrem Munde redet, und sie damit — ins Gasconnische travestirt. Dies ist auch die Hauptbeschwerde gegen sie in seinem Dialog les héros de roman. Im Vorberichte zu demselben gesteht er, daß er in seiner Jugend diese Romane auch gelesen und bewundert habe, wie alle Welt, woraus sich doch schließen läßt, daß sie nicht ohne sonstige Vorzüge gewesen seyn müssen. In der That ist Calpreneden echt poetische Einbildungskraft nicht abzusprechen; nach seiner eignen ritterlichen Gesinnung stellt er hochherzige Charaktere auf, die sehr gut gezeichnet sind; die Begebenheiten sind künstlich in einander verflochten, und das Ganze nicht ohne poetische Haltung. Daß man dies anerkant habe, geht auch daraus hervor, daß aus allen diesen Romanen kleinere gemacht worden sind *), worin man sie von ihren Fehlern, der Weitschweifigkeit, der zu gedehnten und zu häufigen Unterredungen und Beschreibungen, der episodischen Intriguen, zu entkleiden suchte. An Abenteuerlichkeit übertrifft alle die bisher genannten Romane der unter dem Titel: **Les Nouvelles, ou les Divertissements de la princesse Alcidiane** (1661), der zwar gewöhnlich der Gemalin C's, von Niceron aber ihm selbst, zugeschrieben wird. Der ihm östers zugeschriebene Roman **Berenice** ist von Segrais. (*Gruber.*)

CALPURNIA GENS. Das plebejische Geschlecht der Calpurnier stand zu Rom in hohem Ansehn, wie schon daraus erhellet, daß der Ursprung desselben auf Calpus (oder, wie der Scholiast des Horaz zur A. P. 292 ihn nent, Calpur), einen Sohn des Numa Pompilius zurückgeführt wird[1]). Dieses Geschlecht verzweigte sich in 3 Familien, welche durch die Beinamen **Bestia, Bibulus** und **Piso** unterschieden werden, und die Familie der Pisonen verzweigt sich wieder in die **Caesonini** (**Caesonii**) und **Frugi**. L. Calpurnius Piso, der als Proprätor im J. R. 609 wegen seines Sieges über die Lusitanier einen Triumph feierte, adoptirte nämlich einen Jüngling aus der dunklen Cäsonischen Familie, und dieser wurde L. Piso Cäsoninus genant. Den Beinamen **Frugi** gab man seiner musterhaften Rechtschaffenheit halber zuerst dem L. Calpurnius Piso, der im J. R. 604 Volkstribun, 620 mit Mucius Scävola Consul, 645 Censor war. Überhaupt war es die Pisonische Familie, die sich aus diesem Geschlecht am meisten auszeichnete (s. **Piso**); aus der Familie der Bestia ist nur einer zum Consulat gelangt, eben so aus der Familie der Bibulus, aus jener L. Calp. Bestia[2]), im J. 643 mit Scipio Nasica (Sallust. Bell. Jug. 27.), aus dieser M. Calp. Bibulus, Gemal der Porcia, Schwiegersohn des Cato von Utika im J. 694 mit Jul. Cäsar. (Suet. Caes. 20.). Dieser Bibulus hatte mit Porcia einen Sohn erzeugt. Nach dem Tode seines Vaters erhielt der junge Bibulus an Brutus, Cäsars Mörder, einen Stiefvater, denn Brutus heirathete die noch junge Witwe. Der Stiefsohn gab Memoiren des Brutus heraus (Plut. in Brut.).

Calpurnia, Cäsars Gemalin, war aus der Familie der Pisonen, und ihr Vater L. Calpurnius Piso Cäsoninus der Nachfolger Cäsars im Consulat. Ein Bruder dieser Calpurnia war jener Piso (Consul im J. R. 739), an welchen und seine Söhne Horazens Brief über die Dichtkunst gerichtet ist. Irrig geben Einige an, er sey an den Vater dieses Piso gerichtet gewesen.

Unter mehren Calpurniern, die sich auf eine jener Familien nicht mit Bestimtheit zurückführen lassen, verdient Auszeichnung Marcus Calpurnius Flamma, der im ersten punischen Kriege sich als der römische Leonidas bewährte. Es war im J. R. 494, als der Consul Atilius aus Unkunde der Gegend das Heer in die größte Gefahr gebracht hatte; es war in einem Thale eingeschlossen, dessen Höhen der Karthagische Feldherr besetzt hielt. Da sammelte Calp. Flamma dreihundert Freiwillige, um sie zur Besetzung einer Anhöhe zu führen, die in der Mitte der Feinde lag. „Lasset uns sterben, rief er, und durch unsern Tod die umzingelten Legionen retten!" Der Zweck ward glücklich erreicht, der hochherzige Anführer aber wie durch ein Wunder noch athmend unter den Gefallenen gefunden und durch die Sorgfalt seiner Freunde dem Vaterland erhalten[3]). (*Gruber.*)

Calpurniae, Leges. Die Zahl der **Leges Calpurniae** findet sich verschieden angegeben; Antonius Augustinus zählt ihrer drei auf *); spätere wollen

---

*) Cassandra von Alexander-Nicolas de la Rochefoucault, Marquis von Surgères 1752. 3. Bde. 12.; Kleopatra von Lebret 1769, von Benoit 1789; Faramond vom Hrn. v. Surgères 1753. 4 Bde. 12.

1) *Plutarch.* Numa c. 21. Festus. Daher heißen die Pisonen bei Horaz a. a. O. Pompilius sanguis. Vgl. das dem Lucan gewöhnlich, von Wernsdorf aber dem Saleius Bassus zugeschriebene Carmen ad Pisonem in Wernsdorfs Poet. lat. minor. IV. 237 fgg. besonders V. 3. 15. Lambin gedenkt einer Münze, auf deren Vorderseite das Wort Numa, auf der Rückseite Kopf und Name des Cn. Piso gestanden.

2) Ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, der in die Catilinarische Verschwörung verwickelt war; auch ist es dieser, und nicht jener, welchem M. Cälius als Ankläger vorwarf, daß er seine Weiber im Schlaf umgebracht habe (*Plin.* H. N. 27, 2.).

3) *Liv.* 22, 60. *Plin.* 22, 6. *Gell.* N. A. 3, 7. *Frontin.* Strat. 4. 5. 10. Der einzige M. Cato schrieb, dem Gellius zufolge, diese That dem Tribun Q. Cäditius zu.

*) De legibus et senatusconsultis liber (Romae 1583. 4.) p. 64. 65.; in Opp. I. p. 32.

nur von zwei wissen **); wir stellen hier ihrer vier zusammen.

1) Im J. R. 604. erhielt auf den Vorschlag des Tribunen L. Calpurnius Piso eine Lex de pecuniis repetundis ihr Entstehen (Cic. de offic. II. 21.). Sie ist das erste Gesetz über das crimen repetundarum (Vgl. Cicero in Bruto 27.; in Verrem IV. 25.), und bezweckte nach Cicero in Verrem II. 6. hauptsächlich den Vortheil der Socii. — Daß diese Lex den Namen Lex Calpurnia geführt, unterliegt wol keinem Zweifel, obgleich sie in keiner der angeführten Stellen ausdrücklich so genant wird.

2) Die Lex Calpurnia de ambitu vom Jahr 686, unter den Consuln M. Acilius Glabrio und C. Calpurnius Piso, weshalb gewöhnlich Lex Acilia Calpurnia genant. Die Entstehungsgeschichte erzählt weitläufig *Dio Cassius* XXXVI. 21. 22. p. 98. folgg. Reimar. Es geht daraus hervor, daß die beiden genannten Consuln das Gesetz, aus Furcht, es möge der Tribun C. Cornelius noch ein ungleich strengeres über den nämlichen Gegenstand in Vorschlag bringen, veranlaßt. Der Inhalt der Lex ging nach Dio Cassius dahin, daß ein des ambitus überführter kein öffentliches Amt bekleiden könne, der senatorischen Würde unfähig, und eine Geldstrafe zu entrichten schuldig seyn solle. Darauf bezieht sich *Cicero* pro Murena c. 23. *„erat severissima scripta Lex Calpurnia;"* und wahrscheinlich auch das Epitheton *„saeva,"* welches einer Calpurnii Lex vom Lucilius ertheilt wird. (Beim Nonius Marcellus c. V. sub voc. priores p. 724. Gothofr.). Ob dieser Lex durch ein späteres Senatus Consultum wirklich derogirt worden, bleibt, nach den Stellen Ciceros hierüber, immer zweifelhaft. (Pro Murena c. 32.; pro C. Cornelio I. p. 22. Tom. XVI. P. 2. Schütz. Vgl. Ascon. zu dieser Stelle p. 193. p. 200. Schütz).

3) Die neu entdeckten Institutionen des Cajus IV. §. 18. §. 19. lehren, daß durch eine Lex Calpurnia eine der fünf legis actiones, welche nach der Lex Silia nur zulässig war bei solchen Foderungen, die auf eine certa pecunia gingen, nämlich die condictio (siehe condictio), auf omnis certa res ausgedehnt wurde, so daß nunmehr diese Prozeßform bei allen auf ein dare oportere gerichteten Klagen, die allein übliche wurde.

4) Eine vierte, gewöhnlich übersehene Lex Calpurnia erwähnt *Nonius Marcellus* c. II. sub voc. ergo p. 544. Gothofr. aus dem vierten Buch der Geschichte des Sisenna: „Milites, ut Lex Calpurnia concesserat, virtutis ergo civitate donati." Eine erklärende Parallelstelle hierüber findet sich nirgends. *(Pernice.)*

CALPURNIUS SICULUS (T.), ein röm. Dichter des dritten Jahrhunderts, dessen Lebensumstände von dem historischen Dunkel seiner an ausgezeichneten Geistern armen Zeit bedeckt werden [1]. Der Beiname deutet auf das Vaterland; obschon auch dieses bezweifelt worden ist [2]. Alles übrige, was man von ihm zu wissen glaubt, ist aus seinen Gedichten genommen, wo denn doch fast jeder einzelne Zug theils durch den allegorischen Schleier, mit dem diese Gattung der Poesie das Historische zu umhüllen pflegt, theils durch die Nachahmung älterer Dichter, deren Spuren er emsig verfolgt, verdüstert und ungewiß gemacht wird. Indeß geht so viel aus ihnen hervor, daß der Dichter früher in beschränkter Lage, ohne Hoffnung, von seinem poetischen Talente Nutzen zu ziehen, schon im Begriff war, nach Hispanien zu wandern [3], als er sich die Gönnerschaft eines Mannes von Einfluß, der selbst Dichter und Kenner der Künste war, erwarb, und durch diesen aus seiner Dürftigkeit gerissen wurde. Da Vopiscus [4]) einen Junius Calpurnius erwähnt, welcher bei dem Kaiser Carus Dictator Memoriae gewesen, eine Stelle, die von dem Magister officiorum abhing, so vermuthet Wernsdorf mit Wahrscheinlichkeit, daß dieser Geheimschreiber unser Dichter, und der von ihm unter dem Namen Meliboeus gefeierte Gönner niemand anders als C. Furius Tiberianus gewesen, der im J. 281 als Konsul, später als praefectus Urbi erscheint, und wahrscheinlich nach seinem ersten Konsulate zum Magister officiorum ernant worden war, ein Mann, von dem derselbe Geschichtschreiber bezeugt, daß er, selbst gelehrt, Gelehrte und Künstler geachtet habe [5]. Diese Vermuthung wird durch einige andere, aber doch ungewisse Andeutungen in den Eclogen, am meisten aber durch die Beschreibung der feierlichen Spiele [6], die Carinus, während der Abwesenheit seines Vaters (im Jahr 283.), mit ungewöhnlichem Glanze beging, unterstützt. Wenn sie gegründet ist, so hat Calpurnius den Kaiser auf seinem Feldzuge gegen die Perser begleitet, und befand sich im Lager bei seinem Tode, dessen merkwürdige Umstände sich in einem Briefe von ihm [7] erhalten haben.

Die ältesten Ausgaben und fast alle Handschriften legen dem Calpurnius eilf Eclogen bei; erst Ugoletus [8] entreißt ihm, einer einzigen Handschrift folgend, die vier letzten, um sie dem Olympius Nemesianus, seinem Zeitgenossen, beizulegen. Dieser Abtheilung sind die nachherigen Ausgaben beigetreten (obgleich die Alten keine bukolischen Gedichte des Nemesianus [9] kennen); bis man in neuerer Zeit, durch Wernsdorfs [10] Gründe

---

**) z. B. *Bach* historia iuris Romani p. 160. 182. ed. VI.

1) Auch sein Name ist ungewiß. Einige Handschriften nennen ihn Cajus, die meisten Titus; von einigen wird er Junius oder Julius genant. S. *Wernsdorf* Poetae Lat. Min. T. II. p. 3. und Tom. IV. Pars II. p. 805. Der Name Calpurnius ist von Einigen in Calphurnius verunstaltet worden. Es ist wahrscheinlich, daß er den Namen Junius zu Ehren eines Patrons, vielleicht aber nur so lange führte, als dieser Patron lebte. 2) Man meinte, der Beiname Siculus könnte von Abschreibern beigesetzt worden seyn, weil die Gattung der Poesie, welcher Calpurnius sich gewidmet hatte, sicilischen Ursprungs war. 3) Eclog. IV. 40 ff. 4) Vita Cari c. 8. 5) Vita Aureliani c. 1. Scr. Hist. Aug. T. II. p. 416 Auch wird vom *Fulgentius* Mythol. L. III. 7. p. 120. ein Prometheus als das Werk eines Tiberianus angeführt. 6) S. Ecloga VII. Vgl. Gibbon on the Decl. and Fall of the R. E. ch. XII. Tom. II. p. 84. II. ed. Basil. 7) Vopisc. Vit. Cari. c. 8. 8) Parmae, wahrscheinlich im Jahr 1493 oder 1499. 9) Vopisc. Vit. Numeriani c. 11. Scr. Hist. Aug. T. II. p. 790. legt ihm *ἁλιευτικὰ, κυνηγετικὰ* und *ναυτικὰ* bei. Auch erwähnt kein späterer Schriftsteller einen bukolischen Dichter außer Virgil und Calpurnius. 10) S. Poet. Min. T. II. p. 15. ss. Seine Beweisführung ist ausführlicher, als die von Ulitius im Commentar

bewogen, die sämtlichen eilf Eclogen dem Calpurnius zurückgegeben hat. Auch herrscht in Allen, kleine Verschiedenheiten abgerechnet, die aus früherer und späterer Abfassung leicht erklärlich sind, in Erfindung, Einrichtung und Stil eine solche Ähnlichkeit, als von zwei unabhängig schreibenden Dichtern kaum zu erwarten wäre [11]. In allen herrscht die Nachahmung der Eclogen Virgils vor, welcher länger als dritthalb Jahrhunderte hindurch in der bukolischen Gattung allein gestanden hatte, während seine Epopöe mehr als einen Nachahmer fand; und in Betrachtung der Zeit, in welcher Calpurnius schrieb, ist diese Nachahmung gelungen zu nennen. Lebendige Wahrheit der Darstellung, eine frische und kräftige Natur, wie beim Theokritus, Neuheit in der Erfindung und einen wohlgeordneten Bau darf man in diesen Eclogen nicht suchen; vielmehr ist die Erfindung meist nüchtern und die innere Ökonomie bisweilen schwerfällig; auch die Gesinnungen nicht ländlich, sondern servil; aber in einzelen Bildern, in anmuthiger Ausführlichkeit und zierlicher Versification zeigt er den talentvollen Schüler eines großen Meisters, und läßt uns durch gelungene Einzelheiten die Mängel des Ganzen vergessen. Einzeles hier zu berühren ist nicht der Ort; doch scheint es uns, daß der Schimmer Virgilianischer Reminiscenzen einige neuere Bearbeiter bestochen habe, den Eclogen des C. einen höhern poetischen Rang anzuweisen als sie verdienen möchten.

Seit dem Jahre 1471, wo C. zum ersten Mal in Verbindung mit dem Silius Italicus zu Rom erschien, sind zahlreiche Ausgaben von ihm, oft in Verbindung mit den cynegetischen Dichtern veranstaltet worden. Ein Verzeichniß derselben gibt Wernsdorf (Poetae Lat. min. Tom. II. p. 37. II.), der ihn, nach Burmanns Vorgange, unter die kleinern Dichter aufgenommen, und mit reichhaltigen Einleitungen und Anmerkungen ausgestattet hat. Mit verbessertem Texte von Christ. Dan. Beck. Lipsiae. 1803. Nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf den Calpurnius gerichtet war, erschienen im Laufe von drei Jahren drei metrische Übersetzungen desselben, deren zwei auch den Text wiederholen; von F. Adelung. St. Petersburg 1804. 4. von C. Ch. G. Wiß. Leipzig 1805. 8. mit schätzbaren Einleitungen und Anmerkungen; von G. E. Klausen. Altona 1807. 8. von denen die letzte in Rücksicht auf leichte und gefällige Bewegung den Vorzug zu verdienen scheint. (*F. Jacobs.*)

CALPURNUS. Unter diesem Namen erhebt Denys de Montfort die bekannte warzige Eischnecke (Ovula verrucosa *Lam.* Bulla verrucosa *L.*), welche eigentlich zu den Porzellanschnecken (Cypraea) zu gehören scheint, zu einer eigenen Gattung. Vgl. Cypraea und Ovula. (*Nitzsch.*)

CALTAGIRONE, Stadt und Distriktsort in der sicilianischen Intendantur Catania. Sie liegt auf einem Hügel, an dessen Fuße der Terranova fließt, und hat eine sogenannte Akademia reale aufzuweisen; ein in Teutschland unbekanntes Mittelding zwischen Trivialschule und Universität. Auch rühmt sie sich vieler alter Titel und Vorrechte und hat sogar einen eigenen Geschichtschreiber, den Peter Marius Pace *). Durch das Erdbeben von 1693 wurde sie über die Hälfte zerstört, jedoch zählt sie jetzt wieder nahe an 20,000 Einwohner, die einen lebhaften, kleinen Handel treiben, besonders mit Töpferwaren und Pistacien, welche die gesuchtesten in ganz Sicilien sind. In dem fruchtbaren und reizenden Gebiet dieser Stadt liegt die romantische Einsiedelei Il Paradiso di Judica. (*W. Müller.*)

CALTHA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen und der 13. Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem 5blättrigen, corollinischen Kelch, fehlenden Nektarien, und mehren vielsamigen Balgfrüchten. Es sind ungefähr 12 Arten bekant, die alle in nordischen, arktischen oder südlichen antarktischen Gegenden wachsen, die in meinem syst. veg. 2. p. 659. 660. verzeichnet, von denen aber die beiden letzten sehr zweifelhaft sind. Caltha *palustris* L. und *radicans* Furl. Forst., letztere in Schottland, sind die einzigen europäischen Arten. (*Sprengel.*)

CALTURA, Stadt auf der brit. Insel Seilan im Corle Raygam. Sie liegt Br. 6° 34′ L. 9° 27′ an der Mündung der Kalany Ganga in das Meer, hat starke Arak- und Rumbrennerei, 1 bedeutende Zuckerplantage und treibt einen lebhaften Binnenhandel. In der Umgegend gibt es viele Hirsche und wilde Schweine. (*Hassel.*)

CALUSO [1]), eigentlich (Tommaso) Valperga de Caluso de' Conti di Masino, geb. zu Turin im J. 1735, gest. daselbst den 1. April 1815. Erst diente er als Edelknabe dem Großmeister von Malta, und, nach vollendeten Studien in dem Collegio di Nazareno zu Rom, in der Marine des Ordens. Noch nicht 24 Jahre alt, verließ er, aus Liebe zu den Wissenschaften, die Kriegslaufbahn, um in Neapel Weltgeistlicher zu werden. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, ward er nach einander Beisitzer des Erziehungsrathes, Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Aufseher über die Sternwarte und Prof. der griechischen und morgenländischen Sprachen. Sein Freund Alfieri nannte ihn den neuen Montaigne. Er besaß ausgebreitete Kentnisse in beinahe jedem Zweige des menschlichen Wissens, doch vorzüglich in den alten und neuen Sprachen und in der Mathematik. In dieser letzten Beziehung erinnern wir an seine Abhandlungen: della risoluzione delle equazioni numeriche di tutti i gradi; un metodo per descrivere la più grande

---

zu Nemesians Cyneget. p. 314. s. und Praefat. ad Nem. et Calp. Eclogas. p. 459. welcher die nämliche Meinung hegte. 11) Si stilum spectamus, nulli potius, — quam Calpurnio debentur, is enim in utroque Bucolico, ut lac lacti, simillimus. Wernsdorf l. c. p. 314. Am Anstößigsten ist es, daß in den vier letzten Eclogen mehr als eine Nachahmung der sieben ersten, ja, dieselben Verse wie in jenen vorkommen. Man sagt hierüber, es sey nicht wahrscheinlich, daß ein Zeitgenoß den andern auf diese Weise geplündert habe. Sich selbst aber könne ein Dichter so etwas wol erlauben.

*) Antiquitates Caltageronis, urbis pulcherrimae Siciliae. Das ital. Original Naphl. 1631, übersetzt von S. Havercamp.

1) Nicht de Caluzio, wie *Brunet* Manuel du libraire. 3e édition. Paris 1820. Tom. I. p. 535. art. Didymi taurin. schreibt.

elissi in un trapezio qualunque; della impossibilità della quadratura del cerchio, teoria e calcolo da $\int \frac{dz}{\log. z}$, Trigonometria razionale u. m. a. Man findet sie in den Schriften der Turiner Akademie und der Società italiana abgedruckt, denen er so wie dem französischen Institut als Mitglied angehörte. Viel Eigenthümliches haben seine Principes de philosophie pour des initiés aux mathématiques. Turin. 1811. 8. Sein Omaggio poetico a S. A. Giuseppina Teresa di Lorena. Parma (Bodoni) 1792. 8., sein ungemein scharfsinniges Werk Della poesia libri III. Torino 1806. 4., seine Versi italiani. Torino 1807. 4. sichern ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Arkadiern, bei denen er Euforbo Melesigenio hieß. Mit gleicher Gewandtheit dichtete er auch in andern Sprachen, wie seine Latina carmina cum specimine graecorum. Turini 1807. 8. beweisen. Die Prime lezioni di grammatica ebraica. Torino 1805. 4. gab er noch unter seinem Namen heraus; dagegen nannte er sich Didymus Taurinensis als Verf. von Literaturae Copticae rudimentum. Parmae (Bodoni) 1783. kl. 4., wovon es auch Exemplare in 8. gibt, und der Schrift de pronunciatione divini nominis quatuor literarum, cum auctario observationum ad hebraicam et cognatas linguas pertinentium. Parmae (Bodoni) 1799. 8. Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum in *Schumann's* Repertorio della Letteratura italiana. Lipsia 1806. und in Ebert's bibl. Lexikon die Schriften des Abbé Caluso unter Didymus und nicht unter Caluso verzeichnet sind [2]).

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

CALVADOS, 1) Französisches Departement im nordwestlichen Frankreich, welches seinen Namen von einer gleichn. Felsenkette im Kanale hat. Es erstreckt sich von 16° 31′ bis 18° 2″ östl. L. und von 48° 46′ bis 49° 28′ nördl. Br., gränzt im N. an den Kanal, im O. an Eure, im S. an Orne, im W. an Manche, und ist 101,⁶² QMeilen groß. Eine völlig gewellete Fläche ohne beträchtliche Hügel, die man überhaupt nur im S. sieht; die Küste mit Sanddünen umgeben, oder durch feste Hügel geschützt, die sich von 130 bis 720′ hoch erheben, von welchen demungeachtet das Meer zu Zeiten Eroberung macht; der Boden eine Mischung von Thon und Kalk, durchaus mit einer fetten vegetabilischen Kruste bedeckt, an den Hügeln sandig, theils auf Thon und Mergel, theils auf Granit stehend, im Ganzen besser zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; vor allen hat die Bocage oder der südliche Theil der Provinz die herrlichsten Wiesen und Weiden. Die Flüsse, die den Boden bewässern, sind bloße kleine Küstenflüsse, die wie Orne, Touque und Vire nur auf eine kurze Strecke befahren werden können; von Caen zieht ein Kanal zum Gestade und setzt diese Stadt mit dem Kanale in Verbindung. Das Klima, obgleich mehr feucht als trocken, ist der Gesundheit nicht schädlich; die herrschenden Winde sind der regnerische West, der die Schifffahrt an den Küsten gefährlich macht und auf dem Lande häufig Orkane herbeiführt, der Nord, Nordwest und Süd. Der Ackerbau hat sich zwar in neuern Zeiten sehr gehoben, doch liefert derselbe nur erst für ¾ Jahr den Bedarf an Brodkorn; die Viehzucht ist dagegen von dem größten Umfange. Hier fällt das schönste normannische Pferd, dessen Zucht durch das Gestüte von Pin sorgfältig bewahrt wird; das Rindvieh ist schön und durch holländische Race sehr verbessert, das Departement liefert Ochsen, die 1400 Pfd. schwer sind, auf den Markt zu Paris und die Butter von Isigny und Trevieres ist in ganz Frankreich berühmt, jährlich werden für 500,000 Thlr. davon ausgeführt. Auch die Käse von Livarot und Pont l'Eveque gehören zu den bessern, die man in Frankreich verfertigt. Auf die Schafzucht wird weniger Fleiß gewendet; zwar hält man zahlreiche Herden von zweierlei Racen, eine größere und eine kleinere, die aber beide nur schlechte Wolle geben; auf den größern Ökonomien hat sich seit etwa 15 Jahren die Veredlung durch Merinos verbreitet, aber Vorurtheil hält noch immer die geringern Eigenthümer ab, dem Vorgange der größern zu folgen. Die Schweinezucht ist am stärksten in der Bocage und im Ländchen Ange, die Hühner- und Kapaunerzucht zu Caumont und Crevecoeur. Flachs und Hanf werden für die *Manufakturen* zureichend gezogen und gerathen vortrefflich; *Obst in Menge*, besonders Äpfel und Birnen, die fast alle Felder umgeben, daher die Äcker wie Fruchtgärten erscheinen. Da die Provinz keinen Weinbau hat, so ist Cyder das allgemeine Getränk; der schmackhafteste kömt von Isigny. Die Bienen werden fleißig gewartet; der Honig von Crevecoeur ist geschätzt. Die Seefischerei liefert vorzüglich Schalthiere und Hummer; Honfleur und Trouville jagen dem Häringe nach. Man rechnet, daß allein 25 Mill. Austern aus dieser Provinz versendet werden. Mineralien findet man wenige; nur eine Steinkohlengrube wird betrieben; reich ist das Land an Torfe, der das fehlende Holz — es gibt nur 74,000 Arpens Waldung — ersetzt. Auch wird Salz an der Küste abgeschlemmt. Der Kunstfleiß ist von dem weitesten Umfange; besonders wird sehr viel in Leinwand (toiles cretonnes), in Spitzen und in Baumwolle gearbeitet und es gibt ganze Dörfer, die mit Spinnern, Webern und Klöpplerinnen angefüllt sind; aber auch die Wollfabrikation, die Papiermühlen, die Gerbereien sind bedeutend; bloß das Spitzengewerbe beschäftigt 40,000 Weiber. Was die Provinz ausführt, beruhet meistens auf diesen Fabrikaten, auf Viehprodukten, Cyder und Austern; sie hat 7 Häfen Honfleur, Touques, Trouville, Caen, la Fosse de Colleville, eigentlich der Hafen von Caen, Courseule und Isigny, woron indeß blos Honfleur und Caen größere Geschäfte machen. Die Volksmenge belief sich 1820 auf 492,613 Individuen, wovon sich das Gros zu der kath. Kirche bekent; die Reformirten, vielleicht nicht 4000 an der Zahl, besitzen eine Konsistorialkirche zu Caen. Die Einw. sind wohlgebildete, thätige Menschen, das weibliche Geschlecht zeichnet sich durch feinen Bau und Üppigkeit der Formen vor allem aus; wenige Provinzen Frankreichs haben der Literatur

2) Vgl. All' Illustre Tommaso Valperga di Caluso ec. Lodovico di *Breme* figlio. Milano (Mussi) 1810. in 4., ein Prachtdruck. — Per le solenni essequie di Tommaso Valperga Caluso celebrate in S. Francesco di Paolo il di XII. maggio 1815. orazione di Giuseppe *Diamonte*. Torino in 4.

so ausgezeichnete Köpfe geliefert. Die Provinz, welche 7 Deputirte zur Kammer der Repräsentanten sendet, gehört zur 14. Militärdivision, zur 4. Forstkonservation, zur Diöcese von Bayeux und unter den königl. Gerichtshof von Caen. Für das Jahr 1802 waren die Steuern auf 6,348,465 Franken angeschlagen. Sie zerfällt in 6 Bezirke, 37 Kantone und 896 Gemeinden und hat zum Hauptorte Caen. — Calvados ist aus dem Ländchen Bessin, Boccage, Caen, Auge und Lieuvin gebildet, welche vormals zur Normandie gehörten. Als die Römer nach Gallien kamen, wohnten hier die Bidueassen und die Lexovier; Crassus, ein General des Cäsar, unterwarf diese Volkstämme den Römern, und diese theilten sie in der Folge der zweiten Provinz von Lyon zu; indeß behielten sie bis in das 7. Jahrh. ihre väterliche Religion, wo sie solche mit der christlichen vertauschten. Das Land theilte in der Folge die Schicksale der Normandie, mit welchem Herzogthume es vereinigt wurde (nach der desc. top. et stat. de la France par Peuchet et Chanlaire. Par. 1810. Dep. du Calvados). — 2) Calvados, eine Reihe Felsen, die sich etwa ¼ Meile vor der Küste des jetzigen Calvados Bezirks Bayeux zwischen den Mündungen der Flüsse Orne und Vère im Kanale in einer Länge von 3½ Meilen hinziehen. Sie erhielt ihren Namen von einem spanischen Schiffe Calvados, welches im 15. Jahrhunderte daran scheiterte, und wurde in der Revolution auf das vor derselben belegene Departement übergetragen. (*Hassel.*)

Calvarienberg, s. Golgatha.

CALVART (Dénis), geb. zu Antwerpen 1555, widmete sich anfangs der Landschaftsmalerei, da er aber nicht verstand, dieselbe mit Figuren zu beleben, so legte er sich auf das Figurenzeichnen, verließ in dieser Absicht früh sein Vaterland, und begab sich nach Bologna zu Prospero Fontana, in dessen Schule er in der Geschichtsmalerei bedeutende Fortschritte machte; vorzüglichen Nutzen zog er aus den Werken des **Correggio**, **Parmesano** und **Tibaldi**. Um alles Nützliche aufzufassen, besuchte er auch die Schule des Sabbattini, und reiste mit diesem nach Rom, wo er sich mehre Jahre aufhielt. Als er nach Bologna zurückkehrte, errichtete er eine eigne Schule, in welcher unter vielen Schülern, auch Guido Reni, Albano und Dominichino Zampieri die ersten Grundsätze der Kunst empfingen. Obgleich diese Letztern in der Folge sich weit über ihren ersten Lehrer erhoben, so bleibt C. doch ein geachteter Künstler, denn seine Zeichnung ist richtig, Vortrag des Pinsels und Colorit sind angenehm, auch seine Figuren nicht ohne Grazie. Die vornehmsten Werke von ihm findet man zu Bologna, Rom und Reggio. Er starb zu Bologna 1619. (s. *Malvasia*. T. 10. p. 242.). (*Weise.*)

CALVERT, 1) Grafschaft im nordamer. State Maryland an der Chesapeakbai und dem Patuxent; 8,⁶⁰ □Meilen, mit 8073 Einw., worunter 3658 Sklaven, der Hauptort Prince Frederic. — 2) Gruppe von 15 Eilanden im Australozeane, zu dem Mulgravearchipel gehörig und unter 8° 58′ N. Br. und 189° 10′ L. belegen. Sie sind von Gilbert 1788 gesehen, aber nicht weiter untersucht. (*Hassel.*)

CALVI, Stadt und Bischofssitz in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, oder gegenwärtig vielmehr nur noch die Ruinen derselben, denen der alte Name geblieben ist. Das ganze Calvi besteht aus der Kathedrale, einem bischöfl. Schlosse, einem Seminar und einem Wirthshause. Hier ist das ausonische Cales *) zu suchen, welches die Römer, nachdem sie Herren von Campanien geworden waren, in eine Kolonie verwandelten. Es lag auf dem östlichen Endpunkte der Berge, welche die stellatischen und falernischen Ebenen beherrschten, und bot daher den Römern einen festen Standpunkt dar, als Hannibal sich Campaniens bemeistert hatte. Der Wein, welcher bei dieser Stadt wuchs, **Vinum Calenum**, wird von Horaz dem Cäcuber an die Seite gesetzt **). (*W. Müller.*)

Calvi, Insel in der Gruppe von Ponza, s. Ponza.

Calvi, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Corsica, welcher auf 25 □Meilen 6 Kantone, 31 Gemeinden und 19,035 Einw. enthält. Sie liegt unter 42° 30′ Br. und 26° 35′ L. auf einem erhabnen Vorgebirge an der Westküste, ist mit Festungswerken umgeben, aber im Innern höchst elend gebauet, hat 1 Citadelle, 3 Kirchen, 400 Häus. und nur 1162 Einw. Ihr Hafen ist einer der besten an der Küste, steht aber meistens leer, und wird nur zur Fischerei benutzt. Etwas Wein und Öl kommen zur Ausfuhr. (*Hassel.*)

CALVIN (Johann), der größte Beförderer der Reformation in Frankreich, und zugleich derjenige, welcher mit Bullingern am meisten beitrug, die Lehren Zwingli's in ein geschlossenes System zu bringen, wurde zu Noyon in der Picardie und dem gegenwärtigen Depart. der Oise, den 10. Juli 1509 geboren. Seinen Vater, Gerard, den einige seiner Biographen einen königl. Procurator nennen, machen andere Nachrichten zum Böttchermeister [1]). Doch auch „er trug hohes Gemüth, wenn schon nicht entsprossen aus hohem Geblüt." Er wurde den Studien und dem geistlichen Stande gewidmet, und schon im 12. Jahre verschafften ihm Gönner und die Gleichgiltigkeit, mit welcher in jenem Zeitalter Kirchenämter verliehen wurden, eine von der Domkirche zu Noyon abhängende Capellanei-Pfründe, und binnen 6 Jahren die Pfarrstelle zu Marteville, die er im 2. Jahre gegen die von Pont l'Eveque vertauschte, obgleich er abwesend war und nur die Tonsur empfangen hatte. Gleich den meisten französischen Reformatoren legte er zu Paris, wohin er schon als Knabe war gebracht worden, den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Unter Mathurin Cordier zeichnete er sich bereits in der Dialektik und Grammatik vor

*) Cales, Calium, nur in der Mehrzahl gebräuchlich. **) Horat. Od. I. 20. Mannert Geogr. v. Ital. Th. I. S. 773. 74.

1) Diese Angabe wird durch Calvins eigene Worte in der an den Abt Claudius d'Hangest von St. Eloi zu Noyon gerichteten Vorrede seiner commentar. in L. Annaei Senecae libr. II. de clementia: „unus de plebe homuncio...., me tibi totum meaque omnia debeo,.... primam vitae et litterarum disciplinam familiae vestrae nobilissimae acceptam refero." (Calvini op. Amstelod. 1667. fol. T. 8. Append. p. 3 et 4.) weit eher bestätigt, als die erstere.

seinen Mitschülern aus. Von seinem Mitbürger und Verwandten, dem Bibelübersetzer Peter Robert Olivetan wurde er zuerst auf die damals sich verbreitenden Grundsätze der Glaubensverbesserung aufmerksam gemacht. Die Betrachtungen, welche jetzt seine Sele beschäftigten, machten ihn des theologischen Berufes überdrüssig, und ungeachtet der vortheilhaften Aussichten, die ihm geöffnet waren, ging er, nach dem Willen seines Vaters, zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit über. Diesem lag er, ohne die Gottesgelehrtheit darüber zu vergessen, zuerst zu Orleans unter Peter de l'Etoile, nachher zu Bourges, bei Andr. Alciat, ob, und sein umfassender Geist erkannte auch den vollen Werth des Studiums der Geschichte und des klassischen Alterthums. Melch. Volmar, bei welchem er das griechische Sprachstudium betrieb, bildete in ihm die Überzeugungen, welche Olivetan geweckt hatte, noch weiter aus. Der Eifer und der Erfolg, mit welchem er in der neuen Laufbahn fortschritt, werden dadurch bewiesen, daß man ihm schon zu Orleans gestattete, für die öffentlichen Lehrer Vorträge zu halten, und daß ihm unentgeldlich die Doktor-Würde angetragen wurde, die er aber nicht annahm. Sogar über die Ehescheidung Heinrichs VIII. wurde sein Gutachten vernommen, und er stand nicht an, das Vorhaben desselben zu missbilligen. Noch ehe er die Schulen verließ, fing er an, seine religiösen Überzeugungen auf dem Lande zu verbreiten. Der Tod seines Vaters rief ihn auf eine kurze Zeit in die Heimath, und 1532 kam er nach Paris zurück. Kurz nachher erschienen seine Commentarien über Seneca de clementia. Man glaubte in dieser Arbeit den Zweck zu entdecken, durch Empfehlung von Milde und Sanftmuth die Verfolgungen zu lindern, welche damals schon gegen die Anhänger der neuern Lehrmeinungen begonnen hatten. Allein dieselbe beschränkt sich beinahe ganz auf philologische Bemerkungen und Erläuterungen des Inhalts. — Seinen Namen, nach der Provinzialmundart Cauvin [2]), welcher im reinern Französischen Chauvin geschrieben wurde, gab er hier zuerst durch Calvinus. Sein Ruf und seine Wirksamkeit vermehrten sich immer. Im folgenden Jahre verfertigte er für einen Freund, den Arzt Michael Cop (Copus), welcher das Rectorat an der Universität zu Paris bekleidete, eine öffentliche Rede, welche dieser ohne Besorgniß vortrug. Allein da dieselbe nicht nur im Allgemeinen in die Grundsätze der Reformation eintrat, sondern insbesondere noch das System von der Rechtfertigung durch den Glauben enthielt, erregte dies den Eifer der Sorbonne so, daß Cop eilends sich flüchtete, und auch Calvin, den man umsonst in seiner Wohnung aufgesucht hatte, sich verbergen mußte. Er irrte eine Zeit lang umher, genöthigt, seinen Aufenthalt zu verändern. Doch die Königin Margaretha von Navarra, die Schwester Franz I., selbst eine Freundin der Wissenschaften und des neu aufgegangenen Lichtes, vermochte diese Verfolgung zu stillen. Er begab sich nun nach der Saintonge, wo er sich einige Monate lang in dem Hause Ludwigs du Tillet, Canonicus zu Angouleme, verborgen hielt, dessen Bruder, ein durch seine Kentnisse und seine Liebe zu den Wissenschaften achtungswerther Mann, die Obersekretärstelle beim Parlamente zu Paris bekleidete. Ungestört setzte er hier seine Studien fort, und begann, wie man glaubt, die Materialien der institutio christ. relig. zu sammeln, welche 2 Jahre später erschien. Dennoch verließ er von Zeit zu Zeit seine Freistätte, um seine Überzeugung den nach seinem Unterrichte sich Sehnenden vorzutragen, und auch zu Poitier soll er dies mit Erfolg gethan haben. Dann ging er nach Nerac zur Königin Margaretha, welche auch andern, der Verfolgung wegen entflohenen Beförderern des neuen Systemes, größten Theils Männern von Werth, Schutz verlieh. Er wurde sehr wohl aufgenommen, und verband sich daselbst näher mit andern künftigen Mitarbeitern. Aufs neue kehrte er nach Paris zurück, und legte seine Pfründen 1534 vollends nieder. Um diese Zeit gab er seine Schrift Psychopannychia gegen die damals wieder aufgeweckte Lehrmeinung, die Selen schlafen nach dem Tode bis auf den jüngsten Tag, zu Orleans heraus. Aber die zunehmenden Gefahren zwangen ihn, Frankreich zu verlassen. Er begab sich nach Strasburg, wo er Bucern kennen lernte, und von da nach Basel, von wo nunmehr sein höherer schriftstellerischer, insbesondere sein theologischer Ruf sich zu verbreiten anfing. — Franz I. hatte Anfangs selbst die neuen Grundsätze und ihre Beförderer begünstigen zu wollen geschienen; aber das Gewicht, welches er in seinen Kämpfen mit Karl V. auf den Einfluß des röm. Hofes und die Stimmung der italiänischen Fürsten legte, verbunden mit den Einwirkungen seiner nähern Umgebungen, veränderte seine Gesinnungen. Der scheinbare Widerspruch zwischen diesen und seinem öffentlichen Benehmen veranlaßte ihn nunmehr zum Mistrauen und zu steigender Härte; und eben der Monarch, welcher die Bekenner der Reformation mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgte, gleichwol aber um seiner politischen Zwecke willen die Zuneigung der protestantischen Fürsten Teutschlands nicht verlieren wollte, ließ allgemein verbreiten, diejenigen, welche er bestrafe, seyen Wiedertäufer und Schwärmer, und als solche dem State gefährlich. Um diese Ansicht zu widerlegen, wo möglich den König selbst zu überzeugen, und wenigstens die Lehre und das Bekentniß der Unterdrückten zu rechtfertigen, arbeitete Calvin nun seine Institution aus: das erste systematische Werk, welches für Frankreich über diese wichtige Materie erschien. In einer an den allerchristlichsten König gerichteten Vorrede „praefatio ad Christianissimum regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur" wendet er sich im Namen der verfolgten Unterthanen auf eine eben so eindringende als beredte Weise an denselben, und schildert ihm die Verfolgungen, denen sie unterlagen. Umsonst; Holzstöße, das Schwert und alle Gewaltthätigkeiten waren ihr Loos. Die institutio christianae religionis. Basil. 1536. erschien im Spätjahre 1535. 8. Sie erregte um so viel mehr Aufmerksamkeit, weil sie im Geiste Zwingli's und des reformirten Bekentnisses weiter vorschritt als die bekanntern Schriften Luthers und seiner Freunde. Nicht nur griff er, wie seine Vorgänger, den Primat des römischen Stuhles an, sondern auch das An-

2) In den Genf. Rathsacten vom 13. Febr. 1537. liest man noch: „à Cauvin soit Calvin."

sehen der Bischöfe und Priester; er prüfte dasjenige der spätern Concilien, erklärte die Messe für eine der christlichen Lehre fremde Ceremonie, und die Verehrung der Heiligen für Abgötterei. Eben so neu und kühn schien seinen Landsleuten die Behauptung, nur das Gelübde der Taufe sey verbindlich; sie und das Abendmahl allein seyen Sacramente des Glaubens, und diese selbst seyen nicht durchaus unerläßliche Bedingungen der Seligkeit, u. s. f. Die erste Ausgabe war indeß nur eine Skizze der endlichen Ausarbeitung. Calvin vermehrte und verbesserte das Buch bei jeder folgenden Auflage. Das berühmte Distichon Pauls Thurius:

Praeter apostolicas post Christi tempora chartas
Huic peperere libro saecula nulla parem,

wurde von den glaubensverwandten Zeitgenossen als die richtige Würdigung betrachtet, und meistens von den Besitzern dem Werke voran geschrieben. Die zweite Ausgabe erschien 1539. Fol. zu Strasburg, wo der Verf. sich damals aufhielt. Eine französische Übersetzung, die ebenfalls oft aufgelegt wurde, besorgte er selbst, und das Werk erschien auch im Italiänischen, Teutschen [3]), Niederländischen, Spanischen und Englischen; die dritte, lateinische, ebenfalls zu Strasburg 1543. Zweifelhaft ist eine andere von 1544. Man hält daher für die vierte die Genfer von 1550. Die letzten, vom Verf. selbst besorgten Ausgaben, die lateinische sowol als die der französischen Übersetzung sind von 1558. Damals theilte er das Werk in 4 Bücher ab: I) De cognitione Dei creatoris. II) De cognitione Dei redemtoris cet. III) De modo percipiendae Christi gratiae cet. IV) De externis mediis ad salutem. In dieser Ausgabe, welche postrema heißt, sind neben den vielen Vervollständigungen und Berichtigungen verschiedene freiere Äußerungen und Unbestimtheiten der erstern vermieden, welche dem Verfasser Angriffe zugezogen hatten. Einige Ausgaben haben ein flammendes Schwert, mit der Umschrift: non veni mittere pacem in terram, sed gladium; doch auch in einigen andern Werken Calvins, namentlich gegen die Libertiner, erscheint dieses Schwert. — Während seines Aufenthalts zu Basel studirte er die hebräische Sprache, und machte Bekantschaft mit Grynäus und Capito. — Auch in Italien hatte die Kirchenverbesserung, ungeachtet des größern Einflusses des Clerus und der vorherrschenden Neigungen für die Beschäftigungen der Einbildungskraft, dennoch das ernste Nachdenken Vieler erregt. Die an den Herzog von Ferrara, Hercules von Este, vermälte Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, Renata, geb. 1510 gehörte in diese Zahl, und Calvin begab sich, vermuthlich eingeladen, von Basel weg an ihren Hof. Er wurde mit Auszeichnung aufgenommen, fand auch noch an andern Orten Italiens Anhänger; aber erspähet und verfolgt mußte er sich flüchten, und kam von Aosta über einen der unwegsamsten Bergpfade des Wallis zurück, und nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, nach Genf, wo ihn zuerst, ebenso wie in seinem frühern Leben, abwechselnde Schicksale betrafen, endlich aber ihm ein großer Wirkungskreis bis zum Ende seines Lebens geöffnet wurde.

Die Stadt hatte nach langen Bedrängnissen und Anstrengungen vornehmlich durch die Hilfe Berns sich gegen die Angriffe Savoyens behauptet, endlich der Herrschaft des Bischofs ganz entzogen, und 1536 die schon seit mehrern Jahren von vielen ihrer Bürger angenommene Reformation eingeführt. Doch diese war noch in einem sehr unvollkommenen Zustande. Das alte Religionssystem selbst zählte noch viele geheime Anhänger. Die Sittenlosigkeit des Clerus, die vorüber gehenden herzogl. Besitznahmen und Hoflager hatten den Geist der Ungebundenheit über alle Klassen des Volkes verbreitet. Der langwierige heftige Krieg vermehrte die Verwilderung. Die neue Freiheit erkannte keine Schranken des Luxus und der Zügellosigkeit. Der über die Alpen gekommene Geist eines rohen Unglaubens hatte Viele ergriffen; Andere hielten sich an die Lehren der Wiedertäufer, und gerade derjenige Vorzug des Protestantismus, ohne welchen er selbst zerfällt, Sittlichkeit, schien diesen rohen Gemüthern ein neues, unerträgliches Band. Farel, welcher an der Spitze der Geistlichkeit stand, erkannte in dem jungen Calvin den Mann von unerschütterlichem Sinne; aber er mußte es zur Gewissenssache machen, um den Durchreisenden, welcher sich nach Basel zurück und nach einem akademischen Berufe sehnte, zum Bleiben bewegen zu können. Die von verschiedenen Schriftstellern geäußerte Vermuthung, Calvin selbst habe Genf als den Platz außersehen, von welchem aus er desto sicherer und stärker auf Frankreich und seine Anhänger würde wirken können, als deren Vereinigungspunkt oder Anführer er sich bereits angesehen habe, wird durch keine historische Thatsache begründet. Zu Genf war Alles noch schwankend; Farel, ein weit älterer Mann, von Kraft und Ansehen, stand an der Spitze des Kirchenwesens; dagegen lag das ruhige Basel, wo Calvin Freunde und Unterstützung hatte, beinahe eben so bequem für jene Zwecke als Genf. Nachdem er endlich den Auffoderungen der Genfer und Farels nachgegeben hatte, wurde er nicht nur mit dem theologischen Unterrichte beladen, sondern er mußte auch im August 1537 eine Predigerstelle übernehmen. Über die Pflichten des Selsorgers hatte er sich ein hohes Ideal gebildet. Er war überzeugt, derselbe sey Gott für jede einzele Sele verantwortlich (s. Comment. ad Ezech. c. 3. v. 18.). Ohne Rücksicht. schüt-
ohne jemand zu schonen rügten Farel und er allstützenden
ihnen Ärgerniß gab. Jener hatte ein Glaub welche ihren
aufgesetzt, welches wöchentlich in den haupt andere An-
werden mußte. Dieses, noch mehr berühmt gewordenen
vins Mitwirkung verfaßte stren bei ihm zur Überzeugung,
oder Kirchenzucht missfiel der Brief an die Römer commen-
neuen Systemes. Aber sicht zu begünstigen scheint. Diese
das Bekentniß von jh rift: de praedestinatione et pro-
den, die Bekräft Genevae, 1550. 8. u. a. D. m. vor.
lung im Jul

3) Die neueste teutsche Übersetzung ist die von Krummacher, Elberfeld 1823.

gion gänzlich entsagte und sich zur Annahme der neuen Disciplin verpflichtete. Unter den Syndics des folgenden Jahres waren einige noch dem alten Systeme ergeben. Die Heftigkeit, womit die Reformatoren die nur zu häufigen Ausschweifungen straften, brachte immer mehr Leute gegen sie auf, und in einer Stadt, wo die öffentlichen Acten selbst wenige Zeit vorher einer **regina meretricum** Meldung thaten, wo kaum noch (16. Jan. 1537.) der Beschluß war gefaßt worden, die Kaufläden sollen des Sonntags während der Predigt geschlossen seyn, ist ein solcher Gegenstoß leicht erklärbar. Der blinde Corauld, Farels und Calvins Gehilfe erlaubte sich von der Kanzel bittere Ausfälle, und über die Kirchengebräuche erhoben sich Widersprüche zwischen dem Rathe und den Predigern. Farel hatte die Feste auf die Sonntage beschränkt, gesäuertes Brod beim Abendmahl eingeführt und die Taufsteine abgeschafft. Bern und die übrigen schweizerischen Reformirten hatten Festtage, die Taufsteine und ungesäuertes Brod beibehalten, und nach der Synode zu Lausanne luden die Berner Genf ein, sich über diese Gebräuche mit ihnen zu vereinigen. Aber die hochfahrende Art, wie der Genfer-Rath sich benahm, bestärkte auch Calvin, obgleich er auf die Ceremoniensache weit weniger Werth legte, als Farel, in dem Systeme eines unbiegsamen Widerstandes. Die Weigerung der Prediger, das Abendmahl nach dieser Vorschrift auszutheilen, reizte dagegen den Rath. Diese gegenseitige Spannung brachte bei dem Rathe das Gefühl des beleidigten obrigkeitlichen Ansehens, welches von den zahlreichen Gegnern der drei Prediger noch vermehrt wurde, und bei den letztern die Überzeugung hervor, es sey nur um die Durchbrechung jener sittlichen Schranken zu thun, ohne welche die Reformation für sie keinen befriedigenden Werth hatte. Schon unterm 11. März 1538 sagen die Rathsbücher: „**on défend aux prédicateurs et en particulier à Farel et à Calvin de se mêler de politique.**“ Im April erfolgte der Beschluß: „**de défendre la chaire à Calvin, s'il refuse d'administrer la cène à la manière de Berne;**“ und endlich am 23. April: „**on ordonne à Calvin et à Farel, de se retirer dans trois jours, puis qu'ils ne veulent pas obéir aux magistrats.**“ „Es sey! antworteten sie; es ist besser, Gott gehorchen als den Menschen.“ Sie glaubten nicht, verpflichtet zu seyn, ihre Überzeugungen einer Gemeinheit unterwerfen zu sollen, welcher sie noch nicht angehörten, und Corauld entfernte sich mit ihnen. Daß Eifersucht gegen diese drei Männer und Abneigung gegen die strenge Sittencensur auf einen Theil der zurückgebliebenen Geistlichkeit wirkte, und ihn zum Einverständniß mit Calvins und Farels Gegnern vermochte, ist außer Zweifel. Calvin, dem es bisher eben so sehr gelungen war, die Partei der Wiedertäufer zu vermindern, als er die andern gegen sich aufgebracht hatte, begab sich nun nach Bern. Obgleich über die gottesdienstlichen Gebräuche mit ihm im Widerspruch, waren dennoch der dortige Magistrat, so wie die Synode zu Zürich, indem sie die geheimen Triebfedern der genferschen Beschlüsse durchschauten, überzeugt, daß Ordnung und ein sittlicher Zustand zu Genf nur durch eine ungewöhnliche Disciplin herbeigeführt werden könnten. Sie verwendeten sich
lich für die Zurückberufung der Weggewiesenen
gebens: und am 28. Mai wurde das Verbann
von der Bürgerversamlung bestätigt. Calvin
nach Basel, und von da nach Strasburg. Bu
pito und Hedio empfingen ihn mit Freundschaft.
hielt einen theologischen Lehrstuhl und die Ber
eine Kirche für die zahlreichen französischen Flüc
errichten, deren Prediger er wurde, und bei
auch seine Kirchenzucht, doch nicht ohne Mü
führte. Genf ließ er inzwischen nicht unbeachtet
Strasburg aus ermahnte er selbst seine Anhäng
Abendmahls-Angelegenheit zur Nachgiebigkeit,
dem Geiste, wie er viele Jahre später an die au
der Ceremonien uneinig gewordenen, entflohenen
der in Frankfurt schrieb [4]). Als kurz nach seiner
nung Sadolet, der Bischof von Carpentras, nac
Kardinal, die Genfer auffoderte, zur römischen Ki
rückzukehren, richtete er zwei Ermahnungsschreiben
selben, um sie in der erworbenen Überzeugung zu
ken. Doch rohe Sittenlosigkeit äußerte sich wiede
straft; die Wiedertäufer vermehrten sich aufs Ne
nicht ganz im Verborgenen wurden Messen gehalten
zwei von den Syndics, welche die Vertreibung de
diger bewirken geholfen hatten, wurden als Ve
bestraft; ein dritter fiel sich zu Tode. Die Freund
vins hoben sich wieder, *und die Sehnsucht* nach
wurde allgemein. Gegen Strasburg *verpflichtet*,
ohne Hoffnung, durch seine Gegenwart in Genf n
wirken zu können, schrieb er am 21. Okt. 1540 an
rel, dem er ausführlich seine Gesinnungen über
Punkt eröffnete: — **fieri non potest, quin**
pectore exhorrescam, ubi agitur de me revoca
— — Ignosce, si locum illum velut mihi fat
reformido. — — Neque ipsi mihi tolerabiles e
nec ego ipsis. — — Quid unius hominis opera
erit, tot undique impedimentis fracta? cet.
schlug Viret an seine Stelle vor. Einmüthig hatte
Bürgerversamlung den Beschluß der Verbannung zu
genommen, durch den abgeordnet gewesenen Syndic
rin seine Entlassung zu Strasburg, zufolge Beschl
vom 20. Okt. 1540 nachgesucht; Zürich, Bern und
sel unterstützten die Bewerbung. Calvin war eben in
ligionsangelegenheiten der Strasburger abwesend auf
Reichstage zu Worms und zu Regensburg, wo er ne
Bucer mit Melanchthon und Casp. Cruciger Unterred
gen hielt, und mit ihnen eine Übereinkunft in den Abe
mahlsstreitigkeiten traf. Der Magistrat von Strasbu
hatte bereits den Auffoderungen nachgegeben, als der

4) Wie tief ihn seine Verweisung und die Gründe dersel
schmerzten, geht aus seinem Briefwechsel hervor. Doch darf
nicht unbemerkt gelassen werden, daß der Brief an Farel S.
nach der Amsterdamer Ausgabe, welcher in einer übrigens
lehrreichen neuern Abhandlung über Calvin diesem zugeschrieb
wird, nicht von ihm, sondern von Capito ist. 5) S.
de precandi forma et ceremoniis quasi in otio et delic
litem a quibusdam moveri ... nimis intempestivum est.
equidem ut in rebus mediis, ut sunt externi ritus, facilem
ac flexibilem praebeo. 15. Cal. febr. 1555.

noch weigernde Calvin, durch Bucer, der ihn mit dem Propheten Jonas verglich, erschüttert, sich mit einem Urlaub auf 2 Jahre zur Rückkehr nach Genf, doch nur unter der Bedingung der Einführung einer Kirchenordnung und Sittencensur in seinem Geiste, entschloß. Endlich kam er am 1. Sept. 1541 zu Genf wieder an. Die Rathsacten vom 13. und 20. Okt. sagen hierüber: on prie *très-instamment* Calvin de rester ici *pour toujours*, et on lui donne un habit de drap. — 21. novemb. il fut chargé, avec trois Conseillers, de compiler des édits pour gouverner le peuple. Seine Verdienste um die aus diesem Auftrage hervorgegangenen bürgerlichen Gesetze und politischen Einrichtungen sind allgemein anerkant. — Theologische Vorlesungen 3 Stunden wöchentlich, jede zweite Woche täglich eine Predigt, der Vorsitz in dem Consistorium oder Sittengerichte und in der Versamlung der Geistlichen waren die amtlichen Geschäfte, welche ihm übertragen wurden. Das Consistorium war aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetzt. Kein Amt und kein Ansehen der Person schützte denjenigen, der sich einer Ausschweifung oder freiern Handlung schuldig gemacht hatte, vor seiner strengen und unerbittlichen Censur. Schwere Fälle mußte er zwar dem Rathe überweisen, eben so wie die Geistlichkeit verpflichtet war, diejenigen, welche den geistlichen Strafen trotzten, und die Irrlehrer der bürgerlichen Gerichtsbarkeit anzuzeigen. Dieser censorische Einfluß des Mannes, der mit dem Charakter eines Lykurgs und Cato's den theologischen Enthusiasmus der strengern Kirchenväter verband, und das hohe Ansehen, das Calvin nicht nur in Genf, sondern auch über seine französischen Glaubensgenossen erhielt, und zum Theil auch auf andere reformirte Länder übertrug, brachte auf eine lange Zeit in die meisten reformirten Kirchen jenen ernsten Geist, den man später vorzugsweise mit dem Namen des Calvinismus bezeichnete, und den selbst viele Protestanten unbedingt misbilligen, ohne zu bedenken, daß auch die ersten christlichen Kirchen sich meistens durch eine ähnliche Strenge auszeichneten, bis die Zeit und die Erweiterung der Gesellschaft die allzu scharfen Formen milderten, und daß auch Staten während ganzer Perioden eine ähnliche Censur gegen ihre Glieder ausübten. — Sein theologisches System entwickelte der schon 1536 herausgegebene Katechismus (Catéchisme de l'église de Genève), der 1541, 1545 und 1550 vermehrt heraus kam, auch ins Teutsche, Spanische, Italiänische, Englische, Griechische, Lateinische, Hebräische übersetzt wurde: von dessen weiterer Ausführung durch die Institution ist schon oben gesprochen worden.—

Die Reformation war gegründet, als Calvin auftrat, das lutherische System in einem großen Theile des nördlichen Europa schon ausgebildet und gleichsam abgeschlossen; weniger noch waren es die von Zwingli verbreiteten, nicht sowol in den Grundsätzen als in den Folgerungen um etwas von der lutherischen abweichenden Lehren. Beide kannten keine andere Grundlage ihrer Theologie, als die Schrift. Aber vorsichtig hatte der Stifter der schweizerischen Kirche nichts zur Gewißheit erhoben, was nicht unzweifelhaft aus dieser Erkentnißquelle hervor ging, und sich mit gewissenhafter Prüfung vertrug. Calvin hingegen hielt sich zwar, wie seine Vorgänger, eben so streng an die heilige Schrift; aber er dehnte seine Folgerungen weiter aus, als Zwingli; er schloß das System fester, und erhob, auf einzele Schriftstellen und Kirchenväter gegründet, zur Gewißheit, was jener nur als Stoff des forschenden Nachdenkens angesehen hatte. Von seinem Aufenthalte in Strasburg bis beinahe ans Ende seines Lebens beschäftigten ihn seine theilweise herausgekommenen, von großen Forschungen zeugenden Kommentarien, welche sich über die meisten Bücher des A. T. und über alle des N., mit Ausnahme der Offenbarung, ausdehnen; auf dieses Buch ließ der sonst so strenge an die biblischen Bücher sich haltende, durch keine Schwierigkeiten zurückgeschreckte Mann sich nicht ein, und das Stillschweigen eines solchen Schriftauslegers blieb von den scharfsinnigern Männern seines Zeitalters nicht unbemerkt. Bei dieser großen Arbeit folgte er nicht der Ordnung der biblischen Bücher, sondern er behandelte zuerst meistens Neutestamentische, später vornehmlich Alttestamentische. Über die wichtigsten Dogmen und Lehrmeinungen war er ganz mit den ersten Reformatoren einverstanden. Eben so, wie sie, verwarf er, als entschiedener Gegner der Wiedertäufer, fortdauernde Inspirationen. Das Recht des Kirchenbannes, den Zwingli aus Besorgniß vor Misbräuchen und Übertreibungen beseitigt hatte, behielt er bei, gestand aber dasselbe weder dem Pfarrer noch der Geistlichkeit überhaupt, sondern nur der Gemeinde zu. Die Kirche besteht nach ihm nicht in der Versamlung der Prediger. Die Aussprüche der Lehrer sind nur in sofern verbindlich, als sie in der Schrift gegründet sind. Das Wahlrecht der Prediger legte er den Gemeinden, doch nur unter geistlicher Aufsicht bei. Regierungen sind ihm die Stellvertreter Gottes; aber er setzt das Ideal derselben so hoch, daß sie bei dessen Befolgung nur das Glück der Völker befördern können. Ihnen ist das Volk unbedingten Gehorsam schuldig, ausgenommen wenn ihre Gebote den göttlichen entgegen sind. Aber auch in diesem Falle ist kein offener Widerstand, keine Gewalt gegen den Regenten erlaubt. Dulden und Beten sind der einzige Ausweg, u. s. f. — Weiter als Luther ging er in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienste guter Werke. Eigenthümlich gehörte ihm sein strenges System über die göttliche Vorherbestimmung (Prädestination, Gnadenwahl), nach welchem er auch denjenigen Grad der Freiheit des Willens, den Luther zugab, verwarf, und dadurch auf lange Zeit die Abweichungen zwischen den Protestanten begründete. Seine Vorliebe für Augustinus, noch mehr aber seine unerschütterlichen Folgerungen aus den diese Lehre unterstützenden Schriftstellen mit Beiseitesetzung derjenigen, welche ihren ausschließenden Sinn mildern oder überhaupt andere Ansichten gestatten, hatten ihn zu jener berühmt gewordenen Lehre geführt. Diese wurde bei ihm zur Überzeugung, als er zu Strasburg den Brief an die Römer commentirte, welcher seine Ansicht zu begünstigen scheint. Diese trug er in der Schrift: de praedestinatione et providentia Dei. Genevae, 1550. 8. u. a. O. m. vor.

Man s. hierüber auch: consens. pastorum Genev. de praedest. et provident. Dei. Genev. 1552. 8. Über die Lehre vom Abendmahle schloß er sich schon Anfangs mehr an das System der schweizerischen Theologen als an die Ansichten Luthers an. Er gab keine leibliche Gegenwart Christi zu, nahm aber eine geistige Emanation an, welche sich aus dem Himmel herab, von demselben ausgehend, über die Symbole der Gedächtnißfeier verbreite. Seine Ansichten enthält die Schrift: de la S. cène. 1540. 1549 vereinigten Calvin und Farel sich zu Zürich vollends mit Bullingern: Consensio cum ministris Tigurinis in re sacrament. Tigur. 1549. 8. Diese Übereinkunft wurde von allen schweizerischen und den graubündtnerischen Kirchen angenommen und auch ins Teutsche übersetzt. S. auch consensio mutua in re sacrament. Ministr. Tigur. et Genev. ecclesiae. Genevae 1554. Ungeachtet seine Gesundheit schon damals viele Störungen erfuhr, blieb seine vielseitige Thätigkeit immer dieselbe. Während der Reichsversamlung zu Speier trat er kräftig und unerschrocken für die Sache der Kirchenverbesserung und Kirchenfreiheit auf. Joh. Calvini supplex exhortatio ad invict. Caes. Carolum V. et illust. principes aliosque ordines Spirae nunc imp. conv. agentes cet. 1544. — Scholia in admonit. patern. Pauli III. ad Imp. Carolum V. 1544. — Gegen die Wiedertäufer erschien seine Instruction contre les erreurs de la secte anabapt. Genèv. 1544. Von den Libertinern u. a. m. wird später gesprochen werden.

Eine wichtige Stelle in Calvins Lebensgeschichte nehmen seine Streitigkeiten mit mehr und weniger berühmten Männern und der Antheil ein, den er an ihren Schicksalen hatte. In Strasburg war er mit Sebastian Castellio (Castallio) in freundschaftliche Verhältnisse getreten, und hatte nach seiner Rückkehr diesem gelehrten Manne in Genf eine Anstellung als Rektor bei der dortigen Schule verschafft. Drei Jahre lang bekleidete Castellio diese Stelle. Aber seinem lebhaften Geiste war es unmöglich, sich nur in einem abgeschlossenen Systeme zu bewegen. Er erklärte das hohe Lied als ein bloßes Erzeugniß der sinnlichen Phantasie seines Verfassers, ohne weissagende Beziehung, läugnete die Höllenfahrt Christi, beschuldigte die Geistlichkeit des Stolzes, der Unverträglichkeit und anderer Fehler. Nun trat Calvin gegen ihn auf. Allein da Castellio sich in einem von der Geistlichkeit gehaltenen Gespräche über die Höllenfahrt Christi nicht nur nicht überzeugen ließ, sondern in seinen Vorwürfen noch bitterer wurde, mußte er auf Verfügung des Magistrates Genf verlassen. Er ging 1544 nach Basel; doch gab Calvin ihm ein vortheilhaftes Zeugnis über seine Kentnisse und seine sittliche Aufführung, welches dem Verabschiedeten zu einer Anstellung in Basel half. Nachher gerieth er über die Prädestination und andere Materien mit Calvin und Beza in solche Streitigkeiten, daß diese in gegenseitige bittere Beschuldigungen ausarteten. — Weniger bedeutend sind seine Controversen mit dem unbeständigen Peter Caroli, mit Peter Toussain über das Abendmahl, mit der Sorbonne, mit Osiander wegen des Abendmahles, mit Pighius über den freien Willen, mit dem Einsiedler Troillet, der nach Genf zurück gekehrt eine Predigerstelle suchte, von Calvin aber als untüchtig erklärt wurde; später mit dem heftigen Westphal von Hamburg wieder über das Abendmahl, kurz vor seinem Tode mit Balduin, die er aber nicht mehr auskämpfte, u. A. m. Seine Misverständnisse mit Melanchthon glichen sich immer wieder freundschaftlich aus. Man schmollte, unterbrach den Briefwechsel, und begann denselben aufs Neue. Gegen Luthern, den er hoch schätzte, beobachtete er große Schonung. S. z. B. epist. ad Bulling. p. 239. Später wurde er in seiner Polemik heftiger; doch söhnte er sich über persönliche Beleidigungen immer eben so bereitwillig und zuvorkommend aus, als er in Sachen des Systemes unerbittlich war; so mit Troillet, u. A. m. — Wichtiger wurden die nachfolgenden Ereignisse. Hieronymus Bolsec, ein gewesener Mönch, der zu Genf als Arzt lebte, griff 1551 nach einer Predigt, welche ein Geistlicher, Namens Saint André, gehalten hatte, die Lehre von der Prädestination öffentlich an. Dieses Verfahren war nichts Ungewöhnliches; aber er hatte Calvin nicht gegenwärtig geglaubt, und dieser beantwortete seine Einwürfe sogleich mit großer Geistesgegenwart. Bolsec wurde verhaftet. Man theilte die Verhandlung nach Zürich, Bern und Basel mit. Die Bernersche Antwort zeichnete sich durch die Empfehlung eines milden Verfahrens aus. Bolsec wurde verwiesen und ging nach Bern, wo er Unterstützung fand. Calvin hatte in seiner Beantwortung zwar Bolsecs Einwendungen unverstellt angeführt, dann aber mit großer Heftigkeit sich geäußert, und war zu seiner eigenen Rechtfertigung selbst nach Bern gegangen. Diese gelang ihm. Bolsec, den Castellio unterstützte, wurde auch dort weggewiesen, schrieb aber nachher Calvins Leben mit bittern Anzüglichkeiten. Bern hatte noch, nachdem Calvins Werk über die Vorherbestimmung erschienen war, seinen Geistlichen, diese schwierige Materie von der Kanzel zu behandeln verboten, und diese Streitigkeit war eine der vorzüglichsten Veranlassung zu Calvins Schriften über die Vorherbestimmung und der nachherigen Begründung seines Systemes.

Einen nie zu hebenden Vorwurf bringt in das Leben des ausgezeichneten Mannes die Verfolgung und grausame Hinrichtung des unglücklichen Spaniers Michel Servede (Servet). Nachdem derselbe schon 1531 seiner Antitrinitarischen Lehren wegen von Basel war weggewiesen worden, hatte Calvin zu Paris seine Bekantschaft gemacht, und in derjenigen Zeit, wo dieser, selbst verfolgt, auf seine Rettung bedacht seyn mußte, sollte noch zwischen beiden eine Erörterung Statt finden, die aber durch Servede's Ausbleiben nicht zu Stande kam. Servede hatte mehre Lehrsätze Calvins angegriffen, zu verschiedenen Malen an ihn geschrieben, ihm sein Buch de restitutione Christianismi 1552 mitgetheilt, worüber Calvin seinen Abscheu öffentlich erklärte und Servede's Verhaftung zu Viennes veranlaßte. Als dieser entwich und, entschlossen, nach Neapel zu gehen, sich vier Wochen lang in Genf verborgen hielt, erfuhr dies Calvin, zeigte ihn dem Magistrat als einen Irrlehrer an, ließ durch einen jungen Studirenden, Nicolaus de la Fontaine, 40 An-

klagspunkte gegen ihn eingeben. Servet wurde verhaftet. Er machte Calvin die stärksten Vorwürfe, nannte ihn einen Simon den Magier und vertheidigte sich nicht ohne höhnenden Troß. Aber er berief sich darauf, daß die Lehren der Kirche für Meinungen kein strafrichterliches Verfahren begründen; nur die Theologen können seine Lehre beurtheilen; zu Genf habe er nichts verbrochen, nirgends die öffentliche Ruhe gestört. Ein Vertheidiger wurde ihm abgeschlagen. Calvin, der in ihm einen Gotteslästerer und Zerstörer des Christenthums erblickte (s. Brf. an Farel, Tom. 8. p. 70. und 71. an Sulzer p. 71.) erklärte ihn selbst des Todes schuldig; nur gab er zu verstehen, er hätte gewünscht, daß keine erschwerte Todesstrafe ihn treffen möchte. Doch Servet wurde am 27. Okt. 1553 verbrannt. Auch das eingeholte Gutachten der Geistlichkeit der vier reformirten Schweizer-Kantone hatte ihn als einen Hauptverbrecher bezeichnet. — Dieses eben so leidenschaftliche als grausame Verfahren kann durch die strengen Begriffe, in welchen Calvin und seine Zeitgenossen aufgewachsen waren, durch das vermittelst der von ihren Gegnern erlittenen Beschuldigungen gereizte Bestreben, der Welt zu zeigen, auch sie seyen unerschütterliche Vertheidiger des Christenthums, und durch ihr festes Anschließen an die vier ersten Concilien über diesen Punkt, vornehmlich an dasjenige von Nicäa, zwar erklärt, niemals aber gerechtfertigt werden. S. Defens. orthod. fid. S. Trinit. advers. prodigiosos err. M. Serv. Genev. 1554. — Daß Joh. Valentin Gentilis zu Genf in Untersuchung gezogen und unter Aufsicht gesetzt wurde, geschah allerdings auch unter Calvins Mitwirkung; aber vom Antheil an desselben nachheriger Hinrichtung zu Bern 1566 rechtfertigt ihn, schon sein eigener, früher erfolgter Tod.

Von nicht weniger ernsten Folgen für Calvin mit unmittelbaren weit größern Gefahren verbunden, waren seine Kämpfe mit den sogenannten Libertinern, denen seine unerbittliche Strenge unerträglich war, die nicht selten im Schoße des Magistrates Widerspruch fand oder dem unerschütterlichen Reformator Rügen zuzog. Selbst seine Gönnerin, die Königin Margaretha von Navarra, war ungehalten über die Erscheinung seines Buches von den Libertinern: Instruct. contre la secte phantast. des libertins, qui se nomment spirituels. Gen. 1544. 8 Er mußte sich gegen sie rechtfertigen, und that dies in einem Briefe an dieselbe mit Würde und Unerschrockenheit. 20. Apr. 1545. epist. p. 32. Doch so leicht gingen, insbesondere zu Genf, diese Kämpfe nicht vorüber. Jakob Gruet war durch Calvin wegen Ausschweifungen von der Kanzel mit harten Ausdrücken bestraft worden, und einige seiner Freunde hatten vor dem Konsistorium für ähnliche Vergehen Buße thun müssen. Nun fand man am 27. Juni 1547 an dem Kanzelpulte der Peterskirche eine Schrift angeheftet, welche mit Vorwürfen und Drohungen gegen Calvin und die Geistlichkeit erfüllt war. Gruet wurde eingezogen und bekannte sich als Verfasser. Unter seinen Papieren fand man einen Entwurf, das Volk gegen die Sittenpolizei aufzuwiegeln, verschiedene heftige Ausfälle und Verleumdungen auf Calvin, einen Aufsatz, der die Ewigkeit der Materie lehrte, die Schöpfungsgeschichte verwarf, die Unsterblichkeit der Sele leugnete, das Christenthum für eine Fabel erklärte und behauptete, göttliche und menschliche Gesetze beruhen auf bloßer Laune und Willkür, u. s. f. Gruet wurde zum Schwerte verurtheilt; doch kann man nicht sagen, daß dies durch unmittelbare Einwirkung Calvins geschehen sey, wie bei der Hinrichtung Servets, und Calvin selbst befand sich um jene Zeit durchaus nicht in einer gebietenden Stellung. Als z. B. er und einer seiner Kollegen solche Unordnungen von der Kanzel mit großem Eifer bestraft hatten, beschloß der Rath am 9. Jul. 1548, sie sollten ihn von den Misbräuchen benachrichtigen, welche sie bemerken, und ne pas crier en chaire de cette manière. Doch enthalten die Acten vom 12. Jul. auch ihre Antwort: ihr Gewissen habe sie angetrieben, und so benehme man ihnen die amtliche Freiheit (la liberté du ministère). Als er hingegen am 18. Okt. desselben Jahres selbst vor den Rath berufen wurde, und Farel, darauf gestützt, daß Calvin gegen jedermann sich gleich unverhohlen benehme, ihn vertheidigte, und die Ankläger un tas de gens de néant und des piliers de cabaret nannte, wurde beschlossen, Fareln zu danken. Im Dec. 1547 kam es so weit, daß die Libertiner und ihre Gegner auf dem Platze vor dem Rathhause ins Handgemeng geriethen, und Calvin, mitten in die gezogenen Schwerter sich stürzend, nur durch seine Dazwischenkunft das Blutvergießen verhinderte, und gerade nachher in der Rathsversamlung sich beinahe derselbe Auftritt erneuerte (Epist. ad Viret. pag. 44.). Von dieser Zeit an hielten sich mehre Jahre lang das Ansehen des Ami Perrin, eines ihrer Häupter, und dasjenige Calvins die Wage. Der erste wurde 1547 gestraft, ihm aber bald nachher auf Verwendung der Geistlichen selbst die Strafe wieder erlassen. Als Perrin 1553 wieder war zum Syndic gewählt worden, setzte er es beim Senat durch, daß dieser den Gerichtschreiber Berthelier, den Sohn des berühmten Philiberts, welcher für die Freiheit des Vaterlandes dem Tode getrotzt hatte, aus eigener Macht vom Kirchenbanne lossprach. Aber Calvin brachte durch bloße Festigkeit den Senat zur Zurücknahme seines Beschlusses. 1555 erregte Perrin einen mit Mordanschlägen verbundenen Tumult; doch dieser mislang; die Anstifter entflohen, und wurden in Contumaz zum Tode verurtheilt. Von jetzt an war der Sieg über die Libertiner errungen, und die Sittenpolizei blieb öffentlich unangefochten, verursachte aber ihrem Begründer nichts desto weniger noch manche Sorge und erhielt nur allmälig Festigkeit. Mag sie auch in Manchem zu strenge gewesen seyn, so bildete sich doch in ihrem Sitze jene geistige und physische Betriebsamkeit aus, durch welche Genf sich so berühmt gemacht hat. — Ungeachtet seine Gesundheit schon sehr geschwächt war, machte er 1556 eine Reise nach Frankfurt, um einige Uneinigkeiten der dortigen Protestanten zu vermitteln. — Der Ruf seines Namens und sein Unterricht hatten schon bald nach seiner Rückkehr viele Studirende zu Genf versammelt, und Beza's Ankunft vermehrte noch den gelehrten Ruf der immer merkwürdiger werdenden Stadt. Calvins Vorschläge, dem noch weniger zusammenhängen-

den Unterrichte eine akademische Form zu geben, blieb 1556 mancher Hindernisse wegen unausgeführt; aber 1558 wurde auf seine neue Vorstellung die Akademie mit erforderlichen Abtheilungen der Schulen und Klassen errichtet, ein besonderes Gebäude denselben angewiesen und 4 Professorate aufgestellt. Beza erhielt auf Calvins Antrag das Rectorat, und Calvin blieb an seiner theologischen Lehrstelle. Über die Schweiz, Frankreich, Teutschland, Holland, England, Schottland, und noch in andere Gegenden verbreiteten sein großer Ruf und sein Geist sich durch die Menge seiner Schüler. Während seines ganzen Lebens schränkte seine Berufstreue sich nicht auf das Theoretische und die unmittelbaren Amtsgeschäfte ein, sondern wo zu helfen, zu rathen, zu trösten, zu vermitteln und ihm die Möglichkeit eröffnet war, dabei wirksam aufzutreten, scheute er weder Gefahren noch Anstrengung. Als 1543 die Pest herrschte, wurde er durch einen Rathsbeschluß vom 1. Juni ausdrücklich der Besuche bei den Angesteckten enthoben: **à cause des grands besoins, que l'église et l'état ont de lui.** Den vertriebenen Glaubensgenossen aus Frankreich, Piemont, England, u. s. f. leistete er jede mögliche Unterstützung; oft verwandte er sich für unglückliche Entflohene mit Erfolg bei den protestantischen teutschen Fürsten, und einige Male erwähnen die Rathsacten mäßiger Geschenke, welche ihm die Regirung dieser Anstrengungen wegen machte. Seinen Rath und seine theologischen Anleitungen erstreckte er nicht nur vielfach auf die französischen Glaubensgenossen, sondern bis in die entferntesten Gegenden. Die nach England geflüchteten französischen Reformirten erhielten von ihm ein System zu Festsetzung ihres Bekenntnisses. Den Waldenser-Gemeinden in Böhmen ertheilte er seine Berathungen, und noch in seinen letzten Jahren suchte er durch seine: **Brevis admonit. ad fratres Polonos, ne triplicem in Deo essentiam pro tribus personis imaginando tres sibi Deos fabricent**, 1563. und: **Epist. quae fidem hujus ad Pol. admonitionis confirmat**, 1563. den dort sich verbreitenden, aus dem Socinianismus hervorgehenden Lehrmeinungen entgegen zu wirken. So stieg sein kirchliches Ansehen immer mehr; und der nämliche Mann, welcher den Genferschen Rath zu einer entschlossenen Erklärung an Karl IX. bestärkte, als dieser den Genfern vorwarf, von dorther werden seine Unterthanen aufgewiegelt, wurde verlangt, um dem wichtigen Religionsgespräche zu Poissy beizuwohnen; doch der Rath lehnte die Einladung ab. Weil auf dieser Versamlung die protestantischen Wortführer zugaben, ihr Lehrbegriff, den der französische Hof bisher, und noch in dem Edicte von Ecouen 1559 für übereinstimmend mit dem lutherischen gehalten hatte, sey von demselben verschieden, auch er der Verfasser des feierlichen Glaubensbekenntnisses war, welches der Prinz von Condé den zu Frankfurt versammelten Reichsständen im Namen der reformirten Kirche in Frankreich 1562 eingab: so beweisen die um diese Zeit entstandenen Namen Calvinisten und Calvinismus, daß man ihn als das Haupt der Religionspartei ansah. Wirklich zeigt auch sein Briefwechsel mit Beza, daß die Wortführer der Reformirten immer nach seinem Rathe handelten. — Ununterbrochene Anstrengungen und gelehrte Arbeiten beschleunigten die Erschöpfung seiner ohnehin schwachen Gesundheit und die Entkräftung eines zarten Körperbaues. Kopfschmerzen und das Quartanfieber waren die Übel, welche ihn seit vielen Jahren verfolgten. Zu diesen gesellten sich öftere Gichtanfälle, und einige Zeit vor seinem Tode kamen noch peinigende Steinschmerzen zu so vielen Übeln. Doch nie unterlag diesen Leiden die Kraft seines Geistes. Unfähig, selbst mehr die Feder zu führen, arbeitete er seinen Kommentar über die vier ersten Bücher des Pentateuchs und das Buch Josua durch fremde Hand aus. Am 6. Febr. 1564 hatte er getreu seinen schon am 24. Okt. 1538 an Farel geschriebenen Worten: **pergamus.... donec cursum nostrum peregerimus**, und: **in specula nostra ad finem usque perstemus**, u. s. f. zum letzten Male die Kanzel bestiegen; aber Entkräftung hinderte ihn, seinen Vortrag zu vollenden. Am 10. März beschloß der Rath allgemeine Gebete für die Erhaltung des lebensgefährlich Kranken. Dankend nahm er am 27. März auf dem Rathhause, wohin er sich hatte tragen lassen, vom Rathe Abschied. Einem erneuerten Wunsche kam dieses Kollegium durch einen Besuch bei ihm zuvor. Neuer Dank, Entschuldigungen für dasjenige, was er nicht geleistet habe, rührende Ermahnungen zu Eintracht, Gerechtigkeit, Pflichterfüllung und festem Beharren bekräftigte er gegen jeden durch einen Handdruck. Trauernd verließen sie ihn, und am 28. April verabschiedete er sich auf ähnliche Weise von der Geistlichkeit, welcher er noch wenige Tage vor seinem Ende in seiner Wohnung ein Abschiedsmahl gab, zu welchem er sich hintragen ließ. Seine letzten Stunden verstrichen im Gebet, und er entschlief am 27. Mai 1564. Allgemeine Trauer begleitete ihn zum Grabe, welches nach seinem Willen kein Leichenstein beschweren durfte. — Für viele Gegner war sein Tod ein Gegenstand des Frohlockens, und schon lange vorher hatte der Clerus zu Noyon die voreilige Nachricht davon durch eine Prozession gefeiert. — Er war fein gebildet, von mittlerer Größe, die Gesichtsfarbe blaß und etwas bräunlich; seine Hagerkeit ging in seinen letzten Jahren in eine gänzliche Abgezehrtheit über; aber sein helles Auge und ein durchdringender Blick, aus denen sein Geist hervorleuchtete, belebten sein Äußeres. Einfach und an Armuth grenzend war seine Lebensweise. Während seines ersten Aufenthaltes zu Genf bezog er beinahe gar keine Besoldung, und auch nach der Rückkehr war der Gehalt sehr gering; 150 Franken, 15 Centner Weizen und 2 Ohm Wein; und seinen ganzen Nachlaß berechneten Einige auf 125 Thaler; Beza hingegen sagt in Calvins Leben: **trecentos aureos vix aequarant.** Von manchen Unterstützungen, welche der Rath ihm zugedacht hatte, nahm er nur wenige zu besondern Zwecken, und nicht einmal vollständig an. Der Stadt Straßburg verweigerte er nach seiner Abreise die Annahme eines Geschenkes, nicht aber das verliehene Bürgerrecht. Dasjenige von Genf erhielt er nur nach langem Aufenthalte. Auch Unterstützungen für seinen Bruder, Anton, wies er zurück, verlangte für ihn nichts von dem State, sondern ließ ihn das Buchbinder-Handwerk lernen. 1539 hatte er sich zu Straßburg mit Idelette von Buria, der Witwe eines von ihm belehrten Wiedertäufers, Joh. Stor-

der von Lüttich, auf Bucers Zureden verheirathet. Ein Söhnchen war die Frucht dieser Ehe; aber es starb frühzeitig. Quem Deus dederat filiolum, abstulit, sagt von ihm der Vater. 1549 verlor er auch die Gattin, verheirathete sich aber nicht wieder, ungeachtet in jenen Zeiten viele seiner durch die Folgen des Cölibats der Geistlichen aufgeschreckten Glaubensgenossen von ihren Geistlichen die Wiederverehelichung beinahe foderten. Mäßig und streng gegen sich, foderte er diese Tugenden ernst und unerschütterlich auch von Andern. Mit der nämlichen Unerschrockenheit legte er seine Liebe für Recht, so wie seinen Abscheu für Unrecht an den Tag. Sein Ehrgeiz bestand in dem Siege seiner Überzeugungen, von deren Richtigkeit und Schriftmäßigkeit er bei seinem steten Forschen in den biblischen Büchern ganz durchdrungen war. Jene Geistesrichtung, in Allem nur auf das Wesentliche hinzusehen, die er mit Zwingli und dessen Schülern gemein hatte, trug vereinigt mit der Überzeugung, daß an Orten, wo in der Nähe die Sinnbilder des Katholicismus noch vorhanden waren, nur ein gänzliches Losreißen von allen sinnlichen Begleitungen des Gottesdienstes die noch unbefestigten Gemüther vom Rückfall in die frühern Angewöhnungen abhalten könne, zur Bestimmung des einfachen reformirten Cultus bei, der seine Seitenstücke auch in der Sorgsalt findet, mit welcher die jüdischen Lehrer und die ersten Christen sich von allen Formen des Polytheismus entfernten. — Er führte keinen andern, als den Pastortitel. Die Heftigkeit seines Charakters ging in spätern Jahren auch in seine polemischen Schriften über; aber er gesteht diesen Fehler an mehren Orten unverhohlen ein. Das innere Gefühl seiner Überlegenheit vermochte er oft nicht zu unterdrücken. Er war auch nach dem Zeugnisse seiner billigern Gegner einer der gelehrtesten, scharfsinnigsten Theologen seines Zeitalters, und vorzüglich in Führung der Beweise stark. Als gründlicher Kenner der Kirchen- und Profangeschichte, vorzüglicher Rechtsgelehrter und Publicist zeichnete er sich aus, und er galt für einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Planmäßigkeit und Bestimtheit herrschen in seinen Schriften. Sein lateinischer Styl nähert sich dem klassischen, und man erzählt, er habe Cicero's sämtliche Werke jährlich ein Mal durchgelesen; der französische hingegen trägt noch das Gepräge der unausgebildeten Sprache des Zeitalters. Die Behauptung, es habe ihm an lebhafter Beredsamkeit gefehlt und ohne die Vorarbeiten Luthers und Andrer würde es ihm nicht gelungen seyn, eine Reformation zu bewirken, gründete man auf die ernste wissenschaftliche Sprache seiner Schriften und darauf, daß er als Prediger vorzüglich auf Auslegung ausging; aber er zeigte in gegebenen Fällen, wie sehr er auf das Volk zu wirken vermöge; auch herrscht in vielen seiner Briefe und in einzelnen Schriften eine fließende und eindringende Beredsamkeit. Sein umfassender Verstand, sein eindringender Scharfsinn und eine schnelle Fassungskraft wurden durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt, welches dasjenige, was es einmal aufgefaßt hatte, immer zur erfoderlichen Zeit zu vergegenwärtigen bereit war. Nach langen Zwischenräumen kannte er früher gesehene Menschen wieder, und nach Unterbrechungen besann er sich beinahe immer wieder genau auf den Zusammenhang des Gespräches oder der Verhandlung. — Zahlreiche Gegner unter seinen Zeitgenossen hatten ihm mancherlei Vorwürfe gemacht, und ihn sogar moralischer Gebrechen bezüchtigt. Allein sein bis ans Ende des Lebens tadelloser Wandel widerlegte alle diese Ausfälle, und trug nicht wenig dazu bei, auch seinen Sittengesetzen Kraft zu geben. — Von zahlreichen Verleumdungen und Mährchen, welche über ihn verbreitet wurden, nur folgendes: Sein Sohn (der doch als Kind starb) soll, durch einen tollen Hund gebissen, da andere Heilmittel fruchtlos waren, von ihm nach St. Hubert in die Ardennen, wo der Aberglaube eine wunderthätige Heilung vom Bisse toller Thiere zu finden wähnt, geschickt und daselbst sowol von der Wuth, als von der Ketzerei geheilt worden seyn. Sogar die Veränderung seines Namens in eine lateinische Sprachsform, noch mehr aber die Herausgabe einiger Schriften unter dem Anagramm Alcuin wurden ihm übel ausgedeutet. Noch in neuen biographischen Artikeln wird von ihm gesagt, er habe die Süßigkeiten der Freundschaft nicht gekant. Es mag seyn, daß der beinahe von aller Sinnlichkeit abgezogene, nur für höhere Zwecke lebende Mann für bloßen geselligen Umgang, Mittheilungen und Freundschaftsversicherungen ohne geistige Beziehungen weniger Sinn hatte; daß er aber zart, innig und uneigennützig auch an solchen hing, die ihm nichts mehr erwiedern konnten, zeigt die gefühlvolle Weise, mit welcher er epist. p. 4. von dem verstorbenen Corauld spricht, und daß auch er wahre Freunde hatte, beweist das Hineilen des Greises Farel an Calvins Sterbebette, ungeachtet dieser ihn davon hatte abhalten wollen; vieler ähnlichen Belege nicht zu gedenken. Auf den oft wiederholten Vorwurf, er habe die Genfer gleichsam unterjocht, mit Härte behandelt und sein System gewaltsam durchgesetzt, darf man antworten: mit Waffen, Geld, Verhältnissen, Popularität, Schonung und Befriedigung der Leidenschaften des Volkes sey es nicht schwer, einflußreich zu werden; aber wenn ein aus der Ferne kommender Mann, dem alle diese Hilfsmittel fremd sind, der unbiegsam Allem, was seiner Überzeugung entgegen ist, den offenen Krieg erklärt, an demjenigen Orte, wo er beinahe Alle der Reihe nach zu seinen Gegnern macht, am Ende Gesetzgeber und Lenker des States, ohne Bestallung, durch die bloße öffentliche Meinung wird, auch einzig durch Wort und Schrift seinem strengen Systeme weite Ausbreitung verschafft, so müsse ein tief empfundenes Bedürfniß der Verbesserung, und offene Empfänglichkeit für dasselbe vorhanden gewesen seyn. Die beste Ausgabe seiner sämtlichen Werke ist die Amsterdamische 1667. in 9 Fol.-Bänden. Die Genfersche Bibliothek besitzt von ihm noch 2023 handschriftliche Kanzelvorträge. Über sein Leben, seine öffentliche und schriftstellerische Thätigkeit und seine Zeitgeschichte selbst verbreitet sein Briefwechsel viel Licht. Neben den abgedruckten Briefen, welche hier nach der Blattseite der Amst. Ausg. angeführt sind, weil sie von Einigen zum 8., von Andern zum 9. Bande genommen werden, bewahren die genfersche, die königl. französische und andere Bibliotheken noch viele ungedruckte. An den bei seinem Leben herausgekommenen genferschen Übersetzungen des N. T.

hatte er Antheil, und man behauptete dies auch von Olivetans französischer Bibelübersetzung 1535. [6]).

(*Meyer von Knonau.*)

CALVISIUS (Seth), ein teutscher Astronom, Chronolog, Astrolog, Tonkünstler und Dichter, geb. zu Gorschleben, einem Dorfe unweit Sachsenburg in Thüringen, d. 20. Febr. 1556, wo sein Vater, Jacob Kalwitz, ein armer Taglöhner war. Sowol auf der Schule in Frankenhausen und dann in Magdeburg, als nachher auf der Universität in Helmstädt, die er 1579 bezog, und später auf der Universität Leipzig erhielt sich C. durch sein musikalisches Talent, welches ihm auch im J. 1582 die Cantorstelle an der Fürstenschule zu Pforta verschaffte. Mit Benutzung der dortigen Bibliothek legte er sich eifrig auf historische Studien, las Jos. Scaligers Werk de emendatione temporum sehr aufmerksam, und versuchte durch mathematische Zeitrechnung größere Ordnung in die Geschichte zu bringen. Im Mai 1594 kam er als Cantor, Musikdirektor und College an die Thomasschule in Leipzig, und beschäftigte sich dort neben seinen Schularbeiten mit Herausgabe chronologischer und musikalischer Schriften, auch lateinischer Wörterbücher. Mehre Vocationen, z. B. nach Wittenberg und nach Frankfurt an der Oder als Professor der Mathematik, schlug er aus. Etwa 12 Jahr vor seinem Tode verletzte er sich am Knie und wurde dadurch fast ein Jahr lang am Ausgehen verhindert. Diese ganze Zeit wandte er aufs Studiren und äußerte, der Unfall sey ihm in dieser Hinsicht vortheilhaft gewesen. Er blieb nachher, bis an seinen, d. 24. Nov. 1615 erfolgten, Tod hinkend. Er soll sich jenen Unfall durch seine Astrologie selbst vorher gesagt haben.

Seine Schriften sind folgende: 1) **Opus chronologicum ex auctoritate potissimum S. S. et historicorum fide dignissimorum, ad motum luminarium coelestium tempora et annos distinguentium cet. Lips. 1605.** zum 4. Male aufgelegt. **Francof. ad Moen. 1685.** noch immer für die Chronologie ein wichtiges Werk. — 2) **Elenchus calendarii Gregoriani et duplex calendarii melioris formula. Francof. 1612. in 4.** — 3) **Formula calendarii novi, calendario Gregoriano expeditior, melior et certior.** Heidelberg 1613. in 4. Diese Schriften haben dem Calvisius eine Stelle in dem **Index librorum prohibitorum** von 1667 verschafft. Auch mit einigen seiner protestantischen Zeitgenossen gerieth er darüber in Streit, und er gibt bei dieser Gelegenheit (welches wir als eine Probe vom damaligen Zustande der Mathematik an manchen Universitäten hersetzen) dem Leipziger prof. matheseos das Zeugniß, daß er nicht mit Brüchen zu rechnen verstehe. Scaliger und Casaubonus preisen dagegen C's Scharfsinn in ihren Briefen mit wahrem Enthusiasmus, nennen sein Werk ein **opus consummatissimum, eruditissimum, divinum.** — 4) **Enodatio duarum quaestionum circa annum nativitatis et tempus ministerii Christi. Erfordiae 1610.** — 5) **Epistolae duae ad El. Reusnerum et Dav. Pareum, quibus universa fere ratio chronologiae continetur.** — 6) **Examen hypothesium chronologicarum Dav. Parei.** — 7) **Thesaurus latini sermonis.** — 8) **Exercitatio musica. Lips. 1611.** *).

(*Gartz.*)

CALVISIUS. Wir finden dieses Namens bei den Römern:

1) C. Calvisius Sabinus, Konsul im J. R. 750 mit L. Passianus Rufus.

2) C. Calvisius Sabinus, Konsul im J. R. 779 mit Cn. Cornelius Lentulus Getulicus. Unter Tiberius ward er (785) des Majestätsverbrechens angeklagt, aber frei gesprochen (Tac. Ann. 6, 9.). Auf ihn ließe sich das **Calvisianum Senatusconsultum** (s. dieses) beziehen.

3) C. Calvisius Tullus, Konsul im J. R. 862 mit A. Corn. Palma. Er war Zeitgenosse Plinius des Jüngern, und ist der Calvisius, an welchen mehre Briefe des Plinius gerichtet sind (B. 2, 10. 3, 1. 5, 7. 8, 1. 9, 6.), und welchen dieser seinen **contubernalis** nent.

4) Ein Schwestersohn des Vorigen war Calvisius Nepos, Rechtsgelehrter und Redner, welchen Plinius rühmt und zum Tribunat empfiehlt (Epp. 4, 4.). —

5) Verschieden von allen diesen ist der Legat Calvisius Sabinus (im J. R. 823), von dessen Gemalin die Geschichtschreiber eine nur allzu auffallende Begebenheit zu erzählen wissen, deren Scene das Lager ist (Dio in reb. Caji 59, 18. Tac. Hist. 1, 48.).

6) Falsch ist es gewiß, bei dem Vorigen, wie selbst von Oberlin geschieht, auf den Calv. Sab. zu verweisen, dessen als eines reichen wunderlichen Menschen Seneca in seinem 27. Briefe gedenkt. Die Anekdoten, die er von ihm (qui patrimonium habebat libertini et ingenium) erzählt, beurkunden, daß er an Verstande so wenig Überfluß hatte als an Gedächtniß, und wir haben keine Ursache, einen der vorigen für diese lächerliche Person zu halten.

7) Desto besser geeignet, für dieselbe gehalten zu werden, dürfte der Calvisius seyn, welcher als Klient der Silana eine Rolle bei der von dieser gegen Agrippina angelegten Kabale übernahm, weil er seine Beschuldigung nicht beweisen konnte, verwiesen, nach Agrip-

---

6) S. Beza's vita Calvini. — *Masson* vita Calvini. — *Drelincourt* défense de Calvin. — *Bayle* Diction. — Biogr. univers. — Almanac des Protestans 1809. — Reformations-Almanach auf das Jahr 1821. Erfurt. — *Senebier* hist. litt. de Genève, u. A. m. — Beza ist über Calvins frühere Lebensgeschichte weniger zuverlässig, viele Materialien und sorgfältige Untersuchungen liefert Bayle, und der Art. in der Biogr. univers. verdient, als Arbeit eines neuern Franzosen und nach dessen Standpunkt beurtheilt, billige Aufmerksamkeit, doch ohne, wie es in einer neuern Darstellung des Lebens Calvins geschehen ist, zu unbedingter Befolgung zu berechtigen.

*) S. Jac. Fr. Reimmanns Versuch einer Einleit. in die Hist. literar. der Teutschen, Th. 3. Hauptst. 1. S. 518. Hauptst. 2. S. 340 ff. — Kästner Gesch. d. Math. B. IV. S. 388 ff. Jöcher's Gelehrtenlexikon. — Biographie universelle. — *Delambre* hist. de l'astronomie moderne T. II. p. 185.

rina's Ermordung aber von Nero zurückberufen wurde (*Tac.* Ann. 13, 19 fgg. 14, 12.). Nur eine einzige Veränderung ist mit ihm vorgegangen, die aber durch das, was Seneca von ihm berichtet, hinlänglich motivirt ist. Wenn dieser von ihm sagt: memoria nostra fuit dives; so sagt dagegen Agrippina in ihrer Vertheidigung gegen die Anklage zu Seneca, welchen Nero nebst Burrus an sie abgesendet hatte, Calvisius, nachdem er sein ganzes Vermögen verthan, nehme seine letzte Zuflucht zu einer Anklage gegen sie für eine Vettel. — Ich zweifle nicht, daß diese beiden Calvisii eine und dieselbe Person sind. (*Gruber.*)

Der Name Calvisius ist in juristischer Hinsicht bemerkenswerth durch die

Calvisiana Actio, Calvisianum judicium, die Klage, welche der Patron eines ab intestato gestorbenen Freigelassenen anstellt, um selbst onerose Veräußerungen des letztern rückgängig zu machen, insofern durch dieselben seine gesetzliche Erbportion geschmälert worden. Der verklagte Käufer zahlt dann entweder ein justum pretium nach, oder gibt gegen Erstattung des Kaufpreises die gekaufte Sache zurück. Die Klage dauert 30 Jahr, wird auch auf die Erben transferirt, und geht insofern weiter als die inofficiosae donationis querela anderer Personen, welche einen Pflichttheil in Anspruch nehmen können (vgl. Tit. Dig. si quid in fraudem patroni factum sit [XXXVIII, 5.]; Fr. 16. §. 6. de hereditatis petitione [V,3.]; Fr. 16. pr. de jure patronatus [XXXVII, 14.]). — Analogisch ist die Calvisiana actio auch einem arrogirten Unmündigen gestattet, wenn der pater arrogator widerrechtlich ihm die sog. Quarta Divi Pii verringert hat (Fr. 13. si quid in fraudem); dagegen steht sie nicht dem emancipirenden parens zu (Fr. 2. si quis a parente manumissus fuerit [XXXVII, 12.]). — Die Meinung einiger Juristen *) bewilligt heut zu Tage, aber wol mit Unrecht **), die römische Calvisiana actio als quasi Calvisiana actio den Kindern, denen der Vater durch fraudulose Veräußerungen ihren Pflichttheil verringert. — (S. auch: Faviana actio).

Calvisianum senatusconsultum. Die Zeit der Entstehung dieses Senatusconsultum ist unbestimt, obgleich gewöhnlich die Regirung Nero's, unter welche viele Calvisii genant werden, und das Jahr 814 angegeben wird [1]). Der Inhalt des Gesetzes bezieht sich auf die Lex Julia et Papia Poppaea. Heirathet eine Frau, welche das 50. Jahr überschritten, einen Mann unter 60, so soll dieses „impar matrimonium" dem Ehemann insofern keinen Vortheil bringen, als Erbschaften, Legate und eine dos ihm als incapax dennoch nicht zu Theil werden können (Ulpiani Fragmenta XVI. §. 4.).

*) *Leyseri* meditationes ad pandectas Spec. XCI. med. 2.; Glück Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld. Th. VII. p. 193 folgg. **) Vgl. *Chr. Ludw. Crell* utrum liberi actione quasi Calvisiana venditiones parentum inofficiosas revocare possint. Vit. 1739. 4.

1) *Hauboldi* tabulae chronologicae quibus historia juris Romani externa illustratur, hinter seiner Epitome p. 179. 2) De legibus et senatusconsultis liber p. 333. ed. Rom. 1582.; Opp. I. p. 128. 3) Ad legem Voconiam. Dissertt. triad. Daventr. 1679. 8. p. 153. 4) Jurisprudentia Antejustinianea p. 615. 5) Ad legem Juliam et Papiam Poppaeam Lib. II. cap. 3. §. 7. p. 162—163.

Der Cod. Vatican. liest Senatusconsultum Calvitianum; allein Calvisianum haben richtig schon Ant. Augustinus [2]) und Perizonius [3]) geändert. Daß Cujacius Emendation Claudianum falsch ist, haben schon Schulting [4]) und Heineccius [5]) bemerkt. (*Pernice.*)

CALVISSON, Stadt am l'Escates im Bez. Nismes des franz. Departements Gard, hat 500 Häus. und 2427 Einw., die Wein bauen und eine starke Brantweinbrennerei unterhalten. (*Hassel.*)

CALVÖR (Kaspar), Generalsuperintendent zu Klausthal, geboren zu Hildesheim den 8. November 1650. Nachdem er die Hochschulen zu Jena und Helmstädt besucht hatte, wurde er 1677 Diakonus und 1684 Superintendent zu Zellerfeld, kam von da 1710 als erster Prediger und Generalsuperintendent des Fürstenthums Grubenhagen nach Klausthal, und starb daselbst den 11. Mai 1725. Ein in des Calixtus Schule gebildeter, friedliebender und gelehrter Theolog, und einer von den Wenigen, die in den damaligen pietistischen Streitigkeiten mit weiser Mäßigung Duldung predigten und beförderten *). Viele seiner Schriften hatten nur ein temporelles Interesse; jetzt noch brauchbar sind: Fissurae Sionis h. e. de schismatibus ac controversiis, quae ecclesiam domini ab ascensu ejus ad decursum saeculi XVII. usque agitarunt, tractatus theol. historicus. Lips. 1700. 4. De musica, ac sigillatim de ecclesiastica eoque spectantibus organis. Lips. 1702. 12.; etwas erweitert wieder abgedruckt in seinem Rituale ecclesiasticum P. I. et II. Origines ac caussas rituum, quos ecclesia evangelica frequentat, evolvens, subnexo usu et abusu. Jenae 1705. 4., mit vielen Kupfern; eine nicht immer aus den besten Quellen und mit der nöthigen Kritik veranstaltete Compilation. Reichhaltiger, auf eigene Untersuchungen gegründet, und in archäologischer Hinsicht schätzbar, ist seine Saxonia inferior antiqua gentilis et christiana, d. i. das alte heidnische und christliche Niedersachsen — in dem ersten Millenario nach Christi Geburt. Goslar 1714. Fol. **).—

Wahrscheinlich ein Sohn von ihm war Henning Calvör, der zuerst Lehrer an der Schule zu Klausthal war, und den 10. Julius 1766 als Pastor in der Bergstadt Altenau im 80. Jahre starb. Mit genauer Sachkentniß geschrieben, und auf vieljährige Forschungen gegründet, zugleich eine schätzbare Ergänzung des Schlüter-

*) S. seine Schrift: De pace ecclesiastica inter Protestantes ineunda consultatio, occasione quaestionis: num schisma inter protestantes ecclesias sit legitimum etc. Ad serenissimum ac potentiss. regem Sueciae Carolum XII. Lips. et Goslar. 1708. 4. S. Schlegels Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 257. **) *J. J. Fahsii* Vita C. Calvoerii. Goslar. 1727. 4.

schen Berichts von Hüttenwerken, sind die beiden von ihm herausgegebenen Werke: **Acta historico-chronologico-mechanica circa metallurgiam in Hercynia superiori**, oder hist. chronol. Nachricht und theoretische und praktische Beschreibung des Maschinenwesens und der Hilfsmittel bei dem Bergbau auf dem Oberharze. Braunschweig 1763. 2. Th. Fol., mit 48 Kpf. Historische Nachricht von den Unter- und gesammten Oberharzischen Bergwerken überhaupt, und verschiedener zu den letzten gehörigen insonderheit ersten Ausfunft, deren Auflaß und Wiederaufnehmung etc. Ebend. 1765. Fol. ***). (*Baur.*)

CALVÖRDE, Marktfl. an der Ohre, in einem von dem Hauptlande des Herzogthums Braunschweig entfernten, in der preußischen Provinz Sachsen belegenen Bezirke, der vormals ein eigenes Amt bildete, aber jetzt zu dem Kreisamte Vorsfelde des braunschweigischen Distrikts Schöningen gehört. Er hat 1 altes Schloß in einem Winkel der Ohre, 1 ansehnliche Domäne, 1 Landgut, 1 Pfarrkirche, 1 Judensynagoge, 1 Schule mit 2 Lehrern, 3 Mühlen, 112 Häuser und 1562 Einwohner, worunter etwa 40 Juden. Acker-, Garten-, Tabaks- und Hopfenbau machen neben Brauerei mit 29 Brauschlägen, Brennerei auf 12 Kesseln, Handwerksgewerbe und Krämerei die Hauptbeschäftigungen aus; die Schmuggelei hat in neuern Zeiten den Ort bereichert. Er hält 4 Kram- und 1 Viehmarkt. — Der Bezirk Calvörde ist auf 3 Seiten von dem großen Waldbruche, dem Drömlinge, umgeben, den einst Sveven, späterhin Wenden, bewohnten; er machte eine Pertinenz der Altmark aus, zu welcher er bis zum 15. Jahrhunderte gehörte. Mehre edle Familien, die Griben, die Eisleben wechselten in seinem Besitze, bis es endlich zu Ende des 13. Jahrhunderts an die Alvensleben kam, die durch ihre Raubzüge bald den Städten Braunschweig und Magdeburg gefährlich wurden. Zu Anfange des 15. Jahrh. scheint die Oberhoheit durch Kauf an das Haus Braunschweig gefallen zu seyn; indem seit der Zeit die Alvensleben als dessen Vasallen gelten. Von den Alvensleben erwarben es die von Bartfeld, und von diesen erhandelte es 1571 Herzog Julius von Braunschweig, der es mit den Domänen des Fürstenthums Wolfenbüttel verband. Zu Zeiten ist es wol fürstl. Witwen zum Witwensitze angewiesen. Der Bezirk, der 1798 auf 1¼ □Meile 2906 Menschen zählte, hat durch die Austrocknungen der Ohrmoräste und die Ziehung eines tiefern Betts ungemein gewonnen, und liefert gegenwärtig außer Holz guten Hopfen und Tabak. (*Hassel.*)

CALVOMONTENSIS pagus. (Mittl. Geogr.), Gau Lothringens, vom westlichen Abhang der Vogesen. — Die Klöster Senones und Moyenmoutier führen ihn bis in diese Schluchten — wo er an den Elsaß stieß, wie ihn hier nördlich der Albigau begränzte (B. 2. S. 332.) bis zum Einfluß der Meurte in die *Mosel*, im Flußgebiet der erstern ausgedehnt (Vandeuvre *südlich*, und Lay nördlich an Nancy werden als seine Zubehörungen genant). Im Westen stieß er selbst unmittelbar an die Mosel — Epinal liegt urkundlich in diesem Kreise. — Ob aber auch nördlicher, wo ihn nachher Sanctensis, Toul, Scarponiase begränzen, ist eben so unerforscht, als wie weit er im Südosten in den Bezirken von Rey und Remiremont gegangen. Im Norden liegt er wol — den Albigau abgerechnet — mit den *Gränzen* der Touler und Metzer Dioecesen gleich. Er begriff also Theile von zwei spätern Touler Archidiakonaten, den größten Theil des von Port (S. Nicolas) und ein Stück des de Vosges, welches am westlichen Ufer der Mosel lag. Eine solche Untereinandermischung läßt sich nicht anders, als durch große, spätere Veränderungen in der kirchlichen Vertheilung der Gemeinden erklären, wie sie im 13. Jahrhundert mehrfach ausgeführt wurden, die aber nicht hinlänglich bekant sind [1]).

Er komt schon im 7. Jahrh. mehrmals vor, (Leben des heil. Arnulf, Bischofs von Metz; Urk. von 661 für Senones), bei der entworfenen Theilung von 839, wurde die Grafschaft der Calvomontenser [2]) zu dem östlichen Theil Burgunds geschlagen, *der von Val d'Aosta* bis hieher ging, und dem dieser Bezirk *der letzte* seyn sollte [3]). Dadurch erhält aber die Lage oder *Begränzung* dieses Gau's eben so wenig ein weiteres Licht, als aus der Theilung von 870 [4]), welche diesen Landstrich in das Loos Ludwig des Teutschen legte, indem bei diesen Aufzählungen nicht einmal die gehörige geographische Folge beobachtet ist [5]). Woher den Namen? Auch diese Erörterung bringt uns kein Licht. Die landschaftliche Bezeichnung des mittlern Theils des Gaues: le Chaumontois [6]), weist zwar auf ihn — wenn gleich nur unvollständig — zurück, hat sich aber augenscheinlich aus dem Lateinischen herausgebildet, ohne daß damit nachgewiesen wird, daß einer der mehren Orte Chaumont, oder überhaupt ein solcher, der Grund der Bezeichnung dieses Kreises gewesen sey. Der **calvus-mons**, der diese gegeben, muß noch erforscht werden.

Fabricii histor. Bibl. auae. P. II. 421. P. IV. 448. Walthers und Gerbers musik. Lex. Forkels Literatur d. Mus. 121. 138. ***) Vgl. die Beurtheilungen beider Werke in der allgem. teutsch. Bibl. 1. Bd. 1. St. 161.; 10. Bd. 1. St. 132.; und in den Götting. gel. Anz. 1764. S. 881.; 1767. S. 337. — Adelungs Zus. z. Jöcher. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd.

1) Etenim indicis veteris ecclesiarum dioec. Metensis, in archidiaconatus et capitula descriptae, copia mihi a Metensibus denegata est, klagte Crollius T. V. Act. Ac. Theod. Palat. S. 217. Anm. p. Was damals Ängstlichkeit oder Neid versagte, hat nun wol die Revolution vernichtet. 2) Diese hatten aber, wie nochmals bemerkt werden muß, andere Gränzen als die Gaue. Remilly an der Nid war ein Gränzort zwischen der Mosler Gauschaft der Salninse und Calvomontensis. *Meurisse* histor. ep. Metens. 269 und 271. 3) Annal. Bertin. Bouquet VI. 202. 4) Ib. VII. 109. 5) Sie folgen so auf einander: Untersaargau (nördlich von Saarbrück), Bliesgau (an der Blies), Seime (an der Seille), Albegau, Suentisium (westlich der Mosel), Calmontis, Obersaargau (Quellen der Saar), Odornensis (an der obern Ornain). Diese Namen bezeichnen überdies gewiß, nach dem Geiste der Urkunde, Komitate! 6) Karte von Toul bei *Calmet* hist. de Lorraine, T. I.

Chron. Gottwic.; Schöpflin Alsat. ill. I. 670.; die Karte Crollius in T. V. der Act. Acad. Theod. Palat. sind immer noch sehr dürftige Hilfsmittel (Karte von Lothringen). (*Delius.*)

CALW, der Name eines Oberamtsbezirks und einer Stadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Wirtemberg. Der Oberamtsbezirk umfaßt 5¼ □Meile mit 19,766 meist evangel. Einw., 3 Städte, 47 Dörfer und Weiler und 8 Höfe, mit 2735 Haupt- und 1630 Nebengebäuden, wovon der Brandversicherungs-Anschlag 2,722,375 fl. ist. Das steuerbare Grundeigenthum besteht in 27,069 W. Morgen Acker, 9243 M. Wiesen, 1246 M. Gärten und Baumgärten, 30,313 M. Wald und 7216 M. Weide — zusammen 77,106 M. Weinberge gibt es nicht in dem Oberamte; Holz, Getreide und Flachs sind die Haupterzeugnisse. Der Viehstand besteht in 796 Pferden, 9178 Stück Rindvieh, 6415 Schafen ꝛc. Die Zahl der Mühlen und Werke beläuft sich auf 50, der Wirthschaften auf 195, der Getränkefabriken auf 138. Die jährliche Statssteuer beträgt: a) Grundsteuer 15,495 fl.; b) Gebäudesteuer 5634 fl.; c) Gewerbssteuer 4563 fl. — Calw, die Stadt liegt unter 26° 24′ 30″ L. 48° 43′ Br. 4 Meil. von Stuttgart, in einem tief eingeschnittenen, engen Thale an der Nagold. Sie zählt nahe an 4000 meist luth. Einwohner und ist Sitz des Oberamts und Oberamtsgerichts, eines evangel. Dekanats, eines Oberamtsarztes, eines Postamts ꝛc. Die Nagold theilt die Stadt in 2 Theile, wovon der obere Theil sich an der einen Thalwand hinaufzieht. Die Stadt ist gut gebaut, und hat mehre ansehnliche Häuser, Zeugen des Wohlstands, wodurch sie sich vormals auszeichnete und zum Theil noch auszeichnet. Calw ist von langen Zeiten her ein Haupt-, Handels- und Gewerbsplatz in Wirtemberg und hat sich insbesondere durch seine Wollenzeugmanufakturen berühmt und reich gemacht. Diese sind nun zwar zerfallen, dagegen werden andere Gewerbszweige — Tuch- und Kasimirfabriken, mechanische Wollenspinnereien, Färbereien, Saffian- und andere Gerbereien, Leimsiedereien, Strumpfwirkereien ꝛc. stark betrieben. Auch ist Calw ein Hauptsitz des Holzhandels ins Ausland.

Calw ist eine sehr alte Stadt: auf einer der steinernen Brücke über die Nagold steht noch eine Kapelle, welche der Papst Leo IX. bei einem Besuche, den er der Familie seiner Schwester, einer verehelichten Gräfin von Calw machte, im J. 1052 geweiht hat, und schon im J. 645 komt eine Helizena von Calw vor, welche aus dem Hause der Grafen von Calw war. Diese Grafen von Calw, welchen auch die Stadt Calw gehörte, waren eine der ältesten und angesehensten Familien in Schwaben. Ein Graf Erlafried von Calw stiftete im J. 830 das berühmte Benediktiner-Kloster Hirschau, wozu die ebengenannte Helizena den ersten Grund gelegt hatte, und Graf Adelbert v. C. stiftete im J. 1075 das Chorherrenstift zu Sindelfingen, das später die Grundlage von der Stiftung der Universität Tübingen wurde. Von 1055 bis 1057 saß auch ein Graf von Calw unter dem Namen Victor II. auf dem päpstlichen Stuhle. Ihre Burg lag auf einem Felsen bei der Stadt und wurde im J. 1600 vollends abgetragen. Die Grafen schrieben sich Comites de Calvo — ob leone oder in welcher andern Bedeutung? ist schwer zu entscheiden, aber wahrscheinlich rührt der Name Calw von dem lat. Worte her. Einen Löwen auf nacktem Felsen führten die Grafen in ihrem Schilde. Die Besitzungen der Grafen von Calw waren sehr ausgedehnt; sie verbreiteten sich nicht nur über die eigentliche Grafschaft Calw, sondern auch über entfernte Gegenden. Graf Gottfried v. C. vereinigte damit sogar auf einige Zeit die Pfalzgrafschaft am Rhein, womit er von K. Heinreich V. im J. 1113 belehnt wurde. Unter den Söhnen Graf Adelberts IV. wurden die Calwischen Güter in drei Grafschaften — Calw, Vaihingen und Löwenstein getheilt. Der Calwer Stamm erlosch gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; durch zwei Töchter kam die eine Hälfte der Grafschaft Calw an die Grafen von Berg-Schelklingen, die andere Hälfte an die Pfalzgrafen von Tübingen. Schelklingen verkaufte seinen Theil im J. 1308, Tübingen im J. 1345 — beide an Wirtemberg, und von dieser Zeit an war das Haus Wirtemberg im Besitze der Stadt und Grafschaft Calw. Die Stadt Calw hatte mancherlei harte Schicksale; sie wurde insbesondere im dreißigjährigen Kriege schwer heimgesucht; im J. 1634 wurde sie unter den furchtbarsten Mißhandlungen der Einwohner von dem baierischen General van Werth in einen Aschenhaufen verwandelt. Dasselbe Schicksal bereiteten ihr die Franzosen im J. 1692. (*Memminger.*)

CALYCANTHUS, eine Pflanzen-Gattung, welche mit den Urticeen verwandt ist, und zu der 12ten Linné'schen Klasse gehört. Der Charakter besteht in einer gefärbten Blumenhülle, welche in mehren Reihen geschuppt ist; auch die Staubfäden stehn in mehren Reihen, und die innern schlagen fehl. Die Antheren sitzen an der Seite der Staubfäden, und viele Karyophen, mit den Pistillen gekrönt, sind von der beerenartig angeschwollenen Blumenhülle umgeben. Es sind nur drei nordamerikanische Arten, Cal. *floridus* L., *glaucus* und *laevigatus* W. bekant, von denen die erste, wegen des angenehmen Geruchs der Blüthen, nach Gewürznelken, auch in unserern Pflanzungen gezogen wird. Cal. *praecox* L. macht jetzt eine andere Gattung, Chimonanthus Lindl. aus. (*Sprengel.*)

CALYCERA, Cav., eine merkwürdige Pflanzen-Gattung aus der 19. Linné'schen Klasse, die mit Acicarpha und Boopis Juss. eine eigene Familie ausmacht, und sich vornehmlich durch die umgekehrte Stellung des Embryons im Eiweißkörper von allen Syngenesisten unterscheidet, wächst blos in Chili. Bei beiden bekannten Arten, C. *Cavanillesii* und *balsamitaefolia* Rich., schließt eine fünfblättrige Hülle mehre knopfförmig gestellte Blüthen ein. Die Kelche, welche jedes einzeln vollkommene Blüthchen umgeben, krönen auch den Samen. Die Corolle hat eine lange unten verengte Röhre: die Staubfäden sowol als die Antheren sind verwachsen. (*Sprengel.*)

Calycopheris, Lam., s. Getonia Roxb.

CALYDERMOS, Lag., eine Pflanzen=Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der 19ten Linné'schen Klasse. Char. Geschuppter, rauschend häutiger Kelch. Röhrige, fünfzähnige Blümchen. Mit Spreublättchen besetzter Fruchtboden. Nackter Samen. Zwei Arten: C. *scaber* und *longifolius* Lag., wachsen in Mexico. — *Calydermos* K. et P., s. *Nicandra Adansonia.* (*Sprengel.*)

Calymenia, Pers., s. Oxybaphus.

CALYMPERES, Sw., eine merkwürdige Moosgattung in Gujana, welche beim Mangel des Peristoms eine stehenbleibende, seitlich sich spaltende, Haube trägt. Dabei sind die Blätter bei beiden bekannten Arten mit einem sehr dicken Nerven versehen, und bei einer Art: C. *Lonchophyllum* Rich., stehn an der Spitze der Blätter die Paraphysen, welche bei andern Moosen die sogenannten Blüthen begleiten. Schwägrichen hat im suppl. I. 333—336 diese Gattung trefflich erläutert und kürzlich noch eine neue Art: C. *moluccense* hinzugefügt, deren Paraphysen einen ähnlichen Stand haben (suppl. 2. p. 99.). (*Sprengel.*)

CALYPLECTUS, R. et P., eine Pflanzen=Gattung aus der natürlichen Familie der Salicarien und der 12ten Linné'schen Klasse. Auf einem glockenförmigen, 10—12zähnigen, mit 2 Bracteen umgebenen Kelch stehn 10—12 Corollenblätter. Das Pistill ist sehr lang, und die trockene Beere enthält viele geflügelte Samen. Die einzige bekannte Art: C. *speciosus* Kunth. (acuminatus R. et P.) ist ein hoher Baum, der in Südamerika vorkomt, und gehört zu derselben Gattung, welche Vandelli Lafoensia genant hat. (*Sprengel.*)

CALYPSO, nannte Aubert du Petit=Thouars eine Pflanzen=Gattung in Madagascar, die wol mit Recht zur Tonsella Schreb. gezogen wird. (syst. veg. 1. p. 177.). (*Sprengel.*)

Calyptomena, s. Pipra und Rupicola.

CALYPTRAEA (Calyptrus Montfort.). Haubenschnecke, Haubenpatelle. Eine der Gattungen, in welche die Linnéischen Napfschnecken (Patella) von Lamarck zertheilt worden sind. Sie wird von Cuvier nebst Halyotis Stomatia, Capulus, Crepidula, Fissurella, Emarginula und Navicella in die Abtheilung der Schildkiemenschnecken, von Lamarck und Blainville in die, jener ziemlich entsprechende der Calyptracea gestellt.

Die Schale ist ein unregelmäßig conisches oder mützenförmiges, windungsloses Gehäuse mit rundlicher, weiter Mündung und geradem oder etwas gebogenem, mehr oder weniger nach hinten stehendem, stumpfem, oder wenig spitzem Wirbel, von welchem inwendig eine unbewegliche, freie, gehöhlte Lamelle (Zunge) herabsteigt, die die Form eines Hufeisens, eines ganzen oder halben Trichters hat oder eine spiralförmig eingerollte Dute darstellt.

Das, erst neuerlich durch De Hayns und De Blainville's Beobachtung bekant gewordene, Thier hat nach letzterm *) einen fast kreisrunden Körper; der sehr zarte Mantel ist ohne Fäden oder Fühler am Rande, der Fuß fast kreisrund; der Kopf breit flach, vorn gabelig getheilt, mit zwei sehr großen, dreieckigen, dünnen, spitzen Fühlern, welche an einer kleinen Wulst des äußern Randes die Augen tragen; die Kiemenhöhle sehr groß, schief von der Linken zur Rechten; die Kieme, wie bei den Kammkiemenschnecken, aus langen, steifen, ausstreckbaren Fäden gebildet. Der After befindet sich am Ende einer kleinen Röhre, welche in der Kiemenhöhle hangt. Das Thier sitzt nun mit einem, fast in der Mitte befindlichen, Muskel an der Schale.

Die Arten der Haubenschnecken, welche sämtlich im Meere leben, sind bei der unregelmäßigen und variabeln Bildung ihrer Schale theils schwer zu bestimmen. Lamarck führt nur 4 lebende Arten auf. Es sind aber schon von Martini, Chemnitz und Andern mehre angegeben und abgebildet worden, und man findet in den Samlungen so manche Formen dieser Gattung, welche nicht zu den Beschreibungen und Abbildungen passen und bei denen es oft zweifelhaft bleibt, ob es bloße Abänderungen oder Arten sind. Wir nennen von den bekannten hier nur:

1) Calyptraea equestris Lamarck. Die Neptunsmütze, das Glöckchen (Patella equestris L. — Gualtieri Test. t. 9. f. Z. — *Martini* Conch. I. t. 13. f. 117. 118.). Die mehr oder weniger unregelmäßige, asymmetrische Schale ist dünn, zart, durchscheinend, weiß, gewölbtkegelförmig, äußerlich mit scharfen, wellenförmigen, etwas knotigen Längsstreifen; der stumpfspitzige Wirbel gekrümt; die innere, vertikale Zunge hufeisen= oder halbtrichterförmig. Im indischen Ocean.

2) Calyptraea tectum sinense Lam. Die Sinesermütze, blätterige Patelle, das Sinesische Dach. (Patella tectum sinense Chemnitz X. t. 168. f. 1630. 1631. — Martini I. t. 13 f. 125. 126.). Die Schale dünn, unregelmäßig kegelförmig mit stumpfem, gerade stehendem Wirbel, und hervorstehenden, lamellenartigen, ringsum gehenden Stufen, welche alte Mündungsränder sind und sich beim Anwachs der Schale vermehren.

Diese sonderbar gebildete Schale komt aus dem indischen Ocean, nur in kleinen Exemplaren von 6 bis 8 Linien weiter Mündung. Sie ist selten in den Samlungen.

Über die fossilen Arten der Calyptraen, vgl. *Lamarck* in Ann. du Mus. I. p. 384. und Hist. nat. des an. sans vert. VII. p. 532.

Die Patella trochiformis L., die sonst zu dieser Gattung gestellt wurde, scheint ein wahrer Trochus zu seyn und wird jetzt von Lamarck unter letzterer Gattung aufgeführt. (*Nitzsch.*)

---

*) S. Dictionnaire des scienc. naturell. tom. XXXII. p. 295.

CALYPTRANTHES, Sw., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Myrteen und der 12. Linné'schen Klasse. Mit Eucalyptus nahe verwandt, hat sie, wie diese, keine Corolle, und einen abgestutzten Kelch, welcher vor dem Aufblühn mit einer hinfälligen Haube bedeckt ist. Aber der Unterschied beider Gattungen liegt in der Frucht. Cal. hat eine vielsamige Beere und Euc. eine vierfächerige Kapsel. Neun Arten dieser Gattung (syst. veg. 2. p. 499.) wachsen in Ost- u. Westindien. (*Sprengel.*)

Calyptrion, Ging. Cav., s. Corynostylis.

Calyptrus, s. Calyptraea.

Calystegia, R. Br., s. Convolvulus.

CALYTHRIX, Labill., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Myrteen und der 12ten Linné'schen Klasse, die sich durch die langen Grannen oder Borten auszeichnet, in welche die Kelch-Abschnitte übergehn. Sie hat 5 hinfällige Corollenblättchen und einen wenig bedeckten Samen. Wir kennen zwei Arten aus Neu-Holland: C. *tetragona* Labill. und *glabra* R. Br. (syst. veg. 2. p. 490.). (*Sprengel.*)

Calythymenia, R. et P., s. Oxybaphus.

CALYTRIPLEX, R. et P., eine Pflanzen-Gattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Klasse, deren natürliche Verwandtschaft nicht klar ist. Der Charakter besteht in einem dreifachen Kelch, wo der mittlere dreitheilig ist und an Breite die übrigen übertrifft, in einer unregelmäßig 5theiligen Corolle, deren beide obere Lappen die größten sind, und in zweifächeriger Kapsel. Die einzige bekannte Art: C. *obovata* R. et P., wächst in Peru. (*Sprengel.*)

CALZA, Orden del Calza. Dieser Orden entstand im Anfange des 15. Jahrhunderts in Venedig. Edelleute vereinigten sich in der Absicht, der Jugend in militärischen Übungen Unterricht zu ertheilen. Das Zeichen ihrer Gesellschaft war ein von Gold gestickter und mit Edelsteinen besetzter Stiefel (Calza), der bald am rechten, bald am linken Fuße getragen ward. Bald aber ist dieser Orden mit seiner seltsamen Dekoration wieder verschwunden. (*Gottschalk.*)

Ende des vierzehnten Bandes.



NIA ANTIQUA
HIBERNIA
is adjacentibus
dum A. Macpherson
THULE INSULA
VERGINIUM
OCEANUS BRITANNICUS
GALLIA
Cassiterides Ins.
Sarnia
Caesarea



NEUE
DAS EISMEER
SPITZBERGEN
DER ATLANTISCHE OCEAN
EUROPA
ASIEN
AFRIKA
DAS INDISCHE MEER
DAS AETHIOPISCHE MEER
AUSTRALLAND
In EUROPA:
Irland.
Die Stadt Gibraltar
In AMERIKA:
Westindien

Uebersichtscharte des BRITISCHEN REICHS, davon ... Staaten in EUROPA, in AMERIKA, in AFRIKA, in ASIEN, in AUSTRALIEN, und Völker in EUROPA, in AMERIKA, in ASIEN.

180 200 220 240 260 280 300 320 340

DAS EISMEER

BAFFINSBAI

GRÖNLAND

HUDSONSBAI

NORDAMERIKA

NEUFOUNDLAND

WELTMEER

WESTINDIEN

DAS GROSSE WELTMEER

SÜDAMERIKA

DER ATLANTISCHE OCEAN

In AFRIKA:	In AUSTRALIEN:	In ASIEN u. AFRIKA:
Die Kapkolonie. " Kolonien auf der Westküste v. Afrika " Insel Mauritius mit Zubehör " Seschellen u. Admiranten	Neusüdwales Van Diemens Land	Die Besitzungen der ostindischen Gesellschaft unter drei Präsidentschaften Bengalen, Madras u. Bombai

...strichenen Namen deuten die britischen Besitzungen an

180 200 220 240 260 280 300 320 340

Fig. 2. Ein Bogen des Pons Senatorius.



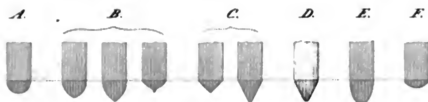


Fig. 3. Pons Janiculensis.



Fig. 1. Ein Theil der Brücke von Salamanca.

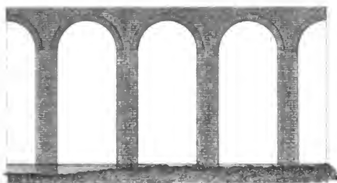


Fig. 4. Pons Fabricius.



Fig. 5. Brücke bei Narni über die Nera.



Fig. 6. Brücke von Ri



Fig. 9. Pons Mamaeus.

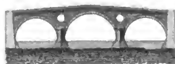


Fig. 9½. Brücke bei Boisseron über die Venouvre.



Maasstab von 100. 200. 300. 400. 500. 600.

Lopez del.

Brücken der Roemer.

Fig. 6te A. Brücke von Alcantara über den Tajo.

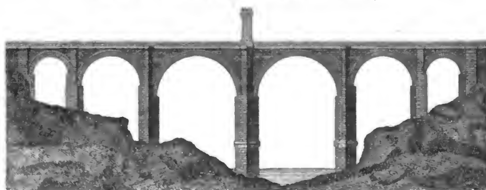
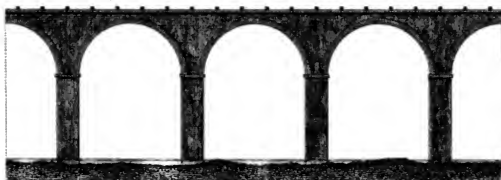


Fig. 6te B.



Fig. 7. Brücke von Terni über die Nera.



ni.

Fig. 8. A. Pons Aelius.



Fig. 8. B.



Fig. 10. Brücke von Sommieres über die Vidourle.



Fig. 10te. Pons Cestius.



700. 800. 900. 1000. 1100. 1200. 1300. 1400. 1500 Par. Fuss

... der wahren Grösse.

I. C. Böhme sc.

Fig. 11. Brücke und Wasserleitung zu Spoleto.

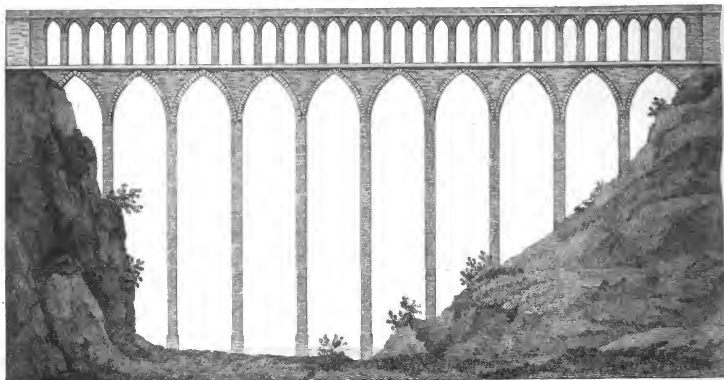


Fig. 17. Ein Theil der Brücke von Marambum in China.



Fig. 17 A. Brücke von Fu-hiang-hien in China.



Fig. 18 B.

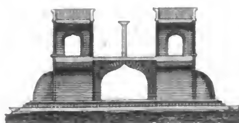
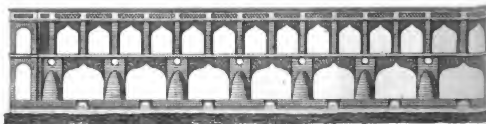


Fig. 18 A. Brücke Barbaruch über den Senderuth in Ispahan.





Verjüng.

X.

r Chinesen und Perser.

Fig. 12. Pons Salarius.



Fig. 13. Br. Pilantio bei Rom.



Fig. 14. Alte Brücke zu Vicenza.



Fig. ½. Brücke von Martorell in Catalonien.



Fig. 15. B.

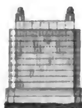


Fig. 15. B. Ein Theil der Brücke von Loyang in China.

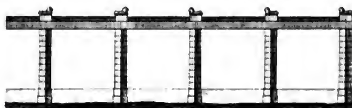


Fig. 16. B.



Fig. 16. A. Ein Theil der Brücke von Fochen über den Min in China.



Fig. 18 ½. B.

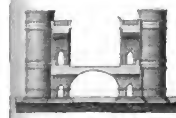
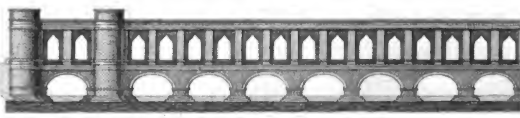


Fig. 18 ½. Brücke Aliverdichan über den Senderuth in Ispahan.



Fuss.

Maas der natürl. Grösse.

Bri

Steinerne Brücken de

Fig. 19. Die alte Brücke zu Florenz über den Arno.

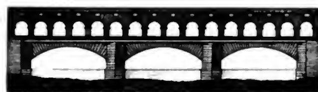


Fig. 20. Die alte Schlossbrücke zu Verona über die



Fig. 21 ½ A. Br. von Leo Bapt. Alberti.

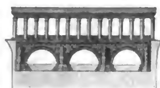


Fig. 21 ½ B.



Fig. 21 ½ Brücke Sixtus in Rom.



Fig. 23. Marmorbrücke zu Florenz.



Fig. 21 ¾ A. Die Brücke von Alexandria über den Tanaro.



Fig. 21 ¾ B.



Fig. 25. Brü: Felice zwischen Rom und Otricoli.



Fig. 26. Die Toledobrücke zu Madrid üb





Italiener und Spanier.



Fig. 21. A. Die Brücke von Pavia über den Ticino.

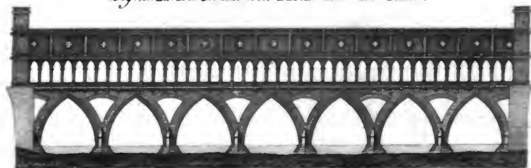


Fig. 21 B.

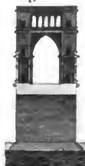


Fig. 22. A. Die Krumme Brücke über die Melza bei Aquino. Köngr. Neapel.





Fig. 22. B.

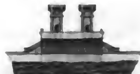
Fig. 24. Die Dreifaltigkeitsbr. zu Florenz über den Arno.



Fig. 25. A. Die Br. Rialto zu Venedig.



Fig. 25. B.



den Manzanares.



Fig. 27. Brücke zu Valenzia über den Guadalaviar.



Fuss.

der natürlichen Grösse.

Fig. 28. Die Londenbrücke oder die alte Brücke über die Themse in London.

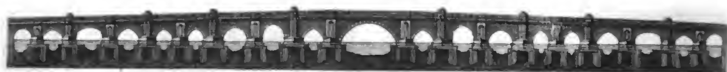


Fig. 30. Die Brücke von Bleinheim in der Provinz Oxford.





Fig. 31½. Die Br. über den Taff in Glamorganshire.



Fig. 32. Die Brücke von Kiew über die Themse.



Fig. 34. A. Die Strandbrücke oder Waterloobrücke über die Themse in Lo

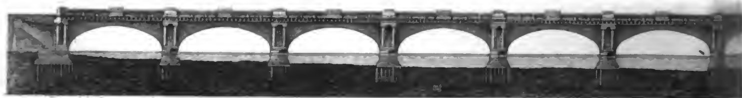




Fig. 29. Die Brücke bey Oxford über die Scharwel.

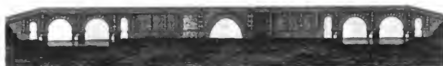


Fig. 31. Die Westmünsterbrücke über die Themse in London.



Fig. 33. A. Die Brücke von Dunkelden über den Tay in Schottland.



Fig. 33. B.



[...]don.



Fig. 34. B.





Leger del. E. Hermapp fc. Dresden.

STEINERN[E]
der D[e]

Fig. 35. Die Brücke von Kochsen bei Naumburg über die Saale.

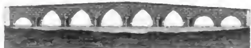


Fig. 35½ Die Do[...]

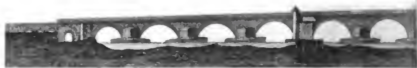
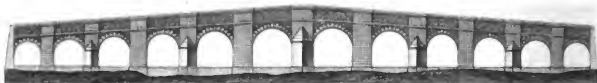


Fig. 37. Die Elbbrü[...]



Fig. 36½. Die Brücke von Zwettau bei Torgau über die alte Elbe.



der Fra[...]

Fig. 39 Die Brücke von Ceret über den Tech.



Fig. 39½ Die Brücke von Vieille-Brioude über die Allier.

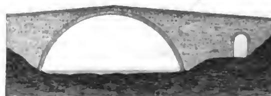


Fig. 12. Die Brücke Pont-neuf über die Seine in Paris.





BRÜCKEN
tfchen,

rücke zu Regensburg.



Fig. 36. Die Fleischbrücke zu Nurnberg über die Pegnitz.



e zu Dresden.



Fig. 38. Die Neckarbrücke zu Heidelberg.



zosen.

Fig. 40. Die Brücke von Sisteron über die Durance.

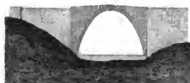


Fig. 41. Die Brücke Notre-Dame zu Paris über die Seine.



Fig. 43. Die Brücke Marie über die Seine in Paris.



Fig. 44. Die Brücke der Tuilerien über die Seine in Paris.





der natürlichen Grösse.

Leger del. E. Hermopp sc. Dresden.

Fig. 44 ½. Die Brücke von Blois über die Loire.



Fig. 45. Die Brücke von Orléans über die Loire.



Fig. 46. Die Brücke von Saumur über die Loire.

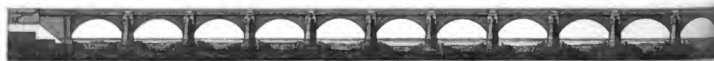


Fig. 47. A Die Brücke von Neuilli bei Paris über die Seine.



Fig. 52. Brücke von Roanne über die Loire.



Fig. 53. Die Brücke v





Fig. 49. B. Fig. 49. A.
Die Brücke Brunoi über den Hyeres.





Fig. 48. A. Brücke von Pont-Sainte-Maxence über die Oise.

Fig. 48. B.





Fig. 50. Die Brücke von Gignac über die Herault.



Fig. 51. Die Concordienbrücke od. Brücke Louis XVI. über die Seine in Paris.

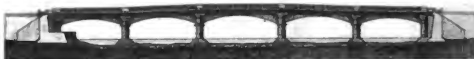
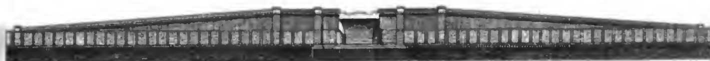


Fig. 47. B. Breitedurchschnitt d. Brücke von Neuilli.



…r od. von Tilsit über die Saone zu Lyon.



Fig. 54. Die Brücke von Jena od. Invalidenbrücke über die Seine zu Paris.





Fig. 1 A. Ein Theil von Cäsars Brücke über den Rhein



Fig. 1. B.



Fig. 2. Ein Theil von Trajans Brücke über die Donau.



Fig. 4. Palladios Brücke über den Cismone.

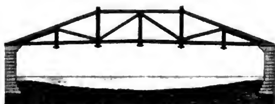


Fig. 5. Palladios Hängebrücke.



Fig. 7. Ein Theil der Brücke de la Mulatiere in Lyon über die Saone.





Fig. 3 A. Palladios Brücke bei Bassano über die Brenta.

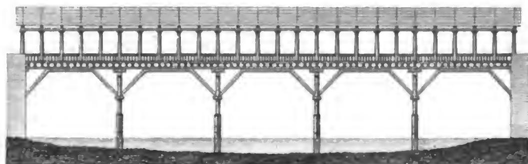


Fig. 3. B.

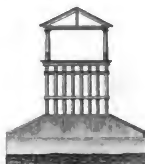


Fig. 6 A. Die Brücke von Saint-Clement über die Durance.

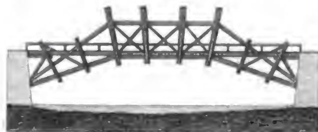


Fig. 6. B.

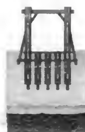
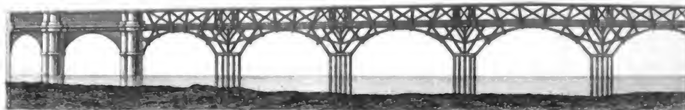


Fig. 8. Ein Theil der Brücke von Klingston bei London über die Themse.



Fuss.

… der natürlichen Grösse.

Leger del. E. Hornupp f. Dresde.



Fig. 9. Die Rheinbrücke von Schaffhausen.



Fig. 11. Die Brücke über den Kandel im Canton Bern.

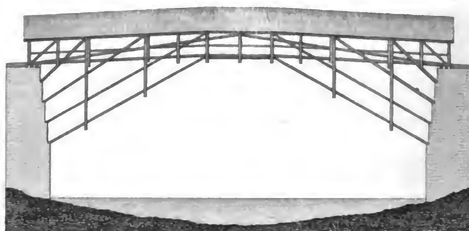


Fig. 13. Die Hälfte der Brücke von Chazey über die Ain.



Fig. 14. Eine Brücke im Würtembergische über den Neckar.

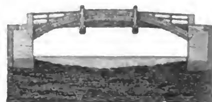






Fig. 10. Brücke von Zürich über die Limmat.



Fig. 12. Die Brücke von Mellingen über die Reuss.

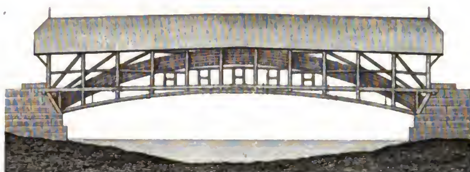


Fig. 15. Die Hälfte der Brucke von Tournus über die Saone.



300 350 400 450 500 Fuss.

…tel der natürlichen Grösse.

E. Harnopp. fc. Dresde.

Fig. 16. Brücke auf der Strasse über den Simplon.



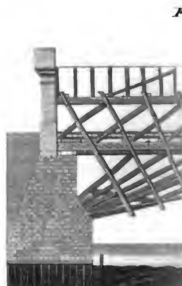


Fig. 18. Die ehemalige Innbrücke

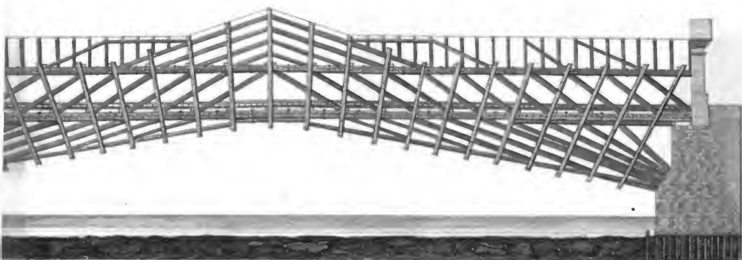


Fig. 19 A. Die Brücke von Bamberg über die Regnitz ohne Verschaalung.





Die Brücke bei Szucsan über den Waagfluss im Thurotzer Comitate in Ungarn.



...i Neuöttingen in Baiern.



Fig. 19 B. Die Brücke von Bamberg über die Regnitz mit Verschaalung.







Fig. 1. Die Brücke bei Coalbrookdale über die Severn.



Fig. 2. Der Bogen der Brücke bei Stains über die Themse

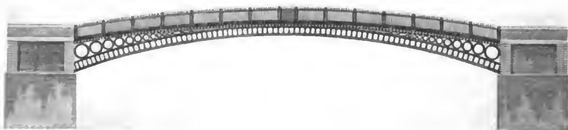
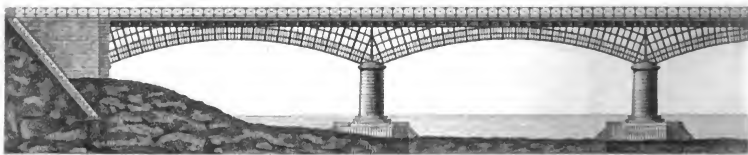


Fig. 4. Die Brücke von Austerlitz, jezt: D

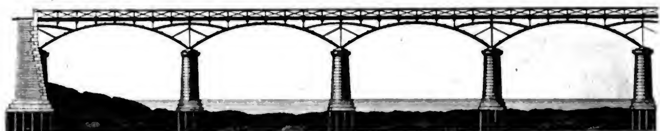


Maasstab von 0 5 10 20 30 40 50 100 150 200

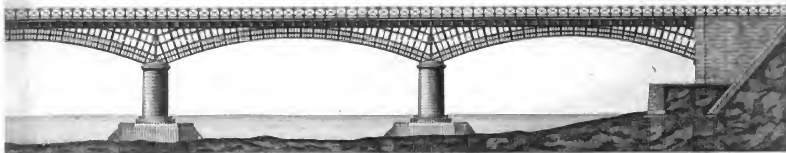
Fig. 1, 2. Die Brücke bei Buildwas über die Severn



Fig. 3. Ein Theil der Louvrebrücke über die Seine in Paris.



...du jardin royal über die Seine in Paris.



Pariser Fuss

Maass ... der natürlichen Grösse.

Rosmäsler

Fig. 5 Die Brücke von Laasen über das strigauer Wasser in Niederschlesien.



Fig. 5½ Die Eine der zwei Brücken bei Bristol über den Durchschnitt des Avon in England

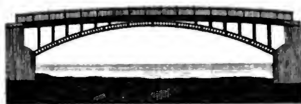
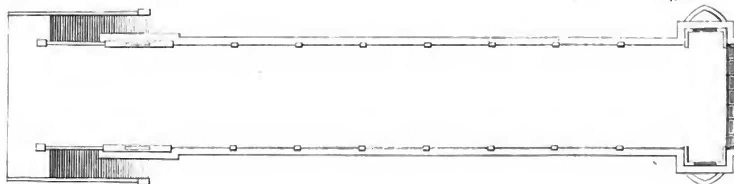


Fig. 7 A. Ein Theil der Southwarkbrü



Fig. 7 B



Maßstab von 0 5 10. 20 30. 40 50. 100. 150. 200.

Verjüngtes Parisee

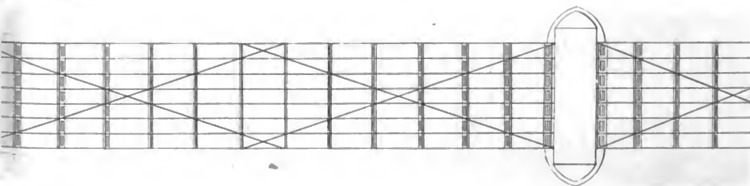
Fig. 6. Die Brücke von Bonar über einen Meeresarm in England



ke über die Themse in London.



Grundriss.



ass 1/... der natürlichen Grösse

43 44

BUKOWINA

oder

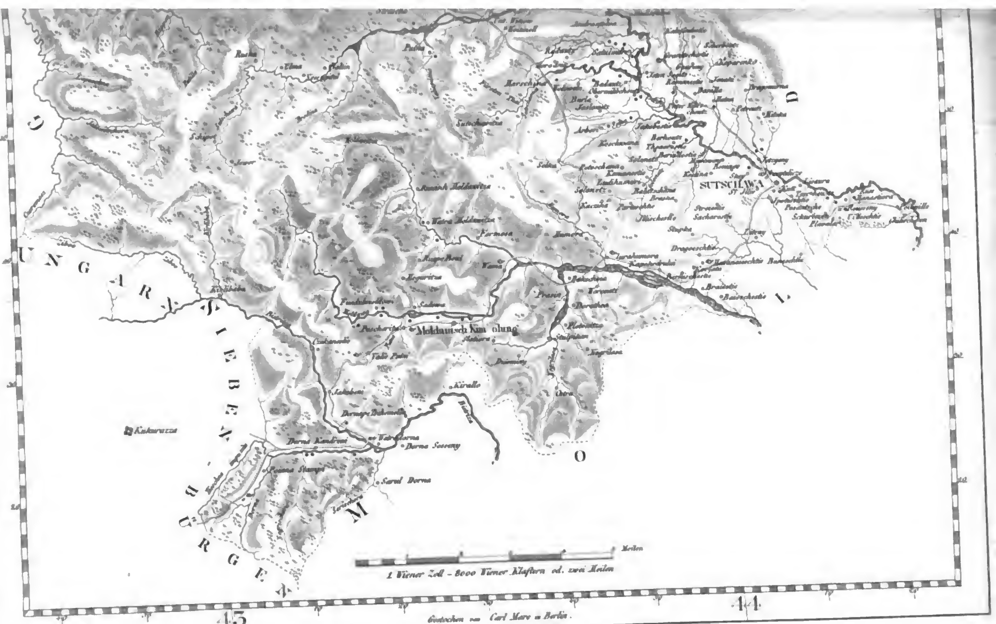
oestreichischer Antheil

der

MOLDAU

Von Aloys J. Küstel.





UNGARN
SIEBENBÜRGEN
SUTSCHAWA
Moldauisch Kimpolung
Kirlibaba
Dorna Kandreni
Dorna Sessreny
Sarul Dorna
Poiana Stampi
Kukurezza
Kirille
Dormesty
Pojorita
Fundulmoldowi
Russisch Moldawitza
Watra Moldawitza
Formosa
Arbora
Solka
Radautz
Putna
Kotzmann
Sereth
1 Wiener Zoll = 8000 Wiener Klaftern od. zwei Meilen
Meilen
44
45
Gestochen von Carl Marx in Berlin.
Zur allg. Encyclopaedie von Ersch und Gruber gehörig

Bufo roseus.

Die Füsse der blindschleichartigen Erdschleichers (**Bipes anguinus**) *stark vergrössert.*



Cacaomühle.

Fig A

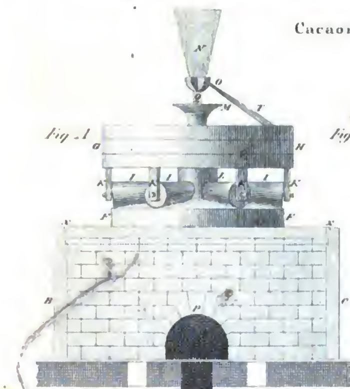
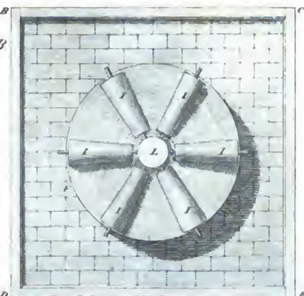


Fig B



Encyclopädie B. u. C. Miscellan Tafel.

Tabelle 1. für das Bügle-Horn mit sechs Klappen.

ais h c cis d dis e f fis g gis a ais h c cis d dis e f fis g gis a ais h c

b h c des d es e f ges g as a b h c des d es e f ges g as a b h c

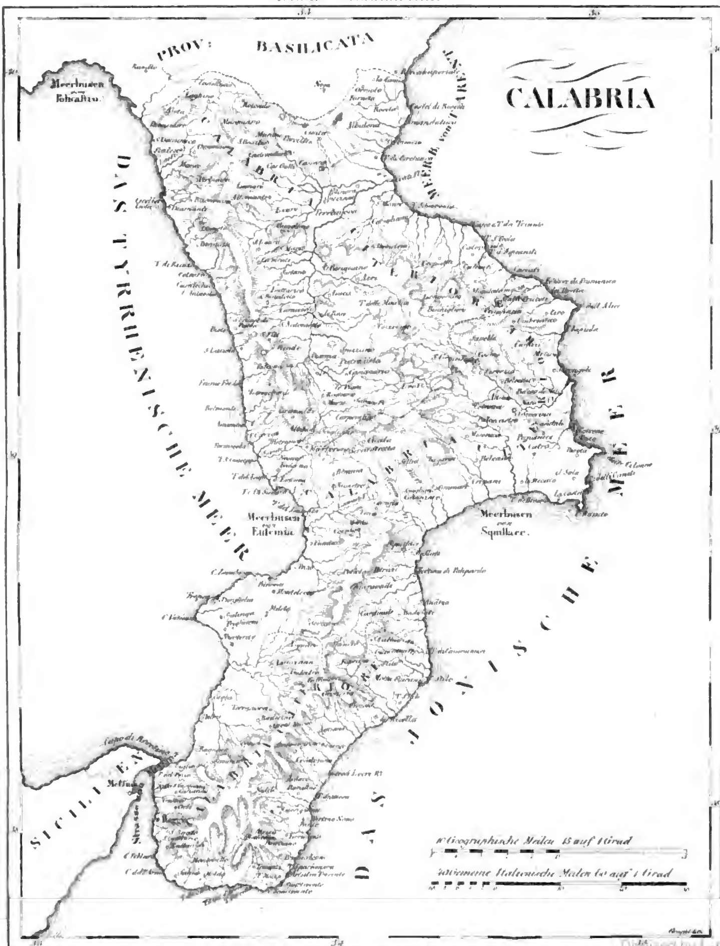
Tabelle 2. für das Bügle-Horn mit sieben Klappen.

h c cis d dis e f fis g gis a ais h c cis d dis e f fis g gis a ais h c

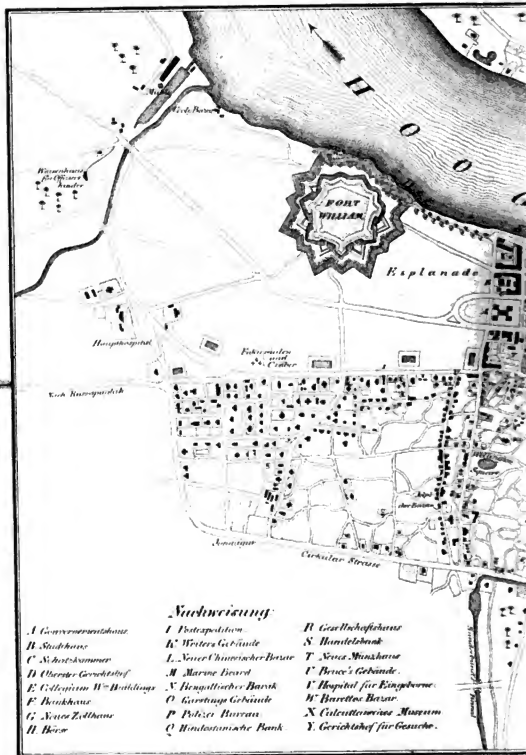
h c des d es e f ges g as a b h c des d es e f ges g as a b h c

Zur Allg. Encyclopädie der Künste u. Wissensch. v. Ersch u. Gruber gehörig

Stande v. Leopold Voss



Zur Allg. Encyklopädie d. Künste u. Wissensch. v. Ersch u. Gruber



Zur Allgem. Encyclopädie der K

CALCUTTA.

Ehemaliger Exercierplatz der Bengalischen Artillerie

Hospital

Waisenhaus

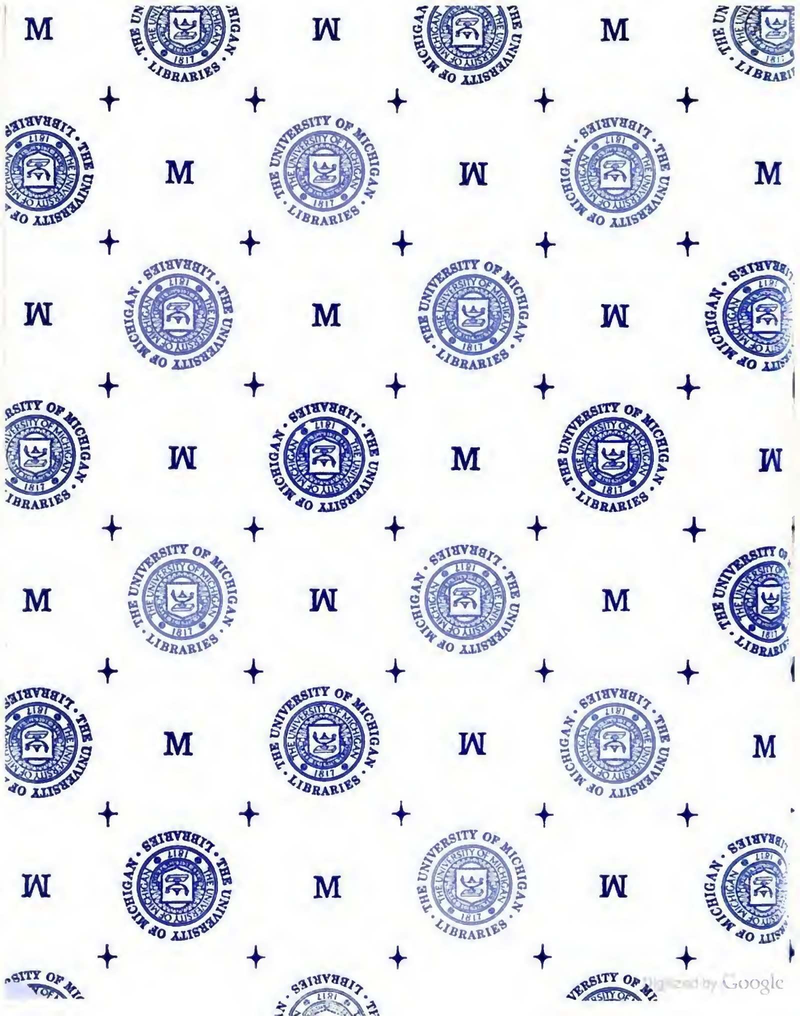
L Y F L U S S

Chitpoor-Bridge

Nach Dumdum

0 ¼ ½ ¾ 1 2 engl. Meilen

e Wissenschaften v Ersch u Gruber gehörig.


M
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817